

image
not
available



Conversations-Lexikon



Meyer's

Neues Konversations-Lexikon.

Original-Ausgabe.

Dritter Band.

Bayeux — Buchhaltung.

Neues Konversations-Lexikon für alle Stände.

In Verbindung mit

Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern und Technikern

und unter der Redaktion der Herren Dr. L. Köhler und Dr. Krause

herausgegeben

von

H. J. Meyer.

Diesem Wörterbuch des menschlichen Wissens

sind beigegeben:

120 Bildnisse der bedeutendsten Menschen aller Zeiten, 60 Ansichten der merkwürdigsten Orte, die Pläne der größten Städte, 123 Karten für alte und neue, geographische und physikalische Erdbeschreibung.

Dritter Band.

Bayeux — Buchhaltung.

Hildburghausen und New-York,

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1858.



Meyer's Konversations-Lexikon.

B.

Bayeux, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im französischen Departement Calvados, an der Aure, nordwestlich von Caen, umgeben von herrlichen Wiesen, fruchtbaren Feldern und wellenförmig gehobenen Hügeln, aber schlecht gebaut, eng und schmutzig. Ein merkwürdiges Gebäude ist die sehr alte und schöne Kathedrale, ein großes, majestätisches, in gothischem Styl erbautes Werk mit drei wunderschönen hohen Thürmen, früher eine der reichsten Kirchen. Das Rathhaus enthält mehre Alterthümer, unter andern die berühmte Tapete von Bayeux (s. unten) und (wenigstens sonst) ein künstliches Reliquienkästchen von Elfenbein, mit maurischer Inschrift, wahrscheinlich von der arabischen Beute bei Tours stammend. B. ist Bischofssitz, hat ein Handelsgericht, eine Börse, ein Seminar und 12.000 Einwohner. Hauptnahrungszweige der letzteren sind Ackerbau und Viehzucht und das Seminar, Fabriken für Blonden (die eine große Anzahl der Bewohner beschäftigen), Kalikots, Tuch, Porzellan, Färbereien. Der Handel mit Butter ist bedeutend; die Stadt verschickt jährlich etwa 120,000 Pfund in kleinen Töpfen nach Paris und außerdem liefert die Umgegend wöchentlich 5000 Pfund für den gewöhnlichen Gebrauch. Andere Handelsartikel sind Leinwand, Wein, Branntwein 2c.; auch die in der Nähe liegenden Kalkberge bieten dem Handel ein nicht unwichtiges Material. Eine der Hauptmerkwürdigkeiten für Alterthumsforscher ist die Tapisserie de B., eine wahre Fundgrube von hoher Bedeutung für die Ereignisse und namentlich für die Kleidertracht ihrer Zeit und alle damaligen Sitten. Sie stellt die Eroberung Englands durch die Normannen dar und wurde von (oder unter der Aufsicht) der Königin Mathilde, Gemahlin Wilhelms des Eroberers, bald nach der Expedition ihres Gemahls 1066 mit der Nadel gestickt. Erst im 18. Jahrhundert wurde sie von dem Pater Montfaucon wieder entdeckt. Sie ist 212 Fuß lang und 18 Zoll breit, und dennoch ist dieses höchst wahrscheinlich nur ein Theil ihrer ursprünglichen Größe, denn sie hört mit der Niederlage und dem Tode Haralds in der entscheidenden Schlacht von Hastings auf. Die Krönung des siegreichen Wilhelm fehlt darauf, und das Ende dieses Denkmals ist so beschädigt, daß der Rest davon abgetrennt wurde oder zu Grunde ging. In der neuern Zeit war die alte Tapete berufen, noch einmal eine Rolle zu spielen, an die ihre königliche Verfertigerin sicher nicht gedacht hatte. Als Bonaparte in England zu landen beabsichtigte, ließ er die Tapete von B. in Rouen und Paris ausstellen, um den sichtbaren Beweis zu liefern, daß es ein wahres Kinderspiel für Frankreich sey, ein Land zu erobern, das vor 800 Jahren nicht einmal der Normandie zu widerstehen gewußt habe. Die Sprache der Umgegend von B. (auch Patois du Bessin genannt) weiset deutlich auf den nordischen Ursprung der Bewohner der Normandie hin. Zur Zeit der Römer war B. die Stadt der Viducasser oder Bajocasser (von dem alten Stadtnamen Bajocum); später hieß es Augustodurum. Im Mittelalter ward es Hauptstadt eines Gaus, dann Hauptort des Landes Bessin und bei der Verbreitung des Christenthums zum Bischofssitz gewählt. B. scheint eine der Städte gewesen zu seyn, die nach der Einwanderung der Normannen beinahe nur von diesen bevölkert waren und die sich am längsten von französischer Art und Sitte rein erhalten haben. Uebrigens theilte es alle Schicksale der Normandie, wurde mehrmals belagert und erobert, blühte aber dennoch durch Industrie und Handel auf und gehört jetzt zu den wohlhabendsten nordfranzösischen Städten.

Bayeu y Subias, Don Francisco, spanischer Maler, geboren 1734 zu Saragossa, Schüler Luxans daselbst und des Gonz. Velasquez zu Madrid, 1765 Mitglied der dortigen Akademie, 1788 königlicher Kammermaler, zuletzt Generaldirektor der Künste, † 1795. B. steht mit Mengs an der Spitze der neuen spanischen Schule. Er zeichnete richtig, wählte schöne Formen und Gestalten, gab ihnen charakteristischen Ausdruck, kolorirte harmonisch mit klaren, kräftigen Schatten und wußte alle Gruppen zu einem angenehmen Ganzen kunstmäßig zu verbinden. Auch stach er gut in Kupfer. Sein Bruder, Schüler und Kunstgenosse, Don Ramon, geboren 1746 zu Saragossa, gewann 1766 den ersten Preis und † 1793 als königlicher Maler zu Aranjuez. Hauptwerke von ihm sind in den Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden zu Madrid und Saragossa. Sehr geschätzt werden auch seine Kupferstiche nach Guercino, Ribera und eigenen Gemälden.

Bayle, 1) Pierre, einer der einflußreichsten philosophisch-theologischen und kritischen Schriftsteller Frankreichs, geboren den 18. November 1647 zu Carla in der damaligen Grafschaft Foix (Languedoc), im jetzigen Departement Arriège, ein Zeitgenosse des Jahrhunderts Ludwigs XIV. B.'s Vater, Johann, war reformirter Prediger, und von ihm erhielt derselbe den ersten Unterricht in

dem calvinischen Lehrbegriff und den alten Sprachen. Seit seinem 19. Jahre besuchte er die Akademie Puy-Laurens im heutigen Departement Tarn. Hier betrieb er die klassischen Studien mit solchem Eifer, daß sein ohnehin nicht allzu kräftiger Körper noch mehr geschwächt und er durch häufige Krankheiten, eine Folge seiner Anstrengungen, im Fortschreiten gehemmt wurde. Daher kam es, daß er erst im 22. Jahre die alte und, wie er selbst später sagt, an wackern Männern stets fruchtbare Universität von Toulouse beziehen konnte. Die Vorkenntnisse, die er von Puy-Laurens mit dahin nahm, waren nicht unbedeutend; er hatte eine große Menge von Schriftstellern, mit besonderer Vorliebe aber Plutarch und Montaigne, gelesen und in eben dieser Vorliebe seine Verwandtschaft zu diesen Männern und die künftige Richtung seines Geistes bekundet. Schon zu Puy-Laurens hatte er sich mit theologischen Streitschriften bekannt gemacht und war durch sie über manche Sätze seines Lehrbegriffs zweifelhaft geworden. Als nun zu Toulouse, wo er im Kollegium der Jesuiten Vorlesungen über Logik und aristotelische Philosophie hörte, einer seiner Lehrer, der seine Talente zu würdigen und den Erwerb, der hier für die alleinseligmachende Kirche zu machen war, zu schätzen wußte, ihn in seinen Zweifeln immer mehr bestärkte, da hoffte der reizbare und leichtbewegliche Jüngling in dem Schooß des Katholicismus die Beruhigung zu finden, die ihm seine Kirche nicht mehr gab, und trat deshalb schon einen Monat nach seiner Ankunft in dieser Stadt zur katholischen Kirche über. Indessen gelang es seinem Vater, der durch diesen Schritt des Sohnes in seinen heiligsten Ueberzeugungen verletzt worden war, so siegende Gründe für seinen Glauben anzuführen, daß der junge B. schon nach 18 Monaten zu dem Glauben seiner Familie zurückkehrte. Nun aber schien in dem bigotten Frankreich der damaligen Zeit seine Sicherheit gefährdet und er hielt es deshalb für gerathen, sich nach Genf zu begeben, wo er fortfuhr, seinen Studien obzuliegen und besonders mit der Philosophie des Cartesius sich vertraut zu machen, ein Umstand, der für seine spätern Schriften von großem Einfluß ist. Nachdem er endlich, wie er selbst sagt, seine Klassen und seinen philosophischen Kursus gemacht hatte, widmete er sich dem Erziehungsgeschäft und lebte als Erzieher des Grafen von Dhona theils zu Coppet an der Westseite des genfer Sees, theils zu Rouen, wo er auch noch andere junge Leute unterrichtete. Der Drang, Paris zu sehen, und die Hoffnung, den Umgang von Gelehrten und die Bibliotheken, die ihm von dort entgegenwinkten, benutzen zu können, ließen ihn jedoch in jener Stellung nicht lange verharren; den 1. Mai 1675 trat er die Reise in die Hauptstadt an, in der Hoffnung, als Erzieher dort sein Brod zu finden. Es war gerade damals ein Lehrstuhl der Philosophie zu Sedan aufgegangen; B., durch Jurieu empfohlen, meldete sich zu der Stelle und bestand in dem deshalb eröffneten Konkurs so glänzend, daß er vor allen seinen Konkurrenten den Sieg davontrug. Als im Juli 1681 ein königlicher Befehl alle Schulen der Reformirten zu schließen gebot, war Sedan die erste, welche diese Maßregel traf. B. wurde amtlos und verließ Sedan, wo man ihn sehr ungern verlor. Ein Lehrbuch der Philosophie und mehre kleine anonyme Flugschriften waren die einzige schriftstellerische Frucht seines Aufenthalts daselbst; denn seine bekannte Schrift, welche er bei Gelegenheit der Erscheinung eines den dritten Theil der halben Himmelskugel einnehmenden Kometen schrieb, um die nicht nur unter dem ungebildeten Haufen, sondern selbst unter den höhern Ständen der damaligen Zeit verbreitete Furcht vor dessen unheilprophezeiender Bedeutung zu zerstreuen, hatte er zwar im Jahr der Erscheinung des Kometen 1680 noch zu Sedan verfaßt, ließ dieselbe aber erst 1682 zu Rotterdam anonym und mit falschem Druckort und Druckjahr erscheinen, als ein neuer, der später nach Halley benannte Komet ähnliche Befürchtungen hervorrief. Nachdem er kurze Zeit umhergereist war, unschlüssig, ob er in Frankreich bleiben oder nach den Niederlanden sich wenden sollte, bekam er durch die Vermittlung eines seiner ehemaligen Zöglinge zu Sedan einen Ruf nach Rotterdam, um an einem daselbst zu errichtenden Gymnasium illustre Philosophie und Geschichte zu lehren. Hier war es, wo B. seinen schriftstellerischen Ruhm eigentlich begründete. Zuerst erschien von ihm die schon erwähnte Schrift, und der Beifall, welchen dieselbe fand, war so groß, daß er schon im folgenden Jahr eine neue verbesserte und vermehrte Auflage erscheinen lassen mußte. Zwei Monate nach der ersten Ausgabe dieses Buchs wurde B. auch schon zur theologischen Schriftstellerei hingedrängt. Von Louis Maimbourg aus Nancy (1610—1686) war nämlich 1681 vom jesuitischen Standpunkt aus eine Geschichte des Calvinismus erschienen, zu deren Widerlegung sich sowohl Jurieu, als B. veranlaßt sahen. B.'s Schrift, die er wieder anonym, aber von seinen Freunden bald entdeckt, herausgab, führte den Titel: „Critique générale de l'histoire du Calvinisme de Mr. Maimbourg à Ville Franche". Eine besondere historische Bedeutung gewinnt diese Schrift durch den Umstand, daß B. in derselben mit Jurieu's „Histoire du Calvinisme et celle du Papisme" wetteiferte und den Sieg davontrug; denn eben dieser Sieg legte den ersten Grund zu der Feindschaft der beiden ehemaligen Freunde, welche die letzten Lebensjahre B.'s so sehr verbittern sollte. Schon 1685 fügte B. zu der genannten Schrift eine Fortsetzung hinzu. Noch im Jahre 1684 hatte er einige Flugschriften über cartesianische Philosophie, welche er in Frankreich hatte erscheinen lassen, zusammengefaßt und unter dem gemeinschaftlichen Titel herausgegeben: „Recueil de quelques pièces curieuses concernant la philosophie de Mr. Des Cartes" (Amsterdam 1684). Veranlaßt durch Salle's „Journal des savans" gab er die „Nouvelles de la république de lettres" heraus, eine Zeitschrift, die bald durch die Gelehrsamkeit und den Geist, mit welchen B. die neuesten Werke darin anzeigte und beurtheilte, einen ungemeinen Beifall und Ruf sich erwarb. Sie erschien in monatlichen Lieferungen u. wurde von ihm selbst bis 1687 redigirt, wo eine Krankheit ihn nöthigte, die Fortsetzung derselben einem Herrn Beauval aufzutragen. Dieser gab auch wirklich vom September an eine „Histoire des

ouvrages des savans" heraus; die eigentlichen „Nouvelles" aber wurden auf den Wunsch des Verlegers bis 1689 von de Larroque und Barrin fortgesetzt. Uebrigens waren es eben jene „Nouvelles", welche B. in einen Briefwechsel mit der Königin Christine von Schweden brachten, und zwar über ein in dieselben aufgenommenes Schreiben aus Rom; die Briefe, anfangs piquirt und feindlich, werden im Verlauf der Korrespondenz immer freundlicher. Die ausgezeichnet geistreiche Weise, in der er sich vertheidigte, verschaffte ihm ein eigenhändiges Schreiben der Monarchin, worin sie ihn ihres Wohlwollens versicherte. Aber auch im Publikum fand diese Zeitschrift solchen Beifall, daß noch in den Jahren 1715—1720 eine neue Ausgabe mit den Fortsetzungen in 56 Bänden erschien. Als nach Aufhebung des Edikts von Nantes der berüchtigte Convois mit Dragonern und Jesuiten in Frankreich umherzog, um Hugenotten zu bekehren, schrieb B., dessen eigner Bruder nach einer 5monatlichen Gefangenschaft diesen frommen Dragonaden als Opfer gefallen war: „Ce que c'est que la France toute catholique sous le règne de Louis le Grand" und „Commentaire philosophique sur ces paroles de Jésus-Christ: Contrains les d'entrer", welche Schrift bestimmt war, eine vernünftige Erklärung des bekannten „Compelle intrare" (Luc. 14, 23) zu geben und den Proselytenmachern diesen zu allen Zeiten von ihnen benutzten Schild zu entreißen. Aber eben die Toleranz, welche in dieser Schrift gelehrt wurde, bildete einen Stein des Anstoßes nicht nur bei Katholiken, sondern hauptsächlich bei den Protestanten, denen die Duldung der Katholiken als Indifferentismus, Gleichgültigkeit gegen die eigne Religion, Unglaube und Verrath an dem rechten, d.h. protestantischen Glauben erschien. Sein Freund Jurieu griff ihn an in der Schrift: „Des droits des deux souverains en matière de réligion, la conscience et le prince", und B. fertigte den pseudonymen, aber doch bekannten Verfasser, den „auteur malgré la nature et malgré lui" ebenso geistreich als treffend ab. Die gegenseitige Verstimmung wuchs so, daß B. einen Augenblick daran dachte, nach Berlin überzusiedeln, um dort der ihn auch körperlich afficirenden Reibung zu entgehen. Da ließ Jurieu eine Schrift drucken, in welcher er aus der Apokalypse zu deduciren suchte, daß 1689 den französischen Reformirten die Erlösung erscheinen würde. Als einzige Folge dieses Buches erschien nicht die Erlösung, wohl aber ein „Avis important aux Réfugiés sur leur prochain retour en France" (Amsterdam 1690), worin der unterdessen zu Schanden gewordene Prophet mit Hohn und Spott übergossen wurde. Ob B. wirklich, wie Jurieu für gewiß annahm, der Verfasser dieses Buchs ist, muß unentschieden bleiben, da einerseits B. selbst gegen seine vertrautesten Freunde die Autorschaft abgelehnt hat, andererseits allerdings Styl und die ganze Behandlung baylisch sind. Wie dem auch sey: Jurieu wußte aus dem Buche, das er mit Zuversicht als B.'s Werk annahm, eine Anklage zusammenzustellen, die denselben als einen Gottesleugner, Feind aller Religion, als einen im Sold von Frankreich stehenden, gegen das Wohl der verbündeten Staaten gefährlichen Schriftsteller, ja als einen Staatsverbrecher, der den Tod verdient habe, darstellte und bestraft wissen wollte. Der Magistrat suchte anfangs zu vermitteln und beizulegen; da aber die öffentliche Meinung gegen B. war, war die Obrigkeit schwach genug, mit dem Strome schwimmen zu wollen, und B. wurde, ohne daß irgend eine der ihm zur Last gelegten, aus der Luft gegriffenen Beschuldigungen bewiesen worden wäre, 1693 seines Lehramts entsetzt, seine Pension von 500 Gulden eingezogen und ihm selbst jeder Privatunterricht verboten. Dieses Unglück trug B. mit bewundernswürdiger Gelassenheit, ja sein Geist fühlte sich freier in der ihm gebotenen Muße und er freute sich, dem großen Werke, welches er im vorhergehenden Jahre angekündigt hatte, nun seine ganze Zeit und Kraft widmen zu können. Dieses fast allein noch sein Andenken unter uns erhaltende Denkmal seines Fleißes und seiner Gelehrsamkeit ist das „Dictionnaire historique et critique" (Rotterdam 1697, 2 Bde., Fol.), das erste Werk, dem B. seinen Namen hatte vordrucken lassen und welches so große Verbreitung fand, daß schon 1702 die zweite Auflage in 4 Foliobänden erscheinen mußte. Die besten Ausgaben sind: die von Amsterdam 1730 und korrekter 1740, die von Rotterdam 1720, 4 Bde., neueste Ausgabe, Paris 1820, 16 Bde., deutsch von Gottsched, Leipzig 1741—1744, 4 Bde., von Schneider, Leipzig 1801—4, 8 Bde. (unvollendet). Zu seiner Erholung schrieb B.: „Reponse aux questions d'un provincial" (Rotterdam 1704, 5 Bde.). Die letzten Jahre seines Lebens wurden ihm verbittert durch seine philosophisch-theologischen Streitigkeiten mit Clerc und Jacquelot, indem dieselben, besonders seitdem Jurieu sich hineingemischt hatte, einen so persönlichen Charakter annahmen, daß seine Gegner ihm geradezu die Absicht unterschoben, jede oder wenigstens die christliche Religion umstürzen zu wollen. Diese beständige Aufregung hätte auch einen kräftigern Körper aufreiben müssen; B. unterlag derselben im December 1706, im sechzigsten Jahre seines Alters. Außer seinen schon genannten Schriften sind noch zu erwähnen seine „Lettres", welche zuerst in Rotterdam 1712 erschienen, dann Amsterdam 1729. Die „Oeuvres diverses" sind herausgegeben worden 1725—1731, Haag, 4 Bde. Vergl. Des Maizeaux, La vie de Pierre Bayle, Amsterdam 1730, Haag 1732, 2 Bde., deutsch von Kohl, Hamburg 1731; Feuerbach, B., nach seinen für die Geschichte der Philosophie und Menschheit interessantesten Momenten dargestellt, Augsburg 1838.

2) Gaspard Laurent, ausgezeichneter Mediciner der neuern französischen Schule, geboren 1774 zu Vernet in der Provence, war zuerst Sekretär der Verwaltung des Distrikts Digne, begab sich von dort, aus Besorgniß vor den üblen Folgen einer im Namen der Stadt Digne gehaltenen, kühnen Anrede an die Konventskommissäre Barras und Fréron, nach Montpellier, wandte sich hier dem Studium der Medicin zu, diente nach Vollendung seines Kursus in der Armee, promovirte 1801 zu Paris, ward daselbst 1807 Charitéarzt, 1808 Arzt des kaiserlichen Hauses, ging als solcher nach Spanien, prakticirte

nach seiner Rückkehr mit außerordentlichem Erfolge und † 1816. B., Mitglied der medicinischen Gesellschaften zu Paris und Montpellier, war ein trefflicher Beobachter und hat besonders die pathologische Anatomie bedeutend gefördert. Außer mehren bemerkenswerthen Artikeln in medicinischen Journalen u. im „Dictionnaire des sciences médicales“ schrieb er: „Considérations sur la nosologie, la médecine d'observation et la médecine pratique“ (Paris 1802), „Récherches sur la phthisie pulmonaire“ (das. 1810).

3) Antoine Laurent Jessen, einer der bedeutendsten französischen Aerzte, Neffe des Vorigen, 1799 zu Vernet geboren, kam 1815 nach Paris, wo er unter der Leitung seines Onkels Medicin studirte und sich dann im Hospital Necker unter Laënnec und in Charenton unter Royer-Collard weiter ausbildete. Im Jahr 1824 gründete er mit andern Aerzten die „Revue medicale“, worin er namentlich das physiologische System bekämpfte. Sein Traktat über Gehirnkrankheiten wurde 1827 von der Akademie der Wissenschaften gekrönt. B. selbst ward Professor an der medicinischen Fakultät zu Paris. Von seinen Schriften erwähnen wir die „Traités des maladies du cerveau et de ses membranes“ (Paris 1826), die „Bibliothèque de therapeutique“ (4 Bde., das. 1828—37), den „Traité elementaire d'anatomie“ (5. Ausgabe, das. 1844), den „Atlas d'anatomie“ (das. 1840) u. das „Manuel d'anatomie générale“ (mit Hallard zusammen, Paris 1827, herausgegeben). B. war auch Redakteur der „Encyclopédie des sciences medicales“ (40 Bde., 1835—46). Seine übrigen Arbeiten befinden sich meistentheils in der „Revue medicale“ und in der „Bibliothèque medicale“.

Baylen, Stadt in der spanischen Provinz Jaen, am nördlichen Ufer des Guadalquivir, in fruchtbarer Gegend, Hauptort einer der Familie Ponce de Leon gehörigen Herrschaft, mit 3000 Einwohnern, Pfarrkirche, Kloster, Hospitium, 4 Armenhäusern, Getreide- und Weinbau, Töpferei, Glashütte. Die Umgegend liefert eine der schönsten Pferderacen von Andalusien. Der Ort ist wichtig als Paß am südlichen Abhange der Sierra Morena, welcher die zu den schönsten und bequemsten Bergstraßen in Spanien gehörende Straße von Kastilien nach Andalusien beherrscht, und historisch denkwürdig durch die Kapitulation des französischen Generals Dupont am 23. Juli 1808, in Folge deren Joseph Bonaparte Madrid, wo er am 20. Juli seinen Einzug gehalten hatte, schon am 1. August verlassen und sich nach Burgos zurückziehen mußte, in den bereits beruhigten Provinzen aber die Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes in frischen Flammen aufloderte.

Baylen, Herzog von, s. Castannos.

Bayles (span.), Unterrichter, s. Bailli.

Bayonne, befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im französischen Departement Nieder-Pyrenäen, am Zusammenflusse der Nive und des Adour, etwa ½ deutsche Meile von der Bai von Biscaya, von Süden nach Norden längs der Nive hin gebaut, mit 16,000 Einwohnern. Auf dem rechten Ufer der Nive streckt das kleine B. (petite Bayonne) seine spitzige Redoute, wie das Vordertheil eines Schiffes, in den Winkel hinein, wo die Nive und der Adour, der von Osten herkommt, ihre Wasser vereinigen. Die Fortsetzung der vereinigten Gewässer kann man nur hinter einem Gitter betrachten, längs welchem die Kommunikation unterbrochen ist. Dieses Gitter längs dem Adour, die neuen Bauten eines Rath-, Zoll-, Börsen- und Schauspielhauses, gegenüber die Kasematten und das Thor, welches zu den Marinealleen führt, endlich auf der vierten Seite ein Haus bilden den Platz, mittelst dessen das große B. (grande Bayonne, am linken Ufer der Nive) an den Adour stößt und hinter welchem sich noch die mit Bäumen besetzte Straße, welche man Place d'armes nennt, verlängert. In dieser sind die Diligencen, die Gasthöfe, das spanische Konsulat, das Fort und die Kaserne Chateauvieux, die Subpräfektur, die Post, die Polizei, der Generalstab und weiterhin steigt man bis zur Kathedralkirche hinauf. Auf der andern Seite der neuen Bauten, welche die Kommunikation am Ufer unterbrechen, ist an der Nive der Platz Grammont (jetzt place de la liberté), welcher mit seinen Kaffeehäusern als Spazier- u. Erfrischungsplatz dient. Vor sich hat man die Redoute, welche den Zusammenstoß der beiden Flüsse verbirgt, und die Brücke Pont Mayou, welche nach dem kleinen B., und wenn man durch das jenseitige Thor geht, nach der Schiffsbrücke von St. Esprit, wenn man aber in das Innere des großen B. eindringen will, in die kurze, aber elegante Straße Pont Mayou, die Repräsentantin der modernen Zeit, führt. Die Straße Salies schneidet durch das große B., zwischen dem Großhandel am Flusse und der Kathedrale auf der Höhe, mit einer Ecke in der Marktpost an der Rue Poissonnerie, mit der andern in den öffentlichen Etablissements der Place d'armes. Von der Kathedralkirche führt die Rue Mayou zu dem Thore von Spanien, dem einzigen, das allnächtlich gesperrt wird. Dieser auf der Höhe und ihrem Abhange bis zur Rue Salies rund um die Kathedralkirche gelegene Theil der Stadt ist das ursprüngliche B., welches sich heut zu Tage von den übrigen Quartieren wenig unterscheidet. Das kleine B. hängt hier mit dem großen, durch die Brücken von Pont Mayou und Pannecau zusammen und endigt sich ostwärts mit der Anhöhe des Chateau-neuf, der letztern Brücke gegenüber. Am Fuße der Anhöhe liegt rechts das Arsenal, ein schönes, neues Gebäude, links die mit Bäumen besetzte Place de Lisse, die öffentliche Erziehungsanstalt Ecole chrétienne, die unscheinbare Kirche St. André, das Militärspital und die Hauptstraße Bourg-neuf, welche gegen die Brücke Pont Mayou herabläuft. Die Quais an beiden Ufern der Nive sind mit Schwibbogengängen bekleidet, deren man auch in mehren Straßen, besonders des kleinen B. antrifft, aber sie sind niedrig, unzierlich, mit Verkaufsposten u. Werkstätten überladen. Unter den 7 Kirchen ist die Kathedrale die merkwürdigste. Sie wurde 1143 erbaut, und ihre 3 Schiffe mit den hohen und engen Ogiven, das vorspringende Portal, das Dach mit seinen vielen Bögen bieten eine gewisse Reinheit des Styls, die man selten findet. Die schöne Citadelle, welche B. überragt, ist eins der größten Meisterwerke Vaubans. Sie be-

herrscht den Fluß und die Fläche umher auf eine große Entfernung, und man bemüht sich in der neuern Zeit, durch Ausdehnung der Festungswerke den Platz zu einem der stärksten in Frankreich zu machen, besonders, weil er so nahe an der See u. an der spanischen Grenze liegt. In der That rühmt er sich, noch jungfräulich und seit der Vertreibung der Engländer 1451 nicht besiegt worden zu seyn. B. ist der Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Toulouse steht und die geistliche Gerichtsbarkeit über 3 Departements ausübt, ferner einer Handelskammer und eines Handelsgerichts, und hat (außer andern Erziehungsanstalten) eine hydrographische Schule, ein Seminar, dann einen Münzhof (Buchstab L). Die Einwohner, in deren Sitten sehr Vieles schon an Spanien erinnert (namentlich ist in der niedern Volksklasse das baskische Gepräge wie der baskische Jargon vorherrschend), betreiben Fabriken für Branntwein, Chokolade, Droqueriewaaren, Leder, Tabak, Weinsteinrahm, Zuckerraffinerien, Glashütten, Wallfisch- und Stockfischfang, beträchtlichen Handel mit Spanien, England und den Niederlanden. Man tauscht ausländische Waaren für Eisen, Früchte, Gold und Silber ein; Mastbäume und anderes Schiffsbauholz von den Pyrenäen werden nach Brest und mehren andern Häfen Frankreichs ausgeführt, Chokolade u. Wein (bayonner Wein, der beste ist der herrliche Jouranςon blanc) ins nördliche Europa. Berühmt sind die besonders großen und wohlschmeckenden bayonner Schinken, die in der Umgegend, besonders zu Orthez, geräuchert werden. Andere Handelsartikel sind: Branntwein, Dielen, Getreide, Oel, Leinwand, Papier, Kork, Wachs, Mehl ꝛc. Der durch die beiden Flüsse Nive und Adour gebildete Hafen ist durch 2 lange Mauern vor Ueberschwemmung gesichert, nimmt kleinere Kriegsschiffe auf, hat aber eine etwas beschwerliche Einfahrt. Die Mündung des Adour ist ein Werk der Kunst, indem das vormalige Bett 3 Meilen weiter oben bei Kap Breton das Meer erreichte; Heinrich III. ließ durch den berühmten Ingenieur Louis de Foix dem Flusse seinen jetzigen, um 600 Toisen kürzern und tiefern Lauf anweisen. Seit 1784 ist B. ein Freihafen. Die Landschaft um die Stadt ist anmuthig und mit Landhäusern angefüllt; berühmt sind besonders die Allées marines.

Lapurdum (wie B. zur Zeit der Römer hieß) war schon im 3. Jahrhundert eine Festung, eine Handelsstadt, welche die harzigen Produkte, der Papyrus und die pyrenäischen Bergwerke bereicherten, Sitz des Tribuns der Novempopulani und im 4. Jahrhundert eines Bischofs. Die Einfälle der Gothen, der Franken, der Gascogner, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert einander ablösten, die Nachbarschaft der Saracenen konnten die Bewegung des Handels nicht unterbrechen; die Lapurdaner bezahlten sogar schon Zoll vom Wallfischfang, u. ihre meisten Möbel waren von Fischbein. Selbst die Gegenwart der rauhen Normänner lieferte einen neuen Artikel, denn St. Leon, der ihnen predigte und, als sie ihm den Kopf abschlugen, nach der Legende mit demselben unter dem Arme davonlief, hatte einer Quelle an der Nive wunderthätige Wirkungen gegen Augenübel und Krankheiten schwangerer Frauen mitgetheilt, und dieses Wasser wurde noch vor 100 Jahren bis nach Amerika verkauft. Die Herzöge von Gascogne, welche gegen das Ende des 10. Jahrhunderts die Normänner vertrieben, begünstigten die Stadt mit Privilegien und Gerechtsamen, und schon 1070 fing die Bevölkerung an, sich außerhalb der Mauern anzusiedeln. Nach dem vergeblichen Angriffe des Königs von Aragonien, Alfons des Schlachtenlieferers, gab Wilhelm, Herzog von Guyenne, der damalige Besitzer der Stadt, derselben eine neue Umfassung auf beiden Ufern der Nive, und in den Urkunden wurde von nun an das römische Lapurdum (Lapurd ist indessen selbst ein celtisches Wort und bedeutet ungefähr s. v. a. Brigand oder Seeräuber) von dem baskischen Bayona, Baja ona, d. i. einzige (gute) Bai, verdrängt. Unter der englischen Herrschaft (seit 1153) mehrten sich B.'s Freiheiten und sein Wohlstand. Von dem König Johann erhielt es seine Municipalität (le maire et cent pairs), seit 1290 wurden die Straßen alignirt und die Häuser von Holz und mit Strohdächern abgeschafft. B. hatte damals nicht nur Reichthum, sondern auch den Uebermuth des Reichthums. Schon 1224 hatte es 30 Galeeren, jede mit 25 Mann, 400 Kriegsleuten und Geld zur Unterstützung von Rochelle gegen Ludwig VIII. gesandt. Seit 1291 führte B. einen durch Handelseifersucht angefachten heftigen Krieg mit der Normandie und veranlaßte so den Krieg zwischen Frankreich und England; 1293—1295 war es von den Franzosen besetzt. Einen noch heftigern Kampf hatte es in seinem eigenen Lande, indem es den Gascognern die bisherige Freiheit, sich ohne Steuer zu versorgen, entziehen wollte; der König von Frankreich entschied endlich zu Gunsten der Land- und Edelleute. Die Kriege zwischen Frankreich und England hatten B. wenig berührt; aber 1368 riefen einige unzufriedene Edelleute von Guyenne Karl V. von Frankreich zu Hülfe. Dies war der Anfang zum Siege der Aristokratie und zum Verfall von B. Im Jahre 1461 nahmen Dunois und der Graf von Foix das Schloß von Guiche und 15 andere Vormauern von B., und seitdem blieb die Stadt bei Frankreich. Die Mairie oder, wie sie jetzt hieß, das Gouvernement von B. sank so herab, daß sie 1595 der Preis einer weiblichen Gefälligkeit wurde. Heinrich IV. machte sie nebst der Hälfte der herkömmlichen Steuern in dem Hause Grammont erblich, um die Gunst der Gräfin Corisande zu erkaufen. Richelieu, der den mächtigen Adel nicht liebte, zwang den damaligen Erben, seinem Rechte zu Gunsten eines seiner Sekretäre zu entsagen, und dieser verkaufte es an die Stadt um 24,000 Francs. Die Natur selbst schien dem Glücke B.'s untreu zu werden: die Mündung des Adour versandete (um die Mitte oder gegen das Ende des 15. Jahrhunderts), der Fluß wendete sich 6 Seemeilen weiter nordwärts, die Fischerörter von Vieux Boucau und Kap Breton gewannen Alles, was B. an Wichtigkeit verlor, seitdem nur noch Fahrzeuge von 25—30 Tonnen dahin gelangen konnten. Die Einwohner von Kap Breton wollten sogar den Kanal, der B. übrig geblieben, zustechen; 4000 Bayonneser widersetzten sich jedoch mit Waffengewalt und Ludwig XII. befahl den Einwohnern von Kap Breton, die Landungs-

steuern in B. zu bezahlen und den Einwohnern von B. den Schaden, welchen sie ihnen zugefügt hatten, zu ersetzen. Endlich 1579 unternahm Ludwig von Foix, der Baumeister des Escurials und des Thurms von Cordouan, die Arbeiten zur Wiederherstellung des alten Flußbettes. Die Wallfische zogen sich aus dem gascognischen Meerbusen in den hohen Norden zurück, die Konkurrenz der Engländer und Holländer, welche sonst die Dienste der baskischen Piloten mit schwerem Golde erkauften, wurde immer gefährlicher und die Ausrüstungen zu Anfang des 16. Jahrhunderts immer unbedeutender; indessen warf ein Zufall einen bayonnesischen Seefahrer nach Spitzbergen und ließ ihn dort eine neue, noch unangetastete Quelle des Fischfangs entdecken. Dagegen wurde B. ein diplomatischer und militärischer Schauplatz und erhielt häufige Besuche hoher Personen. Ludwig XI. besuchte B. und wurde im Schlosse Urtubie Vermittler zwischen den Königen von Aragonien und Kastilien. Das mächtig gewordene Spanien suchte B. in seine Gewalt zu bekommen; die Flotte Karls V. griff jedoch (1521) vergebens die Pallisaden in beiden Flüssen 3 Tage hinter einander an. Die Gefangenschaft u. Loskaufung Franz' I. gab zu neuen Durchzügen und seltsamen Verhandlungen in B. Anlaß. Hier fand 1565 die Zusammenkunft Karls IX., seiner Mutter, Katharina von Medicis, seiner Schwester Elisabeth, Königin von Spanien, und des Herzogs von Alba Statt, bei welcher wahrscheinlich, inmitten des Geräusches von Lust, Tanz und Gesang, die Ausrottung der Protestanten in Spanien und Frankreich verabredet ward. Für B. selbst hatte jedoch die Mordnacht von St. Bartholomäus keine Schrecken, denn der Vicomte d'Orthe antwortete dem Hofe, er wisse in B. keine Henkersknechte zu finden. Daß die Stadt damals ihren Wohlstand noch nicht verloren, beweist die Seeexpedition, welche 1627 auslief, um die von den Engländern blokirte Insel Rhé zu verproviantiren, was sie auch mit vieler Entschlossenheit ausführte. Die Spanier ließen nicht ab, ihre Versuche gegen B., meist durch Verrätherei, zu wiederholen. Im Jahr 1660 wurde hier der Pyrenäenfriede (s. d.) geschlossen. Ludwig XIV., der B. zu einer Vormauer von Frankreich machen wollte, ließ es nach der neuern Methode befestigen, neue Basteien, Kasernen, die Citadelle nach dem Plane Vaubans erbauen; die Stadt ward völlig dem Militärgouvernement unterworfen u. der Bürgerschaft der Aufzug in Waffen am Frohnleichnamsfeste, welcher in ältern Zeiten eine Gelegenheit zu Meutereien gegeben, der Maibaum und das Scheibenschießen untersagt. Im Jahr 1684 fand eine abermalige Versandung des Adour Statt, der Fluß warf sich eine Seemeile südlich von seiner Mündung in die sogenannte Chambre d'amour, und mehr als 40 Jahre lang wurde dem Uebel nur durch halbe und beinahe unnütze Maßregeln entgegengearbeitet. B. lebte von den Resten seines Wohlstandes, der durch mancherlei Umstände, besonders auch durch das seit 1650 im Finanzwesen eingeführte Verpachtungssystem, welches die Plackereien der Beamten (gens de rapine) und den Schleichhandel herbeiführte, immer mehr untergraben wurde. In einer Vorstellung von 1738 verlangte die Handelskammer die Wiederherstellung der Municipalfreiheiten und 1762 die Versetzung der Zolllinie auf das Nordufer des Adour. Der Verfall der Stadt in dieser letztern Epoche war auffallend. Aller Küstenhandel, aller Verkehr mit der Bretagne und mit Portugal, sowie der Tabakshandel hatte aufgehört und auch der Handel mit allen übrigen Artikeln litt unter der Ungunst der Verhältnisse. Als endlich 1784 das merkantilische Verbotsystem abgeschafft und B. zum freien Handel nach Amerika autorisirt u. zum Freihafen erklärt ward, stieg der auswärtige Handel plötzlich von 1½ Millionen auf 10 Millionen, ohne den Durchzug zu rechnen, die Schifffahrt von 300 fremden und 600 französischen Ein- und Ausfuhren auf 500 fremde und 800 französische, der Werth der eingeführten Piaster von 2 Mill. auf 30 Mill. Livres. In 6 Jahren nahmen die Bevölkerung und die Preise um ⅓ zu. Während der Revolution ward B., lange Zeit ruhig, ein Sammelplatz von Priestern und Aristokraten, welche mit den Spaniern konspirirten, weshalb die Bevölkerung in Masse ins Innere versetzt wurde. Das Bisthum wurde von B. nach Pau verlegt, von wo es jedoch durch das Konkordat von 1801 wieder zurückgeführt wurde. In B. fand 1808 die Zusammenkunft Napoleons mit Karl IV., König von Spanien, und dem Prinzen von Asturien Statt, in deren Folge am 5. und 10. Mai von letzteren eine Abtretungsurkunde unterzeichnet wurde, worin sie und sämmtliche Infanten ihre Rechte auf die spanischen Reiche in Europa und in Indien dem französischen Kaiser übertrugen, worauf Napoleon am 15. Juni eine spanische Generaljunta nach B. zur Abfassung einer Konstitution berief, die am 6. Juli bekannt gemacht wurde, worauf Joseph Napoleon am 9. Juli von B. nach Madrid reiste. Gleichzeitig wurde (am 10. Mai 1808) die bayonner Konvention zwischen Frankreich und dem Großherzogthum Warschau unterzeichnet, durch welche unter Anderm die berliner Bank und Seehandlung gegen 26 Millionen Thaler verloren. Napoleon schenkte der Municipalität von B. mehre, auf 1,300,000 Francs geschätzte Terrains unter der Bedingung, neue Bauten und Anstalten zu unternehmen, welche jedoch, sowie andere projektirte Verbesserungen, größtentheils unausgeführt blieben und erst in der neuesten Zeit wieder vorgenommen worden sind. Im Jahre 1814 wurde B. von den Spaniern und Briten vergebens belagert. Während der spanischen Wirren nach dem Tode Ferdinands VII. bis zur Beendigung des Karlistenkriegs (1833—1839) war B. nicht nur ein politisches Observatorium, eine Niederlage, eine Bank und ein politischer Brennpunkt von 4 oder 5 Parteien und 3 oder 4 Regierungen, die in der spanischen Revolution betheiligt waren, sondern auch der Sammelplatz einer zahlreichen und buntfarbigen Emigration, in welcher man über 1000 Eigenthümer und Kaufleute, gegen 3000 Dienstleute, Handwerker, Taglöhner 2c. u. einige hundert Militärpersonen, Beamte, Geistliche 2c. zählte. Auch nach der Beendigung des karlistischen Kriegs und in Folge der spätern Aufstände retteten sich viele Spanier nach B.

Bayonnet (Bajonett), kurze auf den Lauf

des Gewehrs gesteckte Stoßwaffe der Infanterie, kommt zuerst bei den holländischen Regimentern in Ostindien vor und scheint zu diesen selbst von den Malayen übergegangen zu seyn, welche auf das Gewehr ihren Kris pflanzten. Unter Ludwig XIV. wurde es bei der französischen Infanterie (1679) allgemein eingeführt, und Bayonne lieferte schon 1663 B.e, ohne daß ihm die Ehre der eigentlichen Erfindung vindicirt werden kann. Selbst der Name scheint nicht von der Stadt Bayonne abzustammen, da er bereits im 16. Jahrhundert in einem Briefe des Hotomannus vorkommt. Das B. besteht aus Klinge, Dille und Hals. Die Klinge oder der obere spitzige Theil hatte anfangs nur eine Schneide, später wurde sie zweischneidig, und jetzt ist dieselbe allgemein, wenigstens an der Spitze, dreischneidig; sie bildet den Haupttheil des ganzen B.s, mit welchem der Coup ausgeführt wird. Die Dille ist ein hohler Cylinder, welcher das Gewehr umschließt und das B. an diesem festhält; der gebogene Hals verbindet die Klinge mit der Dille. Die Arten, wie die Dille auf dem Gewehr befestigt wird, sind verschieden. Die Wirkung des Stoßes mit dem B. wird durch die Biegung des Halses, welche einen centralen Stoß verhindert, sehr geschwächt; dennoch ist es von unendlichem Gewinn, daß durch das B. im Gewehr die Schuß- mit der Stoßwaffe sich vereinigt, und die Einwendungen mancher Theoretiker, namentlich auch brittischer Militärs, sind dagegen kraftlos. Es wird besonders zum Bayonnetangriff gebraucht. Dieser Angriff wird fast immer in Kolonnen, selten in Linien, noch seltener nnd regelwidrig von aufgelösten Schwärmerlinien ausgeführt. Selten ist jedoch der Fall, daß ein geschlossenes Bataillon mit einem andern wirklich ins Handgemenge kommt; fast immer kehrt ein Theil vorher um, u. der Angriff ist daher auf den moralischen Effekt berechnet. Eben so gehört es zu den Ausnahmen, daß Infanterie auf Kavalerie in Front mit dem B. losgeht; der Erfolg ist hier immer sehr problematisch und die Infanterie dadurch immer im Nachtheil, daß nicht Mann gegen Mann, sondern Mann gegen Mann und Pferd kämpft.

Bayonnetfechten, die Kunst, mit dem Bayonnet auf dem Gewehr sowohl angriffs- als vertheidigungsweise zu fechten, als militärisches Exercitium ein Produkt der neuern Taktik. Bald nach den französischen Kriegen wurde von einigen Infanterieoffizieren die Idee früherer Militärs, z. B. Guiberts, wieder aufgenommen, dem Bayonnet durch zweckmäßigere Uebung des Infanteristen in seinem Gebrauche größere Wirksamkeit zu verschaffen. Dem königlich sächsischen Hauptmann von Selmnitz († zu Dresden 16. Juni 1838) gebührt das Verdienst, zuerst diese Idee zum System ausgebildet zu haben. Das B. wurde darauf bei der sächsischen Infanterie zuerst reglementsmäßig eingeführt, nach und nach aber ist es in den meisten europäischen Armeen unter verschiedener Modifikation einheimisch und zugleich die Grundlage zu einer veränderten und verbesserten Ausbildungsmethode des Infanteristen geworden, so daß anstatt einer bloß mechanischen Abrichtung (Drillen) bei den Rekruten zuvörderst auf einen freien, sach- und zweckgemäßen Gebrauch seiner Gliedmaßen u. körperlichen Kräfte hingewirkt wird, was die spätere Erlernung der Waffenführung außerordentlich erleichtert. Die Fechtenden sind mit einem Küraß bekleidet, damit die Stöße nicht der Brust schaden, die alten dazu gebrauchten Gewehre werden an der Spitze zu gleichem Zwecke mit einem Ballen von Leder versehen. Die Uebungen selbst beruhen auf der Theorie des Stoßfechtens und bestehen im Ausstoßen gerade aus, rechts und links, in Deckung in dieser Richtung und im Pariren der Angriffe aus derselben. Vergl. v. Selmnitz, Die Bayonnetfechtkunst, Dresden 1825, 2. Aufl. 1832, mit Kupfern. So wenig sich auch im Voraus mag bestimmen lassen, wie weit diese Kunst sich im Kriege bewähren werde, so unwahrscheinlich es seyn mag, daß beim eigentlichen Bayonnetangriff in der Masse die neue Technik in Anwendung kommen wird, so läßt sich doch nicht leugnen, daß durch zweckmäßige Fechtübungen das Vertrauen des Fußsoldaten zum B. ungemein erhöhet werde u. daß namentlich die früher herrschende Meinung, daß der einzelne Infanterist in der Ebene, wenn er seine Munition verschossen hat, es mit einem Reiter nicht aufnehmen könne, auf einen geübten Bayonnetfechter keine Anwendung findet.

Bayreuth, s. Baireuth.

Bayrhoffer, Karl Theodor, Professor der Philosophie zu Marburg, geboren 1812 zu Marburg, studirte daselbst und in Heidelberg zwei Jahre Rechts- und Staatswissenschaften, vertauschte darauf dieses Studium mit dem der Philosophie und kehrte deshalb nach Marburg zurück, wo er Suabedissens und Senglers Unterricht genoß. Nachdem er sich 1834 in seiner Vaterstadt habilitirt hatte, las er seit dem Sommer 1835 über Philosophie nach Hegels Grundsätzen. Im Jahre 1838 wurde er zum außerordentlichen und 1845 zum ordentlichen Professor ernannt. Hatte B. in seinen früheren Schriften: „Grundprobleme der Metaphysik" (Marburg 1835), „Idee des Christenthums" (das. 1836), „Der Begriff der organischen Heilung des Menschen" (das. 1837), namentlich aber in seiner „Idee und Geschichte der Philosophie" (das. 1838) klar ausgesprochen, daß Hegel die absolute Idee errungen habe und nur an der Fortbildung und Vollendung der hegelschen Theorie zu arbeiten sey, so suchte er später in den „Beiträgen zur Naturphilosophie (Leipzig 1839—49) die Theorie mit der Empirie zu versöhnen. Die kölner kirchlichen Wirren riefen hervor: „Das wahre Verhältniß des freien christlichen Staates zur christlichen Religion und Kirche und deren Gegensätzen" (Leipzig 1838) und „Die Idee und Wirkung der protestantischen Kirchenvereinigung" (das. 1838). Später wendete er sich mehr der Naturphilosophie zu, wohin die Schriften „Ueber Erfahrung und Theorie in den Naturwissenschaften" (Leipzig 1839—40) u. „Philosophische Darstellung der Naturentwickelung, insbesondere der privativen und geschlechtlichen Erzeugung des Menschen" (das. 1840) gehören. Seit 1845 ordentlicher Professor der Philosophie zu Marburg, trat er als Verfechter des Deutschkatholicismus auf in einer Reihe von Schriften, wie „Ueber den Deutschkatholicismus" (Marburg 1845), „Das wahre Wesen der gegenwärtigen re-

ligiösen Reformation in Deutschland" (Mannheim 1846), „Der praktische Verstand u. die marburger Lichtfreunde" (Darmst. 1847) ꝛc. Die Grundzüge der von ihm erstrebten „Religion der Freiheit" erörterte er in seinen „Untersuchungen über Wesen, Geschichte und Kritik der Religion" in den „Jahrbüchern für Wissenschaft u. Leben" (1849). Wegen einer am Geburtstage des Kurfürsten zu Gunsten des Deutschkatholicismus gehaltenen akademischen Rede wurde B. 1846 suspendirt. Das Jahr 1848 fand ihn als Radikalen, und er gehörte zu der entschiedensten Opposition auf dem kurhessischen Landtage seit Nov. 1848. Während der kurzen Session vom 26. August bis 2. Sept. 1850, welcher die Wirren folgten, war er Präsident der Kammer und wurde dann auch in den ständischen Ausschuß gewählt.

Bazaine, französischer General, empfing seine Bildung in der polytechnischen Schule zu Paris und trat 1831 als Freiwilliger in die Armee. Im folgenden Jahre ging er mit seinem Regimente nach Afrika, erhielt 1835 für die von ihm in dem Treffen bei Makta bewiesene Umsicht und Unerschrockenheit den Orden der Ehrenlegion und begab sich dann mit den Hülfstruppen, welche Ludwig Philipp zur Unterstützung der Sache Isabella's absandte, nach Spanien, wo er in den Reihen der Fremdenlegion die blutigen Feldzüge in Katalonien mitmachte. Im Jahre 1840 nach Algerien zurückgekehrt, diente er während der verschiedenen Feldzüge gegen Milianah, Tlemsan, Morrone u. nach der Sahara mit Auszeichnung u. spielte 1847 bei der Ergebung Abd-el-Kaders und der endlichen Beruhigung Algeriens eine nicht unwichtige Rolle. Seit 1844 Bataillonschef und seit 1850 Oberstlieutenant, ward er 1851 zum Obersten befördert, erhielt den Befehl des ersten Regiments der Fremdenlegion und war Gouverneur des Bezirks der Sidi Bel Abbas, als der Kaiser ihn zur Theilnahme an der Expedition nach dem Orient berief. Die beiden Regimenter der Fremdenlegion wurden in eine Brigade umgeformt, und B. erhielt den Oberbefehl über dieselbe. An der Spitze dieser Truppenmacht kam er im Oktober 1854 vor den Wällen Sebastopols an, nahm fortdauernd rühmlichen Antheil an der Belagerung und ward von Pelissier zum Gouverneur der endlich eroberten Stadt, bald darauf zum Divisionsgeneral ernannt. Am 7. Oktober schiffte sich B. zu Kamiesch mit 13,000 Mann zur Ausführung des Schlags ein, dessen Ergebniß die Einnahme von Kinburn war, welche wichtige Festung nach wenigen Tagen nebst ihrer Besatzung von 1420 Mann und 81 Kanonen in seine Hand fiel.

Bazan, vornehme spanische Familie, den alten Königen Navarra's entstammend und angeblich nach ihrem Besitzthume, dem Thale Baztan in Navarra, genannt. Alvaro III. (Alvaro de Bassano), Herr von Finales, Gorafe und el Viso, seit 1569 Markgraf von Santa Cruz, war der größte Admiral seiner Zeit. Er zeichnete sich zuerst 1563 bei der Entsetzung Orans u. als Befehlshaber von 7 Galeeren 1564 bei der Einnahme von Pennon de Velez aus. Im folgenden Jahre kreuzte er mit Erfolg gegen die afrikanischen Seeräuber, deren Haupthafen, Tetuan, durch ihn unzugänglich gemacht wurde. Unter Don Juan d'Austria befehligte B. bei Lepanto 1571 das Reservegeschwader und entschied durch die schnelle Hülfe, welche er dem von Kapudan Pascha hartbedrängten Prinzen brachte, die Niederlage der Türken. Im Jahre 1573 nahm er unter Don Juan an dem Zuge gegen la Goletta und Tunis Theil. Bei dem Einfalle der Spanier in Portugal 1580 wurde ihm die Mission, den Herzog von Alba mit 71 Galeeren von der Seeseite zu unterstützen. B. schlug die feindliche Flotte im Tajo und führte dadurch die Unterwerfung Lissabons herbei. Im Jahre 1582 segelte er gegen die Azoren, wo sich der portugiesische Kronprätendent Antonio, Prior von Crato, mit Hülfe Frankreichs festgesetzt hatte. In einem mörderischen Kampfe bei Villafranca auf S. Miguel wurde die französische Flotte besiegt u. fast ganz vernichtet. Eine neue französische Streitmacht unterlag 1583 theils vor, theils auf Terceira; B. schändete indessen hier seinen Namen durch Grausamkeit gegen die gefangenen Portugiesen und Franzosen. Im Jahre 1586 siegte er bei dem Vorgebirge S. Elena über ein englisches Geschwader unter Drake, der selbst in spanische Gefangenschaft gerieth. Als König Philipp II. gegen England die sogenannte unüberwindliche Flotte ausgerüstet hatte, erhielt B. den Oberbefehl über dieselbe; im Begriff, auszulaufen, verlangte er von Philipp die Genehmigung einiger von ihm vorgeschlagenen und zum Gelingen der Expedition unumgänglich nothwendigen Maßregeln, erntete aber nur die Vorwürfe des eigenwilligen Monarchen u. † bald darauf vor Gram, 1588. Sein Tod war der erste von den Unglücksfällen, an welchen das große Unternehmen Philipps scheiterte.

Bazar (arab. und pers.), in orientalischen Städten Marktplatz oder breite Straße, oft mit Bäumen bepflanzt, auch mit Hallen versehen oder überdeckt (Bazestan), Sammelplatz aller Handelsartikel u. Mittelpunkt aller Handelsgeschäfte, oft des gesammten städtischen Verkehrs. In Persien und im türkischen Reiche hat jede Stadt ihren B. von größerem oder geringerem Umfange und Glanze. Der B. in Ispahan ist einer der schönsten, jener in Tauris vielleicht der größte. In europäischen Städten (London, Paris, München, Leipzig u. a. m.) nennt man B. große Gebäude mit zahlreichen Läden, in denen alle Handelsartikel, vorzüglich Luxuswaaren, in größter Auswahl ausgestellt sind.

Bazard, Saint-Amand, systematischer Begründer des St.-Simonismus in Frankreich, der eigentliche Schöpfer der Sekte und eins ihrer beiden ersten Häupter (Pères Suprèmes), um 1792 geboren. Von feurigem und unruhigem Charakter, ward er nach Wiedereinsetzung der Bourbonen ein Hauptführer der französischen Carbonaris u. entging nur wie durch ein Wunder, nach Entdekkung der Verschwörung, der Untersuchung und dem Verrathe. Die Lehre St.-Simons, in welche ihn dessen Lieblingsschüler, Olinde Rodrigues, einweihte, diente seinem ferneren Nachdenken als Grundlage und Ausgangspunkt, der mit Enfantin 1825 gegründete „Producteur" als öffentliches Organ. Im J. 1829 hielt B. in der Rue

Taranne zu Paris öffentliche Vorlesungen, und bald versammelte sich ein zahlreiches Auditorium um ihn. Michel Chevalier, Barrault u. A. wurden seine Anhänger u. gaben der neuen Schule Bedeutung. Den Inhalt der Vorlesungen B.s gibt die 1829 erschienene, 1830 und später neu aufgelegte „Exposition de la doctrine de Saint-Simon" wieder. Besonders erhielt darin die materielle Seite des St.-Simonismus ihre systematische Ausbildung. Im J. 1829 wurden B. und Enfantin auch zu Häuptern der Schule gewählt. Ihre wahren Bestrebungen legten Beide kurz und klar 1830 in der „Religion saint-simonienne", einer an den Präsidenten der Deputirtenkammer gerichteten Brochure, dar. Bald jedoch entwickelte sich eine Spaltung, in deren Folge B. als Gegner des immer excentrischer auftretenden Enfantin im Nov. 1831 abgesetzt wurde. Er zog sich nach Courtry bei Montfermeil zurück und † daselbst am 29. Juli 1832 kurz vor der gerichtlichen Verurtheilung der nach seinem Austreten immer haltungsloser gewordenen Gesellschaft. Ueber B.s System u. weitere Wirksamkeit als St.-Simonist s. Saint-Simonismus.

Bazend (pers.), s. Zend-Avesta.

Bazighurs (d. i. Gaukler), ostindischer Volksstamm, über verschiedene Distrikte Bengalens vertheilt, besonders zahlreich in der Nähe von Kalkutta. Sie haben eigenthümliche religiöse Traditionen und Gebräuche und zerfallen in 7 Kasten (Charie, Athbhyia, Bynsa, Purbuttie, Kalkur, Dorkinie und Gurgwar), welche unter besondern Anführern stehen. Sie wohnen in Palm- oder Strohhütten. Die Männer sind häufig Gaukler, die Weiber Tänzerinnen.

Bazin de Raucou, Anaïs, ausgezeichneter französischer Historiker, den 26. Januar 1797 in Paris geboren, studirte daselbst die Rechte und wurde 1818 Advokat. Er war lange Journalist und lieferte der „Quotidienne" unter fremdem Namen viele Artikel, arbeitete auch an dem „Livre de Cent-et-un", der „Revue de Paris", am „Plutarque français" ꝛc. Seine übrigen Werke sind: „Eloge historique de Chretien Guillaume Lamoignon de Malesherbes" (Paris 1831). „La Cour de Marie de Medicis. Mémoires d'un cadet de Gascogne 1615—18" (das. 1830). „L'époque sans nom. Esquisses de Paris en 1830—33" (2 Bde., das. 1833), „Histoire de France sous Louis XIII" (2 Bde., das. 1837).

Bazoche (Confrèrie de la B. oder Basoche), ursprünglich die Gilde der pariser Advokatenschreiber (clercs), deren Oberhaupt den Titel Roi de la B. führte. Der Verein erhielt zu Anfang des 14. Jahrhunderts vom König Philipp dem Schönen das Privilegium für Ausführung von geistlichen Schauspielen und bildete nun eine eigene allegorisch-moralische Gattung moralischer Spiele, die Moralités, aus, aus denen endlich die Farce hervorging. Ein eigenes Schauspielhaus in Paris, das Theater La table de marbre, erhielt die Confrèrie de la B. erst 1500 von Ludwig XII.

Bazur, berühmter persischer Zauberer; nach ihm nennen die Perser jedes am Arme getragene Amulet Bazurband.

Bco., Abbreviatur für Banco.

Bdellium (Gummi Bdellium s. Bdellii), röthlich- oder kastanienbraunes, halbdurchsichtiges od. durchscheinendes, zwischen den Zähnen zerbröckelndes und schwach anklebendes, etwas unangenehm gewürzhaft und bitter schmeckendes, beim Reiben oder Erwärmen myrrhenartig riechendes Harz, kommt in Stücken von verschiedener Größe vor, von denen die kleinern bis zur Größe eines Taubeneis in der Regel die reinsten sind, auswendig von Fettglanz, inwendig von Wachsglanz, besteht aus 59,2 Harz, 9,2 Gummi, 30,6 Traganthstoff, 9,2 flüchtiges Oel u. hat ein specif. Gewicht von 1,371. Es kommt aus Ostindien und der Levante. Mutterpflanze ist nach Lamark die gummitragende Mohrrübe (Daucus gummifer), nach Virey eine Art Amyris (Amyris niouttout *Adans.*), nach Andern die Weinpalme (Hyphaene cucifera *Pers.*). Nach Oken kommt das beste B. von Hyphaene crinita (H. cucifera *Pers.*), und zwar aus der Frucht dieses Baumes, den die Araber Dum nennen; das sicilianische von Daucus gummifer, das arabische von Amyris niouttout. Verfälscht wird es mit arabischem Gummi, Kirschgummi und schlechter Myrrhe. Es dient äußerlich als Stärkungsmittel in Pflastern, innerlich gegen Würmer, in Europa jetzt antiquirt, in Arabien dagegen sehr gewöhnlich. Besondere Sorten sind B. aegyptiacum und B. sicilianum.

Bdellometer (Blutsaugermesser), von Sarlandière in Paris erfundenes Instrument, wodurch die Blutegel entbehrlich gemacht werden sollten, besteht aus einem gläsernen Schröpfkopf, der mit einer Pumpe versehen ist. Die Haut wird zuerst mit einem Schnäpper verwundet und dann das Blut ausgepumpt. Die Blutegel ersetzt das Instrument nicht, wohl aber kann es als ein verbesserter Schröpfkopf gebraucht werden. Die erste Idee dazu ging von dem Engländer Whitford aus; später wurde es von Gräfe u. A. verbessert, ohne indessen seinem Zweck ganz zu entsprechen. Vergl. Le Bdellomètre du Dr. Sarlandière, Paris 1819, übersetzt von Gräfe: Beschreibung eines neuen Blutsaugers, Berlin 1820; Hütschmann, Die Blutpumpe, Erfurt 1842.

Bdolach, kostbare, dem Golde und den Edelsteinen ebenbürtige Waare, körnig wie das Manna, in Chavila (Hevila), am persischen Meerbusen oder in Indien gewonnen, nach den alten Auslegern das Bdellium (s. d.), von den Juden und von Bochart mit mehr Wahrscheinlichkeit für arabische oder indische Perlen gehalten (vergl. 1. Mos. 2, 12; 4. Mos. 11, 7).

B-dur, s. Tonarten.

Beachey (Beachy-head), hohes Vorgebirge in der englischen Grafschaft Sussex, zwischen Hastings und Seaforth, $1\frac{1}{2}$ Meilen südlich von Eastbourn, mit gewaltigen Höhlen nach der Seeseite, bekannt durch den Sieg der französischen Flotte über die britisch-holländische unter Admiral Torrington am 1. Juli 1690.

Bean (Kinder [Söhne] B. oder Bajan, Baijan), räuberischer und den Juden zur Zeit der Makkabäer feindseliger Araberstamm, von Judas Maccabäus bekriegt und vernichtet (1. Makk. 5, 4—5).

Bearn, Vicomté, später Fürstenthum des südlichen Frankreichs (jetzt Departement Niederpyrenäen, wozu noch Bayonne und Muléon ge-

zogen worden sind), am Fuße der Pyrenäen, ungefähr 16 französische Meilen lang und 12 breit, bergig (Mont d'Ossau), von mittlerer Tragbarkeit, aber fleißig angebaut, mit kräftigen Bergweiden, grenzt im Osten an Bigorre, im Süden an das aragonische und roncalische Gebirge, im Westen an Unternavarra und Soule, im Norden an Unterarmagnac, Chalosse und Tursan. B. wird von den Flüssen Gave Bearnois und Gave d'Oléron, letzterer entstehend aus den Gaves d'Aspe und d'Ossau, durchströmt und producirt Getreide, Flachs, trefflichen Wein (Bearnerwein, rothen und weißen, leichten Tischwein, besonders aus der Umgegend von Pontac, Molaix und Moneins, über Bayonne ausgeführt), Holz zu Bretern und Masten. Die Gebirgsweiden begünstigen die Viehzucht (bayonner Schinken, besonders zu Orthez geräuchert), Salz findet sich zu Saillies, Eisen, Kupfer und Blei bei Moneins, Mineralwasser zu Aiques caudes im Thale Ossau, bei dem Dorfe Ogeu und zu Escot im Aspethale. Die Einwohner (Bearner), etwa 200,000, größtentheils Basken, Nachkommen der alten Benarner oder Benarner, zeichnen sich durch alle Tugenden kräftiger Bergbewohner aus, sie sind arbeitsam, flink, treu u. gute Soldaten. Hauptstadt ist Pau (Palum), früher das 845 zerstörte Beneharnum; außerdem sind hier die Städte: Lescar, Nay, Pontac, Orthez, Sauveterre, Navarreins, Saillies, Oléron, St. Marie, Moneins, Morlas und Lembeye. B. wurde den Römern durch die Gothen entrissen; unter Chlodwig dem Großen kam es an die Franken und nach dem Tode Chlotars III. (um 670) an die Herzöge von Gascogne. Ludwig der Fromme nahm es diesen ab und setzte 819 eigene Vicomten ein. Der erste derselben war Centull I., 819—845. Der siebente Vicomte, Centull III., der Jüngere, bekämpfte mit König Sancho dem Großen die Araber, befreite sein Land von der gascogne'schen Oberherrschaft, eroberte Soule und ward 1058 von den Bewohnern dieses Landes ermordet. Sein Mitregent und Nachfolger, Gaston III., war einer der Helden des ersten Kreuzzugs und erwarb sich durch eine Reihe von Großthaten unter Anderm den Besitz von Saragossa. Da Centull V., 1139 von den Mauren erschlagen, keine Leibeserben hinterließ, so erhielt seine Schwester Guiscarde, Gemahlin des Vicomte, Peter von Gavardan, die Grafschaft B. Ihr Sohn Peter, Vicomte von B. und Gavardan, † 1153 und hinterließ einen minderjährigen Sohn, Gaston V., für welchen anfangs seine Großmutter Guiscarde regierte. Nach Gastons V. kinderlosem Tode folgte ihm 1170 seine Schwester Marie, Gemahlin Wilhelms von Moncade; allein die Bearner verjagten sie und wählten statt ihrer den Ritter von Bigorre, nach dessen Ermordung (1171) Centull von Auvergne. Als auch dieser 1173 ermordet wurde, wandten sich die Bearner wieder zu ihrem angestammten Herrscherhause und schickten Gesandte zur Prinzessin Marie nach Katalonien Sie fanden deren Zwillingssöhne schlafend, den einen mit offener, den andern mit geschlossener Hand; in der offenen Hand ein Glückszeichen erkennend, wählten sie Gaston, der nach erlangter Volljährigkeit als Gaston V. die Regierung antrat und sich den Beinamen des Guten erwarb. Ihm folgte 1215 sein Bruder Wilhelm Raimund, diesem 1223 sein Sohn Wilhelm I. u. diesem 1229 der noch minderjährige Gaston VII. Derselbe hinterließ bei seinem 1290 erfolgten Tode nur 4 Töchter, von denen die zweite, Margarethe, B. durch Heirath dem Grafen Roger brachte. Seitdem gehörte das Land mit Foix und Navarra nach einander den Häusern Foix, Grailly und Albret. Johanna von Albret, Erbin der Länder ihres Hauses, heirathete 1548 Anton von Bourbon und hinterließ als Erben ihren Sohn, den nachmaligen König Heinrich IV. von Frankreich. Durch diesen kam B. an die französische Krone, mit der es 1620 von Ludwig XIII. für immer vereinigt wurde. Von jetzt an begann auch die gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus, der seit 1560 hier die Herrschaft errungen hatte. Immer standen in B. den Landesfürsten Stände zur Seite, die eine große Gewalt hatten und dieselbe theilweise bis zur Revolution zu erhalten wußten. Das höchste Gericht war anfangs ein Oberrath, zu welchem die beiden Landesbischöfe zu Lescar und Oléron nebst 12 Baronen zusammentraten; gewöhnliche Streitigkeiten wurden durch Volksgerichte entschieden. Später errichtete man zu Pau ein ordentliches Hofgericht, das Ludwig XIII. zuletzt in ein Parlament für Navarra und B. umwandelte. B. erhielt besonders noch einen Seneschal mit 5 Lieutenants zu Pau, Oléron, Orthez, Morlas und Sauveterre. Jetzt gehört es zum Departement der Niederpyrenäen.

Beata Virgo (lat.), selige Jungfrau, häufige Bezeichnung der Jungfrau Maria.

Beaten (lat. Beatae od. Oblatae, franz. Béates, Devotes oder Soeurs converses, bekehrte Schwestern, ital. Mantille oder Pinzoche), Gemeinnamen der Tertiarierinnen verschiedener Mönchsorden.

Beatifikation, Seligsprechung einer verstorbenen frommen Person durch den Papst, ein feierlicher Akt, welcher auf das Gutachten mehrer Bischöfe erfolgt, ein Vorläufer der erst 50 Jahre später einzuleitenden Heiligsprechung (Kanonisation), besteht in der Zuerkennung des Titels Beatus oder Beata, sowie einer heiligenähnlichen Verehrung. Die Unkosten und Ceremonien dabei sind geringer, als die der weiblichen Heiligsprechung.

Beati possidentes, d. i. glücklich die Besitzenden, lateinisches Sprüchwort, um den Vortheil des wirklichen Besitzes einer Sache vor dem bloßen Streben darnach oder vor dem bloßen Rechte darauf zu bezeichnen.

Beatitudo, als Anrede **Beatitudo Vestra** (lat., Seligkeit, Tugendhaftigkeit, Ew. Seligkeit 2c.), sonstiger Ehrentitel der Bischöfe und auch weltlicher Personen, jetzt nur dem Papste zukommend.

Beatoun (Beaton oder Beton), David, Kardinal und Primas von Schottland, der heftigste und mächtigste Gegner der Reformation in Schottland, Sohn des Barons B. von Balfour, ward 1494 geboren. Er studirte zu St. Andrews und dann zu Paris, trat daselbst früh in den geist-

lichen Stand, ward 1519 Gesandter der schottischen Regentschaft, 1525 geheimer Siegelbewahrer Jakobs V. von Schottland und unterhandelte seit 1533 dessen Vermählung mit Magdalena von Frankreich und 1537 mit Marie von Guise, wofür ihm Franz I. von Frankreich das Bisthum Mirepoix in Languedoc gab und 1538 auch den Kardinalshut verschaffte. Im folgenden Jahre Erzbischof von St. Andrews in Schottland und Primas des Reichs geworden, bemächtigte sich B. ganz des schwachen Jakob, entzweite denselben mit seinem Adel und bestimmte ihn nicht nur zur Ablehnung der Aufforderung Heinrichs VIII. von England zur Losreißung vom päpstlichen Stuhle, sondern auch zur Verfolgung der Protestanten im eigenen Lande. Nach Jakobs V. Tode (1542) brachte er ein falsches Testament, das ihn zum Regenten ernannte, zum Vorschein; allein das Parlament merkte den Betrug und ließ ihn verhaften. B. entkam durch Bestechung, einigte sich mit dem Regenten, Grafen von Arran, und beherrschte fortan denselben. Er begünstigte die französische Partei, widersetzte sich mit allen Kräften einer Annäherung an England und übernahm 1544, obwohl mit geringem Glücke, selbst den Oberbefehl des wider Heinrich VIII. gesandten schottischen Heeres. Gegen die einheimischen Protestanten veranstaltete B., 1545 und 1546 mit dem Regenten auf einer sogenannten geistlichen Visitationsreise im Lande umherziehend, zahlreiche Autodafés; den angesehensten evangelischen Prediger, Georg Wissart, ließ er vor seinen Augen verbrennen. Eine Adelsverschwörung machte endlich dem unheilvollen Treiben des Wütherichs ein Ende; in seinem Schlosse den 29. Mai 1546 überfallen und ermordet, wurde er im Kardinalsanzuge an dasselbe Fenster gehängt, woraus er wenige Tage zuvor der Verbrennung eines Reformirten zugesehen hatte.

Beatrix (franz. Béatrice, ital. Beatrice), weiblicher Vorname, s. v. a. die Heilbringende, Segensreiche. Außer mehren Heiligen sind zu bemerken: 1) B., Tochter des Grafen Raynald von Burgund, seit 1156 zweite Gemahlin des Kaisers Friedrich I., ward bei ihrer Anwesenheit in Mailand vom Volke gröblich beschimpft, wofür Friedrich I. sich später durch Zerstörung der Stadt rächte. B. † 1185; ihre Söhne waren: Kaiser Heinrich VI., die Herzöge Friedrich und Konrad von Schwaben, der Pfalzgraf Otto von Burgund und der deutsche König Philipp von Schwaben. Ihre Enkelin, B., Tochter des ebengenannten Philipp, war die Gemahlin Otto's IV., † aber schon am 11. August 1212. — 2) B., Tochter des Herzogs Heinrich VI. von Glogau, zweite Gemahlin Kaiser Ludwigs des Bayern, Mutter des Kurfürsten Ludwig von Brandenburg, ausgezeichnet durch musterhafte Frömmigkeit, † 1323. — 3) B., natürliche Tochter des Königs Ferdinand von Neapel und Aragonien, zweite Gemahlin des Königs Matthias Corvinus von Ungarn seit 1475, jedoch erst 1476 zu Stuhlweißenburg gekrönt. Schön, geistreich und prachtliebend, zog sie viele italienische Dichter, Musiker und Maler nach Ungarn, unterstützte Gelehrte und förderte dadurch mächtig die höhere Kultur des Landes. Weniger erfreulich war der Einfluß, welchen sie mit ihrem Bruder, dem zum Erzbischof von Gran ernannten Kardinale von Aragonien, auf die Regierung ausübte. Selbst kinderlos, hinderte sie durch Intriguen und Verbrechen die von Matthias beabsichtigte Ernennung seines natürlichen Sohnes, des tüchtigen Johann, zum Thronfolger und bewirkte nach des Königs Tode die Wahl des Jagellonen Wladislaw. Indessen ihre Hoffnung, von diesem als Gemahlin und Mitregentin angenommen zu werden, wurde schmählich getäuscht, worauf sie Ungarn verließ, zuerst 3 Jahre in Wien, dann zurückgezogen in Italien lebte und 1508 zu Ischia †. — 4) B., Tochter des modenesischen Herzogs Hercules III. von Este, geboren 1750, seit 1771 Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, nach ihres Vaters Tode (1803) eigentlich Erbin von Modena und Massa-Carrara, welche Länder jedoch bereits 1797 zu der cisalpinischen Republik geschlagen worden waren. B.'s Gemahl erhielt dafür den Breisgau, der ihm bis 1805 blieb. Durch die Restauration endlich (1814) wurde ihr Sohn, Ferdinand, Herzog von Modena, sie selbst bekam Massa-Carrara, das nach ihrem Tode (1829) wieder an Modena fiel.

Beatrizet, 1) Nikolaus, Kupferstecher, um 1520 zu Thionville, nach Andern zu Luneville geboren, Schüler und Nachahmer Augustins von Venedig, arbeitete nach dessen Tode zu Rom und † um 1570. Von seinen zahlreichen, nach den berühmtesten Meisterwerken der Malerei gestochenen Blättern nennen wir: Joseph seinen Brüdern die Träume auslegend, Hauptwerk, nach Raphael, von 1541 die Verkündigung, Christus und die Samariterin, die Bekehrung St. Pauls, das jüngste Gericht, sämmtlich nach M. Angelo; der Kampf der Vernunft mit der Liebe, nach Bandinelli, 1545; die 12 Stiche in Juan de Valverda's Historia de la composicion del cuerpo humano, Rom 1556.

2) (Beatricius), B. der Alte oder der Meister mit dem Würfel, Zeit- und Kunstgenosse des Vorigen, oft mit diesem und mit Julius Bonasone verwechselt, geboren um 1512, Schüler Marc Antons. Seine Stiche, meist nach Raphael und durch edle Einfachheit, ungewöhnliche Genauigkeit und Regelmäßigkeit ausgezeichnet, tragen oft ein auf einem Würfel stehendes B und sind erst durch Bartsch von denen des Nikolaus B. und anderer Meister geschieden worden.

Beatson, A., englischer Generalmajor und Gutsbesitzer zu Knowle-Farm in Sussex, erregte durch Aufstellung eines neuen Ackerbausystems ohne Pflug, Brache u. Dung im 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts großes Aufsehen, namentlich unter den deutschen Landwirthen (beatsonsches System). So unpraktisch sich dasselbe erwies, so hat dasselbe doch das Gute gestiftet, daß es die Einführung der Skarifikatoren und den Wegfall der Brache begünstigte.

Beattie, James, schottischer Philosoph, Aesthetiker und Dichter, heftiger Gegner des hume'schen Skepticismus, geb. 1735 zu Lawrencekirk in der schottischen Grafschaft Kincardine, lebte als Professor der Moralphilosophie zuerst in Edinburg, seit 1760 in Aberdeen und † daselbst 1803,

Werke: „Original poems“ (Lond. 1760); „Essay on poetry and music“ (1762, 3. Ausgabe, London 1779); „On laughter and ludicrous composition“ (1764); „The Minstrel or the progress of genius“ (das. 1771—1774) u. „The judgement of Paris“ (das. 1775), zwei treffliche Gedichte, das erste der beschreibenden, das andere der didaktischen Poesie angehörend; „Essay on the nature and immutability of truth etc.“ (Edinburg 1770, 5. Auflage, London 1774, deutsch von Gerstenberg, Kopenhagen 1772); „Dissertations moral and critical“ (London 1783, deutsch von Grosse, Göttingen 1789 bis 1790, 3 Thle.); „Theory of the language“ (2. Aufl. London 1788, deutsch von Meiners, Göttingen 1779, 2 Bde.); „Elements of moral science“ (1790, 2. Ausgabe London 1807, deutsch von Moritz, Berlin 1790). Sein Leben beschrieb Bower, London 1804, und Forbes, 2. Aufl., Edinburg 1812, 3 Bde.

Beatus (Beat, Batt), Heiliger, nach der Legende ein vornehmer Engländer, der vor seiner Taufe durch den Apostel Barnabas Suetonius hieß, seine Güter unter die Armen vertheilte, im 2. Regierungsjahre des Kaisers Claudius nach Rom pilgerte, daselbst vom Apostel Petrus zum Priester geweiht und dann mit dem Diakonus Achates zur Verbreitung des Evangeliums nach Helvetien gesandt wurde. Hier soll er namentlich Zug und die Gegend am Thunersee bekehrt, an letzterem, unterhalb Unterseen, lange als Einsiedler in einer Höhle gelebt haben und daselbst 90 Jahre alt um 99 oder 112 gestorben seyn. Nach Andern wirkte und † B. bei Vendome in der Diöcese Chartres. Bei Unterseen indessen wurde in dem sogenannten Battenloche später sein Kopf gezeigt und von Wallfahrern besucht, bis 1528 die berner Regierung denselben wegnehmen, die Höhle aber zumauern ließ. Tag: der 9. Mai.

Beaucaire, 1) (lateinisch Belloquadra), Stadt im französischen Departement Gard, am rechten Ufer der Rhone, Tarascon gegenüber, mit welchem sie durch eine Kettenbrücke (die größte in Frankreich) verbunden ist. B. ist schlecht gebaut, hat viele große, mitunter ziemlich verfallene Häuser, 3 Kirchen, 2 Hospitäler, eine schöne Schloßruine auf einem über der Stadt malerisch sich erhebenden Felsen, einige Industrie (Zeuche, Töpferwaaren, Leder) und 10.000 Einwohner, die fast einzig von der jährlich vom 22. bis 28. Juli Statt findenden große Messe (Magdalenenmesse), der größten und berühmtesten in ganz Frankreich, bei welcher der Zufluß der Fremden ungeheuer ist, leben. Die eigentliche Stadt wird dann zu klein, Alle zu fassen, und eine zweite aus breternen Hütten wird dicht vor dem Thor auf einer Wiese (Magdalenenwiese) an der Rhone erbaut. Sehr bedeutende Summen (30— 40 Mill. Francs) werden auf derselben umgesetzt. Die früher fast unbedingte, seit 1632 nur noch theilweise gewährte Zollfreiheit der Messe (mit welcher B. 1217 von Raimund, Grafen von Toulouse, begnadigt wurde) war ursprünglich nur auf drei Tage verwilligt, aber man hat ein Mittel gefunden, den Termin weiter hinauszuschieben, indem man die Festtage der heiligen Magdalena und des heiligen Jakob für verlorene Tage ausgab, obgleich die Handelsgeschäfte dadurch nicht unterbrochen wurden. Man zeigt bei B. ein unterirdisches Gewölbe, das der Sage nach als unterirdischer Gang ehemals unter der Rhone weg nach Tarascon geführt hat. Im Jahre 1731 entdeckte man eine große römische Heerstraße, die von B. nach Nimes führte, noch sehr wohl erhalten ist und bei der man noch viele Meilensteine dreier römischen Kaiser, welche die Straße ausbessern ließen, wahrnimmt. Diese Straße, ein Zweig der Via Aureliana, die von Rom durch Oberitalien und durch Südfrankreich bis ans westliche Ende von Spanien ging, ist überall 20 Fuß breit und läuft so viel als möglich in gerader Linie fort. B. ist nach d'Anville das Ugernum der Alten; es war einer von den 24 Flecken (vici), die von Nimes abhingen. Im Jahre 1070 erhielt es den Namen Belli Cadrum (Bel Cadro, Belloquadra) von einem viereckigen Schloß. B. ist in den Schriften der Troubadours und Romanzendichter berühmt. Die sanfte Nicolette, deren Abenteuer mit dem liebenswürdigen und zärtlichen Aucassin der Stoff einer sinnreichen, rührenden Erzählung sind, war eine Adoptivtochter des Vicomte von Beaucaire. Ursprünglich zur Provence gehörig, von Raimund Berengar I. an Alfons Jourdan, Grafen von Toulouse, 1125 überlassen, wurde B. 1226 als albigensische Stadt von Karl erobert, fiel jedoch wieder Raimund dem Jüngern zu; 1251 nöthigte es Avignon zur Huldigung. Die Stadt und das Schloß wurden oft von Katholiken und Reformirten im Namen der Religion mit Blut befleckt. Als der Graf von Montfort mit der Grafschaft von Toulouse belehnt wurde, setzte er einen Seneschal nach B., welche Würde sich bis zur Revolution erhielt. Im 16. Jahrhundert litt B. als eine fast ganz protestantische Stadt viel durch die Religionsunruhen, namentlich diente die Burg von B. zum Bollwerke der abwechselnd siegreichen Parteien; bald fochten die Söldner des Schlosses mit den Reformirten, bald mit den Katholiken. Das Schloß wurde 1632 zerstört, da die Rebellen, die sich zur Partei des Monsieur, des Bruders Ludwigs XIII., hielten, sich dessen bemächtigt hatten; um die Treue der Einwohner der Stadt zu belohnen, bestätigte der König ihre Privilegien, unter Anderm die Zollfreiheit ihrer Messe.

2) Canal de B. à Aigues Mortes, französischer Kanal, durch welchen die Rhone mit dem Canal du Midi verbunden wird, reicht von der Rhone bis Beaucaire und von hier bis Aigues Mortes, wo er mit den Kanälen Bourgidon, Ronbine und Radel zusammentrifft. Sein Fall wird durch 14 Schleußen in seiner Länge von $14^1/_2$ Lieues befördert.

Beaucaire de Peguillon (lat. Belcarius Peguillio), François, ausgezeichneter Geschichtschreiber, geboren 1514 zu Creste in Bourbonnais. Zuerst Lehrer des nachmaligen Kardinals von Lothringen, später Begleiter desselben nach Rom und auf die Kirchenversammlung zu Trient, zeichnete er sich hier durch Wohlredenheit und kräftigen Widerstand gegen die Forderungen der streng päpstlichen Partei aus, ward darauf Bischof von Metz, legte jedoch dieses Amt 1568 wegen calvinistischer Unruhen nieder, zog sich auf sein Land-

gut Creste zurück und † daselbst 1591 oder 1593. Seine Hauptschrift: „Rerum gallicarum commentarii“ von 1461—1580, erschien erst 1625 zu Lyon und wird wegen ihrer Unparteilichkeit, Freisinnigkeit und Genauigkeit mit Recht sehr geschätzt.

Beauce (Beausse, lateinisch Belsia oder Belsa), getreidereiche französische Landschaft in den sonstigen Gouvernements Orleanois und Isle de France, begreifend Chartrain, Dunois, Vendomois, Mantois und Hurepoix, mit den Städten Chartres, Chateaudun, Vendome, Mantes, Melun u. a.; die Einwohner: Beaucerons. Im engern Sinne heißt B. besonders die Gegend um Chartres, Chartrain, genannt die Kornkammer von Paris, im jetzigen Departement der Eure und des Loir.

Beauchamp, Alphonse de, ausgezeichneter Historiker und Publicist der Neuzeit, ein eben so fleißiger und scharfsinniger Forscher als unparteiischer und unerschrockener Vertreter der Wahrheit, geboren 1767 zu Monaco, wo sein Vater Platzmajor war, erzogen zu Paris bei Verwandten, trat 1784 als Souslieutenant in sardinische Dienste. Seine Weigerung 1792, gegen die französische Republik zu fechten, brachte ihm mehrmonatliches Gefängniß, zuerst in Brunette, dann in Ceva. Freigelassen eilte B. 1793 nach Paris und ward hier aus Noth Unterbeamter beim allgemeinen Sicherheitsausschusse, unter dem Direktorium aber vom Polizeiminister mit Ueberwachung der Presse, besonders der Journale beauftragt. Im J. 1806 erschien seine „Histoire de la Vendée et des Chouans“ (3 Bde.), ein Werk, das in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte, aber zu treu und wahr die Schändlichkeiten und Grausamkeiten der ehemaligen Kollegen Fouché's darlegte und deshalb 1809 die Verhaftung, später die Verbannung des Verfassers nach Rheims zur Folge hatte. Nach seiner Rückkehr 1811 erhielt B. eine Art Sinekure in den Droits-réunis und statt derselben 1814 vom Könige das Kreuz der Ehrenlegion nebst einer kleinen Pension, die er bis zu seinem 1832 durch die Cholera herbeigeführten Tode genoß. Außer der erwähnten Geschichte des Vendéekriegs (4. Ausgabe 1820, 4 Bde.) nennen wir nur noch folgende Schriften B.s: „Le faux Dauphin“ (Paris 1803, 2 Bde.); „Histoire de la campagne du maréchal Suwarow en Italie“, als 3. Band der „Campagnes de Suwarow“; „Histoire de la conquête et des révolutions du Péron“ (das. 1807, 2 Bde.); „Histoire des malheurs et de la captivité de Pie VII“ (das. 1814, 1815, 1823); „Vie politique, militaire et privée du général Moreau“ (das. 1814); „Histoire du Brésil 1500—1810“ (das. 1815, 3 Bde.); „Catastrophe de Murat“ (das. 1815); „Histoire de la campagne de 1814 et 1815“ (das. 1815); „Histoire des deux faux Dauphins“ (das. 1818, 2 Bde.); „Vie d'Ali Pacha de Janina“ (das. 1822); „Histoire de la révolution du Piemont etc.“ (das. 1821, 2. Theil 1823); „De la révolution d'Espagne et de son dix neût“ (2. Ausgabe, das. 1822); „Vie de Jules-César“ (das. 1823); „Vie de Louis XVIII, roi de France et de Navarre“ (das. 1821, 2. Ausgabe 1824, 3 Bände, 1824, 2 Bde.).

Beauchamps, Joseph, Astronom und Geograph, berühmt durch seine Reisen und Forschungen im Oriente, geboren den 29. Juli 1752 zu Vesoul in Franche Comté, trat 1767 in den Bernhardinerorden und beschäftigte sich seitdem vorzüglich mit Astronomie, worin Lalande sein Lehrer war. Sein Oheim, Mirondot, Bischof u. französischer Konsul zu Bagdad, rief ihn 1781 zu sich, um ihm einen Theil seiner Geschäfte zu übergeben. Seine daselbst angestellten Beobachtungen wurden größtentheils von Lalande, dem er sie zuschickte, in dem „Journal des savans“ bekannt gemacht, wohin auch seine schätzbare Karte von dem Laufe des Tigris und Euphrat gehört. Auf seinen großen Reisen im Orient besuchte er die Ruinen von Babylon, über die er viele Zeichnungen und Beschreibungen nach Europa schickte, und bestimmte die Ufer des kaspischen Meeres genauer. Im J. 1790 kehrte er nach Frankreich zurück, ging aber 1796 als französischer Konsul wieder nach Maskat in Arabien, von wo ihn Bonaparte 1798 zu sich nach Aegypten rief, um ihm 1799 eine geheime Mission nach Konstantinopel anzuvertrauen. B. fiel indessen in die Hände der Engländer, ward den Türken überliefert und von diesen bis 1801 gefangen gehalten. Auf der Rückkehr nach Frankreich † er in demselben Jahre zu Nizza. Von seinen Schriften nennen wir die „Voyage de Bagdhad à Bassora, le long de l'Euphrate“ im „Journal des savans 1785“, deutsch in Fabri's „Sammlung von Stadt-, Land- und Reisebeschreibungen“; die „Relations d'un voyage en Perse, fait en 1787“ (deutsch in Archenholzs Minerva 1795); „Mémoires sur les antiquités babyloniennes, qui se trouvent aux environs de Bagdhad“; „Réflexions sur les moeurs des Arabes“ 2c.

Beaufort, Stadt und Zollhafen im nordamerikanischen Staat Süd-Carolina, 50 Meilen nordöstlich von Savannah, 75 Meilen südwestlich von Charleston, 146 Meilen südlich von Columbia, am westlichen Ufer des Port Royal, einer schmalen Bucht des Oceans, hat 3 Kirchen, Post, Arsenal, College und etwa 2000 Einwohner, die etwas Handel treiben. Der Hafen, 16 Meilen von dem Meere, ist sicher und geräumig, aber wegen einer Sandbank nur für Schiffe von 11' Wasser zugänglich.

Beaufort, berühmte, aus königlichem Blute entsprossene britische Familie. Die Stammältern waren Johann von Gaunt, dritter Sohn Eduards III., und Catherine de Rouet. Der älteste Sohn derselben, Johann B., so nach seinem Geburtsorte in Anjou genannt, wurde nach der Verheirathung seiner Aeltern von Richard II. 1397 zum Grafen von Somerset und Admiral, 1398 zum Marquis von Dorset ernannt, dieses Titels jedoch durch Heinrich IV. wieder beraubt, worauf sein jüngerer Bruder, Thomas B., denselben erhielt. Thomas zeichnete sich als Soldat 1415 bei der Vertheidigung von Harfleur und gegen den Grafen von Armagnac aus, war auch ein guter Staatsmann, wurde Graf von Harcourt, 1416 Herzog von Exeter, später Lordkanzler, Großadmiral, Hofmeister des jungen Heinrichs VI., und † 1426 zu Greenwich ohne Leibeserben. Sein Bruder, Heinrich B.,

ein thatkräftiger und einsichtsvoller, aber hochfahrender Mann, erbitterter Gegner des Herzogs von Glocester, ward 1397 Bischof von Lincoln u. 1404 von Winchester, bekleidete mehrmals die Stelle eines Lordkanzlers, ging als englischer Gesandter 1414 nach Frankreich, 1417 zu der kostnitzer Kirchenversammlung, förderte daselbst die Wahl Martins V., erhielt von demselben 1426 den Kardinalshut und eine Mission nach Deutschland zur Bewirkung eines Kreuzzugs gegen die böhmischen Hussiten, führte 1431 Heinrich VI. von England nach Frankreich und krönte ihn in Paris, präsidirte bei der Verurtheilung der Jungfrau von Orleans und † 1447 zu Winchester. Des zuerst erwähnten Johann B. Tochter, Johanna B., Gräfin von Somerset, heirathete 1424 König Jakob I. von Schottland (s. Johanna). Sein Sohn, Johann B., wurde unter Heinrich V. Herzog von Somerset; dessen Tochter, Margarethe B., geboren 1441 in Bedfordshire, heirathete zuerst Edmund Tudor, Grafen von Richmond, und ward Mutter König Heinrichs VII.: später noch zweimal vermählt mit Heinrich Stafford und Thomas Stanley, nahm sie nach dem Tode des Letztern den Schleier und † 1509, einige ascetische Schriften hinterlassend. Ihres Vaters Erbe und Nachfolger war sein jüngerer Bruder, Edmund B., Herzog von Somerset und Marquis von Dorset. Derselbe bewarb sich nach dem Tode des Herzogs von Bedford 1435 um die Regentschaft in Frankreich, mußte aber dem Herzog Richard von York nachstehen und focht hierauf mit Auszeichnung gegen die Franzosen. Im J. 1545 endlich entwand er mit Hülfe der neuen Königin Margarethe von Anjou dem abermals ernannten Richard von York die französische Statthalterschaft, verlor aber 1450 und 1451 alle englischen Besitzungen in Frankreich bis auf Calais und Guines und ward deshalb nach seiner Rückkehr, vorzüglich auf Yorks Betrieb, als Hochverräther verhaftet. Durch die Königin befreit, war er die Hauptveranlassung zu der Empörung Yorks und blieb gegen denselben bei St. Albans 1455. Sein ältester Sohn, Heinrich B., Herzog von Somerset und Marquis von Dorset, wurde 1461 bei Towton von Eduard IV. geschlagen, unterwarf sich darauf dem yorkschen Könige, ergriff aber wieder die Partei Heinrichs VI., ward 1463 in Herhamshire gefangen und hingerichtet. Sein Bruder, Edmund B., Herzog von Somerset und Marquis von Dorset, kommandirte 1471 wider Eduard IV. einen Truppentheil der Königin Margarethe bei Tewksbury, gerieth in feindliche Gefangenschaft und wurde zu Tewksbury enthauptet. Karl Somerset, ein natürlicher Sohn des 1463 hingerichteten Heinrich B., seit 1514 Marquis von Worcester (s. d.), pflanzte das Geschlecht fort. Einer seiner Nachkommen, Heinrich, Marquis von Worcester, Lordpräsident von Nordwales ꝛc., einziger Sohn Eduard Somersets, wurde 1682 von Karl II. zum Herzoge von B. erhoben und † 1699. Von ihm stammen die spätern Herzöge von B. Sein ältester Sohn, Karl, zuerst Lord Herbert, seit 1682 Marquis von Worcester, zeichnete sich als Alterthumsforscher, Genealog und Heraldiker aus, † aber schon 1698.

Beaufort (Beauffort), französ. Familie, die von der Geliebten Heinrichs IV., Gabriele d'Estrées, stammt, der zu Liebe der König die ihrer Familie gehörige kleine Stadt Beaufort in der Champagne 1597 zum Herzogthum erhob. Bekannt ist besonders: François de Vendôme, Herzog von B., Sohn des Herzogs Cäsar von Vendome, Enkel Heinrichs IV., s. Vendome.

Beaufort, 1) Eustache de B., Stifter der trappistenähnlichen Cistercienserkongregation von Sept-Fonts bei Moulins, geb. 1635. Zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt er 1654 auf Verwendung Mazarins die genannte Abtei, legte darauf zu Clairvaux die Gelübde ab, studirte zu Paris, führte aber nach dem Antritte seines Amtes zu Sept-Fonts ein anstößiges Leben, bis ihn sein Bruder bei einem Besuche 1663 völlig bekehrte. B. beschloß alsbald, sein verwildertes Kloster nach dem Vorbilde La Trappe's zu reformiren. Er vermochte die jeder Neuerung abholden Mönche nach vielen Streitigkeiten zum Abzuge, restaurirte die verfallenen Gebäude und zog neue Bewohner heran, die auf seine, an Strenge die der Trappisten noch überbietende Regel verpflichtet wurden. Nachdem er 45 Jahre sein Werk geleitet und zu hoher Blüthe gebracht hatte, † er 1709.

2) Henri Ernest Grout, Chevalier de B., Reisender der Neuzeit, ein Nachfolger Mungo Parks, geboren 1798 zu Auberove im französischen Departement Eure, trat schon 1812 in die Marine und brachte dann mehre Jahre in der Levante zu. Ein 3jähriger Aufenthalt am Senegal, wohin er 1819 als Schiffsfähndrich gekommen war, bestimmte ihn, die Erforschung dieses Theils von Afrika zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Von 1821—1823 durch sorgfältige Studien in Frankreich vorbereitet und von der Regierung mit den nöthigen Hülfsmitteln versehen, reiste B. den 4. November 1823 ab; zu Ende Januars 1824 befand er sich bereits auf dem Wege zum Gambiastrome, wo ihm die Wittwe Bowdichs die Instrumente ihres Gemahls überließ. Nach kurzer Ruhe drang er bis Barranku und Kukongo vor, kam bei den Mandingoern an und traf den 26. Mai wieder in Bakel (Baquelle) am Senegal ein. Diese erste Reise bestätigte die Angabe Mungo Parks, daß der Falehmefluß weit hinauf schiffbar sey. Außerdem berichtete B. über eine Menge neuer Entdeckungen und viele astronomische Beobachtungen. Nachdem er die Meereshöhe von Bakel bestimmt hatte, besuchte er Bondu, fuhr weit den Fahleme hinauf und durchforschte Kaarta im Herbste 1824. Auf dem Wege nach Segu und Tombuktu von den Mauren ausgeplündert, sah er sich genöthigt, nach Bakel zurückzukehren. Eine dritte Exkursion führte ihn im Februar 1825 in das Land Kasson, zu den Wasserfällen von Feiu und Gavino, welche letztere bisher noch kein Europäer gesehen hatte. Mit bewundernswerther Ausdauer und Unerschrockenheit unternahm B. darauf die Erforschung des Staates Bambuk. Die Wissenschaft verdankt ihm schätzbare Fingerzeige über die Goldminen dieser reichen Gegend. Im Monat August langte er wohlbehalten wieder zu Bakel

an; allein, in Folge eines Schnupfens, von einem Gehirnfieber befallen, unterlag er schon den 3. September 1825. Sein Freund Montesquiou, vom Gouverneur in St. Louis zu seiner Unterstützung gesandt, konnte ihm nur die Leichenfeier veranstalten. Jomard widmete dem Gedächtnisse dieses der Wissenschaft zu früh entrissenen Entdeckers einen interessanten Bericht in den Bekanntmachungen der geographischen Gesellschaft.

Beaufortia, Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, immergrüne, sehr schöne Ziersträucher aus Neuholland, charakterisirt durch den fünfspaltigen Kelch, die 5 Kronenblätter, die 5 langen den Kronenblättern gegenüberstehenden Staubfädenbündel u. die an der Spitze zweispaltigen an der Basis befestigten Antheren. Die bekanntesten Arten sind: B. Dampieri *Cunningh.*, dampiersche B., mit zahlreichen, rothen, gegen die Zweigspitzen in Quirlen sitzenden Blüthen; B. decussata *R. Br.*, kreuzblätterige B., 4–6 Fuß hoch, mit schönen, scharlachrothen Blüthen; B. sparsa *R. Br.*, zerstreutblätterige B., ebenfalls mit scharlachrothen Blüthen; B. splendens *Baxter*, glänzende B., 3–4' hoch, mit brennend-ziegelrothen Blüthen mit sehr langen Nägeln, die schönste Art. Man pflanzt sie in sandige Haideerde oder in eine reichlich mit feinem Sande gemischte Erde aus verweseten Tangeln, Baumrinde und Laub. Durchwinterung im Glashause oder hellem Zimmer bei 4–6° Wärme; Anfangs Juni kommen sie ins Freie u. werden an einem etwas schattigen u. beschützten Orte mit den Töpfen in Kies gesenkt. Die Befeuchtung muß im Winter mäßig, reichlicher im Sommer seyn, doch schadet viele u. anhaltende Nässe. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge unter Glocken in sehr mäßiger Wärme im Mai und Juni; am besten bewurzeln die gereiften jungen Triebe.

Beaugency (Balgentiacum), Stadt im französischen Departement Loiret, an der Loire, über welche eine Brücke von 22 Bögen führt, mit einem Schloß, Fabriken für Wollenzeuche und Leder, Handel mit Wein (dem besten im Depart.), Branntwein, Getreide und 5000 Einw. B. stand im Mittelalter unter eignen Herren, von denen es an das Haus Orleans und 1543 an die französische Krone kam. Der päpstliche Legat, Kardinal Richard, hielt hier 1104 eine Kirchenversammlung (Consilium Balgentiacense), wo über die Vermählung Philipps I. von Frankreich mit seiner Verwandten, Bertrande von Montfort, berathen wurde. Ein zweites zu B. 1151 gehaltenes Koncil erklärte wegen zu naher Verwandtschaft die Ehe des Königs Ludwig VII. mit Eleonore von Guyenne für ungültig. Im J. 1248 wurde die Stadt von den Engländern erobert, bei der Annäherung der Franzosen aber 1249 wieder aufgegeben.

Beauharnais, 1) Fanny, Gräfin von B., französische Dichterin und Schriftstellerin, geboren 1738 zu Paris. Sie heirathete schon 1753 einen Grafen B., den Onkel von den beiden folgenden B., lebte seitdem, umgeben von Literaten und Schöngeistern, meist in Paris, ward 1782 Mitglied der lyoner Akademie, 1793 aber eingekerkert und nur durch ihren Freund Cubières gerettet. Als Tante und Freundin Josephine Bonaparte's, erschien sie seit dem 18. Brumaire in deren Kreisen, zog sich unter der Kaiserin Marie Louise zurück und † 1813, betrauert wegen der Anmuth ihres Geistes und der Güte ihres Herzens von Allen, die sie kennen gelernt hatten. Die „Oeuvres de madame de B." erschienen Paris 1772, 2 Bde., wieder aufgelegt das. 1776 unter dem Titel: „Mélanges de poésies fugitives etc." Später erschienen von ihr: „L'Amour maternel" (Par. 1773), „Lettres de Stéphanie ou l'heroisme des sentiments", historischer Roman (das. 1778, 3 Thle.), „L'Abailard supposé ou le sentiment à l'épreuve" (das. 1780), „L'Aveugle par amour" (das. 1781), „Les amants d'autrefois" (das. 1787, 3 Bde.), „La fausse inconstance ou le triomphe de l'honnêteté", Lustspiel in 5 Akten (das. 1787), „L'île de la félicité ou Anaxis et Théone", philosophisches Gedicht in 3 Gesängen (das. 1801, 1803), „La marmotte philosophe ou la philosophie en domino etc." (das. 1811, 3 Bde.) u. A.

2) François, Marquis von B., geb. 1756 zu la Rochelle, machte sich in der Nationalversammlung als eifriger Royalist bemerkbar und widersetzte sich z. B. dem Antrage seines Bruders (s. unten), dem Könige den Oberbefehl über die Armee zu nehmen, ebenso wie den dazu vorgeschlagenen Amendements, so daß er den Zunamen Féal Beauharnais sans amendements erhielt. Am Schluß der Sitzung machte er durch einen Bericht an seine Kommittenten Aufsehen. Im J. 1792 entwarf er mit d'Hervilly, de Briges und de Vioménil einen Plan zu einer zweiten Flucht der königlichen Familie und ging, als derselbe an der Verhaftung seines Begleiters, des Barons Chambon, scheiterte, zur Armee des Prinzen Condé, in welcher er als Generalmajor angestellt wurde. Von hier schrieb er an den Konvent, um diesem das Ungesetzliche des Prozeßverfahrens gegen den König darzulegen und sich zum Vertheidiger des Letztern anzubieten; ein zweites Schreiben ließ er nach dem 18. Brumaire durch seine Nichte Josephine, die inzwischen Bonaparte's Gemahlin geworden war, demselben als erstem Konsul einhändigen, in welchem er ihm rieth, den letzten Schritt zu seinem Ruhme zu thun u. den Bourbonen das Scepter Frankreichs zurückzugeben. Obschon Bonaparte durch dieses Ansinnen verletzt schien, so durfte doch B., in Folge der Vermählung seiner Tochter mit Lavalette, dem Adjutanten des Kaisers, 1804 nach Frankreich zurückkehren. Von jetzt an verschmähete er es nicht, in die Dienste des Mannes zu treten, den er bisher für einen Usurpator gehalten. Er übernahm 1805 den Gesandtschaftsposten an dem Hofe von Etrurien und 1807 den zu Madrid. Hier ließ er sich jedoch, ganz gegen die Politik Napoleons, in Verbindung mit dem Prinzen von Asturien, nachmaligen König Ferdinand VII., gegen den Friedensfürsten ein, weshalb ihn der Kaiser zurückrief und auf sein Familiengut bei Blois verbannte. Erst mit den Bourbonen kam er wieder nach Paris, wurde 1814 zum Pair erhoben, nahm aber an der Politik wenig Antheil und † den 4. März 1846 zu Paris. Aus seiner ersten Ehe mit seiner Nichte Marie Françoise von B. stammt Emilie Louise

von B., welche sich 1802 mit Anton Maria Chamant, Grafen von Lavalette (s. d.), vermählte, den sie den 24. December 1815 vom Tode errettete. Aus einer zweiten Ehe des Marquis von B. ging Hortensie Louise Françoise, geb. 1812, hervor, welche sich mit Heinrich Siegfried Richard, Grafen von Querelles, und nach dessen den 24. Juni 1846 erfolgtem Tode 1848 mit François Armand Rupert Laity, ehemaligem Zögling der polytechnischen Schule und Adjutanten des Präsidenten Ludwig Bonaparte, vermählte.

3) Alexandre, Vicomte de B., Bruder des Vorigen, französischer General, erster Gemahl der nachmaligen Kaiserin Josephine Tascher de la Pagerie und Vater des Vicekönigs Eugen von Italien, nachmaligen Herzogs von Leuchtenberg, sowie der Exkönigin Hortense von Holland. Er wurde 1760 auf der Insel Martinique geboren und zu Paris erzogen, kämpfte im nordamerikanischen Freiheitskriege unter General Rochambeau mit Auszeichnung und wurde deshalb nach seiner Rückkehr am Hofe sehr gut empfangen. Gleichwohl trat er beim Ausbruche der Revolution entschieden für die Rechte des Volkes auf und stimmte als Abgeordneter des Adels von Blois in der Versammlung der Notabeln mit dem 3. Stande. In der Nacht vom 4. Aug. 1789 erklärte er sich für die Gleichheit Aller vor Gericht, für die Zulassung aller Bürger zu Staatsämtern und für die Abschaffung der Privilegien. In demselben Sinne wirkte er als Sekretär der Nationalversammlung; als Mitglied des Militärausschusses aber sprach er mit Eifer für die Aufrechterhaltung der Disciplin und des ehrenhaften Geistes im Heere. Nach dem blutig unterdrückten Aufstand zu Nancy lobte und vertheidigte er den General Bouillé und verlor dadurch die Volksgunst. Als am 21. Juni 1791 die Kunde von Ludwigs XVI. Flucht die Nationalversammlung mit staunendem Unwillen erfüllte, war es B., welcher durch seine Ruhe und Besonnenheit auch die Versammlung von übereilten Maßregeln zurückhielt. Zu Anfang des August dess. J. trat er aus der Nationalversammlung, deren Präsident er zweimal gewesen, ging als Generaladjutant zur Nordarmee, schlug sich unter Custine bei Soissons u. erhielt nach der Katastrophe vom 10. Aug. von den Kommissarien der gesetzgebenden Versammlung das Zeugniß, daß er die Ehre des Vaterlandes gerettet habe. Im J. 1793 weigerte er sich jedoch, das Portefeuille des Kriegsministeriums anzunehmen und reichte sogar als Obergeneral der Rheinarmee, zu welchem er damals ernannt worden, seine Abdankung ein, weil ein Konventsbeschluß alle Adeligen ihrer Stellen für verlustig erklärt hatte. Unter der Schreckensherrschaft in das Innere des Landes verwiesen, begab er sich auf sein Landgut zu Ferté-Imbault, ohne sich indeß aller Einmischung in die damaligen politischen Händel zu enthalten. Von seinen Feinden wurde das Gerücht verbreitet, er habe insofern zum Verlust von Mainz beigetragen, als er an der Spitze seiner Armee mehre Wochen unthätig geblieben sey, und auf diese Denunciation hin wurde er verhaftet, nach Paris gebracht und von dem Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt. Er bestieg den 23. Juni 1794 mit männlicher Fassung das Schaffot, nachdem er noch kurz vorher seiner Gemahlin die Sorge für seine beiden Kinder und für Herstellung seiner Ehre anempfohlen hatte.

4) Josephine, Vicomtesse de B., s. Josephine, Kaiserin von Frankreich.

5) Claude, Graf von B., Sohn von B. 1) und Neffe von B. 2) und 3), geboren den 29. September 1756, heirathete als Offizier in der Garde Ludwigs XVI. die Tochter des Grafen von Marnézia, trat dann als Deputirter in die Versammlung der Generalstaaten, wurde 1804 Titularsenator und 1810 Ehrenritter der Kaiserin Marie Louise. Nach der Restauration trat er in die Pairskammer und blieb in dieser Würde auch nach der zweiten Einsetzung der Bourbonen, da er während der hundert Tage kein Amt angenommen hatte. Er † zu Paris den 10. Jan. 1819. Seine ältere Tochter, Stephanie, geb. den 28. Aug. 1789, ein Sprößling aus seiner ersten Ehe mit der Gräfin Marnézia, vermählte sich den 8. April 1806 mit Karl Ludwig Friedrich, Großherzog von Baden, und lebt seit dessen Tode (8. Dec. 1818) zu Mannheim. Die jüngere Tochter, Josephine Desirée, aus Claude's von B. zweiter Ehe mit N. Fortin, der Tochter eines Kavaleriekapitäns, ist seit dem 7. Nov. 1832 mit Adrian Hippolyte, Marquis von Quinquéran von Beanjou, vermählt.

6) Eugen B., s. Eugen, Vicekönig von Italien und Herzog von Leuchtenberg.

7) Hortense B., s. Hortensia, Königin von Holland und Herzogin von St. Leu.

8) Stephanie B., s. Stephanie, Großherzogin von Baden.

Beaujeu, Stadt im französischen Departement Rhone, an der Ardière, mit 2000 Einwohnern, welche Böttcherwaaren, Baumwollenzeuche, Leinwand, Leder fabriciren und Weinbau (Beaujolaiswein, wird stark nach Paris und Lyon versandt) treiben.

Beaujeu, alte und mächtige franz. Adelsfamilie, als deren Ahnherr Beraud von B. um 950 genannt wird. Unter seinen Nachkommen sind merkwürdig: Humbert, Sire de B., Baron von Beaujolais, tüchtiger Krieger und Staatsmann, focht unter Philipp August und Ludwig VIII. gegen die Albigenser, ward unter Ludwig IX. 1248 Connetable von Frankreich und begleitete den König nach Aegypten, wo er 1250 †. Sein ältester Sohn und Erbe, Guichard de B., war ebenfalls Connetable, Verbündeter des Grafen Karl von Provence gegen dessen rebellische Unterthanen, Gesandter Ludwigs IX. in England, † daselbst 1265 ohne Leibeserben. Seine Herrschaften, Beaujolais und Dombes, fielen an seine Schwester Isabelle, seit 1247 Gemahlin des Grafen Rainald I. von Forez. Der 2. Sohn derselben, Louis, nahm den Namen B. an und pflanzte das Geschlecht fort. Dessen Sohn, Guichard de B., Baron von Beaujolais und Dombes, der Große genannt, zeichnete sich als Krieger unter Philipp dem Schönen, Ludwig X., Philipp dem Langen, Karl dem Schönen und Philipp von Valois aus. Als Verbündeter des Grafen Edmund

von Savoyen gegen den Dauphin von Viennois wurde er 1325 in der Schlacht von St.-Jean-le-Vieux gefangen und erst nach 2 Jahren wieder freigegeben. Seine Nichterfüllung der versprochenen Bedingungen veranlaßte lange Streitigkeiten zwischen den Dauphins und den Grafen von Savoyen. B. † 1331. Sein Sohn, Eduard, Sire de B., Baron von Beaujolais und Dombes, geboren 1316, ward 1346 Marschall von Frankreich, focht in demselben Jahre mit Auszeichnung bei Crecy und blieb 1351 in der Schlacht bei Ardres. Ein Enkel von ihm, Namens Eduard, hatte keine Kinder und trat 1400, um sich aus dem Gefängnisse zu Paris zu befreien, Beaujolais nebst Dombes an den Herzog Ludwig II. von Bourbon ab. Ein Nachkomme des letztern, Pierre II. de Bourbon, Sire de B., Connetable von Frankreich, Gemahl der ältesten Tochter Ludwigs XI., Anna (s. d.), u. deshalb Regent für den jungen Karl VIII., † 1503 ohne männliche Nachkommen. Seine Tochter und Erbin, Susanne de Bourbon, Baronin von B. 2c., war Gemahlin des Connetable Karl von Bourbon, der nach ihrem Tode (1521) wegen der Erbschaft von Beaujolais, Dombes u. Forez große Zwistigkeiten mit Louise von Savoyen, Königs Franz I. Mutter, hatte. Erst 1560 wurde der Besitz von Beaujolais und Dombes dem jüngern Hause Bourbon bestätigt. Mit Marie, der einzigen Tochter Heinrichs von Bourbon, kamen beide Baronien an Heinrichs IV. Sohn, den Herzog Gaston Jean Baptiste von Orleans. Die einzige Tochter derselben, Marie Louise von Orleans, souveräne Fürstin von Dombes, Baronin von B. 2c., blieb unverheirathet und † 1693, worauf Ludwig XIV. ihre Besitzungen dem Herzoge Louis Auguste von Maine verlieh.

Beaujolais, sonst französische Baronie im Gouvernement Lyonnois, zwischen der Loire und Saone, reich an Getreide, Wein und Hanf, mit den Städten Beaujeu, Villefranche und Belleville, im jetzigen Departement Rhône. Von dem hiesigen Weine gehen jährlich 40—50,000 Pipen meist nach Paris und Lyon.

Beaulie, Fluß in der schottischen Grafschaft Roß, mit Meerbusen (Firth of B.), mündet in die Nordsee.

Beaulieu, 1) Augustin de B., berühmter französischer Seemann, geboren 1589 zu Rouen, ward 1612 mit dem Chevalier de Briqueville Führer einer Expedition zur Stiftung einer französischen Kolonie auf der afrikanischen Negerküste, 1616 Kommandeur eines der von der ostindischen Kompagnie nach Ostindien gesandten Schiffe, 1619 General oder Admiral dreier eben dahin gesandten Schiffe dieser Kompagnie, war später auf der Insel Ré und bei der Eroberung der Inseln St. Marguerite und St. Honorat an der provençalischen Küste thätig. † 1637 zu Toulon. Von ihm ist eine bemerkenswerthe Beschreibung seiner ostindischen Reisen, in Thevenots „Grande collection des voyages“.

2) Jean Pierre, Baron de B., ausgezeichneter österreichischer General, geboren 1725 zu Lathuy, einem Dorfe in Brabant, trat 1743 als Fähndrich in das Regiment Herzog von Lothringen und wurde 1747 Hauptmann. Generaladjutant des Feldmarschalls Daun während des siebenjährigen Krieges, erwarb er sich durch seine Dienste in den Schlachten bei Kollin, Breslau, Leuthen, Hochkirch 2c. den Rang eines Oberstlieutenants im Generalstabe, das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens, sowie den Freiherrntitel. Der hubertsburger Friede und die darauf folgende lange Waffenruhe gaben seiner Thätigkeit eine andere Richtung. B. machte Kunststudien u. erhielt den Auftrag, die kaiserl. Lustschlösser zu verschönern. Im J. 1768 ward er zum Obersten ernannt und beim Militärgouvernement der Niederlande angestellt. Die brabantische Revolution rief ihn 1789 von diesem ruhigen Posten ab. Zum Generalmajor ernannt, übernahm er den Befehl über ein österreichisches Corps und trug mit demselben das Meiste zu der schnellen Unterdrückung des Aufstandes bei. Sein einziger Sohn, Hauptmann unter ihm, fiel den 23. Mai 1789 bei einem Angriffe auf eine feindliche Batterie im Walde von Waillet. B., während des Treffens davon benachrichtigt, entgegnete mit dem Stoicismus eines alten Römers: „Freunde, es ist jetzt nicht Zeit zu weinen, sondern zu siegen.“ Der Kaiser belohnte seinen Eifer 1790 mit dem Kommandeurkreuze des Maria-Theresienordens und durch die Ernennung zum Generallieutenant. Im folgenden Jahre gab ihm Leopold das ungarische Regiment des verstorbenen Generals Drosz. Der bald darauf ausbrechende französische Revolutionskrieg vermehrte B.s Feldherrnruhm. Er befand sich den 23. April 1792 zu Mons, als ein französischer Trompeter die Kriegserklärung überbrachte. Sogleich eilte er zu seiner an der Grenze stehenden Division von 1800 Mann Infanterie, 1500 Reitern und 10 Geschützen, wurde den 29. vom General Biron bei Jemappes mit 12,000 Mann angegriffen, rückte aber am folgenden Tage, nach erhaltener Verstärkung, selbst gegen den sorglosen Feind, schlug ihn bei Quivrain und ließ die Flüchtigen durch seine Husaren bis an die Thore von Valenciennes verfolgen, wobei 5 Kanonen erobert wurden. Fortan vertheidigte B. unter dem Herzoge Albert von Teschen mit Erfolg die niederländische Grenze gegen die Einfälle der Franzosen. Allein nach der Schlacht von Jemappes (5. Nov. 1792), wo er den linken Flügel befehligte und den Rückzug deckte, mußten die Niederlande der feindlichen Uebermacht preis gegeben werden. Die Oesterreicher nahmen hinter der Erft, zwischen Euskirchen und Gräfenbroich, Stellung; B. erhielt den Auftrag, mit 12,700 Mann bei Huy die Maas zu decken, wurde aber vom General Valence auf das Corps des Fürsten Hohenlohe bei Arlow zurückgedrängt. In dem glücklichern Feldzuge von 1793 mußte er die linke Flanke der niederländischen Armee decken und die Verbindung mit der bei Trier stehenden Division des Fürsten Hohenlohe unterhalten. Seine Aufgabe wurde durch die excentrischen Operationen der französischen Nordarmee erleichtert. Nach dem Rückzuge dieser Armee marschirte B. nach Namur, stieß aber im August zur Armee des Prinzen

von Koburg und stellte sich an der Grenze von Hennegau auf. Er widerstand hier mannhaft den Angriffen Hedouville's vor Courtray, trieb ihn selbst bis Menin zurück, eroberte diese Stadt von Neuem und jagte den Feind bis hinter die Marque. Während der fruchtlosen Belagerung von Maubeuge marschirte er nach Dinant, um die Verbindung mit Luxemburg wieder herzustellen. Dieselbe Aufgabe ward ihm im Feldzuge von 1794 zu Theil. Als die Franzosen im April mit 20,000 Mann der Moselarmee gegen ihn rückten, überließ er denselben Arlon, kehrte jedoch nach 14 Tagen zurück und verjagte die Gegner, ihnen 6 Geschütze abnehmend. Im Mai machte er einen Streifzug nach Bouillon. Später durch Jourdan von Arlon bis Namur zurückgedrängt, nahm er rühmlichen Antheil an den beiden Schlachten von Fleurus. Der allgemeine Rückzug der Verbündeten führte ihn nach Tirlemont und über den Rhein. Der Kaiser belohnte seine geleisteten Dienste mit dem Großkreuz des Maria-Theresienordens. Im Feldzuge von 1795 war B. Generalquartiermeister der Rheinarmee unter Clerfait, wurde den 4. März 1796 Feldzeugmeister und den 17. Oberbefehlshaber des Heeres in Italien. Aber die Vertheidigung dieses Landes gegen einen jugendlichen thatendurstigen Feldherrn überstieg die Kräfte des 70-jährigen Greises. In der Schlacht bei Montenotte, wo Bonaparte seine glänzende Laufbahn begann, beging B. den großen Fehler, seine Linie zu sehr auszudehnen, um Genua, an das der Feind nicht dachte, zu decken. Durch die ungestümen Bewegungen der Franzosen von den Piemontesen getrennt, war er nur noch auf die Deckung Mailands und vornehmlich auf die Vertheidigung Mantua's bedacht. Um dafür Zeit zu gewinnen, suchte er am Po und an der Adda festen Fuß zu fassen. Nach dem mörderischen Treffen bei Lodi warf er die Hälfte seines Heeres nach Mantua und zog sich über den Mincio zurück. Den 21. Juni legte er, wegen seiner sehr geschwächten Gesundheit, den Feldherrnstab in die Hände Wurmsers, der bald die Ungunst des Schicksals noch härter erfahren sollte. B. lebte seitdem in philosophischer Zurückgezogenheit auf seinem Gute bei Linz und † hier 1820.

3) Claude François B., trefflicher französischer Historiker und Publicist, geboren 1754 zu Riom, war seit 1789 zu Paris Redakteur der eine gemäßigte Monarchie predigenden „Nouvelles de Versailles" (später „Assemblée nationale"), 1791 eines der ersten Mitglieder des Klubs der Feuillants, dann Mitredakteur des antianarchistischen „Postillon de la guerre", wurde nach dem Siege des Jakobinismus (31. Mai 1793) bis zum Sturze Robespierre's eingekerkert, den 4. Sept. 1797 als Mitredakteur des „Miroir" und der „Gazette universelle" zur Deportation verurtheilt, später Sekretär des Präfekten der Oise und Redakteur des Journals dieses Departements bis zu Ende des Jahres 1815, und † 1827 zu Marly. Er schrieb „Essais historiques sur les causes et les effets de la révolution française", ausgezeichnet durch gründliche Sachkenntniß und unbestochenes Urtheil (Paris 1801—1803, 6 Bde), „Le temps présent" (das. 1815), „La révolution française, considérée dans ses effets sur la civilisation des peuples" (das. 1820), viele bedeutende Artikel der „Biographie universelle" u. A.

Beaulieu-Marconnay, Wilhelm Ernst, Baron von, geboren zu Celle 1786, großherzoglich oldenburgischer Oberschenk und geheimer Staatsrath. Er stammt aus einer altadeligen Familie in Poitou ab, welche durch die Aufhebung des Edikts von Nantes aus ihrem Vaterlande vertrieben wurde. Eine jetzt erloschene Linie derselben ließ sich damals im Brandenburgischen nieder, wo mehre Sprößlinge derselben ansehnliche Stellen im Civil- und Militärdienst bekleideten; eine andere Linie wurde im Hannöverischen ansässig und von dieser stammt der oldenburgische Staatsrath ab. B. erhielt seine erste Bildung in der salzmannschen Anstalt zu Schnepfenthal, besuchte dann das Gymnasium zu Hannover und die Universität Heidelberg, wo ihn neben seinen juristischen Fachstudien besonders die friessche Philosophie anzog. Seine staatsamtliche Karriere begann er 1807 als Auditor am Hofgericht zu Hannover. Bei der Einverleibung Hannovers in das Königreich Westphalen trat er als Kammerjunker in oldenburgische Dienste, wurde 1811 Kommissarius und 1816 Regierungsrath. Nachdem er in diplomatischen Sendungen öfters in St. Petersburg gewesen, ging er 1819 mit dem Grafen von Bentinck nach Berlin, um dort als herzoglicher Kommissär den Verhandlungen über die kniphausischen Angelegenheiten beizuwohnen, die er 1825 zum Abschluß brachte. Im J. 1826 wurde er Oberschenk, 1830 geheimer Kabinetsrath mit Sitz und Stimme im Ministerium und 1837 geheimer Staatsrath. Bei der Vermählung der Prinzessin Amalie von Oldenburg mit dem König Otto von Griechenland wurde ihm die Errichtung der Ehepakten übertragen. Sein Bruder, Karl von Beaulieu, lebte als General und Oberforstmeister in Hildesheim und machte sich während der Freiheitskriege im J. 1813 durch Errichtung mehrer Freicorps verdient.

Beaumanoir, angesehene französische Adelsfamilie aus der Bretagne, mit den Linien B., B.-Lavardin und B.-Bresse; merkwürdig daraus sind: Philippe, Chevalier de B., geboren um die Mitte des 13. Jahrhunderts, Rath und Landrichter des Grafen Robert von Clermont, 1289 Gesandter des französischen Königs in Rom zur Wahrung der Kronrechte, † 1296. Er ist Verfasser des trefflichen, für die Kenntniß des altfranzösischen Rechts hochwichtigen Werkes: „Coustumes de Beauvoisis", herausgegeben mit Noten und einem Glossarium von Thaumac de la Thaumassière (Bourges u. Paris 1690). Jean, Chevalier de B., war würdiger Waffengenosse Bertrands du Guesclin, besonders berühmt durch seine Vertheidigung der Stadt Josselin und durch den dabei Statt gefundenen Kampf der Dreißig, einen Zweikampf zwischen 30 Engländern und 29 Franzosen nebst B., ihrem Führer (1351). Jean de B., erster Baron von Lavardin, war Stifter dieser Linie im 12. Jahrhundert. Jean de B., Marquis von Lavardin, Graf von Negrepelisse &c., geboren 1541, wurde mit Heinrich IV. erzogen. Sein Vater kam in der pariser Bluthochzeit um;

er selbst focht 1569 mit den Hugenotten vor Poitiers, eroberte 1580 als Oberster eines hugenottischen Infanterieregiments Villefranche in Perigord, Cahors und andere Orte, trat bald darauf zu den Katholischen über, kommandirte 1586 in Abwesenheit des Herzogs von Joyeuse die königl. Armee, nahm 1587 an der Schlacht von Coutras Theil, ward bald darauf Gouverneur von Maine, 1595 Marschall von Frankreich, 1612 außerordentlicher Gesandter in England und † 1614 zu Paris. **Henri Charles de B., Marquis von Lavardin**, focht 1664 bei St. Gotthard in Ungarn gegen die Türken, ging nach seiner Rückkehr und zum zweiten Mal 1687 als französischer Gesandter nach Rom, behauptete daselbst, trotz des Bannes, das angefochtene Recht der Quartierfreiheit, ward später Generallieutenant von Bretagne und † 1701.

Beaumarchais, Stadt im französ. Depart. Gers, Bezirk Mirande, mit 2300 Einwohnern.

Beaumarchais, **Pierre Augustin Caron de**, französischer Dichter, geboren den 24. Januar 1732 (nach Anderen 1729) zu Paris, war der Sohn eines Uhrmachers und trieb anfangs die Kunst seines Vaters mit Geschick und Erfolg. Bald widmete er sich auch mit Eifer der Musik und brachte es besonders auf der Harfe zur Meisterschaft. Dies verschaffte ihm Zutritt bei Hofe, wo er die königlichen Prinzessinnen die Harfe spielen lehrte. Eine schöne Gestalt, eine geistreiche Physiognomie, die Gabe gewandter, anziehender Unterhaltung verschafften ihm die volle Gunst seiner Schülerinnen, und es dauerte nicht lange, so wußte sich der Sohn des Uhrmachers in den Hofcirkeln in der Art des vollendeten Hof- und Weltmannes zu bewegen und mit Kühnheit und schlagendem Witze den Angriffen einer eifersüchtigen Hofaristokratie zu begegnen. Eine reiche Heirath verschaffte ihm Geld und Freunde; durch den Hof kam er mit Ministern und Generalpächtern in Berührung. Paris Duverney, ein reicher Financier, weihte ihn in die Geheimnisse vortheilhafter Handelsspekulationen ein und fand an ihm nicht nur einen sehr gelehrigen Schüler, dem er bald die Besorgung seiner ausgedehnten Handelsgeschäfte anvertrauen konnte, sondern auch einen dankbaren Freund; denn als es sich darum handelte, Ludwig XV. zu einem Besuche in der Militärschule zu veranlassen, um welche Gunst sich der Stifter jener Anstalt, Duverney, schon Jahre lang vergeblich abgemüht hatte, war es der thätige und gewandte B., welcher seinem Gönner zur Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches verhalf. Er wußte nämlich die ihm gewogenen Prinzessinnen zu bewegen, daß sie ihrem Vater durch ihren Besuch der Anstalt ein Beispiel gaben, welchem der in Apathie und Wollüste versunkene Monarch wirklich nachfolgen zu müssen glaubte. B. sah sich hierauf von seinem entzückten Meister durch bedeutende Vorschüsse in den Stand gesetzt, für eigne Rechnung sich bei dessen gewinnreichen Spekulationen zu betheiligen, und gelangte auf diese Weise in den Besitz eines bedeutenden Vermögens. Aber nicht Reichthum allein genügte dem geistbegabten Manne. Talent und Ehrgeiz veranlaßten ihn, mitten unter kaufmännischen Spekulationen sich mit dramatischen Arbeiten zu beschäftigen, und so erschien 1767 sein erstes Schauspiel „Eugénie“, dem 1770 sein zweites folgte: „Les deux amis ou le Négociant de Lyon“. Aber in die seinem Geiste eigentlich angemessene schriftstellerische Sphäre wurde B. erst durch äußere Umstände und Verhältnisse hineingetrieben, und gerade seine Feinde waren es, die seiner Thätigkeit diese Richtung gaben und so seinen Ruhm begründen halfen. B.' Glück, sein Ansehen bei Hofe, seine Witzworte, seine Reichthümer hatten ihm Neider und Feinde in Menge zugezogen. Schon längst hatten diese hinter dem Rücken des glücklichen Emporkömmlings an seinem Sturze gearbeitet. Ein Prozeß, in welchen er verwickelt wurde, schien ihre Ränke zu begünstigen und den gewünschten Erfolg zu versprechen. B. schuldete dem Erben Duverney's, dem Grafen von Blacas, einen Rest von 15,000 Francs. Dieser aber, ein engherziger Aristokrat, welcher B. haßte und den emporgekommenen Plebejer zu vernichten strebte, forderte statt dieser Summe von B. 150,000 Francs. Die Folge davon war ein Prozeß, welcher vor dem übelberüchtigten Parlament Maupeau geführt wurde. B. wollte seinen Referenten Goëzmann besuchen, wurde aber von diesem, vorgeblich wegen Mangel an Zeit, abgewiesen. 100 Louis und eine Uhr mit Brillanten, der Madame Goëzmann dargeboten, verschafften ihm indeß den gewünschten Zutritt bei dem Parlamentsrathe. Gleichwohl verlor B. seinen Prozeß und erhielt daher seine 100 Louis und die Uhr zurück. Allein 15 Louis, welche dem Sekretär bestimmt gewesen und von Madame Goëzmann zurückbehalten seyn sollten, waren die Ursache eines neuen, bedeutenderen Prozesses. Goëzmann klagte B. der Verleumdung und versuchten Bestechung an. Während dieses Prozesses brach der lange zurückgehaltene Grimm der Feinde B.' mit voller Macht los. Sie boten Alles auf, ihn gänzlich zu verderben, und scheuten, um dies zu bewirken, selbst die schändlichsten Verleumdungen nicht. Wirklich erfolgte von Seiten des Parlaments auch ein Spruch, welcher ganz ihren Wünschen entsprach; denn B. wurde für bürgerlich ehrlos erklärt und entging kaum der öffentlichen Brandmarkung durch den Henker. Aber eben diese Verdammung vor Gericht war es, welche B. einen Triumph bereitete, wie man in Paris lange keinen gesehen hatte. B. gab nämlich seine „Gerichtlichen Denkwürdigkeiten“ heraus („Mémoires pour le Sieur Beaumarchais par lui même“, 1774, und „Suite des Mémoires“, 1778), welche allgemeines Aufsehen erregten. B. machte sich darin zum Repräsentanten des dritten Standes; er zog die Menschen- und Bürgerrechte herbei und wußte sie geschickt mit seiner Sache in Verbindung zu setzen; er agirte als verfolgter Bürger, der vor den Tribunalen keine Gerechtigkeit findet. Eine Angelegenheit, welche man früher keiner besonderen Theilnahme würdigte, erschien nun Jedermann von höchster Wichtigkeit und Bedeutung. Schon hatte der Umschwung in den Begriffen und Meinungen, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die verjährten Zustände Europa's gewaltsam umzugestalten drohte, begonnen, und daher fand B., der auf der Bank der Angeklag-

ten, wo sonst nur Schmach und Schande zu ernten war, den Namen Bürger in Anspruch nahm, den lebhaftesten Beifall. Und nicht etwa war es bloß der dritte Stand, der für B. seine Stimme erhob, auch die Aristokratie und der Hof sah sich in die allgemeine Bewegung mit hineingerissen und rief B. Beifall zu. Der Prinz von Conti lud den Helden des Tages zur Tafel und äußerte dabei, seine Abkunft sey wohl gut genug, daß er das Beispiel geben dürfe, auf welche Art man einen solchen Bürger ehren müsse. Die Folge dieser allgemeinen Aufregung zu Gunsten B.' war, daß das Parlament jenen ersten Spruch kassirte und den Prozeß durch eine Art von Vergleich beendete. Dies aber war von geringer Bedeutung gegen die allgemeine Stimme, welche B. durch seine Memoiren gewonnen hatte. Sie äußerten eine Wirkung, wie selten eine ephemere Schrift wohl eine geäußert hat. B. zog darin den Schleier von den Tribunalen hinweg und legte die Mysterien der Justiz den Augen des Publikums bloß; er führte die Verhöre und Konfrontationen aus den Mauern der geheimen Kanzlei hervor in die Oeffentlichkeit, und dies in meisterhafter, unübertrefflicher Darstellung, mit unnachahmlicher Kraft, Naivetät und Originalität des Ausdrucks, mit der feinsten, beißendsten Satyre, mit der scharfsinnigsten Dialektik und mit einer Wärme und einem Feuer, welche noch jetzt das Interesse des Lesers zu fesseln vermögen, damals aber das für alle politischen und socialen Fragen ohnehin aufs Lebhafteste interessirte Publikum hinreißen mußten. Auch die zarteren Empfindungen des Herzens gehen nicht leer aus, wie die Episode von seiner Reise nach Spanien beweist, die einem Göthe zum Sujet seines Trauerspiels Clavigo würdig genug schien (Dichtung und Wahrheit, Bd. 3). Auf solche Weise war B. in die Sphäre hineingetrieben worden, in der er sein schriftstellerisches Talent leuchten lassen konnte. Der Schritt von diesen Memoiren, die durch und durch von dramatischer Natur und Wirkung sind, zum eigentlichen Intriguenstück war für ihn ein leichter. Unerhörten Beifall fanden seine Lustspiele, mit denen er jetzt hervortrat: „Le Barbier de Seville ou la prècaution inutile", und dessen Fortsetzung: „La folle journée ou le mariage de Figaro". Das letztere Stück erregte einen solchen Enthusiasmus in Paris, daß es hundertmal nach einander aufgeführt wurde und der Bühne 500,000, dem Verfasser 80,000 Francs eintrug und Damenputz à la Figaro und à la Sousanne im In- und Auslande aufkam. B. geißelt in diesen Stücken seine Gegner aufs Empfindlichste; er weiß aus jedem seiner Gegner eine Originalkarrikatur zu machen und die Reminiscenzen aus seinen gerichtlichen Vernehmungen trefflich zu benutzen. Figaro ist die Hauptperson in diesen Stücken und nach Charakter und Geschichte ganz das Werk des Dichters. Diese Figur gibt B.' Theater eine gewisse Einheit und es bilden daher die Stücke: „Le barbier", „Le mariage" u. das später verfaßte „La mère coupable" (1792) eine Art von komischer Trilogie, von dialogisirtem Roman in 3 Theilen, in welchem Figaro der Hauptheld ist. Dieser Figaro ist nicht der gewöhnliche Bediente des Lustspiels, er repräsentirt den Dichter selbst und ist, wie dieser, geistreich, dreist, stolz, gewandt, ränkevoll, aber dabei gutmüthig; in ihm ist zugleich der dritte Stand personificirt. Mit all seinem Geiste, seinen Talenten, seiner Thätigkeit befindet sich Figaro in einer untergeordneten Stellung; ihm gegenüber vereinigt Almaviva hohe Geburt, Reichthum und alle Glücksgüter, aber er ist ohne Verdienst und Würdigkeit. Dies die bizarre Ungleichheit, welche B. in seinen Figarostücken auf die Bühne bringt; es sind dieselben allegorisirte Satyren auf das Gouvernement und die socialen Verhältnisse dieser Zeit, eine Art lebendiger Manifeste gegen den Geburtsrang, gegen die Ungleichheit, gegen den Widerspruch zwischen äußerer Lebensstellung und innerem Verdienste, an welchem die Gesellschaft krankt. Damals, als B. diese Stücke auf die Bühne brachte, hatte er den Gipfel seines Ruhmes erreicht. Zwar zeigte er noch einmal seine große Gewandtheit und machte einen großen Gewinn, als er trotz der Bedenklichkeiten des Ministers Maurepas den großartigen Plan, die Amerikaner mit Kriegsbedürfnissen zu versorgen, wirklich in Ausführung setzte. Er brachte zu diesem Zwecke eine Gesellschaft zusammen, rüstete Schiffe aus und schaffte Waffen und Munition in Menge nach Amerika. Der Gewinn, den er hierbei machte, soll Millionen betragen haben. Dies war aber auch der letzte Glanzpunkt in B.' Leben; die spätern Ereignisse seines Lebens haben weder seinen Ruhm, noch seinen Reichthum vermehrt. Schon das Projekt, eine Ausgabe von Voltaire's Werken zu veranstalten, glückte nicht und brachte B. um bedeutende Summen. Nicht glücklicher war er, als er 1781 angeklagt wurde, zur Verführung einer gewissen Madame Kornmann behülflich gewesen zu seyn. Damals war vor Gericht sein Gegner Bergasse, ein ernster Redner, dessen deklamatorischer Vortrag in einer Zeit nicht mißfiel, in welcher der sententiöse Rousseau den leichten, moquanten Voltaire in der Gunst des Publikums zu verdrängen anfing, in welcher die Wehen der beginnenden Revolution emphatische Deklamationen den Gemüthern willkommen machten. B. publicirte wieder Memoiren („Mémoires dans la cause du Sieur Kornmann", 1787—1788), aber ohne den frühern Erfolg. Er gewann zwar seinen Prozeß, aber nicht die Gunst des Publikums. Ebenso wenig fand er als dramatischer Dichter den frühern Beifall wieder, weder mit seiner Oper „Tarare" (1787), noch mit seinem Drama „La mère coupable" (1792), in welchem er seinen glücklicheren Gegner unter dem anagrammatisirten Namen Begearss als Karrikatur auf die Bühne brachte. Auch die Revolution hob ihn in der öffentlichen Meinung nicht wieder empor. Zwar wurde er Mitglied der ersten provisorischen Versammlung im Juli 1789, doch schloß man ihn als einen Intriguanten und vormaligen Höfling schon nach wenigen Tagen wieder aus. Endlich kam er 1792 zur Zeit des Konvents auch noch einmal auf die Bank der Angeklagten. Er hatte sich nämlich erboten, der Republik 60,000 Flinten zu verschaffen, woran es fehlte, und hoffte auf diese Weise die demokratische Partei, die ihn schon zum Opfer ausersehen

hatte, zu versöhnen. Zu seinem Unglück blieben aber die Flinten aus, und nun beschuldigte man ihn, er habe sie dem Feinde zustellen lassen. Er wurde zuerst in die Abtei gefangen gesetzt, wußte sich jedoch zu retten und lebte nun eine Zeitlang verborgen auf dem Lande. Zuletzt traf ihn die Strafe der Verbannung und außerdem büßte er seine Dienstwilligkeit mit einem Verluste von 500,000 Francs, die er zum Unterpfande für die Erfüllung seiner Zusage beim Ministerium niedergelegt hatte. Die Schrift: „Mes six Epoques" (1793), die er zu seiner Rechtfertigung veröffentlichte, gewann ihm die Gunst des Publikums nicht wieder; dieses hatte sich jetzt um wichtigere Dinge zu bekümmern, als um B.' Streithändel. Später, als sich die terroristischen Stürme beschwichtigt hatten, kehrte er nach Paris zurück. Trotz aller Verluste und Widerwärtigkeiten war die alte Heiterkeit und Lebenskraft nicht von ihm gewichen. Bei vollkommener Gesundheit machte ein Blutsturz, der ihn in der Nacht überfiel, seinem Leben den 17. Mai 1799 ein plötzliches Ende. Seine sämmtlichen Schriften sind herausgegeben von Gudin in 7 Bänden (1809). Vgl. Vie privée, politique et litteraire de B. etc., Paris 1802.

Beaumesnil, Henriette Adélaide Villard, genannt B., berühmte französische Sängerin und Schauspielerin, geboren 1748, von 1766 bis 1781 Mitglied der pariser Oper und besonders in Schäferspielen ausgezeichnet, † als Gattin eines Advokaten Philippe 1803 zu Paris. Sie ist zugleich eine der wenigen Frauen, welche in der musikalischen Komposition etwas Bemerkenswerthes geleistet haben. Als sie 1778 von dem Theater abgegangen war, legte sie sich ausschließlich auf die Komposition, und die Anerkennung, welche ihre kleineren Instrumentalsachen auch bei Sachverständigen fanden, ermuthigte sie, auch an ein größeres Werk zu gehen, und so erschien 1784 die Oper: „Tibulle et Délie, ou les Saturnales", welche, im gluckschen Styl gehalten, vom pariser Publikum mit stürmischem Beifall aufgenommen wurde. Gleich darauf komponirte sie die Operette: „Les Législatrices" und in besonderem Auftrage auch ein Oratorium, welches 1785 im Concert spirituel aufgeführt wurde. Beide Werke erhielten die Anerkennung des Publikums.

Beau monde (franz.), schöne Welt, gute Gesellschaft.

Beaumont, 1) Marc Antoine, Comte de B.-Labonninière, französischer General und Staatsmann, geboren 1763 zu Beaumont in Touraine, aus einer alten Familie dieser Provinz. Zuerst Page Ludwigs XVI., dann Kavalleriekapitän, ward er bald nach dem Ausbruche der Revolution Oberst des 5. Dragonerregiments, 1793 aber als Gegner des Terrorismus in Lyon zum Tode verurtheilt und nur durch seine Gewalt drohenden Dragoner der Guillotine entrissen. B. focht hierauf mit großer Auszeichnung in Italien unter Massena, Scherer und Bonaparte, unter Letzterem namentlich bei Lodi, Mantua und Marengo. Zu Ende des Feldzuges war er Divisionsgeneral und Generalinspektor der Kavallerie. Später wirkte er zu den Siegen bei Austerlitz, Jena und Wagram mit und wurde zum Senator und Stallmeister der Kaiserin-Mutter ernannt. Ludwig XVIII. ertheilte ihm 1814 die Pairswürde und das Ludwigskreuz; dennoch kämpfte B. in den Reihen Napoleons 1815 bei Waterloo. Vom Könige begnadigt, machte er sich noch mehrmals in der Pairskammer durch die Verständigkeit seiner Ansichten bemerkbar. Er † 1830. Davoust war sein Schwager und Busenfreund.

2) Jean Baptiste Armand Louis Léonce Elie de B., berühmter Forscher auf dem geologischen Gebiete, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Ingenieur en chef der Bergwerke, Professor der Geologie an der Bergwerksschule und am Collège de France. Er ward geboren den 25. September 1798 zu Canon im Departement Calvados, machte seine ersten Studien im Collège Henri IV. und gewann 1817 bei der allgemeinen Preisvertheilung der pariser Kollegien in Mathematik und Physik den ersten Preis. Nachdem er mehre geognostische Reisen gemacht hatte, wurde er 1824 Ingenieur der Bergwerke und leistete seitdem in seiner Wissenschaft sowohl als Lehrer, wie als Schriftsteller höchst Bedeutsames. Wir erwähnen von ihm folgende Schriften: „Notices sur les mines de Fer et les forges de Framont" (in den „Annales des mines", Bd. VII, 1822); „Coup d'oeil sur les mines" (Paris 1824; zuerst als Artikel „Mines" in dem „Dictionnaire des sciences naturelles") und die im Vereine mit Dufrénoy, Coste und Perdonnet herausgegebene „Voyage métallurgique en Angleterre" (2. Aufl., Paris 1837—39, 2 Bde.), in welchem Werke die Herausgeber die auf einer 1823 im Auftrage der Bergwerksadministration unternommenen Reise durch England und Schottland gesammelten Erfahrungen niederlegten. Im Jahre 1825 wurde B. zugleich mit Dufrénoy unter der Leitung Brochants de Villiers mit der Bearbeitung der großen geologischen Karte von Frankreich beauftragt und widmete sich seitdem fast ausschließlich den geologischen Studien. Die zahlreichen Aufsätze, die er lieferte, beurkunden seinen Fleiß und seinen Scharfsinn auf diesem Gebiete. Wichtig für die geologische Beurtheilung der alpinischen Formationen war seine „Notice sur un gisement de végétaux fossiles et de bélemnites, situé à Petit-Coeur près Moutier" (in den „Annales des sciences naturelles", Bd. XIV, 1828) und seine „Faits pour servir à l'histoire des montagnes de l'Oisans" (1829; später in den „Mémoires pour servir à une description géologique de la France", Bd. II). In seinen „Recherches sur quelques-unes des révolutions de la surface du globe" (in den „Annales des sciences naturelles", Bd. XVIII und XIX) brachte er die im Allgemeinen schon früher von Saussure, Fichtel, von Buch und andern Geologen aufgestellte Theorie der Gebirgserhebung mit der Entwickelungsgeschichte der sedimentären Formationen auf geniale Weise in Verbindung und suchte zugleich den Synchronismus der parallel laufenden Gebirgsketten darzuthun. Die darin geltend gemachte Ansicht von der Gleichzeitigkeit der Gebirgserhebungen mit den Epochen der sedimentären Formationen und von dem Parallelismus der gleichzeitig emporgehobenen Ge-

birgskeiten suchte B. seitdem immer mehr zu vervollkommnen und verschaffte sich eben sowohl durch die Genialität seiner Theorie, als durch die gelehrte Ausführung derselben einen berühmten Namen. Hierher gehört auch sein „Mémoire sur les groupes du Cantal et du Mont d'or" (in den „Mémoires pour servir à une description géolog. de la France", Bd. II), worin er neben geognostischen Belegen für seine Theorie eine sehr interessante mathematische Entwickelung der Form- und Dimensionsverhältnisse gibt, welche sich zwischen den Spaltungsthälern und Zwischenjöchern der Erhebungskrater herausstellen. Noch sind zu erwähnen: „Observations géologiques sur les differentes formations dans le système des Vosges" (Paris 1829) und „Recherches sur la structure et sur l'origine du mont Etna", worin die Theorie von den Erhebungskratern mit neuen aus scharfsinnigen Beobachtungen und Kombinationen hergenommenen Gründen gestützt wird.

3) Gustave de B., ausgezeichneter französischer Publicist, geboren den 6. Februar 1802 zu Beaumont-la-Chartre im Departement Sarthe, studirte die Rechte und wurde Substitut des königlichen Prokurators am Obertribunal der Seine, welches Amt er jedoch nach der Julirevolution verlor. Im Jahre 1831 erhielt er von der Regierung den Auftrag, in Gemeinschaft mit Tocqueville das Gefängnißwesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu studiren. Nach seiner Rückkehr wurde er zwar im Staatsdienst angestellt, aber sehr bald wieder beseitigt, weil er sich weigerte, in dem skandalösen Prozesse der Baronin von Feuchères die öffentliche Anklage zu übernehmen. Im Jahre 1840 wurde er im Departement Sarthe zum Kammerdeputirten gewählt und hielt sich als solcher zur Opposition, indem er sich durch Einsicht und Schlagfertigkeit auszeichnete. Nach der Februarrevolution schickten ihn seine Wähler in die konstituirende und dann auch in die gesetzgebende Nationalversammlung, wo er sich als aufrichtiger, aber gemäßigter Republikaner bewies und bei der Debatte über das den Belagerungsstand betreffende Gesetz Berichterstatter war. B. ist ein Enkel Lafayette's und seit 1831 mit seiner Cousine, der Tochter Georges Lafayette's, vermählt. Sein publicistischer Ruf gründet sich vornehmlich auf folgende Schriften: „Note sur le système pénitentiaire" (Paris 1831); „Du système pénitentiaire aux Etats-unis et de son application en France" (2 Bde., das. 1832; 2. Aufl. 1836; deutsch mit Zusätzen von Julius, Berlin 1833); „Marie ou l'esclavage aux Etats-unis" (2 Bde., Paris 1835; 4. Aufl. 1840); „L'Irlande sociale, politique et religieuse" (2 Bde., das. 1839; 4. Aufl. 1840; deutsch von Brinckmeier, 2 Thle., Braunschweig 1840). Die beiden letzten Schriften wurden vom Institut, dessen Mitglied B. ist, mit dem Preis gekrönt.

4) B.-Bassy, Eduard Vicomte de, Vetter des Vorigen, ist der Verfasser einiger Romane, z. B. „Une marquise d'autrefois" (Paris 1838) und einiger gehaltvollen historischen Werke, namentlich der „Histoire des états européens depuis le congrès de Vienne" (Bd. 1—4, das. 1843—47).

Beaumont, Francis, u. Fletcher, John, berühmtes britisches Dichterpaar, das mit Shakespeare um den Preis rang u. zunächst nach ihm genannt wird. Die Geschichte des Zusammenlebens u. Zusammenwirkens beider Männer ist fast zur Mythe geworden. Beaumont war 1585 auf dem Stammgute seiner Familie Grace-Dieu in der Grafschaft Leicester geboren, machte zu Oxford u. darauf zu London rechtswissenschaftliche Studien u. † 1616. Fletcher, Sohn eines Bischofs, war 1576 geboren, hielt sich eine Zeitlang zu Cambridge auf, aber ohne sich wissenschaftlichen Berufsstudien zu widmen, da ihn die Dichtkunst frühzeitig ausschließlich anzog, und † 1625 zu London. Die Verbindung beider Dichter begann um 1605. Die Schauspiele, welche unter beider Namen erschienen, waren in der That ihre gemeinschaftliche Arbeit, doch in der Weise, daß von dem phantasiereichen Fletcher die Erfindung, von Beaumonts ordnendem u. gestaltendem Verstande aber Anlage u. Ausführung dieser Stücke herrührte. Nach Beaumonts Tode soll Fletcher bei seinen dramatischen Erzeugnissen Shirley zu Rathe gezogen haben. Shakespeare diente ihnen als Vorbild; gleich ihm lassen sie pathetische und niedrig komische Scenen mit einander abwechseln. Aber um ihm gleich zu kommen, mangelt ihnen bei sonst ausgezeichneter Begabung die erforderliche Mäßigung und Umsicht; auch irrten sie in ihrem Streben, den ausschweifenden Wünschen des Publikums zu genügen, oft weit von dem poetischen Gebiete ab. Ueberhaupt sind die komischen und possenhaften Stellen in ihren Stücken weit gelungener, als die pathetischen und tragischen. Ihre Zeitgenossen waren geneigt, ihre Arbeiten noch über die Shakespeare's zu stellen, welches Urtheil aber die Nachwelt nicht als richtig anerkannt hat. Die Werke B.s u. F.s wurden mehrfach kommentirt u. herausgegeben, so von Theobald, Sewart und Sympson (10 Bde., London 1758), Weber (14 Bde., Edinburg 1812), Darnley (2 Bde., London 1839), am besten von Dyce (13 Bde., das. 1841—1848). Schröders Lustspiel „Stille Wasser sind tief" (in dessen „Dramatischen Werken", Bd. 2 Berl. 1831) ist eine freie Bearbeitung ihres „Rule a wife and have a wife". Eine vollständige deutsche Uebersetzung dieser Stücke fehlt noch; Mehres gab Kannegießer in „Beaumonts u. Fletchers Dramatische Werke" (2 Bde., Berl. 1808) heraus. „Die Braut" übersetzte Gerstenberger (Kopenh. 1765), das Lustspiel „A king and no king" unter dem Titel „Ethelwolf, oder: Der König kein König" (Dessau 1785) Huber, die Lustspiele „Der spanische Pfarrer" und „Der ältere Bruder" Wolf von Baudissin in dem Werke: „Ben Jonson u. seine Schule" (2 Thle., Leipz. 1836).

Beaumontia (Beaumontie), Pflanzengattung aus der Familie der Apocyneen, charakterisirt durch den fünfblätterigen Kelch, die trichterförmige Korolle mit glockenförmigem, fünflappigem Rande und einer kurzen Röhre, in welcher die Staubgefäße stehen, und die pfeilförmigen, an der Narbe zusammenhängenden Antheren. B. grandiflora *Wall.*, Echides grandiflora *Roxb.*, großblumige Beaumontie, strauchartig, hat entgegengesetzte, kurzstielige, eirunde, ganzrandige Blätter mit kurzhervorgezogener

Spitze, große, schöne, seitenständige, weiße Blüthen, ist in Ostindien einheimisch. Man pflanzt diese schöne Zierpflanze in nahrhafte, vegetabilische, mit etwas Moor- u. Rasenerde vermischte Dammerde oder in sandgemischte Lauberde, unterhält sie im Warmhause bei mäßiger Befeuchtung und vermehrt sie durch Stecklinge.

Beaune, Stadt im französischen Departement Côte d'Or, an der Bouzeoise und am Fuße des Côte d'Or, südlich von Dijon, umgeben von schönen Weinbergen mit den vorzüglichsten Produkten Burgunds (in der Umgegend wächst der Volnay, Beaune, Montrachet, Santenay u. a.). Die Stadt ist gut gebaut, hat ein großartiges Hospital (1443 erbaut), eine schöne Kirche Notre-Dame, öffentliche Bibliothek, Gesellschaft für Ackerbau u. ein Collège. Die Einwohner, 11,000 an der Zahl, betreiben Fabriken für Tuch, Serge, Messer ꝛc., Färbereien, Brauereien, Gerbereien und Handel mit Wein (durch 80 Handelshäuser werden jährlich 30—40,000 Piecen versendet). B. war einst eine bedeutende Festung u. ist noch jetzt mit starken Mauern und großen Thürmen umgeben, hat jedoch seine Wichtigkeit als Festung verloren. Zur Zeit Heinrichs IV. stand hier ein Schloß, das für das stärkste in ganz Burgund galt; als der Marschall Biron sich gegen den König empörte, ließ dieser dasselbe zerstören, so daß jetzt nur noch wenige Ruinen davon übrig sind.

Beaune, Florimond de, verdienstvoller Mathematiker, geboren zu Blois 1601, that in seinen jüngeren Jahren Militärdienste und kaufte sich später eine Rathsstelle bei dem königl. Gericht in seiner Vaterstadt, wo er 1652 †. Er war ein Jugendfreund des Descartes und trug durch seine Forschungen wesentlich zur Vervollkommnung der analytischen Geometrie bei, die von Descartes zuerst in die Mathematik eingeführt worden war. In sofern B. zuerst die Natur der krummen Linien aus den Eigenschaften ihrer Tangenten abzuleiten suchte, während man sich bisher begnügte, die Eigenschaften dieser Tangenten für bereits gegebene Kurven zu bestimmen, ist er als der eigentliche Begründer der Integralrechnung anzusehen. Die nach ihm benannte beaune'sche Aufgabe wird noch jetzt unter diesem Namen in der Integralrechnung aufgeführt und betrifft ebenfalls die Bestimmung der Natur einer krummen Linie aus einer Eigenschaft ihrer Tangente. Auch beschäftigte sich B. viel mit Verbesserung der Fernröhre und soll deren mehre von ausgezeichneter Güte verfertigt haben.

Beaunoir, Alexander Louis, eigentlich Robineau, seiner Zeit hochgefeierter französischer Lustspieldichter, geboren 1746 zu Paris. Abbé u. an der königlichen Bibliothek angestellt, erregte er zuerst 1777 die Aufmerksamkeit der Pariser durch seinen „Amour quêteur", ein sehr ansprechendes, aber ziemlich lascives Stück, das ihn zur Ablegung des Abbétitels und, aus Rücksicht auf seine Familie, zur Annahme des Namens B. nöthigte. Denselben Beifall erntete 2 Monate darauf seine „Vénus pelérine" u. 1780 „Jeanette ou les battus ne paient pas toujours l'amende", ein geistreiches Gegenstück des damals beliebten „Jeannot". B.s Ruf steigerte sich 1781 zu einem europäischen durch seinen „Jérôme Pointu", der allein in Paris 150mal gegeben u. von F. W. L. Meyer (Wien 1783) ins Deutsche übersetzt wurde. Ihm folgten mit ähnlichem Glücke 1782 „La Nouvelle Omphale", 1783 „Thalie à la Foire et les Pointus" und „Eustache Pointu chez lui", 1784 „Fanfan et Colas", 1785 „Rose, suite de Fanfan et Colas" u. 1786 „Les Amis du jour". Das Honorar des Verfassers für diese u. viele andere, später gelieferte Stücke (zusammen an 200) betrug gegen 100,000 Rthlr. Nachdem B. 1784 seine Stelle an der Bibliothek hatte aufgeben müssen, ging er 1787 als Theaterdirektor nach Bordeaux, kehrte aber, da seine Geschäfte schlecht gegangen waren, 1789 nach Paris zurück, um noch in demselben Jahre aus Furcht vor der nahenden Revolution nach Belgien auszuwandern. Als Freund der Oesterreicher nach deren Vertreibung den Verfolgungen der brüsseler Regierung ausgesetzt, rächte er sich später, als Oesterreich obgesiegt hatte, an seinen Gegnern durch die Herausgabe des Journals „Le Vengeur" u. durch die Schrift: „Histoire secrète et anecdotique de l'insurrection belgique ou Van der Noot, drame historique etc., traduit du flamand de Van Schoenschwarz, par M. D. B." (1790) und „Les Masques arrachés ou vies privées de LL. EE. Henri Van der Noot et Van Cuper, de S. E. le cardinal de Malines et leurs adhérents, par J. Lesueur" (1790, 2 Bde.). Im Jahre 1791 bereiste B., wahrscheinlich mit einer geheimen Mission, den Rhein; er nahm davon Veranlassung zur Abfassung einer neuen Schrift: „Voyage sur le Rhin depuis Mayence jusqu' à Dusseldorf (Neuwied 1791, 1. Bd.; holländisch, 2 Bde., Haarlem 1793). Die Kaiserin Katharina II. rief ihn 1796 nach Rußland; B. kam daselbst unmittelbar nach dem Tode der Herrscherin an, ward von Paul I. zum Direktor der Hoftheater ernannt, mußte aber 1798 mit allen übrigen Franzosen das Reich verlassen und erhielt darauf als Vorleser eine Anstellung bei der Königin Louise von Preußen. Aus seiner Feder flossen damals viele Theaterstücke, die alsbald von Iffland in Berlin, Opitz in Leipzig und Schröder in Hamburg u. A. übersetzt wurden. Im Jahre 1801 nach Paris zurückgekehrt, wurde B. literärischer Korrespondent mehrer auswärtigen Personen und später des Königs Jérôme von Westphalen. In dieser Zeit schrieb er: „Les Couronnes", zur Vermählung Napoleons mit Marie Louise (1810); „Paraphrase du Laudate pueri Dominum" u. „Paraphr. de l'Ave Maria", zur Geburtsfeier des Königs von Rom, beide gedruckt in den „Hommages poetiques"; „Thrasybule ou l'Amnistie d'Athènes" (1814) u. v. A. Sein letztes dramatisches Produkt, welches zur Aufführung kam, war „Greuze ou l'accordée de village, comédie-vaudeville". Seit 1814 als Literat im Polizeiministerium, später im Ministerium des Innern angestellt, schrieb B. im Interesse der Regierung mehre politische Brochuren, arbeitete auch in seinen letzten Lebensjahren an der „Bibliothèque dramatique et théâtrale" (Paris 1821 ff.) und † 1823, nachdem er noch kurz zuvor einen historischen Roman: „Attila ou le fléau de Dieu" (2 Bde.) herausgegeben hatte. Seine Gattin, Louise Céline B., geborne Cheval, half ihm als Mitarbeiterin an seinen

Lustspielen, deren mehre ihren Namen tragen, u. † 1821 zu Paris.

Beaupré, australische Inselgruppe in Neu-Kaledonien, an der Ostseite der Hauptinsel.

Beaupuy, Armand Michel Bachelier de, einer der ausgezeichnetsten Offiziere der französischen Republik, geboren 1757 zu Mussidan. Seit 1773 Souslieutenant im Regimente Bassigny, ward er während der Revolution Chef eines Bataillons Freiwilliger des Departements Dordogne und focht mit demselben 1792 bei Worms, Speyer, Mainz und Kostheim. Die muthvolle Erstürmung des letzten Ortes, eine Heldenthat, wie sie nur die glühende Begeisterung der damaligen Republikaner gebären konnte, bewirkte 1793 seine Ernennung zum Brigadegeneral und zum Kommandanten von Kastel. Bald darauf befehligte B. die Avantgarde der gegen die Vendéer gesandten Truppen. Die Beweise seiner Tapferkeit und Umsicht in den Treffen bei Tremblaye (15. Okt. 1793) und Chollet verschafften ihm den Rang eines Divisionsgenerals. Bei Chateau-Gontier durch einen Schuß verwundet, befand er sich noch krank zu Angers, als die Royalisten vor dieser Stadt erschienen. B. ließ sich auf den Wall tragen und erhielt eine neue Wunde, sah sich aber zu Anfang des Jahres 1794 so weit wieder hergestellt, daß er das Kommando einer Division bei der Rheinarmee übernehmen konnte. Seine kriegerische Tüchtigkeit bewährte sich auch hier, besonders im Jahre 1796 auf dem denkwürdigen Rückzuge Moreau's aus Bayern durch den Schwarzwald. In dem Kampfe bei Emmendingen, den 19. Okt. 1796, machte eine Kanonenkugel seinem thatenreichen Leben ein Ende. Moreau ehrte 1802 sein Andenken durch ein Denkmal zu Neubreisach.

Beauvais (lat. Bellovacum), Stadt im franz. Departement Oise, am Zusammenfluß des Avelon u. Therain, inmitten der durch diese Flüsse gebildeten Kanäle, in einem reizenden, von waldigen Hügeln begrenzten Thale gelegen, ist mit Mauern und Wällen umgeben, welche letztern zur Promenade eingerichtet und mit Alleen bepflanzt sind, hat mehre Vorstädte, breite Straßen, aber Häuser, die noch an das Mittelalter erinnern, welchem die meisten ursprünglich angehören. Die Kathedrale ist ein gothischer Prachtbau mit einem sehenswürdigen Chor, und unter den 16 anderen Kirchen zeichnet sich die zu St. Stephan durch gute Glasmalereien und ein römisches Grabmal aus. Das stattliche Rathhaus (1754 erbaut) bildet eine Seite des Hauptplatzes. B. ist der Sitz der Departemental- und Bezirksbehörden, seit dem Konkordat auch wieder eines Bischofs, ferner eines Handelsgerichts, eines Tribunals erster Instanz, einer literarischen u. einer Ackerbaugesellschaft; es hat eine öffentliche Bibliothek von 15,000 Bänden, ein naturhistorisches und ein physikalisches Kabinet, Seminar, Kollegium rc. und 13,100 Einwohner. Es ist daselbst eine königliche Tapeten-(Gobelins-)Manufaktur; ferner gibt es große Fabriken für (Hautelisse-) Teppiche und Wollenzeuche aller Art, Kalmuck, Kasimir, Trikots, wollene Pferdedecken, Hüte, Leder, wollene u. baumwollene Strümpfe, Hanftuch, vortreffliche Leinwand (demi hollandes), Vitriol, Porzellan, Fayence, Steingut, wovon allein 20 Fuhren wöchentlich nach Paris gehen, Kattundruckereien, Baumwollenspinnereien, Bleichen. Der Handel mit diesen Fabrikaten ist lebhaft und geht theils nach Paris, theils nach den Niederlanden und nach Deutschland. In der Nähe sind zwei kalte Mineralquellen. B. ist das Cäsaromagus der Römer, welchen Namen es darum erhielt, weil es von Cäsar erobert worden. Den Namen Bellovacum, woraus B. entstanden ist, erhielt es von den umwohnenden Bellovakern. In den Jahren 845 u. 1114 (wo Kaiser Heinrich V. anathematisirt wurde) und später mehrmals wurden hier Koncilien gehalten. Im Jahre 1100 vereinten sich die Bürger zur Stadtgemeinde, und der Bischof bestätigte diesen Verein. Seit 1225 residirten hier Chatelains (Burgwarte), als deren erster Wilhelm I. genannt wird. Am 21. März 1358 brach in der Umgegend ein Bauernkrieg (Jacquerie) aus. Die Chatelainerie kam in der Mitte des 15. Jahrhunderts durch Heirath an den Kanzler Jean Leclerc, der sie an Estout von Estouteville, Herrn von Beaumont, verkaufte. Obgleich B., das von den nahen Bergen beherrscht wird, als Festung nie von Bedeutung war, hielt es doch 1472 eine hartnäckige Belagerung durch Karl den Kühnen, Herzog von Burgund, glücklich aus. Bei einem Ausfall erbeuteten die Frauen, an deren Spitze die tapfere Jeanne Hachette stand, eine Fahne, weshalb noch jetzt alljährlich am 14. Okt. ein feierlicher Umzug, bei welchem die Frauen den Vortritt haben, gehalten wird. B. ist Geburtsort des gelehrten Dominikaners Vincent de Beauvais (Vincentius Bellovacensis).

Beauvais, 1) Bertrand Poirier de B., General im Vendéerheere, geboren um 1755 zu Chinon. Seit 1777 königlicher Rath, wanderte er 1791 nach Koblenz aus, kehrte jedoch bald wieder mit einer Mission der Brüder Ludwigs XVI. zurück und lebte auf seinen Besitzungen bei Chinon. Um seinen als Royalist verhafteten und später hingerichteten Vater zu rächen, schloß sich B. zu Saumur den eben aufgestandenen Vendéern an. Er eroberte mit de la Bouère seine Vaterstadt, erhielt darauf den Befehl einer Artillerieabtheilung, zeichnete sich bei Chollet Fontenay, Antrain rc. aus, irrte nach der Niederlage bei Mans eine Zeit lang flüchtig umher, betheiligte sich an dem zweiten Aufstande der Vendéer u. war einer der 7 Anführer, welche das Heer leiteten, bis Stofflet den Oberbefehl erhielt. Die Verträge von la Jaunaie und Mabilais mit den Republikanern fanden an ihm einen entschiedenen Gegner. Nach Abschluß derselben begab B. sich nach London, von wo er erst unter Napoleon zurückkehrte. Die Restauration brachte ihm nur das Ludwigskreuz. Er † 1827 auf seinem Landgute Beauvais. Man hat von ihm einen interessanten „Aperçu sur la guerre de la Vendée“ (London 1798).

2) Charles Théodore, Baron de B., französischer Offizier und Schriftsteller, geboren 1772 zu Orleans, nahm 1798 als Generaladjutant am Zuge Bonaparte's nach Aegypten Theil, kam jedoch noch in demselben Jahre um seinen Abschied ein, wurde auf der Rückreise von den Türken gefangen und nach Konstantinopel ge-

bracht, wo er 18 Monate in den 7 Thürmen schmachtete. Erst 1809 gelang es ihm wieder, eine Offizierstelle zu erhalten in dem Heere, das unter Bernadotte gegen die bei Bliessingen gelandeten Engländer gesandt wurde. Nach dieser kurzen Expedition ward B. Chef des Generalstabes von Latour-Maubourg in Spanien, später Maréchal de Camp, in welcher Eigenschaft er zu Ende des Jahres 1813 die von dem Feinde eroberte Stadt Neuß am Rhein wiedernahm. Nach dem Sturze Napoleons erhielt er das Ludwigskreuz, blieb aber ohne Anstellung, bis ihn Napoleon nach der Rückkehr von Elba zum Kommandanten von Bayonne ernannte. Nach Uebergabe dieses Platzes an die Spanier nicht wieder angestellt, † B. zu Paris 1830. Er verfaßte ein „Dictionnaire historique ou Biographie universelle classique“ (6 Bde., Paris 1826—1829); „Victoires et conquêtes des Français“ (28 Bde., das. 1817 ff.); „La Correspondance officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte avec les cours étrangères etc.“ (7 Bde., das. 1819 — 1820). Auch war B. seit 1815 Mitredakteur der Oppositionsjournale „Mercure“, „Tribune“ u. „Constitutionnel“, sowie der „Annales des faits et des sciences militaires“.

Beauvilliers, alte französische Adelsfamilie, Besitzerin der gleichnamigen Herrschaft in der Landschaft Chartrain und, seit dem 16. Jahrhundert, der Grafschaft St. Aignan in Unter-Berry. Merkwürdig daraus sind: Marie de B., geboren 1574, Nonne im Kloster Montmartre, 1590 daselbst von Heinrich IV. zur Geliebten auserkoren und nach Senlis geführt, später durch Gabriele d'Estrées verdrängt, † als Aebtissin von Montmartre 1656. François Honoré de B., erster Herzog von St. Aignan, tapferer Krieger, zugleich Kenner und Freund der Wissenschaften, geboren 1617, focht schon 1634 und 1635 mit Ruhm im Elsaß und am Rhein, wurde in der Schlacht bei Baudrevange gefährlich verwundet, machte 1636 und in den folgenden Jahren die Belagerungen von Dole, Landrecy, Maubeuge und Chimay, 1644 als Maréchal de Camp die Eroberung von Grevelingen und 1645 den Uebergang über die Colme mit. Während der Unruhen der Fronde leistete B. der königlichen Sache große Dienste durch Eroberung der Stadt Bourges und Unterwerfung der ganzen Provinz Berry. Ludwig XIV. ernannte ihn dafür zu seinem Oberkammerherrn, dann zum Gouverneur von Touraine und der Stadt Loches, 1663 zum Herzoge und Pair von Frankreich und 1666 zum Gouverneur von Havre de Grace. B. war auch Mitglied der französischen Akademie und der zu Padua, sowie Protektor der Akademie der Wissenschaften zu Arles. Er † 1687 und hinterließ Gedichte, die sich in den Werken der Madame Deshoulières und Scarrons befinden. Sein Sohn, Paul de B., Herzog von St. Aignan, geboren 1648 zu St. Aignan, war Oberhofmeister des Herzogs von Anjou, nachmaligen Königs Philipp V. von Spanien, und seiner Brüder, 1707 Grand von Spanien, zugleich Pair von Frankreich, Ritter des Heiligengeistordens, erster Kammerherr des französischen Königs, Staatsminister, Generallieutenant und Gouverneur von Havre de Grace, † 1714 mit dem Rufe strenger Unbescholtenheit und Frömmigkeit. Sein Stiefbruder, Paul Hippolyte de B., geboren 1684, seit 1711, durch Abtretung seines Bruders, Herzog von St. Aignan und Pair, war 1715 außerordentlicher Gesandter in Spanien, ward 1718 jedoch auf Betrieb des Kardinals Alberoni weggeschickt, darauf Brigadier der Kavalerie, Mitglied des Regierungsrathes und Gouverneur von Havre de Grace. † als Mitglied der französischen Akademie 1776. Er schrieb „Amusemens littéraires“; „Sur la cession d'André Paléologue à Charles VIII etc.“, im 17. Bde. der Memoiren der Akademie der Inschriften.

Beauzille, St. (Bauzille de Putois), Flecken im französischen Departement Hérault, am Hérault, südöstlich von Ganges, mit 1450 Einwohnern; in der Nähe der Fels von Thaurac mit der berühmten Grotte von Ganges.

Beaver, nordamerikanische Inselgruppe, im See Michigan, unter 45° 20' Br., erstreckt sich in Nordost auf 6 Meilen weit in den See hinein, besteht meist aus kleinen felsigen Inseln, die aber durch ihre Gestalt und schöne Bewaldung einen freundlichen Anblick darbieten.

Babeland, sumpfige Stelle auf Sandlagen, deren Untergrund vom Meere angeschwemmter Thon ist.

Bebung, eine besonders bei Streichinstrumenten anwendbare Spielart, welche darin besteht, daß der Finger, welcher die Saite niederdrückt, bei ruhig fortdauerndem Bogenstriche, sanft hin und her bewegt wird, wodurch dem Tone ein eigenthümliches Schwanken oder Beben mitgetheilt wird. Am rechten Ort angewendet, macht die B. als ein aus dem Gefühle hervortretendes körperliches Erbeben oft den tiefsten Eindruck; wenn sie dagegen ohne innerlichen Grund, ohne Wahrheit, sich vernehmen läßt, oder gar zur Manier wird, erregt sie statt Mitgefühl Ueberdruß und Unbehagen. Auch in der Singstimme hat die B. ihre Anwendung.

Bebutow, Wasilji Ossipowitsch, Fürst, Sohn eines vornehmen Armeniers, wurde im Kadettenhause zu Petersburg erzogen, kämpfte zur Zeit der französischen Invasion im russischen Heere, wurde 1816 Adjutant des Fürsten Jermoloff und ging in dessen Gefolge mit nach Persien, wo er vornehmlich als Dolmetscher gute Dienste leistete. Bald darauf erhielt er das Kommando des mingrelischen Jägerregiments und verwaltete 1825 - 27 die Provinz Imeretien. Beim Ausbruch des türkischen Kriegs von 1828 war er Generalmajor, zeichnete sich namentlich bei der Erstürmung von Achalzik aus und erhielt dann das Kommando in dieser Stadt, welche er gegen die Türken unter Achmed Pascha tapfer vertheidigte. Im Jahr 1831 wurde er Oberbefehlshaber in den armenischen Provinzen, 1838 aber Mitglied des Raths der obersten Verwaltung der kaukasischen Länder, 1843 Generallieutenant und 1844 Oberbefehlshaber in Daghestan. Nachdem er hier 3 Jahre lang mit abwechselndem Glücke gegen Schamyl gekämpft, aber es zu einem dauernden Erfolg nicht gebracht hatte, wurde er 1847 abberufen und zum Vorstand der Civilverwaltung der transkaukasischen Länder ernannt, in welcher

Stellung er bis zum Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs von 1853 blieb. Damals erhielt er das Kommando eines Corps der kaukasischen Armee, an dessen Spitze er gegen die türkische Streitmacht in Anatolien nicht ohne Erfolg kämpfte. Namentlich siegte er den 1. December 1853 bei Kars über Abdi Pascha und den 5. August 1854 über Zarif Mustafa Pascha. Auf die Kunde von Omer Pascha's Landung in Mingrelien sammelte er in Kutais rasch ein Truppencorps und nöthigte den Serdar zum Rückzug. Nach Murawiews Abberufung führte er interimistisch bis zur Ankunft des Fürsten Bariatynsky den Oberbefehl über die kaukasische Armee und wurde im Januar 1857 zum General der Infanterie befördert.

Bec, le (**B. d'Ambes**), Landzunge im französischen Departement Gironde, Bezirk Blaye, beim Zusammenfluß der Dordogne und Garonne.

Beccafumi, Domenico, berühmter Maler der Schule von Siena, genannt **Mecarino** oder **Mecharino** nach einem siener Bürger gleichen Namen, der ihn als Hirtenknaben zu sich nahm und in der Kunst unterrichten ließ, war 1484, nach Andern 1470, bei Siena geboren, lernte daselbst bei Capanna, wetteiferte seit seiner Rückkehr nach Siena nicht ohne Erfolg mit Razzi und † nach 1551. Sein Styl war anfangs sanft, weich und lieblich mit vorzüglich schönen Gesichtsbildungen; später eignete er sich eine kräftigere Pinselführung an, ward aber nicht selten schwerfällig und plump in der Haltung der Figuren, nachlässig in Händen und Füßen, roh in den Köpfen. Glückliche Erfindung, Reichthum der Ideen, geschickte Anordnung und Vertheilung, Bestimmtheit und Lebendigkeit des Ausdrucks werden mit Recht als hohe Vorzüge der meisten Werke dieses Meisters gerühmt. Zu seinen besten Gemälden gehören: die Deckengemälde im Saale des Consistorio zu Siena, vom Jahr 1530, darstellend die strenge Uebung der Gerechtigkeit bei den Römern; Christus in der Vorhölle, ein Altarbild in der Kirche St. Francesco zu Florenz, gestochen von Traballesi, Costa und Tommasini, die Himmelfahrt und Vermählung Mariä, al fresco in St. Bernardino zu Siena; eine heilige Familie im Style Raphaels, jetzt Eigenthum des Königs Ludwig von Bayern. Von B. sind auch einige der Fußbodenverzierungen im Dome zu Siena, ferner die lieblichen, in Erz gegossenen Engelsgestalten an den 6 dem Hochaltare zunächst stehenden Säulen daselbst.

Beccaria, mächtige Familie zu Pavia, Haupt der dortigen Ghibellinen im 12. und 13. Jahrh., seit 1313 souverän, wurde 1357 von den Visconti's zu Mailand vertrieben, 1359, nach Anerkennung der mailändischen Herrschaft über Pavia, zurückgerufen, 1418 aber wegen Empörung und herrschsüchtigen Strebens abermals geächtet und ihres Einflusses völlig beraubt. Ein anderer Zweig dieser Familie besaß große Güter und hohes Ansehen im Veltlin, das 1447 im Kriege Mailands mit Venedig lediglich durch den Ritter **Antonio von B.** ersterer Macht erhalten wurde.

Beccaria, 1) **Giovanni Battista**, ausgezeichneter Naturforscher u. Mathematiker, besonders bekannt durch seine Untersuchungen über Elektricität, sowie durch seine auf königlichen Befehl 1759 in Piemont begonnene Gradmessung. Er war geboren den 3. Oktober 1716 zu Mondovi, wurde in Rom Ordensgeistlicher, dann Professor der Philosophie daselbst und in Palermo, 1784 Professor der Physik zu Turin und † daselbst den 27. April 1781. Großes Aufsehen machten zu ihrer Zeit seine Schriften über die Elektricität: „Dell' elettricismo naturale ed artificiale“ (Turin 1753); „Dell' elettricismo artificiale“ (das. 1772), sein Hauptwerk; „Dell' elettricità terrestre atmosferica a cielo sereno“ (das. 1775). Im Jahr 1760 begann er die Gradmessung in Piemont mit dem Abte Canonica, deren Resultate er in dem Werke „Gradus Taurinensis“ (Turin 1774) bekannt machte. Veranlaßt durch die Zweifel Cassini's gegen die Genauigkeit seiner Messung, schrieb er bald darauf seine „Lettere d'un Italiano all' un Parigino“, worin er den Einfluß der Nähe der Alpen auf die Abweichung des Pendels nachwies. Der Explorator, zur Beobachtung der täglichen Luftelektricität dienend, ist eine Erfindung B.'s.

2) **Cesare B. Bonesano, Marchese de**, Philosoph u. Publicist, tüchtiger Streiter für Licht, Recht und Humanität, verdienstvoller Beförderer einer menschlichern Gestaltung und Pflege des Strafrechts, geboren 1735 (nach Andern 1738) in Mailand, als Sprößling einer alten patricischen Familie. Frühzeitig wandte er sich mit Eifer philosophischen Studien zu und verband sich mit gleichgesinnten Freunden zum gemeinschaftlichen Studium der französischen Encyklopädisten und Philosophen. Den größten Einfluß auf seine geistige Ausbildung schrieb er selbst Montesquieu's berühmten „Lettres Persannes“ zu. Die erste Frucht seiner literarischen Bestrebungen war eine Schrift über das Münzwesen im Mailändischen und dessen Verwirrung, welche sich zunächst ganz auf lokale Interessen beschränkte, gleichwohl aber vom Publikum und vom Gouvernement nicht unberücksichtigt blieb. Zu weit bedeutendern Leistungen veranlaßte ihn seine eifrige Theilnahme an einer Gesellschaft von Freunden, welche, ihm gleichgesinnt und ebenfalls den Grundsätzen der französischen Philosophie huldigend, der Inquisition und dem mittelalterlichen Aberglauben gegenüber eine freiere, humanere Richtung einschlugen. Diese Gesellschaft gründete im Jahr 1764 zur Verbreitung ihrer Grundsätze und Ideen ein periodisches Blatt unter dem Titel „Il Caffe“, für welches B. während der zwei Jahre seines Bestehens viele Aufsätze lieferte. Sein berühmtes Hauptwerk ist seine Abhandlung über Verbrechen und Strafen („Dei delitti e delle pene“, zuerst anonym Monaco 1764), welche in der damaligen gebildeten Welt ein ungemeines Aufsehen erregte. Besonders begrüßten es die französischen Encyklopädisten, als deren Schüler B. sich angesehen wissen wollte, mit Enthusiasmus; der Abbé Morellet übersetzte es, Voltaire und Diderot kommentirten es. Auch über Frankreich hinaus fand es Verbreitung und wurde fast in alle Sprachen Europa's übersetzt. Unleugbar spricht sich in diesem Buche eine edle, humane Gesinnung, ein höchst achtungswerther Eifer für

die allgemeinen Menschenrechte aus; aber von eigentlicher Wissenschaft, von einer Philosophie, welche gründlich in die Principien eindringt und die Gefühle und Empfindungen des bewegten Herzens einer scharfen, vorurtheilsfreien Prüfung unterwirft, findet man wenig oder nichts darin. Obgleich demnach B. keine feste Theorie für die rechtlichen und socialen Verhältnisse und keine strengen Beweisführungen gibt, sondern mehr in Gefühlen sich ergeht, welche er in den beredtesten Phrasen auszusprechen weiß, so macht doch sein Werk unstreitig Epoche in der Rechtsgeschichte, in sofern er die Principien, welche in unserm jetzigen Strafverfahren größtentheils zur Geltung gelangt sind, der Welt zuerst frei und offen zu verkündigen den Muth gehabt hat, und zwar ohne in die rein negative, materialistische Richtung der Encyklopädisten und Voltaire's zu verfallen, sondern beseelt von den Ideen der Gerechtigkeit und Menschenwürde, die er als Grundprincipien im Kriminalrechte angesehen wissen wollte. Es ist begreiflich, daß er der Anfeindung nicht entgehen konnte; boshafte Verleumdung stellte ihn in Pamphleten als einen Gottlosen hin, und der sonst unterrichtete Muyart de Vouglans schämte sich nicht, als Vertheidiger der Tortur und des unmenschlichen Strafverfahrens gegen B. aufzutreten. Ein schweres Gewitter zog sich über B.'s Haupt zusammen, welches nur dadurch gefahrlos vorüberging, daß B.'s Gönner, der Graf von Firmian, sich ins Mittel schlug. Uebrigens hatten B.'s Feinde doch den Erfolg, daß der solchen Kämpfen nicht gewachsene Mann von nun an seine Schriftstellerei im Fache der Politik aufgab und sein großes begonnenes Werk über die Gesetzgebung unterdrückte. Trotz der Verdächtigungen, die ihm sein Buch zugezogen hatte, wurde er 1768 von der aufgeklärten österreichischen Regierung als Professor des Staatsrechts an der Akademie zu Mailand angestellt. Die Geschäfte dieses Amtes, dem er mit Eifer vorstand, nahmen seine Thätigkeit von jetzt an ganz in Anspruch. Seine Vorlesungen erschienen nach seinem Tode unter dem Titel: „Elémens d'Economie publique" (Mailand 1804). B. erlebte noch den Triumph, seine verketzerten Principien in der Gesetzgebung theilweise eingeführt zu sehen. Er † am Schlagflusse den 29. Nov. 1793. Seine Schriften erschienen zusammen 1770 zu Neapel unter dem Titel: „Opere diverse"; die beste Ausgabe seiner Schrift „Dei delitti e delle pene" Venedig 1781, 2 Bde., mit Verbesserungen von ihm selbst. Die besten Uebersetzungen derselben sind: die deutschen von Flathe mit Hommels Anmerkungen (Breslau 1788 und 1789) und von Bergk (Leipz. 1798); die französischen von dem Abbé Morellet (1766) und von Röderer (Paris 1798) mit dem Kommentare von Diderot. Unter den Kommentaren verdienen der von Voltaire (Commentaire sur le livre des delits et des peines, 1766) und von Diderot (in der Ausgabe von Röderer), sowie der von Schall (von Verbrechen und Strafen, eine Nachlese zu Beccaria, Leipz. 1778) genannt zu werden.

Beccuti, Francesco, genannt il Coppetta, guter italienischer Dichter, geb. 1509 zu Perugia, Professor der Rechte, mehrmals päpstlicher Gesandter, nach einander Statthalter von Casa Castalda, Sasso-Ferrato, Norcia und Foligno, † in letzterer Stadt 1553. Seine Gedichte, meist scherzhaft, erschienen gesammelt zuerst Venedig 1580, korrekter und vollständiger durch Vincrucio Cavallucci (das. 1751, unter dem Titel „Rime di Fr. B. Perugino").

Becerra, Gaspar, berühmter spanischer Maler, Bildhauer und Architekt, einer der ersten Wiederhersteller des guten Geschmacks in seinem Vaterlande und Muster fast aller großen Künstler daselbst. Er war geboren 1520 zu Baeza, ging frühzeitig nach Rom, studirte dort Raphaels Werke, arbeitete mit M. Angelo im St. Peter und in der Villa Julius' II., mit Vasari in den Sälen der Cancellaria u. machte sich die Manier des Daniel von Volterra vollkommen zu eigen. Um 1556 ließ er sich in Saragossa nieder. Sein Ruf führte ihn bald darauf in die Dienste des Königs Philipp II. Er arbeitete seitdem vorzüglich im Palaste del Pardo und im Alcazar zu Madrid, ward 1562 Hofbildhauer, 1563 auch königlicher Maler und † 1570. Seine herrlichen Fresken im Alcazar gingen leider 1734 durch Brand zu Grunde. Im Pardo bewundert man noch eine Medusa von ihm, sowie Andromeda und Perseus. Mehre seiner Altarblätter finden sich in Madrid und andern spanischen Städten. Von der Gründlichkeit der anatomischen Studien B.'s zeugen die von ihm gezeichneten Figuren für das Werk des J. de Valverde (Rom 1554), sowie zwei für wissenschaftliche und künstlerische Zwecke gefertigte und in Gypsabgüssen von allen Professoren gebrauchte Statuen. Seine Zeichnungen, äußerst sorgsam in rother oder schwarzer Kreide ausgeführt, gehören unter die schwer zu erlangenden Seltenheiten.

Becher, Trinkgeschirr von Metall, Holz, Horn, Stein ꝛc., meist oben weiter, als unten, ohne Füße oder doch nur mit sehr kurzem Fuß, dadurch vom Kelch unterschieden. In den ägyptischen, medisch-persischen und griechischen Mythen ist der B. Symbol der geistigen und physischen Fülle, verwandt mit dem Horn des Ueberflusses und entlehnt von dem Wasserbecken der Quellen und Flüsse. So erscheint der B., gefüllt mit heiligem Nilwasser, als Attribut des ägyptischen Hermes (Anubis, Thoth), des Genius aller Weisheit und Wissenschaft; auch Bacchus und Heracles, der Flußgott Acheious, ferner Salomo, Alexander und andere Heroen der Weisheit, Macht und Kraft werden mit dem B. abgebildet. In der spätern alexandrinischen Mystik kommt ein doppelter B. (Krater) vor; in dem ersten mischte der höchste Demiurg die Stoffe, woraus die Seele der Welt und des Menschen gebildet wurde; in dem zweiten mischte Dionysus alles Sinnliche und Thierische. Analog diesen zwei Schöpfungskelchen läßt man die Seele das ganze Leben hindurch bald aus dem B. der Weltlust, bald aus dem andern der himmlischen Weisheit trinken, je nachdem sie sich dem Rausche sinnlicher Begierden oder höhern, göttlichen Bestrebungen hingibt. Als Symbol der Weisheit wurde der B. auch zum Wahrsagen gebraucht (1. Mos. 44, 5). Nach Jamblichus füllte man in Aegypten den B. mit Wasser und weissagte aus den Figuren, welche

die im Wasser aufgefangenen Lichtstrahlen bildeten. Nach Varro (bei Augustin) waren die Perser Urheber dieser Art des Weissagens. Nach Augustin geschah das Wahrsagen so: man warf Stückchen Gold- oder Silberblech oder kostbare Steine, mit gewissen Charakteren beschrieben, unter Beschwörungen in den B., betete zu dem Gott und dieser ertheilte die Antwort entweder durch Rede oder durch das Erscheinen gewisser Bilder und Charaktere. Andere gossen auch geschmolzenes Wachs in das Wasser und weissagten aus den Formen, ähnlich wie beim Bleigießen. Vergl. Wahrsagen. In der botanischen Terminologie versteht man unter B. eine trichterförmige Vertiefung an Pflanzentheilen, besonders an Flechten.

Becher (Krater), Sternbild am südlichen Himmel, auf der Wasserschlange, unterhalb der Gegend, wo das Sternbild der Jungfrau anfängt, westlich von dieser, nordwestlich vom Raben, ungefähr 170° gerad. Aufsteigung und 15° südl. Abweichung, enthält nach Bode 121 Sterne, worunter 6 von 4. Größe beinahe einen Kreis bilden. Nach der mythischen Bedeutung ist es der B., mit welchem Apollo einen Raben sandte, ihm Wasser zu schöpfen; dieser brachte kein Wasser und Apollo verwandelte die bis dahin weiße Farbe des Raben in Schwarz.

Becher, 1) Johann Joachim, geboren 1635 zu Speyer, wo er nach dem frühen Tode seines Vaters, eines lutherischen Predigers, gezwungen war, sich und seine Familie durch Unterricht zu erhalten. Er erwarb sich ausgezeichnete Kenntnisse in der Medicin, Chemie, Physik und blieb selbst der Politik nicht fremd, trat, wie es scheint, äußerer Vortheile wegen zur katholischen Kirche über, wurde Professor in Mainz, darauf Leibarzt des dortigen Kurfürsten, ging später nach München und errichtete hier auf Kosten der kurfürstlich bayerischen Regierung ein großes Laboratorium. Nach kurzer Zeit finden wir ihn in Wien und im Besitz der Gunst des Ministers Zinsendorf, der ihm den Charakter eines Hofraths und eine Stelle im Kommerzkollegium verschaffte. Er entwarf hier Pläne zu großartigen Manufakturen und betrieb die Errichtung einer österreichisch-indischen Handelsgesellschaft. Später in Ungnade gefallen, entfernte er sich bei Nacht und Nebel aus der kaiserlichen Residenz, lebte (von 1662 an) einige Zeit in Haarlem und ging von da nach London, wo er mit großen Bergwerksunternehmungen sich beschäftigte. Er † jedoch schon 1682, nicht ohne den Verdacht, seinen Tod selbst herbeigeführt zu haben. B. hatte viele Feinde und man beschuldigte ihn nicht mit Unrecht der Marktschreierei. Bleibend aber sind seine Verdienste um die Chemie, die er zuerst in eine Theorie zu bringen und der er eine wissenschaftliche Form zu geben suchte. Dies ist der Zweck seines für jene Zeit wichtigen Werkes „Physica subterranea" (Frankfurt 1669, spätere Ausgaben das. 1681, Leipzig 1742 und 1739). Er suchte eine Grundsäure, von der alle andern nur Abarten seyn sollten. Jedes Metall besteht, nach ihm, aus einem allen gemeinschaftlichen erdigen Stoffe, aus einem verbrennlichen Material und aus einer eigenthümlichen merkurialischen Substanz. Wenn man das Metall erhitzt, so daß es seine Gestalt ändert, so entbindet man auch die merkurialische Substanz und es bleibt nichts als der Metallkalk übrig. In dieser Ansicht liegt der erste Keim der später von Stahl weiter ausgebreiteten phlogistischen Theorie der Chemie, die bis auf Lavoisiers Entdeckung des Oxygens die herrschende gewesen ist. B. suchte die Chemie der Physik zu nähern und in die eigentlichen Ursachen der Erscheinungen einzudringen. Auch war er mit Boyle und Lemery in Frankreich der Erste, der die mystische Sprache und den räthselhaften Styl ablegte, den die Araber in alle chemische Untersuchungen eingeführt hatten. Er war selbst nahe daran, den eigentlichen Verbrennungsprozeß zu entdecken. Wir besitzen von ihm noch: „Metallurgia" (Frankf. 1661), „Institutiones chemicae" (Mainz 1662), „Institutiones chemicae vel Oedipus chymicus" (Ulm 1665), „Experimentum chymicum novum" (Frankf. 1671), „Chymischer Glückshafen" (das. 1682) u. A.

2) Alfred Julius, einer der Hauptführer der wiener Oktoberrevolution von 1848, 1803 in Manchester geboren, stammte aus einer angesehenen rheinischen Familie. Sein Vater war der Begründer der rheinisch-westindischen Handelskompagnie, ein vertrauter Freund des Nationalökonomen Friedrich List. B. scheint in Heidelberg, Göttingen und Berlin studirt zu haben. Am letzteren Orte soll er sich in demagogische Umtriebe eingelassen haben, was einen strengen Arrest in der Hausvogtei zur Folge hatte. Später finden wir ihn als Advokaten in Elberfeld, worauf er in Köln eine Zeitlang eine von seinem Vater begründete Handelszeitung fortgesetzt zu haben scheint. In Düsseldorf, wo er darauf lebte, stand er mit Mendelssohn, Immermann und Uechtritz in freundlichen Beziehungen und pflog besonders mit Grabbe Umgang. Um 1838 war B. im Haag als Professor der musikalischen Theorie angestellt. In Folge einer mißliebigen Kunstkritik ging er 1840 nach London, wo er Professor an der musikalischen Akademie ward. Zur Schlichtung eines Prozesses gegen einen dort lebenden englischen Pair kam er nach Wien, von Mendelssohn mit Empfehlungsbriefen an einen einflußreichen Tonkünstler ausgestattet, der ihn alsbald in die bedeutendsten wiener Kreise der Kunst und Literatur einführte. Der Prozeß zog sich sehr in die Länge und als er endlich verloren war, hatten zugleich aus der Führung desselben sich Verhältnisse ergeben, welche seine Rückkehr nach England erschwerten. Von den vielen bekannten und berühmten Namen, mit denen er bald in vertrautem Verkehr war, nennen wir nur Nikolaus Lenau. Im Herbst 1841 erregte B. durch seine scharfen Kritiken in einer neu begründeten musikalischen Zeitschrift die Aufmerksamkeit der Hauptstadt. Einige Male trat er selbst öffentlich mit Quartettkompositionen auf, die im Ganzen einen seltsam komischen Eindruck gemacht haben sollen oder als wunderbar sinnreiche Kombinationen bezeichnet werden, wie sie nur ein begabter Mensch ohne musikalisches Talent erfinden kann. Er hatte sich bei diesen Kompositionen ausdrücklich vorgenommen, auf dem Punkte als Tonkünstler fortzufahren, wo Beethoven stehen

geblieben sey. Später gab er „Monologe am Klavier", die schon mit diesem Titel das Gepräge des Dilettantismus an der Stirn tragen, und ein von Kunstenthusiasmus übersprudelndes Schriftchen: „Jenny Lind, eine Skizze ihres Lebens" (2. Aufl. Wien 1847) heraus. Die Märztage von 1848 rissen ihn in den Strudel der Politik. Dem demokratischen Centralkomité angehörig, ward er Hauptredakteur des revolutionären Blatts: „Der Radikale", dessen erste Nummer am 16. Juni erschien und der während der Kampftage zum äußersten Widerstand aufforderte. Deshalb und weil er in der Mobilgarde mit gekämpft, ward er verhaftet, am 22. November standrechtlich zum Tode verurtheilt und nebst Jellinek und Andern am Morgen des 23. Nov. 1848 vor dem Neuthor in Wien erschossen.

3) Siegfried, ausgezeichneter Statistiker und Nationalökonom, am 28. Februar 1806 zu Plan in Böhmen geboren, studirte zu Prag und Wien, wo er 1831 Doktor der Rechte wurde und in Staatsdienste trat. Im Jahr 1833 gab er ein „Handbuch zum historischen Studium" heraus, übernahm zwei Jahre später die supplirende Professur der Geschichte und Geographie, Handelsgeschichte und Handelsgeographie an dem polytechnischen Institute in Wien und schrieb eine „Allgemeine Geographie" (als Lehrbuch für Realschulen, 3. Aufl., Wien 1842). Während dieser Zeit bei der Tabak- und Stempeldirektion, dann bei der obersten Postverwaltung thätig, erhielt er 1836 die Bewilligung, zum Behufe einer Darstellung der Geschichte des österreichischen Handels und der Gewerbe die Archive der Hofstellen zu benutzen. Als Frucht dieser Studien erschien sein großes Werk: „Das österreichische Münzwesen von 1524—1838, in historischer, statistischer und legislativer Hinsicht, mit Rücksicht der Münzverhältnisse in den übrigen Ländern von Europa" (2 Bde., Wien 1838), das seinen Ruf begründete. Darauf veröffentlichte er eine „Statistische Uebersicht des Handels der österreichischen Monarchie mit dem Auslande während der Jahre 1829 — 38" (Stuttg. und Tüb. 1841) und eine „Statistische Uebersicht der Bevölkerung der österreichischen Monarchie nach den Ergebnissen der Jahre 1834 — 40" (das. 1841), denen „Beiträge zur österreichischen Handels- und Zollstatistik auf Grundlage der officiellen Ausweise vom Jahr 1831 — 1842" (Stuttg. 1844), „Ergebnisse des Handels- und Zolleinkommens der österreichischen Monarchie im Jahre 1842" (Leipz. 1842), „Die Bevölkerungsverhältnisse der österreichischen Monarchie von den Jahren 1819 — 43" (Wien 1846) folgten, während B. durch seine Wirksamkeit die Veranlassung gab, daß die officiellen Handelsausweise endlich im Druck erschienen und das statistische Bureau sein reiches Material zu veröffentlichen begann. Dennoch ward er nicht dem neuorganisirten statistischen Bureau, sondern dem Generalregierungsdirektorium zugetheilt, und erst 1848 begann sich ihm in amtlicher Beziehung ein ausgedehnterer Wirkungskreis zu eröffnen. Als Dobblhof im Mai 1848 Minister des Handels wurde, übertrug ihm derselbe zum Theil die Organisirungsarbeiten und erhob ihn im Juni zum Generalsekretär. Im September 1848 zum Ministerialrath ernannt, besorgte er während der stürmischen Zeit des Oktobers und im November in Abwesenheit eines Handelsministers die laufenden Geschäfte und übergab diese im December an den neuernannten Handelsminister Bruck. Im März 1849 unternahm B. im Auftrage der Regierung eine Reise durch Deutschland und Belgien, als deren Frucht das Werk „Die deutschen Zoll- und Handelsverhältnisse zur Anbahnung der österr.-deutschen Zoll- und Handelseinigung" (Leipz. 1850) zu nennen ist. Auch seine Schrift „Ein Beitrag zur Organisation des Gewerbewesens" (Wien 1849) faßt die österreichischen wie die deutschen Verhältnisse ins Auge.

Bechin (Bechynie), Stadt im böhmischen Kreis Tabor, an der Luschnitz, dem Fürsten Paar gehörig hat ein Herrschaftsschloß, eine Dechantei, ein Franciskanerkloster, eine Mineralquelle, ansehnliche Tuchfabriken und 2000 Einw. In der Nähe ein großer Thiergarten, ein altes, verfallenes Bergschloß und die sogenannten bechiner Steine.

Bechstein, 1) Johann Matthäus, deutscher Naturforscher, geboren den 11. Juli 1757 zu Waltershausen, wo sein Vater Huf- und Waffenschmied war, gab schon als Knabe eine große Vorliebe für die Natur kund und lernte bald alle Schätze der Natur kennen, die in einem Umkreis von mehren Meilen um seinen Wohnort zu finden waren. Diese Lieblingsneigungen legte er auch auf dem Gymnasium zu Gotha, das er in seinem 14. Jahre bezog, so wenig als auf der Universität Jena ab, wo er von 1778—1780 nach des Vaters Willen Theologie studirte. Neben seinem Fachstudium trieb er hier mit Eifer Naturwissenschaften, besonders auch die forst- und kameralwissenschaftlichen Disciplinen. Nach seinen Universitätsjahren verweilte er in seiner Vaterstadt und machte hier die Bekanntschaft mit dem Pädagogen Ch. G. Salzmann, der eben damals seine Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal errichtet hatte und ihn an dem neuen Philanthropin als Lehrer der Naturgeschichte und Mathematik anstellte. B. unternahm zuvor eine pädagogische Reise, besuchte das Philanthropin zu Dessau u. die böttgersche Erziehungsanstalt zu Leipzig u. machte sich genau mit allen dortigen Lehrmethoden u. Einrichtungen bekannt. In die Heimath zurückgekehrt, nahm er seine naturwissenschaftlichen Studien mit Eifer wieder auf u. widmete sich namentlich der Ornithologie im weitesten Umfange. Für den Unterricht in der Naturgeschichte und Mathematik in Schnepfenthal arbeitete er selbst, da ihm die vorhandenen Lehrbücher nicht genügten, die Lektionen aus, welche die Grundlagen zu mehren seiner spätern Schriften für Schule und häuslichen Unterricht geworden sind. In dieser Zeit begann auch seine literarische Thätigkeit, deren Anfänge, wie ein „Versuch über die Reitkunst", gar nicht zur Kenntniß des großen Publikums gelangten. Seine damaligen schriftlichen Ausarbeitungen für den Druck beschränkten sich meist auf Beiträge in Zeitschriften, namentlich schrieb er die naturhistorischen u. ökonomischen Artikel in dem von Salzmann herausgegebenen „Boten aus Thüringen". Die erste größere selbst-

ständige Arbeit war die „Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands aus allen drei Reichen der Natur" (4 Bde., Leipzig 1789—95, 2. Auflage 1801—9). Gleichzeitig begann er in Gemeinschaft mit einem Kollegen, André, die Herausgabe der „Gemeinnützigen Spaziergänge auf alle Tage im Jahre für Aeltern, Hofmeister, Jugendlehrer und Erzieher 2c." (1790—1793, 4 Jahrgänge, 8 Theile). Beifall und Anerkennung folgten diesen Publikationen in reichem Maße; mehre gelehrte Gesellschaften, wie die hallische naturforschende Gesellschaft, die mainzische Akademie nützlicher Wissenschaften, die leipziger ökonomische Gesellschaft, die naturforschende Gesellschaft zu Jena u. a., ernannten ihn zu ihrem Mitglied und auch von andern Seiten her hatte er sich der schmeichelhaftesten Theilnahme zu erfreuen. Die Fürstin von Lippe-Bückeburg, der er eine seiner Schriften gewidmet, ernannte ihn zum Bergrath. Der längst genährte Plan, seiner Neigung für Verbesserung des Forst- und Jagdwesens durch Errichtung eines Forstinstituts selbstständig folgen zu können, gedieh inzwischen unter dem Beifall und den vielfachen Aufmunterungen, die B. durch seine Schriften fand, zur völligen Reife; er arbeitete einen eignen, neuen, theoretischen und praktischen Lehrplan zur Erlernung der Forst- und Jagdkunde oder für eine Lehranstalt, die den Namen einer Forstakademie führen könnte, aus und reichte ihn bei seiner Landesherrschaft in Gotha ein. Da er jedoch damit keinen Anklang fand, so beschloß er, sein Vorhaben auf eigne Hand auszuführen, und erwarb zu diesem Zweck die sogenannte freie Kemnote, ein dicht vor dem Burgthore der Stadt Waltershausen gelegenes Haus und Freigut. Schon im Sommer 1794 konnte der Unterricht in der neuen Lehranstalt beginnen. Im Frühjahr 1795 schied er aus dem salzmannschen Institut aus, um im Mai desselben Jahres das seinige zu eröffnen. Sein Wunsch, seine Lehranstalt zu einer Forstakademie erhoben zu sehen, ging aber nicht in Erfüllung; sie wurde zwar 1796 vom Herzog von Sachsen-Gotha zu einer „öffentlichen Lehranstalt der Forst- und Jagdkunde" erhoben, von einer Unterstützung von Staats wegen war aber nach wie vor keine Rede, und die Anordnung einer Justizkommission anstatt eines akademischen Senates gereichte der Anstalt mehr zum Schaden als zum Nutzen, wie B. überhaupt mancherlei Hemmnisse von oben her zu erfahren hatte, die das Eingehen des Instituts beschleunigten. Unterdessen hatte der rastlos thätige Mann einen andern Plan zur Ausführung gebracht, der sich des kräftigsten Gedeihens erfreute. Fand sein Lieblingswunsch, die Doktrin, der er sein Leben geweiht, zur Fakultät erhoben zu sehen, auch keine Erfüllung, so that er doch Alles, was in seinen Kräften stand, um sie zu Ehren zu bringen. In diesem Sinne stiftete er, um alle Gleichstrebenden, alle bedeutenden Forstmänner Deutschlands und auch des Auslandes zu einem großen Gelehrtenbunde zu vereinigen, die „Societät der Forst- und Jagdkunde", die bald zahlreiche Mitglieder im In- u. Auslande zählte. Die gewonnenen Resultate eifrigen Strebens, die eingesandten Abhandlungen wurden in einer Gesellschaftsschrift „Diana" niedergelegt, deren erster Band 1797 erschien. Die Menge von Arbeiten, welche die Leitung der Lehranstalt und die Societät in Anspruch nahm, hinderte B.s literarische Thätigkeit nicht, die sich gerade damals in seltenem Reichthum entfaltete, obgleich die politischen Zeitereignisse hemmend auf das wissenschaftliche und literarische Streben einwirkten. Nachdem er lange vergeblich gesucht, sein Institut in eine Landesanstalt umgewandelt zu sehen, beschloß er, dasselbe Ostern 1799 eingehen zu lassen. Welche Anerkennung aber sein Unternehmen im Publikum gefunden hatte, beweist eine im Reichsanzeiger abgedruckte „Bitte an Deutschlands Regenten, das bechsteinsche Forst- und Jagdinstitut nicht aufhören zu lassen", die in sofern Erfüllung fand, als der Herzog Georg von Sachsen-Meiningen ihn in seine Dienste berief, nachdem er ihn zum herzoglich sachsen-meiningischen Forstrathe ernannt hatte. Herzog Georg hatte den Plan, eine Forstlehranstalt in seinem Lande zu begründen, mit großem Eifer ergriffen und dem zu errichtenden Institut das Schloß zu Dreißigacker bei Meiningen mit einem nicht unbedeutenden Jagdreviere zur Verfügung gestellt. Am 12. Mai 1801 schon konnte dasselbe feierlich eröffnet werden. Während unter B.s Leitung dies neue Forstinstitut kräftig aufblühte und gedieh, fand Herzog Georg zugleich in ihm den Mann, der ihn in seinen menschenfreundlichen und landesväterlichen Planen mit Geschick und Eifer unterstützte. So arbeitete er einen Plan zur Anlegung eines Gesundeinstituts in den herzoglich meiningischen Landen aus, der nachher im Namen des Herzogs dem Publikum vorgelegt wurde; ebenso verfaßte er eine kleine Schrift: „Goldgrube für den Landmann", die die Lehre vom Dünger enthielt und unter der Namenschiffre des Herzogs gedruckt wurde. Auch Herzog Georgs Wittwe ließ im Sinne des Gemahls dem Institut, das endlich zur Akademie erhoben wurde, sorgliche Pflege angedeihen, und trotz der Stürme, die über Deutschland hereinbrachen, erhielt sich die Anstalt unter der Leitung ihres zum geheimen Kammer- und Forstrath erhobenen Direktors in ungeschwächter Kraft und bildete die tüchtigsten Forstmänner, bis der Tod B.s, der den 23. Februar 1822 erfolgte, ihr die unheilbarste Wunde schlug. B.s Ruf und Verdienst hatte ihr einen Glanz verliehen, der sie über alle nach ihrem Muster gebildeten ähnlichen Anstalten erhob; dieser Glanz schwand nun immer mehr, bis sie allmählig erlesch, so daß es der förmlichen Aufhebung 1843 kaum noch bedurfte. B.s literarische Thätigkeit war sehr umfassend. Außer vielen Abhandlungen, die mit oder ohne Namensunterschrift in verschiedenen Zeitschriften von ihm erschienen, und den schon genannten Schriften sind als die wichtigsten hervorzuheben: die „Forstinsektologie" (3 Bde., Gotha 1818), die „Forstbotanik" (Erfurt 1810, 5. Auflage, von Behlen, 1841—42) und vornehmlich die „Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen" (5 Bde., das. 1818—21), die von Laurop fortgesetzt wurde; ferner sein unvollendet gebliebenes „Vollständiges Handbuch der Forstwissenschaft" (Nürnberg 1801—9), die „Naturgeschichte des In- und Auslandes" (2 Bde., Leipzig 1792—97), die „Abbildungen natur-

historischer Gegenstände" (das. 1793—1810, 8 Bde., 2. Auflage 1816—23, 6 Bde.) und die „Naturgeschichte der Stubenvögel" (4. Auflage, von Lehmann, Halle 1840).

2) **Ludwig**, deutscher Schriftsteller im belletristischen Fache, Neffe des Vorigen, geboren am 24. November 1801, wurde, früh verwaist, im Hause seines Oheims zu Dreißigacker erzogen und erhielt auf dem Gymnasium zu Meiningen seine erste wissenschaftliche Bildung, widmete sich dann, durch äußere Umstände veranlaßt, der Pharmacie und war längere Zeit Gehülfe in einer Apotheke zu Arnstadt. Seine Freistunden benutzte er zu dichterischen Produktionen, wurde Mitarbeiter an mehren Zeitschriften und zog, nachdem er fast zehn Jahre seinem gewählten Stande treu geblieben war und zuletzt in Salzungen konditionirt hatte, die Aufmerksamkeit des Herzogs von Meiningen auf sich, der ihn unterstützte und ihm die Mittel gewährte, eine Universität beziehen zu können. Bald darauf erschien B.s erstes Buch: „Sonettenkränze" (Arnstadt 1828). Er wählte Leipzig zum Orte seiner Studien, wo er sich mit Philosophie, Literatur und Geschichte beschäftigte, in die Kreise dortiger Literaten trat und Mitglied der deutschen Gesellschaft wurde. Nach anderthalb Jahren vertauschte er im Herbst 1830 seinen Aufenthalt in Leipzig mit dem in München, trat hier mit Gelehrten u. Schriftstellern, namentlich mit Maßmann und dem Grafen Pocci, in freundschaftliche Verbindung u. kehrte nach drei Vierteljahren nach Meiningen zurück, wo er im Herbst 1831 eine Anstellung als Kabinetsbibliothekar des Herzogs und als zweiter Bibliothekar an der herzoglichen öffentlichen Bibliothek erhielt. Am 14. November 1832 begründete er den Hennebergischen alterthumsforschenden Verein in Meiningen, dessen Thätigkeit er mit großer Liebe und erfreulichem Erfolge leitete und der ihn zur Herausgabe des „Deutschen Museums für Geschichte, Literatur, Kunst und Alterthum" (2 Bde., Jena 1842) veranlaßte. Im Jahr 1833 wurde er erster Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek, unternahm 1835 mit dem Professor O. L. B. Wolff eine Reise nach Brüssel und Paris, die er in dem Buche „Die Reisetage" (2 Bde., Mannheim 1836) beschrieb, empfing 1840 seine Bestallung als Hofrath und wurde 1844 als Gehülfe am hennebergischen Gesammtarchiv angestellt. Im Jahr 1855 machte er mit dem Erbprinzen Georg von Sachsen-Meiningen eine Reise nach Italien, die er ebenfalls beschrieb. Seine literarische Thätigkeit ist sehr bedeutend; von seinen zahlreichen Schriften sind außer den genannten folgende zu nennen: „Die Weissagung der Libussa" (2 Bde., Stuttgart 1829; 2. Aufl. das. 1841); „Die Haimonskinder", Gedicht (Leipzig 1830); „Erzählungen u. Phantasiestücke" (4 Bde., Stuttgart 1833); „Der Todtentanz" (Leipzig 1831); „Arabesken" (Stuttgart 1832); „Faustus", Gedicht (Leipz. 1833); „Das tolle Jahr" (3 Theile, Stuttgart 1833); „Luther", Gedicht (Frankf. a. M. 1834); „Der Fürstentag", ein historisch-romantisches Zeitbild (2 Theile, das. 1834); „Gedichte" (3 Bde., Frankfurt a. M. 1836); „Fahrten eines Musikanten" (Schleusingen 1836—37); „Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes" (4 Theile, Hildburghausen 1835—38); „Aus Heimath und Fremde", Erzählungen (2 Bde., Leipzig 1839); „Grumbach" (3 Theile, Hildburghausen 1839); „Der Sagenschatz des Frankenlandes" (1. Band, Würzburg 1842); „Philidor, Erzählung aus dem Leben eines Landgeistlichen" (Gotha 1842); „Thüringen in der Gegenwart" (das. 1843); „Deutsches Mährchenbuch" (7. Auflage, Leipzig 1848); „Wollen und Werden, Deutschlands Burschenschaft und Burschenleben" (2 Bde., Halle 1850); „Ein dunkles Loos" (3 Bde., Nürnberg 1850); „Der Dunkelgraf" (Frankfurt 1855). Für das „Malerische u. romantische Deutschland" bearbeitete er die Sektion Thüringen. B. hat sich in den verschiedensten Richtungen versucht u. ist einer der fruchtbarsten deutschen Schriftsteller; seine Produkte zeichnen sich durch blühende Sprache u. Phantasie aus, aber sie ermangeln der strengeren Feile, des tieferen Gehaltes und des originellen Charakters, wie seine ganze literarische Wirksamkeit überhaupt eines festen Mittelpunkts entbehrt. Mit Vorliebe wählte er Stoffe aus seiner Heimath, dem Thüringerlande, und behandelte sie mit Wärme und Gemüth. „Das tolle Jahr" ist sein bester Roman, die „Fahrten eines Musikanten", deren Held der Professor Elster ist, sein gelesenster. „Grumbach", auf die gründlichsten geschichtlichen Studien gebaut, trägt als Roman zu viel historischen Ballast; der „Dunkelgraf" ist eine sehr schwache Leistung. Verdienst erwarb sich B. um die deutsche Sagenpoesie, namentlich seiner thüringischen Heimath; mit Einfachheit und Naivetät weiß er die Sagen aus dem Volksmunde wiederzugeben, und ihm gebührt der Ruhm, diesem Zweige der Volksdichtung größere Theilnahme zugewendet zu haben. Weniger Glück machte er als dramatischer Dichter, und er hat es in dieser Beziehung bei einem Versuche („Des Hasses und der Liebe Kämpfe", Hildburghausen 1834) bewenden lassen. Ein Produkt seiner literarischen Studien ist: „Geschichte und Gedichte des Minnesängers Otto von Bodenlauben" (Leipzig 1845).

Bechteltag, von dem altdeutschen Worte „becheln", d. i. sich gütlich thun, in der Schweiz, namentlich in Zürich, der zweite Tag des Jahres, der durch Beschenken der Kinder und andere Kurzweil gefeiert wird, wahrscheinlich ein Rest der römischen Saturnalien.

Bechtolsheim, Julie Freifrau von, geborene von Keller, Gemahlin des Vicekanzlers von Bechtolsheim zu Eisenach, bekannt unter dem Namen Psyche als Freundin Wielands und als Dichterin durch Beiträge zum vossischen Musenalmanache vom Jahre 1788, zu Beckers „Erholungen", zur „Urania" ꝛc., † den 12. Juli 1847.

Beck, 1) Heinrich, vortrefflicher deutscher Schauspieler und guter dramatischer Dichter, geboren zu Gotha 1759, begann zugleich mit Iffland und Beil seine theatralische Laufbahn an der damals berühmten Hofbühne zu Gotha, welche unter Eckhofs Direktion die Wiege der deutschen Schauspielkunst wurde, u. ging nach Eckhofs Tode mit dem besten Theile des gothaischen Theaterpersonals nach Mannheim, wo damals unter Dalbergs

Intendantur und durch Schillers Mitwirkung das erste Nationaltheater Deutschlands erstand. Im Jahre 1800 berief ihn der Kurfürst von Bayern als dirigirenden Regisseur nach München, wo er 1803 †. Er vereinigte mit musterhaftem Spiel eine gute Stimme und bewegte sich mit gleicher Gewandtheit im Lust- und Trauer-, wie im Singspiel. Eine seiner Hauptrollen war die des Deserteurs im gleichnamigen Singspiele; doch gelangen ihm Liebhaberrollen am besten. Unter den von ihm verfaßten Schauspielen und Komödien sind bemerkenswerth: „Das Herz behält seine Rechte" (Berlin 1788); „Alles aus Eigennutz" (Prag 1793); „Verirrung ohne Laster", Schauspiel (das. 1793); „Die Schachmaschine", nach dem Englischen (Berl. 1798). Seine sämmtlichen Werke erschienen unter dem Titel: „Theater von H. B.", 2 Bde., Frankfurt a. M. 1803. B.s erste Gemahlin, Karoline geborne Ziegler aus Mannheim, war ebenfalls eine talentvolle Schauspielerin, † aber sehr jung schon 1784; Schiller, der für sie schwärmte, schrieb für sie die Louise in „Kabale und Liebe".

2) Christian Daniel, einer der größten Gelehrten der Neuzeit, gleich ausgezeichnet und einflußreich als Philolog, Theolog, Alterthums- und Geschichtsforscher, wurde geboren den 22. Januar 1757 zu Leipzig, auf der dortigen Universität gebildet u. habilitirte sich daselbst 1779 als Privatdocent. Seine 1780 herausgegebene Abhandlung „De lege regia" verrieth eine so gründliche Kenntniß des altrömischen Rechts, daß Heyne, in der Meinung, der Verfasser sey Jurist vom Fache, ihm eine außerordentliche Professur dieser Wissenschaft in Göttingen antragen ließ. B. ging nicht darauf ein und wurde 1782 außerordentlicher, 1785 ordentlicher Professor der griechischen und lateinischen Literatur zu Leipzig. Durch Schriften und Vorträge reihte er sich bald den bedeutendsten Lehrern jener Zeit an. Seine Vorlesungen über Exegese, Hermeneutik, Kirchen- und Dogmengeschichte bereicherten nicht bloß das theologische Material, sondern lichteten auch dasselbe und trugen nicht wenig zur Begründung einer freiern Richtung dieser Wissenschaft in Leipzig bei. In der Geschichte glänzte B. fast zuerst durch philologisches Studium und kritische Sichtung der Quellen, sowie durch philologische Würdigung der Thatsachen nach den Grundsätzen der kantischen Philosophie. Auch die Archäologie erhielt durch ihn Erweiterungen. Den meisten Ruf indessen erlangten seine philologischen Vorlesungen, zu denen die Zuhörer aus ganz Deutschland zusammenströmten. Um eben sowohl tüchtige Sprachforscher, als geschickte Lehrer zu bilden, gründete er 1785 die philologische Gesellschaft, welche 1809 einen öffentlichen Charakter und den Namen eines philologischen Seminars erhielt. Tittmann, Ilgen, Schott, Klotz, Eichstädt, Stalbaum u. A. wurden hier gebildet. Um die Kenntniß der neueren Literatur machte sich B. verdient durch sein „Verzeichniß neuer Bücher" und seit 1789 durch die Redaktion der „Neuen gelehrten leipziger Anzeigen", die später zur „Leipziger Literaturzeitung" und 1819 zum „Allgemeinen Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur" umgestaltet wurden. Trotz seiner großartigen wissenschaftlichen Thätigkeit behielt B. noch Zeit für viele andere, seinem eigentlichen Berufe nur entfernt verwandte oder ganz fremde Geschäfte. Achtmal Vicekanzler, 17mal Dekan, 12mal Rektor der Universität, war er zugleich Aufseher der Bibliothek sowie der Stipendiaten, Präfekt der Universitätsdörfer, Direktor des Taubstummeninstituts 2c., seit 1819 auch Censor der Journale und Brochuren. Im Jahre 1819 trat er die Professur der griechischen und lateinischen Literatur an Spohn ab, um die der Geschichte zu übernehmen, welche er jedoch nur bis zu Spohns Tode 1825 bekleidete. Er † den 13. December 1832 an den Folgen einer Erkältung, die er sich am Konstitutionsfeste in der Kirche zugezogen hatte. Der König von Sachsen hatte ihn schon 1808 zum Hofrathe und 1820 zum Ritter des Civilverdienstordens ernannt. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte" (4 Theile, Leipz. 1787—1807, zweite Auflage des 1. Theils 1814); „Commentarii historici decretorum religionis christianae et formulae Lutheranae" (das. 1801); „Acta seminarii philologici Lipsiensis" (2 Bde., das. 1811—13); „Ueber die Würdigung des Mittelalters und seiner allgemeinen Geschichte" (das. 1812); „Commentationes societatis philologicae" (das. 1801—1804, 4 Bde.); „Grundriß der Archäologie" (das. 1816). Auch als Uebersetzer zeichnete er sich aus; er übersetzte: Fergusons Geschichte des Fort- und Unterganges der römischen Republik (3 Bde., Leipz. 1783—1787), Mouradgea's d'Ohsson Schilderungen des ottomanischen Reiches (3 Bde., das. 1788—1793), Goldsmiths Geschichte der Griechen (2 Bde., das. 1792—1793, 2. Ausgabe 1806). Verdienstvoll sind seine Ausgaben des Pindar mit den Scholien (2 Bde., Leipzig 1792—1795), des Euripides (Königsberg und Leipzig 1792), der Argonautika des Apollonius Rhodus (das. 1795), der Eklogen des Calpurnius (das. 1803), des Cicero (4 Bde., 1795—1807), des Aristophanes (13 Bde., 1794—1826), des Plato u. A.

3) Johann Ludwig Wilhelm, Sohn des Vorigen, Präsident des königl. sächs. Appellationsgerichts zu Leipzig, geboren daselbst 1786, studirte in seiner Vaterstadt, folgte 1812 dem Rufe als ordentlicher Professor an die Universität zu Königsberg, ging aber schon im folgenden Jahre als Regierungsrath nach Weimar und kehrte 1814 wieder nach Leipzig zurück, wo er Beisitzer im Schöppenstuhle, 1815 zugleich außerordentlicher Professor und 1825 Senior des Schöppenstuhls wurde. Bei der Auflösung dieses Spruchkollegiums kam er 1835 als erster Rath in das Appellationsgericht zu Leipzig, dessen Präsident er seit 1837 ist. Von seinen Schriften erwähnen wir: das „Corpus juris civilis" in größerer Ausgabe, mit Noten (2 Bde., Leipzig 1825—1836); dasselbe, kleinere Ausgabe, ohne Noten, stereotypirt (das. 1829—1833); „Anleitung zum Referiren und Dekretiren" (das. 1839); „Das Exekutionsgesetz von 1838, mit Anmerkungen" (das. 1839); „Bemerkungen über den Kriminalgerichtsstand in Sachsen" (das. 1842).

4) Karl Joseph, verdienstvoller deutscher Mediciner, besonders im Fache der Augenheilkunde ausgezeichnet, geboren im Juni 1794 zu

Gengenbach im Großherzogthum Baden, wurde, nachdem er seine medicinischen Universitätsstudien beendet, Regimentsarzt des 4. Linienregiments von Neuenstein, 1819 Assistenzarzt an dem chirurgischen Klinikum zu Freiburg und Oberarzt des Treisamkreises mit dem Titel eines außerordentlichen Professors der Chirurgie, erhielt 1821 die ordentliche Professur der Augenheilkunde und der gerichtlichen Medicin und wurde zugleich zum Medicinalreferenten beim Hofgericht der oberrheinischen Provinz, sowie zum Direktor der chirurgisch-ophthalmiatrischen Klinik u. 1834 zum geheimen Medicinalrathe ernannt. Er † den 15. Juni 1838. Von seinen Schriften nennen wir als die wichtigsten: „Ueber die Vorzüge der Lappenbildung bei der Amputation" (Freiburg 1819, mit Kupfern); „Ueber die angeborne Verwachsung der Finger" (das. 1819); „Handbuch der Augenheilkunde" (Heidelberg 1823, 2. Auflage 1832); „Die Krankheiten des Gehörorgans" (Heidelberg und Leipzig 1827); „Ueber den Kropf" (Freiburg 1833); „Abbildungen von Krankheitsformen aus dem Gebiete der Augenheilkunde und einigen augenärztlichen Werkzeugen mit erläuterndem Texte" (auch unter dem Titel: „Ophthalmologischer Atlas", Heidelberg und Leipzig 1836).

5) **Karl**, namhafter deutscher Dichter der Gegenwart, geboren 1817 in dem ungarischen Marktflecken Baja, Sohn eines jüdischen Kaufmanns, sprach erst nur ungarisch und lernte erst im 9. Jahre Deutsch, siedelte dann mit seinen Aeltern nach Pesth über, besuchte das dortige Gymnasium und studirte später in Wien Medicin, verließ aber dieses Studium, um sich dem Geschäftsberufe seines Vaters zu widmen. Nachdem er ein halbes Jahr auf einem Komtor zugebracht hatte, ging er plötzlich nach Leipzig und ließ sich daselbst bei der philosophischen Fakultät inskribiren. Er athmete und lebte von nun an nur für das Studium der deutschen Poesie. Seine Fortschritte bewirkten seine Bekanntschaft mit G. Kühne, damaligem Redakteur der Zeitung für die elegante Welt, und durch diesen ward er zuerst in die literarische Welt eingeführt. B.s „Nächte, gepanzerte Lieder" (Leipzig 1838) wurden mit großem Beifall aufgenommen. Es folgten: „Der fahrende Poet" (Leipzig 1838) in 4 Gesängen (Ungarn: Wien; Weimar; die Wartburg); die schönsten Partien enthält der erste Gesang, wie denn überhaupt B.s Schilderungen der ungarischen Natur und ungarischer Sitten zu seinen besten Arbeiten gehören. Nachdem B. den Panzer ausgezogen, sang er: „Stille Lieder" (Leipzig 1839), dichtete sodann das 1840 zwar in Pesth zur Aufführung gekommene, aber trotz aller Pracht der Diktion völlig undramatische Trauerspiel „Saul" (das. 1841) und einen Roman in Versen: „Janko, der ungarische Roßhirt" (das. 1842), worin er sich wieder auf dem Terrain bewegt, das er ganz beherrscht. Später kam B. bei der Herausgabe seiner „Gesammelten Gedichte" (Berlin 1844) mit der preußischen Censur in Kollision, indem das Buch mit Beschlag belegt, aber durch das Obercensurgericht mit Ausnahme zweier Gedichte wieder freigegeben wurde. Noch erschienen von ihm: „Lieder vom armen Manne" (Berlin 1846; 3. Auflage 1847); „Monatsrosen" (das. 1848); „Gepanzerte Lieder" (das. 1848); „An Franz Joseph" (Wien 1849) und „Aus der Heimath" (Berlin 1853). B.s Dichtungen spiegeln die leidenschaftliche Erregbarkeit und die eigenthümliche Natur des ungarischen Volkes und des Landes getreu ab und sind ausgezeichnet durch klangreiche Verse und lebensvolle Bilder. Doch ergehen sich seine lyrischen Gedichte zum Theil in zu allgemeinen und unbestimmten Gefühlen, welchen Mangel die Schönheit der Form nicht ganz verhüllen kann.

Beckedorff, Georg Philipp Ludwig, geboren 1777 zu Hannover, studirte in Göttingen erst Theologie, dann Medicin, ward 1810 Hofmeister beim Kurprinzen von Hessen, 1811—1818 Führer des Erbprinzen von Anhalt-Bernburg, trat 1819 in preußischen Staatsdienst, wurde Oberregierungsrath und Mitglied des Obercensurkollegiums, 1821 Ministerialrath im Departement des Kultus und Unterrichts und leitete als solcher besonders das Volksschulwesen, trat auf einer Reise im südlichen Deutschland zu Regensburg 1827 zur katholischen Kirche über und wurde seiner Stelle entsetzt. Als Schriftsteller hat er sich besonders durch seine heftige Polemik gegen Schleiermacher einen zweideutigen Ruf erworben. Außerdem schrieb er Mehres über Kirchenvereinigung; ferner „An die deutsche Jugend über der Leiche Kotzebue's" (Hannover 1819); „Jahrbücher des preußischen Volksschulwesens" (9 Bde., 1825—1829); „Die katholische Wahrheit" (4 Bde., Regensburg 1840—46); „Die Cholera" (Berlin 1848); „Das Verhältniß von Haus, Staat und Kirche zu einander rc." (das. 1849); „Die Grundsteuer" (das. 1850); „Gesammelte landwirthschaftliche Schriften" (das. 1849 ff.). Von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in den Adelsstand erhoben u. in den Staatsdienst zurückberufen, wurde er Präsident des Landesökonomiekollegiums u. im Februar 1849 für Münster Mitglied des zweiten preußischen Landtags.

Becken, in der physikalischen Geographie eine große Vertiefung der Erdoberfläche. Einige B. sind mit Wasser angefüllt (Meeresbecken rc.), andere waren es allem Anscheine nach in frühern Zeiten, bis sich das Wasser einen Abfluß durchbrach, z. B. Böhmen. Werden die B. von großen Flüssen durchströmt, mit welchen die Gebirgsrücken parallel laufen, so heißen sie Thalbekken, wie das Rheinthal von Basel bis Bingen. In militärischer Beziehung haben sie mit den Thälern gleiche Wichtigkeit.

Becken (Pelvis), die knöcherne, oben und unten offene Höhle am untern Theile des Rumpfes, welche aus dem Heilig- oder Kreuzbein (Os sacrum), den Steißbeinen (Ossa coccygis) und den ungenannten oder Seitenwandbeinen (Ossa innominata) dadurch gebildet wird, daß diese Knochen, mit Ausnahme der Steißbeine, durch Knorpelbandmasse und Faserbänder fest, fast unbeweglich mit einander zusammengefügt sind. Das B. hat eine unregelmäßige Gestalt, ist von einer Seite zur andern beträchtlich breiter, als von vorne nach hinten, an den Seiten und im hintern Theile viel höher als vorne. Im frischen Zu-

stande enthält es außer einigen Muskeln u. fettweichem Zellstoffe einen Theil des Dünndarms, den Mastdarm, die Harnblase, die innern Geschlechtstheile, die großen Stämme der Nerven u. Blutgefäße für die unteren Extremitäten und viele Saugadergeflechte mit ihren Drüsen. Auch dient es der Wirbelsäule zum festen Stützpunkte, und an seiner äußeren Seite den Oberschenkeln zur Einlenkung, sowie den meisten Muskeln derselben zur Anheftung.

Man theilt das B. ein in das große, obere (Pelvis major, superior) und in das kleine, untere oder eigentliche Becken (Pelvis inferior s. minor). Beide gehen in einander über, werden indeß von einander geschieden durch die ungenannte Linie (Linea innominata), welche am Vorgebirge des Heiligbeins rundlich anfängt und sich zu beiden Seiten, über den untern Theil der Darmbeine, zu dem obern innern Rande der Schambeine vorwärts krümmt. Sie stellt folglich den Eingang oder die obere Oeffnung (Apertura pelvis superior) des kleinen B.s dar. Das große B. besteht aus den beiden flach ausgeschweiften Darmbeinen, zwischen welchen die untern Lendenwirbel vortreten, von denen der fünfte, in Verbindung mit dem Heiligbeine, das Vorgebirge (Promontorium), den am meisten vorwärts ragenden Theil des B.s dieser Gegend, bildet. Seine Breite ist weit beträchtlicher, als seine Höhe und sein Durchmesser von vorne nach hinten. Das kleine, untere B. ist weit tiefer als das große und der Form nach rundlich oder eigentlich in querer Richtung oval, so daß sein Durchmesser in dieser Richtung die übrigen an Länge übertrifft. Seine meist knöchernen Wände sind eben und an manchen Stellen von Muskeln und Bändern bedeckt und ihre Lücken ausgefüllt. Die hintere Wand besteht aus dem Heiligbein und den Steißbeinen; jede Seitenwand aus dem Sitzbein und dem untern Theile des Darmbeins; die vordere Wand aus den Schambeinen, welche in der Mittellinie durch die Schambeinfuge (Synchondrosis s. symphysis ossium pubis) mit einander verbunden werden. Das B. bietet von den Theilen des Skelets vorzugsweise Geschlechtsverschiedenheiten dar, welche mit der Annäherung der Pubertät deutlich hervortreten. Das weibliche B. ist niedriger, aber weiter, geräumiger, als das männliche. Am großen B. sind beim Weibe die Darmbeine breiter und flacher ausgehöhlt; am kleinen bilden die absteigenden Schambeinäste unter der Schambeinfuge einen großen Bogen, den Schambogen (Arcus ossium pubis), während sie beim Manne unter einem spitzen Winkel, dem Schambeinwinkel (Angulus ossium pubis), zusammentreten. Auch sind beim Weibe die absteigenden Schambeinäste stark nach vorne und außen umgebogen, was beim Manne nicht der Fall ist, so daß ihre hinteren Seiten schief nach innen, die vorderen schief nach außen gewandt sind. Die Lage des weiblichen B.s ist entfernter von dem Thorax, als die des männlichen, so daß der Raum von dem schwertförmigen Fortsatze des Brustbeins bis zur Schambeinfuge bei dem Weibe verhältnißmäßig größer ist, als bei dem Manne; es wird dieses durch die größere Höhe der Lendenwirbel und die mindere Höhe des Thorax bedingt. Das männliche B. ist mehr rücksichtlich der Stärke seiner Knochen und seiner Bestimmung, den sich an dasselbe setzenden Muskeln einen festen Stützpunkt zu geben, das weibliche B. mehr rücksichtlich des Kanals, durch welchen dasselbe bei der Geburt dem Kinde den Durchgang nicht allein gestatten, sondern auch nach bestimmten Regeln leiten soll, entwickelt. Die Knochen des männlichen B.s sind daher schwerer, dicker und stärker und die Höhle desselben unregelmäßiger, die Knochen des weiblichen B.s schlanker, leichter und feiner und die Höhle desselben als ein regelmäßiger Kanal gebildet; die Erhabenheiten und Vertiefungen des letztern sind weniger hervortretend und die Form des Kanals mehr begünstigend. Die Hüftbeine des Weibes sind breiter, flacher u. mehr nach außen liegend, die Sitzbeine ragen weniger tief herab, die Schambeinvereinigung ist breiter und sanfter einwärts gebogen, als bei dem Manne; der Schambogen ist bei dem Weibe geräumiger und bildet bei dem Manne einen spitzeren Winkel, als bei jenem. Das Kreuzbein des Weibes ist breiter, seine Aushöhlung, sowohl von oben nach unten, als auch nach beiden Seiten, gleichförmiger gebogen, und der Winkel des Vorbergs ist spitzer, als an dem männlichen B. Nach den Jahren der Mannbarkeit verliert das weibliche B. diese Eigenschaften allmählig wieder durch die eintretende Rückbildung, wird aber weniger dem männlichen B. ähnlich, als es vielmehr eine eigenthümliche Form annimmt, ähnlich dem durch Osteomalacie verdorbenen B.; insbesondere wird das Kreuzbein schmäler und stärker gekrümmt, der Vorberg sinkt in den Beckeneingang herab und der Schambogen wird weniger geräumig.

In dem kindlichen Alter besteht das B. aus 8 Knochen, nämlich aus dem Kreuzbeine oder Heiligbeine (Os sacrum), dem Steiß- od. Schwanzbeine (Os coccygis), den beiden Hüft- oder Darmbeinen (Ossa ilii), den beiden Scham- oder Schooßbeinen (Ossa pubis) und den beiden Sitzbeinen (Ossa ischii). Später wird das Hüft-, Scham- und Sitzbein durch Verknöcherung verbunden, so daß sie nur einen einzigen zusammenhängenden Knochen darstellen, welcher Seitenbeckenknochen oder ungenanntes Bein genannt wird. Die Form des B.s ist in der Kindheit bei beiden Geschlechtern gleich und die Verhältnisse der Höhle desselben zeichnen sich vorzüglich dadurch aus, daß der gerade Durchmesser des Einganges des kindlichen B.s größer ist, als der Querdurchmesser desselben, und daß bei einer verhältnißmäßig größeren Höhe des kleinen B.s der Schambogen spitzwinkelig ist. Bis zu dem Eintritte der Pubertät verschwinden diese Eigenschaften allmählig und das B. nimmt die Geschlechtsform an. Das schöne weibliche B. behält die Leichtigkeit und Schlankheit der Knochen des kindlichen B.s auch ferner bei. Von besonderer Schönheit findet es sich in dem wohlgebauten weiblichen Körper, in welchem der Charakter der Weiblichkeit vorzüglich entwickelt ist. Es zeichnet sich aus durch sanfte Biegungen und sehr mäßiges Hervortreten der Kämme, Stacheln &c. Die Darmbeinschaufeln sind breit, sanft aufgerichtet u. sehr mäßig ausgehöhlt, und das Kreuzbein ist beson-

ders breit. Die Form des Beckeneingangs nähert sich der Kreisgestalt; die Aushöhlung des Kreuzbeins ist so mäßig, daß ihre Tiefe nur 1/2 Zoll beträgt, und die Neigung des B.s übersteigt selten 45°—50°. Es gibt Abweichungen des B.s von dieser regelmäßigen Form, welche dasselbe nicht gerade fehlerhaft machen, doch in Verbindung mit anderen Ereignissen, z. B. großem Kopf des Kindes, Wehenschwäche rc., Geburtshindernisse veranlassen können. Wirkliche Regelwidrigkeit des B.s muß man annehmen, wenn dasselbe durch seine Größe, Form und Richtung entweder übermäßige Beschleunigung der Geburt, oder regelwidrige Stellung des Kindes u. einzelner Theile desselben, oder Schwierigkeit oder gar Unmöglichkeit des Durchganges des Kindes durch dasselbe bedingt. Sowohl die Art, als auch der Grad der Regelwidrigkeit des B.s äußert einen verschiedenen Einfluß auf die Geburt. Die Ursachen der Fehler des B.s sind: erste Bildung, Stehenbleiben auf der Entwickelungsstufe einer früheren Lebensperiode, Erweichung und Verbiegung der Knochen durch Rhachitis im kindlichen Alter und durch Osteomalacie nach dem Eintritt der Pubertät, Knochenwucherungen, Osteosteatome und Exostosen, sowie auch Knochengeschwüre, welche gewöhnlich in veralteter Syphilis ihren Grund haben, Luxationen und Knochenbrüche. Für die Geburtshülfe ist die genaue Kenntniß des weiblichen B.s, besonders die seiner Dimensionen, von größter Wichtigkeit, daher man letztere, von denen der gerade Durchmesser die Conjugata genannt wird, auch mittelst besonderer Instrumente, welche man Beckenmesser (Pelvimeter) genannt hat, genauer zu ermitteln sucht. Vergl. F. C. Nägele, Das weibliche B. rc., Karlsruhe 1825; Froriep, Ueber die Lage der Eingeweide im B., Weimar 1815. Ueber Beckenmesser schrieben Beivin (deutsch, Leipzig 1825), Desberger (Berlin 1824), Wellenbergh (Haag 1831) u. A.

Ein B. im eigentlichen Sinne kommt keinem Thiere zu, da wegen der bedeutenden Abweichung der Form der entsprechenden Knochen auch die entfernteste Aehnlichkeit mit einem B. verschwindet. Auch bei dem menschenähnlichen Affen sind die beiden Hüftknochen weit länger, als breit; bei manchen Säugethieren, wie beim Biber und Känguruh, sind beide Schooßstücke der Hüftknochen in Ein Stück verwachsen; beim Ameisenbär stehen sie aber, fast wie bei den Vögeln, von einander. Beim Maulwurf ist das sogenannte B. so eng, daß selbst die innern Geschlechtstheile außerhalb der Schambeine liegen. Beim Känguruh und andern Beutelthieren findet sich noch ein eigenes hornartiges Knochenpaar in den Schambeinen (Ossa marsupialia s. cornua pelvis abdominalis), ähnliche auch beim Schnabelthier. Cetaceen haben, da ihnen die Hinterfüße mangeln, auch keine Hüftknochen und also auch kein B., doch am Bauch ein paar kleine Knochen, ähnlich den Schambeinen der B. der höhern Säugethiere. Bei den Vögeln wird das B. hauptsächlich durch einen breiten, einfachen Hüftknochen gebildet, dessen Seitentheile verschiedentlich gestaltet sind, nach unten aber, statt eine Schambeinverbindung zu haben, weit von einander abstehen; bloß das B. des Straußes ist vorwärts durch verwachsene Schambeine verschlossen. Bei den Schildkröten werden zwar ebenfalls die 3 Hauptseitentheile des B.s unterschieden, doch sind hier die Schambeine die größern und die flachsten des ganzen Skelets. Bei den Kröten und Fröschen sind die Hüftknochen gabelförmig und zwischen ihnen liegt das in einen geraden Knochen sich endigende Rückgrat.

Becken (türkische B., Einellen, franz. Cymbales), das bekannte, bei der sogenannten Janitscharenmusik gebräuchliche krustische Klangwerkzeug, besteht aus zwei tellerartigen Metallscheiben, durch deren streifendes Aneinanderschlagen ein schwirrender Klang von unbestimmter Tonhöhe, aber von hellem, kräftigem und zum Theil wildem Charakter entsteht. Es ist nicht zu leugnen, daß dieses Klangwerkzeug, um seines eigenthümlichen Charakters willen, nicht unwerth war, auch in Musikwerken höheren Sty!s und vorzüglich in die ihrer Natur nach vielseitige scenische Musik eingeführt zu werden. Die guten B. werden bis jetzt einzig aus der Türkei od. aus China bezogen; alle Versuche, sie nachzubilden, sind zur Zeit so völlig unbefriedigt geblieben, daß auch der Unerfahrenste den Unterschied augenblicklich erkennt. An den ächten B. bemerkt man sehr sichtbare Eindrücke von Hammerschlägen, indeß der Stoff doch höchst unbehnbar, spröde und fast glasartig ist. Dieser Umstand läßt vermuthen, daß die Masse, sowie die des sogenannten Tamtam oder der chinesischen Glocke, ein aus 0,22 Zinn und 0,78 Kupfer bestehendes Gemisch seyn möge, welches nach Biots „Traité de Physique" (Bd. 2, S. 185) u. Darcets Entdeckung die Eigenschaft besitzt, durch schnelles Abkühlen leicht dehnbar zu werden, und, nachdem es in diesem Zustande gehämmert und geformt worden, durch nochmaliges Erhitzen u. langsames Abkühlen spröde, elastisch und klingend wird. Ob übrigens die B. von den Paukencymbeln der Hebräer und der Griechen herrühren, bleibt dahin gestellt.

Becker, 1) Ferdinand, freisinniger katholischer Theolog, geboren 1740 zu Grevenstein in Westphalen, wurde 1763 Pfarrer zu Hörste, legte 1770 dieses Amt wegen geschwächter Gesundheit nieder und bekam eine Vikarie am Dome zu Paderborn, ward auch 1780 Archidiakonatskommissarius u. erhielt dadurch einen bedeutenden praktischen Wirkungskreis. Er nahm sich mit vielem Eifer der Schulen an, unterrichtete die Lehrer seines Archidiakonats durch eigene Vorträge, verbreitete nützliche Schulbücher, verbesserte den Gesang und stellte mancherlei alte Mißbräuche ab, kam aber dadurch in den Geruch der Neologie, wurde 1796 beim Bischofe als Ketzer vorzüglich von den Franciskanern denuncirt, 1798 durch Soldaten aufgehoben und ins Gefängniß des Franciskanerklosters zu Paderborn geworfen. Bei der allgemeinen Aufregung, welche dieser Gewaltstreich gehaßter Finsterlinge erregte, gelang es B.s Freunden, ihn aus seiner Haft zu befreien und nach Brilon in Sicherheit zu bringen, von wo er sich nach Arolsen begab. Jetzt ward der große Bann gegen ihn geschleudert. Erst 1806 ordnete die preußische Regierung eine Revision seines Prozesses an; B. ward gänzlich freigesprochen, kehrte nach Paderborn zurück und † 1810 zu

Hörter. Er schrieb: „Synchronistische Welttafeln" (Paderborn 1792); „Geschichte meiner Gefangenschaft im Franciskanerkloster zu Paderborn" (Rudolstadt) u. A. Sein Neffe ist:

2) **Karl Ferdinand**, einer der ausgezeichnetsten deutschen Sprachforscher, wurde geb. 1775 zu Liser im Kurtrierschen und von seinem Oheim erzogen. Er besuchte das dortige Gymnasium, darauf das Priesterseminar in Hildesheim und erhielt 1794 eine Lehrerstelle an dem Josephinum in letzterer Stadt. Da er sich jedoch nicht entschließen konnte, Priester zu werden, so entsagte er 1799 freiwillig diesem Amte u. bezog 1800 die Universität Göttingen, um hier Medicin zu studiren. Während dieser Zeit (1802) gewann er durch seine „Abhandlung von dem Einfluß der äußern Wärme und Kälte auf den menschlichen Körper", welche er 1804 deutsch herausgab, den akademischen Preis. Nach Beendigung seiner Studien (1803) prakticirte er als Arzt in Hörter, bis er 1810 als Unterdirektor der Pulver- und Salpeterfabrikation zu Göttingen angestellt wurde. Die Beobachtungen und Erfahrungen seiner amtlichen Thätigkeit legte er in der Schrift nieder: „Theoretisch-praktische Anleitung zur künstlichen Erzeugung u. Gewinnung des Salpeters" (Braunschweig 1814). Ende 1813 wurde er als Arzt bei der Centralverwaltung für die verbündeten Heere in Frankfurt am Main angestellt, und als diese 1815 aufgelöst wurde, ließ er sich als praktischer Arzt zu Offenbach nieder. Hier war es, wo die lang unterdrückte Neigung, zu lehren und hauptsächlich grammatische Studien zu pflegen, wieder erwachte. Er unterrichtete zuerst seine eigenen Kinder, später gaben ihm mehre Familien die ihrigen u. so bildete sich nach und nach um ihn eine Unterrichtsanstalt. Sein Sprachforschungstalent und sein Fleiß wandte sich vor Allem der Muttersprache zu, und durch seine naturwissenschaftliche Bildung unterstützt, bahnte er sich für die grammatische Behandlung der deutschen Sprache einen eigenthümlichen Weg, der ihn in das innerste Wesen derselben tief eindringen ließ und zu den überraschendsten Resultaten führte. Seine Schriften über deutsche Sprache haben fast allgemeine Anerkennung gefunden u. auf die Behandlung zunächst der Muttersprache und dann aller übrigen Sprachen einen Epoche machenden Einfluß ausgeübt, den nur die klassischen Forschungen Jakob Grimms auf dem Gebiete des germanischen Sprachstammes überbieten dürften. Zuerst erschien von B. „Die deutsche Wortbildung" (Frankfurt 1824; macht auch den 4. Band der „Abhandlungen des Frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache" aus); darauf die „Deutsche Sprachlehre" (1. Theil, das. 1827), worin der Organismus der Sprache behandelt wird; den 2. Theil dazu bildet die „Deutsche Grammatik" (das. 1829); das ganze Werk erschien in 2. Auflage als „Ausführliche deutsche Grammatik" (3 Abth., das. 1836—39, 3. Aufl. 1843, 3 Bde.). Ihr zur Seite steht die „Schulgrammatik der deutschen Sprache" (Frankfurt 1831, 7. Aufl. 1852). Außerdem schrieb er „Das Wort in seiner organischen Bedeutung" (Frankfurt 1833); einen „Leitfaden für den ersten Unterricht in der deutschen Sprache" (das. 1833, 5. Aufl. 1845); „Organism der Sprache" (das. 1841—1842); „Der deutsche Styl" (das. 1848); „Lehrbuch des deutschen Styls" (herausgeg. von Th. Becker, das. 1850). Schon früher gab er Tabellen zur deutschen Grammatik heraus (Frankf. 1829). Er † den 5. Sept. 1849. B.s Verdienste liegen nicht auf der Seite der historischen Sprachforschung, wiewohl er sich überall bemühte, auch deren Ergebnisse sich anzueignen, sondern auf der andern philosophischen Seite. Er hat mit der Logik das ganze Gebiet der Sprache vollständiger und gründlicher zu durchdringen gesucht, als bisher geschehen ist; namentlich aber hat er den humboldtschen Satz ausgebeutet, wonach die Sprache, als „unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens, in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, darin die Natur alles Organischen theilt, daß Jedes in ihr durch das Andere und Alles nur durch die Eine das Ganze durchdringende Kraft besteht". Von diesem Satze ausgehend, hält B. auf der einen Seite immer das Ganze der Sprache fest und sucht dieses als ein vollständiges, lebendiges und den Keim des Lebens in sich selbst tragendes darzustellen, auf der andern Seite benutzt er das, was er das organische Differenzverhältniß nennt, nämlich eben jene Eigenschaft der Sprache, wonach immer das Eine durch das Andere bedingt ist und Eins dem Anderen widerstrebt, eben dadurch aber auch zur Thätigkeit anregt, um den ganzen Organismus bis in seine kleinsten Theile zu zerlegen, und indem er auch in diesen kleinsten Theilen die Gesetze des ganzen Organismus nachweist, unser Bewußtseyn von der Sprache nach allen Seiten hin zu bereichern und uns über Dinge und Thätigkeiten, die wir bisher unbewußt geübt haben, die interessantesten Aufschlüsse zu geben. Die bedeutendste Wirkung der beckerschen Schriften wird immer diejenige seyn müssen, welche die Wissenschaft überhaupt und namentlich die Sprachwissenschaft erfährt. Indeß läßt sich diese immer sehr schwer darstellen, so lange eine Erscheinung noch neu ist, wo man noch nicht sagen kann, was sich von ihr und in welcher Gestalt es sich erhalten wird. Dagegen ist eine andere Wirkung schon jetzt deutlich genug zu erkennen. Man weiß, wie die Pädagogik seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts darauf hingearbeitet hat, auch unter dem Volke diejenige selbstständige Bildung zu verbreiten, die man bis dahin als die Prärogative bevorzugter Stände betrachtet hatte. Man ging deshalb überall darauf aus, den Volksunterricht, statt zur Ueberlieferung todten, den Geist niederdrückenden Materials, zur Weckung und Belebung des Selbstbewußtseyns zu benutzen. Was konnte sich aber für ein solches Bestreben Geeigneteres darbieten, als ein zweckmäßiger Unterricht in der Muttersprache? Hier bot sich nun die beckersche Sprachlehre dar, welche die Sprache nicht mehr durch das Medium fremder Sprachen (vor deren Erlernung man bis dahin die Herrschaft über die Muttersprache abhängig geglaubt hatte), sondern aus sich selbst klar zu machen und zum Bewußtseyn zu bringen versprach. Daher der Eifer, mit dem man sich ihrer für die Volksschulen zu bemächtigen suchte. B. selbst hat die Hauptergebnisse für Schulen in seiner Elemen-

targrammatik darzustellen gesucht. Indeß eignet sich diese mehr für höhere als für niedere Schulen. Für diese letzteren haben besonders Wurst (in seiner Sprachdenklehre, welche auch den Beifall der Meisten gefunden hat) und Diesterweg, Kellner, O. Schulz brauchbare Lehrbücher geliefert, die sich zwar unter einander in der Behandlungsweise unterscheiden, aber doch das Gemeinsame haben, daß sie sämmtlich auf den beckerschen Principien beruhen. Noch ist endlich zu erwähnen, daß die beckersche Methode auch für die Behandlung der lateinischen und griechischen Grammatik auf höhern Schulen sehr erfolgreich geworden ist. Die Behandlungsweise dieser Sprachen, wie wir sie im Eingang geschildert haben, wo die Satzlehre nichts als ein Aggregat einzelner Bemerkungen war, wird unter dem Einfluß nach der beckerschen Methode gearbeiteter Sprachlehren, in denen die Sprache als ein in sich gegliederter, eigenthümlicher und lebendiger Organismus aufgefaßt und behandelt wird, hoffentlich bald ganz und gar verschwunden seyn.

3) Karl Friedrich, der Verfasser der bekannten beckerschen Weltgeschichte, geboren 1777 zu Berlin, besuchte das dortige Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, studirte in Halle Philosophie und Geschichte, war eine Zeit lang Hauslehrer in Kottbus, dann 1798—1800 Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin. Als er wegen Kränklichkeit jeder unterrichtlichen Thätigkeit entsagen mußte, widmete er sich literarischen, besonders geschichtlichen Arbeiten, denen er bis zu seinem Tode, der am 15. März 1806 erfolgte, oblag. Er ist Verfasser mehrer sehr gelesenen Schriften: „Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend" (3 Bde., Halle 1801—3, neu bearbeitet von Eckstein, 8. Aufl. 1849); „Die Dichtkunst aus dem Gesichtspunkte des Historikers" (Berlin 1803); besonders aber der „Weltgeschichte für Kinder u. Kinderlehrer" (9 Bde., das. 1800—1805). Diese beckersche Weltgeschichte ist für die allgemeine historische u. sociale Bildung Deutschlands eines der einflußreichsten Werke geworden. Sie hat ihre eigne Geschichte. Der Urheber derselben hinterließ das Werk, welches er bis zum 9. Bande geführt hatte, bei seinem Tode 1806 unvollendet, hatte ihm aber durch seine lebendige gewandte Darstellung, seine seltene Gabe, zu individualisiren und mit wenigen Strichen ein anschauliches Bild zu entwerfen, sowie durch seine leichte, von jeder Künstelei entfernte, ungemein fließende Schreibart ein großes Publikum erworben. Um so eher konnte man über manche Mängel, über das geringe Quellenstudium und die Behandlung der christlichen Religionsbegriffe, welche den Charakter der Aufklärungsperiode aus dem vorigen Jahrhunderte an sich trug, hinwegsehen. Ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, Joh. Gottfr. Woltmann, übernahm die Fortsetzung und die Ergänzung des Fehlenden. Er brachte den 5. Band, von welchem B. für die 2. Ausgabe nur wenige Bogen hinterlassen hatte, zu Ende und ergänzte im 10., der ihm allein angehört, die Geschichte bis zur französischen Revolution. In einer neuen Auflage des Ganzen wurde Einzelnes, wie die alte Geschichte, umgearbeitet, in der Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts blieb B.s Werk fast unverändert, da diese Partien unstreitig die glänzendsten waren. In der Darstellung u. Schreibart steht Woltmann hinter B. zurück, er ist nicht selten verworren und unklar; aber sein Urtheil ist frei und gründlich, seine Begeisterung für das Hohe und Würdige warm und anregend, die Auffassung und Verknüpfung der Begebenheiten eigenthümlich und geistreich. Nach Woltmanns Tode (14. Juli 1822) übernahm Joh. Wilh. Loebell das Ganze, ein Schriftsteller mit umfassenden historischen Studien, richtigem Urtheil u. daneben im Besitz einer anmuthigen, geschmeidigen Schreibart. Die 5. und 6. Ausgabe sind (mit Ausschluß der Geschichte unserer Zeit von Menzel, die in den frühern Ausgaben den 11. und 12. Band ausmachte) sein Werk, und man muß ihm das Zeugniß geben, daß er mit großer Gewandtheit die mühsame Aufgabe gelöst habe, die so verschiedenartigen Bestandtheile der beckerschen und woltmannschen Arbeiten in einander zu verschmelzen und eine durchgängige Uebereinstimmung in der geschichtlichen Grundansicht herbeizuführen. Gleichzeitig mit Loebell verfaßte K. A. Menzel (1824) die „Geschichte der neuern Zeit" seit dem Tode Friedrichs II. zur Ergänzung des Fehlenden in B.s Werk. Diese Bände zeichnen sich durch tüchtige Auffassung der historischen Thatsachen und Charaktere, durch helle Beleuchtung der herrschenden Ideen und durch eine in jeder Beziehung ehrenwerthe Gesinnung in einem solchen Grade aus, daß man sie ohne Anstand als eine der besten Geschichten unserer Zeit und zugleich als eine, trotz des allerdings veränderten Inhalts der neuesten Geschichte, dennoch ganz geeignete Fortsetzung des beckerschen Werkes bezeichnen kann. Die Arbeiten vier so tüchtiger Männer hatten die beckersche Weltgeschichte zu einem der gelesensten Bücher gemacht, dem selbst ein Nebenbuhler wie Rotteck nicht schaden konnte, dessen „Allgemeine Geschichte" bereits eine ziemliche Verbreitung gefunden hatte. Bei der 7. Ausgabe der beckerschen Weltgeschichte (Berlin 1841—43, 14 Bde.), die noch nicht beendigt war, als die Verlagshandlung schon einen zweiten unveränderten Abdruck veranstalten mußte, trat noch ein fünfter Mitarbeiter ein, nämlich Dr. Maximilian Duncker, welchem Loebell, der bei dem rasch vorschreitenden Drucke nicht allen Partien des Werkes gleichmäßigen Fleiß widmen konnte, die Bearbeitung des Mittelalters übertrug. Umfassende Forschungen zeigen sich überall, auch wo Duncker nur Resultate geben konnte; in einzelnen Abschnitten tritt das Quellenstudium ausführlich hervor, ohne den Leser durch gelehrten Apparat oder massenhafte Citate zu belästigen; ganz besonders ist den staatsrechtlichen und kirchlichen Zuständen des Mittelalters große Sorgfalt gewidmet und jener Mißgriff sehr geschickt vermieden, der über Rohheit und Barbarei ganzer Zeiträume klagt, oder sie an Rousseau, Voltaire und an der Erklärung der Menschenrechte abmißt. Die Darstellung ist einfach und ruhig, aber bei wichtigern Ereignissen ausgeführter und trägt überall die Spuren eifrigen Interesses für die behandelten Gegenstände. Demnach haben sich in die 7. Ausgabe die Bearbeiter so getheilt, daß Band 1—3 und Band 7, 8, u. 10 Loebell, Band

4, 5, 6 und 9 Duncker, und Band 11, 12, 13 u. 14 Menzel angehören. Die beckersche Weltgeschichte ist in ihrer jetzigen Ausstattung nicht mehr allein das Eigenthum der „Kinder und Kinderlehrer", für die sie ursprünglich bestimmt war, sondern hat ihren Weg auch in die Häuser der Erwachsenen und Gebildeten überhaupt und in die Arbeitszimmer der Gelehrten gefunden.

4) Rudolf Zacharias, verdienstvoller deutscher Volksschriftsteller, wurde geboren zu Erfurt am 9. April 1752, widmete sich in Jena dem Studium der Theologie und wurde dann Hofmeister in seiner Vaterstadt, wo Dalberg auf seine Bildung bedeutenden Einfluß übte. Auf die Bahn des Volksschriftstellers führte ihn 1799 eine Preisaufgabe der berliner Akademie der Wissenschaften über die Frage: „Ist es nützlich, das Volk zu täuschen?" deren Preis er gewann. Im Jahre 1782 wurde er als Lehrer an das basedowsche Erziehungsinstitut (Philanthropin) in Dessau berufen und gab daselbst 1782 u. 1783 die „Dessauische Zeitung für die Jugend und ihre Freunde" heraus, die er, nach seiner selbstständigen Uebersiedelung nach Gotha, 1784 als „Deutsche Zeitung für die Jugend" fortsetzte, dann seit 1788 mehr für Erwachsene berechnete und 1796 zur „Nationalzeitung der Deutschen" erhob. In derselben bewährte er, wie in allen seinen Schriften und Unternehmungen, die lobenswürdige Absicht und den rastlosen Eifer, mit welchem er sein ganzes Leben hindurch für bürgerliches Wohl und vernünftige Aufklärung zu wirken strebte. Seine Ueberzeugung, daß die menschliche Glückseligkeit auf Befriedigung des dem Menschen innewohnenden Verbesserungstriebes beruhe, begründete er in seinen „Vorlesungen über die Rechte u. Pflichten der Menschen" (2 Bde., Gotha 1791—1792) ausführlich u. stellte dazu in seinem „Noth- u. Hülfsbüchlein für Bauersleute oder lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte des Dorfes Mildheim" (1. Bd., Gotha 1787; 2. Bd. 1798; neueste Aufl. 1838) ein praktisches Beispiel der zweckmäßig geleiteten Selbstbildung einer vorher verwilderten Dorfgemeinde für den deutschen Landmann so lebendig und anregend dar, daß davon, nach B.s eigener Angabe, binnen 25 Jahren eine Million Exemplare in deutscher u. auch in fremden Sprachen gedruckt und nachgedruckt wurden. Diesem Volksbuche, durch welches B. viel zur Bildung des Volkes beigetragen hat, schließt sich sein „Mildheimisches Liederbuch" (Gotha 1799), welches gleichfalls eine Reihe von Auflagen gen erlebt hat (8. Aufl. 1837), sowie sein „Mildheimisches Evangelienbuch" (das. 1816) würdig an. Nicht minder verdienstlich ist sein „Anzeiger", den er 1791 neben der „Deutschen Zeitung" (welche die Tagesgeschichte zur praktischen Sittenschule machen sollte) begründete und der 1792 durch ein kaiserliches Privilegium zum „Allgemeinen Reichsanzeiger" erhoben, 1806 aber nach dem Aufhören des Reichs in den „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" umgewandelt wurde, der bis in die neueste Zeit (1850) erschien. Im J. 1797 gründete er, hauptsächlich zum eigenen Vertrieb seiner Zeitschriften und Bücher, die beckersche Buchhandlung in Gotha, die er sein ganzes Leben hindurch rühmlich fortführte. Im Jahre 1802 wurde er zum fürstlich schwarzburg-sondershäusischen Hofrath ernannt. Auf den ungegründeten, auf eine unbedeutende Stelle in der „Nationalzeitung" sich stützenden Verdacht der Theilnahme an geheimen politischen Verbindungen gegen Napoleon ward er am 30. Nov. 1811 auf Davousts Befehl durch französische Gensd'armen verhaftet, gewaltsamerweise von Gotha nach Magdeburg gebracht und dort bis zum April 1813 gefangen gehalten. Erst auf Verwendung des Herzogs von Gotha bei Napoleon erhielt er seine Freiheit wieder. Während seiner Gefangenschaft unterwarf er das „Noth- und Hülfsbüchlein" einer gänzlichen Umarbeitung. Seine Schrift: „B.s Leiden und Freuden in 17monatlicher französischer Gefangenschaft" (Gotha 1814) ist merkwürdig für die Zeitgeschichte. Auch der deutschen Kunstgeschichte hat B. durch Herausgabe von Derschau's „Holzschnitten alter deutscher Meister" (1808 bis 1816, 3 Lieferungen), deren werthvolle Originalplattensammlung noch in den Händen seiner Familie ist, einen schätzenswerthen Dienst geleistet. Außerdem schrieb er noch: „Das Eigenthumsrecht an Geisteswerken" (Frankfurt 1789). B. † am 28. März 1822. Als weltbürgerlicher Volksschriftsteller steht er sowohl durch seine zahlreichen literarischen Unternehmungen, als auch wegen des wahrhaften Nutzens, den er nicht allein unter dem Volke, sondern auch unter den höhern Klassen gestiftet hat, vielleicht einzig unter den deutschen Schriftstellern da.

5) Friedrich Gottlieb, geb. zu Gotha den 9. Nov. 1792, Sohn des Vorigen, studirte in Leipzig u. Göttingen Sprachkunde u. Geschichte, nahm seit 1814 an den journalistischen u. buchhändlerischen Unternehmungen seines Vaters Theil u. setzte dieselben nach dessen Tode mit Umsicht fort. Im J. 1830 vereinigte er den thatsächlichen Inhalt der „Nationalzeitung der Deutschen" u. den intellektuellen des „Allgemeinen Anzeigers" in einem täglich erscheinenden Blatte unter dem Titel „Allgemeiner Anzeiger u. Nationalzeitung der Deutschen", das seitdem ein vielverbreitetes allgemeines Intelligenzblatt für ganz Deutschland und einen öffentlichen Sprechsaal für Jedermann über alle Gegenstände des Lebens und des bürgerlichen Verkehrs bildete. Seit 1849 erschien dasselbe wieder unter dem alten Titel als „Reichsanzeiger der Deutschen", ging aber schon Ende Juni 1850 in Folge der großen Zunahme örtlicher und fachlicher Blätter mit dem 119. halbjährigen Bande ein. In den Jahren 1848 u. 1849 wohnte B. als Vertreter des Herzogthums Gotha der deutschen Nationalversammlung bei und gehörte hier zu der Partei der später sogenannten Gothaer. Seitdem widmete er seine Thätigkeit vorzugsweise der Direktion der Feuerversicherungsbank für Deutschland.

6) Wilhelm Gottlieb, deutscher Belletrist und Kunstschriftsteller, geb. den 4. Nov. 1753 zu Oberkallenberg in der Herrschaft Schönburg-Waldenburg. Er studirte seit 1773 in Leipzig die Rechte, widmete sich jedoch bald ausschließlich schriftstellerischen Arbeiten, nahm 1777 eine Lehrerstelle am Philanthropin zu Dessau an, ging von da schon 1778 als Privatgelehrter nach Straßburg, Basel und Zürich, durchreiste in der Folge

Frankreich und Oberitalien, ward 1782 Professor der Moral und Geschichte an der Ritterakademie zu Dresden, besuchte 1784 auf einer neuen Reise nach Italien auch Rom und Neapel, erhielt 1795 das Amt eines Aufsehers über die dresdener Antikengallerie und das Münzkabinet, und vereinigte damit seit 1805 als Hofrath die Aufsicht über den königlichen Schatz im grünen Gewölbe. Er † den 3. Juni 1813 zu Dresden. Um das leselustige Publikum erwarb er sich ein wesentliches Verdienst durch die Herausgabe des „Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen" (Leipzig 1794—1815), der „Erholungen" (das. 1796—1810) und „Neuen Erholungen" (1808—1810). Auch verdienen sein „Taschenbuch für Gartenfreunde" (Leipzig 1795 bis 1800), seine „Garten- und Landwirthschaftsgebäude" (4 Hefte, das. 1798 f.) und die beiden Schriftchen: „Der plauensche Grund bei Dresden" (Nürnberg 1799) und „Das seifersdorfer Thal" (4 Hefte, das. 1800) eine lobende Erwähnung. Großen Beifall fand sein „Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend" (2 Bde., Dresden 1805—9; 2. vermehrte Auflage von W. A. Becker, Lpz. 1832—37, mit 162 Kupfertafeln). Den Anfang zur Bekanntmachung der Schätze des dresdener Münzkabinets machte er durch Herausgabe der „Zweihundert seltene Münzen des Mittelalters in genauen Abbildungen mit historischen Erläuterungen" (Lpz. 1813), welches Werk in Ansehung der Genauigkeit der Abbildungen Alles übertrifft, was in dieser Art bis dahin erschienen war.

7) **Wilhelm Adolf**, einer der ausgezeichnetsten Archäologen der Gegenwart, Sohn des Vorigen, hat das Feld seiner Wissenschaft auf eine überaus fruchtbringende Wei e zu bebauen begonnen, und versteht es insbesondere, die in dem Leben der klassischen Völker hervortretenden Eigenthümlichkeiten durch Lehre u. Schrift auf ansprechende Weise zur klaren Anschauung zu bringen. B., geboren 1796 zu Dresden, wurde in früher Jugend durch Familienverhältnisse veranlaßt, sich dem Kaufmannsstande zu widmen, fand jedoch darin keine Befriedigung und wendete sich den Wissenschaften zu. Er kam 1812 nach Pforta und studirte seit 1816 auf der Universität zu Leipzig Theologie u. vorzugsweise Philologie unter Hermanns und Spohns Leitung. Im Jahre 1822 wurde er Konrektor an der Hauptschule zu Zerbst, 1828 Professor an der Landesschule zu Meißen, 1836 außerordentlicher Professor der klassischen Archäologie an der Universität zu Leipzig. Im Jahre 1840 unternahm er eine 7monatliche Reise nach Italien, wo er unter Anderm Gelegenheit fand, für den Zweck einer neuen Bearbeitung der Topographie viele Materialien zu sammeln, und wurde 1842 zum ordentlichen Professor der Alterthumskunde ernannt. Er † den 30. September 1846 zu Meißen. Den Beleg für unser oben ausgesprochenes Urtheil über ihn liefern seine mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen Schriften: „Gallus, oder römische Scenen aus der Zeit Augusts" (2 Bde., Leipzig 1838, 2. Aufl., besorgt von Rein, 3 Thle., das. 1849); „Charicles, oder Bilder altgriechischer Sitte" (2 Bde., das. 1840); die Abhandlungen: „De comicis Romanorum fabulis" (das. 1837) und „De Romae veteris muris atque portis" (das. 1842). Sein Hauptwerk ist das „Handbuch der römischen Alterthümer" (Th. 1. und 2., Abth. 1. und 2., Lpz. 1843—46), nach B.s Tode fortgesetzt von Marquardt (Th. 2., Abth. 3, das. 1849). Außerdem lieferte er zahlreiche, in das Leben der Alten einschlagende Artikel in Pauly's „Realencyklopädie der klassischen Alterthumswissenschaften" und mehre gediegene Recensionen archäologischer Schriften in Jahns „Jahrbücher".

8) **Gottfried Wilhelm**, deutscher Schriftsteller, geboren den 22. Februar 1778 zu Leipzig, studirte daselbst seit 1796 Medicin und erwarb sich 1801 die medicinische Doktorwürde. Darauf ließ er sich als praktischer Arzt in Leipzig nieder und war zugleich als Schriftsteller im Gebiete der praktischen Heilkunde thätig. Bald zog er auch Geschichte und moderne Sprachen in den Kreis seiner Studien und machte sich durch zahlreiche Aufsätze in Journalen, wie „Der Freimüthige", „Zeitung für die elegante Welt" u. dergl., sowie durch eine Reihe Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Italienischen, und Schriften populär-historischen Inhalts bekannt. Im J. 1833 gab er seine ärztliche Praxis ganz auf, um ausschließlich literarischen Arbeiten obzuliegen, und schrieb seitdem vieles mancherlei Zweige der populären Literatur, der Kunst- und Theatergeschichte Betreffende, was wegen der klaren und lichtvollen Darstellung stets mit verdientem Beifall aufgenommen wurde. So veröffentlichte er neben einigen seine Vaterstadt betreffenden Schriften, wie der „Beschreibung von Leipzig" (Leipzig 1806) und dem „Gemälde von Leipzig" (das. 1823) mehre anziehend und gefällig geschriebene, theilweise für die reifere Jugend bestimmte Reisebeschreibungen, z. B. „Ausflug nach der Ostsee" (Leipzig 1838), „Reise in den Harz" (das. 1837), „Meine große Reise von Leipzig nach Oesterreich" (das. 1835), „Reisebilder aus Süddeutschland" (das. 1837), „Meine kleine Seereise oder die Fahrt nach Helgoland" (das. 1836) 2c. Nicht minder zahlreich sind seine historischen Schriften, welche meistens Begebenheiten und Persönlichkeiten der von dem Verfasser selbst durchlebten Zeit zum Gegenstand haben. Wir erwähnen davon: „Der Freiheitskampf der Polen gegen die Russen" (3 Theile, Altenb. 1831), „Andreas Hofer" (3 Bde., Leipzig 1841—42), „Napoleon, dargestellt nach den besten Quellen" (2 Bde. 3. Aufl., das. 1846—47), „Aegypten, wie es jetzt ist" (das. 1841), „Spaniens Schicksale in der neuesten Zeit" (das. 1836). Von der Aufmerksamkeit und Theilnahme, womit B. die Zeitgeschichte verfolgte, zeugt sein 15 Jahre hindurch erschienenes „Politisches Rundgemälde" (Jahrgang 1—15, Leipzig 1828—42; später fortgesetzt von Oelckers). Im belletristischen Fache erwarb er sich durch seine im Ganzen gelungenen Uebersetzungen mehrer Werke Coopers, wie „Die Ansiedler", „Der Spion", „Lionel Lincoln", sowie der „Le mie prigioni" (Leipzig 1833) und der Schrift „Dei doveri degli nomini" (das. 1834) des Silvio Pellico anerkennenswerthe Verdienste. Er † zu Leipzig den 17. Januar 1854.

9) **Karl Ferdinand**, ausgezeichneter Orgelspieler und Schriftsteller im musikalischen Fache,

Sohn des Vorigen, geboren den 17. Juli 1804 zu Leipzig, erhielt seinen ersten musikalischen Unterricht von Schicht und Friedrich Schneider und machte so schnelle Fortschritte, daß er schon als 14jähriger Knabe als Pianofortespieler in Koncerten auftrat. Bald wandte er sich dem Orgelspiele zu, und zwar mit solchem Erfolge, daß er sich in Kurzem den Ruf eines der ausgezeichnetsten Orgelspieler erwarb und vom leipziger Rath zum Organisten zuerst für einige kleinere Kirchen, dann für die Nikolaikirche berufen wurde. Bei der Gründung des Konservatoriums der Musik in Leipzig 1843 erhielt er an dieser Anstalt die Stelle eines ordentlichen Lehrers des Orgelspiels. Außer einem „Rathgeber für Organisten" (Leipzig 1828) lieferte er viele treffliche, dem Geiste des Instruments wahrhaft angemessene Kompositionen, unter denen besonders die „Trio's" zu erwähnen sind, sowie ein in den leipziger Kirchen eingeführtes Choralbuch. Noch sind zu erwähnen eine „Sammlung von Chorälen aus dem 16. und 17. Jahrhundert" (Leipzig 1831) und „Choralmelodien zu Spitta's Psalter und Harfe" (das. 1841) u. A. Zu gleicher Zeit aber entwickelte B. eine höchst erfolgreiche Thätigkeit auf dem theoretischen und geschichtlichen Gebiete der Musik, wobei ihm seine musikalische Bibliothek, eine der ansehnlichsten in Deutschland, die vortrefflichsten Dienste leistete. Einen Katalog derselben enthält das „Alphabetisch und chronologisch geordnete Verzeichniß einer Sammlung von musikalischen Schriften" (2. Aufl., das. 1846). Von seinen die Geschichte der Musik betreffenden verdienstvollen Schriften sind hervorzuheben: „Systematisch-chronologische Darstellung der musikalischen Literatur" (Leipzig 1836; Nachtrag 1839); „Die Hausmusik in Deutschland in dem 16., 17. und 18. Jahrhundert" (das. 1840); „Die Choralsammlungen der verschiedenen christlichen Kirchen" (daselbst 1841); „Die Tonwerke des 16. und 17. Jahrhunderts" (daselbst 1847); „Die Tonkünstler des 19. Jahrhunderts" (daselbst 1849). Außerdem lieferte er in musikalische Zeitschriften historische und kritische Aufsätze und redigirte nach Finks Abtreten mehre Jahre die „Allgemeine musikalische Zeitung". Noch muß hervorgehoben werden, daß er sich auch um Verbesserung und Hebung der Orgelbaukunst ausgezeichnete Verdienste erworben hat. Viele der bedeutendsten neuern Orgelwerke in Deutschland sind nach seinen Angaben gebaut.

10) Julius, Komponist und musikalischer Schriftsteller, geboren den 5. Februar 1811 zu Freiberg, erhielt seine erste musikalische Bildung in dem Sängerchor des dortigen Gymnasiums und erwarb sich, durch reiche Talente unterstützt, frühzeitig eine Fülle musikalischer Kenntnisse und Fertigkeiten. Weil er aber seine gute Stimme einbüßte, so wendete er sich den klassischen Studien zu und ging nach Vollendung des Gymnasialkursus auf das Seminar über, wo er wegen seiner musikalischen Kenntnisse bald eine Lehrerstelle erhielt. Im J. 1835 begab er sich nach Leipzig, um eine höhere musikalische Bildung zu gewinnen und zugleich philosophischen Studien obzuliegen. Durch K. F. Becker, den Organisten, seinen Lehrer im Kontrapunkt, wurde er in die Kunstwelt eingeführt. Seit 1837 betheiligte er sich erst als Mitarbeiter, später als Mitredakteur an der von Schumann gegründeten „Neuen Zeitschrift für Musik", welche er bis 1846 mit zahlreichen kritischen und ästhetischen Aufsätzen versah. Unter seinen umfänglicheren literarischen Arbeiten sind hervorzuheben: „Die Neuromantiker" (2 Bde., Leipzig 1840), ein musikalischer, und „Kleebein und Kompagnie" (daselbst 1841), ein humoristisch-satyrischer Roman; ferner eine mit Anmerkungen versehene Uebersetzung von Berlioz' „Musikalischer Reise in Deutschland" (Leipzig 1843), eine „Harmonielehre" (das. 1842) in Briefen an eine Dame, und eine „Männergesangschule" (das. 1845). Seine zahlreichen Kompositionen sind meistens für den Gesang bestimmt. Hervorzuheben sind davon „Die Zigeuner", eine Rhapsodie in 7 Gesängen, und eine Oper, „Die Belagerung von Belgrad". Das meiste Glück machte er mit seinen Liedern, namentlich mit denen sentimentalen und lyrischen Charakters. Seine Melodien sind, wenn auch nicht immer originell und tief, doch singbar, und die Pianofortebegleitung ist leicht gehalten. Daher ihre weite Verbreitung. Seit 1846 lebt B. in stiller Zurückgezogenheit in Hoflößnitz bei Dresden.

11) Nikolaus, der Dichter des Rheinlieds, geboren 1816 zu Geilenkirchen in Rheinpreußen, studirte in Bonn die Rechte, gab aber dieses Studium auf, um bei einem Gerichtsschreiber seines Geburtsorts zu arbeiten. Hier dichtete er 1840 unter den Eindrücken, welche die unter dem Ministerium Thiers in Frankreich damals sich kundgebenden Gelüste nach dem linken Rheinufer auf den deutschen Patriotismus hervorbrachten, das Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein rc.", welches als ein, wenn auch gerade nicht hochpoetischer, doch zu rechter Zeit erschallender Aufruf des vaterländischen Gefühles einen ungemeinen Beifall fand und dem bis dahin ganz unbekannten Verfasser schnell einen berühmten Namen verschaffte. Der König von Preußen gab dem Dichter die Mittel zur Wiederaufnahme seiner akademischen Studien; König Ludwig von Bayern übersandte ihm einen Ehrenpokal. Auch erschienen von dem Rheinliede eine Anzahl Kompositionen, von denen jedoch keine auf die Dauer befriedigte und eigentlich populär wurde. Weil das Lied dem französischen Nationalstolze zu nahe trat, so rief es in Frankreich Erwiederungen hervor, unter denen die von Alfred de Musset: „Nous l'avons eu, votre Rhin allemand", sich durch Uebermuth auszeichnete, während Lamartine's Friedensmarseillaise (1841) versöhnlichere Saiten anschlug. Eine so gewaltige Wirkung seines Lieds hatte der anspruchslose Verfasser selbst nicht erwartet; auch war er bescheiden genug, seine Leier bald wieder verstummen zu lassen. Eine Sammlung seiner „Gedichte" (Köln 1841), welche sich nicht über das Gewöhnliche erhob, rechtfertigte die übertriebenen Erwartungen nicht, welche das Publikum sich von des Dichters Gaben zu machen geneigt war, und wurde bald wieder vergessen. Seit längerer Zeit kränkelnd, † B. den 28. August 1845.

12) Johann Philipp, einer der thätigsten

Radikalpolitiker der neuesten Zeit, am 19. März 1809 zu Frankenthal in der Rheinpfalz geboren, der Sohn eines Schreiners, besuchte das Progymnasium seiner Vaterstadt, mußte aber das Handwerk eines Bürstenbinders erlernen und gründete, schon im 18. Jahr verheirathet, ein eigenes Geschäft. Nach der französischen Julirevolution betheiligte er sich an Siebenpfeiffers „Westboten", an der Verbreitung des Preßvereins und dem hambacher Feste, gerieth zwar wegen seiner Theilnahme an letzterem in Haft, wurde aber im August 1833 freigesprochen und bewies sich darauf sehr thätig für die Befreiung seiner Gesinnungsgenossen. Vielfach angefeindet, siedelte er sich 1837 nach der Schweiz über, wo er, mit industriellen und merkantilischen Unternehmungen zu Biel und Bern beschäftigt, durch Wort und That im Interesse seiner Partei fort und fort zu wirken suchte. Außer Aufsätzen in die „Jurazeitung" und andere radikale Blätter veröffentlichte B. „Ein Wort über die Fragen der Zeit" (Bellevue bei Konstanz 1840). Zu gleicher Zeit organisirte er 1838, sowie Ende 1844 und Anfang 1845 Freischaarenzüge und war 1845 für den Umschwung der Dinge in Bern thätig. Nachdem er daselbst das Bürgerrecht erhalten hatte, unterstützte er kräftig, namentlich durch Veranstaltung des großen Schützenfestes zu Biel 1847, die Bestrebungen gegen die Jesuiten und den Sonderbund. Im Herbst 1847 ward B. zum Stabssekretär ernannt, dann nach Bern ins Militärbureau berufen und beim Beginn des Kampfes gegen den Sonderbund dem Divisionsstabe Ochsenbeins zugetheilt und von diesem zum Adjutanten erwählt. Im Kriege selbst focht er mit anerkannter Bravour. Der „Armeedivisionsbericht" nebst der dazu gehörigen Karte wurde von ihm bearbeitet. Im J. 1848 präsidirte B. dem Centralausschusse einer von ihm veranstalteten Versammlung von Deutschen zur Organisation eines Hülfscorps, welches die Bewegungen in Deutschland, namentlich die badische Revolution, unterstützen sollte. Nach dem Mißlingen des heckerschen Versuchs kehrte er mit seiner Schaar nach der Schweiz zurück und setzte, ohne an dem schnell vereitelten Einfalle Struve's Theil zu nehmen, zu Hüningen die Gründung eines Wehrbundes durch. Sein Plan, Deutsche und Schweizer als Hülfstruppen der Revolution nach Sicilien und Rom zu führen, fand zu Marseille Hindernisse. Er stand schon im Begriff, allein mit einigen Offizieren nach Rom zu gehen, als ihn die Nachricht von der Erhebung der Pfalz und Badens bewog, sich mit seiner Schweizerlegion nach Baden zu wenden, wo er am 14. Mai 1849 zu Karlsruhe eintraf. Da er wegen seiner großen Popularität im Volksheer der brentano'schen Regierung unbequem war, ward er, als er sich weigerte, nach Heidelberg zu gehen, am 6. Juni verhaftet, aber sogleich wieder freigegeben, da er mit der Legion Karlsruhe zu verlassen versprach. Nach einigen Gefechten bei Hirschhorn 2c. deckte er an der Spitze seiner verhältnißmäßig gut disciplinirten Schaar den Rückzug der bei Waghäusel geschlagenen Insurgenten über Heidelberg und Sinzheim, befehligte in dem Gefecht bei Durlach (25. Juni) und betheiligte sich auch an dem Treffen an der Murg. Von hier aus wendete er sich nach dem Schwarzwald und überschritt mit dem Reste seines Corps und einer Anzahl badischer Volkswehren am 12. Juli die Schweizergrenze. B. siedelte hierauf nach Genf über, wo er seitdem wieder mit Erfolg gewerblich und kommerciell thätig ist. Gemeinschaftlich mit Esselen gab er die „Geschichte der süddeutschen Mairevolution des Jahres 1849" (Genf 1849) heraus. Von kräftigem, allen Strapazen gewachsenem Körperbau, hat sich B. vor vielen Führern der revolutionären Partei durch Umsicht und Entschlossenheit hervorgethan.

Beckerath, Hermann von, einer der bedeutendsten Vorkämpfer des Konstitutionalismus in Preußen, wurde im December 1801 zu Krefeld geboren. Der Aeltervater der Familie war als mennonitischer Flüchtling aus dem kleinen jülichschen Dörfchen Beckerath nach Krefeld gekommen, wo er sich zuerst dem Fabrikherrn Floh anschloß. Später trat eine Linie der Familie B. in Folge von Verheirathung zur reformirten Gemeinde über und gründete eine der drei großen Seidenmanufakturen, welche Friedrich der Große besonders begünstigte. Aus der mennonitisch gebliebenen Linie stammt Hermann von B., dessen Großvater Meister in der flohschen Fabrik war und viele Bandmühlen in seinem Hause hatte. Der jüngste Sohn desselben, Peter, der Vater Hermanns, war anfangs ebenfalls Meister über Bandwirkerstühle und beschäftigte als solcher mehre Gesellen. Die ungünstigen Zeitverhältnisse drückten indeß die Weber sehr, das Meisterverhältniß löste sich und so gab er 1811 seine bisherige Beschäftigung auf, um die Stelle eines Gerichtsvollziehers anzunehmen. Hermann von B., der älteste von 5 Brüdern, trat nach kaum vollendetem 14. Jahre als Lehrling in das Bankierhaus Molenaar, wurde in demselben Geschäftsführer, dann Associé, verließ es aber, nachdem er sich drei Jahre zuvor verheirathet hatte, 1838, um sich selbstständig als Bankier zu etabliren. Sein Haus („von B.-Heilmann") betheiligte sich bei den wichtigsten Finanzoperationen der Rheinprovinz, und durch einsichtige Thätigkeit erwarb B. ein nicht unbedeutendes Vermögen. Doch waren ihm auch höhere geistige Interessen nicht fremd, namentlich widmete er sich staatsrechtlichen und staatswirthschaftlichen Studien. Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. lenkte auch B.s Blicke auf die Entwickelung der politischen Zustände. Schon 1836 zum Mitgliede des Gemeinderaths in der Handelskammer gewählt, verfaßte er die Adresse an den König, in welcher die Stände den von der Regierung vorgelegten Strafgesetzentwurf ablehnten. Auf dem Provinziallandtage von 1845 war er Berichterstatter über den camphausenschen Antrag wegen Ausführung des Gesetzes vom 22. Mai 1815 in Betreff einer allgemeinen Volksrepräsentation, sowie Verfasser der darauf abzielenden Adresse der Stände an den König. Eine hervorragende Stellung nahm er aber auf dem ersten vereinigten Landtage von 1847 ein, wo er Berichterstatter und Verfasser der ständischen Adresse auf die Thronrede war und den Entwurf gegen den Landtagskommissar und den Grafen

Arnim-Boitzenburg vertheidigte. In den Verhandlungen über die sogenannten Dissidenten stellte er die entschiedene Forderung auf, daß die Bestimmung des provinzialständischen Gesetzes, welche die Wählbarkeit zu den Landtagen an das religiöse Bekenntniß knüpft, aufzuheben sey. Ebenso sprach er für eine vollständige Emancipation der Juden. Seine deutsche Gesinnung, sowie das versöhnende, stets zur Vermittelung geneigte Gemüth B.s traten am deutlichsten in seiner Thätigkeit während der Jahre 1848—1849 hervor. Zum Abgeordneten für Krefeld in die deutsche Nationalversammlung erwählt, gehörte er dort zur Fraktion des rechten Centrums, der spätern Casinopartei. Seine Beredsamkeit übte besonders in den Versammlungen seiner Partei bedeutenden Einfluß. Am 9. Juli trat er als Finanzminister in das Reichsministerium. Bei der Debatte in der Nationalversammlung über den malmöer Waffenstillstand sprach er für die Ratifikation, da eine Verwerfung den sofortigen offenen Bruch mit Preußen herbeiführen müsse. Nach dem Rücktritt des preußischen Ministeriums Auerswald-Hansemann im September 1848 wurde B. nach Berlin berufen, um die Bildung eines neuen Kabinets zu übernehmen oder doch in ein von dem General v. Pfuel zu bildendes Ministerium einzutreten. Die Sache zerschlug sich aber, da B. seinen Eintritt von der Annahme eines Programms abhängig machte, worin er eine konstitutionelle Politik vorschlug, welche sich die Wahrung der Kronrechte, die Versöhnung mit der Nationalversammlung und die Wiederherstellung geordneter Zustände zur Aufgabe stellen sollte. Gleich den übrigen Mitgliedern des Reichsministeriums, welche nach dem Beschlusse der deutschen Nationalversammlung vom 5. September ihre Entlassung gegeben, trat B. in dasselbe wieder ein, nachdem die Versammlung am 16. den malmöer Waffenstillstand ratificirt hatte. Bei den Novemberereignissen in Preußen rieth B. von jeder einseitigen Parteinahme ab, wollte vielmehr, daß die deutsche Centralgewalt als Schiedsrichterin zwischen die streitenden Theile trete. Als in Folge des dem österreichischen Reichstage vorgelegten Programms von Kremsier im deutschen Reichsministerium wie in der Nationalversammlung selbst eine Spaltung der Parteien eintrat, erklärte sich B. gegen die Politik Schmerlings und für das gagernsche Programm, indem er den Ausspruch that: „Das Warten auf Oesterreich ist das Sterben der deutschen Einheit". Im April 1849, nach erfolgter Kaiserwahl, wurde B. nach Berlin gesandt, um in Beziehung auf dies Ereigniß die dortige Stimmung zu prüfen. Als später von dem Abgeordneten Wydenbrugk der Antag gestellt wurde, das deutsche Volk zur Durchführung der Reichsverfassung aufzufordern und die Wahlen zum neuen Reichstag auszuschreiben, erklärte sich B., abweichend von den meisten seiner politischen Freunde, dagegen, weil er diesen Weg, als zur Revolution führend, weder für heilsam, noch, Angesichts des in Preußen eingetretenen Rückschlags, für zweckdienlich erachte. Seinen Gegenvorschlägen gemäß sollte die Nationalversammlung, nachdem sie in einer Ansprache dem deutschen Volke die Lage der Verfassungsangelegenheit dargestellt, sich auf sechs Wochen vertagen und den Ereignissen ihren ruhigen Lauf lassen. Da diese Ansicht in den Parteiversammlungen nicht durchdrang, legte er Anfang Mai 1849 sein Mandat als Abgeordneter nieder und trat auch aus dem Reichsministerium aus. Er schloß sich nun der von Preußen aufgenommenen Unionspolitik an und vertrat seine Vaterstadt als Abgeordneter im erfurter Volkshause. In gleichem Sinne wirkte er als Mitglied der zweiten preußischen Kammer seit 1849. Als das Ministerium Manteuffel die Union fallen ließ und überhaupt den Weg der alten Politik betrat, erwies sich B. als entschiedener Gegner desselben.

Becket, Thomas, auch bloß **St. Thomas** genannt, englischer Kirchenfürst des Mittelalters, berüchtigt als hartnäckiger Vorkämpfer der Hierarchie und Vollender der päpstlichen Herrschaft über die Kirche seines Vaterlandes. Sohn eines londoner Kaufmanns, Gilbert B., und geboren 1119, studirte er zu Oxford und Paris bis 1139, nährte sich dann als Privatschreiber in seiner Vaterstadt und kam 1142 an den Hof des Erzbischofs Theobald von Canterbury. Dieser, in dem gewandten und schönen Jünglinge Höheres ahnend, sandte ihn zur Erlernung des kanonischen Rechts nach Bologna. Seit 1154 Archidiakonus zu Canterbury, ward B. dem Könige Heinrich II. empfohlen und von demselben 1157 zum Reichskanzler erhoben. Sein damaliges Benehmen war das eines geschmeidigen, prachtliebenden und lebensfrohen Höflings, so daß der Erzbischof Theobald sich in den auf ihn gesetzten kirchlichen Hoffnungen schmerzlich getäuscht sah. Desto mehr stieg B. in der Gunst des Königs, der ihn nicht nur reichlich beschenkte, sondern ihm auch die wichtigsten Staatsgeschäfte und selbst die Erziehung seines ältesten Sohnes anvertraute. Ein Hauptaugenmerk der Regierung Heinrichs II. war die Erneuerung der Kronrechte über den Klerus, welcher unter dem Könige Stephan sich vom Staate losgemacht und seine Freiheit durch eine enge Verbindung mit der römischen Kurie, als oberster Instanz in allen Rechtssachen der Kleriker, befestigt hatte. Das geeignetste Werkzeug aber zur Durchführung des königlichen Plans schien B. zu seyn. Derselbe wurde daher 1162, nach Theobalds Tode, obwohl die Geistlichkeit widerstrebte, zum Erzbischofe von Canterbury ernannt. Allein kaum an die Spitze der Kirche gestellt, wurde er auch von dem Geiste derselben ergriffen; der Hofmann zog die Mönchskutte an, lebte in strenger Ascese, entsagte freiwillig der Kanzlerwürde und verlangte, nachdem das Vertrauen der Geistlichkeit gewonnen war, vom Könige die Rückgabe einiger früher zum Erzbisthume gehörigen Güter, sowie die schnellere Wiederbesetzung der erledigten und unterdessen für die königliche Kasse verwalteten Kirchenämter. Bald darauf beanspruchte B. auch als ein altes Vorrecht die Freiheit des Klerus von aller weltlichen Gerichtsbarkeit, wurde indessen 1164 auf der Reichsversammlung zu Clarendon genöthigt, das alte, Papst und Geistlichkeit in dieser und anderer Beziehung zweckmäßig beschränkende Herkommen zu unterschreiben und zu

beschwören. Allein kaum war er nach Canterbury zurückgekehrt, so bereute er seine Nachgiebigkeit, und Alexander III., an welchen er deshalb schrieb, entband ihn des geleisteten Eides, mit der Versicherung, daß der römische Stuhl die Beschlüsse von Clarendon nie genehmigen werde. Ergrimmt über solche Treulosigkeit eines gewesenen Freundes, ließ Heinrich auf einer Reichsversammlung zu Northampton im Oktober 1164 den Erzbischof des Meineids und Hochverraths für schuldig erklären. Dieser, für sein Leben fürchtend, floh hierauf nach Frankreich, von wo er, anfangs zu Pontigny im Sprengel von Auxerre, dann zu Sens als Mönch lebend, unter dem Schutze des Papstes und des Königs Ludwig VII. den Kampf mit geistlichen Waffen fortsetzte, während Heinrich II. seine Güter einzog, alle seine Verwandten und Anhänger aus England verjagte, die Bezahlung des Petersgroschens an den Papst verbot und selbst mit gänzlicher Losreißung von Rom drohte. Alle Unterhandlungen und Versöhnungsversuche, theilweise vom Papste selbst eingeleitet, scheiterten an der Unbiegsamkeit B.s, der 1166 zum Legaten über England ernannt worden war und seitdem an den Freunden der königlichen Sache sich durch zahlreiche Exkommunikationen rächte. Eine gefährliche Krankheit, verbunden mit der immer lauter werdenden Unzufriedenheit des Volks, bewog endlich den König zum Nachgeben. B. erhielt 1170 unter ziemlich günstigen Bedingungen die Erlaubniß, in sein Bisthum zurückzukehren. Sein Starrsinn ward dadurch nur ärger. Statt die frühern Bannsprüche zurückzunehmen, fügte er denselben neue hinzu, und schon an der Küste machte er päpstliche Schreiben bekannt, worin die Suspension mehrer vornehmen Prälaten ausgesprochen war. Heinrich, von den hierdurch entstandenen neuen Wirren in der Normandie benachrichtigt, stieß im Zorne die Worte aus: „Ist denn unter den Feigen, die mein Brod essen, Keiner, der mich von diesem unruhigen Priester befreien will?" Sofort eilten vier Edelleute aus seinem Gefolge nach Canterbury, forderten von B. mit Ungestüm die Zurücknahme der Exkommunikationen und erschlugen ihn, da er sich dessen weigerte, am Altare der Kathedralkirche den 29. December 1170. Ein Schrei des Entsetzens erhob sich über die Frevelthat durch alle katholischen Länder, Geistlichkeit und Volk warfen die Blutschuld auf den König, der wohl neue Demüthigungen, namentlich die Verhaftung, doch nicht den Tod B.s beabsichtigt hatte. Seine Gesandten an Alexander III. wandten nur mit Mühe den päpstlichen Bannfluch ab, und als 1172 Legaten zur Untersuchung der Sache in der Normandie erschienen, mußte Heinrich, um Absolution zu erhalten, den Reinigungseid schwören, die Unterhaltungskosten von 200 Rittern gegen die Saracenen in Palästina auf ein Jahr übernehmen, einen Kreuzzug versprechen, die fast gänzliche Exemtion der Geistlichkeit von weltlichen Gerichten nebst andern kirchlichen Anmaßungen zugestehen und dem Erzbisthume Canterbury alles Entrissene wiedergeben. Unumschränkter als je zuvor regierte seitdem der Papst die Kirche Englands. B., als Märtyrer der kirchlichen Freiheit betrachtet, wurde 1173 kanonisirt und bald wegen der vielen Wunder, die der Aberglaube seinem Leichname zuschrieb, als der vornehmste Schutzheilige Englands durch zahlreiche Wallfahrten und 2 Hauptfeste (29. December und 7. Juli) verehrt. Heinrich II. selbst, um sein Volk zu versöhnen, unterwarf sich 1174 einer schimpflichen Buße auf B.s Grabe zu Canterbury. Heinrich VIII. von England, lüstern nach den im Laufe der Zeit dort angehäuften ungeheuern Reichthümern, ließ 1538 die Gebeine des Heiligen, als eines Majestätsverbrechers, verbrennen, die Asche in den Wind streuen und 26 große Wagen mit Gold und Silber von Canterbury in den königlichen Schatz bringen. B.s Briefe (Epistolarum libri VI), für die Kirchengeschichte seiner Zeit wichtig, wurden um 1180 durch den Benediktinerabt Alanus von Droche gesammelt und mit seinem Leben, nach 4 gleichzeitigen Schriftstellern (Quadrilogus), von Christ. Lupus 1682 in 2 Bänden zu Brüssel herausgegeben.

Beckmann, 1) **Johann**, verdienstvoller Schriftsteller im Fache der Naturgeschichte, Land- u. Staatswirthschaft u. Technologie, war geboren den 4. Juni 1739 zu Hoya im Hannöverischen, studirte seit 1759 zu Göttingen, machte 1762 eine wissenschaftliche Reise nach den Niederlanden, ward 1763 Lehrer der Mathematik, Physik und Naturgeschichte am protestantischen Gymnasium zu St. Petersburg, bereiste nach Niederlegung dieser Stelle 1765 und 1766 Schweden, um sich eine genauere Kenntniß des dortigen Bergbaues zu verschaffen, genoß in Upsala längere Zeit Linné's Umgang und Unterricht und erhielt dann auf Büschings Empfehlung eine außerordentliche Professur der Philosophie zu Göttingen u. 1770 die der Oekonomie daselbst. Seine Vorlesungen erstreckten sich auf landwirthschaftliche und technologische Mineralogie, auf Landwirthschaft, Technologie, Waarenkunde, Handlungs-, Polizei- und Kameralwissenschaft und trugen durch ihre Gründlichkeit, Gelehrsamkeit, Anschaulichkeit u. praktische Anlage nicht wenig zur Frequenz der göttinger Hochschule bei. Schon 1768 hatte B. die Anlegung eines ökonomischen Gartens daselbst bewirkt. Mitglied mehrer ausländischen u. fast aller deutschen naturforschenden u. ökonomischen Gesellschaften, seit 1784 auch großbritannischer Hofrath, † er den 4. Febr. 1811. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Grundsätze der deutschen Landwirthschaft" (Göttingen 1769, 6. Aufl. 1806); „Physikalisch-ökonomische Bibliothek" (33 Bde., das. 1770—1808); „Anleitung zur Technologie" (das. 1777, 5. Aufl. 1809); „Beiträge zur Oekonomie, Technologie, Polizei- und Kameralwissenschaft" (11 Bde., das. 1779 bis 1791); „Beiträge zur Geschichte der Erfindungen" (5 Bde., Leipzig 1780—1805); „Anleitung zur Handlungswissenschaft" (das. 1789); „Vorbereitung zur Waarenkunde" (das. 1. Bd. 1793, und 1794, 1. und 2. Stück des 2. Bds. 1796 u. 1800); „Literatur der ältern Reisebeschreibungen ꝛc." (2 Bde., Göttingen 1807—1809).

2) **Friedrich**, einer der beliebtesten jetzt lebenden komischen Schauspieler, geboren 1803 zu Breslau. Schon als Knabe machte er im Chore

des dortigen Theaters, welches damals treffliche Mitglieder besaß, seine ersten theatralischen Versuche und Studien und legte sein ausgezeichnetes Talent für die populäre Komik unzweifelhaft an den Tag. Im Jahre 1824 wurde er auf Schmelka's Empfehlung für das neu errichtete königsstädter Theater in Berlin engagirt. Anfangs nur in Nebenrollen beschäftigt, erregte er doch schon damals öfters die Lachlust seiner Zuhörer durch komische Impromptu's, die er extemporirend in seine Rollen einzustreuen wußte. Seit 1836 trat er, nachdem er in seiner Vaterstadt eine Zeit lang Gastrollen mit glänzendem Erfolge gegeben hatte, in bedeutendern Partien auf und wurde sehr bald der Liebling des Publikums. Die Figur des Eckenstehers in dem Stücke Holtei's: „Ein Trauerspiel in Berlin", die, von B. dargestellt, einen großen Beifall beim berliner Publikum fand, veranlaßte ihn, die in Berlin und auf allen Theatern Deutschlands mit rauschendem Applaus aufgenommene Volksposse „Eckensteher Nante" (36. Aufl., Berlin 1850) zu schreiben. Die Grundidee derselben war zwar von Holtei, aber B. führte sie aus durch die vielen komischen, ganz aus dem Leben gegriffenen Züge, die den niedern berliner Volkswitz getreu und schlagend reflektirten. B. gebietet über eine ausgezeichnete Darstellungsgabe, seine trockene Natürlichkeit u. Naivetät, an der man nichts Gekünsteltes bemerkt, hat wirklich künstlerischen Werth. Sein Talent ist eben dieser ausschließlichen Richtung auf das populär Komische wegen zwar ein auf einen engen Kreis beschränktes, doch ist sein Mutterwitz, der sich mit dem glücklichsten Humor paart, ein unerschöpflich sprudelnder Born; er weiß sich stets mit der größten Freiheit in seinem Genre zu bewegen und durch treffende Improvisationen seine Rollen zu beleben. Dabei ist sehr zu loben, daß er das Komische nie in burleske Uebertreibung setzt, sondern alle seine Figuren mit vollkommener Natürlichkeit u. Wahrheit zeichnet.

Beckum, Kreisstadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Münster, an der Werse, hat 5 Kirchen u. Kapellen, eine Synagoge und 1800 Einwohner, welche Brennerei, Brauerei, Leinweberei treiben. In der Nähe ansehnliche Steinbrüche. Die Stadt wird um 1212 unter dem Namen Bekehem, Bykehem, als bischöflich münstersche Besitzung genannt. Später gehörte sie im Verbande der kleinen Städte des Münsterlandes zur Hanse, in der sie durch Warendorf vertreten wurde. Seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts kam die Stadt in Besitz des Herzogs Alexander von Holstein-Sonderburg u. wurde der Sitz einer besondern Linie des holsteinischen Hauses, das sich nach B. oder dem Schlosse Beck im Kreise Herfort Holstein-Beck nannte.

Beckx, Peter Johann, Jesuitengeneral, geboren den 8. Febr. 1795 zu Sichem bei Löwen in Belgien, machte sein Noviziat im Jesuitenorden zu Hildesheim, wurde 1826 Geistlicher der katholischen Gemeinde in Köthen, dann Provinzial der Gesellschaft Jesu in Oesterreich und den 2. Juli 1853 zu Rothaans Nachfolger als General des Jesuitenordens erwählt.

Becquerel, Antoine César, einer der verdienstvollsten französischen Physiker der Neuzeit, geboren am 7. März 1788 zu Chatillon-sur-Loing im Departement Loiret, bezog auf seines Oheims, des bekannten Malers Girodet, Anregung die polytechnische Schule zu Paris und trat darauf gut vorbereitet 1808 in das Ingenieurcorps. In den Jahren 1810—1812 machte er unter dem Marschall Suchet den spanischen Feldzug mit und zeichnete sich durch militärisches Talent und Tapferkeit so aus, daß er nach seiner Rückkehr nach Paris das Kreuz der Ehrenlegion und Hauptmannsrang erhielt. Hierauf wurde er Unterinspektor der Studien an der polytechnischen Schule. In dieser Stellung blieb er nur ein Jahr, da er von Napoleon, als die Alliirten Frankreich mit einer Invasion bedroheten, an die Grenze gesandt wurde, um dort bei der Instandsetzung der Vertheidigungsmittel thätig zu seyn. Nach dem Falle von Paris nahm er 1815 als Bataillonschef im Ingenieurcorps seine Entlassung. Von jetzt an widmete er sich ausschließlich physikalischen und chemischen Forschungen. Die neuen, zum Theil sehr bedeutenden Resultate derselben legte er in einer Reihe von Abhandlungen nieder, die größtentheils in Arago's „Annales de physique et de chemie" aufgenommen sind. Ganz besonders verdankt die Lehre von der Elektricität und dem Magnetismus ihm eine Anzahl vortrefflicher Entdeckungen und auch in dem neuen Gebiete des Elektromagnetismus bewies er seinen Scharfsinn u. seine große Vertrautheit mit den Kräften der Natur. In seinem Hauptwerke: „Traité expérimental de l'électricité et du magnetisme" (5 Bde., Paris 1834—37), stellte er die bisher ganz zersplitterten Entdeckungen, Beobachtungen und Theorien über Magnetismus u. Elektricität kritisch und systematisch und mit seinen eigenen zahlreichen Entdeckungen bereichert in einer bisher noch nicht vorhandenen Vollständigkeit zusammen. Außer vielen Abhandlungen über einzelne von ihm angestellte Untersuchungen und Beobachtungen, welche den „Mémoires de l'academie des sciences" eingereiht sind, veröffentlichte B. noch unter Anderm das wichtige Werk: „L'electrochimie appliquée aux arts" (2 Bde., Paris 1842; deutsch, 2 Thle. Erfurt 1845) und einen „Traité de physique considerée dans ses rapports avec la chimie" (2 Bde., Par. 1844). Unter B.s wissenschaftlichen Leistungen sind noch außerdem hervorzuheben seine Untersuchungen über die elektrischen Eigenschaften des Turmalins; über das Leitungsvermögen der Metalle; über die Wärmewirkungen in schlechten Leitern; über Elektricitätserzeugung durch den Kontakt verschiedener Stücke desselben Metalls; über Magnetisirbarkeit aller Körper, über Magnetoelektricität; über Anwendung elektrochemischer Kräfte auf Pflanzenphysiologie rc. Schon 1829 belohnte die Akademie der Wissenschaften seine Verdienste mit Aufnahme unter ihre Mitglieder. Nach Girodets Tode betheiligte sich B. nebst Coupin bei der Herausgabe der „Oeuvres posthumes" (Paris 1834) desselben. Sein Sohn, Alfred B., hat sich als medicinischer Schriftsteller Ruf erworben. Außer einigen pathologischen Schriften veröffentlichte er mit Rodier „Untersuchungen über die Zusammensetzung des Blutes im gesunden und kranken Zustande" (deutsch von

Eisenmann, Erlangen 1845); dem die „Neuen Untersuchungen" (deutsch von Eisenmann, das. 1847) folgten.

Becuyo (Klein-Martinique), kleine westindische Insel, zu den Grenadillen gehörig, 12 Meilen von Grenada, mit Tropenfrüchten, gutem Hafen, aber wegen Mangels an frischem Wasser unbewohnt; wird von Grenada und Vincent aus zum Sammeln von Schildpatt besucht.

Beda, mit dem Zunamen Venerabilis, d. i. der Ehrwürdige, mystisch-gemüthlicher Mönch und berühmter Schriftsteller, ein Glied jener Reihe gelehrter Theologen, die im 7. und 8. Jahrhunderte im nordwestlichen Europa auftraten. Er wurde geboren 672 (673) in dem Flecken Monkten bei Girvy, im Gebiete des Bisthums Durham in Northumberland und kam schon im 7. Lebensjahre in die Klosterschule zu St. Peter in Weremouth, der damals Abt Benedikt vorstand. 12 Jahre (bis 691) blieb B. in dieser Anstalt. Der Mönch Trumberth unterrichtete ihn in der Religion, Johannes Beverleye, später Bischof von York, in der lateinischen und griechischen Sprache, Johannes aber, Archikantor der Kirche St. Peter in Rom, den der vorgenannte Abt nach Britannien berufen hatte, in der Musik. B. las und lernte Alles, was zu lesen u. zu lernen war, und erwarb sich in allen damals bekannten Wissenschaften umfassende u. verhältnißmäßig gründliche Kenntnisse. Er wurde dann Mönch und Diakonus im Kloster St. Paul zu Jarrow, lebte aber abwechselnd auch in St. Peter zu Weremouth, dem ersteres untergeordnet war. Daß er das Kloster jemals verlassen u. an der Schule zu Cambridge gelehrt habe, ist nicht erwiesen. Seinem Volke, mehr noch dem empfänglicheren Klerus war er vorleuchtendes Beispiel, neue, freiere Bahnen in Wissenschaft und Erkenntniß verzeichnend. Umfassende Bücherkenntniß half ihm bei Anfertigung der Auszüge aus vorhandenen Werken, besonders geschichtlichen, kirchengeschichtlichen und chronologischen Inhalts. So bewahrte er den dionysianischen Cyklus und setzte dessen Berechnung mit größter Sorgfalt fort; auch wendete er die christliche Jahresrechnung des Dionysius Exiguus zuerst an und ist als wahrer Begründer der neuen Zeitrechnung anzusehen. Gefeilter, sogar eleganter Styl ist eine Zierde seiner historischen Schriften. Noch besitzen wir seine Uebersetzung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und des Vaterunsers ins Angelsächsische. Seit B. 702 auf seines Abtes Geheiß zum Priester geweiht war, wirkte er in immer weitern Kreisen. Zur einfachen Zelle „des Lehrers von England" strömten Tausende von Schülern aus allen Gegenden, um seinen Unterricht zu genießen und die Früchte desselben über die vaterländischen Grenzen hinaus nach Frankreich und Deutschland zu tragen. Er † den 26. Mai 735 und wurde im Kloster Girvy begraben; später brachte man seine Gebeine nach Durham. Im Allgemeinen sind B.'s bändereiche theologische Werke von minderer Bedeutung; besonders tritt der Mangel einer gründlichen Exegese überall störend hervor. Auch in den Predigten, die er geschrieben, zeigt sich nicht seine Hauptstärke; sie sind zwar erbaulich abgefaßt, gleichen aber großentheils mehr exegetischen Vorträgen, entbehren des rednerischen Schwungs der Begeisterung und des edleren Geschmacks. Von den 140 disponirten Vorträgen auf die Zeiten und Feste des Kirchenjahres, die unter seinem Namen vorhanden sind, werden übrigens nur 49 für ächt erklärt. Mehr Anerkennung verdienen seine Homilien, welche Bonifacius, der mainzer Erzbischof, mit andern exegetischen Werken nach Deutschland kommen ließ. Am meisten hat sich B. aber durch seine historischen Schriften in der Literaturgeschichte verewigt. Das Hauptwerk ist die „Historia ecclesiastica gentis Anglorum" (Angelsächsische Kirchengeschichte), die er mit Benutzung heimischer Chroniken und Nachrichten von Cäsars Einfalle in Britannien an (55 v. Chr.) bis 731 n. Chr. in 5 Büchern genau und eigenthümlich fortführte. Mangel an historischer Kunst u. Methode, Verweilen bei unwichtigen Einzelnheiten, häufiges Einmischen von Wundergeschichten verzeiht man dem Manne, dessen unparteiische Treue und Darstellungsgabe in damaliger Zeit nicht übertroffen ward. Die erste Ausgabe erschien in Straßburg 1500; die vorzüglichsten sind die von J. Smith (Cambridge 1722) u. von Jos. Stevenson (London 1838). Alfred übersetzte dieses Werk ins Angelsächsische. Als Chronolog ist B. in sofern von Wichtigkeit, als sein Werk „De sex aetatibus mundi" nach der von ihm zuerst eingeführten Zeitrechnung des Dionysius die Grundlage der meisten Universalchroniken des Mittelalters wurde. Geistvoll sind die Lebensbeschreibungen des heiligen Cuthbert, nebst einem heroischen Gedichte, und des heiligen Felix; desgleichen die Geschichte der Aebte zu St. Peter u. Paul. Nicht ohne historisches Interesse ist auch das „Martyrologium". Die exegetischen Werke B.'s zu alt- und neutestamentlichen Büchern sind größtentheils nur Auszüge aus den Kirchenvätern, namentlich aus Hieronymus u. Augustinus. Die Werke B.'s erschienen zu Paris 1521, 1544, 3 Bde., Basel 1633, 8 Bde.; am besten zu Köln 1612, 1688, 8 Bde.; neuerlich mit englischer Uebersetzung der historischen Schriften von Giles (6 Bde., London 1843—44), welcher auch eine Handausgabe der „Historia ecclesiastica" (Lond. 1847) veranstaltete. Vergl. Gehle, De Bedae Venerabilis vita et scriptis, Leyden 1838.

Bedachtsamkeit, die Eigenthümlichkeit des Charakters, vor dem Beginnen einer Unternehmung alle darauf bezüglichen Umstände, besonders ihre möglichen oder wahrscheinlichen Wirkungen und Folgen in Erwägung zu ziehen. Sie ist gleichbedeutend mit Vorsichtigkeit, wenn man besonders die Veranlassung nachtheiliger Folgen in Betracht zieht, und wird zur Behutsamkeit im Momente der Ausführung, wenn man auf die Vermeidung übler Eindrücke und Wirkungen bei nothwendigen Handlungen möglichst Rücksicht nimmt.

Bedarrieux, Stadt im französischen Departement Hérault, an der Orbe, mit bedeutender Industrie, insbesondere Fabriken für Tuch, Strumpfwebereien, Webereien in Halbseide und Halbbaumwolle, Gerbereien, Papiermühlen, Kupfer- und Glashütten, mehren großen Brannt-

weinbrennereien und Oelpressen, Weinbau und 4000 Einwohnern.

Beddoes, Thomas, ausgezeichneter englischer Mediciner, Chemiker und Volksschriftsteller, geboren 1754 zu Shiffnall in Shropshire. Er studirte zu Oxford und Edinburg, gewann in letzterer Stadt des berühmten Brown Freundschaft, ward 1786 Professor der Chemie zu Oxford, bereiste seit 1787 Frankreich, benutzte in Paris besonders Lavoisiers Bekanntschaft zur Erweiterung seiner Kenntnisse, gab 1792 die oxforder Professur auf, ließ sich dann als Arzt in Bristol nieder, gehörte unter Pitts Ministerium zu den bedeutenderen Persönlichkeiten der Opposition und † den 24. Dec. 1808 zu Bristol. Die von ihm 1798 gegründete Anstalt zur Einathmung künstlicher Luftarten gegen die Lungensucht u. andere Krankheiten erreichte ihren Hauptzweck nicht. Indeß gründete hier Humphry Davy (s. d.), von B. als Aufseher bestellt, seinen nachmaligen Ruhm. B. gab die Anstalt ein Jahr vor seinem Tode auf. Unter seinen Schriften ist besonders die „Geschichte Isaak Jenkins" zu nennen, eine Volksschrift, darauf berechnet, der arbeitenden Klasse Lebensregeln und Sittenlehren in anziehendem Gewande mitzutheilen. Sie war in kurzer Zeit in mehr als 40,000 Exemplaren verbreitet. Außer mehren politischen Flugschriften und vielen Journalaufsätzen verschiedenen Inhalts schrieb er noch: „Observations on the nature and cure of calculus sea scurvy, consumption, catarrh and fever" (2 Thle., Bristol 1793; deutsch Leipzig 1794—1796); „Considerations on the medic. use of factitions airs", gemeinschaftlich mit James Watt (deutsch von Kaspar von Zollikofer, Halle 1696); „Reports principally concerning the effects of the nitrous acid in the veneral disease" (1797, deutsch von F. G. Friese, Breslau 1799); „Essay on the causes etc. of pulmonary consumption" (London 1800, deutsch von K. G. Kühn, Leipzig 1810); „Hygiëa, a series of essays on health" (3 Bde., Bristol 1802), ein gemeinnütziges Werk, das sich auch durch eine gute Darstellung empfiehlt, u. A.

Bedeau, Marie Alphonse, einer der ausgezeichnetsten französischen Generäle der algierischen Armee, den 19. Aug. 1804 in Vertou bei Nantes geboren, wurde seit 1817 in der Militärschule von La Flèche erzogen, kam 1820 in die Schule zu St.-Cyr und trat 1825 als Offizier in die Armee. Seit 1831 mit dem Rang eines Kapitänadjutanten des Generals Gérard bekleidet, wohnte er 1832 im Generalstabe der Einnahme von Antwerpen bei und zeichnete sich dabei so vortheilhaft aus, daß man ihm eine Mission an den holländischen General Chassé vertraute. Im Dec. 1836 ging er als Kommandant eines Bataillons der Fremdenlegion nach Algerien. Hier betheiligte er sich zunächst im Oktober 1837 an der Expedition nach Konstantine und erhielt nach der Einnahme der Stadt zur Belohnung seiner Tapferkeit das Kommando in derselben. Im Oktober desselben Jahres wurde er Oberstlieutenant, im April 1838 Oberkommandant von Budschia und nach mehren Gefechten gegen die Kabylen im Dec. 1839 Oberst des 17. leichten Infanterieregiments. Im März 1840 betheiligte er sich an der Expedition von Cherchell, mit dessen Vertheidigung er beauftragt ward. In den täglichen Gefechten bewährte sich seine Tapferkeit glänzend. So kämpfte er am Engpaß vor Muzava 4 Stunden lang mit 800 Mann seines Regiments gegen 10,000 Mann regelmäßiger Truppen und Kabylen, die Abd-el-Kader selbst anführte. Man belohnte ihn mit dem Offizierskreuz der Ehrenlegion und verlieh ihm, nachdem er 1840 und 1841 mehre Kämpfe bei Milianah und Medeah siegreich bestanden, im Mai 1841 den Rang eines Brigadegenerals. Im Februar 1842 übergab ihm der Marschall Bugeaud die Direktion der Militär- und politischen Angelegenheiten an der Grenze von Marokko und beauftragte ihn mit der Einnahme von Tlemsan. Hier schlug er sich am 21. März mit Abd-el-Kader und trieb dessen 6000 Mann starke Streitkräfte an der Spitze von 1200 Mann zurück. Bei einem zweiten Gefechte am 12. April machte er einen der einflußreichsten Scherifs der Araber zum Gefangenen, den er durch gute Behandlung dergestalt einnahm, daß dieser zu den Franzosen überging und später ihre Festsetzung im Lande sehr beförderte. Am 30. April kam es in den Gebirgen von Nedromah zu einem dritten Gefechte, nach welchem der geschlagene Feind die Provinz Tlemsan verlassen mußte. Der Kaid von Huschda hatte am 1. Juni eine Zusammenkunft mit dem General, in welcher der Friede hergestellt wurde, und B. beschäftigte sich nun mit der Organisation der Provinz. Nachdem er 1844 der Reihe von Gefechten beigewohnt, welche am 14. August mit der Schlacht von Isly endeten, wurde er im September Divisionsgeneral und Oberkommandant der Provinz Konstantine, an der Stelle des Herzogs von Aumale. Im Mai 1845 leitete er die Expedition von Aurès, bestand drei Gefechte und unterwarf die rebellischen Stämme. Eben so glücklich war er bei dem allgemeinen Aufstande der Provinz Oran im Oktober 1845, sowie bei der Expedition von Budschia 1847. Am 1. Juli 1847 wurde er Gouverneur von Algier, im August Großoffizier der Ehrenlegion und im Oktober trat er die Regierung an den Herzog von Aumale ab. Zur Zeit der Februarrevolution war B. auf Urlaub in Paris, wo er sich, wie fast alle disponiblen Generäle, dem Könige zur Verfügung stellte. Als Bugeaud in der Nacht vom 23. zum 24. Febr. den Oberbefehl über die Truppen und die Nationalgarde übernahm, gab er B. die Führung einer Angriffskolonne, die auf dem Boulevard die Insurrektion niederschlagen sollte. Der Befehl, den er von Bugeaud erhalten, lautete dahin: den Aufstand mit Hülfe der Nationalgarde zu bekämpfen und sich um keinen Preis auf Parlamentiren einzulassen. Da er aber auf dem Boulevard Poissonniere die Aufregung bedeutender fand, als er geglaubt, und selbst die Nationalgarde in großer Empörung sah, unterrichtete er Bugeaud von dem Stand der Dinge und erhielt Befehl zum Rückzuge. Der Rückzug ging zwar bis zum Boulevard des Italiens ohne Störung von Statten. Hier ward indeß die hintere Abtheilung der Kolonne, die B., weil er an der Spitze ritt, nicht übersah, arg mißhandelt und der Kanonen be-

raubt. Die Soldaten kehrten ihre Gewehre um und machten den Eindruck von Gefangenen, was die noch frischen Truppen, die auf dem Konkordienplatze standen, sehr demoralisirte. Gerüchte von Verrath liefen durch die Reihen u. die Lage des Generals wurde dadurch sehr peinlich. Nach Ludwig Philipps Flucht führte B. den Oberbefehl über alle auf der nördlichen Seite der Tuilerien aufgestellten Truppen, und als die Kammer von Insurgenten bedroht wurde, hielt er die Brücke, die zu ihr führt, besetzt. B. würde hier das Weiterdringen der Insurgenten verhindert haben, wenn ihm nicht Odilon-Barrot, der Ministerpräsident, auf seine Anfrage geantwortet hätte, der General solle sich friedlich verhalten. Um B. an die Revolution zu fesseln, trug ihm die provisorische Regierung zunächst das Kriegsministerium, dann den Oberbefehl über die Armee von Paris an. Er nahm diesen Posten unter Bedingungen an. Während des Juniaufstandes befehligte er eine Abtheilung in der innern Stadt u. wurde schwer verwundet, so daß er seiner Ernennung zum Minister des Auswärtigen durch Cavaignac nicht Folge leisten konnte. Vom Departement Unter-Loire in die konstituirende Nationalversammlung geschickt, wurde er hier zum Vicepräsidenten erwählt, welches Amt er auch in der gesetzgebenden Versammlung, in welche er für Paris eintrat, bekleidete. B. stimmte als Deputirter mit der gemäßigten Rechten. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 mußte er mit den Generälen Lamoricière, Changarnier, Leflo und andern Mitgliedern der gesprengten Nationalversammlung in zeitweilige Verbannung gehen.

Bedeckter Schuldschein (bedeckter Wechsel), ein Schuldschein oder Wechsel, dessen Sicherheit durch Hypothek, Pfand oder Aehnliches bewirkt ist.

Bedeckter Weg, s. Gedeckter Weg.

Bedeckte Vertheidigung, s. Kasematte.

Bedeckung, in der militärischen Sprache alles das, was den Soldaten deckt, d. h. vor den feindlichen Schüssen und Reitern sichert, oder ihn auch nur verbirgt, z. B. Waldungen, Gebäude, Einfriedigungen, hohe Getreidefelder &c.; dann besonders eine Vorrichtung, um einen Raum in oder vor einer Festung gegen die Wurfgeschosse zu sichern (bedeckte Batterie, bedeckte Vertheidigung &c.); auch eine zum Schutze eines Transports, einer Batterie, Fouragirung, der Arbeiter an den Angriffswerken vor einer Festung u. dgl. bestimmte Truppenabtheilung. Auch versteht man unter B. Kriegsschiffe, welche Kauffahrtei- oder Transportschiffen zum Schutze gegen Seeräuber oder andere Feinde beigegeben werden; vergl. Konvoi.

Bedeckung (Occultatio), in der Astronomie das ganze oder theilweise Unsichtbarwerden eines Sternes für die Beobachtung durch das Vortreten eines andern, der Erde näher stehenden Himmelskörpers. Es kann nämlich der Mond die Sonne, der Mond einen Planeten, der Mond einen Fixstern, ein Planet einen andern Planeten und ein Planet einen Fixstern bedecken. Die theilweise oder gänzliche B. der Sonne durch den Mond nennen wir jedoch gewöhnlicher partielle, ringförmige und totale Sonnenfinsterniß; die B.en der Planeten unter sich gehören zu den astronomischen Seltenheiten, ebenso die B. eines helleren Fixsternes durch einen Planeten. Daher sind die bei weitem meisten Phänomene dieser Art B.en der Planeten und Fixsterne durch den Mond, welche, besonders die letztern, natürlich sehr häufig vorfallen können. Bei jeder B. unterscheidet man zwei Momente, den Eintritt (immersio) u. den Austritt (emersio); jener findet Statt, wenn ein Gestirn das andere zu verdecken anfängt, dieser sobald das verdeckte Gestirn wieder hinter dem verdeckenden hervorzutreten beginnt. Bei den Fixsternbedeckungen sind beide Momente durch einen unbemerkbar kleinen Zeitraum getrennt, Eintritt und Austritt fallen zusammen; bei Himmelskörpern von bemerkbarem Durchmesser, wie bei Sonne und Mond, Mond und Planeten, Planeten und Planeten, finden dagegen zwei Eintritte und Austritte, innere und äußere (innere und äußere Berührung der Ränder) Statt. Uebrigens ist es klar, daß die B.en nicht wirkliche Verdunkelungen der bedeckten Körper sind, sondern daß das ganze Phänomen nur für den Beobachter existirt, dessen Stattfinden, Dauer, Größe u. Form vom Stande der Erde gegen den bedeckenden und bedeckten Himmelskörper, ja selbst von der Lage des Beobachtungsortes auf der Oberfläche der Erde abhängt; eine B. kann z. B. in Lappland Statt finden, ohne daß dies auch in Sicilien oder Aegypten der Fall seyn müßte. Der Astronom hat daher bei den Berechnungen der B.en hauptsächlich die Parallaxe (s. d.) zu berücksichtigen; denn diese ist es, welche eine B. für zwei Beobachter, die in verschiedenen geographischen Breiten wohnen, verschieden wahrnehmen läßt, oder sie auch dem einen ganz entzieht. Umgekehrt lassen sich Beobachtungen von B.en zur Bestimmung der geographischen Breite des Beobachtungsortes gebrauchen. Nicht weniger dienen die B.n, welche der Mond verursacht, zur näheren Bestimmung seines Laufes.

Bedellion, s. v. a. Bdellium.

Bedenklichkeit, im subjektiven Sinne der Gemüthszustand, in welchem man bei Erwägung eines Gegenstandes nicht leicht zum sichern Urtheil und festen Entschluß kommt, sondern in Zweifel und Ungewißheiten verfällt; im objektiven Sinne diejenige Beschaffenheit einer Sache oder eines Umstandes, welche einen solchen Zustand zu veranlassen geeignet ist.

Bedenkzeit, im Handelswesen die gestellte Frist, in welcher man sich über die Annahme einer Waare oder eines Wechsels erklären muß (vergl. Acceptation). B. der Erben (Spatium deliberandi) heißt im Erbrecht die Frist, innerhalb welcher der Erbe zu erklären hat, ob er die ihm durch Testament oder gesetzliche Erbfolge zufallende Erbschaft annehmen will oder nicht. Nach gemeinem und sächsischem Recht ist diese Erklärung innerhalb eines Kalenderjahres von erhaltener Kenntniß des Erbanfalls an zu bewirken. Erklärt der Erbe sich in dieser Zeit nicht, so wird sein Stillschweigen als Lossagung angesehen, wenn Miterben vorhanden sind, als Beitrittserklärung, wenn Legatarien oder Fideikommissarien

die Erklärung verlangten. Eine kürzere Frist von nur 8 Wochen ist den zu einem bereits für insolvent erklärten Nachlasse durch Gesetz oder Testament berufenen Erben gestellt. Uebrigens ist der Erbe nur an die letzte der innerhalb dieser Fristen abgegebenen Erklärungen gebunden, so daß er die bereits angetretene Erbschaft vor Ablauf des Jahres oder der 8wöchentlichen Frist noch abzutreten befugt ist. Nach preußischem Rechte muß die Erklärung über Erbschaftsantritt oder Erbschaftsentsagung innerhalb 6 Wochen von erlangter Wissenschaft erfolgen, außer wenn der Aufenthalt des Erben über 40 Meilen von dem letzten Wohnorte des Erblassers entfernt ist, in welchem Falle eine Frist von 3 Monaten verstattet ist. Die Erklärung muß persönlich oder durch einen rekognoscirten schriftlichen Aufsatz bei Gericht abgegeben werden; erfolgt sie in dem gesetzten Zeitraume nicht, so wird angenommen, der Erbe habe mit dem Beneficium inventarii angetreten. Das österreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch bestimmt keine Frist der Erklärung über Erbschaftsantritt und Verzicht. Im Code civil (Art. 789) ist das Recht des Antritts und der Ausschlagung zwar auf die Frist von 30 Jahren ausgedehnt, jedoch dauert die eigentliche Deliberationsfrist nur 40 Tage, wenn von den Gläubigern ein Inventar edirt worden ist; indeß kann diese Frist von dem Richter auf Ansuchen verlängert werden (Art. 795—800); sie beginnt mit Beendigung des Inventars oder dem Ablaufe der zu dessen Fertigung gegebenen 3monatlichen Frist.

Bedford, britische Grafschaft in der Mitte von England, grenzt im Nordwesten an Northampton, im Nordosten an Huntingdon, im Osten an Cambridge, im Südosten an Hertford, im Südwesten und Westen an Buckingham. Der Flächeninhalt beträgt 21¾ □Meilen. Die Oberfläche ist gewellt; im Süden zieht eine Kette von Kalkhügeln (Chiltern Hills) hin, die aber kaum 5—600 Fuß Höhe haben, das Innere ist flach, die östlichen u. westlichen Striche sandig, und fast ¾ des Ganzen aufgeschwemmtes Erdreich. Die südliche Hügelkette ist größtentheils nackt; Waldung findet man bloß in den Parks und strichweise einiges Gebüsche. Flüsse sind die Ouse, die bei B. schiffbar wird, die Ivel, Ouzel und Lea. Mineralwasser gibt es in Menge, aber keines hat besondern Ruf, obgleich sie bald warm, bald kalt hervorquellen; man hat noch die wenigsten analysirt. Das Klima ist etwas feucht, doch im Allgemeinen gesund. Bis in die neuere Zeit lag der größere Theil der Grafschaft wüste, oder war nur als Weideland benutzt, aber seitdem man besonders unter den Auspicien der großen Grundeigenthümer, worunter der Herzog von B. der begütertste ist, die Ländereien einzufriedigen und die wüsten Gegenden zu kultiviren gesucht hat, gehört B. zu den bestangebauten Provinzen Altenglands. Sowohl der Ackerbau, als die Viehzucht stehen in hoher Blüthe, und unter dem Hornvieh gilt die Bedfordrace für eine der besten; auch die Schäfereien sind überall veredelt. Die Hauptprodukte, welche die Grafschaft zur Ausfuhr bringt, bestehen in Korn, Wolle und Butter. Das Mineralreich liefert vornehmlich Walkererde, die nirgends in Europa so rein und fein u. in so großer Menge, als hier, gefunden wird; man gräbt sie vorzüglich bei Woburne, wo sie sich schichtenweise 10—12 Fuß unter der Oberfläche findet, theils als Crop, die eine rothe Farbe hat und zum Walken nicht so brauchbar ist, theils als eigentliche Walkererde, die ganz seifenartig ist und deren Ausfuhr einem strengen Verbot unterliegt. Außerdem finden sich Kreide, Töpferthon, Marmor, Braun- u. Steinkohlen. Die Grafschaft hat 110,000 Einwohner in 9 Städten und Marktflecken und 123 Kirchspielen. Zwei Dritttheile der Einwohner beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht, die übrigen mit bürgerlichen Gewerben und Fabrikarbeiten ꝛc. Drei Viertheile der gesammten weiblichen Bevölkerung von B. sind beständig mit der hier noch ziemlich lohnenden Spitzenklöppelei beschäftigt. Strohdecken werden an den Ufern der Ouse verfertigt; die Hanf- und Baumwollenspinnerei war sonst bedeutender, als jetzt. Einst führten 3 römische Straßen durch das Land; noch jetzt findet man viele Alterthümer. In den ältesten Zeiten war das Land von dem Stamme der Catteuchlani oder Cassii bewohnt; von den Römern wurde es zu Flavia Caesariensis, von den Sachsen zum Königreiche Mercia gerechnet.

Die gleichnam. Hauptstadt der Grafschaft liegt an beiden Seiten der hier schiffbar werdenden Ouse. Da der Ort 1802 gänzlich abbrannte, so ist er ganz neu nach einem ziemlich guten Plane aufgebaut worden. B. hat 5 anglikanische Kirchen, von denen die zwischen 1350 und 1400 erbaute Kathedrale ein ehrwürdiges Gebäude in gothischem Styl ist, 3 Bethäuser der Independenten, eine Methodistenkapelle und ein Bethaus der Herrnhuter; ferner ein Krankenhaus, ein Irrenhaus, eine Ausstattungsanstalt für junge Frauenzimmer (fast alle diese Anstalten sind durch einen Mann, William Harper, gestiftet worden), ein Arbeitshaus (worin die Flanellmanufaktur blüht), ein Provinzialhaus (worin die Assisen- und Quartersessionen gehalten werden), ein Gefängniß. Die Einwohner, 10,000 an der Zahl, treiben Spitzenklöppelei, Handel mit Korn, Steinkohlen, Bauholz, Eisen, Wolle, Malz. Die Stadt B., schon um 571 als Bedicanford erwähnt, wurde 1137 von König Stephan, zu Anfang des 13. Jahrhunderts von Faukes de Breant belagert und erstürmt. Die Ebene von B. (Bedford Level) ist eine flache sumpfige Gegend, welche sich, in einer Länge von 14—15 Meilen, auf 8—10 Meilen weit von der Nordsee landeinwärts erstreckt und Theile der Grafschaften Northampton, Huntingdon, Cambridge, Lincoln, Norfolk und Suffolk umfaßt. Seit 3 Jahrhunderten, namentlich in den Jahren 1827—29 wurde an der Trockenlegung des versumpften und zur Regenzeit größtentheils überschwemmten Landstrichs mit Erfolg gearbeitet.

Bedford, Johann Plantagenet, Herzog von B., dritter Sohn Heinrichs IV. von England, talentvoller Feldherr und Staatsmann, die letzte Stütze der englischen Macht in Frankreich. Von seinem Vater zum Connetable von England und Gouverneur von Berwick, von seinem Bruder, Heinrich V., zum Grafen von Kendal und Herzog von B. ernannt, wurde er wäh-

rend der Anwesenheit des letztern in Frankreich Statthalter in England u. Generalissimus, schlug als solcher die Franzosen zur See bei Southampton, nöthigte die Schotten zur Aufhebung der Belagerung von Roxborough, schiffte darauf nach Frankreich über und half seinem Bruder die Stadt Melun wieder erobern. Nach dem Tode Heinrichs V. (1422) erhielt B. das Gouvernement der Normandie und die Regentschaft in Frankreich. Ein enges Bündniß zwischen ihm, den Herzögen von Burgund und Bretagne wurde im April 1423 gegen Karl VII. von Frankreich geschlossen. Bald begann der Kampf mit neuer Erbitterung. B. eroberte Crotoy und Abbeville in der Picardie, schlug die Franzosen und Schotten bei Crevant an der Yonne, nahm 1424 Jvry ein, siegte gleich darauf bei Verneuil und besetzte diese Stadt nebst Mans und vielen andern Ortschaften. Der größte Theil von Frankreich lag jetzt zu seinen Füßen, Karl VII. war nur noch das Haupt einer Partei und einiger kleinen Provinzen. Da entfremdeten die durch Jakobäa von Brabant herbeigeführten Streitigkeiten zwischen dem Herzoge von Glocester, B.s Bruder, u. Philipp von Burgund diesen mächtigsten Bundesgenossen der englischen Sache; der so ruhmvoll begonnene Krieg konnte in den Jahren 1425—1428 nur mit geringem Nachdrucke fortgesetzt werden, und als 1429 mit kräftigerer Theilnahme Philipps die ernstlichsten Anstalten zu völliger Besiegung des Gegners getroffen waren, stellte sich den Verbündeten in der Begeisterung der Jungfrau von Orleans ein Feind entgegen, der aller Kunst und Anstrengung spottete und die verfolgten Franzosen in kurzer Zeit zu Angreifern machte. Nach der nothgedrungenen Aufhebung der Belagerung von Orleans zog sich B. nach Paris zurück und vertheidigte die Stadt gegen die Angriffe der Heldenjungfrau. Diese wurde den 23. Mai 1430 bei Compiegne von den Burgundern gefangen, den Engländern ausgeliefert und zu Rouen, wo damals Heinrich VI. von England und B. waren, 1431 verbrannt. Allein das Kriegsglück der Engländer kehrte deshalb nicht wieder; ihre Sache sank noch tiefer, als nach dem Tode der Gemahlin B.s, Anna, der Schwester des burgundischen Philipp, das verwandtschaftliche Band beider Fürsten aufgelöst und durch den Frieden von Arras 1435 Burgund auf Karls VII. Seite getreten war. Wenige Monate darauf, den 19. September 1435, † auch B. zu Rouen, wo ihm ein prächtiges Denkmal von schwarzem Marmor im Dome errichtet wurde. Erst 200 Jahre später wurde die erloschene Herzogswürde von B. wieder erneuert, indem sie dem Hause Russell verliehen wurde.

Bedia, asiatisch-türkische Stadt, im ehemaligen Georgien, am Nordufer des Inguri, im jetzigen Mingrelien, fast an der Grenze von Abchasien, 4 Werste von der Mündung des Flusses ins schwarze Meer gelegen. Es wurde lange v. Chr. nach der Sage von Egris, dem Bruder des Karthlos, gegründet und hieß darum *Egrisi* oder *Egri*, woher, wie man glaubt, der Name Mingrelien stammt. Der erste georgische König Pharnawas setzte 300 Jahre v. Chr. hier einen Eristaff ein, und die Griechen legten in ihrer blühenden Zeit eine Kolonie an. Von dem Namen derselben, B., nannte sich, als das Land unter der Regierung der Königin Rusudan (1204—1230) in mehre Fürstenthümer zerfiel, der Regent der Stadt und des umliegenden Landes *Bediel*. König Bagrat III. baute hier 1013 eine prächtige Kirche, welche noch in hohem Ansehen steht und zu der viele Wallfahrten geschehen, obwohl die Türken das Christenthum in der Stadt und größtentheils auch in der Umgegend unterdrückt haben.

Bedingung, im Allgemeinen Dasjenige, unter dessen Voraussetzung etwas Anderes gedacht werden oder geschehen kann. Das Bedingte kann entweder logisch oder real bedingt seyn, je nachdem es von einer logischen oder realen B. abhängt. Eine *reale* B. ist eine solche, vermöge welcher ein wirkliches oder reales Ding entweder ist, oder nicht ist. Demnach ist in diesem Falle die B. die Ursache (causa), das Bedingte die Wirkung (effectum); die Wärme auf unserer Erde z. B. ist bedingt durch die Sonne, d. h. wenn die Sonne scheint, ist es warm; folglich ist in diesem Verhältniß realer Bedingtheit die Sonne die Ursache, die Wärme die Wirkung jener bedingenden Ursache. Eine *logische* B. ist eine solche, vermöge welcher ein logisches Ding, ein Gedanke, entweder ist, oder nicht ist; bei dieser Art der Bedingtheit ist die B. der Grund (ratio), das Bedingte die Folge (consequens); z. B. wenn ich Gott als allgütig denke, so muß ich an Unsterblichkeit glauben; hier ist die Güte Gottes der Grund, der mich zu der Folgerung der Unsterblichkeit bringt. In beiden Fällen bezeichnet die B. ein Verhältniß der Bestimmung des Einen durch das Andere, oder Jedes von Beiden durch das Andere; in diesem letztern Falle ist es eine Wechselbestimmung, wie z. B. der Blutumlauf das Athemholen bedingt und von demselben bedingt wird. Demnach sind *Bedingtes* (conditionatum) und B. (conditio) korrelate Begriffe. Je nachdem die B. eine logische oder reale ist, bekommt der Satz: Posita conditione ponitur conditionatum et sublato conditionato tollitur conditio (durch die B. wird das Bedingte gesetzt und durch Aufhebung des Bedingten die B. aufgehoben) eine verschiedene Bedeutung. Die Umdrehung des Satzes aber in: durch das Bedingte wird die B. gesetzt und durch die Aufhebung der B. das Bedingte aufgehoben — ist nur in dem einzigen Falle richtig, wenn ein Ding oder ein Gedanke nur einfach, d. h. nur durch Eine B. bedingt ist; falsch ist die Umkehrung in allen den Fällen, wo ein und dasselbe Bedingte von mehren B.en abhängt. Die Eintheilung in *Haupt- und Nebenbedingungen* bezieht sich bloß auf die Qualität, hauptsächlich die größere oder geringere Wichtigkeit des in der B. Ausgesprochenen. — *Eine B. machen* heißt bei Unterhandlungen etwas festsetzen, von dessen Erfüllung etwas zu Leistendes abhängen soll. Wird eine B. als nothwendig, d. h. so gedacht, daß ohne deren Erfüllung das Bedingte schlechterdings nicht Statt finden kann, so heißt dieselbe eine conditio sine qua non (eine B., ohne welche nicht). Sowie es positive und negative Urtheile gibt, so gibt es auch positive und negative B.en. *Ein bedingter Vertrag* ist ein solcher, des-

sen Erfüllung als Bedingtes von der Erfüllung einer oder mehrer B.en abhängt. Ueber bedingte oder hypothetische Urtheile s. Urtheil.

In der Rechtswissenschaft ist B. diejenige Nebenbestimmung eines Rechtsgeschäfts, durch welche dessen Eintritt oder dessen Auflösung von der Existenz oder Nichteristenz eines ungewissen zukünftigen Ereignisses abhängig gemacht wird. Stillschweigende B.en sind im Gegensatze zu den ausdrücklichen solche, welche in der Natur des Rechtsgeschäfts, rücksichtlich dessen sie gedacht werden, gegründet sind und sich als dessen jurististische Voraussetzung, auch ohne eine ausdrückliche Hinzufügung, von selbst verstehen. Aufschiebende oder Suspensivbedingungen sind solche, von deren Eintritt der Anfang eines Rechts oder Rechtsgeschäfts, auflösende oder resolutive dagegen solche, von deren Eintritt das Ende eines Rechts oder Rechtsgeschäfts abhängig gemacht wird. Auch unterscheidet man affirmative und negative B.en; jene sind solche, welche in der Vornahme, diese solche, welche in der Unterlassung einer Handlung bestehen. Von Wichtigkeit ist besonders die Eintheilung der B.en in mögliche und unmögliche. Eine unmögliche B. ist nach den Ansichten der römischen Juristen eine solche, welche deshalb nicht eintreten kann, weil sie den Naturgesetzen widerstreitet; B.en, bei welchen dieses nicht der Fall ist, heißen mögliche. Manche neuere Rechtslehrer nennen diese Arten der B.en physisch unmögliche und physisch mögliche, und zählen zu der Kategorie der möglichen und unmöglichen B.en noch diejenigen hinzu, welche nur von der juristischen oder der moralischen Seite her den (physisch) unmöglichen B.en in ihrer Wirkung gleichgesetzt werden. Die rechtliche Wirkung einer (physisch) unmöglichen B. ist wesentlich verschieden, je nachdem das Hauptgeschäft, zu welchem sie hinzugefügt ist, unter Lebenden oder auf den Todesfall abgeschlossen wird. Bei Geschäften der ersten Art gilt der Grundsatz, daß, wenn die dem Geschäfte hinzugefügte unmögliche B. eine Suspensivbedingung ist, das ganze Geschäft als null und nichtig betrachtet wird, weil bei allen Geschäften dieser Art die Einwilligung aller Kontrahenten eine unerläßliche B. für die Entstehung der Obligation ist und man nicht annehmen kann, daß eine solche Einwilligung wirklich vorhanden sey, wenn beide Parteien bei der Eingehung des Rechtsgeschäfts eine B. hinzugefügt haben, von welcher man glauben muß, daß die Unmöglichkeit ihrer Existenz ihnen nicht unbekannt gewesen ist. Doch ist dies nicht von den negativ gefaßten unmöglichen B.en zu verstehen, deren Wirkung vielmehr die ist, daß das von ihnen abhängig gemachte Rechtsgeschäft unter den Lebenden gerade so fortbesteht, als ob sie nicht hinzugefügt wären. Bei Geschäften auf den Todesfall ist dagegen in die justinianeischen Rechtsbücher die Ansicht des Sabinus und Cassius übergegangen, nach welcher es als Grundsatz feststeht, daß Erbeinsetzungen, Legate, Fideikommisse, welche unter einer unmöglichen Suspensivbedingung hinterlassen sind, eben so gültig erachtet werden müssen, als wenn diese Bedingung gar nicht hinzugefügt wäre. Den physisch oder schlechthin unmöglichen Bedingungen stehen in ihrer Wirkung gleich die juristisch unmöglichen Bedingungen, d. h. solche, welche deshalb nicht erfüllt werden können, weil sie gegen die im Staate geltenden Rechtsgesetze verstoßen, dann solche, welche hinzugefügt sind, um ein Gesetz zu umgehen, oder welche gegen das öffentliche Wohl streiten; sowie die moralisch unmöglichen B.en, d. h. solche, deren Erfüllung deshalb für unmöglich erachtet wird, weil sie der öffentlichen Achtung für Sittlichkeit widerstreiten. Hierher gehört unter den vielen Beispielen, welche das römische Recht anführt, auch die B., die Religion zu ändern, nicht zu heirathen. Von allen gilt der Grundsatz, daß sie das Geschäft unter Lebenden, zu welchen sie hinzugefügt sind, vernichten, bei Geschäften auf den Todesfall aber als nicht hinzugefügt angesehen werden. Praktisch wichtig ist die Frage, nach welchem Zeitpunkt die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der dem Rechtsgeschäft hinzugefügten B. in dem Falle beurtheilt werden müsse, wo sie keine immerwährende, sondern eine vorübergehende ist. Für Verträge gilt in diesem Falle der Satz, daß man auf den Zeitpunkt sehen muß, an welchem die B. dem Rechtsgeschäfte hinzugefügt worden ist; bei Legaten hingegen und Fideikommissen dürfte es richtiger seyn, nicht auf den Tag, an welchem das Vermächtniß errichtet worden, sondern auf denjenigen, an welchem es den Bedachten anfällt, zu sehen. Dabei versteht es sich indeß von selbst, daß die einmal eingetretene Unmöglichkeit der B. in ihren Wirkungen als fortdauernd betrachtet werden muß, und daß B.en, welche vom Anfang an als möglich sich darstellten, nicht nach den Grundsätzen, die von den unmöglichen B.en gelten, sondern nach den Regeln, welche von möglichen B.en gelten, beurtheilt werden müssen. Besondere Grundsätze aber gelten für den Fall, wenn der Erblasser die an und für sich mögliche B. durch eine eigene Handlung späterhin unmöglich gemacht hat, sey es, daß er die Erfüllung der B. ausdrücklich verboten, oder daß er selbst späterhin ein faktisches Hinderniß durch eigene Thätigkeit hervorgerufen hat. Denn hier fällt in der Regel die B., als vom Erblasser erlassen, hinweg, und nur dann, wenn es überhaupt erweislich ist, daß der Erblasser das faktische Hinderniß in der Absicht hervorgerufen habe, um die ganze Disposition zu vernichten, wird auch diese zusammenfallen müssen.

Bedlam (Bedlem), Hospital, s. London.

Bedlis (Betlis, Bidlis, Bitlis), feste Stadt im türkischen Kurdistan, am Kusur, in einer weiten nach Osten offenen, aber im Westen von hohen Bergen (den Nimrodsbergen) umschlossenen Schlucht. Die Häuser sind an den Seiten der steilen Ufer des Stromes, der dieselbe durchfließt, und auf mehren benachbarten Hügeln zerstreut. Die Stadt ist daher sehr unregelmäßig, aber höchst malerisch gebaut und von großer Ausdehnung. Jedes Haus ist eine kleine Festung, eine gemeinsame Stadtmauer fehlt aber. B. hat 12,000 Einwohner, von denen der dritte Theil Armenier sind; zu letzteren gehören alle Bäcker, Metzger, Viktualien- und Specereihändler rc. Sehr ansehnlich ist die Klasse der Silberarbeiter und die der Büchsenmacher. Die Weberei liefert grobes Baumwollenzeuch; der hauptsächliche Aus-

fuhrartikel ist Tabak. Die Stadt hat 4 Karawanseraien, 4 große und 12 kleine Moscheen, 3 Bäder, 8 armenische Kirchen und eine nestorianische und mehre Akademien; die großen Moscheen sind sehr alte mohammedanische Gebäude mit kufischen Inschriften. Merkwürdig ist das alte massive Schloß, das sich mitten in der Stadt auf einem 30 Fuß hohen Felsen zu einer Höhe von etwa 100 Fuß erhebt. Nach der einheimischen Sage wurde B. von Alexander dem Großen erbaut und nach einem seiner Sklaven benannt, den er zum Befehlshaber der neu gebauten Stadt einsetzte. Als Alexander bei der Rückkehr durchziehen wollte, schloß ihm der Kommandant Bedlis die Stadt. Vergebens belagerte Alexander dieselbe; erst als er abstand, öffnete B. die Thore und erklärte, es habe seinem Herrn nur beweisen wollen, wie fest die Stadt sey. In der That war B. später auch den türkischen Kaisern unbezwinglich. Im J. 648 n. Chr. wurde es zugleich mit Achlath dem Feldherrn des Khalifen Omar, Ajas Ben Ghanem, von dem Befehlshaber Justinus übergeben. Später herrschten in B. eigene Khans, die ihr Geschlecht von der Familie Abbas ableiteten, aus welcher auch der Geschichtschreiber Schereffhan stammte. Sultan Ussun Hassan ließ die Festung 3 Jahre lang belagern, ohne sie einnehmen zu können. Nachdem Sultan Murad IV. Eriwan erobert hatte, unterwarf sich ihm der Khan von B.; Murad überließ ihm die Einkünfte der Ebene von Muschanwirs und bestätigte die Erblichkeit des Khanats in seiner Familie. Im Jahr 1654 wurde der Khan Abdal durch den Statthalter von Wan, Melek Ahmed Pascha, geschlagen, hingerichtet u. das Khanat seinem Neffen verliehen. B. ist der Geburtsort mehrer gelehrten Männer, z. B. des osmanischen Geschichtschreibers Edris, seines Sc'nes Abul Fasl, des Dichters Schukri, der Gesetzgelehrten Mewlana Abdorrahim und Mewlana Mohammed Berkalai 2c.

Bednore (Bedenore, Bednur, Hyderuggur, Bidechully, d. i. Bambusstadt), Hauptstadt eines gleichnamigen ostindischen Distrikts, welcher dem Radscha von Mysore gehört, aber unter britischer Oberhoheit steht, unter 13° 50′ Br., 92° 40′ L. von Ferro, ummauert und befestigt, sonst bedeutender, ist aber durch mehrfache Eroberungen herabgekommen. Die Stadt treibt unbedeutenden Handel mit ostindischen Waaren Branntwein 2c. und hat 12,000 (sonst 20,000) Einwohner, welche in Bambushütten wohnen.

Bedscha (Bedschah, Bedja), afrikanisches Land in Nubien, vom Flusse Atbar bis zu den Gebirgen von Habesch, vielleicht auch allgemeiner Name für das Küstenland von Nubien. B. (Bedschawa, Bedschaoni, Bedjaoin), heißt auch ein Volksstamm daselbst, der in den Wüsten von Aidab und Aluah, längs dem rothen Meere bis an die Grenzen von Tigré wohnt. Sie haben eine schwärzere Farbe, als die Bewohner von Habesch, obgleich sie keine Neger sind u. von den Habeschern (nach Quatremère von den Berbern) abstammen sollen. Ihre Sprache ist die auch in Habesch übliche Geezsprache. Sie theilen sich in verschiedene Stämme, unter welchen die Al Khaasa die kriegerischsten sind; auf Dromedaren reitend, fallen sie theils in kleinen Haufen, theils in ganzen Horden raubend in die benachbarten Länder ein. Sämmtliche B. sind Nomaden und wohnen unter Zelten aus Fellen. Die Al Khaasa und einige andere Stämme haben den Islam angenommen. Im Gebiete der B. finden sich Smaragdgruben.

Bedschapur (Bejapoor, Bidschapur), Provinz in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Bombay, grenzt im Norden an Aurengabad, im Nordosten an Beeder, im Osten an Heiderabad, im Südosten an Balaghaut, im Südwesten an Canara, im Westen an den arabischen Meerbusen. Die Provinz, deren Flächeninhalt 2800 (1721) □Meilen beträgt, wird im Westen von den Ghats durchzogen, die einen langen, zu ihr gehörigen Küstenstrich abschneiden, und ist hier sehr gebirgig, wogegen die größere östliche Seite wellenförmig und von mehren Flüssen, der Krischnah, dem Toombudrah, der Beemah, Gutpurba 2c., die sich sämmtlich nach Osten wenden, bewässert ist. Sie ist ungemein reich an allen Produkten Indiens, auch an Pfeffer und anderen Gewürzen; auf den Gebirgen wächst herrliches Tikholz, und an den Ufern der Flüsse weiden große Heerden von Vieh, besonders von Beemarteddypferden. Die Einwohner, 7 Millionen an der Zahl, sind Hindus und Moslems, ihre Nahrungsquellen Feld- und Bergbau, Weberei, Rackbrennerei, Verfertigung metallener Gefäße. Seit 1818, wo der Prischwa seiner Herrschaft entsetzt wurde, ist das Land britisch; es wird eingetheilt in das alte und neue Gebiet, die Besitzungen des Nizam, Goa und die Radschaschaft Satarah und 15 Distrikte.

Die gleichnamige Hauptstadt daselbst, unter 16° 46′ Br., 93° 21′ L. von Ferro, eine der größten Städte Vorderindiens, an einem kleinen Flusse, mit einer 20 Fuß hohen Mauer und tiefen Gräben umgeben, hat weitläufige Vorstädte und ist selbst in 3 durch Mauern von einander geschiedene Städte abgetheilt: die Citadelle, die etwa ⅕ Meile einnimmt, das Fort, welches 1⅗ Meilen umfaßt, und die äußere Stadt; aber ein großer Theil davon liegt in Trümmern. Zur Zeit ihres größten Glanzes soll sie nach der Angabe der Hindus 1600 Moscheen und 984,456 Häuser gezählt haben. Noch jetzt hat sie sowohl innerhalb der Citadelle, als des Forts sehr viele gute Gebäude, Moscheen, Grabmäler, worunter die Moschee Ibrahim Adil Schahs mit dessen Mausoleum eine der merkwürdigsten ist; auch die große Moschee in der Citadelle ist sehenswerth. Prachtvoll ist das Mausoleum des Sultans Mahmud Schah; es mißt 153 Fuß ins Gevierte und ist mit einer schönen Kuppel bedeckt. Die Häuser in der Stadt sind meist massiv gebaut, die Straßen eng, Wasser ist in Ueberfluß vorhanden. Die Zahl der Einwohner, die sich sonst auf einige Millionen belaufen haben soll, ist jetzt auf etwa 150,000 herabgesunken.

Beduinen (Bedowi, Bedewi, von dem arabischen Baediah, die Wüste), die Wüstenbewohner Arabiens und der damit zusammenhängenden Gegenden, sowie der Berberei und Aegyptens. Als Zeltbewohner hießen sie bei den Griechen Arabes Seritae, als Plünderer der Karawanen im Mittelalter Saracenen, als Nachkommen Ismaels Ismaeliten, als Nachkommen des ältesten Sohnes Ismaels, Nabajoth, Naba-

thäer; selbst das Wort Araber bedeutet nach der hebräischen Etymologie nichts Anderes, als B. oder Nomaden. Die ächten unvermischten B. sind als die eigentlichen Herren Arabiens zu betrachten. Ein ächter Beduine war der heerdenreiche Ijob (Hiob) im Lande Uz (im Norden Arabiens), und das Alte Testament ist überhaupt voll beduinischer Bilder. Der Hauptsitz der B. u. ihr Mittelpunkt ist Nedsched, das Hochland Arabiens, ein Plateau von Bergweiden und trockenen Steppen, das Eigenthum der ältesten Stämme und in neueren Zeiten der Wahabiten; von hier aus ziehen die Beduinenstämme (mit Ausnahme der unbekannten Stämme in der Wüste Omans ꝛc.) nach den Nordenden Arabiens, über die Wüste von Mesopotamien, von Chaldäa (Irak) u. von Syrien und Palästina, bis nach Aegypten, selbst im nördlichen Afrika und vielleicht auch im Kaffernlande sind ihre Kolonien (s. unten). Unwirthbare Seeküste bilden ihre erste, Wüsten u. im Nothfall verschüttete Wasserquellen ihre zweite Brustwehr. Kein großer Strom leitet zu ihnen, keine Waldung verbirgt ihnen feindliche Haufen. Alle Heerstraßen im Norden, alle Pilgerstraßen im Innern Arabiens stehen unter ihrem Gebot, nichts verbirgt ihr Horizont, den sie mit scharfen Augen nach allen Seiten hin überschauen. Diese in jeder Hinsicht unerreichbare Lage u. ihre freie, unabhängige Stammesverfassung, welche durch große und kleine Scheikhs (Alte, gleich den Grafen des Mittelalters) in patriarchalischer Weise gehalten wird, erklärt sowohl die äußere Geschichte, als den Charakter der B. (s. Arabien und Algier). Sie beugten sich nie vor irgend einem Eroberer, und es traf sie kein Sturm barbarischer Völkerzüge; von jeher erkauften große Mächte ihre Freundschaft oder entgingen ihrer Feindschaft durch angestiftete Zwietracht. Als Cambyses sein Heer nach Aegypten führen wollte, vermochte er dies nur mit Hülfe der B. zu bewerkstelligen, welche da, wo der Mangel an Quellen ihm und seinem Heere verderblich geworden wäre, Wasserschläuche auf Kameelen herbeiführten. Als der B.-Emir Obodas dem Feldherrn des Augustus, Aelius Gallus, gefällig seyn wollte, wahrscheinlich um das feindliche Heer durch die Gebiete ihm verhaßter Nachbarstämme zu führen, leitete sein klügerer Ephorus oder Vormund die Römer bis Nedscheran auf so verderblichen Umwegen, daß ihr Rest beim Rückzug einen Weg, der vorher 6 Monate in Anspruch genommen hatte, in 2 Monaten zurücklegte. Julians Unglück ist größtentheils der Unvorsichtigkeit zuzuschreiben, mit welcher er seine B., deren Disciplin ihm nicht gefiel, entließ, während die Parther ihr Beduinenkontingent behielten.

Die fast unzähligen einzelnen Stämme der B. haben Niebuhr und Seetzen am genauesten verzeichnet. Aber im Ganzen sind sie wegen Veränderlichkeit des Orts und des Namens (der fast immer mit Beni, d. i. Söhne des ꝛc., anfängt) so wenig erforscht, daß selbst Seetzen von einigen Hauptstämmen, welche Niebuhr bekannt waren, keinerlei Nachricht erhalten konnte. Außer den unbekannten Stämmen im südlichen Arabien und denen in Nordafrika und Aegypten kann man vier Regionen der B. annehmen. An den Grenzen der arabischen Wüsten Lahsa (Bahrein) u. Nedsched, sowie in Nedsched gegen den Euphrat und Persien hin sind ansässig: die Beni Chaled, ein großer Stamm, der auch Städte u. Dörfer in Lahsa besitzt; die Beni Kiab, an der Nordseite des persischen Meerbusens und selbst in Dörfern der persischen Provinz, keine Zeltenbewohner; die Beni Lam, am Tigris und in der Gegend von Bagdad; die Montesik, deren regierende Familie zu Niebuhrs Zeit aus 150 Personen bestand, die alle Scheikhs hießen, u. die ihre Heerden bis zum Euphrat treiben, nebst dem Stamm Beni Lam zwischen Basra und Bagdad Tribut von den Karawanen einfordern u. öfters von den türkischen Paschas gegen die Wahabiten gebraucht wurden; die Misenj, in der peträischen Halbinsel, arm; die Wuld-Ali, in Mittel- und Nordarabien, 5 — 6000 Männer, sonst den Wahabiten zinsbar. Andere Stämme hier (Mondan genannt) haben Kühe und Büffel und bilden einen Mittelstand zwischen B. und Bauern. An den Grenzen Mesopotamiens bis nach Chaldäa (Irak Arabi) hin wohnen die raubsüchtigsten, dem Pascha von Bagdad nur scheinbar unterworfenen Stämme: die Tai (schon Abulfeda bekannt), der berühmteste Stamm, zwischen Mosul u. Merdin, Herr der schönsten assyrischen Ebenen u. trotzt allen türkischen Paschas; sein Hauptscheikh ist türkischer Beg mit einem Roßschweif in der Gegend zwischen Mosul und Nisibin; er liegt immer im Streit mit einer Abtheilung seines eigenen Stammes. Alle übrigen Stämme dieser Gegend sind unbedeutend. Die B. an den syrischen Grenzen beherrschen die Karawanenstraße von Haleb und Damask bis nach Bagdad und Basra. Der Hauptschirmvogt der Karawanen ist der angesehenste Scheikh in der Gegend von Haleb oder Damask, den der Pascha zum Emir erhebt und beschenkt; unter ihm stehen alle B., welche Kameele vermiethen. Will man ihm einen Nebenbuhler entgegenstellen, so ist er stets zum Kampf für sein Primat gerüstet. Hierher gehören der Stamm der Mawali, dessen Scheikh früher sogar den Titel Sultan geführt hat; die Beni Szaher, mit 2 Oberscheikhs u. an 30 kleinen Scheikhs; die Phahely, mit 6—8 Scheikhs, die alle den Titel Emir führen; die Beni Anässe, der größte Stamm in der ganzen syrischen Wüste bis nach Nedsched, wo er den Winter zu bringt. Außer den genannten Stämmen, deren Zahl durch Hinzuzählung der kleinern leicht über 100 gebracht werden könnte, sind bemerkenswerth die B. in Palästina, besonders zwischen Rama u. Jerusalem u. am Berge Sinai, welche die Stelle der alten Edomiter, Midianiter und anderer Nachbarvölker der alten Israeliten einnehmen. In Nordafrika sind die B. sehr zahlreich. In der neuesten Zeit kamen einige von dort nach Europa und producirten erst auf den pariser, dann auf vielen andern Theatern ihre große körperliche Gewandtheit.

Beecher, weit verbreitete und in der Literatur ihres Vaterlandes rühmlichst bekannte Familie der Vereinigten Staaten von Nordamerika, presbyterianischen Glaubens und für ihre Glaubensgenossenschaft glühend eifrig. Von den 12 Mitgliedern, welche noch vor wenigen Jahren zu ihr

gehörten, waren 7 presbyterianische Geistliche und 9 als Schriftsteller thätig. Alle 12 gehörten zu der halb religiösen, halb praktischen Reformpartei, die auf allen Gebieten des geistigen und den entsprechenden Feldern des materiellen Lebens wirkt und eine fast fabelhafte Thätigkeit entwickelt, der sich die Bemühungen unserer innern Missien nur im kleinsten Maßstabe vergleichen lassen. Dr. Lyman B., Prediger zu Litchfeld, 1774 geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und machte sich bald durch seinen Eifer für seine Kirche, durch seine Schlagfertigkeit im theologischen Streit, durch seine nachdrucksvollen Predigten und seine Unerschrockenheit bei Konflikten mit der weltlichen Obrigkeit bekannt. Bei allen Vereinen u. Unternehmungen betheiligt, die auf die sittliche Hebung und Belehrung des Volks ihr Augenmerk richteten, spendete er in seiner unbegrenzten Gutmüthigkeit für solche Zwecke alles Geld, was er besaß, so daß der Hausstand nicht selten in Verlegenheit gerieth. Er ist auch derjenige, der den schriftstellerischen Ruf der Familie zuerst begründete, und zwar durch Predigten über die Mäßigkeit, die im Drucke erschienen und noch heute bewundert werden. Mit einer zahlreichen Familie gesegnet, zog B. bald nach 1812 nach Boston, wo seine ältere Tochter Katharine, eine auch als Schriftstellerin ausgezeichnete Dame, eine Mädchenschule leitete. Im J. 1832 siedelte B., von mehren tüchtigen Geistlichen und Lehrern begleitet, nach Cincinnati in Ohio über, um dort ein großes Seminar für das Ohio- und Mississippithal zu gründen. Miß Katharine B. errichtete auch hier eine Mädchenschule. Der hohe Ruf Lyman B.s und der zahlreichen Professoren, die er für sein Unternehmen gewonnen hatte, zog eine Menge von jungen Theologen nach dem Seminar. Es waren dort mehre hundert Studenten versammelt, Jünglinge aus allen Theilen der Vereinigten Staaten, alle voll Energie und Intelligenz, begeistert für den Zweck, dem sie ihr künftiges Leben widmen sollten. Um die Zeit, in der das „Lane-Seminar" gegründet wurde, nahm die Agitation für Abschaffung der Sklaverei einen neuen und lebhaften Aufschwung. Die Negerfreunde wollten sich nicht mehr mit dem vermittelnden Projekt begnügen, die schwarze Bevölkerung nach Liberia abfließen zu lassen, und eine Versammlung von Abolitionisten, die 1833 in Philadelphia abgehalten wurde, verwarf diesen Plan ausdrücklich als unzureichend und widersinnig. Die Beschlüsse, welche dieser Kongreß faßte, wurden von dem Präsidenten desselben, Arthur Tappan, der auch zur Gründung des Seminars freigebigst beigesteuert hatte, dem Vorsteher Lyman zugeschickt. Dieser machte die Studenten mit allen Vorgängen bekannt, regte sie für die Sklavenfrage an und warf dadurch einen Feuerfunken in eine Pulvertonne. Zwar dauerte es einige Zeit, ehe sich die jungen Leute für die Idee der Emancipation erwärmten; als dies aber einmal geschehen war, erreichte die Theilnahme bald einen hohen Grad und blieb nachhaltig. Die im Seminar befindlichen Sklavenbesitzer entsagten feierlichst dem schändenden Eigenthum an Menschen. Alle beschlossen einstimmig, die Idee der Mission in fremden Ländern aufzugeben und sich statt ihrer der innern Mission zu widmen. Daß die Seminaristen wohlthätige Gesellschaften für die Schwarzen stifteten und Waisenhäuser für hülflose schwarze Kinder gründeten, das lag innerhalb ihrer Sphäre; aber sie gingen darüber hinaus, als sie Vorlesungen über die Uebel der Sklaverei hielten, sich zum Mittelpunkt der farbigen Bevölkerung von Cincinnati machten u. sogar flüchtigen Sklaven zur Flucht nach Canada verhalfen. Die Bewohner von Cincinnati wurden besorgt, daß die Agitation, zu deren Sitz ihre Stadt von „Fremden" gemacht wurde, dem Verkehr mit dem Süden schaden möge, und es organisirte sich eine Gegenagitation, welche die schändlichsten Mittel benutzte. Der Pöbel überließ sich wilden Gewaltthätigkeiten, das Lane-Seminarium schwebte in großer Gefahr, und mehre Wochen lang mußten die Professoren, namentlich B. und Stowe, befürchten, daß ihre Wohnungen niedergebrannt würden. Die Behörden forderten jetzt Garantien, und der Großverwaltungsrath der Anstalt mußte den Befehl erlassen, daß die Diskussionen über die Sklavenfrage im Seminar aufhören sollten. Hatten schon vorher die Professoren sich vergeblich bemüht, diesen Erörterungen zu steuern, vor denen zuletzt alle Studien hatten weichen müssen, so erreichte der Befehl noch weniger seinen Zweck. Die Studenten betrachteten die Abstellung der Sklaverei bereits als ihren Lebenszweck, und da sie mit allen Vorstellungen nicht erreichten, daß sie ferner diskutiren durften, wanderten sie endlich aus, ein Schlag, von dem sich das Lane-Seminar nie erholte. B., Stowe und die andern Professoren thaten zwar Alles, was sich thun ließ, aber der Zudrang blieb aus, u. nachdem die Anstalt noch 17 Jahre gekränkelt hatte, mußte sie endlich aufgehoben werden. Der große Lebensplan B.s war damit gescheitert. Die Familie siedelte darauf zu den Walnut-Hills über. Harriet B.-Stowe, die Berühmteste der Familie, war die jüngste Tochter Lyman B.s und 1812 geboren. Nachdem sie in den Schulen ihrer älteren Schwester als Lehrerin gewirkt, verheirathete sie sich mit Calvin E. Stowe, der für einen der ausgezeichnetsten theologischen Gelehrten in Nordamerika galt und damals am Seminar als Professor der biblischen Literatur lehrte. Sie widmete den größten Theil ihrer Zeit der Erziehung ihrer Kinder. In Mußestunden schrieb sie belletristische Aufsätze, Novelletten u. Erzählungen für Magazine und Zeitungen. So drang ihr Name, der in dem engern Kreise der Freunde von Walnut-Hills ein hochgeachteter war, auch in das größere Publikum, von dem er mit Theilnahme genannt wurde. Nach der Katastrophe des Seminars hatten die Familien B. u. Stowe den Entschluß gefaßt, sich jeder Thätigkeit für die Emancipation zu enthalten. Nicht die Wuth der Sklavenhalter und des ihnen anhängenden Pöbels war es allein, was sie dazu vermochte, sondern ebenso und vielleicht mehr noch der Fanatismus der Negerfreunde, der die Frage immer unheilbarer verwirrte und von jeder Lösung fern hielt. Aber die Sklavenfrage drängte sich ihr fast gewaltsam auf, was namentlich von den Lokalitäten bedingt wurde. Der Weg, der durch

Walnut-Hills, zwei Schritte vor ihrer Thür vorbeiführte, war einer der stärkstbenutzten Zweige der „unterirdischen Eisenbahn" (under ground rail road), auf die in „Onkel Toms Hütte" vielfach angespielt wird. Diese heimliche Straße wird gebildet von einer Reihe von Wohnungen, die in Entfernungen von 2, 3 und 4 deutschen Meilen von einander liegen. Die Besitzer dieser Häuser sind Quäker und Abolitionisten, die sich zu einer Genossenschaft vereinigt haben, deren Zweck in der Begünstigung der Flucht von Sklaven besteht. Die Flüchtigen werden von Haus zu Haus geschafft, wozu natürlich die Nacht benutzt wird, bis sie Canada erreicht haben, wo kein Auslieferungsgesetz besteht. Manche Nacht hörte Mistreß Stowe das Rollen der Wagen, in denen sich Sklaven mit ihren Beschützern befanden, und bald darauf den rasenden Hufschlag der Verfolger. Häufig kam es vor, daß das Haus eines Schwarzen demolirt, oder ein Negerschulhaus geschleift, oder ein Negerquartier erstürmt wurde. Das Einfangen von Sklaven, um sie zu ihren Herren zurückzuführen, eine Klage vor den Gerichtshöfen, um denselben Zweck zu erreichen, Selbstanklagen eines Flüchtigen, um vor die Geschworenen gestellt zu werden und so der Auslieferung zu entgehen, Lärm und Hetzjagd einer Sklavenverfolgung waren alltägliche Erscheinungen. Bei einem dieser Krawalle, der 1840 vorkam, stürmten die Sklavenfänger mit bereitwilligster Unterstützung des Pöbels die Negerquartiere und schossen sogar mehre Häuser mit Kanonen zusammen. Mehre Tage lang war die Stadt der Plünderung und jeder Gewaltthätigkeit ausgesetzt. Viele Neger wurden getödtet oder in der Verwirrung in die Sklaverei geschleppt, in den Straßen sah man noch Tage lang Leichen von verstümmelten Frauen u. Kindern. In der Schreckensnacht flüchteten mehre der Bedrohten zu Mistreß Stowe, die mit ihnen weinte und sie schützte. Sie hörte von ihrer Anhöhe herab das Angstgeschrei der unglücklichen Opfer, den Jubel des thierischen Pöbels, die Büchsen- u. Kanonenschüsse, und sah die verheerende Flamme mit eigenen Augen. Dem Eindruck, den diese Greuel auf Mistreß Stowe machten, verdankt „Onkel Toms Hütte" hauptsächlich seine Entstehung. Sie machte jedoch nicht bloß in Cincinnati ihre Studien über Sklaven und Sklavenhalter, Abolitionisten und Gegner der Emancipation. Mehrmals bereiste sie mit ihrem Gatten den Süden, sah die Pflanzungen von Louisiana, Tennessee, Georgien, den Carolina's, die Sklavenzüchtereien von Virginien, die Negermärkte von Neworleans rc. Im Jahre 1850 verließen beide Familien, die B.s u. die Stowe's, Cincinnati, da sie das Seminar endlich als unhaltbar aufgeben mußten, und kehrten nach den östlichen Staaten zurück. Professor Stowe erhielt in dem theologischen Seminar zu Andovar im Staate Massachusetts den Lehrstuhl der biblischen Literatur. In diesem Asyl machte Mistreß Stowe den Gefühlen Luft, die sie 17 Jahre in ihrem Busen verschlossen gehalten hatte. Ihr berühmter Roman „Onkel Toms Hütte" (Uncle Tom's Cabin, or Negro Life in the slave states of America) erschien zuerst in der „National Era" in gewöhnlichen Lieferungen. Seitdem ist er in Amerika unzählige Male aufgelegt und nachgedruckt und in der ganzen civilisirten Welt in zahllosen Uebersetzungen verbreitet worden. In England sind nach einer annähernden Schätzung vom Juni bis zum Oktober 1852 nicht weniger als 150,000 Exemplare abgesetzt worden. Es existiren dort 6 — 7 Ausgaben, Prachtausgaben mit Illustrationen für die Aristokratie, schön gebundene und sauber abgedruckte Ausgaben für den Mittelstand u. Ausgaben zu einem Schilling das Exemplar für das Volk. Auf den londoner Volksbühnen hat man das Buch bereits dramatisirt. Um diesen unermeßlichen Eindruck zu schwächen, den das Werk auf die Förderung der Emancipationsideen machte, hat unter Andern eine Mistreß Eastman mit einem Gegenroman geantwortet: „Tante Phillis' Hütte, oder das Leben im Süden, wie es wirklich ist" (Aunt Phillis' Cabin, or Southern Life as it is), der aber wirkungslos blieb. Dagegen gab Frau B.-Stowe 1853 einen „Schlüssel" heraus, worin sie die in ihrem Roman erzählten Thatsachen historisch nachweist. Legt man an Onkel Toms Hütte den ästhetischen Maßstab, so springt gleich ein Verstoß gegen eine der ersten Regeln der künstlerischen Komposition in die Augen. Es fehlt dem Roman gänzlich an Einheit, er ist nichts als ein Panorama, eine Reihenfolge von Scenen, die unter einander wenig Zusammenhang haben und ohne Mühe von einander getrennt werden könnten, um jede ein Ganzes zu bilden. Mit diesem Fehler verbindet sich aber zugleich ein großer Vorzug. Die Verfasserin macht keine hohlen rhetorischen Phrasen, stopft die Lücken eines mangelhaften Baues nicht mit gesinnungsvollen, aber unnützen Reden aus, sondern erzählt so einfach als möglich, was sie erlebt und gesehen hat, Thatsachen, die sich nackt und kunstlos hinstellen. Die Hauptfiguren sind Typen, die alle Eigenschaften der Klasse, die durch sie repräsentirt werden soll, zusammenfassen, und bei ihnen stehen wir Erfindungen der Dichterin gegenüber, die übrigens lebenswahr und durchaus korrekt gezeichnet sind. Die Nebenpersonen dagegen sind wirkliche Menschen, denen Mistreß Stowe im Leben begegnete. Sie hat auch nicht eine der Persönlichkeiten vergessen, die sie kannte und für ihren Zweck tauglich fand, und ihre Gewissenhaftigkeit geht so weit, daß sie von Charakteren, die sie nur oberflächlich beobachten konnte, nichts als die Silhouetten zeichnet. Ihr Buch ist mit einem Worte keine Fabel, die sich auf einer einzeln stehenden Thatsache auferbaute, sondern ein Zusammenfassen aller Erfahrungen ihres Lebens und der sämmtlichen Beobachtungen, die sie über das Leben der Schwarzen machte. Was die früheren literarischen Arbeiten der Verfasserin betrifft, so schrieb sie außer einer Einleitung zu einer Dichtung ihres Bruders, Charles B., Pastors zu Newark im Staat New-Jersey, „Die Jungfrau und ihr Sohn" und eine Vorrede zu den Werken von Charlotte Elisabeth, Erzählungen und Novelletten, die zum Theil in ihrer Sammlung „Die Maiblume" (The May-Flower) Aufnahme fanden. Die Erzählungen sind gemüthliche Schilderungen des nordamerikanischen Stilllebens, wie es

sich in den Dörfern der älteren Niederlassungen und namentlich unter den Dächern der Pfarrwohnungen entwickelt. In neuester Zeit trat B.-Stowe mit einem neuen Roman „Dred" hervor, der aber nicht die gleiche Beachtung fand, wie Onkel Toms Hütte. Vor der Veröffentlichung von Onkel Toms Hütte war die unverheirathete der beiden Schwestern, Miß Katharine (außer ihr und Mistreß Stowe gibt es noch zwei verheirathete Töchter Lyman B.s, Mistreß Perkins und Mistreß Hooker) die berühmtere. Miß Katharine hat Mehres geschrieben, unter Anderm eine „Häusliche Oekonomie" und Erzählungen, von denen „Wahrheit ist stärker als Dichtung" am meisten geschätzt wird. Miß Katharine wird hauptsächlich aber wegen der Dienste gepriesen, die sie dem Erziehungswesen der Vereinigten Staaten geleistet hat. Ihrem unermüdlichen Streben verdanken die Vereinigten Staaten die große Gesellschaft für Verbreitung und Aussendung fähiger Lehrerinnen nach den westlichen Staaten.

Beechey, 1) Sir William, englischer Porträtmaler von bedeutendem Ruf, geboren den 12. December 1753 zu Burford in der Grafschaft Oxford, war seit 1772 Zögling der londoner Akademie und übte sich zuerst an den Werken Josua Reynolds, dann an Naturstudien. Bald wandte er sich mit Vorliebe der Porträtmalerei zu, malte aber auch daneben noch kleine Konversationsstücke in Hogarths Manier. In London war er der Lieblingsmaler der fashionablen Welt; auch wurde er Mitglied der königlichen Akademie, sowie Hofmaler, nachdem er 1793 die Königin Charlotte in ganzer Figur gemalt hatte. Die höchste Ehre wurde ihm aber dadurch zu Theil, daß er zum Ritter ernannt wurde, was nach Josua Reynolds keinem Künstler widerfahren war. Nachdem er unzählige Bildnisse und Bildnißgruppen von Prinzen, Prinzessinnen, Herzögen und anderen hohen Personen, auch von sonstigen Celebritäten gemalt, setzte er sich 1836 zur Ruhe. Er † den 28. Januar 1839. Ein Bildniß Nelsons von ihm befindet sich in der Halle der Tuchhändlergilde zu London, ein Porträt des Herzogs von Kent und des Admirals Grafen St. Vincent in der Fischhändlerhalle jenseit der Londonbrücke. Auch sein Sohn Georg war ein trefflicher Porträtmaler; berühmter ist aber ein anderer Sohn,

2) Frederic William, der sich als Reisender um die Erweiterung der Erdkunde bleibende Verdienste erworben hat. Geboren den 17. Februar 1796 in London, diente er seit 1808, wo er Seekadett wurde, in der britischen Marine, machte 1818 unter Kapitän Franklin die Expedition nach Spitzbergen und 1819 als Lieutenant Parry's die nach dem Nordpolarmeere mit, untersuchte 1821 mit seinem Bruder die Nordküste Afrika's und beschrieb seine Reise in dem Werke: „Proceedings of the exped. to explore the northern coast of Africa" (London 1828). Im Jahre 1825 schickte ihn die britische Admiralität als Kapitän eines Proviantschiffes zur Unterstützung der Expeditionen Parry's und Franklins nach dem großen Ocean ab, damit er nach der Behringsstraße segle und daselbst die Ankunft der beiden Expeditionen erwarte. Nachdem B. den stillen Ocean durchsegelt hatte, langte er am 25. Juli 1826 auf der Chamissoinsel im Kotzebuesund an der Behringsstraße an und verfolgte hierauf die Küste bis zum Eiskap, dem östlichsten Punkt, wohin Cook im Jahre 1779 gelangt war. Als das Schiff nicht weiter vordringen konnte u. B. im Begriff stand, in den Kotzebuesund zurückzukehren, entsendete er am 23. August 1826 unter dem Befehl zweier Offiziere eine Schaluppe in östlicher Richtung, und diese drang bis zum Kap Barrow vor. Parry war aber schon 1825 unverrichteter Sache nach England zurückgekehrt, und auch Franklin erreichte sein Ziel nicht, obwohl er nur etwa 34 geographische Meilen von jener Schaluppe, die B. abgesandt hatte, entfernt war. Die sehr gegründete Furcht, in das Eis zu gerathen, veranlaßte die beiden Offiziere der Schaluppe, den Weg nach dem ihnen bestimmten Zusammenkunftsort einzuschlagen; nach mehrfach überstandener Gefahr, von den mit jedem Augenblick sich mehrenden Eisblöcken eingeschlossen zu werden, kamen sie im September 1826 daselbst an. Nachdem B. den Winter im Kotzebuesund zugebracht hatte, wollte er seine Arbeiten wieder beginnen; da sich ihm aber unvorhergesehene Umstände dabei in den Weg stellten, so mußte er sich begnügen, mehre Punkte an der Küste aufzunehmen, verließ am 22. Oktober 1827 diese Gegenden, ohne Franklin gefunden zu haben, u. kam im September 1828 nach Portsmouth zurück. Seine Expedition, deren Resultate für die nähere Erforschung eines bedeutenden Theils von der nördlichen Küste des amerikanischen Festlandes wichtig sind, beschrieb er in „Narrative of a voyage to the Pacific and Beerings strait" (London 1831). Von 1837—1847 war B. darauf mit der Aufnahme des Bristol- und des irischen Kanals beschäftigt, veranlaßte später auch Beobachtungen über Ebbe u. Fluth, welche bis Ende 1856 fortgesetzt wurden. Im Jahre 1847 wurde ihm die Leitung des Marinedepartements im Handelsbureau übertragen, welche er mit dem besten Erfolge bis zu seinem Tode (29. November 1856) führte. Im Jahre 1854 war er zum Pearadmiral und 1855 zum Präsidenten der königlichen geographischen Gesellschaft erwählt worden.

Beeder, vorderindischer Staat in Dekan, unter dem Nizam von Heiderabad, grenzt im Norden an Berar, im Osten an Sundvana, im Süden an Heiderabad, im Südosten an Bedschapur, im Westen an Aurengabad; der Flächeninhalt ist 934 □M. Im Norden ziehen sich die Ghats hin, außerdem bedecken viele kleine Berge und Hügel die Oberfläche des Landes. Flüsse sind: Godavery, Ghurk-Poornah, Manjera ꝛc. Der Boden ist sehr fruchtbar und bringt die meisten Produkte Indiens hervor. Die schwache Bevölkerung besteht fast ganz aus Hindus, so daß auf 6 Hindus nur 1 Mohammedaner kommt. Das Innere des Landes ist ziemlich unbekannt. In B. treffen die drei Hauptsprachen Indiens (die Telinga, Maharatta und das Canarese) zusammen. Die gleichnamige Hauptstadt des Staates unter 17° 49' Br., 95° 20' L., auf der Südseite der Manjera, umfangreich und ehedem glänzende Residenz unabhängiger Fürsten, ist jetzt verfallen. Die Einwohner treiben Metallwaarenfabrikation.

Beeke, Ignaz von, tüchtiger Klavierspieler und beliebter Opernkomponist, würtembergischer Rittmeister, zugleich Intendant der Hofmusik, erhielt 1794 Alters halber seinen Abschied vom Militär, jedoch mit Beibehaltung seiner Hofstellen und mit dem Titel und Rang eines Majors, † 1803. Die gutbesetzte fürstlich wallersteinsche Kapelle, die nachher seiner obersten Leitung anvertraut wurde, gab ihm schon als Lieutenant Gelegenheit, sich auch als Komponist zu versuchen. Später machte er eine Reise nach Paris, um die dortigen großen Meister kennen zu lernen, und komponirte dort seine große Oper „Roland", die einige Jahre nachher auf mehren deutschen Bühnen außerordentliches Aufsehen machte. Es folgten schnell die Opern „Claudine von Villa bella" (1784); „Die Weinlese"; „Die Jubelzeit" (von Weisel); „List gegen List oder die Glocke hat zwölf geschlagen"; „Nina"; „Die gestörte Hirtenfeier" (alle drei vom Grafen Spauer); dann eine große Ouverture und die Chöre zur „Hermannsschlacht", eine große „Friedenskantate" („Karl, dem Helden, Deutschlands Retter und seinen braven deutschen Kriegern zugeeignet"), und endlich ein Oratorium „Die Auferstehung Jesu", außer vielen kleineren Liedern und Gesängen mit Klavierbegleitung, einer großen Anzahl Klavier- und anderer größerer Instrumentalkompositionen, insbesondere auch einer ausgezeichneten Jagdsinfonie. B.'s Arbeiten empfehlen sich vornehmlich durch einen sehr gefälligen Styl und große Anmuth ihrer Melodien, die selbst da, wo er großartig, heroisch und erhaben wird, durchaus nichts von ihrer eigenthümlichen Kantabilität verlieren. In dieser Art von Styl gefiel sich B. besonders; seine Chöre zur „Hermannsschlacht" sind Meisterwerke dieser Art, prachtvoll und mächtig, einfach erhaben und tief ergreifend. Seine Sinfonien sind, selbst bei der geringen Stimmenzahl, tief durchdacht, wahrhaft seelenvolle Dichtungen.

Beelitz, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Zauche-Belzig, an der von hier an das beelitzer Wasser genannten, in die Nuthe fließenden Nieplitz, hat 2500 Einwohner, welche Tuch-, Lein- und Wollenweberei, Flachsbau, Viehzucht treiben. B. gehört zu den ältesten Orten der Mark; im Mittelalter war es stark befestigt und seit der Mitte des 13. Jahrhunderts (1247) ein berühmter Wallfahrtsort, wo das sogenannte Wunderblut, welches angeblich aus einer einst von einem Juden durchstochenen Hostie floß, verehrt wurde. Im Kriege des Kurfürsten Albrecht Achilles mit dem Herzoge Hans von Sagan wurde die Stadt 1487 von den Völkern des letztern erobert; durch Feuersbrünste litt sie 1526, 1563, zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Nach Einigen wurde hier der berüchtigte falsche Waldemar geboren oder erzogen.

Beelzebub (Belzebub), s. v. a. Baal-Sebub, s. Baal; dann (Beelzebul, Belzebul), in der nacherilischen Dämonologie der Juden der Satan oder oberste der bösen Geister, nach Einigen ursprünglich s. v. a. Baal-Sebub, nach Andern s. v. a. Baal-Sebul, Herr des Mistes, d. h. des Götzendienstes. In beiden Fällen ist an Baal zu denken, die nämliche Hauptgottheit der Phönicier, Syrer, Babylonier ꝛc., welche, nachdem die heidnischen Götter in der Vorstellung der späteren Juden Dämonen geworden waren, unter diesen mit Recht die erste Stelle erhielt. Nach einer dritten Erklärung ist B. das syrische Beel-Dbobo, Herr der Verleumdung, d. i. Verleumder, Diabolos, Teufel.

Beelzebul (Beelzebuth, Mycetes Beelzebul, Myc. seniculus), eine Art Brüllaffe (s. d.), sowie der Marimonda oder weißbauchige Coaita, Klammeraffe vom Orinoco (Ateles Beelzebuth Cuv.), eine Art aus der Gattung der Klammeraffen (Ateles). Die obern Theile seines Körpers sind schwarz, die untern weiß, die Kopfseite und untere Schwanzfläche zum Theil weiß, die nackten Theile violetschwarz, der Augenkreis fleischfarben, die Stirnhaare rückwärts, die Scheitelhaare vorwärts stehend, die Stirn bedeckend. Er ist gegen 2 Fuß hoch, der Schwanz 2 Fuß lang. Er wohnt an den Ufern des Orinoco. A. von Humboldt fand diesen Affen häufig in den Hütten der Eingeborenen, welche ihn braten und essen. Er ist sehr sanft, melancholisch, furchtsam, in seinen Bewegungen sehr langsam. Mit seinem Schwanze ist er sehr geschickt, steckt ihn ins engste Loch, um sich zu halten, bringt aber nie etwas damit zum Munde. Sind mehre beisammen, so verschlingen sie sich zu zwei und zwei und bilden die seltsamsten Gruppen.

Beemah, ostindischer Fluß, entspringt auf den Ghats, 8 Meilen von Poona, bewässert die Provinz Aurengabad, wendet sich nach Südosten und mündet bei Firozegur in die Krischnah nach einem Lauf von 80 Meilen. An seinen Ufern weiden die Beemarteddy, eine der geschätztesten Pferderacen Indiens.

Beemster (Beamster), Dorf in der holländischen Provinz Nordholland, nordwestlich von Edam. Nach demselben wird eine Eindeichung (Polder) benannt, die größte und bevölkertste in ganz Holland, 8000 Morgen haltend, regelmäßig abgetheilt und von geraden Wegen durchschnitten, welche mit Alleen bepflanzt sind, mit 2500 Einwohnern, welche Viehzucht (hauptsächlich Schafzucht), Wolle-, Käsebereitung treiben.

Beer, jüdisches Bankierhaus in Berlin, gegründet von Jakob Herz B., der, 1769 zu Frankfurt a. d. O. geboren, sich durch rege Thätigkeit ein großes Vermögen erwarb, durch strenge Rechtlichkeit, stille Wohlthätigkeit u. aufopfernden Gemeinsinn die Achtung u. Liebe seiner Mitbürger gewann und 1825 †. Der berühmteste seiner drei Söhne ist: Meyer B., s. Meyerbeer. Der zweite Wilhelm B., geheimer Kommercienrath und Bankier zu Berlin und verdienstvoller Selenograph, ward geboren zu Berlin den 4. Febr. 1797. Nachdem er auf dem joachimsthalschen Gymnasium seine erste Schulbildung erhalten hatte, trat er 1813 in die Reihen der Freiwilligen und avancirte in einem Dragonerregiment zum Lieutenant. Nach dem zweiten pariser Frieden machte er gemeinschaftlich mit seinem ältesten Bruder Reisen nach England und Italien. Nach Berlin zurückgekehrt, gab er nach dem Wunsche seines Vaters den Militärdienst auf und machte sich mit den Komtorgeschäften vertraut, um die Leitung der bedeuten-

den Fabrik- und sonstigen Geschäfte seines Vaters zu übernehmen. Dadurch wurde er jedoch den Wissenschaften keineswegs entfremdet. Mit den Elementen der höheren Mathematik und Astronomie vertraut und im Besitz eines großen fraunhoferschen Fernrohrs, beschloß er, im Verein mit Mädler vorzugsweise der Astronomie seine Thätigkeit zu widmen, und legte sich zu diesem Behufe auf seiner Villa im Thiergarten eine kleine Sternwarte an. Beider erste Schrift: „Physische Beobachtungen des Mars in der Erdnähe" (1830) erregte schon Aufsehen. Sie schritten nun zu umfassenderen Arbeiten. Eine auf tüchtigen Messungen beruhende Karte der sichtbaren Mondfläche war damals der noch unerfüllte Wunsch der Astronomen; das früherhin von Andern Geleistete entsprach den Fortschritten der Wissenschaft nicht mehr. B. und Mädler unterzogen sich der schwierigen Aufgabe, stellten die sorgfältigsten Beobachtungen an, berichtigten und ergänzten die Hypothesen der früheren und gleichzeitigen Astronomen, und schon nach 6 Jahren war ihre „Mappa selenographica" (Berlin 1836) zur Verwunderung der astronomischen Welt vollendet. Das Werk fand großen, ungetheilten Beifall; die bedeutendsten Astronomen, Gauß, Humboldt, Bessel u. And., sprachen sich höchst günstig darüber aus. Der König von Dänemark, dem es gewidmet war, ernannte B. zum Ritter des Danebrogordens, und die französische Akademie krönte das Werk mit dem lalandschen Preise. Darauf erschienen von B. und Mädler noch einzelne Abhandlungen über Körper des Sonnensystems. Ihre letzte umfassende Arbeit ist das verdienstvolle Werk: „Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen oder allgemeine vergleichende Selenographie" (2 Bde., Berlin 1837, mit einer Karte). Neben diesen wissenschaftlichen Bestrebungen, denen B. fast alle seine Mußestunden widmete, nahmen die höchst umfassenden Fabrik- und Bankiergeschäfte seine Thätigkeit in Anspruch. Als Chef eines bedeutenden Hauses war er vermöge seiner Geschäftskenntniß und Erfahrung ein sehr einflußreiches Mitglied des berliner Handelsstandes und seine Stimme von bedeutendem Gewichte. Er † den 27. März 1850. Der dritte Bruder, Michael B., erwarb sich als Dichter einen geachteten Namen, war geboren zu Berlin 1800. Das reiche, gastfreie Haus seiner Aeltern, der Versammlungsort von Gelehrten und Künstlern, war ganz geeignet, in dem jungen B. schon frühzeitig die Neigung zur Poesie und dramatischen Kunst zu erwecken. Als 18jähriger Jüngling trat er mit seiner Tragödie „Klytemnestra" hervor, welche noch ganz das Gepräge unreifer Jugend an sich trägt und mit Nachahmung der göthe'schen Iphigenie die moderne Sentimentalität auf eine ganz verfehlte Weise in einen antiken Stoff kleidet, dessen ungeachtet aber durch die Bemühungen des wolffschen Ehepaares und der Crelinger auf dem Hoftheater zur Aufführung kam. Nachdem er unter Zumpts Leitung klassische Studien betrieben, besuchte er die Universität seiner Vaterstadt, wo er außer den philologischen und historischen besonders philosophische und naturwissenschaftliche Studien begann. Ein zweiter Versuch auf dem dramatischen Gebiete gelang nicht besser, als jener erste, denn in seinem Trauerspiele „Die Bräute von Aragonien" verfiel er in eine widrig outrirte Romantik. Wirklich poetischen Werth hat erst sein „Paria", ein einactiges Trauerspiel (Leipzig 1823), welches auf allen deutschen Bühnen Anerkennung und Beifall fand. Sprache und Situationen dieses Drama's sind von ergreifender Wirkung; nur entbehrt das darin apotheosirte Naturleben der Indier zu sehr der Energie des Willens und Charakters, um ein lebendigeres poetisches Interesse in Anspruch nehmen zu können. B.s glückliche äußere Verhältnisse waren der Entwickelung seines Dichtertalents höchst günstig; er konnte in dem für poetische Eindrücke empfänglichsten Alter auf Reisen seinen Gesichtskreis erweitern. Er besuchte Italien und Frankreich und nahm dann seinen Aufenthalt abwechselnd in München, Bonn, Düsseldorf und Paris; nur zuweilen und auf kurze Zeit kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Auf seiner dritten italienischen Reise im J. 1826 dichtete er die „Elegien aus Genua", welche die ausgezeichnetsten unter seinen nicht zahlreichen lyrischen Poesien sind. Das Jahr 1827 brachte er größtentheils in München hin, wo ihn neben andern glänzenden Verhältnissen besonders der innige Verkehr, in welchen er mit dem Minister und Dichter Eduard von Schenk und mit Heinrich Heine trat, fesselte. Dort, wo damals die Begeisterung für Kunst und liberale Institutionen die Geister belebte und beseelte, dichtete er seine Tragödie „Struensee", seine vollendetste dramatische Arbeit. Er führte darin das in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts mächtig erwachende Streben nach Ausgleichung der verjährten feudalistischen Standesunterschiede und Privilegien im tragischen Kampfe mit der zäh an ihren Ansprüchen hängenden Adels- und Hofaristokratie vor und war damit der erste deutsche Dramatiker, welcher Zustände der neuesten Zeit mit lebensvoller Wahrheit und ächtem poetischen Geiste für die Bühne bearbeitete. In München und auf andern deutschen Bühnen fand dies treffliche Stück die verdiente Anerkennung; diplomatische Aengstlichkeit verschloß ihm das berliner Theater; Saint-Aulaire übersetzte es ins Französische. B.s letzte Tragödie: „Schwert und Hand", welche eine fingirte Geschichte auf historischem Hintergrunde darstellen soll, ist weit schwächer in Bezug auf Charakterzeichnung und dramatisches Interesse und fand bei der Aufführung in Berlin keinen Beifall. Pläne zu neuen Trauerspielen: „Kaiser Albrecht", „Mazarin", „Die Amazone", kamen in der bewegten Zeit, die nun begann u. auch den Dichter vielfach berührte, nicht zur Vollendung. Ihn selbst raffte den 22. März 1832 zu München ein Nervenfieber in der Vollkraft eines jugendlichen Alters von 33 Jahren hinweg. B.s „Sämmtliche Werke" gab Eduard von Schenk mit einer Biographie heraus (Leipzig 1835). Eine treffliche Anschauung von dem edlen, liebenswürdigen Wesen des der Kunst mit dem reinsten Enthusiasmus sich hingebenden Dichters gewährt sein „Briefwechsel mit Immermann u. Schenk", welchen der letztere 1837 herausgab.

Beerberg, höchster Berg des thüringer Wal-

des, im Herzogthum Sachsen-Gotha, Amt Schwarzwald, 3064' über dem Meere. Seine Gestalt ist breitgedrückt, auf der Höhe ein Signal. Benachbart ist der 3043' hohe Schneekopf.

Beerdigung, s. Todtenbestattung.

Beere (bacca), in der botanischen Terminologie die mehr oder minder fleischige u. saftige, im Zustande der Reife nicht aufspringende Frucht, bei der die innern Schichten der Fruchtschale ebenfalls aus fleischigem oder saftigem Gewebe bestehen, während die äußeren Schichten derselben derber, manchmal sogar holzig sind. Die B. ist bald ein-, bald mehrfächerig; im letztern Falle sind ihre Fächer völlig, nicht bloß in der Axe verbunden. So bei der Berberitze, Weinbeere, Stachelbeere, der Zaunrübe, dem Spargel, Nachtschatten, der Heidelbeere 2c. Die unächte B., Afterbeere (bacca spuria) unterscheidet sich von der eigentlichen B. dadurch, daß sie aus dem Kelche entwickelt ist, wie z. B. bei der Eberesche und Mispel. Rindige B., Orange (b. corticata, aurantium), heißt eine solche B., welche mit einer drüsigen, vom Fruchtbrei scharf abgesetzten Rinde umgeben ist und inwendig häutige Scheidewände hat, zwischen denen die Kerne geordnet sind, so daß sie als eine saftige Kapsel erscheint, wie bei der Pomeranze. Knaulbeere (b. conglobata, acinosa) ist die Verbindung mehrer kugeliger, saftiger, in ihrer Mitte jede einen einzelnen Samen enthaltender, beerenartiger Körperchen, wie z. B. bei der Himbeere. Oft nennt man im gewöhnlichen Sprachgebrauch eine Frucht B., welche im botanischen Sinne keine solche ist, wie z. B. die Erdbeere, bei welcher der größere Theil der aufgeschwollene und saftig gewordene Fruchtboden ist, in welchem die kleineren Früchte oder Samen stecken. Dagegen ist im botanischen Sinne manche Frucht eine B., welche der gewöhnliche Sprachgebrauch nicht so nennt, z. B. der Granatapfel, die Kapsel der Seerose, die Kürbisfrucht u. a.

Beerenachat, Achat mit beerenähnlichen Zeichnungen.

Beerenblau, Farbestoff in Heidelbeeren, Hollunder- und Ligusterbeeren, ferner in den Beeren des schwarzen Maulbeerbaums, des afrikanischen Nachtschattens und der südamerikanischen Gardenie, wird von Säuren geröthet, durch Kali und Natrum grün und gelb mit braunem Niederschlag und unter Zerstörung des Pigments; essigsaures Blei fällt ihn blau. Es wird mit Alaun, Kalk, Grünspan, Salmiak zu einer gewöhnlichen Unterfarbe verwendet, auch als geringere Sorte von Indigoblau gebraucht.

Beerenwanze (auch Qualster, Preßwurm, Cimex baccarum *L.*, Pentatoma baccarum *Fabr.*), gemeine Wanzenart, hält sich besonders auf Stachelbeeren, Brombeeren 2c. auf, stinkt abscheulich u. hinterläßt den Geruch, wo sie gekrochen ist. Sie ist oval, gegen 5 Linien lang, 3 L. breit; Kopf und Hals graulichbraun, das lange Schildchen ochergelb, am Ende grün; der hornige Theil der Vorderflügel röthlich, der häutige Theil hellbraun mit einem dunkelbraunen Flecken am hintern Rande, der Hinterleib schwarz mit weißgeflecktem Saume, unten gelblichgrau mit schwarzen Düpfeln, die Fühlhörner schwarz, mit weißen Fugen. Sie findet sich auch auf den Blüthen des Wollkrautes.

Beeresche, s. v. a. Vogelbeerbaum, Sorbus aucuparia *L.*

Beerseba (Beerscheba, Bersaba, d. i. Eidesbrunn oder Siebenbrunn), alte Stadt an der äußersten Südgrenze Palästina's, ursprünglich ein brunnenreicher Lagerplatz, ward bei der Vertheilung des jüdischen Landes anfangs dem Stamme Juda, später dem Stamme Simeon zugetheilt, unter den Königen Sitz der Abgötterei, nach dem Exile von Neuem bewohnt und zu Eusebius' Zeit mit einer römischen Besatzung versehen. Jetzt sind daselbst noch 5 oder 7 Brunnen, Bir Szabéa genannt. In der Wüste bei B. verweilte die vertriebene Hagar eine Zeit lang, ebenso der flüchtig gewordene Prophet Elias.

Beeskow (Beskau), Stadt in der preußischen Niederlausitz, Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Lübben, am linken Ufer der Spree, ist Sitz einer Gerichtsdomänen- und Forstinspektion und hat 3000 Einwohner, welche Ackerbau, Viehzucht, Tuch- und Leinweberei, Tabakspinnerei, Bierbrauerei, Fischerei, Schifffahrt treiben.

Beeten (Beeden, Beten), s. Steuern.

Beethoven, Ludwig van, großer deutscher Tondichter, dessen Meisterwerke in der Geschichte der Musik Epoche machen und eine Entwicklungsphase dieser Kunst bezeichnen, wurde geboren den 17. December 1770 zu Bonn. Sein Großvater, Ludwig, war Kapellmeister des Theaters in Bonn und starb am 24. Dec. 1773; sein Vater, Johann, war Tenorist in der kurfürstlichen Kapelle u. starb den 18. Dec. 1792. Den ersten gründlichen Musikunterricht erhielt der Knabe vom Musikdirektor Pfeiffer, einem trefflichen Künstler, dem B. später sich dankbar bewiesen hat. Im J. 1785 machte der Kurfürst den jungen B., der ein entschiedenes Talent zeigte, um ihn auf zarte Art zu unterstützen, zu seinem Kapellorganisten in Gemeinschaft mit Neefe. Dies geschah auf Betrieb eines Gönners, Kenners und Ausübers der Musik, des beständigen Gefährten des Kurfürsten, des Grafen Waldstein, welcher den Kurfürsten später auch veranlaßte, den jungen B. nach Wien zu schicken. Kurz nachher erhielt B. auch den Kammermusikustitel. Sein Klavierspiel war damals noch rauh u. hart, bis er den leicht u. gefällig spielenden Sterkel hörte, dessen Spielart er augenblicklich nachahmte. Seine Abneigung gegen Unterrichtertheilen war schon in der Jugend außerordentlich, später, in Wien, wurde sie nur noch von dem Widerwillen übertroffen, den er gegen das Spielen in Gesellschaften zeigte, was oft Zerwürfnisse mit seinen Freunden und Gönnern zur Folge hatte. Gegen Ende 1792 kam B. nach Wien, wohin Waldstein 1794 im Oktober, seiner Aechtung von den Franzosen wegen, sich retten mußte. Hier gefiel es B. bald so sehr, daß er zu bleiben beschloß. Seine erste einflußreiche Bekanntschaft in der Kaiserstadt war der ehemalige Leibarzt der Maria Theresia, van Swieten, in dessen Hause er Bach, Händel und die vorzüglichsten Italiener bis auf Palestrina zurück kennen lernte. Noch wichtiger wurde ihm die Gunst der fürstlichen Familie Lichnowsky, wo

besonders die Fürstin eine „großmütterliche Zärtlichkeit", wie B. sagte, für ihn hegte, die seine übelsten Launen begütigte. Die Folgen blieben nicht aus und griffen selbst in die Ausbildung seines Genius ein. Er wollte aber fessellos stehen und schob alle Konvenienzen auf die Seite. Daher erhoben sich bald Gegner seiner Originalität, die von außen und innen manchen Angriffspunkt bot. So verstand er damals vom Kontrapunkte noch nichts, weshalb er Joseph Haydn darin zum Lehrer nahm. Da ihm aber Schenk, der Komponist des „Dorfbarbiers", mehre grobe Verstöße gezeigt hatte, die Haydn unkorrigirt hatte stehen lassen, so wurde B. ärgerlich und mißtrauisch, was schon früh sein Hauptfehler war, und machte sich bei schicklicher Gelegenheit von Haydn los, von welcher Zeit an die Freundschaft zerrissen war. Schenk blieb der Verbesserer seiner Arbeiten auch dann noch, als Albrechtsberger B.s Lehrer wurde. In der Regel verwendete B. den dritten Theil der Zeit, die ihm die Komposition eines Stückes gekostet hatte, auf die Feile desselben; er ließ auch Manches Jahre lang liegen, ehe er es drucken ließ, weshalb seine Erzeugnisse nicht in der Folge herauskamen, in welcher sie geschrieben worden waren. Auf das Urtheil des Fürsten Lichnowsky, eines Schülers Mozarts, hielt B. sehr viel und änderte oft darnach, obgleich ihn der Eigensinn beherrschte, daß er sich selbst in der Behandlung der Instrumente von Künstlern wenig sagen ließ. Nach Sängern wollte er sich gar nicht richten und konnte doch selbst gar nicht singen, nur brummen und heulen, wie Schindler in seiner Biographie von B. versichert. Ein aus berühmten Meistern bestehendes Quartett, welches die Musikabende des Fürsten von Lichnowsky verherrlichte, trug nicht wenig zur Weiterförderung B.s bei. Eine kurze Reise B.s nach Leipzig u. Berlin beschließt diese *erste* Periode seines Lebens, in welcher B. in jeder Hinsicht in den glücklichsten Verhältnissen lebte, nur daß sich schon von Zeit zu Zeit eine anhaltende Harthörigkeit einstellte. Die *zweite* Periode von 1800 bis zum 18. Okt. 1813 ist für B. ein großes Labyrinth, in welches ihn seine beiden Brüder, die ihn umgaben, und seine zunehmende Harthörigkeit versetzten. Freunde, die ihm durch diese Wirren menschlicher Schwächen und Leidenschaften halfen, waren Moritz Graf von Lichnowsky (starb 1838 zu Wien), Franz Graf von Brunswick, Baron J. Gleichenstein, Baron Pasqualati, Herr von Zmeskal, Herr und Frau Streicher. Aber Alle fanden nur schwer Zugang zu ihm, da B. von seinen Brüdern völlig beherrscht wurde, obwohl er sehr wohl fühlte, wie sehr sie ihn mißbrauchten. Daher sein Mißtrauen und seine gänzliche Haltlosigkeit in Sachen des bürgerlichen Lebens; stets der Meinung und dem Einflusse Anderer preisgegeben, die ihn wie ein Kind gängelten, verfuhr er gegen Wohlmeinende, auch nicht selten gegen seine besten Freunde mit einer Schärfe und Heftigkeit, die keine Rücksicht nahm. Am wenigsten schonte er die Staatsverhältnisse; gegen alles Bestehende stand er in beständiger Opposition, weil er Alles nach Plato's Republik, die sein Vorbild war, eingerichtet wissen wollte. Je mehr sein Ruhm durch seine Kompositionen sich verbreitete, desto mehr wurde ihm im Musikalischen sein Wille zum Gesetz. Er fühlte sich durch den Beifall des Publikums gehoben, verstand es aber nicht, jenen für das Leben zu nutzen. Das Unglück seines Lebens wuchs daher wie sein Ruhm; Halsstarrigkeit und Nachgiebigkeit theilten sich in seine Seele und schufen ihm immer größere Leiden. Im Anfang des Jahres 1802 fiel er in eine gefährliche Krankheit. Nach seiner Genesung zog er nach dem Dorfe Heiligenstadt u. schrieb hier sein Testament für seine Brüder, ein Zeugniß seiner Schwermuth, die oft wiederkehrte. Im Jahre 1803 fing er an, zu Ehren Napoleons die „Eroica" zu schreiben, wurde aber dabei unterbrochen durch mehre bestellte Sonaten und Quartette. Eben als das Widmungsexemplar nach Paris gehen sollte, kam die Nachricht, Napoleon habe sich zum Kaiser proklamiren lassen; sogleich riß B. unter Verwünschungen den Titel ab und warf das Exemplar zu Boden. Es dauerte lange, ehe das Werk unter verändertem Titel in die Welt geschickt werden durfte. In den Jahren 1804 und 1805 war er fast ausschließlich mit der Komposition seiner „Leonore" (Fidelio) beschäftigt. Das ursprünglich französische Buch wurde zuerst von Joseph Sonnleithner übersetzt. Diese Oper komponirte er, wie seinen „Christus am Oelberge", in Hetzendorf, und zwar im Dickicht des Waldes im schönbrunner Hofgarten, auf der Anhöhe unter dem Schatten alter Eichen sitzend. Die Schicksale, die das Werk und der Verfasser erlebten, bevor es so abgerundet wurde, wie wir es jetzt haben, waren seltsam genug. Die erste Ouverture (in C-dur), der B. selbst nicht recht traute, wurde von seinen Freunden für das Werk zu leicht befunden. Sie ist später als opus 138 bei Haslinger in Wien gedruckt worden. Die zweite (auch C-dur) wurde bei den ersten Aufführungen zwar für die genialste, aber den Bläsern für zu schwer erklärt. Deshalb mußte sie einer andern Platz machen, welche bei Breitkopf und Härtel erschien, das Motiv in der Introduktion und im Allegro mit geringen Veränderungen mit jener gemein hat, aber doch im Wesentlichen von ihr abweicht. Hier fand man wieder den Streichinstrumenten zu viel zugemuthet und die Länge derselben zu bedeutend. Da B. durchaus nicht abkürzen wollte, folgte die vierte (E-dur), erst 1815 bei Breitkopf und Härtel gedruckt, als die Oper mit theilweisen Abänderungen des Buches von Friedrich Treitschke von Neuem auf die Bühne kam. Am meisten machten die Sänger dem Komponisten zu schaffen, da er sich nie nach den Stimmen richten wollte und die früher von Salieri empfangenen Lehren über Behandlung der Singstimmen verschmähte. So hatte denn B. viel dabei zu leiden, und die vielen Rathschläge seiner Freunde machten das Uebel nur noch schlimmer. Darauf schrieb er die Sinfonie in B-dur. In den Jahren 1806—1808 erschienen die 4., 5. und 6. Sinfonie, dazu noch viele andere Werke. In den ersten Aufführungen dirigirte B. meist selbst, weder gut noch schlecht. Er war dabei zu feurig, wollte Alles fühlen und verlor sich dabei in Gestikulationen, die das Orchester zum Schwanken brachte. Dadurch und durch seine Harthörigkeit wurden zuweilen unangenehme

Vorfälle mit dem Orchester herbeigeführt. Wie hoch B.s Kompositionen seit etwa 1800 im Preise gestiegen waren, sieht man aus einer Uebereinkunft mit Clementi am 20. April 1807, welcher ihm für fünf in Deutschland schon verkaufte Werke 200 Pfund Sterling zahlte zum Verkauf in England. Dazu machte sich Clementi anheischig, fur drei noch zu komponirende Sonaten die Summe von 60 Pfd. St. zu zahlen. Im Jahre 1810 schrieb B. seine erste Messe (op. 86) in Eisenstadt, dem Sommersitze des Fürsten Esterhazy. Von 1810—1812 arbeitete er das Meiste. Mit dem Steigen des Honorars stiegen aber auch seine Launen und Sonderbarkeiten; an ein Zurücklegen war nicht zu denken. Dazu vermochte ihn erst Frau Nanette Streicher, geborne Stein, welche ihn 1813 so herabgekommen fand, daß er keinen guten Rock und kein ganzes Hemd mehr hatte. Sie ordnete seine Garderobe, seinen Hausbedarf und gab ihm einen Schneider zum Bedienten, der im Nebenzimmer nähete, während B. seine A-dur-Sinfonie komponirte. Die dritte Periode reicht vom November 1813 bis zu seinem Tode. Im Jahre 1814 brachte ihm eine seiner schwächeren Kompositionen, auf die er selber keinen Werth legte, das Diplom eines Ehrenbürgers von Wien und manche fürstliche Geschenke. Dagegen hatte die A-dur-Sinfonie manchen Recensenten im In- und Auslande so verblüfft, daß Einige und darunter Männer vom Fache, ihn reif für das Irrenhaus erklärten. Einer dieser Selbstirren, versichert Schindler, sey K. M. von Weber gewesen, welcher bittere Recensionen in deutsche Journale einschickte, und doch B. „in tiefster Devotion“ um Durchsicht seiner Euryanthe bat, als sie 1824 in Wien durchgefallen war. Im J. 1815 instrumentirte B. ausschließlich die schottischen Lieder für Georg Thompson zu Edinburg, der ein bedeutendes Honorar zahlte. Wahrscheinlich sind nicht alle seine Bearbeitungen gedruckt worden. Im Herbste 1815 starb sein Bruder Karl, der ihn zum Vormund seines etwa 8jährigen Sohnes ernannt hatte. Um den schönen und talentvollen Knaben seiner nicht als gut geschilderten Mutter zu entziehen, adoptirte B. denselben gerichtlich. Dagegen protestirte die Mutter. Der gerichtliche Gang der Sache fiel ihm sehr hart und beengte seine Seele. Besonders fühlte er sich gedrückt, als der Prozeß vor die bürgerlichen Gerichte gewiesen wurde, da B.s Adel nicht anerkannt worden war. Erst 1820 endete der Prozeß damit, daß der Knabe, dessen Erziehung seine liebste Sorge war, ihm zugesprochen wurde. Als der Erzherzog Rudolf, B.s Schüler, der Einzige, den er auch in der Harmonie unterrichtete, zum Erzbischof von Olmütz ernannt wurde, wollte der Meister zur Einführung desselben eine große Messe liefern, an welcher er auch schon im Winter von 1818 auf 1819 zu arbeiten anfing, da er sich selbst zu kirchlichen und sinfonischen Werken am meisten hingezogen erklärte. Allein gleich der erste Satz gerieth „gegen seinen Plan“, wie Schindler sagt, in so breite Dimensionen, daß die Beendigung des Werkes, sollte es konsequent durchgeführt werden, nicht abzusehen war. Schindler versichert, B. habe damals der besten Gesundheit genossen, habe sich aber während der Arbeit in einem Zustande „absoluter Erdentrückung“ befunden, so daß er ihn niemals wieder in diesem Grade begeistert gesehen habe, am meisten, als er im Herbste 1819 sein „Credo“ und die „Fuge“ schrieb. Da ihn nun außerdem seine verworrenen häuslichen Einrichtungen sehr störten, so kam es, daß zur Zeit der Installation (1820 am 9. März) die Messe kaum zum 3. Theile fertig war; erst 1822 legte er die letzte Feile an. B.s Finanzen standen damals schlecht, und 1820 litt er wirklichen Mangel, allein freiwilligen, weil er seine Bankaktien nicht anreißen wollte. Die „4 bösen Tage“, die in B.s Tagebuch 1820 angemerkt stehen, waren solche, wo er, alles baaren Geldes entblößt, sein Diner mit einem Glase Bier und einigen Semmeln abthun mußte. Im Jahre 1822 komponirte B. zur Eröffnung des neuen Theaters in der Josephstadt für den 3. Oktober (Namensfest des Kaisers Franz) mehre Nummern, unter diesen auch die Ouverture aus C-dur mit der Doppelfuge, die erst am Nachmittage vor der Aufführung, und noch dazu sehr fehlerhaft geschrieben, in das Orchester kam. Man kann sich denken, daß die Aufführung verunglückte. Im Winter von 1823 bot B. das Manuskript seiner 2. großen Messe den europäischen Höfen für 50 Dukaten an, wobei er diese Arbeit für seine größte und gelungenste erklärte. Nur der sächsische, preußische, russische und französische Hof subskribirten, dann auch noch Fürst Anton von Radziwill und der Cäcilienverein in Frankfurt a. M. Es wurden also nur 6 Exemplare untergebracht. Als der Fürst von Hatzfeld B. fragen ließ, ob er vielleicht einen königlich preußischen Orden den 50 Dukaten vorzöge, nahm B. das Geld. Göthe hatte sich an seinem Hofe für B. gar nicht verwendet und auf B.s Schreiben nicht einmal geantwortet. Auch der österreichische Hof that nichts für B., da dessen Gesinnungen bekannt waren und er den Hof so sehr floh, daß der Erzherzog Rudolf Niemanden von der Kaiserfamilie als den Erzherzog Karl bei sich sah, wenn B. bei ihm war. Dessen ungeachtet wurde ihm auf Vermittelung des Grafen Moritz von Lichnowsky 1823 vom Hofmusikgrafen Moritz von Dietrichstein die Bearbeitung einer Messe für den Kaiser angetragen. Mit Vergnügen nahm B. den Antrag an, wollte sogleich ans Werk gehen, allein es blieb beim Wollen, da er durch Unwohlseyn und allerlei widrige Zufälle, zuletzt durch den Gedanken an die 9. Sinfonie sich abgehalten fühlte. So that denn auch B. für seinen Hof gar nichts. In demselben Jahre sollte B. 6—7 Variationen über einen Walzer von Diabelli und für denselben setzen, wofür ihm 80 Dukaten, die Summe, welche er für fast jede seiner letzten Sonaten erhielt, gezahlt wurden. Diese Arbeit belustigte ihn so ungewöhnlich, daß Diabelli anstatt 7 Variationen 33 für denselben Preis drucken mußte (op. 120). In den ersten Monaten des Jahres 1823 drängte ihn das wiener Hoftheater und das berliner zugleich, eine Oper für sie zu schreiben, und zwar um jeden Preis. B. wollte einen griechischen oder römischen Stoff; man widerrieth. Endlich gefiel ihm Grillparzers Melusina, in welcher noch einige Abänderungen vorgenommen werden sollten, wozu sich der Dichter

verstand. Man war einverstanden, allein B. täuschte Alle. Weil ihm die damalige italienische Sängergesellschaft, unter welcher Lablache, Donzelli, Rubini, die Fodor-Mainville, Sonntag und Unger rc. sich befanden, außerordentliche Freude machte, wollte er an die deutsche Oper gar nicht mehr erinnert seyn und dafür eine italienische schreiben, welche aber leider auch nicht zu Stande gekommen ist. So that denn B. immer, was ihm beliebte, und vernichtete selbst die vortheilhaftesten Verträge. Im November 1823 begann er die 9. Sinfonie und im Februar 1824 war sie in vielen Skizzen fertig. Darauf wollte er ohne Säumen an die Komposition eines großen Oratoriums von C. Bernard gehen: „Der Sieg des Kreuzes". Dies wurde aber unterbrochen durch ein Ereigniß, das durch die Geschmacksveränderung der meisten Wiener, durch B.s deshalb gefaßten Entschluß und durch eine Bittschrift der Musiker veranlaßt wurde. Die italienische Oper und Rossini hatten die Menge ganz bezaubert; B. wurde daher wohl geehrt, aber nicht gesucht. Das fühlte er und entschloß sich deshalb, seine große Messe und seine letzte Sinfonie zuerst in Berlin aufführen zu lassen. Die Musiker reichten darum eine zahlreich unterschriebene Bittschrift ein, ihnen und ihrer Stadt die erste Aufführung nicht zu entziehen. B. war bewegt, meinte aber doch, die Wiener und die Musiker mit wären für Großartiges nicht mehr empfänglich. Endlich willigte er ein und überließ die Einrichtung des Koncerts Schindler. Das Theater schien der beste Ort dafür, allein die Direktion wollte dabei gewinnen und B. wollte nicht nachgeben; man kam zu keiner bestimmten Erklärung, bis man eine solche mit List erlangte. Wie zufällig kamen zu einer verabredeten Stunde Graf Lichnowsky und dann Schuppanzigh in B.s Zimmer, wo Schindler schon zugegen war. Alles ging vortrefflich, B. unterzeichnete. Als er aber die List merkte, schrieb er an den Grafen Lichnowsky: „Falschheit verachte ich, besuchen Sie mich nicht mehr. Akademie hat nicht Statt. Beethoven". Aehnliches erfuhren die beiden andern Freunde. Dennoch fuhren sie im Stillen fort, für B.s Bestes zu wirken. Endlich im April lenkte B. selbst wieder ein, da es ihm um eine Erhöhung der Eintrittspreise zu thun war, welche der Theaterdirektor nicht gestatten wollte. Der Meister gab nach und das Koncert fand am 7. Mai Statt und brachte 2220 Gulden w. W. ein, wovon nach Abzug der 1000 Gulden für den Saal und 800 Gulden für die Kopiatur dem Koncertgeber noch 420 Gulden übrig blieben. Die kaiserliche Loge war leer; die Sänger erklärten sich gegen ihre Partien, auch die Sonntag und die Unger, B. hingegen änderte nichts außer einer Kleinigkeit im Recitative des Basses. So ging es auch in der Messe, in welcher jeder Sänger zu singen aufhörte, wenn er nicht mehr konnte oder wollte. B. hörte das nicht, hatte er doch den ungeheuren Beifallssturm nach der Sinfonie nicht gehört! die Unger mußte ihn erst darauf aufmerksam machen, daß er sich gegen das Publikum wendete, worauf der Ausbruch des Beifalls ins Unglaubliche sich steigerte. Dies bewog die Administration, B. eine Wiederholung des Koncerts, jedoch mit Weglassung der 4 Nummern der Messe: Kyrie, Credo, Agnus Dei und Dona, vorzuschlagen, wofür sie ihm 500 Gulden Konv.-Münze zahlen wollte. Nothgedrungen ließ es sich der Meister endlich gefallen, aber der Saal war nicht zur Hälfte gefüllt. Das kränkte B. tief; seine Unzugänglichkeit und sein Mißtrauen wuchsen. Er ließ sich einreden, im ersten Koncerte von Schindler betrogen worden zu seyn, weshalb sich dieser von ihm trennte und erst im November von B. wieder aufgesucht wurde mit der Bitte, das Vorgefallene zu vergessen. Selbst sein Jugendfreund von Breuning zog sich einer Ehrenkränkung wegen auf lange Zeit von ihm zurück. Im Jahre 1824 erhielt B. im Frühlinge die vortheilhaftesten Einladungen nach London; allein er reiste nicht, seines Neffen wegen, dem er mit seinem Bleiben nicht das Geringste nützte, während er sich selbst außerordentlich schadete. Dazu kam noch eine schmeichelhafte Aufforderung gleich zum Beginne des Jahres 1824 vom Fürsten Nikolaus Galyczin, ihm eines oder zwei Quartette zu schreiben und zu widmen für 125 Dukaten. Da noch mehre schmeichelhafte Briefe folgten, gegen welche B. nicht unempfindlich war, so vergaß er darüber nicht nur die Komposition des Oratoriums, sondern auch den vortheilhaften Antrag, Göthe's Faust zu komponiren, wofür er sich selbst begeistert fühlte. Nicht minder wurden die bereits gemachten Entwürfe zur 10. Sinfonie vergessen, lauter unersetzliche Verluste für die Kunstwelt! Der Winter 1824—1825 verging mit lauter Kranksein: es wurde nichts fertig als das Quartett Nr. 12 mit dem merkwürdigen Adagio: Canzona etc., gleichfalls für Nikolaus Galyczin. Damals schloß B. mit der Verlagshandlung Schott in Mainz über den Ankauf seiner 2. Messe und der 9. Sinfonie einen Vertrag, dem zufolge er für die Messe 1000 Gulden Konv.-Münze, für die 9. Sinfonie 600 Gulden, für die Ouverture opus 127 50 Dukaten, für die Ouverture opus 131 80 Dukaten und für 5 andere Werke (opus 121, 122, 124, 126 und 128) 130 Dukaten erhielt. Diese Summe wollte er jedoch nicht als sein Eigenthum ansehen, sondern als Hinterlassenschaft für seinen Neffen, weshalb er sogleich Staatspapiere dafür kaufte. Der junge Mensch aber, dessen Erziehung sich B. oft rühmte, mißbrauchte, als er im 17. Jahre die Universität bezog, seine Freiheit so, daß er relegirt wurde. Nach seinem eignen Wunsche wurde er auf die polytechnische Schule gebracht; aber auch hier gerieth er bald auf Abwege. Aus B.s Briefen ersieht man die übermäßige Liebe zu dem jungen Manne, deren Schwachheit mit einer Schärfe wechselt, die schon bereut wird, ehe sie ausgesprochen, und sich doch rücksichtslos gegen die Mutter und die nächsten Verwandten des Jünglings erklärt. Im August 1826 kam es so weit, daß der störrige Jüngling, als er gedrängt wurde, mehre rückständige Prüfungen am Institute nachzuholen, Hand an sein Leben legte und darauf von Staats wegen in Verwahrung, nachher aber durch B.s und seiner Freunde Vermittelung als Kadett unter die Soldaten gebracht wurde. Am 2. December kam B. mit dem Neffen von seinem Bruder Johann, der ihn im offe-

nen Wagen hatte fahren lassen, in Wien krank an. B.s frühere Aerzte kamen. Der Neffe, der einen andern Arzt besorgen sollte, hatte beim Billardspiele dem Marqueur den Auftrag gegeben, der zufällig unwohl wurde und die Sache dem Professor der Klinik, Dr. Mawruch, erzählte, welcher sogleich zu B. eilte, als einer seiner Verehrer. Jetzt erst verwandelte sich B.s Liebe zu dem Neffen in bittern Haß. Dennoch schrieb er am 22. Februar 1827 lieber ein Schreiben an Moscheles und G. Smart um Unterstützung, ehe er auch nur eine seiner Bankaktien in Geld umsetzte! B. † am 26. März 1/4 vor 6 Uhr Abends 1827, während eines starken Gewitters. Um dem frommen Wunsche seiner Freunde zu willfahren, hatte er wenige Stunden vor seinem Tode einen Geistlichen rufen lassen, der ihn einsegnete. Als derselbe ihn wieder verlassen hatte, wendete er sich zu einigen seiner Freunde und sagte mit einem Anflug von Humor: Plaudite amici! comoedia finita est! (Klatscht Beifall, ihr Freunde, die Komödie ist zu Ende!) Wenige Stunden nachher verfiel der mächtige Herrscher des Phantasiereiches in eine leichte, wohlthuende Phantasie und starb mit Fassung und Ruhe, um ewig in dem Andenken jedes patriotischen Deutschen fortzuleben, denn er war mehr, als irgend ein Anderer: er war ein wahrhaft deutscher Komponist.

Das Verzeichniß seiner Werke enthält: 1 Oper, 10 Sinfonien und 9 Ouverturen für Orchester; 3 Koncerte, 5 Quintetten, 14 Quartetten und 8 Trios für Violine, 1 Koncertstück für die Flöte, 2 Trios für die Hoboe; 1 Duett für Klarinette, 1 Sextett und 1 Septett, 7 Koncerte, 1 Quintett, 14 Trios, 25 Duetten für Pianoforte, 67 Klaviersolos, 1 Oratorium, 2 Messen, einige Chöre, mehrstimmige Gesänge und Koncertarien, 35 Lieder und Gesänge mit Klavierbegleitung. Zur Erleichterung der Uebersicht theilen wir sämmtliche Sonaten B.s in 3 Abtheilungen: 1) Sonaten, wo die hergebrachte Form vorzugsweise beibehalten ist, nach welcher der erste Satz feurig und prächtig, der zweite sanft, klagend ꝛc., der dritte scherzend, der vierte heiter und gefällig gehalten wird. Dazu gehören opus 2 in A- und C-, opus 7 in Es-, opus 10 in F- und D-, opus 14 in E- u. G-dur, sowie die meisten mit Violinbegleitung. Daß auch in diesen einzelne Sätze von tiefer poetischer Bedeutung sind, ist nicht zu leugnen. Wir erinnern nur an das Adagio von opus 2 (E-dur) sowie an das Adagio und Scherzo von opus 10 (D-dur). Ueber letzteres Adagio hat B. selbst geäußert: „Jedermann fühlt den geschilderten Seelenzustand eines Melancholischen heraus, mit allen den verschiedenen Nuancen von Licht und Schatten im Bilde der Melancholie und ihrer Phasen", und über opus 14: „Man findet darin den Streit zweier Principe, oder einen Dialog zwischen zwei Personen geschildert". Wir heben von allen diesen nur zwei heraus, opus 2 in C-dur und opus 24 in F-dur. In der ersteren Sonate werden vorzugsweise die Stimmungen eines kräftigen, ernsten und entschlossenen Gemüthes ausgesprochen, in der andern (opus 24) die eines mehr sanften, das naiv und harmlos sich den Eindrücken hingibt. Das Adagio athmet die innigste Sehnsucht, wie sie nur ein reiches, jugendliches Gemüth empfinden kann. Naives, Neckendes, kann nicht leicht treffender ausgedrückt werden, als es im Scherzo geschieht. Im Finale herrscht Anmuth und Heiterkeit, der glücklichsten Stimmung entsprungen. 2) Sonaten, wo die alte Form auch beibehalten, aber eine bestimmte Grundempfindung, durch das Ganze gehend und so die einzelnen Theile verbindend, sich findet. Hierher gehört besonders die Sonate opus 22, B-dur, die man vorzugsweise die „Frühlingssonate" nennen kann. Für diese Sonate eignet sich als Motto sehr gut Hoffmanns poetische Ergießung über die Tonart B-dur: „Welch lustiges Leben in Flur und Wald in holder Frühlingszeit! Alle Flöten und Schalmeien, die Winters über in staubigen Winkeln wie zum Tode erstarrt lagen, sind wach geworden, und haben sich auf alle Lieblingsweisen besonnen, die sie nun lustig trillern, gleich den Vöglein in den Lüften!" Wie froh und freudig stimmt gleich das erste Thema! Der erste Anfang schon wirkt gleich einem Frühlingshauch, der Alles, was er berührt, neu belebt. Im Adagio ist das Duftige, Geheimnißvolle vorherrschend, es versetzt uns in den dunkeln neuergrünten Wald, wo wir still entzückt den Eindrücken der verjüngten Natur uns hingeben. Und nachdem nun das Innerste mit Frühlingsfreude, süßer Sehnsucht, mit so viel Anmuthigem ganz erfüllt worden ist, kann nichts Schöneres kommen, als die in den beiden letzten Sätzen ausgesprochene Zufriedenheit und Seligkeit. In opus 29 Nr. 1, G-dur, ist es vorzugsweise das Adagio, welches der Erinnerung die schöne reiche Frühlingszeit mit allen ihren süßen Klängen, mit allen den Gefühlen, die in der Brust durch sie erregt werden, vorüberführt. Manches in den Tonwendungen deutet darauf hin, daß B. in ähnlicher Stimmung beim Dichten derselben gewesen; man wird an die „Adelaide", an die „Scene am Bach" vorübergehend erinnert. Der erste Satz ist heiter, voller Licht und Leben, der letzte drückt die Gefühle eines aus seligen Träumen Erwachenden aus. In opus 29 Nr. 3 wird Ernst und Scherz des Lebens und die aus der Verbindung beider entspringende wahre Heiterkeit und Fröhlichkeit auf höchst eigenthümliche Weise in ihrer Wechselwirkung dargestellt. Die Sonate opus 28, D-dur, könnte man „Erinnerungen" überschreiben. Der erste Satz erweckt liebliche Bilder der Vergangenheit, der zweite erinnert an das Verfehlen so mancher Hoffnung, manchen Wunsches; nur einmal klingt es tröstend herüber aus der schönen Zeit, wo man noch an Erfüllung glaubte. In sanfte Klage löst sich gegen das Ende der Schmerz auf; da blitzt unerwartet ein Strahl der Freude durch das Dunkel. Die Erinnerung irgend einer glücklichen Stunde erwacht in uns. So ist das Scherzo gedacht. Das Finale läßt eine heitere friedliche Landschaft mit allen ihren lieben Bildern vor unserer Seele vorüberziehen. Opus 53, C-dur, ist mit ähnlicher Fülle hoher Begeisterung geschrieben, wie manche der Psalmen. Die Bewunderung und wieder die stille Verehrung des Erhabenen, Mächtigen kann sich nicht schöner aussprechen, als im ersten Satze, während das zweite Thema das Gefühl heiliger Scheu, stillen

Anbetens des Unendlichen erweckt. In opus 26, As-dur, braucht man nur den dritten Satz, überschrieben: „Marcia funebre sulla morte d'un Eroe", recht im Auge zu behalten, um die Stimmung, die zur Auffassung des Ganzen nöthig ist, aufzufinden. Sanfte Wehmuth u. mildernder Trost spricht sich im Thema zu den Variationen aus. Und welches Meisterwerk sind diese Variationen! alle denselben Geist athmend und davon durchdrungen. Im Trauermarsche tritt uns das Gefühl des ernsten, würdigen Schmerzes entgegen, doch nicht der Schmerz des Einzelnen, nein, der einer großen Gesammtheit. Vornehmlich verdient aber die Cis-moll-Fantasie in den Herzen aller Gebildeten zu leben. Hier bewährt B. seine Meisterschaft im Schaffen einer Melodie, wie sie zu einer Instrumentalkomposition nöthig ist. Gleich einem Sonnenstrahle aus schweren, dichten Wolken tritt uns das Scherzo entgegen, den tiefsten Humor athmend. Dann erhebt sich im Finale der Sturm der Leidenschaft, ankämpfend gegen das dunkle Verhängniß, keinem Trostgrunde, wie tief und gewichtig er auch seyn möge, Raum gebend. Gewaltig, überwältigend ist der Schluß, man sehnt sich nach der Einleitung zurück, erkennend, daß hienieden in solcher Stimmung nur Resignation den inneren Frieden herstellen könne. Das innige, fast nicht endende Lebewohl dagegen, die traurige, düstere Stimmung des Verlassenseyns, das entzückenvolle Wiedersehen ist in Tönen wohl nie schöner ausgesprochen worden, als in „Les Adieux, l'Absence et le Retour" (opus 81). Der Wechsel der Gefühle tritt uns darin so klar und bestimmt entgegen, daß eine weitere Deutung überflüssig ist. Mit opus 90, E-moll, schließen gewissermaßen B.s Sonaten ab. Die späteren athmen nicht mehr die poetische Fülle, sie sind mehr Ergebnisse des Forschens und Sinnens, in der trübsten Zeit seines Lebens (wie z. B. opus 106) geschrieben. In der genannten Sonate entfaltet er noch einmal seine Kraft in früherer Weise. Wahrer Himmelsfriede spricht sich in dem Thema des ersten Satzes aus. 3) Sonaten, wo ausschließlich die Sehnsucht nach dem Unendlichen, das innere Ringen und Kämpfen mit dem, was gegeben, ausgedrückt wird, Seelenzustände, denen ähnlich, die Göthe in seinem „Faust" poetisch dargestellt hat. Hierher gehören opus 2, F-moll; opus 10, C-moll; opus 13, C-moll (bekannt unter dem Beinamen Pathétique): opus 29, D-moll, u. opus 57, F-moll. Außer der ersten bestehen alle nur aus drei Sätzen. Die Grundstimmung ist in allen gleich, nur daß der Meister, wie sich ihm das Reich der Töne mehr und mehr erschließt, auch immer tiefer und bedeutungsvoller wird. Im ersten und letzten Satze ist der Kampf, das Zerwürfniß des Inneren ausgedrückt, im Adagio die heißeste, innigste Sehnsucht nach dem Höheren und Besseren. Wie im Faust eine Stimme vom Himmel spricht: „Sie ist gerettet!" so tönt auch hier stets etwas Versöhnendes hindurch; wir fühlen, im Sehnen nach dem Himmel versunken, daß uns Erfüllung und Beruhigung werden soll. In der großartigsten Weise ist dies alles in der Sonate opus 57 gegeben. Vielleicht würde sie B. „Faust" überschrieben haben, wie er seine Eroica, wo die Gefühle des Ruhms, der Trauer, der Freude in Tönen mächtig ausgesprochen sind, für einige Zeit „Bonaparte" auf dem Titelblatte bezeichnete, in diesem Manne, sowie viele seiner Zeitgenossen, einen würdigen Beschützer der Tugend und der Freiheit, einen Beförderer des wahren Menschenglückes verehrend. Wie sind in dem ersten Satze alle die Zweifel, die Fausts Seele bewegen, ausgesprochen, wie steigert sich der Kampf des Inneren bis zum Uebermenschlichen! Da ertönt der Gesang der Engel, den uns zwar der Meister nicht gibt, aber er drückt im Adagio die Gefühle aus, die Faust nach Anhörung desselben durchströmen. Doch die Dämonen kehren in sein Herz zurück, und der Schluß der Sonate wirkt in gleich erschütternder Weise wie Fausts Worte:

„Fluch sey der Hoffnung, Fluch dem Glauben,
„Und Fluch vor allen der Geduld!"

Mehr als über die Sonaten ist über die Sinfonien B.s geschrieben und gesprochen worden. Selbst einzelne Zeitgenossen haben schon das Tiefe und Erhabene darin erkannt, vielleicht keiner mehr, als Hoffmann, dessen Aufsatz: „Ueber Beethovens Instrumentalmusik" wohl mit zu dem Schönsten und Gediegensten dieser Art gehört. Sie zerfallen ebenfalls in 3 Abtheilungen: 1) Sinfonien, wo der Meister, nach Art seiner Vorgänger, besonders Haydns und Mozarts, wie in den Sonaten, im Allgemeinen dem ersten Satze einen feurigen, prächtigen, dem zweiten einen sanften und zarten, dem dritten einen scherzenden, naiv neckenden, dem vierten einen heitern, anmuthigen, fröhlichen Charakter gegeben hat. Hierher gehören die erste in C-dur, die zweite in D-dur, die vierte in B-dur, die siebente in A-dur und die achte in F-dur. In der ersten in C-dur nähert sich B. am meisten den haydnschen, doch mehr dem Aeußern, Formellen nach. Die Motive und die Ausführung derselben sind schon schwungreicher. Am auffallendsten tritt dies im Scherzo hervor, das ganz in der eigenthümlichen Manier gehalten ist, wodurch sich eben die folgenden Sinfonien mehr und mehr auszeichnen. Die zweite in D-dur ist in allen einzelnen Theilen in einem größeren Maßstabe angelegt und ausgeführt. Der erste Satz ist glänzend und prächtig; der zweite drückt alle die zarteren und sanfteren Empfindungen des Herzens mit einer Tiefe und Innigkeit aus, daß man wohl fühlt, wie hier die Musik das Wort überflügelt, denn gewiß kein Wort, kein Bild, kein Gedanke würde das Gemüth so ergreifen. Alles, was der Mensch in den glücklichen Tagen der Jugend sehnsuchtsvoll hoffend und liebend träumt, wird hier angeregt und ausgedrückt; nur vorübergehend sind die Andeutungen trüber Vorstellungen, immer bricht der klare Himmel einer rosigen Zukunft wieder durch. Das Scherzo ist am kürzesten gehalten, es schwebt flüchtig, wie den letzten Satz vorbereitend, vorüber. Dieser aber wirkt so lebensvoll, so freudig, wie selten einer, vielleicht den letzten in der A-dur-Sinfonie ausgenommen. Von allen Seiten strömen Empfindungen der Freude und Lust ausdrückende Gedanken zusammen, bald in einzelnen Tönen, bald in der Höhe, oder in der gesangreichen Mitte, oder von dem ganzen Orchester erfaßt,

und dahin fluthend gewaltig, titanisch, als sollte die Brust vor Uebermaß der Freude zerspringen. Die vierte in B-dur könnte man die Frühlingssinfonie nennen; denn in ähnlicher Weise, wie die Natur bei ihrem Erwachen, wirken die musikalischen Gedanken dieser Sinfonie. Wie elektrisirt gleich das erste Thema, das so überraschend hereinstürzt! Die synkopirte Melodie am Schlusse des ersten Theils, der Uebergang im zweiten Theile zum Thema, sowie das Ende desselben erhöhen die Begeisterung mehr und mehr. Das Adagio vergegenwärtigt uns alle Reize, alle süßen Schauer einer Frühlingsnacht, wo Himmel und Erde mit dem über sie ausgebreiteten Zauber das Herz auf geheimnißvolle Weise bewegen und ergreifen. Aus dem Scherzo weht uns frischer Waldgeruch entgegen; Alles lebt und regt sich, Hörner erschallen, und die freundlichsten Bilder ziehen vor unserer Seele vorüber. Das Finale gibt die Stimmung von den gehabten Eindrücken auf das erquickte Gemüth. Die siebente in A-dur führt uns in großartigen Umrissen die verschiedenen Aeußerungen der Freude einer großen Gesammtheit vorüber. Es ist etwas so Hohes, Ideales darin, daß man sich das Ganze als das Vorüberführen einer Reihe von Darstellungen eines großen Geisterfestes denken kann. Die Einleitung versetzt uns in einen Zustand der Ruhe, der Erwartung. Alles ist in festlicher Stimmung, gespannt auf das, was kommen soll; da beginnt zuerst eine Flöte, rhythmisch den Grundton der Fröhlichkeit angebend, die dann erhebend u. hinreißend sich entfaltet. Feierlich beginnt das Allegretto; die Geister sind ermattet von der gewaltigen Aufregung; aber nach und nach ertönen immer mehr Stimmen, in innigen, ergreifenden Melodien innere, heilige Freude aussprechend, bis endlich alle einstimmen, allmählig aber wieder in die anfängliche Ruhe versinken. Dann erheben sie sich wieder im Scherzo, um aufzujauchzen in hohem Entzücken, das nur manchmal gemildert erscheint. Hier schwebt eine besänftigende Melodie hervor, die sich aber stets bald wieder verdrängen lassen muß; noch zuletzt fangen die Hörner wiederholt damit an, aber wie Zauberschläge wirken die Schlußakte, Alles verschwindet, stiebt auseinander. Und so eröffnet sich der kolossale Geisterreigen, wie man den letzten Satz wohl nennen kann. Die achte in F-dur hat ähnliche Grundlagen, wie die siebente. 2) Sinfonien, wo B. selbst durch Ueberschriften die zum Grunde liegende poetische Idee angedeutet hat, nämlich: a) die Eroica. Der erste Satz führt das Leben eines Helden in allen Abstufungen an dem geistigen Auge vorüber. Seine Triumphe, seine geistigen Kämpfe, auch die zarteren Regungen des Herzens, und dann, wie sein Ruhm, sein Name auf allen Lippen schwebt, wie er von Allen gepriesen wird. Dieses Feiern, Bewundern ist am schönsten am Schlusse ausgedrückt, wo die Themen im gewaltigsten Zusammenklang erscheinen. Der Trauermarsch weckt auf erschütternde Weise alle Gedanken, die bei dem Tode eines großen Mannes den denkenden und fühlenden Menschen bewegen. Wir sind durchdrungen von der Vorstellung der Nichtigkeit alles Irdischen, wir hören die Donner der Ewigkeit über die Gräber rollen, wir fühlen, wie der Held fest dem Tode entgegensah, was besonders in der Durchführung nach dem D-dur, durch die frei und kühn eintretenden Dissonanzen, glücklich angedeutet wird. Dann steigert die Klage sich mehr und mehr, da tritt auf einmal tröstend und beruhigend die Melodie in As-dur ein, die Klagen werden ruhiger, nur hier und da vernimmt man noch ein leises Schluchzen. Und so endigt dann Alles; Alles verhallt, wie jeder Laut der Erde endlich verhallen muß — nur das geschmückte Grab bleibt in der Einsamkeit zurück. Vielleicht hätte B. mit dem Trauermarsch geschlossen, wenn er schon damals gewagt, die herkömmliche Folge zu verlassen, wie er es in der neunten Sinfonie gethan hat. So ist der Uebergang vom Trauermarsche zum Scherzo zu auffällig. Das Finale kann man als eine Hymne zum Preis des Helden betrachten. b) Die Pastoralsinfonie. Die poetische Darstellung der vorherrschenden Empfindungen in dieser hat Rosengeil folgendermaßen gegeben: der Dichter selbst kündigt den ersten Akt an: „Das Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande". Das einfache Lied der Schalmei, der kunstlose, weitschallende Freudenruf des Alpenhorns zieht zu uns herüber durch die stille, sommerlich blühende Flur; das Echo trägt jene Klänge, bald stark, bald leise nachhallend, durch die ganze Dichtung hin, und hält den Hörer auf dem heiligen Boden, wohin ihn der Dichter gehoben hat, bis zum Ende fest. Er wird mit ihm heimisch auf den blumenreichen Matten, er sieht die blühenden fröhlichen Gestalten, die sie beleben, nahe und fern, jetzt einzeln, jetzt in trauter Vereinigung vorüberwandelnd, und ist glücklich mit ihnen. In der Scene am Bach ruht der Dichter, den begeisterten Blick bald in das tiefe, reine Blau des Himmels versenkt, bald auf die Blumen, die sich dem leichten Lüftchen neigen, bald auf die Büsche, womit sich der sanft murmelnde Bach kühlt, gerichtet. In den ununterbrochenen Wogen und Wellen, worin Saiten- und Blasinstrumente mit einander wechseln, ist ein entzückender Reichthum von Tönen vernehmbar. Hier und da tönt eine liebliche Melodie durch, doch vorherrschend sind die süßen Kehlen der Vögel. Sie zwitschern und girren, durch die Büsche flatternd und spielend; am Boden lockt die Wachtel, aus der Höhe tönt das Trillern der aufsteigenden Lerche zurück, der schmelzende Flötenlaut der Nachtigall und des Kuckuks zweitöniger Ruf. Das Scherzo stellt das Naive der Freudigkeit unverkünstelter kräftiger Naturen herrlich dar. Aber mitten in der Freude tritt ein bisher unbemerkt gebliebenes Gewitter über den Bergen hervor. Wir hören die zuckenden Blitze zischen, den stürzenden Regen rauschen, den Sturmwind durch die Klüfte und Wälder heulen und pfeifen; doch schnell zieht das Wetter vorüber, die leisen Paukenwirbel deuten an, wie es in der Ferne verhallt. Bald hören wir wieder die befreundeten Töne des Alpenhorns. Sie eröffnen den letzten Satz: „Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm" überschrieben. Sie schallen durch den ganzen dankenden Gesang bis ans herzerhebende Ende des Stückes. c) Die neunte Sinfonie mit Schillers Ode an die Freude, ein Riesenwerk, kann man die

„musikalisch geschriebene Autobiographie B.s" nennen. Ausgerüstet mit außerordentlicher Kraft des Geistes und des Gemüthes, im hohen Grade reizbar und empfänglich für alle Eindrücke; voll feurigen Dranges, Großes zu wirken, das Bessere zu fördern: geadelt durch einen Willen, der alles Gemeine, Unwürdige verachtete und verabscheute; edlen Stolz in seinem kraftvollen und dabei so weichen Gemüthe nährend, das die Würde der Kunst und eines ihr geweihten Lebens zu tief empfand, als daß es sich schnöden Gewinnes, oder einer andern unwürdigen Ursache wegen hätte verleugnen oder dem gemeinen Weltsinne fröhnen sollen; in dem Menschen der Menschheit edles Gebilde, Aufrichtigkeit, Herzlichkeit, kurz, die Richtung zum Guten suchend; unbekümmert um die verschiedenen Formen und Verhältnisse, welchen die meisten Menschen ihr besseres Selbst opfern, ja diese gewissermaßen vernachlässigend, mußte B., unter Menschen lebend, nur zu oft in seinem Innern sich gekränkt fühlen, nur zu oft seine Sehnsucht, Ruhe u. Beglückung zu finden sich getäuscht sehen. Dazu kam noch die zunehmende Taubheit, welche ihn immer mehr von den Menschen entfernte; manche vermeintliche, mitunter auch manche gegründete Kränkung, nicht gehörige Beachtung seiner Werke u. s. w., kurz, so Vieles, was seines Lebens Sonnenschein trübte. So hier vergebens die Quelle dessen suchend, was sein Herz ersehnte, fand er diese in seinem religiösen Gemüthe, das mit Ergebung, aber voll Muth und Kraft, die vorgezeichnete Bahn verfolgte; in seinem Herzen, das in edler Liebe für alles Bessere glühte, selbst bei den größten Opfern Hülfe spendete; besonders in dem eigenen Gefühle, womit er die Natur — seinen Zufluchtsort aus den Bedrängnissen des Lebens, die reiche Quelle seiner künstlerischen Anregungen — verstehen, ihren hohen Zweck der Beglückung aller Geschöpfe, das harmonische Zusammenwirken aller Gebilde durch die Alles leitende Kraft der Freude kennen lernte. Was sich ihm in seinem eigenen Busen erschloß, konnte nun leicht zu einer allgemeinen Idee sich erweitern, besonders wenn wir annehmen, daß Schillers herrliches Gedicht, dessen vorzüglicher Eindruck auf seine Seele durch die Bearbeitung in dieser Sinfonie klar vorliegt, ihm, wo nicht Aufschwung, doch mehr oder weniger Anregung und Leitung gegeben habe. Daher die dieser Sinfonie höchst wahrscheinlich zu Grunde liegende Idee: Voll Kraft und Muth, mit mächtigem Sehnen nach einem hohen Ziele, von dessen Erreichung er Befriedigung und Beglückung erwartet, tritt der Mensch in das Leben. Hingegeben den mannigfaltigen Eindrücken dieses, bald in hartem Kampfe gegen drängende Gewalten, die ihn oft mit Macht ergreifen und mit sich fortreißen, bald durch die sanftesten, innigsten Gefühle eingewiegt; oft den Saum flüchtiger Freude küssend und sich selig träumend, erringt er doch nie wahre Ruhe und Beglückung, immer wird sein Herz von trüben, unbefriedigten Empfindungen, von der Sehnsucht und des Schmerzes mannigfacher Gefühle gepreßt, wenn er nicht den Quell wahrer Freude, dieses Götterfunkens, findet. Sie ist das Triebrad im Naturwie im Geisterreiche; sie verbindet alle Menschen, sowie alle Geschöpfe, erhebt unsere Gefühle, daß sie nach dem Beispiele des Schöpfers nur in Liebe erglühen, und nähert uns dadurch dem Allvater, der über den Sternen thront. Und diese herrliche Anschauung einer solchen, mit der größten geistigen und gemüthlichen Kraft ausgerüsteten, nach des Lebens höchstem Ziele ringenden Seele, die endlich, nach langen Kämpfen, unbefriedigt auf jedem andern Wege, dieses ersehnte Ziel in der Freude belebendem Quell findet, entwickelt diese tief gedachte und noch tiefer empfundene Sinfonie. d) Die C-moll-Sinfonie, gewiß die eigenthümlichste von allen, schildert das Streben eines gewaltigen Geistes, wie er kämpft mit den Dämonen, mit dem dunkeln Geschick, aber doch, getröstet und gestärkt von Oben, sich Bahn bricht und durch alle Hindernisse hindurch zum freudigsten Hochgefühle, zum Siege gelangt. B. selbst hat von der Hauptfigur des ersten Satzes gesagt: „So pocht das Schicksal an die Pforte!" und dadurch Aufschluß über die Idee, die ihn bei der Ausführung geleitet, gegeben. Außer Schlosser (Prag 1828), Ries, Wegeler haben besonders Schindler (2. Aufl., Münster 1845), Moscheles („The life of B.", 2. Bde, Lond. 1841) und in neuester Zeit der Russe Ulibischeff (Leipz. 1857) das Beste zur Biographie B.s geschrieben. Andere den großen Tondichter betreffende Schriften, z. B. „Beethoven-Album" (Stuttg. 1846) erschienen bei Gelegenheit der feierlichen Einweihung (12. August 1845) des Beethoven-Denkmals in Bonn, und B.s „Studien in der Harmonie und dem Kontrapunkt" gab Ritter von Seyfried (Wien 1832) heraus.

Beetjuanen (Betschuanen, Sitschuanas, Buschmanas, Muthjuanas, Boshoyanas, Sondamaquäer), südafrikanisches Volk, zu Einer großen Völkerfamilie mit den Kaffern gehörig, zwischen 20°—25° südl. Br. und 41°—48° L. v. Ferro, durch den Orange-Rivier von den Buschmännern getrennt. Ihr Land wird von den Kambannibergen durchzogen und von den Flüssen Kruman, Moschova, Malappo 2c. bewässert. Die B. sprechen das sogenannte Bichuana, eine der reichsten und wohltönendsten Sprachen des südlichen Afrika's. Hinsichtlich des Körperbaus und der Gesichtsbildung haben sie Aehnlichkeit mit den Kaffern; doch sind sie zierlicher gebaut und gebildeter, als diese, von Statur meist klein. Bei dem trefflichsten Ebenmaße ihrer Glieder ist ihr Wuchs nicht üppig, die Farbe mehr braun, als schwarz, mit äußerst feiner Haut, die oft wahren Sammetglanz zeigt; an manchen überrascht ein sprechendes Auge und ein feiner Zug um den Mund; jeder Zustand der Seele drückt sich in Mienen und Geberden lebhaft aus. Sie sind sehr ausdauernd, rührig, thätig und beschäftigen sich vornehmlich mit Jagd und Viehzucht, daneben etwas mit Ackerbau und Industrie. Ihre Kleidung besteht aus Thierfellen; Glaskorallen, Knöchelchen (die zugleich Amulette vorstellen), Ohr- und Armringe tragen sie als Schmuck. Sie wohnen in nett gebauten Hütten, welche von außen Termitenhaufen ähneln. Obgleich Krankheiten bei ihnen

selten sind, wird doch ein Beetjuane nicht leicht 60 Jahre alt; die Jünglinge heirathen schon mit dem 15. oder 16. Jahr, und die Mädchen werden schon im 13. Mutter. Das weibliche Geschlecht ist weit zahlreicher, als das männliche, und es herrscht Polygamie. Die Kinder werden mit Liebe und Sorgfalt erzogen, aber schon mit dem 7. Jahre muß der Knabe das Vieh weiden und sich in den Waffen üben, deren Gebrauch ihm bei der Jagd unentbehrlich ist. Sie verehren ein höchstes unsichtbares Wesen (Murihmo), aber mehr mit Furcht, als mit Liebe. Jeder Stamm hat seinen Priester, welcher den ersten Rang nach dem Häuptling oder König (Murinna) einnimmt und die Ceremonien verrichtet, die Knaben beschneidet, das Vieh einweiht und zugleich der Hauptastrolog des Stammes ist. Die Würde des Königs eines jeden Stammes ist erblich; seine Gewalt ist beschränkt, doch ist er der Anführer im Kriege und der Vollzieher der Gesetze. Seine Räthe und beständigen Gesellschafter sind die angesehensten des Stammes; auch hier hebt Reichthum die Gleichheit der Stände auf. Die Waffen der B. sind eine Art von Assagayen und die Kirei, eine Art von Keule. Sie zerfallen in viele Stämme, von denen mehre neuerlich durch Mosolekatsi, den kriegerischen Häuptling der Zulas oder Matabilis, fast ganz vernichtet worden sind. Auch unter den B. wird von Missionären das Christenthum und die Civilisation verbreitet, und die dortigen Missionsstationen befinden sich größtentheils in blühendem Zustande.

Befana (d. i. Epiphaniasfrau), schwarze Frau, welche, zum Schornstein herabfahrend, die unartigen Kinder schreckt, die artigen dagegen beschenkt. Dies thut sie besonders am 6. Januar oder dem Epiphaniastage, und von ihm ist auch ihr Name B. entstanden. Da hält man in den italienischen Städten eine Art Christmarkt, Frauen u. Kinder setzen Puppen an die Fenster (Befanapuppen), um sich Frau B. günstig zu machen; Kinder senden an bekannte Erwachsene kleine Strümpfe und erhalten dafür Bonbons zurück. B. selbst soll die Tochter Herodes des Großen seyn, welche am Fenster stehend die heiligen drei Könige vorbeiziehen sah. Vergl. Holle und Bertha.

Befestigungskunst, s. Kriegsbaukunst.

Béfort (Belfort), feste Stadt im französischen Departement Oberrhein, am südlichen Fuß der Vogesen und am linken Ufer der in den Doubs mündenden Savoureuse gelegen. B. ist Hauptstadt eines Bezirks und Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts, eines Hauptzollamts und zählt 6000 Einwohner. Es sind daselbst ziemlich ansehnliche Fabriken von Papier, Eisen-, Stahl- und Kupferwaaren, Gerbereien, sowie Hochöfen und Eisenhämmer, denen die reichen Eisengruben der Umgegend ein vorzügliches Material liefern. Die Lage des Orts ist für den Verkehr sehr vortheilhaft; sechs Hauptstraßen (von Basel, Lothringen, Mömpelgard, Straßburg, Lyon und Paris), die sich hier kreuzen, machen B. zu einem Stapelplatz zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Gegenstände des lebhaften Handelsverkehrs sind besonders die dortigen Fabrikate, Getreide, Burgunder- und Champagnerweine. B. ist eine unter Ludwig XIV. durch Vauban neu erbaute starke Festung, mit großen, abgesonderten Bollwerken, kleinen gemauerten Bollwerksthürmen dahinter und einer, noch besonders durch kleine Flanken mit 2 Kanonen bestrichenen Kurtine. Es war ehemals der Hauptort einer Herrschaft, die im 14. Jahrhundert zur Grafschaft Pfirt (Ferette), später unter deutscher Hoheit zum Sundgau gehörte und im westphälischen Frieden von Oesterreich an Frankreich abgetreten wurde. Im Jahr 1659 gab sie Ludwig XIV. dem Kardinal Mazarin und 1781 wurde sie von dem Herzog von Valentinois erworben, der sie bis zur Revolution besaß. Die Stadt wurde im November 1633 von den Spaniern unter dem Herzog von Feria erobert, aber schon den 10. März des folgenden Jahres vom Rheingrafen Otto den Kaiserlichen wieder entrissen. Am 28. Mai 1635 schlugen hier die vereinigten Franzosen und Schweden unter dem Marschall de la Force den Herzog von Lothringen. Im Jahre 1814 wurde B. von den Bayern, Russen und Oesterreichern, später von den letztern allein blokirt und am 16. April durch Kapitulation besetzt; 1815 wurde es abermals von den Oesterreichern eingeschlossen.

Befreiungshalle, s. Kelheim.

Befreiungskrieg, s. Deutschland, Geschichte.

Befreundete Zahlen (Numeri amicabiles), jedes Paar ganzer Zahlen von der Beschaffenheit, daß die Summe aller möglichen Theiler der einen der andern Zahl gleich ist; z. B. 220 und 284, denn die möglichen Theiler von 220 sind: 1. 2. 4, 5, 10, 11, 20, 22. 44, 55 und 110. die Summe dieser Theiler aber ist = 284; umgekehrt geben die Theiler von 284, nämlich die Zahlen 1. 2. 4, 71, 142 die Summe 220. Andere befreundete Zahlenpaare sind ferner 18,416 und 18,296; 9,437,056 und 9,363,584. Stiefel erwähnt das einzige Paar 220 und 284; van Schooten und Descartes lehrten zuerst solche Zahlen durch die unbestimmte Analytik finden. Neuere, namentlich Krafft, Klügel und Euler haben verschiedene uneingeschränkte Methoden zu ihrer Auffindung angegeben.

Befruchtung (Foecundatio), bei organischen Wesen derjenige Vorgang, wobei zu einem in besonderen Organen gebildeten Fruchtkeime noch ein anderer mit einer eigenthümlichen Kraft versehener Stoff (Zeugungsstoff, Same) hinzutritt, worauf sich nun erst aus jenem Keime ein neues Wesen derselben Art entwickeln kann. Bei den höheren Thieren ist die B. die einzige Art der Fortpflanzung, bei den übrigen Organismen aber nur eine neben mehren andern. Dadurch, daß Fruchtkeim und Zeugungsstoff, beide mit eigenen Bildungs- und Entwicklungstrieben, unterschiedenen Individuen einer und derselben Art verliehen sind, entstehen die verschiedenen Thiergeschlechter (Männchen, Weibchen). Der Akt, wobei die B. der Fruchtkeime des weiblichen Geschlechts durch den Hinzutritt des Zeugungsstoffes des männlichen Geschlechts vollzogen wird, heißt die Begattung (s. d.). Die B. selbst aber geht auf mannigfach verschiedene Weise vor sich, stets aber unter der Bedingung,

daß die specifischen Produkte der Fortpflanzungsorgane, der Zeugungsstoff oder Same des männlichen Individuums mit den darin enthaltenen Samenthierchen und die Fruchtkeime oder Eier des weiblichen Individuums mit einander in direkte, unmittelbare Berührung kommen. Bei den einen wird dies dadurch erreicht, daß die von dem weiblichen oder mütterlichen Organismus ausgestoßenen Eier außerhalb desselben durch den von dem männlichen Individuum ausgestoßenen Samen befruchtet werden, und zwar ist dies der Hergang der B. nicht nur bei solchen Arten, welche an dem Boden festsitzen, sondern auch bei nicht wenigen, welche sich frei im Raume bewegen können, z. B. bei den Fischen. Wo aber mehre oder viele Thierindividuen in gemeinschaftlichen Stöcken oder Kolonien leben, kommt es nicht nur vor, daß männliche und weibliche Individuen dieselbe Wohnung theilen, sondern auch, daß sämmtliche Individuen eines Baues nur einem einzigen Geschlechte angehören, also entweder männlich oder weiblich sind, woraus folgt, daß die Zeugungsstoffe vermittelnder Einwirkung von anderwärts her, wie namentlich des Wassers, überlassen bleiben müssen, dessen Strömungsie zu einander zu bringen besonders geeignet ist. Es findet demnach hier ein ähnliches Verhältniß Statt, wie bei solchen Pflanzenspecies, deren männliche und weibliche Blüthen auf verschiedenen Stämmen befindlich sind, so daß dem Winde oder den Insekten obliegt, den befruchtenden Blüthenstaub von den männlichen den weiblichen Blüthen zuzuführen. Bei den anderen, namentlich den höhern Thieren, findet die B. des Eies innerhalb des weiblichen Organismus Statt, und es werden die männlichen Zeugungsstoffe durch die Begattung in diesen eingeführt. Doch ist auch hier der Vorgang der B. dem beschriebenen in sofern ganz analog, als auch hier zu gewissen, periodisch wiederkehrenden Zeiten das Ei sich aus seiner Geburtsstätte, dem Eierstocke, loslöset und nach außen abgeführt wird. Auf seinem Wege nach außen aber trifft es mit den männlichen Zeugungsstoffen zusammen, die dem weiblichen Organismus entweder durch unmittelbare Begattung zugeführt wurden, oder schon seit längerer Zeit darin verweilten. Was den letzteren Fall betrifft, so findet sich nämlich bei vielen Thieren, namentlich aus der Klasse der Insekten, als ein besonderer Anhang der innern weiblichen Geschlechtstheile eine Art Tasche oder Behälter vor, worin sich der männliche Same geraume Zeit, selbst Jahre lang unverändert erhält, so daß mithin eine einzige B. für mehre Perioden des Eierlegens zum Behuf der B. ausreichend ist. Das Ei wird meistens erst nach erfolgter B. von dem mütterlichen Organismus ausgestoßen; doch entwickelt sich mitunter das junge Thier auch im Innern des letzteren an einer besondern, zu den Geschlechtsorganen gehörigen Brutstätte, dem Uterus oder der Gebärmutter, die es erst als mehr oder minder ausgebildeter Fötus verläßt. Bei den höchsten Thiergattungen tritt sogar das Junge in einen so engen Zusammenhang mit dem mütterlichen Organismus selbst, daß es aus dessen Blut diejenigen Stoffe entnimmt, welche zum Aufbau seines Körpers nöthig sind. Einige Arten der niederen Thierklassen sind ohne geschlechtliche Verschiedenheit zugleich mit Fruchtkeimen und Zeugungsstoff versehen und befruchten sich also selbst (**Selbstbefruchtung, Selbstbegattung**); bei anderen, wie z. B. den Zwitterschnecken, finden sich zwar ebenfalls beiderlei Vorkehrungen zur B. in einem und demselben Körper, doch geschieht letztere dessen ungeachtet wechselseitig, so daß jedes Individuum gleichzeitig befruchtet und befruchtet wird, wiewohl auch unzweifelhafte Beispiele vorliegen, daß einsam gehaltene Zwitterschnecken sich selbst befruchteten und entwickelungsfähige Eier hervorbrachten. — Bei den **Pflanzen** wird die B. (**Bestäubung**) im Allgemeinen nach denselben Gesetzen bewerkstelligt; doch sind die Zeugungsorgane nicht bleibend, wie bei den Thieren, sondern fallen ab, und zwar die männlichen meistens bald nach der B., die weiblichen nach der Samenreife. Der männliche Zeugungsstoff (Blüthenstaub, Pollen) besteht hier aus verschiedenartig gestalteten Körnchen, von denen jedes aus einer einzigen Zelle besteht, deren Zellenhaut den befruchtenden Stoff einschließt. Dieser Blüthenstaub ist bekanntlich in den sogenannten Staubbeuteln oder Antheren enthalten und gelangt nach deren Aufspringen auf die Narbe (stigma) des Stempels oder Pistills, der in seinem untersten dickeren Theile, dem sogenannten Fruchtknoten (germen, ovarium), die Samen der Anlage nach schon enthält. Hier tritt nun die innerste Lage der Zellenhaut des Staubkörnchens aus der äußeren dickeren Lage als eine Art von Schlauch (Pollenschlauch) hervor, steigt, sich fortwährend verlängernd, durch den Griffel (stilus) bis in den Fruchtknoten hinab und gelangt hier zu den vorgebildeten Samen, an die er sich anlegt oder in die er wohl selbst eindringt. Da sich nun um dieselbe Zeit schon eine oder die andere Zelle in diesen Samen mehr als die andern erweitert und das sogenannte Keimbläschen (amnion) gebildet zu haben pflegt, so entwickelt sich in dessen zellenbildendem Safte (Protoblasma) nach dem Anlegen des Pollenschlauchs durch dynamische Einwirkung von dem Inhalt des letzteren aus bald ein sogenannter Zellenkern (Cytoblast), welcher die Grundlage einer frei entstehenden Zelle abgibt, die sich dann in zwei Zellen theilt. Diese vermehren sich nach und nach in Folge fort und fort wiederholter Theilung neuentstandener Zellen zu einem zelligen Körper, welcher die mehr oder minder ausgebildete Grundlage einer neuen Pflanze, den sogenannten Embryo, darstellt. Gehörten die den Blüthenstaub hergebenden Staubbeutel und der die Samen enthaltende Fruchtknoten einer und derselben Pflanzenart an, so wächst auch der durch diese B. entstandene neue Keim zu einer Pflanze derselben Art heran. War aber der befruchtende Blüthenstaub von einer andern Pflanze genommen, als diejenige ist, deren Fruchtknoten die vorgebildeten Samen enthält, so wachsen aus den dadurch entstandenen Samen die sogenannten Bastardpflanzen hervor, welche in der Mitte zwischen Vater- und Mutterpflanze stehen, aber keiner ganz gleichen. Daher weiß die Kunstgärtnerei durch die sogenannte künstliche B. der Narbe einer

Pflanze mit dem Blüthenstaube einer Pflanze von einer andern, aber verwandten Art die so mannigfaltig variirenden Formen unserer Ziergewächse zu erzielen. Vgl. Pflanze.

Beg (Begh, Bei), d. i. Herr, Fürst, bei den Türken ein Titel höherer Militärpersonen, besonders des Anführers einer Reiterschaar und Verwalters des Distrikts, woraus jene gestellt wird; ist er Befehlshaber mehrer Schwadronen und Stabsoffizier, so heißt er Alaibeg. Ueber ihm steht der Sandschakbeg, auch bloß B. genannt, der Verwalter und Befehlshaber eines Sandschaks, der als Zeichen seiner Würde auf dem Turbane eine Reiherfeder trägt und im Felde einen Roßschweif führt. Der oberste B. ist der Beglerbeg, mit der Würde und Befugniß eines Pascha's von 2—3 Roßschweifen. Vergl. Beglerbeg, Bei und Pascha. Andere B.s sind: Basch-B., Befehlshaber einer Flotte; Kapudan-B., s. v. a. Kapudan-Pascha; Patrona-B., der zweite Viceadmiral; Ryala-B., der dritte Admiral, u. s. w.

Beg, britische Insel an der Küste von Irland, Provinz Ulster, Grafschaft Donegal, an der Nordküste.

Bega (Beg), Fluß im ungarischen Kreis jenseits der Theiß, entspringt im östlichen Theile der krassoer Gespannschaft, fließt durch die temescher Gespannschaft, mündet in der torontaler Gespannschaft, östlich von der Mündung der Theiß in die Donau. Von Becskerek an heißt er auch Karos. An seinem obern Lauf ist ein Floßkanal (Begakanal) angelegt, an seinem untern Lauf ein Schiffahrtskanal, zugleich bestimmt, die häufigen Ueberschwemmungen des Flusses zu verhüten.

Bega, Cornelis, berühmter holländischer Maler und Kupferstecher, geboren 1620 zu Haarlem als Sohn des Bildhauers Peter Begyn, von dem er wegen seines schlechten Lebenswandels verstoßen wurde. Er war ein Schüler Adrians von Ostende und malte gleich diesem Genrebilder, welche Scenen aus den niederen Kreisen des Volkslebens zum Gegenstande haben und eine elegante Pinselführung zeigen. Er † 1664 in seiner Vaterstadt an der Pest, von seiner Geliebten angesteckt. Von seinen sehr geschätzten Bildern befinden sich eine Gesellschaft Matrosen und eine Bauernfamilie im berliner Museum, eine gemischte Bauerngesellschaft in der Pinakothek zu München. Das Kupferwerk des Künstlers besteht aus 35 Blättern mit ähnlichen Darstellungen.

Begah (Bevah), vorderindischer Fluß, entspringt auf dem Hindukhu zweiquellig (Buniah und Beesgunge), fließt durch Punsch u. heißt nach der Vereinigung mit dem Setledsch Gharra.

Begarelli, Antonio, ausgezeichneter Thon- und Gypsbildner, geboren um 1498 zu Modena, Schüler von Guido Mazzoni, † 1565 in seiner Vaterstadt. Seine gerühmten Arbeiten sind meist zu Grunde gegangen; von den erhaltenen erlangte die Kreuzabnahme in der Kirche der heiligen Margaretha zu Modena den größten Ruf. B.'s Modellen soll die Schule von Modena, und besonders Correggio, einen großen Theil ihrer Korrektheit, Rundung, Kühnheit in Verkürzungen und Grazie verdanken. Auch die Arbeiten seines Neffen und Schülers Ludovico († um 1540) werden hochgeschätzt.

Begas, Karl, einer der berühmtesten Historien- u. Porträtmaler unserer Zeit, war Hofmaler des Königs von Preußen, Professor und Mitglied der Akademie der Künste in Berlin. Geboren den 30. Sept. 1794 zu Heinsberg bei Köln, zeigte er schon in frühester Jugend ein entschiedenes Talent zum Zeichnen u. Malen. Von seinem Vater, der seit 1801 Vicepräsident des kölner Tribunals war, zur Jurisprudenz bestimmt, besuchte B. das Lyceum zu Bonn, erhielt aber hier zugleich von Philippart Unterricht in der Oelmalerei und ward in Folge einer gelungenen Kopie des raphaelschen Johannes der düsseldorfer Gallerie 1808 zum Ehrenmitgliede der literarischen Gesellschaft zu Bonn ernannt. Er widmete sich von jetzt an ganz der Kunst und ging 1812 von Köln nach Paris, wo der berühmte Maler Gros besonders seine technische Ausbildung förderte. Während der Anwesenheit der Verbündeten in Paris zog eine von dem Künstler gefertigte Kopie der Madonna della Reggiola die Aufmerksamkeit des Königs von Preußen auf sich. Der Monarch kaufte das Bild, sowie 1816 ein größeres (Hiob von seinen Freunden umgeben), und ermunterte das aufstrebende Talent durch eine Pension und mehrfache Aufträge. B. lieferte 1818 für die berliner Garnisonkirche Christus am Oelberge und 1821 für den dortigen Dom die Ausgießung des heiligen Geistes, zwei Bildwerke, von denen namentlich das letztere durch Korrektheit der Zeichnung, Wahrheit des Ausdrucks, Einfachheit und Großartigkeit der Komposition, Sorgfalt der Ausführung und harmonische Verschmelzung der Farben die allgemeine Bewunderung erregte. Mit königlicher Unterstützung besuchte der Künstler 1821 Italien. Sein mehrjähriger Aufenthalt zu Rom und das Studium der dortigen Meisterwerke wirkten auf ihn vortheilhaft durch die Veredlung des französischen Geschmacks, dem B. bisher fast zu unbedingt gehuldigt hatte. Von seinen seit 1821 gelieferten Historien nennen wir als besonders bemerkenswerth: die Taufe Christi, in der Garnisonkirche zu Potsdam; die Auferstehung Christi, in der neuen friedrichwerderschen Kirche zu Berlin; die Kreuzabnahme, im berliner Dome; die Bergpredigt; die Aussetzung Mose's; die Geschichte des Tobias in mehren Darstellungen, wovon eine von Berger gestochen; Heinrich IV. in Canossa; das Mädchen am Lurley. Alle diese Gemälde zeichnen sich durch feine und edle Charakteristik, Fülle des Kolorits u. ganz besonders durch Schmelz und Klarheit des Helldunkels aus. Auch für die Kirche zu Saccow bei Potsdam malte er al fresco in überlebensgroßer Dimension Christus und die 4 Evangelisten, umgeben von einem Chor von Engeln. Viele von seinen Gemälden haben durch Stich oder Lithographie weitere Verbreitung gefunden. B.' Porträts sind durch Lebenswärme, ungemeine Wahrheit und lebendige Charakteristik ausgezeichnet und gehören zu den gelungensten Arbeiten dieser Art. Am bekanntesten sind Thorwaldsen, 1824 zu Rom gemalt, gestochen von Amsler, u. Friedrich Wil-

helm III. von Preußen in ganzer Gestalt. Für eine von dem König von Preußen angelegte Gallerie von Bildnissen berühmter Gelehrten und Künstler malte er die Porträts von Schelling, K. Ritter, A. von Humboldt, L. v. Buch, Rauch, Cornelius, Gottfr. Schadow und Meyerbeer. Er † den 23. Nov. 1854 zu Berlin.

Begasse, in ost- und westindischen Zuckersiedereien dasjenige Zuckerrohr, woraus der Saft schon ausgepreßt ist und welches dann noch als Brennmaterial beim Sieden benutzt wird. S. Zucker.

Begattung (Generatio sexualis secundaria), geschlechtliche Fortpflanzung, wird diejenige Vermehrungs- oder Fortpflanzungsart der Thiere genannt, bei welcher sich das Junge aus dem Embryo des Eies im weiblichen Thiere entwickelt, nachdem eine Befruchtung von Seiten des männlichen Thieres erfolgt ist. Die Begattung besteht demnach in einer innigen Körpervereinigung zweier thierischen Wesen gleicher Art, aber von verschiedenem Geschlechte, als Bedingung der Fortpflanzung derselben. Alle Säugethiere und Vögel begatten sich, unter den Amphibien die Frösche aber nur unvollständig, da der männliche Theil der Ruthe, als des wesentlichen Körperorgans bei der innigern geschlechtlichen Vereinigung, entbehrt; eben so unter den Fischen einige Knorpelfische. Bei den übrigen Fischen erfolgt die Befruchtung der von den weiblichen Thieren ausgesonderten Eier durch ausgespritzten Samen der männlichen Thiere. Dasselbe geschieht auch bei den Cephalopoden, Kopffüßlern, unter den Mollusken; doch begatten sich, und zwar gegenseitig, Schnecken. Eben so begatten sich auch Insekten gleich den Thieren der höhern Ordnungen. Zur B. werden die zu derselben reifen Thiere durch einen eigenen Instinkt, den Begattungstrieb, angeregt, der in größerer oder geringerer Stärke, gewöhnlich nur zu bestimmten Zeiten, aber dann häufig auf unwiderstehliche Art (Brunst) erwacht. Die Dauer der B. ist, wie bei den meisten Vögeln, oft nur ein Moment, bei andern, besonders kaltblütigen Thieren, Amphibien, erstreckt sie sich auf Tage, ja sogar Wochen; nur bei den wenigsten Thierarten erfolgt sie mit Auswahl (Paarung); bei den meisten Insekten ist sie nur auf eine einzige Beiwohnung beschränkt, die immer erst im Zustande der vollkommenen Entwickelung erfolgt; häufig geschieht sie hier im Fluge. Bei vielen Thieren der höhern Ordnungen kehrt das Bedürfniß mehrmals in derselben Begattungszeit zurück, bei Sperlingen wohl 20mal in einer Stunde; bei manchen Thieren reicht Ein Männchen zur Begattung mit mehren Weibchen hin. Immer ist eine gewisse gleichmäßige Körperstellung, aber diese bei den verschiedenen Thieren auch auf die verschiedenste Weise, zur B. erforderlich; bei den meisten wird dabei der weibliche Theil von dem männlichen mehr oder weniger überwältigt oder bedeckt. Ueber Selbstbegattung s. Befruchtung. Vergl. Fortpflanzung. Zeugung.

Begebenheit, Alles, was außer uns geschieht, oder geschehen ist, in sofern es in einer gewissen Zeitfolge wahrgenommen wird. Läßt sich die Erscheinung aus den Gesetzen der Natur u. des menschlichen Geistes herleiten und erklären, so ist sie eine natürliche B., im entgegengesetzten Fall eine übernatürliche oder wunderbare. Im engern Sinne versteht man unter B. ein Epoche machendes einflußreiches Ereigniß, durch welches eine Reihe neuer Ereignisse ins Leben gerufen wird.

Begehrungsvermögen, gewöhnlich Bezeichnung desjenigen Vermögens der Seele, worin das Wünschen und Verabscheuen, also die Neigungen und Abneigungen des Menschen beruhen. Das Begehren oder das Streben ist von allen innerlichen Vorgängen derjenige, welcher sich am augenscheinlichsten als eine Thätigkeit oder Kraft und rücksichtlich seiner Möglichkeit als ein unmittelbares Vermögen darstellt. Das Streben kann entweder von einem bestimmt von dem Streben selbst zu unterscheidenden innerlichen oder äußerlichen Erfolg, der daraus folgenden That oder Handlung, begleitet seyn, oder auch nur in einem rein passiven Widerstand bestehen, welcher Unterschied jedoch keinen Einfluß auf die eigentliche Bedeutung aller Strebungen hat, denn der Sinn u. der Inhalt jedes Strebens ist Veränderung des gerade gegenwärtigen Zustands des Bewußtseyns, und, da das Bewußtseyn durch Vorstellungen, Gefühle und Strebungen erfüllt wird, Veränderung des gegenwärtigen Zustandes des Bewußtseyns sowohl hinsichtlich der Vorstellungen, als der Gefühle und anderer schon im Bewußtseyn vorhandenen Strebungen. Wenn es manchmal scheint, als ob das Streben auf einen äußern Gegenstand gerichtet sey, so ergibt sich doch bei näherer Betrachtung, daß der äußere Gegenstand nicht an sich, sondern durch ihn ein anderer Zustand begehrt wird, und dieser ist demnach auch in diesem Fall, wenn schon nur durch Vermittelung des äußern Gegenstandes, eigentliches Ziel des Strebens. Ist das Streben darauf hingerichtet, einen zukünftigen Zustand herzustellen, und ist dieser erstrebte Zustand deshalb anziehend, so heißt das Streben ein Begehren im engern Sinn; ist dagegen das Streben gegen den gegenwärtigen Zustand, der also abstoßend erscheint, berechnet, so bezeichnen wir dasselbe als ein Verabscheuen. Begehrungen und Verabscheuungen sind demnach die mannigfachen Akte dieser zwei Arten des Strebens. Die Vorstellung des Begehrten braucht dem Begehren nicht immer klar vorauszugehen, sondern dies ist oft nur von dunkeln unbestimmten Gefühlen begleitet. Ebenso wenig kann durchgehends das Angenehme als Grund des Begehrens, das Unangenehme als Grund des Verabscheuens angenommen werden: denn oft begehren wir auch an sich Unangenehmes und stoßen Angenehmes zurück. u. sowohl beim Begehren als Verabscheuen durchkreuzen sich die Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen auf vielfache Weise. Wenn wir nämlich zunächst etwas Angenehmes begehren, so ist die Vorstellung des mit dem Begehrten verbundenen Angenehmen allerdings zuerst vorhanden, aber nur als ein schwaches Gefühl, welches nur den Vorschmack, nicht den Genuß gibt. Erst aus den Hindernissen, welche es nicht zulassen, daß die Vorstellung sofort den höchsten Grad der Lebendigkeit erreiche, entsteht das ei-

gentliche Begehren als eine Spannung; die Vorstellung strebt also auf in das Bewußtseyn und durch die von den Hindernissen verursachte Repression der begehrten Vorstellung entsteht ein peinliches Gefühl, so daß der Gefühlszustand beim Begehren des Angenehmen nothwendig ein gemischter wird, und das Gefühl der Unlust steigert sich mit der Anstrengung des Strebens und schwindet erst bei Erreichung des Zieles. Wollte man daher durchaus die Gefühle zu Bedingungen des Strebens machen, so müßte man wenigstens zugeben, daß das Streben eben sowohl auf Beseitigung des mit ihm verbundenen Unlustgefühls, als auf den Vollgenuß des Angenehmen gerichtet sey. Wäre aber das Angenehme der wahre Grund des Begehrens, so müßte schon das vorgestellte Bild desselben alle durch die Hindernisse verursachte Unlust überwinden. Anders ist das Verhältniß bei dem Verabscheuen des Unangenehmen. Denn da jede Vorstellung ins Bewußtseyn sich zu erheben strebt, dagegen aus dem Bewußtseyn zu entweichen keine Vorstellung das Streben hat, so strebt zwar die begehrte Vorstellung und die ihr Hülfe leistenden Vorstellungen sich über die Hindernisse ins Bewußtseyn emporzuheben; die verabscheute Vorstellung dagegen und die ihr verbundenen widerstreben nur, während von andern Vorstellungen, die sich mit ihr im Bewußtseyn nicht vertragen, der Druck ausgeht, welcher sie aus dem Bewußtseyn zu verdrängen strebt. Hier ist offenbar nicht wie beim Begehren Gefühlskontrast, sondern Gefühlssteigerung: denn sowohl die durch Streben und Widerstreben erzeugte Spannung, als die Vorstellung des Verabscheuten an sich erregen ein Unlustgefühl. Betrachten wir nun das Verabscheuen eines Angenehmen, so sehen wir, daß ein Gefühlskontrast entsteht zwischen der Annehmlichkeit des Verabscheuten u. der Unlust der Verabscheuung. Dagegen ergibt sich bei dem Begehren des an sich Unangenehmen, z. B. der Erfüllung einer traurigen Pflicht, eine Gefühlssteigerung, indem zu der Unlust des Begehrens die Unannehmlichkeit des Begehrten steigernd hinzukommt. Da sich demnach bei dem Begehren und Verabscheuen das Angenehme und Unangenehme so mannigfach durchkreuzt, so kann dasselbe nicht als anziehende und abstoßende Kraft betrachtet werden, für Strebungen oder Widerstrebungen. Vielmehr ergibt sich, daß das Begehren nur das Aufstreben einer Vorstellung ins Bewußtseyn gegen Hindernisse mit Unterstützung verbundener Vorstellungen ist, während das Verabscheuen als das Niederdrücken einer ebenfalls mit andern Vorstellungen verbundenen Vorstellung durch entgegengesetzte mächtigere Vorstellungen bezeichnet werden muß. Während nun die ältere Psychologie von einem obern und niedern Begehrungsvermögen sprach, erkennt die neuere nur eine Eintheilung der Begehrungen in sinnliche oder materielle und geistige oder intellektuelle an. Durch diese Eintheilung wird indessen nicht ausgeschlossen, daß nicht beide Arten von Begehrungen oft ineinanderlaufen, d. h. es gibt Phänomene, die in beide Abtheilungen zugleich eingreifen. In die erste Klasse gehört vor allen der sinnliche oder Naturtrieb, und diese Art der sinnlichen Begehrung prägt sich wieder am bestimmtesten aus im Nahrungstrieb, Bewegungstrieb, Geschlechtstrieb. Die zweite Unterabtheilung der sinnlichen Begehrungen bildet die sinnliche Begierde u. ihr Gegentheil (Abscheu, Antipathie). Zu der Klasse der geistigen Begehrungen rechnen wir Neigungen u. Abneigungen, Sehnsucht, Wünsche, geistiges Interesse, herrschend gewordene Begierden oder Leidenschaften, endlich diejenige Begehrung, welche die Erlangung des Begehrten unbedingt voraussetzt, d. i. den Willen (s. d.), das Wollen.

Begeisterung, im Allgemeinen eine erhöhte Belebung des psychischen Organismus durch den Geist, näher aber jener aufgeregte Zustand der Seele, welcher alle oder einzelne Kräfte dergestalt in Thätigkeit für eine Idee setzt, daß Ungemeines, Außergewöhnliches geleistet oder vollbracht wird, so daß es scheint, als ob über den Begeisterten ein höherer Geist, ein Genius, ein Dämon, Gott, gekommen sey, aus ihm rede u. handele. Wenn die Idee dem Geiste in einer Perspektive und darum noch im Nebel vorschwebt, so entsteht der Zustand der Schwärmerei, der in demselben Maße sich mindert, je näher der Gegenstand unserem Geiste tritt und in je reinerer Klarheit er sich demselben enthüllt. Die Schwärmerei aber wird zur Entzückung, wenn der Begeisterte, weil er sich seinen Zustand nicht natürlich zu erklären vermag, die erhöhte Wirksamkeit seines Geistes übernatürlicher Einwirkung zuschreibt (s. Inspiration, Offenbarung, Theopneustie). Auf religiöse Gegenstände bezogen, entsteht die Religionsschwärmerei, welche in Fanatismus übergeht, sobald man auf den Grund höherer Eingebung zu gesetzwidrigen oder unmoralischen Handlungen sich berechtigt glaubt. Außerdem äußert sich die B. in edlem Sinne als B. für das Wahre, das Schöne und das sittlich Gute, während die religiöse B. entweder als eine besondere Art der letztern oder als mit allen Arten verwandt zu betrachten ist. Obwohl jeder Mensch der B. fähig ist und in eine höhere Stimmung versetzt zu werden pflegt, sobald eine Idee ihm näher tritt, so setzt doch die B. in höherem Sinne immer ein eminenteres Maß geistiger leicht in Bewegung zu setzenden Kräfte, besonders eine lebhafte Einbildungskraft und ein leicht erregbares Gemüth, gleichzeitig aber auch gleichmäßige Stärke der Reflexion und des Willens voraus, um Maß zu halten und selbst über die kühnsten Aufschwünge der Seele freithätig zu gebieten, um nicht, wie diesem Geschick schwache, mit einer großen Reizbarkeit und lebendiger Phantasie begabte Gemüther immer unterliegen, in Schwärmerei und selbst in Wahnsinn zu verfallen. Die B. wirkt nicht minder auf das Vorstellungs- als das Begehrungsvermögen. Indem der Gegenstand die ganze Seele erfüllt, so daß dieselbe nur mit ihm sich beschäftigt, gegen alles Andere gleichsam blind und taub ist, richtet sich ihr Blick ausschließlich nur auf ihn mit einer Schärfe, daß sie ihn klarer schaut, als alles Andere. Zu dem Gedanken fügt sich wie von selbst das passende Wort, zu der Idee tritt das entsprechendste, lebhafteste Bild, zu dem Gefühl die angemessene Geberde

der rechte Ton ꝛc. Die B. überschaut Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleichsam mit Einem Blick, erkennt Schwierigkeiten nicht nur schnell, sondern entdeckt auch leicht die Mittel, dieselben zu überwinden, und wendet dieselben mit einer Entschiedenheit oder Beharrlichkeit an, daß der ruhige Beobachter über die Erfolge staunt. Je klarer aber die Vorstellungen sind, zu der die B. gelangt, desto mächtiger wirken sie auch auf Gemüth, Willen und Begehrungsvermögen, reißen dieselben mit sich fort und spornen sie an, die Idee so schnell als möglich zu realisiren. So wirkt die B. bei dem Dichter, Redner, Maler, Musiker, Baumeister ꝛc., so daß das Schaffen ein wunderhaft schnelles aus einem großartigen Gusse wird. Diese B. läßt sich wohl eine längere Zeit nähren u. erhalten, aber, ist sie einmal geschwunden, nicht wieder in derselben Kraft u. Frische für dieselbe Idee hervorrufen. Hinsichtlich der innern Stärke gibt es mehre Grade der B. Die Bewunderung einer Wahrheit, eines Kunstwerkes, einer edlen That ist offenbar der niedrigste; der Drang, gleich Herrliches zu leisten, die Wahrheit tiefer zu erforschen, das Schöne in seiner Reinheit darzustellen, durch würdige Thaten sich auszuzeichnen, der zweite, die Lösung der gestellten Aufgabe in wirklicher von jeder Nachahmung freien Vollendung, der dritte u. höchste Grad derselben, wobei freilich nicht zu übersehen ist, daß jedes Menschenwerk immer noch weit hinter der vorschwebenden Idee zurückbleiben muß. Mit Recht unterscheidet man noch eine wahre und falsche, eine wirkliche und bloß eingebildete B., und versteht unter der erstern jene reine, tiefe, auf das Höchste gerichtete Erregtheit des Gemüthes, welche den Gegenstand geistig in sich reproducirt u. die Idee in fester Form darstellt; unter letzterer dagegen eine nichtige Affektirtheit des Geistes, welche sich mehr in einer süßlichen Passivität ergeht, höchstens schwächliche Kinder, Zwerge und Zerrbilder erzeugt.

Beggha, St., Tochter Pipins von Landen, vermählt mit Adalgisil, dem Sohne des Bischofs Arnulf von Metz, Mutter Pipins von Heristall und somit Urgroßmutter Pipins des Kleinen, † um 698 in dem von ihr 680 gestifteten Frauenkloster Ardenne an der Maas; Gedächtnißtag: der 17. December.

Begharden }
Beghardinen }, s. Beguinen.

Begierde (Cupido), Richtung des Strebens auf einen als begehrungswerth vorgestellten Gegenstand. Durch diese Art ihrer Entstehung aus einer Vorstellung unterscheidet sich die B. von dem Triebe, einem Begehren, welches zu äußern Handlungen drängt, dem aber gleichwohl keine Kenntniß des Gegenstandes, welcher ihm zur Befriedigung dient, vorausgeht, der vielmehr als ein in den Einrichtungen des leiblichen Organismus unmittelbar begründetes (sinnlicher Trieb) oder unter bildenden Umständen und geistigen Einflüssen gewordenes (geistiger Trieb) Streben zu betrachten ist. Von dem Wunsche aber, welcher ebenfalls eine Vorstellung zum Grunde hat, unterscheidet sich die B. dadurch, daß bei ihr die anregende Vorstellung tiefer in unsern Vorstellungskreis eingreift und das Streben nach Befriedigung thatkräftiger auftritt. Zudem ist der Wunsch mehr geistiger Art, als ein großer Theil der B.n. Unter den verschiedenen Eintheilungen der B.n ist die wichtigste die in sinnliche und geistige B.n, von denen die letzteren wieder in unmittelbare und mittelbare zerfallen. Die sinnliche B. hat zum Gegentheil den Abscheu (Antipathie, Widerwille), beiden geht eine Vorstellung des Objektes voraus, das im erstern Falle als angenehm, im letztern als unangenehm gedacht wird. Aeußere Wahrnehmungen sowohl, als reproducirte Vorstellungen eines sinnlich angenehmen Gegenstandes erregen die B. nach seinem Genusse. Mit der äußern oder innern Wahrnehmung des Gegenstandes ist seine Bedeutung, ist die Vorstellung von dem Genuß, den er gewährt, und somit bereits ein vorläufiges Gefühl seiner Annehmlichkeit verbunden. Dieses Gefühl wirkt schon erregend auf das entsprechende Organ, ohne jedoch im Stande zu seyn, die B. vollkommen zu befriedigen oder nur Genuß zu gewähren. So erhöht z. B. der Anblick leckerer Speisen die Thätigkeit der Speicheldrüsen, und im Gegentheil kann schon die Vorstellung einer widerlich-, bitterlich-süßen Arznei uns Uebelkeiten erregen; aber in beiden Fällen entsteht eine Spannung mit beklemmendem Gefühl; denn bei der B. fehlt es vor dem wirklichen Genusse der aufgeregten Thätigkeit an einem Objekte, ihre Kraft zu äußern, und so lange ihr dies fehlt, bleibt sie immer nur gehemmte, gebundene Thätigkeit, der noch die Gelegenheit mangelt, sich zu evolviren; bei dem Abscheu aber entsteht ein Konflikt zwischen der zugemutheten, störenden Affektion und der Reaktion des Organs gegen dieselbe. Bei dem Abscheu wird diese Spannung nur durch gänzliche Entfernung der erregenden Vorstellung oder Wahrnehmung, bei der B. aber sowohl hierdurch, als durch die mit der unmittelbaren Gegenwart des Objektes eintretende Befriedigung gehoben. Der ganze Vorgang des sinnlichen Begehrens und Verabscheuens ist daher leiblicher und geistiger Natur zugleich. Die leiblichen Organe spielen einerseits dabei eine wesentliche Rolle, andererseits geht nicht bloß der ganze Prozeß von der Vorstellung des Begehrten oder einer solchen Wahrnehmung aus, die den sinnlichen Genuß nur von ferne zeigt, sondern wir sind uns auch des ganzen Vorgangs klar bewußt, woraus zu schließen ist, daß auch dem, was daran leibliches Geschehen ist, ein geistiges Geschehen innerhalb des Bewußtseyns entspricht.

Begleitung, s. v. a. Accompagnement.

Beglerbeg (türkisch, d. i. Herr der Herren oder Fürst der Fürsten), Titel der Statthalter von Rumelien, Natolien und Damask. Die B.s kommen im Range nach dem Großwessir, sind meist Pascha's von drei Roßschweifen und führen ausschließlich den Befehl über die in ihrem Beglerbelik (Statthalterschaft) stehenden Truppen.

Begnadigung, die zu Gunsten eines unter dem Strafgesetze Stehenden verfügte Ausnahme von dem Strafgesetze durch die höchste Staatsgewalt. Bezieht sich die Ausnahme darauf, daß der durch Recht und Urtheil schuldig und einer bestimmten Strafe verfallen Erklärte von derselben im Wege der Gnade gänzlich befreit wird (Adgra-

tiatio), oder daß er der Art oder dem Grade der Strafe nach oder in beider Hinsicht eine Milderung (Mitigatio) erfährt, so ist dies, was vorzugsweise B. genannt wird. Diese B. bezieht sich auf die Gegenwart, betrifft das jetzt vorliegende und durch Vollstreckung zu verwirklichende Urtheil wider den Schuldigen, an dessen Stelle der Ausspruch eines höchsten versöhnenden Willens tritt. Findet dagegen eine Ausnahme von dem Strafgesetze in der Weise Statt, daß, eine bevorstehende Untersuchung oder Anklage untersagt, eine begonnene niedergeschlagen deren Fortsetzung gehemmt wird, so heißt dies Abolition. Dieselbe ist auf die Zukunft berechnet, und es kann, da eine rechtliche Feststellung der Schuld und eine Verurtheilung noch nicht Statt gefunden, nicht unbedingt und im juristischen Sinne gesagt werden, daß die Ausnahme zum Vortheil eines Schuldigen verfügt sey. Man kann nur für den möglichen Fall der Schuld eine Gnade darin finden, in sofern der Betheiligte nicht nur von der etwaigen Strafe, sondern auch von den Beschwerden befreit wird, welche jede Untersuchung oder Inanklageversetzung mit sich führt. Dem Unschuldigen gegenüber würde nur die Umgehung der Untersuchungsbeschwerden von Vortheil seyn, da er eine Strafe nicht verwirkt und nicht zu gewärtigen hat. Indessen wird auch der Unschuldige in der Enthebung von den Untersuchungsbeschwerden nicht immer eine Gnade erblicken, da ihm an dem freisprechenden Urtheil oft mehr gelegen seyn muß. Endlich gibt es auch eine B., die sich gewissermaßen auf die Vergangenheit bezieht, nämlich wenn nach vollstreckter, übrigens rechtlich verdienter Strafe die mit ihr in Verbindung stehenden und fortdauernden Nachtheile, z. B. in Betreff der Ehre, der bürgerlichen und politischen Rechte, aufgehoben werden. Es ist dies die jetzt sogenannte Restitutio ex capite gratiae, im Gegensatze der sogenannten Restitutio ex capite justitiae, welch letztere Statt hat, wenn auf den Grund neu entdeckter Umstände die Unrichtigkeit des früher gefällten verurtheilenden Erkenntnisses sich ergibt. Durch die B. werden die strafrechtlichen Wirkungen des Verbrechens (nicht auch die privatrechtlichen Folgen, z. B. die Verpflichtung zur Entschädigung des Verletzten) aufgehoben; in wie weit es hinsichtlich der politischen Folgen der Fall sey, ist noch bestritten. In dem Begriff der Gnade liegt es, daß sie nicht auf eine bloß gesetzliche Grundlage zurückgeführt werden könne, wie es in der Natur der höchsten Gewalt, der die B. als schönstes und nothwendiges Vorrecht anvertraut ist, liegt, daß nicht eine äußere Rechenschaftsablegung und Verantwortlichkeit Statt finde. Es ist das Gewissen, die Subjektivität, der die letzte Entscheidung zustehen muß. Daraus folgt nothwendig, daß die Gnade, auch in der Form, wie sie sich zu erkennen gibt, niemals anders denn als Gnade, nicht als Rechtsspruch erscheinen dürfe; denn träte die Gnade als Rechtsspruch auf, so wäre dies ein mit den Grundsätzen unserer Zeit unvereinbarer Eingriff in die Selbstständigkeit der Rechtspflege, ein Eingriff, der selbst dann nicht gut geheißen werden könnte, wenn der Fall von der Art wäre, daß der Fürst, indem er hier von dem Begnadigungsrecht Gebrauch macht, nur einen Akt der Gerechtigkeit im Verhältniß zu einem ihm ungerecht scheinenden, obschon alle formelle Gültigkeit an sich tragenden Urtheil auszuüben die Ueberzeugung hätte. Ferner ist aus dem Begriff der Gnade, die in dem Gewissen Dessen, der sie gewährt, ihren Grund hat, auch abzuleiten, daß sie an die Stelle des Rechtsspruches treten müsse, ohne daß sie durch eine sich ihr entgegenstellende Subjektivität, auch nicht des Schuldigen selbst, beseitigt werden darf. Denn die B. ist nicht bloß des Schuldigen Angelegenheit, sowie überhaupt nicht eine Privatsache, und der an sich richtige Folgesatz aus dem Princip der Gerechtigkeit, daß dem Schuldigen in der Strafe nur sein Recht widerfahre, daß er also ein Recht auf dieselbe habe, hat seine nothwendige Schranke an dem höhern Recht der Objektivität gegen die Willkür. Wenn die Gnade nicht aus eigener Entschließung des Regenten erfolgt, wenn sie nur auf Grund einer Empfehlung, Fürbitte oder eines von dem Verurtheilten ausgehenden Begnadigungsgesuchs eintreten würde, so kann der Verurtheilte wohl ein solches Gesuch unterlassen oder abwenden; aber wo einmal die Gnade verfügt ist, welches auch die Veranlassung gewesen sey, daß die Sache zur Kenntniß der höchsten Staatsgewalt gelangte, da ist dies der jetzt gültige Beschluß. Ist z. B. ein zur Bestätigung vorgelegtes Todesurtheil von dem Fürsten nicht unterzeichnet worden und findet demnach mittelbar die B. Statt, so ist dies eine Gewissenssache und es darf hier nicht durch die Forderung, den Tod zu erleiden, ein moralischer Zwang gegen das Staatsoberhaupt zugelassen werden. Es hat einer langen Zeit bedurft, bis der wahrhafte Begriff der Gnade Anerkennung gefunden hat und zum Bewußtseyn gekommen ist. Dies konnte erst geschehen, nachdem das Wesen der Gerechtigkeit und das Verhältniß der Rechtspflege zu derselben, sowie die Gerechtigkeit als Grund der Strafe erkannt war. In einer frühern Periode äußerte sich die Gnade bald als Willkür, bald im Zusammenhange mit der dem Volke zustehenden gesetzgebenden Gewalt, wie bei der Provocatio ad populum, als ein souveräner Entschluß. Es verleugnete sich hier aber, namentlich bei politischen Verbrechen, der Charakter der Willkür und Zufälligkeit um so weniger, je mehr sich derselbe schon bei der Frage, ob solche und eine Anklage überhaupt Statt finden solle, aussprach, bis in der Folge, mit veränderter Staatsverfassung, der Zustand anders, obschon nicht gerade befriedigender ward. Daß das Begnadigungsrecht im Christenthume zwar nicht seinen Ursprung habe — denn es bestand längst vorher, — wohl aber unter den christlichen Kaisern seine Ausbildung erlangte und mit dem Grundgedanken des Christenthums in wesentlichem Zusammenhange stehe, daß es erst in diesem und der spekulativen Auffassung der sich auf einander beziehenden und gegenseitig ergänzenden Begriffe von Gerechtigkeit, Vergebung, Schuld und Sühne zu seiner wahren Bedeutung gekommen, darf man wohl behaupten, ohne von einem dogmatischen Vorurtheile auszugehen.

Wie schon angeführt, versteht man unter Abolition die Niederschlagung eines bevorstehenden oder auch schon eingeleiteten Strafverfahrens,

Ist Derjenige, zu dessen Gunsten sie geschieht, schuldig, so daß er eine Strafe zu gewärtigen hat, so äußert sie sich als die vollständigste Gnade wirksam, indem ihm, außer der Strafe, auch alle Uebel und Leiden der Untersuchung, die nicht bloß rechtlicher Natur sind, erspart werden. Aber schon darin liegt etwas Bedenkliches, was die Abolition nicht selten als Machtspruch erscheinen läßt, noch mehr, wenn man von andern Voraussetzungen ausgeht. Man hat sich daher vielfach gegen deren Zulässigkeit erklärt und mehre Verfassungsurkunden, die im Uebrigen das Begnadigungsrecht des Landesherrn als ein wesentliches anerkennen, sprechen die Unstatthaftigkeit der Abolition aus, oder stellen wenigstens, zum Schutz gegen den hier möglichen Mißbrauch, das Erforderniß zuvor eingeholten Gutachtens eines höchsten Gerichtshofs oder des verantwortlichen Ministers auf. Gewiß ist bei näherer Erwägung diese Beschränkung der Abolition der gänzlichen Verwerfung derselben vorzuziehen. Denn nicht nur die (specielle) Abolition hat ihre innere Rechtfertigung und kann im besondern Falle geboten seyn, sondern auch die Abolition in ihrer umfassendsten Bedeutung als allgemeine Abolition, Amnestie, Generalpardon, beruht auf einer nothwendigen Forderung. Doch nicht bloß die Forderung der Politik, die hier allerdings ganz besonders in Betracht kommen muß, sondern auch die der Gerechtigkeit selbst ist zu berücksichtigen. Mit dem rechtlichen und politischen Bedürfniß und der hierin liegenden besondern Rechtfertigung erscheint aber auch schon das Bedenkliche rücksichtlich eines Mißbrauchs beseitigt. Und in der That, wo jemals eine Amnestie und eine allgemeine Niederschlagung des Verfahrens, dem namentlich bei politischen Verbrechen oder Anschuldigungen eine große Anzahl von Individuen hätte unterworfen werden müssen oder unterworfen wurde, Statt gefunden, da hat man das als eine Handlung der Staatsweisheit und der mit der Gerechtigkeit nicht im Widerspruch stehenden Menschlichkeit gepriesen. Aber auch die Gerechtigkeit selbst hat dabei nichts verloren. Die Staatsweisheit muß entscheiden über die Fälle der Anwendung; sey es, daß die Vollstreckung der zu erwartenden Urtheile und das Geltendmachen des bloß juristischen Rechts dem höhern zuwider wäre; sey es, daß das Verfahren auch nicht einmal zu dem wünschenswerthen Ergebniß führte, die Schuld vieler oder aller Betheiligten festzustellen und durch das Erkenntniß — auch wenn auf dessen Vollstreckung Verzicht geleistet würde — wenigstens dies und die öffentliche Mißbilligung auszusprechen; sey es, daß man, sofern die Abolition sich nur auf Einzelne bezieht, bei dem voraussichtlichen Erfolg ihrer Freisprechung ihnen gerade das erlasse, was sonst das nicht leicht zu vergütende Leiden auch des Unschuldigen ist, nämlich die Unannehmlichkeiten der Untersuchung. Freilich muß die specielle Abolition, bei der möglicher Mißbrauch nicht geleugnet werden kann, eine beschränkte seyn; es muß andere Wege geben, um die Uebel zu entfernen, denen man durch Niederschlagung der Sache, wo diese nicht bloße Willkür ist, sondern der Gerechtigkeit dienen soll, begegnen will. Dahin ist vornehmlich zu rechnen eine Einrichtung zur Verhütung grundloser und leichtfertiger Versetzungen in den Anklagestand. Daß eine Anklagejury oder Kammer darüber entscheide, ob hinreichender Grund vorhanden, Jemanden in den Anklagestand zu versetzen, daß der Staatsanwalt seinen Strafantrag zurückziehen könne, gewährt einen bessern Schutz, als die Abolition schon darum, weil sich dieses Verhalten organisch innerhalb des Kreises der Rechtspflege bethätigt und nicht von außen herantritt. Denn gerade bei der besondern Abolition liegt der innere Grund nicht so offen für die Anwendung im besondern Falle vor: sie entbehrt der Anerkennung, die der Amnestie zu Theil wird, und der Herrlichkeit und Würde, die sich in der eigentlichen B. offenbart.

Es versteht sich, wie schon bemerkt, daß die Gnade, die dem Schuldigen die Strafe erläßt oder mildert, nicht den Rechten Anderer Eintrag thun dürfe, welche, durch das Verbrechen verletzt, unabhängig von der Strafe, z. B. Ersatz, Genugthuung zu fordern haben. Eine andere, einer nähern positiven Festsetzung bedürfende Frage betrifft die Wiederaufhebung der Folgen nicht bloß der Strafe oder des Urtheils, sondern des wirklich begangenen Verbrechens, in sofern diese in einer Entziehung oder Verminderung politischer oder bürgerlicher Rechte bestehen. Wo das Gemeinwohl oder das Recht Einzelner betheiligt ist, da kann diesen durch eine solche Restitution, Rehabilitation rc. nichts vergeben werden. Welcher Richter dürfte z. B. den wohlgegründeten Einwand zurückweisen, den eine Partei in einer Prozeßsache gegen eine zum Zeugniß aufgerufene Person vorbrächte, daß diese, des falschen Eides rc. überwiesen oder geständig, verurtheilt, wenngleich in der Folge begnadigt wäre?

Gibt es also nothwendig, bei aller Berechtigung der Gnade, ein Gebiet, in welches sie nicht eingreifen darf, eine Grenze, innerhalb deren der Richter allein das Organ der sich geltend machenden Nothwendigkeit ist, so muß umgekehrt auch ihm selbst eine Grenze gezogen seyn, die eben in dem Begriffe des Rechtsprechers, des Richters liegt — es kann nicht sein Beruf seyn, Gnade walten zu lassen. Milderungsgründe, die sich bei der Beurtheilung geltend machen, oder solche, die bei dem relativ bestimmten Strafgesetz als Zumessungs-, beziehungsweise Strafherabsetzungsgründe in Betracht kommen, sind von denen der Gnade, wenigstens für den Richter, formell verschieden, wenn sie gleich im Gebiet der Gnade selbst — also von einem andern Gesichtspunkte aus — ihren Einfluß äußern können. Nur ist es richtig, daß für die Gnade ein Motiv weniger u. das Bedürfniß derselben seltener seyn wird, wenn, wie es von einer zeitgemäßen Gesetzgebung erwartet werden muß, schon durch die dem Richter gebührende Freiheit, die Strafe der individuellen Verschuldung entsprechend zu bestimmen, der Gerechtigkeit genügt werden kann. Daß das Gesetz auf Gnade Hoffnung (nicht eigentlichen Anspruch) gewähre, mag nicht gemißbilligt werden. Aber es darf selbst in solchen Fällen der Richter nichts Anderes als Recht sprechen; er muß den Antrag auf B. oder die Empfehlung zu solcher, wozu er auch sonst verpflichtet seyn kann, von dem Urtheil

getrennt aufstellen. Es ist ferner etwas Anderes und nur theilweise gerechtfertigt, wenn höchste Behörden, Minister befugt sind, in einem übrigens eng beschränkten Kreise der Zuständigkeit bei geringerem Strafmaße eine Niederschlagung oder Herabsetzung anzuordnen. In der Regel darf dies nicht ohne ein Niederschlagungsgesuch des Verurtheilten geschehen, und findet meist nur Statt in Fällen, wo schon durch das hierin liegende Geständniß der Schuld die gebührende Genugthuung geleistet ist. Vergl. Plochmann, Das Begnadigungsrecht, Erl. 1845.

Begonia (Schiefblatt), Pflanzengattung aus der Familie der Begoniaceen, dem Intendanten Begon auf St. Domingo zu Ehren genannt. Die charakteristischen Gattungsmerkmale sind: der fehlende Kelch, die 4blätterige Korolle mit 2 gegenüberstehenden größern Kronblättern, 3 2spaltige Griffel in der weiblichen Blüthe u. die unterhalb 3eckige, geflügelte, 3fächerige, vielsamige Kapsel. Die Gattung umfaßt knotige Sträucher und Kräuter mit abwechselnden, ungleichen, fleischigen, gerippten Blättern und Nebenblättern und in Sträußern zusammenstehenden Blüthen; sie sind nur in den Tropenländern, 2 Dritttheile in Amerika, die übrigen in Ostindien, einige auf Madagaskar, in China und Japan, keine auf dem Festlande von Afrika einheimisch. Die Wurzeln sind herb und bitterlich, die Blätter oft sauer und eßbar als Salat; Stengel und Blätter enthalten mehr oder weniger Oxalsäure, seltener auch Gerbstoff. Die Arten sind sehr zahlreich; wir führen nur diejenigen an, die in ihrer Heimath in ökonomischem und officinellem Gebrauch sind und in deutschen Gewächshäusern als Zierpflanzen vorkommen: B. tuberosa *Lam.*, knolliges Schiefblatt, hat ungleich herzförmige, eckige, gezähnte Blätter, 3blüthige Stiele, in Aehren stehende, auswendig rothe, inwendig weiße Blüthen und ist ein kriechendes ausdauerndes Kraut auf den Molukken mit einer wurmförmigen, weißen, faserigen Wurzel, das häufig von den Eingeborenen und Europäern als Salat gegessen wird, dessen Wurzel aber nicht eßbar ist. B. acutifolia *Jacq.*, scharfblätteriges Schiefblatt, B. purpurea *Sw.*, ist ein Strauch auf Jamaika, dessen sehr saure Blätter zu antiphlogistischen und antiskorbutischen Tisanen und äußerlich zu erweichenden Umschlägen bei Geschwülsten angewendet werden. B. discolor *R. Br.*, B. Evansiana *Andr.*, verschiedenfarbiges Schiefblatt, hat einen $1^1/_2$—$2^1/_2$ Fuß hohen, fleischigen, gegliederten, an den Gliedern verdickten und dunkelrothen, zwischen den Blattwinkeln kleine Knollen tragenden Stengel, schief-herzförmige, zugespitzte, am Rande fast eckigfeingesägte, unten blutrothe und glänzende, oben grüne, röthlich geaderte Blätter u. schöne, große, rosenrothe Blüthen. Dieses Gewächs ist in China und Westindien einheimisch u. eine schöne Zierpflanze, deren Kultur fast keine Aufmerksamkeit erfordert, wenn man nur die Knollen trocken und frostfrei durchwintert. Daher findet sie sich auch sehr häufig in den Zimmern der Blumenfreunde. Sie enthält so viel Oxalsäure, daß man mit dem Safte der Blätter und Stengel leicht frische Dintenflecke aus ungefärbten Zeuchen bringen kann. Ebenfalls häufig in Zimmern und Gewächshäusern findet sich B. nitida *Ait.*, glänzendes Schiefblatt, mit aufrechtem, strauchartigem, glattem Stengel, ungleichen, herzförmigen, ausgeschweiften, fast gezähnten, glatten, zugespitzten, sehr glänzenden, fleischigen Blättern, schönen, großen, blaß rosenrothen, wohlriechenden, in gabelständigen Afterdolden stehenden Blüthen; aus Jamaika stammend und mannshoch emporwachsend. Alle Theile sind säuerlich, werden in der Heimath als kühlendes Mittel gegen Skorbut und auf Wunden gebraucht. B. bulbifera Lodd. *Lk.* et *Otto*, zwiebeltragendes Schiefblatt, mit knolliger Wurzel; einfachem, kleine Zwiebelknollen tragendem Stengel, schief-herzförmigen, langgespitzten, fast eckig-gekerbten, etwas gewimperten Blättern, winkelständigen, einblumigen Blumenstielen, großen, fleischrothen Blüthen; aus Mexiko stammend. Die Knollen dieser Zierpflanze werden bei 8—10° Wärme durchwintert, im März in sandgemischte Lauberde gepflanzt, im warmen Mistbeet angetrieben und, ehe die Blätter erscheinen, nur spärlich, dann reichlicher begossen. Die ausgebildete Pflanze verträgt während der Sommermonate einen Standort auf einer geschützten Stellage im Freien, ja kann sogar an einer gut geschützten Stelle ins freie Land gepflanzt werden, wo sie sehr reichlich blüht. B. heracleifolia *Cham.* et *Schlechtend.*, B. radiata *Grah.*, bärenklaublätteriges Schiefblatt, mit kriechendem, dickem, genarbtem Wurzelstocke, wurzelständigen, sehr großen, auf 1—2 Zoll langen, dicken, rauhhaarigen Stielen stehenden Blättern, siebenlappigen, oben kurzhaarigen, unten blassen, an den Rippen rauhhaarigen Blättern, 1—2 Fuß hohen, dicken, sehr rauhhaarigen, am Ende zahlreiche, hübsche, fleischfarbige Blüthen in gabelästigen Afterdolden tragenden Schäften. Diese schöne, in Mexiko einheimische Art liebt im Gewächshause tiefen Schatten und blüht während der Wintermonate bei 12—14° Wärme außerordentlich reichlich. Im Sommer kann sie auch im freien Lande an geschützten, schattigen Orten gezogen werden, eignet sich besonders zur Verzierung der Felspartien, Abhänge &c. Eine der ausgezeichnetsten Arten ist B. incarnata *Lk.* et *Otto*, B. insignis *Grah.*, fleischfarbiges Schiefblatt, dessen schöne, zahlreiche, fleischfarbige, große Blüthen den ganzen Winter hindurch das Warmhaus schmücken; der Stengel ist 3—4 Fuß hoch, strauchartig, aufrecht; die Blätter sind halbherzförmig, langgespitzt, fast eckig, doppelt gesägt, gewimpert, die Afterdolden überhängend, 2—3 gabelig-verästelt; aus Mexiko. B. semperflorens *Lk.* et *Otto*, immerblühendes Schiefblatt, blüht fast das ganze Jahr hindurch, hat einen staudigen Stengel, zugespitzte, fast herzförmige, gekerbte, zwischen den Kerben fein gewimperte, glatte Blätter und zahlreiche, große, weiße, in gabelästigen Afterdolden vereinigte Blüthen; aus Brasilien. B. diptera *Dryand.*, B. suaveolens *Haw.*, wohlriechendes Schiefblatt, hat einen strauchartigen, aufrechten Stengel, ungleich herzförmige, langgespitzte, glänzende, kurzhaarig-feingekerbte Blätter, sehr wohlriechende, weiße, in gabelfaltigen Afterdolden stehende Blüthen; aus Brasilien. Eine neue Art ist B. fuchsioides, eine ausgezeichnete Zierpflanze,

deren Artcharakter aber noch nicht genau ermittelt ist. Sie blüht schon im ersten Jahr sehr reichlich, wenn man im Januar Stecklinge unter Glokken erzogen hat. Sobald diese bewurzelt sind, verpflanzt man sie in immer größere Töpfe bis zu 20zölligen. Sie liebt eine Mischung von 3 Theilen fetter Rasenerde, 2 Theilen verrotteter Düngererde und einem Theile Sand und Holzkohle. Besonders ist das Austrocknen des Ballens zu verhüten. Als Zierpflanzen in den Gewächshäusern lieben die Begonien eine durchaus lockere Damm- oder Lauberde mit etwa ¼ Flußsand gemischt, und eine Unterlage zerstoßener Scherben zur Beförderung der Abwässerung. Große Töpfe und zu viele Nässe sind ihnen nachtheilig. Alle Arten mit ausdauerndem Stengel werden leicht durch Stecklinge im Warmbeet, die knollwurzeligen durch Nebenknöllchen, alle aber auch durch den sehr feinen Samen vermehrt. Im Allgemeinen erfordern sie im Warmhause oder Zimmer eine Temperatur von 10–15° Wärme, im Sommer reichlich Luft und bei häufigem Sonnenschein Schatten. Die Gattung B. gehört zu den unerschöpflichen Pflanzengruppen, von denen immer neue Formen aus den wärmern Ländern zu uns kommen, so daß in den letzten Decennien fast kein Jahr vergangen ist, wo die Gärten nicht durch Begonien bereichert worden wären. Dies ist um so erfreulicher, da keine Art unserer Gewächshäuser unwürdig ist. Besonders Mittel- und Südamerika, namentlich Brasilien, sowie nicht minder Ostindien und Java sind reich an Arten dieser Gattung.

Begräbniß, s. Todtenbestattung.

Begräbnißplatz (Todtenacker, Friedhof, Gottesacker, Kirchhof), der gemeinsame Ort, wohin die Verstorbenen einer Stadt oder eines Dorfes, auch wohl einer bestimmten Konfession beerdigt werden. In den ältesten Zeiten, wo man ein Nomaden- oder Jägerleben führte, war von einem bestimmten B. nicht die Rede, sondern man bestattete seine Todten an dem Orte, wo man sich eben befand, am liebsten in Felsenhöhlen und an Landstraßen, wo man einen einfachen Hügel über der Stelle errichtete, wohin die irdischen Ueberreste oder, wenn man die Todten verbrannte, die Gebeine und Asche beigesetzt worden waren. Im Morgenlande war es gewöhnlich, daß die, welche durch eine Wüste zogen, an dem Orte, wo ein Todter beerdigt worden war, jeder einen Stein auf den Erdhügel legte, so daß diese Grabhügel mit der Zeit zu bedeutender Höhe anwuchsen. Später, als man feste Wohnplätze gewann, bildeten sich mit der fortschreitenden Bildung u. der davon abhängenden Achtung gegen die Todten Familienbegräbnißplätze (Columbaria). Oeffentliche Begräbnißplätze entstanden aber erst dann, als die Menschen sich in Städten und Dörfern vereinigten, wo es an Raum zu Familienbegräbnissen mangelte und polizeiliche Rücksichten desfallsige Anordnungen im Großen erheischten. Daher finden wir bei den Aegyptiern und andern alten Völkern die in Felsen gehauenen weitläufigen Todtenstädte (Nekropolen). Die Hebräer legten ihre Gruben vorzugsweise in Höhlen und schattigen Grotten, in Gärten, an Bergen an, verschlossen sie wegen der Schakale sorgfältig mit großen Steinen u. pflegten sie im Mai (Adar) neu zu übertünchen, um die zur Zeit des Passah zahlreich Vorüberziehenden vor verunreinigender Berührung zu warnen. Wie wir aus den Ueberbleibseln in Palästina und Syrien sehen, gehen diese Begräbnißplätze mit Treppen oder horizontal in die Erde und führen zu mehren Abtheilungen von 6—7 Fuß Länge, meist unter einander, in welche die Leichen geschoben wurden. Die Könige besaßen erbliche und mit vielem Aufwande erbaute Gräber, wie z. B. die Gräber der Könige (2. Chron. 21, 20; 28, 27) nördlich von Jerusalem besondere Vorhöfe hatten. Auf den Gräbern errichtete man Grabmäler, in frühern Zeiten aus rohen Steinen, später in Form prachtvoller Mausoleen, mit allerlei Sinnbildern. Die Griechen, Römer, Gallier, Germanen besaßen anfänglich, wie die Hebräer, meist Familiengrüfte. Am frühesten scheinen öffentliche, gemeinsame Begräbnißplätze die Babylonier gehabt zu haben, indem sich in den Ruinen von Babylon eine große Menge von Urnen und Cylindern mit Todtengebeinen finden. Wiewohl in Rom schon die Gesetze der 12 Tafeln verordneten, daß Niemand außerhalb der Stadt beerdigt oder verbrannt werden solle, machte die Observanz bei den Vornehmen doch frühzeitig eine Ausnahme davon; man hatte Familienbegräbnisse (sepulcra gentilia oder familiaria) auf den Landgütern, in den Gärten, an den Straßen, wo sich die Grabstätten als kleine, mit Anaglypten geschmückte Rotunden oder Vierecke mit Inschriften bemerklich machten. Für Aermere gab es aber gemeinsame Bestattungsplätze. Die Christen hatten während der Verfolgungen keine besondern Begräbnißplätze, sondern bestatteten ihre Todten in freiem Felde, wie die Hebräer und andere Völker (s. Katakomben). Später wurden die Begräbnißplätze in die Nähe der Kirchen verlegt, weil man glaubte, daß die heiligen Stätten, wo zugleich viele Märtyrer ruhten, über deren Grüften man Kirchen zu erbauen pflegte, eine sanftere Ruhestätte gewährten. Auf diese Weise entstanden die Kirchhöfe, welche im ganzen Mittelalter die gemeinschaftlichen Begräbnißplätze bildeten, ja Vornehme fanden nach Konstantins und anderer Kaiser Vorgang ihre Gräber sogar inmitten der Kirchen, die oft so unterminirt wurden, daß sie den Einsturz droheten. Zwar verlangten mehre Kirchenversammlungen Verbote gegen diese Unsitte, allein dieselben wurden umgangen, bis später richtigere Einsichten der Medicinalpolizei und eine bessere Aufklärung diesem für die Gesundheit so nachtheiligen Mißbrauche Schranken setzten. Eben deshalb hat man auch angefangen, in größern Städten die Begräbnißplätze außerhalb der Mauern zu verlegen, und dringt darauf, daß auch in kleinern Orten und Dörfern diese Maßregel, so viel möglich, ausgeführt werde.

In der katholischen Kirche muß bei Anlegung eines neuen B.es die Erde zuvor von dem Bischofe feierlich geweiht werden, und in streng römischen Ländern ist die heilige Stätte Akatholiken verschlossen. Gewöhnlich steht auf dem B.e eine besondere Kapelle. In der protestantischen Kirche findet eine Weihe der Begräbnißplätze nur nach völliger Vollendung derselben, gewöhnlich bei

der ersten Leiche Statt. Die Todtenäcker der griechischen Kirche, besonders in Rußland, liegen außerhalb der Orte, so viel möglich auf Anhöhen und werden durch hohe Fichten eingefriedigt. Die heutigen Juden haben wo möglich ihre Begräbnißplätze in der Nähe der Synagogen, meist aber hat man dieselben weit vor die Städte gewiesen, ihnen auch das Recht der Einfriedigung nicht gestattet, weshalb die jüdischen Begräbnißplätze nur drei Mauern und einen Graben haben, eine Intoleranz, die mit der Zeit theils geschwunden ist, theils immer mehr schwinden wird. Die Leichensteine gleichen den Grenzsteinen, tragen den Namen des Verstorbenen und alttestamentliche Stellen. Bei den Mohammedanern befinden sich die Begräbnißplätze immer an den Straßen, damit die Vorübergehenden für die Todten beten können; es sind übrigens große Gärten, mit Gebüsch bepflanzt und mit Kiosks und Gängen versehen, so daß sie vielfach zu Vergnügungsorten dienen. Nur 2 Todte dürfen in ein Grab gelegt werden. Auf den Monumenten ist der Turban des Verstorbenen, und bei einem gewaltsamen Tode durch die Schnur, Enthauptung, Spießen &c. die Todesart selbst abgebildet, da Todesstrafen keine Entehrung nach sich ziehen. Die Chinesen legen ihre Begräbnißplätze auf Anhöhen an und umgeben sie mit Fichten oder Cypressen oder Mauern, während die Gräber selbst kleinen Häusern gleichen; nur bei den Aermern bestehen sie aus Erdpyramiden.

Unter den Christen erfuhren die Begräbnißplätze lange Zeit eine so große Vernachlässigung, daß sie, mit geschmacklosen und verfallenen Denkmalen und Kreuzen besetzt, mit dem sogenannten Beinhause prangend, durch kleine Familienbegräbnisse oder sogenannte Schwibbögen entstellt, ein Bild wüster Zerstörung und wilder Unordnung aufwiesen und eine Satyre auf die Idee eines christlichen Todtenackers waren. Nur die Begräbnißplätze der Brüdergemeinde machten eine rühmenswerthe Ausnahme, indem sie früher schon wohlgeordneten Gärten glichen und ein reihenweises Begraben der Todten forderten. Unter den ältern Kirchhöfen zeichnet sich der Père la Chaise in Paris aus, der einem herrlichen Parke mit kostbaren Monumenten berühmter Personen ähnlich ist. Wohlangelegte Todtenäcker sind ferner in Berlin, Magdeburg, Leipzig, Frankfurt a. M., Karlsruhe, München und andern Städten. Ueberhaupt ist in der letzten Zeit in fast allen deutschen Städten von einiger Bedeutung, namentlich in den Residenzstädten Wesentliches zur Verbesserung und würdigern Ausschmuckung der Kirchhöfe geschehen. Man hat nicht nur aus Sanitätsrücksichten die Nothwendigkeit der Verlegung der Begräbnißplätze außerhalb der Städte erkannt, und angefangen, für zweckmäßig eingerichtete Leichenhäuser (s. d.) zu sorgen, sondern man hat auch eingesehen, daß die äußere Anordnung dieser Plätze der Kunst zu überweisen sey, welche hier, besonders als Gartenkunst, Bildschnitz- und Bildhauerkunst, fungiren wird. Die Begräbnißplätze galten zu allen Zeiten und bei allen gebildeten Völkern als heilig, namentlich rechneten Griechen und Römer jede Verletzung derselben zu den schwersten Verbrechen. Wo sich mehre Begräbnißplätze vorfinden, da gehört der Todte, wenn er nicht einen besonderen B. gewählt hat, auf den Todtenacker seiner Parochie oder derjenigen, in welcher er starb. Das Areal der Begräbnißplätze ist in der Regel Eigenthum der Kirche. Im Fall der Unvermögendheit dieser ist ihre Erhaltung, respekt. zweckmäßige Einrichtung, Pflicht der Eingepfarrten. Die Anlegung neuer Begräbnißplätze kann bloß unter Genehmigung der kirchlichen Oberbehörden, welche dabei das Gutachten der Medicinalpolizei zu hören haben, erfolgen. Ebenso unterliegt die Wahl besonderer Begräbnißplätze außerhalb des Todtenackers der Prüfung und Approbation dieser Behörde. Zweckmäßig hat man neuerdings für die Todtenäcker den Namen Friedhof vorgezogen und den Todtengräber als Pfleger der heiligen Stätten „Friedhofsgärtner" genannt.

Begriff, im Allgemeinen jeder Gedanke, bei welchem das durch ihn Bezeichnete als bekannt aufgefaßt wird (notio). Weil aber die Art, wie die Gedanken verknüpft werden, wovon die Psychologie handelt, sehr häufig abweicht von der Art, wie sie verknüpft werden sollen, was die Logik lehrt: so muß auch der B. im logischen Sinne des Wortes wohl unterschieden werden von dem B. in psychologischem Sinn. Im Allgemeinen aber unterscheidet man den B. von der bloßen Vorstellung, Anschauung, Empfindung und dem Gefühl dadurch, daß man unter demselben jedes im Bewußtseyn auf bestimmte Weise Aufgefaßte versteht, ohne noch auf die Art des Hineintretens ins Bewußtseyn Rücksicht zu nehmen. Ein B. in psychologischem Sinn nun ist jede Komplexion eines mannigfaltig Vorgestellten, in der die gleichbleibenden Merkmale eines und desselben Dinges über das Veränderliche, und das Gleichartige einer Vielheit von Dingen über das Ungleichartige derselben ein Uebergewicht erlangen. Bei diesem psychologischen B., welcher also eine Art Totalvorstellung ist, kann es nicht fehlen, daß vermöge der psychischen Reproduktion auch veränderliche und besondere Merkmale unter die bleibenden und allgemeinen sich mischen. Anders verhält es sich mit dem B. im logischen Sinn des Worts. Wenn nämlich ein Gedachtes lediglich in Beziehung auf Das festgestellt wird, was in ihm an sich selbst betrachtet liegt, also seiner eigenthümlichen Qualität, seinem Inhalt nach, so ist dieser Gedanke ein B. im logischen Sinn des Worts. Weil nun also der logische B. rein gedacht werden soll, so können auf seinen Inhalt die veränderlichen Bestimmungen der Zeit, der Zahl und der denkenden Subjekte nicht influiren und jeder B. als solcher ist nur einmal vorhanden. B.e, welche an sich denkbar sind, hat man logische Dinge (entia logica) genannt, nicht ganz passend, weil es bei den B.en gar nicht darauf ankommt, ob ihnen ein wirklicher Gegenstand entspricht oder nicht. Die auf den Inhalt sich richtende Beziehung des Denkens heißt Reflexion, und durch sie eben entsteht der logische B. im Gegensatz zum psychologischen. Da aber das reflektirende Denken sich innerhalb der B.e als solcher bewegt, so heißt es auch ein diskursives. Die Reflexion ist zugleich Abstraktion, d. h. sie beschränkt das Denken auf den In-

halt des Gedachten. Der Inhalt als das Wesen des B.s ist entgegengesetzt dem Umfang (ambitus s. sphaera notionis), welcher durch die Menge der Vorstellungen oder Gegenstände bestimmt wird, die durch den B. gedacht werden.

Die B.e theilen sich zunächst in einfache und zusammengesetzte; erstere werden von einem andern nur durch sich selbst, letztere mit Hülfe anderer B.e unterschieden, welche als Mannigfaltiges, als Theile in ihm als dem Ganzen vereinigt sind. Diese Theile heißen Merkmale (notae), d. i. B.e, durch die ein anderer mitgedacht wird. Da demnach jeder B. gleich ist der Gesammtheit seiner Merkmale und jeder B. möglicher Weise in einer Mehrheit anderer als deren gemeinschaftliches Merkmal vorkommen kann, so ergibt sich, daß darin sein Umfang liegt. Der B. ist also die Einheit der in einem abgesonderten Bewußtseyn zusammengefaßten Merkmale. Da der B. durch alle Merkmale zusammengenommen bestimmt, determinirt wird, so ist streng genommen jedes Merkmal gleich wesentlich, weil auch durch die Veränderung eines einzigen Merkmals der B. verschwindet. Ein Merkmal, welches die Bestimmung eines B.s setzt, heißt ein bejahendes (nota positiva); ein verneinendes (nota negativa) hebt die Bestimmung auf. Durch bloß verneinende Merkmale erhält der B. keinen Inhalt, er wird leer und unendlich (notio infinita); er kann also durch bloß verneinende Merkmale nicht bestimmt werden. Ein Merkmal, welches einem B. an sich ohne Vergleichung mit andern zukommt, heißt ein inneres, im Gegentheil ein äußeres. Merkmale, die den B. unmittelbar bedingen, heißen konstitutive, die von ihnen abgeleiteten Attribute. Wenn man bei einem zusammengesetzten B. von einem oder mehren Merkmalen abstrahirt, so vermindert sich der Inhalt und wächst der Umfang des B.s; der durch Weglassung eines Merkmals entstandene B. ist denen, aus denen er entstanden ist, übergeordnet; hieraus entstehen die Verhältnisse der Ueber- und Unterordnung, sowie der Koordination. Koordinirte Merkmale eines und desselben B.s, die also für ihn höhere B.e derselben Gattung sind, haben nichts Gemeinsames als sich gegenseitig determinirend und heißen Disparatbegriffe; disjunkte B.e dagegen sind solche, die auf derselben Stufe der Unterordnung unter einem andern B. stehn u. also wenigstens die Merkmale des ihnen übergeordneten B.s gemein haben. Aus diesen Verhältnissen der B.e entsteht der kontradiktorische und konträre Gegensatz und aus diesem die Principien des logischen Denkens.

Begrüßungen, die bei den verschiedenen Völkern angenommenen Zeichen, durch welche man Anderen beim Begegnen, Besuchen und Abschiednehmen Gefühle von Freundschaft, Liebe, Wohlwollen, Ergebenheit, Verehrung und Achtung zu erkennen gibt. Oft werden sie als schuldiger Tribut von Jemandem gefordert, gewöhnlich aber gründen sie sich auf stillschweigende Uebereinkunft, Sitte und Gewohnheit, und wer die einmal bestehenden nicht beobachtet, zieht sich den Vorwurf der Ungesittetheit und Unhöflichkeit zu. Sie unterliegen einer Menge von verschiedenartigen Abstufungen, und die Art und Weise, wie sie von Jemandem ausgedrückt werden, gibt oft dem Manne von Takt einen Maßstab zur Beurtheilung der Bildungsstufe, auf welcher der Begrüßende steht. Die Begrüßung ist nach Zeiten und Verhältnissen sehr verschieden; bald besteht sie in gewissen Geberden, bald fügt man diesen stummen Zeichen der Gesinnung noch eine ausdrückliche Versicherung oder eine Wunschformel bei. Die Verschiedenheit geht so weit, daß das, was bei einem Volke als Höflichkeitsbezeichnung oder vorzügliche Artigkeit gilt, bei einem andern für ein Merkmal der Ungeschliffenheit gehalten wird. Hinsichtlich der Begrüßungsweise der verschiedenen Völker hängt viel von dem Klima und der Beschaffenheit des Landes, von den Verhältnissen, dem Geiste der Religionen und der Sitte ab. Die Griechen riefen einander beim Kommen, Begegnen und Scheiden *Χαῖρε*! (d. i. freue dich!) zu, weil Frohsinn und Heiterkeit dem leichten Sinne der Griechen als das wahre Lebenselement erschien. Die Römer sagten beim Kommen Ave (sey gegrüßt!), beim Abschied Vale (sey stark), weil Körperkraft, Tapferkeit und Gewandtheit als die ersten Tugenden galten. Bei den Israeliten pflegten sich Personen, die genauer mit einander bekannt waren, wechselsweise die Hand, das Haupt und die Schulter zu küssen. Gewöhnliche Grußformel war der Zuruf: „Friede sey mit dir" (Schalom lecha). In der neuern Zeit unterscheiden sich die Begrüßungsweisen der europäisch civilisirten Völker sehr von denen minder gebildeter. Eine gewöhnliche Begrüßung bei erstern ist das Entblößen des Hauptes, welches früher wohl nur vor Höhern gebräuchlich war, als allgemeine Begrüßungsweise aber erst seit dem 16. oder 17. Jahrhundert in Gebrauch gekommen zu seyn scheint. Die neueste Zeit hat hie und da das Hutabnehmen zum Theil schon wieder verdrängt und dagegen die Begrüßung mit dem bloßen Handgriff nach der Kopfbedeckung eingeführt; jüngst haben sich sogar in manchen Städten Vereine gegen das lästige Hutabnehmen gebildet. In vielen deutschen Ländern hielt und hält man es zum Theil noch für Pflicht des Anstandes, den Damen die Hand zu küssen; dagegen ist in Italien der Handkuß ein Zeichen von Vertraulichkeit, das sich nur die nächsten Freunde erlauben dürfen. Die russischen Damen lassen sich nicht die Hand, sondern die Stirn küssen, und sie würden sich ebenso durch Unterlassung dieser Sitte als durch den Handkuß beleidigt fühlen. Der Spanier sagt: Beso sus manos (ich küsse ihre Hände), obwohl er es nicht thut. In Deutschland begrüßen sich auch Männer oft durch einen Kuß; in England wird dies Zeichen der Freundschaft für unsittlich und anstößig gehalten. Statt der im protestantischen Deutschland üblichen Begrüßungsformeln: „Guten Morgen!" „Ihr Diener!" u. s. w. grüßt man in mehren katholischen deutschen Ländern mit dem vom Papst Benedikt XIII. 1728 empfohlenen Bundesgruß: „Gelobt sey Jesus Christus!" welcher mit dem Gegengruß: „In Ewigkeit. Amen!" erwiedert wird. Der Bergmann ruft dem Bergmann zu: „Glück auf!" Der Russe wirft sich zu den Füßen seines Herrn, umklammert dessen

Kniee und küßt sie. Der Pole verneigt sich bis zur Erde oder wirft sich ebenfalls zu Füßen oder küßt die Schultern, u. der Böhme (auch der gemeine Pole) küßt die Kleider dessen, gegen den er ehrerbietig seyn will. Die romanischen Völker nehmen bei ihren Abschiedsformeln zunächst auf die Religion Rücksicht, daher kommt das italienische Addio in allen romanischen Sprachen modificirt vor. Die am Meere wohnenden Völker, die sich viel mit der Schifffahrt abgeben, drücken das Lebe wohl! mit: „Fahre wohl!" (engl. farewell, schwed. farval, holl. vaar wél) aus, weil der Wohlstand dieser Länder von einer glücklichen Schifffahrt abhängt. Die slavischen Völker drücken das Lebe wohl! ganz abweichend von den oben genannten Nationen aus. Der Russe sagt: Proschtschai oder Prosti, von proschtschat' und prosstit', d. h. verzeihen, vergeben. Der Ausdruck: „Verzeihe!", „Vergib!" schreibt sich von der Kirche her; wenn nämlich in früheren Zeiten Jemand aus dem Kloster trat, so sagte er beim Abschiede zu seinen Freunden: „Vergib!" (nämlich wenn ich etwas Unrechtes begangen habe). Der Slovene sagt: Sdrávo, gesund, oder: Sdrav ostáni, bleibe gesund, auch: Bóg de chivi, Gott mache dich leben (beim Anwünschen der Gesundheit); hier spricht sich die slavische Gemüthlichkeit aus. Die Bewohner von Schumadia in Serbien grüßen seltsamerweise beim Begegnen mit den Worten: „Gibt es Eicheln?" (d. h. geht es gut?), welcher Ausdruck seine Erklärung darin findet, daß in Schumadia ein wahres patriarchalisches Leben herrscht und die Bewohner ein Hirtenvolk sind, dessen sämmtliche Ideen sich auf das Gedeihen der Heerden beziehen.

Fast bei allen Völkern gelten wechselseitige Berührungen als Ausdruck freundschaftlicher Gesinnungen; Händedruck, Umarmung und Kuß sind auch bei nichteuropäischen Völkern Zeichen der Achtung und Liebe. Einige Völker berühren noch andere Theile des Körpers bei der Begrüßung. So drücken die Lappländer, wenn sie sich begrüßen, die Nasen fest aneinander. Auf einigen der größern Cykladen benetzt man sich die Haare beim Begegnen, die alten Franken sollen sich ein Haar ausgerauft und es der Person, die sie begrüßten, überreicht haben. Der Türke schlägt beide Hände über einander, legt sie auf die Brust u. beugt sich mit dem Kopfe gegen den, welchen er grüßt. Der gemeine Araber in Arabien und in Nordafrika sagt: Salem aleikum (Friede sey mit euch!) dann legt er die Hand auf die Brust, um anzudeuten, daß ihm der Wunsch von Herzen gehe; der Begrüßte erwiedert: Aleikum essalam (mit euch sey Friede!). Vornehmere Araber umarmen sich zwei- bis dreimal, küssen einander auf die Wangen und erkundigen sich gegenseitig zwei- bis dreimal nach ihrem Befinden, wobei jeder seine eigene Hand küßt. Die Araber der nach ihnen benannten Wüste geben sich sechs- bis zehnmal die Hand. In Jemen erlauben die vornehmen Personen, doch erst nach langem Weigern, daß man ihnen die Finger küsse. Bei den Beduinen in der Gegend von Mekka und in Jemen sagt man gewöhnlich nach dem Gruße eine Stelle aus dem Koran oder Worte Mohammeds. Die Hindus in Bengalen berühren mit der rechten Hand die Stirne und beugen den Kopf vorwärts. Wollen sie sich tief verbeugen, so legen sie erst die rechte Hand auf die Brust, berühren dann mit dieser Hand die Erde und zuletzt die Stirne. Dabei nennen sie sich „unterthänige Sklaven" des Begrüßten. Die Bewohner der manillischen Inseln beugen den Leib sehr tief, legen die Hände auf ihre Backen, halten ein Bein in die Höhe und die Kniee gebogen. Auf der Insel Sumatra neigt sich der Grüßende, bittet um den linken Fuß Dessen, den er grüßen will, kniet dann auf die Erde und berührt mit diesem Fuße seinen Wirbel, Stirn, Brust und Knie. Hierauf berührt er mit seinem Kopfe die Erde und bleibt einige Augenblicke auf dem Bauche ausgestreckt liegen. Ueberhaupt tragen die meisten Begrüßungsarten im Oriente das Gepräge einer sklavischen Denkart, und die uralte Sitte, sich vor vornehmen Personen niederzuwerfen, oft auch ihnen die Füße zu küssen, hat sich daselbst bis in die neueste Zeit erhalten. Die Perser begrüßen den Fremden, den sie zu einem Gastmahle einladen, folgendermaßen: der Wirth geht seinem Gaste eine Strecke entgegen, bewillkommt ihn mit den ehrfurchtvollsten Komplimenten, läuft dann schnell zurück bis an die Thüre seines Hauses und erwartet hier den Ankommenden, um ihm noch einmal mit denselben Ceremonien seine Hochachtung zu bezeigen. Begegnen sich in China zwei Personen zu Pferde, so steigt der Niedere vom Pferde ab und läßt stehend den Höhern vorbei. Hier gibt es auch eigene Grüße für Mannspersonen, andere für Frauenzimmer. Begegnen sich bekannte Männer, so schlagen sie die Hände auf der Brust oder über dem Kopfe zusammen, verneigen den Kopf und sagen dabei: Tsin, tsin, ein Kompliment ohne bestimmte Bedeutung. Bei den B. solcher Personen, die auf höhere Achtung Anspruch machen können, schlägt man zuerst die Hände zusammen, hebt dann beide in die Höhe und läßt sie endlich bis auf die Erde sinken. Freunde, welche sich nach langer Trennung wiedersehen, fallen wiederholt auf die Kniee nieder und beugen sich mit dem Kopfe bis zur Erde. Dabei sprechen sie: Na so? (ist bis hierher Alles glücklich gegangen?) oder: Yung so (das Glück ist auf deinem Gesichte abgebildet). Frauenzimmer grüßen sich mit den Worten: Van so (alles Glück sey auf deiner Seite)! Kinder müssen vor ihren Aeltern und Dienstboten vor ihrer Herrschaft auf die Kniee fallen. In Japan muß der Geringere vor dem Vornehmern seine Sandalen ausziehen, die rechte Hand in den linken Aermel stecken, die Arme langsam bis an die Kniee herabgleiten lassen, mit kurzen, abgemessenen Schritten hin und her wankend vor dem Andern vorübergehen und mit furchtsamen Geberden rufen: Augh, augh! (füge mir kein Leid zu!) In Siam wirft sich der Geringere vor dem Vornehmern zur Erde. Hierauf schickt dieser Jemanden aus seiner Begleitung, welche bei Standespersonen sehr zahlreich ist, zu ihm und läßt untersuchen, ob der Begrüßende etwas Uebelriechendes gegessen habe oder bei sich führe. Wenn dies der Fall ist, so empfängt er von dem Vornehmen einen Fußtritt

und muß sich alsbald entfernen. Im entgegengesetzten Falle hebt ihn der Bediente auf. Frauenzimmer, auch schon bejahrte, werden mit Namen begrüßt, die von den kostbarsten und schönsten Dingen entlehnt sind, bei welchen aber nie das Beiwort jung fehlen darf, als: junger Diamant, junges Gold, junger Himmel, junge Blume rc. Wenn Freunde sich ihre gegenseitige Freundschaft zu erkennen geben wollen, so ritzen sie sich ein wenig in die Hand und saugen einander das Blut aus der Wunde. Auf der Insel Ceylon legt man bei der Begrüßung die flache Hand an die Stirne u. verbeugt sich tief dabei. Vor einem Vorgesetzten wirft man sich auf die Erde und spricht dessen Namen und Würde wohl 50mal aus, während der Obere sehr ernsthaft vorüberschreitet und den Begrüßenden kaum eines Kopfnickens würdigt. Auch bei den meisten afrikanischen Völkern sind die Begrüßungsweisen durchaus sklavisch. Die Abyssinier fallen auf das Knie und küssen die Erde. Einige Negerstämme ergreifen einander bei den Händen und ziehen sich die Finger so heftig an, daß sie knacken; andere schnippen beim Begegnen mit den Fingern, ziehen sich den Kamm aus den Haaren und stecken ihn wieder ein; die Neger auf Sierra Leone beugen den rechten Ellenbogen so, daß die Hand an den Mund kommt, worauf der Begrüßte dasselbe thut, dann werden Daumen und Zeigefinger zusammengelegt und langsam zurückgezogen. In Unter-Guinea faßt man die Finger des zu Begrüßenden, bringt sie in eine besondere Lage, druckt sie, schnappt schnell damit und spricht dabei: Akkio! akkio! (dein Diener! dein Diener!) Auf der Goldküste von Ober-Guinea umarmen sich Freunde, fügen die zwei ersten Finger der rechten Hand dergestalt zusammen, daß sie knacken, beugen den Kopf und sprechen wiederholt: Auzi! auzi! (guten Tag! guten Tag!) Standespersonen rufen nach dem Fingerknacken: Bere! bere! (Friede! Friede!) Die Mandingos fassen bei der Begrüßung einer Frau deren Hand, bringen sie an ihre Nase u. beriechen sie zweimal. Von den reitenden Mauren in Marokko werden Fremde auf eine Art begrüßt, wodurch sie leicht in Schrecken gesetzt werden können. Der Maure reitet nämlich im Galopp auf den Fremden zu, als wollte er ihn überreiten; dann hält er plötzlich an und feuert unter der Nase des Fremden das Gewehr ab. Personen von gleichem Stande grüßen sich beinahe auf europäische Art. Sie schütteln sich die Hände und küssen sich gegenseitig, besonders wenn sie Freunde sind, Gesicht und Bart. Die Aegypter strecken die Hand aus, legen sie auf die Brust und neigen den Kopf. Als besondere Artigkeit gilt der Kuß auf die eigene Hand, welche man dann auf den Kopf legt. Den vornehmen Männern, aber nicht den Frauen, küßt man die Hand. Niedere Offiziere halten den höhern beim Aufsteigen auf das Pferd den Steigbügel. Im Divan zieht der Niedere dem Höhern einen Pantoffel aus, legt ihn neben sich und empfängt von dem Andern den nämlichen Gruß. In Kairo gibt es an 20 verschiedene Arten, einem Bekannten guten Morgen zu wünschen, z. B. wenn Jemand sagt: „Möge Dein Tag weiß seyn!“ so lautet die Erwiederung: „Möge der Deinige wie Milch seyn!“ In Aethiopien faßt man die rechte Hand dessen, dem man Achtung bezeigen will, u. bringt sie an den Mund, nimmt ihm auch wohl die Leibbinde ab und bindet sich dieselbe fest um, so daß der Begrüßte einige Zeit halb nackt bleibt. In andern Gegenden Afrika's zieht man sich die Kleider aus, fällt aufs Knie, senkt den Kopf bis auf die Erde u. bedeckt sich mit beiden Händen Kopf und Schultern mit Sand. Viele seltsame Umständlichkeiten sind aber besonders bei den Völkerstämmen des nordwestlichen Amerika mit dem Grüßen verbunden. Wenn sich zwei Haufen Indianer begegnen, so machen sie in einer Entfernung von 20—30 Schritten Halt, legen sich auf die Erde und bleiben einige Augenblicke ganz still liegen. Dann treten die beiden Aeltesten jeder Partei vor und erzählen einander sehr umständlich ihre auf der Reise bestandenen Gefahren. Sobald diese Erzählungen beendigt sind, fangen Alle an zu seufzen. Diese Seufzer geben allmählig in ein abscheuliches Geschrei über, worin es vorzüglich die jungen Mädchen den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft zuvorzuthun suchen. Unter diesen herzzerreißenden Beweisen der Theilnahme nähern sich beide Theile einander, aber jedes Geschlecht besonders. Nachdem nun Tabakspfeifen herumgegeben worden sind, verwandelt sich das Trauerkoncert in fröhliches Lachen. Die Art, wie sich die Eingeborenen des südlichen Amerika begrüßen, ist kurz. Die Anrede ist: Ama re ka? (Du?) und die Antwort: A! (Ja!) Auf Otaheiti, in Australien und überhaupt auf den Gesellschafts- u. Freundschaftsinseln berühren die Grüßenden einander die Nasenspitzen. In Neu-Guinea bedeckt man sich das Haupt mit Baumblättern, was nicht bloß als Gruß, sondern zugleich auch als Zeichen des Friedens gilt. Von eigenthümlicher Art und genau geregelt sind die militärischen B.en, sowie die der Schiffe, s. Salutation.

Beguinen (oder Beguttten, Beguinae, Beguttae und Begharden), der älteste weltliche Frauenverein zu frommen Zwecken, der Mehrzahl seiner Mitglieder nach von Wittwen und ältern losen Jungfrauen gebildet. Die B. legten kein Klostergelübde ab, bildeten keine abgeschlossene Gesellschaft, standen mitten inne zwischen Kloster und Welt, dem Wesen nach gewissermaßen den Diakonissinnen, der äußern Form nach den protestantischen Klosterfrauen zu vergleichen. Sie werden zuerst im 11. Jahrhundert genannt und begründen gleichsam von Neuem christlich-stilles Gemüthsleben nach düsterer wilder Zeit. Reiner Sinn und Wandel sollte bewahrt werden in Gemeinschaft, da es einzeln schwer, wenn nicht unmöglich war. Die Niederländer nennen die heilige Beggha, Tochter Pipins von Landen, des Majordomus in Austrasien, die Mutter Pipins von Heristall, als Namen gebende Stifterin. Sie soll 696 das Kloster der Chorfrauen zu Ardenne an der Maas (Namur) gestiftet haben und daraus sollen die B. hervorgegangen seyn. Andere behaupten, der Priester Lambert le bègue (der Stammler) habe in Lüttich 1180 das erste Beguinenhaus errichtet. Aber die älteste Urkunde der B., 1065 zu Vilvoorden in Brabant ausgestellt,

widerstreitet beiden Angaben. Auch bestätigt die in den Nonnenklöstern des 11. Jahrhunderts herrschende Entartung jene oben erwähnte sich selbst gleichsam bildende Entstehung. Den Namen leitet Mosheim vom niederdeutschen alten Beggen, Beggeren, Bedgan, Bidgan (= eifrig bitten, beten), ab. Aus den Niederlanden kamen die B. nach Deutschland. Manche andere mochten wohl aus dem 1100 zu Waldsee in Schwaben errichteten Beguinenhause hervorgegangen seyn. Im 12. Jahrhundert wird nur das zu Lüttich (1180) erwähnt; aber im 13. kommen Beguinenhäuser zu Löwen, Brüssel, Brügge, Nivelles, Antwerpen, Gent, Valenciennes, Herk, Diest, Mecheln vor; in Hamburg 1255, in Magdeburg und in Goslar 1266. In Deutschland heißen die B. hin und wieder **Begutten**; in Frankreich u. der Schweiz nannte man sie **Reuerinnen**, **Klausnerinnen** (Reclusae, lebenslängliche B.), unsere Betschwestern. Ludwig IX., jener heilige französische König, begünstigte die B. sehr, schenkte ihnen Häuser in Paris und andern Städten u. bedachte sie durch Vermächtnisse. Im 13. Jahrhundert zählte man im Gebiete von Köln 2000 B., eben so viel bei Nivelles, 1300 bei Cambray. Namentlich mehrten die Kreuzzüge ihre Zahl. Die Wohnungen der B. führten in den Niederlanden den Namen **Beguinagia**, **Beguinasia** (Beguinereien). Ein großer Hof (Curia) umschloß eine Menge kleiner Häuser, die man einzeln oder zu zweien bewohnte. In der Mitte standen Kirche, Krankenhaus und Herberge für Hülfsbedürftige. In Deutschland, Frankreich und anderwärts bestanden die Beguinereien aus einem Wohnhaus, nebst Kirche und Krankenhaus. Man erkennt hierin leicht das Vorbild der Brüder- u. Schwesternhäuser unserer Herrnhuter. Auch bei Verwandten wohnten die B. hier und da; doch mußten sie immer in allgemeiner Versammlung erscheinen. Handarbeit, besonders Weberei gewährte genügenden Unterhalt. In ärmern Beguinereien wurde ein Theil des Erworbenen zur gemeinsamen Kasse gegeben, aus welcher die Gebäude erhalten, Kranke und Fremde verpflegt, Priester und Verwaltungsbeamte bezahlt wurden. Nur die reichern und zahlreicher bewohnten Beguinenhäuser hatten eigene Priester, die ärmeren bedienten sich der Parochen. Gewöhnlich deckte das gemeinschaftliche Eigenthum, aus Vermächtnißertrag, Erbzins und außerordentlichen Spenden bestehend, den nöthigen Aufwand. Jede Begnine konnte in der Regel über ihr Privateigenthum verfügen; doch war in vielen Begninereien ein Einkaufsgeld (in den Niederlanden von Wittwen der Bau des zu bewohnenden Häuschens) und die Vererbung des Nachlasses verstorbener Glieder an die Gesellschaftskasse ausbedungen. Jeder Verein hatte eine frei gewählte Vorsteherin (magistra), oft auch eine Subpriorin; bei sehr zahlreichen Vereinen gab es mehre Vorsteherinnen, denen Kuratoren, meist Bettelmönche, beigeordnet waren. Oberaufseher war der Diöcesanbischof; doch waren die Beguinereien als weltliche, päpstlich nicht bestätigte, keinem geistlichen Orden angehörende Anstalten der Gerichtsbarkeit weltlicher Obrigkeit untergeben. Der Vorsteherin war Keuschheit und Gehorsam gegen die vorgeschriebenen Gesetze für die Dauer des Aufenthalts anzugeloben. Der Rücktritt ins Privatleben stand frei, Verheirathung erforderte keine Dispensation. Am strengsten waren die Statuten des straßburger Beguinenhauses von 1276, das selbst alles Privateigenthum der Austretenden zurückbehielt und vor der Aufnahme ein Probejahr bestimmte. Uebrigens standen die Beguinereien unabhängig von einander und unterschieden sich bei gleicher Lebensweise doch in der Farbe der Kleidung. Die meisten trugen Dunkelgrau oder Braun, in Niedersachsen Himmelblau; in Schnitt nach einfacher Tracht ehrbarer Bürgerinnen, da die Mehrzahl dem niedern Stande angehörte; den Kopf bedeckte ein weißer Schleier. Mit Erziehung junger Mädchen zu B. beschäftigte man sich in den Häusern zu Straßburg und in den Niederlanden. Fleiß, Ehrbarkeit, Frömmigkeit, Krankenpflege, Barmherzigkeit, Beschützung Verlassener, Rettung Gefallener, Erziehung Unmündiger, dies die allgemein anerkannten Tugenden der B. Daher wurden ihnen Schutzbriefe der Päpste und Landesherren, schirmende Synodalbeschlüsse, reiche Schenkungen und andere wichtige Vorrechte zu Theil, und in der That machte der Neid und Haß der argen Welt, namentlich der Bettelorden, die Armen und Schwachen solcher Bevorzugung bedürftig. Doch blieben sie nicht völlig tadellos; 1244 beschloß die Synode zu Fritzlar der wiederholt vorgekommenen Ausschweifung wegen, daß man erst mit dem 40. Jahre Mitglied dieser Anstalt werden dürfe. Die Synode zu Lüttich 1287 erklärt handeltreibende B. ihrer Vorrechte verlustig. Auch wird Betteln und ungehöriger Aufenthalt in den Städten, namentlich vertrauter Umgang mit Begharden, gerügt.

Anfangs nur Nachahmer der B., erscheinen die **Begharden** (**Beguini**, männliche Beguinen) seit 1215 als besondere Gesellschaft von Männern und Jünglingen in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich. Auch sie gehören den niedern Ständen an, nähren sich durch Weberei, kleiden sich und wohnen wie die weiblichen B. und trachten denselben Tugenden nach; doch fehlte ihnen öfter zum Wollen das Vollbringen; sie wurden nicht so beliebt und zahlreich als jene, hielten nirgends eigene Priester, zogen sich auch häufig verdienten Tadel weltlicher Obrigkeit zu. In Frankreich, namentlich im Süden, waren die Beguini gegen Ende des 13. Jahrhunderts am zahlreichsten und verbreiteten sich auch nach Italien. Schon begann aber ihr Ruhm zu sinken; Müßiggänger, Landstreicher, heuchlerisch Fromme wurden mit ihnen verwechselt und zusammengestellt. Als Betbrüder, Frömmlinge, Papelarden, Pfaffenknechte (beggihardi, bacquardi, banquardi) wurden sie verspottet und selbst mit den Lollharden (s. d.) vermischt. Als die Begharden bei ihren Zusammenkünften seit Ende des 13. Jahrhunderts ihre hohe Meinung von göttlicher Erleuchtung der Laien, den Priestern gegenüber, immer mehr geltend machten, wurden wenigstens diejenigen ihrer Vereine, welche solcher Ketzerei überwiesen werden konnten, Gegenstand der heftigsten Verfolgung. Ausgemacht ist, daß einzelne Beghardengesellschaften

sich anstecken ließen, auch manche weibliche Beguinenhäuser nicht frei blieben von Religionsschwärmerei in ausschweifendem Sinne. Schon die 4. lateranensische Synode hatte 1215 daher ein Verbot ergehen lassen gegen Errichtung neuer Orden, was öfters zu Bedrückung der B. und Begharden gemißbraucht ward. So verloren sich denn, besonders die Begharden, immer mehr unter Franciskanern und Dominikanern, wenn gleich Namen und alte Lebensweise noch lange beibehalten wurden. Ludwig der Bayer (1313—47) trat dem Papste kühn entgegen zu Gunsten jener Sekten, namentlich der in Deutschland unbescholtenen B. und Begharden. Aber seit 1367 und 1369, als Karl IV. in Gemeinschaft mit Urban V. (1362 — 70) strenge Untersuchungen über jene Parteien ergehen ließ, wurde ihr Stand immer schwerer. Sie fanden zwar auch jetzt noch Gönner, die ihren Verdiensten Anerkennung zu verschaffen wußten, namentlich ihnen päpstliche Schutzbriefe (so von Gregor XI., Bonifaz IX.) auswirkten; nichtsdestoweniger gingen die Beghardengenossenschaften noch im 14. Jahrhundert gänzlich ein. Die Beguinen dagegen erhielten sich hier und da am Rhein und in den Niederlanden; Beguinenhäuser wurden noch im 15. Jahrh. zu Görlitz, Rochlitz, Lübeck, Leipzig gegründet; auch in Pommern und im Mecklenburgischen finden sich deren noch. Doch nannte man sie in Deutschland nun lieber Seelenweiber und ihre Häuser Seelenhäuser, da der ursprüngliche Name fast verächtlich geworden war. Die B. Niederdeutschlands nahmen die Reformation überall an; ihre Häuser wurden in manchen Städten zu Hospitälern benutzt. Nur in den Niederlanden dauerten sie bis ins 18. Jahrhundert. Vorzügliches Ansehen genossen sie im 17. Jahrhundert, da sie mit Zustimmung des Erzbischofs von Mecheln die Verehrung der h. Beggha als Schutzpatronin ihrer Häuser feierlich in ihren Kirchen einführten (1627 — 29); die Statthalterin der Niederlande Isabella Clara Eugenia unterstützte sie dabei eifrig. In Brüssel, Antwerpen und Mecheln gab es noch in später Zeit B., in Mecheln allein 1780 über 1000. Desgleichen war in Amsterdam im 18. Jahrhundert noch ein Beguinenhaus. Vgl. Mosheim, De Beghardis et Beguinabus, Leipzig 1790; Hallmann, Geschichte des Ursprungs der belgischen Beghinen, Berl. 1843.

Beguins rauchender Schwefelgeist (Spiritus Beguini, flüchtige Schwefelleber), eine als antarthritisches Heilmittel gebräuchliche Verbindung, die man aus 3 Theilen gelöschtem Kalk, 2 Theilen Salmiak und 1 Theil Schwefel erhält, wenn sie in einem passenden Destillirapparate destillirt werden. Es ist eine orangegelbe, an der Luft rauchende Flüssigkeit, von durchdringendem Geruch nach Schwefelwasserstoff und Ammoniak. Mit Weingeist ist diese Verbindung in jedem Verhältniß mischbar, nicht mit Aether. Mit der dreifachen Menge Weingeist vermengt, stellte sie den Liquor antipodagricus s. Tinctura Sulphuris volatilis Hoffmanni dar.

Behaim (Böheim, B. von Schwarzbach), altadeliges nürnbergisches Geschlecht, das aus Böhmen stammt und seit der Mitte des 13. Jahrhunderts in Nürnberg ansässig war, wo es noch jetzt als freiherrliches Geschlecht (von B.) blüht. Matthias B. war Mönch zu Halle und ums Jahr 1343 Verfasser einer deutschen Bibelübersetzung, von welcher eine Handschrift, die 4 Evangelien u. die Psalmen, nebst einem Magnifikat u. athanasianischen Symbolum enthaltend, auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig sich befindet. Weit berühmter ist der Kosmograph Martin B. (Martinus de Boemia, Bohemus), geboren zu Nürnberg 1430, oder wahrscheinlicher 1436. Er erlernte die Kaufmannschaft und legte sich besonders auf den Tuchhandel, trieb aber daneben eifrig mathematische, später auch nautische Wissenschaften. Seit 1455 machte er große Handelsreisen, konditionirte anfangs in Salzburg u. im Oesterreichischen, ging 1457 nach Venedig und hielt sich 1477 — 1479 in Mecheln, Antwerpen u. Wien auf. Von 1480 — 1484 lebte er in Portugal, wo sich damals auch Columbus aufhielt, mit welchem B. wahrscheinlich bekannt wurde, wiewohl nicht nachzuweisen ist, welcher Art die Beziehungen gewesen, die zwischen Beiden entstanden. König Johann II. beauftragte B. um 1483 mit der Anfertigung eines Astrolabiums u. der Berechnung von Deklinationstafeln und ernannte ihn (wahrscheinlich zum Lohn dafür) zum Ritter des Christusordens. In den Jahren 1484 und 1485 theilte B. mit dem Admiral Cano den Oberbefehl über eine Flotte, welche eine Entdeckungsreise der Westküste Afrika's entlang machte. Er untersuchte die Inseln an jener Küste, gelangte bis an die Mündung des Zaire oder Kongoflusses u. untersuchte die benachbarten Küsten von Südafrika. Nach einer Abwesenheit von 19 Monaten kam er nach Lissabon zurück, wo seine Verdienste Anerkennung fanden. Im Jahre 1486 ging er nach der azorischen Insel Fayal, wo eine flämische Kolonie bestand, deren Statthalter, Jobst von Küster, B.s Schwiegervater wurde. Hier wohnte B. bis zum Jahre 1490, dann besuchte er, mit Ehren und Reichthümern überhäuft, noch einmal seine Vaterstadt Nürnberg, verweilte daselbst von 1491 — 1493 und verfertigte zum Andenken einen großen Globus, der noch jetzt im Besitz der Familie sich befindet und ein Meisterwerk der damaligen Zeit ist. Er hat 1 Fuß 8 Zoll im Durchmesser, ist mit der Feder gezeichnet und illuminirt und mit einer Menge handschriftlicher Bemerkungen über fremde Länder beschrieben. Obgleich die behaimsche Erdkugel alle Spuren von der damaligen Unbekanntschaft mit dem wahren Umfange der Erde u. der Beschaffenheit der Länder an sich trägt, so ist sie doch für die Geschichte der Entdeckungen von äußerst großem Werthe und ein wichtiges Denkmal der geographischen Kenntnisse jener Zeit. Sie wurde mehrmals abgebildet und genau beschrieben, z. B. in Doppelmayrs „Historische Nachrichten von nürnbergischen Mathematicis und Künstlern" (Nürnberg 1730). B. kehrte 1493 über Flandern und Frankreich nach Portugal zurück, hielt sich nochmals von 1494 — 1506 auf Fayal auf und ging dann wieder nach Lissabon, wo er am 29. Juli 1507 †. Man hat fälschlich behauptet, er habe Amerika, die magel-

lanische Meerenge u. die Azoren entdeckt. Auch haben die neuesten Untersuchungen es wahrscheinlich gemacht, daß weder Columbus, noch viel weniger aber Magellan erst auf seine Mittheilungen hin ihre Entdeckungen gemacht haben. Aber seine Verdienste um die Entdeckungen seiner Zeit und die Fortschritte der Nautik und Geographie bleiben dessenungeachtet sehr anerkennenswerth. Vergl. Murr, Diplomatische Geschichte des berühmten Ritters von B., Nürnberg 1778; 2. Aufl., Gotha 1801; A. von Humboldt, Kritische Untersuchungen etc., deutsch von Ideler, Berlin 1836, 1. Bd.

Behaim (Beham), Michael, gewöhnlich Poeta Weinsbergensis genannt, berühmter Meistersänger des 15. Jahrhunderts, geboren 1421 zu Sulzbach an der Murr in der Herrschaft Weinsberg. Ob er aus der Familie des Martin B. entstammt, ist ungewiß; doch leitete er selbst seinen Ursprung aus Böhmen her. Sein Vater war ein Weber, und er selbst ernährte sich eine Weile durch das vom Vater erlernte Handwerk. Da er aber dichterische Anlagen zeigte, so nahm ihn sein Herr, Konrad von Weinsberg, von dem Gewerbe weg, zog ihn an die Fürstenhöfe und veranlaßte ihn dadurch, sich lediglich der Singkunst zu widmen. Nach dem Tode seines ersten Herrn kam er zum Markgrafen Albrecht von Brandenburg, wanderte dann eine Zeit lang in Deutschland umher, kam auch nach Lübeck und wandte sich von da an den mit dem brandenburger verwandten Hof von Dänemark. Die Königin empfing ihn huldvoll und schickte ihn zu ihrem Gatten, Christian von Oldenburg, nach Norwegen; dieser nahm ihn gut auf, und B. begleitete ihn eine Zeit lang und kehrte mit ihm nach Kopenhagen zurück. Nachdem er sich an Christians Hof einige Zeit aufgehalten, begab er sich wieder nach Brandenburg. Späterhin kam er an den Hof Herzog Albrechts von Bayern, dem er in einem Gedichte ein ausführliches Horoskop stellte, obgleich er sonst der Wahrsagerei abhold war. Alsdann finden wir ihn im Dienste des Herzogs Albrecht von Oesterreich, und damals machte er vielleicht die freundlichen Gedichte zum Lobe Oesterreichs und der wiener Universität, sowie das Spottlied gegen die Hussiten, deren heftiger Gegner er war. Von Wien ging er zu dem Grafen Ulrich von Cilly, dem Vertrauten des jungen Königs Ladislaus von Ungarn. Damals verfaßte er verschiedene Gedichte über die Türkenangelegenheiten. Diese und seine übrigen historischen Gedichte sind das Bedeutendste in seinen Werken; sie setzen unter veränderten Verhältnissen Suchenwirts Ehrenreden fort, sind aber überall zu viel größerm Umfang angewachsen u. stehen jenen an dichterischem wie historischem Werthe weit nach. Von einem Augenzeugen hatte er sich den Stoff zu einem Gesang über die 1444 so unglücklich endigenden Türkenkriege des Königs Wladislaw von Polen gegen den Sultan Murad verschafft. Die Thaten des Johann Gisgraw, des tapfern Feldherrn der Elisabeth, Wittwe König Albrechts; die ungarischen Erbgeschichten zur Zeit Kaiser Friedrichs III.; die Eroberung von Konstantinopel 1453; die Ermordung seines Patrons, des Grafen von Cilly 1456: Alles besang er und Alles zum Preis seines Dienstherrn. Gleichwohl fiel er zuletzt in Ungnade und mußte Ladislaus' Hof verlassen. Bald darauf treffen wir ihn an Kaiser Friedrichs Hofe. Er machte 1462 den bekannten Aufstand der Wiener mit und hielt mit dem Kaiser die Belagerung durch Erzherzog Albrecht und den Bürgermeister Holzer aus. Auf diese Begebenheit machte er ein Gedicht, dessen Weise er die Angstweise nannte. Hier schüttet er seinen ganzen Grimm über die Wiener, „die Handwerker, Schälke und Lasterbälge", aus. Leider war es bloße Fürstendienerei, die ihn zu diesem Hasse der niedern Stände, denen er selbst angehörte, verleitete, wie er auch sonst bei jeder Gelegenheit seinen Zorn an den Reichsstädten ausläßt, an den Bürgern, den Schneidern und Bauern, wie er sie nennt, deren Emporkommen u. frische Strebsamkeit selbst ein Aeneas Sylvius bewunderte. Dem Fürsten und dem Adel predigt er, wenn er gegen die Türken aufruft, von Arthur und Karl vor, und hoffte Unterstützung seiner Kunst von ihnen, die nirgends einen Sinn dafür hatten. Bei Friedrich hatte der weltunkundige Mann gehofft, sein Leben in Ruhe beschließen zu können; allein bald klebte der Name eines „Kaiserers" so fest und entehrend an ihm, daß man ihm zuletzt selbst an des Kaisers Hofe die Thür wies und Speise und Trank versagte. Als er nun anfing, gegen Fürsten, Geistlichkeit und Adel in frischem Zorn Gedichte zu schreiben, oder höhnend zu rühmen, wie wohl es in der Christenheit stehe, wie der Papst mit allen Geistlichen sich wacker und von aller Hoffart und Weltlichkeit ferne hielte, wie alle Orden ihre Regel, alle Richter nach Gottes Willen unbestochen aufs Recht hielten, alle Priester das lehrten, was sie selbst thäten, wie der Kaiser in Eintracht mit aller Welt und nur mit den Türken in rastlosem Kriege stehe, wie überall Friede und Sicherheit herrsche, Ungeld und Schatzung u. falsche Münze unerhört sey, und jeder Stand sich untadelhaft zeige, so mußte er denn auch von Wien aus seinen Wanderstab weiter setzen und fand endlich eine Zufluchtsstätte an Pfalzgraf Friedrichs Hof in Heidelberg, wo seit der Stiftung der Universität einiger literarischer Sinn herrschte. Hier schrieb er mit dem Kaplan Mathis von Kemnat ein großes Heldengedicht: „Friedrich I." Die meisten von B.s Gedichten sind noch ungedruckt; eine Anzahl derselben hat Büsching herausgegeben in seiner „Sammlung für altdeutsche Literatur und Kunst". Ein „Buch von den Wienern" hat Karajan (Wien 1843) herausgegeben. Derselbe veröffentlichte auch zugleich mit acht kleineren Dichtungen B.s die Gedichte „Von der hohen Schule zu Wien" und „Von dem König Ladislaus, wie er mit den Türken streitet", in den „Quellen u. Forschungen zur Geschichte der vaterländischen Literatur u. Kunst" (Bd. 1, Wien 1848).

Beham, deutsche Künstlerfamilie zu Ulm und Nürnberg; berühmt daraus sind: Barthel, Maler u. Kupferstecher aus der Schule Albrecht Dürers, geboren 1502, nach Andern 1496 zu Nürnberg, besuchte zweimal Italien, arbeitete daselbst lange unter Marc Anton und † zu Rom 1540. Seine Gemälde zeichnen sich durch Einfachheit, Ausdruck, Fleiß in der Behandlung,

Richtigkeit der Zeichnung und natürliche Färbung aus. Die bekanntesten derselben sind: die Kreuzfindung durch die heilige Helena, und eine todte Frau, die durch Holz vom heiligen Kreuze wieder erweckt wird, beide in München; eine Kreuzerhöhung mit vielen Figuren, in der k. k. Gallerie zu Wien. Nicht minder lobenswerth u. zugleich bedeutungsvoll für die Bekanntschaft der deutschen Schule mit den Italienern sind B.s Stiche, deren Weichheit und Feinheit noch jetzt bewundert wird. Sein Vetter u. Kunstgenosse, **Hans Sebald**, geboren zu Nürnberg 1500, siedelte um 1530 in Folge seines liederlichen Lebens nach Frankfurt a. M. über, stand daselbst einer unsittlichen Gastwirthschaft vor und † um 1550, angeblich als Hurenwirth ertränkt. Seine Gemälde sind selten, häufiger dagegen seine Kupferstiche und Holzschnitte; sie nähern sich mehr der italienischen, als Albrecht Dürers Schule, zeichnen sich durch klare und feste Naturauffassung, sowie durch Präcision und Sauberkeit der Ausführung aus. Zu den besten gehören: die Geschichte des verlornen Sohns, 4 Blätter; die Arbeiten des Hercules, 12 Blätter; die Dorfhochzeiten, 10 Blätter; das Kirchweihfest, 4 Blätter, u. a. Ein Bruder Hans Sebalds, **Hans od. Johannes B.**, machte sich zu Anfange des 16. Jahrhunderts als Historien- und Porträtmaler bekannt.

Behar, Provinz, s. v. a. Bahar.

Beharrlichkeit, Beharrlichkeitsvermögen, s. Trägheit.

Behemoth, Name eines großen und starken vierfüßigen Thieres, dessen Beschreibung das Buch Hiob 40, 10—19 gibt. Nach dieser Beschreibung frißt es Heu wie ein Ochse, streckt den Schwanz wie eine Ceder aus, hat eisenfeste Knochen, weidet die Kräuter der Berge ab, liegt gern im Schatten, Rohr und Schlamm verborgen, säuft viel, fürchtet sich nicht vor dem Wasser, läßt sich seine Nase auch nicht mit Ringen durchbohren. Die meisten ältern Theologen hielten dieses Thier für den Elephanten, Andere halten es für einerlei mit dem Wallroß, dem aber der Umstand widerstreitet, daß das Wallroß nur im höchsten Norden lebt. Bochart, Gesenius und viele Neuere halten es für das Flußpferd, Hasäus für den Manati. Erst neuerdings ist von England aus die Ansicht geltend gemacht worden, daß der B. eine große Art von Büffel sey. Der B. spielt in den messianischen Hoffnungen der Juden eine große Rolle; er bildet das erste Gericht am großen Mahle, welches der Messias nach Besiegung seiner Feinde dem Volke der Gerechten gibt.

Behennuß (Oelnuß, Salbnuß, ägyptische Nuß, Nux Behen s. Ben s. Boen s. Behn), Frucht des **Behennußbaumes**, Moringa pterygosperma *Gaertn.*, Moringa oleifera *Lam.*, eines zur Familie der Rutaceen gehörigen, gegen 30 Fuß hohen, dornlosen Baumes mit zwei- bis dreifachen ungeraden Fiederblättern, in Rispentrauben stehenden Blüthen mit fünfblättrigem, abfälligem Kelch u. fünfblättriger Blumenkrone. Derselbe ist in Ostindien einheimisch und wird daselbst, sowie auch im tropischen Amerika kultivirt. In 1—1½ Zoll langen, fingersdicken, stumpfdreieckigen, der Länge nach gerillten, bräunlichen, inwendig weißen, schwammigen Hülsen finden sich haselnußgroße, eiförmig-dreieckige Samen oder Kerne mit dünnen, häutigen Flügeln. Diese Kerne (**Behenkerne**) liefern durch Auspressen ein geschmack- und geruchloses, nicht ranzig werdendes, fettes Oel, das **Behenöl**, **Behennußöl**, Oleum behen s. balatinum, welches jetzt nur noch zu wohlriechenden Salben, zum Ausziehen des Jasminöls aus den Jasminblüthen und zur Bereitung von Parfümerien, besonders in Italien, wo es aus Aegypten bezogen wird, im Gebrauch ist, früher aber innerlich als Wurm- und Purgirmittel, äußerlich bei Hautkrankheiten gebraucht wurde.

Behlen, Stephan, verdienstvoller Schriftsteller im forstwissenschaftlichen Fache, geboren den 5. August 1784 zu Fritzlar, bildete sich auf dem Gymnasium zu Aschaffenburg und dann bei den nach Aschaffenburg übergesiedelten Professoren der aufgehobenen mainzer Universität, fungirte 1803 als Landkommissar, wurde im folgenden Jahre zum kurfürstlichen Forstkontroleur u. 1808 zum Forstmeister für die gemeinheitlichen Stiftungs- und Privatwaldungen im Amte Lohr befördert. Bei dem Uebergang Aschaffenburgs an Bayern blieb B. in seiner Stellung bis 1819, wo er bei der Theilung des Spessart in 2 Forstämter die Verwaltung des Forstamts Rothen erhielt. Bei der neuen Organisation der Forstlehranstalt zu Aschaffenburg wurde er 1821 als Professor der Naturgeschichte dorthin berufen und blieb an dieser Anstalt thätig bis zu deren Aufhebung im J. 1832. Im J. 1833 wurde er zum Rektor der neu errichteten Gewerbschule ernannt, zog sich aber schon nach 2 Jahren in den Ruhestand zurück, um sich ausschließlich literarischen Arbeiten zu widmen, und † den 7. Febr. 1847 zu Aschaffenburg. Unter seinen vielen Schriften sind von bleibendem Werth: „Lehrbuch der Forstbotanik" (Frankf. a. M. 1823); „Lehrbuch der Gebirgs- und Bodenkunde ꝛc." (Gotha 1826); „Lehrbuch der deutschen Forst- u. Jagdgeschichte" (Frankf. a. M. 1831); „Lehrbuch der Jagdwissenschaft in ihrem ganzen Umfange" (das. 1835, 2. Ausg. 1839); „Real- und Verballexikon der Forst- und Jagdkunde" (7 Bde., das. 1840—45). Besonderes Verdienst erwarb er sich mit Laurop durch die Herausgabe der „Systematischen Sammlung der Forst- und Jagdgesetze der deutschen Bundesstaaten" (5 Bde., Hadamar 1827—1833), welche er in dem „Archiv der Forst- und Jagdgesetze der deutschen Bundesstaaten" (29 Bde., Freib. 1834—47) fortsetzte. Ebenso hat er durch Begründung der „Allgemeinen Forst- u. Jagdzeitung", die er von 1825 bis zu seinem Tode herausgab, viel zur Förderung der Forstwissenschaft beigetragen. Auch die „Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen für Bayern" übernahm er 1823 und setzte sie bis zu seinem Tode fort.

Behn, Afra, geborne **Johnson**, englische Dichterin, ebenso durch ihre Schönheit und politische Gewandtheit, wie durch ihre Poesien berühmt, geboren zu Canterbury, wurde erzogen in Surinam, wo ihr Vater Gouverneur war, kam zurück nach England und heirathete den holländischen Kaufmann B., der aber bald starb. König Karl II. schickte sie darauf 1666 mit geheimen Aufträgen

nach Antwerpen. Hier erfuhr sie den Plan der Holländer, die Themse hinauf zu gehen und die englische Flotte zu verbrennen, und verrieth ihn ihren Landsleuten. Sie † 1689 und ward in der Königsgruft zu Westminster beigesetzt. Sie schrieb von 1671 an, außer einigen andern poetischen und prosaischen Werken, 16 meist mit Beifall aufgenommene Lust- und Trauerspiele, worunter die Komödie: „The Foign'd courtezans, or a nights intrigue" (1679) für das beste Stück gilt. Unter ihren Romanen und Novellen zeichnet sich die Geschichte des Prinzen Oronoko aus.

Behr, 1) Wilhelm Joseph, ausgezeichneter Publicist, geboren zu Sulzheim 1775, studirte die Rechte zu Würzburg und Göttingen und war von 1799—1821 Professor des Staatsrechts zu Würzburg. Diese dürftigen Notizen sind das Einzige, was über die frühern Lebensverhältnisse dieses Mannes bekannt ist, der zu den ausgezeichnetsten deutschen Staatsrechtslehrern und Vertretern der konstitutionellen Staatsentwickelung gehört. Seine Thätigkeit in dieser Richtung gewann noch mehr direkten Einfluß, als er 1819 zur ersten bayerischen Ständeversammlung als Deputirter der Universität Würzburg geschickt wurde. B. blieb sein ganzes Leben hindurch den Principien des reinsten und ehrlichsten Konstitutionalismus getreu. Obgleich dies in seinen Schriften wie in seinem amtlichen Wirken offen vorliegt, so erregten doch seine Aeußerungen und Reden schon auf jenem ersten Landtage bei der Regierung den Verdacht, als ob B.s Forderungen über das durch die Konstitution dem Volke Eingeräumte hinausgingen und als ob er Aufregung und Verstimmung gegen die Regierung bezwecke. Als die Stadt Würzburg den Professor B. zum ersten Bürgermeister wählte, wurde ihm von Seiten der Regierung zwar die Annahme dieses Amtes gestattet, aber nur unter der Bedingung, daß er sein Lehramt niederlege. B. verstand sich hierzu und bewies in seinem neuen Amte so viel Thätigkeit und Umsicht, daß ihm die Liebe und das Vertrauen seiner Mitbürger im höchsten Grade zu Theil wurde. Er gab zur Belehrung und Aufklärung der seiner Leitung anvertrauten Bürgerschaft eine Zeitschrift heraus: „Unterhaltung eines Bürgermeisters mit seinen Mitbürgern". Als der bayerische Landtag von 1827 und 1828 nahte, publicirte er „Anforderungen an Bayerns Landtag" (5 Bändchen, Würzb. 1827—28), worin er die Deputirten ermahnte, daß sie alle ihre Kräfte vereinigen möchten, um ein auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit begründetes Prozeßverfahren von der Regierung zu erlangen. Fast möchte man meinen, der Mann habe eine Ahnung gehabt von seinem traurigen Schicksale, das ihm einige Jahre später durch das geheime inquisitorische Verfahren der Gerichtshöfe seines Vaterlandes bereitet wurde. Welches Mißfallen er sich auf Seiten der Regierung durch seine konstitutionellen Bemühungen zugezogen, gab sich kund, als seine Wahl zum Landtagsdeputirten der Stadt Würzburg die königl. Genehmigung nicht erhielt. Als die Opposition ihren Unwillen hierüber in Rede und Schrift äußerte und B. selbst bei Gelegenheit des bayerischen Konstitutionsfestes zu Gaibach den 27. Mai 1832 einige der Regierung mißfällige Reden hielt, leitete man eine Untersuchung gegen ihn ein, was seine Entlassung vom Bürgermeisteramte zur Folge hatte. B. wurde den 24. Juni 1833 zu Würzburg verhaftet und nach mehrjähriger Untersuchung wegen Theilnahme an demagogischen Umtrieben und Majestätsbeleidigung 1836 zur Abbitte vor dem Bildniß des Königs und zu Festungsstrafe von unbestimmter Dauer verurtheilt. Er wurde darauf nach der Veste Oberhaus bei Passau gebracht, und erst im Herbst 1839 gestattete man ihm, in Passau eine Privatwohnung zu beziehen. Im Febr. 1842 erhielt er die Erlaubniß, in Regensburg, dann in Bamberg, jedoch unter besonderer polizeilicher Aufsicht, seinen Wohnsitz zu nehmen, bis endlich die Amnestie vom 6. März 1848 dem Greis seine volle Freiheit wiedergab. Zugleich erhielt er eine Entschädigungssumme von 10,000 Gulden. Vom Wahlkreise Kronach wurde er darauf in die deutsche Nationalversammlung gewählt. Später lebte er in Bamberg, wo er den 2. August 1851 †. Unter seinen zahlreichen Schriften sind besonders hervorzuheben: „Versuch einer Bestimmung des rechtlichen Unterschiedes zwischen Lehnherrlichkeit u. Lehnhoheit" (Würzburg 1799), „Darstellung der Bedürfnisse, Wünsche und Hoffnungen deutscher Nation" (Aschaffenburg 1816), „Die Verfassung und Verwaltung des Staats" (2 Bde., Nürnberg 1811 u. 1812), „Lehre von der Wirthschaft des Staats" (Leipzig 1822), „Von den rechtlichen Grenzen der Einwirkung des deutschen Bundes auf die Verfassung, Gesetzgebung und Rechtspflege seiner Gliederstaaten" (2. Aufl., Stuttg. 1820).

2) Johann Heinrich August, königlich sächsischer Finanzminister, am 13. Nov. 1793 zu Freiberg geboren, besuchte bis 1810 das Lyceum seines Geburtsorts und studirte dann 1811—13 in Leipzig Theologie, vertauschte dieselbe aber mit dem Studium der Rechtswissenschaft, der er nun von 1813—15 oblag. Seit Ostern 1815 Accessist im Kreisamt Schwarzenberg, erhielt er schon im Dec. 1816 eine Stelle als Justitiar der Gerichte zu Purschenstein. Im J. 1833 ward er zum Hofrath ernannt und für die Amtmannsstelle nach Dresden berufen, die er mit Umsicht und Geschäftskenntniß verwaltete, bis er 1838 auf Veranlassung des damaligen Ministers von Zeschau als geheimer Finanzrath in dessen Kabinet und am 1. April 1849 auf Veranlassung des Ministers des Innern, Dr. Weinlig, als geheimer Rath und Vorstand der ersten Abtheilung in das Ministerium des Innern trat. Eine ihm schon am 1. Mai 1849 angetragene Stelle im neuen Ministerium Zschinsky lehnte er ab, obwohl faktisch seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten schon mit diesem Tage beginnt, und trat erst am 14. Mai als Vorstand der Finanzverwaltung officiell in die Regierung, in welcher Eigenschaft er auch die Proklamation vom 30. Mai mit unterzeichnete. Die von ihm in seiner früheren, kriminalpolizeilichen Stellung verfaßte Tumultverordnung vom 7. Mai vertheidigte er den Kammern gegenüber. Auf dem Landtage von 1849—50 sprach er sich wiederholt in versöhnlichem Sinne und mit Wärme für ein

freundliches Verhältniß zwischen Regierung und Volksvertretung aus. Ueber die Rechtmäßigkeit der Verordnung vom 4. Juni 1850 theilte er das Urtheil seiner Kollegen. An dem Grundsatz festhaltend, daß die Erhöhung alter Steuern vortheilhafter als die Einführung neuer sey, machte er zur Deckung des gesteigerten Ausgabebedürfnisses dem Landtage von 1850—51 Vorlagen über Erhöhung der Rübenzucker-, Fleisch-, Stempel-, Grund-, Gewerbe- und Personalsteuer. In der Zollfrage nahm er einen vermittelnden Standpunkt ein. Ueberzeugt von der Unmöglichkeit einer sofortigen Verschmelzung aller deutschen Zollinteressen, war er der Ansicht, daß man zuvörderst bei möglichst gleichen Tarifen und möglichst gleicher Organisation einige Jahre Erfahrungen sammle. Auf der Ministerbank in der Kammer zeichnet sich B. durch formelles Rednertalent und parlamentarische Gewandtheit aus. Im Ministerium selbst wirkte er besonders durch praktische Geschäftskenntniß und unermüdliche Arbeitskraft.

Behring (Beering, Berings), Vitus, der Entdecker der nach ihm benannten Meerenge, geboren zu Horsens in Jütland, diente anfangs in der dänischen Marine, trat dann in russische Dienste und wurde, als ein geschickter Seemann, von Peter dem Großen als Seekapitän bei der neu gebildeten Marine zu Kronstadt angestellt. In den Seekriegen gegen Schweden bewies er so viel Talent und Unerschrockenheit, daß ihm die Ehre zu Theil wurde, zur Leitung einer Entdeckungsreise ins Meer von Kamtschatka gewählt zu werden. Am 5. Februar 1725 reiste er von St. Petersburg nach Sibirien. Hierauf untersuchte er 1728 die nördlichen Küsten Sibiriens bis 67° 18' nördl. Br. und überzeugte sich von dem Daseyn einer, Asien u. Amerika trennenden Straße. Da es aber der Zweck der Reise B.s war, zu entscheiden, ob die Kamtschatka gegenüberliegenden Küsten auch wirklich Küsten des festen Landes oder nur dazwischenliegender Inseln seyen, so unternahm er 1741 eine zweite Reise. Er lief am 4. Juni mit 2 Schiffen von Ochotsk aus und landete an der nordwestlichen Küste Amerika's zwischen 35° und 69° nördl. Br. An weitern Entdeckungen wurde er durch Stürme und Krankheit gehindert; er ward weit ab auf die wüste Insel Awatscha verschlagen, die mit Eis und Schnee bedeckt war. Hier erkrankte er und † am 8. December 1741, weshalb diese Insel später den Namen Behringsinsel erhielt. Vgl. Müller, Voyages et découvertes faites par les Russes, Amsterdam 1766.

Behringsbai (Beeringsbai), russisch-nordamerikanischer Busen des großen Oceans, Nordwestküste, im Lande der Koluschen, wird im Süden vom Kap Philipp, im Norden von Pointe Manby geschlossen und enthält den Mulgravehafen mit der Faktorei Jakutal. Nachdem Dixon ihr früher den Namen Admiralitätsbai gegeben hatte, taufte sie später Vancouver B.

Behringsinsel, russisch-asiatische Insel am südlichen Ende des Behringsmeeres, an der Küste von Kamtschatka, 5—6 Meilen breit, 15 Meilen lang, kahl, felsig, unbewohnt, nur ein Aufenthalt von Seethieren. Sie erhielt ihren Namen von dem Seefahrer Behring (s. d.), der hier starb und begraben wurde.

Behringsmeer, der (nach Behring benannte) südlich gelegene Theil des großen Oceans, welchen die Aleuten im Süden von demselben trennen, mit einer beträchtlichen Anzahl von Busen, sowohl an der Küste von Asien, als der von Amerika. Früher hieß es Meer von Kamtschatka, bei den Russen Bibermeer.

Behringsstraße (Beeringsstraße, Straße von Anian, Cooksstraße), die Meerenge unter dem arktischen Polarkreise, welche Asien von Amerika trennt. Die B. ist im Winter mit starrendem Eise bedeckt oder vielmehr durch ungeheure, sich fest an einander drängende Eisbänke verschlossen, und sogar im Sommer treiben Eisschollen in ihr umher. Von der Küste Amerika's springt das Prinz-Waleskap, von der Küste Asiens das Ostkap in die B. hinein. Zwischen diesen beiden Vorgebirgen ist sie am schmälsten (10—12 Meilen breit), während sie an andern Stellen 48 Meilen breit ist. Sie enthält 3 Inseln: Ratmanoff, Krusenstern und King, zusammen Diomedinseln genannt. Von der B. hatten wahrscheinlich bereits die Spanier Kunde, obgleich sie dieselbe nicht durchsegelt hatten. Im Jahre 1648 gelang es einem russischen Abenteurer, dem Kosaken Deshnew, aus der Kolyma, die in das nördliche Eismeer mündet, durch das Eis des Polarmeers sich einen Weg zu bahnen, die Halbinsel der Tschuktschen zu umfahren und durch einen Kanal oder Meeresarm in das Meer von Kamtschatka zu gelangen, mithin den Beweis zu liefern, daß beide Kontinente von einander geschieden sind. Die Kunde von diesem Wagstück, das vor ihm Keiner unternommen und nach ihm noch Keiner vollbracht hat, fand aber überall in Europa Zweifler und wird noch jetzt von Vielen für ein Märchen gehalten. Gewisse Nachricht von der B. erhielt man erst 1728 durch Behring, obgleich er nicht bis in das Polarmeer durchbrechen konnte; von ihm erhielt die Straße ihren Namen. Im Jahre 1775 wurden die Küstenländer an der B. von dem Spanier Quadra und drei Jahre später (1778) von dem berühmten Cook untersucht, der in der B. noch weiter als Behring vordrang und bis zum 70.° 44' nördl. Br., zum Eiskap, gelangte, wo er aber wegen des Eises nicht weiter vordringen konnte. Im Jahre 1815 durchsegelte Otto von Kotzebue die B. und drang bis an die Nordküste Amerika's vor; auch auf seiner zweiten Reise um die Welt (1823—1826) untersuchte er die Nordwestküste. Noch weiter, als er, gelangte der Brite Beechey auf seiner 1825 — 1828 gemachten Reise nach dem stillen Ocean und der B.

Bei (türk.), s. v. a. Beg; dann Galeerenkapitän der türkischen Flotte, hat den Rang eines Pascha's von 2 Roßschweifen.

Beichtbrief (literae dimissoriales), ein hie und da vom Bischof ertheilter Erlaubnißschein, wonach man sich einen beliebigen Beichtvater wählen kann, während man ohne einen solchen an einen bestimmten Beichtvater vermöge der Beichtjurisdiktion gebunden ist.

Beichtbuch (Beichtmanual), s. v. a. Kommunionbuch, Verzeichniß der Beichtenden.

Beichte (vom althochdeutschen pijehan, bekennen, pijiht, Bekenntniß; lat. confessio), dem Wortsinne nach jedes Geständniß oder Bekenntniß, im kirchlichen Sinne aber das Sündenbekenntniß, welches der Christ vor dem Geistlichen ablegt, ursprünglich um mit der Kirche, mit welcher er durch Uebertretung ihrer Gebote zerfallen war, wieder ausgesöhnt und vereint zu werden. Ein solches Sündenbekenntniß geht noch jetzt gewöhnlich dem Genuß des Abendmahles vorher, hat aber bei den verschiedenen christlichen Religionsparteien eine verschiedene Gestalt und Bedeutung gewonnen.

Das Recht der Sündenvergebung, die durch alle, das religiöse Leben weckenden Gnadenmittel der Kirche ausgesprochen wird, verbunden mit der Aufnahme in sein Reich, übergab schon Christus unter dem Bilde der Schlüssel des Himmelreichs den Aposteln, welche es nach ewigem, auch im Himmel gültigem Gesetze üben sollten. Die Apostel sprachen diese Sündenvergebung ganz allgemein aus als Folge der Hingebung an Christi Sache. Schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche war es Gebrauch, daß die Gemeindeglieder, welche die Gebote der Kirche übertreten hatten, ihre Sünden öffentlich bekannten, und zwar erfolgte dieses Bekenntniß (exomologesis, confessio) vor der versammelten Gemeinde. Die B. wurde als Einleitung und erster Akt der Buße betrachtet. Zuerst pflegte der Bischof die Aufsicht über die Büßenden zu führen und die Bußübungen zu bestimmen; bei größerem Zudrange nahm er einen Presbyter (Presbyter poenitentiarius) als Gehülfen dabei an. Die Absolution, welche nur nach erfolgter öffentlicher Buße zugestanden zu werden pflegte, durfte dieser zwar nicht ertheilen; indessen gewöhnte man sich doch bald, ihn als Rathgeber in Gewissenssachen anzusehen und ihm, indem man das Beschimpfende und Unbequeme der öffentlichen Kirchenbuße umging, nicht nur geringere Fehler, die der öffentlichen Ahndung nicht unterlagen, sondern auch größere Vergehungen zu gestehen. Dabei vermischte und verwechselte man allmählig die Begriffe der Sündenvergebung bei Gott und der bloß äußerlichen Aussöhnung mit der Kirche. Dies die Entstehung der **Privatbeichte** vor besondern Beichtvätern und der priesterlichen Absolution, die von nun an besonders dem Genusse des Abendmahls vorherzugehen pflegte, weil durch denselben der Gefallene wieder in die christliche Kirchengemeinschaft aufgenommen wurde. Wegen eines ärgerlichen Vorfalles wurde zwar von Nectarius, Bischof von Konstantinopel, schon unter Theodosius dem Großen die **Privatbuße** wieder abgeschafft und es hörte damit auch das Amt der Bußprediger auf; doch sollte dadurch die **Privatbeichte** so wenig beeinträchtigt werden, daß vielmehr die nun erfolgende Ermächtigung eines jeden Priesters zur Absolution unter der Auktorität des Bischofs die Anzahl der Beichtiger vermehrte. Im Abendlande dauerte ohnedies das Institut der Bußprediger fort. Zu Leo des Großen Zeit (440—461) wurde schon das öffentliche Bekenntniß geheimer Sünden und die öffentliche Abbüßung derselben, wie beide früherhin gewöhnlich waren, für unstatthaft erklärt und das geheime Bekenntniß derselben vor dem Priester, durch welchen auch die Vergebung angekündigt werden solle, festgesetzt. Inzwischen blieb auch jetzt noch die B. ein Akt des freien Willens, und von einer B., die der Kommunion nothwendig vorausgehen müsse, ist nirgends die Rede. Noch auf dem Koncil von Chalons (813) und später öfter wurde ausdrücklich zwischen dem Sündenbekenntniß vor Gott und dem vor dem Priester ein Unterschied gemacht. Auch bei den Scholastikern finden wir jenen Unterschied noch und sie gestatten in gewissen Fällen selbst den Laien, B. zu hören. Als aber, im Zusammenhange mit der Lehre von den Sakramenten, die Vorstellung sich immer mehr ausbildete, daß der Priester als bevollmächtigter Stellvertreter Gottes die Sündenvergebung wirklich gewähre und allein gewähren könne, wurde die geheime, die **Ohrenbeichte** (confessio auricularis) immer gewöhnlicher und endlich 1215 auf der 4. Lateransynode von Innocenz III. gesetzlich sanktionirt. Im 21. Kanon dieses Koncils wurde verordnet, daß jeder katholische Christ, sobald er die Entscheidungsjahre (anni discretionis) erreicht habe, jährlich wenigstens einmal seinem Priester ein geheimes Bekenntniß aller seiner Sünden ablegen und im Unterlassungsfalle aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und eines christlichen Begräbnisses verlustig werden solle. Hiermit fiel die früherhin übliche B. vor Laien von selbst hinweg. Die Albigenser, Wiclef und der General der Karmeliter, Michael de Bologna, verwarfen zwar die B. gänzlich, und Huß die bisher übliche Form derselben; allein sie wurde auf mehren Koncilien, zuletzt durch das tridentinische 1550 bestätigt und näher bestimmt.

Die B. der **römisch-katholischen Kirche** gründet sich auf Matth. 3, 6 u. Apostelgesch. 2, 37 f. Dieselbe soll danach eine vor dem Priester abgegebene Selbstanklage wegen begangener Sünden seyn, um durch seine Lossprechung Vergebung bei Gott zu erlangen. Sie ist Generalbeichte, wenn sie über die ganze Lebenszeit, wie es beim Eintritt ins Kloster geschieht, abgelegt wird. Als nothwendiger Bestandtheil der Buße wird die Ohrenbeichte oder das geheime Bekenntniß aller schwereren oder Todsünden (peccata mortalia), seyen sie in Gedanken, Worten oder Werken begangen, gefordert; das Bekenntniß der geringeren Vergehen (pecc. venalia) wird nur für heilsam, nicht für nothwendig erklärt. Die Ohrenbeichte gilt als unerläßlich, in sofern sie als Analogon göttlicher Allwissenheit die richterliche Sentenz des Priesters über Vergebung oder Beibehaltung der Sünden, zu welcher ihn die von Jesu den Aposteln ertheilte Vollmacht (Matth. 16, 19; 18, 18) ermächtige, möglich mache, und in sofern der Zweck der ganzen Bußanstalt die Versöhnung mit Gottes heiligem Gesetze durch Sinnesänderung und Besserung sey, auf welche letztere der Priester nur dann erfolgreich hinwirken könne, wenn er den Seelenzustand des Sünders genau kenne. Heilsam aber soll sie seyn, weil ein Jeder nach seinem besondern Charakter und nach seinen individuellen Bedürfnissen und Verhältnissen mittelst derselben ermuntert, gewarnt, beruhigt, getröstet, mancher geheime sittliche Fehler gebessert, mancher verbrecherische

Plan verhindert und überhaupt im Stillen viel Gutes gewirkt werden könne. Die B. ist als Mittel der Erweckung des wahren Bußsinnes ein nothwendiger Theil des Sakraments der Buße. Durch eine wissentlich verschwiegene schwere Sünde wird der Beichtakt nichtig und das Sakrament entweiht. Eine allgemeine B. über Sündhaftigkeit überhaupt ist nur in Krankheitsfällen gestattet. Jede B. wird nur vor dem dazu befugten Geistlichen abgelegt, der immer ein geweihter Priester ist (s. Beichtvater). Schon im 4. Jahrh. wurde die Zeit der 40tägigen Fasten als zum Beichten besonders geeignet betrachtet. Jeder Katholik soll einmal im Jahre, Geistliche öfter und Nonnen jeden Monat zur B. gehen. Insbesondere soll bei einer bevorstehenden Todesgefahr, wenn man irgend ein Sakrament empfangen will und eine Sünde auf dem Gewissen hat, gebeichtet werden. Der Ort der B. ist der Regel nach die Kirche, und sie soll in Person und mündlich und nur ausnahmsweise in Fällen der Nothwendigkeit durch einen Bevollmächtigten oder schriftlich abgelegt werden. Sie erfolgt gratis; freiwillige Gaben (Osterpfennige, Ostergroschen) sind indeß zulässig. Rücksichtlich der Form der B. sind genaue Bestimmungen getroffen. Hinsichtlich der Beichtformeln vergl. Absolution.

In der griechisch-katholischen Kirche gilt die B., in Verbindung mit der Buße, ebenfalls für ein Sakrament, und es wird vor der Absolution eine Genugthuung aufgelegt. Die Lehre dieser Kirche von der B. unterscheidet sich aber besonders dadurch von der Lehre der römisch-katholischen, daß das specielle Sündenbekenntniß zwar für gut und heilsam, aber nicht für unumgänglich nothwendig gehalten wird, daß es frei steht, ob man vor der Kommunion beichten will oder nicht. In der russisch-griechischen Kirche findet jedoch eine Beschränkung in dieser Hinsicht Statt. Die B. wird vor dem Altar abgelegt. Unter den schismatischen Parteien der griechischen Kirche verlangen die monophysitischen Jakobiten in Syrien das Bekenntniß aller, auch der Gedankensünden, vor dem Priester, dem die strengste Verschwiegenheit obliegt. Unter den nestorianischen Christen besteht jetzt die B. nicht mehr, wiewohl sie früher als nothwendige Bedingung des Abendmahlsgenusses gefordert wurde. In der habessinischen Kirche findet allgemeine und öffentliche B. Statt. Die Absolution pflegt bei geringeren Vergehen durch einen gelinden Schlag mit einem Oelzweige, bei größern erst nach körperlichen Bußen zu geschehen. Auch die Maroniten und Armenier fordern nicht ein Bekenntniß aller einzelnen Sünden, nur das des Mords, Ehebruchs und Diebstahls. Bei den schismatischen Raskolniken der russisch-griechischen Kirche hört zwar der den Gottesdienst leitende Starik B. und legt Bußen auf, ertheilt aber keine Absolution, weil nur Christus Sünden vergeben könne.

Die lutherische Kirche verwirft die Ohrenbeichte als nicht in der heiligen Schrift begründet. Doch wurde von Luther und in den symbolischen Büchern die Privatbeichte, im Zusammenhange mit der dem Predigtamte zustehenden Gewalt der Schlüssel, die man für biblisch begründet ansah, beibehalten. Es gestaltete sich hiernach bei denjenigen Lutheranern, welche sich streng an die Worte des Reformators und an die von ihm getroffenen Einrichtungen hielten, das Beichtwesen so, daß die Privatbeichte, d. h. das Sündenbekenntniß jedes Einzelnen an den Beichtvater, beibehalten und daß Niemand ohne diese B., außer in besondern Nothfällen, zum Abendmahl zugelassen wurde. In sofern aber der Genuß des Sakraments nicht dem Zwang unterlag, hing das Beichten doch von dem freien Willen der Einzelnen ab. Auch hinsichtlich der B. selbst war es dem Beichtenden frei gestellt, welche Sünden er beichten wolle; denn jeder Gewissenszwang sollte verbannt seyn. Indeß wich man in einzelnen Ländern gleich anfangs hiervon ab. In Schweden und Dänemark, auch in Straßburg wurde die allgemeine B., als eine Vorbereitungsandacht auf den Genuß des Abendmahls, üblich. In Hessen wurde sie 1574 eingeführt, jedoch unter Freilassung einer Privatunterredung mit dem Geistlichen. Als J. C. Schade, Prediger zu Berlin, 1695 das ganze bisherige Beichtwesen verwarf und deshalb von Deutschmann in Wittenberg heftig angefeindet wurde, traf man in Folge dieses Streits für das Kurfürstenthum Brandenburg die Bestimmung, daß es einem Jeden freistehen solle, ob er vor der Kommunion beichten wolle oder nicht; nur müsse er sich vorher bei dem Geistlichen melden. In der kursächsischen Agende von 1580 war es schon vorher den Beichtenden frei gestellt worden, ob sie sich der allgemeinen oder der Privatbeichte bedienen wollten. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die allgemeine B. bei weitem in den meisten lutherischen Ländern gewöhnlich und die Privatbeichte blieb nur in wenigen Orten in Gebrauch. Neuerlich wurde dieselbe von Vielen wieder vertheidigt und ihre Wiedereinführung gewünscht. Die allgemeine od. öffentliche B. besteht darin, daß der Geistliche im Namen der Beichtenden ein allgemeines Bekenntniß der Sündhaftigkeit vorträgt und, nachdem die Gemeinde sich dazu bekannt hat, die Absolution verkündigt. Die Privatbeichte ist dagegen ein Bekenntniß jedes Einzelnen und ihr folgt auch eine gesonderte Lossprechung für jeden Einzelnen. Eine Verbindung beider Arten erfolgt gewissermaßen da, wo der Geistliche nach der öffentlichen Beichthandlung noch jedem einzelnen Gemeindegliede, das sich bei ihm meldet, im Beichtstuhl Lehren u. Ermahnungen ertheilt, wie sie den Verhältnissen desselben entsprechen. Da in der lutherischen Kirche hinsichtlich der Form der B. nichts Näheres bestimmt wurde, so blieb es den einzelnen Kirchenordnungen überlassen, deshalb besondere Anordnungen zu treffen. Selbst das ist zweifelhaft, ob die B. vor dem Genusse des Abendmahls absolut nothwendig sey; Luther selbst erklärte, dies sey nicht der Fall. Die reformirte Kirche verwarf zwar die Privatbeichte nicht geradezu, doch bestritt sie die Nothwendigkeit derselben und lehrte, daß jeder fromme und rechtgläubige Christ ein besonderes Sündenbekenntniß anhören und Belehrung, Trost u. Vergebung aus Gottes Wort ankündigen könne. Doch ist es Calvins Ansicht, daß es die Pflicht des Geist-

lichen, als des nächsten und natürlichsten Beichtvaters, sey, sich der bekümmerten Gewissen anzunehmen. Nur solle dabei keine Art von Zwang und Formenwesen Statt finden. Hiermit stimmen die spätern reformirten Theologen überein. Die Vorbereitung zur Kommunion, wie sie in der reformirten Kirche üblich ist, ist der allgemeinen B. ganz ähnlich. Es ergeht dabei an alle Beichtenden die Aufforderung, bei besondern Gewissensangelegenheiten sich unmittelbar an den Geistlichen zu wenden. Auf ähnliche Weise ist die B. auch in der unirten evangelischen Kirche angeordnet. Der Beichtformeln gibt es in der protestantischen Kirche verschiedene; s. Absolution. Die englische Episkopalkirche hat das Beichtinstitut als besondere Vorbereitungsandacht auf den Genuß des Abendmahls nicht, sondern schreibt die allgemeine B. und Absolution in dem Book of common prayer für jeden Morgen- und Abendgottesdienst vor, wobei die Vergebung der Sünden verkündigt wird. Die schottische Presbyterialkirche verwirft jedes stehende Sündenbekenntniß, alle B. und Absolution. Bei den Herrnhutern vertritt das sogenannte Sprechen, welches 8 Tage vor der Kommunion zwischen den Chorhelfern und den Kommunikanten über den Seelenzustand der letztern Statt findet, die Stelle der B. Die Socinianer haben statt der B. am Tage vor der Kommunion eine Disciplin, eine Vorbereitung bei verschlossenen Thüren, wobei Jedem seine Fehler verwiesen, Aergerniß gebende ernstlich ermahnt, Beleidigungen ausgesöhnt werden. Die Quäker verwerfen mit dem Sakramente des Abendmahles auch die B. Eine Art B. findet sich auch bei den Juden, indem bei ihnen sowohl beim öffentlichen als beim Privatgottesdienst eine kleinere (Aschamnu) und eine feierlichere größere Beichtformel (Al Chet), z. B. am Vorabend des großen Versöhnungstags, am Hochzeitstage ꝛc., angewendet zu werden pflegt. S. Buße, Absolution und Abendmahl. Vergl. Klee, Die B., eine historisch-kritische Untersuchung, Frankf. 1828; dagegen J. Ständlin, Die Beichte, Leipzig 1839.

Beichtgeheimniß, s. Beichtsiegel.

Beichtgeld (Beichtpfennig, Beichtgroschen), eine ursprünglich freiwillige Gabe, die seit der Entstehung der Privatbeichte und geheimen Kirchenbuße der Beichtende dem Priester zu geben pflegte. Bis ums Jahr 1031 scheint es dem Beichtenden frei gestanden zu haben, ob und wie viel er geben wolle. Auch als die Priester nicht mehr, wie die Apostel, von freiwilligen Gaben lebten, wurden diese Gaben von ihnen unter dem Namen „geistliche Accidenzien“ als schuldige in Anspruch genommen. In der katholischen Kirche wurde das B. später abgeschafft; Luther behielt es auffallender Weise bei, während er sonst gegen Bezahlung der Absolution, sowie überhaupt gegen den damit zusammenhängenden Ablaß so sehr eiferte. Aber dieser Widerspruch wird begreiflich, wenn man die Kargheit erwägt, mit welcher man die meisten Pfarreien in der neu entstandenen lutherischen Kirche dotirte. Den Beichtgroschen (Beichtpfennig), denn nur so viel od. auch noch weniger brauchte man zu geben, wollte er übrigens auch nur als eine freiwillige Gabe zur Unterstützung der Seelsorger angesehen wissen. In der reformirten Kirche wurde das B. auf Calvins Vorschlag abgeschafft. Auch in der lutherischen Kirche haben sich viele Stimmen erhoben, die das ärgerliche B. abgeschafft wissen wollten. Daß dies bis jetzt trotz vielfacher Versuche (in Preußen und Braunschweig schon im 17. und 18. Jahrhundert) noch nicht überall geschehen ist, hat seinen Grund in ökonomischen Verhältnissen. Man wollte oder konnte keinen Ausweg finden, um die Geistlichen zu entschädigen, welchen das B. von alten Zeiten her als Besoldungstheil angewiesen war. In einigen Ländern, wie in Nassau seit 1817, in Oesterreich schon seit längerer Zeit, hat man die der Aufhebung des B.es entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden gewußt. Vergl. Grolmann, Geschichte der Stolgebühren, Göttingen 1785, S. 48 ff.

Beichtiger, s. v. a. Beichtvater.

Beichtkind, s. Beichtvater.

Beichtmanual, s. v. a. Beichtbuch.

Beichtpfennig, s. Beichtgeld.

Beichtregister, das Verzeichniß der Beichtenden, welches die katholischen Geistlichen führen müssen, um diejenigen Glieder der Gemeinde kennen zu lernen, welche dem Gebote, jährlich einmal zu beichten, nicht Folge leisten (s. Beichte).

Beichtschein, s. v. a. Beichtzettel.

Beichtsiegel (Sigillum confessionis), die pflichtmäßige Verschwiegenheit des Geistlichen in Bezug auf Alles, was ihm in der Beichte anvertraut wird. Die Mahnung, das in der Kirche Bekannte geheim zu halten, findet sich schon bei den Kirchenvätern des 4. und 5. Jahrhunderts; ein ausdrückliches Dekret darüber erließ aber erst Innocenz III. im 12. Jahrhundert. Dem kanonischen Rechte zufolge soll kein Beichtvater gezwungen werden können, von dem, was er in der Beichte erfahren hat, etwas auszusagen, selbst vor Gericht nicht, und die Verletzung des B.s als ein Hauptvergehen des Geistlichen mit Absetzung u. lebenslänglichem Kerker bestraft werden. Das Gefährliche dieses Vorrechts hat man in einigen Ländern dadurch zu vermindern gesucht, daß man in Bezug auf Kriminalfälle die Bestimmung machte, der Geistliche solle von dem ihm in der Beichte Anvertrauten der Obrigkeit Nachricht geben, sobald dadurch eine dem Staate drohende Gefahr abzuwenden, ein Verbrechen zu verhindern oder den schädlichen Folgen eines schon begangenen zuvorzukommen sey. Die Mittheilungen des Beichtvaters sind aber kein gültiges Kriminalzeugniß, außer bei künftigen Vergehen. G. C. Breiger, Ueber das Beichtgeheimniß ꝛc., Hannover 1827; F. Uiblein, Dissertatio de sigillo confessionis, Heidelberg 1828.

Beichtstuhl, ein gewöhnlich vorn halb geschlossener, auf beiden Seiten mit einem Gitter versehener Sitz, in welchem der Geistliche die Privatbeichte, in der katholischen Kirche durch das Gitter, anhört. Noch am Ende des 16. Jahrh. waren die Beichtstühle in Deutschland unbekannt; um diese Zeit finden wir dergleichen Confessionalia, Sedes confessionales, in Italien, von wo aus sie seit dem Anfange des 17. Jahrh. in Deutschland Eingang fanden. Im J. 1579 erließ das Koncil von Cosenza, 1591 das von Malfi wegen der Beichtstühle besondere Bestimmungen.

Beichtvater, der Geistliche in seinem Ver-

hältniß zu den Beichtenden, seinen Beichtkindern. Er ist ein ordinirter Geistlicher. In der Regel steht die Wahl desselben den Eingepfarrten unter den Pfarrern ihrer Kirche zu. In kleinern Parochien ist es der angestellte Geistliche; will der Parochiane einem andern beichten, so bedarf er dazu, wegen der dem Ortsgeistlichen zustehenden Beichtjurisdiktion, noch eines Beichtbriefes oder Dimissoriale's, welches die vorgesetzte geistliche Behörde oder auch der Ortsgeistliche ausstellt. Manche Personen, wie Eximirte, sind in der Wahl des B.s völlig unbeschränkt. Den Geistlichen wird meistens die Wahl ihrer Beichtväter überlassen. Früherhin stand dieselbe Jedermann frei. Wer nicht schon durch sein Amt zum Beichtehören befähigt ist, bedarf in der katholischen Kirche der besondern Approbation von Seiten des Bischofs oder eines Privilegiums von Seiten des Papstes. Solche Privilegien hatten im Mittelalter besonders die Bettelmönche. Nach heftigen Streitigkeiten wurden ihnen dieselben entzogen und die Autorisation von Seiten der Bischöfe auch für sie gefordert. Klöster haben gewöhnlich eigne Beichtväter; doch kann der Bischof den Frauenklöstern noch besondere bestellen. S. Beichte.

Beichtverschwiegenheit, s. Beichtsiegel.

Beichtzettel, die Bescheinigung, welche bei den Katholiken an manchen Orten der Priester Denen ausstellt, die gebeichtet haben.

Beiertheim, Dorf im badischen Mittelkreis, Amt Karlsruhe, an der Alb, mit 640 Einwohnern und einem Gesundbrunnen mit einem Badehaus (Stephanienbad).

Beifall, im allgemeinsten Sinne Zustimmung zu einem in Wort oder That Ausgesprochenen; so kann ich einem Lehrvortrag oder der Aufführung eines Drama's B. zollen, u. es wird derselbe im erstern Falle ein logischer oder wissenschaftlicher, im zweiten Falle ein ästhetischer genannt werden. Der moralische B. beruht ebenfalls auf einem ästhetischen Urtheile, welches über die Qualität eines bestimmten Wollens mit unabweisbarer Nothwendigkeit ausspricht, daß es (dieses Wollen) gefalle. Ob das gefällte ästhetische Urtheil ausspricht, das Wollen gefalle oder es gefalle nicht, dies hängt davon ab, ob das zu beurtheilende Willensverhältniß den praktischen Ideen (innere Freiheit, Vollkommenheit, Wohlwollen, Recht, Billigkeit) gemäß ist oder nicht. Akklamation, Applaus &c., welche oft mit dem Namen B. belegt werden, sind eigentlich nur Aeußerungen desselben, d. h. Manifestation des innerlich gefällten Urtheils, daß ein Verhältniß gefällt. Vergl. Applaus.

Beifuß, Pflanzengattung, s. Artemisia. Der Name B. rührt von der abergläubischen Meinung her, daß, wer die Pflanze am Fuße trage, nie müde werde.

Beil (franz. hache, engl. hatchet, lat. securis), eisernes Werkzeug zum Hauen, besteht aus einem breiten eisernen Blatte mit verstählter Schneide und einem Helmloche für den Helm oder Stiel. Auf der von den zu behauenden Gegenständen abwärts gekehrten Seite hat es eine schräge Zuschärfung, während die andere Seite vom Rücken bis an die Schneide flach ist. Je nachdem die Zuschärfung auf der rechten oder linken Seite sich befindet, wird das Werkzeug rechtes B. oder linkes B. genannt. Nach der Verschiedenheit ihres speciellen Gebrauchs gibt es übrigens Zimmermanns-, Schnitz-, Küfer-, Wagner-, Müller-, Metzger-, auch Breit-, Hand-, Richtbeile &c. Außer vom gewöhnlichen Grobschmied werden B.e auch in Eisenwaarenfabriken von besondern Arbeitern (Beilschmieden) gefertigt. Gewöhnlich wird für das B. nur auf derjenigen Seite, welche oben bleibt, Stahl an das Eisenblatt geschweißt. Vergl. Axt. Ueber die Strafe des Enthauptens durch das B. s. Todesstrafe.

Beil, Johann David, einer der ausgezeichnetsten deutschen Schauspieler und guter dramatischer Dichter, geboren 1754 zu Chemnitz als Sohn eines armen Tuchmachers, zeichnete sich schon auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt durch poetisches Talent aus, welches sich frühzeitig in Epigrammen u. satyrischen Gedichten kund gab. Die Erfüllung seines Wunsches, in Leipzig die Rechte zu studiren, dankte er der Unterstützung eines angesehenen Offiziers, der sich für ihn interessirte. Indeß entzog ihn die Vorliebe zu Platners Vorträgen sehr bald dem Rechtsstudium, u. die Launen des Hazardspiels, dem er übermäßig ergeben war, führten ihn dem Theater zu. Er ging 1775 nach Naumburg, wo eine kleine reisende Gesellschaft Vorstellungen gab, u. wurde engagirt. In Erfurt, wohin die Gesellschaft sich später wendete, lernte ihn der damalige Koadjutor, Karl von Dalberg, kennen und empfahl ihn dem Herzoge von Gotha, an dessen Hoftheater er 1777 angestellt wurde. Komische Charakterrollen der zweiten Gattung: Bediente, Bauern, Dümmlinge, gutherzige Bursche waren das Fach, in welchem B. ganz eigenthümlich und unübertrefflich war. Als der Herzog von Gotha 1779 das Hoftheater, damals unter Eckhofs Direktion die trefflichste Bühne Deutschlands, aufhob, ließ sich B., eines der ersten Mitglieder derselben, bei dem neu zu errichtenden kurfürstlichen Theater zu Mannheim engagiren, wo er von Jahr zu Jahr in der Gunst des Publikums stieg u. seine höhere Ausbildung als Schauspieler und Schauspieldichter sich erwarb. Der große Mime Schröder weckte zuerst bei seiner Anwesenheit in Mannheim 1780 B.s bis dahin schlummerndes Talent für das Tragische, worin er seitdem manche der trefflichsten Darstellungen, z. B. den Thoringer in „Agnes Bernauerin“, Lord Harris in „Maria Stuart“, Baldiger in „Fürstengröße“, gab. Noch einmal ergab er sich später der Spielsucht, u. als es ihm gelungen, dieser Leidenschaft wieder Meister zu werden, bemächtigte sich ein hypochondrischer Mißmuth seiner Seele u. zehrte seine Körperkraft auf. Er † am 13. Aug. 1794 zu Mannheim. Als dramatischer Schriftsteller zeichnete er sich durch Witz, Laune und Originalität aus. Unter seinen Stücken sind „Die Spieler“, Schauspiel (Mannheim 1785); „Die Schauspielerschule“, Lustspiel (das. 1786); „Armuth u. Hoffahrt“, Lustspiel (Berlin 1789) zu nennen. Eine Sammlung derselben erschien zu Leipzig 1794, 2 Bde.

Beilager, die mit verschiedenen Feierlichkeiten verbundene Vermählung und Vollziehung der Ehe von Personen hohen Standes. Fürstliche Personen ließen sonst auch durch besondere Abgesandte, als ihre Vertreter, das B. halten. Nach der förmlichen Trauung legte sich der Gesandte in Gegenwart der höchsten Herrschaften neben der hohen Braut seines Herrn einige Minuten lang, leicht gerüstet, auf ein prächtiges Ruhebett; hierauf wurde die Ehe als gültig und vollzogen betrachtet. Vergl. Vermählung.

Beilbrief (Bylbrief, Bielbrief), das vom Schiffszimmermann oder (im Fall der Weigerung desselben, es auszustellen) von der Obrigkeit nach Vernehmung mit den Gewerken ausgestellte Zeugniß über den vollkommen vorschriftsmäßig ausgeführten Bau eines Schiffes. Ohne ein solches Zeugniß, welches das Alter, die Größe, Beschaffenheit, Tragbarkeit ꝛc. angibt, darf kein Schiff zum Waarentransport gebraucht werden, weil diese Angaben für die Assekuranten von hoher Wichtigkeit sind. Auch heißt so ein Schuldschein für Gelder, die zu einem Schiffsbau aufgenommen worden sind; sie werden hypothekarisch auf das Schiff gezahlt, auf welches die Gläubiger im Fall des Nichtbezahlens das erste Recht haben.

Beilegen, in der Schiffersprache die Segel des Schiffes so gegen einander richten, daß sich der Wind darin fängt und also das Fahrzeug mit gleicher Kraft vorwärts und rückwärts treibt. Durch diese entgegengesetzte Wirkung des Windes wird das Schiff zum Stillstehen gebracht, wenn heftiger Sturm dieses räthlich macht oder wenn das Schiff in einer Gegend bleiben soll, wo man keinen Anker auswerfen kann oder will. Das Schiff wird dann freilich um so abhängiger von der Strömung. Auch versteht man unter B. das völlige Einziehen der Segel, namentlich wenn dasselbe auf Verlangen eines Kriegs- oder Kreuzerschiffes von einem Kauffahrteischiffe geschieht, dessen Schiffspapiere untersucht werden sollen.

Beilngries, Stadt im bayer. Regierungsbezirk Mittelfranken, an der Sulz und Altmühl und am Ludwigskanal, Sitz eines Landgerichts, Rent- und Forstamts, sowie eines Magistrats 3. Klasse, hat zwei Brücken über die Altmühl, 3 Kirchen, eine Kapelle, zwei Beneficiate, zwei Krankenhäuser und 1100 Einw., welche Salpetersiederei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, lebhafte Gewerbe, Feldbau, Viehzucht, auch Seidenzucht treiben.

Beilstein, Stadt im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Marbach, im obern Bottwarthal, mit 1600 Einwohnern, welche viel Weinbau treiben, und einem Mineralbad. Von der Burg B., die auf der Anhöhe, um welche die Stadt herumgebaut ist, stand, ist der bedeutendste Ueberrest der Langhans, ein großer fünfeckiger Thurm, der wahrscheinlich noch aus der Römerzeit herrührt, indem nach einer Chronik die Burg B. 282 unter Probus erbaut ward. Im J. 1643 wurde B. von den Schweden ausgeplündert und 1693 von den Franzosen gänzlich eingeäschert.

Bein, im Allgemeinen jeder Knochen (wie in den Wörtern Gebein, Beinhaus, Elfenbein ꝛc.); dann insbesondere die zum Gehen und Laufen dienenden Gliedmaßen, also bei den Säugethieren die vier, bei den Menschen die zwei untern Extremitäten, im Gegensatze zu den oberen, den Armen.

Beiname (lat. agnomen), Benennung, die Jemand zu seinem eigenthümlichen u. ursprünglichen Namen von einem zufälligen Umstande, einer Eigenschaft, einem Orte, einer That ꝛc. bekommt, vorzüglich bei den Orientalen üblich. S. Namen.

Beinarbeiten, Waaren, die von den Beinarbeitern (Knochenarbeitern) aus Knochen, namentlich Rinder-, Pferde- und Hirschknochen, dann auch aus Hasenbeinen, Gänseflügelknochen ꝛc. verfertigt werden, z. B. Nadelbüchsen, Spulen, Würfel, Knöpfe, Messer- und Gabelgriffe, Leuchteraufsätze, Becher, Pfeifen, mancherlei Kinderspielzeug u. dgl.; im weitern Sinne kann man auch die Elfenbeinarbeiten zu den B. rechnen. Runde Waare bildet der Beinarbeiter durch Drechseln auf der Dreh- oder Drechselbank, flache Waare und andere Waare überhaupt durch Schneiden und Schaben. Weil die Knochen der Hinterfüße des Rindviehes mehr rund, die der Vorderfüße mehr flach u. eckig sind, so können jene vorzüglich zu hohlen, cylindrischen und kugelartigen, diese besser zu flachen, eckigen Sachen angewendet werden. Schenkelknochen lassen sich nicht so gut verarbeiten; sie sind nicht bloß sehr hart und spröde, sondern auch unförmlicher. Pferdeknochen sind gleichfalls schwerer zu verarbeiten, als Rindsknochen. Dagegen werden Hirschknochen, welche sehr fein u. weiß sind, oft zu feiner Beinwaare angewendet, unter andern zu Plättchen auf Klaviertasten. Die Hasenknochen aus den Läufen verarbeitet man zu Wild- und Jagdrufen, die Flügelknochen der Gänse zu Vogelpfeifen u. dgl. Die zu den Arbeiten gewählten Knochen machen zuerst ein Auskochen und Bleichen nöthig. Das Auskochen ist ein gewöhnliches Kochen in Wasser, wobei man das gewonnene Fett noch als ein Nebenprodukt benutzt. Auch das Bleichen geschieht auf die gewöhnliche Art an der Sonne, unter öfterem Besprengen mit Wasser. Kocht man die Knochen vorher in einer Lauge aus Potasche und Kalk, so werden sie viel weißer. Das Zuschneiden der so zubereiteten Knochen mit einer dünner ungeschränkten harten und scharfen Säge (Beinsäge), sowie das Behauen mit einem harten scharfen Beile (Beinhacke) folgt auf diese Vorbereitungsarbeiten. Das Drehen der zu runder Waare bestimmten Stücke auf der Drehbank geschieht auf denselben Drehstühlen, worauf man Horn, Elfenbein und andere harte Körper dreht. Will man Einschnitte in das Bein machen, so kann man sich dazu der gewöhnlichen Feilen bedienen; aber bequemer und mit mehr Schnelligkeit gebraucht man dazu runde stählerne, an der Peripherie feilenartig gehauene Scheiben (wie die Einschneidrädchen der Uhrmacher), die an einer Welle, z. B. zwischen der Drehbank, um ihre Axe laufen. Mit scharfen, gut gehärteten, stählernen, auf der Drehbank eingespannten Bohrern bohrt man Löcher hinein. Die ordinäre Waare schleift man hierauf mit Schachtelhalm

und polirt sie mit ihren eigenen Spänen; die bessere und feinere Waare schleift man erst mit nassem Schachtelhalm, dann mit Bimsteln und zuletzt polirt man sie mit nasser geschlämmter Kreide oder mit Kalk und Seife. Manche Knochenwaare wird auch gefärbt. Man färbt sie dunkelroth mit einer Auskochung von Brasilienholz in Kalkwasser; blau mit einer Auflösung des Indigs in Schwefelsäure; braun mit einer Abkochung von Fernambukholz; gelb mit Kreuzbeeren, Curcuma und Alaun; schwarz mit Potasche, Galläpfelabkochung, Nußschalen und essigsaurem Eisen. Vor dem Färben muß man die Waare vom Fette befreien. Auch ätzen kann man auf der Beinwaare, u. zwar mit koncentrirter Schwefelsäure, nachdem man auf die zu ätzende Stelle erst einen Aetzgrund gebracht hatte. Farbige Ringe oder Kreise auf B. werden auf der Drehbank hervorgebracht. Der Kreis wird, während sich die Arbeit noch auf der Drehbank befindet, mit dem Spitzstahle hinreichend tief eingestochen und mit Siegellack von der verlangten Farbe dadurch ausgefüllt, daß man ein Stückchen desselben an die schnell umlaufende Arbeit stark andrückt, welches sich erhitzt und im erweichten, fast flüssigen Zustande in die Vertiefung eindringt. Für eine zweite Farbe in der Nähe eines schon ausgefüllten Kreises muß ein etwas weicheres u. leichter flüssiges Siegellack genommen werden, damit es sich mit dem ersten nicht vermische; bei den zuletzt einzulassenden Kreisen oder sonstigen Verzierungen kann gefärbtes Wachs mit Vortheil angewendet werden. Vorzüglich berühmt in der Verfertigung von allerlei hübscher u. nützlicher Beinwaare ist Geißlingen im Würtembergischen; aber auch in Nürnberg wird viele gemacht.

Beinasche (Beinmehl), gebrannte und pulverisirte Knochen, wird auf Teste und Treibherde geschüttet, damit sich das Metall in den Test zieht. Es ist darauf zu sehen, daß die Knochen vorher von allen fettigen Theilen gereinigt und beim Brennen durch allmählig zunehmendes Feuer das Verglasen derselben verhütet wird.

Beinbrech (Beinbruch, Beinwell, Osteocolla), tuffartiger dichter Kalkstein oder Kalktuff, moosartig, röhrenförmig, pfeifenröhrig, zellig, mit Pflanzenabdrücken u. dgl. Er hat sich häufig über Baumwurzeln gelagert und deren Gestalt angenommen; sind die eingeschlossenen Holztheile zerstört, so erscheint der B. hohl und hat das Ansehen versteinerter Knochen. Ehedem hielt man ihn deshalb bei Knochenkrankheiten, namentlich Beinbrüchen, zur Erzeugung des Callus für sehr wirksam und er wurde selbst in Apotheken geführt.

Beinglas, Milchglas, eine milchweiße, nur durchscheinende Glassorte, die für Lampenglocken, Blumenvasen, Skalen für Thermometer rc. angewendet wird und die man erhält, wenn zum gewöhnlichen Gemisch für weißes Glas ungefähr 10 Proc. weißgebrannte Knochen (phosphorsaure Kalkerde) und 8 Proc. Mennige zugesetzt werden. Setzt man $^1/_8$ Theil Hornsilber zu 3 Theilen Knochenasche, so wird die Farbe noch mehr opalartig.

Beinhaus, kleines Haus auf Kirchhöfen, das zur Aufbewahrung von ausgegrabenen Knochen bestimmt ist, die zuweilen ästhetisch geordnet werden. Mitunter findet man in solchen Beinhäusern an den Wänden Schädel und Röhrenknochen als ein ernstes Memento mori zur Schau gestellt. Auch sind hier öfters Altäre zum Messelesen für die Verstorbenen, deren letzte Ueberreste hier aufbewahrt werden, angebracht. Würdiger ist es, die Todtengebeine, die man ausgraben mußte, um die Begräbnißstätten wieder zu benutzen, an geeigneten Orten wieder zu vergraben, statt sie in Beinhäusern anzuhäufen.

Beinschienen, sonst ein Theil der Ritterrüstung zum Schutze der Beine, bestehend aus den Schenkeldecken (cuissards) und den Blechen der Schienbeine (grèves). Sie stießen an den Knieschildern oder Gelenkbändern (genouillères) zusammen und wurden am Oberschenkel vom Blechschurze bedeckt. Die Schienen vom Knie bis zum Knöchel waren oft nur aus einem Stück Eisen getrieben, umschlossen auch wohl in 2 Hälften das ganze Bein und wurden durch Riemen und Schnallen an solchem festgehalten. Schon die Römer trugen Beinharnische (ocreae) oder eherne Halbstiefeln, bisweilen jedoch nur am rechten, der Verletzung am meisten ausgesetzten Fuße. Die Erfindung dieser glatten oder geschuppten Schutzwaffe schreibt Herodot den Kariern zu.

Beinschwarz (Knochenkohle), die schwarze kohlenartige Masse, welche beim Glühen von gemahlenen Knochen in verschlossenen Gefäßen zurückbleibt und wegen ihrer Eigenschaft, gewisse Stoffe, besonders färbende organische Materien, aus Auflösungen zu fällen, vorzüglich zum Raffiniren des Zuckers angewendet wird. Die Darstellung des B.-Produkts geschieht auf verschiedene Weise und richtet sich danach, ob die dabei entweichenden flüchtigen Destillationsprodukte, kohlensaurer Ammoniak, besonders zur Salmiakgewinnung benutzt werden sollen, oder ob man diese unbenutzt läßt und nur die Knochenkohle zu gewinnen beabsichtigt. Im letztern Falle werden die Knochen klein geschlagen, durch Kochen mit Wasser vom anhängenden Fette befreit und in gußeisernen Töpfen von verschiedener Form in eigens dazu konstruirten Oefen gebrannt. Die Töpfe sind entweder einander ganz gleich cylindrisch, mit einem angegossenen vertieften Rande an der Mündung, so daß, wenn sie auf einander gestellt werden, der Boden des obern den Deckel für den untern abgibt und nur der oberste einer Säulenreihe eines besondern Deckels bedarf. Oder man hat weitere und engere, von denen einer auswärts steht, der andere aber, nachdem beide gefüllt worden, geschickt über den erstern so gestürzt wird, daß die beiden Mündungen auf einander zu stehen kommen. Die Fugen werden mit Lehm verstrichen, um die Luft abzuschließen und das dadurch erfolgende Weißbrennen der Knochen zu verhüten. Die Brennöfen sind theils stehende, theils liegende; erstere gleichen in der Konstruktion den Fayenceöfen, letztere den gewöhnlichen Töpferöfen. Bei dieser Verfahrungsweise werden die flüchtigen Destillationsprodukte nur zum Theil im Ofen verbrannt, während ein großer Theil mit dem Rauch ent-

weicht und die ganze Umgegend solcher Anstalten mit einem höchst unerträglichen Geruch erfüllt. Sie müssen daher verbrannt werden, was in einem besondern, an den Verkohlungsofen angebauten Flammenofen geschieht. Dieser ist mit dem erstern so verbunden, daß dessen Schornstein die stinkenden Dämpfe unter den Rost des letztern führt. Auf diesem Rost wird während des Knochenbrennens stets ein Flammenfeuer von trockenem Holze unterhalten, so daß hier eine vollkommene Verbrennung jener stinkenden Dämpfe mit Hülfe des kräftigen Zugs eines hohen Schornsteins bewerkstelligt wird. Die Zahl der Töpfe, welche in einen Ofen gesetzt werden, ist nach dessen Größe verschieden, siebe trägt 100—150 u. jeder Topf faßt 20—25 Pfd. Knochen. Zum Feuer wählt man trocknes Holz, schürt 4—5 Stunden, schließt dann alle Oeffnungen und läßt sie 10 Stunden geschlossen, öffnet sie dann wieder u. läßt die Masse sich abkühlen. Nach dem völligen Erkalten werden die schwarzgebrannten Knochen aus den Töpfen geschüttet, man erhält 50—60 Proc. Die Kohle wird nun sortirt, diejenigen Stücke, welche sich durch das Eindringen der Luft weiß gebrannt haben, werden ausgelesen und nur die schwarzen Knochen zwischen gerieften gußeisernen Walzen, zwischen welche sie aus einem hölzernen Trichter hinabfallen, gröblich zerkleinert und dann zwischen horizontalen und unter vertikal auf einer horizontalen Bahn laufenden Mühlsteinen vollends zu Pulver gemahlen. Das Pulver wird auf Siebmaschinen gesiebt, gebeutelt und das Gröbere wieder auf die Mühle gegeben. Sollen die ammoniakalischen Produkte benutzt und also gesammelt werden, so wird die Verkohlung der Knochen in ähnlichen, horizontal in der Feuerung liegenden eisernen Cylindern, wie sie zur Entwickelung des Leuchtgases aus Steinkohlen angewendet werden, vorgenommen. Diese stehen mit verschiedenartig eingerichteten Kondensationsanstalten in Verbindung, worin sich die Destillationsprodukte verdichten und ansammeln. Die nicht verdichtbaren stinkenden Gase werden unter die Feuerung geleitet, wo sie verbrennen u. gleichzeitig zur Feuerung beitragen.

Die Knochenkohle zeigt, wie die Pflanzenkohle, die Textur und Gestalt desjenigen Knochens, von welchem das verkohlte Stück herrührt. Die Bildung derselben beruht darauf, daß durch Glühen bei abgehaltener Luft der mit dem phosphorsauren Kalk innig verwebte organisirte Bestandtheil der Knochen, der Knochenknorpel, zerstört wird und die daraus abgeschiedene stickstoffhaltige Kohle dann wieder eben so innig mit der Knochenerde vermengt bleibt. Eine gute Knochenkohle muß ein rein schwarzes Ansehen haben und ein Pulver geben, welches weder röthlichbraun, noch grau ist; im erstern Falle wäre dieselbe noch nicht gehörig ausgekohlt, im letztern zu viel Kohle schon verzehrt. Wird die Kohle mit Wasser gekocht, so muß die abfiltrirte Flüssigkeit farblos, nicht bräunlich oder gelblich gefärbt erscheinen, was ebenfalls eine unvollkommene Verkohlung andeuten würde. In einem Tiegel geglüht, darf eine gute Knochenkohle weder Rauch noch Flamme zeigen. Um die färbende Kraft des B.s zu erhöhen, sucht man dasselbe durch Digestion mit Salzsäure von den beigemengten Salzen zu befreien. Auf 2 Centner Kohle nimmt man 22 Pfund Salzsäure und 86 Quart Wasser, mischt gut und läßt 48 Stunden unter öfterm Umrühren weichen, seihet dann ab, wäscht mit Wasser so lange aus, bis dieses geschmacklos abfließt, und trocknet die Kohle. Durch diese Behandlung wird die Kohle noch einmal so wirksam. Nicht jede Art von Knochen gibt eine gleich gute Knochenkohle, wenigstens keine, die zu den verschiedenen Zwecken, welchen diese dient, gleiche Güte zeigt. Soll z. B. die Knochenkohle als feine schwarze Farbe angewendet werden, so wählt man hierzu nur Hammelknochen und mahlt die daraus erhaltene Kohle mit Wasser unter vertikalen Steinen längere Zeit, bis der schwarze Brei die höchste Feine erreicht hat. Aus dieser Masse werden dann kleine Kuchen geformt und diese getrocknet, oder wieder fein zerrieben in den Handel gebracht. Die schönste Schwärze liefert die Kohle von Elfenbein, schwarz gebranntes Elfenbein; es zeichnet sich durch seine reine und tiefe schwarze Farbe aus, ohne Stich ins Bläuliche oder Braunliche, sowie durch die möglich feinste Zertheilung, deren dasselbe fähig ist. Es wird in der Oelmalerei gebraucht. Für die Kupferdrucker bereitet man eine Sorte Schwärze, Druckerschwärze, durch Glühen von getrocknetem Blut oder Hornspänen mit gereinigter Potasche, sorgfältiges Auslaugen und Zerreiben des kohligen Rückstandes mit Wasser. Die größten Mengen der Knochenkohle werden aber zum Raffiniren des Zuckers verwendet, und es ist daher von Wichtigkeit, ein Mittel zu finden, der schon einmal gebrauchten Kohle die entfärbende und reinigende Eigenschaft, welche sie durch den Gebrauch verliert, wiederzugeben. Bis jetzt hat man keins gefunden, was dem Zwecke vollkommen entspricht. Am besten gelingt es dadurch, daß man die gebrauchte Kohle mit Wasser mischt und durch Zusatz von Hefe den ihr anhängenden Zucker in Gährung versetzt, sie nachher auswäscht, trocknet und glüht, und zwar letzteres am besten mit frischen Knochen.

Beira, portugiesische Provinz, grenzt nördlich an die Provinz Entre Duero-Minho, südlich und zum Theil südwestlich an Estremadura, nordöstlich an Tras os Montes, östlich an die spanische Provinz Salamanca, südöstlich an das spanische Estremadura und westlich an den atlantischen Ocean. Der Flächenraum beträgt 277 □ Meilen. Es ist ein schönes Berg- und Hügelland, das sich, innerhalb des Ausflusses des Duero und Mondego, nach dem atlantischen Ocean hin in eine Sand- und Sumpfebene verflacht. Im Osten und Norden erhebt sich der Boden zu steilen und rauhen Gebirgen; im Süden und Südosten senkt er sich nach dem Stromgebiete des Tejo, welcher B. südwärts von Alemtejo und südöstlich vom spanischen Estremadura scheidet. Die Bodenbeschaffenheit ist sehr verschieden, am Meere flach, sandig und sumpfig, daher im Sommer ungesund, namentlich wenn der Mondego durch die Schneewasser der Gebirge austritt und in der Nähe des Landsees bei Aveiro in die Ausmündung des Küstenflusses Vouga abfließt. Doch ist, mit Ausnahme des Sandbodens, der ganze

Strich von der Mündung des Mondego bis zu der des Duero ungemein fruchtbar und gut angebaut. Landeinwärts am Mondego erhebt sich ein Kalkgebirge, die Serra de Louza, die sich von Estremadura her nach N. zieht, über den Mondego setzt und sich in der Gegend von Coimbra verflacht. Die Hügellandschaft um Coimbra und die reizenden Ufer des Mondego, wo die Quinta und der Quell der Thränen noch an die unglückliche Ines de Castro (s. d.) erinnern, bilden eine der schönsten Gegenden Portugals. Wo das Kalkgebirge aufhört, bedeckt eine reiche Vegetation die Hügel und Thäler; aber ost- und nordwärts erhebt sich ein unfruchtbares Schiefergebirge, das sich gegen die östliche Grenze hin an die (7—8000 Fuß hohen) Granitkuppen der Serra de Estrella anschließt. Von diesen wasserreichen Granithöhen, in deren dunkeln Klüften oft das ganze Jahr hindurch etwas Schnee liegen bleibt, strömen zahlreiche Bäche und Flüsse herab, die das blühende Thalland befruchten. Um jenen hohen Kern lagern sich unfruchtbare Berge von schieferigem Sandstein, oft Grauwackenschiefer, reich an unbenutzten oder jetzt nicht mehr benutzten Erzgängen (Blei, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn), die nördlich bis an den Duero, östlich bis an die spanische Grenze und südlich (eine traurige, mit Cisten und Granitsand bedeckte Wüste) bis an den Tejo den Charakter des Bodens bestimmen. Wie fast bei allen portugiesischen Gebirgen, geht auch der Zug dieser im Allgemeinen von Nordosten nach Südwesten. Außer den bereits genannten Hauptflüssen Duero, Tejo und Mondego sind noch folgende zu nennen: Coa, Tavora, Erga, Vereza, Zerzere, Alva, Ceyra. Das Land ist gut angebaut, mit Ausnahme des nördlichen und insbesondere des östlichen Theils. In den flachen Gegenden ist die Maiskultur vorherrschend; bei Coimbra wird viel Weizen und Gerste, in den höhern und kalten Gegenden Roggen, in andern Sorgohirse (Holcus Sorghum), im Sumpflande auch etwas Reis gebaut; bei Aveiro und Coimbra treffliches Gartengemüse. Das Obst der Estrella ist das beste Portugals, und die Orangen von Coimbra sind auch im Auslande berühmt. Weinbau wird bei Coimbra getrieben, doch ist das Gewächs auf den Bergen am Duero und bei Lamego edler. An Holz fehlt es theilweise, doch gibt es an der Küste Waldungen von Seetannen und im Innern Fichten- und Eichenwälder. Am verbreitetsten ist der Olivenbau, der für dreijährigen Bedarf hinreicht. Häufig ist die schöne portugiesische Cypresse (Cupressus lusitanica), die, im Wuchs den Cedern des Libanon ähnlich, von den hohen Gebirgen bei Goa zuerst hieher verpflanzt wurde; auch wächst in den Quintas der indianische Lorbeerbaum von Goa im Freien. Aus der reichen Flora der Gebirge nennen wir bloß den prächtigen gelben Enzian (Gentiana lutea), der in Portugal bloß hier zu finden ist und seiner Wurzel wegen von den Hirten auf den höchsten Gipfeln der steilsten Felsen gesammelt wird. Die Alpenwiesen der Estrella sind der Viehzucht sehr förderlich, besonders werden Schafe gehalten, die im September in die Ebenen von Alemtejo ziehen und im Mai zurückkehren; die Schafe von Estrella liefern nach den spanischen die beste Wolle. Für die Schweinezucht, welche (namentlich bei Viseu) die in England so beliebten lissaboner Schinken liefert, sind die Kastanienwälder wichtig. Die mit Cisten bewachsenen Gegenden haben viel Bienenzucht. Der Bergbau ist unbedeutend. Man wäscht etwas Gold am Tejo bei Sarzedas. Das Steinkohlenbergwerk auf dem Vorgebirge Cabo de Buarcos, das sich weit unter dem Meere hinzieht, ist jetzt nicht mehr sehr ergiebig. Die Salzteiche (Marinhas) der Insel Murraceira bei Figueiro liefern viel Seesalz, das jedoch dem von Setuval an Güte nicht gleichkommt. An mehreren Orten, z. B. bei Manteigas am linken Ufer des Zerzere, bei San Pedro do Su (Banho de Lafoës) am Vouga, bei Touro, Penazarcia, Alcastache ꝛc., entspringen heiße, zu Bädern benutzte Quellen aus dem Granit und beweisen, daß unter diesen Steinlagern eine Gluth lodert, welche dem Lande mit Erschütterungen und vulkanischen Eruptionen droht. Die Einwohner, 1850: 631,416 an der Zahl, sind meist arm, besonders in den Dörfern um Lamego, aber munter, rührig, gesangliebend, redlich. Wichtig ist außer dem Ackerbau und der Vieh- und Bienenzucht die Fischerei, namentlich die von Sardinen bei Aveiro. Die Industrie ist unbedeutend, der wichtigste Fabrikort Covilha. Ausfuhrartikel sind Oel, Mais, Orangen, Schinken, Schafkäse, Salz, Wolle, Honig, Wachs, Mühlsteine, Töpferwaaren ꝛc. Ovar und Aveiro haben einigen Speditionshandel; für den Binnenhandel ist die Messe zu Viseu wichtig. Die Provinz zerfällt in B. Alta (Ober-B., mit den Distrikten Aveiro, Coimbra, Lamego, Guarda) und B. Baixa (Nieder-B., mit den Distrikten Castello, Branco, Pinhel, Viseu), 7 Cidades, 230 Villas, 1292 Kirchspiele. Die Hauptstadt ist Coimbra; feste Grenzplätze sind Almeida, Villa velha de Rodao, Monsanto u. Sortelha.

Beirâm (Beyram), persischer Name zweier großen Feste des Islam. Sobald die Wachen auf dem Berge Olymp den Eintritt des Monats Schewal, welcher unmittelbar auf den Fastenmonat Ramasan folgt, anzeigen, verkündigt der Donner der an der Spitze des Serails aufgestellten Kanonen das erste Beiramsfest, welches Id-fitr (Eid Fitr, Abbrechung der Fasten, weil nun die 29tägigen Fasten aufhören), auch B. Kutschuk oder Kitschi B. (das kleine B.) heißt. Es soll eigentlich nur einen Tag dauern, allein das Volk macht 3 Festtage daraus. 70 Tage darauf, am 10. des Monats Zilhidscheh, beginnt das zweite Beiramsfest, Id-Adha (Eid Adha) oder Kurbanbeirâm (Osterfest) genannt, zum Andenken an Abrahams Opfer. Dieses Fest dauert 4 Tage und wird mit einer noch größeren Feierlichkeit, als das erste, begangen. An jedem der beiden Beiramsfeste wird das große Gebet täglich nur am ersten Tage, und zwar eine Stunde nach Sonnenaufgang, mit großem Gepränge gehalten. An diesem Tage empfängt der Sultan beim Aufgange der Sonne die Glückwünsche aller hohen Staatsbeamten, welche zum Zeichen der Verehrung ihm das Kleid auf der Brust küssen. Dann begibt er sich mit einem ungleich größern und glänzendern Gefolge, als gewöhnlich,

in die Moschee. Nach hier gehaltener Andacht werden die Staatsdiener gespeist, 16 mit Zobelpelzen beschenkt und dann die Regierungsveränderungen vorgenommen. In früherer Zeit erhielten auch die christlichen Gesandten Geschenke. Alle Kaufläden sind an den Tagen der beiden Beiramsfeste geschlossen und alle Geschäfte ruhen. Jeder, auch der Aermste, kleidet sich neu, Verwandte und Freunde besuchen sich, um sich ein glückliches Fest zu wünschen, und fast bei dieser einzigen Gelegenheit sieht man, daß die Türken sich umarmen, sich die Hand reichen und andere Zeichen herzlicher Zuneigung sich geben. Darauf beschränkt sich aber auch die türkische Freudenbezeigung. Jubel oder laute Freude wird man unter dem Volke nicht gewahr. Kein öffentlicher Tanz, kein Spiel; das sind verbotene Dinge. Die ganze Volksfreude besteht darin, daß man still und ruhig, mit langsamen Schritten durch die Straßen u. in den Umgebungen Konstantinopels spazieren geht. Die Ruhe und Stille bei diesen Freudenfesten steht in auffallendem Kontraste mit den Volksbelustigungen in den christlichen Ländern.

Beireis, Gottfried Christoph, ein Polyhistor und gelehrter Sonderling, war geboren am 28. Februar 1730 zu Mühlhausen in Thüringen, wo sein Vater, ein städtischer Beamter, sich mit Pharmacie beschäftigte, zeichnete sich schon als Jüngling durch ungewöhnlichen Ernst, außerordentliche Reizbarkeit, glühende Einbildungskraft u. Lebhaftigkeit des Geistes, sowie durch das treueste Gedächtniß und große Wißbegierde aus. Als er 1750 die Universität zu Jena bezog, hatte er es bereits in alten und neuen Sprachen, in Mathematik, Physik und Geschichte, und nebenbei in Musik und selbst in gymnastischen Uebungen ungemein weit gebracht. In Jena studirte er 3 Jahre lang die Rechte als Brodwissenschaft, zugleich aber aus Neigung Mathematik, Physik, Chemie und Medicin. Nach beendigter Studienzeit ging er auf Reisen, theils um seine Kenntnisse zu erweitern, theils aber auch um seine in der Chemie gemachten Entdeckungen zu verwerthen. Diese Reisen, welche ein undurchdringliches Dunkel deckt, das der mysteriöse Mann nicht aufzuhellen geneigt war, gingen nicht, wie er vorgab, nach Indien, sondern wahrscheinlich durch Frankreich, Italien, die Schweiz, Holland und mehre Theile von Deutschland. Im September 1756 kehrte er unvermuthet nach Thüringen zurück und brachte bedeutende Geldsummen mit, wodurch er zuerst den Ruf von seinem Reichthume begründete, von welchem in der Folge viel Uebertriebenes verbreitet wurde. Im Oktober desselben Jahres ging er nach Helmstädt, ließ sich als Student inskribiren und studirte unter Heister, dessen Praxis nach seinem Tode meist auf B. überging, mit dem größten Eifer Medicin und Chirurgie. Schon 1759 wurde er ordentlicher Professor der Physik an der Universität zu Helmstädt, 1762 Professor der Medicin, 1767 Hofrath, 1768 Professor der Chirurgie, 1802 Leibarzt des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und † am 17. September 1809, nachdem er kurz zuvor noch den Jubeltag der Doktorwürde und der 50jährigen Amtsführung als Professor mit jugendlicher Kraft und Munterkeit gefeiert hatte. B. gebot über einen ungemeinen Reichthum von Kenntnissen; er war ein uneigennütziger, sorgfältiger Arzt, mit einer großen Praxis. Seine Thätigkeit als akademischer Lehrer, die bis ins höchste Alter ununterbrochen fortdauerte, war eben so groß als verdienstlich; er trug die Naturlehre in ihrem ganzen Umfange vor und erläuterte sie durch Experimente, las über Naturgeschichte im Allgemeinen u. ihre verschiedenen Zweige, lehrte insbesondere Botanik in Verbindung mit Exkursionen, hielt mineralogische, insbesondere metallurgische Vorlesungen, gab Unterricht in der theoretischen und Experimentalchemie, der Oekonomie, Gartenkultur und Forstwissenschaft &c. und wußte daneben noch Zeit zu gewinnen zu Vorträgen über Musik, Aesthetik, Malerei, Numismatik &c., und zwar zeichneten sich alle diese Vorlesungen durch Gründlichkeit und Genauigkeit aus und wurden durch seine werthvollen Sammlungen von Natur- u. Kunstschätzen und seine ansehnliche Bibliothek bedeutend unterstützt. Bei allen diesen Vorzügen aber waren Eitelkeit und Bigotterie vorherrschende Züge seines Charakters und die eigentlichen Triebfedern seiner Handlungen. Er lebte fast ohne allen Umgang, blieb unverheirathet und war bemüht, sich ein geheimnißvolles Ansehen zu geben. Sein ganzes großes Haus, das er allein mit einem Bedienten bewohnte, dessen Frau seinen einfachen Haushalt besorgte, war mit Gegenständen der Natur und Kunst angefüllt, die theils wirklich selten und kostbar waren, theils von ihm dafür ausgegeben wurden. Er besaß die hahnsche Rechenmaschine, die 3 berühmten vaucansonschen Automaten, die von Droz verfertigte Zauberuhr und andere Kunstwerke. Von großer Wichtigkeit waren seine physiologisch-anatomischen Präparate und unter diesen namentlich die von dem berühmten Lieberkühn injicirten. Unter seinen astronomischen, mathematischen u. physikalischen Instrumenten befanden sich die für die Geschichte der Erfindungen merkwürdigen Instrumente des Otto von Guerike. Bedeutend war auch seine Naturalien-, besonders seine Mineraliensammlung und der chirurgische Apparat, größtentheils aus dem heisterschen Nachlasse. Sein Münzkabinet enthielt viele schöne, wohlerhaltene Exemplare aus dem Alterthume, auch viele alte Goldmünzen, und war von einem ansehnlichen Werthe. Seine Gemäldesammlung zählte in ihren Reihen manches seltene Original, vorzüglich aus deutscher Schule. B. zeigte der Menge von Besuchenden, unter denen oft auch fürstliche Personen waren, seine Kunstschätze mit vieler Gefälligkeit, pflegte sie aber mit auffallender Charlatanerie selbst zu rühmen und ungemessen als einzig, unübertrefflich und unbezahlbar zu preisen. Dies war besonders der Fall mit einer durchsichtigen Masse, die größer als ein Hühnerei war und von der er behauptete, daß sie ein Diamant von 6400 Karat Gewicht sey, den alle Fürsten der Erde nicht zu bezahlen im Stande wären. Er erzählte, daß der Kaiser von China dieses kostbare Juwel bei ihm versetzt habe, und wußte diese Fabel mit allen Einzelnheiten auszuführen. Der Obermedicinalrath Klaproth aus Berlin erkannte indeß bei näherer Besichtigung nichts weiter in dem

Steine, als einen durch seine Größe ausgezeichneten madagaskarischen Kiesel. Die Mittel zur Anschaffung seiner vielen und kostbaren Natur- und Kunstschätze verdankte B. vorzüglich seinen chemischen Erfindungen. Zu diesen gehörte eine schöne rothe Farbe, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen, aus thierischem Stoffe bereiteten Karmin zwar auch mit diesem Namen belegt wurde, ihren Grundstoff aber im Mineralreich hatte; das Geheimniß der Bereitung derselben theilte er den Holländern mit, die ihm bedeutende Summen dafür zahlten; ferner eine den Indigo ersetzende blaue Farbe auf Tuch; dann ein chemischer Prozeß, den er auf Kobalte anwendete und für dessen Mittheilung eine sächsische Bergwerksbehörde ihm mehre tausend Thaler bot; eine Methode, ohne Potasche blau zu färben, wofür ihm ähnliche Anträge gemacht wurden; endlich ein vorzüglich schönes rothes und blaues Siegellack. So lehrte er auch Andern die Kunst, aus bisher unbekannten Mitteln Essig zu bereiten, aber nur unter der Bedingung, daß er Jahre lang gewisse bedeutende Procente von ihrem Gewinne zog u. dgl. m. B. selbst gab sich gern das Ansehen, als ob er die Kunst, Gold zu machen, besitze. Seine chemischen Erfindungen gingen größtentheils mit ihm zu Grabe; seine mathematischen, astronomischen und physikalischen Instrumente vermachte er der Universität Helmstädt, seine übrigen Sammlungen und seine große Bibliothek wurden zerstreut. Seine literarischen Arbeiten bestanden in einigen physiologischen Abhandlungen und Beiträgen zu gelehrten Zeitschriften, einigen Abhandlungen über Gegenstände der Kunst in Meusels „Miscellaneen", sowie über naturhistorische und physikalische Merkwürdigkeiten und Entdeckungen in den Schriften der berliner Gesellschaft naturforschender Freunde ꝛc. Vergl. Lichtenstein in Raumers Historischem Taschenbuch (1847).

Beirut (Bairut), Stadt und Festung im asiatisch-türkischen Paschalik Acre in Syrien, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, auf einer Halbinsel im Mittelmeere, amphitheatralisch an einem Bergvorsprung des Libanon gelegen. Die allenthalben umherliegenden terrassenartigen Gärten geben der Stadt ein malerisches Ansehen; aber die engen und unregelmäßigen Straßen der innern Stadt, die ärmlich aussehenden Häuser, meist ohne Fenster gegen außen, einige enge Bazars und schlechtgebaute Moscheen entsprechen keineswegs der Idee, die man sich vor der Landung gemacht hat. Dessen ungeachtet hat sich B. unter den Seestädten der westasiatischen Küste, in denen einst das betriebsame Volk der Phönicier die Reichthümer ferner Länder ansammelte, noch am meisten einen Schatten des alten Wohlstandes erhalten. Es hat noch jetzt einen ansehnlichen Handel. Der Hafen (eigentlich eine tief eingekrümmte Bai mit einem ziemlich guten Ankergrund) hat 2 alte Thürme am Eingange, wovon einer auf einem einzelnen Felsen liegt und mit dem Ufer durch einen über 3 ungleiche Bogen wegführenden Dammweg verbunden ist. Hier war ehemals ein künstlicher Hafen mit einem Molo, der von den Saracenen, wie die andern syrischen Häfen, zerstört wurde, damit die Kreuzfahrer dort keine Zuflucht fänden. B. ist der Sitz eines griechischen und eines maronitischen Bischofs und der Sammelplatz der Karawanen nach Aegypten und der Mekkapilger. Die Zahl der Einwohner ist 9000 (nach Andern 12,000). Sie beschäftigen sich mit Seidenzucht und Seidenfabrikation, sowie mit der Verfertigung baumwollener Zeuche und irdener Geschirre, vorzüglich aber mit Handel. Die Bevölkerung besteht aus Türken (nicht zahlreich), Arabern, Drusen, Maroniten, Griechen u. sehr vielen Franken; die christliche Bevölkerung ist die überwiegende, namentlich wohnen auch viele Engländer und Amerikaner in B. und seiner Umgegend. Amerikanische Missionäre unterhalten Schulen hier und erziehen einige Kinder von Armeniern, Maroniten und Drusen. B. ist das Berothah oder Berothai der Bibel und das Berytus der alten Profanhistoriker. Es war eine Seestadt der Phönicier und soll von Kronos erbaut worden seyn. Der israelitische König David eroberte und plünderte die Stadt. Später kam dieselbe in die Gewalt der Aegyptier, denen sie Antiochus der Große abnahm, worauf sie zu Syrien geschlagen wurde. Diodotus Tryphon verwüstete sie 140 v. Chr., aber die Römer stellten sie wieder her, u. Augustus schickte eine Kolonie dahin, worauf sie Colonia Julia Felix genannt und mit dem Jus italicum beschenkt wurde. Bald nahm die Stadt jedoch wieder ihren alten Namen an. Auch war B. die Pflegstätte einer berühmten Rechtsschule, die auch fortblühte, nachdem die Stadt mit fast sämmtlichen Kunstdenkmälern im 4. Jahrhundert durch ein Erdbeben zerstört worden war. In den Zeiten der Kreuzzüge war B. ein Spielball des Kriegsglücks und als solcher bald in den Händen der Christen, bald in denen der Mohammedaner. Bei der ersten Eroberung B.s durch Balduin I. 1110 ließen sich die Christen gegen die Saracenen einen schweren Treubruch zu Schulden kommen. Dem armen Volke der Stadt war nämlich freier Abzug verheißen worden, die Pisaner aber sammt den Provençalen überfielen gegen den Willen der edlern Kreuzfahrer die entwaffnete Menge und befleckten die Gassen der eroberten Stadt mit unschuldigem Blute. Eine furchtbare Wiedervergeltung übte 1291 der Feldherr des Sultans Aschraf, der Pascha Schadschai, welcher die durch außerordentliche Festigkeit und durch große Pracht im Innern ausgezeichnete Burg von B. bald nach dem Fall von Ptolemais zerstörte und schleifte. Als damals die (meist christlichen) Bewohner, erschreckt durch das Unglück der Ihrigen, sich zur Uebergabe bereit zeigten, lockte sie jener Pascha durch das Versprechen aus ihren Mauern heraus, daß, wenn sie ihm zutraulich entgegenkämen, ihrer aller geschont werden sollte, brach aber alsbald den Vertrag, als die Wehrlosen in feierlichem Zuge zu ihm hinauskamen, ließ die Leichtgläubigen tödten oder in Fesseln legen. Die noch immer sehr schönen, alterthümlichen Mauern der Stadt mögen wohl zum Theil noch aus den Zeiten der Kreuzzüge herrühren; namentlich ist bekannt, daß die Christen unter Balduin IV. eine ganz besondere Sorgfalt und große Summen auf die Befestigung von B. verwendeten. Noch einmal, um den Anfang des 17. Jahrhunderts, ward B. von dem Glanze einer

politischen Bedeutendheit umstrahlt, als der letzte Zerstörer von Baalbek, der große Emir der Drusen, Fakhreddin, hier, sowie in Süden seine Residenz hatte. Da B. durch seine Lage in naher Verbindung mit dem Mittelpunkte des Gebiets der Drusen stand, so bot es diesem Bergvolke die Mittel, seine fast sämmtlich nach Aegypten bestimmten Waaren zu verschiffen und andere von dorther zu beziehen. Die Maroniten, deren Interessen dieselben waren, und die, was den Kampf gegen die Armeen des Sultans betraf, stets mit ihren Nachbarn gemeinsam handelten, unterstützten auf alle Weise die Bemühungen der Drusen in ihrer tapfern Vertheidigung gegen die Türken, und B. fiel erst 1763 in die Hände der letztern, u. zwar durch die Ränke Dschezzars, der nachher zur Belohnung das Paschalik von Acre erhielt, wo er sich bekanntlich noch mehr durch seine Grausamkeiten, als durch seinen Widerstand gegen die Franzosen auszeichnete. Diese Eroberung B.s öffnete den Türken die Thore des Gebirges, und die Drusen, welche für ihren Handel eines Debouché's bedurften, mußten sich demzufolge zu einem Tribut gegen die Türken verstehen. Indeß nahm dennoch der Handel seit jener Zeit ab; erst in der neuern Zeit hob er sich wieder. Seit der Besezzung Syriens durch Soliman Pascha 1831 wurde B. als Station und Verbindungsplatz mit Aegypten von Ibrahim Pascha fest erhalten. In der orientalischen Angelegenheit 1840 spielte es eine wichtige Rolle. Die Feindseligkeiten der vereinigten englisch-österreichisch-türkischen Flotte gegen Syrien unter dem Oberbefehl des englischen Admirals Stopford begannen mit dem **Bombardement von B.** vom 10.—14. September. Größtentheils zerstört, wurde die Stadt erst am 9. Oktober von Soliman Pascha geräumt und von den Truppen der Verbündeten, die bis dahin in dem nahen Lager in Dschunieh gestanden hatten, besetzt. Schon am folgenden Tage ward Ibrahim Pascha aus seiner festen Position bei B. vertrieben, von einem türkischen Heere unter Selim Pascha, Commodore Napier und General Jochmus gänzlich geschlagen, und somit erhielt die syrische Streitfrage zur See wie zu Lande durch die Ereignisse von und bei B. eine andere Wendung.

Beisassen (**Beiwohner, Medewohner, Schutzverwandte**), Einwohner, die nicht im Besitz des vollen, sondern nur des kleinen Bürgerrechts sind. Der Inbegriff der ihnen gewährten Rechte ist das **Beisassenrecht**, ihre Verfassungsurkunde die **Beisassenordnung**, die von denselben zu entrichtende Abgabe das **Beisassengeld**. Als Unterpfand für die Einhaltung seiner Obliegenheiten leistet der Beisasse den **Beisasseneid**.

Beisitz (**Beysitz, Beiseß, Beisaß**), das in manchen Gegenden Deutschlands bestehende Recht des überlebenden Ehegatten, das von dem Verstorbenen hinterlassene Vermögen mit den Kindern gemeinschaftlich zu nutzen und zu verwalten. Es hört auf, wenn der überlebende Ehegatte wieder heirathet und wenn Kinder einen eigenen Haushalt errichten.

Beisitzer, Personen, welche in Kriminalsachen zu den Verhandlungen zuzuziehen sind, sobald ein vereideter Protokollführer fehlt. Sie müssen unbescholten, des Lesens und Schreibens kundig seyn und jedesmal besonders vereidet werden, in sofern sie nicht ein- für allemal zu diesem Geschäfte verpflichtet sind. Ihre Funktion ist, darauf zu sehen, daß die Angaben oder Aussagen der vernommenen Personen getreu, unverfälscht und vollständig im Protokolle niedergeschrieben werden; letzteres ist durch ihre Unterschrift auch zu beglaubigen. Die Zahl dieser B. ist in der Regel auf zwei bestimmt; bei den Militärgerichten genügt häufig ein Offizier, der nicht besonders vereidet wird. Dann heißen B. auch sämmtliche Richter bei den militärischen Spruchgerichten, mit Ausnahme des Präses, sowie die Mitglieder des Magistrats, welche zur Aufsichtsführung den unter dem Magistrate stehenden Korporationen beigeordnet sind. Vgl. **Assessor**.

Beisler, **Hermann, Ritter von**, bayerischer Staatsrath und Präsident des obersten Rechnungshofs, vormals Minister des Kultus und des Innern, Sohn eines kurmainzischen Beamten, wurde 1790 zu Bensheim an der Bergstraße geboren, trat 1807 als Lieutenant in die bayerische Armee, wohnte den Feldzügen in Tyrol bei, nahm dann aber den Abschied und widmete sich, nach vollendeten Universitätsstudien, dem Civilstaatsdienst. Er war Generalsekretär im Justizministerium des Großherzogthums Frankfurt, bei dessen Organisation er mitgewirkt hatte, als das Jahr 1813 ihn wieder unter die Fahnen rief. Als Hauptmann und Adjutant trug er damals viel zur Herstellung des spessarter Landwehrbataillons bei, das dem im südlichen Frankreich operirenden Corps des Prinzen von Hessen-Homburg eingereiht ward. Als nach dem ersten pariser Frieden das Fürstenthum Aschaffenburg an Bayern kam, erhielt B. bei der damaligen Hofkommission zu Aschaffenburg eine Anstellung als Civilbeamter. Im Jahre 1815 trat er abermals als Hauptmann in den Militärdienst und blieb auch nach dem Frieden darin, arbeitete aber mehre Jahre als Volontär im auswärtigen Ministerium zu München, dann bei der bayerischen Bundestagsgesandtschaft. Dann wandte er sich ausschließlich dem Civildienste zu und fungirte als Regierungsrath in Ansbach, Passau, Augsburg und Regensburg. Im letztern Orte war er auch Vorstand der Aktiengesellschaft, welche die bayerische Donauschifffahrt begründete, und trat an die Spitze des dortigen Polenkomité's, des ersten in Deutschland. Trotz der Ungunst, die ihm seine liberale Gesinnung in den höheren Regionen zuzog, wurde er doch zum Regierungsdirektor von Oberbayern und 1838 zum Regierungspräsidenten in Niederbayern ernannt. Als solcher gerieth er in Konflikt mit dem Bischof Hochstetter in Passau und dem Minister Abel, indem er, wiewohl selbst Katholik, die verfassungsmäßigen kirchlichen Rechte der Protestanten mit Entschiedenheit vertrat. In Folge dieser Streitigkeiten ward er zum Präsidenten des obersten Rechnungshofes ernannt, welche Beförderung ihn freilich der innern Verwaltung gänzlich entfremdete. Nach dem Sturz des Ministeriums Abel (1847) wurde er aber zum Staatsrath und Justizminister, und nach Entlassung Wallersteins zum Kultus- und Unterrichtsminister befördert. Er betheiligte sich nun

an jenen Gesetzreformen, welche auch in Bayern in Folge der deutschen Märzbewegung vorgenommen wurden. Von einem bayerischen Wahlkreise in die deutsche Nationalversammlung erwählt, nahm er seinen Sitz auf der Rechten, stimmte gegen die Aufhebung des Bundestags und war unter den Ersten, welche der Versammlung die Befugniß zur Aufstellung einer endgültigen Gesammtverfassung ohne Vereinbarung mit den Partikularregierungen, sowie der Errichtung eines Kaiserthums mit Ausschließung Oesterreichs, absprachen. Doch blieb er trotzdem seiner liberalen Richtung treu. Wegen einer Rede aber, die er in der Kirchenfrage hielt, und worin er für die Kirche eine repräsentative Verfassung mit Theilnahme der Laien am Kirchenregiment verlangte, wurde er seines Portefeuilles enthoben und wieder zum Staatsrath und Präsidenten des obersten Rechnungshofes ernannt. Doch übernahm er am 31. December 1848, obwohl ungern und mit Vorbehalt seiner bisherigen Stellung, das Ministerium des Innern, legte aber, als die bayerische Kammer in ihrer Adresse die unmittelbare Einführung der deutschen Grundrechte verlangte, während B. deren Geltung von der Zustimmung der gesetzgebenden Gewalten Bayerns abhängig machen wollte, schon am 5. März 1849 mit seinen Kollegen Heintz und Weigand sein Portefeuille nieder. Er veröffentlichte „Betrachtungen über Staatsverfassung und Kriegswesen ꝛc." (Frankfurt 1822) und „Betrachtungen über Gemeindeverfassung" (Augsburg 1831), welche Schriften ihm ihrer Freimüthigkeit wegen mancherlei Anfeindungen zuzogen. Seine Gattin, die er 1849 durch den Tod verlor, gehörte der Familie des berühmten Jesuiten Canisius an.

Beispiel (exemplum), der einzelne konkrete, aus der Erfahrung entlehnte oder erdichtete Fall, in sofern er zum Beleg eines Begriffs oder Satzes dienen soll. Man bedient sich vornehmlich der B.e, um Allgemeines durch Besonderes zu erläutern und zu veranschaulichen. Was die Beweiskraft des B.s anlangt, so beweist ein einzelnes B. an sich nichts, als höchstens in dem Fall, wo es als Instanz gegen die Allgemeingültigkeit einer Regel gebraucht wird; denn hier wird durch die Anführung eines entgegenstehenden B.s wenigstens das ins Licht gesetzt, daß die als allgemein aufgestellte Regel keine allgemeine ist, d. h. daß sie Ausnahmen erleidet. Da nun aber das Bedürfniß der Erweiterung der Erkenntniß es mit sich bringt, daß man sich nicht auf die streng demonstrative Wahrheit, welche verhältnißmäßig selten auszufinden ist, beschränke, so begnügt man sich oft mit der Wahrscheinlichkeit, welche auf B.en beruht. Wenn nämlich der vollständige Umfang eines Begriffs nicht erschöpft werden kann, so begnügt man sich mit der größtmöglichen Menge aufzufindender B.e und bildet aus diesen eine Regel, die freilich nur so lange gilt, als nicht ein neu aufgefundenes B. sie über den Haufen wirft. Moralische B.e bilden den Sinn für das Gute, indem sie uns die Schönheit der Sittlichkeit in einem konkreten Bilde vor die Augen stellen und sind deshalb in der Pädagogik um so mehr zu beachten, als das Kind überhaupt leichter das Konkrete, als die abstrakte Vorschrift faßt. Das bestätigende Gegentheil dieses Satzes liegt in dem wahren Sprüchwort: Böse B.e verderben gute Sitten.

Beit(Beith)=el=Fakih (Betelfagui, d. i. Haus des Gelehrten), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der arabischen Landschaft Jemen, in einer Sandwüste, nordöstlich von Mokka, erst im vorigen Jahrhundert von einem Heiligen, Ahmed Ben Musa, erbaut, mit Kastell, Mauern, schlechten Häusern und 4000 Einwohnern. B. ist Hauptniederlage des besten Kaffees, zu dessen Einkauf jährlich sehr viele Kaufleute aus Aegypten, Syrien, Persien, Indien, Abyssinien, Marokko und Europa hierher kommen, deren Kommissionäre die Banianen sind.

Beith, Stadt in der schottischen Grafschaft Ayr, westlich von Paisley, hat 3000 Einwohner, die Manufakturen für weißes Garn, Mousselin, Baumwollenzeuche, Kalkbrennereien, Verarbeitung des in der Nachbarschaft gebrochenen Marmors zu Tischplatten ꝛc. u. Handel treiben.

Beitler, Wilhelm Gottlob Friedrich, namhafter Astronom der neueren Zeit, geboren am 17. Februar 1745 zu Reutlingen in Würtemberg, studirte die Rechte und Mathematik zu Tübingen, ward 1767 Doktor und Hofgerichtsadvokat, ging dann als Lehrer der Gräfin Skorzewska in der Mathematik und Astronomie nach Großpolen, kehrte 1773 in sein Vaterland zurück, ward aber bald auf Sulzers Empfehlung als Professor der Mathematik nach Mitau berufen, wo er 1778 zugleich zum Astronomen der dortigen petrinischen Akademie ernannt wurde. Mit sehr gründlichen Kenntnissen und einer ausgezeichneten Lehrgabe ausgerüstet, erwarb er sich große Verdienste und einen bedeutenden Platz unter den neuern Astronomen. Er † am 24. September 1811. Seine Beobachtungen der Verfinsterungen des dritten Jupiterstrabanten sind in den „Mémoires de l'academie de Paris 1787" angezeigt und wurden von de la Lande zur Verbesserung der Theorie angewendet, sowie seine Beobachtungen des ersten Jupiterstrabanten von de Lambre bei Verfertigung seiner trefflichen Trabantentafeln zu Grunde gelegt wurden. Einige seiner wichtigsten Beobachtungen wurden von andern Astronomen untersucht, berechnet und zu Bestimmung der geographischen Längen angewendet. Besondere Schriften von ihm sind: „Nova analysis aequationum cubicarum" (Mitau 1778); „Von den Planeten unseres Sonnensystems" (das. 1811).

Beitöne (Nebentöne), s. Aliquote Töne.

Beiurthel (Sententia interlocutoria, Nebenurthel, Interlokut), ein Ausspruch des Richters, wodurch nicht die Hauptsache, sondern nur ein Nebenpunkt des Rechtsstreites entschieden wird.

Beiwerk, in Werken der bildenden Kunst alle Gegenstände, welche streng genommen zur Darstellung des Hauptgegenstandes entweder gar nicht oder doch nicht unumgänglich nothwendig sind. Das B. muß aber nach Beschaffenheit der Zeit oder des Orts der Handlung, zu genauerer Bezeichnung derselben, gewählt werden, mithin

zu besserem Verständniß und zu Charakterisirung selbst der Nebenumstände, sowie auch zur Ausführung und Ausfüllung der künstlerischen Darstellung dienen, ohne jedoch die Hauptwirkung des Werkes zu stören, wenngleich dieses durch das B. reicher u. mannigfaltiger erscheint. Im engern Sinne versteht man unter B. Darstellungen unbelebter Gegenstände zur Verzierung einer Scene, zur Bezeichnung des Orts und zur Bestimmung der Zeitverhältnisse. Im Epos und in der Tragödie kann man die Episoden (s. d.) als B. betrachten.

Beiwort, in der Grammatik s. v. a. Adjektiv, in der Poetik s. v. a. Epitheton.

Beizen, chemisches Verfahren, welches darin besteht, daß man einen festen Körper eine Zeitlang der Einwirkung einer eignen, meistens sauren Flüssigkeit aussetzt, wodurch sowohl auf der Oberfläche des Körpers, als im Zusammenhange seiner Theile gewisse Veränderungen hervorgebracht werden. Bei der Beizung dringen nämlich Quantitäten des Beizmittels in den zu beizenden Körper mehr oder weniger tief ein, je nachdem jenes aus gelinder oder schärfer wirkenden Substanzen besteht und dieser ein feineres oder gröberes Gewebe hat. Der Körper wird in Folge davon einestheils mürber, anderntheils aber wird seine Neigung, in Fäulniß überzugehen, dadurch verringert (so beim Fleisch durch das Einpökeln desselben in Salz oder gewöhnlichen oder gewürzten Essig), oder es wird dessen Oberfläche dadurch gereinigt und zur Annahme eines anderen Ueberzugs geschickter gemacht (wie bei verzinntem Eisen), oder es wird die Oberfläche gefärbt (wie beim B. des Holzes). Bei der Färberei kommen als Beizen (mordants) gewöhnlich Salze in Anwendung, deren Basen mit der Faser des Zeuchs chemische Verbindungen eingehen, wodurch der Farbstoff haltbarer wird, als wenn man die Faser sofort mit diesem färben wollte. Die meisten Beizen bestehen aus Thonerde und Eisen. Für einzelne besondere Farben bedient man sich auch der Oelbeizen und animalischen Beizen, die in Eiweiß- oder Käsestoff bestehen. Außerdem kommen im Zeuchdruck noch sogenannte Aetzbeizen vor, mittelst deren man an gewissen Stellen die Farbe zerstört, z. B. beim Einzeichnen weißer Muster in rothen, blauen rc. Grund. Vgl. Färberei.

Beizen, mit dem Falken auf Vögel Jagd machen, s. Falken.

Beja (Bera, Pax Julia, Pax Augusta), Stadt in der portugiesischen Provinz Alemtejo, südöstlich von Lissabon, in schöner Gegend, auf einem sanft emporsteigenden Hügel, mit Mauern und Thürmen umgeben, ist Sitz eines Bischofs, hat ein ansehnliches Kastell, eine Kathedrale, mehre Pfarrkirchen u. Klöster, ein reiches Hospital, Armenhaus, römische Alterthümer u. 9000 (nach Andern 6000) Einwohner, welche Ackerbau und Viehzucht (Schweine, Ziegen) treiben.

Bejar, feste Stadt in der spanischen Provinz Salamanca, am Abhange der Sierra de B., mit 3 Pfarrkirchen, 3 Klöstern, Tuchfabrikation, Hufeisenschmieden, Handel, besuchten Mineralquellen und 5000 Einwohnern.

Bejasi (Bejasiten, eigentlich Abadhi), eine in Anam ausgebreitete arabische Sekte, welche von den 2 Flüchtigen abstammt, die vor Ali flohen, als dieser seine lang unterdrückte Partei in Arabien erhob. Sie erkennen die Autorität der Abkömmlinge Mohammeds nicht an, schreiben vielmehr dem ganzen arabischen hohen Adel gleiche Souveränetät zu, und ihr Oberhaupt, der Imam von Maskat in der Provinz Oman, obgleich nicht von Mohammed abstammend, legt sich deshalb den Khalifentitel bei. Jeder Araber darf sich bei ihnen in Gegenwart seines Obern, selbst des Imams setzen. Sie genießen weder Kaffee, noch Tabak, bewirthen aber Fremde damit. Sie sind die Quäker Arabiens.

Bekannte Größe, s. Größe, vgl. Algebra.

Beke, Charles Tilstone, bekannter Reisender, am 10. Oktober 1800 zu London geboren, erlernte den Handel und konditionirte in London, Genua und Neapel, sah sich aber durch Familienverhältnisse veranlaßt, die juristische Laufbahn zu ergreifen. Als Student der Rechte in Lincolns-Inn trieb er zugleich auch historische, ethnographische und philologische Studien und veröffentlichte als Frucht derselben: „Origines biblicae, or researches in primeval history" (Bd. 1, London 1834), welches vom Standpunkte der strengsten Buchstabengläubigkeit aus verfaßte Werk, namentlich in Deutschland, scharfe Kritiken erfuhr. B. schrieb in Leipzig, wohin er 1835 über Bremen gekommen war und wo er 1836 u. 1837 die Geschäfte des englischen Konsulats vertrat, seine „Vertheidigung gegen Dr. Paulus" (Leipzig 1836). Seitdem mit besonderer Vorliebe die historischen und geographischen Verhältnisse des Orients verfolgend, erkannte er die große Wichtigkeit Abyssiniens für den Verkehr mit Centralafrika und machte der Regierung und mehren wissenschaftlichen Instituten Englands darauf bezügliche Vorlagen und Anerbietungen, die aber erfolglos blieben, so daß er endlich, nur von Privatpersonen unterstützt, allein nach Abyssinien zu gehen beschloß. Hier angekommen, wurde er der Expedition des Majors Harris aggregirt und erwarb sich namentlich durch die Erforschung Gedschems und der südlicher gelegenen, bis dahin noch völlig unbekannten Länder ausgezeichnete Verdienste. Die Resultate seiner Forschungen sind bis jetzt nur theilweise in Zeitschriften, wie dem „Journal of the Geographical society", dem „Bulletin de la Societé de geographie" und der Schrift „Abyssinia. A statement of facts etc." (2. Auflage, London 1846) veröffentlicht. Nach seiner Rückkehr erregte B. unter Anderm durch die Schriften „Essay on the Nile and its tributaries" (London 1847), „On the sources of the Nile in the Mountains of the moon" (das. 1848), „On the sources of the Nile" (das. 1849), sowie durch sein „Mémoire justificatif en rehabilitation des pères Paetz et Lobo" (Par. 1848) unter den Geographen Aufsehen. Auch wurde er mit A. d'Abbadie in einen Streit verwickelt, indem er in den Schriften „A letter to M. Daussy" (London 1849) und „An inquiry into A. d'Abbadie's Journey to Kaffa" (das. 1850) den Beweis zu führen suchte, daß des Letzteren Reise nach Kaffa zur Entdeckung der Nilquellen (1843 bis 1844) erdichtet sey. Noch ist seine Arbeit „On the geographical distribution of the lan-

guages of Abyssinia" (Edinburg 1849) anzuführen. In den letzten Jahren lebte B. als Sekretär der „National assecuration for the protection of industry and capital throughout the British empire" zu London. Sein jüngerer Bruder, William George, trat jung in Militärdienste der ostindischen Kompagnie, später als Ingenieuroberst in persische Dienste, wo er sich 1832 bei Belagerungen und Erstürmungen turkomanischer Vesten in Khorassan verdient machte. Im Jahre 1839 unternahm er mit Moore eine genaue Sondirung und Erforschung des todten Meeres, über welche jedoch nur wenig bekannt geworden ist.

Bekenner, s. v. a. Confessor.

Bekenntniß, s. v. a. Glaubensbekenntniß. B. der Sünde, s. Beichte. B. des Lebens ist jede Handlung des Vasallen, wodurch er den Lehensverband (nexus feudalis) mit seinem Lehensherrn anerkennt. B. vor Gericht wird häufig in gleicher Bedeutung mit Geständniß gebraucht, unterscheidet sich aber davon dadurch, daß ersteres in civilrechtlichen Sachen (z. B. bei Schuldbekenntniß) gewöhnlich frei, aus eigenem Antriebe, letzteres aber auf Befragung geschieht u. etwas betrifft, was der Bekenner, wenn es ihm möglich wäre, zu verheimlichen vorziehen würde. Im Kriminalprozesse ist es umgekehrt: hier gesteht der, welcher ohne sehr mühsame Ermahnung des Richters die That einräumt, aber es bekennt der Angeklagte erst nach vorgängigem Leugnen; vergl. Geständniß. Ueber B. eines Dokuments s. Rekognition. B. einer Schuld, s. v. a. Schuldschein.

Bekenntnißpsalm, der 51. Psalm, weil er sonst in protestantischen Kirchen bei Beichtbekenntnissen verlesen wurde.

Bekenntnißschein, s. v. a. Rekognitionsschein; dann schriftliche Versicherung eines Empfangs, oder der Uebernahme einer gewissen Verpflichtung.

Bekenntnißschriften, s. v. a. symbolische Bücher.

Bekes (Bekesi), Kaspar, magyarischer Siebenbürge, der in der Geschichte Stephan Bathori's eine bedeutende Rolle spielt. Er ward von Peter Petrovics, Grafen von Temesch und Vormund Johann Sigismunds, erzogen. Die Königin Isabella, welcher er von seinem Erzieher als ein Mann von vorzüglicher Geschicklichkeit und Treue empfohlen worden war und deren volle Gunst er sich bald erwarb, übertrug ihm das Amt eines Woiwoden von Siebenbürgen. Johann Sigismund schenkte ihm gleiches Vertrauen, ernannte ihn zum Grafen von Fogarasch und schickte ihn als Gesandten an die Höfe von Konstantinopel u. Wien. Kaiser Maximilian II. empfahl ihn nach Johann Sigismunds Ableben, der in seinem Testamente den gleichen Wunsch geäußert hatte, den Ständen Siebenbürgens zum Fürsten. Aber als ein eifriger Anhänger des socinianischen Glaubensbekenntnisses und wegen seiner stolzen Behandlung mehrer der angesehensten Adeligen unter der vorigen Regierung ward er bei den Ständen verdächtigt, u. sie wählten seinen Mitbewerber Stephan Bathori. B. trat daher als dessen Gegner auf, widersetzte sich mit Hülfe der von ihm aufgewiegelten Szekler mit gewaffneter Hand, wurde aber von Stephan in dem Schlosse Fogarasch belagert. Er entfloh heimlich zu Kaiser Maximilian, erhielt deutsche Hülfsvölker, zog seine Anhänger aus Siebenbürgen an sich und versuchte noch einmal, den Fürstenhut mit gewaffneter Hand zu erringen, wurde aber bei Szent Pal geschlagen und mußte nach Ungarn fliehen. Als Stephan König von Polen geworden war, söhnte er sich 1575 mit B. aus, der von nun an des Königs treuer Anhänger blieb und ihm, besonders bei der Belagerung von Danzig, wichtige Dienste leistete. B. † 1591.

Bekesch (Bekes, ungarisch Békes Vármegye), Gespannschaft in Oberungarn, Kreis jenseits der Theiß, ist 65²/₅ □Meilen groß u. bildet eine vollkommene Ebene, so daß der Fluß Körös (Körösch) mit seinen Quellflüssen, der weißen, schwarzen u. schnellen Körös, in schleichendem Laufe fließend, unter dem Namen Sarret und Hallas im Osten und Norden der Gespannschaft große Moräste bildet, deren Ausdünstung die Luft verpestet, während die westlichen u. südlichen Theile der Gespannschaft trocken bleiben. Der Boden ist übrigens sehr fruchtbar, das Trinkwasser dagegen schlecht und das Klima, wie erwähnt, meistens ungesund. Im Sommer schadet die große Hitze, verbunden mit den Ausdünstungen der Sümpfe, im Winter oft strenge Kälte. Von Getreide gedeiht hier am besten der Weizen, dem nach dem mischkolczer der erste Rang gebührt. Auch die Gartenfrüchte gedeihen gut u. werden besonders von den Einwohnern des Marktfleckens Bekes in Menge gebaut. Besonders zeichnen sich die Wassermelonen durch Größe und Schmackhaftigkeit aus. Wein von mittlerer Güte wird an mehren Orten gebaut, Wieswachs und Weide sind vortrefflich. An Holz ist aber großer Mangel, den man durch Stroh, Rohr und Kuhmist zu ersetzen sucht. Aus Gänsefuß (Chenopodium) wird Laugensalz zur Seifenbereitung gesotten, wozu auch die hier häufig wachsende Salsola hungarica brauchbar ist. Der nutzbare Boden beträgt 512,072 Joche und ist größtentheils Ackerboden, Wiesen- und Weideland. Die Waldungen umfassen nur 39,000 Joche. Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht sind bedeutend; namentlich wird eine Menge Wolle erzeugt, die jedoch nicht fein ist. Von wilden Säugethieren finden sich Wölfe; unter dem zahlreichen wilden Wassergeflügel zeichnen sich 2 Reiherarten aus, von welchen man Reiherbüsche erhält, welche den orientalischen nicht nachstehen. Die 3 Körös-Flüsse liefern viele schmackhafte Fische. Krebse sind in den Flüssen und Sümpfen sehr häufig, werden aber vom gemeinen Mann wenig gegessen; auch Schildkröten gibt es in Menge. Die Bienenzucht ist ebenfalls sehr bedeutend. Die Gespannschaft hat 155,000 Einwohner, welche außer den genannten Beschäftigungen einen einträglichen Produktenhandel treiben. Der Nationalität nach sind darunter 95,850 Magyaren, 45,800 Slaven, 4100 Deutsche, 8600 Walachen, 460 Juden und 200 Griechen; der Konfession nach 28,100 Katholiken, 58,120 Lutheraner, 59,100 Reformirte und 9230 nichtunirte Griechen. Die Gespannschaft zerfällt in 2 Bezirke, den gyulaer (im Osten) und den csabaer (im Westen), und hat 5 Marktflecken, 15 Dörfer und 5 Pußten, aber die Marktflecken und die meisten Dörfer sind sehr groß u.

volkreich. Der ansehnlichste Ort des Komitats ist der gleichnam. Flecken B. (Bekeswar), am Zusammenflusse der weißen u. schwarzen Körös, mit sehr weitläufigem Ortsgebiet u. 17,000 Einw., welche Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht treiben.

Bekk, Johann Baptist, ehemaliger badischer Minister, 1800 zu Tryberg im Schwarzwalde geboren, studirte in Freiburg die Rechte u. begann 1822 seine öffentliche Thätigkeit als Advokat zu Meersburg. Schon 1829 wurde er in das dortige Hofgericht als Assessor berufen und 1832 zum Ministerialrath im Ministerium des Innern ernannt, welche Stelle er 5 Jahre später mit der eines Vicekanzlers beim obersten Gerichtshof vertauschte. Die Integrität seines Charakters und die einfache Anspruchslosigkeit seines Wesens erwarben ihm die ungetheilte Achtung aller Parteien, während seine Kenntnisse und sein juristischer Scharfsinn ihn in dem ihm angewiesenen Geschäftskreise zu einer sehr hervorragenden Erscheinung machten. Was aber besonders die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, war seine parlamentarische Wirksamkeit, die 1831 in der zweiten badischen Kammer begann. Er gehörte zu jener Gruppe besonnen, aber konsequent liberaler Staatsdiener, welche, einen höheren politischen Standpunkt einnehmend, sich die Unabhängigkeit ihrer Gesinnung zu bewahren wußten. Als das blittersdorffsche System in dem Urlaubsstreite unverhohlener hervortrat, blieb B. seinen freisinnigen Ueberzeugungen nicht nur treu, sondern ward auch eine Zeit lang der eigentliche Führer der Opposition. Der Bericht, in welchem der Regierung das Recht der Urlaubsverweigerung entschieden bestritten ward, war B.s Arbeit, und die ruhige, besonnene, aber feste Opposition gegen die neue Doktrin, wie sie Blittersdorff aufstellte, wurde damals von ihm geleitet. Sein Beispiel mochte es auch seyn, was in den ersten Beschlüssen die andern Beamten in der Kammer mit fortriß und diese ersten Beschlüsse zu einstimmigen machte. Nach Duttlingers Tod wurde er zum Präsidenten der Kammer gewählt, und schon dadurch wurde er vermittelnd zwischen die Parteien gestellt, ein Verhältniß, das auch seiner Persönlichkeit vollkommen entsprach. Seit Blittersdorffs Rücktritt stand er dem Ministerium näher und war auch der eifrigste und gewandteste Verfechter der neuen Gesetzentwürfe auf dem Landtage von 1843, ohne sich aber zum unbedingten Diener der ministeriellen Politik zu machen. Als der Ausfall der Wahlen im April 1846 die Regierung vermochte, eine versöhnlichere Haltung der zweiten Kammer gegenüber anzunehmen, wurde B. aus seiner richterlichen Stellung als Staatsrath ohne Portefeuille zur höchsten Verwaltung berufen u. im Dec. d. J. an die Spitze des Ministeriums des Innern gestellt. Seine Verwaltung begann mit versöhnenden Maßregeln und freisinnigen Reformen. Bevor aber die Früchte der neuen Politik, welche auf dem Landtage von 1847 der Regierung zum ersten Male wieder eine geschlossene Majorität verschaffte, reifen konnten, brachen die Stürme des Jahres 1848 über Baden herein. B. setzte den allgemeinen Forderungen keinen Widerstand entgegen; nachdem er das Ministerium durch gleichgesinnte Kollegen ergänzt hatte, war er redlich bemüht, im Einvernehmen mit der gemäßigt liberalen Partei eine Reorganisation der gesammten Staatsverfassung auf friedlichem Wege durchzuführen. Die Entfesselung der Presse, die Aufhebung der Ausnahmegesetze, die Einführung des Geschwornengerichts, die Volksbewaffnung, die Beseitigung der letzten Ueberreste des Feudalwesens, die bürgerliche Gleichstellung der Konfessionen, die Unabhängigkeit des Richterstandes, zweckmäßige Reformen im Steuerwesen, die Umgestaltung der Landesvertretung u. viele andere wichtige legislatorische Entwürfe wurden unter B.s Verwaltung als Vorlagen an die Kammern gebracht. Aus seiner ersprießlichen Thätigkeit wurde er durch die badische Mairevolution herausgerissen, in Folge deren er seine Entlassung erhielt (s. Baden). Nach der Unterdrückung des Aufstandes wählte man ihn in mehren Wahlbezirken zum Abgeordneten. Als solcher saß er auch im Volkshaus zu Erfurt; in der badischen Kammer aber nahm er im März 1850 den Präsidentensitz wieder ein. Er † den 22. März 1855 zu Bruchsal. Außer mehren Monographien über einzelne Theile der Rechtswissenschaft und trefflichen Beiträgen zu den von ihm redigirten „Annalen der badischen Gerichte" schrieb er: „Die Bewegung in Baden" (Mannheim 1850), worin er seine politischen Grundsätze klar und unumwunden darlegt.

Bekker, 1) Balthasar, aufgeklärter Theolog der reformirten Kirche, der neben Thomasius als der Befreier Europa's von dem Aberglauben zu betrachten ist, welcher die Greuel der Hexenprozesse, des Gespensterspuks und der Teufelsbesitzungen rechtfertigte, geboren am 20. März 1634 zu Metzlavier in Friesland, wo sein Vater Prediger war. Er studirte in Gröningen und Franecker, ward dann Prediger in dem friesischen Dorfe Oosterlittens, widmete sich dabei sehr eifrig dem in der ganzen Provinz sehr vernachlässigten Unterricht der Kinder, machte sich aber dadurch seinen bequemern Kollegen verhaßt, die ihm seine Vorliebe für die damals noch neue Philosophie des Descartes als schädliche Neuerungsucht zum Vorwurf machten. Nachdem er Doktor der Theologie und Prediger zu Franecker geworden war und eine lateinische Vertheidigung der cartesianischen Philosophie herausgegeben hatte, wurde er im Jahre 1670 wegen eines Lehrbuchs: „Vaste Spisse" (starke Speise) des Socinianismus beschuldigt. Er belangte seine Verleumder gerichtlich, aber man bewirkte durch geheime Intrigue, daß B. von diesem Rechtsmittel abstehen mußte; zugleich wurde seine „Vaste Spisse" unterdrückt und ihm verboten, gewisse Theile seines Lehrbuchs beim Unterricht zu gebrauchen, sowie Hausunterricht an Studenten zu ertheilen. Sehr gern folgte er, da ihm durch so viele Verdrießlichkeiten der Aufenthalt in Friesland verleidet war, dem Rufe als Pfarrer nach Loenen in Holland, worauf er als Pfarrer nach Weesp u. 1679 nach Amsterdam befördert wurde. Doch auch hier erregte er bald den Haß seiner Amtsbrüder, indem er in einer Untersuchung über die Kometen (1683) bewies, daß letztere weder Vorbedeutungen, noch Vorläufer von Unglücksfällen seyen. Diese Schrift war nur der Vorläu-

fer seines Hauptwerks: „De betoverde Wereld (die bezauberte Welt) zynde een grondig onderzoek van t'gemeene gevoelen aangaande de Geesten enz“ (Franecker 1691, nachher oft zu Amsterdam u. zu Deventer 1737, 4 Bde.; in mehre Sprachen übersetzt: französisch, 1694, 4 Bde.; deutsch Amsterdam 1693; die beste deutsche Uebersetzung ist von J. M. Schwager, vermehrt von Semler, Leipzig 1781 — 1782, 3 Bde.; auch ins Italienische und Spanische wurde das Werk übersetzt), worin er die abergläubischen Meinungen über die Macht böser Geister, ihren Einfluß auf die Menschen, über die Zauberer, Hexen 2c. angriff. Der ganze Schwarm der Ketzermacher, Intoleranten und Pharisäer kam ihm nun auf den Hals. Synoden, Ober- u. Unterkonsistorien schrieen über Aergerniß der Gemeine Gottes. Es regnete Gegenschriften; man forderte Widerruf. Nach vielen Unterhandlungen lieferte B. eine Art von Glaubensbekenntniß („Artikelen van Satisfactie“), worin er zwar die Existenz, aber nicht die Wirkung böser Geister anerkannte, dabei jedoch die ganze Lehre vom Teufel als ein bloßes Problem, nicht als ein gewisses, zur Seligkeit nöthiges Dogma betrachtete. B. selbst trug darauf an, daß man seine Schrift durch eine Synode prüfen lassen möge; aber die Synode verwarf die von ihm aufgestellten Meinungen u. verurtheilte ihn nach verweigertem Widerruf zur Absetzung (1692). Damit begnügten sich jedoch die Freunde des Teufels nicht; B. wurde excommunicirt und hielt sich seitdem zu der mildgesinnten französisch-reformirten Gemeinde (den Refugiés). Er †, seiner Ueberzeugung treu, 1698. Außer den oben genannten Schriften verfaßte er: „Friesche Godgeleertheit“; „Uetlegginge van den profeet Daniel“; „De leere van de vrye Nederlanden“ 2c. Die Gegenschriften gegen „die bezauberte Welt“ beurtheilte B. selbst in dem „Kort Beright van B. Bekker aangaande alle de Schrifften welke over syn Book de B. W. eenen tid langheen en weder verwisseld syn“ (Franecker 1692). Vgl. Schwager, Beitrag zur Geschichte der Intoleranz oder Meinungen und Schicksale Balthasar B.s, Leipzig 1780.

2) Elisabeth, eine der ausgezeichnetsten holländischen Schriftstellerinnen, geboren am 24. Juli 1738 zu Vliessingen, war verheirathet mit dem reformirten Prediger Adrian Wolff im Beemster u. trat zuerst mit kleinen satyrischen Arbeiten, dann auch mit größern und gediegenen Werken auf. Großes Aufsehen erregte gleich anfangs ihre Erzählung: „De Menuet en de Dominées-Pruik“, ein sehr witziges und in seinen naiven Sittenschilderungen äußerst treffendes Werkchen. Dann lieferte sie größere und ernsthafte Gedichte, z. B. „Walcheren“, „Jacobs klagt by het lyk van Rachel“, „De Brief van Jacoba van Bayeren“, „Andromache aan Agamemnon“ (eine Heroide, vielleicht das beste ihrer Gedichte), 2c. Nach dem Tode ihres Gatten lebte sie in der innigsten Freundschaft mit der geistreichen Agathe Deken, mit welcher sie auch während des sogenannten englischen Kriegs nach Frankreich zog und sich zu Trevoux niederließ. In der Revolutionszeit entging sie nicht nur selbst durch ihre Geistesgegenwart dem Blutgericht der Guillotine, sondern half auch den Gemahl ihrer Freundin, Renauld, der im Kerker saß, befreien. Mit ihr kehrte sie 1795 nach Holland zurück und lebte im Haag, wo sie am 25. November 1804 †. Neben ihrer Freundin, die ihr einige Tage darauf im Tode folgte, ruht sie auf dem Friedhofe zu Scheveningen. Mit der Deken in Gemeinschaft schrieb sie mehre interessante Romane, und es ist unbekannt geblieben, wer von ihnen den größern Antheil an der Zusammenstellung gehabt hat. Dahin gehören: „Historie van Mejuffrouw Sara Burgerhart“ (Haag 1782; französisch Lausanne 1788, 4 Bde.); „Hist. van den Heer Willem Levend“ (das. 1784 — 1785, 8 Bde.; deutsch von Müller in Itzehoe, Berlin 1798, 1. Bd., die folgenden Bde. in Hamburg); „Brieven van Abraham Blankaart“ (Haag 1787, 3 Bde.); „Historie van Mejuffrouw Cornelia Wildschut“ (das. 1793). Diese Romane enthalten sämmtlich einen reichen Schatz vielseitiger Kenntnisse u. tiefer Menschenkunde und sind von streng sittlichem, durchaus würdevollem Inhalte. Als Kunstwerke sind sie fein angelegt und ausgeführt; die Charakterzeichnung ist treffend u. die Nachbildungen der Natur schön und wahr; besonders glücklich aufgefaßt und gezeichnet sind mehre holländische Eigenthümlichkeiten. Ihre Wirkung war groß, und sie behaupten in der holländischen Romanliteratur noch jetzt einen klassischen Rang; B. u. Deken sind als die Schöpferinnen des holländischen Romans betrachtet worden. Der beste ihrer Romane ist „Sara Burgerhart“. Außerdem schrieben die beiden Freundinnen noch gemeinschaftlich: „Wandelingen door Bourgogne“ und „Brieven over de opvoeding“. Auch übersetzte B. verschiedene französische, englische und deutsche Schriften, z. B. von Maupertuis, Madame de Genlis, Pope 2c., ins Holländische.

3) August Imanuel, berühmter Philolog und Alterthumsforscher, geboren den 21. Mai 1785 zu Berlin als Sohn einer armen Familie, legte die erste Grundlage zu seiner wissenschaftlichen Bildung auf dem damals unter Gedicke's Leitung blühenden berlinischen Gymnasium und überwand durch eisernen Fleiß die Hindernisse, die sich besonders wegen seiner Mittellosigkeit der Fortsetzung seiner Studien in den Weg stellten, so daß er trefflich vorbereitet 1803 die Universität Halle beziehen konnte, um sich dort unter F. A. Wolfs Leitung dem Studium der Alterthumswissenschaft zu widmen. Bald gewann der begabte Schüler, der mit einem nüchternen, scharfsinnigen Forschergeiste unbesiegbare Ausdauer und unüberwindlichen Gleichmuth in Ertragung äußerer Beschwerden verband, die Zuneigung seines berühmten Lehrers. Wolf unterstützte ihn nach Kräften und nahm sich seiner mit wahrhaft väterlicher Fürsorge an. Dafür konnte B. seinem Gönner bei der Inspektion des philologischen Seminars bald helfend an die Hand gehen u. auch an dessen die homerischen Gedichte betreffenden Forschungen fördernden Antheil nehmen. Dieses freundliche Verhältniß wurde durch die Auflösung der Universität Halle und durch Wolfs Uebersiedelung nach Berlin zerrissen. Doch erhielt B. durch Wolfs Vermittelung 1810 eine außerordentliche Professur an der Universität

Berlin und noch in demselben Jahre die nöthige Unterstützung zu einer wissenschaftlichen Reise nach Paris. Dort lag er mit dem größten Fleiße dem Studium von Handschriften ob; besonders waren es die griechischen Grammatiker, denen er seine Aufmerksamkeit zuwandte. Die nächste Frucht dieser Studien war die Herausgabe der bisher noch nicht gedruckten Schrift des Apollonius Dyscolus „De pronomine", welche sich im 2. Heft des „Museum antiquitatis studiorum" von Wolf und Buttmann (Jahrgang 1811) findet. Nach seiner Rückkehr von Paris 1812 wurde B. ordentlicher Professor. Im J. 1814 erschien der erste Band seiner „Anecdota graeca", auch trug sich B. schon damals mit dem Plane zur Herausgabe seiner beiden bedeutendsten Werke, der attischen Redner und des Plato. An der letztern Arbeit hatte auch Wolf versprochen Antheil zu nehmen; aber die Sache kam trotz öffentlicher Ankündigungen nicht zur Ausführung, und das freundschaftliche Verhältniß zwischen Wolf und seinem vormaligen Lieblingsschüler wurde nicht ohne des Erstern Schuld für immer getrennt. Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin ernannte 1815 B. in Anerkennung seiner Verdienste zu ihrem Mitgliede, und in ihrem Auftrage brachte derselbe einen Theil des genannten Jahres wieder in Paris zu, um für ein von der Akademie beabsichtigtes Corpus Inscriptionum Vergleichungen anzustellen. Zu gleicher Zeit gab er zuerst des Aeschines und Demosthenes Reden „De corona" mit den Lesarten von 8 pariser Handschriften u. noch nicht edirten Scholien heraus (Halle 1815). In demselben Jahre erschienen des Theognis Elegien ergänzt und verbessert mit Vergleichung zweier italienischen Handschriften. Bald folgten die Editionen noch anderer griechischen Dichter, des Paulus Silentiarius (1815), Coluthus (1816) u. Tzetzes (1815). Die attischen Redner und den Plato verlor er bei diesen Studien nicht aus den Augen, wie die 1816 erschienene Ausgabe der acht ächten philippischen Reden (Berlin) und die 1818 in 3 Bänden vollendete Edition des Plato (das.) beweisen. B. hat darin durch Vergleichung der besten Handschriften eine gute Grundlage zu einer festen Gestaltung des Textes gegeben, und wenn auch spätere Bearbeiter in Einzelnheiten von B.s Recension abweichen zu müssen glaubten, so bleibt doch die letztere höchst verdienstlich. Im Jahre 1817 erschien die Ausgabe von des Apollonius Schrift „De constructione l. IV" verbessert nach drei pariser und einer vatikanischen Handschrift. Bald wurde ihm noch erfreulichere Anerkennung zu Theil. Im Jahre 1817 erhielt er die nöthige Unterstützung zu einer italienischen Reise, besonders auf Niebuhrs Verwendung; im Oktober desselben Jahres kam er in Rom an und fand bei dem Genannten freundliche Aufnahme. Fast ein Jahr hindurch lag er hier den anstrengendsten Studien ob, indem er eine bedeutende Anzahl von Handschriften verglich. Dann ging er mit Brandis nach Florenz, um im Auftrage der Akademie die vorzüglichsten Handschriften von Aristoteles zu vergleichen. Im Jahre 1819 ging er über Turin zum 3. Male nach Paris und den Sommer 1820 brachte er in London zu. Nach seiner Rückkehr nach Berlin wandte er sich der Bearbeitung seiner überaus reichhaltigen Excerpte und Kollationen zu und gab als die Frucht seiner Forschungen zuerst den Thucydides, verbessert nach vier italienischen Handschriften (Berl. 1821, 3 Bde., in Oxford gedruckt) heraus. Im folgenden Jahre erschienen zu Oxford die „Oratores Attici" in 5 Bänden, zu denen B. 15 Handschriften, die vorzüglichsten unter den jetzt bekannten, verglichen hatte; ferner wurden in demselben Jahre 1822 die früher begonnenen „Anecdota graeca" (3 Bde., Berlin 1814 — 1821) vollendet, sowie auch die schon längst von der gelehrten Welt sehnlichst erwarteten „Commentaria critica in Platonem" (mit vollständigem Verzeichniß der Varianten u. mit den Scholien) u. dann Photius (1825), Scholien zu Homers Ilias (2 Bde., Berlin 1825, nebst Appendix 1827), Herodian und Pausanias (1826), endlich (1827) eine neue Recension der Komödien des Aristophanes mit Vergleichung von 5 italienischen Handschriften mit Scholien u. lateinischer Uebersetzung (2 Bde., London 1828) erschienen. Unterdeß wurde auch die Herausgabe des Aristoteles vorbereitet; schon 1829, 1830 und 1831 erschienen mehre Einzelnausgaben der naturwissenschaftlichen, ethischen und politischen Schriften des Aristoteles, 1831 die zwei den Text enthaltenden Bände der Ausgabe in 4. mit Varianten unter dem Texte. Nebenher ging die Besorgung mehrer Stereotypausgaben, wie der philippischen Reden des Demosthenes, der Rede „De corona" des Herodot (1833). Um diese Zeit sehen wir B. auch mit der römischen Literatur eifrig beschäftigt. Seine Stereotypausgabe vom Tacitus, die schon 1825 erschien, ist durch zweckmäßige Interpunktion verdienstlich, ebenso die Schulausgabe des Livius (1829), zu der er eine florentinische Handschrift benutzte. Im Jahre 1831 gab er die ernesti-oberlinsche Ausgabe des Tacitus mit durchgreifender Textrecension nach der florentinischen Handschrift und einzelnen Beiträgen zur Erklärung heraus. Im Jahr 1833 folgten wieder Griechen: Harpecration und Möris, 1842 Sextus Empiricus, mehre Byzantiner in der bonner Ausgabe der „Scriptores hist. byz." Durch diese und noch andere mühevollen Arbeiten hat sich B. wesentliche Verdienste um die alte Literatur erworben. Nur ist zu bedauern, daß er sich nie umständlich über die Gründe, die ihn bewogen, diese oder jene Lesart der bisher gewöhnlichen vorzuziehen, erklärt und nie die Fülle seiner Gelehrsamkeit in exegetischen Kommentaren niedergelegt hat. Im Jahre 1833 wurde er auch Mitglied der münchener Akademie.

Beklemmung, der mit körperlichem Unbehagen und mit Hemmung der Lebensäußerung (besonders des Herzschlags) verknüpfte Gemüthszustand, der das Gefühl eines gegenwärtigen oder bevorstehenden Uebels begleitet. S. Angst.

Bektasch, Hadschi, großer türkischer Scheikh und Heiliger, geboren in Khorassan, † zu Kirschehr 1357. Er war es, der unter Sultan Orkhan 1329 der neu errichteten Truppe der Janitscharen den Namen und die unterscheidende Form der weißen Filzmütze gab. Orkhan, von einigen der besoldeten Renegaten begleitet, besuchte den Scheikh Hadschi B. im Dorfe Sulidsche Kenarijun in der Nähe von Amasia, ihn um sei-

nen Segen, um eine Fahne und um einen Namen bittend. Der Scheikh legte den Aermel seines Filzmantels auf den Kopf eines der ihm vorgestellten Söldlinge, so daß der Aermel über den Kopf rückwärts herabhing, und sprach: „Ihr Name sey die neue Truppe (Jenischeri), ihr Angesicht weiß, ihr Arm siegreich, ihr Säbel schneidend, ihr Speer durchstoßend; immer sollen sie zurückkehren mit Sieg und Wohlseyn!" Zum Andenken des Segens erhielt die weißfilzene Mütze einen rückwärts herabhängenden Zusatz, den herabhängenden Aermel des Scheikhs vorstellend. Seitdem nannten sich die Janitscharen Ali B. oder die Familie B.s. B. ist zugleich der Stifter eines Derwischordens, der Bektaschiten. Da alle Janitscharen diesem Orden einverleibt waren, so war derselbe eigentlich nicht nur Mönchsorden, sondern auch militärische Brüderschaft, deren Glieder zugleich Mönche und Soldaten waren, wie die der christlichen Orden der Kreuzzüge, die Ritter des Tempels und Spitals. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Nachbarschaft der Ritter von Rhodus, deren Flotten Smyrna zur Zeit Orkhans erobert hatten, diesen zur Nachahmung jener militärischen Ordenseinrichtung durch die Errichtung der Janitscharen und den Verein derselben als Brüderschaft des Hadschi B. bewogen hat. Die Bektaschiten wohnen nicht wie die Mewlewis in Klöstern, sondern wandern herum und betteln (sie sind die eigentlichen Bettelmönche des türkischen Reichs). Sie tragen weiße Kleider und einen mit einer Schnur umdrehten wollenen Turban, unterscheiden sich auch durch ein polirtes Stalaktitenstück aus der Höhle des Hadschi B., begrüßen einander mit dem Worte Hu (er, d. h. Gott, ist einig) und sagen, man könne Gott wegen Beschränktheit der menschlichen Erkenntniß seines Wesens keine andere Eigenschaft, als die Einheit zuschreiben. Der Scheikh des Ordens war sonst zugleich Oberster des 99. Regiments (Dabemant) der Janitscharen, und 8 Derwische des Ordens waren in den Kasernen derselben einquartirt, um Tag und Nacht für die Wohlfahrt des Reichs und den glücklichen Erfolg der Waffen der Janitscharen zu beten. Bei öffentlichen Aufzügen und an Divanstagen gingen sie, in grüner Kleidung und die Fäuste geballt auf die Brust legend, unmittelbar vor dem Janitscharenaga her; der Aeltere sprach wiederholt die Worte: Kerim Allah! worauf die Andern Hu antworteten. Wenn sie mit ins Feld zogen, gingen sie an Händen, Füßen und dem größten Theil des Oberleibes bloß, trugen über die Schulter die Haut eines wilden Thieres und in der Hand eine Hellebarde, Pike oder Streitaxt und sangen während des Marschirens. Mit den Janitscharen hörten auch sie auf.

Bel, Hauptgottheit der Babylonier, ursprünglich identisch mit Baal (s. d.), später durch besondere Modifikationen der auf ihn bezogenen Vorstellungen und Kulte von diesem unterschieden. Er wurde zu Babylon in dem berühmten Belusthurm (babylonischer Thurm, s. Babylon) durch Lektisternien verehrt. Griechen und Römer nennen ihn Zeus und Jupiter nach dem damals schon gangbaren Begriff von Zeus als dem obersten Gotte, und in den sabäischen Religionsschriften wird er als der Planet Jupiter bezeichnet. Durch den astronomischen Charakter der babylonischen Götterlehre und ihren Zusammenhang mit sabäischen Kulten erhält jene Deutung die höchste Wahrscheinlichkeit, während die Ansicht, daß B. Sonnengott (oder Symbol der Sonne, als der zeugenden Naturkraft) gewesen sey, schon durch den Umstand widerlegt wird, daß das Bild der Sonne unter den anderweitigen Götterstatuen des Belustempels vorkommt.

Bel, St., Marktflecken im französischen Departement Rhone, an der Brevenne, mit 300 Einw., namhaft durch eine daselbst befindliche Vitriol- und chemische Produktenfabrik, deren Waaren durch ganz Frankreich gehen. Auch ist daselbst eine Kupferhütte, sowie in der Umgegend Kupfergruben.

Bel (Belius), Matthias, ungarischer Geschichtschreiber, geboren am 24. März 1684 zu Aksowa bei Neusohl, studirte zu Halle erst Medicin und dann Theologie, fungirte zugleich als Hauslehrer bei August Hermann Francke und ward nach einigen Jahren Lehrer an dem von demselben gestifteten Waisenhaus. Schon damals übersetzte er einige ascetische Schriften Freilingshausens und Arnds ins Ungarische und Böhmische und gab, nachdem er 1708 Rektor an der evangelischen Schule zu Neusohl geworden war, das Neue Testament in böhmischer Sprache (Halle 1709) heraus. Dann schrieb er eine „Grammatica latina ad modum Christ. Cellarii", ferner: „Institutiones rhetorices" und „Institutiones grammatices germanicae, in usum adolescentiae hungaricae", für die damalige Zeit verdienstliche Schriften. Im Jahre 1714 ward er Rektor zu Preßburg und 1719 Prediger der dortigen evangelisch-deutschen Gemeinde, gab 1722 „Die ganze Bibel in böhmischer Sprache, nach dem hebräischen und griechischen Grundtext aufs Genaueste übersehen, nebst einer Einleitung zu Lesung der heiligen Schrift" und 1724 Castellio's lateinische Uebersetzung des Neuen Testaments und eine „Ethica Davidico-Salomonea" heraus. Da er fest an den Grundsätzen seiner Kirche hielt und sie durch Wort und Schrift auszubreiten strebte, ward er von dem katholischen Klerus verfolgt; unter Anderm verklagte man ihn wegen seiner Ausgabe von Thomas a Kempis' „De imitatione Christi" nach der von Castellio darin verbesserten Latinität. Indessen behauptete er sich ehrenvoll auf seinem Posten, ward Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu London, Berlin und St. Petersburg und von Kaiser Karl VI. zu seinem Geschichtschreiber ernannt und in den Adelsstand erhoben; er † am 29. August 1749 als Senior der evangelisch-lutherischen Prediger zu Preßburg. Große Verdienste erwarb sich B. um die Aufklärung der Geschichte, Geographie und Statistik seines Vaterlandes, deren Bearbeitung er einen vieljährigen rastlosen Forscherfleiß widmete. Von anerkanntem Werth sind besonders die Schriften: „De vetere literatura hunno-scythica exercitatio" (Lpz. 1718); „Apparatus ad historiam Hungariae sive collectio miscella monumentorum ineditorum partim, partim editorum et fugientium" (Posen 1735—1746); „Hungariae antiquae et novae prodromus" (Nürnberg 1723), der

Vorläufer seines Hauptwerks: „Notitia Hungariae novae historico-geographica" (4 Bde., Wien 1735—1742). Sein Sohn, Karl Andreas, geboren zu Preßburg am 13. Juli 1717, studirte zu Altdorf, Jena und Straßburg (hier besonders unter Schöpflins Leitung), ging 1740 nach Paris und 1741 nach Leipzig, wurde 1743 außerordentlicher und 1757 ordentlicher Professor der Dichtkunst an der dortigen Universität, dann Senior der philosophischen Fakultät und des kleinen Fürstenkollegiums, kursächsischer Hofrath und Mitglied mehrer Akademien und gelehrten Gesellschaften und erhenkte sich in einem Anfall von Schwermuth am 5. April 1782. Er schrieb: „De vera origine et epocha Hunnorum, Avarum, Hungarorum in Pannonia" (Leipzig 1757) u. A. und erwarb sich außerdem durch die mehrjährige Redaktion der „Acta eruditorum" und der „Leipziger gelehrten Zeitung" (die er von 1753—1781 herausgab) viel Verdienst um die Kultur der Wissenschaften. Auch übersetzte er A. L. von Watteville's Geschichte des Schweizerbundes (Lemgo 1762).

Bela, 1) (Beyla), Stadt in Beludschistan, Provinz Lus (Les), Hauptstadt der letztern und Residenz des Imam Porally, am Porally, mit 5000 Einwohnern, einem Palast des Imam, gut besetztem Bazar und lebhaftem Handel, der in den Händen der hier ansässigen Hindus ist. Westlich davon der gleichnamige Paß, der nach Mekran führt. — 2) Stadt im ungarischen Kreis diesseits der Theiß, zipser Gespannschaft, am Poprad, eine der Sechzehnstädte, mit katholischer und evangelischer Kirche, ansehnlichem Rathhaus, Hornvieh- und Pferdezucht, Flachsbau, Leinwandwebereien, Wachholderbranntweinbrennereien, Weinhandel, lebhaften Jahrmärkten und 2800 Einwohnern. Von den Vorfahren der hiesigen Deutschen werden viele Schildbürgereien erzählt. Auf dem belaer Gebiet liegt der karpathische weiße See.

Bela, 1) Name mehrer Könige von Ungarn: a) B. I., vom arpadischen Stamm, Sohn des Herzogs Ladislaus, wurde mit seinen Geschwistern Andreas und Leventa von Stephan I. dem Heiligen nach Böhmen verjagt, weil dieser die Krone, auf welche die Söhne des Ladislaus Anspruch hatten, dem Neffen seiner Gemahlin Gisela von Bayern, Peter, zuwenden wollte. Auch aus Böhmen, dem neuen König Peter zu Gefallen, verwiesen, flüchteten sich die fürstlichen Kinder nach Polen, wo B. die Schwester Kasimirs zur Gemahlin und zum Lohn für die Erlegung eines pommerschen Heerführers das Herzogthum Pommern erhielt. Die Unruhen, welche Polen nach Mieclslavs Tode erschütterten, bewogen B., dem Rufe seines Bruders Andreas (I.), der die ungarische Krone erlangt hatte, zu folgen. Er erhielt ein Dritttheil des Reichs und den Titel Herzog und leistete seinem Bruder in dem Kriege mit Kaiser Heinrich III. tapfern Beistand. Aber die Krönung Salomo's, des Sohnes von Andreas, brachte Uneinigkeit in das königliche Haus (1059), da B. unter keinem Unmündigen stehen wollte. Die Treulosigkeit des Bruders, der ihm nach dem Leben strebte, bewog B. zur Flucht nach Polen, wo er bei seinem Schwager Boleslaw Schutz und Hülfe fand. B., von den Magyaren, die von ihm die Wiederherstellung der väterlichen, unter Andreas durch das Christenthum verdrängten Religion erwarteten, begünstigt, besiegte seinen Bruder und empfing 1061 zu Stuhlweißenburg die Krone. Seine Regierung war kurz, aber nicht unrühmlich. Zuerst wurden im Innern die Freunde des Heidenthums mit List und Gewalt bezwungen, der Landfriede und das Christenthum hergestellt und die Münze geregelt. Dann traf B. Anstalten gegen den auswärtigen Feind; denn die Deutschen, insbesondere die Erzbischöfe Hanno von Köln und Adalbert von Bremen, nahmen sich Salomo's an. Dem Einfall zuvorzukommen, brach B. in Oesterreich ein, ward aber von dem Markgrafen Ernst zurückgeschlagen und verlor Wieselburg (1062). Schon zog er eine neue Armee zusammen, als er 1063 an den Folgen eines Sturzes vom Pferde (nach Andern beim Einsturz eines Hauses) zu Dömös in der graner Gespannschaft starb.

b) B. II., der Blinde, Sohn Almus' und Enkel des Vorigen, wurde als Knabe von seinem Vetter, König Coloman, nebst seinem Vater der Augen beraubt (die Entmannung hinderte das Mitleid des von dem harten König beauftragten Dieners), erwuchs unter dem Schutze der Mönche zu Dömös und Petovarad, ward noch bei Lebzeiten Stephans II. zu dessen Nachfolger erklärt, erhielt Helena, Tochter des Fürsten Urosch von Serbien, zur Gattin, trat 1131 die Regierung an und behauptete sich neben seinem Nebenbuhler Boris, Sohn Colomans. Als der Krieg mit Polen und Rußland beendigt und der polnische König Boleslaw mit Hülfe der Deutschen und Böhmen geschlagen worden war, stiftete B. aus Dankbarkeit gegen die Vorsehung das Bisthum Neutra. Die rachsüchtige Helena ahndete auf dem Reichstage zu Arad (1136) blutig die Blendung ihres Gemahls, und B. gelang es, das abgefallene Dalmatien (mit Ausnahme Zara's) ohne Blutvergießen an Ungarn zurückzubringen und Süd-Bosnien mit Hülfe seines Schwiegervaters zu unterwerfen, wovon er den Titel eines Königs von Rama annahm (1138). In seinen letzten Jahren ergab er sich dem Trunk, ließ sich im Rausche Verleihungen und Todesurtheile abnöthigen u. † am 23. Februar 1141.

c) B. III., jüngerer Sohn Geysa's II. und Nachfolger seines Bruders, Stephans III., regierte von 1172—1196, war Eidam des byzantinischen Kaisers Manuel Comnenus und von diesem zum Thronfolger bestimmt, wofür er ihm aber Serbien, Slavonien und Dalmatien hatte abtreten müssen. Nach seines Bruders Stephans III. Vergiftung wurde er 1172 König von Ungarn, verlor aber die Aussicht auf den Thron von Byzanz, da Manuel von seiner zweiten Gemahlin einen Sohn erhielt. Um sich in Ungarn zu behaupten, setzte er die Königin-Wittwe und seinen Bruder Arpad ins Gefängniß; ein anderer Bruder, Geysa, entkam nach Oesterreich und veranlaßte einen Krieg, der mit Heinrich Jasomirgotts Tod endigte. Der neue Herzog Leopold sandte Geysa zurück, der entronnene Arpad ward ebenfalls von dem böhmischen Herzog ausgeliefert und, wie jener, von B. 15 Jahre lang gefangen gehalten. Nach gesicherter Ruhe von außen stellte B. den Landfrieden im Innern her, traf viele zweckmäßige Ein-

richtungen, umgab nach byzantinischer Sitte seinen Hof mit glänzenden Aemtern und gewöhnte die Magyaren an städtische Kultur und Ordnung. Im Jahre 1180 vereinigte er Dalmatien wieder mit dem Reiche, obwohl der Kampf mit Venedig wegen der Seestädte dieses Landes fortdauerte, eroberte Halicz, zu dessen Fürsten er seinen zweiten Sohn Andreas einsetzte, empfing den durch sein Land nach Palästina ziehenden Kaiser Friedrich I. sehr prachtvoll, schenkte den gefangenen Brüdern (zum Theil auf die Fürbitte des Kaisers) die Freiheit wieder und war eben im Begriff, nach Palästina aufzubrechen, als er am 23. April 1196 †.

d) B. IV., Enkel B.'s III. und Sohn des schwachen Andreas II., ein ruhmwürdiger Fürst, ward schon als Kind (1206) gekrönt und bei dem Zuge seines Vaters nach Palästina zum jüngern König erklärt, doch ihm der Erzbischof Johann von Gran als Reichsregent beigesellt (1217). B. griff mit kräftigem Nachdruck in die Regierung ein und erstrebte besonders die Wiederherstellung der königlichen Gewalt und den Widerruf der Verschleuderung königlicher Güter. Aber der mühe- und gefahrvolle Versuch dieser Reform scheiterte an der Macht des Klerus und der Barone, u. Andreas II. sah sich zur Ertheilung der ungarischen Magna Charta genöthigt (1222 und 1231). Darauf erhoben sich zwischen B. und seinem Vater große Mißverständnisse, welche der Haß der Reichsbarone gegen B. noch mehr anfachte. Der Vater befahl dem Sohn, seine Gemahlin, Maria Lascaris, zu verstoßen; der Prinz floh aber lieber nach Oesterreich, und Papst Honorius III. bewirkte einen Vergleich, nach welchem B. seine Gemahlin behielt und ihm Kroatien und Dalmatien zum ruhigen und standesmäßigen Aufenthalt zugesichert ward (1224). Aber bald entriß der Vater dem Erbprinzen dieses Land, um es an den jüngern, geliebtern Sohn, Coloman, zu vergeben (1226). Zur Schadloshaltung erhielt B. Siebenbürgen mit dem Auftrage, die von den Mongolen verdrängten Kumanen zu bekehren, wozu er jedoch wenig geneigt war. Nach seines Vaters Tode (1235) bestieg B. den Thron und ließ sich nochmals krönen. Den von Kaiser Friedrich II. geforderten Tribut verweigerte er muthig und arbeitete kräftig daran, die Macht des Adels und der Geistlichkeit zu schwächen. Schon begann in Ungarn ein neues, frisches Leben, da fiel der Mongole Batu mit einem ungeheuern Schwarme aus Rothreußen in Ungarn ein; die von den Mongolen vertriebenen Kumanen, die man zur Unzeit in Ungarn aufgenommen hatte und mit denen B. in Streit gerathen war, nahmen die Partei der Mongolen, und B. erlitt am Sajo eine völlige Niederlage. Da weder Deutschland noch Oesterreich Hülfe sandten, so floh B. erst nach Oesterreich (wo er von dem Herzog seiner Schätze und einiger Provinzen seines Reichs beraubt wurde), dann nach Zagrab, von da nach Spalatro und auf die Insel Veglia, wo die von seinem Großvater begünstigten Frangepani ihn gütig aufnahmen. Als nach einem Jahre die Mongolen, durch die Nachricht von dem Tode ihres Oberkhans erschreckt, das erschöpfte Land verließen, fand es der rückkehrende B. in dem kläglichsten Zustande. Aber er zeigte sich als Vater seines Volkes. Italiener und Deutsche wurden zur Ansiedelung herbeigerufen, Städte und Bergwerke entstanden, der Druck der Leibeigenschaft wurde milder, weil man Hände zur Bestellung des Feldes haben mußte, die Hügel der Hegyalla bedeckten sich um diese Zeit mit den ersten Reben aus Italien und Friaul. B. brachte die an Oesterreich verlorenen Gespannschaften 1236 wieder an Ungarn zurück, unterwarf sich das Fürstenthum Halicz und erwarb auf kurze Zeit Steiermark, das er jedoch wieder an Ottokar verlor. Die letzten Jahre seines Lebens verbitterten Zwistigkeiten unter seinen Söhnen; sein Thronerbe, Stephan, den er zum Vortheil seines jüngern Sohnes, Bela, zurücksetzte, ergriff sogar die Waffen gegen den Vater, und noch war die Versöhnung nicht erfolgt, als der König am 5. Mai 1270 †.

e) B. V., der unter diesem Namen 1305 als ephemerer König von Ungarn auftretende Otto von Bayern, dessen Großvater von mütterlicher Seite B. IV. war.

2) B., Prinz von Ungarn, Sohn des Herzogs Rostislaw von Bosnien und der ungarischen Prinzessin Anna, Tochter B.'s IV., ward in den stürmischen Zeiten der unbestimmten Thronfolge durch eine Faktion dem rechtmäßigen König Stephan IV. und dessen Nachfolger, Wladislaw dem Kumanen, als König von Ungarn entgegengestellt, aber vom Grafen Heinrich von Güssingen auf der Hasen- oder Margarethen-Insel bei Pesth 1271 erstochen.

3) (Belus), Palatin von Ungarn, Sohn des serbischen Despoten Urosch, Bruder der Gemahlin des ungarischen Königs Bela II., war erst Ban von Dalmatien, bewirkte durch seine Einsicht und Tapferkeit den glänzenden Sieg, welchen die Ungarn 1146 unter Geysa II. über den Herzog Heinrich von Oesterreich erfochten, und erhielt deshalb das Palatinat.

Belagern und Belagerung, s. Festungskrieg.

Belagerungszustand, derjenige Rechtszustand, welcher einzutreten pflegt, wenn ein befestigter Platz im Kriege von einer feindlichen Armee angegriffen wird, in welchem Falle es die Sicherheit erfordert, daß außerordentliche Maßregeln ergriffen werden, wodurch bei etwa vorkommenden Verbrechen, besonders in sofern dieselben gegen die Autorität der Behörden gerichtet sind, ein schnelleres Verfahren und eine schärfere Bestrafung eingeführt, die höchste Gewalt selbst aber mehr in Eine Hand, in der Regel in die des Festungskommandanten, gelegt wird. In neuerer und namentlich neuester Zeit ist jedoch der B. öfters auch, wenn keine Kriegsgefahr vorhanden war, über offene Plätze zur Unterdrückung innerer Unruhen verhängt worden. In dieser Weise wurde zuerst in Frankreich von dem B. (Etat de siège) Gebrauch gemacht; in Spanien aber erklärte man nicht selten ganze Provinzen, in welchen Unruhen drohten, in B. Der Juniaufstand zu Paris von 1848 rief über die Hauptstadt der damaligen französischen Republik den B. herab, und die Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 veranlaßten auch in Deutschland die Anwendung solcher Ausnahmsgesetze. So traf na-

mentlich Berlin in Folge der Novemberereignisse, Wien in Folge der Oktoberrevolution, Dresden in Folge der Maiereignisse, die Pfalz und Baden, wo beide kämpfende Parteien den Ausnahmezustand verkündeten, der B.; Ungarn und die italienischen Staaten wurden wiederholt vom B. betroffen. Da es, besonders in Deutschland, in der Regel an Bestimmungen über den B. anfangs ganz fehlte, so erschienen in den einzelnen Staaten einfache Verordnungen, welche die dann eintretenden Rechtsverhältnisse überhaupt näher normirt haben. Nach diesen Gesetzen ist für den Fall des **Krieges** in den vom Feinde bedrohten Provinzen jeder Festungskommandant befugt, die ihm anvertraute Festung mit ihrem Rayonbezirke in B. zu erklären; für andere Bezirke steht die Erklärung dem kommandirenden General zu. Für den Fall eines **Aufruhrs** kann der B. sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten erklärt werden, doch geht die Erklärung dann in der Regel vom Staatsministerium aus u. nur in dringenden Fällen kann dieselbe provisorisch u. vorbehaltlich der sofortigen ministeriellen Bestätigung, rücksichtlich einzelner Orte und Bezirke, durch den obersten Militärbefehlshaber auf Antrag des Verwaltungschefs, oder, wenn Gefahr im Verzuge ist, durch den Militärbefehlshaber allein erfolgen. Die **Erklärung** des B.es geschieht dann regelmäßig bei Trommelschlag oder Trompetenschall, außerdem durch Mittheilung an die Gemeindebehörde, durch Anschlag an öffentlichen Plätzen und durch öffentliche Blätter. Mit der erfolgten Bekanntmachung geht die vollziehende Gewalt an die Militärbefehlshaber über, so daß die Civilverwaltungs- und die Kommunalbehörden den Anordnungen und Aufträgen der Militärbefehlshaber Folge zu leisten haben. Mit der Erklärung des B.es werden aber meist auch das freie Vereins- und Versammlungsrecht, das Recht, daß Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden darf, die Freiheit der Presse, die Rechte, welche sich auf Unverletzlichkeit der Wohnung und die persönliche Freiheit beziehen, für die Dauer des Ausnahmezustandes suspendirt, und es hängt lediglich von dem Ermessen des kommandirenden Militärbefehlshabers ab, welche Beschränkungen er an die Stelle der hierüber sonst geltenden Bestimmungen treten lassen will. Hält es derselbe oder das Staatsministerium für nöthig, die ordentlichen Gerichte zu suspendiren, so treten an die Stelle derselben die **Kriegsgerichte**, welche besonders die Verbrechen des Hochverrathes, Landesverrathes, Mordes, des Aufruhrs, der thätlichen Widersetzung, der Meuterei, des Raubes, der Plünderung, Erpressung, der Verleitung der Soldaten zum Ungehorsam oder zum Vergehen gegen die militärische Zucht und Ordnung zur Untersuchung und Bestrafung überwiesen erhalten. Die Kriegsgerichte werden aus Offizieren und Civilrichtern zusammengesetzt; in eingeschlossenen Festungen können im Nothfall an der Stelle der Civilrichter selbst Kommunalbeamte dazu genommen werden. Das Verfahren vor denselben ist dann ein sehr summarisches. Nach preußischem Rechte (Verordnung vom 10. Mai 1849) ist das Verfahren auch hierbei öffentlich und mündlich, und der Beschuldigte kann sich hierbei eines Vertheidigers bedienen. Der Berichterstatter (öffentlicher Ankläger), als welcher ein Auditeur oder in Ermangelung desselben ein anderer Offizier fungirt, trägt in Anwesenheit des Beschuldigten die demselben zur Last gelegte Thatsache vor. Der Beschuldigte wird aufgefordert, sich darüber zu erklären, und wenn er dieselbe bestreitet, so wird sogleich zur Aufnahme des Thatbestandes durch Erhebung der vorliegenden Beweise geschritten. Darauf folgt sogleich in nicht öffentlicher Berathung die Fassung des Urtheilsspruches, gegen den kein Rechtsmittel zulässig ist; nur die auf Todesstrafe lautenden Erkenntnisse unterliegen der Bestätigung des Militärbefehlshabers. Alle Strafen werden sogleich nach Verkündigung des Erkenntnisses zum Vollzug gebracht, in der Regel binnen 24 Stunden; Todesstrafen in gleicher Zeit nach der erfolgten Bestätigung des Befehlshabers. Die letzteren werden gewöhnlich durch Erschießen vollstreckt.

Belaja-Zerkow (**Bjelaja-Z.**), Flecken im europäisch-russischen Gouvernement Kiew, Kreis Wassilkow, am Roß, merkwürdig durch den **Sieg**, welchen hier die Polen 1626 über die Tataren von Perekop gewannen, durch den Friedensschluß von 1651 und durch das große und wohlgebaute Schloß der reichen Gräfin Branicki.

Belani, Pseudonym für Häberlin.

Belbeys (**Bilbeis**), Stadt in Unter-Aegypten, Bezirk Garbieh, am Kanal Menedje, mit 2000 (nach Andern 5000) Einwohnern, welche Lupinen, Bohnen- und Korianderbau treiben. B. war sonst eine große, stark befestigte Stadt, welche Aegypten gegen Syrien deckte und durch (jetzt meist verfallene) Kanäle ihr Wasser aus dem Nil erhielt. Napoleon ließ B. 1798 von Neuem befestigen. Einige Stunden davon sind die Ruinen von **Balbusta**.

Belbuck (**Belbuch, Belbugk, Belbog**), Büdner-Etablissement in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, mit 103 Einwohnern. Der Ort ist in der Geschichte Pommerns merkwürdig durch das sonst hier auf einer Anhöhe gelegene, gleichnamige **Kloster**, zu welchem der Herzog Kasimir I. 1170 den ersten Grund legte. Dieses Kloster ward bald eines der mächtigsten in Pommern. Im Jahr 1269 gehörten ihm 47 Dörfer und der größte Theil der nahen Stadt Treptow; der Abt führte die Zeichen der bischöflichen Würde und übte über die meisten Adeligen der Gegend, ja wegen Treptows selbst über die pommerschen Herzöge die Lehnshoheit. Bildung und Verbreitung derselben nach außenhin zeichneten den Konvent vortheilhaft vor seines Gleichen aus. Die Reformation fand daher hier einen guten Boden. Man kann das Kloster B. die Wiege der pommerschen Kirchenreform nennen, indem die thätigsten Förderer und Träger derselben, wie Bugenhagen, Knöpke, Lorichius, Ketelhut u. A., entweder mit dem Konvente in enger Verbindung standen, oder unmittelbar aus demselben hervorgingen. Schon 1523 hatte sich der Abt Johann Boldewan oder Baldeman mit dem größten Theile der Mönche für die neue Lehre erklärt und das Kloster verlassen. Der antilutherische Herzog Bogislaw X. zog hierauf sämmtliche Güter und Einkünfte desselben ein

und übertrug ihre Verwaltung einem besondern Amt- oder Hauptmanne. Von den prächtigen Klostergebäuden sind jetzt nur noch wenige Ruinen vorhanden; die Kirche, in welcher Bogislaw V. beerdigt worden war, zerstörte 1560 eine Feuersbrunst.

Belchen, Berg im badischen Oberrheinkreis, Amt Schönau, zum Schwarzwald gehörig, der zweithöchste Berg des Landes, 4330 Fuß über dem Meere, bildet einen schroff ansteigenden Kegel, von dessen Spitze man eine herrliche Aussicht nach den Vogesen, der ganzen Alpenkette vom Montblanc bis zum Säntis, und über die rauhe Alp und den Schwarzwald genießt. Der B. besteht aus Granit, Porphyr und Porphyrschiefer, welche nur mit einer dünnen Erdschicht bedeckt sind; sein Inneres enthält Erze, besonders Silbererze, welche am Fuße des Bergs in den münsterthaler Gruben zu Tage gefördert werden. Auch sollen sich am B. dem Marmor gleichkommende Steinarten finden.

Belchers-Inseln, nordamerikanische Inselgruppe in der Hudsonsbai, im südlichen Theile derselben, vor dem Eingange in die Jamesbai, wüst und unbewohnt, Aufenthalt zahlloser Seevögel und Robben.

Belchite, Villa in der spanischen Provinz Saragossa, am Almonacid, mit Kirche, Kloster, Hospital, 4 Armenhäusern, Zeuchfabrik und 2500 Einwohnern. Danach wird eine Gattung Wolle, die aus Spanien nach Bayonne geht, Belchite (Belchette) genannt. Blake verschanzte sich hier 1809, nachdem er bei St. Fé von den Franzosen unter Suchet geschlagen worden u. ihm sein Versuch, Saragossa zu befreien, fehlgeschlagen war. Suchet stürmte darauf in 3tägiger Schlacht (16. — 18. Juni) das Lager; die Spanier flohen und zerstreuten sich, obgleich sie doppelt so stark waren, wie die Franzosen, u. selbst Blake gerieth fast in Gefangenschaft.

Beleg, was von einem Gegenstande zu seiner Beglaubigung beigelegt wird; daher Rechnungsbeleg, Scheine, Zettel oder andere schriftliche Beweise, welche einer Rechnung beigefügt werden und wodurch die Einnahme- und besonders Ausgabekosten als richtig beglaubigt werden.

Belehnung, s. Lehn und Investitur.

Belehrungsurtheil (Informationsurtheil), Rechtsspruch, welchen Jemand zu seiner eigenen Rechtsbelehrung in einem zweifelhaften Falle sich erbittet, um danach einen Entschluß über die Einstellung oder Fortsetzung eines Prozesses fassen zu können. Ein solches B. einzuholen, steht nicht bloß den Parteien, sondern auch dem Richter frei, der sich deshalb an einen höhern Richter oder eine Fakultät wendet.

Belei (Ebelei), russischer See in der kirgisischen Steppe, hat über $1\frac{1}{2}$ Meilen im Umfange und ist reich an gutem Salz, das sich bei heißem Wetter von selbst ans Ufer ansetzt, bei Regenwetter aber wieder weggespült wird und eine dicke Sohle bildet, weshalb man es an heißen Tagen in Haufen zusammenscharrt und es dann nach Bedarf abführt. Der Zugang zum See wird durch die Moräste umher sehr erschwert.

Beleidigte Majestät, s. Majestätsverbrechen.

Beleidigung, die Verletzung eines persönlichen Anspruchs und insbesondere des Rechts eines Andern, sofern dieselbe von ihm mit Verlust (Leid) empfunden wird; dann jede Rechtsverletzung, insbesondere s. v. a. Injurie.

Beleke, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Bezirk und Kreis Arnsberg, an der Möhne, mit 725 Einwohnern, einer katholischen Pfarrkirche und einer Mineralquelle mit Badeanstalt, die jetzt wenig besucht, obgleich gegen gichtische Uebel sehr wirksam ist. Im hiesigen Bade, das ehemals Badalikki (Badelike, Badelinum) hieß, hielten sich die Kaiser Heinrich I. und Otto I. öfter auf; auch wurde Otto's Bruder, Heinrich, hier heimlich überfallen und gefangen. Später wurde die Stadt der Sitz einer nach ihr benannten adeligen Familie, die jetzt ausgestorben ist. Auch die sonst hier befindliche Benediktinerabtei besteht nicht mehr.

Belem (Bellem, Bethlehem, lat. Belemum), sonst eigener Marktflecken (seit 1754 Stadt) in der portugiesischen Provinz Estremadura, jetzt ein Stadttheil Lissabons, an der Mündung des Tajo, mit Lissabon durch die Vorstädte Alcantara und Junqueira und eine Brücke über einen Bach zusammenhängend (s. Lissabon).

Belemniten (Belemnitae *Lam.*, Helmintholithi, Dactyli marini, Donnerkeile, Luchssteine), Versteinerungen von sepienartigen, nicht mehr lebendig vorkommenden Thieren, in deren Innern sie als hornartige Organe, und zwar im hintern Theile des Körpers, enthalten waren. Sie bestehen aus einer geraden, kegelförmig-cylindrischen, faserig-kalkigen Scheide, am dünnen Ende mit über einander gelegten konischen Schalen, am dickern mit einer bis gegen die Mitte sich erstreckenden kegelförmigen Vertiefung (Alveole), worin ein in Querfächer getheilter kegelförmiger Kern liegt, durch welchen eine Nervenröhre geht und dessen unterstes Querfach sich zu einer Höhlung erweitert, welche einen Dintensack nebst Eingeweiden enthielt. Sie werden nur im fossilen Zustande gefunden, und zwar in sämmtlichen Flötzkalkformationen vom Muschelkalk an bis zum mastrichter Kreidetuff (einschließlich). Man kennt gegenwärtig über 100 Arten, wovon die meisten dem Liasschiefer angehören. Ihre Größe ist verschieden, von der Länge eines Fingers und darunter bis beinahe zu der einer Elle. Zu den bekanntesten gehören folgende Arten: Belemnites Aalensis, die größte Art, bis 21 Zoll lang, im Eisenoolith bei Aalen; B. giganteus, im Jurakalk bei Ansbach, in Würtemberg, England; B. mamillatus und mucronatus, in der Kreide in Schweden; B. digitalis, clavatus und semihastatus im Lias, sehr verbreitet in Frankreich, Würtemberg, Franken ꝛc.; B. paxillosus (die gewöhnliche kleinste Art), subdepressus, irregularis, tripartitus, lanceolatus, im Lias Würtembergs, der Schweiz ꝛc.; B. compressus, sulcatus, ferruginosus, im untern Oolith und Oxfordthon Englands: B. fistulosus, bei Paris; B. brevis, bei Quedlinburg; B. canaliculatus, im Eisenrogenstein; B. Listeri, in Gault (Galt). Die Onychotheutis prisca des Grafen Münster

(Loligo antiqua) aus dem Lias von Lyme Regis ist die Knochenplatte eines sepienartigen Thieres (Belemnosepia), welche nach hinten zu in den Belemnites ovalis übergeht. In frühern Zeiten hielt man die B. für Konkremente aus dem Urin des Luchses (daher der Name Luchssteine) und legte ihnen die Kraft bei, gepulvert und in Wasser eingenommen, den Stein aus Blase und Nieren abzuführen. Später glaubte man in ihnen bald eine Art Stalaktiten, oder versteinertes Holz, bald Zähne von Fischen, Narwals, Krokodilen, bald versteinerte Tubuliten und Holothurien zu erkennen. Andere hielten sie für die Stacheln von Echiniten; die neueste Geologie huldigt fast einstimmig der oben angegebenen Ansicht, wonach die B. dem innern Körper der Sepien angehört haben.

Belemnitenkalk, s. v. a. Liaskalk, s. Belemniten.

Belen, fischreicher Fluß in Nieder-Ungarn im Kreis diesseits der Donau, trentschiner Gespannschaft, mündet bei Bari in die Waag.

Beleran, Insel im Mittelmeere, zu den Pithyusen gehörig.

Belesme (**Bellesme**, **Bellème**), Stadt im französischen Departement Orne, am Wald gleichen Namens (worin die sonst berühmte Mineralquelle Fontaine de la Herse), mit Fabriken für leinene, baumwollene und wollene Waaren und 3000 Einwohnern.

Bel étage (premier étage), Hauptgeschoß, das erste und schönste Stockwerk eines Wohnhauses über dem Erdgeschoß.

Beleuchtung, Erhellung dunkler Orte durch künstliches Licht, einer der wichtigsten Gegenstände der häuslichen und städtischen Oekonomie, der durch seinen unverkennbaren Einfluß auf die Erhaltung des Augenlichtes in die Medicin eingreift, zugleich aber durch seine Förderung gelehrter, künstlerischer und gewerblicher Thätigkeit wesentlichen Einfluß auf Kultur und Industrie ausübt, und andererseits wegen seines innigen Zusammenhanges mit dem Feuer und seiner Bedeutung für die Sicherheit der Straßen in der Wohlfahrts- und Sicherheitspolizei, endlich in seinen prachtvollen Erleuchtungsapparaten der technischen Kunstgeschichte anheim fällt. Die künstliche Lichterzeugung beruht überhaupt auf der nach zweckmäßigen Methoden veranstalteten Verbrennung inflammabler Stoffe, und zerfällt in ihrer jetzigen Ausbildung und der namentlich in den letzten 60 Jahren erlangten Vollkommenheit in folgende 4 Hauptarten: Erleuchtung 1) mit Gas- und Dampfbildung in der Flamme selbst: Kerzen; 2) mit Dampfbildung, durch die Flamme: Lampen; 3) außerhalb derselben: Dampflampen; 4) mit Gasbildung, unabhängig von der Leuchtflamme: Gaslicht. Wir besitzen demnach gegenwärtig vier Gattungen von Lichtern: Kerzenlicht, Lampenlicht, Dampflampenlicht und Gaslicht. Die eingehendere Besprechung dieser einzelnen Arten von Lichterzeugern besondern Artikeln überlassend, geben wir hier nur eine vergleichende Uebersicht des einem jeden eigenthümlichen Leuchtvermögens.

Kerzen aus verschiedenen Materialien und von verschiedener Dicke verzehren in gleicher Zeit ungleiche Gewichtmengen ihres Stoffes und entwickeln daraus mehr oder weniger Licht. Wenn man die Mengen von Licht gegen einander hält, welche aus gleichen Gewichten der verschiedenen Stoffe beim Verbrennen entwickelt werden, so erhält man einen Begriff von der relativen Leuchtkraft dieser Stoffe. Wird die Leuchtkraft des Wachslichtes als 100 angenommen, so beträgt durchschnittlich die des Kokosnuß-Stearinlichtes 52, die des Stearins aus Talg 65, die des Talgs 80, die der Stearinsäure 84, die des Palmwachslichtes 94, die des Wallraths 104, d. h. man erhält z. B. aus 1 Pfund Talg um 20 Procent, und aus 1 Pfund Stearinsäure um 16 Procent weniger, dagegen aus 1 Pfund Wallrath um 4 Procent mehr Licht, als aus 1 Pfd. Wachs. Diese Verhältnisse müssen zugleich mit dem Preise der Kerzen berücksichtigt werden, wenn man über den ökonomischen Punkt richtig urtheilen will. An den Dochten der Kerzen ist in neuerer Zeit ein nicht unerheblicher Fortschritt schon durch die allgemeine Anwendung des baumwollenen Garns statt des früher gebräuchlichen leinenen gemacht. Mehr noch haben die hohlen, schlauchförmigen Dochte sich empfohlen, welche eine ganz vollständige Verbrennung zulassen und daher nicht rauchen; ganz besonders haben sich die Hohldochte bei den Lampen bewährt.

Um die Leistungen der verschiedenen Arten von Lampen nach ihrer technischen Brauchbarkeit zu würdigen, wird als Maßstab ihrer Leistungen der Satz gelten müssen: daß eine Lampe, im Allgemeinen und ohne Rücksicht auf specielle Verhältnisse betrachtet, desto vollkommener ist, je mehr Licht sie aus einer gegebenen gleichen Menge Brennstoff (Oel) zu entwickeln vermag. In dieser Beziehung nun haben im Laufe der letzten 40 Jahre richtigere Ansichten sich Bahn gebrochen. Hiernach stehen die Uhrlampen und die neuern hydrostatischen Lampen in erster Linie; auf sie folgen die aërostatischen Lampen nach Girards Princip und die Flaschenlampen (Lampen mit intermittirendem Niveau), welche einen hohlen Docht haben; dann die Flaschenlampen mit flachem oder halbrundem Docht, und die Lampen mit hohlem Dochte, aber einfachem Oelbehälter, in welchem der Oelstand allmählig sinkt (Astral-, Sinumbralampen rc.); ferner die Lampen mit eben solchem einfachen Oelbehälter und flachem oder halbrundem Dochte; endlich jene mit massivem Dochte und einfachem Oelbehälter. Es folgt hier die Angabe, wie viel Gran raffinirtes Rüböl (240 Gran auf 1 preuß. Loth) jede der genannten Lampengattungen stündlich verzehrt, um eine Helligkeit gleich der eines Wachslichtes (4 Stück auf das Pfund) hervorzubringen, und wie viel Loth der Oelverbrauch für 100 Stunden, eben jene Helligkeit vorausgesetzt, beträgt. Hiernach braucht man, um den effektiven Oelverbrauch einer Lampe annähernd zu finden, nur die Zahlen beistehender Tabelle mit 2, 3, 4 u. s. w. zu multipliciren, wenn die Helligkeit ihrer Flamme 2-, 3-, 4mal so groß ist, als jene eines Wachslichtes. Der Oelverbrauch für die Helligkeit eines Wachslichtes zu 4 Stück auf das Pfund stellt sich für die verschiedenen Lampen folgendermaßen heraus:

	in 1 Stunde Gran.	in 100 Stunden Loth.
Uhrlampen (Hohldocht)	100 — 104	42 — 43
Hydrostatische Lampen nach Thilorier (Hohldocht)	92 — 112	37½ — 47
Aërostatische Lampen nach Girard (Hohldocht)	120 — 140	50 — 58
Flaschenlampen mit Hohldocht .	100 — 140	42 — 58
Dergleichen mit flachem oder halbrundem Docht	140 — 200	58 — 83
Lampen mit einfachem Oelbehälter und Hohldocht	130 — 200	54 — 83
Dergleichen mit flachem oder halbrundem Docht	140 — 180	58 — 75
Lampen mit einfachem Behälter und rundem massiven Docht .	260 — 280	108 — 117

Hieraus ergibt sich, wie ungemein bedeutend die Oelersparniß ist, welche — für gleich starke B. — durch die Erfindung der flachen und noch mehr der hohlen Dochte, sowie durch die übrigen Verbesserungen der Lampen gewonnen wurde, und man braucht nur diesen Umstand, ganz abgesehen von der Annehmlichkeit eines weißen, fast geruchlosen und rauchfreien Lichtes, in Betrachtung zu ziehen, um bereitwillig den Fortschritten des Lampenbaues Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Da ein Wachslicht (4 auf das Pfund) durchschnittlich 60 Loth in 100 Stunden verzehrt, so leistet in den besten Lampen 1 Loth raffinirtes Rüböl eben so viel als 1½ Loth einer Wachskerze. Wenn es nach dem Vorstehenden scheinen könnte, als seyen die Uhrlampen und hydrostatischen Lampen wegen Oelersparniß vor allen andern Gattungen zu empfehlen, so kann dieses doch in der Praxis nur mit Einschränkung der Fall seyn. Abgesehen von dem Umstande, daß die hydrostatischen Lampen das Hin- und Hertragen nicht gestatten, sind sowohl diese als die Uhrlampen kostspielig in der Anschaffung, mehr oder weniger den Reparaturen unterworfen und mehr für große als kleine Flammen geeignet. Wo eine nur mäßige oder gar schwache B. genügt und Verringerung der Anschaffungskosten ein Hauptbestreben ist, wird jederzeit die Wohlfeilheit der einfachern Lampengattungen diesen den Vorzug verschaffen, zumal ihr Licht zwar relativ (auf gleiche Helligkeit bezogen) theurer zu stehen kommt, aber absolut genommen eine kleine einfache Lampe mit ihrem schwachen Lichte doch viel weniger Oel verbraucht, als eine große, starkleuchtende Uhrlampe. Aehnliches gilt von den hohlen Dochten gegenüber den flachen, sofern letztere sich für die kleinsten Flammen gut anwenden lassen, wo Hohldochte schon zu eng wären, um noch mit Vortheil gebraucht zu werden. Doch sollten statt der räucherigen Küchenlampen 2c. mit vollem runden Dochte Lampen mit flachem Docht, statt der Lampen mit einfachem Oelbehälter (bei flachen halbrunden oder hohlen Dochten) so viel möglich solche mit Oelflasche angewendet werden. Was die Materialien zur Erleuchtung mittelst Lampen betrifft, so ist bekannt, daß die Anwendbarkeit des gebräuchlichsten Lampenöls, nämlich des Rüböls, durch das Raffiniren (mittelst Schwefelsäure) sehr bedeutend erhöht wird, indem das raffinirte Oel viel weniger geneigt ist, Qualm und üblen Geruch zu verursachen und kohligen Schmutz auf den Dochten abzusetzen. Der berühmte französische Chemiker Thenard erfand bekanntlich die Raffinirung 1808; weniger vollkommen wurde sie aber schon 1790 von dem Engländer Gower ausgeübt. Auch den Thran, der in seinem rohen Zustande beim Brennen einen sehr unangenehmen Geruch verursacht, weiß man gegenwärtig so zu reinigen, daß er in allen Lampen gebrannt werden kann, ohne eben mehr Geruch als Rüböl zu erzeugen. Ob aus gleichen Gewichtmengen verschiedener fetter Oele eine gleiche oder eine verschiedene Menge Licht entwickelt wird, wenn man sie in Lampen unter übereinstimmenden Umständen verbrennt, ist eine noch größtentheils unentschiedene Frage. Zwischen Baumöl und raffinirtem Rüböl findet in dieser Hinsicht kein Unterschied Statt. Der englische Chemiker Ure will zwar gefunden haben, daß in einer und derselben Lampe, zur Erzeugung gleicher Lichtstärke während gleich langer Zeit, von Olivenöl um 45 Procent, von Südseethran um 58 Procent, und von Kokosnußolein sogar um 121 Procent mehr erforderlich wäre, als von Wallrathöl; allein seine Versuche scheinen nicht ganz zuverlässig und die genannten Unterschiede jedenfalls viel zu groß zu seyn. Andere schreiben dem gereinigten Thran ein viel höheres Lichtentwickelungsvermögen zu, als dem raffinirten Rüböle, aber ebenfalls ohne auf vollkommenes Vertrauen Anspruch machen zu können.

Dampflampen. Brennbare Flüssigkeiten, welche sich bei geringer Hitze in Dampf verwandeln, können auf die Weise zum Behufe der B. verbrannt werden, daß man sie aus dem Vorrathsbehälter durch einen Docht bis nahe an die Verbrennungsstelle hinführt und hier durch die Hitze der eigenen Flamme verdampfen läßt, worauf der Dampf sich entzündet. Der Docht reicht also hier nicht bis in die Flamme und kommt auch nie selbst zum Brennen. Dies ist das Princip der Dampflampe oder fälschlich so genannten Spiritus-Gaslampe, welche Lüdersdorff in Berlin 1834 erfunden hat. Das Brennmaterial derselben (der sogenannte Leuchtspiritus) besteht aus einem Gemische von 4 Maß sehr starken Weingeistes und 1 Maß rektificirten Terpentinöls. Der Weingeist für sich allein gibt eine sehr blasse, zur B. gar nicht geeignete Flamme; die Flamme des unvermischten Terpentinöls leuchtet zwar sehr hell, raucht aber stark. In dem Gemische aus beiden Flüssigkeiten findet sich die Unvollkommenheit jeder einzelnen in der Art gehoben, daß man eine sehr helle Flamme ohne Rauch gewinnt. Dieses Gemisch gibt übrigens bedeutend weniger Licht aus, als ein gleich großes Gewicht Rüböl, wenn letzteres in guten Lampen, besonders in der Uhrlampe oder hydrostatischen Lampe, verbrannt wird. Dadurch und durch den hohen Preis des Leuchtspiritus an sich wird die Dampflampe zu einem sehr kostspieligen Beleuchtungsapparate, überdies erheischt die Feuergefährlichkeit des Spiritus einige Vorsicht bei dessen Gebrauch: Gründe genug, daß eine große Verbreitung der lüdersdorffschen Lampen weder bisher Statt ge-

funden hat, noch in Zukunft zu erwarten ist, obschon deren prachtvolles, blendend weißes Licht, verbunden mit der Leichtigkeit, die Flammen gleich Gasflammen in zierlicher Weise zu gruppiren, sie als Luxuslampen empfiehlt. Das Umhertragen gestatten sie nicht, indem dabei die Flammen leicht auslöschen.

Die Vortheile, welche die B. mittelst **Gas** darbietet, beruhen in der vorzüglichen Schönheit, nämlich Gleichmäßigkeit und Helligkeit des Lichtes an sich, in der Bequemlichkeit beim Gebrauche desselben, in der (unter manchen Umständen wohl beachtenswerthen) geringern Feuergefährlichkeit, vergleichungsweise gegen Kerzen oder Oellampen u. endlich in dessen Wohlfeilheit, worin das Gas fast allemal, und oft sehr bedeutend, die Lampenbeleuchtung (noch mehr das Kerzenlicht) übertrifft, wenn die Gasbereitung nach einigermaßen großem Maßstabe Statt findet. Man hat Leuchtgas aus sehr verschiedenen Materialien darzustellen unternommen; aber das Steinkohlengas hat bisher unwandelbar den Vorzug vor allen andern behauptet, und nur das Holzgas ist in neuerer Zeit glücklich mit ihm in die Schranken getreten. Fette Oele (namentlich schlechter Thran oder der Bodensatz aus den Oelfässern, da reines Oel viel zu theuer ist), sowie Harz, Theer und Pechöl liefern ein Gas, welches zwar heller leuchtet, als Steinkohlengas, aber für gleiche Lichtstärke doch höher zu stehen kommt als dieses; daher hat die (von Taylor 1815 erfundene) B. mit Oelgas sich wenig verbreitet. Um eine Helligkeit gleich einer Talgkerze (6 Stück auf das Pfund) zu erzeugen, werden stündlich verbrannt: von Steinkohlengas $^1/_4$ — $^3/_4$ Kubikfuß (je nachdem es von größerer oder geringerer Güte ist), durchschnittlich $^4/_{10}$ Kubikfuß; von Oelgas $^1/_6$ — $^1/_3$ Kubikfuß. Vergleicht man Steinkohlengas und Oelgas, beide von mittlerer Güte, so gibt 1 Kubikfuß des letztern etwa $2^1/_2$mal so viel Licht, als 1 Kubikfuß des erstern; Gas aus Fichtenharz soll ungefähr das doppelte, Gas aus Pechöl das $1^1/_2$fache Leuchtvermögen des Steinkohlengases besitzen. Die Gasbeleuchtungsapparate haben sowohl in den zur Erzeugung und Reinigung des Gases, als in den zur Aufsammlung, Fortleitung und Verbrennung desselben dienenden Theilen nach und nach, namentlich in England, eine Menge mitunter sehr wesentlicher Verbesserungen erfahren.

In den letzten Jahren sind in Bezug auf B. manche Vorschläge zu Verbesserungen und Neuerungen gemacht worden, die sich jedoch meist als praktisch unbrauchbar erwiesen haben, so daß eine allgemeine Aenderung unserer Beleuchtungsweise noch nicht Statt gefunden hat. Von den hierher gehörigen Erfindungen mögen folgende kurz erwähnt werden. Statt des Oeles hat man hie und da angefangen, **Kamphin** (s. d.) in besonders dazu eingerichteten Lampen zu brennen. Viel Aufsehen machte seiner Zeit die angebliche Erfindung des Nordamerikaners Paine, **Wasser** als Beleuchtungs- und Heizungsmaterial zu verwenden. Durch einen eigenthümlichen galvanischen Apparat wollte er das Wasser so schnell in seine Elemente zersetzen, daß das gewonnene Wasserstoffgas sogleich zu technischen Zwecken verwendet werden könne; da das reine Wasserstoffgas nur eine geringe Leuchtkraft hat, wollte er es karbonisiren, um ihm dieselbe zu verleihen. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Möglichkeit einer solchen Erfindung durchaus nichts im Wege steht, daß ferner die Elemente des Wassers schon längere Zeit zu Beleuchtungs- und Heizmaterial benutzt sind (man denke nur an das newmannsche Gebläse, an das Siderallicht), doch ist bis jetzt noch kein Mittel bekannt geworden, diese Elemente, besonders das Wasserstoffgas, schnell und wohlfeil darzustellen; die Darstellung durch den galvanischen Strom hat aber trotz der immensen Stärke, zu der man denselben gesteigert hat, keine genügenden Resultate gegeben, und Paine's Erfindung zeigte sich als amerikanischer Humbug. Mehr Erfolg hat die Benutzung des **galvanischen Lichts** zur B. gehabt. Es ist eine schon länger bekannte Thatsache, daß, wenn man an den Polardrähten eines galvanischen Stromes Kohlenstücke befestigt, diese mit einem sehr intensiven Lichte zu leuchten beginnen, sobald diese Kohlenstückchen bis zu einer bestimmten Entfernung genähert werden. Diese große Lichtstärke des galvanischen Kohlenlichtes mußte bald auf die Idee führen, dasselbe zur B. anzuwenden, nachdem durch die Erfindung der konstanten Ketten die Erzeugung desselben gegen früher sehr erleichtert worden war. Versuche mit dieser Art von B. hat Deleuil mit 98 Zinkkohlenelementen gemacht; andere Versuche hat Acherau angestellt. Wenn auch die Intensität des galvanischen Kohlenlichtes eine enorme ist, so daß eine Batterie von 48 bunsenschen Elementen eben so viel Licht gibt, wie 63 gewöhnliche Gasbrenner, so erscheint doch das galvanische Licht zur öffentlichen B. unpraktisch, und zwar vorzugsweise aus folgenden Gründen. Eine ungeheure Lichtmenge geht hier von einem einzigen Punkte aus, man wird deshalb sehr schwache Kontraste zwischen Licht und Schatten erhalten; im Schatten herrscht eine Dunkelheit, die eben wegen des Gegensatzes zum blendenden Lichte um so störender ist. Jedenfalls erhält man eine angenehmere, gleichförmigere B., wenn man 63 Gasflammen gehörig vertheilt, als wenn man ein ihnen äquivalentes Licht auf einem Punkte koncentrirt. Ein zweiter Umstand, welcher der Anwendung des galvanischen Kohlenlichtes hinderlich ist, besteht in der Schwierigkeit, auf längere Zeit eine gleichmäßige Lichtstärke zu erhalten. Durch die Bildung von Zinkvitriol nimmt die Leitungsfähigkeit der Flüssigkeit so stark ab, daß schon nach einer halben Stunde die Stromstärke bedeutend schwächer ist, als anfangs; aber selbst davon abgesehen, ist die Unterhaltung der Batterie höchst kostspielig, denn es wird ungleich mehr Zink verzehrt, als zur Unterhaltung des Stroms nöthig ist, und die Salpetersäure wirkt zerstörend auf die Metallringe, welche die Kohlencylinder umgeben. Will man die Salpetersäure vermeiden, so kann dies so geschehen, daß man die bunsenschen Elemente mit daniellschen vertauscht, freilich muß man dann die Batterie bedeutend vergrößern, um gleiche Wirkung zu erhalten. Hierzu kommt nun noch, daß die Behandlung der Säule und des ganzen

Apparates zu difficil ist, als daß man sie Personen anvertrauen könnte, welche gewöhnlich die B. besorgen. Da die Kohlenspitzen sich fortwährend verändern, so muß man ihre gegenseitige Stellung fortwährend reguliren, um die Gleichförmigkeit des Lichtes zu erhalten und das Auslöschen zu verhindern. Die Regulirung hat man durch mechanische Mittel zu erreichen gesucht; so le Molt, der statt der Kohlenstäbe Kohlenscheibchen nahm, diese durch ein Uhrwerk so rotiren ließ, daß sie mit ihren scharfen Rändern nahe gegenüberstanden und durch Metallfedern immer in derselben Entfernung gehalten wurden, dann besonders Staite in England, dessen Vorrichtungen einen bedeutenden Grad von Vollkommenheit erreicht haben. Um das Ansammeln von Zinkvitriol in der galvanischen Batterie zu verhindern, wandte er das Durchströmungssystem an. In einem Trogapparat sind die Zellen durch Schieferplatten von einander geschieden, der Boden jeder Zelle hat zwei Löcher, die zu Behältnissen führen, die, unter sich getrennt, doch zwei und zwei Zellen mit einander verbinden; durch Schläuche von Kautschuk oder Guttapercha wird die Flüssigkeit in die erste Zelle hinein- und aus der andern herausgeführt. Bei Anwendung von zwei Flüssigkeiten muß der Apparat anders eingerichtet seyn. Staite nahm dann poröse Zellen und benutzte das Durchsickerungssystem. Die eigentliche Lampe besteht aus einem Fußgestelle von trockenem Holze mit einer Metalldecke; auf diesem stehen mehre Säulen in die Höhe, die eine hält die positive Elektrode, die andere die negative; beide können durch einen Mechanismus einander genähert und von einander entfernt werden. Da glühende Elektroden, wenn sie von Kohle und in der Luft sind, verzehrt werden, so ist es nothwendig, daß sie fortwährend in dem Grade, in dem dies geschieht, sich nähern. Dies wird durch ein Räderwerk erreicht, welches die untere negative Elektrode gegen die obere positive hebt. Noch brachte der Erfinder in der Einrichtung dieser seiner Lampe verschiedene Modifikationen an. So gab er wie le Molt der obern Elektrode die Gestalt einer Scheibe und ließ dieselbe durch ein Gehwerk, das mit der Lampe verbunden ist, rotiren. Dabei streift sie an einem Punkte durch eine Klemme, die durch eine Schraube der Scheibe beliebig genähert werden kann; hierdurch soll die verglühte Kohle von der Scheibe abgestreift werden. Bei den Lampen, die für Leuchtthürme bestimmt sind, sind Uhrwerke angebracht, die die Elektroden einander nähern und von einander entfernen. Sobald sie sich nähern, leuchtet die Lampe, sobald sie wieder von einander entfernt werden, erlischt die Leuchtkraft, und so entsteht ein intermittirendes Licht. Statt der Kohlenelektroden wendet Staite bei kleinern Lampen solche von Iridium an, weil dies einen höhern Hitzegrad ertragen kann, ohne zu schmelzen. Er nahm dazu einen ganz dünnen Streifen Metall oder eine dünne Spirale. Ein Hauptaugenmerk Staite's war es aber, Säuren zu verwenden, die durch den Gebrauch Produkte lieferten, die sich wieder verwerthen ließen. Sollte dies gelingen, so wäre dadurch die Möglichkeit gegeben, die Unterhaltungskosten des galvanischen Lichtes auf Null zu reduciren. Wenn ihm dies auch noch nicht vollkommen gelungen ist, so erzeugte er doch durch seine Batterie Zinnoxyd, Bleisalze, Bleichlorid, Eisen, Zinnchlorid, schwefelsaures Eisen und Kupfer. Dagegen wollte Dr. Jos. J. W. Watson in England das Geheimniß gefunden haben, mittelst galvanischer Batterie und anderer Induktionsapparate ein elektrisches Licht zu erzeugen, das zu jeder beliebigen Intensität gesteigert werden könne und keinen Heller koste; die durch den galvanischen Strom erzeugten Stoffe sollen die verbrauchten Stoffe, die er erwählt, reichlich bezahlen, so daß die eigentliche Lichterzeugung ohne Kosten geschieht. Die Elemente, die er verwendet, sind bis jetzt noch ein Geheimniß. Ein Anderer, der viele Versuche mit dem galvanischen Licht gemacht hat, ist Professor Groove in London; er benutzt dazu einen Trogapparat von 18 Zoll Länge mit Platten von 4 Zoll Länge und 2 Zoll Breite, berechnet den Aufwand bei seinen Versuchen auf die Stunde zu 2 Schilling = 1 Fl. 10 Kr. und gibt das Verhältniß der Intensität dieses Lichtes zu dem einer Wachskerze wie 1444 : 1 an. Nach ihm soll es sich nicht sowohl zur Straßenbeleuchtung, als vielmehr zu Lichten auf Leuchtthürmen und Signallichten eignen. Um das Abglühen der Kohlenstücke zu verhindern, hat man folgenden einfachen Apparat konstruirt: Ein ziemlich umfangreicher Ballon ist mit Lederbüchschen versehen, durch welche zwei Drahtstifte gehen. Diese Drahtstifte können beliebig genähert und entfernt werden; an den Enden derselben sind zwei konische Kohlenstückchen, die unter Quecksilber oder kohlensaurem Gase abgeglüht sind. Will man das Licht hervorbringen, so wird der Ballon luftleer gepumpt und die Metalldrähte mit einer starken galvanischen Batterie in Verbindung gesetzt. Auf dem Theater hat man das galvanische Licht öfters in der Oper „Der Prophet" angewendet, um den Aufgang der Sonne zu veranschaulichen. Donne und Foucault haben bei Lampenmikroskopen das galvanische Licht statt des Kalk- oder Siderallichtes angewendet und sehr günstige Resultate erhalten (s. **Photo-elektrisches Mikroskop**). Vgl. **Kerzen**, **Lampen**, **Gasbeleuchtung** und **Straßenbeleuchtung**.

Beleuchtung, in der Malerei die Art und Weise, in einem Gemälde Licht und Schatten nicht nur richtig über die Gegenstände zu verbreiten, sondern dem Beschauer auch deutlich zu zeigen, woher Beides entsteht. Eine zweckmäßige B. ist durchaus nothwendig, um eine naturgetreue Wirkung hervorzubringen; sie erfordert daher eine anhaltende Beobachtung der Natur, sowie eine genaue Kenntniß der Theorie des Lichtes. Aus der B. überhaupt geht auch der **Ton** des Gemäldes hervor, wenigstens bei allen Gemälden, wo die B. vom Tageslichte ausgeht. Ohne Einheit der B. kann kein Gemälde ein Kunstwerk seyn, denn alle einzelnen Partien eines Gemäldes müssen sich einem gemeinschaftlichen Lichte oder Schatten in gehöriger Vertheilung unterordnen. Bei Nachtstücken wird gewöhnlich eine künstliche B. zu der natürlichen, dem Mondlichte, hinzugefügt, doch nur den größten Meistern in diesem Genre gelang es, auf solche Weise

etwas ausgezeichnet Gutes zu leisten. Die gewöhnlichen Nachtstückmaler begnügen sich in der Regel mit grellen Licht- und Schatteneffekten, ohne sich um die reine B. zu kümmern. Wirkliche Meister in der Kunst waren: Correggio, Rembrandt, Ostade, Schalken, Tischbein, Claude Lorrain, Joh. Both und der englische Maler Thomas Lawrence.

Belfast, 1) Handelsstadt in der irischen Grafschaft Antrim, nördlich von Dublin, im äußersten Winkel der Carrickfergusbai, in welche sich hier der Lagan ergießt. Ueber diesen Fluß führen 2 Brücken, welche die Grafschaft Antrim mit Down verbinden und wovon die eine, aus 21 Bögen bestehend, deren jeder eine Weite von 100 Fuß hat, in ihrer ganzen Länge 2500 Fuß mißt und die andere, 1814 vollendete $^{1}/_{10}$ Meile lang ist. B. ist sehr regelmäßig gebaut, hat breite Straßen, schöne Plätze, treffliches Straßenpflaster, zum Theil von Basalt, fast nur aus Backsteinen erbaute Häuser, darunter viele palastähnliche, und schließt sich im ganzen Aeußern den glänzendsten Städten Großbritanniens an. Da sie aber nur 6 Fuß über dem gewöhnlichen Stand des Meeres zur Zeit der Fluth liegt, so ist sie bei Springfluthen häufig Ueberschwemmungen ausgesetzt. Unter ihren öffentlichen Gebäuden sind zu bemerken: 2 Episkopalkirchen, beide sehr schön, die Börse (in deren Gebäude sich auch der große Assembly-Room befindet), eine große Kaserne, ein Besserungs- und Zuchthaus. Von öffentlichen Anstalten sind zu nennen: 2 Hospitäler, ein Blindeninstitut, ein Armen- und Krankenhaus (für 400 Personen), ein Waisenhaus, eine Industrieschule für Blinde, ein Gymnasium, sowie mehre Banken und Assekuranzgesellschaften. Ansehnlich ist die hiesige Linnenmanufaktur; außerdem gibt es hier Fabriken für baumwollene Zeuche, Vitriol, Glas, Potasche, Zuckerraffinerien, Brauereien, Branntweinbrennereien. B. ist der Stapelplatz für alle Produkte der benachbarten Provinzen. Es treibt einen lebhaften Ausfuhrhandel nach Westindien, Amerika und England mit gesalzenem Fleische, Schinken, Butter, Leinwand, Baumwollenzeuchen, Tuch, Steingut ꝛc. Der Handel wird durch einen schiffbaren Kanal befördert, welcher die Bai mit dem Landsee Lough-Neagh verbindet, der seinerseits wieder mit dem Lough-Erne in Verbindung steht. Der Hafen ist sehr gut, die Schiffe haben mehr als 20 Fuß Wasser, und die Rhede in der Carrickfergusbai nimmt mehr als eine Meile ein, hat überall guten Ankergrund, und Schiffe von 300 Tonnen können dicht an den Quais anlegen, aus- und einladen. Die Bevölkerung, welche 1758 nur 8550 Seelen betrug, belief sich 1798 auf 18,000, 1818 auf 30,000 u. 1835 auf 63,000.

2) Stadt im nordamerikanischen Unionsstaate Maryland, Grafschaft Arundel, an der Chesapeakebai, wohlgebaut, hat 6 Kirchen, mehre Gewerbe, Hafen, ausgebreiteten Handel und 13,000 Einw.

3) Stadt das., Staat Maine, Hauptstadt der Grafschaft Waldo, 43 Meilen östlich von Augusta, See- u. Zollhafen, an der Spitze der Belfastbai, auf dem westlichen Ufer des Penobscot River, 30 Meilen vom Ocean, mit einem Hafen, der sicher, geräumig, für größere Schiffe tief genug und selten mit Eis bedeckt ist, hat Schiffsbau, Fischerei, fremden u. Küstenhandel u. zählte 1810: 1259, 1840: 4186, 1850: 5051 Einwohner.

Belfort, Stadt, s. v. a. Befort.

Belgard, getreide- und weidereicher Landstrich, sonst die Kastellanei B. genannt, seit dem 16. Jahrh. zum Lande der Kassuben gerechnet, jetzt Theil des gleichnamigen preußischen Kreises in Pommern, Regierungsbezirk Köslin. Bis 1184 gehörte B. zu Vorpommern, von da ab eroberten es, mit Hülfe Polens, die hinterpommerschen Fürsten, von denen es Suantepolk III. an seinen Neffen Prebislav, einen Herzog von Mecklenburg, vergab. Das Land bildete seitdem eine besondere Herrschaft unter der Oberhoheit der vorpommerschen Fürsten; nach Prebislavs Tode (1325) verlieh es der Herzog Wratislaw dem Bisthume Kammin; später fiel dasselbe dem zum Könige Dänemarks gewählten Herzoge Erich I. zu und wurde durch einen besondern Landshauptmann verwaltet. Auch ferner noch wechselte der Besitz zwischen den verschiedenen herzoglichen Häusern, bis Bogislaw XIV. alle Länder derselben vereinigte. Die gleichnam. Stadt, Hauptort des Landes u. Kreises B., an der Mündung der Leitznitz in die Persante, in angenehmer Gegend, hat 2900 Einwohner, 3 Kirchen, ein Schloß, 2 Hospitäler, ist Sitz eines Land- u. Stadtgerichts, Domänen- und Kreissteueramts; Haupterwerbszweige sind Ackerbau, Viehzucht, Tuchweberei, Tabaksfabrikation. Schon der Apostel Pommerns, Otto von Bamberg, fand an der Stelle des heutigen B. eine Burg mit Anwohnerschaft; urkundlich wird die Stadt zuerst 1159 erwähnt. Sie wechselte ihre Herren mit dem Lande B., war nach 1325 Residenz des Herzogs Wratislaw IV. und in der Folge Sitz eines Schloßhauptmanns, litt aber durch Feuersbrünste 1506, 1517, 1564, 1676 und 1765, sowie im 30- u. 7jährigen Kriege so sehr, daß außer dem Schlosse und einer Rolandssäule vor dem Rathshause nichts mehr an ihre mittelalterliche Herrlichkeit erinnert.

Belgen (Belgae), 1) die Hauptbevölkerung der gallischen Provinz Belgica (s. d.), begrenzt von dem Rhein, dem Oceane, der Sequana und Matrona (Seine und Marne), den Trevirern u. Mediomatrikern. Die B. waren ursprünglich Germanen, wie diese ungestüm und tapfer; sie hatten bei ihrer lange vor Cäsars Zeit Statt gefundenen Einwanderung in die fruchtbaren Niederungen Galliens die frühern Bewohner theils verdrängt, theils unterjocht und des Grundbesitzes beraubt. Ihre Kleidung bestand in bunten Mänteln nach Art der schottischen Hochländer, weiten Beinkleidern und kurzen Unterkleidern mit Aermeln; gegen die Kälte schützte ein dicker wollener Umwurf (laena). Die Waffen waren ein langes Schwert, das an der rechten Hüfte herabhing, ein langer Schild, ein Speer u. eine Art Wurfspieß; einige Stämme gebrauchten auch Bogen und Pfeile. Milch und Fleisch bildeten die Hauptnahrungsmittel; sehr beliebt war das Schweinefleisch, berühmt die belgische Schweinemast und der belgische Schinken, welcher nach Rom als Handelsartikel kam. Die Häuser bestanden aus Holz, auch bekleidete man die Wände aus hölzernem Flechtwerke mit Lehm. Die beschwerlichsten Geschäfte verrichteten, wie bei den Germanen, die

frauen. In vielen anderen Dingen stimmten die B. mit den eigentlichen Galliern überein. Sie zerfielen in viele Stämme und Völkerschaften, die in der Regel unter einander nicht verbunden waren und nur in Kriegszeiten ein gemeinsames Oberhaupt sich wählten. Die Zahl der waffenfähigen Mannschaft des ganzen Volks betrug nach Strabo über eine Million. Als die bedeutendsten belgischen Völkerschaften werden genannt: die Bellovaker, mit einer Kriegsmacht von 200,000 Mann, in der heutigen Diöcese von Beauvais; die Nervier mit 50,000 Kriegern, im Hennegau, in Namur und einem Theile von Luxemburg; die Aduatiker mit 29,000 Kriegern, angeblich von den Cimbern abstammend, durch Cäsar vernichtet und von den Tungrern in der Nähe von Tongern ersetzt; die Remer, Grenzvolk gegen Gallia Celtica, frühzeitig mit den Römern verbunden; die Suessionen, westlich von den Remi um das heutige Soissons; die Atrebaten mit 15,000 Kriegern, im heutigen Artois; die Moriner mit 25,000 Kriegern, im jetzigen Boulonois und theilweise in Artois und dem französischen Flandern; die Menapier, zwischen Maas und Rhein, sowie jenseits des letzteren; die Ambianer mit 10.000 Kriegern, an der Somme, nördlich von den Bellovakern, mit diesen verbündet; die Veromanduer, im heutigen Vermandois. Daß die Kraft Galliens bei den B. war, beweist Cäsars gallischer Krieg. Sieben Jahre lang war er fast allein mit ihnen beschäftigt. Hier wurde eine römische Legion vernichtet, und der Sieg über die Nervier kam den Römern theuer zu stehen. Ebenso erhielt später der Aufstand der Bataver erst nach dem Anschlusse der B. größere Bedeutung.

2) B., britannisches Volk im jetzigen Wiltshire und theilweise in Somerset- und Hampshire nebst der Insel Wight, zwischen den Durotrigern, Dobunern, Atrebaten, Regnern und dem britischen Ocean mit den Städten: Magnus Portus (Portsmouth), Venta Belgarum (Winchester), Aquä Calidä oder Aquä Solis (Bath), Clausentum (Southampton), Brige (Broughton). Das Volk war auf Raubzügen aus Gallien (Belgica) nach Britannien gekommen und trieb schon zu Cäsars Zeit Ackerbau, Viehzucht und Handel. Religion, Sitten und Sprache erinnerten ohne Zweifel noch sehr stark an die Stammverwandtschaft mit den B. in Gallien. Erst unter dem Kaiser Claudius wurden die britischen B. durch Plautius von den Römern unterjocht und bald darauf auch romanisirt. Den Angelsachsen unterlagen sie 527 n. Chr. auf der Insel Wight und in Wiltshire, seit 577 auch in den übrigen Theilen ihres Gebiets.

Belgern, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Torgau, am linken Ufer der Elbe, in angenehmer u. fruchtbarer Gegend, mit 2500 Einw., welche Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, Bierbrauerei (die cerevisia belgerana wurde schon von Melanchthon gerühmt), Steingutfabrikation u. Getreidehandel treiben. B. leitet seine Gründung von den Sorbenwenden her. Graf Wipert von Groitsch nahm die Stadt den Markgrafen von Meißen ab; später kam dieselbe nach mehrfachem Wechsel der Besitzer an das Stift Wurzen, dem sie bis zur Reformation verblieb. Im Jahre 1429 wurde sie von den Hussiten und 1637 von den Schweden eingenommen und zum Theil niedergebrannt. Die Anhöhe, auf welcher B. liegt, enthält unter der sandigen und thonigen Oberfläche ein Braunkohlenlager, u. nicht fern von ihr setzen Alaunflötze zu Tage aus.

Belgica (Belgisches Gallien), eine der 4 Provinzen, in welche unter Augustus Gallien vertheilt wurde, der nordöstliche Theil dieses Landes, zwischen der Seine, Saone, Rhone, dem Rhein und dem nördlichen Ocean, mit den Batavern, Gugernern oder Cabernern, Ubiern, Frisiabonen, Leukern, Trevirern, Lingonen, Mediomatrikern, Nemetern, Tribochern, Vangionen, Sequanern, Raurakern, Helvetiern und den belgischen Völkerschaften [s. Belgen 1)] Man unterschied später von B., als besondere Theile, Germania superior und Germania inferior, die am linken Rheinufer wohnenden deutschen Völker umfassend. Noch später wurden die Sequaner u. Helvetier von B. getrennt u. das übrige in Belgica prima u. B. secunda getheilt, wobei die Maas als Grenzscheide diente. Vergl. die einzelnen Völkernamen und Belgium.

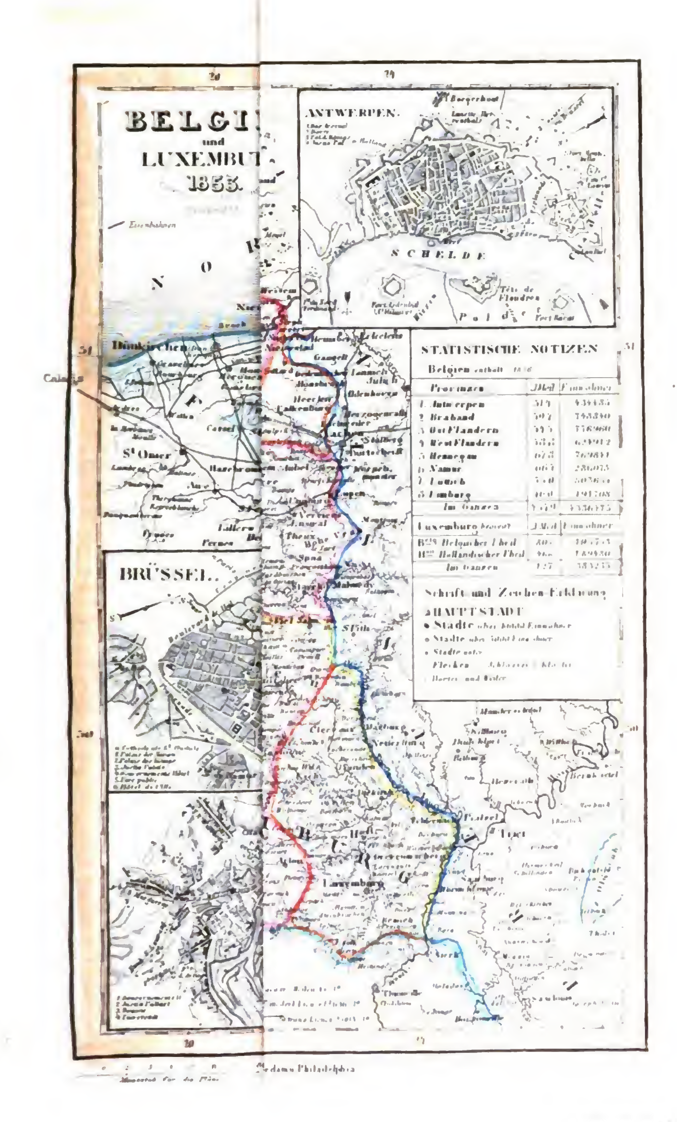
Belgien, das jüngste der europäischen Königreiche und nächst Baselland der jüngste der europäischen Staaten, liegt zwischen 49° 31′ und 51° 28′ nördl. Br. und zwischen 20° 16′ und 23° 49′ östl. L. von Ferro und umfaßt die südlichen (vormals österreichischen) Niederlande oder den burgundischen Kreis Deutschlands (mit Ausnahme des holländischen Limburg und Luxemburg), das vormalige Bisthum Lüttich nebst noch einigen andern kleinen, vormals zu Deutschland gehörigen Landestheilen und einige 1815 von Frankreich abgetretene Ortschaften. Im Norden grenzt es an das Königreich der Niederlande, im Osten an das niederländische Limburg, die preußische Rheinprovinz u. Luxemburg, im Süden an Frankreich und im Westen an die Nordsee. Die größte Längenausdehnung hat es in der Richtung von Nordwesten nach Südosten von Ostende nach Arlon (36 Meilen), von Süden nach Norden von Chimay nach Turnhout (24 Meilen). Das Gesammtareal beträgt 536,27 □Meilen (2,945,593 Hektaren), die sich auf die 9 Provinzen, in die der Staat zerfällt, also vertheilen: Luxemburg (Hauptstadt Arlon) 80,74; Hennegau (Hauptstadt Bergen od. Mons) 67,63; Namur (Hauptstadt Namur) 66,73; Brabant (Hauptstadt Brüssel) 59,72; Westflandern (Hauptstadt Brügge) 58,63; Ostflandern (Hauptstadt Gent) 54,95; Lüttich (Hauptstadt Lüttich) 52,83; Antwerpen (Hauptstadt Antwerpen) 51,63; Limburg (Hauptstadt Hasselt) 43,84. Die gesammte Volkszahl von 4,584,932 (nach der Zählung von 1855; nach der vom 31. December 1856: 4,611,066; 1845 betrug sie 4,295,562) Seelen, wonach durchschnittlich 8154 Köpfe auf die □Meile od. 150 auf 100 Hektaren kommen, stellt B. in relativer Hinsicht an die Spitze der bestbevölkerten Staaten des europäischen Kontinents. Die Bevölkerung der beiden Flandern macht ziemlich genau ein Drittel aus; in relativer Beziehung steht Ostflandern oben an, indem hier 266 Menschen auf 100 Hektaren wohnen, während im Luxemburgischen diese Zahl auf 42 herabsinkt.

Die ländliche Bevölkerung verhält sich zur städtischen ungefähr wie 3 zu 1; jene ist in 86 Stadt-, diese in 2438 Dorfgemeinden vertheilt. Deutschredende zählte man 1846 34,060, wovon 25,774 auf den deutschen Theil des belgischen Luxemburgs kommen. Engländer halten sich gegen 4000 im Lande auf. Der bei weitem größte Theil der Bewohner bekennt sich zur katholischen Kirche; die Zahl der im Lande seßhaften Protestanten ist etwa 15,000, nach and. Angaben mehr; die der Juden cirka 2—3000. Die kleinern in den größern Städten u. Dorfgemeinden befindlichen protestantischen Gemeinden theilen sich in anglikanische und reformirte, die für ihre Kultuszwecke vom Staate zusammen eine Summe von 58,000 Fr. beziehen, u. in solche, die, meist aus katholischen Konvertiten bestehend, von den Mitteln der in Brüssel bestehenden evangelischen Gesellschaft erhalten werden. B. ist zwar kein Gebirgsland, vielmehr herrscht der Charakter des Flach- und Hügellandes vor; doch greift in den südöstlichen Theil, welcher durch die Maas und Sambre abgeschnitten wird, der Westflügel des Ardennenplateaus ein, weniger ausgezeichnet durch seine mittlere Höhe (1200 F.), als durch seine Bedeutung für das industrielle Leben an seinem Nordsaume. Die Thonschiefer- u. Grauwackenmassen der Ardennen sind hier von mächtigen Streifen Grauwackenkalksteins durchsetzt und mächtige Eisen- und Steinkohlenlager begleiten die Ufer der Maas, bevor die Tertiärschichten von Hennegau und Südbrabant zu dem Alluvialboden der flandrischen Ebenen übergehen und hier zu solcher Tiefe absteigen, daß künstliche Deiche und Polder das Einbrechen der Meereswellen abwehren müssen, wo die natürlichen Schutzwehren der Dünen Lücken lassen. Mit den Haidestrecken der Kampine im nordöstlichen Theile von Antwerpen beginnt zwar eine, der Küste parallele Zone unfruchtbarer Landstriche, doch die Kultur weist ihnen immer engere Grenzen an. Die undurchdringlichen Sümpfe der Moriner und Menapier, an denen sich Cäsars Kriegskunst und die Tapferkeit seiner Legionen brachen, sind jetzt, ausgetrocknet und gelichtet, zu üppigen Feldern geworden, von hohen, dichten Pflanzungen eingefaßt, welche, in der Ferne gesehen, das Land als einen grünen Wald erscheinen lassen, in Wirklichkeit aber nur zahlreiche zerstreute Wohnungen zwischen Aeckern, Gräben u. Wiesen zeigen.

Die reiche Bewässerung des Landes wird, mit Ausnahme der unterhalb Nieuwport mündenden Yperle, durch die Systeme der Schelde und Maas übernommen, welche beiden Flüsse das Land von Frankreich aus schiffbar betreten, aber beide im Königreich der Niederlande münden. Die Schelde durchfließt den westlichen Theil B.s, nimmt bei Gent die aus Frankreich kommende Lys, bei Dendermonde die Dender und bei Rupelmonde die (aus der Vereinigung der Dyle, großen und kleinen Neethe entstehende) Rupel auf und tritt unterhalb Antwerpen in das niederländische Gebiet ein. Die Maas durchfließt den östlichen Theil B.s, nimmt bei Namur die gleichfalls aus Frankreich kommende Sambre, bei Lüttich die aus Luxemburg kommende Ourthe, außerdem auch die aus der preußischen Rheinprovinz kommende Roer auf. Stehende Gewässer gibt es nur unbedeutende; dagegen sind die günstigen natürlichen hydrographischen Verhältnisse mit großem Vortheil zu Kanalanlagen benutzt worden. Das Klima trägt in den der See benachbarten Ebenen einen fast britisch-oceanischen Charakter. Hier ist es sehr feucht und nebelig. Die Temperatur wechselt sehr schnell; zwar ist es selbst in den sogenannten strengen Wintern nicht übermäßig kalt, indem die Nähe der See ungemein viel zur Milderung der Kälte beiträgt, aber der Wechsel von Wärme und Kälte zwischen Morgen, Mittag und Abend ist so groß, daß er empfindlich und für die Gesundheit nachtheilig wird. Der Sommer bringt dort häufig Stürme und Orkane hervor, welche an Wuth denen auf dem Meere nichts nachgeben. Nach dem Süden und Osten zu ist das Klima ein ganz anderes. Die Luft wird reiner, weniger von Nebeln gedrückt, die Temperatur des Sommers und des Winters ist durch die Nähe der Gebirge auffallender verschieden. Der Sommer ist heißer, der Winter kälter. Noch weiter östlich in den Ardennen herrscht vollkommenes Gebirgsklima.

Die mit der äußern Landesnatur Hand in Hand gehende klimatische Verschiedenheit gibt B. eine größere Produkten-Mannigfaltigkeit, als sie das Königreich der Niederlande hat. Das Pflanzenreich bietet Getreide aller Art, vorzüglich Weizen, Hülsen- und Gartenfrüchte, Oelgewächse in Menge, vorzüglich Raps, Rübsamen, Mohn, auch Leindotter, sehr viele Kartoffeln, Flachs (am feinsten in Flandern, namentlich im Waeslande), Hanf, Tabak, Hopfen, Cichorien, Krapp, Weberkarden, Obst, ein wenig Wein, Ginster (als Brennmaterial und zur Düngung gezogen), Weiden und kanadische Pappeln in großen Anpflanzungen (erstere zum Korbflechten, letztere zum Verfertigen von Holzschuhen, womit sich Tausende von Menschen im Waeslande beschäftigen), trefflichen Wieswachs u. Waldungen, seltener in den nördlichen, häufiger in den südlichen von den Ardennen durchzogenen Provinzen (südlich von Brüssel ist der große Wald von Soignes) 2c. Das Thierreich liefert Pferde (von einer großen robusten Art), vortreffliches Rindvieh (daher starke Buttergewinnung), Schafe, zahlreicher in den südlichen als in den nördlichen Provinzen, Schweine, Ziegen, Federvieh, wenig Wildpret, wildes Geflügel, See- und Flußfische, Hummern, Bienen (vorzüglich in der Kampine), Seidenwürmer 2c.; das Mineralreich viel Eisen, etwas Blei und Kupfer, Galmei, Steinkohlen in großer Menge, Salz (nur in einer, in neuerer Zeit in der Nähe von Arlon angelegten Saline), Alaun und Vitriol, Marmor, gute Bau-, Mühl-, Wetz- und Schleifsteine, Kalk, Schiefer, Glassand, Walker-, Fayence-, und Pfeifenerde, Ziegel- und Töpferthon, Torf in Menge 2c.; Mineralwässer, darunter die berühmten Stahlquellen von Spaa, ferner die von St. Hubert, Chaudfontaine 2c.

Die Bewohner B.s sind ein Mischvolk deutscher und celtischer Abkunft, in welchem die Stämme der Flamänder und Wallonen gegenwärtig noch durch ihr Festhalten an der flämischen und wallonischen Sprache, neben Deutschen, Holländern und Franzosen, die ihre Muttersprache bewahren,


BELGI
und
LUXEMBU
Eisenbahnen
ANTWERPEN.
S C H E L D E
Tête de Flandres
STATISTISCHE NOTIZEN
Belgien
Provinzen
Antwerpen
Brabant
Ost Flandern
West Flandern
Hennegau
Namur
Lüttich
Limburg
Im Ganzen
Luxemburg
Im Ganzen
Schrift und Zeichen Erklärung
HAUPTSTADT
Städte
Flecken
Dörfer und Weiler
BRÜSSEL.
Dünkirchen
Calais
St Omer
Cassel
Aachen
Spa
Luxemburg
Trier

hervortreten. Unter diesen verschiedenen Sprachdialekten hat das Französische als Sprache des Umgangs der höhern Stände u. der obern Staatsbehörden den Sieg davon getragen, der ihm jedoch in der neuesten Zeit durch die Bestrebungen der Fläminger wieder streitig gemacht wird. Das Flämische ist ein Dialekt des Deutschen, der weder holländisch, noch plattdeutsch ist, aber mit dem Holländischen die meiste Aehnlichkeit hat. Das Wallonische ist ein verdorbener Dialekt des Französischen. Beide Sprachen, sowohl die flämische, als die wallonische, sind bloß Volkssprachen geblieben, ohne sich zu Schriftsprachen mit einer Literatur zu erheben; doch hatte das Flämische in älterer Zeit eine reiche Literatur, zu deren Wiederauferweckung und Fortentwickelung neuerlich der Anfang gemacht worden ist. Die Flamänder wohnen in den Provinzen West- und Ostflandern, Antwerpen, Limburg, dem nördlichen Südbrabant und dem nördlichen Lüttich; die Wallonen in Namur, Hennegau, dem südlichen Theil von Südbrabant und von Lüttich. Letztere machen nur ungefähr $\frac{1}{3}$ der Gesammtbevölkerung aus. Das flämische Sprachgebiet bildet den fruchtbarern, reichern, besser gelegenen und gebildetern Theil des Königreichs; ihm gehören die vielen altberühmten belgischen Städte an mit einem noch durchaus tüchtigen niederdeutschen Volksleben, welches allein in einem Theil von Brüssel von französischer Tünche überdeckt erscheint. Die wallonischen Städte werden vielfach von deutscher Bevölkerung durchflochten; der wichtigste wallonische Punkt, Lüttich, die zweite Fabrikstadt B.s, liegt an der deutschen Grenze und nicht an der französischen, und hat fast so lange, als das deutsche Reich bestanden, demselben angehört. Das belgische Walchenland bildet ungefähr ein gleichseitiges Dreieck, dessen Grundlinie sich an Frankreich lehnt, von Longwy bis Bergen, und dessen beide Schenkel, die über Lüttich zusammentreffen, von deutschem Gebiete umschlossen sind; wegen dieser gleichsam in Deutschland eingetriebenen Gestalt heißt es der „wallonische Keil". Die Sprachgrenze ist fast überall sehr scharf gezeichnet. Die Linie von Aachen nach Mastricht durchschneidet durchaus deutsches Land, man trifft auf ihr keine Spur von Wallonischem. Ungefähr 2 Stunden von Mastricht, die Maas aufwärts, fängt auf dem linken Ufer derselben das wallonische Patois an, während auf dem rechten die deutsche Sprache noch einige Stunden weiter aufwärts unvermischt gesprochen wird: hier ist die Spitze des wallonischen Keils. Das ganze reiche, herrlich gebaute Land aber nördlich von der das Maas- und Sambrethal begleitenden Bergreihe, mit allen den reichen Städten, den vielen Flüssen, der Küste, dem kostbaren Kanal- und Eisenbahnnetze, ist deutsch, und nicht bloß der Sprache nach, sondern eben so sehr hinsichtlich der Wohnart, des Verkehrs, der Gebräuche, Sitten, des ganzen Lebens. Die Verschiedenheit hinsichtlich der physischen und geistigen Bildung der beiden Volksstämme der Flamänder und Wallonen, die zwar durch keine politischen Grenzen von einander geschieden sind, aber doch in scharf gezeichneter Individualität einander ausschließen, ja, wenn es darauf ankommt, auch einander hassen, ist sehr bedeutend; zwischen beiden Stämmen liegt eine breite, historisch gewordene Kluft. Das Aeußere des Flämingers und der Grundton seines Innern zeugen für germanische Abkunft. Er ist groß, breitgeschultert, von gewaltigem Körperbau, schweigsam, phlegmatisch, von muskulöser Fülle, Willensfestigkeit und starrer, fanatischer Anhänglichkeit an seine Ueberzeugung und seinen Glauben, mißtrauisch und von grobem, zurückhaltendem Wesen; aber Alles an ihm ist tüchtig und man merkt ihm an, daß er ein Land bewohnt, wo die Natur mit verschwenderischem Ueberflusse waltet und allen ihren Geschöpfen die Stempel ihrer Kraft aufdrückt. Schon die lichten Haare und blauen Augen verrathen die deutsche Abstammung. Die schwarzen Wallonen in ihren Bergen und Felsen sind ein rühriger, heiterer Menschenschlag, von aufgewecktem Sinn und französischer Heftigkeit und Munterkeit, wie sie auch Sitte und Sprache der westlichen Nachbarn theilen. Ihre ganze Individualität zieht sie hinüber in das Land ihrer Brüder, wie andererseits die Flamänder ihre Sympathien in Deutschland suchen und finden. Stolz auf uralte Freiheiten u. Rechte, stellte sich der Wallone in allen Krisen seines Landes an die Spitze der Bewegungen, wo ihm die Ueberlegenheit seines Geistes die Herrschaft über den langsamern Flamänder verschaffte. Auch in der letzten Revolution waren es Wallonen, die sich mit dem Uebergewicht ihres Geistes der Bewegung bemächtigten; de Theur, van Maylandt, Ernst, d'Huart, Nothomb, Willmar, Surlet de Chokier, Charles de Brouckère, Graf Felix de Merode, Charles Rogier, E. C. de Gerlache, Thorn, Robaulx, de Stassart, Lebeau 2c. sind wallonischen Ursprungs. Beide Stämme bilden gegen einander Opposition; in den Tagen des Friedens stehen sie, wie zwei feindliche Principien, einander gegenüber, mitunter mit etwas derbem Hasse.

Unter keineswegs günstigen Lokalverhältnissen hat sich die Landwirthschaft in B. zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit erhoben. Mehr als die Hälfte des Bodens ist dem Ackerbau, $\frac{1}{78}$ dem Gemüsebau, $\frac{1}{52}$ dem Obstbau, $\frac{1}{13}$ dem Wiesenbau gewidmet, und $\frac{1}{30}$ der Gesammtfläche besteht aus Weiden und Hutungen, $\frac{1}{5}$ aus Waldungen oder wenigstens Waldboden, ungefähr $\frac{1}{10}$ ist noch unbebaut oder unbebaubar, als aus Haideboden, Sümpfen und Unland bestehend, was namentlich in Limburg und Luxemburg der Fall ist. Außer den gewöhnlichen Getreidearten baut man Hanf und Flachs besonders in Flandern, Oelpflanzen im ganzen Lande, Hopfen in Brabant, in Flandern und im Maasthale der Provinz Lüttich, Krapp in Antwerpen, Tabak in Flandern. Auch die Viehzucht ist in einem blühenden Zustande. Die Fischerei in den Flüssen und an den Küsten ist sehr ergiebig. Der Härings- und Stockfischfang beschäftigt 200 Schiffe. Der eigentliche Glanzpunkt des Landes ist aber die Industrie, die auf dem europäischen Kontinent nirgends eine schönere Heimath hat, als in B., und an deren Emporbringung mit dem größten Eifer alle Klassen des Volkes arbeiten. Ihre Wurzeln hat die belgische Industrie in einem uralten, schon von den Römern in den benachbarten celtischen

Gegenden vorgefundenen Gewerbfleiße, der sich durch alle Zeiten erhalten hat und aus dem wallonischen Flandern in das deutsche herüber gewandert ist. Die Hauptzweige der belgischen Industrie sind folgende. Eine große Masse von Kapitalien wird auf das Berg- und Hüttenwesen verwendet. Die durch ihre mineralischen Reichthümer ausgezeichnetsten Provinzen sind Hennegau und Lüttich, nach ihnen Namur, Luxemburg und Limburg; ihre hauptsächlichsten Produkte sind Eisen u. Steinkohlen. Nach England ist B. das an gegrabenen Brennmaterialien reichste Land. In der Richtung von Ost-Nordost nach West-Südwest zieht sich ein weites Steinkohlenlager, das Aachen, Lüttich und Charleroi berührt, unter Mons hinläuft und bei seinem Eintritt in Frankreich je weiter gegen Westen immer tiefer unter Tertiär- und Kreideboden sich verliert. Dieser Gürtel theilt sich in zwei Becken, ein westliches und ein östliches. Jenes, das bedeutendere, zieht sich über Namur und das Sambrethal und nimmt bis Charleroi (wo seine Breite von Norden nach Süden 15 Kilometer beträgt) an Breite zu, wird dann schmäler, erstreckt sich aber noch über Mons, Valenciennes und Douai. Sein Umfang beträgt 90,000 Hektaren. Das östliche Becken bildet mit dem westlichen einen Winkel von etwa 32°, läuft dem Maasthale entlang u. wird bis Lüttich, wo seine Breite 15 Kilometer erreicht, immer breiter. Sein Umfang beträgt 44,662 Hektaren. Nach der 1852 vom Departement der öffentlichen Arbeiten veröffentlichten Berg- u. Hüttenwerksstatistik B.s betrug die Anzahl der 1849 wirklich in Betrieb begriffenen Kohlenbergwerke an koncessionirten 187, mit einer Ausdehnung von 78,655 Hektaren, an provisorisch tolerirten 28, mit einem Areal von 12,425 Hektaren; in Thätigkeit befindliche Betriebsorte bestanden zur angegebenen Zeit 421, wovon weit über die Hälfte auf Hennegau allein kommen. Der männlichen Arbeiter zählte man 26,840, die unter der Erde, 7066, die unter freiem Himmel beschäftigt waren, der weiblichen je 2333 und 1825. Der Geldwerth des Ertrags belief sich 1845 auf 47, 1846 auf 47½, 1847 auf $50^{3}/_{10}$, 1848 auf 41 und 1849, trotz einer Erzeugung von 380,000 Tonnen mehr als 1848, auf 39½ Millionen Francs. Den Hauptabsatz fanden die Steinkohlen im Inland; die Ausfuhr nach Frankreich, Holland, Preußen sammt dem Verkauf an die ausländischen Dampfschiffe belief sich in der Periode von 1845—1849 auf 30½ Procent des Gesammtertrags; in der vorhergehenden Periode von 1840—1844 verhielt sich der innere Absatz zum äußern wie 75 zu 25. Die Provinz Hennegau, die 1834 1,818,553 Tonnen producirte, hat diese Zahl 1849 auf 4,018,195 erhöht. Die Anzahl der koncessionirten Metallbergwerke betrug 1849 45, mit einem Areal von 46,421 Hektaren; davon betrieben 20 bloß Eisen, 5 Eisen nebst andern Metallen, 21 Blei, 10 Zink, 5 Kies und 2 Kupfer. Zusammen beschäftigten sie 4704 Arbeiter und erzeugten 271,229 Tonnen (zu 100 Kilogrammen) abgeschlämmtes Eisen, 42,270 Galmei, 7442 Blende, 3077 Blei, 1504 Kies. Außerordentlichen Aufschwung nahm die Galmei- u. Blendeerzeugung. Erstere betrug 1840 nur 20,482, und letztere 1845 nur 264 Tonnen; einen nicht geringeren die Eisenproduktion, die sich von 1845—1849 auf 476,000 Tonnen hob, während sie von 1840—1844 nur 190,000 Tonnen gewesen. Die Anzahl der metallurgischen Hüttenwerke betrug 1849 419 (in Eisen 333, Stahl 3, Blei 8, Kupfer 21, Zink 19, Alaun 2, Glas 34); sie beschäftigten 12,757 Arbeiter, und der Gesammtwerth der Fabrikate betrug 46,947,187 Francs (1847: 76,541,297 Fr.). Während der Handelswerth der durch die Eisenindustrie gewonnenen Stoffe in den 3 Jahren 1845, 1846 und 1847 36, 52½ und 58 Millionen betrug, sank er 1848 plötzlich auf 32 Millionen, und 1849 sogar auf 30½ Millionen. Mit großem Erfolg wird in B. der Maschinenbau betrieben, da für denselben das Land selbst die Rohstoffe in Ueberfluß liefert. Das von John Cockerill in Seraing gegründete Etablissement beschäftigte während seiner blühendsten Zeit 2500 Arbeiter. Große Stückgießereien bestehen zu Lüttich und Mecheln, berühmte Gewehr- und Maschinenfabriken zu Lüttich, Nagelschmieden zu Charleroi, Blechhämmer und Walzwerke bei Lüttich und im Hennegau, Draht- und Messinghütten bei Namur, Zinkwaarenfabriken zu Lüttich, Bleiröhren- und Schrotwerkstätten zu Gent, und Ateliers vorzüglicher Gold- und Silberwaaren zu Brüssel und Gent. Für die Wollenmanufaktur ist Verviers nebst seinen Umgebungen, Limburg, Ensival, Francomont und Hodimont, der wichtigste Mittelpunkt. Außerdem werden noch Tuche gefertigt zu Antwerpen und Löwen; Zeuche und andere Wollenstoffe zu Brügge, Mecheln, Gent und Brüssel; große Teppichfabriken bestehen zu Brüssel und Tournay; viele Strümpfe werden im Hennegau gewebt. Die vorzüglichsten Baumwollenmanufakturen sind zu Gent u. Lockeren in Ostflandern, zu Brügge und Courtray in Westflandern, zu Brüssel, Löwen und Anderlecht in Brabant, zu Tournay u. Mons im Hennegau, auch zu Antwerpen. Wie bedeutend dieser Industriezweig war, zeigen die Spinnereien in Gent, welche allein wöchentlich an 80,000 Kilogramm Garn lieferten; die Trennung von Holland hatte zwar durch den Verlust der Ausfuhr nach den Kolonien Rückschritte in dieser Branche zur Folge, doch hat die Ausfuhr baumwollener Gewebe in neuerer Zeit fortwährend zugenommen. Sie betrug 1848: 833,509, 1849: 1,070,481, 1850: 1,258,766 Kilogramm. Der Hauptabsatz ging nach den Niederlanden; doch ist auch der Absatz nach verschiedenen südamerikanischen Staaten und nach den Zollvereinsstaaten nicht unbeträchtlich. Hauptsitze der Leinwandmanufaktur sind die Gegenden von Courtray und Brügge in Westflandern, Gent in Ostflandern, Brüssel in Brabant, Mecheln in Antwerpen und Tournay im Hennegau. Flandern allein producirt für 10 Millionen Francs Leinwand; berühmt sind die Batist- u. Damastwebereien von Brügge; alten Weltruf haben die brabanter oder brüsseler Spitzen, die am besten in und um Brüssel, Mecheln, Löwen und Brügge geklöppelt werden, zu denen Courtray und Mecheln den feinsten Zwirn liefern. Aber die Leinenindustrie, einer der ältesten u. wichtigsten Gewerbszweige B.s, befindet sich neuerlich in einem sehr gedrückten Zustande. Von dem Augenblicke an, wo die englischen Me-

chaniker eine Spinnmaschine konstruirten, auf deren Erfindung Napoleon den Preis von 1 Million Francs gesetzt hatte, war die belgische Leinenfabrikation faktisch zu Grunde gerichtet. Die belgische Handspinnerei, die ausschließliche Beschäftigung der Armen in Flandern, dieser bevölkertsten Provinz B.s, kann die Konkurrenz mit den Maschinenspinnereien nicht aushalten, obwohl ihr Produkt, was Dauerhaftigkeit u. Schönheit anlangt, besser ist. Die Zeit ist längst vorüber, wo die flandrischen Spinner und Weber ganz Spanien und beinahe das gesammte Amerika mit Leinen versahen. Seit Erfindung der Spinnmaschine hat sich der Preis der Handarbeit um 8 % u. um mehr als 25 % seit der Zeit der französischen Herrschaft vermindert. Da aber der Preis der Lebensmittel in demselben Verhältnisse gestiegen ist, so müssen sich die 280,000 Spinnerinnen B.s, von denen viele täglich nicht mehr als 12 Centimes verdienen, in einer sehr prekären Lage befinden. Schon 1841 bildete sich eine nationale Gesellschaft, deren Zweck ist, B. seinen alten Ruhm in der Linnenfabrikation und die materiellen und moralischen Vortheile, welche davon für einen großen Theil der Bevölkerung abhängen, zu erhalten. Sie vertheilt Preise für Verbesserungen in allen Zweigen dieser Industrie, im Handel, im Bleichen, im Färben, im Weben, in der Behandlung und der Kultur der Pflanze; sie bemüht sich, dem Handel neue Ausfuhrwege zu eröffnen und überhaupt auf alle denkbare Art diese Industrie zu heben, und wird von der Regierung jährlich mit 40—50,000 Francs unterstützt. Diese Gesellschaft hat auf einer Seite unleugbar nützliche Resultate hervorgebracht, sie hat den Muth der Arbeiter gestärkt, Unglückliche unterstützt und Verbesserungen im Handspinnen und in der Weberei eingeführt, aber dem Gewerbszweige bis jetzt nicht zu neuem kräftigen Aufschwung verhelfen können. Auch die Weberei, die in B. zum Theil noch immer nach altherkömmlicher Weise ohne Rücksicht auf die anderwärts eingeführten Verbesserungen betrieben wird, ist in einem leidenden Zustande. Die Zahl der Weber beläuft sich auf 75,000, die etwa 400,000 Stücke Leinwand liefern. Bis zum Jahre 1838 war diese Produktion im Zunehmen, seit dieser Zeit war sie in steter Abnahme begriffen. Auch die Weber bringen den Lohn ihrer mühsamen Arbeit nicht höher, als auf 25 Centimes täglich. Ursachen des Uebels sind: die größere Ausfuhr von Leinwand aus England, die Erhöhung der französischen Zollsätze, namentlich aber auch die Zunahme der französischen Leinwandmanufaktur seit der Einführung der Maschinenspinnerei. B. hat in Frankreich und in Spanien sehr bedeutend an Absatz verloren, und nach den Vereinigten Staaten, welche jährlich für 40 Millionen englische Leinwand kaufen, geht bis jetzt gar keine belgische. Eine 1840 von der Regierung zur Untersuchung des Zustandes der Leinenindustrie niedergesetzte Kommission machte zur Hebung derselben mehre Vorschläge, von denen manche ausgeführt wurden; zur direkten Unterstützung des Linnengewerbes wurde die jährliche Summe von 150,000 Francs von den Kammern bewilligt; ferner wurden errichtet: Nothmagazine, um den bedürftigen kleinen Webern ihr Fabrikat zu angemessenen Preisen abzunehmen und sie nicht den Händen des Wuchers preiszugeben, Muster- u. Vervollkommnungswerkstätten (ateliers de perfectionnement), Muster- und Vervollkommnungsschulen in Verbindung mit Elementarunterrichtsanstalten, und endlich wurden nach den neuesten Principien verbesserte Webstühle vertheilt. In Westflandern bestehen über 250 Muster- u. Unterrichtsanstalten, durch welche die Weber mit den neuesten Fortschritten ihrer Industrie bekannt werden. Trotz aller dieser Bestrebungen hat sich jedoch das Absatzgebiet weder für Garn noch für Leinwand erweitert. Im Gegentheil, während die Ausfuhr 1848 an Leinwand 1,450,346 Kilogramm und Garn 667,000 Kil., und 1849 2,135,959 u. 1,502,525 betragen hatte, sank sie 1850 wieder auf 1,716,456 und 1,450,526 herab. Neuerdings scheint der Absatz, besonders nach den Ländern des deutschen Zollvereins, wieder bedeutender geworden zu seyn. Die größten Tabaksfabriken besitzen Menin, Lüttich, Brüssel, Antwerpen und Gent. Die Ledermanufaktur hat zwar in Mastricht einen wichtigen Markt an Holland überlassen, indessen erzeugt auch die limburgisch-belgische Umgebung dieser Stadt viel vortreffliches Leder; andere wichtige Punkte für die Lederfabrikation sind Lüttich und Stabelot, Namur u. Dinant und vorzugsweise auch Brügge u. Gent, wo allein jährlich an 70,000 Häute bearbeitet werden. Außer den oben besprochenen Hauptbranchen der belgischen Industrie verdienen noch folgende Etablissements besonderer Erwähnung: die Hutfabriken zu Mecheln mit weit verbreitetem Handel; die Papierfabriken in den Provinzen Namur, Lüttich und Brabant; die Glasfabrikation im Hennegau, Namur, Lüttich (Herstall) und Brabant; die Porzellan- und Fayencefabriken zu Tournay, Brüssel, Mons und Genf; die berühmten Kutschenfabriken zu Brüssel, wo Wagen zu 30,000 Francs geliefert werden; die Zuckersiedereien in Antwerpen, Brügge, Ostende, Gent, Mons, Brüssel und Löwen; die lackirten Holzwaaren von Spaa rc.

Der Handelsverkehr B.s war, so bedeutungsvoll auch der große innere Reichthum an Natur- und Kunstprodukten für ihn ist, doch stets in großer Abhängigkeit von den äußern historischen und politischen Verhältnissen. Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatte B., allen Nachbarländern voraneilend, unter der Anführung von Brügge durch regelmäßigen Verkehr mit den Italienern einen blühenden Handel begründet. An die Stelle von Brügge trat nach der Entdeckung Amerika's und in Folge der neuen Richtungen, die der Handel nahm, Antwerpen das als ein nordisches Venedig dem ganzen belgischen Handel seine Glanzperiode verschaffte. Hatte schon die Unglücksperiode des spanischen Drucks und der niederländischen Freiheitskämpfe den Handel B.s tief gebeugt, so gab der Fall von Antwerpen das Signal der allgemeinen Zerrüttung desselben. Der westphälische Friede, in welchem das mächtig gewordene Holland die Sperrung der Schelde durchsetzte, untergrub ihn vollends. Nur kurze Zeit nährte B. durch Unterstützungen seines damaligen Herrscherhauses, besonders unter Joseph II., während des nordamerika-

nischen Freiheitskampfes, die Hoffnung eines neuen Aufschwunges seines Handels, gestützt auf die Bedeutung, welche Ostende als Freihafen erlangt hatte. In Folge der Eroberung der Niederlande durch die Franzosen am Ende des 18. Jahrhunderts wurde die Scheldeschifffahrt wieder frei und durch Napoleon der Hafen von Antwerpen restaurirt und vergrößert, aber freilich auch zum Kriegshafen gemacht. Noch kräftiger für das Wiedererblühen des Handels wirkte, auf Kosten Amsterdams, die Vereinigung B.s und Hollands durch den wiener Kongreß; doch kaum war man zu den schönsten Hoffnungen in kommercieller Hinsicht berechtigt worden, da drohte die Revolution von 1830 und die Trennung von Holland mit neuer Vernichtung des Handels. Durch den londoner Traktat vom 19. April 1839 wurde die für B.s Handel entscheidende Scheldefrage in sofern zu Gunsten Hollands gelöst, als dasselbe von jedem Schiffe 1½ Gulden Zoll für die Tonne erheben durfte, welche Beschränkung ein Beschluß der Repräsentantenkammer vom 18. Mai 1839 durch die Zurückerstattung des Zolles an sämmtliche Schiffe aufzuheben suchte. Die durch den Traktat für die Schifffahrt auf den Binnenwassern zwischen Schelde und Rhein beabsichtigte Gleichstellung holländischer und belgischer Schiffe mußte B. mit einer Rente von 600,000 Gulden erkaufen, und nachdem schon im Juni 1839 neue Befehle der holländischen Regierung die Vergünstigung vernichtet hatten, wurde 1843 mit neuen Opfern ein nun von beiden Parteien ratificirter Schifffahrtsvertrag zu Stande gebracht. Die Krisis, welche der Entfaltung eines freien Verkehrs vorausging, hat B. nicht unbenutzt gelassen zu den kräftigsten Vorbereitungen im Innern. Das Princip der Association wurde in B. in einem größern Umfange, als irgendwo, auf Handels- und industrielle Unternehmungen angewendet. Seit 1833, dem Jahre, in welchem das heutige B., unter Beihülfe der europäischen Großmächte, politisch geboren wurde, bis zu Ende 1838, wo die Politik die Lebensentwickelung wieder hemmte, entstanden 98 größere Associationen, die, als anonyme Gesellschaften, mit ihrer Thätigkeit alle Zweige des Handels und der Industrie umfaßten. Sie repräsentirten ein Kapital von 310,920,000 Francs, das nöthigenfalls um 20 Millionen erhöht werden kann. Während sich so zur Koncentrirung der Kräfte Associationen bildeten, übernahm die Regierung durch ein Gesetz vom 1. Mai 1834 die Anlage eines Eisenbahnnetzes, das als das vollständigste des europäischen Kontinents erscheint, in sofern von Mecheln, als dem Centralpunkte, nach allen Himmelsgegenden hin Eisenbahnlinien laufen. Nicht minder Anerkennung verdient das belgische Kanalsystem, ein Transportmittel, welches zwar dem Ausländer weniger in die Augen fällt, weil es seine Wohlthaten nur im Innern des Staats ausübt, und auch da meist auf Wegen und in Gegenden, welche der Fuß des Reisenden selten betritt, das aber vielleicht noch mehr, als die Eisenbahnen, zum Flor des Handels beiträgt, ja ihn zum Theil begründen half. Seit den urältesten Zeiten ist die Aufmerksamkeit des Südniederländers auf die Schiffbarmachung seiner Flüsse und auf ihre Verbindung unter einander durch Kanäle, die sich an den großen gewerbtreibenden Städten hinziehen, gerichtet gewesen. Diese Bestrebungen haben die niederländischen Provinzen seit der Zeit der burgundischen Herzöge bis auf den heutigen Tag in Mitte aller politischen Schwankungen, Revolutionen und Kriege mit eiserner Energie festgehalten. Der Kanal von Lieve, welcher die beiden Flandern und Gent mit dem Meere verbindet, ward bereits 1252 fertig, der Kanal von Stekenen (Ostflandern) 1315, der Kanal von Brüssel, der die Provinzen Brabant u. Antwerpen verbindet, 1550. Am meisten geschah für Schiffbarmachung der Flüsse und Kanalbau in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts; gerade als in Deutschland der 30jährige Krieg alle Schleußen des Wohlstandes verstopfte, wurden dem letztern hier neue u. großartige geöffnet. Unter der österreichischen Regierung wurde der schöne Kanal von Löwen (Verbindung der Provinzen Brabant und Antwerpen) gebaut, unter der französischen Regierung der Kanal von Mons (Hennegau), unter der holländischen Regierung der Kanal von Pommeroeul (Hennegau) und vor Allem der merkwürdige Kanal von Mastricht nach Bois-le-Duc (Limburg). Mit welcher Beharrlichkeit man diese Kanalbauten als ein Erbe von Jahrhundert zu Jahrhundert fortsetzte, kann man an dem Kanale, der Brügge mit Gent verbindet, sehen. Er wurde 1379 begonnen und 1751 vollendet. Wir übergehen eine große Menge anderer Kanäle, deren Aufzählung uns zu weit führen würde. Seit 1830 hat B. mit mehr Eifer als je das den Nationalreichthum so sehr fördernde Mittel der Kanalisation verfolgt. Vor Allem wurde der große, herrliche Kanal von Charleroi nach Brüssel (Verbindung des Hennegaus mit Brabant) vollendet: ein Bau, der zwar schon unter der österreichischen und später unter französischer Herrschaft projektirt, aber erst 1827 begonnen wurde. Inmitten aller Hindernisse und Aufregungen, welche die Revolution von 1830 hervorbrachten, war die jedesmalige Regierung so kräftig und beharrlich, den Bau fortzusetzen, und bereits 1832 ward der Kanal fertig und beschifft. Er durchzieht eine Strecke von 74,000 Metres (nahe an 15 Lieues) und hat 6 Metres Tiefe und 2 Metres Breite. Nicht weniger als 55 Schleußen, 36 Brücken und 64 kleine Häuser für die Kanal- und Brückenwächter mußten dafür erbaut werden. Die Kosten beliefen sich im Ganzen auf 10,500,000 Francs. Der Nutzen, den der Handel aus dieser Verbindung der Kohlen- und der Getreidegegenden zieht, ist nicht zu berechnen, wohl aber liegen die unmittelbaren Einkünfte vor Augen, welche der Staat daraus zieht. Die Gesammtsumme der Schiffsmauth, Brückengelder &c. beträgt jährlich 1,050,000 Francs, die Kosten der Unterhaltung, Reinigung &c. belaufen sich jährlich auf 96,000 Francs, so daß der Staat von diesem Kanal im Ganzen einen Reinertrag von 954,000 Francs erhält. Mehre andere Kanäle sind seit der Revolution theils neu angelegt, theils fortgebaut, theils vollendet worden. Nicht alle jedoch stehen unter der Administration des Staats, vielmehr sind die Einkünfte derselben sehr oft ausschließliches Eigenthum der Provinz, die den größten Theil des Baues aus ihren Mit-

teln bestritten hat. Im Ganzen hat B. gegenwärtig 22 Kanäle, welche 482,114 Metres oder 96½ Lieues durchlaufen; diese schließen sich an 15 schiffbare Flüsse an, deren schiffbarer Raum eine Entwickelung von 606,879 Metres oder etwas mehr als 121 Lieues hat. Zusammen erstrecken sich somit die schiffbaren Wege des Landes auf 218 Lieues, wovon ungefähr zwei Drittel nur durch den Fleiß und die Beharrlichkeit der Bewohner errungen wurden. Zu diesen Erleichterungen eines erweiterten Handels gesellt sich die lobenswerthe Sorge der Regierung für den Abschluß von Handelsverträgen (mit dem deutschen Zollverein 1844, mit Frankreich 1854, s. unten), die regelmäßige Verbindung mit überseeischen Staaten, und das Bestreben, den Verlust des Kolonialverkehrs zu ersetzen. Zu diesem Behufe hat die Regierung die Bildung einer Kolonisationsgesellschaft bestätigt, welche unter Souveränetät der Republik Guatemala von dieser die Provinz Vera-Paz zur Kolonisirung erhalten und auch bereits im Jahre 1843 unter Leitung des Ingenieurs Simons eine nicht unbedeutende Zahl von Arbeitern 2c. nach dem vortrefflichen Hafen Santo-Thomas abgesandt hat, zur gründlichen Vorbereitung für die nachfolgenden Ansiedler. Schon Ende des Jahres 1842 standen auf der Liste der belgischen Rhederei 147 Kauffahrteischiffe, von denen aber nur 2, das Dampfboot British Queen und der Dreimaster Makassar von 630 Tonnen Last, als große Schiffe zu betrachten waren. Im Jahre 1844 beschloß die Regierung, nach dem Vorschlage der Kommission für transatlantische Schifffahrt, auf Staatskosten 5 Linien von Segelpacketschiffen zu errichten, und zwar: zwischen B. und der Levante mit wechselsweiser Anlandung in Smyrna, Syra und Athen; zwischen Antwerpen und Newyork; zwischen B. und Veracruz; nach Bahia; nach Valparaiso und Callao. Die Freiheiten, welche die Regierung auf der Schelde gewährt und schirmt, haben dem Hafen zu Antwerpen sein altes Ansehen wieder gegeben. Dort ist der Centralpunkt des belgischen Seehandels. Schon im Jahre 1837 liefen in Antwerpen 1426 Seeschiffe mit 225.000 Tonnenlast ein, darunter die londoner Dampfschiffe, welche auf 119 Fahrten über 4000 Passagiere und 55,700 Tonnenlast einführten. Von geringerer Bedeutung sind die übrigen Häfen zu Ostende und Nieuwport, doch dürfte sich ihr Werth mehr herausstellen, wenn es B. gelingt, seiner Marine, zu deren Gründung die Regierung 1837 die ersten Summen ausgeworfen hat, eine größere Ausdehnung zu geben. Der Hauptzug der belgischen Schifffahrt geht nach Spanien, Portugal, dem Orient und den transatlantischen Ländern. Seiner geographischen Lage nach und in Anbetracht der überaus günstigen Verkehrsmittel muß B. vornehmlich dahin streben, seine Handelsverbindungen mit dem Auslande von allen hemmenden Fesseln frei zu machen. Aber leider stehen sich auch hier Prohibitivsystem und Freihandel schroff gegenüber. Die Regierung, in die Mitte zwischen eine Menge Einzelinteressen gestellt und ihres Vortheils wegen zu deren Schonung nur allzu bereit, konnte sich für keines der beiden Systeme entscheiden und hatte gewöhnlich nur das fiskalische Interesse im Auge. Unkluger Weise sahen die französisch gesinnten Belgier alles Heil in einem Handelsvertrag mit Frankreich und ließen sich selbst durch die bittersten Erfahrungen, wie engherzig und zurückstoßend die französische Handelspolitik sich von jeher gegen B. benommen, von neuen Versuchen, einen solchen Handelsvertrag zu Stande zu bringen, nicht abhalten (s. unten, Gesch.). An Deutschland dachte man kaum. Unter Nothombs Ministerium entschied man sich endlich 1842 für Differentialzölle. Aber weit folgenreicher war der Abschluß eines Schifffahrts-, Handels- und Durchfuhrvertrags mit dem deutschen Zollverein (den 1. September 1844). Hiernach erfreut sich die Einfuhr auf Schiffen aus den Häfen des Zollvereins derselben Vortheile wie auf einheimischen Schiffen, und ebenso werden die belgischen Schiffe in den Häfen des Zollvereins wie Schiffe des letztern behandelt. Auch sind die zum Transit bestimmten Waaren frei von allen Abgaben und werden in den Entrepots von Ostende und Antwerpen unentgeltlich aufgenommen. Aus diesem Vertrag erwachsen B. weit größere Vortheile, als aus den angenommenen Differentialzöllen. Durch den endlich 1850 in Wirksamkeit getretenen Schifffahrtsvertrag mit Frankreich vom 17. November 1849 wollte man den geringen und vorzüglich von fremden Flaggen ausgenutzten Seeverkehr durch Beseitigung der für die Benutzung der nationalen Flagge bestehenden Hindernisse beleben und dadurch mittelbar den Austausch der Produkte beider Länder befördern. Bis jetzt scheint eine nicht ganz unbeträchtliche Vermehrung der in Antwerpen ankommenden französischen Schiffe das einzige Resultat dieses Vertrags gewesen zu seyn. Auch der neueste belgisch-französische Handelsvertrag von 1854 brachte dem belgischen Handel keine irgend wichtigere Vergünstigung. Die Hauptgegenstände der Einfuhr sind: Vieh (Rinder und Schafe), Häute, Wolle, Bauholz, Oelfrüchte, Getreide, Lein, Kaffee, Reis, Tabak, Wollengarn und Wollenzeuche, Baumwollenzeuche, Seidenstoffe, Wein, Rohsalz; die der Ausfuhr: Vieh (Rinder, Schweine, Pferde), Gerberrinde, Werg, Leinengarn, Lein, fabricirter Tabak, raffinirter Zucker, Baumwollen- und Wollenzeuche, Leinen-, Hanf- und Wergzeuche, Eisen, Steinkohlen, Zink, Nägel, Maschinen, Glas (Krystall- und Fensterglas). Ein wichtiges, auf den Geschäftsbetrieb im ganzen Lande und vornehmlich auf Notenemission und Wechseldiskontirung berechnetes Institut ist die zu Anfang des Jahres 1851 zu Brüssel errichtete Nationalbank (Banque nationale) mit einem Kapital von 25,000,000 Francs.

Was die Staatsverfassung betrifft, so ist B. eine konstitutionelle Monarchie. Die belg. Konstitution vom 26. Febr. 1831 gewährt unter allen europäischen Konstitutionen die größte Summe politischer Freiheiten. Sie umfaßt 139 in 8 Kapitel oder Titel vertheilte Artikel: 1) Vom Staatsgebiet und seinen Eintheilungen. B. besteht aus den Provinzen Antwerpen, Brabant, Westflandern, Ostflandern, Hennegau, Lüttich, Limburg, Namur und Luxemburg, mit Vorbehalt der Verhältnisse dieser letztern zum deutschen

Bunde. Die Unterabtheilungen der Provinzen können nur durch das Gesetz festgestellt werden; die Grenzen des Staats, der Provinzen und der Gemeinden können nur in Kraft eines Gesetzes geändert oder berichtigt werden. 2) Von den Belgiern und ihren Rechten. Die Eigenschaft eines Belgiers wird erworben, bewahrt, verloren nach den Bestimmungen des Civilgesetzes. Das Bürgerrecht wird durch die gesetzgebende Gewalt verliehen; um den Fremden in Bezug auf die Ausübung der politischen Rechte mit dem Belgier gleichzustellen, ist die Ertheilung des vollen Staatsbürgerrechts (la grande naturalisation) erforderlich. Es gibt im Staate keinen Standesunterschied, die Belgier sind vor dem Gesetze gleich; sie allein können bürgerliche und militärische Aemter bekleiden. Ausnahmen können in besondern Fällen durch ein Gesetz angeordnet werden. Die persönliche Freiheit ist einem Jeden zugesichert. Niemand kann anders gerichtlich verfolgt werden, als in den vom Gesetze voraus bestimmten Fällen und in der durch dasselbe vorgeschriebenen Form. Außer der Ergreifung auf der That kann Niemand anders verhaftet werden, als in Folge einer richterlichen, motivirten Verfügung, die im Augenblicke der Verhaftung oder in den ersten 24 Stunden derselben ihm bekannt gemacht werden muß. Niemand kann wider seinen Willen seinem gesetzlichen Richter entzogen werden; keine Strafe kann anders als in Kraft des Gesetzes bestimmt und angewendet werden. Die Wohnung ist unverletzlich, Haussuchungen können nur in den vom Gesetze bestimmten Fällen und in der von ihm vorgeschriebenen Form Statt finden. Niemand kann seines Eigenthums anders, als für öffentliche gemeinnützige Zwecke beraubt werden, und nur in den gesetzlich bestimmten Fällen und gegen eine angemessene und vorgängige Entschädigung. Die Strafe der Gütereinziehung kann nie eingeführt werden. Der bürgerliche Tod ist auf immer abgeschafft. Die Freiheit eines jeden religiösen Kultus, sowie seiner öffentlichen Ausübung ist zugesichert, sowie die Freiheit der Gedankenäußerung überhaupt, mit Vorbehalt der Unterdrückung der Vergehungen, welche bei Ausübung dieser Freiheit begangen werden. Niemand kann gezwungen werden, auf irgend eine Weise an den Handlungen oder Ceremonien eines Kultus Theil zu nehmen oder die Ruhetage desselben zu beobachten. Der Staat hat kein Recht, sich in die Ernennung oder Einsetzung der Diener irgend einer Gottesverehrung zu mischen oder ihnen den Verkehr mit ihren Obern und die Bekanntmachung der Verordnungen derselben zu untersagen, jedoch unter Vorbehalt der gemeinrechtlichen Verantwortlichkeit in Sachen der Presse und öffentlichen Bekanntmachungen. Die bürgerliche Trauung muß immer der priesterlichen Einsegnung vorhergehen. Der Unterricht ist frei; jede Präventivmaßregel ist untersagt; die Bestrafung dabei eintretender Vergehungen kann nur in Folge gesetzlicher Vorschrift Statt finden. Der auf Kosten des Staates ertheilte öffentliche Unterricht wird durch ein Gesetz geregelt. Die Presse ist frei; die Censur kann nie eingeführt, noch von Verfasser, Verleger oder Drucker Kaution verlangt werden. Wenn der Verfasser bekannt und in B. ansässig ist, so kann gegen den Verleger, Drucker oder Verbreiter einer Schrift keine gerichtliche Verfolgung Statt finden. Die Belgier haben das Recht, sich friedlich und ohne Waffen zu versammeln, und bedürfen keiner obrigkeitlichen Erlaubniß, wenn sie die die Ausübung dieses Rechtes regelnden Gesetze beobachten. Diese Bestimmung bezieht sich nicht auf die Versammlungen unter freiem Himmel, welche durchaus den Polizeigesetzen unterworfen bleiben. Die Belgier haben das Recht, sich zu associiren; dasselbe darf keiner Präventivmaßregel unterworfen werden. Ein Jeder hat das Recht, Bittschriften, von einer oder mehren Personen unterzeichnet, bei den öffentlichen betreffenden Behörden einzureichen. Die verfassungsmäßig eingesetzten Behörden sind allein zu Bittschriften in gemeinschaftlichem Namen berechtigt. Das Briefgeheimniß ist unverletzlich. Der Gebrauch der in B. üblichen Sprachen ist willkürlich; nur durch das Gesetz kann der Gebrauch einer bestimmten Sprache und jedenfalls nur für Akte öffentlicher Behörden und für gerichtliche Handlungen vorgeschrieben werden. Oeffentliche Beamte können für Handlungen ihrer Verwaltung ohne vorgängige Erlaubniß gerichtlich versetzt werden, mit Vorbehalt der die Minister betreffenden Anordnungen. 3) Von der Staatsgewalt. Alle Staatsgewalt geht von der Nation aus; die gesetzgebende Gewalt wird vom Könige, der Kammer der Repräsentanten und dem Senat gemeinschaftlich ausgeübt. Ein jeder dieser Zweige der gesetzgebenden Gewalt hat das Recht, Gesetzvorschläge zu machen. Ein jedes auf die Staatseinnahmen und Ausgaben, sowie auf das Kontingent der Armee bezügliche Gesetz muß zuerst in der Repräsentantenkammer votirt werden. Die authentische Auslegung der Gesetze gehört der gesetzgebenden Gewalt an. Der König besitzt die ausübende Gewalt, wie sie in der Verfassung bestimmt ist. Die richterliche Gewalt wird durch die Appellationshöfe und die Bezirksgerichte ausgeübt; die Beschlüsse und Urtheile werden im Namen des Königs vollzogen. Die ausschließlich die Gemeinden und Provinzen betreffenden Angelegenheiten werden durch Gemeinde- und Provinzialräthe geordnet. Die Mitglieder der beiden Kammern repräsentiren die Nation und nicht bloß den Distrikt, der sie ernannt hat; die Sitzungen der Kammern sind öffentlich; jede Kammer prüft die Vollmachten ihrer Mitglieder und entscheidet über darauf bezügliche Streitpunkte; Niemand kann zu gleicher Zeit Mitglied beider Kammern seyn. Ein Mitglied derselben, welches von der Regierung zu einem besoldeten Amte ernannt wird und dasselbe annimmt, verliert unmittelbar Sitz und Stimme in der Kammer und kann nur durch eine neue Wahl wieder in dieselbe eintreten. Jede Beschlußnahme wird nach absoluter Stimmenmehrheit gefaßt; bei Gleichheit der Stimmen ist der Vorschlag verworfen; keine der beiden Kammern kann einen Beschluß fassen, wenn nicht die Mehrzahl ihrer Mitglieder vorhanden ist. Ein Gesetz kann nur angenommen werden, wenn über jeden einzelnen Artikel abgestimmt ist. Kein Mitglied

der Kammern kann wegen der bei Ausübung seiner öffentlichen Verrichtungen ausgesprochenen Meinungen oder gegebenen Vota gerichtlich verfolgt oder in Untersuchung gezogen werden. Kein Mitglied der Kammern kann während der Dauer der Session anders als mit Erlaubniß der Kammer verfolgt oder festgesetzt werden, mit Vorbehalt der Ergreifung auf frischer That. Jede Kammer bestimmt durch ihre Geschäftsordnung die Art und Weise, in der sie ihre Gerechtsame ausübt. Die Kammer der Repräsentanten besteht aus Abgeordneten, die unmittelbar von den Bürgern gewählt werden, welche den durch das Wahlgesetz bestimmten direkten Steuerbetrag bezahlen, der nicht mehr als 100 Gulden und nicht weniger als 20 Gulden betragen darf. Das Wahlgesetz bestimmt die Zahl der Abgeordneten nach der Bevölkerung. Diese Zahl darf das Verhältniß von Einem Abgeordneten auf 40,000 Einwohner nicht übersteigen. Um gewählt werden zu können, muß man Belgier von Geburt oder durch die große Naturalisation seyn, im Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte sich befinden, volle 25 Jahre alt seyn und in B. seinen Wohnsitz haben. Die Mitglieder der Repräsentantenkammer werden auf 4 Jahre gewählt, sie werden alle zwei Jahre zur Hälfte erneuert. Im Falle der Auflösung wird die Kammer vollständig erneuert. Jedes Mitglied der Repräsentantenkammer erhält während der Dauer der Sitzungen eine monatliche Entschädigung von 200 Gulden, mit Ausnahme derjenigen, welche die Stadt bewohnen, in welcher die Kammer sich versammelt. Die Mitglieder des Senats werden nach Maßgabe der Bevölkerung einer jeden Provinz durch dieselben Bürger gewählt, welche die Mitglieder der Repräsentantenkammer wählen. Der Senat besteht aus der Hälfte der Mitgliederzahl der Repräsentantenkammer. Die Senatoren werden für 8 Jahre gewählt, und alle 4 Jahre zur Hälfte erneuert. Um in den Senat gewählt werden zu können, muß man Belgier von Geburt seyn oder durch die große Naturalisation sich im Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte befinden, in B. wohnhaft, wenigstens 40 Jahre alt seyn und wenigstens 1000 Gulden direkte Steuern bezahlen. In den Provinzen, wo die Zahl der Bürger, welche diese Steuer bezahlen, nicht das Verhältniß von 1 auf 6000 erreicht, wird diese Zahl durch die am höchsten Besteuerten der Provinz bis zu diesem Verhältnisse vervollständigt. Die Senatoren erhalten weder Besoldung, noch Entschädigung. Mit dem 18. Jahre ist der muthmaßliche Thronerbe von Rechts wegen Senator, Stimmrecht erlangt er erst im 25. Jahre. Jede Sitzung des Senats, welche außer der Sessionszeit der Repräsentantenkammer gehalten wird, ist von Rechts wegen nichtig. Die verfassungsmäßigen Gewalten des Königs (welcher den einfachen Titel König der Belgier führt) sind erblich in seiner direkten, natürlichen und rechtmäßigen Nachkommenschaft von Mann zu Mann nach der Ordnung der Erstgeburt, mit beständiger Ausschließung der Frauen und ihrer Nachkommenschaft. In Ermangelung männlicher Nachkommen kann der König mit Zustimmung der Kammern seinen Nachfolger ernennen. Der König kann ohne Zustimmung der beiden Kammern nicht zugleich Haupt eines andern Staates seyn. Die Person des Königs ist unverletzlich; seine Minister sind verantwortlich. Kein vom König ausgehender Akt ist gültig, ohne die Mitunterzeichnung eines Ministers, der für dessen Inhalt verantwortlich ist. Der König ernennt und entläßt die Minister, er verleiht die Grade in der Armee und ernennt zu den Aemtern für die allgemeine Staatsverwaltung und die auswärtigen Angelegenheiten. Zu andern Aemtern beruft er nur in Kraft einer besondern gesetzlichen Bestimmung. Er erläßt die zur Vollziehung der Gesetze erforderlichen Verordnungen und Verfügungen, ohne die Gültigkeit der Gesetze selbst jemals unterbrechen, noch von ihrer Vollziehung entbinden zu können. Der König befehligt die Land- und Seemacht, erklärt Krieg, schließt Frieden, Bündnisse und Handelsverträge und setzt die Kammern, sobald das Interesse und die Sicherheit des Staates es gestatten, davon in Kenntniß. Die Handelsverträge, sowie alle diejenigen Verträge, welche den Staat belasten oder einzelne Belgier verpflichten, treten erst in Kraft, wenn sie die Zustimmung der Kammern erhalten haben. Keine Abtretung, kein Austausch, keine Einverleibung eines neuen Landestheils kann anders Statt finden, als in Folge eines Gesetzes. Der König sanktionirt die Gesetze und verkündet sie. Die Kammern treten von Rechts wegen jährlich am 2. Dienstage des November zusammen, wenn sie nicht früher vom Könige einberufen werden; sie müssen jährlich wenigstens 40 Tage versammelt bleiben. Der König erklärt den Schluß der Session, er beruft die Kammern außerordentlicher Weise, er hat das Recht, die Kammern aufzulösen, sey es beide zugleich oder nur eine derselben. Bei jeder Auflösung müssen die Wähler aber binnen den nächsten 40 Tagen, die Kammern binnen den nächsten 2 Monaten zusammenberufen werden. Der König kann die Kammern vertagen; die Vertagung darf jedoch nicht einen Monat überschreiten und kann in derselben Session nicht ohne Zustimmung der Kammer wiederholt werden. Der König hat das Recht, richterlich zuerkannte Strafen zu mildern oder zu erlassen, er hat das Recht, Münze schlagen zu lassen und Adelstitel zu verleihen, ohne irgend ein Vorrecht daran knüpfen zu können. Er verleiht die militärischen Orden; seine Civilliste wird für die Dauer seiner Regierung festgesetzt. Der König hat keine andere Gewalt, als diejenige, welche ihm die Verfassung und die der Verfassung gemäß erlassenen Gesetze förmlich beilegen. Beim Tode des Königs versammeln sich die Kammern ohne Zusammenberufung spätestens am 10. Tage nach seinem Ableben. Vom Tode des Königs bis zur Eidesleistung des Thronfolgers oder Regenten wird die königliche Gewalt, im Namen des belgischen Volkes, vom Ministerrathe ausgeübt. Der König ist volljährig mit zurückgelegtem 18. Jahre, er nimmt nicht eher vom Throne Besitz, als bis er in der Mitte der Nationalrepräsentation einen feierlichen Eid geleistet hat, die Verfassung und die Gesetze des belgischen Volks zu beobachten, die Unabhängigkeit der Nation und die Unverletz-

barkeit des Staatsgebietes aufrecht zu erhalten. Bei der Minderjährigkeit des Königs treffen die Kammern Vorkehrungen für die Einsetzung der Regentschaft und der Vormundschaft. Dasselbe geschieht, wenn der König sich in der Unmöglichkeit befindet, zu regieren. Die Regentschaft kann nur Einer Person übertragen werden, während derselben kann keine Abänderung des Grundgesetzes Statt finden. Bei Thronerledigung treten die Kammern zusammen und treffen die nöthigen Anordnungen. Minister kann Niemand werden, der nicht Belgier von Geburt ist oder das volle Staatsbürgerrecht erhalten hat. Kein Mitglied der königlichen Familie kann Minister seyn. Die Minister haben in den Kammern nur dann Stimmrecht, wenn sie Mitglieder derselben sind, sie haben aber Zutritt zu jeder Kammer und müssen auf ihr Verlangen gehört werden. Die Kammern können ihre Gegenwart in den Sitzungen verlangen. Der König kann in keinem Falle, durch einen mündlichen oder schriftlichen Befehl, einen Minister der Verantwortlichkeit entziehen. Die Kammer hat das Recht, die Minister anzuklagen und sie vor den Kassationshof zu ziehen. Die Fälle der Verantwortlichkeit für die Minister werden durch das Gesetz bestimmt. Der König kann einen durch den Kassationshof verurtheilten Minister nur auf Verlangen einer der beiden Kammern begnadigen. Alle Streitigkeiten über bürgerliche Rechte gehören vor die Gerichte, ebenso wie die über politische Rechte, mit Vorbehalt der gesetzlichen Ausnahmen. Kein Gericht kann anders, als in Kraft des Gesetzes errichtet werden. Für ganz B. besteht ein Kassationshof, welcher, mit Ausnahme der Ministerprozesse, nicht über die Materie der Rechtssachen erkennt. Die Gerichtssitzungen sind öffentlich, wofern die Offentlichkeit nicht für die Ordnung und die Sitten gefährlich ist, was durch ein richterliches Erkenntniß erklärt werden muß; bei politischen und Preßvergehen muß dies Erkenntniß einstimmig gefaßt seyn. Jedes Urtheil ist motivirt und wird öffentlich gesprochen. Für alle Kriminalsachen, sowie für politische und Preßvergehen ist das Geschworenengericht angeordnet. Die Räthe der Appellhöfe, die Präsidenten und Vicepräsidenten der ihnen untergeordneten Tribunale werden vom Könige nach einer doppelten Liste ernannt, die von diesen Gerichtshöfen selbst und von den Provinzialräthen eingereicht wird. Die Räthe am Kassationshofe ernennt der König aus einer vom Senate und vom Kassationshofe verfaßten Liste. Die Appellhöfe wählen aus ihrer Mitte ihre Präsidenten und Vicepräsidenten. Die Richter werden auf Lebenszeit ernannt und können nur durch Urtheilsspruch ihres Amtes entsetzt oder suspendirt werden. Die Versetzung eines Richters kann nur durch eine neue Ernennung und mit seiner Zustimmung Statt finden. Der König ernennt und entläßt die Mitglieder der Staatsanwaltschaft bei den Gerichtshöfen und Tribunalen. Die Besoldungen der Richter werden durch ein Gesetz bestimmt. Kein Richter darf eine von der Regierung besoldete Stelle anders, als unentgeltlich annehmen. Die Gerichtshöfe und Tribunale wenden die Verfügungen und Beschlüsse der Central-, Provinzial- und Lokalbehörden nur insoweit an, als sie den Gesetzen gemäß sind. Die Provinzial- und Gemeindeverfassung wird durch Gesetze bestimmt. Diese Gesetze sichern die Anwendung folgender Grundsätze: die unmittelbare Wahl, mit Vorbehalt der Ausnahmen, welche das Gesetz in Betreff der Ortsvorsteher und der Regierungskommissarien bei den Provinzialräthen einführen kann; die Ueberweisung aller Gegenstände, welche ein Provinzial- oder Gemeindeinteresse haben, an die Provinzial- oder Gemeinderäthe, mit Vorbehalt der gesetzlichen Bestätigungen ihrer Akte; die Oeffentlichkeit der Provinzial- und Gemeinderathsversammlungen in den durch das Gesetz bestimmten Grenzen; die Oeffentlichkeit des Budgets und der Rechnungen; das Einschreiten des Königs oder der gesetzgebenden Gewalt, um zu verhindern, daß Provinzial- oder Gemeindebehörden ihre Befugnisse überschreiten; die Abfassung der Civilstandsakte und die Führung der betreffenden Register gehören ausschließlich der Gemeindeobrigkeit zu. 4) Die Finanzverfassung. Keine Auflage zum Nutzen des Staates kann anders, als durch das Gesetz angeordnet werden. Provinzial- und Gemeindelasten können nur mit Bewilligung der Provinzial- und Gemeindebehörden eingeführt werden. Die öffentlichen Auflagen werden jährlich bewilligt; in Betreff derselben kann kein Privilegium eingeführt werden. Pensionen und Gratifikationen aus der Staatskasse können nur durch ein Gesetz bewilligt werden. Jedes Jahr schließen die Kammern die Abrechnungsgesetze ab und votiren das Budget. Die Mitglieder des Rechnungshofes werden von der Repräsentantenkammer und für eine bestimmte, durch das Gesetz bezeichnete Zeit ernannt. Die Besoldungen und Pensionen der Diener der verschiedenen Religionsbekenntnisse werden vom Staate übernommen, die dazu erforderlichen Summen werden jährlich auf das Budget gebracht. 5) Von der bewaffneten Macht. Die Art und Weise der Ergänzung der Armee wird durch das Gesetz bestimmt, ihr Bestand jährlich der Berathung der Kammern unterworfen. Nur in Kraft eines Gesetzes können fremde Truppen zum Dienste des Staates zugelassen werden, oder das Staatsgebiet besetzen oder durchziehen. Es besteht eine Bürgergarde, deren Einrichtung durch das Gesetz bestimmt wird. Die Inhaber aller Grade bis zum Hauptmanne werden von der Bürgergarde selbst ernannt. Die Versetzung der Bürgergarde auf den Kriegsfuß kann nur in Folge eines Gesetzes geschehen. Die Militärpersonen können ihre Grade, Ehrenzeichen und Pensionen nur auf die gesetzlich bestimmte Art verlieren. 6) Allgemeine Bestimmungen. Die belgische Nation nimmt die rothe, gelbe und schwarze Farbe als Nationalfarben und als Reichswappen den belgischen Löwen mit der Umschrift: „Eintracht gibt Macht" („l'union fait la force") an. Brüssel ist Hauptstadt von B. und Sitz der Regierung. Kein Eid kann anders, als in Kraft des Gesetzes auferlegt werden. Jeder auf belgischem Gebiete sich befindende Fremde genießt den den Personen und Gütern gewährten Schutz des Staates, mit Vorbehalt der gesetzlich bestimmten Ausnahmen. Die Staats-

verfassung kann weder ganz, noch theilweise außer Wirkung gesetzt werden. 7) Von dem bei Revision der Verfassung zu beobachtenden Verfahren. Die gesetzgebende Gewalt hat das Recht, zu erklären, daß eine von ihr bezeichnete Bestimmung der Verfassung der Revision bedarf. Nach dieser Erklärung sind die beiden Kammern von Rechts wegen aufgelöst. Zwei neue Kammern werden zusammenberufen, und diese beschließen, in Uebereinstimmung mit dem Könige, über die der Revision unterworfenen Punkte. 8) Transitorische Bestimmungen, ohne allgemeine und bestehende Bedeutung.

Die Repräsentantenkammer zählt 95 Mitglieder, gewählt von ungefähr 49,000 Wählern, von denen circa 15,000 auf die Städte und 34,000 auf die Landgemeinden kommen u. die ein Minimum von Steuern zahlen, das in den Städten nach Maßgabe der Bevölkerung von 20—80 Fl., auf dem Lande von 20—30 Fl. wechselt. Der Senat besteht aus 47 Mitgliedern. Die Provinz Antwerpen schickt 9, Brabant 14, Westflandern 15, Ostflandern 18, Hennegau 15, Lüttich 9, Limburg 5, Luxemburg 5, Namur 5 Abgeordnete. Die Dynastie ist Sachsen-Koburg-Gotha, König: Leopold (Georg Christ. Friedr.) I., geboren den 16. Dec. 1790, lutherisch, zum König der Belgier erwählt am 4. Juni 1831, acceptirte die Wahl am 26. Juni, trat die Regierung an zu Brüssel am 21. Juli 1831; Kronprinz: Leopold (Ludwig Philipp Maria Victor), Herzog von Brabant, geb. den 9. April 1835, vermählt seit 1853 mit Maria, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph von Oesterreich; zweiter Prinz: Philipp (Eugen Ferdinand Maria Klemens Balduin Leopold Georg) Graf von Flandern, geboren den 24. März 1837. Beide Prinzen müssen katholisch erzogen werden. Der König bezieht eine Civilliste von 1,300,000 Fl. Die Residenz ist Brüssel; als Lustschloß und Sommerresidenz dient Laeken. Ritterorden sind: ein Ehrenstern, in 3 Klassen, in den ersten beiden aus Gold, in der letzten aus Silber bestehend, zur Belohnung Derer, welche dem Vaterlande im Jahre 1830 besondere Dienste geleistet haben; der Leopoldsorden, in 5 Klassen: Großkreuze, Großoffiziere, Kommandeurs, Offiziere u. Ritter, gestiftet 1832 zur Belohnung fur Civil- und Militärverdienste.

Was die Staatsverwaltung betrifft, so bilden die vom König gewählten Minister mit dem Kabinetssekretär und dem Intendanten der Civilliste das Staatsministerium; den Departementsministerien des Innern, der Justiz, der Finanzen, der auswärtigen Angelegenheiten, des Kriegs u. der öffentlichen Bauten sind Generalsekretäre, ebenso wie für die Marine beigegeben. Die Provinzial- u. Gemeindeverfassung B.s stellt Provinz u. Gemeinde als selbstständige, für alle sie ausschließlich betreffenden Interessen u. Geschäfte autonome Autoritäten hin, die nur in sofern einer Einwirkung der Centralgewalt unterliegen, als ihre Beschlüsse Veranlassung zu Konflikten mit den allgemeinen Interessen des Landes geben können. Nur in diesem Falle hat die königliche Autorität das Recht eines unbedingten Einschreitens u. die nöthige Macht, solche Beschlüsse zu annulliren. Auf die innere Verwaltung der Provinz sowohl wie der Gemeinde übt sie durchaus keinen direkten Einfluß aus, da ihr das Recht der Initiative für solche Gegenstände von der Verfassung versagt ist, und sie außerdem des wichtigsten und wirksamsten Korrektivs, einer Aktion auf die Personen durch das Recht der Auflösung der Provinzial- u. Gemeindebehörden, entbehrt. Die Grundzüge der Provinzialverfassung bestehen nach dem Provinzialgesetz vom 30. April 1836 in folgenden Bestimmungen. In jeder Provinz besteht ein Provinzialrath u. ein Kommissär der Regierung, welcher den Titel Gouverneur führt und vom König ernannt u. abgesetzt wird. Die Mitglieder des Provinzialrathes werden direkt von den Provinzialkollegien gewählt, in welchen sich dieselben Wähler, welche die Mitglieder des Senats und der Repräsentantenkammer wählen, befinden. Der Provinzialrath wählt aus seiner Mitte einen beständigen Ausschuß (députation permanente) von 6 Mitgliedern, welcher unter dem Präsidium des Gouverneurs alle Funktionen und Rechte des Provinzialrathes vertritt, deren Vollziehung keinen Aufschub gestattet. Um in den Rath wählbar zu seyn, muß man Belgier, wenigstens 25 Jahre alt, im Genusse der bürgerlichen u. politischen Rechte und in der Provinz ansässig seyn. Die Mitglieder der Repräsentantenkammer und des Senats, der Gouverneur der Provinz, sowie ihr Greffier, die Rechnungsbeamten des Staats oder der Provinz können nicht in den Provinzialrath gewählt werden. Verwandtschaft bis zum zweiten Grade unter zwei Gliedern des Provinzialrathes schließt den Jüngern derselben vom Rathe aus. Der Provinzialrath versammelt sich von Rechts wegen jährlich in dem Hauptorte der Provinz am ersten Dienstag des Monats Juli zu ordentlicher Session; der König kann ihn außerordentlicher Weise zusammenberufen. Die Dauer der ordentlichen Sitzung ist 15 Tage, sie kann mit Bewilligung des Gouverneurs um 8 Tage verlängert, auf keinen Fall aber über 4 Wochen hin ausgedehnt werden. Der Rath untersucht die Vollmachten seiner Mitglieder, ernennt den Präsidenten und Vicepräsidenten, sowie die übrigen Mitglieder des Bureaus; die Sitzungen sind öffentlich, das Votum wird in derselben Weise wie in den Kammern abgegeben. Der Provinzialrath entscheidet alle Angelegenheiten, welche die Interessen der Provinz betreffen, er ernennt die Provinzialbeamten, regulirt die Rechnungen der Provinz, votirt ihr Budget und veröffentlicht dasselbe; er ist gehalten, alle Ausgaben, welche das Gesetz der Provinz zur Last legt, darin zu begreifen. Er entscheidet über die Errichtung und Verbesserung der öffentlichen Anstalten der Provinz, alle auf das Provinzialeigenthum bezüglichen Fragen, sowie über die Wege- und Kanalbauten und alle auf Kosten der Provinz auszuführenden öffentlichen Arbeiten. Er vertheilt das Kontingent der direkten Steuern unter die Gemeinden und erläßt die Reglements für die innere Verwaltung und die öffentliche Polizei in der Provinz, er darf eine Straffanktion hinzufügen, die nicht 8 Tage Gefängniß- u. 200 Francs Geldstrafe überschreiten kann. Seine

Beschlüsse sind der königlichen Bestätigung unterworfen, wenn sie sich auf das Provinzialbudget, auf die Errichtung von Anstalten öffentlichen Nutzens, auf Transaktionen, die den Werth von 10,000 Francs übersteigen, auf Wege-, Kanal- und andere öffentliche Bauten, zu einem Belaufe von mehr als 50,000 Francs, auf die Errichtung oder Unterdrückung von Märkten und Messen, sowie auf Reglements der innern Verwaltung und der öffentlichen Polizei beziehen. Die Aufhebung eines solchen Beschlusses von Seiten der Krone muß innerhalb 40 Tagen, nachdem er gefaßt ist, geschehen. Der Provinzialrath kann unter keinerlei Vorwand sich der Aufhebung oder Suspension dieser Beschlüsse widersetzen. Die Provinzialräthe werden auf 4 Jahre ernannt u. von zwei zu zwei Jahren zur Hälfte erneuert. Der Gouverneur der Provinz wacht über die Instruktion aller dem Rathe oder dem Ausschusse zu unterwerfenden Angelegenheiten, wohnt den Verhandlungen des Provinzialraths bei, wird angehört, wenn er es verlangt, und richtet an denselben die Requisitorien, die er für gut findet. Er allein ist mit der Ausführung der vom Rathe oder vom Ausschusse gefaßten Beschlüsse beauftragt und muß, im Falle eines Beschlusses, welcher die Befugnisse überschreitet oder das allgemeine Interesse verletzt, innerhalb 10 Tagen der Regierung davon Kenntniß geben; sein Rekurs an dieselbe suspendirt die Vollziehung desselben während 25 Tagen. Hat die Regierung innerhalb dieser Frist nicht entschieden, so bleibt der Beschluß gültig. Der Gouverneur wacht ferner über die Aufrechthaltung der Ruhe und öffentlichen Ordnung in der Provinz, über die Sicherheit der Personen u. des Eigenthums; er verfügt zu diesem Zwecke über die Bürgergarde und die Gensd'armerie und kann die bewaffnete Macht requiriren. Er revidirt wenigstens einmal jährlich die Provinzialkasse und andere öffentliche Kassen, so oft er es für nöthig hält. Die Zahl der Provinzialräthe ist in der Provinz Antwerpen 46, Brabant 57, Westflandern 64, Ostflandern 73, Hennegau 61, Lüttich 50, Limburg 46, Namur 43 und Luxemburg 45. Das gewählte Kollegium bildet nach Obigem ein Mittelorgan zwischen den Kammern u. der Regierung, besorgt aber auch zugleich eine Reihe von Geschäften, welche in Deutschland den Mitteladministrativbehörden, z. B. den Regierungen und Kreisdirektionen, übertragen sind; in B. führt mithin ein vom Volk gewähltes Kollegium Geschäfte, welche in andern Staaten nur durch die von der Regierung angestellten Beamten besorgt werden. An der Spitze eines jeden **Verwaltungsdistrikts (Kantons)** der Provinz steht ein königlicher **Kommissär** (commissaire d'arrondissement), welcher unter der Oberaufsicht des Gouverneurs und des beständigen Ausschusses die Verwaltung in den Gemeinden, deren Einwohnerzahl nicht 5000 Seelen übersteigt, beaufsichtigt und über die Vollziehung der Gesetze 2c. wacht. Die **Gemeindeverfassung** stützt sich auf das Gemeindegesetz vom 30. März 1836 und auf dessen Modifikationen von 1842. Die Gemeindeobrigkeit besteht in jeder Kommune aus dem **Gemeinderathe**, dem **Bürgermeister** und den **Schöffen**. Bei einer Bevölkerung bis 20,000 Seelen hat die Gemeinde zwei Schöffen, darüber 4. Der Gemeinderath mit Bürgermeister und Schöffen hat wenigstens 7, höchstens 31 Mitglieder, nach der Einwohnerzahl. Alle Belgier, die mündig, im Besitze der bürgerlichen Rechte, in der Gemeinde wohnhaft sind und einen nach der Bewohnerzahl wechselnden Steuerbetrag von 15 – 100 Francs entrichten, sind Gemeindewähler, sie wählen den Rath, aus dessen Mitte der König Bürgermeister und Schöffen ernennt. Die Wähler sind zugleich u. mit Ausschluß aller Andern wählbar. Das Kollegium der Bürgermeister und Schöffen beruft den Gemeinderath 2c. Das Gemeindegesetz erhielt 1842 einige Modifikationen, von denen die wichtigste ist, daß der König nicht mehr bloß aus dem von den Gemeindewählern ernannten Gemeinderathe, sondern auch aus den andern Gemeindewählern die Bürgermeister ernennen kann. Selbst hinsichtlich der Absetzbarkeit der letztern sind ihm weitere Befugnisse eingeräumt worden. Im Allgemeinen blieb jedoch der Autonomie der Gemeinderäthe eine weite Grenze gesteckt. Die ganze Gemeindeverfassung ist nach dem Vorbilde der Provinzialverfassung geregelt; die Attributionen des Bürgermeisters entsprechen denen des Gouverneurs, u. der Gemeinderath ist eine getreue Nachbildung des Provinzialraths. Das Kommunalgesetz betrifft einen Gegenstand, der vorzüglich für B. von großer Bedeutung ist. Die ganze ruhmvolle Vergangenheit, sein Reichthum und seine Blüthe während des Mittelalters, seine heldenmüthigen Kämpfe im 15. und 16. Jahrhundert, das Alles gründete sich großentheils auf die Vortrefflichkeit seiner alten Gemeindeverfassung, das politische Bewußtseyn des Volkes in allen Klassen war und ist davon erfüllt, und deswegen verfolgte es während des desfallsigen Kampfes in der Kammer die Verhandlungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. In B., wo das eigenthümliche Leben der Kommunen durch Traditionen, Sitte und Einrichtungen, welche die Stürme und Revolutionen von Jahrhunderten überlebt haben, weit bewegter, selbstständiger und thätiger geworden ist, als in irgend einem andern Staate des Festlandes, sind die Interessen der Einzelnen mit denen der Gemeinde so innig verknüpft, daß die Verfassung der letztern ihre Aufmerksamkeit eben so in Anspruch nimmt, wie nur die Angelegenheiten der eigenen Familie es können. Vergl. **Faider**, Coup d'oeil sur les institutions provinc. et commun. en Belgique, Brüssel 1833; **Gachard**, Précis du régime municipal de la Belgique, das. 1834.

In Betreff der **Gerichtsverfassung und Rechtspflege** ist noch zu bemerken, daß die Streitigkeiten über bürgerliche und staatsbürgerliche Rechte in erster Instanz vor die **Friedensgerichte**, **Civil- und Handelstribunale**, deren Richter vom König ernannt werden, in zweiter Instanz vor die **Appellhöfe** (3 an der Zahl) gehören. Für das ganze Königreich existirt ein **Kassationshof**. Für alle Kriminal-, politischen und Preßvergehen besteht die **Jury**, deren Verfahren das Gesetz vom 15. Mai 1838 regelt. Polizeivergehen gehören vor die **Zuchtpolizeigerichte**. Seit der französi-

schen Herrschaft ist in B. die französische Gesetzgebung, namentlich die 5 französischen Codes eingeführt, welche nur theilweise und örtliche Abänderungen erlitten haben. Die unter der holländischen Herrschaft aufgehobene Jury wurde schon 1831 wieder hergestellt und nach den neuen Grundlagen organisirt (vgl. Henry, Exposé des changements opérés dans la législation pénale en Belg., Gent 1834). Die Modifikationen, welche der Code pénal durch das Gesetz vom 28. April 1832 in Frankreich erfuhr, waren für B. ein Antrieb mehr, nicht hinter den Nachbarn zurückzubleiben; es wurde auch hier eine Revision desselben vorgenommen. Das am 1. Aug. 1834 den Kammern vorgelegte „Projet de loi apportant des modifications aux codes pénals et d'instructions criminelles“ hebt die Brandmarkung, den Pranger, die Abhauung des Daumens bei parricide, die Deportation und Verbannung auf und setzt für politische Verbrechen die Detention fest. Die Todesstrafe, durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt, ward beibehalten für die schwersten Angriffe gegen das Leben der Menschen, Mord, Vergiftung, Verwandtenmord rc. Vergl. Haus, Observations sur le projet de révision du Code pénal, 3 Bde., Gent 1835—1836.

Das römische Recht hat auf B. großen Einfluß gehabt und dessen Rechtsbildung sich vorzüglich Deutschland zugewendet (vergl. Warnkönig, „Ueber die Wichtigkeit des belgischen Rechts für deutsche Rechtsgeschichte“, Freiburg 1836). Die bedeutendsten Landrechte sind die von Lüttich, Limburg von 1682, Stavelot, Flandern (vgl. Christyn, „Brabandts Rechte“, 2 Bde., Antwerpen 1682); die wichtigsten Stadtrechte (vergl. le Grand, „Coutumes de Flandres“, 3 Bde., Cambray 1719) die von Antwerpen, Brüssel, Gent, Lille, Mecheln und Lüttich, wo unter dem Namen Paix alte Statuten bestanden, aus denen ein Rechtsbuch Bawillart entstand. Vgl. Warnkönig, Flandrische Staats- u. Rechtsgeschichte, 3 Bde., Tübingen 1835—1839; Raysaet, Analyse des droits des Belges, 3 Bde., Gent 1824—1826.

Was die Finanzen des Königreichs anlangt, so betrugen 1856 die indirekten Steuern 98,532,659 Francs, wobei die Eisenbahnen mit 14,285,370 Francs figuriren. Bemerkenswerthe Posten sind noch: Zölle 11,925,596; Posten 4,067,920; Kanäle u. Flüsse 3,288,976; Stempel 3,329,797; Successionen 8,264,551; Hypotheken 2,424,053; Enregistrement 13,337,505; Salzaccise 5,023,743; Accise auf inländischen Branntwein 4,445,273; auf Bier u. Essig 6,443,863; auf Zucker 4,118,955 Francs. Die Staatsschuld dürfte sich in ihrem Gesammtbetrage auf etwa 680 Millionen Francs belaufen. Es lasteten auf B. namentlich noch 18 Millionen Francs 5procentige und 220 Mill. 2½procentige Schulden, welche von den 5 Mill. Gulden Renten, die das Land bei der Trennung von Holland hatte übernehmen müssen, herrühren. Der Eisenbahnbau vermehrte die Schulden beträchtlich. Der letzte orientalische Krieg gab wenigstens mit Veranlassung zu Aufnahme eines neuen Anlehns von 27 Mill. (4½procentig zu 90 Procent negociirt). Hinsichtlich des Militärwesens, ist die Konskription mit Stellvertretung gesetzlich, die Dienstzeit 8 Jahre, wovon aber ungefähr die Hälfte auf Beurlaubung kommt. Der Präsenzstand im Frieden beträgt etwa 40,000 Mann. Die Formation ist folgende: Infanterie: 16 Regimenter mit 49 Feld- u. 32 Reservebataillons (das Bataillon zu 6 Kompagnien à 145 Mann ohne die Offiziere gerechnet, zusammen 56,550 Mann; Kavalerie: 7 Regimenter mit 38 Feld- u. 7 Reserveeskadrons, jede zu 183 Mann und 180 Pferde (bei den Kürassieren nur 163 u. 140), zusammen 7585 Pferde und 8202 Mann; Artillerie: 4 Regimenter mit 4 reitenden und 21 Feldbataillons und 18 Festungskompagnien sammt 152 Feldgeschützen mit 3105 Pferden und 6700 Mann; Genie: 1 Regiment von 2 Bataillons und 5 Kompagnien, eine Kompagnie Pontoniers, eine Ouvriers, zusammen 1900 Mann; Train 556; insgesammt 73,998 Mann mit 10,690 Pferden. Hierzu kommen noch 9 Kompagnien Gensd'armerie mit 1065 Pferden u. 1408 Mann. Mit Einrechnung der Reserve kann jedoch die Armee auf 100,000 Mann gebracht werden. Die Marine ist noch in der Bildung begriffen; sie zählt eine Brigg von 20, eine Goelette von 12, zwei Kanonenschaluppen von je 5 Kanonen und 3 Dampfer. Die wichtige strategische Lage des Landes, das von Deutschland aus der Schlüssel zu Frankreich ist und seine Ebenen zum Wahlplatze entscheidender Völkerschlachten auserkoren sah, im Verein mit den Schicksalen unter fremder Zwingherrschaft, ist Ursache des Vorhandenseyns mehrer wichtigen Festungen. In erster Linie gegen Frankreich liegen: Ypern, Menin, Tournay, Ath, Mons, Charleroi, Philippeville, Marienbourg; in zweiter Linie: Gent, Namur (mit Citadelle) u. die Citadelle von Lüttich; als Reserveplatz das große und feste Antwerpen, mit guter Citadelle; außerdem Ostende u. Nieuwport. Die Festungen wurden fast alle in den Jahren von 1816 — 1826 gut und nach neuern Grundsätzen gebaut; nur die Festungswerke von Antwerpen stammen aus früherer Zeit. Die londoner Konferenz beschloß 1833 in ihren Protokollen die Schleifung mehrer Festungen an der französischen Grenze (Marienbourg, Philippeville, Ath, Ypern rc.), da sie B. bei der demselben von den Großmächten in allen Kriegen bewilligten Neutralität unnütz wären, indessen kam dieser Beschluß nicht zur Ausführung.

Die Frage über die Leitung des öffentlichen Unterrichts hat vielleicht in keinem Lande eine so hohe politische Bedeutung erhalten, als in B. Seit der Aufhebung des Jesuitenordens 1772 dreht sich die ganze belgische Geschichte um diese Frage. Die holländische Regierung hatte zuerst in Holland und dann auch in B. das Gesetz der batavischen Republik vom 3. April 1806 über den Primärunterricht (Elementarunterricht) für bindend erklärt. Nach diesem Gesetz war der Religionsunterricht von den Elementarschulen ausgeschlossen; er wurde von den Geistlichen der verschiedenen Konfessionen, die sich deshalb mit den Schullehrern zu benehmen hatten, zu Hause oder in der Kirche ertheilt. So hatte denn auch der Klerus keinen Antheil an der Leitung oder Aufsicht der Schulen und wirkte weder direkt, noch indirekt zur Ernennung der

Lehrer mit. Das neue Grundgesetz vom 24. April 1815 nannte in seinem 226. Artikel den öffentlichen Unterricht „einen Gegenstand der beständigen Sorgfalt der Regierung" und verordnete, „daß der König jährlich den Generalstaaten Bericht über den Zustand des höhern, mittlern und niedern Unterrichts zu erstatten habe". Auf diesen Artikel gestützt, nahm die Regierung die gesammte Leitung des öffentlichen Unterrichts in Anspruch. Ohne ihre Autorisation durfte keine Schule errichtet werden; die Lehrer, sie mochten aus Gemeindefonds oder aus dem öffentlichen Schatz bezahlt werden, wurden von ihr ernannt, nachdem sie vorher von einer der hierzu eingesetzten Prüfungskommissionen mit dem erforderlichen Fähigkeitszeugniß versehen worden; alle Schulen standen unter der unmittelbaren Aufsicht der Regierung, und was in B. etwa noch von freien oder ursprünglich nicht autorisirten Schulen sich die ersten Jahre hindurch erhalten hatte, wurde später aufgehoben, und geistliche Brüderschaften, die sich unentgeltlich dem Unterricht der Armen widmeten, aus dem Land gewiesen. Waren die Mittel einer Gemeinde zur Errichtung einer Elementarschule nicht hinreichend, so kam die Staatskasse der Gemeinde zu Hülfe. Zur Ausbildung von Schullehrern wurde für die südlichen Provinzen eine Normalschule (Seminar) in Lierre errichtet, sowie für die nördlichen Provinzen eine in Delft bestand. Daneben gründete man in den vorzüglichern belgischen Städten Elementarmusterschulen, die unter specieller Aufsicht königlicher Kommissionen standen. Es bildeten sich zugleich Schullehrervereine auf vielen Punkten des Landes, sowie „Gesellschaften zur Beförderung des Elementarunterrichts". Endlich kamen in einigen Städten „Sonntagsschulen" für Erwachsene und in der letzten Zeit auch „Bewahranstalten" für Kinder unter 5 Jahren auf. Ueberall herrschte also ein geordnetes, durchdachtes System. Aber das katholisch-priesterliche Element gewann bis 1825 an Stärke und herrschte bald in ganz B. Die damals noch mäßig beschränkte Freiheit zu lehren und zu lernen begünstigte den Kampf, welchen die Staatsanstalten mit den priesterlichen Pensionaten und Seminarien begonnen hatten. Es war ein Schulkampf um Principien, wie denn seit der Reformation B. fortwährend der Boden war, auf welchem Europa über die Herrschaft der Principien entschied. Es stritt sich der Geist des Wissens u. der Autorität, der Philosophie und des Katholicismus um die Herrschaft des Landes. Während die Staatsanstalten alle im Aufblühen waren, machte der Jesuitismus in B. Riesenfortschritte. Um dem entgegen zu wirken, verordnete die Regierung, kein Gymnasium und keine lateinische Schule solle ohne Genehmigung des Königs errichtet werden; nur Doktoren der Philosophie sollten öffentlich lehren, alle Schulen unter Aufsicht des Staates stehen und alle bestehenden nicht vom Staate genehmigten Anstalten geschlossen werden. Dieses Gesetz vom 25. Sept. 1825 fiel wie ein Donnerschlag auf die belgische Erde nieder. Die Liberalen erhoben einen Sturm im Lande und in der Kammer, und die Priesterpartei war einflußreich genug, um die holländische Regierung verhaßt machen zu können. In der That wurden die Klagen über das drückende Monopol des Unterrichts und die Abneigung vor den Schulen der Regierung immer größer. Erst 1829 sah man die Nothwendigkeit ein, von dem bis dahin befolgten System zu einer freieren Ordnung zurückzukehren. Am 26. Nov. wurde den Generalstaaten ein neues Gesetz vorgelegt, welches aber nicht die Zustimmung der Majorität erhielt. Der König erließ daher am 27. Mai 1830 einen Beschluß, der den Forderungen der Unzufriedenen einigermaßen Genüge leisten sollte; der Minister des Innern gestand selbst in einem erläuternden Schreiben, das diesen Beschluß begleitete, die Erfahrung habe bewiesen, daß Zwangsmittel dem Unterricht mehr schadeten, als nutzten. Es war aber schon zu spät; die Septemberrevolution machte der niederländischen Herrschaft in B. ein Ende. Die Union der Liberalen und der Priesterlichen, die sich versöhnt hatten, um mit mehr Energie wirken zu können, war es, welche sich des Aufstandes bemächtigte, um die Revolution durchzuführen. Ein Hauptbeweggrund des Aufstandes war die Erlangung unbeschränkter Lehr- und Lernfreiheit gewesen; natürlich wollte man die errungenen Vortheile den Händen nicht wieder entgleiten lassen. Die provisorische Regierung erklärte im Gegensatz zu der untergegangenen Ordnung durch ein Dekret vom 12. Okt. 1830 alle Gesetze und Verordnungen, die bis dahin die Freiheit des Unterrichts beschränkt hatten, für abgeschafft. Hiermit brach das ganze, so mühsam aufgeführte Gebäude zusammen. Die drei Universitäten wurden verstümmelt u. die fremden Professoren, sowie die Schulinspektoren für den niedern Unterricht abgesetzt. Die Reaktion war so groß, daß viele Schulen eingingen, viele andere sich auf eine geringe Zahl von Schülern reducirt sahen, die Provinzial- u. Kommunalbehörden den größern Theil ihrer Subsidien einzogen und achtungswerthe Lehrer bloß deshalb ihr Amt niederlegen mußten, weil sie von der frühern Regierung ernannt worden waren. Aber während die von der Regierung gegründeten Schulen in Verfall geriethen, erhoben sich unter dem Einfluß der Geistlichkeit so viele sogenannte freie Schulen, daß schon 1831 die Zahl der Schulen, sowie der Schüler bedeutender war, als je vorher. In den besten Zeiten der niederländischen Regierung erreichte die Bevölkerung der Elementarschulen B.s nie die Zahl von 300,000; 1831 belief sie sich schon auf 355,000; 1832 auf 371,000 2c. Am thätigsten bewies sich zur Gründung neuer freier Schulen der Klerus, dem die Katholiken überall mit freiwilligen Beiträgen entgegenkamen. Geistliche Brüderschaften errichteten wieder unentgeltliche Schulen für die Kinder der ärmern Klassen; Sonntagsschulen, die früher nur an einigen Orten gebildet worden waren, verbreiteten sich in wenigen Jahren über alle Theile des Landes. Als die Reaktion gegen Alles, was von Seiten der Behörde in Sachen des öffentlichen Unterrichts geschah, nachgelassen, nahmen auch die Provinzial- und Lokalbehörden wieder thätigern Antheil am Schulwesen. Eine gesetzliche Stütze erhielt dieser Antheil 1836 durch die förmlich sich darauf beziehenden

Bestimmungen der Provinzial- und Kommunalordnung, und von da an war ein rascheres Einschreiten zum Bessern bemerkbar, weil eine größere Konkurrenz zwischen den freien Schulen u. den aus öffentlichen Geldern gegründeten oder unterstützten eintrat. Die Verbesserung der Lehrmethoden war dabei Hauptaugenmerk. Der Klerus ging mit Gründung neuer Normalschulen voran; die aus der frühern Zeit noch vorhandenen Primärmusterschulen wurden wieder sorgfältig gepflegt, Schullehrervereine entstanden überall, endlich bildeten sich seit 1836 in jeder Provinz, nach dem Vorgang der Provinz Hennegau, für Schüler sowie für Lehrer öffentliche Konkurse, deren wohlthätige Wirkung besonders auf letztere von Jahr zu Jahr zunahm. Gleichwohl mußte der äußerst mangelhaften Organisation des Elementarunterrichts durch ein neues Gesetz abgeholfen werden. Aber es verflossen Jahre, ehe man den Muth hatte, sich an diese schwierige Materie zu wagen, obgleich der Entwurf eines solchen Gesetzes seit 1834 beendigt war. Immer fürchtete man den Konflikt, welcher dabei zwischen den Parteien ausbrechen würde, und verschob so die Diskussion von einer Session zur andern. Unterdessen wurde eine vollständige Provinzial- u. Kommunalordnung eingeführt, die in einzelnen Bestimmungen diesen Gegenstand berührte und dadurch Manchem eine andere Gestalt gab, als zur Zeit der Redaktion jenes ersten Entwurfs. Die Erfahrung ließ auch seitdem Manches in einem andern Lichte sehen u. richtiger beurtheilen, als damals, und so wurde es nothwendig, die ganze Arbeit wieder vorzunehmen, um durch einen neuen Entwurf den Anforderungen der Gegenwart und den Bedürfnissen des Volks vollständiger zu entsprechen. Endlich kam im August 1842 dieser neue Gesetzentwurf über die Gründung von Elementarschulen in allen Gemeinden B.s zur Verhandlung in der Kammer; nach lebhaften und langwierigen Debatten angenommen, erschien das Gesetz am 23. Sept. 1842. Dasselbe ist als ein Produkt der Transaktion zwischen Staat u. Kirche zu betrachten. Es sollte ein Schritt zu einer Wiederannäherung und wechselseitiger Durchdringung von Kirche und Staat seyn. Wenn darin einerseits der Staat dem Klerus eine officielle Thätigkeit in allen aus öffentlichen Geldern gegründeten Elementarschulen zuerkannte, so unterwarf sich dagegen kraft dieses Gesetzes der Klerus dem Inspektionsrechte des Staats in allen freien Elementarschulen, wenn sie nur irgend eine Subsidie von der Gemeinde, der Provinz oder dem Staate erhielten. Besonders wichtig in dieser Hinsicht sind die Verfügungen dieses Gesetzes über die zur Bildung der Lehrer bestimmten *Normalschulen*. Nach dem Gesetze sind diese Anstalten dreierlei Art. Zunächst soll in jeder Provinz einer der Elementarmusterschulen ein Normalkursus zur Bildung junger Schullehrer beigegeben, zweitens sollen zwei specielle Normalschulen, die eine für die wallonischen, die andere für die flamändischen Provinzen errichtet, und drittens können die Privat-Normalschulen, wenn sie sich den Anordnungen des Gesetzes unterwerfen, der Vortheile desselben theilhaftig, mithin Pflanzschulen für die vom Staate gegründeten Lehranstalten werden. Für die Realisirung jener ersten Abtheilung ist durch königl. Beschlüsse vom 9. Juni, 13. Juli und 9. Aug. 1843 gesorgt worden und Ende 1843 auch die Organisation der zwei vollständigen Normalschulen für die beiden in sprachlicher Hinsicht verschiedenen Theile des Landes zu Stande gekommen. Für den flamändischen Theil wurde die eine in Lierre, Provinz Antwerpen, für den wallonischen Theil die andere in Nivelles, Provinz Brabant, errichtet. Unter jener dritten Klasse von Schulen, welche das Gesetz *Privat-Normalschulen* nennt, sind diejenigen gemeint, welche die Bischöfe von Lüttich, Tournay, Brügge, Namur und Gent schon seit längerer Zeit zur Bildung von Lehrern für die freien katholischen Volksschulen in ihren Diöcesen errichtet hatten. Bei jeder Normalschule der Regierung ist ein katholischer Geistlicher angestellt, und überhaupt auch hier, wie bei den andern Schulen eine doppelte Inspektion angeordnet. Früher ernannten die Gemeinderäthe die Lehrer ohne Dazwischenkunft der Regierung. Nach dem neuen Gesetz wird vier Jahre lang (vom 9. April 1844 an) die Regierung alle Ernennungen dieser Art zu genehmigen haben, erst nach dieser Zeit dürften die Gemeindevorstände wieder ihr freies Ernennungsrecht ausüben, vorausgesetzt, daß der Ernannte ein mit guten Zeugnissen versehener Zögling einer Normalschule ist, die unter der durch das Gesetz angeordneten Inspektion der Regierung steht. Es war zu erwarten, daß hierdurch die Bischöfe sich veranlaßt finden würden, auch ihre Normalschulen (7 an der Zahl), selbst wenn dieselben von keiner Seite her eine Subsidie aus öffentlichen Geldern erhielten, dieser Inspektion zu unterwerfen, da sie sonst den Zweck verfehlen würden, die Zöglinge derselben als Gemeindelehrer angestellt zu sehen. In der That haben die Bischöfe unterm 28. Januar 1843 durch eine gemeinsame Eingabe an den Minister des Innern sich hierzu bereit erklärt, und dieses Anerbieten ist unterm 17. Dec. 1843 durch königl. Beschluß angenommen worden. Zu den Fällen, wo einer Schule die Subsidien ganz entzogen werden sollen, gehört nach dem Gesetze vom 23. Sept. 1842 auch der, wenn ein Schulvorstand sich weigert, den gerechten Beschwerden der geistlichen Inspektion zu genügen; doch urtheilt nach Art. 21 in allen Fällen die Regierung in letzter Instanz. Der *mittlere Unterricht* (B. zählt 39 Gymnasien) bedarf einer gänzlichen Reform, um mit dem Primärunterricht auf der einen, mit dem Universitätsunterricht auf der andern Seite in die rechte Verbindung und Uebereinstimmung gebracht zu werden. Im Wesen der belgischen *Universitäten* (Gent, Lüttich, Löwen, Brüssel) herrscht das Eigenthümliche einer Opposition zwischen Staats-, Kirchen- und freien Universitäten, und es ist bemerkenswerth, daß der Geist der Parteien — eben weil jeder ein gewisser Raum für ihre Wünsche gegönnt ward — verhältnißmäßig Gutes erzeugt hat. Doch scheint eine Reform des gesammten Universitätswesens nicht mehr fern, wenigstens sind alle Liberale dawider, an die Ausstattung der kathol. Universität Lüttich die letzte Hand zu legen. Die zu Lüttich und Gent

sind Staatsanstalten, die zu Brüssel ist die Stiftung der liberalen und die zu Löwen die Anstalt der katholischen Partei. Am blühendsten ist der Zustand der löwener Universität und noch immer im Fortschreiten begriffen. Die für das gesammte Unterrichtswesen zu verausgabende Summe belief sich 1851 auf 2,189,131 Fr., die mit Anwendung des Gymnasialgesetzes von 1850 um 300,000 Fr. vermehrt wurde. Zu den großen organischen Gesetzen, welche die von der Verfassung aufgestellten Grundprincipien der geselligen Ordnung zu verwirklichen bestimmt waren, ist noch das Gesetz von 1835 über die Prüfungsjury zu nennen. Da in Folge der Unterrichtsfreiheit Niemand angehalten werden kann, die Staatsuniversitäten oder sonst irgend eine bestimmte Lehranstalt zu besuchen, so konnte auch keiner der letztern, ohne daß man parteiisch ein Privilegium zu ihren Gunsten errichtete, die Prüfung der Kandidaten für den Stand der Aerzte und Advokaten übergeben werden. Um die nöthigen Garantien auch in dieser Beziehung herzustellen, errichtete das Gesetz eine besondere Institution, die große Prüfungsjury genannt, u. setzte zugleich fest, daß, um das Recht der gerichtl. Praxis zu erhalten, man vor dieser Jury drei Examina bestehen und in Folge derselben die Diplome eines Kandidaten der Philosophie, eines Kandidaten des Rechts u. eines Doktors der Rechte erhalten haben müsse. Um zur ärztlichen Praxis zugelassen zu werden, sind die Diplome eines Candidat en sciences, eines Kandidaten der Medicin und eines Doktors derselben erforderlich. Die Prüfungsjury besteht aus 6 besondern Kommissionen, deren eine die Diplome in der Philosophie gibt — man hat auch den Doktortitel in der Philosophie eingeführt, welcher für alle Diejenigen nothwendig ist, die sich um eine Stelle an den Kollegien oder den philosophischen Fakultäten der Universitäten bewerben —, drei andere die Diplome der Kandidatur der Natur- und exakten Wissenschaften — in denen es ebenfalls einen Doktortitel gibt —, der Kandidatur des Rechts und der Medicin, zwei andere endlich die Doktordiplome für das Recht und die Medicin ertheilen. Eine jede dieser Kommissionen besteht aus 7 wirklichen Mitgliedern und 7 Stellvertretern. Zwei von diesen Mitgliedern werden von der Kammer, zwei vom Senat und drei von der Regierung, die Stellvertreter in demselben Verhältnisse ernannt. Ihre Funktionen dauern ein Jahr, während dessen die Jury zwei Sitzungen, um Ostern und im August bis September, hält. Alle Individuen, die es verlangen, werden zum Examen der ersten Grade gelassen, ohne daß sie sich irgendwie über den erhaltenen vorbereitenden Unterricht anders, als durch die Prüfung selbst auszuweisen hätten. Zu den nachfolgenden Graden wird man nur zugelassen, wenn man das Diplom des unmittelbar vorhergehenden Grades aufzeigen kann. Die Universitäten des Staates sowohl, wie die freien, können ebenfalls Diplome ertheilen, doch haben dieselben eine rein wissenschaftliche, keine öffentliche Bedeutung. Der im Jahre 1844 von der Regierung der Kammer vorgelegte Gesetzentwurf über die Reform der Prüfungsjury in Betreff ihrer Zusammensetzung (s. unten) begehrte die Ernennung sämmtlicher Examinatoren durch die Regierung allein, weil die bisherige Intervention der Kammern große und dem wissenschaftlichen Interesse höchst nachtheilige Uebelstände herbeigeführt hat. Die Centralsektion dagegen schlug vor, diese Ernennung, wie bisher, unter die beiden Kammern und die Regierung vertheilt zu lassen. Dabei schlug sie aber zugleich Maßregeln vor, um künftig eine Art von Permanenz der Jury unmöglich zu machen. Von den beiden Gliedern, die jede Kammer für jede Sektion der Jury ernennt, soll nämlich künftig jährlich ein durch das Loos bezeichnetes austreten. Ebenso soll von den drei Gliedern, welche die Regierung für jede Sektion ernennt, keines länger als zwei Jahre nach einander zur Jury gehören können. Das ausgetretene Mitglied darf in dieselbe Sektion erst nach einem Jahre wieder ernannt werden. Hierdurch ist hinlängliche Vorsorge dafür getroffen, daß die zu Prüfenden nicht schon längere Zeit vorher die Zusammensetzung der Sektion, vor der sie sich zu stellen haben, kennen, also auf jede Art der Prüfung vorbereitet seyn müssen. Zur Zufriedenstellung der verschiedenen Universitäten und zur Verhütung parteilicher Begünstigung der einen vor der andern schlug die Centralsektion vor, daß jede Kammer zu derselben Sektion der Jury nur Ein Mitglied derselben Universität ernennen und jede Sektion überhaupt nur zwei Glieder derselben Universität enthalten dürfe. Die ersten Ernennungen finden einen Monat vor der Eröffnung der Prüfungen Statt; das Loosen um den Austritt eines Theils der Mitglieder muß wenigstens 14 Tage früher Statt finden. Der Entwurf der Centralsektion der Repräsentantenkammer wurde sowohl von dieser, als vom Senat angenommen, jedoch mit der Beschränkung, daß das neue Gesetz, anstatt definitiv zu seyn, eine vierjährige Geltung haben soll. So ist denn das Provisorium, in welchem sich B. seit 9 Jahren hinsichtlich der Organisation dieser bei den dortigen Verhältnissen so überaus wichtigen Anstalt befindet, aufs Neue verlängert u. die Entscheidung dieser Lebensfrage für Bestand und Blüthe der höhern Studien in B. wiederum hinausgeschoben.

Was die kirchlichen Verhältnisse betrifft, so herrscht, in scharfem Gegensatze zu Holland, in B. die katholische Religion vor, denn im Ganzen leben nur etwa 15,000 (die Angaben schwanken zwischen 9000 und 26,000) Evangelische und 2—3000 Juden in den einzelnen Provinzen und namentlich in den größeren Städten zerstreut. Für die katholische Kirche sind vorhanden: 1 Erzbischof (von Mecheln), mit 3 Generalvikaren und 12 Kanonicis; 5 Diöcesan-Bischöfe (von Lüttich, Gent, Brügge, Tournay und Namur), jeder mit 2 Generalvikaren und 8 Kanonicis; eine Weltgeistlichkeit mit 80 Pfarrern erster und 169 Pfarrern zweiter Klasse, 2334 Desservants, 694 Kaplanen und 1499 Vikaren. Nach amtlichen Angaben gab es am 31. Dec. 1856 in B. 962 Klöster mit einer Bevölkerung von 14,853 Mönchen und Nonnen. Davon waren 150 Mannsklöster mit 2523 Bewohnern, und 812 Frauenklöster mit 12,330 Bewohnerinnen. Am 15. Okt. 1846 hatte es in B. 11,968 Mönche

und Nonnen gegeben, so daß die Zahl derselben binnen 10 Jahren sich um 2885 vermehrt hat. Den protestantischen Kultus verwalteten 28 Pastoren; den israelitischen ein Oberrabbiner und mehre Gehülfen.

Die geistige Bildung des belgischen Volkes steht zwar dessen praktischen Richtungen noch sehr nach, aber auch hierin zeigt sich ein anerkennungswerther Fortschritt. Haupthinderniß einer gedeihlichen intellektuellen Entwickelung war, nächst den stets nachtheiligen Wirkungen der politischen Unselbstständigkeit, welche die edelsten Kräfte nach fremden Mittelpunkten zog, die Verschiedenheit und Vermischung der Sprachen, wobei die flämische Nationalindividualität durch die Macht der Umstände ganz in den Hintergrund geschoben wurde. Eine selbstständige nationelle Literatur und somit das Band eines einmüthigen Nationalismus konnte sich darum immer noch nicht entfalten, wozu auch, außer den Sprachverhältnissen, das auf großartigem Fuße betriebene Nachdruckergewerbe mit beitrug. Ungeachtet das flämische Element bereits rücksichtlich der Literatur zum Bewußtseyn seines Werths und seiner Mission gelangte, so kann doch eine wirkliche Befreiung aus geistiger Unselbstständigkeit erst eintreten, wenn auch die wallonischen Theile eine freiere Sprachform bei eigenthümlicher Denkweise zu entwickeln beginnen werden. In zahlreichen Vereinen, unter denen die königliche Akademie der Wissenschaften und Künste zu Brüssel den Vorrang führt, wird eifrig an der Ergründung wissenschaftlicher Probleme, besonders auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Nationalantiquitäten, gearbeitet. Außer den Namen des Mathematikers Quetelet, des Fabeldichters de Stassart, der Geschichtsforscher Altmeyer, de Gerlache, Nothomb, Borguet, Arendt, Gachard, des auf dem Felde der Musik berühmt gewordenen Schriftstellers Fétis, des flämischen Philologen Willems (✝ 1847), der flämischen Dichter und Novellisten Conscience, de Laet, van Ryswyck (✝ 1849), van Kerckhoven, van Duyse, der Literarhistoriker und Kritiker Baron und Moke und des Bibliographen und Kunstkritikers de Reiffenberg (✝ 1851), deren Ruf auch über die Landesgrenze hinausgedrungen, sind noch zu nennen unter den Flamingen: der Dichter Dautzenberg, der dem deutschen Rhythmus in seiner Muttersprache Eingang zu verschaffen sich bemühte, und die Philologen Dellcourt, Blommaert und Bormans; unter den französischen Dichtern: Matthieu, Potvin, Waken, Clesse, van Hasselt und Weustenraad (✝ 1849). Die bildenden Künste, besonders Malerei und Baukunst, verdankten schon dem Reichthum der flandrischen Städte und dem Glanze des burgundischen Hofs eine schöne Blüthezeit; aber es trat auch hierin nach der vorübergehenden Glanzperiode Rubens' und seiner Schüler ein langer Schlummer ein, ehe die Kräfte neuerdings wieder zu schöpferischer Thätigkeit gespornt wurden. Die Bedeutung der modernen belgischen Kunst veranschaulicht sich in den ruhmvollen Namen Wappers, de Keyser, Gallait, de Biefve, Wierz, Navez, Slingeneyer, Madou, van Eycken, Verboekhoven, Verheyden, Lauters als Maler; W. Geefs, Simonis, Jebotte, Fraikin, Geerts als Bildhauer; Calamatta, Brown, Meunier als Kupferstecher; Wiener und Hars als Münzen- und Medaillenstecher. In der Musik stehen obenan, als Komponisten: Fétis, Bériot, Hanssens, Mengal, Grisar, Limnander, Huberti, Gevaert und Stadtfeld (aus Wiesbaden, aber in Brüssel erzogen); als Instrumentalisten: die Violinspieler Bériot, Hauman, Artot, Vieuxtemps, Prume, Leonard, die Violoncellisten Batta und Servais, die Klarinettisten Blaes, Bender und Stays, der Harfenspieler Godefroid &c. Eines hohen Rufes genießt das vom Staat unterhaltene Konservatorium zu Brüssel. Das belgische Theater war dagegen bisher ohne allen nationalen Charakter. Das Staatsbudget hat einen Posten von 324,000 Fr. für die künstlerischen Anstalten und Zwecke, während die wissenschaftlichen Bedürfnisse nur mit einer Summe von 258,750 Fr. bedacht sind, wovon 40,000 Fr. auf die kgl. Akademie u. 60,000 Fr. auf die Nationalbibliothek zu Brüssel kommen. Der belgische Journalismus hat durch die seit 1848 gewährte Stempelfreiheit eine verhältnißmäßig große Anzahl von Tageblättern erzeugt. Ihre Anzahl wird auf 180, worunter 56 flämische, angegeben; aber nur wenige derselben sind zur erforderlichen Läuterung und Kräftigung gelangt.

Geschichte. Die an der Grenze von Gallien und Deutschland gelegenen südlichen Niederlande bildeten zur Zeit der Römerherrschaft unter dem Namen Gallia Belgica einen Theil von Gallien. Ihre Bevölkerung war aus celtischen und einigen deutschen Stämmen gemischt, während in Batavien und Friesland das germanische Element überwog. Unter der fränkischen Herrschaft im 5. und 6. Jahrhundert gewann das letztere auch in den südlichen Gebieten das Uebergewicht; aber frühe schon bildete sich ein politischer Unterschied zwischen beiden Niederlanden in ihrer Vertheilung an Neustrien und Austrasien, welcher später im Vertrag zu Verdun wieder zum Vorschein kam, indem die neustrischen Provinzen, Flandern und Artois, unter die Oberherrschaft Frankreichs kamen, dagegen die austrasischen, darunter Brabant, beim deutschen Reiche blieben. Während der Auflösung des karolingischen Reichs bildete sich in diesen Provinzen das Lehnwesen schneller, als anderswo, aus. Die Erblichkeit der Lehen führte auch hier zur Unabhängigkeit der Lehnträger. Flandern ging in dieser Bewegung voran, Brabant und die übrigen Provinzen folgten. Gegen das Ende des 11. Jahrhunderts erscheint das System vollkommen entwickelt; Brabant, Luxemburg, Limburg wurden Herzogthümer, Flandern, Hennegau, Namur Grafschaften. An Reichthum, Macht, materieller und intellektueller Kultur ging Flandern lange den übrigen voran. Das Gefühl ihrer Macht wurde Ursache des langen Kampfes, welchen diese Provinz gegen ihre Lehnsherren bestand, sie wollte ihre Unabhängigkeit, ihre eigenthümliche

Nationalität bewahren, ihre günstige Lage zwischen England und Frankreich, der Muth, die Energie der Bewohner erhielten ihre Selbstständigkeit, sie blieb außerhalb der großen politischen Einheit, welche das Königthum in Frankreich aus den verschiedenen großen Feudalherrschaften des Landes herzustellen wußte. In den austrasischen Niederlanden herrschte bis zum 14. Jahrhundert eine andere Bewegung vor, die der Centralisation. Nach langen Successionsstreitigkeiten gelang es dort den brabantischen Herzögen, eine Macht zu bilden, welche der Kern eines größern politischen Ganzen wurde, als am Ende des 13. Jahrhunderts Limburg auf immer mit Brabant unter derselben Souveränetät sich vereinigte. Dieses Streben nach Herstellung eines Staates, anstatt getrennter, von einander unabhängiger Provinzen, gewann eine feste Gestalt, als 1385, nach dem Aussterben des Mannsstammes der flandrischen Grafen, das Haus Burgund in den Besitz von Flandern kam und später (1419, 1421, 1430) durch Heirath, Erbschaft, Ankauf und Vertrag auch alle andern niederländischen Provinzen unter demselben Scepter vereinigt wurden. Die große Idee der burgundischen Regenten, einen mächtigen Zwischenstaat zwischen Deutschland und Frankreich zu gründen, stützte sich besonders auf den Besitz dieser Provinzen, die durch politische und materielle Entwickelung zu den reichsten und fortgeschrittensten Ländern jener Zeit gehörten und vor allen andern geeignet waren, der Krone die Grundlage eines großen Staatswesens zu werden. Seit dem 11. Jahrhundert hatte sich hier, neben der Feudalherrschaft, ein reiches und kräftiges Städtewesen gebildet, in welchem neben streng aristokratischen Staatsformen die Demokratie ihr Reich gegründet hatte. Durch Handel und Industrie frühzeitig reich, durch Reichthum unabhängig geworden, bildeten besonders die flandrischen Städte eine Macht, in der alle guten und bösen Eigenschaften der Volksherrschaft Wurzel geschlagen und Früchte getrieben hatten. Neben der Pflege einer die benachbarten Länder weit hinter sich lassenden Industrie und eines Handels, welcher den Norden Europa's mit dem Süden und dem Orient vermittelte und unter den damaligen Verhältnissen der Völker ein Welthandel genannt werden muß, neben einer regen Thätigkeit für Kunst und Wissenschaft, neben großer bürgerlicher Freiheit und verständigen Verwaltungsformen zeigte sich in diesen Städten die Demokratie auch in ihrer schlimmern Gestalt. Uebermuth, stolze Verwegenheit, Trotz, ungeregeltes Streben nach Unabhängigkeit erfüllten die Bewohner; lokale Interessen, der Stadt Glanz, Macht und Reichthum auf Kosten der Nachbarn war das Ziel aller Thätigkeit, Niemand dachte an ein Unterordnen der städtischen Interessen unter die nationalen. Als die burgundischen Fürsten jene Aufgabe sich gesetzt hatten und mit Kraft, Einsicht und großer politischer Klugheit an ihrer Verwirklichung arbeiteten, mußten sie nothwendig in Kampf mit den Tendenzen der Städte gerathen. Die Souveränetät der Kommunen war unverträglich mit der Ausbildung der politischen Nationalität des Landes, mit der Errichtung einer Centralgewalt, wie sie sich damals und schon früher in Frankreich entwickelt hatte, u. wie die burgundischen Fürsten sie zur Erreichung ihres Zweckes brauchten. Die Fürsten begannen den Kampf und führten ihn fort mit dem Glücke, das bis auf Karl den Kühnen ihre Unternehmungen begleitete (s. **Burgund**). Die politische Einigung des Landes zu einer Nation, die Grundlagen einer geregelten und starken Regierungsgewalt, die Anfänge aller der Verwaltungsinstitutionen, aus denen im Laufe der Jahrhunderte der moderne Staat sich herausgebildet hat, gehören für B. der Epoche an, in welcher es unter jener Dynastie stand. Das Unterliegen Karls des Kühnen, die drohende Zerstückelung seiner Herrschaft schienen die Fortführung des Begonnenen in Frage zu stellen, aber sein Nachkomme, Kaiser Karl V., der Enkel Kaiser Maximilians und der Erbin von Burgund, durch deren Vermählung die Niederlande zu Anfang des 16. Jahrhunderts an Oesterreich gekommen und als burgundischer Kreis dem deutschen Reiche einverleibt worden waren, nahm das unterbrochene Werk der Herstellung einer unbeschränktern Fürstengewalt wieder auf und führte es zu einem ersten Abschlusse. Die alte Streitfrage über das Uebergewicht Deutschlands oder Frankreichs in diesen Provinzen entschied sich zu Gunsten des erstern, als Franz I. von Frankreich im madrider Vertrage 1526 das Königreich Burgund und alle Lehnrechte der Krone Frankreich auf Flandern an Karl V. abtrat.

Mit der Thronentsagung **Karls** V. fielen sämmtliche Niederlande an seinen Sohn Philipp II. und sie sollten fortan nach Primogeniturrecht mit der **spanischen Monarchie** vereinigt bleiben. Kaum hatte der Friede von Chateau-Cambresis (1559) den Angriffen Frankreichs ein Ziel gesetzt, als die religiösen Bewegungen der Reformation und die despotischen Eingriffe Philipps in die Rechte der Stände und Provinzen den langen Bürgerkrieg entzündeten. Während die nördlichen Niederlande sich von der spanischen Herrschaft losrissen, wurden die südlichen (belgischen) durch die Geschicklichkeit und die Erfolge des Prinzen von Parma der spanischen Krone erhalten und Brabant und Flandern durch die Gewalt der Waffen zu unfreiwilliger Treue gezwungen. Mit dem alten Herrscher behielten diese Provinzen auch den alten Glauben. Eine eigene Gunst des Schicksals schien ihnen aber die nationale Unabhängigkeit und politische Selbstständigkeit, welche ihre nördlichen Nachbarn durch harten Kampf sich errungen, auf weniger gewaltsamem Wege gewähren zu wollen. **Philipp** II. trat 1598 die belgischen Provinzen an seine Tochter, die Infantin **Isabella**, und ihren Gemahl, den Erzherzog **Albert**, unter vollkommener Cession der Souveränetät ab. Unter dem milden Scepter der Erzherzöge erholte sich das Land von den Wunden, welche der lange Krieg ihm geschlagen. Die Regierung benutzte die Zeiten der Ruhe, die der Waffenstillstand von 1609 herbeiführte, um die innern Zustände zu ordnen und die Gesetzgebung, welche in Folge des vierzigjährigen Kriegszustandes außerordentlich vernachlässigt worden war, wieder aufzurichten und zu vervollständigen.

Die für die Verwaltung so wichtigen organischen Bestimmungen Karls V. wurden wieder hergestellt und neue, durch die Zeitumstände nothwendig gewordene hinzugefügt. Alle in Kraft befindlichen, die Gerechtigkeitspflege betreffenden Verordnungen wurden auf Befehl der Erzherzöge in einem Civilcoder vereinigt und unter dem Namen „Edit perpétuel" 1611 publicirt. Es war dies der erste Versuch, aus der unendlichen Verschiedenheit der provinziellen und städtischen Gebräuche, Formen und Regeln der Justizverwaltung zur Gleichförmigkeit und Einheit in den verschiedenen Landestheilen zu gelangen. Aber die Ehe Alberts und Isabella's blieb kinderlos, und so fielen die Provinzen nach kurzer Selbstständigkeit, während welcher die verschiedenen Zweige der öffentlichen Thätigkeit und besonders die Kunst einen höchst erfreulichen Aufschwung genommen hatten, wieder an die spanische Krone zurück. Mit diesem Rückfalle beginnt für B. eine lange Reihe unglücklicher Ereignisse, welche seinen Wohlstand zerstörten, seine politische Entwickelung zurückhielten, seine wesentlichsten Interessen, seine unbestreitbarsten Rechte der Eifersucht und Habgier seiner Nachbarn zum Opfer brachten. In den Verfall der spanischen Monarchie hineingezogen, theilte B. die schweren Unfälle, die zahlreichen Niederlagen, welche diese Macht während des 17. Jahrhunderts erlitt. Durch weite Entfernung getrennt, in allen seinen Vertheidigungsmitteln geschwächt, sah Spanien sich außer Stande, die beständigen Angriffe, welche Frankreich und die Generalstaaten auf diese reichen, nur zu sehr bloßgestellten Provinzen richteten, mit Erfolg abzuwehren. Der lange Kampf mit Frankreich, der mehr als alles Andere zum Untergange der spanischen Herrschaft beigetragen, wurde fast immer in und um B. geführt, das in jedem Friedensvertrage sein Gebiet sich verringern, seine besten Besitzthümer, seine festesten Stellungen an Frankreich abgetreten sah. Vom pyrenäischen Frieden bis zum utrechter waren diese unglücklichen und erschöpften Provinzen für Spanien ein Mittel, seine diplomatischen und militärischen Niederlagen auszugleichen, und das madrider Kabinet stand nie an, Interessen und Rechte, deren Bewahrung ein Lebensprincip, eine unerläßliche Bedingung für den Wohlstand dieser Länder ist, zu opfern, sobald seine politischen Kombinationen es zu erheischen schienen. So wurde im westphälischen Frieden die Schließung der Schelde zugestanden, weil die Generalstaaten es verlangten. Holland hatte Alles von der Handels- und industriellen Thätigkeit und Entwickelung der spanischen Niederlande zu fürchten; Amsterdams und Rotterdams Blüthe war nur dann möglich, wenn Antwerpen außer Stand gesetzt wurde, die natürlichen Vortheile seiner für den See- wie für den Binnenhandel einzigen Lage geltend zu machen. Darum mußte die Schelde gesperrt, B. von dem Welthandel ausgeschlossen werden und ausschließlich auf den Ackerbau angewiesen bleiben; die Schwäche der spanischen Regierung gestand Alles zu.

Spanien ließ seine belgischen Provinzen durch Statthalter regieren. Zur Zeit des westphäl. Friedens bekleidete Erzherzog Leopold diese Stelle. B. war damals der Hauptschauplatz des auch nach dem westphälischen Frieden in den Jahren 1648 bis 1659 fortgeführten Krieges zwischen Spanien und Frankreich. Leopold legte 1656 sein Amt, das er mit Ruhm geführt hatte, nieder, und Don Juan d'Austria, natürlicher Sohn des Königs Philipp IV. von Spanien, trat an seine Stelle. Auch unter ihm war der Krieg für Spanien unglücklich, und so willigte endlich Philipp IV. in den pyrenäischen Frieden (7. November 1659), in welchem Spanien von B. an Frankreich die Grafschaften Artois, Gravelines, Landrecy, Thionville, le Quesnoy, Montmedy u. a. abtrat. Gleich nach dem Friedensschluß wurde Don Juan abgerufen. Nach dem Tode Philipps IV. 1665 und der Thronbesteigung seines minderjährigen Sohnes Karl II. unter Vormundschaft seiner Mutter machte der mit einer Tochter Philipps IV. verheirathete König Ludwig von Frankreich, ungeachtet des eidlichen Versprechens seiner Gemahlin, auf keinen Theil der spanischen Erbschaft Anspruch machen zu wollen, 1666 das in Brabant gültige Anfterberecht (jus devolutionis) geltend und überzog B. und die Franche Comté mit Krieg (Devolutionskrieg genannt), in welchem die Franzosen Lille, Charleroi, Binche, Ath, Oudenarde, Courtray ꝛc. mit geringer Mühe nahmen. Dieser Krieg wurde durch den Vertrag von St. Germain en Laye (23. Januar) u. später durch den Frieden von Aachen (2. Mai 1668) beendigt, in Folge dessen Frankreich zwar die Franche Comté zurückgab, aber die Eroberungen in B. behielt. Zu einem neuen Krieg Spaniens gegen Frankreich kam es 1672, als Ludwig XIV. den Zug durchs Kölnische und Lüttichsche nach Holland unternahm. Damals war Don Juan de Haro, Graf von Monteray, Oberstatthalter in B.; er behauptete sich in schwieriger Lage den Winter hindurch, bis 1673 die Kriegserklärung Spaniens erschien und auch der Kaiser, der Kurfürst von Brandenburg und der König von Dänemark sich gegen Frankreich erklärten und so sich der Kriegsschauplatz an den Oberrhein und nach B. zog. Die Franzosen eroberten 1676 Bouchain und Condé, 1677 Valenciennes und Cambray und 1678 Mons, Namur, Luxemburg, Charlemont, Gent und Ypern. Im nymwegener Frieden (1679) mußte das schwache Spanien wieder Gebiet abtreten. Zwar gab Frankreich die im aachener Frieden erhaltenen Plätze mit Gebiet zurück, zog seine Besatzungen auch aus dem Herzogthum Limburg und aus der Stadt Gent und mehren andern spanischen Plätzen, erhielt aber dagegen Nieuwport, Valenciennes, Bouchain, Condé, Cambray, Air, St. Omer, Ypern, Warwick, Warneton, Poperingen, Bailleul, Mont-Cassel, Beauvais, Maubeuge u. Charlemont nebst Gebiet, sowie die ganze Franche Comté. Bald darauf gaben Ludwigs XIV. Reunionskammern Veranlassung zu neuen Klagen. Auch von Spanien verlangte er die Grafschaft Chimay und, als diese ihm zugestanden wurde, auch Aalst (Alost), weil dieses im nymwegener Frieden vergessen worden wäre; als es ihm jedoch verweigert wurde, nahm er 1683 Courtray und Dixmuiden und 1684 Luxemburg weg. Dem hieraus entstandenen europäischen Kriege (Re-

unionskrieg) machte der *ryswicker Friede* 1697 ein Ende, durch welchen Charleroi, Mons, Luxemburg ꝛc. wieder an Spanien kamen und Frankreich allen prätendirten Rechten entsagte. Seit 1691 war der Kurfürst *Maximilian von Bayern* spanischer Statthalter in B. Nach dem Abschlusse des ryswicker Friedens, in den letzten Jahren Karls II. von Spanien, schien die Regierung den tief gesunkenen materiellen Wohlstand der Provinzen durch eine neue Handels- u. Zollgesetzgebung, durch Begünstigung des einheimischen Gewerbfleißes, Anlegung von Kanälen, die Antwerpen auch ohne die Schelde in direkte Verbindung mit dem Meere setzen sollten, und die Errichtung und Unterstützung von Handelsgesellschaften wieder aufrichten zu wollen. Aber leider blieben alle diese Bemühungen ohne bedeutenden Erfolg; der Ausbruch des *spanischen Erbfolgekrieges* machte die Ausführung der meisten dieser Entwürfe unmöglich. Während dieses Krieges stellte sich die Ohnmacht Spaniens, die belgischen Provinzen zu behaupten, hinreichend heraus, letztere wurden bald von den Armeen Frankreichs, bald der Generalstaaten besetzt und dienten diesen beiden erbitterten Feinden zum Schauplatze ihrer Kämpfe. Ludwig XIV. hatte den Statthalter Maximilian von Bayern, besonders nach dem Tode von dessen Sohne, dem Kurprinzen von Bayern, designirtem Erben der spanischen Krone, auf seine Seite zu ziehen gewußt. Als daher Karl II. 1700 den Herzog Philipp von Anjou, Ludwigs Enkel, zum Erben einsetzte und bald darauf starb, öffnete der Kurfürst den Truppen Ludwigs die Plätze B.s, und das ganze Land ward von den Franzosen okkupirt. Seitdem der Kurfürst von Bayern geächtet und aus seinen Staaten vertrieben war, erhielt er zum Unterhalt von Frankreich einen Theil der belgischen Einkünfte und zuletzt die Provinzen Luxemburg und Namur mit Charleroi als Besitzthum abgetreten. Beim Abschlusse des *Friedens* (1713 zu *Utrecht*, 1715 zu *Rastatt* und zu *Baden*) kam B. an Oesterreich, mit der Bestimmung, der Republik der vereinigten Niederlande als Barrière gegen Frankreich zu dienen. Zu diesem Zwecke erhielten die Generalstaaten ein Besatzungsrecht in mehren der wichtigsten Festungen B.s gegen die französische Grenze und sonstige Befugnisse, die fast einer Theilnahme an der Souveränetät gleichkamen (s. *Barrièretraktat*); auch die Schelde blieb geschlossen.

Der utrechter Friede, der das Land unter *österreichische Hoheit* brachte, führte für B. eine neue, bessere Ordnung der Dinge herbei. Zwar konnte Oesterreich, das des Bündnisses mit den Generalstaaten bedurfte, aus Rücksicht auf deren Interesse dem Lande nicht die Machtstellung geben, welche demselben durch Reichthum, günstige Lage u. Kunstfleiß zukam; aber abgesehen davon sorgte die österreich. Regierung für die Beförderung der Ordnung, Ruhe und innern Wohlfahrt. Ständeversammlungen fanden in sämmtlichen Provinzen Statt und wurden von der Regierung nicht gestört. Von den Kriegen, in welche Oesterreich während der Zeit seiner Herrschaft über B. verwickelt war, litt dieses Land weniger, als es von denen der spanischen Monarchie gelitten hatte; mehrmals konnte es, Dank seiner eigenthümlichen Stellung, neutral bleiben. Kriegsschauplatz wurde es nur dann, wenn Frankreich gegen Oesterreich stand. Gleich nach dem Frieden wurde Prinz *Eugen von Savoyen* Statthalter in den belgischen Provinzen. Da er fast immer in Wien lebte, so übertrug er Andern die eigentliche Verwaltung. Unter einem derselben, dem *Marquis von Prié*, fand 1720 zu Brüssel ein unbedeutender Aufruhr Statt, außerdem schien der unruhige Geist der Belgier ganz beschworen zu seyn. Die von Karl VI. 1722 gegründete Handelsgesellschaft zu Ostende wurde 1731 dem holländischen Einflusse wieder geopfert. Bei dem Kriege über die polnische Königswahl 1733—1737 wurde den österreichischen Niederlanden die Neutralität erhalten. Auf Prinz Eugen folgte *Maria Elisabeth*, Karls VI. Schwester, als Statthalterin in B., aber 1740 erhielt der Schwager Maria Theresia's, Prinz *Karl von Lothringen*, die Statthalterschaft, und bald darauf wurde dessen Gemahlin, *Maria Anna*, Karls VI. jüngere Tochter, zur Mitstatthalterin ernannt. Im *österreichischen Erbfolgekriege* von 1744 an eroberten die Franzosen fast das ganze Land, das erst durch den *aachener Frieden* von 1748 wieder in den ruhigen Besitz Oesterreichs kam. Vom 7jährigen Kriege blieb B. unberührt. *Maria Theresia* erwarb sich große Verdienste um die Verbesserung der Verwaltung, und ihr Name ist noch jetzt bei dem Volke einer der gefeiertsten und populärsten unter denen der frühern Regenten des Landes; namentlich wurde ihre letzte Regierungszeit unter der väterlichen Verwaltung Karls von Lothringen, der seit der Schlacht bei Leuthen ganz für seine Statthalterschaft lebte, eine Epoche großer innerer Wohlfahrt für B. Karl von Lothringen hob den Ackerbau, begünstigte Kunst u. Wissenschaft, beförderte den Geldumlauf, errichtete eine Kunstakademie in Brüssel und machte sich so beliebt beim Volke, daß ihm die Stände 1772 ein Denkmal errichteten. Er † 1780, und zugleich kam nach Maria Theresia's Tode *Joseph II.* an die Regierung, der seine Schwester *Maria Christina* mit ihrem Gemahl, dem Herzog *Albert von Sachsen-Teschen*, zur Generalstatthalterschaft nach B. sandte. Josephs II. Regierung begann unter Zwistigkeiten mit Holland, das sich endlich zur Aufhebung des Barrièretraktats verstand, worauf mehre der wichtigsten Festungen geschleift wurden. Dagegen scheiterte Joseph in seinen Versuchen, die Freiheit der Schelde zu erzwingen. Verhängnißvoller wurden seine Mißgriffe hinsichtlich der innern Politik. Joseph II. wollte mit seinem Feuereifer für das Gute auch in B. die bestehenden Mißbräuche auf einmal abschaffen und seine reformatorischen Ideen da, wo sie nicht gutwillig aufgenommen wurden, mit Gewalt ins Werk setzen, verletzte aber durch eine Menge von Neuerungen selbst die tiefgewurzelten religiösen Sympathien des Volks und übertrat in wesentlichen Punkten die von ihm bei seinem Regierungsantritt beschworene Verfassung. In den alten Provinzialrechten, deren Aufrechterhaltung er gelobt hatte (und zwar in dem jedesmaligen Bestätigungsbrief derselben, der Joyeuse entrée, für Brabant, Limburg und Ant-

werpen), war die Pflicht des Gehorsams für die Unterthanen ausdrücklich an die Bedingung der Achtung ihrer Privilegien von Seiten des Fürsten gebunden. Joseph hielt sich nicht für verbunden, diesen Bestimmungen nachzukommen. Die Unruhen begannen mit einem Aufstande der Studirenden auf der streng katholischen und ihrer bisherigen Privilegien beraubten Universität zu Löwen (6. December 1786). Dieser Tumult wurde mit Waffengewalt noch unterdrückt; darauf folgten Eingriffe in die Provinzialverfassungen, Verweigerung der Abgaben von Seiten der brabantischen Stände, Unruhen und schwankende Maßregeln der Regierung, wonach die beabsichtigten Reformen bald gewaltsam durchgesetzt werden sollten, bald wieder die frühern Zustände theilweise hergestellt wurden. Zahlreiche Mißvergnügte wanderten aus und organisirten sich militärisch in Holland und im Lüttichschen. Ein abermaliger Rückschritt, die Wiedereinsetzung der 1788 förmlich aufgehobenen Universität zu Löwen, steigerte nur den Muth der Insurgenten, deren Haupt, van der Noot, erklärte, daß Brabant Josephs II. Herrschaft nicht mehr anerkenne. Die Ausgewanderten fielen im Oktober 1789 in B. ein, überraschten mehre Forts, brachten den Oesterreichern bei Turnhout eine Niederlage bei und breiteten sich mehr im Lande aus. Am 11. December 1789 brach in Brüssel selbst der Aufstand aus, und die österreichische Garnison ward durch Kapitulation zur Räumung gezwungen. Schon am 26. December erklärten sich die brabantischen Stände für unabhängig. Die übrigen Provinzen folgten, konstituirten sich am 11. Januar 1790 als vereintes Belgien (wobei der Name B. zum ersten Mal in neuerer Zeit wieder officiell genannt wurde) zu einem eigenen Staate und stellten einen Kongreß an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten, welcher die von Oesterreich gemachten Vorschläge zur Aussöhnung zurückwies. Nur Luxemburg, wo sich die österreichischen Truppen unter General Bender zusammengezogen hatten, wurde im Gehorsam gehalten. Ehe aber der Kongreß noch irgend eine durchgreifende Umgestaltung des innern Zustandes vollenden konnte, brachen unter den Patrioten selbst Spaltungen aus; die Einen wollten demokratische Institutionen, die französischen Ideen aufnehmend, die Andern suchten eine Reaktion im Sinne des frühern Uebergewichts des Adels und der Geistlichkeit herbeizuführen. Dieser Hader erleichterte dem General Bender die Wiederbesetzung der Provinz Limburg. Aeußere ungünstige Umstände kamen hinzu, um der Sache ein schnelles Ende zu machen. Die Patrioten, in diplomatischen Dingen mehr als unerfahren, hatten zu sehr auf die Versprechungen fremder Mächte, welche diese Schwächung der österreichischen Macht nicht ungern sahen, gerechnet; als es sich um thätige Hülfe handelte, wurde sie ihnen überall versagt. In Frankreich war die revolutionäre Bewegung noch nicht weit genug vorgeschritten, um von dort her Beistand erwarten zu können. Nach Josephs II. Tode erließ Leopold II. am 3. März 1790 eine Erklärung, worin er die Herstellung u. Garantie der frühern Verfassungen verhieß. Da sein Antrag verworfen wurde, schlug er ebenso erfolglos die Vermittelung der Streitpunkte durch einen im Haag zu haltenden Kongreß vor. Als jedoch die Uneinigkeit und der Streit im Schooße des Kongresses immer mehr zunahmen u. Oesterreich sehr ernstliche Anstalten machte, die Provinzen durch Waffengewalt sich wieder zu unterwerfen, sah man sich gezwungen, mit dem Kaiser zu unterhandeln. Das verstärkte österreichische Armeecorps rückte gegen Ende des November 1790 in B. ein und unterwarf dieses, ohne irgendwo auf bedeutenden Widerstand zu stoßen. Leopold beeilte sich, durch die letzten Vorgänge belehrt, unter Ertheilung einer vollständigen Amnestie, die alten Regierungsformen, Rechte und Privilegien wiederherzustellen. Aber die dadurch bewirkte Ruhe war nur von kurzer Dauer. Der Sturm war nur auf einen Augenblick beschwichtigt, die Elemente der geselligen Ordnung waren zu tief erschüttert, als daß sie auf die Länge hätten zusammenhalten und besonders den Ereignissen widerstehen können, welche in Folge der Wendung, welche die Dinge in Frankreich genommen hatten, auf sie einbrachen. Unmittelbar nach ihrer Kriegserklärung (20. April 1792) griff die französische Republik die österreichischen Niederlande an, und im November desselben Jahres war sie im Besitze derselben. Die unendliche Mehrheit der Nation empfing die Franzosen als Befreier von der österreichischen Herrschaft, sie selbst gaben sich dafür aus und wollten nicht als Eroberer erscheinen. Ihren ersten Erklärungen nach begnügten sie sich, dem Lande seine Unabhängigkeit zu sichern, und der Wunsch nach einer selbstständigen nationalen Existenz sprach sich überall aus. Bald jedoch wurde auf Anstiften von Emissären, mit denen man von Paris aus das Land überschwemmt hatte, in einigen Lokalitäten das Verlangen nach einer Vereinigung mit Frankreich laut. Ehe jedoch demselben weitere Folge gegeben werden konnte, hatte eine rasche Wendung des Kriegsglücks (Schlacht bei Neerwinden), die Oesterreicher von Neuem in den Besitz dieser Provinzen gesetzt, aber nur auf kurze Zeit. Die Feldzüge von 1793 und 1794 machten auf immer ihrer Herrschaft über dieselben ein Ende; die Schlacht bei Fleury brachte B. in die Gewalt der französischen Republik.

Alle bestehenden Einrichtungen in B. wurden nun durch die zur Herrschaft gelangten Franzosen umgestoßen, das Land von Grund aus revolutionirt, die neuen französischen Institutionen mit unglaublicher Schnelligkeit überall eingeführt, die Schelde geöffnet, das Land vorerst als besondere Republik (Belgien, im Gegensatz zu Batavien, dem gleichfalls eroberten Holland) unter den Schutz Frankreichs gestellt und mit größerer Mäßigung, als andere eroberte Länder, behandelt. Selbst der belgische Adel verlor seine Bedeutsamkeit nicht ganz. Durch die Friedensschlüsse von Campo-Formio (1798) und von Luneville (1801) wurde indeß B. ganz an Frankreich abgetreten u. in 9 Departements (der Lys, der Schelde, der beiden Neethen, der Dyle, der Maas, der Ourthe, der Wälder, der Sambre u. Maas u. von Jemappes) eingetheilt. Die Geschichte liefert wenig Beispiele einer in so kurzer Zeit vollendeten und so vollständigen Umwandlung aller socialen Verhältnisse einer Nation. Von da an bis

1814 haben die belgischen Provinzen ununterbrochen einen integrirenden Theil des französischen Reichs gebildet. B. folgte hiernach allen Schicksalen der französischen Republik und des Kaiserreichs, erhielt den Code Napoleon und wurde in Hinsicht der ganzen Verwaltung auf französischen Fuß organisirt. Der Sturz Napoleons und der erste pariser Friede vom 30. Mai 1814 brachten B. und Holland, nach mehrmonatlicher Verwaltung des erstern durch einen österreichischen Generalgouverneur, unter die Herrschaft des Prinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau, der am 23. März 1815 den Titel eines Königs der Niederlande annahm, worauf der londoner Vertrag vom 19. Mai 1815 u. später die Beschlüsse des wiener Kongresses vom 31. Mai und die Schlußakte vom 9. Juni 1815 die Verhältnisse des neuen Königreichs regulirten. Um den neuen Staat in regelmäßige und enge Beziehung zu dem deutschen Bunde, für dessen politisches und Vertheidigungssystem er von der allergrößten Wichtigkeit war, zu bringen, wurde das Herzogthum Luxemburg, das als Entschädigung für die in Deutschland abgetretenen Besitzungen dem Hause Nassau-Oranien gegeben war, unter dem Titel eines Großherzogthums mit Deutschland vereinigt und der König der Niederlande als Großherzog von Luxemburg in den deutschen Bund aufgenommen, und um die Kontinuität des Staates zwischen dieser Besitzung und den Provinzen an der untern Maas herzustellen, das Gebiet des ehemaligen Bisthums Lüttich demselben einverleibt. Der zweite pariser Friede verstärkte die Südgrenze der Niederlande durch einige neu hinzugekommene Bezirke mit den Festungen Philippeville, Marienbourg u. Bouillon.

Der Grundgedanke der verbündeten Mächte bei der Bildung des neuen Königreichs der Niederlande durch Vereinigung der belgischen Provinzen mit den holländischen war, in dem jungen Staate, der alle Elemente von Blüthe und politischer Macht zu besitzen schien, eine Art Schutzmauer oder Barriere gegen Frankreich zu errichten, die westliche Grenze Deutschlands zu sichern u. durch die Wiedererweckung der frühern Nationalität in Ländern, die lange Zeit hindurch mit Frankreich vereinigt gewesen waren, ein Gegengewicht mehr gegen das Ueberwiegen des französischen Geistes und der französischen Ideen herzustellen, eine Kombination, die vom rein politischen Standpunkte aus betrachtet, durchaus Billigung u. Anerkennung verdient. Sollte aber das Königreich der Niederlande das werden, wozu seine Gründer es bestimmt hatten, ein fester, einiger, in sich starker u. homogener Staat, mit einer einigen, auf gesicherter Grundlage beruhenden politischen Nationalität, so war dazu vor allen Dingen Gleichartigkeit der Elemente, Verwandtschaft der materiellen und intellektuellen Interessen der verschiedenen Bevölkerungen, aus denen es bestand, erforderlich, eine wahre, innige, dauerhafte Verschmelzung, die Bildung einer niederländischen Nation, in der belgische und holländische Volksthümlichkeit sich zu einem Ganzen vereinigten die erste und unerläßliche Bedingung. Aber anstatt jener vor Allem nothwendigen Gleichartigkeit der beiden Hauptbestandtheile herrschte die größte Verschiedenheit zwischen ihnen, die in mehren Beziehungen zum entschiedensten Gegensatze sich steigerte, ja eine absolute Unverträglichkeit, aus der nothwendig und unvermeidlich eine Opposition des einen gegen den andern hervorgehen mußte, welcher gegenüber die besten, versöhnlichsten Absichten der Regierung ohnmächtig bleiben mußten, und die nur mit der Auflösung einer moralisch u. materiell gleich unmöglichen Gemeinschaft endigen konnte. Alle Elemente des gesellschaftlichen Zustandes, Religion, Bildung, Sprache, Handels- und industrielle Interessen, öffentlicher Geist und staatliche Einrichtungen, waren in B. anders, als in Holland, beruhten auf anderer Grundlage, bewegten sich in andern Bahnen und verfolgten andere Zwecke. Während in den belgischen Provinzen die unendliche Mehrheit der Bevölkerung mit Eifer und Strenge dem Katholicismus zugethan ist, der sich hier mehr als in irgend einem andern Lande vollständig und von den zersetzenden Einflüssen des Protestantismus und der Philosophie frei erhalten hat, ist in Holland, trotz der seit Jahrhunderten im Lande einheimischen Kultusfreiheit, die reformirte Lehre, großentheils in ihrer rigidesten Form, das bei weitem vorherrschende Bekenntniß, und religiöse Toleranz besteht, obgleich hier wie dort eines der Grundgesetze der geselligen Ordnung, in einem geringern Grade, als anderswo, in der Gesinnung der Massen. Während in Holland der allgemeine Bildungszustand von einer Menge germanischer Momente durchdrungen ist, hat in B. die lange Vereinigung mit Frankreich ein Uebergewicht der französischen Weisen in demselben hervorgebracht. Während Holland hauptsächlich auf den Handel angewiesen ist und die wesentlichste Bedingung seines materiellen Wohlstandes in der größtmöglichen Freiheit desselben besteht, einer Freiheit, die um so umfassender seyn kann, als weder die einheimische Industrie, noch der Ackerbau eigenthümliche Bedeutung genug haben, um dem Handelsinteresse das Gleichgewicht halten zu können, ist B. durch seinen Bodenreichthum, seine Agrikulturverhältnisse und die damit in engster Verbindung stehende Industrie auf ein durchaus anderes System angewiesen, das unbedingte Handelsfreiheit eher schädlich, als nützlich, und Schutz der inländischen Produktion zur ersten Bedingung seiner Zollgesetzgebung macht. Das Idiom des gebildeten Theils seiner Bevölkerung ist das überall verstandene, wenn auch nicht überall gesprochene Französische, es ist die Sprache seiner Gesetzgebung, seiner Administration, deren Gebrauch seit Jahrhunderten überwiegend gewesen ist und an der ein großer Theil seiner Bewohner mit eben der Vorliebe hängt, die in Holland allgemein u. fast ohne Ausnahme dem Holländischen zu Theil wird. Das in mehren belgischen Provinzen Volkssprache gebliebene Flamändische hat sich, obgleich eines Stammes mit dem Holländischen, doch so verschieden von diesem und so eigenthümlich entwickelt, daß die Verschmelzung beider Idiome kaum weniger unmöglich ist, als die des Schwedischen und Dänischen, des Russischen und Polnischen. In B. war man durch 20jährigen Gebrauch der französischen Gesetze und der Administrativeinrichtungen, welche aus den Reformen und orga-

nischen Gesetzen der Republik und des Kaiserreichs hervorgingen, an eine Menge von Institutionen, an einen gesetzlichen Zustand gewohnt, der in Holland während der kurzen Periode der Vereinigung mit Frankreich wegen des großen Hasses gegen die Fremdherrschaft nicht hatte Wurzel schlagen oder bleibende Spuren hinterlassen können. Während in B. die neuen Formen des politischen und bürgerlichen Lebens schon ganz in Geist und Blut des Volkes übergegangen waren, hatte man sich in Holland nach dem Abzuge der Franzosen beeilt, die alten Einrichtungen wieder herzustellen, und bestand der Haß gegen die neuen noch lange nachher. Unter diesen Umständen wurde die Aufgabe der Regierung des neuen Königreichs eine sehr schwierige, ja selbst unausführbare. Es Allen recht zu machen, war unmöglich, die Interessen und Rechte des einen Theils der Bevölkerung denen des andern zu opfern, unvermeidlich, wenn es auch nicht in dem Willen der Regierung lag. Die ganze innere politische Geschichte des Königreichs bis zu seiner Auflösung 1830 ist eine fortlaufende Reihe von Ereignissen, die sich mit nothwendiger Konsequenz aus diesem Gegensatze der beiden Hauptbestandtheile desselben entwickeln. Durch ihre Stellung, ihren Ursprung und eine Menge der wesentlichsten und wichtigsten Rücksichten war die Regierung angewiesen, ihre hauptsächlichsten Stützpunkte in Holland zu suchen, und ihre Politik wurde dadurch nothwendig in eine die holländischen Interessen besonders begünstigende Bahn geleitet. Sie konnte auf Augenblicke oder für einzelne Gegenstände den belgischen Interessen Koncessionen machen, aber ein eigentliches, wahres und beständiges Gleichgewicht zwischen beiden einzuhalten, lag unter den obwaltenden Umständen, selbst bei gutem Willen von ihrer Seite, außer ihrer Gewalt. Ihr erster bedeutender Akt, die politische u. administrative Organisation des Staates durch eine neue Verfassung, lieferte schon einen Beweis dafür; es war der erste Schritt in einer Bahn, deren trauriger Ausgang vielleicht noch mehr der Gewalt der Umstände, als ihrer Schuld zuzuschreiben ist.

Als die Vereinigung mit den südlichen Niederlanden vollzogen war, erschien der für die 7 nördlichen Provinzen bestimmte Verfassungsentwurf vom 29. März 1814 als unzureichend. Eine zur Hälfte aus Belgiern, zur Hälfte aus Holländern bestehende Kommission wurde daher mit dem Entwurfe einer den neuen Verhältnissen entsprechenden Konstitution beauftragt und ihre Arbeit einer Versammlung der Notabeln aller Provinzen vorgelegt. Während nun die holländischen Notabeln den Entwurf einstimmig annahmen, wurde derselbe von den belgischen durch 796 Stimmen gegen 527 verworfen. Der König hatte ihm seine Billigung gegeben, und bei der Einstimmigkeit der holländischen Notabeln wollte die Regierung die Annahme desselben von Seiten der belgischen Provinzen um jeden Preis durchsetzen. Als ihre Bemühungen, auf gütlichem Wege zu diesem Resultate zu gelangen, die Opposition der Belgier nicht besiegen konnten, nahm sie ihre Zuflucht zu einem Mittel, das einem Gewaltstreiche ähnlich sah. Unter den 796 Gegnern der Verfassung hatten 126 erklärt, daß ihr negatives Votum sich nur auf die die Religion betreffenden Bestimmungen der Konstitution bezöge. Die Regierung deutete nun das Votum so, als ob es die übrigen Artikel bestätige. Außerdem hatte $^{1}/_{6}$ ungefähr aller belgischen Notabeln gar keine Stimme abgegeben; es wurde vorausgesetzt, daß die Abwesenheit derselben ihre Zustimmung implicire. Auf diese Weise flickte man eine Majorität, die nie bestanden hat, zusammen, und die Konstitution wurde proklamirt, aber von der Mehrheit der Belgier von Anfang an a's aufgedrungen betrachtet. Zu denjenigen Bestimmungen der Konstitution, die in B. lebhafte Opposition erweckten, gehörten hauptsächlich die dem Könige ausschließlich zugewiesene Leitung der Kolonien und die Vertheilung des der Zustimmung der Generalstaaten bedürfenden Budgets der Ausgaben und Einnahmen in der Art, daß die ordentlichen und fixen Ausgaben, sowie die Mittel und Wege dafür nur alle 10 Jahre, jährlich aber nur die außerordentlichen Ausgaben votirt werden sollten; ferner die Beiziehung B.s zu der gesammten holländischen Schuldenlast, die Anerkennung der vollen Freiheit des Kultus, die Unverantwortlichkeit der Minister, da wenigstens der Grundsatz der Verantwortlichkeit nicht deutlich ausgesprochen war, die auf die bloße Urtheilsfällung beschränkte Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens. Eine der wesentlichsten Ursachen der Ereignisse des Jahres 1830 (s. unten) ist noch in der Stellung zu suchen, welche das Grundgesetz den südlichen Provinzen, den nördlichen gegenüber, anwies. Es war ihnen völlige Gleichstellung in Betreff aller Rechte und Vortheile zugesichert worden, aber in Beziehung auf die wichtigsten aller Rechte, die politischen, brachte ihnen die Verfassung nur eine Ungleichheit, die sie von vorn herein verletzen und gegen die neue Ordnung der Dinge einnehmen mußte. Die Bevölkerung der belgischen Provinzen betrug bei der Vereinigung 3,337,000 Seelen, die der holländischen 2,046,000; hätte man die Zahl der Mitglieder der zweiten Kammer, welche die eigentliche Volksvertretung bildeten, nach deren Bevölkerung bestimmen wollen, so wären von den 110 Deputirten 68 auf B. und 42 auf Holland gekommen. Dadurch wäre offenbar den belgischen Deputirten und mit ihnen den besondern Interessen der südlichen Provinzen auf immer die Mehrheit in der zweiten Kammer gewonnen gewesen; bei dem entschiedenen Vorherrschen des holländischen Elements und der holländischen Interessen in dem neuen Staate konnte und wollte man dies nicht, um so weniger, als die nördlichen Provinzen geltend machten, daß sie der Gemeinschaft die Kolonien und sonstigen überseeischen Besitzungen zubrächten und so den Unterschied in der Bewohnerzahl mehr als aufhöben, worauf die Belgier erwiderten, daß die Bewohner der Kolonien als solche keine politischen Rechte im Mutterlande besäßen, um deren Vertheilung es sich doch hier allein handle. Nach vielfachen Versuchen ergab sich kein anderer Ausweg, als die beiden Elemente des Königreichs in Bezug auf Nationalrepräsentation durchaus gleichzu-

stellen und den holländischen Provinzen dieselbe Deputirtenzahl (55) wie den südlichen zu geben. So kam es, daß das um ⅓ weniger bevölkerte Holland eben so viel Einfluß in den Generalstaaten erhielt, als B., und als mittleres Verhältniß stellte sich heraus, daß das Erstere einen Deputirten auf 37,000 Einwohner erhielt, während das Letztere sich mit einem auf 67,000 begnügen mußte. Ueberhaupt war diese Verfassung, namentlich auch hinsichtlich des Instituts der Provinzialstände, die zugleich Wahlkollegien für die Ernennung der Mitglieder der zur zweiten Kammer der Generalstaaten waren, nach allen wesentlichen Bestimmungen sichtlich aus den besondern Interessen und der ganzen Geschichte des öffentlichen Lebens der nördlichen Provinzen hervorgegangen. Die Opposition gegen die Konstitution war aber in B. um so bedeutender, als der durch die Gleichstellung der Konfessionen verletzte Klerus, unter der Führung des Bischofs von Gent, Herzogs von Broglio, an ihrer Spitze stand. Gegen die Protestation des Klerus erklärte der König, freie Religionsübung sey eine von allen Gliedern der heiligen Allianz angenommene, durch Staatsverträge bestimmte und von der gesunden Vernunft vorgeschriebene Maßregel, und jene Protestation müsse daher unberücksichtigt bleiben. Auf Ermahnung des Papstes kam 1816 die Anerkennung der Konstitution auch in B. zu Stande und sie wurde nun von der Mehrzahl der Notabeln beschworen.

Für die Förderung des materiellen Wohlstandes in B. geschah unter der niederländischen Regierung allerdings nicht wenig. Schon 1818 wurde in allen Provinzen die Errichtung landwirthschaftlicher Gesellschaften angeordnet, die sich vielfach bewährten; es wurden Armenkolonien angelegt, 1822 ein den Bedürfnissen der Industrie mehr angemessenes Mauthsystem geschaffen und namentlich 1823 die Bank von Brüssel gegründet, durch deren Vermittelung neue industrielle Gesellschaften entstanden, neue Zweige des Gewerbfleißes hervorgerufen und dem Handel weitere Kreise geöffnet wurden. Aber andererseits nahmen auch die Ausgaben, sowie das jährliche Deficit, immer mehr zu, und zur Deckung des wachsenden Aufwandes sah man sich zur Erhöhung der Konsumtionssteuern, bald auch zur Einführung der verhaßten und besonders auf den untern Klassen schwer lastenden Schlacht- und Mahlsteuer genöthigt, die in dem landwirthschaftlichen B. verhältnißmäßig noch drückender, als in Holland empfunden wurde. Dazu kam das im Jahre 1822 neu organisirte, mit großen Gerechtsamen ausgerüstete und in seinen ersten Operationen wohl auch heilsame Amortisations-Syndikat, welches bei dem Mangel aller Oeffentlichkeit und aller Kontrole immer mehr den Charakter eines unpopulären und gehässigen fiskalischen Instituts annahm. Diese finanziellen Neuerungen wurden in den Generalstaaten durchgängig durch die große Mehrheit der holländischen Deputirten, in Verbindung mit einer ministeriellen Fraktion der belgischen Abgeordneten, durchgesetzt. Die Opposition in B. fand daher immer neue Anhaltpunkte, und die Regierung verlieh ihr noch mehr Stärke dadurch, daß sie sichtlich auf eine Verschmelzung der beiden Landestheile im holländischen Sinne hinarbeitete. Vor Allem suchte sie den Widerstand des Katholicismus zu brechen, stieß aber gerade bei der Behandlung der geistlichen Angelegenheiten, sowie der des Unterrichts, auf wachsende Schwierigkeiten. Schon wegen der verweigerten Eidesleistung eines Theils der Geistlichkeit auf die Verfassung hatte sich zwischen der katholisch-belgischen und der holländisch-reformirten Presse ein zu immer größerer Heftigkeit sich steigernder Streit erhoben. Immer tiefer und weiter wurde die Kluft zwischen der Regierung und der katholischen Partei durch mehre Maßregeln der erstern. Dahin gehören: die gegen einzelne Geistliche, welche ein besonders lautes Wort führten, bewiesene Strenge, in deren Folge mehre wegen ihrer Schriften gerichtlich verfolgt wurden und der Fürstbischof von Gent selbst in eine infamirende Strafe verfiel und mit seinen Generalvikarien der geistlichen Jurisdiktion entsagen mußte; der Einfluß, welchen sich die Regierung auf den Religionsunterricht in den katholischen Schulen durch Beschränkung desjenigen der Geistlichkeit zu verschaffen suchte; die Aufhebung der von den Bischöfen errichteten geistlichen Schulen, der sogenannten kleinen Seminarien; die Errichtung des sogenannten philosophischen Kollegiums in Löwen, welches der geistlichen Aufsicht gänzlich entzogen ward und zu dessen Besuch die künftigen Kandidaten des geistlichen Amtes verpflichtet wurden ꝛc. Andere Maßregeln, welche die Sympathien der Belgier und ihre herkömmlichen Gewohnheiten verletzten und ihren Rechten zu nahe zu treten schienen, erregten nicht weniger Erbitterung und trieben außer den eifrig Katholischen auch die Liberalen in immer schärferen Gegensatz gegen die Regierung. Von der Ansicht ausgehend, daß das holländische Element die Grundlage der neu zu schaffenden Nationalität der vereinigten Niederlande sey, hatte die Regierung durch wiederholte Befehle in den Jahren 1818, 1819 und 1822 die holländische Sprache zur Nationalsprache erhoben, ihren Gebrauch bei allen öffentlichen, sowohl gerichtlichen, als administrativen Verhandlungen, sowie in den Lehranstalten obligatorisch gemacht und den der französischen Sprache, die für einen großen Theil der Belgier Muttersprache und überall in B. Sprache der Gesellschaft war, bei diesen Veranlassungen verboten. Dieses Verbot fand den allerheftigsten Widerstand und bildete mehre Jahre hindurch den Gegenstand allgemeiner Beschwerden. Ein weiterer Grund der Unzufriedenheit war die evidente Zurücksetzung der Belgier im Staatsdienste, eine Zurücksetzung, die aus dem schon erwähnten Streben der Regierung, das holländische Element überall vorherrschend zu machen, von selbst hervorging und bis auf einen gewissen Grad auch dadurch gerechtfertigt werden konnte, daß die Zahl der zu öffentlichen Aemtern Befähigten aus den südlichen Provinzen eine verhältnißmäßig geringere, als im Norden war. Jedenfalls ging die Regierung in ihrer Vorliebe sehr weit und übte in dieser Beziehung selbst da Ungerechtigkeiten, wo es ihr leicht gewesen wäre, gerecht zu seyn.

Die überall hervortretende Unzufriedenheit hatte früh schon zahlreiche Organe in der Presse gefunden; die Regierung beschränkte daher die verfassungsmäßige Preßfreiheit durch besondere Verfügungen und Anwendung außerordentlicher Strenge so sehr, daß sie faktisch eigentlich vernichtet wurde. Ein außerordentliches Tribunal wurde für die Preßangelegenheiten eingesetzt, und die Prozesse wegen Preßvergehen häuften sich mit jedem Jahre mehr. Die zahlreichen und harten Verurtheilungen führten aber, anstatt der Mäßigung, die man dadurch zu bewirken gehofft hatte, nur größere Aufregung und Heftigkeit herbei, die sich bald allen Klassen der Bevölkerung B.s mittheilte. Jede zeitweise Nachgiebigkeit der Regierung wurde nur als Schwäche ausgelegt und steigerte die Ansprüche; selbst die endliche Vereinigung mit dem päpstlichen Stuhl über das Konkordat vom 18. Juli 1827, auf der Grundlage des zwischen Napoleon und Pius VII. abgeschlossenen, beschwichtigte nur für kurze Zeit die katholische Partei. Die Stimmung in B. wurde um so bedenklicher, als auf neuen Anlaß zu Beschwerden die in den südlichen Provinzen vorherrschenden getrennten Meinungselemente der Katholiken und Liberalen sich zu gemeinschaftlicher Opposition gegen die Regierung vereinigt hatten und Alle ihre Kräfte gegen sie kehrten. Die liberale Opposition verlangte strenge und gewissenhafte Beobachtung des Grundgesetzes und wahrhafte Gleichstellung der südlichen Provinzen mit den nördlichen in Bezug auf die öffentlichen Aemter und die sonstigen, vom Staate zu vergebenden Vortheile, die Katholiken wollten besonders Sicherung ihrer religiösen Freiheiten durch eine unabhängige Stellung der geistlichen Gewalt. Beide setzten die sie trennenden Meinungsverschiedenheiten bei Seite, um ihre Beschwerden gegenseitig zu unterstützen; diese Koalition gab der Opposition eine Kraft und eine Allgemeinheit, welche dieselbe der Regierung bald furchtbar machte, um so mehr, da es jener nicht an beredten und eifrigen Vertheidigern, z. B. de Potter, Tielemans &c., fehlte, welche mit großem Muthe und einer durch Strafen und Verfügungen aller Art nicht zu ermüdenden Beständigkeit alle Maßregeln, welche die Regierung zur Durchführung ihres Systems nahm, angriffen. Was dieser Opposition eine besondere Wichtigkeit gab, war das Echo, das sie in den Generalstaaten fand. Die belgische Fraktion der zweiten Kammer nahm natürlich der Regierung gegenüber auf das Wärmste Partei für die Beschwerden ihrer Kommittenten, und da sie der Zahl nach eben so stark war wie die Deputirten der nördlichen Provinzen, so schied der Zwiespalt die Kammer von vorn herein in zwei fast gleiche Hälften, und die Regierung erhielt für die wichtigsten Gesetze da, wo sie des ganzen und einmüthigen Beistandes der Kammer bedurft hätte, um ihren Akten den erforderlichen Nachdruck zu geben, eine nur durch die größten Anstrengungen erworbene Majorität von einigen wenigen Stimmen. Die Opposition bekam aber durch die von der Regierung, den Generalstaaten gegenüber, hartnäckig verweigerte Anerkennung des Grundsatzes der ministeriellen Verantwortlichkeit (der Justizminister van Maanen erklärte, er sey nur Gott und dem König verantwortlich) um so größeres Gewicht.

Als die Opposition immer heftiger, die Anzeichen einer großen, im Volke gährenden Aufregung immer zahlreicher und drohender wurden, versuchte man einen Augenblick das System des Nachgebens. Die lästigen Schlacht- und Mahlsteuern wurden abgeschafft, das Gebot, sich in allen Verhandlungen der holländischen Sprache zu bedienen, aufgehoben, mehre Abänderungen in der Organisation des philosophischen Kollegiums zu Löwen getroffen; aber alle diese Koncessionen kamen zu spät, sie erschienen nur als abgedrungen und daher ohne Verdienst, um so mehr, als die Kammer sich so energisch erklärt hatte; das Budget war nur mit der Majorität einer einzigen Stimme votirt, so daß die Regierung in der Nothwendigkeit war, Koncessionen zu machen, oder entschieden in die Minorität zu gerathen. Die Opposition erklärte sich mit diesen ersten Zugeständnissen nicht zufrieden; die Presse verlangte mit größerer Heftigkeit, als je, die Abstellung auch der übrigen Beschwerdepunkte und entwickelte Doktrinen über die Volkssouveränetät und die Konsequenzen des Repräsentativsystems, welche das Verfahren des Gouvernements als durchaus ungesetzlich und gewaltsam darstellten. Auch hatte der 1828 wegen eines Angriffs gegen das Ministerium verhaftete de Potter von seinem Gefängnisse aus den Anstoß zu einer Menge Petitionen gegeben, womit die Kammer von 1829 bestürmt wurde, und in demselben Jahre hatten sich in einem großen Theile B.s zahlreiche konstitutionelle Vereine gebildet. Ein neuerer, noch strengerer und von einer Botschaft an die Kammer (11. December 1829) begleiteter Preßgesetzentwurf war die Antwort der gereizten Regierung auf diese Angriffe, und zwar nach Verwerfung des von den Deputirten in freisinnigerem Geiste beantragten Entwurfs. Die Erklärung des Königs bezeichnete die Konstitution als eine bloß oktroyirte u. als die völlig freiwillige Beschränkung der monarchischen Gerechtsame, die ganze Opposition aber als angeregt von einigen Fanatikern und Irregeleiteten, die sich in unwürdiger u. Aergerniß gebender Weise gegen die väterlich gesinnte Regierung erhoben. Diese Botschaft wurde den Beamten aller Grade und aller Verwaltungszweige zur Unterzeichnung binnen 24 Stunden, unter Androhung der Entlassung, vorgelegt, und mehre Beamte, die sich als Anhänger der Opposition zu erkennen gegeben hatten, wurden wirklich abgesetzt. Es ward eine Art von Schreckens- und Einschüchterungssystem eingeleitet, welches bald die schlimmsten Früchte trug. Die Aufregung stieg in schreckenerregender Weise; die Spannung, welche seit Monaten schon in Frankreich herrschte, theilte sich auch B. mit; die Prozesse gegen die Presse häuften sich. Zu Anfang des Jahres 1830 wurden de Potter, Tielemans, Bartels und de Nèves, welche alle einen ausgezeichneten Platz in der Opposition eingenommen hatten, in Folge eines jener Prozesse zu mehrjähriger Verbannung verurtheilt; sie setzten von Frank-

reich aus ihre Angriffe in der Presse fort. Die Regierung bereitete sich vor, die ihr feindlichen Manifestationen der Journale und der öffentlichen Meinung durch die allerschärfsten Maßregeln zu unterdrücken, als die Julirevolution in Frankreich ausbrach. In Folge derselben kam das lange unter der Asche glimmende Feuer auch in B. zum Ausbruch. Am 24. August 1830 fanden die ersten Volksaufläufe Statt, welche hauptsächlich gegen den allgemein verhaßten Justizminister van Maanen und gegen die Herausgeber mehrer von der Regierung unterstützten Journale gerichtet waren, bald aber das Signal zu einer allgemeinen, über ganz B. sich verbreitenden Revolution wurden (s. Brüssel).

Die belgische Revolution hat vom Anfange an einen eigenthümlichen, oft aus Unkunde oder mit Absicht entstellten Charakter gehabt; sie war nicht das Resultat einer Verschwörung, deren Ausbruch den Aufstand des ganzen Landes nach sich zog, wie in Polen, und eben so wenig durch eine große und offenbare Verletzung des gesetzlichen Zustandes, wie in Frankreich, veranlaßt. Es ist erwiesen und über allen Zweifel erhoben, daß durchaus keine geheime Verbindung, deren Zweck der Umsturz der holländischen Regierung in B. gewesen wäre, bestanden hat, und der letzte Akt der Regierung, der Gelegenheit zu Angriffen gegen dieselbe gab, die Fixirung des obersten Gerichtshofes im Haag, hatte, wenn auch im höchsten Grade unpolitisch unter den damaligen Verhältnissen, doch nicht den Charakter einer Gesetzesverletzung. Die Septemberrevolution war vielmehr die Krisis eines seit dem Augenblicke der Vereinigung B.s mit Holland bestehenden Uebels, das an Intensität und Verbreitung in jedem Jahre, mit rascher Steigerung aber besonders in den letzten Jahren vor 1830, zugenommen hatte und dessen Ursachen oben besprochen sind. An Aufregungen aller Art, von dem nahen Paris ausgehend, fehlte es nicht, Emissäre und Aufwiegler langten nach den Julitagen in Menge in Brüssel an, und der Aufruhr mußte hier unvermeidlich werden; den Charakter einer allgemeinen Volksbewegung erhielt indeß das Ganze erst in den Septembertagen. Die Scenen der letzten Tage des August hatten die Revolution eingeleitet, aber nicht gemacht; ohne den Aufstand des ganzen Landes, ohne die energischen Manifestationen gegen die Regierung, die sich überall kund thaten und vor denen die bewaffnete Macht eine Stellung nach der andern räumen mußte, wären diese Scenen ein vereinzelter Versuch, die öffentliche Ruhe zu stören, geblieben. Kein Mensch dachte im Anfange an die Herstellung eines selbstständigen Staates, man wollte Abstellung der Beschwerden, höchstens administrative Trennung der südlichen und nördlichen Landestheile. Aus vielen Städten gingen Deputationen nach dem Haag an den König ab. Dieser berief die Generalstaaten, die am 13. September eröffnet und selbst von den meisten belgischen Abgeordneten besucht wurden, noch nach dem Haag, um über die beantragten Abänderungen der Konstitution zu berathschlagen. Die holländischen Deputirten aber wußten einen definitiven Beschluß darüber zu verzögern. Erst jetzt, als die Unterhandlungen scheiterten, und einer der belgischen Abgeordneten, Baron de Stassart, mit einer die Gemüther wieder entflammenden Erklärung über vergebliche Bemühungen aus dem Haag nach Brüssel zurückkam, erst als die Regierung ein bedeutendes Armeecorps in Brabant einrücken und auf Brüssel marschiren ließ, erst da vollendete sich der Riß. Am 20. September wurden in Brüssel die bisherigen Behörden abgesetzt u. eine provisorische Regierung gebildet, an deren Spitze außer de Stassart auch der noch in Paris weilende de Potter berufen ward. Als nun Prinz Friedrich nach viertägigem Kampfe gezwungen wurde, die Hauptstadt zu räumen (26. September), breitete sich der Aufstand über ganz B. aus und aus dem Aufstande wurde eine Revolution. Die administrative Trennung, welche die Generalstaaten am 28. September mit der Abänderung des Grundgesetzes votirten, wurde durch den Ausgang jenes Kampfes eine gewaltsame Auflösung des Königreichs der vereinigten Niederlande. Am 4. Oktober erklärte die provisorische Regierung, nach dem inzwischen Statt gefundenen Einzuge de Potters in Brüssel, die Unabhängigkeit B.s; sie berief eine Versammlung für die Ernennung eines Regenten und die Annahme einer Verfassung und erklärte zugleich das Großherzogthum Luxemburg für einen Bestandtheil des neuen Staates. Jetzt war das Band zwischen Holland und B. zerrissen, und der Versuch des Prinzen von Oranien, dieses Land dadurch seinem Hause zu erhalten, daß er es als unabhängiges Reich zu regieren und sich an die Spitze der Bewegung zu stellen erklärte, war erfolglos. Der König von Holland selbst erklärte diesen Schritt des Prinzen für ungültig und proklamirte am 24. Oktober, er werde B. bis zur Entscheidung des in London versammelten Ministerkongresses der Großmächte sich selbst überlassen, doch inzwischen die Festungen Antwerpen, Mastricht und Venloo besetzt halten.

Am 12. Oktober 1830, noch in der Zeit der höchsten Gährung, wurde die aus zwölf Patrioten gebildete Kommission eingesetzt, die den Konstitutionsentwurf ausarbeiten sollte. Alle Stimmen, mit Ausnahme einer einzigen, waren für die Monarchie. Am 28. Oktober wurde der von Nothomb und Devaux ausgearbeitete Verfassungsentwurf veröffentlicht, und 3 Wochen nach dem Rückzuge des Prinzen Friedrich war die Autorität der provisorischen Regierung von ganz B. anerkannt. Das erste belgische Ministerium bestand aus Tilemans für das Innere, Coghen für die Finanzen, Joly für das Kriegswesen, Gendebien für die Justiz; die auswärtigen Angelegenheiten hatte eine Kommission zu besorgen, zu der van de Weyer, de Celles, d'Aerschot, Nothomb und Lehon gehörten. Während man sich mit der Organisation der Armee beschäftigte, rückten belgische Truppen in Antwerpen ein und brachen die früher mit dem Kommandanten der Citadelle, General Chassé, abgeschlossene Kapitulation, worauf dieser die Stadt, zu großem Schaden für diese und mit besonders beträchtlichem Verlust an Waaren, bombardiren ließ. Dies erweiterte die Kluft zwischen B. und Holland noch mehr und rief zugleich lebhafte Reklamationen der betheiligten Kaufleute

des Auslandes gegen Holland hervor. Am 10. November 1830 versammelte sich der sehnlichst erwartete Kongreß, zu dessen Präsidenten Surlet de Chokier gewählt ward u. welcher die Mitglieder der provisorischen Regierung in ihren Funktionen bestättgte. Am 18. November wurde die Unabhängigkeit des belgischen Volkes, mit Vorbehalt der Verhältnisse Luxemburgs zum deutschen Bunde, verkündigt, und am 22. desselben Monats erfolgte im Namen des belgischen Volkes die Erklärung, daß die Nation die konstitutionelle Repräsentativmonarchie unter einem erblichen Oberhaupte als die Form ihrer Regierung annehme; der letztere Beschluß wurde mit einer Mehrheit von 174 Stimmen gegen 13, welche die Republik wollten, gefaßt. Am 24. November endlich schloß der Kongreß, als konstituirende öffentliche Gewalt handelnd, die Mitglieder der Familie Oranien-Nassau auf ewige Zeiten von aller Macht u. Gewalt aus, welche Erklärung später durch das Gesetz vom 25. Juli 1834 eine Strafsanktion erhielt; die Ausschließung selbst war von 161 Stimmen gegen 28 ausgesprochen worden. Durch diese drei Akte waren die allgemeinsten Grundlagen zur Konstituirung B.s als eines unabhängigen Staates gelegt worden.

Inzwischen hatte sich König Wilhelm von Holland, der die Unmöglichkeit, B. wieder zu erobern, erkannt hatte, an die Großmächte gewandt, welche den pariser Friedensschluß und die wiener Kongreßakte, durch die das Königreich der Niederlande errichtet worden, unterzeichnet hatten. Er ahnte nicht, daß die Souveräne die Trennung B.s von Holland und indirekt das Princip der Revolution anerkennen würden. Die in London versammelte Konferenz, aus den Abgeordneten Englands, Preußens, Oesterreichs und Rußlands bestehend, befand sich den Ereignissen gegenüber in der schwierigsten Lage. Das System des wiener Kongresses war auf einem seiner wichtigsten Punkte zusammengebrochen. Die Schutzmauer gegen Frankreich, die eine der hauptsächlichsten Basen des Gleichgewichts, wie die wiener Verträge es geschaffen hatten, bildete, bestand nicht mehr, u. die Erfahrung der letzten Jahre hatte hinreichend bewiesen, daß es unmöglich sey, sie in der frühern Weise durch die Vereinigung der nördlichen u. südlichen Niederlande zu Einem Staate wieder herzustellen. Die Ueberzeugung, welche die Großmächte gewonnen hatten, daß wirkliche und wesentliche politische Gegensätze zwischen beiden Ländern bestehen, die nothwendig jede engere Verschmelzung derselben zu einem Staate verhindern, ist eine der Hauptursachen, warum die brüsseler Ereignisse in London so schnell als fertige Thatsachen anerkannt wurden. Bei der Frage, die sich zunächst aufdrängte, was aus den losgerissenen Landestheilen und der belgischen Revolution selbst zu machen sey, erschien den Mächten vor Allem als Pflicht, die Vereinigung derselben mit Frankreich, welche viele Umstände befürchten ließen, zu vermeiden, da dieselbe nothwendig einen allgemeinen Krieg herbeigeführt hätte, welchen abzuwenden das Ziel aller Bestrebungen war. Das beste Mittel dazu war unstreitig, Frankreich an den Verhandlungen, in welchen das Schicksal der belgischen Provinzen entschieden werden sollte, Theil nehmen zu lassen, ja es dazu aufzufordern. Dieses that die londoner Konferenz. Am 5. Oktober hatte das holländische Kabinet das Einschreiten der Mächte in Anspruch genommen, am 15. desselben Monats antworteten dieselben, daß sie nicht einschreiten, wohl aber Frankreich auffordern würden, sich mit ihnen über das Weitere in Betreff der holländisch-belgischen Frage zu verständigen. Frankreich trat bei, die Konferenz konstituirte sich förmlich und erließ am 4. Nov. ihr erstes Protokoll, das beiden Theilen einen Waffenstillstand unter der Garantie der Mächte auferlegte, der auch angenommen wurde. Durch diesen ersten Akt des Einschreitens der Diplomatie war eine doppelte Gefahr beseitigt und unendlich viel gewonnen, die Vereinigung mit Frankreich im Augenblick der ersten Aufregung war abgewendet und die Frage auf die Grenzen der Niederlande beschränkt oder vielmehr der Revolution, die von dort aus über Europa sich zu wälzen drohte, ein Damm entgegengestellt. Am 20. Dec. erklärte die Konferenz, das Königreich der vereinigten Niederlande sey aufgelöst und die Mächte würden sich mit den erforderlichen Maßregeln beschäftigen, um die künftige staatliche Existenz B.s mit den Verträgen, Interessen u. der Sicherheit der übrigen Staaten Europa's in Einklang zu bringen. Bald (27. Januar 1831) hatte man sich über „Trennungsgrundlagen" oder Vorschläge hinsichtlich der Bedingungen der Auseinandersetzung vereinigt. Diese Trennungsgrundlagen setzten in Betreff der gegenseitigen Grenzen fest, daß Holland das ganze Gebiet mit allen Plätzen, Städten u. Orten begreifen sollte, welches 1790 zu der vereinigten Republik der Niederlande gehört hatte; B. sollte das ganze übrige Gebiet des bisherigen Königreichs der Niederlande umfassen, mit Ausnahme des Großherzogthums Luxemburg, das unter einem andern Rechtstitel im Besitze des Hauses Nassau zum deutschen Bunde gehören und bei ihm verbleiben solle. Dem so begrenzten neuen Staate wurde Seitens der fünf Mächte Neutralität, sowie Integrität und Unverletzbarkeit seines Gebietes innerhalb dieser Grenzen garantirt. Die Schulden des Königreichs der Niederlande sollten zwischen B. und Holland nach der mittlern Proportionalzahl der von jedem der beiden Länder während der Jahre 1827, 1828 und 1829 entrichteten direkten und indirekten Steuern und Reichsaccisen getheilt werden, Holland demgemäß mit $^{15}/_{31}$ und B. mit $^{16}/_{31}$ der Schuld (mit Ausnahme der passiven oder differirten) belastet werden. Mit Rücksicht auf diese Theilung der Schulden sollten die belgischen Unterthanen die Schifffahrt und den Handel nach den Holland zugehörigen Kolonien auf dem nämlichen Fuße, mit denselben Rechten u. Vortheilen betreiben dürfen, wie die holländischen. Alle weiteren, zur Auseinandersetzung auf diese Basen hin erforderlichen Verhandlungen sollten durch eine, aus einer gleichen Anzahl Holländer und Belgier bestehende Demarkations- und eine ebenso zusammengesetzte Finanzkommission geführt werden, die Konferenz aber im Falle etwa eintretender Unmöglichkeit, sich zu verständigen, Schiedsrichterin bleiben. Das holländische Kabinet nahm

diese ihm günstigen Grundlagen mit einer Art von Hast an, der belgische Kongreß aber verwarf sie und protestirte dagegen, vornehmlich deshalb, weil er in die darin stipulirte Abtretung Luxemburgs, eines Theils des linken Scheldeufers und der Provinz Limburg, Gebiete, die sich der Revolution angeschlossen hatten und in denen die holländische Herrschaft thatsächlich nicht mehr bestand, nicht einwilligen zu können glaubte. Der deutsche Bund aber verweigerte seinerseits jede Abtretung u. Verzichtleistung auf Luxemburg, welche nothwendig gewesen wäre, um B. den faktischen Besitz dieser Provinz, die sich, wie die übrigen, mit Ausnahme der Festung Luxemburg, von der holländischen Regierung losgerissen hatte, auch rechtlich zu sichern. Die von der Konferenz unterm 26. Juni festgestellten neuen Trennungsgrundlagen (die sogenannten 18 Artikel) sollten hauptsächlich den so entstandenen direkten Konflikt zwischen B. und dem deutschen Bunde in Betreff Luxemburgs wenigstens vorläufig beseitigen. Die Grenzbestimmungen waren im Ganzen dieselben, wie in den Trennungsgrundlagen, nur anstatt des unbedingten Verbleibens Luxemburgs bei Deutschland wurde darin bestimmt, daß die 5 Mächte sich dahin verwenden würden, daß der Status quo im Großherzogthum Luxemburg während der Dauer der Separatverhandlungen aufrecht erhalten werde, welche der Souverän B.s mit dem Könige der Niederlande und dem deutschen Bunde in Bezug auf jenes Herzogthum angeknüpft habe, eine Unterhandlung, welche von der Frage über die Grenzen Hollands und B.s ganz zu trennen sey. In Betreff der Schuldentheilung ging man aber von einem ganz neuen Grundsatze aus; dieselbe sollte nämlich in der Art Statt finden, daß jedem der beiden Länder die Gesammtsumme der Schulden zufiele, welche ursprünglich vor der Vereinigung auf den verschiedenen Gebietstheilen, aus denen sie bestehen, gelastet hätten; die später gemachten Schulden sollten nach einem billigen Verhältnisse getheilt werden.

B. hatte die Zwischenzeit benutzt, um sich innerlich fester zu konstituiren. Der von Nothomb und Devaux verfaßte Konstitutionsentwurf war dem Nationalkongreß im Namen der provisorischen Regierung mitgetheilt worden; vier andere Mitglieder der Versammlung legten ihr einen andern vor. Aus diesen beiden Entwürfen setzte die Centralsektion des Kongresses einen dritten zusammen, welcher in Berathung gezogen und bei der definitiven Abfassung der Konstitution zu Grunde gelegt wurde. Die Prüfung dieses Entwurfes, häufig durch die äußeren Ereignisse unterbrochen, wurde erst am 7. Februar 1831 beendigt und die Verfassung selbst an demselben Tage publicirt; bindende Kraft erhielt sie erst mit dem Amtsantritte des einstweiligen Oberhaupts der Exekutivgewalt, des am 23. Februar 1831 zum provisorischen Regenten ernannten Barons Surlet de Chokier, am 26. Februar 1831, und noch mit der beschränkenden Bestimmung, daß die gesetzgebende Gewalt bis zur Inauguration des definitiven Staatsoberhaupts vom Kongresse allein ausgeübt werden solle. In volle Ausführung trat sie erst nach der Eidesleistung und feierlichen Einführung des Königs am 21. Juli 1831 (s. unten). Den Inhalt der Konstitution s. oben: Staatsverfassung.

Inzwischen hatte sich der Kongreß mit der Wahl eines Königs beschäftigt. Durch Beschluß der Konferenz waren von dem belgischen Throne alle Prinzen aus den Häusern der fünf Großmächte, sowie der Herzog von Leuchtenberg ausgeschlossen worden. Trotz dem arbeitete Frankreich auf die Wahl des Herzogs von Nemours hin, und wirklich beschränkten sich bei der Abstimmung des Kongresses die Stimmen auf den Genannten, den Erzherzog Karl von Oesterreich u. den Herzog von Leuchtenberg, von denen aber keiner auf Sanktion der fünf Mächte rechnen durfte. Bei der zweiten Abstimmung am 3. Februar 1831 erhielt der Herzog von Nemours eine geringe Majorität über den Herzog von Leuchtenberg. Sofort ging am 5. Februar eine Deputation nach Paris ab, um Ludwig Philipp diese Nachricht zu überbringen. Zu ihrem Erstaunen erhielt sie eine abschlägige Antwort; aber der französische Hof hatte seinen Zweck erreicht und die Wahl des Herzogs von Leuchtenberg vereitelt. Der Regent eröffnete am 29. März 1831 den zweiten Nationalkongreß, der zunächst das Aufgebot der ersten Klasse von 90,000 zum Kriegsdienst beschloß. Inzwischen erschien der General Belliard als französischer Botschafter in Brüssel und rieth den belgischen Ministern im Namen Ludwig Philipps, die Wahl auf den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg zu lenken. Zwar erhob sich der Klerus fast einstimmig gegen die Wahl eines protestantischen Fürsten, aber die Insinuationen Englands und Frankreichs, sowie die Bemühungen des Regenten setzten endlich am 4. Juni 1831 die Wahl Leopolds mit 152 gegen 43 Stimmen durch. Am 26. Juni nahm derselbe die belgische Krone unter der Bedingung an, daß der Kongreß die von der Konferenz gestellten Trennungsbedingungen (die 18 Artikel) sanktionire. Nachdem dies geschehen, hielt Leopold am 21. Juli seinen Einzug in Brüssel und wurde noch am Tage seines Einzuges als König der Belgier, unter der freudigsten Zustimmung der Provinzen, inaugurirt.

Das haager Kabinet verweigerte indessen die Annahme der 18 Artikel, indem es sich auf die Verschiedenheit derselben von den im Protokoll vom 27. Januar enthaltenen, von ihm gut geheißenen Trennungsbedingungen berief. Ohne die Unterhandlungen in London abzubrechen, suchte König Wilhelm auf einem andern Wege das zu erhalten, wozu er sich berechtigt glaubte. In den ersten Tagen des August 1831 rückte eine holländische Armee unter der Anführung des Prinzen von Oranien in B. ein. Die belgischen Streitkräfte, in keiner Weise auf einen solchen Ueberfall gerüstet, unterlagen dem heftigen Andrange in zwei größern Gefechten, bei Hasselt (8. August) und bei Löwen (10. August), obgleich sie in mehren kleinern Zusammentreffen Vortheile davongetragen hatten, und die Eroberung der Hauptstadt konnte nur durch die schnelle Dazwischenkunft einer unter dem Marschall Gerard in B. einrückenden französischen Hülfsarmee gehindert werden. Die holländische Armee zog sich vor der französischen über die Grenze zurück, und

die Unterhandlungen begannen von Neuem. Die augenblicklichen Erfolge dieses 10tägigen Feldzugs wurden Ursache, daß Holland in einem dritten Vertragsentwurfe der londoner Konferenz, den 24 Artikeln vom 15. Oktober 1831, vortheilhaftere Bedingungen gestellt wurden, als in den beiden vorhergehenden. Die Grenzfrage wurde auf durchaus neuen Basen gelöst. B. sollte aus den Provinzen Südbrabant, Namur, Hennegau, Westflandern, Ostflandern, Antwerpen und Limburg bestehen, Luxemburg ihm zum Theil, nämlich das sogenannte französische Quartier verbleiben, wofür man ihm aber die Abtretung des auf dem rechten Maasufer gelegenen Theils von Limburg mit Mastricht und bedeutender Gebietsstrecken auf dem linken auferlegte. Deutsch-Luxemburg mit der Festung und die eben bezeichneten Theile von Limburg sollten an Holland zurückfallen und dem deutschen Bunde einverleibt bleiben, der so durch einen bedeutenden Landstrich an der Maas und die höchst feste, ihn deckende Position von Mastricht auf dem rechten Maasufer für seine Abtretung des französischen Luxemburgs entschädigt wurde. Außerdem verschwanden die Enklaven aus allen Grenzbestimmungen. In Betreff der Schuld hielten die 24 Artikel ebenfalls die Mitte zwischen dem Holland günstigen Systeme der Trennungsgrundlagen und dem B. günstigen der 18 Artikel. B. ward mit einer jährlichen Rente von 8,400,000 Gulden zu Gunsten Hollands belastet, die integrirender Theil der belgischen Nationalschuld werden sollte und mittelst deren sich B. von jeder aus der Theilung der Staatsschulden des Königreichs der vereinigten Niederlande entspringenden Verpflichtung befreite. Außerdem enthielten die 24 Artikel mehre Bestimmungen, welche sich in dem Definitivvertrage von 1839 (s. unten) unverändert wiederfinden. Auch diese 24 Artikel wies aber König Wilhelm zurück, indem er sich noch immer der Hoffnung hingab, daß der damals allerdings noch sehr wahrscheinliche allgemeine Krieg ihn über kurz oder lang in die Gesammtheit seiner frühern Rechte, die aufzugeben ihm so viel Ueberwindung kostete, einsetzen würde. B. dagegen nahm die 24 Artikel nach heftigem Widerspruche der Kammer am 15. Nov. 1831 an. Sie bildeten zwischen ihm und den fünf Mächten einen gegenseitigen Vertrag, in Folge dessen es selbstständig und autonomisch in die Reihe der unabhängigen Staaten Europa's eintrat. Nur der Kaiser von Rußland verweigerte die Ratifikation der Anerkennung B.s bis zu der Zeit, wo König Wilhelm den König der Belgier anerkennen würde.

Als alle Mittel, das haager Kabinet auf gütlichem Wege zur Annahme der 24 Artikel zu bewegen, erschöpft waren, wurde die Anwendung von Zwangsmaßregeln von der Konferenz beschlossen, so jedoch, daß Rußland, Oesterreich und Preußen keinen unmittelbar aktiven Antheil daran nahmen, sondern England und Frankreich die Ausführung überließen. Die Scheldemündungen wurden nun, sowie die ganze holländische Küste, von einer englisch-französischen Flotte blokirt, u. ein französisches Heer rückte am 15. November 1832 in B. ein, um den Holländern die von denselben noch besetzt gehaltene Citadelle von Antwerpen und die übrigen Gebietstheile, welche es nach dem Vertrage der 24 Artikel an B. abzutreten hatte, zu entreißen. Die Citadelle von Antwerpen fiel nach 24tägiger Belagerung (s. Antwerpen), und die holländischen Truppen verließen alle Positionen, welche sie noch auf beiden Scheldeufern und auf belgischem Gebiete inne gehabt hatten, mit Ausnahme der beiden Forts von Lillo und Liefkenshoek, welche der Vertrag ebenfalls B. zusprach und die König Wilhelm herauszugeben verweigerte. Auf diese Weigerung sich stützend, behielt B. seinerseits die Theile von Luxemburg und Limburg, welche den 24 Artikeln zufolge an Holland zurückfallen sollten. Mehre Umstände bewogen die Mächte, die Zwangsmaßregeln gegen Holland nicht bis aufs Aeußerste zu treiben, um so mehr, da die holländische Regierung durch die Vorenthaltung von Luxemburg und Limburg ihre Hartnäckigkeit in der Weigerung, den Vertrag anzunehmen, hinreichend zu büßen schien. Frankreich war jetzt enger mit B. verbündet durch die am 9. August 1832 vollzogene Vermählung des Königs Leopold mit der Prinzessin Louise, Tochter Ludwig Philipps. Der Sohn, den sie am 24. Juli 1833 gebar, starb am 16. Mai 1834 wieder; die Hoffnungen der Orangisten, welche dabei auflebten, erloschen aber wieder, als am 9. Mai 1835 ein neuer belgischer Thronerbe das Licht der Welt erblickte und am 25. März 1837 ein zweiter Prinz geboren ward. Am 21. Mai 1833 kam endlich zu London eine Konvention zu Stande, in welcher den Koercitivmaßregeln ein Ende gemacht, die freundlichen Beziehungen zwischen Frankreich, England und dem haager Kabinet wieder hergestellt und der Status quo, d. h. der Besitz Lillo's und Liefkenshoeks von Seiten Hollands, sowie der von ganz Luxemburg und ganz Limburg von Seiten B.s, bis zur Abschließung eines Definitivtraktats, sanktionirt wurden. Diese Konvention bildet einen ersten, vorläufigen Abschluß der holländisch-belgischen Frage. Der Zustand, welcher die Folge dieser Konvention war und der gewöhnlich mit dem Namen des Status quo bezeichnet wird, dauerte 5 Jahre. B. benutzte diese, um seine innere Organisation zu vollenden, seinen Handel und seine Industrie von Neuem zu beleben, und erreichte in kurzer Zeit einen hohen Grad von Blüthe und Wohlstand, während Hollands innerer Zustand viel zu wünschen übrig ließ. Die Kriegsrüstungen wurden unterhalten, da der Zustand nur ein provisorischer war und der König jeden Augenblick bereit seyn wollte, die Komplikation der europäischen Verhältnisse, auf die er immer noch hoffte, sobald sie einträte, zu benutzen, um das Verlorne wieder zu gewinnen; die holländische Nation hatte eine ungeheure Steuerlast zu tragen. Zu wiederholten Malen wurden Versuche gemacht, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen, um so mehr, da der 5. Artikel der Konvention vom 21. Mai 1833 ausdrücklich erklärte, daß die Negotiationen über den Definitivvertrag unverzüglich zwischen den Mächten und den streitenden Theilen beginnen sollten. Dieses geschah auch im Juli 1833, und zwar anfangs mit glücklichem Erfolge; der holländische und der belgische Gesandte paraphirten gemeinschaftlich mehre

Artikel des erwähnten Vertrags, und man verständigte sich außerdem über einige wichtige Streitpunkte, unter Anderm über die bei der Regulirung der Scheldeschifffahrt zu Grunde zu legenden Principien. Aber schon im Laufe des August verschwand diese günstige Aussicht wieder, das haager Kabinet zögerte, die Beistimmung des deutschen Bundes u. der nassauischen Agnaten zu den Territorialstipulationen der 24 Artikel zu verlangen, und die Konferenz gewahrte bald, daß es dem König Wilhelm keineswegs ernstlich um die Beilegung des Streites zu thun sey. Die Unterhandlungen wurden am 24. August 1833 in London abgebrochen, und es trat eine große Kälte zwischen der Konferenz und dem haager Kabinet ein, während jene in durchaus freundlichen Beziehungen mit B. blieb, das sich bei den letzten Verhandlungen sehr bereitwillig u. fügsam gezeigt hatte. Im Jahre 1833 wurde in B. der französische Münzfuß statt des holländischen eingeführt.

In der belgischen Repräsentantenkammer hatte die Friedenspartei in der Person des Ministers Lebeau über die Partei des Krieges gesiegt, deren Haupt, Gendebien, den Antrag gestellt hatte, die Minister wegen Verletzung der Konstitution in Anklagestand zu versetzen. Es begannen nun besondere Unterhandlungen zwischen Holland und B., und am 18. November 1833 kam die Konvention von Schonhoven zu Stande, worin neben Anderm die Maasschifffahrt geregelt ward. Aber noch war kein Friede. Am 15. Februar 1834 ließ das Gouvernement der deutschen Bundesfestung Luxemburg den belgischen Distriktskommissär Hanno zu Bettenburg aufheben und nach Luxemburg abführen, weil derselbe trotz des von Seiten des Gouverneurs Dumolin ergangenen Verbots die innerhalb des Festungsrayons Wohnenden als militärpflichtig in Anspruch genommen haben sollte. Dieser Schritt des Festungsgouverneurs erregte große Bewegung in Brüssel und hatte von belgischer Seite die Absendung eines Truppencorps nach dem Luxemburgischen zur Folge. Erst nach längern Unterhandlungen erfolgte die Beilegung der Sache und die Freigebung des Verhafteten. In dieser Streitsache mit dem Bundestage glaubte man um so mehr holländischen Einfluß zu bemerken, da gleichzeitig in B. selbst die oranische Partei wieder kecker das Haupt erhob. Eine herausfordernde Demonstration derselben erregte Unruhen zu Brüssel, wo am 4. — 8. April 1834 die Häuser angesehener Oranienmänner geplündert und zerstört wurden. Seit jenen Excessen häuften sich die Vorwürfe und Klagen über das Ministerium so sehr, daß der lang hingehaltene Ministerwechsel eintreten mußte (August 1834). Es trat an die Stelle der Doktrinäre ein halb katholisches, halb liberales Ministerium; de Theux erhielt das Innere, Meulenaere das Aeußere, Huart die Finanzen, Ernst die Justiz, Evain, bisheriger Kriegsminister, blieb, später trat General Willmar an seine Stelle. Doch machte sich bald das katholische Princip entschiedener geltend, als das liberale, was auch in den Kammern der Fall war. Das britische Toryministerium vom December 1834 veranlaßte B. zu bedeutenden Rüstungen, da es die kriegerischen Absichten Hollands zu begünstigen schien; doch schon im April 1835 traten die Tories wieder zurück, die von dieser Seite drohende Gefahr war vorüber, und B. erfreute sich nun mehre Jahre hindurch äußerer und innerer Ruhe, in welcher die Industrie einen raschen Aufschwung nahm. Im November 1834 wurden zwei neue Universitäten in Brüssel und Löwen, im Januar 1835 das Nationalmuseum in Brüssel eröffnet u. die belgische Nationalbank, als Gegensatz gegen die Bank von Brüssel, errichtet. Im Jahre 1834 war auch der für die belgische Industrie so folgenreiche Beschluß gefaßt worden, auf Kosten der Regierung das ganze Land mit einem Eisenbahnnetz zu überziehen. Das Frühjahr 1835 brachte zwar heftige Kammerdebatten über das Gemeindegesetz, aber die Ruhe wurde erst zu Ende des Jahres 1836 wieder unterbrochen durch die sogenannten Industriellen oder Bankisten, eine Partei, welche die Chefs der belgischen Industrie und des belgischen Handels, an deren Spitze Meeus und Coghen hervorragten, den Katholiken und Liberalen gegenübergestellt hatten, um sich den Eintritt ins Kabinet, somit der industriellen Klasse einen unmittelbaren Antheil an der Regierung zu erringen. Aber weder der König, noch der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Meulenaere, welche das Streben jener Partei begünstigten, vermochten etwas gegen den Widerspruch der Kammern und des Ministeriums selbst. Meulenaere trat aus dem Kabinet, und der Sieg über die Bankisten, sowie die alte katholisch-liberale Tendenz des Kabinets wurden vollkommen gesichert durch das neue Kabinet vom 17. Jan. 1837, in welchem de Theux, der bisherige Minister des Innern, die beiden vereinigten Departements des Innern u. Aeußern übernahm u. Nothomb ein neugeschaffenes, das der öffentlichen Arbeiten, erhielt.

Gegen Ende des Jahres 1837 wurde von Seiten Hollands die Streitfrage wegen des Grünenwaldes, eines zum Theil innerhalb des Rayons der Bundesfestung Luxemburg gelegenen Forstes, angeregt. Obgleich die belgische Regierung durch die Konvention vom 21. Mai 1833 in den provisorischen Besitz von ganz Luxemburg, mit Ausschließung der Festung, gesetzt war, so hatte doch der deutsche Bund dieses Recht des vorläufigen Besitzes auf den Grünenwald nicht zugestanden. In den ersten Tagen des December 1837 versuchte nun die holländische Verwaltung, unter Beistand des Festungsgouvernements, diesen Forst auszubeuten. B. sah darin eine Verletzung des Status quo, erklärte, sich jedem Akt dieser Art widersetzen zu wollen, und sandte eine Brigade Infanterie mit der nöthigen Kavalerie und Artillerie nach den bedrohten Punkten. Frankreich und England erklärten sich damit einverstanden; ersteres zog Truppen an seiner Nordgrenze zusammen, letzteres warnte in energischen, fast drohenden Noten das haager Kabinet, weiter zu gehen, und erklärte demselben, daß Gewalt mit Gewalt vertrieben werden würde. Die übrigen Mächte der londoner Konferenz, weit entfernt, zu Gunsten Hollands einzuschreiten, riethen vielmehr ab. So fiel der Versuch, eine Komplikation herbeizuführen, von der man hätte Nutzen ziehen können, in sich selbst zusammen, u.

es blieb endlich dem von der öffentlichen Meinung des holländischen Volkes und seiner Vertreter gedrängten haager Kabinet keine andere Wahl, als nach 7jähriger Weigerung, die dem Lande die größten Opfer gekostet, die tiefsten Wunden geschlagen, sich erst zur vorläufigen und bald darauf (am 14. März 1838) zur definitiven Annahme der 24 Artikel bereit zu erklären. Die nächste Folge ihrer Vollstreckung mußte von belgischer Seite die Räumung von Limburg und eines Theils des Luxemburgischen seyn, wogegen nun wieder in B. lebhafte Reklamationen erhoben wurden. Auch hatten in Brüssel, namentlich am 31. Mai 1838, unruhige Bewegungen Statt. König Leopold reiste nach Paris, um Ludwig Philipp für B. zu gewinnen, machte einige militärische Rüstungen, um B.s Kriegstüchtigkeit zu bethätigen, und ließ eine Kommission zusammentreten, die über die Lage des belgischen Schuldenwesens und über die Schwierigkeit, die 24 Artikel anzunehmen, einen Bericht erstatten sollte. Dies Alles half jedoch wenig. Am 6. December 1838 erfolgte eine neue Erklärung der londoner Konferenz, worin König Leopold bedeutet wurde, daß er sich den neuesten Beschlüssen fügen müsse, und obschon der französische Gesandte Sebastiani sich weigerte, das Protokoll zu unterzeichnen, so erfolgte doch schon im Januar 1839 der Befehl des französischen Ministerpräsidenten, Grafen Molé, dies jedenfalls zu thun. Die am 24. Nov. 1838 wieder zusammenberufenen belgischen Kammern zeigten schon weniger Kriegslust, als früher, obgleich es noch harte Kämpfe gab. Am 22. Januar 1839 erfolgte endlich ein definitives Konferenzprotokoll, das an der Gebietsabtretung festhielt, nur im Finanzpunkte für B. einige günstigere Bestimmungen enthielt und den Nichtbeitretenden mit Zwangsmaßregeln bedrohte. Holland rüstete, während auch Frankreich Truppen zusammenzog, um dem definitiven Konferenzprotokolle Nachdruck zu geben. Dies schien den kriegerischen Eifer in B. wieder mehr zu entflammen; die Beurlaubten wurden einberufen, Freiwillige aufgefordert, die Garnisonen von Antwerpen und von Venloo, das abgetreten werden sollte, verstärkt und der ehemalige polnische General Skrzynecki zum belgischen Divisionsgeneral ernannt. Gegen Letzteres reklamirten die Gesandten Oesterreichs und Preußens (der Letztere war erst vor Kurzem wieder in B. akkreditirt werden) und verließen Brüssel auf einige Zeit. Der Einmüthigkeit der Großmächte gegenüber gab König Leopold bald nach: Skrzynecki trat nicht in Aktivität und verließ B. mit einem Jahrgehalt, um im Auslande zu leben; die beiden kriegerisch gesinnten Minister (Ernst und d'Huart) gaben ihre Entlassung, und nach heftigen Debatten erklärten auch die am 16. Februar 1839 zusammenberufenen Kammern, die der Repräsentanten jedoch nur mit einer Mehrheit von 16 Stimmen, ihre Zustimmung zum Abschlusse des Vertrags. So erfolgte endlich am 19. April 1839 die Ratifikation des Definitivtraktats von Seiten des brüsseler Kabinets und der übrigen Mächte (mit Einschluß des deutschen Bundes), nachdem Holland ihn schon am 4. Februar unterzeichnet hatte. Hiermit war die große Frage gelöst, welche Europa 9 Jahre hindurch in Spannung erhalten, den allgemeinen Frieden mehr als einmal gefährdet hatte und endlich mit der Aufnahme eines neuen Staates in das europäische System und einer eklatanten und feierlichen Bestätigung mehrer wichtigen Modifikationen des öffentlichen Rechts, worauf dieses System gegründet ist, schloß. Dieser Definitivtraktat enthält im Wesentlichen Folgendes: Das Territorium des Königreichs B. besteht aus folgenden Provinzen des Königreichs der Niederlande: Südbrabant, Lüttich, Namur, Hennegau, Ostflandern, Westflandern, Antwerpen, Limburg, die auf dem rechten Maasufer gelegenen Theile dieser Provinz, sowie einige Territorien auf dem linken mit der Festung Mastricht und einem Rayon von 1220 Toisen abgerechnet. In Luxemburg soll Niederland an B. alles jenseits (westlich) einer, zwischen Rodange und Athus anfangenden, die große Straße von Longwy nach Bastogne über Arlon entlang, neben der Grenze des Arrondissements Dünkirchen bis zum preußischen Gebiete sich erstreckenden Linie gelegene Land abtreten, wofür es die eben bezeichneten Gebiete in der Provinz Limburg erhalten wird. Der König der Niederlande, als Großherzog von Luxemburg, hat sich mit dem deutschen Bunde und den nassauischen Agnaten über die dadurch nothwendig werdenden Arrangements zu verständigen. B. bildet innerhalb dieser Grenzen einen unabhängigen, beständig neutralen Staat; es ist gehalten, diese Neutralität gegen alle andern Staaten zu beobachten. Die Bestimmungen der wiener Kongreßakte (Artikel 108—117) über die Flußschifffahrt sind auf diejenigen Flüsse und Wasserläufe anzuwenden, welche dem holländischen und belgischen Gebiete gemeinschaftlich angehören. Alles, was auf das Lootsenwesen, die Markzeichen und die Unterhaltung des Fahrwassers in der Schelde sich bezieht, soll von beiden Regierungen gemeinschaftlich beaufsichtigt werden. Die niederländische Regierung ist berechtigt, eine Steuer von 1 Fl. 50 Cts. per Tonne von der Schifffahrt auf der Schelde und ihren Mündungen zu erheben; das Recht beträgt 1 Fl. 12 Cts. für die zu Berg und 38 Cts. für die zu Thal gehenden Schiffe. Zur Erhebung dieser Steuer sollen niederländische Bureaux zu Terneuzen und Antwerpen errichtet werden, und alle Untersuchungen und aller Aufenthalt deswegen während der Fahrt selbst aufhören. Die Schifffahrt auf den Binnenwassern zwischen Schelde und Rhein ist ebenfalls frei und unterliegt nur gemäßigten Zöllen, welche dieselben sind für den Handel beider Länder. Die Handelsverbindungen B.s mit Deutschland über Sittard und Mastricht bleiben frei. Vom 1. Jan. 1839 an bleibt B. mit jährlicher Rente von 5 Mill. Gulden zu Gunsten Hollands belastet; das Kapital dieser Rente soll von dem großen Buche der niederländischen Schuld in das große Buch der belgischen Schuld übertragen und in belgische Nationalschuld verwandelt werden; mittelst der Zahlung dieser Rente ist B. aller aus der Theilung der Schuld entspringenden Verbindlichkeiten gegen Holland entlastet. Der Hafen von Antwerpen kann in Zukunft, wie bisher, nur Handelshafen seyn. Die während der Dauer des

Königreichs der Niederlande aufgeführten öffentlichen Bauten und Werke bleiben, mit allen daran geknüpften Lasten und Vortheilen, dem Lande, in welchem sie sich befinden. Die in B. aus politischen Ursachen auf Güter und Domänen gelegten Sequester sind ohne Verzug aufzuheben. Die Bewohner beider Länder sollen während zwei Jahren freies und unbeschränktes Umzugsrecht haben. In den Landestheilen, welche in Folge des Vertrags die Regierung wechseln, soll Niemand auf irgend eine Weise wegen Theilnahme an den politischen Ereignissen seit 1830 beunruhigt oder zur Untersuchung gezogen werden dürfen. Zwischen dem Könige der Niederlande und dem Könige der Belgier, ihren Erben und Nachfolgern, Staaten und Unterthanen soll Friede und Freundschaft bestehen. Dieser Vertrag war zwischen B. und dem Königreich der Niederlande und zwischen einem jeden dieser beiden Staaten und einer jeden der fünf Großmächte abgeschlossen, welche letztern außerdem den Vertrag zwischen B. und Holland ausdrücklich unter ihre Garantie nahmen. Auch die Bundesversammlung ratificirte den Beitritt in einer am 11. Mai 1839 gehaltenen Sitzung. Am 22. Juni 1839 wurde der Gebietswechsel vollzogen. Venloo und die übrigen von B. abgetretenen Gebietstheile wurden an Holland übergeben, die Truppen aus den Lagern und von der Grenze zurückgezogen, die Reserveregimenter entlassen, viele Mannschaft beurlaubt, und die gesandtschaftlichen Verhältnisse da, wo sie gestört waren, wieder hergestellt. Auf den Grund der Bestimmungen des Definitivvertrags kam endlich auch die Liquidation mit Holland u. die Erledigung der daran sich knüpfenden Nebenpunkte durch den Vertrag vom 19. Okt. 1842 zu Stande. Kurz vor der Beendigung der Differenzen mit Holland durch den Definitivvertrag war B. von einer innern Kalamität heimgesucht worden. Im Jahre 1838 wurde nämlich die neue belgische Bank durch zu leichtes Kreditgeben gezwungen, ihre Zahlungen einzustellen, was den Sturz vieler industriellen Unternehmungen, unter andern auch der berühmten von John Cockerill in Seraing bei Lüttich, zur Folge hatte. Obgleich die Bank nach kurzer Zeit ihre Zahlungen wieder aufnahm, so blieb der belgische Kredit doch auf lange Zeit erschüttert. Die Folge davon waren Unruhen der genter Baumwollenarbeiter, wie sich denn auch daselbst unter dem flamändisch gesinnten Theil der Einwohner um diese Zeit ein oranisches Komplot zeigte.

Im Innern setzte sich inzwischen der Kampf zwischen der liberalen und der katholischen Partei fort. Die Angriffe der letztern, zumal der Geistlichkeit mit dem Bischofe von Lüttich an der Spitze, richteten sich besonders gegen den Freimaurerorden. Die Liberalen dagegen machten die Wahlreform, die Gleichstellung des Census zwischen Stadt u. Land, sowie die Kenntniß des Lesens u. Schreibens als Bedingung des Wahlrechts zu ihrem Schiboleth und suchten auch durch Verbreitung des Gerüchts, daß es der Klerus auf Wiedereinführung des Zehnten abgesehen habe, ihren Gegnern in der öffentlichen Meinung zu schaden. Wirklich kam es in Lüttich und der Umgegend zu unruhigen Bewegungen gegen katholische Missionäre und den Bischof. Nach dem Rücktritt des Ministeriums de Theux im März 1840 war das von Lebeau-Rogier an dessen Stelle getreten, das ein neues Amnestiegesetz erließ und theils zur Deckung von Schulden, theils für industrielle Unternehmungen ein Anlehen von 90 Mill. Francs negocirte. Bald fand aber dieses rein liberale Ministerium lebhafte Opposition in den Kammern von Seiten der katholischen Partei, obgleich es durch die verweigerte Bestätigung des Großmeisters der Freimaurerlogen, de Stassart, zum Bürgermeister von Brüssel dieser Partei die Hand bieten zu wollen schien. Eine am 17. März 1841 vom Senat beschlossene Adresse forderte den König auf, die zur Beseitigung des Zwiespalts im Schooße der Nationalrepräsentation dienlichen Mittel zu ergreifen, was von der liberalen Presse als eine Herausforderung des Adels gegen den Bürgerstand signalisirt wurde und Protestationen der Gemeinderäthe fast aller größern Städte hervorrief. Als jedoch der König die Auflösung beider Kammern oder wenigstens des Senats verweigerte, gab das immer mehr auf die liberale Seite gedrängte Ministerium seine Entlassung ein, und nach einiger Zögerung kam am 14. April 1841 ein neues zu Stande, das als gemäßigt liberal bezeichnet wurde. Nothomb übernahm das Innere und erließ bei seinem Amtsantritte ein Cirkular an die Provinzialgouverneure, worin er die Grundsätze eines Transaktionssystems entwickelte. Er versprach, die Frage, welche das vorige Ministerium stürzte, die über den Elementar- und mittleren Unterricht, so zu lösen, daß den Familien alle moralische und religiöse Sicherheit gewährt werde, und deutete in Bezug auf die durch die Konstitution bedingte Stellung des Staats zur Kirche darauf hin, daß man zwar die unbestreitbaren Rechte der Kirche ehren, allein nichtsdestoweniger der Würde und Unabhängigkeit der Civilverwaltung Achtung verschaffen wolle, falls sie verkannt werden sollten. Dennoch kam es zu einem leidenschaftlich geführten Kampf der beiden Parteien um den Sieg bei den 48 Wahlen, welche am 8. Juni 1841 zur Ergänzung der im Herbst austretenden Hälfte der Abgeordneten vorgenommen wurden. Materiell trat zwar hierdurch keine Veränderung im Repräsentationsverhältniß dieser Parteien ein; doch ist es charakteristisch für die Bewegung des öffentlichen Geistes in B., daß die Kandidaten der Liberalen überall mit starker Majorität, die der Katholiken aber in den Hauptorten nur mit geringer Mehrheit wieder gewählt wurden. Nach der Beendigung der Wahlen legte sich die Aufregung wieder, was später noch mehr der Fall war in Folge des Umstandes, daß die belgischen Bischöfe, wahrscheinlich auf den Rath des Papstes, ihr von den Liberalen lebhaft angefochtenes Gesuch um die Verleihung der Civilpersonifikation an die ultramontane Universität Löwen im Februar 1842 zurücknahmen. Inzwischen hatte die beinahe verschollene orangistische Partei wieder Spuren ihres Daseyns kund gegeben; aber eine schon 1841 für die Septemberfeste eingeleitete Konspiration, an deren Spitze der General Vandermeer und der Exgeneral Vandersmissen standen, wurde vor ihrem Ausbruch entdeckt.

Unter den Ereignissen des Jahres 1842 nimmt der zu Paris im besondern Interesse der flandrischen Industrie zwischen B. und Frankreich zunächst auf vier Jahre geschlossene Handelsvertrag die erste Stelle ein. Nach demselben sollten die belgischen Linnenwaaren bei ihrem Eingang in Frankreich von der kurz zuvor angeordneten Zollerhöhung befreit bleiben, dagegen auch eine Verminderung der belgischen Eingangsgebühren auf französische Weine, Seidenwaaren und Salz Statt finden. Während der achtmonatlichen Dauer der am 14. Nov. 1843 eröffneten Kammersitzung lenkte diese das Interesse, nicht nur der Inländer, sondern auch der Nachbarstaaten, insbesondere Frankreichs und Deutschlands, sowie nicht minder Hollands und Englands, weit mehr auf sich hin, als es unter gewöhnlichen Verhältnissen hinsichtlich einer in politischer Rücksicht doch untergeordneten Macht zu erwarten gewesen wäre. In der That nahmen auch diejenigen Gegenstände, bei welchen zugleich das Ausland betheiligt war, einen großen Theil der Verhandlungen in Anspruch, denen einerseits Frankreich mit großer Aufmerksamkeit folgen mußte, in sofern seine Handelsinteressen gefördert oder gefährdet werden konnten, während andererseits Deutschland nicht minder dabei betheiligt war und zwar theils aus gleichen Rücksichten, theils auch in Bezug auf Entwickelung und Pflege des volksthümlich deutschen Elements in B., zunächst durch Geltendmachung der deutschen (flamändischen) Sprache gegenüber der französischen. Die gedrückte Lage des Gewerbfleißes war es hauptsächlich, was hier zunächst zur Sprache kam und wobei natürlich die Verhältnisse zum Ausland mit berührt werden mußten. Gleichzeitig mit diesen Verhandlungen und angeregt durch dieselben, vereinigten sich mehre Mitglieder der Repräsentantenkammer, um neben der belgischen Kolonisationsgesellschaft einen „Handels- u. Industrierath" zu bilden, welcher sich mit der Administration dieser Gesellschaft über die angemessensten Mittel berathen sollte, um der belgischen Industrie, besonders auch durch den erweiterten Verkehr mit den amerikanischen Freistaaten ꝛc. neue Kanäle zu eröffnen. Seit Wiedereröffnung der Kammern am 23. April hatte man sich mit den betreffenden Fragen eifrig beschäftigt, bis man endlich nach mehrwöchentlichen theils geheimen, theils öffentlichen Verhandlungen beschloß, die vorhandenen Differenzialzölle zu erhöhen und zu vermehren. Der Beschluß war mit 41 gegen 17 Stimmen gefaßt worden. Derselbe mußte natürlich das Mißbehagen der dadurch Benachtheiligten erwecken, und von England aus soll sogar eine Note dagegen eingegangen seyn. Indeß beschäftigte man sich fortwährend mit dem Gegenstande, und am 11. Juni wurde der Entwurf der Regierung in Betreff der Differentialzölle mit 40 gegen 25 Stimmen förmlich angenommen. Am 25. Juli wurde das desfallsige Gesetz und gleichzeitig eine Verordnung publicirt, welche die Flagge der Vereinigten Staaten der Flagge B.s im Genuß aller Vorrechte gleichstellte. Bald darauf trat eine Differenz mit dem deutschen Zollvereine ein, indem die belgische Regierung gegen die Zollerhöhung auf Eisen von Seiten Deutschlands Repressalien ergriff, gegen welche jedoch auch viele der belgischen Industriellen sich energisch aussprachen. So richtete unter andern das Provinzialconseil zu Lüttich in dieser Angelegenheit eine Adresse an den König, worin auf die erwachsenden Nachtheile aufmerksam gemacht wurde. Der Deputation, welche jene Adresse überreichte und um eine Audienz nachsuchte, wurde diese nach langem Harren abgeschlagen, weil man „der Sache nicht durch Uebereilung schaden wollte", während der König selbst angelegentlich damit beschäftigt sey. Die Audienzverweigerung verfehlte nicht, besonders in Lüttich, viel böses Blut gegen den Minister des Innern, Nothomb, zu erregen. Diese Differenz führte endlich zur Abschließung des Handelsvertrags vom 1. September 1844 zwischen B. und dem Zollverein (s. oben). Auch der Gesetzentwurf in Betreff einer neuen Tabakssteuer, welcher zu Anfang des Jahres 1844 der Kammer vorgelegt worden war, hatte vielfache Klagen der Tabakshändler, Fabrikanten und Verkäufer als der natürlichen Gegner der Tabakssteuer hervorgerufen. Die flamändische Frage führte seit Anfang Februars zu lebhaften Debatten in der Kammer, bis dieser Sprachstreit noch in demselben Monat, nicht aber zu Gunsten der Flamänder, seine Endschaft erreichte. Am 11. Februar fand in Brüssel ein großes flämisches Verbindungsfest aller Städte der Provinzen Antwerpen, Brabant, Flandern und Limburg Statt, bei welchem ein Verwaltungsausschuß erwählt und unter Willems Vorsitze energische Reden und Vorträge gehalten wurden. Ueber 500 Literaten und Gelehrte wohnten dem Feste bei, und eine Menge literarischer Gesellschaften waren dabei vertreten. Mit Recht beklagt man in B., daß die patriotischen Bestrebungen der Flamänder, ihre Sprache und Sitte zu behaupten und geltend zu machen, von Deutschland aus so wenig Aufmunterung finden. Der dritte Gegenstand, welcher die Kammern ganz vorzüglich in Anspruch nahm, war ein Gesetzentwurf in Betreff der Bildung einer Prüfungsjury oder Prüfungskommission. Die Verhandlungen darüber gehörten zu den lärmendsten, welche überhaupt während dieser Session Statt fanden. Es handelte sich dabei um die Frage, ob bei dieser Angelegenheit — der Gestaltung der Prüfungskommission der Studirenden, welche in den Staatsdienst treten wollen — die kirchliche Partei, deren Repräsentant der Minister Deschamps war, oder die politische Partei, welche der Minister des Innern, Nothomb, vertrat, siegen sollte. Mehr und mehr mußte man bemerken, daß sich in B., trotz der Gegenbemühungen der Regierung, ein Uebergewicht des Klerus geltend machte, und es konnte nicht an heftigen Debatten fehlen, als es sich darum handelte, ob die Geistlichkeit in einer für den Staat so bedeutungsvollen Angelegenheit die Hand mehr oder minder im Spiele haben sollte. In den ersten Tagen des April nahm die Repräsentantenkammer den betreffenden Gesetzentwurf der Centralsektion (mit Verwerfung des Entwurfs der Regierung) über Zusammensetzung der Prüfungsjury mit 49 gegen 42 Stim-

men an; auch der Senat trat mit 23 gegen 12 Stimmen diesem Beschlusse bei, welcher vorläufig auf 4 Jahre Geltung haben sollte (s. oben). Am 30. Oktober 1844 legte der Minister des Auswärtigen, Goblet, der Repräsentantenkammer den Gesetzentwurf in Betreff des am 1. September mit dem Zollverein auf 6 Jahre abgeschlossenen Handelsvertrags vor. Nach langen und heftigen Kämpfen wurde der Traktat endlich am 21. December 1844 mit 77 gegen 7 Stimmen angenommen und am 31. December trat der Senat diesem Beschlusse einstimmig bei. Man hatte auf Seiten der französischen Opposition insbesondere die politische Seite des Vertrags angegriffen und in der Hinneigung des Landes zu dem absoluten Preußen einen konstitutionellen Rückschritt sehen wollen. Die „Fransquillons", welche nach 1830 in das Land kamen, und besonders in die Universitäten, Schulen und in die Presse eindrangen, suchten bei jeder Gelegenheit die in den ersten Jahren ihrer Unabhängigkeit etwas gereizten Belgier gegen das benachbarte Preußen einzunehmen und damit die endliche Verbindung B.s mit Frankreich anzubahnen. Aber die Propaganda mißglückte, B. konsolidirte sich immer mehr als ein anerkanntes Königreich und wies die Vormundschaft der französischen Ideen zurück. Die „flämische Bewegung", ursprünglich linguistisch, gestaltete sich mehr und mehr national und bemächtigte sich mit vollkommen richtigem Takt der materiellen Interessen, die vor allen andern eine Emancipation von Frankreich verlangten, denn bis dahin waren sie unter dem Vorwand konstitutionellen Schutzes und Bündnisses sehr unterthänig gehalten worden. Die Belgier sahen ein, daß ihre Stellung und Verfassung in sich selbst dauerhaft und lebenskräftig genug sey. Seit Eröffnung der belgisch-rheinischen Eisenbahn stellte sich auch ein näheres Verständniß zwischen B. und Deutschland her, man erkannte in den Deutschen Blutsverwandte und Stammgenossen und wandte seine Sympathien zunächst den Nachbarn am Rhein zu, wo man Männer fand, die den belgischen Staatseinrichtungen nichts weniger als abgeneigt waren, ja ihren Einfluß wo möglich gern auf sich wirken ließen. Durch die Annahme des Handelsvertrags mit einer so bedeutenden Majorität, trotz der Opposition der „Fransquillons", welche darin mit Recht das Aufhören ihrer Suprematie und Vormundschaft erkannten, hatte sich diese veränderte Stimmung deutlich genug kundgegeben. Der wichtigste Akt des Ministeriums Nothomb war die Durchführung des Gesetzes über den Primärunterricht, das zwar der Betheiligung der Geistlichkeit viel Raum ließ, doch aber fast einstimmig von den Kammern genehmigt wurde. Bei den Wahlen von 1843 waren nach dem Beispiel Brüssels mehre größere Städte B.s auf die Seite der streng liberalen Fraktion übergetreten, und es war, wenn auch nach demselben Princip der Vermischung, ein neues Kabinet, wieder mit Nothomb an der Spitze, gebildet worden. Allein dieses Ministerium überdauerte die Wahlen von 1845, bei denen der Liberalismus abermals Siege errang, nicht lange. Im Juli 1845 versuchte der liberale Van de Weyer an der Spitze der Verwaltung die Union neu zu befestigen. Doch kaum hatte er in der Frage des mittlern Unterrichts die Prärogative der civilen Staatsgewalt mit inniger Entschiedenheit angerufen, so zerfiel er mit seinen von der Priesterpartei beherrschten Amtsgenossen, worunter besonders die Minister Malou und Deschamps hervorragten, und kehrte auf seinen seit 1830 behaupteten diplomatischen Posten nach London zurück. Noch schien aber dem besonnenen, vielleicht mit Recht gegen den mehr negativ auftretenden Liberalismus noch mißtrauischen König der Zeitpunkt nicht gekommen, Rogiers Plane durchzusetzen und die Kammern aufzulösen. Er sah noch ein katholisches Parlament und hinter diesem eine indifferente Wählermasse. So entstand denn im März 1846 eine rein katholische Verwaltung unter der Leitung de Theux'. In den Augen jedes Unparteiischen war dieser Schritt, wenn auch in streng konstitutionellem Sinne gethan, immerhin ein Anachronismus. Zur Berathung einheitlichen Handelns trat am 15. Juli 1846 ein Kongreß der Liberalen in Brüssel zusammen, auf dem 360 Mitglieder erschienen, u. an dem der spätere Finanzminister, Advokat Frère-Orban aus Lüttich, sich besonders betheiligte. Die Hauptartikel, über die man sich einigte, waren: 1) allmählige Herabsetzung des Wahlcensus auf das von dem Grundgesetz geforderte Minimum (20 holl. Gulden) als Grundsatz; dann als unmittelbar mögliche Anwendung desselben die Beifügung der Kapacitäten, welche diesen Census zahlen, zu den Wählern; ferner eine Verringerung des Wahlcensus in den Städten, ohne ihn jedoch dem der Landschaften gleich zu stellen; 2) Unabhängigkeit der Civilgewalt von dem Einfluß der Geistlichkeit; 3) ausschließliche Autorität des Staats über jeden vom Staate gewährten Unterricht ohne officielle Betheiligung der Geistlichkeit; 4) möglichste Befreiung des niedern Klerus vom Drucke der bischöflichen Gewalt. Zu derselben Zeit, wo dieser politische Kongreß in Brüssel Statt fand, feierte man in Lüttich mit allem Aufwand kirchlichen Pomps den 600jährigen Jahrestag der Einführung der Fronleichnamsprozession durch die heilige Julia. Die versammelten in- und ausländischen Bischöfe hatten hierbei Gelegenheit, die neue Gestaltung der Verhältnisse zu besprechen und neue Mittel zur Entfernung der drohenden Schwierigkeiten zu berathen. Endlich erfolgten die Wahlen von 1847 und mit ihnen der Sturz des auf Begünstigung kirchlicher Interessen gegründeten Verwaltungssystems. Der Liberalismus, freilich in mehre Fraktionen (alter oder Doktrinarismus, junger oder Radikalismus) zerspalten, trat ans Staatsruder, indem Rogier, d'Hoffschmidt, de Haussy, Veidt, Chazal und Frère-Orban, sämmtlich gemäßigte Männer, die Verwaltung übernahmen. Der König zögerte nicht, dem hervorbrechenden Volksgeiste beizupflichten und der umgestalteten Majorität Genüge zu leisten. Das Programm der neuen Politik lautete: die Unabhängigkeit der Civilgewalt in allen ihren Abstufungen unangetastet, dabei aber die Achtung vor der Religion und ihren Dienern ungeschmälert zu erhalten. Ferner kündigten die neuen Minister folgende Gesetzesvorlagen an: die Bil-

dung der Staatsprüfungskommissionen durch die Regierung statt der gesetzgebenden Körper; die Rücknahme des durch Nothomb eingebrachten Gesetzes, wonach dem König die Befugniß ertheilt wird, die Bürgermeister außerhalb des Gemeinderathes zu ernennen; endlich die Herbeiziehung der Kapacitäten in den aktiven Wählerkörper. Weiter verpflichtete sich das Ministerium, jede Art von Zolltariferhöhung abzuweisen und eine den Konsumenten förderlichere finanzielle Behandlung der Lebensmittel einzuführen, dabei aber auch dem Ackerbau auf wirksame Weise hülfreich entgegen zu kommen. Die Rettung der flandrischen Provinzen ward als Ehrensache des Landes und der Regierung erklärt. Die Lage des neuen Ministeriums blieb indessen immer schwierig. In der Repräsentantenkammer hing der Ausschlag von sieben oder acht Stimmen ab; andererseits hatte die erste Kammer, deren Wahlerneuerung erst später eintrat, noch nicht die Wirkungen des neuen Umschwungs erfahren. Letztere bestand aus Grundbesitzern und Freunden der kirchlichen Partei und mußte besonders dem Minister Rogier wenig günstig seyn, der ihr sowohl 1841, als 1846 mit einer Auflösung gedroht hatte. Doch wußte das Ministerium die Klippen zu vermeiden und schritt eifrig an die Erfüllung seines inhaltsvollen Programms. Daß es dieser Aufgabe würdig und muthig nachstrebte, konnte nicht geleugnet werden, mochte es auch im Einzelnen einige Schwankung zeigen. Besonders entwickelte sich die materielle Blüthe des Landes unter dem Einflusse dieser Verwaltung in außerordentlicher Weise. Durch die Errichtung zahlreicher Ackerbau- und Gewerbschulen, Musterwerkstätten, Volksbibliotheken, Rückzugskassen, sowie durch manche andere dem Arbeiterstande zu Gute kommende administrative und legislative Maßregeln wurden die Grundlagen des allgemeinen Wohlstandes nicht nur befestigt, sondern auch Volksbewußtseyn und Nationalgefühl gekräftigt, die Begriffe über politische Rechte und Pflichten geläutert u. die öffentliche Ordnung bedeutend gestärkt. Den Kampf mit dem Klerus und der diesem anhängenden Fraktion führte das Ministerium in der endlich erledigten Unterrichtsfrage mit Besonnenheit und Würde. Die Feuertaufe empfing indessen das Ministerium Rogier, indem es B. glücklich durch die Revolutionsstürme leitete, welche mit dem Februar 1848 über Europa hereinbrachen. Der junge Staat war durch seine Beziehungen zu Frankreich, durch das Elend in Flandern, sowie überhaupt durch die Lage der unbemittelten Klassen im Hungerjahr 1847 nicht wenig bedroht; und doch blieb er nicht nur unversehrt, sondern gewann sogar auf seinen Fundamenten von 1830 eine festere Begründung und einen bedeutendern Aufschwung. Schon vor 1848 hatte die äußerste Linke Angesichts eines bedenklichen Deficits und der Verhältnisse in Flandern auf Beschränkung der Staatsausgaben, besonders des Militärbudgets, gedrungen. Diese und andere Forderungen wurden jetzt im Fluge bewilligt. Der König seinerseits erklärte beim Hereinbruch der Katastrophe in Frankreich, daß er sich der Nation zur Verfügung stelle, sowohl rücksichtlich des Aufgebens, wie der Bewahrung der konstitutionellen Krone. Die Erklärung brachte eine ungemeine Wirkung zu Gunsten des Bestehenden hervor, entwaffnete die Mißvergnügten und stärkte das Vertrauen und die monarchische Gewalt. Die Kammern bewilligten zum Schutze der belgischen Unabhängigkeit und Nationalität eine außerordentliche Steuererhebung von acht Zwölftel der Grundsteuer, ein Zwangsanlehen von 25 Millionen Francs für die Militärbedürfnisse u. die Förderung der Industrie, desgleichen die Staatsgarantie zur Ausgabe von 30 Millionen Francs Banknoten. Die Minister legten nun nach einander Gesetzentwürfe vor, demzufolge der Wahlcensus auf das Minimum von 20 Gulden herabgesetzt, die Unverträglichkeit des Staatsamts mit dem Parlamentsmandat erklärt und der Zeitungsstempel aufgehoben ward. Die revolutionären Elemente in den niedern Gesellschaftsschichten schlugen unter solchen Reformen theils in das Gegentheil um, theils wurden sie neutralisirt und gänzlich unschädlich gemacht. Als zu Ende März 1848 einige hundert belgische und französische Arbeiter, wohl nicht ohne Mitwirkung mehrer Häupter der französischen Regierung, u. von dem Präfekten des französischen Norddepartements mit Munition und Waffen versehen, in B. einbrachen, um das Land in die französische Bewegung hineinzuziehen, blieb das belgische Volk nicht nur theilnahmlos, sondern zeigte sich selbst entrüstet. Die Schaar überschritt am 25. März die belgische Grenze, wurde aber beim Dorfe Risquonstout (Eisenbahnstation Mouscron) von den dort aufgestellten belgischen Truppen sofort zersprengt und theils gefangen genommen, theils ins französische Gebiet zurückgeworfen. In Folge der neuen Wahlgesetze wurde die Kammer aufgelöst, und im Juli 1848 trat eine neue zusammen, in der das liberal-konstitutionelle Element bei weitem die Oberhand hatte und die klerikale Partei auf weniger als ein Drittel ihres frühern Bestandes reducirt war. Im Verein mit diesem neuen Parlament vermochte das Ministerium nun in den nächsten Jahren sein Programm und seine Principien durchzuführen, obschon die Gegenpartei mit dem Verschwinden der Revolutionsgefahren auch ihre Stimmen wieder lauter erhob und manchen hitzigen Kampf veranlaßte. Im November 1849 schloß die Regierung mit Frankreich für 10 Jahre einen neuen Handelsvertrag, der wie jener von 1838 auf der Grundlage der Gegenseitigkeit beruhte; der Vertrag mit dem deutschen Zollverein wurde dann verlängert. In der Sitzung von 1850 ward endlich die Unterrichtsfrage erledigt und die Angelegenheit des Getreidezolls, wobei Rogier das Princip des Freihandels festhielt, zur Verhandlung gebracht. Am 11. Okt. 1850 starb die durch treffliche Eigenschaften ausgezeichnete Königin Louise, wobei das Volk eine Theilnahme u. eine Hingebung an die Dynastie an den Tag legte, welche diesen Trauerfall zum politischen Ereigniß machten. Das Ministerium erlitt seit Mitte 1850 mehrfachen Personenwechsel, der jedoch die Richtung des Ganzen nicht störte. An die Stelle Chazals, der wegen eines Konflikts mit der Bürgergarde abdankte, trat General Brialmont; für

Weydt übernahm der thatkräftige Frère-Orban die Finanzen, während Advokat Rolin, später für diesen der Professor Hoornbeke die öffentlichen Arbeiten übernahm. Der zum Direktor der Nationalbank ernannte Justizminister de Haussy fand in dem Juristen Tesch seinen Nachfolger. Ziemlich schwierig gestaltete sich die Lage des Ministeriums, als in den ersten Monaten des Jahres 1851 die Reducirung des Militärbudgets verhandelt wurde. Das Ministerium entschloß sich jedoch, der Ansicht der bedeutendern Majoritätsfraktion beizustimmen und die Militärausgaben auf 25 Millionen Francs zu beschränken. Indessen sagte sich während der Debatte der Kriegsminister von seinen überraschten Kollegen los, so daß Rogier interimistisch das Kriegsportefeuille übernehmen mußte. Die Gefahr einer Kabinetskrisis ging somit glücklich im Interesse einer gesunden u. praktischen Fortentwickelung des belgischen Staatslebens vorüber. Große Verlegenheiten erwuchsen für die belgische Regierung aus dem Staatsstreich des Präsidenten der französischen Republik, Louis Napoleons, vom 2. Dec. 1851, sowohl rücksichtlich der Forderungen Frankreichs zur Ueberwachung u. Verfolgung der aus Frankreich Verbannten, die sich zahlreich in B. aufhielten, als auch durch die versuchte Einwirkung der neuen französischen Regierung auf die kirchlichen Verhältnisse in B. und die von ihr hervorgerufenen Wirren rücksichtlich der Handelsverhältnisse zwischen B. und Frankreich. Auf Seiten der belgischen Regierung war man eifrig beflissen, der französischen jeglichen Grund zu Beschwerde zu benehmen. Das in Brüssel von französischen Flüchtlingen im feindseligsten Tone gegen Louis Napoleon redigirte „Bulletin de Paris" wurde mit Beschlag belegt und die Redakteure aus B. verwiesen. Da aber Thatsachen vorlagen, welche zu der Annahme berechtigten, als schmeichle sich die französische Regierung mit dem Wahne, daß in einzelnen militärischen und industriellen Kreisen sich der Wunsch nach Vereinigung B.s mit Frankreich zu regen anfange: so glaubte die belgische Regierung die nöthigen politischen und militärischen Vorsichtsmaßregeln ergreifen zu müssen, wie sie denn die Bildung eines verschanzten Lagers bei Antwerpen anordnete u. die früher angestellten polnischen Offiziere aus ihrem Dienste entließ. Dabei wurden (zu Anfang 1852) von beiden Seiten fortwährend Versicherungen des besten Einvernehmens gegeben, und die belgische Regierung gab auch dem Verlangen des französischen Gesandten auf gerichtliches Einschreiten gegen zwei radikale Blätter der Hauptstadt, welche Artikel aus dem „Bulletin français" veröffentlicht hatten, nach, freilich, weil es an einem auf den Fall anwendbaren Strafgesetz fehlte, ohne Erfolg. Für die außerordentlichen Militärbedürfnisse bewilligte die Kammer 4,700,000 Francs, darunter 435 000 für neue Befestigungen bei Antwerpen. Die wichtigsten Arbeiten des im April geschlossenen Landtags waren eine Umarbeitung des Strafgesetzbuchs und eine Reform der Handels- und Zollgesetzgebung, wodurch die Interessen B.s mit der englischen u. holländischen Gesetzgebung auf diesem Gebiete in Einklang gebracht werden sollten. Da die neuen Wahlen für die dem entschiedenen Fortschritt huldigende Fraktion des Ministeriums, an deren Spitze der Finanzminister Frère-Orban stand, ungünstig ausfielen, so dankte der Genannte ab, als der Handelsvertrag mit Frankreich vom 10. Aug. 1845 am 9. Aug. 1852 erlosch, ohne daß ein neuer zu Stande gekommen wäre; an seiner Stelle übernahm Liedts das Portefeuille der Finanzen.

In Betreff der belgischen Handelsverhältnisse zu Frankreich u. der in neuester Zeit darüber geführten Verhandlungen ist in der Kürze Folgendes zu bemerken.

Als bald nach 1830 die mechanische Flachsspinnerei in England auf eine großartige Weise ins Leben geführt wurde und die Erzeugnisse derselben, wie Deutschland, so auch Frankreich und B. überschwemmten, ergriff die französische Regierung schon 1837 und 1838 energische Gegenmaßregeln durch Erhöhung des Zolls auf Maschinengarn, und diese Maßregeln waren so wirksam, daß die Einfuhr von englischem Linnengarn, welche im Jahre 1833 kaum hunderttausend Pfund betragen hatte, im Jahre 1842 aber auf mehr als 22 Millionen Pfund gestiegen war, eben so schnell wieder abnahm und in den letzten Jahren auf den Stand im Anfang der dreißiger Jahre zurückging. Durch diesen Kampf der beiden großen Länder litt B. bedeutend, und die Bevölkerung Flanderns, welche seit Jahrhunderten durch Spinnen und Weben des Flachses sich einen hohen Wohlstand erworben hatte, aber schon durch die mechanische Spinnerei bedeutend litt, kam durch die Absperrung des französischen Gebiets gegen belgische Linnen und Garne in die bitterste Noth. Das ist der Ursprung des Linnenvertrags zwischen B. und Frankreich von 1842 und 1845. B. hatte in jenem Vertrage gegen nicht unbedeutende Aequivalente, namentlich Bevorzugung der französischen Weine und Seidenwaaren auf dem belgischen Markt, eine Bevorzugung seines Linnengarns und seiner gewebten Linnenstoffe auf dem französischen Markte zugestanden bekommen. Obwohl dieser Vortheil durch den mächtigen Fortschritt der durch starke Zölle geschützten französischen Linnenindustrie von Jahr zu Jahr sich verminderte, so wünschte die belgische Regierung doch sehr, den Linnenvertrag, von dem der Bestand der flandrischen Linnenindustrie zum Theil abhing, zu erneuern, und obwohl der Vertrag noch einige Jahre zu laufen hatte, begann doch die belgische Regierung schon im November 1848 Unterhandlungen über einen umfassenden Handelsvertrag. Die Antwort der französischen Regierung auf die erste Anfrage lautete sehr ausweichend über die Tariffragen und der Erfolg der Unterhandlungen bestand nur in einem, im November 1849 abgeschlossenen Schifffahrtsvertrag. Das geringe Entgegenkommen Frankreichs bewog aber die belgische Regierung, mit neuen Unterhandlungen zu zögern, um so mehr, als das Interesse am Linnenvertrag mit jedem Jahr abnahm und die Ausfuhr von Linnenwaaren während der sechs Jahre 1845—1851 um mehr als zwei Drittheile gesunken war. Ueberhaupt zeigte der Ausweis der Ein- und Ausfuhrlisten, daß in dem Vertrage von 1845 Frankreich sich den Löwenantheil zugeeignet hatte; die

Gesammteinfuhr belgischer Waaren in Frankreich hatte in dem genannten Zeitraum um 30 Procent ab-, die Einfuhr französischer Waaren in B. um 16 Procent zugenommen. Die Geneigtheit B.s, nach Ablauf des Vertrags von 1845 Frankreich dieselben Koncessionen wie damals zu machen, konnte also nicht groß seyn; und wenn Frankreich namentlich, wie in seiner Note vom Juli 1849 bemerkt war, auf der Unterdrückung des belgischen Nachdrucks und auf der gänzlichen Umgestaltung der Accise- und Oktroisteuern bezüglich der französischen Weine und Branntweine bestand, so war B. zu nicht geringeren Gegenforderungen berechtigt. Auf diese Sachlage gründeten sich die sehr gemäßigten Vorschläge, welche B. im Mai 1851 der französischen Regierung machte, wobei noch zu bemerken ist, daß sich die belgische und französische Regierung hinsichtlich der Auslegung eines wichtigen Punkts des Vertrags von 1845 in Widerspruch befanden; nach der belgischen Auslegung war nämlich die französische Regierung durch den Vertrag zur Aufrechthaltung des Zonensystems bezüglich der Kohleneinfuhr verpflichtet, d. h. die Einfuhr der Kohlen zu Lande zahlte nur die Hälfte wie die zur See; die französische Regierung stellte aber diese Verpflichtung in Abrede und schlug auch das Versprechen, dieses Zonensystem in Zukunft aufrecht erhalten zu wollen, geradezu ab (19. Januar 1852). Zur Orientirung diene Folgendes: B. führt in Frankreich etwa für 120 Millionen Franken Waaren ein, darunter Kohlen, Cokes, Wolle, Pferde, Rindvieh 2c., kurz Rohstoffe, für 75 Millionen. Die französische Einfuhr beträgt 100 Millionen, welche mit Ausnahme des Weins (5,7 Millionen) und der Rohseide (0,7 Millionen) nur Industrieprodukte sind. Dies zeigt, auf welchem Boden die diplomatischen Schachzüge hin- und hergehen. Da diese vorläufigen Erörterungen zu keinem Resultat geführt hatten, standen, als die Unterhandlungen Mitte Februar 1852 eröffnet wurden, beide Theile einander völlig frei, ungebunden durch frühere Vorschläge, gegenüber. Uebersieht man den Gang der Verhandlungen, wie ihn das belgische Ministerium bei Eröffnung der Kammern vorlegte, so kann man sich kaum der Ansicht erwehren, daß die französische Regierung vor Allem einen offenen Streitgegenstand haben wollte, denn die belgische Aufstellung ward nicht nur in fast allen Punkten zurückgewiesen, sondern die französischen Forderungen noch gesteigert, namentlich das Aufgeben des belgischen Nachdrucks als unerläßliche Vorbedingung jeder neuen Uebereinkunft aufgestellt. So schleppten sich die Unterhandlungen fort bis zum Juli, wo das belgische Ministerium wegen des ihm nicht sehr günstigen Ausgangs der Wahlen zurücktrat und nun eine so wichtige Unterhandlung nicht fortsetzen konnte. Deshalb machte dasselbe der französischen Regierung den Vorschlag, den Vertrag, welcher am 10. August ablief, um einige Monate zu verlängern. Der französische Minister, Marquis de Turgot, antwortete sogleich, der Vertrag werde nicht um einen Tag verlängert, wenn nicht der (bereits entworfene, aber vorerst nur bedingungsweise eingegangene) Vertrag über den Nachdruck, sowie der über die wechselseitige Zollbeaufsichtigung eingegangen würde. Das schlug die belgische Regierung geradezu ab, denn namentlich der Vertrag über die Unterdrückung des Schmuggelhandels betraf wichtige Hoheitsrechte, und man hatte sich darüber noch gar nicht verständigt. Die französische Regierung stutzte, Ludwig Napoleon war eben abwesend, und man nahm dies zum Vorwand, eine Antwort zu verschieben; am 28. Juli erhielt die belgische Regierung eine Antwort, worin nur noch auf dem Vertrag über den Nachdruck bestanden wurde. Auch diesen wies die belgische Regierung zurück, denn wenn sie auch das Princip zugestanden hatte, so war sie doch nicht geneigt, dem Gesetz eine rückwirkende Kraft zu geben und die zahlreichen, mit dem Buchdruckergewerbe in Verbindung stehenden Industriezweige ganz schutzlos und ohne Entschädigung zu lassen. Dennoch wurde nichts unversucht gelassen, um einen Bruch der Unterhandlungen und ein momentanes Aufhören des Vertrags von 1845 zu verhindern. B. schlug vor, den Vertrag bis auf den 1. Januar 1853 zu verlängern, die Uebereinkunft über den Nachdruck mit einigen Aenderungen anzunehmen, und, im Falle beide Parteien sich über keinen definitiven Vertrag verständigten, von beiden Seiten in das alte Verhältniß vor 1845 zurückzutreten, ohne zu weitern feindseligen Maßregeln zu schreiten. Ueber die beiden ersten, rein kommerciellen Punkte kam man leicht überein, über den dritten, der eine nicht unbedeutende politische Tragweite hatte, konnte man sich nicht verständigen; so lief der Vertrag ab und wurde nicht erneuert. Auch jetzt noch wollte sich die belgische Regierung versöhnlich zeigen; die einfache und die bedingte Verlängerung des Vertrags war von Frankreich verworfen oder an unannehmbare Bedingungen geknüpft worden, und der Abschluß eines definitiven Handelsvertrags war gänzlich in die Ferne gerückt; so schlug denn endlich die belgische Regierung vor, bloß den Vertrag über den Nachdruck „als ein Zeichen guten Einverständnisses" abzuschließen. Dies geschah, und im Eingang des Vertrags ward deshalb gesagt, daß die beiden kontrahirenden Theile „die Fortdauer der bestehenden guten Verhältnisse zwischen beiden Ländern sichern und befestigen wollten". Um diesen Ausdruck war es der belgischen Regierung zu thun, denn die französische Regierung hatte, als Rogier ihr einen Vertrag über den Nachdruck „unter der Bedingung guter Nachbarschaft" zugesagt hatte, in der officiellen Antwortsnote diese Worte ausgelassen. Nachdem nun die französische Regierung den Vertrag über den Nachdruck als gute Prise eingesteckt und in dem damit verbundenen Nebenvertrag, mit Ausnahme einer Gattung Baumwollenwaaren, nur ganz unbedeutende Koncessionen gemacht hatte, traf plötzlich unter dem 9. September 1852 bei dem belgischen Gesandten von Paris eine Note des Ministers der öffentlichen Angelegenheiten ein, worin die Konvention vom 22. August, wodurch B. die Unterdrückung des Nachdrucks fast ohne Gegenleistung gewährt hatte, als ein Beweis des versöhnlichen Geistes der französischen Regierung dargestellt und erklärt wurde, die Zeit sey gekommen, wo Frankreich das ihm zustehende Recht, das Zo-

nensystem hinsichtlich der Kohlen und des Gußeisens aufzuheben, geltend machen müsse. Unter dieser Bedingung wolle Frankreich den Vertrag von 1845 erneuern, die übrigen Fragen sollten später erneuert werden. Die belgische Regierung wollte auf diese unerwartete peremptorische Forderung hin noch einen Versuch machen, auf der Grundlage derjenigen Punkte, über welche man früher einig geworden war, einen Vertrag abzuschließen; die französische Regierung erklärte aber, vor Allem müsse in die einfache Fortdauer des Vertrags auf 6 Monate eingewilligt werden. Dies verweigerte die belgische Regierung, u. nun erschien das französische Dekret, welches die Bevorzugung der belgischen Kohlen und des belgischen Gußeisens aufhob. In neuester Zeit ist die Sache vorläufig ausgeglichen: die französische Regierung wollte bei der Proklamation des Kaiserthums friedlich erscheinen, auch soll das englische Ministerium den Wunsch eines freundlichern Verfahrens gegen B. geäußert haben.

Am 27. Sept. traten die neuen Kammern zusammen, aber nur, um den Rücktritt des Ministeriums zu vernehmen, welches 5 Jahre lang in Thätigkeit gewesen, worauf sich die Versammlung bis zum 26. November vertagte. Das neue Ministerium (Inneres: Piercot, Justiz: Faider, Aeußeres: Bruckere, Finanzen: Liedts, Krieg: Anoul, öffentliche Arbeiten: van Hoornbeke) bestand aus lauter Männern von entschieden, aber gemäßigt liberaler Gesinnung. In Folge der Erhebung Louis Napoleons zum Kaiser der Franzosen gaben sich im Nachbarlande bald altimperialistische Eroberungsgelüste kund, welche in Flugschriften, worin die Nothwendigkeit der Einverleibung B.s und des linken Rheinufers in das Kaiserreich nachgewiesen werden sollte, ihren Ausdruck fanden. In B. ließ man es nicht bei nachdrücklichen Erwiederungen bewenden, sondern die Kammern bewilligten im December dem Kriegsminister einen Ergänzungskredit von $8\frac{1}{2}$ Millionen Francs. Gleichwohl kam jetzt gerade eine Uebereinkunft mit Frankreich zu Stande, wonach der Vertrag von 1845 vorläufig vom 15. Jan. 1853 an wieder in Geltung treten solle. Von jener Session rührt die neue Gestaltung des belgischen Armeewesens her, wonach die Armee auf dem Friedensfuß 80,000, auf dem Kriegsfuß 100,000 Mann mit einem entsprechenden Stamm von Offizieren aller Waffengattungen zählen und die Dienstzeit 10 Jahre dauern soll. Zur Deckung der Kosten bewilligte die Kammer außer den bereits bewilligten $8\frac{1}{2}$ Millionen noch einen außerordentlichen Kredit von 32 190,000 Francs. Auch gaben die Kammern ihre Zustimmung zur Errichtung eines Gesandtschaftspostens in Petersburg, nachdem die russische Regierung sich zur Beglaubigung eines Gesandten in Brüssel bereit erklärt hatte. Die Beziehungen zu Frankreich mußten schon deshalb immer freundlicher werden, weil die französische Regierung sich damals um das folgenreiche Bündniß mit England bemühete. Am 9. April 1853 wurde der Kronprinz, Herzog von Brabant, großjährig u. gemäß der Verfassung als Mitglied in den Senat eingeführt. Am 17. Mai erfolgte seine Verlobung mit der Erzherzogin Marie, der Tochter des verstorbenen Erzherzogs Palatinus, bei welcher Gelegenheit die Kammern statt der von der Regierung geforderten Dotation von 400,000 Fr. für den Herzog von Brabant aus freien Stücken $\frac{1}{2}$ Million und außerdem noch 250,000 Fr. zur Einrichtung eines Palastes in Brüssel verwilligten. Ueberhaupt gab sich in allen Kreisen die Anhänglichkeit an das Königshaus in den begeistertsten Ausdrücken kund. Am 16. Juni wurde der Landtag geschlossen, und am 22. August erfolgte zu Brüssel die Vermählung des Kronprinzen. Diese Familienverbindung zwischen Oesterreich und B. ist in der That als Schlußstein der von König Leopold zur Sicherstellung B.s französischen Eroberungsgelüsten gegenüber ergriffenen Maßregeln: Aufrechterhaltung des konstitutionellen Wesens, Aufstellung einer Achtung gebietenden Armee, Ausbesserung der belgischen Festungen, namentlich Antwerpens, Herstellung der diplomatischen Beziehungen mit Rußland und engeres Anschließen an die deutschen Höfe, zu betrachten. Die französische Gereiztheit über die österreichisch-belgische Heirath gab sich in einer Note vom 25. September deutlich kund, worin die französische Regierung allerlei Beschränkungen der freien Presse B.s forderte und im Weigerungsfalle mit dem Abbruch der freundnachbarlichen Beziehungen drohete. Gleichwohl wurden nach Wiedereröffnung der Kammern (8. November) die Verhandlungen mit Frankreich wegen des Handelsvertrags wieder aufgenommen und führten unerwartet schnell zu einem Resultate. Denn nachdem der am französischen Hofe gern gesehene Fürst Chimay nach Paris gesandt worden (15. Jan. 1854), erschien (30. Jan.) der Prinz Napoleon plötzlich zum Besuch am belgischen Hofe, und bald verlautete es, daß der neue belgisch-französische Handelsvertrag abgeschlossen wäre. Der Handelsvertrag mit dem deutschen Zollverein vom 1. September 1844 war inzwischen mit dem Schluß des Jahres 1853 abgelaufen und wurde seitdem nicht erneuert. Nach amtlichen Angaben hatte sich in Folge dieses Vertrags der Absatz aus den Ländern des Zollvereins nach B. kaum um 0,05, der aus B. nach den Ländern des Zollvereins dagegen um 0,45 vermehrt, vornehmlich in Folge der vermehrten Ausfuhr belgischen Garns und Eisens nach den Zollvereinsländern. Obgleich nun die belgische Ausfuhr die deutsche Einfuhr um 10 Millionen übertraf und daher das Verlangen des Zollvereins, in die Rechte der begünstigten Nationen eingesetzt zu werden, nur billig war, so wurden doch vorläufig nur die den Durchgang der Zollvereinswaaren durch B. betreffenden Bestimmungen jenes Vertrags von 1844 beibehalten. Fortwährend war die Regierung aufs Ernstlichste darauf bedacht, ihre Neutralität zu wahren und durfte dabei auf die volle Sympathie des Volks rechnen, die sich unter Anderm dadurch kundgab, daß, als bei Gelegenheit einer mit dem Hause Rothschild geschlossenen Anleihe von 27 Millionen Francs eine Zeichnung von 5 Millionen dem Publikum offen gelassen worden, in Zeit von 4 Stunden anstatt 5 Mill. nicht weniger als 172, Millionen gezeichnet waren. Bei den noch zwischen der Regierung und dem Klerus obschwebenden Differenzen wegen der mittleren und höheren

Unterrichtsanstalten war es der ersteren sehr erwünscht, daß die Gymnasialbehörde zu Antwerpen sich mit der Geistlichkeit auf eigene Hand zu verständigen gewußt hatte. Großes Aufsehen machte aber die Kunde, daß in B. eine Verschwörung gegen Kaiser Napoleon III. entdeckt worden sey und die Regierung gleichzeitig, wiewohl nicht auf Veranlassung dieser Entdeckung, den französischen Oberst Charras und Etienne Arago ausgewiesen habe. Die eingeleitete Untersuchung stellte die erstere Sache als höchst unbedeutend heraus; in Betreff der Ausweisung der Genannten aber gab der Minister des Aeußern in den Kammern (9. Nov.) die Erklärung ab, daß jene Maßregel wegen des Gewichts, welches die französische Regierung darauf gelegt, im Interesse des Landes und trotz der ganz untadelhaften Haltung der Flüchtlinge geboten gewesen sey. Zu Anfang des Septembers hatte der König mit Kaiser Napoleon III., dem König von Portugal und Prinz Albert eine persönliche Zusammenkunft zu Boulogne gehabt. Die am 7. November eröffneten Kammern genehmigten eine Uebereinkunft mit England hinsichtlich des literarischen Eigenthums und einen Handelsvertrag mit Mexiko. Am 16. Februar 1855 sprach sich der Minister des Aeußern über B.s äußere Angelegenheiten in den Kammern dahin aus: kein Kabinet habe die Regierung angegangen, dem Beispiele Piemonts zu folgen oder sich zu solidarischer Neutralität mit ihm zu verpflichten, und wenn eine derartige Forderung gestellt worden wäre, so würde die Regierung auf die B. von allen Großmächten garantirte und zur Pflicht gemachte Neutralität hinweisen. Am 2. März trat das gesammte Ministerium wegen der verletzenden Weise, wie einige Regierungsvorlagen von der Kammer behandelt worden waren, zurück und wurde den 29. März durch das noch gegenwärtig an der Spitze der Verwaltung stehende: Graf Vilain XIV., Aeußeres, Dedecker, Inneres, Nothomb, Justiz, Mercier, Finanzen, Dumon, öffentliche Arbeiten, Greindl, Krieg, ersetzt. Es sind darunter Männer der Rechten und Anhänger der klerikalen Partei. In dem am 24. April von Dedecker der Kammer mitgetheilten Programm des neuen Ministeriums verhieß dieses, zur Höhe der großen Interessen des Vaterlandes sich erheben, den Kämpfen der Parteien fern bleiben und sich außerhalb der Strömungen ihrer Einflüsse stellen zu wollen. Auch erklärte der Minister, das Kabinet beabsichtige keineswegs ein ganzes System von Neuerungen oder Reformen vorzulegen, sondern werde die gemäßigte und wahre Nationalpolitik fortsetzen, welche im Kongreß von 1830 B. seine liberalen Institutionen gegeben habe. Trotz dieser Verheißungen, welche dem Interesse des Landes und den Ansichten der Mittelparteien entsprachen, zeigte sich doch sofort in der Kammer eine Opposition, weil man der klerikalen Färbung des Kabinets mißtraute und argwöhnte, es halte mit seinen eigentlichen Tendenzen noch vorsichtig zurück. Der liberale Präsident der Kammern, Delfosse, legte sein Amt nieder und wurde darin durch den ministeriellen Kandidaten Delahaye ersetzt. Als die Regierung auf Eröffnung eines neuen Kredits von 9,400,000 Francs zur Vervollständigung der Befestigung Antwerpens und der Scheldeufer antrug, rieth schon die Kammerkommission von der Bewilligung der für die Erweiterung der Festungsbauten verlangten 5 Millionen ab und wollte nur die zur Erneuerung und Vermehrung des Artilleriematerials bestimmten 4½ Millionen gewährt wissen. Als die Kammer sich demnach dem Verlangen der Regierung abgeneigt bewies, ließ auch das Ministerium sein Vorhaben fallen und begnügte sich mit einer Bewilligung von 6,000,000 Francs für anderweitige Befestigungen und Militärbedürfnisse. Nachdem durch diese Verwilligung die Annahme des ordentlichen und außerordentlichen Budgets erfolgt war, schlossen die Kammern am 1. Juni ihre Sitzungen. Während des Sommers mehrten sich die Besorgnisse der öffentlichen Meinung vor einer den klerikalen Bestrebungen günstigen Schwankung des Ministeriums. Die alte katholische Partei bemühte sich nämlich, die Politik der neuen Machthaber als identisch mit ihrer eigenen darzustellen, und das Kabinet fand während der Parlamentsferien keine Gelegenheit, seine wahren Tendenzen vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Die Agitationen der klerikalen Partei galten vornehmlich einem neuen Wahlgesetz, welches durch Bevorzugung des platten Landes vor den Städten der katholischen Partei ein Uebergewicht in der Kammer verschaffen sollte, sowie dem von der Regierung verheißenen Gesetze über die Wohlthätigkeitsanstalten. Unter diesem harmlosen Titel verbarg sich eine schon seit geraumer Zeit obschwebende Lebensfrage für die Alleinherrschaft des Klerus. Es handelte sich nämlich um Wiederherstellung der todten Hand zum Vortheil der geistlichen Körperschaften, um die gesetzliche Erlaubniß, auf Kosten der natürlichen Erben kirchlichen Instituten, namentlich den Klöstern Legate und Schenkungen zu machen. Da die Freiheit der Association Grundgesetz ist, so waren bis dahin den Stiftungen geistlicher Orden zwar keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt worden, und die Mitglieder der letzteren durften Güter besitzen, wie jeder andere Bürger; aber bei dem Tode eines Jeden von ihnen waren ihre Güter von den das Eigenthum im Allgemeinen betreffenden gesetzlichen Bestimmungen nicht ausgenommen und vererbten sich demnach auf gewöhnliche Weise. Einige den klerikalen Tendenzen geneigte Ministerien ließen sich jedoch Verletzung dieses Gesezzes zu Schulden kommen, indem sie die todte Hand auf dem Verwaltungswege zu Gunsten einiger geistlichen Korporationen und Stifter wiederherstellten. Als nun das liberale Ministerium Rogier das Gesetz in seiner ursprünglichen Fassung wieder in Geltung gebracht hatte, war die klerikale Partei unermüdlich thätig, dessen Abschaffung oder wenigstens Abänderung zu ihren Gunsten durchzusetzen. Sie hielt aber die Gelegenheit dazu jetzt für günstig, da die Regierung selbst die Nothwendigkeit einer Abänderung und festeren Normirung der bis jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen anerkannt hatte, und als nun das Ministerium Dedecker bei seinem Antritt neue Vorlagen über diesen Gegenstand in Aussicht stellte, glaubte sie schon, auf die klerikalen Sympathien des Ministeriums vertrauend,

auf eine Entscheidung dieser Angelegenheit in ihrem Sinne rechnen zu können. Sie hielt aber so wenig mit ihren Hoffnungen hinter dem Berge, daß das Mißtrauen der liberalen Partei gegen die Regierung sich von Tag zu Tag steigerte und das Zusammentreten der Kammern im Herbste mit großer Spannung erwartet wurde. Die Thronrede, mit der die Session am 13. November eröffnet wurde, berührte die Frage zwar, indem sie einen Gesetzentwurf über die Wohlthätigkeitsanstalten und Stiftungen vorzulegen verhieß, schwieg aber über das demselben zu Grunde gelegte Princip. Wie wenig der Argwohn der Kammer dadurch beseitigt wurde, ging schon aus den Berathungen über die Adresse hervor, welche in ihrer sehr willfährigen Fassung zuletzt zwar Annahme fand, aber erst nachdem ein gegen das Ministerium gerichtetes Amendement, wonach die dem Kabinet zugesagte Mitwirkung sich nicht auf dessen politischen Charakter und politische Maßregeln, in soweit sie angekündigt oder bereits im Laufe des Jahres getroffen worden, erstrecken sollte, mit nur 5 Stimmen Majorität verworfen worden war, obgleich der Minister des Innern erklärt hatte, dasselbe als ein Mißtrauensvotum ansehen zu wollen. Von den in der Thronrede verheißenen wichtigeren Gesetzentwürfen über die Einrichtung der Universitätsprüfungen, die Zuckeraccise, den Wechselstempel, die Fabrikgerichte, die Revision des Strafgesetzbuchs, die Organisation des Gerichtswesens kam bis zum Schlusse des Jahres keiner zur Berathung. Ueberhaupt blieben alle principiellen Fragen unerledigt und, außer einem Gesetz über die den niederen Staatsdienern zu gewährenden Theuerungszulagen und einem andern über Zollerleichterungen bei der Einfuhr von Lebensmitteln, beschäftigte nur die Berathung des Budgets die Kammer bis Ende December. Im Laufe des Februar 1856 wurde dem Grafen von Flandern eine Dotation von 150 000 Francs bewilligt und nach heftigen Debatten auch das Budget genehmigt. Die allgemeine Befriedigung über die Wiederherstellung des Weltfriedens wurde sehr gestört durch die Kunde, daß das französische Gouvernement Forderungen an das belgische gestellt habe, die auf nichts weniger als auf eine Beschränkung der bisher unangetastet gelassenen belgischen Preßfreiheit hinausliefen. In Folge davon erregte am 7. Mai die Interpellation des Abgeordneten Orts an das Ministerium in Betreff der von Frankreich aus gegen die belgische Presse erhobenen Anklage die lebhafteste Aufregung. Als aber der Minister des Auswärtigen, Vicomte Vilain XIV., auf die Frage Orts': ob das Kabinet, für den Fall, daß von auswärts her ein Verlangen auf Modifikation der Konstitution gestellt würde, Willens wäre, der Kammer darauf bezügliche Vorschläge zu machen, mit einem entschiedenen „niemals" antwortete (7. Mai), erhob sich von allen Seiten ein Sturm des begeistertsten Beifalls, und auch allenthalben im Lande wurde dem Verhalten der Regierung das größte Lob gespendet und energisch gegen jede etwaige Einmischung Frankreichs in die inneren Angelegenheiten B.s protestirt. Mitten unter solchen patriotischen Expektorationen war die Vertagung der Kammern, die am 22. Mai erfolgte, wiewohl die wichtigsten Angelegenheiten noch unerledigt waren, befremdlich genug. Im Juli wurde das 25jährige Regierungsjubiläum des Königs feierlich begangen, und dieser wurde bei seiner Rundreise durch das Land allenthalben mit den unzweideutigsten Beweisen der Liebe seines Volkes empfangen. Noch waren aber diese Jubeltöne kaum verklungen, als der alte Streit zwischen dem Klerus und den Vertretern der freien Wissenschaft von Neuem entbrannte. Im September erließ der Bischof von Gent einen Hirtenbrief über den Unterricht und die Erziehung der Jugend, worin gegen den höheren Unterricht überhaupt der Vorwurf der Unkirchlichkeit erhoben, namentlich aber die genter Universität wegen der widerkirchlichen Lehren einiger dortigen Professoren und der antireligiösen und antisocialen Tendenzen der dortigen literarischen Gesellschaft aufs Härteste angegriffen wurde. Bald folgte der Bischof von Brügge mit einem ähnlichen, worin auch die brüsseler Universität in die Polemik gezogen und zugleich die bischöfliche Universität zu Löwen zum Besuch aufs Angelegentlichste empfohlen ward. Anfangs schien die Regierung in diesem Streit Stillschweigen beobachten zu wollen, im Oktober aber ließ sie sich im Moniteur dahin vernehmen: daß sie den Professoren zwar keineswegs die Verpflichtung auferlegen wolle, die religiösen Fragen ausschließlich im Sinn einer positiven Religion zu behandeln, daß sie aber aus Achtung vor der Kultusfreiheit darauf dringen müsse, daß man sich jedes direkten Angriffs gegen die wesentlichen Sätze der in Belgien anerkannten Kulte enthalte. Am 11. November 1856 wurde die Session wieder eröffnet, ohne daß in der Thronrede über die brennenden Tagesfragen: öffentlicher Unterricht, Almosen, Zölle, irgend welche bestimmtere Andeutungen gegeben worden wären. Das Budget der Einnahmen oder der Mittel und Wege für 1857 wurde auf 138,354,990 Francs, das der Ausgaben auf 133,427,380 Francs geschätzt, ungerechnet eine Summe von 4 Millionen für nachträgliche Kredite. Im Mai 1857 kam endlich der Gesetzentwurf über die Wohlthätigkeitsanstalten und milden Stiftungen zur Berathung und wurde nach langen und heftigen Debatten mit einer Majorität von 60 gegen 44 Stimmen gutgeheißen. Schon waren die Verhandlungen zu wiederholten Malen von den Gallerien herab durch Ausrufe des Zorns und Verdrusses unterbrochen worden, als am 28. Mai auch außerhalb des Sitzungssaales unter den Volksmassen der heraufziehende Sturm sich ankündigte. Eine Menschenmenge von mehren Tausenden begann sich auf dem Hauptplatze Brüssels zu sammeln und ihre Mißstimmung über das Ministerium u. die Ultramontanen kund zu geben. Man zischte den päpstlichen Nuntius, der sich bei der Agitation für das verhaßte Gesetz hervorgethan, wo er sich zeigte, aus, verspottete und bedrohte die Minister und warf schließlich in dem Lokale einer Zeitung, welche als Organ der Klerikalen galt, die Fenster ein. Aehnliche Scenen fanden in andern größern und kleinern Städten des Landes Statt; auch in Gent, Antwerpen, Mons, Lüttich, Charleroi und selbst in Löwen, dem Hauptwaffenplatze der ultramontanen Partei, wurde der Ruf: „Nieder

mit den Klöstern!" in französischer und flämischer Sprache gehört, und in Jemappes machte der Pöbel sogar Anstalt, den Ruf zu verwirklichen, und ließ sich zu arger Mißhandlung dortiger Mönche hinreißen. B. schien am Vorabend einer Revolution zu stehen, aber sie wurde durch das weise Benehmen des Königs verhindert, welcher rasch einen Ausweg fand, bei dem weder gegen die Mehrheit der Kammern und das Ministerium seiner Wahl gehandelt, noch der deutlich sich aussprechenden öffentlichen Meinung Gewalt angethan ward. Die Aufläufe sammt ihren revolutionären Kundgebungen wurden sowohl in Brüssel, als in den übrigen Städten durch das bloße Heranrücken von Militär und durch das Aufgebot der Miliz unterdrückt und wiederholten sich nicht mehr. Dann aber geschah ein wirksamerer Schritt zur Beruhigung der Gemüther, indem König Leopold die Kammern auf unbestimmte Zeit vertagte (30. Mai), wodurch das so mißfällige Gesetz vorläufig bei Seite geschoben ward, besonders da am 30. Juni die Schließung der gesetzgebenden Session von 1856—57 erfolgte.

Vergl. Rothomb, Travaux publics en B., Brüssel 1839, 2. Aufl. 1840; Derselbe, Statistique de la B., das. 1848; Conscience, Geschiedenis van B., Antwerpen 1845; deutsch von Wolf, Leipzig 1847; Juste, Geschichte der Gründung der konstitutionellen Monarchie in B., 2 Bde., Brüssel 1850; Derselbe, Histoire de B., 3. Aufl., das. 1850 f.; Poplimont, La Belge depuis l'an 1830, das. 1850; Kuranda, B. seit seiner Revolution, Leipzig 1846.

Belgiojoso, Stadt (Dorf) in der Lombardei, Delegation Padua, in sehr fruchtbarer Gegend, mit schönem Palast; Stammhaus der Fürsten Barbiano und Belgiojoso, und 3000 Einw.

Belgium, ein Theil der spätern römischen Provinz Belgica, das Hauptland der belgischen Völker mit den Wohnsitzen der Bellovaker, Atrebaten und Ambianer, vielleicht auch der Veliokasser, Auleter u. a. Vergl. Belgä, Belgica u. die einzelnen hier genannten Völker.

Belgorod (Bjelgorod, d. h. Weißstadt), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kursk, am Donez, wird durch die in den Donez fallende Wasiolka und Weseltza in die Alt- und Neustadt getheilt, hat mit seinen 3 Vorstädten einen Umfang von mehr als 8 Wersten, gerade, regelmäßige Straßen, über 1600 meist hölzerne Häuser, 2 Klöster, 3 Haupt- und 7 Pfarrkirchen, eine Kreisschule u. über 8000 Einwohner, welche Lederfabriken, Seifen- und Talgsiedereien, Lichterziehereien, Ziegelhütten, Kalkbrennereien, Handel mit Leder, Farben, Honig, Wachs, Talg und Schweineborsten betreiben. Von B. hat die belgorodische Linie ihren Namen, ein unter dem Czar Michael Federowitsch als Verschanzungslinie gegen die Tataren gezogener, über 40 Meilen langer Graben von der Ukraine bis zum Don. B. wurde um das Jahr 980 erbaut, stand anfangs auf einem Kreideberge (daher der Name) am linken Ufer des nördlichen Donez, wurde durch die Tataren zerstört und darauf 1597 in das Thal auf dem rechten Ufer des Flusses verlegt, wo Sarkel gestanden haben soll. Vor einigen Jahren braunte ein Theil der Stadt ab.

Belgrad (bei den Türken Bilgrad, eigentlich aber Darol-Dschihad, d. h. Haus des heiligen Kriegs, deutsch Griechisch-Weißenburg, lateinisch Alba Graeca, magyarisch Nandor Fejervar, vom slavischen bielo, d. h. weiß, und Grad oder Grod, d. h. Burg oder Stadt), Hauptstadt des Fürstenthums Serbien und wichtige Festung, unter 38° 7' L. und 44° 47' Br., zwischen der Donau und der hier in dieselbe mündenden Save, auf einem felsigen Hügel gelegen, dessen Gipfel im Winkel der Erdzunge liegt, welche die Donau und die Save bei ihrer Vereinigung bilden, der österreichischen Militärkommunität Semlin gegenüber. Die Stadt besteht aus der Oberstadt und der Unterstadt. Die Oberstadt, die, in der Mitte des Ganzen gelegen, mit einer hohen, starken Mauer, hohen Thürmen (der höchste heißt Benovisa) und dreifachen Graben umgeben, mit Minen und bombenfesten Kasematten versehen u. durch einen leeren, 400 Schritt breiten Raum von den übrigen Stadttheilen getrennt ist, bildet die eigentliche Festung (das Oberschloß) und enthält den Palast des Pascha von 3 Roßschweifen (Wessir genannt), das Zeughaus, eine sehr schöne Moschee und einen Brunnen, zu dessen Wasserspiegel 300 Treppenstufen hinabführen. Die von den Oesterreichern in den Jahren 1738 und 1739 erbauten schönen Magazine und das Zeughaus sind dem Verfall preisgegeben. Der höchstgelegene Platz in der Festung ist der Schloßhof des Pascha, ein unsauberer, mit hohem Gras bedeckter Platz, von großen, zweistöckigen Gebäuden aus Lehm oder Fachwerk eingeschlossen, deren Gallerien durch die weit vorspringenden Dächer gedeckt sind. Diese, ehemals so furchtbare Festung, die 1717 nach neuer bastionirter Weise eingerichtet, seit 1739 mehrfach demolirt, aber 1821 vom Pascha von B. bedeutend verstärkt wurde, ist jetzt nicht im besten Vertheidigungsstande. Außerhalb der Mauer ist die Tofana, eine Fabrik, die Spieße, Flinten, Glokken und Patronen liefert. Von der Oberstadt führen 3 Thore in die Unterstadt (Palanka), welche gegen Süden und Osten die Festung umgibt und mit Wällen und Gräben und 5 Thoren versehen ist. Hier ist die Residenz des griechischen Bischofs, 14 Moscheen, ein Arsenal und die Kasernen, sowie der Fischmarkt. Einen dritten Stadttheil bilden die Vorstädte, nämlich die Raitzenstadt, westlich am Savestrom, mit Mauern und Pallisaden umgeben, und die Wasserstadt, nördlich in der Gabel zwischen der Save und Donau, mit Wällen und Gräben und öffentlichen Plätzen, der schönste Theil der Stadt. In diesem Stadttheil wohnen die meisten Bürger. Zu B. gehören auch noch mehre Donauwerder. An der Mündung des Savestroms liegt die Zigeunerinsel. Oberhalb der Stadt, zwischen 3 Inseln, ankern die Donauschiffe. B. ist schlecht gebaut, die Straßen sind nicht gepflastert und mit Reihen von hölzernen Buden besetzt, hinter welchen die kleinen Häuser stehen. Die schönsten Gebäude stehen am südlichen Ende der Stadt, nämlich der Palast des Fürsten, ein großes Schulgebäude, eine Kirche, ein großes Kaffeehaus, ein neues Schauspielhaus und mehre andere neue Gebäude. B. zählt gegen 100 Moscheen u. Kirchen, 10 Bäder 2c.

Die Zahl der Einwohner ist 30,000, größtentheils Serbier, dann Türken und Griechen. In Betrieb sind Fabriken in Baumwollenzeuchen, Teppichen, Leder, Gewehren und andern Eisenwaaren. Der Handel besteht in Produkten- und Durchgangshandel (zwischen Wien und Konstantinopel) und ist so bedeutend, daß der Zoll, der auf der dortigen Mauth erhoben wird, jährlich gegen 200,000 Kaiserthaler beträgt. Dieses Handels wegen, der, wie die Gewerbe, ganz nach orientalischer Art auf offener Straße betrieben wird, halten sich viele Fremde (Armenier, Griechen, Juden ꝛc.) hier auf. Die schlecht organisirte osmanische Besatzung dieses wichtigen Waffenplatzes, den jedoch die Hügel von Jemeklub und Kumodrasch überragen, beläuft sich auf 6—7000 Mann.

B. steht an der Stelle des alten Singidunum. Im Jahr 186 entriß es der Ungarnkönig Salomo dem griechischen Kaiserreiche. Mehrmals in den Kämpfen der Bulgaren, Griechen und Ungarn zerstört, ward die Stadt 1343 vom bosnischen Könige oder Statthalter Stephan Duschan als Zwingburg der Serbier wieder aufgebaut, jedoch nach Ludwigs I. von Ungarn Tode (1382) durch den serbischen Despoten Lazarus Bulkowitz erobert. Georg Brankowitsch, Despot von Serbien trat 1433 B. für mehre beträchtliche Güter an Sigismund von Ungarn wieder ab. Dieser vermehrte die Festungswerke, um den die ganze Christenheit bedrohenden Türken einen Damm entgegen zu setzen. Muthvoll und glücklich vertheidigte zuerst Johann Zowan von Thallocz, ein Ragusaner, 1440 den Platz gegen Murads II. Wessir, Ali-Beg, der nach siebenmonatlicher Belagerung zu Wasser und zu Lande und nach einem Verluste von 17,000 Mann unverrichteter Sache abziehen mußte. Einen zweiten Angriff der Türken unter Isak Pascha von Semendria vereitelte im folgenden Jahre ein glänzender Sieg des Helden Joh. Hunyady. Mächtiger als je erschien die Türkenmacht zum dritten Male vor B. im Juni 1456. Fast 5 Meilen stromaufwärts hielt ihre Flotte die Donau besetzt, um Hülfe und Zufuhr abzuschneiden; zu Lande wurde die Stadt durch von der Sau bis zur Donau reichende Werke eingeschlossen; den Oberbefehl über das Belagerungsheer von 150,000 Mann führte der Sultan Mohammed II. selbst. Allein Joh. Hunyady, der im Lager zu Karom durch den Zuzug einiger tausend Kreuzfahrer unter Joh. Capistran verstärkt worden war, griff den 14. Juni mit einer kleinen Anzahl leichter Fahrzeuge die türkische Donauflotte an, vernichtete dieselbe nach 5stündigem Kampfe und wartete dann bei Semlin auf ein neues Kreuzheer, das nach seiner Ankunft größtentheils in die Stadt geführt wurde. Den 21. und 22. Juni stürmten die Türken; zurückgeschlagen und verfolgt, erlitten sie durch Hunyady's Tapferkeit eine neue Niederlage, die ihren völligen Rückzug zur Folge hatte, nachdem der Sultan, selbst schwer verwundet, nach Sophia hatte vorauseilen müssen. 300 kleinere und größere Geschütze, sämmtliche Wurfmaschinen und 27 Galeeren fielen in die Hände der Sieger. Leider starb Hunyady, Ungarns größter Feldherr, schon den 11. August 1456 zu Semlin an der herrschenden Lagerseuche; den 23. Oktober folgte ihm auch sein würdiger Mitfeldherr, der 71jährige Mönch Capistran. Ein Versuch der Türken, B. im Jahr 1493 durch Verrath in ihre Gewalt zu bekommen, scheiterte an der Wachsamkeit des damaligen Befehlshabers. Besser glückte es ihnen 1521. Seit dem 4. Juli dieses Jahres hatte der Sultan Soliman II. die nur von Raitzen und 700 Ungarn vertheidigte Festung belagern lassen. Am 31. Juli traf er selbst bei dem zu fast 200,000 Mann angewachsenen Belagerungsheere ein. Ein Hauptsturm wurde den 2. August abgeschlagen; als jedoch die Türken den 8. August von Neuem anrückten, brannten die Raitzen die untern Theile der Stadt an und zogen sich in die obere Festung zu den Ungarn zurück. Sturm auf Sturm hielten diese hier mit unerschütterlichem Muthe aus; nur die aufgenommenen Raitzen zeigten sich feig und verdrossen; am 27. August, als eine Mine den Hirsethurm, einen Hauptpunkt der Vertheidigung, sprengte, verlangten sie zu unterhandeln und schlossen wirklich, geleitet von dem ungarischen Verräther Michael More, trotz des Widerstandes der Ungarn, einen Vertrag mit dem Sultan auf freien Abzug der Besatzung ab. Am 29. August wurde der unter diesen Umständen nicht mehr zu vertheidigende Platz den Türken übergeben, nachdem man zusammen 20 Stürme zurückgeschlagen hatte. Das ungarische, kaum noch 400 Mann starke Heldenhäuflein fand trotz des Vertrags seinen Tod unter den Säbeln der treulosen Janitscharen; die Raitzen wurden verschont, aber in die Gegend von Konstantinopel verpflanzt, wo sie am Bosporus das Dorf Belgrad erbauten. Bali Beg blieb mit 3000 Janitscharen in der Festung, deren zerstörte Werke 21,000 Walachen wieder herstellen mußten. Von da ab gehörte B. 167 Jahre ohne Unterbrechung zum Reiche der Osmanen. Den 11. August 1688 wurde es durch den Kurfürsten Maximilian von Bayern mit 53,000 Mann kaiserlicher und Reichstruppen eingeschlossen; und am 6. Sept. erstürmt. Die Sieger hatten 700 Mann verloren u. unter diesen mehre ausgezeichnete Generäle. Zu den Verwundeten gehörte auch der Kurfürst von Bayern. Zur Wiedereroberung erschien der Großwessir Mustafa Kiuperli (Köprili) schon den 1. Oktober 1690 mit 50,000 Mann vor der Stadt, in welcher damals der Feldmarschalllieutenant, Graf Aspremont-Reckheim befehligte. Der Feldmarschalllieutenant, Herzog von Croy, den der wiener Hofkriegsrath eiligst als Kommandanten nach B. sendete, kam am 18. Oktober gerade in dem Augenblicke an, wo eine türkische Glühkugel ein Pulvermagazin entzündete und eine furchtbare Zerstörung veranlaßte. Sofort rückte Kiuperli zum Sturme vor. Einer zweiten, noch bedeutendern Explosion, durch den Brand des Zeughauses entstanden, verdankten die beiden Feldmarschalllieutenants mit 500 Mann ihre Rettung durch Flucht auf der Donau. 9000 Türken waren bei dem Sturme und durch die letzte Explosion getödtet worden; aber B. war abermals für die Christenheit verloren. Vergebens rückte 1693 der zum Oberbefehlshaber in Ungarn ernannte Herzog von Croy mit 28,000 Mann vor die Stadt. Dieselbe, 1692 durch den Großwessir Hadschi Ali neu befestigt, wurde von 12,000

Türken unter Dschaafet Pascha und einer starken Donauflottille so energisch vertheidigt, daß bei der Bedenklichkeit des wiener Hofkriegsraths und bei der Abhängigkeit des österreichischen Feldherrn von dieser Behörde an einen günstigen Erfolg nicht zu denken war. Schon wollte der Herzog, da der Großwessir Biiklü Mustafa mit einem zahlreichen Heere zum Entsatz nahte, die Belagerung aufgeben, als er zur Rettung seiner Feldherrnehre noch einen Sturm für nöthig erklärte. Derselbe, in der Nacht des 17. September unternommen, mißglückte, wie vorauszusehen war, worauf das bedeutend geschwächte Heer sich in das Lager bei Peterwardein zurückzog. Tataren beunruhigten seinen Marsch und machten noch 2 Stunden von Peterwardein Gefangene. Biiklü Mustafa ließ nach Croy's Abzuge die beschädigten Festungswerke wieder herstellen und zwei neue Bastionen an der Sau, nach der Gegend zu, wo das österreichische Lager gestanden hatte, errichten. Der Friede zu Karlowitz (1699) änderte im Besitze B.s nichts. Als aber 1716 die Pforte an Oesterreich abermals den Krieg erklärt hatte, beschloß der Prinz Eugen, den Feldzug des Jahres 1717 mit der Eroberung von B. zu beginnen. Die Hauptmasse des zusammengebrachten Heeres, über 80,000 Mann, wurde dazu bestimmt. Am 8. Juni brach dieselbe von Peterwardein auf und stand nach 6 Tagen wider alles Vermuthen des Feindes unterhalb B. bei Panksova in einem Lager. Nach 20 Tagen waren die Verschanzungswerke, eine Kontrevallations- und Cirkumvallationslinie zwischen der Donau und Sau vollendet. Nachdem auf 60 Fahrzeugen das schwere Geschütz im Lager eingetroffen war, schritt Eugen zum Angriffe der Festung, die durch 29,000 Mann mit 500 Kanonen vertheidigt wurde. In der Nacht vom 16. bis 17. Juli eröffnete man am Ufer der Sau, der schwächsten Seite des Platzes, die Laufgräben; den 23. begann daselbst die Beschießung aus 26 Kanonen und 15 Mörsern. Von der Landseite wurden zu Anfange Augusts die Approchen unter General Browne eröffnet; der Hauptpunkt des Angriffs blieb jedoch die Wasserstadt; eine derselben gegenüberliegende befestigte Insel wurde am 11. durch Ueberfall genommen. Unterdessen war der Großwessir Kiuperli mit 150,000 Mann zum Entsatze herbeigeeilt u. hatte zwischen der Sau und Donau auf dem amphitheatralisch sich hebenden Terrain ein ungeheures Lager bezogen. Eugens Werke zu stark findend, beschloß er eine regelmäßige Belagerung dieses neuen Belgrads, wie es die türkischen Anführer nannten. Den 3. August begann das Feuer der Türken, dessen Wirkung den Oesterreichern bald verderblich wurde. Daneben richtete die seit Wochen im Lager derselben herrschende rothe Ruhr furchtbare Verheerungen an. Zusehends schmolz das Heer und jedes Bataillon hatte hinter seinem Lagerplatze eine gleich große Begräbnißstelle. Der Wunsch, durch eine Schlacht diesem traurigen Zustande ein Ende gemacht zu sehen, sprach sich überall aus; nur der Feldherr, eifrig mit der Belagerung B.s beschäftigt, schien dem allgemeinen Verlangen entgegen zu seyn. Im Stillen jedoch hatte Eugen längst die Nothwendigkeit und den Plan eines entscheidenden Kampfes erwogen. Als er daher in Erfahrung brachte, daß der Großwessir mit dem in B. kommandirenden Pascha Mustafa für den 17. August einen allgemeinen Sturm auf das christliche Lager verabredet hätte, ertheilte er den Befehl zur Schlacht. Dieselbe begann den 16. August früh 1 Uhr und dauerte 6 Stunden. Die Oesterreicher, durch einen dichten Nebel begünstigt, stürmten das türkische Lager und trieben die Feinde in wilde Flucht. Die Türken hatten 28,000 Todte und Verwundete, die Christen 8000; die Trophäen des Tags bestanden in 131 Kanonen, 35 Mörsern, 52 Fahnen, 9 Roßschweifen, vielen Munitions- und Mundvorräthen und dem ganzen Lager. In B. erfuhr man das Schicksal des Großwessirs erst durch einige dahin abgeschickte gefangene Türken. Schon am folgenden Tage steckte der Kommandant Mustafa auf Verlangen des Divans und der Besatzung die weiße Fahne auf; am 18. August ward den Türken freier Abzug mit Familie, Hab und Gut bewilligt und ein Thor nebst den Außenwerken von den Oesterreichern besetzt, worauf den 22. die völlige Räumung des Platzes erfolgte. Mit der Veste fielen auch die Flottille, 537 Kanonen, 69 Mörser und viele Kriegsbedürfnisse in des Siegers Hand. In dem passarowitzer Frieden, der nächsten Folge des herrlichen Siegs (1718), verblieb B. den Oesterreichern, die es neu befestigten und in kurzer Zeit auch zu einem ansehnlichen und blühenden Handelsplatze umschufen. Allein was Eugen in den Tagen seines Ruhms erobert und Kaiser Karl VI. sorgfältig bewahrt hatte, ging im J. 1739 durch Eigenmächtigkeit und Uebereilung der österreichischen Feldherren und Bevollmächtigten abermals verloren. Der Feldmarschall Wallis war am 23. Juli des genannten Jahres von dem Großwessir Elhadsch Aussade Mohammed Pascha bei Krotzka gänzlich geschlagen und genöthigt worden, sich hinter die Linien von B. zu retten. Des Großwessirs geschickte Manöver veranlaßten ihn, diesen Stützpunkt aufzugeben; kaum aber hatte er sich entfernt, als der türkische Feldherr am 26. Juli vor der gut versorgten und mit 15,000 Mann unter Succow besetzten Festung anlangte und nach 4 Tagen in den verbrannten Vorstädten die Laufgräben eröffnete. Durch eine Meldung Succows eingeschüchtert, sandte jetzt Wallis den Obersten Groß nach dem türkischen Lager, und der noch muthlosere Groß sagte sogleich B. als Pfand des Friedens zu. Inzwischen erhielt der Feldmarschallieutenant Graf Neipperg eine kaiserliche Depesche, die ihn zur Schließung eines Friedens bevollmächtigte. Der Graf, ohne irgend etwas von Groß zu wissen, ohne nur für seine eigene Person Sicherheit verlangt zu haben, eilte geraden Wegs zum Wessir; man behandelte ihn als Gefangenen und staunte nicht wenig, wie er sich erdreisten könne, die Uebergabe B.s zu verweigern. Er glaubte daher, diese Festung, deren Vertheidigung auf Befehl des Kaisers so eben erst der Feldmarschallieutenant von Schmettau übernommen hatte, müsse bereits nahe an der Kapitulation seyn. Zu allem Unglücke war der französische Gesandte Villeneuve im Lager, der als scheinbarer Anwalt Neippergs die Sache im-

mer mehr zum Nachtheile Oesterreichs gestaltete. So kamen am 1. Sept. die Präliminarartikel des belgrader Friedens zu Stande, dessen förmlicher Abschluß den 18. Sept. von österreichischer Seite erfolgte. Der Kaiser, dem Drange der Umstände weichend, ratificirte denselben den 2. Oktober; aber Neipperg wurde in Gewahrsam nach Glatz, Wallis nach Brünn gebracht, von wo sie erst Karls VI. Tod befreite. Oesterreich gab zufolge dieses unheilvollen Friedens Szabacz, die Insel u. Festung Orsowa, die durch Eugen eroberten Theile Serbiens u. Bosniens sammt der Walachei bis zur Aluta den Türken zurück. Die Festungswerke B.s, welche die Oesterreicher vor ihrem Abzuge bedungenerweise zerstört hatten, wurden bald darauf von den Türken wieder hergestellt; die Stadt selbst aber sank in den Schmutz und die Trägheit der übrigen osmanischen Orte zurück. Im December 1787 wollte Kaiser Joseph II., noch vor dem eigentlichen Ausbruch seines Kriegs mit den Türken, B. durch einen Handstreich nehmen lassen. Vier ungarische Regimenter unter den Generälen Alvinczy und Gemmingen wurden zu diesem Behufe auf der Donau eingeschifft; sie segelten indessen wegen eines dichten Nebels an der Festung vorbei und entdeckten ihren Irrthum erst bei Pancsova, als die Ausführung des Unternehmens nicht mehr möglich war. Während des Feldzugs von 1788 wurde B. nicht ernstlich angegriffen, dagegen beunruhigte die hiesige türkische Besatzung oft das verschanzte Lager der Oesterreicher bei Semlin. Das Jahr 1789 brachte B. noch einmal für einige Zeit in Oesterreichs Gewalt. Am 12. Sept. begann Laudon mit dem Landheere und einer Flotte die Belagerung; am 30. wurden durch einen glücklichen Angriff die Vorstädte erobert; den 7. Oktober, nachdem durch das heftige Feuer der Belagerer die Brustwehren völlig abgekämmt, die Thürme und Häuser der Stadt größtentheils demolirt waren, verlangte der Kommandant Osman Pascha zu kapituliren; den 8. zog Laudon ein. 351 Geschütze, 34 Mörser, ein großer Vorrath von Kriegsmaterial und 65 Fahrzeuge verschiedener Größe wurden die Beute des Siegers. Schon fing nach diesem Wechsel der Herrschaft deutscher Fleiß an, sich in B. niederzulassen, als es im Frieden von 1791 den Türken wieder zurückgegeben ward. Seit 1801 herrschten hier die Dahien (zurückgekehrte Vertriebene) Kutschuk Ali, Aganlja-Bairaktar rc., nachdem sie sich der Stadt durch Verrätherei eines türkischen Soldaten bemächtigt und den Pascha Hadschi-Mustafa den 27. December hingerichtet hatten. Ihre Gewaltthaten und Grausamkeiten trieben 1804 die Serbier unter Georg Czerny zu offener Empörung. Den 16. März erschien Czerny mit 9000 Kriegern vor B., das die Dahien mit ungefähr 800 Janitscharen und 1300 andern türkischen Soldaten besetzt hielten. Mehre Ausfälle derselben wurden kräftig zurückgeschlagen, ein Sturm jedoch schien den Serbiern zu gefährlich, und die Blokade dauerte fort, bis der von der Pforte gesandte Wessir Bosniens, Bekir Pascha, die Dahien aus der Stadt entfernt und mit den Serbiern im September einen ihren Wünschen entsprechenden Vertrag abgeschlossen hatte. B. blieb von Janitscharen unter Soliman Pascha und von Kerczelias (Soldtruppen) unter Guschanz-Ali besetzt, ward aber fortwährend von den Serbiern beobachtet und im Winter 1805 von ihnen selbst wieder eingeschlossen. Im Febr. 1806 befanden sich 12,000 Mann mit 54 Kanonen und 12 Mörsern vor der Stadt, deren Besatzung aus 3000 Mann mit 300 Kanonen bestand. Doch erst nachdem durch die Verhandlungen Rußlands mit der Pforte die Furcht eines Angriffes von Bosnien her beseitigt worden war, schritten die Serbier zu einer anhaltenden und regelmäßigen Belagerung. Ueber 20,000 Mann stark, eröffneten sie den 20. Mai die Laufgräben und begannen am 22. die Beschießung. Russische Ingenieurs in serbischer Tracht standen den Belagerungsarbeiten vor. Allein die Stürme am 2. und 22. Juni, am 5. Juli und am 15. September wurden von den Türken zurückgeschlagen. Endlich bemächtigte man sich am 13. December der untern Stadt durch den Verrath eines Türken, der das untere Sauthor öffnete, während der serbische Anführer Wasso Csarapics mit 8000 Mann in 3 Kolonnen stürmte. Sogleich wurden nun auf dem Kalimeydan (Glacis) Laufgräben gegen die Festung eröffnet. Wasso Csarapics ward bei dieser Gelegenheit getödtet. Guschanz-Ali begann, da die Serbier auch von der eigentlich österreichischen Kriegsinsel aus die Festung beschossen, zu unterhandeln. Mit 800 Kerczelias erhielt er am 30. December freien Abzug nach Widdin. Noch konnten indessen die Serbier die Festung nicht besetzen, da Soliman-Pascha mit den Janitscharen die Vertheidigung fortsetzte. Aber aller Aussicht auf Entsatz beraubt, kapitulirte auch er im Januar 1807. B. wurde hierauf Sitz der serbischen Regierung; als diese jedoch im bucharester Frieden (28. Mai 1812) von den Russen, ihren bisherigen Beschützern, aufgegeben worden war, gerieth die Stadt nebst den übrigen serbischen Festungen von Neuem in die Gewalt der Türken. Zahlreiche Hinrichtungen rächten und erstickten die Regungen des Volksgeistes. Die Furcht vor demselben veranlaßte indessen noch im J. 1821 beim Aufstande der Griechen eine ansehnliche Verstärkung der belgrader Festungswerke. Weiteres s. Serbien.

Belial (eigentlich Belijaal, hebräisch), Schaden, Verderben, Untergang; daher die Bäche B.s (Ps. 18, 5), s. v. a. die Bäche des Verderbens, d. h. die gleich Wildbächen einbrechenden Gefahren des Unterganges, oder Verderben drohende, den Wildbächen gleich anstürzende Feinde; fälschlich Höllenflüsse; dann Taugenichts, Bösewicht, Zerstörer, Verderber (2. Sam. 23, 6; Hiob 34, 18). In der spätern jüdischen Theologie heißt B. s. v. a. Satan, daher bei den Kabbalisten der Fürst der dunkeln oder vierten Geisterwelt Assiah, Repräsentant des an sich Bösen, Hauptfeind des Adam Kadmon und des Lichtreichs, Urheber aller Verführung der Menschen zum Bösen, sowie der Kriege, bürgerlichen Unruhen rc.; vgl. Kabbala und Ahriman.

Belice (Belizi), Küstenfluß in der sicilianischen Provinz Trapani, entsteht aus 2 Quellflüßchen, Il B. destro und sinistro, am Gebirge Madonia, fließt südwestlich, mündet nach einem Lauf von 40 italienischen Meilen bei Pilert.

Belidor, Bernard Forest de, einer der

ausgezeichnetsten taktischen Schriftsteller der Franzosen, geboren 1698 in Katalonien, wurde von einem Verwandten, der im französischen Geniecorps stand, erzogen, studirte mit Eifer Mathematik und Physik und ward auf Empfehlung von Cassini und Lahire als Professor an der neu errichteten Artillerieschule zu La Fère angestellt. Im J. 1742 nahm er Kriegsdienste in der französischen Armee, machte als Adjutant Segurs u. des Herzogs von Harcourt den Feldzug in Bayern mit, ward Oberstlieutenant, ging mit den Prinzen von Conti 1744 nach Italien, 1745 nach den Niederlanden, trug hier wesentlich zu der Eroberung von Charleroi bei, ward Oberst und 1758 General, Direktor des pariser Arsenals und Generalinspektor der Mineurs; † 1761. Im Fache der Artillerie und Wasserbaukunst ist B. noch jetzt eine Autorität. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Architecture hydraulique" (Par. 1737—53, 4 Bde.); „Le Bombardier français" (das. 1731); „La science des Ingénieurs" (das. 1729); „Cours de mathématique à l'usage de l'artillerie" (das. 1725 u. f.). Seine zurückgelassenen Manuskripte über die Anlegung der Minen, über Festungsbau und Artilleriewissenschaften wurden gleich nach seinem Tode von der französischen Regierung mit Beschlag belegt und unterdrückt, um seine Entdeckung nicht zur Kunde des Auslandes kommen zu lassen.

Belisar (Belisarius), berühmter Feldherr des byzantinischen Kaisers Justinian I., als Eroberer Afrika's der „dritte Scipio" und „Ruhm der Römer" genannt, als Sieger über die mannigfachsten Hindernisse auf seiner Laufbahn nur dem Hannibal vergleichbar. Geboren zu Germany in Illyrien, nach Andern in Thracien, als Sohn eines Landmanns, diente er zuerst unter den Haustruppen Justinians. Weiber mußten in jener entarteten Zeit des Römerthums dem Talente den Weg zur Anerkennung bahnen; B. stieg durch seine Gemahlin Antonia, die Tochter eines Wagenwettrenners und Freundin der Kaiserin Theodora. Nach Justinians Krönung zum Feldherrn wider die Perser ernannt, besiegte er den weit stärkern Feind 530 bei Dura in Mesopotamien und 531 in Syrien, ward zwar später in einer durch die Hitze seiner Soldaten herbeigeführten Schlacht am Euphrat geschlagen, erntete aber noch hohen Ruhm durch den Muth und die Geschicklichkeit, womit er den Rückzug des Heeres leitete. Bald nach seiner Ankunft in Konstantinopel brach daselbst (532) ein furchtbarer Aufstand der Grünen und Blauen gegen das kaiserliche Haus aus. Schon gab Justinian seine Sache verloren und war auf dem Punkte zu fliehen, als Theodora rieth, B.s erprobte Treue und Kraft zu versuchen. Sofort stürmte dieser an der Spitze von 3000 Veteranen in die Rennbahn und hieb 30,000 der durch List ihrer Verbündeten beraubten Grünen zusammen. Ihr Kaiser Hypatius nebst seinen Brüdern und 18 Senatoren endeten auf dem Schaffote. B. hatte Justinians Krone und Leben gerettet. Ebenfalls auf Theodora's Betrieb wurde er 533 mit der schon früher beabsichtigten Eroberung des Vandalenreichs in Afrika beauftragt. Nach einer Seefahrt von 3 Monaten landete er mit etwa 20,000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern 5 Meilen südlich von Karthago und errichtete daselbst ein wohlverschanztes Lager. Unterstützt durch den Haß der katholischen Landesbewohner gegen die arianischen Barbaren, begleitet von der an der Küste hinsegelnden Flotte, rückte B. vor; Leptis, Adrumetum u. a Städte ergaben sich, Karthago, die Hauptstadt des Reichs, folgte, nachdem der sich mit 160,000 Mann entgegenstellende Vandalenkönig Gelimer bei Decimum geschlagen worden war. Bald darauf brachte ein neuer Sieg über das unterdessen zu 200,000 Mann angewachsene Heer Gelimers bei Tricameron das ganze Vandalenreich in die Gewalt Justinians. Ein Triumph, in welchem der gefangene Gelimer mit aufgeführt wurde, Denkmünzen und Konsulwürde verherrlichten den nach Konstantinopel zurückgekehrten Feldherrn. Eine unmittelbare Folge dieser Eroberung waren die Ansprüche, welche Justinian 534 auf Lilybäum in Sicilien, als zum Vandalenreiche gehörig, gegen die Ostgothen erhob. Noch waren die Unterhandlungen darüber zu keinem Ende gediehen, als B. im Auftrage des eroberungssüchtigen Kaisers 535 mit einem Heere auf Sicilien erschien, die ganze Insel nach kurzer Gegenwehr unterwarf, eben so schnell einen Aufstand in Afrika dämpfte, dann nach Italien übersetzte und Neapel einnahm. Im folgenden Jahre ergab sich auch Rom; B. befestigte sich darin, durchstreifte Tuscien und eroberte Perugia, während die Gothen sich in Ravenna um das Banner ihres neu gewählten Königs Vitiges sammelten. Erst zu Anfange des Jahres 537 brachen sie, 100,000 Mann stark, zur Belagerung Roms auf. B. hatte bei ihrer Ankunft nur 5000 Mann alter Truppen zur Vertheidigung der Stadt und gerieth in große Bedrängniß; allein sein Genie fand überall Hülfsmittel, und als endlich auf Betrieb seiner Gemahlin eine, wiewohl schwache Verstärkung von Konstantinopel anlangte, konnte er selbst die Offensive wieder ergreifen, indem er durch seinen tüchtigen Unterfeldherrn, Johannes den Blutdürstigen, Rimini besetzen und Ravenna bedrohen ließ. Dies bewog Vitiges, im März 538 die Belagerung aufzuheben und sich gegen Rimini zu wenden. Die griechische Flotte jedoch überrumpelte Ancona, Narses landete mit einem neuen Heere und entsetzte, vereint mit B., Rimini. Zwistigkeiten mit Narses, der, wahrscheinlich zufolge einer geheimen Instruktion des argwöhnischen Kaisers, B.s Oberbefehl nicht anerkennen wollte, hinderten eine Zeit lang das Waffenglück der Griechen. Nach Narses' Entfernung vom Kriegsschauplatze blokirte B. Ravenna, das Hauptbollwerk der Gothen; auf eigene Gefahr verwarf er hier den von der Furcht vor den Persern diktirten Befehl Justinians zur Abschließung eines Friedens, erklärend, daß Vitiges nur als Gefangener vor dem Kaiser erscheinen solle. In der That ergab sich ihm 539 der Gothenkönig mit seiner Hauptstadt; mitwirkend dabei war eine gothische Partei, die den griechischen Feldherrn an der Spitze ihres Volks zu sehen wünschte. Dennoch besetzte B. Ravenna für den Kaiser. Leicht hätte er jetzt allen noch übrigen Widerstand der Gothen niedergeschlagen und Italien völlig unterworfen;

aber Justinian, von Neuem mißtrauisch geworden, rief ihn ab und sandte ihn gegen den Perserkönig Khosroes oder Khosru Nuschirwan. Glücklich bekämpfte B. denselben 541 und 542, streifte tief in sein Reich hinein und nöthigte ihn zu einem nachtheiligen Rückzuge. In Italien war unterdessen das Kriegsglück den Gothen günstiger geworden. Ganz Unteritalien befand sich in ihrer Gewalt, und Rom wurde von ihrem Könige Totilas belagert. Da entschloß sich Justinian, den zu früh abgerufenen und nach dem Perserkriege zufolge verschiedener Hofkabalen in Ungnade gefallenen B. wieder dahin zu senden. Mit großer Umsicht und Anstrengung traf B. Maßregeln zum Entsatze Roms; allein der Kommandant Bessus, statt ihn zu unterstützen, trieb den schnödesten Getreidewucher und verlor 546 die Stadt, welche nur auf B.s dringende Vorstellungen bei Totilas einer gänzlichen Zerstörung entging. Ein Theil des gothischen Heeres blieb, nachdem Totilas nach Lukanien gegangen war, in der Nähe Roms stehen, um B. zu beobachten, der sich in die Hafenstadt zurückgezogen hatte. Dennoch setzte der griechische Feldherr sich wieder in Rom fest und warf binnen 25 Tagen so bedeutende Verschanzungen auf, daß der Gothenkönig nach seiner Rückkehr vergeblich 3 Tage lang mit Aufopferung seiner besten Krieger stürmte. Von nun an war der Kampf bloß ein kleiner Krieg. Denn B., vom byzantinischen Hofe vernachlässigt und ohne Unterstützung gelassen, konnte nichts Großes mehr unternehmen. Auf Justinians Geheiß wendete er sich nach Unteritalien, ward aber durch die Fahrlässigkeit seiner Unterbefehlshaber bei Croton von den Gothen überfallen und genöthigt, nach Sicilien zu fliehen. Endlich wirkte ihm seine Gemahlin die Erlaubniß zur Rückkehr nach Konstantinopel aus (548). Im J. 559 war ein Haufe Bulgaren und Slaven unter Zabergan über die gefrorne Donau gegangen und unter den schrecklichsten Verheerungen bis in die Nähe von Konstantinopel vorgedrungen. Alles zitterte in der fast vertheidigungslosen Stadt vor dem furchtbaren Feinde; allein noch lebte B., seit der Rückkehr aus Italien zum praefectus praetorio orientis und Obersten der Leibwache ernannt. Mit einem schnell bewaffneten Haufen ausrückend, schlug er den in einen Hinterhalt gelockten Feind und ward vom Volke als der Retter des Reichs begrüßt. Eben deshalb aber sah sich der Held abermals dem kaiserlichen Mißtrauen und dem Neide der Höflinge preisgegeben. Fortwährend zurückgesetzt, wurde er 564 selbst der Theilnahme an einer Verschwörung gegen das Leben Justinians angeklagt, 7 Monate lang eingekerkert, seiner Ehrenstellen und der Verwaltung seines Vermögens beraubt. Seine Unschuld kam zwar an den Tag und man gab ihm das Genommene zurück, aber bald nach seiner Freilassung † er den 13. März 565. Der größte Theil seines Vermögens wurde nach seinem Tode vom Kaiser eingezogen; die Erzählung aber, daß er, auf Justinians Befehl geblendet, vor seinem Tode gebettelt habe, ist eine spätere Erdichtung, erzeugt durch den gerechten Unwillen der Mit- und Nachwelt über den Undank, welchen der große Feldherr für 40jährige treue Dienste von Seiten seines Fürsten meist eingeerntet hatte. B. war von hoher, majestätischer Gestalt; strenge Gerechtigkeit und Mannszucht, gepaart mit Milde und Herablassung gegen den Geringsten, erhöhten den Glanz seines Namens. Held eines Romans ist er bekanntlich durch Marmontel geworden; zu einem Trauerspiel benutzte seine Geschichte E. v. Schenk, und ein ausgezeichnetes Gemälde des blinden B. lieferte der französische Maler Gérard.

Bell, 1) Andrew, Geistlicher der anglikanischen Kirche, berühmt als Erfinder oder doch als neuer Anwalt und Verbreiter der Methode des wechselseitigen Unterrichts, war geboren 1753 zu St. Andrews in Schottland, verweilte im Dienste der anglikanischen Kirche einige Jahre in Amerika, ward 1789 Prediger und Oberaufseher des Militärwaisenhauses zu Madras und brachte daselbst in der benachbarten Schule für Soldatensöhne zu Egmore zuerst jene Methode in Anwendung (1792—1795). Im Jahre 1797 nach England zurückgekehrt, machte B. 1798 seine in dieser Beziehung gesammelten Erfahrungen bekannt, ohne jedoch sonderliche Beachtung zu finden. Erst als der Quäker John Lancaster, ob durch B.s Schriften angeregt, oder als eigne Erfindung, ist unentschieden, den wechselseitigen Unterricht in seiner Privatschule eingeführt hatte, erregte die Sache allgemeinere Aufmerksamkeit. B., bisher Pfarrer zu Swanage in Dorsetshire, wurde, nach einem heftigen Streite mit Lancaster über die Ehre der Erfindung, von der hohen Geistlichkeit seiner Kirche veranlaßt, Schulen seiner Art für die Bischöflichen anzulegen und den lancasterschen entgegenzusetzen, da diese Kinder aller Religionsparteien aufnahmen u. die Religion ohne Berücksichtigung eines kirchlichen Systems lehrten. Für sein derartiges Wirken mit mehren Pfründen bedacht u. zum Rektor am Sherbournhospitale ernannt, auch Mitglied der Asiatischen und anderer gelehrten Gesellschaften, † B. 1832 zu Cheltenham. Sein Vermögen von 120,000 Pfd. Sterling vermachte er verschiedenen Nationalinstituten. S. Wechselseitiger Unterricht. B.s pädagogische Hauptschrift ist: „Elements of Tuition" (3 Bde., London 1813—1815).

2) John, berühmter Wundarzt und Anatom, geboren 1762, Sohn eines presbyterianischen Predigers in der Nähe von Edinburg, studirte in Edinburg Medicin, bereiste nachher den Norden Europa's und hielt sich namentlich längere Zeit in Rußland auf. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Edinburg nieder u. wurde an der dasigen Universität Professor der Chirurgie u. Geburtshülfe. Nebenbei beschäftigte er sich auch mit anatomischen Untersuchungen, deren Resultate er als fertiger Zeichner in von ihm selbst ausgeführten werthvollen Tafeln der Welt vorlegte. Seine sich immer mehr ausdehnende Praxis veranlaßte ihn in spätern Jahren, das Lehramt aufzugeben. Er † auf einer Reise zu Rom am 15. April 1820. Mit seinem Bruder Charles gab er heraus: „The anatomy of the human body" (3 Bde., London 1793—1804, 4. Aufl. 1823; deutsch von Heinroth und Rosenmüller, Leipzig 1806—1807, mit Kupfern). Werthvoll sind auch seine „Engravings of the bones, muscles and joints" (Lond. 1794, 2.

Aufl. 1809); „Engravings of the arteries“ (das. 1801, 4. Aufl. 1824; deutsch von Robbi, Leipzig 1819—1820); „Engravings of the brain and the nerves“ (Edinburg 1803); „Engravings of the viscera etc.“ (das. 1804); die letzten 4 auch unter dem Gesammttitel: „Illustrating of the anatomy of the human body“.

3) Charles, Bruder des Vorigen, einer der größten Wundärzte und Anatomen der Neuzeit, geboren 1781, seit 1824 Professor am königlichen Kollegium der Wundärzte, seit 1828 an der Universität zu London und seit 1836 an der Universität zu Edinburg, wo er am 18. April 1842 †. Seine bedeutendsten Schriften sind: „System of dissections“ (Edinburg und London 1798 bis 1800, 2 Bde., 4. Ausgabe 1816; deutsch von Heinroth und Rosenmüller, Leipzig 1805—1807); „Engravings explaining the course of the nerves“ (London 1804 und 1816); „System of operative surgery“ (2 Bde., das. 1807—1809 und 1814; deutsch von Kosmely, Berlin 1815); „On the diseases of the urethra“ (das. 1811, 3. Ausgabe 1820; deutsch in der Chirurgischen Handbibliothek, Weimar 1821); „Illustrations of the great operations of surgery“ (das. 1821, deutsch v. Kühn, Leipz. 1822 f.); „Exposition of the natural system of the nerves of the human body“ (das. 1824, dazu ein Anhang 1827; deutsch von Romberg, Berlin 1832); „The hand“ (in den Bridgewaterbüchern, London 1834, deutsch Stuttgart 1836). Mehres arbeitete B. gemeinschaftlich mit seinem Bruder John, z. B. die „Anatomy of the human body“. B.s Hauptverdienst um die medicinische Wissenschaft ist die genaue Beobachtung des Nervensystems, über welches er ein ganz neues Licht verbreitet hat, so daß man ihn den Schöpfer der neuern Nervenphysiologie nennen darf. Er machte zuerst die Entdeckung, daß die vordern Rückenmarkswurzeln bloß die Bewegung, die hintern, mit einem Ganglion versehenen, bloß die Empfindung vermitteln. Dem analog fand er, daß die Sensibilität des Gesichts nur durch Zweige von den größern Wurzeln des 5. Nervenpaares, die Bewegung der Muskeln des Gesichts aber nur durch das 7. Paar vermittelt werde, wodurch sich zugleich die Lehre vom Gesichtsschmerze bedeutend veränderte. Seine ausgezeichnete Monographie über die Hand läßt uns in B. auch die Gabe bewundern, bei aller Tiefe zugleich mit populärer Klarheit zu schreiben.

4) Robert, fruchtbarer englischer Schriftsteller, den 10. Januar zu Cork in Irland, wo sein Vater damals als Offizier stand, geboren, ward zu Dublin erzogen und wollte die Rechte studiren, sah sich aber durch den Tod seines Vaters genöthigt, einen Posten in der Administration anzunehmen. Indessen betrat er bald die literarische Laufbahn, übernahm die Redaktion eines politischen Blattes, schrieb Schauspiele, von denen „The double disguise“ und „Comic lectures“ zur Aufführung kamen, und rief den „Dublin inquisitor“ wieder ins Leben. Später ging er nach London, wo er im „New monthly magazine“ eine Reihe von „Reminiscences“ veröffentlichte und die Redaktion des ersten politisch-belletristischen Wochenblattes „Atlas“ übernahm, welches er vortrefflich leitete. Im Jahre 1829 zog er sich durch dieses Journal einen politischen Prozeß mit Lord Lyndhurst zu, wobei er sich selbst gegen seinen angesehenen Gegner vertheidigte und freigesprochen ward. Bald nachher übernahm er für Lardners „Cabinet-Cyclopaedia“ die Bearbeitung einer „History of Russia“ (3 Bde.), ferner „Lives of the English poets“ (2 Bde.) und den letzten Band von Southey's „Naval history of England“ (1837). Auch der 10. Band von Macintoshs „History of England“ wurde von B. verfaßt. Nachdem er die Redaktion des „Atlas“ aufgegeben, gründete er um 1840 mit Bulwer u. Lardner das „Monthly chronicle“, dessen Redakteur und Eigenthümer er nachmals wurde. Daneben dichtete er drei mit Beifall aufgenommene Schauspiele: „Mariage“ (London 1842), „Mothers and daughters“ (2 Aufl., das. 1846) und „Temper“ (das. 1847), und verfaßte außerdem mehre selbstständige historische Werke, z. B. die „Outlines of China“ (das. 1845), das „Life of George Canning“ (das. 1846), die „Memorials of the civil war“ (2 Bde., das. 1849) und die „Wayside pictures through France, Belgium and Holland“ (das. 1849). Sein neuestes Werk ist „The ladder of gold“ (3 Bde., London 1850). B. ist ein warmer und milder Charakter, der sich auch in seinen Schriften kund gibt. Sein Styl ist klar und fließend, seine Darstellung durch Anmuth ausgezeichnet.

Bella, Flecken in der neapolitanischen Provinz Basilicata, auf einem Hügel am nördlichen Fuße der Apenninen, mit 5700 Einwohnern; die Umgegend ist reich an Wein, Oliven, Weideland.

Bella, Stefano della, Zeichner u. ausgezeichneter Kupferstecher, geboren zu Florenz 1610, Schüler D. Vanni's und Canta-Gallina's, wurde vom Kardinal Lorenz von Medici, der sein Talent richtig würdigte, zu höherer Ausbildung nach Rom gesandt, wo er 3 Jahre verweilte, ging dann nach Paris, kehrte nach 7jährigem Aufenthalte daselbst um 1650 in seine Vaterstadt zurück und † hochgeehrt 1664. Seine Werke (Historien, Schlachten, Jagden, Landschaften, Seestücke, Thiere und Verzierungen) belaufen sich auf mehr als 400 Blätter. Anfangs arbeitete der Künstler in Callots Manier, später bildete er sich einen eigenen Styl, dessen Feinheit, Leichtigkeit und malerische Wirkung fast unübertroffen geblieben sind. Den meisten Beifall finden mit Recht seine Figuren und besonders die Köpfe wegen ihres edlen und wahren Ausdrucks, wogegen die Thierstücke und Landschaften, abgesehen von der zierlichen Ausführung, Manches zu wünschen übrig lassen.

Bellac, Bezirksstadt im französischen Departement Haute-Vienne, am Vincou, nordöstlich von Limoges, mit 4000 Einwohnern, welche vornehmlich Gerberei treiben.

Bellach, Dorf im schweizerischen Kanton Solothurn, mit 500 Einwohnern, Fundort römischer Alterthümer; eine hier ausgegrabene Venus befindet sich jetzt zu Solothurn; außerdem fand man antike Münzen, Lampen, Vasen rc.

Belladonna, s. Atropa.

Bellamont, Pfarrdorf im würtembergischen Donaukreis, Oberamt Biberach, mit 260 Ein=

wohnern. Dabei die bellamonter Quelle, schwefelhaltiger Gesundbrunnen, früher Badeanstalt, jetzt unbenutzt. Nach B. ist der bellamonter Höhenzug benannt, der sich zwischen den Quellen der Umlach und Aitrach von B. her in das Oberamt Waldsee hineinzieht und in südwestlicher Richtung bis in die Nähe von Mehnisweiler geht. Ihm gegenüber zieht das Hochgelände.

Bellamy, Jakob, einer der ausgezeichnetsten holländischen Dichter, geboren 1757 zu Vliessingen als Sohn eines armen Handwerkers. Nach dem frühen Tode des Vaters kam der Knabe zu einem Bäcker in die Lehre; aber auch in der Backstube entfaltete sich seine Neigung zur Dichtkunst. Der Prediger J. W. Te Water zu Vliessingen, später Professor zu Leyden, nahm sich in Verbindung mit einigen bemittelten Freunden des jungen Talents an und machte es möglich, daß B. 1782 die Universität Utrecht beziehen konnte, um Theologie zu studiren. B. lebte aber daselbst fast ausschließlich den Musen und stiftete mit einigen Freunden eine poetische Gesellschaft, die einen höhern Aufschwung der holländischen Poesie, besonders durch Nachahmung der neuern deutschen Dichter, herbeizuführen suchte. Unter dem Namen Zelandus gab er seine „Jeugdige gezangen" und darauf seine begeisterten „Vaterlandsche Gezangen" (1785) heraus. In der That trugen B.'s Leistungen, obwohl nach der damals in Deutschland beliebten Weise etwas zu stark sentimentalisirend, sehr viel zur Weckung eines edlern Geschmackes in den Niederlanden bei, so daß mit ihnen eine neue Periode der holländischen Dichtkunst beginnt. Sein lieblichstes Gedicht ist die im Gedächtniß aller gebildeten Holländer lebende Romanze „Roosje", die an edler Einfachheit und zauberischer Anmuth in der holländischen Literatur ihres Gleichen nicht hat. Auch um die Ausbildung der holländischen Sprache hat sich B. großes Verdienst erworben, und er lieferte zuerst den Beweis, daß dieselbe auch ohne Hülfe des Reimes poetisch seyn könne. Er † 1786. Eine holländische Hauptausgabe seiner Gedichte erschien Haarlem 1826, eine deutsche Wien 1790.

Bellarmin, Robert, gelehrter Jesuit und Kirchenfürst, der Hauptverfechter des römischen Katholicismus und der päpstlichen Suprematie im 16. Jahrhundert, geboren 1542 zu Monte Pulciano im Gebiete von Siena. Er trat zu Rom 1560 in den Jesuitenorden, lehrte zu Florenz 1563 Humaniora und Astronomie, zu Mondovi 1564 bis 1567 Rhetorik, studirte dann in Padua und Löwen Theologie und machte sich seit 1570 in letzterer Stadt als Lehrer der theologischen Wissenschaften, Prediger und Schriftsteller bekannt. Sein Ruhm mehrte sich durch die Vorlesungen, welche er seit 1576 im Jesuitenkollegium zu Rom über Polemik hielt. Sixtus V. sandte ihn 1590 mit dem Legaten Cajetan an die Ligue nach Frankreich, wo er die Belagerung von Paris mit aushielt. Noch in demselben Jahre nach Rom zurückgekehrt, ward B. 1592 Rektor des dortigen Jesuitenkollegiums, 1595 Provinzial in Neapel, 1597 Theolog des Papstes Klemens VIII., dann auch Rath bei der Inquisition, Examinator der Bischöfe und 1599, trotz seines Sträubens, Kardinal. Sein Einfluß auf Klemens hinderte die Einführung des Studiums der nach seiner Meinung für die Kirche gefährlichen platonischen Philosophie auf der Universität zu Rom; andererseits aber zeigte sich B. als ein freimüthiger Gegner aller Mißbräuche der Kirchenregierung. Im Streite der Jesuiten und Dominikaner wegen der pelagianisirenden Schrift des Jesuiten Molina über das Verhältniß des freien Willens zur göttlichen Gnade verfocht er, weniger seiner Ueberzeugung, als dem Interesse seines Ordens gemäß, mit Eifer den Molinismus, zog sich dadurch die päpstliche Ungnade zu und ward auf Betrieb der Dominikaner, die seine Gegenwart zu Rom fürchteten, 1602 als Erzbischof nach Capua versetzt. Nach Klemens' VIII. Tode wohnte B. den Papstwahlen von 1605 bei, und wäre beinahe selbst wider seinen bestimmt ausgesprochenen Willen statt Pauls V. zum Nachfolger Petri erhoben worden. Auf Pauls V. Wunsch blieb er von jetzt an, nach Niederlegung seines Erzbisthums, zu Rom, wo ihm das Protektorat des Cölestinerordens, die Aufsicht über das Kollegium der deutschen Nation nebst andern kirchlichen Aemtern und Geschäften übertragen wurden. Nebenbei gelehrten Arbeiten und frommen Uebungen sich widmend, † B. 1621 im Noviziathause der Jesuiten zu Rom. Bald betrieben die Jesuiten seine Heiligsprechung; Urban VIII. erklärte ihn vorläufig für einen frommen Knecht Gottes; die Sache blieb jedoch später wegen mannigfacher Zweifel und Widersprüche ruhen, bis sie mit der Aufhebung des Jesuitenordens ganz aufgegeben werden mußte. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: „Disputationes de controversiis fidei adversus huius temporis haereticos" (zuerst Rom 1581—1592, 3 Bde., dann öfter und am besten Prag 1721, 4 Bde.), B.s Hauptwerk, lange Zeit die vornehmste Rüstkammer des römischen Katholicismus gegen seine Feinde, trefflich gut geordnet, mit treuer Anführung der Vertheidigungsgründe der Gegner, welche ohne Schmähungen abgefertigt werden, aber mit Hülfe einer befangenen und höchst mangelhaften Exegese, sowie durch unlogische Folgerungen und sophistische Spitzfindigkeiten, oft sogar nicht ohne Widersprüche des Verfassers mit sich selbst. Nach einem bald wieder aufgehobenen Verbote durch Sixtus V. (1590) erlangte die Schrift unter den katholischen Theologen ein ungemeines Ansehen, bis auch ihnen mit dem Fortschreiten der Wissenschaft im 18. Jahrhundert die Schwächen des Buches einleuchteten. Unter den Protestanten lieferte fast jeder bedeutende Theolog des 17. Jahrhunderts eine Widerlegung, die beste Johann Gerhard (Bellarminus ὀρθοδοξίας testis etc., Jena 1631—1633, 3 Bde.). In der Schrift „De translatione imperii romani a Graecis ad Francos adv. Flacium Illyricum" (Antwerpen 1589, Köln 1599) stellt B. die Behauptung auf, daß die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums nur mit Erlaubniß des Papstes habe geschehen können. Die Schrift „Dichiarazione più copiosa della dottrina cristiana, composta per ordine di Clemente VIII" (Rom 1603), dann oft lateinisch, als „Christianae doctrinae explicatio", und in alle neueren

europäischen Sprachen übersetzt, ist ein den tridentinischen popularisirender Katechismus, der von den Päpsten öffentlich belobt und durch die Jesuiten weit verbreitet worden ist. Gesammtausgaben seiner Werke erschienen: Venedig 1721, 5 Bde.; Köln 1619, 7 Bde. B. half auch dem Papste Sixtus V. bei Revision der Vulgata, sowie bei der von Klemens VIII. besorgten neuen Ausgabe dieses Werkes. Sein Leben beschrieb in italienischer Sprache der Jesuit Fuligatti, Rom 1624.

Bellart, Nicolas François, berühmter Advokat zu Paris, geboren daselbst 1761, rettete 1792 durch seine geschickte und begeisterte Vertheidigung Madame de Rohan, Dufresne de St. Leon und Ludwigs XVI. Marineminister Lacoste vom Schaffote, brachte nach dem Tode des Königs zwei Jahre in Honfleur, Melun und Franconville zu, ward nach seiner Rückkehr zuerst im Ministerium des Innern, dann als amtlicher Vertheidiger der Angeklagten angestellt, bewirkte als solcher die Freisprechung des vor ein Kriegsgericht gestellten Generals Menou, vertheidigte unter der Kaiserherrschaft auch den General Moreau, verließ aber später die Barre und trat in den Generalrath des Seinedepartements ein. Sein Werk war hier 1814 die berühmte Adresse vom 1. April, welche zuerst Napoleons Thronentsetzung forderte und das Senatsdekret vom folgenden Tage zeitigte. Ludwig XVIII. erhob ihn dafür in den Adelsstand, zum Staatsrathe und Großoffizier der Ehrenlegion. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba floh B. nach Holland und von da nach England; sein Vermögen in Frankreich wurde eingezogen, er selbst von der erlassenen Amnestie mit einigen Andern ausgeschlossen. Schon im August 1815 indessen ernannte ihn Ludwig XVIII. zu seinem Generalprokurator. Mit der Anklage Ney's eröffnete B. dieses Amt. Auch ferner, besonders in Verfolgung der Journale und als Mitglied der Deputirtenkammer (1815, 1816, 1818, 1821), zeigte er sich als leidenschaftlichen Legitimisten u. fast sklavischen Anhänger der Minister. Er † 1826 zu Paris. Seine „Oeuvres complètes" erschienen zu Paris 1828, 6 Bde.

Bellary, Distriktshauptstadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Madras, an einem Zufluß des Tumbudra, befestigt, mit einem Fort, Sitz der Distriktsbehörden und einer protestantischen Mission, mit 9000 Einwohnern; in der Nähe die Trümmer der großen Kapitale Bisnagur.

Bellas, Villa in der portugiesischen Provinz Estremadura, Distrikt Santarem, mit eisenhaltigen Mineralquellen und 1300 Einwohnern. Hier beginnt die Wasserleitung von Alcantara, welche Lissabon mit Wasser versieht.

Belle-Alliance (la), Vorwerk in der belgischen Provinz Südbrabant, Bezirk Nivelles, sonst Tri-Motteau, seit 1760 nach seinen schönen Wirthsleuten B.-A. genannt. Nach ihm benennen die Preußen die große Schlacht vom 18. Juni 1815 zwischen den Verbündeten (Engländern, Niederländern, Preußen ꝛc.) unter Wellington und Blücher und den Franzosen unter Napoleon, welche diesen für immer stürzte; von den Briten wird sie nach dem Dorfe Waterloo, von den Franzosen nach Mont St. Jean, dem Orte, wo die Hauptentscheidung erfolgte, benannt; in der Nähe 4 Denkmäler der in der Schlacht gefallenen Preußen, Hannoveraner, Niederländer und des Oberstlieutenants Gordon. S. Waterloo.

Belleau (Bellacqueus), Remi, französischer und lateinischer Dichter, zu dem poetischen Siebengestirne Frankreichs gezählt und von Ronsard der „Naturdichter" genannt, war geboren 1528 zu Nogent le Rotrou in Perche, trat in die Dienste René's von Lothringen, Marquis von Elboeuf, ward Aufseher über dessen Sohn, Karl von Lothringen, nachherigen Herzog von Elboeuf, und † 1577 zu Paris. Er schrieb „Bergeries", französische Uebersetzung der anacreontischen Lieder, u. A., zusammen herausgegeben von Mamert Patisson (Paris 1570, 2 Bde., zuletzt Rouen 1604, 2 Bde.); „Dictamen metrificum de bello huguenotico", öfters gedruckt, auch in mehre Sammlungen aufgenommen.

Bellegarde, feste Stadt im französischen Departement Ost-Pyrenäen, Bezirk Ceret, an der spanischen Grenze, auf einem Felsen, beherrscht die große Pyrenäenstraße, welche von Perpignan über den Col de Pertuis nach Figueras in Katalonien führt. Der Platz hat 600 Einwohner. In früherer Zeit war hier nur ein fester Thurm, an dessen Stelle Ludwig XIV. nach dem Frieden von Nymwegen 1679 eine regelmäßige Festung von fünf Bastionen und einem Fort errichten ließ. Sie wurde den 25. Juni 1793 von den Spaniern unter Ricardos erobert, aber schon den 16. September 1794 von den Franzosen unter Dugommier zurückerobert.

Bellegarde, alte Adelsfamilie, die ursprünglich aus den Niederlanden stammt, sich aber später in Savoyen niederließ. Von ihren Gliedern sind merkwürdig: 1) Roger de St. Lary de B., tüchtiger Krieger und gewandter Hofmann, war zum geistlichen Stande bestimmt, nahm aber wegen eines unglücklichen Duells um 1554 unter seinem Großoheim, dem Marschall von Thermes, Kriegsdienste, zeichnete sich in Piemont aus, erhielt später durch den Herrn von Gondi (Herzog von Retz) die französische Komthurei des Ordens von Calatrava, focht während der innern Kriege in Guyenne und Languedoc, schloß sich 1565 den Freiwilligen zur Entsetzung des von den Türken belagerten Malta an, ward nach seiner Rückkehr Oberst der Infanterie des Herzogs Heinrich von Anjou und folgte demselben auch nach Polen. Nach Karls IX. Tode und Heinrichs Erhebung zum Könige von Frankreich erhielt B. 1574 den Marschallstitel, fiel aber bald darauf in Ungnade und ging nach Piemont, wo er sich, im Einverständnisse mit dem Herzoge von Savoyen, der Markgrafschaft Saluzzo bemächtigte und nach langem Sträuben des französischen Hofes von demselben 1579 als Generallieutenant jenseits des Gebirgs anerkannt wurde. Sein Tod erfolgte jedoch noch im nämlichen Jahre, wahrscheinlich durch Gift, welches ihm Katharina von Medicis hatte beibringen lassen.

2) Johann Franz, Graf von B., stand als Offizier und Staatsmann in sächsischen Dien-

sten, wurde 1745 als Generalmajor bei Kesselsdorf gefangen, 1746 Oberhofmeister der Prinzen Xaver und Karl, während des 7jährigen Kriegs mehrmals Gesandter und Unterhändler, 1768 General der Infanterie, Kabinetsminister und Staatssekretär im Kriegsdepartement, † zu Dresden 1769.

3) Friedrich Heinrich, Graf von B., österreichischer Feldherr und Staatsmann, geboren 1758 zu Chambery, trat zuerst in sächsische, dann in österreichische Kriegsdienste, kämpfte schon im Türkenkriege von 1788 mit Auszeichnung und wurde 1792 Generalmajor. Im Jahre 1793 nahm er im Krieg gegen Frankreich an den Belagerungen von Maubeuge und Valenciennes, sowie 1794 an der Berennung von Landrecies Theil. Sein Verhalten erwarb ihm die Achtung des Erzherzogs Karl, und als derselbe im Februar 1796 das Kommando der Armee in Deutschland übernahm, wurde B. Mitglied seines Kriegsraths und bald darauf Feldmarschalllieutenant. Im April 1797 schloß er gemeinschaftlich mit Meerfeld den Waffenstillstand von Judenburg u. 10 Tage später die Friedenspräliminarien von Leoben ab. Zu Ende des Jahres 1798 beauftragte der Erzherzog ihn und Auffenberg mit der Besetzung Graubündtens. B. ging darauf nach Italien zum General Wallis, nahm an den Konferenzen zwischen Suwarow und dem englischen Gesandten, Lord Minto, wegen der den russischen Truppen zu leistenden Subsidien Theil, befehligte 1799 ein Corps von 25,000 Mann zur Unterhaltung der Verbindung zwischen Suwarow und dem Erzherzoge Karl, siegte den 20. März über den General Lecourbe bei Finstermünz, wurde aber, mit der Blokade von Tortona beauftragt, von Moreau nach hartnäckigem Widerstande geschlagen und genöthigt, über die Bormida zurückzugehen. Einige Tage nachher (9. August) bemächtigte er sich der Stellungen von Terzo und Bistagna vorwärts von Acqui, sowie aller bedeutenden Punkte in den obern Thälern der Orba, des Erro und der Bormida, erhielt aber von Suwarow Befehl, sich auf die Orba zurückzuziehen, und kämpfte, mit Kray vereinigt, in der Schlacht bei Novi gegen den linken Flügel der Franzosen unter Joubert. Im folgenden Jahre befehligte B. unter Melas den linken Flügel des österreichischen Heeres, focht gegen Massena bei S. Giustina, brachte später durch geschickte Bewegungen Soult in große Verlegenheit, ward aber mit Elsnitz und Lattermann am Var von Suchet mit großem Verluste zurückgeschlagen. Nach der Schlacht von Marengo und dem Vertrage von Alexandria ernannte ihn der österreichische Hof zum Oberbefehlshaber an die Stelle des unfähigen Melas. B. eröffnete die Feindseligkeiten erst zu Ende Decembers mit dem hartnäckigen Treffen bei Pozzolo (25. Dec.) gegen Dupont, ward geschlagen und nach der Niederlage bei Valeggio genöthigt, hinter die Etsch zurückzugehen. Die Franzosen überschritten den Fluß am 1. Januar 1801 ohne Hinderniß, fanden erst bei Vicenza Widerstand und drängten die Oesterreicher bis in die Stellung von Castel-Franco. Nach dem mit Brune geschlossenen Waffenstillstande von Treviso, dem der Friede von Luneville folgte, kam B. zur Verwaltung und erhielt 1805, nach dem Abgange des Erzherzogs Karl, das Departement des Kriegs. Bald darauf ward er Generalgouverneur der venetianischen Provinzen, 1806 Feldmarschall, Generalgouverneur beider Galizien, Großkreuz des Leopoldordens und Gouverneur des Kronprinzen. Der Krieg von 1809 führte ihn wieder ins Feld. B. befehligte auf dem linken Donauufer das 1. und 2. Armeecorps, vertrieb den Marschall Davoust aus Regensburg, ging dann über die Donau und vereinigte sich mit dem Erzherzoge Karl. In den Schlachten von Aspern, Wagram und Znaim führte er das 1. Armeecorps. Nach dem wiener Frieden wurde ihm abermals das Gouvernement von Galizien anvertraut. Im Jahre 1813, beim Ausbruche der Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Frankreich, war B. Präsident des wiener Hofkriegsraths. Im December desselben Jahres zum Oberbefehlshaber der österreichischen Armee in Italien ernannt, bewirkte er durch geschickte Unterhandlungen den Abfall Murats von der Sache Napoleons, sowie einen Vergleich mit dem Vicekönige Eugen, ward dann Generalgouverneur der Lombardei und Venedigs, leitete daselbst mit vielem Geschicke die neue Organisation u. ließ 1815 die österreichische Armee gegen Murat marschiren. Nachdem der Erzherzog Anton als lombardisch-venetianischer Vicekönig angekommen war, ging B. nach Paris, lebte daselbst einige Zeit als Privatmann, trat nach seiner Rückkehr von Neuem in den wiener Hofkriegsrath, wurde 1820 Präsident desselben an Schwarzenbergs Stelle, nahm aber wegen Augenschwäche 1825 seine Entlassung und † den 22. Juli 1845 zu Wien. B. hat viel geleistet, aber er war mehr militärischer Theoretiker, als Praktiker, mehr Diplomat und Verwaltungsmann, als Krieger.

Belle-Isle, 1) B. en Mer, französische Insel im atlantischen Ocean, Departement Morbihan, Bezirk l'Orient, südwestlich von Quiberon, 4 □Meilen groß mit 7000 Einwohnern. Die Insel ist von Felsen umgeben, aber ihr Inneres so freundlich, daß sie den Namen rechtfertigt, sie bietet fruchtbares Weide- und Ackerland dar, welches Weizen, Hafer, Hülsenfrüchte, Gemüse und Flachs in Menge erzeugt. Die Einwohner treiben Pferdezucht, Fischerei (Sardellenfang, auf welchen gegen 100 Boote auslaufen (Salzschlämmerei, jährlich an 70,000 Centner), Handel mit Getreide, Vieh, Fischen. Die Insel hat zur Hauptstadt den Hafenort Le Palais mit 3000 Einwohnern u. Citadelle, 3 Marktflecken und 13 Dörfer. Im 9. Jahrhundert kam die Insel in den Besitz eines Grafen von Cornouailles, der sie der Abtei Redon und dann der Abtei Quimperlé schenkte. Im 16. Jahrhundert fiel sie an die Krone. Karl IX. gab sie als ein Marquisat dem Marschall von Retz aus dem Hause Gondy, dessen Sohn sie 1658 an den Finanzintendanten Fouquet verkaufte, der sie befestigen ließ. Sein Enkel war der berühmte Marschall Belle-Isle, der die Insel 1718 für die Grafschaft Gisors der Krone abtrat. Hier siegte die britische Flotte unter Hawke über die französische unter Conflans den 20. November 1759, und in Folge davon fiel die Insel im Juni des folgenden Jahres in die Gewalt der

Briten. — 2) Insel, zur irischen Provinz Ulster gehörig, Grafschaft Fermanagh, im Lough Erne. — 3) Nordamerikanische Insel, Labrador, in der Straße von Belle-Isle, unter 52° 1' nördl. Breite, 37° 39' westlicher Länge von Ferro, bildet den nördlichen Eingang zum Lorenzbusen, zwischen Labrador und Neufoundland, hat 4⅓ Meilen im Umfange, ist felsig, unfruchtbar, mit wenig Waldung u. ohne bleibende Bewohner, hat aber mehre Fischerhäfen, weshalb die britische Regierung von Neufoundland daselbst eine Wache hält.

Belle-Isle, Charles Louis Auguste Fouquet, Graf von B., Pair und Marschall von Frankreich, Enkel des Finanzintendanten Fouquet, berühmter französischer Staatsmann und Feldherr des 18. Jahrhunderts, geboren 1684 zu Villefranche, focht zuerst in Italien, erhielt schon 1705 als Lohn seiner Tüchtigkeit ein Dragonerregiment, mit welchem er 1706 der Schlacht von Turin beiwohnte, zeichnete sich 1708 bei der Belagerung von Lille aus, ward Brigadier, begleitete 1714 den Marschall Villars nach Rastatt zur Abschließung des Friedens und bekam dann das Gouvernement von Hüningen. Nach Beendigung des spanischen Kriegs ließ ihn der Herzog von Orleans in die Bastille setzen; bald wieder freigelassen, erlangte er das volle Vertrauen des Kardinals Fleury und ward 1731 Generallieutenant, 1733 Gouverneur von Metz und des Landes Messin. Im Kriege wegen der polnischen Königswahl eroberte B. Trier, vertheidigte Philippsburg gegen Eugen und trug wesentlich zu dem vortheilhaften Frieden von 1735 bei. Nach dem Tode des Kaisers Karl VI. trat er, zum Marschall erhoben, als Bekämpfer der pragmatischen Sanktion auf und ward die Haupttriebfeder aller Unternehmungen gegen das Haus Oesterreich. Durch seine kluge Thätigkeit wurden Bündnisse zwischen Frankreich, Spanien und Bayern, und wieder zwischen Frankreich, Bayern, Preußen, Kurpfalz und Köln geschlossen. Die Wahlstimmen der geistlichen Kurfürsten, Preußens und Sachsens warb B. 1741 in eigener Person für den Kurfürsten von Bayern. Nachdem der Krieg gegen Oesterreich förmlich erklärt worden war, führte der Marschall ein französisches Heer nach Deutschland, wo von ihm den 26. November 1741 Prag erstürmt wurde. Darauf wohnte er (im Januar 1742) als Bevollmächtigter Frankreichs mit königlichem Pompe und Ansehen der Krönung Karl Albrechts von Bayern zu Frankfurt bei. Das Mißgeschick der französischen Armee rief ihn schleunigst nach Böhmen zurück. Von Sachsen und Preußen verlassen, ward B. nebst Broglio von der österreichischen Gesammtmacht angegriffen und genöthigt, sich nach Prag zu werfen, von wo er im December 1742 mitten durch des Feindes Heer jenen bewundernswerthen Rückzug nach Eger bewerkstelligte. Die Angelegenheiten Frankreichs standen damals schlecht, das Heer war geschlagen, England als Gegner aufgetreten, und die Mitwirkung der Bundesgenossen nur lau. Da eilte B. nach Paris, um neues Leben in den Gang der Dinge zu bringen. Auf seiner Durchreise durch Frankfurt erhielt er von Karl VII., der ihn schon früher zum deutschen Reichsfürsten erhoben, den Orden des goldnen Vließes. Preußen zum Beitritte gegen Oesterreich zu bewegen, reiste er nach Berlin, wurde aber 1744 zu Elbingerode mit seinem Bruder von einem hannöverschen Amtmann verhaftet und nach England transportirt. Nach seiner Auswechselung (1745) arbeitete er im Kabinet des Königs; 1746 abermals zum Befehlshaber eines Heeres in Italien ernannt, nöthigte er den österreichischen General Brown, die Belagerung von Antibes aufzuheben und nach Italien zurückzugehen. Nach dem aachener Frieden ward B. Herzog und Pair von Frankreich, auch Mitglied der französischen Akademie. Als geschworner Feind des Hauses Oesterreich versuchte er Ludwig XV. im 7jährigen Kriege für Preußen zu gewinnen; allein der Einfluß der Frau von Pompadour war mächtiger, und B. mußte sein Talent selbst zur Unterstützung Oesterreichs verwenden. Seit 1757 Kriegsminister, erwarb er sich große Verdienste um das französische Heerwesen durch Erweiterung der Militärschulen, durch Beschränkung des überhandnehmenden Luxus im Lager, durch Einführung eines gerechten Beförderungssystems &c. Kurz vor seinem Tode gründete er die Akademie der Wissenschaften zu Metz. B. † den 26. Januar 1761 als der Letzte seines Hauses. Sein Bruder, Louis Charles Armand Fouquet, Graf von B., bekannt unter dem Namen Chevalier B., zeichnete sich unter seinem Bruder ebenfalls auf dem Schlachtfelde wie in der Diplomatie aus und versuchte 1746 an der Spitze von 50 Bataillonen über den Rhein in das Herzogthum Piemont einzudringen, wobei er aber den 19. Juli am Col de l'Assiette den Tod fand, während die Seinen geschlagen wurden.

Bellenzerkrieg, Krieg zwischen der Schweiz u. Mailand um den Besitz von Bellenz (s. Bellinzona) u. deren Orten im Valle Leventina u. in den Thälern von Ossola, 1422—1426. Die Hauptschlacht bei Arbedo 1422 fiel für die Eidgenossen ungünstig aus. Nach der Besetzung von Domo Ossola (1425) durch die Schweizer und die vergebliche Einschließung dieses Ortes durch die Mailänder kam es zum Frieden, in welchem zwar Mailand die streitigen Orte erhielt, doch nur gegen eine namhafte Geldentschädigung.

Beller (Bellere oder Bellerus), berühmte Buchdruckerfamilie in den Niederlanden; besonders bemerkenswerth daraus ist: Johann B. zu Antwerpen, † daselbst 1595. Er lieferte viele schöne und gesuchte Ausgaben, war auch selbst fleißiger Schriftsteller und Uebersetzer. Man hat von ihm: „Onomasticon" (nach Robert Estienne und Konrad Geßner, Antwerpen 1553); Zusätze zu dem lateinisch-spanischen Wörterbuche des Antonius Nebrissensis; „L'institution d'une fille de bonne maison" (aus dem Italienischen, Antwerpen 1555, Paris 1558); „L'historiale déscription de l'Ethiopie" (aus dem Portugiesischen des Fr. Alvarez, Antwerpen 1558); „L'institution du pécheur" (aus dem Lateinischen des Claude de Viermont, das. 1582); „L'art et manière de parfaitement ensuivre J. Christ" (nach Thomas a Kempis, das. 1565 und 1572, Douai 1559) u. A.

Bellermann, 1) Johann Joachim, gelehrter

Theolog und Philolog, insbesondere bekannt als Forscher auf dem Gebiete der orientalischen Literatur und Archäologie, wurde den 23. September 1754 zu Erfurt geboren und auf dem Gymnasium und der Universität daselbst, seit 1775 auf der Universität zu Göttingen gebildet. Im Jahr 1778 nahm er eine Hauslehrerstelle in Esthland an und drei Jahre darauf ging er nach Petersburg. Nach seiner Rückkehr in die Heimath 1782 habilitirte er sich auf der Universität zu Erfurt, wurde 1784 zugleich Professor am Gymnasium, bald darauf auch an der Universität Professor der Philosophie und 1790 ordentlicher Professor der Theologie, 1794 zugleich Gymnasialdirektor daselbst. Gegen Ende des Jahres 1803 folgte er dem Rufe als Direktor an das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin und wurde später auch außerordentlicher Professor der Theologie an der berliner Universität, sowie 1819 Konsistorialrath. Seit 1828 emeritirt, † er den 25. Oktober 1842. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Bemerkungen über Rußland in Rücksicht auf Wissenschaft, Kunst und Religion" (2 Bde., Erfurt 1788); „Handbuch der biblischen Literatur ꝛc." (4 Thle., das. 1796—1804); „Der Theolog oder encyklopädische Zusammenstellung des Wissenswürdigsten und Neuesten aus der Theologie" (8 Theile, das. 1803—1811); „Versuch einer Metrik der Hebräer" (Berlin 1813); „Versuch einer Erklärung einiger morgenländischen Talismane" (das. 1817, mit Kupfern); „Geschichtliche Nachrichten aus dem Alterthume über Essäer und Therapeuten" (das. 1821); „Die Urim und Thummim, die ältesten Gemmen" (das. 1824); „Almanach oder Uebersicht der Fortschritte in den spekulativen und positiven Wissenschaften" (7 Bde., Erfurt 1801—1807); „Biblische Archäologie" (das. 1812); „Bemerkungen über phönicische und punische Münzen" (4 Programme, das. 1812—16); „Ueber die Gemmen der Alten mit dem Abraxasbilde" (3 Programme, das. 1817—19); „Ueber die Skarabäen-Gemmen (2 Programme, das. 1820 bis 1821). Auch veranstaltete B. Schulausgaben des Cornelius Nepos (1802), Terenz und Phädrus (1803), der Reden Cicero's (1806) ꝛc.

2) Christian Friedrich, Sohn des Vorigen, geboren den 8. Juli 1793 zu Erfurt, besuchte das unter seines Vaters Leitung stehende Gymnasium und studirte vor und nach den Befreiungskriegen von 1813 und 1814 auf den Universitäten Berlin u. Göttingen Theologie. Nachdem er von 1818—1825 Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde zu Lissabon gewesen und Portugal und Spanien bereist hatte, kehrte er zu Anfang des Jahres 1826 nach Berlin zurück, ging aber schon im folgenden Jahre als Prediger der preußischen Gesandtschaft und Pfarrer der deutsch-französischen evangelischen Gemeinde nach Neapel, wo er bis zu seiner 1835 erfolgten Ernennung zum Pfarrer der St. Paulsgemeinde zu Berlin blieb. Von theologischen Arbeiten lieferte er außer einem Katechismus, Predigten u. dergl. eine populäre Einleitung in das Alte u. Neue Testament unter dem Titel: „Inhalt und Verfasser der Bücher der heiligen Schrift" (Berlin 1848) und eine für die Geschichte der ältesten christlichen Kunst und Sitte wichtige Schrift: „Die Katakomben zu Neapel" (Hamburg 1839). Ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte der ältern portugiesischen Literatur ist die Schrift: „Die alten Liederbücher der Portugiesen" (Berlin 1840), und werthvolle historische, topographische und literarische Mittheilungen aus Italien, Südfrankreich, Spanien und Portugal geben „Die Erinnerungen aus Südeuropa" (das. 1851). Im Interesse der Union schrieb er „Ueber die reaktionären Bestrebungen in der evangelisch-unirten Kirche" (Berlin 1850). Auch ist er Herausgeber des „Märkischen Boten für den Gustav-Adolf-Verein". Sein Bruder, Johann Friedrich, geboren zu Erfurt den 8. März 1795, erhielt seine Bildung ebenfalls auf dem berliner Gymnasium zum grauen Kloster und studirte nach den Feldzügen von 1813—1815 auf den Universitäten Berlin und Jena. Seit 1819 war er zuerst als Hülfslehrer, dann als ordentlicher Lehrer und Professor an dem genannten Gymnasium thätig und steht derselben Anstalt seit 1847 als Direktor vor. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Die Hymnen des Dionysius und Mesomedes" (Berlin 1840), von denen er Text und Melodien nach Handschriften und alten Ausgaben herstellte; ferner „Anonymi scriptio de musica et Bacchii senioris introductio artis musicae" (Berlin 1841), zum ersten Male nach Handschriften herausgegeben und erläutert, und „Die Tonleitern und Musiknoten der Griechen" (das. 1847).

Bellerophon (Bellerophontes), eigentlich Hipponous, Sohn des korinthischen Königs Glaucus und der Eurymede, Enkel des Sisyphus, nach Andern Sohn des Neptun und der Eurynome. Er tödtete aus Versehen einen gewissen Bellerus (daher der Name B.), nach Andern den eigenen Bruder Deliades oder den Piren oder den Alcimenes, mußte deshalb von Korinth nach Tiryns zum König Prötus flüchten und ward von diesem entsühnt. Bald jedoch entbrannte des Prötus Gemahlin, Antea oder Stheneböa, zu ihm in unkeuscher Liebe; da B. ihren Wünschen sich nicht willfährig zeigte, klagte sie ihn aus Rache bei ihrem Gemahl eines gewaltsamen Angriffs auf ihre Tugend an, worauf Prötus, um nicht selbst Hand an den Gast legen zu müssen, denselben an seinen Schwiegervater, den König Jobates in Lycien, mit einer Tafel sandte, auf welcher in geheimer Schrift die Tödtung des Ueberbringers erbeten wurde. Jobates fand jedoch nach Lesung des Auftrags die Vollziehung desselben ebenfalls bedenklich, da B. bereits mehre Tage lang seine Gastfreundschaft genossen hatte. Dieser wurde daher nur auf lebensgefährliche Abenteuer ausgesandt. Er bekämpfte und tödtete zuerst mit Hülfe des von ihm gezähmten Pegasus die schreckliche, feuerspeiende Chimära, besiegte dann die kriegerischen Amazonen und auf der Rückkehr von diesen auch einen starken, von Jobates ihm gelegten Hinterhalt. Da erkannte der Lycier in B. einen Helden göttlichen Stammes, ernannte ihn zu seinem Mitregenten und gab ihm seine Tochter Philonoe zur Gemahlin. B. zeugte mit derselben den Isander, Hippolochus und die Laodamea. Später machte ihn sein Glück übermüthig. Mit Hülfe des Pegasus zum Olymp emporstrebend, reizte er den Zorn Jupiters; vom

wüthend gemachten Rosse abgeworfen, erblindete er und irrte, den Göttern verhaßt, die Menschen meidend, bis zu seinem Tode umher. Bei Korinth hatte B. ein Heiligthum. Sophocles bearbeitete seine Geschichte im „Jobates", Euripides in der „Stheneböa" und im „Bellerophontes". Auch von alten Künstlern wurden besonders B.s Kampf mit der Chimära und die Zähmung des Pegasus vielfach dargestellt. — B. war auch der Name des britischen Kriegsschiffs, Kapitän Maitland, auf welchem Napoleon nach der Schlacht bei Waterloo am 15. Juli Zuflucht suchte. **Bellerophonsbrief** pflegt man in Bezug auf obigen Mythus einen Brief zu nennen, der dem Träger scheinbar zur Empfehlung mitgegeben wird, in der That aber demselben Schaden oder Verderben bereiten soll, auch **Uriasbrief**.

Bellerophontes, s. v. a. Bellerophon.

Belles lettres (franz.), die schönen Wissenschaften, s. d.

Bellesme, Stadt, s. v. a. Belesme.

Belletrist, Jemand, der sich vorzugsweise mit den schönen Wissenschaften, näher mit der schönen Literatur beschäftigt. **Belletristisch**, was auf die schöne Literatur Bezug hat. **Belletristerei**, ziel- und kraftlose Hinneigung zur Beschäftigung mit der schönen Literatur.

Belletristik (vom französischen belles lettres), derjenige Theil der Literatur, den wir vorzugsweise **schöne Literatur** zu nennen pflegen und welcher das Gebiet der Lyrik, des Romans, der Novelle, des Reise- und Genrebilds, des Dramas und der Unterhaltungsjournalistik umfaßt, ein Begriff, den erst der geistige Umschwung des vorigen Jahrhunderts geschaffen und fortgebildet hat.

Bellevue, s. v. a. das italien. **Belvedere**, schöne Aussicht, Name mehrer Lustschlösser, von denen besonders das bei Berlin, das bei Kannstadt am Fuße des Rosensteins, das bei Kassel u. das bei Ebersdorf zu erwähnen sind. Das königliche Lustschloß B. nebst Park nahe bei **Berlin**, links an der Spree, an der Nordseite des Thiergartens, erhielt diesen Namen durch den Prinzen August Ferdinand, der das Grundstück 1785 kaufte und den Palast (1786—1790) baute, auch den Park mit großen Kosten anlegte. Nach dem Tode August Ferdinands erbte und bewohnte das Schloß dessen Sohn, der Prinz August, nach dessen Ableben es an den König Friedrich Wilhelm IV. fiel, der hier eine Gallerie von Werken neuerer Maler eröffnete. Am berühmtesten wurde das reizende Lustschloß B. in der Nähe von **Paris** auf dem Bergrücken, der sich von St. Cloud nach Meudon zieht. Ludwig XV. ließ es für die Pompadour in der kürzesten Zeit und mit ungeheurem Aufwande bauen. Als der König es wenige Tage nach der Vollendung besuchte, war er von der herrlichen Lage und der prachtvollen Einrichtung so entzückt, daß er es der Pompadour wieder abkaufte, seiner Geliebten jedoch gestattete, es für sich zu benutzen. Die ersten Künstler der damaligen Zeit trugen zur Verschönerung dieses Schlosses bei, das in jener Zeit allgemein für das reizendste Lustschloß in ganz Europa galt. Nach Ludwigs XV. Tode erhielten es die Tanten Ludwigs XVI. zu ihrer Benutzung. Nach einem Beschlusse des Nationalkonvents sollte es auf Kosten der Nation unterhalten und zu Volksbelustigungen verwendet werden; dennoch kam es im Sturme der Revolution unter den Hammer und in die Hände der Bande noire. Napoleon ließ es wieder prachtvoll einrichten; 1815 ward es von den Preußen geplündert. Jetzt erblickt man daselbst nur noch die Ruinen der einstigen Herrlichkeit, die aber wegen der schönen Aussicht auf die Hauptstadt fleißig besucht werden.

Belley, Bezirksstadt im französischen Departement Ain, in einem vom Furan bewässerten Thale, südlich von Nantua, Sitz eines Bischofs, der sich sonst Fürst des heil. röm. Reichs nannte, hat einen prächtigen bischöflichen Palast, eine Kathedrale, Fabriken für Mousselin, Indiennes, Gerbereien, Seidenbau, Handel und 5300 Einwohner. B. ist sehr alt, die Einwohner schreiben ihre Gründung seltsamerweise der Gattin des Aeneas, Creusa, die sich hier wieder gefunden haben soll, zu; sonst Hauptstadt der Landschaft **Bugey**.

Belli, **Valerio**, gewöhnlich **Valerio Vicentino** genannt, einer der berühmtesten Stein- und Krystallschneider, geboren um 1479 zu Vicenza oder zu Pesaro, arbeitete anfangs in Vicenza, dann in Rom für viele hohe Personen, und † 1546 in Vicenza. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören: eine krystallene Kassette mit dem Leiden Christi, von Klemens VII. dem Könige Franz I. von Frankreich geschenkt; ein Kreuz und zwei Leuchter, reich mit Edelsteinen geziert, für den Papst Paul III. Auch schnitt B. mit außerordentlicher Geschicklichkeit nach antiken Vorbildern mehre Stempel zu Münzen, die nicht wenig zu einer bessern Richtung und einem höhern Aufschwunge dieser Kunst in Rom beitrugen.

Belliard, **Augustin Daniel, Graf von**, tüchtiger französischer General und gewandter Diplomat, geboren zu Fontenay-le-Comte in Poitou den 23. März 1769, zeichnete sich zuerst 1792 und 1793 unter Dumouriez in Belgien aus, kam nach dem Abfalle dieses Feldherrn in den Generalstab Dampierre's, ward auf eine Denunciation des Repräsentanten Cahon abgesetzt und erst später vom Kriegsminister wieder in die Zahl der Offiziere aufgenommen. Als Generaladjutant und Oberst war B. 1795 bei der Westarmee unter Hoche; bald jedoch sandte man ihn nach Italien, wo er 1796 und 1797 unter Bonaparte's Augen bei Castiglione, Caldiero, Arcole rc. kämpfte und auf dem Schlachtfelde zum Brigadegeneral ernannt wurde. Der Zug nach Aegypten brachte ihm während der folgenden Jahre neuen Ruhm. Er that sich in der Schlacht bei den Pyramiden hervor, ward bald darauf zum Gouverneur Oberägyptens ernannt, hatte den wesentlichsten Antheil an den Treffen von Sedinan, Assuan und Philä und drang selbst bis Nubien vor. Genöthigt, nach der Abreise Bonaparte's dem General Kleber zu Hülfe zu eilen, befehligte er in der Schlacht bei Heliopolis eine Division, durchbrach mit derselben die ottomanische Kavalerie und verfolgte sie bis an die Thore von Damiette, welches alsbald genommen wurde. Die Vernichtung eines türkischen Corps von 12,000 war der Erfolg dieses glänzenden Streifzugs. Ebenso kräftig wirkte B. bei der Einnahme Bulaks und Kairo's mit. Darauf verweilte er

wieder in Oberägypten bis zur Ermordung Klebers. Der neue Oberbefehlshaber Menou übertrug ihm jetzt das Kommando von Kairo; hart belagert, von Menou gänzlich abgeschnitten und zuletzt ohne alle Lebensmittel, kapitulirte hier B. auf freien Abzug und die Ueberfahrt nach Frankreich. Er wurde nach seiner Ankunft daselbst zum Chef der 24. Division in Brüssel ernannt. Im Jahre 1805 zum Chef vom Generalstabe Murats bei der Armee Deutschlands befördert, verfolgte er nach der Kapitulation Ulms den Erzherzog Ferdinand, unterzeichnete die Kapitulation des Generals Werneck und erhielt nach dem Siege von Austerlitz auf dem Schlachtfelde vom Kaiser die Großoffizierswürde der Ehrenlegion. Während der Feldzüge von 1806 und 1807 zeichnete sich B. bei Jena, Erfurt, Stettin, Lübeck, Eylau, Friedland und vor Tilsit aus. Bald darauf folgte er Murat nach Spanien, wo ihm im December 1808 das Gouvernement von Madrid übertragen wurde. Als Aidemajorgeneral der Kavalerie nahm er 1812 im russischen Feldzuge fast an allen bedeutenden Treffen Theil; in der Schlacht bei Borodino entschied eine von ihm zur rechten Zeit errichtete Batterie den Rückzug der russischen Garde vor Ney. Im December 1812 zum Generalobersten der Kürassiere, 1813 zum Aidemajorgeneral der Armee ernannt, focht B. mit gewohnter Tapferkeit bei Dresden, Leipzig und Hanau; nach der Schlacht bei Craon (März 1814) wurde er Generalkommandant der Gardekavalerie und noch im April desselben Jahres verlieh ihm der Kaiser für seine Dienste bei Haute-Epine, Chateau-Thierry, Laon 2c. das große Band der Ehrenlegion. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Pair von Frankreich und Ludwigsritter. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba folgte B. der königlichen Familie nach Beauvais, ging jedoch von dort auf des Königs Geheiß nach Paris zurück und empfing alsbald von Napoleon eine Mission an Murat, dann das Kommando der Moselarmee. Die Rückkehr der Bourbonen brachte ihm einige Monate Haft. Nach seiner Freilassung lebte er meist fern von Staatsgeschäften bis zur Revolution von 1830. Damals wurde B. nach Wien geschickt, um die Anerkennung Ludwig Philipps zu bewirken, im März 1831 aber nach Belgien, um durch seine diplomatische Thätigkeit den neuen Thron Leopolds befestigen zu helfen. Er machte sich um die Organisation des dortigen Heerwesens verdient, unterzeichnete die Trennung des Landes von Holland, nahm an der Wahl des Königs sowie auch an den Verhandlungen wegen seiner Verheirathung Theil. Seine Thätigkeit war außerordentlich. In zehn Tagen legte er viermal die Reise von Brüssel nach Paris zurück. Solchen Anstrengungen erlag aber der hinfällige wundenbedeckte Greis. Am 28. Januar 1832, als er eben den Palast betreten wollte, um dem König Leopold ein Schreiben seines Kabinets zu überreichen, ereilte ihn der Tod. Ganz Belgien trauerte über den Verlust seines Wohlthäters und die Subskription zu einem Denkmale für ihn belief sich nach einigen Tagen zu Brüssel auf 50,000 Francs.

Bellica columella (Kriegssäule), zu Rom vor dem Bellonatempel eine Säule, bei der die bei einer Kriegserklärung gewöhnliche symbolische Lanzenschleuderung Statt fand, seitdem dies wegen der erweiterten Reichsgrenzen nicht mehr an diesen selbst geschehen konnte.

Belling, Wilhelm Sebastian von, einer der ausgezeichnetsten Feldherren unter Friedrich dem Großen, wurde um 1719 zu Altena in der Grafschaft Mark als Sprößling einer alten Familie geboren, trat 1737 als Fähndrich in ein Infanteriebataillon in Kolberg, ging aber 1739 unter die Husaren und focht mit Ruhm als Offizier während des ersten und zweiten schlesischen Kriegs bei Mollwitz, Hohenfriedberg und Kesselsdorf. Im Jahre 1749 zum Major ernannt, nahm B. nach dem Ausbruche des 7jährigen Kriegs an den Schlachten von Prag und Kollin Theil, wurde 1758 Oberstlieutenant und Chef eines Husarenregiments, das von dem Prinzen Heinrich zu Halberstadt errichtet worden war und später unter dem Namen der „schwarzen Husaren" so großen Ruf erlangte. Zwar focht B. nur noch in zwei Hauptschlachten, bei Kunnersdorf und Freiberg, desto öfter aber hatte er Gelegenheit, seine Tapferkeit und Gewandtheit im kleinen Kriege zu zeigen. Bei dem sogenannten Paßberge wurden durch ihn 1759 zwei kaiserliche Regimenter mit 3 Kanonen und 4 Fahnen gefangen genommen, eine Reiterthat, die der König sogleich mit der Erhebung des Führers zum Obersten belohnte. Die schönsten Lorbeeren sammelte B. indessen 1759 bis 1761 in Pommern und Mecklenburg. Hier widerstand er mit seinem Husarenregimente und einigen Bataillonen Infanterie, zusammen 5000 Mann, der ganzen schwedischen Armee u. hemmte alle ihre Operationen. Bei Gelegenheit eines Streifzuges gerieth Blücher, damals Junker in schwedischen Diensten, in seine Gefangenschaft und ward von ihm für sein Regiment und das preußische Heer gewonnen. Im Jahre 1762 wurde B. Generalmajor und 1776 Generallieutenant. Nach dem Ausbruche des bayerischen Erbfolgekriegs (1778) zeichnete er sich beim Einmarsche des preußischen Heeres nach Böhmen über Tollenstein und Gabel, wo zwei österreichische Bataillone gefangen wurden, so sehr aus, daß ihm Friedrich II. als Belohnung den schwarzen Adlerorden und eine Pension von 1000 Thalern verlieh. Bald nach der Rückkehr in die Friedensgarnison zu Stolpe † B. den 28. November 1779.

Bellinghamsbai, tiefer Meerbusen an der Nordwestküste von Nordamerika mit einer Inselgruppe, hat guten Ankergrund und treffliches Wasser, ist aber von Norden durch hohe Felsenriffe unzugänglich.

Bellinghausen, 1) asiatisches Vorgebirge, in der Mandschurei, an der Ostküste des nördlichen Theils von Sakhalin; — 2) kleine australische Insel, westlich von den Gesellschaftsinseln, 1824 von Otto von Kotzebue entdeckt.

Bellinghausen, Graf Münch-B., s. Münch.

Bellingwolde, Dorf in der niederländischen Provinz Gröningen, Bezirk Winschoten, an der deutschen Grenze, zwischen Morästen gelegen, hat nebst Zubehör 2360 Einw. Dabei die bellingwolder Schanze (Bellingwolderzyl).

Bellini, 1) venetian. Malerfamilie, als deren ältestes Glied Giacomo B., † 1470, ein Schüler des berühmten Gentile de Fabriano, zu nennen ist. Sein ältester Sohn ward von der Republik zu dem Sultan Mohammed II., der einen guten Bildnißmaler wünschte, nach Konstantinopel gesandt, erwarb dessen Zufriedenheit in hohem Grade, erhielt nach seiner Rückkehr vom venetianischen Senate einen ansehnlichen Jahrgehalt und † 1507. Er gehörte zu den bessern Malern seiner Vaterstadt und zeichnete sich durch fleißige und treue Nachbildung der Natur, sowie durch schöne Färbung aus. Berühmter ist sein Bruder Giovanni, gewöhnlich Giambellini genannt, geboren zu Venedig 1426, war als treuer Nachbildner der Natur, Verbesserer des Kolorits und Lehrer Tizians, Giorgione's u. A. das Haupt der älteren venetianischen Schule, machte sich auch um die Verbreitung der dem Antonello von Messina abgelauschten Oelmalerei verdient u. † nach 1516. Tiefe Färbung, edle Stellung der Figuren, hohe Einfalt der Köpfe, Wahrheit, Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks, genaue Zeichnung charakterisiren seine Werke, namentlich die spätern. Nur die Weichheit und Zartheit des neuen Styls konnte B. nie ganz erreichen. Hauptgemälde von ihm sind: Christus mit den Jüngern zu Emmaus, in der Akademie zu Venedig, gestochen von Zuliani; eine thronende Maria von 8 Heiligen umgeben, daselbst; der Heiland, eine Hauptzierde der dresdner Gallerie; eine Madonna, zur Seite der heilige Johannes und der heilige Sebastian, in der königlichen Gallerie zu München. Andere Werke B.s finden sich in den Kirchen und Gallerien zu Neapel, Mailand, Venedig, Rom &c.

2) Lorenzo, berühmter Mediciner, geboren 1643 zu Florenz, Schüler und Freund Borelli's, seit 1663 Professor der Anatomie zu Pisa, zuletzt Leibarzt des Großherzogs von Toskana, sehr verdient um die anatomische Untersuchung der Nieren und Entdecker der nach ihm genannten Röhrchen in den Nierenwärzchen (Tubuli Belliniani, bellinische Gänge), in der Heilkunde Anhänger, obwohl nicht sklavischer, der jatromathematischen Schule, sonst auch als Dichter bekannt, † 1703. Er schrieb: „De structura renum" (Florenz 1662, Leyden 1714 u. ö.); „Gustus organum novissime deprehensum" (Bologna 1665); „De urinis, de pulsibus, de missione sanguinis, de febribus, de morbis capitis et pectoris" (das. 1683, Leipzig 1731); „Opera omnia" (2 Bde., Venedig 1708 u. ö.).

3) Vincenzo, einer der beliebtesten neueren Opernkomponisten, geboren den 1. November 1802 zu Catania in Sicilien, erhielt seinen ersten musikalischen Unterricht im Konservatorium zu Neapel, wo er besonders die Grundsätze des Gesanges studirte. Später wurde Tritto und nach ihm Zingarelli sein Lehrer im Satz und Kontrapunkt. Dieser Unterricht scheint indeß von geringer Bedeutung gewesen zu seyn. Zu Neapel trat er zuerst mit einigen Kompositionen für Flöte, Klarinette und Fortepiano auf, gab dann eine Kantate, „Ismene" betitelt, und mehre Instrumentalstücke heraus, und versuchte sich auch im Kirchenstyle durch drei vollständige Vespern, zwei Dixit Dominus, drei Messen und einige andere Kirchenstücke. Seine erste Oper: „Adelson e Salvina" wurde 1824 auf dem kleinen Theater des königlichen Kollegiums der Musik zu Neapel gegeben. Der Erfolg war so empfehlend, daß ihm der Auftrag wurde, für das große Theater San-Carlo die Oper „Bianca e Gernanda" zu komponiren. Auch dieses Werk fand einen so großen Beifall, daß er einen Ruf nach Mailand erhielt, um für die Saison von 1827 eine Oper für die Skala zu schreiben, was in Italien für eine äußerst schwer zu erreichende Ehre gilt. Es war „Il Pirata", welche seitdem auf allen Theatern Europa's mit außerordentlichem Beifalle gegeben worden ist. Der Sieg zu Mailand in der Skala, welche abwechselnd mit dem Theater San-Carlo, und in der letzten Zeit weit mehr als dieses, im Besitze der musikalischen Oberherrschaft in Italien ist, führte den jungen Komponisten in den Tempel des Ruhmes ein. Jetzt folgten die Opern: „La Straniera" (1828 zu Mailand), „I Capuleti e i Montecchi" (1829 zu Venedig), „La Sonambula" (für die Pasta zu Mailand geschrieben), „Norma" und „Beatrice de Tenda" rasch auf einander. B.'s Ruf führte ihn 1833 nach Paris. Hier erst lernte er, wie dieses aus den „Puritanern" deutlich zu ersehen ist, den Zustand der Musik in Europa außerhalb Italiens näher kennen, wagte jedoch nicht gleich für das dortige Publikum zu schreiben, sondern wollte erst den Geschmack desselben genauer studiren. Er folgte daher einstweilen einem Rufe nach London, wo er mit all dem Glanze, den ein berühmter Name in dieser Weltstadt verleihet, aufgenommen wurde. Von dort nach Paris zurückgekehrt, schrieb er „Die Puritaner" für die dortige italienische Oper, sein letztes, gegen seine früheren gehalten, merkwürdige Fortschritte bekundendes Werk, welches deutlich beweist, daß die Einseitigkeit und der Mangel des Studiums und die Armuth der musikalischen Bildung überhaupt die bedeutendsten Talente Italiens auf so unvollkommenen Stufen stehen läßt. Der Einfluß der neueren durch Auber begründeten französischen Schule ist darin ganz unverkennbar und zeugt von der Bildsamkeit des Talents in B., der sich ganz Fremdes rasch und mit geschickter Auswahl ohne direkte Entlehnung anzueignen wußte. Leider riß der Tod den begabten Künstler mitten aus seinen neuen Bestrebungen, fast noch in der Blüthe des Jünglingsalters hinweg. Er † nämlich den 24. Sept. 1835 an einer Dysenterie zu Puteaux bei Paris. B. ist kein dramatischer Komponist im deutschen Sinne des Wortes; er strebt nicht darnach, ein dramatisches Ganzes zu schaffen, sondern nur dem Sänger ein breites Feld dramatischer Erfolge zu geben. Darum liegen seine Hauptwirkungen nicht in den Knotenpunkten des Drama's, sondern sind mehr in die Solostücke der Sänger gelegt. Selbst hierbei aber hat er kein strenges Princip befolgt; denn mitten im affektvollen Recitative setzt er oft die ausgeführtesten Kadenzen, in denen jeder wahrhaft dramatische Ausdruck dem Bestreben, die Virtuosität des Sängers glänzen zu lassen, aufgeopfert wird. Er wählte zum Gegenstande der musikalischen Behandlung fast lauter tragische Stoffe, da er die meisten seiner Rollen auf das ei-

genthümliche Talent der Pasta, die nur als tragische Darstellerin zu glänzen vermochte, berechnete. Wie er aber, ohne gründliche Bildung seines Geschmacks und Urtheils durch das Studium wahrhaft unsterblicher Kunstwerke, immer wieder in die dürftigste Trivialität zurückfällt, ersieht man besonders aus seinen Chören und aus seinen Orchestersätzen, die Sologesangstücke theils trennen, theils verbinden. Sein Verdienst besteht vornehmlich in der Kunstfertigkeit, die musikalische Phrase durchaus bequem und dankbar für den Sänger zurecht zu legen, so daß dieser sich mit wahrer Behaglichkeit an hinschmelzenden Thränen, jammernder Verzweiflung, gespenstischem Wahnsinn ersättigen kann. Trifft es sich nun, daß diese elegische Weichlichkeit am rechten Orte angebracht ist, so fällt sein Talent mit der Aufgabe zusammen und er leistet, wie in vielen Scenen der „Capuleti", der „Norma" ꝛc., auch wirklich etwas Schönes. Es ist wenigstens genug, daß er sich in einer so sinnlich-wollüstigen Zeit der Kunst, wie die, in der er begann, diesen Weg selbst suchte und auf diese Weise zwar ein Nachfolger, aber nicht ein Nachahmer Rossini's wurde. Er besitzt des Letztern übersprudelnde Genialität nicht, hält sich dafür aber auch von den Nachlässigkeiten frei, die selbst in den besten Werken Rossini's unangenehm berührten. Auch beschränkte er das durch den letztgenannten herrschend gewordene Uebermaß der kolorirten Gesangführung und richtete sich in seinen Verzierungen mehr nach dem Wesen des Gesanges, als nach dem der Instrumentalmusik.

Bellinzona (deutsch **Bellenz**), einer der drei Hauptorte des schweizerischen Kantons Tessin, in anmuthiger Umgebung am Tessin gelegen. Die Stadt schließt mit ihren an den westlichen und östlichen Vorbergen hinaufgebauten Häusern und hohen Mauern das Rivierathal so ab, daß mit der Sperrung der Stadtthore auch der Eingang in dasselbe gesperrt ist. Oestlich erheben sich am Felsen des Giori die ruinenartigen Schlösser Castello di Mezzo und Castello di Corbe, westlich ebenfalls auf einem Felsen das Castello grande, das jetzt als Strafanstalt und als Zeughaus dient. Das ansehnlichste Gebäude der Stadt ist die Hauptkirche zu St. Peter und Stephan mit schönen Altargemälden. Das vormalige Augustinerkloster mit einem schönen Saale ist Sitz der Regierung. Ein 2400 Fuß langer Steindamm schützt die Stadt vor den Ueberschwemmungen des Tessin, über den eine 714 Fuß lange und 21 Fuß breite, aus Granitquadern erbaute Brücke mit zehn Bogen führt. Als der Schlüsselpunkt der hier und in der Nähe sich vereinigenden Alpenstraße ist B. von großer strategischer Wichtigkeit, daher in neuerer Zeit die Befestigung des Platzes mehrmals in Anregung gebracht worden ist. Die Stadt hat 1500 Einwohner und ist der Stapelplatz aller über den Gotthard, Bernhardino und Lukmanier nach Italien gehenden Waaren. Die Einwohner treiben Handel, namentlich auch mit der aus Orangenblüthensyrup und Orangenrinde bereiteten Acqua di cedro, Feldbau, ansehnliche Seidenzucht und machen große Geschäfte auf 2 Jahrmärkten mit Wein, Käse und Reis. Auch ist hier ein theologisches Gymnasium (Kollegiatstift), sowie ein Ursulinerinnen-, Augustiner- und Sokkolantenkloster.

Bellis (Maßliebe, Tausendschön, Gänseblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den halbkugeligen Kelch mit gleichförmigen Schuppen, den nackten kegelförmigen Fruchtboden u. die verkehrteiförmigen Samen ohne Krone. Die Gattung begreift kleine einjährige oder ausdauernde Kräuter mit Schaft- u. Wurzelblättern. Von den 9 Arten ist die bekannteste: Bellis perennis *L.*, gemeine Maßliebe, Gänseblümchen, mit nacktem Schaft, grundständigen, gekerbt-gezähnten, etwas rauhen, haarigen Blättern, ausdauernd, überaus häufig auf Triften, Grasplätzen und Wiesen durch ganz Europa, vom ersten Frühjahre bis in den Spätherbst blühend. Die Strahlenblüthchen sind weiß, oft mit röthlichen Spitzen, die Scheibenblüthchen gelb. In Gärten gefüllt mit vielen weißen und rothen Abänderungen, wobei alle Blüthen unregelmäßig röhrig sind, unter dem Namen Tausendschön (Bellis hortensis *Mill.*), kultivirt, gewährt dieses Pflänzchen als Einfassung der Rabatten im Frühling und Sommer einen schönen Anblick, gedeiht in jedem guten, nicht zu trockenen Boden, muß aber in jedem Frühling, damit es nicht ausarte und wieder einfach werde, zertheilt und umgepflanzt werden. Ehedem waren Herba et Flores Bellidis minoris s. sylvestris s. hortensis s. Symphyti minimi, Margarethen- u. Marienkraut, als leichte Abführungsmittel officinell, sind aber ganz unwirksam.

Bell-lancastersche Methode, s. Wechselseitiger Unterricht. Vergl. Bell und Lancaster.

Bellmann, Karl Michael, pseudonym Fredmann, gefeierter schwedischer Dichter, geboren den 24. Februar 1741, studirte in Upsala, zeigte in seiner Jugend eine religiöse Richtung, ließ sich aber bald zu einem dissoluten Leben in lustigen Gesellschaften verführen, die förmlich Jagd auf ihn machten, um sein unvergleichliches Improvisatortalent auszubeuten. Diese Gabe machte ihn zum gefeierten Liebling des Volks; leider aber besang er nicht allein „des Bacchus Tempel", sondern gab sich auch einem so werkthätigen Kult darin hin, daß er bald alle Merkzeichen eines verkommenen Genies an sich trug. Beim Zollwesen angestellt, versäumte er seine Dienstpflichten; zum Glück für ihn herrschte damals Gustav III. in Schweden, der kein Talent unbemerkt ließ und B. eine Stelle mit 3000 schwedischen Reichsthalern Gehalt verlieh, woraus der Dichter sich eine Sinekure mit 1500 Thalern Einkommen machte, indem er für die andere Hälfte seines Gehaltes die Geschäfte einem Andern übertrug. Der König berief ihn oft zur Erheiterung der Gesellschaft an den Hof. Er † an der Lungenschwindsucht den 11. Februar 1795 in seiner Vaterstadt. B. gehört zu den originellsten Dichtern aller Länder und Zeiten; für Schweden ward er der Begründer einer neuen poetischen Epoche. Er versuchte sich anfangs in der geistlichen Poesie, übersetzte Gellerts Fabeln und schrieb auch einige dramatische Sachen. Seine herrlichsten Lieder aber dichtete er bei fröhlichen Gelagen: das gewöhnliche Thema derselben ist Lust und Liebe und

die meisten enthalten ziemlich schlüpfrige Schilderungen, welche jedoch der Zauber der höchsten Poesie verklärt und über das Anstößige erhebt. Viele seiner schönsten Dichtungen improvisirte er zur Cither und mehre davon sind nie aufs Papier gekommen. Selbst nur mäßig trinkend, sang er oft ganze Nächte unter seinen Freunden, bis er erschöpft niedersank. Seine Lieder und Gesänge, meist dem Volksleben entnommen und auf demselben fußend, sind Eigenthum der Nation geworden. Gedruckt erschienen sie in „Zions Högtid" (Stockholm 1767); „Bacchi tempel" (das. 1783 u. 1815); „Epistlar" (das. 1790 u. 1831); „Sänger" (neu aufgelegt 1814); „Bihang till epistlar" (Nyköping 1809); „Handskrifter" (Upsala 1813); „Skalde-stycken" (Stockh. 1814, 2 Bde.); Auswahl seiner Schriften (das. 1835 f., 6 Bde.). Vergl. A. Winterfeld, Der schwedische Anacreon. Auswahl aus K. M. Bellmanns Poesien, aus dem Schwedischen, Berlin 1856. Bei der Herausgabe seiner Poesien ward B. von Kellgren hinsichtlich des Textes und von Kraus in der musikalischen Partie unterstützt. Seine von Byström gefertigte kolossale Büste in Bronze wurde den 26. Juli 1829 im Thiergarten zu Stockholm aufgestellt; jährlich wird bei derselben am 26. Juli ein Fest (Bellmannsfest) gefeiert.

Bellona, die Kriegsgöttin der Römer, bei den Griechen Enyo, Schwester, Gemahlin oder Tochter des Mars u. dessen Wagenführerin, abgebildet mit gelben, blutbespritzten und fliegenden Haaren, in der rechten Hand eine blutige Geißel, eine Fackel, Sense, Peitsche oder einen blutigen Spieß haltend, in der linken einen Schild oder die Lenkseile der Kriegspferde „Schrecken" und „Furcht". Ihr Haupttempel zu Rom war vom Konsul Appius Claudius Cäcus nach dem Kriege gegen die Samniten (296 v. Chr.) auf dem Marsfelde neben dem flaminischen Circus errichtet worden. Der Senat pflegte in demselben fremden Gesandten oder Konsuln, die auf einen Triumph Anspruch machten, Audienz zu geben, da diese nicht in die Stadt kommen sollten. Vor dem Tempel stand die sogenannte Kriegssäule (Bellica columella). Die Priester der Göttin (Bellonarii) liefen zu gewissen Zeiten mit bloßen Schwertern wie rasend in der Stadt umher, ertheilten Orakelsprüche, ritzten sich die Arme und Füße auf und brachten das Blut entweder als Opfer, oder tranken es selbst. Besonders geschah dies am 24. März (Dies sanguinis, Bluttag); ein zweiter Hauptfesttag war der 4. (3.) Juni. Nächst den Römern weihten die Kappadocier der B. die meiste Verehrung.

Bellona, der zu Bilk bei Düsseldorf am 2. März 1854 von Luther fast gleichzeitig mit Amphitrite (s. d.) im Sternbilde der Jungfrau entdeckte, zwischen Pallas und Calliope stehende Asteroid. Sein Zeichen ist ♄, nach Gould (28). Seine Umlaufszeit beträgt 4 Jahre 232 Tage.

Bello Pulo, griechische Insel im ägäischen Meere, vor dem Meerbusen von Napoli di Romania.

Bellotti, Bernardin, trefflicher Landschaftsmaler und Kupferstecher, geboren um 1724 zu Venedig, Schüler seines Vetters Ant. Canale, daher Canaletto genannt, in Deutschland als Graf B. bekannt, arbeitete in Venedig, Rom, Mailand, London, Dresden, München, Warschau und † in letzterer Stadt 1780. Seine zahlreichen An- und Aussichten der genannten Städte und Gegenden, in den Gallerien daselbst, zeichnen sich durch richtige Perspektive, Schönheit der Lufttinten und kräftige Beleuchtung aus. Jungwirth stach 1766 nach ihm 20 Prospekte. B.'s eigene Kupferstiche sind theuer und theilweise selten geworden.

Bellovacci (Belovaci), das mächtigste und kriegerischste Volk des belgischen Galliens, um das heutige Beauvais, vom Meere herauf zwischen der Bresle und Somme bis zur Oise und Seine. Die B. konnten 100,000 Bewaffnete ins Feld stellen und standen an der Spitze eines Völkerbündnisses, zu dem noch die Atrebaten, Ambianer, Velliocasser, Aulercer und Caleter gehörten. Die Schonung, welche Cäsar ihnen um der Aeduer willen bewies, konnte sie weder von der Theilnahme an dem allgemeinen Aufstande der Gallier, noch später von der Erneuerung des Kriegs unter Anführung des Correus abhalten. Die Einsicht und der Muth, womit sie damals stritten, wendeten indessen das Schicksal der übrigen Gallier von ihnen nicht ab. Zu Plinius' Zeit waren die B. ohne Macht und Bedeutung; im Mittelalter heißen die Bewohner ihres Landes Belvagi. Die alte Hauptstadt war Bratuspantium, später Cäsaromagus genannt, wahrscheinlich nördlich von Beauvais.

Bellovacum, s. v. a. Beauvais.

Bellovar (Belovar), Stadt in Kroatien, warasdiner Militärgrenze, ungefähr in der Mitte des Distrikts, gut gebaut und befestigt, Sitz des Stabs der beiden zum warasdiner Generalat gehörigen Grenzinfanterieregimenter, mit einem Piaristenkollegium, 2 Pfarrkirchen, Postamt, Seidenspinnerei, Handel und 1650 Einwohnern.

Bellovesus (Bellowes), alter gallischer Heerführer, der erste Eroberer Oberitaliens, zur Zeit des römischen Königs Tarquinius Priscus. Neffe des celtischen Königs Ambigatus und von diesem zur Auswanderung aufgefordert, ging er um 587 v. Chr. mit einem großen Haufen seines Volks, worunter auch Sennonen und Karnuten, nach der Provence, stand daselbst den bei der Rhonemündung aus Kleinasien angekommenen Phocäern, den nachmaligen Massiliern, wider die Salier bei, überstieg dann die Alpen, schlug die Tuscier und ließ sich in Insubrien nieder, wo Mailand, Cremona, Bergamo u. a. Städte angeblich von ihm gegründet wurden.

Bellows Falls, Fälle des Connecticut in dem nordamerikanischen Freistaat Vermont, Grafschaft Windham, bei denen der sonst 350 Fuß breite Strom zwischen Felsen, welche nur 16 Fuß auseinander stehen, gedrängt ist und in deren Nähe eine 1785 gebaute, 365 Fuß lange Brücke über denselben führt. Diese Fälle werden durch einen in den Felsen gesprengten Kanal mit 9 Schleußen umgangen, und so dies Hinderniß der Schifffahrt beseitigt. Die Umgebung ist wild romantisch.

Belloy, Pierre Laurent Buirette, gefeierter französischer Dramatiker, einer der ersten

Dichter, welche patriotische Sujets statt ausländischer für die Bühne bearbeiteten, geboren den 17. November 1727 zu St. Flour in Auvergne, wendete sich wider den Willen seines Oheims, eines berühmten pariser Advokaten, der den frühverwaisten Knaben in sein Haus genommen und für das Rechtsstudium bestimmt hatte, mit großer Vorliebe der dramatischen Kunst zu und entwich endlich, um seinem Genius ungehindert folgen zu können, heimlich aus Paris. Unter dem Namen Dormont de Belloy trat er hierauf als Schauspieler auf mehren nordischen Bühnen auf und verlebte namentlich mehre Jahre zu Petersburg, wo die Kaiserin Elisabeth ihn vielfach auszeichnete. Im Jahre 1758 ging er nach Paris zurück, um seine Tragödie „Titus" zur Aufführung zu bringen und durch diese Leistung seine Familie zu versöhnen. Allein das Stück fiel durch und B. kehrte nach Petersburg zurück. Erst nach des Oheims Tode kam er abermals nach Paris, wo nun seine Trauerspiele „Zelmire" (1762) und „Le siège de Calais" den entschiedensten Beifall fanden. Er erhielt hier auch die Medaille, welche der König für diejenigen Dichter gestiftet hatte, von denen 3 Stücke mit Beifall aufgenommen worden, obschon dies bei B. bloß mit 2 Stücken der Fall gewesen war, und es ist seitdem diese Medaille nicht wieder verliehen worden. Von „Le siège de Calais" erschien noch in demselben Jahre eine deutsche Uebersetzung (Hamburg 1765). Das folgende Drama „Gaston et Bayard" verschaffte 1770 dem Dichter die Aufnahme in die französische Akademie; am längsten erhielt sich aber sein Trauerspiel „Pierre le Cruel" auf der Bühne. Er † den 5. März 1775. Gute Wahl des Stoffes, immer wachsendes Interesse und viele brillante Stellen zeichnen B.'s Dramen vortheilhaft aus, obwohl ihnen wahre poetische Weihe und höhere Korrektheit abgeht. Eine Gesammtausgabe der „Oeuvres" von B. besorgte Gaillard (Paris 1779, 6 Bde.).

Bell Rock (Inch Cape, Glockenfelsen), Felsen in der schottischen Grafschaft Forfar, bei Dundee, mitten im Meere, unweit der Mündung des Tayflusses, sehr gefährlich für die Schifffahrt, weil er bei gewöhnlicher Fluth 12 Fuß hoch vom Wasser bedeckt, demnach unsichtbar bleibt und nur bei der niedrigsten Ebbe, wie sie gewöhnlich einer Springfluth vorangeht oder nachfolgt, gegen 4 Fuß hoch über der Meeresfläche hervorragt, und zwar oft in einer Länge von 427 Fuß und einer Breite von 230 Fuß. Den Namen B. oder Glockenfelsen soll er von einer Glocke haben, welche der Abt des nahegelegenen Klosters Aberbrothok ehemals dort aufgehängt hatte und deren beständiges Läuten die Schiffer vor der nahen Gefahr warnte. Im Jahre 1807 entschloß man sich zu der sehr schwierigen und lange für fast unmöglich gehaltenen Erbauung eines Leuchtthurms (B.-Leuchtthurm), der unter der Leitung des berühmten Baumeisters Stevenson 1811 vollendet wurde. Dieses kühne Werk der Baukunst besteht aus einem kreisförmigen, 115 Fuß hohen Gebäude, das bei gewöhnlicher Ebbe vom Wasser frei, aber bei Springfluthen 15 Fuß hoch unter Wasser gesetzt ist. Die Signale bewirkt eine Maschine. Sie bestehen aus einem abwechselnd weißen und rothen Lichte, welches durch Umwendung der Reflektoren hervorgebracht u. von dunkeln Partien unterbrochen wird. Bei neblichtem Wetter, wenn das Licht nicht gesehen werden kann, wird die Nähe des Leuchtthurms durch das, von derselben Maschine bewirkte Läuten zweier Glocken von beträchtlicher Größe angedeutet. Die geographische Lage des Leuchtthurms ist 56° 26′ 50″ nördl. Br. u. 15° 17′ 26″ östl. Länge von Ferro.

Bells Pyramide, australische Insel an der Küste von Neuholland, zu Neu-Südwales gehörig.

Bells-River, australischer Fluß in Neuholland, durchfließt Neu-Südwales und mündet in den Macquarie.

Bellucci (Belluzzi), Antonio, trefflicher Maler, geboren zu Pieve di Soligo im Trevisanischen 1654, Schüler des Dom. Difnico, arbeitete in Venedig, Verona u. andern Orten Italiens, ferner an den Höfen des Kaisers Joseph I. u. des Kurfürsten von der Pfalz, zuletzt in England und † 1726. Sein Meisterstück ist die Decke in Buckinghamhouse zu London, von der Herzogin mit 500 Pfund Sterling bezahlt. Außerdem sind von ihm sehr schöne Deckenstücke in der fürstlich lichtensteinschen Gallerie zu Wien, Altarblätter in der Stiftskirche zu Klosterneuburg; der Götzendienst Salomo's, und Loth mit seinen 2 Töchtern, beide in der königlichen Gallerie zu München; Altarblätter in den Kirchen Venedigs, Verona's ꝛc. Nach B. stachen L. Cosse, Fossati, Thurneiser und J. Wagner.

Belluno (Bellunese), österreichisch-italienische Provinz (Delegation), Gouvernement Venedig, im nordwestlichen Theile des Landes, grenzt westlich und nördlich an Tyrol, östlich an Friaul, südöstlich an Treviso und südwestlich an Vicenza; der Flächenraum beträgt 61¹/₁₀ □M., die Zahl der Einwohner 135,000. Die Provinz ist durchaus rauh und gebirgig; sie liegt ganz im Bereiche der wilden Verzweigungen der trientinischen Alpen. Hauptfluß ist die Piave, welche die Provinz von Nordosten nach Südwesten durchströmt und mehre kleine Flüsse aufnimmt. Seen sind der Lago Lapicino u. Lago d'Alleghо (durch einen Bergsturz entstanden). Der Getreidebau ist sehr beschränkt, reicher schon Terrassenbau auf Wein und Obst, ausgezeichnet die Viehzucht und Alpenwirthschaft, unterstützt durch kräftige Bergweiden. Der Ertrag des Bergbaus auf Eisen, Kupfer, Blei, Schwefel, Kalk, Pfeifenthon, Marmor und Galmei ist nicht sehr bedeutend. Der Hauptreichthum der Provinz ist der herrliche Waldbestand (die größten Wälder sind der Conseglio und der Cajada). Das Bauholz bildet einen Haupthandelsartikel, welcher besonders nach Venedig geht und theils auf der Piave, theils auf dem Tagliamento verflößt wird, da beide Flüsse im obern Laufe durch den Flößkanal von Sepada mit einander verbunden sind. In früherer Zeit gehörte das Gebiet von B. zu der Marca Trevigiana, und zur Zeit des Königreichs Italien bildete es das Departement der Piave. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz liegt an der Piave, in welche sich hier

der Ardo ergießt, auf einem angenehmen Hügel; die Vorstadt Campedello liegt dagegen in der Ebene und bildet den angenehmsten Theil von B. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs und Domkapitels, eines Provinzialgerichtshofes, hat eine schöne, nach dem Modell des Palladio erbaute Kathedralkirche, außerdem 13 andere Kirchen und 2 Nonnenklöster, eine merkwürdige, die Stadt mit klarem Gebirgswasser versehende Wasserleitung, ein Gymnasium, Seminar und eine reiche Bibliothek. Die Einwohner, 9500 an der Zahl, betreiben Seidenspinnereien, Wachsbleichereien, Gerbereien, Töpfereien und lebhaften Holzhandel. Auch werden hier jährlich 2 stark besuchte Messen gehalten. B. ist das Belunum der Römer und war zur Zeit derselben Stadt der Medoaci in Rhätien (oder Feltrini oder Veneti im transpadanischen Gallien). Im Mittelalter war es im Besitz der dasigen Bischöfe. Ezzelino unterwarf sich die Stadt, und nach seinem Tode wurde Gerhard von Camino Generalkapitän von B. und Feltre, welche Würde das Haus Camino bis zur Unterwerfung B.'s unter die Herrschaft der Scaligeri, Beherrscher von Verona, behauptete. Karl IV. nahm es diesen, 1361 kam es an die Familie Carrara, von welcher es an die Visconti fiel, die es 1420 an die Republik Venedig verloren, deren Schicksale es theilte, bis es 1797 österreichisch wurde. Im J. 1805 kam B. an das Königreich Italien und 1814 mit diesem zum lombardisch-venetianischen Königreiche. Von dieser Stadt erhielt der Marschall Victor den Titel eines Herzogs von Belluno.

Bellye (Belye), eine der größten ungarischen Herrschaften in Niederungarn, Kreis jenseits der Donau, baranyaer Gespannschaft, mit einem Flächenraum von 15 □Meilen. Die Hügelreihen sind sämmtlich zum Weinbau geeignet (hier wächst der berühmte, dem Burgunder gleich geschätzte rothe Villanerwein, auf dem Villanergebirge). Flüsse sind die Donau, Drau und Karaschitza. Die letztere floß sonst in einem uferlosen Bette, oft 1000—2000 Klafter breit, bildete Deiche und Moräste, überschwemmte Wiesen, Aecker, Wälder und setzte oft die Ortschaften in Gefahr, bis man durch einen 1794 erbauten Kanal das flache Land entsumpfte. Die Herrschaft zerfällt in 4 Distrikte: B., Beresmart, Nyarad und Baranyavar und zählt 33 Ortschaften mit 30,000 Einwohnern. Als nach der Vertreibung der Türken 1697 die Herrschaft B. als ein vakantes Gut an den König von Ungarn fiel, wurde mit derselben der Prinz Eugen von Savoyen belehnt. Nach seinem Tode fiel sie an die königliche Kammer, insbesondere aber an die Kaiserin Elisabeth, von dieser kam sie als Privateigenthum an die Kaiserin Maria Theresia, die sie ihrer Tochter Maria Christina schenkte. Durch das Ableben derselben ging B. auf ihren Gemahl, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, über. Das gleichnamige Dorf daselbst, an der Mündung der Drau in die Donau, ist Sitz des Präfektorats und der herrschaftlichen Aemter, hat eine katholische und eine reformirte Kirche, ein Schloß (von Prinz Eugen von Savoyen 1707—1712 erbaut und befestigt) und 3000 Einwohner, welche bedeutenden Hausenfang treiben.

Bellyela, britischer Busen in Irland, Provinz Munster, Grafschaft Clare, südlich vom Busen von Galway.

Belmonte, 1) Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, am mittelländischen Meere, mit einem Kastell auf einem nahen Hügel und 3400 Einwohnern. Von B. hat das Haus Pignatelli den Fürstentitel angenommen. — 2) Rio Grande de B., beträchtlicher südamerikanischer Küstenfluß in der brasilianischen Provinz Bahia, entspringt im Espinhaço in Minas Geraes aus 2 Quellflüssen, mündet bei Villa B. in der Provinz Porto Segura in den atlantischen Ocean.

Belochrobater, ausgebreitetes slavisches Volk, nördlich von den Karpathen, in Kleinpolen und Schlesien. Ein Theil ging um 640 nach Dalmatien, besiegte die dortigen Awaren und ließ sich taufen. Die Zurückgebliebenen gehörten im 9. Jahrhundert zum großmährischen Reiche; später den Polen unterworfen, scheinen sie in diesen aufgegangen zu seyn.

Beloje Osero (Beloe, Bjelow, weißer See), Landsee im russischen Gouvernement Nowgorod, 7 Meilen lang, 4 Meilen breit, hat weißen Mergelboden und erhält nach Stürmen von dem aufgerührten Mergelschlamme ein weißlichtrübes Wasser, woher sein Name rührt. Er ist fischreich und liefert namentlich Störe, Weißfische, Sandarten, Hechte, Brachsen, Barse, Rothfedern, Quappen etc. Zu seinen vielen (26) Zuflüssen gehören die Kowscha und Ileksa; sein einziger Abfluß ist die Scheksna.

Belomantie, Pfeilorakel, das besonders im Morgenlande übliche Forschen nach dem Willen der Gottheit und den Loosen der Zukunft durch Pfeile. Dieselben wurden mit bestimmenden Zeichen oder Inschriften versehen, in einen Köcher gethan, unter einander geschüttelt und dann gezogen. Pococke (Specim. Hist. Arab., S. 329 f.) erzählt in dieser Beziehung von den alten Arabern: „Wenn Jemand eine Reise, Heirath, oder ein anderes Geschäft von Wichtigkeit vorhatte, so pflegte er 3 in einem kleinen Behältnisse verwahrte Pfeile um Rath zu fragen. Auf dem ersten derselben war geschrieben: „mein Herr hat es mir befohlen", auf dem zweiten: „mein Herr hat es mir verboten"; der dritte hatte kein Zeichen. Wurde dieser gezogen, so legte man ihn wieder zu den übrigen und zog von Neuem, bis entweder der Befehl oder das Verbot erschien u. somit der Gottheit Wille kund wurde." Obgleich durch den Koran verboten, findet Aehnliches noch heute bei den Arabern Statt. Vergl. Rhabdomantie.

Belopaschzen, die Nachkommen des russischen Bauern Susanin, der dem Gründer des romanowschen Geschlechts, Michael Feodorowitsch, bei einem Ueberfall durch die Polen mit ruhmwürdiger Selbstaufopferung das Leben rettete und welchem Kaiser Nikolaus in der neuesten Zeit ein gemeinschaftliches Denkmal mit dem genannten Czar in Kostroma errichten ließ. Die B. wohnen in dem Dorf Korobowa im kostromaischen Kreise des Gouvernements gleichen Namens. Durch wiederholte kaiserliche Gnadenbriefe sind sie von allen persönlichen Leistungen, Abgaben

und Verpflichtungen auf ewige Zeiten befreit und zugleich ist den Militärbefehlshabern, Requirenten entlaufener Leibeigenen ꝛc. verboten, in ihr Dorf zu kommen. Ein kaiserliches Reskript von 1838 bestätigte von Neuem die erwähnten Gnadenbriefe für so lange, als die B. im Bauernstande bleiben, in ihrer ganzen Ausdehnung. Wenn sie in Städte übergehen und daselbst Bürger oder Kaufleute werden, so bleiben ihnen zwar die persönlichen Vorrechte, sie sind aber den Gilde- und Städteabgaben unterworfen. Da sie durch ihre allmählige Vermehrung auf ungefähr 150 männliche Seelen Mangel an Land litten (sie hatten nur 98 Deßjätinen), so befahl der Kaiser, sie mit hinlänglichem Landbesitz zu versorgen. Wie sie sich von Alters her im Ressort des Hofes befanden und später unter der Jurisdiktion der Hofkanzlei standen, so sollen sie auch ferner im Hofressort verbleiben. Die Oberkuratel über sie ward dem Minister des Hofes übertragen; die nächste Lokalaufsicht führt der Civilgouverneur von Kostroma, jedoch unter der Bedingung, daß derselbe, außer in besonders wichtigen und keinen Aufschub duldenden Fällen, nur auf den Beschluß des Ministers in ihr Dorf kommen darf.

Belopolie (Bjelopolie), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Charkow, Kreis Sumü, an der Wira und Krüga, mit Wall und Graben umgeben, erbaut 1672, mit 10.000 Einwohnern, welche Branntweinbrennerei, Landwirthschaft, Handel treiben.

Belosersk (Bjelosersk), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Nowgorod, am Ausfluß der Schekśna aus dem Beloje Osero, durch eine Brücke mit einer auf der Bergseite liegenden Citadelle verbunden, Stapelplatz eines bedeutenden Produktenhandels, mit 3100 Einwohnern, welche Fischerei, Theerbrennerei, Lichtzieherei, Heiligenbildermalerei, Goldschmiedekunst, Bierbrauerei, Ziegelei treiben. B. entstand 862 nach der Ankunft der drei von den Nowgorodern verlangten warägischen Fürsten, Rurik, Sineus und Truwor, von welchen Sineus sich hier niederließ und die Citadelle erbaute.

Below, Gustav Friedrich Eugen von, preußischer General, Sohn des Landstallmeisters von B., 1791 zu Trakehnen in Ostpreußen geboren, besuchte von 1805—7 die Militärschule in Berlin und trat 1807 als Lieutenant in die Armee. Als dienstthuender Adjutant in dem Corps des Generals York nahm er an den Feldzügen von 1812 u. 1813 Theil u. erhielt in der Schlacht an der Katzbach eine schwere Kopfwunde, die seine dienstliche Wirksamkeit bis nach der Schlacht bei Leipzig unterbrach. Er wohnte darauf dem Feldzug von 1814 in Frankreich im Hauptquartier Yorks bei und wurde Rittmeister im Feldzuge von 1815, Generalstabsoffizier beim kommandirenden General des 4. Armeecorps, dem Grafen Bülow von Dennewitz, in dessen Gefolge er der Schlacht von Belle-Alliance beiwohnte. Nach dem Abschluß des Friedens kam B. zu dem großen Generalstab nach Berlin und wurde 1820 Generalstabsoffizier bei dem vom Kronprinzen befehligten 2. Armeecorps. In diese Zeit fällt die Abfassung seiner vom Kronprinzen angeregten Denkschrift an den Kriegsminister, worin er die Nothwendigkeit der Bildung einer preußischen Seewehr zur Küstenvertheidigung nachwies. Seit 1840 Flügeladjutant Friedrich Wilhelms IV., ward er 1842 General à la suite, im November 1848 Befehlshaber der 1. Division in Königsberg und 1849 Generallieutenant. Während dieser Beförderungen entwickelte B. gleichzeitig eine sehr thätige Theilnahme an den ständischen Angelegenheiten seiner Provinz. So wohnte er den Landtagen von 1831—41 zu Königsberg u. Danzig bei und wurde auch zu dem vereinigten Ausschuß gewählt, der sich im Oktober 1841 zu Berlin versammelte. Er wirkte hier für Verbesserung der materiellen Verhältnisse, namentlich der Verkehrswege Ostpreußens, und gehörte zu Denjenigen, welche die mangelhafte Vertretung der Städte und Landgemeinden anerkannten und die Nothwendigkeit einer Umbildung der Provinziallandtage in Reichsstände nachwiesen. Im Jahre 1848 überbrachte B. dem Erzherzog Johann nach Wien die Zustimmung Preußens zur Uebernahme der Reichsverweserschaft und der Errichtung der deutschen Centralgewalt, und im August 1848 erhielt er von demselben als Reichsverweser die Vollmacht für Preußen zum Abschluß eines Waffenstillstandes mit Dänemark, welcher im September 1848 zu Malmö zu Stande kam. Im Mai 1850 wurde B. in der Sache der Herzogthümer noch einmal mit den Bedingungen des sogenannten einfachen Friedens nach Kopenhagen gesendet. Vom Oktober 1849 bis zum Schluß der Sitzung im Februar 1850 wohnte B. den Sitzungen der ersten preußischen Kammer bei. Später wurde er durch den Wahlbezirk, in dem er begütert, in das Volkshaus zu Erfurt, sowie in die neue erste preußische Kammer gewählt, wo er jedoch im Januar 1851 gleichzeitig mit den Generälen Rohr und Hüser sein Mandat niederlegte. Er † zu Königsberg den 30. November 1852. Außer einigen Aufsätzen in den „Hippologischen Blättern" sind keine schriftstellerischen Arbeiten von ihm bekannt. Seine Büchersammlung zu Rutzau ist reich an Werken der deutschen u. französischen Dichter des Mittelalters.

Belsazar (Belsazzar, auch Beltschazzar), letzter König von Babylonien aus dem Stamme der Chaldäer, ohne Zweifel der Nabonnedus des Berosus und der Labynetus des Herodot. Er wurde im 17. Jahr seiner Regierung von dem vereinigten Heere der Perser u. Meder unter des Cyrus Anführung angegriffen und in seiner Hauptstadt belagert. B. saß eben mit den Großen seines Reichs bei einem luxuriösen Mahle, als plötzlich auf der Wand dem Sitze des Königs gegenüber Worte, von unsichtbarer Hand in unlesbarer Schrift geschrieben, erschienen. Der dadurch in Schrecken gesetzte B. fragte die Magier vergeblich nach dem Sinn jener Worte. Erst der israelitische Prophet Daniel, den er auf den Rath seiner Gemahlin rufen ließ, vermochte sie ihm zu deuten. Sie lauteten nämlich: „Gezählt, gewogen und getheilt!" und die Deutung war: „Gezählt hat Gott die Tage deiner Herrschaft und macht ihr ein Ende. Gewogen bist du auf der Wage und zu leicht erfunden worden. Getheilt wird dein Reich und den Persern und Medern gegeben." Wirklich wurde noch

in derselben Nacht B.s Hauptstadt (Babylon) erobert und B. beim Gelage erschlagen (538 n. Chr.). Der Name B., von dem unser Balthasar herkommt, findet sich zwar nur in der Bibel; was aber hier (Dan. 5, 1 ff.; 7, 1) von seinem Sturze erzählt wird, stimmt im Wesentlichen mit den Berichten der Griechen von dem Fall des letzten chaldäischen Königs Nabonnedus oder Labynetus überein.

Belsen, Weiler im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Rottenburg, am Fuße des Farrenberges und am Buchbach, mit 930 Einwohnern. In der Nähe auf einem kleinen Hügel liegt die belsener Kapelle, merkwürdig durch alte Gemälde, die auf ägyptische Kulte hindeuten und in Verbindung mit der ächt römischen Bauart der Kapelle deutlich beweisen, daß die Kapelle früher ein heidnischer Tempel (angeblich des Bel, der auch dem Ort den Namen gegeben haben soll) war. Noch zeigen sich Spuren von einem gebahnten Wege auf den Farrenberg, auf welchem nach der Ueberlieferung in alten Zeiten die Opferfarren, und auf den Roßberg, auf welchem die Sonnenpferde geweihet wurden.

Belt (der große und kleine), die beiden Meerengen, welche nebst dem Sunde die Ostsee oder das baltische Meer mit der Nordsee verbinden. Der große B., welcher die dänischen Inseln Seeland und Laaland von Fünen und Langeland trennt, ist $2\frac{1}{2}$—4 Meilen breit und bis zu 25 Faden tief. Die Schifffahrt auf demselben ist wegen der Sandbänke und kleinen Inseln schwierig. Die ihn Durchschiffenden müssen bei Nyborg auf Fünen Zoll entrichten. Ueberfahrtsorte: Korsör und Nyborg. Der kleine B., welcher die Insel Fünen von Jütland trennt, ist $\frac{1}{10}$ bis 2 Meilen breit, bis zu 27 Faden tief und ebenfalls schwer zu befahren. Ueberfahrtsorte: Middelfahrt, Assens, Aaröesund und Snoghöi. Am meisten verengt er sich bei der Festung Friedericia, wo der Zoll erhoben wird. Große Schiffe, für welche beide B.e höchst gefährlich sind, passiren meistens durch den Sund. Zuweilen versteht man unter B. auch das baltische Meer, sowie auch jede Meerenge.

Beludschistan (Bellndschistan, Biludschistan), das Land der Beludschen, das südöstlichste asiatische Reich des Hochlandes von Iran, zwischen Afghanistan im Norden, Hindostan im Osten, Iran im Westen und dem indischen Ocean im Süden (mit einem Areal von ungefähr 9600 □Meilen). Bis zu Pottingers und Christie's Untersuchungen 1810 war es den Europäern größtentheils unbekannt. Das Heimathland der Beludschen ist der Halbkreis, der von dem Randgebirge Irans zwischen 30° und 25° nördl. Br. und 60° bis 68° östl. L. von Greenwich gebildet wird und dessen Sehne der 30.° nördl. Br. bildet. Die zwischen den beiden Gebirgsästen liegende Sandebene, gewöhnlich die Wüste von B. genannt, läuft gegen den Hilmend aus und stößt an die Wüste von Sistan oder Sedschestan. Die Gebirge, welche von Kelat westwärts sehr rasch und in Terrassen abfallen, heben sich, wenn man die Sandebenen durchzogen hat, gleichfalls ziemlich schnell, doch, wie es scheint, nicht terrassenförmig. Das Gebirge, welches sich von der Provinz Lus bis nach Afghanistan hinaufzieht und gleich am Kap Mowari oder Monze (25° nördl. Br.) sich schroff erhebt, ist die eigentliche Wurzel aller übrigen. Pottinger nennt es Brahuikette, weil es größtentheils von Brahuis (s. unten) bewohnt ist. Es läuft zuerst 20 geographische Meilen weit nordöstlich und sendet hier einen Arm aus, dessen Fuß bei Sihwen vom Indus bespült wird. Die Hauptkette läuft von diesem Punkt (von 25° 45' nördl. Br.) bis zu 30° gerade gegen Norden und schlägt dann wieder ihre ursprüngliche, nordöstliche Richtung ein, nimmt nun aber an Umfang und Höhe so rasch ab, daß sie auf einer Strecke von 9 geographischen Meilen zu gleichem Niveau mit den Bergen herabsinkt, die von den Kakers und andern Afghanenstämmen bewohnt sind. Der nördliche Theil des Brahuigebirges wird von zwei Hauptpässen durchschnitten, nämlich vom Gondawa- oder Molanpaß und vom Bolanpaß, welcher 1839 von der britischen Expedition nach Kandahar passirt wurde. Das Plateau von Kelat (29° nördl. Br.) scheint der höchste Theil zu seyn: Pottinger schätzt die Höhe desselben auf 8000 Fuß. Es fällt im Osten gegen Ketsch Gondawa, im Westen gegen Nuschki zur großen Sandwüste in den steilsten Stufen hinab; Nuschki, nur etwa 15 Meilen von Kelat gegen Nordosten entfernt, soll bereits um 7000 Fuß niedriger liegen, was aber wohl zu viel ist. Von dem Plateau von Kelat an breitet sich B. nach Südwesten in immer wärmer werdenden Landschaften mit einer Menge paralleler Bergzüge und untergeordneter Höhen aus, die sich mitunter zu Schneegipfeln erheben und im Westen an die Gebirge von Kirman u. Farsistan anschließen. Diejenigen Berge, welche westlich von Mekran entspringen, finden in ihrer ursprünglichen Richtung keinen Ausgang, wenden sich zurück zu ihrer Hauptmasse und häufen sich hier in eine sehr konfuse Masse zusammen, und diese ist es, welche von den eingebornen Beludschen mit dem besondern Namen „Bergland" (Kohistan) bezeichnet wird. Von den südlichen Ketten ist wenig bekannt, um so weniger, als die Zahl der Städte und Dörfer klein ist und die Mehrzahl des Volkes wandernd umherzieht. Unter den südwärts durchbrechenden Flüssen scheinen der Purally im Osten und der Kaskein im Westen am bedeutendsten zu seyn, außerdem verdienen noch Erwähnung der Budur, Dasti (vielleicht Quellfluß des Hilmend), Bugwur, Nabgar ꝛc. Große Flüsse fehlen. Dagegen ist die Wüste von B. im wahren Sinne des Worts ein trockenes Sandmeer; sie breitet sich in einer Länge von 63 Meilen und einer Breite von 42 Meilen im Norden aus.

Mit der verschiedenen Beschaffenheit und Höhe des Bodens wechselt auch das Klima; die brennende Wüste und die tiefen, feuchten und warmen Thäler bilden scharfe Gegensätze zu den Hochlandschaften, wo der Winter alle seine strengen Rechte geltend macht und, wie in Kelat, der Reisbau durch die Kultur mitteleuropäischer Getreidearten ersetzt wird, die Bäume ihr Laub wechseln und trotz der Lage unterm 29.° nördl. Br. vier Jahreszeiten mit einander abwechseln. In der Wüste zieren schlanke Dattelpalmen die Oasen, in den tiefen Thälern gedeihen Reis, Baumwolle

und Indigo von vorzüglicher Güte, in den höhern Landestheilen wachsen die gewöhnlichen Getreide- und Obstarten Europa's, und über alle Berggegenden ist die Asa-Fötidapflanze verbreitet. Nächst den europäischen Hausthieren, Pferden, Ziegen rc. und dem besonders hochgeschätzten Kameele und Büffelochsen sind die unwegsamen Gegenden von wilden Thieren verschiedener Art bewohnt, namentlich von Löwen, Tigern, Leoparden, Hyänen, Schakals und Wölfen. Das Mineralreich scheint die verschiedensten Ausbeuten zu liefern, denn neben Gold und Silber findet man Eisen, Blei, Kupfer, Zinn, Steinsalz, Alaun, Salpeter und Schwefel bei den Bewohnern in Menge.

Pottinger theilt das Land in das eigentliche B. und Sind ein. Zum eigentlichen B. (6600 □Meilen) gehören die Provinzen Jhalawan und Sarawan mit dem dazwischen liegenden Distrikt von Kelat; dieselben umfassen den von Beludschen u. Brahuis bewohnten Theil des indopersischen Grenzgebirges, das im Norden mehr unter dem Namen der Sollimankette bekannt ist, wo der weiße Berg, Suffaid (Sefid) Kho, emporragt. Jhalawan, die südlichere, umfaßt die Thaks oder Distrikte von Wadd, Khozdar, Nal, Punduran, Zahri und Sedi nebst einigen andern von geringerer Bedeutung, deren Häuptlinge alle mehr oder minder von dem Khan von Kelat abhängen. Sarawan, das im Norden an die afghanischen Berge stößt, zerfällt in die Distrikte Nuschki, Kur, Kohek, Painkothal, Sirroh, Kischtan rc. Der Distrikt von Kelat gehört eigentlich zur Provinz Sarawan, es ist aber allmählig Gewohnheit geworden, ihn davon zu unterscheiden, weil die Khans von Kelat sich das Recht angemaßt haben, die Ländereien an ihre Khanesads (Haussklaven) u. andere abhängige Personen zu vergeben, ohne Rücksicht auf die Häuptlinge der Kheils (Klans), welche sonst in diesem Gebiete wohnten und in Folge dieser Ansiedelung der Khanesads sich allmählig entfernten. Die Provinzen Mekran und Lus umfassen hauptsächlich den Küstensaum, dessen Bevölkerung von den in den Bergen wohnenden Beludschen wesentlich verschieden ist. Die Provinz Ketsch Gondawa, das Land nördlich von Schikarpur und Larkhana (am Indus), ward allmählig von den Beludschen und Brahuis erobert. Kohistan (Bergland), das eigentliche Stammland der Beludschen, ist der oben erwähnte Vorsprung des Gebirges in die Sandwüste Persiens, die dadurch in die östliche und westliche getheilt wird, und zerfällt in 2 Theile: Meidani (die Ebene) und Koheki (die Berge), in welchem letztern Theile reine, ganz unvermischte Beludschen wohnen, während im erstern eine Vermischung mit Mekranis Statt gefunden hat. Die Wüste ist der tiefliegende Landstrich zwischen dem indopersischen Gebirge und der Provinz Kohistan gegen den Hilmend hin. Sind heißt das Land des untern Induslaufs, das in den letzten Jahrhunderten völlig in die Gewalt der Beludschen gekommen ist und (seit 1779) von einer Beludschenfamilie, den Talpuris (den in den letzten Jahren oft genannten Amirs von Sind, die von den Engländern gedemüthigt und endlich 1843 abgesetzt worden sind), beherrscht wurde.

Die Zahl der Einwohner beträgt 4½ (nach Andern 2½) Millionen. Ueber die Bewohner B.s herrscht aber noch ein großes Dunkel. Gewöhnlich nennt man nur die zwei Hauptstämme, den der eigentlichen Beludschen und den der Brahuis; aber abgesehen von den einzelnen, augenscheinlich in neuerer Zeit eingewanderten Hindus und einer Kurdenkolonie im Westen, herrscht in B. dasselbe Verhältniß wie in Afghanistan und den meisten übrigen Theilen Persiens. Man findet hier zwar nicht den Namen Tadschik, wie im nördlichen Persien und im Turkomanenlande, aber die Dehwars oder Dehkans bezeichnen dasselbe. Die Dehwars, d. i. Dorfbewohner, reden rein persisch, haben gleiche Sitten und Beschäftigungen und leben allenthalben untergleichen Verhältnissen zum herrschenden Stamme. Pottinger schließt daraus, es seyen Kolonien, die nach und nach eingewandert und unter bestimmten Verträgen mit der herrschenden Macht sich angesiedelt. Andere sind der Meinung, diese Persischredenden seyen der eingeborne Stamm u. die wandernden Krieger- und Hirtenstämme die Fremden. Der Streit läßt sich durch die Annahme lösen, daß in frühern, glücklichern und ruhigern Perioden des Perserreichs die angesessenen, städtebewohnenden und ackerbautreibenden Einwohner das Uebergewicht über die Hirtenstämme besessen, während die unruhigen Zeiten diesen die Herrschaft in die Hände gegeben haben. Die eigentlichen Beludschen, welche hauptsächlich im Norden und Westen des Landes wohnen, bilden, in viele einzelne Stämme zersplittert, die sich nach ihren Häuptern nennen, die Hauptmasse der Bevölkerung in drei Tribus, den Narrus mit 7 Stämmen, den Rinds mit 25 und den Murghis mit 16 Stämmen. Sie rühmen sich, zu den ersten Verbreitern des Islam zu gehören, u. sind höchst unwissende und zelotische Sunniten, unter denen der Christ und der Hindu sicherer ist, als der Schiite. Ungeachtet der gesetzlichen Polygamie heirathen sie gewöhnlich nur Ein Weib, höchstens zwei und nur die Oberhäupter vier Weiber, die mit Liebe und Achtung behandelt werden. Sie sind schön und schlank, und obwohl nicht besonders kräftig gebaut, doch ausdauernd, und gegen jeden Wechsel des Klima's abgehärtet. Bei aller Rohheit und dem gänzlichen Mangel an Kultur besitzen sie mehre vorzügliche Anlagen; sie haben viel natürlichen Witz, einen lebhaften Geist und eine feurige Einbildungskraft, die sie selbst zu Dichtern macht. Ihr Gesang, den sie mit heftigen, ausdrucksvollen Geberden begleiten, ist nicht unangenehm. Sie fürchten den Tod nicht und kämpfen mit großer Tapferkeit. Durch keine Gesetze gebunden und durch keine Gefühle der Menschlichkeit abgehalten, sind sie wilde und gefürchtete Räuber; sie halten den Diebstahl für entehrend, aber Raub und Plünderung für erlaubt, und suchen ihren Ruhm in sogenannten Chupoas (Tschupoas), d. h. Raubzügen auf Kameelen, die sie mit großer Kühnheit, List, Gewandtheit und Schnelligkeit in die entferntesten Landschaften, selbst bis in die Nähe des persischen Meerbusens, unternehmen. Dagegen üben sie in ihren Wohnungen patriarchalische Gastfreundschaft. Wer ihren Schutz hat, kann sicher auf sie

zählen, sie würden eher sterben, als ihr Wort brechen. Selbst ihre Sklaven, die sie von den Raubzügen mit nach Hause bringen und die, wenn sie sich nicht loskaufen können, das Feld bebauen müssen, behandeln sie mit großer Milde. Gegen ihre Oberhäupter (Sirdars) sind sie sehr gehorsam. Die Wohnungen der rein nomadischen Stämme bestehen aus schwarzen Filz- oder groben Leinwandzelten (Ghedans); eine Anzahl solcher Ghedans bildet ein Dorf (Tumun) und die Bewohner mehrer Tumuns einen Kheil. Einige weniger nomadische Stämme wohnen in Lehmhäusern, die befestigte Ortschaften bilden. Andere haben nur im Winter solche feste Wohnungen und leben im Sommer unter Zelten. Die gewöhnlichsten Nahrungsmittel sind Kuchen von Weizen und Gerste, Reis, Datteln, Käse, süße und saure Milch, Fleisch, Zwiebeln, Knoblauch und die Blätter und Stengel der Asa foetida. Auch das Kauen von Opium und Hanf, sowie das Tabakrauchen ist sehr gebräuchlich, aber nie sieht man einen Betrunkenen. Die Kleidung beider Geschlechter besteht in einem bis zum Knie reichenden Hemde und weiten Beinkleidern, beides von demselben Leinen- oder Baumwollenstoff, u. nur letztere bei den Weibern zuweilen von Seide; die Kopfbedeckung bildet eine kleine baumwollene oder seidene Mütze und nur bei festlichen Gelegenheiten der Turban; das Weib geht stets verschleiert aus; zum Schutz gegen die rauhe Witterung dient den Vornehmen ein wattirter Kaftan von Zitz (Ukalig), dem gemeinen Mann ein Mantel von Ziegenhaaren oder Wolle. Ihre Waffen sind Flinten, Spieße, Schwerter, Dolche und Schilder, wovon die besten vom Auslande bezogen werden. Ihre Vergnügungen bestehen in der Jagd, der sie leidenschaftlich ergeben sind, in Leibes- und ritterlichen Uebungen, als Ringen, Fechten, Spießwerfen und Scheibenschießen, vorzüglich aber in einem Speerspiel und einem Nationaltanze (von Männern). Die Anzahl der B. rechnet man auf ungefähr 1,700,000 Seelen Die **Brahuis**, der zweite Hauptstamm der Beludschen, zerfallen in die sieben Tribus: Mirani, Similani, Rodeni, Pirkani, Zugur-Mengul, Khidrani und Kumburani, mit mehr als 70 Stämmen. Sie unterscheiden sich von den Beludschen durch kurze und dickere Gestalt, runde Gesichter und platte Physiognomien, braunes Haupt- und Barthaar. Sie sind ein zwischen Sommer- und Winterstationen wanderndes Hirtenvolk. Einfach und einsam lebend, sind sie friedlich und nicht zum Raub geneigt, wie die eigentlichen Beludschen, aber abgehärtet und im Rufe großer Tapferkeit. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht und fertigen grobe wollene Zeuche, Teppiche, Filze. Ihre Nahrung besteht zum großen Theil aus halbrohem Fleische; die Kleidung ist der der Beludschen ähnlich, nur beim Manne durch eine Filzmütze und beim Weibe durch eine seltsam mit Bildereien verzierte Schnürbrust etwas verändert. Sie sind ebenfalls Mohammedaner (Sunniten). Sie können 100,000 Krieger stellen und sollen mehr als 640,000 Individuen männlichen Geschlechts zählen. Die oben erwähnten **Dehwars** sind häßlich von Ansehen, doch gutmüthig, treiben Ackerbau und sind zu gewissen Frohnen verpflichtet, aber abgabenfrei.

Das **staatliche** Band, welches die einzelnen Stämme unter ihren Oberhäuptern zu einem Ganzen vereinigt, ist sehr locker; der Khan von Kelat ist im Frieden mehr nominelles Oberhaupt des Landes, dagegen im Kriege mächtig und durch zahlreiche Truppen (er kann gegen 250,000 Mann zum Kriege entbieten) unterstützt. Die Einkünfte des gegenwärtigen Khans, meist in Naturalien bestehend, schätzt man auf 30,000 Pfund Sterling und die gewöhnliche Stärke des Heeres auf 10,000 Mann irregulärer Reiter nebst 20,000 Mann allgemeinen Aufgebots.

Geschichte. Unter dem gegenwärtigen Namen B. trat das Land erst im Jahre 1739 in die Reihe asiatischer Staaten. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts soll noch eine Hindudynastie in Kelat geherrscht haben, die aber, von räuberischen Afghanen angefallen, Beludschen aus dem Westen zu Hülfe rief. Diese kamen unter Anführung **Kambors** (Kumburs), eines Häuptlings, verjagten die Räuber, aber bald auch die Hindudynastie, von welcher ein Zweig unter dem Namen Gurowani im Lande blieb und den Islam annahm, der Rest aber nach Schikarpur, Bukhur und Multan zog und sich dort an seine Glaubensgenossen anschloß. Gewiß ist, daß seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in Kelat eine mohammedanische Beludschenfamilie (die **Kamboranis**) herrschte, deren Haupt, **Nassir Khan**, im Jahre 1739 von dem siegreich aus Indien zurückkehrenden Nadir Schah von Persien als Oberhaupt der vereinigten südostiranischen Provinzen unter dem Titel eines Beglerbeg bestätigt (oder ernannt) wurde. Kurz zuvor war Ketsch Gondawa, das mehre kleine Häuptlinge unter der Oberherrschaft des Gouverneurs (Nawab) von Sind in Besitz hatten, von Kelat aus erobert worden, und zwar unter Verhältnissen, die hier einen fortwährenden siegreichen Kampf des Islam mit dem Hinduglauben voraussetzen lassen. Nadir Schahs Zug nach Indien hatte sämmtliche ostpersische Völker in Bewegung gebracht. Bei den Unruhen, die nach Nadir Schahs Ermordung Iran zerrissen, wußte Nassir Khan bald sich unabhängig zu machen und sein Volk zur herrschenden Nation zu erheben. Ein kluger Fürst, schloß er sich an Ahmed Schah Durani, den Gründer der Duranidynastie in Afghanistan, in der Art an, daß er weder Tribut zu zahlen, noch bei innern Streitigkeiten Truppen zu stellen, sondern nur zur Vertheidigung Afghanistans gegen äußere Feinde beizutragen hatte. In dieser Stellung folgte er Ahmed Khan auf seinen Zügen nach Indien, sowie im Kriege gegen die Perser, welche Afghanistan wieder unter persische Hoheit bringen wollten, und dies Verhältniß scheint bis in die neueste Zeit fortgedauert zu haben. Auf Nassir Khan folgte 1796 **Mahmud Khan**. Dieser hatte zwei Brüder, deren älterer 1811 vom jüngern getödtet ward, welcher letztere 1812 selbst in einer Schlacht gegen Mahmud Khan fiel. Auf diesen folgte **Mihrab Khan**, derselbe, der in der Geschichte des Zuges der Engländer nach Afghanistan (s. d.)

eine bedeutende Rolle spielte. Die Engländer stießen auf ihrem Zuge gegen Afghanistan an zwei Orten mit den Beludschen zusammen: in Sind und in Ketsch Gondawa. In Sind, diesem alten Hindulande, war seit dem 16. Jahrhundert eine bedeutende Veränderung vorgegangen; dasselbe wurde, als Babur das neue Mongolenreich in Indien gründete, eine Provinz desselben, aber die Entlegenheit begünstigte hier Unabhängigkeitspläne, weshalb die Gouverneure mehr und mehr Beludschenstämme in ihren Sold nahmen. Während der innern Zerrüttungen bemächtigte sich die Familie der Kaloras der Herrschaft. Im J. 1739 eroberte Nadir Schah von Persien Sind und verband es mit seinem Reiche. Als nach seinem Tode 1747 Ostpersien sich unabhängig machte, wurde Sind eine Provinz von Afghanistan. Im J. 1779 empörten sich die Talpuris, eine Beludschenfamilie, gegen die Kaloras, diese mußten fliehen und jene theilten sich in das Land, legten sich als Fürsten den Titel Amirs (Umirs, Emirs) bei und machten sich nach und nach ganz unabhängig von Afghanistan. Immer mehr Beludschen wurden ins Land hereingezogen und von den Amirs im Solde gehalten. Sie bildeten daselbst eine militärische Aristokratie. Die Briten wurden von den Amirs in dem Maße, als die englische Herrschaft sich ausbreitete, immer mißtrauischer beobachtet. Schon Pottinger machte man 1810 Schwierigkeiten, als er das Land betreten wollte, ebenso 1830 dem Lieutenant Burnes. Vor Allem aber widersetzten sich die Amirs dem Handel auf dem Indus, und nur mit größter Mühe brachten es die Briten 1834 dahin, deßhalb eine Konvention mit ihnen abzuschließen. Diese war, wie die Amirs bald merkten, nicht zu ihrem Vortheil. Vorher hatten sie von jeder Kameelsladung Opium, die aus Malva kam, um von dem Hafen Kuratschi aus verschifft zu werden, mehre hundert Rupien Zoll erhoben; jetzt durften sie von einem Schiff, das den Indus herabkam, nur ungefähr 250 Rupien erheben. Nun ging das Opium von Malva aus den kürzern Weg nach dem Setledsch und wurde auf diesem nach dem Indus und dann weiter nach Bombay verschifft. Alles dies hätte indeß zu keinem Bruche geführt, aber die Engländer fühlten mehr und mehr die Nothwendigkeit, ihre Grenze an den Indus zu verlegen, namentlich als die Angelegenheiten in Persien sich verwickelten und Rußland unter persischem Namen Herat zu besetzen drohte. Unter Mühseligkeiten, umschwärmt von Beludschen und Kakers, ohne hinreichende Kameele und ohne Lebensmittel, oft im Kampfe mit Meuterei unter den Sipahisregimentern, gelangte Sir John Keane, der Oberbefehlshaber der nach Afghanistan bestimmten Invasionsarmee, im December 1838 an die Mündung des Indus, Hedschamri. Auf die erste Nachricht von der Ankunft der Engländer in Sind strömten nicht nur die in Sind anwesenden Beludschen, sondern auch die Bewohner der westlichen Gebirge in großer Anzahl zusammen; pochend auf ihre persönliche Tapferkeit und ihre Anzahl, glaubten sie mit dem kleinen Haufen Engländer bald fertig zu werden, und brachten sie auch dadurch, daß sie das Lager allenthalben umschwärmten, die Zufuhr abschnitten und die unbewaffneten Fourageurs niederhieben, in so große Verlegenheit, daß Keane sich hinter einen der bedeutenden Indusarme zurückziehen und dort Lebensmittel und Kameele zum Transport und Verstärkung abwarten mußte. Sobald diese angekommen waren, mußten die ungeordneten Schaaren der Beludschen weichen. Es ist nicht genau bekannt, ob die Amirs mit diesem Widerstande gegen die Engländer einverstanden waren. Ihr Interesse war von dem der Masse der Beludschen bereits getrennt: sie wollten ihre aufgehäuften Schätze retten und schlimmsten Falls selbst die Herrschaft über Sind aufgeben. Den Beludschen aber war es darum zu thun, Herren im Lande zu bleiben und von dem Solde der Amirs und den Bedrückungen der Sindier zu leben; darum thaten sie aus eigenem Antriebe Alles, was in ihren Kräften stand, um die Engländer zu belästigen. Die Amirs, welche mit den gehaßten Engländern einen Vertrag zur Stellung von Kameelen und über die Besetzung mehrer festen Plätze geschlossen hatten, erfüllten diesen und wurden nur zeitweise zum Widerstande gegen die Engländer fortgerissen. Endlich aber traten diese ernster auf, rückten vor Hyderabad und drohten mit augenblicklichem Sturm, wenn man sich nicht bestimmt für sie entscheide und ihre Forderungen erfülle. Diese bestanden in der Bezahlung von 27 Lak Rupien, in der Besetzung mehrer Festungen, namentlich Bukhurs, und in der ständigen Aufnahme eines Corps von 4500 Mann englische Truppen. Die Amirs hatten nicht den Muth, den Briten Widerstand zu leisten, und bewilligten deren Forderungen (im Febr. 1839). Die Masse der Beludschen in Hyderabad selbst betrug 9—10,000, und sie waren nach der Besetzung der Stadt gegen die Amirs nicht weniger erbittert, als gegen die Engländer. Diese setzten sich schnell zu fest, als daß einzelne Ausbrüche der Wuth der Beludschen ihnen sehr hätten schaden können. Indeß hatten sie doch mit den einzelnen Schaaren, die keinem Befehle gehorchten, ihre große Noth und entgingen ihr nur, indem sie in möglichster Schnelle am Indus aufwärts marschirten. Die Straße zwischen Bukhur und Schikarpur war vollgepfropft mit Beludschen, die Alles tödteten, was sie antrafen. 10—12 Tage lang war die Verbindung zwischen Bukhur und der Armee durch die Räuberschaaren der Beludschen völlig unterbrochen. Die Zögerung, welche der temporäre Widerstand der Amirs von Sind veranlaßte, hatte indeß wesentlich geschadet; es waren 5 Wochen verloren gegangen, kein gleichgültiger Verlust in einem Lande, wo von der Witterung weniger Monate das Geschick eines ganzen Feldzugs abhängen kann. An ein Ausruhen in Schikarpur, wo die Truppen am 10. März eintrafen, war nicht mehr zu denken, und man mußte aufs Eilfertigste aufbrechen, um der ganz heißen Zeit zuvorzukommen und keinem böswilligen Häuptlinge der Nachbarschaft Gelegenheit zu lassen, den Bolanpaß zu besetzen. Nachdem die Brücke bei Schikarpur über den Indus geschlagen worden war, wurde Alexander Burnes voraus-

geschickt, um mit Mihrab Khan von Kelat, von dem die Sperrung, oder wenigstens die Vertheidigung des Bolanpasses hauptsächlich abhing, über seine Unthätigkeit in dieser Beziehung, sowie über die Lieferung von Lebensmitteln zu unterhandeln. Er hielt den Engländern jedoch nur theilweise Wort. Der Weg von Schikarpur bis an den Bolanpaß ist größtentheils eine unfruchtbare Einöde; es war unmöglich, die Armee zugleich aufbrechen zu lassen, und so zog ein Corps um das andere ab, um immer wenigstens eine Tagereise von dem andern entfernt zu seyn, da es an Wasser und an Lebensmitteln allenthalben mangelte. Es war nicht mehr Zeit, regelmäßige Anstalten zur Verpflegung von Menschen und Thieren zu treffen, und wenn der Feldzug nicht ganz mißlingen sollte, mußte man um jeden Preis vorwärts kommen. Der Marsch jeder Kolonne von Schikarpur nach Dadur dauerte 4 Tage; dort wurde einen Tag Halt gemacht, um die Zerstreuten und Zurückgebliebenen zu sammeln, und dann der Marsch durch den Bolanpaß, der 67 englische Meilen lang ist, angetreten; um ihn zu überschreiten, brauchte jede Kolonne 6—7 Tage. Es fehlte, wie erwähnt, an Lebensmitteln, noch mehr an Wasser, und der Durst machte die Leute fast wüthend; zum Glück war dieser Marsch vergleichungsweise sicher, denn sie wurden nicht viel von den Beludschen beunruhigt, die in der Ebene allenthalben umherschwärmten, die Zurückgebliebenen niederhieben und Kameele fortführten. Das englische Corps hatte schon auf diesem Marsche, bis es nämlich auf der Höhe des Bolanpasses ankam, durch Hunger, Strapazen und die räuberischen Beludschen, Maris und Kakers weit über die Hälfte seiner Lastthiere verloren. Unglücklicherweise war Sir John Keane genöthigt, ganz denselben Weg einzuschlagen und die mit todten Kameelen und Pferden dicht besäete Straße zu ziehen. Sein Plan war anfangs gewesen, durch den etwas südlicher gelegenen Paß von Gondawa (Molanpaß) zu ziehen, es hatte sich aber gezeigt, daß es unmöglich sey, dort Kanonen fortzubringen, und so mußte er wieder umwenden und gleichfalls den Weg von Schikarpur nach Dadur betreten. Die Belästigungen durch die Beludschen waren unerträglich: anfangs nahm man sie, wenn man ihrer Meister wurde, bloß gefangen, aber bald zeigte es sich, daß damit nichts gewonnen sey, und Sir John Keane gab endlich Befehl, Jeden, dessen man habhaft werde, ohne Weiteres niederzuschießen, oder aufzuknüpfen. Die Schilderungen der Noth und des Elends, das einzelne Truppenabtheilungen erfuhren, sind herzzerreißend, und englische Offiziere selbst erklärten, seit dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland habe keine Armee solche unerhörte Strapazen erduldet, als die englische auf dem Marsche von Schikarpur nach Kandahar, und doch bekam sie einen eigentlichen Feind, d. h. eine geordnete Schaar, kaum zu sehen. Am 23. März erreichte man die Hochebene von Schal und zog in den ersten Tagen Aprils in Quetta, einer Stadt in B., der Mittelstation zwischen Schikarpur und Kandahar, ein. Ein Glück war es, daß man von Mihrab Khan die Oeffnung des Bolanpasses erkauft hatte, sonst wären gewiß ganze Regimenter niedergemacht worden. In der That wurde der Khan von Kelat bald andern Sinnes; er bezeugte bei einer Versammlung von Beludschenhäuptlingen Reue über seine Begünstigung der Engländer und schwur, daß sie den Weg nicht so friedlich wieder zurückmessen sollten. Dieser Drohung gemäß wurde auch ein englisches Regiment, welches dem Hauptcorps nachrückte, im Bolanpaß angefallen und verlor 80 Mann. Nach der Eroberung von Kandahar (Ende April), Ghizni (23. Juli) und Kabul (7. August 1839), als die theils durch Zurücklassung vieler Besatzungen, theils durch Krankheit und Noth geschmolzene Armee den Rückzug durch B. antreten sollte, erhielt der Generalmajor Willshire in Kabul vor seinem Abmarsche am 17. September 1839 den Befehl, über Kandahar gegen Kelat zu ziehen und Mihrab Khan wegen seiner offenkundigen Feindseligkeiten während des Feldzuges abzusetzen. Am 13. November erschienen die Engländer vor dem Fort, das stark besetzt und von Mihrab Khan selbst vertheidigt war. Die Briten bereiteten sich sogleich zum Sturm, einige Höhen, welche den Eingang ins Fort beherrschten, wurden genommen und sodann das Thor eingeschossen. Die englischen Truppen drangen, trotz eines heftigen Widerstandes, ein und drängten die Belagerten in hitzigem Kampfe bis zur Citadelle zurück. Hier war der Widerstand am hartnäckigsten, denn Mihrab Khan, umgeben von seinen Häuptlingen, focht hier in eigener Person; er fiel, nebst 6 andern vornehmen Beludschen, mit dem Säbel in der Faust. Unter den Gefallenen waren 4 Klanhäuptlinge (Sirdars), die wahrscheinlich dem Brahuivolke angehörten. Keiner von allen den Anführern hatte Pardon annehmen wollen, und die Engländer waren über den trotzigen Muth, den sie zeigten, nicht wenig erstaunt. 400 Beludschen sollen im Fort gefallen und 1000 Mann gefangen genommen worden seyn; der Rest entfloh. Die Engländer waren genöthigt gewesen, mit dem Angriff zu eilen, denn Mihrab Khans Sohn zog von Nuschki heran mit einer Verstärkung, die wahrscheinlich die Einnahme der Festung bedeutend erschwert hätte. Der Khan hatte seine besten Schätze mit seinen Frauen fortgesendet, dennoch fanden sich noch 10 Lak Rupien, welche den Stürmenden als Prisengelder anheimfielen. Die Engländer selbst bezeichnen die Erstürmung von Kelat als die glänzendste Waffenthat dieser Expedition. Sie säumten nicht, einen Verwandten des gefallenen Khans, Newal Khan, der sich ihnen in die Arme geworfen hatte, an des gefallenen Mihrab Stelle zum Khan von Kelat einzusetzen. Man suchte nun das Induslaund zu beruhigen, schloß mit den Amirs von Sind einen neuen Vertrag, der den Handel auf dem Indus erleichterte, unterdrückte die Räubereien, hielt die plünderungssüchtigsten Beludschenhäuptlinge zu Bukhur gefangen und bildete aus einigen Beludschenstämmen eine Art Polizeicorps, welche das Land und besonders die Straße von Schikarpur nach Quetta, zur Sicherung des

Bolanpasses, unaufhörlich durchstreifen sollten. Aber nachdem ein Angriff der Engländer auf die Afghanenfestung Peschut am 18. Januar 1840 mißlungen und eine Rebellion gegen den von den Engländern eingesetzten Schah Schudscha ausgebrochen war, fiel sogar Kelat am 29. Juli wieder in die Hände der von Nassir Khan, dem Sohne des gefallenen Mihrab Khan, angeführten Beludschen; dasselbe geschah mit Kahun, und ein zu dessen Entsetzung ausgesandtes Detachement wurde geschlagen. Im August 1840 schlugen neue Flammen des Aufruhrs im Eindlande empor. Man bereitete sich zu einem neuen Feldzuge gegen B. Im Oktober wurden die Forts Tscharikar, Tutan-Durra, Dschulgah und Babusch-Ghur in Kohestan, dem nördlichen Gebirgslande der Beludschen, genommen. Nassir Khan von Kelat griff am 28. und 29. Oktober 1840 mit 5000 Beludschen wiederholt die von 400 Mann der Bombay-Infanterie und einiger Reiterei vertheidigte Festung Dadur an, ward aber mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen. Am 1. November kam Verstärkung; man ergriff nun die Offensive und Nassir Khan wurde besiegt und zum Rückzuge durch den Bolanpaß gezwungen. Endlich erlitt Nassir Khan noch eine vollkommene Niederlage bei Kothra am 1. December 1840, worauf er in die Gebirge entfloh. Am 4. November waren die Engländer unter General Nott in das wieder gewonnene Kelat wieder eingezogen. Bei der Räumung Afghanistans 1842 in Folge des Aufstandes von Kabul (2. Nov. 1841) ward aber auch B. von den Briten wieder geräumt. Dagegen wurde Sind 1843 nach einem großen Siege Sir Charles Napiers über die 20,000 Mann starken u. von Mir Schere Mohammed von Mirpur angeführten Beludschen unweit Hyderabads (am 24. März 1843) und nach Abdankung des Amirs von den Engländern in Besitz genommen.

Belur-Dagh (Belur-Tagh), asiatisches Gebirge, s. Bucharei.

Belus, 1) s. v. a. Bel, Baal; 2) Sohn Neptuns u. der Libya, Zwillingsbruder des Agenor, Herrscher Aegyptens, Gemahl der Anchinoe, Vater des Aegyptus und Danaus, Stammvater vieler morgenländischen Völker, Führer einer ägyptischen Kolonie nach Babylon, erster König daselbst ꝛc.; 3) Vater der Dido, welcher sich Cypern unterwarf und es dann an Teucer überließ. Die beiden Letztern sind Gebilde der Griechen u. Römer, theils aus dem Baalskultus entstanden, theils aus Königsnamen, worin B. vorkommt.

Belus (Belens, Pagida), kleiner Küstenfluß in Palästina und Phönicien, entspringt aus dem See Cendebea oder Centenia am Fuße des Berges Karmel, mündet in den Meerbusen von Ptolemais, ist reich an Glassand, der auch zuerst den Phöniciern die Gelegenheit zur Erfindung des Glases gegeben haben soll; wahrscheinlich identisch mit dem hebräischen Schichor Libnath, d. i. Glasfluß, im Stamme Ascher (Jos. 19, 26).

Belus (Bellus, Belusa, Belussa), Stadt im ungarischen Kreis diesseits der Donau, trentschiner Gespannschaft, an der Waag; mit lauer salinisch-eisenhaltiger Schwefelquelle und 2000 Einwohnern, welche Töpferei, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei treiben.

Belvedere (ital., d. i. Ort mit schöner Aussicht, vgl. Bellevue), ursprünglich die fast über allen größern Häusern Roms befindlichen Thürmchen. Besonders merkwürdig ist das auf dem Vatikan, das nicht nur eine herrliche Aussicht auf die Stadt und die Umgebungen bis zu den Apenninen gewährt, sondern auch mehre berühmte Antiken in dem Museo Pio-Clementino enthält, z. B. den berühmten Apoll von B. In französischen Gartenanlagen heißt B. ein Bogen, Tempel oder anderer Bau, welcher den Hintergrund und die Vue einer Allee, einer Heckenwand und dergl. bildet. B. ist auch Name eines kaiserlich österreichischen Lustschlosses (Sommerpalastes) am Rennwege, einer Vorstadt von Wien, welches aus dem obern und untern B. besteht; jenes, auf einer beträchtlichen Anhöhe gelegen, enthält in 22 Zimmern die vortreffliche kaiserliche Bildergallerie. Aus den Zimmern und von der Terrasse desselben genießt man die vollkommenste Aussicht über ganz Wien. Am Fuße der Anhöhe liegt das untere B., weniger prächtig, als das obere; es enthält in seinen Zimmern die ambraser Sammlung. B. heißt auch ein großherzoglich weimarisches Lustschloß, ³/₄ Stunden östlich von Weimar, das durch eine herrliche Allee damit verbunden ist, auf einem Berge, mit einem schönen, 1724 von Ernst August angelegten Park, vortrefflicher Orangerie, weitläufigen Gewächshäusern; ferner ein Lustschloß bei Warschau, die Residenz des Großfürsten Konstantin; hierher wendete sich beim Ausbruche der poln. Revolution in der Nacht vom 29. Nov. 1830 Peter Wysocki mit seinen mitverschworenen Unteroffizieren zuerst.

Belvedere, Marktflecken in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, nordwestlich von Paolo, auf einem Hügel am Fluß Solio, mit Kastell und dem Titel eines Fürstenthums und 6000 Einwohnern, welche Wein- und Rosinenbau (Belvedererosinen, gehen stark nach England) treiben.

Belvisia (Belvisie), Pflanzengattung der Passifloren, charakterisirt durch den 5theiligen, am Grunde mit Schuppen versehenen Kelch, die doppelte, einblätterige Korolle, die blumenblattartigen Staubfäden mit getheilten Antheren, die schildförmige, 5eckige Narbe und die einfächerige Kürbißfrucht. Die einzige Art ist: B. coerulea *Desv.*, blaue Belvisie, ein ästiger Strauch an der Westküste des heißen Afrika's, mit abwechselnd stehenden, an der Spitze fast gezähnten Blättern, seitenständigen, prächtig gehäuften, blauvioleten Blumen. Als vorzügliche Zierpflanze verlangt sie im Lohbeete des Warmhauses eine lockere, nahrhafte Dammerde und bei großer Sonnenwärme Schatten und Luft. Der französische Botaniker Palisot, welcher sie zuerst beschrieb, nannte sie theils wegen der Pracht der Blume, theils weil die Blüthe einige Aehnlichkeit mit dem 5strahligen Stern der französischen Ehrenlegion hat, Napoleona imperialis.

Belzebub, Belzebub, s. v. a. Beelzebub.

Belzig, Kreisstadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, am belziger Bache, mit altem Schloß (Eisenhorst), 3 Kirchen, einem Hospital, zwei Papiermühlen und 2300 Einwohnern, welche vor-

nehmlich Kohl-, Flachs- und Hopfenbau, Tuch- und Leinweberei treiben. B., in alten Urkunden Geblizi, Gebelenza und Gabelenza genannt, gehört zu den ältesten Orten der Mark. Albrecht der Bär gab die Stadt mit dem dazu gehörigen Bezirke einer Adelsfamilie, die davon den Grafentitel annahm und später auch Dornburg, sowie das Burggrafenthum Brandenburg besaß, aber schon im 13. Jahrhundert erlosch. In neuerer Zeit, den 27. Aug. 1813, war hier ein Gefecht zwischen der preußischen Landwehr unter Hirschfeld u. den Franzosen unter Girard, auch das Treffen bei Hagelberg genannt, worin die Preußen Sieger blieben.

Belzoni, Giambattista, berühmter Reisender und Alterthümersammler der Neuzeit, geboren 1778 zu Padua als Sohn eines Barbiers. Als Abenteurer nach Rom gekommen, zeigte er daselbst hydraulische Kunststücke, trat später aus Noth in ein Kloster, verließ aber dasselbe bei der Ankunft der Franzosen und ging nach Padua zurück, von da 1800 nach Holland und 1803 nach England. Sein schöner und riesiger Wuchs veranlaßte ihn, sich auf dem Astleytheater zu London als Hercules und Apollo sehen zu lassen; dann durchzog er Großbritannien als Wasserkünstler und Athlet. Später erntete er als Simson großen Beifall auf den Theatern zu Lissabon und Madrid. Einige hier gemachte Ersparnisse setzten ihn in den Stand, mit seiner Frau, einer Engländerin, nach Malta und von da, auf Veranlassung eines Agenten Mehemed Ali's, nach Aegypten zu reisen. Hier trat er anfangs zu Kairo als Tänzer auf, dann baute er für den Vicekönig eine Maschine zur Bewässerung der Gärten zu Subra am Nile. Dieselbe verunglückte, aber B. ward dadurch dem englischen Konsul Salt bekannt und von diesem Alterthümersammler für eine neue, ruhmvollere Laufbahn gewonnen. Zuerst leitete er als Aufseher die Arbeiten zur Wegschaffung des kolossalen Memnonskopfes zu Theben (jetzt im britischen Museum), dann sandte ihn Salt nach Niedernubien, um den prachtvollen Tempel von Ebsambul zugänglich zu machen. Auch dieses Werk gelang nach großen Anstrengungen, und B. war der erste Forscher, welcher das Innere des Riesenwerkes betrat und beschrieb. Darauf das Thal Biban-El-Moluk untersuchend, entdeckte er hier ein großes Königsgrab, das von ihm ausgebeutet, genau modellirt, später zu Paris u. London ausgestellt ward und zu vielen gelehrten Deutungen Anlaß gab. Von Biban-El-Moluk wandte er sich nach dem alten Troglodytice und dem rothen Meere, wo unter 23° 30' nördl. Br. das alte Berenice durch ihn wieder aufgefunden wurde. Nach Kairo zurückgekehrt, öffnete B. die zweite Pyramide von Gizeh, deren Inneres noch Niemand gesehen hatte, und drang bis zu dem mit Apisknochen angefüllten Sarkophage in der Begräbnißkammer vor. Nachdem er noch Fayum, die Ruinen von Arsinoë, den Mörissee u. andere Orte untersucht hatte, drang er in die libysche Wüste ein und gelangte zur Oase El-Cassar, die von ihm für die Oase des Jupiter Ammon gehalten ward. Bald darauf (1819) bestimmten ihn mehrfache Händel mit dem Konsul Deovetti und dessen Agenten zur Rückkehr nach Europa. Zuerst verweilte er einige Zeit in Padua, dann ging er nach England und publicirte hier: „Narrative of the operations and recent discoveries etc. in Egypt and Nubia, and of a journey to coast of the Read Sea in search of the ancient Berenice, and an other to the Oasis of Jupiter Ammon" (London 1821, mit Atlas, französisch von Depping unter dem Titel: „Voyages en Egypte et en Nubie", Par. 1821 mit Anmerkungen, Karten rc.). Im Jahre 1822 ward B. zu einer Reise in das Innere Afrika's ausersehen. Sein Plan war, durch den Norden Afrika's bis nach Timbuktu zu dringen, dann sich nach Sennaar u. Obernubien zu wenden und mit dem Nile nach Aegypten hinabzusteigen. Zu Anfange des Jahres 1823 war B. bereits in Fez, allein vergebens waren seine Bemühungen um die kaiserliche Genehmigung u. Unterstützung zur Weiterreise; nach 5 Monaten kehrte er nach Gibraltar zurück, entschlossen, nach der Küste von Guinea zu schiffen und von dort aus Timbuktu nebst den Nigerquellen aufzusuchen. Im Okt. 1823 trat er den Weg von Coast-Castle nach Benin an; von hier durch Krankheit an der Weiterreise verhindert, ließ er sich nach Gato zurückbringen, wo er schon den 3. Dec. 1823 als ein Opfer des mörderischen Klima's unterlag. Die Originalzeichnungen des von ihm eröffneten Königsgrabes wurden von seiner Gattin (London 1829) herausgegeben.

Bel zu Babel und Drachen zu Babel, Historie vom, zwei Beilagen zum Daniel, welche in der alexandrinischen und andern alten Bibelübersetzungen das 14. Kapitel jenes prophetischen Buchs ausmachen (das 13. Kapitel bildet die Geschichte von der Susanna) und bei Luther unter den Apokryphen des Alten Testaments stehen. Es sind spätere griechisch geschriebene und nie in einem hebräischen oder chaldäischen Texte vorhanden gewesene Sprößlinge der Danielssage, nach der Ueberschrift von einem Leviten Habakuk, Sohns Jesu, verfaßt; sie schildern die durch Daniel bewirkte Aufdeckung des Betrugs, den die Beluspriester mit ihrem Götzen trieben. Vgl. Apokryphen und Daniel.

Bem, Joseph, berühmter polnischer General, 1795 zu Tarnow in Galizien aus einer alten adeligen Familie, die in der Woiwodschaft Krakau angesessen war, geboren, erhielt seine erste Ausbildung auf der krakauer Hochschule, trat dann in das Kadettencorps in Warschau, besuchte zugleich die vom General Pelletier eingerichtete Artillerieschule, trat dann in die reitende Artillerie und machte mit dieser den russischen Feldzug von 1812 mit, anfangs unter dem Marschall Davoust, später unter Macdonald. Wegen seiner ausgezeichneten Theilnahme an der berühmten Vertheidigung Danzigs erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion. Nach der Kapitulation mußte er nach Polen zurückkehren, wo er als Artillerieoffizier in die 1815 reorganisirte Armee eintrat. Als Instruktionsoffizier hielt er an der warschauer Artillerieschule Vorlesungen über die Wissenschaft der Artillerie und wurde 1819 Kapitän. Als Schriftsteller trat er um diese Zeit mit einem Werke über die congreve'schen Raketen auf, deren Einführung im russischen Heere er

vorbereitet hatte; dasselbe erschien in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: „Erfahrungen über die congreve'schen Brandraketen bis zum Jahre 1819, in der polnischen Artillerie gesammelt, nebst dem französischen Originaltext u. mit Anmerkungen von M. Schuh" (Weimar 1820). Schon nach einem Jahre war ihm aber das Lehramt so verleidet, daß er in demselben nicht länger dienen wollte. Dies und seine Freimüthigkeit zogen ihm Verfolgungen zu. Er ward mehrmals zur Disposition u. vor ein Kriegsgericht gestellt u. eben so oft in die berüchtigten Staatsgefängnisse von Warschau geworfen, endlich aber in das Landstädtchen Kock verwiesen und hier unter die Aufsicht eines Offiziers gestellt, der den Auftrag hatte, monatlich über ihn zu berichten u. alle an ihn eingehenden Briefe zu eröffnen. Aus dieser peinlichen Lage befreite ihn der Tod des Kaisers Alexander, der eine solche Bestürzung hervorbrachte, daß die Behörden ihm auf sein Ansuchen die erbetene Entlassung aus dem polnisch-russischen Dienste bewilligten. Er ging nun nach Lemberg zu seinem Oheim, der dort als Kanonikus lebte, und beschäftigte sich mit Schriftstellerei. Der erste Band eines Werkes über die Dampfmaschinen war beendet, der zweite unter der Presse, als der warschauer Novemberaufstand 1831 ausbrach. B. eilte nach Warschau, wo er zum Major ernannt und mit dem Befehl einer reitenden Batterie beauftragt wurde. Seine Theilnahme am Kriege war eine ausgezeichnete. Die ersten Gefechte brachten ihm die Ernennung zum Oberstlieutenant, in der Schlacht bei Iganie kämpfte er mit 12 leichten und 4 schweren Geschützen gegen 40 russische Kanonen von schwerem Kaliber und trug durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit das Meiste zum glücklichen Ausgang des Kampfes bei. Ein noch glänzenderes Resultat erzielte er in der Schlacht von Ostrezka. Hier ging er mit seiner Batterie im Galopp bis zur Linie der russischen Plänkler vor, richtete gegen die über die Narew gegangenen Abtheilungen ein vernichtendes Feuer, hielt den Kugelregen von 80 Geschützen aus und zwang die Feinde zum Rückzuge. Nach diesem glänzenden Gefecht ernannte ihn die Regierung zum Oberst, bald darauf zum Oberbefehlshaber über die gesammte Artillerie u., als die polnische Streitmacht sich bei Warschau koncentrirte, zum General. Während der verhängnißvollen Tage des 6. und 7. Sept. brachte B. seine gesammten Geschützkräfte in den Kampf, indem er die Feldstücke zwischen den abgesonderten Befestigungswerken der äußern Linien aufstellte, rückte sogar am 6. mit 40 Geschützen bis unter das von den Russen bereits genommene Wola vor, vermochte aber, zur rechten Zeit weder von Fußvolk noch Reiterei unterstützt, durch seine Kanonen allein die Russen nicht zurückzuwerfen. Als die polnische Armee in der Nacht des 7. Sept. sich auf Praga zurückzog, besetzte er mit 40 Geschützen die Brücke, erhielt aber am Morgen des 8. die Nachricht von der mit den Russen getroffenen Uebereinkunft u. den Befehl Malachowski's, mit der Artillerie nach Modlin zu ziehen. B. hat diese letzten Ereignisse der polnischen Revolution in einer interessanten Denkschrift (Allgemeine Zeitung 1831, Nr. 337—340) besprochen und dabei Krukowiecki der Pflichtvergessenheit beschuldigt. Nach dem Falle Warschau's trat er mit einem Theil des Heeres auf preußisches Gebiet über, hielt sich dann einige Zeit zur Leitung der polnischen Emigration in Deutschland, namentlich in Leipzig und Altenburg auf, und ging endlich im März 1832 nach Paris. Hier schloß er sich keiner der Parteien an, in welche die polnische Emigration bald zerfiel. Sein stets reger Geist, der ihn nie ohne Beschäftigung, nie ohne vorgestecktes Ziel leben ließ, veranlaßte ihn, da die Zeit des Kämpfens vorüber schien, das stillere Reich der Wissenschaften wieder zu betreten. Sein Streben ging jetzt dahin, ein großes, wissenschaftlichen wie künstlerischen Interessen gewidmetes Journal zu begründen, welches das Organ einer zu gleicher Zeit ins Leben zu rufenden polytechnischen Gesellschaft seyn sollte, doch kam der Plan nicht zur Ausführung. Im Jahre 1833 ging B. nach Portugal, wo er mit Dom Pedro über Errichtung einer polnischen Legion zur Befreiung Portugals verhandelte, die jedoch in Folge der innern Zerwürfnisse und Parteiansichten der polnischen Emigration nicht zu Stande kam. Einer seiner Landsleute feuerte sogar bei dieser Gelegenheit auf den werbenden General ein Pistol ab u. brachte ihm eine nicht unbedeutende Wunde bei, die ihn für einige Wochen ans Krankenlager fesselte. Wissenschaftliche Arbeiten, besonders die Verbreitung und Verbesserung der mnemonischen, sogenannten polnischen Methode, dann Reisen in Portugal, Spanien, Belgien, Holland u. Frankreich füllten die folgenden Jahre aus. Zur Zeit der Märzerhebung kam B. aus Frankreich nach Lemberg, am 14. Okt. 1848 erschien er in Wien, wo er dem Oberkommando der Nationalgarde seine Dienste antrug, obschon jetzt einem Rufe der Ungarn folgend, ist nicht ausgemacht, wiewohl seine spätere Flucht mit einem ungarischen Passe darauf hindeuten könnte. Noch an demselben Tage stellte ihn der provisorische Oberkommandant Messenhauser in einem gedruckten Plakate der Bevölkerung Wiens vor. Durch B.s Hinzutreten ward erst eine eigentliche Organisation der Vertheidigungsmaßregeln in Wien geschaffen, wozu weder Messenhauser noch Fenneberg die nöthige strategische, von Erfahrung erhöhte Bildung besaßen. B. übernahm es, sämmtliche Linien und Wälle in Vertheidigungszustand zu setzen. Er wies den Geschützen ihre Plätze an und richtete das Lager des Mobilcorps in Belvedere ein, wo er selbst wohnte u. die oberste Kuppel als Observatorium benutzte. Seine Thätigkeit war eine unermüdliche; auch wußte er den Muth der Mobilgarden aufrecht zu erhalten, indem er sich selbst in den Kampf mischte. Obwohl er sich über die Haltlosigkeit der wiener Insurrektion nicht wohl täuschen konnte, so suchte er doch den Fall Wiens möglichst zu verzögern, wahrscheinlich um den Ungarn Zeit zu ihrer Bewaffnung, zur Organisirung eines Heers zu gönnen. Er selbst setzte sich mit größter Todesverachtung, mit einer unerhörten Kühnheit den augenscheinlichsten Gefahren aus. Zwar mußte ein Ausfall am 23. Oktober unterbleiben, dagegen kam ein solcher am 25. Oktober Abends unter B.s Betrieb und Leitung wirklich zu Stande,

endete aber mit der wilden Flucht der Mobilgarde. B. verzweifelte nun an dem Muth der Garde überhaupt und begab sich unverweilt zu Messenhauser, um mit ihm die Reorganisation der Volkswehr, besonders aber der Mobilgarde, zu besprechen. Unterdessen erhob sich gegen den Generalstab selbst ein schwarzer Verdacht. Man hatte einen Boten von ihm an der Taborbrücke aufgefangen und vermuthete, daß derselbe Aufträge an den Fürsten Windischgrätz habe. Indessen gab man den Vorsatz, B. vor ein Kriegsgericht zu stellen, aus Furcht vor einer Empörung der polnischen Legion auf. Am 28. Oktober vertheidigte er die große Sternbarrikade am Ende der Jägerzeile mit einem Heldenmuthe, der jeden Gedanken an Verrath verbannen mußte. Als der Stadtrath zu kapituliren begann, verschwand B. geheimnißvoll aus Wien; mit einem ungarischen Passe versehen, soll er am 31. Oktober Vormittags in einem Fiaker gerade durch die feindlichen Posten gefahren seyn. Noch an demselben Tage kam er über die ungarische Grenze und traf Kossuth in Preßburg. B. trug sein Kriegstalent den Häuptern der ungarischen Revolution an, trat sogleich in Aktivität und begab sich mit Kossuth nach Pesth. Wahrscheinlich betrat B. mit der Absicht und im Auftrag der polnischen Emigration den ungarischen Boden, die Slaven Ungarns für die Magyaren zu gewinnen und die Waffen seiner Stammgenossen gegen Oesterreich zu wenden. Wie in Wien, so hatte er aber auch bei den Magyaren, trotz aller Empfehlungen, anfangs mit Mißtrauen zu kämpfen. Unter seinen eigenen, stets uneinigen und sich unter einander anfeindenden Landsleuten behaupteten sogar in Pesth einige, daß er ein Verräther sey, und ein gewisser Koladjeszki schoß ein Pistol gegen ihn ab u. verwundete ihn, weil er die Errichtung einer abgesonderten polnischen Legion widerrieth. B. trat nicht an die Spitze des ungarischen Heeres, sondern wurde nach Debreczin geschickt, um die regellosen Haufen der Honveds zu ordnen, einzuüben und dann in Siebenbürgen seine auf das Slawenthum gerichtete Mission zu erfüllen. Schon nach einigen Wochen war B.s Name in dem Munde aller Magyaren und Magyarenfreunde. Während Görgey und Perczel mit der ungarischen Armee der Theiß zuzogen, sammelte und ordnete B. eine selbstständige Streitmacht, in der die aus Wien geflüchteten Legionäre und Mobilgarden, sowie eine kleine Anzahl Polen den Kern bildeten, und konnte sich schon im Dec. gegen Siebenbürgen wenden, wo die magyarische Sache viel verloren hatte und die Nationalitäten sich bekämpften. Mit etwa 8000 Mann, denen es noch an hinlänglicher Bewaffnung fehlte, brach er über Großwardein auf und nahm sofort Klausenburg, obwohl ihm nicht nur die deutsche und walachische Bevölkerung als Landsturm, sondern auch das gegen 20,000 Mann starke, mit tüchtiger Artillerie versehene Corps des kaiserlichen Generals Puchner entgegenstand. Puchner hatte seine Streitkräfte über das Land verstreut und stand mit 5000 Mann zu Mediasch. B. täuschte ihn durch seine Bewegungen, warf sich mit Erfolg auf die vereinzelten österreichischen Corps und drängte am 17. Januar 1849 Puchner selbst nach Hermannstadt zurück. Einige Tage später, nachdem er sich bedeutend durch die Magyaren des aranyoser Stuhls verstärkt und die Szekler Kronstadt genommen hatten, erschien B. auf den Höhen von Großscheuer, Salzburg und Kleinscheuer und griff am 22. Januar von hier aus Hermannstadt an. Die Stadt ward sowohl von den Truppen wie von den Bürgern aufs Muthvollste vertheidigt, so daß sich B. mit bedeutendem Verlust zurückziehen mußte. Er nahm nun eine feste Stellung auf den Höhen von Stolzenburg und zog frische Streitkräfte an sich. Puchner, der ihn hier am 24. Januar angriff, ward blutig zurückgeschlagen und Hermannstadt war mehr als je bedroht. Am 31. Januar überschritten 6000 Mann Russen mit 20 Geschützen, unter General Engelhardt und Oberst Skariatin, von der Walachei aus die siebenbürgische Grenze, nahmen den Szeklern Kronstadt und besetzten Hermannstadt. Man glaubte Siebenbürgen gerettet, B. verloren; doch man täuschte sich. Der kühne Polenhäuptling besaß schon ein geordnetes Heer von 30,000 Mann, und außerdem standen ihm mehr als 15,000 Szekler zu Gebote. Zwar mußte er vor Puchner aus der Stellung am Kokelfluß nach Mediasch zurückweichen, aber am 9. Februar stellte er sich an der Brücke von Piski und schlug die Oesterreicher in einer äußerst blutigen Schlacht. Nach einem für die Oesterreicher gleich unglücklichen Gefechte am folgenden Tage bei Alvincz mußte sich Puchner bis Karlsburg zurückziehen. B. wandte sich darauf mit seiner Hauptmacht nach Nordosten und veranlaßte hier die Erhebung der Szekler in Masse. Nachdem er die österreichischen Corps unter Malachowski und Urban zum Rückzuge in die Bukowina genöthigt, bedrohte er anscheinend Galizien und die polnischen Provinzen, was die russischen Generäle in Schrecken versetzte. Der greise österreichische Feldherr schlug sich unterdessen im Süden Siebenbürgens mit den Szeklern herum u. blieb von den Vorgängen im Norden ohne alle Nachricht. Durch einen unerhört schnellen Marsch erschien B. plötzlich wieder im Süden, überfiel die österreichischen Abtheilungen unter Gedeon und Schurter, umging das Corps Puchners u. stand plötzlich vor Hermannstadt. Als er am 11. März die Stadt angriff, zogen die sehr geschwächten Russen nach einer mehrstündigen Vertheidigung ab und eilten der walachischen Grenze zu. Puchner traf erst einen Tag später vor Hermannstadt ein und wandte sich, da er keinen Angriff wagen konnte, gegen Kronstadt, um wenigstens dieses zu retten. B. brach aber sogleich zur Verfolgung auf und nöthigte den kranken, erschöpften und von aller Hülfe entblößten Gegner, durch den rothen Thurmpaß ebenfalls in die Walachei überzutreten. So sah sich B. in kaum 2 Monaten im Besitz von ganz Siebenbürgen, mit Ausnahme der kleinen Veste Karlsburg, die nur von geringer Bedeutung ist. Mit dem Auftreten B.s nahm der Krieg sofort eine regelmäßigere und civilisirtere Gestalt an. Durch Milde und Amnestie suchte er die Versöhnung der Slawen mit dem Magyarismus herbeizuführen, während er in seinem Heere die Mannszucht mit unnachsichtlicher Strenge handhabte und Jeden dem Kriegsrechte

überlieferte, der sich nur irgend eine Ausschreitung gegen die Disciplin oder gegen Leben und Eigenthum der Bürger zu Schulden kommen ließ. Als die Civilkommissäre Kossuths später zu Hermannstadt harte Verfolgungen begannen und das Schaffot errichteten, war es B., der einschritt und die Vollziehung der Bluturtheile wie die Konfiskationen hintertrieb. Nach der Eroberung Siebenbürgens bot B. alle seine Kräfte auf, um die errungenen Vortheile auszubeuten und weiter zu verfolgen. Er rekrutirte sehr stark unter der sächsischen und walachischen Bevölkerung des Landes, bildete binnen einigen Monaten ein 40 — 50,000 Mann starkes, mit zahlreicher Kavalerie und Artillerie versehenes Heer, und häufte bedeutende Kriegsvorräthe an. Während die Hauptmacht der Ungarn die kaiserlichen Heeresmassen von der Theiß nach der Donau zurückschlug, drang B. mit Perczel und dem einen Theile seiner Streitkräfte gegen Ende März 1849 ins Banat vor, schloß Arad und Temesvar ein und eröffnete einen sehr blutigen und verheerenden Guerillaskrieg. Durch die Besetzung Orsowa's sperrte er dem in die Walachei geworfenen Feinde den Uebergang über die Donau, zugleich aber benutzte er diese Stellung, um Verbindungen in den türkischen Ländern anzuknüpfen und die ungarische Grenze dem Verkehr mit dem europäischen Westen, namentlich mit England, offen zu erhalten. Obgleich ihm Kossuth im Juni 1849 das Oberkommando in Ungarn zu übertragen gedachte, kehrte B. doch nach Siebenbürgen zurück, wo inzwischen die Russen mit großer Uebermacht eingedrungen waren u. die Ungarn geschlagen hatten. B. reorganisirte seine Streitkräfte und suchte in mehren Gefechten die Vereinigung der Russen und Oesterreicher zu hindern, vermochte aber bei der Unzulänglichkeit seiner Mittel und der feindlichen Stimmung der Walachen keine entscheidenden Erfolge mehr zu erringen. Als auch eine Diversion im Rücken des Feindes, indem er am 23. Juli in die Moldau einfiel, die er gegen die Russen in Aufstand zu bringen hoffte, nicht den gewünschten Erfolg hatte, kehrte er rasch nach Siebenbürgen zurück und lieferte hier am 23. Juli bei Schößburg eine Schlacht, in der er dem dreifach stärkeren Gegner völlig erlag. Er selbst entging der Gefangenschaft nur durch den Sturz in einen Sumpf, aus dem ihn einige versprengte Husaren retteten. Nachdem er die Reste seiner Armee zusammengerafft, nahm er noch am 5. August durch Sturm Hermannstadt, mußte jedoch, da die herbeigerufenen Verstärkungen ausblieben, den Platz alsbald wieder räumen und eilte, auf dringendes Verlangen Kossuths, nach einem unglücklichen Gefechte am 7. August, nach Ungarn, wo er noch zeitig genug eintraf, um sich am 9. an der Schlacht bei Temesvar zu betheiligen, die zum Theil durch sein unvorsichtiges Vordringen für die ungarischen Waffen verloren ging. Nach einem vergeblichen Versuch zu Lugos, mit den Resten des ungarischen Heeres den Kampf wieder aufzunehmen, mußte er nach Siebenbürgen zurückweichen, wo er sich noch bis zum 19. August gegen eine erdrückende Uebermacht wehrte. Endlich rettete auch er sich auf türkisches Gebiet, trat hier, um gegen Rußland wirken zu können, zum Islam über und erhielt unter dem Namen Amurat-Pascha eine Stellung in der türkischen Armee. Seine Thätigkeit richtete sich nun auf die Umgestaltung des türkischen Heerwesens, obwohl sein Wirkungskreis durch Oesterreichs und Rußlands Einsprache bedeutend beschränkt wurde. Im Februar 1850 wies man ihm mit den zum Islam übergetretenen Ungarn Aleppo zum Aufenthaltsort an, wo er noch im November an der Spitze türkischer Truppen den blutigen Aufstand der arabischen Bevölkerung gegen die Christen niederschlug. Sein durch Strapazen und Wunden zerrütteter Körper wurde jedoch bald von einem hartnäckigen Fieber ergriffen, dem er, jede ärztliche Hülfe abweisend, am 10. December 1850 erlag. Alle, die B. kannten, bewunderten seine unermüdliche Thätigkeit, seine Beharrlichkeit in Ueberwindung von Hindernissen, seine Kaltblütigkeit in der Schlacht und den verhängnißvollsten Lagen, seinen Muth und seine Ruhe inmitten des stärksten Kampfgewühls. Ohne eine Miene zu verziehen, begab er sich auf die gefährlichsten Stellen, ging er dem Kugelregen entgegen. Sein mit Narben und offenen Wunden bedeckter Körper, der viel Rücksicht und Pflege erheischte, erlaubte ihm zuletzt nur im Nothfalle zu Pferde zu steigen, weshalb er der Schlacht in einer leichten, mit 2 Pferden bespannten Kalesche beizuwohnen pflegte. Gegen seine Soldaten bewies sich B. gerecht, billig, fürsorglich, wiewohl er die Polen gern auszeichnete, dafür aber auch an sie mehr Ansprüche machte, als an Andere. Von seinen Offizieren verlangte er wissenschaftliche Bildung, wobei er oft sogar pedantisch verfahren seyn soll. Während des polnischen Krieges wollte er nur Offiziere in seine Artillerie aufnehmen, die ihre Befähigung durch ein strenges Examen bewiesen, was damals Unzufriedenheit verursachte. Trotz der unbeugsamen Strenge, mit welcher B. die militärische Disciplin handhabte, ward er doch von den Soldaten enthusiastisch verehrt. Denen, welche seiner Sache nicht gern dienten, wußte er wenigstens Achtung und Furcht abzugewinnen; alle Unzuverlässigen stellte er gewöhnlich in die erste Kampfreihe. Der südslawischen Bevölkerung, den Polen und den Magyaren galt B. seit seinem Auftreten in Siebenbürgen als eine mysteriöse, mit dämonischen Kräften ausgestattete Erscheinung. Man meinte ihn mit höhern Mächten im Bunde und nannte ihn den „gottbegnadeten Sohn der Jungfrau Maria". Die Szekler behaupteten, daß ihm in der Schlacht an der Piskibrücke 3 Kugeln durch die Brust gefahren, ohne ihn zu beschädigen; selbst den Gegnern galt er als der Dämon des Kampfes, als der wunderbare Ueberall und Nirgends. Sein Aeußeres war unansehnlich und schwächlich, sein Gang trippelnd, sein Gesicht röthlich fahl. Vgl. Czecz, B.s Feldzug in Siebenbürgen, Hamburg 1850, und Pataky, B. in Siebenbürgen, Leipz. 1850.

Bembo, Pietro, einer der berühmtesten Gelehrten Italiens im 16. Jahrhundert, auch Dichter, geboren den 20. Mai 1470 zu Venedig, lernte früh die lateinische, dann zu Messina unter Laskaris die griechische Sprache, trat in den

geistlichen Stand u. lebte längere Zeit als Schöngeist an den Höfen von Ferrara u. Urbino. Im J. 1513 ward er Sekretär Leo's X., zog sich 1521 nach Padua zurück, übernahm 1529 die Historiographenstelle seiner Vaterstadt, erlangte 1539 die Kardinalswürde, 1541 das Bisthum von Gubbio, dann das von Bergamo und † mit Ehren überhäuft am 18. Januar 1547. B. vereinigte in seiner Person Alles, was liebenswürdig genannt werden kann. Für Frauen war er unwiderstehlich; die junge und reizende Römerin Morosina gebar ihm 2 Söhne und eine Tochter. Als Literat war er einer der vornehmsten Wiederhersteller des guten Styls, sowohl in der lateinischen Sprache, worin er Cicero, Virgil u. Julius Cäsar zu seinen Mustern wählte, als auch in der italienischen, worin er besonders Petrarca nachahmte. In Ansehung der Reinheit des Styls war er so streng, daß er, wie man erzählt, jede seiner Schriften, bevor er sie bekannt machte, einer 40maligen Prüfung unterwarf. Die wichtigsten seiner Werke sind: „Carmina" (Venedig 1553 u. ö.); „Gli Asolani" philosophische Gespräche über die Liebe (das. 1505 u. ö., Verona 1745, auch in andere Sprachen übersetzt); „Prose nelle quali si ragiona della volgar lingua" (Venedig 1525, Neapel 1714, 2 Bde.); „Rime" (Venedig 1530 u. ö.); „Rerum venetiarum libr. XII" (von 1487—1513, das. 1551, italienisch das. 1552 u. 1790); „Lettere volgari" (Verona 1745, 5 Bde.); „Epistolarum Leonis X nomine scriptarum lib. XVI" (Venedig 1535); „Tutte e opere" (das. 1729, 4 Bde.).

Bemmel, alte Adelsfamilie im Burgundischen, von hier der Religion halber nach Holland ausgewandert, zuletzt in Deutschland ansässig, berühmt durch eine Reihe aus ihr hervorgegangener Maler: Wilhelm von B., geboren 1630 zu Utrecht, Schüler C. Saftlevens, besuchte Italien, England u. Deutschland, trat in die Dienste des Landgrafen von Hessen-Kassel, ließ sich später zu Nürnberg nieder und † 1708 (1706) zu Wöhrd. Er gehört zu den besten Landschaftsmalern u. ist besonders durch treue Nachahmung der Natur, schönes Kolorit und leichten Baumschlag ausgezeichnet. Viele Werke von ihm sind in Nürnberg. B. war auch ein guter Kupferätzer. Sein Sohn, Johann Georg von B., geboren 1669 zu Nürnberg, Schüler seines Vaters und Joachim Sandrarts, war besonders geschätzt als Schlachten- und Thiermaler, auch als Kupferätzer, † 1723. Dessen Sohn, Joel Paul von B., geboren 1713 zu Nürnberg, war Schüler J. D. Preißlers und Martin Schusters, diente als preußischer Soldat, arbeitete dann seit 1737 als Landschafts- und Historienmaler, war später wieder Soldat und verschollen. Sein Bruder, Johann Noah von B., geboren 1716, war Schüler und Nachahmer Kupezky's und guter Porträts-, Schlacht-, Jagd-, Thier- u. Genremaler, † 1758. Dessen Sohn, Georg Christoph Gottlieb von B., geboren zu Nürnberg 1738, war Schüler seines Vaters und G. M. Preißlers, zeichnete sich sehr in Bauernstücken, Kriegsscenen und alten Köpfen aus u. † 1794. Burkhard Albrecht von B., jüngerer Sohn Johann Noahs von B., geb. 1742, war talentvoller Thierzeichner, † schon 1755. Peter von B., jüngerer Bruder Johann Georgs von B., geboren zu Nürnberg 1685, war trefflicher Landschaftsmaler, auch Kupferstecher, † 1754 zu Regensburg; seine Arbeiten zeichnen sich durch Weichheit, Wärme, musterhafte Haltung und gute Anordnung aus; besonders schön und häufig sind seine Gewitter- und Winterstücke; auf allen brachte er, wie später seine Söhne, die Birke an. Sein Sohn, Christoph von B., geboren 1707, Schüler seines Vaters, arbeitete mit großem Geschick und Glück zu Mannheim und Straßburg, und † um 1783. Dessen Bruder, Johann Christoph von B., geboren zu Nürnberg, Schüler seines Vaters, den er jedoch nicht erreichte, ward in Bamberg katholisch und † daselbst 1778. Sein Sohn, Karl Sebastian von B., geb. 1743 zu Bamberg, bildete sich in Nürnberg bei seinen Verwandten zu einem sehr geschickten Landschaftsmaler in Wasserfarben aus, ward 1765 lutherisch u. † 1796 zu Nürnberg. Am besten gelangen ihm Seestücke, Stürme, Feuersbrünste, Morgen- und Nachtscenen. Alles, was er darstellte, ist eben so gut gedacht als ausgeführt; viele seiner Arbeiten gingen nach England, Spanien und Rußland. Sein Bruder, Simon Joseph von B., geboren 1447 zu Bamberg, war Schüler seines Vaters und ebenfalls tüchtiger Landschafter, besuchte Nürnberg, die Schweiz und Straßburg und † 1791 zu Kloster-Neuburg bei Wien; seine Gemälde sind sehr selten. Sein Bruder, Johann Kaspar von B., diente längere Zeit als Soldat, arbeitete dann als geschätzter Landschaftsmaler zu Bamberg, ward später Laienbruder zu Mainz, nach Aufhebung seines Klosters wieder Soldat zu Wesel, † 1799 zu Leipzig.

Bempflingen, Pfarrdorf im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Urach, mit 650 Einwohnern u. zwei periodischen Quellen (s. Hungerquellen). Hier schloß 1090 Werner von Gröningen mit seinen Oheimen, den Grafen Kuno und Luitold von Achalm, den Stiftern des Klosters Zwiefalten, einen Vertrag, worin der Name Würtemberg (Cuonradus de Wirtiniberg) zum ersten Mal urkundlich vorkommt.

Ben (hebr. und arab.), s. v. a. Sohn. Zu näherer Bezeichnung der Person wird in beiden Sprachen dem Namen auch der des Vaters beigefügt und diese Verbindung durch B. vermittelt, z. B. Moses Ben Menachem, Ali Ben Hassan. Bei jüdischen Familien, die unter den Arabern, z. B. in Spanien, lebten, wurde im Mittelalter B. auch dem Familiennamen vorgesetzt, z. B. B. Jaisch (Baruch), B. Melech (Salomo), weshalb in neuerer Zeit manche Juden, analog den deutschen Namen auf —sohn und den dänischen auf —sen rc., aus der Zusammensetzung des B. und des väterlichen Namens neue Familiennamen gebildet haben, z. B. Benary, d. i. Sohn des Arieh (Löwe, Löb), Bendavid, Benlev (Sohn des Levi) rc. Die Araber, Perser und Türken machen aus B. öfters Ebn oder Ibn, die Juden in arabischen Ländern Aben, Aven, z. B. Aben Esra.

Benaja (Benajahu), Sohn Jojada's, Befehlshaber der Leibwache (Crethi und Plethi) Davids, tödtete zwei moabitische Helden (bei Luther Löwen), überwand einen gerüsteten Aegyp-

ter bloß durch seinen Stock und erlegte einen Löwen, der zur Schneezeit in eine Cisterne gefallen war (2. Sam. 23, 20). Später stand er auf Salomo's Partei gegen Adonia, war bei der Salbung des Salomo, ließ auf dessen Befehl den Adonia und den Joab tödten und ward an des Letzteren Stelle Oberfeldherr.

Benalcazar, Sebastian, spanischer Heerführer, Theilnehmer an der Eroberung Peru's durch Pizarro 1532, eroberte 1533 Quito und wurde daselbst Gouverneur, unterwarf sich 1536 auch die innern Länder von Neugranada, zerfiel aber bald mit Pizarro und wurde 1539 von demselben aus seinem Posten vertrieben. Im Jahre 1542 vereinigte er sich mit Vaca de Castro, erhielt 1544 den Oberbefehl über die Provinz Popayan, wurde 1546 in der Schlacht von Quito verwundet und von Gonzalo Pizarro gefangen, aber wieder freigelassen, kam 1548 wieder nach Popayan und † 1549.

Benares, im Sanskrit Kassi, Distrikt der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen, Provinz Allahabad, am Ganges und Sagara, 550 (590) □Meilen groß, mit 2—3 Millionen Einwohnern, eben, gut angebaut und reich an den meisten indischen Produkten. Die gleichnamige Hauptstadt des Distrikts, im Sanskrit Verenasi, an den hier in den Ganges mündenden Flüßchen Varana und Asi, liegt in einer Ebene hart an den 60 Fuß hohen Bänken des linken Gangesufers, unter 25° 20' nördl. Br. und 82° 40' östl. L., und ist eine der größten und merkwürdigsten Städte Indiens, das „Rom der Hindus", seit undenklichen Zeiten der Hauptsitz sowohl der Braminengelehrsamkeit und ihrer Schulen, als auch des indischen Religionskultus, der besuchteste aller indischen Wallfahrtsorte und die heiligste Stadt der Hindus. Die vornehmsten Hindus der verschiedensten Länder und Provinzen unterhalten hier ihre eigenen Pagoden und zahlen beträchtliche Steuern und Almosen an die Priester und Armen; viele Radschas (indische Fürsten) haben zu B. Klöster angelegt und eigene Vakils (Geschäftsführer) angestellt, die für sie die von der Braminenreligion vorgeschriebenen Opfer und Abwaschungen zu verrichten haben. Die Zahl der Pilger, die aus allen Theilen Indiens hier zusammenströmen, um zu den Füßen der Götter ihre Opfer niederzulegen und die vorgeschriebenen Reinigungen und Abwaschungen in dem heiligen Strome Ganges vorzunehmen, beläuft sich jährlich auf viele Hunderttausende. Zum Ganges, an dessen linkem Ufer B. liegt, führen Treppen hinab, welche selbst während der heißesten Stunden des Tages beständig mit Gruppen von Männern, Weibern und Kindern bedeckt sind, die entweder ihre Gebete oder ihre Abwaschungen verrichten, oder ihre Krüge mit dem Wasser des heiligen Stromes füllen. Auch wird mit diesem Wasser, das man durch ganz Ostindien verführt, ein bedeutender Handel getrieben, besonders von den Kaschie-Kauries, einer eigenen Art von Mönchen. Diese wandern zu 10—20 nach B. und füllen das Wasser in runde Krüge, deren jeder 20—25 Kannen zu halten pflegt. Am prächtigsten und majestätischsten präsentirt sich B. vom Ganges aus gesehen. Mitten unter der verworrenen Masse von Gebäuden jeder Art, vom hohen, viereckigen, flachbedeckten, einer Citadelle ähnlichen Palaste, bis zu den Domen der mohammedanischen Moscheen und den spitzigen, einer ungeheuern Bischofsmütze gleichenden Kuppeln der alten Hindutempel, unter Thürmen, Thürmchen, gewölbten Thoren, Gallerien, Verandas und vorspringenden Erkerfenstern steigen die schlanken, säulenähnlichen Minarets der vornehmsten, von Aurengzeb auf den Ruinen eines Hindutempels erbauten Moschee in die Luft empor, deren zierliche Leichtigkeit einen angenehmen Kontrast mit den plumpen Häusern und Tempeln bildet, über die sie sich erheben, und die Ansicht der Stadt erhält durch hohe Bäume und blühende Gesträuche, deren reiche Guirlanden über die mit Bildwerk verzierten Mauern herabhängen, eine höchst anmuthige Abwechselung. Die britische Garnison und die Civilbeamten (Provinzialbehörde, Appellationsgericht rc.) haben ihren Sitz in Secrole, ½ Stunde von den Thoren der Stadt. Die Straßen der Stadt sind so eng und krumm, daß kein Wagen hindurchfahren kann. Die aus Stein gebauten Häuser sind hoch, keins hat weniger als 2 Stockwerke, viele 3—6; Schwibbogen, die kühn von einem Hause zum andern gesprengt sind, bilden durch ihre große Menge eine Art von Gewölbe, das zur Verbindung einander gegenüberliegender Wohnungen dient. Die Häuser stehen bedeutend höher, als die Straße, sind meist mit Arkaden versehen und mannigfach mit Bildhauerarbeiten und Malereien verziert. In keiner Stadt gibt es so viele Tempel, als in B.; man gibt die Zahl der Pagoden oder Hindutempel auf 1000 und die der Moscheen auf 330 an. Die meisten Pagoden sind jedoch klein und können sich an Ausdehnung und majestätischer Pracht mit den Tempeln von Delhi, Agra und Lucknow nicht messen. Die berühmteste darunter ist die, welche den Namen Wischvajscha (Wisvisor) führt, ein kleines Gebäude aus behauenen Steinen, mit schöner, durchbrochener Arbeit verziert. Die Stelle, wo sie steht, gilt bei den Hindus für eine der heiligsten Stätten. Der Hof derselben gleicht, wegen der vielen umherliegenden und sich ergehenden fetten heiligen Stiere, einem Oekonomiehof; diese zahmen Thiere recken den Kommenden die Mäuler entgegen und fahren damit in die Hände und Taschen, um Futter und Leckerbissen auszuspüren, welche ihnen die Andächtigen im Ueberflusse mitbringen. Die Kreuzgänge wimmeln von Büßenden, die vom Kopf bis zum Fuße nackt und mit Kuhmist bedeckt sind und deren unaufhörliches Geschrei: „Ram! Ram! Ram!" den Fremden ganz betäubt. Bei der Pagode ist ein Brunnen mit einem kleinen Thurme darüber. Eine steile Treppe führt hinab zur Fläche des Wassers, wo alle Pilger sich baden müssen, da dieses Wasser, welches durch einen unterirdischen Kanal aus dem Ganges hierher geleitet wird, in einem noch größern Rufe, als das des Ganges selbst, steht. Eine andere Pagode ist mitten im Strome erbaut, ohne mit dem Ufer zusammenzuhängen. Ihr Fundament ist unter dem Wasser und ihre beiden Thürme weichen so weit von der senkrech-

ten Linie ab, daß sie mit dem Spiegel des Ganges einen spitzen Winkel bilden. Eins der interessantesten Denkmäler in B. ist aber die alte Sternwarte, lange vor dem Eindringen der Mohammedaner in Ostindien aus Stein erbaut und noch vollständig erhalten. Aus einer Reihe kleiner, mit Säulengängen umgebener Höfe steigt man auf breiten Stufen auf den Gipfel eines großen viereckigen Thurmes mit einer ungeheuern Sonnenuhr, deren Zeiger 20 Fuß lang ist. Außerdem hat die Stadt viele Hospitäler (darunter auch Thierspitäler), Waisenhäuser und Wohlthätigkeitsanstalten. Sie ist die Universitätsstadt der Hindus, die hier von allen Seiten zusammenströmen, um sich dem Dienste Brahma's zu widmen und die theologischen Studien zu treiben. Die Mehrzahl der jährlich hieher kommenden jungen vornehmen Hindus nimmt Privatunterricht bei Braminen. Außerdem gibt es in B. viele indische Elementarschulen und ein besonderes Hindukollegium (Widalaja), wo 10 von der britischen Regierung besoldete Lehrer 200 Hindujünglinge im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Gesetz der Hindus, in ihrer heiligen Literatur, im Sanskrit, in Astronomie und Astrologie unterrichten. Die berühmtesten Braminen stehen jedoch in keiner Verbindung mit dem Hindukollegium; sie haben sich stets geweigert, eine Besoldung von der britischen Regierung anzunehmen, sie lehren nicht nur umsonst, sondern betrachten es als ihre Pflicht, ihre ärmeren Schüler zu ernähren. Manche durchziehen Jahre lang Indien, um Almosen für eine zu stiftende Schule zu sammeln. Die reichern Hindus geben bedeutende Summen für die Ausstattung solcher Schulen, in welchen, nach dem alten System, sehr langsam, aber auch sehr solid gelehrt wird. Die Bevölkerung von B. wird gewöhnlich zu 600,000 Seelen angegeben, die mehr als 100,000 Häuser theils von Stein, theils von Lehm oder Erde bewohnen sollen. Von diesen Angaben weicht hinsichtlich der Volkszahl die 1825 von der britischen Regierung veranstaltete Zählung sehr ab, nach der die Stadt 30,205 Häuser und 181,484 Einwohner hatte. Die Mohammedaner bilden den fünften Theil der Bevölkerung und bewohnen meist die Vorstädte, während die Hindus fast allein die innere Stadt inne haben. Die Zahl der Braminen mit ihren Familien beläuft sich auf mehr als 32,000, die der Fakirs oder indischen Mönche auf mehr als 7000. Doch ist die Stadt bedeutend im Zunehmen und die stehende Bevölkerung mag jetzt obige Angabe übersteigen; bei großen Festen wächst die Volksmasse oft um mehr als 100,000 Seelen. Die Physiognomie des öffentlichen Lebens in B. ist höchst eigenthümlich. Bei den ersten Strahlen der Sonne beginnt die heilige Thierbevölkerung sich zu regen; die heiligen Stiere durchziehen die Straßen, oder legen sich mitten in den Weg. Wehe dem, der sie mißhandeln wollte! nur mit einem leisen Schlage darf man sie auf die Seite treiben. Affen in Unzahl sieht man auf den Dächern und Vorsprüngen der Tempel herumklettern, und Tauben und Papageien flattern von den flachen Dächern nach allen Richtungen. Sobald die Sonne ganz aufgegangen ist, sieht man die Priester in ihre Tempel ziehen und Andächtige das heilige Wasser des Ganges in die verschiedenen Pagoden tragen. An den Pforten derselben stehen Blumenhändler mit ihren Körben; besonders kaufen die Frommen von ihnen lange Guirlanden von weißen, rothen und gelben Rosen, um sie den Göttern in den Pagoden darzubringen, deren Fußboden damit bedeckt ist. Hierauf öffnen sich die Buden und das Markten und der Lärm dieses großen Emporiums nimmt zu bis 10 Uhr Vormittags, wo es seine höchste Stufe erreicht. In jeder Straße sitzen Wechsler, vor ihnen Haufen von Kauris, neben ihnen Säcke mit Kupfer- und Silbermünze. Daneben treiben Zuckerbäcker, Färber &c. ihr Gewerbe offen auf den Straßen. Die übrigen Gegenstände des Handels pflegen nicht ausgestellt zu werden. Ueberall erblickt man die mit Götzenbildern verzierten Wohnungen der Dschogbis (einer Art büßender Bettelmönche), aus denen ein unaufhörliches Geklingel und Gefiedel von allerlei musikalischen Instrumenten schallt. Bettler von jeder Hindusekte, alle nur möglichen Mißgestalten dem Auge darbietend, mit Kreide und Kuhmist bedeckt, fassen in den verschiedenartigsten, oft widrigsten Bußstellungen die vornehmsten und gangbarsten Straßen in langen Reihen zu beiden Seiten ein. Nirgends werden die Feste der Hindus mit größerer Pracht gefeiert, als in B., namentlich das Duwallifest, wobei eine allgemeine Beleuchtung der Stadt vorgenommen wird, indem man des Abends irdene, mit Oel gefüllte Lampen in großer Anzahl auf alle Vorsprünge der Häuser stellt. Paläste, Tempel und Thurme erscheinen dann in der Ferne wie funkelnde Sterne. Vom Strome aus ist der Anblick unvergleichlich.

In B. blühen Gewerbe aller Art, insbesondere aber in Gold- und Silberarbeiten, Weberei, besonders solche von kostbaren Gold- und Silberstoffen, die in Indien unter dem Namen Kinkob bekannt sind und weit und breit verschickt werden. Diese kostbaren Stoffe werden sowohl von Mohammedanern, als Hindus in Indien getragen und sind nicht, wie die Baumwollengewänder, von europäischen Fabrikaten verdrängt worden. Die hier verfertigten Goldzierrathen sind gewöhnlich von gutem Geschmack; europäische Goldschmiede haben oft ihre Formen nachgeahmt, ohne dieselbe Vortrefflichkeit zu erreichen. Auch ist B. im Oriente wegen der Verfertigung von Kinderspielsachen aus Holz und Thon so berühmt wie Nürnberg in Europa. Die hier gefertigten Puppen dienen jedoch zugleich auch als Votiv- und Götzenbilder in den Tempeln. Nicht minder wichtig, als die Industrie, ist der Handel von B.; es ist der Markt für die Shawls Nordindiens, die Diamanten Südindiens, die Mousseline der indischen Städte und für die von Kalkutta herbeigeführten englischen Waaren; hinsichtlich des Handels mit Diamanten und andern Edelsteinen kommt keine andere Stadt Asiens B. gleich. Zwei sehr besuchte Messen sind im Februar und März.

B. bildete sonst mit seinem Distrikte einen mit der Provinz Audh verbundenen Theil des großmogulischen Reichs. Im Jahre 1765 wurde es unter Vermittelung der Briten gegen einen jähr-

lichen Tribut von 225,000 Rupien dem Radscha Butwant Singh überlassen, aber 1775 sah sich der Nabob Assugaddowlah von Audh genöthigt, Stadt und Distrikt den Briten eigenthümlich abzutreten, welche hierauf 1781 den Radscha Scheit Singh absetzten, ihm eine Pension und seine Residenz in Ramnagur in der Nähe von B. anwiesen und B. mit seinem Distrikte der Präsidentschaft Bengalen unterordneten.

Benar Kap, tief ins Meer (Mittelmeer) gehendes französisches Vorgebirge, Ende der Bucht von Hières.

Benary, Franz Ferdinand, Orientalist und Exeget, zu Kassel am 22. März 1805 geboren, besuchte die Gymnasien zu Göttingen und Erfurt und studirte 1824—27 zu Bonn und Halle Theologie und Philosophie und besonders unter Freytags und Gesenius' Leitung die morgenländischen Sprachen. In Halle zum Doktor der Philosophie promovirt, begab sich B. 1827 nach Berlin, theils um Hegel, Schleiermacher, Marheineke u. Neander zu hören, theils um unter Bopps Leitung das Sanskrit zu studiren, habilitirte sich 1829 in der philosophischen Fakultät an der berliner Universität, gab den „Nalôdaya", ein sanskritisches Kunstgedicht, mit lateinischer Uebersezzung und Erklärung (Berlin 1830), heraus und ward, weil er einen Ruf nach Petersburg als Professor des Sanskrit abgelehnt, 1831 zum außerordentlichen Professor in der theologischen Fakultät für das Fach der alttestamentlichen Exegese ernannt. Wegen seiner Schrift „De Hebraeorum leviratu" (Berlin 1835) empfing B. in Halle die theologische Doktorwürde. Biblische Literatur und Exegese, semitische Sprachen und Paläographie bilden den Gegenstand nicht nur seiner Vorlesungen an der Universität, sondern auch vieler kleinen Abhandlungen und Kritiken in Zeitschriften, die besonders in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" enthalten sind. Die von ihm und seinem Bruder im Vereine mit Hotho und Vatke nach dem Eingehen jener Zeitschrift beabsichtigte Herausgabe der „Kritischen Blätter für Leben und Wissenschaft" wurde durch den Minister Eichhorn untersagt, worauf die Unternehmer die diese Angelegenheit betreffenden „Aktenstücke" (Berlin 1844) veröffentlichten. Sein Bruder, Albert Agathon, den 17. Januar 1807 zu Kassel geboren, studirte von 1824—27 zu Göttingen und Halle Philologie und ging 1827 mit seinem Bruder nach Berlin, wo er seit 1831 eine Professur am Realgymnasium erhielt und als Privatdocent an der dortigen Universität Vorlesungen über griechische und römische Literatur und Sanskrit hielt. Er schrieb: „Römische Lautlehre" (1. Bd., Berlin 1837).

Benatha, kleine arabische Insel im Eingange des persischen Meerbusens, am Kap Mozandon, 26° 30' nördl. Br., 74° 30' östl. L. von Ferro.

Benbecula, britische Insel in Schottland, Grafschaft Inverneß, zu den Hebriden gehörig, zwischen Nord- und Süduist, 2 □Meilen groß, schwach bevölkert, hat mehre Seen, einen guten Hafen an der Ostseite (Uiskwaebai), Kelpbrennreien, Fischfang.

Bencoolen (Benculen, in der Landessprache Bangkahulu), niederländisch-ostindische Kolonie auf der Insel Sumatra, an der Südwestküste derselben, war früher im Besitz der Engländer, die sich 1685 daselbst niedergelassen hatten, wurde aber 1825 von ihnen gegen die Niederlassungen auf der Halbinsel Malakka den Holländern abgetreten, besonders deshalb, weil die Revenuen die Verwaltungskosten bei weitem nicht deckten. Die Kolonie hat einen Flächenraum von ungefähr 350 □Meilen und 100,000 Einwohner. Hauptprodukte sind Gewürze, namentlich Pfeffer (wovon nach einem Vertrage mit den Häuptlingen jeder erwachsene Eingeborene ein gewisses Quantum zu festgesetztem Preise an die Niederländer abliefern muß). Auch Gold findet sich vor, für welches vornehmlich englische Manufakturwaaren eingetauscht werden. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des gleichnamigen Flusses unter 3° 49' südl. Br. und 120° 7' östl. L. von Ferro gelegen, ist Sitz des Gouverneurs, hat ein schönes Regierungsgebäude, eine christliche Missionskirche, treffliche von Sir Raffles angelegte und von den Missionären geleitete Schulen, sowie ein Fort (Marlborough), einen Hafen und 12,000 Einwohner, welche lebhaften Handel, besonders mit Opium, Pfeffer, indischen Waaren ꝛc. treiben. Auch wird die Stadt als Verbannungsort für Verbrecher benutzt.

Bencovich, Friedrich, genannt il Federighetto di Dalmazia, Maler aus Dalmatien in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, einer der besten Nachahmer C. Cignani's, korrekt in der Zeichnung, kräftig im Vortrage, nur bisweilen zu schattenreich; Arbeiten von in ihm sind Mailand, Bologna, Venedig und vorzüglich zu Wien. M. Pitteri, A. und J. Schmutzer und A. Zucchi haben nach ihm gestochen. Auch ätzte B. selbst Einiges nach eigener Erfindung.

Benda, Franz, der Stifter einer eigenen Violinschule in Deutschland, wurde 1709 zu Alt-Benadek (Benatka) in Böhmen als der Sohn eines Leinwebers geboren, kam als Chorknabe an die Nikolaikirche nach Prag, ging aber schon nach einem Jahre ohne des Vaters Wissen an die dresdener Kapelle, kehrte nach $1\frac{1}{2}$ Jahren wieder in seine Heimath zurück und fand in Prag im Jesuitenseminar eine Stelle. Der Verlust seiner Stimme bewog ihn bald nachher, sich einer prager Musiktruppe anzuschließen, bei der er von einem blinden Juden, Namens Löbel, im Violinspiel unterrichtet wurde. In seinem 18. Jahre begab er sich wieder nach Prag, studirte da unter Konyczek sein Instrument und wendete sich dann nach Wien, um den Unterricht des berühmten Franciscello zu genießen. Nachdem er dann einige Zeit in Warschau beim Starosten Szaniawsky Kapellmeister gewesen, fand er eine Anstellung an der königlich polnischen Kapelle. Im Jahr 1732 aber erhielt er einen Ruf zum Kronprinzen von Preußen, nachmaligen König Friedrich II. Hier studirte er unter Graun und Quanz Vortrag und Komposition und erhielt nach dem Tode Grauns 1771 die Koncertmeisterstelle. Er † zu Potsdam den 7. März 1788. Das von B. eigenthümlich ausgebildete Violinspiel kann man am kürzesten als ein singendes bezeichnen. Sein Ton auf der Violine war einer der schönsten, vollsten, reinsten und angenehmsten. Von seinen Kom-

positionen sind 12 Solo's für die Violine zu Paris und ein Flötensolo zu Berlin im Druck erschienen. Eine Menge anderer, nebst vielen Koncerten und Sinfonien, verbreitete sich als Manuskript. Nach seinem Tode erschienen noch bei Kühnel in Leipzig: „Etudes de Violon, oeuvr. posthume“, Lief. 1—2, u. „Exercices progressifs pour le violon“, Lief. 3. Alle diese Werke sind noch jetzt zum Studium zu empfehlen. Von B.'s 4 Töchtern: Wilhelmine, Marie Karoline, Henriette, Juliane (geboren 1752) waren die zweite u. vierte sehr achtungswerthe Sängerinnen, vermählt mit den Kapellmeistern Wolff und Reichardt. Sein ältester Sohn, Friedrich Wilhelm Heinrich (gewöhnlich nur Friedrich genannt), ein sehr geschickter Violinspieler, größer noch als Klavierspieler und Komponist, besonders für seine Instrumente, geboren zu Potsdam 1745, lieferte mehre Flötensolo's, Violinkoncerte, Trio's für Streichinstrumente und für Klavier mit Streichinstrumentenbegleitung 2c., welche sich großen Eingang verschafften. Auch seine Gesangkompositionen, z. B. die Kantaten „Pygmalion“ und „Die Grazien“, das Oratorium „Die Jünger am Grabe des Auferstandenen“ und die Oper „Orpheus“ fanden großen Beifall; die Operette „Das Blumenmädchen“, gedichtet von Friedr. Rochlitz, ließ kalt und gefiel besser in Bierey's Komposition. Als Kammermusikus pensionirt, † B. zu Potsdam am 19. Juni 1814. Sein jüngerer Bruder, Karl Heinrich Hermann, gewöhnlich nur Karl genannt), geboren zu Potsdam 1748, kam seinem Vater im Vortrage des Adagio auf der Violine am nächsten und schrieb auch mehre treffliche Stücke dieser Art. Der König, dessen Lehrer er in der Musik war, ernannte ihn 1802 zum Koncertmeister. Er † den 15. März 1836. Ein Oheim beider Brüder, Georg, jüngerer Bruder von Franz B., geboren 1721, war königlicher Kammermusikus in Berlin, trat aber 1748 als Kapellmeister in die Dienste des Herzogs Friedrich III. von Gotha, der ihn 1765 eine Reise nach Italien machen ließ. Nach seiner Rückkehr komponirte er die Opern: „Xindo riconosciuto“ und „Il buon marito“ (ein Intermezzo), schrieb auf Veranlassung der berühmten Schauspielerin Brandes sein Duodrama „Ariadne auf Naxos“ (Text von Brandes, 1774) und ward dadurch der Erfinder der Melodramen für Deutschland. Auf allen Theatern wurde das Stück gegeben und, ins Französische und Italienische übersetzt, kam es auch im Auslande in Aufnahme. Ein zweites Werk dieser Art, „Medea“ (Text von Gotter), wurde mit demselben Beifalle aufgenommen; ein drittes Melodram: „Almansor und Nadine“, fand weniger Verbreitung als jene beiden. Die Anzahl seiner übrigen Werke ist sehr groß. Die bekanntesten sind: „Der Dorfjahrmarkt“, Operette, „Walder“, „Romeo u. Julia“, „Der Holzhauer“, „Pygmalion“, „Lucas und Bärbchen“, „Das Findelkind“, „Orpheus“, „Die Flucht der Lalage“ u. a. B. ging später nach Hamburg, wo er bei Schröder Musikdirektor wurde. Allein das Theater wurde ihm bald lästig, und er wanderte nach Wien, wo er eine Zeit lang mit Beifall musikalische Unterhaltungen gab. Von hier streifte er weiter, wurde jedoch in seinem Alter des Herumziehens auch müde und kehrte nach Gotha zurück. Er lebte seitdem von einer Pension zurückgezogen in Georgenthal, wo er seine Klavierstücke sammelte. An der ausführenden Kunst nahm er so wenig Antheil, daß er sagte, jede Feldblume gewähre ihm mehr Vergnügen, als alle Musik. Er † 1795. Sein Sohn, Friedrich Ludwig, ein tüchtiger Violinspieler, geboren 1746 zu Gotha, war 1771 Musikdirektor beim seilerschen Theater, 1782 zu Hamburg, wo er die berühmte Sängerin Felicitas Agnesia Rietz heirathete, mit welcher er nach Berlin und Wien reiste und darauf in die Dienste des Herzogs von Mecklenburg ging. Von ihm erschien 1779 eine Oper: „Der Barbier von Sevilla“, Violinkoncerte, und 1787 ein „Narrenballet“, ziemlich unbedeutend; ebenso mehre Operetten 2c. Er † zu Königsberg in Preußen 1793. Zu der Künstlerfamilie gehört noch Johann Wilhelm Amadeus Otto, preußischer Beamter und Literat, Sohn des Kammermusikus Friedrich Wilhelm Heinrich B., geboren 1775 zu Berlin. Seit 1798 preußischer Kriminalrath zu Kalisch, gab er dieses Amt nach Errichtung des Herzogthums Warschau auf, lebte eine Zeit lang als Literat zu Berlin und Hirschberg in Schlesien, ließ sich dann als Justizkommissär in Landshut nieder und stillte im Auftrage der Regierung die damals in der Umgegend ausgebrochenen Unruhen, ohne die zu seiner Disposition gestellten französischen Truppen zu gebrauchen. Als Mitglied des Tugendbunds u. Direktor der Sektion Landshut, wirkte B. in seinem Kreise mit allen Kräften für die geistige Hebung und Kräftigung des Volks. Im Jahr 1813 organisirte er die dortige Landwehr und bald darauf als Kommandeur den Landsturm des Gebirges. Seit 1816 Regierungsrath zu Oppeln, † er daselbst 1832. Er schrieb „Romantische Erzählungen“ (Leipzig 1817), „Uebersetzung des Shakspeare“ (19 Bde., Leipzig 1825—26), „Uebersetzung der poetischen Werke Walter Scotts und vieler Stücke Byrons“ u. A.

Bendavid, Lazarus, Philosoph und Mathematiker, geboren den 18. Okt. 1762 zu Berlin von jüdischen Aeltern, war in seiner Jugend Glasschleifer, erwarb sich aber durch eigenen Fleiß die nöthige Vorbildung, um die Universität Göttingen beziehen zu können, wo er unter Lichtenberg und Kästner Mathematik studirte. Nach Berlin zurückgekehrt, widmete er sich mit dem größten Eifer dem Studium der kantischen Philosophie, welcher er fortan so ganz angehörte, daß nichts den Glauben an ihre Alleingültigkeit ihm zu nehmen vermochte. Von Berlin ging er nach Wien, wo das System des königsberger Philosophen fast noch ganz unbekannt war, u. hielt daselbst Vorlesungen, welche ungemeinen Beifall fanden und von den angesehensten Männern besucht wurden. Gelehrtenneid und Unduldsamkeit vertrieben ihn von dort nach 4 Jahren, worauf er nach Berlin zurückkehrte, wo er wieder philosophische Vorlesungen hielt. Auch war er als Schriftsteller u. Mitarbeiter vieler Zeitschriften thätig und redigirte zur Zeit der Franzosenherrschaft mit vieler Umsicht die haude- und spenersche Zeitung. Nach Errichtung der Universität ward er Kalkulator an der königlichen Wittwenkasse. Große Ver-

dienste erwarb er sich als Direktor der jüdischen Freischule, indem er keine Opfer scheute, dies nützliche Institut in Aufnahme zu bringen. Er † den 28. März 1832 zu Berlin. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: „Versuch einer logischen Auseinandersetzung des mathematisch Unendlichen" (Berlin 1789); „Versuch über das Vergnügen" (2 Bde., Wien 1794); „Vorlesungen über die Kritik der reinen Vernunft" (das. 1795; Berlin 1802); „Vorlesungen über die Kritik der praktischen Vernunft" (Wien 1796); „Vorlesungen über die Kritik der Urtheilskraft" (das. 1796); „Beiträge zur Kritik des Geschmacks" (das. 1797); „Vorlesungen über die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft" (das. 1798); „Versuch einer Geschmackslehre" (Berlin 1799); „Versuch einer Rechtslehre" (daselbst 1802); „Ueber den Ursprung unserer Erkenntniß" (eine von der berliner Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift, das. 1802); „Ueber die Religion der Ebräer vor Moses" (das. 1812).

Bendemann, Eduard, einer der bedeutendsten deutschen Maler der Gegenwart, wurde den 3. Dec. 1811 zu Berlin geboren, als Sohn eines jüdischen Bankiers daselbst. Er genoß eine sehr sorgfältige Erziehung, die ihn eigentlich einem wissenschaftlichen Berufe zuführen sollte. Da aber seine Neigung zur Kunst bald aufs Entschiedenste hervortrat, so durfte er sich derselben ungetheilt widmen und kam, nachdem er auf der Akademie seiner Vaterstadt vorgebildet worden, 1828 nach Düsseldorf in Schadows Schule. Schon seine ersten Arbeiten verriethen ein bedeutendes Talent, so namentlich sein erstes größeres Werk: Boas u. Ruth. In weiteren Kreisen bekannt wurde er aber besonders durch sein großes Bild: die trauernden Juden (nach den Worten des 137. Psalms: „an den Bächen Babylons saßen wir und weinten"), welches auf der berliner Kunstausstellung von 1832 als Meisterwerk anerkannt wurde. Dasselbe befindet sich gegenwärtig im städtischen Museum zu Köln u. ist durch den Stich von Ruscheweyh und die Lithographien von Weiß und Schreiner vervielfältigt worden. Durch edlen und erhabenen Ausdruck und harmonische Färbung reiht sich dasselbe den hervorragendsten Kunsterzeugnissen der neueren Zeit an. Einen durchaus verschiedenen Gegenstand behandelte B.s zweites bedeutenderes Bild: zwei Mädchen am Brunnen, welches den höchst lieblichen, idyllischen Kontrast zwischen zwei entgegengesetzten Mädchencharakteren zur Anschauung bringt. Es wurde von dem rheinisch-westphälischen Kunstverein erworben und kam nach Köln in Privatbesitz, ist aber durch einen trefflichen Stich von Felsing verbreitet worden. Es folgte ein Gemälde von sehr bedeutender Dimension: Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, welches nicht allein auf verschiedenen Kunstausstellungen in Deutschland, sondern auch zu Paris 1837 großes Aufsehen erregte und dem Künstler eine Preismedaille eintrug. Dieses Bild befindet sich im Besitze des Königs von Preußen; es ist aber davon eine unter B.s Aufsicht gezeichnete, gelungene Lithographie von Weiß vorhanden. Wieder in lieblich idyllischem Style gehalten ist das durch Eichens Stich (Vereinsblatt des berliner Kunstvereins) bekannte Bild: die Ernte, ein ausgezeichnetes Produkt seiner Art und ganz aus des Künstlers innerster Eigenthümlichkeit hervorgegangen. Andere Bilder derselben Art sind: der Hirt und die Hirtin, nach einem uhlandschen Gedicht, in der Sammlung des Grafen Raczynski; die Töchter des serbischen Fürsten, ihre Mutter besuchend, nach einem von Herder bearbeiteten serbischen Gedichte; die drei Könige auf der Wanderung und mehre kleinere. Diese Darstellungen sind besonders durch die höchst ansprechende naive Naturauffassung, die sich darin offenbart, ausgezeichnet. Des Künstlers erste Arbeit in Fresko war eine symbolische Darstellung der Poesie und der anderen Künste, welche er im Hause seiner Aeltern zu Berlin malte. Im J. 1838 wurde er als Professor der Kunstakademie nach Dresden berufen, wo ihm zugleich die Ausführung größerer Freskomalereien im königlichen Schlosse übertragen wurde. Ein langwieriges Augenleiden, zu dessen Hebung er eine Reise nach Italien machte, unterbrach diese Arbeit, die sich daher erst später der Vollendung näherte. Ausgezeichnet sind die vier großen Darstellungen aus dem Leben König Heinrichs I., zugleich Schilderungen aus dem Berufskreise der vier Stände, im Thronsaale, dessen Fries in sinnreicher Auswahl und Zusammenstellung eine Reihe von Bildern zeigt, welche den ganzen Verlauf des menschlichen Lebens vom Kindesalter an bis zum Tode behandeln (radirt von H. Bürkner). Mit seinem Schwager, J. Hübner, entwarf B. das Denkmal für Sebastian Bach zu Leipzig, das von Knauer in Sandstein ausgeführt wurde. Für den Römer zu Frankfurt malte er das Bild Kaiser Lothars II. In B.s Bildern ist, wie in der größern Mehrzahl der aus der düsseldorfer Schule hervorgegangenen Werke, das lyrische Moment, nämlich die Darstellung gemüthlicher Zustände im Gegensatz zu dramatisch entwickelten Handlungen, vorwiegend. Dabei tragen sie aber stets das Gepräge der edelsten Grazie, welche sich im vollendetsten Ebenmaß der Komposition und Zeichnung, sowie in einem höchst zarten und harmonischen, aber dabei vollkommen naturgemäßen Kolorit kund gibt. Ein ausgezeichnetes Bild und ganz in dem oben angedeuteten Charakter gehalten ist das Porträt, welches der Künstler von seiner Gemahlin, einer Tochter Schadows, mit der er seit 1838 vermählt ist, lieferte, ein Oelbild in Lebensgröße, im Besitz seiner Aeltern zu Berlin.

Bender (moldauisch **Teckine, Tigino**), Kreisstadt u. wichtige Festung in der europäisch-russischen Provinz Bessarabien, am Dniestr, halbmondförmig an dem Ufer des Stromes gebaut, halb nach alter, halb nach neuer Art, stark befestigt u. mit Gräben u. Wällen umgeben, mit einem Brückenkopfe, welcher die Ueberfahrt deckt. Die auf einer Anhöhe liegende Citadelle mit Pulverthurm, Arsenal und Magazinen ward seit 1792 von dem türkischen Ingenieur Kaufert neu aufgeführt, nachdem schon bei der Einäscherung der Stadt durch die Russen (1770) die Festungswerke näher an einander gerückt worden waren. B. hat 7 Thore, 2 Vorstädte, 12 Moscheen, welche mit ihren hohen Minarets einen schönen Anblick ge-

währen, eine armenische Kirche, dunkle, enge und schmutzige Gassen, Papiermühlen, Gerbereien, Eisenschmieden, eine Salpetersiederei, Feldbau, Fischerei, bedeutenden Handel und 10,000 Einwohner (Moldauer, Russen, Armenier, Juden und Tataren). B.s Entstehung reicht nicht über das Mittelalter hinauf. Die Türken besetzten es mit der Moldau: nach der Abtretung von Kaminiek an Polen befestigten sie es. Von 1709 bis 1713 hielt sich Karl XII. von Schweden nach der verlorenen Schlacht von Pultawa hier oder vielmehr meist in dem nahegelegenen Flecken Wareszа (Warnitza) auf, und dort erfolgte die Stürmung seines Hauses durch die Türken. Der russische General Panin erstürmte B. 1770, wobei die Besatzung nebst dem größten Theil der Einwohner, gegen 30,000 Menschen, niedergehauen und die Stadt eingeäschert wurde. Im Frieden von Kainardschi 1774 ward B. den Türken wiedergegeben, 1791 aber nochmals erobert, im Frieden von Jassy 1792 wieder abgegeben, am 15. Nov. 1809 zum dritten Mal, und zwar mit geringer Anstrengung, erobert, doch auch diesmal an die Türkei zurückgegeben, bis es endlich nach nochmaliger Eroberung 1811 im Frieden von Bucharest 1812 nebst ganz Bessarabien und der Moldau bis an den Pruth definitiv zu Rußland geschlagen wurde.

Bender-Abassi, Stadt in der persischen Provinz Kerman, an der Meerenge von Ormus, der Insel Ormus gegenüber. Ehemals war B., das eine sichere Rhede, aber eine ungesunde Lage hat, berühmt als Niederlage indischer und persischer Waaren und hatte holländische u. britische Komtore; in neuerer Zeit hat sich der Handel mehr nach Abuschehr gezogen, doch bringen auch jetzt noch indische und arabische Schiffe Waaren zum Austausch gegen Nüsse und andere Früchte, sowie gegen Wollenwaaren, hierher. Die Zahl der Einwohner beträgt 20,000 (nach Andern bedeutend weniger). B., früher Gomron oder Gamberun genannt, erhielt seinen gegenwärtigen Namen von Schah Abbas, der es 1614 den Portugiesen entriß.

Benecke, 1) Georg Friedrich, Professor der Philosophie und Bibliothekar in Göttingen, ein verdienstvoller Gelehrter im Fache der altdeutschen Literatur, geboren den 10. Jan. 1762 zu Mönchsrode im Fürstenthum Oettingen, † 1844 zu Göttingen. Er erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf den Schulen zu Nördlingen u. zu Augsburg u. bezog 1780 die Universität Göttingen. Dort erhielt er auf Heyne's Empfehlung eine Anstellung an der Universitätsbibliothek u. 1814 eine ordentliche Professur, wurde 1815 Unterbibliothekar, 1820 Hofrath u. 1829 Bibliothekar. Seine Studien erstreckten sich vorzugsweise auf altdeutsche u. englische Literatur; die erstere hat er zuerst zu einem Gegenstande akademischer Vorlesungen erhoben. In seinen hierher gehörigen Schriften: „Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache u. Literatur" (2 Bde., Göttingen 1810 bis 1832); „Der Edel Stein gedichtet von Bonerius, aus Handschriften berichtiget u. mit einem Wörterbuche versehen" (Berlin 1816); „Wigalois der Rrint von Gravenberg" (das. 1819); „Iwein Hartmanns von der Aue" (in Gemeinschaft mit Lachmann das. 1827) und „Wörterbuch zu Hartmanns Iwein" (Göttingen 1833) zeigt er sich als einen scharfsinnigen Erklärer mittelhochdeutscher Dichter, besonders in lexikalischer Hinsicht. Seit 1828 redigirte er mit Heeren die „Göttinger gelehrten Anzeigen" und lieferte in diese, sowie in Haupts „Zeitschrift für das deutsche Alterthum" viele werthvolle Aufsätze. Sein reichhaltiges „Mitteldeutsches Wörterbuch", bei dessen letzter Ueberarbeitung ihn den 21. Aug. 1844 der Tod überraschte, gab W. Müller (Leipz. 1847 f.) heraus.

2) Wilhelm, geboren zu Hannover 1776, bekannt durch sein umfassendes Werk: „Seeassekuranz und Bodmerei" (5 Bde.), ursprünglich englisch abgefaßt, dann ins Deutsche, Französische, Holländische, Dänische und Italienische übersetzt und weit verbreitet unter Kaufleuten u. Juristen als ein unentbehrliches Hülfsmittel und klassisches Kompendium. Aus England, wo er, in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien lebend, dies Werk verfaßt hatte, kehrte er 1828 nach Deutschland zurück und ließ sich in Heidelberg nieder, wo er sich von den kommerciellen Studien ab- und theologischen und philosophischen zuwandte. Eine Frucht der letzteren waren seine „Erläuterungen des Briefes Pauli an die Römer" (1831). Ein größeres philosophisch-theologisches Werk konnte er wegen seines plötzlichen Todes (8. März 1837) nicht vollenden.

Benedek, Ludwig von, österreichischer General, 1804 zu Oedenburg in Ungarn geboren, besuchte die neustädter Akademie und wurde nach vollendeten Studien 1822 als Fähndrich in die Armee eingereiht. In demselben Jahre ward er Unterlieutenant, 1831 Oberlieutenant und als solcher 1833 zum Generalquartiermeisterstab bei der Armee in Italien beordert. Nachdem er 1835 Hauptmann, 1840 Major u. Generalkommandoadjutant in Galizien, 1843 Oberstlieutenant und 1846 Oberst geworden, zeichnete er sich bei dem Aufstande in Galizien als umsichtiger Befehlshaber und tapferer Offizier vielfach aus. Mit einem Specialbefehle des damaligen Generalgouverneurs von Galizien, Erzherzog Ferdinand Este, versehen, begab er sich Mitte Februar 1846 in die westlichen Kreise u. trug durch seine durchdachten Dispositionen wesentlich dazu bei, daß die theilweise Erhebung des Landes im Keime erstickt werden konnte. Seine Operationen in und um Wieliczka setzten den General Collin in den Stand, die Offensive zu ergreifen und Podgorze mit Sturm zu nehmen. Im August 1847 zum Kommandanten des Infanterieregiments Graf Gyulai ernannt, folgte er seiner neuen Bestimmung nach Italien, wo sich ihm bald darauf ein glänzenderer Wirkungskreis öffnete. Als Kommandant einer Brigade wurde er sowohl bei dem Rückzuge aus Mailand, als am Osone, besonders aber bei Curtatone, wo er zuletzt den entscheidenden Sturmangriff auf der ganzen Linie mit großer Bravour und Umsicht leitete, von dem Feldmarschall Radetzky in den Armeeberichten auf das Ehrenvollste erwähnt. Bald darauf zeichnete er sich auch bei der Einnahme von Mortara aus und führte in der Schlacht von Novara sein Regiment persönlich zum Angriff. Am 3. April 1849 zum Generalmajor u. Brigadier des ersten Reservecorps der Donauarmee befördert, befeh-

ligte er die Avantgarde bei Raab und Oszöny, und nahm an den bald darauf Statt findenden Gefechten von Szöreny und Ozs-Iväny den thätigsten Antheil. Nach Beendigung des ungarischen Feldzugs wurde er als Chef des Generalquartiermeisterstabs bei dem 2. Armeecorps wieder nach Italien versetzt.

Benedetti, 1) Alexander, Benedictus, höchst einflußreicher medicinischer Schriftsteller des 15. Jahrhunderts, von dessen Auftreten die Restauration der Medicin datirt werden kann, wurde geboren zu Legnano bei Verona, ging als Feldarzt des venetianischen Heeres nach Candia und Morea, ward nach seiner Rückkehr 1493 Professor der Anatomie zu Padua und trat 1495 als Militärarzt in venetianische Dienste, † um 1525. Die Operation der Darmbrüche, welche man bis dahin mit dem Golddraht und mit Aetzmitteln bewirkt hatte, vollbrachte er zuerst durch Unterbindung des Samenstranges. Auch gab er zuerst Nachricht von der Bildung künstlicher Nasen, die zu seiner Zeit eine geheime Kunst der Familie Vianeo oder Bojani in Kalabrien war und wobei man zum Ersatz das Fleisch aus den Armmuskeln nahm. Unter seinen Schriften sind zu nennen: „De pestilenti febri" (Venedig 1493); „Anatomia s. historia corporis humani libri V" (das. 1498, Straßb. 1598 und öfter), eins der frühesten anatomischen Kompendien; „De omnium a vertice ad plantam morborum signis, causis, differentiis, medicationibus et remediis libri XXX" (Venedig 1500 und öfter); „De re medica, opus insigne et candidatis medicinae apprime utile" (Venedig 1535 und öfter, zuletzt Basel 1572), damals das gewöhnlichste Handbuch für angehende Aerzte. Seine sämmtlichen Schriften erschienen unter dem Titel: „A. Benedicti opera" (Venedig 1533, Basel 1549).

2) Thomas, ausgezeichneter Kupferstecher der Neuzeit, geboren zu Rom 1797, kam frühzeitig nach Wien und daselbst zu dem als Kunstliebhaber berühmten Dr. Barth, katalogisirte dessen Sammlung, bereiste später mit dem Direktor Steinbüchel Italien und lieferte seitdem viele treffliche Blätter, als: die Grablegung, nach Tizian; ein Engel in einer Landschaft, auf der Flöte spielend, nach Fendi; Franciscus I Imperator Austriae etc., nach Amerlings berühmtem Bilde, 1834.

Benedicamus Domino (lat., preisen wir den Herrn!), die gegen den Altar gesprochene Formel, mit welcher in den Fastenzeiten und an einigen andern Tagen der katholische Gottesdienst, statt des gewöhnlichen Ite, missa est! geschlossen wird.

Benedicite (latein., segnet!), der Anfang des in Klöstern üblichen Tischgebetes oder vielmehr der Aufruf dazu, entsprechend dem bei den Juden gebräuchlichen: Nebarech! (wir wollen segnen!); dann Anrede der Mönche an ihren Abt oder Prior, wenn sie abreisen oder heimkehren und um seinen Segen bitten; auch der Gesang der drei Männer im Feuerofen, der nach einem Beschluß des Konciliums zu Toledo 633 bei Strafe des Bannes in Kirchen und Klöstern an jedem Sonn- und Festtag der Märtyrer zu singen ist.

Benedict und **Benedicta,** s. Benedikt.

Benedictio, s. Benediktion.

Benedictionalis liber (Benedictionarium), im Mittelalter das Buch, welches zum Gebrauch der Geistlichen der römischen Kirche die Formeln zum Segensprechen (Benedictiones) enthält.

Benedictis, Jacobus de (auch Jacoponus), geistlicher Liederdichter in der letzten Hälfte des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts, der Verfasser des durch Pergolesi's herrliche Komposition so berühmt gewordenen, von Klopstock, Lavater, Ad. Ludw. Follen u. A. ins Deutsche übersetzten „Stabat mater dolorosa", geboren zu Todi (daher Tudertinus), war Franciskaner und wurde wegen allerlei Prophezeiungen und lauten Tadels der Sitten und der Lebensweise der Geistlichkeit und des Papstes selbst von Bonifacius VIII. 1302 zu Präneste ins Gefängniß geworfen, worin er wahrscheinlich auch starb (1306). Seine burlesken „Hymni", die ihm einen Platz unter den macaronischen Dichtern seiner Nation anweisen, wurden von dem Minoriten Franciscus Fresatus (Rom 1558, vermehrte Ausg. Venedig 1617) herausgegeben. Seine übrigen Schriften, darunter seine Prophezeiungen, befinden sich handschriftlich in der vatikanischen Bibliothek.

Benedicto, 1) St. (Rublada de Villalobos), nordamerikanische Insel, zur mexikanischen Provinz Xalisco und zu der Gruppe der Revilla-Gigedo-Inseln gehörig; ihre südliche Spitze liegt unter 19° 15' 40" nördl. Br., 93° 13' 45" westl. L. von Ferro; — 2) nordamerikanische Insel an der Küste von Kalifornien, bei der Insel Cerros, unter 29° 10' nördl. Br., 97° 30' westl. Länge von Ferro.

Benedictus (lat., gebenedeiet, der Lobgesang des Zacharias (Canticum Zachariae, Luc. 1, 68—79), welcher täglich in dem Breviergebete gebetet und an Festtagen im Chore gesungen wird, auch in den Laudes (s. d.) vorkommt.

Benedikt (Benedictus, der Gebenedeite, Gesegnete), 1) St. B. von Nursia, erster Begründer eines geregelten Mönchsstandes im Abendlande, Erbauer und erster Abt von Monte Casino, s. Benediktiner.

2) B. von Aniane, auch der Jüngere genannt, Graf von Maguelone, erster Wiederhersteller der unter den vielen Laienäbten des 8. und 9. Jahrhunderts verfallenen Klosterzucht in Westfranken, geboren um 750, war Pipins des Kurzen Mundschenk und zog mit Karl dem Großen 774 nach Italien, wo er, als er seinen Bruder aus dem Tessino rettete, den Entschluß faßte, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Er veranlaßte das Koncilium zu Aachen 817, redigirte dort die Regel Benedikts in 80 Kapiteln, die, nachdem ihm die Aufsicht über alle westfränkischen Klöster seines Ordens übertragen worden war, in denselben beobachtet werden sollten. Doch kam diese Reform niemals durchgreifend zu Stande und zerfiel bald wieder in andere Reformversuche (s. Benediktiner). B. soll auch der Erste gewesen seyn, welcher die alternirenden Chöre bei den Kirchenmusiken einführte, woraus nachher die bekannten Antiphonien entstanden. Er † zu Korneliusmünster 821. Er

schrieb: „Codex regularum etc." (herausgegeben von Lucas Holstein, Rom 1661; neue Auflage Paris 1663; von Brokie, Augsburg 1759, 6 Bde.); „Concordia regularum" (herausgegeben von Menard, Paris 1638). Die von ihm nach den Beschlüssen der Synode zu Aachen aufgesetzten „Antiquae consuetudines monasteriorum Ord. S. Bened." sind in Mabillons „Analecta vetera" (Paris 1685, 4. Bd.) abgedruckt; seine kleineren Abhandlungen, größtentheils gegen Felix von Urgel, finden sich in Baluzius' „Miscellanea" (Paris 1700, Theil 5, S. 1—62).

3) **Benezet**, St., Stifter der Hospitaliter zu St. Benedikt in Avignon, geboren 1165 zu Hermillon, war Schäfer zu Alvilard in Vivarais, widmete sich, durch eine angebliche Erscheinung aufgefordert, die Brücke zu Avignon zu erbauen, dem geistlichen Leben, stiftete die genannten Hospitaliter, welche den Bau der Brücken über die Rhone besorgen und kranke Handwerker in den Hospitälern verpflegen mußten. Sie hießen auch Frères pontifes oder Brückenbauer. B. † 1184. Tag: der 14. April.

Benedikt, Name von 14 Päpsten. 1) B. I. (bei den Griechen **Bonosus**), Nachfolger Johanns III., regierte von 574—578, zu einer Zeit, wo sich die Longobarden immer mehr in Italien ausbreiteten und sogar Rom bedrohten. B. rief gegen sie die Hülfe des griechischen Kaisers an, † aber aus Kummer über ihre Eroberungen. — 2) B. II., von Geburt ein Römer, gewählt 683, allein erst 684 vom Kaiser bestätigt, † schon 685, setzte es beim griechischen Kaiser Konstantin Pogonatus durch, daß die römischen Bischöfe gleich nach der Wahl, ohne erst die kaiserliche Einwilligung einzuholen, ordinirt werden dürften. Obgleich Justinian II. das betreffende Dekret bald darauf wieder aufhob, so ist dasselbe doch wichtig als der erste Versuch zur Zerreißung des Bandes, welches den römischen Bischof an den oströmischen Kaiser knüpfte. Zum Dank dafür ward B. von seiner Kirche kanonisirt. — 3) B. III., der Nachfolger der angeblichen Päpstin Johanna, regierte 855—858 u. erhielt, da er ohne Bestätigung des Kaisers Lothar, welcher das alte Bestätigungsrecht der oströmischen Kaiser für die Kaiserwürde des Abendlandes in Anspruch nahm, fungirte, in der Person von Anastasius einen Gegenpapst. Aber der Stolz der kaiserlichen Abgeordneten und die Frechheit des Gegenpapstes, der den frommen B. mißhandelte, bewirkten in Rom einen Aufruhr, welcher des Anastasius Vertreibung und B.s einstimmige Anerkennung zur Folge hatte. König Ethelwolf von England sicherte diesem bei seiner Anwesenheit in Rom, wo er mit seinem Sohne Alfred die Gräber der Apostel besuchte, den bisher nur aus Essex und Mercia entrichteten Peterspfennig von seinem ganzen Reiche zu. — 4) B. IV., aus einer edlen römischen Familie, regierte 900—903, krönte den burgundischen König Ludwig zum Kaiser und König von Italien und war unter den meist unwürdigen Päpsten seines Jahrhunderts einer der bessern. — 5) B. V., ward von den Römern gegen das dem Kaiser Otto I. geleistete eidliche Versprechen 964 als Gegenpapst Leo's VIII. auf den päpstlichen Stuhl erhoben, aber nach der Eroberung Roms durch Otto I. von einer Synode abgesetzt und vom Kaiser nach Hamburg verwiesen, wo er 965 starb. — 6) B. VI., ward 972 mit Beistimmung Otto's I. gewählt, nach dessen Tode aber von dem Rebellen Crescentius bei Erstürmung der Engelsburg gefangen genommen und 974 im Kerker erdrosselt. — 7) B. VII., ein Verwandter Alberichs, Fürsten von Rom, war Erzbischof von Sutri und wurde von der toskanischen Partei 975 unter kaiserlichem Schutze gewählt, exkommunicirte den entflohenen Gegenpapst Bonifacius VII., hielt 981 (983) zu Rom eine Synode, wo mehre die Kirchenzucht betreffende Dekrete, namentlich gegen die Simonie, erlassen wurden, und † 984. — 8) B. VIII., Sohn des Grafen Gregor von Tuscoli, vorher Bischof von Porto, erwählt 1012. Von einem Gegenpapst Gregorius vertrieben, nahm er seine Zuflucht zu Kaiser Heinrich II., der ihn 1014 wieder einsetzte und von ihm gekrönt ward. Als im Jahr 1016 die Saracenen von Sardinien auch ins toskanische Gebiet einfielen, stellte sich B. an die Spitze eines Kriegsheeres, erschlug die Raubhorde bei Luni bis auf den letzten Mann und veranlaßte im nächsten Jahre die Pisaner und Genueser, sich Sardiniens zu bemächtigen. Im Jahr 1019 reiste er auf das Verlangen des Kaisers, das neu errichtete Bisthum Bamberg vom Papst selbst eingeweiht zu sehen, abermals nach Deutschland. Indessen waren die Griechen in Unteritalien eingedrungen und hatten sich Capua's bemächtigt; B. warb 1020 Normannen gegen sie, mit denen vereinigt Heinrich II. Apulien wieder eroberte. B. † 1024, den Ruhm eines mildthätigen Mannes und eines großen Eiferers gegen die Sittenlosigkeit des Klerus hinterlassend, dem er auf der Synode zu Pavia das Verbot der Ehe und des Konkubinats einschärfte und dessen Kinder er für Sklaven der Kirche erklärte. — 9) B. IX. (**Theophylactus**), Neffe des Vorigen, bestieg 1033 als 18jähriger Jüngling (nach Andern als 12jähriger Knabe) durch Bestechung den päpstlichen Stuhl. Wegen seiner Sittenlosigkeit bei den Römern allgemein verhaßt und verachtet, ward er schon 1038 vertrieben, von Kaiser Konrad II. jedoch wieder eingesetzt, 1044 aber von der Partei des Konsuls Ptolemäus, welche in Sylvester III. ihm einen Gegenpapst aufstellte, förmlich abgesetzt. Nach 3 Monaten gelangte B. durch seine mächtigen Verwandten und sein zusammengerafftes Geld, womit er das feile Rom zu gewinnen wußte, wieder zur päpstlichen Würde, die er bald darauf an den römischen Erzpriester Johann Gratianus (der sich Gregorius VI. nannte) förmlich verkaufte; doch führte er auch so noch den päpstlichen Namen fort, und Rom sah 3 Päpste zugleich in seinen Mauern, „tria teterrima monstra", „tres diaboli", die sich in Lastern zu überbieten suchten. Im Jahre 1045 setzte Kaiser Heinrich III. auf der Kirchenversammlung zu Sutri alle drei ab, und Suidger, Bischof von Bamberg, bestieg als Klemens II. den päpstlichen Stuhl; nach seinem Tode (wahrscheinlich durch Gift 1047) gelangte B. noch einmal auf 8 Monate durch Bestechung zur päpstlichen Würde, mußte aber endlich 1049 Leo IX. weichen, nach dessen Tode 1054 er noch einen vergeblichen Ver-

such machte, sich wieder auf den päpstlichen Stuhl zu schwingen. Seitdem verschwindet er aus der Geschichte. — 10) B. X., Johann Mincius, vorher Bischof von Velletri, gelangte 1058 durch Bestechung einiger Vornehmen, besonders des Grafen von Tusculi, zur päpstlichen Würde, war aber dazu ganz unfähig und wurde auf einem Koncil zu Siena 1059 durch den Einfluß des schon damals sehr angesehenen Abts Hildebrand (nachmals Gregor VII.) abgesetzt und statt seiner Nikolaus II. gewählt. B. mußte, nachdem er nur 9 Monate Papst gewesen war, resigniren, wurde absolvirt u. starb bald darauf. — 11) B. XI., vorher Nikolaus Boccasini, aus Trevigi, Sohn eines Hirten (nach Andern des Notars Boccasio Boccasini), gehört durch Geist, Kenntnisse und Edelmuth des Charakters zu den vorzüglichsten Kirchenfürsten. Er war Dominikaner und 1296 General des Ordens; 1298 wurde er Kardinalbischof von Sabina, dann von Ostia und 1303 Papst. Als solcher zeigte er sich sehr friedfertig, hob sogleich den von seinem Vorgänger Bonifacius VIII. gegen König Philipp den Schönen ausgesprochenen Bann auf und erkannte die Vorrechte der französischen Geistlichkeit und des Königs an, verglich sich friedlich mit dem König Friedrich von Sicilien über die Zahlung seines Tributs an den päpstlichen Stuhl, strafte die Städte Florenz, Lucca und Prato, die, von innern Kämpfen zerrissen, seine Friedensvorschläge trotzig zurückgewiesen und seinen Legaten beschimpft hatten, mit dem Kirchenbanne, vermochte aber nicht die Parteiungen in Rom beizulegen, nahm deshalb seinen Aufenthalt in Perugia und † daselbst am 6. Juli 1304, wahrscheinlich an Gift, welches ihm nach Einigen der mißtrauische König von Frankreich, nach Andern einige Kardinäle in Feigen beibringen ließen. Er hinterließ mehre Reden und Kommentare über die Bibel und wird in der römisch-katholischen Kirche als Seliger (Gedächtnißtag 7. Juli) verehrt. — 12) B. XII., vorher Jakob Fournier, aus Saverdun in Languedoc, geringer Aeltern Sohn, erst Cistercienser und Abt zu Fontfroide in der Diöcese Narbonne, seit 1317 Bischof von Pamiers und später von Mirepoix, ward von Johann XXII. zum Kardinal-Presbyter von St. Prisca erhoben und 1334 in Avignon zum Papst erwählt. Ausgezeichnet durch Kenntnisse und friedliebend, verwaltete er sein Amt mit Klugheit, Ernst und Eifer, drang auf gehörige Residenz der Geistlichen bei ihren Aemtern, hob alle Anwartschaften auf Pfründen und Verleihung mehrer Aemter an Eine Person auf, steuerte aufs Nachdrücklichste der Simonie, suchte den Benediktinerorden zu reformiren, schränkte die Bettelorden weislich ein und war in seinem Privatleben untadelig. Die Hauptangelegenheit seiner Regierung war die Aussöhnung mit dem von seinem Vorgänger Johann XXII. mit Bann und Interdikt belegten deutschen Kaiser Ludwig dem Bayer, welche er auch zu Stande gebracht haben würde, hätte sich die Politik des französischen Königs Philipp VI. nicht hindernd in den Weg gestellt. Vergeblich blieben auch die unter ihm eingeleitete Vereinigung mit der griechischen Kirche und seine Versuche, zwischen England und Frankreich den Frieden zu vermitteln. B. † 1342. — 13) B. XIIIa., vorher Peter de Luna, aus einem alten aragonischen Geschlechte, ward 1375 Kardinal und von seinem Vorgänger Klemens VII. zu den wichtigsten Sendungen verwendet. Ausgezeichnet durch große Fähigkeiten und Kenntnisse, besonders im kanonischen Rechte, bewandert in Welthändeln und durch Klugheit und Willensfestigkeit unter allen Kardinälen hervorleuchtend, ward er nach Klemens' VII. Tode 1394 während des großen Schisma zu Avignon als Gegenpapst Bonifacius' IX. gewählt. Entschlossen widersetzte er sich dem Vorschlage der französischen Geistlichkeit, der Könige von Frankreich und England und Kaiser Wenzels, daß beide Päpste zur Herstellung des kirchlichen Friedens freiwillig abdanken sollten. Im Jahre 1398 aber ward er nach einer Verabredung zwischen Karl VI. und dem Kaiser Wenzel durch den Ausspruch einer Kirchenversammlung zu Paris für abgesetzt erklärt, aller Kircheneinkünfte beraubt und von allen seinen Kardinälen verlassen. Dessenungeachtet suchte er sich in seiner Würde zu behaupten, ward deshalb 1398 vom Marschall Boucicault belagert und bis 1403 in seinem Palaste gefangen gehalten. Als Bedienter eines Edelmannes aus der Normandie verkleidet, entkam er, gewann die Kardinäle und gelangte durch Unterstützung des Herzogs von Orleans bei dem König und in einer deshalb gehaltenen Kirchenversammlung wieder zur Anerkennung, doch nur unter gewissen Bedingungen. Unter dem Schein, diese erfüllen zu wollen und namentlich seine Würde niederzulegen, sobald sein Gegner ebenfalls dazu geneigt seyn würde, trieb er bis zum Jahre 1408 mit den drei Gegenpäpsten, Bonifacius IX., Innocenz IV. (seit 1404) und Gregor XII. (seit 1406), ein ebenso künstliches als schnödes Spiel. Als König Karl VI. Befehl gab zu seiner Verhaftung, entfloh B. nach Spanien. Seine Kardinäle verließen ihn zum zweiten Mal, vereinigten sich mit denen Gregors XII., die ihr Oberhaupt ebenfalls verlassen hatten, und erklärten auf dem Koncil zu Pisa 1409 beide Päpste für Ungehorsame, Verbrecher, Ketzer und Meineidige, entsetzten sie und wählten einen dritten Papst, Alexander V., wodurch die skandalöse Verwirrung nur vermehrt wurde. B. hielt unterdessen zu Perpignan, wo er sich aufhielt, eine eigene Kirchenversammlung von spanischen und einigen französischen Bischöfen, die ihn als den wahren und rechtmäßigen Papst von aller Schuld des fortdauernden Zwiespalts freisprachen. Außer Aragonien und Kastilien erkannten ihn auch Schottland und der Graf von Armagnac an. Durch diesen Anhang hielt sich B. aufrecht bis zur Zeit des kostnitzer Koncils, vor dessen Beginn seine Legaten mit dem Gesuche einer mündlichen Unterredung zwischen B. und dem Kaiser zu Nizza erschienen. Der Kaiser reiste selbst nach Perpignan ab, um entweder B. zur Niederlegung seiner Würde zu bereden oder König Ferdinand von Aragonien zu vermögen, ihm seinen Schutz zu entziehen. B. verweigerte aber auch jetzt standhaft seine Entsagung, wagte trotzig, dem Kaiser hochfahrende Bedingungen vorzuschreiben, und verlangte, der Kaiser müsse vor ihm, nicht er vor dem Kaiser

erscheinen. Dieses entzog ihm in Spanien seine mächtigsten Anhänger: König Ferdinand gab Befehl zu seiner Verhaftung. B. schleuderte den Bann gegen ihn und entfloh nach Valencia. Endlich ward er vor das Koncil zu Kostnitz geladen, bald darauf am 26. Juli 1417 als ein Störer des Kirchenfriedens und als ein Meineidiger und Ketzer seiner Würde entsetzt und Martin V. als rechtmäßiger Papst anerkannt. Auch diesem Ausspruche unterwarf er sich nicht, sondern führte in der kleinen Stadt Peniscola den Titel Papst fort und schleuderte von da aus noch verschiedene Bannbullen wider seine Gegner, bis er daselbst am 29. November 1424 in einem Alter von 90 Jahren starb. Die römische Kirche zählt ihn nicht mit in der Reihe der Päpste. — 14) B. XIIIb., Sohn Ferdinands III. Ursini, Herzogs von Gravina, geboren zu Neapel 1649, ward wider den Willen seiner Aeltern unter dem Namen Vincentius Maria 1667 Dominikanermönch, 1672 von Klemens X. zum Kardinal ernannt, 1673 Bischof von Manfredonia, 1680 von Cesena, 1686 Erzbischof von Benevent, und nach dem Tode Innocenz' XIII. 1724 zum Papst erwählt, zu welcher Würde er jedoch nicht die rechten Tugenden und Fähigkeiten besaß. Er selbst entschloß sich nur ungern zur Annahme der Wahl; seine Demuth und Milde artete oft in Schwäche aus. Er begann alsbald mit Einschränkungen der äußern Pracht des Vatikans und der Kardinäle, ohne viel auszurichten. Der beim Antritt seines Amtes mit den Letztern begonnene Perückenstreit zog ihm Spott zu; die Kardinäle ließen ihm sagen: „Wir lassen dem Papst seinen Schnupftabak, lasse er uns doch unsere Perücken!" Im Jahre 1725 hielt er ohne Erfolg eine Synode im Lateran zur Verbesserung der Kirchenzucht und Kirchenverwaltung, wo die berühmte Bulle Unigenitus (s. d.) als Glaubensnorm angenommen und ein langwieriger Streit veranlaßt wurde. Einen andern reichen Stoff zu mönchischem und theologischem Gezänk gab B. durch seine Bulle Pretiosus in conspectu Domini, worin er dem von ihm begünstigten Dominikanerorden auftrug, „die ganze Lehre des heiligen Augustin und Thomas, besonders aber die Lehre von der Wirkung der Gnade und Gnadenwahl ohne Rücksicht auf die guten Werke zu predigen". Auch in seinen politischen Streitigkeiten war er unglücklich. Kaum hatte er das unter Klemens XI. vom Kaiser Joseph I. besetzte und dem römischen Stuhl entzogene Comacchio wieder zurückerhalten, als Kaiser Karl VI. die Herzogthümer Parma und Piacenza, die immer für Lehen des päpstlichen Stuhls gegolten hatten, für Lehen des Reichs erklärte und sie trotz der Protestation des Papstes im Einverständniß mit Frankreich und England 1729 für den Infanten Don Carlos bestimmte. Auch in dem Streit wegen des sogenannten Tribunals der sicilianischen Monarchie mußte B. nachgeben und in einer Bulle die Gerichtsbarkeit in geistlichen Sachen (mit wenigen Ausnahmen) dem König von Sicilien zusprechen. Weniger erheblich waren B.s Streitigkeiten mit dem König von Portugal, dem Kanton Luzern &c. Kein Papst hat den Himmel mit so viel Heiligen, besonders aus dem Mönchs- und Nonnenstande, bevölkert, als B., dem man auch seine Vorliebe für die Beneventiner, die Begünstigung des Kardinals Coscia, dessen Leitung er sich ganz überließ, zum Vorwurf machte. Er † 1730. Daß er nicht zum Papst geboren war, beweist seine ganze Regierungsgeschichte; sein gutmüthiger Sinn, sein streng mönchisches Leben und seine theologische Gelehrsamkeit reichte für seine Zeit nicht aus. Er schrieb: „13 Homilien über das 2. Buch Mosis" (Rom 1724, 2 Bde.; 3. Bd., von einem Dominikaner, welchem B. die Fortsetzung übertrug, 1725); „Epigrammata de rebus sacris"; „Lezzioni scritturali sopra il sacro libello dell' Esodo"; „Sermones mariani" u. A. Unter B. kam der allgemeine Bundesgruß der Katholiken: „Gelobt sey Jesus Christ!" auf. Seine Biographie von Alexander Borgia erschien Rom 1741. — 15) B. XIV., vorher Prosper Laurentius Lambertini, der merkwürdigste von allen Päpsten, welche den Namen B. führten, und überhaupt einer der ausgezeichnetsten Männer, welche auf dem päpstlichen Stuhle gesessen haben, geboren 1675 zu Bologna aus einer alten und berühmten Familie. Schon in seiner Jugend zeichnete er sich durch schnelle Fortschritte in den Wissenschaften aus; mit besonderer Vorliebe studirte er die Werke des heiligen Thomas, betrieb mit großem Erfolge das Studium des kanonischen und bürgerlichen Rechts u. ging nach Rom, wo er Advocatus consistorii und später Promotor Fidei wurde. Leidenschaftlich für die Wissenschaften, historische Forschungen und die Denkmäler der Kunst eingenommen, trat er in Verbindung mit allen berühmten Männern seiner Zeit, worunter besonders der Pater Montfaucon sich seiner größten Achtung zu erfreuen hatte. Letzterer legte ihm scherzhaft zwei Seelen bei, eine für die Wissenschaften und eine für die Gesellschaft. Indem er sich auch mit den trefflichsten Dichterwerken vertraut machte, erhob er durch sie seinen Geist und belebte seinen Ausdruck. Nach und nach gelangte er zu den höchsten Würden der Kirche. B. XIII., der sich öfters seines Rathes in seinen Streitigkeiten bediente, erhob ihn 1727 zum Bischof von Ancona und 1728 zum Kardinal, und Klemens XII. ernannte ihn 1731 zum Erzbischof von Bologna. In allen diesen Würden zeigte er große Talente und Tugenden, erfüllte seine Pflichten mit dem gewissenhaftesten Eifer, widerstand dem Fanatismus selbst mit Gefahr seiner eigenen Sicherheit, nahm sich der Unterdrückten an und äußerte sich gegen Klemens XII. mit seltenem Freimuth, ohne darum dessen Wohlwollen zu verlieren. Als 1740 Klemens gestorben war und die Umtriebe des Kardinals Tencin die Wahl verzögerten und die im Konklave versammelten Kardinäle sich nicht vereinigen konnten, sagte Lambertini mit seiner gewohnten scherzhaften Gutmüthigkeit zu ihnen: „Ei, warum zerquält Ihr Euch mit Erörterungen und Untersuchungen? Wollt Ihr einen Heiligen, so nehmt Gott, einen Politiker, Aldobrandini, einen guten Alten, mich!". Diese Worte wirkten auf das Konklave wie eine plötzliche Eingebung; Lambertini ward einstimmig gewählt. Sein

Scharfblick erkannte die Stellung, in welcher der Papst zu den weltlichen Fürsten nach und nach gekommen war. Seit der Reformation zitterten die letztern nicht mehr vor den Bannstrahlen des Vatikans; B. suchte mit Einsicht und Klugheit das Ansehen des päpstlichen Stuhles durch Nachgiebigkeit und weise Mäßigung zu erhalten und die früherhin auf blindem Glauben ruhende Achtung und Verehrung der Geistlichen durch die sichern Stützen eines sittlichreinen Lebenswandels und gelehrter Bildung des Klerus zu befestigen. Durch Willfährigkeit und Duldung gelang es ihm, selbst unter widerstreitenden Verhältnissen, nicht nur die katholischen, sondern auch die protestantischen Fürsten zufrieden zu stellen. Dem König Johann V. von Portugal ertheilte er 1740 die Erlaubniß zur Besetzung aller erledigten Bisthümer und Pfründen in seinem Reiche und erfreute ihn 1748 mit dem Titel Rex fidelissimus. Mit Spanien schloß er 1753 ein Konkordat, nach welchem dem König die Besetzung aller Pfründen und Stifter (mit Ausnahme von 52, die der Papst sich vorbehielt) überlassen wurde. Durch Ertheilung des nämlichen Rechts endigte er auch den unter Klemens XII. begonnenen Streit mit dem König von Sardinien. Eine besondere Hinneigung zu Oesterreich bewies B. schon in dem Streit mit Friedrich II. von Preußen, der ihm 1742 durch Errichtung des Generalvikariats in Schlesien allen Einfluß auf kirchliche Verhandlungen und Streitigkeiten raubte und gegen den er alle katholischen Fürsten in einem Breve zum Kampf aufforderte; noch offener zeigte er jene Hinneigung in dem Streit zwischen Oesterreich und Venedig über das Patronatsrecht des Patriarchats zu Aquileja, worauf Oesterreich seit 1749 neue Ansprüche erhob; B. stillte den Zwist durch die Verwandlung des Patriarchats in zwei Bisthümer (Görz und Udine). Das Wichtigste, was B. that, war aber der von ihm gewagte erste Schritt zur Aufhebung des Jesuitenordens, dem er so abgeneigt war, daß er keinem Mitgliede desselben den Aufenthalt an seinem Hofe gestattete, während er dessen Gegner, die Dominikaner, ganz besonders begünstigte. Schon die berühmte Bulle Ex quo singulari (1742), in welcher B. den Streit der Jesuiten und Dominikaner in China über die Vergünstigungen des päpstlichen Legaten Mezzabarba zu Gunsten der Dominikaner entschied, beweist durch ihre entschiedene Sprache, welchen Gegner die Jesuiten an diesem Papste hatten. Noch entschiedener aber trat er seit dem Jahre 1757 gegen sie auf, als König Johann V. von Portugal die Jesuiten als Anstifter eines zu Porto ausgebrochenen Aufruhrs beim Papst anklagte. B. erließ 1758 ein Breve, worin er den Kardinalpatriarchen von Lissabon zum Visitator und Reformator der Jesuiten in Portugal, Algarbien, Ost- und Westindien ernannte und ihm eine Vollmacht gab, die, vom Patriarchen streng ausgeführt, dem Jesuitenorden schon bedeutenden Nachtheil brachte. Auch soll B. dem Kapuziner Norbert zu seinem Werke gegen die Jesuiten zahlreiche Dokumente über die Verbrechen und Schleichkünste derselben ausgeliefert haben. Ja, er würde vielleicht die gänzliche Aufhebung des Ordens unternommen haben, wäre er nicht schon einen Monat nach jenem Breve gestorben. Die Wissenschaften waren ein besonderer Gegenstand seiner Sorgfalt. In Rom gründete er Akademien, und den Flor der Akademie zu Bologna erhöhte er; er ließ einen Grad des Meridians messen, den Obelisk des Marsfeldes, den man mit Unrecht den Obelisk des Sesostris genannt hat, aus der Erde herausziehen und aufrichten, die Kirche des heiligen Marcellinus nach einem von ihm selbst entworfenen Plane erbauen, die schönen Gemälde in der Peterskirche in Mosaik ausführen und schmückte Rom mit mehren alten Kunstdenkmälern. Die Sorbonne zu Paris erhielt von ihm sein Bildniß nebst seinen Werken. Auch ließ er die besten englischen und französischen Werke ins Italienische übersetzen, und auf seinen Befehl begann man ein Verzeichniß der Manuskripte der vatikanischen Bibliothek zu drucken, deren Zahl er bis auf 3300 vermehrt hatte. Die Verwaltung des Innern, die er stets im Auge behielt, zeugte ebenfalls von seiner Weisheit. Er begünstigte die Handelsfreiheit, suchte durch Verbesserung der Häfen von Ancona, Nettuno und Anzio den Handel, durch Austrocknung von Sümpfen den Ackerbau zu heben, gab strenge Gesetze gegen den Wucher und verminderte die Zahl der Festtage. Seine Frömmigkeit war aufrichtig, aber aufgeklärt und tolerant. Zu der von ihm angestrebten Aufrechthaltung der Glaubenssätze und guten Sitten gab er selbst das beste Beispiel. Der einzige Vorwurf, den ihm die Römer machten, war, daß er zu viel schreibe und zu wenig regiere (er überließ die Geschäfte meist seinem Minister, dem Kardinal Valenti); sie sagten wortspielend von ihm: „Magnus in folio, parvus in solio!" Er † am 3. Mai 1758 nach einer schmerzhaften Krankheit, während welcher er nicht einen Augenblick die Heiterkeit seiner Seele und die Lebhaftigkeit seines Geistes verlor. In allen seinen theils lateinisch, theils italienisch abgefaßten Schriften zeigt sich eine große Gelehrsamkeit, namentlich eine tiefe Kenntniß des kanonischen und bürgerlichen Rechts, der heiligen und weltlichen Geschichte. Eine Ausgabe derselben besorgte der Jesuit Emanuel de Azevedo (Rom 1747—1751, 12 Bde.); eine vollständigere Ausgabe erschien in 16 Bänden (Venedig 1777). Die 5 ersten Bände handeln von der Beatifikation und Kanonisation der Heiligen; der 6. enthält die Akten der Heiligen, die B. kanonisirt hat; der 7. und 8. Ergänzungen und Anmerkungen zu den vorhergehenden; der 9. eine Abhandlung über das Meßopfer; der 10. handelt von den zu Ehren Jesu Christi und der heiligen Jungfrau eingesetzten Festen; der 11. enthält die Instruktionen und Verordnungen, welche er vor seiner Erwählung zum Papst erlassen hatte; der 12 eine Abhandlung über die Synoden, seine wichtigste Schrift, in welcher man den großen Kanonisten erkennt; der 13. — 16. eine Sammlung seiner Breven und Bullen. Seine Lebensbeschreibung erschien Rom 1787.

Benedikt, Julius, Kapellmeister zu Neapel, geboren zu Stuttgart 1804 als Sohn eines jüdischen Bankiers, besuchte das Gymnasium zu Stuttgart, erlernte mit großer Leichtigkeit alte

und neue Sprachen und wurde von dem berühmten Klaviervirtuosen Abeille im Klavierspiel unterrichtet. Die bloße Lust am Klavierspielen ging bei dem Knaben bald in die innigste Liebe zur eigentlichen Tonkunst über, und da er als 12jähriger Klaviervirtuos und schon ausgestattet mit vielen vortrefflichen harmonischen Kenntnissen sich glücklich in der Komposition versuchte, so durfte er sich ganz der Musik widmen. Im Jahre 1819 kam er nach Weimar zum Kapellmeister Hummel, um sich im Klavierspiele, und im folgenden Jahre zu K. M. von Weber nach Dresden, um sich in der Komposition auszubilden. Mit Letzterem verknüpfte ihn bald ein inniges Freundschaftsverhältniß. Auf Webers Empfehlung fand er 1824 eine Anstellung als Musikdirektor beim Kärnthnerthor-Theater in Wien, gab aber diese Stelle schon nach 2 Jahren auf, um eine Reise durch Deutschland und nach Italien zu machen. In Neapel erhielt er die Stelle eines Musikdirektors bei San-Carlo, brachte hier 1827 seine erste Opera buffa „Giacinta ed Ernesto" zur Aufführung u. trat nachher mehre Jahre hintereinander mit großem Beifalle, besonders in Bologna, Lucca und Neapel als Klavierspieler auf. Im Jahre 1830 war er in Stuttgart (wo 1831 seine zweite Oper, „Die Portugiesen in Goa", I Portoghesi a Goa, gegeben wurde), Dresden und Berlin, eilte aber bald über Frankfurt nach Paris, wo seine ausgezeichnete Gewandtheit im Begleiten von Gesangstükken ihn mit Beriot und der Malibran befreundete, mit denen er nach Neapel zurückkehrte, wo er seine frühere Stellung wieder einnahm. Hierauf ging er 1835 nach London, brillirte daselbst als Klaviervirtuos und wurde 1836 Direktor der neuerrichteten Opera buffa. Als Klavierspieler behauptet B. einen hohen Rang; er ist glänzend durch eine seltene praktische Fertigkeit, ergreifend durch Eleganz und Präcision im Vortrage. Als Komponist hat er mehre Stadien durchlaufen. So lange er unter Webers Einflusse arbeitete, lieferte er ächt deutsche, poetische Fülle und Tiefe bekundende Musik, alles fremden und unnützen Schmucks sich enthaltend. Hierher gehören seine Klavierkompositionen, Rondo's, Koncerte, Variationen 2c. In Italien aber ließ er sich durch den blendenden Schimmer rossini'scher Musik zur Nachahmung derselben verführen, wie die genannten Opern beweisen. Erst die Oper „Uno anno ed un giorno", die 1836 erschien, zeigte eine Rückkehr zum bessern Geschmack, und seine romantische Oper „The Gipsy's Warning", welche 1838 vom 19. April bis 1. Juni in London nicht weniger als 30mal aufgeführt wurde, vereinigt deutsche Gediegenheit mit französischer Grazie und italienischer Lieblichkeit auf das Schönste. Unter B.s neuern Produktionen ist außer der Oper „Die Braut von Venedig" besonders die große Oper „The Assassins" in weiteren Kreisen bekannt geworden. Unter dem Titel „Die Kreuzfahrer oder der Alte vom Berge" kam sie auch auf mehren deutschen Bühnen zur Aufführung, ohne jedoch dauernden Beifall zu finden. Im Herbst 1850 begab sich B. mit Jenny Lind nach Amerika, um die Sängerin in ihren Konzerten auf dem Piano zu begleiten und zugleich selbstständig als Pianist sich hören zu lassen. Nach seiner Rückkehr lebt er wieder in London und war als Komponist vornehmlich für das virtuose Fach thätig.

Benediktbeurn, Dorf im bayerischen Kreis Oberbayern, Landgericht Tölz, südwestlich von München, am Fuße der Vorgebirge gegen Tyrol, mit Schloß, Forstamt, Postexpedition, Militär-Fohlenhof und 140 Einwohnern; in der Nähe Marmorbrüche und die Gesundquelle Heilbrunn (Adelheidsquelle), die nach Graff zu den ersten kochsalz- und eisenhaltigen Mineralquellen Deutschlands gehört. Sie enthält Kochsalz, feuerfestes Laugensalz im Ueberflusse, kohlenstoffsaures Eisen und gesäuerte Bittererde. Als Bad leistet das Wasser gute Dienste bei allgemeiner und örtlicher Schwäche; zum Trinken ist es dem Bitter- und Seidschützwasser vorzuziehen. Das Badehaus und die übrigen Anstalten sind bequem. Ganz nahe bei dem Ort befindet sich der Kochelsee, östlich davon erhebt sich die 6100 Fuß hohe, steile Benediktenwand, von deren Gipfel man halb Schwaben und Bayern und dessen zahlreiche Seen überblicken kann. B. war ehemals eine berühmte und reiche Benediktinerabtei, 740 von den drei, aus altherzoglich bayerischem Geschlechte stammenden Brüdern Landfried, Waltram und Eliland gestiftet. Die prachtvolle Stiftskirche ward unter dem Abt Placidus erbaut und 1686 dem heiligen Benedikt geweiht. Bei der Aufhebung der bayerischen Klöster 1804 kam auch B. zum Verkauf und 1805 in die Hände Josephs von Utzschneider, der daselbst 1806 eine Kunstglashütte errichtete, um das mechanische Institut, welches er 1804 mit Georg Reichenbach und dem Mechanikus Joseph Liebherr in München gegründet hatte, mit dem nöthigen Flint- und Kronglas zu versehen. So entstand hier das berühmte optische Institut, welches zu allen astronomischen Instrumenten, die in Reichenbachs und Liebherrs Werkstätten für viele europäischen Sternwarten verfertigt wurden, die Gläser geliefert hat.

Benediktenkraut, s. v. a. Geum urbanum *L.*, auch bisweilen s. v. a. Centaurea benedicta *L.* (Cnicus benedictus *Gaertn.*).

Benediktiner, im allgemeinen Sinne alle diejenigen Mönche, welche die Regeln des heiligen Benedikt von Nursia beobachten. Dieser Mann wird mit Recht der Vater der abendländischen Mönche genannt. Um 480 zu Nursia, in der Provinz Valeria, unweit Spoleto, in edler Familie geboren, ward er als Knabe nach Rom gebracht, um dort in den Wissenschaften unterrichtet zu werden. Allein da er den lasterhaften Lebenswandel seiner Lehrer und der Gelehrten überhaupt sah, verließ er (494) die Stadt wieder, um nicht auf ähnliche Abwege zu gerathen. Nach damaliger Sitte von seiner Amme geleitet, die ihm treulich anhing, verrichtete er auf dem Wege in einem Dorfe sein erstes Wunder: durch Gebeteskraft stellte er ein zerbrochenes Sieb wieder her. Ein Mönch Romanus in der Gegend von Sublacum (Subiaco) gab ihm eine Mönchskutte, mit welcher bekleidet er nun in einer benachbarten Höhle 3 Jahre lang als Einsiedler lebte und nach Gregors des Großen Be-

richt Wunder über Wunder verrichtete. Bald ward er der rathgebende Lehrer der zuströmenden Menge. Neugierige und Andächtige kamen in immer größerer Zahl zu ihm und Benedikts Bekehrungsversuche hatten immer glücklichern Erfolg; ja die Mönche des nahen Klosters Vicovaro erwählten den strengen Asceten zu ihrem Abte. Nach langem Widerstreben willigte er ein, indem er wohl den ungünstigen Ausgang voraussah. In der That bereuten die weltlicher gesinnten Klosterbrüder ihre Wahl nur allzu bald und suchten Benedikt mit Wein zu vergiften; aber das Gefäß zersprang während der Weihung desselben zum Abendmahle beim Kreuzeszeichen; da verließ der Abt die treulosen Mönche und begab sich in die Einöde zurück. Vom Jahre 520 bis 527 errichtete nun Benedikt selbst in seiner Umgebung 12 Klöster mit je 12 Mönchen und je einem Abte und schrieb ihnen eine strengere Ordensregel vor. Aber der Neid eines benachbarten Presbyter Florentius zwang ihn, abermals den Ort eines gesegneten Berufs zu verlassen. Vergiftetes Brod ward ihm überbracht, Lockungen zur Sünde sollten ihn verderben; da verließ der Heilige die gefährliche Gegend mit einigen seiner vertrauteren Mönche und nahm auf der Höhe des Berges von Casinus, einer zwischen Subiaco und Neapel gelegenen Burg, seinen Wohnsitz. Hier fand er einen Apollotempel, heilige Haine und noch grobe Abgötterei unter dem umwohnenden Landvolke. Benedikt zerstörte mit seinen Mönchen und andern Anhängern den Tempel, hieb die Haine nieder, erbaute zuvörderst 2 Bethäuser, bekehrte durch geistlichen Unterricht viele Heiden und errichtete alsbald das noch heute bestehende Kloster Monte Casino, den Stammort des Benediktinerordens, in der jetzigen neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro. Alle Mönche umschloß nach Benedikts Regel ein Gebäude (claustrum), und die Klostermauern schnitten dergestalt allen Weltverkehr ab, daß die Mönche sich alle Lebensbedürfnisse mit eigener Hände Arbeit bereiten mußten. Nothwendige, nützliche Arbeit sollte mit Beten und Singen (horae canonicae) abwechseln. Dazu kamen Bußübungen, Studiren (lectio divina) und Unterweisung der zur Klostererziehung oder zum Unterricht überhaupt übergebenen Kinder. Der Aufnahme in das Kloster ging ein Noviziat (Probejahr) voraus, nach welchem der Rücktritt noch frei stand, dann aber folgte die Ablegung der 3 feierlichen Gelübde: der conversio morum, des Lebens in Dürftigkeit und Keuschheit; der obedientia, des unbedingten Gehorsams gegen die Obern, und der stabilitas loci, des Verbleibens im Kloster mit förmlicher Verzichtleistung auf Wiederaustritt. Die monarchische Klosterregierungsform war etwas gemildert; die Kongregation wählte sich den Abt (abbas), dieser einen Prior oder Propst (praepositus) zum Vikar; Decani standen den Dekanien, d. h. einer Anzahl von je 10 Mönchen, die in einer Wohnung vereinigt waren, vor. Bei weniger wichtigen Gegenständen wurden nur die seniores zur Berathung gezogen; für wichtigere Berathungen wurden allgemeine Versammlungen des gesammten Coetus berufen, in welchen zwar Alle ihre Stimme abgeben durften, der Abt aber die entscheidende Stimme hatte.

Diese Ordensregel Benedikts vom Jahre 529 ward die Grundlage einer ebenso durchgreifenden Reformation aller abendländischen Klöster, wie für die morgenländischen die des großen Basilius. Die B. bilden demnach den ersten förmlich konstituirten abendländischen Mönchsorden. Vierzehn Jahre hindurch, bis zu seinem Tode (21. März 543), war Benedikt Abt des Klosters Monte Casino, das frühzeitig schon durch große Ueberzahl von Mönchen im Stande war, neue Stiftungen zu begründen, zu Terracina, zu Messina u. a. O. (534 ff). Benedikts Ruhm vergrößerte sich von Tag zu Tag. Prophetischen Blickes sah er in die Zukunft; dem Könige der Ostgothen, Totilas, verkündigte er sein Schicksal auf die letzten zehn Lebensjahre voraus. Da er aber vorhersah, wie es seinem Kloster ergehen werde, weinte er bitterlich. Im Jahre 589 durch die Longobarden zerstört, um 700 wieder aufgerichtet, sank das Kloster auf Monte Casino durch die Araber 884 abermals in Trümmer; wieder hergestellt und auch wieder zerstört, hat es sich noch einmal erhoben in mächtigen Gebäuden und einer herrlichen Kirche. Außer vielen andern Besitzungen gehört dem Kloster heut zu Tage die am Fuße des Berges einst von den Benediktineräbten erbaute Stadt San Germano. Der Abt von Monte Casino hat eine bischöfliche Diöces, heißt „Patriarch der heiligen Religion, Abt aller Aebte, Kanzler des Königreichs Sicilien, Graf und Statthalter von Kampanien“. Benedikt hatte bei der Errichtung seiner Klöster wirkliche Cönobien im Auge, daher die beständige Abgeschlossenheit von der Welt, das gemeinsame Leben ohne persönliches Eigenthum, der unbedingte Gehorsam, die ununterbrochene Beschäftigung. Nützliche Handarbeit zum Erwerb des Lebensunterhalts rechnet Benedikt zum Wesen eines wahren Mönchs. Jedes Kloster soll in seinem Bezirke selbst besitzen und erzeugen, was es bedarf, auch durch Kunstarbeiten noch Erwerb suchen, aber sie billiger verkaufen, als weltliche Künstler, auch Gastfreiheit gegen Jedermann üben, am Abtstische sollen stets Gäste und Fremde essen. Die Gastfreundschaft soll selbst die Beobachtung heiliger Fasten aufheben; Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit, Krankenpflege und Dienstwilligkeit sind vornehmste Pflichten. Mit den Mönchen darf Niemand ohne Erlaubniß der Vorgesetzten sprechen. Briefe und Geschenke, auch von Aeltern, darf kein Mönch ohne des Abtes Bewilligung annehmen. Als Kleidung sind zwei Röcke mit Gugeln (Kopfdecken, cucullae) und ein breites auf beiden Seiten offenes Schulterkleid (Skapulier) für die Arbeitszeit bestimmt, Alles vom wohlfeilsten Stoffe, dessen Wahl und Farbe der Gesetzgeber dem Gutdünken der Aebte, je nach Klima und Oertlichkeit, überließ. Ein Verwalter (cellarius) ist über die Vorrathskammern des Klosters gesetzt. Andere beaufsichtigen und besorgen Kleider und Geräthe. Alles ist gemeinschaftlich wie bei den ersten Christen zu Jerusalem. Nur Kranke dürfen Fleisch essen und sich baden. Nur Alte und Kinder werden von solchen Vorschriften ausgenommen. Täglich sind den Mön-

chen zwei gekochte Zugemüse (pulmenta, Eier und Fische) und Jedem ein Pfund Brod bestimmt; bei schwerer Arbeit noch etwas Obst oder junge Hülsenfrüchte, dazu ein kleines Maß Wein (hemina). Die Milde der Benediktinerregel erleichterte ebenso ihre Anwendung in bestehenden Klöstern, wie sie zu neuen Stiftungen beitrug. Durch bestimmte Ordnung des Klosterlebens ward die Dauer des Benediktinerordens gesichert, und die Gleichstellung der Mönche mit den Geistlichen dadurch allmählig herbeigeführt, daß, während früher die Mönche mit den Laien an Parochialkirchen gewiesen waren, sie nunmehr in ihrer Abgeschlossenheit eine eigene Kirche und eigene Priester in ihrer Mitte haben mußten. Benedikts Erlaubniß, Kinder aufzunehmen, veranlaßte die Errichtung von Schulen in den Klöstern, die späterhin mit den bischöflichen Kathedralschulen verschmolzen wurden und die Kaiserschulen des abendländischen römischen Reichs ersetzten. Aus der Vorschrift des Lesens aber entstand die Anlegung von Bibliotheken, und zu deren Vermehrung trug fleißiges Abschreiben von Handschriften viel bei, wodurch der Nachwelt die Schätze alter Wissenschaft bewahrt wurden. Zwar findet sich in Benedikts Regel keine Verpflichtung zu eigentlich wissenschaftlicher Thätigkeit, aber das Gebot der Bibellektüre und nützlichen Beschäftigung überhaupt mußte bald in diese Richtung führen. Es war Cassiodorus, welcher, nachdem er sich in das von ihm erbaute Kloster Vivarium (538) bei Squillacci in Bruttien zurückgezogen hatte, in demselben den ersten Versuch machte, neben mannigfaltiger anderer nützlicher Thätigkeit auch gelehrte Beschäftigungen in das Klosterleben einzuführen. Die bereits an eine geregelte Thätigkeit gewöhnten B. folgten diesem Vorgange sehr bald, und konnten nun dem Abendlande auf desto mannigfachere Weise nützlich werden.

Schon 534 hatte Placidus, ein Schüler Benedikts, dessen Regel nach Sicilien (Messina) gebracht, der berühmtere Maurus führte sie 543 in Frankreich ein. Nach Spanien scheint die Benediktinerregel vor 633 gekommen zu seyn. In Italien verbreitete sich dagegen Benedikts Orden nur langsam, da die Longobarden Monte Casino 580 zerstört hatten und vielfache Unruhen das Land heimsuchten. Auch folgte man in mehren Klöstern Italiens älteren Regeln, bis endlich Gregor der Große, 590 ff., selbst B. und Benedikts begeisterter Biograph, den Orden in Italien zu allgemeiner Geltung brachte. Durch den irischen Augustin, den Apostel der Angelsachsen, fand derselbe auch im südlichen England, wohin Augustin 597 mit 40 B.n kam, Eingang. Um 600 ward das Kloster Canterbury gestiftet, 668 breiteten sich die B. nach Northumberland aus, von da nach Irland. Im Frankenreiche waren eigentliche Benediktinerklöster bis um die Mitte des 7. Jahrhunderts selten. Columban, Gallus, Kilian, die irischen Apostel in Burgund, der Schweiz und Deutschland waren keine B. Erst Bonifacius (733) begründete die neue Ordnung diesseits des Rheins und der Donau. Die aus dem Ende des 6. und der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts stammenden Klöster zu Weltenburg, (580), Weißenburg (630), Klingen, Laubes, Stablo, Malmedy wurden im 7. und 8. Jahrhundert vermehrt durch Ohrdruff, Fritzlar, Fulda (erste eximirte, päpstlich unmittelbare Abtei), Hersfeld, Kitzingen, Ochsenfurt, Bischofsheim. Dazu kamen im 8. Jahrhundert noch: Benediktbeurn, Tegernsee, Ellwangen, Lorch, Prüm und viele andere. Das ist die Periode des höchsten Glanzes des Ordens und seines segensreichsten Einflusses auf Christianisirung und Civilisation der Völker. Vom Main bis zur Donau, nordwärts bis zum Harzgebirge lichteten emsige Mönche die Wälder, bebauten urbar gemachte Felder, pflanzten in Gärten Früchte des Südens, führten Künste und Gewerbe ein, gründeten Schulen, pflegten die Wissenschaften und waren Muster christlicher Milde und Sittenreinheit. Insbesondere gelangte der Orden durch Karls des Großen enge Verbindung mit Rom, von den Päpsten besonders begünstigt, zu höchster äußerer Blüthe. Die Synoden von Autun 670, Mainz 740, Frankfurt 794, Rheims 813 empfahlen die Ordensregel allen Mönchen und Nonnen des fränkischen Reichs zu gewissenhafter Befolgung; auch in der spanischen Mark (Kastilien) ward sie willkommen geheißen.

Aber das Mönchthum von Monte Casino, das durch strenge Ascese dem in der Geistlichkeit herrschenden Verderben kräftig gegenübergetreten war, erlag doch allmählig dem Strome wachsender Verwilderung. Die Reichthümer der Klöster, durch Entbehrung und Arbeitsamkeit der ersten Stifter gehäuft, gereichten zu eigenem Verderben. Der Ueberfluß tödtete die unter Mangel und Mühe entsprossene Mönchstugend. Die Lüsternheit vornehmer Laien u. weltlich gesinnter Geistlichen ward rege bei der Güter Menge, und man benutzte sie zu beliebigem irdischen Gebrauche. In solcher Verderbniß erstand ein Reformator des Mönchthums: **Benedikt von Aniane.** Ihm erschien Benedikts von Nursia Regel zu gelind und nur für Anfänger und Schwache ausreichend. Indem ihm das Ideal orientalischen Mönchthums, wie es Basilius dargestellt, vorschwebte, erkannte er doch sehr bald die Unzweckmäßigkeit der morgenländischen Regel für das Abendland und die Unmöglichkeit, sie zu verwirklichen. Darum trachtete er nunmehr, Morgenländisches und Abendländisches zu verschmelzen, aus Beidem das Beste zu wählen; doch diente die alte Benediktinerregel zur Grundlage. Mehre Gleichgesinnte verbanden sich mit Benedikt, begeistert, wie er, für Herstellung des alten Mönchthums. Als Abt zu St. Sequanus (780) legte er diese Würde freiwillig nieder und gründete, vorbereitet durch Kasteiungen aller Art, auf dem Gebiete seines Vaters am Bach Anianus ein neues gleichnamiges Kloster. Von hier aus wirkte Benedikt reformatorisch in immer weiteren Kreisen. Sein Beispiel leuchtete Allen vor und trieb zu reger Nacheiferung. So ward ihm möglich, schon 782 prächtige Kirchen und Wohnungen für 300 Mönche zu bauen. Er theilte mit denselben jede Haus- und Feldarbeit, Studien und Unterricht, wozu er Bücher anschaffte, auch eine Schule zu Bildung der Kleriker errichtete. Die verfallenen u. verwilderten Klöster wurden weit umher durch Mönche aus Aniane zu neuem Le-

ben und zu der ursprünglichen Regel zurückgebracht. Benedikt führte die Oberaufsicht als Generalabt, und Karl der Große ertheilte ihm 788 für sein Kloster die Exemtion von weltlicher und bischöflicher Gerichtsbarkeit, um ihn desto besser gegen die Adoptianer gebrauchen zu können. Ludwig der Fromme aber übertrug ihm sogar von Staats wegen die Aufsicht über alle Klöster seines Gebiets und auf dem Reichstag zu Aachen 817 (aachener Beschlüsse) ward Benedikts Regel zum Klostergesetz des Reichs erhoben. Seit 814 nach Maurmünster bei Zabern im Elsaß, bald darauf nach Aachen an den Kaiserhof berufen, errichtete Benedikt unweit desselben auf kaiserliche Kosten das Kloster Inda oder Korneliusmünster und regierte von da aus alle Klöster seiner Reform. So wirkte er bis zu seinem Tode (11. Febr. 821). Während seines 48jährigen Mönchsstandes hatte er nie Fleisch von vierfüßigen Thieren gegessen und sich selbst mehr abgetödtet, als die Ordensregel forderte. Er ward unter die Heiligen versetzt, doch verfielen seine verbesserten Einrichtungen bald wieder und die Mönche kehrten zur früheren Ungebundenheit zurück. Dazu kam der Mißbrauch der Karolinger, Klöster Laien anzuvertrauen, sie in Kommenden (Kommendaturabteien) zu verwandeln, wobei alle Zucht verfallen, wildes u. wüstes Leben gerade in Italiens u. Frankreichs reichsten und berühmtesten Abteien — im Monte Casino zuerst — einreißen mußte. Aber nichtsdestoweniger blieben in dieser finstersten Zeit die Benediktinerklöster Zufluchtsörter für Wehrlose und Verfolgte, Freistätten der Wissenschaft, in denen die Schätze alter Literatur geborgen wurden. Rom, Mailand, Tours, Clermont, Fleury, Corbie, Fontenay, Rheims, Armagh und Clogher, Canterbury, York, Westminster, St. Albe, Salzburg, Regensburg, Fulda, Hersfeld, St. Alban in Mainz, Hirschau, Reichenau, Corvey und Prüm sind Sitze europäischer Gelehrsamkeit geworden. Nur in solchen Klöstern und den meist auch mit B.n besetzten Kathedralschulen konnten damals höhere Geistliche, Fürsten u. Adelige gebildet werden; Gelehrte und Künstler aller Fächer, Rathgeber der Könige, Lehrer, Hauspriester der Großen fand man vornehmlich unter den B.n. Aus ihnen gingen Theologen, Philosophen, Staatsmänner, Rechtskundige, Aerzte, Musiker, Maler, Bildhauer ꝛc. hervor. Aller Aergernisse ungeachtet bestand und erhielt sich daher das Ansehen ihrer Abteien, nicht Verwilderung, nicht Ordensvernachlässigung mochte ihnen schaden. Und diesem letztern Uebel wollte die Reform steuern, die das 910 gestiftete Kloster Clugny beabsichtigte. Berno, der erste Abt von Clugny, Graf von Burgund, unzufrieden mit der Weichlichkeit der Mönche seiner Zeit, suchte in 7 Klöstern die alte Strenge wieder herzustellen, starb aber 927, ohne zum Ziele gelangt zu seyn. Odo, Sohn vornehmer Aeltern, folgte ihm. Der Vater, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, weihte frommen Sinnes den 879 gebornen Odo dem heiligen Martin, und nach einer Jugend voller Zerstreuungen trat dieser im 19. Lebensjahre in das Martinsstift zu Tours, um früher Versäumtes hier nachzuholen und dem höhern Leben sich zu weihen. Aber erst zu Clugny fand er nach langem Suchen seine Wünsche befriedigt. Anfangs mit Leitung der Schule beauftragt, erhielt er mit Berno's Tode die Aufsicht über das ganze Kloster. Vom Bewußtseyn des unter Geistlichen, Mönchen und Laien herrschenden Verderbens tief ergriffen, eifrig beseelt für Erneuerung christlichen Lebens, setzte er doch nicht das Wesen christlicher Vollkommenheit in ascetische Uebungen, ob er gleich mönchische Strenge dem Weltleben der damaligen Geistlichen und Mönche entgegenstellte. Er stiftete die Kongregation von Clugny, die weltberühmte Verbindung verbesserter Benediktinerklöster, welche erst Bernhard von Clairvaux nach 200 Jahren tadelnd anzugreifen wagte. Den Hauptmängeln der alten Abteien — Theilung der Einkünfte unter die Konventualen, Vernachlässigung kanonischer Andachtsstunden, üppigem Lebensgenuß, z. B. Fleischessen — trat Odo durch vollständige Erneuerung der Regel Benedikts von Nursia und der aachener Beschlüsse entgegen, welchen letztern er noch zahlreiche Zusätze beifügte, z. B. über vermehrtes Beten und Singen, über Prüfungen des unbedingten Gehorsams, beständiges Schweigen ꝛc. Die äußere Werkheiligkeit der Mönche gelangte dadurch allerdings auf eine höhere Stufe, Unordnung ward verhütet, aber andererseits wurde auch Schwärmerei und Aberglauben genährt, der wissenschaftliche Eifer geschwächt, der Geist überhaupt niedergedrückt. Zufolge der aachener Beschlüsse wurden Kinder nicht aufgenommen, wenigstens nicht zum Verbleiben im Kloster gezwungen; daher war auch in der Kluniacenser-Kongregation weniger Antrieb für Unterhaltung der Schulen. Trotzdem wuchs die Kongregation von Clugny in ungemessenen Progressionen. Im 12. Jahrhundert schon folgten in Frankreich, Deutschland, Italien, England, Spanien und Polen gegen 2000 Klöster ihrer Regel. Nach Polen brachte dieselbe Prinz Kasimir um 1040 und als König stiftete derselbe mehre Klöster in seinem Reiche. Zu hoher Blüthe gedieh auch der Benediktinerverein zu Vallombrosa unter seinem Abt Johannes zu Gregors VII. Zeit. Romuald, Herzog von Ravenna († 1027), wurde Stifter der Kamaldulenser zu Camaldoli (campus Maldoli) bei Arezzo im Florentinischen, und Nilus, der Jüngere († 1005), suchte in seinem Kloster bei Gaeta durch morgenländische Strenge alte Benediktinerzucht wieder herzustellen. Doch blieb Clugny immer die erste Kongregation des erneuerten Benediktinerordens. Alle von da aus gegründeten Prioreien (Klöster) traten zwar mit der Zeit in ein freieres Verhältniß, wählten ihren Abt aus eigener Mitte, aber der Generalabt, der Primas zu Clugny, erkannte die Wahl erst für gültig an, wenn er bei gehaltener Visitation die Kluniacenserregel treulich befolgt erfunden hatte. In der spanischen Mark bildeten sich im 11. Jahrhundert auf kurze Zeit Provinzialkongregationen, so daß die Klöster Kataloniens und Aragoniens einem Generalabte gehorchten, welcher meist dem berühmten Wallfahrtskloster auf dem Mons serratus (Montserrat) angehörte. Im Jahr 838 ward die Kongregation von Hirschau (Hirsau) im Schwarzwalde von Fulda aus errichtet, und 1069—80 führte hier nach langer Verödung

Abt Wilhelm die Regel von Clugny mit Abänderungen ein, die besonders wissenschaftlichen Studien sehr ersprießlich wurden. Im scriptorium (conclave, d. i. Schreibzimmer) waren fortwährend 12 abschreibende Mönche unter einem gelehrten Aufseher beschäftigt. Halbmönche verrichteten nach dem Vorgange der Kongregation von Vallombrosa die erforderliche Handarbeit. Kinder wurden nicht aufgenommen; doch war die Schule von Hirschau bald weltberühmt. Unter Abt Wilhelm zählte das Kloster Hirschau 150 Mönche und 60 Laienbrüder und 69 Klöster gehörten in der Folge zur hirschauer Kongregation, doch löste sich dieselbe bereits im 12. Jahrhundert auf. Im Piemontesischen bildete sich die Kongregation von Clusa, die dasige Abtei, 966 gestiftet und 1080 reformirt, zählte bald 7 ihr anhängende Abteien mit vielen Prioreien; sie setzte sich selbst im südlichen Frankreich fest. Durch Krieg u. innere Zerrüttung kam indeß auch diese Verbindung schon im 12. Jahrhundert in Verfall, und Kardinal Moritz von Savoyen konnte durch Erneuerung der Verfassung (1631) das verfallene Institut nicht wieder heben. Johann von Matera begründete 1130 die Kongregation von Pulsano am Berge Gargano in Apulien, welche Mönchs- und Nonnenklöster umfaßte, im 13. Jahrhundert aber Kommende wurde, wodurch sich die Kongregation auflöste. Ueberhaupt hatte die von Clugny ausgegangene Anregung den Konföderationsgeist der Religiosen mächtig geweckt. Besonders entstanden in Italien, wo Clugny am wenigsten bekannt war, und in Frankreich, wo man es zu übertreffen suchte, seit dem 11. Jahrhundert neue Mönchsgesellschaften nach Benedikts Regel, die durch bedeutende Eigenthümlichkeiten ihrer Verfassung, Lebensart und Kleidung von den übrigen B.n abwichen, daß sie richtiger als besondere Orden betrachtet werden. So die Orden von Fonte-Avellana, von Grandmont, von Fontevrauld, vom Jungfernberge (von Monte Vergine), die der Karthäuser, der Cistercienser, zu denen die Bernhardiner, die Mönche von Septfonds, die Trappisten, die Feuillanten und die Nonnen von Portroyal gehören, der Wilhelmiten oder Weißmäntel, der Gilbertiner, der Humiliaten und Barretiner, der Sylvestriner, der Cölestiner, der Olivetaner (von Monte Oliveto), vom Corpus Christi u. der nach dem Muster von Fontevrauld in Schweden errichtete Brigittenorden.

Von diesen neuen Orden unterscheiden sich die alten B. mit Einschluß der Kluniacenser dadurch, daß sie keinen geschlossenen Ordenskörper unter einer Centralregierung ausmachten, die Regel weniger genau beobachteten und bei fortdauernder Willkür der einzelnen, besonders der eximirten Abteien, in der Lebensart, doch alle die ganz schwarze Kleidung annahmen, daher sie auch seit dem 12. Jahrhundert die schwarzen Mönche genannt werden. Die Ausbreitung der neuen Orden, vorzüglich der Cistercienser, und die Entstehung der Bettelorden im 13. Jahrhundert that den alten B.n durch den größern Glanz der Mönchstugenden und durch ihr Streben nach Einfluß beim Volk vielfachen Abbruch, und in Folge davon verloren die B. die Alleinherrschaft in der Klosterwelt, mehr durch ihre eigene, als durch fremde Schuld. Weltlust und Ueppigkeit war, wie erwähnt, früh unter den B.n heimisch geworden. In Italien war die Verwilderung und Unwissenheit der B. schon im 9. und 10. Jahrhundert auf das Höchste gestiegen, und im 12. Jahrhundert entfernte sich selbst das Leben in Clugny und in den mit ihm verbundenen Klöstern so sehr von der alten Strenge, daß diese Institute nur von den der kluniacenser Kongregation nicht beigetretenen Abteien an Ungebundenheit, Ueppigkeit und weltlicher Hoffart übertroffen wurden. Die Arbeiten aller Art überließ man jetzt ausschließlich den sogenannten Laienbrüdern, welche seit dem 11. Jahrhundert unter den Kluniacensern allgemein eingeführt worden waren; die Klosterämter verwandelten sich bei wachsendem Reichthum und Uebermuth in Großwürden und Pfründen, deren Besitz selbst den Mächtigen der Erde wünschenswerth erschien. Die Inhaber derselben genossen die Privilegien, Vikare und Diakonen besorgten die Geschäfte. In Clugny gab es nächst dem Abte, der einem Reichsfürsten glich an Rang und Lebensweise, einen Großprior, mehre Dechanten, einen Klosterprior, Chorsänger, Scholastikus, Prediger, Bibliothekar, Schatzmeister, Großkellner, Gastpfleger, Almosenpfleger und Krankenpfleger, von denen keiner die Lasten des Amtes trug, alle aber die reichen Einkünfte desselben genossen. Das jährliche Einkommen des Abtes in Reichenau belief sich allein auf 60,000 Gulden. Einzelne Klöster und Individuen leisteten jedoch auch in der Zeit der größten Verwilderung für Wissenschaft und Kultur Ersprießliches. Unter den Ottonen zeichneten sich mehre deutsche B. durch den Antheil, welchen sie an dem erneuerten Aufblühen gelehrter Bildung nahmen, vortheilhaft aus, und in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts brachten die Italiener Lanfranc und Anselm, beide nach einander Aebte des Klosters Bec in der Normandie und Erzbischöfe von Canterbury, in ihrer Schule zu Bec das Studium der scholastischen Philosophie in Aufnahme, in welcher alle Geistesstrahlen des Mittelalters ihren Brennpunkt fanden, deren fernere Entwickelung aber allerdings die spätern B. sich weniger angelegen seyn ließen, als die Gelehrten anderer Orden. Auch Italien zählte im 11. Jahrhundert unter seinen B.n wieder mehre ausgezeichnete Gelehrte, namentlich Juristen und Mediciner. Aber im Allgemeinen lag Zucht und Sitte in den Benediktinerabteien tief im Argen und Klagen und Seufzer ließen sich von allen Seiten über die Verwilderung der „schwarzen Mönche" vernehmen. Zuletzt wurden sie so laut, daß selbst das Ohr des Papstes von ihnen nicht unberührt u. das sittliche Gefühl der die Kirche repräsentirenden Koncilien nicht unbewegt bleiben konnte. Auf den Synoden zu Vienne 1311 und zu Valencia 1322 wurden Verordnungen zur Wiederherstellung der Klosterzucht gegeben; sie blieben jedoch ohne Erfolg. Da entschloß sich Papst Benedikt XII., durch ein neues organisches Gesetz den Orden und seinen eigenen Namen vor fernerem Schimpf-

zu sichern; er gab 1336 die unter dem Namen der Benedictina bekannte, mit Zuziehung des Abts Peter von Clugny und anderer französischen Aebte abgefaßte Konstitution für den Benediktinerorden. Der ganze Orden ward darnach in 36 Provinzen getheilt (von denen 7 auf Italien, 6 auf Frankreich, 4 auf Spanien, 1 auf England, 1 auf Schottland, 5 auf Deutschland kamen); in diesen Provinzen sollten in jedem 3. Jahre Provinzialkapitel gehalten werden, Visitatoren dort Berichte über den Zustand der von ihnen bereisten Klöster abstatten; von je 20 Mönchen sollte wenigstens einer auf Universitäten Theologie oder kanonisches Recht studiren ꝛc. Die tägliche Beschäftigung der Mönche, ebenso wie das Finanzwesen der Klöster, ward geordnet, übrigens aber die Unabhängigkeit der einzelnen Abteien, wo sie bis dahin bestanden, von Neuem anerkannt. Trotz ihres milden Charakters fand aber die Benedictina in den meisten Ländern großen Widerstand, in England nahm man sie nur mit Modifikationen an; man vereinigte sich zu einer Provinz, ließ dieselbe von Visitatoren bereisen, hielt Synoden ꝛc., aber die innere Ordnung der Klöster blieb im Wesentlichen unangetastet; in Deutschland und Frankreich trat die neue Konstitution so gut wie gar nicht ins Leben. Um so nöthiger erschien es den zu Kostnitz versammelten Vätern, die Reformation der Benediktinerklöster zum Gegenstande ihrer Berathung zu machen. Neben den auf bessere Disciplin, Studien ꝛc. der Mönche gerichteten Verordnungen findet sich auch die Bestimmung, daß künftighin nicht mehr ausschließlich adelige Novizen aufgenommen werden sollten, wiewohl die letzteren immer noch den Vorrang vor den bürgerlichen hinsichtlich des Eintritts in ein Kloster behalten sollten. In Folge dieser Beschlüsse und des Anklangs, den sie bei Fürsten, Rittern und Bischöfen fanden, sahen sich mehre Benediktinerprovinzen zu Schärfung ihrer Disciplin veranlaßt, und einzelne Aebte nahmen noch weiter greifende Reformen vor. Clugny schickte 1418 Visitatoren nach Deutschland und die Provinz Trier-Köln sanktionirte auf einer Synode zu Trier 1422 für einen Komplex von 59 Klöstern die kostnitzer Beschlüsse. Jagen, Umherlaufen an Festtagen, Unterlassung des Gottesdienstes, Vertheilung der Klosterpräbenden in baarem Gelde und ähnlicher Unfug mußten damals ausdrücklich verboten werden. Nicht Sache der Provinz, sondern Privatunternehmung, aber eben darum ernstlicher gemeint und durchgreifender war die 1418 zu Mölk in Oesterreich angefangene und bald von andern österreichischen Klöstern, z. B. Obenburg, Mariazell, Schottenkloster in Wien, angenommene Reform, welcher sich auch bald die meisten salzburgischen Klöster anschlossen. Zur strengsten Beobachtung der Regel Benedikts und späterer päpstlicher Erläuterungen derselben führte um 1425 Johann von Minden die Abtei Bursfeld bei Hannöverisch-Minden. Zu Anfange des 15. Jahrhunderts nahmen über 130 Mönchsklöster und 64 Nonnenklöster in Niederdeutschland, Belgien, Mainz (selbst Fulda und Hirschau waren darunter) die bursfelder Reform an und traten in engern Verein mit einander. Die so entstandene bursfelder Kongregation hielt 1464 ihr erstes Kapitel, blühete bis ins Zeitalter der Reformation, wo sie auf 40 Klöster herabsank, die sich jedoch bis ins 18. Jahrh. in Verbindung erhielten.

Auch in Italien fing der Benediktinerorden im 15. Jahrhundert an, sich zu reformiren. In Padua stiftete der Abt Barba von St. Justina in Florenz nach der mildesten Auslegung der Benedictina eine Kongregation, die nach dem Beitritt des ältesten aller Benediktinerklöster ihren ursprünglichen Namen der Kongregation von St. Justina mit dem der Kongregation von Monte Casino vertauschte. Sie erlangte 1417 die päpstliche Bestätigung und hielt 1424 zu Polirone ihr erstes Generalkapitel. Sie verstärkte sich durch den Beitritt der alten und ausgebreiteten Kongregation von Cave im Salernitanischen (gestiftet um das Jahr 1000), ferner der 1483 entstandenen von St. Nikolaus von Avenes und der von Lerins, die im 11. Jahrhundert gestiftet worden war. Die so erweiterte Kongregation von Monte Casino zählte in 7 Provinzen (Rom, Sicilien, Neapel, Toskana, Venedig, Lombardei, Genua) 95 größere und 100 kleinere Klöster, hielt jährlich ihre Generalkapitel, erneuerte 1642 ihre Statuten und erhielt sich, obwohl durch die in Folge der französischen Revolution hereingebrochenen Stürme sehr geschwächt, bis auf die neueste Zeit, wo sie wieder neu aufzuleben scheint. Im 17. Jahrhundert that sich die Kongregation von Monte Casino durch tüchtige wissenschaftliche Arbeiten hervor. In der Tracht zeichnen sich die Mitglieder derselben durch die ungewöhnlich weiten Aermel der schwarzen Kutte und durch blaue Skapuliere aus. In Spanien erhob sich das Benediktinerkloster zu Valladolid im 15. Jahrhundert zum Oberhaupt einer Kongregation, der seit 1436 alle spanischen Benediktiner beitraten. Sie führte den Titel Kongregation St. Benedikts von Valladolid oder vallisoletanische Kongregation und zeigte sich im 18. Jahrhundert thätig für die Pflege der Wissenschaften; in Beobachtung der Ordensregeln blieb sie dagegen immer sehr lau. Nach ihrem Vorgange bildete sich in Portugal und Brasilien die Kongregation von Portugal; beide sind in Folge der Säkularisation der neuern und neuesten Zeit wenigstens in Europa für aufgelöst anzusehen. Die englischen B., durch die Reformation in ihrem Vaterlande aufgehoben, gründeten 1603 zu Douai und Dieulwart in Lothringen behufs der Bildung von Missionarien des Katholicismus in England die Kongregation der englischen B., welche sich auch nach Paris, Lammspringe im Kölnischen, Cambrai u. a. O. verbreitete, aber im 18. Jahrhundert einging. Zur möglichsten Verbreitung des Katholicismus in England verpflichteten sich ihre Mitglieder durch ein besonderes viertes Gelübde. In Deutschland sah sich der Benediktinerorden durch die Reformation zu erneuter Thätigkeit, insbesondere auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Jugendbildung veranlaßt. Man errichtete neue Schulen oder erweiterte den Studienkreis der schon bestehenden, so daß einzelne, z. B. die hirschauer, fuldaer und kölner,

das Ansehen von Universitäten erhielten; das tridentiner Koncil aber gebot die Vereinigung der noch unverbundenen und exemten Klöster in Kongregationen, deren nun mehre entstanden, z. B. die Kongregation der heiligen Schutzengel oder der befreiten B. in Bayern, des heil. Geistes im augsburger Sprengel, des heil. Joseph im kostnitzer Sprengel, die erneuerte von Mölk für die österreichischen Klöster, welche, wie bereits angedeutet, bald alle andern an Zahl der Mitglieder übertraf, aber die Mitte des 17. Jahrhunderts nicht lange überlebte. In der Schweiz bildeten St. Gallen, Einsiedeln, Murt und Frischingen den Mittelpunkt einer kleinern Kongregation, die bis ins 18. Jahrhundert dauerte. In Flandern trat, lediglich um den tridentiner Beschlüssen zu genügen, die reiche Abtei St. Waast 1564 mit mehren exemten Benediktinerklöstern zu Gent, St. Omer, Cambrai u. a. O. zu einer Kongregation zusammen, die sich auch nach dem Austritte von St. Waast (1660) dem Namen nach noch bis ins 18. Jahrh. erhielt. An Frankreichs Benediktinerklöstern waren alle Versuche, die Benedictina und die kostnitzer Beschlüsse zur Geltung zu bringen, vergeblich gewesen; die Verwüstungen des Religionskriegs, die häufigen Verleihungen der Klosterpfründen an Laien oder Weltgeistliche und die Verweltlichung der Klostergeistlichen selbst hatten im Anfange des 17. Jahrhunderts die französischen Abteien einer fast allgemeinen Verwilderung preisgegeben. Auch Clugny war 1528 weltliche Kommende geworden. Nur die Abtei Chezal Benoit in Bretagne und eine seit 1502 mit ihr verbundene kleine Kongregation (Congregatio Casalis Benedicti) machten durch strengere Zucht, wenigstens bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts, eine ehrenvolle Ausnahme. Erst seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts regte sich in mehren Klöstern wieder ein besserer Geist, der sich bald mit ersprießlichem Erfolge den Wissenschaften zuwendete. Didier de la Cour, Prior des Klosters St. Vannes (St. Viton) zu Verdun ward im Jahr 1600 der Urheber einer wohlthätigen Reform, die bald auch in Moyenmoutier oder St. Hidulf in Wasgau angenommen wurde u. durch die 1604 geschlossene Vereinigung beider Klöster zur Stiftung der strengen Kongregation von St. Vannes und St. Hidulf führte. Nach und nach schlossen sich alle Klöster in Lothringen und Elsaß ihr an, die Zahl der kongregirten Klöster stieg bis auf 50 und die meisten derselben unterhielten treffliche Schulen und zählten die ersten Gelehrten ihrer Zeit in ihrer Mitte; Lami, Ceillier, Petit-Didier u. Augustin Calmet gehörten der genannten Kongregation an. Ein Nebenzweig von ihr war die niederländische Kongregation von St. Placidus, ein unmittelbarer Sprößling aber die Kongregation von St. Maurus, 1618 gestiftet von Lorenz Benard in dem Kloster der Weißmäntel (Blancs manteaux) zu Paris und benannt nach dem ersten Apostel der Benediktinerregel in Frankreich, dem heil. Maurus. Bestätigt von den Päpsten Gregor XV. und Urban VIII., begünstigt vom Kardinal Richelieu, breitete sie sich schnell aus, schon 1632 zählte sie 40 Klöster ihrer Observanz, 1633 schloß sich St. Denis bei Paris an, 1636 die ganze Kongregation von Chezal Benoit, 1637 das große Kloster Marmoutier mit seinen mehr als 100 Prioreien, 1651 die berühmte Abtei Fleury mit 30 Prioreien und Propsteien ꝛc. Im 18. Jahrhundert besaßen die Mauriner in Frankreich, außer welchem sie keine Ansiedelungen unternahmen, 180 Klöster, unter denen St. Germains de Pres zu Paris wegen seiner großen Bibliothek und als der gewöhnliche Sitz des Generals und der vorzüglichsten Gelehrten das angesehenste war. Die Mauriner folgten der Regel von St. Vannes; ein von dem Generalkapitel auf unbestimmte Zeit gewählter General, 2 Assistenten desselben, ein Kollegium von Definitoren und 6 Visitatoren für die 6 Provinzen, in welche die Kongregation ihre Klöster theilte, bildeten die Regierung derselben, die Prioren der Klöster wechselten nach dem Ermessen des Generals. Die Kleidung war weniger weit, als in Monte Casino, der Kirchendienst und die Klosterzucht nicht übermäßig streng und für die gelehrten Mitglieder, welche im Auftrage des Generals arbeiteten, durch zweckmäßige Dispensationen erleichtert. Laienbrüder (Fratres commissi) verrichteten die Handarbeiten und mechanischen Dienste. Für die wirklichen Konventualen war, neben den religiösen Uebungen, wissenschaftliche Beschäftigung die wahre Lebensbestimmung. Es war Richelieu's Absicht, durch die B. von St. Maurus der Literatur in Frankreich mehr Ernst und Gehalt und den auch in der gelehrten Welt dominirenden Jesuiten ein kräftiges Gegengewicht zu geben, und keinen seiner weitsehenden Pläne erreichte der große Staatsmann vollständiger, als gerade diesen. Der Ordensgeneral Gregor Tarisse (1630—1648) war es, welcher, nach Richelieu's Wunsch, die Thätigkeit der Mauriner auf dem wissenschaftlichen Boden heimisch machte. Eine gelehrte Vorbereitung wurde, nach dem Vorgange der Jesuiten, den Novizen schon in den Novizhäusern und den mit mehren Klöstern verbundenen höhern Lehranstalten zu Theil; die reifern Mönche waren auf Jugendunterricht und besonders auf schriftstellerische Thätigkeit hingewiesen; der General vertheilte größere literarische Unternehmungen unter die geeignetsten Mitglieder der Kongregation und diese erfreuten sich für ihre Arbeiten aller nöthigen Muße und aller der Hülfsmittel, welche der immer mehr wachsende Reichthum der Klöster an die Hand gab. So entstanden jene verdienstvollen Werke, auf denen ein guter Theil der heutigen Gelehrsamkeit wie auf breiten und festen Grundlagen fußt, z. B. jene herrlichen Ausgaben der Kirchenväter, die Sammlungen der Quellen zur Geschichte Frankreichs, die großen archäologischen Werke von Montfaucon und Martène, die bändereichen Abdrücke von Urkunden und Quellen zur allgemeinen und lokalen Kirchengeschichte, die Glossarien von Dufresne und Sarius, die zur Geschichtsforschung unentbehrlichen Anweisungen zum Gebrauch der Urkunden und zur Ausmittelung der Wahrheit historischer Thatsachen (L'Art de vérifier les dates des faits historiques), die Literaturgeschichte von Frankreich und zahllose exege-

tische, kirchenrechtliche, philosophische, genealogische und biographische Schriften. Selbstständige Forschung, sachkundige Umsicht, ausdauernder Fleiß, gepaart mit großer Belesenheit, wird in keinem dieser Werke der Mauriner vermißt und an manchen derselben auch feiner kritischer Sinn, Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit, glückliche Anordnung und geschmackvolle Schreibart bewundert. Die Leistungen eines Mabillon, D'Achery, Montfaucon, Martène, Durand und Anderer verdunkeln bei weitem die Leistungen der wetteifernden Jesuiten, und der redliche Wahrheitssinn der Mauriner läßt in ihnen eine Gattung von Schriftstellern ganz anderer Art, als in den Jüngern Loyola's, erblicken. Die verhängnißvolle Bulle Unigenitus (vom Jahre 1713) bezeichnet die Marke, bis zu welcher herab dies kräftige Leben der Mauriner sich fortpflanzte. Die Väter von St. Maurus standen, getreu ihrem antijesuitischen Charakter, auf Seiten der Appellanten, über 500 Mauriner gehörten sogar zu den Reappellanten und weigerten sich, die verhaßte Konstitution anzunehmen. Der Kampf darüber währte bis ums Jahr 1735, wo sich endlich die Niederlage der B. durch Abfall ihres Obern zu den Konstitutionisten herausstellte. Seit diesem Schlage war die geistige und moralische Kraft des Ordens von St. Maurus für immer gebrochen, er zehrte nur noch an seinem alten Ruhme, als ihm die französische Revolution auch die äußere Existenz versagte. Neben der eben geschilderten glänzendsten Kongregation gab es in Frankreich noch eine Zahl von Klöstern, welche trotz aller Versuche nicht dahin gebracht werden konnten, der Regel von St. Vannes oder St. Maurus beizutreten. Selbst Clugny schloß sich aus und nur ein Theil seiner Prioreien führte eine strengere Observanz ein; andere exemte Klöster, z. B. St. Victor in Marseille, St. Claude in Condal am Jura zogen es, im Sinne und auf Betrieb ihrer weltlichen Kommendaturäbte, denen an strengerer, gegenseitig beaufsichtigter Klosterzucht nichts gelegen war, vor, durch eigne, meist unwesentliche Abänderungen ihrer alten Regeln und durch eine Scheinverbindung mit Klöstern ähnlicher Art den Forderungen des tridentiner Koncils wenigstens dem Namen nach zu entsprechen, als dem ernstern Geiste der Mauriner bei sich Eingang zu verstatten. Solche außerhalb einer größern Korporation stehende Abteien nannten sich **befreite B.** und lebten ganz in alter Weise fort.

Die **deutschen B.** der letzten Jahrhunderte trifft im Allgemeinen der Vorwurf der Verwilderung und Entartung weniger, als die meisten des Auslandes und die des Mittelalters; allein sie sind andererseits doch nicht über eine gewisse Mittelmäßigkeit in ihren Leistungen hinaus gekommen. Ihr literärischer Ruhm darf sich mit dem der Mauriner nicht messen. Die beiden Pez in Mölk und Wien waren doch nur gelehrte Sammler, und was in einzelnen andern Klöstern, z. B. St. Blasien im Breisgau unter dem gelehrten Martin Gerbert, Banz in Franken, St. Emmeran in Regensburg, Benediktbeurn, Tegernsee, Kremsmünster, Göttweih und anderen, für Geschichte der Diöcesen und Klöster, für Sammlung von Chroniken und Urkunden und ähnliche Zwecke geschah, blieb in Hinsicht der Kritik und noch mehr des Geschmacks weit hinter den Arbeiten der Mauriner zurück. Das letzte Aufstreben der deutschen B. war der um die Mitte des 18. Jahrhunderts entworfene Plan einer deutschen gelehrten Benediktinersocietät zur gemeinschaftlichen Bearbeitung der deutschen Landes- und ihrer Ordensgeschichte, dessen Ausführung aber nie ganz vollständig gelang und durch den Einfluß der französischen Revolution auf Deutschland endlich auf immer unterblieb. Die meisten Klöster wurden zu Anfang des 19. Jahrhunderts aufgehoben, viele Mönche als Weltgeistliche verwendet oder selbst in bürgerliche Aemter eingewiesen, andere erhielten Pensionen. Die Bibliotheken fielen in die Hände der Landesherren und nur wenige Konvente wußten sich durch Versetzung zusammen zu halten, wie St. Blasien, dessen Mönche 1806 nach Spital am Pyrhn ob der Enns und 1808 nach St. Paul in Kärnthen kamen. Oesterreich zeigte sich überhaupt gegen B. am wohlwollendsten; die Kongregation von Mölk erstand von Neuem, indem die übrigen Benediktinerklöster im Oesterreichischen, z. B. Kremsmünster, Mariazell, das Schottenkloster zu Wien, die Klöster zu Göttweih, Seitenstätten, St. Florian, ihr einverleibt wurden. Auch der schweizer B. hat sich Oesterreich in neuester Zeit angenommen, indem 1845 der Kaiser den Konventualen von dem aufgehobenen Kloster Muri das ehemalige Augustinerstift Gries bei Botzen als Asyl anwies. Von Oesterreich und der Schweiz hat sich Bayern in neuester Zeit einen Stamm von B.n kommen lassen, welche zum bessern Gedeihen des Ordens in Augsburg eine Gesammtstudienanstalt errichteten. Die **polnischen B.**, welche auf Betrieb des Palatins von Plock, Johann Karl von Wierchowicz, 1670 zu einer Kongregation des **heil. Kreuzes** nach dem Muster von Monte Cassino zusammentraten, haben für das Unterrichtswesen Einiges geleistet; die 1560 errichtete Kongregation von **Meleda in Dalmatien** aber hat nicht einmal dieses Verdienst sich erworben. In Ungarn, wohin der Orden sich im 11. Jahrhundert verbreitete, wurden die verschiedenen Klöster schon 1385 unter einem Oberhaupte, dem Abte vom heil. Martinsberge bei Raab, vereinigt, und letzterer 1514 von Leo X. zum Erzabt erhoben. Bis zur Schlacht bei Mohácz (29. Aug. 1526) gab es 90 Abteien im Lande, in Folge jenes unglücklichen Tages gingen aber die meisten derselben unter; als Joseph II. das Todesurtheil über den Orden aussprach (1786), bestanden in Ungarn, außer der Erzabtei auf dem Martinsberge, nur 3 Filialabteien, zu Tihány, Bakonybél und Dömölk, und diese rief Kaiser Franz 1802 wieder ins Daseyn. Die ungarischen Benediktinerabteien, deren wissenschaftlicher Ruf nie über die Grenzen ihres Vaterlandes gedrungen ist, haben sich gleichwohl in Ungarn nicht bloß um die Landeskultur, sondern auch um die Erziehung der Jugend, sowie um Wissenschaft und Literatur nicht unbedeutende Verdienste erworben. Der Benediktinerorden versieht die königl. Akademien und Archigymnasien zu Raab und Preßburg, nebst

mehren diesen untergeordneten Gymnasien mit Lehrern.

Vor der Reformation zählte der Benediktinerorden in allen seinen Zweigen zwischen 15,000 und 16,000 Klöster, durch die Reformation sank diese Zahl auf 5000—6000 herab und gegenwärtig dürfte sie, trotz des jungen Zuwachses in Bayern und Frankreich, kaum 500 betragen. An eine Rehabilitation seiner ehemaligen Größe ist nicht mehr zu denken; wir brauchen jetzt die Benediktinerklöster weder zur Lichtung unserer nur allzu dünnen Wälder, wie im 7. und 8. Jahrhundert, noch können wir ihnen, wie in den Zeiten des Mittelalters, unsere Jugend zur Erziehung überweisen, seitdem die theologischen und antiquarischen Disciplinen nicht mehr den Mittelpunkt unserer Schulstudien bilden, und eben so wenig vermögen sie uns, als Pfleger der Wissenschaften, die Universitäten und Akademien zu ersetzen. Dennoch bleibt es unbestritten, daß der Benediktinerorden ein wesentliches Verdienst um die Kultur der Länder und der Völker Europa's sich erworben hat, und daß namentlich ohne sein Dazwischentreten der wohlthätige Einfluß des klassischen Alterthums der modernen Zeit sehr erschwert und verkümmert worden wäre. Unter allen geistlichen Orden ist der der B. nicht bloß der reichste und angesehenste, sondern auch der einflußreichste und fruchtbarste geworden. Kein anderer Orden kann eine gleich große Zahl bedeutender Männer in seinen Reihen aufweisen. Nach Feßlers Berechnung zählten die B. während der 13 Jahrhunderte ihrer Dauer 15,700 Schriftsteller, 4000 Bischöfe, 1600 Erzbischöfe, 200 Kardinäle, 24 Päpste, 1560 kanonisirte und 5000 der Kanonisation würdig erklärte Heilige, sowie 43 kaiserliche und 44 königliche Personen. Endlich muß dem ganzen Orden das Zeugniß gegeben werden, daß er sich der Welt nur durch Gelehrsamkeit, Seelsorge und je zuweilen im Luxus und Freudengenuß genähert, nie aber seine Hand bei politischen Händeln im Spiele gehabt, auch nie sich an die Höfe gedrängt hat.

Vergl. Mabillon, Annal. Ord. S. Benedicti, Paris 1703—1739, 6 Bde. bis 1157; Ziegelbauer, Historia rei literariae Ord. S. Bened., Augsburg 1754, 4 Bde.; Helyot, Ordensgeschichte, 4. Theil.

Benediktinerinnen, Klosterfrauen nach der Regel des heil. Benedikt von Nursia. Nach einer unerwiesenen Tradition soll schon des heil. Benedikt Schwester Stifterin eines Nonnenklosters gewesen seyn; mit historischer Sicherheit läßt sich aber die Entstehung der B. erst im 7. Jahrhundert nachweisen, ja im fränkischen Reiche wurden erst im 8. Jahrhundert die Nonnenklöster auf Benedikts Regel verpflichtet. Die Mehrzahl ihrer Abteien blieben in der Folge vereinzelt und unter Aufsicht der Bischöfe; auch wenn sie sich den schwarzen Mönchen angeschlossen hatten, durften sie von diesen nur unter Mitwirkung der Bischöfe visitirt werden. Daher herrschte in der Einrichtung der Häuser und selbst in der Kleidung der Nonnen viel Mannigfaltigkeit. Früher noch, als bei den Mönchen, zeigte sich hier Unordnung und Verwilderung, sowie Bevorzugung des Adels; die vornehmsten Klöster verwandelten sich in regulirte oder selbst in weltliche Stifter adeliger Chorfrauen. Reformen waren selten und erstreckten sich immer nur auf wenige Klöster. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts reformirten sich, nach dem Vorgange des Klosters auf dem Montmartre bei Paris, mehre Häuser in Frankreich und bildeten mit strengerer Beobachtung der Regel Benedikts die Kongregation U. L. Fr. von Calvaria, welche Papst Gregor XV. 1622 bestätigte. Zwei kleine Verbindungen, welche 1654 und 1676 ebenfalls in Frankreich entstanden, nahmen zu den 3 Regeln Benedikts noch als vierte die beständige Anbetung der Monstranz und nannten sich darnach B. von der beständigen Anbetung des heil. Sakraments. Eigentliche geregelte B. gibt es außer in Sicilien und Italien nicht mehr, seitdem die französische Revolution sie 1789 beseitigte und die übrigen Staaten nach und nach diesem Beispiele folgten. Die deutschen B.-Häuser, welche noch in Oesterreich an manchen andern Orten bestehen, sind Pfründen und Versorgungsstifter, deren sich fast ausschließlich der Adel bemächtigt hat.

Benediktion (benedictio), Segen, Weihe, in der katholischen Kirche besonders die Einsegnung einer Sache oder Person, wobei Gebetsformeln (oft selbst B. genannt), Besprengung mit Weihwasser, Räucherungen ꝛc. den Ritus ausmachen. Bloß benedicirt wurden auf diese Weise Aebte, Aebtissinnen und Gottesäcker, während Bischöfe, Kirchen und Glocken unter Anwendung des heil. Oels konsekrirt werden müssen. Die B. der Aebte wird von dem Bischofe unter Zuziehung von zwei infulirten Aebten vorgenommen und ist eine der bischöflichen Konsekration ähnliche Ceremonie ohne sakramentlichen Charakter, bei der dem benedicirten Abte Regel, Stab, Ring, Mütze und Handschuhe überreicht werden (vgl. Abt). Eine andere Bedeutung hat die B., welche der Papst, die Kardinäle, Bischöfe und päpstliche Nuntien entweder einem ganzen Volke oder auch einzelnen Personen in der Kirche oder im Freien zu geben pflegen, indem sie unter dem Zeichen des Kreuzes den Segen ertheilen. Eine solche feierliche B. (urbi et orbi) ertheilt der Papst dreimal im Jahre, nämlich am grünen Donnerstage, am Oster- und am Himmelfahrtsfeste. Dieser allgemeine kirchliche Segen pflegt von Alters her unter Anwendung der mosaischen Formel (4. Mos. 6, 24—26) gespendet zu werden. Benedictio beatica oder Viaticum heißt in der katholischen Kirche der Segen, welchen der Priester dem bußfertigen Kranken ertheilt, und Benedictio sacerdotalis die priesterliche Einsegnung oder Trauung verlobter Personen.

Benediktow, Wladimir, einer der ausgezeichnetsten jüngern Lyriker Rußlands, geboren 1806, wurde im Kadettencorps zu Petersburg erzogen, nahm anfangs Kriegsdienste, ging aber später zum Finanzwesen über. Die ihm von Berufsarbeiten freigelassene Zeit widmete er dem Studium der Wissenschaften, namentlich der Naturwissenschaften; nebenbei schrieb er Verse, die jedoch Niemand zu lesen bekam. Einstmals überraschten ihn seine Freunde Puschkin und Shukowski über seiner dichterischen Arbeit;

entzückt von den Schönheiten der ihm fast gewaltsam abgepreßten Poesien, drangen sie in ihn, dieselben zu veröffentlichen. So erschienen B.s Gedichte (Stichotworeija) Petersburg 1835 im Druck. Der Erfolg war außerordentlich, ganz Rußland las sie mit Bewunderung und schon im folgenden Jahre ward eine neue Auflage nöthig. Wie Chomäkow die Erscheinungen der Geschichte als eine fortgesetzte Offenbarung des Menschengeschlechts auffaßt, so hat B. in den Erscheinungen der Natur die Stimmen des großen Naturgeistes erkannt und sich zu ihrem Propheten erhoben. Aus jeder Zeile spricht die tiefste Anschauung der Natur und die reinste Begeisterung für dieselbe; einzelne Gedichte, z. B. „Die drei Gestalten", „Der See" und „Der Grabeshügel", sind unübertrefflich und den schönsten Naturpoesien aller Literaturen und Zeiten an die Seite zu stellen.

Benediktspfennig, eine von den Benediktinern des bayerischen Klosters Metten ausgetheilte geweihte Münze von Gold, Silber, Kupfer und Messing, die mit einem Kreuz und vielen Buchstaben bezeichnet ist und in Bayern als Amulet getragen wird.

Benedix, Julius Roderich, deutscher Lustspieldichter, am 21. Januar 1811 zu Leipzig geboren, besuchte die Thomasschule seiner Vaterstadt und erwarb sich unter seinen Mitschülern schon einen gewissen Namen seiner Verdeutschungen wegen, da er nicht ohne Glück versucht hatte, einen Theil der Metamorphosen Ovids und die Odyssee in deutsche Hexameter zu übertragen und mehre Oden des Horaz in den Urmaßen nachzubilden. B. sollte Theologie studiren. Die Neigung für das Theater besiegte aber der Aeltern Widerspruch, und so verließ er 1831 das Gymnasium, um Schauspieler zu werden. Bei der damaligen bethmannschen Gesellschaft in Bernburg fand er sein erstes Unterkommen und spielte mit derselben während zweier Jahre in den kleinen Residenzen Dessau, Bernburg, Köthen, Meiningen und Rudolstadt, ohne daß irgend eine seiner illusorischen Hoffnungen sich verwirklichte, aber auch ohne daß er in seinem Entschlusse wankte. Nach zweijähriger Lehrzeit schied er von der bethmannschen Gesellschaft, fand Engagement in Westphalen und später am Rhein und trat in Minden, Paderborn, Kleve und Krefeld auf. Nachdem er noch eine Zeit lang in Mainz und Wiesbaden angestellt gewesen, kam er 1838 in seinem Schauspieler-Nomadenleben nach Wesel am Niederrhein. Seine Erfahrungen im Schauspielerleben, denen er stets die poetische Seite abzugewinnen wußte, legte er damals in einem eigenen Werke: „Bilder aus dem Schauspielerleben" (2 Bde., Leipz. 1847; 2. Aufl. 1851), in klarer gemüthvoller Weise nieder. In Wesel begann aber für B. ein neuer Lebensabschnitt, der für ihn entscheidend ward. Auch während seines Schauspielerlebens war er seinen schriftstellerischen Bestrebungen treu geblieben; so entstanden mehre, auch später gedruckte Erzählungen und verschiedene dramatische Versuche. Im J. 1831 gelang es ihm, sein Schauspiel „Das bemooste Haupt" auf die Bühne zu bringen. Die Aufnahme war eine durchaus günstige und das Stück machte mit dem entschiedensten Beifall die Runde über fast alle Bühnen Deutschlands. B. übernahm in Wesel die Redaktion des „Sprechers", einer Volkszeitschrift. Obgleich diese Stellung seinen Wünschen und seiner Neigung entsprach, bot ihm doch die kleine Stadt zu wenig Anregung und geistige Nahrung, die dem Dichter und besonders dem Lustspieldichter so nothwendig ist, wie Thau und Sonnenschein den Blumen, und er entschloß sich daher, 1842 Wesel zu verlassen und Köln zu seinem Aufenthalte zu wählen. Er fand hier die beste Aufnahme, da sein Name durch seine beiden Lustspiele: „Das bemooste Haupt" und „Dr. Wespe", die allgemein angesprochen hatten und zu wiederholten Malen bei übervollem Hause gegeben worden waren, einen guten Klang gewonnen hatte. B. machte außerdem durch seine Vorlesungen über Göthe's Faust, mit denen er sich gleichsam in Köln einführte, vor einem ausgesuchten Publikum außerordentliches Glück. Er fand sich daher in Köln bald heimisch; seine stets fruchtbarer werdende Muse fand mit jedem Tag neuen Stoff, ein größeres Feld und dabei auch stets erfrischende Aufmunterung. Als der Direktor des kölner Theaters, F. Spielberger, 1844 die Leitung des in Elberfeld gegründeten Theaters übernahm und für dasselbe eine eigene Gesellschaft bildete, übernahm B., der sich noch nicht ganz vom Bühnenleben trennen konnte, die technische Direktion in Elberfeld und führte sie ein ganzes Jahr lang. Nach Köln zurückgekehrt, war hier sein Name schon so populär geworden, daß die große Karnevalsgesellschaft ihn in ihren Vorstand wählte, zu dessen literarischem Komité er drei Jahre gehörte, bis die politischen Verhältnisse auch diesen, dem Scherz und Witze, der Satyre und dem Humor huldigenden Verein zu Grabe trugen. Im J. 1847 übernahm er noch einmal die technische Leitung der kölner Bühne unter Gerlachs Direktion und dieses mit eben so viel Geschick als Umsicht. Trotz der mannigfaltigen Geschäfte, die seine Zeit in Anspruch nahmen, wurde er seiner Muse nicht untreu und sie zeigte sich ihm nicht abhold; mehre seiner vortrefflichsten u. gediegensten Bühnendichtungen fallen gerade in diese Jahre. Seine damaligen Wintervorlesungen über die neuesten deutschen Lyriker und die jüngsten Dramatiker Deutschlands bildeten stets eine Zusammenkunft der gebildeten Klassen Kölns. Ohne Socialist zu seyn, ohne der Masse des Volks zu schmeicheln, suchte er durch Wort und Schrift für die Hebung und Versittlichung des Volkes zu wirken. Als daher in Köln eine Darlehnkasse für Handwerker gegründet wurde, ernannte man ihn einhellig zum Schriftführer des dieselbe leitenden Vorstandes, und als unter Hillers, des städtischen Kapellmeisters, Leitung in Köln die Rheinische Musikschule vollständig organisirt wurde, erhielt B. eine Lehrerstelle an derselben. Er übernahm den allgemein schönwissenschaftlichen Theil des Unterrichts und die Lehre des Vortrags, und zwar that er durch seinen Unterricht dar, daß er ein eben so tüchtiger Theoretiker als praktisch gewandter Lehrer ist, daß er es versteht, das streng Wissenschaftliche populär zu machen, den verschiedenartigsten Anlagen und

Bildungsstufen, wie sie in Anstalten, wie die Rheinische Musikschule, nothwendig vereint sind, anzupassen. B. ist gegenwärtig Intendant des Stadttheaters zu Frankfurt a. M. Als dramatischer Dichter hat B. Erfolge geerntet, wie nach Kotzebue wohl kaum ein Lustspieldichter. Keiner literar. Clique angehörend, allen Koterien fremd, erkannte er nur in dem Publikum seinen höchsten Richter, seine letzte Instanz an. Er ging fest seine eigene Bahn und erreichte so, dem gesunden Sinne des deutschen Volks vertrauend, ohne Hülfe der literarischen Cliquen, den Standpunkt als Bühnendichter, den er ruhmvoll unter den deutschen Dramatikern behauptet. Die meisten seiner Lustspiele wurden Zierden aller Repertoirs, Lieblingsstücke des deutschen Volks. Mit dem glänzendsten Erfolge und entschiedenem Beifalle wurden auf allen größeren Bühnen Deutschlands „Das bemooste Haupt", „Dr. Wespe", „Der alte Magister", „Der Vetter", „Eigensinn", „Der Prozeß", „Die Hochzeitsreise", „Die Eifersüchtigen", „Die Männerfeinde", „Die Sklaven", „Das Gefängniß" 2c. gegeben. Nicht so allgemein, aber doch sehr günstig aufgenommen wurden: „Die Mode", „Der Steckbrief", „Der Kaufmann". Ein Preisstück „Der Liebesbrief" hat sich, wo es zur Aufführung kam, der beifälligsten Aufnahme zu erfreuen gehabt. Seine neuesten Produktionen sind das Lustspiel „Das Lügen" und das Schauspiel „Mathilde". Selbst über Deutschlands Grenzen hinaus haben seine Lustspiele die verdiente Anerkennung gefunden; sein „Vetter" ist ins Flämische und sogar in Nordamerika unter dem Titel „Cousin John" ins Englische übersetzt worden, wie in neuester Zeit eines seiner Lustspiele von Leon Gozlan übersetzt u. als eigenes Produkt auf einem pariser Theater aufgeführt wurde, wo es die günstigsten Beurtheilungen erfuhr. B. ist als Lustspieldichter durch und durch deutsch. Seine ächt deutsche Natur, seine tiefe Gemüthlichkeit verleugnet sich nie, läßt ihn sogar mitunter zu viel reflektiren, zu subjektiv werden, wenn auch dieser Fehler in seinen letzten Schöpfungen immer mehr in den Hintergrund tritt. Er sinkt nie zum faden Witzjäger herab und sucht nie durch zweideutige, doppelsinnige Wortspiele den Beifall der Modemenschen zu erhaschen. Seine Lustspiele sind durchaus rein, ihm ist die Bühne noch ein Heiligthum, welches durch Frivolitäten, wie sie in Deutschland eine Zeit lang an der Tagesordnung waren, nur entweiht werden kann. Auch suchte er nie auf Kosten der momentanen politischen Stimmung Glück zu machen. Dem Fremden abhold, stoppelt er nie auf fremden, ausländischen Aeckern, wärmt er nie Abfälle der französischen Bühnenküche auf. Seine Erfindung ist gesund und frisch, er schneidet aus grünem Holze, weshalb seine Situationen und Verwickelungen auch so natürlich, das Unwahrscheinliche möglichst vermieden und die Schürzung und Lösung des Knotens meist eben so überraschend als glücklich ist. In der Zeichnung seiner Charaktere bewährt er sich als ein feiner Psycholog; auch wo er in den Charakterzeichnungen etwas stark aufträgt, bleibt er immer natürlich, sein Witz und Humor ergibt sich aus dem Charakter seiner Personen, ist rein objektiv, dabei kerngesund ohne alle Ziererei und modische Geschraubtheit. Seine Sprache ist ächt deutsch, rein und klar, den Persönlichkeiten und Charakteren durchaus angemessen, fern von allem Gesuchten, allem Haschen nach Originalität. Ein großer Vorzug seiner Lustspiele ist aber der, daß sie alle bühnengerecht sind, daß er immer das zu Viel und zu Wenig genau aufzuwägen weiß, da er aus eigener Erfahrung ganz genau kennt, was auf den Bretern Wirkung machen und wie es dieselbe hervorbringen kann. Seine „Gesammelten dramatischen Werke" erschienen Leipzig 1846—49, 6 Bde. Auch als Volksschriftsteller und Erzähler hat sich B. hervorgethan durch seine „Deutschen Volkssagen" (6 Bde., Wesel 1839—40), durch seine sehr verbreitete Geschichte der Freiheitskriege unter dem Titel: „1813, 1814, 1815. Ein Volksbuch" (6 Hefte, das. 1841), sein „Handbuch für Reisende von Rotterdam bis Straßburg" (das. 1839), seinen „Niederrheinischen Volkskalender" (1836—42), sein „Gedenkbuch für das Leben" (das. 1841), seine Bearbeitung des Froschmäuslers u. A.

Beneficium (lat.), Wohlthat, Gefälligkeit, insbesondere die von einer Behörde ausgehende Vergünstigung oder Auszeichnung, Privilegium; im früheren Mittelalter, während und nach der Völkerwanderung unter den germanischen Völkern zurücknehmbares Lehen, Schenkung von Erbgütern an Kriegsgefährten und treue Diener; später bei den Franken und im deutschen Reiche ein Gut, dessen Nießbrauch Einem als Besoldung eingeräumt wird; es gab civilistische (b. palatinum für Civildiener), militärische (b. militare) und geistliche Beneficien. Unter letztern, Kirchenpfründen, Präbenden, verstand man ursprünglich nur die mit geistlichen Aemtern verbundenen Dotationen. Da es aber im Mittelalter, als das Vermögen der Kirche wuchs und zum Unterhalt einer großen Anzahl von Personen ausreichte, viele Aemter gab, welche verhältnißmäßig nur wenig wirkliche Dienstleistungen forderten, so wurde das mit solchen Kirchenämtern verbundene Einkommen gewöhnlich als die Hauptsache betrachtet und der Ausdruck B. für das Amt selbst gebraucht. Allmählig wurde aber die feste Dotirung der Kirchen mit Grundstücken zur allgemeinen Regel, so daß nun mit jeder Parochie von selbst der Genuß bestimmter Grundstücke als Amtseinkommen verbunden war. Es sind demnach die Beneficien und Pfründen der Theil des Kirchengutes, welcher zur Dotation der Kirchenämter bestimmt ist, und nach der jetzigen Einrichtung ist regelmäßig mit einem Amte eine solche Dotation an Grundstücken oder andern Einkünften verbunden. Es kann kein neues Kirchenamt errichtet werden, ehe für dasselbe ein dauerndes und hinreichendes Einkommen fundirt ist. Amt und Pfründe gehören aber unzertrennlich zusammen und letztere wird, wie das erstere, auf Lebenszeit ertheilt. Doch wurde dabei der Grundsatz festgehalten, daß das Amt und nicht die Pfründe die Hauptsache sey (beneficium datur propter officium).

Beneficium legis, die von einem Gesetze, welches eine allgemeine Regel aufstellt, zu Gunsten gewisser Klassen von Personen, Sachen oder Rechtsverhältnissen gestatteten oder verfügten

Ausnahmen und Modifikationen, in sofern daraus rechtliche Befugnisse entstehen. Die Zahl solcher Beneficien ist natürlich sehr groß und schwer bestimmbar. S. Rechtswohlthat.

Benefiz (Benefizvorstellung), eine theatralische Vorstellung, deren Ertrag nicht der Direktion, sondern entweder einem wohlthätigen Zwecke, oder einem Bühnenmitgliede (Beneficiant) ganz oder theilweise zu Gute kommt.

Beneke, Friedrich Eduard, außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Berlin, geboren daselbst am 17. Febr. 1798, erhielt den ersten wissenschaftlichen Unterricht auf dem friedrichwerderschen Gymnasium seiner Vaterstadt, machte dann den Freiheitskrieg von 1815 als freiwilliger Jäger mit und bezog 1816 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Im folgenden Jahre begab er sich nach Berlin und wurde hier durch Schleiermachers anregende Vorträge philosophischen Studien zugeführt. Schon damals zeigte er die Besonnenheit und Nüchternheit, welche ihn später auszeichnete. Denn obgleich damals die hegelsche Philosophie zu Berlin und in ganz Deutschland auf dem Höhepunkte ihrer Berühmtheit stand, so bewahrte er sich doch die Ruhe und Besonnenheit des Geistes, um nicht zu der damals für alleinseligmachend geltenden Fahne jenes Systems zu schwören. Die von ihm eingeschlagene Richtung bezeichneten die beiden Schriften: „Erfahrungsseelenlehre als Grundlage alles Wissens" (Berlin 1820) und „Erkenntnißlehre nach dem Bewußtseyn der reinen Vernunft in ihren Grundzügen dargestellt" (Jena 1820). Kurz darauf habilitirte er sich in Berlin als Privatdocent: da er aber der vom Minister von Altenstein exklusiven hegelschen Partei unbequem war und noch dazu 1822 in Berlin eine „Grundlegung zur Physik der Sitten" hatte erscheinen lassen, in welcher man Materialismus witterte, wurde ihm die Fortsetzung seiner Vorlesungen über Philosophie an der berliner Universität untersagt. Um Mißdeutungen vorzubeugen, gab er damals die „Schutzschrift für meine Grundlegung der Physik der Sitten" (Leipzig 1823) heraus und siedelte 1824 nach Göttingen über, wo er als Privatdocent lehrte. Literarische Früchte seines dortigen Aufenthalts sind: „Beiträge zu einer rein seelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitskunde" (Leipzig 1824), „Psychologische Skizzen" (2 Thle., Göttingen 1825 — 1827), „Das Verhältniß von Seele und Leib" (das. 1826), „Skizzen zur Naturlehre der Gefühle" (das. 1825). Im Jahre 1827 endlich kam er als akademischer Lehrer wieder nach Berlin, und als mit dem Tode Hegels die Alleinherrschaft dieser Philosophie, wenn auch nicht gebrochen, doch wankend geworden war, erhielt er im Frühjahre 1832 eine außerordentliche Professur der Philosophie. Die noch zu erwähnenden Schriften sind folgende: „Lehrbuch der Logik als Kunstlehre des Denkens" (Berlin 1832); „Jubeldenkschrift auf die kantische Kritik der reinen Vernunft" (das. 1832); „Lehrbuch der Psychologie" (das. 1833, zum Behufe seiner akademischen Vorlesungen); „Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zur Erfahrung, zur Spekulation und zum Leben" (das. 1833); „Erziehungs- und Unterrichtslehre" (2 Bde., das. 1833—1836, 2. Aufl. das. 1842); „Grundlinien des natürlichen Systems der praktischen Philosophie" (das. 1837). Für die von Diesterweg hart angegriffenen deutschen Universitäten erhob er seine Stimme in dem Schriftchen: „Unsere Universitäten und was ihnen Noth thut" (Berl. 1836). In den folgenden Jahren erschienen von ihm noch: „Erläuterungen über die Natur und Bedeutung meiner psychologischen Grundhypothesen" (aus dem Schulfreund besonders abgedruckt, Berl. 1836); „Das System der Metaphysik und Religionsphilosophie aus den natürlichen Grundverhältnissen des menschlichen Geistes abgeleitet" (das. 1839); „Grundlinien der Sittenlehre. Ein Versuch eines natürlichen Systems derselben" (1. Band auch unter dem Titel: „Grundlinien des natürlichen Systems der praktischen Philosophie", Berlin, Posen und Bromberg 1837: 2. Bd.: „Specielle Sittenlehre", das. 1841; 3. Bd.: „Grundlinien des Naturrechts, der Politik und des philosophischen Kriminalrechts", 1. Bd., das. 1838); „System der Logik als Kunstlehre des Denkens" (2 Theile, Berlin 1842). Noch schrieb er: „Pragmatische Philosophie oder Seelenlehre in der Anwendung auf das Leben" (2. Bde., Berlin 1850) und gab zur weiteren Ausführung des in dieser Schrift Behandelten seit 1851 die Zeitschrift „Archiv für die pragmatische Philosophie" heraus. Er endete durch freiwilligen Tod. Am 1. März 1854 verschwand B. spurlos und erst am 3. Juni 1856 wurde bei Gelegenheit der Reinigung eines Kanals unter der Schleußengrube jenseits des zoologischen Gartens ein Skelet unter Schlamm und Sand aufgefunden. Unzweifelhafte Zeichen an den Kleiderstoffen ließen es als das des vor länger als 2 Jahren verschwundenen Professors B. erkennen. Auf einer nicht weit davon entfernten Bank waren an dem Abend jenes Tages sein Hut, sein Mantel und seine Brille gefunden worden. Diejenige Seite der philosophischen Thätigkeit B.'s, auf die er selbst den größten Werth legt und die in gewissem Sinne die Grundlage seines ganzen Systems bildet, ist die Psychologie. Als Hauptpunkt derselben läßt sich bezeichnen, daß er, wie Herbart, die Seelenvermögen verwirft, dann jedoch, als reiner Empirist jeder metaphysischen Begründung der Psychologie abhold, sie bloß aus der Erfahrung geschöpft wissen will. Seine Methode in der Psychologie hat sich die Naturwissenschaften zum Vorbilde genommen und ist, wie diese, rein empirisch. Vielfach aber sind die vorgetragenen Sätze rein herbartisch, und es ist nur statt der herbartischen eine neue Terminologie eingeführt. So sind „die Urvermögen", welche B. an die Stelle der abstrakten alten Seelenvermögen gestellt hat, nichts Anderes, als die einfachen Vorstellungen Herbarts. Herbart stellt den Satz auf, daß eine Vorstellung, welche einmal im Bewußtseyn vorhanden war, nie ganz wieder vernichtet wird, sondern nur im „gehemmten" Zustand sich befindet; B. hat dieselbe Ansicht, nur nennt er diese gehemmten Vorstellungen „Angelegenheiten" oder „Spuren", welche jede Vorstellung zurücklasse. So entspricht B.'s „Zusammenfließen" und „Gegeneinanderüberfließen der Vorstellungen" den „Verschmelzungen" und bloßen „Komplexionen" Herbarts.

Was B.'s pädagogisches System anlangt, so versteht er unter Erziehung nichts Anderes, als „die absichtliche Einwirkung von Seiten der Erwachsenen auf die Jugend, um diese zu der höhern Stufe der Ausbildung zu heben, auf welcher die Einwirkenden stehen", und der Zweck der Erziehung ist ihm „Hinaufziehung der ungebildeten Vernunft zur gebildeten". So viel sich nun auch gegen die Relativität der Ausdrücke „höhere Stufe der Ausbildung" u. „gebildete Vernunft" erinnern ließe, so sehr man auch die Sittlichkeit als Endziel vermißt, so viel Treffliches enthält doch der Verlauf der Theorie im Einzelnen. B.'s Pädagogik hat daher auch den meisten Beifall unter seinen Schriften gefunden und nicht mit Unrecht. Vergl. Dreßler, B. oder die Seelenlehre als Naturwissenschaft &c., 2 Bde., Bautzen 1840—46, nnd Raue, Die neue Seelenlehre B.'s, das. 1847; 2. Aufl. 1850.

Benelli, Antonio Peregrino, geschätzter Tenorist und Gesanglehrer, geboren 1771 zu Forli in der Romagna, studirte die Theorie der Musik unter Martini und Mattei, kam 1790 als erster Tenorist nach Neapel, wo seine theatralischen Leistungen ihm allgemeine Achtung erwarben und seine Kompositionen ihm die Ehre verschafften, zum Mitgliede der Philharmonischen Gesellschaft ernannt zu werden. Im Jahre 1798 folgte er einem Rufe an das italienische Theater zu London, und schon 1801 führte ihn ein neuer Ruf unter noch vortheilhafteren Bedingungen nach Dresden, wo er bis 1822 lebte. In dieser Zeit war B. auch als Komponist, vorzüglich von Kirchenmusiken und als Lehrer des Gesanges sehr thätig. Er setzte mehre Messen, ein 5stimmiges Pater noster, ein 4stimmiges Salve Regina, ein Ave Maria, ein 4stimmiges und vollständig instrumentirtes Stabat mater, eine Arie mit Flöte oder Violine und Pianoforte, eine Kavatine mit Pianoforte, Flöte oder Violine, mehre Duette, 4stimmige Notturno's, eine Kantate mit Pianoforte: „Il Giorno natalizio" eine andere: „Pianta d Elpino", mehre Arietten u. Rondoletten, eine Gesanglehre, welche 1819 die zweite Auflage erlebte, Solfeggi (mehre Lieferungen), und war nebenbei ein thätiger Mitarbeiter an der leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung. Im J. 1823 verließ er Alters wegen das Theater, kam aber gleich darauf als Professor des Gesangunterrichts nach Berlin, wo er bis 1829 wirkte. In Folge eines verdrießlichen Streites mit Spontini, in welchem er jedoch die versprochenen Mittheilungen gegen Spontini's Charakter und Opern schuldig blieb, nahm er seinen Abschied, ging wieder nach Dresden, später nach Börnichen im Erzgebirge und † das. 1830.

Benevent (Benevento), die südlichste Delegation des Kirchenstaats, ganz von neapolitanischem Gebiet (der Provinz Principato ulteriore) eingeschlossen und 17 deutsche Meilen von der Hauptmasse des Kirchenstaats entfernt, 3 □Meilen groß, mit (1855) 23.176 Einw. Der ganze Landstrich besteht aus einer fruchtbaren, rings von Hügeln (den westlichen Vorterrassen des neapolitanischen Apennin) umgebenen Fläche (Valle Beneventana) und wird von den Flüssen Sabato und Calore bewässert. Hauptprodukte sind: Getreide, Wein, Oel, Südfrüchte, Wildpret; Viehzucht ist der Hauptnahrungszweig der Einwohner, die jedoch meist arm sind, da fast alle Landbesitzungen Kirchengüter bilden. Die gleichnamige Hauptstadt liegt auf einer Anhöhe zwischen den sich hier vereinigenden Flüssen Sabata und Calore, ist ummauert und befestigt, hat enge, unreinliche Straßen, aber mehre ansehnliche Paläste, ist Sitz eines Erzbischofs seit 969, hat 3 Kollegiatstifter, 8 Kirchen, darunter die Kathedrale in gothischem Style, mit schönen Gemälden u. einem kleinen ägyptischen Obelisken vor derselben, mehre Klöster, ein Seminar mit einer Bibliothek, Fabriken für gold- und silberplattirte Waaren, Leder, Pergament, Leinweberei &c. und 15,000 Einwohner. Der Handel mit den genannten Artikeln, besonders aber der Getreidehandel, ist beträchtlich, obgleich die 5 Messen, welche jährlich hier gehalten werden, ziemlich unbedeutend sind. Wenig Städte in Italien haben so zahlreiche Alterthümer aufzuweisen, als B. Fast jede Mauer besteht aus Bruchstücken von Altären, Grabmälern, Säulen und Gebälken. Besonders ausgezeichnet ist der prächtige, wohl erhaltene, 114 n. Chr. erbaute Triumphbogen Trajans, der jetzt unter dem Namen des goldenen Thores (Porta aurea) ein Stadtthor von B. bildet. Er besteht aus einem einfachen, sehr gut erhaltenen Bogen mit einer noch lesbaren (auf beiden Seiten gleichen) Inschrift. Zur Rechten derselben sind Darstellungen aus Trajans Leben, links mehre Götter und Göttinnen, z. B. Jupiter, Juno, Minerva &c., in halb erhabener Arbeit. Merkwürdig sind unter Anderm auch die Ueberreste eines Amphitheaters.

Die Römer lernten B. als eine Besitzung der hirpinischen Samniten kennen. Im Jahre 275 v. Chr. wurde hier der König Pyrrhus von Epirus von dem römischen Konsul M. Curius Dentatus aufs Haupt geschlagen. Im J. 268 wurde die Stadt römische Kolonie und ihr früherer, angeblich die schlechte Luft des Ortes andeutender Name Maleventum in Beneventum umgewandelt. Einen neuen Sieg gewannen hier die Römer 214 v. Chr. unter dem Prokonsul Sempronius Gracchus über die Karthager unter Hanno. Augustus führte neue Kolonisten nach B.; seitdem Colonia Julia Concordia Augusta Felix genannt, behauptete die Stadt fortwährend eine ungewöhnliche Blüthe, wozu das Zusammentreffen mehrer Hauptstraßen eben so sehr, als die Fruchtbarkeit der Umgegend beitrug. Noch jetzt gewahrt man Ueberreste dieser Herrlichkeit in den majestätischen Ruinen der alten Bauten. Narses, der in den Kriegen der byzantinischen Kaiser gegen die Ostgothen von den Longobarden unterstützt worden war, wies nach der Besiegung Totilas' B. den Griechen als Wohnsitz an. Die Longobarden erhoben B. 571 zu einem eigenen Herzogthume, das noch lange nach dem Fall des longobardischen Reiches seine Unabhängigkeit behielt. Der erste von Alboin bestätigte Herzog war Zodo (Zotto). König Autharich fügte ganz Samnium zu dem neuen Herzogthume hinzu und gab demselben eine Verfassung, nach welcher der Herzog vom Volke gewählt u. vom Longobardenkönig bestätigt wurde. Unter den folgenden Her-

zögen wurde das Land durch Eroberungen auf Kosten der Griechen ansehnlich vergrößert; aber die wiederholten Versuche der Herzöge von B., sich von den longobardischen Königen unabhängig zu machen, mißlangen, bis endlich unter Arechis II., dem Eidam des Königs Desiderius, 758 Otranto erobert und 774 das longobardische Reich von den Franken gestürzt wurde, wodurch B., das sich der fränkischen Oberherrschaft nicht unterwarf, zur Selbstständigkeit gelangte. Es erhielt nun den Namen eines Fürstenthums und umfaßte als solches das ganze frühere Kampanien, Samnium, Lukanien, Bruttium, Apulien und Kalabrien, mithin fast das ganze nachmalige Königreich Neapel, mit Ausnahme von Neapel, Amalfi, Gaeta und einigen Seestädten in Kalabrien u. Bruttium. Arechis verband sich mit den Herzögen von Spoleto u. Friaul, beabsichtigte die Wiederherstellung des Longobardenreiches und begann Feindseligkeiten gegen den mit den Franken verbundenen Papst. Letzterer rief aber Karl den Großen zu Hülfe. Als dieser 787 nach Italien kam, schickte Arechis Geschenke und Geißeln und versprach in einem mit Karl zu Capua geschlossenen Frieden, den Frankenkönig als Lehnsherrn anzuerkennen und einen jährlichen Tribut zu bezahlen. Aber nach Karls Entfernung trat er in Unterhandlung mit dem byzantinischen Kaiser Konstantin, den er als seinen Oberherrn anzuerkennen versprach, wenn er ihn wider die Franken unterstützen und mit dem Herzogthum Neapel belehnen wollte. Indessen starb er 787 vor der Ausführung des Planes. Sein Sohn und Nachfolger, Grimoald III., damals als Geißel bei Karl dem Großen, blieb den Franken anfangs treu, wendete sich aber bald auf die Seite der Byzantiner und machte sich von der Oberhoheit der Franken unabhängig. Darüber kam es 793 zum Kriege, in welchem die Franken unter Pipin und Ludwig keinen entscheidenden Sieg erfochten, so daß Grimoald 806 unabhängig blieb. Sein Nachfolger, Grimoald IV. Storezaïs, ein friedliebender Mann, schloß mit den Franken Frieden und zahlte den früher bestimmten Tribut. Kämpfe mit Neapel u. innere Zwistigkeiten füllen die folgende Zeit aus, bis 850 B. mit kaiserlicher Genehmigung in drei Fürstenthümer, B., Salerno und Capua, getheilt wurde. Zu B. gehörte noch Samnium, Lukanien u. Apulien. In B. gab es damals zwei Parteien, eine fränkische und eine griechische, welche sich gegenseitig mit Erbitterung bekämpften, bis 891 ein griechisches Heer, von Kaiser Leo nach Italien gesandt, B. eroberte, wodurch es auf kurze Zeit unter byzantinische Herrschaft kam. Schon 894 brach eine Empörung aus, und das Volk wählte B. Guido III. von Spoleto zum Herzog. Die Byzantiner suchten zwar die Stadt wieder zu unterwerfen, aber die Kaiserin Agiltrud, Lamberts Gemahlin, entsetzte dieselbe und führte ihren Bruder, den vertriebenen Radelchis II., wieder auf den Thron zurück. Dieser ward indeß 900 von Athenulf, Grafen von Capua, verdrängt. Nach Athenulfs Tode 910 regierten seine Söhne, Landulf I. u. Athenulf II., gemeinschaftlich. Da sie jedoch ihren Sitz in Capua hatten, so gerieth die Stadt B. immer mehr in Verfall, und dadurch, daß sich in einzelnen Theilen des Fürstenthums neue Herrschaften bildeten, wurde dasselbe immer mehr geschwächt. Anfangs standen die Fürsten unter dem Einfluß des oströmischen Kaisers, und mit dessen Beistand vertrieben sie die lästigen Saracenen, die sich am Garigliano festgesetzt hatten. Nach kurzer Zeit kehrten diese jedoch zurück und errichteten eine Festung auf dem Gargano. Die Fürsten nahmen die von den Oströmern abgefallenen Provinzen Apulien und Kalabrien unter ihren Schutz und verdarben es dadurch mit dem griechischen Kaiser, dessen Truppen, durch saracenische Hülfe aus Afrika verstärkt, die abgefallenen Provinzen wieder eroberten (919), aber 929 von Landulf geschlagen wurden, der nun Apulien eroberte. Einer seiner Nachfolger, Landulf IV., schloß Freundschaft mit Kaiser Otto dem Großen und erkannte ihn als seinen Lehnsherrn an. Doch vermochte ihn derselbe nicht gegen die Raubzüge der Griechen zu schützen. Im Jahre 974 wurden sämmtliche Bestandtheile des alten Herzogthums B. wieder zu einem Staate vereinigt, indem Pandulf I. auch Fürst von Salerno wurde. Auch die Mark Spoleto fügte er zu seinem Reiche, das nun einen der mächtigsten Staaten Italiens bildete. Die Blüthe war aber von kurzer Dauer, da eine Entzweiung mit dem Kaiser 1047 die Folge hatte, daß nun das immer schwächer werdende B. den Normannen völlig preisgegeben ward. Um dem drohenden Untergange vorzubeugen, übergab die päpstliche Partei 1051 B. dem Papst Leo. Der von derselben Partei 1053 zum Fürsten eingesetzte Rudolf ward aber von den Normannen geschlagen und zur Flucht gezwungen, worauf Pandulf und Landulf, die Sprößlinge der alten Dynastie, nach B. zurückkehrten. Landulf mußte aber 1074 dem Papste Gregor VII. den Huldigungseid leisten, und 1077 starb mit Landulf VI. das longobardische Fürstenhaus von B. aus, worauf dieses völlig unter päpstliche Herrschaft kam. Im 11. und 12. Jahrh. wurden hier die vier beneventinischen Koncilien gehalten: auf dem ersten 1087 wurde der Gegenpapst Guibert exkommunicirt und die Investitur den Laien entzogen; das zweite 1091 war ebenfalls gegen Guibert und seinen Anhang gerichtet; das dritte 1108, von Paschalis II. gehalten, wieder gegen die Investitur von Laien; auf dem vierten 1117 ward der Erzbischof Moritz Bourdin von Braga (später Gregor VIII.) exkommunicirt. Am 26. Februar 1266 wurde bei B. Manfred von Neapel von Karl von Anjou geschlagen und Letzterer bemächtigte sich in Folge dieses Sieges Apuliens, Siciliens und Tusciens. Im Jahre 1418 kam B. an Neapel, aber Ferdinand I. gab es wieder an Papst Alexander VI. zurück, von welchem es dessen ältester Sohn, Johann, als Herzogthum erhielt; doch ward derselbe bald ermordet. Im J. 1668 ward B. durch ein Erdbeben völlig zerstört; der damalige Erzbischof (nachmals Papst Benedikt XIII.) ließ einen großen Theil der Stadt aus seinem Privatvermögen wieder aufbauen. Die Härte des Papstes Klemens XIII. gegen den Infanten Philipp von Parma veranlaßte die Neapolitaner 1761 zur Besetzung B.s, das je-

doch 1774 an Klemens XIV. zurückgegeben ward. Die Franzosen eroberten B. 1798 und verkauften es an Neapel. Der Kardinal Ruffo zerstreute 1799 in einer Schlacht bei B. die republikanischen Truppen. Im Jahre 1806 ward B. als ein Fürstenthum dem Minister Talleyrand geschenkt, der davon den Titel eines Fürsten von B. annahm; im Frieden 1815 aber ward es an den Papst zurückgegeben. Der König von Neapel behielt sich indeß einige Hoheitsrechte vor, wie die Regalien des Tabaks- und Salzverkaufs, des Post- und Zollwesens. Der Aufstand, welcher 1820 hier ausbrach, wurde sehr bald beschwichtigt, und 1831 sorgte Neapel, welches Militär einrücken ließ, dafür, daß B. nicht gleich den andern päpstlichen Delegationen die Fahne des Aufruhrs aufpflanzte. Bei der Revolution von 1848 und 49 blieben B. und Pontecorvo dem Papste treu, wozu jedoch ihre isolirte Lage mehr mithalf, als die Sympathie der Bevölkerung.

Benfelden (Benfeld), Stadt im französischen Departement Niederrhein, Bezirk Schlettstadt, an der Ill, südwestlich von Straßburg, hat 2300 Einwohner, welche Brauereien, Baumwollenspinnereien, Färbereien, Töpfereien u. Handel betreiben. In der Nähe das Holzbad. B. war ehedem befestigt und Residenz des Bischofs von Straßburg.

Benfey, Theodor, Orientalist und Sprachforscher, am 28. Januar 1809 in Nörten bei Göttingen geboren, besuchte von 1816—1824 das Gymnasium und dann die Universität zu Göttingen, um klassische Philologie zu studiren, welche Studien er seit 1827 zu München unter Thiersch und Ast fortsetzte. Im Jahre 1828 nach Göttingen zurückgekehrt, blieb er daselbst bis 1830 und schrieb eine Uebersetzung der Komödien des Terenz, welche jedoch erst 1837 zu Stuttgart erschien. Von 1830—34 hielt er sich in Frankfurt und Heidelberg auf, wo er sich mit Sanskrit und sprachvergleichenden Studien beschäftigte, und seit 1834 in Göttingen, wo er als Professor in der philosophischen Fakultät Vorlesungen über Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaften hält. Außer vielen Abhandlungen, Kritiken &c. für Kollektivwerke und Zeitschriften veröffentlichte B.: „Ueber die Monatsnamen einiger alten Völker, insbesondere der Perser, Kappadocier, Juden und Syrer", in Gemeinschaft mit Stern (Berlin 1836); „Griechisches Wurzellexikon" (2 Bde., das. 1839—42), welchem der volney'sche Preis von der Akademie der Wissenschaften in Paris zuerkannt ward; „Indien" (in Ersch und Grubers Encyklopädie); „Ueber das Verhältniß der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm" (Leipzig 1844); „Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzung und Glossar" (das. 1847); „Die Hymnen des Sâma-Veda" (das. 1848, mit Uebersetzung und Glossar).

Bengalen, sonst Name einer britisch-ostindischen Präsidentschaft, welche das ganze östliche Hindostan mit den Provinzen Bengalen, Bahar, Allahabad, Audh, Agra, Delhi, Gurwal (Gorwal), die Schutzgebiete dieser Provinzen, sowie die von Malwah, Sutulejah, Jumna, ferner Orissa, die nikobarischen und andamanischen Inseln, das Etablissement auf Sumatra &c. umfaßte. B. war die erste der drei Präsidentschaften der ostindischen Kompagnie in Vorderindien, und an ihrer Spitze stand unter dem britischen Parlamente, unter dem Board of council und dem Court of directors zu London, der Generalgouverneur als Oberhaupt der Civil- und Militärmacht, mit einer fast unumschränkten Gewalt bekleidet; ihm zur Seite der oberste Rath, worin er präsidirte. Der Umfang betrug 15,256 geographische (356,129 englische) □Meilen mit 61,200,000 Einwohnern unter unmittelbarer Herrschaft, wozu noch die tributären Länder mit 11,000 □Meilen Flächenraum und 18 Millionen Einwohnern kamen. In der neuern Zeit wurde die Präsidentschaft B. in die zwei Präsidentschaften Kalkutta u. Agra getheilt. Die heutige Provinz B., die östlichste Hindostans, Präsidentschaft Kalkutta, zwischen 103° 56' — 110° 12' östl. Länge von Ferro und 20° 9' — 26° 38' nördlicher Breite, grenzt im Nordwesten an Nepaul, im Norden an Sikkim und Butan, im Nordosten an Assam, im Osten an Hinterindien, im Süden an den bengalischen Meerbusen, im Südwesten an Orissa und Gundwana und im Westen an Bahar. Der Flächeninhalt beträgt 4523 □M., mit etwa 26 Mill. (nach Andern nur 18 Millionen) Einwohnern; diese sind theils Hindus von verschiedenen Stämmen, z. B. Kuki, Garros, Mughs, Cossechs, theils moslemische Mongolen, theils eingewanderte Europäer, besonders Briten, theils Armenier in geringer Zahl, aber sehr wohlhabend. Die Provinz B. besteht aus 18 Distrikten: Kalkutta, Hughly, Nuddia mit Kischenagur, Dschessore, Backergunge, Tschittagong mit der sehr bedeutenden Stadt Islamabad, Tipperah, Silhet, Dacca, Mymansing, Rungpur, Dinadschpur, Radschahi, Birdum, Murschedabad, Burdwan, Bulluah u. Dschungle-Mehals. B. tritt um 170 vor Chr. als selbstständiges Reich auf. Unter eignen Radschas bestand es bis 1203, wo es von den Moslemen erobert wurde. Seit 1225 war es bald Provinz von Delhi, bald unabhängiges Reich; durch Akbar aber wurde es 1584 dauernd dem Reiche des Großmoguls einverleibt. Im Jahre 1663 erhielten die Briten Erlaubniß, in B. Handel treiben zu dürfen, 1681 setzten dieselben zu Hughly den ersten britischen Gouverneur ein; 1700 kauften sie Kalkutta, 1757 vertrieben sie die französische Besatzung aus Tschandernagore u. nach wenigen Jahren wurde der Nabob pensionirt; 1773 wurde für B. ein Governorgeneral ernannt, der zu Kalkutta residirt. Den Namen B. leiten Einige von Bang, einem angeblichen Sohne Hinds, Andere von dem malayischen Worte Pengalan (emporium) u. wieder Andere von einer nicht mehr existirenden Stadt Bengala ab. Weiteres über die natürliche Beschaffenheit (Gebirge, Flüsse, Klima und Produkte), sowie über den Handel und die Geschichte des Landes s. Ostindien.

Bengalisches Feuer (bengalische Flamme), aus Indien stammende und durch die Briten verbreitete Feuerwerkskomposition, besteht aus 24 Theilen Salpeter, 7 Theilen Schwefelblu-

men und 2 Theilen rothem Arsenik. Man füllt sie in Büchsen von Schwefelholz und schließt diese mit einem Deckel, in dessen Mitte sich eine Oeffnung zum Entzünden befindet. Das bengalische Feuer brennt 2—3 Minuten und verbreitet außerordentliche Helligkeit, die bei reiner Luft 12—15 Meilen weit sichtbar ist.

Bengalische Straße (Straße von Bengalen), ostindische Meerenge zwischen den Inseln Pulo Brasse und Pulo Way im indischen Ocean, etwa 2⅖ Meilen breit.

Bengasi (Bengazi), Stadt an der Küste von Tripolis, mit 5000 Einwohnern, Sitz eines Aga, welcher die Stadt im Namen des Pascha von Tripolis verwaltet, mit Hafen, der jetzt fast ganz versandet ist, aber zu jeder Jahreszeit einen sichern Aufenthalt darbietet. Die Beduinen wandern häufig hierher, um mit den aus Malta und Genua kommenden Schiffen Handel zu treiben. In der Nähe sind viele Alterthümer, wahrscheinlich von der alten Stadt Tochira, und in B. selbst sind römische Münzen von Claudius, Nero, Hadrian rc. in großer Anzahl aufgefunden worden. B. ist das alte Berenice (s. d.), woher auch die Stadt noch jetzt von den Eingeborenen öfters Berik, Bernik u. Berenik genannt wird.

Bengayen (bengayische Inseln), ostindische Inselgruppe in der Nähe von Celebes, unter dem Sultan von Butong stehend, zusammen 11 Inseln.

Bengel, Johann Albrecht, ein durch seine chiliastischen Berechnungen bekannter, mehr aber durch seine Kritik des neutestamentlichen Textes verdienter Theolog, geboren den 24. Juni 1687 zu Winnenden im damaligen Herzogthume Würtemberg, legte im Gymnasium zu Stuttgart durch fleißige Lektüre der Schriften von Arnd, Francke, Gerhard u. A. den Grund zu der eigenthümlichen religiösen Richtung, die er sein ganzes Leben hindurch festhielt, und erhielt seine theologische Ausbildung seit 1703 in dem theologischen Stift zu Tübingen, wurde 1708 Repetent an demselben und 1713 Klosterpräceptor und Prediger in Denkendorf. In der letztern Stellung, die er eine geraume Zeit behielt, erwarb sich B. große Verdienste um die Bildung der für den geistlichen Beruf bestimmten Jugend und wurde in Anerkennung derselben 1741 zum herzoglichen Rath und Propst zu Herbrechtingen, 1747 zum Mitglied des weiteren, 1748 zum Mitglied des engern landschaftlichen Ausschusses und 1749 zum Konsistorialrath u. Prälaten zu Alpirsbach ernannt. Er † den 2. December 1752. In der theologischen Literatur ist B.s Name besonders durch seine kritischen Bearbeitungen des neutestamentlichen Textes von Bedeutung. Er verglich selbst viele Drucke, Handschriften und Uebersetzungen des griechischen Textes und trat deshalb auch mit auswärtigen Gelehrten in England, Frankreich und Rußland in Verbindung. Die Frucht solcher umfassenden Studien war seine Ausgabe des Neuen Testaments (Stuttgart 1734, zuletzt Tübingen 1790) mit dem angehängten „Apparatus criseos sacrae, Millianae praesertim, compendium, limam, supplementum ac fructum exhibens“ (besonders gedruckt Tübingen 1763, mit Zusätzen, besorgt von Ph. Dav. Burks), worin er die Grundsätze, die ihn bei Ausmittelung der richtigen Lesarten leiteten, entwickelte und durch gehaltvolle Erörterungen über die letztern und die Handschriften überhaupt einer richtigern Ansicht über die Hauptrecensionen des neutestamentlichen Textes Bahn brach. Die von ihm gelieferte Recension ist zwar noch in vielfacher Hinsicht mangelhaft, da ihn seine dogmatische Befangenheit hinderte, dem neutestamentlichen Texte eine durchgreifende Rektifikation zu geben, und er demgemäß nur in gedruckten Ausgaben sich vorfindende Lesarten in den Text aufnahm. Doch bietet seine Arbeit einen reichen und nicht ohne kritischen Scharfsinn gesichteten Apparat dar, insofern er die nicht in den Text aufgenommenen Lesarten, welche ihm die Handschriften an die Hand gaben, am Rande beifügte und ihrem Gehalte nach unterschied. Was seine exegetischen Leistungen betrifft, so sind diese weit unbedeutender, als seine kritischen, denn hier stand seine pietistisch befangene Richtung noch mehr einer freien Forschung im Wege und ließ ihn stets mehr den praktisch-erbaulichen, als den rein wissenschaftlichen Zweck im Auge behalten. Dies ist am meisten ersichtlich aus seinem „Gnomon Novi Testamenti“ (Tübingen 1742, herausgegeben von Steudel, 2 Bde., das. 1835 f.). Doch findet sich auch hierin neben vielem Verfehlten, was besonders dem Streben, tiefliegende Ideen und Typen in den gewöhnlichsten Ausdrücken zu entdecken, beizumessen ist, manche originelle und treffende Erklärung und eine im Ganzen gründliche Behandlung des philologischen Wortverstandes. Seine deutsche Uebersetzung des Neuen Testaments (Stuttgart 1753) leidet an denselben Mängeln und außerdem noch an einer geschmacklosen, steifen und oft unverständlichen Sprache, zu der ihn das Streben, dem Texte möglichst treu zu bleiben, verleitete. Ueberhaupt aber zeigt sich in seinen deutschen Schriften die vaterländische Sprache in einer Dürftigkeit und Unbehülflichkeit, zu der die Schriften eines Mosheim und Jerusalem einen auffallenden Gegensatz bilden. Bei einem größern Publikum machten besonders seine chiliastischen Deutungen der Offenbarung Johannis: „Erklärte Offenbarung St. Johannis“ (Stuttg. 1740, 1748), „Sechzig erbauliche Reden über die Offenbarung St. Johannis“ (das. 1748, 1758) viel Aufsehen. Seine chronologischen Werke: „Orto temporum a principio per periodos oeconomiae divinae historicus atque propheticus ad finem deductus“ (Stuttgart 1741, 1753), „Cyclus s. de anno magno Solis, Lunae, Stellarum consideratio“ (Ulm 1745, deutsch Leipzig 1773), „Weltalter, darin die schriftmäßige Zeitenlinie bewiesen“ (Eßlingen 1746, Heilbronn 1753) haben dieselbe Tendenz. Die typisch-föderalistische Erklärungsweise der Schrift sagte der pietistischen Schule zu sehr zu u. fand auch an B., der ganz von dem Geiste dieser Schule beherrscht wurde, einen eifrigen Anhänger. Ihm war der Prophetismus Hauptzweck der Offenbarung; wie ein rother Faden lief ihm dieser durch den ganzen Komplex der biblischen Bücher hindurch; seine letzte Entwickelung sah er in der Apokalypse, die ihm das Bild der ganzen Zukunft enthielt. Er bemühte sich demgemäß, den Beweis zu führen, daß die Welt ge-

rade 7777⁷/₉ Jahre stehen werde, daß die Zeitangabe Offenbarung 12, 14 777⁷/₉ Jahre, von dem Jahre 1058 an gerechnet, bezeichne, daß in diesen Zeitabschnitt Alles gehöre, was von der besagten Stelle an bis Offenbarung 20, 1 geschrieben stehe, und daß mithin im Sommer des Jahres 1836 die Katastrophe kommen werde. Tausend Jahre werde dann der Satan gebunden seyn, ein zweites Jahrtausend hindurch das Reich der vollendeten Gerechten bestehen und am Ende desselben die allgemeine Auferstehung der Todten und das Weltende erfolgen (vgl. Chiliasmus). Ein mühsamer Fleiß, eine außerordentliche Kombinationsgabe und eine ausgebreitete Gelehrsamkeit lassen sich in B.s abenteuerlichem chronologisch-apokalyptisch-chiliastischen Systeme nicht verkennen, und es steht bei den schwärmerisch-pietistischen Sekten Süddeutschlands, besonders Schwabens, noch jetzt in großem Ansehen. Autobiographische Nachrichten von B. finden sich in J. J. Mosers „Erläutertem Würtemberg" (I, S. 211 ff.) und in Rathlefs „Geschichte jetzt lebender Gelehrter" (VI, S. 425 ff.). Außerdem ist zu erwähnen: J. Ph. Fresenius, Zuverlässige Nachrichten von dem Leben, Tod und Schriften J. A. Bengels, Frankfurt und Leipzig (ohne Jahresangabe). Sein Urenkel, Ernst Gottlieb, den 3. November 1769 zu Zavelstein auf dem Schwarzwalde geboren, erhielt seine Vorbildung in den niedern Klosterschulen, besuchte dann die Universität Tübingen, zeichnete sich bald aus und fühlte sich besonders von Storr angezogen, durch den sowohl, als durch verschiedene Todesfälle in seiner Familie der ernste Jüngling frühzeitig zum Pietismus gestimmt wurde. Im Jahre 1800 ward er Diakonus zu Marbach und 1806 Professor der Theologie in Tübingen. Hier legte er sich, wie sein berühmter Ahne, vorzüglich auf das Studium der Apokryphen und der alttestamentlichen Exegese. Im Jahre 1822 rückte er zum Propst der St. Georgenkirche, zum ersten Professor der Theologie u. Prälaten vor, erhielt 1823 den Orden der würtembergischen Krone und † am 23. März 1826. Außer Abhandlungen zu dem seit 1815 von ihm herausgegebenen „Archiv für Theologie" und akademischen Schriften erschien von ihm im Druck eine Schrift: „Ueber das Alter der jüdischen Proselytentaufe" (Tübingen 1814); seine „Reden über Religion u. Christenthum" (das. 1831, 2. Aufl. 1839) und die „Opuscula academica" (Hamburg 1834) erschienen erst nach seinem Tode.

Bengler, Rittergesellschaft zu Ende des 14. Jahrhunderts, die 1391 von einem Theile des rheinischen und westphälischen Adels gegen den Landgrafen Hermann von Hessen und den Bischof von Paderborn errichtet wurde und ihren Namen von einem silbernen Bengel (Knüppel) erhielt, den die Mitglieder als Zeichen auf der Brust trugen. Der Bund löste sich auf, nachdem der Landgraf die Stadt Padberg zerstört hatte. Auch hießen so die Geißelbrüder.

Bengo (Zenza), afrikanischer Strom in Niederguinea, Provinz Angola; mündet nördlich vom Kap Palmerinha in den atlantischen Ocean. Die an demselben liegende gleichnamige Stadt hat einen Hafen u. treibt Sklavenhandel.

Benguela, Name des südlichen Theils von Niederguinea in Afrika, der sich vom Flusse Coanza bis zum Kap Negro od. von 9—16° südl. Br. und von 31—36° östl. L. erstreckt. Die Grenzen sind im Norden Angola, von welchem B. durch den Coanza geschieden wird, und Matamba, im Osten und Süden das Gebiet der wilden Schaggas und im Westen der atlantische Ocean. Der Flächenraum läßt sich nur annähernd auf 5000 □Meilen angeben. Das Terrain steigt von der flachen Küste stufenartig zu wahrscheinlich bedeutenden Höhen auf, daher das Land weiter nach dem Innern zu größtentheils Gebirgsland zu seyn scheint. Der ansehnlichste unter den aus dem gebirgigen Innern kommenden zahlreichen Flüssen ist der Rio di Francesco. An der Küste ist das Klima, namentlich in der gewöhnlich in den Mai und Juni fallenden Regenzeit, äußerst ungesund, während das Innere schon seiner bergigen Beschaffenheit zufolge reine und gesunde Luft hat. Die Produkte sind der tropischen Lage des Landes angemessen. Das Pflanzenreich, welches eine sehr üppige Vegetation zeigt, liefert mehre Arten von Palmen und Orangen, süße Trauben, Bananen, Maniokpflanzen, Katteen, Zuckerrohr, Mais, Cedern u. andere Waldbäume; das Thierreich mehre Hyänenarten, Löwen, Büffel, Elephanten, Zebra's, Antilopen, Perlhühner und anderes Geflügel in Menge; das Mineralreich besonders Eisen und Kupfer, Steinsalz in Menge und auch Silber. Die Einwohner haben einerlei Abstammung mit den Bewohnern von Kongo und reden die Bungasprache. Sie sind Fetischanbeter und stehen auf einer sehr niedrigen Stufe der Gesittung. Sie treiben etwas Viehzucht. Die Portugiesen betreiben an der Küste einen lebhaften Sklavenhandel, durch welchen in manchem Jahr 20,000 Negersklaven ausgeführt werden. In ihrem Besitz ist eigentlich nur der Küstenstrich im oberen Theile des Landes, wie sie überhaupt nie weit ins Innere eingedrungen sind. Das Gouvernement B. steht unter dem Generalgouverneur von Loanda in Angola. Die Hauptstadt, San-Felipe di Benguela, auch Benguela nova (zum Unterschied von dem jetzt verlassenen Benguela velha, nördlich von Novo Redondo), liegt in einer reizenden, die üppigste Vegetation aufweisenden, aber sumpfigen und daher ungesunden Thalniederung. Die Häuser bestehen zwar nur aus Lehm und Palmzweigen, sind aber in europäischem Styl errichtet und von netter Form; die Straßen sind breit und gerade, doch zeigen sie zum Theil noch die Zerstörungen, welche die wilden Schaggas bei einem Ueberfall 1836 angerichtet haben. Die Stadt zählt 5000 Einwohner, welche zum Theil zum Christenthum bekehrt sind, ohne aber dadurch eine höhere Stufe der Civilisation erreicht zu haben. Bemerkenswerthe Gebäude sind die unter dem Bischof von Loanda stehende Kirche und ein großes Hospital. Von regelmäßigem Gottesdienst und Schulunterricht ist noch wenig die Rede. Der Hafen ist vortrefflich, doch nicht zugänglich genug. Südlich von B. liegt die portugiesische Kolonie Mossamedes in gesunder Gegend und mit gutem Hafen, 42 Meilen südöstlich von der Hauptstadt die Militärstation Cacenda. Vergl.

Tams, Die portugiesischen Besitzungen in Südafrika. Hamburg 1845.

Beni (Paro), südamerikanischer Fluß in Bolivia und Peru, entspringt in den Centralcordilleren, vereinigt sich mit dem Apurimaco oder bildet nach Andern mit dem Mamoré und Itenez oder Guapore den Madeira. Als Quellflüsse des B. werden besonders Mapiri und Laca genannt.

Benicarlo, Stadt in der spanischen Provinz Valencia, am Meere, mit Hafen und 6000 Einwohnern. Hier wächst der dicke, rothe Benicarlowein, der in Bordeaux zum Verschneiden des jungen Franzweins gebraucht wird.

Benin, afrikan. Küstenstrecke, zu Oberguinea gehörig, zwischen 21° 30′ — 25° 40′ östl. L. v. F. und 4° 20′ — 8° nördl. Br., grenzt im Westen an die Sklavenküste, im Osten und Süden an das Vorgebirge Lopez (nach Andern reicht sie nur bis zum Rio del Rey oder Camarones). Im Süden ist das Land gebirgig (Gebirge der Ambeser und von Empoongua), im Norden mehr Flachland. Die ganze Küste, an der die Kaps Formosa und Lopez zu bemerken sind, ist von Seearmen durchschnitten, die sich zum Theil weit in das Land hinein erstrecken und eine Menge von Eilanden bilden. Die zahlreichen Flüsse, welche vom Lande her strömen und zum Theil durch Seitenarme mit einander verbunden sind, münden großentheils in jene Kanäle oder Seearme, deren Ausdünstungen unter den lothrechten Strahlen der Sonne die ganze Küste so ungesund machen, daß sie jeder Schiffer flieht und nur Sklavenhändler sich ihr nähern. Man kennt indeß den Lauf der Flüsse noch sehr wenig; diese sind: Formosa (Arbu Benin), Forçados, Vary, Averry (Galeerensklavenfluß). Nun (von dem Reisenden Lander aufwärts befahren). St. John, Nicolas, Barbara, Bartholomä, Rio Real (Neu-Kalabar), Adoni (Bandi, Laitomba), Croß (Kreuz), Kalabar, Rio del Rey (Königsfluß), sämmtlich oder doch meist als Nigermündungen zu betrachten; ferner: Camarones (mit dem Arm Malimba), Gabon &c. Die Produkte B.s sind die von Guinea überhaupt; es wird damit bedeutender Handel getrieben. Die Zahl der Einwohner (Neger) ist unbekannt. An der Küste B. werden die Reiche: B. (s. unten), Duary, mit gleichnamiger Stadt, Kalabar, an den Flüssen Alt- und Neu Kalabar, mit gebildeten Einwohnern, die sogar fremde Sprachen lernen sollen und gute Schiffer sind, und der Stadt Kalabar, Bonny, vom Reiche B. abhängig, mit der Stadt Bonny, Calbingo (Calbonga), an den Flüssen Rio del Rey und Camarones, in waldiger Gebirgsgegend, die sich bis zu Schneegipfeln erhebt, mit Handel mit Gummi, Elfenbein, Palmöl und der Stadt Camaroons, Biafara (Biafra), mit dem gleichnamigen Busen, der einen Theil des Busens von Guinea bildet, Empoongua, mit ungesundem Klima, Gabon (Pongo), am Flusse Gabon, der an seiner Mündung 6 Meilen breit ist und worin die Embeni- oder Papageien- und Königsinsel liegt, und andere genannt. Die Küste B. wurde 1486 von dem Portugiesen Alfonso de Aveiro entdeckt, darauf von mehren europäischen Schiffern besucht und von Legroing und Palisot-Beauvois beschrieben. Vor 1786 hatte noch keine europäische Seemacht auf der Küste B. eine feste Niederlassung, aber im genannten Jahre gründeten die Franzosen auf der Insel Borodo, die ihnen ein dortiger Häuptling abtrat, ein Fort und eine Kolonie, die indeß 1792 von den Briten zerstört wurde. Seitdem besteht hier kein festes europäisches Etablissement mehr und nur die Sklavenhändler (europäische und nordamerikanische) haben einen Markt zu Agathon.

Das gleichnamige Negerreich daselbst, um den Fluß Benin, soll von bedeutendem Umfange seyn, ist aber noch wenig bekannt. Das Land ist fruchtbar, besonders an Yams, Reis, Zucker; ein bedeutender Handelsartikel sind Elephantenzähne. Der despotische Herrscher soll von seinen Unterthanen göttlich verehrt werden und sich jährlich nur zweimal öffentlich zeigen, am Feste der Korallen (der Landesmünze) und am Feste der Yams (der Hauptnahrung der Eingebornen). Bei jedem Feste werden Menschenopfer gebracht. Die Einwohner verehren, wie die meisten Neger in diesem Theile Afrika's, ein höchstes gutes und ein höchstes böses Wesen, sind sehr abergläubisch und leben in Polygamie (der König und die Fidoes oder Prinzen, sowie die Minister, dürfen 3 — 400 Weiber halten). Auf den Weibern ruht die ganze Last des Hauswesens und der Landwirthschaft. Die Einwohner sind übrigens gutartig, gastfrei und sorgfältiger gekleidet, als ihre Nachbarn. Der König kann 100.000 (nach Andern 200 000) Soldaten stellen. Außer der Hauptstadt ist hier noch Agathon (Gato), eine Handelsstadt, zu bemerken; die Gegend um das Kap Formosa heißt das Kupferland, weil die Einwohner viel Kupfer eintauschen. Die gleichnamige Hauptstadt liegt am Fluß B., in einer weiten Ebene, ist mit tiefen Gräben umgeben, hat breite Straßen, deren Häuser mit Blättern von Patanienpalmen bedeckt sind, und einen sehr umfangreichen königlichen Palast. In den breitesten Straßen ist ein sehr lebhafter Verkehr. Die Stadt hat 15.000 Einwohner, sonst mehr. Die Bai von B. bildet einen Theil des Golfs von Guinea.

Beninga Eggerik, Verfasser einer für die friesische und insbesondere für die ostfriesische Partikulargeschichte, sowie für die deutsche Geschichte überhaupt höchst wichtigen Chronik, geboren 1496 zu Grimersum, stammte aus einer alten ostfriesischen Familie, war Häuptling zu Grimersum, Jarsum und Widdetsveer und zuletzt auch zu Borsum, einer der größten Staatsmänner Ostfrieslands, und † 1562 als Drost zu Leer. B.'s Ostfriesische Chronik (Emden 1723; von Ubbo Emmius 1587 ins Lateinische übersetzt) umfaßt die Geschichte der Friesen von der ältesten Zeit an bis 1562, ist in plattdeutscher Sprache geschrieben und trägt das Gepräge der Authenticität, Parteilosigkeit und Wahrheitsliebe.

Beninkasa, Pflanzengattung aus der Familie der Cucurbitaceen, polygamisch, einhäusig; mit fünfspaltigem, welligem, gezähntem Kelch, radförmiger, fünftheiliger Blumenkrone mit krausen Zipfeln, fünf Staubgefäßen und einem Griffel mit dreilappiger Narbe, dreifächeriger

vielsamiger Kürbisfrucht. Einzige Art ist B. cerifera *Savi.*, Cucurbita hispida *Willd.*, eine den Gurken- und Kürbisarten ähnliche, krautige, moschusartig riechende, überall dichtbehaarte, einjährige Pflanze Ostindiens, welche in ihrer Heimath auch fleißig kultivirt wird. Der Stengel ist saftig, wie die Blattstiele noch außer den Haaren mit weißlichen, steifen Spitzchen besetzt; die Blätter sind 6 — 8 Zoll lang und eben so breit, herzförmig, fast fünflappig, gekerbtgezähnt, haarig und scharf; die Blüthen groß, goldgelb, außen haarig, mit grünen Nerven, innen gestreift; die Kelchzipfel klein, zugespitzt; die Blumenkrone ist mit dem Kelche verwachsen; die Früchte sind bald eirund-birnförmig, bald walzenrund-birnförmig, wollig-haarig, verschieden groß, oft bis 16 Zoll lang und bis 8 Zoll dick, hängend, grün, blaugrün gestreift. In Ostindien wendet man dieses Gewächs gegen hitzige Fieber, Brustbeschwerden, Husten und Schwindel an; die öligen, etwas bittern Samen dienen gegen Dysurie. Merkwürdig ist, daß sich die Früchte im Alter mit einem dicken, weißlichen Reife überziehen, der sich nach dem Abnehmen wieder erzeugt und aus einem wachsartigen Stoffe besteht.

Benito, kleine nordamerikanische Insel im großen Ocean, zu Mexiko und Altkalifornien gehörig, unter 28° 18' nördl. Br., 98° 5' westl. L. von Ferro.

Benjamin (hebr., s. v. a. Sohn des Glücks), jüngster Sohn Jakobs und der Rahel, einziger leiblicher Bruder des Joseph, Liebling seiner Aeltern, Ahnherr des Stammes der Benjaminiten. Der Stamm B. gehörte zu den weniger zahlreichen israelitischen Stämmen und erhielt dem entsprechend ein nicht sehr ausgedehntes Gebiet zwischen den Distrikten Ephraim, Dan und Juda in Mittelpalästina, nächst dem Jordan. Das Gebiet war größtentheils gebirgig, doch reich an gut bewässerten Thälern und fruchtbaren Ebenen, unter welchen das sogenannte Paradies von Jericho obenan stand; der Boden war sorgfältig kultivirt, selbst auf den Höhen und an den Bergabhängen. Hauptstädte waren Jericho und Bethel; auf der Grenze lag Jerusalem. Die Benjaminiten wurden im Zeitalter der Richter in einen Bürgerkrieg mit den übrigen Stämmen verwickelt, der mit ihrer gänzlichen Vernichtung geendigt hätte, wenn man den Besiegten nicht gestattet hätte, durch eine Art Sabinerraub sich mit Frauen zu versehen. Der Stamm B. gab dem Volke Israel seinen ersten König Saul und blieb auch dessen Sohne Isboseth mit 10 andern Stämmen treu, bis es David gelang, sich zum König über ganz Israel aufzuschwingen. Bei der Theilung des Staates in zwei Reiche, nach Salomo's Tode, schloß sich der Stamm B. an Juda an und bildete nun mit diesem das Reich Juda und den ächten Kern des spätern Judenthums (Esra 4. 1; 10. 9).

Benjamin von Tudela, der erste europäische Reisende, der uns von dem fernen Osten Kunde gab, ein jüdischer Kaufmann aus Tudela im spanischen Navarra, machte theils in Handelsgesellschaften, theils um den Zustand der zerstreuten Juden kennen zu lernen, in den Jahren 1159 — 1173 eine Reise von Saragossa über Frankreich, Italien und Griechenland nach Palästina und Persien bis in die chinesische Tatarei und von da südwärts durch viele Länder des jenseitigen Indiens, über das indische Meer und viele indische Inseln, und kehrte über Aegypten und Sicilien in seine Heimath zurück. Seine gedrängten, aber schätzbaren Reisenotizen in hebräischer Sprache unter dem Titel: „Masaoth schel Rabbi Benjamin" erschienen in zahlreichen Ausgaben, zuerst Konstantinopel 1543, dann Ferrara 1556, Freiburg im Breisgau 1583, Amsterdam 1698, und wurden ins Lateinische (von Arias Montanus, Antwerpen 1575, und von Constantin L'Empereur, Leyden 1633, Helmstädt 1636), Holländische (von Jan Bara, Amsterdam 1666), Französische (von Baratier, Amsterdam 1734), Englische (von Gerrans, 1784) und Jüdisch-Deutsche (Amsterdam 1691, Frankfurt a. M. 1711) übersetzt. Die neueste und trefflichste Ausgabe ist die englische von Ascher unter dem Titel: „The Itinerary of Rabbi Benjamin of Tudela (London und Berlin 1840 — 1841). Der Text ist vokalisirt, revidirt und mit Varianten versehen, die englische Uebersetzung fließend. Der 2. Band enthält eine kritische Einleitung, Noten von verschiedenen Verfassern (die meisten von dem Herausgeber und von Zunz, dann von Rapaport, Munk, Karl Ritter, d'Ohsson rc.), meist geographischen und literarhistorischen Inhalts, nebst 3 werthvollen Abhandlungen über die geographische Literatur der Juden, über das Khalifat in der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts und über die Geographie von Palästina aus jüdischen Quellen.

Benjowsky, Moritz August, Graf von, ein kühner Mann von rastloser Thätigkeit und den außerordentlichsten Schicksalen, geboren 1741 im Städtchen Werbowa in der ungarischen Gespannschaft Neutra, wo sein Vater als General in österreichischen Diensten stand, trat ebenfalls in österreichische Dienste, machte als Lieutenant den 7jährigen Krieg bis 1758 mit, folgte dann der Einladung eines Oheims, den er beerben sollte, nach Litthauen, kehrte aber, auf die Nachricht, daß seine Vettern sich in den Besitz seines väterlichen Erbes gesetzt hätten, schnell nach Ungarn zurück und verjagte sie an der Spitze bewaffneter Leute. Die Regierung sah hierin einen Gewaltstreich, sequestrirte seine Güter, und B. mußte fliehen. Er lebte eine Zeit lang in Hamburg, studirte eifrig Schifffahrtskunde, machte mehre Seereisen, trat aber 1767 in die Dienste der polnischen Konföderirten, wo er im folgenden Jahre zum Chef der Artillerie ernannt ward. Noch in demselben Jahre fiel er in russische Gefangenschaft, ward zwar auf sein Ehrenwort, in diesem Feldzuge nicht mehr dienen zu wollen, in Freiheit gesetzt, aber im Mai 1769 wieder gefangen genommen und nach Kasan geschickt. Von dort floh er nach Petersburg. Ein Schiffer erbot sich, ihn nach Deutschland zu bringen, lieferte ihn aber der Polizei aus, worauf er nach Kamtschatka transportirt wurde. In Botscherezk machte er Bekanntschaft mit mehren Verbannten und erwarb sich das Vertrauen des dortigen Kommandanten, des Kapitäns Nilow. Er entwarf nun den Plan zur Flucht, wobei ihm der exilirte Gardekapitän Chruschtschow behülflich war. Beide

sammelten einen Haufen Leichtgläubiger, denen sie versicherten, nahe bei Kamtschatka liege eine Insel, welche Gold und alle Annehmlichkeiten des Lebens im Ueberfluß besäße. Obwohl Nilow von diesem Plane Kunde erhielt, setzte er doch so großes Vertrauen in B., daß er die Angeber als Verleumder bestrafte. In der Nacht vom 8. auf den 9. Mai 1771 setzten die Verschwornen ihren Plan ins Werk. Sie tödteten den Kommandanten, plünderten die Kronkasse, in der sie 1½ Mill. Piaster fanden, nahmen einige Kanonen und Mörser aus dem Arsenal, beluden damit ein Floß und schifften 96 Mann stark zur Mündung des Flusses Bolschaja. Am 11. Mai erreichten die Flüchtlinge den tschekawinskischen Hafen. Einer von ihnen, der Steuermann Tschuchin, hieb die dort stehende Krongaliote St. Peter aus dem Eise heraus und führte sie zur Rhede. Auf diesem Schiffe nun ging B. mit ungefähr 70 Mann am 14. Mai 1771 in See. Am 19. Mai kamen die Seefahrer zur kurilischen Insel Marikan. Dort entwarfen einige der gewaltsam Fortgeschleppten den Plan, die Anführer zu tödten und mit dem Schiffe nach Botscherezk zurückzukehren; das Vorhaben wurde aber entdeckt und vereitelt. Am 10. Juni segelte man weiter und kam am 19. Juni an eine japanische Insel und am 2. September zur Insel Formosa, wo zwei Matrosen von den Eingebornen getödtet wurden. Am 24. September erreichten die Flüchtlinge Makao, wo sie bis zum folgenden Jahre blieben. Viele von ihnen wurden ein Opfer des dortigen Klima's. Hier verkaufte B. die Galiote dem portugiesischen Gouverneur, der ihn mit allen seinen Gefährten am 23. Jan. 1772 auf zwei französischen Schiffen nach Isle de France bringen ließ. Von dort wurden 16 Männer und eine Frau auf ihre Bitte nach Europa gebracht, die übrigen blieben bei ihrem Anführer. B. machte nun der französischen Regierung den Vorschlag, Madagaskar zu erobern und dort eine Kolonie anzulegen. Anfangs nahm man seinen Vorschlag an; B. ging im Juni 1774 nach Madagaskar und gründete dort eine Kolonie, kehrte aber, als er von Isle de France keine Unterstützung erhielt, nach Frankreich zurück. Dort erkannte man in ihm bald den Abenteurer und verwarf alle seine Vorschläge. B. trat nun wieder in österreichische Dienste und focht 1778 in der Schlacht bei Habelschwerdt gegen die Preußen. Im Jahr 1783 suchte er in England eine Gesellschaft zur Kolonisation von Madagaskar zu Stande zu bringen, fand in London und in Baltimore Unterstützung und landete 1785 wieder in Madagaskar. Als er jedoch hier Feindseligkeiten gegen die Franzosen anfing, schickte die Regierung von Isle de France aus Truppen gegen ihn. In einem Gefecht gegen dieselben am 4. Juni 1786 wurde er tödtlich verwundet und starb wenige Tage darauf. Er selbst hat eine Schilderung seines Lebens hinterlassen, in welcher die Wahrheit stark mit Erdichtungen untermischt seyn mag. Er schildert u. A. darin seine Liebe zu Aphanasia, Nilows Tochter, der jedoch gar keine Kinder hatte. Diese Memoiren erschienen zuerst in englischer (2 Bde., London 1790), dann in deutscher Sprache (übersetzt von Forster, 2 Bde., Leipzig 1791, und von Ebeling, 2 Bde., Hamburg 1791). Aus ihnen entlehnte Kotzebue 1791 sein romantisches Drama „Die Verschwörung in Kamtschatka". Siebzehn von B.'s Begleitern wurden, wie oben bemerkt, von Isle de France nach Europa gebracht und kehrten in die Heimath zurück. Einer derselben, der Kanzellist Riumin, hat ein Tagebuch geführt, welches auf B.'s Leben ein sehr ungünstiges Licht wirft. Ein Bruchstück dieses interessanten Tagebuchs erschien 1821 in einem russischen Journal.

Benkendorf, Ernst Ludwig von, tüchtiger Reitergeneral, geboren den 5. Juni 1711 zu Ansbach, wo sein Vater Hofmarschall war, studirte in Jena die Rechte, brachte dann 3 Jahre am Hofe des Fürsten Günther von Schwarzburg-Rudolstadt zu, trat 1733 in kursächsische Militärdienste und nahm im ersten schlesischen Kriege als Rittmeister beim Kürassierregimente Maffei an der Eroberung Prags, sowie an der Berennung Brünns Theil. Bald darauf ward er als Kapitän zu dem leichten Reiterregimente Prinz Karl von Kurland versetzt. Dasselbe focht 1745 mit Auszeichnung gegen die Preußen bei Kesselsdorf u. erhielt nach dem Frieden 1746 sein Standquartier in Sambor bei Krakau. Zehn Jahre verweilte B. daselbst, zuerst als Major, seit 1752 als Oberstlieutenant. Nach dem Ausbruch des 7jährigen Kriegs stieß er mit den übrigen in Polen befindlichen und in die Kapitulation von Lilienstein nicht mit eingeschlossenen Reiterregimentern Sachsens zu dem österreichischen Heere unter Daun. Die Schlacht bei Kollin verewigte seinen Namen in den Annalen der Kriegsgeschichte. Sein fast eigenmächtiger Angriff auf die preußische Infanterie des linken Flügels, unterstützt von den übrigen sächsischen Regimentern und einem Theile der österreichischen Reiterei, wendete im Augenblicke der höchsten Gefahr den Sieg auf Dauns Seite und entschied die erste Niederlage Friedrichs des Großen; B.'s Regiment erbeutete allein 15 Fahnen. Der König von Sachsen ernannte ihn dafür zum Obersten und den Oberbefehlshaber, Grafen von Nostitz, zum Generallieutenant. Auch später nahm B. an mehren Siegen der Oesterreicher ehrenvollen Antheil, namentlich bei Breslau (22. November 1757) und bei Domstädtel in Mähren (18. Juni 1758), wo ein großer Transport der Preußen weggenommen würde, was die Aufhebung der Belagerung von Olmütz zur Folge hatte. Im Jahre 1762 focht B. als Generalmajor in der Schlacht bei Freiberg. Nachdem er mit vieler Umsicht den Rückzug der Reichsarmee nach Frauenstein gedeckt hatte, sandte ihn der sächsische Hof nach Wien, um die rückständigen Kriegsgelder einzutreiben. Nach dem Tode des Königs August III. (1763) leitete er den Abzug der Sachsen aus Polen. Einen Antrag, in venetianische Dienste zu treten, lehnte er später ab und ward 1775 Generalinspektor der Kavalerie. Im bayerischen Erbfolgekriege (1778) stieß er mit den sächsischen Truppen zu dem preußischen Heere. Seit 1788 zu dem Ehrenposten eines Chefs der Garde du Corps zu Dresden erhoben, † er den 5. Mai 1801, ein ächter Soldat nach altem Schlage, geliebt von seinen Untergebenen und brav, wie Blücher und

Ziethen, derb und dabei doch Hofmann, lebenslustig bis zur Verschwendung, aber stets ehrenhaft und bis zu den letzten Tagen seines hohen Alters an Körper und Geist rüstig wie ein Jüngling. Von seinen 4 Brüdern stand der älteste in österreichischen Diensten und fiel bei Orsowa, ein jüngerer, der dritte, † 1768 als Oberstallmeister zu Gotha; der vierte war Oberstlieutenant in der preußischen Armee und der jüngste † 1796 als Minister zu Ansbach.

Benkendorff, russische Adelsfamilie, welche dem livländischen Adel angehört, seitdem sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das esthländische Indigenat erlangte. Merkwürdig sind: Alexander von B., Sohn des Generals Christoph von B., der unter Katharina II. in der Garde diente, geboren 1784 in Esthland, ward im engelhardtschen Privatinstitut zu Baireuth erzogen, kam im beginnenden Jünglingsalter nach Petersburg und wurde hier als Verwandter der Gräfin (nachherigen Fürstin) Charlotte Lieven, der Erzieherin der kaiserlichen Kinder, im Winterpalast eingeführt. Talentvoll, geschmeidig, von gefälligem Aeußern und gewinnenden Umgangsformen, wurde er bald der vertraute Jugendgenosse der Großfürsten und machte als Gardeoffizier ein rasches Avancement. An den russischen Kriegen in Deutschland und Frankreich nahm er als Generalstabsoffizier Theil, wurde dann zum General befördert und dem Großfürsten Nikolaus als Adjutant beigegeben. Als solcher war er stets in dessen Begleitung und bewies insbesondere als Generallieutenant u. Chef der ersten Kürassierdivision bei der Militärrevolution von 1825 eine Entschlossenheit und einen Muth, welche ihn im Vertrauen des Kaisers befestigten. Er wurde darauf Mitglied der zur Untersuchung jener Vorfälle niedergesetzten Kommission und zum Lohn für die hierbei bewiesene Geschicklichkeit im Juni 1826 zum Chef der Gensdarmerie und Kommandanten des kaiserlichen Generalquartiers ernannt. Seitdem war er der unzertrennliche Begleiter des Kaisers bei dessen Reisen und Ausflügen u. übte als solcher einen fast unbeschränkten Einfluß aus, namentlich als Lenker jenes Geheimpolizeisystems, welches nicht nur in Rußland selbst, sondern auch auf allen wichtigern Punkten Europa's Agenten hatte. Später wurde er zum Mitglied des Reichsraths und in den erblichen Grafenstand erhoben. Zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit reiste er im Frühjahr 1844 nach Deutschland, wurde aber auf der Rückreise nach Petersburg am Bord des Dampfers Hercules den 23. September desselben Jahres vom Tode überrascht. Sein jüngerer Bruder, Konstantin von B., geboren 1785, wurde mit seinem Bruder Alexander in Deutschland erzogen, betrat anfangs die diplomatische Laufbahn, verließ aber dieselbe bei Napoleons Einfall in Rußland, um als Major in den aktiven Militärdienst zu treten. Er zeichnete sich in Winzingerode's Reitercorps an der Moskwa, bei Smolensk u. bei der Einnahme von Wilna aus, befehligte 1813 bereits ein besonderes Corps, hob bei Belzig ein ganzes Bataillon Westphalen auf, trat dann in das fliegende Corps des Generaladjutanten Czernitscheff und befehligte dessen Vortrab, an dessen Spitze er in Kassel eindrang. Nicht minder that er sich bei Fulda und Hanau, sowie bei dem Uebergange über den Rhein bei Düsseldorf Angesichts des Feindes hervor. In Frankreich bewährte B. seine Tapferkeit an der Spitze eines fliegenden Corps; insbesondere zeichnete er sich bei dem Sturme von Soissons, bei Brienne, bei Craon u. bei der Einnahme von Rheims aus. Im Jahre 1815 nöthigte ihn Kränklichkeit, als Generalmajor seinen Abschied zu nehmen. Er fungirte darauf von 1820—1826 als außerordentlicher Gesandter an den Höfen zu Stuttgart und Karlsruhe. Beim Ausbruch des Kriegs mit Persien trat er wieder in die Armee ein und befehligte die Avantgarde des russischen Heeres. Er besetzte das Kloster Etschmiazin, schloß Eriwan ein und eroberte dessen Vorstädte. Auf die Nachricht, daß der Feind im Rücken des russischen Heeres ein bedeutendes Corps Kavalerie aufgestellt habe, setzte B. mit seinem Corps durch den Araxes, schlug den an Zahl weit überlegenen Feind aufs Haupt u. wurde zum Lohn für seine Tapferkeit zum Generaladjutanten u. Generallieutenant befördert. Trotz seiner Kränklichkeit nahm er 1828 am Türkenkriege Theil, drang an der Spitze eines fliegenden Corps über den Balkan in den Rücken des Feindes und besetzte am 19. Juli Prawadi; dies war seine letzte Waffenthat, denn im August desselben Jahres starb er am Nervenfieber. Die Schwester beider Brüder ist die in der diplomatischen Welt bekannte Gräfin, nachherige Fürstin Daria Christophorowna Lieven (s. d.).

Benneckenstein (Benkenstein), Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, in der Nähe von Nordhausen, an der Bode, in einem Enklave im Braunschweigischen gelegen, mit 3400 Einwohnern, welche Bergbau, Eisen- u. Holzwaarenfabrikation treiben.

Bennet, britische Familie in Berkshire; zu ihr gehört: Henri, Graf von Arlington, Mitglied des berüchtigten Cabalministeriums unter Karl II., geboren 1618 zu Arlington in der Grafschaft Middlesex, begab sich nach der Hinrichtung des Königs Karl I. nach Frankreich und Italien und ward 1649 Sekretär des Herzogs von York, der sich damals in Frankreich aufhielt. Karl II. schickte ihn 1658 an den madrider Hof und ernannte ihn nach Wiedererlangung des englischen Throns 1662 zum Schatzmeister und ersten Staatssekretär und 1672 zum Grafen von Arlingten und Ritter des Hosenbandordens. B., der nicht ohne Talente war, machte sich durch seinen zurückstoßenden Stolz und seine Intriguensucht allgemein verhaßt und verdarb es dadurch, daß er sich öffentlich zu den Protestanten hielt, insgeheim aber die Katholiken begünstigte, mit beiden Theilen. Nachdem er das Vertrauen der Nation verloren hatte und allmählig auch in der Gunst des Königs gesunken war, mußte er 1674 seine Stelle als Staatssekretär niederlegen, wurde dann Lordkanzler und † am 28. August 1686. Merkwürdig für die Zeitgeschichte seines Ministeriums sind seine „Letters to W. Temple from 1664 to 1674" (2 Bde., London 1701; französisch, 2 Bde., Utrecht 1701—1706). Ein Sprößling einer Seitenlinie derselben Familie war William B., geboren 1767, widmete sich zu Exeter

unter Bond und Jackson und nachher zu London unter Chr. Bach und Schröter der Musik. Letzterer unterrichtete ihn im Klavierspiel, welches dann B. zuerst in Plymouth eingeführt haben soll. Er wurde daselbst Organist zu St. Andrea u. erwarb sich den Ruf eines vorzüglichen Spielers und Improvisators auf der Orgel. Unter seinen zahlreichen, hier und da noch jetzt geschätzten Kompositionen von Sonaten, Koncerten, Liedern ꝛc. sind die „Collects of the church of England“, die „New version of Psalms in four parts“ und ein „American glee“ nennenswerth.

Bennett, William Sterndale, einer der ausgezeichnetsten, talentvollsten und produktivsten Pianisten und Komponisten Englands, geboren den 13. April 1816, wurde im Hause seines Großvaters zu Cambridge erzogen u. wirkte hier als Knabe mit in der Kapelle des Kriegscollege. Später kam er zu weiterer Ausbildung in die königliche Akademie nach London, wo er namentlich den Unterricht Crotchs, Holmes', Potters u. A. genoß. Schon 1830 war er Liebling des londoner Publikums. Im Jahre 1836 bereiste er Deutschland und verweilte vorzugsweise in Leipzig. Außer vielen Kompositionen für Pianoforte, Quartetten für Streichinstrumente, Koncerten ꝛc. komponirte er auch Ouverturen zu Dichtungen in Mendelssohns Styl. Seine „Classical practice for pianoforte students“ sind eine gute Zusammenstellung von Uebungsstücken.

Bennigsen, Levin August Theophil, Graf von, einer der ausgezeichnetsten russischen Feldherren, geboren den 10. Februar 1745 zu Braunschweig, wo sein Vater Oberst bei der Garde du Corps war, wurde 1755 Page am hannöverischen Hofe, 1759 Fähndrich in der hannöverischen Fußgarde, 1760 Lieutenant und 1762 Hauptmann; als solcher nahm er an der letzten Campagne des 7jährigen Krieges Theil. Nach dem Tode seines Vaters wurde er Besitzer des großen Gutes Banteln, nahm seinen Abschied und verheirathete sich mit der Tochter des hannöverischen Gesandten in Wien, Freiherrn von Steinberg. Mehre Jahre lebte er nun ziemlich verschwenderisch u. brachte seine Finanzen in Verfall. Dies, sowie der Tod seiner Gattin 1773, brachte ihn zu dem Entschlusse, die verlassene militärische Laufbahn wieder zu betreten. Die Siege der russischen Waffen über die Türken bestimmten ihn, unter den Fahnen der Kaiserin Katharina zu dienen. Um sich den Weg zu höherem Range zu bahnen, vermochte er die hannöverische Regierung, daß sie ihn zum Oberstlieutenant ernannte. Sofort trat er als Premiermajor des wiatka'schen Musketierregiments ins russische Heer. Im folgenden Jahre (1774) wurde er zum narwa'schen Regiment versetzt und focht unter Romanzow gegen die Türken. Im Jahre 1778 wurde er Oberstlieutenant und zur Reiterei versetzt; 1787 ernannte ihn die Kaiserin zum Obersten und Kommandeur des isiumschen Reiterregiments, mit dem er im folgenden Jahre unter dem Oberbefehl des Fürsten Potemkin agirte. B. fand mehre Male Gelegenheit sich auszuzeichnen, namentlich bei dem Sturme von Otschakow, und ward 1790 zum Brigadier befördert. Im Jahre 1792 kommandirte er in Litthauen ein fliegendes Corps zur Deckung von Weißrußland. Nach seiner Vereinigung mit dem Corps des Generals Merlin befehligte er in der Schlacht bei dem Flecken Mira den linken Flügel, verfolgte an der Spitze der Kavalerie die fliehenden Polen, umringte das befestigte Schloß Neswisch und blokirte es bis zur Ankunft Fersens, mit dem er es eroberte, worauf er noch an mehren Gefechten in Litthauen Theil nahm. Im Jahre 1794 schlug er die Polen bei Soly, machte viele Gefangene, eroberte das ganze Gepäck und wurde zum Generalmajor befördert. Bei dem Flecken Olita angekommen, erfuhr B., daß jenseits des Niemen ein starkes feindliches Corps stehe, setzte in der Nacht mit der Kavalerie und einem Bataillon berittener Jäger über den Fluß und schlug den Feind aufs Haupt. Im Juli desselben Jahres nahm er bei Wilna mit dem isiumschen Regiment eine feindliche Batterie und eroberte 7 Kanonen, wofür er mit bedeutenden Landgütern im Gouvernement Minsk belohnt wurde. Der Krieg mit Persien rief ihn an die Ufer des kaspischen Meeres, wo er hauptsächlich zur Einnahme von Derbent beitrug. Nun erfolgte eine fast 10jährige Ruhe in B.s militärischer Thätigkeit, während welcher Zeit er 1798 zum Generallieutenant und 1802 zum General der Kavalerie befördert wurde. Er war einer der Hauptanstifter der Verschwörung gegen Kaiser Paul, der ihm nicht besonders wohlwollend gesinnt war. Seine Festigkeit und Geistesgegenwart trug vor Allem zum Gelingen des Werks bei, wiewohl er bei der Katastrophe selbst nicht gegenwärtig war. Namentlich soll er die Kaiserin Maria verhindert haben, auf das Geschrei ihres Gemahls herbeizueilen. Im November 1805 zog B. mit der ihm anvertrauten Nordarmee Oesterreich zu Hülfe, erhielt aber bei Breslau den Befehl zur Rückkehr, da der presburger Friede geschlossen worden war. Eine weitere Bahn zu kriegerischem Ruhme eröffneten ihm die Feldzüge von 1806 und 1807. Im Oktober 1806 rückte er mit einem starken Hülfscorps in Preußen ein, allein die Niederlage der Preußen bei Jena und Auerstädt und die schnelle Eroberung Preußens durch die Franzosen bewog ihn, am rechten Weichselufer stehen zu bleiben. Als der Oberbefehlshaber, der greise Feldmarschall Graf Kamenskoi, bei der Armee angekommen war, begann die Offensive, und B. versetzte sein Hauptquartier von Pultusk nach Nowomesto, erhielt jedoch bald darauf den Befehl zum Rückzuge, um die russischen Grenzen zu decken. Kaum war er bis Pultusk gekommen, so wurde er (26. Dec.) durch die Corps von Davoust, Lannes und Suchet angegriffen und erhielt zugleich den Befehl von dem Feldmarschall, sich durchaus in kein Gefecht mit dem Feinde einzulassen und auf jeden Fall den Rückzug fortzusetzen. Da B. einsah, wie verderblich dies für die Armee seyn mußte, so verheimlichte er den Befehl, nahm die Schlacht an u. schlug den Feind. Kaiser Alexander ernannte ihn dafür am 1. Jan. 1807 zum Oberbefehlshaber der Armee. B. beschloß nun den linken Flügel der feindlichen Armee anzugreifen und von demselben die Corps Bernadotte's und Ney's abzuschneiden. Das erstere Corps wurde auch wirklich von B.s Vortrab bei Morungen geschlagen, die Nachricht aber,

daß Bonaparte den linken Flügel der russischen Armee zu umgehen und von Königsberg abzuschneiden drohe, bewog B., sich nach Landsberg u. von da nach Preußisch-Eylau zu wenden, wo er am 6. Februar ankam u. den blutigen Sieg über Napoleon erfocht. Mit dem Anfange des Frühlings ergriff B. wieder die Offensive, besiegte Ney bei Guttstadt (5. Juni) und schlug Napoleons Angriff bei Heilsberg (8. Juni) zurück, ward aber in der Schlacht bei Friedland geschlagen, worauf der tilsiter Friede erfolgte. Seit dieser Zeit bis 1812 lebte B. größtentheils auf seinen Gütern bei Wilna. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1812 befand er sich in der Umgebung des Kaisers, nahm an der Schlacht bei Borodino Theil, erhielt dafür den St. Wladimirorden 1. Klasse u. schlug darauf den König von Neapel bei Tarutino (18. Okt.). Bald darauf begab er sich zerrütteter Gesundheit wegen auf seine Güter, wurde aber Anfangs 1813 zum Oberbefehlshaber der neuformirten sogenannten polnischen Armee ernannt u. rückte mit derselben zu Anfang Juni in das Herzogthum Warschau, um sich mit den übrigen Armeecorps zu vereinigen. Nachdem er am 12. Okt. St. Cyr bei Dohna geschlagen u. ihn nach Dresden zurückgetrieben hatte, ließ er vor dieser Stadt das Corps des Grafen Tolstoi und eilte in forcirten Märschen nach Leipzig, wo er am 17. gegen Abend eintraf, den Verbündeten ein bedeutendes Uebergewicht über den Feind gab und den Sieg sicherte. Am 18. Okt. erhielt er den Befehl über den rechten Flügel der verbündeten Armee und erstürmte am 19. die grimmaische Vorstadt von Leipzig. Hier wurde er vom Kaiser Alexander in den Grafenstand erhoben und erhielt den schwierigen Auftrag, dem König von Sachsen die Gefangenschaft anzukündigen. Nach der leipziger Schlacht schloß er mit seiner Armee Torgau, Wittenberg und Magdeburg nach einander ein, und hatte auch den Oberbefehl über die Truppen, welche St. Cyr in Dresden beobachteten. Im December schritt er zur Einschließung von Hamburg und blokirte dasselbe bis zum pariser Frieden. Darauf wurde er zum Oberbefehlshaber der südlichen Armee ernannt, welche in Bessarabien gegen die Türken aufgestellt wurde, bat aber 1818 wegen hohen Alters u. zerrütteter Gesundheit um seine Entlassung. Den Rest seiner Tage verlebte er in Hannover, wo er am 3. Oktober 1826 im 82. Lebensjahre starb. In der Militär-Literatur ist B. durch ein sehr geachtetes Werk bekannt: „Gedanken über einige Kenntnisse, die einem Offizier der leichten Kavalerie nöthig sind" (Riga 1794, Wilna 1805). Sein Sohn, Alexander Levin, Graf von B., den 21. Juli 1809 zu Zakret bei Wilna geboren, kam 1818 mit seinem Vater, als dieser den russischen Dienst verließ, nach Hannover, wo er das Lyceum besuchte. Seit 1826 zu Göttingen dem Studium der Rechte obliegend, erhielt er schon im August 1830 eine Anstellung als Auditor bei dem Amte Lauenstein, später als überzähliger Amtsassessor bei dem Amte Syke. Nachdem er hierauf einige Zeit auf der königlichen Landdrostei zu Hannover gearbeitet und seit dem 30. Nov. 1835 bei dem Ministerium des Innern verwendet worden, erhielt er im Mai 1840 die von ihm wegen Kränklichkeit nachgesuchte Entlassung aus dem Staatsdienste. Im Jahre 1841 wählte ihn die Provinziallandschaft der Fürstenthümer Kalenberg, Göttingen und Grubenhagen zum Schatzrath, womit er zugleich Mitglied der ersten Kammer der hannöverischen Ständeversammlung wurde. Seine Wirksamkeit in derselben begann am 2. Juni 1841, und bereits Ende Juni ward er, den Bestimmungen der Verfassung gemäß, zum Mitgliede des Obersteuerkollegiums und der Generaldirektion der indirekten Steuern ernannt. Am 20. März 1848 beauftragte ihn der König mit der Bildung eines neuen Ministeriums, in welchem er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten und des königlichen Hauses, sowie den Vorsitz im Gesammtministerium erhielt. Eine Sendung nach Wien in Betreff der deutschen Angelegenheiten, mit welcher er im Febr. 1850 betraut wurde, hatte nicht die gewünschten Erfolge. Am 28. Okt. 1850 erhielt er die von ihm und seinen Kollegen wiederholt nachgesuchte Entlassung. Bereits im Jan. 1849 von den größern Grundbesitzern des 9. Wahlbezirks zum Abgeordneten in die erste Kammer gewählt, wurde er auf dem Landtage von 1851 als Präsident der ersten Kammer gewählt und vom Könige bestätigt. Auch 1853 u. 1854 fungirte er als Präsident der ersten Kammer.

Benno, St., Bischof von Meißen, geboren 1010 zu Hildesheim, stammte aus dem in der Nähe von Goslar begüterten gräflichen Geschlechte der Bulten- oder Woldenburger, kam frühzeitig in die Obhut und Schule des wegen seiner Gelehrsamkeit berühmten und wegen seines frommen u. streng sittlichen Wandels hochgeachteten heiligen Bernward, Bischofs von Hildesheim, seines Verwandten, und erhielt hier im Michaeliskloster vornehmlich durch Propst Wigger eine strenge u. gelehrte Erziehung. B. kam während des langen Krankenlagers des Bischofs wenig von seiner Seite und erheiterte ihn durch Dichten, Lesen und Gespräch. Nach des Bischofs Tode nahm er in seinem 22. Jahre das Mönchskleid (nach Einigen hatte er zuvor in Frankreich Theologie studirt und den Doktorgrad erhalten), erhielt in einem Alter von 25 Jahren die Würde eines Diakonus und 1040 die eines Priesters. Schon damals ward ihm wegen seines Fleißes im Studium der heiligen Schrift, wegen seiner Gelehrsamkeit und seines frommen Lebenswandels allgemeine Hochachtung zu Theil. Nach dem Tode des Abts Adelbert wählten die Mönche des Michaelisklosters B. zu dessen Nachfolger; er verzichtete aber auf diese Stelle zu Gunsten eines gewissen Sigebert, für welchen ein Theil der Mönche gestimmt hatte (1042). Einige Jahre nachher beförderte ihn Kaiser Heinrich III., dessen Aufmerksamkeit B. auf sich gezogen hatte, zum Domherrn an dem neuerrichteten Stift Simon und Judä zu Goslar. In diesem Domstift, das lange Zeit eine wahre Pflanzschule für deutsche Bischöfe war, blieb B. 17 Jahre lang und unterrichtete daselbst die jungen Kanoniker. Hier kam er auch mit dem Propst des Stiftes, dem nachmaligen Erzbischof Anno von Köln, in nähere Berührung, die eine gegenseitige Hochachtung u. Freundschaft beider Männer zur Folge hatte. Durch die Vermittelung Anno's, der als Erzbischof damals unter Kai-

ser Heinrich IV. die Reichsverwaltung führte, erhielt B. 1066 von dem genannten Kaiser das erledigte Bisthum Meißen. Bald darauf erscheint B. in die Verschwörungen und Kämpfe verwickelt, welche von Seiten der sächsischen und thüringischen Großen gegen den unglücklichen Kaiser losbrachen. Deswegen und weil er sich als eifrigen Anhänger des Papstes Gregor VII. bewies, gerieth er mehrmals in die Gefangenschaft Heinrichs IV. und wurde durch eine unter des Kaisers Einflusse (1085) in Mainz gehaltene Synode seines Amtes entsetzt. Noch in demselben Jahre söhnte er sich aber mit dem Kaiser aus und erhielt durch die Vermittelung des Königs Wratislaw von Böhmen, bei dessen Krönung in Prag er administrirte, sein Bisthum wieder, nachdem der unterdessen eingesetzte Bischof Felix von Meißen 1087 gestorben war. An diese letzte Rückkehr B.'s nach Meißen knüpft sich die Sage, daß der Schlüssel zur Domkirche, den B. bei seinem Weggange 1085 in die Elbe geworfen habe, von einem Wirthe an der Elbe, bei dem er einkehrte, in einem großen Fische gefunden worden sey. In der Reihe der geistlichen Oberhirten dieses Bisthums glänzt B. vor allen andern hervor in einer Zeit, wo innerhalb der Grenzen der Mark Meißen noch immer der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthume der besiegten Wenden fortdauerte, deren Abneigung gegen das erstere B. zu besiegen suchte. Den Wohlstand seiner Unterthanen strebte er durch Wiederbelebung des Ackerbaues zu heben, was nach den die Mark Meißen verwüstenden Heereszügen noth that. Seine letzten Tage sah er durch Streitigkeiten mit dem Markgrafen von Meißen und mit seinen Kapitularen selbst verbittert, weshalb er meist auf dem Lande lebte. Sein Versuch, den liturgischen Gesang in Meißen auf römische Art einzurichten, hatte keinen Fortgang. Er † am 16. Juni 1107. Die spätere Legende hat mehre Wunder auf seine Rechnung gebracht, die von keinem Schriftsteller seiner Zeit erwähnt werden. Bischof Witigo II. ließ seine Gebeine 1270 hinten aus dem Chore in die Mitte der Domkirche zu Meißen versetzen, wobei Krankenheilungen gerühmt wurden, die sie gewirkt haben sollten. Seit 1225 erhielten die Wallfahrer an seinem Grabe 40 Tage Ablaß, woraus Papst Calixtus III. 1405 100 Tage machte. Konrad Pouse, ein meißener Kanonikus u. Archidiakonus der Lausitz, stiftete ihm 1366 eine jährliche Gedächtnißfeier. So kam B.'s Verehrung allmählig in Gang. Aber erst 1523 versetzte ihn Papst Hadrian VI. unter die Heiligen, nachdem seit 1498 das meißener Domkapital, Herzog Georg von Sachsen, Kaiser Karl V. und andere Fürsten Bitten und schweres Geld dafür in Rom verwendet hatten. Die Hauptabsicht des Papstes dabei war, dem durch die Reformation in Sachsen gesunkenen Katholicismus eine neue Stütze zu geben. Luther, dessen ganzen Zorn diese Heiligsprechung erregte, schrieb dagegen ein Büchlein: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden". Auf diese Schrift antwortete Emser, der schon früher seine „Vita Bennonis" (Leipzig 1512), in Beziehung auf B.'s Heiligsprechung mit Einmischung von mehren Hunderten von Wundern, die B. verrichtet haben sollte, geschrieben hatte. Nach Herzog Georgs Tode 1539 und der Einführung der Reformation mußte B.'s Verehrung aufhören, worauf B.'s Gebeine erst nach Stolpen, dann nach Wurzen und endlich 1576 nach München kamen, das ihn zu seinem Schutzpatron wählte. Eine alte Biographie B.'s ging wahrscheinlich verloren; vermuthlich benutzte sie Emser zu seiner oben erwähnten, durch so viele Fabeln entstellten Schrift. Brauchbare Notizen enthält auch Seyfarths „Ossilegium Bennonis" (München 1765).

Bensen, Karl Daniel Heinrich, deutscher Kameralist und Rechtsgelehrter, geboren zu Einbeck 1761, besuchte seit 1775 das hällische Waisenhaus, studirte von 1776 an Theologie zu Göttingen, war dann 5 Jahre lang Lehrer am Pädagogium zu Halle, bezog, um Jura und Cameralia zu studiren, nochmals die Universität und ward 1794 in Erlangen Doctor juris, docirte hier mit Beifall Kriminalrecht, Polizei- und Kameralwissenschaften, ward 1797 ordentlicher Professor der letztern und außerordentlicher Professor der Rechte, ging 1804 als Professor der Kameralwissenschaften nach Würzburg, † aber daselbst schon 1805. Unter seinen mit Beifall aufgenommenen Schriften sind die bedeutendsten: „Versuch eines systematischen Grundrisses der reinen und angewandten Staatslehre für Kameralisten" (Erlangen 1798), umgearbeitet unter dem Titel: „System der reinen und angewandten Staatslehre" (das., 1. Theil, 1804; 2. Theil von J. P. Harl, 1808); „Versuch einer systematischen Entwickelung der Lehre von den Staatsgeschäften" (das. 1800, 2 Theile), eigentlich eine Umarbeitung von A. L. Schotts „Vorbereitung zur juristischen Praxis"; „Materialien zur Polizei-, Kameral- und Finanzpraxis, für angehende praktische Staatsbeamte" (das. 1800—1804, 3 Bde), und eine Fortsetzung davon unter dem Titel: „Abhandlungen aus dem Gebiete der Polizei- und Staatswirthschaft" (das. 1804, 1. Bd.).

Benserade, Isaak de, einer der bekanntesten und gefeiertsten Schöngeister am Hofe Ludwigs XIV., geb. 1612 zu Lyons-la-Forest in der Normandie, kam früh nach Paris, schrieb Theaterstücke und machte sich bald durch seine zierlichen, witzigen und galanten „Concetti" (galante Lieder, Rondeaux, Triolets, Madrigale und Sonette voll artiger Einfälle und Tändeleien, besonders aber Galanterien für die Damen) am Hofe so beliebt, daß er vorzugsweise Poëte de la cour hieß. Er wohnte im königlichen Palast und erhielt von Richelieu und Mazarin ansehnliche Pensionen. Aber B.'s Ruhm war von kurzer Dauer, und er kann als das schlagendste Beispiel des ephemeren Glanzes eines Dichters gelten, dessen ganzes Talent darin besteht, dem Modegeschmack zu schmeicheln. Als eine wahrere Poesie sich geltend zu machen begann, fiel der gefeierte B. in tiefe Vergessenheit. Er zog sich auf sein Landhaus zu Gentilly zurück und † daselbst am 17. Oktober 1691. Unter seinen dramatischen Arbeiten zeichnen sich aus: die Trauerspiele „Cléopatre", „Achille mourant" und „Méléagre" und die Lustspiele „Iphise et Jante" u. „Gustave ou l'heureuse ambition". Eine Auswahl seiner Poesien erschien nach seinem Tode unter dem Ti-

Meyer's Conv Lex N°108



Inst Bibl excudit

tel: „Oeuvres diverses" (Paris 1697, 2 Bde.) und erlebte mehre Auflagen.

Bensheim, Stadt in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, am Lauterbach und an der Bergstraße, Amtssitz mit Gymnasium und Seminar, hat 4500 Einw., welche Weinbau, Industrie und Handel treiben.

Bentham, Jeremy, einer der ausgezeichnetsten britischen Rechtsgelehrten, besonders bekannt als Begründer der Nützlichkeitsphilosophie oder des Utilitarismus und wegen seiner philanthropischen Bestrebungen um die Reform der Gesetzgebung, geboren 1747 (nach Andern 1735) zu London, als Sohn eines berühmten Advokaten, zeigte frühzeitig so große Anlagen, daß er schon als 13jähriger Knabe seine Studien in Oxford beginnen konnte. Sein Vater führte ihn 1772 unter den günstigsten Verhältnissen und Aussichten ins öffentliche Leben ein, und B. hatte in kurzer Zeit als Sachwalter große Erfolge; aber die vielen Mißbräuche und Unvollkommenheiten der englischen Rechtspflege verleideten ihm seine Laufbahn so, daß er sie freiwillig aufgab, um lieber für die Abschaffung solcher Mißbräuche thätig zu seyn, als für seine Person davon zu profitiren. Durch den Tod seines Vaters im Besitz eines mäßigen Vermögens, resignirte er auf jede Beförderung zu Aemtern und Würden, um fortan in der Muße und Freiheit des Privatlebens das Problem einer vernunftgemäßen Gesetzgebung zu lösen und für deren Realisirung thätig zu seyn. Dieses Ziel hat er sein ganzes Leben hindurch mit seltener Entsagung und Beharrlichkeit verfolgt. Schon die erste Schrift, mit welcher er öffentlich auftrat: „A fragment on government" (London 1776), eine Erläuterung zu einem Abschnitte in Blackstone's „Commentaries", zeigte den scharfsinnigen Denker; noch größeres Aufsehen machte seine Schrift „Defense of usury" (das. 1787), worin er das Unpolitische der Beschränkungen des Geldverkehrs darthat. Die wichtigsten Gegenstände der Regierungskunst behandelte er tief eindringend in seiner „Introduction to the principles of moral and legislation" (das. 1789, neue Auflage 1823, 2 Bde.). Eine ganz besondere Beachtung erfuhr aber (auch in Deutschland) seine Schrift „Panopticon or the inspection house" (das. 1791, 2 Bde.), worin er den Plan zu einer neuen Bauart der Gefängnisse, Arbeitshäuser, Irrenhäuser und ähnlicher Anstalten darlegte, wonach ein einziger Mann von einem in der Mitte des runden Gebäudes befindlichen Thurme aus die Aufsicht über alle Gefangenen &c. zugleich führen kann. Er bot sich dem Parlament selbst zu einem Gefangnenaufseher an, und dasselbe bewilligte für die Errichtung eines solchen Hauses die erforderliche Summe; der Plan wurde in dem Milbank-Gefängnisse zu London zum Theil ausgeführt, die vollständige Ausführung soll nicht möglich gewesen seyn. Den ersten und nachhaltigen Einfluß gewann B. in Frankreich. Er schickte schon der konstituirenden Versammlung seine „Principien der Gesetzgebung" ein, die sie vielfach benutzte und in der That mit B. auf gleichem Boden stand. Auch der zu seinen gehaltreichsten Schriften gehörige „Plan of a judicial establishment" (London 1792) war für das wiedergeborene Frankreich bestimmt. Da B. mit einem vollendeten System der Gesetzgebung nicht zum Abschluß gelangen konnte, so übernahm sein Freund und Schüler, Etienne Dumont in Genf, aus B.s zahlreichen, theils in englischer, theils in französischer Sprache gedruckten Schriften und den vorhandenen Manuskripten eine Ueberarbeitung und systematische Darstellung seiner Lehre in französischer Sprache in den Schriften: „Traité de la législation civile et pénale" (Paris 1801, 3 Bde.; deutsch von Beneke, Berlin 1830, 2 Bde.) und „Théorie des peines et récompenses" (London 1812, 2 Bde.). Auch das interessante „Essai on political tactics" (London 1791) bearbeitete Dumont nach B.s ausführlichem Manuskript unter dem Titel: „Essai sur la tactique des assemblées legislatives" (Genf 1815; deutsch, Erlangen 1817). In kleinern Schriften bekämpfte B. den gerichtlichen Mißbrauch des Eides, den gesetzwidrigen Einfluß der Behörden bei der Bildung der Geschwornengerichte, das Ausschließungssystem der anglikanischen Kirche, und suchte die Nothwendigkeit einer Radikalreform nachzuweisen in dem „Plan of parliamentary reform" (London 1817) und in „Radical reform bill" (das. 1819), und sein „Rationale of judicial evidence" (das. 1827, 5 Bde.) liefert nebst der Theorie des Beweises eine umfassende Prüfung des Verfahrens der englischen Gerichtshöfe. B. hat von seinen Zeitgenossen ungemessenes Lob und ungemessenen Tadel erfahren. Die praktischen Erfolge seiner menschenfreundlichen Bemühungen sind bis jetzt noch nicht glänzend gewesen, was sich nur aus dem wissenschaftlichen Standpunkte erklären läßt, auf welchen B. nach der Bildung seiner Zeit und seines Volkes gestellt war. Der wissenschaftliche Dogmatismus und praktische Absolutismus seiner Zeit führten ihn, wie alle begabten Köpfe, zum eigenen Denken und in die Schule der französischen und englischen Empiristen, aus deren Systemen er sich einen für seine Zwecke brauchbaren Sensualismus konstruirte. Aber dadurch, daß er der Erste war, der ungeachtet seines beschränkten Rechtsprincips mit einer Politik der Gesetzgebung mehr als den Anfang gemacht hat, ist die Arbeit seines Lebens segensreich geworden, und seine Schriften verdienen das Studium und die Beachtung jedes Gesetzgebers und Volksvertreters. Am längsten ist B. in seinem eigenen Vaterlande verkannt worden, besonders durch die Verleumdungen der Torypartei, die seine Vorschläge für praktische Reformen haßte und ihn wegen seines unerschrockenen und kräftigen Auftretens gegen das Verderbniß in Staat und Kirche, besonders aber deshalb fürchtete, weil er einer der Ersten war, die auf eine Parlamentsreform hinwiesen. Unter seinem Einflusse entstand 1824 zu London das „Westminster review", das sich die Vertheidigung und Anwendung seiner politischen Grundsätze zur Aufgabe machte. Der Sieg der Parlamentsreform erheiterte seine letzten Lebenstage. Kurz vor der Julirevolution nahm unter den Kommunisten in Frankreich die Lehre B.s einen besondern Aufschwung; man erklärte das Nützlichkeitsprincip für die „veritable philosophie" und grün-

dete in ihrem Interesse 1829 das Journal „L'utilitaire". Am meisten Erfolg und Anerkennung fanden aber B.s Bestrebungen in Amerika, wo der Staat Louisiana 1830 ein nach B.s Schriften ausgearbeitetes Gesetzbuch annahm. In Deutschland, wo B. nie viele Anhänger gehabt zu haben scheint, obschon sein Werth für die Politik der Gesetzgebung nicht verkannt worden ist, versuchte in der neueren Zeit Reinwald von Birkenfeld in der Schrift: „Die Eine Frage" (Leipzig 1842) der Lehre B.s in einer sehr polemischen Darstellung Eingang und Anerkennung zu verschaffen. Seinem Charakter nach war B. ein Mann von großer Rechtschaffenheit, Sittenreinheit und Einfachheit, praktische Weisheit übend, heiterer Geselligkeit hold und ungemein wohlthätig. Durch sein Aeußeres, den schönen Kopf, das offene Auge, das lang herabwallende Haar und die Milde seiner Züge bei kräftigem Verstandesausdruck hatte er eine frappante Aehnlichkeit mit Benjamin Franklin. Von seinen Arbeiten erholte er sich noch im hohen Alter durch Orgelspiel, und hatte dazu in seinem Garten ein Haus eingerichtet, das einst Milton bewohnt hatte und wo dessen Büste aufgestellt war. Im Allgemeinen verachtete er jedoch die Künste: seine Lieblingsunterhaltung war Botanik. B. † am 1. Juni 1832. Auch im Tode blieb er seinem Principe treu, indem er, um dem herrschenden Vorurtheile entgegenzuwirken, seinen Leichnam testamentarisch der Anatomie vermachte.

Bentheim, mediatisirte Grafschaft in der hannöverischen Landdrostei Osnabrück, der westlichste Theil des Königreichs, mit welchem sie durch die Grafschaft Lingen und das Herzogthum Aremberg-Meppen zusammenhängt, während sie auf den übrigen Seiten von den Niederlanden und der preußischen Provinz Westphalen umgeben ist. Der Flächenraum beträgt 19 □Meilen. Das Land ist meist eben, nur im Süden erheben sich die Ysterberge als feste Sandmassen; ein Theil des Bodens besteht aus Moorland und hat nur Viehweiden und Torfgräbereien. Uebrigens ist der Boden fruchtbar. Hauptfluß ist die Vechte. Hauptprodukte sind: Getreide, Rübsamen, Hanf, Flachs, Kartoffeln; Zuchtvieh, Bienen, Kleinwild, Fische; Torf, Töpferthon, Steinkohlen, Raseneisen, Sand-, Mühl- und Quadersteine, die besonders zum Wasserbau nach Holland abgesetzt werden. Die Bevölkerung beläuft sich auf 30,000, größtentheils Reformirte. Von B. gehören gegenwärtig unter hannöverischer Hoheit 5 □Meilen mit 14,000 Einwohnern dem Fürsten von B.-Steinfurt. Die Grafschaft zerfällt in die 5 Aemter: B., Emblichheim, Neuenhaus, Northorn und Uelsen, hat 3 Städte, 1 Marktflecken und 62 Bauernschaften. Der gleichnamige Hauptort der Grafschaft liegt im südlichen Theile derselben, ist Sitz der hannöverischen Provinzialbehörden u. eines Amtes, hat ein altes sonst befestigtes Schloß der Fürsten von B. (1761 gesprengt) und 1400 Einwohner, welche Ackerbau, Gerberei, Pergamentfabrikation und Leinweberei treiben; unweit des Ortes ist ein wenig benutzter kalter salinischer Schwefelquell (bentheimer Mineralwasser), welcher nach Trampel im Pfunde 54 Kubikzoll kohlensaures Gas, $3^{28}/_{45}$ Gran schwefelsaures Natrum, $15^{7}/_{20}$ Gran schwefelsauren Kalk und mehre Neutralsalze in geringer Quantität enthält.

Bentheim (Grafen u. Fürsten von B.), altes gräfliches Haus, welches mit dem Grafen Bernhard 1421 ausstarb. Der Erbe der Grafschaft war der Dynast Everwyn von Güterswyk, der durch eine erste Vermählung die Grafschaft Steinfurt, durch eine spätere die solms-ottensteinischen Güter gewann. Sein Enkel Eberwyn IV. († 1562) erheirathete die Grafschaft Tecklenburg und Rheda nebst Wewelinghofen, welche des Landgrafen Sohn Arnold IV. (geboren 1554, † 1606) durch Erbschaft vereinigte. Zwei seiner Söhne (drei andere starben kinderlos) wurden die Ahnherren der 2 Hauptlinien, der ältern, Bentheim-Tecklenburg-Rheda, und der jüngern, Bentheim-Steinfurt, mit Bentheim-Bentheim.

Die ältere Linie, B.-Tecklenburg-Rheda, wurde gestiftet vom Grafen Adolf († 1625); sie besitzt unter preußischer Hoheit in Westphalen die Herrschaft Rheda (3 □Meilen mit 12,000 Einwohnern), die Grafschaft Hohenlimburg ($2^{1}/_{4}$ □Meilen mit 6500 Einwohnern) und die nicht standesherrlichen Herrschaften Gronau und Wewelinghofen. Im Jahre 1816 wurde preußischer Seits den beiden Standesherrschaften Rheda u. Hohenlimburg das Recht einer Virilstimme auf dem westphälischen Landtage und 1817 dem Grafen Emil († 1837) die preußische Fürstenwürde ertheilt. Residenz ist Hohenlimburg, die Konfession reformirt; jetzt regierender Fürst: Moritz Kasimir Georg (geboren den 4. März 1795, vermählt am 31. Oktober 1828 mit Agnes, geborenen Prinzessin von Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, geboren den 27. Juli 1804). Die Einkünfte betragen 40,000 Thaler.

Die jüngere Linie, B.-Steinfurt, wurde von Arnold Jobst 1622 gestiftet. Er † 1642 u. hinterließ 2 Söhne, welche zwei neue Linien begründeten. Ernst Wilhelm (geboren 1623, † 1693) ward Stifter der ältern Linie und erhielt Bentheim, sein Sohn Ernst aber verglich sich in einem Successionsstreite mit der jüngern von Arnold Moritz Wilhelm gestifteten Linie dahin, daß er Steinfurt, jene aber B. erhielt. Die jüngere, so in Besitz von B. gekommene und Bentheim-Bentheim genannte Linie erlosch 1803 u. nun kamen beide Herrschaften, B. wie Steinfurt, an die ältere Linie B.-Steinfurt. Sie besitzt gegenwärtig: die Grafschaft B. (s. d.) unter hannöverischer Hoheit, die Grafschaft Steinfurt ($1^{1}/_{8}$ □M. mit 4000 Einw.) unter preußischer Hoheit; das Gaugericht Rüschau, die Herrlichkeit Batenburg an der Maas, die Herrschaft Hawickerwerth an der Yssel bei Duisburg u. die Herrlichkeit Alpen bei Wesel. Auch diese Linie wurde 1817 in den preußischen Fürstenstand erhoben. Residenz ist Burg-Steinfurt; die Konfession die reformirte: jetziger Fürst: Alexius Friedrich (geb. den 20. Jan. 1781, succedirte 1817 seinem Vater Ludwig, vermählt am 17. Oktober 1811 mit Wilhelmine, Prinzessin von Solms-Braunfels, geboren den 20. September 1793); Erbprinz: Ludwig Wilhelm, geboren den 1. August 1812. Die Einkünfte betragen 85,000 Thaler.

Bentheim, *Wilhelm Belgicus, Prinz v. B.-Bentheim*, Bruder des Fürsten Alexius Friedrich von Bentheim-Steinfurt, österreichischer Feldmarschalllieutenant, geb. zu Steinfurt am 17. April 1782, erhielt in der Taufe den Beinamen Belgicus davon, weil die Generalstaaten von Holland bei ihm Pathenstelle vertraten. Nachdem er auf dem väterlichen Schlosse die erste Bildung erhalten hatte, trat er 1799 in das österreichische Heer ein, wurde 1805 zum Major, 1809 zum Oberstlieutenant und in demselben Jahre auf dem Schlachtfelde von Aspern zum Obersten ernannt. Bei Wagram führte er, die Fahne in der Hand, sein geworfenes Regiment von Neuem dem Feinde entgegen und nicht minder ruhmvoll focht er 1813 bei Dresden und Kulm. Zum General erhoben, zeichnete er sich 1814 mit der von ihm errichteten österreichisch-deutschen Legion im südlichen Frankreich aus. Nach dem pariser Frieden beschäftigten ihn zunächst Familienangelegenheiten, dann übernahm er mehre diplomatische Sendungen, besonders nach London u. Paris, und führte dort, sowie in Berlin und Frankfurt die Sache der mediatisirten deutschen Fürsten, als deren Bevollmächtigter er auftrat. Nach Beendigung dieser Geschäfte kehrte er zum Heere zurück, ward Brigadier in Prag, 1826 Inhaber eines Infanterieregiments, 1827 Feldmarschalllieutenant und Divisionär in Padua. Durch rasches Einrücken und schnelles Handeln stellte er 1831 in den nördlichen Provinzen des Kirchenstaates die gestörte Ordnung glücklich her. Er † als Kommandant des 2. Armeecorps in Italien den 12. Oktober 1839 zu Villafranca im Veronesischen.

Bentinck, australische Insel an der Nordseite von Neuholland im Golf von Carpentaria gelegen, zur Wellesley-Gruppe gehörig.

Bentinck, gräfliches Geschlecht, das von einem ursprünglich pfälzischen, im 14. Jahrhundert nach den Niederlanden verpflanzten freiherrlichen Geschlechte herstammt und in 2 Hauptlinien zerfällt. Die *ältere, englische Linie* ward begründet und nach England verpflanzt durch *Johann Wilhelm von B.*, der den Titel eines *Grafen von Portland* erhielt (s. unten); die von ihm abstammenden englischen Linien B. betrachten daher den Grafen u. spätern Herzog von Portland als ihr Haupt. Die *jüngere, niederländische u. später westphälische Linie* ward begründet von einem jüngern Seitenverwandten des erwähnten Begründers der englischen Hauptlinie, nämlich von *Wilhelm von B.* († 1773), der, nachdem er zum Reichsgrafen erhoben worden war, sich 1733 mit Charlotte Sophie, der Erbtochter des letzten Grafen von Aldenburg, Anton II., vermählte und dadurch das gräflich aldenburgische Fideikommiß an sein Haus brachte. Dieses Fideikommiß bestand aus der freien Herrschaft Kniphausen und der unter dänischer Hoheit stehenden edeln Herrschaft Varel, nebst Gütern im Oldenburgischen. Charlotte Sophie übertrug 1754 ihren 2 Söhnen, *Christian Friedrich Anton* (geb. den 15. Aug. 1734) u. *Johann Albert* (geb. 1737), u. Namens derselben deren Vater ihre deutschen Besitzungen, verweigerte aber später, als sie mit ihrem Gemahl in Unfrieden lebte, die Vollziehung dieses Vertrags, weshalb Dänemark 1757 von dem Reichshofrath Auftrag erhielt, den ältesten Sohn Christian Friedrich Antons, Wilhelm Gustav Friedrich [s. unten B. 4)], in den Besitz dieser Güter zu setzen. Nun verwaltete der Vater als Vormund bis 1759, dann aber der mündig gewordene ältere Sohn Christian Friedrich Anton dieselben. Später entstand zwischen den beiden Brüdern und deren Descendenten über diese Güter ein Prozeß, der erst zu Ende des 18. Jahrhunderts zu Gunsten der ältern westphälischen Linie entschieden ward. Die beiden Söhne Wilhelms und Charlotte Sophiens wurden nämlich die Stifter zweier Seitenlinien. Der ältere Sohn, *Christian Friedrich Anton*, stiftete die *ältere westphälische Linie*; er war im Besitz von Kniphausen u. Varel und hinterließ bei seinem Tode 1768 fünf Kinder, von denen die beiden ältesten Söhne, *Wilhelm Gustav Friedrich* und *Johann Karl* (geboren 1768, † als großbritannischer Generalmajor am 22. November 1833), die westphälische Linie von Neuem in einen ältern und einen jüngern Zweig theilten. Der Erstgenannte, der Gründer des *älteren westphälischen Zweigs*, erhielt nach des Vaters Tode als der älteste Sohn die Fideikommißherrschaften. Er hatte aus seiner ersten Ehe mit der Freiin von Reede 2 Töchter und einen Sohn, Wilhelm Anton († schon 1813). Dann lebte er seit 1800 mit Sara Margaretha Gerdes, der Tochter eines oldenburgischen Landmanns, in einer sogenannten Gewissensehe bis 1816, wo er sich förmlich mit ihr trauen ließ. Von ihr hatte er mehre Kinder, darunter 3 noch jetzt lebende Söhne: *Wilhelm Friedrich* (geboren 1801), *Gustav Adolf* (geboren 1809, hannöverischer Rittmeister) und *Friedrich Anton* (geboren 1812 k. k. Oberstlieutenannt). Dem ältesten trat der Vater schon 1827 die Mitregentschaft über die Fideikommißherrschaften ab, die während der französischen Invasion eine Zeit lang zu Holland, dann als bloße Privatgüter zum französischen Kaiserreich gehört hatten, 1818 aber unter oldenburgische Hoheit gekommen und zuletzt durch das berliner Abkommen von 1825 als mediatisirte Herrschaften mit vielen Rechten und Privilegien an Wilhelm Gustav Friedrich zurückgegeben worden waren. Als jedoch der älteste Sohn auf die Nachfolge in allen väterlichen Gütern verzichtete, sich 1833 nach Missouri in den Vereinigten Staaten begab und sich daselbst ankaufte, so wurde seinem Bruder Gustav Adolf 1834 die Mitregentschaft der Fideikommißherrschaften vom Vater eingeräumt, welcher letztere 1835 †. Der *jüngere westphälische Zweig* wurde gestiftet von Wilhelm Gustav Friedrichs Bruder, *Johann Karl*, großbritannischem Generalmajor, der 1833 3 Söhne hinterließ: *Wilhelm Friedrich Christian* (geboren 1787), *Karl Anton Ferdinand* (geboren 1792, britischer Oberstlieutenant) und *Johann Wilhelm Heinrich* (geboren 1796). Schon bei Lebzeiten des Grafen Wilhelm Gustav Friedrich, nach der erwähnten Uebertragung der Fideikommißherrschaften auf seinen ältesten Sohn, bestritt Johann Karl die Successionsfähigkeit der Söhne seines Bruders, und nach seinem und sei-

nes Bruders Tode setzten seine Söhne den Streit gegen ihre Vettern fort. Das Nähere über diesen lange beim deutschen Bundestage schwebenden Rechtsstreit s. Bentinckscher Erbfolgestreit. Die jüngere westphälische (jüngere englische) Linie wurde gestiftet von Johann Albert, dem oben erwähnten zweiten Sohn Charlotte Sophiens; er ging nach England, diente in der britischen Marine u. starb schon 1775 mit Hinterlassung zweier Söhne: Wilhelms († 1813 als großbritannischer Admiral) und Johanns. Auch diese Linie nahm Theil an der Protestation gegen die Successionsfähigkeit der Söhne Wilhelm Gustav Friedrichs.

Merkwürdig sind von sämmtlichen B.s: 1) Johann Wilhelm, Baron von Cirencester, Viscount von Woodstock, Graf von Portland, geboren 1648, Jugendgenosse und treuer Anhänger Wilhelms von Oranien (des nachmaligen Königs Wilhelm III. von England), mit dem er als Edelknabe erzogen wurde und der ihn 1678 als Gesandten nach England schickte, um die Hand Maria's, der Tochter des Herzogs Jakob II. von York, zu begehren, die er auch erhielt. Als Wilhelm 1688 als Kronprätendent in England landen wollte, erwirkte B., der des Prinzen ganzes Vertrauen besaß, Unterstützung von Seiten des Kurfürsten von Brandenburg für den Fall, daß Frankreich ihn angreifen sollte. Wilhelm ernannte ihn, nachdem er König geworden war, zum ersten Kammerherrn und Geheimerath, sowie zum Grafen von Portland und Pair von Großbritannien. B. hatte den größten Antheil an dem Siege am Boynefluß, wohnte dann dem Kongreß im Haag bei, begleitete Wilhelm III. auf allen Feldzügen, und trug 1697 in geheimen Unterhandlungen mit dem Marschall von Boufleurs viel zum Abschluß des ryswicker Friedens bei. Später (1698) durch den jungen Keppel (ebenfalls einen Niederländer) aus des Königs Gunst verdrängt, legte B. seine Aemter nieder, ging als außerordentlicher Gesandter an den französischen Hof und vermittelte hier den 1700 zu Haag und London unterzeichneten Traktat zur Zerstückelung der spanischen Monarchie. B. wurde deshalb vor dem Parlament angeklagt und vorgefordert, dieses ließ jedoch später die Anklage wieder fallen. Er erlangte zuletzt des Königs Gunst wieder, und dieser starb 1702 in den Armen seines Freundes. B. zog sich hierauf von allen Geschäften zurück und ging nach Holland, kehrte jedoch 1708 nach England zurück u. † am 4. Nov. 1709 auf seinem Landgute in Berkshire.

2) William Henri Cavendish, Lord B., Generalgouverneur von Ostindien, geboren am 14. Sept. 1774, ward nach mehrjährigen Militärdiensten 1803 zum Gouverneur von Madras ernannt. Nach einigen Jahren zurückberufen, ging er als bevollmächtigter Minister zu dem damals wegen der Okkupation seiner Staaten auf dem Kontinente in Sicilien lebenden Könige von Neapel, wo er auch den Oberbefehl über die laut Vertrags vom 30. März 1808 auf der Insel stationirte britische Kriegsmacht erhielt. Er veranlaßte die Königin Karoline, sich 1811 nach Wien zu begeben und mit ihrem Todfeinde Napoleon in Unterhandlungen zu treten, während er zugleich der Insel Sicilien nach der 1812 ausgebrochenen Revolution eine der englischen ähnliche Verfassung und ein Parlament gab. Im J. 1813 landete er in Katalonien, mußte jedoch nach der unglücklichen Schlacht von Villafranca die Belagerung von Barcelona aufheben und sich wieder einschiffen. Als der Stern Napoleons unterging, befehligte B. die britische Kriegsmacht im mittelländischen Meere, landete 1814 in Livorno und erließ an die Italiener einen Aufruf zur Unabhängigkeit. Alsdann nahm er Genua ein und regierte es bis zu dessen Anfall an Sardinien, den er nicht zu hindern vermochte. Im J. 1815 lebte er in Florenz, eilte nach der Einnahme Neapels durch die Oesterreicher nach dieser Stadt, war dann eine Zeit lang britischer Gesandter in Rom und später Mitglied des englischen Unterhauses. Kurz vor Cannings Tode erhielt er 1827 die Stelle eines Generalgouverneurs von Ostindien. Hier führte er im Einzelnen manche gute Einrichtungen ein, verbot z. B. streng das Verbrennen der Weiber und gestattete den Europäern, in Bengalen Ländereien zum Anbau oder zur Anlegung von Fabriken zu pachten, was man bis zu seiner Verwaltung nur auf ein Jahr gestattet hatte, &c. Im Ganzen u. Großen aber zeigte er nicht die Talente und Grundsätze eines tüchtigen Staatsmannes. Die politischen Angelegenheiten im Nordwesten von Indien blieben nicht nur unentschieden, sondern gestalteten sich während seiner Regierung selbst gefahrdrohender für die ostindische Kompagnie. Während Dost Mohammed (s. Afghanistan) mit mehr Energie hervortrat, entbrannte der Kampf zwischen ihm und den Sikhs, sowie gegen Lahore und Rundschit Sing wieder heftiger und theilte sich sogar dem persischen Reiche mit, das unter dem Schutze oder Einflusse Rußlands so kühn wurde, daß auch die Kompagnie endlich im Jahre 1838 sich rüstete. Auch in Bezug auf den beständig wirkenden Auflösungsprozeß, in welchem die indischen Staaten begriffen sind, zeigte B. wenig politischen Takt. Das Ministerium Melbourne rief ihn 1835 zurück und gab ihm Lord Auckland zum Nachfolger. Er begab sich nach Paris, wo er den 17. Juni 1839 †.

3) Charlotte Sophie, Erbtochter des Grafen von Aldenburg, geboren um 1715, eine sehr gebildete Edeldame, die eine kostbare Bibliothek und herrliche Münzsammlung (bentincksche Münzsammlung) besaß, die sie großentheils auf einer Reise durch Italien, Deutschland und die Niederlande gesammelt hatte, und die später an den Herrn von Donop zu Meiningen kam. Die Gräfin selbst fertigte über dieselbe einen sehr fleißig gearbeiteten Katalog in 3 Bänden, der unter der Aufsicht des berühmten Van Damme in Amsterdam 1787 sehr prachtvoll gedruckt wurde. Nach ihrer Trennung von ihrem Gemahl, mit welchem sie gleich anfangs in Folge gewisser Vorbehalte des Ehepakts in Mißhelligkeiten gerathen war, lebte sie abwechselnd in Kopenhagen, Berlin und Wien, wo sie überall, namentlich auch von Friedrich dem Großen und Maria Theresia, mit hoher Auszeichnung behandelt wurde, und später in Hamburg, wo sie einen sehr gewählten Kreis von Staatsmännern, Ge-

lehrten und Künstlern um sich sammelte. Allgemein betrauert † sie hier in hohem Alter, im Februar 1800.

4) **Wilhelm Gustav Friedrich**, der oben erwähnte älteste Sohn von Christian Friedrich Anton, geboren im Haag 1762, erhielt nach des Vaters Tode als 6jähriger Knabe die Fideikommißherrschaften seines Hauses, die bis zum Jahre 1787 unter der vormundschaftlichen Regierung seiner Mutter Maria Katharina, Baronesse von Tuyll-Sorocsker, standen, und lebte als Besitzer der Herrschaft Rhoon und Pendrecht (wonach er auch **Graf B.-Rhoon** hieß) in Holland. Im Jahre 1787 trat er in Rotterdam und Haag, wo er Schout und Bailly war, als Parteihaupt für Oranien auf, war 1792—1794 für die Bewaffnung der Niederlande thätig, ward aber 1795 nach der Abreise des Erbstatthalters verhaftet und auf die Citadelle von Woerden gebracht. Nach seiner Freilassung 1798 begab er sich nach Deutschland, wo während seiner Abwesenheit seine erste Gemahlin, Otteline, geborne Freiin von Reede, die Regierung der Fideikommißherrschaften Kniphausen und Varel geführt hatte. Im Jahr 1799 nahm er als britischer Oberst an der Expedition des Herzogs von York Theil und war für den Erbstatthalter thätig. Seine Besitzungen wurden 1807 mediatisirt und kamen erst an Holland, dann 1810 an Frankreich (s. **Bentinckscher Erbfolgestreit**). Nach dem Sturz der französischen Herrschaft wurden seine Güter von Oldenburg sequestrirt. Er † in London 1835 als britischer Generalmajor.

5) **William George Frederick Cavendish Scott, Lord B.**, britischer Staatsmann, am 27. Febr. 1802 geboren, war das fünfte Kind, aber der zweite überlebende Sohn des Herzogs von Portland, trat in die englische Armee und stieg bis zum Grade eines Majors, ging aber in den Civildienst über und ward Privatsekretär George Cannings. Als Nachfolger seines väterlichen Oheims, Lord William B., der sich als Generalstatthalter von Indien einen Ruf erworben hat, ward er später Mitglied des Parlaments für Lynn Regis, welchen an sich nicht sehr wichtigen Wahlflecken er von da an bis zu seinem Tode länger als 20 Jahre vertrat. Sonderbarer Weise blieb er hier 15 Jahre fast unbeachtet und scheiterte regelmäßig bei den wenigen Anstrengungen, die er machte, die Aufmerksamkeit des Hauses auf sich zu ziehen. Um so berühmter war er zu jener Zeit auf dem „Rason", da er Alles besaß, was zur Auszeichnung im Sport gehört, ein unvergleichliches Urtheil über Pferde, die scharfsinnigste Kenntniß aller Geheimnisse eines Marstalls, ein unerreichtes Talent, alle Chancen der Rennbahn zu berechnen, und dabei eine eiserne Entschlossenheit, alle unehrenhaften Kniffe an das Licht zu ziehen, die sich so zahlreich an das Vergnügen des Pferderennens knüpfen. In politischer Thätigkeit wurde er durch das Verhältniß gesetzt, in dem er zum Herzog von Wellington und zu Sir Robert Peel stand. Er konnte Beiden, namentlich dem letztern, ihre gegen seinen Oheim Canning bewiesene Feindschaft nicht verzeihen, denn diese Fraktion der Torypartei, pflegte er zu sagen, habe seinen großen Verwandten zu Tode gehetzt. Lord B. stellte sich daher an die Spitze der sogenannten Protektionistenpartei und gelangte nun plötzlich als Redner und Parteihaupt in und außer dem Parlament zur Anerkennung. Doch war er aber kein so hartnäckiger Parteigänger, daß er jede Ausgleichung verworfen hätte. So unterstützte er, im Widerspruche mit den Hochtories, die Katholikenemancipation und eben so, in der Hauptsache wenigstens, die Reformbill. In neuerer Zeit redete er für die Emancipation der Juden, sowie für die Besoldung der katholischen Geistlichkeit in Irland durch den Staat. Für seine Laufbahn und seinen Charakter ist ferner bemerkenswerth, daß er nie ein ministerielles noch sonst ein hohes Staatsamt bekleidet hat. In seiner Stellung war er eines der furchtbarsten Mitglieder der Opposition, das dem Gegner immer schwere Schläge beizubringen suchte. Niemand hat in so kurzer Zeit so viele, das Ministerium schwächende Reden gehalten. Als Vorsitzender des Unterhauskomité's über die westindische Frage mußte er sich den anstrengendsten Arbeiten unterziehen, die seinen Tod herbeigeführt zu haben scheinen. Er † am 21. Sept. 1848, als er eben von seinem Landsitze Welbeck-Abtei über den Feldpfad nach Thoresby-Park, dem Gute des Grafen von Manvers, auf Besuch gehen wollte. Die Todtenschaujury, die bei plötzlichen Todesfällen zusammenzutreten pflegt, fällte nach Oeffnung seiner Leiche das Verdikt: Gestorben durch Gottes Heimsuchung am Herzkrampfe.

Bentinckscher Erbfolgestreit, ein sowohl wegen der Wichtigkeit seines Objekts, als wegen der mannigfachen dabei koincidirenden Rechtsfragen berühmter Rechtsstreit der neuern Zeit. Die thatsächlichen Verhältnisse desselben sind folgende: **Anton Günther**, Graf zu Aldenburg und Delmenhorst, Herr von Jever und Kniphausen, hatte von dem, aus einem altfreiherrlichen österreichischen Geschlecht stammenden Fräulein Elisabeth von Ungnad einen natürlichen Sohn, **Anton**, geboren am 1. Februar 1638, dem er in Ermangelung ehelicher Nachkommen seinen Stand und seine Güter, ohne daß von den Agnaten und rechten Erben etwa Einspruch erhoben werden könnte, zu sichern suchte. In der That wurde Anton, kraft kaiserlicher Urkunde vom 16. März 1646, unter Beilegung des väterlichen Familiennamens von Aldenburg und Wappens, als **Freiherr von Aldenburg, Edler, Herr von Varel**, in den Adels- und am 28. Februar 1651 in den Reichsfreiherrnstand erhoben, den 15. Juli 1653 aber ihm sogar die Reichsgrafenwürde ertheilt, und zwar so, daß dem neubegründeten Grafengeschlechte die persönliche und dingliche Qualifikation zur Reichsstandschaft ertheilt wurde. Die Grafschaft oder sonstige unmittelbare Herrschaft, die Anton erwerben würde, wurde im Voraus zur unmittelbaren freigehörigen Grafschaft erhoben und ebenso im Voraus ihm das Recht ertheilt, alle mit ferner zu erwerbenden unmittelbaren Gütern verbundenen Rechte, welche bei solchen Grafschaften und Herrschaften hergebracht, auszuüben. Zugleich sollte in dem erhöhten aldenburgischen Hause und bei der Succession in deren Besitzungen das Jus pri-

mogeniturae Statt finden. Demjenigen Nachkommen aber, welcher keine ehelich männlichen Erben hinterlassen würde, wurde freigegeben, durch letzte Willensbestimmung, selbst wenn mehre Töchter vorhanden wären, einen von dem eigenen Geschlechte oder einen andern zu adoptiren und ihm Besitzungen, Stand und Namen der Familie zuzuwenden. Nachdem Anton Günther so die adelige Erhebung seines Sohnes Anton bewirkt, suchte er ihn auch mit unmittelbaren Gütern und Herrschaften standesgemäß auszustatten. Er hatte durch den sogenannten rendsburger Erbvergleich vom 10. April 1649 in Bezug auf das Amt Varel von dem König von Dänemark und Herzog von Holstein-Gottorp, als seinem Lehnsherrn, die Befugniß erworben, über dasselbe, vorbehältlich der Territorialsuperiorität, in vim allodii (d. h. wie über ein volles Eigenthum) so zu verfügen, „daß er es einem der Seinigen, dem er es gönnen würde, zuwenden, oder ab intestato hinterlassen dürfte". Nachdem Anton in den Reichsgrafenstand erhoben war, brachte es Anton Günther dahin, daß Dänemark und Holstein durch Urkunde vom 8. September 1654 auch der vorbehaltenen Territorialsuperiorität über Varel entsagten. Eine andere Besitzung Anton Günthers, die Herrschaft Jever nebst Kniphausen, war früher, nachdem er sich zuvor von seinem Lehnherrn, dem Könige von Spanien als Herzog von Brabant, die Befugniß erworben hatte, über dieselbe frei zu verfügen, seiner Schwester, Magdalena, Wittwe des Fürsten Rudolf von Anhalt-Zerbst, zugewendet worden. Auch in Betreff der Herrschaft Kniphausen bewirkte Anton Günther, daß die Legitimation des nunmehrigen Reichsgrafen Anton von Aldenburg auch für das Herzogthum Brabant als wirksam anerkannt und die Befugniß, über die brabantischen Lehngüter frei zu verfügen, ausdrücklich zum Besten des Grafen Anton anerkannt wurde. Die Fürstin Magdalena und deren Sohn, Fürst Johann von Anhalt-Zerbst, wurden durch einen Vergleich vom 16. März 1657 dahin abgefunden, daß von zerbstischer Seite das Successionsrecht und alle Hoheit an der Herrschaft Kniphausen aufgegeben und auf den Grafen Anton übertragen ward, wogegen allerdings nach Abgang der aldenburgischen Leibeserben und Erbeserben männlichen und weiblichen Geschlechts die genannte Herrschaft dem Fürsten Johann von Zerbst und dessen ehelicher Descenbenz wieder zufallen sollte. Nachdem Graf Anton Günther so in allen Dingen wahrhaft väterlich für seinen natürlichen Sohn gesorgt, starb er am 13. März 1667, und Anton I. nahm nun Besitz von Varel und Kniphausen. Doch wurden schon diesem die Rechte an der Erbschaft deshalb bestritten, weil Holstein-Plön, die zweite holsteinische Linie, zu dem Vertrage, welchen sein Vater mit Dänemark und Holstein-Gottorp geschlossen, nicht zugezogen worden war und nicht beigestimmt hatte. Die Streitigkeiten dauerten nach dem am 27. Oktober 1680 erfolgten Tode Antons fort. Zwischen den Vormündern des ihm folgenden unmündigen Anton II. und dem König Christian, auf welchen inzwischen die von Holstein-Plön prätendirten Ansprüche übergegangen waren, kam es aber zu einem Vergleich (aldenburgischer Traktat), den Anton II. auch nach erlangter Großjährigkeit bestätigte. Anton II. mußte in Folge desselben nicht bloß die Vogtei Jahde und mehre Kapitalien zum Opfer bringen, sondern auch auf die Reichsunmittelbarkeit des Amtes Varel verzichten. Er und seine Erben sollten das Amt zwar unter dem Namen einer edlen Herrschaft mit Patronatsrechten, Ober- und Untergerichten und sonstigen Regalien besitzen, jedoch unter der geistlichen und weltlichen Superiorität der Grafen von Aldenburg. Dagegen wurde ihm die Herrschaft Kniphausen, in der nämlichen Weise, wie sie sein Vater Anton I. besessen, mit allen Rechten und Pertinenzien zugesichert. Mit Anton II. starb 1738 das männliche Geschlecht der Grafen von Aldenburg wieder aus. Des Grafen einzige Tochter, Charlotte Sophie, welche seit 1733 mit dem Reichsgrafen Wilhelm von Bentinck, Freiherrn von Rhoon und Pendrecht, vermählt war, succedirte nach den Familienstatuten und dem Testamente ihres Vaters in Land und Leuten, Herrschaften und Unterthanen, und hatte die Nachfolge nach dem Primogeniturrecht auf die aus jener Ehe stammenden Nachkommen zu übertragen. Im Jahre 1754 trat sie auch die Herrschaften Varel und Kniphausen nebst allen ihren andern in Deutschland gelegenen Besitzungen an ihre beiden Söhne, Christian Friedrich Anton und Johann Albert, Reichsgrafen von Bentinck, ab, so jedoch, daß ihr Vater bis zu ihrer Volljährigkeit die Besitzungen regieren und verwalten sollte. Graf Christian Friedrich Anton wurde 1759 majorenn und trat am 15. August die Regierung an. Bei seinem Tode (1768) hinterließ er 5 Kinder, von denen jedoch 3 ohne Descendenten starben; die beiden andern waren: Wilhelm Gustav Friedrich (geboren den 21. Juli 1762) und Johann Karl (geboren den 3. Juli 1763), von denen der ältere, anfangs unter Vormundschaft, seit dem 24. Juli 1787 selbstständig, succedirte. Von seiner ersten Gemahlin, Ottoline Friederike Louise, gebornen Gräfin von Reede, hatte er zwei Töchter und einen Sohn, Wilhelm Anton, geboren den 8. Oktober 1798 († den 25. März 1813); nach dem Tode seiner Gemahlin (den 24. November 1799) zeugte der Graf noch mit Sara Margaretha Gerdes, welche seit Juli oder August 1799 auf dem Schlosse zu Varel lebte, in den kirchlichen Taufregistern bei mehren Gelegenheiten als Kammerjungfer, Hofjungfer, Schloßhalterin bezeichnet wird und bäuerlicher, ja, wie behauptet wird, sogar leibeigener Abkunft war, 3 Söhne: Wilhelm Friedrich (geboren den 9. Juli 1801), Gustav Adolf (geboren den 21. November 1809) und Friedrich Anton (geboren den 3. August 1812). Ein Zerwürfniß zwischen dem Grafen Wilhelm Gustav Friedrich und seinem Bruder, Johann Karl, soll hierauf den Ersteren bewogen haben, sich mit der Gerdes trauen zu lassen, um diesen Kindern die aldenburgischen Besitzungen zuzuwenden. Die Trauung fand, nachdem ein ordnungsmäßiges Aufgebot und eine solenne Verlobung vorausgegangen war, am 8. September 1816 in der Kirche zu Accum Statt, und der Graf

erklärte in einem von ihm 1816 errichteten Testamente seine drei mit Sara Gerdes erzeugten Kinder zu seinen Erben, wobei es sich jedoch von selbst verstehe, daß von diesen, aus einer bereits seit August 1800 bestandenen Gewissensehe hervorgegangenen, nun aber durch die nachfolgende Ehe überall mit den Rechten ehelicher Kinder versehenen Söhnen nur der älteste Sohn (Wilhelm Friedrich) nach den Anordnungen des Stifters der aldenburgischen Fideikommißgüter, Anton Günther, als Erstgeborener zu succediren habe. Unterdessen hatten sich jedoch in dem Besitze der Güter selbst wesentliche Veränderungen zugetragen. Durch den Frieden von Campo-Formio (17. Oktober 1797) waren die österreichischen Niederlande und mit ihnen Brabant an die französische Republik gekommen und so der frühere Lehnsnexus, welcher bis dahin Kniphausen mit Brabant verbunden hatte, aufgehoben. Als aber 1806 die Auflösung des deutschen Reiches erfolgte, erlangte Kniphausen, wie alle übrigen unmittelbaren Reichslande, die volle Souveränetät. Doch war dieser Zustand nicht von langer Dauer. Nachdem König Ludwig von Holland schon 1806 Aldenburg und die aldenburgischen Besitzungen militärisch besetzt hatte, übergab Napoleon durch den Vertrag von Fontainebleau (11. November 1807) seinem Bruder die Souveränetätsrechte über Kniphausen und Varel so, daß der Graf Bentinck in das Verhältniß eines Mediatisirten nach den Grundsätzen der rheinischen Bundesakte treten sollte. Durch das Senatusconsulte organique vom 13. December 1810 wurde Varel und Kniphausen mit Holland und Aldenburg dem französischen Kaiserreiche gänzlich einverleibt. Um seine Besitzungen nicht ganz zu verlassen, übernahm Graf Wilhelm Gustav Friedrich von Bentinck das Amt eines Maire von Varel. Als aber die Heere der Alliirten in Norddeutschland wieder vorrückten und die höheren französischen Behörden das Herzogthum Aldenburg verlassen hatten, war er unter den Ersten, die sich an die Spitze stellten, um das französische Joch abzuwerfen. Durch ein Patent vom 20. März 1813 erklärte er, daß er die Regierung seiner Edlen Herrschaft Varel in ihrem ganzen Umfange wieder übernehme. Indessen hatte der Graf diesen Schritt zu früh für sein eigenes Interesse gethan. Er gerieth in französische Gefangenschaft, wurde durch ein von einer Specialkommission zu Wesel am 3. Mai 1813 gesprochenes Urtheil zur Landesverweisung und Konfiskation aller seiner Güter verurtheilt, nach Paris geführt und dort erst nach dem Einzug der Alliirten im April 1814 wieder in Freiheit gesetzt. Mittlerweile war Aldenburg von russischen Truppen besetzt worden und der Herzog von Aldenburg wieder in seine Residenz zurückgekehrt. Der Graf von Bentinck hatte darauf auch Ende Oktober durch einen Bevollmächtigten wieder Besitz von Varel und Kniphausen zu ergreifen gesucht, allein der russische General von Winzingerode besetzte dessen ungeachtet Kniphausen im Namen seines Kaisers, mit der Erklärung, daß die Herrschaft bis auf weitern Befehl mit Jever, wie bisher, einverleibt bleiben solle. Schritte und Anträge, welche der Graf darauf bei dem wiener Kongreß that, um die Wiedereinsetzung in seine früheren Rechte zu erlangen, blieben erfolglos. Erst der Kongreß von Aachen 1818 war den Bemühungen des Grafen günstiger. Nach mannigfachen Verhandlungen kam es, unter Vermittelung Rußlands, Preußens und Oesterreichs, zwischen dem Herzog von Aldenburg und dem Grafen von Bentinck, unter dem 8. Juni 1825 zu dem sogenannten berliner Abkommen, dessen Garantie der deutsche Bund übernahm. Der Graf erlangte dadurch zwar nicht die volle Souveränetät über die Herrschaft Kniphausen, aber doch den Besitz und Genuß der Landeshoheit und der persönlichen Rechte und Vorzüge wieder, welche ihm vor Auflösung des deutschen Reichs zugestanden hatten. Dagegen erklärte er sich zufrieden, daß die Hoheit über Kniphausen, ihn selbst und seine Familie, als Besitzer der Herrschaft, von dem Herzog von Aldenburg und dessen Nachfolgern in der Regierung dieses Herzogthums so ausgeübt werde, wie solche ehedem bei Kaiser und Reich gewesen sey, wogegen derselbe aber auch für sich und seine Nachfolger die Pflichten zu übernehmen habe, welche mit der Reichshoheit verbunden waren. In Folge dieses Abkommens wurde der Graf in Kniphausen wieder eingesetzt; aber die ihm in Bezug auf die Herrschaft Varel zustehenden Hoheitsrechte wurden ihm erst durch eine großherzoglich oldenburgische Verordnung vom Januar 1830 restituirt. Noch ehe es jedoch so weit kam, entspann sich der Streit zwischen dem Grafen Wilhelm Gustav Friedrich und seinem Bruder, Johann Karl, damaligem königlich großbritannischen Generalmajor, als nächstem Agnaten, dem, wenn von jenen drei gerdesschen Kindern abgesehen würde, die erste Anwartschaft auf Wilhelm Gustav Friedrichs Güter zustand. Dem Grafen Johann Karl war weder von der verheimlichten Gewissensehe, die nach Angabe des ihm ebenfalls unbekannt gebliebenen Testaments zwischen seinem Bruder und der Gerdes schon seit August 1800 bestanden haben sollte, noch von der 1816 in ordnungsmäßiger Weise eingegangenen Ehe Kenntniß gegeben worden. Zu bestimmteren Schritten sah sich nun der Graf Johann Karl veranlaßt, als sein Bruder den 1. September 1827 eine öffentliche Bekanntmachung erließ, daß er den Besitz der reichsgräflich aldenburg-bentinckschen Familienfideikommißherrschaften und Güter auf seinen ältesten Sohn, den Erbreichsgrafen Wilhelm Friedrich, übertragen und denselben zum Mitregenten angenommen habe. Johann Karl erhob hiergegen als nächster Agnat nicht nur eine Protestation bei der großherzoglichen Regierung zu Oldenburg, sondern übergab auch am 9. Mai 1828 eine auf Wahrung seiner Rechte abzweckende Erklärung bei der deutschen Bundesversammlung, welche das berliner Abkommen auch nur mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß dadurch dem Rechte eines Dritten nicht vorgegriffen werde, bestätigt hatte. Von der Bundesversammlung erhielt jedoch der Graf die Eröffnung, daß es nicht im Berufe derselben liege, über die behaupteten Ansprüche zu entscheiden, und sie es ihm überlassen müsse, seine

Ansprüche auf dem gehörigen sonstigen Wege zu verfolgen. Nun erhob Johann Karl Klage beim oldenburgischen Oberappellationsgericht und stellte darin das Gesuch, dem so betitelten Erbgrafen Wilhelm Friedrich Bentinck und resp. dessen Brüdern sowohl die vermeintlich zustehenden und eingeräumten Successions- und Besitzgerechtsame, als Titel, Rang und Würde der Familie abzuerkennen und die fragliche Besitzeinräumung für recht- und wirkungslos zu erklären. Die Klage stützte sich hierbei auf den Mangel der Successionsfähigkeit und Ebenbürtigkeit der mit Sara Gerdes erzeugten Söhne. Dagegen wurde von Seiten der Beklagten auszuführen versucht, wie zunächst die Successionsfähigkeit und Ebenbürtigkeit der Söhne durch ihre Abstammung aus einer Gewissensehe, die als eine Mißheirath nicht angesehen werden könne, vorhanden sey, daß aber weiterhin durch die unter der französischen Herrschaft bewirkte Aufhebung der Fideikommißeigenschaft des aldenburgischen Familiengutes und durch die Vernichtung des Adelsstandes des Besitzers die Nothwendigkeit einer ebenbürtigen Ehe weggefallen sey; eventuell sollte aber die Successionsfähigkeit der Kinder aus ihrer Eigenschaft als sogenannte Brautkinder, als Kinder einer vermeinten Ehe, oder als Mantelkinder deducirt werden. Während dieser Prozeß über den Besitz noch schwebte, ging im März 1833 der ältere, zum Mitregenten angenommene Sohn, Wilhelm Friedrich, nach Amerika, indem er seinen Successionsrechten zu Gunsten seines nächstgeborenen Bruders, Gustav Adolf, entsagte. Dieser erhielt hierauf vom Vater am 23. Mai 1834 den Besitz und die Mitregentschaft in derselben Weise übertragen, wie 1827 der älteste Sohn. Am 1. December 1834 starb der Graf Johann Karl, der damalige Kläger, und am 22. Oktober 1835 auch sein Bruder Wilhelm Gustav Friedrich. Die Rollen der streitenden Parteien änderten sich dadurch in so weit, daß an Stelle des bisher klagend aufgetretenen Grafen Johann Karl seine drei Söhne eintraten, die er in der Ehe mit Jakobäa, Tochter des Grafen von Athlone in Irland und Reichsgrafen von Reede de Ginckel, erzeugt hatte. Von diesen hatte der älteste, Wilhelm Friedrich Christian, geboren den 15. November 1787, schon 1830 sich durch eine eigene Protestation gegen den Beklagten vor allen nachtheiligen Folgen verwahrt, welche aus dem Prozesse des Vaters entstehen könnten, zugleich mit der Erklärung, daß er nichts wider sich gelten lassen werde, was immerhin in dem obschwebenden Rechtsstreite verhandelt werden möge. Der angefangene Prozeß wurde deshalb auch nicht von ihm fortgesetzt; der Graf versuchte andere Mittel, um sich in den Besitz der aldenburgischen Fideikommißherrschaften zu setzen. Indessen gelang ihm dies nicht. Durch einen großherzoglich oldenburgischen Kabinetsbescheid wurde zwar den Kindern der Sara Gerdes die ausdrückliche Anerkennung des Adelsstandes und gräflichen Titels, weil die Erwerbung des Adelsstandes durch die Legitimation im hohen Grade zweifelhaft sey, verweigert, jedoch der einstweilige Gebrauch des Grafentitels, weil sich die Söhne einmal im Gebrauch befänden, zugestanden. Die oldenburgische Regierung ließ sich sogar durch die Anzeige, daß der Graf Gustav Adolf Bentinck sich im faktischen Besitze des Fideikommisses befinde, bestimmen, in vorkommenden Fällen, um den Geschäftsgang nicht zu unterbrechen, bis auf Weiteres mit ihm zu communiciren, jedoch immer freilich unter dem Vorbehalte, daß dadurch den Rechten Dritter nicht präjudicirt werde. Dem Grafen Wilhelm Friedrich Christian wurde dagegen von der Regierung die nachgesuchte Anerkennung als rechtmäßiger Nachfolger verweigert, auch ein anderes Gesuch um Herstellung eines angemessenen provisorischen Zustandes zurückgewiesen, weil die Entscheidung über die Zulässigkeit und Rechtmäßigkeit des bestehenden Besitzes lediglich dem kompetenten Gericht überlassen bleiben sollte. Der Graf Wilhelm Friedrich Christian sah sich dadurch veranlaßt, am 18. Juni 1836 eine neue Imploration bei dem Oberappellationsgericht zu Oldenburg einzureichen, wonach er Einräumung des Besitzes, eventuell wenigstens des Mitbesitzes oder Sequestration der Güter verlangte. Die Verhandlungen dieses Prozesses waren bereits bis zum Inrotulationstermin gediehen, als ein Zwischenvorfall der Sache wieder eine neue Wendung gab. Weil es vor allen Dingen von Interesse schien, zunächst nur faktisch den bestehenden Zustand zu Gunsten der klagenden Partei umzugestalten, wurde von Seiten der klägerischen Partei der Versuch gemacht, sich in den Besitz der Burg Kniphausen zu setzen. Um dieses zu bewerkstelligen, kamen die beiden jüngeren Brüder des Klägers, die Grafen Karl Anton Ferdinand und Heinrich, am 16. Oktober 1836 nach Kniphausen, rückten mit etwa 25 Mann vor die Burg und sollen, da diese verschlossen und die Zugbrücke aufgezogen war, sogar versucht haben, auf Leitern in das Innere zu gelangen. Sie wurden jedoch an der Ausführung ihres Unternehmens durch die im Schlosse befindlichen Beamten gehindert, und ebenso mißlang ein ähnlicher Versuch, welcher 2 Tage später zu Sangewarden gemacht wurde. Bei dem zweiten dieser Auftritte wurde eine Proklamation ausgeworfen, die im Namen des Grafen Karl abgefaßt war und denselben als nunmehr regierenden Herrn zu Kniphausen und Alleinbesitzer des gräflich aldenburgischen Familienfideikommisses bezeichnete, indem der eigentlich nächstberechtigte Graf Wilhelm Friedrich Christian durch eine eigene Akte vom 2. Oktober 1836 ihm seine Rechte übertragen habe. Die Beklagten leiteten aus diesen Fakten, welche einen offenen Landfriedensbruch und eine unerlaubte und strafbare Selbsthülfe enthielten, neue Einreden ab, beantragten Wiederaufhebung des Inrotulationstermines und behaupteten sogar den gänzlichen Verlust alles Rechtes in dem Successionsstreite als römischrechtliche Strafe der unerlaubten Selbsthülfe. Der Inrotulationstermin wurde auch wirklich wieder aufgehoben, auch dem Kläger durch unbedingtes Mandat aufgegeben, sich aller ferneren Besitzesstörungen zu enthalten. Der Besitzstreit selbst aber wurde vorläufig beigelegt durch einen provisorischen Vergleich vom 28. März 1838 zwischen den streitenden Theilen, der dahin lautete,

daß der Kläger während der Dauer des an Stelle des possessorischen neu eingeleiteten petitorischen Streites bis zum rechtskräftigen Erkenntniß auf alle possessorischen Rechtsmittel verzichte, daß beide Theile bis zum Endurtheil ohne Verpflichtung der Wiedererstattung eine gewisse Rente beziehen und der dann noch bleibende Ueberschuß der Einnahmen gerichtlich deponirt werden solle. In der Hauptsache selbst war indessen von dem Reichsgrafen Wilhelm Friedrich Christian schon unter dem 20. April 1837 die Klage bei dem Oberappellationsgericht zu Oldenburg eingereicht worden. Nachdem auf dieselbe von beiden Parteien sehr umfangreiche Prozeßschriften gewechselt worden waren, so wurde 1842 darauf auch von der Juristenfakultät zu Jena ein erstes Erkenntniß gefällt (veröffentlicht durch Professor Dieck, Leipzig 1843). Nach diesem Erkenntniß wurden die sämmtlichen Klaganträge des Klägers auf Herausgabe der aldenburgischen Fideikommißgüter, auf Untersagung der Führung des väterlichen Namens, Titels und Wappens, sowie auf Ungültigkeitserklärung der, von dem Beklagten auf den Fideikommißgütern vorgenommenen Handlungen als unstatthaft verworfen. Die Fakultät zu Jena hatte besonders deshalb zu Gunsten des jetzigen Besitzers gesprochen, weil sie die Familie Bentinck, wegen der ihr bis dahin fehlenden Anerkennung des deutschen Bundes, als zum hohen Adel nicht gehörig betrachtet und deshalb auch die Ehe des Grafen Wilhelm Gustav Friedrich Bentinck mit Sara Gerdes nicht für eine unebenbürtige hielt. Graf Wilhelm (der Kläger) und seine jüngeren Brüder wiesen darauf ihren hohen Adel bei dem deutschen Bunde nach und erwirkten einen **Bundesbeschluß** vom 12. Juni 1845, durch welchen die Anerkennung des hohen Adels der Familie Bentinck ausgesprochen wurde. Hiermit schien die Unebenbürtigkeit und Nichtberechtigung des faktischen Besitzers erwiesen, und die jüngeren Brüder, welche sich bei dem Prozesse bis dahin nicht betheiligt hatten, erlangten in Folge dessen 1847 von dem deutschen Bunde, welcher der Familie den Besitz von Kniphausen garantirt hatte, die Wiederherstellung einer rechtmäßigen Regierung daselbst. Diesem Gesuche wurde, nach Wegfall der Bundesversammlung, durch die an die Stelle derselben getretene provisorische Centralgewalt in der Weise gewillfahrt, daß von ihr die gesammte gerdes'sche Nachkommenschaft als der Familienrechte des Hauses Bentinck untheilhaftig und daher als unfähig zur Erbfolge und Regierung in der Herrschaft Kniphausen erklärt, die großherzoglich oldenburgische Regierung aber ersucht wurde, in Gemäßheit dieses Beschlusses das Geeignete zur Herstellung der rechtmäßigen Regierung zu veranlassen. Diese Beschlüsse der Bundesversammlung und provisorischen Centralgewalt (der letztern vom 8. November 1849) wurden jedoch wieder von der andern Seite als eine unzulässige Kabinetsjustiz bezeichnet und deshalb in ihrer rechtlichen Kraft angefochten. Die großherzoglich oldenburgische Regierung hat derselben auch hinsichtlich der Besitzentziehung keine Folge geleistet. Nach dem Rücktritt der Centralgewalt that die Bundescentralkommission im April 1850 einen Ausspruch, dahin lautend, daß es den Kabinetten von Wien und Berlin überlassen bleiben sollte, zu entscheiden, ob der Beschluß der provisorischen Centralgewalt ausgeführt oder ob die Kommission von Neuem die Prüfung dieses Streites vornehmen sollte. Aber noch einmal verhinderte der politische Konflikt zwischen Preußen und Oesterreich die definitive Beendigung dieses Streites. Im Jahre 1851 nahm die Bundesversammlung die Angelegenheit wieder in die Hand. Den Prozeß für die Kläger führte **Tabor** in Göttingen, dessen Klagschrift (Göttingen 1841) im Druck erschien: für die Beklagten **Klüber** und nach dessen Tode **Dieck** in Halle. Durch Beschluß vom 12. Mai 1853 vereinigte sich die Bundesversammlung dahin, daß der frühere Beschluß vom 12. Juni 1845 nunmehr in allen deutschen Landen gesetzliche Kraft haben solle, und nachdem in Folge dessen auch in Oldenburg die Publikation desselben geschehen war, wurde endlich unter Mitwirkung des wiener und berliner Hofs durch Vertrag vom 13. April und 30. Juni 1854 dem Streit ein Ziel gesetzt. Hiernach wurde das gesammte Streitobjekt mit allen daran haftenden Hoheits- und Patrimonialrechten der großherzoglich oldenburgischen Regierung überlassen, und zwar als völlig freies Eigenthum, so daß fortan sämmtliche als mit dem Großherzogthume Oldenburg vollständig vereinigt zu betrachten sind. Den Klägern, dem Grafen Wilhelm Friedrich Christian und seinen Brüdern, gegenübermachte sich die oldenburgische Regierung verbindlich, außer einer Baarzahlung von 200,000 Thalern Gold die Fideikommißqualität der bisherigen gräflich aldenburgischen Herrschaften auf einen mit der Standesherrlichkeit im Sinne des Art. 14 der Bundesakte beliehenen Komplex von Liegenschaften in einem deutschen Staate im Werthe von 1,100,000 Thalern Gold zu übertragen, bis zu deren Erwerbung diese Summe als einen unaufkündbar auf das Großherzogthum Oldenburg radicirten Fideikommißstamm mit jährlich $3\frac{1}{2}$ Procent zu verzinsen und zu größerer Sicherheit auch eine Specialhypothek an mehren bisher zum Fideikommiß gehörigen Vorwerken und Holzungen zu bestellen. Dieses so bestimmte Abfindungsobjekt wurde der klägerischen Linie als stiftungsmäßiger Besitz unter Aufrechthaltung aller fideikommissarischen Erbfolge- und Heimfallsrechte zugewiesen. Den Beklagten, Gustav Adolf von Bentinck und dessen jüngerem Bruder Friedrich Anton, dagegen wurde eine Summe von 500,000 Thalern Gold zu freier Verfügung, und ihrer Mutter eine Jahresrente von 2000 Thalern Gold nebst der lebenslänglichen Benutzung des Schlosses zu Varel gewährt. Auch dem nach Amerika ausgewanderten älteren Bruder Wilhelm Friedrich und dessen Kindern wurde noch eine bis zum Tode des Erstern zahlbare jährliche Rente von 3750 Thalern Gold und für den Todesfall des Grafen eine dann an die Stelle des Rentenbezugs tretende Kapitalsumme von 100,000 Thalern Gold zugesichert. Nach Lage der Umstände blieb der beklagten Partei keine andere Wahl übrig, als sich in den für sie jedenfalls nachtheiligen Vergleich zu fügen, obwohl die gießener Juristenfakultät

(vgl. Wasserschleben, Juristische Abhandlungen) das, wie erwähnt, ganz zu ihren Gunsten ausgefallene Urtheil der jenaer Fakultät zu bestätigen und dadurch rechtskräftig zu machen im Begriff stand. Als Zeitpunkt des Uebergangs des Fideikommisses an die großherzogliche Regierung wurde der 1. Januar 1854 festgesetzt. Beide Verträge wurden durch Patent vom 1. August 1854 den Einwohnern der Herrschaft verkündigt. Nachdem der Graf Wilhelm Friedrich Christian am 8. Juni 1855 im Haag verstorben, bequemte sich sein Bruder und Nachfolger im Fideikommiß, der großbritannische Generalmajor Graf Karl Anton Ferdinand, der anfangs sich dagegen gesträubt, zur Annahme des Vergleichs. In der neuesten Zeit (März 1857) aber tauchte der Streit noch einmal bei der Bundesversammlung auf, und zwar durch den Grafen Heinrich von Bentinck, großbritannischen General. Derselbe war bei dem oben erwähnten Versuch zur Besitzergreifung der Burg Kniphausen betheiligt gewesen, stand, als obiger Vergleich zu Stande kam, in der Krimm und hatte in denselben nicht eingewilligt, daher er nun beim Bundestag dagegen protestiren zu müssen glaubte. Auf welche Weise die klägerische Partei ihre Angelegenheit in Deutschland hat betreiben können, ist sehr erbaulich in der Schrift von Aug. Boden „Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands in seinen politischen, kirchlichen und literarischen und Rechtszuständen während der letzten Jahrzehnte" (Frankfurt 1856) erzählt. Eine ausführliche Angabe aller mit Bezug auf diesen Prozeß erschienenen Schriften von Dieck, Eckenberg, Klüber, Heffter, Tabor, Zachariä, Michaelis, Claus, Mühlenbruch u. A. enthält das angeführte Urtheil der Juristenfakultät zu Jena.

Bentivoglio, 1) Ercole, italienischer Dichter, geboren 1506 zu Bologna, erzogen zu Mailand und gebildet am Hof des Herzogs Alfonso I. von Ferrara, diente anfangs als Kapitän im päpstlichen Heer und wohnte der Belagerung von Florenz bei, trat dann in den Privatstand zurück, beschäftigte sich mit Poesie und Musik und † 1573 zu Venedig. Am ausgezeichnetsten sind seine Satyren, die zu den gelungensten gehören, welche Italien hervorgebracht hat und in der Sammlung von Sansovino (1560) abgedruckt sind. Seinen Lustspielen fehlt zwar die vis comica, aber der Styl ist elegant; ihr Titel ist: „I Romiti" (nicht mehr vorhanden), „Il Geloso" u. „Il Fantasma" (Venedig 1544. 1545 u. ö.). Als Lyriker ist er ein Nachahmer Petrarca's. Eine Sammlung seiner Werke erschien unter dem Titel: „Opere poetiche" (Paris 1719).

2) Guido, Kardinal, Staatsmann und einer der elegantesten Stylisten der Italiener, geboren 1579 zu Ferrara, studirte in seiner Vaterstadt und später zu Padua Philosophie und die Rechte, vermittelte nach dem Tode des Herzogs Alfonso II. von Ferrara 1597 zwischen dessen Nachfolger Cesare d'Este und dem Papste Klemens VIII. den Frieden, ward von letzterem zum Almosenier ernannt, begab sich nach Rom, wurde 1607 von Paul V. zum Nuntius in Flandern, 1616 zum Nuntius in Frankreich, 1621 zum Kardinal und nicht lange darauf zum Protektor von Frankreich in Rom ernannt. Im Jahr 1641 erhielt er das Bisthum Terracina und wäre nach dem Tode Urbans VIII. 1644 wahrscheinlich zum Papste gewählt werden, wäre er nicht gleich nach seinem Eintritt in das Konklave am 7. September 1644 plötzlich gestorben. Er schrieb: „Della guerre di Fiandra" (3 Thle., Köln 1633, 1636, 1639); „Relazioni del Card. B. in tempo delle sue Nunziature di Fiandra e di Francia" (Antwerpen 1629, Paris 1631, Venedig 1633 u. ö.); „Memorie del Card. B. con le quali descrive la sua vita etc." (Venedig 1648).

3) Cornelio, Kardinal und Dichter, geboren zu Ferrara 1668, ward von Papst Klemens XI. zum Hausprälaten und Sekretär der apostolischen Kammer ernannt u. ging 1712 als Nuntius nach Paris, wo er bei den damaligen Umtrieben wegen der Bulle Unigenitus eine wichtige Rolle spielte. Der Regent, Herzog von Orleans, war jedoch nicht günstig für ihn gestimmt, und der Papst versetzte deshalb B. wieder nach Ferrara, ertheilte ihm 1719 den Kardinalshut und gebrauchte ihn bald in Rom in seiner Nähe, bald als Legatus a latere in der Romagna, bald als Nuntius in Madrid. B. † in Rom 1732. Von schönen Künsten und Wissenschaften, Philosophie, Theologie und Rechtskunde gleich mächtig angezogen, begünstigte B. in Ferrara alle wissenschaftlichen und Kunstanstalten in ausgezeichneter Weise. In seinen Erholungsstunden beschäftigte er sich vorzüglich mit der Dichtkunst. Rühmlich bekannt ist die von ihm unter dem Namen Selvaggio Porpora herausgegebene Uebersetzung der Thebais des Statius ins Italienische (2 Bde., Rom 1729, Mailand 1731). Sonette von B. enthält die Sammlung von Gobbi (3 Bde.).

Bentivogliokanal, Kanal in der lombardisch-venetianischen Provinz Polesino, leitet das Wasser der Sümpfe von Trecenta in den Po.

Bentley, 1) Richard, einer der ausgezeichnetsten Philologen und Kritiker, war der Sohn eines Schmieds oder Gerbers in Oulton (einem Dorf in der Nähe von Wakefield in Yorkshire) und daselbst den 27. Januar 1662 geboren. Sein Großvater mütterlicher Seits, Richard Willis, hatte als Major unter Karl I. gedient und seine Tochter, unseres B. Mutter, eine bildende Erziehung genießen lassen. Diese leitete nun mit Unterstützung ihres Vaters den Unterricht des Knaben und ließ es sich angelegen seyn, auch seinem Charakter diejenige Festigkeit und Selbstständigkeit zu geben, welche in der Folge in Gutem und Schlechtem ihn auszeichnete. Auf der Schule von Wakefield machte er bald solche Fortschritte, daß er schon in seinem 15. Jahre in das College St. Johns zu Cambridge aufgenommen werden konnte. Hier betrieb er besonders das Studium der Theologie, welches überhaupt sein Hauptstudium werden sollte und auch wirklich lange blieb. Nachdem er die Würde eines Baccalaureus erlangt hatte, wurde er 1683 als Lehrer an der Schule zu Spalding in Lincolnshire angestellt. Bald aber wurde er, der sich aus diesem engen Wirkungskreise wegsehnte, von dem Dr. Stillingfleet erwählt, dessen Sohn zur Universität zu begleiten, und ihm die Wahl derselben

überlassen. Er wählte Oxford, um die Schätze der Bodlejana benutzen zu können, und die Beschäftigung mit der Bearbeitung der alten Klassiker war sein Hauptstudium, ohne daß er aber das Hebräische vernachlässigte; vielmehr verfertigte er, wie er selbst erzählt, eine Sammlung von Varianten und Emendationen zu dem Alten Testament. Nachdem er 1684 Master of Arts (Magister artium) geworden war, wurde er 1689 in das Wadhamscollege aufgenommen und Dr. Stillingfleet, Bischof von Worcester, bei welchem er sich aufhielt, machte ihn 1692 zum Hauskapellan mit einer Kirchenpfründe. Seine erste Schrift über einige Stellen des griechischen Geschichtschreibers Johann Malala erregte ein ungemeines Aufsehen. Da er sich als tüchtigen Kanzelredner bewies, so wurde er zum ersten Redner der Stiftung ernannt, welche der Ritter Robert Boyle gegründet hatte zur Vertheidigung der Wahrheiten der natürlichen u. geoffenbarten Religion, und seine in dieser Eigenschaft von ihm gehaltenen Reden nicht minder, als seine Polemik gegen die damals florirende Philosophie des Unglaubens, welcher er mathematische Beweise vom Daseyn Gottes entgegenhielt, zu welchem Zweck er sich auch mit Newton in Verbindung setzte, bewirkten, daß man ihn als Muster zur Nachahmung betrachtete. Im Jahr 1694 wurde er Kustos der königlichen Bibliothek von St. James und beschäftigte sich nun ausschließlich mit der klassischen Literatur. Auch diese seine Thätigkeit rief eine heftige Polemik hervor, an der alle Klassen der Gelehrtenrepublik Theil nahmen. Im J. 1700 wurde er Master of Trinity (Vorsteher des Dreieinigkeitskollegiums) mit großem Gehalt und 1701 Archidiakonus in Elz. Seine jetzt abgeschlossene Heirath brachte ihn in günstige Familienverhältnisse; aber er hatte so viele Amtsgeschäfte, daß die Beschäftigung mit den Alten nur in den Erholungsstunden fortgetrieben werden konnte; auch seine Energie und Selbstständigkeit erregte ihm viel Feindschaft und Verdruß. Ein Prozeß, der sich 1709 über willkürliche Anordnungen und Verwendung von Geldern, sowie über Verletzung der akademischen Verfassung gegen B. entspann, wurde 1713 zu seinen Gunsten entschieden. Mit erhöhter Besoldung wurde er 1716 zum Professor der Theologie an der Universität von Cambridge ernannt; als er aber 1717 von einigen Männern, welche zu Doktoren der Theologie promovirt wurden, außer dem Honorar noch mehr verlangte, wurde er von dem Vicekanzler erst suspendirt u. wegen fortgesetzten Ungehorsams entsetzt. Zwar wurde er auf seine Vorstellung 1728 wieder eingesetzt; als aber eine neue auf Handschriften basirte Edition des Neuen Testaments an der Mißgunst seiner theologischen Gegner scheiterte, wandte er sich von der Theologie ab und beschäftigte sich mit Homer und den römischen Dichtern. Er †, 80 Jahre alt, den 14. Juli 1742. Der schon erwähnte Brief an John Mill über einige Stellen des Johann Malala findet sich in der Ausgabe von Chilmead (Oxford 1691). Diese erste Probe machte ihm in der philologischen Welt einen Namen, welcher noch gefeierter wurde, als er aus seinen Studien, die sich über Philostratus, Hesychius, Manilius verbreiteten, einige Proben gab und Anmerkungen zu den Epigrammen des Callimachus und zu dessen Hymnen in Grävius' Ausgabe 1697 erscheinen ließ. Seine scharfsinnigen Untersuchungen über Aechtheit oder Unächtheit der Briefe des Phalaris finden sich in: Woltors „Reflexions upon ancient and modern learning“ (London 1697) und auf Boyle's Gegenschrift die zweite Bearbeitung in: „A dissertation upon the epistles of Ph. with an answer to the objections“ (London 1699). Vergl. B.'s „Opuscula philologica“ (Leipzig 1781). Da ihm dann in der Folge sein Amt nicht Muße genug ließ, ein selbstständiges Werk zu schreiben, so theilte er einzelnen Herausgebern alter Autoren seine Bemerkungen mit, wie sie ihn gerade darum ersuchten; so Hemsterhuis 1708 Verbesserungen zu den Fragmenten griechischer Tragiker, Davies zur zweiten Ausgabe der tuskulanischen Quästionen 1709, Küster 1710 zu Aristophanes' Wolken und Plutus. Als Phileleutherus Lipsiensis trat er der Unwissenheit des Clericus mit Nachdruck entgegen. Sein Hauptwerk aber, welches Epoche in der Geschichte der Philologie macht, ist die Ausgabe des Horaz, welche 1711 erschien. Seine Ausgabe des Terenz von 1726 sollte der von Hare entgegentreten, enthält, wie die des Horaz, einen großen Reichthum scharfsinniger Bemerkungen und hat in der Metrik die Bahn gebrochen, der G. Hermann gefolgt ist. Vom Lucan hat sein Enkel Richard Cumberland die von ihm hinterlassenen Anmerkungen zu den ersten 3 Büchern herausgegeben, sowie er selbst noch 1739 durch seinen Neffen den Manilius herausgegeben hat, welchen eine zwar scharfsinnige, aber sich selbst an Kühnheit überbietende Konjekturalkritik auszeichnet. Ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften gibt das „Classic. Journal 1812“, Nr. X, Juni, S. 432. Aus seiner theologischen Thätigkeit erwähnen wir nur noch die Schriften: „A confutation of Atheism or eight sermons preached at Boyle's lectures“ (London 1694) und „Remarks upon a late discourse of freethinkings in a lettre to F. H. (are)“ unter dem Pseudonym Phileleutherus Lipsiensis. Wie in unseren Tagen Lachmann in Berlin mit Lessing gethan, so gab schon B. 1732 Miltons „Verlorenes Paradies“ mit Konjekturen und Varianten gleich einem alten Klassiker heraus. B.'s Scharfsinn ist sprüchwörtlich geworden. Aber als Mann des nackten Verstandes wußte er sich oft nicht in dichterisches Gefühl zu versetzen, und hielt für falsch u. emendirte, was er doch nur mißverstand; überdies fragte er zu oft statt: Was hat der Schriftsteller geschrieben? vielmehr: Was hätte er am besten schreiben können? ohne des Aliquando bonus dormitat Homerus zu gedenken. Dessenungeachtet bleibt B. ein großer Philolog und größer, als alle seine Tadler. Vergl. B.'s Biographie von F. A. Wolf in den „Literarischen Analekten“ (Bd. 1, Berlin 1816) und Monk, The life of Rich. B., London 1830. Sein Neffe, Thomas B., der ebenfalls Mitglied des Trinitycollege zu Cambridge war und 1786 †, hat sich durch die Herausgabe einiger Klassiker, namentlich des Cäsar (2 Bde., London 1742), bekannt gemacht.

Bentzel-Sternau, 1) Anselm Franz, Freiherr von, kurmainzischer Geheimerath, ge-

boren am 28. August 1738, † am 7. März 1786 als Oberprokurator der beiden Universitäten Mainz und Erfurt; machte sich um die kurmainzischen Lande sehr verdient durch die Reformation und Beschränkung der Klöster, durch die Verbesserung der Schulen und Universitäten ꝛc. und nahm thätigen Antheil an der Union der deutschen Bischöfe gegen die römische Kurie. Er schrieb auch „Neue Verfassung der hohen Schule zu Mainz" (Mainz 1784).

2) Christian Ernst, Graf von B., genialer, freimüthiger und gesinnungstüchtiger humoristischer Schriftsteller, geboren zu Mainz am 9. April 1767, studirte die Rechtswissenschaft, ward 1791 kurfürstlich mainzischer Regierungsrath und Gerichtsassessor zu Erfurt, 1803 geheimer Staatsrath, lebte von 1804 an als Hofrath in Regensburg, trat 1806 in badische Dienste als Direktor des Ministeriums des Innern, ward 1810 Oberhofgerichtspräsident zu Mannheim und 1812 Staats- und Finanzminister des Großherzogs von Frankfurt. Nach der Auflösung dieses Großherzogthums 1813 lebte B. theils in der Schweiz zu Mariahalden am Züricher See, theils auf seinem Gute Emrichshofen bei Aschaffenburg. Nachdem er von jeher in seinen Schriften eine protestantische Geistesrichtung gezeigt hatte, trat er am 19. August 1827 mit seinem (am 2. September 1832 verstorbenen) Bruder Gottfried zu Frankfurt a. M. von der katholischen zur protestantischen Kirche über. B. ist ein Geistesverwandter Jean Pauls. In allen seinen Schriften, besonders aber in seinen satyrischen Romanen, erscheint er als ein tiefer und origineller, wenn auch stets mehr fragmentarischer und aphoristischer Denker, voll Scharfsinn, Witz, feiner Beobachtung und tiefer Welt- und Menschenkenntniß; nur ist er in seinen Bildern oft zu üppig, in seiner Sprache, wie Jean Paul, häufig gesucht, dunkel und seltsam geschraubt, ja selbst zuweilen geschmacklos. Er lieferte auch eine Anzahl dramatischer Produktionen, in denen sich jedoch stets das satyrische Talent bedeutender, als das eigentliche dramatische, zeigt. In seinen civilistischen Schriften erscheint er als tüchtiger Politiker und gesinnungsvoller, freimüthiger Vorkämpfer für Recht, Freiheit und Wahrheit, sowie als Verfechter einer ehrlich offenen Opposition, wenn auch eine gewisse aristokratische Färbung durchschimmert. Er † den 13. August 1850 zu Mariahalden. Seine Schriften sind sehr zahlreich. Nachdem schon seine „Novellen für das Herz" (2 Bde., Hamburg 1795—1796, 1806) großen Beifall gefunden hatten, begründete „Das goldene Kalb", eine Biographie (4 Bde., Gotha 1802—1804) B.'s Ruhm als eines humoristischen Schriftstellers und bildete den Anfang einer Romantetralogie, zu der noch „Der steinerne Gast" (4 Bde., Gotha 1808), „Der alte Adam" (4 Bde., das. 1819—20) und der bis jetzt ungedruckte „Meister vom Stuhle" gehören. Beifall bei der Lesewelt fanden besonders noch folgende Schriften: „Lebensgeister aus dem klarfeldschen Archive" (4 Bde., Gotha 1804); „Gespräche im Labyrinth" (3 Bde., das. 1805); „Proteus, oder das Reich der Bilder" (Regensburg 1806); „Titania, oder das Reich der Märchen" (das. 1807); „Morpheus, oder das Reich der Träume" (2 Thle., das. 1807, 2. Aufl. 1811); „Jason", eine Monatsschrift (Gotha 1808—1811); „Pygmäenbriefe", ein satyrischer Roman (2 Thle., das. 1808); „Anti-Israel", eine Vorlesung, ꝛc. (Aarau 1819). Am bedeutendsten sind auf dem dramatischen Gebiete seine geistreichen Sprüchwortspiele, die er unter dem Titel „Das Hoftheater von Barataria" (4 Bde., Leipzig 1828) herausgab. Außerdem sind noch zu nennen die Lustspiele: „Weiß und Schwarz" (Zürich 1826) und „Mein ist die Welt" (Hanau 1831). Weniger gelungen, weil an Dunkelheit leidend und zu geschraubt, sind seine Schauspiele: „Der Geist von Canossa" (Zürich 1839), „Die jüngsten Feigenblätter" (das. 1840) u. „Der Grillenfang" (das. 1840). Anerkennenswerth sind aber seine Uebersetzungen von Corneille's „Cid" (Gotha 1811) und Youngs „Nachtgedanken" (Frankf. 1825). Von seinen Gedichten sind einzelne in Zeitschriften und Albums gedruckt. Seinen freisinnigen politischen Standpunkt zeigen seine „Berichte über die bayerische Ständeversammlung von 1827—28" (Zürich 1828), sowie die Schrift: „Bayernbriefe, oder Geist der vier ersten Ständeversammlungen Bayerns" (4 Bde., Stuttgart 1831—32).

Benvenuti, Pietro, bedeutender italienischer Maler, gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu Arezzo geboren, kam zu Anfang des 19. Jahrhunderts sehr schnell in Ruf. Schon Göthe bezeichnete ihn wegen der heftigen Bewegungen seiner Figuren und des übermäßig Kräftigen in seinen Formen und der Farbengebung als einen Anhänger des neuen französischen Kunstgeschmacks. Trotz seiner Fehler aber ward B. neben Camuccini als Haupt der modernen italienischen Malerei betrachtet und in Folge seines Rufs ward ihm die Direktorstelle an der Akademie der bildenden Künste zu Florenz übertragen. Historisch interessant ist unter seinen Oelbildern der „Schwur der Sachsen nach der Schlacht bei Jena", ein Gemälde, das er für Napoleon ausführte und das sich jetzt in einem florentiner Palaste befindet. In die Rubrik des malerischen Hypergeschmacks gehört sein „Ugolino", den er 1822 für den Grafen Gherardesca malte, ferner der „Tod des Priamus", welches große Bild in den Besitz des Prinzen Corsini kam und von Ricciani gestochen ward, und die „Judith, das Holoferneshaupt dem Volke von Bethulia zeigend", ebenfalls von Ricciani gestochen; diese Judith sieht man im Dom zu Arezzo. Ein von ihm gemalter Apollo nähert sich, wie viele seiner Figuren, sehr dem Statuarischen. Zu seinen besten Oelbildern zählt man „die delphische Sibylle" (sitzend in Lebensgröße), eins seiner frühesten Werke, und den „Tod des heiligen Petrus Chrysologus", ein Bild mit lebensgroßen Figuren, das in der reinen Zeichnung, in den lebhaften Farben und im treffenden Ausdruck viele andere seiner Produktionen weit hinter sich läßt. Erst als Fünfziger ging er zum Fresko über, wofür ihn eigentlich die Natur bestimmt zu haben schien, denn seine Fresken sind die unzweifelhaft besten Erzeugnisse seiner Hand, weil die nicht zu verkennenden Fehler in seinen Kompositionen hier durch seine Technik die meiste Beschönigung finden. In einem Saale des Pala-

stes Pitti hat er die Mythe vom Hercules in einer Reihe von Bildern gemalt, welche sämmtlich tapetenartig sich ausbreiten. Sein kühnstes Werk sind aber die riesenhaften Fresken in der Kuppel der Begräbnißkapelle der Mediceer, wo er einen Cyklus von Darstellungen aus dem Alten u. Neuen Testamente malte. Große Schönheiten bei freilich noch größern Fehlern finden sich in allen seinen Bildern, wovon die in Oel das gemeinsame Gebrechen haben, daß sie die Farbe nicht halten und daß schon der Glanz ihrer Tinten schwindet. B. † am 3. Februar 1844 zu Florenz. Sein Porträt hat Vogel von Vogelstein (1813) gezeichnet, in dessen Sammlung von Bildnissen es sich befindet.

Benzel (Benzelius), schwedisches Gelehrtengeschlecht, das seinen Namen von dem Dorfe Benzeby in Westgothland erhielt und ihn bei seiner Erhebung in den Adelsstand in Benzelstierna umwandelte. Erich B. (latein. Ericus Benzelius), Erzbischof von Upsala, geboren 1642 zu Benzeby, ward 1665 Professor der Geschichte und Moral zu Upsala, 1666 Professor der Theologie daselbst, 1677 Bischof von Strengnäs, 1700 Erzbischof von Upsala und † daselbst am 17. Februar 1709. Er stand in besonderer Gunst bei Karl XII., dessen Religionslehrer er gewesen, und schrieb unter Anderm: „Breviarium historiae ecclesiasticae Vet. et Nov. Test.“ (Upsala 1665, 3. Aufl. 1717); mehre Dissertationen theologischen und kirchenhistorischen Inhalts; eine mit Anmerkungen versehene lateinische Uebersetzung verschiedener Homilien des heiligen Chrysostomus aus den Manuskripten der oxforder Bibliothek. B. führte auch die Aufsicht über die Ausgabe der schwedischen Bibelübersetzung, welche Karl XII. 1703 drucken ließ und die nach dieses Königs Namen genannt wird. Sein Sohn, Erich (der Jüngere), berühmter Geschichtschreiber und Alterthumsforscher und einer der eifrigsten Beförderer wissenschaftlicher Kultur in Schweden, geboren zu Upsala am 27. Januar 1675, machte 1697—1700 nach Vollendung seiner akademischen Studien eine gelehrte Reise durch Deutschland, Holland und England und knüpfte Verbindungen mit den berühmtesten Gelehrten dieser Länder an, ward 1702 Bibliothekar zu Upsala, 1723 Professor der Theologie daselbst, 1726 zur Belohnung seiner ausgezeichneten Verdienste um die Hochschule, deren Hauptzierde er war, Bischof von Gothenburg, 1731 von Linköping u. endlich Erzbischof des Königreichs Schweden und Prokanzler der Akademie zu Upsala, und † 1743. B. war einer der größten Kenner der alten und der nordischen Sprachen, der Kirchen- und Gelehrtengeschichte, der schwedischen Historie, besonders der Geschichte der mittlern Zeit u. der schwedischen Alterthümer. Er stiftete 1720 die Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala, die erste nordische und von der Regierung bestätigte Akademie, und war eines der ersten Mitglieder der 1739 gestifteten Akademie der Wissenschaften zu Stockholm. Seine vornehmsten Schriften sind: „Monumenta historica vetera ecclesiae Sueo-Gothicae“ (6 Bde., Upsala 1704—1709); „Periculum Runicum s. de origine et antiquitate runarum tentamen“ (das. 1724); „Sacrorum evangelicorum versio gothica, ex codice argenteo emendata atque suppleta, cum interpretatione latina et annotat. (herausgegeben mit einer gothischen Grammatik von Ed. Lie, Oxford 1750); auch gab er heraus: „Acta literaria Sueciae“ (Upsala 1720 bis 1733). Sein Bruder, Jakob, war sein Nachfolger als Erzbischof und Prokanzler der Akademie zu Upsala, geboren 1683, † 1747; schrieb unter dem Titel „Repetitiones theologicae“ u. „Epitome repetitionum“ theologische Lehrbücher, die in den Schulen, Gymnasien und auf den Akademien zu Upsala, Lund und Abo eingeführt wurden, sowie auch Dissertationen de Palaestina; de satis Palaestinae. Ein dritter Bruder, Heinrich, geboren zu Strengnäs 1689, ging 1711 zu seinem Könige Karl XII. nach Bender, bereiste von da auf dessen Befehl den Archipelagus, Syrien, Palästina, Aegypten, Italien, Holland und Deutschland, ward 1719 Präpositus der Kommunität und außerordentlicher Professor der Philosophie zu Lund, 1729 Professor der orientalischen Sprachen, 1732 Professor der Theologie, 1738 Dompropst zu Lund, 1740 Bischof daselbst und 1747 Nachfolger seines Bruders Jakob als Erzbischof von Upsala u. † am 20. Mai 1758. Das Tagebuch seiner orientalischen und europäischen Reisen wird in Upsala handschriftlich verwahrt. Seine akademischen Dissertationen sind zusammengedruckt unter dem Titel: „Syntagma dissertationum, quibus varia theologiae, philologiae, antiquitatum et historiae capita illustrantur“ (Frankfurt und Leipzig 1745).

Benzenberg, Johann Friedrich, als Physiker u. Meteorolog ein gefeierter Name, aber auch als Publicist bedeutend, wurde geboren den 5. Mai 1777 zu Schöller bei Elberfeld als der einzige Sohn eines Landpfarrers, studirte in Marburg Theologie, dann in Göttingen unter Lichtenberg und Kästner Mathematik. Von hier ging er als Lehrer an ein Erziehungsinstitut nach Hamburg und stellte dort 1802 auf dem Michaelisthurme mit fallenden Bleikugeln jene berühmten Versuche an, aus welchen sich die Axendrehung der Erde von Westen nach Osten auf direktem Wege ganz evident herausstellte. B. fand, daß eine von 253 Fuß Höhe herabgelassene Kugel, in Folge der größern Geschwindigkeit, mit welcher ein Punkt in jener Höhe im Vergleich zu einem andern auf der Erdoberfläche selbst schwingt, um 3,99 Linien östlich von der Perpendikularlinie abweiche, und dieses Resultat stimmte fast ganz genau mit dem überein, was die Rechnung für diesen Fall ergab, indem letztere eine östliche Abweichung von 3,91 Linien nachwies. Von Hamburg ging B. nach Paris, wo er Fourcroy und Hauy hörte; nach seiner Rückkehr stellte er neue Versuche über die Umdrehung der Erde in einem Kohlenschachte bei Schlebusch in der Grafschaft Mark an. Im Jahr 1805 erhielt er eine Anstellung als Professor der Physik und Astronomie am Lyceum zu Düsseldorf und zu gleicher Zeit wurde ihm die Leitung der Landesvermessung übertragen, welche seit 1801 behufs der neuen Katastration der bayerischen Lande vorgenommen wurde. B. entwarf eine Landvermesserordnung, die eingeführt wurde, gründete eine eigene Schule für Geometer und verfaßte für diese sein „Hand-

buch der angewandten Geometrie" (3 Bde., Düsseldorf 1810, 2. Aufl. 1818). Sein Haß gegen Napoleon und das französische Gouvernement, welches seit Preußens Niederlage auf dem Herzogthum Berg lastete, veranlaßte ihn 1810 nach der Schweiz zu gehen, wo er sich vorzüglich mit barometrischen Höhenmessungen beschäftigte. Seit 1814 erglühte er für den Gedanken der Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft; seiner Absicht, nach Napoleons Rückkehr eine allgemeine Landesbewaffnung ins Werk zu setzen, kam indeß die Schlacht von Waterloo zuvor. Die meisten seiner feurigen auf den Sturz des Tyrannen gegründeten Hoffnungen, mit welchen er von Paris aus in der Schrift „Wünsche und Hoffnungen eines Rheinländers" (2. Aufl. Dortmund 1815) den jungen Morgen der Freiheit begrüßte, sah er nicht in Erfüllung gehen, woraus sich der Unmuth erklärt, den er in mehren seiner Schriften gegen das preußische Gouvernement an den Tag legte. Besonders gehören hierher: „Ueber die Staatsverwaltung des Fürsten von Hardenberg" (Leipz. 1821), „Friedrich Wilhelm III." (das. 1821) und mehre geniale, aber derbe Aufsätze im „Westphälischen Anzeiger", welche ihm die Ungunst der preußischen Regierung zuzogen. Unter seinen übrigen zahlreichen Produktionen sind bemerkenswerth: „Versuch über das Gesetz des Falles" (Dortmund 1804); „Versuch über die Umdrehung der Erde" (das. 1804); „Briefe auf einer Reise nach Paris" (das. 1805); „Briefe auf einer Reise durch die Schweiz" (2 Thle., das. 1811); „Beschreibung eines einfachen Reisebarometers" (das. 1811); „Ueber das Kataster" (2 Bde., Bonn 1818); „Ueber Handel und Gewerbe, Steuern u. Zölle" (Elberfeld 1819); „Ueber Provinzialverfassung, mit besonderer Rücksicht auf Jülich, Kleve, Berg und Mark" (2 Bde., Hannov. 1819—22); „Ueber Preußens Geldhaushalt u. neues Steuersystem" (Leipzig 1820). Uebrigens ist B. durch die Herausgabe kleiner staatswissenschaftlicher und anderer Schriften, z. B. „Die Staatsverfassungen Deutschlands" (Düsseldorf 1845), auch einer theologischen: „Wie dachte sich das Abendmahl des Herrn der Apostel Johannes?" (das. 1844), bis in die neueste Zeit außerordentlich thätig gewesen, auf dem Gebiete der Naturwissenschaften aber hat er noch 1839 durch die Schrift „Ueber die Sternschnuppen" (Hamburg 1839) die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, indem er sich darin als scharfsinnigen Vertheidiger des kosmischen Ursprungs dieser Phänomene bewährt. Seit 1815 lebte B. ohne Anstellung auf seiner Besitzung im Dorfe Bilk bei Düsseldorf, wo er sich 1844 eine Sternwarte erbaute, die er nebst einem zu ihrer Unterhaltung und zur Besoldung eines Observators bestimmten Kapitals der Stadt Düsseldorf vermacht hat. Er † hier den 8. Juni 1846.

Benzimid, chemischer Stoff, entdeckt von Laurent, ist in geringer Menge im rohen Bittermandelöl enthalten und setzt sich zuweilen bei Bereitung desselben aus dem damit überdestillirenden Wasser ab. Es bildet weiße, geruchlose, flockige, sehr leichte, perlmutterglänzende Nadeln, unlöslich in Wasser, in siedendem Alkohol und Aether wenig löslich, schmelzbar, unzersetzt destillirbar, mit Flamme brennbar. Rauchende Schwefelsäure löst es mit indigblauer, gewöhnlicher mit smaragdgrüner Farbe. Beim Erhitzen sublimirt sich daraus Benzoesäure. In heißer Salpetersäure und Salzsäure ist es ohne Zersetzung leicht löslich. Die Säuren enthalten dann Ammoniak u. Benzoesäure. Kalilauge greift es nicht an, mit festem Kalihydrat geschmolzen erhält man Ammoniak und benzoesaures Kali.

Benzoe (Benzoegummi), s. Benzoin.

Benzoesäure (Benzoeblumen, Benzoesalz, Benzoylsäure, Acidum benzoicum) findet sich hauptsächlich in dem Benzoeharz, Drachenblut, in Anthoxanthum odoratum und Holcus odoratus, entsteht ferner durch Oxydation des Bittermandelöls an der Luft, durch wechselseitige Zerlegung des Chlor-, Brom-, Cyanbenzoyls mit Wasser und durch Einwirkung von Kali auf ätherische Oele, besonders Zimmetöl. Sie krystallisirt in farblosen, biegsamen, weichen, weißen, durchscheinenden, perlmutterglänzenden Blättchen oder sechsseitigen Nadeln. Die reine Säure ist geruchlos, schmeckt schwach sauer; die unmittelbar aus dem Harze sublimirte hat einen vanilleartigen Geruch, der von anhängendem Oele herrührt. Bei 120° schmilzt sie, siedet bei 239° und läßt sich unverändert überdestilliren. Ihr Dampf reizt stark zum Husten u. brennt mit rußender Flamme. In 200 Theilen kaltem Wasser ist sie löslich, von siedend heißem wird sie leichter aufgenommen, beim Erkalten gesteht die Lösung zu einem Gewebe von feinen Krystalladern. In Alkohol ist sie löslicher, als in Wasser, von Aether, fetten u. ätherischen Oelen wird sie gleichfalls gelöst. Schwefelsäure zersetzt die B. nicht, mit der wasserfreien bildet sie Benzoeschwefelsäure. Koncentrirte heiße Salpetersäure verwandelt sie in Nitronbenzinsäure. Destillirt man sie mit kaustischem Kalk, oder leitet sie in Dampfform über glühendes Eisen, so entsteht Kohlensäure u. Benzol. Mit Basen vereinigt sich die B. zu Salzen; s. Benzoesaure Salze.

Benzoesaure Salze sind meist in Alkohol und Wasser löslich. Da die Benzoesäure eine der schwächsten Säuren ist, so wird sie durch andere aus ihren Verbindungen ausgeschieden, wodurch die Flüssigkeit milchig wird, sich beim Erhitzen wieder klärt und während des Erkaltens die Säure krystallisirt absetzt. Die b.n S. mit starken Basen werden bei der trockenen Destillation zersetzt, liefern Benzoesäure, Benzoe, Benzol und Naphthalin u. enthalten meist Krystallwasser.

Benzoin, 1) (Benzoebaum), Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Styraceen, mit Styrax *L.* nahe verwandt, aber durch die Staubbeutel u. die Frucht unterschieden. Die charakteristischen Merkmale sind: der bleibende, undeutliche, 4—5zähnige Kelch, die trichterförmige, tief 4- oder 5theilige Blumenkrone, die linienförmigen, einfächerigen, an den obern Theil der Träger der Länge nach angewachsenen Staubbeutel und die einnussige, nicht aufspringende Steinfrucht. Einzige Art ist B. officinale *Hayne*, Styrax B. *Dryand.*, Lithocarpus B. *Blume*, gemeiner Benzoebaum, mit eirunden oder elliptisch-länglichen, langzugespitzten, schwach gekerbten, unterseits, wie die jüngsten Aeste, dünn weißfil-

zigen Blättern, zusammengesetzten, winkelständigen, aufrechten Trauben, die fast so lang sind wie das Blatt, 8 Linien langen und filzigen Blüthen und holziger, apfelförmiger Frucht. Es ist ein mäßiger, mannsdicker Baum, der auf den Molukken, Sumatra, Java, Borneo einheimisch ist und auf den letztern beiden Inseln jetzt auch kultivirt wird. Er liefert das Benzoe. Durch Einschnitte in die Rinde des Stammes und die untern Aeste, welche man zu machen anfängt, wenn der Baum 6 Jahre alt ist, fließt ein wohlriechender Balsam aus, welcher an der Luft erhärtet und unter den Namen Benzoe, Resina Benzoe, Benzoin, Benzoinum, Gummi Benzois, Gummi Benzoinum, Asa dulcis, Asa odorata, Benzoe, Benzoeharz, süßer oder wohlriechender Asand im Handel vorkommt. Es ist ein stark und angenehm riechendes, süßlich, stark balsamisch schmeckendes Harz, dessen Abstammung, obwohl es schon lange vorher als Heilmittel in Europa im Rufe stand, erst 1787 durch Dryander bekannt wurde. Früher glaubte man, daß dieses Harz von Benzoin odoriferum *Nees* (Laurus Benzoin *L.*) oder von Terminalia Benzoin *L. fil.*, falscher Benzoebaum, oder von Calosmon Benzoin *Prsl.* herkomme. Stämme von 6—8 Jahren sollen das beste Harz, und zwar einer jährlich gegen 3 Pfund liefern. Schon in der Heimath unterscheidet man 2 Sorten. Die erste Sorte, Benzoe in granis, körnige Benzoe, tamulisch Malacca sambranie, kommt erst seit einiger Zeit im Handel vor. Es sind lauter einzelne, nicht zusammenhängende, hell- oder röthlich-gelbe, mit einem feinen Pulver bestäubte Körner, die einen milchweißen, schwach glänzenden Bruch zeigen und im Platinlöffel geschmolzen äußerst angenehm riechen. Sie lassen sich leicht zu Pulver reiben und geben beim Schmelzen in einer Glasröhre eine beträchtliche Menge Benzoesäure (s. unten). Diese Sorte soll man aus Wunden, die man in die untern Aeste macht, erhalten. Die zweite, häufigere Sorte, tamulisch Sambrie, kommt, wie jene, gleichfalls von Sumatra, Borneo, Siam und Laos, und zwar in großen, mit Matten bedeckten Kuchen in den Handel. Aus dieser machen die Droguisten 2 Sorten, die Mandelbenzoe (Benzoe amygdaloides s. amygdalina) und die gemeine Benzoe (Benzoe vulgaris). Die Mandelbenzoe besteht fast aus lauter mandelkernartigen weißen Körnern, die an einander geklebt und zusammengepackt sind; außerdem finden sich auch zuweilen zwischen denselben gelbliche oder bräunlich-gelbe Massen. Bricht man diese zusammengepackten Stücke aus einander, so erscheint der Bruch glänzend und ziemlich gleichförmig aus mandelartigen, von einer bräunlich-gelben Masse umgebenen Körnern bestehend. Sind die Körner seltner, die bräunliche Zwischenmasse dagegen vorwaltend, so nennt man sie gemeine Benzoe, und finden sich außerdem noch Höhlungen oder Luftblasen darin, so wird sie Benzoe in sortis genannt. Alle Sorten sind verunreinigt mit Holzspänen, Bastmatten und Zweigstücken. Das specifische Gewicht der Benzoe ist 1,036. In Weingeist und Aether ist sie vollkommen löslich, aber die ätherischen und fetten Oele wirken nicht auf dieselbe. Auf glühenden Kohlen verbreitet sie einen dicken, weißen, stark und stechend riechenden, zum Husten reizenden Dampf und verbrennt schnell. Dieser Dampf ist Benzoesäure, Acidum benzoicum, welche beim Auffangen in krystallinischen Blättchen sublimirt. Nach einer Analyse von Buchholz besteht eine gute Benzoe aus 83,3 % röthlich-braunem, durchsichtigem, sprödem, auf dem Bruche glänzendem, in Weingeist und Aether leicht löslichem Harze, 1,7 % dem Perubalsam ähnlicher Materie, 12,5 % Benzoesäure, 0,5 % aromatischem, in Wasser und Weingeist löslichem Principe und 2 % Unreinigkeiten. Die Analyse von Stolze, welcher die weißen und braunen Stücke sorgfältig sonderte, gab folgendes Resultat: es sind enthalten in 1000 Theilen

	weißen Stücken	braunen Stücken:
ätherisches Oel	Spuren	Spuren,
gelbes, in Aether lösliches Harz	798,25	88,00
braunes, in Aether unlösl. Harz	2,50	697,25
reine Benzoesäure	198,00	197,00
Extraktivstoff	000,00	1,50
Unreinigkeiten	000,00	14,50
Feuchtigkeit und Verlust . . .	1,25	1,75

In der Medicin wird die Benzoe jetzt nur noch selten angewendet, am meisten noch in Gestalt der Benzoesäure oder Benzoeblumen (Flores Benzoes). Sie wirkt reizend-erregend, balsamisch auf die Schleimhäute, besonders der Lunge, u. war daher innerlich bei torpiden Krankheiten der Respirations- u. Digestionsorgane, besonders bei Verschleimungen derselben, u. äußerlich bei Leiden der Haut, die aus deren Unthätigkeit hervorgehen, im Gebrauche. Jetzt findet die Benzoe ihre vorzüglichste Anwendung als Räucherungsmittel. Sie ist ein Hauptbestandtheil der Räucherpulver, Räucherkerzen, Räuchertinkturen rc. Die Katholiken, Mohammedaner, Hindus und Chinesen bedienen sich ihrer nächst dem Weihrauche bei religiösen Gebräuchen und die vornehmen Japanesen sollen sie sogar in den Tabak mischen. Auch dient sie zur Bereitung der Jungfern- oder Venusmilch, Lac virginum, die als Schönheitsmittel gebraucht wird, um die Haut glatt und zart zu erhalten. Die Benzoe kommt in Kisten von 150—180 Pfund, sowie in halben von 75—80 Pfd. in den Handel, und zwar durch die ostindischen Kompagnien, welche sie auktionsweise verkaufen. Die besten Beziehungsorte sind Amsterdam, Hamburg, London, Marseille und Triest.

2) Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, sonst unter Laurus *L.*, durch den 6spaltigen Kelch von dieser Gattung verschieden. Von den 4 in Nordamerika einheimischen Arten ist besonders zu bemerken: B. odoriferum *Nees*, Laurus Benzoin *L.*, Laurus Pseudo-Benzoin *Mich.*, Benzoe-Lorbeerbaum, virginischer Lorbeerbaum mit spitz-elliptischen, aderigen Blättern, 6spaltigen, büschelförmig in Hüllen vereinigten gelblichen Blüthen, kleinen, rothen, braunen und endlich schwarzen Beeren, ein ästiger, 8—10 Fuß hoher Strauch an Bächen und in Sümpfen Virginiens, der vor dem Hervorbrechen der Blätter blüht und dessen Theile wie Benzoe riechen, daher man früher fälschlich glaubte, daß

Benzoeharz komme von demselben. Er ist eine vorzügliche Zierde der Strauchgruppen in Parkanlagen, liebt einen fetten, lockern, mäßig feuchten, auch wohl mit Lehm und Moorerde vermischten Sandboden und im Freien einen etwas beschatteten, schutzreichen Standort, wie auch bei strenger Kälte eine Bedeckung und Umkleidung.

Benzoin, Bittermandelölkampher, entdeckt von Robiquet und Boutron-Charlard, entsteht bei Berührung von blausäurehaltigem Bittermandelöl mit Alkalien, nicht mit reinem Benzoylwasserstoff, und bildet klare, stark glänzende, geruch- und geschmacklose Prismen, schmilzt bei 120° und erscheint nach dem Erkalten wieder großstrahlig krystallinisch, destillirt in höherer Temperatur unverändert, ist leicht entzündlich, brennt mit rußender Farbe. In kaltem Wasser ist das B. unlöslich, wenig löslich in heißem; heißer Alkohol nimmt bedeutend mehr davon auf, als kalter. Schwefelsäure löst es mit veilchenblauer Farbe, die bald in eine braune und beim Erwärmen in eine tief grüne übergeht, worauf unter Schwärzung Zersetzung eintritt. In kaustischer Kalilauge ist es unlöslich, mit Kalihydrat geschmolzen, verwandelt es sich unter Wasserstoffgasentwickelung in benzoesaures Kali. Eine alkoholische Kalihydratlösung löst es mit violeter Farbe, beim Erhitzen wird es in Benzilsäure verwandelt. Leitet man es in Dampfform durch ein glühendes Glasrohr, so entsteht Benzoylwasserstoff. Beim Erhitzen mit Brom wird es zersetzt; in Chlorgas geschmolzen, verliert es Wasserstoff und verwandelt sich in Benzil, ebenso beim Erhitzen mit Salpetersäure.

Benzol (**Benzin**) wurde zuerst von Faraday als Zersetzungsprodukt bei der Destillation organischer Materien entdeckt, später von Mitscherlich als Hauptprodukt der Zersetzung krystallisirter Benzoesäure mit Kalkhydrat in hoher Temperatur nachgewiesen. Das B. ist eine klare, farblose, angenehm ätherisch riechende Flüssigkeit von 0,85 spec. Gew., leicht entzündlich und mit leuchtender Flamme brennbar. Es erstarrt bei 0° zu einer krystallinischen Masse, die bei + 7° wieder flüssig wird. In Wasser ist es unlöslich, löslich in Aether und Alkohol. Koncentrirte wässerige Säuren, Alkalien und Kalium zersetzen es nicht. Wasserfreie Schwefelsäure bildet damit Sulfobenzid und Benzidunterschwefelsäure; rothe rauchende Salpetersäure löst es unter heftiger Einwirkung auf und erzeugt damit Nitrobenzid. Mit Chlorgas dem Sonnenlichte ausgesetzt, wird dieses von B. absorbirt und das krystallisirbare Chlorbenzol gebildet. Dasselbe geschieht mit Bromgas.

Benzoyl, das hypothetische Radikal, welches von Liebig u. Wöhler in einer Reihe von Verbindungen, die aus dem flüchtigen Oel der bittern Mandeln entspringen, oder damit im Zusammenhange stehen, angenommen wird. Isolirt ist es nicht dargestellt.

Benzoylwasserstoff, ätherisches Bittermandelöl, wird neben andern Produkten gebildet, wenn Emulsin, aus süßen oder bittern Mandeln, mit einer Auflösung von Amygdalin in Wasser in Berührung kommt. Daher entsteht es durch Destillation der zerstoßenen bittern Mandeln mit Wasser, ferner durch Destillation einer Auflösung von Amygdalin mit Salpetersäure oder mit Braunstein und Schwefelsäure, sowie durch Destillation einer Auflösung von Mandelsäure mit Braunstein oder mit Salpetersäure, und endlich wird es auch durch Einwirkung von Salpetersäure auf Zimmetsäure hervorgebracht. Mit dem Bittermandelöl der Hauptsache nach ganz identische Oele erhält man durch Destillation der Blätter und Beeren von Prunus Laurocerasus, der Rinde, Blätter und Fruchtkerne von Prunus Padus, der Blätter und Kerne von Amygdalus persica, der Kerne von Prunus Cerasus. Die Verwandlung des Bittermandelöls in Benzoesäure wurde zuerst von Stange beobachtet, seine Bildung aus dem Amygdalin, sowie seine Verhältnisse als Benzoylverbindung wurden zuerst von Liebig und Wöhler nachgewiesen. Robiquet und Boutron-Charlard zeigten zuerst, daß es in den bittern Mandeln nicht präexistirt. Die Gewinnung des Bittermandelöls geschieht stets durch Destillation von bittern Mandeln mit Wasser und wird wegen seiner sehr häufigen Anwendung zu Parfumerien und Liqueuren, namentlich in Frankreich, im Großen bewirkt. Die bittern Mandeln werden zuvor zerstoßen, durch kaltes Pressen so viel als möglich vom fetten Oele befreit, wiederum zerstoßen, mit der hinlänglichen Menge Wasser angerührt und, nachdem das Gemisch 24 Stunden gestanden, der Destillation unterworfen, welche vortheilhaft mittelst Dampf geschieht. Das rohe Bittermandelöl ist eine farblose oder gelbliche, beim längeren Aufbewahren gelb werdende Flüssigkeit, hat einen starken angenehmen aromatischen Blausäuregeruch und brennend bittern Geschmack, ist schwerer als Wasser, siedet über 100° und brennt mit rußender Flamme, ist höchst giftig und verwandelt sich an der Luft in krystallisirte Benzoesäure. Im Wasser ist es ziemlich löslich, mit Alkohol und Aether in jedem Verhältniß mischbar. Unterwirft man es einer fraktionirten Destillation, so geht die meiste Blausäure mit den ersten Portionen über; das zuletzt übergehende Oel ist blausänrefrei und der ölige Rückstand in der Retorte enthält hauptsächlich Benzoesäure und Benzimid. Um das Bittermandelöl von der Cyanwasserstoffsäure (Blausäure) zu befreien, hat man nur nöthig, es mit Kalkhydrat und einer Auflösung von Eisenchlorür stark zu schütteln und damit zu destilliren; vermittelst einer Pipette trennt man das Destillat vom Wasser und destillirt es zur vollständigen Entwässerung über frisch gebrannten, gepulverten Kalk. Das so erhaltene Oel ist reiner B., vollkommen farblos, dünnflüssig und stark lichtbrechend; Geruch und Geschmack sind wenig verschieden von dem des rohen Oels; es ist wahrscheinlich nicht giftig, hat ein spec. Gew. von 1,043 und siedet bei 180°; durch ein glühendes Rohr getrieben, wird es nicht zersetzt, ist in 20 Theilen Wasser löslich und mischbar mit Aether und Alkohol. An der Luft und im Sauerstoffgas verwandelt es sich unter Aufnahme von 2 Atomen Säurestoff vollkommen in krystallisirte Benzoesäure. Dasselbe geschieht beim Erhitzen mit Kalkhydrat unter Entwickelung von Wasser-

stoffgas oder in Berührung mit Alkalien und Luft unter rascher Aufnahme von Sauerstoff. Wird es mit einer alkoholischen Kalilösung gemischt, so bildet sich benzoesaures Kali in großen Krystallblättern, und bei Zusatz von Wasser scheidet sich eine ölartige, nicht untersuchte Materie aus. Von Salpetersäure wird der B. gelöst und nur schwierig in Benzoesäure verwandelt.

Benzoylwasserstoff (benzoesaurer Wasserstoff), wird bei Berührung des Bittermandelöls und Kirschlorbeeröls mit feuchtem Chlorgas und auch beim Zusammenbringen des letztern mit $^1/_3$ rauchender Salpetersäure gebildet. Das mit Chlor gesättigte Oel erstarrt nach einiger Zeit zu einer festen krystallinischen Masse, die mit kaltem Aether gewaschen wird. Er bildet nur weißes, krystallinisches Pulver, oder stark glänzende vierseitige Prismen, ist unlöslich in Wasser, löslich in Alkohol und wenig in kaltem Aether; eine alkoholische Kalilösung nimmt ihn leicht auf und es krystallisirt aus dieser dann benzoesaurer Kalk. Der B. ist schmelzbar und bei höherer Temperatur ohne Zersetzung flüchtig.

Beobachtung, eigentlich die absichtliche und gespannte Richtung unserer Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, um das Eigenthümliche und Unterscheidende desselben kennen zu lernen; dann die dabei wahrgenommene Erscheinung selbst. Von der gemeinen, d. i. zu den Zwecken des gemeinen Lebens gemachten, B. unterscheidet sich die wissenschaftliche dadurch, daß letztere methodisch, d. h. nach bestimmten Grundsätzen und Regeln, welche von der betreffenden Wissenschaft selbst an die Hand gegeben werden, und einem klar ins Auge gefaßten Zwecke gemäß angestellt wird. Alle Erfahrungswissenschaften, namentlich auch das große Reich der Naturwissenschaften haben die B. zu ihrem Fundamente. Die Erscheinungen aber werden nicht bloß in ihrem natürlichen Zustande, sondern oft mit Hülfe des Experiments der B. unterworfen, indem man im letztern Falle durch künstliche Veranstaltungen den Gegenstand gleichsam nöthigt, sich dem Beobachter von einer bestimmten Seite, unter absichtlich gewählten Verhältnissen rc. darzustellen. Deshalb unterscheidet man oft geradezu Versuche (Experimente) von B.en, je nachdem der Gegenstand behufs der Erforschung in seinem natürlichen Zustande einer Veränderung unterworfen wird, oder nicht. Der Astronom kann nur beobachten, nicht experimentiren, da er die Himmelskörper künstlichen Veränderungen nicht unterwerfen kann; der Chemiker dagegen, welcher seine Stoffe künstlich digerirt, macht von dem Experiment die ausgedehnteste Anwendung. Ueber die Kunst zu beobachten im Allgemeinen hat unter den Neuern zuerst F. Baco in seinen berühmten Werken „De augmentis scientiarum“ und „De interpretatione naturae“ zerstreute, aber treffliche Winke gegeben; eine besondere Schrift über diesen Gegenstand verfaßte Sénébier („Sur l'art d'observer et de faire des experiences“, 2. Aufl. Genf 1802, 3 Bde., deutsch nach den ersten Auflagen durch Gmelin, Leipz. 1776, 2 Bde.). Ueber astronomische B. hat John Herschel scharfsinnig und sachkundig gehandelt in seinen „Preliminary Discourse on the study of Natural Philosophy“ (als Einleitung zu Lardners „Cabinet Cyclopaedia“ erschienen; ins Deutsche übersetzt von Henrice: „Ueber das Studium der Naturwissenschaften“, Göttingen 1836). Bei astronomischen B.en ist es von größter Wichtigkeit, die Grenzen der möglichen Fehler und den Grad der Zuverlässigkeit zu kennen, den man unter gegebenen Umständen einem aus mehren Beobachtungen gezogenen Mittelwerthe zuschreiben darf. Eine „Allgemeine Theorie der Zuverlässigkeit der Beobachtungen und Versuche“ gab daher schon Lambert im 1. Theil seiner „Beiträge zum Gebrauche der Mathematik“ (Berlin 1760). Gegenwärtig bedient man sich zu Ermittelung der Fehlergrenze bei astronom. B.en vorzugsweise der Methode der kleinsten Quadrate.

Beobachtungscorps, Armeecorps, welches zur Deckung einer Kriegsunternehmung, z. B. der Belagerung einer Festung rc., oder auch zur Beobachtung und, wo möglich, Verhinderung einer feindlichen Operation, z. B. einer Landung, eines Flußüberganges, bestimmt ist. Am gewöhnlichsten stellt beim Ausbruch eines Krieges zwischen zwei oder mehren Staaten ein dem Kriegsschauplatze benachbarter Staat, der neutral bleiben oder erst später Partei ergreifen will, ein B. auf.

Beolius Angelus, genannt Ruzzante, beliebter italienischer Lustspieldichter, geboren zu Padua 1502, begab sich aufs Land, erforschte die Sitten und die Sprache der Bauern, führte mit einer Truppe seine Lustspiele in der Bauernsprache (anfangs auf den Dörfern, dann auch in den Städten) mit ungeheuerm Beifall auf, wobei er selbst die Hauptrolle in allen seinen Stücken, den Ruzzante, unübertrefflich spielte. Nach Riccoboni soll er es seyn, dem die italienische Bühne den Pantalon von Venedig, den Arzt von Bologna und den Harlekin von Bergamo verdankt. B. † 1542. Seine Lustspiele, Dialoge und Reden (sämmtlich in der Bauernsprache) erschienen gesammelt unter dem Titel: „Tutte le opere del famosissimo Ruzzante“ (Vicenza 1584, später oft aufgelegt).

Beowulf (gewöhnlich durch Bienenwolf, d. i. Specht, erklärt), Titel eines alten angelsächsischen Gedichts epischen Inhalts, welches die Heldenthaten B.s des Jütenkönigs schildert, namentlich den mörderischen Kampf mit dem Seeungeheuer Grendel und dessen Mutter, sowie seinen letzten Kampf mit einem Drachen, wobei er selbst den Tod findet. Außerdem sind mehre Episoden eingewebt, welche in verwandte Sagenkreise übergreifen und wovon eine ein historisch nachweisbares Faktum schildert. Die Sage von B. nahmen die Angeln bereits im 5. Jahrhundert auf ihrer Fahrt nach Britannien mit in ihr neues Vaterland, wo sie zu Anfang des 8. Jahrhunderts aufgezeichnet wurde. Es ist dies demnach das älteste größere Denkmal deutscher volksthümlicher Poesie und als solches für die Geschichte der altdeutschen Literatur und Kultur von großer Wichtigkeit. Wiewohl die Aufzeichnung desselben unverkennbar unter dem Einfluß christlicher Ideen entstanden ist, so geben sich darin doch noch heidnische Züge deutlich genug kund. Dieses Sprachdenkmal ist nur in einer einzigen Handschrift auf uns gekommen. Herausgegeben wurde es von

dem Dänen Thorkelin (Kopenh. 1817), am besten von Kemble (Lond. 1833, 2. Aufl. 1837), welcher auch eine englische Uebersetzung nebst Glossar (Lond. 1837) lieferte. Eine deutsche Uebersetzung in Stabreimen gab Ettmüller (Zürich 1840). Vergl. Leo, B., das älteste deutsche in angelsächsischer Mundart erhaltene Heldengedicht, Halle 1830.

Bera, König von Sodom, war dem Kedor-Laomor von Elam 12 Jahre lang zinsbar, schüttelte das Joch ab und verband sich mit 4 benachbarten Königen gegen Kedor-Laomor; dieser, mit 3 andern Königen verbunden, schlug aber den B. und dessen Bundesgenossen, plünderte Sodom, Gomorra, Adama, Zeboim und Zoar und war mit der Beute und den Gefangenen bereits bis Hoba an den Quellen des Jordan gekommen, als ihn Abraham, um seinen Vetter Lot aus seinen Händen zu befreien, einholte und besiegte. B.'s Empörung gab so die Veranlassung des ersten Kriegs, dessen die heilige Schrift gedenkt (1. Mos. 14).

Béranger, Pierre Jean de, berühmter französischer Liederdichter, den 19. August 1780 zu Paris von armen Aeltern geboren, wurde, wie er in seinem Liede „Le tailleur et la Fée“ naiv erzählt, von seinem Großvater, einem armen Schneider, erzogen, bis er Aufwärter in einem Wirthshause wurde. Des Knaben strebender Geist fühlte die unwürdige Fessel nur zu sehr und es gelang ihm auch endlich, seine Lage einigermaßen zu verbessern, indem er bei einem Buchdrucker in die Lehre trat. Die dürftigen Umstände seines Großvaters waren Schuld gewesen, daß auf seine Erziehung, namentlich auf seine Geistesbildung nicht viel Sorgfalt verwendet wurde; diesen Mangel fühlte er nun schmerzlich, sein Eifer ersetzte jedoch bald das frühere Versäumniß. In kurzer Zeit lernte er orthographisch schreiben und gewann die ersten Begriffe von Styl und Versbau; seine einzige Lektüre war indeß die Bibel und eine Uebersetzung des Homer. Diese Bücher weckten den in ihm schlummernden Funken der Poesie, er dichtete seine ersten Lieder, als er nur einigermaßen die Schwierigkeiten der Sprache überwunden, und erfuhr bald, daß sein Name genannt wurde und daß seine ersten Versuche, von Freunden verbreitet, zu dem damaligen Senator Lucian Bonaparte gelangt waren, der dem jugendlichen Dichter seine Gunst schenkte und ihm auf dem Bureau der Universität ein bescheidenes Aemtchen verschaffte. Als bald nachher dieser Beschützer der Wissenschaften und Künste durch einen Zwist mit seinem Bruder zu freiwilliger Verbannung aus Frankreich bewogen wurde, wollte ihm B. in dankbarem Gefühl eine Sammlung seiner Idyllen widmen; aber die kaiserliche Censur nahm Anstoß an der Dedikation und einigen Stellen, in denen sich des Dichters Dankbarkeit zu warm aussprach, und die Idyllen blieben ungedruckt. Als die Universität zu Paris neu organisirt wurde, wollten seine Freunde ihm eine Stelle an derselben zuweisen, doch schlug dieser Plan fehl, da es ihm an den nöthigen literarischen Kenntnissen mangelte; B. erhielt nur eine untergeordnete Stelle im Sekretariat derselben. Während der hundert Tage wollte man ihm das Amt eines Censors übertragen, doch lehnte der Dichter das mißliche Geschäft, das so wenig mit seiner Gesinnung übereinstimmte, ab. Er wagte sogar, wie Einige gemeint haben, den Mann des Jahrhunderts, Napoleon, in seinem vielbewunderten Liede „Le roi d'Yvetot“ anzugreifen; Andere halten das kleine Lied, wohl mit größerem Recht, für eine Satyre auf den noch in der Verbannung lebenden Ludwig XVIII. Wie dem auch seyn mag, das Gedicht fand den außerordentlichsten Beifall und wurde durch ganz Frankreich gesungen. B. war der Mann des Volkes geworden; er galt schon für den ersten Chansonnier Frankreichs, obgleich er noch nichts hatte drucken lassen. Aber erst das Schicksal seines Vaterlandes nach der Restauration erhob ihn auf die höchste Stufe seines Dichterruhms; er ward der Tyrtäus der liberalen Partei seines Vaterlandes und hatte als solcher einen unendlichen Einfluß auf die Volksstimmung. Mit lachendem Munde beweinte er das Schicksal Frankreichs und geißelte mit scharfem Spott Diejenigen, welche das Schicksal leiteten, und die leicht entzündlichen Franzosen weinten und lachten mit ihm und feierten ihren Dichter, wie selten ein Dichter gefeiert wurde. Die erste Sammlung seiner Lieder, betitelt: „Chansons morales et autres“ (Paris 1815), wurde vom Volk mit der rauschendsten Begeisterung aufgenommen, wogegen die Regierung ziemlich deutlich ihre Ungunst gegen den Dichter an den Tag legte, indem sie ihm seine Anstellung entzog. B. trat aber in seiner gereizten Stimmung fortan nur um so offener gegen sie auf und veranstaltete eine neue Sammlung seiner Lieder: „Chansons nouvelles“ (Par. 1821 und 1825). 11,000 Exemplare waren bereits an die Subskribenten ausgegeben, als die Regierung die übrigen mit Beschlag belegte und den Dichter vor Gericht zog, indem sie mehre seiner Dichtungen als gottlos und zur Empörung reizend bezeichnete. Dies steigerte aber nur die Begierde des Publikums, die Sammlung ward in Brüssel nachgedruckt und ging in zahllosen Exemplaren nach Frankreich zurück. Das Gericht verurtheilte B. zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe in St. Pélagie und 500 Franken Geldbuße. Eine dritte Sammlung, „Chansons inédites“ (Paris 1828), trug dem Dichter 24,000 Franken ein, veranlaßte aber auch einen neuen Prozeß gegen ihn. B. hatte es gewagt, durch seine Lieder „L'ange gardieu“ und „Le sacre de Charles le simple“ die heiligen Gebräuche, die Salbung und den König zu verhöhnen, worauf hin er zu neun Monaten Gefängniß in dem Kerker la Force und zu 10,000 Franken Geldbuße verurtheilt ward. Seine Freunde eröffneten jedoch eine Subskription, durch welche die Geldstrafe hinlänglich gedeckt wurde. Auf diese Weise trug die Regierung nur zum Ruhm ihres Opfers bei und erreichte ihren Zweck, dessen anstößige Lieder zu unterdrücken, dennoch nicht. Jede Verurtheilung des Dichters ward zur Nationalsache und gab zu einer unzweideutigen Demonstration Veranlassung. Die verdammten Lieder aber wurden nicht nur durch den brüsseler Nachdruck, sondern auch durch die veröffentlichten Akten selbst, denen sie angefügt waren, verbreitet. Dem Dichter ver-

leitete die Gefangenschaft seinen Beruf nicht und in dem Kerker selbst sang er die kühnsten Lieder. „Ich lebe nur, um Lieder zu machen", singt er; „nehmen Sie mir meine Stelle, Monseigneur, so werde ich Lieder machen, um zu leben." An der Julirevolution nahm B. den thätigsten Antheil, verweigerte jedoch standhaft die Annahme von Aemtern und Würden, die man ihm antrug, worüber er sich in dem Gedicht „A mes amis devenus ministres" mit dem liebenswürdigsten Humor ausspricht. Alle bisher veröffentlichen Lieder erschienen gesammelt unter dem Titel: „Chansons anciennes, nouvelles et inédites" (Paris 1831, 2 Bde.; deutsch Stuttg. 1832, 2 Bde.). Im Jahr 1833 erschien ein Band neuer Lieder: „Chansons nouvelles et dernieres", Lucian Napoleon gewidmet; in dem letzten: „Adieu, chansons!" sagt der Dichter der Muse Lebewohl. Die vollständigsten Ausgaben der „Oeuvres complètes" sind die von 1835 und 1847, von denen die letztere mit acht neuen Chansons vermehrt ist. Außerdem wurden sie öfter vollständig oder in Auswahl in Deutschland gedruckt. Uebersetzungen versuchten unter Andern Frau Engelhardt (Kassel 1830), Rubens (Bern 1839 — 41, 3 Bde.), Nathusius (Braunschw. 1839). Sehr gelungene Bearbeitungen lieferten Chamisso und Gaudy (Leipz. 1838, 2. Aufl. 1845). B. wußte die Saiten anzuschlagen, die in den Herzen seines Volks den lebendigsten Wiederhall fanden, und dies hat ihm vorzüglich die große Popularität verschafft, die ihm, wie selten einem Dichter, zu Theil ward. Seine Lieder leben im Munde der Hohen wie der Niedern seiner Nation, man trillert sie auf Spaziergängen, braucht sie als Wiegenlieder; der Soldat singt sie auf dem Marsch, der Gefangene im Kerker, ja selbst der schwarze Sklave in den Kolonien singt: „Le dieu des bonnes gens". So ward B., der größte der Chansonniers Frankreichs, auch sein erster Volksdichter. Seine Gesänge sind meist satyrischen Inhalts und verfolgen die Gegner des liberalen Aufschwungs oder stehen in näherer oder entfernterer Beziehung mit Zeitereignissen; wenige halten sich frei von politischem Anklang. Freilich steigt er oft in eine Sphäre herunter, wohin wir ihm nicht gern folgen mögen; aber die meisten seiner Lieder sind von unbeschreiblicher Anmuth, der liebenswürdigsten Naivetät, welcher wir auch einen oft laxen Scherz gern verzeihen, und zuweilen erhebt er sich zu einem Adel des Styls u. einem Gedankenfluge, der ihn den gefeiertsten Dichtern seiner Nation an die Seite stellt. Dahin gehören namentlich: „La Sainte-alliance des peuples" und „Les Hirondelles", worin sich das tiefste und reichste Gemüth ausspricht. Seine Lieder sind der Spiegel des französischen Volkscharakters; „mes chansons c'est moi", sagt er selbst von ihnen; man merkt es diesen frischen Gesängen aber auch an, daß sie aus der ursprünglichsten Begeisterung entsprossen sind; jeder trägt das Gepräge der Wahrheit, nichts ist erkünstelt, Alles ist Natur und Leben. B.s politisches Glaubensbekenntniß ist offen in allen seinen Gedichten ausgesprochen; aber auch als Mensch hat er sich durch seine vielen liebenswürdigen Eigenschaften, sein unbeschränktes Wohlwollen und seine unbestechliche Redlichkeit die allgemeine Achtung zu erwerben gewußt. Nach der Februarrevolution wurde er mit großer Stimmenmehrheit in Paris in die Nationalversammlung erwählt, bat aber in einem gemüthlichen, rührenden Brief seine Wähler, ihm die Ruhe zu gönnen, und nahm seinen Sitz nicht ein. Er lebte seitdem in Zurückgezogenheit in Passy bei Paris und † den 16. Juli 1857. Da man fürchtete, sein Leichenbegängniß möge Unruhen veranlassen, nahm die Polizei dasselbe in die Hand, und so wurde der gefeierte Dichter unter militärischer Eskorte auf dem Kirchhof Père-Lachaise begraben.

Berar, britisch-vorderindische Vasallenprovinz, Präsidentschaft Bombay, grenzt im Norden an Khandesh, im Osten an Gundwana, im Südosten an Beeder, im Südwesten an Aurengabad, im Westen an Khandesh, hat einen Flächeninhalt von 1110 □Meilen, in der Südhälfte hohes Plateauland mit zerrissenen Bergwänden (Ghats, Sechachul), Abfällen, Rinnsalen und Thälern, in der nördlichen ein weites Thal; von Flüssen ist an der nördlichen Grenze der Tapty, an der südlichen die Wurda zu nennen; die beiden Poornah und die Payn Gunga bewässern das Innere. Der Boden (bekannt unter dem Namen des schwarzen Baumwollebodens) ist fruchtbar. Produkte sind: Baumwolle, Getreide, Hülsenfrüchte, Mohn, Gewürze, Bambus; große Heerden von Rindern, Schafen, Ziegen 2c. Das Land ist verhältnißmäßig schwach bevölkert; die Einwohner (Hindus und Mohammedaner) beschäftigen sich mit Landbau, Viehzucht, Weberei und Handel. Die Berar-Mahratten sind fast ganz aus der Provinz vertrieben. Sie zerfällt in 7 Distrikte.

Berard, 1) Pierre, französischer Botaniker, Apotheker zu Grenoble um die Mitte des 17. Jahrhunderts; sein großes Werk: „Theatrum botanicum", in 7 Folianten, wird seit 1780 in der öffentlichen Bibliothek seiner Vaterstadt aufbewahrt. Villars hat eine Pflanzengattung (Berardia) nach ihm benannt.

2) Friedrich Joseph, berühmter französischer Arzt, geboren zu Montpellier 1789, lehrte in seiner Vaterstadt Pathologie und Therapie, begab sich 1823 nach Paris, wurde 1825 Professor der Hygiène zu Montpellier und † daselbst 1839. Er schrieb mit Lavit: „Essai sur les anomalies de la varicelle et de la variole" (Montpellier 1818); ferner: „Doctrine des rapports du physique et du moral" (Paris 1823), „Eloge hist. de Fr. J. Leon Rouzet" (das. 1824) u. And., und gab heraus: „Journal de doctrine médicale de l'école de Montpellier" (3 Bde., Montpellier 1819—1821).

Berat (türk.), mit dem Monogramm des Sultans unterzeichnete Anstellungsdiplome der Paschas mit 3, der Beglerbegs mit 2 und der Sandschakbegs mit 1 Roßschweif; sie werden in der 2. Sektion der kaiserlichen Staatskanzlei ausgefertigt.

Berathene Kinder, Kinder, welche noch bei Lebzeiten der Aeltern durch eine gewisse Summe (Berathung) abgefunden und damit von der Erbschaft ausgeschlossen werden.

Berathschlagungsrecht, das Recht des

Volkes, mit dem Regenten über wichtige Regierungsangelegenheiten zu berathschlagen, steht in konstitutionellen Staaten den Ständen zu.

Beraun (Bern, Berauna, Verona, Slawoszow), Hauptstadt eines gleichnamigen Kreises in Böhmen, liegt am Einfluß der Litawka in die von da an Beraunka genannte Mies, hat eine Dechantei, eine Piaristenresidenz, ein Gymnasium, Töpfereien, Messerfabriken, Marmorbrüche u. 2200 Einwohner. In der Nähe liegt das Schloß (sonst Kloster St. Johann unter dem Felsen), besuchter Wallfahrtsort. Hier Friedensschluß am 18. Juli 1435. Der gleichnamige Fluß (Beraunka), in seinem obern Laufe Mies genannt, entspringt auf dem Böhmerwald im pilsener Kreise, nimmt die Litawka, Radbuza, Bratowa &c. auf u. mündet bei Königsaal in die Moldau.

Berauschende Mittel (Inebriantia), eine Reihe von diätetischen und eigentlichen Arzneimitteln, welche diejenige meistentheils mehr oder weniger rasch in Ueberreizung endende gesteigerte Thätigkeit in den Verrichtungen des Gefäß- und Nervensystems und in den geistigen Funktionen, die man mit dem Namen Rausch zu belegen pflegt, hervorzurufen vermögen. Im Uebrigen weichen diese Mittel sowohl nach ihren sonstigen Wirkungen, als nach ihrer Zusammensetzung sehr von einander ab und bilden durchaus keine natürlich abgegrenzte Klasse von Heilmitteln. Am ausgeprägtesten und reinsten treten uns die Wirkungen der hier in Rede stehenden Mittel in den alkoholischen Flüssigkeiten entgegen, an die sich dann zunächst die ätherhaltigen Mittel anschließen. Eine zweite Gruppe von b.n M.n bilden viele Narcotica, mit deren mehren in manchen Ländern ein großer Mißbrauch getrieben wird, wie denn z. B. das Opium, mit gewürzhaften Stoffen verbunden, fast im ganzen Oriente als Berauschungsmittel beliebt ist, ebenso in einem großen Theile von Asien und Afrika der Hanf, bei den Bewohnern des nordöstlichen Asiens der Fliegenschwamm &c. Außerdem gibt es noch verschiedene vereinzelt stehende Mittel, welche den berauschenden beizuzählen sind. So bewirkt z. B. die Kohlensäure vom Magen aus eine Art von Rausch; es offenbart sich dies schon an mehren geistigen Getränken, deren berauschende Wirkung durch den Gehalt an Kohlensäure gesteigert wird und keineswegs bloß von dem Alkoholgehalte abhängt; so wirken z. B. junge, noch in der Gährung befindliche und die sogenannten moussirenden Weine in höherem Grade berauschend, als sie es vermöge ihres Gehaltes an Alkohol thun könnten. Die berauschende Wirkung der Kohlensäure tritt aber auch sonst hervor, wo sie nicht gleichzeitig mit alkoholischen Flüssigkeiten auf den Organismus einwirkt; so beobachtet man nicht selten beim Gebrauche kohlensäuerlicher Säuerlinge den sogenannten Brunnenrausch. Auch der Kampher u. mehre andere Stoffe bringen öfters eine Art von Rausch hervor, wiewohl bei ihnen die Wirkung viel weniger konstant ist, als besonders bei den alkoholischen Flüssigkeiten. Von allgemeinen Indikationen für die Anwendung der b.n M. kann bei ihrer großen innern Verschiedenartigkeit nicht die Rede seyn.

Berber (Dar B.), afrikanisches Land in Nubien, an der Ostseite des Nil, nördlich vom Fluß Atbara. Der Nil fließt hier in vielen Schlangenwindungen und bildet zahlreiche Wasserfälle; das Land ist sandig, doch hat es Quellen und fruchtbaren Boden, der namentlich mit Wald gut bestanden ist. Die Einwohner, Araber vom Stamme Meyrefab unter einem eigenen Häuptling (Mek oder Melek), sind wohlgewachsen, mit etwas dikker Oberlippe; sie wohnen in Häusern von Lehmziegeln mit Dächern von Matten, leben in Monogamie, beschäftigen sich mit Ackerbau (Durra, Bohnen, Gerste, eßbare Malven) und Viehzucht (Kühe mit Fettrücken, Kameele, wollenlose Schafe, Esel) und treiben Handel mit Sklaven, Gewürzen, Perlen, Zeuchen; als Tauschmittel dient Durra und Dammour (wollenes Zeuch). Sie haben Schulen zur Bildung ihrer Gelehrten (Fakirs). Hauptorte sind: Ankheyre, Gozel Funnieh, früher Hauptstadt.

Berber Baschy (türk.), der Oberbarbier des Sultans, der den Bart desselben ordnet und salbt, nicht aber schert, weil kein Schermesser das Gesicht des Padischah berühren darf. Der B. B. gehört zu den 12 Aeltesten der innersten Kammer, die zum hohen Dienste bereit stehen und im Pavillon den Sultan erwarten.

Berberei, s. v. a. Barbareskenstaaten.

Berberis (Berberitzenstrauch, Sauerdorn), Pflanzengattung, welche den Typus der Familie der Berberideen bildet und folgende charakteristische Merkmale aufweiset: Kelch 6blätterig, Kelchblätter in zwei Winkeln stehend, der äußere kleiner; Blumenkrone 6blätterig, Blumenblätter den Kelchblättern gegenständig, jedes am Grunde mit 2 Drüsen; 6 den Blumenblättern entgegengesetzte Staubgefäße, welche, wenn man sie am Grunde berührt, einen hohen Grad von Reizbarkeit zeigen; Beere 2—3samig, oben genabelt oder mit einem Loche durchbohrt. Die Gattung begreift zierliche Sträucher der gemäßigten und wärmern Länder, deren erste Blätter sich in ästige Dornen verwandeln, in deren Achseln sich erst die Blätterbüschel entwickeln; die Blüthen sind meistens gelb, bilden Trauben, haben hohle Blätter und riechen stark. Man hat die Arten, deren es ungefähr 80 gibt, neuerlich in zwei Untergattungen geschieden: diejenigen mit einfachen Blättern bilden die Gattung B., die mit gefiederten die Gattung Mahonia. Folgende gewähren officinellen od. technischen Nutzen od. werden als Zierpflanzen gezogen. Berberis vulgaris *L.*, gemeiner Berberitzenstrauch, gemeiner Sauerdorn, Essigdorn, Sauerach, Berbesbeere, Prummelbeere, Beiselbeere, hat 3spaltige Dornen, verkehrt-eiförmige, wimperig-gesägte Blätter, reichblüthige, schön gelbe, abwärts geneigte Trauben u. längliche, schön rothe Beeren. Der Strauch findet sich in Hecken u. lichten Waldungen durch ganz Nordasien u. Europa u. wird hier u. da in mehren Gegenden auch als Zierstrauch angepflanzt. Er erreicht eine Höhe bis zu 10 Fuß und hat eine sehr ästige, innen gelbe Wurzel und sehr steife Wurzeltriebe. In Gärten werden mehre Varietäten kultivirt: mit kernlosen, weißen, süßen, gelben, schwarzen, purpurrothen, auch mit violeten Beeren. Der Strauch

läßt sich durch Ableger, Stecklinge und Samen fortpflanzen und gedeiht besonders gut auf Kalkboden. Die leichteste Fortpflanzungsart ist durch Samen. Man legt die Kerne im Herbst in Rinnen, bedeckt sie etwa ¼ Zoll hoch mit Erde und begießt sie im Frühjahr häufig, worauf sie bald aufgehen. Wenn die Pflänzchen 4—5 Zoll lang sind, versetzt man sie in die Baumschule und läßt sie da so lange stehen, bis man sie nöthig hat. Der Berberitzenstrauch ist in vielfacher Beziehung nützlich. Die Beeren, Berberitzenbeeren, Baccae Berberum s. Berberis s. Berberidis, auch Baccae rhabarberinae u. Fructus Oxyacanthae, enthalten viel freie Apfelsäure und liefern den stärksten Essig im Pflanzenreiche, der im Sommer mit Wasser vermischt die angenehmste Kühlung gewährt. Sie dienen auch zur Bereitung des Syrupus Berberum und können den Citronensaft ersetzen, werden aber nur selten in leichten Entzündungsanfällen angewendet. Mit Alaun gekocht gibt der Berberitzensaft eine gute rothe Dinte und durch andere Versetzungen noch eine Menge guter Farben. Die frischen Beeren, welche von Wildpret und Vögeln gern gefressen werden, macht man mit Zucker ein; getrocknet geben sie einen guten Branntwein. Die jungen zarten Blätter schmecken wie Sauerampfer, stärken das Zahnfleisch und können als Salat, auch selbst in Suppen und als Gemüse genossen werden. Aus den Blüthen holen die Bienen vielen Honig. Die gelbe Wurzel und besonders deren Bast und Rinde, sowie die Rinde der Zweige, Radix, Cortex Berberidis, ist sehr bitter und wurde schon längst als purgirendes Mittel, besonders in der Gelbsucht, wo man gewöhnlich auch gelbe Arzneien anwendet, gebraucht; auch neuerdings ist sie wieder dagegen empfohlen worden. Sie wurde deshalb vielfach chemisch untersucht. Buchner und Herberger entdeckten darin das Berberin u. schlugen es als Ersatzmittel des Rhabarbers vor. G. Polex fand neben dem Berberin ein Alkaloid, das er Oxyacanthin nennt. Holz, Rinde und besonders die Wurzel sind ein gutes Färbematerial auf Wolle, Leinen und besonders auf Leder. Der gelbe Saffian wird damit gefärbt, hölzerne Waare in der Lauge gelb gebeizt und dann mit einem Firniß überstrichen. Das Schwefelgelb aus der Wurzel, mit schwefelsaurem Indigo versetzt, gibt Saftgrün. Das schöne gelbe Holz wird vom Schreiner zu eingelegter Arbeit und vom Drechsler zu Pfeifenröhren, Spazierstöcken, Ladestöcken rc. verwendet; es gibt auch gute Schuhnägel. Wegen der häufigen Wurzeltriebe und vielen Stacheln schickt sich der Strauch gut zu lebendigen Zäunen, die aber, wenn sie viele Früchte tragen sollen, nicht zu stark, und zwar nur im Herbst beschnitten werden dürfen. Getreidefelder umgibt man nicht gern mit Berberitzensträuchern, da der Blüthenstaub oder der auf den Blättern häufig sitzende Rost oder Brand (Aecidium Berberidis) sich auf das Getreide fortpflanzt und dasselbe, besonders den Weizen, taub machen soll. B. canadensis *Mill.*, kanadischer Berberitzenstrauch, wird gegen 10 F. hoch, hat 3theilige Dornen, verkehrt-eirundlängliche, entfernt-gesägte Blätter, vielblumige hängende Trauben, dunkelviolette Früchte und findet sich in Nordamerika auf Hügeln u. zwischen Felsen. Willdenow hält ihn für eine Abart des gemeinen Berberitzenstrauchs, mit dem er officinelle u. technische Anwendung gemein hat. B. chinensis *Desf.*, chinesischer Berberitzenstrauch, hat sehr wenige, 3theilige Dornen, längliche, stumpfe, ganzrandige Blätter (nur die untersten sind etwas gezähnt), hängende, vielblumige Trauben, ovale, dunkelrothe Beeren; wächst in China, wo er wie der gemeine Berberitzenstrauch angewendet wird. B. asiatica *Roxb.*, asiatischer Berberitzenstrauch, hat 3theilige oder einfache Dornen, ovale, stachelspitzige, glatte, unten graugrüne, ganzrandige oder dornig-gezähnte Blätter, langstielige, kurze, vielblumige Trauben bildende Blüthen und fast kugelrunde Beeren; ist in Ostindien und Nepal einheimisch, wo er wie der gemeine Berberitzenstrauch benutzt wird. B. sibirica *Pall.*, sibirischer Berberitzenstrauch, wird gegen 4—8' hoch, hat 3—7theilige Dornen, lanzettlich-verkehrt-eiförmige, wimperig-gesägte Blätter, einblüthige Blüthenstiele, verkehrt-eiförmige, rothe Beeren, wird in seinem Vaterlande Sibirien wie der gemeine Berberitzenstrauch gebraucht. B. buxifolia *Lam.*, buchsbaumblätteriger Berberitzenstrauch, hat 3theilige Dornen, eirunde, od. eirund-lanzettförmige, glatte, ganzrandige Blätter, entweder einzelnstehende u. einblüthige od. zu dreien aus einem sehr kurzen Stielchen hervorkommende Blüthenstiele u. wächst in Magellansland. Nach Webster haben die Beeren die Größe kleiner Weintrauben und sind sehr wohlschmeckend. B. mitis *Schrad.*, wohlschmeckende Berberitzenbeere, ist ein niedriger, sehr ästiger Strauch mit länglich-ovalen, feinspitzig-gezähnelten, unten graugrünlichen Blättern, fast doldenförmigen Trauben und länglich-kegelförmigen, und in der Reife kirschrothen Beeren mit blutrothem, wohlschmeckendem Safte; in Nordamerika einheimisch. Die Arten aus wärmern Ländern werden in Töpfen, in nahrhafter Dammerde oder auch in Topferde kultivirt und im Orangenhause oder im Zimmer bei 1—5° Wärme durchwintert. Die härteren Arten dauern im Freien aus; sie verlangen aber einen ziemlich trockenen Standort, sowie Schutz gegen heftigen Frost durch Bedeckung mit trockenem Laub oder Fichtennadeln, oder durch Umkleidung. Sie dienen zur Verschönerung der Strauchgruppen in Parkanlagen. Alle Arten lassen sich durch Pfropfen oder Kopuliren, die härteren auf den gemeinen Berberitzenstrauch, oder durch Stecklinge und Samen leicht fortpflanzen.

Berberitzenstrauch, s. v. a. Berberis.

Berbern, s. Barbareskenstaaten.

Berbesbeere, s. Berberis.

Berbice, Distrikt des britisch-südamerikanischen Gouvernements Guyana, am Flusse gleichen Namens und am Canjo, zwischen 320°—321° 10' östl. L. von Ferro, 4°—6° 30' nördl Br., grenzt im Norden an den Ocean, im Osten an Surinam, im Süden an das französische Guyana und im Westen an Demerary und hat einen Flächeninhalt von 180 □Meilen. Das Land bildet eine weite, bis zum Gebirge Tamacuraque sich ausdehnende Ebene, die im Innern einen einzigen Wald darstellt und bloß an den Strömen angebaut ist. Die Küste ist niedrig und rings um-

der mit einem Bollwerke von Wäldern eingefaßt, hinter welchen die Savannen liegen, die während der Fluth stets unter Wasser stehen und zur Zeit der Ebbe wegen des tiefen Schlammes unzugänglich sind. Wo man dem Eindringen der Fluth Schranken gesetzt hat, da entwickelt sich die größte Fruchtbarkeit. B. hat ein höchst ungesundes Tropenklima. Hauptprodukte sind Zucker, Kakao und Baumwolle, Vanille, Indigo, edle Früchte, Orleans und andere Farbehölzer, sehr schönes Tischlerholz, Cassia, Copaivabalsam, Reis, Mais und andere Cerealien. Die europäischen Hausthiere haben sich außerordentlich vermehrt. Die Kolonie ist im Wachsen begriffen; die Bevölkerung belief sich 1811 auf 23,950 Seelen, darunter 550 Weiße, meist von holländischer Abkunft (die holländische Sprache ist noch in den Gerichten u. auf der Kanzel beibehalten), 240 Farbige und 25,169 Sklaven, u. 1817 zählte man schon 35,959, neuerlich über 40,000 Einwohner. B. hat einen eigenen Gouverneur, dessen Sitz in der Hauptstadt New-Amsterdam ist. Van Peer, ein Holländer aus Vliessingen, legte 1626 die erste Kolonie in B. an; da diese jedoch von verschiedenen Unfällen betroffen wurde, so verkaufte sie der Gründer an einige amsterdamer Kaufleute, welche anfangs die „Gesellschaft von B., van Hoorn u. Kompagnie" stifteten, aber 1732 den Handel dahin gegen eine gewisse Abgabe allen Holländern frei gaben. So lange die Holländer im Besitz von B. waren, kam die Kolonie zu keinem rechten Gedeihen; 1778 betrug die Gesammtbevölkerung nur 7250 Seelen, darunter 250 Weiße. Im Jahre 1796 wurde B. von den Briten erobert, 1802 im Frieden von Amiens zwar zurückgegeben, aber schon 1803 wieder erobert und 1814 im pariser Frieden nebst Essequebo und Demerary von den Holländern abgetreten. Die Lage dieser drei Gouvernements in der Nähe der südamerikanischen Freistaaten gibt ihnen als Eingangspunkten der britischen Industrie auf dem südamerikanischen Kontinent eine große Wichtigkeit für ihr Mutterland. Die Reisen und Forschungen Robert Schomburgks haben, wie über andere Punkte des britischen Guyana und namentlich über die Hauptflüsse desselben, auch über B. neues Licht verschafft und neue Hoffnungen rege gemacht.

Berchet, Giovanni, italienischer Dichter, zu Ende der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts in Mailand geboren, studirte Literatur u. Rechtskunde und war in der napoleonischen Zeit im Sekretariat des Senats für das Königreich Italien beschäftigt. Als ihm die Restauration diese Anstellung genommen hatte, widmete er sich ganz der Literatur und gehörte bald zu den talentvollsten und eifrigsten Dichtern aus jener Schule, deren Bestreben darauf gerichtet war, den Volksgeist durch die Bekämpfung der weichlichen Richtung in der Poesie, durch nationale Dichtungen und durch die Erinnerung an die große historische Zeit der Literatur, namentlich an Dante's Göttliche Komödie, zu kräftigen u. zu veredeln, u. deren Organ die mailänder Zeitschrift „Il Conciliatore" war. Indessen gerieth die in der Zeitschrift repräsentirte Partei in den Verdacht des Carbonarismus; mehre Theilnehmer, darunter Silvio Pellico, wurden verhaftet, andere, zu denen B. gehörte, retteten sich durch die Flucht. Er lebte nun fast ein Vierteljahrhundert in der Verbannung, theils in Frankreich und England, theils in Belgien, theils und am längsten in Deutschland, mit dessen Literatur und Wesen er sich auf das Innigste befreundete. Eine Frucht seiner im Auslande gemachten Studien sind seine Uebersetzungen altspanischer Romanzen. Gegen das Ende der dreißiger Jahre, nachdem Oesterreich mit einer umfassenden Amnestie vorangegangen war, kehrte B. nach Italien zurück und fand in Florenz ein Asyl, lebte aber hier ziemlich zurückgezogen. Zu Ende des Winters von 1847—48 ging er nach Turin, von wo er nach dem Beginn der lombardischen Revolution und des Kriegs in seine Heimath zurückkehrte. Er hatte die Verwirklichung der Pläne von 1821 gehofft, sah aber bald genug ein, daß das stürmische Drängen der Jugend ihn u. seine Freunde weit überholt habe, daß Niemand mehr auf ihn höre. Zum zweiten Male aus seiner Heimath vertrieben, betrat er am Abend seines Lebens noch einmal die politische Laufbahn. In die zweite piemontesische Kammer gewählt, vertrat er hier die gemäßigten Ansichten, wofür dem alten Carbonaro noch zuletzt der Ehrentitel eines Codino oder Zopfträgers zuerkannt wurde. Er † nach schweren Leiden am 23. December 1851. Leichter Schwung u. warme Färbung seiner Lieder haben B. zu einem Lieblingsdichter seiner Nation gemacht; seine Mängel, zu denen namentlich Verstöße gegen die Regeln der Prosodie und Anachronismen zu rechnen sind, verstecken sich unter dem klangvollen Versfall. Sein bestes Werk, dem die Literaturgeschichte wahrscheinlich unter den italienischen erzählenden Gedichten in Romanzenform den ersten Platz anweisen wird, ist „Die Flüchtlinge von Parga", wozu der bekannte Vorgang den Stoff bildet, daß die englische Regierung die Halbinsel Parga, als nicht zu den Dependenzen der jonischen Inseln gehörend, dem Ali Pascha von Janina auslieferte, worauf die Einwohner die Gebeine ihrer Todten verbrannten und sämmtlich nach Korfu auswanderten.

Berchta (unser Bertha, altdeutsch Perahta, d. i. die Leuchtende, Glänzende), altheidnische Göttin, jetzt ein geisterhaftes weibliches Wesen, welches als fürchterliches, besonders die Kinder erschreckendes Wesen im Volksglauben Thüringens, Bayerns, Schwabens, Oesterreichs u. der angrenzenden Gegenden eine große Rolle spielt. Sie führt namentlich die Aufsicht über die Spinnereien und verdirbt das, was sie an dem ihr geweihten letzten Tage des Jahres unabgesponnen findet. An demselben Tage müssen Mehlspeisen und Fische genossen werden; wer andere Speisen genießt, dem schneidet sie den Leib auf, füllt ihn mit Häckerling und anderen dergleichen Dingen an u. näht ihn mit einer Pflugschar u. einer Eisenkette statt mit Nadel und Zwirn wieder zu. An anderen Orten ist B. die Königin der Heimchen. Auch wird ihr eine lange oder eine eiserne Nase und ein plumper großer Fuß zugeschrieben. An ihren Dienst erinnert noch das in Salzburg und Tyrol übliche Perchtenspringen und Perchtenlaufen, vielleicht auch der Bechteltag der Schweizer. Wahrscheinlich stehen auch die Sa-

gen von der „weißen Frau", welche des Nachts in fürstlichen Häusern umhergeht und, wenn die Ammen schlafen, die Kinder wiegt und trägt und gewissermaßen als Ahnmutter des Geschlechts auftritt, mit der altheidnischen Göttin B. in Zusammenhang.

Berchtesgaden, Landgericht im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, 7 □ Meilen groß mit 8950 Einwohnern. Das berchtesgadner Ländchen (das alte Gebiet der gefürsteten Pröpste von B.) ist ein völliges Alpengebirgsland, ziemlich hoch gelegen, voll Schweizernatur, von einem Kranz gewaltiger Alpenkolosse umgeben, welche die Westhälfte des Gebirgscentrums der gesammten salzburger Alpen bilden. Zwischen den zuletzt konvergirenden Thälern der Saala u. Salzach drängt sich nämlich eine Menge großer kubischer Bergformen so an- und ineinander, daß sie auf den ersten Blick einen ungeheuren, vielfachen Fels- und Hochgebirgskranz um die Spalte des Königssees herum zu bilden scheinen. Vom hohen Vorgebirge findet sich in diesen Massen keine Spur. Plötzlich fällt mit dem Untersberge der Vorderzug hier zur Ebene ab, die sich auf der letzten Strecke zwischen Saala und Salzach bis zu deren Vereinigung und über die Saala hinweg längs der Sur bis an den waginger See &c. ausbreitet. Diese gesammte Gebirgslandschaft wird von einer Thalbildung, welche diagonal von der Saala aus Südwesten bis an die Salzach im Nordwesten reicht und sich im südwestlichsten Theile zur Saala und im größern nordöstlichen zur Salzach abdacht, durchschnitten. Die erstere Senkung wird vom Hirschbühl-Klausbach, die zweite von der ramsauer, weiterhin von der vereinigten Achen (Alben) durchzogen. Auf der Au, wo sich die Wasser theilen, ist eine fast söhlige Thalweitung, in der sich der Weitsee ausbreitet. Nördlich von der großen Gesammtspalte sind meist Glieder des Vorderzugs, südlich von derselben jene des Mittelzugs hingelagert, alle jedoch unter sich selbst durch abermalige Eintiefungen gesondert. Die erstern heißen (von Südwesten nach Nordosten): Reuteralp, Lattenberg mit Dreisesselkopf, und Untersberg. Reuteralp und Lattenberg werden durch die Gegenthäler des Schwarzbaches und des Lattenbaches geschieden; auf deren Wasserscheide lagert sich der Taubensee. Der Lattenberg wird vom Untersberge durch die Gegenthäler des alsinger Baches und der bischofswiesner Achen getrennt. Jener Thalung entlang ist die Leitung der Salzsoole (s. unten), dieser entlang die Hochstraße von B. gen Reichenhall (am Hallthurm vorüber) geführt. Die Massen des Mittelzuges (von Westen nach Osten) heißen: Hochsteinberg mit Hocheisspitz, Watzmann und hoher Göhl. Der Hochsteinberg wird vom Watzmann durch das Wimbachthal, letzterer vom hohen Göhl durch das Querthal des Königssees geschieden. Südlich vom Hocheisspitz, Watzmann und Göhl schließen die Bergriesen der Nordkette des Hauptzuges: das steinerne Meer, der ewige Schnee oder die übergossene Alp und das Haagengebirge, völlig dieses Gebirgsland. Die letztgenannten überschreiten bereits die bayerische Landesgrenze, und nur ihre nördlichern Felspartien ragen nach Bayern herein. So vom steinernen Meer: der Großhundstod, die Viehkogel und der Funndensee-tauern; vom ewigen Schnee: das große Wildthor und das große und kleine Teufelshorn; vom Haagengebirge: die Kragenköpfe und der Kahlersberg. Eine Thalebene ist nicht vorhanden. Nur die kleine freundliche Terrasse, auf welcher B. ruht und an deren Stufen sich die ramsauer und königsseer Achen vereinigen, stellt etwas Aehnliches dar. Diese Gegend bildet eine der reizendsten Landschaften. Ulmen und Ahorn fassen in lieblichen Hainen, zwischen grünen, sanft sich herab lagernden Matten, den Thalweg vom Königssee bis B. hin ein. Hier öffnet sich das lachende, frischgrüne Becken, in welchem sich beide Schwesterflüsse zusammen finden. Doch ist keine söhlige Thalweitung vorhanden, sondern es neigen sich von allen Seiten flache Absenkungen dem Vereinigungspunkte zu. Buntblumige Wiesen, dazwischen Holzbosketts, rings umher in der Nähe grünbewachsene, sanft abgerundete Vorhöhen u. im Hintergrunde die hoch aufstarrenden, grauen Kalkmassen geben ein entzückendes Bild. Auch von B. weiterhin bildet das Thal einen herrlichgrünen Grund, welcher dem Zurückblickenden immer den majestätischen Watzmann als Schlußstein zeigt. Wo das Thal sich nordwärts zum Vorderzug wendet, gewinnt es mehr die Natur eines Querthales, indem es sich etwas verengt und zur Linken die starre Felswand des Untersbergs senkrecht emporsteigt, während zur Rechten, wo allmählig der hohe Göhl auftaucht, die Berge hoch hinauf bewaldet sind. Neben der beschränkten Feld- und der ungleich bedeutenderen Alpenwirthschaft ist der Salzbergbau der älteste und vorzüglichste Erwerbszweig der Einwohner. Berühmt ist ein in das 13. Jahrhundert zurückreichender Industriezweig der Einwohner, die Fabrikation der berchtesgadner Waaren. Die Einwohner verfertigen nämlich neben ihrer Feldarbeit &c. die mannigfaltigsten Drechsler- und Schnitzwaaren aus Elfenbein, Knochen und Holz, welche nach allen Welttheilen in großer Menge ausgeführt werden. Manche dieser Waaren sind sehr künstlich verfertigt, z. B. sehr dünn gearbeitete hölzerne Becher, deren viele in einander stecken, elfenbeinerne Monstranzen, die an den Stellen, wo sie am dünnsten sind, feinen Haaren gleichen und in den ganz kleinen Kapseln noch Kruzifixe oder Rosenkränze enthalten, ferner Spielzeug, Büchsen, Fingerhüte, Falzbeine, Zahnstocher, Marken, Kästchen, Knöpfe, Dosen, Löffel, Eimer, Faßhähne, Schachteln &c. Auch werden viele marmorne Spielkügelchen auf einer sehr einfachen Maschine gemacht. Die Weiber stricken baumwollene Strümpfe und Mützen.

Der gleichnamige Marktflecken daselbst liegt 2018 Fuß über dem Meere, ist Sitz des Landgerichts, eines Hauptsalzamts, Rentamts, Forstamts, Pfarramts und katholischen Dekanats, einer Oberzollkontrol- und einer Postexpedition, hat ein Franciskanerhospitium, ehemaliges Stift mit großen Gebäuden, 3 Kirchen, ein königliches Schloß (Fürstenstein), Blei- und Galmeigruben, Holz- und Beinwaarenhandel und 1800 Ein-

wohner. Vorzüglich berühmt ist B. durch seine herrliche Lage (s. oben), durch den Steinsalzbergbau, durch die im Thale liegende Saline Frauenreuth und durch die große, von hier nach den Salinen Reichenhall, Traunstein u. Rosenheim führende Soolenleitung. Das Steinsalz wird hier in dem nahen Salzberge, wie in dem benachbarten österreichischen Hallein, auf eine eigenthümliche Weise durch Aufsieden gewonnen. Um nämlich das Salz von dem Salzthon, in welchem es eingesprengt vorkommt, zu trennen, führt man mittelst Röhren süßes Wasser in die in den Salzthon eingehauenen Räume, Sinkwerke, im Oesterreichischen Wehren oder Sulzenstücke genannt, wo das Wasser durch Auslaugen die Salztheile aufnimmt; wenn es dann mit Salz gesättigt ist, so wird die Soole mittelst Röhrenleitungen aus den verschiedenen Sinkwerken in Reservoire geleitet. Aus diesen erhält einen Theil die Saline Frauenreuth, die jährlich 130,000 Centner Siedesalz producirt, und einen andern Theil die Soolenleitung, die nach Reichenhall und Rosenheim führt. Eine 1613 zu Reichenhall aufgefundene Edelquelle, deren Soole dort wegen Holzmangels nicht völlig versotten werden konnte, gab Veranlassung zur Anlegung einer Soolenleitung von dort nach dem 8 Stunden weit entfernten Traunstein, wo 1619 eine Saline angelegt ward. Um jedoch alle salzhaltigen Quellen Reichenhalls benutzen zu können, führte man 1809 eine 14 Stunden lange Soolenleitung nach dem holzreichen Rosenheim aus, und um die Salinen zu Reichenhall, Traunstein und Rosenheim völlig zu sichern, ließ die Regierung 1817 dieses ausgedehnte Soolenleitungssystem mit den reichen Salzbergwerken von B. in Verbindung bringen. Die erste Soolenhebungsmaschine dieser Leitung befindet sich in der Nähe des Stollenmundlochs von Ferdinandsberg oder Salzberg unweit B. Ein Wasserrad hebt die Soole 50 Fuß hoch, von wo dieselbe in einer 3500 Fuß langen Röhrenleitung mit 17 Fuß Gefälle dem zweiten Brunnenhause an der Pfisterleiten bei B. zufließt. In diesem Brunnenhause ist eine Wassersäulenmaschine aufgestellt, welche die gesättigte Soole in 934 Fuß langen Steigeröhren von Gußeisen 311 Fuß hoch senkrecht hebt. Von hier fließt die Soole in einer 7480 Fuß langen Röhrenleitung mit 37 Fuß Gefälle bis an das linke Gehänge der Thalschlucht und übersetzt dieselbe in einer 1225 Fuß langen gußeisernen Röhrenleitung; von der Höhe des rechten Gehänges fließt sie mit freiem Lauf in einer 12,073 Fuß langen Fahrt dem dritten Brunnenhaus an der Isangmühle im Ramsauerthale zu, wo sich eine zweite Wassersäulenmaschine befindet, welche die gesättigte Soole mittelst eines Druckwerks in 3506 Fuß langen Röhren 1218 Fuß hoch senkrecht hebt. Von hier fließt die Soole in 73,000 Fuß langen Röhrenfahrten durch das schwarzbacher Thal bis nach Reichenhall. Die ganze Länge der Röhrenfahrt von B. bis hierher beträgt demnach über 100,000 Fuß. Von Reichenhall bis Siegsdorf ist die Soolenleitung nach Traunstein und Rosenheim gemeinschaftlich und bis dahin 94,800 Fuß lang; auf dieser Strecke wird die Soole sechsmal durch Maschinen gehoben, u. zwar zweimal durch Radkünste und viermal durch Wassersäulenmaschinen. Von Siegsdorf geht die Soole mit natürlichem Gefälle nach Traunstein, welche Saline jährlich 140,000 Centner Salz producirt; der andere Theil der Soole aber geht in einer 78,000 Fuß langen Röhrenfahrt, indem sie einmal durch eine Radkunst und viermal durch Wassersäulenmaschinen gehoben wird, nach Rosenheim, dessen Saline jährlich 180 000 Centner Salz producirt. Die Betriebswasser zu den Maschinen werden oft sehr weit, an einigen Punkten 16—19,000 Fuß, herbeigeleitet.

Der älteste Name dieser Landschaft ist urkundlich Tuval (vielleicht das tiefe Thal oder der tiefe Wald). Obgleich so nahe dem berühmten Juvavium, hat man hier doch bis jetzt noch keine Spur einer römischen Niederlassung gefunden. Der Name B. (in den ältesten, bis zum Ende des 11. Jahrhunderts zurückreichenden Urkunden Berther=gadmen) bildete wahrscheinlich einen Gegensatz zu Grafengaden und ist celtisch=germanisch. Das Stift B. entstand 1088. Damals erbaute Irmengard, Gemahlin des Hallgrafen Engelbert III. von Wasserburg, die erste Zelle des heiligen Martin am Priesterstein in B. und widmete mit Beihülfe ihres Gemahls die Ortschaften Grafengaden u. B. u. den ringsum gelegenen ungeheuren Wald einer Stiftung, die aber erst 1111 durch Irmengards Tochter Adelheid und deren Gemahl Berengar vollzogen wurde. Im Jahre 1122 weihte Erzbischof Konrad von Salzburg Eberwein, einen Zögling des Propstes Ulrich von Raitenbuch (Rothenbuch) an der Ammer, zum ersten Propst des den Augustiner=Chorherren geschenkten Stifts zu B. ein. Schon damals gab es am Tuval, dem südöstlichen Gehänge von Grafengaden, mit Salzburg gemeinschaftlich betriebene Salzgruben. Durch ursprüngliche und spätere Schenkungen der Hallgrafen, der Grafen von Sulzbach, Plaien u. Peilstein, derer von Ortenburg, Krayburg, der Dynasten von Mögling, Dornberg, Leonsberg u. Julbach &c. erhielt das Chorherrenstift (mit einem Frauenkloster zur Seite) außer dem geschlossenen Waldgebiete auch beträchtliche Güter und Rechte im vordern Salzburggau, im Chiemgau, Pinzgau, Pangau, in Oesterreich, Niederbayern, der Oberpfalz und selbst in Franken. Vom Kaiser Friedrich I. erhielt es 1156 das Salz= und andere Regalien, von Heinrich VI. 1194 die weltliche Gerichtsbarkeit, und von Adolf von Nassau 1294 den Blutbann. Im Jahre 1486 erhob Kaiser Friedrich III. den Propst Ulrich zum Reichsfürsten. Seit dem 15. Jahrhundert nahm das Stift nur adelige Kapitularen auf. Es zählte bis zu seiner Auflösung 47 Pröpste, darunter mehre in der Geschichte Deutschlands berühmte Persönlichkeiten. Um seine Selbstständigkeit hatte B. mit Salzburg manchen Kampf zu bestehen und in Bezug auf die Salzausfuhr manche Bedrückungen zu erleiden. Der letzte Fürstpropst, Joseph Konrad, Freiherr von Schraffenberg, war zugleich Fürstbischof von Freising u. Regensburg. Im Jahre 1803 ward auch dieses unmittelbare Reichsstift säkularisirt und mit dem Herzogthume Salzburg dem Großherzog von Toskana übergeben. Durch den preßburger Frieden

kam es 1806 mit Salzburg an Oesterreich, durch den wiener Frieden 1809 zur Disposition Frankreichs, und 1810 an Bayern. Das Fürstenthum wurde in ein Landgericht zweiter Klasse umgewandelt. Durch den Staatsvertrag von 1816 wurden Salzburg und B. wieder getrennt; ersteres fiel an Oesterreich zurück, letzteres blieb bayerisch. Vergl. J. E. von Koch-Sternfeld, Geschichte des Fürstenthums B. und seiner Salzwerke. Salzburg und München 1815.

Berckmanns (**Berkmans**), Heinrich, vorzüglicher holländischer Historien- und Porträtmaler, geboren 1629 in Klundert in Nordbrabant, Schüler von Wouwerman, Willeborts und Jordanens, lieferte besonders ausgezeichnete Porträts, z. B. das des Admirals Ruyter, die zu den besten Arbeiten dieser Gattung gehören.

Bercseny, Nikolas, ungarischer Edelmann, Anhänger Rakoczy's, empörte sich mit Tököly gegen Kaiser Leopold, der ihn mit Gnaden überhäuft hatte, entfloh bei Mißlingen des ersten Unternehmens nach Polen, erschien aber, von Frankreich unterstützt, 1703 mit einem neuen Corps an der ungarischen Grenze als Parteigänger Rakoczy's, verheerte Mähren, Schlesien und Oesterreich u. drang fast bis an die Thore Wiens vor, wo er jedoch zurückgetrieben wurde. Später wurde er zum Stellvertreter Tököly's ernannt u. blieb stets ein treuer Anhänger der Sache der Konföderirten. Als das Glück dieselben verließ und er 1710 bei Sadock geschlagen und allein von der Amnestie ausgeschlossen worden war, floh er 1711 nach der Türkei und † 1725 zu Radosto.

Bercy, Dorf im französischen Departement Seine, südöstlich von Paris, an der Seine, mit einem Schloß mit Park, vielen anderen schönen Landhäusern, Fabriken von chemischen Erzeugnissen, Essig, Wachstuch, Zuckerraffinerien, Gerbereien, Kattundruckereien, Vitriolsiedereien u. Ziegelbrennereien, hat 4000 Einwohner und ist Hauptniederlage von Wein, Branntwein, Oel ꝛc. für Paris.

Berdjansk, Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Taurien, an der Mündung des Flusses Berda ins asowische Meer, hat einen der besten Häfen dieses Meeres, der den nach Taganrog segelnden Schiffen, welche durch heftige Ostwinde aufgehalten werden, zum Zufluchtsorte dient. Derselbe liegt an der äußersten Südostspitze der nogaischen Steppe nahe am Kap Berdianskaia u. wurde 1830 dem Handel geöffnet, um die Getreideausfuhr von den Besitzungen der nogaischen Tataren und der deutschen Kolonisten zu erleichtern und zur Blüthe des entstehenden Waarendepots von Kertsch beizutragen. Auch auswärtige Handelshäuser legten große Magazine daselbst an. Der Ort war bis 1835 ganz unbedeutend und wurde erst 1841 zur Stadt erhoben, während er bis dahin zu dem 30 Werste entfernten Nogaisk gerechnet worden war. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 6000 Seelen. Der noch junge, aber rege Verkehr führte Weizen, Lein- und Rapssamen, Wolle, Butter, rohe Häute und Hanf aus, ist aber durch die Kriegsereignisse von 1854 unterbrochen worden. Ende Mai 1855 wurde die Stadt von den Alliirten größtentheils zerstört.

Berduraner, Volksstamm der Afghanen, s. Afghanistan.

Berdyczow (**Berditschew**), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Volhynien, an der Gniloplat, mit 20,000 Einwohnern, großentheils Juden, welche bedeutenden Handel mit Getreide, Wein, Vieh (besonders Pferden u. Rindvieh), Leder, Honig ꝛc. treiben. Der berühmteste, hier gehaltene Markt ist der sogenannte uspenskische, der vom 15. August an 4 Wochen lang dauert; der durchschnittliche Werth der Waaren, welche zu Markt gebracht werden, beträgt 3 bis 4 Millionen Rubel.

Beredsamkeit, im weitesten Sinne die Fähigkeit oder Kunst, seine Gedanken richtig, angenehm und eindrucksvoll in Worten auszudrücken; im engern Sinn die Fähigkeit und Kunst, in mündlicher Darstellung auf die Ueberzeugung u. den Willen Anderer zu wirken; in höchster Bedeutung die Fertigkeit, in kunstgemäßen Vorträgen (Reden) schön, überzeugend und effektreich zu sprechen. In sofern der Vortrag durch Deklamation und Gestikulation unterstützt und gehoben wird, entsteht die äußere oder körperliche B. Die Theorie der B. lehrt die Rhetorik (s. Redekunst).

Beredsamkeit, geistliche, s. Homiletik.

Beregh (Varmegye B.), Komitat in Ober-Ungarn, Kreis diesseits der Theiß, grenzt gegen Osten an die marmaroscher und ugotscher, gegen Süden an die szathmarer, gegen Westen an die zempliner und ugotscher Gespannschaft u. gegen Norden an die Karpathen, die sie von Galizien trennen. Der Flächenraum beträgt 67 □Meilen. Das Land wird durch die von Unghvar über Munkacs nach der marmaroscher Gespannschaft führende Straße in einen nördlichen und südlichen Theil geschieden; der nördliche ist gebirgig, rauh u. gesund, der südliche eben, warm und ungesund. An der Westgrenze erheben sich die Berge Oeztra und Szinyak. Daraus entwickeln sich die Bergzüge bis zum Latorza und Munkacs, welche die engen Thäler der Flüsse Zsdenyava, Pinge, Hrabonicza und Viznitz bilden. Abgesondert liegt in einer Ebene der Felsen, worauf das munkacser Schloß steht. Von dem Haterdögebirge, der südöstlichen Fortsetzung des Vorlogebirgs, kommen die Gewässer, welche die großen szernyer Sümpfe zwischen Munkacs und B. bilden. Der lutzkaer Kanal entwässert davon 10,000 Joch Land. Flüsse außer den obengenannten sind der vielarmige Latorza, der Vitsa, Ilosva, Borsova (auch Verke). Szernye (kommt aus den Sümpfen) u. a. Die Berge und Ebenen sind mit Waldungen bedeckt. Von 502,716 Joch landwirthschaftlich benutzten Bodens werden nur 205,489 Joch zum Feldbau, 18,378 Joch als Wiesen u. 4970 Joch als Weingärten benutzt, das Uebrige ist Wald. Der Getreidebau befriedigt den Bedarf nicht; zwischen den Gebirgen wird viel Hafer, Kukurutz u. Hanf erzeugt; ferner viel Obst, auch etwas Wein, der beste zu Bereghszasz. In den Wäldern weiden Hornviehheerden und Schweine; in den Flüssen gibt es Schildkröten. Von Mineralien finden sich Eisenerze bei Kustyanfalva, Alsó, Viczencze und Csabine, Spuren von Golderzen bei Muz-

saj, kleine Krystalle bei Bereczke, Kreide bei Muzsaj, vornehmlich aber Alaunstein, der hier in großen Fabriken verarbeitet wird, bei Munkacs, Muzsaj, Kovasz und Nagy Begany; Mineralquellen sind bei Bukova, Dragobertsalva, Also, Felsö, Hrabonicza und andern Orten, ein warmes Bad bei Dusziua. Die Zahl der Einwohner beträgt 135,583, wovon 63,855 Magyaren, 68,290 Ruthenen, 2823 Deutsche und 615 Slaven sind; 12,650 sind römisch-katholisch, 70,358 griechisch-katholisch, 46,315 reformirt, 5560 Juden, 700 Lutheraner. Das Komitat enthält eine Festung, 261 Dörfer, 7 Prädien. Der gleichnamige Marktflecken (Sächsisch-B., Bereghszasz), Komitatsort daselbst, Bezirk Tisza, am Szernye, einst sächsische Kolonie, mit einer katholischen, einer griechischen und einer reformirten Kirche, hat 4500 Einwohner.

Berends, Julius, einer der Führer der demokratischen Partei in der preußischen Nationalversammlung, am 30. April 1817 zu Kyritz in der Mark Brandenburg geboren, studirte seit 1836 auf der Universität zu Berlin Theologie u. Philosophie, errichtete aber später, weil ihm wegen einer mit der herrschenden theologischen Richtung im Widerspruch stehenden Predigt die Anstellungsfähigkeit abgesprochen wurde, 1845 mit Krause eine Buchdruckerei zu Berlin u. widmete sich eifrig den öffentlichen Angelegenheiten. Bei dem neuerrichteten Handwerkerverein fungirte er als Lehrer; aber der Besuch des von ihm mitbegründeten Lokalvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen wurde ihm polizeilich verboten. Im December 1846 mit 20 andern Personen, angeblich in Folge einer Denunciation aus Paris, wegen kommunistischer Umtriebe verhaftet, mußte er nach einigen Wochen wieder entlassen werden. Im Juni 1847 ward er in die berliner Stadtverordnetenversammlung erwählt, in der er blieb, bis diese im April 1848 ihr Mandat niederlegte. Nach den Märzereignissen von 1848 von zwei berliner Wahlbezirken in die preußische Nationalversammlung gewählt, ward er einer der hervorragendsten Führer der äußersten Linken und wirkte als Mitglied des unter Waldecks Vorsitz ernannten Verfassungsausschusses. Von ihm ging der Antrag aus: „Die Versammlung wolle in Anerkennung der Revolution zu Protokoll erklären, daß die Kämpfer des 18. u. 19. März sich ums Vaterland wohl verdient gemacht hätten", der eine scharfe Sonderung der Parteien und die Sprengung des Ministeriums Camphausen veranlaßte. Bei den Volksunruhen im Laufe des Sommers 1848 bediente er sich seines Einflusses auf die Arbeiter oftmals zur Beschwichtigung. In die aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene zweite Kammer vom Februar 1849 wurde B. abermals als Abgeordneter gewählt. Als nach Auflösung dieser Kammer und der Oktroyirung eines neuen Wahlgesetzes die demokratische Partei während des Belagerungszustandes Vorberathungen über ihre Betheiligung an den neuen Wahlen abhielt, wurden die Leiter dieser Berathung, unter ihnen B., vom Kriegsgericht zu 3 Monaten Gefängniß verurtheilt. Nach Aufhebung des Belagerungszustandes war B. als Vorsitzender des zweiten Volksvereins u. des Maschinenbauarbeitervereins thätig, bis die Volksvereine in Folge des Vereingesetzes vom 29. März 1850 sich auflösten und der Maschinenbauarbeiterverein nach dem sefelogeschen Attentat polizeilich geschlossen wurde. In Folge der Entdeckung geheimer Waffenvorräthe in Berlin im Frühjahr 1853 wurde auch B. verhaftet, aber bald wieder freigelassen, da man Anhaltspunkte für seine Betheiligung an dem Komplot nicht fand. Im April d. J. reiste er nach Amerika ab.

Berendt, Georg Karl, Naturforscher, geboren den 13. Juni 1790 zu Danzig, widmete sich seit 1809 zu Königsberg, Göttingen und Berlin dem Studium der Medicin und Naturwissenschaft und ließ sich dann als praktischer Arzt zu Danzig nieder, wo er den 4. Januar 1850 †. Er beschäftigte sich vornehmlich mit Untersuchungen über die Bernsteinbildung und schrieb in dieser Beziehung „Die Insekten im Bernstein" (1830) u. „Ueber das Vorkommen größerer Bernsteinmassen im Binnenlande" (in Frorieps Neuen Notizen) und mit Göppert in Breslau „Die in Bernstein befindlichen organischen Reste der Vorwelt" (1845).

Berengar, 1) B. I., König von Italien, Sohn des Grafen Eberhard von Friaul und der Gisela, Tochter Ludwigs des Frommen. Seit 874 Nachfolger seines Vaters, setzte er sich als Urenkel Karls des Großen nach der Absetzung Karls des Dicken in den Besitz Italiens und ließ sich 888 durch den Bischof Anselm von Mailand zu Pavia die eiserne Krone der lombardischen Könige aufsetzen. Als jedoch der König Arnulf von Deutschland mit einem Heere anrückte, huldigte ihm B. zu Trient. Bald darauf mußte er mit dem in Frankreich abgewiesenen Herzoge Guido von Spoleto um die Herrschaft kämpfen. Eine Niederlage an der Trebia, im Gebiete von Piacenza, zwang ihn, sich in das Veronesische zurückzuziehen und Arnulf um Hülfe anzuflehen, während Guido als König anerkannt und 891 vom Papste zum römischen Kaiser gekrönt wurde. Im Jahre 893 erschien Arnulf in Italien, verjagte den neuen König und setzte zu Pavia B. wieder ein. Allein kaum war er fortgezogen, so erwachte der Streit von Neuem. Lambert, des 894 gestorbenen Guido Sohn und Mitregent, nöthigte B. zur Flucht, worauf der Papst Formosus I., ein eifriger Anhänger des deutschen Hauses, Arnulf zu einem zweiten Feldzuge nach Italien vermochte. Noch während desselben söhnte sich indessen B. mit Lambert aus, und 896 kam zwischen beiden ein Vertrag zu Stande, in welchem jener Italien nördlich des Po und östlich der Adda, dieser den übrigen Theil des Landes nebst dem Kaisertitel erhielt. Nach dem Tode Lamberts (898) nahm B. wieder die ganze Lombardei in Besitz; doch die Ruhe währte nicht lange. Zuerst eroberten und plünderten die Magyaren das Land, dann riefen mehre Unzufriedene, Markgraf Adelbert von Toskana, Markgraf Adelbert von Ivrea u. And., den König Ludwig von Arelate gegen B. ins Feld. Zwar ward derselbe 900 besiegt und zu dem Versprechen genöthigt, nie wieder nach Italien zu kommen; allein schon 901 kehrte er mit einem stärkern Heere zurück, drang

bis Rom vor und erhielt daselbst vom Papste Benedikt IV. die Kaiserkrone. B. schien verloren, als er unerwartet mit geringer Macht aus seinem Verstecke im Gebirge hervorbrach, den sorglosen Ludwig zu Verona überfiel, gefangen nahm u. geblendet nach Frankreich zurückschickte (905). Jetzt wieder Herr der Lombardei, brachte er auch die Kaiserkrone an sich und Johann X. krönte ihn zu Rom 915 oder 916. Ueber 8 Jahre behauptete sich B. in dieser Würde, unter beständigen Stürmen und Empörungen, deren Häupter die Markgrafen von Ivrea und Toskana, sowie der Bischof Lambert von Mailand waren. Im Jahre 919 trugen sie dem König Rudolf II. von Oberburgund die Krone Italiens an. Sofort überstieg derselbe die Alpen und brachte 923 unweit Piacenza dem Heere B.s eine gänzliche Niederlage bei. Die Verzweiflung gab Letzterem den Entschluß ein, die verhaßten Ungarn zu seiner Hülfe herbeizurufen und dadurch auch die Herzen der Wenigen, die ihm treu geblieben, sich zu entfremden. Selbst in Verona, der Stadt, welche stets zu ihm gehalten, entstand eine Verschwörung. Ein gewisser Flambert, den B. von Kindheit an mit Wohlthaten überhäuft hatte, meuchelmordete den Kaiser, als er in die Messe gehen wollte, 924. Nach seinem Tode blieb der Thron des westlichen Kaiserthums unbesetzt bis 962, wo Otto I. ihn bestieg.

2) B. II., ein leidenschaftlicher, grausamer und zugleich feiger Tyrann, Sohn des Markgrafen Adelbert von Ivrea und der Gisela, der Tochter des Vorigen. Seit 925 Nachfolger seines Vaters, floh er vor den Nachstellungen des Königs Hugo von Italien zum König Otto I. nach Deutschland, kehrte aber 945 mit einem kleinen Heere zurück und ward von den Städten u. Baronen des Landes als Retter und Befreier begrüßt. Nach der Abdankung Hugo's (946) erhielt zwar dessen Sohn, Lothar, den Königstitel, allein für ihn herrschte B., bis 950 Lothars Vergiftung die Krone wirklich auf sein Haupt brachte. Erbittert über die Weigerung Adelheids, der Wittwe des Vergifteten, seinen Sohn und Mitregenten, Adelbert, zu heirathen, sperrte er dieselbe 951 in einen Thurm des Schlosses Garda. Die Gefangene entkam jedoch nach Canossa zum Markgrafen Albert Azzo von Este und rief von hier den König Otto um Hülfe an. Von diesem vertrieben, konnte B. nur durch fußfälliges Flehen in Deutschland Italien als königliches Lehen wieder erlangen. Kaum war er jedoch dahin zurückgekehrt, als er die Vasallenmaske abwarf u., um sich zu rächen, den Markgrafen Azzo zu Canossa hart belagerte. Ein deutsches Heer unter Ludolf, dem Sohne Otto's, trieb ihn 956 in die Festung S. Giulio, wo er bald darauf von seinen eigenen Leuten ausgeliefert, von Ludolf aber großmüthig entlassen wurde. Nichtsdesto weniger riß er nach Ludolfs Tode (957) Italien wieder an sich. Allein seine Grausamkeit veranlaßte die Italiener, in Uebereinstimmung mit dem Papste den deutschen König um Befreiung von dem Tyrannen anzugehen. Als hierauf Otto erschien, weigerten sich B.s Truppen, für ihn zu kämpfen; 961 zu Pavia abgesetzt, floh er nach der Bergveste S. Leone im Gebiete von Monte Feltro, wo der Hunger ihn zwang, sich 964 zu ergeben. Otto schickte den Gefangenen nach Bamberg, wo derselbe 966 †. Seine Gemahlin Willa ging in ein Kloster; seine Söhne starben in der Verbannung.

3) Raimund B., 29. Großmeister des Johanniterordens, ein Sprößling eines alten in der Dauphiné ansässigen Hauses, welches die unsichern Genealogien der Geschichtschreiber des Johanniterordens bald mit den alten italienischen Berengaren, bald mit den Grafen von Barcelona in Verbindung bringen. Nachdem B. nach dem Tode seiner Gemahlin in den Orden getreten, zeichnete er sich durch Tapferkeit in den Kämpfen gegen die Türken so aus, daß er, obwohl schon in einem sehr vorgerückten Alter stehend, nach dem Tode des Großmeisters Roger de Pins 1365 zu dessen Nachfolger erwählt wurde. Durch einen kühnen Angriff auf Alexandrien, den er in Verbindung mit dem König Peter I. von Cypern bald nach seinem Amtsantritte machen ließ, vermehrte er seinen Ruhm; denn Alexandrien wurde von der vereinigten Flotte des Königs von Cypern u. des Ordens am 4. Okt. 1365 mit Sturm erobert und geplündert, und obwohl es nicht behauptet werden konnte, so erreichte B. doch seinen Zweck, die Türken, welche die europäischen Küstenländer des Mittelmeeres häufig beunruhigten, zu schrecken. Bald darauf wurden wieder in Gemeinschaft mit den Cypriern Tripolis und Tortosa in Syrien erstürmt und geplündert. Nach der Ermordung seines Bundesgenossen Peter (1369) durch dessen Brüder begab sich B. 1371 mit Vollmacht des Papstes Gregor XI. nach Cypern, um in Gemeinschaft mit Peters Wittwe Eleonore die Angelegenheiten des Königreichs zu ordnen und den minderjährigen Peter II. im Besitze des Thrones zu befestigen. Im Jahr 1373 nahm B. Theil an den Verhandlungen wegen gemeinschaftlicher Maßregeln gegen das Wachsthum der türkischen Macht, welche von mehren christlichen Fürsten zu Theben eingeleitet wurden. Auf seinen Antrag berief der Papst eine Versammlung eines Generalkapitels des Ordens nach Avignon (1373) zur Abstellung eingerissener Mißbräuche; da aber Gregor XI. das Anerbieten B.s, persönlich daran Theil zu nehmen, unter dem Vorwande, daß dessen hohes Alter die beschwerliche Reise für ihn unthunlich mache und überdies seine Anwesenheit in Rhodus wegen der von den Türken drohenden Gefahr nothwendig sey, ablehnte, fühlte sich B. gekränkt und suchte um Enthebung von seinem Amte nach. Diese wurde ihm jedoch verweigert. Kurze Zeit darauf † er. Unter den Verordnungen, welche er für die innere Verfassung des Ordens auf zwei Generalkapiteln erließ, ist besonders die bemerkenswerth, wonach kein Ritter mehr als eine große und zwei kleine Kommenden besitzen u. die jährlichen Beiträge an den Großmeister für gemeinschaftliche Zwecke des Ordens nicht über 200 Gulden steigen sollten, und die, wonach die Wahl der Großmeister durch zwei Ritter von jeder Zunge vorgenommen werden sollten, anstatt daß bisher die Wahlherren ganz willkürlich ernannt wurden.

4) B. (Berenger) von Tours, gelehrter Scholastiker, um 1000 zu Tours geboren, legte zu

seiner gelehrten Bildung die erste Grundlage auf der damals berühmten Schule zu Chartres unter Fulberts Anleitung u. ging um 1028 nach Tours zurück, wo er bald darauf Kanonikus an der Kirche zu St. Martin und Scholastikus an der Domschule wurde. Um 1040 erhielt er das Archidiakonat an der bischöflichen Kirche zu Angers mit Beibehaltung seines Lehramts zu Tours. Ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, dialektische Gewandtheit und Schärfe, sowie durch Lehrtalent, brachte er seine Schule zu einem hohen Grade von Berühmtheit und genoß als ein Mann von dem untadelhaftesten Charakter bis vor 1050 der allgemeinen Achtung. Seine theologischen Studien erstreckten sich besonders auf Exegese und Dogmatik. Obwohl er schon als Schüler bei dialektischer Behandlung theologischer Streitfragen sich über den Zwang des Kirchenglaubens hinwegzusetzen pflegte, so trat er doch bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts nicht mit heterodoxen Meinungen öffentlich hervor. Erst um diese Zeit fing er an, in Uebereinstimmung mit einer nicht mehr vorhandenen Schrift des Scotus Erigena, aber im Widerspruch gegen die Transsubstantiationslehre des Paschasius Radbertus, die Ansicht zu vertheidigen, nach welcher Brod und Wein im Abendmahle nur Bild, Zeichen und Unterpfand des Leibes und Blutes Jesu sind, physisch unverändert bleiben und keine substantielle Verwandlung erleiden können. Obwohl B. deshalb, besonders auf Betrieb seines ehemaligen Freundes Lanfranc, Priors des Klosters Bec, auf einer von Leo IX. im April 1050 berufenen Synode verdammt und exkommunicirt wurde, beharrte er doch auf seiner Meinung und wurde nun auf Befehl König Heinrichs I. von Frankreich gefänglich eingezogen und der Einkünfte seines Kanonikats beraubt, sowie abwesend von den zu Vercelli versammelten italienischen Bischöfen von Neuem verdammt; ja eine zu Paris noch in demselben Jahre veranstaltete Synode erklärte den inzwischen wieder freigelassenen B. nebst seinen Anhängern gleichsam für vogelfrei. Dessenungeachtet wirkte dieser in seinem Schulamte zu Tours ungestört fort. Der Bischof Frolland von Senlis verwandte sich beim König für ihn, was um so leichter geschehen durfte, als B. bisher nur im Allgemeinen Erigena's Ansichten beigepflichtet, seine eignen aber noch nicht eigentlich kund gegeben hatte. Vielfältiger Mißverstand und absichtliche Verdrehung seiner Behauptungen veranlaßten ihn jedoch bald zu schärferen Bestimmungen seiner Lehre, wobei er selbst des Papstes, der ihn voreilig habe verdammen lassen, nicht schonte. Die Folge davon war, daß nun die allgemeine Stimme ihn verurtheilte und seine Freunde schüchtern zurücktraten. Nur die Anwesenheit des ihm gewogenen Kardinals Hildebrand auf der Synode von Tours (1054) rettete ihn. Auf dessen Fürsprache beruhigte sich die Versammlung bei B.s einfacher Erklärung, Brod und Wein sey nach der Konsekration Leib und Blut Christi, und bei seiner eidlichen Versicherung, daß er eben so glaube, wie er spreche. Darauf blieb B. mehre Jahre hindurch unangefochten und ging 1059 freiwillig nach Rom, um seine Sache auf dem von Nikolaus hierher berufenen Koncil zu vertheidigen. Aber die Versammlung war von Lanfranc und dem Kardinal Humbert gegen ihn eingenommen worden und nöthigte ihn durch Todesandrohung zur Unterschreibung und Beschwörung einer Formel, worin er feierlich die ihm zum Vorwurf gemachte Ketzerei, daß Brod und Wein nach der Konsekration bloß das Sakrament, aber nicht wahrhaftig Leib und Blut Christi sey, verwünschte und zuglauben gelobte, daß Brod und Wein nach der Konsekration der wahre Leib und das wahre Blut seyen und sinnlich nicht bloß im Sakrament, sondern in Wahrheit von den Händen des Priesters betastet, gebrochen und von den Zähnen der Gläubigen zermalmt werden. Darauf wurde er absolvirt und entlassen. Hildebrands Gunst hatte ihn wohl vor strengerer Ahndung bewahrt, aber gegen den fanatischen Eifer für die zum Volksglauben gewordene Transsubstantiationslehre vermochte ihn selbst diese nicht zu schützen. Während nun seine Gegner über seine vermeintliche Bekehrung triumphirten, machte er seiner Erbitterung über das ihm in Rom angethane Unrecht ohne Rückhalt Luft, bekannte seine Reue über den in Todesfurcht geschwornen Meineid und schalt selbst auf den Papst und die römische Kirche. Dies, sowie daß er seine Lehre von Neuem öffentlich vortrug, beachtete man indeß zu Rom nicht weiter; Alexander II. begnügte sich, ihn brieflich auf eine milde Art zu ermahnen, er möge der Kirche nicht länger Aergerniß geben, worauf B. erwiederte, die Verleugnung seiner Ueberzeugung sey ihm unmöglich. Auch nachdem seine Lehre auf den Provinzialsynoden von Angers (1002) und Rouen (1003) wiederum verdammt worden war, hatte er keinen persönlichen Nachtheil. Sein Freund und ehemaliger Schüler, der Bischof Eusebius Bruno von Angers, schrieb achtungsvoll an B.: Beruhigung bei dem einfachen Sinne der Einsetzungsworte Christi sey wohl der vernünftigste Mittelweg, um den Streit zu schlichten. Gleichwohl fuhr B. fort, der Autorität der Kirche zu trotzen und seine Lehre in Schriften zu verfechten, von denen nur Bruchstücke bekannt waren, bis Lessing unter den weißenburger Manuskripten der wolfenbüttler Bibliothek eine offenbar gegen Lanfranc gerichtete Schrift B.s auffand, die ein neues Licht über die Geschichte desselben verbreitete (vgl. Lessing, B. Turonensis, oder Ankündigung eines richtigen Werks desselben ꝛc., Braunschweig 1770; Werke, Berlin 1825 ff., Th. 12, S. 143 ff.; Stäudlin, B. Turonensis, in Stäudlins und Tzschirners Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, Bd. II, St. 2, Leipzig 1814). B. lehrt darin, die Verwandlung des Brodes und Weines durch die Einsegnung habe man sich bloß als eine Veredlung zu denken, durch welche die Substanzen materiell nicht vernichtet, sondern nur zu höherer Bedeutung erhoben worden seyen; Leib und Blut Jesu würde im Abendmahle nur dem innern Menschen dargestellt und von demselben geistig angeschaut und genossen, während der Mund nur Brod und Wein empfange; daher nur die würdigen Kommunikanten und wahren Glieder Christi nicht aber die Unwürdigen, Leib und Blut desselben genössen; auch das Meßopfer sey dem-

nach nur eine mnemonische Darstellung des Opfers Christi, welches letztere, als ein= für allemal geschehenes, nicht wiederholt werden könne. Die Folge so dreisten Widerspruchs gegen die recipirte Kirchenlehre waren neue Streitschriften und neue Verdammungen B.s auf den Synoden zu Malzent (1075) und Poitiers (1076). Auf der letztern wäre B. von seinen fanatischen Gegnern fast ermordet worden. Hildebrand, der unterdeß den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, war ihm noch immer gewogen und rief ihn, mehr um ihn vor der Wuth seiner Gegner zu schützen, als zur Rechenschaft zu ziehen, 1078 nach Rom. Aber selbst der allmächtige Hildebrand vermochte nicht den fanatischen Eifer für die Transsubstantiation zu zügeln; um nicht selbst in den Verdacht ketzerischer Gleichgültigkeit gegen die orthodoxe Lehre zu kommen, mußte der Papst den Zeloten zu Willen seyn und seinen Schützling unter Androhung schwerer Strafe nöthigen, auf einer andern Kirchenversammlung zu Rom (März 1079) öffentlich und knieend zu bekennen, daß Brod und Wein des Altars durch das Geheimniß des heiligen Gebets und die Worte des Erlösers substantiell in das wahre und eigentliche Fleisch und Blut Christi verwandelt werde und nach der Konsekration der wahre Leib und das wahre Blut Christi sey, nicht bloß der sakramentalischen Bedeutung und Kraft, sondern der Eigenthümlichkeit der Natur und der Wirklichkeit der Substanz nach. Nachdem B. hierauf noch verpflichtet worden war, fernerhin über die Abendmahlslehre weder zu sprechen, noch zu schreiben, entließ ihn der Papst mit Empfehlungsschreiben an die Bischöfe von Tours und Angers, worin er bei Strafe des Banns verbot, den zum rechten Glauben Zurückgekehrten irgendwie zu kränken oder zu verketzern. Trotz seines Versprechens trat aber B. mit einer neuen Rechtfertigungsschrift hervor, worin er seine Reue über den abermals geschworenen Meineid bezeugte, den Papst des Wankelmuths beschuldigte, sich aber doch abmühte, seine Meinung mittelst dialektischer Kunstgriffe mit der ihm aufgezwungenen Formel in Einklang zu bringen. Auch später noch scheint er seine Meinung nicht aufgegeben zu haben, denn noch 1080 verantwortete er sich auf einer Synode zu Bordeaux. Endlich aber mochte er wohl des Streitens müde werden; er gab sein Lehramt auf und zog sich auf die Insel St. Côme bei Tours zurück, wo er mönchischer Ascese sich hingebend und im Rufe vorzüglicher Heiligkeit bis zu seinem 1088 erfolgten Tode blieb. Noch im 18. Jahrhundert ehrten die Kanonici an St. Martin in Tours sein Andenken durch eine jährliche Todtenfeier am Osterdienstage auf der Insel St. Côme. Seine Anhänger (Berengarianer) verlieren sich nach seinem Tode; aber in einzelnen Sekten des Mittelalters erhielten sich Spuren seiner Lehre, die erst durch die Reformation wieder kräftigere Wurzeln schlug. Seine Schriften tragen in der schwülstigen scholastischen Form das Gepräge seiner Zeit an sich. Eine vollständige Ausgabe derselben besorgten A. F. und F. Th. Vischer, Berlin 1834.

Berengarius, nach seinem Geburtsort Carpi Jacobus Carpus, Carpi oder Carpensis genannt, großer Arzt und Anatom des 16. Jahrhunderts, prakticirte anfangs zu Pavia, ward später Professor der Chirurgie zu Bologna und lebte seit 1527 zu Ferrara, wo er die besondere Gunst des Herzogs genoß und 1550 †. In Bologna zogen ihn seine anatomischen Sektionen Verfolgungen zu; man verdächtigte ihn beim Volke, Menschen lebendig zergliedert zu haben, und dies soll der Grund seiner Uebersiedlung nach Ferrara gewesen seyn; wahrscheinlicher aber ist es, daß er durch freisinnige Aeußerungen der Inquisition verdächtig geworden war. Von seinen Schriften nennen wir: „De cranii fractura" (Bologna 1518 u. ö.); „Commentatio super anatomia Mundini etc." (das. 1521 u. 1552); „Isagoge in anatom. corporis humani" (das. 1514 u. ö.). B. war einer der ersten Aerzte, welche die Lustseuche mit Merkur heilten, und durch ihn erhielt dieses Mittel seine Celebrität. Als Anatom ist er unter die Restauratoren der Wissenschaft zu setzen.

Berenger, Alphonse Maria Marcellin Thomas, ausgezeichneter französischer Rechtsgelehrter, Pair von Frankreich, Rath am Kassationshofe und Mitglied des Instituts, Sohn eines königlichen Prokurators und Mitglieds der konstituirenden Versammlung, geboren zu Valence am 31. Mai 1785, verwaltete zu Grenoble gerichtliche Stellen und gab eine französische Uebersetzung von Justinians Novellen (Metz 1810—1811, 2 Bde.) heraus. Im Jahre 1815 ward er zum Deputirten des Dromedepartements ernannt, sprach schon damals gegen die Erblichkeit der Pairie und die unbeschränkte Vermehrung der Pairszahl und unterzeichnete am 22. Juni 1815 die am Tage des ersten Einzugs Ludwigs XVIII. verfaßte Protestation. Nach den hundert Tagen legte er das Amt eines Generalprokurators nieder, zog sich in seine Vaterstadt Valence zurück, beschäftigte sich mit den Wissenschaften und schrieb sein ausgezeichnetes Werk: „De la justice criminelle en France, d'après les lois permanentes etc." (Paris 1818). Im Jahre 1827 trat er aufs Neue als Repräsentant seiner Vaterstadt in die Deputirtenkammer, verlangte mehrmals einen Gesetzvorschlag über die Verantwortlichkeit der Minister und war nach der Julirevolution einer der Kommissarien, welche im Auftrage der Deputirtenkammer die Mitglieder des polignacschen Ministeriums vor der Pairskammer anklagten. Auch sprach er sich in einem beachtenswerthen Vortrage für die Abschaffung der Todesstrafe aus. Für die 1831 zusammentretende Kammer wieder gewählt, ward er einer der Hauptbegründer des Deputirtenvereins in der Straße Rivoli, welcher sich von der systematischen Opposition sonderte, ohne darum dem Ministerium Perier gänzlich ergeben zu seyn. Im Jahre 1832 ward er Mitglied des Instituts und 1839 Pair. Als Stifter und Präsident eines Vereins zu Gunsten entlassener Sträflinge zu Paris veröffentlichte er interessante Berichte über die Wirksamkeit dieses Vereins.

Berenhorst, Georg Heinrich von, verdienstvoller Schriftsteller im Fache der Kriegswissenschaft, geboren 1733 zu Sandersleben im Herzogthum Anhalt-Dessau als natürlicher Sohn des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, diente

im preußischen Heere, war 1757—1760 Adjutant beim Prinzen Heinrich von Preußen und 1760 bei dem König, nahm 1761 als Major seinen Abschied, lebte darauf am Hofe des Fürsten von Anhalt-Dessau und ging mit diesem, sowie später mit dem Prinzen Hans Georg auf Reisen nach Frankreich, Italien und England. Nachmals ward er zum Kammerpräsidenten, Hofmarschall und Oberhofmeister ernannt; seit 1790 aber lebte er frei von allen öffentlichen Geschäften ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten und † 1814 zu Dessau. Als militärischer Schriftsteller ist B. der Vorgänger Bülows in Bestreitung veralteter Ansichten der Kriegskunst. In seinen „Betrachtungen über die Kriegskunst, ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit" (Leipzig 1797—1799, 3. Aufl. 1827) stellt er ganz neue Grundsätze auf und enthüllt schonungslos die Blöße herrschender Vorurtheile. Auch seine „Aphorismen" (Leipzig 1805) sind ihrem militärischen, religiösen und philosophischen Gehalte nach von Interesse.

Berenice (im macedonischen Dialekt für Pherenice, die Siegbringerin), Name mehrer Städte des Alterthums. Die bekanntesten sind: 1) Handelsstadt an der Grenze Oberägyptens und Troglodytice's, am arabischen Meerbusen, am innersten Winkel des sogenannten unreinen Busens (Sinus immundus, Foul Bay), nach Berenice 1) benannt, zwar ohne eigentlichen Hafen, aber, wegen der von Ptolemäus II. Philadelphus angelegten Straße nach Koptos, für den Handel mit arabischen und indischen Produkten sehr bedeutend; unter der Römerherrschaft Hauptort einer eigenen Präfektur (Berenicis oder Mons Berenicidis), jetzt Ruinen unweit des Ras Bernos. — 2) Stadt in Cyrenaica (Oberlibyen), die westlichste unter den die Pentapolis bildenden Städten, an der äußersten Spitze der großen Syrte, dem Vorgebirge Pseudopenias, unweit des Flusses Lethon, der Ort, wohin man die Gärten der Hesperiden verlegte, daher früher Hesperis oder Hesperides, später nach Berenice 3) genannt, unter Justinian neu befestigt, jetzt Bengasi. Dichterisch hieß nach B. ganz Cyrenaica Berenicis. — 3) Stadt in Arabien, am älanitischen Busen, früher Eziongeber und den Edomitern gehörig, mit Seehafen, von wo Salomo Schiffe nach Ophir segeln ließ, Josaphats Flotte aber scheiterte, später Assyun, jetzt wahrscheinlich Ruinen bei Akaba und Kassr el Bedawy.

Berenice, 1) Gemahlin eines Macedoniers Philippus, wurde später von Antipater mit seiner Tochter Eurydice, der Braut des Ptolemäus Lagi, nach Aegypten geschickt. Hier verliebte sich Ptolemäus in sie und erhob sie neben Eurydice bald zu seiner zweiten Gemahlin. Von Philippus hatte B. 3 Kinder: Magas, später Statthalter und dann Dynast von Cyrene, Antigone, Gemahlin des Pyrrhus von Epirus, und Theogone, Gemahlin des Agathocles von Syracus; dem Ptolemäus gebar sie 4 Kinder: Ptolemäus II. Philadelphus, Argäus, welchen jener tödten ließ, Arsinoe und Philotere. B. setzte es durch, daß nicht Ptolemäus Ceraunus, der ältere Sohn des Ptolemäus Lagi von der Eurydice, sondern ihr Sohn, Ptolemäus Philadelphus, den väterlichen Thron bestieg. B. ist vielfach von den Dichtern, namentlich von Theokrit verherrlicht worden.

2) Tochter des unter B. 1) genannten Magas, Herrschers von Cyrene, und der Apame, wurde zuerst an Demetrius, Bruder des macedonischen Königs Antigonus, später an Ptolemäus III. Euergetes von Aegypten verheirathet (246 v. Chr.). Sie gelobte bei dessen Kriegszuge gegen Antiochus Theos ihr Haar der Aphrodite; da dieses aber am andern Morgen aus dem Tempel verschwunden war, so erklärte der Astronom Conon aus Samos, dasselbe sey unter die Sterne versetzt (s. Berenice's Haupthaar); Callimachus aber schrieb zu Ehren dieses Haares ein Gedicht, nach welchem Catull seine 66. Elegie entwarf. B. war ein eben so schönes als kluges und heldenmüthiges Weib. Nach ihres Gemahls Tode (221 v. Chr.) übte sie über ihren Sohn, Ptolemäus IV. Philopator, vollkommene Gewalt aus, reizte aber dadurch dessen Günstling Sosibius zu einer Verschwörung gegen sich. Von diesem gefangen gesetzt, tödtete sie sich durch Gift. Ihr Sohn ließ ihr in Alexandria ein prächtiges Grabmal errichten.

3) Tochter des Ptolemäus II. Philadelphus u. der Arsinoe, der Tochter des Königs Lysimachus von Thracien, Gemahlin des Königs Antiochus II. von Syrien, wurde von ihrem Stiefsohn Seleucus auf Anstiften seiner Mutter Laodice, welche durch B. bei Antiochus verdrängt worden war, ermordet.

4) Tochter des Ptolemäus XII. Auletes, nach dessen Vertreibung (58 v. Chr.) Regentin, heirathete den Seleucus Cybiosactes, ließ diesen aber bald tödten und vermählte sich darauf mit Archelaus aus Pontus. Auletes bemächtigte sich indeß mit Hülfe der Römer (55 v. Chr.) wieder der Herrschaft; Archelaus fiel im Treffen gegen ihn und B. wurde auf seinen Befehl ermordet.

5) B. von Chios, Gemahlin Mithridates des Großen, wurde auf dessen Befehl (71 v. Chr.) mit dem übrigen Harem umgebracht, um nicht dem Lucullus in die Hände zu fallen.

6) Tochter Herodes' I. Agrippa von Judäa, Gemahlin ihres Oheims Herodes Fürsten von Chalcis, lebte nach dessen Tode mit ihrem leiblichen Bruder Agrippa in höchst verdächtigem Umgange, heirathete nachher den König Polemon von Cilicien, trennte sich bald von diesem und wurde erklärte Geliebte des nachmaligen Kaisers Titus, mit dem sie im kaiserlichen Palaste lebte. Die Absicht des Titus, sie förmlich zu seiner Gemahlin zu erheben, scheiterte an dem Widerwillen der Römer gegen die Ausländerin.

Berenice's Haupthaar (Coma Berenices), Sternbild am nördlichen Himmel, nahe am Schwanz des Löwen von 176—203° ger. Aufsteigung und 16—33° nördl. Abweichung, nach Berenice 2) benannt. Es enthält Sterne der 4., 5. und 6. Größe und mehre ausgezeichnete Nebelflecke. Der von Eratosthenes bereits erwähnte Name B. H. verlor sich im Mittelalter und wurde erst von Tycho de Brahe 1572 wieder eingeführt; die Benennung Absaloms Haar hat keine Anerkennung gefunden.

Beresford, sehr alte englische Familie, die ihren Namen von dem uralten Rittersitze Beresford oder Beresford in Staffordshire führt. Ein

Sprößling derselben, Tristram B., ging unter Jakob I. als Agent einer londoner Gesellschaft für die Kolonisirung der Provinz Ulster nach Irland und ließ sich hier zu Coleraine in der Grafschaft Londonderry nieder. Sein Sohn, Tristram B., war Mitglied des irischen Parlaments und wurde 1665 zum Baronet von Irland kreirt. Ein Urenkel von ihm, Sir Marcus B., wurde in Folge seiner Vermählung mit Katharina de Poer, der Tochter und Erbin von James, Earl von Tyrone, 1720 als Baron Beresford zu Beresford, Graf Cavan und Viscount Tyrone und nach dem Tode seines Schwiegervaters als Earl von Tyrone Peer von Irland. Sein zweiter Sohn, John B., war zuerst Barrister, seit 1770 Mitglied und nachher eine lange Zeit hindurch Präsident des Board of the revenue von Irland, sowie Mitglied beider königlichen Geheimeräthe, während ein dritter Sohn von Marcus, William, die Würde eines Erzbischofs von Tuam bekleidete und zum Baron von Decies ernannt wurde. Der älteste Sohn Sir Marcus B.s, George de la Poer=B., erbte 1763 den Titel seines Vaters und wurde 1789 zum Marquis von Waterford erhoben, welcher Titel seitdem unter den ältesten Söhnen des Hauses regelmäßig forterbte. Der zweite Sohn Sir Marcus B.s, John Claude B., geboren den 23. Oktober 1766, widmete sich dem Handel und schwang sich zu einem der angesehensten Bürger und selbst zum Lord Mayor von Dublin empor, wo er in den konservativen Kreisen einen bedeutenden Einfluß ausübte und den 3. Juli 1846 †. Das berühmteste Mitglied der Familie ist aber William Carr, Viscount B., Marchese von Campo Majore, Herzog von Elvas, der zweite natürliche Sohn des George de la Poer, Marquis von Waterford, trat 1785 als Fähndrich in die Armee, wohnte der Expedition nach Toulon bei, focht dann in West= und Ostindien, sowie in Aegypten, u. wurde 1800 als Oberst nach Irland gesandt, wo er die Reste der Rebellen zerstreute. Im Jahre 1805 nahm er an der Eroberung des Kaplands Theil, ward dann mit dem Rang eines Brigadegenerals an der Spitze eines kleinen Detachements nach Buenos=Ayres gesandt und bemächtigte sich dieser Stadt, ohne sie jedoch behaupten zu können. Gezwungen zu kapituliren, gerieth er in Gefangenschaft, entwich aber und kam 1807 in England an. Sofort als Befehlshaber der Landtruppen nach Madeira geschickt und nach der Eroberung der Insel zum Gouverneur derselben ernannt, wurde er doch schon 1808 wieder abberufen, um in Portugal thätig zu seyn. Hier entwickelte er einen ausgezeichneten Feldherrnblick und hohen militärischen Muth. Im März 1809 wurde er zum Feldmarschall und Generalissimus der portugiesischen Armee ernannt und machte sich dieser Auszeichnung durch glänzende Waffenthaten, sowie vornehmlich auch durch eine höchst zweckmäßige Reorganisation der portugiesischen Truppen würdig. Mit 12,000 Mann warf er am obern Duero ein französisches Corps unter Loison und vereinigte sich zur gemeinschaftlichen Verfolgung des Feindes mit dem von Wellington kommandirten britischen Corps. Auch schlug er Soult bei Albuera in blutiger Schlacht. Unter Wellington befehligte er 1812 ein Armeecorps und trug fast zu allen großen Siegen, welche in Spanien und Frankreich über die Franzosen erfochten wurden, namentlich zu denen bei Vittoria, Bayonne und Toulouse rühmlichst bei. Am 13. März 1814 zog er an der Spitze des portugiesischen Heeres mit dem Herzog von Angoulême in Bordeaux ein, wurde darauf am 6. Mai zum Baronet erhoben und erhielt bald nachher von der britischen Regierung eine Sendung nach Rio Janeiro, von der er 1815 nach England zurückkehrte, um sein Kommando in Portugal zu übernehmen. Kaum war er jedoch in Lissabon eingetroffen, so riefen ihn wichtige Aufträge der britischen Regierung wieder nach Brasilien, er ward hierauf englischer General en Chef der Infanterie und Gouverneur von Jersey. Nach seiner Rückkehr übernahm er wieder den Oberbefehl über die portugiesische Armee; aber die Strenge, mit welcher er 1817 in Lissabon eine gegen das britische Heer und die Regentschaft gerichtete Verschwörung des Generals Freyre unterdrückte, machte ihn bei den Soldaten verhaßt. Er hatte sich gerade nach Rio Janeiro eingeschifft, als die portugiesische Revolution von 1820 ausbrach und ihn, dem in der brasilianischen Hauptstadt die Stelle eines Generalstatthalters des Reichs übertragen worden war, außer Aktivität setzte. Nach der Besiegung der Revolution gewann er wieder Einfluß beim König von Portugal, kam jedoch in Verdacht, bei der versuchten Revolution der Königin und des Prinzen Don Miguel 1823 betheiligt gewesen zu seyn, wurde deshalb aus Portugal verbannt und ging nach England. Im December 1826 trat er abermals in Lissabon auf, um die englischen Hülfstruppen in Verbindung mit der royalistisch=antikonstitutionellen Partei unter Chaves gegen die Rebellen zu führen. Allein die Truppen blieben unthätig, und B. mußte nach England zurückkehren, wo er 1828 Großmeister der Artillerie ward. Da er fortwährend, von den Tories in England unterstützt, geheime Verbindungen mit der migueltistischen Partei unterhielt, wurde ihm 1835 sein Gehalt als portugiesischer Feldmarschall entzogen. Nachdem er von der öffentlichen Schaubühne abgetreten war, vermählte er sich mit der Wittwe des Bankiers Hope, der Tochter des oben genannten Lord Decies, Erzbischofs von Tuam. Seit 1810 repräsentirte er im britischen Unterhause die Grafschaft Waterford und nahm 1814, als Baron B. zum Pair erhoben, im Oberhause seinen Sitz, wo er sich als Tory bewies. Später erhielt er den ihm entzogenen Gehalt eines portugiesischen Feldmarschalls wieder, zog sich zuletzt vom öffentlichen Leben zurück u. † den 7. Jan. 1854 auf seinem Landgut in der Grafschaft Kent. Sein Bruder, Sir John Poer, Baronet, geboren 1769, wurde 1825 zum Viceadmiral und 1838 zum Admiral ernannt, war mehre Jahre hindurch Mitglied des Unterhauses u. † den 2. Oktober 1844 auf seinem Gute Bedale in Yorkshire.

Beresina= (Beresina'scher, Lepelscher) **Kanal**, russischer Kanal, verbindet durch die Flüsse Ulla und Seegusch und die Seen Plavia und Bereschta den Dnepr mit der Düna und die

Ostsee mit dem schwarzen Meere, ist 1⅓ Meilen lang, hat 4 Schleußen, wurde angefangen 1797, beendigt 1801.

Beresit, Abart des gemeinen Granits, durch Verwitterung des Feldspaths locker und mürbe geworden, durchsetzt bei Beresowsk in Sibirien gangartig den Talk- u. Chloritschiefer. In seinen Adern und Spalten sind goldreiche Quarzadern.

Bereszina, Fluß im europäisch-russischen Gouvernement Minsk in Litthauen, entspringt im borissowschen Kreise desselben Gouvernements bei Polotzk, durchfließt zwischen sumpfigen Ufern das Gouvernement fast seiner ganzen Länge nach von Norden nach Süden und fällt im Gouvernement Mohilew nach einem Lauf von 500 Wersten in den Dnepr. Nebenflüsse sind die Plisse, Bobe, Spa u. a. m. Die B. hat von jeher hohe strategische Wichtigkeit gehabt, sie ist die wichtigste Linie für jedes Heer, das aus Litthauen in das innere Rußland eindringen will. Schon Karls XII. Uebergang uber die B. (den 26. u. 27. Juni 1708) ist in der Geschichte der Strategie ein Ereigniß; welthistorische Berühmtheit hat aber der Fluß durch den Rückzug der Franzosen über die B. (den 26. bis 28. Nov. 1812) erhalten. Nachdem Napoleon am 13. November Smolensk verlassen, galt es die B. zu erreichen, bevor sich das von Norden anrückende 30,000 Mann starke Corps des Fürsten Wittgenstein mit jenem des Admirals Tschitschakof, der 27,000 Mann von Süden herführte, vereinigte und der einzig praktikable Uebergangspunkt bei Borissow versperrt wurde. Unterwegs stießen zwar die sehr willkommenen Verstärkungen der Marschälle Oudinot, Victor und des Generals Dombrowsky zu den Trümmern des französischen Hauptheeres, dafür aber hatte Tschitschakof schon am 23. November die Brücke bei Borissow zerstört. Am 25. Nov. langte Napoleon in Borissow an. Bei Studienka und Sembin, etwa 3 Meilen nördlich von Borissow, wählte er den Punkt, wo die Nothbrücken aufgeschlagen werden sollten. Vorläufig wurden auf einzelnen Flößen 400 Mann Infanterie über den Fluß gesetzt, um in Verbindung mit einer Anzahl Reiter, die durch das Wasser geschwommen waren, und mit Hülfe der diesseits aufgefahrenen Artillerie des 2. Armeecorps den Brückenbau gegen Tschitschakof zu decken. Die Leitung des Baues führte der General Eblé. Am 26. Nov. früh 8 Uhr begannen unter Napoleons Augen 400 Pontoniers mit unerhörter Anstrengung die erste Brücke. Der Fluß hat an jener Stelle 150 Fuß Breite, sein sumpfiger Grund und das stark treibende Eis legten dem Bau unsägliche Schwierigkeiten in den Weg. Das Material hatten vorzuglich eingerissene Häuser liefern müssen. Bei 17° Kälte standen die Arbeiter bis an die Brust im Wasser, um die Böcke aufzustellen und die Balken aufzulegen. Gleichwohl konnte diesen Menschen nichts zu ihrer Stärkung verabreicht werden; daher auch die meisten von ihnen in den folgenden Tagen starben. Nachmittags um 1 Uhr war eine Brücke für Reiterei und Fußvolk hergestellt, sogleich bewerkstelligte das 2. Armeecorps unter Oudinot seinen Uebergang und drängte, die Reiterbrigade Castex an der Spitze, eine Abtheilung Russen gegen Borissow zurück. Mit Mühe brachte man auch einen Achtpfünder und eine Haubitze mit einigen Munitionswagen auf diesem Wege über den Fluß. Die zweite, für das Geschütz und die Wagen bestimmte Brücke kam 3 Stunden später zu Stande. Bis dahin waren die Russen über den Ort, wo Napoleon die B. passiren wollte, noch im Unklaren geblieben, am 27. November aber zeigten sie sich auf beiden Ufern unweit der Brücken, ohne jedoch an diesem Tage schon den Uebergang der Franzosen zu stören. Dagegen wurde die zweite Brücke durch das Brechen der Böcke mehrmals unbrauchbar, auch kamen die Knüppel, mit denen sie, in Ermangelung von Bretern, belegt war, durch die im Trabe darüber gehenden Pferde oft in Unordnung. Auch die Breterdecke auf der ersten Brücke mußte mehrmals erneuert werden. Alle diese Arbeiten wurden von den Pontoniers mit der größten Anstrengung, aber mit eben so vieler Bereitwilligkeit und Selbstaufopferung ausgeführt. Daher erfolgte der Uebergang im Ganzen schnell, so lange die Truppen geordnet marschirten. Napoleon selbst ging mit der Garde am 27. Mittags über den Fluß. Als aber an demselben Tage gegen Abend die Artilleriebrücke zum dritten Male brach, begann das ungeordnetste Gedränge. Soldaten, Pferde und Wagen stürzten gleichzeitig nach den Eingängen der Brücken und bildeten vor diesen bald unbewegliche Massen, durch die nur der Einzelne mit Mühe sich durcharbeiten konnte. Von jetzt an hörte jede Regelmäßigkeit und jedes Gesetz der Fortbewegung auf. Jeder suchte das rechte Ufer zu gewinnen; Keiner wollte dem Andern weichen, Keiner zurückbleiben; man drängte sich von den Bretern ins Wasser; wer nicht auf eine der Brücken gelangen konnte, suchte über das schwache Treibeis und schwimmend ans entgegengesetzte Ufer zu kommen; doch erreichten im Wasser nur sehr Wenige das Ziel. Als nun vollends am 28. November früh die Russen auf dem linken Ufer auf Schußweite den Brücken sich näherten und diese mit Kanonen und Haubitzen bestrichen, während gleichzeitig Tschitschakof die schon übergegangenen Truppen auf dem rechten Ufer angriff, erreichte die Verwirrung den höchsten Grad. Wittgenstein war schon am 27. November vor Borissow eingetroffen und hatte dort nach hitzigem Gefecht den General Partoneaux mit seiner ganzen Division gefangen genommen. Marschall Victor behauptete sich zwar mit bewunderungswürdiger Tapferkeit den ganzen Tag hindurch mit 4500 Mann gegen eine wohl 5mal stärkere Macht auf der Nachhut, konnte indeß die russischen Geschütze nicht so weit von den Uebergangspunkten abhalten, daß sie den Brücken keinen Schaden zugefügt hätten. Gleichzeitig hatte Tschitschakof mit 26,000 Mann das 14,000 Mann starke Corps der Marschälle Oudinot und Ney auf dem rechten Ufer angegriffen, war aber von den mit der letzten Anstrengung kämpfenden Franzosen nachdrücklich zurückgewiesen worden. Von 9—11 Uhr Nachts ging Victor mit der Arrieregarde über den Fluß, nachdem ihm General Eblé durch die Pontoniers eine Art Laufgraben durch die an den Brücken aufgehäuften Leichname

und zerbrochenen Wagen hatte machen lassen. Eine schwache Nachhut blieb noch bis zum Morgen auf dem linken Ufer. Hier lag noch eine bedeutende Anzahl Verwundeter, Kranker und Ermatteter, Soldaten, Kinder, Weiber, die in kraftloser Verzweiflung die Nacht unbenutzt hingehen ließen, und sich erst dann, als Eblé früh 1/29 Uhr beim Nahen der Russen die Brücke anzünden ließ, mit wildem Geheul in die Flammen oder in die Fluthen stürzten, wo die Meisten umkamen. Der Verlust der Franzosen an Menschen, Pferden und Heergeräthen war unermeßlich; von 70,000 Mann kamen kaum 40,000 an das jenseitige Ufer und von diesen starb ein großer Theil in den nächsten Tagen an den Folgen der erhaltenen Wunden oder der ertragenen Beschwerden. Zehn Jahre später sah man noch die Trümmer von Waffen und Heergeräthe aller Art auf beiden Seiten der B. aus dem Schlamme hervorragen. Mit Mühe konnte Ney in Wilna 3000 Mann streitfähige Leute, um die weitere Flucht der Unbewaffneten zu decken, auf die Beine bringen. Eine sehr interessante, wenn auch etwas grell gehaltene Schilderung des Ueberganges über die B. nach Segur findet sich in Rellstabs Roman „1812" (3. Aufl. Leipzig 1843).

Beresovie, russische Inseln im finnischen Meerbusen, zum Gouvernement Wiborg gehörig, an der Küste, vom Festland durch den Biörksund oder die Meerenge von Beresovoi geschieden.

Beresow (Beresowa), asiat.-russ. Kreisstadt im Gouv. Tobolsk, am Ob und an der Wogulka, mit Fischerei und Jagd auf nordische Pelzthiere und 1200 Einw., ist Mittelpunkt des Handels der Russen mit den Ostjaken, Wogulen und Samojeden und Verbannungsort, wo Osterman, Dolgoruki, Mentschikow lebten und starben. Der Name B. bedeutet Birkenwald; dieselbe Bedeutung hat der ostjakische (Sumgut-Wam) u. der wogulische (Chal-Usch) Name der Stadt. Die Stelle des heutigen B. war schon lange vor der Ankunft der Russen in Sibirien von den dortigen seßhaften Völkerschaften bewohnt.

Beretlyo, ungarischer Fluß, entspringt in der kolos'cher Gespannschaft, verschwindet weiterhin in Sümpfen der biharer und bekescher Gespannschaft und mündet unterhalb Mezö Tur in den Körös; hat Flußperlen.

Berettini, Maler, s. Cortona.

Berg, ehemaliges Herzogthum im westphälischen Kreise des deutschen Reiches, am rechten Rheinufer, zwischen dem Erzbisthum Köln, dem Fürstenthum Nassau-Siegen, dem Herzogthum Westphalen, der Grafschaft Mark, dem Herzogthum Kleve u. dem Fürstenthum Mörs gelegen, 54 □M. groß mit 200,000 Einw. Flüsse sind der Rhein, die Sieg, die Agger, Wupper, Düssel, Anger, Ruhr u. a. Der Boden ist am Rhein eben u. fruchtbar, sonst meist bergig, steinig, aber gut bewaldet und producirt: Getreide unter dem Bedarfe, Holz, Obst, etwas Wein. Hauptnahrungszweige der Einwohner sind: ansehnliche Viehzucht, ergiebiger Bergbau auf verschiedene Erze u. Steinkohlen; starke Fabrikation in Leinen-, Woll-, Seiden- u. Metallwaaren (Elberfeld, Barmen, Solingen, Remscheid); die bedeutendsten Städte sind Düsseldorf, Elberfeld, Barmen, Solingen, Mühlheim a. d. Ruhr, Lennep, Wipperfurth, Mühlheim am Rhein, Deutz, Siegburg. Jetzt gehört das Land zu Preußen, und zwar theils zu den rheinländischen Regierungsbezirken Düsseldorf und Köln, theils zum westphälischen Regierungsbezirk Arnsberg. Die ersten bekannten Bewohner dieser Gegenden sind die Ubier; nach deren Uebersiedelung ins Kölnische erschienen hier die Sigambrer, Tenchterer und Brukterer. Dieselben verlieren sich in der Völkerwanderung, worauf B. ein fränkisches Grenzland gegen die westphälischen Sachsen wurde; es gehörte zu Ripuarien und bildete 4 Gaue dieser Provinz. Das Christenthum fand zuerst um 700 Eingang durch Suidbertus, Beda's Schüler, der auf einer Rheininsel bei Düsseldorf das Stift Kaiserswerth gründete und daselbst 713 oder 714 †. Die kaiserlichen Grafen in B. scheinen meist aus der alten und mächtigen Familie von Teisterband gewesen zu seyn, wie Adolf I. und Adolf II.; erblich jedoch wurde diese Würde nebst der eines Grafen von Altena (Mark) erst 1108 den Brüdern Adolf u. Eberhard von Teisterband und Altena verliehen. Eberhard erbaute die Stammburg Berg (Altenberg) im Kreise Mühlheim, half mit seinem Bruder 1126 oder 1127 in dem heftigen Kriege zwischen dem Herzoge Heinrich von Limburg und dem Herzoge Gottfried von Brabant Ersterem den Sieg erkämpfen, ward nach seiner Genesung von einer schweren Wunde Mönch, verwandelte 1133 seine Burg in eine Cistercienserabtei und † daselbst als Abt 1152. Adolf III., sein Bruder, regierte hierauf in Altena und B. zugleich; er † 1156 ebenfalls als Mönch zu Altenberg. Ihm folgte sein Sohn Adolf IV., der ein Liebling des Kaisers Friedrich Barbarossa war und 1120 †. Seine Söhne, Eberhard und Engelbert, theilten das Erbe, so daß jener Altena, dieser B. erhielt. Engelbert I. gehört zu den kräftigsten und trefflichsten Regenten seines Zeitalters. Er ließ zur Erhöhung der Landeskultur Kolonisten aus den Niederlanden kommen, bekämpfte mit Nachdruck die Raubritter, vergrößerte seine Macht durch Ankauf der Besitzungen des Dynasten Arnold von Tyrern auf dem rechten Rheinufer, sowie durch Erwerbung der Lehnshoheit über die dynastischen Freiherren von Hückeswagen, nahm am Kreuzzuge Friedrichs I. Theil und † auf dem Rückwege in Ungarn 1193. Sein Sohn und Nachfolger, Adolf V. (1193—1218), spielte eine bedeutende Rolle in dem Streite der Gegenkaiser Otto IV. und Philipp von Schwaben, zog dadurch seinem Lande eine furchtbare Verheerung durch Ottokar von Böhmen, Philipps Bundesgenossen, zu, unterdrückte aber mit starker Hand das immer mehr um sich greifende Raubwesen, kämpfte auch gegen die Albigenser u. starb auf einem Kreuzzuge vor Damiette. Die Erbfolge stand seiner Tochter Irmengard, der Gemahlin des Herzogs Heinrich von Limburg, zu. Allein Engelbert (II.), Adolfs V. Bruder und Erzbischof von Köln, behauptete ein Näherrecht und machte sich zum Herrn des Landes, welches durch seine Regentenweisheit ungemein gewann. Leider wurde er schon 1225 durch Friedrich von Isenburg ermordet; ihm folgte der genannte Herzog Heinrich von Limburg.

Er verwickelte sich wegen des ältesten Sohnes jenes Grafen von Isenburg in eine heftige, für B. unheilvolle Fehde mit dem Grafen Adolf von der Mark, entriß übrigens, wo es nur irgend thunlich war, den Klöstern und Stiftern ungesetzmäßig erworbene Güter, stand bei Friedrich II. in hohem Ansehen, nahm an dessen Kreuzzuge Theil und † 1244. Sein Sohn, Adolf, sollte ihm in der Grafschaft B. folgen; allein seine Mutter Irmengard behauptete die Herrschaft, bis nach vielen Streitigkeiten eine Theilung zu Stande kam. Adolf VI. war ein eifriger Anhänger des Gegenkönigs Heinrich Raspe und führte dessen Reiterei in der Schlacht bei Frankfurt. Muthwillige Theilnahme an vielen Händeln seiner Nachbarn und Prachtliebe zeichneten seine Alleinregierung nach dem Tode seiner Mutter aus. Er fand seinen Tod 1255 in einem blutig gewordenen Turniere zu Neuß. Von ihm wurde 1255 der Grundstein der herrlichen Stiftskirche zu Altenberg gelegt. Sein trefflicher Sohn und Nachfolger, Adolf VII. (1256—1295), wandte seine regste Aufmerksamkeit dem Wohlstande des Landes zu. Einöden wurden mit Meierhöfen besetzt, die verheerenden Fluthen der Sieg eingedämmt, die Gesetze nebst der Gerechtigkeitspflege verbessert und streng überwacht. Seine Ansprüche auf das Herzogthum Limburg, die vom Grafen Reinhold von Geldern streitig gemacht wurden, verkaufte Adolf an den reichen Herzog Johann von Brabant für 20,000 Mark Silbers, welche er zur Instandsetzung seiner Burgen, zur Uebersiedelung von 2000 niederländischen Kolonisten in den Strich um Solingen, Kronenberg, Gräfrath und Mettinnen, sowie zur Herbeiziehung Bergkundiger aus dem Harze verwendete. Dieselbe limburgische Angelegenheit führte 1287 zu einer blutigen Fehde mit dem Erzbischof Stegfried von Köln. Derselbe wurde 1288 mit Reinhold von Geldern in der Schlacht bei Worungen gefangen genommen und erst nach Schließung eines für Adolf vortheilhaften Friedens wieder entlassen. Voll Rachgier ließ einige Jahre nachher Siegfried den Grafen hinterlistig überfallen und 13 Monate lang in so strengem Gewahrsam halten, daß nach bewirkter Freilassung der Geist des Unglücklichen völlig zerrüttet war und ein baldiger Tod ihn hinraffte. Noch heute wird das Andenken Adolfs als des eigentlichen Schöpfers der großartigen bergischen Industrie gesegnet. Ihm folgte sein Bruder, Wilhelm I. (1295—1308), früher Geistlicher. Derselbe wirkte in Adolfs Geiste fort, genügte aber zugleich dem Gebote der Rache durch Besiegung und Demüthigung des tückischen Siegfried bei Weßlingen 1296. Unter seinem Nachfolger, Adolf VIII., dem ältesten Sohne Heinrichs von Windeck, eines Bruders der Vorigen (1308—1348), litt B. schrecklich durch Ueberschwemmungen, Mißwachs, die Pest und den Krieg um die Reichskrone zwischen Friedrich von Oesterreich und Ludwig dem Bayer. Adolf, ein treuer Anhänger Ludwigs, bewährte sich in allen Drangsalen als ein wahrer Landesvater, helfend, Unordnungen u. Gewaltthätigkeiten abwehrend, über den guten Haushalt der Gemeinden u. Korporationen sorgfältig wachend. Da er ohne Kinder starb, so fiel die Grafschaft B. an seine Schwestertochter, Margarethe, Gräfin von Ravensberg und Gemahlin Gerhards, Sohnes des Herzogs Wilhelm von Jülich. Gerhard, Graf von B. und Ravensberg, erwarb die Herrschaft Hardenberg u. † 1360 auf einem Turniere zu Schleida. Sein Sohn u. Nachfolger, Wilhelm II., kaufte die Herrschaft Blankenberg, erhielt 1380 vom Kaiser Wenzel für B. die Herzogswürde und † 1408. Herzog Adolf I., zugleich Graf von Ravensberg, Sohn des Vorigen, ein talentvoller, aber unruhiger Regent (1408—1437), gerieth wegen seines Bruders, des Bischofs Wilhelm von Paderborn, in blutige Fehde mit Dietrich von Mörs und der Stadt Köln, unternahm einen unglücklichen Kriegszug nach dem Elsaß, um sich in den Besitz der Grafschaft Bar, der Hinterlassenschaft seines Schwiegervaters, zu setzen, hatte aber das Glück, nach dem Tode des Herzogs Reinhold III. von Jülich und Geldern ersteres Land zu erben und so seine Macht mehr als zu verdoppeln. B. blieb von da an bis zu Anfange des 19. Jahrh. mit Jülich vereinigt und theilte dessen Schicksale, wie es auch mit Gegenstand des jülich-bergischen Erbfolgestreits war. Während Jülich durch den luneviller Frieden 1801 an Frankreich kam, verblieb B. dem Hause Pfalz-Zweibrücken, ward 1804 dem Herzoge Wilhelm von Bayern aus dem Hause Pfalz-Birkenfeld-Gelnhausen überlassen, schon 1806 aber an Napoleon abgetreten und von demselben mit Hinzufügung des auf dem rechten Rheinufer liegenden Theils von Kleve zu einem Großherzogthume unter Joachim Murat umgeschaffen. Im folgenden Jahre wurden dazu noch das Siegensche, die Grafschaft Mark, Dortmund und ein Theil von Münster, später auch die Grafschaft Recklinghausen geschlagen, so daß das Ganze, seit 1808 in 4 Departements (Rhein, Sieg, Ruhr und Ems) getheilt, auf ungefähr 315 □M. 880,000 Einw. zählte. Die Festung Wesel gehörte mit ihrem Rayon unmittelbar zum französischen Reiche. Murat trat 1808 mit dem Ruhme, das Beste seiner Unterthanen wenigstens gewollt zu haben, die Regierung wieder an Napoleon ab, um das Königreich Neapel zu übernehmen. Ihm folgte 1809 unter kaiserlicher Vormundschaft Ludwig, der Sohn des Königs von Holland. Die Leibeigenschaft und Hörigkeit wurden aufgehoben, alle Lehnsverbindungen für aufgelöst erklärt und die Frohndienste abgeschafft; nur Ein Gesetz sollte fortan für Alle gelten, jede Ungleichheit des Standes mit rechtlichen Wirkungen hörte auf. Das Wohlthätige dieser Bestimmungen wurde indessen sehr geschmälert durch die tumultuarische Weise, mit der sie ins Leben traten, durch den unerträglichen Steuerdruck, der nach französischem Zuschnitte über das Land kam, durch die Konskription, welche die Bevölkerung decimirte, endlich durch die gänzliche Seesperre und die gehinderte Ausfuhr nach dem immer mehr sich ausdehnenden französischen Reiche. Schon die Nachricht vom Untergange der großen Armee in Rußland erregte daher zu Anfange des Jahres 1813 bei Gelegenheit der neuen Konskription einen Volksaufstand, der indessen mit der Hinrichtung mehrer Theilnehmer und der Konfiskation aller Kolonialwaaren in Elberfeld endigte. Bald nach

der Schlacht bei Leipzig löste sich das Großherzogthum von selbst auf, indem die einzelnen zusammengezwungenen Landestheile freiwillig zu ihren früheren Herren zurückkehrten. Die meisten derselben mit dem eigentlichen Herzogthume B. fielen durch den wiener Kongreß an Preußen.

Berg, Dorf im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Kannstadt u. Stadtdirektion Stuttgart, am Neckar u. von vielen Kanälen durchflossen, mit Tuch-, Leder- u. Baumwollenspinnfabriken, königl. Münze, Färbereien, Seidenwattefabrik, Bierbrauereien, artesischen Brunnen mit Mineralwasser u. einem muriatisch-salinischen, auch etwas Eisen u. Schwefelstoffgas enthaltenden Säuerling (auf einer Neckarinsel in der Nähe), der sowohl für sich, als auch mit den nahen Wässern von Kannstadt (s. d.) benutzt wird, Badeanstalt ꝛc., hat 1400 Einwohner, welche Weinbau und ansehnlichen Handel treiben. B. ist ein gewöhnlicher Vergnügungsort der Stuttgarter.

Berg, 1) Günther Heinrich, Freiherr von, oldenburgischer Geheimerath und Minister und verdienstvoller Schriftsteller im Fache des Staatsrechts, Diplomat und Verwaltungsbeamter, geboren den 27. Nov. 1765 zu Schweigern bei Heilbronn, studirte von 1783—1786 zu Tübingen Jurisprudenz, bildete sich darauf in den Reichsgerichten zu Wetzlar und Wien für die juristische Praxis aus und erhielt auf Pütters Verwenden 1793 eine außerordentliche Professur nebst Beisitz im Spruchkollegium zu Göttingen, ging aber schon 1800 als Hof- und Kanzleirath und Ministerialkonsulent nach Hannover ab. Er trat auch in westphälische Dienste mit über, fand sich jedoch schon 1810 veranlaßt, die Stelle eines Regierungspräsidenten in Schaumburg-Lippe anzunehmen. Nachdem er auf dem Kongresse zu Wien als Bevollmächtigter für Schaumburg-Lippe und Waldeck thätig gewesen, ging er 1815 in oldenburgische Dienste über. Bis 1821 fungirte er in diesen als Bundestagsgesandter zu Frankfurt, dann wurde er Präsident des Oberappellationsgerichts und Mitglied des Staats- und Kabinetsministeriums, in welcher Stellung er bis an seinen Tod (9. Sept. 1843) unausgesetzt thätig war. Im Jahre 1833 nahm er an den Ministerialkonferenzen in Wien Antheil, indem er außer Oldenburg auch die anhaltischen Herzogthümer und die schwarzburgischen Fürstenthümer repräsentirte. Seine bemerkenswerthesten Schriften sind: „Deutsches Polizeirecht" (5 Bde., Hannover 1801—1809); „Abhandlungen zur Erläuterung der rheinischen Bundesakte" (Bd. 1, das. 1808); „Vergleichende Schilderung der Organisation der französischen Staatsverwaltung in Beziehung auf das Königreich Westphalen und andere deutsche Staaten" (1808); „Ueber die Wiederherstellung des politischen Gleichgewichts in Europa" (1814). Hinsichtlich seiner staatsrechtlichen Grundsätze gehört er zur Schule Pütters.

2) Karl Heinrich Edmund, Freiherr von, Sohn des Vorigen, geb. den 30. Nov. 1800 zu Göttingen, wandte sich dem Forstfache zu, besuchte 1815—1817 die damals blühende Forstakademie zu Dreißigacker und dann die Universität Göttingen. Nachdem er seit 1818 zu Bückeburg und am Harz seiner praktischen Ausbildung obgelegen, trat er im August 1820 als Auditor bei den oberharzischen Berg- und Forstämtern zu Klausthal in hannöverische Staatsdienste, erhielt 1821 an der daselbst neuerrichteten Forstschule die Stelle eines Hülfslehrers, wurde 1824 zum Forstschreiber mit Sitz und Stimme im Kollegium u. 1830 zum Oberförster, Referenten im Berg- und Forstfache und Kontroleur im Walde, einer damals sehr wichtigen Stelle, befördert. Im J. 1833 als Oberförster u. Chef der Forstinspektion nach Lauterberg versetzt, errichtete er hier ein Privatforstinstitut zur Ausbildung praktischer Forstleute u. widmete zugleich als Vorstand des dortigen Lokalgewerbevereins dem Gewerbewesen lebhafte Theilnahme, sowie er auch für Hebung der 1839 zu Lauterberg errichteten Kaltwasserheilanstalt thätig war. Im Jahre 1845 folgte er einem Rufe als Oberforstrath, Direktor der Akademie für Forst- und Landwirthe nach Tharandt und wurde 1849 Mitglied des Landeskulturraths. Seine forstwissenschaftlichen Schriften: „Anleitung zum Verkohlen des Holzes" (Darmstadt 1830); „Ueber das Verdrängen der Laubwälder im nördlichen Deutschland" (das. 1843); „Staatsforstwissenschaftslehre" (Leipzig 1850) verschafften ihm einen geachteten Namen, wie er sich auch durch die neuen Bearbeitungen von Cotta's „Waldbau" (7. Aufl. Leipzig 1849) u. von Jesters Werk „Ueber die kleine Jagd" (das. 1848) verdient machte. Den Jagdunfug von 1848 bekämpfte er in der Schrift: „Die Jagdfrage und die Jagdgesetzgebung" (Leipz. 1849). Er ist auch Mitarbeiter an der „Forst- und Jagdzeitung" und anderen Zeitschriften und leitet seit 1846 die Redaktion des „Forstwissenschaftlichen Jahrbuchs der Akademie Tharandt".

3) Jens Christian, norwegischer Rechtsgelehrter, Staatsmann und Alterthumsforscher, geboren den 23. September 1775 zu Drontheim, ward gebildet auf der Kathedralschule zu Christiania und seit 1792 auf der Universität zu Kopenhagen. Hier arbeitete er einige Zeit auf der Universitätsbibliothek, wendete sich aber später der juristischen Karriere zu, wurde 1803 Landrichter zu Rönsberg und 1814 Mitglied des außerordentlichen Storthings und des aus diesem gebildeten Komité's, das mit der Redaktion des Reichsgrundgesetzes beauftragt wurde. Hierauf erhielt er im November 1814 als Justitiarius das Präsidium des Stiftsobergerichts Aggerhuus u. die Assessur beim Reichsgerichte u. wurde zugleich wiederholt mit außerordentlichen Kommissionen beauftragt. Im Juli 1835 war er Mitglied der Bankadministration Norwegens und 1837 Stadtverordneter von Christiania. Trotz dieser ausgedehnten praktischen Wirksamkeit, durch die er sich die ungetheilte Hochachtung seiner Mitbürger und die Anerkennung der Regierung erwarb, wußte er doch auch für wissenschaftliche Arbeiten noch Mußestunden sich zu erhalten, die er besonders der Erforschung nordischer Alterthümer zuwendete. Er nahm lebhaften Antheil an den Zeitschriften „Saga", „Morgenblad", „Budstikken" und dem historischen Magazin „Samlinger til der norske Sprog og Historie", das er zum Theil selbst redigirte.

4) Franciska, eine der ersten jetzt lebenden

tragischen Schauspielerinnen Deutschlands und die Hauptzierde der dresdner Hofbühne, wurde 1815 in Mannheim geboren und in ihrem 14. Jahre in die dortige Singschule aufgenommen. Ihre theatralische Laufbahn begann sie zu Würzburg, wo sie sofort ein Engagement fand. Nach 1½jährigem Aufenthalte ging sie nach München, wo sie mit dem größten Beifalle auftrat, u. 1831 wurde sie nach Dresden berufen. Nicht durch jugendliche Schönheit oder sonstige gewinnende Vorzüge unterstützt, verdankte sie die große Anerkennung, die sie fand, einzig ihrem unermüdlichen Fleiße. Ihr Organ besitzt einen wunderbar seelenvollen Klang und ist namentlich hinreißend im Ausdrucke des Schmerzes und der Begeisterung. Ihre großartigen Gebilde übersteigen aber nie das Gebiet der Wahrheit und bleiben stets in den Schranken edler Weiblichkeit. Sie ist eine der wenigen Künstlerinnen, welche an die Blüthenzeit der Sophie Schröder erinnern. Mit Künstlerkraft weiß sie einen Charakter von dem andern zu trennen u. erscheint in den verschiedenen Rollen stets als eine Andere. Auch in der Mimik u. Plastik ist sie ausgezeichnet. Unter ihre schönsten Leistungen gehören: Louise, Thekla, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Gretchen, Klärchen, Bertha in der „Ahnfrau", Jerta, Griseldis, Corona di Saluzzo, des Strandners Tochter, Stephanie in Mosens „Otto III." u. m. a.

Bergakademie, Anstalt, auf welcher junge Leute, die den Schulkursus beendigt haben, zu Beamten im Berg- und Hüttenfache ausgebildet werden. Da bei beiden Fächern eine Menge von praktischen Kenntnissen unerläßlich ist, so müssen auf solchen Anstalten die theoretischen Vorlesungen mit der praktischen Vervollkommnung gleichen Schritt halten. Ob nun schon die auf Bergakademien gehaltenen Vorträge gleich gut auf Universitäten gehört werden können, so liegen letztere doch in der Regel nicht so günstig, daß in der Nähe derselben bedeutender Berg- und Hüttenbetrieb Statt fände. Aus diesem Grunde bleiben für das angehende Bergwerksstudium die Bergakademien, welche in Bergwerksdistrikten gelegen sind, die besten Vorbereitungsschulen. An mehren Orten Europa's, zu Schemnitz in Ungarn, zu Leoben in Steiermark und Przibram (seit Nov. 1849) für die nördlichen Provinzen der österreichischen Monarchie, zu Klausthal im Hannöverschen, bestehen solche Anstalten, allein keine derselben erlangte so außerordentlichen Ruf, wie die der Bergstadt Freiberg (s. d.) in Sachsen, den 13. November 1765 gestiftet, durch Reskript vom 4. December desselben Jahres begründet und Ostern 1766 eröffnet. Frankreich hat in Paris eine Erziehungsanstalt für Bergbeamte unter dem Namen Ecole des mines; Rußland eine dergleichen in Petersburg, das Bergkadettencorps genannt. Sehr gut ausgestattet und mit vorzüglichen Lehrern besetzt ist die B. von Schemnitz in Ungarn. Auch in Südamerika wurde in der neuesten Zeit eine solche Anstalt zu Mexiko ins Leben gerufen.

Bergamah, Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Anadoli, Sandschak Szarukhan, am mittelländischen Meere, nördlich von Smyrna, mit 2500 Einwohnern (Griechen u. Türken), Fort, Mauern und Hafen, alles in sehr verfallenem Zustande, aber reich an Alterthümern (Tempeln, Wasserbehältern, Wasserleitung, Amphitheater); das alte Pergamus.

Bergameno, Giovanni Battista, eigentlich Bonometti, berühmter Komponist aus Bergamo zu Anfang des 17. Jahrh., lebte zu Wien in den Diensten des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich. Man hat von ihm: „Parnassus musicus Ferdinandeus etc.", eine große Sammlung von 1-, 2-, 3-, 4- und 5stimmigen Motetten über latein. Psalmen und Gebete von den berühmtesten Komponisten seiner Zeit; ferner mehre Violintrios, Gagliarden und Korrenten für 2 Violinen und Baß, und mehre Orgelkompositionen.

Bergamo, Delegation im lombardisch-venetianischen Königreich, grenzt nördlich an die Delegation Sondrio, östlich an Tyrol und die Delegation Brescia, südlich an die Delegationen Cremona und Lodi, westlich an die Delegationen Mailand und Como und ist 79 □Meilen groß. Der nördliche Theil des Landes ist gebirgig durch Zweige der rhätischen Alpen, die sich bis zur Hauptstadt erstrecken und zwischen denen die schönen Thäler Camonica, Seriana und Brembana liegen, durchströmt von Flüssen, unter denen der Oglio, Serio, Brembo, die Adda (auf der Südwestgrenze) die bedeutendsten sind. Seen sind der Lago di Spinone und Lago Iseo; Mineralquellen sind zu Treseoro, Pellegrino u. a. Orten. Die Thäler sind fruchtbar und liefern vorzüglichen Wein und Flachs, und die Weiden nähren Viehheerden. Die Berge geben Eisen, Marmor 2c. Die Seidenzucht ist beträchtlich, ebenso der Holzhandel. Die Zahl der Einwohner ist 346,000. Die Bergamasken zeichnen sich von den übrigen Italienern durch manche charakteristische Eigenthümlichkeiten aus, sind in ganz Italien als plump und roh verschrieen und sprechen einen rauhen Dialekt.

Die gleichnam. Hauptstadt, zwischen dem Brembo u. Serio, auf 10 Hügeln amphitheatralisch, höchst imposant u. reizend gelegen, in einer sehr fruchtbaren, gut angebauten u. von mehren Kanälen durchschnittenen Gegend, hat eine Citadelle u. außerhalb der Mauern noch ein festes Schloß la Capella, das durch einen unterirdischen Gang mit der Citadelle in Verbindung steht. Von den 65 Kirchen u. Kapellen sind außer der von Fontana erbauten Kathedrale besonders merkwürdig: Sta.-Maria-maggiore, mit sehr guten Gemälden von Bassano, Giordano, Angelika Kaufmann 2c., eingelegten Holzarbeiten, der Kapelle Coleoni (nach einem venetianischen Feldherrn, dessen Mausoleum sie enthält, benannt), einer von Tiepolo gemalten Kuppel 2c.; San-Alessandro della Croce; San-Bartolommeo (mit schönen Gemälden); San-Grata (mit reicher Ausschmückung); San-Andrea, Sta.-Maria del Sepolcro. Andere merkwürdige Gebäude sind: der sogenannte neue Palast (von Scamozzi erbaut), die Paläste Baglietti, Terzi, Mossoli, Moroni und Sozzo, zwei Theater, der neuerdings massiv aus Bruchsteinen erbaute Bazar (Fiera), zwischen den Vorstädten St. Leonardo und Antonio, mit 600 Kaufläden, weitem Platz davor und Springbrunnen. Auf

dem Marktplatze steht die Statue Torquato Tasso's. B. ist der Sitz eines Bischofs und eines Kathedralkapitels und hat ein Lyceum mit einer 45.000 Bände starken Bibliothek, ein bischöfliches Seminar, zwei Nonnenklöster mit Mädchenerziehungsanstalten, ein Athenäum der Wissenschaften und Künste mit einem Museum, welches die Alterthümer der Umgegend, sowie eine Mineralien- und Konchyliensammlung enthält, eine vom Grafen Carara begründete Maler- und Bildhauerakademie, ein Musikinstitut, eine Ackerbaugesellschaft, Waisen-, Kranken-, Irren-, Versorgungs- und Arbeitshäuser, Fabriken für seidene Zeuche, Tuch-, Baumwollen-, Leinen- und Eisenwaaren, Wachslichter, Wachsleinwand, Spielkarten, Töpferwaaren, Hohlgläser aus Glasscherben und gegen 32,000 Einwohner. Jährlich wird hier vom 26. August bis 7. September eine lebhafte Messe im Bazar gehalten, welche vorzüglich des Seidenhandels wegen von Kaufleuten aus allen Gegenden Italiens, sowie von Schweizern und Deutschen besucht wird; 9 Tage lang gehen alle Waaren zollfrei ein und aus und während der übrigen 4 Tage sind die Abgabensätze auf die Hälfte ermäßigt. Die Unruhen der letzten Jahre haben dieser Messe sehr Eintrag gethan. Die Erbauer oder ersten Bewohner B.'s waren die in Oberitalien eingewanderten Celten (Gallier), und zwar die Insubrer. Die Stadt Bergamum erhob sich bald zu bedeutender Blüthe durch ihre Lage am südlichen Abhange der Gebirge, deren Bevölkerung hier ihre Bedürfnisse holte, und an der Hauptstraße. Unter der römischen Herrschaft war sie Municipium. Nachdem sie von Attila zerstört worden, erhob sie sich unter den Longobarden wieder aus den Trümmern und ward Residenz eigener Herzöge, von denen jedoch nur ein einziger, Gaidulf, bekannt ist, der sich gegen das Ende des 6. Jahrhunderts von der Oberherrschaft des Königs Agilulf frei zu machen suchte, aber vergeblich. Vom 8. Jahrhundert an stand B. unter der Herrschaft der Karolinger; später wurde es unabhängig und blieb es bis 1264, wo sich der Tyrann Philipp Turriani der Herrschaft bemächtigte, auf welchen Matteo Visconti von Mailand folgte, der es jedoch schon 1295 wieder verlor. Die Parteien der Ghibellinen und Guelfen wechselten seitdem mehrfach in der Herrschaft über die Stadt. Roger Suardi, der vom Volke zum Statthalter erwählt worden war, verkaufte B. an Pandolf III. Malatesta von Brescia. Im Jahre 1425 kam es an Philipp Maria Visconti von Mailand und nach dessen Tode (1447) an die Venetianer, die es 1509 an Ludwig XII. verloren, aber 1516 zurückerhielten, es stark befestigten und bis 1796 in dessen Besitz blieben. Damals kam es an die Franzosen, die es zur cisalpinischen Republik und dann zum Königreich Italien schlugen, in welchem es die Hauptstadt des Departements Serio bildete. Im J. 1814 wurde B. österreichisch und die Hauptstadt einer Delegation des lombardisch-venetianischen Königreichs.

Bergamottenbirnen (auch syrische Birnen, Pomeranzenbirnen, Pyra falerna bei Plinius, Pyra cydoniaria *Oken*), Birnenfamilie, welche ziemlich rundliche Birnen von mittlerer Größe und gelblich-grüner Schale mit brüchigem, mildem (auch butterartigem) Fleisch von sehr angenehmem Geschmacke und lieblichem Geruche begreift. Die B. haben ihren Namen wahrscheinlich von der Stadt Bergamo in Italien, oder von Pergamo in Kleinasien. Die Bäume dieser Familie erreichen im Ganzen nicht die Höhe und Größe anderer Birnbäume, leiden auch mehr durch die Witterung, daher man sie gern als Spalierbäume zieht. Von den zahlreichen Sorten, welche in den Pomologien aufgeführt werden, sind die vorzüglichsten: Von den Sommerbergamotten: die gemeine Sommerbergamotte, groß, mit rauher, grüner, gelb und grau punktirter Schale, Blume und Stiel in Vertiefungen sitzend, reift im September, schmeckt angenehm säuerlich; die graue Sommerbergamotte, wilde Honigbirne mit rauher, grüngelblicher, braunrother, roth punktirter Schale, saftigem, etwas steinigem Fleisch, reift im September, hält sich einige Wochen; die lange Sommerbergamotte, groß, saftig, mit gelblich-grüner, bräunlich punktirter, am Stiele etwas braun gefärbter Schale, flach sitzender Blume und langem Stiel, reift im August, hält sich nicht lange; die runde Sommerbergamotte, groß, mit gelber, grünanelaufender, auf der Sonnenseite dunkelrother, punktirter, dünner Schale, tief eingesenkter Blume, kurzem Stiel, mildem, süßsäuerlichem, körnigem Fleisch, reift im August; die deutsche Nationalbergamotte, groß, ¾ Pfund schwer, mit glatter, gelber, grün punktirter Schale, in weiter flacher Vertiefung sitzender Blume, zartem, steinlosem Fleisch, eine Sorte ersten Ranges, reift Mitte Septembers; die rothe Bergamotte, Sommercrasanne, Birne ersten Ranges, klein, nach dem Stiel sich zuspitzend, oben abgeplattet mit rauher, gelblich-grüner, auf der Sonnenseite röthlicher, zimmtfarbig angelaufener, grau punktirter Schale, halb geschlossener, flacher Blume, vertieft sitzendem Stiele, weißem, nicht sehr saftreichem Fleisch, kommt im Geschmack der Butterbirne nahe, reift im September, hält sich 1 Monat lang; die gemeine Pomeranzenbirne, groß, von eiförmiger Gestalt, mit auf der Schattenseite grüner, auf der Sonnenseite rothbrauner, etwas roth gestreifter, überall grau getüpfelter und marmorirter Schale, feinem, halbbrüchigem, süßsaftigem Fleisch, reift im September. Von den Herbstbergamotten sind als die besten zu nennen: die gemeine Herbstbergamotte, mit rauher, grüner und grau punktirter, zur Reifzeit gelber, auf der Sonnenseite rother Schale, wenig vertieft sitzender Blume und Stiel, zuckersüßem, weinsäuerlichem Fleisch, reift im Oktober und November; die Crasanne-Bergamotte, Kelterbirne, platte Butterbirne, von abgestumpfter Form, oben platt abgerundet, mit gelblicher, grau punktirter, röthlich gefleckter Schale, in einer flachen Höhlung liegender Blume, langem Stiel, saftigem, muskatellerartigem Fleisch, reift im November und dauert bis December; die schweizer Bergamotte, schön von Ansehen, mit gelblich-grüner, blaßgelblich gestreifter, auf der Sonnenseite röthlicher, überall grau punktirter Schale, flach eingesenkter Blume und Stiel, weißem, schmelzendem, feinkörnigem, zuckerartig schmeckendem Fleisch, Herbstbirne ersten Ranges, zeitigt im

November und dauert bis December; die soulersche Bergamotte, mittelgroß mit grüner, später gelber, auf der Sonnenseite röthlicher, grün punktirter Schale, in einer flachern oder tiefern Einsenkung sitzender Blume, kurzem und dickem Stiel, etwas gelblichem, sehr saftigem und gewürztem Fleische, reift im December; die unvergleichliche Bergamotte, groß mit grüner Schale, saftigem, sehr angenehm schmeckendem Fleische, vom ersten Range, reift im Oktober und dauert bis in den December; die englische Bergamotte, groß, dick, mit tiefsitzender Blume und kurzem, starkem Stiele, grüner, grau punktirter Schale, von außen her etwas grünlichem, sehr wohlschmeckendem Fleische, vom ersten Range; die gelbe Herbstbergamotte, von verschiedener Form, bald platter, bald spitzer, gegen die mehr flach liegende Blume platt abgerundet, gegen den Stiel bald spitzer, bald stumpfer, mit hellgelblicher, grau oder grün punktirter Schale, weißgelblichem, zuckerartigem Fleische, reift im September, hält sich gegen drei Monate, Tafelbirne ersten Ranges; die große Herbstbergamotte mit grünlich-gelber oder grünbräunlicher, auf der Sonnenseite röthlich punktirter Schale, flachstehender Blume, etwas hartem Fleische, reift gegen Ende Septembers, hält sich nicht lange; die holländische Bergamotte, vom ersten Range, wird sehr groß, mit gelber, ins Röthliche übergehender Schale, ziemlich eingesenkter Blume und Stiel, reift im December, hält sich sehr lange. Unter den Winterbergamotten zeichnen sich aus: die Osterbergamotte, grüne Winterbergamotte, ziemlich groß, rund, mit grüner, grau punktirter, später gelb werdender Schale, tief eingesenkter Blume, weißem, steinlosem, butterhaftem, süßsäuerlichem Fleische, reift im Februar und März; die Winterpomeranzenbirne, Klöppelbirne, mittelgroß, rund, mit feiner bräunlichgrüner, zart punktirter, bisweilen warziger Schale, weißem, brüchigem, gewürzhaft saftigem Fleische von sehr angenehmem Geschmack; die Pfingstbergamotte, eine Tafelfrucht vom ersten Range, schön und groß, dauert vom November bis Juni. Bergamotte heißt auch eine besondere Art der Pomeranze (s. Citrone).

Bergara (Vergara), Stadt in der spanischen Provinz Guipuzcoa, südwestlich von San Sebastian, mit gelehrter Gesellschaft und Bergwerksschule und 4500 Einwohnern, wurde in den spanischen Karlistenkriegen der neuern Zeit oft genannt. Hier wurde am 30. August 1839 der Vertrag zwischen dem christinischen Oberfeldherrn Espartero und dem karlistischen General Maroto geschlossen, der dem Bürgerkrieg ein Ende machte, indem Maroto's ganzes Corps kapitulirte und Don Carlos in Folge davon sich genöthigt sah, über die französische Grenze zu fliehen.

Bergasse, Nicolas, französischer Staatsmann und Schriftsteller, geboren 1750 zu Lyon, lebte anfangs als Advokat in seiner Vaterstadt, wurde dann Parlamentsadvokat in Paris und machte sich (1781) zuerst in dem berühmten Prozeß Beaumarchais' mit dem Bankier Kornmann einen Namen. Beim Ausbruch der Revolution wurde er von der Stadt Lyon in die Versammlung der Generalstaaten gewählt, trat aber im Oktober 1789, um den neuen Konstitutionseid nicht leisten zu müssen, freiwillig aus und beschränkte sich von nun an fast ausschließlich auf publicistische Thätigkeit, schrieb z. B. gegen die Assignaten und gegen andere Maßregeln der Nationalversammlung. Da man am 10. August 1792 in den Tuilerien mehre seiner an den König gerichteten Memoiren vorfand, so wurde er festgenommen, und nur der Sturz Robespierre's rettete ihm das Leben. Seitdem widmete er seine ganze Zeit philosophischen Arbeiten, in denen er einen großen Ideenreichthum in glänzender Diktion entfaltete. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Sur l'influence de la volonté et sur l'intelligence“ (das. 1807); „Essai sur la loi, sur la souveraineté et sur la liberté de manifester ses pensées“ (das. 1817, 3. Aufl. 1822); „Essai sur la propriété“ (das. 1821); „Essai sur le rapport, qui doit exister entre la loi religieuse et les lois politiques“ (Paris 1822). B. war einer der ersten und feurigsten Apostel der mesmerschen Lehre über den Magnetismus und ein großer Bewunderer Napoleons; Kaiser Alexander von Rußland suchte ihn 1815 in Paris in seiner Wohnung auf, Karl X. ernannte ihn 1830 zum Staatsrath, die Julirevolution berührte ihn unangenehm. Er † den 29. Mai 1832 zu Paris.

Bergbau, im weitesten Sinne des Worts der Inbegriff aller Arbeiten, wodurch nutzbare Mineralien aus der Masse des Erdkörpers ausgebracht und zu Gute gemacht werden. Die theoretische Grundlage ist die Bergbaukunde, welche die Regeln angibt, nach denen die Gewinnung der Erzeu, sonstigen nutzbaren Fossilien sowie deren Zugutemachung ausgeführt wird. In dieser weiteren Beziehung begreift der B. auch das Hüttenwesen in sich, da dasselbe in untrennbarem Zusammenhange mit der Ausbringung der Erze ꝛc. steht und eigentlich den Beschluß sämmtlicher Gewinnungsarbeiten macht. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch scheidet man aber das Hüttenwesen vom B. im engern u. eigentlichen Sinne und beschränkt diesen auf diejenigen Arbeiten, welche die Ausbringung der nützlichen Mineralien im rohen Zustande zum Zwecke haben. Bergwerke werden diejenigen lokalen Anstalten u. Vorrichtungen genannt, aus denen im Innern der Erde (selten auf der Oberfläche) nutzbare Mineralien erbeutet werden. Alle Kenntnisse und Regeln über Anlegung, Erhaltung, Benutzung und Betreibung der Bergwerke umfaßt die Bergwerkskunde, welche also die Arbeit der Bergleute, in sofern diese in Bergwerken geschieht, in sich begreift, außerdem aber sich noch auf die Bergwerke als Anlagen und Bauten bezieht. Auch sie wird im weitern Sinne auf das Hüttenwesen, im engeren aber nur auf die Anstalten und die Arbeiten für Gewinnung der nützlichen Fossilien im rohen Zustande bezogen. Der B. ist eine Kunst, deren Regeln auf wissenschaftlichen Kenntnissen beruhen, welche in dieser Beziehung den Namen der Bergbauwissenschaften führen. Zu ihnen gehören vornehmlich: Mineralogie, Geognosie, Technologie, Physik, Chemie, Mathematik. Durch ihre Anwendung auf den B. erhält die Bergbaukunde verschiedene Theile, von denen mehre ein

umfassendes Studium erfordern. Die wichtigsten sind: Der mineralogische Theil, durch den der Bergmann nicht allein die nützlichen Mineralien an sich, sondern auch ihre chemischen Bestandtheile kennen lernt; der geognostische Theil, der über die Gesteinsschichten der Erde Aufklärung gibt; erst durch das Studium der Geognosie erlangt der Bergmann Kenntniß darüber, in welchen Gebirgsgruppen mit Wahrscheinlichkeit auf Erze, Steinkohlen, Braunkohlen, Steinsalz rc. zu rechnen ist, wenn er jene mit Oertern durchfährt, oder mit dem Erdbohrer untersucht; der metallurgische Theil, welcher über die nähere Kenntniß der Erze rücksichtlich ihres Gehaltes, über die Abscheidung der Erdarten, des Schwefels, Phosphors, der Kohle, der Säuren von Metallen und über die Trennung der einzelnen Metalle von einander Aufschluß gibt und in dieser letztern Beziehung vorzugsweise der Hüttenkunde angehört; der mathematische Theil, durch den der Bergmann nicht allein darüber Aufschluß erhält, welche Richtungen er den Grubenbauen zu geben hat, um an edle Gänge und nutzbare Lager zu gelangen, wie dieselben zweckmäßig zu verfolgen und wie die Grubenbaue zu Papier gebracht werden, was alles der Markscheidekunst angehört, sondern auch darüber, wie die beim Bergbaue nothwendigen Maschinen am besten und billigsten hergestellt, wie durch sie die Wasser aus den Gruben gehoben, die Erze und Kohlen am leichtesten mittels ihrer gefördert und atmosphärische Luft an wetternöthige Punkte geführt wird; der technische Theil, welcher ein großes Feld umfaßt; denn durch ihn erfährt der Bergmann, wie die Grubenbaue am zweckmäßigsten begonnen werden, wie die Häuer arbeiten, wie die Förderung und der Grubenausbau behandelt, wie die Wasser gehalten, die Wetter gelöst, den Grubenbränden vorgebeugt und die mechanische Aufbereitung vollführt wird. Da aber der B. mit Inbegriff des Hüttenwesens die sorgsamsten ökonomischen Rücksichten erfordert u. der Betrieb desselben in einem bestimmten Distrikt sich beständig danach richten muß, wie derselbe an andern Orten betrieben wird, weil sich hiernach die Preise der ausgebrachten Produkte stellen, so ist es vom höchsten Interesse, die Verfassung und den Betrieb der Bergwerke in den verschiedenen Gegenden der Erde genau zu kennen und zu wissen, mit welchen ökonomischen Vortheilen jene arbeiten. Von Wichtigkeit ist daher der ökonomische Theil der Bergbaukunde, welcher außerdem noch von den Grundsätzen über Bezahlung der Arbeiter, Unterstützung bergfertiger Bergleute, Erhaltung von deren Wittwen und Waisen, sowie von der Zurathehaltung und Aufbewahrung sämmtlicher Materialien rc. handelt. Der statistische Theil gibt die geschichtlichen Nachrichten von Entstehung der Gruben und Hüttenwerke in allen Bergwerksbezirken u. genauen Aufschluß über Quantität und Güte der gewonnenen Produkte. Da der B. ferner ein Gegenstand der Finanzverwaltung ist, in sofern jedem Staate daran liegen muß, alle Vortheile, welche ein Land von Bergwerken ziehen kann, möglichst zu benutzen, so müssen deshalb einerseits alle Mittel, die zur Hebung desselben zweckmäßig und nothwendig sind, aufgesucht, auf der andern Seite alle dem B.e drohenden Nachtheile abgewandt werden. Hierzu gibt der bergkameralwissenschaftliche Theil der Bergbaukunde Anleitung, welcher also namentlich die Ein- und Ausfuhr der Bergwerksprodukte, die Anlage von Lehranstalten, die Erleichterung der Transporte durch Herstellung von Straßen, Kanälen, Eisenbahnen, die Ertheilung von Prämien und Privilegien behandelt, sowie auch die Einrichtung des Rechnungswesens lehrt, durch welches eine leichte und sichere Uebersicht von dem Haushalte der Gruben und Hüttenwerke, sowie eine vollständige Kontrole erlangt wird. Der bergpolizeiliche Theil beschäftigt sich mit der Sorge für die Gesundheit und Sicherheit des Bergvolks, der Vorbeugung von Noth durch Auflagern von Getreide, welches die Bergleute in theuren Zeiten zu billigen Preisen verabreicht erhalten, der Aufrechthaltung der gehörigen Ordnung in der Disciplin rc. Der juristische Theil endlich verhilft zu guten, verständigen, nicht fesselnden und drückenden, sondern Kapital und Spekulation zu bergbaulichen Unternehmungen aufmunternden Berggesetzen, deren Handhabung für den B. von unberechenbarem Vortheil ist.

Obgleich der B. ein für die Staaten so wichtiges, für die Bewohner der Bergwerksgegenden oft so einträgliches, für die Civilisation ein ganz unentbehrliches Gewerbe ist, so wird er im Allgemeinen noch lange nicht so hoch gehalten und von den Regierungen gepflegt und unterstützt, als er es verdient. Der Bergmann, der unübersehbare Hindernisse zu überwinden, Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art zu ertragen, Lebensfährlichkeiten auf allen seinen Wegen zu bestehen hat, entnimmt der Erde in oft sehr großen Tiefen die für das glückliche Fortbestehen der menschlichen Gesellschaft unentbehrlichsten und wichtigsten Stoffe; dabei ist er selbst in der Regel arm, aber äußerst genügsam und zufrieden, arbeitsam, ernst; in den Stunden der Ruhe aber widmet er sich gern der Musik; Tracht, Sitte, Sprechweise und Liebe zu seinem Geschäft zeichnen ihn vor allen andern Gewerbsleuten aus (s. Bergleute). Auf Denjenigen, welcher noch nicht Gelegenheit hatte, ein Bergwerk in Augenschein zu nehmen, macht der erste Besuch einen merkwürdigen Eindruck; aber es ist sehr schwer, für Diejenigen, welche noch gar keins gesehen, durch Beschreibung ein richtiges Bild zu entwerfen, denn die Phantasie kann sich kaum eine Vorstellung von dem Leben und Treiben in den Tiefen machen. Ein eigenes Gefühl, ein geheimer Schauer durchbebt den Nichteingeweihten beim Durchwandern der unterirdischen Welt. Schon der Anblick senkrecht niederhängender Leitern, auf denen die Bergleute muthig hinabsteigen, um entfernt von der Erdoberfläche den Schätzen des Innern nachzugraben, hat etwas Ergreifendes, Unheimliches. Die neben und über einander fortlaufenden, nach mehren Seiten hin ausgedehnten Gänge, von denen viele in dunkle, unabsehbare Fernen reichen; die Gewölbe und die hohen

Hallen, wie solche in großen, seit undenklicher Zeit betriebenen Bergwerken vorhanden sind; dieses Labyrinth, in dem man ohne Führer sich nicht zurecht finden würde; der matte Schein öldampfender Lampen in den finsteren Räumen und hie und da stärkere Lichtmassen, aus denen sonderbare Gestalten gleich schwarzen Schatten hervorkommen, um bald wieder zu verschwinden; die Stille, nur unterbrochen von den schrillenden Fäustelschlägen der Bergleute, welche letztere hier ihre Tage in mühsamer Thätigkeit hinbringen, vom Rauschen der Wasser, vom Knarren und Dröhnen der Räder, vom Geräusche und Rasseln der Hebe- und Fördermaschinen, die dazu dienen, Erze und Wasser aus den Tiefen herauszuziehen; dann wieder Erschütterungen, hervorgerufen durch Pulverexplosionen, die gleich starken Kanonenschlägen durch den Wiederhall vervielfacht werden, bis sie endlich im fernen Erzittern sich verlieren; die ängstliche Lage, das Beklemmende in den engen Gängen, die so niedrig sind, daß man oft nur in der gebücktesten Stellung dieselben durchschreiten kann, ja stellenweise über herabgestürzte Trümmer schreiten u. oft über dieselben kriechen muß; das bange Gefühl, ganz nahe über dem Kopfe hängende Gesteine zu sehen, Felsmassen, welche mit ihrem Gewichte den Körper zu zerquetschen drohen; der Schrecken, das willenlose Entsetzen beim Hinabschauen in Weitungen von erstaunlichem Umfange und furchtbarer Tiefe: Alles trägt dazu bei, einen Anblick zu gewähren und Eindrücke hervorzubringen, die nirgends ihres Gleichen finden.

Die Technik des B.s begreift das Aufsuchen nutzbarer Lagerstätten in geognostischer Beziehung; die eigentlichen bergmännischen Versuchsarbeiten, wohin das Schürfen, Ueberröschen, Bohren, Absinken von Untersuchungsschächten und Treiben von dergleichen Stollen gehört; die Gewinnung oder den eigentlichen Gruben- und Abbau, oder die Regeln, nach denen Stollen, Strecken, Oerter, Schächte, Strossen-, Försten-, Pfeilerbaue rc. anzulegen und die nutzbaren Fossilien am rathsamsten zu gewinnen sind; den Grubenausbau, der zum Zwecke hat, die ausgehauenen Räume durch Zimmerung oder Mauerung vor dem Zusammengehen zu sichern; die Grubenwetterung, welche Anweisung gibt, den Bergwerken auf chemischem und mechanischem Wege die schlechten Wetter — nicht athembare oder sonst gefährliche Luft — zu entnehmen und durch gute zu ersetzen; die Förderung, die Art und Weise, wie die in den Gruben gewonnenen Fossilien auf die zweckmäßigste Weise aus denselben gebracht werden; die Wasserleitung, welche alle diejenigen Arbeiten in sich begreift, durch welche der Bergmann die den Tiefbauen zusitzenden Wasser am leichtesten herausschafft; die Aufbereitung oder die Arbeit, durch welche die nutzbaren Fossilien aus dem gewonnenen großen Haufwerke auf mechanischem Wege ausgezogen und bis zum möglichsten Grade der Reinheit gebracht werden; die Behandlung der zum Grubenbetriebe und zur Aufbereitung nothwendigen Tagewasser und deren gehörige und zweckmäßige Ansammlung; die Lehre von den beim B.e erforderlichen Maschinen; endlich die Lehre von der Aufnahme der Grubenrisse und den hierbei nöthigen Instrumenten.

Mit dem Namen Lager bezeichnet der Bergmann einen Niederschlag nutzbarer Mineralien, welcher parallel mit den Gebirgsschichten liegt und als solcher mehr oder weniger verschieden von der Masse der sie umgebenden Gebirgsgesteine ist. Die Substanzen, die sich auf Lagern vorfinden, bestehen entweder aus fossilen Brennmaterialien, Salzen und Erzen, oder aus anderen nutzbaren Gesteinen, Dach-, Tafel-, Griffel-, Wetzschiefer. Die Erzlager führen in der Regel den Gebirgsmassen analoge Gesteine, worin die nutzbaren Partien eingesprengt auftreten. Bei den massigen Gebirgen findet keine so regelmäßige Begrenzung Statt, als bei geschichteten. Einen Theil der Lager belegt man mit dem Namen Flötze und begreift darunter alle diejenigen, welche in jüngeren Gebirgen aufsetzen. Auch den Kohlenlagern gibt man diesen Namen sehr häufig. Nicht selten treten in einem und demselben Gebirge mehre Lager über einander auf, wie dies in vielen Steinkohlendistrikten in England, Frankreich, Preußen der Fall ist; sie haben dann in der Regel bald mehr, bald weniger mächtige Streifen von Kohlengebirg zwischen sich. Die Mächtigkeit (Dicke) der Lager wechselt im Allgemeinen und steigt von einigen Zollen bis zu mehren Lachtern. Manche Steinkohlenschichten werden schon mit 10 Zoll Mächtigkeit bauwürdig. Bei den großen Revolutionskatastrophen zersprangen die Bergmassen in verschiedene Längsspalten, welche von oben oder unten mit nutzbaren Fossilien und unhaltigen Gesteinen ausgefüllt wurden. Auf diese Weise entstand die zweite große Abtheilung von Lagerstätten, auf denen die meisten und edelsten Geschicke einbrechen: die Gänge; dieselben sind von der Struktur des Umgebungsgesteins ganz unabhängig. Wie bei den Lagern, so heißt auch bei den Gängen die umschließende Gesteinsmasse, auf welcher der Gang ruht, das Liegende, die, welche ihm zur Decke dient, das Hangende. Die Stärke des Ganges in der kürzesten Linie vom Hangenden nach dem Liegenden wird Mächtigkeit, der Winkel, welchen der Gang mit der Mittagslinie macht, Streichen, und die Lage, nach der er in die ewige Teufe eilt, Fallen genannt. Streichen und Fallen bestimmen Kompaß und Gradbogen. Die Länge ist in der Regel die größte Erstreckung der Gänge. In früheren Zeiten, wo die Geognosie noch in ihrer Kindheit schlummerte, war das Auffinden nutzbarer Fossilien großentheils Sache des Zufalls. So wird erzählt, daß die reichen Bergwerke zu Kremnitz und Schemnitz in Ungarn durch auf der Jagd erlegte Rebhühner, in deren Magen sich Goldkörner vorfanden, entdeckt worden seyen. Das mächtige rammelsberger Erzlager bei Goslar am Harze wurde durch einen Zufall entblößt, der wie eine Fabel klingt. Der Leibjäger Kaiser Otto des Großen ritt nämlich zur Jagd und band sein Pferd am Rammelsberge an einen Baum, während er dem wilden Schweine und dem Edelhirsche nachschlich. Das ungeduldige Thier fing unter der Zeit an, den Boden wund zu scharren und brachte unter unhaltigem Gesteine auch Silbererze mit zum Vorschein. Der

B. um Freiberg in Sachsen soll durch einen Fuhrmann entdeckt worden seyn, welcher mit Gütern vom Harze über das Erzgebirge fuhr und in einem Hohlwege, im Radgeleise, einen Gang, der gediegenes Silber und Glaserz enthielt, vorfand. Mögen auch mehre dieser Erzählungen ohne historische Beglaubigung seyn und dem großen Reiche der Bergmannsmärchen angehören, so ist gleichwohl der Hauptsatz wahr, daß nicht das Studium der Geognosten, sondern ein glücklicher Fund die wichtigsten Erdschätze an das Tageslicht gebracht hat.

Ist man durch die geognostische Voruntersuchung zu der Gewißheit gelangt, daß sich in einem bestimmten Terrain bauwürdige Lagerstätten finden, und hat man kein von der Natur bis zu den festen Felslagen aufgeschlossenes Terrain, so bewirkt man dies auf künstliche Weise, durch das Schürfen. Darunter versteht man nämlich das Wegräumen der lokkeren Bedeckung des Erdreichs bis auf das feste Gestein, um zu sehen, ob sich daselbst nutzbare Lagerstätten vorfinden. Viele der letzteren gehen bis zur Oberfläche, und man belegt den über Tage ausbeißenden Theil derselben mit dem Namen Ausgehendes. Um die Gewißheit zu erlangen, ob ein solches Ausgehendes einer bauwürdigen Lagerstätte angehöre, werden je nach der Gegend, in welcher man die Untersuchung anstellt, Versuchsstollen oder Schächte angesessen und so weit ins Feld oder niedergetrieben, bis die Ueberzeugung erlangt ist, ob die einbrechenden Fossilien mit Vortheil abzubauen sind oder nicht. Bei Aufsuchung von Salz- und Kohlenlagern ist das Bohren mittels des Erdbohrers gewöhnlich. Es besteht darin, die Gebirgssteine mit einem eisernen, unten verstählten Bohrinstrumente zu durchsinken, um aus dem geförderten Bohrmehle und dem herausgehobenen Wasser auf die Beschaffenheit des durchsunkenen, tauben Gesteins, oder der nutzbaren Lagerstätte schließen zu können. Man wendet das Bohren mit dem Erdbohrer auch zuweilen an, um Erzlager zu untersuchen, Gänge zu durchteufen, Durchschläge von einer Grube zur andern zu bewirken, Trink- und Treibewasser aus der Erdtiefe an die Oberfläche zu bringen, und auf Salzlagerstätten durch Zuleiten von süßen Wassern — sind diese nicht schon vorhanden — Soole darzustellen. Beim Bohren in größere Tiefen besteht das Gestänge aus dem eigentlichen Bohrer, den Hülfsstücken und Verbindungsstücken. Die Verbindungsstücke bestehen aus eisernen Stangen von 7 bis 21 Fuß Länge und 1 bis 2 Zoll Stärke. An jeder derselben befindet sich unten und oben ein Gestämme, und an dem einen Ende eine Schraube, an dem andern eine Mutter. Durch letztere werden die Gestänge auf beliebige Längen an einander geschraubt. Die Kopfstücke oder eigentlichen Bohrinstrumente sind verschieden, je nachdem man in festem Gesteine, oder im aufgeschwämmten Lande bohrt. Sie werden nach ihrer Gestalt Meißelbohrer, Kolbenbohrer, Kronenbohrer, Hohlbohrer genannt. Das Bohren in festem Gebirge ist eine Kunst, die erst in unserer Zeit sehr vervollkommnet worden ist, u. mittelst deren man jetzt mit Leichtigkeit in große Tiefen der Erde eindringt.

Die Gewinnungsarbeiten erstrecken sich nicht allein auf die Erlangung nutzbarer Mineralien u. Erze, sondern auch auf das dieselben umschließende Nebengestein. Die Werkzeuge, mittels welcher der Bergmann seine anstrengende, lebensgefährliche Arbeit verrichtet, belegt er sämmtlich mit dem Namen Gezähe. Nach dem Zusammenhalte der Zerklüftung und Härte werden die Gewinnungsarbeiten in 5 Hauptabtheilungen, für deren jede eine besondere Art von Häuerarbeit gebräuchlich ist, gebracht. Rolliges Gestein wird durch Wegfüllen, mildes durch Keilhauen, gepräges durch Schlägel und Eisen, festes durch Bohren und Schießen, höchst festes durch Feuersetzen gewonnen. Die Arbeit des Wegfüllens findet ihre Anwendung bei Dammerde, Seifengebirg, Sand, Grus, Gemš (das erste mürbe Gestein, auf welches man stößt), Braunkohle und bereits gewonnenen und aufgestürzten Fossilien, die von dem Orte, wo sie lagern, nach einem andern gebracht werden. Die Gezähe, welche bei dieser Arbeit in Gebrauch kommen, sind einfach und bestehen aus Schaufeln, Kratzen und Trögen. In sehr vielen Fällen wird die Wegfüllarbeit über Tage ins Gedinge — in Akkord — gegeben. Für die Kubikelle aufzuschaufeln, einzufüllen und wegzustürzen, zahlt man einen halben, bei der Förderung auf 40 Schritte einen Kreuzer. Die Keilhauenarbeit ist unter manchen Umständen so einfach als die vorhergehende; in der Regel erfordert sie jedoch schon mehr Geschicklichkeit. Sie wird bei Gewinnung von Lehm, Letten, Schieferthon, Gyps, Steinsalz, Steinkohlen in Anwendung gebracht. Die Keilhaue hat den Namen von ihrer Gestalt, indem sie einen, mit einer gut verstählten Spitze versehenen, etwas gebogenen Keil bildet, welcher mit einem zur Einsteckung des Helms am äußersten Ende angebrachten Oehre versehen ist. Die Keilhaue ist das Hauptgezähe des Steinkohlenhäuers, der sie Kohlenhaue nennt und, bei guter Konstruktion und geschickter Behandlung, viel damit zu leisten vermag. Stehen die Kohlen rein an, so muß ein Häuer auf einem Kohlenabbaue bei mittlerer Flötzesmächtigkeit 100 bis 110, bei Ortsbetrieb 40 bis 50, bei Ueberhauen aber 50 bis 55 Centner in einer 12stündigen Schicht gewinnen. Beim Gangbergbaue wird die Keilhaue zum Verschrämen verwandt, hauptsächlich dann, wenn das Hangende oder Liegende einen Lettenbesteg führt, der, vorher herausgehauen, einen weit größen Effekt beim Schießen bewirkt. Bei gegeprägem Gesteine, einigen Kalken, Schwer-, Fluß-, Feldspath, Kupferschiefer, festem Gyps, Schieferthon, Sandstein, weichem Granit und Gneis, Thonstein, Porphyr und manchem Thonschiefer wendet man Schlägel- und Eisenarbeit an. Bei derselben wird mehr die Geschicklichkeit, als die Kraft der Bergleute, in Anspruch genommen. Das Gezähe, welches bei ihr in Gebrauch kommt, besteht aus dem Schlägel oder Fäustel und dem Eisen. Ersterer wird aus einem 6 bis 7 Zoll langen und 2 Zoll starken Stück Eisen, das in der Mitte ein Auge, zur Aufnahme des 18zölligen Helms, und zwei gut verstählte Bahnen hat, gefertigt. Das Eisen ist $^{5}/_{8}$ □Zoll stark und 3 bis 6 Zoll lang, in ihm befindet sich, ober-

halb der Mitte, ein Auge, in welches ein Helm von zähem Eichen- oder Haselholz gesteckt wird. Unten hat es eine kulpige Spitze, das Oertchen genannt. Bei der Arbeit wird letzteres vorher angenäßt, an das Gesteine gesetzt und mit dem 6 bis 10 Pfund schweren Fäustel auf den oberen Theil geschlagen, wodurch streifenweise die Gesteinsmassen abgesprengt werden. Die Verwendung des Schießpulvers zur Gesteinsgewinnung ist eine der einflußreichsten Veränderungen, welche der B. je erlitten, indem sie der Arbeit eine ganz andere Gestalt gab. Viele noch jetzt im Betriebe stehenden Bergwerke würden ohne die Einführung des Sprengens längst zum Erliegen gekommen seyn, und namentlich dürfte Deutschland, dessen erzführende Gebirgearten sehr bedeutende Festigkeit besitzen, die empfindlichsten Verluste erlitten haben. Die Arbeitelöhne, welche im ununterbrochenen Steigen begriffen sind, während die Metalle im Werthe nicht höher gehen, werden durch die Anwendung des Pulvers im Gleichgewicht erhalten. Zum Sprengen der Gesteine über Tage bediente man sich desselben zuerst im 15., zur Gesteinsgewinnung in den Gruben in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Der Bohr- und Schießprozeß beruht auf der Herstellung eines mehr oder weniger tiefen, runden Loches in dem zu gewinnenden Gesteine. Dasselbe wird, wenn es nicht an sich schon trocken ist, so lange mit einem Haber (alten Stück Leinwand) ausgerieben, bis es keine Feuchtigkeit mehr besitzt, in seinem unteren Theile mit Sprengpulver gefüllt, bis auf eine zur Fortpflanzung des Feuers nothwendige, sehr enge Oeffnung, fest mit Thon ꝛc. verstopft, damit nach dem Entzünden die Wirkung nicht nach oben, sondern zur Seite, oder nach vorne gehe, und zuletzt die Losbrennung bewirkt. Zu den bei der Gesteinssprengung nöthigen Gezähen und Utensilien gehören: Bohrer, Bohrfäustel, Kräter, Stampfer, Räumnadeln, Zünder mit Schwefelmännchen, Pulver und Patronen, Raketchen, Schießgrand ꝛc. Die Bohrer sind vieleckige, oder runde dünne Stangen von Stahl, die $\frac{1}{2}$ bis $\frac{7}{8}$ Zoll stark und von verschiedener Länge sind. Am meisten ist der Meißelbohrer in Gebrauch; der Anfangsbohrer, der kürzeste von allen, mißt 7 bis 9 Zoll. Die Tiefe der Bohrlöcher richtet sich nach der Beschaffenheit des Gesteins. Der Kopf des Bohrers muß einen größeren Durchmesser haben, als die Bohrstange, weil im entgegengesetzten Falle sich dieselbe im Bohrloche klemmen würde. Bei festem Gesteine ist das Zuleiten von Wasser nach dem Bohrloche ungemein vortheilhaft, der Häuer wird dann von dem ungesunden Bohrstaube nicht belästigt und die Arbeit geht doppelt so schnell von Statten. Ist das Bohrloch fertig abgebohrt und gereinigt, so nimmt man die Räumnadel, einen dünnen cylinderförmigen kupfernen Stab, welcher sich nach unten zuspitzt, oben aber ein Oehr hat, bestreicht dieselbe mit etwas Fett, damit sie sich besser aus dem Bohrloche ziehen läßt, sticht die Patrone mit derselben an und schiebt sie bis auf den Boden des Bohrlochs. Nun werden die ersten 2 bis 3 Zoll über den Patronen ganz locker mit Schießgrand (geschlämmtem und wieder getrocknetem Lehm) ausgefüllt, der hierauffolgende Raum mit eben diesem Materiale fester ausgeschlagen, das Letzte der Besetzung aber mit großer Kraft durch den Stampfer in das Bohrloch hineingetrieben. Ist die Besetzung fertig, so bestreicht man sie außen mit nassem Letten, damit sich beim Herausziehen der Räumnadel nichts von dem Schießgrande abreiße und in die Zündöffnung falle. Sobald die Räumnadel entfernt ist, wird das Zündröhrchen, welches aus einem mit nassem Pulverbrei bestrichenen, zusammengerollten und wieder getrockneten Papiere besteht, behutsam in die Zündröhre eingeschoben, von außen mit Letten bestrichen, damit es sich nicht herumdrehen kann, das Schwefelmännchen, aus einem starken und gebäheten Schwefelfaden bestehend, angezündet und mit seinem untern Theile in das Zündröhrchen eingeschoben. Ist dies bewerkstelligt, so flieht der Arbeiter so schnell als möglich nach einem sichern Versteck und erwartet daselbst das Losgehen des Schusses. Erfolgt dasselbe nicht (haut es ab), so muß längere Zeit, mindestens 15 Minuten, gewartet werden, bis wieder nach dem Bohrloche gesehen wird, denn nicht selten verhält sich beim Abhauen ein Funken in der Nähe, der die Entzündung später bewirken kann und vielfältig schon bewirkt hat. Sehr häufig sind die Fälle beim B.e, daß unter Wasser, oder doch in ganz mit Wasser gefüllten Bohrlöchern geschossen werden muß; es sind dann lederne, gut verpichte Patronen und Lettendämme anzuwenden, um die Schüsse wegthun zu können. Am schwierigsten erweisen sich die Schießarbeiten in Flußbetten, in Häfen und an andern Punkten im Meere oder in Seen, wo Felsenriffe, welche der Schifffahrt hindernd in den Weg treten, fortgeschafft werden sollen. Der Bergmann wird bei der Ausführung dieser Arbeiten in einer Taucherglocke an die bezeichnete Stelle niedergelassen und erhält mittels eines ledernen Schlauches, der mit einer Luftpumpe in Verbindung steht, die zum Athmen erforderliche atmosphärische Luft. Hat das Bohrloch eine hinlängliche Tiefe erlangt, so schiebt er eine aus Stanniol gefertigte mit Pulver gefüllte Patrone, die mit einem Zinnrohre, das bis zur Oberfläche des Wassers reicht, in Verbindung gesetzt ist, in das Bohrloch ein und begibt sich an die Oberfläche des Wassers, wo er die Entzündung durch glühende Eisenstückchen, welche in die Röhre geworfen werden, bewirkt. Neuerer Zeit bedient man sich zum Losbrennen solcher Schüsse elektrischer Funken. Ein gewandter Berghäuer bohrt in der Grube in einer 8stündigen Schicht in sehr festem Gestein ein, in festem Gesteine zwei Bohrlöcher ab, thut die Schüsse weg und beräumt das Ort. Aus einem Pfunde guten Sprengpulvers werden 6 bis 7 Patronen gefertigt. Der Stahlabgang beträgt je nach der Festigkeit des Gesteins auf die Schicht 3, 4, 5 und 6 Loth. Bei der Gewinnung des festen Gesteins stand ehedem, außer Schlägel- und Eisenarbeit, das Feuersetzen in großem Ansehen. Schon die alten Griechen und Römer betrieben ihre Gruben, deren Gesteine dem Gezähe großen Widerstand entgegensetzten, mittels dieser Arbeit. Durch die Einführung des Sprengens kam diese Gesteinsgewinnungsart bis auf einzelne wenige Fälle außer Anwendung.

Sehr vortheilhaft bewährt sich dieser Prozeß bei höchst festen, wenig zerklüfteten, beim Schießen in kurze Stücken ausspringenden, starken Zusammenhang besitzenden, pölzigen Gesteinen, zu denen Quarz, fester Granit, Syenit, Porphyr, Magneteisenstein u. Eisenglanz gehören. Da aber durch das viele Holz, welches beim Feuersetzen aufgeht, diese Gesteinsgewinnung theuer zu stehen kommt, so ist sie jetzt nur an wenigen Orten und da in Anwendung, wo an Brennmaterial entweder kein Mangel ist, oder wo das Gestein dem Eindringen jeden Gezähes gänzlich widersteht. In Falun, Dannemora und einigen andern schwedischen und norwegischen Bergwerken, auch zu Altenberg, Geyer und Ehrenfriedersdorf in Sachsen, im Rammelsberge am Harz wird heutigen Tags noch mit Feuersetzen gearbeitet.

Unter dem Grubenbau versteht man den Aushieb nutzbarer Erze und Fossilien und die durch diesen entstehenden zum Beginne und der Fortsetzung des B.es nothwendigen Räume, die nach bestimmten Regeln hergestellt werden müssen. Die Grubenbaue sind hinsichtlich ihrer Einrichtung höchst mannigfach; die meisten derselben verlangen aber, wegen der einzubringenden Zimmerung oder Mauerung, eine sehr regelmäßige Gestalt. Dem Zwecke und der Form nach theilen sie sich in Versuchs- oder Hoffnungs-, in Ab- und Hülfsbaue. Die Versuchsbaue haben die Bestimmung, bauwürdige Mittel aufzufinden, und sind deshalb die kostbarsten von allen, weil sie entweder im tauben Gang- oder im Nebengesteine betrieben werden müssen. Die Anlagen dieser Baue dürfen wegen ihrer Kostbarkeit nicht sehr vermehrt werden, da die Gruben, stehen sie in Zubuße, leicht zum Erliegen kommen können. Dagegen kann andererseits die Versäumung der Herstellung hinlänglicher Versuchsbaue, wenn die Zechen in Ausbeute stehen, eben so gefährlich wirken und sie zum Auflassen bringen. Die Abbaue haben lediglich die Gewinnung der nutzbaren Fossilien zum Zwecke, die Hülfsbaue aber tragen dazu bei, dieselben zu bemöglichen, indem der Bergmann durch sie in den Stand gesetzt wird, nach den nutzbaren Bergwerksprodukten zu gelangen, die Förderung zu bewirken und die schädlichen Wetter und Wasser abzuführen. Zu den Hülfsbauen gehören Förder-, Kunst-, Wetterschächte, Radstuben, Seilstrecken ꝛc. In Beziehung auf Form und Anlage unterscheidet man streckenartige und schachtartige Grubenbaue. Streckenartige sind diejenigen, welche wenig von der horizontalen Richtung abweichen und nach dieser die größte Ausdehnung besitzen. Im vertikalen Durchschnitte bilden sie ein aufrechtstehendes Oblong. Ihr Zweck ist: Fahrung, Förderung, Wasserführung und Herstellung von Wetterwechsel, sie haben einen Anfangs- und einen Endpunkt, welch letzterer das Ort genannt wird. Mit Förste bezeichnet der Grubenarbeiter die oberen, mit Sohle die unteren, mit Ulmen die Seitenwände. Es werden zu denselben Stollen, Strecken, Röschen, Fall-, Steigörter und Querschläge gerechnet. Stollen, die wichtigsten aller streckenartigen Baue, gehen vom Tage mit wenig Ansteigen in die Gebirge; theilen sie sich, so nennt man die einzelnen Abtheilungen Flügel. Durch das Tragewerk sind sie in zwei getrennte Räume getheilt, von denen der untere die Wassersaige genannt wird und zur Wetterung und Wasserabführung dient, während auf dem oberen die Befahrung vorgenommen und die Förderung besorgt wird. Man sondert diese Grubenbaue in Such- und Tage-, in Erb- und Revierstollen. Erstere bringen auf kurze Distanzen geringe, letztere aber auf große Längen beträchtliche Teufen ein. Erbstollen müssen um ein Beträchtliches, gemeinlich um 10 Lachter und eine Spanne unterteufen, sollen sie das Recht erlangen, den höher gelegenen die Erhebung des Stollenneuntels abzuschneiden. Bei allen B.en sind Stollen von hoher Wichtigkeit, da sie zur Wasserabführung, Verminderung der Wasserhebungsteufen, zur Wetterzu- und Abführung für ganze Grubenreviere dienen. Die Länge der Stollen steigt von einigen Lachtern bis zu vielen Tausenden. Auf den im freiberger Reviere befindlichen und deren Flügelörtern kann der Wanderer auf mehrtägige Entdeckungsreisen ausgehen, denn der tiefe Fürstenstollen mit seinen nach allen Hauptgruben abgehenden Oertern allein hat eine Länge von einigen zwanzig Stunden. Die schachtartigen Grubenbaue haben eine dem Vertikalen sich mehr oder weniger nähernde Richtung und nach dieser die größte Erstreckung. Die horizontalen Durchschnitte bilden Oblonge, welche gewöhnlich eine Länge von $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ Lachter und eine Weite von $3^1/_2$ Fuß haben. Je nach der Art und Festigkeit des Gebirges, in welches sie niedergetrieben werden, ist jedoch die Form der Schächte verschieden. In England, Belgien, Frankreich gibt man ihnen in dem sohlig abgelagerten Kohlengebirge eine runde Form und hält diese wegen der leichten Ausmauerung für zweckmäßig; in Deutschland, wo die Gebirgsschichten mehr oder weniger Fall haben, hält man selbst in den Kohlendistrikten die runden Schächte und mit Recht, wegen unnützer Raumesverschwendung und geringer Haltbarkeit, für weniger zweckmäßig. Je nach dem Gebrauche belegt man die Schächte mit den Namen Untersuchungs-, Kommunikations-, Wetter-, Zieh-, Treibe-, Kunst-, Stangen-, Hänge-, Tageschächte und Lichtlöcher; in der Regel vereint ein Schacht mehre Zwecke; ist er zugleich Kunst-, Treibe- und Fahrschacht, so wird er Hauptschacht genannt. Indeß haben die Schächte nach Landesgebrauch und Verschiedenheit der Gebirge, in die sie getrieben werden, auch andere Formen. Beim Schachtabteufen muß die Regel festgehalten werden, daß die Richtung desselben in die Tiefe mit dem Streichen beständig einen rechten Winkel macht, sonst heißt der Schacht in seine Stöße verzogen; behält derselbe, in allen Theilen seiner Teufen, nicht ein und dasselbe Streichen, so nennt man ihn windflügelig. Bei Wasserhaltungs- und Förderungsschächten haben beide Unregelmäßigkeiten große Nachtheile. Die Dimensionen der Schächte, nach Länge und Weite, richten sich ganz und gar nach dem Gebrauche. Große Schachtanlagen findet man im sächsischen Erzgebirge und am Harze, in England und Belgien.

Die Abbaue sind verschieden, je nachdem dieselben auf Gängen und Lagern, welche letztere das

Fallen der Gänge haben, oder auf flachfallenden Flötzen und auf Stockwerken betrieben werden. Auf Gängen richtet der Bergmann Strossen-, Försten- und Querbaue, auf Lagern Strebe-, Pfeiler-, Stoß-, Würfel-, auf Stöcken Bruch- u. Stockwerksbaue vor. Alle Abbaue müssen so eingerichtet werden, daß sie die thunlich leichteste und reinste Gewinnung zulassen, den Arbeitern die vortheilhafteste und bequemste Stellung verschaffen und billige und dennoch haltbare Zimmerung bemöglichen, damit nicht unzeitig Brüche entstehen, die oft unberechenbaren Schaden verursachen. Außerdem ist darauf zu sehen, daß alle Abbaue mindestens so viel abwerfen, als zum Grubenhaushalte erforderlich ist. Es können aus diesem Grunde öfters nur einzelne Partien der Lager- oder Gangmasse in Angriff genommen werden. Die Erfahrung gibt Mittel an die Hand, sich von der Lohnung der Abbaue in einzelnen Distrikten zu vergewissern. Hierher gehört das Versichern mit dem Sichertroge auf dem altenberger Zinnzwitterstockwerke, wo der Abbau dann als ausführbar betrachtet wird, wenn eine bestimmte Quantität des feingepochten Hauswerks nach der Sicherung eine Fläche von der Größe eines Zweigroschenstücks bedeckt; denn dadurch wird der Beweis geliefert, daß in 1000 Centner Lagermasse 3 Centner Zinn enthalten sind. In Ungarn erachtet das Bergpersonal die Gänge noch für bauwürdig, wenn die Sicherprobe in 400 Centner Gestein 1 Loth Gold nachweist. Bei Zell, Rauris und andern Punkten in Tyrol setzen im Grauwackenschiefer Quarzgänge auf, in denen Gold theils gediegen in kleinen Körnchen, theils verlarvt in Schwefelkies vorkommt; das edle Metall ist so sparsam ausgetheilt, daß 100 Centner der besten Erze 1 Loth Gold enthalten; die Lagerstätte gilt aber auch dann noch für abbauwürdig, wenn 100 Centner nur ¼ Loth bei der Amalgamation geben.

Bei dem Strossenbau haut man Gänge von der Stärke einer Linie bis zu mehren Lachtern heraus. Er bildet von weitem besehen ein rechtwinkliges Dreieck, zu dessen Formirung eine Strecke und ein Schacht, oder ein Abteufen erforderlich ist. Erstere gibt die söhlige, letzteres die senkrechte Kathete, die im Abbaue begriffenen einzelnen Strossen die Hypothenuse. Bei jeder der letzteren nennt man die saigere Fläche den Stoß, die, auf welcher jene steht, die Sohle. Fast in allen Fällen beginnt man den Abbau in einer Strecke, die durch ein Abteufen mit einer tiefern in Verbindung steht, so daß ein Erzmittel von 10 bis 20 Lachter Stärke und beliebiger Länge von allen Seiten frei gemacht stehen bleibt. Ein Lachter unter der Sohle der oberen Strecke beginnen zwei Häuer die ganze Gangmasse mit den Erzen herauszuschlagen. Sobald diese Arbeiter einige Lachter söhlig fortgerückt sind, legen sich 7 Fuß tiefer wieder zwei im Rücken der vorigen an, die den Gang auf gleiche Weise bearbeiten. Nach hinlänglich weiter Vorrückung des letzteren wird auch die dritte, hierauf die vierte 2c. Strosse begonnen. Dadurch erhält der Bau das Ansehen einer im großartigen Maßstabe erbauten Treppe. Die neben den Erzen und Pochgängen fallenden tauben Mittel werden als Berge über den Köpfen der Arbeiter auf angebrachtem Gezimmer (Kasten) verstürzt. Der Strossenbau ist zu Freiberg in Sachsen, am Harze und in anderen Bergwerksstaaten eingeführt. Obschon er bedeutende Nachtheile hat, so ist er bei sehr edlen Gängen doch kaum zu vermeiden, weil man bei ihm sämmtliche Erze auf einer festen Unterlage zusammen behält und sie rein u. ohne allen Verlust aus den Bergen ausklauben kann. Die Zimmerung beim Strossenbau ist sehr kostbar, führt den Namen Kastenverschlag, besteht aus Stempeln, die rechtwinkelig vom Liegenden nach dem Hangenden angetrieben und mit Stangenholz verschossen werden. Je mächtiger die Gänge, desto stärker müssen die Stempel seyn. Wegen der sehr kostbaren Zimmerung vermeidet man da, wo es angeht, diesen Abbau.

Der Förstenbau ist dem Strossenbau ganz gleich und unterscheidet sich nur dadurch, daß das Erzmittel von unten nach oben angegriffen und herausgehauen wird. Er hat das Ansehen einer Treppe von der verkehrten Seite. Die Staffeln werden ebenfalls von Lachter zu Lachter abgetheilt, hier aber nicht Strossen, sondern Förstenstöße genannt. Zur Sicherung der ausgehauenen Räume verwendet man nicht allein Zimmerung und Mauerung, sondern man läßt an einigen Orten auch auf der unteren Strecke beim Beginne der Arbeit, zumal dann, wenn die Erzmittel nicht edel sind, von der Förste aus eine Bergveste stehen. Bei der Verzimmerung dieser Abbaue wird zuerst ein sogenannter Streckenkasten hergestellt, von dem aus Stöße ausgehauen werden, dann ein Förstenkasten geschlagen, auf welchem der Bergmann alle tauben Mittel zu Fuße haut. Der größte Vortheil, welchen der Förstenbau im Vergleiche mit dem Strossenbau gewährt, ist die außerordentlich große Holzersparniß. Am ausgezeichnetsten findet man diese Baue auf den großen Silbererzzechen des freiberger Reviers, namentlich auf dem Himmelsfürst.

Wenn ein Gang die Mächtigkeit von zwei Lachtern überschreitet, kann der Försten- oder Strossenbau, wegen zu vieler Kosten bei der Verzimmerung, nicht mehr in Anwendung kommen. Man hat daher zu Schemnitz in Ungarn auf dem äußerst mächtigen Spitabergange eine besondere Art des Abbaues, den sogenannten Querbau eingeführt. Bei ihm wird am Liegenden der Lagerstätte eine Strecke, welche mit dem Förderschachte in Verbindung steht, getrieben, das ganze Mittel in mehre horizontal über einander liegende 1 Lachter hohe Abtheilungen (Stöcke) gebracht, und hierauf eine derselben in Angriff genommen. Der eigentliche Abbau erfolgt nunmehr auf rechtwinkelig von der Förderstrecke nach dem Hangenden hinüberlaufenden 6—9 Fuß breiten Oertern (Querstrossen), in denen das fallende taube Mittel zur Seite verstürzt, die Ausfüllung aber sofort vollkommen bewirkt wird, wenn die ganze Querstrosse ausgehauen ist. Sollte eine Verzimmerung nothwendig werden, so erweisen sich Thürstöcke am zweckmäßigsten. Uebrigens kann man in Distanzen von 6 zu 6 Lachtern so viel Querstrossen in Angriff nehmen, als für den Grubenhaushalt zweckmäßig erscheint. Sobald eine Sohle abgebaut ist, rückt der Bau in eine höhere

oder in eine tiefere vor. Außer Ungarn ist der Querbau auf mächtigen Steinkohlenflötzen, z. B. in Schlesien, aber mit dem Unterschiede in Anwendung, daß die Hauptstrecke im Hangenden liegt.

Der Strebebau wird auf schmalen söhlig fortlaufenden Lagerstätten angelegt und die in einem solchen Baue umfahrene Flötzmasse der Streb genannt. Fast auf allen Kupferschiefer- und einigen Steinkohlenablagerungen ist dieser Abbau im Umschwunge. Gerade wie auf Gängen der Häuer die Erze strossen- oder förstenweise herausarbeitet, bewerkstelligt er es hier strebeweise. Vor dem Beginne des Abbaues treibt er von einem Schachte aus eine streichende oder Kunststrecke, Fall- und Steigörter, wodurch Quadrate von anstehenden nutzbaren Fossilien entstehen, die, auf einer Ecke angegriffen, nach und nach herausgeschlagen werden. Die eigentlichen Streben sind nichts Anderes, als liegende Strossen, in denen die Arbeiter, anstatt aufrecht zu stehen, wegen des beschränkten Raumes in liegender Stellung mit Keilhaue, Schlägel und Eisen die Gewinnung, indem sie über die Achsel arbeiten, bemöglichen. Die Förderung geschieht auf den niederen Strecken in kleinen flachen, auf unansehnlichen Rädern ruhenden Kasten, sogenannten Dreckhunden, welche die Förderjungen in liegender Stellung, mittelst des linken Beines, an das sie geschnallt sind, nach sich ziehen. Die Zimmerung in den Streben bewerkstelligt der Bergmann mittels kurzer Stempel, die er von der Sohle nach dem Dache antreibt und häufig wieder raubt. Die leeren Berge verstürzt er unmittelbar hinter sich. Diese Abbaue finden sich auf den mannsfeldischen und andern Kupferschieferflötzen, auf den Bleierzniederlagen zu Tarnowitz in Schlesien, auf Steinkohlenlagern in England, Frankreich, Belgien, Deutschland.

Die Abbaue auf wenig mächtigen, unbedeutend fallenden Flötzen sind bei weitem leichter, als solche auf starken und mehr einschießenden Lagern. Für letztere muß der Pfeilerabbau gewählt werden, vorausgesetzt, daß die in Angriff zu nehmenden Massen eine ziemlich gleichmäßige Lagerung und nicht übermäßig starkes Fallen haben. Die Punkte, von denen aus Abbaue vorgerichtet werden, sind entweder Stollen oder Schächte; letztere sinkt man durch die Flötze ab und legt die Hauptförder- und Abbaustrecken so, daß sie unmittelbar unter den Schächten ausmünden. Sammeln sich in einem Kunstschachte sehr viele Wasser, so daß bei der geringsten Stockung der Maschinen dieselben in der Hauptförderstrecke auftreten, so ist die Anlage einer Wasserstrecke (Sumpfstrecke) im Flötze selbst, oder im Quergesteine unerläßlich. Diese Sumpfstrecken werden je nach dem Fallen des Flötzes 2—5 Lachter unter der Grundstrecke betrieben. Sie dienen sowohl zur Aufnahme der Wasser, wenn etwas an der Maschine zu repariren ist, als auch dazu, letztere einige Stunden, ja sogar mehre Tage stille stehen zu lassen, um Brennmaterial zu sparen und Reparaturen vorzunehmen, hauptsächlich aber zur Sicherung des Lebens der Arbeiter. Das Ansteigen des Pfeilerabbaues darf 5 Grad nicht überschreiten, weil der Wagenstößer sonst das Gefäß herabwärts nicht erhalten, hinaufwärts, wo es leer ist, nicht mehr stoßen kann. Man legt sie aus diesem Grunde nur auf Flötzen von 15—20 Grad Fallen an.

Steigt die Neigung der Flötze von 40 auf mehr Grade, so bringt man den Stoßbau in Anwendung, der übrigens sehr selten ist und zur Zeit nur bei Steinkohlenflötzen vorkommt. Bei ihm wird vom Schachte aus, der auf dem Flötze selbst abgesunken ist, von 10 zu 10 Lachter eine horizontale Strecke zu beiden Seiten der kurzen Größe ausgelängt und derselben 1 Lachter Höhe gegeben. Ist auf diese Weise die Strecke weit genug ins Feld gerückt, so wird ein neuer Streifen von 7 Fuß Höhe in der Förste derselben angegriffen, die fallenden Berge aber in der Sohle so verstürzt, daß die Förderung über sie hinweggehen kann. Demnach kommt der Stoßbau dem Förstenbaue sehr nahe.

Der Würfelbau ist der unzweckmäßigste von allen Abbauen, doch da nicht zu vermeiden, wo mächtige Kohlenflötze nahe am Tage liegen, oder wo mehre unter einander auftreten, die viele Wasser führen, welch letztere den Tiefbauen nicht zufallen sollen. Bei dieser Art von Abbauen geht die Hälfte des zu Gewinnenden verloren; sie darf auch nur da angewendet werden, wo sie wegen der Lokalverhältnisse nicht zu umgehen ist.

Der Stockwerksabbau wird auf Stöcken u. großen Erznieren betrieben. Sobald ein Hauptschacht abgeteuft ist, legt man von demselben in verschiedene Sohlen Strecken oder Längenörter nach allen Richtungen an. Wird ein reiches Mittel getroffen, so nimmt es der Bergmann durch Schlägel- u. Eisenarbeit, Sprengen oder Feuersetzen herein. Sobald diese Arbeit vollendet, geht er in derselben Sohle wieder in andern Richtungen fort, bis sich von Neuem ein bauwürdiges Mittel findet.

Der Bruchbau entsteht, wenn Theile der Stockwerksbaue zu Bruche gehen. Man treibt alsdann im festen Gesteine einen Schacht u. von diesem aus Oerter in den Bruch hinein; sind dieselben zu dem Punkte gelangt, an welchem die Gewinnung vorgenommen werden soll, und ist das Gestein lebendig, so hat man eine außerordentlich leichte Gewinnung. Die Oerter greifen nur wenig in den Bruch hinein, werden aber am Ende mit sehr starken Thürstöcken versehen und ringsum gut mit Pfählen gedeckt. Ein Arbeiter regt hierauf das Gestein mittelst einer langen Stange auf und läßt es in das Ort hereinschieben. Sobald die Masse in sich wieder ruhig geworden ist, kuttet er die erzhaltigen Theile aus und läuft die Berge weg.

Unter dem Grubenausbau versteht man die Anwendung aller der Mittel, durch welche das durchfahrene Gestein abgehalten wird, die gebildeten Räume wieder zu verschütten. Viele, in der Regel die festesten Gebirgsmassen stehen von selbst so gut, daß man alle Arten von Bauen in ihnen treiben kann, ohne des geringsten Ausbaues nöthig zu haben; man hat in diesen Fällen nur auf die Form, die die Oerter, Strecken u. Schächte erhalten, Rücksicht zu nehmen, und wählt am liebsten die elliptische, weil diese dem Drucke am besten begegnet. Um die Gesteine, die zu zerklüftet

und gepräge sind, vor dem Hereingehen zu sichern, wendet man Zimmerung, Bergversatz und Mauerung an. Unter Grubenzimmerung versteht man die Unterstützung ausgehauener Räume durch Holz. Die Bergarbeiter, welche der Zimmerung vorstehen, werden Zimmerlinge genannt. Sie bedienen sich sehr einfacher Werkzeuge: des Kaukammes, eines schmalen Beiles mit kurzem Helme, der Stollensäge, aus einem Blatte bestehend, welches durch einen zähen, im Halbkreise gebogenen hölzernen Stab in Spannung erhalten wird, des Treibefäustels von 10—15 Pfund Gewicht, um die Stempel an das Gestein antreiben zu können, u. des Zimmerhammers. Im Allgemeinen theilt man den Ausbau mit Holz in Strecken- und Schachtzimmerung. Bei der Streckenzimmerung ist die Försten-, Thürstock- und Getriebezimmerung hauptsächlich hervorzuheben. Bei der Förstenzimmerung werden runde Stücken Holz so von dem Liegenden nach dem Hangenden angetrieben, daß sie das letztere vor dem Hereingehen bewahren. In der Regel wird dieselbe mit Schwarten oder Pfosten gedeckt und darauf Berge gestürzt. Sobald außer der Förste noch eine oder zwei Seitenwände oder Ulmen unterstützt werden müssen, kommt die Thürstockzimmerung in Anwendung. Soll außer der Förste nur eine Ulme unterstützt werden, so wählt man halbe, sind beide Ulmen zu unterfangen, ganze Thürstockzimmerung. Thürstöcke sind runde Stücken Stammholz, die mehr oder weniger rechtwinkelig mit der Förste des Gesteins gestellt und an letzterer mit einer sogenannten Kappe verbunden werden. Bei wenig Druck stehen sie vertikal, bei viel Seitendruck unten divergirend. Oefters müssen aber Bergarbeiten in solchen Gesteinen ausgeführt werden, die außerordentlichen Druck ausüben und so lose und mit Wasser geschwängert sind, daß sie beim Anhauen fortfließen; man nennt sie schwimmendes Gebirge und rechnet zu demselben den Triebsand. Wird derselbe einmal laufend, so erfüllt er die ausgehauenen Räume, und so viel alsdann auch weggefördert werden mag, tritt durch die einmal entstandene Oeffnung neuer wieder nach. Man muß deshalb bei diesem sowie bei mehren andern nicht stehenden Gesteinen und in dem Bruchbergbaue die sogenannte Getriebezimmerung in Anwendung bringen. Bei ihr setzt der Arbeiter zuerst ein Paar Thürstöcke, ist die Sohle nicht fest, auf die Grundsohle, nimmt 2—3 Zoll starke, 1 Lachter lange und 6—8 Zoll breite, gut gesäumte, kurz geschwänzte Pfähle, steckt mit denselben um Thürstöcke und Kappe an und treibt sie ein Stück in das lose Gestein ein. Hierbei wird, um das Vorschießen des Sandes oder rolligen Gesteins auf die Strecke zu verhüten, ein Schutz von starken Pfosten hinter die Thürstöcke gestellt. Sind die Pfähle 3 Fuß weit vorwärts getrieben, so nimmt man einzelne Pfosten von oben anfangend aus dem Vorsatze heraus, füllt das Gestein weg und fährt auf diese Weise bis zu der Bodenpfoste fort. Hat man durch diese Wegfüllarbeit das Ende der Ansteckpfähle erlangt, so setzt man ein Paar Helferthürstöcke, treibt die Pfähle noch 3 Fuß weiter vor und baut nunmehr die Pfändung. Uebt das durchtriebene Gebirg sehr starken Druck, so müssen zwischen zwei Paar Ansteckthürstöcken auch zwei Paar Helfer stehen. Bei ganz ungewöhnlichem Drucke werden die Abtreibepfähle, in seltenen Fällen auch die Thürstöcke von Eisen hergestellt. Die Getriebezimmerung kommt auch dann vor, wenn gewöhnliche Thürstöcke bei einigermaßen starkem Drucke morsch geworden und neu einzuwechseln sind; sie heißt dann Abtreibearbeit. Die Schachtzimmerung dagegen dient nicht allein zur Unterstützung des Gesteins, sondern ist auch erforderlich, um Fahrung und Befestigung der verschiedenen Maschinentheile herzustellen. Bei der Unterstützung des Gesteins ist dieselbe von doppelter Art, nämlich gewöhnliche Schacht- und Schachtgetriebezimmerung. Sind nur die kurzen Stöße, was bei Gängen, auf denen Schächte abgesunken werden, der Fall ist, zu verzimmern, so mussen wie bei dem Kastenverschlage — doch hier in fallender Richtung — Stempel vom Hangenden nach dem Liegenden angetrieben, dieselben mit Schwarten verschossen und dahinter mit Bergen versetzt werden. Ist das ganze Schachtgestein feige oder nicht haltbar, so sucht man irgend eine feste Stelle aus, haut hier tiefe Bühnlöcher und legt in die beiden kurzen Stöße zwei sogenannte Tragestempel rechtwinkelig auf das Fallen des Schachtes. Diese Tragestempel sind besonders starke Stücke Holz, auf welche die eigentlichen Schachtgeviere, die aus zwei langen u. zwei kurzen an ihren Enden eingeschnittenen Jöchern bestehen, so zu liegen kommen, daß sie am Einschnitte zur Hälfte uber einander greifen. Führen einzelne Schichten des durchsunkenen Gebirges sehr viele Wasser, so wird, um diese den tiefsten der Schächte nicht zufallen zu lassen, mit wasserdichter Zimmerung durch dieselben gegangen. Sie erfordert sehr viel Sorgfalt bei der Herstellung und eine gute Verdämmung mit Thon und Belegung von in Fett getränktem Hanfe.

Der Bergversatz findet fast nie allein, sondern in Gesellschaft mit Zimmerung der sogenannten Stempelung, hauptsächlich in Abbauen seine Anwendung. Durch ihn werden die ausgehauenen Räume theilweise oder ganz mit vorräthigen Bergen ausgesetzt. Die Fullung geschieht auf die Weise, daß man von Unterzugstempel zu Unterzugstempel von den größten Bergwänden eine Art Mauer aufführt und hinter derselben die klaren Berge bis zur Förste aufstürzt. Der Bergversatz wird auf Quer- und Strebebauen, in sofern letzterer auf Erzgängen Statt findet, ziemlich rein, beim Abbaue mächtiger Steinkohlenablagerungen aber in Verbindung mit Stempelung in Anwendung genommen. Bei letzteren ist er von außerordentlicher Wichtigkeit und die verstürzten Berge werden hier nach Verlauf einiger Jahre so fest, daß sie bei weitem besser stehen, als die unverritzten Steinkohlen selbst.

Die Grubenmauerung dient zur Unterstützung der ausgehauenen Räume durch Einbauen von Steinen. Die Mauerung ist bei weitem theurer als die Zimmerung, leistet aber dafür auch bei weitem mehr Widerstand, sichert die Grubenräume besser und hält ewige Zeiten aus. Ist in einer Gegend das Holz sehr theuer, sollen die Zechen lange Jahre auferhalten werden und fällt nicht immerwährend Wasser auf die Zimmerung,

so wählt man lieber Mauerung, auch bringt man sie gern da an, wo nur durch sehr starke Zimmerung dem Drucke begegnet werden kann. Die anzuwendenden Materialien sind Steine und Mörtel. Erstere zerfallen in Bruch- oder Backsteine, von denen die letzteren oft eine keilförmige Gestalt erhalten. Man unterscheidet Strecken- und Schachtmauerung. Jene ist sehr verschieden, je nachdem die Förste u. die Sohle der Strecken oder Stollen fest ist und nur eine oder beide Ulmen unterstützt werden müssen. Man errichtet im ersten Falle gewöhnliche Scheiben-, oder, wenn der Druck stark ist, eine flachgekrümmte Bogenmauerung. Ist dagegen die Förste allein zu verwahren, so sprengt man in derselben einen Bogen. Sobald Förste und Ulmen nicht stehen, wird elliptische Mauerung angebracht. Diese am häufigsten in Anwendung kommende Mauerung wird für die zweckmäßigste gehalten. Ist auch die Sohle nicht fest genug, um das Gewölbe unmittelbar darauf stellen zu können, so legt man einen Grund von Quadern u. stellt darauf ganze Ellipsenmauerung. Jeder Streckenmauerung muß eine leichte Verzimmerung vorangehen; dann werden Widerlagen gehauen, wo sie nothwendig sind, Leerbögen aufgestellt, dieselben verschalt und nun die Mauerung vollführt. Eine ganz besondere und höchst eigenthümliche Art der Schachtmauerung ist die Senkmauer, mittelst welcher man die ausgehauenen Räume von oben nach unten befestigt. Sie ist nur im völlig schwimmenden Gebirge gut in Anwendung zu nehmen. Zuerst teuft man mit Abtreibearbeit so weit als möglich nieder, setzt in diese Verzimmerung die Senkmauerung ein, zu welchem Behufe man auf die Sohle des Schachtes einen Kranz von Eichenholz legt, der aus einer doppelten Lage starker Bohlen besteht, die mit Pflöcken auf einander befestigt sind und dessen äußerer Rand mit einem scharf zulaufenden eisernen Schuhe versehen ist. Diesem eichenen Ringe korrespondirend, wird 6 Fuß weiter oben ein zweiter, der gegen den unteren mit Latten abgespreizt wird, angebracht. Jetzt mauern die Bergleute den Raum zwischen beiden Kränzen aus und bilden dadurch einen Cylinder von Steinen, unter welchem nach und nach ganz vorsichtig das schwimmende Gebirge hinweggenommen wird, worauf sich der Cylinder um so tiefer senkt, je mehr Lagen von Steinen oben aufgemauert werden.

Die Befahrungsweise der Gruben ist in den verschiedenen Bergwerken sehr von einander abweichend; in einigen setzen sich die Bergleute auf Knebel, in andern reiten sie auf Sätteln, in noch andern fahren sie in Tonnen und sonstigen Fördergefäßen in die Tiefe nieder. Am Harze kommen sie jetzt auf Fahrten, die mit dem Kunstzeuge sich auf- und abbewegen und bei denen der Bergmann nur die Beine zu versetzen hat, mit größter Bequemlichkeit u. ohne alle Anstrengung in der Gruben Tiefstes und von diesem wieder zu Tage. In den großen Salzbergwerken Tyrols rutscht der Bergmann mittels des Fahrleders auf glatten schiefliegenden Bäumen in die dunklen unabsehbar großen Sinkwerke. Am sichersten von allen Fahrmethoden bleibt die auf Fahrten oder Leitern, wo dem Bergmann die Erhaltung seines Lebens in seine eigenen Hände gegeben ist, und er sich, fällt ja etwas an der Fahrung vor, oder hat dieselbe durch Gebrauch und Stockung gelitten, auf verschiedene Weise retten kann. Die Fahrten hängen entweder frei und sind nur durch Seile verbunden, wie in den Salzbergwerken Siebenbürgens, oder befinden sich an den Seitenwänden der Schächte, an sogenannten Fröschen befestigt. Man unterscheidet bei ihnen die Fahrtschenkel und die Fahrtschwingen, welch letztere 2 Zoll breit, $^3/_4$ Zoll stark und 4kantig in die Fahrtschenkel eingestämmt sind. Die Befestigung an den Fröschen geschieht durch sogenannte Fahrthäspen.

Die gasförmigen Stoffe im Innern der Erde, wo der Bergmann seine enge, dunkele Werkstelle aufgeschlagen hat, werden Wetter genannt und von ihm in gute und böse abgetheilt. Bei Versuchen, die Physiker und Chemiker über die Zusammensetzung der atmosphärischen Luft anstellten, fand sie sich 14,000 Fuß über der Erde, in der Gondel eines Luftballons aufgefangen, auf dem Chimborazo, in der Nähe des Nordpoles, unter der Linie und in den tiefsten Gruben übereinstimmend; da jedoch in letzteren eine freie Cirkulation nicht immer Statt finden kann, so ändert sich hier ihre Beschaffenheit leicht um und es entstehen dann die sogenannten schlechten oder bösen Wetter. Die durch Zersetzung und Umänderung der atmosphärischen Luft gebildeten sind entweder matte oder leichte und schwere. In ersteren brennt das Grubenlicht zwar matt, der Bergmann fühlt jedoch erst bei längerer Anwesenheit in ihr Beschwerden auf der Brust. Der leichten Wetter sind zweierlei, nämlich solche, die bei der Nahebringung eines Lichtes dasselbe verlöschen, oder durch dasselbe entzündet werden. Erstere bestehen aus Stickgas und sind im Allgemeinen schwer zu erkennen, weil sie durch keine besonders hervorstechenden Eigenschaften sich von anderen Gasen unterscheiden. Sie sind im reinen Zustande farb- und geruchlos, viel leichter als die atmosphärische Luft, in ihnen kann weder ein Licht brennen, noch ein Thier längere Zeit leben. Sie sind nicht unmittelbar für sich, sondern nur wegen Mangels an Sauerstoff tödtlich. Dieses Gas entsteht dann rein in einer Grube, wenn niedere Oxydationsstufen, z. B. von Eisenoxydulen, sich höher oxydiren und kein Wetterwechsel Statt findet. Häufig finden sie sich mit schweren Wettern vermischt, indem durch den Athmungs- und Lichtverbrennungsprozeß Sauerstoff konsumirt wird, die gebildete Kohlensäure aber mit dem Stickgase zurückbleibt. Die schweren Wetter bestehen aus Kohlensäure, einer farblosen gasförmigen Flüssigkeit, die einen säuerlichen Geruch und einen dergleichen angenehmen, etwas zusammenziehenden Geschmack hat. Die Lichter verlöschen sofort in ihr und Menschen und Thiere sterben nach deren Einathmung. Obschon das Gewicht nicht allzu verschieden von dem der atmosphärischen Luft ist, so legt sie sich doch mehr an den Boden der Strecken und tritt besonders in tiefere, in keiner Verbindung mit anderen stehende Räume. Theils entwickelt sich dieses Gas aus besonderen Gesteins- und Erdarten, theils tritt es aus Spalten, die dem Tiefsten der Erde

zugehen, theils, und am meisten, wird es durch das Athmen der Bergarbeiter und das Verbrennen der Lichter in den unterirdischen Bauen gebildet. Die meisten Unglücksfälle, welche die Kohlensäure herbeiführt, ereignen sich dann, wenn Bergarbeiter unvorsichtiger Weise in Grubenräume, die lange nicht befahren wurden, gehen. Die zweite Reihe von bösen Wettern, die nicht durch Wegnahme des Sauerstoffs aus der Luft entstehen und in derselben überhaupt als wesentlicher Bestandtheil nicht vorkommen, sind Wasserstoffgas und dessen Verbindung mit Kohlenstoff. Obschon der Mensch, wenn nur diese Gase mit Sauerstoff gemengt sind, in ihnen leben kann, so bleiben sie doch die gefährlichsten aller Feinde der Bergleute, die in Steinkohlen- und Salzbergwerken auf Tritt und Schritt von ihnen verfolgt werden. Sie kommen beim Durchtreiben von Strecken und Oertern, entweder in kleinen Bläschen aus der frisch angehauenen Kohle mit einem Geräusche, das die meiste Aehnlichkeit mit dem hat, welches Krebse hervorbringen, die zusammen in einen Korb gepackt sind, oder strömen aus Klüften und Spalten mit großer Gewalt hervor. Sie sind unter dem Namen **brennbare** und **schlagende Wetter**, je nach den Erscheinungen, die sich bei ihrer Entzündung kund geben, bekannt. Sobald sie als reiner Wasserstoff mit Kohlenstoff zu der Verbindung des Grubengases zusammentreten und nicht mit Sauerstoff gemengt sind, verbrennen sie unter Entwickelung großer Hitze ruhig mit bläulicher Flamme. Sind sie dagegen so gemischt, daß zwei Theile reines oder gekohltes Wasserstoffgas sich mit einem Maßtheile Sauerstoff innig verbunden hat, so geht die Verbrennung unter der furchtbarsten Explosion von Statten; der Bergmann nennt deshalb erstere brennbare, letztere schlagende Wetter. Die bei der Entzündung in der Grube anwesende Mannschaft wird nicht allein durch die Entwickelung von Hitze, sondern auch durch die gewaltige Zusammenprallung der Luft in den nach der Explosion vorhandenen luftverdünnten Räumen, endlich u. am häufigsten aber durch die nach der Verbrennung des Sauerstoffs zurückgebliebene Kohlensäure getödtet.

Soll sich der Haushalt eines Bergwerkes gut gestalten und soll die Gesundheit der Arbeiter berücksichtigt werden, so ist es unerläßliche Pflicht der Beaufsichtigung, die inneren Räume immerwährend mit guten Wettern zu versorgen, denn in matten, in gemischten, leichten und schweren kann der Bergmann nur wenig leisten, in brennbaren und schlagenden aber sein Leben jeden Augenblick verlieren. Vor Allem bleibt es ein Haupterforderniß, die Baue so reinlich wie nur immer möglich zu halten, und faulende Zimmerung, stagnirendes Wasser, Tabaksrauch ꝛc. zu entfernen. Das beste unter den Grubenwetterungsmitteln ist eine vollkommene Cirkulation der äußeren Luft in sämmtlichen unterirdischen Räumen, denn dadurch werden die entstandenen bösen Wetter in jedem Augenblicke entfernt. Um dies zu bemöglichen, ist bei der Anlage der Baue darauf zu sehen, daß einzelne, von einander entfernte Partien, die unterirdisch verbunden werden, in verschiedenen Ebenen liegen; denn da die Temperatur der äußeren Luft in den seltensten Fällen mit der in der Grube übereinstimmt, so entstehen zwei Luftsäulen von verschiedener Schwere, von denen durch die dichtere die minder dichtere und deshalb leichtere verdrängt und eine ununterbrochene Zuführung guter Wetter bewirkt wird. Diese natürliche Cirkulation wird durch das Vorhandenseyn eines Stollens, welcher mit einem Schachte durchschlägig ist, zweier Schächte von ungleicher Lage über Tage, durch das Schlagen von Tragewerk in Stollen und Strecken und durch die Abscheidung eines Schachtes in zwei ungleich große vertikal stehende Theile bewirkt. Der Durchgang der äußeren Luft durch die Grubenräume darf nicht auf dem kürzesten Wege erfolgen, sondern dieselbe muß in Umwegen durch alle Strecken Ab- u. Ueberhaue gezwungen werden, was sich durch sogenannte **Wetterthüren** sehr leicht bewirken läßt. Die Lokalitäten großer Zechen gestatten häufig die Herstellung größerer Niveauverschiedenheiten nicht, um durch sie sämmtliche Baue mittels natürlichen Wetterwechsels zu verbinden. Es muß alsdann ein künstlicher Luftzug durch Wärme bewirkt hergestellt, oder, was dasselbe ist, durch Ausdehnung ein luftverdünnter Raum, welchen die kältere sofort einzunehmen strebt, gebildet werden. Der Bergmann legt deshalb in- oder außerhalb der Bergwerke sogenannte **Wetteröfen** — von Mauerung umschlossene Räume, auf deren Rost ein Feuer brennt — an, die eine solche Lage erhalten, daß die kalte Luft alle Baue durchströmt, bevor sie in den über dem Feuer befindlichen luftverdünnten Raum gelangt. In einzelnen Fällen und zu bestimmten Jahreszeiten reicht auch diese an sich sehr vorzügliche Wetterungsmethode nicht aus; dann müssen Maschinen hergestellt werden, die die Wetter saugen oder blasen. Letztere pumpen gute Wetter in die Baue, erstere saugen die verdorbenen aus, worauf frische vom Tage aus zutreten. Die besten Instrumente zu diesem Gebrauche sind die **Wettertrommeln, Flagrirmaschinen u. Wettersätze.** Auch das Einfallen eines Wasserstrahls in einen tiefen Punkt der Grube führt gute Wetter zu, da das Wasser Luft aufnimmt, die es abgibt, sobald ein Strahl desselben auf einen festen Körper, an dem es zerstiebt, niederfällt. Nach dem hier in der Kurze Angegebenen werden die Gruben auf mechanischem Wege von verdorbener Luft befreit und mit guter versorgt; allein nicht in allen Fällen ist der Bergmann im Stande, dieselben augenblicklich zur Hand zu haben, namentlich dann nicht, wenn es sich um die Rettung eines Menschenlebens handelt; er muß alsdann zu chemischen seine Zuflucht nehmen. Zu letzteren gehören Aetzkalk und Chlor. Mittels des **Aetzkalkes** schafft er Kohlensäure aus Räumen, in denen sie sich angesammelt und von deren Anwesenheit er sich durch ein vorgeschobenes Licht überzeugt hat. Der Kalk wird in Wasser abgelöscht und als Kalkmilch, noch besser als Kalkwasser, durch besondere Gefäße oder mittels einer Spritze in die angefüllten Gasräume gebracht. Das **Chlor** zerstört Miasmen, die durch Faulen von Vegetabilien und Animalien oder Zersetzung von Mineralien entstanden.

Beide chemischen Mittel sind in Kellern, wo Gährungsprozesse vor sich gehen, und in Räumen, wo sich Exkremente von Menschen und Thieren finden, immer vorher in Anwendung zu nehmen, bevor sich ein Mensch dahin wagt. Ein Quart Knallgas in einer verschlossenen Flasche, mittels des elektrischen Funkens entzündet, zerschlägt dieselbe in eine Unzahl kleiner Stucke unter der furchtbarsten Detonation. Man erhält hierdurch eine Vorstellung, wie große Mengen dieses Gases in den nach allen Seiten geschlossenen Grubenräumen die schrecklichsten Wirkungen hervorzubringen im Stande sind. Der britische Physiker Humphry Davy erfand, durch ununterbrochene Unglücksfälle aufmerksam gemacht, eine äußerst sinnreiche, nach ihm benannte Lampe. Sie besteht aus einem so feinen Drahtnetze, daß zwar das Knallgas in sie eindringen und sich an dem in ihr brennenden Lichte entzünden, die Entzündung aber durch das äußerst feine Geflechte sich nicht nach außen fortpflanzen kann. Durch sie ist es dem Kohlenbergmanne möglich, in die mit schlagenden Wettern gefüllten Räume einzubringen und die Arbeit fortzusetzen. Nach Einführung der sinnreichen Lampe hörte man lange Zeit seltener von Unglücksfällen durch diese Gasart; wenn dieselben aber seit mehren Jahren wieder auf eine beunruhigende Weise zugenommen haben, so ist der Grund hiervon darin zu suchen, daß die Bergleute, durch die Sicherheitslampe geschützt, die Vorsicht einer vollkommenen Cirkulation der Wetter verabsäumen, wodurch sich die Knallluft mehr und mehr in den unterirdischen Räumen ansammelt und durch die Unvorsichtigkeit eines Kameraden, oder das Verletztseyn einer Sicherheitslampe, an deren Geflechte nur ein einziges Drähtchen verschoben zu seyn braucht, entzündet.

Unter Förderung versteht man diejenige Bergarbeit, durch welche die gewonnenen Fossilien von einem Orte zum andern geschafft werden. Bei tiefen Gruben und armen Geschikken ist eine vortheilhafte Förderung oft die Lebensfrage ausgedehnten Bergwerksbetriebs. Je größer die Förderquantität wird, desto vollkommener müssen die Einrichtungen seyn; bei kleinen Zechen dagegen dürfen dieselben durchaus nicht zu kostbar hergestellt werden, weil sich sonst die Betriebskosten außerordentlich vermehren. Die Fortbewegung der Massen erfolgt in söhliger, in fallender und in steigender Richtung, man theilt sie hiernach in Strecken- und in Schachtförderung. Erstere geschieht meist auf söhligen, oder denselben sich nähernden, letztere in steigenden, selten fallenden Räumen. Jede Förderung begreift drei Haupthandlungen in sich: die des Einfüllens, die der Fortbewegung und die der Ausstürzung. Bei ihr sind folgende Regeln in Obacht zu nehmen: man suche das Gewicht der Masse so weit als möglich herabzuziehen, oder, was dasselbe ist, man lasse so viel, als thunlich, Berge in der Grube; man lege die Förderwege so kurz als möglich an, gebe ihnen aber dabei die regelmäßigste, dem Horizontalen genähertste Richtung; man sehe darauf, daß die Arbeiter ihre Kraft gehörig entwickeln und das Hauswerk nicht unnöthig ausstürzen und wieder einfüllen; man suche die billigsten Kräfte in Anwendung zu bringen und nehme nicht Menschenkraft, wo Thierkraft, nicht Thierkraft, wo Wasserkraft leicht zu haben ist; man sehe darauf, daß die Arbeiter die Fördergefäße in ihrer Normalgröße bestehen lassen. Ein Bergkübel soll 2500 Kubikzoll oder 1 bis 1¼ Centner halten, zwei solcher Kübel sollen einen Karren und 18 ein Bergfuder ausmachen. Dem Volumen nach gibt ein Kubikfuß anstehendes Gestein 2½ Kubikfuß Fördermasse. Die Streckenförderung wird auf abfallendem und söhligem, selten auf 5 bis 6 Grad steigendem Terrain angewandt. In Pfeiler-, Strebe-, Bruchbauen und beim Ortsbetriebe füllen die Bergarbeiter die Fördergefäße an Ort und Stelle und schaffen sie nach dem Punkte ihrer Bestimmung. Bei Strossen-, Förften- und Querbauen ist eine Zwischenforderung, die durch Tragen in kleinen Gefäßen, durch Rollen in Rolllöchern und durch Ziehen mit dem Haspel bewerkstelligt wird, nothwendig. Die eigentliche Streckenförderung erfolgt durch Tragen auf dem Rücken, durch Fahren im Karren, im Schlepptroge, in Hunden, in Wagen und in Schiffen. Die Laufkarrenförderung ist für kleine Gruben die wenigst kostspielige. Ein Karren faßt 2 Kübel = 5000 Kubikzoll; durch Aufpacken kann die Fördermasse um ⅓ vermehrt werden. Des Schlepptrogs, der aus einem auf zwei an ihren Enden sehr gebogenen Kufen von hartem Holze ruhenden Kasten besteht, bedient man sich auf sehr niedrigen Strecken in Kohlen- und Kupferschieferabbauen. Er wird mittelst eines Silens (Tragbands) von dem Arbeiter gezogen und hält 100—120 Pfund = ⅞—1 Scheffel. Hunde oder Förderwagen sind Gefäße von rechteckiger Form in verschiedener Höhe, die 4 Räder haben und entweder auf den Sohlen der Strecken selbst, oder auf Pfosten, mit welchen dieselben belegt sind, oder auf eingebauten hölzernen und eisernen Schienenwegen gestoßen werden. Unter ihnen verdienen der Dreck-, der ungarische und deutsche Hund, der englische und deutsche Wagen besonders hervorgehoben zu werden. Der Dreckhund, vorzüglich beim Kupferschieferbergbau in Anwendung, besteht aus einem 16 bis 18 Zoll hohen, 36 Zoll langen und 20 Zoll breiten Kasten, unter dem 4 Räder oder Walzen von 3 Zoll Durchmesser angebracht sind; er faßt 2¼ Kübel und leistet ½ oder ⅝ einer guten Karrenförderung. Der ungarische Hund hat 2 Paar Räder, von denen die vordern 4, die hintern 8 Zoll Höhe haben und 6 Zoll von einander entfernt sind. Die großen Räder, auf denen der Hund fortbewegt wird, müssen unmittelbar hinter dem Schwerpunkte liegen, damit der Arbeiter durch einen leisen Druck auf das ihm zugekehrte Theil des Gefäßes die Last auf diese zu liegen bringt. Die vordern Räder werden wenig und nur von ungeübten Stößern benutzt. Die Fortbewegung geschieht auf 6 bis 12 Zoll breiten und 2 Zoll starken Pfosten, die durch versenkte Nägel auf die Einstriche befestigt sind. Bei dem geringen Fassungsraume, welchen ein ungarischer Hund im Vergleiche mit den später zu erwähnenden Wägen hat, kann er nur bei schwerem Materiale in Anwendung kommen. Daher findet man ihn mit wenigen Ausnahmen nur bei me-

tallischem Bergbaue. Der größte Effekt wird mittelst dieses Fördergefäßes in Ungarn erreicht, wo ein geschickter Hundestößer Jahre lang bei der Arbeit aushalten muß. Der deutsche Hund spurt weiter, läuft auf einem besondern Gestänge auf allen 4 Rädern und stößt sich deshalb leichter. Die Förderquantität, welche auf den deutschen Hund kommt, beträgt 4 Kübel, die Gesammtleistung steht der des ungarischen Hundes um ¼ nach. Der deutsche Hund kommt ebenfalls nur bei metallischem Bergbau in Anwendung. Sowohl die deutsche als englische Wagenförderung, durch welche bei weitem die überwiegendsten Fördermassen in den Gruben bewegt und aus denselben geschafft werden, bedürfen, wie die deutschen Hunde, besondere Unterlagen — Gestänge — zur Fortbewegung und Leitung. Das deutsche Wagengestänge besteht aus Stegen — Unterzügen von hartem Holze —, die auf dem Gesteine ruhen oder in die Seitenwände — Ulmen — eingespreizt sind, aus Laufbretern — Strossenbäumen — und aus Spurlatten. Zu den Laufbretern wird theils Eichen-, theils Buchenholz genommen, zu den Spurlatten nur letzteres. Die Strossenbäume sind 6 Zoll breit und 2 bis 3 Zoll stark. Die Spurlatten werden 2 Quadratzoll stark gefertigt. Die Befestigung geschieht mittels hölzerner Nägel. In geraden Strecken wird nicht über 1½ Zoll Spielraum gegeben, weil der Wagen sonst ablaufen und die Räder auf der einen Seite in den Zwischenraum gerathen könnten, welchen die Laufbreter in der Mitte der Förderstrecke übrig lassen. Unter einem Zoll Spielraum ist indessen auch nicht zweckmäßig, weil sich sonst der Wagen klemmt und die Spurlatten zerreibt. Um den Schienenwegen eine lange Dauer zu sichern, stellt man die Spurlatten von Gußeisen mit einer breiten Lasche her, auf welch letzterer die Räder laufen und die mittels 3 Zoll langer Nägel mit Widerhaken auf den Strossenbäumen befestigt werden. Der Rand, welcher die Wagen vor dem Abgleiten sichert, liegt an der innern Seite der Bahn, um nicht zu sehr vom Grubenschmante überzogen zu werden. Die Spurweite der Räder beträgt 24 bis 30 Zoll und letztere haben einen halben Zoll Spielraum. Das englische Wagengestänge besteht ebenfalls aus Stegen und Strossenbäumen von Eichen- oder Buchenholz; Spurlatten sind hier aber nicht nothwendig, da das Rad diese Funktionen versieht. Die eisernen englischen Wagengestänge bestehen entweder aus Guß- oder gewalztem Stabeisen und haben sehr mannigfache Formen, je nach ihrer verschiedenen Befestigung. Die deutschen Wagen dienen auf eisernen und hölzernen Bahnen zur Strecken-, Bremsberg- und Schachtförderung, fassen bis 9 Scheffel Kohlen und haben sehr verschiedene Konstruktionen, bilden im Allgemeinen aber ein längliches Viereck, das von 4 mit Eisen beschlagenen, 1¼ Zoll starken eichenen Bohlen und einem Boden umschlossen wird. Das vordere schmale Bret kann zur bequemen Entladung des Wagens ausgehangen werden und ist deshalb wie eine Thür geformt. Die Räder liegen größtentheils unter dem Wagen, besonders dann, wenn sie sogleich durch den Förderschacht zu Tage gehen. Sind sie nur auf Stollen und Strecken im Gebrauche, so sind sie außerhalb des Kastens angebracht. Bei dem englischen Wagen sind die Räder von Gußeisen, die aus Schmiedeeisen bestehenden Radaren ¾ Zoll dick, für die Fassung der Nabe 2½ Zoll, im Ganzen aber 25 Zoll lang und ruhen auf Axenlagern, die mittelst zweier Schrauben an dem Wagenkasten befestigt sind. Die Förderung durch Schiffe kommt selten und nur auf Strecken oder Hauptstollen vor und ist nur da anwendbar, wo sehr große Förderquantitäten fortzuschaffen und keine Tiefbaue vorhanden sind, weil die Wasser sonst denselben zufallen würden. Die Schachtförderung ist hauptsächlich bei solchen Gruben von Wichtigkeit, in denen Tiefbauarbeiten im Umschwunge sind. Sie zerfällt in Haspel- und Göpelförderung. Die Schächte müssen, soll die Förderung immer schnell und ohne Stockung von Statten gehen, sehr regelmäßig hergestellt seyn. Mit der Haspelförderung, wo ein leerer Kübel in die Tiefe geht, sobald ein voller herausgewunden wird, geht man nicht gern über 20 Lachter Tiefe. Die Förderung aus größern Teufen geschieht mittels der Göpel, welche durch Thier-, Wasser- und Dampfkraft in Bewegung gesetzt werden. Die Gefäße, welche in Maschinenschächten gehen, sind entweder Tonnen von runder Form, oder viereckige Kästen, oder Förderwagen, die sich theilweise in einem Korbe — einem viereckigen aus Eisenstäben gebildeten, mit einem starken Boden versehenen Kasten — befinden. Diese Gefäße sind mittels einer eisernen Kette an den verschiedenen Seilarten befestigt, um die Abnutzung, die durch Auflegung auf dem Füllorte erfolgen dürfte, zu umgehen. Die runden Gefäße gehen in den saigern oder vertikalen Schächten ohne Leitung, die eckigen dagegen müssen nicht nur in saigern, sondern auch in flachen Leitungen haben. Eiserne Fördergefäße und Körbe, in welchen letztere die Wagen eingeschoben und zu Tage gebracht werden, sind bei den Steinkohlengruben in England, Belgien, Preußen sehr gebräuchlich. Um zu verhüten, daß Stücken der Fördermasse oder ganze Gefäße beim Abhängen in die Grube hineingehen, die Schächte beschädigen und das Leben der Arbeiter gefährden, werden dieselben mit Schiebern oder Fallthüren versehen, die der Abschläger über den Schacht schiebt, oder die für sich zufallen, sobald die volle Tonne denselben verläßt. Bei metallischem Bergbaue sind die Fördergefäße wegen der größern specifischen Schwere des Hauwerks in der Regel kleiner, als beim Kohlenbergbau. Die Tonne beim Fördern mit Pferden faßt 8 bis 10 Kübel, die beim Wassergöpel 12, dabei wiegt das leere Gefäß bei erstern 3, bei letztern 4 Centner 20 Pfund. Aus einer Teufe von 100 Lachtern fördern zwei Pferde in 6 Stunden 22 Tonnen zu 9 Kübeln, während in derselben Zeit mittels eines Wassergöpels 40 Tonnen zu 12 Kübeln gehoben werden können; dabei muß das Rad 40 Fuß Durchmesser und einen Aufschlag von 130 Kubikfuß pr. Minute haben. Bei dem Steinkohlenbergbau, wo hauptsächlich Dampfmaschinenförderung in Anwendung gebracht wird und wo es darauf ankommt, in einer bestimmten Zeit große Quantitäten zu

Tage zu bringen, gehen die Fördergefäße, die in den Abbauen gefüllt werden, sogleich durch den Schacht zu Tage.

Die Wasserhaltung begreift alle diejenigen Arbeiten in sich, durch welche der Bergmann die den Tiefbauen zusitzenden Flüssigkeiten am leichtesten zu Tage bringt. Die unterirdischen Wasser entstehen durch atmosphärische Niederschläge, durch Thau, Regen und Schnee. Ist ein Schacht noch nicht tief niedergebracht und steht er mit keinem Stollen in Verbindung, so werden die einfallenden Tagewasser entweder in Kübeln oder in ledernen Säcken durch Haspelförderung in die Höhe gezogen. Der Bergmann arbeitet zu diesem Behufe in den kurzen Schachtstößen Vorgesümpfe aus, in welchen sich die Wasser ansammeln, und pfitzscht sie durch Kannen in Kübel. Wird der Zugang der Wasser stärker, sind dieselben nicht mehr durch Kübel zu halten, die Erbauung einer Maschine aber noch nicht rathsam, so bedient er sich der Handpumpen. Je tiefer der Schacht nieder kommt, desto mehr Handpumpen, von denen eine der andern das Wasser zuhebt, müssen eingebaut werden. Bei sehr tiefen und ausgebreiteten Bergwerken, wo die Herausschaffung durch Menschenhände nicht mehr zu bewerkstelligen seyn würde, sind das beste Mittel, die Wasser wegzuschaffen, Stollen; da jedoch die Lage der Gruben nicht immer gestattet, mittels der Stollen das Tiefste der nutzbaren Fossilienniederlagen zu erreichen, so müssen Wasserhaltungsmaschinen gewählt und durch dieselben das Wasser bis zu den tiefsten Stollen, ist keiner vorhanden, bis zu Tage ausgehoben werden. Nehmen die Wasser in sehr ausgedehnten Grubenräumen, vorzüglich dann, wenn sich die Abbaue dem Tage nähern, in hohem Grade an Quantität zu, so steigen die Hebungskosten nicht selten auf eine solche Höhe, daß die Gewinnung nicht mehr lohnt und die Baue verlassen werden müssen; ein solches Verhältniß tritt dann ein, wenn bei Steinkohlen auf 1 Kubikfuß Fördermasse 6 und mehr Kubikfuß Wasser zu heben sind.

Nur in den seltensten Fällen können Erze unmittelbar aus der Grube heraus auf den Hüttenwerken zu Gute gemacht werden, sondern sie sind zuvor noch andern Arbeiten zu unterwerfen, durch welche die unhaltigen Gesteine und Gangarten, Quarz, Feldspath, Schwerspath, Kalkspath &c., von den erzhaltigen Mineralien zu entfernen sind; dies ist die Aufbereitung (s. d.).

Die Wasserwirthschaft, d. i. die Ansammlung der Wasser, um sie entweder zur Hebung der Grundwasser auf Radgezeugen, oder bei Wassersäulenmaschinen zu verwenden, ist je nach der Oertlichkeit verschieden. Nur das läßt sich mit Zuverlässigkeit angeben, daß alle mögliche Vorsicht angewandt werden muß, um kein Wasser verloren gehen zu lassen; es ist im Gegentheil, so viel nur immer möglich, in Teichen oder sonstigen Wasserbehältnissen anzusammeln; denn das Wasser ist nicht allein die billigste aller Bewegungskräfte, sondern beim Wäsch- und Satzprozesse sogar unbedingt nothwendig. Die ganze Wasserwirthschaftslehre wird am zweckmäßigsten in zwei Abtheilungen gebracht, nämlich in Wasserbau, bei dem darauf zu sehen ist, wie und auf welche Weise man hinlängliches Material erhält, und in Wasserwirthschaft im engern Sinne, bei welcher man die zweckmäßigste Vertheilung auf Räder und die Wahrung des Gefälles im Auge hat.

Die Maschinen, welche beim B.e hauptsächlich in Anwendung kommen, sind: Handgöpel, Treträder, Roßkünste, welche da hergestellt werden, wo hinlängliche Aufschlagwasser mangeln, Wasserräder, Wassersäulenmaschinen, Dampfmaschinen, hauptsächlich auf Steinkohlenwerken.

Sobald beim Beginne des B.s mehre Gruben neben einander zu liegen kommen, muß eine Vermessung oder Vermarkung derselben gegen einander sowohl über Tage, als in der Grube Statt finden. Der Bergmann nennt die Ausführung dieser Arbeit Markscheiden und begreift darunter nicht allein das Ausmessen der Grubenräume und das Auftragen der gefundenen Maße aufs Papier (Zulegen), sondern sucht durch sie auch Belehrung zu erlangen, wie Schächte und Stollen an die richtigen in der Grube gewählten Punkte von Tage aus zu bringen, wie Wasserleitungen, Förderwege &c. am zweckmäßigsten anzulegen sind. Die Markscheidekunst ist des Bergmanns Führerin auf seinen dunklen, gefahrvollen Wegen, und da ohne sie kein zu einem ersprießlichen Resultate führender Grubenbau, viel weniger aber Hülfsbaue ausgeführt werden können, so ist die Markscheidekunst als die erste und wichtigste Hülfswissenschaft des B.s zu betrachten. Die Instrumente, welcher sich der Markscheider zu seinen Messungen bedient, sind äußerst einfach und zerfallen in solche zur Aufnahme gerader Linien und in solche zur Messung von Winkeln. Zu ersterem bedarf man Lachterstab und Lachterkette, zu letzterem Kompaß, Gradbogen und in seltenen Fällen der Eisenscheibe. Um den Kompaß in den oft sehr engen Räumen leicht handhaben zu können, werden Schnüre, die an messingenen Schrauben, mit hölzernen Griffen versehen, befestigt sind und von denen mindestens jede 50 Lachter Länge hat, von 6 zu 6 Lachter so angespannt, daß sie Kompaß und Gradbogen gut tragen, ohne eine Biegung zu machen.

Geschichte. Der B. gehört zu den ältesten Gewerben. Zwar hat sich keiner der alten Schriftsteller über die Art und Weise, wie der B. in der Vorzeit betrieben wurde, genügend verbreitet; wir dürfen indeß annehmen, daß, wie bei den meisten andern Gewerben des Alterthums, so auch hinsichtlich des B.s die Regeln und erlangten Vortheile von einer Generation zur andern durch praktische Unterweisung und mündliche Belehrung übertragen wurden. Die im gediegenen Zustande auf der Erde vorkommenden Metalle müssen als diejenigen betrachtet werden, welche am ersten in Gebrauch kamen. Aber erst, als die Eigenschaft derselben, im Feuer flüssig zu werden, erkannt war, kam man auf den Gedanken, schwere Erze einer Schmelzhitze auszusetzen, um Metalle aus ihnen darzustellen. Das Gold, welches nur im gediegenen Zustande, am häufigsten in Geröll- und Sandlagern sich findet, in die es durch Zertrümmerung anstehender goldhaltiger Lagerstätten gekommen, ist dasjenige unter den Metallen, welches zuerst bekannt geworden zu seyn scheint. Da es aber wegen seiner Weich-

heit zu technischen Zwecken nicht gut verwandt werden konnte, so stellte man daraus vorzugsweise wohl nur Luxusartikel her und benutzte es später als Tauschmittel. Nach dem Golde kam höchst wahrscheinlich das Kupfer bei den ältesten Völkern in Anwendung. Dieses Metall wird häufig gediegen, nicht selten in großen Blöcken gefunden; noch jetzt finden sich in unkultivirten Gegenden, wie im Innern von Amerika, manchmal große Stücken gediegenes Kupfer, die an der Oberfläche zerstreut liegen und den in der Nähe aufsetzenden Lagerstätten durch Erdrevolutionen entrissen worden sind. Weit härter als Gold, war das Kupfer für die Völker des grauen Alterthums von sehr hoher Wichtigkeit, denn aus ihm wurden die Waffen des Kriegs u. der Jagd, sowie Handwerksgeräthe aller Art dargestellt. Die alten Aegypter betrieben B. auf Gold mittels kupferner Werkzeuge. Agatharchides, welcher die dortigen Gruben 200 Jahre v. Chr. besuchte und beschrieb, gibt an, dieser B. sey damals schon sehr alt gewesen und zum ersten Male zum Erliegen gekommen, als die Aethiopier mit den Aegyptern Krieg führten. Ihm verdanken wir die bestimmte Nachricht, daß die Gezähe, welcher sich die Einwohner jenes Landes bei dem Grubenbau bedienten, aus Kupfer bestanden; denn nur solche bekam er bei der Aufwältigung der alten Zechen zu Gesicht. Gmelin, der am Jenisei in Sibirien eine Menge alter Gräber eröffnen ließ, fand darin Waffen und Ringe von Messing, Kupfer und Gold, aber keine von Eisen. Im Orenburgischen wurden nach Pallas in den ältesten Gräbern viele Geräthe, Pfeile u. Waffen von Kupfer angetroffen. Gleiche Beobachtungen machte Zwick in der Mongolei u. Kalmükkei, sowie auch in den ältesten Grabhügeln Skandinaviens, Dänemarks &c. bloß kupferne Waffen vorkommen. Die alten nordischen Völker verstanden die Kunst, dem Kupfer eine weit größere Härte zu geben, die, nachdem man statt jenes Metalls Eisen anzuwenden gelernt hatte, verloren gegangen zu seyn scheint. Obschon der Boden, in welchem sich diese Grabmäler in Asien vorfinden, Eisenerze führt, so wurde doch in keinem derselben ein Stückchen dieses Metalls bemerkt. Die Bewohner des westlichen Asiens kannten das Kupfer sehr früh und noch jetzt sind die Kupferwerke Kleinasiens der Gegenstand des wichtigsten B.s im ganzen türkischen Reiche. Die Insel Cypern, von der das Kupfer (Aes Cyprinum, Cuprinum) seinen Namen erhalten haben soll, lieferte dieses Metall in den frühesten Zeiten. Schon Aristoteles schreibt von Kupfersalzen, die dort gefertigt wurden, indem er berichtet, daß bei Tyrrhia das Kupfer in kleinen Stücken zermalmt der Erde übergeben und begossen werde, worauf es sich ausdehne und in größeren Stücken wieder hervorwachse. Die wendischen Völkerstämme kannten das Kupfer lange, ehe sie mit der Darstellung des Eisens vertraut wurden. In ihren alten Gräbern finden sich Waffen und Geräthe von diesem Metalle, nie aber von Eisen. Dasselbe war bei den Galliern der Fall, welche mit kupfernen Schwertern gegen die Römer fochten. Da, wo gediegenes Kupfer in größern Stücken vorkommt, liegen Erzgänge selten weit entfernt. Beim Aufsuchen dieses Metalls mußte daher bald das schöne Farbenspiel, die bedeutende Schwere der Kupferkiese und Buntkupfererze u. das herrliche Grün und Blau der Kupfersalze in die Augen fallen, und sobald man einmal wußte, daß das gediegene Kupfer durch das Feuer geschmolzen und gereinigt werde, versuchte man es jedenfalls auch mit diesen Erzen, aus denen zuerst eine spröde Masse von dunkler Farbe, bei öfterem Eintragen des erlangten Produktes ins Feuer aber schönes geschmeidiges Kupfer erhalten wurde. Mit größter Wahrscheinlichkeit läßt sich nach dem Angegebenen annehmen, daß der Kupfererzbergbau der erste Gegenstand der Bergwerkstechnik war, welcher im Alterthume kultivirt wurde, und mit Unrecht nimmt man oft an, als sey den ältesten Bewohnern unserer Erde das Silber noch früher bekannt gewesen. Letzteres will man aus der Sage von den vier Zeitaltern: dem goldenen, silbernen, ehernen und eisernen, beweisen; allein als die Dichter davon sangen, war die Kultur schon so hoch gestiegen, daß sich Niemand mehr erinnern konnte, wie man beim ersten Auffinden und Zugutemachen der Metalle zu Werke gegangen. Wohl ist es möglich, daß das Bekanntwerden mit dem Silber in dieselbe Epoche fällt, allein im wirklichen Gebrauche war das Kupfer gewiß früher, indem es sich einestheils viel besser zu dauerhaften Geräthschaften verarbeiten ließ, anderntheils aber auch in bei weitem größeren u. mehr verbreiteten Massen gediegen sich vorfand. Obschon auch das gediegene Silber nicht allzu selten ist, so hat es doch keine große Verbreitung. Die eigentlichen Silbererze sind sehr mannigfach, indem sie mit Schwefel, Arsenik, Spießglanz, Kupfer, Eisen, Zink in den verschiedensten mehr oder minder zusammengesetzten Verbindungen vorkommen. Außerdem sind sie in vielen Kupfererzen, in fast allen Bleiglanzen, hier aber nur selten bis zu 1 Procent, enthalten. Die Abscheidung des Silbers aus seinen Erzen ist aber sehr umständlich und erfordert langwierige hüttenmännische Prozesse, die den Alten erst später bekannt wurden, weshalb der B. auf Silber jedenfalls jünger seyn dürfte, als der auf Kupfer. Ausgemacht bleibt es übrigens, daß die Völkerstämme der alten Welt in der Zeit, über welche wir geschichtliche Nachweise besitzen, auch das Silber und dessen Eigenschaften kannten. Nach dem Gold, Kupfer und Silber dürfte das Zinn, obschon es weniger weit verbreitet ist, wohl dasjenige Metall gewesen seyn, welches hüttenmännisch am frühesten ausgebeutet wurde. Hinsichtlich des Vorkommens hat das Zinnerz viel Aehnlichkeit mit dem Golde; es findet sich an der Oberfläche der Erde mit Sand und Gerölle vermischt, in schweren, schwarzen Körnern und mit hellen, strahlenden Krystallflächen, welche die Aufmerksamkeit von Hirten und andern im Freien arbeitenden Personen auf sich ziehen mußten. Die Reduktion desselben erfolgt, kommt es zufälliger Weise ins Feuer, leicht und schnell und aus dem schwarzen Korne fließt ein weißes, dem Silber ähnliches, doch weicheres Metall. Nach den Sagen u. geschichtlichen Nachrichten der Völkerschaften Vorderasiens war dieses Metall schon in den ältesten Zeiten gekannt, und der Verbrauch verpflanzte

sich später nach den südöstlichen und nördlichen Gegenden des ebengenannten Welttheils, wo es die Mongolen schon sehr frühe zum Löthen ihrer heiligen Klingeln in den Götzentempeln u. andern Geräthschaften, in deren Verfertigung sie ausgezeichnete Geschicklichkeit besaßen, gebrauchten. Das Blei wurde zu der Zeit bekannt, als man das Silber in größeren Massen darzustellen begann. Der starke Glanz, die bläulich-weiße Farbe, das sehr bedeutende Gewicht des Bleiglanzes sprechen für diese Vermuthung; denn da dieses Erz eine entfernte Aehnlichkeit mit den eigentlichen Silbererzen hat und in der Regel mit diesen zugleich einbricht, so suchte man jedenfalls näheren Aufschluß über dasselbe durch Behandlung im Feuer zu erlangen und kam so auf die Darstellung des Bleies, das für den Betrieb des Silberhüttenwesens später ganz unentbehrlich wurde. Auch das Quecksilber, welches nicht allein gediegen in der Natur vorkommt, sondern auch bei gelinder Hitze u. Gegenwart von Eisen oder Aetzkalk sehr leicht aus seinem, durch seine hochrothe Farbe ausgezeichneten Erze, dem Zinnober, darzustellen ist, dürfte den Alten wohl nicht unbekannt gewesen seyn. Das nützlichste unter allen Metallen, das Eisen, hat eine sehr große Verwandtschaft zum Kohlenstoffe, mit dem es sich in mehren Verhältnissen verbindet, die unter dem Namen Roheisen und Stahl bekannt sind. Das Stabeisen, das nur eine Spur desselben besitzt, muß aus dem Roheisen durch Abscheidung der Kohle hergestellt werden, indem bei der ersten Schmelzung nur gekohltes Eisen entstehen kann. Die Produktion eines guten geschmeidigen Eisens ist der schwerste aller hüttenmännischen Prozesse. Es muß deshalb um so mehr befremden, daß die Bekanntschaft einzelner Völkerstämme mit demselben älter als deren Geschichte ist. Wahrscheinlich erlangte man die erste Kenntniß von diesem Metalle durch das Meteoreisen, das früher zwar bei weitem häufiger auf der Erdoberfläche vorkam, als jetzt, aber für die Bevölkerung dennoch bei weitem nicht hinreichend war, indem der Gebrauch des Eisens bei einigen Völkerstämmen schon sehr mannigfach war. Es ist aber erwiesen, daß das Eisen unter allen Metallen zuletzt Gemeingut der Völker wurde, da dessen Darstellung nicht früher geschehen konnte, als bis man eine gewisse Uebersicht und genauere Kenntniß von der Behandlung der übrigen Erze im Feuer erlangt hatte. Die mythische Geschichte schreibt die Entdeckung des Eisens den Göttern zu, was für die Wichtigkeit, welche demselben beigelegt wurde, spricht und zugleich beweist, daß die Bekanntschaft einiger alten Völker mit diesem nützlichen Metalle älter als ihre Geschichte selbst sey. Aus dem hohen Werthe aber, welchen man dem Eisen in den frühesten Zeiten beimaß, läßt sich auf die beschränkte Darstellung desselben schließen. Viele Volksstämme kannten dies werthvollste aller Metalle selbst in späteren Zeiten noch nicht, was aus einzelnen Angaben hervorgehen dürfte. Wie schon bemerkt, war das Eisen in Aegypten 800 Jahre v. Chr. noch nicht bekannt, indem sich die dortigen Bergleute bei der Goldgewinnung kupferner Gezähe bedienten. In Palästina betrieb vornehmlich der Stamm Ascher Eisen-, Berg- und Hüttenwerke. Jedenfalls bekamen die Israeliten ihre bergmännischen Kenntnisse durch die Phönicier. Homer erwähnt in seinen Gesängen nur selten des Eisens, dagegen ist bei Hesiod, der 100 Jahre später als Homer schrieb, schon überall von eisernen Waffen die Rede. Im Inneren Asiens, in der Mongolei, Kalmückei u. Südsibirien wurde das Eisen viel später bekannt, ebenso bei den wendischen Völkerstämmen. Auch die Ureinwohner Amerika's wußten nichts von diesem Metalle, wogegen im Inneren von Afrika die Darstellungsweise und der Eisensteinbergbau sehr alt zu seyn scheint. Der Boden besteht dort aus einem gelbrothen, durch Eisenoxyd gefärbten Sande, der mit Thonschichten abwechselt u. in bestimmten Tiefen Lagen von Raseneisensteinen führt. Neger, Araber u. Berbern stellen aus demselben auf eine ganz einfache Weise Metall dar. In den Boden wird eine einen Fuß tiefe und eben so weite trichterförmige Oeffnung eingegraben und mit Kohlen und Eisenstein gefüllt. Ist dies geschehen, so werden erstere entzündet und nunmehr mit einem Handblasebalge von höchst mangelhafter Konstruktion 10 Stunden lang das Feuer unterhalten. Nach Verlauf dieser Zeit ist die Masse gesintert, es zeigt sich eine blasige Schlacke, halb reducirtes Eisen u. Roheisen. Letztere beiden nimmt man nach dem Erkalten heraus, unterwirft sie einer zweiten ähnlichen Schmelzung und erhält nach einigen Stunden einen Eisenkönig von höchstens 20 Pfund Schwere, der beim Schmieden sich sehr dehnbar und zähe erweist und ganz vortreffliche Waffen gibt. Jedenfalls erhielten die Afrikaner die Kenntniß der Darstellung des Eisens durch den Karawanenhandel aus Asien. Der beschriebene Prozeß ähnelt dem, welcher vor vielen Jahren in Deutschland im Gange war, sehr. Der Unterschied zwischen beiden besteht bloß darin, daß im letztern Lande die Eisenerze in einem kleinen Ofen eingeschmolzen wurden, in welchem die Reduktion, Kohlung und Abscheidung des Kohlenstoffs eben so vereinigt waren. Die Bekanntschaft der alten Germanen mit den Metallen beschränkte sich nach den Nachrichten römischer und griechischer Schriftsteller auf Gold, Kupfer, Silber, Zinn, Blei, Quecksilber und Eisen, von denen die drei ersten schon den ältesten Bewohnern der Erde bekannt waren. Die Zahl der übrigen wurde viel später erst vergrößert, obschon einige derselben in Legirungen vorkamen. Hierher gehört das Zink, welches mit Kupfer zusammen geschmolzen Messing gibt. Letzteres ist längst bekannt, obgleich das Zink erst später reducirt und als eigenthümliches Metall beschrieben wurde. Die Alten nahmen zur Darstellung, wie dies am Rhein noch jetzt geschieht, den Galmei (kohlensaures Zinkoxyd), der in den Kalkformationen vorkommt und häufig zu Tage aussteht.

Ueber die eigentlichen Bergwerke der Vorzeit haben wir, außer der Beschreibung der ägyptischen von Agatharchides, den Strabo und Diodor benutzten und von denen letzterer angibt, daß das Verfahren, Erze durch Feuersetzen zu gewinnen, schon bei den ältesten Königen Aegyptens bekannt gewesen sey, keine geschichtlichen Nachweise. Den großartigen und äußerst wichtigen

B. in Kleinasien, Griechenland, Macedonien und selbst den weit späteren in Spanien kennen wir nur aus einzelnen Andeutungen. Auch aus der letzten Römerzeit besitzen wir höchst ungenügende Nachrichten. Es darf daher nicht auffallen, wenn uns über die Darstellungsweise, die die Alten bei der Ausscheidung der Metalle aus ihren Erzen befolgten, so gut wie gar nichts bekannt ist und wir nur die Vermuthung aufzustellen vermögen, die Prozesse seyen bei den verschiedenen Völkerschaften hinsichtlich der Manipulation wohl verschieden gewesen, in der Hauptsache aber einander sehr nahe gekommen. Die Küsten des mittelländischen Meeres, vorzüglich die syrischen, waren es, von welchen aus seit den ältesten Zeiten, zu denen nur Mythen hinanreichen, Industrie, Gewerbe u. Handel nach dem Innern Asiens, Afrika's und Europa's vordrangen. Dort scheint der B. seinen Anfang genommen zu haben, wo die großen und reichen Städte, namentlich Sidon u. Tyrus sich erhoben. Noch zur Zeit Alexanders war Tyrus blühend und reich, sidonische Metallarbeiten aber galten im Alterthume für schöne u. köstliche Waaren. Höchst wahrscheinlich brachten die Phönicier, die mit den alten Aegyptern in engen Handelsverbindungen standen, den B. und das Hüttenwesen auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit. Von dort wurde es nach Griechenland, Karthago, Italien, Spanien, Portugal und endlich auch nach Deutschland verpflanzt. Die Kunst der Darstellung der Metalle ging demnach von der asiatischen Küste aus u. scheint daselbst schon weit ausgebildet worden zu seyn, da sich nirgends eine Nachricht findet, wonach sich die Zugutemachungsprozesse später wesentlich geändert hätten. Hierfür dürfte auch der Umstand sprechen, daß die Römer, welche Jahrhunderte hindurch die Oberherrschaft über die bekannten Theile der Erde behaupteten, sich gar nicht um diesen Zweig der Nationalindustrie bekümmerten, sondern den Betrieb lediglich den eroberten Provinzen überließen und nur die Ausbeute an sich zogen. Sie übernahmen den großartigen, so reichen Gewinn bringenden spanischen B. von den Karthagern, die ihn nach phönicischem Muster betrieben hatten. Aehnlich verhielt es sich mit dem B. in Macedonien, Griechenland u. Kleinasien.

Die Geschichte des B.s zerfällt in drei Perioden. Die erste begreift den Zeitraum vom grauesten Alterthum bis zur Unterjochung Griechenlands durch die Römer; von ihm haben wir wenige und dazu nicht sichere Nachrichten. Die zweite umfaßt den Zeitraum der Römerherrschaft über alle damals bekannten Erdtheile, wo der B. in Spanien, Italien, Illyrien, Kleinasien, Macedonien, Britannien u. Gallien auf einer ziemlich hohen Stufe der Vollkommenheit stand. In Folge der Besitzergreifung Galliens von Seiten der Germanen und der immerwährenden Kriege germanischer Volksstämme mit den Römern lernten auch jene den B. kennen und verpflanzten ihn nach Deutschland. Mit dem Untergange des römischen Reichs beginnt die dritte Periode des B.s. In ihr ging der B. in Asien mehr und mehr zurück, kam dagegen in Europa, namentlich in den Küstenländern des mittelländischen Meeres immer mehr in Aufnahme. Die Bergschätze Deutschlands wurden erst dann ausgebeutet, als seine Bewohner selbst ihren Werth zu schätzen wußten. Beim Beginn des deutschen B.s trieb jeder Grundbesitzer entweder seine Bergwerke selbst, oder ließ sie durch Sklaven bearbeiten, ohne dazu eine Beleihung nöthig zu haben. Als später die fränkischen Könige Deutschland unterjochten, zogen sie auch die Bergwerke, die sie als eine Quelle des Wohlstandes erkannten, an sich und ließen sie durch ihre Landvögte und andere Beamte bewirthschaften. Von da an beginnt der Akt der Belehnung mit Berg- und Salzwerken an Vasallen, welche in besonderer Gunst standen. So weit man nachzukommen im Stande ist, hat die älteste derselben der Abt von Corvey auf Salzwerke durch den Kaiser Ludwig 833 erhalten; die zweite empfing das Kloster Berg, und zwar auf alle Metalle und Mineralien, durch Kaiser Heinrich V. 1122. Der erste Herzog, der in seinem Lande mit dem Bergregal durch den Kaiser Friedrich beliehen wurde, war Ludwig von Bayern. Später erhielten es die meisten deutschen Fürsten, und es ist demnach das deutsche Bergregal ein durch Schenkung der Kaiser an die Souveräne übergegangenes Hoheitsrecht, die es dann an ihre Unterthanen in kleinerem Maße und unter der Bedingung übergehen ließen, daß der zehnte Theil des Gewonnenen an sie abgegeben wurde (vergl. Bergrecht). Mit jedem folgenden Jahrhundert der 3. Periode hob sich der B., in dem gegenwärtigen aber stieg er zu einer Höhe, von welcher man in der früheren Zeit nicht die entfernteste Ahnung haben konnte. Die Anwendung großartiger Dampf- und Wassersäulenmaschinen bemöglichen es, in sehr große Tiefen der Erdrinde einzudringen. In England werden die Steinkohlenlager bereits in Teufen von mehren tausend Fuß, an einigen Stellen sogar unter dem Meeresbette ausgebeutet u. auf dem festen Lande zu Tage gefördert. In Tyrol wird Salzsoole mit einem Hube über einen hohen Alpenkamm gepumpt (vergl. Berchtesgaden). In Belgien geht man durch sehr stark zusitzende Wasser mittels wasserdichter Zimmerung in große Tiefen nieder. Insbesondere hat auch das Eisenhüttenwesen eine erstaunenswerthe Ausdehnung erlangt. Während die alten Völker mit großer Anstrengung in einem Tage in ihren Erdschmelzöfen 20 Pfund Eisen erlangten, bringt man jetzt in kolossalen Hochöfen in gleicher Zeit Tausende von Centnern aus. Während die Berbern und Araber mit ihrem ungestalteten Handblasebalge in der Minute dem mit Eisenerz und Kohlen gefüllten kegelförmigen Ofen nur einige Kubikfuß Luft zuzuführen vermögen, gibt bei uns ein durch starke Dampfmaschinen in Bewegung gesetztes Cylindergebläse viele Tausende derselben her. Erstaunlich groß ist auch die Masse der Metalle u. fossilen Brennmaterialien, welche in den größeren Bergwerksstaaten Europa's täglich der Erde entnommen, in den Hütten verarbeitet u. zu Gute gemacht werden.

Die vor mehren Jahrhunderten am meisten gesegneten Bergwerksstaaten, Spanien und Portugal, verpflanzten ihre bergmännischen Kenntnisse nach der Entdeckung von Amerika in die

südlichen Gegenden jenes großen Welttheiles. Die jungfräuliche Erde, von den Ureinwohnern nur auf der Oberfläche berührt, gab unter dem Schlägel und Eisen des spanischen und portugiesischen Bergmannes ungeahnte Massen von edlen Metallen, die den Mutterländern in großen Flotten zugeführt wurden. Der außerordentliche Reichthum, welcher hierdurch in die Hände der Bewohner jener großen Halbinsel kam, verweichlichte das Volk; die einheimischen Bergwerke wurden als nicht mehr lohnend vernachlässigt und verfielen endlich ganz. Auf diese Weise gingen die im Beginne der dritten Periode am blühendsten dastehenden Bergwerksstaaten, Spanien und Portugal, zu Grunde; dagegen erwachte die Thätigkeit des deutschen Bergmannes, welcher am Harze und dem sächsischen Erzgebirge große Silbermassen zu Tage förderte. Er betrieb den B. so regelrecht, daß sich derselbe nicht allein bis auf uns erhalten hat, sondern auch noch viele Jahrhunderte hindurch den deutschen Nationalreichthum zu vergrößern im Stande ist. Schweden und Norwegen blieben bei allgemeinem Fortschreiten nicht zurück und versehen einen großen Theil der europäischen und selbst der überseeischen Länder mit dem vortrefflichsten Schmiedeeisen. Obschon der Steinkohlenbergbau in England, Frankreich, Belgien, Deutschland nicht neu ist, so erlangte derselbe doch erst seit den letztverflossenen 40 Jahren seine größte Ausdehnung. Mit Recht darf man sagen, daß durch ihn die dritte Bergwerksepoche die glänzendste unter allen wurde; denn was würde England ohne seinen Steinkohlenbergbau seyn? In allen Ländern, wo Kohlen in größeren Massen erbeutet werden, hat sich die Industrie in den letzten 20 Jahren um das Fünffache gehoben. Zum Ruhme muß den deutschen Bergleuten nachgesagt werden, daß, obschon ihre Unternehmungen, durch günstige Lagen bedingt, nicht mit außerordentlich großen Maschinenkräften ausgerüstet sind, der eigentliche B. und namentlich der Abbau ganz vorzüglich betrieben wird und daß sich in dieser Beziehung die preußischen Kohlenwerke ganz besonders vortheilhaft auszeichnen. Oesterreich mit Ungarn schreitet in bergbaulicher Beziehung mit Riesenschritten vorwärts, und die Produktionen steigen, sowohl bei edlen Metallen, als vorzüglich auch bei den fossilen Brennmaterialien um das Doppelte. Wie merkwürdig aber die Wege, die der B. von einem Erdtheile zum andern nimmt, sind, sehen wir an den asiatischen Provinzen Rußlands. In der ersten und zweiten Bergwerksperiode war Asien dasjenige Land, in welchem dieses Gewerbe nicht allein an den Küsten, sondern auch im Inneren in der größten Blüthe stand. Aus der Geschichte ist bekannt, daß, als Jason das goldene Vließ aus Colchis holte, in Georgien, der Tatarei und Südsibirien bedeutende Goldbergwerke im Betriebe standen, die nach und nach gänzlich zum Erliegen gekommen sind. Neuerlich wurde in Sibirien der Goldbergbau vom europäischen Rußland aus wieder in Aufnahme gebracht, von einem Lande, in welchem in den früheren Epochen kaum eine Spur desselben zu finden war. Seit einigen Jahren hat sich überhaupt so Manches ganz anders gestaltet. Die europäischen Bergwerksstaaten, welche die bergmännischen Kenntnisse, wie sie jetzt in ihrer Großartigkeit dastehen, aus den durch die alten Griechen und Römer gesammelten Erfahrungen schöpften, haben sich verbunden, dieselben wieder nach den Stammländern überzusiedeln, um dadurch den schuldig gewordenen Dank, den jene in der Kultur so furchtbar zurückgegangenen Länder verdienen, abzutragen. Es sind deshalb verschiedene und recht tüchtige Bergbeamte nach Afrika und Asien gesandt oder berufen worden, um die zum Erliegen gekommenen Bergwerke zu untersuchen und die jetzt nur noch vegetirenden neu zu organisiren. In Folge der erstaunlichen Fortschritte, welche die Chemie in neuester Zeit machte, vergrößerte sich die Zahl der Metalle über das 3- und 4fache. Zu den sieben, welche die Alten kannten, zu Gold, Kupfer, Silber, Zinn, Blei, Quecksilber und Eisen, fanden sich noch: Selen, Tellur, Arsenik, Chrom, Vanadin, Molybdän, Wolfram, Antimon, Tantal, Titan, Osmium, Iridium, Platin, Palladium, Rhodium, Uran, Wismuth, Kadmium, Zink, Nickel, Kobalt, Mangan, Cerium, Alumin u. a. m.

Die Aufmerksamkeit, welche neuer Zeit in fast allen civilisirten Staaten dem Bergbau wieder geschenkt wird, die Sorgfalt aller guten Regierungen, demselben durch zweckmäßige Einrichtungen eine möglichst lange Dauer zu sichern, die Begünstigungen, die dem Unternehmungsgeiste der Spekulanten von dieser Seite zu Theil werden, bezeugen zur Genüge, daß derselbe, als ein das Staatswohl beförderndes, den Nationalwohlstand hebendes Institut anerkannt sey. Die Angriffe, die früher so häufig den B. trafen, nach welchen derselbe keineswegs als ein den Reichthum der Länder mehrendes Gewerbe betrachtet wurde, sind ganz in den Hintergrund getreten; seine Gegner sind verschwunden oder haben feindselige Urtheile aufgegeben, da der Augenschein zu deutlich lehrt, wie vortheilhaft derselbe auf die blühendsten Staaten, z. B. England, Belgien, Sachsen, Preußen, Oesterreich, Rußland, einwirkt. Welch außerordentliche Summen durch ihn der Erde entnommen und in Umlauf gesetzt und welch riesenhafte Etablissements hervorgerufen werden, davon haben wir in den officiellen Produktionstabellen vieler Länder die unumstößlichen Belege; dies zeigt ein Blick in die Centralpunkte der Bergbauindustrie: auf Swansea in England, Seraing in Belgien, le Creuzot in Frankreich, Freiberg in Sachsen u. a. O. Sieht man jedoch von dem B., der selbst bei nicht zweckmäßiger Bewirthschaftung sehr große Ausbeute gibt, von den Goldgruben Neugranada's und Chili's, Kaliforniens und Australiens, von den unermeßlich reichen Silberbergwerken Mexiko's und Peru's ab und auf den B., durch welchen große, wenn auch nicht theure und weniger Ueberschüsse gewährende Massen von Steinkohlen und Eisensteinen gewonnen werden, so zeigt sich auf den ersten Blick in letzteren Gegenden eine bei weitem größere Regsamkeit und Wohlhabenheit, und man kommt zu der Ueberzeugung, daß vornehmlich

Steinkohlen und Eisen die Hauptgegenstände eines dauernde Nationalwohlfahrt begründenden B.s sind. Es ist nicht zu leugnen, daß die Ungewißheit des Erfolgs, die Langwierigkeit der Ausführung, die oft in große Entfernung gestellte Aussicht auf Ertrag Manche von kostspieligen Bergbauunternehmungen zurückschrecken, allein die Erfahrung, daß Andere, die früher ans Werk gegangen, das darauf verwendete Kapital zu hohem Ertrag gebracht haben, und die Hoffnung, des Bergmanns Erhalterin, spornen zum muthigen Angriffe und anhaltender Ausdauer. In den meisten Fällen wird letztere mit glücklichem Erfolge gekrönt. Wie höchst zweckmäßig in der Natur Alles eingerichtet ist, gewahrt der Bergmann am allerersten; selten z. B. sind große Massen von fossilen Brennmaterialien ohne bedeutende Niederlagen von Eisensteinen in der Erde abgesetzt; ja häufig finden sich dieselben so nahe an einander, daß beide durch einen und denselben Schacht oder Stollen zu Tage gefördert werden können. Der Ackerbau, der Ernährer und Erhalter der großen Menschenmenge, ist nicht geeignet, eine starke Bevölkerung hervorzurufen; der B. dagegen erfüllt diesen Zweck vollkommen und wirkt in dieser Beziehung fördernd auf ersteren zurück, indem er die landwirthschaftlichen Produkte, die er nicht erzeugen, wohl aber bezahlen kann, zu viel höherem Werth bringt. Der B. erfordert aber eine Voraussicht auf viele Menschenalter, es ist daher eine große Ausdauer nothwendig, denn Zinsen und reiche Renten vom Anlagekapital kommen nur zu oft erst den Nachkommen zu Gute. Der Gewinnsucht Einzelner sollte es deshalb nicht zugestanden werden, den B., um schnell Reichthümer zu erwerben, fehlerhaft und unwirthschaftlich zu betreiben, sowie im Gegentheil es sehr thöricht seyn würde, wollte man die verständigen Spekulanten durch Beschränkungen beeinträchtigen und entmuthigen. Der Umstand, daß die Schätze der Erde nicht gleichmäßig an einem Punkte abgelagert sind, und die deshalb nöthigen Vorkehrungsarbeiten setzen oft den Aufwand großer Geldsummen voraus, die erst später den Werken wieder entnommen werden können. Im B. ist Ernte ohne Aussaat eine seltene Ausnahme von der Regel, und soll der Hauptzweck alles B.s, die vollkommenste und wohlfeilste Gewinnung aller unterirdischen Schätze, erlangt werden, so wird das Ziel nur durch eine ansehnliche Vereinskraft zu erstreben seyn. Ist aber dies der letzte Zweck des Grubenbaues und darf dabei weniger auf große vorübergehende und dann leicht ganz verschwindende, als auf mäßige und anhaltende Vortheile gesehen werden, so ist es auch Pflicht der Staaten, denselben so wenig wie möglich mit Abgaben zu belasten und auf ihre Kosten Beamte anzustellen, die die Ertragsfähigkeit der Gruben im Auge behalten. Wie groß der Einfluß des B.s auf die Steigerung des Nationalvermögens und der Nationalindustrie ist, davon erhalten wir erst dann einen richtigen Begriff, wenn die Massen von Metallen und sonstigen nutzbaren Fossilien, die in den einzelnen Staaten gewonnen werden, dem Gewichte nach und zugleich der Geldwerth dafür in Zahlen angegeben uns vor Augen liegen. Der Laie wird erstaunen, wenn er diese Zahlen sieht, und nicht länger zweifeln, daß der B. unter den nützlichen Gewerben der Menschen mit Recht die erste Stelle einnehme.

Vgl. G. R. Lichtenstein, Entdeckte Geheimnisse od. Erklärung aller Kunstwörter u. Redensarten bei den Berg- u. Hüttenwerken, Helmst. 1788, 2 Thle.; J. S. Schröter, Mineralogisches und bergmännisches Wörterbuch, Frankfurt 1789 — 91, 2 Thle.; Bergmännisches Wörterbuch, Chemnitz 1813; W. A. Lampadius, Handwörterbuch der Hüttenkunde in theoretischer und praktischer Hinsicht ausgearbeitet, Göttingen 1817; C. J. B. Karsten, Archiv für Bergbau und Hüttenwesen, Bresl. und Berl. 1819—31, 20 Bde., fortgesetzt als „Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau u. Hüttenkunde", Berl. 1829—39, 13 Bde.; Studien des göttinger Vereins bergmännischer Freunde, herausgegeben von J. F. L. Hausmann, Götting. 1824 — 38, 4 Bde.; Kalender für den sächsischen Berg- und Hüttenmann, herausgegeben bei der Bergakademie in Freiberg, Freib. 1827 — 29, fortgesetzt als „Jahrbuch für den Berg- und Hüttenmann", das. 1830 ff.; Der Bergwerksfreund, Eisl. 1837 — 1839, 2 Bde.; Hartmann, Repertorium der Bergbau- und Hüttenkunde, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung der neueren Fortschritte dieser Wissenschaften ꝛc., Weimar 1839—1840, 2 Bde.; A. Beyer, Gründlicher Unterricht im Bergbau, Schneeberg 1749, vermehrt und verbessert von J. F. Lempe, Altenb. 1785; J. F. Reitemeier, Geschichte des Bergbaues und Hüttenwesens bei den alten Völkern, Götting. 1785; Chassot de Florencourt, Ueber die Bergwerke der Alten, Götting. 1785; B. S. Rau, Anleitung zur Bergbauwissenschaft, Mainz 1790; C. Lehmann, Versuch einer systematischen Encyklopädie der Bergwerkswissenschaft, Freib. 1804; Ch. Tr. Delius, Anleitung zur Bergbaukunde, Wien 1806; Fr. J. Richter, Die Bergbaukunde, nach A. G. Werners Vorlesungen und eigenen Erfahrungen, Dresd. 1823; F. R. Montanus, Anfangsgründe der Bergwerkskunde, Wien 1823; C. P. Brard, Grundriß der Bergbaukunde, aus dem Französischen übersetzt und umgearbeitet von Hartmann, Berl. 1830.

Bergbeamte, die für Leitung des Bergbaubetriebs und Beaufsichtigung der Bergleute angestellten Beamten: sie gehören zum Ressort des Bergamtes, deren mehre in Ländern, wo bedeutender Bergbau umgeht, unter einem Obergamte stehen. Dirigent des letztern ist meist ein Berghauptmann, während an der Spitze des Bergamtes der Bergmeister steht. Beisitzer dieser Behörden sind die Oberbergräthe und Bergräthe, außerdem mehre Bergamts-Assessoren und Sekretäre. Den Bergbau eines besondern Bergdistrikts (Bergamtsreviers) leiten neben dem Bergmeister ein Berginspektor und ein Bergschreiber, ferner die Berggeschwornen, welche den Häuern die Arbeit verdingen (akkordiren), die Aufsicht über die einzelnen Gruben führen und vom Obereinfahrer kontrolirt werden. Der

Stollenfaktor hat die Führung und Erhaltung der Stollen unter sich; der Gegenschreiber hat die Ab- und Zuschreibung der Kuxe zu besorgen und das Gegenbuch zu halten, in welches Lehn- und Gewerkschaften eingetragen werden. An manchen Orten gehören zu den Mitgliedern des Bergamts noch der Maschinendirektor, der diesem beigeordnete Maschinengeschworne und der Maschinensekretär. Andere beim Bergwesen angestellte Beamte sind der Markscheider, der die Streckstollen geometrisch vermißt; der Schichtmeister, der das Rechnungswesen der einzelnen Gruben und die Auszahlung des Lohns an die Arbeiter besorgt und vom Receßschreiber kontrolirt wird; der Bergwardein, welcher den Gehalt der von einer Grube gelieferten Erze kontrolirt, der Bergzehntner, welcher den landesherrlichen Zehnten erhebt, die geschmolzenen Erze in die Münze schickt und das dafür erhaltene Geld den Schichtmeistern auszahlt, ferner der Austheiler, welcher die Ausbeute vertheilt, und der Obersteiger, der die unmittelbare Aufsicht über die Bergleute führt. Die B.n sind durch ihre besondere Bergkleidung und Uniform ausgezeichnet. S. Bergkleidung.

Bergblau, Malerfarbe aus blauem Kupferoxyd. Man unterscheidet natürliches B. (s. Kupferlasur) und künstliches B., d. i. eisenfreie salpetersaure Kupferauflösung durch Kalkmilch niedergeschlagen, ausgewaschen und getrocknet. Sorten davon sind: Hochbergblau, Mittelblau, Bergasche (feine hochblaue und feine ordinär-blaue); s. Blau.

Bergbock, s. v. a. Steinbock, Capra Ibex *L.*

Bergbohrer und **Bergbohrmaschine**, s. Bohren, vgl. Bergbau.

Bergbuche, s. v. a. gemeine Buche, Rothbuche, Fagus sylvatica *L.*

Bergbutter (Steinbutter), s. v. a. Zinkvitriol; dann ein strohgelbes Eisenalaun in Sachsen, bei Wetzelstein in Thüringen, bei Saatz in Böhmen; die thüringische zeichnet sich nach Brandes durch einen sehr geringen Antheil von Natrium und Ammonium aus.

Berge, im Allgemeinen alle beträchtlicheren Erhebungen des Bodens, gleichviel ob sie isolirt aus einer tiefer liegenden Gegend hervorragen, oder die einzelnen markirtesten und, wie gewöhnlich, höchsten Theile eines Gebirges bilden. Im wissenschaftlichen Interesse hat man festgestellt, daß Bodenerhebungen, die nur bis 300' über das nächste Flachland aufsteigen, noch Hügel genannt werden; aber die Praxis des gewöhnlichen Lebens weicht davon vielfach ab, und der Bewohner Norddeutschlands nennt Berg, was der Schweizer kaum als Hügel zu bezeichnen wagt. An jedem Berge unterscheidet man den Fuß oder untern Theil, mit dem der Berg seine markirte Ueberhöhung der Grundfläche beginnt, den Scheitel (Rücken) oder höchsten Theil desselben und den Rumpf (Abhang), d. i. den zwischen beiden liegenden mittlern Theil. Die Neigung des Abhangs (Hang, Abdachung) wird durch den Winkel gemessen, welchen derselbe mit dem Horizont bildet; in dieser Beziehung spricht man von Abdachungs- (Böschungs-)winkeln von 5, 10, 20, 25, 30, 35, 40, 45 Grad. Steigt der Abdachungswinkel über 45°, so wird der Berg zur Wand oder zum Felsen. Vgl. Gebirge.

Bergedorf, hamburg-lübeckisches gemeinschaftliches Amt, zwischen der Elbe und Bille, sonst zu Sachsen-Lauenburg gehörig, 1²/₃ ☐Meilen groß, mit sehr fruchtbarem Marschboden und 11,000 Einwohnern. Die gleichnamige Stadt daselbst, an der alten Bille und einem Elbarme, südöstlich von Hamburg, mit welchem sie durch eine Eisenbahn verbunden ist, hat ein altes Schloß und 2200 Einwohner, welche Lohgerberei, Bierbrauerei, Bäckerei, Ackerbau und Viehzucht, Korn- und Holzhandel treiben. Zum Amte gehören noch die vier Kirchdörfer Neuengramm, Altengramm, Kirchwärder und Kurslack, welche die sogen. Vierlande bilden, und das ganz von lauenburgischem Gebiet umschlossene Pfarrdorf Gersthacht. Die unter dem Namen der Vierländer bekannten meistens wohlhabenden Bewohner dieses Landstrichs zeichnen sich durch eine eigenthümliche Tracht aus und treiben vorzüglich Getreide- und Gemüsebau, dessen Ertrag sie nicht nur in dem benachbarten Hamburg, sondern auch nach England zu Markte bringen.

Bergeigenthum, s. v. a. Bergwerkseigenthum.

Bergen, in der Seemannssprache s. v. a. in Sicherheit bringen; daher bei starkem Winde die Segel niederholen (herabnehmen); dann die Güter eines gescheiterten oder gestrandeten Schiffes retten und für den Eigenthümer gegen Erstattung eines bestimmten Bergelohns aufbewahren (s. Strandrecht); ferner ein Schiff oder wenigstens seine Ladung und Mannschaft aus Seenoth oder Feindes Hand retten. In letzterer Beziehung unterscheidet man Civilbergung und Militärbergung. Jene findet Statt, wenn Seenoth durch Sturm oder andere natürliche Ereignisse entsteht; diese, die militärische Bergung, tritt ein, wenn das Schiff aus Feindesgewalt oder aus den Händen der Seeräuber gerettet wird. In beiden Fällen ist ein nach Umständen und Verhältnissen durch Gewohnheits- oder positives Recht bestimmtes verschiedenes Bergegeld (Bergelohn) zu erstatten. Der Bergende (Berger) hat in den meisten Fällen ein Retentionsrecht auf die geborgenen Gegenstände, bis er das angemessene Bergegeld erhalten hat. In England bestimmt der Admiralitätshof das Verhältniß des Bergegeldes je nach der bestandenen Gefahr, der Größe der Arbeit und Anstrengung des Bergenden, nach dem Werthe des Schiffes und der Ladung ꝛc.; es wird oft die Hälfte, ⅛ oder ¹/₁₀ des Geretteten dem Berger zugesprochen. Das Bergegeld bei Wiedernahme eines Schiffes aus Feindes Hand beträgt ⅛ seines Werthes und seiner Ladung, wenn sie von einem königlichen Kriegsschiffe, ⅙ wenn dieselbe von einem englischen Kaper oder einem andern englischen Schiffe bewerkstelligt wird; ist aber das Schiff vom Feinde zu einem Kriegsschiffe ausgerüstet worden, so bringt die Bergung dasselbe ganz in das Eigenthum des Wiedernehmers. Die Besatzung eines Schiffes erhält in der Regel kein Bergegeld, eben so wenig die Passagiere, ausgenommen für außerordentliche Dienste.

Bergen, 1) Kreisstadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stralsund, auf der Insel Rügen, sehr romantisch gelegen an einem Berge mit der Stadtkirche, südwestlich vom Rugard, dem höchsten Berge der Insel mit herrlicher Aussicht, hat 3550 Einwohner, welche Ackerbau, Viehzucht, Branntweinbrennerei, Tuchmanufaktur betreiben, und ist Sitz eines Landrathsamts, Stadt- und Kreisgerichts, einer Salzfaktorei, eines adeligen Fräuleinstifts mit 1 Priorin und 12 Kanonissinnen. B. verdankt seinen Ursprung einem Jungfrauenkloster des Cistercienserordens, welches 1193 vom rügenschen Fürsten Jaromar I. angelegt wurde und bald Ansiedelungen in seiner Umgebung veranlaßte. Schon 1294 war das Dorf Berghe (wend. Gora, lat. Montana) vorhanden und bildete mit dem Kloster den Mittelpunkt und Hauptort einer Gardvogtei oder Advokatie (Advocatio montium oder Gharde in Berghe), die 1811 in den berger Kreis verwandelt wurde. B. selbst erhielt nach und nach städtische Einrichtungen und Gewerbe, blieb jedoch bis zur Reformation ein dem Kloster untergebener Marktflecken und erkaufte sich städtische Gerechtsame erst 1613 von dem pommerschen Herzoge Philipp Julius für 8000 Mark; Mauern und Thore hat die Stadt nie gehabt.

2) B., Marktflecken in der kurhess. Provinz Hanau, 3 Stunden von Frankfurt a. M., mit 1800 Einw., welche Acker-, Obst- u. Weinbau treiben. Hier den 13. April 1759 Schlacht zwischen den Alliirten unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig und den Franzosen unter dem Herzog von Broglio. Letztere siegten, und in Paris feierte man diesen Sieg Broglio's, welcher allerdings die Eroberung Hessen-Kassels, Mindens und Münsters möglich machte, durch Freudenfeste und Kopfputze à la Bergen.

3) B., Dorf in der niederländischen Provinz Nordholland, Bezirk Alkmar, mit 730 Einw., bekannt durch das Gefecht am 19. November 1799 nach der Landung der britisch-russischen Armee unter dem Herzog von York zwischen einer Abtheilung der vereinigten französisch-holländischen Armee unter dem General Brune und dem zu rasch vordringenden russischen General Hermann, dessen 10,000 Mann umgangen u. mit einem Verlust von 2000 Mann in ihre vorige Stellung zurückgedrängt wurden, wobei General Hermann selbst in Gefangenschaft gerieth. In Folge dieses Gefechts wurde die Kapitulation von Alkmar abgeschlossen, nach welcher die britisch-russische Armee die batavische Republik räumen mußte u. der Kaiser Paul von der Koalition zurückzutreten sich veranlaßt sah.

4) B., belgische Stadt, s. v. a. Mons.

5) B., norwegisches Stift an der Westküste, grenzt nördl. an das Stift Drontheim, östl. an Aggerhuus oder Christiania, südlich an Christiansand u. westlich an die Nordsee und ist 643 (nach Andern 628) □Meilen groß. B. wird durch die Fillefjeldkette vom Stift Aggerhuus getrennt. Außerdem thürmen sich hier die Schnee- u. Eishügel des Sogne-, Harbanger- u. Honklefjeld rc. empor. Das Langfjeld und Sognefjeld theilt das Stift in zwei Theile. Man erblickt hier große Eis- und Schneefelder und ungeheure Gletscher. Einzelne Spitzen sind: Skagstöls-Tind (7877'), Sneebräen (7000'), Lodals-Kaabe (6798') rc. Lawinen und Wasserfluthen verheeren oft den Segen der Thäler. Zahllose Eilande und Klippen umschließen die zerrissene und zerspaltene Küste, an der sich die Buchten oft 10—12 Meilen weit ins Land bis an den Fuß der höchsten Felsen hineinziehen. Die bedeutendsten Fjorden (Meerbusen) sind: der Sogne-, Hardanger-, Nords-, Waag-, Bömmel-, Strand-, Mosfjord rc., meist von hohen Felsenwänden (bis 4000') umgeben u. oft gefährlich zu befahren. Die in dieselben sich ergießenden Flüsse und Bäche (Justes-dal-Elf, Eide-Elf und eine große Menge Berggewässer) bilden oft malerische und schauerliche Katarakte. Seen sind in großer Menge, aber nicht von bedeutendem Umfang vorhanden. Das Klima ist feucht und rauh, namentlich gehört zur klimatischen Eigenthümlichkeit der ganzen westlichen Küste des Stifts die vorherrschende oceanische u. demnach durch eine außerordentliche Regenmenge (oft Monate lang) ausgezeichnete Natur; heller Sonnenschein ist eine bemerkenswerthe Seltenheit. Stürme wehen oft und heftig. Getreide gedeiht nur hie und da; auch die Wälder sind so gelichtet worden, daß die Bauern Torf brennen und das Holz für ihre Eisenschmelzen sparen. Die Haupterwerbszweige sind Viehzucht und Fischerei, einiger Bergbau u. etwas Fabrikbetrieb. Ausfuhrartikel sind: Produkte der Heerden, Fische, Federn, Marmor und Mühlsteine. Die Zahl der Einwohner ist 206,870. In keiner Gegend Norwegens haben sich die Volkstrachten so unverfälscht erhalten, als im Stift B., selbst in der Nähe der Stadt B. In den Küstengegenden dieses Stifts findet sich auch noch die uralte Bauart der Wohnhäuser, der sogenannten Rögstuer, d. h. Rauchstuben. Das Stift theilt sich in die zwei Aemter: Söndre- (Süd-) Bergenhuus und Nordre- (Nord-) Bergenhuus und enthält 7 Vogteien, 8 Propsteien und 57 Pastorate. Bemerkenswerth ist, daß der Staat in der neuern Zeit zum Besten der Volksbildung zu Storden im Amt Söndre-Bergenhuus ein Volksschullehrerseminarium gegründet hat. Die gleichnamige Hauptstadt des Stifts, im Amt Söndre-Bergenhuus, ist die wichtigste Handelsstadt und überhaupt die volkreichste Stadt Norwegens und liegt unter 60° 25' nördl. Br., am Fuße von 7 Bergen, welche sich im Halbkreise um die Stadtmauern erheben, und inmitten des langen, von Felsen umringten Waagfjord, der eine doppelte Einfahrt (die südliche u. nördliche Leeb) hat. Auf der Seeseite ist die Stadt durch die alte Veste Bergenhuus, die Citadelle Frederiksberg, das Fort Christiansholm und durch mehre Batterien gedeckt, die dem sehr guten Hafen (einem der besten Skandinaviens) zum Schutze dienen. Sie besteht aus 3 Theilen, der eigentlichen Stadt, dem Sandvigen und Nosted, und wird in 24 Distrikte getheilt. Die Straßen sind enge, ungleich und schief, nur die obere und untere Strandstraße machen davon eine Ausnahme. Die Häuser sind meist von Holz, selten von Stein. B. hat nur 2 Thore, 6 öffentliche Plätze, worunter der schöne Torvet oder Fischmarkt und der lebhafte Rath-

hausplatz, 2800 Häuser, ein königliches Schloß, 4 Kirchen, ein Gymnasium, Seminar, mehre Trivial- und Armenschulen, eine Zeichen- u. eine Navigationsschule, ein Hospital, Waisenhaus, Arbeitshaus, Schauspielhaus, Nationalmuseum für Kunst-, Alterthums- und Naturerzeugnisse, eine Bibliothek und mehre wissenschaftliche Gesellschaften, auch einige Buchhandlungen und Buchdruckereien. Es ist Sitz eines Bischofs und der Stiftsbehörden. Seiner geschützten Lage verdankt B. ein verhältnißmäßig sehr mildes Klima, doch regnet es sehr häufig; die jährliche mittlere Temperatur beträgt etwa $6^1/_2{}^0$ Reaumur über dem Gefrierpunkt, wie in Breslau, während sie in dem viel südlichern Christiania nur $4^1/_4{}^0$ beträgt. Die Einwohner (1845: 23529, 1855: 25,973) nähren sich größtentheils von Handel und Schiffsbau, doch fehlt es auch nicht ganz an Fabriken, z. B. für Fayence, Zucker, Handschuhe, Leder, Seife, Wollen- und Leinweberei, Seilerei. B., früher eines der 4 Hauptetablissements der Hansa, die hier eine Faktorei mit einem Personale von mehr als 3000 Köpfen hatte, verkündet in Einrichtung und Sitte den Geist einer deutschen Kolonie; es ist ein zweites, kleineres Hamburg, nur daß öffentliche Vergnügungen hier weniger beliebt sind, als dort, und Form und Art des Lebens in Deutschland etwa vor 80 Jahren zurückspiegeln. Noch jetzt ist, wie zu den Zeiten der Hansa, der Handel mit Fischen, obgleich er durch die Niederlassungen auf Neufoundland bedeutend verloren hat, der bedeutendste Erwerbszweig B.s, und es werden in manchen Jahren über 470,000 Tonnen gesalzen, die besonders nach den Ostseehäfen, Danzig, Königsberg, Riga rc., ausgeführt werden. Außer dem Häring werden andere Fischarten (Stockfische jährlich an 300,000 Centner, Rogen 70,000 Fässer rc.) aus den kleinen nördlichen Hafenplätzen hierher auf die Messe oder Stande gebracht, die zweimal jährlich, im Frühling und im Spätsommer, gehalten wird. Nach B. kommt der Süden, vom Kap Vincent bis Kap Spartivento, um sich mit Stockfisch zu versorgen, der in endlosen Haufen Straßen und Plätze füllt. Hier findet die Nordlandsflotte ihren Markt, wenn sie, mit Millionen Pfunden gefangener Fische beladen, in ihren seltsam gestalteten Fahrzeugen von den Lofodden herabkommt. Die Nordländer vertauschen hier ihre Fische gegen Branntwein, Tabak, Getreide, Südfrüchte, Kolonialwaaren, Tuch rc., welche von Dänen, Engländern, Niederländern, Deutschen rc. hierher gebracht werden. Andere Ausfuhrartikel sind: Theer, Thran, Häute, Breter, Masten, Latten, Brenn- und Bauholz rc. B.s Schifffahrt wird mit ungefähr 200 eigenen, mit 700 Matrosen bemannten Schiffen betrieben, und jährlich laufen fast 1000 Schiffe in den hiesigen Hafen ein. Die Straßen von B. ins Innere pflegen nur im Winter mit Schlitten befahren zu werden. Eine Viertelstunde von der Stadt entfernt liegt der Vergnügungsort Nygaden. Auf dem Eilande Fidje soll Harald Haarfagr, der erste König von Norwegen, Hof gehalten haben. B. ist der Geburtsort des dänischen Dichters Holberg. Das Alter der Stadt B. reicht bis ins 11. Jahrhundert hinauf. Die Münzgerechtigkeit, welche sie ehemals besaß, behielt sie unter allen norwegischen Städten am längsten, nämlich bis 1575. Die hanseatische Faktorei, 1412—1439 errichtet und unter König Christoph III. 1445 bestätigt, benahm sich nicht selten gegen die Bürger mit großer Insolenz und befestigte sogar ihr den Hafen beherrschendes Stadtviertel. Im Jahre 1455 ermordeten die Hanseaten den Gouverneur und den Bischof nebst 60 andern Personen, und erst 1560 wurden ihrem unruhigen Geiste und ihren großen Privilegien Grenzen gesetzt. Im Anfang des 16. Jahrhunderts bestand sie aus 2600 Personen. Von ihr rühren noch her die deutsche Kirche, die einzige in Norwegen, das deutsche Armenhaus u. das deutsche Komtor, das aus 60 Waarenspeichern bestand, welche jetzt Eigenthum der Bürger sind und als Waarenlager benutzt werden. B. brannte mehrmals, zuletzt 1756 und 1771, fast ganz ab. Das alte Schloß Bergenhuus war bis zur Zeit der kalmarschen Union Residenz der norwegischen Könige. Gegenwärtig dient es zur Residenz des Kommandanten, zu Magazinen und Gefängnissen.

Bergenfahrer, Handelsgesellschaft zu Hamburg, Lubeck und Bremen, die zur Förderung des Fischhandels ein eignes Komtor zu Bergen in Norwegen haben.

Bergenfisch, s. v. a. Dorsch, Gadus merlangus *L.*

Bergenhuus, Stift und Festung, s. Bergen 5).

Bergen op Zoom, Stadt in der niederländischen Provinz Nordbrabant, Bezirk Breda, rechts am Ausflusse der jetzt kaum noch erkennbaren Zoom in die Osterschelde, die sich hier schon zu einem mächtigen Strome erweitert, und an einem Kanale, in einer niedrigen, sumpfigen Gegend, die unter Wasser gesetzt werden kann. B. ist eine der bedeutendsten Festungen Hollands, durch den Ingenieur Coehorn und Andere angelegt. Die Nordseite der Stadt ist durch eine Reihe von Verschanzungen, die in Sümpfen stecken, gedeckt; auf der Südseite liegt innerhalb ähnlicher Befestigungen die Citadelle, besonders wegen eines achteckigen Thurmes von sonderbarer Bauart (oben breiter als unten) merkwürdig. Die Zoom fließt mitten durch die Stadt und bildet von hier bis zur Schelde den Hafen, der durch zwei starke Schanzen geschützt ist. B. hat ein altes Schloß, 3 Kirchen, ein Zeichen- und Architekturinstitut, eine lateinische Schule, Töpferei, Sardellenfang, beträchtlichen Handel mit Anjovis, einer eigenen Gattung von Sardellen, und 7500 Einwohner. B. entstand wahrscheinlich im 9. oder 10. Jahrhundert aus einer Ansiedelung von Fischern. Im 13. Jahrhundert kommt es als Herrschaft (s. unten) vor; der damalige Besitzer, Graf Gerhard von Wessemale, versah es mit Mauern und erbaute das Schloß. Im Jahre 1576 trat es der Verbindung der Niederländer bei, ward 1577 zum Schutze gegen die Spanier in seinen Festungswerken verstärkt, 1628 durch die Holländer zu größerer Sicherheit auf der Südseite mit einem verschanzten Lager versehen und vermittelst dreier Forts mit dem östlich liegenden Steenbergen verbunden. Im J. 1688 ward es noch stärker befestigt und 1727 auch der zwischen beiden Festungen

befindliche Sumpf durch zusammenhängende bastionirte Linien befestigt, wodurch eine fast unangreifliche Stellung entstand. Die strategisch-fortifikatorische Wichtigkeit B.s, die es zu einem Bollwerk Hollands macht, reizte schon während des großen niederländischen Kriegs die Spanier zu mehrmaligen Versuchen, sich, nachdem die spanische Besatzung 1577 aus B. vertrieben worden war, wieder in Besitz desselben zu setzen. Eine Ueberrumpelung des Platzes 1581 war so gut eingeleitet, daß 400 spanische Soldaten mitten in der Stadt waren, bevor die Bürger von dem Ueberfall etwas bemerkt hatten; man jagte sie mit Verlust wieder hinaus. Im Jahre 1583 öffnete B. seine Thore freiwillig dem Herzog von Alençon, der als Freund der Niederländer gekommen war, aber B., sowie andere flandrische Städte für Frankreich in Besitz nahm, es jedoch bei der Rückkehr den Staaten wieder zurückgab. Im Jahre 1588 belagerte es der Prinz von Parma vergebens, und 1597 ward ein vom Erzherzog Albert von Oesterreich angeordneter Ueberfall durch die Wachsamkeit der Niederländer vereitelt. Drei ähnliche Ueberfälle der Spanier im März, August und September 1605, von welchen die beiden letztern mit vielen Hülfsmitteln veranstaltet worden waren, sowie die 1622 von Spinola unternommene Belagerung mißglückten ebenfalls. Spinola mußte, nachdem er an 10,000 Mann verloren hatte, wegen der Ankunft des Prinzen Moritz von Oranien die Belagerung nach 78 Tagen aufheben. Im Jahre 1747 wurde B. nach einer fast 3monatlichen Belagerung von den Franzosen unter Marschall Löwendahl eingenommen, nachdem zuvor ein merkwürdiger Minenkrieg Statt gefunden hatte, indem 40 Minen von den Belagerern und 39 von den Belagerten gesprengt worden waren. Die Franzosen mußten, da bei dem nach den Regeln der Kriegskunst zu frühzeitigen Sturme noch keine Bresche ersteiglich war, sich der Leitern bedienen, um auf die 16 Fuß hohen Futtermauern der niedrigen Bollwerksflanke zu gelangen. Nachdem sie durch den schmalen und gewölbten Eingang in die Kehle des Ravelins und zugleich durch die große Poterne in der Kurtine in die Stadt gedrungen waren, fanden sie daselbst durch die Nachlässigkeit der Besatzung, die aus der Stadt gejagt wurde, nur unbedeutenden Widerstand. B. ward geplündert. Im aachener Frieden 1748 an Holland zurückgegeben, fiel es am 30. Januar 1795 mit andern holländischen Festungen ohne Vertheidigung wieder in die Hände der Franzosen unter Pichegru, und ein Regiment Engländer, welches die Festung besetzt hatte, ward kriegsgefangen. Die Franzosen behaupteten während der Dauer des Kriegs das Garnisonsrecht. Im J. 1814 belagerten die Engländer unter Graham die Festung; ein Sturm, welchen der britische General Coore an der Spitze von 3950 Mann in der Nacht vom 8. auf den 9. März 1814 unternahm, wurde durch die beispiellose Tapferkeit der französischen Besatzung vereitelt; die eingedrungenen Briten wurden fast sämmtlich kriegsgefangen oder getödtet. Erst nach dem Frieden von Paris ergab sich B. Die gleichnamige ehemalige Herrschaft (später Markgrafschaft) kam 1707 an Sulzbach und dadurch 1722 an das Haus Pfalz und späterhin an Pfalzbayern, das sie unter der Oberhoheit der Generalstaaten bis 1801 besaß, in welchem Jahre sie von Bayern an die batavische Republik abgetreten wurde. Die Markgrafschaft war außer der Stadt in 4 Quartiere eingetheilt. Die Einkünfte beliefen sich auf 90,000 Gulden.

Berger, 1) Ludwig von, herzoglich oldenburgischer Kanzleirath, geb. zu Oldenburg 1768, wurde mit seinem Freunde Fink ein Opfer des französischen Despotismus. B. und Fink wurden beim Annähern der Russen zu Beisitzern der Kommission ernannt, welche die bereits flüchtig gewordene französische Behörde in Oldenburg noch zurückließ. Beide äußerten ihre Aussicht auf Deutschlands baldige Befreiung, wurden deshalb unter Vandamme's Vorsitze vor das Kriegsgericht in Bremen gezogen und, obwohl der Ankläger nur auf Gefängniß antrug, zum Tode verurtheilt und am 10. April 1813 zu Bremen erschossen. Ihre irdischen Ueberreste ließ der Großherzog nach der Rückkehr in sein Land in der fürstlichen Gruft beisetzen. Vergl. Gildemeister, Finks und B.s Ermordung, Bremen 1814.

2) Ludwig, ausgezeichneter Pianist und Komponist, geboren 1777 zu Berlin, studirte daselbst die Komposition unter der Leitung des Kapellmeisters Güerlich und ging 1801 nach Dresden, um unter Naumann seine Studien zu vollenden. Allein Naumann starb gerade um die Zeit, als B. ankam. Der Jüngling komponirte eine Trauerkantate für die Todtenfeier des dahingeschiedenen Meisters, welche sich des außerordentlichen Beifalls der Kenner erfreute. Nach Berlin zurückgekehrt, genoß er den Unterricht des berühmten M. Clementi und machte dann mit demselben eine Kunstreise nach Petersburg. B. verweilte daselbst 6 Jahre, ging 1812 nach Stockholm, von dort nach London und kehrte 1815 nach Berlin zurück, wo er vorzüglich praktisch als Lehrer wirkte, indem eine Lähmung des rechten Armes und Hypochondrie ihn an öffentlichen Vorträgen verhinderten. Er † den 16. Februar 1838. Zu seinen Schülern gehören Felix Mendelssohn-Bartholdy und Wilhelm Taubert. Seine bedeutendsten Werke sind: 4 Klaviersonaten, 2 Hefte Variationen, 2 Rondos, 1 Toccata, 1 Präludium nebst Fuge, 1 Heft Etuden und einige kleinere Stücke zu 2 und 4 Händen. Außer diesen Klavierstücken sind noch 4 Hefte Lieder mit Klavierbegleitung erschienen, darunter „Die schöne Müllerin“. Seine größeren Werke, Sinfonien, Kantaten, Scenen, begonnene Opern u. dergl. m., sind bis auf einige gedruckte Gesangkompositionen Manuskript.

3) Johann Nepomuk, Mitglied der deutschen Nationalversammlung, 1816 zu Proßnitz in Mähren geboren, studirte zu Olmütz und Wien und erlangte 1840 die juristische Doktorwürde. Schon früher, namentlich aber nach dem Ausbruche der Revolution von 1848, machte er sich durch mehre gediegene juristische Arbeiten bemerkbar, worunter zwei Abhandlungen über das damals erlassene Preßgesetz. Bald darauf zum Ersatzmanne des Deputirten der Leopoldstadt in Wien, dann zum wirklichen Abgeordneten eines mährischen Bezirks ins Parlament gewählt, nahm

er vom Juni 1848 bis April 1849 auf der äußersten Linken der Paulskirche Platz, entwickelte mehrfach eine nicht unbedeutende Rednergabe u. galt für einen der scharfsinnigsten und schlagfertigsten Sprecher, ohne gerade zu den Celebritäten zu gehören. B. verließ das Parlament kurz vor dessen Umzug nach Stuttgart und eröffnete nun zu Wien seine Kanzlei als Advokat. Er galt bald als einer der vorzüglichsten Sachwalter der Hauptstadt, und besonders ward die Bündigkeit und logische Schärfe seiner schwurgerichtlichen Plaidoyers gerühmt. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch sein „Oesterreichisches Wechselrecht" (Wien 1850), welches in kurzer Zeit eine 2. Auflage erlebte.

Bergerac, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Dordogne, an der Dordogne, über welche eine Brücke von 5 prächtigen Bogen führt, in einer großen fruchtbaren Ebene, hat gute Straßen, schöne freundliche Häuser und vergrößert sich allmählig nach allen Seiten durch Landhäuser, die an die Stadt anschließen. Die Festungswerke, welche früher den Ort umgaben, sind geschleift und in Spaziergänge umgewandelt. B. hat ein Obertribunal, ein Handelsgericht, ein Collège und 10,000 Einwohner, Wollenzeuch-, Müzzen-, Hut-, Fayence- und Eisenwaarenfabriken, Eisen- und Kupferhämmer, Gerbereien, Branntweinbrennereien und Handel mit Getreide, Eisen, Papier, Branntwein rc., und steht in lebhaftem Verkehr mit Livorno und Bordeaux. Besonders bedeutend ist der Handel mit Wein (Bergerac, auch Petit Champagne genannt, einem in der dortigen Gegend gewonnenen, sehr lieblichen weißen und rothen Wein, der zu den Bordeauxweinen gerechnet wird und anfangs süß ist, aber mit der Zeit trocken wird).

Bergerac, Savinien Cyrano de, geboren 1620 zu Bergerac, trat in die königliche Garde und zeichnete sich hier als erster Raufbold aus, der im Vertrauen auf seine ungewöhnliche Körperkraft fortwährend Duelle suchte und deren mehr als 1000 bestand. Durch Wunden, die er im Felde erhalten hatte, für den Armeedienst untauglich geworden, warf er sich auf schöne Literatur und Schriftstellerei. Seine Werke erschienen gesammelt zuerst Paris 1677, zuletzt das. 1741, 3 Bde. Sie enthalten ein Trauerspiel „Agrippine", ein Lustspiel „Le Pédant joué" und einen satyrischen Roman: „Historie comique des Etats et Empires de la Lune et du Soleil". Jenes Lustspiel ist das erste in Prosa geschriebene, worin ein Bauer in seinem Jargon spricht, und sowie Molière dies und manches Andere von B. benutzt hat, so haben Fontenelle, in seinem „Beweis von mehr als einer Welt", Swift in dem „Gulliver" u. Voltaire in dem „Mikromegas" nicht verschmäht, von B. zu leihen. Er † 1655.

Berger de Xivrey, Jules, französischer Philolog und Geschichtsforscher, den 16. Juni 1801 in Versailles geboren, studirte Philosophie und Philologie und wurde nach und nach Mitglied der Akademien von Toulouse, Rouen und der Akademie der Inschriften, sowie mehrer gelehrten Gesellschaften, zu Nancy, Jena, der antiquarischen Gesellschaft der Normandie rc. Als Schriftsteller begann er seine Thätigkeit mit einer französischen Uebersetzung der „Batrachomyomachie" (Paris 1823, 2. Ausg. 1837), welcher sich ein „Traité de la prononciation grècque moderne" (das. 1828) anschloß. Von Bedeutung war seine Ausgabe der Fabeln des Phädrus (das. 1830). Interessante Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Literatur lieferte er in den „Recherches sur les sources antiques de la literature française" (das. 1829), den „Traditions teratologiques" (das. 1836) und der „Notice sur la plupart des manuscrits grecs, latins et français, contenant l'histoire fabuleuse d'Alexandre le Grand", in den „Notices et extraits des manuscrits" (Bd. 13). Von seinen zahlreichen historischen Schriften nennen wir nur die „Essais d'appreciations historiques" (2 Bde., Paris 1837) und sein „Recueil des lettres missives de Henri IV" (3 Bde., das. 1845—46). Durch die Schrift „Sur la polémique relative au coeur de St. Louis" (das. 1846), welcher später die „Preuves de la decouverte du coeur de St. Louis" (das. 1846) folgten, nahm B. Theil an dem Streite, der in den Jahren 1843—46 mehre Gelehrte Frankreichs beschäftigte.

Bergeret, Pierre Nolasque, französischer Maler der Neuzeit, geboren 1780 zu Bordeaux, Schüler Davids, gewann 1806 mit seinem Gemälde, „die Ehrenbezeugungen für Raphael", den großen Preis. Von seinen übrigen Gemälden fanden den meisten Beifall: Franz I. und Heinrich VII. mit einander ringend, 1808; Heinrich IV. vor Gabriele singend, 1810; Anna Boleyn zum Tode verurtheilt, 1814; Heinrich IV. den Tag nach seiner Ermordung auf dem Paradebette, 1824; Tartüffe, 1827; Ludwig XVIII. im Saale des Staatsraths u. a. Außerdem lieferte er viele Zeichnungen, z. B. für die Basreliefs der Vendômesäule, zu Medaillen rc. Mehre seiner Kompositionen wurden auch für die Prachtausgaben von Boileau, Lafontaine rc. gestochen.

Bergfahrt (Fahrt zu Berge), Fahrt der Schiffe stromaufwärts; die zu Berge gehenden Schiffe heißen Bergschiffe, ihre Fracht Bergfracht. Der Gegensatz ist Thalfahrt (zu Thale), Thalschiffe und Thalfracht.

Bergfestung, Festung auf dem Gipfel eines Berges, z. B. Königstein in Sachsen, Gibraltar, Silberberg u. a. m.; s. Festung.

Bergfink, Vogel, s. Finken.

Bergfried, Dorf in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsprovinz Königsberg, unweit Allenstein, mit 250 Einwohnern. Hier Gefecht am 3. Februar 1807 zwischen den Franzosen unter Soult und der Arrieregarde des sich zurückziehenden russischen Heeres. Die Franzosen nahmen die Brücke über die Alle und die Russen setzten ihren Rückzug fort. Das Treffen wird auch nach Allenstein benannt.

Bergfürst (Fürst der Liebe, Prince de puy), Vorsitzender der Minnehöfe (s. d.).

Berggießhübel (Gießhübel), Stadt im königl. sächsischen Kreisdirektionsbezirke Dresden, Amt Pirna, 1½ Meilen von Pirna, an der prager Straße, im schönen Gottleubethal, mit 700—800 Einwohnern, welche Strohflechterei u. Fabrikation metallener Knöpfe treiben. Nordöstlich davon liegt das grieshammersche Alaun-

und Vitriolwerk und die große einsiedelsche Eisengießerei mit den dazu gehörigen Gruben. Zum Freigut Friedrichsthal gehört der Gesundbrunnen Johann-Georgenbad, mit Gasthof und Apotheke. Die ältern Mineralquellen Johann-Georgen- und Friedrichs- oder Sauerbrunnen sind seit 1717 bekannt und werden seit 1722 benutzt; 1803 kam dazu noch der Schwefelbrunnen und 1818 der Augustusbrunnen. Sie enthalten nur wenig feste, wirksame Bestandtheile; der Friedrichsbrunnen hat in 16 Unzen Wasser $^{1}/_{15}$ Gran salzsaures Natron, $^{7}/_{16}$ Gran kohlensaures Natron, $^{1}/_{16}$ Gran schwefelsauren Talk u. $^{2}/_{5}$ Gr. Eisenoxyd. Im vorigen Jahrhundert bis zum 7jährigen Kriege wurden sie gleichwohl häufig bei Gicht, Nervenschwäche, chronischen Krankheiten der Haut und Anomalien der Menstruation vielfach gebraucht und in neuester Zeit werden die Wasser wieder versendet. Zu den schönsten Partien der romantischen Umgegend gehören der schattige Poetengang, einst Gellerts und Rabeners Lieblingsweg, das Großhorn mit der Aussicht auf die Elbe, die Backdösen, die gersdorfer Brückenfelsen und die Ruine. Vgl. J. F. Henkel, Das wiederlebende B., Freiberg 1729, 1731, 1732. Hier Gefechte am 21. August und 14. September 1813 zwischen den Alliirten und den Franzosen, ersteres für die Verbündeten günstig, letzteres unentschieden.

Berggreen, Jakob, schwedischer Geistlicher, geboren 1790 im Kirchspiel Krokstad im Bohuslän, ist als Reisender im Oriente und tüchtiger Kenner des Arabischen bekannt. Er ging 1819 als schwedischer Gesandtschaftsprediger nach Konstantinopel und besuchte von da aus 1820—1822 Syrien, Palästina und Aegypten, verweilte dann eine Zeit lang in Paris und kehrte 1824 nach Schweden zurück. Aufgemuntert von Sylv. de Sacy begann er in Petersburg die Herausgabe eines arabischen Lexikons, für das er auf seinen Reisen fleißig gesammelt hatte. Doch erschien nur der erste Theil (Petersburg 1825), das übrige Manuskript vermachte B. der Universität Upsala. Ein französisch-arabisches naturhistorisches Lexikon in 5 Bändchen schenkte er der asiatischen Gesellschaft in London, von der er, sowie von der zu Paris, zum Mitgliede ernannt worden war. Nach seiner Rückkehr von Petersburg edirte er seine „Reisen in Europa und im Morgenlande" (Resor i Europa och Oesterlaenderna, Stockholm 1826—1828, 3 Bde., deutsch von Ungewitter, Darmstadt 1829—1834). Sie bieten neben den Reisen eines Burckhard, Buckingham, Rüppell, Schubert u. A. wenig Neues. Im J. 1830 ward B. Pfarrer zu Skällvik in Ostgothland.

Berggruß, Gruß der Bergleute, beim gewöhnlichen Begegnen u. beim Einfahren: „Glück auf!" beim Ausfahren: „Fahrt gesund auf!" bei Versammlungen der Knappschaft, beim Kommen: „Gott grüß Euch Alle!" beim Weggehen: „Mit Gunst!"

Berghaus, Heinrich Karl, einer der ersten Kartographen unserer Zeit u. zugleich fruchtbarer Schriftsteller im Fache der Geographie, geboren am 3. Mai 1797 zu Kleve, erhielt seine erste Bildung auf den Schulen zu Münster, Marburg und kurze Zeit zu Berlin und wurde schon 1811 als Kondukteur bei dem kaiserlichen Corps für den Brücken- und Straßenbau in dem damaligen französischen Lippedepartement angestellt. Hier fand er bei den Landesvermessungen zu verschiedenen projektirten Straßen- und Kanalbauten (namentlich zur Verbindung des Rheins mit der Niederelbe) vielfache Gelegenheit, in dem mit Vorliebe gewählten Berufe eines Geodäten sich allseitig auszubilden. Nach der Auflösung des Königreichs Westphalen trat er als Freiwilliger in die Armeeverwaltung und kam mit dem Corps des Generals Tauenzien bis in die Bretagne. Den wissenschaftlichen Gewinn, welchen B. von diesem Feldzuge gemacht hatte, beurkundete seine 1824 herausgegebene Karte von Frankreich, die eine der naturgetreuesten Darstellungen der hydro- und orographischen Verhältnisse jenes Landes ist. Nach dem Frieden lebte B. anfangs zu Weimar, mit kartographischen Arbeiten, sowie mit Aufnahmen und Höhenmessungen in Thüringen und Franken beschäftigt. Im Jahre 1816 erhielt er als Ingenieurgeograph eine Stelle im 2. Departement des Kriegsministeriums zu Berlin; als solcher nahm er bis zu seiner Anstellung als Lehrer an der Bauakademie (1821), an der großen trigonometrischen Landesvermessung des preußischen Staates Theil und beförderte außerdem durch seinen Beistand verschiedene Kartenunternehmungen, z. B. die weilandschen Karten der Niederlande in 40 Blättern u. die große reymannsche Karte von Deutschland, zu welcher er nicht weniger als 40 Blätter lieferte. Im Jahre 1824 wurde er zum Professor der angewandten Mathematik an der Bauakademie ernannt, u. 1830 erhielt er die Erlaubniß, unter Beibehaltung jener Stelle, die seine Zeit nur wenig in Anspruch nimmt, seinen Aufenthalt in Potsdam zu wählen. Seit 1836 ist er hier Direktor einer geographischen Kunstschule, in welcher besonders geographische Kupferstecher gebildet werden. B.' kartographische Leistungen sind höchst bedeutend und in mancher Beziehung einzig in ihrer Art. Seine reichen Erfahrungen, seine technische Fertigkeit, seine bewunderungswürdige Gabe in der Auffassung der Bodenplastik haben Werke geliefert, welche in der Kartographie eine neue Epoche bezeichnen. Außer den bereits genannten Blättern sind hervorzuheben: die Karte des Harzes (1822), die von Afrika (Stuttgart 1825), der 18 Blätter enthaltende und von geographischen Memoirs begleitete „Atlas von Asien" (Gotha 1833—1843), der große, auf 90 Blätter berechnete „Physikalische Atlas" (das. 1838—1848; 2. Aufl. 1849 f.) und die „Sammlung hydrographisch-physikalischer Karten der preußischen Seefahrer" (Berlin 1840 f.), ein Produkt der potsdamer Kunstschule. Außerdem hat B. noch zu andern Atlanten, z. B. dem stielerschen und sohrschen, Karten geliefert. Die Bewegungen des Jahres 1848 veranlaßten ihn zur Herausgabe eines „Ethnographischen Specialatlas von Deutschland, insbesondere vom preußischen Staate". Auch als Schriftsteller zeigte er eine vielseitige Thätigkeit. Er war ein fleißiger Mitarbeiter an Bertuchs „Geographischen Ephemeriden" und andern geographischen

Zeitschriften. Mit K. W. Hofmann gab er von 1825 — 1829 die Zeitschrift „Hertha“ heraus, die er in den „Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde“ (Bd. 1 — 24, Berlin 1830 — 1841; Bd. 25 — 28, das. 1842 — 1843) allein fortsetzte. Anonym erschien „Kritischer Wegweiser im Gebiet der Landkartenkunde“ (7 Bde., Berlin 1825 bis 1835). Im Jahre 1847 übernahm er die Redaktion der „Zeitschrift für Erdkunde“ auf die Dauer eines Jahres. Periodische Schriften von ihm sind noch der „Almanach den Freunden der Erdkunde gewidmet“ (Bd. 1 — 3, Stuttg. 1837 bis 1839; Bd. 4 — 5, Gotha 1840 — 1841) und die Ergänzungshefte zu seinem Physikalischen Atlas, welche er seit 1849 unter dem Titel „Geographisches Jahrbuch“ herausgibt. Von seinen sonstigen, meistens für das größere gebildete Publikum bestimmten Schriften sind hervorzuheben: „Allgemeine Länder- und Völkerkunde“ (5 Bde., Stuttgart 1837 — 1841); „Grundriß der Geographie in fünf Büchern“ (Berlin 1842; holländisch im Auszuge von Buddingh, 2 Bde., Haarl. 1846 — 1847); „Die Völker des Erdballs“ (2 Bde., Brüssel und Leipzig 1845 — 1847); die zur „Jugend- und Volksbibliothek“ gehörigen drei Bändchen: „Physikalische Erdbeschreibung“, „Staatenkunde“ und „Ethnographie“ (Stuttg. 1846 — 1850); „Der Führer im Harz“ (Potsd. 1846). Auch bearbeitete er für Deutschland Catlins Werk „Die Indianer Nordamerika's“ (Brüssel und Leipzig 1848) und Bretons „Baudenkmäler aller Völker der Erde“ (2 Bde., das. 1849). Diese literärischen Arbeiten stehen hinter den geographischen bedeutend zurück; man wirft ihnen nicht mit Unrecht Mangel an Gründlichkeit und Selbstständigkeit, sowie Ungleichmäßigkeit in der Behandlung vor: indeß ist nicht zu leugnen, daß die meisten von diesen Schriften vielfachen Nutzen gestiftet haben.

Berghem, Niklaas, berühmter niederländischer Maler u. Kupferätzer, geboren 1624 zu Haarlem als Sohn eines mittelmäßigen Malers, Pieter Klaasze oder Peter von Haarlem, war Schüler des J. van Goyen, N. Moojaert, P. Grebber und Weenix dem Aeltern, wurde angeblich zuerst in van Goyens Schule Berchem oder B. genannt u. der Lehrer vieler tüchtigen Künstler (J. van Huysum, Abr. Begyn u. A.), † in seiner Vaterstadt 1683. Seine zahlreichen Gemälde (Historien, Landschaften mit Thieren und Hirtenstücke) stehen sehr hoch im Preise u. prangen als Zierden in den meisten europäischen Gallerien. Glückliche Erfindung, geschmackvolle Anordnung, fleißige Ausführung, ungemeine Naturwahrheit, überraschend kräftiges Kolorit, meisterhafte Vertheilung des Lichtes und Schattens, korrekte Zeichnung findet man hier wie selten vereinigt; wir nennen: den Tod der Dido in der lichtensteinschen Gallerie zu Wien, Laban in der münchener, eine Landschaft mit den Ruinen eines Amphitheaters in der düsseldorfer Gallerie. Fast eben so sehr werden B.s Zeichnungen und radirte Blätter geschätzt. Letztere, zusammen gegen 300, sind meist in mehren Abdrucken vorhanden, z. B. die trinkende, die pissende und die ruhende Kuh, der Sackpfeifer, mehre Folgen mit Hirten und Thieren &c.

Bergier, Nicolas Sylvestre, namhafter französischer Geistlicher und Schriftsteller, geboren den 31. December 1718 zu Darney in Lothringen, galt seiner Zeit für eine Hauptstütze des durch Voltaire, Rousseau, Helvetius und die Encyklopädisten und Deisten wankend gemachten Kirchenglaubens, obwohl er nur mit längst gebrauchten und theilweise abgenutzten Waffen der kirchlichen Autorität zu Hülfe kam und, in seiner unbedingten Verwerfung jeder von der römischen Kirche nicht anerkannten Glaubensfassung, oft als Zelot auch den Protestanten gegenüber auftrat. Er † den 9. April 1790 zu Paris. Seine bekanntesten apologetischen Schriften sind: „La certitude de preuves du Christianisme“ (Paris 1768 u. ö., 2 Bde, deutsch von Lory, Köln 1787), wogegen Voltaire seine „Conceils raisonnables“ verfaßte, auf die B. in einer „Réponse“ (Paris 1769) antwortete; „Le deisme réfuté par lui-même“ (Genf und Paris 1765, 4. Ausg. 1771, deutsch von Richtenburg, Augsburg 1787) gegen Rousseau; „Apologie de la religion chrétienne“ (Paris 1769 u. 1776, deutsch, Bamberg u. Würzburg 1788, 2 Thle.), gegen Boulonger und Holbach gerichtet; „Traité historique et dogmatique de la vraie religion“ (Par. 1780, deutsch von J. G. Brigel, Bamb. und Würzb. 1788, 2 Thle.); „Dictionnaire theologique“, zur „Encyclopédie methodique“ gehörig und zu Lüttich 1789 in 3 Bdn. besonders gedruckt, auch ins Italienische übersetzt. Außerdem schrieb B. auch über Sprachverwandtschaft („Elémens primitifs des langues“, Paris 1764), über Mythologie („L'origine des dieux du paganisme et le sens des fables découvert“, Par. 1767, deutsch Bamb. und Würzb. 1788, 2 Thle.), wobei er die historische Erklärung Baniers bestreitet und die Götter als Personifikationen philosophischer Ideen auffaßt.

Bergisches Buch (Bergische Formel), s. v. a. Konkordienformel, nach Kloster-Bergen benannt.

Bergk, 1) Johann Adolf, geboren 1769 zu Heinichen bei Zeitz, lebte als Privatgelehrter und Schriftsteller zu Leipzig, † daselbst 1834. Seine literärische Thätigkeit erstreckte sich theils auf Uebersetzungen, vorzüglich auch Reisen aus dem Französischen u. Englischen, theils auf philosophische u. juristische Abhandlungen (z. B. Untersuchungen aus dem Naturrechte, Leipz. 1796; Briefe über Kants metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, das. 1797; Thierseelenkunde, das. 1804; Theorie der Gesetzgebung, das. 1802; Philosophie des peinlichen Rechts, Meiß. 1802; Die wahre Religion, das. 1828, u. a. m.), theils endlich auf Belletristik u. Journalistik; so redigirte er namentlich seit 1807 die „Allgemeine Modezeitung“ u. betheiligte sich noch an mehren Unternehmungen F. G. Baumgärtners. Einige Schriften gab er auch unter dem Pseudonym Julius Frey oder Heinichen heraus.

2) Wilhelm Theodor, namhafter deutscher Philolog und Professor der alten Literatur zu Marburg, Sohn des Vorigen, geboren den 22. Mai 1812 zu Leipzig, besuchte die Thomasschule und die Universität seiner Vaterstadt, wurde Mitglied des philologischen Seminars unter Beck

und Hermann, sowie der griechischen Gesellschaft des letztern. Schon hier gab B. Proben seines kritischen Talentes, durch welches er sich gegenwärtig in die Reihe der bedeutendsten Philologen, insbesondere im Fache der Konjekturalkritik, gestellt hat. Von Leipzig ging B. nach Halle, wo er an der lateinischen Schule des Waisenhauses Unterricht ertheilte; nachher fand er am Gymnasium zu Neustrelitz eine Anstellung, gab indessen diese wieder auf, um sich nach Berlin zu wenden, wo er am joachimsthaler Gymnasium angestellt wurde. Von hier erhielt er einen Ruf ans Gymnasium zu Kassel und 1840 als ordentlicher Professor der Philologie an die Universität Marburg. Außer einigen kleineren Schriften u. vielen Recensionen und Aufsätzen in verschiedenen philologischen und kritischen Zeitschriften sind als seine Hauptwerke zu nennen: die kritische Ausgabe des Anacreon („Anacreontis reliquiae“, Leipzig 1834), durch welche es erst möglich geworden ist, die ächten Lieder dieses Lyrikers von den ihm nachgedichteten und untergeschobenen mit einiger Sicherheit zu sondern; ferner die „Commentationes de reliquiis Comoediae Atticae“ (Leipzig 1838) und die „Poetae Lyrici Graeci“ (das. 1843). Die beiden letztgenannten Werke haben auf Gebieten Licht und Ordnung verbreitet, auf denen man bisher nur unsichere Muthmaßungen oder ganz unbegründete Behauptungen hörte. Verdienstlich sind auch seine Untersuchungen über des Aristoteles „Libellum de Xenophane, Zenone et Gorgia“ (Marburg 1843), sowie die „Beiträge zur griechischen Monatskunde“ (Gießen 1845). Obwohl ein Schüler G. Hermanns, hat sich B. doch stets von aller Einseitigkeit fern zu halten gewußt und insbesondere auch Böckhs, O. Müllers und Welckers die Alterthumswissenschaft so bedeutend fördernde Leistungen zu würdigen und zu benutzen verstanden. Seit 1843 redigirte er die „Zeitschrift für Alterthumswissenschaft“. Im Jahre 1847 war er auf dem Landtage Vertreter der Universität und trat hier den reaktionären Bestrebungen des Ministeriums Scheffer mit Entschiedenheit und Freimuth entgegen. Nach den Märzbewegungen von 1848 war er theils in Frankfurt als einer der 17 Vertrauensmänner, theils auf dem kurhessischen Landtage thätig, indem er einer gemäßigt liberalen Richtung huldigte. Als zu Anfang des Jahres 1849 das kurhessische Wahlgesetz, welches er bekämpft hatte, weil es ihm zu wenig konservative Elemente zu enthalten schien, eingeführt wurde, gab er sein Mandat ab, um wieder zu seiner akademischen u. wissenschaftlichen Thätigkeit zurückzukehren.

Bergkleidung, der Anzug, welcher bei den Bergleuten u. Bergbeamten gewöhnlich ist. Die eigenthümlichen Stücke der Kleidung des gemeinen Bergmannes sind: eine Art Jacke (**Kittel, Grubenkittel**) von schwärzlicher Leinwand oder Tuch, vorn mit einer oder mehren Reihen blanker Knöpfe und Brusttaschen und mit kurzem stehenden oder längerem liegenden Kragen; das **Fahrleder** (**Arschleder**), schwarzes Leder, das den Hintern bedeckt u. durch einen Gürtel mit Schnalle um den Leib befestigt wird; die **Kniebügel**, ovale Stücke von schwarzem Leder, welche mittelst des **Kniegürtels** an den Knieen befestigt, jetzt aber nur noch bei Bergaufzügen getragen werden; der **Schachthut** (**Grubenmütze**), eine cylinderförmige Mütze von Tuch oder Filz, vorn mit zwei Spitzhämmern von weißem Metall. Die Unterkleider des Bergmanns sind von grauer oder schwarzer, bei feierlichen Gelegenheiten von weißer Farbe. Die **Bergbeamten**, (s. d.) sind durch mehre Abzeichen, besonders an den Schachthüten und Bergkappen, ausgezeichnet. Außerdem tragen sie neben der eigentlichen B. noch **Berguniformen**, meist schwarze Röcke mit rothen Aufschlägen u. Gold oder Silber auf den Epaulettes, sowie auf den Knöpfen zwei kreuzweis gelegte Hämmer.

Bergkreyen (**Bergkreyenweise**), im 15. und 16. Jahrhundert eine Melodie, deren man sich bei Absingung einer in Reimen abgefaßten Geschichte bediente; dann ein solches, unserer heutigen Romanze oder Ballade ähnliches Lied selbst. Es gab geistliche und weltliche B.; die ersteren enthielten biblische oder moralische, überhaupt geistliche Geschichten und ihre Melodie war daher auch ganz nach Art eines Chorals eingerichtet; die letzteren besangen andere im Leben vorgefallene merkwürdige Begebenheiten. Ein noch vorhandenes Beispiel von einer geistlichen Bergkreyenweise ist der irrigerweise Luther zugeschriebene Choral: „Vater unser im Himmelreich“ u. die Melodie zu „Nun ruhen alle Wälder“. Dieser war ursprünglich eine weltliche Bergkreyenweise, nämlich die von J. Isaak komponirte Melodie zu „Inspruck ich muß dich lassen“, die nachher mit dem Texte: „O Welt ich muß dich lassen“ in die Kirche aufgenommen wurde und auf den angeführten bekannten Choral überging. Erasmus Rotenbächer zu Nürnberg veranstaltete 1550 eine ganze Sammlung geistlicher B., unter welchen sich auch mehre Lieder aus Luthers Gesangbüchern befinden, wie z. B.: „Sie ist mir lieb, die werthe Magd“, „Ein neues Lied wir heben an“, „Wies Gott gefällt, so gefällt mirs auch“. Jetzt ist der Ausdruck B. ganz außer Gebrauch gekommen, und etwas Sicheres über den Ursprung und die Ableitung desselben ist nicht bekannt.

Bergkrystall (Crystallus montana), s. **Quarz**.

Bergland, eine im Mittel- und Niedergebirge liegende Landstrecke von mehr entwickeltem Charakter als das Hochland, oft auch mit größeren u. ausgedehnteren Bergmassen, deren Scheitel und Abhänge häufiger mit Wald und Weideplätzen bedeckt sind. Die Rücken der kurzen krummen Aeste fallen gewöhnlich steil ab, erheben sich aber oft wieder zu ähnlichen Bergen; sie schließen tiefe und schmale Bergmulden u. Kessel, tiefe, krumme, enge, kurze und steil abfallende Thäler ein. Auf den Scheiteln erheben sich oft mitten aus Wald und Wiesen nackte Felsmassen von der mannigfachsten Gestalt. Der Fuß der Thalwände verläuft sich fast überall sanft gegen die Ufer des Thalwassers, so daß man selten eigentliche Thalgründe findet. Die Gewässer sind sehr zahlreich, gewöhnlich tiefer eingeschnitten als im Hochlande, und breiter, auch nicht mehr so seicht; sie haben mehr steile, mit großen Rollsteinen angefüllte Betten, schwellen auch leicht und oft an. Die nach Mitternacht liegenden Thalwände sind fast immer mit Wald bedeckt, die ent-

gegengesetzten aber an vielen Stellen bebaut. Der Grund in den Thälern enthält meist Wiesen und Aecker, außerdem Mühlen, Hammerwerke und viele bewohnte Orte. B. (Bergschlag) heißt auch ein Ackerland, das an einem Berge liegt.

Bergler, Joseph, einer der bedeutendsten Historienmaler der Neuzeit, geboren 1753 zu Salzburg, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, bildete sich seit 1776 in Mailand unter Martin Knoller und seit 1781 zu Rom unter Maron, Mengs, David, Hackert u. A. weiter, kopirte daselbst besonders Raphaels u. Zampieri's Meisterwerke und erhielt 1784 den großen Preis der Akademie zu Parma. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland ließ er sich 1786 in Passau nieder, ward daselbst Kabinetsmaler des Fürstbischofs Auersberg und 1795 Hoftruchseß. Im J. 1800 ging er als Direktor der neu errichteten Kunstschule nach Prag, brachte dieselbe auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit und † 1829. Die bekanntesten seiner Gemälde aus verschiedenen Perioden sind: Simson als Gefangener der Philister, auf Delila's Zuruf erwachend, 1784 von der Akademie zu Parma gekrönt; die Befreiung des heiligen Petrus aus dem Kerker, für die Nonnen zu Fabriano im Kirchenstaate verfertigt; der gekreuzigte Christus mit Maria Magdalena, für die Stadtpfarrkirche zu Passau; die Himmelfahrt Mariä, in der italienischen Kirche zu Prag; die Auferstehung Christi in der Garnisonkirche zu Theresienstadt; die Geburt Christi, in der Pfarrkirche zu Scherding; Hermann und Thusnelda, nach Klopstocks Hermannsschlacht, in der Gemäldesammlung der Patriotischen Kunstgesellschaft zu Prag u. A.

Bergleute, im weitern Sinne alle diejenigen Personen, welche in einem Berg- oder Hüttenwerke arbeiten. Sie theilen sich in B. vom Leder, welche unter der Erde arbeiten, B. vom Feuer, welche die Hütten besorgen, und B. von der Feder, welche die Schreibereien und Rechnungen ꝛc. unter sich haben. Im Besondern führen aber nur die ersteren diesen Namen, welche dadurch theils von den Hüttenleuten, theils von den Bergbeamten (s. d.) unterschieden werden. Sämmtliche B. und Hüttenleute eines Bergreviers bilden die Knappschaft. Der gemeine Bergmann fängt seinen Dienst als Bergjunge an, er arbeitet als solcher in der Grube (Grubenjunge) und schleppt namentlich dort den mit Erzen und Bergen beladenen kleinen Wagen, den Hund (Hundejunge), oder er ist über der Erde an Wäsch- und Pochwerken (Wäsch- und Pochjunge), oder in der Scheidebank und den Klaubbänken (Scheide- und Klaubjunge) beschäftigt. Weiter auf seiner mühevollen Bahn fortschreitend, wird er in der Grube Lehrhäuer (auch Bergknecht genannt), und wenn er nach Jahren auf einer fremden Zeche die Probegedinge oder Häuerschicht gemacht, d. h. ein von den Geschwornen in das Gedinge gegebenes Stück Arbeit binnen bestimmter Zeit vollendet hat, wird er als Doppelhäuer angestellt. Handarbeiter, die es nie bis zum Doppelhäuer bringen und nur geringe Arbeit verrichten, z. B. die Hunde füllen, die Haspeln drehen, am Kunstzeug Handlangerdienste verrichten, heißen Knechte (Haspelknechte, Helfersknechte) und stehen unter dem Haspelmeister oder dem Kunstmeister; die Treibleute haben in dem Göpel das Erz und Gestein aus der Grube zu treiben. Alle B. einer Zeche, d. h. eines von demselben Gewerke bearbeiteten Bergwerks, stehen unter dem Steiger, und dieser wird wieder vom Schichtmeister, welcher im Namen der Gewerke die B. bezahlt, beaufsichtigt. Jeder Bergmann arbeitet, mit Ausnahme des Sonntags und in manchen Revieren auch des Sonnabends, wo gefeiert wird, täglich eine Schicht, die regelmäßig 8 Stunden, aber oft auch nur 4—6 Stunden dauert, letzteres wenn die Arbeit drängt und besonders ins Gedinge gegeben (verakkordirt) wird, damit in der kurzen Zeit eben so viel gefördert werde, als sonst in der längern. Solche im Gedinge arbeitende B. heißen Gedinghäuer. Nach jeder Schicht fahren frische B. an. Das Anfahren der B. in die Gruben geschieht gewöhnlich von dem Huthause, wo der Steiger wohnt, die Geräthe verwahrt werden und die Betstunde aller zu gleicher Zeit Anfahrenden Statt findet. Alte und invalide B. (Bergfertige) bekommen eine kleine Pension (Gnadengeld) aus der Knappschaftskasse, die aus kleinen Lohnabzügen (Büchsenpfennigen) gebildet ist; dürftige B. wohnen in sogenannten Bergfreiheiten; bei der Arbeit zu Schaden gekommene werden auf Kosten der Zeche kurirt und ihr Lohn geht unterdessen fort. Stirbt der Mann, so wird er kostenfrei begraben und die Hinterlassenen erhalten eine 2monatliche Löhnung.

Bergmännchen oder **Berggeist,** eine bis auf die neueste Zeit übertragene mythische Figur, an deren Daseyn die Bergleute des ganzen nördlichen Europa's noch heute glauben. Es ist ein altes graues Zwerglein voll boshafter Launen und Tücke und neckt die Bergleute, die ihm seine Schätze rauben, auf alle Weise. Doch soll es auch gute Berggeister geben, die einzelne Bergleute sich zu Lieblingen erwählen und ihnen verborgene Goldadern zeigen, ihre Arbeit fördern ꝛc. Jedes Bergwerk hat in der Regel einen Geist besondern Namens.

Bergman, Tobern Olof, verdienstvoller schwedischer Naturforscher und Chemiker, geboren den 9. März 1735 zu Katharinaberg in der schwedischen Provinz Westgothland, war Schüler Linné's, wurde 1758 Professor der Physik in Upsala und 1767 Professor der Chemie. Um seine Qualifikation zur letztgenannten Professur öffentlich zu beurkunden, schrieb er die Abhandlung über die Fabrikation des Alauns, die noch immer als ein Hauptwerk in diesem Fache zu betrachten ist. Er erfand die Bereitung der künstlichen Mineralwasser und untersuchte eine große Anzahl Mineralien mit bisher unbekannter Genauigkeit. Seine neue Klassifikation der Mineralien richtet sich in ihren Hauptabtheilungen nach deren chemischer Natur und in den Unterabtheilungen nach der äußern Form und Krystallisation der Körper. Seine Theorie der chemischen Verwandtschaften ist durch Berthollet näher bestimmt und begründet, aber der Hauptsache nach nicht umgestoßen worden. Er † 1784 zu Medewi während des Gebrauchs der dortigen Bäder. Die vorzüglich-

sten seiner Schriften sind: „Opuscula physica, chemica et mineralogica“ (6 Bde., Leipzig 1779—1781, deutsch von Tabor, Frankfurt a. M., 6 Bde., 1782—1790) und „Physikalische Beschreibung der Erdkugel“ (Stockholm 1770—1775; deutsch von Rühl, 2 Bde., Greifsw. 1791).

Bergmannssprache, der Inbegriff der eigenthümlichen Kunstausdrücke, deren sich der Bergmann in Allem bedient, was seinen Lebensberuf betrifft. Dieselbe zeichnet sich durch Natürlichkeit und einen gewissen malerischen Sylbenfall aus; besonders bedeutsam aber ist es, daß sie, mit Verschmähung aller Fremdwörter, durchaus deutsch geblieben ist, eine Eigenschaft, die selbst dem Sprachforscher noch manche Ausbeute verspricht.

Bergmehl, gelblich-weißer Kieselguhr, findet sich bei Santa Fiora im Sienischen, im schwedischen Kirchspiele Degernä, bei Ebsdorf im Hannöverschen. Die daraus gefertigten, schon den Alten bekannten Ziegeln schwimmen.

Bergmesser (Bergwage), Apparat zur Aufnahme von Bergprofilen, besteht aus einem Richtscheit, das auf zwei hohen Füßen steht, u. einem in der Mitte des erstern angebrachten Brete, auf dem ein in 180° getheilter Halbkreis konstruirt ist. In dem Mittelpunkte der Theilung hängt eine Alhidade frei, die sich vermöge ihrer Schwere in horizontaler Lage hält und auf dem Gradbogen den Winkel anzeigt, den der B. in seiner Lage mit der Horizontalebene macht. Soll der B. in Anwendung kommen, so treibt man in einer der Richtscheitlänge gleichen Distanz zwei Pflöcke in die Erde, setzt alsdann das Richtscheit mit der Wage auf diese Pflöcke, wodurch man mittelst der Wage den Winkel findet, welchen das Richtscheit mit dem Horizonte macht. Es sey dieser Winkel φ, die Länge des Richtscheits l, die Höhe seines Endpunktes über dem Anfangspunkte h und die horizontale Entfernung des Endpunktes vom Anfangspunkte e: so hat man $h = l \sin. \varphi$ und $e = l \cos. \varphi$, also auch $h^2 + e^2 = l^2$.

Bergmilch (Mondmilch, Mehlkreide), erdiger Kalkspath, derb, schaumartig, als Ueberzug, staubartig, zerreiblich, sehr leicht, fein anzufühlen, weiß ins Graue oder Gelbliche; dient als Farbe.

Bergö, kleine schwedische Insel, Amt Norrbotten, im bothnischen Meerbusen, nahe an der Küste, östlich von Lulea.

Bergöl, s. v. a. Erdöl.

Bergons, Bergkuppe im französischen Departement Ober-Pyrenäen, südöstlich von Luz, 6500 Fuß über dem Meere.

Bergpartei, Bezeichnung der heftigsten Revolutionärs der Jakobiner in der ersten französischen Revolution, weil sie im Nationalkonvent die höchsten Sitze der linken Seite des amphitheatralisch gebauten Versammlungssaales einnahmen, während die Männer der Mäßigung, die Girondisten, auf der rechten Seite (in der Ebene) ihre Plätze nahmen und die Parteilosen sich auf den untern Bänken (dem Sumpf) niederließen. Mittelpunkt der B. war bei ihrem Entstehen Robespierre (s. Jakobiner).

Bergpech, s. v. a. Erdpech, Asphalt; Bergpecherde, s. v. a. Braunkohle; Bergpechöl, s. v. a. Asphaltöl.

Bergpolizei, s. Bergrecht.

Bergpredigt, die Rede Jesu, die sich im Evangelium Matthäi Kapitel 5—7 und in kürzerer mehr fragmentarischer Gestalt bei Lucas 6, 17—49 findet. Einzelne Sprüche derselben Rede finden wir auch in den andern Evangelien, und bei Matthäus selbst zerstreut und als bei anderen Veranlassungen gesprochen, wieder. Die Annahme, daß Jesus Reden und einzelne Sprüche zu verschiedenen Zeiten wiederholt habe, scheint zwar auf den ersten Blick hin mit der Vorstellung von seiner Geistesfülle unverträglich zu seyn, ist jedoch nach der uns vorliegenden Gestaltung des evangel. Textes wohlbegründet u. auch weniger auffallend, wenn wir die Stellung des Lehrers ins Auge fassen, der nicht sich, sondern einem wechselnden Zuhörerhaufen von beschränkter Fassungskraft predigte und dies meistens in sententiösen Sprüchen that. Die Beantwortung der Frage, ob die B. in der Art, wie sie uns das Evangelium aufbehalten hat, von Jesu wirklich gehalten sey, hängt von der Ansicht ab, die man von der Authentie der Evangelien überhaupt hat. Darüber sind die meisten neueren Exegeten einig, daß die Rede genau so, wie sie das Evangelium gibt, nicht gehalten seyn kann. Aber während Einige sie für einen nach der evangelischen Ueberlieferung koncipirten Auszug einer von Jesu bei einer bestimmten Veranlassung wirklich gehaltenen Rede ansehen und also nur Weglassungen auf Seiten des Evangelisten gelten lassen wollen (Tholuck), halten Andere die Rede für eine mehr oder minder freie Komposition. In sofern nämlich in der evangelischen Tradition sich die Reden Jesu zunächst nur verschlungen mit den Begebenheiten fixiren konnten, so scheint es allerdings annehmbar und natürlich, daß der einzelne Berichterstatter auch ein allgemeines Bild des Erlösers als des Volks- und Weltlehrers geben wollte, und daß sich ein solches am angemessensten in der konkreten Wirklichkeit eines besonders eindringlichen Falles darstellte. So konnte es denn geschehen, daß sich um den Mittelpunkt einer bestimmten Rede Vieles anschloß, was aus vereinzelten Sprüchen Jesu einem solchen Gesammtbilde angemessen schien, dessen Ueberlieferung jedoch seinen Bestandtheilen nach weit schwankender seyn mußte, als eine Tradition von Ereignissen. Diesen Zweck nun konnten beide Evangelisten mit mehr oder minder deutlich bewußter Absicht verfolgen und stellten daher nach einer allgemeinen Erwähnung der Wirksamkeit Jesu unter dem Volke (Matth. 4, 25 ff., Luc. 6, 17 ff.) ein Bild des Lehrers auf. Faßt man die Sache so auf, so sind beide Reden hinsichtlich des konkreten Falles und der historischen Absicht identisch; Matthäus verfolgte jenen Zweck nur in umfassenderer Weise oder benutzte dabei eine reichhaltigere Ueberlieferung als Lucas. Eine ausschließliche Beziehung auf die Weihe der Apostel tritt darin nirgends hervor; zunächst ist die Rede allerdings an die Jünger Jesu, weiter aber auch an das Volk und an die ganze Christenheit gerichtet, als eine „Konstitution des Gottesreichs durch religiöse Sittlichkeit“. Was den Inhalt der Rede anlangt, so ist sie, wenn wir auch keine logisch gegliederte Predigtdisposition darin suchen durfen, doch ein wohlgeordnetes

und durch einen Hauptgedanken zusammengehaltenes Ganzes. Im Eingange (Matth. 5, 1—16) werden die Jünger des neuen Gottesreichs als die sich arm Fühlenden und daher nach dem Reiche der Liebe Verlangenden selig gepriesen und nach ihrer Stellung und Bedeutung in der Welt gewürdigt. Dann wird (5, 17—48) das Verhältniß des Gottesreichs zur jüdischen Theokratie als das der innern Sittlichkeit zur äußern Gerechtigkeit dargelegt und im Gegensatz zur pharisäischen Auffassung des Gesetzes nach dem Buchstaben an einzelnen Beispielen nachgewiesen, was es heiße, das Gesetz Gottes in seinem ganzen Umfange und dem Geiste nach erfüllen. Das einzige Motiv wahrhaft guter Werke, die Rücksicht auf Gott, wird hierauf (6, 1—18) in Bezug auf die drei vorzugsweise so genannten guten Werke der pharisäisch Frommen, Almosen, Fasten und Gebet, hervorgehoben. Weiter folgt (6, 18—34) die Aufforderung, sich dem Ewigen und Unvergänglichen ganz und ungetheilt hinzugeben u. engherzige irdische Sorge zu verbannen. Nach einigen vereinzelten, sentenzenartig gehaltenen Ermahnungen zur Selbstprüfung, Weisheit im Verhalten gegen den Nächsten und zum Gebet (7, 1—12) folgt zum Schlusse die ergreifende Mahnung zum ernsten, alle Scheinfrömmigkeit ausschließenden Streben nach dem wahren Heile und zur Bewährung des Gehörten und Aufgenommenen durch die That und Gesinnung. Den meisten, vielleicht allen Aussprüchen der B. kann man Parallelen aus dem Munde der Weisen des Alterthums gegenüberstellen, was aber nicht befremden kann, da Christus das Sittengesetz nicht erfinden, sondern nur seiner Reinheit und Innerlichkeit nach geltend machen wollte. Einige von den Geboten sind nach der volksthümlichen Art des Sprüchworts und der Weise des Orients in parabolischer, auf einzelne Fälle bezogener Form aufgestellt und von Schwärmern und Spöttern oft wörtlich verstanden worden (vgl. 5, 29 f., 39 ff.): „aber bei der sittlichen Kraft und Klarheit Jesu kann eine Handlungsweise, welche, statt muthig zu kämpfen, gegen eine heilige Gottesgabe wüthend, verzweifelte, und die Welt nur den Missethätern preisgeben würde, schwerlich gemeint seyn, sondern nur die Maxime dieser Handlungsweise, der Geist der Bruderliebe, des Gemeinsinnes und aufopfernden Heldenmuthes." Vgl. Hase, Leben Jesu, 2. Aufl., Leipz. 1835, § 79; Luther, Auslegung des 5., 6., 7. Kap. Matth. (Werke, Ausg. von Walch, Bd. 7, S. 534 ff.); Rau, Untersuchungen, die wahre Absicht der B. betr., Erlangen 1805; Tholuck, Philolog.-theolog. Auslegung der B. Hamb. 1833; 4. Aufl., Gotha 1856.

Bergprofil, Zeichnung des senkrechten Durchschnitts eines Berges, aus der sich alle Höhen, Senkungen und Böschungen erkennen lassen.

Bergrecht, der Inbegriff von Gesetzen und Rechtsgewohnheiten, durch welche die Rechte und Verbindlichkeiten beim Bergbaue bestimmt werden. Sie betreffen den Bergbau entweder im Ganzen oder nur in einzelnen Theilen, sind zuweilen nur für einzelne Bergreviere, zuweilen für Provinzen eines Landes, zuweilen für ein ganzes Reich gegeben, entweder Landes- oder Subsidiargesetze. Sie finden sich großentheils in den Bergordnungen niedergelegt, worin alle rechtlichen Verhältnisse, die den Bergbau betreffen, so weit als möglich vorkommen. Da selbst die ausführlichsten derselben nicht ausreichend sind, so enthalten viele Bergordnungen die ausdrückliche Bestimmung, daß, wo die eine nicht ausreiche, die eines andern Staates zu Grunde gelegt und nach dieser der streitige Fall entschieden werde. Wenn auch diese den Fall nicht behandelt, so wird nach Ordnung und Gebrauch der gemeinen Rechte und nach den alten Bergwerksgewohnheiten entschieden. Was den Inhalt der Bergordnungen betrifft, so haben sie größtentheils eine große Uebereinstimmung, indem im 16. Jahrhundert, wo die meisten entstanden, immer eine aus der andern hervorging und die meisten sich auf die joachimsthaler von 1548 stützen. Die meisten derselben umfassen nur den Bergbau auf Gängen und besondern Lagerstätten von Metallen und Erzen, weshalb dieselben nur analog auf andere nutzbare Fossilien angewandt werden können. Auf fossile Brennmaterialien, deren Bergbau in der neuesten Zeit zugleich mit dem auf Eisen der wichtigste von allen ist und die in einigen Ländern gar nicht zum Bergregal gehören, sind die Gesetze zum geringen Theile, u. nur, was Muthung u. Beleihung betrifft, anwendbar. Das gewöhnliche B. wird in das Bergstaatsrecht, das Bergprivatrecht, das peinliche B. und den Bergprozeß getheilt.

Das Bergstaatsrecht ist der Inbegriff der den Bergbau betreffenden landesherrlichen Befugnisse, welche unter dem Namen Bergregal zusammengefaßt werden. Die oberste Staatsgewalt, welcher dieses Bergregal zusteht, wird der Bergherr genannt, und seine Rechte als solcher sind: Selbstbenutzung des Bergbaues, oder Ueberlassung desselben an Andere, Auflegung von bestimmten Abgaben auf den überlassenen Bergbau, Erlassung besonderer Gesetze und Ausübung derselben durch angestellte Beamte, Vermünzung des ausgebrachten Goldes und Silbers, wobei sich der Bergherr im Falle der Ueberlassung der Bergwerke an Andere das Verkaufsrecht vorbehält. Wo nicht auf positives oder Gewohnheitsrecht sich gründende specielle Ausnahmen vorhanden sind, steht dem Landesherrn nach dem Bergregal die ausschließliche Benutzung der Lagerstätten aller nutzbaren Fossilien, also nicht nur der metallhaltigen, sondern auch der erdigen, salzigen und brennlichen zu, und zwar hängt das Bergregal in der Regel mit dem Besitze des Landes zusammen, so, daß jeder Landesherr dieses Regal innerhalb seiner Landesgrenzen auszuüben befugt ist. Indessen gibt es in der Bergwerksverfassung einzelner Länder auch Ausnahmen, indem hie und da bei Landestheilungen das Bergregal verschiedenen Familien gemeinschaftlich geblieben ist. In solchen Fällen wird daher das Bergregal, in Gemäßheit der abgeschlossenen Verträge, auch außerhalb des Territoriums ausgeübt. So wenig nun auch die Regalität der Bergwerke in Zweifel gezogen werden kann, um so mehren Streitigkeiten ist es unterworfen, welche Fossilien zum Bergregal zu rechnen seyen. Als allgemeine Regel kann man annehmen, daß

alle Fossilien, welche Metalle enthalten, überall zu den Regalien gehören, und Ausnahmen von diesem Satze erwiesen werden müssen. Ebenso wenig ist es einem Bedenken unterworfen, daß Salzquellen, Steinsalz und Edelsteine wegen ihres vorzüglichen Werthes dazu zu rechnen sind. Rücksichtlich der übrigen Fossilien läßt sich diese Vermuthung für die Regalität nicht aufstellen, indem es an allgemeinen Gesetzen und Herkommen mangelt. Die Gesetze eines jeden Landes müssen daher darüber Auskunft geben und als die alleinigen Entscheidungsquellen angenommen werden, weil sich von einem Lande oder von einer Provinz auf die andere kein sicherer Schluß machen läßt. Es sind aber auch diese nicht überall bestimmt genug abgefaßt. In manchen Ländern gilt das Gesetz, daß Alles, was tiefer liegt, als ein Pflugschar geht, oder, wenn es über die Oberfläche hervorragt, doch mit der Tiefe zusammenhängt oder angewachsen ist, zu dem Bergregal gehört, daher in solchen Ländern Steinkohlen, Braunkohlen, Steinbrüche, Salpeter, Sand, Thon, Mergel und Walkergruben zu den Bergwerken gehören. Alle Fossilien, welche in einem Lande nicht zum Bergregal gerechnet werden, sowie auch einzelne losgerissene Stücke von Mineralien, welche dazu gehören, genießen weder die Rechte, noch die Freiheiten des Bergbaus, sie sind vielmehr das Eigenthum des Grundbesitzers und können von ihm zum ökonomischen oder anderen Gebrauche benutzt werden, ohne daß es einer besondern Erlaubniß zu deren Aufsuchung und Gewinnung bedürfte, wenn nur dabei nicht den allgemeinen Bergwerksgesetzen zuwider gehandelt wird. In manchen Ländern bestimmen Gesetze, daß, wenn Jemand dergleichen zum Regal nicht gehörige Fossilien unbenutzt liegen läßt, er angehalten werden kann, sein Recht entweder dem Staate selbst, oder andern Baulustigen gegen billige Abfindung zu überlassen; es muß jedoch ausgemittelt seyn, daß dadurch dem Staate oder andern Bürgern desselben ein solcher Nutzen verschafft werde, wodurch der Nachtheil, welchen der Eigenthümer durch diese Beschränkung seines Eigenthums erleidet, beträchtlich überwogen wird. Nur in seltenen Fällen läßt der Bergherr mit gänzlichem Ausschlusse seiner Unterthanen das Bergregal selbst ausüben, in den meisten gestattet er denselben, sowie andern Privatpersonen und Ausländern, am Bergbaue nach Belieben Theil zu nehmen, und zwar durch Uebertragung der Bergregalitätsrechte selbst, oder ohne dieselbe mit bedingungsweiser Abtretung des nutzbaren Eigenthums. Mit Uebertragung der Regalitätsrechte geschieht die Hingabe durch Specialverleihung, entweder in Ansehung aller besondern Lagerstätten nutzbarer Fossilien, und zwar nicht allein mit Inbegriff aller Rechte des Bergherrn, sondern auch durch Uebertragung nur eines einzelnen Regalitätsrechtes, z. B. der Zehntbenutzung. Ohne Uebertragung der Regalitätsrechte geschieht die Ueberlassung des Bergbaues entweder mit völligem Eigenthumsrechte an die Grundbesitzer nach bürgerlichen Rechten, wie dies in einigen Staaten mit den Steinkohlen, Braunkohlen ꝛc. der Fall ist, oder mit Ertheilung eines nur bedingten, und zwar des nutzbaren Eigenthums. Letzteres geschieht durch die sogenannte *Freierklärung*, welche die gewöhnliche Ueberlassungsweise ist und darin besteht, daß einem Jeden erlaubt wird, mit Vorwissen und unter Aufsicht der vom Staate bestellten Bergämter und unter gesetzlich bestimmten Bedingungen an dem Bergbau Theil zu nehmen. Es umfaßt dies die Befugniß, sowohl im noch nicht verritzten Felde Grubengebäude zu eröffnen, als auch alte, auflässig gewordene, in das Bergfreie zurückgefallene Zechen wieder aufzunehmen. Um zum Bergwerkseigenthum zu gelangen, muß, wie man bergüblich sagt, gemuthet werden. Unter *Muthung* versteht man eine schriftliche Eingabe beim Bergamte, worin der Antrag auf Einräumung eines bestimmten, genau bezeichneten Distriktes einer Lagerstätte nutzbarer Fossilien, oder auf Ueberlassung von zum Betriebe des Bergbaues nothwendigen Wassern ꝛc. gestellt ist. Die wesentlichsten Erfordernisse einer Muthung sind: Angabe des Bergamtsreviers, in dessen Bergfreiem etwas gemuthet werden soll; Benennung des Gegenstandes der Muthung, ob Lagerstätte, Stollen, Poch-, Wäsch-, Schmiedeanstalt, Aufschlagewasser; Bemerkung des Zweckes der Muthung, z. B. bei Lagerstätten, ob zum Abbau auf alle zum Bergregal gehörigen Fossilien, oder nur auf edle oder nur auf niedere Metalle; Angabe des Grundbesitzers; Bezeichnung des Grubenfeldes, ob streichendes, geviertes, Stollen- oder Seifenwerksfeld; Angabe, ob der fragliche Gegenstand im Bergfreien liege; geognostische Beschreibung der Lagerstätte in Bezug auf Streichen, Fallen und Ausfüllungsmasse; Benennung des Grubenfeldes; Bezeichnung der Stunde, des Tages und Jahres, wann die Muthung eingelegt wurde, mit der Unterschrift u. der Bemerkung des Muthers, ob er für sich allein, oder für eine Gewerk- oder Lehnschaft muthet. Wenn Mehre auf einem und demselben Gange oder Lager Muthung einlegen, so hat der erste Muther vor dem späteren den Vorzug. Hierbei entscheidet die Präsentation des Bergamtes, weshalb letzterem die Pflicht obliegt, die Stunde, in welcher die Muthung eingereicht wurde, genau auf derselben zu bemerken. Die Muthung einer Lagerstätte setzt voraus, daß dieselbe bekannt sey. Das Auffinden aber geschieht entweder zufällig, indem dieselbe zu Tage aussetzt, oder durch Regengüsse, Auswaschen von Bächen und Flüssen, durch Arbeit in Steinbrüchen und sonstige Aufdeckungen, oder durch absichtliches Aufsuchen und Entblößung mittelst Schürfens, mittelst des Erdbohrers, ingleichen mit Stollen- und Streckenbetrieb, oder auch durch frühere, darauf schon geführte Baue; Schürfen heißt von Tage nieder nach Lagerstätten nutzbarer Mineralien suchen. Obgleich nun durch den frei erklärten Bergbau jedem Privatmanne das Aufsuchen der zum Bergregal gehörigen Fossilien gestattet ist, so darf dies dennoch nicht ohne Vorwissen der Bergämter unternommen werden, sondern es muß der, welcher Lagerstätten nutzbarer Fossilien suchen will, um einen sogenannten *Schurfschein* einkommen. Ein solcher, an den meisten Orten auf 1 Jahr und 6 Wochen gültig, gibt dem Inhaber kein ausschließliches Recht und der Regel nach findet auch unter meh-

ren Schürfern kein Vorzugsrecht Statt, sondern sie haben nur die berggesetzliche Bestimmung zu berücksichtigen, daß keiner dem andern näher als 3½ Lachter einschlage. Wer von ihnen zuerst die Lagerstätte trifft, muß ungesäumt vermessen lassen, indem ihm dann diejenigen Schürfe, welche mit der Schnur in seine Vierung und Feld kommen, zufallen, die früheren Besitzer aber daraus weichen müssen. Auf einem bereits verliehenen Terrain dürfen keine Schürfe mehr geworfen werden, dagegen kann es auf Feldern, Wiesen u. Waldungen, Gehöften, sie mögen Privat- od. öffentliches Eigenthum seyn, in sofern sie in den Gesetzen nicht ausdrücklich ausgenommen sind, nicht verwehrt werden. Die Strafe, welche auf der Verhinderung der Schurfarbeit steht, ist bedeutend und in den meisten Berggesetzen auf 20 Mark Silber bestimmt. Wenn beim Schürfen nichts entdeckt wird, so muß der Schürfer den Schurf wieder zufüllen, den Ort eben machen u. allen dem Grundbesitzer verursachten Schaden, sowie die entzogene Nutzung ersetzen. Der Schurfschein wird nicht auf ganze Aemter und Distrikte, sondern nur auf gewisse, nach Namen, Lage, Gegend und Grenzen möglichst genau bestimmte Berge und Thäler ausgestellt, auch der Grundeigenthümer darin namentlich bezeichnet. Ist die Frist von 1 Jahr und 6 Wochen verlaufen, so ist der Schurfschein ungültig und es muß ein neuer gelöst werden. Sobald eine Lagerstätte erschürft ist, muß dieselbe auch gemuthet werden, im entgegengesetzten Falle bleibt dem ersten Finder zwar eine Fundgrube, die Maßen aber nach derselben können Jedem, der die Muthung zuerst legt, verliehen werden. Läßt der Finder seinen Schurf aber 3 Tage ohne Arbeit, ehe er muthet, so verliert er auch sein Vorzugsrecht am Muthen der Fundgrube. Wenn beim Grubenbetriebe überfahrene Gänge, Lager und Flötze aufgeschlossen werden, so müssen die Gewerke sie ebenfalls muthen, sobald sie außer der Vierung, d. h. wenn sie 3½ Lachter vom Hangenden oder Liegenden — von den Saalbädern der bereits verliehenen Lagerstätten aus gerechnet — aussetzen. Muthen Andere dergleichen Lagerstätten, so muß das Bergamt dem ersten Finder (dem Grubenbesitzer) eine Frist von 14 Tagen zuerkennen, in welcher Zeit er die Erklärung abzugeben hat, ob er sie selbst muthen will oder nicht. Ist die Muthung eingelegt, so ist der Aufnehmer verpflichtet, die gemuthete Lagerstätte in der Art auszurichten, daß solche dem Auge deutlich dargestellt wird und man eine Handstufe abschlagen kann. Hierauf erfolgt der Akt, wodurch der Muther Eigenthümer des Gemutheten wird, nämlich die Belehnung und Bestätigung. Nach den meisten Bergordnungen ist dazu eine Frist von 14 Tagen, nach einigen von 4 Wochen, festgesetzt. Vor dem Belehnungsakte muß die Befahrung erfolgen, d. h. der Bergmeister oder Geschworene ist gehalten, den Punkt an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen und zu untersuchen, ob eine Lagerstätte wirklich entblößt worden und ob so viel bergfreies Feld vorhanden ist, als nach den Berggesetzen zu einer Fundgrube oder zu Maßen erforderlich ist und ob kein Dritter dadurch beeinträchtigt wird. Ist ein Gang nicht vorher entblößt worden, so ist die Bestätigung nichtig, bei Gängen und anderen Lagerstätten aber, welche durch Grubenbaue, nämlich durch Stollen und Strecken erbrochen worden sind, bedarf es der Entblößung nicht, weil man sich von dem Daseyn derselben schon unter der Erde überzeugt hat; es muß daher das Bergamt, wenn sonst kein Anstand vorhanden, die Bestätigung sofort ertheilen. Die Bestätigung ist nämlich diejenige Handlung, vermöge der dem Muther die ausdrückliche Erlaubniß, das, was er gemuthet hat, bergüblich zu bauen, gegeben, er selbst mit dem Gemutheten beliehen, und daß dieses der Fall gewesen sey, ins bergamtliche Lehnbuch eingetragen wird. Die Erfordernisse der Belehnungsurkunde sind: Angabe der Zeit der Muthung und Bestätigung; Name des zu beleihenden Muthers; genaue Bestimmung des verliehenen Gegenstandes, nämlich Erstreckung der Lagerstätte nach der Himmelsgegend und Benennung des Gebirges, auf dem dieselbe liegt; genaue Bestimmung der Größe des verliehenen Feldes; Angabe der Bedingungen, unter denen verliehen worden ist, vorzüglich der, daß die Belehnung unschädlich für ältere Beleihungen geschehen; Angabe der Zeit der erfolgten Muthung, Unterschrift des Bergmeisters und Besiegelung der Urkunde. Sobald die Muthung bestätigt ist, ist der Aufnehmer verbunden, in den Schurf, wo er den Gang entblößt hat, Seil und Kübel einzuwerfen, denn wenn dies nicht geschieht, so fällt der Schurf wieder in das Bergfreie. Die Größe der Grubenfelder ist in den verschiedenen Bergwerksdistrikten verschieden. Die Alten vermaßen nach sogenannten Lehen von 7 Lachter Länge à Lachter = 7 leipziger Fuß u. eben solcher Breite. In der Folge aber verliehen die Bergämter 7 Lehen, und zwar 3½ vom Fundpunkte abwärts und 3½ von demselben aufwärts, also 49 Lachter. Später nahm man für eine Fundgrube 42 Lachter = 6 Lehen oder = 3 Wehre und für eine Maß 28 Lachter = 4 Lehen oder = 2 Wehre und gab beiden 7 Lachter Breite, welche die Vierung genannt wird. Diese Vermessung ist auf Gängen und auf Lagern üblich, welche der Gänge Fallen haben. Auf Flötzen und anderen Lagerstätten, welche einen großen Umfang in die Breite und zugleich kein regelmäßiges Streichen haben, oder unter 20 und 15 Grad fallen, also für schwebende Gänge, Lager, Stockwerke, liegende Stöcke, Bänke, Seifen- und Putzenwerke, wird geviertes Feld vermessen, welches höchst verschieden ist. Oft hat die gevierte Fundgrube 42 Lachter Länge und 21 Lachter Breite, die Maße 28 Lachter Länge und 21 Lachter Breite. In Bayern hat die Fundgrube 28 Lachter ins Gevierte, die Maß aber 14; in Preußen die Fundgrube 42 Lachter und die Maße 28 Lachter ins Gevierte. In dem freiberger Bergamtsreviere ist die Länge von einer gevierten Fundgrube 60 Lachter und für die Maße 40; die Breite von beiden aber nur 20. Heut zu Tage ist das Vermessen gleich nach der Belehnung außer Gebrauch gekommen und es findet dasselbe überhaupt gewöhnlich nur dann erst Statt, wenn zwei benachbarte Gewerkschaften über einen Theil des verliehenen Grubenfeldes in Streit gekommen sind. Im Allgemeinen ist es Regel, daß auf einem Gange, er mag auch

noch so weit fortsetzen, nur eine Fundgrube vermessen wird, indem alle übrigen nachgemutheten Gruben nur den Namen obere und untere Maßen führen. Die Tiefe des Gangfeldes kann nicht nach künstlichen Grenzen bestimmt werden, sondern es erstreckt sich das Recht des Beliehenen, wie man sagt, in ewige Teufe, d. h. es können die Fossilien darauf gewonnen werden, so weit der Gang niedersetzt, oder so weit es die Wetter, Wasser rc. gestatten. Das Recht des Beliehenen erstreckt sich nur auf die Lagerstätte, welche gemuthet und verliehen worden ist. Wenn daher mehre Lagerstätten in verschiedenen mehr als $3\frac{1}{2}$ Lachter betragenden Teufen, oder neben einander aufsetzen, so muß der Aufnehmer der darüber liegenden diese besonders muthen, will er ein Eigenthumsrecht auf dieselben erlangen. Wird das gevierte Feld aber auf ewige Teufe verliehen, d. h. gehen dessen Seitenwände senkrecht nach dem Mittelpunkt der Erde nieder, so ist dies nicht nothwendig. Mit dem Akte der Belehnung hat der Landesherr sein Recht, das Gemuthete bergüblich zu benutzen, den Beliehenen zwar überlassen, aber ihnen durchaus kein so vollkommenes Eigenthum daran ertheilt, als man in bürgerlicher Rechtsbeziehung mit dem Begriffe dieses Wortes verbindet. Die Rechte, die der Bergherr sich vorbehalten, sind: die Oberaufsicht und Direktion des für frei erklärten Bergbaues überhaupt und die specielle Veranstaltung des Betriebes nach angefertigten Betriebsplänen und Kostenanschlägen insbesondere; der Empfang von Quatembergeld zur Besoldung der Beamten und Anerkennung des Hoheitsrechtes; die Beziehung einer Entschädigung für Ueberlassung des nutzbaren Eigenthums, wozu namentlich der Zehnt und das Verkaufsrecht der erlangten Produkte zu rechnen sind. Dagegen steht dem Bergwerkseigenthümer die Befugniß zu: das verliehene Feld nach seinem ganzen Umfange bergüblich zu benutzen und abzubauen; zur Administration seiner Berggebäude geschickte Grubenvorsteher anzustellen; von seinem Bergbaue den nach Abzug der Betriebskosten und schuldigen herrschaftlichen Gefälle verbleibenden Ueberschuß als Gewinn oder sogenannte Ausbeute zu genießen; mittel- oder unmittelbaren Genuß an den für den Bergbau ertheilten Privilegien zu suchen und sein Eigenthum durch Verschenkung, Vererbung, Kauf, Tausch oder sonstige Vergleiche an Andere zu übertragen. Da der Bergbau nach wissenschaftlichen und Erfahrungssätzen zweckmäßig und wirthschaftlich zum allgemeinen Besten des Staats, mit Vermeidung des Staubbaues getrieben werden soll, so müssen die für die Belehnten aufgestellten Lehnträger, Schichtmeister und Steiger bei der Bergbehörde nicht nur auf das Interesse jener, sondern auch auf das des Landesherrn verpflichtet werden, damit sie die Anordnungen des speciellen Baues befolgen und ausführen und über die Administration Rechnung legen. Diese Bergbehörden sind in erster Instanz vorzüglich die sogenannten Bergämter für bestimmte Bezirke, welche Bergamtsreviere genannt werden, und nach Verschiedenheit ihrer Größe und der Wichtigkeit des darin befindlichen Bergbaues mit mehr oder weniger Beamten besetzt sind. Die Steuern, welche dem Landes- oder Bergherrn zur Erhebung bei Berggebäuden zustehen, sind die Quatembergelder rc. Dieselben werden von jedem Lehen alle Quartale jedenfalls zur Anerkennung des Obereigenthums entrichtet, indem, wenn die Bezahlung desselben ohne hinlänglich gegründete Ursache 4 Quartale unterlassen wird, das Lehen in das landesherrliche Bergfreie zurückfällt. Dieses Quatembergeld wird auch Receßgeld genannt, weil es bei Verlust des Gebäudes, folglich auch dessen, was die Gewerken hineingewendet haben (Receß), bezahlt werden muß. Eine andere Steuer, welche bei dem für frei erklärten Bergbaue an den Landesherrn zu entrichten ist, sich jedoch lediglich auf edle Metalle und namentlich auf Silber beschränkt, heißt der Schlageschatz und wird dem Landesherrn zur Uebertragung der Münzkosten von dem Betrage des eingelieferten Brandsilbers nach Abzug des Zehnten u. Zwanzigsten, u. zwar mit 8 Groschen von jeder Mark fein, in Sachsen berechnet. Außer diesen Steuern hat sich der Bergherr fast in allen Fällen auch noch gewisse Entschädigungen für die Ueberlassung des Bergbaues vorbehalten, zu denen vorzüglich der Zehnt von den bei den verliehenen Berggebäuden ausgebrachten Produkten gehört. Der Zehnt wird von Bergwerksprodukten, welche, sowie sie aus der Erde kommen, ohne weitere Zurichtung verkauft werden können, z. B. von Steinkohlen, in natura genommen, oder auch nach Verhältniß des dafür gelösten Geldes bezahlt, ohne daß an Gewinnungs- und Förderungskosten etwas dafür in Abzug gebracht werden darf. Wenn aber die Erze durch das Feuer oder andere Zubereitungsarten erst zum Verkaufe geschickt gemacht werden müssen, so trägt der Staat die auf seinen Antheil kommenden Poch-, Wasch- und Schmelzkosten. In manchen Ländern, wo dem Bergbau eine Erleichterung verschafft und die Gewerken zum Angriffe mehrer Grubengebäude angeregt werden sollen, begnügen sich die Bergherren mit einer Abgabe von 5, $7\frac{1}{2}$ und oft noch weniger Procenten, statt des Zehnten. Statt des letztern wird für manche nutzbaren Fossilien in vielen Bergwerksstaaten jährlich ein sogenannter Kanon gezahlt. Der Bergbau bleibt in den meisten Fällen — beschränkt er sich nicht auf Eisenstein und bekannte Steinkohlenflötze — ein unsicheres Unternehmen und kommt deshalb nicht selten, bald früher, bald später, zum Erliegen. Dieser Fall tritt namentlich bei gewerkschaftlichen Zechen ein, wenn ein Kurinhaber nach dem andern mit der Zubuße im Rückstand verbleibt. Die Zuschüsse reichen dann nicht mehr aus, die erforderlichen Ausgaben zu bestreiten, und die ganzen Baue werden auflässig: sie fallen ins Freie. Dieses Insfreiefallen der Zechen erfolgt jedoch auch auf andere Weise, und zwar: wenn im Muthen gefundener Lagerstätte, oder bei Bestätigungsgesuchen für dergleichen Muthungen die gesetzlichen Fristen verstreichen, oder wenn bei der Entrichtung der Quatembergelder nicht die gesetzmäßige Vorschrift beobachtet wird, oder Quartale ohne Zahlung verfließen, oder wenn das verliehene Berggebäude nicht ununterbrochen belegt, d. h. wirklich bearbeitet worden ist. In den beiden ersten Fällen fallen Berglehen jeder Art sofort in das

landesherrliche Bergfreie zurück. Beim dritten Falle ist jedoch zu unterscheiden, ob die unterlassene Belegung ohne oder mit Verschulden des Belehnten erfolgt ist. Ohne Verschulden kann die Belegung unterlassen werden, wenn die Belehnten wegen Unglücksfälle, wohin starke Brüche, zu bedeutende Wasser, schlechte Wetter und Grubenbrände zu rechnen sind, ihre Bergwerke nicht weiter betreiben können und folglich ihr Lehn selbst auflassen müssen. Wenn hingegen die Grube vom Bergamte auf Anzeige der jetzigen Unmöglichkeit, oder wegen zu großen Schadens, dasselbe zu belegen, in Frist gehalten wird und diese Frist quartaliter mit Erlegung eines Groschen erlängt wird, so behält die Gewerkschaft so lange, bis dieselbe aufgekündigt wird, nicht allein das Eigenthum, sondern auch die Gerechtigkeit des Alters mit allen Vortheilen, die aus der Belehnung entspringen, und selbst wenn sich ein Anderer zur Wiederaufnahme meldet, haben die alten Gewerken das Vorzugsrecht, wenn sie auf erhaltene Notiz und Fristkündigung vom Bergamte aus Gebrauch davon machen wollen. Wird die erhaltene Frist nicht gehörig erlängt, oder auf Ansuchen eines Anderen, der die Grube zu bebauen Lust hat, vom Bergamte aufgekündigt, so geht, wenn die alte Gewerkschaft nach Verlauf von 14 Tagen, vom Tage der Kündigung an, nicht wieder belegt hat, das Eigenthum, jedoch unter nachstehenden Umständen, verloren. Der Berggeschworne muß die Zeche befahren und findet er sie binnen 8 Tagen zu drei verschiedenen Malen in der gewöhnlichen Frühschicht nicht belegt, so muß er dieses dem Bergamte anzeigen, wo es dann heißt, er habe sie freigefahren. Diese Freifahrung wird zu Protokoll gegeben und die Grube hierauf dem Fristkündiger verliehen. Findet aber der Geschworene die Grube in der dritten Schicht belegt, so muß zuvörderst die Ursache, warum in den vorhergehenden Schichten nicht gearbeitet wurde, untersucht werden; erfolgt eine hinlängliche Entschuldigung und betreibt die Gewerkschaft das Gebäude ferner schwunghaft, so bleibt dasselbe in ihrem Besitz. Das Freifahren einer Grube erstreckt sich nur auf das Grubengebäude selbst und was im eigentlichen Sinne dazu gehört; daher fallen nach gemeinem Rechte die aufgebauten Pochwerke, Zwittermühlen, Schutz- und Teichdämme, Aecker, Wiesen, Kohlholz nicht mit in das Freie, sondern bleiben den alten Gewerken, von welchen sie der Fristkündiger, wenn er sie nothwendig hat, an sich kaufen muß. Was die Hut- und Zechenhäuser aber betrifft, so fallen dieselben ebenfalls mit ins Freie und können von dem früher Belehnten nicht abgebrochen oder verkauft werden. Wird eine Grube gar nicht mehr aufgenommen, so fällt der Grund und Boden, welcher zum Betriebe derselben nöthig war, wieder an den Grundbesitzer zurück, in sofern derselbe den Erbkux oder jährliche Entschädigung erhalten hat; ist derselbe jedoch ausgekauft, so erlangt der Fiskus das Eigenthumsrecht. Durch das Freifahren gehen alle Rechte, welche eine Zeche genossen hat, somit auch das Recht des Alters verloren; es hören aber auch alle Verbindlichkeiten der bisherigen Gewerken in Bezug auf das Bergwerkseigenthum auf, indem solche für die Receß- und Bergschulden, so viel ihrer in Anschnitt kommen, nicht mehr zu haften haben, sondern die Gläubiger müssen sich lediglich an die Vorräthe, welche nicht in das Freie gefallen sind, halten, oder die Grube selbst an Zahlungsstatt übernehmen; dem neuen Lehnmanne dagegen wird die Grube schuldenfrei verliehen.

Das **Bergprivatrecht** begreift, mit Ausschluß des Personenrechts der durch Dienstleistung bei dem Bergbaue betheiligten Bergbeamten und Arbeiter, das bedingt erhaltene Eigenthumsrecht am Bergbaue, sowie dessen Erwerbungsart, ingleichen die aus diesem Eigenthume hervorgehenden Verbindlichkeiten und Befugnisse in sich. Es hat aber das Bergwerkseigenthum theils ganze Berggebäude, Hütten- und Siedewerke, theils nur einzelne Theile davon zum Gegenstande und ist folglich im ersten Falle Allein- oder Gesammteigenthum, im letzteren aber partielles. Die aus einem wie aus dem andern hervorgehenden Verbindlichkeiten und Befugnisse sind unter einander höchst verschieden und nur das Recht der freien Disposition in Bezug auf Entsagung des Eigenthums, oder Uebertragung desselben an andere Personen haben beiderlei Arten mit einander gemein. Die aus dem **Allein- und Gesammteigenthume** an ganzen Berggebäuden, Hütten- und Siedewerken sich ergebenden Verbindlichkeiten und Befugnisse beziehen sich entweder auf einen gemeinschaftlichen Endzweck der Gewerkschaften aller oder einzelner Bergamtsreviere, oder auf die besonderen Verhältnisse der Eigenthümer einzelner Berggebäude, Hütten- und Siedewerke gegen einander, oder endlich auf die Verhältnisse zu anderen Personen, zu Grundbesitzern, Lieferanten und Bergarbeitern. Aus dem **partiellen** Eigenthume der einzelnen Theilhaber und Gewerken an einzelnen Berggebäuden hingegen entspringen Verbindlichkeiten und Befugnisse der Interessenten in Bezug auf die ganze Gewerk-, Lehn-, oder Konsortschaft, deren Mitglieder sie sind, und in Hinsicht auf Verhältnisse gegen andere Personen, z. B. Bevollmächtigte, Verleger, Gläubiger oder Schuldner etc. Was endlich die aus dem Allein- und Gesammt- oder partiellen Eigenthume entspringende **freie Disposition** betrifft, so kann der Eigenthümer sein Eigenthumsrecht verpfänden oder freiwillig ganz aufgeben, oder auf andere Personen übertragen, und zwar durch Vererbung, Kauf, Tausch, Schenkung oder durch Abtretung an Zahlungsstatt, in welchen Fällen alle die deshalb in bürgerlichen Rechten vorkommenden Vergleichsarten eintreten. Das Eigenthum an Bergwerken kann entweder einer einzigen Person, oder mehren zusammen zustehen. Im ersteren Falle ist es **Alleineigenthum**, im zweiten **Gesammteigenthum**. Nimmt Jemand für sich allein oder mit Zuziehung Anderer ein Gebäude ins Lehn, bearbeitet dasselbe mit eigenen Händen, bezieht die erforderlichen Kosten aus der aufgenommenen Grube, bringt die fehlenden aus eigenen Mitteln auf und übernimmt den allenfallsigen Ueberschuß, so wird er

Eigenlöhner genannt. Dieselben haben an manchen Orten auch den Namen Einspänner oder Gesellen. Eine Gesellschaft von Eigenlöhnern soll aus nicht mehr als 8 Mitgliedern bestehen, von denen wenigstens 4 die Arbeit mit eigener Hand verrichten; außerdem müssen sie einer Gewerkschaft gleichgestellt werden. Wenn Mehre eine Grube aufnehmen, sich gewisse Antheile von derselben zuschreiben lassen, auf diese Theile Zubuße geben und nach derselben verhältnißmäßig Ausbeute ziehen, so werden sie Gewerken und die Gesellschaft derselben Gewerkschaft genannt. Jeder Gewerke kann über seinen Antheil, so weit dies unbeschadet der Rechte der Uebrigen geschehen kann, frei verfügen; doch ist ihm jede weitere Disposition und jeder Eingriff in die Rechte der Anderen untersagt. Mit der Beleihung erhält der Aufnehmer das Recht, Lagerstätten in den Grenzen seines Grubenfeldes abzubauen; wenn aber bei Streitfällen die Frage entsteht, wem von zwei oder mehren auf einer Lagerstätte oder in deren Vierung aufsetzenden anderen Lagerstätten, oder auch mit Stollengerechtigkeiten, oder mit Aufschlagewassern aus einem und demselben Reservoir Beliehenen, in sofern sie im gleichen Maße auf das zweifelhaft gewordene Recht Anspruch machen, dasselbe zu ertheilen, oder in wiefern Einer oder der Andere, der schon im Besitz desselben ist, darin zu schützen sey, so entscheidet das Alter im Felde, denn dasselbe gibt nicht nur den Ausschlag zwischen Gewerkschaften, die auf einem Gange bauen, sondern auch zwischen solchen, die mit verschiedenen Lagerstätten beliehen sind. Der Aeltere im Muthen genießt dann immer das Vorzugsrecht bei streitigem Grubenfelde, dasselbe nach Streichen und Fallen abbauen zu können, ohne daß der Jüngere daran Theil nehmen darf. Das Alter — jedoch nur durch früheres Muthen — erzeugt auch eine Vorzugsgerechtigkeit in Benutzung der zum Betriebe der Bergwerksmaschinen nothwendigen Aufschlagewasser gegen andere Alleineigenthümer, Gewerk- und Lehnschaften, welche ebenfalls ihre Aufschlagewasser aus den nämlichen Kunstgräben oder Teichen ziehen, aber jünger in der Muthung derselben sind. Die Jüngeren müssen dann, wenn in trockenen Zeiten Wasser für die Aufschläge fehlen, abschützen und deren Vorräthe den Aelteren so lange zur Benutzung allein überlassen, bis dasselbe stärker fließend zum Bedarf für Alle wieder hinreicht. Auch muß in der Muthung angegeben werden, ob edle oder unedle Metalle abgebaut werden sollen, weil auch hier sonst Vorzugsgerechtigkeit vorkommen könnte. Die Gewerk- und Lehnschaften haben auch Verbindlichkeiten gegen ihre Bergarbeiter, sie müssen ihnen den Lohn gehörig auszahlen, Beiträge zu deren Knappschaftskasse entrichten und die im Dienste verunglückten heilen und dieselben, wenn sie an den Beschädigungen sterben, beerdigen lassen. Entsteht ein Konkurs und haben die Arbeiter noch Löhne zu fordern, so werden sie in die erste Klasse gesetzt. Bei Verunglückungen müssen die Gewerken dem betroffenen Bergarbeiter neben den Kurkosten seinen Lohn wenigstens 4 Wochen verabreichen. Bei nicht vollständiger Genesung wird alsdann demselben das sogenannte Gnadengeld aus der Knappschaftskasse gereicht. Stirbt der Beschädigte sogleich oder während der Kur, so ist den Hinterbliebenen desselben aus der gewerkschaftlichen Kasse, wo er in Arbeit stand, ein vierwöchentlicher Lohn und überdies der Betrag der Begräbnißkosten zu verabreichen. Wie bereits bemerkt, ist In- und Ausländern gestattet, Kuxe bei einer Gewerkschaft oder Theile bei einer Lehnschaft mit zu verbauen; erstere besteht aus 128 Theilen, während eine Lehnschaft nur 2, 4 oder 8 hat. Beide werden Bergtheile, erstere aber besonders Kuxe und letztere Schichten genannt. In mehren Staaten ist den Juden nicht erlaubt, sich beim Bergbaue zu betheiligen, dasselbe ist allgemein bei den Zubußboten, deren Weibern und Kindern in den Revieren der Fall, in denen sie als Zubußboten angestellt sind. Ueberdies ist in Sachsen Bergbeamten und Schichtmeistern die Verbauung von Kuxen nur mit der Einschränkung erlaubt, daß sie auf den Revieren und Zechen, denen sie vorstehen, nicht mehr als 8 Kuxe für sich und die Ihrigen haben dürfen. Nimmt Jemand einen oder einige Kuxe, so macht er sich hierdurch auch verbindlich, sich den in dem Reviere, wo er baut, bestehenden Berggesetzen zu unterwerfen, in so weit er seinen Bergtheilen nach mit denselben in Verhältnisse zu stehen kommt. Jeder einzelne Gewerke ist gehalten, auf das allgemeine Interesse der Grube zu sehen. Haben die Bergwerke noch keine gehörige Einnahme an Erzen oder sonstigen nutzbaren Mineralien zur Bestreitung aller nothwendigen Ausgaben, so müssen Beiträge von den einzelnen Theilhabern zugeschossen werden. Diese Beiträge werden bei den Gewerkschaften Zubuße, bei Lehnschaften Gesellenbeiträge genannt und jedes Quartal von den Gewerken nach den Kuxantheilen zugeschossen. Die Zubuße wird von den Schichtmeistern nach den etwa erforderlichen Kosten ausgeschlagen, dem Bergamte vorgelegt und von diesem regulirt. Die Anlage solcher Zubußen wird nicht nach der Anlage der Gewerken, sondern nach der Anzahl der Kuxe mit Ausschluß der Freikuxe auf 124 Theile gemacht. Jeder Gewerke ist verbunden, diese Zubuße alle Quartale gegen Empfang gedruckter, vom Schichtmeister unterschriebener und vom Bergschreiber mit dem Zubußzettelstempel versehene Scheine zu bezahlen. Ist sie mit der 6. Woche des Quartals nicht entrichtet, so wird solches vom Schichtmeister auf einem in gedachter Woche allemal beim Bergamte zu überreichenden Retardatzettel angemerkt, dies heißt dann: ins Retardat setzen. Ist sie in der 6. Woche des folgenden Quartals noch nicht entrichtet, so ist in der Regel der Gewerke seines Kuxes verlustig, wird im Gegenbuche gelöscht und man sagt: der Kux ist im Retardate verstanden. Solche verstandene Kuxe werden dem schuldenden Gewerken in der Regel nicht wieder überlassen. Die auf solche Art verlornen und in das Retardat verfallenen Kuxe fallen nicht in das Freie, sondern den übrigen gehorsamen Gewerken, die ihre Beiträge pünktlich gezahlt haben, anheim, und es können solche dem vorigen Besitzer ohne die einstimmige Genehmigung der Mitgewerken und ohne Vor-

wissen des Bergamtes nicht wieder überlassen werden. Die Bergwerke sowohl im Ganzen als in einzelnen Theilen mit ihren Nutzungen und der Ausbeute bleiben den Gewerken und ihren Erben zu allen Zeiten frei, sie können wegen keines Verbrechens, welches mit Vermögenskonfiskation bestraft wird, eingezogen oder konfiscirt werden; auch können Bergtheile und die von ihnen fallende Ausbeute um keiner bürgerlichen Schulden willen von Jemandem in Anspruch oder Klage genommen, noch mit Arrest belegt werden. Wird die Ausbeute von Ausländern bezogen, so kann dieselbe nicht besteuert werden.

Das peinliche Bergrecht hat die *Bergwerksverbrechen* zum Gegenstand. Diese sind: das Tumultuiren; das Geschenke-Geben und Nehmen zum Nachtheile der Gerechtigkeit und des Dienstes; Grenzverrückungen; Diebstahl und Partirerei; das Entwenden anvertrauter Gelder und Güter; Betrügereien, Fälschungen und ähnliche Unredlichkeiten. Die Strafen auf die genannten Verbrechen können nur in den Ländern und Provinzen angewandt werden, für die sie gegeben und wo sie promulgirt worden sind. Man würde daher sehr irren, wenn man aus solchen Strafgesetzen, wie bei den Civilgesetzen, allgemeine Bergkriminalgesetze formiren und solche in allen verschiedenen Bergwerksstaaten anwenden wollte; vielmehr sind Vergehen und Verbrechen, welche beim Bergbaue oder von dem Bergvolke verübt wurden, nach der in jedem Lande bestehenden Kriminalgesetzgebung zu bestrafen. Hierher gehört auch theilweise die *Bergwerkspolizei*. Sie umfaßt die Vorschriften, durch welche der Bergbau in Hinsicht auf das Wohl des Staates und die allgemeine Sicherheit überhaupt geordnet und zugleich für die Sicherheit und Gesundheit der Bergleute gesorgt wird. Es liegt derselben vorzüglich ob, dafür zu sorgen, daß nicht durch offene, nicht verwahrte, Schächte oder Tagebaue die allgemeine Sicherheit für Menschen und Thiere gefährdet werde, und dann, daß der Grubenbau stets so sicher verwahrt werde, daß die Arbeiter beim An- und Ausfahren, sowie vor ihrer Arbeit selbst gegen Schaden geschützt sind. Sie hat ferner Fürsorge zu treffen, daß, wenn die Grubenarbeit wegen Mangel an Wettern, oder sonstiger böser Wetter ungesund und gefährlich wird, die nöthigen Sicherheitsmaßregeln angewendet werden, um Menschenleben zu erhalten. Es erstreckt sich dieselbe aber auch auf das Betragen der Gruben- und Hüttenarbeiter an öffentlichen Orten und bei feierlichen Gelegenheiten, als bergmännischen Aufzügen u. dergl. m.

Was den *Bergprozeß* betrifft, so sind die Behörden, welche in Bergwerksangelegenheiten die Gerichtsbarkeit gewöhnlich und für immer auszuüben haben, in erster Instanz die *Bergämter*. Sie haben in den meisten Bergwerksstaaten die volle Gerichtsbarkeit und sollen Bergsachen unter keinerlei Vorwand vor andere Gerichte bringen lassen. Zu den *Bergsachen* und der Gerichtsbarkeit der Bergämter werden im Königreich Sachsen und im Ganzen übereinstimmend in den meisten Bergbaustaaten gerechnet nicht allein die Händel, welche unter der Erde in den Bergwerken über Klüfte und Gänge, Stollen, Schächte, Feldörter und was außerdem dort streitig werden mag, sondern auch die außerhalb der Gruben entstehen über Erze, Kiese, Kobalt, alle Metalle und Mineralien, Bergtheile, Quatembergelder, Neunten, vierten Pfennig, Schuld, Zubuße, Ausbeute und Hüttenkosten, Räume zu Kauen und Schächten, Häusern, Wege und Stege, Schmelzsachen und Wasserläufte, was vom Bergwerke kommt, dazu gehörig und gebraucht wird oder werden kann; ferner Verträge und Verschreibungen und wie es sonst genannt wird, auf alles das, was vermöge der Bergordnung das Bergwerk betrifft oder vom Bergwerke herfließt, es sey gleich persönlich oder sächlich rc. Außerdem haben die Bergämter unter gewissen Umständen auch bürgerliche Gerichtsbarkeit über die zum Bergbaue ihrer Reviere unmittelbar gehörigen Grundstücke, Halden und Huthäuser von Berggebäuden und den daselbst wohnenden Personen, wenn dieselbe nicht von den Gewerken an andere nicht zum Bergwerke gehörige Personen verkauft werden. Der Jurisdiktion der Bergämter sind nicht unterworfen: die Bergbeamten, welche den Bergämtern vorgesetzt sind, oder im Range über diesen stehen, und die Schichtmeister und gewerkschaftlichen Diener, Steiger und Bergarbeiter, welche in allen bürgerlichen Angelegenheiten ihren Gerichtsstand bei der bürgerlichen Obrigkeit haben, unter deren Gerichtsbarkeit sie stehen. Bei dem gerichtlichen Verfahren in streitigen Bergwerkssachen müssen bei allen Handlungen und Untersuchungen die Vorschriften der einheimischen Kriminalgerichts- und Prozeßordnungen beobachtet werden, nur hie und da kommt etwas Eigenthümliches aus der Beschaffenheit der Sache Fließendes vor. Die Erkenntnisse werden auf die gewöhnliche Art abgefaßt, publicirt und den Parteien mit den Entscheidungsgründen schriftlich hinausgegeben und wird observanzmäßig darunter: „Von Bergrechts wegen" gesetzt. Gegen berggerichtliche Erkenntnisse finden die gewöhnlichen Rechtsmittel Statt, wodurch die Sache an die höhern Instanzen gebracht wird. Ist ein berggerichtliches Erkenntniß rechtskräftig geworden, so muß es auf den Antrag des obsiegenden Theils von dem Richter in erster Instanz in Vollzug gebracht werden; ist die verlierende Person Privatperson und hat solche kein Bergwerkseigenthum, so muß dieser Vollzug des Erkenntnisses durch Requisition des bürgerlichen Gerichts bewerkstelligt werden. Die deutschen Bergwerksverfassungen und Gesetze waren anerkanntermaßen von jeher die vollkommensten, deshalb sind auch die deutschen Bergwerke am sorgfältigsten aufgesucht und zur größten Benutzung gebracht, und die Deutschen dürfen sich rühmen, daß sie den Bergbau zuerst zu einiger Vollkommenheit erhoben haben, daß sie die Lehrer aller übrigen Nationen gewesen sind, und daß sich die Berggesetze und Rechte aller übrigen Nationen mehr oder weniger nach den deutschen gebildet haben.

Wie bei den alten Völkern mit Einschluß der Römer der Begriff der Regalität überhaupt noch unbekannt war, so ist auch bei ihnen von *Bergregal* noch keine Rede, obwohl in der späteren Zeit die Kaiser den Bergbau größtentheils an sich

zu ziehen suchten und z. B. die reichen Gold- und Eisengruben in Spanien verpachteten. Auch bei den Völkern der neueren Zeit, namentlich in Deutschland datirt die Geltendmachung des Bergregals keineswegs von der Entwickelung des Bergbaues an, sondern es stand vielmehr früher jedem Grundeigenthümer das Recht zu, die unter seinem Grunde und Boden sich vorfindenden Fossilien allein abzubauen. Erst Kaiser Friedrich I. suchte das Bergregal mit Nachdruck zur Geltung zu bringen und Kaiser Heinrich IV. zog den Bergbau 1089 ausdrücklich zu den kaiserlichen Majestätsrechten. Einige unmittelbare Reichsstände übten schon während dieser Zeit das Bergregal ohne kaiserliche Specialbelehnung aus, und nachher erhielten es die übrigen durch die goldene Bulle Kaiser Karls IV. von 1356 und den 8. Artikel des westphälischen Friedensschlusses von 1648, worin ihnen dasselbe mit den übrigen Hoheitsrechten zugesichert wurde. In der ersten Zeit der Ausübung des Bergregals hatte man keine ausdrücklichen Gesetze, man richtete sich bloß nach Observanzen, die nach Beschaffenheit der Umstände aufkamen und durch die Länge der Zeit erst zu Gesetzen wurden; in der Folge erschienen ausdrückliche Vorschriften und Verordnungen, die jedoch in älteren Zeiten nicht allgemein bekannt wurden, da sie selten gedruckt, sondern meist nur geschrieben, angeschlagen und so mitgetheilt wurden. Ein vorzügliches Gewicht wird bei dem B.e auf die älteren Erkenntnisse und Gutachten in Bergwerkssachen gelegt; gleiche Autorität haben auch die älteren Berggerichtslehrer. Beide ersetzen das, was in die geschriebenen Gesetze nicht aufgenommen worden und doch bergüblich geblieben ist, und dienen hier und da zur Erklärung dunkler Stellen der älteren Gesetze. Eine Sammlung aller in den deutschen Bundesstaaten, mit Ausnahme Sachsens, geltenden älteren Berggesetze ist Thomas Wagners „Corpus juris metallici recentissimi et antiquioris" (Lpz. 1791). Neuere Schriften sind: F. Joh. Fr. Meyer, Bergrechtliche Beobachtungen bei ergangenen gerichtlichen Erkenntnissen und Informaten vor den Bergämtern am Harz, Leipzig 1803; L. C. Taube, Grund und Umfang der Berggerichtsbarkeit, Freiberg 1808; G. B. Bernhardi, Drei Fragen über die Berggerichtsbarkeit im Königreich Sachsen, das. 1809; Karsten, Grundriß der deutschen Bergrechtslehre, Berlin 1828. Vorzüglich empfehlenswerth sind: Köhler, Anleitung zu den Rechten und der Verfassung beim Bergbau in Sachsen, Freiberg 1824, und Hake, Kommentar über das Bergrecht, Sulzbach 1825.

Bergseife (**Bockseife**), Mineral aus der Sippschaft des Thons, ist derb, der Bruch flach muschelig oder eben, im Kleinen feinerdig, von Talk- bis Gypshärte, mild, leicht, bläulichschwarz, pechschwarz, matt, der Strich fettglänzend, undurchsichtig, sehr fett anzufühlen, nicht abfärbend, aber schreibend, an der Zunge hängend, im Wasser mit Knistern zerspringend. Ihren Bestandtheilen nach ist die B. ein Thonsilikat mit Wasser und etwas Eisenoxyd. In B. von Waltershausen in Thüringen fand Buchholz 44 Theile Kieselerde, 26,5 Thonerde, 8 Eisenoxyd, 0,5 Kalk, 0,5 Wasser. Sie kommt vor als Lager in Thon und über Basalt, am nördlichen Abhange des thüringer Waldes, besonders bei Waltershausen, bei Rabenscheid im Nassauischen, Bilin in Böhmen, Olkucz in Miedziana, Gora in Polen (hier zuerst entdeckt), auf der schottischen Insel Skye.

Bergsträßer, Wein von den Abhängen der Bergstraße (s. d.).

Bergstraße. Unter diesem Namen versteht man sowohl die längs des Fußes des gegen die Rheinebene abfallenden Odenwaldgebirges hin laufende, zum Theil mit Wallnußbäumen bepflanzte, wahrscheinlich schon von den Römern angefangene schöne Kunststraße, als auch die ganze Gegend, welche sie durchzieht (das „Paradies von Deutschland" genannt). Die B., die südlich von Darmstadt bei Bessungen anfängt und sich bis Heidelberg, ungefähr in einer Länge von 7 Meilen, erstreckt, gehört theils zum Großherzogthum Hessen, theils zu Baden, berührt die Städte Zwingenberg, Bensheim, Heppenheim und Weinheim und mehre schöne Dörfer und gehört zu den schönsten Gegenden Deutschlands. Westlich wird die B. von der schönen mit Dörfern besäeten Rheinebene und östlich von der terrassenförmig sich erhebenden ersten Bergkette des Odenwaldes begleitet, an deren Abhange und Fuße Reben mit Obstbäumen aller Art, selbst Pfirsich-, Mandel- und Kastanienbäumen wechseln und deren Gipfel dichte Laubwaldungen tragen, aus welchen sich die zum Theil noch wohl erhaltenen Ruinen zahlreicher alter Ritterburgen erheben und von denen man auf der einen Seite die herrlichsten Aussichten auf die freundliche Ebene, durch welche der Rhein malerisch sich windet, und auf der andern auf das Labyrinth der Berge und Thäler des Odenwaldes hat. Unter den die B. begleitenden Bergen des Odenwaldes erhebt sich am meisten der 1690 Fuß hohe Malchen (Melibocus), östlich von Zwingenberg, wo das Gebirge am weitesten in die Ebene gegen Westen hereintritt. Von hier aus genießt man eine herrliche Aussicht; die Rheinebene mit ihrer reichen Natur und dem durch sie sich windenden Rhein, der den Main aufnimmt, eine Menge von Städten, darunter Frankfurt, Mainz, Oppenheim, Worms, Frankenthal, Mannheim, Speyer ꝛc., und zahllose Dörfer entfalten sich dem entzückten Auge. Gegen Norden, Westen und Südwesten schließen der Taunus, der Donnersberg, die Haardt und die Vogesen die Aussicht, gegen Osten blickt das Auge auf das bunte Gewühl der waldigen Hügel u. Berge des Odenwaldes und in weiterer Ferne zeigen sich die düstern Wälder des Spessart.

Bergsturz, das Loslösen und Einstürzen einer steilen Felswand, entsteht, wenn der Raum unter irgend einer Stelle des Gebirges so weit ausgehöhlt ist, daß die Decke keinen Stützpunkt mehr hat, was besonders dann der Fall ist, wenn durch Spalten und Klüfte oder durch das lockere Erdreich das Wasser eindringt, sich da, wo es nicht gleich weiter dringen kann, ansammelt und allmählig poröse Gesteine u. Schichten ganz durchtränkt, auflockert, auch wohl chemisch zersetzt. Auf diese Weise werden diese Massen, welche den über ihnen liegenden zur Unterlage dienen, von

Zeit zu Zeit immer schwankender, geben immer mehr nach, weichen endlich ganz und haben so zuletzt das Einstürzen der Berge oder auch anderer Erdschichten zur Folge. Senken sich dabei die Erdschichten nicht nach der Seite hin, sondern mehr vertikal in die Tiefe des Bodens selbst hinab, so daß trichterförmige oder auch senkrechte Vertiefungen entstehen, so nennt man dies Erdfall. Vorzüglich reich an Bergstürzen ist die Schweiz (die Stadt Roll soll z. B. durch einen B. verschüttet worden seyn), u. sie entstehen dort häufig in Molasse- u. Nagelfluhgebilden, wovon u. a. jene Nagelfluhblöcke zwischen Bilten und Niederurnen (im Kanton Glarus), im goldauer Thale (Kanton Schwyz), zwischen den Nagelfluhfelsen des Rigi und Russi (wo 1353 durch einen solchen B. das Dorf Röthen größtentheils zerstört wurde), und an der Südwestseite des Russi Zeugniß geben. An letzterem Orte folgte nach anhaltenden gewaltigen Regengüssen am 2. September 1806 eine der fürchterlichsten Katastrophen dieser Art. Um 5 Uhr Abends brach das oberste gegen Süden sich senkende Nagelfluhlager vom äußersten, gegen Westen gekehrten Rande und stürzte aus einer Höhe von etwa 3000 Fuß über der Thalfläche herab, plötzlich das fruchtbare goldauer Thal bis zum Rigi auf eine Stunde in die Länge und Breite und mehre hundert Fuß hoch mit Trümmern bedeckend, die Dörfer Goldau, Bursingen, Röthen und Lowerz mit 4—500 Menschen unter diesen Trümmern begrabend und einen Theil des lowerzer Sees gänzlich ausfüllend. Die Nagelfluhmassen verwittern an und für sich nur wenig und sind dazu noch oft von einer reichen Pflanzendecke geschützt, aber gewöhnlich wechseln sie mit Molasse- und Thonschichten, welche leicht verwittern und vom Wasser allmählig aufgelockert und weggeführt werden, was das Zusammenbrechen der oft dünnen Nagelfluhflächen zur Folge haben muß. Zu diesen Bergstürzen gehören auch die sogenannten Erdschlipfe. Doch nicht bloß Bergschichten, sondern auch Felsen aus dem festesten Gestein gebildet können zum Wanken gebracht und endlich von ihrer Unterlage losgerissen werden. Sind nämlich die Gesteinslagen stark geneigt und von weitläufigen Sprüngen durchzogen, so hat man vollen Grund, einen Felssturz zu befürchten, zumal wenn sie zackig sind und bis in die Regionen des ewigen Schnees hinaufragen. Regen, Kälte, Frühlingsthauwetter wirken hier besonders kräftig; es entstehen neben größeren, schon seit Jahrhunderten vorhandenen Sprüngen neue Brüche und Senkungen, Klüfte öffnen und erweitern sich immer mehr und füllen sich mit Wasser, der Frost treibt sie auseinander und so werden oft große Felsenmassen bei Seite geschoben, bilden dadurch allmählig dachförmige Vorsprünge und stürzen endlich hinab, oft plötzlich, noch ehe der Mensch es ahnen konnte. Doch warnen nicht selten auch allerlei Vorzeichen vor der Gefahr: das aus der Höhe herabkommende Gerölle wird allmählig häufiger, die Spalten thun sich mehr und mehr auf, die Felswände beugen, die andern Gesteinmassen senken sich immer mehr, ein rollendes und knackendes Getöse läßt sich vernehmen, bis endlich die furchtbare Katastrophe selbst erfolgt. Die Diablerets, eine Höhe der berner Alpen, haben jetzt nur noch 3 Hörner, die übrigen stürzten 1714—1749 auf die eben beschriebene Weise ein. Im Jahre 1835 brach nach einem heftigen Gewitter auch eine gewaltige Masse von der Spitze des Mittagshorns (Dent du Midi) mit furchtbarem Getöse ein. Schon seit einer Reihe von Jahren befürchtete man auch einen solchen Felssturz bei dem Dorfe Felsberg im Rheinthal, eine Stunde von Chur. Eine Menge Felsstücke hatten sich bereits 1834 dort abgelöst und waren herabgestürzt, und seit etwa 1840 befürchtete man immer mehr, daß auch die 580 Fuß hoch über dem Dorfe sich erhebende Felsenwand, welche jenen zur Unterlage diente, endlich selbst nachfolgen würde; denn die Spalten derselben wurden immer drohender, ja eine derselben war schon 1843 gegen 700 Fuß lang und 9 Fuß breit. Und wirklich stürzten auch Anfangs September 1843 ungeheuere Felsmassen und zertrümmerten mehre Häuser von Felsberg. Die Felsstücke kamen hier nun öfter; besonders fürchterlich war der B. vom 16. April 1844. Seitdem dachten die Felsberger ernstlich daran, der immer drohenden Gefahr eines gänzlichen Sturzes zu entgehen, und siedelten sich unweit ihres alten Dorfes an einer Stelle an, wo sie eben so sicher vor dem Rhein, als vor dem vermuthbaren Nachstürzen des Felsens seyn konnten. Die neue Anlage hieß Neu-Felsberg. Die größeren Stürze dauerten fort bis Anfang 1850, worauf kleineres Gestein schadlos herabrollte; dagegen zeigte sich seit dem Juli 1850, daß einer der Felsblöcke, der Hase genannt, allmählig wich. Der Sturz begann den 31. August mit der Katze, einem Vorsprung des Hundes und Hasen, und am 2. September früh folgte die Hauptmasse von 400 Fuß Höhe unter fürchterlichem Getöse nach. Dem Dorfe Felsberg brachten sie keinen Schaden, vielmehr haben die Felsmassen einen Steindamm im Rücken des Dorfes gebildet. Im Jahre 1821 stürzte in der Nähe des Col de Ferret, an der Südostseite der Montblanckette, ein über dem Trioletgletscher hervorragender Granitfelsen herab, bedeckte den ganzen Gletscher und verschüttete an dessen Ende viele Sennhütten mit Menschen und Vieh. Bei dem Einsturze eines Granithornes oberhalb des Talèfregletschers, eines im Südosten liegenden vergletscherten Hochthales von Chamouny, wurden im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts die herrlichsten Krystallgewölbe entblößt. Auch bei Heidelberg finden in kalten Wintern nicht selten Einstürzungen der Granitfelsen Statt, welche das Neckarufer begrenzen.

Bergt, Christian Gottlob August, namhafter Orgelvirtuos u. Komponist, geboren 1772 zu Oederan, kam als Alumnus auf die Kreuzschule zu Dresden und bezog 1790 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, entschied sich aber bald ganz für die Musik, die er immer schon mit Liebe und Glück gepflegt hatte, und trat 1801 zuerst mit einigen Liedern, Klaviersonaten und einem kleinen Intermezzo: „List gegen List“, öffentlich auf. Sein Name wurde bald bekannt, und die Beweise von seinem meisterhaften Orgelspiele, welche er in den Kirchen zu Leipzig mehrfach ablegte, verschafften ihm 1802 einen Ruf als

Organist an die Peterskirche zu Bautzen, wo er zugleich Musiklehrer am Schullehrerseminar wurde und 1837 †. Seine bedeutendsten Kompositionen sind: ein Passionsoratorium in 3 Theilen (Text von Anger); ein Vater unser; ein Te Deum laudamus, und mehre Kantaten und Kirchenmusiken; die Operetten „Laura und Fernando" (3 Akte, Text von Bretzner) u. die „Wunderkur" (3 Akte, Text von Schmiedgen). Ferner verdienen rühmende Erwähnung die einaktigen Intermezzi „Erwin und Elmire" (von Göthe), „Das Ständchen" (von Schulz), „Des Dichters Geburtstag" (von Treitschke) und „Mitgefühl" (Liederspiel von demselben); mehre Hymnen, Balladen und Lieder; Trio's für Pianoforte, Violine und Violoncell; mehre Sinfonien für großes Orchester; Quartette; Variationen für Pianoforte; Choralmelodien zum dresdner Gesangbuche rc. Er schrieb auch: „Etwas zum Choral und dessen Zubehör, zunächst für Schullehrerseminarien" (Leipzig 1832).

Bergtalg, Mineral organischen Ursprungs und daher vielfach modificirt, bildet im Allgemeinen gelbe und weiße, blättrige oder körnige, fettig anzufühlende, mehr oder weniger durchsichtige, perlmutterglänzende, geschmack- und geruchlose Massen, ist leicht schmelzbar, gerinnt beim Erkalten krystallinisch, läßt sich unverändert überdestilliren, ist in Alkohol, Aether, ätherischen und fetten Oelen, nicht aber in Wasser und Alkalien löslich. Einzelne Arten sind: Hatchettin, Scheererit, Naphthein, Idriatin und Ozokerit. Bestandtheile sind Kohlenstoff und Wasserstoff.

Bergtheer, zäheflüssiges Erdöl, schwärzlichbraun, an den Kanten durchscheinend bis undurchsichtig; s. Erdöl.

Bergün, Pfarrdorf im schweizerischen Kanton Graubündten (Gotteshausbund), Hochgericht Obervaz, am Fuß des Albula, in wildschöner Gegend, mit 400 Einwohnern. Eine 1617 daselbst gehaltene Synode war der Herd innerer Unruhen. In der Nähe sind das merkwürdige Tuorzerthal und der Bergünerstein, wo die Albula in ungeheurer Tiefe zwischen senkrechten Felsen schäumt.

Bergues (B. St. Vinoc, Bergen S. V., Vinoxbergen), Stadt im französischen Departement Nord, am Colme, Festung dritten Ranges, besonders von Vauban verbessert, mit 3 Forts, einem Handelsgericht und 5970 Einwohnern, welche Fabriken für schwarze Seife, Tabak, Stärke, Zucker- und Salzraffinerien, Kornbranntweinbrennereien, sowie Handel mit Getreide, Vieh und Butter betreiben. Der Kanal von B. führt von hier in den Hafen von Dünkirchen (8701 Mètres), nordöstlich nach Furnes in Belgien, und ein Arm nach Hondschooten bis zur Grenze (13,860 Mètres).

Bergwage, s. v. a. Bergmesser.

Bergwardein, Bergbeamter, welcher den Gehalt der Erze kontrolirt.

Bergwerk, s. Bergbau.

Bergwerkseigenthum, s. Bergrecht.

Bergwerkskunde, s. v. a. Bergbaukunde, s. Bergbau.

Bergwerksrecht, s. v. a. Bergrecht.

Bergwerkswissenschaften, s. v. a. Bergwissenschaften.

Bergwetter, im Allgemeinen die Luft in den Gruben, insbesondere die verdorbenen und schädlichen Luftarten (bösen Wetter).

Bergwissenschaften, alle zur kunst- und sachgemäßen Betreibung des Bergbaues nöthigen Wissenschaften. In Rücksicht auf ihre Anwendung auf den praktischen Bergbau heißen sie auch Bergbaukunde oder nach Werner Bergwerkskunde; die wirkliche Ausübung der Bergwerkskunde ist die Bergbaukunst (s. Bergbau).

Bergzabern, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, am Erlbach und dem Fuß der Vogesen gelegen, Sitz eines Landkommissariats, Rent- u. Forstamts, eines evangelischen u. katholischen Dekanats, hat ein Schloß und 3000 Einwohner, welche außer Feld- und Weinbau Tabaksfabrikation, Töpferei und Handel mit den Erzeugnissen ihrer Industrie treiben. In der Nähe sind ergiebige Eisengruben. Im Alterthum stand hier die römische Ortschaft Tabernae montanae, welche von Attila zerstört worden seyn soll. Durch Kaiser Rudolf von Habsburg erhielt der Ort 1286 Stadtgerechtigkeit; 1676 wurde er von den Franzosen eingeäschert.

Beriberi (Berriberri, Beriberia, Ballismus, Synclonus indicus), Name einer ihrem Wesen nach noch wenig bekannten Krankheit, welche endemisch in Indien, besonders auf der Küste Malabar und auf der Insel Ceylon vorkommt. Ihre wesentlichen Zufälle bestehen in Mattigkeit, vermindertem oder ganz aufgehobenem Gefühle der Extremitäten, besonders der unteren, auch des Gesichts, Empfindung allgemeiner Erstarrung, namentlich in den äußeren Gliedmaßen, auch um den Mund herum, von allgemeiner Kälte und meist auch von schmerzhaftem Kriebeln in den Gliedern. Unter dem unteren Ende des Brustbeins hat der Kranke einen Schmerz, ein Gefühl von Zusammenschnüren oder Druck; er ist kraftlos, die Extremitäten, besonders die unteren, sind schwer, steif, ihre willkürliche Bewegung ist behindert, zitternd, u. es nähert sich ihr Zustand mehr oder weniger der Lähmung, oder es tritt wirkliche Lähmung ein, so daß die Kranken unfähig sind zu gehen oder selbst Speisen zum Munde zu führen. Der Athem ist stets kurz, beengt, oft in sehr hohem Grade, besonders bei schneller Bewegung oder beim Steigen, der Kranke leidet an Angst, Unruhe, seufzt und muß beständig seine Lage verändern und wird öfters ohnmächtig; die Stimme ist bisweilen schwach und die Sprache daher fast unverständlich. Früher oder später tritt Oedem der Füße ein, dem mehr oder weniger allgemeine Hautwassersucht, besonders im Gesichte, u. Bauchwassersucht folgt; auch der Schlund ist häufig geschwollen. Der Harn ist hochgefärbt, heiß, sparsam, später selbst ganz unterdrückt, die Haut oft rauh, trocken oder feucht, kühl, oder heiß und trocken. Der Magen ist häufig so reizbar, daß er Arzneien nicht verträgt, es stellt sich Erbrechen ein; der Leib ist meist verstopft, die Bewegung des Herzens klopfend, (periodisch) zitternd, der Puls bisweilen natürlich, od. frequent, geschwind, hart, klein, schwach, aussetzend. Die ausgebildete Krankheit verläuft bald schnell, in einem oder ei-

nigen Tagen, bald erst in einigen Wochen oder selbst Monaten. Dieselbe wird begünstigt: vornehmlich durch die bei der Regenzeit herrschende kalte, feuchte Luft, auffallende Witterungsveränderung, namentlich zur Zeit des Aufhörens des einen Passatwindes und des Eintritts des andern. Sie befällt Einheimische wie Fremde, letztere jedoch erst, wenn sie sich mehre Monate in der betreffenden Gegend aufgehalten haben. An und für sich ist sie bei passender Behandlung meist nicht tödtlich, doch langwierig, so daß einige Wochen und selbst Monate darüber vergehen, und schwer heilbar; unter ungünstigen Umständen aber endet sie oft sehr schnell, in 24 Stunden mit Tod. Der Tod tritt meist plötzlich ein, nach vorhergegangenem Erbrechen, Krämpfen der Bauchmuskeln, Ohnmachten, Verlust des Schlingvermögens, unwillkürlichen Ausleerungen, Delirien, unter Zuckungen und Erstickung. Wer einmal daran gelitten, wird leicht wieder befallen.

Bericht, nach älterem Sprachgebrauch jede belehrende Antwort auf eine gethane Anfrage; in weiterer, jetzt üblicher Bedeutung jedes mündliche oder schriftliche Nachrichtgeben über irgend einen Gegenstand oder eine Angelegenheit; in der heutigen Geschäftssprache der meist schriftliche Vortrag einer untergeordneten Behörde an eine obere über Gegenstände, welche in den Geschäftskreis derselben einschlagen. Vollständigkeit und Bündigkeit, Klarheit und Treue, endlich kalte, leidenschaftslose, unparteiische und scharfe Beurtheilung der Sache, nach allen zur Sprache kommenden wissenschaftlichen rechtlichen oder politischen und durch die besondern Verhältnisse an die Hand gegebenen Gesichtspunkten sind Hauptaufgaben eines guten B.s. Derselbe soll nicht Parteischrift seyn, sondern, wo er im Namen eines Kollegiums oder einer Kommission erstattet wird, ein treues Organ der Ansicht der Mehrheit abgeben. Als Arten des B.s kommen besonders folgende vor: Der gerichtliche B. kann mehrfache u. durch Partikulargesetzgebung verschieden modificirte Veranlassung haben. In einigen Ländern müssen die Justizbehörden ex officio über alle Sachen B. erstatten, deren Kenntniß dem Gouvernement oder den höhern Kollegien interessant ist; ebenso von allen Haupthandlungen im Kriminalprozeß, von Erkennung des Konkursprozesses ꝛc.; fast allgemein aber sind über Entstehung, Fortgang und Beschaffenheit der Prozesse, besonders der Konkursprozesse und der Vormundschaftsführungen sogenannte Prozeß- und Vormundschaftstabellen zu gewissen Zeiten mittelst B.s einzusenden. Gemeinrechtlich sind vorzüglich zu bemerken die B.e über gesuchte Moratorien und Großjährigkeitserklärung, dann über Beschwerden gegen die Verfahrungsweise des Richters (Verantwortungsbericht) und über dem Richter von seiner Behörde ertheilte Aufträge, Kommissionen (Kommissionsbericht). Oft geschieht auch die Berichterstattung in Folge des Mandats eines Oberrichters an einen Unterrichter mit der justifikatorischen Klausel, d. h. eines auf Instanz einer Partei bei dem Oberrichter gegen den Unterrichter ausgebrachten Befehles, welchem die Beschränkung beigefügt ist, daß, wenn der Unterrichter Bedenken tragen sollte, den Befehl zu exekutiren, er die Gründe seiner Weigerung vorher berichten solle. Früher war eine sehr gewöhnliche Art des B.s die Relation (im römischen Sinne), die dann zu machen war, wenn der Unterrichter über sein einzuschlagendes Verfahren ungewiß war und sich darüber durch B. von der oberen Behörde oder dem Fürsten (relatio ad principem) Verhaltungsbefehle einholen wollte; eine Sitte, deren fast gänzliches Verschwinden ein Glück ist, da die Parteien dadurch meist um die Rechte der ersten Instanz gebracht wurden. Heut zu Tage werden bei weitem die meisten gerichtlichen Berichterstattungen durch die Appellationen gegen die Entscheidungen der Unterrichter und Mittelinstanzen veranlaßt. Diese B.e sind an die Stelle der Apostel getreten (s. Apostel). Der ständische B. ist verschieden von einem Antrage, von einer Motionsbegründung, sowie von einer individuellen Ansichtsvertheidigung eines einzelnen Ständemitgliedes. Während dort der Redner oft vorzugsweise nur die eine Seite und Ansicht der Sache, für deren Sieg er spricht, hervorzuheben hat und zuweilen mit rednerischer Wärme, ja mit Begeisterung reden muß, so soll der B. dagegen die kalte, leidenschaftslose, unparteiische, möglichst allseitige Ansicht der Regierungsbehörde oder der Kommission und Kammer darlegen u. schon den Entwurf der unparteiischen Entscheidung geben. Daher sollen auch die B.e, nach den Bestimmungen mehrer Kammerordnungen, z. B. der badischen, schriftlich abgefaßt und nur abgelesen, nicht frei vorgetragen werden. Der ärztliche B. (visum repertum) kann sich über Alles erstrecken, was in die Geschäftssphäre des Arztes als öffentlichen Medicinalbeamten, oder auch nur als approbirten Arztes oder Chirurgen und Geburtshelfers fällt. Er ist in den meisten Fällen ein gutachtlicher B., und in diesem Falle mit einer Bestimmung des zu erwartenden Ausganges begleitet.

Berici, Berg- und Hügelkette in der Lombardei, Delegation Vicenza, zwischen dem Gua u. Bisato, welcher letztere sie von den euganeischen Bergen trennt; von den Alpen sind sie durch eine 4 italienische Meilen breite Ebene geschieden, durch welche die Straße von Verona u. Vicenza führt. Sie liefern Marmor und sind zum Theil bebaut oder werden zu Viehweiden benutzt.

Berieselung, s. Wiese.

Beringer Bad, anhalt-bernburgische Salzquelle im Oberherzogthum in der Nähe des Alexisbades, oberhalb Suderode's, eines preußischen Dörfchens, ¼ Stunde von Gernrode, quillt aus einem halbverschütteten, mit Holz ausgezimmerten Salzschachte am Fuße des Düsternberges, eines Felsens von Grauwackenschiefer, hervor u. ist eine dem Seewasser nahe kommende Soolquelle, die 1820 zuerst untersucht und sehr heilsam befunden wurde. Man badet zum Theil in Suderode und Gernrode, zum Theil im Alexisbad selbst, indem das b. B. öfters in Verbindung mit dem Alexisbade gebraucht wird. Ueber die Bestandtheile und die Wirkung des Wassers vergl. Hoffmann, Die Heilquellen am Unterharze, Stuttgart 1829.

Beriot, Charles Auguste de, einer der ausgezeichnetsten Violinvirtuosen neuerer Zeit,

wurde den 20. Februar 1802 zu Löwen in Belgien geboren, wo er auch den ersten musikalischen Unterricht durch den Violinspieler Robrer u. den Professor der Musik, Tiby, erhielt, und ging 1821 nach Paris, wo ihn Viotti's, Lafonts u. Baillots unübertreffliches Spiel zu rastloser Anstrengung anfeuerte. Er nahm bei jenen Meistern selbst Unterricht, am längsten bei Baillot. So bildete er sich eine Manier, die aus den Eigenthümlichkeiten Lafonts und Baillots gemischt ist, dabei aber keineswegs der Selbstständigkeit entbehrt. An Präcision und Leichtigkeit des Spiels und der Führung des Bogens übertrifft er vielleicht beide; seine Intonation ist unfehlbar zu nennen. Außerdem bereicherte er das Violinspiel durch eine Menge neuer, äußerst schwieriger Passagen und Koloraturen. Sein Vortrag ist im höchsten Grade fein und, der reichen Abstufung ungeachtet, in hohem Grade ruhig. In gerechter Schätzung solcher Virtuosität ertheilte ihm der König Wilhelm von Niederland eine Pension von 2000 Gulden mit dem Titel eines ersten königlichen Kammermusikus; aber die Ereignisse von 1830, die Belgien von Holland trennten, brachten ihn um diese Vortheile. Um diese Zeit knüpfte B. mit der berühmten Malibran ein vertrautes Verhältniß an, welches 1836, nachdem die verweigerte Einwilligung ihres ersten Gatten zur Ehescheidung gerichtlich errungen war, die gesetzliche Weihe erhielt. Nach dem plötzlichen Tode seiner Gattin unternahm er mit deren jüngerer Schwester Kunstreisen, die ihn 1838 auch nach Leipzig und Berlin führten, wo sein höchst kunstgerechtes und geniales Spiel in den Koncerten allgemeinen Beifall fand. Im Jahre 1842 kam er an Baillots Stelle an das Konservatorium in Paris, später an das zu Brüssel. Im Druck sind von ihm an 90 Kompositionen für die Violine, darunter 7 Violinkoncerte, erschienen; besonders gefiel sein Concertino in D und das „Rondo russe“. Seine Weise ist von seinen Schülern Vieurtemps, Prume, Leonard u. A. mit Eifer aufgenommen und weiter gebildet worden.

Berk (Berks, Berkshire), britische Grafschaft im südlichen Theile Englands, an der Themse, grenzt nördlich an die Grafschaften Gloucester, Oxford und Buckingham (von denen sie durch die Themse, die hier Isis heißt, getrennt wird), östlich an Surrey, südlich an Southampton, westlich an Wilt. Ihr Flächenraum ist 35¼ (34½) □Meilen. Die Grafschaft ist ziemlich eben, nur in westlicher Richtung von einer Reihe von Kalkhügeln, die aus der Grafschaft Oxford kommen, durchzogen. Flüsse sind: Themse, Kennet, Loddon, Ock, Aubourn. Die Kanäle von Kennet und Avon, von Wilt und Berk durchschneiden die Grafschaft. Mineralquellen sind zu Cumner, Sunning-Hill und Gorrick. Das Klima ist mild. Am fruchtbarsten ist der westliche und mittlere Theil, während der östliche zum Theil vom Forste von Windsor bedeckt wird und viel unangebautes Land hat. Es wird viel Getreide gebaut, besonders Gerste, welche, in Malz verwandelt, in Menge nach der Hauptstadt gebracht wird; auch der Gemüsebau ist bedeutend, und die Viehzucht, besonders die Schweinemastung, gewährt einen lebhaften Geldumsatz. Die Schafe dieser Gegend sind von einer ganz eigenthümlichen Race; sie haben eine schwarze Farbe, auffallend lange Schwänze, ein stark gebogenes Profil und gekrümmte Nasen. Um ihre Ausartung zu verhindern, läßt man sie nie mit andern sich vermischen; dasselbe beobachtet man bei den Schweinen, die aus China stammen, woher man auch noch jetzt zur Erhaltung der Race immer neue bezieht. Die Industrie ist nicht bedeutend; man hat Tuch-, Baumwollen-, Seiden-, Spitzen-, Segeltuch- u. Papierfabriken, Eisenhämmer &c. Die Zahl der Einwohner betrug 1841: 160,230 in 4 Boroughs, 8 Marktflecken, 148 Kirchspielen u. 671 Dörfern. Die Hauptstadt ist Reading (Reding). Bei Wantage finden sich Reste eines römischen Lagers und bei Lawrence Walton die eines römischen Forts. Merkwürdig sind auch mehre uralte Kirchen aus angelsächsischer Zeit.

Berka, 1) Stadt im Großherzogthum und Kreis Weimar, an der Ilm, südlich von Weimar, mit Schloß, Sandsteinbrüchen und 1280 Einwohnern, bekannt durch die 1812 entdeckte u. nach Döbereiners Untersuchung nicht unkräftige kalte, salinische Schwefelquelle und salinische Eisenquelle mit Badeanstalt; — 2) Stadt daselbst im Kreis Eisenach, südwestlich von Eisenach, an der Werra, mit 1200 Einwohnern, welche sich besonders mit Sammtweberei und Schönfärberei beschäftigen.

Berkeley (Berkley), George, einer der spekulativsten und einflußreichsten englischen Philosophen, geboren 1684 zu Kilkrin in Irland, studirte seit 1699 in Dublin, ward 1707 Fellow des Dreieinigkeitskollegiums daselbst und machte 1713 und 1714 eine Reise nach Italien, das er später, sowie Sicilien u. Frankreich, als Begleiter der Söhne des Bischofs Ashe, nochmals bereiste. Im Jahre 1721 wurde er Hofprediger des Statthalters in Irland, Herzogs von Grafton, 1724, nachdem er sich die Würde eines Doktors der Theologie erworben hatte, Dechant von Derry und 10 Jahre später Bischof von Cloyne in Irland. Nachdem er durch ein Vermächtniß der durch ihre Liebe zu Swift berühmten Stella Johnson in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt war, machte er den Vorschlag, auf den Bermudasinseln zur Bekehrung der Wilden eine Lehranstalt zu errichten. Derselbe fand anfangs nicht nur in den angesehensten Kreisen, sondern auch im Parlamente bereitwillige Unterstützung, und B. schiffte sich, nachdem er seine Stelle niedergelegt, mit mehren Gleichgesinnten nach Rhode-Island ein, um die Sache in Gang zu bringen. Da aber späterhin die vom Parlament bewilligten, sowie die von Privatpersonen gezeichneten Summen ausblieben, so endigte das menschenfreundliche, den wahrhaft humanen Sinn B.'s darlegende Unternehmen damit, daß B. mit Aufopferung eines bedeutenden Theils seines Vermögens unverrichteter Sache aus Niuport abreisen mußte. Er lebte später im Umgange mit den bedeutendsten Männern, welche sein Vaterland damals im literarischen Fache aufzuweisen hatte, Addison, Steele, Pope, Swift, und † den 14. Januar 1759 zu Oxford, wohin er sich 1752 begeben hatte, um die Studien seines Sohnes zu leiten. Seine erste Schrift war eine ma-

thematische: „Arithmetica absque Algebra aut Euclide demonstrata“, welche, obwohl noch vor dem 20. Lebensjahre geschrieben, doch schon das künftige Genie durchblicken ließ. Weit wichtiger aber ist seine philosophische Thätigkeit. Folgende Schriften sind als Grundlagen seines Systems zu betrachten: „Three dialogues between Hylas and Philonous“ (Lond. 1713, deutsch, Leipz. 1781); „Alciphron or the minute philosopher“ (1732); „Theorie of Vision“ (1709): „Treatise on the principles of human knowledge“ (1710). B. beginnt mit der Frage, was die Affektion der Seele durch die Objekte bedeute u. was jene Außendinge eigentlich seyen. Dem unmittelbaren Bewußtseyn ist nach B. schlechthin nichts weiter gegeben, als eine Vielheit von Vorstellungen, von denen die Seele sich einiger als innerlicher, anderer als außer ihr vorhandener (nicht von außen bewirkter) bewußt ist. Alles, was darüber hinausgeht, ist nichts unmittelbar Gegebenes, sondern schon etwas aus Reflexion Hervorgegangenes oder Erschlossenes und unterliegt als solches der philosophischen Prüfung und Berichtigung. Daß nun die Sensationen Abbilder der Außendinge seyen, ist nicht gegeben; vielmehr sind die sogenannten Dinge nur bestimmte Komplexionen mannigfacher Sinnenempfindungen, und ein Ding ist eben die Verbindung sinnlicher Vorstellungen zur Einheit. Die Verbindung zur Einheit kann aber nicht außerhalb, sondern nur in dem Vorstellenden gesucht werden. Das Seyn der Objekte ist also nichts Anderes, als ihr Vorgestelltwerden. Weil nun das Substrat einer Vorstellung nicht heterogen seyn darf der Natur des Vorstellens, so muß dieses Substrat der sinnlichen Vorstellung selbst vorstellender, geistiger Natur seyn. Daraus ergeben sich dann als Konsequenzen folgende Sätze: „Die einzigen für uns existirenden Substanzen sind Geister“; „Der Grund der sinnlichen Vorstellungen liegt im absoluten Geiste, in Gott“. Der allmächtige absolute Geist oder Gott ist es, dessen Ideen wir in den sinnlichen Vorstellungen anschauen. Durch Gott allein schauen wir Alles und ihn selbst in den von ihm bewirkten Ideen, u. seine Existenz hat die größte Evidenz für uns, weil seine Wirkungen unendlich zahlreicher und größer sind, als die menschlichen, die wir ja zudem erst durch Vermittelung der göttlichen Ideen erkennen. So schließt B. mit einer Art teleologischen Beweises für das Daseyn Gottes. B. stellte den direkten Gegensatz von Locke dar, indem er die sinnliche Realität der Außenwelt, welche diesem die allein gewisse war, vernichtete, oder vielmehr in eine ideale verwandelte. Nicht nur als der spekulativste Kopf der Engländer, sondern auch durch seine sittlichen und allgemein menschlichen Tugenden hat er die Achtung der Nachwelt sich verdient. In seiner viel Aufsehen erregenden Theorie des Sehens unterschied B. zuerst genau die Betastungs- und Gesichtseindrücke. Seine „Sämmtlichen Werke“ erschienen englisch London 1784, 2 Bde.; die philosophischen in deutscher Uebersetzung, 1. Bd., Leipzig 1781. Seine Biographie steht vor der englischen Ausgabe seiner Werke und ist von Arbuthnoth verfaßt. Vergl. außerdem: An account of the life of G. B., London 1776; J. H. Fichte, Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie, Sulzbach 1829, 2. Aufl. 1841, S. 63 ff.

Berkhey, Johann Lefrancq van, verdienstvoller holländischer Naturhistoriker, geboren zu Leyden den 23. Januar 1729, beschäftigte sich schon in früher Jugend mit der Zergliederung von Thieren und der Anfertigung von Skeletten und anatomischen Präparaten und trieb späterhin mit Eifer das theoretische Studium der Anatomie, sowie der Naturwissenschaften überhaupt. Auch nachdem er sich 1761 als praktischer Arzt zu Amsterdam niedergelassen, setzte er diese Studien eifrig fort u. gab die ausübende Medicin bald wieder auf, um auf einem Landhause bei Haarlem und später zu Leervliet bei Leyden seinen Lieblingsstudien ungestört obliegen zu können. Im Jahre 1773 erhielt er den Lehrstuhl der Naturgeschichte an der Universität zu Leyden und neben Allamand die Aufsicht über das dortige naturhistorische Museum. In dieser Zeit verfaßte er sein Hauptwerk, die „Natuurlijke historie van Holland“ (11 Hefte, Amsterdam 1769 — 1779, mit Kupfern), welcher er später eine „Natuurlijke historie van het rundvee in Holland“ (6 Hefte, daselbst 1805 — 1811) folgen ließ. Außerdem schrieb er mehre verdienstliche, meist auf holländische Verhältnisse bezügliche naturwissenschaftliche Abhandlungen. Er machte sich auch als Dichter einen Namen; seine zahlreichen Dichtungen sind nicht ohne sprachliches und poetisches Verdienst, aber jetzt ziemlich vergessen. In politischer Hinsicht bewies er sich als eifrigen Orangisten, wodurch er sich ärgerliche Streitigkeiten und Prozesse zuzog. Bei der Pulverexplosion 1807 entging er dem Tode unter den Trümmern seines Hauses wie durch ein Wunder. Er lebte darauf im Haag in beschränkten ökonomischen Verhältnissen, die ihn zum Verkauf seiner werthvollen Sammlungen nöthigten, später zu Leyden, wo er den 13. März 1812 †. Vergl. Loosjes, De geest der geschriften van J. Lefrancq van B., Haarlem 1813.

Berkheya (Strauchaster), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, deren charakteristische Merkmale folgende sind: die Blumen sind gestrahlt, der Fruchtboden grubig, der Kelch mit vielen dachziegeligen, an der Spitze dornigen Schuppen, die Samen oft seidenhaarig-zottig, seltner glatt, mit langgespitzten, gefransten Spreublättchen gekrönt, die Blüthen gelb. Die Gattung zählt etwa 20 Arten, Sträucher u. ausdauernde Kräuter auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in andern Theilen von Südafrika. Als Zierpflanzen finden sich in deutschen Gärten: B. incana *Willd.*, B. fruticosa *Ehrh.*, graue Strauchaster, mit weißfilzigem Stengel mit ausgebreiteten Aesten, abwechselnden, ovalen, in einen am Grunde ausgebreiteten, dornig-gezähnten Stiel verschmälerten, oben glatten, unten weißlich-filzigen Blättern und ½ bis 1 Zoll langen Strahlenblümchen und dornig-gewimperten Kelchschuppen; Strauch auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. B. grandiflora *Willd.*, Gorteria fruticosa *L.*, großblüthige Strauchaster, mit fast einfachem, weißwolligem Stengel, entgegengesetzten, oben glatten, unten schneeweiß-filzigen, länglich-ellipti-

schen, dornig-gezähnten, 1 Zoll langen Blättern und einständigen, schönen, großen Blüthen, Strauch auf dem Kap. B. spinosissima *Dec.*, hat eirunde, scharfdornige Blätter. Sämmtliche Arten werden bei 4 — 6° Wärme in einem hellen und luftigen Glashause oder Zimmer möglichst nahe am Fenster durchwintert und vom Mai bis Ende September an einem sonnigen Orte im Freien gehalten; im Winter erhalten sie nur mäßige, im Sommer reichliche Befeuchtung. Sie lieben eine lockere, fette, mit etwas Sand vermischte Mistbeeterde und lassen sich durch Stecklinge und Sprößlinge leicht verpflanzen.

Berkheyden, Job u. Gerhard, zwei niederländische Maler, Brüder, aus Haarlem. Der ältere, Job, war hier 1628 geboren und lieferte treffliche landschaftliche Darstellungen, Städteansichten und Porträts, auch gute ländliche Scenen in Teniers' Geschmack. Er unterrichtete seinen jüngeren Bruder, Gerhard (geboren 1643), der ihn nach Köln und in den Dienst des Kurfürsten von der Pfalz nach Heidelberg begleitete. Beide Brüder malten hier Hoffestlichkeiten, Jagden und dergl., standen am Hofe in großer Gunst u. kehrten nach einigen Jahren mit Belohnungen überhäuft in ihr Vaterland zurück. Der jüngere Bruder († 1693) erlangte besonders als Architekturmaler Ruf; der ältere ertrank 1698 in einem Kanal. Seinen „Bretspieler" hat Brandmüller lithographirt.

Berkley, Flecken in der englischen Grafschaft Gloucester, am Zusammenfluß des Little-Avon und der Saverne, mit dem Residenzschloß des Grafen von B., großer Kirche, vorzüglichen Weiden und 1400 Einwohnern, welche Handel mit Getreide, Käse, Holz u. Kohlen treiben. Auf dem Schlosse ward Eduard II. 1326 ermordet, u. hier impfte der Arzt Jenner 1796 zuerst die Schutzpocken ein. Die Umgegend heißt Berkley-Hundred.

Berkowitz, Gewicht in Rußland, von 10 Pud (s. d.) oder 400 Pfund russisch.

Berleburg, Standesherrschaft in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kr. Wittgenstein, dem Fürsten Sayn-Wittgenstein-Berleburg gehörig, umfaßt einen Flächenraum von 5 □Meilen mit einer Stadt, 22 Dörfern, 3 Schlössern und 8400 Einwohnern und stand bis zu dem Vertrage von Frankfurt, den 30. Juni 1815, unter hessen-darmstädtischer Oberhoheit. Die gleichnamige Stadt am Berlenbache ist Residenz des Fürsten, hat ein Schloß, eine evangelische Pfarrkirche, ein Armenhaus, ein fürstliches Justizamt u. 2300 Einwohner, welche Ackerbau, Viehzucht u. Wollzeuchfabrikation treiben. B. ist Druckort der sogenannten berleburger Bibel. Die sayn-wittgenstein-berleburgische Linie entstand 1607, s. Sayn.

Berlenga (Berlinga, Barlengas, A Prata), Inselgruppe, zur portugiesischen Provinz Estremadura gehörig, an der Westküste im atlantischen Ocean, gegenüber dem Kap Carvoeiro gelegen. Sie besteht aus der Insel B. und den sie umgebenden Klippen Farilhoes. Auf einer derselben steht ein Fort, das mit der Insel B. durch eine Brücke verbunden ist u. als Gefängniß u. zum Schutz der Insel dient.

Berlepsch, altes adeliges Geschlecht, das von der ungarisch-mährischen Grenze stammen, früher Bernewitzko geheißen haben u. das Schloß Berlepsch in Kurhessen gebaut haben soll, besonders in Sachsen und Hessen, aber auch im Hannöverschen und Preußischen begütert. Bekannt ist daraus: Friedrich Ludwig, Freiherr von B., als ausgezeichneter Staatsmann, geboren zu Stade am 4. Oktober 1749, studirte zu Göttingen die Rechte, ward 1769 Auditor bei der Justizkanzlei in seiner Vaterstadt, dann Regierungsrath in Lauenburg und Hofrichter zu Ratzeburg, und 1787 Land- und Schatzrath. Als Preußen des Krieges mit Frankreich müde war, die Wünsche nach Ausgleichung mit dem letztern in Deutschland lauter wurden und bei der bekannten Gemüthsstimmung des Landesherrn von Hannover, des Königs Georg III. von England, auf ein Entgegenkommen von dessen Seite nicht zu hoffen, eine Aussöhnung zwischen Preußen und Frankreich aber ohne Zuziehung von Hannover dem Lande sehr gefährlich war, so machte B. 1794 in ständischer Berathung den Vorschlag, im Nothfall von Seiten der Stände ohne Zuthun Englands für Hannover mit Frankreich zu unterhandeln u. so das Land vor feindlicher Besetzung zu bewahren. B. wurde dieser Abstimmung wegen, die als verrätherisch angesehen wurde, 1795 aller seiner Aemter entsetzt. In dem Bewußtseyn, nach Ehre und Gewissen zum Besten des Landes und Fürstenhauses da gerathen zu haben, wo er nach seinem geschwornen Eid seine wahrhaftige Meinung zu sagen hatte, klagte er bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar. Wirklich gewann er dort seinen Prozeß wider den König von England; es erging der oberstrichterliche unbedingte Befehl nach Hannover, ihn in alle Aemter, Würden und Rechte wieder einzusetzen, und der König von Preußen wurde mit der Vollziehung beauftragt. Aber zu Hannover leistete man keine Folge, sondern rief den Reichstag an u. verbannte B. Die Erbitterung beider Theile ergoß sich in einer Fluth von Streitschriften. Erst die französische Besetzung von Hannover, die B. prophezeit hatte und welche nun wirklich eintrat, endigte den famosen Streit. Als Hannover ein Theil des Königreichs Westphalen wurde, trat B. wieder in den Staatsdienst, ward Präfekt zu Marburg und leistete hier der Krone wichtige Dienste, indem er durch Geistesgegenwart den höchst bedenklichen Aufstand zu Marburg 1809 unterdrückte und den Einwohnern ihre Lasten zu erleichtern suchte. Dann wurde er westphälischer Staatsrath zu Kassel; aber die Freimüthigkeit, mit der er hier auftrat, und die Entschiedenheit, mit der er Alles tadelte, was nicht zu seinem Ideale von Staatswirthschaft paßte, erwarben ihm keine Freunde. Eine Streitschrift gegen den damaligen Finanzminister Malchus kostete ihm seine Staatsrathsstelle, worauf er sich nach seinem Schloß Berlepsch zurückzog. Im Jahre 1816 wandte er sich nach Erfurt, suchte von Neuem seine Ansprüche auf Schadloshaltung wegen des früher erlittenen Unrechts gegen Hannover bei Preußen und selbst beim Bundestage geltend zu machen,

was jedoch mißlang. Er † zu Erfurt am 22. December 1818. Er schrieb: „Pragmatische Geschichte des landschaftlichen Finanz- und Steuerwesens der Fürstenthümer Kalenberg und Göttingen" (Frankfurt und Leipzig 1799); „Ueber Grundsteuer in Deutschland und vollständiger Abriß der westphälischen Finanzgeschichte und der Verwaltung des Staatsvermögens im Königreiche Westphalen" (Göttingen 1814 u. 1816, 2 Bde.); „Beiträge zur Finanzgeschichte des verschwundenen Königreichs Westphalen" (das. 1814); „Beiträge zu den hessen-kasselschen Landtagsordnungen der Jahre 1815 u. 1816" (Erfurt 1817). Ein Sprößling dieser Familie war auch jener B., der 1848 als einer der Hauptführer der Demokratie in Preußen genannt wurde. Er war früher Schauspieler, dann Buchhändler zu Erfurt und auch literarisch thätig gewesen. Nach der Februarrevolution trat er offen als Socialrepublikaner auf, durchzog, meist mit starkem Gefolge, die thüringischen Städte, überall Volksversammlungen haltend, und war nach den berliner Novemberereignissen an dem bekannten erfurter Putsch betheiligt. Es gelang ihm, durch eine abenteuerliche Flucht über die Wälle und Gräben der Festung Erfurt nach der Schweiz zu entkommen, wo er ein Buchhändlergeschäft gründete.

Berlichingen, Pfarrdorf im würtembergischen Jartkreis, Oberamt Künzelsau, an der Jart, mit mechanischer Wollenspinnerei, hat 1400 Einwohner, eine eigene Synagoge mit Rabbinat und viele herumziehende Musikanten. In der Nähe liegen die Ruinen der Burg B., des Stammsitzes der Freiherren von Berlichingen-Jarthausen.

Berlichingen, Götz (Gottfried) von B., zu Hornberg, mit der eisernen Hand, kühner unternehmender Ritter des 16. Jahrh., den aber sein kriegerischer, derber und faustrechtlicher Sinn in den Stürmen des scheidenden Mittelalters, gleich seinem Freunde und Waffengefährten, Franz von Sickingen, unterliegen ließ. Er wurde um 1482 auf der Burg Jarthausen geboren u. wissenschaftlich von Kunz von Neuenstein in Niederhall, militärisch von seinem Vetter, Konrad von B., gebildet; in des Letztern Gefolge besuchte Götz auch 1495 den großen Reichstag zu Worms und 1497 den zu Lindau am Bodensee. Nach dem Tode seines Erziehers trat er in die Dienste des Markgrafen Friedrich von Brandenburg, folgte unter diesem dem Kaiser nach Burgund, Lothringen und Brabant, kehrte zwar 1499 in seine Heimath zurück, wohnte indessen noch in demselben Jahre, als Bannerträger des genannten Fürsten, Maximilians Feldzuge gegen die Eidgenossen bei. Im Jahre 1500 leistete er dem Ritter Thalacker in einer Fehde gegen den Herzog von Würtemberg mit einigen selbstgeworbenen Reitern Hülfe. Darauf kämpfte er 1502 unter dem Markgrafen Kasimir von Brandenburg bei Nürnberg, wo sein Heldenmuth wesentlich zum Siege beitrug. Der Anfang des landshuter Erbfolgekrieges zwischen Rheinpfalz und Bayern rief ihn 1504 zu den Fahnen des Herzogs Albrecht von Bayern. Er focht rühmlich gegen den Kurfürsten Philipp u. den Pfalzgrafen Ruprecht, nahm Theil an den Belagerungen von Hilberstein, Landau, Braunau u. Landshut, verlor aber vor der letztern Stadt durch einen Schuß aus einer Feldschlange die rechte Hand, welche später durch eine künstlich von Eisen gearbeitete ersetzt wurde. Sein nie rastendes, kriegerisches Gemüth trieb ihn von Fehde zu Fehde. Er gerieth mit verschiedenen Rittern am Kocher, mit der Stadt Köln 1509, dem Bischofe von Bamberg und der Stadt Nürnberg 1512 in Streit und beachtete das Edikt des Landfriedens so wenig, daß endlich der Kaiser zu Augsburg über ihn die Acht und Aberacht aussprach. Der Ersatz des geleisteten Schadens nebst dem Versprechen, künftig Ruhe zu halten, bewirkte seine Lossprechung; aber schon 1516 gerieth B. durch den 1515 Franz von Sickingen geleisteten Beistand wieder in ernste Feindseligkeiten mit dem Stifte Mainz, überfiel sodann auf hessischem Gebiete den auf einer Reise begriffenen Grafen Philipp II. von Waldeck, nahm ihn gefangen und entließ ihn erst nach Erlegung eines Lösegeldes von 8900 Dukaten. Der Krieg des zur Aufrechthaltung des Landfriedens gestifteten schwäbischen Bundes im Jahre 1519 mit Herzog Ulrich von Würtemberg vermochte B. theils aus Haß gegen jene seiner Fehdelust stets widerstrebende Verbindung, theils auch aus Zuneigung zu dem kühnen Herzoge, diesem seinen Arm und seine Hülfe anzubieten. Zum Vertheidiger der Stadt Möckmühl ernannt, schlug er alle Angriffe der Verbündeten ab, bis Mangel an Munition und Lebensmitteln ihn zur Uebergabe gegen freien Abzug zwangen. Letzterer Artikel der Kapitulation wurde jedoch nicht gehalten und B. der Stadt Heilbronn als Gefangener überliefert. Nach 3½jähriger Haft bewirkten Franz von Sickingen und Georg von Frundsberg seine Befreiung, doch mußte er 2000 Gulden Lösegeld zahlen und das Versprechen geben, mit keinem Gliede des Bundes ferner Streit zu führen. Beinahe 2 Jahre hatte B. seitdem ruhig zu Jarthausen gelebt, als der Bauernkrieg ihn zu neuer Kriegsthätigkeit zwang. Er wurde von den Aufrührern gefangen genommen und trotz aller Widersprüche zu einem ihrer Anführer erkoren. B. hielt sich so viel als möglich von den Unbilden der Bauernhaufen entfernt, legte, nachdem die von ihm ausbedungene Zeit von 4 Wochen verflossen war, sein Kommando nieder und zog sich auf die Burg Jarthausen zurück. Dessen ungeachtet ward er als Theilnehmer an den Unruhen angeklagt und 2 Jahre in Augsburg gefangen gehalten, bis man ihm 1530 auf das Versprechen, sich weder aus dem Umkreise seiner Besitzungen zu entfernen, noch auf irgend eine Art an den Bundesgliedern Rache auszuüben, die Freiheit wieder gab. Erst nach 16 in ruhiger Abgeschiedenheit verlebten Jahren kehrte B. ins Kriegsleben zurück, auf Geheiß des Kaisers, als derselbe nach Ungarn gegen die Türken und später gegen Frankreich zog. Er † den 23. Juli 1562. Aus seiner von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung (herausgegeben von Pistorius, Nürnberg 1731, Breslau 1813, und von Gessert, Pforzheim 1843), die ein treffliches Gemälde der Sitten jener Zeit gibt, entnahm Göthe den Stoff zu seinem berühmten Schauspiele „Götz von B.".

Berlin, Hauptstadt des preußischen Staats und erste Residenz des Königs, eine der größten und, was Regelmäßigkeit der Anlage u. Schönheit der Gebäude betrifft, der schönsten Städte Europa's, unter 52° 33' nördl. Breite und 31° 2' östl. Länge von Ferro, in einer sandigen Ebene, 130—150 Fuß über dem Spiegel der Ostsee, zu beiden Seiten der Spree, welche die Stadt von Südosten nach Nordwesten durchfließt, innerhalb derselben sich in mehre Arme theilt u. die von Norden herkommende Panke oder Pankow aufnimmt. B. begreift folgende, von einer gemeinsamen, polizeilichen Zwecken dienenden, Ringmauer umschlossene Theile: das *eigentliche B.* oder *Alt-B.*, südlich und westlich von der Spree, nördlich und östlich vom Königsgraben umgeben; *Köln* (Alt- und Neuköln), auf einer Spreeinsel westlich vom Vorigen; die *Luisenstadt*, früher *kölnische* oder *köpenicker Vorstadt* genannt, im Südosten auf dem linken Spreeufer, erst neuerlich mit Wohnhäusern besetzt und theilweise jetzt noch als Fruchtland benutzt; die *Friedrichsstadt*, im Südwesten; der *Friedrichswerder*, zwischen Altköln, Neuköln und der Friedrichsstadt; die *Dorotheen-* oder *Neustadt*, im Süden von der Friedrichsstadt, im Norden von der Spree begrenzt; die *Friedrich-Wilhelmsstadt*, nördlich von der Vorigen, auf dem rechten Spreeufer; das *spandauer Viertel* (spandauer Vorstadt), daselbst; die *Königsstadt* (Königsvorstadt), östlich von Alt B.; das *stralauer Viertel* (stralauer Vorstadt), südöstlich von der Königsstadt, ebenfalls mit großen Strecken, die noch Häuser erwarten. Außerhalb der Ringmauer liegen als eigentliche Vorstädte: die *oranienburger* (Voigtland), die *rosenthaler* (Neuvoigtland) u. die *potsdamer* oder *Friedrichsvorstadt*. Ohne diese beträgt der Gesammtflächenraum der Stadt 973,743 □Ruthen. Die ziemlich kreisförmige Ringmauer aus Backsteinen hat einen Umfang von 2¼ Meilen, 15 Land-, 2 Wasserthore und 3 kleinere Pforten. Von den Thoren gehört das aus der Straße „unter den Linden" in den Thiergarten führende, 1789 — 1793 annähernd in Form der Propyläen zu Athen von Langhans gebaute, *brandenburger Thor* zu den großartigsten und schönsten Werken dieser Art in Europa. Es besteht aus einem Doppelportikus von 12 dorischen kanelirten Säulen, die 5 Durchgänge bilden, von denen der mittelste 18 Fuß, jeder der übrigen 12 Fuß breit ist. Auf dem Gebälke erhebt sich eine hohe Attika, deren Vorsprung mit einer erhabenen Arbeit von 26 Fuß Länge auf 18 Fuß Höhe geschmückt ist. Auf dieser Attika steht die in der neuern Geschichte Preußens so bedeutungsvoll gewordene *Quadriga mit der Victoria*, eine 16 Fuß hohe, in Kupfer getriebene Gruppe, welche 1807 von den Franzosen nach Paris geführt, 1814 aber wiedergeholt und mit dem eisernen Kreuze geschmückt wurde. Auch einige andere Thore B.s, z. B. das potsdamer, das oranienburger, sind architektonisch verziert. Ueber die Spree u. deren Arme gehen 42 Brücken, deren schönste die *Schloßbrücke* ist; sie führt von den Linden zum Lustgarten, ist 156 Fuß lang, 96 Fuß breit und hat ein kunstreiches Geländer von Gußeisen, das durch gewaltige Piedestale von geschliffenem Granite in Abtheilungen geschieden wird. Neuerlich ist diese Brücke mit schönen Statuen geziert worden. Die *lange* oder *Kurfürstenbrücke* zwischen dem Schloßplatze und der Königsstraße, schon 1692 erbaut, jetzt nur noch 160 Fuß lang, zeichnet sich durch die eherne Reiterstatue des großen Kurfürsten aus. Dieses kolossale, nach Schlüters Modell 1703 von Jakobi gegossene Bildwerk ist in jeder Beziehung meisterhaft zu nennen; der Held sitzt in römischem Kostüme ruhig gebietend auf dem stolzen Rosse, während am Fußgestelle von weißem Marmor 4 gefesselte, gleichfalls eherne Sklaven sich in Ketten winden. An der fast ganz eisernen weidendammer Brücke sind besonders die aus mehren einzelnen eisernen Säulen bestehenden Pfeiler merkwürdig. Noch zu erwähnen ist die neue 224 Fuß lange und 32 Fuß breite Friedrichsbrücke, deren eiserne Bogen mit dem Geländer 6236 Centner wiegen. Die *Straßen*, vorzüglich in der Dorotheen-, Friedrichs- u. Friedrich-Wilhelmsstadt, sind breit, gerade, gut gepflastert, meist sehr lang, theilweise aber auch, besonders in der Friedrichsstadt, ermüdend einförmig. Zu den schönsten gehören: *unter den Linden*, 1600 Schritte lang, 72 Schritte breit, durchaus mit Palästen oder palastähnlichen Häusern besetzt, in der Mitte mit einer 4fachen Baumreihe und einer Promenade, an den Seiten mit Wegen zum Reiten und den eigentlichen Straßendämmen, östlich in den prächtigen Platz vor dem Zeug- und Opernhause, westlich in den pariser Platz am brandenburger Thore auslaufend; die *Friedrichsstraße*, von Süden nach Norden die Stadt durchschneidend und 4250 Schritte oder fast eine Stunde lang; die *Wilhelmsstraße*, mit ihren Fortsetzungen, der neuen Wilhelms- und der Luisenstraße, mit vielen Palästen besetzt, 4450 Schritte lang; die leipziger Straße, 2000 Schritte lang, ebenfalls mit hohen stattlichen Gebäuden; die Königsstraße, 1170 Schritte lang, sehr lebhaft; die Linienstraße, 2000 Schritte lang; die Behren-, Markgrafen-, Charlottenstraße u. mehre andere. Sämmtliche Straßen sind mit Gas beleuchtet; die Anstalt dafür, von der Kontinental-Gaserleuchtungskompagnie zu London unternommen, befindet sich vor dem hallischen Thore, einige Röhren davon laufen unter der Spree weg. Die meisten Straßen haben Bürgerstiege (Trottoirs) von Granitplatten. Von den nicht eben zahlreich vorhandenen *öffentlichen Plätzen* B.s sind als die imposantesten zu nennen: der Opernplatz am östlichen Ende der Linden, von den prachtvollsten und großartigsten Gebäuden umgeben; der Gensdarmenplatz in der Friedrichsstadt; der Schloßplatz; der Lustgarten zwischen der nördlichen Langseite des Schlosses und dem Museum, der schönste Platz der Residenz, mit wohlunterhaltenen Baum-, Blumen- und Rasenanlagen und einem starken Springbrunnen (hier, unweit der Freitreppe des Museums, befindet sich auch die kolossale, 1500 Centner wiegende Granitschale von 22 Fuß im Durchmesser, die, aus dem 15,000 Centner schweren Markgrafensteine bei Fürstenwalde gehauen,



DAS KÖNIGL. SCHLOSS
in Berlin

1827 aufgestellt wurde, leider aber einen Riß bekommen hat und daher nicht, wie anfänglich bestimmt, als Bassin des Springbrunnens benutzt werden kann): der leipziger Platz, sonst das Achteck genannt, am gleichnamigen oder potsdamer Thore, mit der Straße in der Mitte, einem Fahrwege längs der Häuser, Rasen- und Blumenstücken dazwischen; der Wilhelmsplatz in der Friedrichsstadt, viereckig und mit Alleen umgeben und geziert mit den Marmorstatuen Leopolds von Anhalt-Dessau, Schwerins, Winterfelds, Keiths, Seydlitz' und Ziethens, wovon indessen nur die erste und letzte, Werke Schadows, einer bessern, geschmackvollern Kunstperiode angehören; der pariser Platz, ehemals das Viereck, s. oben; der Dönhofsplatz, ein nicht ganz gleichseitiges Viereck, durchaus von schönen Häusern umgeben; der Belleallianceplatz, am hallischen Thore, sonst Rondel, kreisförmig mit perspektivischer Einsicht in 3 der längsten Straßen, die in seiner Mitte zusammenlaufen. Unter den Gebäuden B.s nimmt das königliche Schloß in Köln die erste Stelle ein. Kurfürst Friedrich III. ließ durch Schlüter die vorhandenen, aus dem 16. Jahrhundert stammenden Gebäudemassen, denen es an aller Uebereinstimmung fehlte, zu einem Ganzen verbinden; Eosander von Göthe und Böhme führten den Bau bis 1716 fort. Derselbe bildet ein längliches Viereck, hat 4 Geschosse und ist 101½ Fuß hoch, nach dem Schloßplatze zu 430 Fuß lang, nach dem Lustgarten zu 460 Fuß; die Façade nach der Schloßfreiheit mißt 276 Fuß; das Dach ist platt, von Kupfer, hat eine 6 Fuß hohe Balustrade und eine in der Neuzeit vollendete imposante Kuppel. Von den 5 Portalen ist das nach der Schloßfreiheit eine Nachahmung des septimianischen Triumphbogens und überaus prachtvoll geschmückt. Im Souterrain befindet sich die mit 200 Mann besetzte Hauptwache. Das Schloß überhaupt enthält gegen 600 Zimmer, Säle &c., wovon der Rittersaal, der Thronsaal, die Schloßkapelle, der weiße Saal, der Speisesaal und die Gemächer der Kunstkammer die bemerkenswerthesten sind. Von den übrigen Palästen nennen wir: das königliche Palais auf dem Friedrichswerder, dem Zeughause gegenüber, ein einfaches, unansehnliches Gebäude, welches vom großen Kurfürsten für den Stadtkommandanten aufgeführt, von Friedrich II. als Kronprinzen und von Friedrich Wilhelm III. als Kronprinzen und König bewohnt wurde und durch einen über die Oberwallstraße gehenden Bogen mit dem ehemaligen Palais des Prinzen Louis, der spätern Wohnung der Fürstin von Liegnitz, verbunden ist; Monbijou, ein königliches Lustschloß mit Park, im spandauer Viertel, an der Spree, mit dem reichen ägyptischen Museum; das Palais des Prinzen Karl am Wilhelmsplatze, 1787 als Palais des Johanniterordens erbaut, 1828 von Schinkel umgeändert, mit einer kostbaren Waffensammlung; das Palais des Prinzen Albrecht in der Wilhelmsstraße, 1735 als Privathaus erbaut, von Friedrich II. seiner Schwester Amalie zur Sommerwohnung geschenkt, seit 1810 Luisenstift, 1832 von Schinkel für den Prinzen Albrecht sehr geschmackvoll eingerichtet; das Palais des Prinzen von Preußen unter den Linden, ein 1834—1836 aufgeführtes Prachtgebäude; die Palais der Prinzen Friedrich und August Friedrich in der Wilhelmsstraße, das des Fürsten Radziwill daselbst, das des Königs der Niederlande unter den Linden. Unter den Privatwohnhäusern zeichnen sich das Palais des Grafen Redern und das des Bankiers Benecke von Gröditzberg, beide am pariser Platze unter den Linden, aus; ferner das sonst der Fürstin Sacken, dann der Wittwe des Buchhändlers Reimer gehörige in der Wilhelmsstraße u. a. Am nördlichen Ende des Lustgartens, dem königlichen Schlosse gegenüber, erhebt sich das Museum, das schönste und kunstvollste Gebäude B.s, ein Werk Schinkels, 276 Fuß lang, 179 Fuß tief und 61 Fuß hoch, auf einem Pfahlrost von mehren tausend Fichtenstämmen errichtet und den 3. August 1830 eröffnet. Die Kuppel, wodurch das Innere Licht erhält, ist von einem Schutzbau umgeben, der von außen nicht sichtbar wird. Der Bau besteht aus 2 Etagen und einem Unterbau. Diesen letztern verdeckt auf der Hauptseite nach dem Lustgarten eine gewaltige Freitreppe, die zu einer mit 18 jonischen Säulen geschmückten Halle führt. Von hier steigen weitere Treppen in das obere Geschoß hinauf, während unten der Eingang in eine große Rotunde ist. Durch eine in der Mitte der Höhe befindliche Gallerie wird die Rotunde in 2 Theile geschieden. Unten gelangt man in die Lokale für antike Bildwerke, während über die Gallerie der Weg in die Gemäldesammlung geht. Der von 3 Seiten freie Unterbau enthält das sogenannte Antiquarium mit meist kleinern Kunstwerken, Bureaux, Dienstwohnungen &c. Auf der Freitreppe steht die in Bronze ausgeführte Amazone von Kiß. Ein imposanter Bau ist auch das südlich an das alte Museum angrenzende und mit diesem durch eine Gallerie verbundene neue Museum, 1841 nach Stülers Plan begonnen und von Kaulbach mit Wandgemälden geschmückt. Westlich vom Museum, auf dem Friedrichswerder, steht das Zeughaus, unstreitig das schönste europäische Arsenal, von Nering begonnen, von de Bodt 1695 ff. umgeschaffen. Es bildet ein Viereck mit einem Hofe in der Mitte; jede Seite desselben mißt 180 Fuß, das Ganze hat 3 Thore und 152 Fenster. Die untere Etage ist gewölbt und enthält Artilleriegeräthe, die obere Handwaffen für Infanterie und Reiterei. Die vorhandenen Waffenvorräthe, abgesehen von der reichen Sammlung alter Waffen, reichen zur vollkommenen Armirung eines Heeres von 150,000 Mann aus. Unter den Verzierungen nehmen die von Schlüter in Stein gehauenen Masken sterbender Krieger im innern Hofe und über der Hinterthüre die der Reue und die Statuen des Mars, der Bellona &c. eine Hauptstelle ein. Nahe beim Zeughause, im Westen desselben, befindet sich die Königswache, 1819 von Schinkel in Form eines römischen Kastrums ganz von Stein erbaut; ihr zur Seite die Bildsäulen der Generäle Scharnhorst und Bülow von carrarischem Marmor, jede 8 Fuß hoch auf einem 10 Fuß hohen Piedestal, beide von Rauchs Meisterhand; ihnen gegenüber, auf der andern Seite des Platzes, die kolossale,

13 Fuße hohe Statue Blüchers auf einem 14 Fuß hohen, meisterhaft verzierten Piedestal, ebenfalls ein Werk Rauchs. Hinter der Königswache, durch einen kleinen mit Bäumen bepflanzten Platz davon getrennt, liegt das einfache, aber schöne Gebäude der Singakademie. Den Opernplatz schmücken: das Opernhaus, 1742 vollendet, nach dem Brande von 1843 bereits in 15 Monaten prachtvoller wieder hergestellt und den 7. December 1844 eingeweiht, eins der größten Gebäude dieser Art in Europa; das Universitätsgebäude, sonst das Palais des Prinzen Heinrich, Bruder Friedrichs II., worin außer vielen Hörsälen die Mineraliensammlung u. das zoologische Museum; das Bibliotheksgebäude, dem Opernhause gegenüber, 1775 von Friedrich II. erbaut, groß und reich verziert, aber geschmacklos. Neben der Universität, unter den Linden, erhebt sich das Akademiegebäude, dessen weitläufige Flügel und Höfe eine mehrfache Bestimmung haben. Die unteren Räume der Hauptfront enthalten eine sehr vollständige Sammlung von Gypsabgüssen antiker Kunstwerke, die oberen dienen zu den Versammlungen der Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Künste und zu den großen Kunstausstellungen. An der Nordseite des Gebäudes befindet sich das alte, 90 F. hohe Observatorium. Alle diese in einer weiten Verlängerung der Linden bis zum Schlosse liegenden Gebäude bilden einen Raum, wie ihn wenige Städte aufweisen können. Noch erwähnen wir in dieser Gegend das höchst eigenthümlich, doch überaus zierlich erbaute Palais der königl. Bauschule. Ein bewundernswerthes Werk der neuern Zeit ist auch das Schauspielhaus auf dem Gensdarmenmarkte. Es wurde nach dem Brande des ältern, 1800 gebauten, 1819 von Schinkel errichtet, ist 245 Fuß lang, mit dem oben angebrachten Bildwerke 120 Fuß hoch und hat eine 25 Fuß breite Freitreppe, die zu einer von 6 jonischen Säulen getragenen Halle führt. Der Haupttheil des Gebäudes ist 160 Fuß tief, die beiden Seitenflügel 115 Fuß. Das Innere enthält das Theater, mehre Säle, worunter der Koncertsaal für 1200 Menschen und eine Menge anderer Räume. Das Aeußere und Innere sind auf das Würdigste ausgeschmückt. Am nordwestlichen Ende der Stadt, dicht an der Mauer, liegt das schon unter Friedrich I. angelegte, von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. außerordentlich vergrößerte Krankenhaus, die Charité, worin auch eine Irrenanstalt befindlich ist. Nordwestlich vor der Stadt befindet sich das von Friedrich II. 1745—1748 erbaute große Invalidenhaus, bestehend aus 2 palastähnlichen Vierecken, die durch ein Mittelgebäude verbunden sind, mit der schönen Inschrift: Laeso, sed invicto militi; auf dem Kirchhofe daneben das Denkmal Scharnhorsts. Wir übergehen hier viele andere, nur gegen die eben erwähnten minder bedeutende Gebäude, als das Luisenstift, das Kadettenhaus, das Gießhaus, die neue Münze, viele schöne Kasernen ꝛc. Von den öffentlichen Denkmalen im engern Sinne des Worts, woran B. reicher als alle deutschen Städte ist, sey nur noch das 1821 für die 1813—1815 gefallenen Krieger auf dem Kreuz-(tempelhofer)berge vor dem hallischen Thore errichtete erwähnt. Es erhebt sich auf einem Sockel in gothischer Pyramidenform 60 Fuß hoch, ist nach Schinkels Entwurf aus Eisen stückweis gegossen und dann zusammengesetzt und hat 12 Kapellen, in denen die 12 Hauptschlachten jener Zeit als Genien, welche Porträtähnlichkeit mit Friedrich Wilhelm IV., dem Prinzen von Preußen und mehren preußischen Heerführern von damals haben, dargestellt sind. Ein eisernes Gitter umgibt das Ganze, welches ein Invalide bewacht. Das großartigste Denkmal aber ist die bronzene Reiterstatue Friedrichs des Großen, am Eingange der Linden, zwischen dem königlichen Palais und der Königswache, welches, nachdem noch unter Friedrich Wilhelm III. 1840 der Grund gelegt worden, am 31. Mai 1851, am Jahrestage des Regierungsantritts des großen Königs, enthüllt wurde. Das Ganze hat 42 Fuß Höhe und 21 Fuß 11½ Zoll Breite. Auf einem Granitsockel von 5 Fuß 9 Zoll Höhe erhebt sich das Fußgestell von Bronze, 367 Centner schwer, zwischen den vorspringenden Konsolen an der Vorderseite die Widmungsinschrift, an den drei übrigen Seiten die Namen verdienter Männer aus Friedrichs II. Zeit tragend. Die Winkel der Konsolvoluten schmücken an der einen Langseite Krieger, verwundet und in den Tod hinsinkend, an der anderen rüstige Jünglinge, der eine mit der blanken Waffe, der andere mit Feuerwaffen die aufsteigenden Ungethüme bekämpfend, an der Vorderseite der Genius des Lichts mit der leuchtenden Fackel, der Genius des Ruhms mit Palme und Kranz, an der entgegengesetzten kleinen Seite Genien des Friedens, reiche Blüthen und Früchte emportragend. Auf diesem ehernen Sockel baut sich aus demselben Metalle der Hauptwürfel des Denkmals auf, eine wahre Landesveste mit einem Walle von Helden und ausgezeichneten Geistern. An der Ecke treten die Reiterfiguren von Herzog Ferdinand von Braunschweig, Prinz Heinrich von Preußen, Ziethen, Seydlitz und dem Prinzen August Wilhelm von Preußen hervor. Zwischen ihnen gruppiren sich die berühmtesten Größen des preußischen Heeres jener Zeit und am Sockel ziehen sich in langen Reihen die Namen vieler Krieger hin. In der Obhut dieser Heldenschaar, zunächst von Ziethen und Seydlitz geschützt, stehen an der kleinen, den Linden zugekehrten Seite, der Siegesgöttin des brandenburger Thores gegenüber, die Vertreter des geistigen Lebens: der Kabinetsminister Graf von Finkenstein, der Großkanzler Graf von Carmer, der Minister von Schlesien, von Schlabrendorff, der Kapellmeister Graun, Lessing, Kant, der Kabinetsminister Graf von Herzberg, der Großkanzler und Staatsminister von Cocceji, der Intendant der königlichen Bauten von Knobelsdorff, der Philosoph Christian von Wolf, Ramler, Gleim, Garve, der Dichter E. Ch. von Kleist, J. F. von Dombardt, Gellert, Maupertuis, Ch. E. Jordan, Winckelmann, der Hofmaler Pesne. Ueber diesen Gruppen und Namen schwebt der Genius des Friedens und der Landeswohlfahrt, vom Siege hereingeführt. An der obersten Abtheilung, als dem Abschlusse des ganzen Fußgestelles, tritt das Persönliche des Gefeierten mehr hervor: zuerst an den Ecken über den Reiterfiguren die vier Tugenden, welche ihn auszeichneten;

CCLXXXV



DER GENSDARMEN - MARKT

in Berlin

die Stärke und die Gerechtigkeit, die Weisheit u. die Mäßigung; zwischen ihnen an der längeren Seite, dem Palais des Prinzen von Preußen gegenüber, drei auf Friedrichs Jugendzeit sich beziehende Reliefs, an der anderen, der Universität gegenüber, der König, dargestellt in seinen Bemühungen für Künste und Gewerbe, wie in seinen eigenen der Kunst gewidmeten Erholungen; zwischen diesen beiden mehr dem Stillleben gewidmeten Reihen treten wie Schlußsteine eines Gewölbes die beiden Bilder der kleinen Seite hervor: vorn der König, vom Wechselgeschicke des Krieges getroffen, auf der bekannten Brunnenröhre von Kollin sitzend, an der Rückseite trägt des Ruhmes Adler den vom Irdischen gelösten, mit Palme und Lorbeer geschmückten königlichen Weisen im lichten Gewande zu den Sternen empor. Auf diesem großartigen Unterbau erhebt sich das kolossale Reiterstandbild selbst, welches den König darstellt, wie er im Leben durch seine Hauptstadt ritt, hier nur mit dem Krönungsmantel geschmückt. Das Ganze ist ein Werk Rauchs. Kirchen zählte B. 1850 37 (einschließlich der Hofkapelle u. einiger Betsäle), wovon 31 den deutschen evangelischen Gemeinden, 4 den französischen Kolonisten, 2 den Katholiken gehörten. Keine ist ein architektonisches Kunstwerk. Die Dom-, auch Schloß- und Oberpfarrkirche genannt, an der östlichen Seite des Lustgartens, wurde nach dem Abbruche der alten Domkirche am Schloßplatze von Friedrich II. erbaut, doch 1817 und 1821 im Innern und Aeußern vielfach umgestaltet. Eine Freitreppe führt zum Portale hinauf; eine große Kuppel und 2 Seitenthürme, die ebenfalls Kuppeln tragen, heben das 230 Fuß lange u. 134 F. breite Gebäude. Im Innern sind besonders das eherne Denkmal der Kurfürsten Johann Cicero und Joachim II. aus dem 16. Jahrhundert, die zinnernen vergoldeten Särge des großen Kurfürsten, des Königs Friedrich I. und ihrer Gemahlinnen merkwürdig. In den Gewölben unter der Kirche befindet sich die königliche Familiengruft. Die Marienkirche, ein ehrwürdiger Bau aus dem 13. Jahrhundert, mit einem erst 1790 erbauten Thurme, dem höchsten in B. (286 Fuß), steht am neuen Markte und ist 200 Fuß lang, 55 Fuß hoch. Außer mehren Alterthümern ist darin die von Schlüter erbaute Kanzel merkwürdig. Die Nikolaikirche, noch älter als die Vorige, ist 190 Fuß lang, 75 Fuß breit, 49 Fuß hoch. Das Innere, durch 23 hohe gothische Fenster erleuchtet, gewährt einen imposanten Anblick; die Kanzel ist ein schönes alterthümliches Werk. Beachtung verdienen außerdem besonders 21 treffliche Oelgemälde aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, die bei der neuesten Restauration ihren Platz auf der Rückseite der Altarblätter erhalten haben. Die französische und die neue Kirche, auf dem Gensdarmenmarkte einander gegenüberstehend, nach der Kirche Maria del popolo zu Rom gebaut, bilden ein Viereck mit Freitreppen und sind an zwei ganz gleiche, überkuppelte Thürme angebaut, werden aber eben dadurch ganz unscheinbar. Die werdersche Kirche auf dem Friedrichswerder ist ein Werk neuester Zeit, im gothischen Style nach Schinkels Angabe gebaut und mit Altargemälden von Begas und W. Schadow, über dem Haupteingange mit einem heiligen Georg von gebranntem Thone nach einem Modelle von Wichmann und durch eherne Thüren mit Reliefs von Tieck verziert. Die Garnisonkirche, einfach gebaut, 177 Fuß lang, enthält ein schönes Altargemälde von Begas und im Chore 5 große Bilder, die Thaten großer vaterländischer Helden feiernd. Die graue Klosterkirche besitzt das Grabmal Ludwig des Römers, die Parochialkirche ein Glockenspiel. Die katholische St. Hedwigskirche in der Friedrichsstadt ist nach dem Pantheon zu Rom gebaut. Im Bau begriffen ist der neue Dom, welcher ein mit Fresken nach Cornelius geschmücktes Camposanto erhalten soll.

Wenige größere Städte Europa's haben eine so riesenhafte Progression der Bevölkerung aufzuweisen, wie B. in neuester Zeit. Im J. 1560 zählte die Stadt 12,000 Einwohner; 1619 eben so viele; 1650 (nach dem 30jährigen Kriege) 6100; 1700: 29,000; 1712: 61,000; 1740: 90,000; 1786 (dem Todesjahr Friedrichs des Großen): 147,388; 1797: 165,726; 1804: 182,157; 1811: 169,763; 1840: 311,491; 1856: 447,161. Die Berliner haben, trotz der noch einigermaßen bemerkbaren Verschiedenheit ihres Ursprunges, eine Uebereinstimmung oder Lokalfarbe angenommen, die leicht zu erkennen ist. Dahin gehört unter Anderm ihre eigenthümliche, oft gezierte Aussprache des Hochdeutschen; dahin auch der selbst in den niedern Volksklassen herrschende Scharfsinn in Auffassung der Verhältnisse, der sich, je nach den Umständen, als Witz oder als Spekulationsgeist bethätigt. Diese Anlage hat auch die Entwickelung einer ziemlich allgemeinen Kultur begünstigt. Mit dem Wachsthume der Stadt hat die Zunahme des Handels und der Gewerblichkeit gleichen Schritt gehalten. Ersterer ist Waaren-, Kommissions-, Speditions- u. Wechselhandel. Der Waarenhandel zerfällt wieder in Groß- und Kleinhandel und beide Zweige nehmen beständig an Wichtigkeit zu. Er umfaßt alle Arten roher Produkte und gewerblicher Erzeugnisse, insbesondere ist der Wollhandel von großer Bedeutung. B. ist aber durch seine Lage und deren geschickte Benutzung so begünstigt, wie dies eine Binnenstadt nur seyn kann. Ein nicht unbedeutender Fluß, der nicht, wie so viele Flüsse Norddeutschlands, an Untiefe leidet, und die Verbindung mit Hamburg vermittelt; andererseits aber schiffbare Kanäle zu näherer Verbindung mit Magdeburg, mit der untern und mittlern Oder, mit der Weichsel, sind Vortheile, die andern Binnenstädten abgehen. Hierzu gesellen sich treffliche, nach allen Seiten hin führende Kunststraßen und vor Allem die Eisenbahnen, durch die B. mit den meisten großen Städten Deutschlands in ununterbrochener Verbindung steht. Unter den übrigen Anstalten, welche den Verkehr der Stadt nach außen und im Innern beleben, sind hervorzuheben das königl. Hauptpostbureau in der Königsstraße und spandauer Straße. Sechsmal täglich befördert die Stadtpost Briefe in alle Theile der Stadt, wo auch Briefsammlungen in genügender Anzahl bestehen. Die Funktion der Fiaker und Hauderer versehen in Berlin die Droschkenführer. Es gibt ein- und zweispännige Droschken, die Fahr-

taxen sind polizeilich festgestellt, sowohl für die Distanzen in der Stadt, als auf die nahen Lustorte. Der Zustand der Gewerbe ist blühend. B. hat Maschinenfabriken, Eisengießereien, Wollfabriken, Walkmühlen und verwandte Anstalten, Seidenfabriken und Seidenfärbereien, Bandfabriken, besonders in Seide, Baumwollenwebereien und Kattundruckereien, Tapetenfabriken, Wagenfabriken, Fabriken von goldenen und silbernen Gespinnsten, Papierfabriken, Zuckersiedereien und andere industrielle Anstalten in großer Anzahl. Erwähnung verdient unter diesen die borsigsche Maschinenfabrik, eines der großartigsten Etablissements dieser Art in Deutschland. Die meisten dieser Fabriken beschäftigen eine große Anzahl Hände. Arbeiten in Gold und Silber, Neusilber, Bronze, Halbbronze werden in vorzüglicher Güte geliefert, und die Spiegelmanufakturen, die Anstalten für Anfertigung musikalischer Instrumente und andere haben einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient die königliche Porzellanmanufaktur; sie beschäftigt gegen 300 Personen und liefert Arbeiten, die rücksichtlich der Form unübertroffen sind. Handelsanstalten sind die königl. Hauptbank, 1765 von Friedrich dem Großen gegründet und unter dem 5. Oktober 1846 als „preußische Bank" mit neuer Bankordnung versehen; die Seehandlung, 1772 von Friedrich dem Großen als Seehandlungssocietät mit einem Fond von 1,200 000 Thalern Kurant auf Aktien gegründet, 1794 erweitert und 1820 zu einem selbstständigen Geld u. Handelsinstitut des Staates unter einem Chef mit unumschränkter Vollmacht und persönlicher Verantwortlichkeit erhoben; unter dem Umschwung der Dinge 1848 ward ihre Auflösung beschlossen, ohne daß diese aber wegen der langwierigen Abwickelung der Geschäfte sofort erfolgen konnte. Der Kassenverein, von den bedeutendsten berliner Kaufleuten gegründet, bezweckt eine größere Bequemlichkeit der Zahlungen bei Geschäften in Wechseln, Staatspapieren u. dergl. Die preußische Rentenversicherungsanstalt ist seit 1839 in Wirksamkeit begriffen und bezweckt die Vorsorge für das höhere Lebensalter und gehört zu den zweckmäßigsten der bestehenden derartigen Anstalten. Andere Anstalten zur Mehrung und Sicherung des Wohlstandes und Verkehrs sind: die städtische Feuersocietät, worin sämmtliche Gebäude in B. und dem Weichbild versichert sind; die Hagelassekuranzgesellschaft; die Lebensversicherungsgesellschaft; die Elbschifffahrts- und Assekuranzgesellschaft, 1795 errichtet; die Oderschifffahrts- und Stromassekuranzgesellschaft; die Sparkasse; die allgemeine Wittwenverpflegungsanstalt für Civilbeamte, Geistliche und höhere Schulbediente; der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes; die merkantilische Versorgungsanstalt, unter Aufsicht der Polizei und Kaufmannschaft, zur Nachweisung von Handlungsgehülfen und Lehrlingen, u. a. Die Börse wird, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, täglich Mittags 1 Uhr eröffnet, und um 2 Uhr auf gleiche Weise geschlossen. Die Korporation der berliner Kaufmannschaft wurde durch das Statut vom 2. März 1825 gegründet und erhielt die königliche Bestätigung. Der Besitz der gesetzlichen kaufmännischen Rechte, namentlich in Bezug auf Glaubwürdigkeit der Bücher, auf Wechselfähigkeit, auf Geschäftsfähigkeit der Handlungsgehülfen, auf Zinsen und Provisionen ꝛc., kann seitdem nur durch die Aufnahme in die Korporation erlangt werden. Handeltreibende jeder Art hingegen, welche den Besitz und Gebrauch der erwähnten kaufmännischen Rechte nicht zu bedürfen vermeinen, sind nicht verpflichtet, der Korporation beizutreten. Die Verwaltung der Korporation und ihres Vermögens steht unter einer aus ihrer Mitte erwählten Behörde, die den Namen „Aelteste der Kaufmannschaft zu Berlin" führt. Der besuchte berliner Wollmarkt fängt alljährlich am 21. Juni an und dauert 5 Tage, ausschließlich des Sonntags, wenn ein solcher dazwischenfällt. Die zahlreichen übrigen Märkte haben fast nur lokales Interesse; am bedeutendsten sind noch für die Umgegend zwei große Pferde- und Viehmärkte; am belebtesten ist der Christmarkt, vorzüglich an den Abenden, unter prächtiger Beleuchtung. Gemüse-, Getreide- und Fischmarkt wird täglich gehalten, Krammarkt wöchentlich 4mal, Jahrmarkt jährlich 6mal.

Unter den Anstalten für Kunst und Wissenschaft nimmt die 1810 gestiftete Friedrich-Wilhelms-Universität den ersten Rang ein (s. unten). Mit der Universität verbundene Institute und Sammlungen sind: das theologische Seminar, das philologische Seminar, das ärztliche Klinikum, das klinische Institut für Chirurgie und Augenheilkunde, das polyklinische Institut, das klinische Institut für Geburtshülfe ꝛc., das anatomische Theater, das anatomische Museum, das zoologische Museum, das mineralogische Kabinet, der botanische Garten im nahen Schöneberg, die 1835 neu und geschmackvoll von Schinkel erbaute Sternwarte unweit des hallischen Thores. Schwerlich wird es noch eine zweite Stadt von dem Umfange B.s geben, in welcher die Mittel für öffentliche Erziehung und Schulbildung in so verschiedenartigem und reichem Maße vorhanden und zugleich so gut organisirt sind. B. zählt 7 Gymnasien und 6 Realschulen (worunter eine Gewerbschule), theils königlichen, theils städtischen Patronats, zusammen mit etwa 6600 Schülern und 211 Lehrern. Neben ihnen bestehen 6 höhere Töchterschulen mit 1800 Schülerinnen u. 70 Lehrern u. Lehrerinnen, 6 höhere u. mittlere Knabenschulen mit 1200 Schülern und 40 Lehrern u. 17 Elementarschulen mit 4900 Schülern, 6000 Schülerinnen und 210 Lehrern, alle königlichen oder städtischen Patronats. Dazu kommt eine Anzahl Schulen, welche unter der Specialaufsicht von Vereinen und Kirchenministerien stehen, nämlich 9 sogenannte Erwerbschulen (jede von 2 Klassen und 80 Mädchen), worin Töchter armer Aeltern von 7—14 Jahren Unterricht ertheilt und zugleich Gelegenheit zu Verdienst durch Handarbeit gegeben wird; ferner 13 Parochialschulen, darunter die der böhmisch-reformirten, böhmisch-lutherischen, böhmisch-mährischen und der französisch-reformirten Gemeinden, worin 820 Knaben und 910 Mädchen von 50 Lehrern und Lehrerinnen unterrichtet werden. Mit Waisen-

häusern und Erziehungsanstalten verbundene Schulen gibt es 9, darunter das Kinderhospiz der französischen Kirche, sowie eine Anstalt, worin die unterrichteten erwachsenen Mädchen zu Kindswärterinnen ausgebildet werden, und ein Institut für sittlich verwahrloste Kinder. Im Ganzen werden in diesen Schulen 400 Knaben und 260 Mädchen unterwiesen. Katholische Schulen gibt es 6 mit 820 Schülern, 700 Schülerinnen und 36 Lehrern und Lehrerinnen; hierunter ist eine höhere Töchterschule mit Lehrerinnen vom Orden der heil. Ursula. Jüdische Schulen existiren 4, darunter eine Religionsschule, worin Zöglinge aus 36 andern Schulen (Gymnasien, Real-, Knaben- und Töchterschulen) Religionsunterricht erhalten. Die jüdischen Schulen zählen 430 Schüler und 300 Schülerinnen. Neben diesen zahlreichen öffentlichen Anstalten bestehen noch eine Menge (113) Privatschulen, welche aber der genauesten Kontrole von Seiten des Staats unterliegen. Unter ihnen sind 8 höhere Knabenschulen, welche ihre Zöglinge für die Tertia eines Gymnasiums oder die Secunda einer Realschule vorbereiten, meist in 6—7 Klassen zergliedert sind, 9—10 Lehrer beschäftigen und zusammen etwa 1500 Schüler zählen; ferner 12 mittlere Knabenschulen von 5—6 Klassen und 6—8 Lehrern mit 3000 Schülern, und 18 Elementarknabenschulen mit 5—6 Lehrern eine jede und zusammen mit 5000 Schülern. Höhere Privattöchterschulen mit zahlreichen Klassen und 10—12 Lehrern und Lehrerinnen eine jede gibt es 29, worunter eine mit einem Privatlehrerinnenseminar verbunden ist, zusammen mit etwa 4000 Schülerinnen. Mittlere Töchterschulen mit 5—6 Klassen und 10—12 Lehrern und Lehrerinnen eine jede gibt es 13, zusammen mit 2700 Schülerinnen, Elementarschulen von 4—6 Klassen und 5—6 Lehrern und Lehrerinnen 17, zusammen mit 4800 Schülerinnen. Endlich gibt es noch 16 Elementarschulen für beide Geschlechter mit 5—6 Lehrern, welche jede oft 3—4 Klassen haben und zusammen 3900 Schüler und Schülerinnen ausbilden. Die Vorsteher und Lehrer dieser Privatschulanstalten müssen dieselbe Qualifikation haben, wie die an königlichen und städtischen Anstalten angestellten; jede Schule wird von den oberen Schulbehörden koncessionirt und hat ihren Specialaufseher in der Person eines Geistlichen. Sämmtliche Schulen B.s, in sofern sie nicht besondere Fortbildungsanstalten (solcher gibt es für Erwachsene 3) sind, sondern allgemeine Schulbildung der Jugend bezwecken, stehen theils als Schulen königlichen Patronats und besonderer kirchlichen Korporationen unter der unmittelbaren Aufsicht und Leitung des königl. Provinzialschulkollegiums, theils als Schulen städtischen Patronats oder als Privatlehranstalten unter der Verwaltung und Aufsicht der städtischen Behörden, insbesondere der städtischen Schuldeputation, welche aus 2 Stadtschulräthen, 3 Superintendenten, 7 Stadträthen, 8 Stadtverordneten und 7 Bürgerdeputirten besteht. Zu erwähnen sind noch 33 Kinderbewahranstalten, welche über alle Stadttheile verbreitet sind und die Kinder armer Aeltern bis zum schulpflichtigen Alter beaufsichtigen, 9 städtische Sonntagsschulen mit 37 Klassen und 2100 Schülern und Schülerinnen, endlich 8 sonntägliche Freischulen für „versäumte" Lehrlinge. Durch treffliche Einrichtung ausgezeichnet sind endlich die Taubstummen- und die Blindenanstalt. Von den Lehranstalten für besondere Zwecke und Fächer sind die wichtigsten: die allgemeine Kriegsschule für besonders qualificirte Offiziere, die schon 3 Jahre im Heere gedient haben und in einem 3jährigen Kursus die gesammte Kriegswissenschaft absolviren; das Kadettenhaus zur Heranbildung tüchtiger Offiziere; die Artillerie- und Ingenieurschule; die Divisionsschule; das medicinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelmsinstitut, zunächst zur Bildung geschickter Militärärzte; die medicinisch-chirurgische Akademie; die Thierarzneischule; die königl. Hebammenschule. Die Akademie der Künste, bereits 1699 gestiftet, theilt mit der Akademie der Wissenschaften ein Gebäude, hält in den ihr angewiesenen Räumen Sitzungen, und außerdem finden alle zwei Jahre im September und Oktober große Kunstausstellungen Statt, welche der berliner Kunstverein veranstaltet. Sie besitzt eine wichtige Kupferstichsammlung, darunter auch äußerst seltene Kartons und Handzeichnungen. Jünger aller Gebiete der zeichnenden und bildenden Künste erhalten hier Unterweisung und Ausbildung in ihren Fächern. Die Akademie zählt ordentliche, außerordentliche und Ehrenmitglieder u. beehrt Auswärtige mit dem Ehrentitel akademischer Künstler. Die Bauakademie ist für alle Zweige der Baukunst im großartigsten Style organisirt: an sie reihen sich die Baugewerbsschule für Bauhandwerker, das reich ausgestattete technische Gewerbeinstitut, die Gärtnerlehranstalt und Landesbaumschule &c. Das wichtigste wissenschaftliche Institut, nächst der Universität, ist die Akademie der Wissenschaften, gestiftet 1700 (s. Akademie). Andere wissenschaftliche, künstlerische und technische Korporationen sind: die Gesellschaft naturforschender Freunde, gestiftet 1773; die philomathische Gesellschaft, gestiftet 1800 für Naturwissenschaften und Philosophie; die geographische Gesellschaft, gestiftet 1828; der Verein für Heilkunde in Preußen; die medicinisch-chirurgische Gesellschaft; die Gesellschaft für Natur- und Heilkunde; der Verein zur Beförderung der Kollegialität unter den Aerzten; die pharmaceutische Gesellschaft; die deutsche Gesellschaft, zur Förderung der deutschen Sprache 1815 gestiftet; die griechische Gesellschaft; der berliner Schullehrerverein; die Humanitätsgesellschaft, für Ethik und Aesthetik; die Societät für wissenschaftliche Kritik, mit einer Zeitschrift; die literarische Mittwochsgesellschaft, später Gesellschaft der Dichterfreunde; der Verein zur Erforschung der märkischen Geschichte und Alterthümer; der Sonntagsverein, gebildet von jungen Literaten, Künstlern und Literaturfreunden, die eigene Produktionen vorlesen und gegenseitig kritisiren; der 1825 errichtete Verein der Kunstfreunde zur Unterstützung des Hervorbringens ausgezeichneter Kunstwerke; der ältere Kunstverein unter Scha-

dow; der jüngere Künstlerverein; der wissenschaftliche Kunstverein; der Architektenverein; der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen; der Verein zur Veredelung der Wolle; der Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den preußischen Staaten; der Verein für Pferdezucht und Pferdedressur; der Verein für Besserung der Strafgefangenen; die von Fasch 1740 gegründete Singakademie mit einem eigenen Gebäude, sehr verdient um Gesangbildung und viele Mitglieder zählend; die beiden Liedertafeln, die ältere 1809 von Zelter gegründet, mehr zu geselliger Erheiterung; das Hausmannsche Singinstitut, durch große Musikaufführungen verschiedene wohlthätige Institute unterstützend; die Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden; die preußische Hauptbibelgesellschaft; der Hauptverein für christliche Erbauungsschriften in den preußischen Staaten; die berlinische Missionsgesellschaft; die Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden. Wohlthätigkeitsanstalten zur Steuerung, Linderung und Abwehr der Armuth besitzt B. in so bedeutender Anzahl, daß es in dieser Beziehung vielen andern Städten zum Muster dienen kann. Wir machen folgende namhaft: die allgemeine Wittwenverpflegungsanstalt, in welcher durch verhältnißmäßig geringe Beiträge Jeder seiner Ehefrau eine Pension von 25—600 Thalern sichern kann; die Militärwittwenkasse; die allgemeine Justizofficiantenwittwenkasse, besonders für bedürftige Wittwen von Subalternen; das große Friedrichswaisenhaus; das vom Kaiser Nikolaus von Rußland gegründete Nikolaibürgerhospital; das 1840 von der Kaiserin von Rußland mit 46,000 Thalern gestiftete Friedrich-Wilhelms-Institut, für unbeschäftigte Arbeiter; das Dorotheen-, das Heiligengeisteshospital u. v. a.; das Schindlersche Privatwaisenhaus; das Bürgerrettungsinstitut, 1796 von Baumgarten gegründet zur Unterstützung zurückgekommener Gewerbsleute; die Almosenanstalten bei fast allen Kirchen 2c. 2c. Die Armenverpflegungsanstalten kosten jährlich enorme Summen. Das Invalidenhaus, dessen bereits oben gedacht wurde, vermag 600 Mann aufzunehmen, doch ist diese Zahl noch nie vollzählig gewesen. Ein invalider Kommandant und 12 Offiziere stehen den 3 Invalidenkompagnien vor. Das königliche Taubstummeninstitut (gestiftet 1798), sowie die Blindenheilanstalt, wurde bereits oben aufgeführt; dasselbe hat mehr als 200 Unglückliche zu nützlicher Thätigkeit fähig gemacht. Auch für Krankenanstalten ist auf das Beste gesorgt. Die Charité, eins der größten Spitäler in Europa, bietet Raum für 1500 Kranke, kostet jährlich ungefähr 110,000 Thaler und nimmt die Armen aus B. und Potsdam unentgeltlich auf. Neben ihr ist besonders das große Krankenhaus Bethanien zu nennen. Die meisten Regimenter der Garnison haben ihre eigenen Lazarethe, für die andern erkrankten Militärpersonen dient das allgemeine Garnisonallazareth. Orthopädische Anstalten bestehen 3, an sie schließen sich mehre Turn- und medicinisch-gymnastische Anstalten an. Andere Gesundheits- und Heilanstalten sind: die mit der Charité verbundene Irrenanstalt, das neue Hospital, die Anstalt zur Fertigung künstlicher Mineralwasser von Struve und Soltmann in der Thiergartenstraße, Rettungsapparate zur Belebung von Scheintodten in allen Theilen der Stadt, zahlreiche Badeanstalten aller Art; mit den meisten sind auch Douchen und russische Bäder verbunden. Die Umgegend von B. besitzt auch eine natürliche Mineralquelle, den Gesundbrunnen (auch Friedrichsbrunnen genannt, weil König Friedrich I. 1701 die Quelle auf der Jagd entdeckte), seit 1799 als Luisenbad eingerichtet und etwa eine Stunde von der Stadt gelegen. B. ist der Sitz dreier Freimaurerlogen, welche die Mutterlogen aller im Umfange des preußischen Staats befindlichen Logen sind: die große Nationalmutterloge zu den 3 Weltkugeln, von der 163 Logen abhängen, wovon 4 in B. sind, die große Landesloge von Deutschland mit 7 Töchterlogen in B. und 52 außerhalb, die große Loge Royal-York zur Freundschaft mit 4 Töchterlogen in B. und 18 außerhalb. Auch außer den bereits erwähnten Sängervereinen u. der königl. Singakademie ist B. reich an Anstalten für künstlerische Unterhaltung u. Erheiterung des geselligen Lebens. Obenan stehen die Bühnen: das königl. Opernhaus, das königl. Schauspielhaus, das königsstädtische Theater und mehre Privattheater, unter denen die 3 vorzüglichsten den geschlossenen Gesellschaften Concordia, Thalia und Urania angehören. Die Oper, das recitirende Schauspiel und das Ballet stehen unter Einer Verwaltung. Für die große Oper und das Ballet ist vorzugsweise das Opernhaus, für das Singspiel und das recitirende Drama das Schauspielhaus bestimmt; doch wird hierbei keine feste Regel befolgt. Das königsstädtische Theater, durch den Kommissionsrath Cerf 1822 auf Aktien gegründet, 1824 eröffnet, bloß für das Lustspiel, die Posse, das Melodram und die komische Oper bestimmt, feierte zur Zeit der Henriette Sonntag seine glänzendste Periode, wirkte aber späterhin nur noch durch die von der Direktion seit Mai 1841 engagirte italienische Oper auf das gebildetere Publikum und wurde 1851 geschlossen. Die bedeutendsten Resourcen sind, außer den oben genannten der Concordia, Thalia u. Urania, das Kasino, die Börsenhalle, der Schachklub, die Bürgerresource u. a. m. Großartige Koncerte finden Statt im Odeum und im großen Koncertsaale des königlichen Schauspielhauses. Durch ihre Koncert- und Tanzvergnügungen für das große berliner Publikum höchst anziehend sind das Elysium und das grandiose krollsche Lokal, wo sich hohe und niedere Stände versammeln, diese als Handelnde, jene mehr als Zuschauende. Stabile Befriedigung gewähren in nicht gewöhnlicher Weise das Diorama von Karl Gropius, ferner Enslins malerische Reise im Zimmer, Suhrs malerische Reise um die Welt, mehre andere Panoramen, der Circus 2c. Unter den Volksfesten sind die drei Schießfeste nur für einen geringen Theil der Bevölkerung B.s von Interesse; allgemeinere Theilnahme, wenigstens in den untern und mittlern Ständen, findet der stralauer Fischzug, ein nach den neuesten Forschungen nicht aus dem slavischen Heidenthume, sondern aus dem christlichen Mittelalter stammendes Fest, am 24. Aug., wo die Spree

nach den Dörfern Stralau, Rummelsberg und Treptow hin von zahllosen Kähnen wimmelt und diese Dörfer selbst von Berlinern überfüllt sind. Das Pferderennen findet zur Zeit des Wollmarktes, Mitte Juni, zwischen den Dörfern Steglitz und Lanwitz Statt und sammelt jedesmal große Zuschauerschaaren. Der Gärten in und bei B. geschah zum Theil schon Erwähnung. Der königliche botanische Garten bei Schöneberg, eine kleine Stunde von der Stadt, gehört zu den bedeutendsten seiner Art in Deutschland; viele Gewächshäuser bewahren die exotische Flora, u. sein ganzer Raum von 26 Morgen 30 □Ruthen ist zur Aufnahme von Gewächsen aller Erdtheile eingerichtet. Blumengärten heißen zwei geschmackvolle Vergnügungslokale B.s, der teichmannsche in der Thiergarten-, der möwessche in der Potsdamerstraße. Unter den Wintergärten stehen die Etablissements von Kroll und Faust obenan, namentlich übertrifft Krolls Garten vor dem brandenburger Thore an Größe und Eleganz Alles, was der Art in Deutschland jetzt besteht; andere sind der Blumengarten der Kaiserin von Rußland u. jener der Gebrüder Hennig. Unter allen Parken um B. behauptet der Thiergarten seiner Nähe und Größe halber die erste Stelle. Er ist 280 rheinische Ruthen breit, 716 lang und nimmt ein Areal von 147,577 □Ruthen ein. Ursprünglich ein Wald, der weit in das heutige Stadtgebiet hineinreichte, diente er später, von einer Holzplanke umfriedigt, wirklich als Thiergarten für Hirsche und Schwarzwild. König Friedrich I. begann seine allmählige Umwandlung in einen Park; in neuester Zeit hat er unter der Leitung des Gartendirektors Lenné mehre Veränderungen erfahren. Zahlreiche Villen und Gastwirthschaften umgrenzen ihn, stattliche Alleen und schnurgerade Wege theilen ihn in mehre Partien. Die wichtigsten Lokalitäten sind hier: das prinzliche Lustschloß Bellevue, mit einem besondern Park, die Zelte, ein geräumiges Halbrund mit Zelten für Erfrischung und Lustbarkeiten, Rousseau's Insel, die Löwenbrücke, das Bassin, die Fasanerie &c. In der weitern Umgebung B.s sind als Orte, die von der Stadt aus viel besucht werden, bemerkenswerth: Charlottenburg, dabei im Park das Mausoleum mit den Denkmälern des letztverstorbenen Königspaares, und Belvedere mit einer neuen Damenschwimmanstalt; aufwärts an der Havel Pichelsdorf, mit schönen Wasserpartien, das Jagdschloß Grunewald, von Joachim II. 1542 erbaut; Steglitz, dicht an der Eisenbahn, ein beliebter Ausflugsort der berliner Bürger, mit einem Sommertheater; Schöneberg; der Kreuzberg, mit dem Nationaldenkmal, dabei Tivoli; Tempelhof, Vergnügungsort der untern Volksklassen; Großbeeren, mit dem 20 Fuß hohen Obelisk zum Andenken an den Sieg vom 23. August 1813, wo auch jährlich ein Nationalfest gefeiert wird. In der Nähe liegt das durch seine Rüben berühmte Teltow; näher an der Stadt die Hasenhaide, Militärexercitien- u. Turnplan, ehedem Jahns Tummelplatz; Rixdorf, das sehr besuchte Treptow, Stralau, Rummelsberg, Friedrichsfelde, mit Park und Schloß des Herrn von Treskow, wo 1813—1814 der König Friedrich August von Sachsen seinen unfreiwilligen Aufenthalt nehmen mußte; Weißensee, Hohen-Schönhausen, Marzahn, Französisch-Buchholz, Nieder-Schönhausen mit königlichem Lustschloß u. Park und großem öffentlichen Garten; Pankow, wo alljährlich ein Fliegenfest gefeiert wird. Am meisten von der Natur begünstigt ist die Lage von Tegel, $1\frac{1}{2}$ Stunden nordöstlich von B., am gleichnamigen See, einst Wilhelm von Humboldts freundliches Besitzthum. Der Rückweg von Tegel nach der Stadt führt bei Moabit vorbei, dem Paradiese der berliner Domestiken.

B. ist der Sitz der obersten Hof- u. Staatsbehörden der preußischen Monarchie (s. Preußen). Die Verwaltung der Stadt steht unter 3 Behörden, dem Gouvernement, dem Polizeipräsidium und dem Magistrat, wovon nur der letztere eine städtische, die beiden erstern aber königliche Behörden sind. Dem Gouverneur stehen zu: die Anordnung der militärisch-polizeilichen Maßregeln, in Verbindung mit dem Polizeipräsidenten. Das Polizeipräsidium steht unmittelbar unter dem Ministerium des Innern und der Polizei, u. außer seinem polizeilichen Wirkungskreise sind ihm die meisten Befugnisse und Geschäftszweige überwiesen, die sonst den Regierungen zustehen, unter andern die Landeshoheits-, Verfassungs-, Huldigungs-, Abfahrts- und Abschoßsachen, landwirthschaftliche Kulturangelegenheiten u. dergl. m. Als Lokalbehörde hat es einen engern und einen weitern Wirkungskreis. Jener umfaßt B. und sein Weichbild, wo es die allgemeine Sicherheits- und Ordnungspolizei, sowie die Bau-, Medicinal- u. Gewerbepolizei ausübt. In dem weitern Wirkungskreise, der ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meilen sich nach allen Richtungen ausdehnt, und der außer der Stadt Charlottenburg viele Ortschaften und Etablissements umfaßt, übt das Polizeipräsidium hauptsächlich die Sicherheits- und Sittenpolizei, wogegen Feuer-, Bau-, Medicinal-, Gewerbepolizei &c. der Regierung zu Potsdam überwiesen sind. Das Polizeipräsidium bildet kein Kollegium, vielmehr ist dem Präsidenten unter alleiniger persönlicher Verwaltung die Ausübung sämmtlicher Befugnisse übertragen. Das Polizeipräsidium zerfällt in 5 Abtheilungen, jede mit einem Dirigenten an der Spitze. Für die nächtliche Sicherheit wird durch Militärpatrouillen und die polizeiliche Nachtwachanstalt gesorgt, die aus 150 Nachtwächtern u. 10 Nachtwachtmeistern besteht, und die im Nothfall von der nächsten Wache Hülfe zu requiriren befugt ist. Der Stadtmagistrat besteht aus einem Oberbürgermeister, einem Bürgermeister, 11 besoldeten und 16 unbesoldeten Stadträthen nebst den nöthigen Bureaubeamten. Er besorgt die besondern Geschäftszweige durch Deputationen; wir nennen: die Bau-, Schul-, Forst- und Oekonomie-, Gewerbedeputationen &c. Die Zahl der Stadtverordneten besteht aus 102 Mitgliedern. B. hat die revidirte Städteordnung angenommen, und Alles, was Polizeisachen sind, wird ohne irgend eine Mitwirkung des Magistrats besorgt. Das Stadtgericht schließt sich endlich als Lokalbehörde der vorgenannten an. Es besteht aus 2 Direktoren und 28 Mitgliedern und besorgt seine Geschäfte in 7 Abtheilungen. Der Gerichtsstand der eximirten Einwohner B.s ist das Kammergericht.

Geschichte. Höchst wahrscheinlich verdankten B. und Köln ihre Entstehung den Slaven. Letzteres, von seiner Lage auf einer Spreeinsel benannt (wendisch Kolne oder Colne, d. i. Ort auf einer Erhöhung im Flusse, auf einem Werder, nach Andern Ort auf Pfählen), scheint die ältere Niederlassung zu seyn, der gegenüber Borlyne oder Berline, d. i. Ort in der waldigen Sandebene, nach und nach entstand. Beide Ortschaften, wahrscheinlich nur slavische Fischerdörfer, wurden, zuerst B., unter dem ballenstädter Fürstengeschlechte mit niederländischen und deutschen Kolonisten besetzt und zu Städten erweitert. Daß dies schon unter u. durch Albrecht I. den Bären um 1140 geschehen sey, läßt sich durch nichts erweisen, weder durch den erst später ins berliner Wappen gekommenen Bären, noch durch Albrechts Siege in diesen Gegenden; Albrechts Besitz in diesem Theile der Mark war für eine Städtegründung oder Kolonisirung viel zu unstetig und unsicher. Erst unter Albrecht II. (1202—1220) und vorzüglich unter seinen Söhnen Johann I. und Otto III. (1220—1267), welche in der Nähe von Spandau eine eigene Hofhaltung hatten, fand die erwähnte Umwandlung Statt. Die erste Anlage B.s ist in die Gegend des sogenannten Mühlendammes und Molkenmarkts zu setzen; sie bestand aus Holz- und Lehmhäusern, die mit Stroh oder Schindeln gedeckt waren. Bereits um 1223 wurde die Nikolaikirche erbaut, 1271 die Klosterkirche für die Franciskaner. Bald überflügelte der berlinische Theil den verschwisterten kölnischen. Die Spandauerstraße, jedoch nicht in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung, die Stralauerstraße und die zwischen beiden liegenden und angrenzenden Distrikte bildeten die Grundlage späterer Erweiterungen, die sich 1292 schon bis an den neuen Markt ausgedehnt hatten und die Anlage eines neuen kirchlichen Gebäudes, der Marienkirche, erforderten. Des neuen Marktes selbst geschieht bereits im Anfange des 14. Jahrhunderts Erwähnung. B. und Köln waren besondere Städte; erst 1307 vereinigten sich beide zu einem gemeinschaftlichen Rathskollegium, dessen Mitglieder zu $^2/_3$ Berliner, zu $^1/_3$ Kölner seyn sollten. Dieser Vereinigung folgte die Erbauung eines für beide Städte bestimmten Rathhauses in der gleich nahen Gegend an der langen Brücke. Durch die Theilung der brandenburgischen Länder unter 2 Linien kam B. an die jüngere, ottonische, und erst unter Waldemar wurde es wieder mit dem Ganzen vereinigt. Nach dem Tode Waldemars huldigten die Bürger dem Herzoge Rudolf von Sachsen, der hier selbst einige Zeit residirte. Das rege kräftige Leben, welches unter den Askaniern und namentlich unter Waldemar in allen Städten des Landes erwacht war, erhielt in B. und Köln unter Rudolfs Herrschaft neue Nahrung, als dieser Fürst, um sich und seiner Partei den nöthigen Anhang zu verschaffen, nicht nur der Stadt die früher erworbenen Rechte und Freiheiten bestätigte, sondern auch neue hinzufügte, wie die ausschließliche Gerichtsbarkeit, die Braugerechtigkeit u. a. Das dadurch bis zu trotziger Gewaltthätigkeit gesteigerte Selbstgefühl der Bürger und des Rathes sollte aber Rudolf selbst bald erfahren, als er es wagte, den erzbischöflichen Schreiber, Konrad Schütze, der sich gegen eine Bürgersfrau vergangen hatte, dem städtischen Gerichte zu entziehen. Man drang gewaltsam in die Gemächer des Herzogs, riß Schütze von der herzoglichen Tafel weg u. enthauptete ihn auf dem neuen Markte. Nicht minder schrecklich war die Rache des Volkes an dem Propste Nikolaus Cyriacus zu Bernau, einem Anhänger Rudolfs, der aus hierarchischen u. Parteirücksichten den Bürgern Ungebührliches zugemuthet und, als er zurückgewiesen worden war, die Waffe des Banns versucht hatte. Man erschlug ihn 1323 beim Ausgange aus der Marienkirche und verbrannte seinen Leichnam auf dem neuen Markte, mußte sich jedoch 1335 mit 750 Mark Silber und andern Bußen von dem über beide Städte bald nach der Blutthat verhängten Interdikte loskaufen. Unter dem falschen Waldemar, sowie unter den Fürsten aus dem bayerischen und luxemburgischen Hause, stieg durch neu ertheilte Privilegien und Verpfändungen landesherrlicher Gerechtsame die Macht und mit derselben der Trotz B.s und seiner Schwesterstadt, gegenüber den schwachen Regenten des Landes. Die eigentliche Residenz dieser letztern war Tangermünde; zu B. wohnten sie während ihrer Anwesenheit daselbst im hohen Hause, das 1713 zu einem Wollenlager eingerichtet wurde, davon den Namen Lagerhaus erhielt und gegenwärtig mehren Behörden als Lokal dient. In den Adelsunruhen vom Aussterben der Askanier an bis in die Regierungszeit der hohenzollernschen Kurfürsten finden wir B. und Köln häufig auf Seiten des Raubadels, diesem helfend und selbst zinspflichtig, ohne dadurch vor mancherlei Unbilden geschützt zu seyn. In diese Zeit der Verwirrung fällt wahrscheinlich auch ihr Anschluß an den Hansabund, vielleicht um dadurch zu einer selbstständigern, würdigern Stellung dem gewaltthätigen Adel gegenüber zu gelangen, worauf die Bündnisse hinweisen, welche man 1394 mit mehren Städten der Mittelmark und 1396 mit Frankfurt zur Vertilgung der Räuber abschloß. Charakteristisch für die damalige Bürgerschaft ist die schreckliche Verfolgung der besonders unter den bayerischen Fürsten zahlreich und bedeutsam gewordenen Juden; 40 dieser Unglücklichen wurden 1410 als angebliche Hostienschänder und Schlächter von Christenkindern auf dem neuen Markte mit glühenden Zangen zerrissen und verbrannt. Erst unter Joachim II. (seit 1539) führten die Geldverlegenheiten des Hofes sie zurück. Friedrich I. empfing 1415 hier die Huldigung, doch hinderte dies die Städte Köln u. B. nicht, sich mit Brandenburg u. Frankfurt 1431 zu gemeinschaftlicher Behauptung ihrer Gerechtsame u. Abwehr jeglicher Angriffe, sey es von Seiten des übermächtig gewordenen Adels oder von Seiten des Landesherrn selbst, zu vereinigen. Trotzdem ertheilte Friedrich I., um die Adelspartei bekämpfen zu können, 1433 den Städten mehre Vergünstigungen u. Befreiungen. Friedrich II. aber benutzte bald nach seinem Regierungsantritte 1440 die Zwistigkeiten zwischen dem aristokratischen Rathe und der Bürgerschaft, um eine Reform in der Verfassung herbeizuführen und den Trotz und Widerstand beider Städte gegen den Landesherrn für immer zu brechen. Die bisher gemeinschaftliche Verwaltung wurde getrennt, zwar die An-

zahl der frühern Rathsmitglieder für jede Stadt beibehalten, aber ihre Amtsthätigkeit fast ganz von der kurfürstlichen Einwilligung abhängig gemacht. Die Bestimmung, daß der Regent befugt seyn sollte, an die Stelle derer, von welchen sich ein Widerspruch gegen seine Absichten erwarten ließ, eigenmächtig andere Mitglieder zu ernennen, unterwarf die gesammte städtische Verwaltung dem Einflusse und dem Willen des Kurfürsten. Zugleich wurden alle bisherigen Verbindungen der Städte für durchaus ungültig erklärt und die Errichtung anderer für die Zukunft der kurfürstlichen Genehmigung unterworfen. Zu spät sahen die Bürger ein, was sie verloren hatten. Ihre 6jährige Widersetzlichkeit gegen die neue Ordnung endigte 1448 mit Unterwerfung, wozu als Strafe noch der Verlust des Zolles, der Gerichtsbarkeit und des Niederlagsrechts kam. Schon 1442 hatte der Kurfürst beabsichtigt, in Köln ein Schloß aufzubauen, auch dazu vom Magistrate einen Platz in der Nähe des Dominikanerklosters angewiesen erhalten; der alsbald angefangene Bau konnte jedoch erst nach dem Siege der kurfürstlichen Gewalt fortgesetzt und 1451 vollendet werden. Das hohe Haus in der Klosterstraße wurde in ein Burglehn verwandelt. Gleichzeitig erhielten B. und Köln wieder eigene Rathhäuser an den Stellen, wo sie noch jetzt stehen. Das Emporblühen beider nunmehr ruhigen u. unterwürfigen Städte stockte mit dem Verluste der alten Freiheiten und Vorrechte. Eine bessere Zeit, aber mit völlig verändertem Charakter, begann, als der Kurfürst Johann Cicero (1486—1499) seinen Wohnsitz in das kölner Schloß verlegte und sein Nachfolger, Joachim I., beide Städte förmlich zur Residenz erhob. Eine unmittelbare Folge davon war 1516 die Stiftung des Kammergerichts, wodurch die Rechtspflege für die Marken hier ihren Mittelpunkt erhielt. Zugleich zogen im Gefolge des Hofes Künste und Wissenschaften, feinere Bildung und Lebensweise ein, während die Betriebsamkeit, namentlich die höhere, reichen Lohn und mannigfache Aufmunterung fand. Die erste Apotheke wurde 1488, die erste Druckerei durch Christoph Weiß aus Wittenberg 1539 (nach Andern 1578) gegründet. Die Reformation fand in B. frühzeitig starken Anhang; schon vor dem Uebertritte des Kurfürsten Joachim II. (1539) predigte der mit Bewilligung desselben berufene Schüler Luthers, Buchholzer, als erster evangelischer Propst in der 1536 zum Dome erhobenen Dominikanerkirche und einige Zeit nachher weihte er die Nikolaikirche zum neuen Gottesdienste, worauf die Marien-, Heiligengeist-, Petri- und Gertraudenkirche folgten. Unter Joachim II. begann auch 1540 der Um- oder Neubau des königlichen Schlosses in Köln, ein Werk, das unter dem großen Kurfürsten fortgeführt, unter den Königen Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. aber zu seiner gegenwärtigen Vollendung gebracht wurde. In die Regierungszeit Johann Georgs (1571—1598) fällt die Bebauung des Werders in der Nähe des königlichen Schlosses, die Vereinigung der Nikolai- und Marienschule zu dem später sogenannten berlinischen Gymnasium (1574), sowie die Niederlassung vieler geschickter Handwerker und Künstler aus den Niederlanden, von wo sie Alba's Tyrannei vertrieben hatte. Auch der kurfürstliche Leibarzt Leonhard Thurneysser beschäftigte in seinen weitläufigen Anstalten viele Maler, Formschneider, Zeichner und Drucker. Die Einwohnerzahl von B. und Köln war um jene Zeit immer noch ziemlich unbedeutend, sie überstieg bis zu Ende des 16. Jahrhunderts selten 12,000. Im Jahr 1608 wurde die bisherige Domkirche zur evangelischen Kathedrale u. Oberpfarrkirche erhoben; zugleich entfernte man alle noch aus den katholischen Zeiten herrührende Bilder und Ceremonien. Für die Erweiterung der Stadt ist aus dieser Zeit die Wirthschaftsanlage der Kurfürstin Katharina in der kölnischen Vorstadt zu erwähnen, von welcher sich der bis jetzt erhaltene Name des Molkenmarkts herschreibt. Eine unruhvolle Zeit für B. führte der 1613 erfolgte Uebertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zum Calvinismus herbei. Der Groll des von fanatischen Geistlichen (Gedicke, Willich, Stüler) aufgeregten Volkes machte sich in mehren Aufläufen Luft, in deren einem (1615) die Domkirche erbrochen, die Wohnung des reformirten Predigers Füssel rein ausgeplündert, der Bürgermeister Jahn gemißhandelt und der Statthalter, Markgraf Joh. Georg von Jägerndorf, verwundet wurde. Nach Verbannung der genannten Zeloten mußten Rath und Bürgerschaft einen Revers unterzeichnen, des Inhalts, daß sie an dem Aufruhre keinen Gefallen gefunden und es künftig allein mit dem Kurfürsten, ihrem Herrn, halten wollten. Sehr hart war das Schicksal B.s während des 30jährigen Krieges. Mißwachs, Theuerung, Stockung der Gewerbe und des Verkehrs, ansteckende Krankheiten, kurfürstliche Kontributionen, ungeheuere Brandschatzungen der Kaiserlichen und Schweden brachten die Städte an den Rand des Verderbens. Zu Ende des Krieges betrug die Einwohnerzahl kaum noch 6000, die kölnischen und berlinischen Vorstädte lagen in Asche, von 845 Häusern standen in B. 200, in Köln von 364 Häusern gegen 150 leer; die meisten Brücken waren baufällig und unfahrbar, die Straßen schmutzig und morastig, die Kanäle verstopft, die Brunnen verschlämmt oder auf andere Weise verunreinigt. Noch 1671 wurde jedem Bauer, der zu Markte käme, befohlen, eine Fuhre Koth mit sich fortzunehmen. Wie groß während des Krieges die Verwilderung war, ergibt sich aus der Stadtbauordnung von 1641, worin es heißt: „Es unterstehen sich auch viele Bürger, auf den freien Straßen u. oft unter den Stubenfenstern Sau- u. Schweineställe zu machen &c." Es gehörte des großen Kurfürsten Geist und Kraft dazu, in diese Verwirrung wieder Ordnung und Harmonie zu bringen. Zuerst sorgte er für die Pflasterung und Beleuchtung der Straßen, dann wurden Maßregeln für die Anbauung der wüsten Stellen getroffen, alle kurfürstlichen Gebäude und Anlagen wieder hergestellt und mehre gemeinnützige Bauten, z. B. das Manufakturspinnhaus hinter der Fischerbrücke für arbeitsfähige Bettler, unternommen. Die Verfolgungen der Protestanten in Frankreich, die Aufhebung des Edikts von Nantes, verbunden mit dem potsdamer Edikte vom 29. Oktober 1685, führten eine Menge betriebsamer und gewerbfleißiger Franzosen

nach B., denen sich 1689 und 1697 auch viele Pfälzer und Schweizer anschlossen. Dadurch aber wurde eine bedeutende Erweiterung der Städte nothwendig. Schon 1658 begann die Vergrößerung der Anlagen auf dem Werder. Die abgebrannten Vorstädte stiegen von Neuem empor; 1670 fing man an, die spandauer Vorstadt aufzubauen, welche unter Friedrich I., vorzüglich aber unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. erweitert und verschönert wurde; 1674 erstand eine neue Vorstadt vor dem neuen Thore des Friedrichswerders, seit 1676 die Dorotheenstadt genannt, der seit 1680 die übrigen Vorstädte und Neuköln folgten. Ein Zeitraum von noch nicht 40 Jahren reichte hin, um B. herrlicher als je zuvor aus der Zerrüttung des 30jährigen Kriegs hervorgehen zu lassen. Die Einwohnerzahl war beim Tode Friedrich Wilhelms (1688) bereits auf 20,000 gestiegen. Zugleich hatten Gewerke, Künste und Wissenschaften eine sichere Freistätte und ihr schönstes Gedeihen an den Ufern der Spree gefunden. In diese Zeit fallen die Verpflanzung des joachimsthalschen Gymnasiums nach B. (1650), die Stiftung des friedrichswerderschen Gymnasiums (1683), der ersten Mädchenschule (1670), der ersten Zeitung (1661) und Buchhandlung (1659), der kurfürstlichen Bibliothek, der Gemäldegallerie und Kunstkammer im Residenzschlosse. Ein Lieblingsplan des großen Kurfürsten war die bereits während der Kriegsjahre angefangene Befestigung der Städte; seit 1658 wurde 25 Jahre daran gearbeitet. Der damals aus der Spree abgeleitete Festungsgraben umgibt B. und Köln in 2 Abtheilungen; die eine geht rechts aus dem Hauptstrome bei der Stralauer- und mündet in denselben bei der Monbijoubrücke; die andere Hälfte beginnt oberhalb der Waisenhausbrücke, geht um Köln und den Werder in den Kupfergraben. Der Friedrichswerder und Neuköln außerhalb des Festungsgrabens, von der Vertheidigungslinie eingeschlossen, wie die sich hier findenden Namen Ober- und Niederwallstraße bezeugen, verdanken dieser Befestigung ihren Ursprung. Ersterer bildete einen eigenen, von der Jurisdiktion der beiden Städte unabhängigen Stadttheil, welcher zuvörderst unter dem Hausvogte stand, aber schon 1667 einen eigenen Magistrat erhielt. Der Werder erinnert noch durch mehre hier vorkommende Namen (Jägerstraße, Jägerhof, Adlerstraße, Hundebrücke u. s. w.) an seine frühere Jagdbestimmung. Die Befestigung der Stadt hatte 1665 die Einsetzung einer Kommandantur zur Folge. Die Verschönerung und Vergrößerung B.s dauerte mit der Einwanderung gewerbfleißiger, durch bedeutende Vergünstigungen gelockter Fremdlinge unter dem prachtliebenden Kurfürsten und Könige Friedrich I. fort. Schon 1689 wurde der Anbau der Friedrichsstadt beschlossen, und bereits 1695 standen 300 Gebäude nach einem bestimmten Plane. Die Baudirektoren Grünberg und Behr vollendeten die Anlage, welche durch Friedrich Wilhelm I. zu ihrem gegenwärtigen Umfange erweitert wurde. Zu den bedeutenderen Bauten Friedrichs I. gehören außerdem das 1695 gegründete Zeughaus, das Akademiegebäude, die Kurfürstenbrücke, die frühere werdersche Kirche, die Bank, die Sternwarte, die Kirchen auf dem Gensdarmenmarkte, die Garnisonschule u. a. Neben diesen Prachtgebäuden gab es indessen damals noch in B. Häuser mit Stroh- und Schindeldächern; zu dem Reichthume gesellte sich die bitterste Armuth, und um das öffentliche Betteln zu wehren, errichtete Friedrich 1695 die von wöchentlichen Kirchenkollekten unterstützte Armenkasse, sorgte aber auch für Verbesserung der Polizeiverwaltung. Um den Hof schaarten sich einheimische und fremde Gelehrte und Künstler jeder Art (z. B. Terwesten, Madderstegh, Heinzelmann, Eosander v. Göthe, Falz, Händel, Beger, v. Puffendorf, Beckmann, v. Leibnitz und Spener), und damit auch Künste und Wissenschaften wirksamer für das Allgemeine würden, stiftete der Fürst 1699 die Maler- und Bildhauerakademie und 1700 nach Leibnitz' Entwurfe die Akademie der Wissenschaften. Die Königsstraße und das Königsthor bewahren das Andenken an die merkwürdige Regierungsperiode dieses Monarchen. Sein glänzender Hof erzeugte auch unter den Bürgern Luxus und Vergnügungssucht. Selbst in den Kleidertrachten huldigte man der am Hofe herrschenden französischen Mode; Kaffeehäuser wurden angelegt und Schauspiele, zuerst 1690 von den Truppen Sebastian Scio's und des sächsischen Hofkomödianten Magister Velthelm im Rathhause aufgeführt und vom Volke stark besucht, obgleich die Geistlichkeit vielfach dagegen eiferte. Erfreulicher war die ebenfalls vom Hofe geförderte Vervollkommnung der Gewerbe und Fabriken. Unter Friedrich I. wurden auch die bisher getrennten und von besondern Magistraten verwalteten Stadttheile 1703 zu einem Ganzen vereinigt und einem Magistrate (bestehend aus 4 Bürgermeistern, 2 Syndicis, einem Oekonomiedirektor, einem Einnehmer, einem Kontroleur u. 10 Rathsherren, deren Amt 1 Jahr währte u. vom Könige besetzt wurde) untergeordnet. Die Einzelbenennungen Köln, Friedrichsstadt u. a. gingen seitdem in dem Gemeinnamen Berlin unter. Während der ernsten, aber wohlthätigen Regierung Friedrich Wilhelms I. (1713—1740) wurden das Friedrich-Wilhelms-Waisenhaus, mehre Kirchen, das anatomische Theater (1723) gestiftet, das joachimsthalsche Gymnasium neugebaut, das hohe Haus in eine Wollenmanufaktur, das frühere Posthaus in ein allgemeines Krankenhaus (Charité) umgewandelt; die 1737 bereits 1682 Häuser zählende Friedrichsstadt, die Dorotheenstadt und die kölnische Vorstadt mit einer Mauer umgeben, dagegen aber die nun entbehrlichen Festungswerke der kölnischen Seite abgetragen und durch eine Häuserreihe (Niederwallstraße) der Zusammenhang mit der übrigen Stadt bewirkt. Die Bewohnerzahl, zu Ende der Regierung Friedrichs I. 61,000, wuchs bis auf 90,000, besonders durch die Aufnahme der vertriebenen protestantischen Böhmen in die Friedrichsstadt. Aber im Leben der Bürger war es stiller geworden; die Kaffeehäuser, alle rauschenden Vergnügungen an öffentlichen Orten, selbst die lange bestandenen Schießübungen auf bestimmten Plätzen hatten aufgehört, und nur selten erhielten Seiltänzer, Schauspielertruppen und Taschenspieler die Erlaubniß, das Volk zu belustigen. Eine neue Epoche begann

auch in dieser Hinsicht für B. mit Friedrich dem Großen. Seine Bauten und Anlagen berücksichtigten eben so sehr das Zweckmäßige und Nutzliche, als das Schöne, Angenehme, Erheiternde. Noch vor dem 7jährigen Kriege wurden ausgeführt: die Einrichtung des Thiergartens zu einem Parke, die Abtragung der noch vorhandenen Befestigungswerke (1745), an deren Stelle die neue Friedrichsstraße und ein Theil der Alexanderstraße mit mehren öffentlichen Gebäuden traten; die Erweiterung der stralauer Vorstadt, der Bau des Opernhauses nach Knobelsdorffs Plane, des Invalidenhauses, des Arbeitshauses, der katholischen Hedwigskirche und des Domes (1748). Der 7jährige Krieg brachte mehrmals feindliche Heere in die Stadt. So drang 1757 der österreichische General Haddik, der erste Feind seit dem 30jährigen Kriege, in die Vorstädte ein und erpreßte eine Kontribution von 200,000 Thalern. Darauf (1759) beschossen die Russen die Stadt vom tempelhofer Berge aus; den 9. Oktober drangen sie ein und brandschatzten auf die härteste Weise. Nach dem Frieden fanden sich von den 1755 vorhandenen 126,661 Einwohnern nur noch 98,000 vor, wovon überdies ein großer Theil in Armuth gerathen war und öffentlicher Unterstützung bedurfte. Friedrich der Große suchte durch Wiederaufnahme der Bauten und Belebung der Industrie zu helfen. Es wurden auf königliche Kosten großartige Seidenfabriken, Webereien und Druckereien für Kattun, u. a. angelegt, während die schon 1751 vorhandene Porzellanmanufaktur eine bedeutende Erweiterung und Vervollkommnung erhielt. Zeitgemäße Reformen der städtischen Genossenschaften und Innungen unterstützten den Vertrieb der gesteigerten Produktion. So wurde die Kaufmannschaft in 4 Klassen getheilt, deren erste die Materialistengilde und die der Tuch- und Seidenhändler mit 211 Mitgliedern (im Jahr 1782) bildeten. Bald kehrte durch die weise Sorgfalt des Königs der alte Wohlstand und Glanz seiner Hauptstadt in verdoppeltem Maße zurück. Die Häuserzahl wuchs von 1750 bis 1786 um 510 massive und solide Baue, die Bevölkerung stieg bis nahe an 150,000 (s. oben). Dieser Zuwachs machte die Anlegung der rosenthaler Vorstadt nöthig. Zur Verschönerung der Stadt trugen die beiden Thürme auf dem Gensdarmenmarkte bei, ferner die Standbilder preußischer Helden auf dem Wilhelmsplatze, das Schauspielhaus und eine Menge anderer öffentlicher Bauten, so daß nun die Residenz auch in ihrem Aeußern, namentlich in der Gegend der Linden, andern Hauptstädten Europa's würdig sich zur Seite stellte. Vieles, namentlich was ins Gebiet der Verwaltung eingreift, gehört der Geschichte des Staats an und hat für die Stadt nur mittelbares Interesse, in sofern sich die Zahl der hochgestellten Beamten in ihr koncentrirte und vermehrte, dadurch aber Wohlhabenheit und geistige Bildung bedeutend gefördert wurden. Damals war B. der Sammelplatz der französischen Schön- und Freigeister: eines d'Argens, Voltaire, La Mettrie u. A., aber auch Lessing, Moses Mendelssohn, Ramler, Gleim, Engel hielten sich größtentheils zu B. auf, der vielen, als Schriftsteller ausgezeichneten Staatsmänner nicht zu gedenken. Die Akademie der Wissenschaften wurde nach französischem Zuschnitte umgeformt, und für die königliche Bibliothek ein besonderes Gebäude errichtet. Von den unter Friedrich Wilhelm II. gemachten großen Ausgaben diente ein nicht unbedeutender Theil zur Verschönerung der Residenz. Das in den Jahren 1789—1793 errichtete brandenburger Thor kostete allein mehr als eine halbe Million Thaler; andere Werke dieses Monarchen waren: die innere Ausschmückung des Opernhauses, die gegenwärtige Einrichtung des Schlosses Monbijou, die Errichtung einer besondern Ringmauer zwischen dem oranienburger und prenzlauer Thore, deren Stelle bisher nur Pallisadirungen vertreten hatten, der Neubau des Thurms der Marienkirche. Gleichzeitig gelangten in gewerblicher Beziehung die Schöpfungen des großen Friedrich zu voller Reife. Während des letzten Decenniums des 18. Jahrhunderts hob sich, begünstigt durch die französische Revolution, namentlich die Seidenzeuchfabrikation in solchem Grade, daß B. den Bedarf für das nördliche Europa lieferte und durchschnittlich 4000 Stühle beschäftigte, welche Zahl erst später auf die noch immer bedeutende von 2000 herabsank. Auch die artistischen und literarischen Verhältnisse der Stadt erlangten von Tage zu Tage eine größere Bedeutsamkeit. Anstalten, wie die Thierarzneischule, die Artillerieakademie, das medicinische Friedrich-Wilhelms-Institut, wirkten auf den gesammten Staat zurück. Noch größer wurden die Fortschritte B.s seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts, und selbst die unglücklichen Kriegsschicksale von 1806 an vermochten sie nur auf kurze Zeit zu hemmen. Unter diesen ohnehin drückenden Zeitumständen verlor die Stadt den 20. September 1809 durch eine Feuersbrunst eine ihrer schönsten Kirchen, die Petrikirche. Aber die Zeit der Schwäche und Erniedrigung brachte für B. zwei unschätzbare Kleinode, 1808 die Städteordnung und 1810 die Universität. Die Militärakademie wurde in eine allgemeine Kriegsschule verwandelt, zur Erinnerung an die Königin Luise das Luisenstift gegründet. Als Preußen sich 1813 gegen Frankreich erklärte, opferte B. freudig Gut und Blut zur Abschüttelung des Fremdenjoches. Mit Jubel empfing man im März die Russen. Beinahe wäre die Stadt später wieder eine Beute der Franzosen geworden, die noch, als Denkmal ihres frühern Hierseyns, die Quadriga des brandenburger Thors in ihrer Hauptstadt verwahrten; nur die glorreichen Siege bei Großbeeren und Dennewitz wendeten den Unheil drohenden Besuch ab. Nach dem Jahr 1816 begann von Neuem die Verschönerung B.s durch Prachtgebäude und Denkmale aller Art. Der große Schinkel war es, welcher den griechischen Styl in Aufnahme und im Großen wie im Kleinen zur Anwendung brachte. Durch ihn ist der hohe Standpunkt der Intelligenz, welchen Preußen seit den Kriegen von 1814 und 1815 eingenommen hat, auch in der Architektur sichtbar geworden. Schinkels erstes großes Werk war das neue Schauspielhaus; es folgte das Museum, die neue Wache, die Schloßbrücke, die werdersche Kirche, letztere vielleicht die am

wenigsten gelungene Schöpfung Schinkels, bei welcher die Nachahmung des Gothischen zu Spielerei herabgesunken erscheint, und die Bauakademie, die in ihrer Eigenthümlichkeit alle Anerkennung verdient. Außer bei diesen Bauten ist aber Schinkels Einfluß noch bei vielen Privatgebäuden, Villen, den Restaurationen der prinzlichen Palais u. s. w. sichtbar, ja die ganze Konstruktionsart der neueren Häuser rührt von ihm her. Der schwerfällige Styl der frühern Zeit ist darin gänzlich beseitigt, leicht und geschmackvoll erhebt sich der Treppenbau, der Raum der Zimmer ist aufs Trefflichste zu bequemen, wohnlichen Gemächern verwandt, und die finstern Korridors sind gänzlich vermieden. Bei den Landhäusern herrscht wesentlich der griechische Styl vor. Die Gründung der Friedrich-Wilhelms- oder Luisenstadt, so wie die Lust der Berliner, sich in der Thiergarten- und Potsdamerstraße anzubauen, hat Schinkel und seinen Schülern (Stieler, Knoblauch, Bürde, Menzel, Geisler, Strack u. A.) vielfach Gelegenheit gegeben, die neue Bauart anzuwenden; hier finden sich denn auch die geschmackvollsten und schönsten Gebäude B.s. Doch auch innerhalb der Stadtmauern ist die Verbesserung des Baustyls allenthalben wahrzunehmen, namentlich hat man seit einigen Jahren angefangen, die alten Gebäude der Hauptstraßen niederzureißen und sie von Grund auf neu zu erbauen. Die Friedrich-Wilhelmsstadt ist durch ein Thor, das dem potsdamer Thore gleicht, begrenzt worden. Eine wesentliche Verbesserung ist ferner die schon erwähnte Umwandlung des Thiergartens in einen englischen Park, welche der Direktor Lenné ausgeführt hat. Die Skulptur repräsentirt Rauch auf eine ebenso bedeutungsvolle Weise, wie Schinkel die Architektur. Auch er hat die Schönheit des griechischen Geschmacks mit den Anforderungen des modernen Geistes zu vereinen gewußt und insbesondere Heroenstatuen geschaffen, welche ihn den größten Bildhauern aller Zeiten anreihen. In der architektonischen Malerei ist durch die Berufung von Cornelius für B. eine neue Aera eröffnet worden. Der Anbau des köpenicker Feldes ist in dem letzten Jahrzehnt kräftiger in Angriff genommen worden, und durch die anhaltische Eisenbahn hat B. ein neues Thor und 3 Straßen (dessauer, köthener, bernburger Straße) zwischen der anhaltischen und potsdamer Eisenbahn erhalten.

B. ist seiner gegenwärtigen Einwohnerzahl nach die 8. Stadt Europa's, indem es nur von London, Paris, Konstantinopel, Petersburg, Wien, Moskau und Neapel, welchen 3 letztern es indeß ziemlich gleich steht, übertroffen wird; sein Flächenraum verhält sich zu dem von Wien (mit dessen Vorstädten) wie 5 zu 6 und zu dem von Paris wie 1 zu 2. Das für Preußen so schmeichelhafte Anagramm des lateinischen Namens seiner Hauptstadt: „Berolinum lumen orbi" findet seine Bewahrheitung in der großartigen und epochemachenden wissenschaftlichen Thätigkeit, die B. in der neuesten Zeit entfaltet und in strahlenden Radien nach allen Seiten hin ausgebreitet hat. B.s Handel, seine Industrie, seine Kunstleistungen sind gewiß höchst bedeutend, aber in allen diesen Richtungen stehen andere Städte Deutschlands mit der preußischen Hauptstadt auf gleicher Stufe, ja Hamburg, Leipzig, Wien, München u. a. m. übertreffen dieselbe in der einen oder der andern Beziehung; im Reiche der Wissenschaften aber behauptet B. bis jetzt unbestritten das Primat in Deutschland. Jede Fakultät wird hier durch bedeutende Kräfte repräsentirt. Der Betrieb der Bildungs- und Unterrichtsanstalten gewährt einen wahrhaft großartigen Anblick und wird durch die in Herbeischaffung neuer Hülfsmittel für diese Zwecke unermüdete Freigebigkeit der Regierung befördert u. begünstigt. Die Universität ist natürlich das Centrum dieser sonnigen Sphäre, der Brennpunkt, in welchem alle Strahlen zusammentreffen. Ihre Gründung ist in der Geschichte der Wissenschaften und der Kultur ein wichtiges Ereigniß. Der erste Gedanke zu ihrer Errichtung wurde durch den Verlust der Universität Halle, damals eine der wichtigsten in Preußen, welche dem westphälischen Reiche einverleibt worden war, wachgerufen, von den bedeutendsten Männern mit Enthusiasmus erfaßt, da man die Nothwendigkeit erkannte, Preußen zu einer intellektuellen Macht zu erheben, nachdem seine materielle Kraft geschwächt war. Schmalz, F. A. Wolf, Fichte, Schleiermacher, Beyme, Altenstein hatten mehr oder weniger Einfluß auf ihre Organisation; den vollständigen Plan dazu aber entwarf mit der ihm eigenen Umsicht und Großartigkeit der damalige Staatsrath und Chef der Sektion des öffentlichen Unterrichts im Ministerium des Innern, Wilhelm von Humboldt. Frei von jeder parteilichen Einseitigkeit, ging er auf die verschiedenen Ansichten und Vorschläge ein, verband sie allseitig mit einander, nahm ihnen dadurch ihre Beschränktheit und verarbeitete sie zu dem Ganzen, welches eben so wesentlich sein Werk, als das Werk des Zeitgeistes und der gegebenen Verhältnisse ist. Durch die innige Verbindung, in welche die neue Universität mit der Akademie der Wissenschaften trat, durch den glücklichen Takt, mit welchem man bei Berufung der neuen Lehrer zu Werke ging, war gleich bei der Eröffnung (15. Okt. 1810) ein Verein von Docenten gebildet worden, welchem keine der übrigen Universitäten Deutschlands einen gleich bedeutenden gegenüberstellen konnte. Die theologische Fakultät bildeten: Schleiermacher, Marheinecke und de Wette, außerdem las Bellermann als Privatdocent; die juristische: Savigny, Biener und Schmalz; die medicinische: Gräfe, Horkel, Knape, Rudolphi, Hufeland und Reil; die philosophische: Fichte, Erman, Heindorf, Hirt, Klaproth, Rühs, Tralles, Weiß und Böckh. Außerdem lasen als Mitglieder der Akademie: F. A. Wolf, Niebuhr, Spalding, Buttmann und Bode. Die meisten dieser Namen haben europäischen Ruf, fast die Hälfte stehen als ruhmbekränzte Führer ganzer Schulen und Jüngerschaften auf dem lichten Felde der Wissenschaft. Und von Jahr zu Jahr wuchs die Schaar der literarischen Notabilitäten. Die theologische Fakultät verlor de Wette durch einen politischen Mißgriff, Schleiermacher durch den Tod, und beide Verluste waren schwer zu ersetzen. Indessen wirkte Neander in seiner stillen, gründ-

lichen Weise nicht minder segensreich, und Hengstenbergs Einfluß muß selbst von Denen als ein bedeutender anerkannt werden, welche der Richtung, in der er sich äußert, nicht zugethan sind. Twesten ist Schleiermachers Nachfolger geworden, als dessen treuester Schüler er arbeitet. Auch Strauß, Vatke u. A. gehören, obwohl in sehr verschiedenen Richtungen thätig, zu den bedeutenderen Theologen unserer Zeit. Die juristische Fakultät verlor ihre erste Zierde durch Savigny's Ernennung zum geheimen Staatsrath und Justizminister, u. auch Gans ist ihr entrissen worden; aber in Homeyer, Lancizolle, Rudorff, Stahl und Puchta besaß und besitzt sie noch immer tüchtige, zum Theil ausgezeichnete Vertreter. Namen erster Größe schmücken das Verzeichniß der Mediciner: Müller, Schönlein, Dieffenbach, Horn, Schultz, Hecker, Jüngken. In der Philosophie sind Böckh, Bekker, Lachmann, v. Hagen, Zumpt, besonders aber die Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm hervorzuheben; für die orientalischen Studien steht Bopp als Gründer einer eigenthümlichen Schule da. Ihm zur Seite glänzte Fr. Rückerts berühmter Name. Als Historiker sind zu nennen, nachdem Wilken vom Schauplatz abgetreten ist, Raumer u. Ranke; der Begründer des wissenschaftlichen Studiums der Erdbeschreibung ist K. Ritter; als Mathematiker sind Ohm, Dirksen und Dirichlet, als Astronomen Encke, als Naturforscher, Physiker und Chemiker, außer Lichtenstein und Weiß, Link, Mitscherlich, Rose, Poggendorf, Schubarth, Dove, Ehrenberg zu nennen. Ganz besonders wichtig aber wurde B. für die Philosophie; die Geschichte dieser Disciplin nach Kant knüpft sich fast ausschließlich an Männer an, welche in B. gelehrt haben: Fichte, Hegel, Schelling. Hegel ward 1818 Fichte's Nachfolger und bis an seinen Tod eine allgewaltige Autorität; sein Nachfolger Gabler hat diesen Einfluß nicht behaupten können; dagegen übte Schelling, der seit 1842 dem Lehrerpersonal der Universität beigesellt wurde, einen nicht zu verkennenden Einfluß nicht bloß auf die Richtung der berliner philosophischen Fakultät, sondern auf die verschiedenen philosophischen Richtungen der Gegenwart überhaupt. Neben der schellingschen und hegelschen Schule behauptete sich Beneke mit seinem eigenthümlich gestalteten Herbartianismus und seiner Richtung auf das Praktische. Solche Lehrer, in Verbindung mit den ausgezeichnetsten Instituten und Sammlungen (unter denen die königliche Bibliothek mit über 260,000 Bänden, seit Wilkens Tode unter der Leitung des Oberbibliothekars Pertz, obenan steht) und den Annehmlichkeiten einer großen u. glänzenden Residenz, mußten die Folge haben, daß B. in wenigen Jahren die besuchteste aller Universitäten Deutschlands wurde. Die Zahl der Studirenden stieg in manchen Jahren über 2100; im Wintersemester $18^{56}/_{57}$ zählte die berl. Universität 168 Lehrer, worunter 50 ordentliche, 42 Extraordinar-, 8 Honorarprofessoren, 60 Privatdocenten u. 8 Sprach- u. Exercitienmeister, u. 1570 immatrikulirte, mit den Nichtimmatrikulirten im Ganzen 2276 Studirende. Doch auch außerhalb der Grenzen der Universität begegnet uns in B. reges, produktives, wissenschaftliches Leben. Nicht bloß hält die Akademie ihre gelehrten Sitzungen, wo die Koryphäen die Früchte ihrer Forschungen austauschen, sondern die zahlreichen, weiter oben schon angeführten Gesellschaften verbreiten wissenschaftliches Interesse in viel weiterem Kreise; namentlich aber sind in dieser Hinsicht die Vorträge, welche ein Verein von Professoren u. Akademikern für ein größeres gebildetes Publikum hält, von hoher Bedeutung; solche Vorträge wurden in den letzten Jahren von Raumer, Lichtenstein, Steffens, Ritter, Dove, Ehrenberg, Link, Encke u. A. gehalten. Ueberaus groß ist endlich die Zahl der in Berlin erscheinenden literärischen Blätter. Mit Uebergehung der belletristischen, sowie aller derer, die besondere Fachwissenschaften behandeln, erwähnen wir nur die „Evangelische Kirchenzeitung" von Hengstenberg. Von politischen Zeitungen dürften die „Staatszeitung", Organ der Regierung; die „Vossische Zeitung", die „Haude- und Spenersche Zeitung", die „Neue preußische Zeitung" („Kreuzzeitung") mit absolutistischer, u. die „Nationalzeitung" mit liberaler Tendenz die bedeutendsten seyn, die den auf die Bewegung von 1848 folgenden Rückschlag überlebt haben. Große Verbreitung genießt der satyrisch-humoristische „Kladderadatsch". Das Jahr 1848 war für B. verhängnißvoll. Die Revolution vom 18. und 19. März 1848 trieb Preußen auf eine neue Bahn des Staatslebens. Das Nähere darüber, sowie über die berliner Vorgänge s. Preußen (Geschichte). In den Jahren 1852—53 fanden in B. die Verhandlungen über die Fortdauer des Zollvereins u. den Zollvertrag mit Oesterreich Statt. Vgl. Spiker, B. u. seine Umgebungen im 19. Jahrh., Berl. 1833; Fidicin, Geschichte der Stadt B., das. 1841; Klöden, Erwiderung auf die Schrift des Hrn. Fidicin, das. 1841; Geppert, Chronik von B. seit Entstehung der Stadt, das. 1841—43; Ramgo, Neue berliner Stadtchronik, das. 1841; Braß, Chronik von B., das. 1841. Als Fremdenführer unter vielen andern ist Cosmars „Neuester u. vollständigster Wegweiser durch B. u. Potsdam" (13. Aufl., Berl. 1851) zu empfehlen.

Berlinerblau (auch Pariser-, Erlanger-, Mineralblau), Bezeichnung für eine mehr oder weniger rein vorkommende Verbindung, welche im Wesentlichen nur aus Cyan und Eisen besteht. Die Darstellung derselben wurde von dem Fabrikanten Diesbach in Dippels Laboratorium zu Berlin 1704 oder 1707 entdeckt, aber bis 1724 geheim gehalten; jetzt wird es an vielen Orten, und zwar in der nämlichen chemischen Zusammensetzung, bereitet. Es wird so bereitet, daß man die Auflösung eines Eisenoxydsalzes oder Eisenchloridsalzes mit einer Lösung von Blutlaugensalz (Cyaneisenkalium) ausfällt, den Niederschlag sammelt, mit heißem Wasser auswäscht und trocknet (Eisencyanürcyanid). Es stellt in feinzerriebenem Zustande ein schön dunkelblaues, geruch- und geschmackloses Pulver dar, ist in Wasser, Weingeist und Säuren unlöslich und wird durch kaustische, kohlensaure und geschwefelte Alkalien sowie durch Quecksilberoxyd und dessen Salze zerlegt. Koncentrirte Schwefelsäure löst das B. zu einer kleisterähnlichen Masse auf, durch Wasser wird es unverändert wieder ausgeschieden. Schwefelwasserstoff ändert seine Farbe in weiß, durch

Luftzutritt wird es wieder blau. Frisch gefälltes B. ungetrocknet löst sich in verdünnter Oxalsäure zu einer schön blauen Flüssigkeit, die als blaue Dinte benutzt wird. Durchs Sonnenlicht wird es unter Cyanentwickelung weiß, im Dunkeln durch Sauerstoffaufnahme wieder blau. Zur Darstellung im Großen wendet man stets Eisenvitriol und Blutlaugensalz gewöhnlich nach folgender Methode an. 12 Theile möglichst kupferfreien Eisenvitriol und ebensoviel Blutlaugensalz löst man, jedes für sich, in 30 Theilen Wasser und vermischt sie mit einander. Dem entstandenen bläulich-weißen Niederschlag werden unter sorgfältigem Umrühren 4½ Theile rauchende Salzsäure und 2 Theile koncentrirte Schwefelsäure zugemischt; nachdem das Gemisch einige Zeit ruhig gestanden, fügt man von einer Chlorkalklösung so lange hinzu, bis sich Chlorgas zu entwickeln anfängt. Einfacher noch verfährt man, wenn man den durch Vermischen der Eisenvitriol- und Blutlaugensalzlösung entstandenen Niederschlag absetzen läßt, die überstehende Flüssigkeit abgießt und den Niederschlag unter Zusatz von Salpetersäure so lange erhitzt, bis er eine satte dunkelblaue Farbe angenommen hat. Der auf eine oder die andere Weise erhaltene Niederschlag wird ausgewaschen, etwas gepreßt und getrocknet. Dies ist das Pariserblau des Handels, das eine mäßig harte, zwischen den Fingern zerreibliche, stark abfärbende, dunkelblaue Masse bildet, die, in Wasser fein zertheilt auf Papier gestrichen, keine sandig schwarzen Körner zeigt. Geschieht das Trocknen in stark geheizten Trockenstuben, so werden die Stücke kupferroth, metallisch-glänzend und verlieren die Fähigkeit, sich im Wasser fein zu zertheilen. In noch höherer Temperatur getrocknet, kann es durch glühende Körper entzündet werden und verglimmt dabei unter Entwickelung von kohlensaurem Ammoniak zu Eisenoxyd. Andere als B. vorkommende Farben enthalten wechselnde Mengen von zugesetzten farblosen Erden, auch Metalloxyden u. dergl. m., gewöhnlich Thonerde, kohlensaure Magnesia, kohlensaures Zinkoxyd, Kartoffelstärke. Diese werden zum Theil und vortheilhaft mit dem feuchten Niederschlage gut gemischt und getrocknet; zum Theil, wie z. B. beim Zusatz von Thonerde, löst man aber auch mit dem Eisenvitriol eine gewisse Menge Alaun zugleich auf und fällt dann mit Blutlaugensalz, wodurch die Thonerde des Alauns mit dem B. gleichzeitig ausgeschieden wird. Dieses so versetzte B. gibt das Mineralblau. Die technische Anwendung des B. ist ziemlich verbreitet, es dient als Wasser- und Leimfarbe. Beim Stubenmalen darf es nie mit frischem Kalk zusammenkommen, eben so wenig mit ätzenden Alkalien, z. B. zum Bläuen eines mit Harzseife in der Bütte geleimten Papiers, weil es dann immer zersetzt wird. Es wird in der Kattundruckerei, Baumwollen- und Wollenfärberei angewendet, dient auch zum Bläuen der Papiermasse u. dgl. m.

Berlioz, Hector, geb. den 11. Dec. 1803 zu Côte-Saint-André im franz. Departement Isère, wurde von seinem Vater, trotz seiner sich frühzeitig kund gebenden musikalischen Anlagen, zum Studium der Arzneikunde bestimmt und erhielt erst in seinem zwölften Jahre, lediglich in Rücksicht auf allgemeine Bildung, einigen Unterricht in der Musik. Je größer die Fortschritte waren, welche er hierin machte, desto entschiedener offenbarte sich seine Abneigung gegen einen Stand, für den er keinen Beruf in sich fühlte. Das Anhören eines Quartetts von J. Haydn begeisterte ihn zu einer musikalischen Komposition; unverzüglich machte er sich ans Werk und schrieb ein Quintett für Flöte, 2 Violinen, Viola und Violoncell, das mit unerwartetem Erfolge aufgeführt wurde. Der Vater, ängstlich besorgt für die Zukunft seines Sohnes, erschrak über das Beifallklatschen der Zuhörer und schickte den heranwachsenden Jüngling nach Paris, wo er von nun an und mit vollem Ernste die Medicin studiren sollte. B. machte vergebliche Vorstellungen; des Vaters Machtspruch zwang den Widerspenstigen in die anatomischen Säle hinein, wo dieser, statt mit physiologischen Untersuchungen sich abzugeben, an nichts Anderes dachte, als an die Opern, die er den Abend zuvor gehört, von nichts Anderem träumte, als von Melodien, die in seiner glühenden Einbildungskraft auftauchten. Müde dieses Lebens voll Kampf zwischen Neigung und aufgedrungener Pflicht, schrieb B. seinem Vater und hielt ihm die Unmöglichkeit vor Augen, das ihm aufgedrungene Studium fortzusetzen; als Antwort liefen Gegenvorstellungen, Drohungen ein, und so begann zwischen Vater und Sohn eine Fehde, die vier lange Jahre dauerte. Aber der Vater ließ sich nicht bewegen, und als endlich B. dem Drange seines Genies folgte, sah er sich zugleich aller väterlichen Hülfe beraubt und mußte daher, um die nöthigen Subsistenzmittel zu gewinnen, beim Théâtre des Nouveautés als Chorsänger eintreten. In dieser kümmerlichen Lage verharrte er drei Monate lang und gab dabei noch Unterricht im Gesange. In zurückgezogener Stille und unbemerkter Thätigkeit arbeitete er inzwischen an einer Oper („Francs Juges“, „Die heilige Feme“), wovon später nur die Ouverture bekannt geworden ist. Seine Aeltern gaben endlich nach und schickten den beharrlichen jungen Künstler, der unterdessen im Konservatorium unter Reicha's Anleitung das Studium der Harmonielehre und Komposition, welches er früher mit Lesueur angefangen, vollendet hatte, wieder eine spärliche Unterstützung, die ihn in den Stand setzte, sich mit mehr Muße und Geistesruhe dem Kultus seiner Kunst hinzugeben. Um diese Zeit riß ihn die Liebe zu einer Irländerin, Miß Smithson, welche sich bei der damals in Paris verweilenden englischen Schauspielergesellschaft befand, mächtig hin. Die Geschichte dieser Liebe, welche unter den auffallendsten Umständen und Verwandlungen drei Jahre lang dauerte, liegt dem Inhalte nach, mit ihrer Begeisterung, mit ihren Klagen und Thränen und mit ihrer Verzweiflung in seiner „Sinfonie fantastique“ (von Liszt für das Pianoforte eingerichtet) vor, einem Werke, das eigentlich eine dramatische Dichtung ist, wozu nur der Worttext fehlt. Nachdem B. in den Julitagen 1830 mit seiner Kantate „Sardanapal“ den ersten Preis der Komposition erhalten hatte, begab er sich nach Italien. Doch spann sich jener Roman weiter fort; seine damaligen Kompositionen sind Bruchstücke aus seinem von der Leidenschaft wildbewegten Leben. Kaum

zu Rom angelangt, wollte er nach Frankreich zurückkehren, ward in Florenz krank und komponirte hier die „Sinfonie méloloque" womit er die „Sinfonie fantastique" zu vervollständigen und klarer zu machen suchte. Von Florenz kam er in zehn Tagen nach Nizza, blieb hier einen Monat lang, Jedem unbekannt, streifte des Tages in den Felsen von Villefranche umher oder badete sich, um das verzehrende Feuer, das in ihm loderte, zu kühlen, obgleich es noch Winterszeit war, im Meere. Zu gleicher Zeit komponirte er die Ouverturen zu „Le roi Lear" und „Rob Roy". Aus Nizza mußte er auf polizeiliche Verfügung, weil man in dem zurückgezogenen jungen Franzosen einen Spion der Julirevolution muthmaßte, sich entfernen. Nach einem 18 Monate langen Aufenthalte in Italien kehrte B. nach Paris zurück, wo er die Geliebte, von der er seit drei Jahren nichts mehr gehört hatte, wieder fand und sich mit ihr verheirathete. Paganini begte eine lebhafte Zuneigung gegen den Komponisten der „Sinfonie fantastique", der ihm die Komposition eines Alto-Solo's versprechen mußte. B. begann die Arbeit mit regem Eifer; aber des Künstlers Phantasie trat aus den ihr vorgeschriebenen Schranken und flog den eigenen Flug mit ihrem mächtigen Fittigschlage. Aus dem Alto-Solo ward eine Sinfonie, die wir unter dem Titel „Harold" kennen. So veranlaßte Paganini, ohne es zu wollen, die Entstehung dieser Komposition, in welcher der kühne, originelle Geist des Tondichters sich aufs Glänzendste kund gibt. Seit dieser Sinfonie schrieb B., auf Veranlassung der Einnahme Konstantine's und auf Gasparins, des damaligen Ministers des Innern, Aufforderung, sein „Requiem" zur Todtenfeier des Generals Damrémont, welches die Einen als eine außerordentliche Leistung in den Himmel erhoben, die Andern aber als eine musikalische Monstrosität verurtheilten. Einige Zeit nachher ward die Oper „Benvenuto Cellini" vollendet, welche, wie jede ernstere, gründlichere, tiefer eingehende, gegen angenommene Formen verstoßende Musik, bei der Mehrzahl des französischen Publikums wie bei der Mehrzahl der Uneingeweihten überhaupt keine so günstige Aufnahme finden konnte, wie sie den frühern Werken B.' zu Theil geworden war. Um dieselbe Zeit schrieb B. eine Kantate für Baßstimme mit Chor und Orchesterbegleitung, die wir unter dem Namen „Der 5. Mai oder Napoleons Tod" (von Béranger) kennen, dann „Sara la Baigneuse" (Text von V. Hugo), vierstimmig mit Chor und Orchester, die Ouverture zu „Francs Juges" und jene zu „Lear" und mehre kleinere Kompositionen für Gesang mit Pianobegleitung. Durch die gegen das Ende des Jahres 1839 zur Aufführung gebrachte Sinfonie zu „Romeo et Juliette" hat sich das Urtheil der Kritiker und Künstler über B.' Leistungen, wenn auch noch nicht ganz übereinstimmend gestaltet, doch zu seinen Gunsten entschieden. Im Jahre 1856 wurde B. auch Mitglied der französischen Akademie. Von seinen späteren Werken sind noch zu nennen: die Ouverture zum „Carneval romain" und die „Hymne à la France", welche den 1. August 1844 mit einem Orchester von fast 1000 Musikern zur Aufführung kam. B. war der Erste, welcher mittelst bloßer Instrumentalmusik, die man bisher fast nur zum Ausdruck allgemeinerer Gefühle und Stimmungen oder höchstens zu naturnachahmender Tonmalerei angewendet hatte, eine Darstellung bestimmterer Verhältnisse und Umstände anstrebte, die vom Zuhörer verstanden werden könnte, ohne daß derselbe dazu eines Kommentars bedürfen sollte. Seine Ansichten über diesen Punkt legte er in dem „Traité d'instrumentation et d'orchestration modernes" (Paris 1844; deutsch von Grünbaum, Berlin 1845, und von Leibrock, Leipzig 1845) nieder. Im Jahre 1843 bereiste B., und zwar in der Absicht, seine Kompositionen zur Aufführung zu bringen, Belgien und Deutschland. Eine interessante Frucht dieser Reise sind seine für das „Journal des débats" gelieferten Briefe (deutsch, Leipzig 1843; von Gathy, Hamburg 1844). B. gilt übrigens für einen trefflichen Orchesterdirigenten. Nach einem Koncerte, welches B. im Konservatorium gab, wo „Die phantastische Sinfonie" und „Die Episode aus dem Leben eines Künstlers" nebst dem 2. Theile „Rückkehr ins Leben" aufgeführt wurde, schrieb Paganini an B.: „Da Beethoven todt ist, konnte ihn B. allein wieder aufleben machen, und ich habe Ihre göttliche Komposition gekostet, die eines Genius, wie der Ihrige, würdig ist." Eine Note von 20 000 Francs begleitete das Billet, die Paganini seinem jungen Freunde für die gestrige Loge anbot. Beim „Journal des débats" und der „Gazette musicale" nimmt B. eine hohe Stellung als musikalischer Kritiker ein. Eine Würdigung B.s versuchte Griepenkerl in dem Schriftchen: „Ritter B. in Braunschweig" (Braunschw. 1843). Auf einer zweiten Reise nach Deutschland 1846 errang er besonders in Wien und Prag bedeutende Erfolge. Neuerlich wurde die berliozsche Musik vorzüglich durch Liszt in Weimar in Aufnahme gebracht und die bedeutendsten Werke des Meisters meist unter Liszts eigner Leitung aufgeführt, u. a. 1852 „Fausts Höllenfahrt". B. ist Gründer und Leiter der bekannten „philharmonischen Koncerte" und war Mitglied der Jury, die 1851 die zur Weltausstellung in London eingesandten Instrumente zu prüfen hatte. Merkwürdig ist, daß B. kein einziges Instrument spielt, wodurch sich bewahrheitet, daß die Phantasie auf neue Kombinationen ungleich leichter durch sich selbst kommt, als wenn sie dieselben erst mit dem Ohr probirt, woraus sich aber auch manche Härte in B.' Kompositionen erklärt.

Berlocken (vom französischen breloques), Kleinigkeiten, Spielwaaren von Metall, Elfenbein, Porzellan u. dgl.; dann Ziergehänge am Uhrband.

Bermadas-Insel, kleine afrikanische Insel, Kapland, an der Westküste, nördlich von der Saldanhabai.

Berme (berme lisière), ein Gang, der bei vorübergehenden Befestigungen zwischen Brustwehr und Graben auf dem Horizonte, bei eigentlichen Festungswerken am Fuße des Walls auf der obern Fläche der Futtermauer herumläuft, dort 2—4 Fuß, hier 4—10 Fuß breit, mit der ursprünglichen Bestimmung, die vom Walle oder von der äußern Brustwehrböschung abgeschossene Erde aufzuhalten, damit dieselbe nicht in den Graben

rolle und diesen zum Theil ausfülle. Früher war die B. gegen den Graben zu häufig mit einer schwachen, zur Vertheidigung eingerichteten Mauer begrenzt und man nannte sie den Rundenweg, von ihrer Benutzung zum Umgange der Runden um die Festung. Die Nachtheile der B. für die Sturmsicherheit des Walls und der Brustwehr haben indessen ihre Anlegung jetzt sehr beschränkt; nur bei Belagerungsbatterien ist ihre Beibehaltung räthlich, weil hier die erwähnten Nachtheile weniger berücksichtigt zu werden brauchen, durch die B. aber das Ausbessern der vom feindlichen Feuer beschädigten Stellen sehr erleichtert wird. In allen übrigen Fällen muß man wenigstens auf die Bedeckung der B. mit Hindernissen (Hecken, Strauchwerk rc.) wider das Ansammeln und Ausbreiten des Feindes daselbst bedacht seyn.

Bermeo, Stadt in der spanischen Provinz Bilbao, nördlich von Bilbao, westlich von der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Meerbusen von Biscaya, mit kleinem Hafen, beträchtlicher Fischerei und 4300 Einwohnern. Geburtsort des Dichters Alonzo de Ercilla.

Bermudas (bermudische Inseln, bei den Engländern Somers-Inseln genannt), britisch-nordamerikanische Inselgruppe im atlantischen Ocean, an der Ostseite von Nordamerika, Nord-Carolina gegenüber, zwischen 31° 55'—32° 20' nördlicher Breite und 314°—315° östlicher Länge von Ferro, begreifen mehr als 300 kleine, nur wenig über die Meeresfläche emporragende Korallenriffe, die, auch in weitern Kreisen unter dem Wasser sich verbreitend, das Einlaufen in die beiden größern Häfen St. George und Hamilton äußerst gefährlich machen. Die Inseln bestehen ganz aus organischen Ueberresten; von den härtesten Felsen bis zum Ufersande ist daselbst Alles aus mehr oder weniger kleinen Bruchstücken von Muscheln, Korallen rc. gebildet. Aus der Ferne erscheinen die B. als dunkelgrün belaubte Hügel, an deren Fuß der Ocean sich schäumend bricht; auf der Höhe ist der Boden dürr und sandig, in den Niederungen aber findet sich eine braune, sehr fruchtbare Dammerde. Süßes Wasser findet man nirgends, man hat aber durch sehr große Cisternen für einen Vorrath trinkbaren Wassers auf das ganze Jahr gesorgt. Das Klima ist sehr mild und gesund und es herrscht ein fast beständiger Frühling, denn auch im heißesten Sommer kühlen Seewinde die Luft ab. Aber furchtbare Gewitter und Orkane, die das ganze Jahr hindurch, namentlich aber im Herbst, wüthen, richten öfters große Verheerungen an, weshalb die Häuser der Hauptstadt St. Georgestown sämmtlich nur ein Erdgeschoß enthalten und die Einwohner sprüchwörtlich von den Schiffbrüchigen leben. Die B. sind strategisch von großer Bedeutung, weshalb die britische Regierung für ihre Befestigung Sorge getragen hat: ein von hier auslaufendes Geschwader kann sich leicht mit den britischen Kolonien in Nordamerika verbinden und jeden Hafen der Vereinigten Staaten bedrohen. Nur 9 der Inseln sind bewohnt; die Zahl der Einwohner beträgt ungefähr 11,000, zur Hälfte Briten, zur Hälfte Neger, welche letztere in den Waffen geübt werden. Der Feldbau beschränkt sich auf Mais, Hülsenfrüchte, Gemüse, Zwiebeln und Kartoffeln, mit Baumwolle sind nur 200 Acres bepflanzt, auch zieht man Südfrüchte und Obst. Das Haupterzeugniß ist jedoch der bermudische Wachholder, dessen Holz zum Schiffsbau sehr geschätzt wird. Die Viehzucht ist gering, stärker die Fischerei. Hauptbeschäftigung ist die Schifffahrt, auch Frachtschifffahrt. Die Weiber verfertigen baumwollene Zeuche und Segeltuch. Die Regierung besteht aus einem Gouverneur, einem Rath von 8 Gliedern, die der Gouverneur wählt und die mit ihm das Oberhaus bilden, und einer Assemblée (Unterhaus), aus 36 von den Landeigenthümern gewählten Mitgliedern gebildet. Die bewohnten Inseln heißen: St. George mit der Hauptstadt St. Georgetown, Sitz der Regierung, Hafen, gedeckt durch das Fort Dupers mit 7 Batterien, 3000 Einwohnern; St. Davids; Bermuda, die größte unter den Inseln, mit dem Hafen Hamilton; Gates; Coopers; Somerset; Bird Island; Nensuch; Ireland. Die B. wurden 1522 von dem Spanier Juan Bermudez (daher ihr Name) entdeckt, der hier nur Affen fand u. die Inseln wegen der häufigen Gewitter „Los Diabolos" nannte. Im Jahre 1609 wurde Sir George Somers auf seiner Reise nach Virginien durch einen Sturm dorthin getrieben und litt Schiffbruch; er begann die Kolonisation der Inseln, die nach ihm auch Somers-Inseln genannt werden. Seit 1612 ließen sich die Briten daselbst nieder, ohne daß die Spanier widersprochen hätten. Schon 1620 erhielten die B. ihre gegenwärtige konstitutionelle Verfassung und blieben seitdem stets im Besitze der Briten. Vergl. An historical and statistical account of the B., London 1848.

Bern, nach Graubündten der größte Kanton der Schweiz und zweiter Vorort, im Innern und Westen der Schweiz, grenzt im Norden an Frankreich, die Kantone Solothurn, Basel-Landschaft, Unterwalden, im Osten an Aargau, Luzern, Uri, im Süden an Wallis, im Westen an Waadt, Freiburg, Neuenburg und Frankreich. Der Flächenraum beträgt 121 (nach Andern 139½) □Meilen. Der nördliche Theil des Kantons ist huglig und hat schöne Ebenen und Thäler mit fruchtbarem, sorgfältig angebautem Boden; der südliche Theil dagegen, das berner Oberland, mit seinen zahlreichen Haupt- und Nebenthälern gehört schon dem schweizerischen Hochlande an und trägt ganz dessen Charakter. An der Grenze von Wallis und Uri beginnt mit dem Gebirgsstock des St. Gotthard die unter dem Namen der berner Alpen (s. d.) bekannte Hauptkette der Alpen, mit ihren gewaltigen Gletschermassen und hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln, südwestlich ziehend und sich nördlich bis in die Gegend von Bern verzweigend. Der nordwestliche Theil des Kantons wird von dem Jura durchzogen. Flüsse sind: die Aar, die den Brienzer- und Thunersee bildet und die Emmen, den Kander mit der Simmen und die Thiele (aus dem Neuenburger- u. Bielersee kommend) aufnimmt; die Birs, welche die Gewässer des Münster- und Delsbergerthals bei Basel dem Rhein zuführt; der Doubs, der nebst der Halle in die Rhone mündet. Von Seen gehören dem Kanton ganz an der Brienzer- und der Thunersee,

größtentheils der Bielersee, während ihn der Neuenburgersee nur berührt. Kleinere Seen sind der Gerzen-, Amsoldinger-, Dittlinger- oder Längenbühlsee, Uebischi- und Geistsee, Arnensee, Lauen- und Dürrensee, Iffingensee, der See auf dem Räzliberggletscher, der auf dem Schmadrigletscher, der Gelmersee am Grimselpaß, der beim Grimselhospiz, der todte See auf dem Uebergang über die Grimsel ꝛc.; der höchste ist der Bachalpsee. Die Naturschönheiten des Oberlandes, mit seinen Bergesriesen, Gletschern, Wasserfällen (Reichenbach, Staubbach ꝛc.), Firnen und Matten, sowie die Gesundbrunnen (Aarziheler-, Engistein-, Weißenburg-, Blumenstein-, Neuhaus-, Langnau-, Gurnigelbad ꝛc.), die reine Luft und die herrlichen Aussichten ziehen jährlich viele Fremde hierher, woraus den Einwohnern eine reiche Nahrungsquelle entspringt. Das Klima ist sehr verschieden, aber überall gesund. Die Thäler des Oberlandes, der Gegend über Bern, das obere Emmenthal und der größte Theil des Jura haben am längsten Winter, obwohl die Kälte auch in den übrigen Distrikten lange genug währt. Die Temperatur wechselt schnell. Im Süden, wo die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Hochgebirge emporragen, ist natürlich das Klima rauh; milder ist es im Seeland und nach dem Aargau hin. Doch genießen auch die Gegenden, die, vor dem Nord- und Ostwind geschützt, dem warmen Föhn zugänglich sind, ein mildes Klima. Deshalb gedeiht bei Thun selbst Wein, am Brienzersee eßbare Kastanien und Feigen, und um Meiringen und Interlaken haben die Wiesen oft schon im Februar Blumen. Von Produkten aus dem Mineralreich finden sich außer etwas Gold in der Emmen besonders Eisen und Marmor bei Bern, Büren und im Gadmenthal, Sandsteine bei Bern, am Gurten, bei Oberburg, Wintersei, Ins ꝛc. Bei Sigrisweil und in der Nagelfluhberggegend ist das Sandstein- und Mergelgebilde mit Geschieben und großen Granit- und Kalksteintrümmern bedeckt. Aus den Granitblöcken bei Wittlisbach werden gesuchte Mühlsteine gehauen. Ferner findet sich Blei, Kupfer, Steinkohlen ꝛc. Das Pflanzenreich liefert Getreide, Hanf, Flachs, Krapp. Im Mittellande ist trefflicher Acker- und Wiesenbau; auch in den obern Aargegenden gibt es Aecker und Wiesen, die zu den schönsten der Schweiz gehören. Wein wird auf der Nordseite des Bielersees zwischen Bözingen und Neuveville gebaut. Das Erguel-, Münster- und Delsbergerthal, sowie die Gegend von Porrentrui eignen sich vorzugsweise für den Ackerbau; in den Freibergen herrscht Wiesenbau vor. Ansehnlicher Obstbau ist bei Interlaken, Leißingen und Spiez am Thunersee, sowie im Mittellande. Roth- und Weißtannen nebst Buchen bilden die Waldungen; am wenigsten finden sich Eichen und Kiefern; mit Erlen sind die kiesigen Ufer der Waldströme besetzt. Von wilden Thieren gibt es Bären, Wölfe, besonders in den Juragegenden, zuweilen Luchse, wilde Katzen, Füchse, Gemsen, Murmelthiere, wilde Schweine, wenige Rehe, Dachse, Hasen, Lämmergeier, Stein- und Goldadler, zuweilen Seeadler an den Gewässern, Flußadler, besonders an der Aar, im Winter nordische Wasservögel; ferner einige giftige Schlangen; im Thunersee und in der Aar bei Unterseen findet sich der dem Kanton B. eigenthümliche Aalbock, im Brienzersee der Brienzling. Im Oberlande, im Frutigenthal, besonders im Simmen- und Emmenthal, werden Alpenwirthschaft und Viehzucht getrieben; das hiesige Hornvieh gehört zu dem besten der Schweiz. Berühmt sind die emmenthaler und saaner Käse (jährlich gegen 40,000 Centner Ausfuhr). Auch Schafe mit grober Wolle, besonders aber Ziegen zieht man. Die Industrie besteht vornehmlich in Linnen-, Wollen-, Baumwollenzeuch- und Seidenweberei, Gerberei, Fabrikation von Kupferwaaren, Uhren, kunstreicher Holzschnitzerei ꝛc.; ein neu eingeführter Gewerbszweig ist die Verfertigung von Parquetterie. Mit den Erzeugnissen der Viehzucht und des Kunstfleißes wird ansehnlicher Ausfuhrhandel getrieben; dagegen werden eingeführt: Salz, Kolonialwaaren, rohe Stoffe, als: Seide, Wolle, Flachs, Hanf Eisen, Stahl; Getreide, fremde Weine ꝛc. Zur Förderung der verschiedenen Zweige der Produktion ist neuerlich durch Errichtung einer Kantonbank zu B. und durch bessere Straßen- und Brückenbauten Rühmliches geschehen. Das Budget der Einnahmen des Kantons belief sich für 1856 auf 4,356 365 Schweizerfranken. Der Ueberschuß der Ausgaben über die Einnahmen, der in Folge unvorhergesehener Ereignisse u. der Zeitverhältnisse unvermeidlich geworden, ward für das genannte Jahr auf 29,950 Fr. veranschlagt. Obschon hierzu noch ein aus gleichen Gründen entstandenes Gesammtdeficit der letzten Jahre im Betrag von etwa 3 Millionen kommt, so ist der Kanton B., der ein Staatsvermögen in Liegenschaften von mehr als 16½ Mill. und in Kapitalien von nahezu 12 Mill. besitzt, doch immer noch verhältnißmäßig der reichste Staat in Europa. Der Kanton hatte nach der Volkszählung von 1850 eine Bevölkerung von 457,925 Seelen und sendet nach Maßgabe dieser Einwohnerzahl 23 Mitglieder in den eidgenössischen Nationalrath. Die große Mehrheit der Einwohner bekennt sich zur reformirten Kirche: nur 54,000 etwa, die größtentheils in den 1815 mit B. vereinigten Bezirken des ehemaligen Bisthums Basel wohnen, sind Katholiken, unter denen zerstreut noch etwa 1000 Wiedertäufer wohnen. Der Kanton hat 28 Amtsbezirke: Aarberg, Aarwangen, Bern, Biel, Büren, Burgdorf, Courtelair, Delemont (Delsberg), Erlach, Fraubrunnen, Frutigen, Interlaken, Konolfingen, Laupen, Moutier (Münster), Nidau, Nieder-Simmenthal, Ober-Simmenthal, Oberhasli, Porrentrui (Pruntrut), Saanen, Saignelégier (Freibergen), Schwarzenburg, Seftigen, Signau, Thun, Trachselwald, Wangen. Der am wenigsten bevölkerte Amtsbezirk ist Biel, der am stärksten bevölkerte Bern.

Die neue berner Konstitution von 1846 bildet einen wichtigen Abschnitt nicht bloß in der Geschichte des Kantons B., sondern der ganzen Schweiz. Folgendes sind ihre hauptsächlichsten und zum Theil eigenthümlichen Bestimmungen. Mit Beseitigung der frühern indirekten Volkswahlen steht das aktive Wahlrecht in der Regel

allen wenigstens 20jährigen Staatsbürgern zu. Durch geheime Abstimmung in den Wahlversammlungen der Wahlkreise wird auf je 2000 Einwohner ein Mitglied des großen Raths ernannt. Wählbar dazu ist jeder stimmfähige Staatsbürger nach zurückgelegtem 25. Jahre, mit Ausnahme der Inhaber geistlicher und weltlicher, vom Staate besoldeter oder von einer Staatsbehörde besetzter Stellen. Alle vier Jahre findet eine Gesammterneuerung dieser gesetzgebenden und obersten Behörde Statt. Außerordentlicherweise erfolgt diese auch dann, wenn sie, nach dem Antrage von wenigstens 8000 stimmfähigen Bürgern, von der Mehrheit der in den politischen Versammlungen Abstimmenden verlangt wird. An der Spitze der vollziehenden Gewalt steht ein Regierungsrath von neun Mitgliedern, die vom großen Rath ernannt werden. Dieser wählt auch jährlich den Präsidenten des Regierungsraths, dessen Mitglieder den Sitzungen des großen Raths beiwohnen. Zur Vorberathung der Geschäfte und zur Vollziehung der an sie gelangenden Aufträge stehen unter dem Regierungsrathe sechs Direktoren: für Inneres, Justiz und Polizei, Finanzen, Erziehung, Militär, öffentliche Bauten, von denen jede durch ein Mitglied des Regierungsraths verwaltet wird. Für den ganzen Kanton besteht ein Obergericht von höchstens 15 vom großen Rathe erwählten Mitgliedern und 4 Ersatzmännern, deren Amtsdauer 8 Jahre ist, mit Erneuerung zur Hälfte von vier zu vier Jahren. Für die unteren Instanzen bestehen Amtsgerichte, deren Präsidenten, vier Beisitzer und zwei Ersatzmänner nach dem zweifachen Vorschlage der Bezirke selbst und des Obergerichts vom großen Rathe ernannt werden. Für die einzelnen Gemeinden blieb die Einrichtung der Friedensrichter beibehalten. Die Versammlungen der Gemeinden erwählen ihre sämmtlichen Vorgesetzten. Der Einwohnergemeinderath und dessen Präsident sind die örtlichen Vollziehungs- und Polizeibehörden. Die Trennung der administrativen und richterlichen Gewalt ist in allen Stufen der Staatsverwaltung durchgeführt. Zu den von der Verfassung anerkannten allgemeinen Rechten gehört: die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, mit Beseitigung aller Vorrechte des Orts, der Geburt, der Personen und Familien, und ohne Anerkennung von Adelstiteln; Gewährleistung der persönlichen Freiheit; Recht des ungesetzlich Verhafteten auf volle Entschädigung; Unverletzlichkeit des Hausrechts mit der ausdrücklichen Erklärung, daß gegen jedes rechtswidrige Eindringen in die Privatwohnung der Widerstand erlaubt ist; Gewährleistung der Preßfreiheit, des Petitionsrechts, des Vereins- und Versammlungsrechts, der Lehrfreiheit, des Niederlassungsrechts, der Befugniß zur Ausübung jedes Gottesdienstes in den Schranken der Sittlichkeit und öffentlichen Ordnung, jedoch mit Ausschließung der dem Kanton fremden Korporationen oder Orden. Der Antrag zur Verfassungsrevision kann gestellt werden vom großen Rath oder von wenigstens 8000 stimmfähigen Bürgern. In seinen politischen Versammlungen entscheidet dann das Volk, ob überhaupt Revision Statt finden und ob diese durch den großen Rath oder einen Verfassungsrath eingeleitet werden soll. Zuletzt wird der Entwurf der revidirten Verfassung den politischen Versammlungen zur definitiven Annahme oder Verwerfung vorgelegt. Die Verfassung legt auch allen im Kanton wohnenden Schweizerbürgern die Verpflichtung zum Militärdienst auf und verbietet die Haltung stehender Truppen, sowie den Abschluß von Militärkapitulationen mit fremden Staaten.

Das Schul- u. Unterrichtswesen des Kantons hat seit 1831 in allen Zweigen einen großartigen Aufschwung genommen; 1834 wurde in B. eine Hochschule (statt der bisherigen Akademie) errichtet, die neben den kleinern Universitäten Deutschlands mit Ehren besteht. Aber auch für das Volksschulwesen und für Lehrerbildung ist viel gethan worden. Das Seminar zu Münchenbuchsee reiht sich den bessern Anstalten dieser Art an. Eine katholische Anstalt ist das Seminar zu Pruntrut. Der Kanton besitzt ferner eine durch Privatwohlthätigkeit ins Leben getretene Blindenanstalt, zwei Taubstummenanstalten, ferner mehre Anstalten für Arme und Verwahrloste &c.; selbst für die Kretinen besteht zu Interlaken im berner Oberland ein Asyl, von welchem bereits erfreuliche Ergebnisse vorliegen. Dem berner Gebiet gehören auch die großartigen Schöpfungen Fellenbergs (s. d.) zu Hofwyl an. Das Wappen des Kantons B. ist ein rother Schild mit einem goldenen Seitenbalken, auf dem ein schwarzer Bär aufwärts schreitet.

Geschichte. Nachdem die Einfälle der Alemannen der römischen Herrschaft im heutigen Kanton B. ein Ende gemacht hatten, siedelten sich zu Anfang des 5. Jahrhunderts Burgunder in diesen Gegenden an. Später wurde das Land den Franken unterwürfig; als aber bei der zunehmenden Unfähigkeit der Karolinger zu Ende des 9. Jahrhunderts Boso ein burgundisches Reich errichtete und nach dessen Tode Kleinburgund unter Rudolf I. 888 sich von diesem trennte, theilte B. bis zum Tode Rudolfs III. 1032 die Schicksale dieses kleinen Königreichs und kam dann zum deutschen Reiche. Auf deutschem Reichsboden ließ zu Ende des 12. Jahrhunderts Herzog Berthold V. von Zähringen die Stadt B. als einen unbedeutenden Ort, durch Kuno von Bubenberg erbauen oder befestigen, zur Sicherstellung seiner dortigen Gebiete, sowie zum Schutze des niedern Adels u. der kleinern Gutsbesitzer gegen die Räubereien des mächtigern Adels. Den Namen B. soll der Ort von einem Bären erhalten haben, den man bei Rodung des Eichenwaldes, der früher den Platz der Stadt eingenommen hatte, tödtete. Eine noch im Archive zu Bern aufbewahrte Handfeste Kaiser Friedrichs II. erklärte 1218 die junge Ortschaft zur freien Reichsstadt und verlieh ihr ausgedehnte Stadtrechte, worauf sie sich noch im Laufe des 13. Jahrh. immer mehr durch Schutz suchende Adelige der Umgegend, Landleute und besonders Bürger aus Freiburg und Zürich bevölkerte. Um Bürger der Reichsstadt zu werden, war Besitz eines eigenen Hauses darin hinreichend; auch schon Besitz eines Schwertes, eines Paars Streithandschuhe und eines Löscheimers zur Hülfe bei Feuersbrünsten. B.s ursprüngliches Gebiet außer seinen Mauern

bestand fast ein Jahrhundert lang nur aus wenigen Viehweiden und Wäldern. In immerwährender Bedrängung von stärkern Nachbarn hatte das freie Städtchen Mühe, sein Daseyn zu fristen. Bald begab es sich in den Schutz der mächtigen Grafen von Savoyen; bald schloß es Bündnisse mit andern Landschaften und Herren; bald stritt es mit dem Muth der Verzweiflung um die Existenz. In diesen unaufhörlichen Bewegungen, Fehden, Siegen und Niederlagen entfaltete sich in der gesammten Bürgerschaft kriegerischer Geist, in der Stadtregierung Streben nach Erweiterung des Gebiets und der Machtbefugnisse, in der öffentlichen Verwaltung strengere Ordnung. Dem Schultheiß und Rath ward ein Ausschuß der Bürgerschaft von 200 achtbaren Männern mit gesetzgeberischer Befugniß zugeordnet (1293); nur in großen Angelegenheiten behielt sich die Gemeinde die Entscheidung vor. Sie hatte sich in vier Stadtquartiere getheilt. Jedes Quartier wählte für Kriegstage einen Venner, der das Banner führte und in Friedenszeiten die Macht eines Volkstribuns oder Zunftmeisters besaß, um Willküren von Schultheiß und Rath zu hemmen. So erschlossen sich die ersten Keime einer Staatsverfassung, welche späterhin unter dem Einflusse sowohl ausgezeichneter Staatsmänner u. Helden, als eifersüchtig mit einander ringender Parteien, neben wechselnden Schicksalen, eine Bestimmtheit und Vollendung empfing, die noch vor einem Jahrhundert Beifall, selbst Bewunderung fand. Seit Erbauung der Stadt bis 1798 war die Herrschaft über das nach und nach erweiterte Landgebiet ausschließlich bei der Stadt u. noch bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts, zur Zeit der Eroberung des Waadtlandes fand für die gesammte Stadtgemeinde staatsbürgerliche Rechtsgleichheit Statt; die versammelte Bürgerschaft wurde in wichtigen Angelegenheiten der Republik befragt und entschied, und selbst Handwerker bekleideten manchmal höhere Staatsämter. Erst seit der Eroberung des Waadtlandes geschah dies in Staatssachen nicht mehr; dagegen nahm ein Ausschuß, jener große Rath der Zweihundert, allmählig nicht nur die unbeschränkte gesetzgebende, sondern auch die höchste richterliche Gewalt an sich und engte selbst die Macht der Vollziehungsbehörde des kleinen Raths so ein, daß die Zweihundert zuletzt der eigentliche Souverän des Landes wurden. Sie beschränkten erst, dann verboten sie sogar (im 17. Jahrh.) die Annahme neuer Bürger und unterschieden die wirklichen Bürger wieder, deren Väter es schon vor 1635 gewesen waren, von den sogenannten „ewigen Einwohnern" der Stadt, die, wie alle Nichtbürger der Stadt, zu der Masse der Unterthanen gehörten. Bürger allein waren durch ihre Geburt regierungsfähig, und unter ihnen schieden sich wieder die Adeligen von den Nichtadeligen aus. Jene machten höhere Ansprüche und genossen wirklich auch in verschiedenen Fällen einige Vorzüge, oder doch einen gewissen Vorrang. Endlich schieden sich auch unter den Bürgern selbst, obwohl sie alle regierungsfähig seyn sollten, die regierenden Bürgerfamilien, eigentliche Patricier, von den nichtregierenden ab. Aus jenen wurden herkömmlich die obersten Behörden und Aemter allein besetzt, die letztern hingegen bei der Wahl gar nicht beachtet. Aber auch die regierenden Familien oder die patricischen waren einander nicht gleich. Man unterschied bei ihnen wieder die hohen oder großen von den übrigen; von diesen großen saß gewöhnlich ein Mitglied im kleinen oder vollziehenden, und gegen ein Dutzend Mitglieder im gesetzgebenden oder großen souveränen Rath. Der letztere, als wahrer Inhaber und Ausüber bernischer Selbstherrlichkeit, ergänzte sich bei neuen Wahlen aus jenem Kreise der bevorrechteten Familien. Die Bürgerschaft war zwar in zwölf Gesellschaften oder Zünfte getheilt, besaß aber keinen Einfluß auf die Staatsbehörden durch Wahlrecht. Nur vier von jenen Gesellschaften hatten aus frühern Jahrhunderten ihre Befugniß bewahrt, die vier schon oben erwähnten Venner oder Bannerherren zu wählen, aber nur aus solchen ihrer Zunftgenossen, die schon Glieder des großen und kleinen Rathes waren. Der große Rath wurde alljährlich wieder bestätigt in der Gliederzahl, die er eben hatte. Durch Tod oder Verzichtleistung erledigte Plätze desselben, die in den ersten Jahrhunderten der Republik alljährlich wieder ersetzt werden mußten, ließ man späterhin so lange leer, bis deren etwa 80 offen geworden waren. Schritt man dann endlich zur Ergänzung, so ernannte jeder der beiden Schultheißen, jedes von den Mitgliedern des kleinen Raths und der Kommission der Sechszehner, der Staats- und Gerichtsschreiber, der Großweibel und Rathhausmann, jeder für sich einen regimentsfähigen Bürger, einen Verwandten oder sonst Begünstigten zum Mitglied des großen Raths. Die allgemeine Genehmigung des Ernannten erfolgte ohne Umstände. So wurden die meisten von den leer gewordenen Plätzen besetzt. Für die übrigen zog man eine Art Loos über die Reihenfolge, in der die Wahlfähigen zur Wahl kommen sollten, die dann, nach Entfernung der Verwandten, von den Wählern durch offenes Mehr entschieden ward. Solche Schöpfung neuer Rathsherren gehörte jedesmal, wie man leicht denken kann, zu den großen Ereignissen der Republik oder eigentlich des Patriciats; denn die Erhebung in Rang und Genossenschaft des Souveräns, die damit verbundene Aussicht auf lebenslängliche Würde, bleibenden Einfluß und einträgliche Aemter waren keiner Familie gleichgültig. Man konnte den Empfang eines „Baretli" (Name der Kopfbedeckung eines Rathsherrn) immer auf den Werth von 30,000 — 40,000 Bernpfund anschlagen. Manche der 55—65 Landvogteien, die nur von Gliedern des großen Raths verwaltet werden konnten, warf nach 6 Jahren, auch bei allem damit verknüpften, nicht geringen standesgemäßen Aufwande, noch ein Ersparniß von 20—30,000 Thalern ab. Somit waren also die wichtigsten Würden, die einträglichsten Aemter Erbgut oder eine Art Fideikommiß weniger Familien der Stadt geworden. Im Jahre 1785 zählte man der sogenannten „regierenden Familien" nur noch 69. Die übrigen Bürgergeschlechter der Stadt, deren Vorfahren für Eroberung der unterthänigen Landschaften ihr Blut auf Schlachtfeldern vergossen oder zum Ankauf großer Herr-

schaften ihr Geld beigesteuert hatten, waren vom Genuß der Ernten dessen verdrängt, was von ihren Ahnen gegründet worden. Sie hießen zwar noch Bürger und sogar regierungsfähige, waren aber nicht „Standesmitglieder“, d. h. Glieder des Staats (oder Standes, état), wie man die Genossen der selbstherrlichen Gewalt nannte, konnten es auch nicht, oder wenigstens nicht leicht werden.

Die Bürgerschaft von B., welche bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts nur mit großer Mühe ihre Reichsfreiheit behauptet hatte, gewann endlich in den ewigen Fehden mit ihren Nachbarschaften Waffengewandtheit und kriegerischen Geist. Der Sieg am Donnerbühel (1291) über die Anhänger des Hauses Habsburg legte den ersten Grund zur größern Erweiterung ihres Machtkreises. Die Burgen des benachbarten Adels wurden eine um die andere erobert und deren Gebiete dem Gebiet der Reichsstadt einverleibt; andere Landschaften wurden durch Kauf oder Pfandschaft erworben, wenn deren Oberherren in Geldnoth waren. Ein halbes Jahrhundert solcher Thätigkeit reichte hin, B.s Macht so groß zu machen, daß die Nachbarschaft mit Furcht und Eifersucht erfüllt wurde. Zum Untergang B.s verschworen, fand die vereinte Macht dieser Nachbarn den eigenen Untergang in der Schlacht bei Laupen (1339), wo sie der Todten und Verwundeten so viel hatten, als die Reichsstadt mit den wenigen Bundesgenossen kaum Streiter in ihrer kleinen Heerschaar zählte. Glück und Ruhm bahnten dem jungen Freistaat den Weg zum ewigen Bund mit den freien Waldstädten im Gebirge (1353), denen sich schon Zug, Glarus, Luzern und Zürich angeschlossen hatten. Von da an gehörte B. zu den Eidgenossen, theilte mit ihnen alle Schicksale und stand inmitten dieser Bundesbrüder geborgener denn je zuvor. Durch Beute, durch eroberte oder erkaufte Herrschaften und durch kaiserliche Gnaden an Reichthum, Gerechtsamen und streitbaren Mannschaften gewachsen und fortwährend wachsend, kostete es der kriegerischen Republik endlich geringere Mühe, in spätern Zeiten große Landstriche zu unterjochen, als in frühern ein armseliges Raubschloß zu erobern. Sie verdoppelte 1415 durch Eroberung des Aargaus die Größe ihres Landgebietes und entriß 1536 dem Herzoge von Savoyen, der in alter Zeit ihr Schirmherr gewesen, das weite schöne Waadtland am Lemansee. Die Staatsklugheit der bernischen Aristokratie in jenem Zeitalter ist nicht minder achtungswürdig, als ihre Tapferkeit und ihr Glück. Im Zeitraum von drittehalbhundert Jahren hatte ein Städtchen, welches anfangs kaum über eine Geviertmeile eigenen Bodens besessen hatte, diesen Raum ums Zwei- bis Dreihundertfache vergrößert. Man berechnete den Flächeninhalt des Kantons damals schon auf 236 □Meilen. B. hatte sich Völkerschaften der fruchtbarsten Ebenen u. der rauhesten Gebirgsthäler, gewerbreiche Städte und halbwilde Hirten der Hochalpen unterworfen, Völkerschaften, verschieden in Sprachen, Sitten, Erwerbsmitteln, geschichtlichen Erinnerungen und bürgerlichen Einrichtungen, und es wußte sie alle unter seiner Herrschaft mit ihrem Loose durch die einfache Maßregel zufrieden zu stellen, daß es nichts an ihren örtlichen, einander oft entgegengesetzten Uebungen, Bräuchen u. alten Gerechtsamen änderte. Die Unterthanen hatten nicht die altgewohnten Zustände, sondern nur den Namen ihrer bisherigen Herrschaft gewechselt. Die Gesammtheit der verschiedenen Landschaften mit ihren Ordnungen und herkömmlichen Freiheiten bestand in einem Quasiföderalismus neben einander, und B. war der Knoten des Bundesbandes, das sie alle zur Einheit verknüpft hielt. In gewöhnlichen Zeiten wurden keine Abgaben, als die von jeher üblichen, erhoben, welche meistens in Ohmgeldern, Zehnten, Grundzinsen, Handänderungsgebühren &c. bestanden. Der Staat hatte außerdem vom Ertrag seiner Domänen, vom Monopol des Salzhandels, von Posten, Zöllen &c. mehr als hinreichende Einkünfte. In der Menge seiner durchs Land zerstreuten obern und untern Beamten u. Geistlichen fand er überall Lob- oder Schutzredner u. um so mehr, da dieselben insgesammt oder größtentheils Söhne der oberherrlichen Stadt waren.

In B. ward aber das Princip der aristokratischen Regierungsform lange Zeit mit Genauigkeit beobachtet, daher bestand unter den Patriciern gegen einander demokratische Rechtsgleichheit, hinwieder zwischen ihnen und den Unterthanen Unantastbarkeit des oberherrlichen Rechts der Stadt Bern über das ganze Land, andererseits Unverletzbarkeit der Gerechtsame u. Freiheiten der unterthänigen Städte und Ortschaften. Jede Neuerung war als zerstörendes Rütteln an den Grundpfeilern des Adelsstaates angesehen. Daher durften keinem Unterthan, auch nicht dem Begabtesten in Staats- und Heerwesen, andere, als die tiefsten Stellen angewiesen werden. Hätte man ihn regierungsberechtigten Bürgern der Hauptstadt einigermaßen gleichgestellt, so war der Schritt nicht mehr groß zur völligen Demokratie über den Trümmern aristokratischer Formen. B. schonte mit kluger Vorsicht aus eigenem Interesse die Gerechtsame u. Freiheiten der unterthänigen Landschaften. Gewaltthätig vernichtete es keine derselben, außer etwa unter dem Vorwande der Bestrafung bei verweigertem Gehorsam oder bei einem förmlichen Aufstand, wie im Oberhasli zur Zeit der Reformation (1528) oder im Aufruhr der Bauern 1653, als B. den Werth der Scheidemünze um die Hälfte herabgesetzt hatte. Lieber ließ man gewisse Ansprüche und Ortsrechte nach und nach außer Uebung kommen, bis sie vergessen waren und der Staat in die offene Lücke sein hoheitliches Recht einschieben konnte. Denn das Hoheitsrecht immer mehr gegen die Municipalstädte u. Landschaften des Kantons, wenn auch langsam, aber um so sicherer zu erweitern, blieb stehende Regierungsmaxime. Dieselbe Maxime war auch im Laufe der Jahrhunderte von den vornehmern Bürgergeschlechtern der Hauptstadt gegen die übrigen mit Glück befolgt worden, um erbliche Vorrechte zur Herrschaft festzustellen. So nur konnte sich im Schooße der Aristokratie allgemach und über sie empor jene höhere neue Aristokratie von wirklich „regierenden Familien“ erheben, deren oben Erwähnung geschah, d. i. eine förmliche, nicht durchs Gesetz, sondern durch Uebung und Kunst geschaf-

fene Oligarchie. Dies war der Höhen- und Wendepunkt des bernischen Adelsstaates. Von nun an aber sank er. Die mißmuthige Eifersucht der untern Bürgerklassen, welche von der Theilnahme am gemeinen Wesen zurückgedrängt waren und durch Gunst gnädiger Herren u. Obern nur zu untergeordneten Aemtern gelangen konnten, bewirkte bei den Herrschergeschlechtern jenen politischen Argwohn, jenes strengere Festhalten an äußeren Formen, jene richterliche Härte bei leisester Verletzung derselben, wie man überall in Oligarchien zu finden gewohnt ist, die ihrer Auflösung entgegenreifen. Man suchte, was durch Gewohnheit oder innern Werth nur noch mühsam aufrecht erhalten werden konnte, durch todtes Ceremoniel, breite Titulaturen, strengere Sonderung der Stände, stolzern Ton der Höhern gegen die Untergebenen zu schirmen. Andererseits bewachte sich die Zahl der Regierungsberechtigten und ihrer Familien wieder gegenseitig mit der nämlichen Eifersucht, mit der sie von den niedern Bürgergeschlechtern beobachtet wurde. Man wollte unter sich selbst nichts Hervorragendes, sondern Gleichheit. Nur das Amt gab Ehre, das überwiegende Talent ward gefürchtet. Wie in andern schweizerischen oder italienischen Aristokratien wurde auch in B. der Volksunterricht vernachlässigt. Dagegen ward in der Hauptstadt für Bildung und Unterricht der Söhne von patricischen und bürgerlichen Familien kein Aufwand gespart. Im Allgemeinen herrschte mäßiger Wohlstand unter den Landleuten neben vieler Armuth. Man wagte eben so wenig, jenen allzu sehr zu befördern, als diese gründlich zu vermindern. Man scheute sich Einrichtungen aufzuheben, durch welche in den Gemeinden die Verarmung fortschritt. Man sah Fabriken u. große Manufakturen im Lande mit Ungunst und Widerwillen entstehen. Man sah auch nicht ohne Verdruß das Aufstreben der freiern Municipalstädte, wie Lausanne, Aarau, Thun, Burgdorf &c. Man häufte als todtes Gut in Schatzkammern Tonnen Goldes an, oder legte sie in die englische Bank, statt sie dem eigenen Lande fruchtbar zu machen. Statt innere Gebrechen zu heilen, suchte man sie im Glanz einer zur Schau gestellten Magnificenz der Oligarchie vergessen zu machen.

Eines der ersten Symptome der Krankheit des Gemeinwesens war (1748) die **henzische Verschwörung** (s. Henze). Sie ward zu guter Zeit verrathen und wenn auch mit Recht, doch mit einer an Grausamkeit grenzenden Härte bestraft. Dies Ereigniß weckte aber selbst in B. ernsteres Nachdenken über die Lage der Aristokratie. Man fing an, einzelne Uebelstände zu verbessern, den hochfahrenden Ton gegen tiefer stehende Mitbürger zu mäßigen, den Unterschied zwischen Adeligen und Bürgerlichen damit zu mildern, daß man der Eitelkeit der letzteren gestattete, als Bürger der Hauptstadt adelige Titel zu führen, die regierenden Geschlechter nie unter 72 durch Aussterben vermindern zu lassen, sondern sie sogleich durch neue Annahmen zu ergänzen, von Zeit zu Zeit auch von den reichsten Unterthanen Einzelnen ins bernische Bürgerrecht Zutritt zu gestatten. Aber durchgreifende Verbesserungen vorzunehmen, davon ließ man sich theils von der Furcht vor allzu großen Erschütterungen, theils von dem Eigennutz u. Stolz Derer abhalten, welche in den bürgerlichen Staatsämtern Ansehen und reichlichen Lebensunterhalt gewannen. Daher entstanden Reibungen zwischen den verschiedenen Abstufungen der Bürger in der Hauptstadt, zwischen der Hauptstadt u. den aufblühenden Städten des Kantons u. zwischen diesen u. den Bewohnern der Flecken u. Dörfer. Unter solchen Verhältnissen ward B. von den Stürmen der **französischen Revolution** betroffen. Die Regierung von B. konnte im unvermeidlichen Kampfe mit Frankreich um ihr Daseyn mit Zuverlässigkeit nur auf die Bürger der Hauptstadt, auf die Thätigkeit ihrer Beamten, auf die Wirksamkeit der Pfarrgeistlichen und auf die Entschlossenheit des von diesen begeisterten Landvolks zählen, welches übrigens mehr an den Schutz seines Eigenthums u. seiner örtlichen Gerechtsame, als an Vertheidigung einer Staatsordnung dachte, die es nicht kannte, oder an Beschirmung von Herren u. Obern, an denen es, bei deren Menge, nicht mit jener persönlichen Liebe hing, wie das Volk einer Monarchie an der Person des Fürsten. Der große Rath der Republik schwankte, mißhellig in sich selber, zwischen Maßregeln trotziger Verzweiflung und furchtsamer Nachgiebigkeit. Waadt und Aargau drohten Abfall. Zu spät ward Amnestie für die schon 1790 verbannten Waadtländer erklärt, welche für Reform der Staatsverfassung oder für die verletzten Rechte ihrer Städte gesprochen hatten; zu spät (31. Januar 1798) vereinigte der souveräne Rath der 200 aus den Unterthanen 52 Repräsentanten mit sich, um durch sie das Volk enger an sich zu ziehen; zu spät wurden Heermassen gesammelt u. bewaffnet, um den durch die Waadt und über Biel anrückenden französischen Brigaden Widerstand zu leisten. Als der ungleiche Kampf B.s gegen Frankreichs andringende Uebermacht begann (2. März 1798), herrschte alsbald Verwirrung im Lager wie im souveränen Rath der Republik. Die Regierung legte zwei Tage nach Beginn des Kriegs ihre Staatsgewalt in die Hände des Volks nieder, und die Hauptstadt eröffnete am folgenden Tage (5. März) ihre Thore den feindlichen Siegern, welche nun die vergeblich gesammelten Tonnen Goldes der Schatzkammer zur Eroberung Aegyptens entführten. **Nikolaus Friedrich von Steiger**, der letzte Schultheiß des Staates, ein 70jähriger Greis, war auch der letzte Held und Mann der altbernischen Aristokratie. Nachdem sein unbeugsamer Muth nichts mehr im Rath der 200 für den Ruhm des alterthümlichen Staates zu leisten vermocht hatte, weihte er sich im ächtritterlichen Geiste der Ahnen dem Tode fürs Vaterland auf dem Schlachtfelde, und als ihn auf dem Wahlplatz im Grauholz auch der Tod vermied, zog er freiwillige Verbannung ins fremde Land dem Leben auf dem entweihten Boden der Altvordern vor. Aufgelöst in die Masse einer helvetischen Republik, in welcher Waadt, Aargau, Oberland und B. mit den nächsten Bezirken besondere Bestandtheile oder Kantone bil-

deten u. Bern selbst einige Jahre lang Hauptstadt ward, theilte B. die Schicksale der übrigen schweizerischen Landschaften. Aber die vormals patricischen Familien, oder viele derselben erwarteten sehnsuchtsvoll den Tag der allgemeinen Wiedergeburt, und um so ungeduldiger, je mehr sie den Mißhandlungen eines wider sie erbitterten Parteigeistes preisgegeben waren. Sie hielten geheime Versammlungen unter sich, um Entwürfe zum Umsturz des Bestehenden zu berathen, führten geheimen Briefwechsel mit Schicksalsgenossen in andern Hauptstädten des Schweizerlandes, sandten ihre Boten zur Aufreizung der Völkerschaften gegen die nur von französischen Bayonnetten bewirkte u. gehaltene neue Gestaltung der Schweiz, und mancher, wenn auch blutig und unglücksvoll endende Aufruhr kam ihren Plänen zu Statten. Aber auch ohne solche Aufreizungen wäre das Schweizervolk der Verwirrungen und Plagereien einer helvetischen Regierung müde gewesen. Das wohlbekannte allgemeine Mißvergnügen zu benutzen, wurde, gleich nach Abzug der französischen Truppen aus der Schweiz (Juli 1802), im Einverständniß mit andern Kantonen ein allgemeiner Aufstand gegen die Centralregiernng in der Schweiz vorbereitet. Man schmeichelte sich schon mit der Hoffnung der Herstellung der ehemaligen Aristokratien und Unterthanenschaften. Aber die Rechnung war irrig; das Volk dachte anders. Es hatte während einer 7jährigen Revolutionszeit eine so große Menge ihm vormals fremd gewesener Begriffe u. Kenntnisse in bürgerlichen Verhältnissen gewonnen, daß es sich in die von den Patriciern gepriesenen alten Zustände zurückstoßen zu lassen wenig Neigung fühlte. Parteien standen überall Parteien gegenüber; da vermittelte Napoleon Bonaparte zwischen ihnen zu Paris (Febr. 1803). Wie die übrigen Kantone unterwarf sich B. dem Spruche des Vermittlers, das Volk um so lieber, weil alle Vorrechte der Hauptstadt und des Patriciats aufgehoben blieben. Aargau und Waadt, schon 1798 vom Kanton B. abgetrennt, empfingen mit eigener Verfassung selbstständiges Staatsleben, gleich den andern Bestandtheilen des Bundesvereins der Schweiz. Die Familien der alten Oligarchie ergaben sich murrend in ein Schicksal, dem sie weder irgend ein Recht, noch irgend eine Gewalt entgegensetzen konnten. Nichts konnte sie aber mit den neu und weise geordneten Zuständen des Vaterlandes versöhnen: nicht daß auch B. in den Rang der 6 Direktorialkantone erhoben ward; nicht daß viele der Ihrigen durch das öffentliche Vertrauen in den gesetzgebenden großen Rath, in die Regierung, in die ersten Aemter des Staates gerufen wurden; nicht daß das Volk, im Genuß seiner staatsbürgerlichen Rechte, unter einer weisen und milden Verwaltung sich des Glückes freier Verhältnisse freute. Der altpatricische Stolz fand immerdar anstößig, mit vormaligen Unterthanen gleiche Rechte und Pflichten zu haben. Man wollte den wiedergewonnenen Antheil an der Staatsverwaltung lieber dem Vorrecht der Geburt, als eigenen Talenten und Tugenden oder dem öffentlichen Vertrauen, danken. Die Zufriedenheit der Schweiz konnte nicht die Zufriedenheit der weiland bevorrechteten Stadtgeschlechter begründen. Als daher das Waffenglück von Napoleons Fahnen endlich wich u. die Heere des verbündeten Welttheils den Rheinufern und Schweizergrenzen nahten (1813), wurden die Hoffnungen der Mißvergnügten lebendiger, ihre Entwürfe verwegener. Die Völkerschlacht bei Leipzig sollte mit der Befreiung Europa's von einer Universalmonarchie die reichsstädtischen Majestäten der Schweiz herstellen.

Einzelne Männer aus Adelsgeschlechtern von B. und Graubündten, in Waldshut vereinigt, pflogen ohne Vorwissen der Tagsatzung mit dem Oberfeldherrn der österreichischen Truppen Verkehr und betrieben den Einmarsch derselben in die Schweiz, die, vergebens in Waffen, ihre neutrale Stellung feierlich proklamirte. Der Einmarsch der Oesterreicher erfolgte; es war nur um friedlichen Durchzug derselben nach Frankreich zu thun. Aber die aristokratische Partei spiegelte in Stadt und Land als Zweck des Erscheinens dieser Heerhaufen Herstellung der Eidgenossenschaft nach den Grundsätzen des vergangenen Jahrhunderts vor. Sobald man in B. die Fahnen Oesterreichs erblickte, ward die napoleonische Vermittelungsurkunde vernichtet, die Regierung gesprengt und eine provisorische aus dem Patriciat eingesetzt, welche alsbald die Unterwürfigkeit der Kantone Aargau und Waadt, sowie Rechenschaft von deren Regierungen über ihre bisherige Verwaltung forderte. Waadt und Aargau wiesen, statt der Antwort, auf 20,000 Bayonnette, die gegen den unbesonnenen Stolz der Stadt B. oder ihrer neuen Herren gerichtet waren. B. erschrak. Selbst im eigenen Kanton ward Unruhe laut; die Thäler des Oberlandes geriethen in Gährung (August 1814). Die Einsichtsvolleren unter den Patriciern, welche sich unter dem Schrecken fremder Waffen des Staatsruders bemächtigt hatten, erkannten bald, die Zeit zur Erneuerung unbedingter Oberherrlichkeit sey noch nicht gekommen; man müsse glimpflich verfahren, dem Volke scheinbar einige Rechte lassen, in deren Genuß es 10 Jahre lang sich glücklich gefühlt, und es nur nach und nach einer Freiheit entwöhnen, die schon Lebensbedürfniß geworden war. Also ward die ehemalige Verfassungsform des Kantons mit Schultheiß und Rath von 200 aus regierungsberechtigten Bürgern der Stadt B. zwar wieder hergestellt, doch mit mancherlei Milderungen, auch dem Rath der 200 noch eine Anzahl von 99 Mitgliedern aus Städten und Landschaften des ganzen Kantons beigefügt. Diese letzteren, als eigentliche Stellvertreter des Volks, konnten freilich dem Willen der patricischen Geschlechter nie oder nur schwach widerstehen; dies ward durch ihre geringe Zahl sowohl, als durch ihre Wahlart verhütet. Bald herrschte Verwirrung u. Parteikampf in B., wie in der ganzen übrigen Schweiz. Mehrmals drohte allgemeiner Ausbruch des Bürgerkrieges, bis der in Wien versammelte Kongreß der verbündeten europäischen Mächte den Hader durch Vermittelung endete (20. März 1815) und B. für den Verlust von Aargau und der Waadt mit dem größten Theil der ehemals bischöflich baselschen Lande entschädigte. Aber das Schweizervolk, dessen Freiheitsurkunden so gewaltsam und schmählich zerrissen waren, mochte des erlit-

tenen Unrechts nicht vergessen, und um so weniger, je weniger die neuen Machthaber es der Mühe werth zu halten schienen, es vergessen zu machen. Die alte Heimlichkeit, der alte Titelprunk, die alte Glanzsucht, die alte Willkür der vor Jahrzehnten erloschenen Regierung trat wieder hervor; aber der alte demuthsvolle Unterthanengeist war mit der alten Unwissenheit u. gänzlichen Erfahrungslosigkeit des Volks in staatsbürgerlichen Dingen verschwunden. Vergebens drückte B. die Freiheit der Presse nieder. Das Volk las, nahm am Schicksal der übrigen Eidgenossen Theil, beurtheilte die Gebrechen der Regierung, die Mängel der Gesetze, die Handlungsweise herrischer Beamten. Weitaus bei der Mehrheit der schweizerischen Kantone u. der Gesammtbevölkerung der Schweiz ward das Verlangen nach durchgreifender Reform der Staatseinrichtungen laut; die gesetzgebenden Räthe einiger Kantone leiteten sogar selbst solche Reformen ein. Nur aus Scheu vor Einmischung fremder Mächte wagte man hier weder Vollendung dessen, was Noth that, noch anderswo das Beginnen. Die neuen Aristokratien hinwieder, ohne alle Wurzel im vaterländischen Boden, bedurften ausländischer Stützen. Die pariser Julirevolution aber machte die Zuversicht auf fremde Hülfe wankend. Die europäischen Mächte hatten den Blick auf wichtigere Angelegenheiten zu werfen, als auf die für den Welttheil sehr gleichgültigen Verfassungsstreitigkeiten einiger Schweizerkantone. So forderte denn das Volk, von der Furcht auswärtiger Einmischung erlöst, von seinen großen u. kleinen Räthen Reform der Staatsgrundgesetze. Gern oder widerwillig ward das Verlangen erfüllt. Nur zu Bern sträubte sich noch das Patriciat dagegen, seine kaum wieder errungene bevorrechtete Stellung aufzugeben. Das Land, in zorniger Bewegung, bedrohte die Hauptstadt. Die Regierung zog Truppen an sich zur Aufrechthaltung öffentlicher Ordnung. Aber diese Truppen wollten als Söhne des Volks nicht wider ihre Väter streiten; selbst die Bürgerschaft Berns, ohne Neigung, sich den Interessen von Patriciern aufzuopfern, drohte jeden Gewaltschritt der Regierung mit Gewalt abzuwehren. Eine Volksversammlung von mehr denn 1000 Männern aus allen Thälern des bernischen Gebiets erklärte von **Münsingen** aus (10. Januar 1831), einem Dorf zwischen Bern u. Thun: würde der Wunsch des Landes nicht vom großen Rath auf gesetzlichem Wege erfüllt, werde es auf ungesetzlichem geschehen müssen. Die Aristokratie, erschrocken und schon in sich selber zerfallen, wich dem Gebot des Landes, berief einen Verfassungsrath, den die 27 Amtsbezirke des Staats selber wählten, und hauchte in einer Proklamation mit ihrem Verdruß ihr Leben aus. Das **neue Grundgesetz** der Republik, den 31. Juli 1831 durch die Volksstimme feierlich genehmigt, gab, nach dem Beispiel anderer Kantone, dem Staat demokratische Verfassung, mit vollkommener Gleichheit der Rechte und Pflichten der Staatsbürger in Bezug auf das gemeine Wesen. In Urversammlungen der Gemeinden wurden die Wähler der Bezirke auserkoren; diese wählten aus allen Bürgern des Landes 200 Stellvertreter desselben in den großen Rath, der sich mit 40 andern nach seiner freien Wahl vollzählig machte u. aus seiner Mitte als vollziehende Behörde den Regierungsrath unter Vorsitz eines Schultheißen aufstellte. Verfassungsmäßig wurden Befugnisse u. Machtbriefe der drei höchsten Staatsgewalten getrennt. Während die Bevölkerung der Schweiz in sämmtlichen Kantonen, die ihre Verfassung verbessert hatten, ihres Werkes froh war und sich wohlgemuth in die freiern Formen fügte, haderten die politischen Parteien noch fort in Zeitungen und Flugschriften, und nirgends (Basel und Schwyz ausgenommen) mit größerer Erbitterung, als in B. Was das wieder beseitigte Patriciat mit freiwilligen oder erkauften Anhängern nicht hatte im Werden verhindern können, wollte es in der Fortdauer unhaltbar machen. Also zogen sich die talentvollsten oder eingeübtesten Staatsmänner und Beamten, mit wenigen Ausnahmen, von den öffentlichen Geschäften zurück und lehnten die durch das Vertrauen ihrer Mitbürger ihnen angebotenen Aemter ab, indem sie Ehren und Ernennungen durch eine Regierung, deren Verlegenheit ihr Triumph ward, verschmähten. Ihrem Beispiele folgten diejenigen, welche beim Militär die vornehmsten Offizierstellen bekleidet hatten, und legten auch diese nieder, um das Heerwesen der Republik zu verwirren oder aufzulösen. Die neugeschaffene Regierung, zusammengesetzt, wenn auch aus kenntnißvollen, doch größtentheils dem Geschäftskreis, in dem sie arbeiten mußten, fremden Männern, fühlte allerdings die Verlegenheit und Gefahr, worein sie durch das Vertrauen des Volks und durch den Haß der Gegner gestürzt war, die ungroßmüthig lieber der eigenen Rache, als den Forderungen der Vaterlandsliebe Genüge thun wollten. Sie sah sich gezwungen, Beamte im Staat und Heer, obgleich oft aus minder tüchtigen, doch volkstreuern Personen zu wählen, oder erfahrene Männer aus andern Kantonen zu rufen, ja selbst fähigen Fremdlingen Anstellung zu ertheilen. Das feindselige u. planvolle Verfahren der erbitterten Aristokratie und die Menge wie die Größe der ihren Familien und Bekanntschaften noch zu Gebot stehenden Mittel mußte Besorgniß, Argwohn und Gegenhaß aufregen; es bildeten sich Schutzvereine für Verfassung, Gesetz und Regierung, u. die Partei der Freigesinnten im Lande, die sich „Liberale“ nannten, erschien bald der aristokratischen gegenüber in derselben Gährung und leidenschaftlichen Verblendung, welche sie den Feinden der Landesfreiheit zum Vorwurf gemacht hatte. Einige der jungen Patricier, der Zeitungsgefechte müde, hofften, minder besonnen, als die ältern, durch einen kühn geführten Gewaltstreich dem ganzen Kampfe u. der ihnen verhaßten Neugestaltung des Staats ein schnelles Ende zu machen. Sie warben müßiges Volk, Tagelöhner, brodlos aus fremdem Kriegsdienst zurückgekehrte Soldaten, arbeitslose Handwerksbursche rc. zu dem Wagstück an, Verfassung u. Regierung zu sprengen, u. schon waren Erkennungszeichen, Tag und Stunde des Ausbruchs der Empörung bestimmt. Beim Weinrausch in Wirthshäusern ward vom angeworbenen Gesindel schon unverhohlen darauf hingedeutet. Das aber verrieth den tückischen An-

schlag (August 1832). Die Häuptlinge der Verschwörung, oder die wenigstens diese Rolle vor ihren Söldlingen gespielt hatten, schnell genug von ihrer Gefahr belehrt, entflohen eilfertig und entkamen glücklich; nur die halbunterrichteten Helfershelfer, der Troß des gedungenen Pöbels und diejenigen blieben zurück, welche vielleicht Mitwisser von Allem, aber nie selbsthandelnd erschienen waren und jetzt, in wohlthätiger Dunkelheit verhüllt, geschützt standen. Die Kunde vom vereitelten Verbrechen solchen Hochverraths erfüllte die Schweiz mit Abscheu, empörte und bewaffnete das berner Volk für sein Recht und seine Regierung und befestigte diese stärker denn je. Zwar hatte die patricische Faktion durch dies Ereigniß ihre Ohnmacht und den entschlossenen Widerwillen des ganzen Volks gegen Herstellung der alten Zustände erkannt; aber darum ließ sie weder die Hoffnung auf Wiederauferstehung ihres verlorenen Reichs fahren, noch stand sie von dem Bemühen ab, wenigstens durch Tadel und Spott der Gesetze, Regierung und Beamten ihrem Grimme zu genügen. Im Briefwechsel mit mehr oder minder einflußreichen Personen des Auslandes, durch diplomatische Bekanntschaften und Verbindungen wußte sich die Aristokratie auch im Auslande Gehör zu verschaffen und in Deutschlands öffentlichen Blättern, oder in den von ihr bezahlten einheimischen, mit schlauer Entstellung von Thatsachen oder kühnen Lügen, die Schweiz wie in voller Zerrüttung begriffen und der Anarchie und Pöbelherrschaft überliefert darzustellen. Ein unerwartetes Ereigniß kam ihr dabei zu Statten. Anfangs April 1833 erschienen unerwartet bei 500 Polen von Frankreich her in der Schweiz; zuerst auf bernischem Boden angelangt, flehten sie Schutz und Gastfreundschaft dieses Landes, dann auch der gesammten Eidgenossenschaft an. Die Eidgenossenschaft verweigerte Beides. Umsonst forderte B. wenigstens Beihülfe der übrigen Kantone, daß man die Menge der eingedrungenen Abenteurer, bis man sich ihrer wieder entledigen könne, in der ganzen Schweiz vertheilen und nicht die Last ihrer Verpflegung unbilliger Weise einem einzelnen Kantone aufbürden möge. Die Bitte ward abgelehnt, und Frankreich gestattete keine Rückkehr der Auswanderer. So war B. gezwungen, sie zu beherbergen, mochten sie in schuldloser Absicht, oder in verbrecherischer gekommen seyn, wie behauptet ward, nämlich um Aufruhrversuche in Deutschland zu unterstützen. Dies gab den unversöhnlichen Feinden der Regierung Gelegenheit, auf letztere den Verdacht zu werfen, als hätte sie selber die fremden Rotten berufen, sey es gegen Deutschland oder gegen die aristokratische Partei in der Schweiz. Wenn auch eine Vorspiegelung wie diese nirgends Glauben fand, als bei der leichtgläubigen Leidenschaftlichkeit des Parteigeistes, kam ihr doch bald ein anderer Vorfall zu Statten, von welchem die Widersacher der schweizerischen Staatsreform bessern Gebrauch zu machen wußten. Jene Polen nämlich verließen in großer Heimlichkeit ihre Zufluchtsstätten u. wanderten zerstreut und vereinzelt nach dem lemanischen See (3. Februar 1834). Dort vereinigt mit italienischen Flüchtlingen, die sich aus Frankreich einfanden, u. mit einigen deutschen u. schweizerischen Jünglingen, gedachten sie mit bewaffneter Faust in Savoyen einzudringen und die Flammen des Aufruhrs über Italien zu verbreiten. Genf und Waadt vereitelten zwar das Unternehmen, aber gewandt und geschäftig warf die Aristokratie den Argwohn auf die Regierung B.s, der Savoyerzug der Polen möge wohl nicht ohne ihr oder ihrer liberalen und radikalen Behörden u. Beamten Vorwissen veranstaltet worden seyn. Es ward ihr selbst zur Schuld angerechnet, von dem heimlichen Auszug der Polen nichts gewußt oder ihn, wie er begann, nicht gehindert zu haben. Das ewige Geschrei der Aristokratie, die ganze Schweiz sey der Herd staatsumwälzerischer Versuche geworden, verstärkt und beglaubigt durch Rohheit oder Unbesonnenheit radikaler Schweizerblätter, mußte neben der unleugbaren Thatsache des Savoyerzuges endlich die benachbarten und entferntern Fürstenhöfe wider die Eidgenossenschaft und insbesondere gegen B.s Regierung einnehmen. Es trafen bittere und drohende Noten ein, worin Ausweisung aller Flüchtlinge begehrt ward, welche „mittelbar oder unmittelbar" die Ruhe der Nachbarstaaten störten. Regierung und großer Rath von B., im Gefühl der Schuldlosigkeit, gekränkt durch Zumuthungen des Auslandes, welche das schweizerische Asylrecht, die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft zu gefährden schienen, wiesen im Bewußtseyn völkerrechtlicher Gleichheit aller Staaten das Ansinnen der fremden Höfe mit Unwillen ab. Dies vergrößerte die Spannung, welche der eidgenössische Vorort zu mildern, die bernische Aristokratie aber zu schärfen trachtete. Ein Trinkgelage mehrer deutschen Handwerksburschen im Steinhölzli bei Bern (27. Juli 1834), die dabei erschollenen revolutionären Gesänge und Trinksprüche wurden eilfertig, nicht ohne Uebertreibung, durch in- und ausländische Blätter zur Kunde aller Welt und durch die fremden Gesandtschaften zur Kunde ihrer Höfe gebracht. Die maßlose Wichtigkeit, welche man jener Trinkgesellschaft beilegte, gab den deutschen Gesellen hinwieder ein thörichtes stolzes Gefühl ihrer eigenen Bedeutsamkeit. Auch in andern Städten, vielleicht geleitet oder gereizt von flüchtig gewordenen Radikalen aus Deutschland, versuchten sie Nachahmungen des Steinhölzligelages oder gründeten politische Vereine. Allein die Regierungen der Schweiz, nun erst aufmerksam oder vorsichtig geworden, verboten und unterdrückten fortan mit Strenge jeden Unfug dieser Art. So wurden die Absichten und Hoffnungen Derer, welche eine Verfeindung der Schweiz oder vielmehr B.s mit den Mächten des Auslandes und erschütternde Folgen davon erwartet hatten, auch diesmal getäuscht; B., welches jederzeit, wie die übrige Eidgenossenschaft, mit dem Auslande freundnachbarliche Verhältnisse geehrt wissen wollte, doch ohne Verletzung seines eigenen Rechts, verfolgte bald den Weg zur versöhnenden Ausgleichung, welchen der Vorort Zürich mit Glück angebahnt hatte. Noch ehe die vorörtliche Würde an B. selbst überging (1. Januar 1835), war der Zwiespalt mit fremden Höfen beigelegt.

Aus der Geschäftsunerfahrenheit eines großen Theils der neuen Machthaber, sowie aus

mancherlei Schwierigkeiten der äußeren und inneren Lage erklärte sich die schwankende Haltung der berner Politik seit 1831. In Mißkredit kam sie aber weit mehr durch die bald eintretende Spaltung der herrschenden Partei in eine nationale und radikal kantonale Fraktion, die nur in ihrem Widerstande gegen die Aristokratie zusammengingen, sonst aber in scharfer Opposition zu einander standen. Die letztere, spottweise die Partei der „Dorfmagnaten" genannt, stützte sich auf die Geldaristokratie der Dörfer und kleinen Städte, die ihren Schwerpunkt in demjenigen Theil des „Bernbiets" hat, den die fruchtbare Thalfläche zwischen dem Leberberg und den Hochalpen einnimmt. Die Anführer der Dorfmagnaten, die drei Gebrüder Snell aus dem Städtchen Burgdorf, faßten ihre Politik ganz in dem Geiste dieser Aristokratie auf und bewiesen sich hochfahrend, ja brutal in den Kontonalangelegenheiten, geschmeidig und unterwürfig gegen das Ausland. Von dieser Partei sind während der Dauer ihrer Herrschaft mannigfache Rechtsverletzungen ausgegangen, die theils gegen die alte Aristokratie, theils gegen die aufstrebende Demokratie gerichtet waren. Die Unabhängigkeit des aristokratischer Tendenzen beschuldigten Obergerichts wurde angetastet, der gemeinsame Besitz mehrer patricischen Familien an Liegenschaften und Kapitalien, die sogenannten Familienkisten, aufgehoben, die Sicherheitsvereine erlitten widerrechtliche Verfolgungen, die Frage über die Gültigkeit der mediationsmäßigen Dotation der Stadt Bern von 1803, die Trennung des staatlichen Vermögens von dem städtischen wurde mit Härte entschieden, endlich der Prozeß wegen des obenerwähnten reaktionären Versuchs gegen die Verfassung unter den auffallendsten Unregelmäßigkeiten von 1832—1839 hingezogen. Die berüchtigte Manipulation der Snelle, die am 15. November 1834 begründete berner Hochschule durch Einführung der jährlichen Kündbarkeit der Professoren zu Grunde zu richten, scheiterte an dem kräftigen Widerstande der liberalen Partei und hatte nur die Wirkung, den blinden Haß der Bauern gegen alle höhere Bildung offenkundig zu machen; dagegen rächten sich die Herrscher durch zahlreiche persönliche Verfolgungen u. wiesen sogar das Haupt ihrer Gegner, den Professor L. Snell, aus dem Kanton aus. Diese und andere Härten verstärkten aber nur die Opposition gegen die Gebrüder Snell u. deren Anhang. Den Ausschlag gab die Nachgiebigkeit, welche die Burgdorfer in zwei wichtigen Fragen gegen das Ausland bewiesen. B. war den bekannten badener Artikeln beigetreten, die eine Abwehr gegen den Ultramontanismus bezweckten und in keinem wesentlichen Punkte von dem auch in den meisten andern katholischen Ländern geltenden Staatskirchenrechte abwichen. Als nun Papst Gregor XVI. dennoch diese Artikel verdammte, beantragten die Snelle, mit dem Papste in Unterhandlung über die Ausführbarkeit der badener Artikel zu treten, d. h. dieselben zu beseitigen. In der Entscheidung von Regierungsrath und großem Rath, die wirklich in diesem Sinne fiel, erkannte man den Einfluß des französischen Gesandten, Herzogs von Montebello, um so größer wurde daher die Erbitterung, als die Snelle in der Ausweisungssache Ludwig Bonaparte's demselben fremden Impulse nachgeben wollten. In dieser Sache erklärte sich der große Rath entschieden gegen die Politik der Burgdorfer (Beschluß vom 24. September 1838), was den Rücktritt derselben zur Folge hatte. Eine Frage der allgemeinen schweizer Politik brachte hierauf die Partei der Legalliberalen an das Ruder, und die Verhältnisse brachten es mit sich, daß die gemeinsamen Sachen in den nächsten Jahren, so lange sich diese Partei oben erhielt, die Kantonalangelegenheiten weit überwogen. Schultheiß Neuhaus bewies in den Angelegenheiten des eigenen Kantons keineswegs den Liberalismus, der ihn bei seiner Thätigkeit auf der Tagsatzung geleitet. Es entstand in B. ein gewisses Unbehagen, von den dringendsten Wünschen der Bevölkerung, die auf Errichtung einer Hypothekenbank, Zehntablösung, Centralisirung des Armenwesens gingen, wurde keiner erfüllt. Diese Unthätigkeit der Regierung kräftigte die sogenannte „junge Rechtsschule", eine Partei der äußersten Linken, die vom Professor W. Snell und dessen Schwiegersöhnen, Stämpfli und Niggeler, mit Talent geleitet wurde. So lange Neuhaus in seiner schweizerischen Politik sich treu blieb, konnte diese Partei ihm nichts anhaben; als er aber nach dem unglücklichen Freischaarenzuge von Luzern die Freischaaren, die er anfangs begünstigt hatte, zu verfolgen anfing, verlor er den Boden unter sich. Die junge Rechtsschule benutzte die religiösen Antipathien des berner Landmanns mit Glück, indem sie die herrschende Meinung, daß man sich gegen die Jesuiten für protestantische Glaubensfreiheit wehren müsse, gegen die Politik des Schultheißen Neuhaus ausbeutete. Ein Dilemma, in das die Regierung bezüglich der Besteuerung verwickelt wurde, bereitete den Sturz derselben. Der Jura bezahlte eine Grundsteuer, die noch aus den Zeiten herrührte, wo derselbe zum französischen Reiche gehörte, das Seeland seufzte unter drükkenden Zehnten, während das Emmenthal größtentheils, das Oberland beinahe ganz von jedem Beitrag zu den Staatslasten befreit war. Im Jahre 1845 forderte das Seeland Ablösung der Zehnten, u. alle Radikalen waren einig, daß dieselbe unentgeltlich geschehen müsse, was die Regierung nicht bewilligen konnte, ohne durch Besteuerung bisher freier Landestheile, wozu, um den Ausfall zu decken, die Regierung hätte schreiten müssen, sich eine Menge Gegner zu erwecken. Eine fernere Verlegenheit entstand für die Regierung durch das Verlangen der Radikalen und mehrer Landestheile, das Armenwesen zu centralisiren, wogegen alle reicheren Gemeinden opponirten, die wie bisher für ihre Armen selbst sorgen wollten. Ermuthigt durch den Beifall einer starken Mehrheit des Volks, die freilich aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetzt war, drang die junge Rechtsschule auf eine Revision der Verfassung, die dem Kanton eine mehr demokratische Unterlage geben sollte. Die Regierung konnte dem allgemein sich aussprechenden Verlangen nicht widerstreben, aber sie wollte die Revision durch Regierung und Großrath oder

eine aus beiden gewählte gemischte Kommission vornehmen lassen, und hierüber entbrannte ein heftiger Streit, in dem Neuhaus abermals geschlagen wurde. Auch der Großrath entschied sich zuletzt für einen *unmittelbaren Verfassungsrath*, der durch Urwahlen des Volks zu bilden sey. Drei Viertheile der auf diese Art Gewählten gehörten den entschieden Freisinnigen an; die Stadt Bern, wo die Patricier die Wahlen seit langer Zeit zu beherrschen pflegten, ernannte 6 Radikale u. einen Patricier. Von den 17 Mitgliedern der Regierung gingen nur 5, 2 Radikale und 3 Konservative, aus den Wahlen hervor; aber die radikale Partei zählte unter den Gewählten alle ihre Koryphäen: Ochsenbein, Lehmann, Sury, Stämpfli ꝛc. Bei Berathung der neuen Verfassung ging man mit der Bedächtigkeit zu Werke, die den berner Volkscharakter trotz allem Radikalismus kennzeichnet. Der erste Entwurf wurde einer Redaktionskommission von 7 anvertraut, durch eine zweite Kommission von 27 geprüft und nun erst dem Verfassungsrath übergeben. Vor Allem nahm man darauf Bedacht, eine möglichst starke Centralgewalt zu konstituiren, daher die Beamtenhierarchie von der Regierung abhängig gemacht und das bureaukratische System in die höhere Verwaltung eingeführt wurde. In der Betheiligung, die dem Volke an der Beamtenernennung eingeräumt wurde, war die Verfassung von 1831 sogar freisinniger, als die von 1846; der größte Vorzug dieser letzteren bestand in der Einführung von *Geschworenengerichten* und in mehren Anordnungen, durch welche die Erledigung von materiellen Lebensfragen vorbereitet wurde. Am 31. Juli 1846 stimmte das Volk über die Verfassung ab und es entschieden sich 34,063 Bürger für die Annahme, nur 1280 dagegen. Im August 1846 wurde die neue Regierung gebildet, es begann das Regiment der Radikalen. Obergerichtspräsident *Funk* von Nidau wurde Regierungspräsident, die Geschäfte vertheilten die Regierungsräthe so, daß Dr. *Schneider* die Direktion des Innern, *Jaggi* Justiz und Polizei, *Johann Stämpfli* die Finanzen, *Schneider* der Aeltere die Erziehung, *Ulrich Ochsenbein* die Direktion des Kriegs übernahm. Der letztere verband mit dieser Funktion die eines Tagsatzungsgesandten, welche letztere seine Kräfte überwiegend in Anspruch nahm. Unter den ersten Beschlüssen war die Oeffentlichkeit der Sitzungen des Regierungsraths, eine in der Schweiz bis dahin völlig ungekannte Neuerung. Das bedächtige berner Volk war aber durch Zusagen bedeutender materieller Verbesserungen gewonnen worden, und an die Erfüllung dieser Versprechungen mußte nunmehr gedacht werden. Sie bezogen sich hauptsächlich auf eine Reform der Finanzen, die indessen keineswegs in einem ungeordneten Zustande sich befanden, vielmehr einen Anblick von Fülle und Ueberfluß wie in keinem andern Lande Europa's darboten. Der Staat hatte ohne direkte Steuerauflage einen regelmäßigen Einnahmeüberschuß und ein im Ausland und Inland angelegtes klingendes Kapitalvermögen von ungefähr 6 Millionen preußischer Thaler. Die Hochschule war reichlich dotirt, auf das Schulwesen wurde seit einer Reihe von Jahren alles Mögliche verwendet, im Straßen- und Brückenbau herrschte Luxus, mit Hunderttausenden konnte der Staat in Zeit der Noth und Bedrängniß hülfreiche Hand leisten und gefangene Freischaaren loskaufen, eine reiche Kantonalbank kreditirte dem Handelsstande, und eine imposante, linienmäßig organisirte Miliz von 16—20,000 Mann sicherte nebst einer eben so starken Landwehr die Präponderanz des Kantons in den eidgenössischen Angelegenheiten. Die einzige direkte Steuer bildeten die 150,000 Livres, welche der Jura für das Staatsvermögen des alten Kantons einzuwerfen hatte, unter den Staatseinkünften waren 320,000 Livres (Schweizerfranken) Ertrag der Staatsrealberechtigungen, nämlich 192,000 Livres Staatszehnten, 116,000 Livres Bodenzinsen, 12,000 Livres Ehrschätze, in den Händen von Privaten befanden sich Zehnten im Jahresbetrage von 127,000 Livres, Bodenzinsen von 73,000 Livres. Die von der neuen Regierung durchgeführte Finanzreform ging nun im Wesentlichen darauf hinaus, alle diese auf Grund und Boden radicirten Lasten unentgeltlich aufzuheben und die Privatberechtigten dafür im 14fachen Betrag der Zehnten, im 5fachen der Bodenzinsen aus Staatsmitteln zu entschädigen. An diese für den Grundbesitz jedenfalls wohlthätige Reform schloß sich die Herabsetzung der Juragrundsteuer, die Aufhebung der Handänderungsgebühren im Jahresbetrage von etwa 100,000 Livres und die Regulirung des Armenwesens, welches, da die Erhaltung der Armen Gemeindesache war, aus Korporationsgütern und Gemeindeumlagen erhalten wurde. Die Armenunterstützungspflicht der Gemeinden wurde nun aufgehoben und vom Staat sammt dem auf etwa 250,000 Livres sich belaufenden Jahresbetrag der unter den Gemeinden ungleich vertheilten Armengüter übernommen. Dies geschah zur Erleichterung der mit Armengut unzureichend versehenen Gegenden Emmenthal, Schwarzenburg und Oberland. Obwohl der Staat damit in die Vermögensverhältnisse der Gemeinden eingriff, deren Armenfond zu Gunsten der ärmeren Landestheile gleichsam konfiscirt wurde, und die milden Stiftungen umstieß, so wirkten materiell doch alle diese Reformen auf das Wohlthätigste: die Lasten der Einzelnen und der Gemeinden wurden gemildert, der Verkehr erholte sich aus seiner Stockung, wozu schon die flüssig werdenden Staatsgelder beitrugen. Nicht minder wohlthätig zeigte sich die neugegründete und mit mehren Millionen Schweizerfranken dotirte Hypothekenbank, der von den Gegnern nur der Vorwurf gemacht wird, daß ihre Operationen nicht umfassend genug seyen, was aber eigentlich ein Vorwurf gegen die Kapitalisten ist, die dieser Bank entgegen waren. Um das durch den Wegfall der Staatszehnten und Bodenzinsen entstandene Deficit zu decken, führte die Regierung eine Grund-, Kapital- und Einkommensteuer ein, die hauptsächlich die Reichen treffen sollte. Mit dieser Steuer verrechnete man sich aber entschieden. Ochsenbein nahm das Steuerkapital auf 2000 Millionen an, Stämpfli auf 1140, Dr. Schneider auf 674, und als Resultat ergab sich ein Steuerkapital von 430 Millionen. Da nun der Sonderbundsfeldzug mit Hinzurechnung der aus dem

Freischaarenzuge erwachsenen Kosten, der Verfassungsrath und Anderes das Kapitalvermögen um fast 5 Millionen Schweizerfranken verminderten, so zeigte sich in Folge des geringen Ausfalls der Einkommensteuer ein Deficit, das der Verfasser des interessanten Buchs: „Das bernerische Finanzwesen von 1803 bis 1848" auf jährlich 940,000 Franken berechnet, wovon der Finanzdirektor selbst 452,000 Franken zugeben mußte. Hier war also eine Blöße, auf die sich die Opposition werfen konnte, wie auch mit Energie und Ausdauer geschah.

Die französische Februarrevolution begegnete in B., was den Kern des Volks betrifft, einer ganz anderen Stimmung, als in Deutschland. Freute man sich auch, daß die drohende Intervention plötzlich zu nichte wurde und die Großmächte in eine Lage geriethen, daß sie auf den ewigen Herd aller Unruhen, die jetzt so ruhige Schweiz, mit Neid blicken mußten, so machte sich doch bald die Besorgniß geltend, daß das republikanische Frankreich von napoleonischen Mediatisirungsgelüsten ergriffen werden könnte. Diese Stimmung wurde von den berner Machthabern mit Ausnahme Ochsenbeins, der aber in den Kantonalangelegenheiten zurückgetreten war und sich nur mit den schweizerischen Geschäften befaßte, in der Art verkannt, daß von ihnen alles Mögliche geschah, die Schweiz in die italienische und deutsche Revolution zu verwickeln. Die Blätter der radikalen Partei verlangten geradezu, daß die Eidgenossenschaft den Lombarden das verlangte Hülfscorps schicke, die beiden Freischaareneinfälle in Deutschland wurden mit einer Offenheit betrieben, die eine Konnivenz der berner Behörden mehr als wahrscheinlich machte. Da die neuen Bundesbehörden diesem propagandistischen Treiben entschieden entgegentraten, so boten die Snelle ihre Kräfte auf, diese Behörden und die junge Bundesschöpfung überhaupt in den Augen des Volks zu diskreditiren. Die vielen Flüchtlinge, die von den deutschen und italienischen Schlachtfeldern ankamen, waren der größte Aerger der Konservativen. Nicht nur, daß man die der Schweiz dadurch auferlegte Last kolossal übertrieb, man schrieb auch diesen Unglücklichen die Absicht zu, das Land, in dem sie Gastfreundschaft gefunden, zu revolutioniren. Die sich erneuernden Interventionsdrohungen des Auslandes riefen zwar, wie früher, Mißbilligung hervor, dieses Mal aber mit dem Zusatze, daß das berner Regiment zuerst dazu provocirt habe. Diesen Vorwurf erhoben besonders Die, welche die nicht ganz ungegründete Furcht hegten, daß der allgemeine Umschwung der Verhältnisse die schweizerische Reaktionspartei ermuthigen werde, eine bis vor 1831 zurückgreifende Restauration zu versuchen, und daß das Ausland begierig auf einen Vorwand warte, sein Schwert für diese Partei zu ziehen. Die Gegner der Radikalen fingen 1849 an, sich zu vereinigen, und es bildete sich eine Koalition, welche die heterogensten Bestandtheile vereinigte. Alle Parteien mit Ausnahme der herrschenden fanden sich in diesem merkwürdigen Bündnisse zusammen: die Patricier neben den Dorfmagnaten, von denen sie aus dem Rath verjagt und ins Gefängniß geschickt worden waren, die Dorfmagnaten neben den Legalliberalen, mit denen sie jahrelang einen erbitterten Kampf geführt hatten. Das Gros der regierungsfeindlichen Armee bildete die Aristokratie des Bauernstandes, neben der die Geistlichkeit sich besonders bemerklich machte. Diese letztere grollte der Regierung schon wegen der Begünstigung des Schullehrerstandes, „der speciell zur Beunruhigung des geistlichen Standes verwendet werde", hauptsächlich aber wegen der Berufung des tübinger Privatdocenten Zeller als Professor der neutestamentlichen Exegese. Zeller gehörte der junghegelischen Richtung an, die bekanntlich mit dem positiv christlichen Glauben in einen unvereinbaren Widerspruch gerathen ist, und darum mußte seine Berufung als theologischer Lehrer an eine kleine Hochschule, die in diesem Fache nur den einen Docenten aufstellen konnte, den Geistlichen bedenklich erscheinen. Von dieser Seite mischte man sogleich politische Befehdung in die theologische Streitfrage und agitirte in der Presse, in Volksversammlungen auf eine Weise, die den Plan verrieth, die zellersche Berufung in B. ebenso zu einer Waffe des Umsturzes zu machen, wie es früher in Zürich mit der Ernennung des Dr. Strauß geschehen war. Die Frucht war indessen noch nicht reif, die Regierung ließ sich nicht einschüchtern, sie schritt sogar mit Strafen vor, durch die der Groll der besiegten Opposition vermehrt wurde. Im Mai 1850 hatten die Erneuerungswahlen für den Großrath Statt zu finden, und schon im Januar begann die Wahlagitation mit einer beispiellosen Heftigkeit. Die radikale Partei bestellte einen provisorischen Wahlausschuß, der in einer Ansprache nicht bloß die eigene Partei, sondern auch die Freunde der Grundsätze von 1831 und 1846 aufforderte, sich zu vereinigen, damit durch die Wahlen von 1850 die Fortentwickelung des bisher gültigen politischen und administrativen Systems gesichert werde. Eine Versammlung von Abgeordneten aus allen Amtsbezirken, von 188 Delegirten besucht, entwarf das Programm der radikalen Partei, das in vielen Flugschriften, mit denen man das Land förmlich überschwemmte, vertheidigt wurde. Die Konservativen setzten nicht minder alle Hebel in Bewegung, um die Aufregung zu steigern: Religionsgefahr, Finanzruin, Fremdenhaß, Alles mußte helfen, die Leidenschaften gegen den Radikalismus zu entfesseln. In dem eben versammelten Großrath geschahen die heftigsten Angriffe gegen das Finanzsystem und den Direktor Stämpfli, dem man künstliche Zahlengruppirung zum Vorwurf machte, um das wachsende Deficit zu verschleiern. Mehre Beschlüsse des Großraths wurden auf das Gehässigste gedeutet. Auch gegen die Stadt Bern wurden Beschlüsse gefaßt, welche die Spannung der Gemüther vermehrten. Die Stadt, seit der neuen schweizerischen Bundesverfassung der ständige Sitz der schweizerischen Bundesbehörden und der Bundesversammlung, hatte sich vor 15 Monaten zur Erbauung eines Bundespalastes anheischig gemacht, aber nicht einmal Vorbereitungen getroffen; jetzt ermächtigte der Bundesrath die Regierung, „alle nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um die Stadt-

gemeinde Bern zur beförderlichen Erfüllung ihrer durch Beschluß vom 18. December 1847 übernommenen Verpflichtungen anzuhalten". Ebenso wenig hatte die Stadt Bern ihre Verpflichtung, ein Irrenhaus zu bauen, wozu sie 250,000 Franken beizutragen hatte, erfüllt, wozu sie nun angehalten wurde. Beide Beschlüsse wurden als Feindschaft gegen die Stadtgemeinde ausgelegt, „das Haus Nassau", meinten die Gegner, wolle die Konservativen arm machen. Diese Bezeichnung der Regierung als „Haus Nassau", die dadurch begründet ist, daß Ludwig und Wilhelm Snell aus Nassau stammen und durch die Schwiegersöhne des einen Bruders, Stämpfli und Niggeler, auf die Regierung den größten Einfluß ubten, war auf den Fremdenhaß der Berner berechnet und sollte die Nationalen unter dem Feldgeschrei: „Hie Bern!" vereinigen, das alle konservativen Blätter anstimmten. Der Ton dieser Blätter wurde mit jedem Tage wilder und drohender, worin die radikalen Blätter den Gegnern nicht nachstanden. Lange erließ die konservative Partei kein Wahlprogramm und schwieg zu allen Fragen der Radikalen, ob sie die Verfassung von 1846 beibehalten, welches Steuersystem sie einführen, ob sie die Schule wieder unter die Kirche stellen wolle. Dagegen schrieb sie auf den 25. März eine große Versammlung von Abgeordneten aller Gemeinden nach Münsingen aus, wo die Wahlen organisirt und das Wahlprogramm aufgestellt werden sollte. Die Regierungspartei schrieb auf denselben Tag und eben dahin eine Volksversammlung aus, die von der Leuenmatte, wo die Konservativen tagten, nur durch ein schmales Gäßchen getrennt war. Beide Parteien veröffentlichten Programme: die Antiradikalen, wie sie sich jetzt nannten, versprachen den Bundesbehörden loyale und redliche Unterstützung und erklärten, die Rechte des Auslandes ehren, aber jede Einmischung, nicht weniger die der Diplomaten, als diejenige der eingedrungenen, eingeschlichenen oder berufenen Fremden, von sich abweisen zu wollen; das radikale Programm sprach sich über die Bundesangelegenheiten unbestimmter aus, versprach aber um so entschiedener die Aufrechthaltung einer Kantonalpolitik, die Wohlstand und Bildung immer weiter verbreiten werde. In Bezug auf die Kantonssachen verlangte das konservative Programm Uebernahme eines Theils der Armenpflege durch die Gemeinden, Abschaffung der Rechtsagenten, ein volksthümliches Erziehungsgesetz ohne Hochschule. Von beiden Seiten wurden die Vorbereitungen mit Energie betrieben. Die Regierungspartei schickte Boten in alle Bezirke, um zum Zuzug aufzufordern; die Operationen der Antiradikalen leitete ein aus der konservativen Opposition des Großraths hervorgegangenes Komité unter Blösch's Führung. Am 25. März fand die mit Spannung erwartete Doppelversammlung Statt und ging ohne Störung der Ordnung vorüber. Beide Parteien schrieben sich den Sieg zu; die Konservativen behaupteten, sie seyen 12,000 Mann stark gewesen, während die Radikalen nur 4000 gehabt hätten; diese kehrten das Verhältniß um und sagten, sie hätten 11,000 und ihre Gegner 6000 gehabt. Diese Versammlung steigerte den Haß auf den höchsten Punkt, keine Partei ließ es an Verdächtigungen fehlen. Die ungebildeten Anhängsel der Parteien fochten ihren Hader in zum Theil blutigen Kämpfen aus, die sich bis in das Oberhaslithal hinaufzogen. Eine Adresse von 36 Mitgliedern des Bundesraths, zu Gunsten der Regierung und der radikalen Großrathsmajorität erlassen und kurz vor der Vornahme der Wahlen bekannt gemacht, änderte an der Sachlage nichts mehr. Die Wahlagitation hatte jetzt eine solche Höhe erreicht, daß die Regierung umfassende militärische Vorsichtsmaßregeln treffen zu müssen glaubte. An dem Wahltage des 5. Mai drängte sich die Bevölkerung der Hauptstadt in dichten Massen zu den Wahlurnen und fast alle Bürger übten ihr Stimmrecht aus, 4688 gaben ihre Zettel ab. In der mittleren Gemeinde kamen von 1888 Stimmenden 1140 auf die Kandidaten der Opposition, 740 fielen den Radikalen zu, in der oberen Gemeinde 1260 der Opposition und 590 den Radikalen, in der untern 740 der Opposition, 200 den Radikalen. Auffallend waren die vielen Wahlen, die auf Patricier fielen, eine Partei, die seit 1831 sich ganz vom öffentlichen Leben zurückgezogen hatte; 24 Patricier gingen aus der Wahlurne hervor, darunter 2, die in das erwähnte Komplot von 1832 verflochten gewesen waren. Noch immer rechneten sich die Radikalen den Wahlsieg zu, bis die für die Doppelwahlen ausgeschriebenen Ergänzungswahlen fast alle auf Konservative fielen. Nun stellte sich das Ergebniß so, daß auf 116 Konservative nur 102 Radikale kamen, so daß die letzteren selbst mit Hinzurechnung der 6 unbekannten und 2 schwankenden Mitglieder in der Minorität bleiben mußten. Am 1. Juni hielt der neue Großrath seine erste Sitzung, und gleich die ersten Beschlüsse über die Prüfung der Wahlen zeigten das unleugbare Uebergewicht der konservativen Richtung. Die Beamtenwahlen des 11. Juni zerstörten die letzten Illusionen der radikalen Partei, die gänzlich durchfiel; die Regierungsräthe erhielten die absolute Mehrheit genau nach der Reihenfolge des konservativen Programms. So war denn das sogenannte jungradikale stämpfli'sche Regiment durch die Wahlen vom Mai 1850 beseitigt und durch eine konservative Regierung ersetzt worden. Aber noch waren seit jener Zeit keine 2 Jahre verflossen, und schon stand das berner Volk wieder genau auf demselben Flecke, denn „Abberufung des großen Raths" auf gesetzlichem, von der 1846er Verfassung vorausgesehenem und seither genau festgesetztem Wege: das war die brennende Frage, welche seit Ende 1851 den ganzen Kanton B. eine Reihe von Monaten hindurch in fieberischer Aufregung erhielt. Veranlassung gab die seitdem so viel besprochene Schatz- und Dotationsfrage. Im Jahr 1798, bei der Einnahme der Schweiz durch den französischen General Schauenburg, war der seit Jahrhunderten angesammelte und damals allerdings zu fast kolossaler Größe angewachsene bernerische Staatsschatz von den französischen „Befreiern" bis auf den Boden ausgeraubt worden. Da man nun aber wußte, daß ein, für jezzige Zeiten aber immerhin groß erscheinender Theil desselben durch geschickte Manipulation einiger wenigen Patricier den Räubern theils verheimlicht, theils wieder abgejagt worden, so erhob

sich die Frage, ob diese „geretteten Gelder“ wieder dahin zurückgeflossen, wohin sie gehörten, in das unterm Münster von Bern befindliche Schatzgewölbe der „Stadt und Republik B.“ oder in die Privatkasse der rettenden Patricier? Das letztere behaupteten Stämpfli und seine Freunde, das erstere versicherten nicht bloß die Patricier, sondern auch die seither zu gründlicher Untersuchung vom großen Rathe aus konservativen und radikalen Mitgliedern zusammengesetzte Prüfungskommission, die überdies die juristischen Beweise zur Bestätigung ihres aufgefundenen Endresultates herbeizubringen versprach. Das zweite Agitationsmittel war die sogenannte Dotationsfrage. Bis zum Untergang der alten „Stadt und Republik B.“, also bis 1798 resp. bis 1803, waren Staatsgut und Stadtgut von B. Eins und Dasselbe. Erst 1803 erfolgte durch die helvetische Liquidationskommission die Ausscheidung, mit andern Worten: „die Dotation der Stadt Bern“, welcher Entscheid dann aber 1833 durch die in Folge der Julirevolution von 1830 entstandene Regierung aufs Neue gerichtlich angefochten wurde. Unter mühsamen und endlosen Nachforschungen und Abwägungen zog sich dies bis 1841 hinaus. Da endlich erst, unter dem neuhausischen Regimente, kam am 26. Juni ein rechtlicher Vergleich unter den beiden streitenden Parteien, Staat und Stadt, zu Stande. Noch war die Sache nicht vor den großen Rath gebracht, wohl aber in den Kreisen des gemeinen Mannes hinlänglich zum Gähren gelangt, als am 29. Oktober 1851 die periodische Erneuerungswahl des eidgenössischen Nationalraths kam. B. hat 20 Mitglieder in den eidgenössischen Nationalrath zu senden, und von diesen 20 Wahlen fielen nur 7 im Sinne der Regierung, 13 aber im Sinne der stämpfli'schen Opposition aus. Sobald die beiden Fragen durch Stämpfli's Motion beim großen Rathe anhängig waren, erstattete der Regierungsrath sofort Bericht und Antrag dahin: Zwar sey die Dotationsfrage rundweg abzuweisen, denn da dieser Streit durch Vertrag von 1841 erledigt sey, könne er ohne die flagranteste Rechtsverletzung unmöglich aufs Neue zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht werden; in Betreff der Schatzgelderfrage aber trage der Regierungsrath auf eine Untersuchung und Niedersetzung einer Kommission durch den großen Rath an. Darüber wurde am 8. Oktober 1851 verhandelt, und zwar — nachdem das vorausgeschickte Begehren Stämpfli's: die Bürger der Stadt Bern (39 an der Zahl) hätten, als bei der Sache interessirt, den Austritt zu nehmen, mit 103 gegen 83 Stimmen abgeschlagen worden war — ohne die Opposition, weil diese, nach dem eben erwähnten Entscheid dieser Vorfrage, an der weitern Verhandlung keinen Antheil mehr nehmen zu wollen erklärte. Die Anträge des Regierungsrathes wurden nun ohne Widerspruch angenommen — also völlige Abweisung der Dotationsfrage, dagegen genaueste Untersuchung in der Schatzgelderfrage durch eine eigene Großrathskommission. Mitten in dem eben geschilderten Verlaufe war diese sogenannte Millionenagitation begriffen, als zu Ende Oktobers 1851 die Erneuerungswahlen für den eidgenössischen Nationalrath im Kanton B. zu $^3/_4$ im Sinne der dortigen Radikalen ausfielen. Groß war im ersten Augenblick der Eindruck dieses unerwarteten Resultats, nicht bloß in B., sondern in der ganzen Schweiz. Am 9. November 1851 versammelte sich die radikale Partei in ihren Häuptern an 150 Mann stark in Bern und vereinigte sich zu folgenden Beschlüssen: Es sollte in der nächsten Sitzung des großen Rathes darauf gedrungen werden, daß die Wahl einer neuen, mit den nöthigen Vollmachten ausgerüsteten Untersuchungskommission für die Dotations- und Schatzangelegenheit, unter Austritt aller Stadtberner, Statt finde, und die Regierung angehalten werde, ihre Gesetzesentwürfe über die Finanzen, das Schulwesen, Wirthschaftswesen und die Angriffe gegen die Unverletzlichkeit des Eigenthums durch andere zu ersetzen. Für den Fall aber, daß auf diese gemachten Begehren von der Mehrheit des großen Rathes nicht eingegangen werde, sollte sofort eine Kommission bestellt werden, um sich über das weiter zu beobachtende verfassungs- und gesetzmäßige Verfahren zu berathen. Damit war der Entschluß der Radikalen, die von der Verfassung ausdrücklich gestattete Abberufung des großen Rathes zu betreiben, faktisch ausgesprochen, denn daß die Mehrheit desselben auf die eben erwähnten Begehren nicht eingehen werde, war vorauszusehen, wie es denn auch wirklich in der auf Mitte Januar veranstalteten außerordentlichen Versammlung des großen Rathes geschehen ist. Am 18. Januar 1852 wurde mit der Unterschriftensammlung begonnen, und von diesem Tage an wuchs die Aufregung fortwährend. Wurde die Regierung aber von links her angegriffen, so wurde sie von rechts her auch in Schutz genommen. Eine etwa 220 Mann starke Versammlung konservativer Notabilitäten aus dem ganzen Lande sprach der Regierung offene und dankbare Anerkennung aus für ihre bisherige Wirksamkeit und forderte sie dringend auf, auf der bisherigen Bahn zu beharren. Dagegen erließ dann wieder Stämpfli sein zukünftiges Regierungsprogramm, dessen Hauptpunkte waren: Aufrechthaltung der Bundesverfassung; Aufrechthaltung der Kantonsverfassung von 1846, nicht bloß dem Worte, sondern der That nach; Eröffnung von Bezirksleihkassen; Erleichterung der Erwerbung von Grundeigenthum für Grundbesitzlose und für kleine Grundbesitzer durch Geldvorschüsse aus den Leihkassen; Vermeidung des jährlichen Deficits im Staatsbudget; Einführung der Erbschaftssteuer; periodische Erneuerungswahl der Geistlichen; endlich, was eigentlich den Hebel zu Allem bildet, strenge Untersuchung der Dotationsgeschichte durch einen eigenen Kommissär. Mittlerweile wurde mit der Unterschriftensammlung zur Abberufung des großen Rathes eifrigst fortgefahren, und so ziemlich im gleichen Augenblicke, da statt der nöthigen 8000 Unterschriften deren cirka 15,000 beisammen waren, erließ auch noch die Großrathsmehrheit ein Manifest ans Volk, worin die positiven Verdienste des gegenwärtigen Regimentes aufgezählt waren und ausgesprochen wurde, daß die Regierung dem Gerichte des Volkes ruhig entgegensehe. Die Urversammlungen wurden von der Regierung auf den 18. April 1852 angeordnet. Die Regierung siegte dabei; sie erhielt ein Mehr von

6340 Stimmen; die Abberufung war verworfen. Noch in demselben Jahre (1852) legte die Regierung dem großen Rath ein neues Preßgesetz vor, das die Preßfreiheit sehr beschränkte u. über das die Mehrzahl der schweizerischen Blätter sich höchst ungünstig aussprach. Dessenungeachtet trat dasselbe mit dem 2. April 1853 in Geltung. Fortwährend standen die Parteien schroff einander gegenüber, und die erneuerten Großrathswahlen gaben bald der einen, bald der andern das Uebergewicht. Um Mitte 1854 führte der Versuch, zwischen der konservativen und demokratischen Partei zu vermitteln, zu einer einstweiligen Verständigung, wodurch wenigstens allzu herausfordernder Agitation vorgebeugt und die Ruhe im Innern bis jetzt erhalten ward. Doch stehen die Parteien immer noch eifersüchtig und oft schlagfertig einander gegenüber. Vergl. Justinger, Berner Chronik vom Anfange der Stadt bis 1421, herausgegeben von E. Stierlin u. J. R. Wyß, Bern 1818; Bend. Schlachtalm, Berner Chronik von 1421 bis 1466, 2 Bde., das. 1819, 1820; Valerius Anshelm, genannt Rüd, Berner Chronik vom Anfange der Stadt B. bis 1526, 6 Bde., das. 1825—1833; A. von Tillier, Geschichte des eidgenössischen Freistaats B. von seinem Ursprunge bis zu seinem Untergange 1798, 5 Bde., das. 1838.

Bern, die Hauptstadt des Kantons und des Amts B., auf einer hohen, schmalen, von der Aar gebildeten Erdzunge, ist eine der bestgebauten Städte der Schweiz; die Straßen sind meist gerade, breit und gut gepflastert, die Häuser größtentheils mit Arkaden versehen. Unter den zum Theil sehr ansehnlichen öffentlichen Gebäuden sind besonders merkwürdig: der gothische Münster (160 Fuß lang, 80 Fuß breit, mit einem 191 Fuß hohen Thurme), gebaut 1421—1502, die 1122 erbaute Heiligengeistkirche, das Rathhaus, die Stadtbibliothek (30,000 Bde.) mit dem Museum, die Münze, das Waisenhaus, das geräumige und prächtige Bürgerhospital, das palastähnliche Krankenhaus (die Insel genannt) mit einem Vermögen von nahe an 3 Millionen Schweizerfranken, das aus schönem Eisengitter bestehende Murtnerthor, das besonders an Harnischen und Waffen des Mittelalters reiche Zeughaus, das sogenannte Stift, das große Kornmagazin, das Schallenhaus, der Zeitglockenthurm mit den Hauptuhren der Stadt und einem sehenswerthen Figurenspiel, der Käfithurm, der Christophelthurm, die große seit 1461 an die Stelle der alten hölzernen, 1230 erbauten, steinerne Brücke über die Aar (92 Fuß und 2 Bogen lang) ꝛc. Unter den wissenschaftlichen Anstalten steht obenan die Universität; nächst ihr sind zu erwähnen: das Gymnasium, die akademische Zeichenschule, die Sternwarte (46° 57′ 6″ nördl. Br., 25° 6′ 11″ östl. Länge von Ferro), die obenerwähnte Bibliothek, die sowohl an gedruckten Büchern, wie an Handschriften, namentlich für die Schweizergeschichte, große Schätze enthält, die 1802 gestiftete Gallerie vaterländischer Naturgeschichte, Säugethiere, Vögel, Schmetterlinge, Insekten und Kräuter der Schweiz enthaltend, die Münzsammlung, der Künstlerverein, die ökonomische Gesellschaft, die sich große Verdienste um die Verbesserung der Landwirthschaft und die Kenntniß der Schweiz in naturhistorischer Hinsicht erworben, die schweizerische geschichtsforschende Gesellschaft, der wir die Herausgabe mehrer die berner Vorzeit betreffenden Chroniken, wie der von Justinger (1819), der von Schlachtalm (1820) und der von Anshelm (1825) verdanken, die Bibelgesellschaft, der Schullehrerverein, 7 Buchhandlungen, die Glasmalerei der Gebrüder Müller. Mehre Privaten haben ansehnliche Kunstsammlungen. Die Stadt hat blühende Fabriken in Leinwand, Tuch, Seidenwaaren, Kattun, Leder, Strohhüten, Strümpfen, Pulver, Papier ꝛc., Handel mit Käse, Wein ꝛc., Speditionshandel u. (1850) 27,558 Einwohner. Unter den herrlichen Spaziergängen zeichnet sich namentlich die mit vier Baumreihen besetzte Plattform aus, auf welcher der Münster steht. Die nach der Aar zu gehende Seite erhebt sich 108 Fuß über den Fluß, der hier einen schönen Fall bildet, welcher dem des Rheins bei Laufen zwar nicht an Höhe, wohl aber an Breite gleichkommt. Die alten Festungswerke sind großentheils in Spaziergänge verwandelt. Im Bären- und Hirschgraben werden Bären (wegen der Namensverwandtschaft) und Hirsche genährt. B. ist der Geburtsort Albrecht von Hallers und Bonstettens. Vergl. Tscharner, Historie der Stadt B., 2 Bde., Bern 1765—66; Haller u. Heinzmann, Beschreibung der Stadt B., Bern 1794—1796, 2 Bde.; Waldhard, Description topogr. et histor. de la ville de B., das. 1829.

Bernadotte, s. v. a. Karl XIV. Johann, König von Schweden und Norwegen.

Bernakel, s. Gans.

Bernard, 1) Claude, auch der „arme Priester" oder der „Pater B." genannt, ein geistlicher Abenteurer, geboren zu Dijon 1588, studirte die Rechte zu Toulouse und war anfangs ein lustiger Gesellschafter mit lebhafter Einbildungskraft. Drohende Erscheinungen seines längst verstorbenen Vaters machten aus dem Wüstling einen Asceten und feurigen Bußprediger; er studirte Theologie, trat in den Priesterstand, theilte eine Erbschaft von 400,000 Livres an die Armen aus, erwarb sich durch seine fanatischen Schwärmereien (er saugte z. B. in den Hospitälern Menschen mit stinkenden Geschwüren die Wunden aus und betheuerte, den angenehmsten Geruch dabei empfunden zu haben) den Namen eines Narren des lieben Gottes und † 1641 in Folge zu großer Anstrengung bei der Hinrichtung eines Missethäters, den er hatte bekehren wollen. Ihm verdankt Paris die Stiftung des Séminaire des Trente Trois, nach den 33 Lebensjahren Jesu benannt. Ungeachtet seiner vielen Wunder konnte die französische Geistlichkeit seine Heiligsprechung, um die sie mehrmals nachsuchte, nicht erlangen. Thomas le Gauffre, Pat. Giry, Puget de la Serre, Fr. Gerson und Lempereur haben sein Leben beschrieben.

2) Pierre Joseph, französischer Dichter, Sänger der Liebe und des Lebensgenusses, geboren zu Grenoble 1710, Sohn eines Bildhauers, studirte bei den Jesuiten zu Lyon und diente dann zu Paris bei einem Notar als Schreiber. Hier ward er dem Marquis de Pezay durch einige Ge-

dichte bekannt, folgte ihm 1734 in den italienischen Feldzug, ward von dem Marschall Coigny als Sekretär in Dienst genommen u. von Ludwig XV. zum Schatzmeister der Dragoner und später zu seinem Bibliothekar im Schlosse Choisy-le-Roi ernannt. Er lebte und dichtete für die Freuden der damaligen feinen Welt in mancherlei Formen: Liedern, Madrigalen, Epigrammen, auch größern didaktischen und dramatischen Poesien. Nicht allein bei Ludwig XV., sondern auch bei den schönen Damen, die ihn durch manchen süßen Minnesold beglückten, stand er in hoher Gunst. Später (1771) verlor er durch einen Schlagfluß Gedächtniß und Ideenassociation und blieb in diesem Zustande bis zu seinem Tode, am 1. November 1775. Im Jahr 1737 brachte er die Oper „Castor et Pollux“ auf die Bühne, ein Meisterstück lyrischer Dramatik, das durch Rameau's Musik allgemeinen Beifall fand. Sein Gedicht: „Phrosine et Melidore“, in 4 Gesängen (1772), erntete gleichfalls großes Lob. Nach seinem Tode erschien: „L'art d'aimer“, ein Lehrgedicht in 3 Gesängen, zum Theil nach Ovid. Außerdem schrieb B. mehre Dramen, z. B. „La Lyre enchantée“ und „Anacréon“, ferner: „Poésies diverses“, enthaltend Episteln, Lieder ꝛc., die zum Theil Meisterstücke der leichten und gefälligen Gattung sind und von denen mehre von Klamer-Schmidt, Manso, Bürger („Das Dörfchen“) ꝛc. mit Glück ins Deutsche übertragen wurden. B.s gesammelte Dichtungen erschienen oft (Par. 1775, 1785, 1796, 1803, 1821).

3) Baron von B., französ. General, Adjutant des Königs Ludwig Philipp und Kriegsminister unter dem Ministerium Molé, geboren 1779 in einer Bauernfamilie der Franche-Comté, trat frühzeitig als Freiwilliger in die Heere der Republik, kam 1796 in das Geniecorps, wo er sich durch großen Eifer und Pünktlichkeit im Dienste auszeichnete. Da er aber lange Zeit in den festen Plätzen Italiens und Dalmatiens zubrachte, so rückte er nicht so schnell vor, als er es verdient hätte. Erst 1809 machte ihn der Zufall Napoleon bekannt. Er war damals Bataillonschef, kam aus Dalmatien mit dem Corps des Marschalls Marmont und ward mit mehren Offizieren seiner Waffe zum Bau der Brücken und Flöße zum Donauübergang verwendet. Der Kaiser hatte bei den zahlreichen Inspektionen über diese Arbeiten Gelegenheit, ihn mehrmals zu sprechen und seine große Thätigkeit, seinen Eifer und seine Einsicht neben seinem einfachen, bescheidenen und uneigennützigen Charakter zu erkennen. Er verwendete B. nach dem Feldzuge von 1809 bei den großen Geniearbeiten an der belgischen Küste und besonders beim Bau der großen Bassins von Antwerpen und erhob ihn 1813 zu seinem Adjutanten, dann zum Brigadegeneral und Reichsbaron. Nach Napoleons Abdankung 1814 verließ General B. Frankreich und begab sich nach Nordamerika, wo ihm die Regierung der Vereinigten Staaten die Stelle als Chef des Militärwesens antrug. In den 16 Jahren, welche er in den Vereinigten Staaten zubrachte, führte er viele nützliche Arbeiten aus, worunter die bedeutendste die vollständige Vollendung des Vertheidigungssystems der Küsten und der Grenzen der Union war. Nach der Julirevolution von 1830 kehrte er auf Veranlassung Lafayette's nach Frankreich zurück und wurde vom König Louis Philipp zum Adjutanten und Generallieutenant ernannt. Im Jahr 1836 übernahm er das Kriegsministerium. Als Mann der Ordnung und des Details, nur in einer einzigen Specialität der Militärkunst ganz zu Hause, hatte aber B. nicht den umfassenden Ueberblick aller Theile einer großen Administration. Nachdem er noch einen Plan zur Befestigung von Paris entworfen, erkrankte er im April 1839, resignirte, ging auf den Rath der Aerzte nach Pau, wo sich sein Uebel verschlimmerte, kehrte nach Paris zurück u. † am 5. November 1839.

Bernardino, St. (St. Bernhardin), Berg im schweizerischen Kanton Graubündten, in den lepontischen Alpen, mit einem uralten Gebirgspaß, der aus dem Rheinwald ins Misoxerthal (Misocco) führt, worin das gleichnamige Dorf liegt. In alten Zeiten hieß das Gebirge der Vogelberg und seine höchste Spitze das Muschelhorn, bis der heilige Bernhardin von Siena im Anfange des 15. Jahrhunderts an der Südseite unter der Höhe des Passes, welcher der niedrigste und ungefährlichste aller bündtener Alpenübergänge nach Italien ist, eine Kapelle baute und allmählig der Berg nach ihm benannt wurde. Am 7. März 1799 zog ein französisches Heer unter General Lecourbe diesen Gebirgspaß, dessen Chaussirung von 1818—1824 ausgeführt wurde. Vgl. Alpenstraßen.

Bernardon, Name einer wiener Burleskenfigur, eines liederlichen und tölpischen Buben. Der Name ward dann auf den Erfinder dieser Maske, den Komiker Jos. Fil. Kurz (Vater Bernardon), übertragen. Derselbe, geboren um 1715 zu Wien, lieferte eine Menge Stücke (Bernardontaden), die ohne allen Gehalt und Geschmack waren, aber mit ihren Feuerwerken, Pantomimen, Fratzen, Zoten ꝛc. der damaligen Zeit zusagten und nicht nur in Wien auf dem leopoldstädter Theater, sondern auch im übrigen Deutschland ungemeinen Beifall fanden. „B. im Tollhause“, „B., der kalekutische Großmogul“, „Der 30jährige Abcschütz“ ꝛc. sind die Titel dieser Machwerke. Etwas edler sind „Die Donaunymphe“, „Die Teufelsmühle“, „Die Sternenkönigin“ u. a. Als der Zulauf in Wien nachließ, bereiste B. mit seiner Gesellschaft verschiedene Theile Deutschlands, ging 1774 nach Warschau und † 1786.

Bernatowicz, Felix, der beste der neuern polnischen Romandichter, erhielt seine Bildung zu Mydzynce in Volhynien bei den Piaristen, ward 1805 Privatsekretär und Vorleser des Fürsten Czartoryski, lebte auch nach dem Tode desselben zu Pulawy, der bekannten Besitzung der czartoryski'schen Familie, und schrieb hier in Muße und Zurückgezogenheit seine bändereichen historischen Romane. Die Schlacht bei Pulawy 1831 und die Gewaltthaten, welche die Russen hier verübten, machten einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er in eine Geistesabspannung verfiel, die in der Folge zur Geistesabwesenheit führte. Er wurde 1834 in eine Heilanstalt nach Breslau gebracht, aber auch hier nicht hergestellt und † am 5. September 1836 zu Lomza. Sein bester Roman, „Pogata“ (deutsch von Schnaase,

Leipzig 1834, 2 Bde.), zeichnet sich durch geschickte Verwebung der einzelnen Begebenheiten und seine rein historische Grundlage aus. Andere Romane B.s sind: „Nalencz“ (deutsch von Schnaase, Leipzig 1834, 4 Bde.); „Die unerfüllten Wünsche“; „Ivan Czartoryiski“. B. schrieb auch einige kleine dramatische Stücke, die zu Sieniawa, der Residenz des Generals Czartoryiski, aufgeführt wurden und in denen der Verfasser als Mitspielender eine seltene Darstellungsgabe offenbarte.

Bernau, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Niederbarnim, an der Plankow, mit 3000 Einwohnern, Geburtsort von Georg Rollenhagen. B.'s städtische Existenz beginnt schon im 2. Decennium des 13. Jahrhunderts. Im 14. Jahrhundert findet sich hier bereits eine ansehnliche Propstei. Stark befestigt, vertheidigte sich die Stadt 1432 gegen die Hussiten so lange, bis der Statthalter und Kurprinz Friedrich II. herbeikommen und, durch einen muthigen Ausfall der Bürger unterstützt, den Feind vernichten konnte. Das Andenken an diese merkwürdige Schlacht erhalten noch die auf dem Rathhause verwahrten hussitischen Zelte, Bogen, Pfeile, Sturmhauben etc., sowie eine jährliche Feier. Ein Hauptgewerbe der Bürgerschaft bis ins 17. Jahrhundert hinein war die Bierbrauerei, deren Erzeugniß (bernauer Bier) bis nach Stettin ging. Im J. 1483 brannte die Hälfte der Stadt nieder.

Bernauer (Bernawer), Agnes, das unglückliche Opfer der Legitimität, die ebenso schöne als tugendhafte Tochter des Baders Kaspar B. aus Biberach (nach Andern aus Augsburg). Herzog Albrecht III. von Bayern, einziger Sohn des regierenden Herzogs Ernst, sah die schöne Jungfrau zuerst bei einem ihm zu Ehren gegebenen Turnier zu Augsburg und wurde sogleich von heftiger Liebe zu ihr ergriffen. Unbescholten und rein in ihren Sitten, bescheiden und einfach, lehnte Agnes, obwohl sie nicht unempfindlich gegen die männliche Schönheit und den hohen Rang des 28jährigen, noch unverheiratheten Mannes (nach Andern war Albrecht damals Wittwer) war, die ihr gemachten Anträge ab, bis sie sich endlich zu einer heimlichen Vermählung überreden ließ. Albrecht führte seine junge Gemahlin auf das von seiner Mutter ererbte Schloß Vohburg, wo sie ungestört ihrem ehelichen Glücke lebten. Albrechts Vater wußte von dem Allen nichts und erfuhr die Sache erst, als er den Plan faßte, seinen Sohn mit Anna, Herzog Erichs von Braunschweig Tochter, zu verheirathen, und damit bei ihm auf den beharrlichsten Widerstand stieß. Da beschloß er, gewaltthätig durchzugreifen. Zunächst veranstaltete er es, daß Albrecht von einem ritterlichen Feste zu Regensburg, „als Einer, der wider Turnierordnung mit einer Jungfrau in Unzucht lebe“, ausgeschlossen wurde. Vergebens betheuerte Albrecht, Agnes sey seine Gemahlin, man glaubte ihm nicht und wies ihn aufs Neue zurück. Da ließ er Agnes fortan als Herzogin von Bayern öffentlich ehren, gab ihr zahlreiche Dienerschaft gleich einer Fürstin und wies ihr die Burg Straubing zum Wohnsitz an. Hier stiftete sie, voll schwermüthiger Ahnung eines finstern Schicksals, im Kreuzgang bei den Brüdern von Karmel Betgewölbe und Grabstätte. So lange Albrechts Onkel, Herzog Wilhelm III., ein Bruder Herzog Ernsts, der seinen Neffen herzlich liebte und ihn gegen seinen Vater schützte, am Leben war, scheiterten alle gegen das Glück der Liebenden unternommenen Ränke und Kabalen. Aber nach Wilhelms Tode hielt Herzog Ernst seinen Unwillen nicht länger zurück. Den Herzog Albrecht entfernte man auf ein Turnier, Agnes aber wurde, der Zauberei beschuldigt, mit der sie es Herzog Albrecht angethan, in seiner Abwesenheit verhaftet und, da sie als fürstliche Frau zu vertheidigen sich weigerte, ihre schleunige Hinrichtung befohlen. Am 12. Oktober 1435 wurde sie gebunden von Henkersknechten zur Donaubrücke geschleppt und vor allem Volke, das ihr Jammern unbewegt hörte, über die Brücke in den Strom gestürzt. Vergebens hatte sie Geistesgegenwart genug, mit Hülfe eines Fußes, der nicht gebunden war, gegen das Ufer zu schwimmen und: Helft, helft! zu rufen. Einer der Schergen eilte hin, erfaßte mit einer langen Stange ihr schönes Goldhaar und drückte damit den Kopf der Unglücklichen unter die Wellen nieder, bis sie ertrank. Albrecht war außer sich, als er diese Unthat hörte, und schwur seinem Vater Rache; er verband sich mit Ludwig dem Bärtigen zu Ingolstadt, dem Feinde seines Vaters, überzog diesen mit Krieg und verwüstete weithin das Land. Vergebens suchte der Vater den Sohn durch Bitten zur Versöhnung zu bewegen. Endlich gelang es, den Mahnungen Kaiser Sigismunds und den Bitten der Freunde, Albrecht an den Hof seines Vaters zurückzuführen, wo er denn endlich auch (1437) willig mit Anna von Braunschweig sich vermählen ließ. Herzog Ernst selbst befahl, um die verlorne Liebe des Sohnes wieder zu gewinnen, über dem Grabe der Ermordeten ein Betkirchlein aufzubauen, Albrecht aber stiftete ihr noch in ihrem Todesjahre eine ewige Messe im Karmeliterkloster zu Straubing, ja noch 12 Jahre hernach (1447) erneuerte er die Stiftung und ließ die Gebeine der „ehrsamen Frau Agnesen der Pernawerin“ in die von ihr einst gestiftete Grabstätte bringen und mit marmornem Grabstein decken. Albrechts und Agnes' unglückliche Liebe lebte lange im Volksliede. Babo, Graf von Törring (München 1780, n. Aufl. Mannheim 1791), Julius Körner (Leipzig 1821), Böttger (das. 1846, 3. Aufl. 1850), Melchior Mair, Fr. Hebbel u. A. verarbeiteten diesen Stoff zu Trauerspielen, Andere zu Romanen und Erzählungen.

Bernay, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Eure, an der Charentonne, hat ein Obertribunal, eine Handelskammer und andere Behörden und 7800 Einwohner, welche Fabriken in Tuch, Leinwand, Band, Papier, Glas, Garnbleichen, Färbereien, Gerbereien und Handel mit Eisen, Vieh, normannischen Pferden, Getreide, Garn und Flachs betreiben.

Bernburg, Hauptstadt des Herzogthums Anhalt-Bernburg, an beiden Ufern der Saale, welche die Stadt in 2 ziemlich gleiche Theile trennt. Sie besteht aus 3 Theilen: der Alt- und Neustadt mit der Vorstadt Waldau auf dem

linken und der Bergstadt auf dem rechten Saalufer; beide Theile diesseits und jenseits des Flusses sind durch eine 173 Fuß lange Brücke verbunden. Unter mehren andern ansehnlichen Gebäuden ist besonders das Schloß bemerkenswerth, eines der ältesten und berühmtesten anhaltischen Schlösser, am südlichen Ende der Bergstadt, auf der höchsten Spitze des Berges gelegen. Das Schauspielhaus ward unter Bunge's Leitung 1826—1827 erbaut und faßt gegen 800 Menschen. Im Regierungsgebäude am Markt (1746 erbaut) haben die Landesregierung und das Konsistorium ihre Amtslokale; auch befindet sich darin die an alten schätzbaren Werken reiche Regierungsbibliothek, sowie das Hausarchiv. Unter den 4 evangelischen Kirchen ist die Stadt- oder Marienkirche in der Altstadt, ein großes, schönes, meist aus Quadersteinen erbautes Gebäude von unbekanntem Alter, mit den Standbildern von 9 anhaltischen Fürsten, zu nennen. Auch hat die Stadt ein katholisches Bethaus und eine Synagoge. Bildungsanstalten sind ein Gymnasium, eine Realschule, eine höhere Töchterschule und mehre andere Schulen. B. ist der Sitz der höchsten Landesbehörden, des Staatsministeriums, des Appellationsgerichts, der Landesregierung, des Konsistoriums und des Kammerkollegiums, sowie eines Justizamts und eines königlich preußischen Postamts. Die Einwohner, 10,000 an der Zahl, treiben Ackerbau und Viehzucht, etwas Obst- und Weinbau, Fischerei, städtische Gewerbe, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Fabriken für Fayence, Steingut, Tabak, Leder, Papier, Eisengießerei und ziemlich lebhaften Handel, der durch eine bei Köthen einmündende Zweigbahn der leipzig-magdeburger Eisenbahn gefördert wird. Die Umgebung der Stadt ist sehr angenehm und die Lage derselben sehr gesund, namentlich die der Bergstadt. B. ist eine sehr alte Stadt, deren Entstehung ganz im Dunkeln liegt. Die Altstadt wurde schon 992 von Kaiser Otto III. befestigt, die Neustadt wahrscheinlich im Anfange des 13. Jahrhunderts angelegt und war von jener durch Mauer, Graben und Thor geschieden. Alle 3 Städte hatten ihre eigenen Magistrate, von denen 1560 der neustädter, 1824 der bergstädter Magistrat mit dem der Altstadt vereinigt wurde. Im Jahre 1115, in dem Kriege zwischen Kaiser Heinrich V. und den Sachsen, wurde Schloß und Stadt von den Wenden, die auf des Kaisers Seite waren, und 1138 in der Fehde zwischen Albrecht dem Bären und Herzog Heinrich dem Stolzen von den Leuten des Herzogs erobert und verbrannt. Im 30jährigen Kriege (1630) wurde die Brücke abgebrochen; bald darauf nahmen die Schweden unter Holk die Stadt ein, und nochmals 1636, wo sie aber bald wieder von den Sachsen daraus vertrieben wurden. Auch 1644 ward B. abwechselnd von den Kaiserlichen und den Schweden besetzt. Es war bis 1468 Residenz der Fürsten der alten bernburger Linie und dann (seit 1498) Wittwensitz. Seit der Theilung von 1603 war es der Wohnsitz der jüngern bernburger Linie, bis 1765 Fürst Friedrich Albrecht die Residenz nach Ballenstädt verlegte.

Bernd, Christian Samuel Theodor, einer der gelehrtesten deutschen Heraldiker, den 12. April 1775 zu Meseritz geboren, erhielt seine Bildung auf den Gymnasien zu Guben und Gotha und studirte seit 1794 zu Jena Theologie, mußte aber schon 1796 die Universität wieder verlassen und sein Fortkommen als Hauslehrer suchen. Durch Briefwechsel mit Campe bekannt geworden, folgte er 1804 einer Aufforderung des letztern, nach Braunschweig zu kommen und an der Bearbeitung des „Wörterbuchs der deutschen Sprache" Theil zu nehmen. Doch fiel bald die Ausarbeitung fast ganz allein B. zu, welcher dieselbe 1807—11 vollendete, worauf er im Herbst 1811 Braunschweig verließ, um bei der neuen Organisation der Bibliothek und des Archivs zu Breslau eine Stellung anzunehmen, die er im Mai 1813 mit einer Professur am Gymnasium zu Kalisch und im Oktober 1815 mit einer solchen am Gymnasium zu Posen vertauschte. Im Herbst 1818 wurde er zum Bibliotheksekretär an die neu gestiftete Universität Bonn berufen, wo er zugleich im December 1822 als außerordentlicher Professor für Diplomatik, Sphragistik und Heraldik angestellt wurde. Schon während seines Aufenthaltes in Schlesien und Polen war B. vielfach in den „Schlesischen Provinzialblättern", der „Jenaischen Literaturzeitung", dem von ihm und Heinze redigirten „Archiv von und für Schlesien" (Breslau 1811) und anderwärts als Schriftsteller aufgetreten. An diese Arbeiten schlossen sich zunächst einige sprachwissenschaftliche Untersuchungen, wie „Die deutsche Sprache im Großherzogthum Posen" (Bonn 1820) und „Die Verwandtschaft der slavischen und germanischen Sprachen" (das. 1822), die für ihre Zeit höchst verdienstlich waren. Sein fleißiges Buch „Die doppelförmigen Zeitwörter der deutschen Sprache" (1. Th., Aachen und Leipzig 1837) ist leider unvollendet geblieben. Am bekanntesten aber wurde B. durch seine äußerst gründlichen Arbeiten über Wappenkunde, von deren Literatur seine „Allgemeine Schriftenkunde der gesammten Wappenwissenschaft" (3 Bde., Bonn 1831—35; Nachtrag das. 1841) ein erschöpfendes Verzeichniß liefert. Seinem musterhaft gearbeiteten „Wappenbuch der preußischen Rheinprovinz" (2 Thle., Bonn 1835, Nachtrag 1842) folgte sein Hauptwerk: „Die Hauptstücke der Wappenwissenschaft" (2 Bde., das. 1841—49), das vollständigste und gründlichste bis jetzt vorhandene Handbuch der Heraldik. Die Bewegungen von 1848 veranlaßten seine gründliche Untersuchung über „Die deutschen Farben und ein deutsches Wappen" (Bonn 1848). Er † den 14. September 1854 zu Bonn. Sein „Handbuch der Wappenwissenschaft", welches erst nach seinem Tode (Leipzig 1856) erschien, faßt die Ergebnisse seiner langjährigen Forschungen in gedrängter Kürze zusammen.

Berneck, 1) Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, südöstlich von Kulmbach, am Einflusse der Oelnitz in den weißen Main, Sitz eines Landgerichts und Dekanats, Magistrats 3. Klasse, einer Inspektion über die Perlenfischerei in der Oelnitz (die dortigen Perlenmuscheln werden den orientalischen gleich gehalten), mit 1050 Einwohnern, welche besonders Feld-, Obst-

und Hopfenbau treiben. Auch befinden sich hier Alaun- und Vitriolhütten, Eisensteingruben, ein Serpentinsteinbruch, eine Eisendrahtfabrik, Lebkuchenbäckerei. Die Umgebung ist wildromantisch; in der Nähe der Stadt liegen auf hohen Felsenkuppen 2 alte Schloßruinen: das alte Schloß B. und Hohenberneck. Zu beiden Schlössern gehörte eine dazwischenliegende, jetzt verfallene Kapelle. Im Mittelalter war die Stadt erst im Besitz der Grafen von Meran, von denen sie 1248 durch Vererbung an die Grafen von Orlamünde und 1338 an die Burggrafen von Nürnberg kam. Im Jahre 1431 litt sie sehr durch den Hussitenkrieg und im Kriege des Kurfürsten Albrecht Achilles mit dem Herzoge Ludwig in Bayern, dem Reichen, ward sie von den Böhmen, den Bundesgenossen der Bayern, fast ganz zerstört. Kurfürst Albrecht von Brandenburg verlieh sie 1478 an Veit von Wallenrode unter der Bedingung, sie wieder aufzubauen und das Schloß (Hohenberneck) zu bewohnen. Letzteres kam 1501 durch Kauf an den Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Kulmbach. Vergl. J. G. Hentze, Berneck, ein historischer Versuch, Baireuth 1790. — 2) Städtchen im würtemberg. Schwarzwaldkreis, Oberamt Nagold, am Kollenbach, mit 500 Einw. Auf einem Bergvorsprunge liegt das Schloß Berneck und unmittelbar dahinter Ueberreste einer alten Burg. Graf Eberhard II. von Würtemberg zerstörte auf seinem Zuge gegen die Schlegler 1367 Burg und Stadt.

Berneck, Karl Gustav von, pseudonym Bernd von Guseck, Novellist, am 28. Oktober 1803 zu Kirchhain in der Niederlausitz geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung erst in einem Privatinstitute zu Dresden, dann seit 1817 im berliner Kadettenhause, von wo er 1820 als Kavalerieoffizier in die Armee trat. Auf der allgemeinen Kriegsschule in Berlin widmete er sich 1823—26 besonders dem Studium der Geschichte und neuern Sprachen, welches er auch während seines Garnisonslebens fortsetzte, bis er 1839 als Lehrer der Geschichte zur Divisionsschule für Offizieraspiranten nach Frankfurt a. d. O. versetzt und nach mehren Jahren zum Rittmeister und Mitglied der Obermilitärexaminationskommission, sowie zum Lehrer der Taktik am Kadettenhause und der Geschichte der Kriegskunst an der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin ernannt wurde. B.s novellistische Arbeiten ruhen meist auf historischem Hintergrunde, den er durch romantische Gestalten auf das Anziehendste zu beleben weiß, erregen aber aus Mangel an leitenden Ideen kein dauernderes Interesse. Er trat als Schriftsteller zuerst 1832 in der „Abendzeitung" auf und lieferte seit 1835 Beiträge zu den meisten deutschen belletristischen Taschenbüchern und Zeitschriften. Eine Anzahl der in letztern zerstreuten „Novellen und Erzählungen" sammelte er selbst (3 Bde., Leipzig 1837); andere sind in seinen Werken „Vom Borne der Zeiten" (3 Bde., Berlin 1844); „Wildfeuer" (2 Bdchn., das. 1845); „Schaumperlen der Gegenwart" (Bunzlau 1838); „Vulkansteine" (das. 1838) enthalten. Von seinen Romanen nennen wir: „Die Stedinger" (Leipzig 1837), „Das Erbe von Landshut" (2 Thle., Kottbus 1842) und „Der Sohn der Mark" (Frankfurt a. d. O. 1848). Außerdem lieferte er die Texte zu Kreutzers Opern „Die Hochländerin" (zuerst aufgeführt in Hamburg 1846) und „König Konradin", sowie einige Uebersetzungen aus dem Italienischen und Englischen, wie von Dante's „Göttlicher Komödie" (Stuttgart 1840) und mehren Werken Lord Byrons für die stuttgarter Gesammtausgabe (2. Aufl. 1845).

Berner, Friedrich Wilhelm, Kirchenkomponist und Orgelspieler, geboren zu Breslau den 16. Mai 1780, zeichnete sich schon als 9jähriger Knabe durch sein fertiges Klavierspiel aus, machte schon 1794 Versuche in der Komposition und widmete sich dann eifrig unter Türks und K. M. von Webers Leitung dem Studium der Tonkunst. Später erhielt er eine Anstellung als Lehrer der Theorie der Musik an der Universität und dem Schullehrerseminar in seiner Vaterstadt und wurde nach Errichtung des akademischen Singinstituts für die Kirche dessen Direktor. Zugleich war er Organist an der Elisabethkirche und stand im Ruf eines der ausgezeichnetsten Orgelspieler. Er † den 9. Mai 1827. Von seinen Klavierkompositionen werden als die besten genannt: Variationen über ein Thema aus dem „Freischütz"; die musikalische Ekloge „Trennung und Wiedersehen"; mehre Psalmen und Kantaten, namentlich der 105. Psalm; eine Friedenskantate; Lob der Gottheit; Preis des Künstlers; Trauerkantate; ein Te Deum laudamus. Von seinen theoretischen Abhandlungen sind vorzüglich zu nennen: „Grundregeln des Gesanges" und die „Lehre der musikalischen Interpunktion".

Bernera, britische Insel, zu den Hebriden gehörig, an der Nordwestküste von Schottland, zwischen den Inseln Lewis und North-Uist, sandig, mit einem Salzsee und 260 Einwohnern; früher ein Heiligthum der Druiden.

Berner Alpen, übliche Benennung alles Hochgebirgslandes, welches im Süden vom Rhonethal, im Westen vom untern Rhonethal von Martigny an, von dem Genfersee und dem Hügellande der Waadt, im Osten vom Reußthal und dem Vierwaldstädtersee und im Nordwesten von der Hochebene der Aar durch eine Linie geschieden wird, die man sich von Lausanne über Thun nach Luzern gezogen denkt. Demnach haben Antheil an diesem Hochland: die Kantone Wallis, Waadt, Freiburg, Bern, Unterwalden Luzern und Uri; den größten Bern, den geringsten Freiburg. Die westliche Hälfte geht von ihrem hohen Kamm nur in einer Stufe zu der Hochebene der Aar über; die östliche aber sichtbar in zwei, indem die Seegruppe der Aar (Thuner- und Brienzersee) und die Thäler Unterhasli und Unterwalden eine zweite nördlich vorliegende, minder hohe Gebirgskette absondern, die nur an einer Stelle durch einen niedern Gebirgspaß, den Brunig (Uebergang vom Brienzersee nach dem Thal Unterwalden) mit der Hochkette zusammenhängt. Die Länge dieses Abschnitts beträgt 22 —24 Meilen, die Breite bis 7 Meilen. Die Höhe wetteifert mit derjenigen der walliser Alpen und ist im Ganzen nur um wenig niedriger. Die Erhabenheit beider Hochketten ist gleich, aber an Mannigfaltigkeit übertrifft diese noch die der

walliser Alpen, wegen mehrer Alpenseen und der vielfachen Gestaltung ihrer Formen. Auch ist sie weit mehr bekannt u. wird jährlich von vielen tausend Reisenden aus allen Ländern besucht. Alle Gewässer, die diesem Alpenlande entstürzen, nehmen nur drei größere Flüsse auf, die Rhone, die Aar und die Reuß, das größere Gebiet aber hat die Aar, der die meisten Thäler zugehen. Diese Hochkette hat wie die der walliser Alpen die Eigenthümlichkeit, daß der hohe Grat der Rhone um die Hälfte näher liegt, als der Hochebene der Aar, so daß die Thäler nach Wallis zu nur kurz und schlundförmig, die nördlichen aber doppelt und dreifach so lang und vielfach entwickelter sind. Endlich ist anzumerken, daß der Fuß der nördlichen Kette auf Hochland, der südliche Fuß der südlichen Kette aber auf Tiefland ruht. Das Hügelland des Waadtlandes staut sich zuerst nördlich von Lausanne auf im Jurtengebirge (Mont Jorat) 2836' hoch und 1686' über dem Genfersee. Diese Höhe, welche noch ganz laubholzbewachsene Berge voraussetzt, zeigt in der Nachbarschaft so vieler erhabenen Berge nur den Charakter von Hügelland. Weiter östlich aber hebt sich das Bergland schnell aus der Waldregion empor. Zwei Meilen nordöstlich von Vevay steigt der Molesson im Kanton Freiburg zu 6180' auf, und gleich östlich von Vevay ist der Dent de Jaman 4570' hoch. Die Richtung der höheren Massen wird von hier, gemäß der Richtung des untern Rhonethals, südöstlich. Die Gipfel erheben sich bald alle mit kahlem Scheitel empor und erreichen von St. Maurice und Martigny bis zu den obern Saanethälern die Schneehöhe. Von hier gegen Nordost ist der hohe Kamm beständig beschneit, und Gletscher hängen in die öden Kahrs hinab. Gleich östlich von St. Maurice ist der Dent de Morcle (dem Dent du Midi gegenüber an der andern Seite der Rhone) 8951' hoch, höher schon die Spitze der Diablerets (2¼ Meilen nordöstlich von St. Maurice), 9682', gleich dabei das Oldenhorn, 9622', das Sanetschhorn nicht viel niedriger, das Wildhorn an dem östlichsten Quellthale der Saane, 10,000'. Bis hieher sind nur die höchsten Spitzen beschneit, und hie und da bleiben kleine Gletscher in den Thälern liegen. Vom Ursprung des Simmenthales an aber nehmen die Schneefelder einen breitern Raum ein, die Felsenpyramiden werden höher, meist 10,000' hoch (Rohrbachstein 9068', wilde Strubel 9694', Gemmi 10,000' [?], Rinderhorn 11,000', Alt-Els 11,410'). Die größte Anhäufung von eisbepanzerten Felsenspitzen, weiten Eisfeldern und massenhaften Gletschern befindet sich zwischen dem Oberwallis, dem Kanderthal westlich, dem Haslithal östlich und der Seegruppe der Aar nördlich. Sieben Meilen Länge und fast drei Meilen Breite nimmt diese erhabene Einöde ein, ein wahres Gewirr von aufstrebenden ungeheuern Felsenhörnern, welches selbst in den walliser Alpen in Rücksicht der Ausdehnung nicht seines Gleichen findet. Die Höhe ist hier meist über 11,000', und es befindet sich darin die vierthöchste Spitze des Welttheils. Gleich am Ursprunge des Kanderthals, welches zuerst das Gasterenthal heißt, erhebt sich das Balmhorn 11,400' (etwas nördlicher davon die Blümlisalp oder die Frau 10,869'), dann die Tschingelhörner 11,000', das Breithorn am Ursprung des Lauterbrunnenthals 11,091', die Jungfrau 12,851', der Mönch 12,663', der Eiger 12,216', letztere vier nur in der Entfernung von zwei Meilen von einander. Eine Meile weiter nordöstlich ragen die Schreckhörner empor, 12,613', und am Ursprung des Grindelwaldthals das Wetterhorn, 11,445'. Vom Mönch östlich und südöstlich ziehen sich gegen die obere Aar hin die Viescherhörner, mehre davon 11,000', und die Aarhörner (das Lauter-, Finster-, Ober- und Unteraarhorn, wovon das Finsteraarhorn das höchste der ganzen Kette ist, 13,176'). In der Nähe des obern Aarthals sind noch Spitzen von 8—9—10,000' Höhe; südwärts vom Mönch aber gegen die Rhone zu erheben sich die vielen Aletschhörner, das höchste bis zu 12,000'. Dies ist nur der hohe, vielfach gezackte Grat der Hauptkette, der weit die nördlich sich vorlagernden niedern Berge überragt; aber auch noch auf vielen der letzteren bleiben Schneestreifen das ganze Jahr hindurch liegen. Selbst ganz in der Nähe des Thunersees ist die Stockhornkette (westlich des untern Simmenthals) noch 6767' und die kahle Pyramide des Niesen (zwischen dem untern Simmen- und Frutigenthal) noch 7319' hoch. Gegen den Brienzersee aber fallen Felsenmassen unmittelbar 6000' in die Tiefe, deren höchste Spitze, das Faulhorn, 8312' absolute Erhebung hat. Ostwärts des Aarthals (Hasli) gegen die Reuß hin und den Vierwaldstädtersee sind zwar die hohen Felsberge etwas niedriger, aber dennoch die meisten mit ewigem Schnee bedeckt und einige der höchsten über 10,000' hoch. So die beiden hohen Hörner: das Gerstenhorn 10,370', und der Galenstock 10,970', zwischen welchen der Rhonegletscher herabhängt; ein wenig nördlicher der Thierberg 10,286' und das Sustenhorn 10,760'; an der dreifachen Grenze von Bern, Uri und Unterwalden der Titlis 10,710', nahe an Altorf im untern Reußthal, gegenüber der Urirothstock 9546', zuletzt noch furchtbare Abfälle gegen das Reußthal und den Vierwaldstädtersee. An zahllosen andern Felsenhörnern und Zinken, zum Theil mit den abenteuerlichsten Gestaltungen, an bedeutenden Schneefeldern und Gletschern ist kein Mangel. Es ist die erhabenste Form des Hochgebirges.

Da der sehr hohe Grat der b. A. nahe an der Rhone liegt, so müssen die Thäler nach Süden gegen Wallis hin sehr kurz seyn. In der That sind es nur Schlünde und können auch nichts Anderes seyn, da der Abfall der hohen Kette sehr plötzlich und ein Uebergang von 10,000' Höhe zu 2—3000' Tiefe auf 1½ bis 2 Meilen vertheilt ist. Das längste dieser schlundförmigen Thäler ist nur 3 Meilen lang. Der Abfall der b. A. nach Norden ist dagegen viel länger. Daher ist die Mannigfaltigkeit auf der Nordseite viel größer, die Formen sind milder, die Thäler in gerader Linie schon doppelt, mit ihren Krümmungen aber dreimal so lang. Aus demselben Grunde sind sie auch viel zugänglicher und verstatten vorzugsweise den Betrieb einer guten Alpenwirthschaft und in der Tiefe Platz zum Anbau, weßhalb sie auch stark bewohnt sind und die Einwohner über-

all Wohlstand zeigen. Kein Land des ganzen Welttheils wird so sehr von Reisenden besucht, als der Nordabfall dieser Hochkette, wo die höchste Fülle der Erhabenheit, Mannigfaltigkeit und Lieblichkeit der Alpennatur und ihrer Kontraste sich darbietet. Der westliche Theil, welcher zu den Kantonen Waadt und Freiburg gehört, wird von den französischen Einwohnern schlechtweg Pays d'en haut (das Oberland) genannt, ein Theil davon um die mittlere Saane Pays d'en haut Romand. Dieser Theil bis an die Saane ist viel weniger besucht. Die ganze folgende Strecke bis zum Haslithal (oberes Aarthal) gehört zum Kanton Bern und heißt das berner Oberland, ist viel besucht, oft beschrieben und besungen. Der dritte Theil zwischen dem Haslithal, der Reuß und dem südlichen Vierwaldstädtersee wird auch noch zu den b. A. gerechnet, obgleich größere Ausdehnungen zu den Kantonen Uri und Unterwalden gehören. Die Thäler in der Richtung von Westen nach Osten sind: das Saanenthal, nächst dem Aarthal das größte und allein im Gebirge 8 Meilen lang, mit dem Gsteig- und Lauenenthal, von welchen das erstere, westlichere, als das Ursprungsthal angenommen wird, verhältnißmäßig stark bevölkert und an Naturschönheiten reich; das Simmen-(Siebne-)thal, ganz in der Nähe des Lauenenthals entspringend und ebenfalls reich an den malerischsten Ansichten; die Thäler des Amts Frutigen (Adelboden-, Kander-, Kien- und Suldthal); das Lauterbrunnen- und Grindelwaldthal, welche zusammenstoßen, ersteres von Süden aus den höchsten Theilen der b. A. kommend, mit mehren schönen Wasserfällen, worunter der Staubbach von Lauterbrunnen der berühmteste ist, letzterer von Norden von der Hasliſcheideck her seinen Ursprung nehmend, beide wegen ihrer prachtvollen Alpennatur häufig besucht; das Haslithal und die Seegruppe der Aar, ebenfalls zu den interessantesten Gegenden der schweizer Alpen gehörend, und die Thäler von Unterwalden. Von Norden her über die Hochkette ins Walliser- und Reußthal führen folgende Pässe: der Sanetschpaß, bis zum Dorfe Gsteig 3672' hoch fahrbar, dann nur Fußweg; der Rawylpaß, mit leichten Wagen fahrbar bis an den Leuk, 3343', dann ebenfalls ein sehr beschwerlicher Fußweg, welcher über Schneefelder hinweg am Rawylsee vorbeiführt und an seiner höchsten Stelle 7450' hoch ist; der Gemmipaß, fahrbar bis zum Dorf Kandersteg, 3543' hoch, von da an Saumweg, an der höchsten Stelle 6985' od. 7160' hoch; der Grimselpaß, der bequemste, obwohl schon von Meiringen im Unterhasli an ein Fußweg, auf dem Joch der Grimsel 6570' hoch und mit dem berühmten Grimselhospiz; der Sustenpaß, ursprünglich 1811 für Wagen angelegt, aber jetzt in Verfall und nur noch Saumweg, an der Sustenscheideck, der höchsten Stelle, 6980' hoch; der Paß über die Surenenek, nur im höchsten Sommer gangbar, an der Surenenek 7215' hoch.

Mit der Hochkette der b. A. läuft, nördlich der Seegruppe der Aar und des Sarnenthals, eine zweite Bergkette parallel, welche sich von der Aar unterhalb Thun bis zum Vierwaldstädtersee erstreckt und nordwestlich zur Hochebene des Aargaus sich herabsenkt. Sie bildet ein ziemlich ausgedehntes Alpenland zweiter Ordnung, welches aber nirgends die Schneegrenze erreicht. Seine Länge von der Aar bis zur Reuß beträgt in gerader Linie 8 Meilen, seine Breite 5 Meilen. Die höchste Höhe, das Rothhorn, nordöstlich von Brienz, ist 7270' hoch. Die höchste Höhe liegt, wie bei der Hauptkette, gegen Süden. In der Nähe der Aar, im Westen, kommen nur ganz bewaldete Berge von 4 — 5000' vor; ³/₄ Meilen nördlich von Interlaken ist der Hochgant, 6882', der Brienzergrat, 6880', das Tannenhorn, im Nordwesten von Brienz, 6530', das Rothhorn, 7270', der Glaubenstock, westlich vom Sarnersee, 5240', die höchste von den fünf Spitzen des Pilatusberges, 6906' hoch. Die höchsten Spitzen erheben sich etwa nur 1000' über die Waldregion und keine derselben trägt ewigen Schnee, wiewohl auf den höchsten der Schnee sehr spät im Jahre völlig verschwindet und oft im hohen Sommer dort Schnee fällt und einige Tage liegen bleibt. Von den meisten dieser Spitzen hat man eine erhabene Aussicht auf die hohe Schneekette von Bern und Uri. Der berühmteste Berg in dieser Hinsicht ist aber der Pilatus (s. d.) am Luzernersee, südlich von der Hauptstadt des Kantons Luzern. Er ist 1400' höher, als der Rigi, und bietet noch eine schönere Aussicht dar, als dieser. Die nordwärts diesem höchsten Grat vorliegenden Berge haben diese Höhe nicht einmal, sondern sind, ganz bewaldet, zwischen 3000 und 4000' hoch, weit abgerundeter und sanfter, weit entfernt von der Schroffheit der Hochkette; nur der Napfberg im Westen des Dorfs Entlibuch an der Grenze von Bern und Luzern hat noch eine Höhe von 4950', nicht hoch genug, um das Ende der Waldregion zu erreichen. Die Berge, welche alle Pflanzen der Hochkette hervorbringen, auf denen selbst noch Gemsen sich aufhalten und deren Wälder von Hochwild erfüllt sind, sind gerade hoch genug, um Alpenwirthschaft in vollem Maße, ungehindert, bequem und gefahrlos zuzulassen, und nicht so rauh, daß nicht Thäler entständen, wo der Pflug schon geschäftig seyn kann, um jede Art von Getreide zu bauen. Eben so ist das Hochland reich durchzogen von Wiesen, die erfrischende Bäche durchrieseln, von lieblichen Thälern, die waldreiche, leicht ersteigliche Höhen einschließen. Es gibt alle Arten von Obst, selbst Wein. Ueberall findet sich eine reizende Abwechselung von lieblichen warmen Landschaften. Der Anbau ist stärker, solider, wohnlicher, mehr von Wohlstand zeugend, als im Gebirge; die Bevölkerung ist dichter. Auch ist es nicht allein Alpenwirthschaft, wovon die Einwohner sich ernähren, sondern auch Ackerbau, Gewerbe und Kunstfleiß. Doch wird der Metallreichthum von Eisen und Kupfer nicht benutzt. Eine reizende Gebirgsheiterkeit erstreckt sich über das ganze Land. Es sind nur zwei Thäler mit ihren Nebenzweigen, welche dies schöne Land durchfurchen und die Wasser desselben hinabführen, nämlich das Emmenthal (s. d.), welches zu Bern, und das Entlibuch (s. d.), welches zu Luzern gehört.

Bernhard, St., Name mehrer bedeutenden Gebirgsstöcke in den Alpen. Der große St. Bernhard liegt im schweizer Kanton Wallis

auf der Grenze des piemontesischen Aostathales, gehört zu den penninischen Alpen und erhebt sich in seiner höchsten Spitze, dem Velan, 10,390' über die Meeresfläche. Ueber ihn führt ein seit alter Zeit begangener Alpenpaß, dessen Höhepunkt 7600' über dem Meere liegt. Bei Martinach (Martigny) verläßt derselbe die Simplonstraße und führt aus dem Thale d'Entremont über le Bourg und St.-Pierre an der Dranee entlang fort. Den Mont Velan links, die Pointe de Drouaz rechts lassend, gelangt man zum berühmten Hospiz des St. B., und zwar auf einem Saumwege, da der Weg nur bis zum Dörfchen Liddes fahrbar ist. Nachdem der Weg das Bergplateau verlassen hat, klimmt er durch eine tiefe Bergspalte noch einmal aufwärts. Da auf dieser Strecke dem Wanderer durch Schneestürme und Lawinen stets Gefahren drohen, so ist hier eine Art Station der Klosterbrüder errichtet; in zwei aus Quadern gebauten Hütten halten sich zwei Mönche mit Hunden aus dem höher gelegenen Hospiz auf, um etwa in Gefahr schwebenden Reisenden zu Hülfe zu kommen. Eine halbe Stunde Wegs von da führt auf die Höhe des Passes und zum eigentlichen Kloster. Dieses steht auf dem Scheitel des Col, 7546' (7576') über dem Meere und ist mithin der höchste bewohnte Punkt Europa's. Im Alterthum stand auf dieser unwirthlichen Höhe, westlich vom Hospiz, auf einer kleinen Ebene, die noch jetzt der Jupitersplan heißt, ein Tempel, in welchem die Veragri, die damaligen Bewohner von Wallis, den Gott Penninus verehrten. Später errichteten die Römer daselbst einen Jupitertempel. Der Kaiser Konstantin ließ letzteren abbrechen und an seiner Stelle eine christliche Kapelle errichten, die aber bei den Einbrüchen der Barbaren in Trümmer sank. Seinen jetzigen Namen hat der Berg von dem heil. Bernhard von Menthon, einem savoyischen Edlen, der im 10. Jahrhundert auf den Trümmern der ehemaligen Kapelle am Ufer des Sees ein Kloster errichtete u. 1008 als Abt des neuen Klosters starb. Dasselbe erlangte bald bedeutende Güter in verschiedenen Ländern, in deren ruhigem Besitze es bis 1587 blieb, wo Karl Emanuel III. von Sardinien, als er sich wegen der Propstwahl mit den schweizer Kantonen nicht einigen konnte, die Besitzungen des Klosters in seinen Staaten einzog, so daß demselben nur die in Wallis und Bern gelegenen blieben. Die jetzigen Klostergebäude sind massiv und so geräumig, daß 60 Reisenden ein bequemes, der fünffachen Anzahl aber ein nothdürftiges Unterkommen gewährt werden kann. Die Anzahl der Mönche, welche zu den Chorherren der regulirten Augustiner gehören, wechselt zwischen 20 und 30, von denen aber nur 10 — 12 im Kloster wohnen. Zum Behuf des Aufsuchens und Rettens der Nothleidenden halten sie Hunde von einer eigenen, großen und starken Doggenart, die auch des Nachts weit umherstreifen und, wenn sie einen verirrten, vom Schnee verschütteten Wanderer finden, durch ihr in dieser Höhe über eine Stunde weit vernehmbares Bellen die Mönche zur Rettung herbeirufen. Jeder des Wegs Ziehende, weß Standes, Volks oder Glaubens er auch sey, findet im Kloster ein herzliches Willkommen, Erquickung und Pflege. Bezahlung wird nicht verlangt, oft auch keine geboten; aber mancher Reiche vergütet wohl das Zwanzigfache und steuert dadurch zu dem menschenfreundlichen Zwecke dieses Instituts bei. Die Mönche sind Deutsche, Italiener und Franzosen, meistens wissenschaftlich gebildete Geistliche, welche sich in den Hauptsprachen Europa's mit den Fremden zu unterhalten im Stande sind. Sie unterhalten eine Bibliothek, naturhistorische und antiquarische Sammlungen und stehen selbst mit mehren wissenschaftlichen Instituten Europa's in Briefwechsel. Der stete Verkehr mit Leuten aus den verschiedensten Nationen und Ständen (jährlich frequentiren etwa noch 10—12,000 Reisende, früher noch mehr, den Paß) nährt bei ihnen eine großartige, ächt kosmopolitische Theilnahme an den Interessen der Menschheit und hält sie von einseitigen Ansichten und kleinlichen Bestrebungen zurück. Die Kälte ist im Winter gewöhnlich 20—22° R. Der nahe am Hospiz befindliche See thaut erst gegen Mitte August ganz auf und friert gewöhnlich in den ersten Wochen des September schon wieder zu. Der Sommer dauert nur wenige Wochen. Dessenungeachtet bauen die Mönche auf der Südseite des Klosters, freilich nur in sorgfältig vor der Kälte geschützten Mistbeeten, Radieschen und Lattig. Die ganze Einrichtung in dieser höchsten europäischen Menschenwohnung ist musterhaft und gewährt, obschon keine weibliche Hand darin schaltet, doch das Bild der Reinlichkeit und Ordnung. Das Refektorium, ein geräumiger Saal, ist mit Gemälden und Büsten, Erinnerungsgeschenken von Reisenden, geziert; ebenso die kleine, aber freundliche Kirche, worin täglich Messe gelesen wird. Einzig in seiner Art ist aber das sogenannte Todtenhaus. Dies ist eine abgesondert gelegene Halle, worin die Leichname der in den Schneestürmen und Lawinen Umgekommenen und Aufgefundenen so lange ausgestellt werden, bis sie von den Verwandten abgeholt oder unkenntlich werden. Die Leichname verwesen in der reinen, stets eiskalten Luft nicht, sondern vertrocknen allmählig, so daß noch nach Jahren Reisende die Züge ihrer verunglückten Verwandten und Freunde erkannt haben. Da die stets hart gefrorene Erde (denn auch im Hochsommer thaut sie nur einige Zoll tief auf) das Bereiten von Gräbern nicht zuläßt, so werden die älteren Gerippe, wenn es an Raum gebricht, aus dem Todtenhause auf einen anstoßenden, mit einer Mauer umgebenen Raum gebracht, wo sie reihenweise geordnet liegen bleiben und, die Gesichter gegen den Himmel gewendet, bleichen. Mit dem Ertrag einer allgemeinen Sammlung in ganz Europa ist das Kloster neuerlich erweitert, besser eingerichtet und namentlich auch mit einer Röhrenheizung versehen worden. Die Parteinahme der Mönche für den Sonderbund hatte eine stärkere Beiziehung des Klosters zu den Staatslasten zur Folge, that aber seinen humanen Werken sonst keinen Eintrag. Die jährlichen Ausgaben des Klosters belaufen sich auf 50,000—60,000 Franken. Unfern des Klosters liegt der

leicht zu besteigende Col des Ténèbres mit großartiger Aussicht auf den Montblanc. In der neueren Kriegsgeschichte gehört Napoleons Uebergang über den St. B. am 15. — 21. März 1800 zu den kühnsten Unternehmungen. Auf dem bisher nur von Saumrossen betretenen Wege wurden 150 Geschütze und aller zu einer schlagfertigen Armee von 30,000 Mann gehörige Train fortgeschafft. Die Läufe der Kanonen wurden in ausgehöhlte Baumstämme gelegt und so von der halben Mannschaft jedes Bataillons fortgeschafft, während die andere Hälfte die Gewehre und Tornister der Kameraden und Lebensmittel für 5 Tage tragen mußten; die Laffetten aber wurden aus einander genommen und die Stücke auf Maulthiere geladen. Dieser mit beispielloser Ausdauer ausgeführte Uebergang stellt sich Hannibals berühmtem Zuge würdig zur Seite und war nicht weniger erfolgreich. In der Kapelle des Klosters wurde der General Desaix, der bei Marengo fiel, beigesetzt und ihm von Bonaparte daselbst ein Denkmal gesetzt, das, sowie eine schwarze Marmortafel zum Andenken an den Uebergang, noch jetzt gezeigt wird. Vom Kloster ab führt der Weg neben den Gletschern der walliser Alpen hin nach St. Remy (10 Miglien) in das von der Dora Baltea durchströmte Thal, wo bei Aosta (15 Miglien) die Poststraße beginnt.

Der kleine St. B. liegt im Piemontesischen zwischen dem Aosta- und Tarantaisethal, gehört zu den grajischen Alpen und erhebt sich bis zu 9000'. Ueber ihn führt ein sehr bequemer Alpenpaß, wahrscheinlich die Straße, die Hannibal nach Italien einschlug; auch befindet sich auf dem Höhepunkte derselben, 6700' hoch, ein Hospiz, worin zwei Geistliche aus Tarantaise die Gastfreundschaft auf die uneigennützigste Weise üben.

Bernhard, 1) natürlicher Sohn Pipins, des 2. Sohnes Karls des Großen, der vor seinem Vater 811 starb. Karl machte ihn zum König der Longobarden und scheint selbst, wegen der Schwäche seines einzigen ihn überlebenden Sohnes, Ludwig des Frommen, die Absicht gehabt zu haben, ihn zu seinem Nachfolger auf dem Kaiserthron zu ernennen. B.s vielleicht rege gemachte und dann getäuschte Hoffnungen und sein Unwille über die von Ludwig dem Frommen 817 vorgenommene Theilung des Reichs unter seine Söhne waren die Veranlassung, daß dieser gegen seinen Oheim zu den Waffen griff. Er wurde aber bald besiegt und zum Tode verurtheilt; Ludwig ließ ihn blenden, woran er nach einigen Tagen † (818). B.s nachgelassener Sohn Pipin blieb Ludwig bei der Empörung seiner Söhne unverbrüchlich treu.

2) B., Graf von Anhalt u. Herzog von Sachsen, ein jüngerer Sohn Albrechts des Bären, geboren um 1140, verdiente sich seine Rittersporen 1159 auf dem Zuge Kaiser Friedrichs I. nach Italien u. erhielt nach dem Tode seines Vaters (1170) Anhalt, besonders das heutige Bernburgische und Köthensche, sowie die Grafschaft Plötzkau, welche ihm der Kaiser Friedrich vergeblich streitig zu machen suchte. Ein Gegner Heinrichs des Löwen, bekam er bei der Vertheilung der Güter des Geächteten das Herzogthum Sachsen mit dem kleinern östlichen Theil von Engern und Ostphalen und nannte sich Herzog von Sachsen, weswegen er auch den sächsischen Rautenkranz in sein Wappen aufnahm. Aber Heinrich, der sein Recht mit den Waffen verfocht, war ihm überlegen, schlug ihn 1180 bei Nordhausen und verwüstete seine Länder, bis der Kaiser mit bedeutender Kriegsmacht sich ins Mittel schlug. B. fing nun zwar an, die herzoglichen Rechte in Sachsen auszuüben, bekam aber bald eine neue Fehde mit dem Grafen Adolf von Holstein, der sich ihm nicht unterwerfen wollte. Nach deren Beilegung (1184) griff Heinrich der Löwe ihn von Neuem an und war selbst nicht durch den vom Kaiser Heinrich VI. auf dem Reichstage zu Fulda (1190) gestifteten Frieden zur Ruhe zu bringen. Zum ruhigen Besitz seines Herzogthums gelangte B. daher erst im Jahr 1194, als sich Heinrich mit dem Kaiser völlig aussöhnte. Sein freundliches Verhältniß zu Heinrich VI. hielt ihn nicht ab, sich dessen Plänen, die Kaiserwürde in seinem Hause erblich zu machen, ernstlich zu widersetzen. Sein Ansehen war unterdeß so gestiegen, daß ihm 1197 nach des Kaisers Tode mehre Fürsten, die Erzbischöfe von Trier und Köln an der Spitze, die Kaiserwürde antrugen; er lehnte sie jedoch ab, weil er wohl die Schwierigkeit, sie zu behaupten, erkennen mochte. Dem von ihm mit gewählten Kaiser Philipp blieb er getreu; aber nach dessen Ermordung (1208) erkannte er Otto IV. an und half diesem auch unter den übrigen sächsischen Fürsten zur Anerkennung. Seine letzte That war die Vollziehung des kaiserlichen Auftrags, den Bischof Hartwich von Bremen 1211 wieder einzusetzen. Er † zu Bernburg 1212. Er ist der Erbauer Wittenbergs. Von seiner Gemahlin Jutta, Schwester des Königs Waldemar I. von Dänemark, hatte er zwei Söhne: Heinrich, welcher das Stammland Anhalt, und Albrecht, welcher das Herzogthum Sachsen erhielt.

3) Herzöge von Sachsen-Meiningen: a) B., Stifter der meiningischen Linie des herzoglich sachsen-gothaischen Fürstenhauses, der 3. Sohn Herzogs Ernst des Frommen von Gotha, geboren den 10. September 1649 auf dem gothaischen Schlosse Friedenstein. Nachdem er das damals berühmte Fürstenkollegium zu Tübingen besucht und bloß noch eine Reise nach der Schweiz gemacht hatte, verzichtete er dem Wunsche seines Vaters gemäß auf weitere Reisen und auswärtige Kriegsdienste, um an den Regierungsgeschäften Theil zu nehmen. In dem Vergleich vom 26. August 1676 zwischen sieben Brüdern wegen „gemeinschaftlicher sonderbarer Hofhaltung" erhielt B. die Aemter Ichtershausen, Wachsenburg, Kranichfeld und Tonndorf, im Absonderungsvergleich vom 8. Juni 1681 aber als Septime Stadt und Amt Meiningen, Amt und Festung Maßfeld, Stadt und Amt Wasungen, Amt Sand, Amt und Schloß Frauenbreitungen, Stadt und Amt Salzungen nebst dem Klosteramt Allendorf, die Dörfer Herpf und Stepfershausen, das Dorf Utendorf und die Hälfte des Dorfes Mehlis (dies trat er nach einem Recesse vom 27. Juli 1687 an Gotha ab),

das Kammergut Henneberg mit allen landesfürstlichen Hoheiten, Gerechtigkeiten und Regalien, sowie eine mit Sachsen-Zeitz, Weimar und Eisenach abwechselnde hennebergische Kreistagsstimme, wogegen er die bisher besessenen Aemter wieder abtreten mußte. Die kaiserliche Bestätigung dieses Theilungsrecesses erfolgte 1686. Noch vor dem Abschluß desselben (21. Juni 1680) hatte B. seine Residenz nach Meiningen verlegt, wo er 1682 den Grundstein zu dem jetzigen Residenzschlosse legte. Nach dem Tode seines zweiten Bruders, des Herzogs Albrecht von Koburg (1699), ging das Seniorat und das Hauptdirektorium des sachsen-ernestinischen Hauses und der Besitz des Amtes Oldisleben auf ihn über. Aber über die koburgische Erbschaft entstand zwischen ihm und den Häusern Gotha, Hildburghausen und Saalfeld ein langwieriger Erbfolgestreit, der erst am 23. Juni 1705 gütlich beigelegt wurde. B. machte mehre gute Einrichtungen in seinem Lande. Hinsichtlich der Gesetzgebung bestätigte er die sachsen-gothaische ernestinische Landesordnung, sowie auch die kirchlichen Verordnungen und die Regimentsordnung Ernsts vom Jahr 1672. Er führte einerlei Kirchengebräuche ein und ordnete das Kirchen-, Schul-, Justiz- und Rechnungswesen betreffende Generalvisitationen an. Er war ein frommer, sehr kirchlich gesinnter Herr; sein Wahlspruch „In vulneribus Christi triumpho" bezeichnet deutlich genug seine religiöse, dem lutherischen Lehrbegriff sich streng anschließende Richtung. Zu seinen Schwächen gehörte sein Hang zur Alchemie, welcher ihm ansehnliche Summen kostete und ihn öftern Täuschungen und Betrügereien von Seiten der Adepten aussetzte, sowie seine zu den Kräften des Ländchens in argem Mißverhältniß stehende Liebhaberei am Soldatenwesen, welche ihn veranlaßte, in den damaligen Franzosen- und Türkenkriegen außer dem schuldigen Reichskontingent noch besondere Kompagnien zu stellen und sogar im Jahr 1694 ein ganzes Kavalerieregiment in den Dienst der Generalstaaten zu geben, was auf Seiten der Landstände und Unterthanen große Unzufriedenheit erregte. Er war zweimal vermählt, das erste Mal mit Maria Hedwig, Tochter des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt, welche den 19. April 1680 zu Ichtershausen †, nachdem sie ihm sechs Söhne und eine Tochter geboren, und dann mit Elisabeth Eleonore, der Tochter des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und Wittwe des Herzogs Johann Georg von Mecklenburg-Schwerin, welche ihm zwei Söhne und drei Töchter gebar und 1729 †. Da im meiningischen Fürstenhause das Erstgeburtsrecht noch nicht eingeführt war, so machte B. vor seinem Tode die Verordnung, daß die drei ihn überlebenden Prinzen, Ernst Ludwig, Friedrich Wilhelm (von der ersten) u. Anton Ulrich (von der zweiten Gemahlin), unter dem Direktorium des ältesten gemeinschaftlich regieren sollten. Er † den 27. April 1706.

b) B. II., Erich Freund, regierender Herzog von Sachsen-Meiningen, geboren am 17. December 1800 zu Meiningen, verlor bereits am 24. December 1803 seinen Vater, den trefflichen Herzog Georg, dessen einziger Sohn er war, und folgte ihm nun in der Regierung unter der Obervormundschaft seiner Mutter, Luise Eleonore, gebornen Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, die 18 schwere Jahre hindurch die Regierung des Landes mit Umsicht führte und am 30. April 1837 †. Durch tüchtige Lehrer vorbereitet, besuchte der junge Herzog zu seiner weitern Ausbildung seit 1818 die Hochschulen zu Jena und Heidelberg und kam im Oktober 1820 in seine Residenz zurück, um am 21. December 1821 die Regierung selbstständig zu übernehmen. Am 4. Sept. 1824 ließ er die unter die Garantie des deutschen Bundes gestellte verbesserte landständische Verfassung ins Leben treten, und am 23. März 1825 vermählte sich B. mit der Prinzessin Marie Friederike Wilhelmine Christine, der zweiten Tochter des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen, geboren am 6. September 1804, aus welcher Ehe ihm 2 Kinder geboren wurden: der Erbprinz Georg (geboren am 2. April 1826) und die Prinzessin Auguste Luise Adelheid Karoline Ida (geboren am 6. August 1843). Nach dem Aussterben der sachsen-gothaischen Linie (11. Februar 1825) nahm zwar Herzog B. als der Nächste nach dem Grade der Verwandtschaft und als Abkömmling des ältern Sohnes des gemeinschaftlichen Stammvaters, des Herzogs Ernst des Frommen, die gesammten erledigten Lande in Anspruch, da jedoch die Herzöge von Koburg und von Hildburghausen dagegen Einspruch thaten, so wurde, nachdem Herzog B. seinen Anspruch aufgegeben und Herzog Friedrich von Hildburghausen sich zur Abtretung seines Stammlandes entschlossen hatte, am 12. November 1826 der Theilungsvertrag zu Hildburghausen abgeschlossen, nach welchem Herzog B., außer Abtretung zweier im Koburgischen gelegenen Kammergüter, Kalenberg und Gauerstadt, seine gesammten Lande behielt, und das Herzogthum Hildburghausen, das Fürstenthum Saalfeld, das Amt Themar, die Grafschaft Kamburg, die Herrschaft Kranichfeld rc. (25 □Meilen mit 71,181 Einwohnern) dazu erhielt. Nach der Vereinigung der verschiedenen Gebietstheile, die 5 verschiedene Verfassungen und eine ebenso mannigfaltige Verwaltungsweise hatten, dachte B. darauf, in beiden Beziehungen dem neugestalteten Staate Einheit zu geben. Es wurden das Ministerium und die Behörden für Verwaltung und Rechtspflege, mit strenger Trennung dieser beiden Zweige der Regierungsgewalt, selbst in den Unterbehörden, neu organisirt, und endlich das neue Grundgesetz für sämmtliche Landestheile am 23. August 1829 als vertragsmäßige Verfassung zwischen Fürsten und Volk bekannt gemacht, damals, wo man die Verfassungsgründungen in Deutschland beendigt glaubte, wahrhaft überraschend für das deutsche Publikum, um so mehr, als das neue Gesetz entschiedene Fortschritte im liberalen Sinne enthielt. Am 11. Mai 1833 trat B. dem deutschen Zollverein bei, erneuerte am 26. December 1833 mit seinen Agnaten, den Herzögen von Sachsen-Altenburg und Sachsen-Koburg-Gotha, den 1690 von Herzog Friedrich I. von Gotha-Altenburg gestifteten ernestinischen Hausorden und nahm 1844 in Gemeinschaft mit jenen das Prädikat Hoheit an. Schon längst als freisinniger Fürst

bekannt, bewilligte er zu Anfang März 1848 die Forderungen des Volks, ehe dieselben noch in drängender Weise laut geworden waren, und brachte selbst dem materiellen Wohle der ärmeren Volksklassen Opfer, welche seine Räthe gut zu heißen Bedenken trugen. Er erkannte die frankfurter Reichsverfassung, sowie die Grundrechte unbedingt an, trat später der Union bei und gab auch nach deren Aufgeben von Seiten Preußens seine Sympathien für die deutschen Einheitsbestrebungen kund. Als Mensch steht Herzog B. durchaus musterhaft da; er ist edel, sittlich rein, human, zartfühlend, dabei einfach und persönlich liebenswürdig und in seinem Privat- und Familienleben als Gatte und Vater das schönste Vorbild seiner Unterthanen. Als Regent ist er vom besten Willen beseelt und strebt mit regem Eifer darnach, nach allen Richtungen hin zeitgemäße Verbesserungen einzuführen. In allen seinen Handlungen gibt sich die aufrichtigste Liebe zu seinem Volke und die innigste Anhänglichkeit an dasselbe kund, dessen Regent zu seyn ihm nicht Sache der Politik, sondern des Herzens ist. Das bewies er unter Anderm auch bei der Theilung des gothaischen Erbes, wo er durch keinerlei Zuredungen bewogen werden konnte, einen Theil seiner frühern Unterthanen aufzugeben, so vortheilhaft auch ein solcher Schritt in anderer Beziehung für das herzoglich meiningische Haus gewesen wäre. Auch der Geringste findet bei ihm bereitwilliges Gehör. Ganz besonders erstreckt sich die Sorgfalt des Herzogs B. auf die geistige u. sittliche Bildung seines Volkes, für die unter seiner Regierung in dem kleinen u. nicht reichen Herzogthum verhältnißmäßig mehr geschehen ist, als in irgend einem andern deutschen Staate, er weiht seine besondere Aufmerksamkeit den Schulen u. Bildungsanstalten seines Landes, sowohl den Gelehrten-, Real-, Gewerb- und Industrieschulen, als auch dem Schullehrerseminar, den Volksschulen, Kleinkinderschulen und Gewerb- und andern Vereinen.

4) Herzöge von Sachsen-Weimar: a) B., Herzog von Sachsen-Weimar, einer der berühmtesten Helden des dreißigjährigen Kriegs, geboren den 6. August (alten Styls) 1604 zu Weimar, der jüngste von den 8 Söhnen des Herzogs Johann III. von Sachsen-Weimar. Bereits in seinem ersten Lebensjahre verlor er seinen Vater und, noch nicht volle 13 Jahre alt, auch seine Mutter Sophie Dorothea, die im Verein mit dem als Staatsmann und Geschichtschreiber geschätzten Hortleder seine Erziehung trefflich geleitet hatte. Er bezog darauf mit seinem Bruder Friedrich Wilhelm die Universität Jena, gab aber, da seine Neigung mehr aufs Praktische gerichtet war, die wissenschaftlichen Studien bald wieder auf und verweilte darnach zwei Jahre an dem Hofe seines Vetters, des Herzogs Johann Kasimir von Koburg. Seine kriegerische Laufbahn, auf die sich sein Ruhm gründet, begann er 1621 als Rittmeister bei einem Heerhaufen, den sein Bruder Wilhelm geworben hatte. Vier der ernestinischen Prinzen, Johann Ernst, Friedrich Wilhelm und vorzüglich Bernhard, erhoben sich damals als tapfere Kämpfer für die gefährdete protestantische und deutsche Freiheit und hielten, während weit mächtigere Stände sich furchtsam dem Kampfe mit dem Kaiser entzogen, treu zu den tapfern Parteigängern, welche für die Sache des geächteten Friedrichs von der Pfalz das Schwert erhoben (s. Dreißigjähriger Krieg). Zuerst fochten sie unter des Grafen Ernst von Mannsfeld Schaaren in der Oberpfalz, und nach dessen Vertreibung durch Tilly unter denen, die der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach gegen den Kaiser gesammelt hatte. Nach der Niederlage desselben bei Wimpfen (26. April 1622) kehrten die Prinzen nach Weimar zurück. Als sich 1623 der niedersächsische Kreis unter dem Oberbefehl des Herzogs Christian von Braunschweig gegen den Kaiser bewaffnete, rüsteten auch sie 4000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferd aus. Die unglückliche Schlacht bei Stadtloo im Münsterschen (27. Juli 1623), in welcher Wilhelm schwer verwundet in kaiserliche Gefangenschaft gerieth, löste auch diese Verbindung und bewog B., sich in holländische Dienste zu begeben. Am Ende des Jahres 1624 finden wir ihn wieder in Weimar. Im folgenden Jahre trat er mit seinem ältesten Bruder Johann Ernst in die Dienste des Königs Christian von Dänemark, der ihn zum Obersten ernannte. Nach einigen glücklichen Waffenthaten in Westphalen drangen sie mit ihrem alten Waffengefährten Ernst von Mannsfeld im Sommer 1626 durch die Mark und Schlesien bis nach Ungarn vor. Wilhelm unterwarf sich indeß dem Kaiser und übernahm die Regierung des Landes, und da der älteste Bruder, Johann Ernst, nachdem er die mannsfeldischen Schaaren nach Schlesien zurückgeführt hatte, am 4. December 1626 †, Friedrich, der dritte Bruder, der die Waffen ergriffen hatte, aber schon am 19. August 1622 bei Fleurus gegen die Spanier gefallen war, so blieb B., der jüngste, noch allein auf dem Kampfplatze. Nachdem aber der Dänenkönig vor Wallensteins siegreichen Waffen über das Meer geflüchtet, verließ B. auf die dringenden Mahnungen seiner Brüder den dänischen Dienst und bewarb sich um die Gnade des Kaisers, die ihm Wallenstein durch eine Urkunde vom 4. März 1628 zusicherte. Nachdem er auf einer Reise durch Holland, England und Frankreich seine Kenntnisse im Fortifikationswesen vermehrt und zu diesem Zwecke auch der Belagerung von Herzogenbusch durch die Holländer beigewohnt hatte, lebte er seit Anfang des Jahres 1629 in Weimar. Aber die siegreichen Fortschritte Gustav Adolfs in Deutschland entrissen ihn bald seiner Muße. Von Thatendrang beseelt, war er unter den wenigen deutschen Fürsten, die sogleich entschieden auf des Schwedenkönigs Seite übertraten. Schon am 28. Juli 1631 that er sich in dem Reitergefecht bei Werben gegen Tilly durch seine Tapferkeit hervor. Als Generalmajor erhielt er darauf den Oberbefehl über drei Reiterregimenter, welche Gustav Adolf seinem Bundesgenossen, dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, zu Hülfe sandte. Der glorreichen Schlacht bei Breitenfeld konnte daher B. nicht beiwohnen; nach derselben kam aber das schon länger berathene Bündniß der Brüder B.s mit dem König zu Stande, welchem gemäß der Herzog Wilhelm einen eignen Heerhaufen aus-

rüstete und die Leitung des Kriegswesens in Thüringen übernahm. B., der unterdeß wieder zu Gustav Adolf gestoßen war, blieb von nun an in dessen unmittelbarem Dienst und meistens auch in seiner Nähe. Er begleitete ihn auf seinem Siegeszuge durch Franken, zeichnete sich bei der Erstürmung der Veste Marienberg bei Würzburg (8. Oktober 1631) aus und beschloß das Jahr mit der leicht vollbrachten Wegnahme der Festung Mannheim (29. December). Nachdem er zu Anfang des folgenden Jahres noch mehre Plätze am Rhein erobert hatte, drang er mit Gustav Adolf im April siegreich in Bayern ein, agirte eine Weile mit einem besondern Heerhaufen getrennt von ihm und war schon im Begriffe, über Füssen in Tyrol einzudringen, als der König, der von Bayern nach Franken aufbrach, um die Wiedervereinigung des kaiserlich-liguistischen Heeres zu hindern, alle vorgeschobenen Heeresabtheilungen zurückrief. B. nahm hierauf Theil an dem fruchtlosen Angriff, welchen die Schweden auf Wallensteins festes Lager auf dem Altenberge bei Nürnberg machten, und that sich dabei durch Kühnheit und Tapferkeit hervor. Bei Gustav Adolfs Aufbruch nach Bayern blieb B. mit einem Heerhaufen zur Deckung Sachsens gegen Wallenstein zurück. Aber aus Besorgniß, B. möge auf seinem Marsche zwischen Pappenheims und Wallensteins Schaaren eingeschlossen werden, änderte der König seinen Plan und befahl dem rasch vordringenden Herzog, zu Erfurt stille zu stehen und ihn selbst zu erwarten. Diese Ordre machte den jungen, thatendurstigen Helden so mißmuthig, daß er, im Argwohn, der König sey auf seinen Ruhm eifersüchtig, auf die schwedische Befehlshaberschaft verzichtete. Gleichwohl behielt er des Königs Vertrauen und blieb als alliirter deutscher Fürst beim schwedischen Heere. In der Schlacht bei Lützen (6. November 1632) befehligte B. den linken Flügel desselben, und nach Gustav Adolfs Fall übernahm er den Oberbefehl, den ihm der König für diesen Fall schon vorher übertragen hatte. Nachdem er sich darauf des Gehorsams der Truppen versichert, griff er die in den sächsischen Städten zurückgebliebenen kaiserlichen Besatzungen an, und es gelang ihm, noch vor dem Ende des Jahres ganz Sachsen von den Kaiserlichen zu reinigen. Zu Anfang des Jahres 1633 übernahm B. auf Oxenstierna's Anordnung den Oberbefehl über die Heeresabtheilung, die in Oberdeutschland agiren sollte, wo Gustav Adolf mehre Truppenabtheilungen zurückgelassen hatte. Als er nach kurzer Erholung im Februar bei derselben erschien, hatte sie unter Lohausens und Bulachs Anführung bereits den Feldzug eröffnet u. Bamberg besetzt. B. nahm darauf Höchstädt mit Sturm, trieb den bayerischen Obersten Johann de Werth von der Altmühl zurück, vereinigte sich am 6. April bei Donauwerth mit Gustav Horn und drang bis Dachau in Bayern vor, worauf er sich nach Neuburg an der Donau zurückwandte. Schon nahm er seinen alten Vorsatz wieder auf, durch Bayern in Oesterreich einzudringen, als Soldaten und Offiziere, unwillig, daß sie nach so vielen Anstrengungen und Beschwerden weder die ihnen von Gustav Adolf zugesicherten außerordentlichen Belohnungen, noch auch den Sold richtig ausgezahlt erhielten, plötzlich den Gehorsam verweigerten. Ihre Widerspenstigkeit galt besonders dem Kanzler Oxenstierna, der sie vernachlässige und Länder und Güter, welche die „Soldateska mit ihren Fäusten" erobert hätte, an Leute verschenke, die in der Stube sitzend den Krieg mit der Feder führten. B.s Ansehn gelang es, weitern Ausbrüchen der Unzufriedenheit vorzubeugen. Nachdem er am 3. Mai noch Eichstädt erobert und auf Ingolstadt einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, begab er sich Ende Mai's in Person zum Reichskanzler nach Frankfurt a. M., um sich von ihm in den Besitz des ihm von Gustav Adolf zugesicherten Herzogthums Franken setzen zu lassen. Aber der schwedische Reichskanzler ließ den deutschen Herzog mit harten Worten an und drohte ihm mit Absetzung. B., von nicht geringerem Selbstgefühl beseelt, ließ sich dadurch nicht einschüchtern; ein deutscher Reichsfürst, soll er erwiedert haben, bedeute mehr als zehn schwedische Edelleute. Da jedoch beide Männer bei ihren Plänen einander nicht wohl entbehren konnten, so kam es zu einem durch die Umstände erzwungenen Vertrage. Demselben zufolge mußte B. auf die Würde des Generalissimus, die er begehrt hatte, verzichten, indem Oxenstierna vorschützte, daß sein älterer Bruder, der Herzog Wilhelm, den der König zum Generallieutenant ernannt habe, dadurch beleidigt würde (wie auch wirklich zwischen diesem und B. schon ein Mißverhältniß eingetreten war), erhielt aber dafür die eroberten würzburgischen u. bambergischen Lande mit Abzug der schon von Gustav Adolf vergebenen Güter und eines weiteren zu Kurmainz gezogenen Bezirks. Zugleich versprach die Krone Schweden, ihn und seine Nachkommen in diesem Besitze zu schützen und bei dem künftigen Frieden darin zu bestätigen. Die förmliche Belehnung erfolgte den 10. Juli 1633, und nach derselben der Abschluß eines ewigen Bündnisses zwischen dem neuen Frankenherzog und Schweden. B. ließ sich hierauf in seinem neuen Herzogthume huldigen, ordnete, so viel sich dies in der Eile bewerkstelligen ließ, die Landesverwaltung u. bestellte seinen jüngern Bruder, Ernst (den Frommen), zum Statthalter. Denn er mußte eilen, der wachsenden Unordnung in seinem Heere durch seine persönliche Gegenwart abzuhelfen. In dem verschanzten Lager bei Donauwerth, wo er bei der Musterung und Eidesleistung am 9. August noch 12,000 Reiter und fast ebenso viel Fußvolk, alle wohl gerüstet, zählte, brachte er einen halben Monat damit zu, die vielfachen Forderungen, die man an ihn stellte, zu befriedigen. Unter die Offiziere vertheilte er Güter und Herrschaften, setzte aber in weiser Rücksicht auf die Bundesstände die Bestimmung hinzu, daß die vergebenen Güter als „freie, unmittelbare Erblehen des heiligen römisch-deutschen Reiches" (mithin nicht als schwedische Lehen) anzusehen seyen. So gelang es ihm wohl, den Geist der Unzufriedenheit und Meuterei unter seinen Truppen zu beschwichtigen, aber den Argwohn, den man auf schwedischer Seite gegen ihn hegte, konnte er so wenig beseitigen, daß der Reichskanzler sich bewogen fand, ihm den Feldmarschall Horn an

die Seite zu geben. Während dieser nach Oberschwaben zur Belagerung von Konstanz abzog, blieb B. dem kaiserlichen General Altringer gegenüber bei Donauwerth stehen. Erst als der Letztere auch nach Oberschwaben sich wandte und dort im Verein mit einem aus Italien gekommenen spanischen Heere unter dem Herzog von Feria eine drohende Macht aufstellte, folgte ihm B. und vereinigte sich am 25. September bei Stockach wieder mit Horn. Als die Kaiserlichen sich in eine Schlacht nicht einließen, trennte sich die schwedische Kriegsmacht von Neuem; B. eilte an die bayerische Grenze zurück, wo er unter Johann de Werth nur eine geringe Macht vor sich sah. Den 6. November 1633 nahm er Regensburg durch Kapitulation, drang dann trotz der winterlichen Jahreszeit über die Isar tiefer in Bayern ein und richtete seine Blicke schon nach Oesterreich, wo er das protestantisch gesinnte Landvolk gegen den Kaiser zu bewaffnen gedachte. Doch hemmte er selbst seinen Siegeslauf, als Wallenstein endlich den dringenden Mahnungen des Kaisers Folge leistete und aus Böhmen heranzog. Mitten im Winter eilte B. nun über die Isar und Donau in die Oberpfalz, um die hier gemachten Eroberungen gegen Wallenstein zu vertheidigen und selbst eine Schlacht mit diesem berühmten Gegner zu wagen. Aber Wallenstein, den seine geheimen Pläne nach Böhmen zurückzogen, hatte schon das Feld wieder geräumt. B. endigte also für jetzt seinen glorreichen Feldzug und gönnte seinen Truppen die wohlverdiente Winterruhe im feindlichen Lande. Hinter den Anerbietungen Wallensteins, welche dieser jetzt, durch seine gefährliche Lage zu einem entschiedenen Schritte gedrängt, an ihn ergehen ließ, argwöhnte er, wie Oxenstierna, Hinterlist und hielt es für räthlicher, abzuwarten, bis die durch Wallensteins Sturz entstehenden Unordnungen im kaiserlichen Heer Gelegenheit darbieten würden, im Trüben zu fischen. Auf die Kunde von Wallensteins Ermordung (15. Febr. 1634) eilte er nachher durch die Oberpfalz an die böhmische Grenze, um von der vermutheten Verwirrung unter den feindlichen Truppen den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Allein die Zögerung des stets unentschlossenen Kurfürsten von Sachsen, die durch die kaiserlichen Feldherren Gallas und Piccolomini schnell hergestellte Ruhe unter Wallensteins Regimentern und üble Wege hinderten erfolgreiche Unternehmungen, und B. mußte, da sein Heer durch diesen Winterfeldzug sehr geschwächt war, die Oberpfalz räumen. In der Gegend von Nördlingen und Dinkelsbühl fanden endlich seine ermatteten Truppen zu Anfang des Frühlings einige Wochen Ruhe. Bei Beginn des neuen Feldzugs ließ Oxenstierna dem Herzog B. zwar die Wahl, ob er in Böhmen oder in Oesterreich eindringen wolle; aber nichtsdestoweniger suchte er dessen weitgreifende Entwürfe stets zu hemmen. Nachdem B. die ihm vom Reichskanzler zugesagte Verstärkung aus Thüringen vergeblich erwartet hatte, warf er sich, um sein Herzogthum Franken zu schonen, mit seinen durch Mangel geschwächten Regimentern nach Schwaben, welches dem Feldmarschall Horn angewiesen war. Zu Ulm kamen die beiden Feldherren heftig an einander und nicht bloß wegen der Quartiere, sondern mehr wegen des Oberbefehls. B. brachte seine Beschwerden gegen Oxenstierna vor den Bundestag. Wirklich war man hier nicht abgeneigt, B. zum Generalissimus zu ernennen; allein Oxenstierna wußte dem entgegenzuwirken. Durch die Uneinigkeit der Feldherren ging aber Regensburg, dieser wichtige Waffenplatz, welcher bei gemeinsamen, energischen Unternehmungen gegen Oesterreich zum festen Stützpunkt hätte dienen können, nach verzweifelter Gegenwehr verloren, worauf die Kaiserlichen mit ihrer Hauptmacht an der Donau heraufrückten; B. traf sie bei Donauwerth, und da sie ihm weit überlegen waren, so rief er Horn wieder zu sich und suchte beim Bundestag dringend um Verstärkung nach. Aber auch hier ließ es verderbliche Zwietracht zu keinen kräftigen Maßregeln kommen. Dessen ungeachtet brach B., als er vernahm, daß Nördlingen vom Feind bedrängt werde, von der Donau auf, hieb unterwegs 3000 Kaiserliche nieder und zog mit Horn auf die Anhöhe von Bopfingen unfern Nördlingen, um das feindliche Lager zu überfallen. Hier aber erlitt er eine entscheidende Niederlage (6 September 1634), wodurch die Macht der Schweden in Oberdeutschland gänzlich gebrochen, ihre Ueberlegenheit im Felde und mit ihr das Vertrauen der Bundesgenossen verloren war und auch B.s Herzogthum Franken ein schnelles Ende nahm. Auch jetzt war unter den Verbündeten noch keine Einigkeit. Oxenstierna wie B. verließen unzufrieden den Bundestag zu Frankfurt, wo die nähere Uebereinkunft mit Frankreich berathen wurde. Da man aber den Herzog um diese Zeit für den kaiserlichen Dienst zu gewinnen suchte, so betrieb der französische Gesandte seine Ernennung zum Generalissimus des Bundesheeres. Als solcher aber machte B. fast ebenso starke Forderungen, wie zuvor Wallenstein dem Kaiser gegenüber. Er wollte so viel als möglich freie Hand nicht nur im Felde, sondern auch in Hinsicht auf die Unterhaltung des Heeres haben. Während dieser Verhandlungen ernteten die Kaiserlichen die Früchte des nördlinger Sieges in reichem Maße; Philippsburg mit seinen reichen Vorräthen, dann auch Speyer fielen in ihre Gewalt (14. Jannar 1635) und B. litt auf fruchtlosen Hin- und Herzügen nicht unbedeutenden Verlust. Der nach Worms berufene Bundestag kam endlich mit ihm durch eine Kapitulation überein, worin seine Forderungen ermäßigt und ihm ein Kriegsrath beigesetzt wurde (2. März). Sofort eröffnete B. den Kampf nachdrücklicher damit, daß er, sobald es der Eisgang auf dem Rheine gestattete, mit dem verbündeten französischen Heere über den Strom ging, Speyer belagerte und (11. März) wieder eroberte. Während die Franzosen gegen Lothringen zogen, blieb B. einige Monate in der Gegend von Landau und Speyer und begnügte sich, die Kaiserlichen vom Uebergange über den Rhein abzuhalten. Erst Ende Mai's machte er eine Diversion gegen Frankfurt, um diese in Folge des prager Friedens, dem außer Kursachsen auch viele andere protestantische Stände beitraten, in ihrer Anhänglichkeit an Schweden wankende Stadt, sowie Mainz, dessen Eroberung der Feind be-

zweckte, zu sichern. Aber nach seinem Abzuge drang sogleich der General Gallas in seinem Rükken mit einer bedeutenden Macht über den Rhein vor, wodurch B. in nicht geringe Gefahr gerieth. Es blieb ihm kaum Zeit, den größten Theil seines Fußvolks in die Festung Mainz zu werfen und mit dem Reste seines Heeres schleunigst an die französische Grenze zurückzuweichen. Die Folge davon war, daß sich die Kaiserlichen auch auf dem linken Rheinufer siegreich ausbreiteten und die wenigen noch treuen Bundesgenossen der Schweden jede Aussicht auf Hülfe verloren. Nürnberg, Ulm und Frankfurt unterwarfen sich dem Kaiser, das heidelberger Schloß, Worms u. andere Plätze wurden erobert, das mit Vertheidigungsmitteln schlecht versehene Mainz aber eingeschlossen. Zwar drang B. in Vereinigung mit dem unfähigen französischen Anführer, Kardinal de Lavalette (Juli) wieder vor, entsetzte Mainz und überschritt selbst den Rhein; da sich jedoch keine Aussicht auf glückliche Unternehmungen eröffnete und die Truppen durch Hunger und Krankheiten litten, so zog er sich in beschleunigten, aber mit großer Geschicklichkeit und Tapferkeit ausgeführten Märschen (im September) nach Metz zurück. In Lothringen wuchs das verbündete Heer durch zahlreiche Verstärkungen zu 35,000 Mann an, und B. bot, obgleich auch Gallas an 40,000 Mann zählte, demselben eine Schlacht an. Aber dieser schmeichelte sich mit der eitlen Hoffnung, seine Gegner auszuhun gern, litt indeß selbst solchen Mangel, daß er nach einem Verluste von einem Drittel seines Heeres sich (im November) nach dem Elsaß zurückziehen mußte. Dies hinderte jedoch nicht, daß Elsaßzabern, Frankenthal und das wichtige Mainz, die letzten Plätze, welche Schweden am Mittelrhein noch inne hatte, an den Feind übergingen. B., bis über die Grenzen Deutschlands zurückgedrängt, sah sich genöthigt, mit seinen geschwächten Truppen in der Gegend von Toul und Pont-à-Mousson zu überwintern. Damals, von den schwedischen Heeren durch weite Länderstrecken getrennt, von Oxenstierna schon längst mit Argwohn betrachtet, nach Auflösung des heilbronner Bundes nur auf sich selbst hingewiesen, sah sich B. zu einer nähern Verbindung mit Frankreich gezwungen. Nach längern Verhandlungen kam daher zu St.-Germain-en-Laye (27. Oktober 1635) ein Vertrag zu Stande, wonach Frankreich dem Herzog auf die Dauer des Kriegs 4 Millionen Livres jährliche Subsidiengelder zur Unterhaltung eines Heeres von 12,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern mit der nöthigen Artillerie zusagte. In einem geheimen Artikel wurde ihm das Elsaß unter der Bedingung, die katholische Religion dort nicht zu verdrängen, u. für den Fall, daß jenes Land ihm beim Abschluß des Friedens nicht erhalten werden könnte, eine angemessene Vergütung zugesichert. Von den 4 Millionen sollte B. 200,000 Livres für seine Person behalten und auch nach dem Friedensschluß noch 150,000 Livres von den königlichen Domänen beziehen. Obwohl durch diese geheime Uebereinkunft eigentlich B.s Verhältniß zu Schweden aufgelöst ward, so wollte sich dieser doch nicht gänzlich und öffentlich von Schweden lossagen, und es wurde ihm französischer Seits bewilligt, daß sein Heer „der Krone Schweden und deren Bundesgenossen Armee" und er selbst „General der französischen Bundesgenossen in Deutschland" heißen sollte. Nach geheimen Artikeln verpflichtete er sich jedoch, das Heer, unabhängig von Schweden und dessen Verbündeten, nur dahin zu führen, wohin der König von Frankreich es verlangen würde. Offenbar sollte das Elsaß nur eine Lockspeise für B. seyn, damit er desto gewisser es erobern, Lothringen überwältigen und auch Hochburgund den Spaniern entreißen möchte. Er selbst mochte darin einen Ersatz für sein verlornes Herzogthum Franken sehen. Als die Franzosen hinsichtlich der Auszahlung der Subsidiengelder, die bei der erschöpften Lage der Truppen nicht zu entbehren waren, zögerten, begab sich B. selbst nach Paris (1636, März). Seine geheime Abhängigkeit von der fremden Macht hinderte ihn nicht, hier mit dem vollen Selbstgefühle eines deutschen Reichsfürsten aufzutreten. Richelieu empfing ihn als „den besten Freund von der Welt"; das Gespräch mit dem einflußreichen Pater Joseph, der über die Kriegsunternehmungen den deutschen Helden auf der Landkarte zu belehren sich erdreistete, brach der Letztere aber mit den Worten ab: „das ist recht gut, lieber Herr Pater, wenn man die Städte mit den Fingerspitzen nehmen könnte". In der Hauptsache, den Geldmitteln, kam B. in dritthalb Monaten nicht viel weiter und ging (im Mai) zum Heere zurück, wo auch Lavalette wieder eingetroffen war. Mit Ende Mai eröffnete er im Verein mit Letzterem, der ihm jedoch mehr hinderlich als förderlich war, den Feldzug mit einem Angriff auf Elsaßzabern, welches sich nach hartnäckiger Vertheidigung (4. Juli) ergab. Nachdem er noch einige Plätze in Elsaß erobert hatte, wandte er sich durch Lothringen, wo er die Städte Blamont und Rambervilliers wegnahm, dann (Anfang Oktober) nach dem spanischen Hochburgund. Nach Eroberung der Stadt Joinville gönnte nun B. seinen sehr erschöpften Truppen die Winterruhe. Da er in dem ganzen Feldzuge den Schweden gar nichts genutzt hatte, so richtete Oxenstierna geradezu die Frage an ihn, ob er noch in Diensten des Bundes oder bloß Frankreichs stehe. B. gestand zu, daß man ihn bloß zur Vertheidigung der französischen Grenze brauche, sprach aber zugleich seinen Vorsatz aus, sich freiere Hand zu verschaffen. Zu diesem Zwecke begab er sich zu Anfang des Jahres 1637 nochmals nach Paris, wo er sich durch einen besondern Vergleich größere Selbstständigkeit und Lavalette's Abberufung erwirkte. Dem Wunsche des französischen Hofs gemäß wandte er sich wieder gegen Hochburgund, wo jetzt der kaiserliche General Savelli kommandirte, nahm mehre Plätze ein und brachte (24. Juni) zwischen Gray und Besançon dem Herzog von Lothringen eine nicht unbedeutende Schlappe bei. Darauf zog er über Mömpelgard durch den Sundgau, setzte (27. Juli) bei Rheinau über den Rhein und verschanzte sich auf der dortigen Rheininsel bei dem Dorfe Wittenweiher. Da er sich aber hier von Johann de Werth mit Heftigkeit angegriffen sah, so gab er seinen Plan, in Schwaben u. Bayern einzudringen, für jetzt auf, ging über den Rhein

zurück und verlegte seine Truppen gegen das Ende des Jahres in das Mömpelgardsche und Baselsche in die Winterquartiere. Diese verhältnißmäßig noch wenig verwüsteten Gegenden gewährten hinreichenden Unterhalt, und da auch die französischen Hülfsgelder pünktlich eingingen, so sah sich B. im Stande, den Feldzug des Jahres 1638, den glänzendsten seiner ganzen kriegerischen Laufbahn, sehr frühzeitig zu eröffnen. Schon am 18. Januar brach er gegen den Rhein auf, ließ am 20. bei Stein oberhalb Basel einige Regimenter übersetzen, bemächtigte sich Seckingens u. Lauffenburgs und belagerte Rheinfelden, die wichtigste unter den Waldstädten. Hier wurde er von den Kaiserlichen unter Savelli und Johann de Werth mit überlegener Macht angegriffen; nach mehrmaliger Erneuerung des Kampfes schrieb sich jeder Theil den Sieg zu. Trotz seines nicht unbedeutenden Verlustes vollführte B. aber 3 Tage darauf (21. Februar) auf den sicher gewordenen Feind einen kühnen Angriff, der nach kurzem Kampfe mit der völligen Niederlage desselben endigte und den ganzen kaiserlichen Generalstab, den tapfern Johann de Werth und den Herzog von Savelli an der Spitze, gefangen in seine Hände brachte. Nachdem er darauf Rheinfelden, Röteln und Freiburg eingenommen (März), rüstete er sich, Breisach zu belagern, das wichtige, für unüberwindlich gehaltene Bollwerk des südwestlichen Deutschlands. Umsonst bot der wiener Hof Alles auf, den wichtigen Platz, der unter allem Wechsel des Kriegsglücks in diesen Gegenden stets in kaiserlicher Gewalt geblieben war, zu retten. B. brachte dem gegen ihn geschickten kaiserlich bayerischen Heer unter Götz bei Wittenweiher eine gänzliche Niederlage bei und setzte die schon begonnene Belagerung Breisachs eifrig fort. Aber eben in diesem entscheidenden Zeitpunkte, da die Kaiserlichen immer erneute Versuche des Entsatzes machten, ließ der französische Hof den ruhmgekrönten Helden ohne Unterstützung. Vom Fieber befallen, bestieg dieser sein Schlachtroß, um den heranziehenden Herzog von Lothringen zu bekämpfen. Wirklich schlug er nach einem blutigen Kampfe dessen überlegene Macht bei Thann im Sundgau (4. Oktober) in die Flucht. Noch einmal machten Götz u. Lamboi mit 14,000 Mann einen Angriff und brachten die Belagerer in nicht geringe Gefahr. Aber B. raffte sich vom Krankenlager auf, rief seine Soldaten zu tapferem Kampfe auf und schlug die Feinde mit Verlust zurück. Graf Philipp von Mannsfeld übernahm an Götzens Stelle das Kommando; allein auch er vermochte nichts gegen B. Dieser wollte die Stadt, in welcher die Noth schon aufs Aeußerste gestiegen war, durch Hunger bezwingen. Der Kommandant Reinach, befehligt, den Platz so lange als nur möglich zu vertheidigen, erklärte sich bereit, eher sein eigenes Kind zu verzehren, als sich zu ergeben. Dennoch mußte er endlich kapituliren und zog mit seiner auf 400 Mann zusammengeschmolzenen Besatzung ab (3. December). Die viermonatliche Belagerung hatte an 20,000 Menschen und über eine Million Reichsthaler gekostet. Aber keine Eroberung war auch so wichtig als diese. Breisach gab einen sicheren Haltpunkt zur nachdrücklichen Fortsetzung des Kriegs in Schwaben, Franken und Bayern. Umsonst hatte man B. durch seine Brüder für Oesterreich zu gewinnen versucht. Auch Frankreich hätte gern die Eroberung als sein Eigenthum betrachtet. „Muth, Pater Joseph", rief Richelieu dem Sterbenden zu, „Breisach ist unser!" Aber B. hatte den Platz für sich erobert und in der Kapitulation weder Frankreich noch Schweden genannt. Er sollte der Mittelpunkt werden für seine unabhängige Herrschaft; deshalb ließ er ihn aufs Beste versehen, besetzte ihn mit deutschen Regimentern und ernannte den Schweizer Erlach zum Befehlshaber. Umsonst erinnerte Richelieu, Breisach sey mit französischem Geld und Blut erobert und gehöre nicht zum Elsaß, umsonst trug er dem Herzog die Hand seiner Nichte an und lud ihn nach Paris ein, um Zeuge der Triumphe zu seyn, womit man seine Siege verherrlichen wolle. B. schob seine Feldherrnpflichten vor und lehnte die Heirath als eine nicht ebenbürtige ab. Selbst das Versprechen, Breisach nach seinem Tode an Frankreich zu überlassen, wollte er nicht leisten. Aber auch die Anerbietungen, die man ihm von Seiten des wiener Hofs machte — man sprach von der Hand einer Erzherzogin und einem andern Lande für die Zurückgabe des Elsaß —, wies er zurück. Er war deutsch und protestantisch gesinnt und wollte das Elsaß mit seinen festen Plätzen zwar für sich, aber doch beim deutschen Reiche erhalten und vielleicht eine dritte vermittelnde Macht bilden. Aber gleichwohl gelang es dem schlauen Kardinal, ihn selbst und die übrigen um die wichtige Eroberung buhlenden Mächte zu hintergehen. Er bewog den Kommandanten Erlach durch Bestechung zu dem Versprechen, daß er Breisach, im Falle der Herzog sterben oder gefangen werden sollte, für Frankreich bewachen wolle. Nachdem B. den Winter hindurch in Hochburgund verweilt hatte, begab er sich (Anfang April) nach Breisach zurück. Da inzwischen die Kaiserlichen ein ansehnliches Heer in Schwaben gesammelt hatten, so suchte B. trotz der gespannten Verhältnisse mit dem französischen Hofe für den bevorstehenden Feldzug um nachdrückliche Unterstützung nach, um Hochburgund vollends zu bezwingen, und bereitete zugleich den Rheinübergang vor, um wie Banner mit einem raschen Einfall in die feindlichen Länder zu beginnen. Als er bei Pfirt einen großen Zudrang von Menschen fand, die ihn sehen wollten, sprach er: „Ich fürchte das Schicksal des Schwedenkönigs theilen zu müssen: denn sobald das Volk mehr auf diesen als auf Gott sah, mußte er sterben". Schon seit dem vorigen Herbste öfters kränkelnd, fühlte er sich, als er mit dem schwedischen Geschäftsträger Mockel von Hüningen nach Neuburg den Rhein herunterfuhr, plötzlich so krank, daß er sich gleich nach seiner Ankunft in Neuburg niederlegen mußte. Als die Aerzte alle Mittel umsonst versucht hatten u. die Gefahr nicht mehr verheimlichten, gab er mit großer Fassung sein Testament zu Papier. Da der Athem kürzer wurde, das Herz aber noch stark schlug, sprach er mit schwacher Stimme, die Hand auf dasselbe legend: „Ich wundere mich, daß das Herz noch so frisch ist u. sich nicht zum Tode schikken will". Bald darauf verschied er (8. Juli 1639). Lauter noch, als bei Gustav Adolfs Tod,

verbreiteten sich Gerüchte von Meuchelmord, und B. selbst nahm solchen Verdacht mit ins Grab. Der Hofprediger sprach ihn in der Leichenrede öffentlich aus und die meisten Schriftsteller jener Zeit haben ihn wiederholt. Meistens muthmaßte man auf Richelieu. Und wirklich war B. in der letzten Zeit öfters vor Nachstellungen gewarnt worden; auch an seinem Körper fand man bei der Sektion verdachterregende Zeichen, die indeß dadurch erklärbar werden, daß eine ansteckende, schnell tödtende Seuche unter B.s Truppen herrschte. Die Geschichte hat auch hier, wie bei Gustav Adolfs Tode, den Schleier vom wahren Thatbestand noch nicht zu heben vermocht. Der Held, von dem Grotius sagt, daß er fast allein des Namens eines deutschen Fürsten noch würdig gewesen, wurde hinweggerückt in der Blüthe seines Lebens, da er sich eben freiere Bahn gebrochen und sein Stern hoch über Allen strahlte. Ueber B.s Erbe stritten alle im Krieg begriffenen Mächte. Sein kurzes Testament bestimmte nur im Allgemeinen, daß die eroberten Lande ihrer Wichtigkeit wegen bei dem deutschen Reiche verbleiben sollten; er wünschte, seine Brüder möchten sie unter schwedischem Schutze übernehmen. Aber mit seinem Heere suchten sich Frankreich, Oesterreich und Schweden auch des eroberten Terrains zu bemächtigen. Oesterreichs Anerbietungen wurden von den Soldaten mit Widerwillen zurückgewiesen. Wilhelm von Weimar, der die Ansprüche der Brüder geltend machte, fand weder bei Schweden, noch bei Frankreich ernstlichen Beistand; selbst seine Ansprüche auf B.s Privatvermögen wurden beim Abschluß des westphälischen Friedens nicht beachtet. Erlach überließ seiner Zusage gemäß B.s Eroberungen u. Kriegsvölker dieser Krone gegen Verwilligung eines Jahrgelds und des französischen Bürgerrechts. Der französische Hof berief sich den Beschwerden Schwedens gegenüber auf den 1635 mit B. geschlossenen geheimen Vertrag. B.s Regimenter gingen indeß später größtentheils zu den Schweden über und nahmen an der letzten Entscheidung Theil. B.s Leichnam, der vorläufig zu Breisach beigesetzt worden war, wurde den 15. Sept. 1655 nach Weimar gebracht. Julius Mosen und neuerdings Genast wählten B. zum Helden von Tragödien. Vergl. B. Röse, Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar, mit Urkunden, Weimar 1829, 2 Bde.

b) **Karl B.**, Herzog von Sachsen-Weimar, zweiter Sohn Karl Augusts, Generallieutenant in niederländischen Diensten, geboren zu Weimar am 30. Mai 1792, machte, nachdem er eine treffliche Erziehung genossen, im Heere des Fürsten von Hohenlohe als Freiwilliger den unglücklichen Feldzug von 1806 mit, ging dann nach dem Anschlusse seines Vaters an den Rheinbund auf kurze Zeit wieder in die Heimath, bald darauf aber nach Dresden, wo der Major Rühle von Lilienstern als Gouverneur seine Studien leitete, wurde 1807 Hauptmann im sächsischen Garderegimente und wohnte 1809 als Major beim Generalstabe unter Bernadotte's Führung dem Feldzug gegen Oesterreich bei, wo er sich namentlich in der Schlacht bei Wagram durch persönliche Tapferkeit so sehr auszeichnete, daß sein Name in dem französischen Kriegsbulletin ehrenvoll erwähnt wurde. Im Jahre 1812 wurde er Oberstlieutenant, nahm aber nach dem Wunsche seines Vaters keinen Theil am Feldzuge gegen Rußland, sondern ging mit Urlaub auf unbestimmte Zeit nach Italien und Frankreich. Auch nach seiner Rückkehr im Frühjahre 1813 hielt er sich vom Waffengetümmel entfernt, und trat erst nach der Schlacht bei Leipzig im Oktober 1813 wieder in sein Regiment, von welchem er während seiner Abwesenheit Oberst geworden war und als dessen Befehlshaber er Torgau belagern half. Im Jahr 1814 kämpfte er in Holland und Flandern gegen die Franzosen, nahm aber im Mai 1815 seinen Abschied und ging als Oberst des Regiments Oranien-Nassau in den Dienst des Königs der Niederlande über. Hier nahm er als stellvertretender Kommandant einer Brigade an den Schlachten bei Quatre-Bras und Waterloo rühmlichen Antheil, ward im November 1815 zum Befehlshaber einer Infanteriebrigade und 1816 zum Generalmajor ernannt. Zu Anfange des Jahres 1819, wo ihm das Provinzialkommando über Ostflandern anvertraut worden war, nahm er seinen Wohnsitz zu Gent, wo er auch blieb, als ihm 1826 die Aufsicht über das dritte Militärkommando und 1829 die Divisionärwürde ertheilt ward. Er kaufte sich daselbst an, baute und verschönerte seine Besitzung und trat dadurch mit den Gentern auch in nähere gesellige Verhältnisse, die jedoch beim Ausbruche der belgischen Revolution von 1830, in welcher er dem Hause Oranien ergeben blieb, sein Schloß nicht vor Plünderung zu sichern vermochten. Er sah sich durch die Uebermacht der Insurgenten gezwungen, Stadt und Festung den Belgiern zu überlassen, zog sich nach Antwerpen zurück und vereinigte sich in der dortigen Citadelle mit General Chassé. Nach Holland zurückgerufen, wurde er 1831 zum Generallieutenant befördert und im Mai desselben Jahres an die Spitze der bürgerlichen und militärischen Verwaltung des Großherzogthums Luxemburg gestellt, wo er mit Milde und mit Schonung nichts mehr auszurichten vermochte, mit Gewalt aber nicht einschreiten durfte. Nach seiner Rückkehr von da erhielt er den Oberbefehl über die zweite Division der Armee, mit welcher er in dem 12tägigen Feldzug gegen Belgien (August 1831) den linken Flügel bildete. Die ihm bei seinen Beamtungen vor und nach der belgischen Revolution vergönnte Muße verwendete der Herzog zu ernsten Studien und interessanten Reisen. In den Jahren 1825 und 1826 besuchte er die nordamerikanischen Freistaaten. Sein schätzbares Reisetagebuch führte der Geschichtschreiber Luden unter dem Titel: „Reise Sr. Hoheit des Herzogs B. von Sachsen-Weimar durch Nordamerika“ (Weimar 1828, 2 Bde.) ins Publikum ein. Später veröffentlichte er die werthvolle Monographie: „Précis de la campagne de Java en 1811“ (Haag 1834). Auf einer spätern Reise 1837 und 1838 besuchte er Hamburg, Petersburg, Odessa, die Krimm, Konstantinopel, die Inseln des Archipel, Smyrna, Malta, Sicilien und Neapel. Seit dem 7. December 1848 bekleidete er als niederländischer General der Infanterie die Stelle

eines Oberbefehlshabers der Kolonialarmee im niederländischen Indien. Aus seiner Ehe mit Ida, der zweiten Tochter des Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen, mit der er sich den 30. Mai 1816 vermählte († den 4. April 1852), stammen die Prinzen Eduard, geboren den 11. Oktober 1823, jetzt in britischen Diensten, Hermann, geboren den 4. August 1825, in würtembergischen, und Gustav, geboren den 28. Juni 1827, in österreichischen Diensten, und die Prinzessinnen Anna, geboren den 9. September 1828, und Amalia, geboren den 20. Mai 1830.

5) B. von Clairvaux, an Geist und Einfluß der bedeutendste unter den Asceten und Mystikern des Mittelalters, ward geboren zu Fontaines bei Dijon in Burgund 1091 und ging schon als Jüngling mit dreißig andern durch sein Beispiel und seine Beredsamkeit hingerissenen Genossen 1113 in das 1098 gestiftete Kloster Citeaux. In strenger Beobachtung der Mönchsregel Benedikts den Brüdern vorleuchtend, stieg er in Kurzem zu solchem Ansehn, daß er schon 1115 zum Abt von Clairvaux bei Langres erhoben wurde. Seine ascetische, jeglichem irdischen Genusse ganz abgewandte und die Abtödtung des sinnlichen Menschen bezweckende Mönchstugend machte ihn bald auch in weiteren Kreisen zu einem Gegenstande der Verehrung und Bewunderung, und in jener durch politische und kirchliche Kämpfe zerrütteten, aber dem Geheimnißvollen vorzugsweise zugewandten Zeit eröffnete er sich als wunderthätiger Glaubensheld, geistvoller Mystiker, gewaltiger Redner, strenger Sittenlehrer und umsichtiger Schiedsrichter eine weit und tief greifende Wirksamkeit. Der Cistercienserorden, der einen solchen Mann unter seinen Gliedern zählte, stieg durch ihn zu hoher Blüthe. In einem Streite, den der Erzbischof von Sens mit dem König Ludwig VI. von Frankreich hatte, trafen seine Rügen den König wie den Papst. Der Letztere lernte jedoch bald die Bedeutung des Mannes für die hierarchischen Zwecke würdigen. Bei dem Schisma nach dem Tode Honorius' II. bewirkte B. auf der Reichsversammlung zu Estampes 1131, daß Frankreich Innocenz II. als Papst anerkannte, und wußte bald darauf den Kaiser Lothar durch nachdrückliche Vorhaltung der hierarchischen Rechte von seinen Ansprüchen auf die Investitur der geistlichen Reichsstände abzubringen. Mit Innocenz ging B. 1133 nach Rom und gewann durch den gewaltigen Eindruck seiner Persönlichkeit die widerspenstigen Städte Mailand und Genua, deren Bisthümer er gleichwohl ausschlug, für seinen Papst. Da dieser von Neuem bedrängt wurde, war es wieder B., der, um einen Römerzug möglich zu machen, die Aussöhnung des Kaisers Lothar mit den schwäbischen Herzögen vermittelte. Bei seiner zweiten Anwesenheit in Rom (1136—1138) gelang es ihm nicht nur, bedeutende Würdenträger der Kirche auf Innocenz' Seite herüberzuziehen, sondern sogar nach des Gegenpapsts Anaklet Tode dessen Nachfolger, Victor III., zum freiwilligen Rücktritt zu bewegen. Von einer nicht weniger einflußreichen Seite zeigt ihn sein Kampf mit Abälard, dessen philosophische Behandlung der Religion dem glühenden Mystiker und Eiferer für die kirchliche Orthodoxie Mißtrauen einflößen mußte. Einer öffentlichen Disputation jedoch entzog sich B. im Bewußtseyn seiner dialektischen Schwäche, gegenüber dem in dieser Sphäre gewandteren Gegner, durch ein höchst summarisches Verfahren, indem er Abälards Irrthümer auf einer Synode zu Sens 1140 in einem nicht ganz getreuen Auszuge aus dessen Schriften vortrug und, ohne die Remonstration desselben zu beachten, durch Appellation an den Papst seine Verdammung durchzusetzen wußte. Noch heftiger verfolgte er Abälards thatkräftigen Schüler Arnold von Brescia. Aber den höchsten Gipfel seiner Macht erreichte B., als sein Schüler Eugen III. den päpstlichen Stuhl bestieg und, bald zur Flucht nach Frankreich genöthigt, sich ihm in die Arme warf. Vergeblich war zwar sein Verwenden für den Vertriebenen bei den Römern selbst, dagegen brachte er durch das Feuer seiner Rede einen neuen Kreuzzug zu Stande, dessen Oberkommando er nur mit Mühe von sich wies, und wußte durch kräftige persönliche Ansprache im Dome zu Speyer auch den deutschen König Konrad III. zur Theilnahme zu bewegen. In menschlicherer Weise verdient machte er sich dadurch, daß er die fanatische Gährung gegen die Juden stillte und von einer ketzerischen Sekte in Toulouse (Henricianer) die blutige Verfolgung abwandte (1148). Weniger edel zeigte er sich gegen den Bischof Gilbert von Poitiers, indem er dessen religionsphilosophische Lehren zu Rheims auf eine ähnliche Weise verdammen ließ, wie die Abälards zu Sens. Doch konnte er dessen Absetzung nicht bewirken, sowie er auch sein orthodoxes Glaubensbekenntniß der Kirche nicht aufzudringen vermochte. Mehr als diese Demüthigung kümmerte ihn das gänzliche Mißlingen des von ihm angeregten Kreuzzugs, das er der Unwürdigkeit der Kreuzfahrer Schuld gab. Er † den 20. August 1153 zu Clairvaux. Seine Schriften (Abhandlungen, Predigten, Briefe) sind herausgegeben von Mabillon (2 Bde., Paris 1696, 1719; 6 Bde., Venedig 1726). Vgl. Neander, Der heilige B. und sein Zeitalter, Berlin 1813; Ellendorf, Der heilige B. und die Hierarchie seiner Zeit, Essen 1837.

Bernhard, Karl, einer der vorzüglichsten dänischen Novellisten, Pseudonym für Johann Ludwig Heiberg, nach Andern für Herrn St.-Aubin. Zu seinen Werken, die er im Verein mit Kannegießer beinahe sämmtlich deutsch herausgegeben hat, gehören die Novellen: „Die Hospital-Verlobung", „Eine Familie auf dem Lande", „Der Eilwagen", „Ein Sprüchwort", „Die Deklaration" und „Der Kinderball", welche den gemeinschaftlichen Titel „Lebensbilder aus Dänemark" (6 Bde., Leipz. 1840—41; 2. Aufl., das. 1849) führen. Hieran schließen sich: „Schooßsünden" (1843), „Das Glückskind" (dänisch und deutsch, Kopenh. 1837; deutsch von Kannegießer, Leipz. 1850), „Zwei Freunde" (Leipz. 1850) und die „Gamle minder", die als „Christian VII. und sein Hof" (3 Bde., Leipz. 1847) deutsch erschienen. Hierzu kommt der historische Roman „Christian II. und seine Zeit" (4 Bde., Leipz. 1849). Sein letztes Werk: „Chroniken aus den Zeiten König Eriks von Pommern" trägt leider die Spuren der Einwir-

kung schroffsten Dänenthums. Seine „Gesammten Werke" erschienen Leipz. 1840 — 47, 7 Bde., 2. Aufl., Bd. 1—15, das. 1849—50. B. zeichnet sich durch seine Beobachtungsgabe, namentlich durch ein großes Talent, die Verkehrtheiten der gesellschaftlichen Zustände aufzufassen und den Kindern des Tages ihre Schwächen abzulauschen, aus. Seine Schilderungen des Salon- und Familienlebens sind voller Anmuth, Laune und Gemüthlichkeit. Die Handlung in seinen Novellen ist lebendig, seine Sprache sorgfältig und fließend. Dagegen leiden seine historischen Romane theilweise an Trockenheit und Breite.

Bernhardi, 1) August Ferdinand, deutscher Sprachforscher, geboren zu Berlin 1769, war in der klassischen Philologie ein Schüler F. A. Wolfs, widmete sich dann mit Vorliebe der philosophischen und historischen Betrachtung der Sprache und schrieb eine „Vollständige lateinische Grammatik für Schulen und Gymnasien" (2 Theile, Berlin 1795—1797) und „Vollständige griechische Grammatik" (das. 1797). Mit Tieck u. den Gebrüdern Schlegel befreundet, nahm er eine Zeitlang auch an deren ästhetischen Bestrebungen wirksamen Antheil, was seine Theaterkritiken, seine Abhandlung über den Philoctet des Sophocles (aus dem Pantheon abgedruckt, Berl. 1811), besonders aber seine „Bambocciaden" (3 Thle., das. 1797—1800), leichte, durch Natürlichkeit, lebendige Darstellung, treffende Schilderungen und Witz ausgezeichnete Erzählungen, hinlänglich beurkunden. Von seiner Zeitschrift „Kynosarges" erschien nur das erste Stück. Nachdem jedoch durch die Auflösung seiner Ehe mit Tiecks Schwester auch die freundschaftlichen Beziehungen zu Letzterem gestört waren, wandte er sich mit ganzer Kraft wieder den sprachlichen Studien zu und gab 1801 eine „Sprachlehre" heraus, welcher 1805 seine „Anfangsgründe der Sprachwissenschaft" folgten. Er faßte darin die Sprache nicht als ein fertiges Produkt, sondern als ein nothwendiges Erzeugniß des physisch-organischen Vernunftwesens auf nach dem Materiale des artikulirten Tones, nach der Form, deren Grund in dem Geiste enthalten ist, und nach dem Zwecke derselben, der Darstellung. Außer einer Abhandlung über das Alphabet (aus dem Pantheon abgedruckt, Berlin 1807) erschien im Gebiet der Sprachwissenschaft weiter nichts von ihm. Seit 1807 war er Direktor des Friedrichgymnasiums und Konsistorialrath zu Berlin und gab als solcher heraus: „Ansichten über die Organisation der gelehrten Schulen" (Jena 1818), in denen er sich auch als erfahrener Schulmann zeigt. Er † zu Berlin den 2. Juni 1820. Aus seinem und seiner Gattin Nachlaß gab der Sohn, Wilhelm B., der sich als Journalist und Theaterkritiker bekannt gemacht hat, die „Reliquien", Erzählungen von B. und dessen Gattin, S. Bernhardi, gebornen Tieck (3 Bde., Altenburg 1847), heraus.

2) Johann Jakob, deutscher Naturforscher, geboren zu Erfurt 1774, seit 1805 Professor der Philosophie und seit 1819 Mitglied der Sanitätskommission daselbst, machte sich besonders um Botanik und Mineralogie verdient, schrieb außer vielen Abhandlungen, die in verschiedenen naturhistorischen Zeitschriften zerstreut erschienen, besonders: „Handbuch der Botanik" (Erfurt 1804), „Anleitung zur Kenntniß der Pflanzen zum Gebrauch von Vorlesungen" (das. 1803), „Beobachtung über Pflanzengefäße" (1805), „Beurtheilung des gesunden und kranken Zustandes organisirter Körper" (1805), „Handbuch der allgemeinen und besondern Kontagienlehre" (1. Theil, 1815), auch den mineralogischen und botanischen Theil des großen Wörterbuchs der Naturgeschichte (Weimar 1825) und „Neues allgemeines Gartenmagazin"; übersetzte auch „Annalen des Nationalmuseums der Naturgeschichte" aus dem Französischen (2 Bde., Hamburg und Mainz 1803 ff.). Er † den 13. Mai 1850.

3) Karl Christian Sigismund, deutscher Gelehrter, am 5. Okt. 1799 zu Ottrau, einem Dorfe in Kurhessen, wo sein Vater Prediger war, geboren, studirte 1816—19 in Marburg Theologie und Philologie und ward Hauslehrer bei dem Grafen Bylandt, General und Befehlshaber der belgischen Provinz Südbrabant. Nach 4jährigem Unterricht begleitete B. die ihm anvertrauten Zöglinge auf die Hochschule Löwen, setzte dort seine philologischen Studien fort u. erhielt 1826 die Stelle eines Universitätsbibliothekars in Löwen. Im Jahre 1827 wurde er von der marburger Hochschule bei Gelegenheit der Jubelfeier derselben zum Doktor der Theologie ernannt u. 1829 erhielt er nach dem Abgange von Jakob Grimm einen Ruf als erster Bibliothekar an die kurhessische Landesbibliothek in Kassel. Seine Ankunft erfolgte kurz vor dem verhängnißvollen Jahre 1830. Schon als Student hatte er an den Kämpfen der neuesten Zeit Antheil genommen. Durch ihn und Follenius war die Stiftung der Burschenschaft in Marburg bewirkt worden, und an der Versammlung in Jena, welche den Grund zu der allgemeinen deutschen Burschenschaft legte, hatte er als Abgeordneter der hessischen Landesuniversität Antheil genommen. Die hessische Bewegung von 1830 fand daher in ihm einen ihrer rüstigsten Vorkämpfer. Der „Verfassungsfreund", den er 1831 im Verein mit gleichgesinnten Freunden begründen half, wirkte zu der Entwickelung eines konstitutionellen Lebens in Kurhessen nach Kräften mit, aber hierauf und auf Anregung und Förderung des städtischen Wesens mußte B. seine Wirksamkeit beschränken. Die Regierung ließ ihn über die schriftstellerische Thätigkeit nicht hinaus; obgleich er mehrmals in verschiedenen Kreisen zum Landtagsabgeordneten gewählt wurde, gelang es ihm doch nie, den erforderlichen Urlaub zu erhalten, um in die Ständeversammlung eintreten zu können. Seine Mitbürger konnten ihm nur dadurch eine Art von öffentlichem Wirkungskreise anweisen, daß sie ihn zum Vorstand des Bürgerausschusses erwählten. Nach dem Tode Schomburgs hätte ihn die Stadt Kassel gern zum Bürgermeister gehabt; allein er schlug diese Stelle aus, theils weil er seinem wissenschaftlichen Beruf nicht ganz untreu werden mochte, theils weil er voraussah, daß diese Wahl vom Kurfürsten nicht bestätigt werden würde. In den Märztagen 1848 that er sich in Gemeinschaft mit dem Bürgerwehrbefehlshaber Seidler im Streben nach gesetzlicher Freiheit hervor,

Zwei hessische Orte, Eschwege u. Fritzlar, wählten ihn in die Nationalversammlung, wo er den ersten vertrat und zu der Partei Gagern gehörte. Durch die „Flugblätter aus der deutschen Nationalversammlung" suchte er dem Mangel eines konstitutionell-monarchischen Organs abzuhelfen. Er war unter Denen, die mit Gagern das Parlament vor seiner Uebersiedelung nach Stuttgart verließen und an dem Nachparlament zu Gotha Theil nahmen. Außer vielen in Zeitschriften u. Sammelwerken zerstreuten Aufsätzen und der gekrönten Preisschrift: „De excidio regni judaici" (Löwen 1824) veröffentlichte er eine Uebersetzung von de Gerando's Werk: „Des progrès de l'industrie" (Paris 1841) unter dem Titel: „Die Fortschritte des Gewerbfleißes in Beziehung auf die Sittlichkeit des Arbeiterstandes" (Kassel 1842), sowie „K. Schomburgs Nachlaß und Briefwechsel, mit biographischen Andeutungen" (das. 1843). Seine „Sprachkarte von Deutschland" (das. 1844, 2. Aufl. von Stricker, 1849) hat die allgemeinste Beachtung gefunden. Auch leitete B. eine Wochenschrift, den „Kirchenfreund" (2 Bde., Kassel 1845—1846).

Bernhardin, der Heilige von Siena, geboren 1380 zu Massa-Carrara als Sprößling einer angesehenen Familie, trat nach dem frühzeitigen Tode seiner Aeltern, 17 Jahre alt, in die Brüderschaft der Disciplinatorum Mariae und machte sich 1400, als eine Pest durch ganz Italien wüthete, durch aufopfernde Krankenpflege verdient. Im J. 1404 trat er in den Franciskanerorden von der strengen Observanz, sammelte voll Eifer, die alte strenge Disciplin wieder herzustellen, eine kleine Anzahl von Gleichgesinnten und lebte mit ihnen genau nach den alten Ordensregeln. Großen Einfluß verschaffte er sich durch seine salbungsvollen Predigten, das Volk war für ihn enthusiasmirt und legte ihm selbst Wunderkräfte bei. Der General seines Ordens sandte ihn nach Palästina, wo er eine Zeitlang das Amt eines Guardians und Kommissärs versah. Mehre Bisthümer, die ihm vom Papste angetragen wurden, schlug er aus, nahm aber die Stellung eines Generalvikars des Ordens an, weil er dadurch Gelegenheit bekam, die alte strenge Observanz wieder herzustellen. Er wurde der Stifter der Fratres de observantia, einer Abtheilung des Franciskanerordens, errichtete über 500 Klöster für diese in Italien und † 1444 zu Aquila in Abruzzo. Papst Nikolaus V. sprach ihn 1450 heilig. Seine größtentheils mystischen Schriften edirten Pater Rudolf, Bischof von Sinigaglia (4 Bde., Venedig 1591), und Pater de la Haye (5 Bde., Paris 1636).

Bernhardin, St., Berg, s. Bernardino.

Bernhardiner und Bernhardinerinnen, s. Cistercienser und Cisterciensernnnen.

Bernhardsberg (Bernhardusberg), würtembergischer Bergrücken am Endpunkte der Alp gegen das Aalbuch hin, in der Nähe von Weißenstein. Hoch oben auf der Spitze (Spitzkopf) steht eine Kapelle mit der steinernen Statue des heiligen Bernhard, zu der früher eifrig gewallfahrtet wurde.

Bernhardskrebs (auch Einsiedlerkrebs, Eremit, Pagurus Bernhardus *Fabr.*, Cancer Bernhardus *L.*), eine Art Krebs von Fingerslänge, dadurch ausgezeichnet, daß die beiden Scheeren mit Stacheln besetzt, die Kneipzangen herzförmig, die rechte größer und die letzten Glieder der folgenden Füße gleichfalls dornig sind. Er ist sehr gemein in allen europäischen Meeren und findet sich häufig in Schneckenschalen, besonders in Buccinum undulatum, langsam und unbeholfen umherkriechend.

Bernhardy, Gottfried, ordentlicher Professor der alten Literatur an der Universität zu Halle, wurde am 20. März 1800 zu Landsberg in der Neumark, wo sein Vater Kaufmann war, geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem joachimsthalschen Gymnasium in Berlin und bezog, 17 Jahre alt, die dasige Universität, wo er sich philologischen Studien widmete, worin F. A. Wolf, Buttmann und Böckh seine vorzüglichsten Lehrer wurden, während zugleich Hegels philosophische Vorlesungen auf die Methode und den Geist seiner Forschungen bedeutsam einwirkten. Literarisch bekannt machte er sich zuerst durch seine gediegene Schrift „Eratosthenica" (Berlin 1822), habilitirte sich darauf an der berliner Universität u. ward 1825 zum außerordentlichen Professor befördert, in welcher Stellung er bis 1829 verblieb. Von eigenen Arbeiten aus dieser Periode sind die „Geographi graeci minores" (1. Bd. in 2 Abth., den Periegeten Dionysius enthaltend, Leipzig 1828) und die „Wissenschaftliche Syntax der griechischen Sprache" (Berlin 1829) hervorzuheben. Das letztere Werk, welches den Plan verfolgt, die syntaktische Kunst der Griechen in ihren Gesetzen und Anschauungen historisch zu begreifen, den Zusammenhang ihrer geschichtlichen Entwickelung an den Momenten und Eigenthümlichkeiten der wechselnden Sprachperioden darzulegen und die Resultate der alten und neuen Forschungen auf diesem Gebiete kritisch zusammenzufassen, hat auf griechische Sprachforschung außerordentlich anregend eingewirkt. Dieselbe Richtung auf tiefere Erforschung des innern Zusammenhanges des wissenschaftlichen Stoffes zeigen B.'s spätere Schriften, die er nach seiner 1829 erfolgten Versetzung an die Universität Halle herausgab, vornehmlich „Grundriß der römischen Literatur" (Halle 1830, 2. Aufl., Bd. 1, 1851), „Grundlinien zur Encyklopädie der Philologie" (das. 1832) und „Grundriß der griechischen Literatur" (Bd. 1, das. 1836; Bd. 2, 1845; 2. Aufl., Bd. 1, 1851). Ihrem materiellen Gehalte nach beruhen alle diese Schriften auf von Wolf gegebenen Andeutungen; aber was bei Wolf nur flüchtige Skizze, ist hier vollendetes Bild, Körper mit Fleisch und Bein. Am meisten Anerkennung hat mit Recht die griechische Literaturgeschichte gefunden, ein Werk, das nach dem großartigsten Plane aus dem Ganzen gearbeitet und doch auch an interessanten Details überreich ist. Auch in den letzten Jahren hat sich B. durch die in kritischer und literarhistorischer Hinsicht sehr vorzügliche Ausgabe des Suidas (Suidae lexicon, Halle 1834 f.) und durch die Redaktion der Bibliothek kritisch-exegetischer Ausgaben der lateinischen Klassiker, sowie durch mehre größere Aufsätze in den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" und in Ersch und Gru-

bers „Encyklopädie" um eine gründliche u. fruchtbringende Bearbeitung der Alten verdient gemacht. Seit 1844 bekleidet er die Stelle eines Oberbibliothekars an der Universität.

Berni, 1) **Francesco**, auch **Berna** oder **Bernia** geschrieben, ein merkwürdiger Name in der komischen Literatur der Italiener, geboren gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zu Castel Campovecchio im Toskanischen als Sprößling einer adeligen, aber armen Familie. Nachdem er bis in sein 19. Jahr in Florenz mit ärmlichen Verhältnissen gerungen, suchte er in Rom sein Glück, fand aber auch dort nur eine kümmerliche Stellung als Schreiber in einer päpstlichen Kanzlei. Obwohl ihm diese seine Stellung wenig behagte, so verließ ihn doch die gute, witzige Laune nie. Er schloß sich an die Akademie lustiger Freunde an, die in Rom der Mantuaner Oberto Strozzi unter dem Namen der „Vignajuoli", d. i. Winzer, gestiftet hatte, in welchem Kreise sich B.'s launige Poesie immer kühner entfaltete. Um 1533 zog er sich nach Florenz zurück, wo er ein Kanonikat erhalten hatte, und stand hier bei den Mediceern Herzog Alexander und Kardinal Hippolyt in großer Gunst. Er † den 26. Juli 1536, nach einer unwahrscheinlichen Angabe an Gift, das ihm ein Kardinal habe reichen lassen, weil er auf dessen Verlangen, einen andern, jenem verhaßten Kardinal zu vergiften, nicht eingegangen. B. war ein höchst witziger und heller Kopf; gebildet durch klassische Studien, unerschöpflich an drolligen Einfällen und ein Meister in der Behandlung seiner Muttersprache, brachte er es in jenem Genre wirklich zu großer Virtuosität. Die Italiener zählen ihn daher zu ihren klassischen Autoren des 16. Jahrhunderts, und der burleske Styl, der durch B. besonders kultivirt wurde, erhielt nach ihm den Namen „Stile Bernesco". Eine gewisse Geistesverwandtschaft B.'s mit Ariost zeigt sich in seiner Umarbeitung von Bojardo's „Orlando innamorato" (Venedig 1541 u. ö., kritisch berichtigt, Florenz 1827). Doch darf man ihn deshalb jenem nicht gleichstellen wollen, denn den genialen Schwung von Ariosts Phantasie läßt er gänzlich vermissen, und sein ununterbrochen fortströmender Scherz, der zuweilen in possenhafte und oberflächliche Witzeleien ausartet, muß zuletzt ermüden. Besonders zeigt sich sein satyrisches Talent in seinen komischen Sonetten und Kapiteln (capitoli), in denen freilich auch der sittenlosen Auswüchse genug sich finden, sowie in den komischen Abhandlungen (discorsi) und Launen (capricci). Eine Sammlung dieser komischen prosaischen Schriften B.'s erschien unter dem Titel: „Accademia di Fr. B." zu Ferrara 1658. Unbedeutend ist sein Gedicht: „La Catrina, atto scenico rusticale" (Florenz 1657). Seine „Opere burlesche" (2 Bde., Florenz 1548—1555; London 1721, 1724) sind in der Sammlung der „Classici italiani" (Mailand 1806) zu finden. Auch seine lateinischen Gedichte in der Art des Catull werden sehr geschätzt.

2) **Francesco**, geboren zu Ferrara 1610, † 1673 als Professor der schönen Wissenschaften und erster Sekretär der Universität seiner Vaterstadt, vom Herzoge von Mantua in den Grafenstand erhoben. Zugleich Rechtsgelehrter, Philosoph und Dichter, hat er sich vornehmlich im dramatischen Fache versucht. Elf von seinen Dramen erschienen im Druck (Ferrara 1666).

Bernich, **Peter Johannides** (nach And. **Paul Peter Jaszbereny**, gewöhnlich **Beronicius** genannt), Stegreifdichter des 16. Jahrhunderts, über dessen Vaterland man nicht im Reinen ist. Er scheint von Geburt ein Wallone oder Flamänder gewesen zu seyn; Andere halten ihn für einen böhmischen Juden. B. sprach nicht allein französisch, englisch und italienisch, sondern auch lateinisch und griechisch mit solcher Vollkommenheit, daß selbst ein Gronov sich nicht mit ihm einlassen mochte. Sein enormes Gedächtniß soll ihn befähigt haben, ganze Klassiker auswendig zu wissen. Doch legte er sich auf nichts mit rechtem Ernst, führte ein dissolutes Leben, indem er wie ein Bettler einherging, Essen fegte und Holz spaltete, wenn er sich nicht anders zu helfen wußte, dann aber auch wieder mit Saufen und Spielen vergeudete, was er erworben. Im Jahre 1677 wurde er todt aus einem Kanale hervorgezogen, worein er wahrscheinlich in der Trunkenheit gerathen war. Jedenfalls war er ein höchst origineller Geist von ausgezeichneten Gaben, der in einer glücklichern Lage Tüchtiges geleistet haben würde. Spuren davon zeigen sich in seiner „Geogarchontomachia" (Amsterd. 1673) und in seinen „Carmina" (herausgeg. von Rabe, Rotterd. 1691).

Bernicia, nördlicher Theil von Northumberland, von der Tyne bis zum Clyde, eines der angelsächsischen Reiche in England, gegründet von Ida um 548; s. **Angelsachsen**.

Bernier, kleine australische Insel, an der Westküste von Neuholland, nördlich von der Shakes-Bucht, in Eendragtsland, von vielen Klippen umgeben.

Bernikelgans, s. **Gans**.

Bernina, mächtiger Gebirgsstock im schweizerischen Kanton Graubündten, an der Ostseite des Oberengadinthales, mit der höchsten, bis zu 13,508' sich erhebenden Bergspitze Graubündtens und zahlreichen Verzweigungen herab zum nördlichen Veltlin. Die höchste Spitze desselben, welche sich aus den Gletschern von Stoseg, Thierva und Morteratsch erhebt, wurde zum ersten Male von dem eidgenössischen Geometer Craz den 13. Sept. 1850 unter großen Gefahren bestiegen. Das am B. sich ausbreitende Gletschermeer gibt dem von Chamouny an Umfang wenig nach. Der Gebirgsstock hat eine Einsattelung, durch die sich der das Engadin mit dem Veltlin verbindende **Berninapaß** mit einem Höhenpunkt von 6500' hinzieht. An der Einsattelung sind zwei Gasthöfe errichtet. Der Paß ist trotz der durch Schneestürme und Lawinen drohenden Gefahren sehr frequent.

Bernini, **Giovanni Lorenzo**, gewöhnlich „il Cavaliere B." genannt, berühmter italienischer Baumeister, Bildhauer und Maler, geboren 1598 zu Neapel, genoß den Unterricht seines Vaters, ging mit demselben nach Rom und erregte hier durch sein Talent schon die Aufmerksamkeit Pauls V. Papst Gregor XV. ernannte ihn zum Ritter, Urban VIII. 1629 zum Oberaufseher des Baues der Peterskirche sowie zum Direktor aller

öffentlichen Arbeiten für die Verschönerung Roms. In gleicher Ehre und Thätigkeit erhielt sich B. unter Innocenz X. und Alexander VII. Im Jahre 1565 ging er auf die Einladung Ludwigs XIV. wegen des Louvrebaues nach Paris. Seine Reise dahin glich einem Triumphzuge, allein seine Zeichnungen zum Louvre fand man nicht fehlerfrei und vertauschte sie später mit Claude Perraults Entwürfen. Mehr Beifall erhielt eine Büste des Königs aus Marmor, die B. ebenfalls in Paris fertigte; dagegen mißrieth eine Reiterstatue des Königs gänzlich. In Rom fand der Künstler unter Klemens X. sein altes Ansehen wieder und behauptete dasselbe bis zu seinem Tode, den 28. Nov. 1680. Seine Zeitgenossen haben sich in seinem Lobe sehr übernommen. B. besaß viel Geist, ungemeines Talent und große Geschicklichkeit in der Darstellung; aber seine Richtung, wenigstens als Bildhauer, war eine der wahrhaften Schönheit entfremdete, dem Geschmacke des Effekt, Glanz, sinnlichen Reiz und Pomp verlangenden Zeitalters fröhnende. B.'s Gestalten zeigen Leben, aber nicht natürliches, sondern durch die Willkür des Künstlers verbildetes Leben. Winckelmann sagt von ihm: „Vor Raphael waren alle Figuren gleichsam schwindsüchtig, durch B. wurden sie wie wassersüchtig.“ Sein Fleisch hat ein so aufgedunsenes Ansehen, daß die Muskeln der männlichen Körper an Blasen erinnern. Die üppigen Fleischmassen seiner Frauen können nur der gemeinen Sinnlichkeit gefallen und beleidigen in der That den Schönheitssinn. Seine Gewänder zeigen gewöhnlich einen noch weit manierirtern Faltenwurf, als die des Pietro da Cortona, an dessen Geschmack sie jedoch erinnern. Glücklicher war er in der Darstellung der Stoffe der Gewänder, worin er Alles leistete, was die Skulptur zu leisten vermag. Durch B.'s großen Einfluß wurde übrigens die Unnatur in diesem Gebiete der Kunst auf lange Zeit fast zum Gesetze erhoben. Höher steht B. als Baumeister. Er folgte hier den Griechen und wurde ein anerkanntes Vorbild in der Anwendung des griechischen Styls und seiner schönen Verhältnisse auf die Bedürfnisse der neuern Zeit. Von seinen zahlreichen, meist in Rom befindlichen Werken sind folgende hervorzuheben: von architektonischen: die Säulengänge auf dem St. Petersplatze, B.'s Hauptwerk, 1667 angefangen und unter Klemens IX. vollendet, mit 162 Statuen von Heiligen und Ordensstiftern, die nach B.'s Zeichnung verfertigt sind; die Façade des Palastes Barberini gegen die Via delle quatro fontane; der Palast Bracciano auf der Piazza di S. S. Apostoli; die Scala regia des vatikanischen Palastes; die Gallerie und Façade an der Meerseite des Kastells Gandolfo, die Kirche daselbst und in la Riccia; das Arsenal in Cività Vecchia; die Fontaine am Platze Barberini u. a. Von plastischen: das große Tabernakel über dem Hauptaltare der Peterskirche, unter Urban VIII. gefertigt, kostbar, aber ziemlich geschmacklos; die 4 Kirchenväter, welche den Stuhl des heiligen Petrus tragen, daselbst über dem Altare der heiligen Jungfrau am Ende der Haupttribune, unter Alexander VII. mit ungeheuern Kosten, aber ebenfalls geschmacklos, angefertigt; die Grabmäler Urbans VIII. und Alexanders VII., die Bildsäulen des Longinus und Konstantins des Großen zu Pferde, sämmtlich daselbst; die heilige Theresia, in der Kirche St. Maria della Vittoria, von dem Künstler selbst für sein bestes Werk erklärt, von Andern aber vielfach getadelt; der Raub der Proserpina, in der Villa Ludovisi, eine manierirte Nachahmung des herrlichen Sabinerraubes von Joh. von Bologna; die Heimsuchung, schönes Basrelief in der Kirche Notre Dame de Misericordia im Thale St. Bernard bei Savona; von Marmorstatuen: Aeneas, Anchises u. Ascanius in der Villa Borghese, Apollo u. Daphne in der Villa Ludovisa, eine Jugendarbeit, aber eine seiner besten; Neptun und Glaucus in der Villa Montalto, der Triton der Quelle am Platze Navona, Urban VIII. auf dem Campidoglio, das Basrelief mit Christus und St. Petrus oberhalb des St. Petersthores. Im Jahre 1821 wurde eine Auswahl der besten plastischen Werke B.'s in der von der berühmten Gruppe Apollo und Daphne benannten Stanze zu Rom vereinigt u. diese Stanza di Bernino genannt. Die Gemälde B.'s, Historien, Fabeln und Porträts, 200 an der Zahl, finden sich in den berühmtesten Kabinetten; in der Peterskirche ist der heilige Mauritius sein Werk. Auch als Schriftsteller, namentlich als Komödiendichter, wird B. erwähnt.

Bernis, François Joachim de Pierre, Comte de Lyon, Kardinal de, geboren den 22. Mai 1715 zu St. Marcel de l'Ardeche, aus einer alten, aber wenig begüterten Familie. Zum geistlichen Stande bestimmt, wurde er sehr jung Kanonikus des Kapitels von Brioude. Mit einer angenehmen Gestalt, einer großen Lebhaftigkeit des Geistes und einem mehr als gewöhnlichen Talent zur Poesie begabt, wurde er sehr bald der Liebling der guten Gesellschaft, aber auch in einen Strudel von Vergnügungen hineingezogen, die ihm, so lange der Kardinal Fleury lebte, in seiner geistlichen Karriere zum Hinderniß wurden. Lange Zeit mußte er sich daher mit einem geringen Einkommen behelfen, blieb aber dessen ungeachtet der stets heiterwitzige und dienstfertige Gesellschafter. Nach Fleury's Tode trat er in das diplomatische Fach über und wurde 1751 Gesandter zu Venedig. Als solcher gewann er sowohl das Vertrauen seines Hofes, als auch die Achtung der Republik und kehrte 1755 mit den günstigsten Aussichten nach Paris zurück. In den Streitigkeiten, welche über den lit de justice zwischen dem Hofe und dem Parlamente ausgebrochen waren, sowie in den Differenzen zwischen dem Papst Benedikt XIV. und der Republik Venedig spielte er mit Erfolg die Rolle eines Vermittlers. Nachdem er 1756 das Bündniß mit Oesterreich gegen Preußen zu Stande gebracht, übernahm er 1757 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, das er indeß nur bis 1758 behaupten konnte. Kurz vor seiner Verabschiedung erhielt er zwar den Kardinalshut, wurde jedoch durch einen Kabinetsbefehl, der den in der Gunst der allmächtigen Mätresse Pompadour Gefallenen der Undankbarkeit bezüchtigte, nach seiner Abtei St. Medard verwiesen. Nachdem er hier 5 Jahre in philosophischer Muße gelebt hatte, rief ihn der König 1764 zurück und er-

theilte ihm das Erzbisthum Albi. Darauf ging er 1769 nach Rom zum Konklave und bewirkte durch seinen Einfluß die Wahl Klemens' XIV., sowie er auch bei der durch diesen verfügten Aufhebung des Jesuitenordens thätig war. Da er bald darauf zum Gesandten in Rom ernannt wurde, so verließ er Rom nicht mehr. Die Achtung, die ihm sein Hof zollte, beweist der ihm 1774 bewilligte ungewöhnliche Titel: Protecteur des Eglises de France. Wiederholte Anträge zur Rückkehr zu den Staatsgeschäften an seinem Hofe lehnte er ab. Seine Hospitalität, Freigebigkeit und Dienstfertigkeit machten sein Haus zu einem Sammelplatz der ausgezeichnetsten Männer Roms, aber erschöpften auch seine Mittel bis zu dem Grade, daß er sich gegen das Ende seines Lebens mit Schulden belastet sah. Da ihn zugleich die französische Revolution aller seiner Einkünfte beraubte, so mußte er sich glücklich schätzen, daß ihm der spanische Hof auf Verwenden seines Freundes, des Ritters Azara, eine anständige Unterstützung zukommen ließ. Er † zu Rom den 2. November 1794. B. nimmt unter den leichtern Dichtern des vorigen Jahrhunderts eine rühmliche Stelle ein. Die Leichtigkeit und Anmuth seiner Versifikation erwarb ihm nicht allein den Beifall der Gesellschaft, sondern auch (1744) einen Platz in der Akademie. Die besten Ausgaben seiner Werke (Oeuvres complètes) erschienen zu Paris 1797 und 1825. Seit er sich ausschließlich dem geistlichen Stande gewidmet, entsagte er der Ausübung der Dichtkunst und vermied selbst die Erwähnung seiner früheren Werke, die er unter die Sünden seiner Jugend rechnete. Nach seinem Tode fand sich unter seinen Papieren ein Gedicht: „La religion vengée", welches bei einzelnen glänzenden Stellen im Ganzen doch zu kalt und trocken ist, um den durch die frühern leichtern Dichtungen (erotische Lieder und heitere Episteln) erworbenen Ruhm des Verfassers zu vermehren.

Bernkastel (Beronis castellum, Tabernae mosellanicae), Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Trier, in schöner Lage an der Mosel, über welche eine Brücke führt, mit den Trümmern eines festen Bergschlosses über der Stadt und 2100 Einwohnern, welche starken Weinbau, Schifffahrt, Handel mit Wein und Schiefersteinen treiben. In der Nähe ist ein Blei- und Kupferbergwerk, eine Bleiwäsche und mehre Schieferbrüche. B. gehörte sonst zum Erzstifte Trier und erhielt durch Kaiser Rudolf I. Stadtfreiheiten. Das Schloß wurde von dem Erzbischof Heinrich von Finstingen 1277 von Grund aus neu erbaut und galt im Mittelalter für sehr fest. Unter der trierschen Herrschaft war die Stadt Hauptort eines Amtes mit 8 Orten, unter den Franzosen Kantonsort.

Bernos (Mariana Petrin), Gebirge in der europäisch-türkischen Provinz Albanien, ein südlich streichender Seitenzweig des Balkan, vom Perseringebirge bis in die Gegend des Sees Ochri, rauh und unzugänglich, bildet die Grenze zwischen Albanien und Macedonien, wohin mehre Zweige ausgehen.

Bernoulli, eine Familie, welche eine Reihe großer, zum Theil ausgezeichneter Mathematiker aufzuweisen hat, und ursprünglich aus Flandern stammte, von wo sie vor Alba's Religionsverfolgungen anfangs nach Frankfurt a. M. flüchtete, von da aber 1622 nach Basel ging, wo Mitglieder derselben später die höchsten Aemter der Republik bekleideten. Leon B. gehörte dem frankfurter Zweig der Familie an, begleitete Olearius auf der holsteinischen Gesandtschaftsreise nach Persien, daher seine Schicksale Varnhagen von Ense in seinen „Biographischen Denkmalen" (Bd. 4, Berlin 1846) in der Biographie Paul Flemmings mittheilt. Nikolaus B., der Vater der beiden folgenden ausgezeichneten Gelehrten, war Mitglied des großen Rathes. Sein ältester Sohn war Jakob B., geb. 1654, Professor der Mathematik in Basel seit 1687, † 1705, wandte die von Leibnitz und Newton erfundene Rechnung des Unendlichen auf die schwersten Fragen der Geometrie und Mechanik an, entdeckte und bestimmte die isochronischen und die isoperimetrischen Kurven, die Kettenlinie, die parabolische und logarithmische Spirale und die Loxodromie, erfand die nach ihm benannten „bernoulli'schen Zahlen" und ist als der erste Begründer der Wahrscheinlichkeitsrechnung anzusehen. In seiner Schrift: „Conamen novi systematis Cometarum", die bei Gelegenheit des großen Kometen von 1680 erschien, hält er die Kometen für Satelliten eines sehr entfernten und deswegen unsichtbaren Planeten. Sein eigentlicher Ruhm datirt aber von 1684, wo Leibnitz seine ersten Entdeckungen über die Differentialrechnung in den „Acta Eruditorum" bekannt machte. Seit dieser Zeit verwendete Jakob B. und sein Bruder Johann alle Kraft auf die Ausbildung dieser Rechnung, so daß Leibnitz dieselbe eben sowohl ihr als sein Eigenthum nannte. Die zwei ersten Aufsätze über Integralrechnung erschienen von Jakob B. 1691. Auf seinem Sterbebette bestimmte er sich selbst seine Grabschrift: das Bild der logarithmischen Spirale mit der Umschrift: Eadem mutata resurgo, in Anspielung auf die bekannte Eigenschaft dieser Kurve, daß sie ihre eigene Evolute ist. In seinen Untersuchungen ging er mit der größten Sorgfalt u. Vorsicht zu Werke; er überarbeitete jede kleine Schrift zehnmal, ehe er sie veröffentlichte, und je größer sein Ansehen bei dem Publikum wurde, desto mehr wuchs sein Mißtrauen gegen sich selbst. Seine „Ars conjectandi" wurde erst 1713 nach seinem Tode gedruckt. Seine vollständigen Werke erschienen Genf 1744, 2 Bde. Sein Bruder, Johann B., geboren 1667, war von seinem Vater zur Kaufmannschaft bestimmt, ging aber, wie der ältere Bruder, seinen eigenen Weg. Auf einer Reise nach Frankreich 1690 lernte er Malebranche, Cassini, de l'Hopital und andere Mathematiker kennen, die ihn für ihre Wissenschaft gewannen. Er erfand den Calculus integralis und während seines Aufenthalts in Frankreich den Calculus exponentialis, und machte diesen 1697, noch vor Leibnitz, bekannt. Seit 1692, wo er nach Basel zurückkehrte, begann seine Korrespondenz mit Leibnitz, die bis an sein Ende unterhalten wurde. Er war Leibnitz' eifrigster Vorfechter in seinem Streite mit Newton über die Erfindung der Differentialrechnung. Im Jahre 1693 wurde er

Professor der Mathematik in Wolfenbüttel, kehrte aber schon im nächsten Jahre wieder nach Basel zurück, wo er sich den medicinischen Doktorhut erwarb. In seiner Inauguraldissertation „De motu musculorum" (Gröningen 1694) wandte er die Differentialrechnung auf die mechanische Muskelbewegung an, indem er die Muskelfaser als aus einer Reihe Bläschen zusammengesetzt betrachtete, die durch den Andrang der einzelnen Blutkügelchen gefüllt u. in Kurven nach den Gesetzen der höhern Analysis in Bewegung gesetzt werden. Im Jahre 1695 nahm er die Professur der Mathematik in Gröningen an, 1705 folgte er seinem Bruder Jakob in derselben Stelle zu Basel und † daselbst den 1. Januar 1748. Man hat von ihm keine eigentlichen größern Werke, aber seine Memoiren, nach Leu 189 Abhandlungen, findet man in allen gelehrten Journalen seiner Zeit. Sie wurden von Cramer gesammelt (Genf 1742, 4 Bde.). Seine Korrespondenz mit Leibnitz erschien zu Genf 1745, 2 Bde. Johann B. war unstreitig einer der allseitigsten Mathematiker seiner Zeit, obwohl ihm sein Bruder Jakob an wahrer Solidität des Wissens überlegen war. Um die Ausbildung der Integralrechnung hat sich Johann B. besonders verdient gemacht. Als Physiker hat er sich nicht nur durch die erwähnte Theorie der Muskelbewegung, sondern auch durch die Anwendung eines von Giov. Dom. Cassini erfundenen Barometers und die Untersuchungen über die Verluste und Zunahme, welche der menschliche Körper erfährt, einen berühmten Namen erworben. In der zuletzt genannten Abhandlung (De nutritione, Lauf. 1742) beweist er, daß der Mensch innerhalb eines Jahres $^{2}/_{3}$ seines Körpers verliert und daß nach 10 Jahren nur noch der 50. Theil übrig ist. Unter seinen astronomischen Abhandlungen sind die über die elliptische Form und die Neigung der Planetenbahnen die bedeutendsten. Im Jahre 1696 hatte Johann den Mathematikern Europa's das berühmte Problem von der Brachystochrone (s. d.) aufgegeben. Leibnitz, Newton, de l'Hopital und Jakob B. lösten das Problem auf, und der letztere forderte zu gleicher Zeit seinen jüngern Bruder Johann auf, diejenigen Kurven zu finden, die unter gewissen Bedingungen den größten Raum einschließen. Johann schickte eine unvollständige und selbst unrichtige Antwort ein, worauf die Erwiederung Jakobs in dem „Journal des Savans" (Februar 1698) erschien. Hiermit wurde der Kampf zwischen beiden Brüdern eröffnet, den Johann bis 1718, also 13 Jahre nach Jakobs Tode, fortzusetzen suchte. Auch gegen Leibnitz und de l'Hopital betrug er sich nach deren Tode feindselig und suchte sich mehre Entdeckungen jener zu vindiciren. Johann B. war der Lehrer des großen Leonhard Euler. Sein Sohn, Niklas B., geb. 1695 zu Basel, seit 1723 Professor der Rechte zu Bern, † 1726 in Petersburg, wohin er seinem jüngern Bruder Daniel im Jahre vorher gefolgt war, bereicherte mehre Gebiete der höheren Geometrie, besonders die Theorie der orthogonalen Trajektorien. Sein Bruder, Daniel B., geb. den 9. Februar 1700 zu Gröningen, kam noch sehr jung nach Basel, wo er neben der Medicin auch Mathematik studirte, u. wurde 1725 von der Kaiserin Katharina an die Akademie nach Petersburg berufen. Er blieb daselbst bis 1733, kehrte aber dann, seiner Gesundheit wegen, nach Basel als Professor der Anatomie und Botanik zurück, und vertauschte diese Lehrstühle 1750 mit dem der Physik, womit zugleich die Professur der spekulativen Philosophie verbunden wurde. Seine „Hydrodynamik" (Straßburg 1738) ist das erste Werk, in dem die Bewegung der flüssigen Körper durch mathematische Analyse behandelt wird. Ueberhaupt hatte er ein besonderes Talent, die Mathematik auf Gegenstände der Physik anzuwenden. Er löste zuerst das schwere Problem von den Schwingungen der Saiten, und erweiterte die Mechanik durch die Lehre von der Bewegung der Körper von gegebener Gestalt, da man sie bisher nur auf Punkte angewendet hatte. Auch ist er der Entdecker des mechanischen Princips von der Erhaltung der lebendigen Kraft. Auch die Wahrscheinlichkeitsrechnung verdankt ihm viele Erweiterungen. Er gewann zehn Preise der pariser Akademie, deren einen, über die Kleinheit der Neigungen der Planetenbahnen, er mit seinem Vater, und einen anderen, über die Ebbe und Fluth, mit Euler und Mac Laurin theilte. Im Jahre 1748 folgte er seinem Vater als Mitglied der pariser Akademie und wurde hierin wieder von seinem Bruder Johann abgelöst, so daß diese Akademie die Namen der B. gegen hundert Jahre in den Listen ihrer Mitglieder aufführte. Er † den 17. März 1782 in Basel. Von ihm wird die bekannte Anekdote erzählt, daß er, von einem Fremden auf der Reise um seinen Namen befragt, in seiner gewöhnlichen Bescheidenheit sagte, er sey Daniel Bernoulli, worauf er von dem Fremden in noch leiserem Tone die Erwiederung erhielt, daß er Isaak Newton heiße. Sein Bruder, Johann B., geboren den 18. Mai 1710 zu Basel, ging 1732 nach Petersburg, von wo er jedoch schon 1733 mit seinem Bruder Daniel nach Basel zurückkehrte. Hier wurde er 1743 Professor der Rhetorik und später der Mathematik. Er † zu Basel den 17. Juli 1790. Ein Neffe der obengenannten beiden Brüder Jakob und Johann war Niklas B., geb. zu Basel 1687, studirte die Rechte, vorzugsweise aber Mathematik, namentlich auch in Gröningen, von wo er 1705 mit seinem Oheim Johann B. nach Basel zurückkehrte. Auf Leibnitz' Empfehlung ward er 1716 Professor der Mathematik in Padua, kehrte aber 1722 als Professor der Logik wieder in seine Vaterstadt zurück, wo er 1731 Professor des Lehnrechts wurde und 1759 †. Er fand die Bedingungen der Integrabilität der Differentialgleichungen der ersten Ordnung und zeichnete sich durch seine Arbeiten über die Wahrscheinlichkeitsrechnung aus. Ein Sohn des vorhin genannten Johann war Johann B., geb. zu Basel den 4. November 1744, ward 1763 königlicher Astronom zu Berlin und † daselbst den 13. Juli 1807. Er machte große Reisen und hatte fast alle Länder Europa's besucht. Von seinen zahlreichen Schriften heben wir hervor: „Recueil pour les astronomes" (2 Bde., Berlin 1772—76); „Lettres sur différents sujets" (3 Bde., das. 1777—1779); „Sammlung kurzer Reisebeschreibungen" (15 Bde., das. 1782—93);

„Archiv zur neuern Geschichte, Geographie, Natur- und Menschenkenntniß" (8 Bde., 1783—88). Sein Bruder, Jakob B., geb. 1759 zu Basel, ward Professor der Mathematik in Petersburg, wo er sich mit einer Enkelin Eulers verheirathete, und † 1789 im Bade in der Newa. Sein Neffe, Christoph B., Sohn Daniel B.'s u. auf einige Jahre Nachfolger des berühmten Daniel B., wurde geboren den 15. Mai 1782 zu Basel, studirte nach einer wechselvollen Jugend seit 1801 Naturwissenschaften in Göttingen und kam im Oktober 1802 nach Halle als ordentlicher Lehrer am Pädagogium. Nach 2 Jahren gab er diese Stelle auf, ging nach Berlin und Paris, kehrte dann nach kurzem Verweilen zu Aarau in seine Vaterstadt zurück, eröffnete hier 1806 eine Privatlehranstalt und erhielt 1817 die Professur der Naturgeschichte, seit welcher Zeit er sein Privatstudium vorzüglich der Technologie und Statistik zuwendet. B. ist einer der fleißigsten Schriftsteller im Fache der Technologie und politischen Arithmetik; seine Schriften vermitteln den Uebergang von der ältern empirischen Behandlungsweise zu der neuern rationellen u. halten sich gleich weit entfernt von todtem Schematismus wie vom leeren Raisonnement, die des sichern Bodens der Erfahrung ermangeln. In die Periode seiner Entwickelung gehören die verdienstlichen Schriften: „Ueber das Leuchten des Meeres" (Göttingen 1802); „Physische Anthropologie" (2 Bde., Halle 1804); „Leitfaden für Physik und Mineralogie" (das. 1807; 2. Aufl. 1811). Aus der spätern Epoche sind auszuzeichnen: „Ueber den nachtheiligen Einfluß der Zunftverfassung auf die Industrie" (Basel 1822); „Anfangsgründe der Dampfmaschinenlehre" (das. 1824); „Betrachtungen über die Baumwollenfabrikation" (das. 1825); „Rationelle Darstellung der gesammten mechanischen Baumwollenspinnerei" (das. 1829); „Handbuch der Technologie" (2 Bde., das. 1833—34; 2. Aufl. 1840); „Handbuch der Dampfmaschinenlehre" (Stuttgart 1833; 3. Aufl. 1847); „Handbuch der industriellen Physik, Mechanik und Hydraulik" (2 Bde., das. 1834 bis 1835); deutsche Bearbeitung von Baine's „Geschichte der britischen Baumwollenfabrikation" (das. 1836); „Handbuch der Populationistik" (Ulm 1840 und 1841). Auch gab B. früher das „Bürgerblatt" und nach dessen Aufhören das „Schweizerische Archiv für Statistik und Nationalökonomie" (5 Bde., Basel 1828—30) heraus. Sein neuestes Werk ist seine „Technologische Handencyklopädie" (Stuttgart 1850). Sein Sohn, Johann Gustav B., geb. zu Basel 1811, ist Verfasser eines „Vademecum des Mechanikers" (7. Aufl., Stuttgart 1851).

Bernstadt (Bieretow), 1) Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, mit herzoglichem Schloß, einer evangelischen Schloßkirche mit der Gruft der ehemaligen Herzöge, einer Synagoge und 3500 Einwohnern, welche Ackerbau, starke Wollen- und Leinenweberei, Brauerei, Loh- und Weißgerberei, Brennerei treiben. B., in Urkunden Berolstadt, erhielt 1266 vom Herzog Heinrich III. von Breslau Stadtrechte, kam 1293 vom Herzogthum Breslau in den Besitz des Herzogs von Glogau, 1312 zu dem Herzogthum Oels, ward bald darauf herzogliche Residenz, litt aber seit dem 15. Jahrhundert viel durch Krieg und Feuer, namentlich 1430, 1478, 1603, im 30jährigen Kriege, 1659 und 1765. Noch zu Ende des 16. Jahrhunderts residirten hier die Herzöge aus dem Hause Würtemberg. — 2) (Bernstädtel), Landstadt in der sächsischen Oberlausitz, Kreisdirektionsbezirk Bautzen, mit 1620 Einwohnern. Der seit den Bränden 1826 u. 1828 meist neu aufgebaute Ort hat beträchtliche Tuch-, Nanking-, Kattun- u. Leinenweberei, eine Wachsdruckerei, viele Kürschner. Durchschnittlich werden jährlich 2000 Stück meist feines Tuch geliefert.

Bernstein (Agtstein, Succinum, Electrum), ein Material, das man früherhin für ein Mineral hielt, welches aber nach den Ergebnissen neuerer Forschungen unzweifelhaft vegetabilischen Ursprungs ist und zu den Pflanzenharzen gehört. Es floß wahrscheinlich aus einem zu der Familie der Koniferen gehörigen Baume, welcher schon vor der letzten Gestaltung der Erdoberfläche untergegangen zu seyn scheint, wie sich aus den nicht mehr lebend vorhandenen Insekten schließen läßt, welche man zuweilen im B. eingeschlossen findet. Für den vegetativen Ursprung des B.s spricht auch noch, daß man nicht selten noch am Holze festsitzende Stücke antrifft, sowie sein Vorkommen in dünnen Platten, welche Risse in den Baumstämmen ausgefüllt zu haben scheinen und den Abdruck der Holzstruktur noch deutlich erkennen lassen. Meistens kommt aber der B. in stumpfeckigen, nierenförmigen oder traubigen Stücken vor, die einen muscheligen Bruch zeigen, von Gypshärte oder wenig darüber und wenig spröde sind. Das specifische Gewicht ist 1,0—1,1, die Farbe gelb, seltener braun oder weiß, mit Wachsglanz, durchsichtig bis undurchsichtig. Durch Reiben mit Wollenzeuch wird der B. negativ elektrisch. Geschmacklos u. bei gewöhnlicher Temperatur auch geruchlos, entwickelt er beim Verbrennen, welches leicht und mit heller Farbe vor sich geht, sowie über heißen Platten oder glühenden Kohlen einen angenehm aromatischen Geruch. Bei 280—290° C. wird er vollkommen flüssig, wobei er eine Zersetzung und Aenderung in seinen Eigenschaften erleidet. Im Wasser ist er unlöslich. Seine nächsten chemischen Bestandtheile sind ein eigenthümliches flüssiges Oel, Harz und Bernsteinsäure (s. d.), die entferntern Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff; Drapicz fand im B. aus Hennegau 80,59 Kohlenstoff, 7,31 Wasserstoff, 6,73 Sauerstoff, 1,54 Kalk, 1,10 Thonerde, 0,63 Kieselerde. Alkohol, damit in Berührung gebracht, färbt sich gelb und zieht etwas Bernsteinsäure und ein gelbes weiches Harz aus. Salpetersäure verwandelt den B. zuerst in ein gelbes Harz, was sich bei längerer Behandlung darin löst. Aetherische und fette Oele lösen ihn bei gewöhnlicher Temperatur nur wenig auf. In kochendem Leinöl wird er weich, biegsam; trüber und wolkiger B. wird hierbei häufig durchscheinend und helldurchsichtig. Bei der trocknen Destillation geht Bernsteinsäure und, wenn keine Säure mehr kommt, ein gelber, wachsähnlicher Körper über, welcher,

von der anhängenden Säure und dem Oel gereinigt, gelbe, glimmerartige Blättchen bildet, die in Wasser und Alkohol unlöslich, in Aether sehr wenig löslich sind, bei 80—100° schmelzen und beim starken Erhitzen Kohle, den sogenannten Bernsteinkampher, hinterlassen. Als Varietäten lassen sich unterscheiden: weißer, gelber und brauner B. Der gelbe besitzt die höhern Grade der Durchsichtigkeit und des Glanzes und geht aus dem Honiggelb ins Wachs- und Strohgelbe über; die beiden andern Varietäten sind nur durchscheinend bis undurchsichtig und von geringerem Glanze. Daß der B. ursprünglich flüssig gewesen ist und sich erst nach und nach verhärtet hat, beweisen die in ihm eingeschlossenen heterogenen Theile. Gewöhnlich sind es Insekten in ungezwungener Stellung od. auch Theile von ihnen, zuweilen Blätter, Blattstiele oder andere Pflanzentheile; auch Luftblasen, Schwefelkies und eine von Glocker 1836 entdeckte, noch nicht näher untersuchte Säure finden sich als Einschluß. Unter den Insekten kommen am häufigsten vor Hymenopteren oder Insekten mit 4 nackten häutigen Flügeln, Dipteren oder Insekten mit 2 Flügeln, ferner Spinnen, einige Koleopteren oder Insekten mit Flügeldecken, Käfer, besonders auf Bäumen lebende Arten. Weit seltener finden sich Lepidopteren oder Schmetterlinge, sowie bepanzerte Insekten darin vor. Nach Germars, Schweizers u. A. Untersuchung lebten jene Thiere fast alle in den Spalten der Rinde oder auf der äußern Schale der Bäume; ihre einzelnen Species sind gegenwärtig nicht mehr zu finden, mit Ausnahme eines einzigen Thierchens (Lepisma saccharinum), das aus Amerika stammt.

Der B. findet sich in einzelnen unregelmäßig knolligen Stücken in der Braunkohle und im Sandstein, Thon und Sand der Tertiär- und Diluvialformation, selten und nur isolirt in einigen ältern Gebilden. In größter Menge wird der B. von den Wellen der Ostsee an der preußischen Küste ausgeworfen. Dies ist der Seebernstein (Succinum haustile), welcher von Tertiärlagern im Grunde oder an der Küste des Meeres herstammt. Zwischen Pillau und dem kurischen Haff wird der meiste gewonnen; doch findet er sich in größerer oder geringerer Menge an der ganzen Küste von Memel bis Danzig und selbst bis Mecklenburg. Sehr selten ist er dagegen in der Nordsee. Gewöhnlich wird er in Seetang eingewickelt ans Land geworfen, daher man diesen Tang Bernsteinkraut nennt. Das Sammeln des Seebernsteins geschieht mit Netzen und Käschern, wobei die Fischer, wenn der B. noch schwimmt, oder am Grunde des Meeres fest sitzt, oft bis an den Hals in die See waten, ein Geschäft, welches keineswegs gefahrlos ist und in der Regel von Mehren zugleich unternommen wird, damit Einer dem Andern zu Hülfe kommen kann. Auch an steilen Klippen und Uferabhängen sucht man den B. auf. Nach heftigen Stürmen ist die Ernte am reichsten, so z. B. nach dem großen Weichseldurchbruch 1838. Der Landbernstein (Succinum fossile), welcher stets eine trübe Kruste hat, aber im Innern reiner ist und in größern Stücken vorkommt, als der andere, wird theils in derselben Gegend, theils auch in größerer Entfernung von der Küste gegraben. Auf den Vorschlag des Ministers Heynitz versuchte man 1782 eine bergmännische Gewinnungsart durch Führung eines Schachtes in der Nähe von Pallmeiken, aber man gelangte erst in einer Tiefe von 86 Fuß auf einige wenig lohnende Adern. Von 1786—1806 grub man ihn bei Großhublicken und bei Kraxtellen an der samländischen Küste, jetzt wird er durch Abraum in einer mit Braunkohle gemischten, vitriol-thonigen Sandschicht, bis auf 20 und 30 Meilen weit im Innern des Landes, gewonnen. Mit kleinen, etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll breiten Eisen wird der B. sehr vorsichtig ausgegraben, um das Zerbrechen der größern Stücke zu verhüten. Die Menge des an der preußischen Küste jährlich gewonnenen B.s, worunter der Seebernstein den bei weitem größern Theil ausmacht, ist, für größere Zeiträume berechnet, sich ziemlich gleich geblieben, sie beläuft sich im Mittel auf 195 Tonnen zu 3 preußischen Scheffeln. Die Provinz hatte an diesem Produkt eine Rente von durchschnittlich 20,000 Thlr.; die größte Ausbeute gewährte das Jahr 1770 mit 391 Tonnen vom ostpreußischen Strande. Bei einem starken Sturme am 3. November 1801 wurden mit einem Male 150 Tonnen im Werthe von 12,000 Thaler ausgeworfen. Auch in andern Ländern wird B., obwohl in geringer Quantität, gefunden, z. B. in Brandenburg (unweit der Havel), Sachsen (bei Pretsch und Wittenberg), Holstein, Dänemark, Westphalen, Würtemberg, Schlesien (an der lossener Höhe, 7 Meilen von Breslau, wurden 1843 beim Eisenbahnbau Stücke von $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ Pfund gefunden), Kurland, Livland, Esthland, Polen, in der Schweiz (Basel), in Sicilien (besonders bei Catania), Frankreich (bei Paris), Hennegau, England, Schottland, Oberitalien, Sibirien, China, Nordamerika, Grönland.

Das Einsammeln des B.s war sonst in Preußen Hoheitsrecht u. wurde seit 1811 für 10,000 Thlr. verpachtet, in den letzten Jahren ist es aber, öffentlichen Nachrichten zufolge, vollkommen freigegeben worden. Schon von 1641 an finden sich Bernsteinordnungen vor, durch welche die Strandbauern verpflichtet wurden, allen gesammelten B. unmittelbar den überwachenden Strandbedienten zu übergeben. Auf Entwendung oder Veruntreuung stand die härteste Strafe, Staupenschlag und selbst Galgen. Der Verkauf im Großen findet nach Tonnen Statt. Der bei weitem kleinste Theil bleibt im Lande, selbst die von den, namentlich in Königsberg und Stolpe wohnenden Bernsteindrehern gearbeiteten Kunstsachen nehmen meist den Weg in das Ausland, namentlich in die Türkei, die Levante und Berberei. Der Werth des B.s ist bedingt durch Größe, Durchsichtigkeit und Farbe (blaßgelber ist geschätzter, als dunkelgelber). Der Preis war früher weit höher, als jetzt; doch wird auch jetzt noch ein reines Sortimentsstück von 1 Pfund Schwere in Deutschland mit 70—80 Gulden rheinisch, in der Türkei aber mit dem Doppelten und Dreifachen bezahlt. Besonders gesucht und bezahlt sind auch die Stücke, welche Insekten u. dergl. einschließen. Die größern, schönern Stücke B. werden zu mancherlei Kunstarbeiten verwendet, wäh-

rend die kleinen oder unreinen, bröckligen etc. zu verschiedenen Zwecken, in der Chemie und Pharmacie, zu Räucherpulver und vornehmlich zu Lackirungen dienen. Im Handel unterscheidet man nach Reinheit und Größe: Sortiments- oder Hauptstücke, rein, durchsichtig und dicht, 8 und mehr Loth wiegend, zu größern Schmuck- und Kunstsachen dienend (ein 13 Pfund 15¾ Loth schweres Stück, das 1803 bei Gumbinnen ausgegraben wurde, befindet sich in dem königlichen Mineralienkabinet zu Berlin und wird auf 5000 Thaler geschätzt; in Jassy zeigt man ein Stück von 85 Pfund, und 1822 soll an der Küste der Providenceinsel von einem Matrosen eine 2500 Pfund schwere Masse gefunden worden seyn, die der Finder für 2300 Pfund Sterling verkaufte); Tonnensteine, ½—8 Loth schwer, wovon die größern und reinern zu kleinen Kunstsachen, die unreinen zu Räucherpulver und Arznei verwendet werden; Knoten oder Knöbel, kleiner, aber noch zu Drechslerarbeiten tauglich; Firnißsteine oder Grus, noch kleiner, aber rein, hart und leicht pulverisirbar, zu Firnissen und Lacken dienend; Sandsteine, so groß wie die vorigen, aber undurchsichtig, trübe, Räucherpulver und chemische Präparate abgebend; Schluck (Schluß oder Schlich), größere, unreine, sandige Stücke, wie die vorigen angewendet. Ebenso wird der bei der Bearbeitung der größern Stücke entstandene Abhäusel oder Abfall (Sandgut, Drechslerspäne) verbraucht. Die mechanische Verarbeitung des B.s zu Galanteriesachen geschieht in folgender Weise: Der B. wird zuerst mit einem Meisel gespalten und dann durch Feilen, Raspeln oder Drehen, theilweise auch durch Schleifen auf einem schwedischen Schleifsteine in die nöthige Form gebracht. Man polirt ihn auf der Drehbank durch Schleifen mit in Weingeist angefeuchtetem Tripel, Bimsstein und Wasser oder Oel und gibt ihm endlich durch Reiben mit Flanell die letzte Appretur. Bei dieser Arbeit erhitzt sich nicht nur der B., sondern wird auch ungemein elektrisch und zerspringt leicht; daher man gewöhnlich mehre Stücke zugleich in Arbeit nimmt und sie abwechselnd schleift und wieder abkühlen läßt. Die Entwickelung von Elektricität ist oft so stark, daß der Arbeiter in den Handgelenken und Ellbogen elektrische Schläge bekommt, wie von einer schwach wirkenden Elektrisirmaschine. Um zwei Stücke B. aneinander zu kitten, bestreicht man die Berührungsflächen mit Aetzkali, oder Leinöl, oder Mastix, erwärmt sie und drückt sie fest aneinander. Unreine Stücke sucht man durch das Klarsieden zu verbessern, indem man sie in Papier wickelt und so in einem mit Sand gefüllten Topfe wenigstens 40 Stunden lang in heißer Asche digerirt. Die Bernsteinstücke werden hierdurch so klar, daß man Brillen-, Brenn- und Vergrößerungsgläser daraus drehen und schleifen kann, die den gläsernen an Wirkung nicht nachstehen. Manche Arbeiter färben den B. auch roth, blau, violet etc. Im Handel kommt zuweilen unter dem Namen amerikanischer B. ein künstliches Gemenge von Gummilack vor; desgleichen ahmt man den B. durch Glasflüsse nach. Alle künstlichen B.e stehen aber in ihrem elektrischen Vermögen dem ächten B. nach, ziehen daher keine größern Papierschnitzel an, entwickeln auch beim Reiben nicht den ihm eigenthümlichen Geruch. Auch die Stücke mit eingeschlossenen Insekten sucht man nachzukünsteln, indem man die Insekten in ausgehöhlte, wieder zusammengekittete und inwendig mit Mastix (um das Insekt herum) ausgefüllte ächte Bernsteinstücke bringt, welche aber bei näherer Betrachtung die Fugen sehen lassen oder sich in siedendem Wasser oder Alkohol wieder öffnen. Auch bringt man wohl ein Insekt in schmelzenden B., was aber nicht ohne Bräunung desselben geschieht, da das Sieden immer die Substanz verändert. Der sicherste Beweis der Verfälschung ist für den Kundigen das Thier selbst, da die im B. vorkommenden Insekten nicht mehr lebend angetroffen werden. Die Vorschriften, B. künstlich durch Kochen von Terpentin in Olivenöl oder Asphaltöl, od. durch eine Mischung von 16 Eidottern mit 1 Unze arabischem Gummi nachzuahmen, geben zu schlechte Produkte, um auch nur den Unkundigsten zu täuschen; dagegen kann der Bernsteingrus leicht mit zerkleinertem Kolophonium verfälscht werden, was sich aber durch den Geruch auf glühenden Kohlen, sowie dadurch zu erkennen gibt, daß Alkohol dann eine rothbraune Tinktur auszieht. Außer der Anwendung zu Kunstsachen wird der B. am meisten zur Bereitung des Bernsteinfirnisses (s. d.) gebraucht, der zum Lackiren verschiedener Blech- und Holzarbeiten etc. und auch als Malerfarbe dient; das Bernsteinöl (s. d.) kommt unter Anderem zu dem früher sehr beliebten Parfüm Eau de Luce. Ehedem legte man dem B. große Heilkräfte bei, besonders wurde er als schmerzstillendes und nervenstärkendes Mittel empfohlen; jetzt ist er hauptsächlich als Räucherungsmittel beliebt u. sein medicinischer Gebrauch beschränkt sich auf die Anwendung zu gewissen pharmaceutischen Präparaten etc.

Schon die alten Phönicier kannten den B.; sie erhielten ihn nicht direkt vom Norden Germaniens, sondern von den Bewohnern des adriatischen und mittelländischen Meeres, welche ihn ihrerseits von den Gothen und Esthen am baltischen Meere empfingen. Von Oberitalien, besonders von der Pomündung, wurde der B. durch tuscische Kaufleute in den Orient und nach Griechenland geschafft; daher die griechische Mythe, der B. komme aus dem Eridanus (Po) und sey entstanden aus den Thränen, welche die in Pappeln verwandelten Heliaden um ihren Bruder Phaeton geweint hätten. Daß auch in Ligurien (Genua) B. aus der Erde gegraben wurde, wußte schon Theophrast, aber dies war keines Falls so viel, daß es die ganze italische Ausfuhr decken konnte; auch war die Abstammung des B.s aus dem äußersten Norden Germaniens schon den alten Griechen bekannt. Dieselben benannten ihn Elektron, nach der Aehnlichkeit mit der Farbe dieser köstlichen Metallmischung (⅘ Gold und ⅕ Silber), und achteten ihn fast dem Golde gleich. Thales kannte schon die Eigenschaft des B.s, daß er gerieben leichte Körper anzieht. Die Römer, welche ihn im Allgemeinen Succinum, auch Antachates den goldgelben aber Subalternicum oder Chryselectrum nannten und, nach Plinius, für verhärtetes Fich-

tenharz hielten, bezogen ihn aus dem Norden und schätzten ihn ebenfalls als Schmuck für Waffen und andere Geräthschaften sehr hoch. Bei den Nordgermanen hieß er nach Plinius und Tacitus Glessum (d. i. Glas), die Preußen und Litthauer nannten ihn Gantarum, Jontarem, Genitar. Man hat in nordischen Gräbern große Bernsteinkugeln an Pferdehaare gereiht und Räucherwerk, dessen Hauptbestandtheil B. war, gefunden. Im 15. und 16. Jahrhundert begann der starke Vertrieb des B.s nach der Türkei, Levante u. Afrika, wo er nicht bloß als Schmuck, sondern auch seiner angeblichen Heilkräfte wegen sehr geschätzt wird. Die gewöhnliche Handelsstraße für diese Waare (Bernsteinstraße) zog die Weichsel hinauf durch Ungarn nach Italien. Ueber die Entstehung des B.s trug man sich lange Zeit mit den seltsamsten Vorstellungen. Die älteste griechische Mythe bezeichnete ihn, wie erwähnt, als Thränen der in Pappeln verwandelten Heliaden, worin seine Abstammung von Bäumen allerdings angedeutet ist; eine spätere ließ ihn aus den Thränen der Vögel entstehen, welche den Meleager beweinten (Sophocles). Nach des Aristoteles Bericht hielt man ihn für Samen von Elephanten, nach Demosthenes für Konkretionen des Luchsharns, nach Cardan für Schaum von Wallfischen und Seehunden, nach Alciatus für Samen von Wallfischen; Andere erklärten ihn für Vögelkoth, Borell und Buffon für mineralischen Honig, Andere für ein wachsartiges Produkt der Holzameisen &c. Große Bernsteinsammlungen befinden sich zu Berlin, auf der Universitätsbibliothek zu Erlangen und im grünen Gewölbe zu Dresden, letztere beschrieben von Nath. Sandel in: „Historia succinorum ex regiis augustis cimeliis“ (Dresden 1742). Vergl. John, Naturgeschichte des Succins, Köln 1816; Aycke, Fragmente zur Naturgeschichte des B.s, Danzig 1835; Berendt u. Göppert, Der B. u. die in ihm vorkommenden organischen Ueberreste der Vorwelt, 1. Abth. (Pflanzenreste), Berlin 1845.

Bernstein, Georg Heinrich, namhafter Orientalist, ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen an der Universität zu Breslau, geboren den 12. Januar 1787 zu Kospeda unweit Jena, wo sein Vater Pfarrer war, besuchte seit 1801 das Gymnasium des hallischen Waisenhauses und bezog 1806 die Universität Jena, wo er sich dem Studium der Theologie, Philologie u. orientalischen Sprachen widmete. Nachdem er 1811 als Privatdocent in Jena thätig gewesen, folgte er im Frühjahr 1812 einem Rufe als außerordentlicher Professor der orientalischen Literatur nach Berlin. Hier trat er 1813 als Freiwilliger in die Armee ein und machte als Rittmeister die Feldzüge von 1813 und 1814 mit. Nachdem er Ostern 1815 zu seinem Lehramte zurückgekehrt war, machte er eine wissenschaftliche Reise und verweilte namentlich längere Zeit zu Leyden in Holland, wie zu Oxford u. Cambridge in England, um hier Materialien für seine orientalischen Studien, besonders zur Herausgabe eines syrischen Wörterbuchs zu sammeln. In London widmete er sich mit Bopp auch dem Studium des Sanskrit. Nach seiner Rückkehr nach Berlin im Herbst 1819 wurde er 1821 zum ordentlichen Professor der orientalischen Sprachen ernannt. Im April 1836 begab er sich mit zweien seiner Schüler abermals nach Oxford, um seine Excerpte und Abschriften morgenländischer Handschriften, besonders der syrischen Lexikographen Bar-Ali und Bar-Bahlul zu vervollständigen. In gleicher Absicht besuchte er 1842 Italien, wo er auf den Bibliotheken zu Venedig, Florenz, Rom und Neapel für seine Studien reiche Ausbeute fand. Außer einer Anzahl größerer und kleinerer Abhandlungen und Aufsätze in wissenschaftlichen Journalen veröffentlichte er ein arabisches Gedicht des Szafieddin von Hilla (Leipzig 1816), einen andern arabischen Schriftsteller „De initiis et originibus religionum in oriente dispersarum“ (Berlin 1817) und einen Theil des sanskritischen „Hitopadesa“ (Breslau 1823). Auch lieferte er die 3. Ausgabe von Michaelis' „Arabischer Grammatik und Chrestomathie“ (Göttingen 1817), nebst „Nachträge zu meiner Ausgabe der Michaelisschen arabischen Chrestomathie“ (Thl. 1, das. 1817). Am verdienstvollsten sind seine Leistungen auf dem Gebiete der syrischen Literatur. Neben einigen kleineren Schriften über die Charklensische Uebersetzung des Neuen Testaments (Breslau 1837), über Bar-Bahlul (das. 1842) u. Bar-Hebräus (Leipzig 1822 und Berlin 1847) gab er in seinem Lexikon zu Kirschs „Chrestomathia syriaca“, welche er neu bearbeitete (2 Bde., Leipzig 1832—36), Proben seiner reichen Sammlungen für syrische Lexikographie.

Bernsteinfirniß wird bereitet durch Auflösen des Bernsteinkolophoniums in Terpentinöl und Zusatz von Leinölfirniß, oder indem man den Bernstein in bedeckten Gefäßen bei gelindem Feuer schmilzt, auf jedes Pfund in Arbeit genommenen Bernstein, der vom Feuer entfernt worden, 2 Pfund heiß gemachtes Leinöl nach und nach hinzufügt und die Auflösung mit 2 Pfund Terpentinöl verdünnt.

Bernsteinöl, in rohem Zustande ein Gemenge von zwei Brenzölen. Das flüchtige bildet sich aus dem Bernstein unter der Rothglühhitze, fängt bei 110° an zu sieden, der Siedepunkt steigt aber, indem der Rückstand sich immer mehr verdickt, fortwährend bis 260°; es wird durch Schwefelsäure schon in der Kälte zersetzt, durch Salzsäure oder Chlor blau gefärbt. Das weniger flüchtige Brenzöl bildet sich erst durch Einwirkung von naher Rothglühhitze, siedet bei 240°, der Siedepunkt steigt aber bald über 300°; es wird durch Schwefelsäure, Salzsäure und Chlor nicht verändert. Beide Oele sind sauerstofffrei und enthalten auf 5 Aequivalente Kohlenstoff 4 Aequivalente Wasserstoff, wie das Terpentinöl. Wird rektificirtes B. nach einander mit Kalilauge (welches einen Körper vom Geruch des Kreosots aufnimmt) und mit verdünnter Schwefelsäure behandelt und dann mittelst Kalihydrat und Chlorcalcium oder gebranntem Kalk getrocknet, so fängt es beim Erhitzen bei 140° an zu sieden, der Siedepunkt steigt aber schnell auf 170° — 190°, wobei der Rückstand sich dunkel färbt und dickflüssig wird. Wird das Destillat nochmals rektificirt, so treten dieselben Erscheinungen von Neuem ein, es bleibt wieder ein dicker, dunkelgefärbter Rückstand. Das Destil-

lat ist ein farbloses neutrales Oel, von der Zusammensetzung des Terpentinöls, bei 10° von 0,99 specifischem Gewicht; es löst sich in Aether, weniger leicht in Weingeist, an der Luft hält es sich lange Zeit unverändert; es löst Kautschuk und Schwefel; mit Salzsäure gibt es keine Verbindung, durch Salpetersäure wird es in den sogenannten künstlichen Moschus verwandelt. Beim Vermischen von gewöhnlichem rektificirten Oel mit Schwefelsäure wird es roth und zähe; beim ruhigen Stehen bildet sich eine dickflüssige braune Masse, auf der ein schwach gelblich gefärbtes Oel schwimmt. Dieses letztere zeigt nicht mehr den penetranten Geruch des gewöhnlichen B.s, riecht zwar eigenthümlich, nicht aber gerade unangenehm. Mit Wasser gewaschen u. über Kali und Kalk getrocknet, fängt es bei 190° an zu sieden, der Siedepunkt steigt aber schnell, während der Rückstand sich färbt. Das B. wird innerlich und äußerlich als Arzneimittel angewendet und macht einen Bestandtheil der Aqua Luciae (Eau de Luce) aus.

Bernsteinsäure (Succinylsäure, Acidum succinicum, Sal succini) findet sich fertig gebildet im Bernstein vor, woraus man sie durch trockene Destillation gewinnt, kann aber auch auf künstlichem Wege bereitet werden. Reich wies sie in allen fossilen Hölzern, Koniferenzapfen u. dergl. nach. Auch in lebenden Pflanzen ist sie beobachtet worden, so in Lactuca sativa und virosa, sowie auch die Säure, welche im Wermuth an Kali gebunden vorkommt (Braconnots Wermuthsäure), ebenfalls B. ist. Die B. bildet sich, meist neben Korksäure, als letztes Oxydationsprodukt bei der Einwirkung kochender Salpetersäure auf gewöhnliches und japanisches Wachs, auf Walrath, auf Margarin- u. Stearinsäure u. auf Buttersäure. Ihre Bildung durch Gährung ist jetzt eine nicht selten beobachtete Thatsache. Piria fand zuerst, daß eine Lösung von unreinem Asparagin schnell gährt und sich unter Aufnahme von zwei Aequivalenten Wasser u. zwei Aequivalenten Wasserstoff in bernsteinsaures Ammoniak verwandelt. Jetzt weiß man durch Dessaigne's schöne Versuche, daß viele andere Substanzen bei der Gährung in B. übergehen, z. B. saures, äpfelsaures Kali oder Kalksalz, fumarsaurer Kalk, maleinsaurer u. aconitsaurer Kalk, asparaginsaures Kali; selbst Erbsenmehl und die fettfreie Emulsion von süßen Mandeln geben, wenn sie durch faulen Käse bei Gegenwart von Kreide in Gährung versetzt worden, bernsteinsauren Kalk. Die durch Gährung dieser Substanzen erhaltene B. ist viel leichter rein zu erhalten, als das Produkt der trockenen Destillation von Bernstein, welches freilich für medicinische Zwecke gerade des hartnäckig anhängenden Oels wegen den Vorzug verdienen mag. Obgleich die B. keine ausgedehnte Anwendung findet, so kommen doch bei ihrem hohen Preise häufig Verfälschungen vor, besonders solche mit Weinstein, Alaun, schwefelsaurem Kali &c. sind beobachtet. Diese Zusätze lassen sich durch Erhitzen der Substanz auf dem Platinblech oder durch Alkohol entdecken, die reine Säure verflüchtigt sich u. löst sich in Weingeist ohne Rückstand. Die nicht selten vorkommende Beimengung von Salmiak läßt sich beim Zusammentreiben mit einem Ueberschuß von Kalihydrat durch den Geruch nach Ammoniak leicht nachweisen. Die officinelle reine B. hinterläßt beim Erhitzen meist eine Spur eines feuerbeständigen Rückstandes, wahrscheinlich von der zur Reinigung verwendeten Knochenkohle oder von Brunnenwasser herrührend. Mit den oxydirten Basen bildet die B. die bernsteinsauren Salze, die mit metallischer Basis alle durch trockene Destillation zersetzt werden. Die der fixen Alkalien sind leicht löslich, krystallisirbar; die der alkalischen Erden sind schwerer löslich.

Bernstorff, ursprünglich aus Bayern stammende, aber seit dem 12. Jahrhundert als Erbherren auf Bernstorff u. Teschow in Mecklenburg vorkommende und in Hannover, Braunschweig und Mecklenburg begüterte adelige Familie, deren bedeutendste Glieder in Dänemark eine ausgezeichnete Wirksamkeit fanden. Berühmt sind vornehmlich folgende: 1) Johann Hartwig Ernst, Graf von B., geb. den 13. Mai 1712 zu Hannover, Sohn des Freiherrn Joachim Engelke von B. u. mütterlicher Seits Enkel von Andreas Gottlieb von B., hannöverischem Staatsminister, welcher dem Haus Hannover bei der Erwerbung der Kurwürde und des englischen Thrones wesentliche Dienste geleistet hatte u. zum Lohne dafür in den Freiherrnstand erhoben worden war. Zuerst von dem gelehrten Keyßler, dann auf der Universität Tübingen und durch Reisen in den vornehmsten Ländern Europa's tüchtig vorgebildet, trat B. schon in jugendlichem Alter in dänische Dienste. Auf verschiedenen Gesandtschaftsposten (1732 zu Dresden, 1737 am Reichstage zu Regensburg, wo er die Aufnahme Holsteins unter die alternirenden altfürstlichen Häuser bewirkte, 1744 in Paris) erwarb er sich als gewandter Diplomat die Achtung seines eignen wie der fremden Höfe, bei denen er akkreditirt war, und trat nach dem Tode des Prinzen von Wales, dem er seine Dienste zugesagt hatte, (1750) als Staatssekretär und geheimer Rath in den innern dänischen Staatsdienst ein. Sein Verdienst besonders war es, daß Dänemark während des 7jährigen Kriegs eine heilsame Neutralität bewahren konnte, sowie er auch als Minister des Auswärtigen 1761 nach dem Aussterben der Herzöge von Plön dieses Land dem dänischen Holstein einzuverleiben wußte. Da jedoch hierdurch die mit Rußland schon wegen Holstein-Gottorp obwaltenden Differenzen noch vermehrt wurden, so vermochte nur B. mit seiner umsichtigen Staatsklugheit, Entschlossenheit u. Standhaftigkeit dieselben auf eine solche Weise auszugleichen, daß Dänemarks Interessen dabei aufs Beste gewahrt wurden. Christian VII. belohnte die ausgezeichneten Verdienste seines Ministers mit dessen Erhebung in den dänischen Reichsgrafenstand (1767). Mit gleicher Weisheit und mit demselben glücklichen Erfolg erhielt B. unter oft sehr schwierigen Verhältnissen ein gutes Einvernehmen Dänemarks mit den übrigen europäischen Staaten, besonders mit Schweden, Frankreich, Spanien und Sicilien, ohne der Würde seines Hofes nur im Geringsten zu nahe zu treten. Auch auf die innern Angelegenheiten erstreckte sich seine wohlthätige Wirksamkeit. Den Wohlstand des

Landes beförderte er durch Hebung des Fabrik- u. Manufakturwesens, besonders durch Unterstützung des für Dänemark so wichtigen Frachthandels, der zu einer solchen Blüthe gedieh, daß das Mittelmeer, auf welchem früherhin die dänische Flagge fast nie gesehen worden war, bei Friedrichs V. Tode von mehr als 200 dänischen Schiffen befahren wurde. Auf seinen Rath kaufte die Regierung der Handelskompagnie auf den westindischen Inseln alle ihre Besitzungen, Waaren und Gerechtsame für 2,200,000 Thaler ab u. gab den Handel frei, wodurch derselbe einen neuen Aufschwung erhielt. Selbst dem Armenwesen wandte der vielbeschäftigte Staatsmann seine Thätigkeit zu; er übernahm die Direktion desselben in ganz Dänemark, entwarf den Plan zu dem kopenhagener Pflegehause, legte den Grund zu dem allgemeinen Hospital und vollendete diese kostspieligen Unternehmungen, ohne die Staatskasse in Anspruch zu nehmen, indem er die Kosten von dem Ueberschusse der Klassenlotterie bestritt. Nicht minder verdient, als um das materielle Wohl, machte sich B. auch um die geistigen Interessen durch liberale Unterstützung der Wissenschaft und Kunst. Der Gesellschaft der schönen Künste verschaffte er einen bedeutenden Fond, stiftete die Landhausgesellschaft und veranstaltete die Reise einer Gesellschaft von Gelehrten nach dem Orient, deren Resultat in Niebuhrs vortrefflichem Werke vorliegt. Er berief ausgezeichnete Gelehrte, besonders aus Deutschland, und förderte ihre Studien sowohl durch pekuniäre Unterstützung, als durch wohlwollende Theilnahme an ihren wissenschaftlichen Bestrebungen. So sah sich Klopstock durch den dänischen Minister in die sorgenfreie Lage versetzt, deren er zur Vollendung seines Hauptwerks bedurfte, und genoß auf dem Gute desselben mehre Jahre hindurch des anregenden Umgangs mit dem großen Staatsmanne. Unter die Armen vertheilte B. einen großen Theil seiner Einkünfte. Aber von der höchsten Bedeutung ist es, daß er zuerst in Dänemark zur Aufhebung der Leibeigenschaft und der drückenden Feudallasten das Beispiel gab. Als nämlich Friedrich V. 1764 ihm mit den Frohndiensten der Bauern einiger Dörfer in der Nähe von Kopenhagen ein Geschenk machte, würdigte er die königliche Gabe auf die edelste Weise dadurch, daß er die Leibeigenschaft mit ihren Frohndiensten u. Ganerbschaftsrechten auf seinem Gute ganz aufhob und hierdurch, sowie durch gleiche Vertheilung der Ländereien und väterliche Fürsorge für menschenwürdiges Daseyn der Freigegebenen aus faulen, liederlichen und in Schmutz und Armuth versunkenen Leuten fleißige, ordnungliebende u. wohlhabende Bauern machte. Friedrich II. nannte den großen Staatsmann „das Orakel von Dänemark". Gleichwohl sah auch B. sich dem Neide und der Verfolgung ausgesetzt. Eine vom Grafen Daneskiold vor den König gebrachte Anklage wies er zwar (1766) in einer vortrefflich geschriebenen Apologie seiner Verwaltung siegreich zurück; aber 4 Jahre später gelang es dem durch sein Verhältniß zur Königin und zum geistesschwachen König allmächtigen Günstling Struensee, den verdienten Minister zu verdrängen. Abwechselnd lebte B. seitdem auf seinen Gütern und in Hamburg. Einen ehrenvollen Ruf nach Rußland lehnte er ab. Schon nach 2 Jahren sah er sich glänzend gerechtfertigt, indem er auf die ehrenvollste Weise zurückgerufen wurde; aber im Begriffe, nach Kopenhagen zurückzukehren, † er den 19. Februar 1772.

2) Andreas Peter, Graf von, des Vorigen Neffe, Sohn des Landraths Andreas Gottlieb Freiherrn von B., geboren den 28. August 1735 auf dem Gute seines Vaters Gartow im Lüneburgischen, las schon als 6jähriger Knabe mit Begierde politische Zeitungen und nahm enthusiastisches Interesse an Friedrichs des Großen Schlachten u. Siegen. Mit vorzüglichen Schulkenntnissen ausgerüstet, studirte er erst zu Leipzig, dann zu Göttingen und bereiste dann England, die Schweiz, Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr arbeitete er unter den Augen seines Oheims im Ministerium des Auswärtigen und verstand dessen Beispiel und Belehrung so trefflich zu benutzen, daß der Schüler den Ruhm des Lehrers nicht nur erreichte, sondern noch übertraf. Schon in seinen ersten dienstlichen Stellungen gab er ausgezeichnete Proben von seinen administrativen Talenten. Zwar brachte auch ihn das Ministerium Struensee um seinen Wirkungskreis; aber schon 1773 trat er wieder in seine alten Dienstverhältnisse ein und mit solchem Erfolg, daß er noch in demselben Jahre Staatsminister und Direktor der mit der Verwaltung der Herzogthümer Schleswig u. Holstein beauftragten deutschen Kanzlei wurde. Ein bedeutendes Verdienst erwarb er sich damals sogleich dadurch, daß er die schon von seinem Oheim begonnene Unterhandlung mit Rußland über den Austausch des gottorpschen Antheils an Holstein gegen Oldenburg und Delmenhorst zu dem gewünschten Ende führte. Sodann fand er während des englisch-französisch-spanischen Seekriegs Gelegenheit, seine ausgezeichnete Meisterschaft in der Führung diplomatischer Unterhandlungen zu beweisen. Er besonders war es, welcher den natürlichen und völkerrechtlichen Grundsatz, daß ein neutrales Schiff die Ladung frei mache und daß in alle nicht blokirten Häfen die Einsegelung zulässig sey, zur Geltung erhob und in Gemäßheit desselben in Verbindung mit Rußland, Schweden u. Preußen die dem stolzen England so unangenehme bewaffnete Neutralität zu Stande brachte, welcher Dänemark, während verderblicher Kriege zwischen andern Völkern, einen langjährigen Frieden verdankte. Aber so wenig wußte das damalige, ganz von der verwittweten Königin Juliane abhängige Ministerium Guldberg diese Verdienste zu würdigen, daß man den Wohlthäter des Landes seine vermeintliche Entbehrlichkeit nicht undeutlich fühlen ließ. In Folge gehässiger Intriguen fand sich dieser 1780 wirklich veranlaßt, seine Stelle niederzulegen und sich auf seine Güter im Mecklenburgischen zurückzuziehen. Sobald jedoch der junge Kronprinz an seinem Konfirmationstage 1784 mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Energie eine Aenderung des Staatsraths durchgesetzt und den Einfluß der Königin gebrochen hatte, wurde B. wieder zurückgerufen und in alle seine Aemter und Würden eingesetzt. Von da an blieb er bis zu seinem

Tode, des vollen Vertrauens des neuen Regenten sich erfreuend, der leitende und belebende Mittelpunkt der äußeren und inneren Verwaltung u. erhob Dänemark unter den schwierigsten Verhältnissen zu einer hohen Blüthe. Den Krieg mit Schweden, der für Dänemark wegen der Allianz mit Rußland nicht wohl zu vermeiden war, wußte er wenigstens schnell zu beendigen und es zu ermöglichen, daß die dänische Regierung ohne Verletzung der Rußland gegenüber zu erfüllenden Verpflichtungen Preußens und Englands Drohungen vereiteln konnte. Dänemark trat durch B.s Veranstaltung 1791 sogar als Vermittler zwischen Rußland und England wegen des Türkenkrieges auf und mit dem glücklichsten Erfolge. B.s Noten in dieser Angelegenheit beurkundeten den vollendeten Diplomaten auf die glänzendste Weise. Als 1792 von Seiten der gegen Frankreich alliirten Mächte an Dänemark die Einladung zur thätigen Theilnahme an dem Kriege gegen die Republik erging, lehnte B. mit ebenso viel Feinheit als männlicher Entschiedenheit dieselbe ab. Unter seiner weisen und liberalen Verwaltung blieb Dänemark von den beginnenden Revolutionsstürmen, trotz der unbeschränktesten Preßfreiheit, die im Lande bestand, unberührt. Auch als 1793 sich England an die große Allianz angeschlossen hatte und nun die förmliche Aufforderung an Dänemark erging, dem Aushungerungsplane gegen Frankreich beizutreten, blieb B. fest u. lehnte die Anmuthung mit Entschiedenheit ab, indem er fast allein in Europa an den Grundsätzen des Völkerrechts und einer durch die späteren Ereignisse nur zu sehr gerechtfertigten Politik festhielt. Er nur verstand es, das alte System der bewaffneten Neutralität mit einer Würde zu behaupten, die selbst durch englische Drohungen nicht erschüttert werden konnte. Durch ein so weise und so glücklich durchgeführtes Friedens- u. Neutralitätssystem, sowie durch wahrhaft wohlthätige, alle Gegenstände der Administration, die Finanzen, den Handel, die Schifffahrt, das Manufaktur- und Fabrikwesen, die militärischen Angelegenheiten betreffende Maßregeln ist B. der Wohlthäter des Staats geworden, dem er seine Dienste gewidmet hatte. Wenn auch dem Oheime die Ehre gebührt, den Anfang zur Aufhebung der Leibeigenschaft auf seinem Gute gemacht zu haben, so ist es doch der Neffe, der die Idee der bäuerlichen Freiheit in England zuerst aufgefaßt, den Oheim für sie zu gewinnen gewußt und die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Herzogthümern Holstein und Schleswig mit Nachdruck ins Werk gesetzt hat. Auch war er ein standhafter Vertheidiger liberaler Regierungsprincipien und erklärte sich stets entschieden gegen jede Beschränkung der Preßfreiheit, von der er zu sagen pflegte: „Preßfreiheit ist ein großes Gut; der Segen seines weisen Gebrauchs wiegt den Schaden seines Mißbrauchs bei weitem auf. Sie ist ein unveräußerliches Recht jeder civilisirten Nation, durch dessen Kränkung eine Regierung sich selbst herabsetzt, durch dessen unverletzte Bewahrung sie sich selbst achtet und des vollen Vertrauens der Nation würdig zeigt". Auch B.s Privatcharakter erscheint überall in dem günstigsten, schönsten Lichte; seine thätige Menschenliebe, seine innige wahre Religiosität, sein begeistertes Gefühl für alles Hohe, Edle u. Gute, dies war der feste Grund, worauf sein großartiges politisches Wirken allezeit fußte. Er † den 21. Juni 1797, und wie sein Geburtstag schon längst als ein allgemeines Fest in Dänemark, Norwegen und den Herzogthümern jährlich gefeiert zu werden pflegte, so veranlaßte sein Tod eine allgemeine Landestrauer. Vgl. Eggers, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Staatsministers v. B., Kopenh. 1800.

3) Christian Günther, Graf von B., der älteste von den 6 Söhnen des Vorigen, die er mit zwei Schwestern der als Dichter berühmten Grafen von Stolberg gezeugt hatte, geboren den 3. April 1769 zu Kopenhagen, begann seine staatsmännische Karriere bei der dänischen Gesandtschaft in Berlin, ging später als Gesandter nach Stockholm und lebte dann eine Zeitlang ohne Anstellung im Staatsdienste in Kopenhagen. Nach dem Tode des Vaters (1797) folgte er diesem im Ministerium des Auswärtigen, bewies aber nicht dessen administrative und politische Umsicht und Meisterschaft, nicht nur sofern er durch seinen gebieterischen, hochfahrenden Ton die Liebe und Anhänglichkeit seiner Umgebung verscherzte, sondern auch sofern er nach außen hin besonders durch sein hartnäckiges Festhalten einer bewaffneten Begleitung der neutralen dänischen Handelsschiffe, welche sein Vater noch auf dem Sterbebette widerrathen, 1798 England zu Feindseligkeiten herausforderte, welche für Dänemark so höchst nachtheilig endeten. Das über das Land von jetzt an hereinbrechende Mißgeschick wurde auch dadurch nicht abgewandt, daß B. 1810 von seinem Ministerposten zurücktrat und als Gesandter an den kaiserlichen Hof nach Wien ging, wo er 1814 dem Kongresse als dänischer Bevollmächtigter beiwohnte. In gleicher Eigenschaft ging er darauf nach Berlin, wo er sich 1818 veranlaßt fand, in den preußischen Staatsdienst überzutreten. Als wirklicher geheimer Staatsminister stand er seitdem an der Spitze des Departements der auswärtigen Angelegenheiten und wohnte den Kongressen zu Aachen, Karlsbad, Wien, Troppau, Laibach und Verona bei. Er selbst verhehlte seine entschiedene Hinneigung zum Reaktionssysteme nicht, wie er denn offen die Erklärung abgab, daß im südlichen Deutschland dem konstitutionellen Leben kein Eingang verstattet werden dürfe, und in seiner bekannten Cirkularnote über die karlsbader Beschlüsse sich besonders den deutschen Hochschulen feindlich zeigte. Im J. 1831 wurde er auf seinen Wunsch in den Ruhestand versetzt. Er † den 28. März 1835. Sein Sohn, Albrecht, Graf von B., geboren den 22. März 1809, Erbherr auf Stintenburg und Bernstorff, preußischer Kammerherr und geheimer Legationsrath, war außerordentlicher und bevollmächtigter Minister erst am bayerischen, seit 1848 am österreichischen, und ist seit Bunsens Abberufung preußischer Gesandter am großbritannischen Hofe.

Bernt, Joseph, Professor der gerichtlichen Arzneikunde und der medicinischen Polizei an der Universität zu Wien, vorher bis 1813 Professor an der Universität zu Prag, als Schriftsteller besonders im Fache der Staatsarzneikunde

bekannt, † zu Wien am 27. April 1842; schrieb: „Monograph. Choreae St. Viti" (Prag 1810, 2. Aufl., deutsch von J. A. Sobler, Wien 1826); „Systematisches Handbuch der gerichtlichen Arzneikunde" (Wien 1813, 4. Aufl. 1834); „Systematisches Handbuch der Staatsarzneikunde" (das. 1813, 4. Aufl. 1834); „Systematisches Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege" (das. 1818); „Beiträge zur gerichtlichen Arzneikunde" (6 Bde., das. 1818—1823); „Vorlesungen über die Rettungsmittel beim Scheintode und in plötzlichen Lebensgefahren" (das. 1819, 2. Aufl. 1837); „Anleitung zur Abfassung gerichtlich-medicinischer Fundscheine und Gutachten" (das. 1822, 2. Aufl. 1836); „Experimentorum docimasia pulm. hydrost. illustrantium" (das. 1823 — 25, Centurie I, 1—3, mit Kupf.); „Ergänzungen des systemat. Handbuchs der gerichtlichen Arzneikunde" (1. Bd., das. 1826); „Visa reperta und gerichtlich-medicinische Gutachten" (das. 1829, 2. Aufl. 1836—1841, 2 Bde.).

Bernward, Bischof von Hildesheim, Sohn des Pfalzgrafen Dietrich, hatte in seiner Jugend seinen Oheim Volkmar, der später Bischof von Utrecht ward, u. den Scholastikus Tangmar in Hildesheim zu Führern, erhielt vom Erzbischof Willigis von Mainz die geistlichen Weihen u. wurde nach dem Tode seines Großvaters, des Pfalzgrafen Athalbero, Erzieher und Hofkaplan des noch unmündigen Kaisers Otto III., an dessen Hofe er sich nicht nur durch seine Gelehrsamkeit in geistlichen Dingen, sondern auch durch seine Kenntnisse in der Malerei, Baukunst und Mechanik großes Ansehen erwarb. Nachdem er 993 zum Bischof von Hildesheim erwählt worden war, suchte er das ihm untergebene Bisthum nach Kräften zu heben, wobei ihm die fortdauernde Gunst, in welcher er bei den Kaisern Otto III. u. Heinrich II. stand, sowie seine ansehnlichen Familiengüter sehr förderlich waren. Er begleitete erstern auf dessen Zug nach Italien (1001) und stand demselben bei der Belagerung von Tibur und im Kampf gegen die aufrührerischen Römer getreulich zur Seite. Nach seiner Rückkehr aus Italien gründete er zu Hildesheim das berühmte Michaeliskloster, welches 1019 vollendet ward. Auch umgab er zuerst die Stadt mit Mauern und Thürmen. Seine Werkstätten für Erzguß und sonstige Metallarbeiten, in denen er öfters selbst mit Hand anlegte, leisteten für jene Zeit Vortreffliches, was die noch vorhandenen zwei ehernen Thüren im Dome und einige andere Kunstwerke aus jener Zeit bezeugen. Die Streitigkeiten, in die er mit dem Stifte Gandersheim und in Folge derselben mit dem Erzbischof Willigis von Mainz gerieth, endeten zu seinen Gunsten, denn 1008 wurde jenes Stift seinem Hirtenstabe unterstellt. Er † den 20. Nov. 1022 und wurde 1193 vom Papste Cölestin III. heilig gesprochen. Eine Biographie von ihm verfaßte sein ehemaliger Lehrer Tangmar (abgedr. bei Pertz in den „Monum. Germ. hist.", Bd. 6).

Beröa, 1) (Berrhöa), sehr alte macedonische Stadt in der Landschaft Emathia, am Asträusflusse unter dem Bermius, in wasserreicher, sehr fruchtbarer und schönen rothen Marmor liefernder Gegend; angeblich eine Stiftung des Heros Pheron oder Beron, nach Andern der Nymphe Beröa, einer Tochter des Beres, Sohnes des Macedon. Im peloponnesischen Kriege wurde B. vorübergehend von den Athenern besetzt, nach der Schlacht bei Pydna (168 v. Chr.) von den Römern, unter welchen es mit Edessa und Pella zur 3. regio Macedoniae, seit Diocletian zu Macedonia prima gehörte. Das Christenthum kam hierher durch den Apostel Paulus zwischen 49—65 n. Chr. (Apostelgesch. 17, 10 ff.). Zu Anfange des Mittelalters und später war B. noch immer ein Hauptplatz des Landes, zur kaiserlichen Provinz Thessalonich gehörig und Sitz eines Bischofs. Kurz vor 904 wurde es sehr durch ein Erdbeben beschädigt und bald darauf von den übermächtigen Bulgaren erobert, diesen jedoch zu Anfange des 11. Jahrh. durch Basilius Bulgaroctonus wieder entrissen. Von 1204—1261 gehörte die Stadt zum lateinischen Königreiche Thessalonich, dann war es nebst Edessa (Vodina) lange ein Zankapfel zwischen dem Kral von Serbien und den Paläologen von Byzanz. Ihre Uebergabe an die Türken erfolgte um 1375; seitdem ist sie ohne Mauern und gehört zum Sandschak Salonik (Thessalonich). Aus dem alten Namen wurde zuerst Verre, dann Veria, türkisch Karaferia, d. i. Schwarz-Verja. — 2) (Berrhöa, Beroë), Stadt im Innern Thraciens unterhalb Philippopolis, in einem nördlichen Seitenthale der Maritza, an einem Zuflusse der Tundscha, eine Gründung der Macedonier, im Mittelalter eine Hauptfestung des Landes gegen die Einfälle der Nordvölker, im 8. Jahrhundert von der Kaiserin Irene restaurirt und vorübergehend Irenopolis genannt, bald nach dem Anfang des schwachen lateinischen Kaiserreichs von den Bulgaren beinahe verwüstet, jetzt Beria. — 3) B., syrische Stadt in Cyrrhestica zwischen Antiochia u. Hierapolis, am Flusse Chalos (Kowaik), bei Ezechiel 27, 18 Chelbon, nach einer Erweiterung durch Seleucus Nicator B., von den Byzantinern Chaleb genannt, erst seit der Seldschuckenherrschaft bedeutend; jetzt Aleppo oder Haleb.

Beroldingen, sehr alte, in Niederösterreich, Würtemberg, Baden und dem Thurgau begüterte Familie, welche 1623 in den Freiherrnstand erhoben wurde. Hedwig von B. war 1199 Aebtissin zu Seedorf im Lande Uri, wo mehre Glieder der Familie bis auf die neueste Zeit herab die höchsten Aemter bekleideten. Joseph Anton von B. wurde 1704 in die schwäbische freie Reichsritterschaft aufgenommen. Die Gebrüder: Franz Cölestin von B., Domkapitular zu Hildesheim und Osnabrück, geboren am 8. Okt. 1740 zu St. Gallen, † am 8. März 1798, und Joseph Anton Siegmund von B., geboren zu Konstanz den 9. Sept. 1738, Domkapitular, machten sich beide literarisch, Ersterer besonders als Mineralog und Geolog bekannt. Am 14. Febr. 1800 wurde Paul Joseph von B., geboren den 19. Mai 1754, † den 3. Juli 1831 als würtembergischer geheimer Rath und Oberhofmeister der Königin, die reichsgräfliche Würde zu Theil. Sein Sohn, Joseph Ignaz, Graf von B., geboren den 27. Nov. 1780 zu Ellwangen, erhielt seine Erziehung bei seinem Oheim, dem Reichspropst und Domherrn von B., einem viel-

seitig gebildeten Manne, studirte zu Würzburg die Rechte, trat jedoch vor Vollendung dieses Studiums als 17jähriger Jüngling in den österreichischen Kriegsdienst, den er indeß 1803, als der Kurfürst von Würtemberg alle seine adeligen Unterthanen unter Androhung der Sequestration ihrer Güter aus fremdem Kriegsdienst zurückberief, mit dem würtembergischen vertauschte. Er schwang sich bis zum General empor und war meist dem Hauptquartier Napoleons beigegeben, der ihn zu mehren wichtigen Sendungen gebrauchte. Als Gesandter in London, wohin er sich 1814 begab, schloß er den für Würtemberg vortheilhaften Subsidientraktat ab. Kurz vor dem Tode des Königs Friedrich I. ging er als Gesandter nach Petersburg. Im J. 1823 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des königl. Hauses ernannt, erwarb er sich um das Land großes Verdienst durch den Abschluß wichtiger Handelsverträge mit Preußen und andern Staaten, wie durch Ausarbeitung eines neuen Haus- und Apanagegesetzes der königl. Familie. 25 Jahre genoß er als Minister das volle Vertrauen des Königs und nur die Ereignisse von 1848 konnten ihn vermögen, von seinem Posten zurückzutreten. Für seine Liberalität und das Ansehen, das er selbst bei seinen Gegnern genoß, zeugt unter Anderm, daß Römer bei Ernennung des Märzministeriums auf B.s Eintritt in dasselbe einen großen Werth legte. B. gab dieser seltenen Anerkennung seiner Stellung über den Parteien Gehör und verblieb noch mehre Monate Minister, bis die definitive Ernennung seines Nachfolgers ihm den Austritt möglich machte. Er wollte sich damals auf seine Güter in Oesterreich zurückziehen, blieb aber auf Ansuchen der stuttgarter Bürgerschaft u. verlebt seitdem den größten Theil des Jahres in Stuttgart.

Berosus, griechisch gebildeter babylonischer Priester, Geschichtschreiber und Astronom um 260 v. Chr., Stifter einer astrologischen Schule auf der Insel Cos und zu Athen durch eine Bildsäule geehrt. Andere unterscheiden B. den Priester und Astronomen als den ältern und B. den Geschichtschreiber als den jüngern, oder lassen Diesen nur den gefeierten Namen Jenes zur Bewahrheitung der von ihm zusammengetragenen „Babylonischen Geschichten“ usurpiren. Dieses Werk, griechisch geschrieben, war angeblich aus den in dem Tempel des Bel zu Babylon aus alter Zeit aufbewahrten, durch Priester abgefaßten Chroniken geschöpft und umfaßte die älteste Geschichte der Erde und des Menschengeschlechts, die Beschreibung des babylonischen Landes, der uralten Bevölkerung desselben, sein mythisches Zeitalter und das chronologische Verzeichniß seiner Herrscher bis Cyrus, zugleich Assyrien, Medien und Armenien stets berücksichtigend. Der Verfasser verräth Bekanntschaft mit altgriechischen Philosophemen und mit den heiligen Büchern der Juden. Für die griechischen Schriftsteller nach Alexander (Plutarch, Athenäus, Pausanias u. a.) war er eine Autorität; auch Josephus u. die Kirchenväter legten auf B. großes Gewicht, weil zwischen ihm und der Bibel eine auffallende Uebereinstimmung Statt findet, die wahrscheinlich eine Folge des Gebrauchs der chaldäisch-babylonischen Urkunden ist. Wir besitzen von dem Werke selbst nur eine Anzahl Bruchstücke, die sich bei Josephus, Alexander Polyhistor, Eusebius, Syncellus u. A. finden und über die dunkelsten Theile der ältern Geschichte des innern Asiens sich verbreiten, daher dem Forscher sehr wichtig sind. Sammlungen derselben mit Bemerkungen 2c. lieferte Richter in: „Berosi Chaldaeorum historiae quae supersunt“ (Leipz. 1825). Die zuerst in Rom von Eucharius Silber 1498 in lateinischer Sprache herausgegebenen, in der Folge mehrfach wieder abgedruckten und selbst ins Italienische übersetzten „Berosi Antiquitatum libri V cum commentariis Ioann. Annii“ sind ein Machwerk des auch sonst durch ähnliche Arbeiten bekannten Dominikaners Giov. Nanni zu Viterbo. Außerdem wird B. als einer der ersten Schriftsteller über Astronomie, Astrologie und ähnliche Gegenstände genannt; auch soll er eine Sonnenuhr, die halb kreisförmig war und Hemicyclium hieß, erfunden haben.

Berquin, Arnaud, mit dem Beinamen „l'ami des enfans“, geboren 1749 zu Bordeaux, ging 1772 nach Paris, wo er dem Studium der schönen Redekünste oblag, trat 1774 zuerst mit Idyllen hervor, die größtentheils denen Geßners nachgeahmt waren, aber vielen Beifall fanden und B.s literarischen Ruf begründeten. Weniger Glück hatte er mit seinem „Pygmalion“, einer versificirten Nachahmung einer Scene von Rousseau. Dagegen vermehrten seine 1776 erschienenen Romanzen, zum Theil Nachahmungen englischer Dichter, seinen Ruhm. Den ausgezeichnetsten Beifall erwarb er sich jedoch als Jugendschriftsteller. Sein „Ami des enfans“ erschien zuerst 1782 und 83 in monatlichen Heften, nachher in 6 Bänden. Auch bei dieser Arbeit folgte B. einem deutschen Urbilde, dem weiße'schen Kinderfreunde; jedoch hat er nach der Meinung der Franzosen dasselbe übertroffen. Die französische Akademie erklärte 1784 diesen Kinderfreund für das nützlichste der im Laufe eines Jahres erschienenen Schriften, und unstreitig gebührt ihm auch unter den pädagogischen Erzeugnissen jener Periode der erste Platz. In demselben Jahre lieferte B. eine Fortsetzung desselben unter dem Titel: „Ami des adolescens“, 1787 eine „Introduction familière à la connaissance de la nature“, 1790 eine „Bibliothèque des villages“ und 1791 sein letztes Werk, ein „Livre de Famille“. Auch seine beiden Romane: „Sandfort et Merton“ und „Le petit Grandison“ haben eine pädagogische Tendenz. Nach dem Ausbruch der Revolution schrieb er mit Mehren an einem Blatte: „Feuille villageoise, adressée chaque semaine à tous les villages de la France etc.“ und nahm Theil an der Redaktion des „Moniteur“. Er † zu Paris den 21. December 1791. Seine Werke, unter denen sich auch einige kleine Dramen, z.B. „La soeur Maman“, „Les jeunes officiers“ u. a. befinden, wurden oft aufgelegt und waren wegen ihrer leichten und gefälligen Schreibart Lieblingsschriften der Franzosen. Außer den „Oeuvres choisies“ (4 Bde., 1794) hat man mehre vollständigere Sammlungen (Par. 1796, 16 Bde., 1802, 10 Bde., 1803, 20 Bde., 2c., nachgedr. Leipz. 1797).

Berre (Etang de B. Martiguit), Salzsee im französischen Departement Rhonemündungen, hat 15 Stunden im Umfange, wird von einem, angeblich von den Römern gebauten Damm (Cajon) durchzogen und hängt durch die Kanäle von Martigues und von la Tour du Bouc mit dem mittelländischen Meere zusammen. Die gleichnamige Stadt an einer Bucht desselben auf der Westseite hat wegen der Sümpfe und Salinen eine ungesunde Lage, bringt aber vorzügliches Olivenöl, Mandeln und Feigen in den Handel; ihre Einwohner, 2000 an der Zahl, treiben daneben noch Aalfischerei und Aalhandel, Meeräschenfang u. Seesalzbereitung.

Berrettini, s. v. a. Berettini, s. Cortona.

Berri, Melchior, Architekt, 1801 zu Basel geboren, machte seine technischen Studien vier Jahre lang in dem damals berühmten Atelier von Weinbrenner zu Karlsruhe, studirte dann den Wasserbau in Amsterdam und setzte seine Ausbildung in der höhern Baukunst bei Huyot und auf der Académie royale des beaux arts zu Paris fort, wo er mehre „Mentions honorables“ und Medaillen erhielt. Er vollendete seine Studien während eines zweijährigen Aufenthaltes in Italien und wirkt seit 1828 als Architekt und Lehrer der Baukunst in Basel. Zur Ausführung gelangten nach seinen Plänen das Stadtkasino seiner Vaterstadt, das er schon in seinem 19. Jahre entwarf, das Theater in Basel und das Museum und Eisenbahnthor daselbst. Entworfen (aber nicht ausgeführt) wurden von ihm die Rathhäuser in Bern und Luzern, das neue Quartier in letzterer Stadt, sowie dasjenige auf dem Areal des Steinenklosters in Basel. B. ist Ehren- und korrespondirendes Mitglied des königlichen Instituts der britischen Architekten zu London.

Berruguete, Alonso, verdienstvoller Bildhauer, Maler und Baumeister, Gründer einer bessern Epoche dieser Künste in Spanien, geboren 1480 zu Parades de Nava, genoß erst den Unterricht seines Vaters, studirte dann in Florenz und Rom, wo er viel mit und nach Mich. Angelo arbeitete. Nachdem er 1520 nach Spanien zurückgekehrt war, ernannte ihn Karl V. zu seinem Maler und Bildhauer, sowie zum Aufseher und Direktor der königl. Bauten. B. schuf und schmückte in dieser Eigenschaft unter Anderm den neuen königl. Palast zu Granada, dessen Grundriß, sowie der prächtige kreisförmige Hof im Innern mit seiner Kolonnade aus Breccia (einer Art Marmor) von dem ausgebildeten Geschmacke des Künstlers zeugen. Der Erzbischof von Toledo, Alfonso de Fonseca, übertrug ihm die Arbeiten im großen Kollegium, das er zu Salamanca gründete, der Erzbischof von Cuença die in der Gallerie des großen Kollegiums seines Erzbisthums. Auch verfertigte B. alle Malerei-, Bild- und Bauwerke des Altars der Kirche S. Benito el Real zu Valladolid. In der Kathedrale zu Toledo zierte er das Chor mit halberhabenen Arbeiten; ein Meisterstück ist die Erscheinung auf dem Berge Tabor am Hinterchore, aus einem einzigen Marmorstücke gehauen. Sein Thor in der Façade der Kirche gehört zu dem Edelsten und Erhabensten, was die Skulptur hervorgebracht hat. Sein letztes Werk ist das berühmte Grabmal des Kardinals Tavera im Hospital des heil. Johannes. Noch nennen wir unter B.'s Bauwerken die Casa del Ayuntamiento oder das Rathhaus zu Sevilla, ein Muster des einfach-schönen Styls, welcher durch ihn statt der frühern Ueberladung in Spanien herrschend wurde. Zu des Künstlers Hauptverdiensten um die spanische Malerei und Bildhauerei gehört die Einführung richtiger und fester Grundsätze hinsichtlich der Verhältnisse des menschlichen Körpers. B. † als Herr von Ventosa, einem Landsitze, zu Alcala 1561.

Berruyer, Joseph Isaak, französ. Jesuit, geb. 1681 zu Rouen, lehrte in verschiedenen Ordensschulen die Humanoria und begab sich zuletzt in das Profeßhaus zu Paris, wo er 1758 †. Großes Aufsehen veranlaßte er durch seine seltsam modernisirte Geschichte des jüdischen Volks: „Histoire du peuple de Dieu etc.“ (23 Bde., Par. 1742—1758), worin er die bibl. Geschichte in einen Roman verwandelte, in dem nicht allein der nationale orientalische Geist und Charakter gänzlich verloren ging, sondern auch vieles Anstößige beigemischt wurde, weshalb das Buch 1758 von Benedikt XIV. als ein ketzerisches verdammt ward. Klemens XIII. sprach 1758 dasselbe Urtheil über 2 Schriften aus, welche dasselbe zu vertheidigen suchten. Dasselbe geschah 1760 zu Venedig und 1763 auf einer zu Utrecht versammelten Synode.

Berry, ehemalige französische Provinz (Lehnsherzogthum), umgeben von Touraine, Marche, Bourbonnais, Nivernois, Gatinois, Orleannais und Blaisois, abgetheilt in Ober- und Unter-B., bildete ein eigenes Gouvernement mit der Hauptstadt Bourges und gehört zu den fruchtbarsten Provinzen Frankreichs. Vor der Revolution umfaßte B. 204 □Meilen mit 474,546 Einwohnern; jetzt bildet es den größten Theil der Departements Cher und Indre und einen kleinen Theil von Creuse. Die Bewohner heißen Berrichons oder Berruyers und treiben ansehnliche Schafzucht. Zur Zeit der Römer war B. von den Biturigern bewohnt und lieferte nach Plinius dem ganzen Gallien das Hanflinnen. Cäsar, der diese Provinz bekriegte und unterwarf, verbrannte 20 Städte derselben. Um 475 kam B. an die Westgothen, welchen es die Franken unter Chlodwig wegnahmen. Nun wurde es durch Grafen und von 917—1100 durch Vicomtes regiert, von welchen der letzte (Eudo Arpie) es an Philipp I. verkaufte. Darauf ward B. oft als Apanage den nächsten Verwandten der französischen Könige auf Lebenszeit verliehen, und 1360 von Johann zu Gunsten seines dritten Sohnes zum Herzogthume erhoben; nach dessen Tode fiel es wieder an die Krone. Karl VII. gab es seinem Sohne Karl, Ludwig XI. seinem Bruder für die Normandie, Heinrich III. seinem Bruder, dem Herzog von Alençon, Heinrich IV. der Wittwe Heinrichs III. In der Folge erhielten Prinzen von königlichem Geblüt (oft solche, die später König wurden) nur noch den Titel eines Herzogs von B., ohne daß die Provinz wirklich von ihnen beherrscht wurde.

Berry, 1) Charles de B., dritter Sohn des Dauphins Louis und der Prinzessin Marie Christine von Bayern, Enkel Ludwigs XIV., geboren 1686, führte den Titel Groß-Dauphin, wurde in

dem portocarrero'schen Testamente seinem Bruder Philipp von Anjou, im Fall derselbe ohne Erben sterben sollte, für den spanischen Thron substituirt, † aber 1714 in Folge eines Sturzes mit dem Pferde.

2) Charles Ferdinand, Herzog von B., zweiter Sohn des Grafen von Artois (Karls X.) u. der Maria Theresia von Savoyen, geboren den 24. Januar 1778 zu Versailles, merkwürdig nicht durch ein thatenreiches Leben, sondern weil sein Tod durch Mörderhand dem schon wankenden Throne der Bourbonen auf eine kurze Zeit neue Sympathien zu wecken schien. Seine Jugend fällt in die Zeit der Revolution, deren Stürmen er durch seiner Aeltern zeitige Flucht entging. Noch ein halber Knabe, trat er unter die bewaffneten Emigrantenhaufen, die sich an den Grenzen Frankreichs gesammelt, und wohnte im September 1792 dem Angriff auf Thionville unter dem Oberbefehl des Marschalls Broglie bei. Dann begab er sich zur Armee des Prinzen Condé am Rhein und nahm als Kommandant einer kleinen Reitertruppe an mehren Affairen Theil, wobei er sich nicht ohne persönlichen Muth zeigte. Nachdem Oesterreich durch den Frieden von Campo-Formio 1797 vom Kampfplatze abgetreten war, ging der junge Herzog in russische Dienste, benutzte aber die Waffenruhe zu einem Besuche seines Vaters in Edinburg. Von da begab er sich nach Italien, wo er sich um die Hand der neapolitanischen Prinzessin Christine bewarb; allein wegen der bedrängten Lage des dortigen Hofes kam diese Verbindung nicht zu Stande. Von Neuem folgte er hierauf der Fahne Condé's, die Auflösung der Armee nöthigte ihn jedoch nach kurzer Zeit, am wiener Hofe eine Zuflucht zu suchen. Eine projektirte Unternehmung gegen die Küste der Provence kam nicht zur Ausführung, und der Flüchtling sah sich genöthigt, eine sichere Freistatt in England zu suchen. Mehre Jahre verlebte er zu London in einer Umgebung, die dem Range des Prinzen von Geblüt wenig entsprach. Auch knüpfte er eine morganatische Verbindung mit einer Engländerin Brown, aus welcher zwei Töchter hervorgingen, die später an den Marquis von Charette und an den Prinzen von Faucigny vermählt wurden. Fortwährend beschäftigten ihn unterdeß Pläne zur Wiederherstellung der Bourbonen in Frankreich. Im Jahr 1804 lockten ihn die kriegerischen Gedanken Gustav Adolfs nach Schweden, aber die Ereignisse von Ulm und Austerlitz verschlossen ihm alle Aussichten. Er kehrte nach England zurück, zeigte sich aber nur selten am improvisirten Königshofe Ludwigs XVIII. zu Hartwell. Mit Anfang 1814 gestaltete sich die Lage der Dinge endlich günstiger für die Hoffnungen und Ansprüche der verbannten Königsfamilie. Aber fast wäre er damals noch in eine Schlinge, die ihm die kaiserliche Polizei gelegt, gefallen. Die leichtgläubigen Rathgeber Ludwigs XVIII. hatten sich durch perfide Korrespondenznachrichten überreden lassen, der Herzog von B. werde an der Küste von Frankreich von 40,000 bewaffneten Royalisten erwartet und er brauche bloß im Triumphzug gegen Paris anzurücken. Wirklich schiffte sich der ebenso leichtgläubige Prinz auf einem englischen Schiffe ein; aber auf der Insel Jersey wurde er noch zeitig genug gewarnt und wartete es nun ab, bis die Ereignisse in Paris eine friedliche Landung bei Cherbourg gestatteten (13. April). Auch er erließ damals eine Proklamation, worin er, wie die übrigen Prinzen seines Hauses, Versprechungen machte, deren Erfüllung die Legitimität der Bourbonen nie zulassen konnte. Am 21. April hielt er seinen Einzug in Paris, wo sein Vater bereits eingetroffen war. Hier sowohl, als auch später auf seinen Reisen bemühte er sich, und nicht ohne Erfolg, durch populäre Herablassung und freigebige Spenden die Soldaten und Nationalgarden der Sache der Bourbonen geneigt zu machen. Wirklich reussirte er unter allen königl. Prinzen eine Zeitlang am meisten bei den Truppen. Aber die Gegner der Bourbonen, welche sahen, daß die ganze Zukunft dieses Hauses auf dem Herzog beruhte, suchten ihm durch jedes Mittel die Gunst des Volkes zu entziehen, und daß ihre Bemühungen nicht ohne Erfolg waren, davon erfuhr der zum Generalobersten der reitenden Jäger u. Lanciers ernannte Prinz auf einer Reise in die östlichen Departements, wo er der Sache des Königs unter dem Volke emporhelfen sollte, ärgerliche Beweise. Man dachte damals auf Seiten des Hofs an seine Vermählung mit einer russischen Prinzessin, konnte sich jedoch nicht über die konfessionellen Bedenklichkeiten erheben, die diesem Vorhaben entgegenstanden. Die Rückkehr Napoleons von Elba störte die Bourbonen plötzlich aus allen ihren Rehabilitationsplänen auf; der Herzog, der sich nicht ohne Energie zeigte, übernahm den Oberbefehl über alle Truppen in u. um Paris. Aber die Adler des triumphirend heranziehenden Kaisers weckten bald die alten Sympathien der Soldaten, und B. mußte sich mit einem kleinen Haufen Getreuer gegen die belgische Grenze zurückziehen. Während der 100 Tage führte er das Oberkommando über die Trümmer der königlichen Haustruppen, welche zu Alost sich sammelten, u. rückte mit ihnen nach der Schlacht von Waterloo gegen Paris. Einige Tage nach der zweiten Restauration ernannte ihn der König zum Präsidenten eines Wahlkollegiums der nördlichen Departements u. als solcher beschwor er bei der Eröffnung der Kammern am 7. Okt. die Konstitution des Königreichs. Einige Zeit nahm er mit Eifer an den Sitzungen der Pairskammer Theil, bald aber fand er sich seiner streng royalistischen Grundsätze wegen veranlaßt, sich vom öffentlichen Leben ganz zurückzuziehen. Für die Zukunft der ältern Bourbonenlinie sorgte er durch seine Vermählung mit Karoline Ferdinande Luise, der ältesten Tochter des Erbprinzen von Neapel, die am 17. Juni 1816 zu Paris vollzogen wurde. Die Kammern erhöhten hierauf seine Apanage aus freien Stücken auf 1,500,000 Francs; aber der Herzog überließ 500,000 Francs auf 5 Jahre den Departements, welche im Kriege am meisten gelitten hatten. Seine Hoffnungen auf einen Erbfolger schienen nicht in Erfüllung zu gehen, denn zwei Kinder, ein Prinz und eine Prinzessin, starben bald nach der Geburt, und das dritte Kind, Luise Marie Therese von Artois (Mademoiselle de France), war noch nicht 5 Monate alt, als der Vater durch den Dolch Louvels fiel.

Am 13. Febr. 1820 hatte sich der Herzog mit seiner Gemahlin in die Oper begeben. Die letztere, die sich früher hinwegbegeben wollte, war eben in den Wagen gestiegen, und der Herzog, der sie begleitet hatte, wollte in das Haus zurückkehren, als der Mörder mit Blitzesschnelle durch die Schildwache und die Dienerschaft heranstürzte und ihm seinen Dolch mit solcher Gewalt in die rechte Seite stieß, daß derselbe bis zum Schaft darin stecken blieb. Mit dem Schrei: „Ich bin verwundet; dieser Mensch hat mich ermordet, ich bin verloren!" sank der Herzog um, nachdem er sich selbst noch den Dolch aus der Brust gezogen hatte. Vergeblich waren alle Bemühungen der Aerzte. Er selbst, nachdem er auf kurze Zeit wieder zum Bewußtseyn gekommen, sah dem Tode mit Ruhe und Fassung entgegen, tröstete seine in Schmerz aufgelöste Gemahlin, vergab seinem Mörder und hauchte am 14. Febr. zwischen 5 und 6 Uhr Morgens in Gegenwart des Königs und der königlichen Familie sein Leben aus. Der Leichnam wurde im Louvre ausgestellt und am 14. März zu St. Denis feierlich beigesetzt. Dieses Attentat regte ganz Frankreich auf. Die Parteisucht und der Argwohn wollten überall Mitschuldige entdecken. Man klagte die Anhänger der liberalen Richtung als Mitschuldige an; selbst das Ministerium Decazes wurde als solidarisch verantwortlich in die Schuld verwikkelt. Auch nachdem die Untersuchung (s. Louvel) bewiesen, daß die That mit keinem Verschwörungsplane zusammenhing, blieb die Aufregung der Gemüther. Das Ministerium Decazes dankte ab, und der Sieg des strengen Royalismus über das seit der zweiten Restauration befolgte liberalere System knüpfte sich unmittelbar an eine That an, welche Frankreich vor der Rückkehr des ancien régime für immer hatte schützen sollen. Vgl. Chateaubriand, Mémoires touchant la vie et la mort du duc de B., Paris 1820.

3) Karoline Ferdinande Luise, Herzogin von B., geb. 1798, älteste Tochter des Königs Franz I. von Neapel, Gemahlin des Vorigen. Nachdem sie durch die Ermordung ihres Gatten Wittwe geworden war, gebar sie am 29. Sept. 1820 einen Prinzen, der den Namen Heinrich, Herzog von Bordeaux, erhielt. Als die Julirevolution von 1830 die ältere Linie der Bourbonen aus Frankreich vertrieb, folgte auch die Herzogin von B. mit ihren Kindern Karl X. nach Holyrood. Da aber in Frankreich, besonders im Süden und in der Vendée, eine zahlreiche Partei für ihren Sohn Heinrich V. als den rechtmäßigen Thronerben thätig war, so verließ sie, um den Machinationen zu Gunsten ihrer Familie näher zu seyn, den der lebenslustigen und heißblütigen Italienerin ohnedies zu einsamen Hof zu Holyrood und begab sich nach Italien (1831). Hier schaarten sich bald Anhänger der Bourbonen um sie, und mit ihnen entwarf sie den Plan zu einer Landung in Frankreich, um Heinrichs V. Fahne daselbst aufzupflanzen. Wirklich brachte ein Dampfschiff die Herzogin nebst einigen ihrer Ritter nach Marseille (29. April 1832). Eine Erhebung der Karlisten daselbst wurde jedoch leicht unterdrückt, u. die Herzogin mußte verkleidet nach der Vendée entfliehen. Als es ihr daselbst glückte, hier und da Aufruhr zu erregen, glaubte sie sich schon als Regentin geriren zu dürfen, indem sie im Namen Heinrichs V. Proklamationen erließ. Aber bald wurde diesem Treiben durch eine bewaffnete Macht ein Ende gemacht, und die Herzogin irrte nun unter mannigfacher Verkleidung und unter Ungemach und Gefahren aller Art umher, ohne ihre Eroberungspläne aufzugeben. Ihren Hauptzufluchtsort hatte sie in Nantes im Hause zweier Schwestern du Guigné. Endlich wurde sie von einem getauften Juden Deutz verrathen; als das Haus von Gensdarmen besetzt wurde (7. Nov. 1832), verbarg sie sich in einem engen Winkel hinter einem Kamin, wo sie einen Tag lang versteckt blieb, bis ein zufälliger Weise im Kamin angezündetes Feuer sie nöthigte, hervorzukommen. Sie wurde darauf als Staatsgefangene auf die Citadelle von Blaye gebracht. Die Regierung wollte wegen ferner gegen sie zu ergreifender Maßregeln die Kammern entscheiden lassen, kam aber, da sich bald eine lebhafte Theilnahme für die Gefangene äußerte, in nicht geringe Verlegenheit. Desto willkommener mußte ihr die Erklärung der Herzogin, daß sie schwanger und in zweiter Ehe mit dem neapolitanischen Marchese Luchesi-Palli vermählt sey, kommen, denn dieses Eingeständniß raubte derselben in den Augen der Legitimisten alles Ansehn und brachte sie um ihre ganze politische Bedeutung, so daß die Regierung, als sich ihre Angabe bestätigte, kein Bedenken trug, sie ihrer Haft zu entlassen. Sie schiffte sich im Juni 1833 nach Sicilien ein und lebte seitdem theils in Oesterreich bei der königlichen Familie, mit der sie ausgesöhnt scheint, theils mit ihrem Gemahl an verschiedenen Orten Italiens.

Berryer, Pierre Antoine, französischer Advokat, Mitglied der Deputirtenkammer und ausgezeichneter parlamentarischer Redner, geboren 1790 zu Paris, der Sohn eines tüchtigen Juristen, der gemeinschaftlich mit Dupin den Marschall Ney vertheidigte. Bei dieser Vertheidigung leistete der Sohn, der schon 1812 mit Erfolg im Barreau aufgetreten war, dem Vater Beihülfe. Aber seiner ausnehmenden rednerischen und advokatorischen Leistungen ungeachtet konnte er anfangs nicht recht emporkommen, weil auf der einen Seite seine offen bekannte Anhängerschaft an das Restaurationssystem alle liberaleren Franzosen von ihm zurückschreckte und auf der andern die Beförderung des zwar brauchbaren, aber nicht adeligen Verfechters der Legitimität nicht in das wiederhergestellte absolutistische Adelswesen passen wollte. Die höchsten Würden der städtischen Magistratur, mit denen der Hof die treue Anhänglichkeit B.s an das Reaktionssystem belohnen zu müssen glaubte, schlug dieser aus, weil er, geleitet von ächt französischem Ehrgeize, entweder das Höchste oder nichts erreichen wollte. Als ihn aber 1829 das Departement Oberloire zum Deputirten wählte, kam er auf ein Terrain, auf welchem ihm die volle Freiheit wurde, seine parlamentarischen Talente in Ausübung zu bringen. Er blieb in dieser Stellung unter dem mannigfachen Wechsel der Umstände, unter den Stürmen der Revolution, und nachdem die Bourbonen, für die er kämpfte und noch kämpft, Krone u. Reich

verloren hatten, seinen politischen Grundsätzen, welche nicht die der Mehrzahl der Franzosen sind, unerschütterlich treu. Nachdem er bei der Zusammensetzung des für Frankreich so verhängnißvollen Ministeriums Polignac thätig gewesen, erhob er sich, als 1830 bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Antwortsadresse auf die königliche Eröffnungsrede der Sturm in der Kammer losbrach, gegen die berühmte Adresse der 221 Deputirten, worin die Erklärung abgegeben wurde, daß Frankreich über das von der Regierung befolgte System tief bekümmert sey, und daß, um die Anarchie wie den Despotismus zu vermeiden, entweder das Ministerium aufgelöst oder die Kammer gesprengt werden müsse. Er zog damals die Aufmerksamkeit des Hofes in dem Maße auf sich, daß ihm ein Portefeuille nicht hätte entgehen können, wenn nicht die Julirevolution ihn von der Höhe seiner glänzenden Aussichten mit einem Male herabgestürzt hätte. Während aber eine nicht geringe Anzahl von Legitimisten gegen die neue Dynastie geradezu protestirten, leistete B. dem neuen Könige Ludwig Philipp den Eid der Treue unter der Bedingung, daß das von der Regierung ausgesprochene Princip der Rede- u. Gedankenfreiheit ihm in Hinsicht auf seine alten Sympathien unverkümmert bleibe. Und diese Freiheit hat ihm die neue Regierung unbestritten gelassen: es war ihm gestattet, in der Kammer von der Redefreiheit Gebrauch zu machen und auf der Seite der Opposition die Grundsätze auszusprechen, die er im Interesse der legitimistischen Partei vertreten zu müssen glaubte. Die Regierung mochte ihm um so weniger hierin Schweigen auferlegen, als er sich von allen Emeuten und Konspirationen unruhiger Legitimisten und Republikaner gänzlich fern hielt und in dieser Beziehung ihn auch nicht der leiseste Verdacht trifft, wenn er gleich aus seinem Verkehr mit der vertriebenen Königsfamilie kein Hehl machte. So war er 1843 mit andern Häuptern der legitimistischen Partei bei der Pilgerfahrt zu dem Grafen von Chambord in London u. wurde von der durch die zweite Kammer ausgesprochenen „Brandmarkung schuldvoller Aeußerungen durch das öffentliche Gewissen" mitbetroffen. Als Advokat nahm er sich der angeklagten Legitimisten, besonders der legitimistischen Journale, die seinem Princip folgten, an und vertheidigte sie vor Gericht mit der ganzen Kraft seiner ausgezeichneten Beredsamkeit. Sein Einfluß in der Deputirtenkammer wurde bedeutender, als die legitimistische Partei darin an Stärke gewann und nicht selten mit den Männern der äußersten Linken in der Opposition gegen die Regierung sich begegnete. So übernahm B. zu wiederholten Malen auch die Vertheidigung namhafter Koryphäen der republikanischen Partei und nach dem Attentate von Boulogne auch die Louis Napoleons vor dem Pairshofe. Nach dem Rücktritte des Ministeriums Thiers war er der unermüdliche und gefährliche Gegner des Ministeriums Soult-Guizot und wußte seinen parlamentarischen Einfluß besonders dadurch zu verstärken, daß er an die den Franzosen aller Parteien gemeinsamen Gefühle für den Ruhm und die Größe des Vaterlandes appellirte. Auch nach der Februarrevolution wurde er in die Nationalversammlung gewählt und war hier eines der hervorragendsten Mitglieder der großen Ordnungspartei, die unter drei verschiedenen Fahnen gegen die Anarchie einen offenen u. gegen die Republik einen geheimen Krieg führte. Als Redner trat er aber selten auf; um so größer war der Einfluß, den er im verdeckten Getriebe der Parteien auszuüben wußte. Als der anerkannte Anführer der älteren Legitimisten verfügte er in der Nationalversammlung über eine beträchtliche Stimmenzahl; in der Presse hatte er in der „Union" ein achtbares Organ, worin er seine Ansichten mit Wärme darlegte. Er wirkte für Vereinigung der Legitimisten und Orleanisten, unbeirrt durch den zähen Widerstand, den ihm die Parteileidenschaften entgegensetzten. Eine Zeitlang schien er sich auch an die Politik des Präsidenten anzuschließen, was ihn aber nicht verhinderte, den Legitimistenkongreß in Wiesbaden im Aug. 1850 zu besuchen, wo er das besondere Vertrauen des Grafen von Chambord genoß u. Mitglied des von letzterem selbst ernannten legitimistischen Ausschusses ward, zu dem noch der Herzog von Lewis, der Marquis von Pastoret, der Herzog des Caos und der General St. Priest gehörten. Er war auch Mitglied der Kommission, die während der Vertagung der Nationalversammlung zum Schutz der Verfassung in Paris zurückblieb. Wie alle Legitimisten blieb er von den dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 folgenden Maßregeln verschont.

Berryinseln, britisch-westindische Inselgruppe im nordwestlichen Lucayo-Archipel, im Nordwesten der großen Bahamabank.

Berrykanal (Canal du duc de Berry, Canal du Cher), Kanal in den französischen Departements Allier und Cher, beginnt bei den Bergwerken von Commentry, theilt sich in zwei Arme, wovon der eine bei Sancoins mit dem Aubois verbunden ist, der andere dem Auron entlang bis Bourges, dann dem Evre entlang bis zu dessen Mündung in den Cher unterhalb Vierzon u. weiter links am Cher hin bis St.-Agoan im Departement Loire-Cher reicht, wo der Cher schiffbar wird.

Bersaba, s. v. a. Beerseba.

Berserker, nach der skandinavischen Sage ein Kriegsheld, Sohn des achthändigen Starkadder und der schönen Allfhilde, ein gewaltiger und gefürchteter Kriegsheld. Er hieß ursprünglich Arngrim; den Namen B., d. h. Barhemd, Barpanzer (von bar, ohne, u. serker, Hemd, auch Panzer), hatte er deshalb, weil er sich ungeharnischt in jeden Kampf stürzte, in welchem er voll rasender Wuth Alles niederschmetterte, was sich ihm entgegenstellte. Seine Gemahlin, die Tochter des Königs Swafurlam, den er im Kampfe erschlagen hatte, gebar ihm 12 Söhne, die eben so wild und wüthend waren, als er selbst. Der älteste derselben, Angantyr, war um einen Kopf größer, als seine Brüder, und besaß die Stärke zweier Männer. Diese 12 Brüder hatten große gegenseitige Anhänglichkeit und schwuren einander wechselseitige Treue und Liebe. Da sie nach dem Beispiele ihres Vaters ohne Rüstung in den Kampf gingen, so nannte man sie gleichfalls B. Sie scheinen vor ihrer eigenen Wuth Besorgniß gehabt zu haben, denn wenn sie zu Schiffe

die Annäherung eines Berserkersgangrs (s. d.) fühlten, so stiegen sie ans Land, um ihre Raserei und Mordlust an leblosen Dingen, Felsen, Bäumen u. dgl. auszulassen. Sie fanden ihren Tod, als sie ihren Bruder Hiörnart auf einer Brautfahrt nach Schweden begleiteten, durch Hialmer und seinen Waffenfreund Oddur, die sie zum Kampfe nöthigten, nachdem ihre Berserkerwuth verraucht war. In der Folge wurde der Name B. überhaupt auf wilde, rohe u. wüthige Menschen übertragen, sowie mit dem Namen Berserkerwuth häufig Ausbrüche eines wilden, unsinnigen, zerstörungswüthigen Jähzorns bezeichnet werden.

Berserkersgangr, der Anfall toller Wuth, mit welcher die Berserker (s. d.) unter furchtbarem Geheul wie wilde Thiere und mit unwiderstehlicher Kraft auf den Feind stürzten, in Ermangelung eines solchen aber auch ihre eigenen Genossen anfielen und ermordeten.

Berstett, Wilhelm Ludwig Leopold Reinhard, Freiherr von, badischer Staats- und Kabinetsminister, geboren 1770 zu Berstett bei Straßburg, Sprößling einer alten, dem ehemaligen Ritterkanton Ortenau angehörigen Familie, trat anfangs in österreichische Militärdienste, vertauschte sie aber, als Ortenau an Baden kam, mit badischen. Später wandte er sich zur Diplomatie und wohnte als geheimer Rath und Gesandter dem wiener Kongresse bei, fungirte 1815 während des Feldzugs in Frankreich als außerordentlicher Gesandter im Hauptquartier der Alliirten, dann als Bevollmächtigter bei den Territorialverhandlungen zu Frankfurt a. M. und als Bundestagsgesandter und endlich seit 1817 als dirigender Minister des großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten. Unter seiner thätigen Mitwirkung erhielt die in Zweifel gestellte Successionsordnung im Großherzogthume von Seiten der europäischen Mächte volle Anerkennung und das Land eine Konstitution. Er eröffnete 1819 die erste Ständeversammlung, ordnete die katholisch-kirchlichen Angelegenheiten Badens und trug überhaupt Manches zur bessern Gestaltung der dortigen politischen Zustände bei. Aber durch die Verhandlungen des badischen Landtags von 1831 über die Verantwortlichkeit der Minister fühlte sich der schon längere Zeit kränkelnde Mann so unangenehm berührt, daß er um seine Entlassung nachsuchte. Seitdem lebte er bis zu seinem Tode (16. Februar 1837) in der Zurückgezogenheit dem Verkehr mit Freunden und wissenschaftlicher Beschäftigung.

Bertat, afrikanische Landschaft im südlichen Nubien, südlich von Sennaar, im Westen von Dinka u. Dar u. im Osten von dem östlichen Nilarm Bahr el Azrek begrenzt, von einem Nebenfluß desselben, Tumat oder Maleg, bewässert; gebirgig und waldreich, voll wilder Thiere. F. Cailland war der erste Europäer, der dies noch unbekannte Land besuchte.

Bertha (altdeutsch Berchta, Perahta), Name mehrer in das Gebiet der Sage gezogenen berühmten Frauen des Mittelalters: 1) Bertha, die Heilige, auch Edithberga, die schöne und gottesfürchtige Tochter des Frankenkönigs Charibert, wurde 560 an den König Ethelbert von Kent vermählt, den sie zur Annahme des Christenthums beredete, worin ihm seine Unterthanen folgten. Ihr Gedächtniß feiert die katholische Kirche den 4. Juli.

2) (B. oder Berthrade mit dem großen Fuße), Tochter des Grafen Charibert von Laon, Gemahlin Pipins des Kurzen und Mutter Karls des Großen, † 783. Im Sagenkreis der Tafelrunde führt diesen Namen die Schwester Karls des Großen, Mutter Rolands von Milo d'Angleris.

3) Tochter Karls des Großen, Engelberts Gemahlin und des Geschichtschreibers Nithard Mutter.

4) Tochter Lothars des Jüngern von Lothringen, vermählt zuerst mit dem Grafen Theobald II. von Arles und durch ihn Mutter des nachmaligen Königs Hugo von Italien, dann mit dem Markgrafen Adelbert II. von Toskana, ein schönes, aber ausschweifendes und intriguantes Weib, brachte nach dem Tode ihres zweiten Gemahls ein Bündniß gegen Berengar (s. d.) zu Stande, fiel aber in dessen Gefangenschaft, gewann durch ihre Reize den Sieger und kehrte ohne weitere Ranzion in ihr Land zurück; † 925 zu Lucca, außer Hugo zwei Söhne, Guido und Lambert, und eine Tochter, Hermingard, hinterlassend.

5) Tochter Burkhards, Herzogs von Alemannien, Gemahlin Rudolfs II., Königs vom transjuranischen Burgund, führte nach dessen Tode (937) die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn Konrad, war Mutter der berühmten Adelheid, der Gemahlin des Königs Hugo von Italien, bekam 953 von Otto I. die Abtei Ehrenstein u. † zu Ende des 10 Jahrhunderts. B. war eine sehr sorgsame Hausfrau und wird auf Siegeln auf dem Throne spinnend dargestellt. Auf sie geht auch das italienische Sprüchwort: „In den guten alten Tagen, da Königin B. spann (al tempe, que Bertha filava)", welches man bisweilen fälschlich auf B. 2) oder B. 4) bezogen hat.

6) Tochter des Königs Konrad I. von Burgund und der Mathilde von Frankreich, war zuerst vermählt an Raoul III. von Burgund, dann an Eudes, Grafen von Blois, und in dritter Ehe an Robert, König von Frankreich, der sich aber wegen geistlicher Verwandtschaft, da sie mit ihm Gevatter gestanden, auf Befehl des Papstes Gregor V. von ihr trennen mußte. Doch behielt sie den königlichen Titel bis zu ihrem Tode.

7) Tochter des Markgrafen Otto von Italien, wurde mit Kaiser Heinrich IV., als dieser noch ein Knabe war, verlobt und 1066 wider dessen Willen mit ihm vermählt, versöhnte durch ihre Tugenden den ihr anfangs abgeneigten Gatten u. † 1087.

Bertharid, König der Longobarden, Sohn Ariberts, erhielt bei der Theilung mit seinem Bruder Godebert Mailand als Sitz, mußte vor dem Herzoge Grimoald von Benevent, der das ganze Reich an sich riß, zu den Avaren fliehen, unterwarf sich seinem Gegner, suchte aber, bei ihm angeschwärzt, von Neuem auswärts, und zwar bei den Franken Zuflucht, die, für ihn kämpfend, 662 geschlagen wurden. Erst Grimoalds Tod brachte ihn in den Besitz des ganzen Longo-

bardenreichs. Er war katholisch, daher ihm die katholischen Geschichtschreiber viel Weihrauch streuen; † 690.

Berthaume, französischer Violinspieler und Komponist, geboren zu Paris um 1756, wurde 1774 als erster Violinist im Orchester der großen Oper zu Paris angestellt, zog viele Schüler, darunter später berühmte Virtuosen, wurde 1786 Direktor und Entrepreneur des Concert spirituel zu Paris. Im J. 1791 unternahm er mit Lafont eine Reise ins Ausland, kam nach Deutschland, wurde 1793 herzoglich oldenburgischer und fürstbischöflich lübeckischer Koncertmeister und Musikdirektor zu Eutin, blieb daselbst bis in den Herbst 1800, machte 1801 eine weitere Kunstreise über Kopenhagen, Upsala, Stockholm und kam 1802 nach Petersburg, wohin schon von Paris aus ein glänzender Ruf ihm vorangegangen war. Hier nahm er unter den vortheilhaftesten Bedingungen ein mehrjähriges Engagement als erster Violinist an; allein seine geschwächte Gesundheit unterlag bald dem Klima des rauhen Nordens; er † am 20. März 1802, der Nachwelt mehre treffliche Werke hinterlassend. Gedruckt sind davon 8 Violinsolo's, 6 kleinere Klaviersonaten, 3 große Violinkoncerte, mehre Violinduo's, 5 koncertirende Sinfonien für großes Orchester, Amusements und mehre andere kleinere Sachen für die Violine. Neben einem überaus großen Reichthum an wohlthuenden Melodien sind sie voller Glanz und verlangen eben so viel feuriges Bravourspiel als zarte Intonation.

Bertheaume, festes Schloß im franz. Departement Finisterre, südwestlich von Brest, auf einem 200' hohen Felsen; nach ihm heißt Pointe de B. ein Vorgebirge, an dessen westlicher Seite die Rhede von B., an der östlichen der Eingang in den Hafen von Brest.

Berthier, 1) Alexander, Fürst von Neufchatel und Valengin, Herzog von Wagram, Majorgeneral der französischen Armee und Kommandant der Ehrenlegion, geboren den 20. November 1753 zu Versailles, wo sein Vater Gouverneur des Kriegshotels war und 1770 das Corps der Ingenieurgeographen organisirte. Gründlich gebildet trat er in das Geniecorps und erkämpfte im nordamerikanischen Freiheitskriege als Lieutenant in Rochambeau's Generalstabe an den Ufern des Ohio seine ersten Lorbeeren. Mit dem Oberstentitel, die Freiheit im Herzen, kehrte er nach Frankreich zurück. Versailles ernannte ihn zu Anfange der Revolution zum Generalobersten seiner Nationalgarde, in welcher Eigenschaft B. sich durch Zügelung des fanatischen Pöbels große Verdienste erwarb. In der Rheincampagne von 1791—1793 diente er zuerst unter Rochambeau, dann unter Luckner als Chef des Generalstabes. Seine Kriegsführung 1793 in Toulon und in der Vendée gegen die Royalisten brachte ihm den Ruf eines strengen und energischen Soldaten. Nach dem 9. Thermidor kam B. zu Kellermann als Chef des Generalstabes bei der Alpenarmee und folgte ihm nach Italien. Er war es, der das Heer in der Linie von Borghetto aufstellte und den Feind dort aufhielt. Als Bonaparte 1796 den Oberbefehl der italienischen Armee übernahm, zog er B. in seine Nähe, und als unzertrennliche Waffengefährten durchliefen beide Helden von nun an Hand in Hand ihre Siegesbahn. B. blieb Chef des Generalstabes bis 1814. Nach Beendigung des Feldzuges von 1796 schickte ihn Bonaparte mit dem Friedensvertrage von Campo-Formio an das Direktorium nach Paris. Als im December 1797 der französische General Duphot in Rom ermordet worden war, rückte B. gegen diese Stadt, hielt im Februar 1798 daselbst seinen Einzug, stürzte die päpstliche Regierung und errichtete ein Konsulat. Einen entstandenen Aufruhr unterdrückte er mit eiserner Hand, ward aber bald darauf nach Paris berufen und arbeitete hier im Stillen an der ägyptischen Expedition. In Aegypten selbst trugen seine Tagesberichte viel dazu bei, die Truppen bei dem mühseligen Kampfe im Vertrauen zu ihrem Feldherrn zu erhalten, und als nach der aufgehobenen Belagerung von Acre Bonaparte noch weiter vordringen wollte, war es B., der die Generalität versammelte und auf den Rückzug drang. Mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er nach dem 18. Brumaire Kriegsminister, nahm aber 1800 als Chef des Generalstabes am Uebergange über den St. Bernhard und am Siege von Marengo Theil und unterzeichnete mit Melas den Waffenstillstand von Alessandria. Darauf ging er in einer außerordentlichen Sendung nach Spanien und übernahm nach seiner Rückkehr wieder das Kriegsministerium. Nachdem Napoleon sich 1804 die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, erhob er seinen treuen Waffengefährten zum Reichsmarschall, Großjägermeister von Frankreich und Chef der 1. Kohorte der Ehrenlegion. An dem russisch-österreichischen Feldzuge von 1805 nahm B. in seiner alten Funktion Theil; er unterzeichnete den 19. Oktober die Kapitulation von Ulm, am 6. December den Waffenstillstand mit Oesterreich und, nach den Feldzügen von 1806 und 1807, den tilsiter Frieden. Schon 1806 zum Fürsten von Neufchatel und Valengin erhoben, legte er nach dem tilsiter Frieden das Portefeuille des Kriegs nieder und ward zum Viceconnetable des Reichs sowie zum kaiserlichen Prinzen ernannt. Den 19. März 1808 vermählte er sich mit der Prinzessin Marie Elisabeth Amalie, Tochter des Herzogs Wilhelm von Bayern-Birkenfeld. Beim Ausbruche des Krieges im J. 1809 wurde ihm die Koncentrirung des französischen Armeecorps am Lech und an der Donau aufgetragen. Der unerwartet frühe Angriff der Oesterreicher verschaffte ihm einen 4tägigen Oberbefehl bis zur Ankunft Napoleons. Dieses momentane Kommando hat ihm den Tadel vieler französischen Generäle zugezogen und ist Veranlassung geworden, ihm alle Feldherrntalente abzusprechen. Dessen ungeachtet erhob ihn Napoleon nach der Schlacht bei Wagram zum Herzog von Wagram und vertraute ihm nach dem Frieden (1810) seine Werbung um die Hand der Erzherzogin Marie Luise von Oesterreich an. B. begleitete dieselbe von Wien nach Frankreich und ward bei dieser Gelegenheit zum Majorgeneral der französischen Armee ernannt, sowie zum Generalobersten der Schweizertruppen, die den Dienst im Palaste hatten. Auf dem Zuge ge-

gen Rußland sowohl, als in den Feldzügen von 1813 und 1814 begleitete er den Kaiser wieder als Chef des Generalstabes. Nach dem Sturze Napoleons huldigte er Ludwig XVIII. und blieb, mit Ausnahme der Souveränetät von Neufchatel, im Besitze seiner Aemter und Würden. Napoleon machte ihm von Elba aus Eröffnungen, die B. jedoch weder erwiederte, noch Ludwig XVIII. entdeckte, was ihn bei Beiden verdächtig machte. Bald stürzten ihn die Ereignisse vom März 1815 in gänzliche Rathlosigkeit. Nach langem Schwanken ergriff er endlich den Ausweg, daß er sich nach Bamberg zu seinem Schwiegervater begab. Aber hier verfiel er in Folge der wechselnden Eindrücke und inneren Unentschiedenheit in völlige Geisteszerrüttung. Als er am 1. Juni vom Balkon des Schlosses eine Abtheilung russischer Truppen nach der französischen Grenze vorüberziehen sah, soll er von diesem für ihn schmerzlichen Anblick so verwirrt worden seyn, daß er sich auf die Straße herabstürzte und augenblicklich todt war. Nach andern Angaben soll er unabsichtlich herabgestürzt seyn. Er hinterließ aus seiner Ehe drei Kinder. Die Leiche wurde zuerst in einem Gewölbe des bamberger Domes, dann in der Gruft des dem Herzog Wilhelm von Bayern gehörigen Schlosses Banz beigesetzt. Seine „Mémoires", die sich besonders über seine Theilnahme an den militärischen Operationen während seiner langen kriegerischen Laufbahn verbreiten, erschienen 1826 zu Paris.

2) Victor Leopold, Bruder des Vorigen, geb. zu Versailles den 12. Mai 1770, ward 1785 Offizier 1794 Bataillonsführer, 1795 Generaladjutant, 1799 Chef des Generalstabs der Armee von Neapel und Brigadegeneral, 1803 Chef des Generalstabs der Armee in Hannover, machte als Divisionsgeneral die Feldzüge von 1805 und 1806 mit und zeichnete sich bei Austerlitz aus, indem er das Centrum der Russen durchbrach. In dem Gefechte bei Halle, wie bei der Wegnahme Lübecks, am 5. und 6. Oktober 1806 werden ihm die Erfolge des Tages zugeschrieben, auch unterhandelte er die Kapitulation mit Blücher. Sein gerader und ehrenhafter Charakter erwarben ihm die Achtung und Gunst deutscher Fürsten, namentlich der Könige von Preußen und Bayern. Er † 1807 in Paris.

3) Cäsar, Bruder der Vorigen, wurde 1802 Brigadegeneral, später Chef des Generalstabs bei der 1. Militärdivision, befehligte 1805 ein kleines Observationscorps in Holland, wurde 1811 Divisionsgeneral, Graf des Kaiserreichs, Gouverneur von Tabago und dann von Korsika und trat 1814 auf die Seite Ludwigs XVIII. über; † den 17. August 1819 zu Grosbois.

Berthold, 1) B., der zweite Apostel des Christenthums in Livland, war Abt des Cistercienserklosters Loccum in Niedersachsen, wurde 1196 zum Erzbischof Hartwig von Bremen als Missionär u. von diesem als Bischof zu den Letten geschickt, aber von ihnen vertrieben, kehrte dann mit Kreuzfahrern aus Niedersachsen nach Livland zurück, um dort das Christenthum mit Gewalt der Waffen zu verbreiten, wurde aber 1198 in einem Treffen erschlagen. Erst unter B.s Nachfolger Albrecht gelang es, die Letten auf die Dauer zu bekehren.

2) B. von Regensburg (Ratisbonensis), mit seinem Familiennamen Lech, Franciskanermönch in Regensburg, durchzog seit 1250 die Schweiz, Oesterreich, Ungarn, Mähren, Böhmen, Sachsen und Schwaben und predigte auf Bergen und von Bäumen herab öfters vor Tausenden; er † den 13. December 1272. Seine noch vorhandenen Predigten, welche in gewaltiger Beredsamkeit die sittlichen Gebrechen der damaligen Zeit schonungslos geißeln, sind zum Theil von Kling (Berlin 1824) herausgegeben. Vgl. Kehrein, Geschichte der katholischen Kanzelberedsamkeit, 2 Bde., Regensburg 1843; Grimm, in den wiener „Jahrbüchern" (Bd. 32).

3) B., Graf von Henneberg, seit 1474 Dechant zu Mainz, seit 1484 Erzbischof und Kurfürst von Mainz, ein friedfertiger und gerechter Kirchenfürst, der durch seine Einsicht und Erfahrung unter den deutschen Fürsten zu einem hohen Ansehn gelangte und besonders beim Kaiser Maximilian I. viel galt, an dessen Hofe er mehre Jahre hindurch das Erzkanzleramt versah. Unter seiner thätigen Mitwirkung wurde der Landfriede gestiftet, der schwäbische Bund geschlossen, das Reichskammergericht eingesetzt und überhaupt das Reichsjustizwesen geordnet. Kein Erzbischof wußte die Rechte der deutschen Kirche so sorgsam zu wahren und so vorurtheilsfrei die unruhigen Mönche und Pfaffen im Zaume zu halten; als Pius III. Papst geworden, setzte B. eigenhändig mehre Beschwerden der deutschen Kirche auf, in der Hoffnung, daß sie von diesem der deutschen Nation geneigten Papste erledigt werden würden, was aber nicht geschah, da Pius gleich nach seiner Erhebung starb. B. † im J. 1504 nach einer ruhmvollen und segensreichen Regierung.

Berthold, Arnold Adolf, verdienstvoller Forscher auf dem Gebiete der Physiologie, vergleichenden Anatomie und Zoologie, geboren den 26. Februar 1803 zu Soest in Westphalen, studirte zu Göttingen, wo er sich, nachdem er zu seiner weitern Ausbildung noch Berlin und Paris besucht hatte, 1825 als praktischer Arzt niederließ und sich zugleich als Privatdocent für Physiologie, vergleichende Anatomie und Zoologie habilitirte. Im J. 1835 wurde er außerordentlicher und 1836 ordentlicher Professor und 1837 Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Neben vielen Aufsätzen für Zeitschriften und für die „Abhandlungen der königlichen Societät der Wissenschaften" verfaßte er einige sehr brauchbare Handbücher, so das „Lehrbuch der Physiologie des Menschen und der Thiere" (2 Thle., Göttingen 1829; 3. Aufl. 1848) und das „Lehrbuch der Zoologie" (daselbst 1845). Interessante Untersuchungen enthalten die „Beiträge zur Anatomie, Zootomie und Physiologie" (Gött. 1831). Andere wichtige Arbeiten B.s sind: „Das Aufrechterscheinen der Gesichtsobjekte trotz des umgekehrt stehenden Bildes derselben auf der Netzhaut" (Gött. 1830; 2. Aufl. 1834); „Das Myopodiorthotikon" (das. 1840); „Neue Versuche über die Temperatur der kaltblütigen Thiere" (das. 1835); mit Bunsen: „Das Eisenoxydhydrat, Gegengift des Arseniks" (das.

1834; 2. Aufl. 1837). Noch schrieb er: „Ueber verschiedene neue und seltene Amphibienarten" (Gött. 1842); „Ueber den Bau des Wasserkalbes" (das. 1842); „Ueber das Gesetz der Schwangerschaftsdauer" (das. 1844); „Ueber verschiedene neue und seltene Reptilien" (das. 1846); „Ueber seitliche Zwitterbildung" (das. 1844); „Ueber den Aufenthalt lebender Amphibien im Magen" (das. 1850); „Ueber quantitative Verhältnisse der Haar- und Nagelbildung" (das. 1850) u. A. m.

Bertholdt, Leonhard, deutscher protestantischer Theolog, geboren zu Markt-Emskirchen im Baireuthischen 1774, war seit 1805 Professor der Theologie und Universitätsprediger zu Erlangen und † 1822. Mit seiner Bearbeitung des Propheten Daniel (2 Bde., Erlangen 1806, 1808) brach er zu einer unbefangenen Auslegung desselben zuerst Bahn, schrieb außerdem eine „Einleitung in das Alte und Neue Testament" (das. 1812—19, 6 Bde.), in der er mehr Sammlerfleiß als kritische Schärfe beweist, und gab anfangs in Verbindung mit Ammon, dann seit 1813 allein das „Kritische Journal für theologische Literatur" heraus, welches indeß nur in den ersten Bänden einige gediegene Aufsätze enthält. Außerdem besitzen wir von ihm Kasualpredigten (Erlangen 1811); „Christologia Judaeorum Apostolorumque aetate" (das. 1811); „Handbuch der Dogmengeschichte" (2 Thle., das. (1822—23); „Opusc. Academ. coll. ed. C. B. Winer" (Leipzig 1824).

Berthollet, Claude Louis, Graf von, berühmter Chemiker, geboren zu Talloire in Savoyen den 9. Dec. 1748, studirte in Turin und ging 1772 nach Paris, wo er 1780 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1794 Professor der Chemie an der Normalschule wurde. Im Auftrage Bonaparte's ging er 1796 nach Italien, um die erbeuteten Kunstschätze für die pariser Kabinette auszuwählen, wohnte dann der Expedition nach Aegypten bei und kehrte 1799 mit Bonaparte zurück. Nach dem 18. Brumaire wurde er Mitglied des Erhaltungssenats, Graf und Großoffizier der Ehrenlegion, erhielt 1804 vom Kaiser die Senatorie von Montpellier, präsidirte 1806 dem Wahlkollegium der Ostpyrenäen und bekam 1813 das Großkreuz des Ordens der Ehrenlegion. Nachdem er 1814 für Napoleons, seines Gönners, Absetzung gestimmt hatte, ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Pair, in welcher Würde er 1815 bei der zweiten Restauration bestätigt wurde. Gleichwohl war er ein eifriger Vertheidiger des konstitutionellen Princips. Er † den 7. November 1822. Auf seinem Landhaus zu Arcueil unterhielt er mit großen Kosten ein chemisches Laboratorium und eine Gesellschaft von Chemikern (Société d'Arcueil), welche die analytische Chemie praktisch trieb und 3 Bände „Mémoires" herausgab. B.s Ruf als Chemiker begründeten vorzüglich seine Entdeckung der Zusammensetzung des Ammoniaks, seine Untersuchungen über die Chlorine, das chlorinsaure Kali, die Anwendung von jener zum Bleichen, von diesem zur Bereitung eines besonders wirksamen Schießpulvers, seine Versuche mit dem Knallsilber, seine Aufschlüsse über die Färbekunst, seine Aufstellung einer chemischen Statik, seine Darstellung der Gesetze der Verwandtschaft in der Chemie, seine Angabe des Auskohlens der Gefäße zur Aufbewahrung des Wassers auf Schiffen, des Appretirens des Linnenzeuchs, vorzüglich aber des Bleichens von Pflanzenstoffen durch Chlor. Er trug am meisten zur Reform der chemischen Nomenklatur bei. Unbeschadet seiner großen Verdienste um die Chemie ist er jedoch nicht frei von Einseitigkeiten u. man hat später manche seiner geistreichen Theorien als unrichtig erkannt. Seine wichtigsten Schriften sind: „Élémens de l'art de la teinture" (2 Thle., Paris 1791, 1805; übersetzt von Gehlen, Berlin 1806); „Description de l'art du blanchiment des toiles par l'acide muriatique oxigéné" (Paris 1795); „Recherches sur les lois de l'affinité" (das. 1801; übersetzt von Fischer, Berlin 1802); „Essai de statique chimique" (2 Bde., Paris 1803; deutsch von Bartholdy, Berlin 1811). Auch lieferte er wichtige Beiträge zu den „Mémoires de l'Academie des sciences", den „Annales de chemie" u. a. Zeitschriften.

Bertholletia (Nußtoppe), Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, charakterisirt durch den rundlichen Kelch mit 2 abfälligen Lappen, die 6blätterige, etwas ungleiche Blumenkrone, die in eine blumenartige Klappe verlängerten Staubfäden und durch die rundliche, holzige, 4fächerige, mit je 4 nußartigen, vielseitigen Samen mit steinharter, rauher Schale versehene Kapsel. Die einzige Art ist: B. excelsa *H. B.*, gemeine Nußtoppe, in Cayenne Touka genannt, ein prächtiger, 100 Fuß hoher, im östlichen Südamerika, besonders am Orinoco, auch in Brasilien und Guyana einheimischer, in Cayenne seit langer Zeit angepflanzter Baum, von oben bis unten mit abwechselnden, wagerechten Aesten, deren Enden wie Seile herunterhängen und die Erde berühren, mit länglichen, lederigen Blättern und gelben, in ährenartigen Trauben stehenden Blüthen. Die 16—20 steinharten Samen in den großen Kapseln sind länger und dicker als Pfirsichsteine und haben einen ölreichen und schmackhaften Kern; sie heißen in der Heimath auch Juvia und bei den Portugiesen, die einen starken Handel damit treiben, Almendron; man genießt sie roh oder preßt ein gutes Brennöl aus denselben; jetzt werden sie unter dem Namen brasilianische Nüsse oder Kastanien auch nach Europa gebracht.

Bertholletsches Schießpulver, Art des Schießpulvers, von Berthollet erfunden, besteht aus 6 Theilen 6fach oxydirtem salzsauren Kaliumoxyd, 1 Theil Schwefel, 1 Theil Kohle, die mit Wasser zu einem gleichförmigen Teige gerieben werden, ist weit wirksamer, als gewöhnliches Schießpulver, explodirt aber leicht; wurde eine Zeitlang zu Zündhütchen und Zündpillen gebraucht, ist aber hier durch das Knallsilber verdrängt. Vergl. Schießpulver.

Bertin, 1) Louis François, genannt B. der Aeltere (l'ainé), geboren 1766 zu Paris, bekannt als langjähriger Redakteur des „Journal des débats". Er hatte sich dem geistlichen Stande widmen wollen, als die Revolution ihn nöthigte, eine andere Laufbahn einzuschlagen. Anfangs huldigte auch er liberalen Grundsätzen, als aber

der Strom der Revolution immer gewaltiger anschwoll, glaubte er sich demselben so viel als möglich entgegensetzen zu müssen. Er entfaltete als Journalist eine große Thätigkeit, gab den „Eclair“ heraus, arbeitete am „Courrier universel“ und gründete nach dem 18. Brumaire das „Journal des débats“, welches bald das bedeutendste Organ der monarchisch-gesinnten Partei wurde. B. büßte, royalistischer Tendenzen verdächtig, 9 Monate lang im Gefängniß (1802) und wurde darauf nach Elba verwiesen, von wo er nach Italien entfloh. Im Jahr 1804 kehrte er nach Paris zurück und übernahm wieder die Redaktion seines Blattes, welches aber auf kaiserlichen Befehl den Titel „Journal de l'empire“ führen mußte und unter der Leitung des der Redaktion von Seiten der Polizei aufgedrängten Fiévér eine fast ganz officielle Farbe erhielt. Mit Chateaubriand redigirte damals B. auch den „Mercure de France“, verlor aber 1811 durch Napoleons Ungunst sein Eigenthumsrecht an seinem Journal ganz. Die Rückkehr der Bourbonen rief auch das „Journal des débats“ in seiner alten royalistischen Farbe wieder ins Leben. Während der 100 Tage nahm B. in Gent an der Redaktion des „Moniteur de Gand“ Theil; die zweite Restauration rief ihn nach Paris zu seinem Blatte zurück. Obschon das „Journal des débats“ fortan treu der ministeriellen Fahne folgte, so riefen doch Polignacs Eingriffe in die Rechte des Volkes endlich auch den Widerspruch dieses schon durch Chateaubriands Entfernung von der Administration mißgestimmten Blattes hervor, und die Redaktion hatte sich im Juni 1830 wegen eines Aufsatzes zu vertheidigen, in welchem sich die verhängnißvollen Worte fanden: „Malheureuse France, malheureux roi!“ Nach dem Sieg der Julirevolution erklärte sich B., obgleich er anfangs den Beitritt zur Opposition der liberalen Journale gegen die Ordonnanzen verweigert hatte, für die konstitutionelle Monarchie und redigirte seitdem sein Journal im Sinne des Doktrinarismus bis zu seinem Tode (13. September 1841).

2) B. de Vaux, Louis François, Bruder des Vorigen, geboren 1771, nahm anfangs an der Redaktion des „Journal des débats“ thätigen Antheil, stand eine Zeitlang an der Spitze eines Bankiergeschäfts, wurde bald darauf Richter und Präsident beim Handelsgericht, 1820 Deputirter für Versailles, 1827 Staatsrath, nach der Julirevolution Gesandter im Haag, nach seiner Rückkehr Pair und † den 23. April 1842.

3) Louis Marie Armand, der gegenwärtige Leiter des „Journal des débats“, der Sohn von B. 1), am 22. August 1801 zu Paris geboren, genoß eine gelehrte Bildung und versah nach der Restauration den Dienst eines Sekretärs bei Chateaubriand während dessen Gesandtschaft zu London. Im Jahr 1820 trat er unter die Redakteure des „Journal des débats“, dessen Hauptredaktion er nach seines Vaters Tode übernahm. Dem Julikönigthum gegenüber wußte er seinem Blatte eine gewisse Unabhängigkeit zu wahren. So wies er, als ihm Ludwig Philipp einen die Waffenthaten des Herzogs von Aumale in Algier ungebührlich erhebenden Artikel zum Abdruck in das Journal übersandte, das Manuskript mit einer beißenden Bemerkung zurück. Auch nach der Revolution von 1848, wo man die Existenz des „Journal des débats“ bedroht glaubte, wußte B. dessen Fortbestehen zu sichern, indem er mit vielem Takte seinen ursprünglich liberal-konservativen Standpunkt festhielt, während sich viele andere Blätter durch ihre reaktionäre oder revolutionäre Umwandlung kompromittirten. Er † den 11 Jan. 1854. Sein Bruder, Eduard B., hat sich als Landschaftsmaler bekannt gemacht. Seine Schwester, Louise Angelique, geb. den 5. Jan. 1805, † im Januar 1853, setzte 1830 eine italienische, 1836 eine von Victor Hugo bearbeitete Oper „Esmeralda“ in Musik und gab eine Sammlung von Gedichten „Glanes“ (Paris 1842) heraus.

Bertinazzi, Carlo Antonio, der berühmteste Harlekin der französischen Bühne, geboren 1713 als Sohn eines sardinischen Offiziers, war zuerst Soldat, dann Fecht- und Tanzlehrer, zuletzt Arlequino in mehren italienischen Städten und von 1741—1782 auf dem italienischen Theater von Paris, † am 7. September 1783. Er glänzte besonders im Improvisiren und hatte dabei eine so große Gewandtheit, daß er im Stande war, ein Stück in 5 Akten, z. B. sein „Les vingt-six infortunes d'Arlequin“, aus dem Stegreife aufzuführen. Außer seinen „Nouvelles métamorphoses d'Arlequin“ (Paris 1763) ist von ihm nichts im Druck erschienen. Die Schrift: „Clément XIV et Carlo B., correspondence inedite“ (Paris 1827) ist rein erdichtet und soll vom geistreichen H. de Latouche herrühren.

Bertini, Henri, gewöhnlich mit dem Beisatze „der Jüngere“, Klaviervirtuos und überaus fruchtbarer Komponist für sein Instrument, in Paris, geboren am 28. Oktober 1798 zu London, wo seine Aeltern sich gerade einige Zeit aufhielten, zeigte früh die glücklichsten Anlagen u. machte, kaum 12 Jahre alt, mit seinem Vater eine Kunstreise durch Holland, Belgien und Deutschland, worauf er sich eifrig dem theoretischen Studium der Musik widmete. Treffliche Unterrichtsmittel sind seine „Etudes caractéristiques“, „Caprices Etudes“ und „Etudes artistiques“. Außerdem schrieb er eine Menge Quartette, Duette, Sonaten, Rondo's, Fantasien, Variationen, Divertissements, Tänze 2c.

Bertinotti, Therese, eine der ausgezeichnetsten italienischen Sängerinnen der neueren Zeit, geboren 1780 zu Savigliano in Piemont als das Kind vornehmer Aeltern, trat, von dem berühmten Labarbiera in Neapel gebildet, im 11. Jahre im Theater San Carlino in Gesellschaft anderer Kinder mit außerordentlichem Erfolg auf, sang bald darauf auf den Theatern zu Florenz, Venedig, Mailand u. a. mit vielem Beifall und verheirathete sich mit dem beim turiner Hofe angestellten Violinisten Felice Radicati. Nach einem 6monatlichen Aufenthalt in Oesterreich bereiste sie Holland und Großbritannien und trat in London zugleich mit der Catalani ehrenvoll auf. Auch in Lissabon, Paris und anderen Hauptstädten erntete sie den höchsten Beifall. Nach Italien zurückgekehrt, setzte sie sich in Bologna fest, wo ihr Gatte zum ersten Violinisten und Orchesterdirektor des großen Theaters und der Kirche S.

Patronio, wie auch zum Professor der Violine am Liceo filarmonico ernannt wurde. Nach dem Tode ihres Gatten verließ sie das Theater, besorgte ihre Familienangelegenheiten und unterrichtete im Gesange.

Bertling, Ernst August, protestantischer Theolog, geboren 1721 zu Osnabrück, studirte Theologie in Jena und Göttingen, wurde 1748 Professor der Theologie in Helmstädt, 1750 adjungirter Generalsuperintendent und Pastor primarius an der dortigen Hauptkirche, kam 1753 als Professor, Rektor und Prediger nach Danzig, wo er 1769 †. Ausgezeichnet durch gründliche theologische Gelehrsamkeit, schrieb er im Sinne der wolfischen Philosophie ein Lehrbuch der theologischen Moral: „De officiis et virtutibus Christianorum libr. III“ (Halle 1753) und, Bengels Ansichten beitretend, eine „Neue Harmonie der vier Evangelisten" (das. 1767). Viel Aufsehen machte sein langwieriger Streit mit dem helmstädtischen Theologen J. E. Schubert über die Kraft des göttlichen Worts, welche B. im orthodoxen Sinne als besondere Kraft des heiligen Geistes, die mit dem Worte zur Erleuchtung und Bekehrung der Menschen wirke, auffaßte, während Schubert sie im rationalistischen Sinne der logisch-moralischen Kraft genommen wissen wollte. B. schrieb deshalb seine „Deutliche und mit den Worten orthodoxer Theologen ausgefertigte Vorstellung, was die lutherische Kirche von der Kraft der heiligen Schrift lehre" (Danzig 1756).

Bertoldo, italienisches Volksbuch, eine Art Eulenspiegel. Der Held gleichen Namens, ein verkrüppeltes Bäuerlein, trieb zu Verona am Hofe des Longobardenkönigs Alboin allerlei Schwänke. Die Späße und Schwänke sind im Style großartiger Derbheit gehalten, spätere Einschiebsel sind leicht von den Originalstücken zu unterscheiden. Das Buch wird allenthalben in Italien auf Märkten und an Straßenecken verkauft. Die jetzt gewöhnliche Recension ist das Werk des Bänkelsängers Giul. Ces. Croce de Bologna.

Berton, 1) Henri Montan, fruchtbarer französischer Komponist, geboren den 17. September 1767 zu Paris, war der Sohn Pierre Montan B.s (geb. 1727, † 1780), der mehre Opern, z. B. „Erosine“, komponirte, bildete sich unter Gluck, Piccini, Paisiello und Sacchini aus und trat zuerst mit Oratorien, dann mit dem Singspiel „Die Heirathsversprechungen" (1787) vor die Oeffentlichkeit. Bei Errichtung des Konservatoriums der Musik wurde er als Lehrer der Komposition an demselben, 1808 bei der Opera buffa und dann bei der kaiserlichen großen Oper als Direktor des Gesanges angestellt. Später trat er in russische Dienste über, kehrte aber bald wieder nach Paris zurück. Im Jahr 1821 komponirte er mit Boieldieu, Kreutzer und Pär die Oper „Blanche de Provence ou la cour des fées“ und 1825 zur Feier der Krönung Karls X. den zweiten Akt der Oper „Pharamond“, während Boieldieu den ersten, Kreutzer den dritten Akt u. Dausoigne die Tanzmusik übernahmen. Außerdem hat er mehr als 20 Opern komponirt, unter denen „Montano et Stephanie“, „Le delire“ und besonders „Aline, reine de Golconde“ die berühmtesten sind. Auch ist er Verfasser mehrer Schriften über Musik. Er † zu Paris den 22. April 1844. Sein natürlicher Sohn, François Montan, geboren den 3. Mai 1784, bildete sich unter der Leitung seines Vaters zum Komponisten aus, bearbeitete Favarts „Ninette à la cour“ (1811), „Les cognets“, nach einem Lustspiel Riccoboni's (1821) u. „Une heure d'absence“ (1827), nach einem Lustspiel von Loraux, sowie mehre andere leichtere Kompositionen für die komische Oper zu Paris. Er zeichnete sich auch als Pianist aus, bekleidete seit 1821 die Professur des Gesanges an der königlichen Musikschule zu Paris und † den 19. Juli 1832 an der Cholera.

2) Jean Baptiste, französischer General, geboren 1774 zu Francheval bei Sedan als Sohn wohlhabender Aeltern, trat 1792 als Souslieutenant in die Legion der Ardennen und schwang sich in den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs durch militärische Tüchtigkeit von Stufe zu Stufe empor, bis er 1813 Brigadegeneral wurde. Merkwürdiger, als durch seine kriegerische Laufbahn, ist er indeß durch seinen unglücklichen Prozeß geworden. Er stand nämlich nach der Restauration entschieden auf der Seite der Opposition u. machte sich durch mehre im demokratischen Geiste verfaßte Schriften (Kommentar zu des Generals Tarayre Werk: „De la force des gouvernements“ (1819) u. „Considerations sur la police“, gegen den Generaldirektor der Polizei Mounier gerichtet (1820), der Regierung so mißfällig, daß er in der Liste der Armee gestrichen wurde. Diese Beschimpfung bewog ihn zur Theilnahme an Komplotten, wie solche damals öfters von geheimen Agenten der Regierung geleitet wurden, um den Mißvergnügten Schlingen zu legen. Ein Verhaftsbefehl wurde gegen B. erlassen, aber er entfloh nach der Bretagne, trat dort an die Spitze der Unzufriedenen, erhob zu Thouars den 24. Februar 1822 die Fahne des Aufruhrs und proklamirte eine provisorische Regierung. Vor Saumur jedoch, wohin er mit einem kleinen Haufen Bewaffneter marschirt war, sah er sich von seinem Gefolge verlassen und irrte nun als Flüchtling in der dortigen Gegend einige Zeit umher. Schon glaubte man, er sey nach Spanien entflohen, als er durch einen Verräther seinen Häschern überliefert wurde. Hierauf begann ein Prozeß, dessen Thatsachen die Regierung mehr als den Angeklagten hätten kompromittiren müssen, wenn nicht alle Rechtsformen geradezu verletzt worden wären. B. wurde nebst seinen Mitschuldigen den zuständigen Richtern am Assisenhofe zu Deux-Sèvres entzogen und vor die Assisen zu Poitiers gestellt. Man verweigerte ihm den von ihm gewählten Vertheidiger und ließ den ihm aufgezwungenen nicht zu ihm; man hörte mehre Entlastungszeugen unter den Geschworenen selbst nicht an; der Generalprokurator Mangin beleidigte, verhöhnte und beschimpfte den Gefangenen. B. vertheidigte sich mit Ruhe und Mäßigung und suchte zu beweisen, daß er nicht die Dynastie habe stürzen, sondern nur der Willkür und Tyrannei der Reaktionsmänner Einhalt thun wollen. Nach langen Debatten wurde er mit drei Andern zum Tode verurtheilt. Vergeblich war es, daß er mit der vollsten gesetzlichen Berechtigung auf Kassation des Urtheils antrug; er mußte am 5. August 1822 das Schaffot besteigen. Den

Söhnen B.s, die Beweise in Händen hatten, daß ihr Vater auf die Kassation des Urtheils gesetzlichen Anspruch hatte, waren allerlei Hindernisse in den Weg gelegt worden, und den einen hatte der Kommandant von Poitiers trotz des ihm ertheilten Urlaubs festnehmen lassen. Auch wurde ihnen nicht gestattet, dem Vater einen Denkstein zu setzen. Vgl. Launier, Relation circonstancée de l'affaire de Thomas et de Saumur, Poitiers 1822. Von einigen andern politischen und militärischen Schriften B.s ist besonders „Précis historique, militaire et critique des batailles de Fleurus et de Waterloo" (Paris 1818) erwähnenswerth.

Bertrade, Tochter Simons I., Grafen von Montfort, wurde sehr jung mit Fulco, Grafen von Anjou, verheirathet, den sie nicht lieben konnte. Philipp I., König von Frankreich, sah das reizende Weib, verstieß um ihretwillen seine erste Gemahlin Bertha u. vermählte sich mit B., nachdem sie sich von Fulco hatte scheiden lassen. Da ihn jedoch der Bannfluch deshalb traf und seine Großen sich wider ihn empörten, so schied er sich zum Schein von der geliebten B., nahm sie aber wieder zu sich, nachdem das Reich beruhigt war, und lebte mit ihr bis zu seinem Tode (1108), worauf sich B. in das von ihr gestiftete Kloster Hautes Bruyères bei Chartres zurückzog. Umsonst hatte sie sich bemüht, ihrem Sohne Philipp die Krone zuzuwenden.

Bertram oder **Bertramwurzel**, s. Anacyclus.

Bertrand, Henri Gratien, Graf, der treue Gefährte Napoleons auf der Bahn des Ruhms wie in der Verbannung auf Elba u. St. Helena, geboren den 28. März 1775 bei Châteauroux im Departement Indre aus einer angesehenen Familie. Zum Civilingenieur bestimmt, kam er in Folge der Revolution zuerst zur pariser Nationalgarde, dann zum Ingenieurcorps. Den 10. August 1792 befand er sich als Freiwilliger bei den zwei Bataillonen, welche den König in den Tuilerien gegen die Angriffe des wüthenden Pöbels schützten. In den Jahren 1795 und 1796 diente er als Unterlieutenant in der Pyrenäenarmee, 1797 begleitete er die Gesandtschaft nach Konstantinopel. In Aegypten, wo er sich als Major bei der Befestigung mehrer Plätze auszeichnete, lernte ihn Napoleon näher kennen, worauf B. schnell hinter einander Oberstlieutenant, Oberst und Brigadegeneral wurde. Erst 1804 jedoch, im Lager von Boulogne, schenkte Napoleon dem kenntnißreichen und erprobten General seine Freundschaft, die diesmal wenigstens einem Herzen begegnete, das fähig war, dieselbe mit einer bis zur heldenmüthigsten Aufopferung gesteigerten Anhänglichkeit zu erwiedern. Nach der Schlacht bei Austerlitz wurde B. Generaladjutant Napoleons. Er bewirkte 1806 als Divisionsgeneral nach einer Berennung von wenig Tagen die Uebergabe Spandau's, zeichnete sich 1807 bei Friedland sehr aus, trug 1809 nach der Schlacht bei Aspern durch seine Thätigkeit und Geschicklichkeit bei Schlagung der Brücken von der Insel Lobau aus wesentlich zum Siege bei Wagram bei, nahm 1812 am russischen Feldzuge Theil und befehligte 1813 das Reserve- oder 4. Armeecorps bei Lützen und Bautzen. Nach Durocs Tode ernannte ihn der Kaiser zum Großmarschall des Palastes. Mit Oudinot operirend, focht B. während der Schlacht von Großbeeren bei Blankenfelde gegen den General Tauenzien und bald darauf auch in der Schlacht bei Dennewitz. Bei Leipzig behauptete er den 16. u. 18. Oktober in Lindenau die Chaussee nach Thüringen und deckte dann den Rückzug der französischen Armee durch Besetzung der Brücke bei Weißenfels. Seine Energie und Thätigkeit sowohl damals, als nach der Schlacht bei Hanau (30. u. 31. Oktober) retteten die Reste des geschlagenen Heeres. Im Jahr 1814 ernannte ihn Napoleon zum Generaladjutanten der pariser Nationalgarde, aber sehr bald begleitete er den Kaiser wieder ins Feld und von da nach Elba. Mit Napoleon zurückgekehrt, trat er sofort das Großmarschallamt wieder an und wirkte viel zur schnellen Wiederherstellung des Heeres. Auch später wich B. nicht von der Seite des Kaisers. Bei Ligny und Waterloo, in Paris, in Malmaison, in Rochefort, auf dem Bellerophon, auf St. Helena theilte er das Schicksal des Mannes, dessen Ruhme vielleicht etwas gefehlt haben würde, wenn sein Unglück nicht die erhabenste Aufopferung erweckt hätte. Am 7. Mai 1816 verurtheilte ein Kriegsgericht den General B. zum Tode wegen Verraths; aber England lieferte ihn nicht aus. Die öffentliche Meinung zwang auch Ludwig XVIII. 1821 zur Annullirung des ungerechten Richterspruchs. Nach Napoleons Tod kehrte B. in die Heimath zurück, wo er in seine Würden wieder eingesetzt wurde. Fern vom Staatsdienste lebte er bei Châteauroux der Erziehung seiner Kinder und der Bewirthschaftung seines Gutes. Erst die Julirevolution rief ihn wieder in den aktiven Dienst und zugleich wurde er in die Kammer gewählt. In dieser Stellung bewies er sich als Anhänger der äußersten Linken, trat mehrmals als Vertheidiger der unbeschränkten Preßfreiheit auf und gehörte auch zu den 50 Abgeordneten, welche das von Dupoty redigirte, 1842 eingegangene republikanische „Journal du peuple" gründeten. Im Jahr 1840 befand er sich unter Denen, welche Frankreich zur Abholung der Asche Napoleons nach St. Helena abschickte, u. bei den Beisetzungsfeierlichkeiten bekleidete er einen Ehrenposten. Mit der Erfüllung der letzten Freundespflicht, mit den Vorbereitungen zur Herausgabe der Memoiren Napoleons beschäftigt, † er den 31. Januar 1844. Seine Gemahlin, eine Tochter des Generals Dillon, die treue Begleiterin ihres Gatten, war demselben bereits 1836 auf dem Schlosse Laleux bei Châteauroux in den Tod vorausgegangen.

Bertrich, Dorf u. Badeort in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Kochem, am Isbache, in einem engen, von steilen Basalt- und Schieferbergen begrenzten Thale, 433' über dem Meere, mit 630 Einwohnern. Bekannt und besucht ist die hiesige, schon von den Römern gekannte warme Heilquelle, welche in 24 Stunden etwa 198 Fuder Wasser von + 25° bis 26° R. liefert, das zum Trinken und Baden gebraucht wird, als vorherrschende Bestandtheile Glaubersalz, Kochsalz, kohlensaures Natron und Kohlensäure (daher das „milde Karlsbad" ge-

nannt) enthält und besonders wirksam gegen chronischen Rheumatismus, Gicht, Hämorrhoidal- und Unterleibsbeschwerden, Störungen der Menstruation, Krankheiten der Harnorgane, Skrophelsucht, Haut- und Nervenleiden ist. In der romantischen Umgegend finden sich mehre ausgebrannte Vulkane (der Falken-Hügstenberg, die Facherhöhe oder Facherhöchst u. a.), ferner der Käsekeller, ein ins Thal des Isbachs vorspringender Basaltfelsen, durch welchen ein künstlicher Gang führt, eine andere bedeutende Basaltfelsenpartie, die neue zierlich angelegte Wilhelms- oder Prinzenbrücke über den Schlund des Isbachs und ein Wasserfall des Erwisbachs. Vgl. Harleß, Das Bad zu B., Kobl. 1827.

Bertuch, Friedrich Justin, ein um Literatur und Kunst vielfach verdienter Mann, geboren den 30. Sept. 1747 zu Weimar, studirte in Jena erst Theologie, dann die Rechte, wandte sich aber schon damals und noch mehr als Informator der Söhne des als Dichter bekannten Barons Bachoff von Echt mit Vorliebe der schönen Literatur zu. Damals trat er mit seinen belletristischen Erstlingen: „Kopien für meine Freunde" (Altenb. 1771), „Wiegenliederchen" (das. 1772) und „Heinrich und Emma" (das. 1772), einer Nachbildung von Priors „Nußbraunem Mädchen", hervor. Bald aber lenkte der mit der spanischen Literatur vertraute Baron B.s Studien auf diese hin. Die erste Leistung desselben auf diesem Gebiete, eine Uebersetzung der „Geschichte des berühmten Predigers Bruder Gerundio von Campazas" (Leipzig 1773, 2 Bde.), ist mehr als Vorarbeit zu betrachten. Von weit größerer Bedeutung war seine Bearbeitung des „Don Quixote" von Cervantes mit der Fortsetzung des Avellaneda (Weimar 1775 u. 1776, Leipz. 1777, 6 Bde.), welche bei einem großen Leserkreise den ungetheiltesten Beifall fand und die Aufmerksamkeit in Deutschland auf die spanische Literatur zuerst hinwandte. Schon 1773 hatte sich B. in Weimar niedergelassen, wo er sich besonders an Wieland anschloß, dem er als Mitarbeiter und Gehülfe bei der Herausgabe des „Merkur" mit Erfolg an die Hand ging. Daß auch die in Weimar damals in großem Aufschwung begriffene Bühne sein lebendiges Interesse in Anspruch nahm, beweisen seine ins dramaturgische und dramatische Fach einschlagenden Arbeiten, wie die Uebersetzung von Marmontel: „Ueber die dramatische Dichtkunst" (Leipz. 1774), die Bearbeitung des lamotte'schen Trauerspiels „Ines de Castro" (daselbst 1773) und des masonschen „Elfriede" (daselbst 1775) für die deutsche Bühne, seine komische Oper „Das große Loos" (Weimar 1774), komponirt von Wolf, und sein Melodrama „Polyxena" (zuerst im Merkur 1775), welche letzteren sich geraume Zeit auf dem Theaterrepertoire erhielten. Nachdem er 1775 Kabinetssekretär geworden, führte ihn die mit seinem Amte verbundene Aufsicht über die Anlage eines neuen Parks der Gärtnerei und Baumzucht zu. Während er großartige Pflanzungen anlegte und eine sumpfige Gegend in einen Lustgarten umschuf, entwarf er mit Wieland u. Schütz 1784 den Plan zu der „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung" und gab seit 1786 mit Kraus das „Journal des Luxus und der Mode" heraus. Dabei kehrte er immer von Zeit zu Zeit zu dem früher von ihm bearbeiteten Gebiete der spanischen Literatur zurück. So gab er in Verbindung mit von Seckendorf und von Zanthier das „Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur" (3 Bde., 1780—1782) und allein das „Theater der Spanier und Portugiesen" (Leipzig 1782), sowie Don Thomas de Yriarte's „Literarische Fabeln" (das. 1788) und ein brauchbares „Spanisches Lesebuch" (2 Bde., das. 1790) heraus. Das Glück, welches seine literarisch-kaufmännischen Unternehmungen und Spekulationen begleitete, reizte ihn zu neuen und zu umfassenderen. Sein „Bilderbuch für Kinder", das er 1790 begann, und die „Blaue Bibliothek aller Nationen" (12 Bde., 1790 — 1800) fanden großen Anklang, und das 1791 von ihm eingerichtete „Industriekomtor" war damals das einzige Institut dieser Art und von solcher Bedeutung für Stadt und Land, daß es nachher nicht mit Unrecht den Namen „Landesindustriekomtor" führte. Es verbanden sich nach und nach eine Menge Anstalten damit, welche viele Schriftsteller, Künstler und Handwerker beschäftigten und selbst Kindern einen Erwerb verschafften. Für die Kunst im höhern Sinne hatte er ein eigenes Institut projektirt, ein chalkographisches Institut in Dessau, welches sich jedoch nur wenige Jahre erhielt. Glücklicher war er mit seinem mit dem Industriekomtor in Verbindung gebrachten Geographischen Institut, welches bei der damaligen, sich stets vervielfältigenden Nachfrage nach geographischen Karten die Hauptstütze seiner übrigen Anstalten wurde, zu denen seit 1805 auch eine in Rudolstadt angelegte Buchhandlung kam. Seine zuerst mit von Zach, dann mit Gaspari, Ehrmann und Andern herausgegebenen „Geographischen Ephemeriden" trugen viel zur Beförderung der geographischen Studien bei. Er † den 3. April 1822. Sein Sohn, Karl, geboren 1777, schwarzburg-rudolstädtischer Landkammerrath, stand seit 1806 seinem Vater in der Geschäftsführung helfend zur Seite, besorgte seit 1811 das „Modejournal" u. das „Bilderbuch für Kinder" und gab 1806 — 1808 „Bemerkungen auf einer Reise aus Thüringen nach Wien" heraus, † aber schon 1815.

Beruf, ein gesetzlicher Wirkungskreis, welcher Gelegenheit darbietet, sich durch einen angemessenen Gebrauch seiner Talente und Mittel um das allgemeine Beste verdient zu machen. Jede Wirksamkeit, welche Unrecht und Unheil von der Gesellschaft abwendet, Ordnung, Recht und Freiheit schützt und bewacht, den Geist bildet, das Herz bessert, den menschlichen Bedürfnissen genügt, den Lebensgenuß befördert und erhöht, kann auch ein Gegenstand des Berufs werden, weil jeder Zweig dieser Thätigkeit Früchte bringt, welche einzeln einen Theil des gemeinsamen Besten ausmachen. Taschendiebe, Hazardspieler, Kuppler, Giftmischer, Gauner, Kartenschläger ꝛc. dürfen sich nicht rühmen, einen B. zu treiben, da ihr Treiben den Makel des Unsittlichen und Gesetzwidrigen an sich trägt, und wenn man ihnen doch als Berufenen einen Platz in der Gesellschaft einräumt, so ist das ein trauriger Beweis, daß man es mit Recht

und Ehrbarkeit im Staate nicht genau nimmt. Daß jeder Mensch moralisch verpflichtet ist, in einen B. zu treten, daß er berufslos und ohne bestimmten Wirkungskreis im öffentlichen od. häuslichen Leben nicht bleiben dürfe, kann keinem Zweifel unterliegen; schwieriger aber ist die Beantwortung der Frage: welchen B. man wählen und von welchen Bestimmungsgründen man sich bei diesem wichtigen Entschlusse leiten lassen soll? Es ist einleuchtend, daß hier die Geburt, obwohl es aus dem Gesetze der Stetigkeit folgt, daß Jemand nicht gern von dem Stande herabsteigt, in dem er geboren ist, allein nicht entscheiden kann, denn die Talente und Anlagen der Väter pflanzen sich keineswegs immer, ja man könnte sagen, selten in gerader Linie fort; sie gehen vielmehr von einer Familie zur andern über und wandern aus den Palästen oft in die Hütten ein, damit es keinem Stande und keiner Menschenklasse an Vorbildern des Geistes und Ruhmes fehle. Mit Ausnahme der Fürsten in erblichen Monarchien, die nun einmal zu herrschen genöthigt sind, kann Stand und Geburt nur ein Leitfaden, aber kein Bestimmungsgrund zur Wahl des künftigen B.s seyn. Auch die Laune und Willkür der Aeltern, wenn sie voreilig und gebieterisch in das Schicksal ihrer Kinder eingreifen, stiftet hier oft großes Unheil. Weit sicherer folgt man bei der Wahl des B.s dem Instinkte des Talentes und der sich mannigfach erklärenden Neigung. Thucydides hört eine Vorlesung Herodots, sein Auge füllt sich mit Thränen und der Patriarch der Geschichte erkennt sofort in ihm den künftigen Historiker Griechenlands. Ovid verräth als Kind eine vordringende Anlage zur Poesie: quidquid volebat scribere, versus erat. Auf dieselbe Weise gab sich bei Fr. Rückert der Dichterberuf frühzeitig kund. Melanchthons Vorliebe zu den Humanioren zeigte sich schon bei dem Knaben; er war im 14. Jahre Magister der freien Künste und im 18. öffentlicher Lehrer der griechischen Sprache an einer berühmten Universität. Im 10. Jahre regte sich bei Turenne das schlummernde Talent des künftigen Feldherrn; mitten im Winter schlich er sich des Nachts auf die belagerten Wälle von Sedan nnd schlief auf der Laffette einer Kanone ein. Molière verläßt den Tapezierstuhl seines Vaters, um Frankreichs Aristophanes zu werden, und Mozart komponirt schon im 8. Jahre Koncerte. Wo das Talent vorhanden ist, wird es auch sichtbar; es will nur von scharfsinnigen Aeltern, Erziehern und Lehrern wahrgenommen und auf den rechten Weg geleitet werden. Wo sich kein Genius regt, da höre man den Ruf der Neigung, und wo auch diese schweigt, da erkenne man seine Bestimmung, ein bloßes Werkzeug zum Dienste Anderer zu werden. Oft führt die Vorsehung selbst den Menschen durch merkwürdige Ereignisse des Lebens oder auch durch verfehlte Wünsche zu seinem wahren Berufe hin. Eine kühne That führte den Hirtenknaben David auf den Königsthron seines Volkes. Ein Blitzstrahl auf dem Wege nach Damascus läßt den fanatischen Saul erblinden, daß er in sich gehe und ein gefeierter Apostel des Christenthums werde. Die Veranlassung zu Luthers Studienwechsel ist bekannt. Boerhave wird als Kandidat des Predigtamts vom Examen zurückgewiesen und bald darauf glänzt er als einer der ersten Aerzte. Die Biographien ausgezeichneter Menschen bieten ähnliche Beispiele in Menge dar und liefern den großen Trost, das das Schicksal, wenigstens bei Talenten erster Größe, die Fehler der Menschen verbessert und dem Genius die rechte Stelle anweist.

Berula (Berle), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen. Die bekannteste Art: B. angustifolia *Koch*, Sium angustifolium *L.*, schmalblättrige Berle, hat treibende Wurzelausläufer, einen feinrilligen Stengel, fiederschnittige Blätter mit eiförmigen, ungleich u. grobgesägten Abschnitten, blattgegenständige Dolden u. fast fiederspaltige Hüllblätter u. ist eine ausdauernde Pflanze, die sich in Gräben, Bächen, Teichen und Sümpfen durch ganz Europa und Mittelasien findet. Wurzel und Kraut schmecken unangenehm bitterlich-scharf und Herba Berulae s. Sii war sonst in den Apotheken gebräuchlich. Die ganze Pflanze wird für narkotisch scharf gehalten.

Bervic, Charles Clement, berühmter Kupferstecher, eigentlich Balvay, geboren zu Paris 1756, Schüler J. G. Wille's, Mitglied der pariser Akademie und des Nationalinstituts, ein Meister im Technischen und von Einigen für den ersten Stecher der neuern Zeit gehalten, † 1822 zu Paris. Seine Werke gehören zu den gesuchtesten der französischen Schule, zumal da sie nicht zahlreich sind. Seine berühmteste Arbeit ist das Bildniß Ludwigs XVI. im vollen Königsornate, nach Callet. Die Entführung der Dejanira, nach Guido, wird für eine der vollkommensten derartigen Arbeiten gehalten; B.s letztes Werk ist die Gruppe des Laocoon, für das Musée Napoleon.

Berwick (Merse), britische Grafschaft in Südschottland, grenzt im Norden an die Grafschaft Haddington, im Nordwesten an die Nordsee, im Westen an Edinburg, im Südwesten an Roxburgh, im Südosten an England (die Grafschaften Durham und Northumberland), von welchem es durch den Tweed geschieden wird. Der Flächenraum ist 22¼ □Meilen. Von den 285,600 Acres der Grafschaft sind etwa 100,000 kultivirt, der Rest besteht aus Gebirgen, Weiden und Haiden. Die ganze Oberfläche im Osten ist mit Gebirgen und Hügeln bedeckt, und nur der südliche Theil (das eigentliche Merse) etwas ebener, der Boden aber im Ganzen leicht und sandig, und die Küste, aus welcher St. Abbo Head hervorspringt, felsig. Das Lammermoor im Nordosten ist eine Reihe kahler, steiler Berge, die nicht einmal Weide für die Schafe darbieten und worunter der Sontra Hill, ihr höchster Gipfel, im Kirchspiele Channelkirk, sich 1544′ erhebt. Flüsse sind der Tweed (der Hauptfluß), Whitadder, Blackadder, Lauder, Eden, Eye ꝛc.; ein kleiner Landsee ist bei Coldingham, eine Heilquelle bei Dunse. Das Klima ist ziemlich kalt, doch gesund. Die Einwohner, 36,000 an der Zahl, treiben Getreide- (Weizen, Hafer, Gerste), Gemüse- und Flachsbau, vornehmlich aber Viehzucht (die Kühe sind außerordentlich milchreich; die Schafe in den Gebirgen liefern eine vortreffliche Wolle); ferner bedeutende Fischerei, sowie

Getreide- und Viehhandel. Die Industrie ist unbedeutend, der Bergbau liefert etwas Kupfer, Kohlen u. Eisensteine. Die gleichnam. Stadt (B. upon Tweed) daselbst, an der Mündung des Tweed in die Nordsee, an der Grenze Schottlands u. Englands, hat ein Schloß, ein großes Magazin und eine Kaserne für eine Garnison von 600 Mann, mehre Kirchen der Episkopalen, Presbyterianer, Baptisten, Methodisten und Katholiken, ein Hospital, schönes Stadthaus mit einem 150' hohen Thurme, meist steinerne und backsteinerne, in alterthümlichem Geschmack erbaute Häuser, enge, doch gut gepflasterte Straßen, auch einen kleinen, durch einen 1811 angelegten Steindamm sehr ausgetieften Hafen und eine Wasserleitung zur Versorgung der Stadt mit frischem Wasser. Die Einwohner, 13,000 an der Zahl, betreiben Manufakturen für Leinwand, Damast, baumwollene Zeuche, Mousselin; auch eine große Eisengießerei, welche Werkzeuge und Maschinen für die Leinen- und Baumwollenmanufaktur liefert; ferner Fischerei (Lachse), Handel mit Getreide, Wolle, Papier, Lachsen, Häringen, Pökelfleisch, Eiern 2c. In einiger Entfernung von B., bei Haggerston, ist die merkwürdige, England und Schottland mit einander verbindende eiserne Kettenbrücke (Unionsbrücke) über den Tweed, die 1820 gebaut wurde und 47' breit und 1000' lang ist. Ueber den Tweed führt auch ein großartiger, von Stephenson erbauter Viadukt der london-edinburger Eisenbahn. Die Einfahrt in den Tweed ist durch einen großen Steindamm mit Leuchtthurm gesichert. B. gehörte früher zu der darnach benannten schottischen Grafschaft, ward 1296 von den Engländern erobert, 1314 wieder geräumt, 1402 von Schottland losgerissen, war seitdem fortwährend ein Zankapfel zwischen Schottland und England, wurde erobert und wieder verloren und erst an die Engländer abgetreten, als dieselben König Wilhelm von Schottland gefangen hatten und den ruhigen Besitz dieser Stadt zur Bedingung der Auslösung machten. Auch jetzt noch blieb B. wegen der Wichtigkeit seiner Lage ein Gegenstand des Streites zwischen beiden Völkern, bis man sich dahin vereinigte, daß B. weder dem einen, noch dem andern Lande gehören, sondern völlig frei seyn sollte. So blieb es, bis endlich Schottland selbst mit England vereinigt wurde. Seitdem hat es seine frühere große Bedeutung nicht mehr, ist aber noch immer im Besitz seiner eigenen Gerichtsbarkeit und anderer Municipaleigenheiten und Freiheiten und stolz darauf, einen Flächenraum von ungefähr 800 Morgen selbstständig und unabhängig zu regieren.

Berwick, James Fitzjames, Herzog von, französischer Marschall, Pair von England und Frankreich, Grand von Spanien, ein natürlicher Sohn des Herzogs von York (des nachmaligen Königs Jakob II. von England) u. der Arabella Churchill, einer Schwester des berühmten Herzogs von Marlborough, geboren den 21. Aug. 1670, ward von seinem 7. Lebensjahre an in Frankreich im katholischen Glauben erzogen. Nachdem er unter dem Herzog Karl von Lothringen in dem Türkenkriege 1686 und 1687 rühmliche Beweise seiner kriegerischen Talente gegeben hatte, erhob ihn sein königlicher Vater unter dem Titel eines Herzogs von B. zum Pair und ertheilte ihm die Befehlshaberstelle in Portsmouth. Von der Höhe seiner glänzenden Aussichten stürzte ihn die Revolution von 1688, die den Thron seines Vaters umstieß. Vater und Sohn fanden am französischen Hofe ein Asyl. Als eifriger Anhänger der katholischen Partei u. der Sache des Vaters betheiligte sich der Sohn an des erstern Unternehmung gegen Irland, wohnte 1689 der Belagerung von Londonderry u. 1690 dem Treffen bei Drogheda an der Boyne bei, wo er, das erste und das einzige Mal in seiner kriegerischen Laufbahn, verwundet wurde. Nachdem die Unternehmung gänzlich mißlungen war, trat er in Ludwigs XIV. Dienste und diente seit 1691 unter Luxembourg in Flandern, dann nach dem Ausbruch des spanischen Successionskriegs 1702 u. 1703 unter dem Herzog von Burgund und Villeroi. Hierauf ging er als kommandirender General nach Spanien, wo er mehre feste Plätze eroberte. Als es 1705 die Bekämpfung der unruhigen Camisarden galt, konnte Ludwig XIV. keinen eifrigern katholischen Feldherrn, als ihn, hierzu finden, und die barbarische Grausamkeit, mit welcher B. in der Dämpfung des Aufstandes zu Werke ging, wird seinen Ruhm stets beflecken. Aber Ludwig belohnte sie mit dem Marschallsstabe. Im folgenden Jahre ging B. wieder nach Spanien, schlug die Engländer und Portugiesen den 25. April 1707 in der entscheidenden Schlacht bei Almanza, welche Philipp V. wieder zum Herrn von Valencia machte und ihm den spanischen Thron sicherte. Dankbar lohnte dieser dem Sieger mit den zu Herzogthümern erhobenen Städten Liria und Xeria u. mit seiner Erhebung zum spanischen Granden erster Klasse, Ludwig XIV. aber mit der Statthalterschaft in Limousin. Im Jahr 1708 ging B. an den Rhein, von da nach Flandern und dann nach dem südlichen Frankreich, wo er zuletzt das Kommando in Guyenne führte. In dem kurzen französisch-englischen Kriege gegen Spanien erhielt er 1719 das Oberkommando und mußte gegen Philipp V. kämpfen. Er scheute sich nicht, seinem ehemaligen Schützling und Gönner bedeutenden Schaden zuzufügen, indem er in Biscaya eindrang, mehre feste Plätze wegnahm und die an der Küste sich vorfindenden Kriegsschiffe zu Grunde richtete. Nachdem im folgenden Jahre zwischen den kriegführenden Mächten ein Vergleich abgeschlossen worden war, genoß B. bis 1733 der Ruhe. Als in diesem Jahre über die strittige polnische Königswahl die Feindseligkeiten von Neuem ausbrachen, rückte B. im Okt. mit einem starken Corps bei Straßburg über den Rhein und nahm Kehl weg. Im folgenden Jahr kam er abermals und diesmal mit der Hauptarmee über den Rhein und unternahm den 3. Juni die Belagerung von Philippsburg. Hier ereilte ihn der Tod, denn als er am 12. Juni bei der Besichtigung der Belagerungsanstalten sich den feindlichen Kanonen zu unvorsichtig näherte, riß eine Kugel ihm den Kopf weg. Sein Leichnam wurde in der Gruft seines am 16. Sept. 1701 zu St. Germain verstorbenen Vaters beigesetzt. B. hat den Ruhm eines gewandten und

umsichtigen, erfahrnen und persönlich tapfern Feldherrn und behauptet unter den ausgezeichneten Feldherren, welche in den damaligen Kriegen agiren, einen ehrenvollen Rang. Er war zweimal, das erste Mal mit einer Gräfin von Clanricard aus dem irischen Hause Burke, und nach deren Tode mit Anna Burckley, einer reichen Engländerin, vermählt u. hinterließ mehre Söhne. Vgl. über ihn die „Mémoires du Maréchal de Berwick, écrits par lui même" (Paris 1778, 2 Bde.; Basel 1779, 2 Bde.; deutsch, 2 Thle., Bern 1779), herausgegeben von einem Enkel B.s; auch „The life of James Fitz-James, Duke of Berwick" (London 1738). Sein Sohn, James Fitzjames B., diente unter seinem Vater, nahm 1715 an der Expedition des Prätendenten Antheil, wurde 1724 spanischer General, ging als spanischer Gesandter nach Petersburg und Wien, befehligte 1734 in Italien, belagerte und eroberte Gaeta, blieb nach beendigtem Kriege als spanischer Gesandter in Neapel und † daselbst 1738.

Beryll (Smaragdus Beryllus), s. v. a. Smaragd überhaupt, besonders aber ein gestreiftprismatischer Smaragd, zwischen span- u. apfelgrün ins Blaue übergehend, zuweilen himmel- u. indigoblau, oder stroh- bis honiggelb, selten wasserhell, besteht in 100 Theilen aus 66—68 Proc. Kieselerde, 15—17 Procent Thonerde, 12—15 Procent Beryllerde nebst geringen Quantitäten von Kalk und Eisenoxyd. Aus der von Vauquelin 1797 im B. und Smaragd entdeckten Beryll- oder Glycerinerde (s. d.) hat Davy einen einfachen Stoff, das Beryllium, dargestellt. Im Handel werden die grünlichen und bläulichen Varietäten des B.s gewöhnlich Aquamarin (s. d.) und bloß die gelben B. genannt. Die Eintheilung des B.s in edlen und gemeinen beruht vorzüglich auf der Vollkommenheit der Ausbildung der einzelnen Exemplare; die durchsichtigen und reingefärbten werden zu den erstern gezählt. Die schönsten B.e (in größern 6seitigen Krystallen) kommen aus Sibirien und aus Brasilien. Zu Schmuckgegenständen wird der B. auf bleierner Scheibe mit Schmirgel geschliffen und auf zinnerner mit Tripel polirt. Er verlangt viele Facetten, erhält daher in der Regel den Brillantenschnitt u. wird häufig durch Glasflüsse nachgeahmt, welche schwer von den ächten Steinen zu unterscheiden sind. Der Preis eines 1 Karatschweren B.s ist 2—3 Thaler, das fortlaufende Preisverhältniß beinahe dem der Karatzahl gleich. In Wien befindet sich ein B. von 595 Karat Schwere, in London zeigte man 1825 einen abgerundeten, brasilianischen, schön gefärbten von 4 Pfd. Schwere, für welchen 600 Pfd. Sterling gefordert wurden.

Berzelia (Berzelie), Pflanzengattung aus der Familie der Bruniaceen, ausgezeichnet durch den ganz verwachsenen, ungleich 5spaltigen, mit 5 länglichen Blumenblättern und ebenso viel längeren Staubfäden versehenen Kelch, immergrüne, fein und dicht beblätterte, schlanke Ziersträucher, mit weißlichen oder gelblichen, im Sommer erscheinenden Blüthenköpfchen, von deren sämmtlich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung einheimischen Arten folgende die bekanntesten sind: Berzelia abrotanoides *Thunb.*, stabwurzartige Berzelie, mit 4—6 F. hohem, unbehaartem Stengel, 1—2 Linien langen, steifen, linien-lanzettförmigen, abstehend-zurückgeschlagenen, mit brandiger Spitze versehenen, am Grunde gewimperten Blättern und gestielten, endständigen, gelblichen Blüthenköpfchen, von der Größe einer Erbse; B. ericoides, Brunia comosa *Thunb.*, haidenartige Berzelie, mit linienförmigen, spitzen, am Grunde behaarten Blättern, die untern abstehend, die obern aufrecht, und seitenständigen, weißlichen Blüthenköpfchen; B. lanuginosa *Brongn.*, Brunia plumosa *Lam.*, wollige Berzelie, mit 3—4 Fuß hohem Stengel mit schlanken, feinhaarigen Aesten, linienförmigen, 1—3 Linien langen, abstehenden, in der Jugend mit feinen, weißen, langen Haaren bekleideten Blättern, gelblich-weißen, fast in Quirlen stehenden Blumenköpfchen von der Größe der Erbsen; B. superba *Don*, Brunia arachnoidea *Wendl.*, prächtige Berzelie, mit schlanken, dünnen, sehr abstehenden, mit weißen, sehr wolligen Haaren bekleideten Aesten, halbstielrunden, sehr feinen, 4—5 Zoll langen, spinnwebenartig behaarten Blättern und weißlichen, endständigen Blüthenköpfchen. Die Berzelien verlangen eine sandige Haideerde, gemischt mit $^1/_4$ Lauberde und etwas Lehm, und eine Unterlage von kleinen Steinen und Torfbrocken. Die Vermehrung geschieht im Frühling u. Herbst durch Stecklinge. Sie verlangen nicht viel Nässe und dürfen daher stets nur mäßig begossen werden. Man durchwintert sie bei 4—6° Wärme in hellem Hause.

Berzelius, Johann Jakob, Freiherr von, einer der berühmtesten Chemiker der neuern Zeit, geboren den 20. Aug. 1779 zu Westerlösa im Kirchspiel Wäfwersunda in Ostgothland, wo sein Vater, Samuel B., der Sprößling einer Bauernfamilie, Kaplan war. Da die Aeltern nichts weniger als wohlhabend waren, so konnten sie ihrem Sohne, während er die Schule und das Gymnasium zu Linköping besuchte, nur geringe Unterstützung angedeihen lassen. Auch brachte dieser vom Gymnasium, als er die Universität zu Upsala bezog (1796), um sich dem Studium der Medicin zu widmen, nicht die besten Zeugnisse mit. Unter den verschiedenen Wissenschaften, mit welchen er jetzt erst Bekanntschaft machte, gewann er bald die Chemie vor allen andern lieb. Während er 1799 sich bei dem Brunnen Medevi, den berühmtesten Heilquellen Schwedens, als Gehülfe des Arztes aufhielt, benutzte er die Gelegenheit, das Wasser der verschiedenen dortigen Quellen chemisch zu untersuchen. Die Frucht davon war seine erste akademische Dissertation, welche er im folgenden Jahr (1800) unter dem Titel „Nova Analysis aquarum Medeviensium" herausgab und von dem Katheder vertheidigte. Nachdem er die für den medicinischen Doktorgrad erforderlichen Prüfungen bestanden und eine neue Dissertation „De electricitatis galvanicae in corpora organica effectu" (Upsala 1802) herausgegeben hatte, wurde er im Mai 1802 zum Adjunkt der Medicin und Pharmacie in Stockholm ernannt, ein Amt, welches das Sanitätskollegium eigens für ihn errichtete. Er gab nun Privatunterricht in der pharmaceutischen Chemie, hielt aber auch öffentliche Vorträge in der Expe-

rimentalchemie für ein gemischtes Publikum von Zuhörern beiderlei Geschlechts. Der ärztlichen Praxis widmete er sich gleichfalls, doch weniger aus Neigung, als um sich die nöthigen Subsistenzmittel zu erwerben. Im Jahr 1806 wurde er Lehrer der Chemie an der Kriegsakademie, im folgenden Jahr Professor der Medicin u. Pharmacie in Stockholm. In demselben Jahre wurde er nebst 7 andern stockholmer Aerzten Stifter der schwedischen Gesellschaft der Aerzte, eines Vereins, welcher seit dieser Zeit eine immer erfolgreichere Thätigkeit entwickelt hat. Im Jahr 1808 zum Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften in Stockholm ernannt, wurde er von derselben schon 1810 zu ihrem Vorstand erwählt und erhielt in demselben Jahr als Mitglied Sitz im Sanitätskollegium. Da 1815 in Stockholm ein neues mediko-chirurgisches Institut für die praktische Bildung der Aerzte errichtet wurde, ward B. auch Professor der Chemie an dieser Anstalt. Auch war er seit 1818 beständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften. Als Abgeordneter in der Ständeversammlung sowie seit 1838 als Reichsrath hat er keine bedeutende Thätigkeit entwickelt. Er † den 7. Aug. 1848. An äußerer Anerkennung seiner Verdienste hat es ihm nicht gemangelt. Schon 1818 wurde er bei Gelegenheit der Krönung Johanns XIV. in den Adelsstand erhoben, mit der Erlaubniß, den Namen beizubehalten, den er berühmt gemacht hatte, und 1835 erhielt er an seinem Hochzeitstage das Freiherrndiplom. Im Jahr 1815 wurde er Ritter des Nordsternordens, 1821 Kommandeur des Wasaordens, 1829 Großkreuz desselben Ordens. Seitdem ist er zum Ritter mehrer auswärtigen Orden ernannt worden, namentlich sind ihm solche Ernennungen von dem Kaiser von Rußland und von den Königen von Preußen, Dänemark, Frankreich, Belgien und Sardinien zu Theil geworden. Die Zahl der gelehrten Akademien und Gesellschaften, welche ihn zu ihrem Mitglied erworben haben, beläuft sich gegen 100, wovon mehr als 80 ausländische. Die schwedischen Reichsstände bestimmten 1843 eine jährliche Pension für ihn. Am 11. Nov. 1843 feierte die Akademie der Wissenschaften unter Anwesenheit des Kronprinzen, jetzt Königs von Schweden, das 25jährige Jubiläum seines Sekretariats und stellte dabei sein wohlgelungenes Porträt, ein Werk Söndermarks, in dem großen Saale der Akademie auf. B.' Verdienste um die Chemie sind so zahlreich, daß es schwer ist, sie in einen kurzen Ueberblick zusammenzufassen. Die ganze jetzige Gestaltung dieser Wissenschaft beruht großentheils auf seinen Entdeckungen und Ansichten. Er ist der Schöpfer des elektro-chemischen Systems. Er hat die Atomengewichte der einfachen Körper zuerst untersucht und genau angegeben und von diesen das Selen, Thorium und Cerium selbst entdeckt. Das Calcium, Baryum, Strontium, Tantal, Silicium und Zirkonium hat er zuerst in metallischem Zustand dargestellt und ganze Klassen von Verbindungen, wie die der Flußsäure, der Platinerzmetalle, des Tantals, Molybdäns, Vanadins, Tellurs, die Schwefelsalze und andere entdeckt oder untersucht. Die Mineralien, welche vorher nach äußern Eigenschaften eingetheilt waren, hat er nach ihrer chemischen Zusammensetzung klassificirt. Nicht weniger hat er sich durch seine Untersuchungen in der organischen Chemie ausgezeichnet. Ganz besondere Verdienste hat er sich aber um die chemische Analyse erworben, u. die neue Nomenklatur u. Klassifikation der chemischen Verbindungen, welche er angenommen hat, verschafft sich immer allgemeineren Eingang. Mit Einem Wort, es gibt keinen Zweig der Chemie, den B. nicht bearbeitet und der ihm nicht einen Theil seiner Fortschritte zu verdanken hätte. Besonders hervorzuheben ist, daß er es nicht bei der Aufstellung vereinzelter Untersuchungen bewenden ließ, sondern immer die durchgreifendsten Erörterungen über größere Gebiete gab, wodurch die chemische Wissenschaft als Ganzes außerordentlich gewann. Chemiker aus Dänemark, Rußland, Deutschland, England, Frankreich und der Schweiz haben seinen Unterricht gesucht. Von ausgezeichneten deutschen Gelehrten, welche in seinem Laboratorium gearbeitet, dürfte es hinreichend seyn, die Namen Gmelin, Magnus, Mitscherlich, Osann, G. Rose, H. Rose und Wöhler zu nennen. B. ist eine Autorität in der chemischen Welt, der sich nur der einzige Liebig in neuester Zeit gegenüberstellen läßt. Von seinen zahlreichen Schriften müssen wir uns begnügen, folgende als die wichtigsten hervorzuheben: „Några underrättelser om artificiella Mineralvatten" (1803); die in Gemeinschaft mit mehren anderen Gelehrten herausgegebene „Afhandlinger i fysik, kemie och mineralogie" (6 Bde., Stockholm 1806—18); die „Föreläsningar i djurkemien" (2 Bde., das. 1806 bis 1808), an welche sich die „Öfversigt on djurkemiens framsteg" (das. 1812; deutsch von Siegwart, Nürnberg 1815) anschließt; ferner: „Ueberblick über die Zusammensetzungen der thierischen Flüssigkeiten" (deutsch von Schweigger-Seidel, Nürnb. 1815); „Versuch, durch Anwendung der elektro-chemischen Theorie ein System der Mineralogie zu begründen" (deutsch von Gahlen, das. 1815); „Versuch über die Theorie der chemischen Proportionen" (deutsch von Blöde, Dresden 1820); „Om blåsrörets användande i kemien och mineralogien" (Stockholm 1820; deutsch von Rose unter dem Titel „Von der Anwendung des Löthrohrs in der Chemie u. Mineralogie" (Nürnberg 1821; 4. Aufl. 1844); „Ueber die Zusammensetzung der Schwefelalkalien" (deutsch von Palmstedt, das. 1822); „Untersuchung der Mineralwasser von Karlsbad, Teplitz und Königswart" (deutsch von Rose, Leipzig 1823—25) ꝛc. Sein Hauptwerk ist aber das „Lärebok i kemien" (3 Bde., Stockholm 1808—18; 2. Aufl., 6 Bde., 1817—30), das ins Französische (von Jourdan, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers, Paris 1829), Englische, Italienische, Holländische und Deutsche (von Blöde, Palmstedt u. Wöhler, 4 Bde., Dresden und Leipzig 1825 bis 1831; 4. Aufl., 10 Bde., 1835—41; 5. Originalausgabe, 10 Bde., das. 1843—47) übersetzt worden ist. Eine Bearbeitung desselben in gedrängter Form unternahm Schwarze (4 Bde., Quedlinburg 1832—43), einen Auszug davon für Apotheker, Aerzte ꝛc. besorgten Eisenbach u. Hering (Stuttgart 1832—33). Als Sekretär der Aka-

demie der Wissenschaften gab B. die „Års berättelser om framstegen i fysik och kemie“ (27 Jahrg., Stockholm 1820—47) heraus, die von Gmelin, Wöhler u. A. als „Jahresberichte über die Fortschritte der Chemie und Mineralogie“ (Bd. 1—27, Tübingen 1821—48) ins Deutsche übersetzt wurden.

Berzsenyi, Daniel, einer der vorzüglichsten ungarischen Lyriker, am 7. Mai 1776 zu Hetény im eisenburger Komitat geboren, erhielt seine erste Bildung von seinem klassisch gebildeten Vater, zeigte aber weder im Hause, noch in der evangelischen Schule zu Oedenburg besondere Neigung zum Studium und ward daher im 18. Lebensjahre nach Hause gerufen, um Landwirth zu werden. In seinem empfänglichen Gemüth hatte sich jedoch frühzeitig große Liebe zur Poesie entwickelt; insgeheim las er nicht nur die römischen und deutschen Dichter, sondern versuchte sich auch in eigenen Produktionen, die er jedoch Niemandem mitzutheilen wagte. Erst 1813 gerieth eine Sammlung derselben in Helmeczy's Hand, der sie sofort ohne Wissen des Dichters veröffentlichte und diesem in Ungarn einen geachteten Namen verschaffte. Eine vermehrte Auflage, die 1816 erschien, wurde von dem Dichter selbst besorgt. B. hatte inzwischen auch das früher Versäumte nachgeholt und sich durch Privatstudium ein bedeutendes, namentlich philosophisches Wissen erworben, so daß er 1830 zum Mitglied der ungarischen Akademie ernannt werden konnte. Doch fand seine Wirksamkeit schon 1836 durch den Tod ihr Ziel. Sein Freund Döbrentei veranstaltete (Pesth 1842) eine Gesammtausgabe seiner Werke, von denen namentlich die Lieder und Oden stets zu den klassischen Erzeugnissen der ungarischen Literatur zählen werden.

Besänftigende Mittel (Sedativa, Paregorica), Mittel, welche entweder die Sensibilität direkt vermindern, wie namentlich alle Narcotica, Antispasmodica, auch Oleosa und Mucilaginosa (besonders bei gereizten Oberflächen), oder welche die erhöhte Empfindlichkeit durch Ableitung schwächen, sowohl physische, als psychische Gegenreize.

Besagno (Bisagno), Fluß in Sardinien, Provinz Genua, entspringt auf den Apenninen u. mündet ins mittelländische Meer.

Besahnmast, s. Mast.

Besahnsegel, s. Segel.

Besamung (Disseminatio), Fortpflanzung der Gewächse durch den Samen, s. Pflanze. Die natürliche B. geschieht am einfachsten durch Ausfallen des Samens, u. zwar entweder des nackten oder mit feinen Samenhüllen versehenen, wie bei fleischigen Früchten, oder nach Oeffnen der Samenkapseln, wie bei den Hülsenfrüchten. Zur Verbreitung des Samens nach entfernten Orten ist der Wind förderlich, der nicht selten leichten, geflügelten Samen, auch besonders solchen, der mit einer Haarkrone versehen ist, meilenweit forttreibt. An manchen Pflanzen finden sich eigene Vorkehrungen zur weitern Vertheilung des Samens, indem dieser, wenn sich die Kapsel öffnet, durch elastische Kraft weit fortgeschnellt wird, wie z. B. bei der Springgurke; auch vermitteln Thiere, besonders Vögel, das Uebertragen des Samens an entfernte Orte, wenn von ihnen gefressene Samenkörner unverdaut wieder abgehen; ebenso Wasserströmungen und andere zufällige, aber doch häufig eintretende Veranlassungen. Die künstliche B. ist Gegenstand der Landwirthschaft, Gartenkunst, Baumzucht.

Besançon, Hauptstadt der ehemaligen Franche-Comté, sowie des jetzigen Departements Doubs, am Doubs, der sie von 3 Seiten umfließt, so daß sie größtentheils auf einer von demselben gebildeten Halbinsel liegt, während ein anderer Theil vor dieser gelegen ist, am Eingang eines Thals zwischen zwei Bergen in höchst malerischer Lage. B. ist eine Festung zweiten Ranges, zum Theil von Vauban nach seiner zweiten Manier angelegt, dennoch sind die Werke sehr unregelmäßig. Die Stadt wird durch den Doubs in die Oberstadt und Unterstadt getheilt, die durch eine steinerne Brücke verbunden sind. Jene enthält das durch einen Graben abgesonderte Champ de Mars, diese ist besonders sehr unregelmäßig befestigt. Die starke Citadelle, die auf einem hohen steilen Berge (auf der Stelle der alten römischen Burg) am Ende der Halbinsel liegt und ihr Wasser aus einem tiefen in den Felsen gehauenen und bis unter die Sohle des Thals führenden Brunnen zieht, ist ein längliches, bastionirtes Viereck mit Ravelins, und ihr Graben, von einem Flußufer zum andern reichend, verschließt die ganze Halbinsel. Die Festungsgräben werden vom Doubs bewässert. B. hat 7 Hauptthore, ziemlich breite Straßen, regelmäßige, meist ansehnliche, aus einem dunkelgrauen Stein, den man in der Nachbarschaft bricht, erbaute Häuser, deren schönste in der Präfektur-, Perron- und neuen Straße stehen. Viele Straßen und Plätze führen noch jetzt Namen, die aus der Römerzeit stammen, z. B. Rue de la Lune (Vicus Lunae), Charmont (Charitum mons), la Rhée (Vicus Rheae), Chammar (Campus Martius). Der letztere ist eine reizende Promenade, die zwischen zwei Armen des Doubs sich hinzieht, mit Linden u. Platanen bepflanzt und durch ein Monument zum Andenken der auf dem Schlachtfelde gebliebenen Krieger in einem niedlichen Boskett geziert ist. Eine andere, kleine Promenade ist die von Grandvelle, welche mitten in der Stadt sich ausbreitet und ihren Namen von dem daran gelegenen Palaste hat. Der Zugang zu der Stadt ist in Felsen gehauen, heißt deshalb la Porte Taillée und wird Julius Cäsar zugeschrieben. Unter den Gebäuden ragen hervor das Präfekturgebäude, die große in gothischem Styl erbaute Kathedrale, 8 Pfarrkirchen, darunter die schöne, einfache St. Magdalenen-, ferner die St. Peters- und die St. François-Xavierkirche, drei Spitäler, darunter das St. Jakobshospital, eines der schönsten in ganz Frankreich, zwei Museen, das große öffentliche Magazin, aus mehren Reihen von Gewölben bestehend, &c. B. ist der Sitz eines Erzbischofs, dessen Sprengel die Departements Doubs, Jura und Ober-Saone bilden und dem die Bischöfe von Metz, Straßburg, Nancy, Autun, Belley und Dijon untergeordnet sind, der Assisen, eines Obertribunals, Handelsgerichts und anderer Departemental- und Bezirksbehörden. Von wissenschaftlichen Anstalten be-

sitzt die Stadt die Académie universitaire (für Mathematik und schöne Wissenschaften), die Faculté des lettres (Akademie der Künste u. Wissenschaften), ein geistliches Seminar, eine Artillerieschule, Zeichenschule, Uhrmacherschule, ein physikalisches und naturhistorisches Kabinet, einen botanischeu Garten, eine Bibliothek (von 63,000 Bänden) mit einer Münzsammlung, eine Taubstummenanstalt, eine Kongregation barmherziger Schwestern, medicinische Gesellschaft, Akkerbaugesellschaft ꝛc. Es blühen daselbst Fabriken für Handschuhe, Hüte, buntes Papier, Taschenuhren, Waffen, Quincaillerien, Leinwand, Mousselin, Mützen; Gerbereien, berühmte Brauereien, auch wird bedeutender Handel mit Wein, Eisen, Leinwand n. andern Industrieerzeugnissen, Pferden, Ziegen, Hammeln, Hornvieh, Schweinen getrieben. Die Stadt hat 32,000 Einwohner. In der Umgegend finden sich bedeutende Ueberreste aus der Römerzeit, z. B. ein Triumphbogen Kaiser Aurelians, ein Amphitheater, eine Wasserleitung; auch die Pfeiler, worauf die neue Brücke ruht, stammen aus dem Alterthum. Neuerlich hat man auch die Ueberreste eines großen Theaters aufgefunden, das an 20,000 Menschen gefaßt haben mag ꝛc. B. ist Geburtsort vieler ausgezeichneten Männer, als des Kardinals Granvella, Actons, Abel Remusats, Victor Hugo's, Pajols, Nodiers, Milots, Chifflets ꝛc. Es hieß zur Römerzeit Vesontio (Bisontium, Chrysopolis) und war eine sehr alte Stadt der Sequaner; die auf einem Berge gelegene Citadelle war mit der schon damals großen Stadt durch eine Mauer verbunden. Schon zu Cäsars Zeiten, der die Sequaner daraus vertrieb und hier 58 v. Chr. den Ariovist besiegte, war B. ein bedeutender Waffenplatz. Zur Zeit Kaiser Julians wurde es von den Deutschen unter Crocus zerstört. Die Kathedrale soll von St. Linus gegründet worden seyn. Die Vandalen griffen B. 386 vergebens an; 413 kam es an die Burgunder nnd 451 zerstörte es Attila. Unter König Heinrich I. kam B. als Hauptstadt der Franche-Comté an das deutsche Reich. Es wurde früh der Sitz eines Erzbischofs mit dem Titel eines Erzkanzlers von Burgund und deutschen Reichsfürsten, der die 4. Stelle unter den nicht kurfürstlichen Erzbischöfen einnahm. In glücklichem Kampfe mit ihm arbeitete sich seine Stiftsstadt zu der Unmittelbarkeit einer Reichsstadt hinauf. Die 1540 vom Kardinal Granvella gestiftete Universität ging später wieder ein. Im westphälischen Frieden 1648 ward B. an Spanien abgetreten. es behielt aber seine Reichsunmittelbarkeit bis 1668, wo es sich unter günstigen Bedingungen der spanischen Herrschaft unterwarf, Nachdem es schon 1668 und 1674 von den Franzosen erobert worden war, ward es 1679 im Frieden von Nymwegen mit der Franche-Comté von Spanien an Frankreich abgetreten, und Ludwig XIV. ließ es sogleich durch Vauban befestigen. Durch das Konkordat von 1801 wurde das Erzbiethum B. neu errichtet. Im J. 1814 ward B. durch das zweite österreichische Armeecorps unter dem Fürsten Aloys Lichtenstein belagert und bombardirt; zwei große Ausfälle der Belagerten wurden abgeschlagen; die Festung hielt sich jedoch bis zum Frieden. Als nach dem Falle Warschau's 1831 die Hauptmasse der polnischen Emigranten sich nach Frankreich wendete, ward ihnen B. neben Avignon u. Bourges zum Hauptdepot angewiesen.

Besatzung, die mit der Vertheidigung und sonstigen Erhaltung einer Festung beauftragte Mannschaft, bestehend aus wirklichen Soldaten, sowie aus den nothwendigen Ingenieuren, Aerzten, Proviantbedienten, Handwerkern ꝛc. Alle gehorchen dem Kommandanten oder Gouverneur, der besondere Adjutanten und einen Stab hat. Zu letzterm gehören der Unterkommandant, der Ingenieur vom Platze, der Artillerieoffizier vom Platze, der Arsenaldirektor, der Proviantmeister, der Oberarzt, Zahlmeister u. A. Die Stärke der B. hängt zunächst von der Größe und dem Umfange der Festung, dann aber auch von der Zahl der Geschütze und den besondern Werken ab. Vauban nimmt bei der Voraussetzung eines Polygons von 180 Toisen Fronte auf jede Bastion 500 Mann an; Andere rechnen 600 Mann, ebenso viel auf ein Hornwerk n. 150 Mann auf jede vorliegende Redoute, exklusive Artillerie, Geniewesen und Generalstab. Die B. eines Sechsecks ergibt sich hiernach zu 4500 Mann, wovon aber in der ersten Hälfte einer Belagerung ¼ als Gehülfen für die Artillerie, in den Magazinen und Hospitälern, sowie zu den Befestigungsarbeiten abgeht. Von den dann noch übrigen 3000 Mann haben ⅓ Tagedienst, ⅓ sind in Bereitschaft und ⅓ haben Rasttag. Bousmard fordert dagegen für ein Sechseck, um Alles hinreichend zu besetzen und den Dienst gehörig versehen zu können, 5252 Mann, theilt dieselben übrigens ebenso in 3 Theile zum Dienste, zur Bereitschaft u. zum Ausruhen. Die Bereitschaft will er zugleich zum innern Wachtdienst, zur Unterstützung der vom Feinde angegriffenen Werke und zu Ausfällen benutzen. Reiterei wird in Festungen als solche nur zum Patrouilliren oder, wie einige Ingenieure vorschlagen, zu Ausfällen in breiten, trockenen Gräben gebraucht. 300 bis 400 Mann dürften selbst bei großen Festungen genügen. Zur Bedienung der Geschütze rechnet man durchschnittlich für jedes schwere Geschütz 5 Mann, wovon aber nur 2 Mann Artilleristen, die übrigen Gehülfen aus der Infanterie sind. Liegen die Geschütze auf leicht beweglichen Festungslaffetten — gribeauvalschen und montalembertschen Rahmenlaffetten —, so sind für jedes Geschütz schon 3 Mann ausreichend, u. wenn mehre Geschütze neben einander in einer Batterie stehen, braucht man auf 2 derselben immer nur eine Bedienung zu rechnen, weil das Feuer in der Regel nicht so schnell unterhalten zu werden braucht. Vom Geniewesen rechnet man gewöhnlich auf jede 1000 Mann der Besatzung 100 Mann Pioniere od. Sappeurs, und hat die Festung ein Minensystem, für dieses noch 100 Mineurs. Uebrigens bedarf es dieser Vertheidiger aller Waffenarten nur auf einer, oder bei großen Festungen auf 2 Angriffsfronten; für die übrigen Festungswerke rechnet man nur so viel Mannschaft, als zu ihrer Bewachung nöthig ist. Vergl. Festung.

Besatzungsrecht, die Befugniß, in einen Ort Garnison zu legen. Das B. unterscheidet sich vom Oeffnungsrechte dadurch, daß letzteres

nur bei besondern Vorfällen Statt findet, ersteres aber die Berechtigung zur fortbauernden Einlegung der Garnison gibt. Man theilt das B. in das ordentliche und außerordentliche. Das erstere ist das aus der Landeshoheit fließende; nach ihm darf der Landesherr, und er allein, in jeden Ort im Lande, wo nicht etwa besondere Verfassungsbestimmungen im Wege stehen sollten, die ihm zweckmäßig scheinende Besatzung legen, wobei sich von selbst versteht, daß nach den Grundsätzen von Entschädigung wegen besonderer Opfer für das gemeine Beste den dadurch etwa Beeinträchtigten Schadloshaltung zu leisten ist. Das außerordentliche B. fließt entweder aus dem völkerrechtlichen Kriegszustand und geht dann so weit, als die kriegerische Macht reicht; oder aus einer staatsrechtlichen Dienstbarkeit, vermöge deren eine fremde Macht, z. B. die Bundesmacht in den Bundesfestungen, eine Garnison halten darf. Alsdann bestimmen die rechtliche Begründung dieser Dienstbarkeit und die darüber Statt findenden Verträge die Ausdehnung und Grenzen dieser Befugniß; die Kosten aber für Unterbringung u. Verpflegung der Truppen fallen dabei in der Regel dem Berechtigten zur Last.

Besborodko, s. v. a. Bezborodko.

Besborough, russisch-nordamerikanische Insel im Behringsmeer, an der Küste der Tschuktschen, nordöstlich im Nortongolf.

Beschäler (Bescheller), ein Hengst, der zum Bedecken der Stuten gebraucht wird; s. Gestüt.

Beschaffenheitswort, s. v. a. Adverbium.

Beschauung (Beschauliches Leben), s. Kontemplation, vergl. Ascese.

Besch-Barma (Besch-Barmak, Peschparmack, Fünf Gipfel der Priester, Fünffingerberg), asiatisch-russischer Berg in Georgien an der Westküste des kaspischen Meeres, nordwestlich von der Halbinsel Apscheron, voller Höhlen und merkwürdig durch Grabmäler und Inschriften.

Bescheid (Decisum), allgemeine Bezeichnung einer richterlichen, einen Rechtsstreit betreffenden Verfügung; er ist entweder ein Erkenntniß (s. d.), oder bezieht sich im gemeinen Prozeß bloß auf die Leitung des Rechtsstreites; s. Dekret.

Bescheidenheit, Mäßigung oder Nachgiebigkeit (ein sich Bescheiden) in den gerechten Ansprüchen auf erworbene Ehre. Weicht der Schüler seinem Lehrer, der Unterthan seinem Obern, der Soldat seinem Anführer auf der Straße aus, so ist das nicht B., sondern schuldiger Respekt. Die Tugend der B. wird erst dann geübt, wenn Jemand berechtigt ist, auf seine Talente, Einsichten, Verdienste und staatsbürgerliche Stellung einen Werth zu legen, und die hierauf gegründeten Ansprüche dennoch nicht behauptet, sondern sie zurückhält, um den Erwartungen des Andern freien Raum zu gestatten. Der Hochmüthige ist nur eingebildet, der Bescheidene hingegen ist sich seines Werthes bewußt; jener verachtet stets das entschiedene Verdienst, dieser aber zeigt sich bereit, auch der noch unbekannten Vollkommenheit mit der verdienten Achtung entgegenzukommen. Der B. zur Seite geht die Höflichkeit, oder das zuvorkommende achtungsvolle und wohlwollende Betragen im Verkehr mit Andern, das, nach der Beschaffenheit der Personen, von der gewöhnlichen Urbanität bis zur Ehrerbietung gesteigert werden kann.

Beschicken, Erze vor dem Einbringen in den Schmelzofen mit Zusätzen vermengen, durch welche sie zum bessern Schmelzen vorbereitet werden; dann auch den Schmelzofen in den gehörigen Stand zum Schmelzen (s. d.) setzen; auch s. v. a. Legiren.

Beschickungsproben, Proben im Kleinen, welche entweder in Tiegeln, oder kleinen Oefchen bei Einwirkung des Gebläses unternommen werden, um ausfindig zu machen, in welchem Verhältniß man die zu Gebote stehenden Erze beim Verschmelzen zusammenzusetzen und welche Erdarten man ihnen zuzuschlagen hat, um eine leichtflüssige Schlacke zu erhalten, aus welcher sich das Metall oder die Metallverbindung gut ausscheiden kann. Sie geben nur einen allgemeinen und unsicheren Anhaltepunkt, indem bei der viel bedeutenderen Hitze im eigentlichen Schmelzofen die Zusammensetzungen, welche im kleinen Feuer eine vorzügliche und leichtflüssige Schlacke ausgeben, sich oft im Großen ganz anders verhalten; s. Schmelzen.

Beschik (Beschikler), Landsee in der europäisch-türkischen Provinz Macedonien, Sandschak Salonichi, wird gebildet durch den Fluß Orfan, ist von beträchtlichem Umfange, im Sommer aber oft wasserlos und fließt in den Busen von Kontessa ab.

Beschiktasch, Vorstadt von Konstantinopel, mit dem Sommerpalast des Sultans, s. Konstantinopel.

Beschimpfung, s. Injurie.

Beschir, s. v. a. Emir Beschir.

Beschka, asiatisches Gebirge, östlicher Theil der Gebirgskette Ulugh-Tagh, wodurch die Ischim-Steppe von der chinesischen Songarei geschieden wird.

Beschlagnahme, s. v. a. Arrest.

Beschlossene Güter, Grundstücke, die mit einer Umzäunung versehen sind und Gartenrecht genießen.

Beschneidung (Circumcisio, hebräisch Mulah), der bei mehren Völkern, namentlich den Aegyptern, Westasiaten, Hebräern, Arabern, Kopten, Abyssiniern, Kaffern, auf einigen Südseeinseln herrschend gewesene und theilweise noch herrschende Gebrauch, die Haut, welche die Eichel des männlichen Gliedes bedeckt, Vorhaut (Praeputium), mittelst einer Operation durch das Messer hinwegzunehmen. Bei den Juden wurde dieselbe ursprünglich von dem Vater des Kindes (1. Mos. 17, 23), später von einem besonders dazu Angestellten (Mohel), in Nothfällen selbst von Frauen vollzogen, während des Zuges durch die Wüste jedoch unterlassen (Jos. 5, 5 f.), sonst gewöhnlich am 8. Tage (1. Mos. 21, 4), später auch wohl am 12. Tage nach der Geburt vorgenommen; nur bei kränklichen Kindern wartete man bis zur Genesung. Indem das Kind hierdurch zu einem Mitgliede des Volkes Gottes geweiht wurde, empfing es gewöhnlich zugleich seinen Namen. Außer den eingebornen Kindern mußten sich diesem Ritus auch alle Leibeigene und Fremde unterwerfen, die in Israel sich niederlassen und am

Passah theilnehmen wollten, so daß nur die nicht auf das Ceremonialgesetz verpflichteten Proselyten des Thors (s. d.) davon befreit blieben. So streng aber auch die von Abraham eingeführte Ceremonie anfangs gehalten wurde, so wich man doch namentlich seit den Zeiten der Makkabäer ab, indem man theils aus Hinneigung zu den griechischen Sitten, theils um unter den antiochischen Religionsverfolgungen nicht erkannt zu werden, die Haut wieder dergestalt über die Eichel zog und zu gewöhnen suchte, daß man wo möglich von einer Statt gehabten B. nichts wahrnehmen sollte, eine Vernichtung des nationalen Kennzeichens, welche von den strengen Juden für höchst strafbar erklärt wurde. Die Operation selbst, welche bei gesunden Kindern ungefährlich, bei Erwachsenen nicht ohne Gefahr vorgenommen wird, indem ein oft mehre Wochen anhaltendes Wundfieber die Folge ist, wird jetzt Morgens in der Synagoge nach vorhergegangenem Gebete in Gegenwart von wenigstens 10 Personen dem Schranke gegenüber, wo die Gesetzrollen bewahrt werden, mit großer Feierlichkeit vorgenommen. Eine dieser Personen ist der Gevatter, die andere Elias, welcher nach einer falschen Deutung von Mich. 3, 1; 1. Kön. 19, 10 als gegenwärtig gedacht wird. Am Eingange der Synagoge empfängt der Gevatter das Kind aus den Händen der Frauen, bringt es in die Versammlung und spricht: „Gesegnet sey, der da kommt!" welche Worte die ganze Versammlung laut wiederholt. Nachdem der Gevatter das Kind auf seinen Schooß gelegt, wickelt der, welcher die B. vollzieht, dasselbe auf, klemmt die herangezogene Vorhaut entweder in ein besonderes Instrument, od. in 2 Finger, betet: „Gelobt seyst du, Herr, unser Gott, der du uns geheiligt hast durch deine Gebote und hast uns die B. gegeben!" schneidet bei diesen Worten mit einem dazu bestimmten (sonst steinernen, jetzt stählernen) Messer die Vorhaut hinweg u. wirft dieselbe in ein Gefäß mit Sand. Hierauf zerreißt er mit dem Fingernagel das innere Häutchen unter der Vorhaut (Peria), saugt das Blut aus der Wunde (Mezizah) und streut ein blutstillendes Pulver darauf. Der Gevatter empfängt das beschnittene und wieder gewickelte Kind, stellt sich mit demselben dem Beschneider gegenüber, dieser aber beschließt die Handlung mit Gebeten für Kind und Aeltern. Nach der B. folgt ein festliches Mahl, an welchem wenigstens 10 Personen gegenwärtig seyn sollen.

Was den Ursprung und den Zweck der B. betrifft, so ist wohl unzweifelhaft, daß die Hebräer dieselbe, wie überhaupt einen großen Theil ihrer Gebräuche, von den Aegyptern entlehnten (1. Mos. 17, 10—14), wo sich dieselbe zuerst findet und von wo aus sie sich zu andern Völkern verbreitete. Daß medicinische Gründe, in sofern die B. das beste Sicherungsmittel gegen die im Orient herrschende furchtbare Karbunkelkrankheit (Gonorrhoea spuria) und andere Krankheiten sey, welche aus der in heißen Ländern häufigen Ansammlung von Feuchtigkeiten unter der Eichel entstehen, oder daß das politische Motiv, durch jene Operation die Zeugungsfähigkeit zu befördern, welche die im Orient gewöhnlich längere und engere Vorhaut hindere, zu dem Gebrauch der B. geleitet habe, möchte um so mehr zu bezweifeln seyn, als es sich nicht denken läßt, daß, selbst diese Vortheile angenommen, die ungebildete Menge sich einer solchen Operation werde unterzogen haben. Außerdem sind die Völker, bei welchen sich dieser Gebrauch findet, so sehr zur Unreinlichkeit und zum Leichtsinn geneigt, daß die Sorge für bloße Reinlichkeit schwerlich etwas über sie vermochte. Nicht minder zeigt das Beispiel der Völker des Orients, welche, wie die Parsen, Guebern, Inder, ein großer Theil der Kaffern ꝛc., sich der B. nicht unterziehen und doch eben so gesund und zeugungsfähig sind, als Völker, die den Ritus beobachten, daß medicinische Rücksichten wenigstens nicht Hauptgründe gewesen seyn können. Mögen daher auch theilweise vermeintlich oder wirklich medicinische und politische Rücksichten mit der B. verknüpft gewesen seyn, so ist es doch am wahrscheinlichsten, daß religiöse Motive, vornehmlich die Meinung: bei der Geburt der Kinder durch diesen Ritus die vielleicht zürnende Gottheit zu versöhnen, die Hauptgründe der Entstehung und Verbreitung waren. Wie man bei glücklichen Ereignissen durch freiwillige Verstümmelung den Neid der Götter in Mitleid umzustimmen meinte, so begegnet man in den meisten orientalischen Religionen überhaupt der Idee von der Heiligkeit des männlichen Gliedes und dem Streben, die Reinheit des Herzens äußerlich zu symbolisiren. Man sah deshalb einen mit kurzer Vorhaut Geborenen als einen besonders vom Himmel Begnadigten an, u. die Sage erzählt, daß die ägyptischen Halbgötter, die jüdischen Patriarchen, Adam, David, Mohammed, der Ali der Perser beschnitten auf die Welt gekommen seyen. Deshalb wurde die B. das Bundeszeichen der Weihe zum Eigenthumsvolke Jehovahs. Die Frage, ob die heutigen Juden die B. aufgeben können, ohne dadurch aufzuhören, Bekenner der mosaischen Religion zu seyn, ist bekanntlich gegenwärtig eine Streitfrage zwischen den Orthodoxen und den Reformers des Judenthums; so viel ist gewiß, daß die Beibehaltung jenes Ritus die Aufhebung der Scheidewand zwischen Juden und Christen sehr erschwert und den socialen Fortschritt der erstern hemmt. Wie bei den Juden, findet sich die B. auch bei andern Völkern des Orients, und Mohammed behielt ihn bei seinen Arabern bei, ohne ihn jedoch zu gebieten. Da diese ihren Ursprung von Ismael und Hagar ableiten, welcher nach 1. Mos. 17, 25 erst im 13. Jahre die B. empfing, so wird die B. hier gewöhnlich bis zu diesem Alter und noch später verschoben. Die Philister und Idumäer wurden 126 v. Chr. von Hyrcanus gezwungen, den Ritus anzunehmen und sich mit den Juden zu vereinigen, oder auszuwandern. Wie die Araber, so haben auch die Perser, Inder und Türken, letztere mit dem Koran, denselben angenommen. Indessen wird die B. bei den meisten übrigen Völkern ohne besondere Ceremonie vollzogen. Bei den Türken geschieht die B. meist im väterlichen Hause durch einen Chirurgen in Gegenwart eines Imam, welcher Gebete für Kind u. Aeltern spricht. Während oder vor der Operation selbst wird dem Beschnittenen der Name ertheilt, ein Gastmahl und andere Festlichkeiten beschließen die Feier.

In Aegypten, Aethiopien und dem benachbarten Arabien beschneidet man auch die Mädchen im 7. oder 8. Jahre, indem man den dicken weichen, aus der Scham heraushängenden Auswuchs abschneidet. Das Geschäft wird von umherziehenden Weibern mit Messern zur Zeit, wenn der Nil steigt, vollzogen. Vergl. Autenrieth, Abhandlung über den Ursprung der B., Tübingen 1829; Elias Collin, Die B. der Israeliten und ihre Nachbehandlung, Leipzig 1842.

Beschneidungsfest (Fest der Beschneidung des Herrn, Festum circumcisionis), der 1. Januar, als der Tag der Beschneidung Jesu (Luc. 2, 21). Spuren der Feier dieses Tages finden sich zuerst im 5. Jahrhundert, allgemeiner wurde dieselbe im 7. Jahrhundert.

Beschort, Friedrich Jonas, ausgezeichneter Schauspieler aus der schröderschen und ifflandschen Schule, geboren 1767 zu Hanau, trat zuerst 1786 als Sänger zu Worms auf, ward später von Schröder in Hamburg engagirt u. kam, zum wirklichen Schauspieler ausgebildet, 1796 nach Berlin, wo er seitdem ein Liebling des Publikums blieb, den 12. Oktober 1836 sein 50jähriges Jubiläum feierte und 1846 †. Sein Spiel u. Vortrag waren künstlerisch einfach, edel, elegant, nie durch falschen Pathos und leere Effekthascherei entstellt. Als B.s meisterhafteste Darstellungen sind zu nennen: Shrewsbury in „Maria Stuart", Riccaut de la Marlinière in „Minna von Barnhelm", Perin in „Donna Diana", und Polonius im „Hamlet".

Beschreibung (Descriptio), diejenige Art der Vorführung eines Objekts, welche durch Angabe einer Menge von wesentlichen und zufälligen Merkmalen das Objekt zu versinnlichen strebt. Dieses Objekt, welches beschrieben wird, ist aber entweder ein Begriff, oder ein individueller Gegenstand. Die B. eines Begriffs ist nichts als eine erweiterte Erklärung (declaratio) desselben, wenn die letztere als ein kategorisches Urtheil definirt wird, dessen Prädikat die Verbindung der Merkmale seines Subjekts enthält, welche zusammengenommen jenem gleich sind. Die B. eines individuellen Gegenstandes, z. B. einer Landschaft, einer Stadt, eines Gebäudes, eines Menschen, beabsichtigt durch Aufführung von Merkmalen, welche dem zu beschreibenden Individuum eigenthümlich und charakteristisch sind, dieses Individuum Allen kenntlich zu machen, und zwar denen, welche dasselbe schon gesehen haben, eine möglichst lebhafte Erinnerung zu erwecken, während denjenigen, welche dasselbe noch nicht kennen, die B. als Surrogat des Individuums selbst dienen soll. Da demnach die B. eigentlich weniger auf Begriffe, als auf Anschauungen geht, so ist sie mehr ein Hülfsmittel der Versinnlichung, als der Verdeutlichung. So wenig nun aber in einer Beschreibung irgend ein Merkmal fehlen darf, welches dienen kann, das zu beschreibende Objekt zu versinnlichen, ebenso wenig darf dieselbe an Weitschweifigkeit leiden, damit nicht unter der Vielheit des Gegebenen die Uebersichtlichkeit leide. Individualisiren heißt also die Hauptregel der B., sowohl der wissenschaftlichen, als der ästhetischen. Die ästhetische B. eines Gegenstandes in einem Gedichte (die sogenannte beschreibende Poesie), wie sie besonders durch den Einfluß der englischen Literatur bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts sehr in Aufnahme kam, ist jedenfalls nur eine sehr untergeordnete Gattung, kann nur, wenn sie mit ausgezeichnetem poetischen Geschick behandelt wird, Interesse erregen, weil sie nicht ein Werdendes, Entstehendes, Fortschreitendes, sondern ein Ruhendes, Abgeschlossenes vorführt und die Unbeweglichkeit oft Langeweile statt des Interesse erweckt. Lessing hat diese beschreibende Poesie in seinem „Laocoon" abgethan, indem darin unwiderleglich nachgewiesen ist, daß die Sprache nur das Successive, das Nacheinander, die bildende Kunst dagegen das Koexistirende, das Nebeneinander darzustellen habe. Die Alten kannten die beschreibende Poesie als selbstständige Gattung gar nicht; wo sie nur bei ihnen auftritt, erscheint sie immer als untergeordneter Bestandtheil größerer Dichtungen.

Beschtau (Beschtav), Gebirge im russischen Kaukasien, bildet den nördlichen Theil des Kaukasus und ist von den Tscherkessen bewohnt. Es sprudeln daselbst berühmte warme Schwefelquellen, nordöstlich von dem russischen Fort Konstantinogorskaia, zwischen den Bergen Maschuka und links vom Podkumok.

Beschwerde (auch Beschwerung, gravamen, onus), jede auf einem Grundstücke, oder auf der Qualität eines Staats- oder Kommunbürgers ruhende Kommunal-, Staats- u. Privatleistung oder Last, als Steuer, Frohne, Schoß, Servitut, Ehrenamt, Abgabe jeder Art ꝛc.; dann (gravamen, querela) die über eine Verletzung oder Rechtsverweigerung (z. B. Justizverweigerung) oder Verletzung, welche ein Oberer gegen den Niedern oder ein Gleicher gegen einen Gleichen sich erlaubte, bei der höhern Behörde eingereichte Vorstellung, verbunden mit dem Antrage auf Abhülfe. B.n dieser Art gegen die Staatsverwaltung können in konstitutionellen Staaten, im Weigerungsfalle der Behörden, auch bei den Landständen und in Deutschland bei dem Bundestage angebracht werden. Im eigentlichen Prozeß ist B. einmal die Angabe der Punkte (Beschwerdepunkte), durch welche die Partei, welche Appellation ergreift, in dem von dem Gericht ergangenen Urtheile sich für verletzt erklärt, mit der Bitte, daß in diesen Punkten das Urtheil in höherer Instanz abgeändert werden möge (s. Appellation); dann im Gegensatz zur Appellation oder andern eigentlichen Rechtsmitteln, welche nur gegen wahre Urtheile und gewisse, der Rechtskraft fähige Verfügungen ergriffen werden, eine Vorstellung bei dem obern Richter gegen andere im Laufe des Prozesses erlassene Verfügungen des Unterrichters, die nicht rechtskräftig werden. So kann im Strafprozeß wegen der im Laufe der Untersuchung ergangenen Verfügungen B. erhoben werden, z. B. über Verhaftung.

Beschwerderegister (Beschwerdebuch), Buch, in welches Beschwerden eingetragen werden, z. B. auf Posterpeditionen für die Beschwerden der Passagiere über die Postofficianten, auf Zollstätten des deutschen Zollvereins für die Steuerpflichtigen gegen die Zollbeamten ꝛc.

Beschwörung, der Gebrauch gewisser Wörter, Formeln oder Handlungen, theils um damit

außerordentliche, übernatürliche Wirkungen hervorzubringen, theils um übernatürlichen, zumal bösen Einwirkungen vorzubeugen. Der Glaube, daß man durch Worte oder bestimmte Formeln, verbunden mit eigenthümlichen Handlungen, bestimmte Wirkungen auf Natur- und Geisterreich hervorbringen könne, ist sehr alt und beruht auf der Kraft, die man dem gesprochenen Worte und der dadurch ausgedrückten Idee beilegte. Im Orient, in Griechenland u. in Rom wurden Zauberkünste geübt, an deren Wirksamkeit man nicht zweifelte. Im Orient aber wurde dieses Beschwörungswesen zuerst zur Kunst ausgebildet und von da nach Griechenland und weiter verbreitet. Perser, vorzüglich aber Chaldäer u. Babylonier waren als Zauberer und Beschwörer bekannt. Daß auch die Juden, und zwar von den ältesten Zeiten an, sich mit der Magie abgaben, dafür zeugen die Strafbestimmungen, die schon Moses dagegen erließ, ohne jedoch viel dadurch ausrichten zu können. Seit der Rückkehr aus dem babylonischen Exil waren die Beschwörungskünste unter dem jüdischen Volke allgemein verbreitet und die Wissenschaft derselben bildete einen Haupttheil der Kabbala (s. d.). Bei gewissen B.en kamen die seltsamsten, oft gräßlichsten Dinge in Anwendung; so gebrauchte man die abgezogene Kopfhaut eines Verstorbenen, man grub Todte aus, um von ihnen die Kleider, Ringe 2c. benutzen zu können; man fabelte von einem Wunderthiere, das in Palästina sich aufhielte und dessen Schnauze, bei B.en in den Mund gesteckt, dem Zauberer die sicherste Macht gäbe. Auch gewisse Worte gab es, denen man eine besondere Kraft beilegte, wie: Schabiri, Kandi, Mülum, dann Abracadabra und Abraxas 2c. Salomo wird als Derjenige angegeben, welcher die Zauberei als Kunst vorzüglich gekannt und ausgebildet habe, und bekannt ist die Erzählung von seinem Ringe, der ihm Gewalt gegeben habe über die Dämonen, deren er auf Ein Mal an 1720 Legionen beschworen, in einen großen kupfernen Kessel gebannt u. endlich in einen Morast bei Babylon versenkt habe. Einen hauptsächlichen Theil der Beschwörungskunst bildet die B. der Todten (Nekromantie, s. d.), wodurch man die Seele der Verstorbenen erscheinen lassen zu können glaubte, besonders um sie um die Zukunft zu befragen. Dieser Glaube an Zauberei wurde natürlich durch das Christenthum, wenn auch nicht sogleich vertilgt, doch wenigstens bedeutend umgestaltet, in sofern durch dasselbe alle magischen B.en als Teufelswerke verdammt u. kirchliche B.en Besessener (wodurch man die in ihnen wohnenden bösen Geister austreiben wollte, vgl. Exorcismus) dagegen als erlaubt, ja als nothwendig statuirt wurden. So entstand die sogenannte christliche Magie, bei der man durch Anrufen des Namens Gottes, Jesu, der Maria 2c. dasselbe zu erlangen hoffte, was man früher durch die oben erwähnten Zaubermittel erlangen zu können geglaubt hatte. Doch pflanzte sich auch jene heidnische Ansicht von der Magie fort, u. es finden sich im Mittelalter Leute genug, welche Geister citiren zu können vorgaben, u. Leute genug, die ihnen glaubten. Paracelsus, Jakob Böhme, Gutmann u. A. rühmten sich magischer Gewalt über die Geisterwelt. In Fausts Höllenzwang bietet uns auch die Sage ein Beispiel für die Fortdauer jenes Glaubens. Das Hexenwesen endlich, welches durch das ganze Mittelalter bis lange nach der Reformation eine so beklagenswerthe Rolle spielt, hat sich zum großen Theil aus dem heidnischen Glauben an Magie entwickelt. Außerdem mögen noch erwähnt werden die sogenannten Schlangenbeschwörer, deren es heut zu Tage noch im Morgenlande gibt und die sich rühmen, Schlangen so beschwören zu können, daß ihr Biß nicht tödtlich ist; dann die Tagebeschwörer, welche vorgaben, gewisse unglückliche Tage durch Zauberformeln zu glücklichen zu machen, und umgekehrt glückliche verwünschen zu können, so daß alles an solchen Tagen Unternommene einen unglücklichen Ausgang erhielte.

Beseler, 1) Wilhelm Hartwig, hervorragender Führer der schleswig-holsteinschen Bewegung, den 3. März 1806 auf dem Schlosse Marienhausen in der Grafschaft Jever (Oldenburg) geboren, kam 1809 mit seinem Vater nach Rödenitz bei Husum in Schleswig, wo letzterer als Kammerrath und Deichinspektor angestellt ward, besuchte die Domschule in Schleswig und studirte seit 1823 in Kiel, dann von 1825—1827 in Heidelberg Rechtswissenschaft, worauf er sich als Advokat in Schleswig niederließ. Als einer der geachtetsten Sachwalter im Herzogthum nahm er bald den lebhaftesten Antheil an den allgemeinen Landesangelegenheiten, indem er die Untrennbarkeit und Selbstständigkeit der Herzogthümer und deren deutsches Interesse mit Entschiedenheit vertrat und so allmählig der Mittelpunkt der antidänischen Agitation ward. Im Jahre 1844 wählte ihn die Stadt Tondern zum Vertreter in der schleswigschen Ständeversammlung, die ihn zum Präsidenten ernannte. Als solcher trat er namentlich den Uebergriffen des Regierungskommissars von Scheel kühn entgegen, indem er von der Ansicht ausging, daß eine dauernde Beruhigung der Herzogthümer sich nur durch die Vereinigung des deutschen Theils von Schleswig mit dem deutschen Bunde, doch ohne Verletzung der dynastischen Rechte, herstellen lasse. Um seine öffentliche Wirksamkeit abzuschneiden, verfügte die dänische Regierung vor Anfang der Wahlen im Januar 1847 einen fiskalischen Prozeß gegen ihn u. verweigerte ihm, als er dennoch von Tondern gewählt wurde, die Erlaubniß zur Annahme der auf ihn gefallenen Wahl. Um ihm nun die Niederlegung seiner Advokatur und damit den Eintritt in die schleswigsche Ständeversammlung möglich zu machen, wurden in ganz Deutschland Sammlungen veranstaltet, die zur Folge hatten, daß B. 1847 seine Stellung als Advokat und Notar aufgab und am 29. Januar 1848 in Tondern zum Abgeordneten für die nächste Wahlperiode gewählt wurde. In Folge der Bewegung von 1848 wurde er Mitglied der provisorischen Regierung der Herzogthümer, dann der gemeinsamen Regierung und der von Deutschland eingesetzten Statthalterschaft der Herzogthümer. Der holsteinsche Wahldistrikt Amt Rendsburg wählte ihn zugleich zum Abgeordneten für die deutsche Nationalversammlung, wo er jedoch nicht bedeutend hervor-

trat, obgleich er nach Simsons Wahl zum Präsidenten zum ersten Vicepräsidenten der Versammlung gewählt wurde. Als im Januar 1851 Oesterreich und Preußen Kommissare zur Pacifikation der Herzogthümer nach Kiel sandten, trug B. Bedenken, mit denselben zu unterhandeln, weil er deren Vollmachten in Bezug auf sämmtliche deutsche Regierungen für nicht ganz begründet ansah. Da außerdem der Einmarsch dänischer Exekutionstruppen in Aussicht gestellt ward, so trat B. von der Regierung ab u. überließ dem Grafen Reventlow die Durchführung des Weitern. B. zog sich hierauf nach Braunschweig zurück, wo ihm der Herzog einen Zufluchtsort angeboten hatte.

2) **Karl Georg Christian**, preußischer geheimer Justizrath und Professor der Rechte in Greifswalde, Bruder des Vorigen, am 2. Nov. 1809 zu Rödenitz bei Husum im Herzogthum Schleswig geboren, besuchte die lateinische Schule in Husum, später die Domschule in Schleswig, und studirte seit 1827 zu Kiel, dann zu München die Rechte, machte 1831 das juristische Staatsexamen in Schleswig und wollte darauf als Advokat in Kiel sich niederlassen, erhielt aber das Advokatenpatent nicht, weil er den Huldigungseid auf Grund des dänischen Königsgesetzes, den man damals von allen Staatsbeamten zu fordern begann, aus rechtlichen Bedenken verweigerte. Da er sich aus demselben Grunde auch nicht an der Universität zu Kiel als Privatdocent habilitiren durfte, so ging er im Herbst 1833 nach Göttingen, wo er den ersten Band seiner „Lehre von den Erbverträgen" (Gött. 1835) ausarbeitete. Hier trat er auch in engere Beziehungen zu Dahlmann, den Brüdern Grimm und Albrecht. Ostern 1835 wandte er sich als Privatdocent nach Heidelberg, folgte aber noch in demselben Jahre einem Rufe als Professor nach Basel. Schon hier machte er in seiner Antrittsrede „Ueber die Stellung des römischen Rechts zum nationalen Rechte der germanischen Völker" (Basel 1836) eine mehr volksthümliche Auffassung des Rechts im Gegensatz zu der Auffassung der historischen Schule geltend. Im Herbste 1837 ward B. als Professor nach Rostock berufen, wo er, obgleich er sich viel mit praktischer Jurisprudenz, namentlich mit Kriminalsachen beschäftigen mußte, den 2. und 3. Band der „Lehre von den Erbverträgen" (Göttingen 1838), dann die Broschüre „Zur Beurtheilung der sieben göttinger Professoren u. ihrer Sache" (Rostock 1838), sowie das von Uwe Lornsen hinterlassene Werk: „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins" (Jena 1841) herausgab. Auch schrieb er ein Gutachten für die bürgerlichen Gutsbesitzer gegen die ausschließliche Berechtigung der Adeligen, welches, von den erstern dem Druck übergeben, eine Polemik mit Kamptz hervorrief. Ostern 1842 ward B. als Professor nach Greifswalde berufen. Hier verwickelte ihn die Schrift „Volksrecht und Juristenrecht" (Leipzig 1843), worin er die savigny'sche Auffassung, daß das Recht Eigenthum des Juristen sey, bekämpfte, in einen sehr heftigen Streit mit der historischen Schule. Damals betheiligte er sich auch an der Herausgabe der „Zeitschrift für deutsches Recht"; auch gab er sein „System des gemeinen deutschen Privatrechts" (1. Bd., Leipz. 1847) heraus. In den Jahren 1846 und 1847 wirkte er in patriotischer Weise auf den Germanistenversammlungen. Im Wahlbezirke Greifswalde 1848 zum Abgeordneten in die deutsche Nationalversammlung gewählt, wurde er hier ein Hauptführer des rechten Centrums und verfaßte das Koalitionsprogramm, unter welchem sich später die Centren unter dem Namen Kasinopartei vereinigten, sowie er auch als Mitglied und Berichterstatter des Verfassungsausschusses eine bedeutende Thätigkeit entwickelte. Im Reichsministerium bekämpfte er den Einfluß Oesterreichs, wirkte für die preußische Erbkaiserpartei und war Mitglied der Deputation, welche nach Berlin gesandt wurde, um dem König von Preußen die auf ihn gefallene Wahl als Kaiser anzuzeigen. Nach Ablehnung der Krone durch den König sprach B. eifrig für die Aufrechterhaltung der einmal beschlossenen Verfassung und unterstützte namentlich den wydenbrugkschen Antrag auf Ausschreibung neuer Wahlen; als aber in Folge des dresdner Aufstandes der Abgeordnete Reden einen Antrag in Bezug auf die einseitige Intervention Preußens einbrachte, stellte B. ein Amendement dazu auf, welches die Form des Antrags milderte und die Durchführung der Reichsverfassung nur auf legalem Wege verlangte. Da dennoch der reden'sche Antrag durchging, erklärte sich B. für den Austritt seiner Partei aus der Versammlung, der auch wohl schon damals erfolgt seyn würde, wenn nicht inzwischen ein Befehl der preußischen Regierung die preußischen Abgeordneten zurückberufen hätte. Der Protest, den die meisten derselben hiergegen erließen, wurde von B. entworfen. Als die Versuche zur gewaltsamen Durchführung der Verfassung sich häuften, drang B. von Neuem auf den Austritt seiner Partei, der denn auch in der Erklärung vom 20. Mai erfolgte. B. betheiligte sich später, wie die meisten seiner Gesinnungsgenossen, an der Parteiversammlung in Gotha, wo die Unterstützung der preußischen Unionspolitik beschlossen wurde. Im August 1849 wählte ihn der mannsfelder Kreis zum Abgeordneten für die zweite preußische Kammer, wo er seinen Platz auf der Linken nahm und bei der Revision der Verfassung in konstitutionellem Sinne wirkte. Neuerdings gab B. einen „Kommentar über das Strafgesetzbuch für die preußischen Staaten" (Leipz. 1851) heraus.

Besenval, Peter Joseph Victor, Baron de, französischer Generallieutenant, geboren 1721 zu Solothurn, machte im französischen Heere die Feldzüge von 1734 und 1735 und den österreichischen Erbfolgekrieg in Deutschland und den Niederlanden mit, ward 1757 Maréchal de Camp, that sich in den Schlachten bei Hastembeck und Klosterkamp hervor und ward 1762 Generallieutenant und Generalinspektor der Schweizer, bei welchen er nach dem Wunsche des Herzogs von Choiseul eine strengere Disciplin einführte. Er besaß großen Einfluß am Hofe Ludwigs XVI., kommandirte 1789 die vom König in der Umgegend von Paris zusammengezogenen Truppen und forderte den Kommandanten der Bastille, de Launoy, auf, dieselbe muthig zu ver-

theidigen, ohne ihm alsdann zu Hülfe zu kommen. Um dem allgemeinen Hasse zu entgehen, entwich er mit Reisepässen nach der Schweiz, ward aber unterwegs angehalten, arretirt und sofort nach Paris zurückgeschafft, wo er nur durch Neckers Verwendung dem Tode entging. Von nun an verschwand er von der politischen Schaubühne und † zu Paris am 3. Juni 1791. Seine von dem Grafen Segur, seinem Erben, herausgegebenen „Mémoires" (4 Bde., Paris 1805—1807), deren Aechtheit jedoch von der übrigen Familie nicht anerkannt wurde, enthalten viele theils wahre, theils höchst zweifelhafte Anekdoten aus der Chronique scandaleuse des französischen Hofes.

Besessene (obsessi, daemoniaci, auch lunatici), d. i. von einem bösen Geiste oder Dämon in Besitz Genommene, bei den Juden zur Zeit Jesu Bezeichnung einer besonders in Galiläa häufig vorkommenden Klasse von Kranken, welche an einer Art Epilepsie oder fallenden Sucht litten. Wir finden bei ihnen nach den evangelischen Berichten einestheils eine Alterirung des Selbstbewußtseyns, vermöge deren der B. in der Person des Dämon redete, anderntheils Krämpfe und Konvulsionen, womit sich wildes Geschrei verband (vgl. Marc. 1, 23 ff.; Luc. 4, 33 ff.; Matth. 8, 29 f.). Auch wird ein Dämonischer zugleich als Mondsüchtiger bezeichnet (Matth. 17, 14 ff.), und bei ihm sind die bekannten Symptome der Epilepsie: plötzliches Niederstürzen, öfters an gefährlichen Stellen, Brüllen, Zähneknirschen und Schäumen, ausdrücklich erwähnt. Die Störung des Selbstbewußtseyns steigert sich manchmal zu förmlichem menschenscheuen Wahnsinn, der sich besonders in Anfällen einer gegen sich und Andere wüthenden Tobsucht kund gibt. Daneben werden auch Stumme (Matth. 9, 32; Luc. 11, 14) und an gichtischer Verkrümmung des Körpers Leidende (Luc. 13, 11 ff.) mehr oder minder bestimmt als Dämonische bezeichnet. Die in den Evangelien vorausgesetzte und von deren Verfassern getheilte Meinung von diesen Kranken ist die, daß ein böser, unreiner Geist (oder mehre) sich ihrer bemächtigt habe, der nun aus ihnen rede und ihrer Gliedmaßen nach Belieben sich bediene, bis er, bei der Heilung mit Gewalt ausgetrieben, den Menschen wieder verlasse. Nach der evangelischen Darstellung theilte auch Jesus diese Ansicht. Das Anreden des Dämon in dem B.n, welches bei des Letztern Heilung Statt zu finden pflegt, könnte man zwar als ein Eingehen in die fixe Idee dieser mehr oder minder verrückten Personen ansehen, wozu der psychische Arzt, um wirksam eingreifen zu können, sich bequemen muß, so sehr er auch von dem Irrthümlichen jener Vorstellung überzeugt seyn mag. Wenn dagegen Jesus aber auch in Privatunterredungen mit seinen Jüngern diesen nicht nur niemals etwas zur Berichtigung jener Volksmeinung sagt, sondern vielmehr zu wiederholten Malen aus der Voraussetzung eines dämonischen Grundes jener Krankheitserscheinungen spricht (z. B. indem er den Jüngern den Auftrag gibt, Teufel auszutreiben) und in Lehrvorträgen eine ganz den damaligen Volksvorstellungen sich anschließende Beschreibung vom Ausgehen der Dämonen, ihrem Umherirren in der Wüste und ihrer verstärkten Rückkehr gibt, so muß es wenigstens sehr problematisch erscheinen, ob Jesus sich dem Volksglauben an dämonische Besessenheit bloß anbequemt habe. Ueber Natur und Herkunft jener bösen Geister findet sich in den Evangelien weiter nichts bemerkt, als daß sie zum Haushalt des Satan gehören, weshalb auch das, was einer von ihnen thut, geradezu dem Satan zugeschrieben wird (Luc. 13, 16). Josephus, Justinus Martyr und Philostratus halten die Dämonen für die abgeschiedenen Seelen böser Menschen, und auch neuere Theologen haben keinen Anstand genommen, diese Ansicht von ihrer Herkunft auch den evangelischen Berichten unterzuschieben. Noch specieller sehen die Rabbinen vorzugsweise in den Seelen der Riesen, der Abkömmlinge jener Engel, welche sich mit den Töchtern der Menschen vermischten, sowie der in der Sündfluth Umgekommenen und Derer, die am babylonischen Thurmbau theilgenommen, Plagegeister für die Ueberlebenden. Während die ältere Theologie, in Anbetracht der Autorität Jesu und der Evangelisten, die Ansicht von einem wirklichen Besessenseyn jener Menschen durch Dämonen verfechten zu müssen glaubte, hat die neuere Theologie dagegen, besonders seit Semler, in Berücksichtigung der auffallenden Aehnlichkeit, welche zwischen dem Zustand der Dämonischen der Evangelien und manchen natürlichen Krankheitserscheinungen jetziger Zeit Statt findet, sich veranlaßt gefunden, jenes Uebel aus natürlichen Ursachen abzuleiten und die in den Berichten der Evangelien vorausgesetzte übernatürliche Ursache auf Rechnung der Zeitvorstellungen zu schreiben. Epileptische Zufälle, Wahnsinn u. selbst Alteration des Selbstbewußtseyns leitet man jetzt nicht leicht mehr von dämonischer Einwirkung ab, weil die fortgeschrittene Natur- und Seelenkunde andere Mittel und Anknüpfungspunkte zu einer natürlichen Erklärung jener Krankheitsformen darbietet und weil die Widersprüche, welche in der Vorstellung des Besessenseyns liegen, sich nicht wohl mehr in Abrede stellen lassen. Denn, abgesehen von den Schwierigkeiten, welche sich der Annahme der Existenz von Teufel und Dämonen überhaupt in den Weg stellen, so ist man nicht im Stande, wie man sich auch das Verhältniß zwischen dem Selbstbewußtseyn und den leiblichen Organen denken möge, eine nur irgend klare Vorstellung davon zu gewinnen, wie das Band zwischen beiden so lose seyn sollte, daß ein fremdes Selbstbewußtseyn sich einschieben und mit Verdrängung des zum Organismus gehörigen diesen in Besitz nehmen könnte. Um nun dem mißlichen Widerspruch, daß das, was jetzt aus natürlichen Ursachen herkommt, zu Jesu Zeit auf übernatürliche Weise geschehen, zu entgehen und doch der Glaubwürdigkeit der Evangelien nichts zu vergeben, leugnete Olshausen, der Repräsentant der mystischen Theologie und Philosophie der Neuzeit, Beides, sowohl daß jetzt alle dergleichen Zustände natürlich, als daß damals alle übernatürlich verursacht gewesen seyen, ohne sich aber dabei von willkürlichen Annahmen und Voraussetzungen frei zu

halten. Daher sind alle Versuche, die neutestamentlichen Vorstellungen von den Dämonischen zu modernisiren oder unsere jetzigen Begriffe zu judaisiren, als fruchtlos fallen zu lassen, und es ist auch in diesem Punkte das Neue Testament aufzufassen, wie es sich gibt, ohne daß man sich jedoch durch die Zeit- u. Volksvorstellungen darin für weitere Forschungen die Hände binden zu läßt. Den oben besprochenen Vorstellungen vom Wesen der Dämonischen gemäß gestaltete sich auch das Heilverfahren bei solchen Zufällen, namentlich bei den Juden. In sofern man die Krankheitsursache nicht in einem abnormen körperlichen Zustand suchte, sondern sie als ein selbstständiges, selbstbewußtes Wesen ansah, so suchte man auf dieselbe auch nicht bloß auf mechanische oder chemische Weise nach Art der Heilkunde zu wirken, sondern logisch, d. h. durch die Macht des Wortes. Man forderte den Dämon auf, sich zu entfernen, und um dieser Aufforderung Nachdruck zu geben, pflegte man dabei höhere Wesen anzurufen, denen man Macht über das Reich der Dämonen zuschrieb. Daher galt als Hauptmittel gegen dämonische Besitzung die Beschwörung, sey es bei dem Namen Gottes oder der Engel oder eines andern übermächtigen Wesens, wie des Messias, und mittelst gewisser Formeln, die man von Salomo herzuleiten pflegte. Doch wurden daneben auch noch gewisse Wurzeln, Steine, Räucherungen und Amulette angewandt, die man ebenfalls von Salomo überkommen haben wollte. Da aber die Ursache von jenen Uebeln in der That oft genug eine psychische war, oder wenigstens in einer Störung des Nervensystems lag, auf das sich von geistiger Seite her unleugbar einwirken läßt: so ist es begreiflich, wenn jenes psychologische Heilverfahren manchmal ein günstiges Resultat lieferte, denn es konnte durch die im Kranken herrschende Meinung, daß eine Zauberformel den ihn besitzenden Dämon bannen könne, eine Beseitigung des Uebels herbeigeführt werden, wie denn Jesus selbst zugibt, daß dergleichen Kuren auch jüdischen Beschwörern bisweilen gelängen (Matth. 12, 27). Jesus selbst aber trieb die Dämonen ohne anderweite Mittel und selbst ohne Beschwörungsformeln durch sein bloßes Wort aus, daher diese Heilungen als Machthandlungen des Messias von den Zeitgenossen bewundert wurden. Nur der Evangelist Johannes, der nichts von Teufelaustreibungen berichtet, scheint entweder in dem vertrauten Verkehr mit dem Herrn oder in Folge seiner später erworbenen griechischen Bildung eine Ansicht gewonnen zu haben, welche ihn auf die Meinung des gebildeten Hellenenthums Rücksicht zu nehmen veranlaßte. Auch in unserer Zeit haben Mystiker, wie Meyer, Eschenmayer, Krabbe, Justinus Kerner u. A. ähnliche Krankheitsfälle bald in kraß materieller, bald in vorgeblich spekulativ-psychologischer Weise auf Teufelsbesessenheit zurückführen wollen, aber damit zu sehr gegen den ganzen Charakter der modernen Zeitbildung und Zeitrichtung verstoßen, als daß sie damit in weiteren Kreisen hätten Anklang finden können. Vgl. J. Kerner, Geschichte Besessener neuerer Zeit, Karlsr. 1834; Derselbe, Nachrichten von dem Vorkommen des Besessenseyns, Stuttg. 1836; Graf Ranzau, Briefe über die Geschichte Besessener von J. Kerner, Heidelb. 1836. Vom richtigen Standpunkte theologischer, medicinischer und philosophischer Wissenschaft behandelten den Gegenstand vornehmlich Bekker, Mead, Semler, Gruner, Farmer, Carus, Neander, Strauß u. A.

Besichtigung (inspectio ocularis), die gerichtliche, oft unter Zuziehung Sachverständiger vorzunehmende Handlung, durch welche der Richter persönlich und mit seinen eigenen Sinnen Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung, auf die es bei der Beurtheilung eines anscheinenden Verbrechens oder Vergehens ankommt, prüft und zu Protokoll nimmt. Am wichtigsten sind die unter Zuziehung von Aerzten an todten Körpern vorzunehmenden Besichtigungen oder Obduktionen (s. d.). Im Bergrecht heißt B. auf Augenschein die nach vorhergegangener Muthung an Ort und Stelle von Seiten der Beamten vorgenommene Prüfung, ob eine Lagerstätte bauwürdig sey oder nicht.

Besigheim (Bessigheim), Stadt im würtembergischen Neckarkreis, Hauptort eines Oberamts, auf einer felsigen Erdzunge zwischen dem Neckar und der Enz, an der Straße nach Heilbronn, mit sehr alten starken Mauern und Thürmen. In der Stadt selbst stehen zwei sehr große und schöne massive Thürme, höchst wahrscheinlich römischen Ursprungs. Ueber die um die Stadt sich herumziehende Enz führen zwei steinerne Brücken. B. ist der Sitz der Oberamtsstellen, eines evangelischen Dekanats, Gerichtsnotariats, hat eine lateinische Schule und zählt 2420 Einwohner. Dicht vor der Stadt erhebt sich der steile Felsberg Schalkstein, worauf einer der vorzüglichsten Neckarweine wächst. An der Stelle von B. soll nach alten Chroniken das vom Kaiser Probus erbaute Castrum Valerianum gestanden haben. Unter dem Namen Basincheim kommt die Stadt schon 1077 vor, wo sie von der Kaiserin Agnes dem Kloster Erstein geschenkt wurde, das sie 1153 an den Markgrafen Hermann von Baden abtrat. Im Jahre 1463 überließ Markgraf Karl die Stadt mit mehren Ortschaften dem Pfalzgrafen Friedrich. Die Markgrafen erbauten hier eine Burg und hatten auf derselben eigene Vögte (Marschälle von B.). Im 13. Jahrhundert erhielt B. Stadtgerechtigkeit, ward 1504 von Herzog Ulrich von Würtemberg belagert und heftig beschossen. Im Jahre 1595 verkaufte Markgraf Ernst Friedrich von Baden dem Herzog Friedrich von Würtemberg die Stadt B. mit Mundelsheim, Hessigheim, Wahlheim und halb Löchgau, worauf die Burg der Markgrafen in ein fürstliches Schloß verwandelt wurde, welches aber 1693 die Franzosen zerstörten.

Besitz (possessio), das Innehaben einer Sache, verbunden mit dem Willen, über dieselbe Gewalt zu üben und sie sich zum Eigenthum zu machen. Der B. enthält demnach ein dreifaches Moment, die Unterwerfung der Sache unter die Gewalt der Person, den Willen dieser, solche Gewalt zu haben, und die Richtung dieses Willens auf die Vermittelung des Eigenthums durch ihn. Das Verhältniß der körperlichen Unterwerfung, das

Innehaben, vollbringt sich dadurch, daß die Person sich in ein solches physisches Verhältniß zur Sache setzt, in welchem jede andere Verfügung über dieselbe ausgeschlossen, die der besitzenden Person aber durchaus und ungehindert möglich ist. Der Wille, dessen Hinzutreten dieses Innehaben erst zum Besitz macht (z. B. einem Schlafenden, dem etwas beigesteckt ist, kann kein B. zugeschrieben werden, eben so wenig einem Wahnsinnigen oder Kinde, weil ihm dieser Wille abgeht), ist unmittelbar dahin gerichtet, die in der körperlichen Unterwerfung ihm mögliche Macht über die Sache wirklich zu haben: Willen zu besitzen; als Vermittelung des Eigenthums, als rechtlicher Wille, geht er aber zugleich dahin, den B. als Vermittlung seines Rechts an der Sache, durch ihn rechtliche Gewalt über die Sache, sie zum Eigenthum zu haben. Sind so das Innehaben und der auf den B. als die Vermittlung des Eigenthums gerichtete Wille die Momente, welche das rechtliche Verhältniß des B.es ausmachen, so ist nicht nur sein Zustandekommen für die Person, seine Erwerbung, durch das Werden und Zusammentreffen derselben bedingt, sondern es ist eben so sein Bestehen von dem Zugleichseyn derselben abhängig und es zerstört das faktische Aufhören eines jeden derselben den B.: Aufhören des B.es. Die drei Momente des B.es: das Innehaben, der Wille zu besitzen und der Wille Eigenthümer zu werden, gehen aber selbst wieder in zwei Seiten zusammen, indem jene ersten zwei Momente gegenüber dem dritten die thatsächliche Seite des Verhältnisses gegenüber der rechtlichen ausmachen. Es ist darum auch eine Trennung derselben an verschiedene Personen und eine Gemeinschaft des B.es unter solchen in der Art möglich, daß ihre gegenseitige Beziehung das Vorhandenseyn des vollen B.es ausmacht: getheilter B. Diese Beziehung ist aber wesentlich die doppelte, daß jede der Personen in ihrem Bewußtseyn sich auf das ergänzende Verhältniß der andern bezieht und daß solches in ihrem Thun wirklich erscheint, daß der im thatsächlichen B. Befindliche den rechtlichen B. des Andern für ihn ausübt, dieser in jenem eben die thatsächliche Erscheinung seines rechtlichen B.es gegenwärtig hat. Es dauert darum auch dieses Verhältniß nur so lange, als jene Beziehung nicht durch die Handlungen der unterschiedenen Personen aufgehoben erscheint. Eine Gemeinschaft mehrer Personen zum B. ist aber auch so möglich, daß der Wille zu besitzen einer Mehrheit von Personen gemeinsam ist; es stellt sich also dem getheilten B. der gemeinschaftliche zur Seite, in welchem die Bestimmtheit der Gemeinsamkeit durch die Art und Weise bedingt ist, in der die unterschiedenen Personen ihren auf den B. gerichteten Willen zur Einheit bringen.

Im Verhältniß zum Eigenthum an der Sache, als der rechtlichen Herrschaft über die Sache, erscheint der B. einerseits als ein bloß thatsächliches, gegen sie rechtlich nicht geltendes Verhältniß: der B. muß dem Eigenthum in der Sache weichen; andererseits aber bildet der B., da in ihm die Sache der körperlichen Gewalt der Person unterworfen ist und diese den Willen hat, die Sache als ihre rechtliche Wirklichkeit, als Eigenthum zu haben, gerade das dem Rechte des Eigenthums entsprechende thatsächliche Verhältniß, er bildet wie die Vermittelung so die Erscheinung des Eigenthums. Will deshalb dieses gegen jenen zur Geltung kommen, so muß es als rechtliches gegen jenes thatsächliche Bestehen sich erst zur Anerkennung bringen: das Eigenthum muß, um die Aufhebung des B.es zu erlangen, sich als Recht gegen ihn erweisen. Indem weiter der B. als absolute Vermittelung des Eigenthums dasjenige Verhältniß bildet, durch welches allein sich das Eigenthum vermittelt und er in der Unterwerfung der Sache unter die körperliche Gewalt der Person die äußere, thatsächliche Erscheinung des Eigenthums enthält, wird diese körperliche Gewalt, da sie auf dem sich verwirklichenden rechtlichen Willen der Person beruht, selbst rechtliche Gewalt und begründet die Erwerbung des Eigenthums an derselben, natürlich aber nur an solchen Sachen, welche nicht schon Eigenthum sind, d. h. der B. begründet Eigenthum an herrenlosen Sachen; an nicht-herrenlosen Sachen dagegen kann nur B. im rechtlichen Glauben durch das Mittel der erwerbenden Verjährung Eigenthumsrechte gewähren (s. Eigenthum und Verjährung). Der wahre B. erstreckt sich seiner Natur nach als faktische Herrschaft nur auf körperliche Gegenstände; auf unkörperliche Gegenstände ausgedehnt, hört er auf wirklicher B. zu seyn, er wird Quasibesitz, z. B. die Ausübung der Servituten und die der Superficies nach römischem, der bischöflichen Gewalt, der Zehnten, Grundzinsen, Bannrechte ꝛc. nach kanonischem Rechte. B., mit dem nicht der Wille des Besitzers auf die Sache einzuwirken (animus possidendi), sondern bloß die körperliche Detinirung verbunden ist, wird bei den Rechtslehrern als Naturalbesitz von dem Civilbesitz, bei welchem jener Wille vorhanden ist, unterschieden, obwohl derselbe streng genommen gar kein B. im juristischen Sinne ist und richtiger Gewahrsam oder Detention genannt wird.

Die Lehre vom B. ist eine der subtilsten und schwierigsten auf dem Rechtsgebiete und hat von jeher die besondere Aufmerksamkeit der Rechtslehrer auf sich gezogen. Das römische Recht zeigt auch hier die konsequenteste Durchbildung, ohne jedoch den ganzen Inhalt des Begriffs zu erschöpfen; das, was von den Neuern geleistet wurde, hat Thibaut „Ueber Besitz und Verjährung" (Jena 1802) zusammengefaßt. Mit Savigny's berühmter Schrift „Das Recht des Besitzes" (Gießen 1803, 6. Ausg. 1837) beginnt für diese Lehre eine neue Epoche, deren Stadium noch in die Gegenwart hereinreicht. Beinahe alle spätern juristischen Schriftsteller sind auf Savigny zurückgegangen, theils widerlegend, wie Dabelow, Ehlum, Lange, Hufeland, Zachariä, und in einzelnen Theilen Thibaut, Roßhirt, Huschke, Unterholzner, Buchholz, Guyet, Sintenis, Warnkönig, Johannsen u. A., theils beipflichtend, wie Büchel, G. F. Puchta u. A. Ja das Buch von Savigny wurde das Panier der gesammten historischen Rechtsschule in ihrem Kampfe gegen die philosophische Rechtsschule, und als solches, wegen der dem Begriffe des B.es untergebreiteten allge-

meinen Theorie des historischen Rechts, Gegenstand eines heftigen Angriffs von Gans (Ueber die Grundlagen des Besitzes, Berlin 1839), worüber sich ein neuer Krieg der entgegengesetzten Parteien entspann, welcher mit dem eigentlichen Gegenstande der savigny'schen Schrift nur in entfernterer Beziehung stand.

Besitzergreifung, Handlung, mittelst der man sich in den Besitz einer Sache setzt oder desselben zu versichern sucht, zunächst bei herrenlosen Sachen, dann auch beim Uebergange des Besitzes von einer Hand in die andere. Sie war früher und ist zum Theil noch jetzt mit mancherlei in die Augen fallenden Symbolen und Feierlichkeiten verbunden, z. B. dem Aushauen eines Spans aus der Thür eines Gebäudes, dem Ausstechen eines Stückes Erde oder Rasen, der Uebergabe der Schlüssel zu dem Behältniß, worin die zu übergebende Sache sich befindet. In der neuern Zeit ist an die Stelle dieser symbolischen Handlungen zumeist gerichtliche Uebergabe getreten.

Besitztitel (titulus acquirendi, possessionis causa), der rechtliche Grund der Erwerbung einer Sache, im Gegensatz zu der Erwerbsart (modus possidendi). Jeder Civilbesitz (s. Besitz) soll eine rechtmäßige Grundlage haben, welche ein Recht zum Besitz (jus possidendi) gibt und ohne welche die sonst aus dem Besitz fließenden Rechte (jura possessionis) nicht Statt finden. Ein Besitzer, welcher selbst die Unzulänglichkeit seines Besitztitels kennt, ist ein unredlicher Besitzer (malae fidei possessor) und über Alles, was sich während seines unredlichen Besitzes mit der besessenen Sache ereignet, verantwortlich.

Beskiden (ungarisch, d. i. Berge), die westlichen Verzweigungen der Karpathen, welche, durch die von Teschen im österreichischen Schlesien über den Jablonkapaß nach Ungarn führende Kaiserstraße durchschnitten, sich in östlicher Richtung an der schlesisch-ungarischen und dann in etwas nordöstlicher Richtung an der galizisch-ungarischen Grenze hin bis zu der Babia-Gura hinziehen. Theile derselben sind die javorniker, jablonker und Klokatzgebirge. Alle Höhen sind in breiten Massen gruppirt, steil, doch gleichmäßig aufsteigend und bilden fast nie senkrechte Felswände. Sie erheben sich von 2000 bis über 4000 Fuß über das flache Weichselthal u. sind mit wenigen Ausnahmen bis auf die flachen Gipfel mit Gräsern und trefflichen Futterkräutern, sowie mit Tannen- und Fichtenwaldungen bewachsen. Letztere sind auf dem Hauptrücken oft so finster und so wenig durch Wege für das Fuhrwerk zugänglich gemacht, daß man sie wohl für Urwaldungen ansehen könnte. Im Hauptzuge ist die Wielka Javorniza 3060 Fuß, der Javornik und Minarikem 3200 Fuß, der Beskid, zwischen Walachisch-Meseritz und Karlowitz, 3000 Fuß hoch. Die höchste Spitze der ganzen Gruppe ist der Gigula (auf dem Lissahora), 4000' (4200') hoch. Von diesem Punkte aus kann man das ganze Gebirge der B., das von allen Seiten um diesen Gipfel gruppirt ist, wie eine Karte überschauen.

Beskow, Stadt, s. Beeskow.

Beskow, Bernhard, Hofmarschall des Königs von Schweden und einer der besten schwedischen Dichter der Gegenwart, geboren den 19. April 1796 zu Stockholm, Sohn eines Kaufmanns und Bergwerksbesitzers, von dem er ein sehr bedeutendes Vermögen ererbt hat, das er mit großer Liberalität zur Unterstützung talentvoller Künstler anwendet, während er selbst für seine öffentlichen Dienste auf jede Besoldung verzichtet hat. Er studirte zu Upsala fast ausschließlich Musik und wendete sich später der Poesie zu. Zu wiederholten Malen bereiste er das südliche Europa, ward 1824 Privatsekretär des damaligen Kronprinzen Oskar, 1826 geadelt, 1830 Direktor der königl. Bühne zu Stockholm, gab indessen 1832 diese Stellung wieder auf und erhielt 1833 das Amt eines Hofmarschalls, sowie das eines beständigen Sekretärs der schwedischen Akademie. Er veröffentlichte zuerst: „Vitterhets-forsöck und Äreminne öfver Torkel Knutsson" (2 Bde., Stockh. 1818, 2. Aufl. 1829) und das Gedicht „Carl XII.", welches ihm Tegnérs Bekanntschaft und Freundschaft verschaffte. Eine Frucht seiner Reisen war: „Wandrings-minnen" (2 Bde., das. 1832, 2. Aufl. 1833 ff.). Ein Gedicht „Sveriges anor" trug ihm die große Prämie der Akademie ein. Seine Tragödien: „Erik den Fjortonde", „Hildegard", „Torkel Knutsson", vielleicht das beste unter allen bühnengerechten Trauerspielen, welche die schwedische Literatur aufzuweisen hat, „König Birger och hans Ätt" (1837) und „Gustaf Adolf i Tyskland" wurden sämmtlich von Oehlenschläger ins Dänische und Deutsche übersetzt (Leipz. 1837—41). Zu seiner Oper „Trubaduren" lieferte der Kronprinz Oskar selbst die Komposition. Neben den „Wandrings-minnen" hat er fast zu allen schönwissenschaftlichen Zeitschriften seines Vaterlandes Beiträge geliefert, auch an der im Interesse der Regierung redigirten „Schwedischen Biene" thätigen Antheil genommen. Seine lyrischen Dichtungen sind höchst anmuthig und voller Lieblichkeit; in seinen Tragödien läßt sich Manches gegen Plan und Charakterzeichnung aussetzen, aber an Innigkeit der Empfindungen und Wärme des Ausdrucks lassen sie nichts zu wünschen übrig und hinsichtlich der Diktion und Versifikation sind sie meisterhaft. Ebenso beurkunden sie gute Bühnenkenntniß. Die philosophische Fakultät zu Upsala ehrte B. 1842 mit der seltenen Auszeichnung des Doktorhuts.

Besleria (Beslerie, Kletterflurre), Pflanzengattung aus der Familie der Gesneriaceen, mit fünftheiligem Kelch, röhrigbauchiger, mit ungleich fünflappigem, zweilippigem Rande versehener Blumenröhre, zweilappiger Narbe u. einfächeriger, kugelrunder, vielsamiger Beere, meist kletternde, strauchartige oder krautartige Pflanzen in Südamerika und Westindien, wovon viele als Zierpflanzen in den Gewächshäusern gefunden werden und einige auch sonst noch nützlich sind. B. violacea *Aubl.*, gemeine Kletterflurre, hat ovale Blätter und violetrothe, in Endrispen stehende Blüthen; Kletterstrauch in den Wäldern von Guyana, der bis auf den Gipfel der Bäume läuft und dann blätterreiche Zweige fallen läßt. Die Karaiben färben mit der Pflanze u. dem rothen Saft der Beeren Kattun u. Strohwaaren violet. B. incarnata *Aubl.*, fleischfarbige Beslerie, hat einen aufrechten, viereckigen, filzigen, 2 Fuß hohen, krautartigen Sten-

gel, längliche oder eirund-längliche, gekerbte, filzige Blätter und fleischfarbige, einzeln-stehende Blüthen mit fünfspaltigem Kelche, trägt eßbare Beeren und wächst in Guyana. B. coccinea *Aubl.*, Alloplectus coccineus *Mart.*, scharlachrothe Beslerie, hat einen kletternden Stengel, längliche, zugespitzte, glatte, fleischige Blätter u. gelbe Blüthen, mit großen scharlachrothen, sägeartig-gezähnelten Kelchen und gekerbeltem Rande, wächst als Schlingpflanze in Guyana an feuchten Orten. B. cristata *L.*, Alloplectus cristatus *Mart.*, hahnenkammförmige Beslerie, hat ebenfalls einen kletternden Stengel, eirunde, gesägte, rauchhaarige Blätter und gelbe, einzeln-stehende Blüthen mit rothem, kammförmig gesägtem Kelche, wächst in feuchten Wäldern auf Martinique u. in Guyana. B. melittifolia *L.*, Episcia melittifolia *Mart.*, melittesblättrige Beslerie, hat einen staudigen, aufrechten, fleischigen Stengel, eirund-längliche, gekerbte, stumpfe, mit kurzen Härchen bekleidete Blätter und hellrothe, afterdoldig-stehende Blüthen mit grünem, fast gesägtem Kelche, wächst auf Martinique und in Guyana an feuchten Orten. B. pulchella *Don*, Episcia pulchella *Mart.*, schöne Beslerie, hat ebenfalls einen staudigen, aufrechten Stengel, längliche, runzlige, gesägte, weichhaarige Blätter u. grünliche, mit gelbem rothgestreiften, fast gleichem, gewimpertem Rande und scharlachrothem Kelche versehene Blüthen, wächst auf Trinidad. B. serrulata *Jacq.*, Drymonia bicolor *Mart.*, gezähnelte Beslerie, hat einen strauchartigen, kletternden Stengel, längliche, sägeartig-gezähnelte, unten rothe Blätter und einzeln-stehende blaßgelbe oder ocherweiße Blüthen mit großem, grünem Kelche, findet sich in Ostindien. Man unterhält diese Gewächse im Lohbeete des Warmhauses, während des Sommers auch im Sommerkasten, wo sie bei heiterer, warmer Witterung reichlich Luft und Schatten erhalten, gibt im Sommer reichliche, im Winter mäßige Befeuchtung und leicht mit Sand gemischte Lauberde auf eine Unterlage von zerstoßenen Scherben. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge im warmen Beete. Die Arten mit krautartigem Stengel werden im Winter ziemlich trocken im vollständigen Stande der Ruhe gehalten und im Frühling im warmen Lohbeete angetrieben, nachdem man sie vorher umgepflanzt hat.

Besoldung, das Einkommen, welches einem öffentlichen Beamten (des Staates, einer Gemeinde, einer Korporation 2c.) für die ihm übertragene fortlaufende Dienstleistung verabreicht oder angewiesen wird. Nicht zur B. ist zu rechnen der Lohn für einzelne Verrichtungen oder Arbeiten, welche vermöge besondern Vertrags oder Auftrags übernommen und geleistet werden (z. B. für eine außerordentliche Kommissionsreise, für die Aufführung eines bestimmten Baues 2c.), eben so wenig der für bloße Privatdienste bezogene Gehalt. Ueber die Frage, ob u. wie der Staat seine Diener besolden soll, s. Staatsdienst.

Besonnenheit, derjenige Zustand der Seele, in welchem sie sich nicht nur ihrer selbst, sondern auch ihres Verhältnisses zur Außenwelt vollkommen bewußt ist. Der Ausdruck selbst ist in gewissem Sinn ein negativer, indem er ausdrückt, daß man sich besonnen habe, d. h. einen vorher präsumirten Zustand, in welchem dieses Bewußtseyn unserer selbst und der Außenwelt fehlte, durch das Besinnen negirt oder aufgehoben habe. Vor allen Dingen wird die B. demnach ein Freiseyn von allen Affekten, Aufregungen, Verdunkelungen des Bewußtseyns ausdrucken. Ein besonnener Mensch denkt klar, und so werden auch seine Handlungen, wenn auch nicht Anderen, doch ihm klar und bestimmt motivirt seyn. Von der Besinnung unterscheidet sich die B. so, daß jene eben den Akt des Besinnens als solchen und an sich, diese mehr die vollendete Besinnung und deren Aeußerungen und Folgen im Subjekt bedeutet.

Bessarabien, europäisch-russische Provinz zwischen der Moldau, Siebenbürgen und dem schwarzen Meer, bestehend aus dem eigentlichen B. (der bessarabischen Steppe, von den Tataren Budschak genannt) und einem Theil der östlichen Moldau, liegt zwischen 45° 15′—48° 13′ n. Br. und 44° 10′—48° 30′ östl. L. v. F., ist vom Pruth, dem östlichen Arm der Donau, dem Dniestr und dem schwarzen Meere eingeschlossen, grenzt im Norden und Nordwesten an Oesterreich (Galizien), im Norden und Nordosten und im Osten an den Dniestr, der es von den Gouvernements Podolien u. Cherson scheidet, u. im Westen u. Süden an die Türkei, u. hat 860 □M., wovon jedoch im pariser Frieden von 1856 205 □M. verloren gingen. Im Norden zwischen dem Pruth und Dniestr streicht ein bewaldeter Zweig der Karpathen herüber und bildet daselbst liebliche Hügel und fruchtbare Thäler, bis er sich unmerklich in die Ebene verliert; im Süden ist das Land eben oder vielmehr eine grasreiche und baumlose, besonders zur Viehzucht geeignete Steppe (s. Budschak). Die wichtigsten Flüsse der Provinz sind: der Dniestr mit seinen Nebenflüssen Reut, Buk, Botna 2c., die Donau mit ihren Nebenflüssen Pruth, der die Grenze gegen die Türkei bildet, Jalpuch, Kagalnik, Sarata, Chadschider, Alkalija; die meisten Flüsse bilden bei ihrer Mündung Seen und Sümpfe (Limanen). Die bedeutendsten Seen sind: der Jalpuch, Murtasa, Sasik, Kotscheiol, Katlabug, Kagul, Schakau und Alibei. Die beiden letztern sind Salzseen, die sich mehr als 100 Werste weit längs dem Gestade hin erstrecken; eine Dünenreihe von geringer Höhe bildet den einzigen Damm, der beide vom Meere trennt, dessen Wogen beim Sturm häufig über die schwache Barriere hinweggehen und so die Wasser jener Bassins erneuern. Das Klima ist im Ganzen mild und gesund. Im Sommer herrscht jedoch da, wo kein Wald und kein Baum gegen die Sonnenstrahlen schützt, eine sehr große Hitze, und der Winter, der zwar selten lange dauert, ist oft von großer Kälte begleitet. Auch Erdbeben sind nicht selten. An Produkten liefert das Pflanzenreich besonders Weizen, Gerste, Hirse, Mais, Tabak, Hanf, Flachs, Mohn, Melonen, Arbusen, Gurken, Kürbisse, Zwiebeln, Knoblauch, spanischen Pfeffer, Krapp, Saffran, Eichen, Linden, Buchen, Pappeln, Ahorn, Aprikosen, Pfirsiche, Aepfel, Pflaumen, Kirschen, Wallnüsse, Maulbeeren, Wein, wildes Schilf und Rohr 2c.; das Thierreich:

Pferde, Hornvieh, Schafe, Schweine, Ziegen, Büffel, viel wildes Geflügel, z. B. Trappen, Reiher rc., sehr viele Fische, Bienen rc.; das Mineralreich: Salz, Salpeter, Steinkohlen, Marmor rc. Die Bevölkerung besteht aus Moldauern, Russen, Serben, Bulgaren, Griechen, Armeniern, Hebräern, Tataren und Zigeunern u. betrug 1851 874,044 Seelen in 8 Städten, 16 Flecken u. 1030 Dörfern; etwa 180,000 Einw. wurden 1856 abgetreten. Die Kolonien zerfallen in 2 Klassen: 82 Dörfer wurden im Budschak, oder an den Ufern des Pruth und des Kagul, von griechisch-bulgarischen Kolonisten, 22 andere, die ausschließlich in den Ebenen des südlichen Theils liegen, von Deutschen gegründet; eine Schweizerkolonie liegt 6 Werste von Akjerman. In dem Maße, als die Zahl der Kolonisten sich vermehrte, wurden ihnen neue Ländereien angewiesen. Im Jahre 1826 zählte man 37,921 Kolonisten, die zusammen 692,897 Dessätinen besaßen; 1836 hatte sich die Zahl der Kolonisten bis auf 96,720 Seelen und die ihnen angewiesenen Ländereien auf 718,073 Dessätinen vermehrt. Die Bewegung der Bevölkerung bietet sehr günstige Verhältnisse dar, obgleich in den bulgarischen Dörfern verhältnißmäßig sehr wenig Frauen vorhanden sind. Noch vor nicht langer Zeit war B. fast ganz unkultivirt, und jetzt ist es auf dem Wege, eine der reichsten Provinzen des Reiches zu werden. Mit Ackerbau beschäftigen sich besonders die bulgarischen und deutschen Kolonisten. Auch treiben diese viel Obstbaumzucht; jährlich wird den Kolonisten eine bedeutende Menge veredelter Obstbäume unentgeltlich überlassen oder zu einem sehr mäßigen Preise verkauft. Eine der wichtigsten Erwerbsquellen, namentlich der bulgarischen Kolonisten, ist aber der Weinbau, welcher Weine liefert, die den krimmschen vorgezogen werden. Ein wichtiger Nahrungszweig ist auch die Viehzucht, die durch die guten Weiden befördert wird, besonders an den Ufern des Dniestr, wo die Kräuter so hoch wachsen, daß das Vieh oft ganz darin versteckt ist. Die deutschen Kolonisten besitzen nur Schafe von veredelter Race. Auch der Fischfang ist bedeutend, namentlich werden viel Störe und Häringe gefangen. Beträchtlich ist endlich auch der Salzgewinn, der sich jährlich auf ungefähr 50 Millionen Pud beläuft. Die Industrie ist in B. neuerlich zwar im Fortschreiten begriffen, doch immer noch ziemlich unbedeutend. Obgleich die Provinz mehre gute Häfen hat, z. B. zu Kilia und Akjerman, so war doch der Seehandel früher nicht von großer Bedeutung; in der neuern Zeit hat jedoch die Bewegung in den Häfen B.s augenscheinlich zugenommen. Ein großer Theil der Ausfuhr geht über Odessa ins Ausland, und dieser Handel hat sich seit 1830 in weit größerem Maße vermehrt, als der in den Häfen der Provinz. Bis zu dem genannten Jahre war B. von dem übrigen Reiche durch eine Zolllinie getrennt, seitdem ist jedoch die Verbindung völlig frei und die Erzeugnisse der Provinz nehmen um so mehr ihren Weg nach Odessa, als der Dniestr den Transport derselben erleichtert. Obgleich B. nur den Namen einer Provinz hat, so ist es doch nach Art der innern Gouvernements organisirt und wird von einem Civilgouverneur, der unter dem Generalgouverneur von Neurußland steht, verwaltet. Kischenew ist seit mehren Jahren der Sitz einer Diöces, zu welcher 1034 Kirchen (eine mit dem Rang einer Kathedrale) und 16—22 Klöster gehören; auch die Lutheraner, Katholiken und Armenier haben Kirchen. Eingetheilt wird B. in 6 Kreise (Tsenuts): Kischenew, Bielzi, Chotin, Benderü (Bender), Akjerman und Ismail. Hauptstadt ist Kischenew.

B. war früher von scythischen Nomadenstämmen bewohnt, die zwar oft besiegt, aber nie völlig unterworfen wurden, und so machte B. auch keinen eigentlichen Theil des römischen und byzantinischen Reichs aus. Später bildete es wahrscheinlich einen Theil des großen bulgarischen Reichs, und seit dem 13. Jahrhundert gehörte es zur Moldau (s. d.). Die daselbst wohnenden Tataren nahmen beim Einfall der Türken den Mohammedanismus an und wurden von den Türken als dem Hospodar der Moldau unterworfen betrachtet; zuweilen wurden jedoch eigene Pascha's über sie gesetzt. Dann gehörte B., obwohl dem Namen nach moldauisch, faktisch dem Tatarenkhan. Seit der Regulirung der Grenzen zwischen Rußland und der Türkei gehörte B. nominell zur Türkei; aber die dortigen Tataren stellten der Pforte nur dann Hülfstruppen und gehorchten ihr nur dann, wenn sie Lust hatten, und lebten ziemlich frei; wenn sie angegriffen wurden, zogen sie sich zwischen sumpfige Wiesen an der Donau und am schwarzen Meere zurück, wohin ihre Gegner ihnen nicht folgen konnten. Durch den Frieden von Kutschuk Kainardschi 1774 wurde B. an den krimmschen Tartarenkhan abgetreten; da sich dieser jedoch bald Rußland unterwarf, blieb B. unter türkischer Botmäßigkeit. Erst durch den Frieden von Bucharest 1812 ward B. mit Rußland vereinigt, welches daselbst ein bedeutendes Grenzheer unterhält. Lange war B. ein sehr verwahrlostes Land; die im Süden (Budschak) wohnenden Tataren machten häufig Raubzüge gegen die christlichen Dörfer der Moldauer, und die türkischen Besatzungen der Festungen Choczim, Bender, Akjerman und Ismail erlaubten sich jede Art von Bedrückung des Landmanns und hausten hier viel ärger, als in der eigentlichen Moldau. Die Güter hatten darum nur geringen Werth, und mancher Bojare, der in Jassy wohnte, bekam seine ausgedehnten Besitzungen in B. niemals zu Gesicht. Im Friedensvertrag 1812 machte Rußland die Klausel, daß alle Bojaren, welche sowohl in B., als in der Moldau Güter hätten, sich einen bestimmten Aufenthalt wählen und entweder ihre Güter in B. oder die in der Moldau binnen 18 Monaten verkaufen müßten. Da nun alle Verbindungen der reichen Bojaren sich in Jassy koncentrirten und die Güter in B. ohnehin wenig eintrugen, so gaben die Meisten diese Güter um geringe Preise an unbemittelte Bojaren, Pächter, Kaufleute rc., die bedeutend gewannen, als mit der russischen Herrschaft Ruhe und Ordnung im Lande eintrat. Die Tataren zogen ab, und an ihre Stelle traten fremde Kolonisten, namentlich Deutsche, Bulgaren, Russen rc. Durch den pariser Frieden vom 31. März 1856 ward das linke Ufer der Donau in B., etwa 205 □M. mit 180,000 Einw., wobei

die Festungen Ismail u. Kiala, an die Moldau zurückgegeben.

Bessarion, berühmter Grieche aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, geboren 1395 zu Trapezunt. Von seiner Jugend ist uns nichts Genaueres bekannt; ja sogar sein Name ist streitig; denn während Stephan Borg'a zu erweisen sucht, er habe Johannes geheißen, nennen ihn Andere Basilius; B. nannte er sich erst nach seinem Eintritte in den Orden des heil. Basilius nach einem ägyptischen Einsiedler. Um 1410 begab sich B. nach Konstantinopel, wo er gemeinschaftlich mit Franz Philadelphus den Unterricht des Chrysokokkes genoß, trat 1423 in den Orden des heil. Basilius u. ging gegen Ende dieses Jahres nach dem Peloponnes, um die Lehranstalt des Gemistus Pletho zu besuchen. Der Zeitpunkt hervorragender öffentlicher Thätigkeit begann für B. 1437, wo er, zum Erzbischof von Nicäa erhoben (daher Nicänus genannt), vom Kaiser Johann II. Paläologus als Begleiter zu dem Koncil gewählt wurde, welches eine Vereinigung der griechischen und römischen Kirche zu Stande bringen sollte. Das griechische Reich nämlich, von allen Seiten durch die Türken gedrängt, war nicht mehr im Stande, sich durch eigene Kraft aufrecht zu erhalten, und man hatte keinen andern Ausweg finden können, als eine Bitte um Hülfe bei dem Abendlande; damit aber diese Bitte nicht ohne Erfolg bliebe, hatte man jene Kirchenvereinigung vorgeschlagen. Das Koncil kam am 6. Oktober 1438 in Ferrara zusammen, wurde aber schon nach der 16. Sitzung durch die Pest vertrieben und wählte nun Florenz zu seinem Sitze (1439). Den Zweck der Versammlung, zu versöhnen und zu vereinigen, hatte B. stets im Auge und daher gleich anfangs zur Milde gerathen; aber daß nirgends schwerer, als wo dogmatische Ansichten ins Spiel kommen, Maß zu halten ist, davon gab auch dieses Koncil einen schlagenden Beweis. Zwar stimmten Gemistus Pletho und Theodor Gaza mit B. überein, aber der Erzbischof Eugenius von Ephesus zeigte sich als ihren erbittertsten Gegner. Das Dogmatische und vorzüglich der Streit über das filioque im apostolischen Glaubensbekenntnisse trat bald in den Vordergrund der Verhandlungen, wovon die Folge war, daß die Hauptsache, die Aufrechthaltung des griechischen Reichs inmitten der anstürmenden Türkenhorden durch die Hülfe des Abendlandes, gänzlich hintangesetzt wurde. Dieser Umstand, der vorzüglich durch Eugenius' maßloses Benehmen herbeigeführt war, mag wohl die Hauptursache gewesen seyn, daß B. zur römischen Kirche übertrat. Freilich mögen zu diesem Entschlusse noch andere Motive beigetragen haben, ohne daß man jedoch anzunehmen braucht, die 600 Dukaten, welche ihm der Papst im Falle seines Bleibens in Rom angeboten habe, seyen ein entscheidendes Moment gewesen. Man braucht nur auf die in der griechischen Kirche herrschenden Zerwürfnisse zu blicken, um begreiflich zu finden, daß B., nachdem er auf dem Koncil die feste Einheit und ruhige Entschiedenheit der römischen Kirche selbst geschaut hatte, zu dieser sich hingezogen fühlen mußte, in der er ein weites Feld für seine Thätigkeit vor sich liegen sah. In welchem Ansehen B. auch dann noch bei der griechischen Geistlichkeit stand, zeigt am deutlichsten der Umstand, daß nach seinem Vorgange alle, mit Ausnahme des Erzbischofs Eugenius, die Hoheit des Papstes anerkannten und dadurch eine Vereinigung der beiden Kirchen herbeiführten. Sie war freilich nur von kurzer Dauer; denn da die griechische Partei fast immer der römischen hatte nachgeben müssen, so erklärten schon 1450 nach dem Tode des Kaisers Johann II. Paläologus die Griechen jene in Florenz gefaßten Beschlüsse für ungültig, von deren Annahme sie ohnehin keine günstigen Früchte erblickten. B., der nach beendigtem Koncilium wieder nach Griechenland gezogen war, kehrte um so lieber bald nach Italien zurück, als er vom Papste Eugen IV. zum Kardinal ernannt worden war. In seinem neuen Vaterlande und in seiner neuen Stellung vergaß er aber keineswegs seine früheren griechischen Glaubensgenossen, vielmehr ging sein ganzes Bestreben dahin, die Theilnahme des Abendlandes für dieselben zu erregen. Dies glaubte er am besten dadurch bewirken zu können, daß er die italienischen Gelehrten mit den reichen wissenschaftlichen Schätzen der Griechen bekannt machte. Nach und nach brachte er eine bedeutende Bibliothek zu Stande, besonders aus Sicilien. Im Jahr 1451 wurde er vom Papst Nikolaus V. zum Legaten in Bologna ernannt, wo seine Gegenwart sehr belebend auf die Erweckung wissenschaftlichen Sinnes wirkte. Im Jahr 1456 ernannte ihn König Alfons von Neapel zum Archimandriten von Messina und Protektor der Basilianer; dann war B. gegen die Türken thätig, ja er rüstete aus eigenen Mitteln eine Trireme gegen dieselben aus. Im Jahr 1459 machte er den Vermittler zwischen Friedrich III. und Matthias von Ungarn, und 1463 erhielt er die Würde eines Patriarchen von Jerusalem und Bischofs von Euböa; dann wurde er Legat in Venedig und aus Dankbarkeit für die Aufnahme als Patricier schenkte er der Signoria zu St. Marco seine Bibliothek mit der Bestimmung, daß sie der öffentlichen Benutzung zugänglich seyn solle. Die letzten Lebensjahre B.s waren getrübt durch die Anmaßungen Pauls II., noch mehr aber durch die Rohheit Ludwigs XI. von Frankreich, den er mit dem Herzog von Burgund aussöhnen sollte. Ludwig XI. behandelte B. so unwürdig, daß derselbe aus Schmerz über solche Kränkung zu Ravenna am 19. Nov. 1472 †. Seine Schriften, theils lateinische Uebersetzungen griechischer Autoren, theils Streitschriften zur Vertheidigung der platonischen Philosophie, sind nur vereinzelt im Druck erschienen, so: „In calumniatorem Platonis L. IV“ (gegen Georg von Trapezunt), Venedig 1503 und 1516.

Bessé, Stadt im französischen Departement Puy de Dome, südwestlich vom Mont d'or, mitten in vulkanischen Gebirgen, steht auf Lava, mit 2500 Einwohnern, welche Weinbau, Handel mit Flachs, Vieh und Käse treiben. In der Nähe sind die Kaskaden von Entraigues, die Basaltkegel am Ufer der Malevoissière, die Mineralquellen von Condat und der See Pavin.

Bessel, Friedrich Wilhelm, berühmter Astronom der Gegenwart, geboren zu Minden am

22. Juli 1784, widmete sich in einem Alter von 15 Jahren zu Bremen dem Kaufmannsstande, ward durch den Verkehr mit dem Meere zum Studium der Geographie und später der Nautik angeregt, suchte sich, da seine Berufsgeschäfte ihm den Tag über keine Zeit übrig ließen, des Nachts aus Büchern einige mathematische Kenntnisse anzueignen und gewann sehr bald ein lebhaftes Interesse für die Astronomie. Durch eine astronomische Arbeit ward er mit Olbers bekannt, der ihn von nun an mit seinem Rath unterstützte und durch dessen Empfehlung er zu Schröter nach Lilienthal kam. Hier verwaltete er von 1806—1810 die Stelle eines Inspektors der der göttinger Universität gehörigen Instrumente, ward dann nach Königsberg berufen, legte daselbst in den Jahren 1812 und 1813 eine Sternwarte an, die, anfangs mit englischen Instrumenten ausgerüstet, 1819 mit neuen reichenbachschen Instrumenten von der höchsten Vollkommenheit versehen wurde, und ward zum geheimen Regierungsrath ernannt. Zu seinen frühesten Schriften gehört die Abhandlung „Ueber die wahre Bahn des im J. 1807 erschienenen Kometen" (Königsberg 1810), und „Theorie der Störungen der Kometen" (das. 1810). Sehr verdienstlich waren seine „Astronomischen Beobachtungen auf der Sternwarte zu Königsberg" (Königsberg 1815—1846, 21 Abtheilungen, welche die Zeit von 1815 bis mit 1835 umfassen, fortgesetzt von Busch), nicht minder seine späteren Schriften: „Fundamenta astronomiae deducta ex observationibus J. Bradley" (das. 1818), die Resultate aus Bradley's Beobachtungen enthaltend; „Untersuchungen über das Vorrücken der Nachtgleiche" (Berl. 1821); „Untersuchungen über die Länge des einfachen Sekundenpendels" (das. 1828); „Tabulae regiomontanae reductionum observationum ab a. 1750 ad a. 1830 computatae" (Königsberg 1830); „Versuche über die Kraft mit der die Erde Körper von verschiedener Beschaffenheit anzieht" (Berlin 1833); „Bestimmung der Länge des einfachen Sekundenpendels" (das. 1837); „Gradmessung in Ostpreußen und ihre Verbindung mit preußischen und russischen Dreiecksketten" (das. 1838), mit Bayer herausgegeben; ferner: „Darstellung der Untersuchungen und Maßregeln, welche in den Jahren 1835—1838 durch die Einheit des preußischen Längenmaßes veranlaßt worden sind" (das. 1839), von dem preußischen Ministerium der Finanzen und des Handels bekannt gemacht, und „Astronomische Untersuchungen" (Königsberg 1841—1842). In den Jahren 1824 bis 1833 vollendete er eine Reihe von 75,011 in 536 Sitzungen gemachten Beobachtungen über die Zone des Himmels zwischen 15° nördl. und 15° südl. Deklination. Zu seinen interessantesten kleinern Arbeiten gehört: „Messung der Entfernung des 61. Sterns im Sternbilde des Schwans" in Schumachers „Jahrbuch" (1839). B. fand nämlich als Resultat zahlreicher Beobachtungen eine jährliche Parallaxe von ungefähr $^{3}/_{10}$ Sekunde, woraus sich ergibt, daß die Entfernung dieses Sterns von der Sonne 357,700 Halbmesser der Erdbahn oder über 13 Billionen Meilen beträgt, wodurch die Lösung der so höchst interessanten Aufgabe, die Entfernung der Fixsterne zu bestimmen, bedeutend gefördert worden ist. Eine große Schwierigkeit für die Theorie der Sternschnuppen hat B. dadurch gehoben, daß er durch genaue Untersuchung der von Brandes u. A. angestellten Beobachtungen über jene Erscheinungen zu dem Resultat gelangte, daß das Aufsteigen derselben in keinem einzigen Falle erwiesen sey. Zu den letzten das gesammte Gebiet der Astronomie umfassenden Arbeiten B.s gehört eine 1844 erschienene Abhandlung, welche die genauesten Untersuchungen über die Veränderlichkeit der eigenen Bewegungen der Fixsterne enthält, sowie eine biographische Skizze seines Lehrers Olbers für die als Festgabe für die 22 Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte von dem ärztlichen Vereine zu Bremen herausgegebenen „Biographischen Skizzen verstorbener bremischer Aerzte und Naturforscher". Nachdem schon 1844 B.s Gesundheit wankend geworden, verfiel er in eine langwierige Krankheit, woran er den 14. März 1846 †. Seine „Populären Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände" wurden von seinem Freunde Schumacher (Hamburg 1848) herausgegeben. In einem dieser meistens in den Jahren 1832—1844 in der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg gehaltenen Vorträge war der Planet Neptun auf Grund derselben Berechnungen, die nachher Leverrier zu dessen Entdeckung führten, bereits angekündigt.

Bessenyei (Galantei es B.), Gyorgy, berühmter ungarischer Schriftsteller, Stifter der französischen Schule in der ungarischen Poesie, geboren 1740 zu Bercsel in der szabolcser Gespannschaft aus einer altberühmten adeligen Familie, trat 1760 als Edelknabe in die ungarische Nobelgarde zu Wien, beschäftigte sich hier eifrig mit den Wissenschaften, erlernte die deutsche, französische und englische Sprache sehr fertig und machte sich mit den betreffenden Literaturen vertraut. Nachdem er 1779 von der reformirten zur katholischen Kirche übergetreten war, wurde er Vicekustos an der kaiserlichen Hofbibliothek, bekleidete dieses Amt bis 1784, lebte dann auf seinem Gute Berettyo-Kovacsi in der biharer Gespannschaft ganz den Wissenschaften, verwaltete nebenbei das Amt eines Beisitzers der Gerichtstafeln in den Gespannschaften Bihar und Szabolcs, und † 1811. B. glänzt in der Reihe der ersten magyarischen Dichter, von denen nur wenige ihn an Fruchtbarkeit der Ideen und poetischen Schöpfungen übertroffen haben. Von seinen Werken sind zu nennen: die Tragödien „Attila u. Buda" (Preßburg 1773, 2. Aufl. 1787); „Ladislaus Hunyadi" (Wien 1772); „Argyisz" (das. 1772); „Die drei Ritter, oder das Triumvirat" (das. 1779); das Lustspiel: „Der Philosoph" (das. 1777); das didaktische Gedicht: „Die Annehmlichkeiten von Esterhaz" (das. 1772); das philosophische Gedicht: „Die Menschenprobe", nach Pope (das. 1772); „Der ungarische Zuschauer", eine Nachahmung des englischen „Spectator"; „Leben u. Thaten des Johann von Hunyad" (das. 1778). Auch in deutscher Sprache schrieb er einige Werke, z. B. „Die Geschäfte der Einsamkeit" (Wien 1777); den philosophischen Roman: „Die Amerikaner" (Kaschau 1776: magyarisch von Kazinczy). Eine Menge Schriften von B. befinden sich handschriftlich im ungarischen Nationalmuseum zu Pesth.

Besser, Johann von, deutscher Dichter, ward geboren den 8. Mai 1654 zu Frauenburg in Kurland, wo sein Vater Prediger war, widmete sich zu Königsberg dem Studium der Theologie, begleitete dann einen jungen kurländischen Edelmann, von Maydel, 1675 auf die Universität Leipzig, wo er sich zum Studium der Jurisprudenz wandte; auch fallen in diese Zeit die ersten Proben seines dichterischen Talentes. Streitigkeiten, die er und sein Freund mit einigen Offizieren der leipziger Garnison hatten, führten zu einem Duell (1677), wobei von Maydel durch einen Schuß getödtet wurde, B. aber sich so tapfer benahm, daß er die Gegner aus dem Felde schlug. Dies Duell und dessen muthvolle Beendigung erwarb B. viele Gönner, und der große Kurfürst von Brandenburg bot ihm die Stelle eines Hauptmanns an. Als B. dies Anerbieten ausschlug, ernannte ihn derselbe Fürst 1680 zum Rath und bald darauf zum Legationsrath, in welcher Eigenschaft er 1684 als kurfürstlicher Resident nach London ging. Nach dem Tode des großen Kurfürsten gestaltete sich B.s äußere Lage noch glänzender, da König Friedrich I. ihn ungemein begünstigte, ihn 1690 zum Ceremonienmeister und Hofrath ernannte und ihn sogar in den Adelsstand erhob. Im Jahr 1701 wurde er Oberceremonienmeister, 1702 auch Ceremonienmeister des schwarzen Adlerordens. Aus dieser Stellung gingen viele seiner Gedichte hervor, meist Gelegenheitsgedichte, durch frohe sowohl wie traurige Ereignisse am Hofe veranlaßt. Als aber der sparsame und haushälterische Friedrich Wilhelm I. auf den preußischen Thron kam, da erbleichte auch B.s äußerer Glücksstern; er wurde plötzlich aller seiner Aemter entsetzt u. gerieth, ein 60jähriger Greis, in die drückendste Lage. Sein Geschick gestaltete sich jedoch wieder besser, als er 1717 als geheimer Kriegsrath, Ceremonienmeister und Introdukteur der fremden Gesandten nach Dresden berufen wurde. Hier lebte er, da der sächsische Hof in der Regel nur seinen schriftlichen Rath verlangte, äußerst eingezogen und † am 10. Februar 1729. B. war ein Mann von stattlichem Aeußern, einnehmend und gewandt im Umgange, von lebhaftem und feurigem Geiste. Aus seinem imponirenden Auftreten, sowie aus seiner günstigen Stellung erklärt sich wohl großentheils auch der Beifall, den seine Gedichte fanden, die, an sich betrachtet, von sehr untergeordnetem Werthe sind. Doch ist ihm poetisches Talent nicht abzusprechen und vielleicht hätte er, zu einer andern Zeit und besonders in anderen Verhältnissen, Besseres geleistet; so aber sind seine Gedichte matt und weitschweifig und verdienen nur in Bezug auf die Leichtigkeit der Reime einiges Lob. Eine vollständige Ausgabe von B.s Gedichten besorgte nach dessen Tode der sächsische Dichter Joh. Ulrich König (2 Bde., Leipzig 1732), mit der auch zugleich eine Lebensbeschreibung des Dichters verbunden ist. Eine treffliche Biographie B.s findet sich in Varnhagen von Ense's „Biographischen Denkmalen" (Bd. 4).

Besserung. Die Lebensaufgabe des Menschen ist nicht nur ein beständiges Fortschreiten zum Besseren, sondern auch eine beständige Verbesserung seiner vorhergehenden Maximen und Handlungen, weil er weniger durch fremde Beispiele, als durch die Erfahrung und die Folgen eigener Verirrungen weise wird. Man theilt daher auch die B. in die fortschreitende und radikale ein, jene geht von einer Unvollkommenheit aus, die ihren Grund in den Schranken unserer Natur hat und zu dem höheren Ziele unserer Vollendung mit dem unausgesetzten Bestreben fortschreitet, sich täglich selbst zu übertreffen; diese ist die neue Richtung des schuldigen Gemüthes auf den verlassenen Pfad der Tugend, die nur durch eine gänzliche Veränderung des verkehrten Willens zu Stande kommt. Die christliche Dogmatik sucht nachzuweisen, daß die Ausdauer u. der obsiegende Wechsel unserer moralischen Kräfte durch den Beistand des göttlichen Geistes erfolge, ohne den wir überall für die Veredelung unserer Natur nichts vermöchten u. leisten könnten (vergl. Heilsordnung). Die Schule nennt dies die transitive Heiligung u. setzt ihr die intransitive gegenüber, welche einzig von der Freiheit und Persönlichkeit des Menschen ausgeht. Die Möglichkeit der letztern liegt theils in der Anlage des Menschen zur Vernunft überhaupt, theils in dem Zusammenhange des Willens mit der Idee des Göttlichen insbesondere. Nur dann, wenn sich der Sünder von der Idee des Göttlichen und Heiligen losgerissen, sie vorsätzlich unterdrückt, dem Laster seine ganze Persönlichkeit hingegeben und seine sittliche Freiheit im höhern Sinne des Wortes verloren hat, läßt sich die reale Möglichkeit seiner B. psychologisch nicht mehr nachweisen.

Besserungsanstalten (Korrektionsanstalten), allgemeine Bezeichnung solcher Anstalten, welche zur Aufnahme von Verbrechern und verwahrloseten Individuen bestimmt sind, und zwar in der Weise, daß ihr Hauptzweck nicht Bestrafung, sondern Besserung derselben ist. Dergleichen Anstalten sind entweder Besserungsstrafanstalten, welche neben der Bestrafung zugleich die sittliche Besserung der Sträflinge erzielen, oder Anstalten für sittlich gesunkene Individuen überhaupt, wie Vagabunden, Trunkenbolde, Arbeitsscheue, liederliche Dirnen ꝛc., die darin ebensowohl im Interesse der Humanität, als der Sicherstellung der bürgerlichen Gesellschaft zu regelmäßiger Arbeit angehalten werden und überhaupt an eine geordnete Lebensführung gewöhnt werden sollen, oder Besserungs- und Erziehungshäuser für verwahrlosete jugendliche Individuen. Die erste Klasse dieser B. gründet sich auf ein besonderes Strafsystem, das sogenannte Pönitentiarsystem, demzufolge dem Staat obliegt, nicht nur für die Vollstreckung der dem Verbrecher zuerkannten Freiheitsstrafe, sondern auch zugleich für dessen Besserung und Zurückhaltung vor völligem sittlichen Untergang nach Kräften Sorge zu tragen. Dieses den Fortschritten der Civilisation entsprechende Strafsystem brach sich zuerst in den Nordamerikanischen Freistaaten durch die Quäker Bahn u. fand von da in England u. bald noch in andern Staaten, namentlich in der Schweiz, in Belgien und in Preußen Eingang. Die zweite Klasse der B. sind die Arbeitshäuser (s. d.), welche indeß nur zu oft, den Zweck der sittlichen Erhebung der Inhaftirten verfehlend, zu bloßen

Strafanstalten herabsinken. Die dritte Klasse begreift die sogenannten **Rettungshäuser** (s. d.), welche ebenfalls ihre Entstehung der philanthropischen und christlich werkthätigen Gesinnung der Engländer und Nordamerikaner verdanken, in der Regel durch Privatmittel ins Leben gerufen und unterhalten werden und schon sehr erfreuliche Resultate geliefert haben.

Besserungstheorie, s. **Kriminalrechtstheorie**.

Bessestadt (**Bessested**, **Bessastader**), dänischer Hof auf der Insel Island, auf der Südwestküste, am Meerbusen Skjäria-Fjörd, ist Sitz des Gouverneurs, hat ein Gymnasium mit Bibliothek, Falkenhaus und 3000 Einwohner.

Bessières, **Jean Baptiste**, **Herzog von Istrien**, Marschall des französischen Kaiserreichs, war geboren 1768 zu Preissac im Departement Lot, begann seine militärische Laufbahn 1790 in der konstitutionellen Garde Ludwigs XVI. und trat nach Auflösung dieses Corps 1792 in die Legion der Pyrenäen über, wo er den Feldzug in Spanien mitmachte, sich besonders als Hauptmann bei den reitenden Jägern in der Schlacht bei Figueras (1794) auszeichnete und zum Eskadronschef ernannt wurde. In Italien vertraute ihm Bonaparte nach der Schlacht von Borghetto (30. Mai 1796) das Kommando der neuerrichteten Guidenkompagnie an. An ihrer Spitze bemächtigte er sich in der Schlacht bei Roveredo eigenhändig zweier feindlichen Kanonen. Die ausgezeichnete Bravour, die er in der Schlacht bei Rivoli zeigte, hob ihn in Bonaparte's Gunst dermaßen, daß ihn derselbe 1797 von Verona aus mit den erbeuteten Fahnen nach Paris an das Direktorium schickte und ihn mit Lobsprüchen überhäufte. Im Jahr 1798 wohnte er, zum Brigadegeneral ernannt, der Expedition nach Aegypten bei u. focht tapfer vor St. Jean d'Acre u. bei Abukir. Mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, stand er demselben am 18. Brumaire treulich zur Seite und erhielt darauf den Befehl, die neugeschaffene italienische Armee zu organisiren. Als Befehlshaber der Kavalerie und der Konsulargarde bewog er bei Marengo durch eine glücklich ausgeführte Kavalerieattake die Oesterreicher zum Rückzug. Zur Belohnung wurde er 1802 zum Divisionsgeneral und bei der Thronbesteigung Napoleons zum Reichsmarschall und Befehlshaber der Kaisergarde ernannt. Zu seinen vorzüglichsten Waffenthaten im Feldzuge 1805 gehört der Reiterangriff auf die Nachhut des russischen Heeres unter Kutusow zwischen Brünn und Olmütz, wobei das feindliche Centrum durchbrochen und 27 Kanonen erbeutet wurden. In den Schlachten von Jena, Heilsberg und Friedland befehligte er das zweite, aus 5 Divisionen bestehende Reservecorps der Kavalerie; bei Preußisch-Eylau drängte er mit der Gardekavalerie und den Divisionen Milhaud, Klein, Grouchy und Hautpoul den russischen rechten Flügel zurück. Nach dem tilsiter Frieden erhielt B. eine Sendung nach Stuttgart, 1808 aber den Titel eines Herzogs von Istrien nebst dem Oberbefehle des 2. Armeecorps in Spanien, wo von ihm den 14. Juli der General Cuesta auf den Höhen von Medina del Rio Secco geschlagen wurde. Auch in den Schlachten bei Burgos und auf der Somosierra in demselben Jahre waren seine Kavalerieangriffe von großem Erfolge. Während des Krieges gegen Oesterreich 1809 schlug B. ein starkes Kavaleriecorps bei Landshut, focht gegen Hiller bei Stetten u. Neumark u. rettete in der Schlacht bei Eßlingen durch einen kühnen Kavalerieangriff das Centrum des französischen Heeres. Bei Wagram warf ihn eine Kanonenkugel vom Pferde; dennoch kommandirte er weiter und trug durch sein Hervorbrechen mit der Reservekavalerie zu der Entscheidung des Sieges bei. Darauf übernahm er den Oberbefehl über die Nordarmee und zwang die Engländer zur Räumung Vliessingens. Von Spanien aus, wo ihm 1811 das Gouvernement von Altkastilien u. Leon übertragen worden war, folgte er dem Kaiser mit der Garde und einem starken Reitercorps (1812) nach Rußland. Seine Besonnenheit und Kaltblütigkeit verließen ihn auch unter den Schrecken des Rückzugs nicht. Bei der Eröffnung des Feldzugs von 1813 in Sachsen war B. Oberbefehlshaber der gesammten französischen Reiterei. Als er am 1. Mai bei Rippach zwischen Weißenfels und Lützen mit den Tirailleurs gegen Winzingerode's Haufen vorrückte, zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel die Brust und machte seinem Leben schnell ein Ende. Die Soldaten betrauerten in ihm einen ihrer Lieblinge, und selbst in Spanien, wo seine Milde und Gerechtigkeit noch nicht vergessen waren, erregte sein Tod große Theilnahme. Er starb arm, daher Napoleon noch auf St. Helena dem Sohne 100,000 Francs testamentarisch vermachte.

Besson, bekannter unter dem Namen **Besson-Bei**, Viceadmiral Mehemed Ali's, Vicekönigs von Aegypten, ein Mann von historischer Bedeutung sowohl durch sein Zusammentreffen mit Napoleon in den entscheidenden Augenblicken, wo dieser für immer von dem Schauplatze seiner Thaten abtrat, als auch wegen seines Verhältnisses zu Mehemed Ali's Reformen. B. war 1782 in Frankreich geboren, trat in einem Alter von 9 Jahren in die französische Marine, machte den Feldzug von 1806 und 1807 mit, ward während der Belagerung von Danzig zum Schiffslieutenant ernannt und stand als solcher 1815 zu Rochefort im Generalstabe, als Napoleon, ehe er sich den Engländern in die Hände gab, mit dem Gedanken umging, sich nach Nordamerika zu flüchten. Es war ein Wagniß, diese That auszuführen, weil die englischen Kreuzer nicht leicht ein Schiff undurchsucht entkommen ließen. B. war, sobald er sich überzeugt hatte, daß der Kommandant der zu des Kaisers Disposition gestellten Fregatte wenig Neigung zu dem kühnen Unternehmen habe, zur Rettung des Kaisers entschlossen, und der Zufall schien seinem Entschlusse günstig zu seyn. Drei Schiffe seines Schwiegervaters, eines Schiffsrheders bei Kiel, lagen in dem Hafen von Rochefort an ihn adressirt, von denen das eine, eine Jacht unter dänischer Flagge, mit Branntwein für Amerika beladen wurde. Im Schiffsraume waren 2 Reihen Branntweinfässer, dazwischen 5 leere Fässer, die man so vorgerichtet, daß im Falle einer Durchsuchung 5 Personen darin versteckt werden konnten. In der Kajüte unter dem Kamin war eine Fallthüre, um mit jenem Versteck zu kommu-

nieiren, das übrigens mit Mundvorrath auf 5 Tage versehen war. Frische Luft ward in die Fässer durch sehr künstlich versteckte Röhren geführt, welche unter den Bettstellen in der Kajüte ausmündeten. B. beeilte sich, dem Kaiser von der günstigen Gelegenheit Nachricht zu geben, u. sein Plan erhielt Napoleons Billigung; auch Bertrand und Lascases stimmten bei. B., der die Ueberfahrt selbst leiten wollte, traf mit Aufopfernng, selbst mit Lebensgefahr die nöthigen Vorbereitungen. Aber als B. um Mitternacht sich zum Kaiser begab, um zu melden, daß Alles bereit und der Wind günstig sey, wurde Napoleon schwankend, verschob zunächst die Reise um eine Nacht, um seinen Bruder Joseph zu erwarten, und bestand alsdann darauf, am Bord des Bellerophon sich nach England zu begeben. B. erschöpfte sich im Zureden, diesen letztern Plan aufzugeben, und ergoß sich in bitterer Erinnerung persönlicher Leiden (er war zweimal in englischer Gefangenschaft gewesen und nur durch abenteuerliche Anstrengungen entkommen), in Anklagen der punischen Treue der Briten. Napoleon beharrte bei seinem gefaßten Entschlusse. Mit den Worten: „Je n'ai plus rien dans ce moment à vous offrir, mon ami, que cette arme. Veuillez l accepter comme souvenir" schenkte er B. eine Jagdflinte und entließ denselben. B. segelte mit seinem Schiffe ab, und ohne auf der ganzen Reise einem englischen Kreuzer zu begegnen, langte er unaufgehalten in Amerika an. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich trieb ihn der Schmerz über das Mißlingen des so wohl überlegten Planes und über das Eintreffen seiner schlimmsten Prophezeiungen, in Verbindung mit dem bitteren Gefühl der Zurücksetzung, die ihn selbst traf, aus seinem Vaterlande nach Kiel zu seinen Schwiegerältern. Nachdem er hier und auf Handelsseereisen einige Jahre verlebt, ging er 1821 nach Aegypten, wo Mehemed Ali seinem Ehrgeize und seiner Thatkraft glänzende Aussichten eröffnete. Er widmete sich hier ausschließlich dem Seedienste, wurde zuerst Fregattenkapitän, dann Mitglied der Admiralität und endlich Viceadmiral. Ihm und einem andern Franzosen, Cerisi-Bei, verdankte Mehemed Ali die Gründung einer bedeutenden Seemacht, wie ein dritter Franzose, der unter dem Namen Soliman Pascha bekannte Oberst Selves aus Lyon, der Schöpfer des ägyptischen Landheeres geworden ist. B. † zu Alexandrien auf seinem Admiralschiffe Bahire am 12. September 1837, und sein Tod war für das damals noch im Aufschwunge zur Selbstständigkeit begriffene Aegypten ein großes, unberechenbares Unglück. Seine Wittwe, ein edles, hochherziges Weib, lebte später in Paris, und sein einziger Sohn hat von der Julidynastie eine Stelle in der französischen Marine erhalten.

Beständigkeit, diejenige Eigenschaft des Charakters, vermöge der wir an den einmal angenommenen Vorstellungen, Entschließungen und Maximen festhalten, sie nicht ohne überwiegenden Grund mit andern vertauschen. Die B. ist die Mutter der Treue, welche das leistet, was sie zugesagt hat, der Beharrlichkeit, welche, an einmal gefaßtem Vorsatze festhaltend, mit Geduld und Ausdauer den Mühen und Hindernissen entgegentritt, und der Standhaftigkeit, die selbst bei drohenden Gefahren und Schrecknissen nicht vom Platze weicht.,

Bestäubung der Pflanzen, s. Befruchtung.

Bestallung, die Einsetzung in ein Amt oder einen Dienst; wenn sie mündlich geschieht, so wird über diesen Akt ein Protokoll aufgenommen, und wenn schriftlich, so wird deshalb ein Patent ausgefertigt, welches die Bestimmungen des Dienstes, Charakters, Ranges und der Besoldung enthält.

Bestand, im Forstwesen die Gesammtheit der auf einem Waldbistrikt stehenden Bäume, dann auch das Holz selbst, z. B. 40-, 60jähriger B.; im geschäftlichen Sinne das, was nach gefertigter Rechnung über Ausgabe und Einnahme, über Verbrauch und Zuwachs an Geld (Kassen-B.), Waaren (Waaren-B.), Thieren u. dgl. noch vorhanden ist; in landwirthschaftlicher Bedeutung in einigen Gegenden s. v. a. Pacht, so Bestandbrief oder Bestandkontrakt, Bestandgeld.

Bestandtheil, einer von den Theilen, aus welchen ein Ganzes zusammengesetzt ist. Man unterscheidet: physische oder mechanische und chemische Bestandtheile, je nachdem man sie als bloß neben einander liegend und durch mechanische Trennung darstellbar, oder als chemisch vermischt und nur durch chemische Prozesse ausscheidbar denkt; nähere und entferntere B.e, d. h. solche, welche bei der Zertheilung des Körpers sich zunächst darstellen, und solche, welche bei weiterer Untersuchung als die letzten, untheilbaren Elemente erkannt werden; wesentliche (integrirende), ohne welche das Ganze aufhören würde zu seyn, was es ist, und zufällige in welchen sich nur die durch besondere Umstände bewirkten Modifikationen eines und desselben Haupttypus von gewissen Körperklassen verrathen.

Bestattung der Todten, s. Todtenbestattung.

Bestaudung, auch Bestockung, das kräftige Wachsthum einer Pflanze, das sich besonders durch Aufrichtung des Stengels und freie stärkere Ausbildung andeutet. Bei verpflanzten Gewächsen steht sie mit der Ausbildung und dem Eindringen der Wurzel in die Erde in nächster Beziehung, daher Alles, was das Wachsthum der Wurzel fördert, wie Feuchtigkeit, mäßige Wärme, Abhaltung des Lichts, guter Boden ꝛc. auch der B. förderlich ist.

Beste, holsteinischer Fluß, theilt sich in Norder- und Süder-B., von denen der erstere den hohendammer See bildet und dort ein Kupferwerk treibt; bei Blumendorf vereinigen sich beide und münden bei Oldesloe in die Trave.

Bestechung (Corruptio, Crimen barattariae, repetundarum) tritt ein, wenn einer Person, welche Rechtspflichten gegen den Staat oder andere Personen zu verwalten hat, nichtgesetzmäßige Vortheile gegeben oder angeboten und versprochen werden, zu dem Zweck, daß dieselbe in dieser Verwaltung nicht lediglich nach seiner freien pflichtmäßigen Ueberzeugung handele. Sie ist von Seiten des Bestechenden aktive, von Seiten des Bestochenen passive B. Sie kann im Völkerverkehr, im innern Staatsleben und auch

in Privatverhältnissen, z. B. bei der B. fremder Verwalter, vorkommen. Die B. im Völkerverkehr findet Statt, wenn die Beamten eines fremden Staates bestochen werden, ist als unwürdiges Mittel zur Bewerkstelligung einer Verletzung gegen den fremden Staat und seine Regierung im Allgemeinen völkerrechtswidrig und wird auch von der öffentlichen Meinung meist so sehr gemißbilligt, daß sie der bestechende Theil selten eingestehen mag. Nur im wirklichen Kriegezustande, der überhaupt Beschädigungen des Feindes und Kriegslisten erlaubt, mag sie unter Umständen gerechtfertigt erscheinen. Die B. zur Veruntreuung der Pflichten gegen den eigenen Staat ist auf Seiten Derjenigen doppelt strafbar, welche durch das Geben und Annehmen von B.en noch besondere beschworene Treupflichten verletzen, wie Staatsbeamte, Ständemitglieder, und hier wieder um so höher, je unmittelbarer und größer die Verletzungen gegen die heiligsten Interessen der Gesellschaft sind, wie die Verletzung der Richterpflicht. Für das gemeine Recht fehlt es an erschöpfenden Bestimmungen, da das römische Crimen repetundarum nur auf die Statthalter der römischen Provinzen und das ihnen untergeordnete Personal sich bezog und nicht bloß unerlaubtes Geschenknehmen, sondern auch Erpressungen unter sich begriff und die Bestimmungen der Lex Julia und selbst der Pandekten zu allgemein und theilweise ungenau und unklar sind. Nur in Ansehung der Richter, welche sich bestechen ließen, wo auch durch B. selbst der specielle Eid verletzt ward u. der Gesichtspunkt hervortrat, daß einer der streitenden Theile dadurch an seinen Rechten verletzt, oder in Kriminalsachen die wichtigsten Bürgerrechte bedroht wurden, läßt sich eine strenge und feste Strafbestimmung nachweisen. Von Bestrafung der aktiven B. von Beamten findet sich nichts in den römischen Gesetzen vor, nur in sofern, als Richter bestochen wurden, wodurch der Bestechende die Unparteilichkeit und Rechtsgleichheit zu vernichten und durch Betrug den Gegner zu besiegen suchte, trat Strafe, und zwar die des Falsums, ein. Die Carolina schweigt von der B., was daraus erklärlich ist, daß zur Zeit ihrer Entstehung ein festes Staatsbeamtenverhältniß noch nicht ausgebildet war. Nach der ältern deutschen Rechtsansicht wurde die B., wie man aus dem Schweigen der Partikulargesetze und aus der Sprache der Gewohnheitsrechte schließen darf, nicht zu den schweren Verbrechen gezählt. In den Reichsgesetzen beziehen sich die Bestimmungen auf das Personal des Kammergerichts und sind nur in sofern von allgemeiner Bedeutung, als sie das gemeine Recht bestätigen und als regelmäßige Strafe außer der Amtsentsetzung die der dreifachen Wiedererstattung des Empfangenen anordnen. Die Lehren der heutigen Rechtslehrer stimmen etwa in folgenden Hauptpunkten überein: 1) Dem Nichtstaatsbeamten, der einen Staatsbeamten, welcher nicht Richter ist, besticht, kann die B. nicht als Verbrechen angerechnet werden; 2) dagegen ist Jeder, welcher einen Richter besticht, ohne Rücksicht darauf, ob der Richter zur Erfüllung oder Verletzung seiner Amtspflicht bewogen werden sollte, als Falsarius strafbar; 3) der Richter, welcher sich irgend einen Vortheil von den Parteien versprechen läßt, auf ernstliche Weise die Annahme des Versprechens erklärt oder den Vortheil annimmt, um dem Bestechenden durch sein Amtsverhältniß zu nützen, leidet Amtsentsetzung, eine bedeutende Vermögensstrafe, und, wenn im Strafprozeß ein Unschuldiger dadurch verurtheilt wurde, die Strafe, welche in den Landesgesetzen den falschen Zeugen in solchem Falle trifft; 4) Administrativbeamte leiden nur Strafe wegen B.: wenn in den Landesgesetzen ausdrücklich die Strafe der B. auf sie ausgedehnt ist, oder der Amtseid darauf ging, daß kein Geschenk angenommen werden darf, oder wenn der Beamte durch die B. sich bewegen ließ, gegen die Wahrheit und gegen sein Gewissen eine gesetzwidrige Handlung zu begehen, oder eine strafbare Handlung einer Privatperson zu begünstigen oder zu ignoriren, oder ein falsches Zeugniß auszustellen, z. B. wenn der Amtsarzt bei der Militärkonskription Jemandem ein Zeugniß wegen eines angeblichen Gebrechens ausstellt, der gar nicht das körperliche Gebrechen hat; in solchen Fällen wird die Strafe des Falsums analogische Anwendung finden. Die B. der Zeugen endlich, die bei den Römern unter die Lex Cornelia gezogen wurde, wird jetzt willkürlich bestraft. Das Geldempfangen für abzulegendes Zeugniß (praevaricatio veritatis), nicht Vorausvergütung der Zehrung und Versäumniß der Zeugen von Seiten des Producenten, macht die Zeugen mindestens verdächtig, in vielen Fällen unglaubwürdig. Im außergerichtlichen Privatverkehr macht sich Derjenige, welcher einen Andern durch B. zu strafbaren Handlungen verleitet, der Theilnahme an dem begangenen Verbrechen schuldig.

Besteck, leicht tragbares Behältniß (Futteral), in welchem mehre zusammengehörige Sachen, besonders Instrumente, aufbewahrt werden; dann diese zusammengehörigen Instrumente selbst. Unter einem chirurgischen B. versteht man im weitern Sinne die in einem Futterale zusammen aufbewahrte Sammlung solcher Instrumente, welche zu bestimmten chirurgischen Operationen, z. B. zur Staar-, Steinoperation rc., nöthig sind; im gewöhnlichen engeren Sinne aber die gewöhnlichen in einer zum Zusammenlegen eingerichteten ledernen Tasche (porte-feuille) enthaltenen Instrumente, wie sie der Wundarzt für die gewöhnlichsten und häufigsten Vorfälle bedarf. In sofern man eine solche Instrumentensammlung bequem bei sich tragen kann, nennt man dieselbe auch Taschenbesteck, Bindezeug. Eine ganz andere Bedeutung hat B. im Seewesen; hier heißt es die vom Steuermann gemachte Bezeichnung desjenigen Punktes auf der Seekarte, von welchem er glaubt, das Schiff befinde sich daselbst. Es werden nämlich zwei gewöhnliche Kompasse oder auch eine Windrose von durchsichtigem Horne auf die Karte gelegt, und der Punkt, in welchem nach den Aufnahmen des Steuermanns das Schiff sich befindet, seiner geographischen Länge und Breite nach verzeichnet. Diese Operation pflegt man, um sicher zu seyn, oft, gewöhnlich alle 3 Stunden, zu wiederholen

zu dem Ende muß ein Jeder, wenn er vom Steuer abgelöst wird, in seinem Tagebuche das B. aufzeichnen. Ein B. machen heißt demnach: jenen Ort auf der Seekarte bezeichnen. Im Wasserbauwesen ist B. (Bestick) die Bestimmung der untern und obern Breite, der Höhe und der Dossirung (mithin des Profils) eines Dammes.

Besteder (Bestätter), bei Schiffsbauverträgen Derjenige, welcher das Schiff bauen läßt; bei Rhedereigesellschaften derjenige Mitrheder, welcher als Geschäftsführer an der Spitze der Societät steht und von den Theilhabern aus ihrer Mitte gewählt wird.

Bestellzettel, Zettel, worauf etwas, z. B. eine Arbeit in einer Fabrik, bestellt wird, mit ausführlicher Angabe der Beschaffenheit; im Buchhandel s. v. a. Verlangzettel; im Rechtswesen ein Schreiben, welches von dem Beweisführer bei Uebergebung des Beweises eingereicht wird und welches das Gesuch um Anberaumung eines Termins und abschriftliche Mittheilung der Artikel, um Citation der Zeugen zu den nöthigen Obliegenheiten unter den gewöhnlichen Präjudicien, um Kompaßbriefe und um Kompulsorialien oder Requisitorialien enthält.

Bestelmeyer, Georg, zweiter Bürgermeister der Stadt Nürnberg, merkwürdig durch seine Wirksamkeit auf den bayerischen Landtagen, geboren am 22. August 1785 zu Schwabach, Sohn eines dortigen Bierbrauers und Tabaksfabrikanten, besuchte in der Absicht, zu studiren, die lateinische Schule seiner Vaterstadt, widmete sich aber von 1798 an in Nürnberg dem Kaufmannsstande, lebte von 1804 an in Frankfurt a. M. und Köln und kehrte erst nach mehren Jahren ins väterliche Haus zurück, um die Geschäfte der Tabaksfabrik in Gesellschaft seines Bruders, David, mit besorgen zu helfen. Nach des Vaters Tode associirten sich beide Brüder, erweiterten das Geschäft und brachten es auf eine so bedeutende Stufe, daß es schon damals unter die ersten Fabrikanstalten Deutschlands zu zählen war. Im Jahre 1818 wurde B. zum Gemeindebevollmächtigten und bald darauf zum Landtagsabgeordneten seiner Vaterstadt für die Landtage von 1819 und 1822 gewählt. Auf dem erstern war seine Stimme bei den Zollfragen von Einfluß, und hauptsächlich seinem Referate verdankte Bayern die Durchsetzung des damaligen Zollgesetzes. Auf dem Landtage von 1822 ward er Mitglied des Staatsschuldentilgungsausschusses und Sekretär desselben. Im Jahre 1825 verlegten die Brüder B., um die Vortheile einer größern Handelsstadt zu genießen, ihre Tabaksfabrik nach Nürnberg, wo sie noch jetzt im höchsten Flor besteht. Als diese Stadt 1827 B. zu ihrem zweiten Bürgermeister erwählte, verweigerte der König ihm, der in der Ständeversammlung eine ganz unabhängige Stellung behauptet hatte, die Bestätigung. Dafür wurde er 1830 fast einstimmig zum Magistratsrathe gewählt, nachdem ihn vorher das Kollegium der Gemeindebevollmächtigten zu seinem Vorstande erhoben hatte. Die abermalige Wahl B.s als Deputirten zum Landtag von 1831 verwarf der König kraft seines Rechtes, Magistratsräthe zu der Reichsversammlung zuzulassen oder nicht, wogegen die Bürgerschaft ihn durch ein großes Festmahl ehrte, bei welchem ihm eine höchst schmeichelhafte Adresse überreicht wurde. Nachdem er 1836 gesetzlicherweise aus dem Magistrate getreten war, verbat er sich die Wiedererwählung, wurde darauf wieder unter die Gemeindebevollmächtigten und dann von diesen zum Vorsteher erwählt. Zum Landtage von 1837 abermals als Deputirter gewählt, wurde er zugelassen und erwarb sich während der Dauer des Landtags das volle Vertrauen des Königs, der ihm das offene Geständniß ablegte, daß er früher einen der Regierung feindlich Gesinnten in ihm erkennen zu müssen geglaubt, daß er sich aber getäuscht habe und Veranlassung nehmen werde, ihm eine öffentliche Genugthuung zu geben. Bei Berathung materieller Interessen, worin er sich auch als Schriftsteller versuchte, vorzüglich bei Berathungen über das Steuerwesen, leistete er Vortreffliches, und da er zugleich die Achtung der Mitglieder aller Farben genoß, so war seine Ansicht nicht ohne Einfluß. In Folge seines Vortrags über das gesammte Zollwesen beehrte ihn der König von Preußen mit einem schmeichelhaften eigenhändigen Schreiben. Nach der Beendigung des Landtags ward er 1838 von der Stadt Nürnberg, um die er sich so große Verdienste erworben, abermals zum zweiten Bürgermeister erwählt und diesmal auch vom König bestätigt. Bei der auf dem Landtage von 1840 erhobenen Principienfrage über den Umfang des ständischen Steuerbewilligungsrechtes stand B. auf der Seite der entschiedenen Verfechter der verfassungsmäßigen Volksrechte und war einer der Ersten, die sich gegen den Handelsvertrag des deutschen Zollvereins mit Holland erklärten. Auf dem Landtage von 1843 wurde er Mitglied des zweiten Ausschusses für die Steuern u. bewährte sich als unerschrokkenner Vertheidiger der Rechte seiner Mitbürger. Auf dem Landtage von 1845 u. 1848 war er als Mitglied des vierten Ausschusses vielfach thätig. Im J. 1849 legte er aus Rücksicht auf seine wankende Gesundheit seine Stelle als zweiter Bürgermeister nieder. Er † den 28. Sept. 1852. Die Regelung der Verhältnisse Bayerns zum Zollverein ist großentheils als ein Resultat der ständischen Wirksamkeit B.s zu betrachten. Unter den von B. herausgegebenen kleinen Schriften sind besonders erwähnenswerth: „Denkschrift über die Verhältnisse der Tabaksfabrikation und der Tabakskultur in Bayern" (Nürnberg 1838); „Vorstellung an die Ständeversammlung des Königreichs Bayern, die Brandversicherungsanstalt betreffend" (das. 1831).

Besteuerung, s. Steuern.

Beste Welt, s. Optimismus.

Besthaupt (Bestfall), s. v. a. Baulebung, vgl. Todte Hand.

Bestialität (vom Lateinischen), das Wesen eines wilden Thieres (bestia), Unvernunft, Rohheit, wilde Grausamkeit, Zuchtlosigkeit, gemeine Sinnlichkeit, besonders ungezügelte Wollust und deren Aeußerungen.

Bestiarii, die bei den circensischen Spielen der Römer mit den wilden Thieren (bestiae) Kämpfenden, entweder Freiwillige, die um Lohn

(auctoramentum), auch unentgeltlich, aus bloßer Liebhaberei, sich dazu verstanden und Waffen, Schlingen, Netze ꝛc. führten, oder Verurtheilte, die gewöhnlich nackt und wehrlos, bisweilen sogar gebunden den Bestien entgegengetrieben wurden. Viele Juden und Christen erlitten auf diese Weise den Tod, zur Unterhaltung des entarteten Volkes oder feiger und elender Kaiser.

Bestick, s. Besteck.

Bestie (vom Lateinischen), ein wildes, böses Thier; dann ein unbändiger, roher, viehischer Mensch; vgl. Bestialität.

Bestimmtheit (determinatio), in der Logik diejenige Eigenschaft eines Begriffs, vermöge oder laut welcher er von allen andern Dingen und Begriffen abgegrenzt, determinirt wird. Die Determination eines Begriffs geschieht durch Merkmale, denn jede B. wird bewirkt durch eine oder mehre Bestimmungen. Je genauer ein Begriff bestimmt, d. h. je mehr Merkmale zu der Determination hinzukommen, desto deutlicher wird der Begriff. Setzt man dagegen zu einem schon bestimmten Begriff noch ein oder mehre Merkmale hinzu und determinirt dadurch denselben näher, so wird dadurch sein Inhalt größer, sein Umfang kleiner, d. i. der Umfang steht in umgekehrtem Verhältniß zu dem Inhalte eines Begriffs oder mit andern Worten: je mehr Merkmale zu der Determination eines Begriffs verwendet werden, für desto weniger Individuen ist dieser Begriff ein gemeinschaftliches Merkmal. Determinirt man z. B. den Begriff eines Menschen durch das Merkmal, daß er in Europa geboren seyn soll, so erhält man statt des allgemeinern Begriffs Mensch den Begriff Europäer; es ist aber klar, daß der Begriff Europäer, sowie er einerseits mehr Merkmale hat, als der Begriff Mensch, so auch andererseits für viel weniger Individuen ein gemeinschaftliches Merkmal ist. Denkt man nun für einen Begriff sich alle möglichen Bestimmungen gefunden und demselben beigelegt, so ist er durchgängig bestimmt (omnimodo determinata notio). Bei der Bewerkstelligung einer solchen durchgängigen B. wird nach dem logischen Princip des ausgeschlossenen Dritten (principium exclusi tertii oder medii inter duo contraria) verfahren, welches man in der Formel ausspricht: Von zwei entgegengesetzten Begriffen kann einem dritten Begriff nicht zugleich einer von jenen Begriffen u. dessen kontradiktorisches Gegentheil beigelegt werden. Man hat diesen Satz ganz richtig auch den Satz der durchgängigen Bestimmbarkeit (omnimodae determinationis) genannt und ihn in der Formel ausgesprochen: Jedem durchgängig zu bestimmenden Begriff kommt jedes mögliche Merkmal entweder zu oder nicht zu; oder besser: Jedes Merkmal ist unmöglich, wenn es einem schon festgestellten Merkmale desselben Begriffs kontradiktorisch widerspricht. In moralischer Rücksicht heißt ein Mensch bestimmt, od. determinirt, wenn er mit Festigkeit nach bestimmten Grundsätzen handelt. Eine solche B. des Charakters ist noch nicht die Sittlichkeit selbst, aber ein nothwendiges Erforderniß derselben; denn wenn einerseits auch ein unsittlicher Charakter fest seyn kann, so ist andererseits eine inkonsequente, schwankende Tugend gar keine Tugend.

Bestockung, s. v. a. Bestaudung.

Bestrafung, s. Strafe.

Bestreichen, eine Terrainstrecke durch kernflache Bogen- und Ricochetschüsse so beschießen, daß die Kugeln höchstens 6 Fuß über dem Erdboden hingehen; dann (flankiren) von einer Befestigungslinie die Schüsse so entsenden, daß dieselben dicht oder nahe an einer andern Befestigungslinie, an oder über einem Annäherungshinderniße, z. B. an einer Palissadenlinie, einem Verhaue od. über einer Reihe Wolfsgruben, über einen Graben ꝛc., hinstreichen. Diese Art der Vertheidigung ist wegen ihrer vorzüglichen Wirksamkeit für die Befestigungskunst höchst wichtig, und wo es nur immer möglich ist, muß man eine solche Vertheidigung zu erlangen suchen. Die Möglichkeit und Wirksamkeit des B.s wird aber bedingt durch die Lage der bestreichenden Linie gegen die, welche sie bestreichen soll, dann durch die absolute Länge der bestreichenden Linie, und endlich auch durch die Länge oder Entfernung der zu bestreichenden od. sogenannten Vertheidigungslinie.

Bestürzung, der durch den plötzlichen Eintritt von etwas Unerwartetem u. dabei Unangenehmem oder Schrecklichem bewirkte Zustand des Gemüthes, in welchem es ihm an Besonnenheit (s. d.) zur Fassung eines zweckmäßigen Entschlusses fehlt.

Bestuschew, Alexander, bekannter unter dem Namen Marlinsky, ausgezeichneter russischer Romanschreiber, für die russische Prosa so bedeutend, wie Puschkin für die russische Poesie, als Sohn eines Professors beim Kadettencorps zu St. Petersburg geboren um 1795, wurde Gardeoffizier, trat zuerst unter seinem Familiennamen auf und gab mit seinem Freunde Rylejew den ersten russischen Almanach: „Der Polarstern", (Petersburg 1823—1825) heraus, der in Rußland eine zahlreiche Nachkommenschaft erzeugte. Schon durch diese Erstlinge seiner Muse, besonders aber durch eine geistvolle und durchgehends den innersten Lebensnerv erfassende Geschichte der russischen Literatur zog er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Mit Rylejew in die Verschwörung von 1825 gegen Kaiser Nikolaus verwickelt, wurde B. zum Gemeinen degradirt und zu einem Regimente an den Ufern des Jenisei in Sibirien verbannt, während sein Freund unterm Beil fiel. In seiner Verbannung traf er 1829 auf seinen Streifereien mit dem Professor Erman aus Berlin zusammen, welcher damals wegen meteorologischer und magnetischer Beobachtungen Sibirien bereiste, u. schrieb demselben nachher einen französischen, später von ihm selbst ins Russische übersetzten Brief voll Geistes, guter Laune und schöner, lebendiger Beschreibungen. In der Folge wurde B. begnadigt und in das Heer am Kaukasus versetzt. Hier hatte er in den Garnisonen so viel Muße, daß er unter dem angenommenen Namen Marlinsky wieder als Schriftsteller auftrat und eine bunte Reihe von Novellen und Erzählungen verfaßte, von denen einzelne so umfangreich sind, daß sie als Romane gelten können. Er offenbart in denselben ein ungemeines Talent für Schilderungen der romantisch-grotesken Natur u. des bewegten Kriegerlebens; dabei ist seine Darstellung durchaus poetisch und von glänzendem Witze durchflochten. In seinen letzten Novellen

ist aber ungleich mehr soldatisch Rohes und Kasernenartiges, was als Zeugniß des zerstörenden od. ändernden Einflusses gelten darf, welchen, bei aller innern Kraft und Lebendigkeit, Lebensgang und Umgebung ausüben. B. wurde, nachdem er wieder zum Offizier emporgestiegen war, im Juni 1837 auf einem Streifzuge im Kaukasus gegen die noch unbezwungenen Bergvölker in der Nähe des Städtchens Jekaterinodar von einer tscherkessischen Kugel getödtet. Sein Hauptwerk ist der Roman „Amaleth-Beg", der den Verrath eines tscherkessischen Häuptlings gegen Rußland zum Gegenstande hat und die halbwilden Charaktere der Tscherkessen und ihr wildschönes Gebirgsland trefflich schildert. Mehre (schlecht ausgewählte) Novellen B.s übersetzte A. von Seebach ins Deutsche unter dem Titel: „Russische Novellen und Skizzen" (Leipzig 1837). Unter Anderem schrieb B. in früherer Zeit: „Reise nach Reval", in Briefen und Versen (Petersb. 1821). Eine Sammlung seiner Schriften erschien in Petersburg 1840. Seine Brüder: Nikolaus B., Schiffslieutenant, poetischer Dilettant und Verfasser von „Erinnerungen aus Holland", u. Michael B., Kapitän bei der Kaisergarde in Moskau, sowie Peter B., Schiffslieutenant u. Adjutant des Viceadmirals Moller, waren ebenfalls in die Militärverschwörung von 1824 verwickelt. Nikolaus und Michael, obgleich ihrer Verschuldung nach nur zu 20 Jahren Verbannung verurtheilt, wurden auf besonderen Befehl des Kaisers 1826 gehängt.

Bestuschew-Riumin, russische Familie, aus England stammend, von wo sie schon im 15. Jahrhundert nach Rußland gekommen seyn soll. Jakob Gawrilowitsch, der Sohn des Gabriel Best, welcher als der Stifter des russischen Zweiges dieser Familie genannt wird, wurde vom Großfürsten Iwan Wassiljewitsch zur Würde eines Bojaren erhoben und schrieb sich zuerst Bestuschew, genannt Ruma, was Peter der Große 1701 in B.-R. verwandelte. Merkwürdig sind: Peter Michaelowitsch, Graf von B., Jakobs Urenkel, meist russischer Gesandter, besonders zu Hamburg, ward von Peter dem Großen in den russischen Grafenstand erhoben. Michael Petrowitsch, des Vorigen Sohn, russischer Diplomat, geboren 1686, ward zu Berlin erzogen, ging 1721 als Gesandter nach Stockholm, wo er am 24. März 1724 den Allianztraktat zwischen Rußland und Schweden abschloß und ihn, durch die Partei der Mützen darin unterstützt, am 5. August 1735 erneuerte. Durch Bestechung wußte er sich von den meisten Staatsschriften Kopien zu verschaffen. Als aber in Stockholm die Partei der Hüte das Uebergewicht erhielt und der Krieg zwischen Schweden und Rußlaud 1741 ausbrach, verließ er Schweden, wurde unter Elisabeth Großmarschall und übernahm der Reihe nach mehre Gesandtschaften in Preußen, Polen, Oesterreich und (von 1756—1760) in Frankreich und † 1760. Seine Gemahlin, Schwester des in Ungnade gefallenen Grafen Goloskin, wurde der Theilnahme an einer Verschwörung Lapuschins gegen die Kaiserin Elisabeth 1743 beschuldigt, erhielt die Knute und ward mit ausgeschnittener Zunge nach Sibirien geschickt. Alexei Petrowitsch, Graf von B., des Vorigen Bruder, Großkanzler des Reichs und Feldmarschall, war geboren zu Moskau den 22. Mai 1693 u. wurde in Deutschland, theils in Berlin, theils in Hannover erzogen. Nachdem er Peter den Großen auf einigen Reisen begleitet hatte, ward er 1712 Kavalier bei der russischen Gesandtschaft auf dem Friedenskongresse zu Utrecht, trat dann mit des Czaren Erlaubniß in kurbraunschweigische Dienste und wurde Kammerjunker des Kurfürsten Georg, der ihn 1714 als Minister an den russischen Hof schickte, um dem Czar Peter seine Gelangung auf den englischen Thron anzuzeigen. Im Jahre 1718 trat er in russische Dienste zurück, wurde Oberkammerjunker Anna's, der verwittweten Herzogin von Kurland und nachmaligen Kaiserin von Rußland, ging 1720 als Gesandter Peters nach Dänemark, 1730 als außerordentlicher Gesandter der Kaiserin Anna an den niedersächsischen Kreis nach Hamburg, wo er sich aus dem herzoglich holsteinischen Archive zu Kiel wichtige Originalurkunden zu verschaffen wußte, 1734 als außerordentlicher Gesandter wieder nach Dänemark, ward 1740 auf den Vorschlag Birons, Herzogs von Kurland, zurückberufen und zum wirklichen geheimen Rath und Kabinetsminister ernannt. Als solcher sollte er dem Einflusse des Grafen Ostermann entgegenwirken; auch brachte er es dahin, daß die Kaiserin während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan, ihres Nachfolgers, Biron die Regentschaft übertrug. Als dieser aber auf Münnichs Veranstaltung durch die nunmehrige Großfürstin und Regentin Anna, Prinzessin von Wolfenbüttel, Iwans Mutter, gestürzt und nach Sibirien verbannt worden war, wurde auch B. verhaftet. Die Kaiserin Elisabeth setzte ihn gleich nach ihrer Thronbesteigung in Freiheit, erhob ihn auf L'Estocqs Rath zum Reichsvicekanzler und Senator und 1744 zum Großkanzler und überließ ihm die Leitung der Geschäfte gänzlich. Ganz im Vertrauen der Kaiserin stehend, benutzte er seine einflußreiche Stellung, um seiner Abneigung gegen den preußischen und französischen Hof Luft zu machen. Im Jahre 1742 schloß er eine Allianz mit England, 1743 mit Schweden, welches Land die Succession ganz nach den Wünschen Rußlands einrichtete, und 1744 mit dem König von Polen und Kurfürsten von Sachsen (der letztere Vertrag wurde vor dem Könige von Preußen geheim gehalten). Unterdessen erhob sich gegen den mächtigen Großkanzler eine starke Gegenpartei, die ihn zu stürzen suchte und welche der Großfürst (nachmals Kaiser Peter III.), der den Grafen schon seit dem Vorfalle mit den holsteinischen Urkunden leidenschaftlich haßte, durch den Vicekanzler Woronzow leitete; aber der kluge B. wußte sich zu behaupten und entschied fortwährend bei der großen Unthätigkeit der Kaiserin alle Reichsangelegenheiten fast unumschränkt. Er brachte 1746 ein Bündniß zwischen Oesterreich und Rußland zu Stande, erneuerte zu gleicher Zeit, den Wünschen des Großfürsten entgegen, den Allianz- u. Garantievertrag mit Dänemark, in welchem schon damals durch einen geheimen Artikel der erst 1773 ausgeführte Tauschplan, Schleswig und Holstein an Dänemark gegen Oldenburg und Delmenhorst abzutreten, von Seiten

Rußlands eingeleitet wurde, schickte nach Abschluß eines Subsidienvertrags mit Großbritannien (1747) u. den Generalstaaten 1747) und der haager Konvention (1748) eine russische Armee von 30,000 Mann unter Repnin an den Rhein, wodurch er wesentlich zum Abschlusse des aachener Friedens beitrug, stürzte das Haupt der dem österreichischen Interesse an Elisabeths Hofe immer noch entgegenarbeitenden preußischen u. französischen Partei, den Grafen L'Estocq, 1748 u. wußte nun die Kaiserin so sehr gegen Friedrich II. einzunehmen und zu erbittern, daß sie 1756 dem zwischen Oesterreich u. Frankreich gegen Preußen geschlossenen Traktat von Versailles förmlich beitrat, sich 1757 noch enger mit dem wiener Hofe verband und noch in demselben Jahre auch der ebenfalls gegen Preußen gerichteten stockholmer Konvention sich anschloß. B. leitete nun den Krieg gegen Preußen ein und schickte ein starkes Heer unter Apraxin gegen Friedrich. Als aber eine Unpäßlichkeit der Kaiserin ihn deren Tod fürchten ließ, rief er (wie man glaubt, in der Absicht, den ihm feindlich gesinnten Großfürsten Peter Fedorowitsch von der Thronfolge auszuschließen und dieselbe auf dessen Sohn Paul Petrowitsch, unter Vormundschaft der Mutter Katharina, deren Vertrauen er besaß, zu bringen) den General Apraxin, welcher eben den Sieg bei Groß-Jägerndorf erfochten hatte, eigenmächtig aus Preußen zurück. Die Kaiserin erholte sich jedoch wieder und da sie den Rückzug ihrer Armee erfuhr, fiel B. in Ungnade, wurde 1758 verhaftet und vor eine Untersuchungskommission gestellt, die ihn des Gewaltmißbrauchs und des Ungehorsams gegen kaiserliche Befehle überführte nnd, als des Hochverraths schuldig, zum Tode verurtheilte. Elisabeth erließ ihm zwar die Todesstrafe, er wurde jedoch aller Würden entsetzt und nach einem ihm gehörigen elenden Flecken Goretowo bei Moskau verwiesen, wohin ihm seine Gemahlin, eine geborene von Böttiger aus Hamburg, nebst ihrem Sohne freiwillig folgte. B.s Verbannung währte auch unter der Regierung Peters III. fort. Erst Katharina II. rief ihn 1762 an den Hof zurück, setzte ihn in seine vorigen Würden wieder ein, erklärte ihn für unschuldig, ernannte ihn zum Feldmarschall, bewilligte ihm ein Jahrgeld von 20,000 Rubeln, brauchte ihn aber seines Alters wegen nicht in Staatsangelegenheiten; doch nahm er an den Sitzungen des Senats Theil und mischte sich auch, obwohl vergeblich, in die polnische Königswahl. Er † 1766. Während seiner Verbannung tröstete er sich mit der heiligen Schrift, aus welcher er sammelte: „Auserlesene Sprüche aus der heiligen Schrift, zum Trost eines jeden unschuldig leidenden Christen zusammengetragen" (Moskau 1763; auch französisch u. deutsch; schwedisch, Stockholm 1764). Diesem Trostbüchlein ist auch der merkwürdige Ukas beigedruckt, durch welchen B. für unschuldig erklärt wurde und der von den Kanzeln abgelesen und an die Kirchthüren geschlagen werden mußte. Aus derselben Familie stammte Michael B., der als Lieutenant im Infanterieregiment Pultawa mit Murawiew nach Pestels Verhaftung den Ausbruch der Militärrevolution 1825 im Süden des Reichs leitete und schon früher mit Pestel an der Spitze der geheimen Vereine Rußlands gestanden, namentlich deren Vereinigung im panslavistischen Sinne mit den polnischen Vereinen betrieben nnd im Sommer 1825 diese Fusion der „Vereinigten Slaven" im Lager vor Leschtschin in Volhynien zu Stande gebracht hatte. Nach Unterdrückung der Militärrevolution im Süden wurde er nach Petersburg gebracht und mit Pestel, Rylejew und Sergius Murajew gehängt, wo ihn, wie die beiden Letztgenannten, das furchtbare Loos traf, daß die Exekution zweimal an ihnen vollzogen werden mußte, weil das erste Mal der Strick nicht fest genug geknüpft worden war.

Bestuschewsche Nerventinktur (Tinctura tonico-nervina Bestuschevii s. liquor anodynus martiatus, auch Lamotte's Goldtropfen), vom Grafen Mich. Petr. Bestuschew-Riumin 1725 erfundene, in Frankreich von Lamotte als eigene Erfindung ausgegebene Eisenauflösung, die flüchtigste, welche wir besitzen. Das Geheimniß ihrer Bereitung wurde von der Kaiserin Katharina II. mit 3000 Rubeln erkauft, die Bereitung von Chemikern, vorzüglich von Klaproth vereinfacht; jetzt ist sie ein gewöhnlicher Artikel in unsern Apotheken. Sie ist wesentlich eine Auflösung des salzsauren Eisenoxyds in Schwefeläther, mit Weingeist verdünnt (nach der jetzigen einfachen Bereitung: 1 Theil salzsaure Eisenoxydlösung, 2 Theile Schwefeläther, 2 Theile fast absoluter Alkohol). Ihre schöne goldgelbe Farbe verschwindet durch das Sonnenlicht, kommt aber im Dunkeln wieder. Im gelben Zustande enthält sie das Eisen als Oxyd, im farblosen als Oxydul. Als Medicin wendet man sie im farblosen Zustande an. Sie wirkt nervenreizend und stärkend, zeigt sich daher am heilsamsten in Nervenleiden, wenn diese auf Schwäche beruhen, namentlich in Frauenzimmerkrankheiten, Krämpfen, Bleichsucht, häufigem Kopfschmerz. Sie wird einige Male täglich zu 10—15 Tropfen auf Zucker oder mit Wasser genommen, doch vorsichtig, da sie leicht Erhitzung und Ueberreizung des Gefäßsystems bewirkt. Ersetzt wird sie theilweise durch die von Klaproth erfundene ätherisch-essigsaure Eisentinktur (Tinctura ferri acetici aetherea).

Beta (Mangold, Runkelrübe), Pflanzengattung aus der Familie der Chenopodeen mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Blüthenhülle 5spaltig, bleibend, Staubgefäße den Zipfeln gegenständig, auf einem fleischigen, den Fruchtknoten umgebenden Ringe befestigt; Fruchtknoten zur Hälfte mit der Blüthenhülle verwachsen, mit 2—3 sitzenden Narben; Karyopse (Schlauchfrucht) in die Substanz des untern Theils der Blüthenhülle eingeschlossen; Fruchthülle dünn, lederartig; Samen wagrecht; Keim hufeisenförmig, im Umfange des Albumens. Es sind besonders 8 Arten bekannt, meist zweijährige Gewächse, in Südeuropa, Asien und Afrika einheimisch, wie Melden, aber ohne den mehligen Beschlag der Blätter, meist mit dicken, fleischigen Wurzeln; mehre Arten sind wichtig für Oekonomie und Gartenbau. B. vulgaris *L.*, gemeiner Mangold, rothe Rübe, Runkelrübe, hat einen eckigen, röthlichen Stengel, lanzettförmige, unten ovale Blätter, wächst am Mittelmeere und wird in Deutschland häufig ange-

pflanzt in Gärten und Feldern. Die große, rübenförmige, bisweilen über 10 Pfund schwere, meistens durch und durch rothe, aber auch gelbe u. weiße Wurzel, **Radix Betae communis s. vulgaris s. Betae rubrae s. Rapi rubri**, enthält Schleim, gemeinen und Schleimzucker und wird zur Bereitung des Runkelrübenzuckers (s. d.), sowie als Viehfutter, Kaffeesurrogat ꝛc. häufig angewendet (s. Runkelrübe). Ehedem diente sie in der Medicin als erweichendes und auflösendes Mittel bei Leber- und Milzkrankheiten, mit Honig vermischt gegen Schwindsucht und anhaltenden Husten. Die Wurzel der ganz rothen Varietät wird gekocht und in Scheiben geschnitten mit Essig eingemacht und als Salat zum Rindfleisch gegessen. Die wichtigsten Varietäten sind: **B. alba**, mit weißer Wurzel: weiße Runkelrübe; **lutea**, mit gelber Wurzel: gelbe Runkelrübe; **zonata**, mit außen rother, auf dem Querschnitte mit weißen u. rothen Ringeln gezeichneter Wurzel: gemeine Runkelrübe, Dickrübe, Raunsche; **rubra**, mit durchaus blutrother Wurzel, rothem Stengel und rothen Blattrippen: rothe Rübe, Rothrübe. **Beta Cicla** *L.*, **Beta hortensis** *Mill.*, gemeiner Mangold, weißer Mangold, hat eine dünne, walzenförmige, inwendig grünweiße, mit rothen Ringen gezeichnete Wurzel, breite, wellenförmige, mit weißlichen Nerven und Stielen versehene Blätter, wächst wild in Portugal, am Tajo, und wird im ganzen gemäßigten Europa häufig als Gemüsekraut in den Gärten angebaut (s. Mangold). Die Blätter, **Folia Betae s. Ciclae**, werden auch zuweilen äußerlich bei durch blasenziehende Mittel wund gewordenen Stellen der Haut, bei Entzündungen, Geschwüren, Verbrennungen und bei Kopfschmerzen als kühlendes Mittel aufgelegt. Die wichtigsten Varietäten sind: **B. angustinervia**, schmalrippiger Mangold; **latinervia**, breitrippiger Mangold; **crispa**, krausblättriger Mangold; **brasiliensis**, **B. brasiliensis** *Hort.*, brasilianischer Mangold, stammt aus Brasilien und dient sowohl als treffliches Gemüse, als auch als Zierpflanze; die Blätter sind sehr groß, länglich, glatt, blasig-runzelig, mit sehr breiten Stielen und Rippen von weißer, hell- und dunkelgelber, goldgelber, blasser und dunkler rother, purpur-, karmoisin-, scharlach- u. blutrother Farbe. Auf Rasenplätzen und Gartenbeeten, auch an Strauchpartien macht dieses Gewächs den Sommer und Herbst hindurch einen prachtvollen Effekt. Die Kultur ist dieselbe wie beim gemeinen Mangold; die Pflanzen, von welchen man Samen ziehen will, müssen frostfrei durchwintert werden. Man wählt dazu nur solche, deren Blattstiele und Rippen sehr breit und schön gefärbt sind. Pflanzt man schöne Exemplare im Herbste zeitig in Töpfe, so schmücken sie fast den ganzen Winter hindurch Gewächshaus oder Zimmer. Die Blätter geben auch ein gutes Futter für das Vieh. **Beta maritima** *L.*, Meerstrands-Mangold, hat eine fleischige, dicke, äußerlich schwarze, inwendig weiße Wurzel, treibt mehre liegende gefurchte Stengel, die an der Spitze ästig sind, und geschweifte glatte Blätter; wächst wild am Meeresgestade in Italien. **Beta orientalis** *Heyne*, ostindischer Mangold, ist ein perennirendes Gewächs in Ostindien und auf Jamaika. **Beta macrorrhiza** *Stev.* ist ebenfalls perennirend und wächst auf dem Kaukasus.

Betäubende Mittel, s. Narkotische Mittel; vgl. Betäubung.

Betäubung, in der Psychologie derjenige Gemüthszustand, in dem die Seele von gewissen stark auf sie einwirkenden Eindrücken überwältigt und der Fähigkeit beraubt ist, über das Empfundene und Wahrgenommene, wie über ihre ganze augenblickliche Lage, sich zu besinnen und demnach sich frei zu bestimmen. Die B. kann veranlaßt werden: durch starke Nervenreize von außen, z. B. starke Gerüche, gewaltsame Erschütterung des Gehirns, heftigen und anhaltenden Lärm, narkotische (betäubende) Mittel, als Opium ꝛc., oder durch innere Gemüthsbewegungen, z. B. Schreck, Furcht ꝛc., in sofern sie lähmend auf die Selbstthätigkeit der Seele einwirken. In der Moral versteht man unter B. die absichtliche Erstickung des sittlichen Gefühls, um unangenehme Erinnerungen, Gewissensbisse zum Schweigen zu bringen. Die Medicin betäubt durch gewisse narkotische Mittel die Sensibilität der Nerven und sucht leidende Theile empfindungslos zu machen. Vergl. Anästhetische Mittel.

Bête (franz.), unvernünftiges Thier; dann Dummkopf; daher Bêtise, Dummheit, Unvernünftigkeit.

Beteigeuze (α Orionis), Fixstern erster Größe an der östlichen Schulter des Orion, einer der 47 besselschen Fundamentalsterne.

Betel, s. v. a. Kaupfeffer, Piper Betle, besonders das aus den Blättern desselben bereitete Kaumittel, das in Ostindien allgemein im Gebrauch ist. Vergl. Piper Betle.

Betelnuß, s. v. a. Arecanuß, die Frucht von Areca Catechu *L.*, s. Areca.

Betelpfeffer, s. v. a. Kaupfeffer, Piper Betle.

Beten, s. Gebet.

Betende Kinder, Kinderversammlungen in Schlesien, die 1707 nach Karls XII. Zuge, durch Schlesien nach Sachsen und zurück nach Polen, zuerst in Glogau, dann in andern schlesischen Orten die Betübungen der schwedischen Soldaten nachahmten und dazu unter freiem Himmel zusammenkamen. Der Unfug hörte 1709 auf, nicht ohne zu mancher Streitschrift Veranlassung gegeben zu haben.

Betendraht, s. v. a. Paternosterdraht.

Betfahrt, s. v. a. Wallfahrt.

Betglocke, die Glocke, mit welcher zu bestimmten Zeiten das Zeichen zum Beten gegeben wird; dann dieses Zeichen selbst. Der Gebrauch der Glocken zu diesem Zwecke besteht schon seit dem 13. Jahrhundert. Papst Gregor IX. verordnete zuerst, daß während des Messelesens, und Johann XXII., daß gegen Abend durch drei Glockenschläge die Christenheit zum Gebet aufgefordert werde. Das Mittagsläuten soll daher seinen Ursprung haben, daß Calixtus III. 1455 anordnete, um Mittag ein Zeichen mit der Glocke zum Gebet gegen die Türken zu geben, was seit 1542 in Deutschland allgemeiner Brauch ward.

Bethania (d. i. Dattelort), 1) Flecken am Oel-

berge, 15 Stadien oder eine starke halbe Stunde südöstlich von Jerusalem, Wohnort des Lazarus und seiner Schwestern Maria und Martha. An den öfteren Aufenthalt Jesu daselbst knüpfen sich die Erweckung des Lazarus, Jesu Salbung im Hause des Pharisäers Simon, sein Abschied von den Jüngern vor der Himmelfahrt. Jetzt heißt B. Beit el Asarije (Ort des Lazarus), ist aber nur noch ein elendes, von einigen Familien bewohntes Dorf, wo man die Ruinen des vorgeblichen Schlosses des Lazarus, dessen Grab (Felsengrotte), sowie das Haus des Pharisäers Simon zeigt. Zur Zeit des Hieronymus stand bei jenem Grabe eine Kirche, angeblich von der Kaiserin Helena gestiftet. Auf dem Wege von B. nach Jerusalem wird auch der Ort, wo Jesus den Feigenbaum verfluchte (Matth. 21, 17—19), namhaft gemacht. — 2) Flecken am Jordan in Peräa, unweit Bethabara, im Gebiete des Stammes Gad. Hier, und nicht in Bethabara, taufte Johannes, wie aus den besten Handschriften (Joh. 1, 28) erhellt.

Bethaus, im engern Sinne ein gottesdienstliches Gebäude, in welchem zwar gebetet und gepredigt, aber keine Pfarrverrichtungen (Taufen, Trauungen rc.) vorgenommen werden; daher hießen so besonders die Kirchen der Protestanten in Ungarn, weil sie mit denen der Katholiken nicht gleiche Rechte hatten, zu österreichischer Zeit auch in Schlesien, wo die Benennung sich hie und da noch erhalten hat. Dann nennt man Bethäuser auch die gottesdienstlichen Gebäude solcher christlichen Sekten, die nicht zu den 3 in Deutschland vorherrschenden Religionsparteien gehören, z. B. der Herrnhuter rc.

Bethel (Bethela, Bäthel, d. i. Gotteshaus), sehr alte und berühmte Stadt Palästina's, 4½ Stunden nördlich von Jerusalem, auf dem Wege nach Sichem, hochgelegen, war unter den Kananitern Sitz eines Königs u. hieß bis zur Zeit Josua's Lus (Mandelbaum). Von Josua erobert, wurde sie den Benjaminiten zugetheilt, später den noch daselbst hausenden oder wieder eingedrungenen Kananitern durch die Ephraimiten abgenommen, dann eine Zeitlang Standort der Stiftshütte u. unter Samuel eine Gerichtsstätte. Nach der Trennung der 10 Stämme zu deren Reiche gehörig, wurde sie durch Jerobeam zu einem Hauptsitze der Abgötterei umgeschaffen, von dem judäischen Könige Abia zwar eingenommen, aber von Baesa dem Reiche Israel wieder einverleibt und dem Götzendienste zurückgegeben, bis Josia diesen abthat. Die Propheten sprechen mit Abscheu von der Götzendienerei B.s und nennen es Beth-Aven. Nach der Rückkehr aus dem Exil kam die Stadt, kraft der alten Zuweisung durch Josua, an die Benjaminiten; von dem syrischen Feldherrn Bacchides wurde sie um 160 v. Chr. befestigt, von Vespasianus später eingenommen und mit römischen Kriegern besetzt. Zur Zeit des Eusebius und Hieronymus war B. ein Flecken, jetzt ist fast jede Spur davon verschwunden.

Bethencourt, Jean, Seigneur de B., Baron von St. Martin le Gaillard in der Grafschaft Eu, Herr von Granville la Teinturière im Lande Caux, berühmter Seefahrer und Eroberer der kanarischen Inseln, aus der Normandie gebürtig, schiffte sich 1402 mit mehren französischen Edelleuten und kühnen Abenteurern zu Rochelle ein, ward jedoch schon zu Cadix von einem Theile derselben verlassen, steuerte dessenungeachtet auf die Kanarien zu, landete im Juli 1402 auf einer Insel, die er Lancerota nannte, legte daselbst ein Fort an und besuchte dann noch die Insel Fortaventura. Da er aber nicht stark genug war, auch die übrigen Inseln zu erobern, so mußte er in Spanien landen, wo ihn der König Heinrich III. von Kastilien mit Geld und Lebensmitteln unterstützte und als kastilianischen Vasallen mit den genannten Inseln belehnte. B. unterwarf sich hierauf Fortaventura und Ferro, brachte aus Spanien, wohin er öfters zurückkehrte, Kolonisten, Künstler und Handwerker, suchte die Eingebornen zum Christenthum zu bekehren, ward 1405 von Papst Innocenz VII. zum Erzbischof der neu eroberten Inseln ernannt, legte sich auch den königlichen Titel bei und † 1425 zu Granvilla in Spanien. Sein Neffe, Maciot de B., sah sich schon 1424 genöthigt, diese Inseln an den Infanten Don Heinrich von Portugal abzutreten.

Bethesda (Bezatha, d. i. Ort der Mildthätigkeit oder Erbarmung), ein heilkräftiger Teich Jerusalems, am Schafthore, nach der Tradition auf der Ostseite der Stadt hinter dem Tempelberge, umgeben mit 5 Hallen oder bedeckten Gängen zur Aufnahme der hier Heilung suchenden Kranken. Sein Wasser war nach Eusebius stark roth gefärbt; die Heilkraft desselben beruhte auf einer mineralischen Quelle, die nur von Zeit zu Zeit hervorbrach. Sobald man dies an der Bewegung des Teichs merkte, stiegen die in den Hallen wartenden Kranken hinein, weil jetzt, vor der Verfliegung der heilkräftigen Bestandtheile, das Wasser am wirksamsten war. Die Volkssage schrieb diese periodische Bewegung und Kraft des Teichs einem Engel zu, späterhin leitete man dieselbe von dem Opferblute ab, welches aus dem Tempel in den Teich geflossen sey, ohne dafür einen historischen Grund angeben zu können. Nach Joh. 5, 2 war obiger Name nur ein zu Jesu Zeit gangbarer charakteristischer Beiname des Teichs, weshalb derselbe auch bei Josephus nicht vorkommt. Jetzt zeigt man an der angegebenen Stelle eine wasserleere Vertiefung von ungefähr 120 Fuß Länge und 40 Fuß Breite.

Betheuerung, die einem Andern gegebene Versicherung, die man dadurch glaubhafter zu machen sucht, daß man sie bei dem, was dem Aussagenden besonders heilig oder theuer ist (z. B. bei der Ehre, bei Gott rc.), gibt.

Beth-Horon (Bethchoron, Bäthoron, Bethoron, d. i. Ort des Hohlwegs), zwei Städte des Stammes Ephraim: Ober-B., im nördlichen Theile des Stammes, Levitenstadt, u. Nieder-B., auf der Grenze der Stämme Ephraim u. Benjamin, beide von Ephraims Tochter Seera gegründet, von Salomo vergrößert und befestigt. Berühmt ist der Engpaß (Hohlweg) bei Nieder-B., wo Josua die verbündeten kananitischen Könige, Judas Makkabäus die syrischen Feldherren Seron u. Nicanor schlug u. auch der Römer Cestius eine große Niederlage erlitt. Clarke fand an der Stelle des obern B. das Beduinendorf Bethur.

Bethlehem (Bethlechem, d. i. Haus des Brodes), 1) (B.-Jehudah oder B.-Ephrathah, früher bloß Ephrathah), kleine Stadt Palästina's im Stamme Juda, am Abhange einer felsigen Anhöhe in schöner und fruchtbarer Gegend, 6 englische Meilen oder 2 Stunden südlich von Jerusalem, durch den König Rehabeam verschönert und befestigt, Sitz des davidischen Geschlechts und berühmt als Geburtsort Davids und Jesu Christi. Die ersten Christen hatten an der Geburtsstätte des Heilands eine Kapelle erbaut, zu welcher die Gläubigen von allen Seiten herzuströmten. In der Absicht, die frommen Beter zu verscheuchen, gründete der Kaiser Hadrian daselbst ein Heiligthum des Adonis; erst Helena, die Mutter Konstantins des Großen, ließ nach der Sage die Statue des Gottes umstürzen und an der Stelle desselben eine große Kirche erbauen. B., jetzt Beit el Ham oder Beit el Lahm genannt und zu dem Paschalik Damask im Sandschak Soliman oder Jerusalem gehörig, erscheint dem Auge des Reisenden als ein wirrer Haufen schlechter Hütten und Häuser mit viereckigen platten Dächern, zwischen grünen Hügeln, terrassenförmig angelegten Gärten und fruchtbaren Ebenen. Die Straßen sind schmutzig und winkelig; die Einwohner, griechische, armenische und lateinische Christen nebst einigen Türken und Arabern, zusammen etwa 3000, nähren sich hauptsächlich vom Olivenbaue und der Verfertigung von Rosenkränzen, Krucifixen, heiligen Krippen rc. aus Holz, Perlmutter und harten Dattelkernen. Der Platz, welcher einst die Herberge trug, worin der Heiland geboren wurde, befindet sich auf einem kleinen Hügel, etwa 100 — 200 Schritte gegen Morgen von der Stadt entfernt. Ein Kloster, von lateinischen, griechischen u. armenischen Mönchen bewohnt, bezeichnet die Stelle; es gewährt den Pilgern Herberge und ist so groß, daß es außer den Wohnungen noch 3 Kirchen umfaßt. Hohe und dicke Ringmauern geben dem Ganzen das Aussehen einer Festung, sind aber wegen der Anfälle räuberischer Beduinen nothwendig. Ein enges, niedriges Pförtchen öffnet den Besuchenden den Eingang. Die Hauptkirche St. Mariä de Präsepio, von Justinian erbaut, hat die Form eines Kreuzes, ist aber durch Mauern in drei besondere Kirchen geschieden. Die Hauptabtheilung, auf 48 Marmorsäulen in 4 Reihen ruhend, haben die Armenier inne; eine andere Abtheilung gehört den Griechen, die dritte den Lateinern. Jede dieser Parteien hat einen besondern Gang zu der Grotte der Geburt Christi, unter dem Hochaltar. Auf dem Gange der Lateiner kommt man zuerst in eine unterirdische Kapelle, in deren Nähe die Grotte des heil. Hieronymus sich befindet. Der berühmte Kirchenvater soll hier nebst dem Kirchenhistoriker Eusebius und den Stifterinnen des Klosters, Paula und Eustachia, Mutter und Tochter aus Rom, begraben liegen. Einige Stufen weiter oben öffnet sich die Pforte zu der Geburtsgrotte. Man tritt, mit einer brennenden Wachskerze versehen, in eine Höhle, die durch stets brennende Lampen von Silber hell erleuchtet ist. Ein silberner Stern in dem Marmorboden bezeichnet die heilige Stätte, wo Christus geboren und in die Krippe gelegt seyn soll. Die Wände der Höhle, sowie der Fußboden, sind mit kostbarem Marmor bekleidet. Im Hintergrunde steht ein Altar zur Bezeichnung des Ortes, wo die Magier das Jesuskind anbeteten: ein Block von weißem Marmor, der sich 1 Fuß hoch über dem Boden erhebt, in der Gestalt einer Wiege ausgehöhlt ist und anzeigen soll, wo der Herr der Welt auf Stroh lag. Gemälde schmücken die Grotte, reiche Geschenke christlicher Fürsten prangen auf den Altären und an den Säulen; besonders schön ist eine von Ludwig XIII. von Frankreich gestiftete Lampe. Den ganzen Tag über liegen die Geistlichen gottesdienstlichen Uebungen ob: die Griechen von Mittag, die Lateiner von Abend, die Armenier von Mitternacht an. Die Grotte ist etwa 37 Fuß lang, 11 breit und 9 hoch. Auf dem flachen Dache des Klosters hat man eine herrliche Aussicht, die nach Osten und Südosten hin durch das todte Meer und den Jordan begrenzt wird. Außerdem hat die Sage noch viele andere Orte in der Nähe B.s geheiligt. 200 Schritte davon zeigt man die Milchhöhle, in welcher sich Maria von der Flucht nach Aegypten verborgen gehalten haben soll. Sie besteht aus einer kreideartigen Steinmasse, welcher der Aberglaube Wunderkraft zuschreibt; die Pilger versäumen es daher nie, einige Stücke des sich leicht lösenden Steins mitzunehmen, wodurch die Grotte sich immer mehr erweitert. Auf dem Wege nach Jerusalem wird ein mit großen Felsblöcken umgebener Brunnen als die Stelle genannt, wo die Magier nach ihrer Unterredung mit Herodes den Stern wieder erblickten. Links von der Straße, ¼ Stunde von der Stadt, ist das angebliche Grab der Rahel, der Mutter Josephs und Benjamins; die Mohammedaner, denen dieser Ort ebenfalls heilig ist, haben darüber eine Kapelle mit einer Kuppel erbaut und versagen Christen den Zugang. Südöstlich von B. findet sich ein gut bewässertes Wiesenthal, dessen Schönheit durch grünende Eich- und Terebinthenbäume und durch die eigenthümliche Einfassung der weißen Kalkfelsen erhöht wird. Diesen lieblichen Ort bezeichnet man als den Aufenthalt der Hirten, als ihnen die Engel die Geburt des Heilands verkündigten. Die Stelle, wo dies geschehen seyn soll, ist ummauert und mit Oelbäumen bepflanzt; in der Mitte befindet sich eine Höhle, angeblich ein Werk der Helena; einige 20 Stufen führen hinab, der Fußboden und die Wände tragen noch Spuren ehemaliger Pracht. In der Nähe liegt das Dorf, in dem die Hirten gewohnt haben sollen. Nach der Sage baute Abraham dem Herrn hier einen Altar, und Jakob wohnte nach seiner Rückkehr aus Mesopotamien daselbst; auf den Feldern weidete David als Knabe die Heerden seines Vaters. Auf dem Wege nach Hebron, 1½ Stunden von B., liegen 3 Teiche, deren Anlegung man dem Könige Salomo zuschreibt (Pred. Sal. 2, 4 — 6). Sie sind in Felsen gehauen, an dem obern Rande mit Mauerwerk umgeben und mit einander durch Kanäle verbunden, so daß das Wasser aus dem obersten in den mittelsten und endlich in den untersten fließt. Die Hauptquelle befindet sich 150 Schritte über dem un-

tersten Teiche, ist verschlossen und heißt der versiegelte Brunnen (Hohesl. 4, 12). Ein Theil des Teichwassers wird durch Röhren nach Jerusalem geleitet, ein anderer bewässert ein schmales, tiefes Felsenthal, den verschlossenen Garten, angeblich einen der Lustgärten Salomo's.

2) Stadt im nordamerikanischen Freistaat Pennsylvanien, Grafschaft Northampton, nordwestlich von Philadelphia, Hauptort der Herrnhuter, gegründet 1741 unter Graf Zinzendorf, eine äußerst nette, reinliche, hübsch gebaute, gewerbfleißige Stadt von 200 Häusern, mit einer Hauptstraße, die von Norden nach Süden läuft, am Abhang eines Kalkhügels, auf dem östlichen Ufer des Lehigh River, über den eine 400' lange Brücke und dem entlang der Lehighkanal führt, in der Nähe der Mündung des Manokicy-Creek, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kirche im gothischen Styl mit einer Kuppel, ein unter der Leitung der Herrnhuter stehendes Mädcheninstitut, welches weit und breit in den mittlern Staaten der Union berühmt ist, ein Kollegium, 2 Akademien mit 175 Zöglingen u. 2 andere Schulen; die Bevölkerung beträgt 2500. Zu B. gehören die Herrnhuterdörfer Gnadenthal, Christiansbrunn, Gnadenhütte und Schöneck.

Bethlehemiten, Benennung der Hussiten, nach der Kapelle Bethlehem zu Prag, in welcher Huß predigte; dann ein geistlicher Orden in Westindien, gestiftet um 1659 von Peter von Betancourt in Guatemala für Hospitaldienst und unentgeltlichen Schulunterricht. Die B. vertauschten 1668 die bisher getragene Tracht der Franciskaner mit einer eigenthümlichen, die sich von der Kapuzinertracht nur durch einen Schild mit der Abbildung der Geburt Christi auf der rechten Seite des Mantels, ledernen Gürtel und runden Hut unterscheidet. Erst 1673 erhielten sie päpstliche Bestätigung ihrer Kongregation, 1687 gleiche Rechte mit den Augustinern, nebst der Regel des heiligen Augustin und 1707 von Klemens XI. alle Privilegien der Bettel- und Hospitaliterorden, vermöge welcher sie von einem nur dem Papst verantwortlichen General regiert werden. Außer den gewöhnlichen drei Mönchsgelübden legen sie noch das vierte ab, Gastfreiheit zu üben und Kranke ohne Unterschied des Glaubens zu pflegen, sowie für genesene Arme zu sorgen. Ihre zahlreichen Hospitäler und Klöster, mit denen Elementarschulen für arme Kinder verbunden sind, werden durch Almosen und Vermächtnisse erhalten. Die B. sind für Südamerika von großer Bedeutung und an manchen Orten die einzigen Träger und Verbreiter einiger Volksbildung. Das prächtigste ihrer Hospitäler ist in Lima. Ein schon 1668 von Augustino del Galdo gestifteter Zweig dieses Ordens sind die bethlehemitischen Schwestern (Bethlehemiterinnen), Klosterfrauen mit der Kleidung, Verfassung und Regel der B., doch strenger Klausur, zur Pflege kranker Frauen bestimmt. Die ihren Klöstern Vorgesetzten heißen größere Schwestern.

Bethlehemitischer Kindermord, die Ermordung der zweijährigen und jüngern Knaben in Bethlehem und dem Stadtgebiete auf Befehl des Königs Herodes, der damit die Beseitigung des neugebornen Königs der Juden (Jesus), von dem er seine Entthronung fürchten zu müssen meinte, bezweckte (Matth. 2, 16—18). Das Ereigniß hängt mit der Erscheinung der Magier genau zusammen, seine historische Beglaubigung hat aber Schwierigkeit. Josephus, der die Grausamkeiten des Herodes so genau anführt, schweigt von dieser Unthat, obwohl er sie ihrer besondern Beschaffenheit wegen kaum unerwähnt lassen konnte, wenn sie ihm bekannt gewesen wäre; des Macrobius Bericht aber (Sat. 2, 4) ist mittelbar oder unmittelbar aus dem Matthäus geflossen u. kann daher nicht als besondere Autorität gelten, mag nun der Verfasser ein Christ oder ein Heide gewesen seyn. Außerdem erscheint auch der bethlehemitische Kindermord selbst als eine ganz überflüssige Maßregel, da nach dem Besuche der Magier der außerordentliche Neugeborne in dem kleinen Bethlehem allbekannt seyn mußte.

Bethlen, berühmte Familie in Siebenbürgen, die von der Schwester König Stephans des Heiligen von Ungarn abstammt. Zu ihr gehörten Gabriel (Gabor) B. von Iktar, gewöhnlich Bethlen Gabor genannt, Fürst von Siebenbürgen und König von Ungarn, ward 1580 geboren, trat schon in seinem 16. Jahre unter die siebenbürgischen Krieger, nahm die ihm nach Moses Szekely's Falle angetragene Fürstenwürde nicht an, sondern unterstützte Bocskai, gerieth jedoch mit dessen Nachfolger Siegmund Rakoczi in Feindschaft und wurde von ihm gefangen gesetzt. Durch seine Freunde befreit, lebte er auf seinen Gütern, bis er, um Gabriel Bethori zu unterstützen, wieder öffentlich auftrat. Da sich jedoch dieser in ein feindseliges Verhältniß zu ihm stellte, so trat er zu den Gegnern desselben über und ward nach dem Tode desselben zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt (1613). Die Pforte bestätigte ihn bald in seiner Würde; allein der österreichische Hof trat feindlich gegen ihn auf, und erst 1615 kam es zu einem Vergleiche, wiewohl vom Könige Matthias B.s Gegner Hommonei immer noch heimlich unterstützt wurde. Die häufigen Zwistigkeiten wurden zwar durch einen neuen Vertrag (1617) beigelegt, wodurch B. mehre ungarische Gespannschaften erhielt; als aber Ferdinand II. 1619 zur Regierung kam, zog B., verbunden mit den österreichischen und böhmischen Insurgenten, gegen ihn, eroberte die Bergstädte und einen großen Theil von Oberungarn. Die mit Matthias von Thurn unternommene Belagerung Wiens mußte er jedoch aufgeben. Als 1620 die ungarischen Stände Ferdinand II. die Krone absprachen und B. zum König von Ungarn erhoben, entbrannte der Kampf mit Ferdinand II. noch heftiger; aber nach der Schlacht am weißen Berge und den folgenden für Ferdinand II. günstigen Vorfällen mußte B. 1621 Frieden mit dem Kaiser schließen. Obgleich nun B. hierbei der ungarischen Königswürde entsagt hatte und dafür als Fürst von Siebenbürgen und des römischen Reichs anerkannt worden war, auch noch mehre Besitzungen dazu erhalten hatte, so ließ er sich doch durch des Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf und des Grafen von Mannsfeld Vorspiegelungen zum Friedensbruche verleiten und fiel in Un-

garn ein, mußte aber, da er aus Deutschland keine Hülfe erhielt, 1624 abermals Frieden schließen, der noch ziemlich günstig für ihn ausfiel. Da während dieser Vorfälle B.s erste Gemahlin gestorben war, so verheirathete er sich jetzt unter Mitwirkung Ferdinands mit der Schwester des Kurfürsten von Brandenburg, Katharine, begann dann wieder den Kampf mit dem Kaiser, schloß jedoch 1627 abermals Frieden und erhielt die Herrschaft Munkacs als erbliches Eigenthum. Von nun an verhielt er sich ruhig und sorgte für die Wohlfahrt seines Landes durch Beschützung der Künste, Wissenschaften und Gewerbe. Er † kinderlos den 15. Nov. 1629 mit dem Ruhme eines kräftigen, wiewohl von Natur sanften Charakters, dessen Regierung aber noch segensreicher für sein Land gewesen seyn würde, wenn ihn nicht sein Ehrgeiz in viele seines Landes Kräfte erschöpfende Kriege verwickelt hätte. Seine Liebe zu den Wissenschaften und Künsten hat er sowohl durch die Stiftung der Akademie zu Weißenburg, als durch die Berufung u. Aufnahme von Gelehrten, Künstlern und Handwerkern bethätigt. Seine Gemahlin Katharine führte nach seinem Tode die Regierung, wurde aber, weil sie sich in ein anstößiges Liebesverhältniß mit einem Edelmanne Csaki einließ, von den Ständen abgesetzt und an ihrer Stelle Stephan, B. Gabors Bruder, zum Regenten von Siebenbürgen erwählt, der jedoch die Herrschaft bald an Georg Rakoczi abtreten mußte und sich in das Privatleben zurückzog. Demselben Geschlechte gehören an: Johann B., Kanzler von Siebenbürgen und Geschichtschreiber, geboren 1613, † 1687, Verfasser von „Rerum Transsilvanicarum libri IV, continentes res gestas Principum ejusdem ab a. 1629 ad annum 1663“ (Hermannstadt 1663, fortgesetzt nach der Handschrift des Verfassers bis 1674 von Horányi, Wien 1783), u. Wolfgang B., geboren 1648, ebenfalls siebenbürgischer Kanzler u. als Geschichtschreiber bekannt durch seine Geschichte Siebenbürgens in lateinischer Sprache in 16 Büchern, die die Begebenheiten von der Schlacht bei Mohacz (1526) bis 1609 erzählt und, unter dem Titel: „Wolfgangi de B. historia de rebus transsilvanicis“ (6 Bde., Hermannstadt 1792) von J. Benkö herausgegeben, eine Hauptquelle für die Geschichte Siebenbürgens bildet.

Bethmann, angesehenes Bankierhaus in Frankfurt am Main, dessen Vorfahren, aus den Niederlanden zur Zeit der Religionsverfolgungen vertrieben, sich in dem unweit Frankfurt liegenden Städtchen Nassau niedergelassen hatten. Simon Moritz B., geboren den 26. März 1687 und † als fürstlich nassauischer Amtmann den 6. Juni 1725, hinterließ vier Kinder: Johann Philipp, Johann Jakob, Katharine Elisabeth und Moritz, welche ihr Oheim von mütterlicher Seite, der frankfurter Handelsherr Jakob Adamy, geboren den 8. Dec. 1670, zu sich nahm und erziehen ließ. Der älteste Sohn, Johann Philipp B., geboren den 30. Nov. 1715, wurde von Adamy frühzeitig in sein damals schon sehr blühendes Handelsgeschäft eingeführt und durch testamentarische Verfügung zum Erben desselben eingesetzt. Nach Adamy's Tode (den 23. Dec. 1745) führte Johann Philipp B. das Geschäft noch einige Zeit unter dem Namen desselben fort und nahm dann seinen jüngsten Bruder, Simon Moritz B. (geb. den 6. Okt. 1721), als Kompagnon in dasselbe auf, das nun seit 1748 unter der Firma Gebrüder Bethmann blüht. Der dritte Bruder, Johann Jakob B., etablirte sich in Bordeaux. Die beiden genannten Brüder aber gaben ihrem Geschäfte einen großartigen Aufschwung und begründeten den großen Wohlstand ihrer Familie. Joh. Philipp B. † als kaiserl. Rath und Bankier den 27. Nov. 1793, worauf sein einziger Sohn, Simon Moritz B., geboren den 31. Okt. 1768, Chef des Hauses wurde, das durch die stets wachsende Ausdehnung seiner Bankgeschäfte, sowie durch die Negociation großer Anleihen für Oesterreich, Dänemark ꝛc. zu immer höherem Flor gelangte. Simon Moritz B. war ein vielseitig gebildeter Mann, wurde von Kaiser Franz von Oesterreich in den Adelsstand und von Kaiser Alexander von Rußland zum Generalkonsul und Staatsrath ernannt. Als nach der leipziger Schlacht die französische Armee dem Rhein zueilte, wurde durch B.s besonnenes und kluges Benehmen und persönlichen Einfluß bei Napoleon, der in der Nacht vom 31. Okt. zum 1. Nov. 1813 in der bethmannschen Villa vor dem friedberger Thore logirte, von der Stadt Frankfurt großes Unheil abgewandt. Er † den 28. Dec. 1826. Seine Wittwe, Luise Friederike Boode, aus einer angesehenen holländischen Familie, verband sich in zweiter Ehe mit Matthias Franz Borgnis, nachherigem Associé von Gebrüder B. Seine Schwestern waren: Susanna Elisabeth, Gattin von Johann Jakob Hollweg, Associé von Gebrüder B., der den Namen B. annahm und Stifter der Linie Bethmann-Hollweg wurde; Marie Elisabeth, vermählt in erster Ehe mit Johann Jakob Bußmann, Associé von Gebrüder B., in zweiter mit Victor Franz, Vicomte von Flavigny in Paris, aus welcher Verbindung Moritz, Vicomte von Flavigny, stammt, der unter Louis Philipp Pair von Frankreich und später Mitglied der französischen Nationalversammlung ward; Sophie Elisabeth, verwittwete de Luze und verwittwete Freifrau von Mettingh. Gegenwärtig ist Chef des Hauses Philipp Heinrich Moritz Alexander von B., geboren den 8. Okt. 1811, ältester Sohn von Simon Moritz B., königl. preußischer Konsul, vermählte sich 1842 mit Marie Anne Wilhelmine, Freiin von Bose, aus einer altadeligen sächsischen Familie. Seine Brüder, Karl Cäsar Ludwig, vom König von Bayern in den Freiherrnstand erhoben und zum Kammerherrn ernannt, und Alexander, Besitzer der Herrschaften Krzinetz, Ronow und Dobrowan in Böhmen, leben abwechselnd in Frankfurt und auf ihren Gütern. Die erwähnte bethmannsche Villa, reich an Kunstschätzen aller Art, enthält das sogenannte Museum mit dem berühmten danneckerschen Kunstwerk: Ariadne als Bacchusbraut auf dem Panther reitend.

Bethmann, Friederike Auguste Konradine, eine der größten deutschen Schauspielerinnen, geb. 1760 zu Gotha als Tochter des herzogl. Rathes Flittner. Durch ihren Stiefvater, den

Schauspieldichter Großmann, kam sie zur Bühne, wo sie 1777 debutirte. Anfangs widmete sie sich lediglich der Oper, ging aber bald zum Schauspiel über und glänzte in muntern und naiven Rollen. Zu Mainz mit dem berühmten Komiker Unzelmann verheirathet, folgte sie demselben 1788 nach Berlin und ward hier bald ein Liebling des Publikums. Im J. 1803 ließ sie sich von ihrem Manne scheiden u. heirathete den Schauspieler B. (s. unten). Noch im vollen Besitze ihres Talentes und Ruhmes † sie zu Berlin 1815. Sie gehörte unter die seltenen Erscheinungen der deutschen Bühne, deren Talent sich allseitig entwickelt hatte; in der Oper glänzte sie bis 1796 durch eine liebliche Stimme und seelenvollen Vortrag, im Schauspiel durch Lebensfrische, natürliche Grazie und Schalkhaftigkeit, in der Tragödie durch Würde, wahrhaft poetische Auffassung und großartige Durchführung der darzustellenden Charaktere. In der Deklamation, sowie in der Kunst, sich passend und wirksam zu kostümiren, hat keine Künstlerin sie übertroffen. Ihr zweiter Gatte, Heinrich Eduard B., geb. 1774 zu Rosenthal bei Hildesheim, betrat die Bühne zuerst 1793 bei der bossanschen Gesellschaft, ward 1794 in Berlin angestellt, erntete hier in Liebhaberrollen großen Beifall, verließ jedoch nach dem Tode seiner Gattin (1815) die königl. Bühne, übernahm 1824 die Regie des königsstädter, dann nach einander die Direktion des aachener und magdeburger Theaters, hatte bei keiner dieser Unternehmungen Glück und leitete später, nicht ohne anerkanntes Verdienst, aber ohne richtige Oekonomie, eine reisende Gesellschaft in Sachsen und den angrenzenden Ländern.

Bethmann-Hollweg, Moritz August von, berühmter Civilist und Forscher auf dem Gebiete des römischen Rechts, Sohn J. J. Bethmann-Hollwegs, damaligen zweiten Chefs des Bankierhauses Gebrüder Bethmann, den 10. April 1795 zu Frankfurt a. M. geboren, erhielt seine vorbereitende Bildung unter K. Ritters Leitung und auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, bereiste 1811 und 1813 mit Ritter die Schweiz und Italien und bezog 1813 die Universität Göttingen und 1815 Berlin, um sich dort unter Hugo, hier unter Savigny dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Den Sommer 1817 brachte er mit Göschen in Verona zu, um dort eine Handschrift der „Institutionen" des Gajus zu entziffern. Um Michaelis 1817 nach Göttingen zurückgekehrt, wurde er 1818 daselbst zum Doktor der Rechte promovirt und begab sich auf Savigny's Einladung im Frühjahr 1819 nach Berlin, um sich an der dortigen Universität als Privatdocent zu habilitiren. Ein Jahr darauf wurde ihm eine außerordentliche Professur, drei Jahre später die ordentliche Professur für Civilrecht und Prozeß übertragen. Ueber die genannten Fächer hielt B. auch zu Bonn, wohin er 1829 auf seinen Wunsch versetzt worden war, Vorlesungen, legte aber 1842 seine Professur nieder, um das Kuratorium der Universität zu übernehmen, das er bis 1845 verwaltete. Im Jahr 1845 zum Mitglied des Staatsraths ernannt, nahm er 1846 als Deputirter der rheinischen Provinzialsynode an der Generalsynode zu Berlin Theil und wurde 1849 zum Mitglied der ersten preußischen Kammer erwählt. In Gemeinschaft mit dem Grafen Pourtalès u. A. gründete er hier eine eigene Partei, die sogenannte altpreußische, welche zwar streng konservative Principien verfolgt, aber dabei auf dem Grunde der geschichtlichen Verhältnisse eine Weiterentwickelung der staatlichen Institutionen anstrebt und sich dadurch wesentlich von der Partei der Kreuzzeitung unterscheidet. Auch wurde von ihm und seinen Genossen ein eigenes Parteiorgan, „Das Preußische Wochenblatt", ins Leben gerufen. Seine Schriften: „Grundriß des Civilprozesses" (3. Aufl., Bonn 1832), „Versuche über einzelne Theile der Theorie des Civilprozesses" (Berlin 1827), „Gerichtsverfassung und Prozeß des sinkenden römischen Reichs" (Bonn 1834), „Ursprung der lombardischen Städtefreiheit" (das. 1846), zeugen von seinem Scharfsinn und seinem ausgebreiteten und tiefen Wissen. Im Jahr 1840 wurde B. bei der Huldigung Friedrich Wilhelms IV. als einer der bedeutendsten rheinischen Grundbesitzer geadelt. Unter Anderem ist er Besitzer des Schlosses Rheineck bei Andernach am Rhein, welches er neu aufbauen und mit vielen Kunstgegenständen und Fresken ausschmücken ließ.

Bethphage (d. i. Haus der Feigen), Dorf oder Flecken bei Jerusalem, auf der Ostseite des Oelbergs, etwas westlich von Bethanien. Jesus hielt von hier aus kurz vor seinem Tode seinen Einzug in Jerusalem. Ueberbleibsel des Ortes nebst der Stelle, wo die Jünger Christi die Eselin abgebunden haben sollen, zeigt man noch jetzt in der Nähe Jerusalems.

Bethsabe, s. v. a. Bathseba.

Bethsaïda (Bethsaïdan, Haus des [Fisch-] Fanges), 1) Flecken oder kleine Stadt in Galiläa, auf der Westseite des Sees Genezareth. Geburtsort der Apostel Petrus, Andreas und Philippus. — 2) Flecken in Gaulonitis, am östlichen Ufer des Sees Genezareth, unweit des Jordaneinflusses, wurde vom Tetrarchen Philippus zur Stadt erhoben und zu Ehren der Tochter des Kaisers Augustus Julias genannt.

Bethsan (Beth-Schan, Beth-Schean, Bethsean, Besan, d. i. Haus der Ruhe), Stadt in Palästina, dem Stamme Manasse angehörig, aber im Bezirke des Stammes Isaschar, diesseit des Jordans am Fuße des Gebirges Gilboa, 4—5 Stunden südlich von Tiberias gelegen, war lange ein Besitzthum der Kananiter und Philister, hieß im macedonisch-syrischen Zeitalter Scythopolis, ward von dem Römer Gabinius vergrößert, in der christlichen Zeit Sitz eines Bischofs, später eines Erzbischofs mit 9 Bischöfen, von Saladin geplündert, ist seitdem verfallen; jetzt steht daselbst ein Kastell, El-Beysan oder Baisan.

Beth-Schemesch (Bethsemes, d. i. Haus der Sonne, Sonnentempel), Priesterstadt im Stamme Juda, an der Grenze mit dem Stamme Dan und mit Philistäa, 10 römische Meilen von Eleutheropolis auf dem Wege nach Nicopolis, groß und volkreich; hier fand die Rückgabe der Bundeslade durch die Philister und der Sieg des israelitischen Königs Joas über Amazia, den König von Juda, Statt. Unter Ahas wurde die Stadt von den Philistern erobert.

Bethune, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Pas de Calais, nordwestlich von Arras, an der Brette, Festung dritten Ranges, mit alten, von Vauban verbesserten Werken, 5 Bastions, zahlreichen Ravelins und anderen Außenwerken und einer unregelmäßigen Citadelle (altes Schloß), ist Sitz eines Obertribunals und anderer Behörden, hat 4 Thore, 3 Kirchen, darunter die gothische Hauptkirche, einen alten Wart- und Glockenthurm von eigenthümlicher Bauart, 2 Hospitäler und einen schönen großen viereckigen Marktplatz. Die Einwohner, 7000 an der Zahl, betreiben Leinweberei und Pfeifenfabrikation, bereiten auch Rüböl und sehr beliebten Käse und treiben Handel mit diesen Gegenständen, der durch den mit der Lys verbundenen Lavekanal erleichtert wird. In der Nähe liegt das fünfeckige, sonst feste Schloß Annecin. Die Entstehung der Stadt B. fällt in das frühere Mittelalter, wo sie an das schon damals feste Schloß angebaut ward, das im Besitz der Herren von B. war. Durch die Verheirathung der Erbtochter des letzten Grafen kam B. an Vido von Dampierre, Grafen von Flandern. Im Jahre 1645 wurde es von den Franzosen, 1710 von den Alliirten, 1712 von den Franzosen belagert und erobert.

Bethune, altberühmte französische Familie, die ihren Ursprung von den Grafen von B. ableitet. Merkwürdig sind die Brüder Maximilian, Herzog von Sully (s. Sully), u. Philipp de B., Comte de Selles et Charost. Letzterer diente unter Heinrich III. u. Heinrich IV. mit Auszeichnung gegen die Ligue, wurde Generallieutenant, Oberkammerherr und Gouverneur von Rennes, ging dann zum diplomatischen Fach über u. war als Gesandter in Schottland u. Rom thätig, wo er 1619 den Vertrag von Pavia zwischen Spanien und den Herzögen von Savoyen u. Mantua vermittelte. Er lebte dann am Hofe der Königin-Mutter, Maria von Medicis, deren Aussöhnung mit ihrem Sohne er bewerkstelligte, befand sich bei einer Gesandtschaft an Kaiser Ferdinand II., ging später abermals als Gesandter nach Rom, vermittelte 1629 ein gegen Oesterreich gerichtetes Bündniß zwischen Papst Urban VIII., Frankreich und Venedig und † 1649 auf seinem Schlosse Selles. Sein Sohn, Hippolyt de B., geb. 1603, diente unter Ludwig XIII. in mehren Feldzügen, z. B. vor Rochelle, Montauban &c., u. † 1665. Er vermachte Ludwig XIV. seine Manuskriptensammlung von 2500 Bänden, wovon 1200 auf die französische Geschichte Bezug haben, und seine schöne Gemäldesammlung.

Beth-Zachara, Ort in Judäa, zwischen Jerusalem und Beth-Zur, ist geschichtlich bekannt durch den Sieg des Antiochus Eupator über Judas Makkabäus.

Beth-Zur (Bethsur, Bethsura, Bethsoron, Bethasora, d. i. Felsenhaus), Stadt in Palästina, auf dem Gebirge Juda im gleichnamigen Stamme, 20 römische Meilen von Jerusalem nach Hebron zu, einer der festesten Plätze Judäa's, Vormauer gegen Idumäa, ward schon von Rehabeam befestigt, noch mehr durch die Makkabäer Judas und Simon. Der syrische Feldherr Lysias ward von Judas vor B. geschlagen, Antiochus Eupator nahm es nach der Schlacht bei Beth-Zachara, worauf die Stadt eine Zeitlang in den Händen der Syrer blieb. Nach einer Sage, die schon Eusebius und Hieronymus kennen, wurde an einer noch jetzt gezeigten Quelle bei B. der äthiopische Kämmerer der Königin Candace vom Apostel Philippus getauft (Apostelgesch. 8, 26 ff.). Richtiger jedoch gilt als Ort dieser Begebenheit eine gleichnamige, von Eusebius und Hieronymus ebenfalls erwähnte Stadt bei Eleutheropolis, auf dem Wege von Jerusalem nach Gaza.

Betjuanen, s. v. a. Beetjuanen.

Betmaschine, Apparat, dessen sich die Buddhaisten, insbesondere die Priester oder Lama's und die Wallfahrer in der Tatarei bedienen, um mit dem Beten weniger Mühe zu haben, und den sie Chu-kor, d. h. Gebetedreher, nennen. Dergleichen Maschinen sind in den Betten der Ströme befestigt, werden, wie Wassermühlen, vom Wasser in Bewegung gesetzt und sind, wie man glaubt, Tag und Nacht mit Beten, zu Gunsten Derjenigen, welche sie errichtet haben, beschäftigt. Die Tataren bringen diese fromme Vorrichtung über ihren häuslichen Feuerstellen an, wo sie dann durch den an der Oeffnung des Zelts Statt findenden Luftzug in Bewegung gesetzt werden. Eine andere Maschine, deren sich die Buddhaisten zur Vereinfachung ihrer Andachtsübungen bedienen, ist eine große, sich um eine Axe drehende Trommel, aus dickem Pappendeckel gemacht. Dieser Pappendeckel ist eigens zu diesem Zweck aus auf einander gekleisterten Papierbogen bereitet, auf welchen in tübetanischen Schriftzeichen die am meisten gebräuchlichen Gebete aufgeschrieben sind. Diejenigen, welche nicht genug Eifer oder nicht genug Kraft haben, auf ihren Schultern eine große Ladung von Büchern zu tragen und sich bei jedem Schritt in dem Schmutze auf die Kniee zu werfen, wenden diese leichtere Art von Andachtsübungen an, bei welcher der Andächtige essen, trinken und schlafen kann, während die gefällige Maschine alle Gebete für ihn verrichtet. Ein Seitenstück zu dieser sonderbaren religiösen Praxis bietet die fluchende Mühle der Malayen dar. Diese Vorrichtung besteht in einem senkrecht in den Erdboden gesteckten Pfahle, auf dessen oberem Ende ein Querholz angebracht ist. Letzteres ist in der Mitte durchbohrt, so daß es um eine auf dem Pfahle angebrachte Spitze sich in wagrechter Richtung herumdrehen kann, und ist an dem einen Ende breit und platt, so daß der Wind es leicht in Bewegung zu setzen vermag. An dem andern Ende des Querholzes ist ein aus zwei platten Bretchen gelegtes Kreuz so angebracht daß es, wie das von den Flügeln der Windmühle gebildete Kreuz, sich um das Querholz, als um seine Axe, herum bewegen kann. So eingerichtet, wird die Maschine von jedem Winde in die richtige Stellung gebracht und dann in dauernde Bewegung gesetzt. Auf den Flügeln des Kreuzes ist Papier aufgeklebt, welches mit Schriftzeichen, die von kompetenten Beurtheilern für malayische erklärt werden, beschrieben ist; unter dem Papier liegen der Länge nach ausgedehnt lange schwarze Haare. Diese Vorrichtung ist auf

der Spitze des Löwenberges, auf dem Kap der guten Hoffnung, aufgefunden worden, wo sie auf einem Felsen an einem einsamen Orte aufgestellt und dem Südwestwinde sehr ausgesetzt war, der das Kreuz in fortwährender kreisender Bewegung erhielt. Die fluchende Mühle wird als ein Zaubermittel angesehen, welches im Stande seyn soll, auf diejenige Person, deren Haare darauf befestigt sind, so lange, als sie in Bewegung ist, einen bösartigen Einfluß auszuüben. Die Mühle auf dem Löwenberge hatte wahrscheinlich ein malayischer Schiffer in der Absicht aufgestellt, sich an seiner Geliebten zu rächen, die ihm untreu geworden war. Sie war gerade in bester Thätigkeit, als Der, welcher sie später nach England brachte, ihrem boshaften Treiben ein Ende machte.

Betonica (Bathengel, Betonie), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten oder Lippenblumen, deren Arten (gegen 20) von neuern Botanikern sämmtlich zu Stachys *L.* gezogen werden. Die Wurzel einer Art, Betonicae s. Betonicae purpureae Radix, Herba et Flores, von Stachys Betonica, Betonienkraut, stand sonst in sehr großem Ansehen; Antonius Musa schrieb von derselben ein eigenes Buch und empfahl sie in 47 Krankheiten.

Betonung, Gebrauch des Rede- und Singaccents, s. Accent.

Betrachtung, Richtung der Sinne und der Gedanken auf einen Gegenstand, um ihn genau und allseitig zu erkennen. Von der Untersuchung unterscheidet sich die B. vornehmlich darin, daß jene zunächst und vorzüglich nach dem Grunde und den einzelnen Bestandtheilen des Gegenstandes fragt, während die B. denselben als Ganzes und in seinen Wirkungen und Folgen auffaßt. In der Rhetorik bezeichnet man mit B. einen Aufsatz oder eine Schrift, worin die durch jene Thätigkeit hervorgerufenen Gedanken und Resultate niedergelegt sind.

Betretungsfall, der Fall, wo Jemand an einem verdächtigen Orte und unter verdächtigen Umständen oder unmittelbar über einem Verbrechen angetroffen wird.

Betrübniß, der Zustand des Gemüths, worin seine natürliche Heiterkeit durch das Gefühl eines gegenwärtigen, oder die Furcht eines künftigen Uebels unterdrückt oder doch getrübt ist.

Betrug, eine zur Gewinnung unrechtmäßiger Vortheile unternommene Verletzung oder Unterdrückung der Wahrheit, geschieht gewöhnlich durch vorsätzliche Erweckung einer unrichtigen Vorstellung bei einem Andern, wodurch dieser zu Handlungen veranlaßt wird, welche er sonst nicht gethan haben würde. Bei der Verschiedenartigkeit der dahin gehörenden Handlungen bleibt die Strafe des Betrugs dem richterlichen Ermessen anheimgestellt und stuft sich nach den verschiedenen Arten und Objekten des Verbrechens ab. Mehre neuere Rechtslehrer, z. B. Heffter und Martin, haben den B. als ein selbstständiges Verbrechen aus ihren Lehrbüchern ganz verbannt, und in der That ist er in seiner rechtlichen Bedeutung nur in Verbindung mit Fälschung gehörig zu beurtheilen (s. Fälschung, vergl. Dolus und Fraus).

Betsaal, ein zum Gottesdienst bestimmter Saal, entweder für öffentliche Anstalten (z. B. Schulen), oder in Ländern, wo eine Religionspartei nur eine geduldete ist und keine eigentlichen Kirchen haben darf, für die Mitglieder derselben; vgl. Bethaus.

Betsch, türk. Name für Wien u. Fünfkirchen.

Betsonntag, der 5. Sonntag nach Ostern, Rogate.

Betstuhl, in Kirchen Stuhl mit Bank, um knieend darauf zu beten.

Betstunden, in der kathol. Kirche Andachtsübungen, bei denen von Einzelnen im Angesichte der Monstranz besondere Anliegen Gott mitgetheilt werden, gewöhnlich aus drei Rosenkränzen und einer Litanei bestehend. In der protestantischen Kirche heißen öffentliche B. solche gottesdienstliche Versammlungen, bei denen der Gesang abgekürzt und die Predigt weggelassen und dafür nur ein Abschnitt aus der Bibel vorgelesen, darüber auch wohl eine kurze Betrachtung gehalten oder verlesen, oder ein Kirchengebet, das dieselbe ersetzt, vorgetragen wird. Solche B. werden gegenwärtig in Städten seltener, auf dem Lande Nachmittags an gewöhnlichen Sonntagen gehalten; finden sie früh Statt, so heißen sie Metten. Sie wurden im 4. Jahrhundert von den Mönchen eingeführt, und man nahm dabei besonders auf die Leidensgeschichte Jesu Rücksicht. Häusliche B. werden auf ähnliche Weise innerhalb einzelner Familien oder religiöser Konventikel (s. d.) abgehalten.

Bett, die besondere Vorrichtung zu einer welchen Lagerstätte, besonders für den nächtlichen Schlaf und für Kranke oder körperlich Angegriffene. Unsere Federbetten kennt man im Orient, wie überhaupt in südlichern Ländern nicht; Arme schlafen dort auf Matten oder in ihre Oberkleider gehüllt, Wohlhabendere auf Polstern oder Matrazzen, die mit Wolle oder Baumwolle gefüttert sind. Diese legt man nicht in Bettgestelle, sondern auf die an einer Seite des Zimmers angebrachte Erhöhung (Divan), die bei Tage statt der Stühle dient. Bei den Griechen und Römern war das Gestell des eigentlichen B.es (lectus cubicularis) gewöhnlich von Holz, bei Reicheren von Buchsbaum-, Ahorn-, Terebinthenholz, mitunter auch von Eisen, sowie mit Gold, Silber oder Elfenbein verziert. In den Zeiten des übertriebenen Luxus fertigte man auch ganze Gestelle aus Elfenbein und Schildpatt; namentlich aber nahm man zu den Füßen kostbareres Material, Gold, Silber ꝛc. Im Uebrigen war die Bauart sehr einfach: 4 Balken oder dicke Stangen, ineinander verzapft und auf den Füßen ruhend, bildeten die 4 Seiten, und nur auf der Seite, wo der Kopf zu liegen kam, befand sich eine Lehne, bloß ausnahmsweise auch unten und an einer Seite. Das Gestell war so hoch, daß man es nur mittelst eines Bänkchens ersteigen konnte. Es war mit Gurten (fasciae institae) bespannt, auf welchen eine Matratze (culcita, torus) lag, die ursprünglich mit Stroh, geschnittenem Schilf oder Heu, dann gewöhnlich mit Wolle, späterhin mit Federn, besonders mit solchen von weißen Gänsen, bei Reichen auch mit dem Flaum der Schwäne ausgestopft zu werden pflegte. Der Ueberzug der Ma-

traße war von linnenem oder wollenem Zeuche, mitunter auch von Leder. Am Kopfende lag ein Kopfkissen (cervical, pulvinus), gewöhnlich rund, gepolstert und mit farbigem Zeuch überzogen. Ueber die Matratze wurden Decken (stragulae) gebreitet, mit denen man großen Luxus trieb. Die schönsten kamen aus Milet, Korinth, Sardes, Karthago, Babylonien und Kampanien. Bei den Römern waren auch Purpurdecken häufig, die oft auch noch mit kostbarer Stickerei versehen waren. Im Winter hatte man neben den Decken noch Pelze, besonders Schafpelze, um den Körper gehörig einzuhüllen. So war es bei den Reichen. Die Aermeren hatten weit niedrigere Gestelle (grabatus); auf den Gurten lagen manchmal unmittelbar die Decken, gewöhnlich Matten aus Binsen oder Bast. Ganz Arme und Sklaven bedienten sich eines ganz niedrigen B.es, welches bloß aus Binsen-, Rohr- oder Bastmatten bestand. Außer dem eigentlichen B.e hatten die Alten auch noch zwei Arten Sopha's: auf der einen, dem Ruhebette (lectus lucubratorius), las, meditirte oder schrieb man liegend, letzteres wahrscheinlich so, daß man sich auf den linken Arm stützte und das zu beschreibende Blatt auf das heraufgezogene rechte Knie auflegte; die andere Art, das Tafel- oder Speisesopha (lectus triclinaris), war niedriger, sonst aber wohl von derselben Beschaffenheit wie erstere, nämlich mit Gurten und darauf liegenden Polstern versehen, über die ebenfalls Decken gebreitet zu werden pflegten. Bei festlichen Gelegenheiten entfaltete man dabei oft den ausschweifendsten Luxus; daher werden außer den ehernen, silbernen und goldenen Tafelsopha's auch solche von Schildpatt erwähnt. Zu den gewöhnlichen Ueberdecken, die bei Reichen oft von den kostbarsten Stoffen waren, kamen hier noch Behänge (toralia), die bis zum Fußboden herabhingen, hinzu. Die Germanen bedienten sich hölzerner Bettstellen, die sie mit Blättern oder Moos ausfüllten und mit Thierfellen bedeckten. Im Mittelalter war es, selbst in höhern Familien, Sitte, daß ganze Familien, wohl auch mit Gästen in Einem großen B. schliefen; selbst Könige, z. B. Franz I. von Frankreich, gaben Vasallen dadurch einen Beweis ihrer Gunst, daß sie auf gemeinschaftlichem Lager mit ihnen schliefen. In neuerer Zeit haben Rücksichten auf Gesundheit wie auf Bequemlichkeit diese Sitte unter den Bemittelteren verdrängt, der gänzliche Mangel eines Federbettes aber gilt als höchstes Zeichen der Dürftigkeit einer Familie. Die wesentlichsten Theile eines B.es unserer Zeit sind: eine Bettstelle (Bettgestell) von Holz oder (in Lazarethen und Krankenhäusern) von Eisen, bestehend aus den Bettpfosten (1 Unter-, 1 Ober- und 2 Seitenstücken) und mehren Bettbretern, Bettlatten oder Bettgurten, welche den Boden bilden. Eiserne Bettstellen haben vor hölzernen den Vorzug der Dauerhaftigkeit, sind aber theurer im Anschaffen; unter den letztern sollen eichene weniger, als tannene, fichtene und kieferne, vor Wanzen geschützt seyn. Gurtböden sind den Bretböden vorzuziehen, nur sollten sie nicht mit Zwecken, sondern, wie in England, mittelst Rollen befestigt seyn, so daß sie nach Bedürfniß angezogen werden können. Statt der Gurte kann man auch starke Leinwand, z. B. Segeltuch, anwenden, welches mittelst Schrauben oben und an der einen Seite angespannt wird. Die einzelnen Theile der Bettstelle sollen nicht mit Pflöcken, in deren Oeffnungen Wanzen sich gern aufhalten und vermehren, sondern mittelst eiserner Haken oder Schrauben verbunden werden. Auf den Boden kommt das Bettstroh oder der Strohsack, hierauf das Unterbett, einfach oder mehrfach, dann ein oder mehre Unterpfühle unter dem Kopfe, über das Ganze das leinene Bettuch, darüber zur unmittelbaren Unterlage für den Kopf der Oberpfühl (Kopfkissen), endlich das Oberbett (Deckbett, Zudecke). Die beiden letzteren haben besondere Ueberzüge, welche mit dem Bettuch das Bettzeug oder die Bettwäsche ausmachen und alle 3—4 Wochen gewechselt und gewaschen werden. In wohlhabenderen Familien wird am Tage über das ganze B. eine Decke (Couverture, Bettdecke [s. d.]) gebreitet. Trägt die Bettstelle auf Säulen eine hölzerne Decke, oder wird sie ganz von Vorhängen umfangen, so entsteht ein Himmelbett oder Vorhangsbett. In diesen B.en hängt oft am Himmel eine starke Schnur mit Griff oder Quaste zum Anfassen, um sich daran in die Höhe zu heben (Aufhelfer, Bettaufheber, Betthalter). Um die B.en den Wohnungen zu akkomodiren, hat man den Bettstellen ihrer nächsten Bestimmung nicht ganz entsprechende Formen gegeben, so entstehen Bettsopha's, Betttische, Bettschränke, Bettbänke, bei denen die Bettstelle am Tage in Form eines Sopha's, Tisches ꝛc. erscheint. Uebrigens gibt es einschläfrige (einmännische) B.en für 1 Person und zweischläfrige (zweimännische) mit 2 Kopfkissen für 2 Personen. Die B.en müssen täglich, nachdem die Person, welche darin geschlafen hat, aufgestanden ist, gemacht werden; Ober- und Unterbetten werden aufgeschüttelt und in gehörige Lage gelegt, das Bettuch ausgestrichen und die Couverture über das Ganze gebreitet. Die einzelnen Lagerkissen, ebenfalls Betten benannt, bestehen aus einem in Form von Vierecken sackförmig zusammengenäheten Zeuche (Bettindelt), von Barchent oder Federleinwand, und sind mit Federn gefüllt (Bettfedern); an ihrer Stelle bedienen sich Wohlhabendere in Frankreich, England, Süd- und Westdeutschland und im ganzen südlichen Europa der Matratzen (s. d.), bei denen dann auch wohl der Strohsack wegfällt.

Bettdecke, s. v. a. Zudecke, Deckbett (s. Bett); dann (couverture) die Ueberdecke, welche über die gemachten Betten gebreitet wird. Diese B.n bilden einen besondern Handelsartikel. Unter den wollenen sind die burger Decken, die im Bergischen gewebt werden, zu erwähnen, welche mit Mustern gewebt und vor der Walke auch wohl gestickt werden. Die böhmischen, mährischen und schlesischen Decken, welche theils langhaarig, theils flanellartig, theils geköpert in den Handel kommen, heißen auch Katzen. Die englischen Wollendecken (Bure) sind entweder weiß mit eingewirkten Blumen, oder langhaarig, buntgefärbt, oder geköpert, oder weiß mit bunten Streifen und Blumen.

Bettelbrüder, s. v. a. Bettelmönche; dann,

B. des heil. Hieronymus (Hieronymiten), ein geistlicher Orden in Italien und Spanien, der von Petrus von Pisa gestiftet und 1373 von Gregor IX. bestätigt wurde. Die in Italien leben noch gegenwärtig, wie früher alle, nach der Regel St. Augustins; für die übrigen führte der Ordensgeneral Lupus Olmedo, unter Bestätigung des Papstes Martin V., die Regel des heil. Hieronymus ein. Der Hauptsitz der spanischen ist Lupiana in der Diöces von Toledo. Früher gab es auch in Frankreich Hieronymiten.

Bettelini, vorzüglicher Kupferstecher, geboren 1763 zu Lugano, Schüler Gandolfi's und Bartolozzi's, Nachahmer R. Morghens, Freund Thorwaldsens zu Rom, besonders glücklich in der Nachbildung klar und leicht gehaltener Bilder. Hauptwerke von ihm sind: die Grablegung nach Andrea del Sarto, ausgezeichnet durch geistvolle Auffassung und treue Wiedergabe des Originals, sowie durch seine fast malerische Vollendung und Wirkung; die Anbetung der Hirten, nach van der Werf; die Madonna col divoto, nach Correggio; die Himmelfahrt Mariä, nach Guido Reni; mehre Basreliefs Thorwaldsens, nach Overbecks Zeichnung, u. a.

Bettelmannshöhle, tiefe Gebirgshöhle im würtembergischen Donaukreis, Oberamt Munsingen, im Lauterthale beim Schloß Derneck, mit breitem und fast mannshohem Eingang; hinten wird sie enger und enthält viel Wasser.

Bettelmönche (Mendikanten), die Mönche solcher Klöster, welche ihrer ursprünglichen Regel zufolge kein Eigenthum besitzen durften, sondern auf die milden Gaben angewiesen waren, welche ihnen entweder zu gewissen Zeiten verabreicht, oder von ihnen in der Umgegend der Klöster eingesammelt wurden. Dergleichen Klöster entstanden zu Anfang des 13. Jahrhunderts im Abendlande, und zwar wurde ihre Entstehung durch die Verweltlichung des bisherigen Mönchthums und des Klerus überhaupt veranlaßt. Es brach sich nämlich damals im Laienthume hin und wieder eine streng ascetische Richtung Bahn, die dem in todtem Mechanismus versunkenen Kirchenthume gegenüber eine lebenskräftige Opposition bildete, wie sie sich namentlich in den Gemeinden der Waldenser (s. d.) am Ausgange des 12. Jahrhunderts kund gab. Wollte die Kirche diesen Bestrebungen gegenüber ihre Herrschaft über die Geister behaupten, so bedurfte sie anstatt der alten vom Volke sich abschließenden Mönchsorden, die sich zum Theil überlebt hatten, und der unzureichend gewordenen und in ihren höheren Würdenträgern der Feudalaristokratie zustrebenden Weltgeistlichkeit eines neuen Elements, welches einerseits durch das Vorbild eines ascetisch-enthaltsamen Lebens und andererseits durch thatkräftig und aufopfernd ausgeübte Seelsorge das christliche Volk bei der Kirche erhalte und, wo es abtrünnig oder wankend geworden, wieder zu ihr zurückführe. Dies die eigentliche Veranlassung des Aufkommens und schnellen Erstarkens des Bettelmönchthums, welches das mönchische Princip der Entsagung und das klerikale Princip des direkten Einwirkens auf die unteren Schichten des Volks, beide in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder aufnahm und mit außerordentlicher Machtentwickelung zu neuer Geltung brachte. Schnell nach einander entstanden im 13. Jahrhundert die Bettelmönchsorden der Dominikaner (s. d.), Franciskaner (s. d.), Karmeliter (s. d.), Augustiner (s. d.) u. Serviten (s. d.), und so bedeutend war bald der Einfluß, den diese neuen Mönchsvereine in den weitesten Kreisen ausübten, daß selbst die Hierarchie dadurch bedroht zu werden schien und man schon 1274 auf der Kirchenversammlung zu Lyon sich veranlaßt fand, der weiteren Verbreitung der B. durch die Bestimmung, daß außer den bestehenden keine weiteren Bettelorden mehr gegründet werden sollten, ein Ziel zu setzen. Doch verkannte die Hierarchie keineswegs die hohe Wichtigkeit dieser neuen Strömung im kirchlichen Leben und suchte sie nur innerhalb ihres eigenen Bodens in ein regelmäßiges Bett zu leiten. Daher wurden die Bettelmönchsorden bald mit den wichtigsten Privilegien ausgestattet. Sie genossen völlige Freiheit von aller weltlichen und bischöflichen Jurisdiktion, hatten die Befugniß, außerhalb ihrer Klöster Jedermann um Almosen anzusprechen u. allenthalben ohne Rücksicht auf den Parochialverband zu predigen, Beichte zu hören, Messe zu lesen und päpstlichen Ablaß zu verkaufen, welche letztere Befugniß jedoch späterhin in mancher Beziehung beschränkt wurde. Aber nicht genug, daß sie auf diese Weise einen guten Theil des Volksunterrichts in ihre Hände bekamen, so bemächtigten sie sich auch, freilich unter heftigen Kämpfen, der theologischen Lehrstühle auf den Universitäten, wo sie bald als Lehrer und Gelehrte in der kirchlichen Wissenschaft Bedeutendes leisteten und ein um so höheres Ansehen erlangten, je mehr sie durch ihre ascetischen Regeln den weltlichen Zerstreuungen unzugänglich waren. Was nun die innere Einrichtung der Bettelmönchsklöster anlangt, so waren für das Einsammeln der milden Gaben (Terminiren) besondere Mönche, die sogenannten Terminanten, bestellt, die zur Erleichterung ihres Geschäfts in den Städten eigene Terminethäuser hatten. Bald aber zählten die genannten Bettelmönchsorden auch Jungfrauen unter ihren Gliedern, welche sich auf dieselben Regeln wie die Mönche verpflichteten und nur von den priesterlichen Funktionen ausgeschlossen waren. Alle diese Orden waren lediglich von der römischen Kurie abhängig, mit der sie das Gelübde des unbedingten Gehorsams und noch mehr gegenseitiges Interesse verband. Ihre innere Stärke beruhte vornehmlich auf ihrer hierarchisch-militärischen Organisation, die auf eine einige gebietende Macht zurückführte, deren Befehle für die ganzen großen und weit verbreiteten und verzweigten Korporationen absolute Geltung hatten. Bald aber sahen sie sich in Folge ihrer Uebergriffe in fremde Gebiete von anderen kirchlichen Mächten mit Erbitterung angegriffen, und sie mußten in diesem auf Tod und Leben geführten Kampfe um so eher unterliegen, als sie, ihres Ursprungs uneingedenk, in der Strenge ihrer Ascese nachließen und selbst verweltlichten. Weiteres s. unter den einzelnen Bettelmönchsorden gewidmeten Artikeln und unter Klosterwesen.

Bettelschein, polizeilicher Erlaubnißschein zu betteln, wird in England bisweilen verstüm-

melten Kriegern, in Deutschland hie und da durch Brand Verunglückten ausgestellt, ist eine im Allgemeinen nicht zu billigende Maßregel der Behörden, Hülfsbedürftige von sich auf das Mitleid und den Beutel Anderer zu verweisen.

Bettelvogt (Gassenvogt, Armenvogt, Armenwächter), ein niederer Beamter, der von der Obrigkeit angestellt ist, um das Betteln zu verhindern, besonders durch Verhaftung der Bettelnden, ist jetzt in den meisten Städten durch Polizeidiener ersetzt.

Bettelwesen. Das Betteln hat seit uralter Zeit verschiedene Beurtheilungen erfahren. Manche haben es als ein Beförderungsmittel der Moralität für die menschliche Gesellschaft überhaupt, wie für einzelne Individuen ansehen wollen, indem sie geltend machten, daß der Arme, der uns um ein Almosen anflehe, die beste Gelegenheit gebe, die edlen und ächt menschlichen Triebe des Mitleids und der Wohlthätigkeit zu befriedigen, dann aber durch seine Hülfsbedürftigkeit uns zugleich des Glückes recht bewußt werden lasse, welches uns nicht bloß ausreichende Subsistenzmittel gewährt, sondern auch in den Stand gesetzt habe, Andern mitzutheilen; man vergaß aber dabei, daß dieses wollüstige Gefühl des eignen Glücks auf Kosten des Bittenden genährt wird, der sich eben durch das Betteln seiner persönlichen Würde begibt. Darum hat man mit Recht in neuerer Zeit das Betteln als unsittlich und entwürdigend verworfen. Aus dem ersteren Gesichtspunkte hegte das Alterthum vor dem Bettler eine gewisse heilige Scheu, man betrachtete ihn als einen Freien, von der Gottheit gleichsam Privilegirten und auf die Mildthätigkeit Anderer Angewiesenen; wie die Fremden standen bei den Griechen die Bettler unter dem Schutz des Zeus Hiketesios, sie hatten bei ihnen, wie bei den Hebräern, ihre Freistätten an den Tempeln, an der Schwelle der Paläste, sowie an den öffentlichen Heerstraßen. Aber schon in den spätern Zeiten des Alterthums, in Athen nach dem peloponnesischen Kriege, in Rom nach den Bürgerkriegen, sah man die Bettler für den Auswurf der menschlichen Gesellschaft und als eine Plage derselben an. In Rom und Italien zogen zur Kaiserzeit ganze Schaaren Gesindel, besonders orientalisches, nach Art der Zigeuner, durch die Straßen der Stadt und des Landes und nöthigten durch ihre Unverschämtheit u. Dieberei die Staatsgewalt, legislatorisch u. polizeilich gegen das Betteln einzuschreiten: gesunde Bettler sollten aufgegriffen und zu Zwangsarbeit angehalten werden. Dasselbe bezweckten später in Deutschland der Reichsabschied von 1512, der Landfriede von 1551, die Reichspolizeiordnung von 1577; man hatte hierbei vornehmlich die herumschweifenden abgedankten Soldaten (gardende Kriegsknechte) u. Zigeuner im Auge. Ebenso haben neuere Gesetzgebungen das Betteln entweder überhaupt oder doch das öffentliche Betteln auf Straßen, öffentlichen Plätzen rc. gesetzlich verpönt. In der That ist gegenwärtig seltener dringendes Bedürfniß des Nöthigsten, viel häufiger dagegen Unlust zur Arbeit, Liebe zum Müßiggang u. Begierde nach Gegenständen des Luxus, namentlich nach Näschereien und Spirituosen, die Ursache des Bettelns, was sich unter Anderem auch dadurch kund gibt, daß gerade die ärmsten Länder Europa's, in welchen aber eine im Ganzen rührige und genügsame Bevölkerung lebt, wie Schweden und Norwegen, die wenigsten, dagegen die reichsten und von trägen und luxuriösen Menschenklassen bewohnten Länder, wie Italien, Spanien, Brabant, die meisten Bettler haben. In dieser Weise und Ausdehnung hat das Bettlerleben keine Berechtigung und keinen Anspruch zur Duldung, es ist eine Last für die übrige Bevölkerung, ohne den Bettelnden dauernde Vortheile zu verschaffen, vielmehr wird es für diese die Quelle bodenloser Verdorbenheit und die Pflanzschule der größten Verbrechen. Zu seiner Ausrottung ist es nöthig, daß man sowohl gegen die Nahrungslosigkeit des Volkes, als zur Unterstützung der wirklichen Armuth die nöthigen, umsichtig bemessenen und gehandhabten Einrichtungen trifft, dann aber auch durch ein wachsames Polizeipersonal die Bettler aufgreifen, diejenigen, die nur aus Arbeitsscheu betteln, bestrafen und in Arbeitshäusern (s. d.) sich an die Arbeit gewöhnen lasse (s. Armenwesen). Vor Allem ist das Betteln der Kinder zu verhindern und an den Aeltern, sobald mit deren Wissen u. Willen gebettelt wird, zu bestrafen. Was das Betteln wandernder Handwerker betrifft, so sollte auch dieses, als die Würde des Handwerkerstandes insbesondere beeinträchtigend u. als eine Quelle der Liederlichkeit allgemein schädlich, durch zweckmäßige Mittel zu beseitigen seyn.

Bettina, s. Arnim 6).

Betti, 1) Bernardino, s. Pinturicchio. — 2) Zaccaria, verdienst- und talentvoller italienischer Schriftsteller, geboren am 20. Juli 1732 zu Verona, besuchte die Schule der Jesuiten und vermehrte dann den Kreis seines Wissens durch vielfache Reisen, worauf er in Verona lange für das Beste seiner Mitbürger wirkte, vor allen Dingen dazu in den Stand gesetzt durch das Amt eines Sekretärs der Accademia publica d'agricoltura, commercio ed arti di Verona. Außerdem war er Mitglied mehrer anderer gelehrten Gesellschaften zu Madrid, Montpellier rc., wodurch er vielfache Gelegenheit zum schriftstellerischen Wirken erhielt. Er † den 18. August 1788 zu Verona. Als Dichter erwarb er sich Ruhm durch sein Lehrgedicht: „Del Baco da seta, canti quattro“ (Verona 1756), dann durch mehre kleinere Gedichte, Sonette zum Lobe seines Freundes Scipio Maffei, durch ungedruckte Bruchstücke eines Gedichts „Della Casime“, sowie durch die Herausgabe der Gedichte des Grafen Nicolo d'Arco. Meist handelte er in seinen Werken von dem Landbau, um den er sich dadurch bedeutende Verdienste erwarb. Als eine seiner Hauptschriften ist noch zu erwähnen: „Pensieri tratti della storia naturale al difesa dell' uomo“ (Verona 1772), ein höchst interessantes Werk. Seine vielfachen Verdienste wurden zu seinen Lebzeiten anerkannt von der venetianischen Republik durch eine Denkmünze und seine Erhebung in den Grafenstand, und nach seinem Tode von seinen Kollegen durch die Aufstellung seiner Marmorbüste in dem Versammlungszimmer der Akademie.

Bettina, österreichische Insel mit Dorf, an der Küste Dalmatiens, im adriatischen Meer, unter 43° 49' nördl. Br., 33° 16' östl. L.

Bettinelli, Saverio, berühmter italienischer Literator, geboren 1718 zu Mantua, studirte bei den Jesuiten daselbst und zu Bologna, trat 1736 in das Noviziat dieses Ordens, lehrte von 1739 bis 1744 die schönen Wissenschaften zu Brescia und machte sich schon hier durch einige für Schulübungen abgefaßte Gedichte bekannt, nachdem er schon auf der Universität zu Bologna unter Anderem eine Tragödie, „Jonathan", geschrieben hatte. Er wurde 1751 Direktor des adeligen Kollegiums zu Parma, wo er vorzüglich die historischen und poetischen Studien, sowie die theatralischen Uebungen leitete, besuchte mehre Städte Italiens und machte von 1755 größere Reisen durch Deutschland und Frankreich, wo er mit den geistreichsten Männern bekannt wurde. Im Jahr 1759 kehrte er in sein Vaterland zurück und war nun bis 1767 als Lehrer und Prediger zu Verona thätig. Zur Zeit der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 Professor der Beredsamkeit zu Modena, zog er sich in seine Vaterstadt zurück, um in Ruhe den Wissenschaften und der Dichtkunst zu leben, und † hier 1808, nachdem er auch als 90jähriger Greis die ihm eigene Fröhlichkeit und Heiterkeit des Geistes nicht verloren hatte. Während der ganzen Zeit seines langen, thätigen Lebens ging sein Streben vorzüglich dahin, die Jugend in der Kirche zu Gott, u. in den Kollegien, wo er lehrte, sowie in seinen Schriften zum guten Geschmack zu bekehren und zu leiten. Die Gunst der Frauen erwarb er sich namentlich durch den „Briefwechsel zwischen zwei Frauen", die „Briefe an Lesbia über die Epigramme" und die „Vierundzwanzig Gespräche über die Liebe" (dem Lucian nachgebildet). Sein Werk „Resorgimento negli studj, nelle arti e ne' costumi dopo il mille" (3 Bde.) ist etwas oberflächlich, doch fehlt es darin nicht an neuen und richtigen Ansichten; besser ist die auch in Deutschland bekannt gewordene Abhandlung „Dell' entusiasmo nelle belle arti". Die „Lettere dieci di Virgilio agli Arcadi", von denen indeß nur Ein Band erschienen ist, machten das meiste Aufsehen. Die darin ausgesprochenen Ansichten über die großen Lichter am poetischen Himmel Italiens, namentlich die einseitige Herabsetzung Dante's, fanden lebhaften Widerspruch und verwickelten B. in viele Streitigkeiten. Seine „Poesie" (3 Bde.) enthalten 7 poemetti, 16 Briefe in Versen (versi sciolti, die geschätztesten unter seinen Gedichten), Sonetti, Canzoni, Epigrammi zc., in welchen er zwar nicht als großer Dichter erscheint, aber doch immer zierlich und geistreich ist; voran geht eine Abhandlung über die italienische Poesie. Weniger Glück machten seine Tragödien, sowie seine Uebersetzung der voltaire'schen Tragödie „Roma salvata". Die vollständigste Ausgabe seiner Werke erschien in Venedig 1801 (12 Bde.). Vergl. Napione, Vita dell' abbate Sav. B., Turin 1819. Die Italiener loben an seinem Lehrstyl das Feuer und die Lebendigkeit und zählen ihn zu Denjenigen, die sich zuerst von der frühern Steifheit und Pedanterie beim Vortrag wissenschaftlicher Gegenstände frei gemacht haben.

Bettlerthaler (Kröpelthaler, Prachertbaler), ein Thaler mit dem Bilde St. Martins, der ein Stück von seinem Mantel abschneidet, um es einem Bettler zu geben; man hat dergleichen von Graf Philipp von Horn († 1568), Graf Günther von Schwarzburg 1605 und 1608, Mainz 1568, Schwyz 1653, Lucca 1600—1750, Uri, Schwyz und Unterwalden 1548—1550, und als Viertelthaler der Stadt Kolmar 1499.

Bettung (Stückbettung, Stückgerüst, Plate-forme), die feste Unterlage, auf welche meist ein hinter Scharten aufgestelltes Geschütz zu stehen kommt, um das Einschneiden der Räder und Laffettenwände zu verhindern. Das gewöhnliche Material dazu ist Holz, in Festungen findet man sie aber auch von Steinen ausgeführt. Die B. für Schiffskanonen werden hinter diesen, da wo das Deck die größte Tiefe hat, von Planken erbaut, theils um das zu weite Zurücklaufen der Geschütze zu verhindern, theils um sie leichter ausholen zu können. Im Wasserbauwesen bezeichnet B. den Rost bei Schleußen u. Gerinnen.

Betula, s. Birke.

Betuve (Betan, Batavorum insula), niederländische Insel, vom Leck und von der Waal gebildet. bildete früher einen besondern Bezirk des Herzogthums Geldern und wird eingetheilt in B., Thielerwaart, t'Ryk (Reich), Niemegen, Maeswall und Bommelerwaart. Wahrscheinlich war B. der Wohnsitz der Bataver, die, von den Friesen, Franken und andern Stämmen gedrängt, sich hierher flüchteten. Es finden sich daselbst viele alte Gräber.

Beudant, François Sulpice, Professor der Mineralogie und Generalinspektor der Universität zu Paris und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, geboren zu Paris am 5. September 1787, ward Zögling der polytechnischen u. der Normalschule, dann Repetent an letzterer Anstalt, wurde 1811 Professor der Mathematik am Lyceum zu Avignon, 1813 Professor der Physik am Collège zu Marseille und erhielt nach der Restauration von Ludwig XVIII. den Auftrag, dessen mineralogische Sammlung aus England nach Frankreich zu bringen, und dann die Stelle als Unterdirektor derselben. Seitdem widmete er sich vorzüglich dem Studium der Mineralogie, in deren verschiedenen Zweigen er Ausgezeichnetes leistete. Im Jahre 1818 bereiste er auf Kosten der Regierung Ungarn in mineralogischer Beziehung, wurde nach seiner Rückkehr Professor an der Universität zu Paris u. 1824 in die Akademie aufgenommen. B. hat sich als selbstständiger Forscher gezeigt, sowohl schon früher in seinen Untersuchungen über die Abhängigkeit zwischen chemischer Zusammensetzung und Krystallisation, über die Möglichkeit des Fortlebens der Meeresmollusken in süßem Wasser, als auch nachher durch seine Arbeiten über das specifische Gewicht der Mineralien und über die Diskussionen der chemischen Analysen der Mineralkörper, welche beide letzteren ihrem wesentlichen Inhalte nach in die 2. Auflage seiner „Mineralogie" übergegangen sind. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Voyage minéralogique et géologique en Hongrie" (3 Bde., Paris 1822, der 3. Band, welcher die systematische Zusammenstellung der geognostischen Resultate enthält, deutsch von Kleinschrod, Leipzig 1825), ein Werk, welches besonders in Hinsicht auf die Trachytformation und die Tertiärgebilde

Ungarns sehr wichtig ist; „Essai d'un cours élémentaire et général des sciences physiques" (Paris 1828), sein Hauptwerk, das in den „Traité élémentaire de physique" (Paris 1838, 6. Aufl.; deutsch, Leipzig 1830) und den „Traité élémentaire de minéralogie" (Par. 1830, 2. Aufl.; deutsch, Leipzig 1826) zerfällt. Großes Aufsehen erregte besonders der letztere, in welchem B. nicht nur auf der Grundlage von Ampère's kreisförmiger Zusammenstellung der Elemente ein sehr ansprechendes Mineralsystem aufstellte, sondern auch in der Behandlung der Details, namentlich der chemischen und optischen Verhältnisse, wichtige Fortschritte entwickelte. Zu seinen spätern Werken gehört der „Cours élémentaire de minéralogie et géologie" (Paris 1841). Ausgezeichnete Abhandlungen aus seiner Feder enthalten auch die „Annales de chimie", die „Annales des mines" und die „Mémoires de l'Academie des sciences".

Beudantit, in Rhomboedern krystallisirendes Mineral, theilbar vollkommen parallel der geraden Endfläche, von Farbe schwarz mit Fettglanz, in dünnen Bruchstückchen mit dunkelbrauner Farbe, durchsichtig und mit grünlichgrauem Strich; die Härte ist 4,5. Es kommt zu Hornhausen im Siegenschen auf Brauneisenstein vor und besteht nach Wollaston aus Eisenoxyd und Bleioxyd.

Beugung des Rechts aus Parteilichkeit (verletzte Richterpflicht, Syndikatsverbrechen, crimen syndicatus), Amtsverbrechen, welches darin besteht, daß ein Richter in einer streitigen Rechtssache durch Nichtausübung oder gesetzwidrige Ausübung seines Amtes in irgend einer Amtshandlung, ohne beabsichtigten Gewinn, auch nicht aus bloßer Trägheit oder Ungeschicklichkeit, sondern auf Bitten, aus Freundschaft oder Feindschaft rc. eine Ungerechtigkeit begeht; sie wird nach der Beschaffenheit der Motive und der Größe des Unrechts mit größerer od. geringerer Disciplinarstrafe belegt.

Beule, im Allgemeinen Name sehr verschiedener chirurgischen Krankheitszustände, namentlich verschiedenartiger, äußerlich wahrnehmbarer Geschwüre; im engern Sinne versteht man aber darunter die Klasse der Drüsengeschwülste und Drüsenabscesse, die Achsel- und Leistenbeulen, auch wohl die Geschwülste der Parotis. Eine andere Art von B.n entsteht als Folge einer äußern Kontusion eines Schlages, Falles, Stoßes rc., wodurch die Haut nicht verletzt, aber durch den abnormen Reiz ein größerer Zufluß der Säfte, durch Austretung derselben beim Zerreißen kleinerer Gefäße verursacht ist. Ist die ausgetretene Feuchtigkeit Blut, so entsteht die von Farbe bläuliche Blutbeule. Besonders hat am Kopfe die harte Unterlage der Hirnschale das Hervortreten von B.n (Brauschen) zur Folge. Ihre Zertheilung und Heilung geschieht meist leicht durch kalte Umschläge, besonders von spirituösen Mitteln, oder auch Essig, oder auch durch Drücken der B. und selten ist die Anwendung besonderer erweichender Salben (Beulensalben) nöthig. In der Baukunst heißen B.n (godrons) abgerundete Verzierungen, die sich, erhaben od. vertieft, schräg um ein architektonisches Glied, gewöhnlich um einen Rundstab schlingen und oft mit Blumen und Blättern verziert oder zwischen Blättern angebracht sind; vertieft heißen sie ausgegraben.

Beurmann, Eduard, deutscher Schriftsteller der Gegenwart, geboren 1804 zu Bremen, prakticirte daselbst einige Zeit als Advokat, ging dann nach Hamburg und Lübeck und später nach Frankfurt am Main, wo er eine Anstellung bei der Redaktion der Oberpostamtszeitung erhielt; schrieb: „Frankfurter Bilder" (Mainz 1835); „Skizzen aus den Hansestädten" (Hanau 1835); „Ludwig Börne als Charakter und in der Literatur" (Frankfurt 1837); „Mittheilungen aus dem Leben eines Advokaten" (2 Bde., das. 1838); „Brüssel und Paris" (2 Bde., Leipzig 1837, 1838); „Die drei Septembertage der Georgia Augusta 1837" (Frankfurt 1838); „Deutschland und die Deutschen" (4 Bde., Altona 1838—1840) u. A.; gab heraus: „Almanach der deutschen Bühne" (Frankf. 1835); „Der Telegraph" (neueste Folge, 1837, 1. Jahrgang) rc.

Beurnonville, Pierre Riel, Graf von, französischer Staatsminister und Marschall, geboren 1752 zu Champignolle in Bourgogne, sollte erst als der Jüngste seiner Familie sich dem geistlichen Stande widmen, wurde jedoch aus Neigung Soldat, diente seit 1766 in dem Corps des gensd'armes der Königin, trat 1775 in das Regiment von Isle de France, avancirte bald zum Major, machte dann unter Suffren die Feldzüge von 1779—1781 in Ostindien mit und verheirathete sich daselbst. Ungerechterweise abgesetzt, kam er beim Ausbruche der französischen Revolution 1789 nach Frankreich zurück, führte bei der konstituirenden Nationalversammlung Klage über das gegen ihn angewendete willkürliche Verfahren und erhielt als eine Art Entschädigung die Stelle eines Obristlieutenants in der Schweizerkompagnie des Grafen von Artois und das Ludwigskreuz. Da er sich jedoch hierdurch nichts weniger als befriedigt fühlte, so befreundete er sich um so schneller mit den sich damals überall geltend machenden Ideen einer politischen Reform. Im Jahr 1792 ward er dem Marschall Luckner beigegeben u. wegen seines ausgezeichneten Muthes und seiner vorzüglichen Leistungen noch im November desselben Jahres zum General ernannt und mit der Organisirung der Nordarmee beauftragt. Nachdem er an der Spitze derselben an der Schlacht bei Valmy Theil genommen hatte, ward ihm die Vertheidigung von Lille übertragen, und in sehr kurzer Zeit bewirkte er die Aufhebung der Belagerung dieser Festung. Weniger glücklich war er gegen Trier und in der Schlacht bei Jemappes. Im Jahr 1793 ward er durch Unterstützung von Seiten der Girondisten Kriegsminister, zog sich aber dadurch den glühendsten Haß der Jakobiner zu; durch Geistesgegenwart und Entschlossenheit bestand er indeß alle Gefahren glücklich, und bald erwarb er sich auch die Anerkennung der Jakobiner, die ihn eben erst verfolgt hatten. Als der bei Neerwinden besiegte Dumouriez beabsichtigte, den Oesterreichern die Wege nach Frankreich zu bahnen und zum Sturze des Jakobinismus mitzuwirken, theilte er B., auf dessen Mithülfe er zählen zu können vermeinte, seine Absichten in einem Schreiben mit und suchte ihn dafür zu gewinnen. Aber B. lieferte den Brief

dem Nationalkonvent aus u. ward sogleich nebst den 4 Konventsmitgliedern Camus, Lamarque, Baucal und Quinette mit dem Befehl abgesandt, Dumouriez zu verhaften, der jedoch mit Hülfe der nahen Oesterreicher B. und die übrigen Kommissarien des Konvents, als sie in seinem Hauptquartier zu St. Amand anlangten, festnahm und den Oesterreichern auslieferte. Diese brachten B. nach Olmütz, wo er 33 Monate (bis Ende 1795) gefangen gehalten und dann mit seinen 4 Leidensgefährten gegen die nachmalige Herzogin von Angoulême ausgewechselt wurde. Ein Dekret des gesetzgebenden Körpers erklärte nun, daß B. und seine Gefährten ihre Sendung würdig erfüllt hätten, und bei seiner Rückkehr nach Paris wurde er Befehlshaber der Sambre- und Maasarmee, die er bald auf das linke Rheinufer zurückführte. Dann befehligte er die Armee von Holland, mit welcher er 1796 die preußische Demarkationslinie beobachtete, und erhielt dann nach Jourdans Niederlage den Befehl über dessen Corps, mit welchem er 1796 u. 1798 tapfer focht. Er befand sich an der Spitze drei vereinigter Armeen, als er 1798 wegen zerrütteter Gesundheit sein Kommando niederlegte und darauf vom Direktorium die Ernennung zum Generalinspektor der Infanterie erhielt. Später war er Napoleons außerordentlicher Gesandter zu Berlin u. wirkte zur Abschließung der Konvention vom 24. Mai 1802 mit, die mit Preußen die Bedingungen feststellte, unter welchen das Haus Nassau-Oranien auf die niederländische Statthalterschaft resignirte, ging dann als Gesandter nach Madrid, wo er den Subsidientraktat vom 30. Oktober 1805 abschloß, durch welchen sich der König von Spanien zur jährlichen Zahlung von 5 Millionen Livres anstatt der garantirten Hülfstruppen verpflichtete. Nach seiner Rückkehr wurde B. Großoffizier der Ehrenlegion, Senator u. Graf des Reichs, stimmte aber 1814 nichtsdestoweniger für Napoleons Absetzung, worauf er Mitglied des provisorischen Gouvernements wurde und sich als solches mit Entschiedenheit gegen Diejenigen erklärte, welche Napoleon II. u. die Regentschaft der Kaiserin Marie Luise zum Vorschlag brachten. Er wurde dafür zum Pair und Staatsminister befördert, ging während der 100 Tage mit Ludwig XVIII. nach Genf, ward nach der zweiten Restauration zum Marschall von Frankreich und zum Großkreuz von St. Louis ernannt, nahm aber aus Royalismus wieder den Titel Marquis an und † 1821.

Beurre, Kanal im französischen Departement Nord, beginnt bei der Schleuße von Grand-Dam und endigt bei der von Pré-à-Vin, deren Fortsetzung er ist, sowie die von Nieppe und Hazebrouck, bis zur Lys bei Merville.

Beurten (holländisch, d. i. Gesellschaften, Gilden), Name von Vereinigungen von Schiffseigenthümern, welche sich namentlich in Holland, aber auch in Deutschland für Flußschifffahrt gebildet haben, um im Dienste der Segelschiffe eine gewisse Regelmäßigkeit der Fahrten zu erzielen und einer nachtheiligen Konkurrenz unter den Schiffseigenthümern vorzubeugen. Eine und dieselbe Flußstrecke wird nämlich von den Schiffen der Mitglieder der Gilde der Reihe nach befahren und jedes derselben liegt nur eine gewisse Zeit in Ladung, um dann abzusegeln und dem folgenden, dem sogenannten Buglieger, Platz zu machen. Der einem solchen Vereine angehörige Schiffer heißt Beurtmann, die Schifffahrt aber in der angegebenen Ordnung Beurtfahrt. Letztere kommt auch bisweilen zur See vor; so gibt es z. B. für die zwischen Hamburg (oder Altona) und Norwegen, sowie für die zwischen Lübeck und Petersburg gehenden Segelschiffe Beurtfahrten. Auch besteht in Emden eine Schiffergilde, welcher jeder nach Amsterdam, Hamburg, Bremen, Leer und Halte fahrende Schiffer angehören muß, indem nach diesen Plätzen wöchentlich eine bestimmte Anzahl Schiffe in der Beurt (Reihe) segelt.

Beurtheilung, Verbindung mehrer Begriffe zu einem Urtheil, welches sich über den Werth oder Unwerth, die Wahrheit oder Falschheit, die Vollkommenheit oder die Mängel eines Gegenstandes billigend oder mißbilligend ausspricht. Die B. ist vom bloßen Urtheil dadurch unterschieden, daß dieses bloß eine logische Verbindung von Begriffen ist, bei welcher die Werthgebung oder Verwerfung zunächst ausgeschlossen bleibt, während die B. den Zusatz des Zustimmens, Vorziehens, Anerkennens oder der Gegentheile davon enthält; die B. wird so dem Gegenstande gegenüber zur Kritik (s. d.). Wie verschieden nun die Gründe und Arten des Verwerfens u. Vorziehens sind, eben so vielfach gestaltet sich die B. Beurtheilt man den Gegenstand nach den Principien der Ethik, der Aesthetik oder der Wissenschaft, so entstehen ethische, ästhetische, wissenschaftliche B.en; bleibt man beim bloßen Nutzen und Vergnügen stehen, welche derselbe gewährt, so haben wir die B.en, welche der praktische Verstand, die Philosophie des gemeinen Lebens übt. Die Fähigkeit zur richtigen B. vorkommender Gegenstände und Verhältnisse ist die Beurtheilungskraft.

Beust, alte, aus der Mark Brandenburg stammende Adelsfamilie in Sachsen. Joachim von B. wird 1438 als Bischof von Havelberg genannt; Heinrich von B. blieb 1553 in der Schlacht bei Sievershausen. Berühmt als Gelehrter und Staatsmann ist des Letztern Bruder, Joachim von B., geboren 1522 zu Möckern. Er studirte seit 1539 in Leipzig und seit 1544 in Italien, ward 1548 zu Bologna Doktor der Rechte, 1550 kursächsischer Rath, 1551 Professor zu Wittenberg, 1580 Konsistorialrath zu Dresden, 1591 vormundschaftlicher Aufseher der kursächsischen Prinzen, nahm 1592 an der Generalvisitation der sächsischen Kirchen u. Schulen Theil und † 1597 auf seinem Gute Planitz bei Zwickau. Von seinen Schriften wurde die „Enarratio evangeliorum et epistolarum“ 11mal, der „Christiadum libellus“ 9mal, der „Libellus quatuor instructus linguis“ 7mal aufgelegt. Einer seiner Nachkommen, Karl Leopold von B., erhielt 1775 die Reichsgrafenwürde u. wurde der Gründer der jüngeren gräflichen Linie; sein älterer Bruder, Joachim Friedrich von B., geboren 1696, † 1771 als dänischer wirkl. geheimer Rath, wurde in den Freiherrnstand erhoben und ist der Gründer der älteren freiherrlichen Linie. Sein

Enkelsohn, Friedrich Karl Leopold von B., † den 20. Dec. 1840 als königlich sächsischer Kammerherr u. Oberhofgerichtsrath u. hinterließ zwei Söhne: Friedrich Konstantin [s. Beust 1)] und Friedrich Ferdinand [s. Beust 2)].

Beust, 1) Friedrich Konstantin, Freiherr von, königl. sächs. Oberberghauptmann, geboren zu Dresden am 13. April 1806, besuchte erst seit 1822 die Bergakademie zu Freiberg u. lag dann seit 1826 auf den Universitäten Göttingen u. Leipzig allgemeinen wie juristischen Studien ob. Nach mehrjähriger Thätigkeit in den Bergämtern Freiberg und Schneeberg, sowie im Hüttenamte, wurde er 1835 Bergamtsassessor in Freiberg, von wo er 1836 als Bergmeister nach Marienberg u. 1838 als Bergrath nach Freiberg versetzt wurde. Im Jahr 1842 mit der Direktion des Oberbergamtes beauftragt, ward er 1843 zum Berghauptmann u. Blaufarbenkommissär und am 7. Juni 1851 zum Oberberghauptmann befördert. Unter seinen Schriften verdienen besonders die „Kritische Beleuchtung der wernerschen Gangtheorie" (Freiberg 1840), die „Geognostische Skizze der wichtigsten Porphyrgebilde zwischen Freiberg, Frauenstein, Tharandt und Nossen" (das. 1835), sowie einige kleinere, den Entwurf des neuen sächsischen Berggesetzes betreffende Flugschriften (1850) Erwähnung.

2) Friedrich Ferdinand, Freiherr von B., königl. sächsischer Minister, Bruder des Vorigen, zu Dresden den 13. Jan. 1809 geboren, ward bis zum 13. Jahre im älterlichen Hause unter Leitung seiner trefflichen Mutter, welcher Dinter das von ihm für Mütter gebildeter Stände geschriebene Buch „Malvina" widmete, erzogen, worauf er von 1822—1826 die Kreuzschule zu Dresden und dann die Universität Göttingen besuchte. Nach zweijährigem Aufenthalt auf der Universität Leipzig bestand er 1829 das Examen vor der dasigen Juristenfakultät, erlangte, nach Dresden zurückgekehrt, 1831 den Acceß im Ministerium des Auswärtigen und trat 1832 als Assessor in die damalige Landesdirektion ein, worauf er gleichzeitig in diesem Kollegium und in dem auswärtigen Amte beschäftigt wurde. Nachdem er 1834 eine längere Reise nach der Schweiz, Frankreich u. England rc. unternommen, wurde er 1836 zum Legationssekretär in Berlin ernannt, welchen Posten er 1838 mit dem eines Legationssekretärs in Paris vertauschte. Als Geschäftsträger in München seit 1841 hatte er Gelegenheit, in manchen wichtigen Verhandlungen, namentlich in Bezug auf die Eisenbahnverbindungen, nützlich zu wirken. Hier vermählte er sich auch mit der Tochter des verstorbenen königlich bayerischen Generallieutenants von Jordan. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 lebte er in London, wo er seit 1846 als Ministerresident fungirte. Schon damals ward er, um für das auswärtige Amt in das sächsische Märzministerium einzutreten, nach Dresden berufen, kehrte aber, da inzwischen das Ministerium vervollständigt worden war, nach London zurück, von wo er im Mai als sächsischer Gesandter nach Berlin ging. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Braun übernahm er am 24. Febr. 1849 unter dem Vorsitz Helds die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten. In der Reichsverfassungskrise erklärte er sich entschieden gegen Annahme der Verfassung, wodurch die blutige Maikatastrophe herbeigeführt wurde, reklamirte am 3. Mai die preußische Hülfe u. verblieb nicht nur für das auswärtige Amt in dem neuen Ministerium Zschinsky, sondern übernahm am 14. Mai auch noch das Departement des Kultus. Obwohl seine persönliche Ueberzeugung der Direktorialidee in den deutschen Angelegenheiten entschieden zugeneigt war, trat er doch für Sachsen dem Bündniß vom 26. Mai, und zwar, wie später bekannt ward, unter dem Vorbehalt bei, daß die gesammten deutschen Staaten (außer Oesterreich) sich dem Bündniß anschlössen, auf welchem Vorbehalt seine ganze deutsche Politik und sein endlicher Rücktritt vom sogenannten Dreikönigsbündniß beruhte. Der Volksvertretung von 1849—50 gegenüber vertheidigte er diese Politik in einem gründlichen Exposé, ohne dadurch in der deutschen Frage eine Majorität für sich gewinnen zu können. Noch vor der Wiedereinberufung der alten Stände erkannte er die Rechtsbeständigkeit des alten Bundestages an u. hielt daran fest, daß Deutschland ein Staatenbund, im Gegensatz zum Bundesstaat, bleiben müsse. Uebrigens befürwortete er eine angemessene Vertretung der Kammern bei der Centralgewalt. An den dresdener Konferenzen nahm er als Bevollmächtigter Sachsens thätigen Antheil. Als Kultusminister machte er eine positivere religiöse Richtung in Kirche und Schule geltend u. veranlaßte die Berufung Harleß' zum Oberhofprediger, sowie das den Schullehrerstand betreffende Gesetz vom 3. Mai 1851. Nach dem Rücktritt des Freiherrn von Friesen übernahm er zugleich noch das Departement des Innern. In der Zollvereinsangelegenheit trat er, dem entschieden ausgesprochenen Volkswillen entgegen u. den augenfälligsten Interessen des Landes zuwider, auf die Seite Oesterreichs. Trotzdem war B. im Ministerium das eigentlich staatsmännische Talent desselben. Anfangs 1853 wurde er im Ministerium des Kultus durch Falkenstein ersetzt. Die letzte Anordnung seiner Verwaltung betraf die Zwangsstudien. Im Privatleben zeichnete sich B. durch Liebenswürdigkeit aus, und selbst von seinen politischen Gegnern wird seine menschenfreundliche Gesinnung und Theilnahme für fremdes Unglück anerkannt.

3) Karl Louis, Graf von B., herzogl. sachsen-altenburg. Staatsminister, am 12. Febr. 1811 zu Friedrichstanneck im Herzogthum Sachsen-Altenburg geboren, Sohn des Grafen Traugott Friedrich von B., sachsen-altenburgischen Kammerherrn und Oberjägermeisters, Enkels des Stifters der jüngeren gräflichen Linie. Er ward auf der Fürstenschule zu Grimma gebildet, studirte dann zu Halle, Leipzig u. Berlin die Rechte, trat 1834 in den preußischen Justizdienst und erhielt 1836 die Stelle eines Regierungsreferendärs. Im Frühjahr 1838 nach Altenburg zurückgekehrt, wurde er als Assessor bei der dortigen Regierung angestellt, 1841 zum Regierungsrath befördert u. im Jan. 1842 zum Kreishauptmann ernannt, welche Stellung er bis zum November 1848 bekleidete, wo er zum Präsidenten des Ministeriums

berufen ward. Bei der Resignation des Herzogs Joseph am 30. Nov. 1848 nahm er zwar seine Entlassung aus dem Staatsdienste, trat jedoch nach dem Regierungsantritte des Herzogs Georg in das vom geheimen Rath von der Gabelentz neugebildete Ministerium, in dem er nach dem freiwilligen Ausscheiden des letzteren aus dem Staatsdienste abermals den Vorsitz erhielt. Im Mai 1850 wurde B. zum wirklichen geheimen Rath und Minister ernannt. Von 1840 bis zum Febr. 1848 war er als gewählter ritterschaftlicher Abgeordneter Mitglied der Landschaft des Herzogthums. Als Minister leistete er der Reaktion den wichtigen Dienst, die Errungenschaften des März nach und nach zu beseitigen oder abzuschwächen, ohne daß er dazu einer offenen Verfassungsverletzung bedurfte. Unter seiner Leitung wurde z. B. mit der Landschaft ein neues, dem preußischen nachgebildetes Wahlgesetz vereinbart, welches am 3. August 1850 an die Stelle des im April 1848 erlassenen, auf demokratischer Grundlage beruhenden, trat. Wie er im Mai 1850 den regierenden Herzog zum Unionsfürstenkongreß in Berlin begleitete, so nahm er als altenburgischer Bevollmächtigter auch an den dresdener Konferenzen Theil, wo er sich mit den übrigen thüringischen Staaten Preußen anschloß. Aus Gründen, die noch nicht recht aufgeklärt sind, nahm er anfangs 1853 seine Entlassung, worauf der bisherige preußische Landrath Larisch an seine Stelle trat.

Beute, alle Gegenstände von wirklichem oder eingebildetem Werth, welche der Soldat dem besiegten Feinde abnimmt, als Geld, Kleider, Uhren, Pretiosen, Pferde, Geschütze, Waffen, Munition, Fuhrwerk, Fahnen rc.; Gegenstände, welche mit den Waffen in der Hand erobert werden, werden im engern Sinne Trophäen genannt. Was der Soldat an Geschützen und Pferden erbeutet, ist er an seinen Vorgesetzten abzuliefern verbunden, er erhält dafür ein angemessenes Beutegeld. Geschütze, im Sturm genommen, werden mit 30—60 Dukaten Remuneration an den sie nehmenden Truppentheil, Pferde (Beutepferde) mit 2—6 Dukaten an das Individuum oder die Abtheilung, welche sie erbeutet hat, ausgelöst. Alles übrige Kriegsgeräth, wie Munition, Gewehre aller Art, Fahnen rc., gehören dem Staate, dessen Truppen sie erbeuten. Ebenso wird für Kriegskassen, Geschütz, Pferde rc., welche durch Kapitulation in die Hände eines andern kriegführenden Theils gerathen oder nach einem Gefechte demontirt und unvertheidigt stehen bleiben, den Truppen keine Auslösung gezahlt. Im Allgemeinen gilt aber der Grundsatz, daß gemachte B. durch 24stündigen Besitz zum Eigenthum Dessen wird, der sie gemacht hat, worauf er dieselbe als Eigenthum auch verkaufen kann. Bei den alten Hebräern war, was der einzelne Mann an Sachen erbeutet hatte, sein Eigenthum; nur Kostbarkeiten scheinen dem König gehört zu haben (2. Sam. 8, 11 f.; 12, 30), Menschen und Vieh aber sollten in zwei Hälften abgesondert und die eine, nach Abgabe des 500. Theils an die Priester, den Soldaten, die andere nach Abzug des 50. Theils für die Leviten, dem Volke überlassen werden (4. Mos. 31, 36 ff.). In einer mit dem Bann (s. d.) belegten Stadt durfte in der Regel gar keine B. gemacht werden, nur Gold und Silber nebst brauchbaren ehernen Geräthschaften wurden dem Heiligthume Jehovahs geweiht (Jes. 6, 24). Bei den Griechen gehörten Gefangene und ihr Eigenthum zur B.. Heerführer nahmen den im Zweikampf überwältigten Gegnern die Rüstung ab, der gemeine Soldat zog erst nach der Schlacht die Todten aus; der Feldherr erhielt von dem Ganzen einen ausgesuchten Theil. Bei den Lacedämoniern sammelten 300 Mann die B., welche hernach der Feldherr an die Tapfersten durchs Loos vertheilte. Bei den Römern, welche die erbeuteten Gegenstände, als Sklaven, Vieh, Kleider, Waffen rc., Praeda, Exuviae und Spolia, das aus der verkauften B. gelöste Geld aber Manubiae nannten, erhielt in der Regel $1/3$ der Staat, $1/3$ der Feldherr und $1/3$ das Heer. Die Spolia opima (besonders Waffen), welche der Feldherr dem erlegten feindlichen Anführer persönlich abgenommen hatte, hing der Sieger in dem Tempel des Jupiter Capitolinus aus; mit anderer B. zierte man Thür und Haus. Oft überließ man einen Theil der B. (das Beste davon, den ersten Abhub) den Tempeln, und manche Feldherren ließen von ihrem Antheil ganze Tempel oder andere öffentliche Baudenkmäler errichten, eine Sitte, die auch bei den Griechen und Orientalen vorkommt. Bei der Völkerwanderung strebten die Barbaren vor Allem nach Gold, Silber, Wagen, schönen Frauen und vernichteten das Uebrige mit Schwert oder Feuer; später ließ man die Gefangenen am Leben und machte sie zu Leibeigenen; die eroberten Ländereien vertheilten die Oberfeldherren als Lehnsgüter an die Unterfeldherren. Seit der fränkischen Zeit hörte man auf, die Gefangenen unter die B. zu zählen, indessen nahm man oft alles als B. mit fort, was man in Feindesland bei Bürger und Bauer fand. Vergl. Plünderung und Kriegsrecht.

Beutel (bursa, saccus), allgemeine Bezeichnung derjenigen häutigen Hohlgebilde, welche, mehr oder weniger in sich abgeschlossen, entweder gewisse Organe des Körpers aufnehmen u. denselben zur Hülle und zur Unterstützung dienen, oder auch nur Feuchtigkeiten enthalten, die sie zum Theil selbst abgesondert haben, wie z. B. die Schleimbeutel. Uebrigens ist der Ausdruck B. nicht wissenschaftlich, mehr dem gemeinen Leben eigen und daher schwankend und unbestimmt. Die B. entstehen entweder dem Normaltypus des Körpers gemäß, wie der Herzbeutel (pericardium), oder sie sind hervorgegangen aus einer pathologischen Bildung, wie der sogenannte Grützbeutel (die Breigeschwulst, theroma), ein peripherisch belebter Parasit, der besonders unter aponeurotischen Ausbreitungen zu entstehen pflegt.

Beutel, türkische Rechnungsmünze, die beim Geldzählen und Auszahlen größerer Summen gebräuchlich ist. Bei den Silbermünzen wird der B. zu 500 Piaster, bei den Goldmünzen dagegen zu 30,000 Piaster oder 15,000 Zechinen gerechnet. Der B. Silbermünze heißt auch Keser, der B. Goldmünze: Kitze; jener hat jetzt einen Werth von 28 Thlr. preuß., dieser von 1680 Thlr. preuß. Den Namen B. hat die Sitte

veranlaßt, alles Silber und Gold, das in den Schatz des Großherrn niedergelegt wird, in ledernen Beuteln zu immer gleichen Summen zu verschließen.

Beutelgeschirr, s. v. a. Beutelwerk.

Beutelhase, Beutelthiergattung, s. v. a. Känguruh, Halmaturus *Ill.*

Beutellehn, s. v. a. verkauftes Lehn.

Beutelmaschinen, Vorrichtungen zum Absondern feiner Pulver von gröbern. Es gehören hierher die Beuteltrommeln der Pharmaceuten, feine Siebe von seidnem Zeuch, Nanking, Flor und dergl. und die B. der englischen Mühlen, s. Mühle; vergl. Beutelwerk.

Beutelmeise (Parus pendulinus *L.*), s. Meise.

Beutelrecht, s. v. a. Baulebung.

Beutelsbach, großes Pfarrdorf mit Marktgerechtigkeit im würtembergischen Jaxtkreis, Oberamt Schorndorf, am Beutel, mit 1840 Einwohnern, welche Feld-, Obst- und Weinbau treiben, und einer sehr alten Kirche. Ueber dem Orte, auf dem Kappelberge, stand einst die Burg B. (das älteste Stammschloß des Hauses Würtemberg), die 1311 im Reichsstädtekrieg von den Eßlingern zerstört wurde. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts vermählte sich Graf Ulrich von Grüningen mit Luitgart, einer Freiin von B., und erbaute seiner ehelichen „Wirthin" zu Ehren die Burg Würtemberg. Der Sohn Beider war Konrad I. von Würtemberg, der nun die beutelsbachischen und grüningischen Besitzungen vereinigte. In B. lag das Stift B., in welchem lange Zeit das Erbbegräbniß der Fürsten von Würtemberg war und welches 1311 mit der Burg von den Eßlingern zerstört wurde, wobei selbst das Erbbegräbniß nicht verschont blieb. Graf Eberhard von Würtemberg versetzte daher 1321 das Stift nebst dem fürstlichen Erbbegräbniß nach Stuttgart, das er damals zur Hauptstadt seines Landes erhob. Der unter dem Namen „Armer Konrad" bekannte Bauernaufstand hatte hier seine Wiege. Ein Hans Vollmar von B. war es auch, der die Bauern auf ihrem Zuge nach Schorndorf anführte.

Beutelstaar (Cassicus), Vögelgattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Kegelschnäbler, mit großem, genau kegelförmigem, an der Basis dickem und an der Spitze ausgezeichnet zugespitztem Schnabel, kleinen, runden, an den Seiten stehenden Nasenlöchern, Vereinigung der Kinnladen in einer gebrochenen Linie, d. h. einen Winkel, wie bei den Staaren, bildend. Linné führte die B.e unter der Gattung Pyrol (Oriolus) auf, erst Cuvier trennte sie unter dem Namen Cassicus von dieser und theilte sie in mehre Untergattungen; seinem Beispiele folgen fast alle neueren Ornithologen. Sämmtliche Arten wohnen in den wärmeren Gegenden von Amerika. Ihre Sitten sind denen unserer Staare sehr ähnlich; sie leben von Insekten und von Samen, ihre großen Schaaren thun den Feldern viel Schaden. Ihr Fleisch ist unschmackhaft. Der Hauben-B. (C. cristatus *Cuv.*, Oriolus cristatus) wird gegen $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, ist schwarz, der fadenförmige, $1\frac{1}{2}$ Zoll lange Federschopf, Bürzel u. Steißfedern sind rostroth, der Schwanz und die äußern Schwanzfedern gelb. Er lebt in Guyana, Brasilien und Paraguay paarweise, oft 100 beisammen. Man sieht oft am Rande der Wälder auf einem Baume gegen 30 — 40 Nester hängen, welche von dem Winde hin- und hergetrieben werden, einen 3—4 Fuß langen, unten 10 Zoll dicken Beutel bilden und aus Agavefäden, Binsen und feinen Schlingpflanzen wie Roßhaare zusammengefilzt sind. Jedes Nest enthält im November 2 — 3 Junge, welche mit Würmern oder Raupen geätzt werden; erwachsen fressen sie Pomeranzen und Ananas. Wo sie brüten, ist der ganze Wald belebt und hallt wieder von ihren Locktönen und Zischen. Die Botokuden machen sich aus den gelben Federn einen Fächer auf die Stirn. Der rothe B. (C. haemorrhous *Cuv.*, C. ruber *Briss.*), ganz schwarz, mit karmoisinrothem Unterrücken und Bürzel, einer der gemeinen Vögel in Cayenne und Brasilien, lebt stets in lärmender Gesellschaft. Das Nest, welches er gern an alte, über Wasser hängende Bäume befestigt, ist nur $1\frac{1}{2}$ Fuß lang u. enthält im November zwei bläuliche Eier mit violeten Düpfeln. Sein Fleisch wird bisweilen gegessen. Der gelbe B. (C. icteronotus *Cuv.*, C. persicus) ist glänzendschwarz, mit citronengelben Schulterdeckfedern; Bürzel, Steiß und Basis der Schwanzfedern sind ebenfalls citronengelb; auf dem Scheitel hat er einen schmalen Federschopf; der Schnabel ist gelblichweiß. Er lebt nicht in Persien, sondern wie alle andern Arten in Brasilien und Cayenne, nährt sich von Insekten und weichen Früchten, wie Pomeranzen, Paradiesfeigen, kommt schaarenweise in die Nähe der Wohnungen und richtet dann an den Früchten großen Schaden an. Das Nest, welches man bisweilen in Sammlungen antrifft, ist sehr künstlich in Gestalt eines Flaschenkürbis, 1 Fuß lang, aus Gras und feinen Schlingpflanzen (besonders aus Tillandsia usneoides) wie Filz zusammengewebt und hat oben einen dünnen Hals, das Uebrige ist hohl, wie bei einer Flasche, der Eingang ist oben zur Seite. Solcher Nester hängen bisweilen über 400 an den feinsten Zweigen eines Baumes in der Nähe der Häuser. Diese Art brütet dreimal im Jahr, jedes Mal zwei Junge, welche die Fischer als Köder benutzen. Der schwarze Maisdieb (C. palliatus *W.*, Oriolus oryzivorus, Gracula barita *L.*) ist 10 Zoll lang, glänzendschwarz mit bläulichem Schimmer, das Weibchen bräunlich, lebt häufig in Westindien, Cayenne u. Brasilien u. frißt Insekten. Sie folgen den Rindern und Pferden in den Feldern und setzen sich auf dieselben, wahrscheinlich um das Ungeziefer abzulesen, schaden aber auch dem Landbau, indem sie das keimende Wälschkorn und den Reis aus dem Boden ziehen. Daher heißen sie in Cayenne Reisvögel, Oiseaux de riz. Aufgezogen werden sie sehr zahme u. angenehme Hausthiere. Der gelbflügelige B. (C. cayanus s. cayennensis) ist gegen 7 Zoll lang, ganz schwarz, mit goldgelben Flügeldeckfedern, lebt in Westindien, Cayenne und Brasilien in waldigen Gegenden, kommt schaarenweise in die Gärten und thut den Früchten Schaden. Wegen seines angenehmen Gesangs wird er häufig in Käfigen gehalten. Der purpurfarbene B. (C. Quiscala *Cuv.*, Gracula quiscala *L.*), Purpuratzel, ist gegen 1

Fuß lang, ganz schwarz, Kopf, Hals und Brust sind blau, violet und grün schillernd, Rücken, Bürzel, Bauch kupferroth, Flügel und Schwanz stahlblau, die Iris ist silberglänzend, der Schnabel 1 Zoll lang, stark, inwendig mit einem starken Fortsatz versehen, wie ein abgebrochenes Federmesser, womit er sein Futter zermalmen kann. Er ist sehr häufig in den nördlichen und mittleren Staaten von Nordamerika, einer der schädlichsten Vögel für den Landbau; seine Angriffe sind vorzüglich auf den Mais oder das Wälschkorn gerichtet, so daß die Güterbesitzer in der Nachbarschaft des Delaware und Schuylkill ein Viertel ihrer Ernte auf diese Vögel rechnen. Vorzüglich im August, wenn die Maiskolben in die Milch schießen, erfolgen die Angriffe in furchtbaren Schaaren. Sie fallen auf die Felder wie schwarze Gewitterwolken, öffnen sehr geschickt die Kolbenblätter und fressen die Körner so rein hinweg, daß nichts als die Spindel übrig bleibt. Wird unter die Schaaren geschossen, so bringt dies keine andere Wirkung hervor, als daß sie auf ein anderes Feld verscheucht werden. Diese Verheerungen dauern bis in den November, wo die Vögel anfangen, nach dem Süden zu wandern und die Winterquartiere in Virginien, Carolina und Georgien beziehen. Dann sammeln sich Züge von vielen Hunderttausenden, welche die Luft wie Wolken verdunkeln und, wenn sie auffliegen, ein donnerähnliches Geräusch verursachen. Doch sind sie wegen Vertilgung einer Menge schädlicher Insekten auch nützlich. Sie lassen sich leicht zähmen, singen in der Gefangenschaft und lernen auch sprechen. Der gemeine B. (C. Icterus) ist von der Größe einer Amsel. Kopf, Kehle, Rücken und Schwanz sind schwarz, Nacken und Unterseite, Unterrücken, Bürzel, Schwanzdeckfedern und kleine Flügeldeckfedern citronengelb; am Flügel ist ein weißer Fleck. Er lebt in Westindien und Brasilien, vorzüglich von Insekten, hüpft wie die Elstern. Das Nest, von denen oft eine Menge an schwankenden Zweigen der Bäume in der Nähe der Häuser hängen, ist walzenförmig. In den Häusern, wo man ihn zur Vertilgung der Insekten hält, wird er sehr zahm. Der rothflügelige B. (C. phoeniceus), Korndieb, ist gegen 9 Zoll lang, glänzendschwarz, hat auf den kleinern Deckfedern ein breites, scharlachrothes, hinten gelb gesäumtes Querband. Das Weibchen ist lerchengrau, ohne rothen Fleck. Er lebt in Nordamerika bis zu den Antillen und ist ein verheerender Plünderer der Reis- und Kornfelder, daher eine wahre Landplage des Landmanns, besonders in Virginien, Carolina, Georgien und Louisiana. Er erscheint auf den Feldern in ungeheuern Schaaren, oft in Verbindung mit der Purpuratzel, wie eine große, vom Wind getriebene schwarze Wolke, welche ihre Gestalt jeden Augenblick ändert. Wenn sie auffliegen, wobei sich die zahllosen scharlachrothen Flecken wunderschön ausnehmen, so geschieht es mit einem donnerähnlichen Geräusch; dann stürzen sie wie ein gewaltiger Strom auf die Aeste eines nahen Waldbusches und stimmen ihren Chor an, welcher zwei englische Meilen weit schallt und etwas Erhabenes und Großartiges hat. Gegen Ende Augusts, wenn die Jungen (5 in jedem Neste) ausgeflogen sind, werden ihre Verheerungen am verderblichsten, ganze Felder sind dann innerhalb weniger Stunden ihrer Früchte beraubt und eine Menge Schützen sind kaum im Stande, sie nur etwas abzuhalten. Wenn sie sich im November zur Reise nach dem Süden anschicken und sich in den dürren Schilfstrecken am Ufer der Flüsse sammeln, dann sucht man sie dadurch zu vertilgen, daß man das Schilf während dunkler Nächte anzündet. Da diese Vögel aber auch eine ungeheure Menge schädlicher Insekten vertilgen, so möchte der Nutzen, den sie bringen, beinahe eben so groß seyn, als ihr Schaden. Im Käfig werden sie bald zahm, singen häufig und angenehm und lernen selbst Worte sprechen. Der Pisangvogel (C. Bananae) wohnt in Brasilien. Kopf, Hals u. Brust sind lebhaft kastanienbraun, Flügeldeckfedern, Unterrücken, Bürzel und gesammte Unterseite dunkel orangegelb, Oberrücken, Schwingen und Schwanz schwarz. Er lebt von Insekten in Wäldern, singt recht angenehm, macht ein eigenthümliches Nest aus Fasern und Blättern von der Gestalt des vierten Theils einer Kugel, welches er so an ein Pisangblatt heftet, daß dieses eine Seite davon ausmacht. Der Baltimorevogel (C. Baltimore *L.*) ist gegen 7 Zoll lang, Unterseite, Unterrücken und Bürzel sind orangeroth, Kopf, Hals, Oberrücken, Schwingen und mittlere Schwanzfedern schwarz, Seitenschwanzfedern zur Hälfte orangegelb, die Flügelfedern meist weiß gesäumt. Er lebt in ganz Nordamerika bis nach Mexiko und Brasilien, häufig auf Bäumen mitten in den Städten und Dörfern und ist wegen seines schönen Gefieders und seines künstlichen Hangnestes allgemein bekannt. Er hängt das Nest an hohe, überhängende Zweige des Tulpenbaums, der Pappeln und anderer Bäume, und bindet es mit Fäden aus Hanf oder Flachs um eine Gabel, filzt es sodann mit zähen Pflanzenstoffen, Werg, Seide und was er sonst noch finden kann, so dicht wie einen Hut zusammen. Es gleicht einem 6—7 Zoll weiten Beutel, oben mit einer Oeffnung, ist mit Roßhaaren und andern weichen Stoffen ausgefüttert und enthält 5 röthlichweiße, mit purpurrothen Strichen und Flecken versehene Eier. Während diese Vögel Nester bauen, darf man kein Garn auf den Bleichen liegen lassen, sie schleppen alles fort und verschonen selbst den Bast um gepfropfte Bäume nicht. Ihre Hauptnahrung besteht in Insekten, ihr Gesang ist ein zartes, trauriges, nicht unangenehm klingendes Zwitschern. Der Kuhvogel (C. pecoris *Cuv.*), der gemeine Viehstaar, ist gegen 7 Zoll lang, schwarz mit grünem Schimmer, Weibchen und Junge ganz braun, unten heller. Er lebt in Südamerika, auch in Nordamerika, bis Georgien und Carolina herauf, und ist nächst dem Kukuk der einzige Vogel, welcher seine Eier in andere Nester legt und die Erhaltung der Jungen fremden Vögeln überläßt. Er hält sich am Rande der Wälder auf und schadet sehr den Anpflanzungen des Wälschkorns, folgt aber auch den Viehherden und pickt die Insekten von der Erde auf, welche durch die Tritte dieser Thiere herausgetrieben werden. Ist er müde, so springt er dem Vieh auf den Rücken und läßt sich herumtragen, ohne sich um das Ungeziefer des Viehes

zu bekümmern. In Georgien und Carolina wird er seines schmackhaften Fleisches wegen zum Verkauf auf die Märkte gebracht.

Beutelthiere (Marsupialia), Ordnung der Säugethiere, deren fossile Repräsentanten die ersten Säugethiere sind, welche in der Geschichte der Erde auftreten. Der Schädel der B. zeigt in der Regel eine mehr oder minder pyramidale Form mit zugespitzter Schnauze u. stark hervortretendem Gesicht; die Zahnbildung ist bei den verschiedenen Familien außerordentlich verschieden und theils derjenigen der Fleischfresser, theils derjenigen der Insektenfresser entsprechend und bei einigen Gattungen selbst auf Ernährung durch Vegetabilien deutend. Der Unterkiefer hat in sofern eine eigenthümliche Gestalt, als sich sein Gelenkwinkel nach innen einbiegt u. einen mehr oder minder blattartigen Fortsatz bildet, welcher zuweilen den ganzen Raum zwischen den beiden Aesten des Unterkiefers einnimmt. Merkwürdig sind aber vor Allem die Beutelknochen, zwei platte Knochen am Rande des Beckens, welche sich nur noch bei den nahe verwandten Schnabelthieren finden und nicht, wie noch Cuvier fälschlich annahm, zur Unterstützung des Beutels (s. unten) dienen, sondern nach Oken als Verknöcherungen in der Sehne des äußeren schiefen Bauchmuskels zu betrachten sind. Mit Ausnahme einer einzigen Gattung (Beuteldachs, Perameles) sind bei allen B.n Schlüsselbeine vorhanden. Die Bildung der Extremitäten ist äußerst verschieden; die Vorderbeine sind gewöhnlich mit mehren freien Zehen versehen und mit langen Nagelkrallen bewaffnet, so daß sie ebensowohl zum Gehen als zum Ergreifen der Beute geeignet erscheinen; bei den springenden B.n sind sie gewöhnlich sehr kurz, fast verkümmert, aber nichtsdestoweniger mit wohl ausgebildeten Schlüsselbeinen versehen. Von sehr verschiedenartiger Beschaffenheit sind die Hinterbeine: bei einigen zeigen sie freie, mit Krallennägeln versehene Zehen und einen zum Laufen geschickten Fuß; bei andern sind die mittleren Zehen mit einander verwachsen und mit dem Mittelfuße außerordentlich verlängert, so daß sie als ein mächtiges Sprungwerkzeug erscheinen; bei noch andern endlich finden sich an den Hinterbeinen vollkommene Hände, indem neben vier Zehen mit Nägeln noch ein nagelloser, absetzbarer Daumen vorhanden ist. Die äußere Ohrmuschel ist bei allen B.n wohl ausgebildet und bei vielen von ansehnlicher Größe. Die Zitzen liegen an dem hintern Theile des Bauchs in mehr oder minder großer Anzahl und sind verhältnißmäßig von bedeutender Länge; in ihrem Umkreise sind sie entweder nur von einer einfachen Hautfalte oder von einer förmlichen Tasche (Beutel) umgeben, welche eine schlitzartige Oeffnung hat. Die unreif, bewegungslos und mit undeutlichen Gliedmaßen gebornen, sehr kleinen Jungen werden von der Mutter in den Zitzenbeutel und hier in Berührung mit den verhältnißmäßig sehr langen Milchzitzen gebracht, welche ihnen, wie es scheint, dann schnell ins Maul hineinwachsen u., innen kolbig verdickt, sie so lange festhalten und tragen, bis sie sich bewegen und willkürlich den Beutel verlassen u. wieder aufsuchen können, denn in diesem werden sie bis zu ihrer völligen Entwickelung noch etwa 2 Monate, an den Zitzen hängend, wie in einer zweiten Gebärmutter, getragen und kehren auch noch später, nachdem sie vollständig ausgebildet sind, bei drohender Gefahr wieder in denselben zurück. Sie sondern während ihres Aufenthalts in diesem Beutel weder Koth noch Urin ab. Bei denjenigen Gattungen, welche statt des Beutels nur eine Hautfalte haben, hängen die Jungen anfangs auch an den Zitzen, bis sie sich mit ihren Schwänzen an dem Schwanze der Mutter festklammern und so auf dem Rücken derselben getragen werden können. Vielen B.n hängt ein übler Geruch an, der durch die Absonderung gewisser Drüsen entsteht, sich aber dem Fleische nicht mittheilt. Die B. bilden eine Uebergangsgruppe von den Raub- zu den Nagethieren und sind nur im südlichen Amerika, vornehmlich aber in Australien u. auf den Sundainseln einheimisch. Wir unterscheiden folgende Familien: Die Beutelnager (Glirina) bilden nur eine Gattung (Phascolomys) u. sind plumpe, träge, nächtliche Thiere, die in ihrem Aeußern große Aehnlichkeit mit einigen Arten von Schrotmäusen zeigen. Ihr Zahnbau entspricht auch ganz dem der Nagethiere, in sofern in jeder Kinnlade vorn zwei breite, meiselartig zugeschärfte Zähne stehen, auf welche nach einer weiten Zahnlücke die breitkronigen abgenutzten Backenzähne mit faltigem Schmelzsaume folgen. An den Vorderfüßen haben diese in Erdhöhlen lebenden Thiere 5 kaum getrennte, aber mit langen Grabnägeln bewaffnete Zehen, an den Hinterfüßen 4 eben solcher Zehen u. einen kurzen stummelartigen Daumen. Sie finden sich nur in Australien. Durch eigenthümlichen Bau der Gliedmaßen ist die Familie der Känguruhs (Macropodida) ausgezeichnet. Der kleine Kopf, der eigenthümliche und in mancher Beziehung dem der Pferde analoge Zahnbau, die 6—8 Vorderzähne in der Oberkinnlade, die zwei meiselartig horizontal gestellten Vorderzähne in der Unterkinnlade u. die durch eine Zahnlücke davon getrennten 4—5 würfelförmigen Backenzähne mit stumpfhöckerigen Kronen, die auffallend kurzen Vorderfüße mit 5 freien Zehen, die ungemein langen und kräftigen Hinterfüße, woran die beiden mittleren Zehen bis zum Nagelgliede mit einander verwachsen, die beiden äußeren frei, alle aber sehr bedeutend lang sind, endlich der dicke u. lange Schwanz, dies die Hauptmerkmale dieser merkwürdigen, seit der Entdeckung Neuhollands wohl bekannten Thiere. Sie springen in ungeheuren Sätzen, wobei sie den langen Schwanz gleichsam als Balancirstange gebrauchen, und stützen sich auf diesen beim Sitzen. Sie nähren sich ausschließlich von Vegetabilien, worauf auch die Einrichtung ihres Verdauungskanals hinweist, indem der Magen in mehrfache Höhlen getheilt ist und der Blinddarm eine bedeutende Länge erreicht. Es gehören hierher die Gattungen Halmaturus, Känguruh, und Hypsiprymnus, Hakenthier. Den Känguruhs nahe stehen die fruchtefressenden B. (Frugivora), in sofern sie ebenfalls zwei lange meiselartige Schneidezähne im Unterkiefer und mehre dergleichen im Oberkiefer haben. Dagegen weisen sie nie eine vollständige Zahnlücke auf, und es finden sich in

der Regel in beiden Kinnladen oder wenigstens in der oberen bald mehr, bald minder ausgebildete Eckzähne vor, während die Backenzähne denen der vorigen Familie gleichen. Alle hierher gehörigen Thiere leben auf Bäumen und einige sind sogar mit einer Art Flughaut versehen, welche ihnen als Fallschirm dient. Dieser Lebensart gemäß sind ihre Extremitäten gleichmäßig entwickelt, die vorderen mit 5 freien Krallenzehen, die hinteren, an denen Zeige- und Mittelfinger mit einander verwachsen sind, mit einem entgegenstellbaren Daumen versehen, der zum Umfassen der Zweige sehr geeignet ist. Die meisten Thiere dieser Familien sind außerdem mit einem langen Greifschwanz ausgerüstet; nur eine Gattung (Phascolarctus s. Lipurus) entbehrt des Schwanzes ganz u. gleicht hinsichtlich der Plumpheit ihres Körperbaues mehr den Wombats. Die hierher gehörigen Thiere sind in Australien und auf den Sundainseln einheimisch. Gattungen: Phalangista, Phalanger; Petaurus, Flugbeutler. Die Familie der insektenfressenden B. (Insectivora) oder Beutelratzen begreift eine Menge kleiner, mit langzugespitztem, dreieckigem Kopfe versehener Raubthiere, deren Gebiß demjenigen der Insektenfresser sehr ähnlich ist. Dasselbe zeigt nämlich eine Menge kleiner meiselartiger Schneidezähne, daneben scharfe gekrümmte Eckzähne, dann messerartige Reißzähne und endlich viele mit spitzen Höckern versehene Backenzähne. Nach der Bildung der Extremitäten zerfallen sie in mehre Gruppen: Die Beuteldachse (Perameles) haben an den Vorderfüßen nur 3 ausgebildete, mit Grabekrallen versehene Zehen und an den weit längeren und kräftigeren, zum Springen dienenden Hinterbeinen 4 mit Krallen ausgerüstete Zehen, wovon die 2 mittleren mit einander verwachsen sind, und einen Daumenstummel. Bei den Ameisenbeutlern (Myrmecobius) sind die 5 Zehen der Vorderfüße wohl ausgebildet, der Daumen an den Hinterfüßen aber fehlt. Die eigentlichen Beutelratzen (Didelphys) haben eine Art Schwimmhaut zwischen den Zehen und einen nackten, schuppigen Greifschwanz, an den vorderen Extremitäten 5 wohl getrennte Zehen und an den hinteren einen freien entgegensetzbaren Daumen, so daß sich hier eine vollkommene Hand zeigt. Sie sind außer Australien auch in Südamerika einheimisch. Die Familie der fleischfressenden B. (Carnivora), von denen die größte Gattung Thylacinus, Beutelwolf, die Größe eines mäßigen Hundes erreicht, hat mit vorhergehender Familie die große Zahl der Zähne überhaupt u. der kleinen Schneidezähne insbesondere gemein, wird aber besonders noch durch die noch kräftigeren kegelförmigen Eckzähne und die von der Seite her abgeplatteten, ausgezackten Kronen der scharfen Backenzähne, sowie durch die 5 freien Krallenzehen an den Vorderfüßen und die 4 oder 5 Krallenzehen ohne Daumen an den Hinterfüßen charakterisirt. Es sind blutgierige Raubthiere, deren erste Ueberreste, zwei verschiedenen ausgestorbenen Gattungen angehörig, schon in den Schichten des englischen Jura aufgefunden worden sind, was in sofern auffallend ist, als bisher weder im Jura, noch in der Kreide eine sonstige Spur von Säugethieren vorkommt. Gattungen: Thylacinus, Beutelwolf; Dasyurus, Rauhschwanzbeutler; Phascogale, Beutelmaus.

Die Ordnung der B. ist gegenwärtig nur in Australien, auf den Sundainseln und im südlichen und mittlern Amerika vertreten. Am weitesten nach Norden gehen die Beutelratzen; die Fleischfresser und die Pflanzenfresser finden sich vornehmlich in Australien. Von den 28 fossilen Arten gehören die meisten zu der noch lebenden Gattung Didelphys, 4 Arten zu der ausgestorbenen Gattung Taxotherium und eine Art zu der ebenfalls ausgestorbenen Gattung Phascolotherium. In frühern Epochen der Erdbildung waren die Insekten- und Fleischfresser auch über Europa verbreitet, wie dies die fossilen, freilich spärlichen Ueberreste im Jurakalk von Stonesfield u. im Gyps von Paris beweisen.

Beuteltuch (Siebtuch), das durchsichtige, poröse, gewöhnlich wollene Gewebe aus nicht gar zarten, aber fest gedrehten gutgeleimten Fäden, woraus die Beutel für das Beutelwerk der Mehlmühlen und anderer Mahlmühlen verfertigt werden. Dasselbe Gewebe dient auch noch zu anderen Zwecken, z. B. zu allerlei Nähereien, zu Mödelltüchern der Stickerinnen &c. Es gibt auch B. aus rohen Seidenfaden, welches jetzt namentlich zu Sieben in englisch-amerikanischen Kunstmühlen gebraucht wird; hänfenes B. wird wegen seiner viel geringeren Güte nur selten zu demselben Zwecke angewendet. Man verfertigt das B. in eignen Beuteltuchwebereien, oder Beuteltuchmanufakturen, wie England und Deutschland, namentlich Sachsen sie hat. Das beste wollene B. ist das englische, das steifer, glatter, fester ist und das Mehl besser durch seine Poren hindurchläßt, als das deutsche. Letzteres, wovon man der Feinheit nach mehre Sorten hat, ist 10 — 14 Zoll breit, und zu einem Beutel davon rechnet man ungefähr 5 Ellen. Das beständige Schütteln desselben ist Schuld daran, daß ein deutscher Beutel selten über acht Wochen hält. Rollbeutel, wie sie in Kunstmühlen gebräuchlich sind, halten viel länger.

Beutelwerk (Beutelgeschirr), s. Mühle.

Beutgroschen, auch Wolfenbüttler genannt, Silbermünze, welche Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen 1542 nach dem braunschweigischen Kriege aus dem in der eroberten Festung Wolfenbüttel erbeuteten Silbergeschirr des Herzogs Heinrich von Braunschweig schlagen ließen, sind von der Größe eines Zweigroschenstücks, ein Quentchen schwer und von feinem Silber.

Beuth, Peter Christian Wilhelm, preußischer wirklicher geheimer Rath, Mitglied des Staatsraths, ein um die Industrie und den Handel Preußens hochverdienter Mann, geboren den 28. December 1781 zu Kleve als der Sohn eines Arztes, studirte seit 1798 zu Halle Rechts- und Kameralwissenschaften, trat 1801 als Referendär der kurmärkischen Kriegs- u. Domänenkammer in den Staatsdienst, wurde 1806 Assessor bei der Kammer in Baireuth, bald darauf aber im Ministerium Hardenberg beschäftigt. Im J. 1809 zum Regierungsrathe in Potsdam ernannt, war B. Mitglied der Kommission, welche unter Har-

denberg die Gesetzgebung für das Steuer- und Gewerbewesen so umgestaltete, wie sie 1810 erschienen ist. Zum geheimen Obersteuerrath im Finanzministerium befördert, trat er 1813 in das lützowsche Freicorps, ward nach dem Frieden geheimer Oberfinanzrath in der Abtheilung des Finanzministeriums für Handel und Gewerbe und hatte hier wesentlichen Antheil an der Bearbeitung der Steuergesetze vom Jahr 1817. Im Jahre 1821 wurde er Staatsrath, 1828 Direktor der Abtheilung des Finanzministeriums für Gewerbe, Handel und Bauwesen, 1830 wirklicher geheimer Oberregierungsrath u. 1844 wirklicher geheimer Rath. Hardenbergs Grundsatz, daß Handel und Gewerbe frei seyn müssen, wenn sie über Staat und Volk Wohlhabenheit gleichmäßig verbreiten sollen, war und ist auch der B.s. Deshalb trat er allen beschränkenden Privilegien Einzelner kräftig entgegen. Um dem Gewerbfleiße aufzuhelfen, gründete er das Gewerbeinstitut zu Berlin, Provinzialgewerbschulen, die allgemeine Bauschule und 1821 den Verein für Gewerbfleiß in Preußen. Ebenso ließ er neue Fabrikationsmethoden des Auslandes angelegentlich empfehlen, technische Lehrbücher und Kupferwerke anfertigen, talentvolle Jünglinge auf Kosten des Staats reisen und Gewerbeausstellungen veranstalten. Sein Antheil an der Gesetzgebung für das Steuer-, Handels- und Gewerbewesen ist bis auf die neueste Zeit von der größten Bedeutung gewesen. Im Herbst 1845 schied er aus dem Ministerium, blieb aber Mitglied des Staatsraths. Er ist Ehren- und korrespondirendes Mitglied vieler Akademien und gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes.

Beuthen, 1) (Oberbeuthen), Hauptort des Kreises und der Standesherrschaft B. in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, zwischen den beiden Armen des der Klodnitz zufließenden beuthner Wässers, mit 3300 Einwohnern, einer katholischen Pfarr-, einer Begräbniß- und einer evangelischen Kirche u. einer Synagoge, ist Sitz der Kreisbehörden u. eines königlichen Bergamts für Oberschlesien. Die Einwohner treiben besonders Ackerbau, Töpferei, Tuchweberei. B. verdankt vielleicht dem im 11. Jahrh. hier blühenden Bergbaue seine Entstehung oder Entwickelung; im Mongolenkriege (1241) theilweise zerstört, erhielt es 1251 deutsches Recht. Im Jahr 1589 unterhandelte man hier über die Lösung des in polnische Gefangenschaft gerathenen Erzherzogs Maximilian von Oesterreich. Durch mehre Feuersbrünste (1364, 1515, 1551 und 1582), sowie durch die Abnahme des Bergbaues seit der Mitte des 14. Jahrh., gerieth die Stadt in tiefen Verfall, woraus sie sich erst nach dem 7jährigen Kriege unter der preußischen Herrschaft wieder erhob. Die Standesherrschaft B. umfaßt die Städte B. und Tarnowitz, den Flecken Georgenberg und mehre Dörfer. — 2) (Niederbeuthen), Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, an der Oder, Hauptort des mediatisirten Fürstenthums Karolath, mit 2800 meist evangelischen Einw., hat eine evangelische und eine katholische Pfarrkirche, ein Hospital, ein Stadtgericht u. eine Posterpedition. Hauptgewerbe sind Acker-, Obst- u. Weinbau, Schifffahrt, Tuch- und Leinweberei, Strohflechterei, Töpferei, Brennerei. B., in alten Urkunden Bythom (Bythonia, Bethania) genannt, soll bis zu einer Zerstörung im Jahre 1157 eine Stunde mehr nördlich, wo jetzt ein Weinberg ist, gestanden haben und damals bei dem später vom Herzoge Johann von Sagan zerstörten Schlosse Beutnitz neu gegründet worden seyn. Es erhielt in der Mitte des 13. Jahrhunderts Festungswerke, sah 1477 eine vergebliche Versammlung zur Beilegung der Streitigkeiten zwischen Brandenburg und dem Herzoge Johann von Sagan in seinen Mauern, befleißigte sich schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts des Weinbaues, litt aber durch öftere Feuersbrünste und Kriegsdrangsale im 30jährigen und 7jährigen Krieg. — 3) Niederschlesisches Fürstenthum, s. Karolath.

Beutler, s. v. a. Handschuhmacher.

Bevagna, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Perugia, westlich von Foligno, in fruchtbarer Gegend, mit vorzüglichem Weinbau u. 3000 Einw., litt 1832 bedeutend durch ein Erdbeben.

Beveland, drei niederländische Inseln, zur Provinz Zeeland gehörig, gebildet durch die Mündung der Schelde. Noord-B., durch die Oosterschelde von den Inseln Schouwen und Duiveland und durch das Zuidvliet von der Insel Wolfersdyk geschieden, östlich von Walcheren, davon durch das Meer getrennt, ist 2 Meilen lang, sehr fruchtbar an Getreide, Krapp und Weide, aber ungesund, leidet oft durch Ueberschwemmungen u. Stürme u. ist daher neu eingedämmt worden; es liegt darauf der Ort Kortgene mit 700 Einwohnern. Oost-B., gleich an Noord-B. stoßend, ist erst in neuerer Zeit angesetzt, klein, hat nur einige Höfe und das Fort Bath an der Theilung der Schelde und 100 Einwohner. Zuid- (Süd-) B., die größte der zeeländischen Inseln, zwischen der Schenge, einem Arme der Oosterschelde, der sie von der Insel Wolfersdyk trennt, und der Westerschelde, von Walcheren durch den T'Blacke Slu geschieden, ist fruchtbar an Weizen, Roggen, Gerste, Weide, hat 1100 Einwohner, welche Getreide- und Viehhandel treiben, wird aber oft überschwemmt (die Ueberschwemmung von 1532 richtete besonders große Verwüstung an); im Westen der Nordküste liegt die Stadt Goes, außerdem das Dorf Borselen, an der Stelle der 1532 verschwemmten Stadt gleichen Namens.

Bever, Nebenfluß der Ems, entspringt in der hannöverischen Landdrostei Osnabrück am teutoburger Walde, geht in den preußischen Regierungsbezirk Münster über und mündet im Kreise Münster unterhalb des Dorfes Westbevern.

Beverland, Adrian, holländischer Gelehrter und Schriftsteller, war um die Mitte des 17. Jahrhunderts zu Middelburg in Zeeland geboren, studirte Jurisprudenz, beschäftigte sich aber nebenbei mit dem Studium der Alten und anderen Wissenschaften, besonders auch mit Theologie, ging um 1672 nach England, um auf der Hochschule zu Oxford seine Studien fortzusetzen, wurde 1677 Sachwalter in Holland und trat 1678 mit der obscönen Schrift: „Peccatum origi-

nale" (1. Ausgabe „In horto Hesperidum, typis Adami, Evae terrae filii"; 2. Ausgabe 1679 unter seinem Namen) auf. Da er darin den Satz aufstellte: Primum protoplastorum peccatum in coitu consistere, et per arborem conscientiae boni et mali intelligi debere truncum illum, quem in meditullio corporis Adami plantaverat naturae auctor, cujusque florem decerpere vetuerat, so fand man dies so anstößig, daß nicht nur sein Buch im Haag verbrannt, sondern auch B. selbst verhaftet und verbannt und später auch aus Utrecht und Leyden, wohin er sich wenden wollte, verwiesen wurde. Nach dem Haag zurückgekehrt, schrieb er hier die an Obscönität die erstgenannte noch übertreffende Schrift: „De stolatae virginitatis jure" (Haag 1680), mit dem Motto: „Nuda recede Venus: non est tuus iste libellus, tu mihi, tu Pallas Caesariana veni." Bald nachher begab er sich wieder nach England, wo er an seinem Oheim Isaak Vossius einen Gönner fand und wahrscheinlich in Oxford die juristische Doktorwürde erhielt. Indeß gerieth er hier bald, besonders durch den Tod seines Wohlthäters Vossius 1689, in eine üble Lage. Es half ihm nichts, daß er in seiner Schrift: „De fornicatione cavenda admonitio" (London 1693) den Inhalt seiner frühern Schriften widerrief; um sein Leben zu erhalten, sah er sich genöthigt, seine mit großer Mühe zusammengebrachten literarischen und artistischen Sammlungen zu verschleudern, verfiel zuletzt in Wahnsinn und † wahrscheinlich zwischen 1712 und 1714. B. war ein Mann von Kopf und ausgebreiteten Kenntnissen. Die von ihm in der Schrift über die Erbsünde ausgesprochene Ansicht ist von vielen Andern, sowohl vor als nach ihm, ebenfalls ausgesprochen worden, nur nicht in so frivoler Weise, und deswegen, sowie wegen seiner Lebensart verdiente er die Verachtung, die ihn überall begleitete, wohin er sich begab. Bei allen den vielen Feinden, die er hatte, stand er doch mit mehren der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit in freundschaftlicher Verbindung, wie die erst 1747 erschienene Sammlung seiner Briefe beweist. Seine Schriften, die insgesammt zu den bibliographischen Seltenheiten gehören, enthalten neben dem vielen Verwerflichen auch manches Brauchbare und manche nicht zu übersehende Aufhellung.

Beverley, 1) Stadt in der englischen Grafschaft York, am Hull und am Kanal Beverley-Beck, mit 9000 Einwohnern, welche Spitzenklöppelei, Baumwollenfabrikation, Gerberei und bedeutenden Handel mit Getreide, Steinkohlen, Malz, Leder ꝛc. treiben. — 2) Stadt im nordamerikanischen Freistaat Massachusetts, Grafschaft Essex, nordöstlich von Boston, mit Ipswich durch eine Brücke von 1500′ Länge über den Beverleyfluß verbunden, mit gutem Hafen, Stockfischfang, Handel und Schifffahrt, Bank, Baumwollenfabrikation und 5700 Einwohnern.

Bevern, Marktflecken im braunschweigischen Kreis- und Justizamt Holzminden, an der Bever, mit Schloß, 2 Kirchen, Hospital, Besserungs- und Arbeitsanstalt und 1460 Einwohnern, welche Feldbau, Garnspinnerei, Leinwandweberei u. Leinwandbleicherei treiben. Nach B. ist die Linie Braunschweig-Bevern genannt, ein apanagirter Zweig der wolfenbüttler Linie, der 1687 entstand, B. besaß, hier residirte und am 27. April 1809 mit dem Herzoge Karl Friedrich Ferdinand erlosch.

Bevern, August Wilhelm, Herzog von Braunschweig, preuß. General der Infanterie, ein tüchtiger Feldherr Friedrichs des Großen, geboren 1715 zu Braunschweig als der älteste Sohn des Herzogs und preußischen Generals Ernst Friedrich, aus der apanagirten Nebenlinie des Hauses Braunschweig-Wolfenbüttel. Er trat schon 1731 in preußische Dienste, ward in demselben Jahre Kapitän, nahm 1734 im Gefolge des Königs Friedrich Wilhelm I. an dem Rheinfeldzuge Theil und wurde 1739 Oberst. Im ersten und zweiten schlesischen Kriege focht er mit Auszeichnung und ward darauf Generalmajor, 1746 Kommandant und 1747 Gouverneur von Stettin, 1750 aber Generallieutenant. Zu Anfange des 7jährigen Kriegs führte B. eine meist aus pommerschen Regimentern bestehende Kolonne nach Sachsen und Böhmen und befehligte bei Lowositz den linken Flügel. Im April 1757 schlug er mit geringer Macht die Oesterreicher unter Königsegg in ihrem verschanzten Lager bei Reichenberg, worauf er sich mit Schwerin vereinigte und an der Schlacht bei Prag Theil nahm. Nach derselben folgte er mit 20,000 Mann dem fliehenden Theile des österreichischen Heeres. In der unglücklichen Schlacht bei Kolin sich durch hohe persönliche Tapferkeit auszeichnend, erhielt er bald darauf, während Friedrich II. den Franzosen nach Sachsen entgegeneilte, den Oberbefehl gegen die Oesterreicher in der Lausitz. Hier verließ ihn aber das Kriegsglück. Der mörderische Angriff des Generals Nadasti auf dem Holzberge bei Moys kostete ihm 1200 Mann und unter diesen den Liebling und Vertrauten des Königs, den gefeierten General von Winterfeld. B. führte darauf sein Heer mit großer Geschicklichkeit in die Nähe von Breslau und bezog daselbst ein festes Lager, ward aber von den vereinigten Streitkräften des Feindes unter dem Herzoge Karl von Lothringen, Daun und Nadasti den 22. November 1757 angegriffen und nach der entschlossensten Gegenwehr genöthigt, sich nach Breslau zurückzuziehen. Zwei Tage nachher gerieth er selbst bei einer Rekognoscirung in österreichische Gefangenschaft, wurde indessen schon 1758 ohne Lösegeld wieder freigegeben. Bei seiner Rückkehr schickte ihn Friedrich II., theils weil derselbe geschlagenen Feldherren abhold war, theils weil der Herzog im Verdachte stand, die Gefangenschaft gesucht zu haben, als Kommandanten nach Stettin. Trotz dieser ungnädigen Entfernung vom Hauptschauplatze des Kriegs ward B. 1759 zum General der Infanterie ernannt. Auch erschien er 1762, nachdem durch ihn am 16. März in einer Zusammenkunft mit dem Fürsten Wolkonsky zu Stargard der zwischen Preußen und Rußland geschlossene Waffenstillstand berichtigt worden war, noch einmal mit Ruhm im Felde. Seine letzte und schönste Waffenthat war der Sieg, welchen er als Oberbefehlshaber eines besonderen Corps den 11. August 1762 über die mit

vielfach überlegener Macht angreifenden Oesterreicher bei Reichenbach erfocht. Der hubertsburger Friede, bis zu welchem B. fortan die Preußen in Schlesien und der Lausitz befehligte, führte ihn in sein Gouvernement nach Stettin zurück, wo er den 2. August 1782 †.

Beverungen, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, an der Mündung der Bever in die Weser, mit 1950 Einwohnern, die Handel mit Getreide, Leinwand, Eisen, Kolonialwaaren, Schifffahrt und Lederfabrikation treiben. Die Stadt war früher Hauptort eines Amtes oder einer Drostei des Hochstifts Paderborn.

Bevölkerung, die Gesammtzahl der Bewohner eines Landes, Distrikts oder Ortes. Die Lehre von den Gesetzen, denen die Bevölkerungsverhältnisse unterliegen, und die Zusammenstellung der daraus hervorgehenden Ergebnisse bilden den Gegenstand der Bevölkerungslehre oder Populationistik (politischen Arithmetik), welche in ihrer jetzigen Gestalt ein selbstständiges Ganzes bildet und sämmtliche Untersuchungen und Daten begreift, welche zur Kenntniß der verschiedenen Zustände und Verhältnisse einer B. dienen können. Sie gehört in das große Gebiet der statistischen Wissenschaften, ohne jedoch bloß den administrativen Zwecken des Staates zu dienen, ist vielmehr der wahre Schematismus des menschlichen Lebens und gehört als solcher auch ins Gebiet der Naturwissenschaften. Sie kann als allgemeine und als besondere Bevölkerungslehre behandelt werden, je nachdem die arithmetischen Verhältnisse des ganzen Menschengeschlechts (so weit dies bis jetzt möglich ist), oder die Bevölkerungen einzelner Staaten und Nationen in Betracht kommen. Diese Wissenschaft ist ein Erwerb der letzten Jahrhunderte, und England gebührt die Ehre, dieses Gebiet zuerst bebaut zu haben. Graunt bemerkte (im 17. Jahrhundert) in den Resultaten der londoner Sterbelisten eine Regelmäßigkeit, die ihn auf die Annahme einer Stetigkeit in den Zahlenverhältnissen des menschlichen Lebens führte, und fand bald Nacheiferer in seinen Landsleuten Petty, Shorts, King, Davenant und Anderen; man sah ein, wie wichtig die Ermittelung jener Gesetze für viele Einrichtungen des gesellschaftlichen und Staatslebens, z. B. der Sterbekassen, Versorgungs- und Wittwenanstalten, Lebensversicherungen und dergl., werden mußte. In Holland wendeten vornehmlich Kerseboom und Struyck, in Schweden Wargentin, in Frankreich Déparcieur und Duvillard der Wissenschaft ihre Bemühungen zu. In Deutschland bedurfte es noch eines anderen Motivs, um die weniger für die praktischen Tendenzen gestimmten vaterländischen Gelehrten für dergleichen Untersuchungen zu gewinnen, des gemüthlichen Motivs. Dies war gegeben, als man in den Zeiten der Physikotheologie alle Erscheinungen in der Natur mit frommem, aber nicht unbefangenem Sinne auf die Absichten der Allweisheit Gottes bei der Schöpfung zurückzuführen suchte; nun sah man auch in den arithmetischen Lebensgesetzen hauptsächlich die lenkende Hand Gottes und einen neuen, bisher noch nicht erkannten, Beweis seiner Herrlichkeit. So entstand das berühmte Werk Süßmilchs: „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen" (Berl. 1761, vermehrt und verbessert von Baumann, 4. Aufl., daselbst 1775). Mit einzelnen Beiträgen zu dieser Lehre traten ungefähr um dieselbe Zeit in Deutschland hervor Schlözer, von Justi, Riester und einige Andere, doch blieb Süßmilchs Werk das einzige einigermaßen vollständige Lehrbuch der politischen Arithmetik. In neuerer und neuester Zeit haben schätzbare Beiträge zu dieser Disciplin geliefert: Odier in Genf, Finlaison in England, Chateauneuf u. Villermé in Frankreich, Friedländer, Butte (Grundriß der Arithmetik des menschlichen Lebens, Landshut 1811), Casper und Andere in Deutschland; zur eigentlichen Selbstständigkeit und Abrundung in den Haupttheilen ist indeß die politische Arithmetik erst durch Chr. Bernoulli's „Handbuch der Populationistik od. Bevölkerungswissenschaft" (2. Abth. Ulm 1840 und 1841) erhoben worden.

Die Gesammtheit der Einwohner eines Landes oder Landestheils kann entweder als absolute oder als relative Größe betrachtet werden, je nachdem man sie an und für sich, ohne Rücksicht auf die Größe des Landes, oder im Verhältniß zur Bodenfläche, zum Areal (die Volkszahl pr. □Meile) bestimmt. Die absolute Population wird am sichersten bestimmt durch direkte Volkszählung, dergleichen in neuerer Zeit in allen civilisirten Staaten in gewissen Zwischenräumen angestellt werden, z. B. in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika alle 10 Jahre, in Frankreich alle 5 Jahre, in Preußen alle 3 Jahre. Leider werden diese Zählungen nicht immer mit gehöriger Genauigkeit vollzogen, oft selbst nach abweichenden Principien; während man z. B. in der Regel alle lebenden Individuen zählt, wurden bis vor Kurzem in Sachsen bloß diejenigen gezählt, welche man als Konsumenten ansah, daher alle Kinder unter einem Jahre weggelassen; in Rußland zählte man lange bloß die der Kopfsteuer unterworfenen männlichen Individuen über 20 Jahre; in einigen Ländern werden die Fremden eingerechnet, in andern nicht, ꝛc. Dennoch bleibt die Volkszählung der zuverlässigste Weg zur Ermittelung der B. Wo sie nicht vorhanden ist, muß die Berechnung aus partiellen Zählungen, oder aus verwandten Größen ihre Stelle ersetzen. Es leisten für diese Berechnung folgende Elemente wesentliche Dienste: 1) Die Zahl der wehrhaften oder waffenfähigen Männer (über 16 Jahre), indem man, wie in einzelnen Schweizerkantonen, diese Zahl als ¼ oder ⅕ der gesammten Population ansieht; 2) die Zahl der Gebornen und Gestorbenen, indem man sie mit dem muthmaßlichen Verhältniß zur Population multiplicirt, wie in Frankreich vor der Revolution; 3) die relative B., indem man durch Vergleichung oder partielle Zählungen die durchschnittliche Einwohnerzahl pr. □Meile festsetzt; 4) die Zahl der Häuser, Feuerstellen oder Familien; 5) der Betrag gewisser Steuern oder gewisser allgemei-

ner Konsumtionsartikel, wie z. B. aus dem jährlichen Verbrauch des Getreides, oder des Wassers, früher die Einwohnerzahl von Konstantinopel ausgemittelt zu werden pflegte.

Die relative B. eines Landes ist um so größer, je größer bei gleichem Areal die absolute Volkszahl ist, oder je kleiner bei derselben absoluten B. das Areal ist. Man bestimmt die relative Bevölkerung eines Landes, die man auch die specifische oder die Volksdichtigkeit nennt, am einfachsten, indem man ermittelt, wie viele Einwohner auf 1 □Meile oder □Stunde kommen, und also die absolute Volkszahl durch den Flächeninhalt in □Meilen dividirt. Die gebräuchlichsten Angaben beziehen sich auf deutsche (oder geographische) Meilen, wovon 15 auf 1° gehen, französische oder lieues zu 25 auf 1°, italienische oder Seemeilen zu 60 auf 1° und englische Meilen zu 69½ auf 1°. Die Bestimmung der relativen B. eines Landes unterliegt übrigens nicht nur denselben Schwierigkeiten wie die der absoluten, sondern außerdem noch der oft eintretenden Unsicherheit der den Flächeninhalt betreffenden Angaben. Die relative B. der europäischen Staaten liefert schon den Beweis, daß die letztere in verschiedenen Ländern und Gegenden sehr verschieden ist; noch größer wird die Differenz sich herausstellen, wenn die außereuropäischen Länder mit in den Vergleich gezogen werden. Es gibt auf der Erde noch ganze Länderstriche, wie im Innern von Amerika, Neuholland u. a. a. O., welche der Fuß eines Menschen vielleicht noch nie betreten, geschweige seine Hand bearbeitet oder seine Hütte beschattet hat, viele andere, welche sehr sparsam und dürftig bewohnt sind. Während im jetzigen Augenblicke in Europa auf die Quadratmeile 1400—1500 zu rechnen sind, dürften in Neuholland, welches im Ganzen Europa an Fruchtbarkeit zu übertreffen scheint, kaum 8—10 auf denselben Flächenraum kommen. Bei der Vergleichung der Länder oder Ländertheile hinsichtlich ihrer relativen B. ist indeß nicht bloß auf die Größe des Areals, sondern auch auf die übrigen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Namentlich muß darauf bei kleinen Territorien geachtet werden. Es war z. B. fast lächerlich, wenn früherhin in den meisten Geographien Malta als das bevölkertste Land Europa's angeführt wurde, da die allerdings nicht unbedeutende Einwohnerzahl lediglich durch eine bedeutende Stadt und ihre starke Besatzung bedingt ist. Mit größerm Rechte könnte man die Arrondissements von Paris oder London an Malta's Stelle anführen, ohne darum den Gesetzen einer gerechten Vergleichung genügend nachgekommen zu seyn.

Die Volkszahl ist allerwärts eine sich fortwährend ändernde Größe. Auch solche B.en, die wir stationär nennen, sind es nicht im strengsten Sinne des Worts; im Verlauf eines einzigen Jahres zeigt sich oft schon eine nicht geringe Zu- oder Abnahme. Diese Schwankungen rühren zunächst und hauptsächlich daher, daß in derselben Zeit nicht gleich viele Geburten und Todesfälle vorkommen: sodann aber noch von der ungleichen Zahl der Ein- und Ausgewanderten. In der Regel übersteigt die Zahl der Gebornen um ein Merkliches die der Verstorbenen, so daß man bei jedem Volke eine Tendenz zur Vermehrung voraussetzen kann; mitunter ergeben sich aber auch Rückschritte. Auch anhaltend wachsende B.en mehren sich indeß selten oder nie ganz gleichmäßig und ohne Unterbrechung. Was die Ermittelung des Zuwachsverhältnisses betrifft, so können die numerischen Veränderungen der B. direkt nur durch wiederholte oder periodische Volkszählungen in Erfahrung gebracht werden; indirekt hingegen auch, wenn man von Jahr zu Jahr mit Zuverlässigkeit die Zahl der Gebornen und Verstorbenen, sowie die der Ein- und Ausgewanderten ermittelt. Nehmen wir nun als auf die eine oder die andere Weise ermittelte Thatsache an, daß eine B. von 100,000 Seelen nach 1 Jahr auf 101,000 sich vermehrt, so beträgt die absolute Zunahme 1000 oder 1 %; steigt sie in 8 Jahren von 100,000 auf 110,000, so ist ebenso der Zuwachs im Ganzen = 10 %. Um aber das Wachsthum einer B. in verschiedenen Zeiten, oder das verschiedener B.en zu vergleichen, ist es nöthig, das Verhältniß des Zuwachses in 1 Jahr zur Population zu berechnen, und zwar, bei der Veränderlichkeit desselben nach einzelnen Jahren, das mittlere aus einer mehrjährigen Periode. Dieses mittlere Zuwachs- oder Augmentationsverhältniß findet man nicht richtig, wenn man (wie häufig geschieht) den mittleren jährlichen Zuwachs mit der absoluten B. im Anfang der gegebenen Periode vergleicht; es muß vielmehr auch der mittlere Populationsstand der Periode in Rechnung kommen. Steigt die absolute B. in 8 Jahren von 100,000 auf 116,000, so ist im Mittel der jährliche Zuwachs = 2000, das jährliche Verhältniß der Zunahme aber nicht 2 %; denn betrüge die Zunahme von Jahr zu Jahr 2 %, so müßte die absolute B. nach 8 Jahren auf 100,000 $(^{102}/_{100})^8$ oder auf 117,200 Seelen angewachsen seyn. Vergleicht man hingegen den jährlichen Zuwachs mit der mittleren Volkszahl, hier 108,000, so finden wir das mittlere Augmentationsverhältniß = $^{2}/_{108}$ oder = 1,855 %. Mathematisch genau wird zwar der eigentliche Vermehrungskoefficient auch nach diesem Verfahren nicht gefunden, sondern noch etwas zu groß. Bezieht sich jedoch die Rechnung nicht auf eine sehr lange Periode, was überhaupt mißlich ist, so kann das Resultat vollkommen befriedigen. Die B. ist gegenwärtig wohl in allen Theilen Europa's im Steigen begriffen; der jährliche Zuwachs beträgt indeß nur in den wenigsten 1 % oder darüber und ist demnach weit geringer, als er häufig angenommen wird. Auch hat in vielen europäischen Ländern die Vermehrung gleich nach Herstellung des allgemeinen Friedens einen besondern Aufschwung genommen, nimmt aber bereits wieder merklich ab. Dann ändert sich auch das Fortschreiten von Periode zu Periode oft bedeutend, und es ist daher sehr gewagt, für irgend eine B. ein normales Verhältniß festsetzen zu wollen.

Da keine einzelne B. vollkommen isolirt ist, so hängt die Veränderung derselben nicht allein von dem Verhältniß der Geburten zu den Sterbefäl-

len, sondern noch von dem der **Einziehenden** zu den **Wegziehenden** ab; u. die jährliche effektive Zunahme wird also durch zwei Elemente bedingt, den Ueberschuß der Geborenen oder die innere oder natürliche Vermehrung, und den Ueberschuß der sich Ansiedelnden über die Wegziehenden oder den zufälligen Zuwachs. In sehr großen Ländern ist der Unterschied der Ein- und Auswandernden gewöhnlich verhältnißmäßig so gering, daß dadurch die Volksvermehrung überhaupt nur wenig afficirt wird, also der jährliche Zuwachs als dem Ueberschuß der Gebornen gleich anzunehmen ist. In kleinen Gebieten hingegen äußert das Verhältniß der Ein- und Wegziehenden auf die Zu- oder Abnahme der Volkszahl und zumal auf die Fluktuationen derselben oft einen wesentlichen Einfluß. In Städten endlich rührt das Wachsthum oft hauptsächlich von einem anhaltenden Zuflusse von außen her, und zuweilen sogar ganz.

Seit langer Zeit pflegen die Statistiker aus dem für eine B. gefundenen Zuwachsverhältnisse ihre **Verdoppelungsperiode** oder den Zeitraum zu berechnen, in dem sie sich zufolge jenes Verhältnisses verdoppeln muß. Diese Berechnung hat an sich keine Schwierigkeit. Das Verfahren ist dasselbe, was wir bei den sogenannten zusammengesetzten Zinsrechnungen befolgen. Wenn das mittlere Augmentationsverhältniß $= {}^{1}/_{15}$ oder $6^{2}/_{3}$ %, so erfordert die Verdoppelung 10,74 Jahre, bei $^{1}/_{20}$ oder 5% $14^{1}/_{5}$ J., bei $^{1}/_{25}$ oder 4 % $17^{2}/_{3}$ J., bei $^{1}/_{30}$ oder $3^{1}/_{3}$ % $21^{1}/_{6}$ J., bei $^{1}/_{40}$ oder $2^{1}/_{2}$ % 28 J., bei $^{1}/_{50}$ oder 2 % 35 J., bei $^{1}/_{60}$ oder $1^{2}/_{3}$ % 42 J., bei $^{1}/_{75}$ oder $1^{1}/_{3}$ % $52^{1}/_{3}$ J., bei $^{1}/_{90}$ oder $^{10}/_{9}$ % $62^{3}/_{4}$ J., bei $^{1}/_{100}$ oder 1 % 70 J., bei $^{1}/_{110}$ oder $^{10}/_{11}$ % $76^{1}/_{3}$ J., bei $^{1}/_{120}$ oder $^{5}/_{6}$ % $83^{1}/_{2}$ J., bei $^{1}/_{180}$ oder $^{2}/_{3}$ % 104 J, bei $^{1}/_{150}$ oder $^{5}/_{9}$ % 125 J., bei $^{1}/_{200}$ oder $^{1}/_{2}$ % 138 J. Die Angabe der sogenannten Verdoppelungsperiode kann allerdings als eine geeignete Form betrachtet werden, um die Stärke der dermaligen Vermehrung einer Population anschaulicher zu machen, und dergleichen Tabellen mögen dazu dienen, um den mittlern Zuwachs, der in einer längeren Periode Statt gehabt haben muß, zu erkennen. Man ersieht daraus auch, welch eines schwachen Zuwachses es jährlich bedarf, damit ein Land im Laufe vieler Jahrhunderte eine große B. erhalte. Gar sehr irrt man sich aber, wenn man meint, nur mit Hülfe solcher Tabellen mit einiger Zuverlässigkeit die Größe einer Population in einer fernen Zeit zum Voraus bestimmen zu können, und ein noch weniger mit der Wirklichkeit übereinstimmendes Resultat erhält man, wenn man darnach die Volksvermehrung im Laufe von Jahrhunderten im Voraus berechnet. Immerhin mögen indessen dergleichen Rechnungen einsehen lassen, daß man, um auch die auffallendste Vermehrung einer Nation im Laufe vieler Jahrhunderte zu begreifen, derselben durchaus nicht für frühere Zeiten ein ungewöhnliches Propagationsvermögen zuzuschreiben braucht. Gestatteten z. B. die Umstände eine fortdauernde Zunahme um 2% jährlich, so würden 1000 Individuen in 100 Jahren schon auf mehr als 7000, in 200 Jahren auf 50,000 und in 400 Jahren auf $2^{1}/_{2}$ Millionen sich vermehren. Gesetzt also auch, es sey historisch erwiesen, daß vor 2000 oder 3000 Jahren schon die B. der ganzen Erde mehre 100 Mill. betragen habe, so liegt darin kein Grund, der Menschheit ein höheres Alter als das von etwa 6000 Jahren zuzuschreiben, oder anzunehmen, daß sie gleich ursprünglich mit vielen Menschen bevölkert worden sey, oder daß die ersten Menschen weit länger gelebt und weit fruchtbarer gewesen. Daß eine kleine Völkerschaft sich jährlich um $^{1}/_{20}$ vermehre, dürfte noch jetzt nicht befremden, wenn ihr ein großes Gebiet mit fruchtbarem Boden unter einem günstigen Himmelsstriche angewiesen würde, und unter diesen Umständen müßte ein Menschenpaar in 200 Jahren schon zu 17,000 Paaren anwachsen, und in 400 Jahren zu 289 Millionen Paaren.

Auch durch Zusammentreffen günstiger oder ungünstiger Umstände kann die Volkszahl mit ungewöhnlich raschem Schritte oft auf längere oder kürzere Zeit sowohl zu- als abnehmen. Der Ursachen, die zeitweise die Mortalität ungewöhnlich erhöhen können, sind namentlich drei: Seuchen oder Epidemien, allgemeiner Mißwachs und Kriege, und der Einfluß dieser Kalamitäten auf die Fortschritte der B. ist um so größer, da gemeiniglich mehr als eine derselben zu gleicher Zeit einzuwirken pflegt. **Epidemien** kamen in frühern Zeiten nicht nur weit öfter vor, als jetzt, sondern die jedesmaligen Verheerungen waren auch ohne Vergleich größer; die Pest zumal raffte nicht selten in kurzer Zeit und in nicht kleinen Revieren einen beträchtlichen Theil der Einwohner weg. Zu bedauern ist, daß es fast ganz an statistischen Dokumenten fehlt, um die nächsten und die spätern Wirkungen solcher Pestjahre numerisch nachzuweisen. Besonders schätzbar sind noch immer einige von Süßmilch mitgetheilte Listen aus Preußen und Litthauen, wo 1709 und 1710 die Pest auf eine furchtbare Weise grassirte. Wir ersehen aus diesen Angaben, daß die Zahl der Trauungen gleich nach der Pest auffallend vermehrt wurde; daß die Zahl der Gestorbenen anfangs in größerem Verhältnisse noch als die B. abnahm, hingegen die Zahl der Geburten in den ersten Jahren besonders in geringerm Verhältnisse als die B. sich verminderte. Es erhellt daraus, daß der Ueberschuß der Geburten nach der Pest bedeutend zunahm, wie derselbe denn in den 25 Jahren von 1711—30 bereits an 217,000 betrug. Die Erklärung dieser Erscheinungen liegt ziemlich nahe. Eine Pest muß eine Menge Trauungen veranlassen, weil sie viele Ehen trennt und viele Aeltern wegrafft, deren Kinder nun sofort in die Lage kommen, sich zu verheirathen. Jeder Seuche unterliegen ferner doch vorzugsweise ohnehin Schwache, die also nur einige Jahre früher sterben, so daß in den folgenden die Zahl der Gestorbenen um so kleiner werden muß. Da durch solche Seuchen endlich das Nationalvermögen direkt nicht geschwächt wird, so muß der relative Wohlstand der Ueberlebenden steigen und dadurch die wesentlichste Hemmung stärkerer Vermehrung unwirksamer seyn. Nichtsdestoweniger ist außer Zweifel, daß solche Kalamitäten in populationistischer Hinsicht sehr nachtheilig sind; denn wie bald auch die vorige Menschenzahl wieder ergänzt werden mag, so ergibt sich aus dem schnellen

Wechsel eine verhältnißmäßig geringere Menge von Erwachsenen, und ferner geht durch das frühzeitige Wegsterben aller, die mehr zu produciren im Stande sind, als sie konsumiren, stets eine mehr oder weniger große Masse von Produktivkraft verloren, wenn auch zunächst das materielle Kapital nicht vermindert wird. Es ist daher nicht zu bezweifeln, daß die Vermehrung der B. in Ländern, die öftere und verheerende Seuchen erfahren, bedeutend gehindert wird, und daß unser Welttheil sich glücklich schätzen darf, seit 100 Jahren von ähnlichen Epidemien fast ganz verschont geblieben zu seyn. In neuerer Zeit hat, mit Ausnahme des gelben Fiebers etwa, das im Anfange dieses Jahrhunderts in einigen Theilen Spaniens furchtbar wüthete, keine Krankheit, selbst die Cholera nicht, auch nur annähernd die B. so angegriffen, wie ehemals so häufig die Pest und andere Seuchen, und wir pflegen daher jetzt Jahre, in denen in Folge herrschender Krankheiten die Sterblichkeit in großen Gebieten um $\frac{1}{10}$ und in kleineren um $\frac{1}{4}$ steigt, bereits als entschieden epidemische anzusehen. Eben so zeichnet sich unsere Zeit dadurch aus, daß überhaupt epidemische Jahre immer seltener vorkommen. Fast in demselben Grade wie die mörderischsten Seuchen können Jahrgänge von allgemeinem Mißwachs die B. schwächen. Die Chroniken enthalten schauderhafte Schilderungen von den Verheerungen, die manche Hungersnoth anrichtete. Rafft der Hungertod im buchstäblichen Sinne auch nur Wenige weg, so erliegen dennoch unzählige dem Elend und den Krankheiten, die aus dem Mangel und der Schlechtigkeit der Nahrung, zu der die Noth treibt, entstehen. Dazu kommt, daß in solchen Zeiten meist noch viele Gewerbe stocken und Verdienstlosigkeit überhand nimmt. Die Fortschritte der B. hemmen endlich dergleichen Jahre um so mehr noch, da die Zahl der Geburten meist auch merklich abnimmt u. weit weniger Ehen geschlossen werden. An statistischen Nachweisen über die Wirkungen der Hungerjahre in frühern Zeiten fehlt es zwar fast ganz; es unterliegt indeß keinem Zweifel, daß seit 100 oder 150 Jahren dergleichen Jahre weit seltener Statt finden und daß die Noth auch dann lange nicht dieselbe Höhe erreicht. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zeichnete sich das Jahr 1771, wie im laufenden 1816 durch großen und allgemeinen Mißwachs aus. Wirft man einen Blick auf die von Baumann gesammelten Sterbelisten, so sieht man aus allen, daß die Sterblichkeit, und zwar 1772, auffallend, meist um $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$, die gewöhnliche überstieg. Zunächst und fast ausschließlich erstreckt sich die Wirkung solcher Fehljahre auf die untern und ärmern Klassen, und unter diesen ganz besonders auf die Kinder, die Alten und die Schwachen. Weit grellere Resultate würden sich daher ergeben, wenn wir in solchen Jahren die relative Sterblichkeit der Kinder, der Armen &c. genau zu ermitteln im Stande wären. Genügend erweist sich dies übrigens an den speciellen Ergebnissen der Findelhäuser, Spitäler &c. Endlich können langdauernde Kriege und zumal innere ganze Länder beinahe entvölkern. Die Zahl derer, die in den Schlachten fallen, bilden oft nur den kleinern Theil der Opfer, die ein Krieg kostet. Unseres Wissens sind von keinem Staate zuverlässige Angaben über die Zahl der in den letzten Kriegen Gefallenen bekannt geworden. Thatsache scheint inzwischen, daß sie in keinem Lande, und namentlich nicht in Frankreich, die B. dennoch Fortschritte zu machen hinderten, und nicht zu bezweifeln, daß die meisten darüber angestellten Berechnungen den reellen Verlust bedeutend übertreiben, und ebenso ist außer Zweifel, daß die neuern Kriege, so mörderische Schlachten auch geliefert wurden, die B. weit weniger schwächten, als Völkerkriege früherer Zeiten.

Was das Verhältniß der männlichen Population zur weiblichen betrifft, so bildet eine möglichst vollkommene Gleichzahl beider Geschlechter unstreitig die zuträglichste Zusammensetzung der B., und diese stets zu erhalten, scheint in der That auch die Tendenz der Naturgesetze zu seyn, welche das Werden und Sterben der Menschen reguliren. Denn obschon überall mehr Knaben als Mädchen geboren werden, so sieht man hinwieder, daß auch allerwärts die männlichen Individuen und namentlich im ersten Lebensalter etwas schneller absterben. Nichtsdestoweniger ergeben die Volkszählungen civilisirter Staaten nur selten ein solches Gleichgewicht beider Geschlechter. Fast aus allen geht eine merkliche Ueberzahl der einen, und zwar der weiblichen Individuen hervor, namentlich in Europa, und besonders groß pflegt dieses Mißverhältniß in städtischen B.en zu seyn. Nur zuweilen findet sich die entgegengesetzte Erscheinung. Es fragt sich, ob man die numerische Ungleichheit lediglich zufälligen oder perturbirenden Ursachen zuschreiben dürfe. Daß mancherlei in Folge der Civilisation und des Verkehrs eingetretene Umstände das natürliche Verhältniß beider Geschlechter in einem Lande verrücken müssen, ist nicht zu bezweifeln. Gewisse Beschäftigungen nehmen vorzugsweise das eine Geschlecht in Anspruch, der Landbau z. B. mehr das männliche und mehre Manufakturen das weibliche. Sodann sind männliche Individuen weit eher geneigt, ihren Geburtsort zu verlassen, zumal wenn es sich um weitere Entfernung handelt; Ein- und Auswandernde werden daher, der Mehrzahl nach, aus solchen bestehen. Mehre Berufsarten sind ferner vornehmlich dem männlichen Geschlechte lebensgefährlich und insbesondere müssen anhaltende Kriege die Sterblichkeit des letzteren ungewöhnlich vergrößern. Aus diesen Ursachen läßt sich das vorhandene Mißverhältniß in den meisten Fällen genügend erklären. Wenn am Schlusse der 20jährigen Kriegsperiode, ums Jahr 1815, die gesammte weibliche B. von Europa die männliche um mehre Millionen überstieg, so kann dies eben so wenig befremden, als daß man in Schweden nach den langen Kriegen von Karl XII. und in vielen deutschen Ländern am Ende des 7jährigen Krieges die Zahl der Männer auffallend vermindert fand. Daß in fast allen städtischen Populationen die weibliche überzählig ist, wird schon aus der großen Zahl weiblicher Dienstboten begreiflich. Länder dagegen, die beständig einen namhaften Zufluß von außen erhalten, wie die Vereinigten Staaten und Kolonien &c., müssen nothwendig eine Mehrzahl männlicher Einwohner zeigen, doch nur in Beziehung

auf die weiße B. Ein ähnliches Verhältniß wird man in Sibirien und einigen neuen russischen Provinzen finden. Da England, sowie Europa überhaupt, ohne Zweifel mehr Menschen durch Auswanderungen verliert, als von außen gewinnt, so konnte nicht befremden, wenn fortdauernd die männliche B. etwas zurückbliebe, und wenn in der preußischen Monarchie beide B.en einander vollkommen gleich geworden sind, so rührt dies zum Theil gewiß daher, daß hier seit vielen Jahren ein Ueberschuß von Einwandernden Statt findet. Einen schlagenden Beweis, daß nur zufällige Ursachen die faktische Ungleichheit der männlichen und weiblichen B. herbeiführen, liefert der Umstand, daß dieser Unterschied bei dem jugendlichen Theil der B. fast ganz verschwindet. Wenn genaue Zählungen bei den jüngsten Klassen eine schwache Ueberlegenheit des männlichen Geschlechts ergeben, so liegt dies in der Natur der Sache. Denn werden, wie faktisch ist, mehr Knaben geboren, und stirbt der Ueberschuß nicht sofort, sondern erst innerhalb einer gewissen Anzahl Jahre ab, so muß die Gesammtzahl der lebenden Knaben bis ins Alter der Ausgleichung nothwendig etwas größer seyn, und nimmt man an, die Natur beabsichtige nicht nur völlige Gleichzähligkeit in den Pubertätsjahren, sondern in der Totalität, so folgt daraus, daß umgekehrt im höheren Alter das weibliche Geschlecht etwas zahlreicher seyn, und daher, daß auch später noch die Sterblichkeit des männlichen, wenn auch um sehr Weniges, größer seyn müsse. Daraus ergibt sich ferner, daß, hat irgendwo ein auch sehr bedeutendes Uebergewicht des einen Geschlechtes Statt, wie etwa des weiblichen in Folge anhaltender Kriege, das verminderte, fällt die störende Ursache nur weg, allmählig das andere wieder einholen wird, obschon die naturgemäßen Gesetze der Sterblichkeit unverändert bleiben und lediglich auf die Erhaltung des Gleichgewichts berechnet seyn mögen. Wirklich findet man, daß, so allgemein noch in den europäischen Staaten die weibliche B. überwiegend ist, das Mißverhältniß in allen Ländern, welche des Friedens genossen haben, in der letzten Periode stufenweise abnimmt. Das frühere Mißverhältniß beider Geschlechter kann keinen Einfluß auf die Sexualproportion der Gebornen, oder die der Kindermortalität haben, wohl aber muß, und verhältnißmäßig, die Sterblichkeit der Erwachsenen in beiden Geschlechtern verschieden seyn, größer z. B. bei dem weiblichen als bei dem männlichen. So lange also in einer B. die weibliche überwiegend ist, wird nothwendig der relative Zuwachs der männlichen etwas größer seyn; dieser wird sich aber vermindern, sowie sich beide Geschlechter der Parität annähern, u. wenn diese erreicht ist, verschwinden, und wir sehen so, daß dieselben Gesetze beides, die Erhaltung des Gleichgewichts und die allmählige Wiederherstellung desselben, wo es gestört ist, erzielen können, und daß man keineswegs berechtigt ist, aus dem dermaligen Nachrücken der männlichen B. auf ein baldiges Voreilen derselben oder eine Ueberflügelung der weiblichen zu schließen.

Noch immer wird höchst selten bei Volkszählungen auch das Alter eines jeden Individuums aufgenommen, so daß man erfährt, wie viele Einwohner einer jeden Altersklasse angehören und welchen Theil der Gesammtheit jede dieser Klassen bildet. Gleichwohl sind dergleichen Zählungen höchst wünschenswerth, da die Berücksichtigung des Alters zur richtigen Würdigung sehr vieler Zustände oft unentbehrlich ist und eine Berechnung in seltenen Fällen nur einigermaßen zuverlässige Resultate geben kann. Die Ermittelung der Altersklassen durch direkte Zählung ist jedoch nicht bloß wünschenswerth, weil sie sich beinahe gar nicht berechnen lassen, sondern weil umgekehrt die Kenntniß dieser Verhältnisse unerläßlich zur richtigen Bemessung der Sterblichkeit ist und diese eine der wichtigsten Aufgaben der Populationistik bildet. Gewöhnlich betrachtet man die Mortalitätsziffer, d. i. das Verhältniß der B. zu der Zahl der jährlichen Todesfälle, als Maß der Sterblichkeit und beurtheilt die respektive Mortalität aus den Altersverhältnissen der Gestorbenen. Je anomaler aber städtische B.en oft bezüglich der Altersverhältnisse zusammengesetzt sind, desto weniger dürfen diese übersehen werden. Die reelle Sterblichkeit wird am sichersten nach der specifischen auf jeder Altersstufe bestimmt, welche sich aus dem Verhältnisse der in jedem Alter Gestorbenen zu den Lebenden ergibt. In einer abgeschlossenen und stationären B. müssen naturgemäß die Altersklassen von Jahr zu Jahr sich vermindern oder abnehmen, wenn gleich nicht in einer ordentlichen Progression, da die Mortalität in den ersten Jahren schnell abnimmt und später wieder steigt. Es werden demnach weit weniger 50- als 40jährige, weniger 30- als 29jährige vorhanden seyn. Und noch bedeutender wird die Verminderung seyn, wenn die Zahl der jährlichen Geburten wächst und je rascher sie wächst. Aus diesem Umstand erklärt sich, warum die höhern Altersklassen meist viel kleiner sind, als man vermuthen möchte, und erhellt, daß man nach diesen durchaus nicht die Lebensprobabilität bemessen kann. Aber nicht zu populationistischen Erörterungen nur, auch in staatswirthschaftlicher Beziehung oder bei Untersuchung sonstiger Zustände müssen die Altersverhältnisse der B. oft in Betracht kommen. So wenig sich der Werth eines Baumgartens nach der Zahl der Stämme abschätzen läßt, ebenso wenig der einer B. bloß nach der Kopfzahl. Kinder können nicht nur nicht erwerben, sich nicht vertheidigen, sie müssen von den Andern erhalten und beschützt werden.

Je geringer die relative Zahl der Erwachsenen in einem Staate ist, desto schwächer ist die Wehrkraft wie die Produktionskraft. Der ungleiche Arbeitslohn, der nach Geschlecht und Alter bezahlt wird, gibt einigermaßen einen Maßstab für das verschiedene Erwerbvermögen der Individuen. Setzen wir das der Männer von 20—50 Jahren = 1, das der Weiber von diesem Alter = $^1/_2$, das der männlichen Individuen unter 20 und über 50 Jahre = $^1/_2$ und das der weiblichen = $^1/_3$, das der Kinder unter 10 Jahren endlich = 0, so werden, geben die beiden ersten Spalten der folgenden Tafel an, wie viel Individuen jeden Alters auf 1000 in zwei Ländern A und B kommen, die zwei letzten Spalten zeigen, welches ihre respektive Produktionskraft seyn mag.

	Zahl. A	Zahl. B	Kraft. A	Kraft. B
Kinder unter 10 Jahren	400	250	0	0
Knaben von 10—20 Jahren	100	70	50	35
Mädchen „	100	70	34	23
Männer von 20—50 Jahren	140	240	140	240
Weiber „ „	150	240	75	120
Männer über 50 Jahren	50	60	25	30
Weiber „ „	60	70	20	23
	1000	1000	244	471

Unter obigen Voraussetzungen finden wir also, daß bei gleicher Volkszahl B fast zweimal so viel Erwerb- und Vertheidigungskräfte besitzen würde, als A, obschon der Konsum in B lange nicht in demselben Verhältniß größer wäre. Und wenn diese Vermögen bei gleicher Volkszahl bedeutend abweichen können, so wird man anerkennen, daß z. B. die beliebte Methode, die relative Belastung der Nationen nach der *Abgabenquote* per Kopf zu bemessen, auch aus diesem Grund unstatthaft ist. Ebenso wenig aber wird die absolute B. einen richtigen Maßstab abgeben können, um das *Mannschaftskontingent* festzusetzen, das jede Provinz oder jeder Kanton zu stellen hat, so wie man sich denn vielfach schon in Frankreich überzeugt hat, daß es manchen Departements fast unmöglich ist, dem bestehenden Gesetz nachzukommen.

Die B. eines Landes ist in der Regel zwar über die ganze Fläche desselben verbreitet, doch nicht familienweise zerstreut, sondern in einzelnen, größern oder kleinern Wohnplätzen, Städten, Flecken, Dörfern ꝛc. vertheilt, weil einerseits die Menschen sich von keiner Stelle des Bodens zu sehr entfernen dürfen, da dieser allein das Material zu allen Bedürfnissen liefern muß, andererseits aber zu jeder vollkommenern Befriedigung derselben eine enge Verbindung unter einander in hohem Grade förderlich, ja nothwendig ist. Beim Studium der B. in Beziehung auf ihre Wohnplätze oder ihre lokale Agglomeration zeigt sich schon darin eine bemerkenswerthe Verschiedenheit, daß sie sich, und nicht eben im Verhältniß der Volksdichtigkeit, in Massen von durchschnittlich sehr ungleicher Größe zertheilt, eine noch bedeutendere aber in dem respektiven Verhältniß der Städtebewohner zur Gesammtbevölkerung. Ueber die relative Zahl und Größe der Wohnplätze überhaupt gibt es zur Zeit noch keine sichern und umfassenden Zusammenstellungen; die von Malchus versuchte erscheint auch nicht einmal approximativ richtig. Ungleich mehre und genauere Angaben hat man über die sehr abweichenden Verhältnisse der *städtischen* B. Vergleicht man solche Daten, so läßt sich nicht verkennen, daß fast ohne Ausnahme die Staaten, die dichter bevölkert, industriöser und reicher sind, eine weit größere Zahl von Städtern aufweisen (wie z. B. am Schlusse des Jahres 1855 die Civilbevölkerung in den 990 Städten der preußischen Monarchie 4,760,728 Seelen betrug), und wirklich glaubt man häufig in dem Verhältniß der städtischen B. ein ziemlich sicheres Maß der Civilisation und des Wohlstands eines Volkes erblicken und nach demselben den Zustand und die Fortschritte der Kultur in den einzelnen Provinzen eines Staates sogar bemessen zu dürfen. Auch scheint eine überwiegende Zunahme der städtischen B. eine um so nothwendigere Folge dieser Fortschritte zu seyn, da mit denselben offenbar *die* Klassen der Gesellschaft sich besonders vermehren, die den Aufenthalt in Städten vorziehen müssen. Dessenungeachtet darf man auf dieses Verhältniß als Kulturmesser durchaus keinen zu großen Werth legen. Abgesehen davon, daß man darnach weder Provinzen, welche die Hauptstadt eines großen Staates enthalten, noch kleine, obwohl selbstständige Staaten, die gewissermaßen nur aus einem Stadtgebiet bestehen, mit andern vergleichen kann, darf man nicht vergessen, daß der Name Stadt, der einer Ortschaft beigelegt wird, zunächst nur einen gewissen Rang bezeichnet, und daß also auch das numerische Verhältniß ihrer sämmtlichen Bewohner zunächst bloß eine politische Bedeutung haben kann. Auf die B. unzähliger sogenannter Städte paßt daher in keiner Beziehung der Begriff, den wir gewöhnlich mit einer städtischen verbinden, und weit eher oft auf die von Wohnplätzen, die Flecken, ja Dörfer heißen. Und da jene Benennung einen historischen oder politischen Grund hat, so wird die Zahl der Städte, sowie die der Städtebewohner in verschiedenen Staaten nicht nur, sondern in verschiedenen Provinzen sogar nicht unbedingt zu vergleichen seyn. Um solches zu können, ist eine Sonderung der *groß-* und *mittelstädtischen* Population zweckmäßig und nothwendig; denn es begreift diese Fraktion ziemlich vollständig eben diejenige Masse der Einwohner, die wir im engern Sinne städtische nennen und an der also alle Eigenthümlichkeiten städtischer Zustände zu beobachten seyn werden. Auch dürfte die Veränderung ihres numerischen Verhältnisses am ehesten vielleicht mit der Zu- und Abnahme der Kultur und des Wohlstandes gleichen Schritt halten. Zu den interessantesten und fruchtbarsten Aufgaben des Statistikers gehört aber die Klassifizirung der Einwohner eines Landes nach ihrer *Erwerbsthätigkeit*; denn auf alle Lebenszustände übt die stetige und ausschließliche Beschäftigung, der ein Mensch obliegt, einen Einfluß aus. Eine solche Klassifizirung der B.en ist schon, auch wenn nur wenige Hauptklassen unterschieden werden sollen, ein mühsames Geschäft; wie viel mehr also, wenn eine speciellere Zertheilung verlangt wird? Bei Volksaufnahmen kann freilich vorgeschrieben seyn, daß Stand und Beruf eines jeden Individuums angemerkt werde, für viele ist es jedoch kaum möglich, einen solchen anzugeben. Manche gehören nur nominell einem Stande an, Manche haben keinen bestimmbaren Erwerbszweig, oder mehre oft ganz verschiedene Beschäftigungen. Es kann daher nicht befremden, daß es noch sehr an statistischen Daten über diese Verhältnisse gebricht und daß auch diese meist noch mangelhaft und unsicher sind. Größern Werth haben ohne Zweifel die Angaben der *Handwerker*, da ihnen wirkliche Zählungen zum Grunde liegen. Und um so wichtiger ist es, die Zahl dieser Gewerbtreibenden zu kennen, da in der Regel die Mehrzahl aus Meistern, d. h. aus solchen besteht, die für eigene Rechnung arbeiten und daher auch meist verheirathet sind. Zu beachten ist aber, daß man in dieser Kategorie bald mehr bald weniger Berufsarten begreift.

Mehr noch als Beruf und Erwerbsthätigkeit muß aber die ökonomische Lage der Menschen ihre Lebensverhältnisse bedingen. Stellen wir Massenbeobachtungen an Familien oder Individuen an, die sämmtlich im Wohlstand leben, und ähnliche an lauter Armen, die mit Noth und Elend zu kämpfen haben, so werden beide sicherlich sehr abweichende Resultate darbieten. Sie werden eben so wenig dieselben seyn bei ganzen B.en, deren Reichthum sehr verschieden ist, oder die eine sehr ungleiche Menge von Armen zählen. Bei der Würdigung der populationistischen Verhältnisse sind hiermit auch die ökonomischen zu berücksichtigen, und die respektiven Bestandtheile einer gemischten B. in dieser Beziehung zu kennen, ist um so nöthiger, je seltener man im Stande ist, jene verschiedenen Klassen der Gesellschaft isolirt zu studiren. Aehnliche Untersuchungen haben seit Langem schon ein näheres Interesse für den Staatswirth. Die Ermittelung des Gesammtvermögens und Gesammteinkommens einer Nation, sowie die der Vertheilung desselben erweist sich jedoch immer als eine der schwierigsten Aufgaben der Statistik. Wenige Maßregeln sind gehässiger, als die einer inquisitorischen Erforschung des Privatvermögens. Oefters schon sind besonders in England approximative Berechnungen versucht worden.

Unter der Geburtenzahl versteht man die aus einer B. im Laufe eines Jahres hervorgegangene Gesammtzahl von Reifgebornen; kennt man diese Zahl von einer Reihe von Jahren, so läßt sich daraus die mittlere Zahl der Geburten für mehrjährige Perioden festsetzen. In Frankreich z. B. wurden in den 12 Jahren 1817 — 28 11,615,000 Kinder geboren, durchschnittlich also 968,000 in 1 Jahr. Betrug die Mittelzahl der Einwohner 31½ Millionen, so ergibt sich als Verhältniß der Zahl der in 1 Jahr Gebornen zur absoluten B. oder als Geburtenziffer 30,47. Ebenso läßt sich dieses Verhältniß für mehre Jahre finden, wenn die mittlere Größe der B. mit der mittleren Zahl der Geburten verglichen wird. Rechnet man auf 28 Seelen 1 Geburt, so werden gegenwärtig in ganz Europa in 1 Jahr nahe an 9,000,000, also pr. Tag 24,600 und pr. Stunde 1025 geboren. Es ist unleugbare Thatsache, daß das Geburtsverhältniß sehr bedeutend varirt, und zwar nicht allein bei ganzen Völkerschaften, sondern nicht minder in den einzelnen Abtheilungen und Bezirken eines Landes. Es ist sogar außer Zweifel, daß mitunter nachbarliche Ortschaften Abweichungen zeigen, die als normale anzunehmen sind. Daß das Klima, die geographische Lage eines Landes, oder die verschiedene Abstammung eines Volkes die ungleiche Stärke der Reproduktion mehr oder weniger bedinge, läßt sich aus den Ergebnissen durchaus nicht nachweisen. Zur Zeit fehlen uns vielmehr die Erfahrungen aus heißen Ländern und von Völkern anderer Racen so gut wie ganz. Nirgends übrigens finden wir die Fruchtbarkeit auch annähernd nur so groß, als sie der physischen Natur nach seyn sollte. Da jedes Weib zwischen 18 und 45 Jahren füglich alle 2 Jahre 1 Kind zur Welt bringen kann und die Weiber dieses Alters meist ⅙ oder über ⅙ der ganzen B. ausmachen, so sollte auf 12 oder gar auf 10 Einwohner 1 Geburt kommen. Auch in den fruchtbarsten Ländern ist aber die Fruchtbarkeit kaum halb so groß. Auffallend ist es, daß größerer Volksreichthum nicht eine größere Fruchtbarkeit in Masse zur Folge hat. In der Regel hat vielmehr das Gegentheil Statt, wahrscheinlich weil bei fortwährendem Wachsthum des Wohlstandes auch die Kultur steigt und die Bedürfnisse sich vermehren, was einerseits die Zunahme der B. verzögert, andererseits eine Verminderung der Kindersterblichkeit zur Folge hat. Die Mortalität der Kinder trägt nämlich das Meiste dazu bei, das Verhältniß der Geburtenziffer zur absoluten B. zu verändern. Sterben viele Kinder, so gibt es viele Geburten, ohne daß die absolute B. entsprechend wächst. Auf ähnliche Weise wirkt ein stetiger Abfluß von Einwohnern durch Auswanderung u. dgl. Auch hier wird die absolute B. verhältnißmäßig klein gegen die Geburtenziffer erscheinen. Weniger häufig zeigt es sich, daß da, wo große Einwanderungen Statt finden, wie in großen Städten, die Geburtenziffer im Vergleich zu der absoluten B. zu klein ist, unstreitig weil eine solche Einwanderung Umstände (frühe Verheirathung u. a.) voraussetzt, welche eine bedeutende Population begünstigen. Gegründet ist sicherlich wohl die Annahme, daß bei Habelosen und Proletariern (daher ihr Name), sowie beim Fabrikvolk und allen Klassen, die einen prekären Verdienst haben, die Propagation stärker als bei andern sey.

Was das Verhältniß der Heirathenden zu den Unverheiratheten anlangt, so differirt die relative Menge der Verehelichten nicht nur örtlich bedeutend, sondern mag sich wohl auch im Laufe der Zeit verändern. Vergleicht man die Zahl der neuen Ehen mit der Population, so erhält man das Trauungsverhältniß. Man sucht entweder, wie viel neue Ehen auf 1000 Einwohner kommen, oder auf wie viel Einwohner jährlich eine Ehe oder Trauung. Wir wählen hier die letztere Form und finden das Trauungsverhältniß, indem wir die Einwohnerzahl durch die der Trauungen in einem Jahr dividiren. Die Ehen sind frequenter, wo man jünger und allgemeiner heirathet; weit mehr Individuen erreichen das 24. als das 36. Jahr, und jüngere sind weniger bedächtlich. Man heirathet jünger und häufiger, wo der Erwerb leichter und sicherer ist, wo die Bedürfnisse geringer und wohlfeiler, wo die Sitten einfacher sind, wo also weniger Luxus herrscht, wo man sich mehr vor Erzeugung unehelicher Kinder scheut, ebenso aber auch, wo man sorgloser und um die Zukunft unbekümmerter lebt, wo das Volk keinerlei höhere Bedürfnisse kennt. Fabrikarbeiter heirathen gewöhnlich früher; im Handelsstande heirathet man später. Wo die Landleute Grundeigenthümer seyn wollen, werden sie später und seltener heirathen, als wo sie größtentheils Pächter oder gar nur Taglöhner sind. Die Leibeigenschaft befördert wahrscheinlich frühes Heirathen, sowie der orientalische Despotismus, denn die Vorsicht fällt weg, wo man kein Eigenthum erwerben kann, oder dasselbe stets ungesichert ist. Mit der Civilisation vermindern sich gewöhnlich die Ehen, weil mehr als

die Erwerbsmittel unsere Bedürfnisse zunehmen. Aus demselben Grunde ist das Trauungsverhältniß in vielen Gegenden im Laufe des vorigen Jahrhunderts kleiner geworden. Entgegengesetzt mag hie und da die Verbreitung des Kartoffelbaus gewirkt haben, indem er die untersten Klassen in den Stand setzt, noch armseliger zu leben. Unter sonst gleichen Umständen wird das Trauungsverhältniß ferner kleiner seyn, je größer die relative B. ist, weil dann besonders der Erwerb von Grundeigenthum immer schwieriger wird. In der Regel wird daher, wenn die absolute B. bedeutend steigt, die Zahl der Heirathen etwas abnehmen. Einige, wenn auch direkte Hindernisse, wie das kirchliche Cölibat und die Konskription, scheinen auf die Zahl der Ehen doch wenig Einfluß zu haben; indem die Einen zu heirathen gehindert sind, sind Andere dadurch begünstigt. Anders wirken Gesetze, die überhaupt die Vollziehung einer Ehe erschweren. Diese vermindern die Zahl der Ehen und vermehren die der unehelichen Kinder. Wenige Verhältnisse sind aber so abweichend, wie das der Ehen in einzelnen Jahren. In einem Jahre der Theuerung und Gewerbsstockung mag dasselbe fast um die Hälfte sich vermindern, während die Geburtenziffer sich beinahe gar nicht verändert: auffallend zeigte sich diese Abnahme im Jahr 1817, da das vorhergehende so allgemein ein Fehljahr war. Insonderheit ergibt sich dies in Jahren, die auf starke Epidemien folgen. So sah man in frühern Zeiten öfters nach Pestjahren das Verhältniß der Ehen plötzlich auf das Drei- und Mehrfache steigen, was aber, wie bereits angedeutet, ganz begreiflich ist: es wurden nicht nur unzählige Ehen getrennt, so daß eine Menge Individuen sich zum zweiten Male verheirathen konnten, sondern durch das Wegsterben Unzähliger wurden auch sehr viele der Ueberlebenden in den Stand gesetzt, zu heirathen (eine Epidemie vermindert zunächst nicht das Nationalkapital, sondern nur die Zahl der sich darein Theilenden); die Zahl der Ehen, das Trauungsverhältniß, wurde also aus doppeltem Grunde ungewöhnlich groß. In Kriegszeiten, wo die Gewerbe stocken und Jeder sich vor Unternehmungen fürchtet, nimmt dagegen das Trauungsverhältniß ab. Die Erfahrung lehrt fast durchgehends, daß bei einer größeren Mortalität zugleich eine größere Frequenz der Trauungen sich ergibt, und umgekehrt. Wo die Sterblichkeit größer ist, können die Menschen früher heirathen, die Ehen dauern weniger lange, es ergeben sich mehr erste und mehr zweite Heirathen. Gewöhnlich wird dann selbst die Fruchtbarkeit der Ehen geringer seyn, obgleich eine größere Sterblichkeit der Kinder diese befördert. Aus allem diesem erhellt aber, daß sich aus der Zu- oder Abnahme des Trauungsverhältnisses durchaus nicht auf eine analoge Veränderung der Population schließen läßt. Die Fruchtbarkeit einer B. bemißt man im Allgemeinen nach dem Verhältniß der jährlichen Geburten zur Einwohnerzahl; die Fruchtbarkeit der Ehen hingegen nach dem Verhältniß der Ehelichgebornen zu den Ehen, und zwar, indem man entweder berechnet, wie viel Kinder jährlich aus 1000 stehenden Ehen, oder wie viel durchschnittlich aus einer ehelichen Verbindung hervorgehen. Nach der einen wie nach der andern Methode rechnend, findet man an verschiedenen Orten und Zeiten sehr abweichende Verhältnisse. Um in anderer Rücksicht die Zahl von Geburten, welche durchschnittlich aus einer geschlossenen Ehe, während ihrer ganzen Dauer, hervorgehen, oder die eheliche Fruchtbarkeit zu ermitteln, dividirt man die Zahl der ehelich Gebornen durch die der jährlichen Trauungen. Findet man also im Mittel mehrer Jahre die Zahl der ehelichen Geburten = 6300 und die Zahl der Trauungen = 1500., so ist die eheliche Fruchtbarkeit = 4,2. Unverkennbar müssen auch, wenn alljährlich 4$^1/_5$mal mehr eheliche Kinder geboren werden, als Trauungen Statt finden, aus jeder ehelichen Verbindung 4,2 Kinder hervorgehen. Das Verfahren ist um so bequemer, da die jährliche Zahl der neuen Ehen sowie die der ehelichen Geburten gewöhnlich bekannt ist; nur ist darauf zu achten, daß nicht die Gesammtzahl der jährlichen Geburten, sondern die Zahl der ehelichen Geburten in Rechnung kommen muß und, da zumal die jährliche Zahl der neuen Ehen von Jahr zu Jahr gar sehr oft schwankt, diese Größe nach dem Mittel ziemlich vieler Jahre zu bestimmen ist. Manche Angaben sind aus diesem doppelten Grunde ziemlich unzuverlässig. Häufig wird übrigens, ist bloß die Gesammtzahl der jährlichen Geburten gegeben, diese mit der jährlichen Zahl der neuen Ehen dividirt, und obschon dieses Verhältniß durchaus nicht für das der ehelichen Fruchtbarkeit gelten kann, so mag es allerdings dienen, um diese darnach abzuschätzen. Niemals ist aber bei solchen Berechnungen zu übersehen, daß die in einer Periode Gebornen nicht von den in derselben Periode getrauten Paaren herrühren, sondern größtentheils von in einer früheren getrauten; nimmt die jährliche Zahl der neuen Ehen daher ziemlich rasch zu, oder ist die Zahl der Traunngen in mehren der zunächst vorangehenden Jahre auch zufällig nur viel schwächer gewesen, so muß man nach dem gewöhnlichen Verfahren die eheliche Fruchtbarkeit kleiner finden, als sie reell seyn wird. Da bei weitem die meisten Kinder in den 10 oder 12 ersten Jahren der Ehe zur Welt kommen, so dürfte es angemessen seyn, die jährliche Zahl der neuen Ehen nach der um etwa 5 oder 6 Jahre frühern Periode zu bestimmen. Es ist hiernach nicht zu bezweifeln, daß die reelle mittlere Fruchtbarkeit fast immer etwas größer ist, als sie die gewöhnliche Berechnung der ehelichen Fruchtbarkeit finden läßt. Sodann ist zu beachten, daß letztere die Kinderzahl angibt, die überhaupt auf eine eheliche Verbindung kommt, sie mag eine erste oder zweite, eine nach dem Alter der Heirathenden Nachkommenschaft versprechende Ehe seyn oder nicht. Man darf also auch nicht die Fruchtbarkeit der Ehen als die der Verheiratheten betrachten. Diese letztere muß unstreitig noch bedeutend größer seyn und ist zu finden, wenn man die Zahl der ehelichen Geburten durch die Zahl der zum ersten Male Heirathenden dividirt.

Was endlich das für die Populationistik sehr wichtige Sterblichkeits- oder Mortalitätsverhältniß betrifft, so findet dies in einem

besondern Artikel (s. Mortalität) eine ausführliche Erörterung. Hier begnügen wir uns zu bemerken, daß aus den vergleichenden Uebersichten der hierher gehörigen Daten hervorgeht, daß das absolute Mortalitätsverhältniß nach Ort und Zeit beträchtlich verschieden ist und daß es insgemein mit den Fortschritten der Civilisation sich vermindert, daß hingegen die noch in neuerer Zeit öfters behauptete Meinung, das Verhältniß sey am kleinsten in nördlichen, am größten in südlichen Ländern, nicht nachgewiesen werden kann. Noch weniger läßt sich nachweisen, daß die Mortalitätsziffer, d. i. das numerische Verhältniß der alljährlichen Sterbefälle zur Gesammtzahl der Lebenden oder umgekehrt, mit der Volksdichtigkeit steige; weit häufiger vielmehr sehen wir das umgekehrte Verhältniß, und auch die Verminderung der Mortalitätsziffer in neuerer Zeit trotz der Zunahme der B. zeigt, wie wenig größere Volksdichtigkeit eine vermehrte Sterblichkeit bedinge. Auffallend ist dagegen, wie fast durchweg einer stärkern Mortalitätsziffer auch eine größere Geburtenziffer zur Seite steht und wie oft beide fast gleichmäßig zu- oder abnehmen. Es kann daher nicht genug erinnert werden, wie unerläßlich es ist, die ungleiche Fruchtbarkeit und die Zahl der Todtgebornen und Frühtodten in Betracht zu ziehen, so oft die reelle Sterblichkeit eines Volkes beurtheilt oder gemessen werden soll.

Bevollmächtigte, Personen, denen Andere den ausdrücklichen Auftrag (die Gewalt, volle Macht) ertheilt haben, ein Geschäft für sie oder in ihrem Namen zu vollziehen; s. Vollmacht und Mandat.

Bewässerung, das Verfahren, wodurch den Feldern und Wiesen das zum bessern Gedeihen der Pflanzen nöthige Wasser auf künstliche Weise zugeführt wird; s. Wiese.

Bewaffnete Neutralität, s. Neutralität.

Bewaffnung, die Art und Weise, wie man sich mit Werkzeugen zum Angriff und zur Vertheidigung versieht, sowie der Inbegriff dieser Werkzeuge selbst. Die B. ist für jedes Volk als ein Hauptmittel zur Bewahrung seiner Unabhängigkeit von hoher Bedeutung, und war dies in noch höherem Maße für die Völker des Alterthums, bei denen sie, in engster Beziehung zur Staatsverfassung und zur Ausübung der bürgerlichen Rechte und Pflichten stehend, in der Regel zugleich einen Maßstab für ihre staatliche und bürgerliche Entwickelung abgibt. Zu Anfang gaben äußere Noth und Mangel fast allen Völkern die gleichen Angriffs- und Vertheidigungsmittel an die Hand; kulturgeschichtliches Interesse hat aber nur die komplicirtere B., welche, wie alle Kultur, vom Orient ausgegangen ist. Als vornehmlich zum Angriff bestimmte Waffen (Offensiv-, Trutzwaffen) sind zu nennen: das blanke Gewehr, das wieder in keulenartige Waffen (Keule, Morgenstern 2c.), Stoßwaffen (Degen, Schwert, Dolch, Bayonnet, Lanze), Hiebwaffen (Säbel, Streitart) und das Schießgewehr zerfällt; Letzteres ist entweder kleines Gewehr (Armbrust, Bogen und Pfeil, Schleuder, Flinte, Büchse, Pistole, Karabiner 2c.) oder grobes Geschütz (Kanone, Haubitze, Mörser 2c.). Von der Führung der Waffen handelt die Waffenlehre (s. d.). Als Vertheidigungs- oder Defensivwaffen sind besonders der Panzer, Helm, die veraltete Rüstung u. das als zu schwer ebenfalls außer Gebrauch gekommene Schild zu betrachten. Verbotene Waffen sind solche, welche im Kriege zwischen civilisirten Nationen darum nicht gebraucht werden, weil sie, ohne den Zweck des Kriegs zu fördern, nur dessen Grausamkeit und Elend vermehren würden, wie z. B. die Heilung der Verwundeten erschwert wird, wenn Gewehre und Geschütz mit Nägeln, gehacktem Blei oder zerschnittenen Kugeln u. dergl. geladen werden. Da indeß die möglichst größte Zerstörungskraft der Waffen dem Zweck des Krieges dienlich ist und also eine Waffe, durch die z. B. schwerer zu heilende Wunden als durch andere Waffen hervorgebracht werden, in Folge davon zugleich für die Kräfte des Feindes zerstörender ist: so läßt sich die Grenzlinie zwischen verbotenen und erlaubten Waffen nicht scharf ziehen. Daher schweigt auch das neuere Völkerrecht von verbotenen Waffen, und manche Waffen, welche sonst als verbotene galten, unterliegen jetzt hinsichtlich ihres Gebrauchs keinem Bedenken. Da unter Völkern von Strafe nicht die Rede seyn kann, so kann auch die Folge der Anwendung verbotener Waffen nur die seyn, daß der Feind dadurch der völkerrechtlichen Schonung gegen einzelne Gegner sich ebenfalls für entbunden erachtet. So wurde, als zuerst Jäger eingeführt wurden, welche mit gezogenen Büchsen aus ihrem Versteck einzelne Soldaten aufs Korn nahmen und niederschossen, solchen Jägern kein Pardon gegeben, während jetzt gezogene Büchsen erlaubte Waffen sind. Manche dieser verbotenen Waffen gelten auch deshalb nur für verboten, weil sie unzweckmäßig sind; so die Kettenkugeln, deren Anwendung im Landkrieg die Einrichtung der Geschütze verbietet, während sie im Seekriege zur Zerstörung der Takelage häufig Anwendung finden. Polizeilich ist, wo das Tragen von Waffen nicht überhaupt oder gewissen Ständen, oder zu gewissen Zeiten, z. B. bei Volksaufläufen, häufigen Meuchelmorden, verboten ist, besonders das Führen solcher Waffen untersagt, von denen leicht Mißbrauch, z. B. zu Meuchelmord, gemacht werden kann: hierher gehören die verborgenen Waffen, z. B. Stockdegen, Stockpistolen, Windbüchsen 2c. Die B. für den Krieg ist sich im Allgemeinen bis in das Mittelalter gleich geblieben; nur an den einzelnen Stücken derselben sind Veränderungen vorgenommen worden, wie sie größere Bequemlichkeit und Wirksamkeit erheischen. Erst in Folge der Erfindung des Pulvers kam eine ganz neue, bisher unbekannte Art der B. auf, durch die hinwiederum die Art der Kriegführung gänzlich umgestaltet worden ist. Die Waffe galt schon bei den alten Völkern als Ehrenschmuck des Kriegers, daher ihr Verlust als Schmach. Bei den alten Germanen war die Verleihung der Waffen ein feierlicher Akt, wodurch der herangewachsene Knabe in die Reihe der wehrhaften Jünglinge aufgenommen ward. Hin und wieder war es auch Sitte, dem gefallenen Krieger die Waffen mit ins Grab zu geben oder sie mit ihm zu verbrennen, während anderwärts die Waffen der Väter auf die Söhne forterbten, um diese zur

Nachahmung der väterlichen Tugenden anzuspornen. Waffen dienten auch oft zur Aufrichtung von Siegeszeichen (Trophäen, s. d.); bei den Römern wurden insbesondere die Waffen feindlicher Feldherren in den Tempeln aufgehängt. Ueber die B. der verschiedenen Völker alter und neuer Zeit s. die betreffenden ethnographischen, sowie die den einzelnen Waffen gewidmeten Artikel.

Bewdley, Stadt in der englischen Grafschaft Worcester, rechts an der Saverne, über die eine Brücke führt, mit einer schönen Kirche, mehren Kapellen der Dissenters und 4000 Einw., welche sich mit Verfertigung von Matrosenkappen und Hornarbeiten beschäftigen u. Handel mit Salz, Malz, Eisenwaaren, Leder rc. treiben.

Bewegliche Feste, s. Feste.

Bewegliche Güter (bona mobilia, Mobilien im weitern Sinne, Fahrniß, fahrende Habe, Mobiliarvermögen), Sachen, welche, unbeschadet ihrer Substanz, von einem Orte zum andern gebracht werden können. Dahin gehören: Sachen, die sich selbst bewegen (Semoventien), als Thiere, körperliche Gegenstände, die, als für sich bestehend, sich bewegen lassen, und auch solche, die früher mit unbeweglichen zusammenhingen, sobald sie getrennt sind, z. B. Früchte, die abgenommen, Bäume, die gefällt, Steine, die gebrochen sind, auch intellektuelle Gegenstände, welche wegen ihrer Verbindung mit jenen dazu gerechnet werden, als Rechte und Klagen, die wegen beweglicher Sachen zustehen, und überhaupt persönliche Forderungen. Nach sächsischem Recht ist die zweifelhafte Frage, ob Bergtheile (Kure) und Schiffmühlen zu den b.n G.n gehören, in ausdrücklichen Gesetzen verneinend entschieden worden.

Bewegung, Uebergang von einem Orte zum andern, also Ortsveränderung; das Verharren an einem und demselben Orte ist Ruhe. Absolute, ewige Ruhe kann nur im Reiche des Todes, im Zustande gänzlicher Kraftlosigkeit, gedacht werden; wo Leben und Kraft herrscht, da ist unaufhörlicher Wechsel und unermüdliche B., denn in der B. gibt sich die Kraft und das Leben kund, sie herrscht eben sowohl in den organischen Reichen der Schöpfung, wie sie die anorganischen Körper in Thätigkeit und gegenseitiger Einwirkung erhält.

Im Allgemeinen kommen bei der B. folgende Umstände in Betracht: 1) Die Ursache der B. oder die bewegende Kraft. Jeder Körper bewegt sich so lange, als die gegebene Kraft in ihm wirkt, und um so schneller, je stärker diese Kraft wirkt, auch kann er während dieser B. als eine Kraft wieder andere Körper in B. setzen. Die Möglichkeit aber, daß eine Kraft auf die Körper wirke, vermögen wir ebenso wenig näher zu erklären, wie der Ursprung der ersten Bewegungskraft physisch ganz unbestimmbar ist. Wir müssen annehmen, daß die Materie an sich ebenso gut in dem Zustande der Ruhe als der B. seyn kann, und daß sie in dem einen oder dem andern dieser Zustände verharrt, bis irgend eine Ursache darin eine Veränderung hervorbringt, welche mit der wirkenden Ursache oder Kraft in einem bestimmten Verhältnisse steht. 2) Die bewegte Masse kommt in sofern bei der B. in Betracht, als, unter übrigens gleichen Umständen, von ihr die Größe der Kraft bestimmt wird, welche zu einer B. erforderlich ist: je größer die Masse, desto größer muß auch die Kraft seyn. 3) Die Richtung der B. läßt sich jeder Zeit durch eine geometrische Linie ausdrücken, weil man entweder einen bloßen Punkt in der B. befindlich betrachtet, oder bei einem bewegten Körper die Richtung nach derjenigen Linie bestimmt, welche sein Schwerpunkt durchläuft; die Richtung ist daher entweder gerad- oder krummlinig. 4) Der Raum oder zurückgelegte Weg ist ein absoluter, wenn er ohne Rücksicht auf irgend ein Verhältniß durch ein willkürliches Maß ausgedrückt wird; ein relativer, wenn er mit einem andern gegebenen an sich, oder mit Rücksicht auf die Zeitdauer der B. verglichen wird. 5) Eine Zeit ist zu jeder B. nöthig, denn kein Körper kann sich an zwei verschiedenen Orten zugleich befinden, und der Moment seiner Anwesenheit in dem einen muß also nothwendig von dem Momente seiner Anwesenheit in dem andern verschieden seyn; während des Zeitraums, der beide Momente trennt, geht eben der Körper von dem einen Raumpunkte zu dem andern über. 6) Die Geschwindigkeit der B. wird bestimmt durch die Vergleichung der Zeit und des in derselben zurückgelegten Raumes; je kürzer die Zeit ist, in welcher ein bestimmter Raum zurückgelegt wird, desto größer ist die Geschwindigkeit, und umgekehrt, je kleiner der Raum und je größer die Zeit ist, in welcher derselbe durchlaufen wird, desto kleiner ist die Geschwindigkeit; sie steht also mit dem Raum im geraden, mit der Zeit im umgekehrten Verhältniß. 7) Die Größe der B. ist die Gewalt, welche ein bewegter Körper in Folge seiner B. auf andere Körper auszuüben im Stande ist, sie hängt von der Menge der bewegten Masse und von der Geschwindigkeit der B. ab: je mehr Masse bei gleichen Geschwindigkeiten in B. oder je größer bei gleichen Massen die Geschwindigkeit ist, desto größer ist die Größe der B.; sie ist also das Produkt aus Masse und Geschwindigkeit. Eine Kugel von 2 Pfund Masse mit 30 Fuß Geschwindigkeit in der Sekunde hat viermal so viel Größe der B., als eine Kugel von 1 Pfund Masse und 15 Fuß Geschwindigkeit.

Man unterscheidet vorzüglich folgende Arten der B.: 1) Wahre (wirkliche) und scheinbare. Der letztern liegt immer eine wirkliche zum Grunde, nur daß wir sie einem Objekte beilegen, welches sie nicht wirklich hat, sondern nur zu haben scheint, indem dadurch derselbe Effekt für unsere sinnliche Wahrnehmung hervorgebracht wird: so ist z. B. die tägliche B. der Sterne scheinbar, sie wird durch die wirkliche Axendrehung der Erde hervorgebracht; es ist aber für unsere sinnliche Wahrnehmung ganz gleichgültig, welche B. die wahre ist. 2) Die B. kann ferner gedacht werden als absolute und als relative, je nachdem man die Veränderung, welche ein in B. begriffener Körper erfährt, an und für sich bloß als ein Fortschreiten im unendlichen Raume, oder in Beziehung auf mehre andere, im Vergleich gegen ihn als ruhende gedachte Körper betrachtet. Für die absolute B. haben wir aber gar kein Maß, sie ist sinnlich durchaus un-

wahrnehmbar, da wir im absoluten, grenzenlosen Raum jedes Punktes entbehren, von dem aus wir die Ortsveränderung bestimmen könnten; jede wahrnehmbare B. ist daher eine relative. 3) *Eigene* B. ist diejenige, welche ein Körper für sich allein und nicht in Gemeinschaft mit andern Körpern hat oder zu haben scheint, z. B. die jährliche B. der Sonne durch den Thierkreis; *gemeinschaftlich* heißt die B., welche ein Körper mit andern gemein hat. Eine gemeinschaftliche und zwar scheinbare B. ist z. B. die tägliche B. der Sterne um die Erd- oder Himmelsaxe. 4) *Einfach* ist eine B., wenn sie durch eine einzige Kraft oder von mehren, welche nach einerlei oder nach geradlinig entgegengesetzten Richtungen wirken, hervorgebracht wird. *Zusammengesetzt* ist eine B., wenn sie durch mehre Kräfte erzeugt wird, deren Richtungen Winkel mit einander machen; eine solche B. ist z. B. die, welche ein in horizontaler Richtung aus der Hand geworfener Stein bis zu seinem Niederfallen auf den Boden macht. Die Kraft der Hand treibt ihn horizontal, die Attraktionskraft der Erde wirkt dagegen vertikal, und aus beiden resultirt die zusammengesetzte B. in der parabolischen Wurflinie, nach dem bekannten Gesetz des Parallelogramms der Kräfte (s. unten). 5) *Gleichförmig* heißt die B., wenn die vom Körper durchlaufenen Wege den Zeiten proportional sind, in denen sie durchlaufen wurden, *ungleichförmig*, wenn dies nicht der Fall ist. Die wahre Bestimmung und das Verhältniß dieser beiden Arten zu einander ist für die ganze Lehre von der B. und insbesondere für die Berechnung der Geschwindigkeit von großer Bedeutung. Die B. ist ferner 6) entweder eine *freie*, die entweder geradlinig oder krummlinig ist, oder eine *nicht freie*, um einen Punkt gehende, welche letztere wieder zwei Arten begreift, die *oscillatorische* und die um eine feste Axe *rotirende* (sich drehende) B. in Bezug auf die Veränderung der Richtung heißt das Verhältniß der Zeit zur Größe des Winkels, um welchen sich die Drehung geändert hat, die Geschwindigkeit der Drehung oder Winkelgeschwindigkeit. Endlich kann auch die B. 7) eine *gegenseitige* seyn. Unsere Vorstellungen über die Lage von Körpern im Raume sind relativ, d. h. wir müssen unsere Bestimmungen im Betreff der Lage mehrer Körper zu einander an irgend einen als fest gedachten Punkt binden, da, so weit unsere Wahrnehmung reicht, nirgends ein Punkt in absoluter Ruhe sich befindet. So bewegt sich der auf der Oberfläche der Erde stehende Mensch mit dieser, letztere aber hat nicht bloß eine B. um ihre Axe, sondern auch auf der Erdbahn, ja sie rückt zugleich mit dem ganzen Planetensystem in dem Universum fort. Wir können daher die Lage eines Punktes gegen einen anderen nur unter der Bedingung bestimmen, daß wir letzteren als fest annehmen und dann seine Entfernung und Lage abschätzen. Hiermit treten höchst eigenthümliche Verhältnisse für die gegenseitigen B.en von Körpern ein; z. B. eine von Osten nach Westen abgeschossene Kugel bleibt für den Raum, in welchem die Erdaxe ruht, hinter dem Gewehr zurück, und in entgegengesetzter Richtung abgeschossen, eilt erstere dem Gewehr voraus. Aus diesem ergibt sich als oberster Grundsatz der Phoronomie oder Bewegungslehre: Jede gleichförmige geradlinige B. kann, in Betreff der Beobachtung, sowohl dem bewegten Körper, als auch dem Raume zugeschrieben werden, in welchem jener Körper sich bewegt; wir können uns also den Körper oder den Raum in Ruhe denken. In diesem Satz liegt der Grund, warum der die Erde in Ruhe sich vorstellende Tycho de Brahe eben so richtig rechnete, als Kepler, der die Erde wie die übrigen Planeten sich bewegen ließ, und nur die Einfachheit der keplerschen Vorstellung und der damit verbundenen Rechnungen konnte hier anfänglich für die Annahme dieser Ansicht den Ausschlag geben. Aus dem phoronomischen Grundsatz leitet sich ferner die Möglichkeit ab, eine B. als das Ergebniß mehrer anderen möglichen B.en anzusehen, wenn diese Theilbewegungen nur ihren vorgeschriebenen eigenen Gesetzen ungestört folgen können. Für die Anwendung im Leben konnte daher Newton aussprechen: „Die gegenseitigen B.en im Innern eines Systems von Körpern erfolgen ganz auf dieselbe Weise, mag nun der Raum, in welchem sich dieses System befindet, in Ruhe seyn, oder sich geradlinig fortbewegen." An unserem Planetensystem gibt sich dieses recht anschaulich kund.

Wichtig ist besonders die Lehre von der *Zusammensetzung und Zerlegung der Bewegungen*. Denkt man sich ein Schiff in B., auf demselben aber einen sich ebenfalls bewegenden Menschen und fragt: wie läßt sich der Weg bestimmen, den der Mensch, in Bezug auf das ruhende Ufer, wirklich zurücklegt, so ergibt sich eine B., welche aus zwei anderen als Ursachen entspringt, also eine zusammengesetzte ist. Hier können: 1) Mensch und Schiff in derselben geraden Linie sich bewegen, dann entsteht ein Weg, der entweder die Summe oder Differenz der Wege wird, welche jener und dieses allein würde zurückgelegt haben. Im ersten Fall wird der Mensch, von einem festen Punkt am Ufer aus gesehen, und wenn seine Geschwindigkeit 5 Fuß, die des Schiffes aber 2 Fuß ist, um 15 Fuß vorwärts, im zweiten aber um 5 Fuß rückwärts gehen. Das ist aber nur ein einzelner Fall von: 2) Newtons sogenanntem *Parallelogramm der Kräfte* od. dem Satz: „daß ein Punkt, der zwei Kräften folgen soll, die Diagonale des Parallelogramms einhalten muß, das sich zeichnen läßt aus der Größe und Richtung der beiden Kräfte". Denn wirken hier die beiden Kräfte unter einem Winkel von 180° auf einander, so entsteht die B. von Nr. 1. Noch allgemeiner heißt der Satz: 3) Wirken drei Kräfte auf denselben Punkt, so folgt die B. der Diagonale des Parallelepipedons, welches sich aus der Größe und Richtung der drei Seitenkräfte konstruiren läßt. Unendlich kleine Veränderungen bei stetiger Zusammensetzung bringen im ersten Fall eine *beschleunigte* oder *verzögerte* B., im zweiten und dritten aber wird die B. krummlinig. Daher folgt umgekehrt: für jede krummlinige B. ist nöthig, daß die B. des Punktes stetig von der Tangente abgelenkt werde.

So entsteht für die Planetenbewegung ein Kreis (richtiger eine Ellipse) dadurch, daß der Planet nach der Richtung der Tangente gleichförmig fortzuschreiten und zugleich dem gleichförmig beschleunigten Zug der Sonne zu folgen strebt. Der horizontal geworfene Stein würde in dieser Richtung gleichförmig geradlinig sich fortbewegen, wirkte nicht in jedem Punkt seiner Bahn die Anziehungskraft der Erde senkrecht und auf jene Richtung gleichförmig beschleunigend. Aus diesem allen wird begreiflich, wie jede B. als aus zwei oder mehren anderen Seitenbewegungen entstanden gedacht werden kann. Diese in der Mechanik mit so vielem Vortheil anwendbare Vorstellung nennt man das Zerlegen der Bewegungen. Die oben angedeuteten Lehren bilden in ihrer weiteren Ausführung das große Gebäude der phoronomischen Lehren, welche gleichsam als reine Mathematik der ganzen Bewegungslehre ihren Halt geben. In der Mechanik werden dieselben auf die Grundbegriffe von Masse und Kraft und auf die metaphysischen Begriffe von Wechselwirkung in der Körperwelt angewendet. Der rein mathematische Grundsatz ist der von der Gegenseitigkeit aller geradlinigen B. Auf der Lehre von der Zusammensetzung der B. ruht ferner die Statik und Dynamik, indem für diese die Grundsätze dadurch abgeleitet werden, daß wir sie auf die metaphysischen Principien von dem Wesen u. der Wechselwirkung der Körper anwenden. Newton aber war es, der in seiner „Philosophia naturalis“ für alle diese Lehren die sichere Grundlage vorbereitete, auf welcher eine weitere Ausbildung der Wissenschaft allein glücken konnte. Von neuern Werken über B. sind auszuzeichnen: Laplace, Mécanique céleste; Poisson, Traité de dynamique; Euler, Mechanica s. motus scientia; Lagrange, Mécanique analytique; Möbius, Mechanik des Himmels, Leipzig 1843. Ueber die willkürliche B. der organischen Geschöpfe s. Organisches Leben; über B. im diätetischen Sinne s. Körperbewegung.

Bewegungsgesetze der Weltkörper. Kepler (1619) hatte das sogenannte kopernikanische Sonnensystem, d. h. die Bewegung der Erde und aller Planeten um die Sonne, aus den Beobachtungen Tycho de Brahe's gründlich erwiesen. Dabei fand er zugleich die Gesetze dieser Bewegungen. Dieselben sind folgende: 1) Alle Planeten (und wahrscheinlich alle Weltkörper) bewegen sich nicht in Kreisen, sondern in Ellipsen um ihre Centralkörper. Von einer Ellipse erhält man die beste Vorstellung, wenn man sich einen Kreis, z. B. einen runden Tisch, von einem Standpunkte, der nicht rechtwinkelig über seinem Mittelpunkte liegt, ansieht; er erscheint dann als Ellipse. Je schiefer man darauf blickt, um so schmäler wird die Ellipse und geht so in eine gerade Linie über; je rechtwinkeliger man darauf sieht, um so mehr nähert sich die Ellipse der Kreisform und geht in sie über. Die Ellipsen der Planetenbahnen sind alle der Kreisform sehr genähert. In jeder Ellipse können wir einen längsten und einen kürzesten Durchmesser unterscheiden; in dem längsten Durchmesser liegen die beiden Brennpunkte um so weiter vom Mittelpunkte entfernt, je schmäler die Ellipse ist. Der Centralkörper, die Sonne (für den Mond die Erde), liegt stets in einem der Brennpunkte dieser elliptischen Bahnen. 2) Die Bewegung jedes Planeten ist um so schneller, je näher er sich in seiner Bahn der Sonne findet, bei jedem Umlaufe aber in den entsprechenden Punkten stets gleich schnell. Denkt man sich eine in dem Brennpunkte befestigte Linie um diesen so herumbewegt, daß sie in gleichen Zeiten stets gleiche Flächenräume der Ellipse durchläuft, so hat man das Gesetz der Planetengeschwindigkeit. 3) Die Umlaufszeiten der Planeten verhalten sich wie die größten Durchmesser ihrer Bahnen; d. h. je größer diese Durchmesser sind, desto größer sind die Umlaufszeiten. Diese drei keplerschen Gesetze, welche nur auf Erfahrungen begründet wurden, sind nöthig und hinreichend, um, wenn man die Bahnelemente kennt, den Punkt zu berechnen, in welchem sich ein Planet zu einer bestimmten Zeit befindet. Die Ursache dieser Gesetze fand erst Newton (1642); er erkannte die gegenseitige Anziehung aller Körper als solche, also dieselbe allgemeine Eigenschaft der Körper, welche auf der Erde das Fallen der Körper, den parabolischen Bogen der Bombe, den Lauf des Wassers, das Aufsteigen des Luftballons, die Bewegung des Pendels, die Richtung des Lothes bedingt u. welche man auch Schwere oder Gravitation zu nennen pflegt. Die keplerschen Gesetze sind nur nothwendige Folgen des allgemeinen Anziehungsgesetzes, das darin besteht, daß die Anziehung zweier Körper wie die Quadrate ihrer Entfernung ab- oder zunimmt; d. h. wenn ein Körper dem andern noch einmal so nahe gebracht wird, so ziehen sich beide viermal so stark an, als vorher. Bei gleichem Abstande der Körper aber hängt die Stärke der Anziehung von der Masse derselben ab, steht also im Verhältniß zu ihrer Dichtigkeit oder Raumausdehnung bei gleicher Dichtigkeit; d. h. zwei Körper, von denen der eine noch einmal so dicht, aber dem Volumen nach nur halb so groß ist, als der andere, werden bei gleicher Entfernung gleich stark von einem dritten angezogen. Dabei ist aber freilich zu bemerken, daß man eigentlich die sogenannte Dichtigkeit erst aus dem Grade der Anziehung erkennt, daß man also in Wahrheit nur sagen darf, die verschiedenen Körper ziehen sich ungleich stark an, und je stärker sie sich anziehen, um so dichter oder, in Beziehung zur Erde, schwerer nennt man sie. Diese Dichtigkeit der Körper, so genannt in der Voraussetzung, daß die Massentheilchen, je größer sie ist, um so dichter zusammengedrängt seyen, läßt sich allerdings einigermaßen auch (doch nur sehr trügerisch) nach dem äußern Ansehen beurtheilen. Wir haben noch kein anderes Mittel, sie sicher zu bestimmen, als Messung der Anziehung (auf der Erde ihre Wägung), verglichen mit dem Rauminhalt. Es würde eine sehr unsichere Hypothese seyn, wenn man voraussetzen wollte, alle Materie bestehe eigentlich aus kleinsten gleich schweren Theilchen (Atomen) und die ungleiche Dichtigkeit, vielmehr Anziehung der Körper, stehe im Verhältniß zu dem mehr oder weniger dichten Zusammengedrängtseyn dieser Theilchen. Newtons Lösung dieses Welträthsels, welches den Menschen bis

dahin ein Geheimniß blieb, erklärt zugleich alle die scheinbaren Abweichungen der Planetenbahnen von den keplerschen Gesetzen. Bessel hat dies in recht faßlicher Weise nachgewiesen. Wenn man die Sonne allein als anziehend betrachtet und das, was aus dieser Anziehung für die Bewegung der Körper unseres Sonnensystems folgt, der mathematischen Untersuchung unterwirft, so erhält man die keplerschen Gesetze. Da aber die Sonne nicht allein anzieht, sondern da auch die Planeten Körper sind und als solche anziehen, so ist z. B. die Erde nicht der Anziehung der Sonne allein unterworfen, sondern auch der aller übrigen, besonders der größeren Planeten. Die unmittelbare Folge hiervon ist, daß sie sich nicht genau so bewegen kann, als sie sich bewegen würde, wenn sie allein der Anziehung der Sonne ausgesetzt wäre, also auch nicht genau nach den keplerschen Gesetzen, da diese nach Newtons Lehre eine Folge der alleinigen Berücksichtigung der Anziehung der Sonne sind. Die wahre Bewegung der Erde und jedes andern Planeten und Kometen muß also mehr oder weniger von der Bewegung abweichen, welche die keplerschen Gesetze allein vorschreiben. Das klingt nun wie ein Widerspruch, da Kepler seine Gesetze aus den beobachteten Bewegungen abgeleitet hat; aber der Widerspruch löst sich ganz einfach dadurch, daß die Abweichungen der Bewegung der Planeten von den keplerschen Gesetzen so klein sind, daß sie aus den früheren Beobachtungen nicht hervorgingen, oder als kleine Fehler derselben gelten konnten. Auf diese Weise mußte Kepler etwas, was nur eine Annäherung an die wahre Bewegung der Planeten war, mit dieser selbst verwechseln. Es ist daher von der höchsten Wichtigkeit für die ganze Lehre vom Weltgebäude, erstens die Größe der Anziehung der verschiedenen Körper des Sonnensystems, also sowohl der Sonne, als auch der Planeten, aus den Erscheinungen, bei welchen diese Anziehungen ihre Wirkungen äußern, genau zu bestimmen, und zweitens mathematisch zu entwickeln, wie groß zu jeder Zeit der Einfluß ist, welchen die Anziehungen der Planeten unter einander auf die sich unseren Beobachtungen darstellenden Oerter derselben äußern. Dieses sind Aufgaben nicht nur von der größten Wichtigkeit, sondern auch von dem größten Umfange. Es wird für unseren Zweck hinreichen, anzuführen, daß die Kräfte, mit welchen die Planeten anziehen, ohne Vergleich viel kleiner gefunden sind, als die mächtige Anziehung der Sonne, so daß selbst Jupiter, welcher unter den Planeten bei weitem der mächtigste ist, noch nicht den tausendsten Theil der Kraft der Sonne äußert; ferner, daß die Einflüsse dieser kleineren Kräfte der Planeten auf diejenige Bewegung, welche die Sonne allein erzeugen würde, so klein sind, daß sie nur kleine Abweichungen von derselben zur Folge haben, welche allerdings durch die weniger verfeinerten Beobachtungen aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, sowie Kepler sie besaß, nicht errathen werden konnten, deren vollständige Berechnung aber gerade die Ursache ist, daß unsere jetzigen, weit genauer und sicherer gewordenen Beobachtungen mit der vervollständigten Theorie in derselben befriedigenden Uebereinstimmung sind, wie früher die roheren Beobachtungen mit der unvollständigsten Theorie. Was vorher in Widerspruch erschien, ist die stärkste Bestätigung der Anziehungslehre geworden; ihre folgerechte Beobachtung hat gezeigt, daß die Bewegung der Planeten zahlreichen Ungleichheiten von kleinerem Umfange folgen muß, die aber, weit entfernt, Mangel an Uebereinstimmung der Rechnung und der Beobachtung hervorzubringen, gerade nothwendig waren, um Beides im vollständigsten Einklange zu erhalten. Ja, diese Uebereinstimmung geht so weit, daß es sogar gelungen ist, aus kleinen Störungen der Uranusbahn die Anwesenheit eines neuen Planeten, des Neptun, zu bestimmen, der dann durch Beobachtung an dem berechneten Platze wirklich gefunden wurde.

Beweis, im Allgemeinen die Darlegung der Wahrheit oder Unwahrheit einer Sache aus Gründen. Da die Begriffe an sich noch keine Erkenntniß bilden, sondern nur den Stoff zu derselben liefern, so müssen dieselben erst in Urtheile verknüpft werden, bevor etwas aus ihnen erkannt werden kann. Diese Verknüpfung ist entweder unmittelbar zu rechtfertigen, oder sie muß erst begründet, d. h. bewiesen werden. Die unmittelbare Rechtfertigung der Verknüpfungen von Begriffen zu Urtheilen geschieht nun entweder durch Definitionen der zu verknüpfenden Begriffe, oder es wird durch psychologische Deduktionen gezeigt, daß die fraglichen Begriffe ursprünglich verbunden sind; das Erstere ist ein analytisches, das Zweite ein synthetisches, aber die Logik nicht berührendes Verfahren. Muß dagegen eine Verknüpfung erst begründet werden, so kann dies nur durch unmittelbare Folgerungen und mittelbare Schlüsse geschehen. B e w e i s e n heißt demnach eine solche Beziehung eines Urtheils auf andere Urtheile darthun, daß, sobald diese richtig sind, auch die Wahrheit des erstern erhellt, und der B. (argumentatio, probatio, demonstratio) ist ein Schluß, dessen Schlußsatz als durch wahre Prämissen bestimmt gedacht wird, oder eine Verknüpfung mehrer Schlüsse, die durch eine Reihe von Folgerungen die Einsicht in die nothwendige Abfolge des letzten Schlußsatzes begründet. Die allgemeinen Formen des B.es sind daher keine andern, als die allgemeinen des Schlusses, und nur die von dem richtigen Zusammenhange der B e w e i s g r ü n d e (argumenta, fundamenta probandi) bedingte Folgerichtigkeit (consequentia) ist der Gegenstand der l o g i s c h e n Theorie des B.es, wobei der Gegenstand des B.es (objectum probationis) als solcher nicht, sondern nur in seiner Verbindung in Betracht kommt. Das Zuerweisende (thesis) muß mit dem, woraus es erwiesen werden soll, in dem richtigen Abfolgeverhältniß stehen, wodurch der B. erst seine B e w e i s k r a f t (nervus probandi) erhält.

Was nun die ä u ß e r e F o r m der B.e betrifft, so macht man hauptsächlich folgende Unterschiede: Wenn man neben den e i n f a c h e n B.en auch noch z u s a m m e n g e s e t z t e annimmt u. diese von jenen unterscheidet, so ist damit nur gesagt, daß die letzteren aus mehren einfachen zu einem Ganzen verbunden sind. Da nun die verschiedenen in e i n e n B. vereinigten Gründe u. Folgerungen theils einander

subordinirt, theils koordinirt sind, so unterscheidet man noch Haupt-, Neben- und Hülfsgründe (argumenta primaria, secundaria, auxiliaria). Förmliche oder Schulbeweise unterscheiden sich von den nicht förmlichen nur durch die ordentlichere Ausführung und die strengere Anordnung aller Begriffsreihen, die zum B. gehören. Die Unterscheidung zwischen Erfahrungsbeweisen (argumenta empirica, a posteriori) und Vernunftbeweisen (argumenta rationalia, a priori) bezieht sich nicht auf den logischen Charakter des B.es, sondern auf die Beweisgründe, in sofern deren Erkenntniß entweder aus Thatsachen, oder aus Begriffen geschöpft ist. Der Unterschied zwischen einem absoluten (argumentum ad veritatem) und einem relativen B. (argumentum ad hominem) beruht darauf, daß der letztere die bekannten Meinungen eines Andern zu Beweisgründen benutzt, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, wie nahe oder fern sie der Wahrheit stehen mögen. Während dieser B. demnach nur auf die subjektive Ueberredung berechnet ist, muß dagegen ein absoluter B. den objektiven Thatbestand mit objektiven Gründen erhärten. Bei näherer Betrachtung der wesentlichen Formen aber, in welchen die B.e zu ihrem Ziele gelangen, müssen wir wieder auf die Schlüsse zurückgehen. Da nämlich, abgesehen von dem jedesmaligen Inhalt, der Schluß von der Wahrheit des Grundes auf die Wahrheit der Folge und von der Falschheit der Folge auf die Falschheit des Grundes gemacht werden kann, so existiren in dieser Beziehung auch zwei Arten des B.es: der direkte und der indirekte. Wenn der direkte (ostensive, positive) B. durch positive Nachweisung des Zusammenhanges zwischen dem Grund und der Folge darlegt, warum das Behauptete wahr ist, so ist der indirekte (apagogische) B. dagegen zweifacher Art. Entweder nämlich nimmt man einen Augenblick das kontradiktorische Gegentheil des Satzes an, der bewiesen werden soll, und leitet aus diesem Gegentheile eine Ungereimtheit ab, dann wird das Zubeweisende wenigstens so lange als wahr angenommen werden müssen, als sich nicht in diesem selbst eine Ungereimtheit findet; oder indem man eine vollständige Disjunktion aller möglichen Fälle aufgestellt, beweist man durch Widerlegung aller übrigen die Wahrheit des Einen. Das Erstere ist der eigentlich apagogische B. (deductio ad absurdum), das Zweite die Deductio ad impossibile. Natürlich ist bei der ersteren Art das wirklich Kontradiktorische des Gegensatzes, bei der letzteren die Vollständigkeit der Disjunktion Bedingung der Stringenz; ist aber dies beobachtet, so gibt der indirekte B. nicht weniger apodiktische od. demonstrative Gewißheit, als der direkte. Die Fehler, welche sich beim Beweisführen leicht einschleichen, betreffen theils das, was erwiesen werden soll, theils die Beweisgründe, theils den logischen Zusammenhang. In Beziehung auf das Zubeweisende darf rücksichtlich des Inhalts derselbe nicht ganz verfehlt, d. h. etwas Anderes dargethan oder widerlegt werden, als was darzuthun oder zu widerlegen ist (ignoratio elenchi); rücksichtlich des Umfanges des Zubeweisenden aber weder zu viel, noch zu wenig bewiesen werden, d. h. der Schlußsatz über den Umfang der Thesis weder hinausgehen, noch denselben nicht erreichen (qui nimium probat, nihil probat, d. i. wer zu viel beweist, beweist nichts). Der Fehler, welcher in Beziehung auf die Beweisgründe begangen wird, besteht in deren Untauglichkeit zu Gründen und heißt im Allgemeinen Petitio principii. Derselbe ist entweder Petitio quaesiti, welche dann eingetreten ist, wenn das Zubeweisende zugleich als Beweisgrund gebraucht wird (idem per idem) od. Kreis im Beweisen (circulus in demonstrando), in welchem ein Beweisgrund benutzt wird, der selbst erst mit Hülfe des durch ihn Zuerweisenden erwiesen werden kann; oder das Hysteron proteron, wenn der Beweisgrund einen zusammengesetztern B. verlangt, als das Zuerweisende, wo also der B. nicht unrichtig oder unmöglich, sondern nur höchst unzweckmäßig ist, indem dann das Zuerweisende vielmehr als Beweisgrund dienen könnte. Der Fehler gegen den logischen Zusammenhang wird begangen: durch den Sprung im Schließen (saltus in concludendo, in demonstrando), auch Erschleichung genannt, darin bestehend, daß im B.e ein nicht gehörig durch Mittelbegriffe begründeter Schluß gezogen wird (zu unterscheiden von dem Enthymen, in welchem Obersatz oder Untersatz absichtlich fehlen oder auch beide, weil sie leicht ergänzt werden können), oder durch den Gebrauch falscher Mittelglieder (fallacia quaesiti [falsi] medii), welcher Fehler namentlich vermittelst der Homonymie, d. i. der gleichen Benennung verschiedener Begriffe, der Synonymie, d. i. der verschiedenen Bedeutung derselben Worte, und der Amphibolie, d. i. Zweideutigkeit in der Vorstellung, hervortritt. Die Nichtachtung einer einzigen oder aller dieser Forderungen bedingt die Nichtigkeit des B.es. Da aber der Fehler, den man begangen, nicht nur nicht immer offen daliegt, sondern im Gegentheil oft durch die scheinbar richtige Form sehr künstlich versteckt wird, so entstehen daraus logische Irrthümer in der Gestalt von Fehlschlüssen (Paralogismen), welche, in sofern sie auf absichtliche Täuschung berechnet sind, auch Trugschlüsse, Sophismen, heißen und deren Widerlegung, weil ihre scheinbare Richtigkeit eben das Täuschende ist, wesentlich in Aufdeckung des logischen Scheins besteht. Um endlich noch das Resultat alles Beweisens zu erwähnen, so besteht dasselbe in der demonstrativen Gewißheit gegenüber der bloßen mathematischen oder philosophischen Wahrscheinlichkeit.

Im juristischen Sinne ist B. jede Handlung, welche die Herstellung der gerichtlichen Wahrheit eines Umstandes zur Folge hat oder doch haben soll. Der B. im Civilprozesse ist demnach der rechtlich zureichende Grund für die rechtlich erforderliche Gewißheit einer von einer Partei zur Geltendmachung oder Abwendung eines Rechtsanspruches vor Gericht vorgebrachten Behauptung. Die Wahrheit (Gewißheit), welche zureichend und daher Ziel der Beweisung ist, nennt man gewöhnlich eine förmliche, im Gegensatze der materiellen, die man aber bezeichnender die civilprozeßrechtliche oder rechtliche nennen würde, in sofern nur die Thatsache als prozessua-

lisch wahr angenommen werden darf, für welche ein nach den Rechtsnormen zureichender Grund der Gewißheit aktenkundig vorliegt. Beweismittel im Allgemeinen ist Alles, was zur Begründung der prozeßrechtlichen Wahrheit einer Behauptung dient. Gewöhnlich nennt man diejenigen Beweismittel, welche eine besondere Handlung der beweispflichtigen Partei nothwendig machen, Beweismittel im eigentlichen oder engeren Sinne (eigentliche Beweismittel) im Gegensatze zu den Beweismitteln im uneigentlichen oder weiteren Sinne (uneigentliche Beweismittel), bei welchen nämlich diese Nothwendigkeit nicht eintritt und welche man eben deshalb häufig gar nicht zu den Beweismitteln rechnete. Die einzelnen Beweismittel, welche hier bloß namhaft gemacht werden können, sind: 1) Notorietät, 2) Geständniß, 3) Eid, 4) Urkunden, 5) Zeugen, 6) richterlicher Augenschein, 7) das Urtheil Kunstverständiger, 8) gesetzliche Vermuthungen und 9) richterliche Schlußfolgerungen. Von dem Beweismittel unterscheidet die Theorie noch den Beweisgrund, d. i. den Grund zur Ueberzeugung des Richters von der Wahrheit einer Behauptung, oder den die richterliche Ueberzeugung wirklich begründenden Inhalt eines Beweismittels, welches, nur in seiner Anwendung gedacht, Mittel, in Hinsicht auf seinen Erfolg aber Grund der richterlichen Ueberzeugung ist. Andere zerspalten den Beweisgrund abermals in den faktischen, d. i. das thatsächliche Ergebniß des Gebrauches eines Beweismittels, und in den juristischen Beweisgrund, d. i. das rechtliche Resultat, welches der Richter durch eine juristische Reflexion aus dem faktischen Beweisgrunde für seine Ueberzeugung abstrahirt. Als Beweisgründe führt man auf: 1) der Parteien eigene Erklärung über die Wahrheit einer Thatsache, Geständniß und eidliche Bekräftigung, 2) des erkennenden Gerichtes eigene, bald sinnliche, bald rationelle Wahrnehmung, 3) die Aussagen dritter Personen, der Zeugen und Sachverständigen und 4) gesetzliche Vorschrift, eine bestimmte Meinung von der juristischen Wahrheit oder Probabilität einer Thatsache selbst alsdann anzunehmen, wenn keiner der übrigen Beweisgründe dafür vorhanden ist, d. h. Rechtsvermuthung. Die Beweiskraft (vis probandi) im Allgemeinen ist die rechtliche Wirkung, welche ein mit allen gesetzlichen Erfordernissen versehenes Beweismittel für die Begründung der rechtlichen Wahrheit einer Behauptung nach den Rechtsvorschriften überhaupt hat. Die Beweiskraft im besondern, wirklich zu beurtheilenden Falle ist sodann das Resultat der richterlichen Beurtheilung, indem der Richter das fragliche Beweismittel hinsichtlich der äußeren (formellen) und inneren (materiellen) Erfordernisse desselben unter die Gesetzesvorschriften (die Rechtskraft im Allgemeinen) subsumirt und hiernach, je nachdem es nämlich dieser Vorschrift mehr oder weniger vollkommen entspricht, den rechtlichen Werth des Beweismittels in concreto bestimmt, ob und in welchem Grade es die fragliche Behauptung in der That rechtsgenügend bewahrheitet.

Man unterscheidet verschiedene Arten des B.es, obwohl es im Grunde nur Eine Art geben kann, die in der rechtsgenügenden Bewahrheitung einer Parteibehauptung bestehende. Die wichtigste Eintheilung ist die in 1) B. (probatio) und Gegenbeweis (reprobatio); den ersteren nennt man im Gegensatze zum letzteren auch Hauptbeweis. Ueber den Begriff des Gegenbeweises konnte man sich in der Doktrin bisher aus dem Grunde noch nicht vereinigen, weil ein innerer od. Sachunterschied nicht besteht und daher die Verschiedenheit nur von zufälligen Umständen abgeleitet werden muß, welche sich nicht in wesentliche Merkmale umwandeln lassen. Dem römischen Rechte ist dieser Unterschied völlig fremd. Das kanonische Recht spricht schon bestimmter von dem Gegenbeweise, welcher vor den geistlichen Gerichten allgemein statthaft war, durch diese auch bei den deutschen Gerichten üblich und durch die Praxis und Doktrin immer mehr ausgebildet wurde. Jedenfalls ist der Gegenbeweis nur ein relativer Begriff, indem er bloß in Beziehung auf den B. (Hauptbeweis), und zwar aus dessen Gegensatz gedacht werden kann. Wo es keinen Hauptbeweis, von dessen Erbringung nämlich der Sieg des Beweisführers abhängt, gibt, da kann auch von keinem Gegenbeweise die Rede seyn, dessen Zweck immer das Gegentheil von dem Zwecke des Hauptbeweises ist. Nach der Art der Erwirkung dieses Zweckes heißt er entweder direkter (wahrer oder eigentlicher), oder indirekter (uneigentlicher) Gegenbeweis. Der direkte will bloß das Gelingen des Hauptbeweises und dadurch den Sieg des Hauptbeweisführers verhindern, weshalb sein Thema kein voraus bestimmbares ist, so daß von dessen Bewahrheitung der Sieg abhängig gemacht werden könnte. Er ist in Wahrheit ein Gegenbeweis, weil er direkt gegen den Hauptbeweis und dessen Thema gerichtet ist, und nur von diesem eigentlichen Gegenbeweise gilt das Axiom: Reprobatio reprobationis non datur. Denn der Gegenbeweis gegen den Gegenbeweis könnte bloß wieder die Bewahrheitung des Hauptbeweissatzes bezwecken, wäre also nur ein wiederholter oder neu versuchter Hauptbeweis (probatio) und sonach kein wahrer Gegenbeweis. Ein wahrer Gegenbeweis gegen den wahren Gegenbeweis kann daher nie Statt finden. Wohl aber kann der Hauptbeweisführer, wenn entweder die peremtorische Beweisfrist noch nicht abgelaufen, oder eine solche gar nicht vorgeschrieben worden ist, noch immer neue Beweismittel zur Beweisung des Beweissatzes gebrauchen und so mittelbar auch die Bemühungen des Gegenbeweisführers zu vereiteln suchen, was indeß kein Gegenbeweis gegen den Gegenbeweis, sondern nur bessere Beweisung des Hauptbeweissatzes ist. Ebenso ist es nach kanonischem Rechte dem Beweisführer gestattet, gegen die Personen der Zeugen des Gegenbeweisführers, welche dieser gegen die Personen der Beweiseszeugen producirt hat, wieder Zeugen zu produciren, gegen welche aber der Gegenbeweisführer nicht mehr mit Zeugen auftreten darf. Der indirekte Gegenbeweis greift dagegen den Hauptbeweis unmittelbar gar nicht an, sondern sucht bloß die rechtliche Wirksamkeit desselben durch die Erweisung einer solchen Behauptung aufzuheben, welche das Recht selbst, das der Hauptbeweisführer durch seinen B. als thatsäch-

lich bestehend begründete, entweder als anfangs nichtig, oder als unwirksam gegen den Produkten, oder als wieder erloschen darstellt. Schon hieraus erhellt, daß der indirekte Gegenbeweis, da er den Hauptbeweis, dessen rechtliche Folgen er nämlich nur mittelbar zerstören will, gar nicht berührt, sondern ihn ganz unangefochten läßt, eigentlich kein Gegenbeweis ist, wenn er gleich denselben Endzweck, wie der wahre Gegenbeweis, nämlich endliche Befreiung von einem Angriffe des Gegners, verfolgt. Was man indirekten Gegenbeweis nennt, ist daher in Wahrheit ein selbstständiger, von einem Hauptbeweise völlig unabhängiger B., ob er gleich erst dann nothwendig wird, wenn der Angriff, welchen er in den rechtlichen Folgen aufheben will, bereits als juristisch bewahrheitet vorliegt. Er ist nämlich B. der Einreden in Bezug auf den Einredeangriff, B. der Dupliken in Bezug auf den Replikangriff ꝛc. Die eventuelle Eigenschaft dieses B.es liegt eben darin, daß die Einrede nur, wenn die Klage, die Replik nur, wenn die Einrede, und die Duplik nur, wenn die Replik faktisch begründet und bewahrheitet ist, erwiesen zu werden braucht, weil der nicht erwiesene Angriff schon an sich wirkungslos ist und daher keiner Aufhebung seiner rechtlichen Folgen bedarf. Der sogenannte indirekte Gegenbeweis unterscheidet sich sonach von dem Hauptbeweise, dessen rechtliche Folgen er aufzuheben strebt, bloß dadurch, daß er in Bezug auf denselben einen Vertheidigungsangriff zum Gegenstande hat und eben deshalb nur eventuell für den Fall der Wirksamkeit des unmittelbar vorausgegangenen Angriffes nothwendig ist. Hiervon abgesehen, ist er selbst ein wahrer Hauptbeweis, welcher daher im Beweiserkenntnisse nicht bloß vorbehalten, sondern auferlegt wird und gegen welchen auch der wahre oder direkte Gegenbeweis Statt findet. Der B. ist ferner 2) in Bezug auf die Art des Beweisverfahrens, und zwar a) nach der Art der Bewirkung der richterlichen Ueberzeugung entweder ein natürlicher (direkter), oder ein künstlicher (indirekter), je nachdem der Beweisführer den Richter unmittelbar von der Wahrheit der streitigen Behauptung selbst, oder zunächst von der einer anderen zu überzeugen sucht, von welcher sich die Wahrheit der ersteren als Folgerung ergibt; b) nach der Form des Verfahrens entweder ein feierlicher, oder ein weniger feierlicher (summarischer), je nachdem alle Förmlichkeiten des regelmäßigen Beweisverfahrens beobachtet werden oder nicht; c) nach der Beschaffenheit der gewählten Beweismittel entweder ein langsamer, oder ein schleuniger (probatio in continenti), je nachdem die Beweismittel ein ordentliches oder wegen ihrer Liquidität nur ein abgekürztes Verfahren nöthig machen; d) nach der Zahl der gewählten Beweismittel entweder ein einfacher, oder ein zusammengesetzter, je nachdem ein und derselbe Thatbestand nur durch ein einziges oder durch mehre Beweismittel zugleich bewahrheitet wird; e) nach dem Gegenstande entweder ein Haupt-, oder ein Nebenbeweis, je nachdem er die Hauptsache selbst, oder nur einen Nebenpunkt betrifft, und zwar hängt von jenem immer die Beschaffenheit des Endurtheiles selbst ab, nicht aber von diesem, welcher daher regelmäßig ein summarischer ist; f) nach der Zeit der Beweisführung entweder ein ordentlicher (regelmäßiger), oder ein außerordentlicher (unregelmäßiger), je nachdem er in der eigentlichen Beweisperiode oder früher geführt wird (zu letzterem gehört der anticipirte und der B. zum ewigen Gedächtniß, probatio ad perpetuam rei memoriam, s. unten); g) nach der Art der Fassung des Beweisinterlokuts entweder ein auferlegter, oder ein nachgelassener, oder ein vorbehaltener, je nachdem er im Interlokut unbedingt verlangt oder einem lossprechenden Erkenntnisse als Suspensivbedingung vorangesetzt, oder einem verurtheilenden Spruche als Resolutivbedingung angehängt wird. Endlich theilt man den B. 3) in Bezug auf das Ergebniß der Beweisführung in den vollständigen u. unvollständigen (probatio plena et minus plena) ab. Er heißt vollständig, wenn er das Beweisthema als völlig juristisch wahr darstellt; im entgegengesetzten Falle aber unvollständig. Der unvollständige B. zerfällt wieder in halben, mehr als halben und weniger als halben (probatio semiplena, semiplena major et semiplena minor), Arten, deren Begriffe eben so theoretisch als praktisch schwer zu bestimmen sind, weil es an einem gesetzlichen Maßstabe fehlt, wonach man diese Abstufungen der Unvollständigkeit bemessen könnte, und weil der unvollständige B. überhaupt kein B. im wahren Sinne des Wortes ist und daher immer die Auflage eines nothwendigen Eides erforderlich macht, um die zur Entscheidung erforderliche Gewißheit herbeizuführen. Der Grad der Unvollständigkeit hat auch bloß auf die Bestimmung Einfluß, ob der Beweisführer oder dessen Gegner zum Eide zuzulassen sey. Uebrigens hat der halbe B. den Sinn, daß der Beweisführer gerade noch so viele Gründe für seine Behauptung beibringen müßte, als er wirklich beigebracht hat, um nach den Gesetzen die rechtliche Gewißheit derselben zu bewirken und so den B. vollständig zu machen. Man könnte auch sagen, bei dem halben B.e tritt juristische Zweifelhaftigkeit, bei dem mehr als halben Wahrscheinlichkeit und bei dem weniger als halben Unwahrscheinlichkeit als Resultat für die richterliche Ueberzeugung ein. Die unvollständige Beweisauflage im Interlokut kann nicht zu dem unvollständigen B.e gerechnet werden.

Gegenstand des B.es können nur Behauptungen seyn, welche auf die Entscheidung des Rechtsstreites wesentlichen Einfluß haben und daher, um diese möglich zu machen, rechtsgenügend bewahrheitet werden müssen. Hieraus folgt von selbst, daß 1) dasjenige Vorbringen einer Partei, welches keine Behauptung ist, auch keines B.es bedürfe. Daher ist kein Gegenstand des B.es a) das bloße Verneinen einer von der andern Partei vorgebrachten Behauptung (negative Litiskontestation), welches vielmehr die einzige Ursache ist, wegen welcher die gegnerische Behauptung bewiesen werden muß, da eine Behauptung erst durch dasselbe rechtlich ungewiß und des B.es bedürftig wird, woraus von selbst folgt, daß eine in rechtsgenügender Weise vom Gegner als wahr zugegebene, d. i. eingestandene Behauptung kei-

nes weiteren B.es bedarf, da sie eben durch das vollgültige Geständniß vollständig bewiesen wird. Verneint mit der rechtlichen Wirkung der Nothwendigkeit des B.es können aber auch nur Behauptungen werden, weil nur diese den zureichenden Grund für ihre Gewißheit nicht äußerlich erkennbar an sich tragen. Daher ist b) kein Gegenstand des B.es, was von der Gegenpartei nicht in der angegebenen Weise verneint werden kann. Dahin gehört α) das im Lande publicirte Gesetz (jus scriptum), weil dasselbe vermöge der Publikation, welche ein Jeder im Lande anzuerkennen pflichtig ist, auch von Jedem anerkannt werden muß, es mithin auf einer unbezweifelbar landeskundigen Thatsache beruht. Dagegen sind solche Rechtsnormen, welche nicht auf öffentlicher allgemeiner Bekanntmachung im Lande beruhen, wie das Gewohnheitsrecht, Privilegien und ausländische Gesetze, Gegenstand der Behauptung, daher mit Erfolg verneinbar und, wirklich verneint, des B.es bedürftig. Das geschriebene Provinzialrecht kann nur außerhalb der Provinz und das geschriebene Lokalrecht nur außerhalb des Orts, in welchem es gilt, mit Erfolg verneint werden. Nicht verneinbar ist ferner β) das wirklich Notorische, d. i. eine Thatsache, welche allen nur gewöhnlich aufmerksamen Menschen in einem bestimmten Bereiche so bekannt ist, daß sie von der Unmöglichkeit des Gegentheils überzeugt sind. Nach dem Umfange des Bereiches ist die Notorietät entweder Orts-, Bezirks-, (Provinz-), Land- oder Menschenkundigkeit. Da das wirklich Notorische faktische Wahrheit (Evidenz) ist, so kann es nicht mit Erfolg verneint werden; indessen versteht es sich von selbst, daß die wirkliche Notorietät erst durch B. hergestellt seyn muß, da die Notorietät ihrem Begriffe nach selbst eine Behauptung ist, die verneint werden kann. Unverneinbar ist auch γ) das Anbringen, welches sich auf eine Rechtsvermuthung stützt, weil hier der zureichende Grund für die Gewißheit der Thatsache im Gesetze selbst liegt. Es ist dabei einerlei, ob das Gesetz den B. des Gegentheils zuläßt (Rechtsvermuthung im eigentlichen Sinne, praesumtio juris) oder ausschließt (eigentlich gesetzlich begründete Gewißheit, praesumtio juris et de jure). Im ersten Falle ist zwar die Verneinung statthaft, zwingt aber nicht den Gegner zum B.; im zweiten Falle ist das Verneinen völlig erfolglos. Indessen können bei den Rechtsvermuthungen die thatsächlichen Voraussetzungen, die Prämissen derselben, in bloßen Behauptungen bestehen, welche daher auch mit Erfolg verneint werden und des B.es bedürfen, um die Anwendbarkeit der Rechtsvermuthung selbst zu begründen. Kein Gegenstand des B.es sind 2) irrelevante Behauptungen, d. i. solche, welche keinen wesentlichen Einfluß auf die Entscheidung des Rechtsstreites haben, und zwar deshalb, weil selbst ihre völlig gelungene Beweisung erfolglos seyn würde. Weil endlich der B. dem Richter als solchem die gesetzlich erforderliche Ueberzeugung gewähren soll, so bedürfen 3) die Behauptungen, von welchen er diese Ueberzeugung bereits besitzt, d. h. welche gerichtskundig (aktenkundig) sind, keines B.es. Die Behauptung kann übrigens sowohl auf das Seyn als das Nichtseyn einer Thatsache gerichtet erscheinen, indem die Verschiedenheit des Inhaltes auf die Nothwendigkeit der Beweisung keinen Einfluß äußert. Der Gegenstand des B.es heißt Beweissatz (thema probandum), wenn er in dem Beweiserkenntnisse zu dem Ende ausdrücklich und genau bestimmt wird, um in dem Beweisverfahren von der beweispflichtigen Partei bewahrheitet zu werden.

Unter Beweislast (onus probandi) ist die Verbindlichkeit zur Beweisführung zu verstehen, worüber man, trotz vielfältiger wissenschaftlicher Prüfung, eine völlige Klarheit bis jetzt noch nicht hat erreichen können. Das römische Recht, dem abstrakten Generalisiren abhold, stellt in Bezug auf die Beweislast, außer den Entscheidungen einzelner Fälle, nur zwei allgemeine Regeln auf: 1) Dem Kläger liegt der B. ob; semper necessitas probandi incumbit illi, qui agit, d. h. der Kläger hat zuerst den B. der Klage zu führen, indem, wenn er dies nicht thut, der Beklagte freigesprochen wird, wenn dieser auch nichts bewiesen hätte. Dagegen wird aber auch der Beklagte in Bezug auf seine Einreden als Kläger betrachtet, d. h. er muß diese, wenn er nicht verurtheilt werden will, beweisen, jedoch erst nachdem der Kläger seinerseits bewiesen hat. 2) Demjenigen, welcher behauptet, nicht aber Demjenigen, welcher verneint, liegt der B. ob (ei incumbit probatio, qui dicit, non qui negat). Außerdem wird 3) in einzelnen Fällen die Beweislast von einer für den Gegner streitenden Vermuthung abhängig gemacht. In der Doktrin bildeten sich hiernach auch drei verschiedene Theorien aus, wovon die eine die erste Regel, daß jede Partei den Grund ihrer Anträge zu beweisen habe, die andere aber die zweite Regel: affirmanti incumbit probatio, non neganti, und die dritte den Satz, daß die Beweislast derjenigen Partei obliege, gegen welche eine Präsumtion streite, als oberstes Princip für die Bestimmung der Beweislast aufstellte. Alle drei Theorien lassen sich jedoch auf den allgemeinen Grundsatz zurückführen: Jede Partei hat ihre eigene, von der andern negirte Behauptung, worauf sie einen selbstständigen Angriff oder Gegenangriff gründet, auch zu beweisen. Der Kläger hat also die Behauptung, worauf er die Klage, Replik 2c., und der Beklagte die Behauptung, worauf er die Exception, Duplik 2c. fundirt, zu beweisen, wodurch erst der Angriffs-, beziehungsweise Gegenangriffsantrag (petitum) vollständig begründet wird. Dieser Antrag ist nämlich bloß die Schlußfolge eines Syllogismus, wovon den Obersatz das Recht (jus) und den Untersatz die Thatsachen bilden, welche in ihrer Gesammtheit gerade Das enthalten, was das Recht zu seinem wirksamen Daseyn voraussetzt, und somit, unter das Recht subsumirt, die Wirksamkeit desselben hervorrufen, die sodann eben durch das Petitum begehrt wird. Da nun das Jus kein Gegenstand des B.es ist, wenn es nicht in einem Gewohnheitsrechte, Privilegium oder ausländischen Gesetze besteht, so können in der Regel Objekt der Behauptung und sonach auch der Beweisung bloß die erwähnten Thatsachen als das faktische Fundament des Angriffs und Gegenangriffs (der Klage, Exception, Replik,

Duplik ꝛc.) seyn. Welche Thatsachen zu diesem Fundamente jedesmal erforderlich seyen, kann nur nach der Beschaffenheit des bestimmten einzelnen Angriffs oder Gegenangriffs beurtheilt werden und ist eine Frage, die an sich gar nicht in den Prozeß, sondern in das Privatrecht gehört. Im Allgemeinen läßt sich nach dem angegebenen Begriffe der erwähnten Thatsachen nur so viel sagen, daß das faktische Fundament alle jene Thatsachen enthalten müsse, die in ihrer Gesammtheit das Recht, welches der Angreifende eben geltend macht, als in concreto wirklich begründet (fundirt), somit als existirend darstellen. Existirend ist aber nur das Recht, welches wirklich entstanden ist; daher umfaßt das faktische Angriffsfundament alle jene Thatsachen, welche zur Entstehung des in concreto fraglichen Rechts wesentlich nothwendig waren. In der Beweislast liegt demnach die Verbindlichkeit, das Angriffs- oder beziehungsweise Gegenangriffsfundament, d. i. das faktische Entstandenseyn des geltend gemachten Rechtes, rechtsgenügend zu bewahrheiten. Die Fortdauer des Rechtes braucht dagegen der Beweispflichtige nicht zu beweisen, jedoch nicht darum, weil die Fortdauer des entstandenen Rechtes etwa vermuthet wird, oder nicht erwiesen werden kann, sondern deshalb, weil sich die Fortdauer als eine Nothwendigkeit von selbst versteht. Denn da Rechte nur durch Thatsachen entstehen, wieder verändert u. aufgehoben werden können, so muß einmal entstandenes Recht nothwendig so lange fortdauern, bis es durch eine neue Thatsache, sey es auch eine negative, z. B. Nichtgebrauch, wieder in seiner Wirksamkeit suspendirt, verändert od. aufgehoben wird. Wenn demnach der Gegner die Fortdauer des entstandenen Rechtes in Abrede stellt, so verneint (negirt) er nicht bloß die gegentheilige Behauptung, die sich ja nur auf die Entstehung des Rechtes beschränkte, sondern er behauptet eine neue Thatsache, durch welche das Recht in seiner Wirksamkeit suspendirt oder aufgehoben, also wirkungslos geworden ist, mithin einen wahren Gegenangriff, welchen, nach dem allgemeinen Grundsatze, er selbst zu beweisen hat. Ein solcher Gegenangriff ist daher auch nicht etwa nur gegen die Präsumtion der Fortdauer des Rechtes, die in den Gesetzen nicht ausgesprochen ist, sondern gegen das Recht selbst gerichtet, welches als in Folge der neuen, nach seiner Entstehung eingetretenen Thatsache wieder aufgehoben oder unwirksam gemacht dargestellt wird. Darum ist eine solche Behauptung, gegen die Klage gerichtet, wenigstens nach dem jetzigen Prozeßrechte als eine peremtorische Exception zu betrachten, welche immer eben so unmittelbar gegen das Recht selbst gerichtet, als vom Anführenden (Beklagten) zu beweisen ist. Weil hiernach der Kläger nur solche Thatsachen, die das Klagerecht als rechtlich entstanden darstellen, nicht aber auch die Fortdauer des entstandenen Klagerechts zu behaupten hat, so kann der Beklagte auch nicht diese Fortdauer bloß in Abrede stellen (negare), da die wirksame (zur Beweisung nöthigende) Negation wesentlich eine Behauptung voraussetzt, sondern er muß nothwendig eine die Fortdauer des entstandenen Rechtes wieder zerstört habende Thatsache anführen, d. i. die Aufhebung des Klagerechts behaupten, also eine peremtorische Einrede im heutigen Sinne vorbringen. Der Angreifende (Behauptende) hat demnach die faktische Entstehung seines geltend gemachten Rechtes zu beweisen. Ob diese Entstehung durch das Seyn oder Nichtseyn gewisser Thatsachen bedingt sey, hat auf die Beweislast keinen Einfluß, da auch Derjenige, welcher sein Recht auf eine Negative gründet, gleichfalls ein Behauptender ist. Man darf die Negative (Behauptung des Nichtseyns einer Thatsache) jedoch weder mit der bloß negativen Einkleidung einer affirmativen Behauptung (z. B. N. lebt nicht mehr, d. h. N. ist gestorben), noch mit der Negation der gegnerischen Behauptung verwechseln. Die wahre Negative kann übrigens bald auf direktem, so gut wie eine Affirmative, bald auf indirektem (künstlichem) Wege bewiesen werden.

Von der regelmäßigen Beweislast abweichend sind hauptsächlich folgende Bestimmungen: 1) Wenn ein Pupill oder Minderjähriger, ein Weib, Soldat, Bauer oder ein sonst in Gerichtshändeln unerfahrener Mensch eine Nichtschuld zurückfordert, so muß der Gegner beweisen, daß er das Geld rechtlich empfangen habe, wenn er nicht verurtheilt werden will. Will man diesen Fall auch mit Vorst zu den Rechtsvermuthungen rechnen, so liegt darin doch immer eine Begünstigung der gesammten Personen und in sofern gewiß eine Ausnahme von der Regel, als der Kläger hier statt des Klaggrundes bloß ein bestimmtes persönliches Verhältniß, wenn es bestritten werden sollte, nachzuweisen hat. 2) Wenn der mit der Condictio indebiti Belangte den Empfang der Zahlung ableugnet, nachher aber dieser vom Kläger bewiesen wird, so muß der Beklagte nun beweisen, daß er das an ihn Gezahlte wirklich zu fordern hatte. 3) Wenn der Beklagte eines vorsätzlich wider die Wahrheit abgeleugneten Besitzes überwiesen wird, so muß er die Sache dem Kläger abtreten und sein Recht klagend verfolgen, mithin auch beweisen. 4) Wenn der dritte Besitzer einer als Pfand gegen ihn verfolgten Sache das Eigenthum des in der Klage angegebenen Verpfänders leugnet und der Kläger dieses beweist, so muß jener den Besitz der Sache abtreten und nun ein besseres oder vorzüglicheres Recht an der Sache ausführen. In diesen Fällen hat die Ausnahme in dem böslichen Ableugnen ihren Grund, welches dadurch bestraft werden sollte.

Ein abgesondertes **Beweisverfahren** ist dem römischen Rechte unbekannt, wenn gleich bei einzelnen Beweismitteln (Zeugen, Urkunden und Eid) ein eigenthümliches Verfahren Statt fand. Dasselbe gilt vom kanonischen Recht, welches unter Probatio vorzugsweise den Zeugeneid versteht, zu dessen Antretung ein Terminus probatorius durch eine Sententia interlocutoria gegeben wurde, gegen welche man appelliren konnte. Urkunden und Eidesdelation durfte man immer gebrauchen. Obgleich auch dem ältesten deutschen Rechte ein abgesondertes Beweisverfahren fremd war, so ist doch der Ursprung desselben in dem deutschen Prozesse zu suchen. Die Prozeßlehrer, welche das römische und kanonische Recht zuerst für Deutschland bearbeiteten, ließen, dem fremden Rechte getreu, Urkunden und Eidesdelation zu

jeder Zeit zu und bestimmten hinsichtlich des Zeugenbeweises, daß dieser erst nach dem Schlusse der Verhandlungen über die Hauptsache eingeleitet werden sollte. Der Sachsenspiegel und andere Quellen der mittlern Zeit sprechen schon bestimmt von Beweisinterlokuten und Beweisfrist, aber wohl nur in Bezug auf den Zeugenbeweis, zu dem sich der Beweispflichtige ausdrücklich erbieten mußte. Im 14. und 15. Jahrhundert kommen schon häufig Beweisinterlokute vor, welche die ganze Sache erschöpfen sollten und alle Beweismittel umfaßten. Im sächsischen Prozesse entwickelten sich die Beweisinterlokute mit Bestimmung der Beweisfrist und dadurch das einem eigenen Abschnitte gewidmete Beweisverfahren am bestimmtesten. Die Praxis und andere Partikulargesetze folgten hierin dem sächsischen Prozesse und bildeten das Beweisverfahren zu einem regelmäßigen, nach der Duplik eintretenden, besonderen Prozeßabschnitt vollständig aus. Das ordentliche (regelmäßige), vom fremden Recht veranlaßte, aus dem deutschen Recht aber hervorgegangene Beweisverfahren nun bezweckt die rechtsgenügende Bewahrheitung der durch das erste Verfahren (den sogenannten Schriftenwechsel) ausgemittelten faktischen Streitpunkte. Der Richter muß daher nach Beendigung des ersten Prozeßabschnittes, wenn nämlich keine erlaubter Weise vorgebrachte Angriffsbehauptung mehr unbeantwortet ist, durch ein Erkenntniß, das Beweisinterlokut, bestimmen, wer zu beweisen hat, was zu beweisen ist und binnen welcher Zeit die Beweisung begonnen (angetreten) werden soll (Beweisfrist). Das Beweisverfahren wird im Allgemeinen gewöhnlich in drei Hauptabschnitte, in die Beweisantretung, das Produktionsverfahren und das Haupt- (Schluß-) verfahren abgetheilt. Die Beweisantretung besteht in derjenigen Handlung der beweispflichtigen Partei, durch welche sie dem Richter des anhängigen Prozesses oder dem (beauftragten oder requirirten) Stellvertreter desselben erklärt, den ihr obliegenden B. wirklich führen zu wollen, und zugleich die Beweismittel, sowie die Art ihres Gebrauches bestimmt und vollständig angibt. Die Beweisantretung kann sowohl mündlich zu Protokoll, als schriftlich durch Einreichung eines Beweisantretungslibells, muß aber innerhalb der Beweisfrist geschehen. Das Produktionsverfahren wird nach der gangbarsten Theorie im weiteren und engeren Sinne genommen und umfaßt in jenem die gerichtlichen Verhandlungen über die Zulässigkeit des angetretenen B.es, in diesem aber die wirkliche Benutzung der zulässigen Beweismittel, d. i. die Beweisaufnahme und die Eröffnung des Resultats dieser Benutzung. Das Haupt- oder Schlußverfahren endlich besteht in den Verhandlungen über das Resultat des geführten B.es, und zwar in der Einreichung von sogenannten Disputirsätzen (disputationes), deren in der Regel nur zwei statthaft sind: die Beweisanfechtungs- (Impugnations- oder Gegendeduktions-) schrift von Seite des Produkten und die Beweisausführungs- (Salvations- oder Deduktions-) schrift des Producenten. Nach beendigtem Beweisverfahren liegt dem Richter ob, den geführten B. nach allen Momenten zu prüfen, dem in Folge dieser Prüfung gefundenen Resultate gemäß zu erkennen und sodann das Erkenntniß den Parteien gehörig zu eröffnen. Das Nähere über das Beweisverfahren s. Prozeß.

Noch haben wir des außerordentlichen B.es zu gedenken, der in zwei Formen erscheint: als anticipirter und als B. zum ewigen Gedächtniß. Der anticipirte B. (probatio anticipata) besteht darin, daß eine Partei den B. antritt, bevor sie durch ein richterliches Erkenntniß dazu verbindlich gemacht wurde. Er ist sonach eine freiwillige Beweisantretung und fällt stets in den ersten Prozeßabschnitt, da nach dessen Schlusse stets die Beweisauflage, wenn sie überhaupt nothwendig ist, erfolgt, mithin eine freiwillige Beweisantretung nicht mehr Statt finden kann. Der anticipirte B. ist demnach die mit dem ersten Verfahren verbundene Beweisführung und hat offenbar den Zweck, das besondere Beweisverfahren abzuschneiden und dadurch den Gang des Prozesses zu verkürzen. Er heißt anticipirt nicht sowohl deshalb, weil er der richterlichen Beweisauflage vorgreift, sondern vorzüglich darum, weil er das Beweisverfahren in eine Zeit versetzt, in welcher es der Regel nach nicht vorkommt, und so die Beweisperiode selbst anticipirt. Da hiernach der Begriff der Anticipation des B.es den Bestand einer besonderen, durch richterliches Erkenntniß zu veranlassenden Beweisperiode, als eines regelmäßigen Abschnittes in jedem ordentlichen Prozesse, voraussetzt, ein so gesondertes Beweisverfahren aber der positiven Gesetzgebung des gemeinen Prozesses fremd ist, so erhellt von selbst, daß man in dieser keine auf die Beweisanticipation bezüglichen Bestimmungen finden könne. Die Beweisung, welche man jetzt die anticipirte nennt, ist vielmehr nach der römischen, kanonischen und Reichsgesetzgebung die regelmäßige und einzige Art der Beweisführung. Die Reichsgesetzgebung insbesondere zweifelte bloß daran, ob man den Kläger, zur Abkürzung des Prozeßverfahrens, nicht verbindlich machen solle, die Beweisantretung mit dem Klaglibell zu verbinden, also die Beweisführung schon vor der Litiskontestation, mithin zu einer Zeit zu beginnen, wo es noch ungewiß ist, ob überhaupt ein B. nöthig sey. Sie stand aber hiervon ab und verordnete bloß, daß eine solche Verbindung dem Kläger gestattet werden solle. Gleichwohl wendet man diese Verordnung noch jetzt auf den anticipirten B. an, welcher übrigens ganz auf dem neueren Gerichtsgebrauche und auf allgemeinen Ansichten beruht. Der B. zum ewigen Gedächtniß (immerwährendem Andenken, probatio in perpetuam rei memoriam), welcher von dem anticipirten B.e wohl zu unterscheiden ist, obgleich man ihn auch so nennt, besteht in der Bewirkung einer vorläufigen Beweisaufnahme, um dadurch die einstige Benutzung eines Beweismittels, dessen Gebrauch aus begründeter Besorgniß unmöglich zu werden droht, selbst für den Fall möglich zu machen und zu sichern, wenn jener Gebrauch wirklich unmöglich geworden seyn sollte. Es kann sich nämlich ereignen, daß man ein Beweismittel jetzt noch nicht zu gebrauchen im Stande ist, weil z. B. der

Rechtsstreit, in welchem es benutzt werden soll, noch nicht anhängig gemacht werden kann, indem z. B. die Erfüllung einer Bedingung, der Ablauf eines Pactum de non petendo etc. noch abzuwarten ist, oder weil im Rechtsgange des Streites selbst dem wirklichen Gebrauche desselben ein Hinderniß entgegensteht ꝛc.; daß aber gleichwohl augenscheinliche Gefahr vorhanden ist, das Beweismittel werde noch eher zu Grunde gehen oder sonst unbrauchbar werden, als der Zeitpunkt der wirklichen Benutzung desselben nach der Lage der Sache eintreten konnte. In einem solchen Falle erlaubte schon das römische Recht die vorläufige Aufnahme des Zeugenbeweises. Das kanonische Recht baute auf der Grundlage des römischen Rechtes fort und bestimmte namentlich das Verfahren genauer. Die Reichsgesetzgebung bestätigte hierin das kanonische Recht und fügte eine Bestimmung über die Deposition und Herausgabe des aufgenommenen B.es hinzu. Doktrin und Praxis bildeten endlich das Institut weiter aus und äußerten ihren Einfluß auch hier auf die Partikulargesetzgebung. Vergl. C. K. G. Schneider, Vollständige Lehre vom rechtlichen B.e in bürgerlichen Rechtssachen, Gießen 1803; A. D. Weber, Ueber die Verbindlichkeit zur Beweisführung im Civilprozesse, Halle 1805, 2. Ausgabe, von Heffter, 1832; Kollmann, Grundlinien einer Theorie des Beweises im Civilprozesse, Braunschweig 1822.

Der B. im Strafprozesse ist dem allgemeinen Begriffe gemäß ebenfalls der zureichende Grund für die Wahrheit einer Thatsache, die jedoch nicht gleichförmige Theorie faßt ihn aber im weiteren und engeren, im subjektiven und objektiven Sinne auf. Im weiteren Sinne nennt sie B. den Inbegriff der Gründe für die Wahrheit einer Thatsache, im engeren Sinne aber das Daseyn aller Gründe, durch welche die Gewißheit einer Thatsache bedingt ist. Demnach bezeichnet B. im weitern Sinne sowohl Beweisung (Beweisführung), als das Resultat derselben (den erbrachten B.), ohne Rücksicht darauf, ob dieses für die Gewißheit genügend ist oder nicht. Gewährt derselbe Gewißheit (vollen B.), so heißt er B. im engern Sinne, oder eigentlich in seiner wahren begrifflichen Bedeutung. In gleicher Weise, wie in dem Civilprozesse unterscheidet die heutige Doktrin auch im Kriminalprozesse zwischen Beweismitteln und Beweisgründen. Ein genauer, innerer oder begrifflicher Unterschied zwischen Beweismittel und Beweisgrund wird nirgends angegeben, wie denn überhaupt alle Rechtslehrer bloß im Eingange der Beweislehre einen solchen Unterschied machen, während sie in der Darstellung selbst bloß von den einzelnen Beweismitteln handeln. Was man von dem Beweismittel als Grund unterscheidet, ist in Wahrheit auch im Strafprozesse nicht ein neben dem ersteren bestehendes materiell Selbstständiges, sondern bloß der rechtliche Werth, die Beweiskraft des Beweismittels, das Urtheil darüber, ob und in wie weit das gebrauchte Mittel die Wahrheit einer Thatsache überhaupt und insbesondere im konkreten Falle zu begründen, d. i. zu erweisen vermöge. Man kann daher, logisch richtig, die Beweismittel selbst als die Gründe für die Wahrheit der Thatsachen auffassen, würde aber dann freilich nicht den Zeugen, sondern das Zeugniß, nicht den Angeschuldigten, sondern das Geständniß, und nicht den Richter, sondern den Augenschein Beweismittel nennen müssen. Ueber die Zahl der Beweismittel herrschen verschiedene Meinungen, indem man z. B. bald das Geständniß und die eigene Wahrnehmung des Richters, bald die Anzeichen, bald den Eid von den Beweismitteln ausschließt und das Gutachten der Sachverständigen mit dem Augenschein zusammenfaßt. Gemeinrechtlich gibt es folgende Beweismittel: richterlicher Augenschein, Befund und Gutachten der Sachverständigen, Geständniß des Angeschuldigten, Zeugniß, Urkunden, welche jedoch da, wo sie nicht den objektiven Thatbestand selbst bilden, kein selbstständiges Beweismittel sind, sondern nur ein anderes (z. B. Zeugniß, Geständniß) enthalten, Eid und für den erkennenden Richter auch die Anzeichen, welche dagegen für den Untersuchungsrichter Gegenstand der Bewahrheitung sind. Die Beweiskraft ist ihrem Begriffe nach von der im Civilprozesse nicht verschieden; sie ergibt sich im speciellen Falle aus der Vergleichung der faktischen Beschaffenheit des Beweismittels mit den gesetzlichen Erfordernissen desselben.

Man theilt den Kriminalbeweis auch nach verschiedenen Gesichtspunkten ab, nämlich: 1) nach dem Gegenstande, welchen er betrifft, in Anschuldigungs- und Entschuldigungsbeweis (probatio accusationis [offensiva s. aggressiva] et excusationis s. exculpationis [defensiva]). Jener hat solche Thatsachen zum Gegenstande, welche sich auf die Verurtheilung beziehen; dieser hingegen solche, welche die Freisprechung oder wenigstens die Milderung, beziehungsweise Minderung der Strafe bezwecken. Während einige Rechtslehrer diese Abtheilung mit der in B. und Gegenbeweis identisch halten, unterscheiden Andere die letztere Abtheilung noch als eine besondere von der ersteren, indem sie die Eintheilung in B. und Gegenbeweis auf die Richtung der Beweisführung gründen und den Gegenbeweis als die Darstellung der Gründe für das Nichtseyn derjenigen Thatsache, auf deren Daseyn ein bereits geführter B. gerichtet ist, auffassen. 2) Nach der Art, wie die Wahrheit erkannt wird, ist der B. entweder ein natürlicher (unkünstlicher, unmittelbarer, direkter, historischer), oder ein künstlicher (mittelbarer, indirekter, philosophischer, rationaler; probatio naturalis inartificialis v. artificialis), je nachdem er die Thatsachen, welche zum Umfange der Anschuldigung oder Entschuldigung gehören, selbst, oder andere Thatsachen zum Gegenstande hat, von welchen auf die Wahrheit der ersteren geschlossen werden kann. Man nennt diese Thatsachen auch Anzeichen, Indicien (s. d.), weil sie vermöge ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit auf die zu bewahrheitenden Thatsachen hinweisen oder mit diesen in einer inneren Verbindung stehen, und den künstlichen B. deshalb auch Anzeichen- oder Indicienbeweis (s. d.). 3) Nach der Zahl der Beweismittel, durch welche die Gewißheit von einer bestimmten einzelnen Thatsache bewirkt wird, ist der B. ein einfacher, oder ein zusammengesetzter (probatio simplex v. composita), je nachdem diese Gewißheit durch eine

einzige Gattung von Beweismitteln, z. B. durch Zeugniß, oder erst durch die Zusammenwirkung mehrer Gattungen, wovon eine einzige in ihrer speciell vorliegenden Beschaffenheit für sich allein zur Begründung derselben nicht genügt, erreicht wird. Es gehört also wesentlich zum Begriffe des zusammengesetzten B.es, daß keines der denselben bildenden Beweismittel für sich allein schon volle Gewißheit begründe. Wird daher irgend eine Thatsache, welche bereits durch eine einzige Gattung von Beweismitteln vollständig erwiesen ist, auch noch durch andere Beweismittel bewahrheitet oder wahrscheinlich gemacht, so ist kein zusammengesetzter B., sondern eine harmonirende Konkurrenz von B.en vorhanden, welche in den meisten Fällen eintritt und natürlich die Gewißheit noch mehr begründet. 4) Endlich ist der B., als Ergebniß der Beweisführung aufgefaßt, entweder ein vollständiger, oder ein unvollständiger (probatio plena v. minus plena), je nachdem dieses Ergebniß in kriminalrechtlicher Gewißheit oder nur in einem mehr oder weniger hohen Grade von Wahrscheinlichkeit besteht. Der vollständige B. läßt so wenig als die Gewißheit selbst, mit welcher er, als deren zureichender Grund, in Eins zusammenfällt, Grade zu; dagegen wird der unvollständige B. nach den Hauptgraden der Ungewißheit in halben, mehr als halben und weniger als halben abgetheilt. Ueber diese Begriffe der Unterarten herrscht dieselbe Unbestimmtheit wie im Civilprozesse. Will man diese Begriffe nicht nach den Resultaten der unvollkommenen Beweisführung als Zweifelhaftigkeit, Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit auffassen, so hat der halbe B. auch den Sinn, daß nach der gesetzlichen Beweistheorie zur vollen Gewißheit gerade noch so viel Gründe erforderlich wären, als durch denselben erbracht worden sind, woraus sich der Begriff des mehr u. des weniger als halben B.es von selbst ergibt.

Gegenstand des B.es ist im Allgemeinen jede nicht schon völlig gewisse Thatsache, welche zum Umfange der Anschuldigung oder der Entschuldigung gehört, oder mittel- oder unmittelbaren Einfluß auf jene oder diese hat. Der Begriff von Beweissatz im Sinne des Civilprozesses fällt im Strafverfahren ganz hinweg, weil es in diesem kein Beweisinterlokut gibt und es überhaupt nicht wohl möglich ist, die einzelnen Gegenstände der Beweisung im Voraus zu bestimmen, da man bei dem Beginne des Verfahrens den ganzen Stoff und Umfang der Untersuchung in der Regel noch nicht kennt und im Verlaufe derselben objektive und subjektive Umstände und Verhältnisse sich ergeben können, an die man früher gar nicht dachte. Dagegen besteht hier, wie im Civilprozesse, die Beweislast, d. i. die Verbindlichkeit zur Beweisung. Auch hier hat der anklagende Theil, er sey ein Privatankläger, wie im akkusatorischen, oder der Staat, wie im inquisitorischen Verfahren, die Pflicht, die Anschuldigungsbehauptungen zu beweisen, wenn die durch die Anklage bezweckte Verurtheilung rechtlich möglich und deshalb im Erkenntnisse auch ausgesprochen werden soll. Ebenso liegt auch dem Angeschuldigten in Bezug auf die Entschuldigung die Beweislast nicht minder ob, als dem auf civilrechtlichem Wege verfolgten Beklagten. Von einer Beweisauflage im Sinne des Civilprozesses ist freilich weder hier noch dort die Rede. Ein abgesondertes Beweisverfahren, wie im Civilprozesse, gibt es im Strafprozesse nicht, sondern der ganze Prozeß ist Beweisverfahren, oder in Bezug auf den Inquisitionsprozeß richtiger Beweisaufnahme. S. Kriminalprozeß.

Eine außerordentliche Beweisführung im Sinne des Civilprozesses kommt zwar im Kriminalverfahren deshalb nicht vor, weil es in diesem keine besondere Beweisperiode gibt; in gewisser Hinsicht kann man jedoch auch im Strafprozesse von einem außerordentlichen B.e sprechen. Geht man nämlich davon aus, daß der eigentliche Strafprozeß erst mit dem Verfahren gegen eine bestimmte Person, d. i. mit der Specialinquisition, beziehungsweise mit der Einreichung des Anklagelibells beginnt u. daß sonach dieses Verfahren, da es seinem ganzen Umfange nach nur in der Beweisaufnahme besteht, zugleich die ordentliche oder regelmäßige Beweisführung bildet, so erscheint jede Beweisaufnahme, welche nicht während der Dauer dieses Prozesses erfolgt, als eine außerordentliche. Zu dieser gehört daher jede Beweisaufnahme, welche der Specialuntersuchung vorangeht, oder nach Beendigung derselben Statt findet. Die vorangehende Beweisaufnahme bildet den Gegenstand der General- oder Voruntersuchung. Geht diese ohne Zeitunterbrechung in die Hauptuntersuchung über, so kann man die in jener gepflogene Beweisaufnahme in Bezug auf diese als eine anticipirte (vorläufige) betrachten, in sofern die Pflicht des anschuldigenden Staates, den Anschuldigungsbeweis zu führen, erst mit der Specialinquisition beginnt, er aber die Punkte, welche schon in der Voruntersuchung hergestellt wurden, jetzt nicht mehr von Neuem zu beweisen braucht, weil er den B. bereits vorher geführt, d. i. anticipirt hat. Kann dagegen nach der Beendigung der Voruntersuchung keine Specialinquisition eingeleitet werden, weil man den Thäter nicht ausfindig machen, oder gegen ihn keinen hinreichenden Verdacht begründen kann, so ist die Beweisaufnahme der Voruntersuchung eine Beweisaufnahme zum ewigen (bleibenden) Gedächtnisse (probatio in perpetuam rei memoriam), von welcher, als einer anticipirten, erst dann wirklicher Gebrauch gemacht wird, wenn die Specialuntersuchung eingeleitet werden kann. Derselbe Fall eines B.es zum ewigen Gedächtnisse tritt auch ein, wenn bei der Gewißheit des objektiven Thatbestandes der wirklich eingeleitete Strafprozeß kein verurtheilendes Erkenntniß gegen den Angeschuldigten zu begründen vermag. Die Fälle, in welchen dieser vorläufige B. die Gewißheit begründet, daß gar kein strafbares Verbrechen vorliegt, gehören nicht hierher. Im Anklageprozesse beginnt die Pflicht des Anklägers zur Beweisführung erst mit dem Leugnen des Angeschuldigten. Die diesem vorgängige Beweisführung kann daher ebenfalls eine anticipirte genannt werden. Der nachfolgende B., welcher nämlich nach geschlossener Specialuntersuchung geführt wird, kann zu jeder Zeit, sowohl vor als nach der Urtheilsfällung, Statt finden, er mag die Anschuldigung oder Entschuldigung betreffen, der

Prozeß mag akkusatorisch oder inquisitorisch geführt und das Urtheil noch unvollzogen oder bereits vollzogen worden seyn, ohne daß es einer vorgängigen Wiedereinsetzung in den vorigen Stand bedarf, da es im Strafprozesse wegen des Grundprincips der materiellen Wahrheit weder eine peremtorische Beweisfrist, noch eine Rechtskraft im Sinne des Civilprozesses gibt.

Die Momente, wonach sich die Kraft der B.e richtet, beziehen sich zwar größtentheils auf die besonderen Arten der einzelnen Beweismittel, doch lassen sich auch einige allgemeine Gesichtspunkte aufstellen, nach welchen die Kraft des geführten B.es überhaupt zu beurtheilen ist. Dieselbe hängt nämlich ab: 1) von der Beschaffenheit der einzelnen Beweismittel an und für sich: ob und inwiefern sie nach Vorschrift der Gesetze und nach ihrer eigenthümlichen Natur überhaupt Gewißheit gewähren können, und ob insbesondere die Bedingungen vollständig vorhanden seyen, nach welchen ihre individuelle Beweiskraft zu bemessen ist ꝛc.; 2) von der Zahl und dem gegenseitigen Verhältnisse der Beweismittel: ob in den Fällen, wo die Gesetze eine bestimmte Anzahl gleichartiger Beweismittel, wie z. B. bei dem Zeugenbeweise, zur Vollständigkeit des B.es verlangen, dieselbe vorhanden, ob die Ergebnisse der gleichartigen oder verschiedenen Beweismittel mit einander übereinstimmen, sich gegenseitig unterstützen, oder mit einander im Widerspruche stehen ꝛc.; 3) von der Beschaffenheit des Inhaltes eines jeden Beweismittels: ob dieser an sich wahrscheinlich und nicht sich selbst widersprechend sey, ob er das Beweisthema vollständig und unmittelbar bestätige, oder nur einzelne Momente desselben, oder andere Thatsachen betreffe, von welchen erst auf das Beweisthema geschlossen werden muß, ob der Inhalt mit anderen erwiesenen Thatsachen übereinstimme ꝛc.; 4) von dem Verhältnisse der für die Gewißheit sprechenden Gründe zu den Gegengründen; 5) von der Beschaffenheit der bei der Beweisaufnahme beobachteten Förmlichkeiten. Vollständigkeit des Anschuldigungsbeweises ist vorhanden, wenn alle Anschuldigungspunkte durch gesetzlich gebilligte Beweismittel zur kriminalrechtlichen Gewißheit erhoben sind; sie bewirkt die Verurtheilung des Thäters in die gesetzliche Strafe und in die Prozeßkosten und begründet das Recht des Verletzten auf privatrechtliche Entschädigung. Der Anschuldigungsbeweis ist unvollständig, wenn nicht alle Anschuldigungspunkte zur kriminalrechtlichen Gewißheit erhoben sind. Jede Art einer solchen Unvollständigkeit macht ein in der Hauptsache verurtheilendes Erkenntniß rechtlich unzulässig, da der Staat kein Uebel zufügen darf, von dem nicht völlig gewiß ist, daß es der Angeschuldigte auch wirklich nach den Gesetzen verschuldet habe. Bloße Wahrscheinlichkeit kann daher keine Strafzufügung rechtfertigen. Die sogenannte außerordentliche Strafe, welche die älteren Praktiker und selbst neuere Rechtslehrer bei einem unvollständigen, besonders künstlichen Anschuldigungsbeweise, vorzüglich als Surrogat der Folter, zuließen, ist schlechthin unstatthaft. Die Wirkungen des unvollständigen Anschuldigungsbeweises beziehen sich theils auf den Prozeß, theils auf die Urtheilsfällung, theils auf die Folgen nach derselben. Ein wenigstens bis zur Hälfte erbrachter Anschuldigungsbeweis bewirkt in Bezug auf den Prozeß die Statthaftigkeit mancher lästigen Prozeßhandlungen, als die Anwendung drückender Mittel, um den Angeschuldigten, wenn er der Flucht verdächtig oder bereits flüchtig ist, vor Gericht zu stellen, insbesondere Verhaftung, Steckbriefe und öffentliche Ladung, die Konfrontation. Die Lossprechung, die auf einen unvollständigen B. erfolgt, ist nach dem alten inquisitorischen Verfahren entweder Lossprechung von der Instanz (absolutio ab instantia), oder Lossprechung unter der Bedingung des Reinigungseides, oder gänzliche (unbedingte) Freisprechung. Vergl. Neuwark, De probat. in judicio crim., Gröningen 1817; Mittermaier, Theorie des Beweises in peinlichen Sachen, 2 Bde., Darmst. 1821; Derselbe, Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprozeß, das. 1834.

Beweisstellen (dicta probantia, s. classica, loci classici, sedes doctrinarum), Stellen aus einer unbedingte Autorität genießenden Schrift zur Begründung einer Lehre oder Behauptung, z. B. in Rechtssachen Stellen aus gültigen Gesetzen, in der Dogmatik Stellen aus anerkannten Symbolen, insbesondere aber aus der Bibel. Letztere wurden von den ältern protestantischen Theologen oft zusammengestellt und erklärt, z. B. von Semler (Historische und kritische Sammlungen über die Beweisstellen der Dogmatik, 2 Thle., Halle 1764—1768); G. Bauer (Dicta classica Vet. Test. selecta, 2 Bde., Leipzig 1798 und 1799). Man pflegte sie in zwei Klassen zu theilen, in solche, welche das Dogma mit klaren Worten enthielten, und solche, aus denen es sich durch einen logischen Schluß ableiten ließ. Die neuere rationelle Dogmatik legt im Ganzen weniger Werth auf einzelne Bibelstellen, da ihre Tendenz mehr dahin geht, das Dogma aus dem in der heiligen Schrift ausgeprägten religiösen Geiste organisch abzuleiten. Vgl. Dogmatik.

Beweisverfahren (Beweisinstanz), s. Beweis.

Bewick, Thomas, ausgezeichneter englischer Holzgraveur und Zeichner, Gründer einer bessern Epoche der Formschneidekunst, geboren 1753, Schüler des Kupferstechers Bielby in Newcastle, gewann 1775 den von der londoner Gesellschaft der Künste ausgesetzten Preis für den besten Holzschnitt und † 1828. Hauptwerke sind: „A general history of quadrupeds“ (Newcastle 1790, London 1811), „History of british birds“ (2 Bde., London 1809). Man bewundert an den darin gegebenen Abbildungen eben so sehr die Richtigkeit der Zeichnung, als die Wahrheit des Ausdrucks und die Zartheit des Schnittes. B. erfand auch die neue Verfahrungsart, wodurch man selbst im Holzschnitte alle Abstufungen der Tinten erreichen kann, indem man der Oberfläche der Holztafeln verschiedene Höhen gibt.

Bewillkommnungen, s. Begrüßungen.

Bewurf, die Bekleidung der Mauern, Wände und Decken eines Gebäudes zur Verschönerung und zum Schutz gegen die schädlichen Einwirkungen der Witterung.

Bewußtseyn, zunächst das Wissen oder deutliche Erkennen, daß Etwas sey. Dieses Etwas

kann nur zunächst die Außenwelt seyn, welche vermöge der sinnlichen Empfindungen, von welchen der Mensch weiß, daß er durch sie afficirt wird, geistiges Eigenthum wird. In sofern nun aber der Geist sich der Objekte als äußerlicher bewußt wird und sich überzeugt, daß diese Objekte wohl vermöge der geistigen und sinnlichen Wahrnehmungen in ihm, aber nicht er selbst sind, wird derselbe bewogen, sich als einen Andern den Objekten gegenüberzusetzen, d. h. sich seiner selbst bewußt zu werden. Vgl. Selbstbewußtseyn und Ich.

Bex, großes städtisch gebautes Dorf oder Marktflecken im schweizerischen Kanton Waadt, Bezirk Aigle, in einer reizenden Lage am Avençon, bei der Mündung der Grionne in die durch Felsen sich zwängende Rhone, über welche eine schön und leicht gebaute Brücke von einem einzigen kühn gespannten Bogen führt, 2453 Fuß über dem Meere liegend. Der Ort hat schöne steinerne Häuser, eine geschmackvolle Kirche, Gradirwerke, eine Salzsiederei und 3000 Einwohner. Die 1454 entdeckten Salzminen, bis zur Entdeckung der in Basellandschaft die einzigen der Schweiz, liefern jährlich 20—30,000 Centner Salz in die Salinen Aigle und Bevieux; um sie zu benutzen, ist durch das festeste Gestein ein mit Luftzügen versehener Stollen von 4000 Fuß Länge, 6½ Fuß Höhe und 3½ Fuß Breite gegraben. Oberhalb B.' befinden sich salinische Schwefelquellen von 18—28° R. mit Kuranstalt, und östlich die Trümmer des Schlosses Duin. Die ganze Umgegend zeigt überall großen Reichthum an Naturschönheiten.

Bexar, auch San Antonio de B. genannt, Stadt in Texas, 90 Meilen von Austin, 243 Meilen von Houston, 200 Meilen von Rio grande, 140 Meilen von Aransas, eine der ältesten spanischen Städte von Nordamerika, mit steinernen Häusern und flachen Dächern, zu beiden Seiten des San Antonio, oberhalb der Einmündung des Medma, sehr regelmäßig gebaut, indem alle Straßen von einer Kirche in der Mitte auslaufen, in einer wegen ihrer Gesundheit berühmten Gegend. Vor der Revolution hatte die Stadt 10,000, jetzt etwa 2000 Einwohner. In der Nähe das Fort Alamo.

Bexis (griech.), der Husten.

Bexley, Nicholas Vansittart, Lord, englischer Finanzminister, zweiter Sohn des Henry Vansittart, vormaligen Gouverneurs von Bengalen, dessen Familie ursprünglich aus Danzig stammte, später aber in dem jülichschen Städtchen Sittart (woher der Name van Sittart) begütert war, am 29. April 1766 geboren, verlor, erst 4 Jahre alt, seinen Vater durch den Schiffbruch der Fregatte „Aurora“ auf der Fahrt nach Indien. Er wurde von Verwandten erzogen und für den Advokatenstand bestimmt, widmete sich aber der parlamentarischen Laufbahn und ward 1796 für Hastings ins Unterhaus gewählt. Gleichzeitig betrat er die diplomatische Laufbahn, und 1801 ward er nach Kopenhagen gesandt, um Dänemark von der russischen Allianz abzubringen. Da indeß der dänische Hof, von Rußland u. Frankreich eingeschüchtert, die Annahme eines englischen Gesandten verweigerte, kehrte B. bald nach England zurück, wo er Sekretär des Schatzamtes unter dem Ministerium Addington ward. Im Jahre 1805 beim Wiederemporkommen der Tories ward er Generalsekretär für Irland und 1812 bei der Bildung des Ministeriums Liverpool Schatzkanzler (Finanzminister), für welches Amt ihn seine Geistesrichtung besonders geschickt machte. Schon 1795 hatte er eine Reihe von Flugschriften über die Leitung der Bank an Pitt gerichtet und sich durch eine ächt torystisch gehaltene Schrift über die Nationalschuld empfohlen. Nach dem Tode Lord Londonderry's 1822 erhielt er, nach 26jähriger Anwesenheit im Unterhaus, die Pairswürde mit dem Titel von seinem Landsitze Bexley in Kent, mußte aber das Finanzministerium mit der Kanzlerschaft des Herzogthums Lancaster vertauschen, mit welcher ebenfalls ein Sitz im Kabinet verbunden ist. Erst 1828 zog sich B. vom öffentlichen Leben zurück und † den 8. Februar 1851. Er war eine Zeitlang Vorsteher des Kings College, d. h. der londoner Universität.

Bey, s. v. a. Beg.

Beyerland (Stryen), Insel, zur niederländischen Provinz Südholland gehörig, vor der Maasmündung gelegen, mit 2 gleichnamigen Dörfern an der Nordküste, westlich Nieuw-B., mit 910 Einwohnern, östlich Oud-B., mit 2890 Einwohnern; im Südosten Stryen, mit 1150 Einwohnern.

Beygwer, Diener Frey's, des Gottes der Fruchtbarkeit, zugleich sein Truchseß und ein trefflicher Koch; bei Aegirs Trinkgelag wird ihm von Loke Feigheit u. eine kleine Statur vorgeworfen.

Beyla, Frey's Dienerin und Freundin der Mutter Loke's, Laufeia, was sie bewog, Loke, als er bei Aegirs Trinkgelag alle Götter schmähte, um Schonung für seine Mutter zu bitten.

Beyle, Henri, origineller französischer Schriftsteller, besonders durch kunstgeschichtliche Werke berühmt, war geboren 1783 zu Grenoble, wo sein Vater Advokat am Parlamente war. Durch diesen erhielt er eine Stelle bei der Verwaltung der kaiserlichen Civilliste, machte als Inspektor des kaiserlichen Mobiliars den Feldzug in Deutschland mit und ward 1812 Auditeur im Staatsrathe. Während der ersten Restauration verlor er als erklärter Anhänger Napoleons seine Stelle, trat nach des Kaisers Rückkehr von Elba wieder in dessen Reihen u. ging nach der zweiten Restauration nach Italien, das er schon früher im Gefolge der französischen Heere gesehen hatte. Nach der Julirevolution von 1830 wurde er zum Generalkonsul in Triest ernannt, ging aber, weil ihm die österreichische Regierung wegen seiner Schriften das Exequatur verweigerte, in gleicher Eigenschaft nach Civitavecchia und † daselbst im April 1842. Seine zahlreichen Schriften gab er größtentheils, angeblich aus Achtung für den zu Stendal in der Mark geborenen Winckelmann, unter dem Pseudonym Stendal heraus; die bedeutendsten derselben sind: „Lettres sur Haydn“ (Paris 1815) und „Vie de Haydn, Mozart et Metastase“ (das. 1817), beide unter dem Namen Bombet herausgegeben; ferner: „Rome, Naples et Florence“ (das. 1817; 3. Aufl. 1826), eines der geistreichsten Bücher über Italien, doch etwas weitschweifig, wie B.'s Schriften überhaupt;

„Del romantismo nelle arti“ (Florenz 1819); „Racine et Shakespeare“ (Paris 1823), eine interessante, besonders von der romantischen Schule lebhaft begrüßte Skizze; „Vie de Rossini“ (das. 1825, 2 Bde.), B.'s gediegenstes Werk; „Promenade dans Rome“ (das. 1829). Seine beiden Tragödien „Cenci“ und „La duchesse de Palliano“ (1833) beweisen kein großes dramatisches Talent: desto mehr Aufsehen erregte sein Roman „La Rouge et le Noir“ (Paris 1830, 2 Bde.; 1831, 6 Bde.).

Beyme, Karl Friedrich, Graf von, preußischer Staatsmann, geboren 1765 zu Königsberg in der Neumark aus einer bürgerlichen Familie, studirte in Halle die Rechte, ward später Kammergerichtsrath zu Berlin u. 1798 an Menkens Stelle königlicher Kabinetsrath. Diese dem Fürsten so nahe Stellung erregte ihm Neider und Widersacher, indem die adeligen Staatsminister in dem bürgerlichen Kabinetsrathe „wo nicht den Staatschef, doch wenigstens einen Premierminister“ zu erblicken meinten. Man machte ihm den Vorwurf, daß er ein bloßer Jurist sey und der Form überall das Wesen aufopfere. Inzwischen waren viele seiner Tadler noch viel weniger Staatsmänner, als B., denn er hatte wenigstens den Vorzug, eine Wissenschaft kultivirt zu haben, während jene, mit Ausnahme des Ministers Struensee, meist unwissend waren und ihre Virtuosität nur in ihre physische Persönlichkeit setzen konnten. Das Jahr 1806 machte diesen unheilvollen und unerquicklichen Regierungsverhältnissen in Preußen mit einem Male ein Ende. B. schied aus dem Kabinet, leitete fortan das Justizministerium und erhielt 1808 unter Altensteins Verwaltung den Titel eines Großkanzlers. Als Hardenberg ans Ruder des Staats trat, sah sich B. in seiner Wirksamkeit gehemmt, verließ jedoch den aktiven Dienst nicht ganz. In den Jahren 1813 und 1814 war er Civilgouverneur von Pommern, dann arbeitete er wieder als wirklicher Staatsminister an der neuen Organisation der Justizverwaltung. Im Jahre 1816 in den Grafenstand erhoben, zog er sich nach der ministeriellen Krisis von 1819 auf sein Schloß Steglitz bei Berlin zurück und † daselbst 1838. Vergl. J. D. E. Preuß, Worte der Erinnerung am Sarge B.'s gesprochen, Berl. 1838.

Beza (de Bèze), Theodor, berühmter genfer Reformator, nächst Calvin an Geist u. Einfluß der ausgezeichnetste unter den Wortführern der reformirten Kirche in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, geboren aus adeligem Geschlechte am 24. Juni 1519 zu Vezelay in Nivernois, wo sein Vater, Peter de Bèze, Bailli war. Kaum der Mutterbrust entwöhnt, ward er nach Paris zu seinem Oheim, dem Parlamentsrath Nikolaus de Bèze, gebracht, der ihn im 9. Jahre nach Orleans schickte. Hier führte ihn Melchior Volmar, ein der Reformation ergebener deutscher Philolog, in das klassische Alterthum ein und machte ihn zugleich mit den Grundsätzen des Protestantismus bekannt. Als Volmar Professor an der Akademie zu Bourges ward, folgte ihm B. dahin und wohnte in dessen Hause bis 1535. Dann kehrte er nach Orleans zurück, um nach seines Vaters Willen Jurisprudenz zu studiren, ward 1539 Licentiat der Rechte, machte sich schon damals als eleganter lateinischer Dichter durch muthwillige und witzige Gedichte (Poemata, Paris 1548, u. in spätern Nachdrücken Poemata juvenilia), die ihm später bittere Vorwürfe und eigene Scham erregten, bekannt und begab sich dann nach Paris. Von einem andern Oheim erhielt er dort die Anwartschaft auf dessen einträgliche Abtei Froidmont, die jener zu seinen Gunsten niederlegen wollte, und lebte von den Einkünften zweier einträglicher Pfründen und dem Nachlasse eines Bruders ziemlich locker. Seine einnehmende Gestalt, seine Talente und seine Verbindungen mit den vornehmsten Familien öffneten ihm die glänzendsten Aussichten; aber umsonst suchten Freunde und Verwandte den unsteten Jüngling zu einer bestimmten Berufsart hinzuleiten. Mit den bedeutenden Männern, welche in Frankreich bereits der Reformation beigetreten waren, stand B. damals noch in keiner Verbindung. Aber schon seit geraumer Zeit liebte er Claudine Denosse, welcher er insgeheim die Ehe versprochen hatte, wurde jedoch durch die Furcht, seine Beneficien zu verlieren, von der Erfüllung seines Versprechens abgehalten. Damals öffnete er sein Herz seinem frühern Lehrer und jetzigen Freunde Volmar und schilderte ihm in Briefen den in ihm Statt findenden Kampf der Neigung und Ueberzeugung mit Reichthum, Ehre und Auszeichnung, in welchen er Fallstricke des Satans erblickte. Eine schwere Krankheit, in die er 1548 verfiel, machte dem langen Schwanken ein Ende; er faßte den Entschluß, sein Versprechen zu erfüllen u. sich dem Dienste der reformirten Kirche zu widmen. Alle Vortheile seiner Lage in Paris aufgebend, ging er nach seiner Genesung 1549 nach Genf, verband sich mit Claudine, die ihn schon 1543 von seinen Ausschweifungen abgezogen hatte, und bekannte sich öffentlich zur evangelischen Lehre, welcher er nach seinem eigenen Geständniß schon seit seinem 16. Lebensjahre zugethan gewesen war. Nun besuchte er seinen Geistesverwandten Volmar, jetzt in Tübingen, dem er kurz zuvor die erste Ausgabe jener Jugendgedichte zugeeignet hatte, u. nahm auf dessen Rath eine Professur der griechischen Sprache zu Lausanne an. Während seiner 10jährigen Verwaltung dieses Amtes verfaßte er mehre gelehrte Arbeiten, welche ihn berühmt machten. Sein Trauerspiel: „Das Opfer Abrahams“ („Le sacrifice d'Abraham“, Lausanne 1550), worin der Teufel als Mönch agirt, fand allgemeinen Beifall; segensreicher war aber für die Kirche die Vollendung der französischen poetischen Psalmenübersetzung, die schon Marot begonnen hatte u. die nun von B. auf Calvins Rath fortgesetzt wurde. Sie erschien in Lyon 1563 und liegt, in späterer Zeit etwas modernisirt, noch immer dem Kirchengesange der reformirten Gemeinden in Frankreich und der Schweiz zum Grunde. Calvin leistete er wesentliche Dienste durch seine polemischen Schriften über Prädestination u. Abendmahl gegen Tilemannus, Heshusius u. Joachim Westphal. Castellio's Bibelübersetzung stellte er 1556 seinerseits eine lateinische Uebersetzung und 1557 eine Erklärung des Neuen Testaments entgegen. Aber mit Calvin verirrte er sich auch in

der Ansicht über die Bestrafung der Ketzer; in seinem Buche: „De haereticis a civili magistratu puniendis etc.“ (1554; französisch von Nic. Colladon unter dem Titel: „Traité de l'autorité du magistrat etc.“) suchte er Servets Hinrichtung gegen Castellio zu rechtfertigen und stellte darin Grundsätze der Unduldsamkeit auf, welche die Religionsverfolgungen überhaupt begünstigen u. die weltliche Macht gewissermaßen nur zur Vollzieherin geistlicher Strafurtheile machen würden, wie sehr ihm auch die grausamen Verfolgungen der protestantisch gesinnten Häretiker in Frankreich und mehre Gegenschriften das Abscheuliche jener Grundsätze hätten deutlich machen sollen. Er erwarb sich dessenungeachtet das Vertrauen der reformirten Schweizer in einem so hohen Grade, daß sie ihn 1558 einer Gesandtschaft an die protestantischen Fürsten Deutschlands (Kurpfalz, Hessen und Würtemberg) beiordneten, deren Fürsprache bei dem französischen Hofe die Befreiung der in Paris verhafteten Reformirten auswirken sollte. Auf dieser Reise traf B. in Frankfurt mit Melanchthon zusammen. Durch Calvins Einfluß immer mehr der praktischen Theologie gewonnen, ging er 1559 nach Genf, erhielt daselbst auf Calvins Empfehlung das Bürgerrecht und ward als Prediger und bald auch als Professor der Theologie dessen thätiger Gehülfe. Sein Talent zum Unterhandeln mit den Großen der Erde nahm die reformirte Kirche nun vielfältig in Anspruch. Auf Ansuchen der französischen Großen, welche die Reformation angenommen hatten (Ludwig von Condé, Kaspar und Franz von Coligny ꝛc.), machte er 1559 eine Reise nach Nerac, um den König Anton, den Gemahl Johanna's von Navarra, welche der Reformation ergeben war, für dieselbe zu gewinnen; seine Bemühungen hatten den besten Erfolg, die Reformation wurde im ganzen Königreiche von Staats wegen eingeführt. Im J. 1561 besuchte er auf Verlangen des Königs von Navarra u. mit Bewilligung der genfer Regierung mit Petrus Martyr Vermilio das berühmte Religionsgespräch zu Poissy, wo die ausgezeichnetsten Männer beider Religionsparteien gegen einander auftraten, aber ohne einander zu überzeugen. B. war dabei eine der wichtigsten Personen. Mit Kühnheit, Geistesgegenwart und rhetorischer Gewandtheit vertheidigte er die Sache der Reformation gegen den stolzen Kardinal von Lothringen (aus der Familie der mächtigen Guisen) so siegreich, daß dieser ausrief: „Wollte Gott, er würde stumm oder wir würden taub!“ und er selbst einer Katharina von Medicis Bewunderung einflößte. Als er in der Lebhaftigkeit der Disputation über die wirkliche Gegenwart des Leibes Christi beim Abendmahle sich des Ausdruckes bediente, der Leib Jesu Christi sey, wenn von dem Orte die Rede wäre, vom Abendmahle so weit entfernt, als der Himmel von der Erde, beschuldigten der Kardinal Tournon und die Schaar der Bischöfe ihn der Blasphemie, in Folge welcher das Gespräch abgebrochen sey; aber dieser Angriff gegen ihn blieb ohne Folgen, u. die Reformirten erlangten durch das Pacifikationsedikt von 1562 wenigstens das Zugeständniß des öffentlichen Kultus in den Vorstädten. B. blieb noch einige Zeit in Frankreich und predigte oft in den Vorstädten von Paris, sowie vor der Königin von Navarra u. dem Prinzen Condé. Bei dem Kolloquium zu St. Germain 1562 sprach er stark gegen die Bilderverehrung, war dann nach Ausbruch des Bürgerkrieges als Feldprediger im Gefolge des Prinzen Condé und kam nach dessen Verhaftung zum Admiral Coligny, den er bis zum Frieden begleitete. Nach dem Vertrage von 1563 trat er in Genf wieder in seine Aemter ein, fuhr fort, in theologischen Abhandlungen die reformirte Kirche zu vertheidigen, und galt nach Calvins Tode 1564, wo er dessen Nachfolger als Präsident der Versammlung der genfer Prediger und Lehrer ward, als der erste Theolog dieser Kirche. Im Jahre 1565 erschien sein Neues Testament, worin der Text der 3. stephanischen Ausgabe nach den von Henr. Stephanus vorgenommenen Vergleichungen und einigen andern Hülfsmitteln in neuer Gestalt mit der Vulgata, eigner lateinischer Uebersetzung und kritischen Anmerkungen gegeben wurde (1. Ausgabe, Genf bei Henr. Stephanus 1565, 2. Ausgabe 1582, 3. Ausgabe 1589, 4. Ausgabe 1598; 6 kleinere Ausgaben mit der eignen Uebersetzung B.'s erschienen 1566 — 1591). Durch die Betriebsamkeit holländischer Buchhändler und den Ruf von B.'s Namen erhielt jener Text die Geltung als Textus receptus, obwohl sein innerer Werth nicht gar hoch anzuschlagen ist. Wie er als Prediger und Seelsorger sein hohes Ansehen behauptete, so blieb er auch in vielen Streitschriften der beharrliche Vertheidiger calvinistischer Religionsgrundsätze, namentlich in der Prädestinationslehre. Im Jahre 1570 erhielt er vom genfer Rath auf das Ansuchen der Königin von Navarra und des Admirals Coligny die Erlaubniß, der allgemeinen Nationalsynode französischer Reformirten zu Rochelle beizuwohnen, wo ihm einmüthig der Vorsitz übertragen wurde; 1571 wohnte er der Synode zu Nismes bei und widersetzte sich hier den Anhängern des Johann Morel, welcher eine neue Kirchenzucht einzuführen suchte; 1572 verschaffte er denjenigen Hugenotten, die den Greueln der Bluthochzeit entronnen waren, Zufluchtsorte in Genf und Deutschland; 1574 ward er, nachdem er in Straßburg den Prinzen Condé gesprochen, in Religionsangelegenheiten an Johann Kasimir, Administrator der Pfalz, abgesandt, und 1586 maß er sich bei dem merkwürdigen Religionsgespräche zu Mömpelgard mit den würtembergischen Theologen, besonders Jakob Andreä und Brentius, und trat entschieden der lutherischen Ansicht von der Ubiquität des Leibes und Blutes Christi entgegen. Auch in andern Streitpunkten der Lutheraner und Reformirten verfocht er die Grundsätze der letztern mit Entschiedenheit. Bei der französischen Bibelübersetzung, die 1588 Cornelius Bertram u. A. herausgaben, übernahm er die Revision des Neuen Testaments. In demselben Jahre starb seine erste Gattin, und der 69jährige, immer noch lebhafte und rüstige Greis heirathete, nachdem er noch einer Synode zu Bern beigewohnt hatte, seine zweite Frau, Katharina Plania von Asti, Wittwe Franz Tarassi's, die sorgsame Pflegerin seines Alters, die er bisweilen seine Sunamitin nannte und, da er kinderlos blieb, zu seiner Universalerbin einsetzte. In

schwierigen Angelegenheiten holte die Regierung noch immer seinen Rath ein, z. B. über die Erneuerung des Krieges mit Savoyen. Als die Finanzen in Genf in so übeln Zustand gerathen waren, daß der Rath die Professoren verabschieden mußte, übernahm B. die ganze Last allein, bis 1591 günstigere Umstände die Zurückberufung seiner Kollegen gestatteten. Von der Beschränktheit seiner Glücksumstände zeugen die genfer Rathsregister, in welchen einer Unterstützung an Getreide und Wein erwähnt wird, welche dem Mangel leidenden treuverdienten Bürger und Kirchenlehrer 1597 gewährt ward. Anfälle von Schwindel, die ihn zuweilen befielen, nöthigten ihn in demselben Jahre zur Unterbrechung seiner öffentlichen Vorträge; 1599 zog er sich deshalb von dem Lehrstuhle und 1600 von der Kanzel zurück. Auch dann noch, ja selbst als sein Gedächtniß schwächer geworden war, suchte und beachtete man ehrfurchtsvoll in wichtigen Angelegenheiten den Rath des Nestors der genfer Kirche; selbst Heinrich IV. empfing ihn im December 1600 in der Nähe von Genf mit hoher Auszeichnung. Auf des Königs Frage, welchen Wunsch er habe, antwortete er: „Frankreich in Ruhe zu sehen"; in der That erhielt er Begünstigungen für die Reformirten in Lyon. Noch 1597 und später suchte Franz von Sales B. zur Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche zu bewegen; dieser wies aber die lockendsten Anerbietungen, auch die des Papstes, standhaft und entschieden zurück. Noch immer wußte er mit gewohnter Kraft der Wahrheit und des Witzes die Angriffe und Verleumdungen zurückzuschlagen, die seine Feinde, abtrünnige Glaubensgenossen, Lutheraner und besonders die Jesuiten gegen ihn häuften. Letztere sprengten 1597 aus, B. sey gestorben und habe sich noch vor seinem Ende zum katholischen Glauben bekannt; er widerlegte sie in einem Spottgedichte voll jugendlichen Feuers. B. † am 13. Oktober 1605 an Altersschwäche. Er hatte von Natur so wenig von seines Vorgängers und Meisters Calvin abstoßender Strenge, daß man scherzweise sagte, man möchte lieber mit B. in der Hölle, als mit Calvin im Himmel seyn. Aber um Einheit, Dauer u. Festigkeit in seiner Kirche zu erhalten, opferte er seine eigenen Meinungen den einmal angenommenen Calvins auf u. leistete ihr durch seine vielseitige Gelehrsamkeit, seinen beharrlichen Eifer, seinen gewandten Geist, seine glänzende Beredsamkeit und durch den Eindruck seiner noch im Alter überlegenen Persönlichkeit die wichtigsten Dienste. Er vertheidigte ihre Lehren mit geübter Kunst, Bestimmtheit u. genialem Feuer, oft auch mit unbarmherziger Schärfe und Derbheit. Der ungezähmte Witz und Spott seiner frühern Schriften und der große Ruf seiner spätern Jahre, während welcher man ihn als das sichtbare Haupt, als den Patriarchen der Bekenner und Freunde des Protestantismus in Frankreich und im ganzen südlichen Europa betrachtete, erweckten ihm zahlreiche Gegner, welche seine Aeußerungen und Handlungen auf das Strengste beurtheilten. Indeß verdient B. die von dieser Seite ihm gemachten Vorwürfe nicht; sein ganzes Leben war, seitdem er Paris hinter sich gelassen hatte, tadellos. Der gehässigen Verleumdung Jean Poltrot de Mercy's, des Mörders des Herzogs von Guise, B. u. Coligny hätten ihn zu dieser That bewogen, schenkten selbst die Liguisten keinen Glauben. Jedenfalls gehört B. zu den ausgezeichnetsten Geistern seines Zeitalters. Von seinen Schriften sind außer den bereits angeführten noch hervorzuheben: „Confessio christianae fidei et ejusdem collatio cum papisticis haeresibus" (Paris 1560), eine Rechtfertigung seines Uebertritts gegen seinen Vater; „Dialogi de praedestinatione, de coena sacra contra Io. Westphalium, Tilemannum, Heshusium, Castellionem etc.", voll beißenden Spottes und ungebändigter Laune; „Comédie du Pape malade, par Thrasibule Phénice" (Genf 1561, 1584. im Auszuge in der Bibl. du Théâtre Franç. von La Vallière); „Tractatio de repudiis et divortiis; accedit tractatus de polygamia" (Genf 1567, 1590; Deventer und Leyden 1651), gegen Bernhardin Ochin, welcher die Polygamie vertheidigt hatte; „Histoire ecclésiastique des Eglises réformées au royaume de France, depuis l'an 1521 jusqu'en 1563" (Genf 1580, 3 Bde.); „Icones virorum illustrium, cum emblematibus" (das. 1580; französisch von Simon Goulet); „Ad Sycophantarum quorundam calumnias, quibus unicum salutis nostrae fundamentum i. e. aeternam Dei praedestinationem evertere nituntur, responsio" (das. 1588); „Vita Calvini", vor: „Calvini epistolae et responsa" (das. 1575), welcher Briefwechsel B.'s mit Calvin sich handschriftlich auf der Bibliothek zu Gotha befindet, u. A. m. Ein Theil von B.'s Schriften ist gesammelt in: „Th. Bezae tractatus theolog." (Genf 1582, 3 Bde.). Vergl. Favius (de la Faye), De vita et obitu Th. Bezae, Genf 1606; F. C. Schlosser, Leben des Theodor B. und Peter Martyr Vermilio, mit einem Anhange bisher ungedruckter Briefe Calvins und B.'s und anderer Urkunden ihrer Zeit, Heidelberg 1809; J. W. Baum, Theodor B., nach handschriftlichen Quellen dargestellt, Leipzig 1843.

Bezauberte Bäder (Hamam Mescouteen, Hamam Secout), Bäder in der algierischen Provinz Konstantine; sie quellen warm (das heißeste Wasser hat 75°) in einem Thale vulkanischen Bodens, unter welchem sich beständig Geräusch hören läßt, welches die Araber Feenmusik nennen. Das Wasser wird gegen verschiedene Krankheiten gebraucht und führt Kalktheile mit sich, welche sich in verschiedenen Gestalten (von Menschen, Thieren &c.) ansetzen und, sich anhäufend, die Quellen verstopfen, so daß diese sich neue Ausgänge suchen müssen. Ueberbleibsel von Badehäusern und einer Kunststraße beweisen, daß schon die Römer sie kannten.

Bezborodko, Alexander, Fürst von, russischer Staatssekretär am Ende des vorigen Jahrhunderts unter der Regierung Katharina's II. und Pauls I., aus einem alten Bojarengeschlecht, geboren 1742 auf einem Gute seines Vaters in Kleinrußland, studirte in Kiew, wurde dann Offizier in einem Infanterieregiment, begleitete den Feldmarschall Rumjanzow auf seinen ersten Feldzügen gegen die Türken als Sekretär, wobei er namentlich die Geschäfte in der Moldau und Walachei besorgte, wurde 1774 von Katharina

mit dem Titel eines Obersten in der russischen Staatskanzlei und bald darauf als ihr Kabinetssekretär angestellt. Sein vorzüglichstes Talent war eine genaue Kenntniß der russischen Sprache, die er sehr fertig und rein schrieb, und eine große Gewandtheit, schnell etwas schriftlich abzufassen. Einst erhielt er von der Kaiserin den Befehl, einen Ukas zu entwerfen, vergaß aber den Auftrag und erschien, ohne den Ukas geschrieben zu haben. Katharina forderte ihn, und B., ohne sich lange zu besinnen, nahm das erste beste Blatt Papier aus seiner Schreibtafel und las den Ukas ab, als ob er ihn vor Augen hätte. Die Kaiserin, mit der Abfassung sehr zufrieden, nahm ihm das Blatt zur Unterschrift aus der Hand und war nicht wenig erstaunt, es leer zu finden; aber B.'s Geistesgegenwart gefiel ihr so wohl, daß sie ihm nicht nur keine Vorwürfe über seine List und Nachlässigkeit machte, sondern ihn vielmehr zu ihrem Geheimrath und 1780 zum Staatssekretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten ernannte. Seitdem und mehr noch seit Panins Tode 1783 genoß er das ganze Vertrauen Katharina's, wurde sehr mächtig und reich und von Joseph II. zum deutschen Reichsgrafen erhoben. Mit der Familie Woronzow eng verbunden (Graf Simon Woronzow gehörte zu seinen vertrauten Freunden), wirkte er insgeheim dem Einflusse des allmächtigen Potemkin entgegen. Im Jahr 1791 sandte ihn die Kaiserin nach Jassy, um mit der Pforte die Friedensunterhandlungen fortzusetzen, die Potemkin abgebrochen hatte. B. schloß am 9. Januar 1792 den Frieden zur großen Zufriedenheit der Kaiserin ab und wurde dafür an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gestellt. Nun stieg sein Ansehen von Tag zu Tag, er vertrat nach außen fast ausschließlich die Interessen Rußlands und hatte namentlich auch auf das endliche Schicksal Polens den entschiedensten Einfluß. Allein bald verdrängte ihn der Günstling Plato Subow, und B. verlor, ohne gerade in Ungnade zu fallen, nach und nach fast allen Einfluß. Er bot vergebens alle Künste des Hofmannes auf, um Katharinen zu gefallen; er blieb der ohnmächtige Minister. Paul I. erhob ihn bei seiner Thronbesteigung 1797 in den Fürstenstand und zum Kanzler mit dem Range eines Feldmarschalls und beauftragte ihn, ein Bündniß zwischen Rußland und Großbritannien gegen Frankreich einzuleiten, das B. auch 1798 zu Stande brachte. Der Kaiser war mit seinen Diensten so zufrieden, daß er ihm eines Tages mit einem Federzug 250,000 Rubel jährliche Einkünfte schenkte. B. † in St. Petersburg zu Anfang des Jahres 1799. Er war ein Staatsmann von lebhaftem Geist, tiefem politischen Blick, ausgebreiteten Kenntnissen und außerordentlichem Gedächtnisse. Lange Zeit wurden seine Dienstvorschriften für die Gesandten, seine Manifeste und Staatsbriefe als Muster angesehen. Dagegen herrschte Regellosigkeit in seinen Sitten, Unordnung und Nachlässigkeit in manchen Zweigen seiner Verwaltung. Er war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Kunst, und noch gegenwärtig erregt seine in dem ehemals von ihm innegehabten Palaste zu St. Petersburg aufgestellte Gemäldegallerie die Bewunderung der Kunstfreunde. Von seiner reichen Hinterlassenschaft vermachte er einen Theil öffentlichen Stiftungen; so gründete er das bezborodko'sche Gymnasium in Neshin, mit 25,000 Rubel jährlichen Einkommens. Mit dem Tode der Geheimräthin B. zu St. Petersburg im August 1824 erlosch seine Familie.

Bezerédj, Stephan, hervorragendes Mitglied der ungarischen Opposition von 1848, den 28. November 1796 zu Szerdahely im ödenburger Komitat geboren, besuchte die philosophischen und juristischen Schulen zu Oedenburg und Preßburg und ließ sich dann im tolnaer Komitat nieder, wo er sich entschieden der Oppositionspartei anschloß und schon 1823—25 an dem Widerstande gegen die konstitutionswidrigen Maßregeln der Regierung Theil nahm. Im Jahr 1830 zum Landtagsdeputirten für Tolna gewählt, vertrat er dieses Komitat bis 1849 auf den ungarischen Landtagen und zeichnete sich stets in den vordersten Reihen der Opposition kämpfend vor seinen Parteigenossen namentlich dadurch aus, daß er mehr die socialen, als die politischen Fragen behandelte, mehr mit philanthropischen, als mit Rechtsgründen stritt. Seine Reden, durch blühenden Styl und hinreißende Wärme ausgezeichnet, waren daher oft mehr pathetisch, als parlamentarisch. Mit besonderem Eifer auf Erleichterung der Lage der Bauern dringend, war er der Erste, der sich, nachdem am Landtage von 1833—34 die Frage der Adelsbesteuerung durchgefallen war, freiwillig der Besteuerung unterzog, wodurch Hunderte von Adeligen und Magnaten zur Nachahmung angeregt wurden. Ebenso ermöglichte er zuerst auf seinen Gütern den Bauern die Urbarialablösung, sowie er auch die Kolonisation mit Eifer und Erfolg betrieb. Seine mehr humane, als politische Richtung ließ ihn in den Revolutionsjahren von 1848 und 1849 eine hervorragende Stellung einnehmen. Als Deputirter auf dem Reichstage rieth er stets zur Versöhnung und hatte darum auch später keine kriegsrechtliche Verfolgung zu erdulden. Er † den 6. Mai 1856 zu Hidja im tolnaer Komitat. In seinen philanthropischen Bestrebungen unterstützte ihn wacker seine 1804 im eisenburger Komitat geborene Gattin, Amalia B., eine eben so talentvolle als gemüthsinnige Frau, durch ihre „Novellen und Erzählungen" (2 Bde., Pesth 1840) auch in Deutschland bekannt. Durch Gründung und Beförderung von Wartanstalten und Schulen wie durch ihre gediegenen Jugendschriften „Flori Fönyve" (3. wohlfeile und 3. Prachtausgabe, Pesth 1846) u. „Földesi estvék" (2. Ausgabe, das. 1848) erwarb sie sich besondere Verdienste um das ungarische Erziehungswesen. Sie † 1837, erst 33 Jahre alt.

Beziehungszeichen, mathematische Zeichen, durch welche man andeutet, ob von zwei gleichartigen Größen die eine größer oder eben so groß oder kleiner, als die andere, ist. Sie sind beziehungsweise $>$ (größer), $=$ (gleich), $<$ (kleiner).

Béziers, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Hérault, in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden des südlichen Frankreichs,

auf einer Anhöhe am linken Ufer der Orbe, über welche eine lange steinerne Brücke führt, die ein Meisterwerk der Baukunst ist, und in der Nähe des Languedockanals, der B. mit dem mittelländischen Meere und mit Cette verbindet. Aus den mit Thürmen besetzten, aber im Verfall befindlichen Stadtmauern führen 5 Thore; im Innern ist B. ziemlich gut gebaut. Es hat 2 öffentliche Plätze, 12 Kirchen, darunter die Kathedrale, welche durch ihre schönen gothischen Thürme schon von ferne den Blick auf sich zieht, zwei Hospitäler, eine Börse, ist Sitz eines Bischofs, eines Obertribunals, Handelsgerichts, Friedensgerichts u. a. Behörden, hat eine Bibliothek, gelehrte Gesellschaft, Ackerbaugesellschaft und eine merkwürdige Wasserleitung, die aus der Römerzeit stammt, aber nicht die Bestimmung hatte, Wasser zuzuführen, sondern solches fortzuschaffen, indem sie nämlich zur Austrocknung des Sumpfes und Sees von Montady diente, den sie in höchst fruchtbares Land verwandelt hat. Die Industrie ist bedeutend; in lebhaftem Betriebe sind Seiden- und Wollenmanufakturen, Branntwein- und Spritbrennereien, Essig-, Weinstein-, Grünspan-, Pergament-, Papier-, Seife- u. Glasfabriken, sowie Handel mit den eigenen Industrieerzeugnissen, Getreide, Vieh, Seide, Südfrüchten, Oel, Honig, Kork, Sardellen, vorzüglich auch mit Wein, den vins chauds von Languedoc, besonders Muskat, wovon ein herrlicher weißer in der Umgegend der Stadt gebaut, der starke schwarze aber zum Verschneiden der geringern Sorten verbraucht wird. Die Stadt zählt 19 000 Einwohner und ist Geburtsort des Geschichtschreibers Fontanier und Riquets, des Erbauers des Kanals von Languedoc. B. gehörte zur Zeit der Römer zum Gebiet der Volcä Tectosages und hieß Biterrae (Civitas Biterrensium, Beterrae), kam aber lange nicht recht empor, bis Julius Cäsar die Stadt durch seine Soldaten bevölkerte: da es die 7. Legion war, welche sich dort niederließ, so erhielt B. den Beinamen Septimanorum. Es wurden große Bauten aufgeführt und die Stadt erhob sich rasch. Auch Tiberius, welcher dem Augustus und der Julia daselbst Tempel baute, trug zur Hebung des Platzes bei. Im 5. Jahrhundert nahmen die Westgothen zugleich mit Narbonne auch B. und behielten es bis zum Untergange ihres Reichs. Darauf fiel letzteres in die Hände der Saracenen, welche sich dort bis zum Jahre 732 behaupteten. Karl Martell vertrieb sie zwar, zerstörte aber auch die Stadt, damit sich die Mauren nicht wieder in ihr festsetzen könnten. Nachdem sie wieder aufgebaut worden, bemächtigte sich Pipin ihrer, wie der ganzen Provinz Septimanien und schlug sie zu Aquitanien. B. war nun Residenz der Grafen von Septimanien, die sich im 10. Jahrhundert unabhängig machten und sich später unter den Schutz der Grafen von Barcelona begaben; der letzte derselben trat B. 1258 an König Ludwig IX. von Frankreich ab, seit welcher Zeit es der Krone verblieb. Die Albigenser erhoben B. zu einem ihrer Hauptsitze; bei dem ersten Kreuzzug gegen dieselben (1209) wurden alle Einwohner niedergemacht. Von Neuem bevölkert, ward die Stadt befestigt, 1633 jedoch die Citadelle erobert und geschleift. Bürgerliche und Religionskriege verheerten B. noch mehr als einmal, aber die günstige Lage der Stadt zog eben so oft neue Kolonisten dahin. Bischöfe von B. gab es schon sehr früh. Synoden und Kirchenversammlungen wurden hier gehalten: 356 wegen der Arianer, 1233 und 1255 gegen die Albigenser und andere Ketzer, 1279, 1280, 1299 und 1351 in verschiedenen Streitigkeiten.

Bezifferung, eine musikalische Zeichensprache oder Chiffernschrift, welche im Wesentlichen darauf beruht, daß man nur Eine Stimme, und zwar herkömmlicher Weise die Baßstimme, mit gewöhnlichen Noten schreibt und die Töne, welche zugleich mit gegriffen werden sollen, oder mit andern Worten, die Töne, welche in den anderen Stimmen erklingen sollen, durch Ziffern und einige andere Zeichen andeutet, welche man über die Notenzeilen, zuweilen auch wegen Enge des Raumes unter dieselben schreibt. Jede über (oder unter) eine Note gesetzte Ziffer stellt einen höheren Ton vor, welcher zu jener erklingen soll, und zwar denjenigen, welcher gegen die Baßnote das durch die Ziffer angedeutete Intervall bildet. Wenn z. B. über der Baßnote e die Ziffer 2 steht, so heißt dies, daß zu diesem Baßtone der Ton der zweiten Stufe vom Baßton an, die Sekunde des Baßtones, also der Ton f, ertönen soll. Stehen über der Baßnote die Ziffern $\frac{5}{3}$, so sollen zum Baßtone dessen Terz und Quinte in den höheren Stimmen angegeben werden u. s. w. Wenn über einer und derselben Baßnote mehre Signaturen nach einander stehen, so bedeutet dies, daß die oberen Stimmen erst diejenigen Intervalle angeben sollen, welche den ersten Signaturen entsprechen, und dann die der folgenden. Wenn über einer Baßnote, welche in rhythmischer Hinsicht zunächst in zwei Theile (in Hälften) zerfällt, zwei Signaturen neben einander stehen, so liegt es natürlicherweise am nächsten, die erste Signatur für die erste Hälfte gelten zu lassen, die zweite aber für die zweite. Sind über einer solchen, zunächst in Hälften zerfallenen Note drei Zusammenklänge chiffrirt, so pflegt man es so zu verstehen, daß der erste derselben auf die Dauer der ersten Hälfte der Baßnote gilt, die zwei folgenden aber sich in die zweite Hälfte gleichmäßig theilen. Nach ähnlichen Grundsätzen verstehen sich vier Zusammenklänge auf einer solchen Baßnote so, daß jeder für den vierten Theil derselben gilt; fünf Zusammenklänge aber so, daß deren drei auf die drei ersten Viertheile fallen, die zwei übrigen aber auf das letzte. Sind zu einer Baßnote, welche zunächst in Dritttheile zerfällt, drei Zusammenklänge angedeutet, so gilt jeder derselben für ein Dritttheil. Zwei Zusammenklänge über Einer solchen Note theilt man so, daß zwei auf die Dauer der beiden ersten Dritttheile und der dritte auf das letzte Dritttheil oder auch umgekehrt zu liegen kommt. Wenn nach einer Baßnote eine Pause folgt und über dieser letzteren Signaturen stehen, so bedeutet dieses, daß während der Pause diejenigen Intervalle gegriffen werden sollen, welche die über der Pause stehenden Signaturen andeuten würden, wenn an der Stelle der Pause die vorhergehende Baßnote noch fortwährte; oder mit anderen Worten: die

über eine Pause geschriebenen Intervalle werden von der vorhergehenden Baßnote abgezählt. Da nun die höheren Zahlnamen der Intervalle nur Wiederholungen tieferer in kleinerem Maßstabe sind, indem schon die Oktave nur eine Wiederholung der Prime ist, die None eine bloße Wiederholung der Sekunde, die Decime nur eine höhere Terz ist ꝛc., so konnte man leicht auf den Gedanken gerathen, zur Ersparung von Ziffern die höheren und zum Theil zwei Ziffern erfordernden Intervallzahlen 8, 9, 10, 11, 12 ꝛc. gar nicht zu gebrauchen, sondern an deren Stelle die einfacheren, 1, 2, 3, 4, 5 ꝛc., und überhaupt überall keine höhern, als 7. Der höheren Ziffern bedient man sich nur in denjenigen Fällen, wo man glaubt, recht bestimmt anzeigen zu müssen, ob die Stimmen sich auf- oder abwärts bewegen sollen. Eine andere Ersparung erreicht man dadurch, daß man einen Ton, welcher bloß eine Verdoppelung des Baßtones ist, in der B. gar nicht andeutet, besonders aber dadurch, daß man übereingekommen ist, manche Ziffern in manchen Fällen als sich von selbst verstehend anzusehen, ohne daß es nöthig ist, sie hinzuschreiben. Wenn z. B. über einer Baßnote gar keine Ziffer steht, so soll dies so viel heißen, als wären die Ziffern $\frac{5}{3}$ darüber gesetzt; und sowie bei einer ganz unbezifferten Baßnote sich 3 und 5 von selber verstehen, so versteht sich bei einer solchen, über welcher zum Ueberfluß etwa eine 3 gesetzt ist, die 5 von selbst, und umgekehrt, bei der 5 die 3. Bei einer bloß mit 7 signirten Note werden ebenfalls 3 und 5 als sich von selbst verstehend angesehen. Ebenso versteht sich bei der Bezeichnung $\frac{7}{5}$ die 3 von selbst, sowie die 5 bei $\frac{7}{3}$ ꝛc. Wenn eine und dieselbe Baßnote zwei- oder mehrmal nach einander ertönt u. zu derselben auch in den Oberstimmen jedes Mal dieselben Intervalle erklingen sollen, so braucht man die Signatur nur das erste Mal über die Note zu setzen, welche dann auch für die darauffolgende Wiederholung derselben Baßnote u. so lange gilt, bis wieder andere Signaturen auftreten.

Bezoar (Bezaar), krankhafte Konkretionen, die sich in den Eingeweiden verschiedener Thiere erzeugen. Sie wurden ehedem für höchst vortreffliche Arzneimittel gehalten u. deshalb sehr theuer bezahlt, sind aber, weil sie gar keine Wirkung haben, bei uns jetzt außer Gebrauch und werden nur noch als Seltenheiten oder Kuriositäten aufbewahrt; die Morgenländer aber schätzen sie auch jetzt noch sehr und bezahlen sie theuer. Der Name stammt aus dem Arabischen und bedeutet s. v. a. Gegengift. Man unterscheidet drei Hauptarten: Der Bezoarstein (Lapis Bezoar s. bezoardicus) besteht aus derben, festen, aus koncentrischen Schichten gebildeten Darmsteinen mit folgenden Unterarten: orientalischer oder morgenländischer B., rund oder länglich, außen glänzend, dunkelbraun ins Schwärzliche übergehend, geruch- und geschmacklos, zeigt dünne, zarte, koncentrische Lagen und wurde zu 1—2 Gran als Alexipharmacum gebraucht, findet sich bisweilen in den Gedärmen der wilden Ziege (Capra Aegagrus *Gm.*), der Gazelle (Antilope Dorcas *L.*) und anderer Antilopenarten; occidentalischer oder abendländischer B., von sehr verschiedener Größe, doch weniger groß und glänzend als voriger, zerreiblich, aus ziemlich dicken Lagen bestehend, zuweilen bunt gefleckt, ebenfalls geruch- und geschmacklos, findet sich zuweilen in den Gedärmen des Lama und der Vikunne und besteht größtentheils aus phosphorsaurem Kalke, wird in Europa kaum angewendet, von den Orientalen aber sehr gerühmt; koromandelscher B., kugelrundlich, leicht zerreiblich, brennt mit einer Flamme und riecht eigenthümlich gewürzhaft, findet sich in den Eingeweiden des Büffels; Affenbezoar findet sich nur selten in dem Magen einiger Affen und wird im Orient sehr gerühmt und sehr theuer bezahlt. Der deutsche B. (Gemskugeln, Aegagropili) stammt aus dem Magen u. den Eingeweiden der Gemse und mehrer Hausthiere und besteht aus runden, aus Pflanzenfasern und Haaren bestehenden Bällen von 1—1½ Zoll Durchmesser ohne alle medicinischen Kräfte. Der Schweinbezoar (Schweinstein, Stacheligelstein, Igelstein, malakkischer Stein, Lapis porcinus s. hystricinus, B. hystricum) ist ein steiniges Konkrement, welches sich zuweilen in der Gallenblase des Stachelschweins findet. Als Affenbezoar, Affenstein (Bezoar Simiae, Lapis Simiae) kommen auch rundliche, knochenartige, harte Massen vor, die sich in den Eingeweiden des gemeinen Affen (Inuus sylvanus *Cuv.*) finden sollen. Der B. von Goa (B. de Goa) ist ein Kunstprodukt, das aus einer mit etwas Moschus und Ambra vermischten Erde besteht, die mittelst Traganthschleims zu Kugeln geformt und gut mit Goldplättchen belegt worden ist.

Bezoarsteine, s. v. a. Koprolithen.

Bezoarthier, s. v. a. Bezoarziege.

Bezoarwurzel, auch Giftwurzel, Radix bezoardica, Wurzel von mehren Arten der Pflanzengattung Dorstenia *Plum.*

Bezoarziege, s. v. a. Paseng, Capra Aegagrus *L.*, s. Ziege; auch s. v. a. indische Antilope, Antilope cervicapra, s. Antilope.

Bezogener (Trassat), im Wechselhandel Derjenige, welcher nach der Absicht des Ausstellers den Wechsel bezahlen soll und an den daher der Wechselbrief gerichtet ist.

Bezzuoli, Giuseppe, sehr geschätzter Historien- und Landschaftsmaler der Gegenwart, geboren um 1794, Professor an der Akademie der bildenden Künste zu Florenz, Meister in der Zeichnung und im Kolorit, jedoch nicht ohne die Mängel der neueren italienischen Schule. Seine nambaftesten Werke sind: der Einzug Karls VIII. von Frankreich in Florenz, vom Jahre 1830, im Besitze des Großherzogs, durch eine Lithographie bekannt; die Wiedererweckung eines Ertrunkenen durch den heil. Franciskus, vom Jahre 1832, jetzt im Dome zu Livorno; die Thaten des Julius Cäsar, Wandgemälde im Palast Pitti zu Florenz, u. a.

Bhadrakali (Padratgali, Pagodon), mächtige Göttin der indischen Mythologie, Tochter des Schiwa, aus dessen mittlerem Stirnauge durch Wischnu's Kraft geboren; sie erschlug den Riesen Daviba, der durch keinen Mann getödtet werden konnte, ward aber auch ihrem eigenen Vater so gefährlich, daß er sich vor ihr im Was-

ser verbarg, als sie vom Kampfe gegen den bösen Dämon zurückkam.

Bhadrinat (Badrinaut), Stadt in der britisch vorderindischen Präsidentschaft Kalkutta, Provinz Gurwal, nordöstlich von Sirynagor, am rechten Ufer der Alacananda, eines der Quellenflüsse des Ganges, in einem von schneebedeckten Hochgebirgen umgebenen Thal, hat kaum 50 Häuser, aber einen aus dem grauesten Alterthum stammenden Tempel des Wischnu, der zu den reichsten in Hindostan gehört und jährlich gegen 50,000 gläubige Wallfahrer herbeizieht. Der Tempel, dem nicht weniger als 700 von dem hiesigen Oberpriester verwaltete Dörfer und Weiler in Gurwal und Kumaon gehören, steht auf einer Anhöhe, zu welcher eine Treppe vom Ufer des Stromes führt, und hat eine konische Gestalt mit einer kleinen Kuppel, auf welcher eine vergoldete Kugel und Spitze steht. Im Innern des Heiligthums steht die aus schwarzem Stein gehauene, 3 Fuß hohe Bildsäule des hier unter dem Namen Bhadruath (höchstes reines Wesen) verehrten Gottes in menschlicher Gestalt. Die hier den Dienst versehenden Brahmanen gehören zu der Unterkaste der Dekkan; beim Feste erscheint der Oberpriester im kostbarsten Schmucke. Im Sommer, zur Zeit der Wallfahrten, leben die Priester im Cölibat, im Winter in allen Sinnengenüssen. Im Umkreis des Tempels darf kein Thier getödtet werden. Früh um 2 Uhr wird derselbe geöffnet; dann speiset der Gott von goldenen und silbernen Schüsseln u. begibt sich hierauf zur Ruhe; nach Sonnenuntergang wird der während dessen geschlossene Tempel wieder geöffnet u. dem Gotte ein Bett hingestellt. Neben dem Tempel sprudeln zwei heiße Quellen (Taptakund und Suryakund) aus der Erde hervor; aber das großartigste Schauspiel gewährt der Strom selbst, der hier aus den Eisgletschern des Himalaya in 400 Fuß hohen Kaskaden in ein großes Becken herabstürzt. Die wildromantische Gegend ist angefüllt mit heiligen Stellen, Pagoden und Felsblöcken, die für die Hindupilger von Bedeutung sind.

Bhagavad-Gitâ, Titel eines Lehrgedichts von religionsphilosophischem Inhalt, das als Episode in das große indische Epos Mahâbhârata (s. d.) verflochten ist.

Bhanasser, in der indischen Mythologie mächtiger Radscha, aus einem gefürchteten Dämonengeschlechte stammend und von Mahadewa (s. Schiwa) mit außerordentlicher Kraft begabt. Er ließ den Geliebten seiner Tochter Udka, Amsrud, einen Enkel Krischna's, gefangen setzen, mußte aber, von Krischna bekämpft und besiegt, in die Heirath willigen und ward nun dessen eifrigster Verehrer.

Bhartrihari, s. Barthruherri.

Bhatgong (Bhatgoong, sonst Dhurmaputra), Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Kalkutta, Reich Nepaul, südlich von Katmandu, am Bagmuty, Residenz eines Radscha u. von vielen Braminen bewohnt, Sitz der Gelehrsamkeit von Nepaul, hat große Büchersammlungen mit vielen Sanskritmanuskripten, großartige architektonische Werke, Baumwollenweberei, Fabriken für Papier (aus der Rinde der Daphne odorata), Bronze-, Eisen-, Kupfer- und Messingwaaren, Handel nach Tübet und 12,000 (nach Andern 36,000) Einwohner.

Bhats, gefeierte ostindische Sängerkaste an den Höfen der Radschputenradscha's, deren Gefährten und gewöhnliche Rathgeber sie neben den Tschamus oder Kharuns sind. Sie besingen das Lob der Vorfahren der Radscha's und sind zugleich die Chronisten und Genealogen ihrer Fürstengeschlechter und genießen als Barden sowie als Herolde der Geschichte und der Stammregister bei den Radschputenfürsten höhere Achtung, als selbst die Braminen.

Bhatties (Bhattier), Land der, Landschaft in der vorderindischen Provinz Adschmir oder Radschastan, bildet den nordöstlichen Theil derselben, besteht theils aus gutem Ackerland, das von dem Steppenflusse Cuggur und den zur Regenzeit von den Gebirgen herabströmenden Wildwassern bewässert wird, größtentheils aber aus Sandwüsten. Auch umfaßt diese Landschaft den weidereichen Distrikt Lakdschengel (Laky Jungle), wo sich die besten Pferde Hindostans finden. Die B. gehören zu den Dschaten, einer Unterkaste der Sudra. Raub ist bei ihnen Nationalsitte, und ihre Streifzüge erstrecken sich in alle benachbarten Länder. Sie bekennen sich zum Koran, gestehen aber ihren Weibern eine gewisse Freiheit zu und lassen sie unverschleiert erscheinen. Sie stehen unter radschputischen Häuptlingen, worunter der Radscha von Futtehabad der mächtigste ist. Doch haben die Engländer seit 1818 alle Häuptlinge des Landes, deren Einfälle in die benachbarten Provinzen nicht nachlassen wollten, sich unterworfen und auch die Hauptstadt Futtehabad mit allen festen Plätzen militärisch besetzt. Die jetzige Hauptstadt der B. ist Bhatneer, Residenz eines Radscha, der an 200,000 Krieger ins Feld stellen kann; andere Orte sind: Raneah, Marote, Anopghur, Arroa rc.

Bhawabhutis, indischer Dramatiker, der angeblich im 8. Jahrhundert gelebt hat, schrieb unter Anderem das Drama „Malatimadhava", das Lassen im Jahre 1832 herausgegeben und O. L. B. Wolff in Wilsons „Theater der Hindu" ins Deutsche übersetzt hat.

Bhawalpur, Provinz und Stadt, s. v. a. Buhawalpur.

Bhikschu, der höchste der vier Grade der Brahmanenkaste, in welchen jeder Brahmane erst mit seinem 72. Jahre treten kann. Der Eintretende muß alle seine Güter verlassen, allem gesonderten Besitz entsagen, der seinen Verwandten oder dem Staate bleibt, sich den Haarzopf abschneiden, zum Zeichen, daß er auch nicht mehr Priester sey, und sich entkleiden lassen; ein leinenes Tuch ist seine ganze Bedeckung, ein Tigerfell sein Bett; dann muß er das Opfer Homa verrichten, worauf er in den Pflichten seines neuen Standes unterrichtet wird. Als B. muß er sein einziges Kleid, das Leintuch, selbst waschen, ein kupfernes Gefäß tragen, um die erbettelten Speisen darin zu reinigen, den Stab Dambam mit 7 Astknoten führen und diese zur Erinnerung an die 7 großen Heiligen Indiens täglich mit Wasser benetzen; gegen alle böse Lüste und alle

Leidenschaften muß er kämpfen, sich täglich dreimal baden, täglich dreimal Stirn und Brust mit der Asche aus heiligem Kuhmist zeichnen und im Lande umherwandeln und durch Handausstrecken betteln. Dafür werden die B.'s als vollkommene Heilige verehrt, die unmittelbar durch den Tod ins Paradies eingehen; ihr Tod wird daher auch nicht betrauert. Sie werden in einer mit Salz ausgefüllten Grube in sitzender Stellung begraben; mit einer Kokosnuß zerschmettert man ihnen den Kopf und vertheilt die Stückchen der Hirnschale als Reliquien. Es gibt dieser B.'s viele Tausende, denen das Volk nur in kriechender Ehrfurcht naht.

Bhils (**Bheels**, **Bhaila**, **Bhill**), uraltes großes und stämmereiches vorderindisches Volk in den Bergen und Wildnissen von Khandisch, Malwa und Radschputana, sowie gegen Guzerate hin und zwischen diesem und Mewar, am ungestörtesten in den Hügeln von Buglana, in den Adschanti- und Sapturibergen, überhaupt auf dem linken Ufer des Nerbudda. Wahrscheinlich waren die B. einst Herren der Ebene, jetzt sind sie in die Dickichte und Felsgelände zurückgedrängt und mit den Mischlingen (Parasawa, Nischada, Tschandala) und den geringsten Klassen verbunden. Der Nordwesten von Malwa scheint ehemals ihr Centrum gewesen zu seyn; noch jetzt besuchen die Priester (Rawels) und Minstrels (Bhats von Rath, Nemar, Khandisch rc.) jährlich die südlichen Stämme in Udeypur und Dschaudpur. Sie treiben etwas Viehzucht, wenig Ackerbau, leben von der Jagd und als Soldaten bei den Mahratten, am liebsten von Diebstahl und Raub, weshalb jene weiten Gelände dem Reisenden gefährlich sind. Mit den Kulies von Guzerate (an die sie im Westen grenzen), den Gonds (im Osten), sowie den Ramusis, Minahs in Dscheypur und den Moghis, die man wegen ihrer Lebensweise gewöhnlich auch B. nennt, haben sie nur das Räuberhandwerk gemein; sie sind nach Sprache, Sitte, Tradition rc. ein von allen übrigen Stämmen Hindostans durchaus verschiedenes Volk. Unter den Stämmen treten die weißen (reinen) und die schwarzen (unreinen) B., jene auch Bilalás genannt, hervor. Ihre Sprache unterscheidet man dialektisch von denen der Nachbarländer. Die Dorfbhils reden einen dem Hinduwi verwandten und dadurch verständlichern Dialekt, während der der wandernden B. roher und weniger verständlich ist. Einige Stämme sind moslemisch, die andern heidnisch. Statt der Pagoden haben sie Terrassen von Lehm oder stellen einige Steine unter einen Baum, wo sie ihre Götzenbilder mit Oel u. Mennige beschmieren und ihnen blutige und unblutige Opfer bringen. Auch ihre todten Häuptlinge verehren sie. Es sind unter ihnen Aerzte und Zauberer (Barwas), die sich durch Musik und Tanz in Verzückungen versetzen und dann unter entsetzlichen Geberden Orakel geben und ohne deren Weissagung nie ein Raubzug oder eine Fehde unternommen wird. Die B. wohnen in Dörfern unter Häuptlingen, die großen Adelsstolz haben und blinden Gehorsam finden. Ihre Körperbildung ist jener der Pariden ähnlich. Tapfer, stolz und freiheitsliebend, verständig, sehr regsam und nicht blutdürstig, leben sie als ächte Räuber und bekennen sich frei als „Mahadewa's Diebe". Ein schmales Stück Zeuch um den Leib geschlagen genügt zur Kleidung; Bogen und Pfeil sind die Waffen, die sie trefflich zu führen wissen. Die Frauen werden nicht schlecht behandelt. Bei der Geburt von Kindern werden Feierlichkeiten mit Opfern, Gastmählern und wunderlichen Reinigungen angestellt, wobei große Gesellschaften zusammenkommen. Die Heirathen werden unter den Aeltern verabredet; bei der Verlobung werden Geschenke gegeben und Schmausereien im Hause der Braut gehalten; die Hochzeit selbst dauert mehre Tage und Nächte unter Gesang, Tabakrauchen und dem Genusse berauschender Getränke; die gewöhnlichen Gaben sind Reis, Erbsen, Zucker, Arak, Kokosnüsse, Kleider und Geld. Die Familienhäupter schlichten Streitigkeiten, Todtschlag aber zieht Blutrache und lange Fehden nach sich, wenn kein Blutpreis bezahlt wird. Die Angesehensten eines Dorfs (Para im Norden des Nerbudda, Hali im Süden desselben genannt) bilden den Pantschayat (Schiedsgericht). Die Häuptlinge herrschen unumschränkt. Die in den Dörfern wohnenden B. treiben jetzt Ackerbau, erhalten Land angewiesen und werden von den Briten als Wächter der Ortschaften oder in militärischer Eigenschaft zur Vertheidigung der Wegpässe verwendet. Viele der B. wurden in die britischen Garnisonen von Nimutch (in Mewar) und Mhow (in Malwa) eingereiht und zeigen hier Intelligenz, Anlage zur Industrie und Empfänglichkeit für Civilisation, weshalb die Briten ihnen einen ehrlichen Erwerb an die Hand geben und besonders den Häuptlingen, an denen das Volk hängt, aufzuhelfen suchen. Besonders hat sich der treffliche Sir J. Malcolm um ihre Kultur verdient gemacht. Bischof Heber fand in Ummirghur am Bunasflusse einen eigenen Fischertribus der B., welcher die Fische mit Bogen und Pfeil erlegt.

Bhilwara, Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Bombay, Provinz Malwa, 2 geographische Meilen vom Bunasufer gelegen, industriös u. wohlhabend, treibt lebhaften Handel mit Korn, Mehl, Baumwolle, Wollenwaaren, fabricirt vorzügliche Eisen- und Stahlarbeiten, hat einen prächtigen Brunnenbau und 30,000 Einwohner; östlich davon ist ein isolirter Schieferfels, der Granaten enthält.

Bhottoas (**Bhottyas**), ostindisches Volk in der Präsidentschaft Kalkutta, Provinz Gurwal, in den höher gelegenen Gegenden seßhaft, sind von schwarzer Hautfarbe, Buddhisten, verwerfen das Kastenwesen und nehmen aus jedem Volke Proselyten in sich auf. Ihre Nahrungszweige sind Viehzucht, Handel und Bergbau. Merkwürdig ist, daß sie trotz ihrer Rohheit eine sehr reiche Literatur besitzen, sowie auch längst verstehen, Bücher zu drucken, und die Kunst zu schreiben bei ihnen allgemein ist.

Bhowannipur, Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Kalkutta, Provinz Bengalen, mit großer Messe vom 7. — 17. April, wo oft ein Zusammenfluß von 100,000 Menschen mit mehren tausend Fuhrwerken Statt findet.

Bhownuggur (**Bhonnaggor**), Stadt in der

britisch-vorderindischen Präsidentschaft Bombay, Provinz Guzerate, rechts am Goyla unweit der Mündung desselben in den Golf von Kambay, mit Münze, Hafen, starker Baumwollenweberei, beträchtlichem Handel und 20,000 Einwohnern.

Bhrigu, in der indischen Mythologie einer der 10 Maharischi's oder großen Weisen, der Söhne Brahma's. Er prüfte die drei großen Götter, welcher der Liebevollste sey, um diesen dann vor allen zu verehren. Brahma ließ ihn gar nicht vor sich; Schiwa, in der Verkörperung des Mahadewa, empfing ihn freundlich, gerieth aber durch einige beleidigende Worte so in Zorn, daß B. sich kaum durch die Flucht rettete. Der Weise ging nun zu Wischnu, fand ihn schlafend und weckte ihn durch einen Fußtritt; der Gott aber war nicht nur nicht zornig, sondern fragte noch besorgt, ob B. sich nicht etwa am Fuße Schaden gethan habe, da sein Körper sehr hart sey. Der Weise fiel auf sein Angesicht, bat um Verzeihung, die der liebevolle Gott ihm leicht gewährte; hinfort ward dieser von den Rischi's als der Würdigste der allgemeinen Anbetung erklärt.

Bhudsch, Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Bombay, Provinz Kutsch, die neue Hauptstadt derselben mit britischer Besatzung in einer unfruchtbaren Sandebene, mit einem sehr ungesunden Klima, in dem stets Fieber und Rheumatismus herrschen, und 20,000 Einwohnern, wurde durch das Erdbeben von 1819 fast ganz zerstört.

Bhumasser, in der indischen Mythologie ein gewaltiger Riese, der in stolzem Uebermuthe alle sieben Himmel beherrschen wollte und sie daher mit einem Heere überschwemmte und ihren König Indra unterjochte. 16,000 schöne Königstöchter wurden dabei seine Beute, die er in seine Residenz verschloß und mit einem siebenfachen Gürtel von unersteiglichen Verschanzungen umgab; die erste dieser Verschanzungen war von tiefem Wasser, die zweite von festen Felsen, die dritte von Millionen zusammengewundener Schlangen, die vierte von Feuerflammen, die fünfte von Eisen, die sechste von Quecksilber und die siebente von Erde. Suthama, Krischna's schöne Gemahlin, wünschte die Königstöchter zu sehen, allein B. verweigerte ihr und ihrem Gatten den Eintritt. Ein furchtbarer Krieg entbrannte darob, in dem B. erlag und getödtet wurde; die 16,000 Prinzessinnen wurden nun die Gemahlinnen Krischna's. Die Erde, die Mutter des B., bat bei Krischna für dessen Sohn, worauf der Gott ihn in des Vaters erobertes Land einsetzte.

Bhurtpur (Bhurtpoor), Radschaschaft in der britisch-vorderindischen Provinz Agra, zunächst am Yamuna, mittelbar britisches Gebiet, 232 □Meilen groß mit 450,000 Einwohnern, die zum Hindustamm der Dschaten gehören. Das Land ist meist niedrig, hat reiche Bewässerung (durch den Bungungafluß) und sehr fruchtbaren Boden. Sowohl bei der Stadt Byana, als bei der Hauptstadt lagern sich Sandsteinzüge der primitiven Bergterrasse an und ziehen hinab nach Bundelkhund. Daher trifft man hier statt des wasserarmen, nackten Klippenbodens der höher gelegenen, meist unkultivirten Gegenden in reich bewässertem Sandboden die schönsten Ackerlandschaften, Kornfelder, Mangowälder und üppige Vegetation. Hauptprodukte sind: Getreide, Reis, Baumwolle, Zucker, Indigo, Tabak ꝛc. Die gleichnamige Hauptstadt ist mit hohen und dicken Mauern und einem breiten Graben umgeben, hat auf der Ostseite ein starkes Fort, worin der Radscha wohnt; die Einwohner treiben Handel und Gewerbe. Im Jahre 1805 stürmte der britische General Lord Lake B. viermal vergebens mit großem Verlust, worauf der Radscha von B., Rundschent Sing, einen ziemlich vortheilhaften Frieden mit Lake schloß, indem er nur die bereits eroberte Festung Deng abtrat, 20 Lak Rupien als Kontribution zahlte und seine zwei Söhne als Geißeln stellte. Seit 1826 ist B. den Briten tributär.

Bhuta, in der indischen Mythologie böser Geist, der an der Pforte des Tempels des Manar Wache hält und dessen Kultus bei den Indiern des Tamulstammes sehr ausgebreitet ist; wird als ein sitzender Krieger dargestellt, der einen Menschen in den Boden tritt. Vgl. Manar.

Bhut Akasch, in der indischen Mythologie Personifikation des höchsten und reinsten Elements, des Aethers, doch mit der Eigenschaft, daß er den Schall fortpflanzt und aus ihm Alles entsteht: durch Verdichtung in der Nähe der Erde Luft, aus dieser Wärme oder Feuer, aus diesem Wasser, aus dem Wasser Erde und aus dieser alles animalische und vegetabilische Leben. Er umfaßt Alles, in ihm befinden sich Erde, Sterne, Mond und Sonne, das ganze Weltall.

Bi, lateinische Vorsylbe, bedeutet: doppelt, zweifach.

Bia (griech.), die (niedere, mechanische, bloß körperliche, materielle) Kraft, Gewalt.

Biafara (Biafra), noch ziemlich unbekanntes afrikan. Reich in Nieder-Guinea, an der Ostküste der Biafrabucht, einer Einbucht des Meerbusens von Guinea, zwischen dem Kap Formosa im Nordwesten und dem Kap Lopez im Südwesten, worin die Inseln Fernando do Po, Isla do Principe (Prinzeninsel), dabei südlich die kleine Los Hermanos (Zwillingsbrüder), Sta. Thoma und dabei die Insel Rolas liegen. Bei dem Amboserkap, zwischen der Fernandoinsel und der Küste, liegen die kleinen Amboseninseln und in der Angrabucht die Mosquito- und Coriscoinseln.

Biagio, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II., in einer ungesunden Ebene, mit vorzüglichem Weinbau, Mineralquellen und 4000 Einwohnern; litt 1783 durch ein Erdbeben.

Biala, 1) Stadt im österreichisch-galizischen Kreis Santrez, an dem gleichnamigen Fluß, gegenüber der Stadt Bielitz in Schlesien und mit derselben durch eine Brücke über die Biala verbunden, an der großen Straße von Olmütz nach Krakau, hat wissenschaftliche Anstalten, eine lutherische Hauptkirche, Tuch- u. Leinweberei, Eisenarbeiten, Speditionshandel u. 4200 Einw., meist Deutsche. — 2) Kreishauptstadt im russ.-poln. Gouvernement Podlachien, an der Krzna, in einer reizenden Gegend, gehört der radziwilschen Familie, war früher Festung, hat 3 Kirchen (Pfarr-,

Reformations- u. Basilianerkirche), ein Nonnenkloster mit Schul- u. Erziehungsanstalt für älternlose Mädchen, eine Kreisschule, ist Sitz einer Kreiskommission, eines Friedens- und eines Polizeigerichts und hat 3800 Einwohner.

Biala-Przemza, russisch-polnischer Fluß in der Woiwodschaft Krakau, bildet die Grenze zwischen Rußland und dem ehemaligen Freistaate Krakau und ergießt sich in die Brinica an dem Punkte, wo die Grenzen von Krakau, Rußland und Preußen zusammenstoßen.

Bialbau, nach den Sagen der Perser und Araber voradamitische Geschöpfe, die von den Menschen durch Gestalt, Sprache und Charakter unterschieden waren. Jede Generation ward von einem Herrscher, Soliman, regiert, deren 70 einander folgten, die in ihren Eigenschaften gleich waren, während jede Generation sich in Form, Sprache rc. änderte.

Bialowiczer Haide (Bialowescher Wald), Waldgebirge im europäisch-russischen Gouvernement Grodno, grenzt nördlich an einen Theil des wolkowinskischen Kreises, durch den Fluß Narew davon getrennt, nordwestlich an den grodnoschen Kreis, östlich an den pruschanschen Kreis u. an den Kronwald von Narostinsk u. Schereschew, südlich an den brestschen Kreis und westlich an die Provinz Bialystock und umfaßt 30 □ Meilen. Das ganze Gebirge nimmt ein Urwald ein, dessen Inneres (circa 17 Quadratmeilen) von Auerochsen, den einzigen in ganz Europa noch vorkommenden Elenthieren, Bären, Wölfen, Luchsen und Ebern bewohnt ist. Die herrschenden Hölzer sind Nadelhölzer (überwiegend), Birken und Weiden, etwa der 12. Theil ist Morastboden. Die meisten Sümpfe sind zugänglich; in den unzugänglichen wuchern vorzüglich Rohrgewächse, und hier halten sich auch die Elenthiere auf, die durch die Sümpfe springen, ohne einzusinken. Der übrige Boden ist sandig oder lehmig, mit schwarzer Erde gemischt. Der Wald ist in 12 Unterforsteien eingetheilt, in der Mitte desselben liegt das Krondorf Bialowicza (Bialowesha), an der Narewka, mit dem früheren Schloß des Königs August III. von Polen. Außer diesem Dorfe liegen im Bezirk der Haide oder an deren Saume noch 6 Dörfer, deren Einwohner einen großen Theil des Jahres Jagdfrohnden rc. leisten müssen. Die 12 Unterförster (Satrashnik), die Schlachzizen oder von Adel seyn müssen, stammen meist von Deutschen aus der Zeit Augusts III. ab, sind katholisch und sprechen gleich den übrigen Waldbewohnern (den 118 Jägern, die an der Grenze des Waldes wohnen und ihn bewachen, und den Bauern) einen kleinrussischen Dialekt, der aber etwas weicher ist, als der ukrainische, und sich schon sehr der polnischen Sprache nähert. Während des polnischen Freiheitskampfes sammelten sich hier in den ersten Tagen des April 1831 die Patrioten aus Grodno, weil sie in der Stadt von den Russen streng beobachtet wurden, zum Aufstande, brachten diesen von hier aus bedeutende Verluste bei und erschwerten den Russen den Uebergang über den Bug.

Bialystock (Bielostock), europäisch-russischer Kreis, der westlichste Rußlands, früher bis 1842 eine besondere Provinz von 158 □Meilen und 184,000 Einwohnern, grenzt nördlich an den Bobr, der sie vom Königreich Polen trennt, östlich an das Gouvernement Grodno, westlich und südlich an Polen. Das Land ist eben und der Boden mit leichtem Sande bedeckt, der jedoch der Vegetation nicht ungünstig ist. Hier und da findet man Spuren vorweltlicher Thiere, fossile Geweihe in Gesellschaft von Elephantenknochen am Bug. An Sümpfen fehlt es nicht, besonders an der Grenze von Polen, wo einer einen Flächenraum von 10 □Meilen einnimmt. Die bedeutendsten Flüsse sind der Bug, der die südliche Grenze bildet; die Narew, welche die Provinz von Osten nach Westen durchfließt und dann, eine Strecke hindurch nördlich fließend, die Westgrenze gegen Polen bildet; außerdem: Nurzec, Suprasl, Sokolda, Sleya, Ploska, Niewodnica, Orlanka, Bobr, Suderka, Brzozowo und Kamjanka. Die größten Seen sind: der Czechowizna in der Nähe von Knyszyn, die bei Plebanlowce, Sokolka und Knyszyn. Produkte sind Getreide, Hanf, Lein, Hopfen, Gemüse, Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, viel Geflügel, Bienen rc. Die Bevölkerung der Provinz betrug 1839: 227,106 Seelen, meist Polen, außerdem Letten, Russen, Deutsche, Juden (31,080). Die Hauptbeschäftigung derselben ist der Ackerbau. Die dichten Wälder liefern gutes Bauholz. Auch die Jagd ist ergiebig, weniger der Fischfang. Die Industrie ist im Fortschreiten begriffen; man fabricirt besonders Baumwollen- und Tuchwaaren, Hüte, Tabak, Leder, Seife, Lichte, Terpentinöl. Handel wird hauptsächlich mit Getreide, Hopfen, Leinsamen, Bauholz, Tüchern rc. getrieben. Die bedeutendsten Handelsplätze sind: Bialystock u. Knyszyn. Die katholischen Einwohner, welche die Mehrzahl bilden, stehen unter der Diöcese von Luzk, die Unirten unter der von Polozk und die Griechischorthodoxen unter der von Minsk. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Bialy, ist schön gebaut, hat breite und gut gepflasterte Straßen, einen geräumigen schönen Markt, ein Schloß des Grafen Branicki mit herrlichem Park (daher B. das podlachische Versailles genannt wird), ein Gymnasium, Hebammeninstitut, bedeutenden Handel mit Tüchern, seidenen, baumwollenen, leinenen und wollenen Zeuchen, Pelzwerk, Pretiosen rc., ist Sitz der Provinzial- und Kreisbehörden und zählt 10 700 Einwohner. Die Provinz B. ist das alte Podlachien (mit Ausnahme eines kleinen Distrikts, der zu dem polnischen Gouvernement Augustowo gehört), das einen Theil von Kleinpolen ausmachte und meist von den Jazygen oder Jadswingen bewohnt war, die, bald von den Litthauern, bald von den moskowitischen Fürsten, bald von den deutschen Ordensrittern unterjocht, im 13. Jahrhundert aus der Geschichte verschwinden. B. wurde 1520 Woiwodschaft, blieb ein Theil Polens bis 1795, wo es unter preußische Herrschaft kam, u. wurde durch den Frieden von Tilsit 1807 russisch.

Bian, in der indischen Mythologie einer der 5 Genien, die den menschlichen Körper bewohnen, seine Lebenskräfte leiten, hat seinen Sitz im Herzen und treibt das Blut durch die Adern.

Bianca Capello, s. Capello.

Bianchi, 1) Giovanni Battista, berühmter Arzt u. Anatom, geb. 1681 zu Turin aus einer adeligen Familie, erhielt schon in seinem 17. Jahre die medicin. Doktorwürde, ward bald Arzt an verschiedenen Hospitälern, errichtete in seiner Vaterstadt ein anatomisches Theater und hielt daselbst Vorlesungen, die großen Beifall fanden, ward Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften. 1720 Professor der theoretischen Medicin zu Bologna, dann erster Professor der Anatomie an der neu errichteten Universität zu Turin und zugleich königlicher Leibarzt, † 1761 in hohem Ansehen. Von seinen zahlreichen Schriften ist besonders die „Historia hepatica" (Turin 1710 und 1746) hervorzuheben. Von einem großen anatomischen Werke B.'s erschienen nur der Prodromus und 54 Kupfertafeln mit 270 anatomischen Figuren (Turin 1757).

2) Francesco, geboren 1744 zu Venedig, trat als dramatischer Komponist zuerst in Paris auf mit der für das dasige italienische Theater 1775 komponirten Oper „La réduction de Paris", der 1777 eine andere „Le mort marié" folgte, wurde 1780 Cembalist an der unter Piccini zu Paris errichteten italienischen Opera buffa, als welcher er in demselben Jahre noch die Oper „Castore e Polluce" mit großem Beifalle zur Aufführung brachte. Im Jahre 1784 ging er nach Mailand, wurde zum Hofkapellmeister, Vicekapellmeister am Dom und Chordirektor am großen Theater daselbst ernannt, wandte sich bald darauf wieder nach Neapel, um hier seine neue Oper „Cajo Mario" bei ihrer ersten Aufführung selbst zu dirigiren. Im Jahr 1785 wurde er Organist an der Kirche San Marco zu Venedig, wo er 1811 †. Außer den genannten Opern gibt es von ihm noch zahlreiche andere und die zwei Oratorien „Agas" u. „Joas", sowie eine große Anzahl Kirchenmusiken, die in dem ächten reinen Style verfaßt sind.

3) Friedrich, Freiherr von B., Duca di Casalanza, österreichischer Feldmarschalllieutenant, wurde den 2. Febr. 1768 zu Wien geboren, wo sein Vater, ein geborner Italiener, Professor der Physik war, erhielt seine Bildung auf der Ingenieurakademie zu Wien und machte schon 1788 als Ingenieuroffizier den türkischen Feldzug mit. Nachdem er sich in den Feldzügen von 1792—97, namentlich in Italien durch taktisches Geschick u. Tapferkeit hervorgethan, wurde er als Major dem jungen Erzherzog Ferdinand d'Este attachirt und 1800 zum Obersten u. Regimentskommandeur befördert. Im Jahr 1805 fungirte er als Generaladjutant des Erzherzogs Ferdinand und wurde zu Anfang 1807 zum Generalmajor ernannt, in welcher Eigenschaft er im Kriege von 1809 eine Brigade führte und sich namentlich in der Schlacht bei Aspern Ruhm erwarb. Zur Vertheidigung des Brückenkopfs bei Preßburg beordert, entledigte er sich dieses Auftrags mit solcher Umsicht und Ausdauer, daß er den Theresienorden erhielt und zum Feldmarschalllieutenant emporstieg. Im Jahre 1813 zeichnete er sich als Befehlshaber einer Division bei Dresden, Kulm und Leipzig aus, führte 1814 im südlichen Frankreich den ersten Flügel der österreichischen Südarmee, besetzte Macon und Lyon u. wurde nach dem Einzug der Alliirten in Paris zum Mitglied des Hofkriegsraths ernannt. Als Murat seine Armee von Neapel nach Oberitalien vorrücken ließ, übernahm B. unter Frimonts Oberbefehl die Führung der Truppen in den Marken und bald darauf aller österreichischen Truppen am rechten Ufer des Po. Nachdem er am 17. April 1815 seine Operationen begonnen, schlug er schon am 1. Mai Murat bei Tolentino entscheidend aufs Haupt, zersprengte darauf in mehren kleineren Gefechten das neapolitanische Heer vollends, schloß am 20. Mai mit der alten Dynastie eine Konvention zu deren Wiederherstellung und zog darauf am 22. in Neapel ein, ging aber schon am 18. Juni mit dem größten Theile seiner Truppen nach Südfrankreich ab. Vom König Ferdinand IV. von Neapel zum Duca di Casalanza erhoben, bekleidete er nach Abschluß des zweiten pariser Friedens eine Stelle im Hofkriegsrath. Im Jahr 1827 in den Ruhestand versetzt, lebte er auf seinem Landgute bei Treviso, als die mailändische Revolution von 1848 ausbrach. Obwohl er sich völlig neutral verhielt, wurde er doch auf Befehl der provisorischen Regierung nach Treviso gebracht und erst zwei Monate später durch die Ankunft der Oesterreicher wieder befreit. Er † den 21. Aug. 1855 zu Sauerbrunn bei Rohitsch.

4) Friedrich, Freiherr von, des Vorigen jüngerer Sohn, geboren den 24. Nov. 1812, trat als 17jähriger Jungling als Unterlieutenant in die österreichische Armee und befand sich bei dem Ausbruch der Revolution von 1848 in Venedig als Oberst in Garnison. Er verließ mit den österreichischen Truppen diese Stadt, rückte dann unter Nugent wieder nach Italien und kämpfte bei Sona, Custozza und Volta. Im italienischen Feldzuge von 1849 befehligte er eine Brigade im zweiten Armeecorps und trug bei Novara durch persönliche Tapferkeit und rasches Erfassen des günstigen Moments wesentlich zum Siege bei. Später befehligte er als Generalmajor eine Brigade in Ungarn und wurde 1854 zum Feldmarschalllieutenant und Divisionär beim serbisch-banater Armeecorps befördert. In letzterer Stellung führte er 1855—57 ein Kommando zu Jassy in der Moldau.

Bianchini (Blanchinius), Francesco, berühmter italienischer Astronom und Archäolog, geboren am 13. Dec. 1662 zu Verona, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung im Jesuitenkollegium daselbst, studirte seit 1680 zu Padua Theologie, zog aber nicht nur Philosophie und Mathematik in ihrem ganzen Umfange, sondern auch Physik, Botanik, Anatomie, Geschichte und Archäologie u. in Rom seit 1784 auch die Rechtswissenschaft in den Kreis seiner Studien. In Rom trat er zugleich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Verbindung und trieb mit Eifer die hebräische, griechische und französische Sprache. Schon früher hatte er in seiner Vaterstadt die Akademie der Alethophili (Freunde der Wahrheit) gestiftet, die sich hauptsächlich mit mathematischen und physikalischen Untersuchungen beschäftigte. Aber der Hauptgegenstand seiner Beschäftigung waren die römischen Alterthümer. Papst

Alexander VIII. verlieh ihm eine reiche Pfründe und ernannte ihn zum Aufseher und Bibliothekar seines Neffen, des Kardinals Pietro Ottoboni, und Klemens XI. ernannte ihn zum Sekretär der Kommission, die sich unter Vorsitz des Kardinals Norvis mit der Kalenderverbesserung beschäftigte, wobei er sich eben so sehr durch seine tiefe kirchengeschichtliche und astronomische Gelehrsamkeit, als durch seine Bescheidenheit auszeichnete. B. erhielt den Auftrag, in der Kirche Sta. Maria degli Angeli eine Mittagslinie zu ziehen und einen Sonnenzeiger zu errichten, und brachte diese schwierige Arbeit, bei welcher Maraldi ihm half, glücklich zu Stande; eine andere Mittagslinie, die er einige Jahre später zu Colomo auf Befehl des Herzogs von Parma zog, erhöhte sein Verdienst. Auf einer Reise nach Paris und von da nach Lothringen, Holland, Flandern und England 1712 und 1713 knüpfte er mit den ausgezeichnetsten Männern dieser Länder Verbindungen an. Papst Klemens XI. übergab ihm die Aufsicht über alle Alterthümer und Kunstschätze Roms; auch begleitete B. den Kardinal Barberini, als derselbe in der Eigenschaft eines Legaten zu Philipp V., König von Spanien, nach Neapel ging, als Geschichtschreiber der Gesandtschaft. Innocenz XIII. erwählte ihn zu seinem Hausprälaten und zum Referendar beider Signaturen, und Benedikt XIII. ertheilte ihm 1715 den ersten Rang unter den Geschichtschreibern des in demselben Jahre zu Rom gehaltenen Koncils. Dabei setzte B. indeß beständig seine wissenschaftlichen Forschungen und astronomischen Beobachtungen fort; namentlich theilte er über die Flecken des Planeten Venus viele merkwürdige neue Entdeckungen mit. Behufs seiner Beobachtungen hatte er sich eine sehr zweckmäßige Maschine erfunden. Er † am 2. März 1729. Seine Vaterstadt Verona errichtete ihm im dortigen Dom ein Marmordenkmal. Außer vielen Dissertationen, Abhandlungen, Reden, Lebensbeschreibungen gelehrter Männer ꝛc., die nicht bloß in italienischen Zeitschriften u. wissenschaftlichen Sammlungen, sondern auch in den leipziger „Actis Eruditorum“ und in den Memoiren der pariser Akademie der Wissenschaften (deren Mitglied B. war) erschienen sind, verfaßte er zahlreiche Schriften, von denen vornehmlich seine „Storia universale, provata co' monumenti, e figurata co' simboli degli antichi“ (Rom 1697 und 1747), wozu er die Figuren selbst gezeichnet und gestochen hat, zu erwähnen ist. Die Resultate vieljähriger kirchengeschichtlicher Forschungen legte B. nieder in seiner von seinem Neffen Giuseppe B. vollendeten großen Ausgabe von „Anastasii Bibliothecarii de vitis romanorum pontificum a Petro Apost. ad Nicolaum I“ (das. 1718—1735, 4 Bde., wieder abgedruckt in Muratori's Scriptor. rer. Ital.).

Bianco, 1) Fluß im lombardisch-venetianischen Königreich, Gubernium Venedig, Provinz Polesino, fließt von Westen nach Osten u. mündet zwischen Etsch u. Po ins adriatische Meer. — 2) Kanal daselbst, beginnt mit dem Zusammenfluß der Kanäle Castagnaro und Tartaro und mündet bei Porto di Levante in das adriatische Meer, ist 270 Fuß breit und 6 Fuß tief, mit dem Po durch die Kanäle Posella und Cavanella und mit der Etsch (Adige) durch die Kanäle Loreo u. Adigetto verbunden.

Bianco, Andrea, venetianischer Geograph in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, berühmt durch seine 1453 gestochene Karte der damals bekannten Erde, die, so weit die Kenntnisse der Venetianer reichten, ziemlich genau ist u. uns schon das nachherige Amerika unter dem Namen Antillia in zwei großen Inseln zeigt, die der Meerbusen von Mexiko, den man für offenes Meer hielt, theilt. Wahrscheinlich ist die auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindliche Karte von 1421 ein älteres Exemplar oder das Material zu B.'s Karte; ein zweites befindet sich auf der St. Marcusbibliothek zu Venedig. Formaleoni hat sie, mit einem Kommentar „Saggio sulla nautica antica de' Veneziani“ (Venedig 1783) begleitet, stechen lassen. Vielleicht hatte Columbus, als er Amerika entdeckte, Kenntniß von B.'s Karte.

Bianco (ital.), s. Blanco.

Biard, François Auguste, beliebter und fruchtbarer französischer Genremaler, am 27. Juni 1800 zu Lyon geboren, ward in der dortigen Kunstschule gebildet u. machte dann eine Reise durch Spanien, Griechenland, Syrien u. Aegypten, welche ihm einen großen Reichthum mannigfaltiger Skizzen eintrug. Größern Ruhm erwarb er sich zuerst auf der pariser Ausstellung von 1833, wo er das durch den Stich bekannte Bild: Araber in der Wüste vom Samum überfallen, ausstellte, ein Bild von großartig poetischer Auffassung. Bald folgte: die Odaliske zu Smyrna. Bei weitem mehr that sich indessen B. in der Darstellung komischer und burlesker Situationen hervor, die er mit einer seltenen Beobachtungsgabe stets mit der ganzen Fülle ihres Inhalts aus dem Leben zu greifen weiß. Durch Bilder solcher Art wurde er schnell der Liebling des lachlustigen pariser Publikums. Zu ihnen gehören: die Springerbande, die bei regnichtem Wetter auf Zuschauer wartet; Folgen eines Maskenballes, das ergötzlichste Handgemenge einiger Masken mit der Polizei; das Familienkoncert, eine feine Satyre auf Wunderkinder und Familiengenies. Ein haarsträubendes Bild ohne Versöhnung ist sein Sklavenmarkt an der Goldküste Afrika's. Im Jahr 1839 besuchte er in Gesellschaft seiner Gattin Grönland und Spitzbergen und sammelte in 6 Monaten auch in diesen Regionen der Erde einen unglaublichen Reichthum von Naturstudien und Skizzen. Sein berühmtestes Bild aus dieser Studienepoche ist der Kampf mit den Eisbären, den ein Schifferboot im Polarmeere besteht (im Besitz H. Schletters in Leipzig). Minder glücklich ist B. in seinen historischen Bildern, die bei großer Lebendigkeit und reicher Komposition mitunter an übertriebenen Motiven leiden und sich zum Grotesken hinneigen. Indessen kehrt er stets zu seinem eigentlichen Gebiete, dem Humoristischen, zurück, das ihm die Benennung eines Paul de Kock der Maler zugezogen hat. Bekannte Werke dieser Art aus neuester Zeit sind: die Ohrenbeichte; reisende Komödianten auf der See; Zimmer zu vermiethen; und vor Allem Linné's Jugendleben. In dem Salon von 1850—1851

hatte er neben einer sehr komischen Badescene, deren Heldin eine pariser Bürgersfrau mit ihren Töchtern ist, auch mehre Porträts ausgestellt, ein Fach, das er ebenfalls mit Glück kultivirt.

Biaritz, Dorf im französischen Departement Niederpyrenäen, bei Bayonne, mit Seebädern.

Bias, aus Priene in Jonien, Sohn des Teutamus, Zeitgenosse des lydischen Königs Alyattes und seines Sohnes Crösus, lebte um 570 v. Chr. und war einer der sogenannten sieben Weisen, ebensowohl als heller Kopf wie als ehrenhafter Charakter gefeiert. Nach den ihm beigelegten und besonders durch Diogenes von Laerte auf uns gekommenen Sinnsprüchen oder Gnomen ist die Weisheit das unverlierbare Eigenthum des Menschen und sein Zehrgeld auf der Reise von der Jugend zum Alter; das höchste Gut: Bewußtseyn des Rechten; der größte Reichthum: Nichts zu wünschen; des Weisen Werk: schaden können u. doch nicht wollen. Als die Einwohner von Priene, welches Mazares belagerte, beschlossen hatten, mit ihren Kostbarkeiten die Stadt zu verlassen, that er gegen einen seiner Mitbürger, der sich wunderte, daß er keine Anstalt zur Abreise machte, den Ausspruch: „ich trage Alles, was mir gehört, bei mir" (Omnia mea mecum porto). Seine Sittensprüche sind gesammelt von Orelli in „Opuscula Graecorum veterum sententiosa et moralia" (Leipzig 1819) u. übersetzt in Dilthey's „Fragmente der sieben Weisen" (Darmst. 1835). B. schrieb unter Anderm angeblich ein Gedicht über Jonien von 2000 Versen, um zu zeigen, wie dieses Land am glücklichsten seyn könne. Sein Bild in Marmor von Lysippus wurde zu Tivoli gefunden, eine Doppelbüste, B. und Thales darstellend, zu Rom auf dem cälischen Berge.

Bibalien (v. Lat.), Trinkgelder, Nebeneinnahmen, Sporteln.

Bibars, Name zweier ägyptischen Sultane: B. I. (B. Dhaher Rokn Eddin Abul Futuh, mit den Beinamen al Bondoktari und Alsaleki), 4. Sultan aus der Mameluckendynastie der Bahariden (s. d.), stammte aus dem Kaptschak und wurde als Sklave an Ildyn, einen Feldherrn der Bahariden, verkauft, der ihm die Freiheit gab und ihn dem Corps der Mamelukken einverleibte, wo er sich bald durch Muth und Klugheit auszeichnete. Er leitete den Aufstand gegen den Sultan Kutuz, ermordete denselben u. bestieg 1260 den Thron der Mamelucken. Sofort eroberte er Haleb u. Damask, die in die Gewalt der Mongolen gefallen waren, wieder. Im J. 1264 wählte er den Abbassiden Achmed zum Khalifen von Kairo, ohne ihm jedoch weltliche Macht einzuräumen, und wurde so der Stifter des neuen Khalifats, das erst erlosch, als Aegypten osmanische Provinz wurde. B. trug seine siegreichen Waffen im Norden bis nach Armenien und im Süden bis tief in Nubien. Auch mit den Christen führte er mit abwechselndem Glücke Krieg. Unter ihm erlangte Aegypten einen hohen Grad von Macht und Ansehen nach außen; auch im Innern traf er zweckmäßige Einrichtungen, unterstützte Kunst und Wissenschaft, beförderte Gewerbe und Handel, führte mehre Prachtbauten auf, erhielt unter andern die Beinamen Abul Futuh (Vater des Sieges) und Melik al Dhaher (Ruhm des Vaterlandes) und † 1277 an Gift. B. II. (Malek el Medhaffar Rokn Eddin), 12. Sultan der baharidischen Mamelucken, ein geborener Cirkassier, Sklave des Sultans Kelaun, ward dann Emir, stieg unter Khalil u. Mohammed zu den höchsten Reichswürden empor, ward nebst Salar das Haupt der Mamelucken und 1309 von diesen gezwungen, die Regierung anzutreten, regierte jedoch nur 11 Monate, indem er, von seinen Truppen verlassen, in die Hände Mohammeds fiel, der ihn erdrosse'n ließ.

Bibasis (griech.), Sprungtanz der Knaben, Mädchen und Frauen, vorzüglich bei den Spartanern beliebt als gymnastische Uebung u. als Belustigung. Man sprang, mit Schnellkraft sich vom Boden abstoßend, gerade in die Höhe, schlug zugleich mit den Füßen nach hinten aus u. suchte mit denselben das Gesäß zu berühren. Die treffenden Sprünge wurden gezählt und Siegern u. Siegerinnen Preise ertheilt.

Bibel (vom griech. biblia, d. i. Bücher), Name der von den Christen für heilig gehaltenen Schriften, seit dem 5. Jahrhundert durch Chrysostomus gebräuchlich geworden, statt der vollständigeren Bezeichnungen: göttliche Bücher, heilige Schrift (bibliotheca sancta). Der erste, ursprünglich in hebräischer und chaldäischer Sprache geschriebene Theil der B. heißt das Alte Testament, eigentlich altes Gesetz, alter Bund, eine tropische Bezeichnung für die Bücher der jüdischen Religionsverfassung, entlehnt aus 2. Kor. 3, 14 und sich gründend auf die biblische Ansicht vom religiösen Leben als einem Bunde, einer Gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen. Die Vulgata, die lateinische Kirchenübersetzung, hat dafür den Ausdruck Testamentum gebraucht, entweder aus Mißverständniß des griechischen Wortes, oder weil Testamentum in der kirchlichen Sprache die Bedeutung desselben hatte. Dieser Name ist später in die germanischen und romanischen Sprachen übergegangen, wogegen in denen des slavischen Stammes die Benennung Gesetz gebräuchlich geworden ist. Die übrigen im jüdischen und christlichen Alterthume gewöhnlichen Bezeichnungen des alttestamentlichen Codex sind entweder so entstanden, daß der Name des Pentateuch, der 5 Bücher Mose, als des wichtigsten Theils desselben, auf das Ganze übertragen wurde: Gesetz; oder so, daß man die Sammlung mit den Namen ihrer verschiedenen Bestandtheile umschrieb: das Gesetz u. die Propheten: das Gesetz, die Propheten u. die Psalmen; das Gesetz, die Propheten u. die andern Bücher; oder endlich so, daß man sie überhaupt als die heiligen Schriften, oder auch als die Schriften vorzugsweise bezeichnete, in sofern die Literatur der Hebräer, wie mehrer anderen orientalischen Völker, ausschließlich eine heilige, religiöse Literatur war. Ebenso wird der Koran vorzugsweise das Buch genannt.

So alt, als die Sammlung des Alten Testaments selbst, ist die Eintheilung desselben in das Gesetz, d. i. die 5 Bücher Mose, die Propheten und die übrigen Bücher oder Hagiographen. Der erste Theil, die Thorah, hatte bei den Juden den höchsten Grad kirchlichen An-

sehens; der zweite, die Propheten, theilte sich wieder in die ersten Propheten, das sind die geschichtlichen Bücher Josua, Richter, Samuel und Könige, die zu den Propheten gerechnet wurden, weil sie, im Zeitalter der Propheten od. von Propheten selbst abgefaßt und mit ihnen in enger Beziehung stehend, einen gleichen Grad von Inspiration hatten, und in die hintern oder eigentlichen Propheten, welche nochmals in die großen (Jesaia, Jeremia und Ezechiel) und in die kleinen zerfielen; die Sammlung der letztern wurde gewöhnlich als ein einziges Buch betrachtet und durch Buch der 12 Propheten bezeichnet. Der dritte Theil, die Hagiographen, umfaßte die Bücher, welche man als nicht von den Propheten geschriebene erachtete und denen man einen geringeren Grad von Heiligkeit und Inspiration beilegte. Unter ihnen faßte man wieder die poetischen Bücher: Hiob, Sprüche Salomo's und die Psalmen, die allein metrische Accente haben, dann die 5 Rollen (Megilloth): das hohe Lied, den Prediger, Ruth, die Klagelieder und Esther, und endlich die übrigen Bücher: Esra, Nehemia, Chronik und Daniel, besonders zusammen. In der Ordnung und Folge der einzelnen Bücher wichen die griechischen Juden in der Septuaginta, denen die Kirchenväter und die lateinischen und deutschen B.n folgen, von den palästinensischen so ab, daß sie die historischen und prophetischen Schriften unter den Hagiographen zu den entsprechenden der zwei ersten Sammlungen setzten, wodurch die sachgemäßere Eintheilung in historische, poetische und prophetische entstand. Außerdem stimmen hinsichtlich der Reihenfolge der Schriften die Talmudisten auch nicht mit den Masorethen und die deutschen nicht mit den spanischen Handschriften überein. Die richtige Klassifikation der alttestamentlichen Literatur ist schon mit der jüdischen Eintheilung in Gesetz, Propheten und andere Schriften an die Hand gegeben, wenn auch nicht ganz scharf u. rein. Nach den bestimmtesten Begriffen scheinen die beiden ersten Abtheilungen, das Gesetz und die Propheten, welche einen Cyklus theokratischer Schriften bilden, zusammengestellt zu seyn. Leicht scheiden sich in diesem Cyklus die theokratisch-historischen von den theokratisch-begeisterten. Zu jenen gehören das Gesetz, die sogenannten ersten Propheten und aus der dritten gemischten Abtheilung als spätere Nachträge und Ergänzungen die Bücher Esra, Nehemia, Ruth, Esther und die Chronik; zu diesen die sogenannten hintern Propheten und aus der dritten Abtheilung das spätere prophetische Produkt Daniel. Somit bleiben für die dritte Klasse, für die der poetischen, d. h. lyrisch-gnomologischen, Schriften übrig die Psalmen, Hiob, die salomonischen Schriften, die Klagelieder, welche, mit Ausnahme des wahrscheinlich schon bei der Aufnahme in die Sammlung allegorisch gedeuteten Hohenlieds, wohl einen religiösen, aber keinen vorherrschend theokratischen Charakter und Inhalt haben.

Was den Inhalt der alttestamentlichen Bücher im Allgemeinen betrifft, so enthalten die historischen nach einer allgemeinen Urgeschichte der Menschheit (1. Mos. 1—11) die Geschichte des hebräischen Volks bis in die Mitte des 5. Jahrhunderts nach dem Exil, und zwar in der Weise, daß sie ein planmäßiges Ganzes bilden, in welchem jedes Buch auf das vorhergehende Rücksicht nimmt und auf das folgende vorbereitet. Nur die Chronik wiederholt den Inhalt des 2. Buchs Samuelis und der Bücher der Könige, indem sie von andern Gesichtspunkten ausgeht. Nach dem Exil wird die Geschichte lückenhaft, wie sie es auch schon in der früheren Zeit, z. B. während des Aufenthalts der Juden in Aegypten, ist. Die prophetischen Bücher enthalten die Ermahnungen und Weissagungen der Propheten, bald in Reden, bald in Visionen und Symbole eingekleidet, und zwar beginnt die Reihe derer, von welchen sich schriftliche Orakel erhalten haben, ungefähr mit dem 9. Jahrhundert v. Chr. und endigt mit der Mitte des 5. Jahrhunderts zur Zeit Nehemia's. Ihre Anordnung ist nicht vollkommen chronologisch, obwohl die Sammler eine solche beabsichtigt haben mögen. Die Sprache in ihnen ist durchaus poetisch; aber die Poesie der ältern ist weit erhabener, kraftvoller und origineller, als die der jüngern, deren Darstellung allmählig in eine matte Prosa ausartet. Die poetischen Bücher endlich gehören alle der lyrischen Poesie an, die bei den Hebräern auch das Lehrgedicht (Hiob), die gnomische (Sprüche Salomo's) und die erotische (Hoheslied) Poesie umfaßt. Die Apokryphen (s. d.) des Alten Testaments schließen sich ihrem Inhalt nach an die kanonischen Bücher an, und man kann historische und didaktische unter ihnen unterscheiden. Die Geschichte artet in ihnen schon zur Legende aus und wird zu didaktischen Zwecken (wie in den Büchern Tobias und Judith) benutzt. Die lyrische Poesie war damals schon ausgestorben, nur die Spruchpoesie (gnomische) findet sich im Buche Sirach mit Erfolg kultivirt. In die Kategorie der prophetischen Bücher gehört das Buch Baruch und der Brief Jeremia's; jedoch ist die prophetische Rede in ihnen schon ganz zur Prosa herabgesunken und geht in den didaktischen Ton der neutestamentlichen Lehrschriften über. Dessenungeachtet sind die apokryphischen Bücher des Alten Testaments, da sie eine Lücke zwischen diesem und dem Neuen Testament ausfüllen, in Rücksicht auf Erforschung der Sprache, der geschichtlichen Verhältnisse und Dogmen des Judenthums jener Zeit von großer Wichtigkeit.

Der zweite Theil der B., das Neue Testament, zerfiel ursprünglich in zwei Theile, nämlich in das Evangelienbuch u. in das Apostelbuch, woran sich die Apostelgeschichte u. die Apokalypse anschlossen. Auch diese Sammlung ist aus historischen, didaktischen Schriften u. einer prophetischen Schrift zusammengesetzt. Im Apostelbuche schieden sich die Briefe des Paulus leicht von denjenigen der andern Apostel, welche ursprünglich eine weniger beschränkte Bestimmung hatten und darum gewöhnlich katholische, d. h. allgemeine, Briefe genannt wurden. Dieser Name bezeichnete zuletzt schlechthin alle nicht paulinischen Sendschreiben ohne Rücksicht auf die etymologische Bedeutung des Worts. Die Ordnung der apostolischen Briefe, sowie der neutestamentlichen Bücher überhaupt wurde willkür-

lich bestimmt, theils nach dem Range, den man den Verfassern einräumte, theils nach dem der Gemeinden und Personen, an welche die einzelnen Schreiben gerichtet waren. Ob man gleich in Hinsicht auf die kirchliche Anerkennung der Bücher diejenigen, welche allgemein als ächte und apostolische anerkannt wurden (homologumena), von denen, bei welchen dies nicht mit allgemeiner Uebereinstimmung geschah (antilegomena), unterschied, so blieb doch die Kirche über die Aufnahme und Gültigkeit einzelner Bücher noch längere Zeit in Zwiespalt u. Zweifel. Jetzt bezeichnen wir mit dem Namen des Neuen Testaments alle Schriften, deren Ursprung in der christlichen Kirche auf die Apostel und ihre göttliche Inspiration zurückgeführt wird und welche als solche bei dem christlichen Religionsunterricht und Gottesdienst zu Grunde gelegt werden.

Die Bücher des A. T. sind in *hebräischer*, einige Stücke in den Büchern Daniel und Esra nebst einem Verse im Jeremias (10, 11) in *chaldäischer Sprache* geschrieben. Nachdem früher mancherlei Hypothesen aufgestellt worden sind, in welchen man von mehren neutestamentlichen Büchern einen aramäischen Urtext annahm, womit man den griechischen Text zu einer bloßen Uebersetzung herabwürdigte, ist in der neuesten Zeit das Urtheil, das sich auf umfassende und gründliche Studien stützt, zu der alten Annahme zurückgekehrt, daß das Neue Testament ursprünglich und ganz in der *griechischen* Sprache geschrieben ist. Die griechische Sprache war damals in der ganzen kultivirten Welt verbreitet und in Gebrauch; sie hatte auch in dem gegen alles Fremde im Uebrigen sich so schroff abschließenden Judenthum Eingang gefunden und war sogar die Bibel- u. Schriftsprache der ägyptischen und der außerhalb Palästina lebenden Juden überhaupt geworden. Sollte daher das Christenthum aus den Grenzen Palästina's hervortreten, so mußte es in der griechischen Sprache verkündigt werden. Ueberdies fanden sich schon frühzeitig unter den Christen geborne Griechen oder ehemalige griechische Juden, welche das Evangelium zu ihren Landsleuten brachten. In Antiochien, der Metropole Syriens und dem Hauptsitze des dem Christenthume sich zuneigenden Judenthums, war griechische Sprache u. Bildung herrschend. Paulus und Barnabas, die zuerst eine weiter greifende apostolische Wirksamkeit fanden, waren ursprünglich griechische Juden, und jener ist vielleicht der Erste gewesen, der überhaupt die Feder ergriff, um der christlichen Sache zu dienen, und der daher als der eigentliche Schöpfer der neutestamentlichen Schriftstellerei den größten Einfluß auf die Ausbildung einer besondern christlichen Sprache gewinnen mußte. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß die alte kirchliche Ueberlieferung mit der auf wissenschaftlichen Forschungen sich gründenden Annahme von einem griechischen Urtext des Neuen Testaments übereinstimmt und nur von einem einzigen neutestamentlichen Buche, dem Evangelium des Matthäus, eine nicht griechische Urschrift in alter Zeit erwähnt wird. Aber in Folge ihrer palästinensischen Abstammung und Erziehung, nach dem Vorgange und unter dem Einflusse der frühern jüdisch-griechischen Bibelübersetzer und Schriftsteller und in Angemessenheit zu dem den Griechen ganz fremden, theils aus dem Judenthume entlehnten, theils neugeschaffenen geistigen Stoffe, den sie vorzutragen hatten, schrieben die neutestamentlichen Schriftsteller nicht das reine Griechisch, welches wir bei den altgriechischen Klassikern lesen, sondern ein jüdisch-artiges. Es besteht das Eigenthümliche dieser jüdisch verderbten griechischen Sprache nicht sowohl in einer Vermischung des hebräischen oder aramäischen Sprachstoffes mit dem griechischen, als vielmehr in der nach Art der hebräischen und aramäischen Sprache gemodelten Redefügung. Die Wörter sind bis auf wenige griechischen Ursprungs, aber es sind ihnen oft die Bedeutungen der in gewisser Hinsicht entsprechenden hebräischen Wörter beigelegt; es sind mit griechischen Wörtern hebräisch klingende Redensarten gebildet, kurz, Syntax und Stylistik dieses jüdisch-griechischen Idioms sind mit Hebraismen mannigfach durchzogen. Außer diesen hebräischen Elementen hat aber die neutestamentliche Sprache noch einen ganz eigenthümlichen Charakter, in sofern sie der lebendige Ausdruck eines ganz neuen, bisher unbekannten geistigen Lebens ist. Ein solches wird sich immer auch eine neue Sprache bilden; daher zeigt sich dem genauen Beobachter der neutestamentliche Sprachcharakter nicht nur in Worten und Wortverbindungen, die eine eigenthümliche Bedeutung haben, sondern in der ganzen Schreib- und Darstellungsweise, wie denn die unter sich wieder im Einzelnen differirenden Ausdrucksweisen des Paulus und des Johannes völlig weder aus dem Hebräischen, noch aus dem Griechischen erklärbar werden. Wir müssen daher in der Sprache des Neuen Testaments drei Bestandtheile unterscheiden: einen *griechischen*, einen *hebräisch-aramäischen* und einen *christlich-kirchlichen*. Was das griechische Element betrifft, so ist es der sogenannte gemeine Dialekt oder diejenige Sprache, welche nach Alexanders Zeit durch die Vermischung der bisher geschiedenen griechischen Dialekte entstanden war und in welcher auch die spätern Profanschriftsteller Polybius, Diodorus u. A. schrieben. Dabei lassen sich die Einflüsse der Lektüre der Septuaginta in manchen der alexandrinischen Sprachweise angehörenden Eigenthümlichkeiten nicht verkennen. Am richtigsten bezeichnet man die in Rede stehende Sprache als *jüdisch-griechische* und in Beziehung auf das Neue Testament als *neutestamentliche*.

Bei der Untersuchung über die *Entstehung* der alttestamentlichen Sammlung ging man früher meist von der jüdischen Sage aus, daß Esra unter Artaxerxes Longimanus in Jerusalem ein Kollegium von 120 Gelehrten unter dem Namen der großen Synagoge niedergesetzt und durch sie die Sammlung habe zu Stande bringen lassen. Die wirkliche Existenz dieser großen Synagoge unterliegt aber gewichtigen historischen Bedenken; schon die Thatsache, daß viel jüngere Bücher, z. B. Esther, Daniel, in die Sammlung aufgenommen sind, spricht gegen die Annahme, daß durch jenes Kollegium dieselbe zu Stande gebracht worden sey. Kaum eine Berücksichtigung verdient eine andere von Kirchenvätern den Ju-

den nacherzählte Sage, daß Esra durch göttliche Eingebung die alttestamentlichen Bücher wieder hergestellt habe, wogegen die Nachricht, die sich 2. Makk. 2, 13 findet, daß Nehemia ihre Sammlung veranstaltet habe, wenigstens in sofern glaubwürdig erscheint, als durch ihn wohl der Anfang dazu gemacht worden seyn mag. Die ganze geschlossene alttestamentliche Sammlung ist sicherlich nur allmählig, gleichsam wie von selbst entstanden durch successive Erweiterung und Vermehrung der ersten Anlage. Nach der Rückkehr der Juden aus dem Exil, als die alte Verfassung und Sitte wiederhergestellt wurde, regte sich ganz natürlich ein literarischer Sammlergeist, welchem wahrscheinlich zuerst der Pentateuch, das Gesetzbuch der Nation, seine Sammlung, Ueberarbeitung und Redaktion in seiner geschlossenen Gestalt verdankt. Dies der erste und wichtigste Theil der Sammlung. Demnächst wurden die Bücher, welche von den alten glorreichen Zeiten der Väter Nachricht gaben (Josua, Richter, Samuel, Könige), sowie die prophetischen Orakel gesammelt und als zweiter Theil jenem ersten angereiht. Dieses nach und nach zu Stande gebrachte Werk konnte natürlich nicht von Einem Manne vollendet werden, sondern wohl angeregt von einem Bedeutenden, etwa Esra, und von Nehemia fortgeführt, mußte es die Aufgabe Mehrer werden, und so konnte die Sage von der großen Synagoge, sowie von der Wiederherstellung der hebräischen Literatur durch Esra einige historische Grundlage haben. Nachher wurde weiter gesammelt, wohl auch noch hervorgebracht, aber dem Inhalt nach waren dies von den vorigen so verschiedene Schriften (Psalmen, Hiob), daß man sie von jenem zweiten Theile trennen zu müssen glaubte. So mag die dritte gemischte Abtheilung, zu der bis in die makkabäische Zeit hinein poetische und später auch einige historische Schriften gesammelt wurden, entstanden seyn. Auch der Prophet Daniel, der zu spät kam, um der bereits geschlossenen Sammlung der hintern Propheten angereiht zu werden, fand hier seine Stelle. In der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. erfolgte endlich der völlige Abschluß der ganzen alttestamentlichen Sammlung. Als eines Ganzen wird derselben im Prolog des Sirach (ungefähr 130 v. Chr.) gedacht, woraus jedoch der Abschluß der dritten Abtheilung nicht nothwendig folgt. Schon deutlicher ergibt sich dies aus dem Neuen Testament (vergl. Matth. 23, 35; Luc. 24, 44), wiewohl auch dieses Zeugniß noch an Unbestimmtheit leidet. Philo führt zwar das Alte Testament als ein Ganzes an u. citirt einzelne Schriften desselben, gibt aber kein Verzeichniß der biblischen Bücher, sondern nur gelegentliche Winke. Erst Josephus führt fast alle alttestamentlichen Bücher an, benutzt sie und zählt ihrer 22; als Schlußzeit der heiligen Literatur der Hebräer bezeichnet er die Zeit des Artaxerxes Longimanus. Hierdurch wird das Vorhandenseyn des Alten Testaments in seiner heutigen Gestalt zur Zeit des Josephus hinlänglich beurkundet. Daß man mit den jüngsten Büchern Daniel, Esther, Esra und Nehemia die Sammlung für geschlossen erklärte, hat wohl in dem zur Zeit der Makkabäer neu erwachten Religionseifer, welcher die alten Urkunden rein zu erhalten und dem Neuen, Fremden unzugänglich zu machen suchte, seinen Grund. Auch ist wohl die Ueberzeugung, welche 1. Makk. 9, 27 ausgesprochen wird, daß kein Prophet mehr im Volke gefunden werde, nicht ohne Einfluß gewesen. Man glaubte nicht, daß in einer von Sektenstreitigkeiten zerrissenen und vom heiligen Geiste verlassenen Zeit noch Schriften producirt werden könnten, welche den alten heiligen auf würdige Weise beigesellt werden möchten. Da der heilige Geist allen Schriftstellern der frühern Zeit nach der jüdischen Ansicht zu Theil wurde, so läßt sich hieraus auf das Princip schließen, welches bei der Aufnahme der einzelnen Schriften in die heilige Sammlung befolgt wurde. Nach Einigen soll eine Sammlung aller noch übrigen alten Nationalschriften, nach Andern nur der heiligen Bücher beabsichtigt worden seyn. Es kommt dies indeß ziemlich auf eins hinaus, da sämmtliche nationale Schriften der Juden einen religiösen Inhalt haben und ihnen für inspirirt gelten, selbst mit Einschluß des Hohenliedes, welches zwar erotischen Inhalts ist, aber von den Juden allegorisch erklärt und ins Religiöse hinübergedeutet zu werden pflegte. Die Samaritaner nahmen von allen alttestamentlichen Büchern nur den Pentateuch und das Buch Josua, letzteres in einer Ueberarbeitung, als heilige Schriften an. Der Name **Kanon**, welcher dieser alttestamentlichen Sammlung beigelegt wird, findet sich, und zwar mit der Bedeutung: Norm, Richtschnur der Lehre, des Glaubens und Lebens, zuerst bei den christlichen Kirchenvätern. Bei den Rabbinen findet sich nicht einmal ein entsprechendes Wort dafür. Durch metonymischen Gebrauch ging dieser Name dann auf die Bücher über, welche als Glaubensnorm galten, und wurde also im Sinne eines Verzeichnisses derselben gebraucht. Der Name **kanonische** Bücher ist daher gleichbedeutend mit inspirirte, göttliche Bücher u. entgegengesetzt dem Namen **apokryphische** Bücher, entweder dunkle Bücher, oder wahrscheinlicher solche Bücher, welche, des göttlichen Geistes entbehrend, in den kirchlichen Versammlungen nicht gebraucht wurden.

Die Apostel und überhaupt die **ersten Christen** fuhren fort, sich der Bücher des Alten Testaments zum Behufe der Erbauung und des Religionsunterrichts zu bedienen, und zwar nicht bloß aus Gewohnheit und so lange sie sich nicht von der Synagoge losgesagt hatten, sondern auch, weil die apostolische Predigt sich vorzüglich auf die Weissagungen der Propheten und auf die enge geistige Verbindung zwischen der frühern Offenbarung und dem Evangelium stützte. Aus dem letztern Grunde kam die Kenntniß und der Gebrauch der alttestamentlichen Bücher gleich anfangs auch zu den Heidenchristen. Die Gewohnheit regelmäßiger Vorlesungen in den Synagogen nahmen auch die Christen zu sich herüber und ohne Zweifel in den hergebrachten Formen. Hinsichtlich der Zahl und Auswahl der vorzulesenden Bücher scheint die Ordnung der Gemeinden und die Ansicht der einflußreichen Lehrer nicht überall die gleiche gewesen zu seyn. Die für Viele bestehende Nothwendigkeit, sich der alexandrinischen Uebersetzung zu bedienen, war die Ursache, daß

man den palästinensischen Kanon allmählig ganz aus dem Gesichte verlor, obwohl es wahrscheinlich ist, daß sich die Apostel und ihre nächsten Nachfolger noch an jenen gehalten haben. So lange der christliche Unterricht vorzugsweise auf dem Wege der mündlichen Ueberlieferung ertheilt wurde, d. i. bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts, gab es in den Gemeinden nur regelmäßige Vorlesungen aus dem Alten Testament. Die Sendschreiben, welche einzelne Gemeinden von Aposteln erhalten hatten, scheinen damals nach der öffentlichen Lesung beim Empfange nicht wieder in bestimmten Zeiträumen vorgenommen worden zu seyn. Die übrigen apostolischen Schriften von allgemeinerer Bestimmung verbreiteten sich auf die damals gewöhnliche Weise und dienten wohl an einzelnen Orten zur Belehrung und Erbauung, jedoch ohne allen kirchlich-öffentlichen Charakter. Obgleich nun die Gemeinden mit dem größten Interesse Briefe von den Aposteln nicht nur zu empfangen und sorgfältig aufzubewahren, sondern auch sich gegenseitig mitzutheilen pflegten, was sie besaßen, welcher Austausch durch die Reisen der Missionäre erleichtert wurde, so ging doch die Verbreitung der apostolischen Schriften nur sehr langsam vor sich, und zu der Zeit, da Klemens, Ignatius und Polycarpus schrieben (1. und 2. Jahrhundert), war der Gebrauch, den man von denselben machte, noch sehr beschränkt. Für die Geschichte reichte die Ueberlieferung aus, und selbst da, wo die Kenntniß derselben auf Büchern beruhte, konnten diese nicht sofort als unzweifelhafte Zeugen angerufen werden. Die Briefe galten als Privateigenthum Derjenigen, an welche sie geschrieben waren, oder doch als diese zunächst interessirend. Die Citate daraus in jener Zeit waren nur namenlose Anführungen einzelner Sentenzen, und es verging ein volles Jahrhundert, ehe man an eine beweiskräftige Berufung auf dieselben als auf eine göttliche Autorität denken mochte. Aus diesen Gründen kann von einem wirklichen Bedürfnisse einer vollständigen Sammlung der apostolischen Schriften vor der Mitte des 2. Jahrhunderts noch nicht die Rede seyn. Der christlichen Kirche fehlte es überdies nach der Zerstörung Jerusalems an einem politischen Mittelpunkte, und so mußte die Sorge, eine der alttestamentlichen ähnliche Sammlung zu veranstalten, nothwendig einzelnen Personen oder Lokalitäten überlassen bleiben.

Die Ursachen aber, welche die Kirche nach und nach zu den authentischen Dokumenten der apostolischen Lehre zurückführten, waren einmal das bedrohliche Umsichgreifen des Gnosticismus, sodann die wachsende Fluth apokryphischer Schriften und endlich die instinktmäßige Erkenntniß von der Unzulänglichkeit und Schwäche jeder andern Grundlage des Unterrichts. Allein es verging noch eine geraume Zeit, ehe diese Ursachen nachhaltig wirkten, und so lange noch die dogmatische Ueberlieferung lebendig genug war, um der eindringenden Korruption der Lehre zu widerstehen, waren es so wenig die Bücher, welche die Glaubensregel aufstellten, daß vielmehr sie selbst nach der überlieferten Norm beurtheilt zu werden pflegten. Die Wahl der apostolischen Schriften, welche jeder einzelne Lehrer seiner Gemeinde in die Hand geben wollte, stand ihm völlig frei, in sofern weder das Herkommen, noch irgend eine kirchliche Behörde dieselbe zum Voraus geregelt hatte. So hatte sich Marcion ums Jahr 140 eine Sammlung angelegt, die aus einem einzigen Evangelium und 10 Briefen des Paulus bestand, aber bei ihm durchaus kein göttliches Ansehn haben sollte. Ueberhaupt waren es die Häretiker des 2. Jahrhunderts, welche zuerst das Bedürfniß fühlten, ihre dogmatischen Ideen auf apostolische Bücher zu stützen. Erst seit der Mitte des 2. Jahrhunderts zeigen sich häufiger bestimmte Berufungen auf apostolische Schriften, und zwar zunächst auf Evangelien, aber mit vollkommener Freiheit in der Wahl derselben. Aber eine Sammlung neutestamentlicher Schriften kennt man dessen ungeachtet noch nicht. Da indeß einmal der erste Anstoß gegeben war, so lernte man den Werth jener Denkmale für das christliche Leben und die christliche Wissenschaft immer deutlicher erkennen und schätzen, und besonders führte das Bedürfniß tüchtiger Waffen gegen die mächtig andringende Häresie die Theologen immer mehr zu dem Studium der apostolischen Lehrschriften hin. Der Fortschritt in dem religiösen Bewußtseyn der christlichen Gemeinden, wodurch die Apostel auf gleiche Linie mit den Propheten gestellt wurden, und ihre Schriften als das Produkt einer besondern und ihnen ausschließlich vorbehaltenen Inspiration erschienen, war gegen das Ende des 2. Jahrhunderts vollbracht. Die erste Spur einer solchen Gleichstellung beider Klassen von Büchern und zugleich einer wirklichen Sammlung apostolischer Schriften findet sich 2. Petr. 3, 15. 16. Kleinasien dürfte die Wiege der neutestamentlichen Sammlung gewesen seyn, wenn man nicht lieber annehmen will, es könnte dieselbe als ein Zeitbedürfniß zugleich an verschiedenen Orten versucht worden seyn. Wie sich dies auch verhalten mag, so scheinen am Ende des 2. Jahrhunderts die Gemeinden von Kleinasien, Alexandrien u. Westafrika, deren Wortführer damals Irenäus, Klemens von Alexandrien und Tertullian waren, in der Annahme von 4 Evangelien, der Apostelgeschichte, 13 Briefen des Paulus, einem des Petrus u. einem des Johannes zusammengetroffen zu seyn.

Aber noch hatte diese allerdings merkwürdige Uebereinstimmung mehrer von einander entfernten Kirchen über das Ansehn einer gewissen Anzahl von Schriften durchaus keinen gesetzlichen Charakter und beruhte nicht auf der Entscheidung einer Synode oder sonstigen kirchlichen Gewalt. Ja nicht einmal ein eigentliches Verzeichniß der für göttlich geachteten Bücher findet sich vor, sondern so weit nicht eine sichere Tradition vorlag, konnte man hier mit Abneigung verwerfen, was man dort lobpries und bewunderte. Nur so viel ist gewiß, daß jene ursprüngliche Sammlung fortan nur durch Vermehrung, nicht aber durch Ausscheidung umgestaltet werden konnte. Der früheste Zusatz zu ihr scheint in Syrien gemacht worden zu seyn, wenigstens enthält die alte Uebersetzung, welche schon im 3. Jahrhundert für die Nationalkirche dieses Landes gefertigt wurde, bereits die beiden Episteln des Jacobus und an die Hebräer. Von der Sammlung, welche zu derselben Zeit in der römischen Kirche in Aufnahme gewesen seyn

könnte, besitzen wir keine Dokumente. Im Laufe des 3. Jahrhunderts ging sonst keine wichtigere Veränderung mit der neutestamentlichen Sammlung vor. Der Hebräerbrief u. die Briefe des Jacobus, Petrus, Judas u. Johannes fanden immer weitere Anerkennung und nur gegen die Apokalypse zeigte sich besonders im Orient eine entschieden ungünstige Stimmung. Auch bis tief ins 4. Jahrhundert hinein kam es zu keinen festern Bestimmungen. Noch der Geschichtschreiber Eusebius von Cäsarea († 340) wußte sich auf keine entscheidende Auktorität zu berufen, und das fortwährende Schwanken der Ueberlieferung zeigt sich deutlich in dem von ihm aufgestellten Kanon, in welchem er die neutestamentlichen Bücher ebenfalls in drei Klassen theilt, nämlich: 1) allgemein als ächt apostolische und zur neutestamentlichen Sammlung gehörige anerkannte (homologumena): die 4 Evangelien, die Apostelgeschichte, 14 paulinische Briefe (mit dem Hebräerbrief), 1 Johannis und Petri; 2) solche, welche nicht mit allgemeiner Uebereinstimmung für ächte und apostolische gehalten und zum Neuen Testament gerechnet, jedoch von Vielen gelesen und kirchlich gebraucht wurden (antilegomena): Jacobus, Judas, 2 Petri, 2 und 3 Johannis, welche hier wieder den ersten Rang, ferner Acta des Paulus, der Pastor, die Apokalypse des Petrus, der Brief des Barnabas und die Konstitutionen der Apostel, welche den zweiten Rang einzunehmen scheinen; endlich 3) ungereimte, gottlose Schriften: ein Evangelium des Petrus, des Thomas, des Matthäus u. a. Vgl. Lücke, Ueber den neutestamentlichen Kanon des Eusebius, Berlin 1816.

Endlich kam die Kirche in ihren ausgezeichnetsten Stimmführern immer mehr zu der Einsicht, daß Schriften, denen sie einen so hohen dogmatischen Werth beilegte, nicht sorgfältig genug von andern unterschieden werden könnten. Man gewöhnte sich, die Bücher, welche man für die reinste Quelle der Erkenntniß der christlichen Wahrheit ansah, **kanonische** zu nennen, sofern sie die Glaubensregel enthielten. Auf diesen Namen hatten alle Anspruch, welche eine hinlänglich beglaubigte Ueberlieferung in die Zahl der von inspirirten Aposteln verfaßten setzte. Man behielt indeß auch die hergebrachten Bücher zum Lesen bei, auch wenn man sie nicht den kanonischen anreihen konnte, legte ihnen dann aber keine dogmatische Autorität bei (Vorleseschriften). Die kirchliche Brauchbarkeit überhaupt sprach man nur den unter dem Namen **Apokryphen** zusammengefaßten ab. Nachdem die bedeutendsten Schriften der zweiten Abtheilung ihren Platz unter den kanonischen gefunden hatten, verschwand dieselbe ganz, u. die apokryphischen Bücher wurden nun schlechthin den kanonischen entgegengestellt. In den seit der Mitte des 4. Jahrhunderts bei griechischen Kirchenlehrern sich immer häufiger vorfindenden Bücherverzeichnissen finden sich auch die 7 katholischen Briefe, die durch die Sitte des Vorlesens nach und nach unentbehrlich geworden waren, in den Kanon aufgenommen. Nur gegen die Apokalypse, über welche schon Eusebius zweifelhaft gewesen war, erhob sich von vielen Seiten her Widerspruch. Die erste gesetzliche Bestätigung der bisher bloß auf der Uebereinstimmung der Kirchenlehrer und der Macht der Gewohnheit beruhenden Kanonicität der heiligen Bücher des Neuen Testaments gab für die griechische Kirche die Synode von Laodicea (um 360), welche in ihrem 60. Kanon alle kanonischen Schriften aufzählt, worunter die alttestamentlichen Apokryphen und die Apokalypse fehlen. Auf ähnliche Weise gelangte die lateinische Kirche einige Jahre später zur endlichen Feststellung ihres Kanons. Hier brachten die beiden großen Kirchenlehrer Hieronymus und Augustinus die Sache zur Entscheidung, wiewohl gerade hier wohl ohne den rechten innern Beruf. Auf den Synoden zu Hippo (393) und zu Karthago (397), welche unter des Letztern Leitung abgehalten wurden, begriff man im Kanon nicht nur die Apokalypse und die bestrittenen Episteln, sondern auch die Apokryphen des Alten Testaments mit ein; die Bestätigung dieses Beschlusses erfolgte von Seiten der römischen Kirche durch Innocenz I. (405). Ein dem römischen Bischof Gelasius I. zugeschriebenes Dekret von 494 gab ein vollständiges Verzeichniß der vom kirchlichen Gebrauch ganz ausgeschlossenen apokryphischen Schriften und steckte damit allen weitern Verhandlungen über den Kanon eine Grenze. Nach den Synodalentscheidungen konnte von einem ernstlichen Widerspruch gegen irgend einen Theil des Kanons nicht mehr die Rede seyn. Die Sache galt für abgethan, und überdies waren die historischen und kritischen Vorkenntnisse der spätern Theologen viel zu gering, als daß einer auf solche Fragen hätte zurückkommen können. Die Reformation lenkte die Blicke zwar wieder auf den Kanon hin, aber man wagte nicht, über des Hieronymus Zweifel hinwegzugreifen, sey es aus kritischem Unvermögen, oder aus Aengstlichkeit, und die begabteren Männer jener Zeit waren mit weit wichtigeren Lebensfragen beschäftigt, in deren glücklicher Lösung sie auch die kühnste Kritik des Kanon nicht hätte fördern können. Die **Reformatoren** bezweckten nicht eine durchgreifende Prüfung, sondern nur eine Wiederherstellung der Tradition zu ihrer frühern Reinheit. Im Alten Testament kamen sie daher ganz natürlich zum jüdischen Kanon zurück. Den apokryphischen Büchern sprachen sie alles dogmatische Ansehen ab, behielten aber dieselben als nützlich zur Erbauung, nur von den übrigen Schriften sorgfältig getrennt, in ihren B.n bei. Das Neue Testament anlangend, so betraf ihre Kritik nur die ehemaligen Antilegomena und stützte sich dabei entweder auf ältere Zeugnisse, oder auf eine dogmatische Beurtheilung des Inhalts und der Form. So kamen die ältern Lutheraner nach Luthers Vorgange zu einer Unterscheidung einer eignen Klasse von **deuterokanonischen** Büchern des Neuen Testaments. Die Calvinisten machten ähnliche Ausstellungen ohne dieselbe Unterscheidung. Ungeachtet solcher Bedenklichkeiten auf Seiten der Wortführer nahmen die Bekenntnißschriften der englischen, französischen und belgischen Protestanten für das Neue Testament den vollständigen Kanon der katholischen Kirche ausdrücklich an, während in sämmtlichen symbolischen Büchern der Lutheraner und in den meisten der Reformirten die Frage über die Kanonicität der einzelnen Schriften unentschieden gelassen wurde.

So blieben durch die weise Vorsicht der protestantischen Wortführer in Deutschland u. der Schweiz der Wissenschaft die Wege offen, um zu günstigerer Zeit auf eine Untersuchung zurückzukommen, welche mit der Wurzel des Protestantismus verwachsen ist. Das 17. Jahrhundert that indeß einen Rückschritt, in sofern die Unterscheidung deuterokanonischer Schriften verschwand und jeglicher Zweifel von Seiten der Orthodoxie verdächtigt wurde. Nur in Betreff der Apokryphen des Alten Testaments verleugneten die Protestanten niemals die Grundsätze ihrer Väter. Eine durchgreifendere und nachhaltigere Reaktion begann in der protestantischen Kirche erst, als der skeptische Geist des 18. Jahrhunderts als Rationalismus einen ernsten und harten Streit mit allen hergebrachten Lehren und Meinungen begann. Johann Salomo Semler unternahm es damals zuerst, die gemeinen Vorstellungen vom Kanon zu berichtigen, indem er vom Gesichtspunkte des Rationalismus ausging und seiner Kritik eine wesentlich historische Grundlage gab (s. dessen Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon, Halle 1771—1775, 4 Bde.). Seitdem wurde die Bewegung eine immer allgemeinere; die Wissenschaft erkannte, daß der Kanon nicht immer derselbe gewesen, ließ auch die innern Gründe für oder gegen jedes einzelne Buch zu und verwarf viele von den bisher gebrauchten äußern Zeugnissen. Diese Verhandlungen dauern noch fort, denn je verwickelter die Methode der Untersuchung und je abhängiger die Schätzung der Beweisgründe von dem subjektiven Meinen der Kritiker wurde, desto weniger war Uebereinstimmung möglich. Im kirchlichen Gebrauch der Schrift ist indeß dadurch keine Veränderung herbeigeführt worden. In der *katholischen* Kirche wurde durch die Beschlüsse von Trient, wodurch der kirchliche Gebrauch als über die Kanonicität der Bücher entscheidend hingestellt und der Bannfluch über Jeden ausgesprochen wurde, welcher nicht die sämmtlichen in der gemeinen lateinischen Uebersetzung enthaltenen Bücher als heilig annehmen würde, die Geschichte des Kanons wenigstens kirchlich zum festen Abschluß gebracht. Die tridentinischen Dekrete haben selbst im Orient gesiegt, indem der Patriarch Parthenius von Konstantinopel die alttestamentlichen Apokryphen kanonisiren ließ in einer Bekenntnißschrift, welche auch die andern Kirchen von griechischem Ritus annahmen.

Von ihrem Ursprunge bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst erfuhren die biblischen Bücher eine doppelte Reihe von *Veränderungen*, zunächst solche, welche den Sinn u. Inhalt der Rede oder die von den Verfassern geschriebenen Worte nicht berührten und theils von den Fortschritten der Schreibkunst und der zur Vervielfältigung der Bücher ersonnenen Mittel, theils von den wechselnden Versuchen, das Lesen und Verstehen derselben zu erleichtern, abhingen; dann solche, welche die Worte und Gedanken, also die wesentliche, innere Gestalt des Bibeltextes, betrafen. Von jenen handelt die *äußere* Geschichte des Textes, von diesen die *innere*. Der Text des *Alten Testaments* ist gegenwärtig in *Verse* abgetheilt, die durch die Accentuation bezeichnet sind, in Folge deren die Versabtheilung überhaupt entstanden seyn mag. Die Bezeichnung der Verse mit Zahlen ist aber erst spät eingeführt worden; die ersten gedruckten Ausgaben hatten nur Accente und Versabtheiler. Robert Stephanus führte die Verszählung in der Vulgata 1548 ein. Im hebräischen Text erschien sie zuerst in der sabionetischen Ausgabe des Pentateuch vom Jahr 1557 und ganz vollständig erst in Athias' Bibelausgabe vom Jahr 1661. Weit jünger und christlichen Ursprungs ist die heutige *Kapiteleintheilung*, welche man gewöhnlich dem Hugo von St. Caro († 1262), mitunter auch dem Erzbischof von Canterbury, Stephan Langthon (um 1220), zuschreibt. Nachdem sie der Rabbi Nathan in seine Konkordanz (um 1440) und Daniel Bomberg in den gedruckten hebräischen Text (1525) aufgenommen hatte, ist sie auch bei den Juden die gebräuchliche geworden. In Ermangelung sicherer Anführungszeichen half man sich mit ungefähren Angaben nach dem Inhalt. Den Juden eigenthümlich und nie bei den Christen in Gebrauch gekommen, weil sie deren gottesdienstlichen Einrichtungen fern lagen, sind die Abtheilungen des alttestamentlichen Textes in größere Lesestücke. In den Synagogen pflegte an jedem Sabbath ein Abschnitt aus dem Pentateuch vorgelesen zu werden. Um Gleichförmigkeit und Ordnung herzustellen, theilte man mit der Zeit den Pentateuch nach der Zahl der Sabbathe im Schaltjahre in 54 Lesestücke (Paraschen) u. diese wieder in kleinere ein. Mit einer Parasche pflegte jeden Sabbath auch ein prophetischer Abschnitt vorgelesen zu werden; diese Stücke wurden Haphtharen genannt, weil mit ihnen die Sabbathsvorlesung beendigt und das Volk entlassen wurde. Sie umfaßten nicht den ganzen Text der prophetischen Bücher, wie die Paraschen den ganzen Pentateuch, sondern bloß ausgehobene Stellen. Zu Christi Zeit las man zwar schon die Propheten vor, aber noch waren keine Lesestücke festgesetzt. Im *Neuen Testament* ist die *Versabtheilung* noch jüngern Ursprungs, als im Alten Testament. Zum Behufe des Vorlesens theilte der alexandrinische Diakonus Euthalius in seiner um 462 vollendeten Ausgabe der Apostelgeschichte und Briefe den Text nach Stichen oder Verszeilen ab, auf die so viel Worte kamen, als beim Vorlesen zusammen gelesen werden sollten. Diese Eintheilungs- und Zählungsart wurde Stichometrie genannt und, da sie Beifall fand, von Andern auch auf die Evangelien übertragen. Sie war bis zum 8. Jahrhundert in Gebrauch. Um den Raum zu ersparen, setzte man später die Stichen nicht mehr ab, sondern begnügte sich, das Ende derselben durch Punkte oder andere Zeichen zu bemerken. Dies der Anfang unserer Interpunktion, welche in Verbindung mit der Accentuation im 10. Jahrhundert allgemein üblich wurde, aber erst im 16. Jahrhundert nach Erfindung der Buchdruckerkunst eine festere Gestalt gewann. Mit unsern heutigen Versen haben die Lesezeilen kaum eine entfernte Aehnlichkeit. Eine *Kapiteleintheilung* wird zwar schon bei den Kirchenvätern erwähnt, doch sind damit wahrscheinlich nur unbestimmte Abschnitte gemeint. In der Mitte des 3. Jahrhunderts theilte Ammonius von Alexandrien

zum Behuf einer Evangelienharmonie den Text der Evangelien in viele kleinere Abschnitte ein, welche Eintheilung Eusebius im 4. Jahrhundert in seinen Canonibus evangelicis (einer Bearbeitung jener Harmonie) anwandte und vervollkommnete. Späterhin (6. Jahrhundert) wurden in den Evangelien größere Abschnitte üblich, welche indeß auch oft unter Kapiteln verstanden werden mögen. Die paulinischen Briefe waren seit dem 5. Jahrhundert ebenfalls in Kapitel eingetheilt, welche Euthalius in seiner Ausgabe mit der Inhaltsanzeige anmerkte und für die übrigen Episteln und die Apostelgeschichte selbst entwarf. In der Mitte des 13. Jahrhunderts kam endlich eine gleichförmige, aber nicht bessere Eintheilung für die ganze B. zu Stande, welche dem oben erwähnten Hugo von St. Caro zugeschrieben wird, der sie zum Behuf einer lateinischen Konkordanz unternommen haben soll. Diese jetzigen Kapitel kamen im 15. Jahrhundert in die griechischen Exemplare des Neuen Testaments. Die jetzige **Verseintheilung** im Neuen Testament ist der alttestamentlichen nachgebildet und findet sich zuerst in Exemplaren der Vulgata; erst 1551 brachte sie Robert Stephanus am Rande des griechischen Textes an. Der kirchliche Gebrauch machte schon früh auch für das Neue Testament noch andere Abtheilungen nothwendig. In der Folge hob man gewisse kürzere Lesestücke aus und schrieb sie in besondere Bücher (eclogadia, lectionaria, in Bezug auf die Evangelien evangelistaria genannt) zusammen. In der lateinischen Kirche geschah dies schon im 5., in der griechischen nicht vor dem 8. Jahrhundert. Der Ursprung unserer heutigen Perikopen (s. d.), die man auf Alkuin zurückzuführen pflegt, ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Ebenfalls spätere Zusätze zu den neutestamentlichen Büchern sind die **Ueber- u. Unterschriften**. Die erstern rühren augenscheinlich nicht von den Verfassern selbst her. Sie beziehen sich theils auf den Inhalt, theils auf die Ueberlieferung und mußten natürlicher Weise in die Abschriften kommen, sobald mehre Bücher in eine Sammlung gebracht wurden; späterhin sind sie erweitert worden. Noch jünger, unter sich verschiedenartiger u. oft irrig sind die Unterschriften, welche anfangs bloß den Titel wiederholten, später hieran auch Nachrichten über den Verfasser, über Zeit und Ort der Abfassung u. dergl. knüpften. Euthalius nahm sie in seine Ausgabe mit auf; sie sind aber ohne historischen Werth.

Die Frage, ob mit dem Bibeltexte außer den erwähnten rein äußerlichen Veränderungen noch andere **wesentlichere** vorgegangen, welche seine innern Bestandtheile, Worte und Gedanken betrafen, beantwortet sich leicht, wenn wir die Natur der Sache, sowie seine gegenwärtige Gestalt unbefangen ins Auge fassen. Die Urschriften der Verfasser sind natürlich schon sehr frühzeitig verloren gegangen und es findet sich nirgends mehr die geringste Spur davon vor. Die Art u. Weise aber, wie die Schriften vor Erfindung des Bücherdrucks vervielfältigt wurden, läßt ungeachtet aller Sorgfalt, welche man auf die reine und unverfälschte Erhaltung der heiligen Schriften gewandt haben mag, größere oder geringere Veränderungen in ihrem Texte durchaus unvermeidlich erscheinen, und die Analogie aller alten Schriften, welche sämmtlich mehr oder minder korrumpirt worden sind, beweist, daß auch die Fortpflanzung des biblischen Textes durch menschliche Hände nicht ohne Fehler vor sich gehen konnte, wenn nicht ein fortgehendes Wunder, ein jegliche Irrthümer verhütender unmittelbarer, göttlicher Einfluß auf die Abschreiber angenommen werden soll. Die möglichen Entstehungsarten von Textverfälschungen lassen sich auf zwei Hauptursachen zurückführen, auf Irrthum oder auf Absicht. Unter die erste Rubrik gehören die mancherlei Selbsttäuschungen des Auges, des Ohres, des Gedächtnisses und des Urtheils, wenn beim Lesen ähnliche Buchstaben, Sylben oder Wörter verwechselt, Zeilen oder Sätze mit gleichem Anfang oder gleichem Ende übersehen, beim Diktiren Gleichlautendes falsch aufgefaßt, beim gedächtnißmäßigen Aufschreiben in der Eile Synonyme und Sätze mit einander vertauscht, Abkürzungen falsch aufgelöst, Randbemerkungen in den Text gezogen oder in der Wortabtheilung Fehler gemacht wurden. Die Absicht, in welcher man den Text veränderte, konnte entweder eine unschuldige wohlgemeinte seyn, oder es konnte ihr Parteiinteresse zu Grunde liegen. Erstere ist unstreitig die Quelle mancher verschiedenen Lesarten in der B.; man schob mit unkritischer Geschäftigkeit vorgebliche Verbesserungen wirklicher oder vermeintlicher Fehler ein, erlaubte sich, wo ein Wort dunkel oder anstößig schien, Konjekturen &c. Im Neuen Testament ließen sich dergleichen Fälschungen wohl von Häretikern vermuthen, welche in den Streitigkeiten mit ihren Gegnern Veranlassung genug dazu finden konnten, u. wirklich machten sich die Parteien mit der größten Bitterkeit gegenseitig den Vorwurf solcher Betrügerei. Allein bei der Wachsamkeit der katholischen Väter hätten etwaige Verfälschungen gewiß keine allgemeine Verbreitung finden können, und von diesen selbst läßt sich jenes Verfahren nicht wohl erwarten, da sie sich ganz an die Geschichte und Tradition anschlossen und zu Fälschungen keinen Grund hatten.

Die **erste Periode** der alttestamentlichen Textgeschichte reicht bis zur Schließung des Kanons im 2. Jahrhundert v. Chr., ist aber aus Mangel an Nachrichten dunkel und fragmentarisch. Da die Bücher vor ihrer Sammlung von den Abschreibern gewissermaßen als Privateigenthum betrachtet zu werden pflegten, so konnte die Willkür, die damals durch keine kirchliche Autorität im Zaume gehalten wurde, am ungehindertsten mit ihnen schalten. Beweisend hierfür sind die vielen parallelen Abschnitte des Alten Testaments, deren Verschiedenheit nur aus der Nachlässigkeit und Willkür der Abschreiber zu erklären ist. Vergl. Ps. 14 mit 53; Ps. 40, 14 ff. mit Ps. 70; Ps. 18 mit 2. Sam. 22; Ps. 108 mit Ps. 57, 8—12; 60, 7—14; Ps. 105 mit 1. Chron. 16, 8—22; Ps. 116 mit 1. Chron. 16, 23—33; Jes. 37 und 38 mit 2. Kön. 18 und 19; Jerem. 52 mit 2. Kön. 24; die parallelen Abschnitte in den Büchern Samuels, der Könige und der Chronik; Jes. 15 und 16 mit Jerem. 48 u. s. f. Die **zweite Periode** kann man von der Schließung des Kanons bis zur Voll-

endung des Talmuds zu Anfang des 6. Jahrhunderts n. Chr. setzen. Die erste und wichtigste Erscheinung darin ist die Entstehung der samaritanischen Recension des Pentateuch (Codex Samaritanus), welche wahrscheinlich mit der Erbauung des samaritanischen Tempels und der Stiftung des samaritanischen Kultus gleichzeitig ist. Dieselbe ist in der eigenthümlichen Schrift der Samaritaner geschrieben und zeichnet sich durch manche wichtige Abweichungen des Textes aus; aber sie ist im Ganzen unkritisch und ein Werk der parteiischen Willkür, indem die meisten eigenthümlichen Lesarten aus grammatischen Korrekturen, in den Text aufgenommenen Glossen, erleichternden und erklärenden Konjekturen grammatischer und historischer Art, Zusätzen und Aenderungen nach Parallelstellen, Samaritanismen und Aenderungen nach der eigenthümlichen Theologie und Hermeneutik der Samaritaner bestehen und der ächt kritischen Lesarten nur wenige sind. Mit diesem samaritanischen Text ist auch derjenige verwandt, welcher der alexandrinischen Uebersetzung im Pentateuch zu Grunde liegt. Zur Zeit der Abfassung des Talmud zeigen sich zuerst kritische Bestrebungen unter den Juden. Sie fingen damals an, Handschriften zu sammeln, zu vergleichen und die Varianten zu beurtheilen. Zwar wagten sie aus Scheu vor dem recipirten Text nicht, das für besser Gehaltene in den Text zu setzen; aber sie bemerkten es am Rande, und die Vorleser lasen es statt der Texteslesart. Die Verbesserung hieß daher Keri, d. i. das zu Lesende, die Texteslesart aber Chetib, das Geschriebene. In unsern gedruckten B.n ist das Keri gewöhnlich unter dem Text bemerkt; die zugehörigen Vokale sind der Texteslesart untergeschrieben, deren eigentliche Aussprache man daher selbst suchen muß. Die Grundsätze, von welchen die Rabbinen bei diesen und ähnlichen Bemerkungen geleitet wurden, waren zwar keine kritischen, denn sie gingen meist nur darauf aus, vermeintliche Fehler und Schwierigkeiten, auch Anstößiges zu entfernen; aber sie verrathen doch eine gewisse Aufmerksamkeit auf den Text und besonders eine gewissenhafte, oft superstitiöse Sorgfalt, nichts darin zu ändern. Die dritte Periode reicht von der Schließung des Talmud bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst. Die jüdischen Schriftgelehrten, vornehmlich in Tiberias, fuhren in ihren kritischen Bemühungen fort und vermehrten die von den Aeltern überlieferten kritischen, grammatischen und exegetischen Beobachtungen, indem sie nun auch ihre Aufmerksamkeit auf die nunmehr eingeführte Vokalisation (deren Ursprung in die Zeit vom 6.—8. Jahrhundert zu setzen ist) richteten. Für den Vorrath dieser erst mündlich überlieferten, dann aufgeschriebenen Beobachtungen wurde der Name Masora (Ueberlieferung, traditio), und für diejenigen, welche sich derselben beflissen, der Name Masorethen üblich. Die Masora enthält alle alten Bemerkungen, vorzüglich der Keri, außerdem aber auch neue, zum Theil ziemlich grillenhafte. Man zählte die Verse, Wörter und Konsonanten der biblischen Bücher, gab den mittelsten Buchstaben an, beobachtete genau jede grammatische Anomalie, bemerkte die ungewöhnliche Gestalt gewisser Buchstaben (literae majusculae, minusculae, suspensae, inversae) und pflanzte damit alte Schreibfehler abergläubischer Weise fort. Anfangs schrieb man alles dies in besondern Codicibus nieder, später am Rande des Textes (daher der Name Zaun des Gesetzes). Durch die verschiedenen Grade der Vollständigkeit entstand der Unterschied zwischen der kleinen Masora, welche sich am Rande der gedruckten B.n befindet, und der großen (abgedruckt in Bombergs und Buxtorfs rabbinischen B.n). Das Ergebniß einer wahrscheinlich ziemlich alten Revision des Textes sind die von Ben Chajim am Ende der bombergschen rabbinischen B. mitgetheilten morgen- und abendländischen (babylonischen und palästinensischen) Lesarten, an der Zahl 216—220, die sich, bis auf zwei, bloß auf die Konsonanten, theils auf die Orthographie und Form der Wörter, theils auf die Keri und Chetib beziehen. Es ist ein schätzbares Denkmal von der Sorgfalt für den recipirten Text bei morgenländischen wie abendländischen Juden. Die letzte kritische Arbeit des Mittelalters ist die durch Aaron Ben Ascher und Jakob Ben Naphthali, beide Vorsteher von Akademien, jener in Palästina, dieser in Babylonien, im 11. Jahrhundert angestellte Vergleichung babylonischer und palästinensischer Lesarten. Es betreffen dieselben (etwa 900 an der Zahl) bloß die Vokale und Accente (abgedruckt in Bombergs und Buxtorfs rabbinischen B.n und in der londoner Polyglotte). Mit diesem Zeitpunkt kann die Geschichte des alttestamentlichen Textes als abgeschlossen angesehen werden. Die alten Handschriften ohne Vokale gingen verloren, und man begnügte sich, den masorethischen Text durch vokalisirte Handschriften zu vervielfältigen. Daher ist keiner unserer Codices über 800 Jahre alt, denn nach dem Gesetz mußten die abgenutzten Exemplare unter dem Altare vergraben werden, um sie vor Profanation zu bewahren. Eine genauere Altersbestimmung der erhaltenen Codices ist sehr schwierig, weil nur selten richtige Unterschriften hierüber Auskunft geben und die Schriftzüge sich in der Zeit nicht geändert haben. Der älteste Codex mit einer Jahrzahl ist von 1106. Es gibt ihrer sehr viele; allein Kennicot und de Rossi haben über 1000 verglichen. Alle aber enthalten mit größerer od. geringerer Abweichung den masorethischen Text. Mehre, besonders die Handschriften Hillels, Ben Aschers u. Ben Naphthali's werden als besonders richtig gerühmt. Die auf uns gekommenen sind entweder Synagogenrollen, welche außer dem Pentateuch nur die Haphtharen enthalten, auf Pergament ohne Punkte und Accente in chaldäischer Quadratschrift geschrieben, oder zum Privatgebrauche bestimmte Manuskripte in sehr verschiedenartigem Format auf Pergament, Baumwollen- oder Linnenpapier in chaldäischer Quadrat- oder in rabbinischer Schrift geschrieben mit vollständigen Vokalen und Accenten, letztere oft mit blässerer Dinte. Anfangswörter oder Buchstaben sind in der erstern öfters mit Gold u. Farben ausgemalt; neben dem hebräischen Text in einer besondern Kolumne oder zwischen demselben versweise abwechselnd steht gewöhnlich die chaldäische Paraphrase u. am Rande die Masora, auch wohl rabbinische Kommentare, Gebete u. dgl. In der Punktation weichen die Codices von der jetzt gebräuchlichen in manchen Stücken ab.

Die letzte Periode umfaßt die Geschichte des gedruckten Textes. Die ersten gedruckten Ausgaben sind ihrem innern kritischen Gehalte nach den Handschriften gleichzustellen. Zuerst wurde vom Alten Testament der Psalter mit Kimchi's Kommentar 1477 wahrscheinlich zu Bologna gedruckt ohne Punkte. Vollständig ist das Alte Testament zuerst gedruckt erschienen zu Soncino 1488, welcher Ausgabe die von Brescia 1494 (deren sich Luther bediente) im Ganzen gefolgt zu seyn scheint. Daraus sind geflossen Bombergs rabbinische B. 1517 und dessen Handausgaben von 1518, 1521, des Rob. Stephanus Ausgabe von 1539—1544 und die von Seb. Münster, 2 Bde., Basel 1536. Der hebräische Text der complutensischen Polyglotte (1514—1517), der aus 7 Handschriften geflossen ist, ist in der Polyglotte Bertrams 1506 u. ö. wiederholt. Vorzüglich wichtig ist die 2. Ausgabe der rabbinischen B. von Bomberg, besorgt von Jak. Ben Chajim (Venedig 1525 und 1526), deren Text vornehmlich nach der Masora eingerichtet ist unter Zuziehung spanischer Handschriften. Dieser sind viele spätere gefolgt, als: die 3. Ausgabe der rabbinischen B. von Bomberg (Venedig 1547—1549); die rabbinische B. von J. de Gara (das. 1568) und von Bragadinus (das. 1617); Bombergs Handausgaben von 1528, 1533, 1544; die Ausgabe des Rob. Stephanus von 1544—1546; mit einigen Aenderungen die justinianeischen Ausgaben (das. 1551 u. ö.); die genfer (1618); die von J. de Gara (Vened. 1566), von Bragadinus (das. 1614—1615), von Plantinus (Antwerpen 1566), von Hartmann (Frankfurt a. d. O. 1595). Einen aus der complutensischen und bombergischen Ausgabe gemischten Text gibt die antwerpener Polyglotte (1569—1572), der die plantinisch-hebräisch-lateinische Ausgabe (Antwerpen 1571), die genfer hebräisch-lateinische (1618), die pariser Polyglotte (1645), die londoner Polyglotte von Brian Walton (1657), die Quadrilingua von Reineccius (Leipzig 1750) und des letztern Handausgabe (das. 1725 u. ö.) folgen. Ebenfalls gemischt ist der Text in der hebräisch-lateinischen Ausgabe von Hutter (Hamburg 1587 u. ö.), in Buxtorfs Handausgabe (Basel 1611), sowie in der von Athias (Amsterdam 1661). Aus den letztern sind die bei uns gebräuchlichsten geflossen: von Clodius (Frankfurt a. M. 1677, zuletzt von Leusden, das. 1692); von Majus und Bürclin (Frankfurt a. M. 1716); von Jablonski (Berlin 1699); von Michaelis (Halle 1720); von van der Hooght (Amsterdam und Utrecht 1705), welcher wieder die hebräisch-lateinische von Schmidt (Leipzig 1740), die hebräisch-lateinische von Houbigant (Paris 1753), die von Simon (Halle 1752) und von Kennicot (Oxford 1776) folgen. Eine von Hahn besorgte Stereotypausgabe erschien Leipzig 1831. Sehr brauchbar ist die von Stier und Theile bearbeitete Polyglottenbibel mit hebräischem (griechischem), lateinischem (Vulgata) und deutschem Texte (Luthers Uebersetzung, Bielefeld 1846 ff.).

Beim Neuen Testament wirkten außer den oben angeführten natürlichen Veranlassungen zur Entstehung falscher Lesarten zur Verderbniß des Textes besonders mit die geringe Achtung der Christen in den ersten Jahrhunderten für den Buchstaben und die Willkür, mit welcher man sich hier und da Aenderungen erlaubte und liturgische Zusätze in den Text aufnahm. Schon früh waren nach den Zeugnissen der Kirchenväter falsche Lesarten auf diese Weise eingedrungen. Daher befand sich der Text des Neuen Testaments, als man anfing ihn zu drucken, in einem höchst verderbten Zustand. Zur kritischen Reinigung desselben hat das Alterthum dreierlei Arten von Hülfsmitteln auf die neuere Zeit vererbt, nämlich Abschriften, Uebersetzungen und Citate bei andern Schriftstellern. Die Sammlung aller dieser Quellen und der aus denselben zum Behufe der Textverbesserung gezogenen Lesarten bildet den kritischen Apparat, welcher seit den ersten Versuchen des 16. Jahrhunderts nicht nur an äußerem Reichthum, sondern auch an innerer Sichtung unaufhörlich gewonnen hat. Die vollständigste Quelle für die Textgestaltung bieten jedenfalls die Handschriften, obwohl sie in Bezug auf das Alter den beiden andern im Ganzen nachstehen. Nach dem Alter, sowie nach ihrer Treue und der Güte des Originals, aus welchem sie geschöpft haben, bestimmt sich ihr Werth. Doch können sie nie ein absolut entscheidendes Gewicht haben, da auch die ältesten von ihnen aus einer Zeit stammen, wo der Text schon alle Arten der oben angedeuteten Verderbnisse erfahren hatte. Ueberdies enthalten nur wenige von ihnen das ganze Neue Testament, die meisten nur einzelne Theile desselben, am häufigsten die Evangelien und paulinischen Briefe, manche nur Auszüge zum Vorlesen (Lektionarien). Viele enthalten neben dem griechischen Text eine lateinische Uebersetzung (codices mixti, graecolatini), manche auch Scholien. Sie sind, was ihre äußere Gestalt betrifft, theils auf Pergament (codices membranacei), theils auf Papier (codices chartacei), Baumwollen-, Seiden- oder Linnenpapier geschrieben. Das Rollenformat findet sich bei ihnen nicht, sondern sie sind in Folio-, Quart- oder kleinerem Format und bestehen gewöhnlich aus Heften, die man von der Zahl der Blätter Quaterniones, Quinterniones, Sexterniones ꝛc. nennt. Die ältern sind in Uncial-, die jüngern in Kursivschrift geschrieben. Der geübte Blick weiß aus Schriftcharakter, aus Orthographie und Abbreviaturen Zeit und Gegend ihrer Anfertigung zu unterscheiden. Die ältesten haben weder Accente und diakritische Zeichen, noch Wortabtheilung (scriptio continua); die jüngern sind stichometrisch (s. oben) abgetheilt, die jüngsten mit Interpunktion versehen. Die Korrekturen mit anderer Dinte sind oft sehr beachtenswerth. Die wichtigsten Codices sind: Der Codex Alexandrinus, so genannt nach seinem angeblichen Vaterlande, im britischen Museum zu London befindlich, enthält die ganze B., jedoch mit Lücken, in Uncialschrift auf Pergament, ohne Wortabtheilung, Accente, Spiritus und Stichometrie, wird gewöhnlich ins 5. Jahrhundert gesetzt. Der C. Vaticanus, enthält das Alte und Neue Testament, letzteres unvollständig, ist im Aeußern dem vorigen ähnlich, mit Accenten von zweiter Hand, vielleicht älter als der vorige und aus dem 4. Jahrhundert stammend. Der C. Ephraem, zu Paris, ein C. rescriptus, enthält Stücke aus dem Alten u. mit Lücken das ganze Neue Testament, ist den vorigen

ähnlich, jedoch mit diakritischen Zeichen versehen, war mit den griechischen Werken des Syrers Ephraem überschrieben, steht dem alexandrinischen wohl an Alter gleich. Der C. Cantabrigiensis, die Evangelien u. Apostelgeschichte mit Lücken enthaltend, mit lateinischer Uebersetzung, ist stichometrisch geschrieben, aber ohne Accente mit Korrekturen, ward von Beza der Universität Cambridge geschenkt. Der C. Laudianus, die Apostelgeschichte enthaltend, lateinisch-griechisch, stichometrisch, ohne Accente, aus dem 7. Jahrhundert, ward von dem Erzbischof Laud von Canterbury der bodleianischen Bibliothek zu Oxford geschenkt. Der C. Claromontanus, 13 paulinische Briefe mit Lücken, griechisch-lateinisch, stichometrisch, mit Accenten, war ehemals zu Clermont, ist jetzt zu Paris, stammt aus dem 7. Jahrhundert; eine Abschrift desselben ist der C. Sangermanensis zu Petersburg. Der C. Boernerianus, die paulinischen Briefe mit Lücken enthaltend, mit lateinischer Interlinearversion, stichometrisch, mit beginnender Wortabtheilung, aus dem 9. Jahrhundert, gehörte ehemals dem leipziger Theologen Börner, ist jetzt zu Dresden. Der C. Augiensis, die paulinischen Briefe enthaltend, griechisch-lateinisch, stichometrisch und mit Wortabtheilung, ehemals in der Abtei Reichenau, jetzt zu Cambridge, aus dem 9. Jahrhundert. Von gleichem Umfange, wie die Codices, und selbst von höherem Alter, aber nur mittelbar Zeugniß gebend, sind die vor Erfindung der Buchdruckerkunst gemachten *Uebersetzungen* des Neuen Testaments (s. unten), welche meist ganz buchstäblich sind. Jedoch müssen ihre Lesarten durch griechische Handschriften bestätigt und sie selbst erst kritisch geprüft werden. Ebenso alt u. durch ihre Unmittelbarkeit besonders wichtig, aber sehr fragmentarisch sind die *Citäte* aus dem Neuen Testament in den Schriften der Kirchenväter. Auch in den Akten der Koncilien finden sich solche Bruchstücke aus alten jetzt verlorenen Handschriften. Ueberall aber ist bei deren Gebrauch vorher zu untersuchen, ob die Schriftsteller genau oder nur aus dem Gedächtnisse citiren, oder ob jene Stellen nicht selbst erst nach dem vulgären Text des Neuen Testaments verändert sind.

Nach Beginn des Bücherdrucks dauerte es noch volle 200 Jahre, ehe die Herausgeber des Neuen Testaments von dem frühern unsichern Umhertasten zu einem wissenschaftlichen und sich seiner Gründe bewußten kritischen Verfahren gelangten. Doch waren schon vorher die Bestrebungen Einzelner nicht ohne Verdienst, besonders die der spanischen Gelehrten, welche unter der Leitung des Kardinals Ximenes das große complutensische Bibelwerk besorgten, worin zum ersten Mal das griechische Neue Testament begriffen war (1514). Noch vor der Verbreitung dieses Werks hatte der baseler Buchdrucker Joh. Froben durch den berühmten Erasmus von Rotterdam eine besondere Ausgabe mit Uebersetzung u. Anmerkungen des Neuen Testaments besorgen lassen (Basel 1516), welche aber, zu flüchtig gearbeitet, auch in den spätern Auflagen die Kritiker nicht befriedigt. Andere bemühten sich, durch Vergleichung neuer Handschriften das Geschäft der Reinigung des Textes weiter zu führen, so Franz Asulanus für die aldinische Druckerei zu Venedig (1518), Simon de Colines zu Paris (1534), besonders aber der thätige pariser Buchdrucker Robert Estienne (Stephanus, 1546 u. ö., mit Versabtheilungen). Ansie schloß sich Theodor Beza an, der eine Reihe von Ausgaben nach dem stephanischen Text mit der Vulgata und seiner eigenen Uebersetzung erscheinen ließ (Genf 1565—1611 und Handausgaben), aber des rechten kritischen Taktes entbehrte. Das mehr und mehr gefühlte Bedürfniß eines festen, allgemein angenommenen Textes wurde zuletzt der Gegenstand einer geschickten Handelsspekulation, von welcher sich selbst die dem Geiste freier Untersuchung entfremdete Gelehrsamkeit der Theologen des 17. Jahrhunderts täuschen ließ. Die leydener Buchdruckerfamilie der Elzevire kündigte nämlich ihre durch Reinlichkeit und Korrektheit des Drucks ausgezeichneten Handausgaben (seit 1624 zu Leyden und Amsterdam in form. minori et minima; wiederholt von Leusden, Utrecht 1693; Reineccius, Leipzig 1725; Schöttgen, das. 1744 u. A.) mit glücklicher Keckheit als den überall recipirten Text enthaltende an, und wirklich wurde der elzevirsche Text eine Zeitlang von der Orthodoxie ausnehmend begünstigt. Freier forschende Gelehrte wandten sich desto eifriger auf Vermehrung und Ausbeutung des kritischen Apparats. Die kritischen Vorarbeiten von Brian Walton, dem Herausgeber der londoner Polyglotte (1697), Etienne de Courcelles (Amsterdam 1658) und John Fell (Oxford 1675) eröffnen die Reihe der immer bedeutender werdenden Unternehmungen dieser Art. John Mills Ausgabe, das Werk 30jähriger Studien (Oxford 1707, verbessert von Küster, Amsterdam 1710), zeichnete sich durch Reichthum und Anordnung des Materials, besonders durch den ersten Versuch einer Geschichte des Textes, aus. Einen weitern Schritt that J. Albr. Bengel, der es trotz seiner dogmatischen Aengstlichkeit wagte, eine neue Recension zu geben (Tübing. 1734), welche er nach kritischer Prüfung aus den besten Lesarten der gangbarsten Ausgaben zusammensetzte. Er griff auch zuerst die fruchtbare Idee einer Sonderung der Handschriften nach Familien auf, fand aber viele Gegner. J. Jak. Wetstein vermehrte durch zahlreiche neue Vergleichungen den kritischen Vorrath und brachte noch mehr Licht u. Ordnung in denselben, mußte sich in seiner mit großem Fleiß ausgearbeiteten Ausgabe (Amsterdam 1751) aber begnügen, die besseren Lesarten als empfohlene Varianten nebenher einzuführen. Den Text, wie er ihn hatte herstellen wollen, ließ Bowyer (3 Bde., London 1763) drucken. Der große Umschwung der Ideen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts blieb auch für die Kritik des neutestamentlichen Textes nicht ohne Einfluß. An der Spitze der seitdem freier hervortretenden Kritiker steht J. J. Griesbach (die drei ersten Evangelien synoptisch, Halle 1774, 2 Bde., das ganze Neue Testament, Halle 1775, 2 Bde., u. ö.; Prachtausgabe Leipz. 1803—7, 4 Bde.; neue Ausgabe von David Schulz, Thl. 1, 1827, wiederholt in den Ausgaben von Schott, Leipzig 1805 u. ö., der synoptischen Evangelien von de Wette und Lücke, 1818, von Rödiger, Halle 1829), welcher, auf den größten kritischen Reichthum fußend, eine dreifache Recension, eine occidentalische, bemerklich durch

Glosseme, eine alexandrinische, mit grammatischen Korrekturen, und eine konstantinopolitanische, aus den vorigen gemischt, unterschied und der zweiten als der eigentlich gelehrten Bearbeitung des Textes den Vorzug gab. Hug (Einleit. Thl. 1, S. 126 f., 2. Ausgabe) verbesserte dieses System dahin, daß er einen alten unrecensirten Text von drei wirklichen Recensionen durch Lucian, Hesychius und Origenes unterschied. Einen weit müheloseren Weg schlug Griesbachs heftigster Gegner ein, Chr. Fr. Matthäi, der im Besitze von vielen noch nicht kollationirten moskowitischen u. a. Handschriften mit Uebergehung des ganzen übrigen Apparats aus der gegenseitigen Vergleichung derselben den relativ reinsten Text herzustellen hoffte, in sofern ihm alle Verunstaltungen desselben aus dem Eindringen von Scholien und Glossen erwachsen zu seyn schienen. Sein Text (Riga 1782—1788, griechisch und lateinisch; Wittenberg 1803 f., 3 Bde., bloß griechisch) war der jüngere konstantinopolitanische u. entfernte sich wenig von dem elzevirschen. Weitere Bereicherungen verdankt die neueste Kritik den von F. K. Alter (Wien 1786 f., 2 Bde.), Andr. Birch und Moldenhauer (4 Evangelien, Kopenhagen 1788) besorgten Ausgaben. Zu einem ziemlich ähnlichen Resultate, wie seine Vorgänger, doch auf einem andern Wege, gelangte in der neuesten Zeit J. M. A. Scholz, welcher sich an die am meisten übereinstimmenden, seiner Meinung nach ältesten byzantinischen Handschriften halten zu müssen glaubte (2 Bde., Leipzig 1830). Am weitesten entfernte sich von dem früherhin gewöhnlichen Texte K. Lachmann, welcher aus den alten orientalischen Handschriften mit Zuziehung der abendländischen Zeugen in den Fällen, wo jene nicht unter einander übereinstimmen, den im 3. und 4. Jahrhundert am meisten verbreiteten Text und somit eine neue Grundlage für die kritische Beurtheilung darzustellen versuchte (Berlin 1831, Stereotypausgabe). Andere, wie Knapp (2 Bde., Halle 1797), Vater (das. 1824), Tittmann (Stereotypausgabe, Leipz. 1828 u. ö.), Hahn (1840), Theile (Stereotypausgabe, Leipzig 1842, 1. Bd.), zogen es vor, die Verbesserung an dem alten Texte, ohne glänzenden Theorien zu folgen, fortzuführen. In neuester Zeit hat Tischendorf (Leipzig 1841), im Ganzen wie Lachmann den Handschriften folgend, einen vielfach gereinigten Text hergestellt, der indeß von dem Textus receptus weniger, als die Recension des berühmten berliner Professors, abweicht.

Uebersetzungen der B. in andere Sprachen mußten bei der Zerstreuung der Juden in andere Länder und bei der Ausbreitung des Christenthums schon frühzeitig Bedürfniß werden. Fast alle Volksstämme, die mit dem Juden- oder Christenthume in nähere und innige Berührung traten, erhielten daher Bearbeitungen der B. in ihren Muttersprachen, die entweder sogleich bei ihrer Abfassung oder in der Folge durch die Macht der Umstände alle einen mehr oder weniger kirchlichen Charakter und damit das Ansehn der zuletzt vergessenen oder selbst argwöhnisch hintangesetzten Urschrift erhielten. Sie zerfallen in *unmittelbare*, die aus dem Urtext selbst, und in *mittelbare*, die aus einer andern Uebersetzung geflossen sind. Bei ihrer Beurtheilung ist nicht zu übersehen, daß es ihren Verfassern meist an den nöthigen grammatisch-lexikalischen Hülfsmitteln gebrach und daß sie keine gelehrt-wissenschaftlichen, sondern rein praktische Zwecke verfolgten. Unter den griechischen Uebersetzungen des A. T. sind die merkwürdigsten: die *alexandrinische*, bekannt unter dem Namen *Septuaginta* (s. d.), d. i. Uebersetzung der 70 Dolmetscher (LXX), vollendet in Aegypten um 130 v. Chr., erst von großem Ansehn unter den griechisch redenden Juden und für inspirirt geltend, dann aus polemischen Gründen verdächtig, daher verdrängt durch die des jüdischen Proselyten *Aquila* von Sinope (Anf. des 2. Jahrh.), eine buchstäblich getreue; ferner die des *Theodotion* und *Symmachus*, die sich ebenfalls einer größern Treue als die LXX beflissen. Alle diese Uebersetzungen nebst Fragmenten einiger andern befanden sich in dem großen Bibelwerke des Origenes, Hexapla genannt. Unter den *syrischen* ist die älteste und von allen syrischen Christen angenommene Kirchenübersetzung die *Peschito*, d. i. die einfache, treue, wahrscheinlich überhaupt eine der ersten Bibelübersetzungen, von einem unbekannten Verfasser, A. und N. T. umfassend. Neben ihr sind noch zu erwähnen die *philoxenianische*, die der monophysitische Bischof Philoxenus von Hierapolis um 508 durch seinen Chorbischof Polykarp anfertigen ließ, und die, an sich schon sehr wörtlich, durch den Mönch Thomas von Charkel 616 zu einem noch höhern Grade sprachwidriger Genauigkeit gebracht wurde, und die *hexaplarisch-syrische* des Paul, Bischofs von Tella, um 616, bloß alttestamentliche Bücher enthaltend. Die *ägyptischen* (koptischen) Uebersetzungen entstanden wahrscheinlich zu Anfang des 4. Jahrhunderts nach Verdrängung der griechischen Sprache; es sind eine *niederägyptische*, herausgegeben von Wilkins (A. T. London 1731, N. T. Oxf. 1716), und eine *oberägyptische*, *sahidische*. Die *äthiopische*, die ganze B. umfassende, aus dem 4. Jahrhundert ist nur in einzelnen Theilen gedruckt. Die *armenische*, von Mesrop (Miesrob) und A., ward zugleich mit dem armenischen Alphabet um 431 zu Stande gebracht (herausgegeben von Uskan, Amsterdam 1666, Venedig 1805); die *georgische* od. *grusinische* stammt aus dem 6. Jahrh. (Moskau 1743, Fol.). Unter den *arabischen* Uebersetzungen ist die von R. Saadias Gaon († 942) verfaßte, den Pentateuch und Jesaia in paraphrastischer Bearbeitung enthaltende ein schönes Denkmal der rabbinischen Sprach- und Bibelkunde aus dem 10. Jahrhundert; älter scheint eine arabische Uebersetzung der Evangelien, angepaßt dem syrischen u. koptischen Texte, (1591) zu seyn; späteren Ursprungs sind: die in der pariser und londoner Polyglotte befindliche arabische Uebersetzung der Propheten, die bei den Melchiten gebräuchliche Uebersetzung der Psalmen von Abdallah Ben Alfadl (vor dem 12. Jahrhundert verfaßt; London 1725, Wien 1792); die Uebersetzung des Pentateuch, der Apostelgeschichte, der paulinischen Briefe, des Briefes Jacobi, 1. Petr. und 1. Joh., sowie der Apokalypse, aus

dem 13. Jahrhundert, herausgegeben von Erpenius (Leyden 1622, N. T. 1616); die Uebersetzung der Bücher Hiob, der Chronik, Richter, Ruth, Samuels, Könige, Nehemia in der pariser u. londoner Polyglotte und einige andere aus der Vulgata geflossene, sowie die samaritanisch-arabische Uebersetzung des Abu Said vom Pentateuch aus dem 11. oder 12. Jahrhundert. Die persische Uebersetzung des Pentateuch von Jakob Ben Joseph Tawus ist frühestens aus dem 9. Jahrh. Die gothische des Ulfilas rührt aus der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts her; die slavische der griechischen Missionäre Cyrillus und Methodius aus dem 9. Jahrhundert (Prag 1570, Moskau 1756 u. ö.). Unter den lateinischen Uebersetzungen ist besonders die ältere, die sogenannte Itala aus den ersten Zeiten des Christenthums, verbessert von Hieronymus, und die spätere Vulgata (s. d.) bemerkenswerth. Aus der altlateinischen floß die angelsächsische Uebersetzung des N. T., von welcher die Evangelien bekannt sind (herausgeg. v. Parker, Lond. 1571 (u. ö.), zu der später die des Abts Aelfrik (10. Jahrh.) vom Pentateuch u. dem Buch Josua hinzukam. Die frühzeitig entstandenen chaldäischen Uebersetzungen sind kritisch sehr unzuverlässig (s. Targumim).

Was die neueren Uebersetzungen anlangt, so betreten wir hier ein neues Gebiet, reicher, als das eben verlassene, an Erscheinungen und Thatsachen und von allgemeinerem Interesse. Nicht das liturgische Bedürfniß rief die letztern hervor, sondern das dunkle Sehnen Einzelner nach Erbauung aus der lang entbehrten Quelle; später der gewaltige Geist des Jahrhunderts, „welcher nach einer Waffe suchte, die Hierarchie aus ihrer Burg zu jagen", und selbst der Missionseifer der ganzen Christenheit, welcher mit derselben Waffe, aber nicht mehr im stürmischen Drang, sondern Frieden bringend den Eroberungszug um den Erdkreis antrat. Schon in den finstersten Zeiten des Mittelalters, als nur noch in den Klöstern einiges geistiges Leben fortglimmte, zeigen sich die ersten Spuren dieser Umgestaltung der Dinge (dichterische Bearbeitungen der evangelischen Geschichte von Otfried von Weißenburg, Notker Labeo's Uebersetzung des Hiob und der Psalmen 980 u. a.). Bald bemühte man sich um ein vollständiges Bibelwerk. Wir wissen nicht immer, zumal in Deutschland, wann und durch wen diese Versuche gemacht worden sind, aber sicher reichen die desfallsigen Bestrebungen bis über das 14. Jahrhundert hinauf. Früh schon entwickelte sich auch in Frankreich eine umfassendere Thätigkeit, gespornt durch das Widerstreben der geistlichen Machthaber und die Aufmunterung der Fürsten. Die Volksbibel wurde hier zum ersten Male der Kirche gegenüber zur Volkssache. Aehnlich wie in Deutschland folgten auf einzelne Versuche größere Arbeiten, und freiere Nachbildungen, besonders der geschichtlichen Stücke, wechselten mit wörtlichen Uebersetzungen. Schon 1170 ließ Petrus Waldus das N. T. ins Provençalische übersetzen durch Etienne d'Anse. Davon, sowie von einigen für französische Könige gefertigten Uebersetzungen, z. B. für Ludwig den Heiligen (1227), Karl den Weisen (1380), ist nur wenig in Handschriften übrig. Hauptwerk und allgemein verbreitet aber war die Historienbibel (bible ystorians, hystoire escolastre) von Guyars des Moulins (1286) nach des Petrus Comestor († 1179) Historia scholastica bearbeitet und nachgehends verschiedenen Dialekten angepaßt durch Jean de Sy (1350), P. Arrenchel (1474), G. Lemenand (1484) u. A. Auch die meisten übrigen Länder des Abendlandes folgten dieser Bewegung; nur hat uns die Geschichte keine sichern Nachrichten aufbehalten. In Spanien zeigen sich unter Alfons V. von Kastilien Spuren von Bibelübersetzungen in kastilischer, katalonischer und limosinischer Mundart (13. Jahrh.). England errang sich eine solche unter den Wehen einer kirchlichen Gährung: Wicliffe's Bibelübersetzung (gedruckt 1731 und 1810 in London); ebenso Böhmen: Huß' böhmische Bibel. Eine polnische Bibel soll für Hedwig, die Gemahlin Wladislaws IV., bearbeitet worden seyn (1390). Andere Nachrichten sind unverbürgt. Die Denkmäler aus diesem ersten Zeitraume sind meistens zu Grunde gegangen, oder durch den Druck noch nicht zugänglich gemacht. Mit der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnt ein energischeres Leben auf dem religiösen und kirchlichen Gebiete. Die Erfindung des Bücherdrucks beförderte es, unterstützt durch die neu erwachende Liebe zu den Volkssprachen. In diese Zeit gehören die sagenhaften spanischen Bibeldrucke (1478, 1515), die italienische Uebersetzung von Nic. Malherbi, einem Benediktiner zu Venedig (1471), die fernern französischen Ausgaben von des Moulins' B. (1477—1546), die böhmische B. (Prag 1488, Venedig 1506 u. ö.), eine holländische B. (Delft 1477), besonders aber die 17 alten deutschen B.n, die zunächst wohl dem rührigen Handelsgeiste der Drucker ihre Entstehung verdankten, aber die neue Erfindung doch zuerst der guten Sache dienstbar machten. Es sind dies vor 1477 fünf Ausgaben ohne Datum, in oberdeutscher, zum Theil an die schweizerische streifender Mundart, wovon die ältesten und seltensten zu Mainz und Straßburg gedruckt sind; eine zu Augsburg, von 1477—1518, sieben zu Augsburg, eine zu Nürnberg, eine zu Straßburg; 1480 zu Köln, 1494 zu Lübeck, 1522 zu Halberstadt in niederdeutschem Dialekt. Die genannten alten Uebersetzungen waren aber plötzlich vergessen, als Luther sein N. T., die Frucht seiner Muße auf der Wartburg, im September 1522 zu Wittenberg ausgehen ließ. Rasch folgten die einzelnen Abtheilungen des A. T., während die Presse durch wiederholte und oft verbesserte Ausgaben der Nachfrage kaum genügen konnte. Nachdem 1534 die erste vollständige lutherische B. zu Stande gebracht war und dieselbe einige Jahre später durch die Mitwirkung von Melanchthon, Bugenhagen, Jonas, Cruciger und Aurogallus eine vollendetere Gestaltung bekommen hatte (1541), galt die letzte ihr von dem Urheber gegebene Gestalt als ein Stück des Bekenntnisses und als Norm für weitere Verbesserungen. Dies Werk, ein deutsches Nationalwerk und die festeste Stütze der Reformation, ist trotz seiner Fehler ein Meisterwerk; „ihre aus altdeutscher Derbheit glücklich sich emporringende Sprache klang wie eine Weissagung auf ein gol-

denes Zeitalter der Literatur, und an männlicher Kraft und Salbung des heil. Geistes ist sie ein unerreichtes Muster geblieben" (s. Luther). In Deutschland wurde Luthers B. bald aller Orten nachgedruckt (bis 1580 38mal, das N. T. außerdem 72mal); der Mundart mußte sie sich in der Schweiz (Zürich 1531 u. ö.) und im nördlichen Deutschland (plattdeutsche lutherische B. seit 1533 zu Lübeck, Hamburg, Wittenberg und Magdeburg öfters) anbequemen. Eine unzertrennliche Gefährtin der Reformation, drang sie frühzeitig zu den übrigen germanischen Stämmen nach Dänemark (dän. N. T. 1524, B. 1550), Schweden (N. T. 1526, B. 1541), Holland (1525) und bis zum fernen Island (N. T. 1540, B. 1584); später kam sie nach Ungarn und in die Länder längs dem baltischen Meere bis nach Lappland. Fast um dieselbe Zeit, wie Deutschland, erhielt auch Frankreich eine B. von J. Lefèvre d'Etaples (Faber Stapulensis, N. T. Paris 1523, B. 1528 u. ö.), zu der sich jedoch die französischen Reformirten nie haben bekennen wollen. Die ihr folgende Uebersetzung von P. R. Oliveton, Vetter Calvins (Neufchat. 1535), im A. T. nach Pagninus' lateinischer Version, im N. T. nach Erasmus durchgesehen, seit 1545 öfters zu Genf (daher die genfer B. genannt), gedruckt, revidirt 1551 von Calvin, später auch von Beza, gelangte zu allgemeinem Gebrauch. Seb. Castellio's Uebersetzung war nicht geeignet, die letztere zu verdrängen, abgesehen von dem zweideutigen theologischen Ruf des Verfassers. In England ließen es die Launen des Despoten, der rasche Wechsel der kirchlichen Politik mit der Person des Regenten und die innern Spaltungen unter den Reformirten lange zu keinem tüchtigen allgemein anerkannten Produkte kommen, obgleich sich Viele daran versuchten. Die erste war die von W. Tindal, das N. T. enthaltend, seit 1527 öfters in Holland gedruckt, in England mit Gewalt unterdrückt (der Verfasser wurde 1536 verbrannt); dann folgten die von R. Taverner, London 1539, Th. Matthew, revidirt 1549 von E. Becke, den Puritanern Coverdale, Gilbie und and., Cranmer 1561 u. ö. Erst unter Elisabeth nach Herstellung der innern Ruhe empfing die englische Kirche aus den Händen der Königin eine von den Bischöfen gemeinschaftlich besorgte Ausgabe in der Landessprache, die Bishops'- (Leda-) Bible, unter des Erzbischofs Parker Leitung vollendet (1568). Spanische und italienische Flüchtlinge veranstalteten Bibelübersetzungen für ihre Landsleute (A. Brucciolí, Ven. 1530 u. ö., ital.; Cass. Reyna, Bas. 1569, span.), aber sie fanden den Weg in die Heimath nicht. Glücklicher waren die slavischen Völker, die, schon längst im Besitz einer einheimischen B., dem Beispiel der germanischen Nachbarn folgten, besonders Polen und Böhmen, welches die alte hussitische B. gegen eine neue vertauschte (unitar. Uebersetzung 1563; reform. Brzesc 1563; luther. von Selucianus 1551). Selbst die katholische Partei mußte, um den Neueren die gewaltige Waffe nicht allein zu lassen, dem gegebenen Beispiele folgen, besonders in Deutschland (z. B. N. T. von Hier. Emser, Leipzig 1527 u. ö.; ganze B.n von J. Dietenberger, Mainz 1534 u. ö., J. Eck, Ingolstadt 1537, u. a., englisch 1582, italienisch 1538, holländisch 1548, peinisch 1599), ohne sich jedoch von der Vulgata unabhängig machen zu können. Die Kirche selbst, die sich mit solchen Versuchen in den Nationalsprachen nicht befaßte, suchte den Text der Vulgata in seiner Reinheit herzustellen, was das tridentinische Koncil förmlich vorschrieb und Sixtus V. und Klemens VIII. auf eine für immer entscheidende Weise ausführten (1590, 3 Theile, verb. 1592). Nachdem die Reformation zum Abschlusse gelangt war, machten bald die Fortschritte der Exegese und der neuern Sprachen die Mängel der gangbaren Uebersetzungen fühlbar. Daher überall neue Arbeiten, Umgestaltungen und Nachbesserungen. Nur an Luthers Werk wagte sich die deutsch-lutherische Kirche nicht. Zum Theil ungenießbare Versuche zu dieser Zeit in Deutschland sind gemacht von C. F. Triller 1703, J. H. Reiz 1712, J. J. Junckherrott 1732, N. L. v. Zinzendorf 1739; Chr. A. Heumann 1748, J. A. Bengel 1753, J. D. Michaelis 1769 f., G. F. Seiler 1783, C. F. Bahrdt 1773 u. And., besonders die berüchtigte „wertheimer" B. von J. L. Schmid 1735, ein Theil, unvollendet; von Seiten der Reformirten in Deutschland von D. Pareus 1579, J. Piscator 1602; der Socinianer von H. Crell 1630; der Arminianer von J. Felbiger 1660; von Seiten der sogenannten schwärmerischen Richtung die marburger von H. Horch 1712, die berleburger 1726, die von Tim. Philadelphus, pseudonym J. Kayser, 1735. Weltliche und geistliche Obrigkeiten in den übrigen protestantischen Ländern ließen sich in freundlichem Verein das Geschäft jener Erneuerung angelegen seyn, und so entstanden im Laufe des 17. Jahrhunderts die noch jetzt gebräuchlichen Versionen der verschiedenen Landeskirchen: in der Schweiz (1665) die ganz neue von J. H. Hottinger, K. Suicer, P. Füßlin und And., 1772 umgearbeitet; in England die royal version Jakobs I. 1611, mit welcher 47 Gelehrte 7 Jahre lang beschäftigt gewesen waren; in Holland das N. T. von J. Utenhoven 1556, die B. von P. Hackius 1587, die von der dortrechter Synode angeordnete „Staatenbibel" 1637, das A. T. besonders von J. Bogermann, das N. T. von Ant. Waläus; in Dänemark von Pl. J. Resenius 1606, revidirt von J. Svaning 1647, in Schweden von J. Rudbeck und J. Lenäus 1618, E. Bengel 1703, die officielle Umarbeitung, an welcher das ganze gelehrte Schweden Antheil hatte, erst 1774 f. Nur in Frankreich allein war für die reformirte Partei keine nationale Uebersetzung zu Stande gekommen. Die Hugenotten blieben bei der genfer und ließen sich alle Aenderungen gefallen, welche das Ausland mit ihr vornahm: erste genfer Umarbeitung durch die Venerable Compagnie unter Leitung von C. B. Bertram 1588, andere 1693, 1712, Recension von J. Diodati 1644, von Sam. Desmarets, Amst. 1669, von D. Martin, Utrecht 1696 u. ö., von J. F. Osterwald, Neufchatel 1719 u. ö.; die Uebersetzung von J. Leclerc 1703 und C. Le Cène 1741 sind dogmatisch mangelhaft; die gute Arbeit von If. de Beausobre und Jacq. Lenfant über das N. T. 1718 u. ö., 2 Thle., ist

mehr exegetisch gehalten. Außer diesen für größere Nationen und geordnete Kirchen bestimmten Arbeiten vergaß der stets wachsende Eifer für die Verbreitung des Worts keinen Winkel der Christenheit, keine Mundart, und so kam die B. bis zu jenen verschollenen Völkerschaften, von denen die Geschichte schweigt. Auch die Katholiken interessirten sich jetzt lebhafter für die Sache, besonders in Frankreich und Deutschland, dort gleichzeitig mit den Bewegungen des Jansenismus, hier durch die josephinischen Reformationsideen veranlaßt. Gewissermaßen deutsche Nationalübersetzung wurde die von dem Konvertiten Kasp. Ulenberg (Köln 1630 u. ö.), in neuern Recensionen von den mainzer Jesuiten 1661, von Th. Aq. Erhard 1722, von den Benediktinern von Ettenheim-Münster 1751 bearbeitete Ausgabe. Andere Uebersetzungen sind von Salzmann 1770, Ign. Weitenauer 1779, Frz. Rosalino, Christoph Fischer 1784, H. Braun 1786, Seb. Mutschelle 1789, Dom. von Brentano 1791, van Eß 1834. In Frankreich sind zu nennen: die Revisionen der löwenschen B. von P. Besse 1608, P. Frizon 1621, Fç. Véron 1647, die neueren Bearbeitungen von Claude Deville 1613, J. Corbin 1643, M. de Marolles 1649, Den. Amelote 1666, Ch. Huré 1702, Dom. Bouhours 1703, Rich. Simon 1702, die jansenistische von Ant. und Is. L. Lemaistre de Sacy, Ant. Arnauld, P. Nicole und andern Lehrern zu Portroyal 1667 u. ö., von Ant. Godeau 1668, von Pasquier Quesnel 1687 u. ö.; daneben die englische von Corn. Nary 1719, die holländische von Aeg. de Wit 1717, die ungarische von G. Kaldy 1626. Auch die entlegeneren Theile der Erde wurden nicht vernachlässigt. Zunächst wurden die christlichen Völker des Morgenlandes vom Abendlande aus versorgt. Die Armenier gründeten bald selbst literarische Institute in Europa, die Georgier waren an Rußland gewiesen, die Christen in der Levante fanden an Rom eine nicht uneigennützige Pflegerin, welche zuerst nach größerem Maßstabe und planmäßig die auswärtigen Missionen betrieb. Das weiteste Feld aber für diese Art christlicher Thätigkeit öffnete sich in den weiten Landstrichen, wohin das Evangelium noch keinen Eingang gefunden (vergl. Missionswesen). Eine Aufzählung aller einzelnen Uebersetzungen ist nicht möglich, da jedes Jahr deren mehre zu Tage fördert und schon nicht mehr bloß für Völker, sondern für einzelne Gegenden gearbeitet wird. Von manchen sind selbst die Namen der Sprachen in Europa unbekannt. Den überzeugendsten Beweis für diese umfassende Thätigkeit liefert die B., welche die British and foreign bible society in 130 verschiedenen Sprachen bei der großen Ausstellung zu London 1851 vorgelegt hat. Vgl. Bibelgesellschaften. Schließlich sind zu erwähnen die neuesten deutschen Uebersetzungen von J. J. Stolz 1795, W. Mt. Lbr. de Wette 1831, E. G. A. Böckel 1832, J. K. W. Alt 1837, kathol. von E. u. Ldr. van Eß 1807 u. ö., Bf. Mt. Schnappinger 1807, J. Hyac. Kistemaker 1825, J. M. A. Scholz 1828, J. Fz. Allioli 1836 u. ö.; die neuen genfer Recensionen von 1805 u. 1835, sowie die kathol. Uebersetzung von Eug. de Genoude.

Bibelanstalt, s. Bibelgesellschaften.

Bibelausgaben, s. Bibel.

Bibelerklärung, s. Exegese.

Bibelgesellschaften, geschlossene Vereine, die sich die Verbreitung der Bibel unter allen Klassen und Ständen der menschlichen Gesellschaft zum Zwecke setzen. Der Gedanke dazu konnte natürlich erst nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, und zwar nur in der protestantischen Kirche entstehen; denn in einer Zeit, da man, was die Vervielfältigung der Werke des Geistes anlangte, ausschließlich auf das mühselige und langwierige Abschreiben hingewiesen war, sowie in einer Kirche, die unverhohlen den Grundsatz aufstellt, daß es nicht wohlgethan sey, den Laien die ganze Bibel in der Landessprache in die Hände zu geben, mußte ein solcher nothwendiger Weise ganz ferne liegen. Doch auch nachdem beide Weltereignisse den Boden geebnet hatten, auf welchem die B. emporwachsen konnten, vergingen noch beinahe 2 Jahrhunderte, ehe sie ins Leben traten. Das, was in der lebendig erregten Zeit der Reformation und bei der damals so rührigen Thätigkeit der Druckereien, die Bibelubersetzung zum Gemeingute des Volks zu machen, so nahe lag, konnte unter den politischen Kämpfen des 16. und 17. Jahrhunderts, unter den Stürmen und Drangsalen des 30jährigen Kriegs und unter der Herrschaft einer verknöcherten Dogmatik selbst unter den Protestanten nicht aufkommen. Der sogenannten pietistischen Richtung war es vorbehalten, den ersten Anstoß zu geben. Der Baron Hildebrand von Canstein, Speners vertrauter Freund, errichtete unter Francke's Mitwirkung in Halle eine Bibelanstalt, deren Zweck einzig der war, die Bibel sowohl im Ganzen, als einzelne Theile derselben möglichst wohlfeil herzustellen und es dadurch auch dem gemeinen Manne möglich zu machen, seine Erbauung unmittelbar daraus zu schöpfen. An mehren deutschen Orten fand dies Beispiel Nachahmung, wie z. B. in Erlangen nach einem etwas andern Plan unter Seilers Leitung. Unbeschadet des Verdienstes dieser und ähnlicher Veranstaltungen können sie doch kaum in entfernte Vergleichung gestellt werden mit dem, was die brittische ausländische Bibelgesellschaft (the british and foreign bible society) geleistet hat u. zu leisten fortfährt, eines der großartigsten Institute, das seine Wirksamkeit in alle bekannten Theile der Erde erstreckt. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hin hatten sich in England hier und da schon Vereine zur Erziehung des Volks im Christenthume gebildet, als der Prediger Charles aus Nordwales, der 1800 sich nach London begab, um bei wohlhabenden Freunden eines thätigen Christenthums um milde Beisteuer zum Druck wälischer Bibeln für das verwilderte Volk nachzusuchen, den ersten Anlaß zu einer umfassendern Wirksamkeit gab. Bald waren 20,000 Exemplare in den Händen von Menschen, welche nie eine Bibel gesehen hatten. Mitglieder der schon seit 1795 thätigen Missionsgesellschaft beschlossen für das ganze brittische Reich ein Gleiches zu thun, aber bald nahm man die ganze Menschheit in den Plan auf. In diesem Sinne wurde am Stiftungstage (4. März 1804) beschlossen, der Verein wolle sich die Verbreitung der heiligen Schrift in brittischen und an-

dern Ländern, sie möchten christlich, mohammedanisch oder heidnisch seyn, als einzigen Zweck vorsetzen und auch die Dissenters nicht von der Theilnahme ausschließen. Mitglied desselben sey, wer seinen Zweck billige und durch einen bestimmten jährlichen Beitrag (1 Guinee) fördere. Die allen Glaubenszwang ausschließende Freisinnigkeit zog Viele herbei, und man mußte bei der stets wachsenden Zahl der Theilnehmer dem Verein eine gehörige Organisation geben. Ein Komité, theils aus Laien, theils aus Geistlichen sowohl von der bischöflichen Kirche, als von den dissentirenden Parteien, wurde dazu niedergesetzt, welches einen Präsidenten, 26 Vicepräsidenten, einen Schatzmeister und 3 Sekretäre als Beamte einsetzte. Für die Beförderung der Sache wurden Agenten in England und auf dem Kontinent umhergesandt. In allen Theilen des britischen Reichs erwachte ein lebhaftes Interesse dafür; in großen und kleinen Städten bildeten sich Hülfsgesellschaften (Auxiliary societies), in den weniger bevölkerten Orten Nebengesellschaften (Branch societies), ganz nach dem Plan der Muttergesellschaft eingerichtet und mit ihr korrespondirend. Alle Klassen, Handwerker, Seeleute, Schulkinder, auch Frauen (Mechanic, Juvenile, School, Marine, Ladies Bible-Associations) betheiligten sich u. traten in Bibelvereine zusammen, deren Mitglieder wöchentlich wenigstens einen Penny beitragen. Für ihre dem allgemeinen Fond übersandten Sammlungen erhalten sie Bibeln und Testamente um den geringen Preis, für welchen sie das Waarenlager liefert. Bei solcher allgemeinen Betheiligung konnte die Gesellschaft, deren Einnahme im ersten Jahre nur 619 Pfund Sterling (4333 Thaler) betrug, bald über sehr bedeutende Mittel gebieten, u. die jährlichen Einnahmen steigerten sich im Laufe der Zeit durchschnittlich auf 500,000 Thaler. Daher ist sie im Stande, nicht nur England und seine Kolonien fortdauernd mit Bibeln zu versorgen, sondern auch theils die ganze Bibel, theils einzelne Theile derselben in fast alle europäische, sehr viele asiatische, afrikanische, amerikanische u. australische Sprachen (bis 1850 in 166 Sprachen) übersetzen zu lassen. Die Gesammtausgabe der Gesellschaft betrug seit ihrer Gründung bis 1850 die ungeheure Summe von 3,648,012 Pfund Sterling (etwa 25½ Millionen Thaler). In Kalkutta und Madras befinden sich ihre Depots für die Völker von Mittel- und Ostasien, in Smyrna, Malta und anderen Orten am Mittelmeere die für die Levante und das nördliche Afrika; London ist der Mittelpunkt des Ganzen. Auf Kosten der Gesellschaft durchreisen ihre Agenten die Länder der Erde, um die schicklichsten Wege der Bibelverbreitung auszumitteln und tüchtige Mittel und Kräfte zum Uebersetzen zu gewinnen. Verbindungen, in die sie mit auswärtigen B. trat, hatten für die letztere die besten Folgen, theils durch Geldbeiträge, theils durch Ueberlassung von Druckgeräthen, theils durch garantirten Absatz, die ihnen von dorther wurden. Dessen ungeachtet sagten sich seit 1825 mehre der deutschen Vereine von dieser Verbindung los, indem der anfängliche Grundsatz der englischen Gesellschaft, daß die zu verbreitenden Bibeln lediglich den Text der Bibel nach den für jede Konfession sanktionirten Uebersetzungen ohne alle anderweiten Zusätze, Kommentare, Anmerkungen u. dergl. enthalten sollten, nicht allein auf die Ueberschriften der Kapitel und Parallelstellen, sondern auch auf die alttestamentlichen Apokryphen, welche nicht mehr mit abgedruckt werden sollten, ausgedehnt und den auswärtigen Gesellschaften, wenn sie diesem Beschlusse nicht beitreten wollten, die Unterstützung entzogen wurde. Doch wurden diese Differenzen mit den ausländischen Gesellschaften durch gegenseitiges Nachgeben meist wieder ausgeglichen. Bis Ende März 1850 hatte die brittische Bibelgesellschaft 8,840,891 ganze Bibeln und 14,209,159 Neue Testamente verbreitet. Nach dem Muster der brittischen Gesellschaft traten in den meisten christlichen Staaten ähnliche zusammen, namentlich in Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Deutschland, Holland, Frankreich und der Schweiz. Den ersten Rang nach der englischen nimmt hinsichtlich der umfassenden Wirksamkeit wohl die russische zu Petersburg ein, 1813 durch Peterson und Pinkerton gegründet, welche, durch 289 Tochteranstalten in allen Theilen Rußlands unterstützt, die Bibel in mehr als 30 Sprachen und Mundarten der dem russischen Scepter unterworfenen Völker hat drucken lassen und auch auswärtige Völker von ihren Spenden nicht ausschließt. Im Jahre 1826 wurde sie durch einen kaiserlichen Ukas plötzlich aufgehoben, weil man unter ihrem Deckmantel politische Tendenzen verfolgt haben sollte. Für das protestantische Deutschland, wo der Centralbibelverein in Regensburg 1805 der erste schwache Anfang einer Bibelgesellschaft war, ist gegenwärtig der wichtigste Verein dieser Art die Bibelgesellschaft zu Berlin, welche seit dem 2. August 1814 besteht und bis zu Ende 1849 zusammen 1,073,686 Bibeln und 492,345 Neue Testamente in und außerhalb der preußischen Monarchie nach der von einer jeden Konfession angenommenen Uebersetzung verbreitet hat. Sie ist nach dem Muster der englischen Mutteranstalt, deren Beziehungen zu ihr durch besondere Bestimmungen geordnet sind, eingerichtet. Der Ausschuß, der aus einem Präsidenten, mehren Vicepräsidenten, Direktoren, Sekretären und einem Schatzmeister besteht, sucht sich von den in den einzelnen Provinzen obwaltenden Bedürfnissen Kenntniß zu verschaffen und Zweiggesellschaften, deren Zahl sich bis Ende 1849 auf 95 belief, durch die ganze Monarchie ins Leben zu rufen. Neben der berliner sind in Deutschland die zu Dresden, Frankfurt a. M., Bremen, Hamburg, Stuttgart, Marburg, Nürnberg und Schleswig die bedeutendsten B. Auch zu Paris ist eine protestantische Bibelgesellschaft in erfreulicher Wirksamkeit begriffen; Schweden hat dergl. zu Stockholm und Gothenburg; Dänemark eine zu Kopenhagen. Die schweizerischen, besonders die zu Basel und Bern, stehen mit der englischen in Konnex, erstatten Bericht an sie von ihrem Wirken und werden von ihr mit Geld und Bibeln unterstützt. Bedeutend ist endlich noch die Wirksamkeit der großen amerikanischen Bibelgesellschaft, die über 1000 Töchteranstalten zählt. Obgleich diese bei ihrer Begründung den Grundsatz aufgestellt hat, nicht

eher das Ausland in den Kreis ihrer Thätigkeit zu ziehen, als bis jede Familie in den Vereinigten Staaten eine Bibel erhalten habe, so ist doch ihr Erfolg im Inlande von desto grösserer Bedeutung, so daß sie neben der petersburger einen ehrenvollen Platz behauptet. Abgesehen von der alle überflügelnden londonerBibelgesellschaft, sind durch die übrigen B. bis 1850 mindestens 14½ Millionen Bibeln verbreitet worden, wovon auf Amerika etwa 6 Millionen, auf Ostindien 1½ Millionen, auf Europa 7 Millionen, von diesen auf Frankreich reichlich eine halbe Million, ebenso viele auf die Schweiz, auf Schweden, Norwegen, Dänemark, Finnland, Island, die Faröer 1 Mill., auf Rußland reichlich ebenso viel und auf Deutschland ungefähr 3½ Mill. kommen. Natürlicher Weise konnte es auch diesen Instituten nicht an Gegnern fehlen, die zum Theil wirklich eine starke Reaktion zu Wege brachten. Nachdem schon 1816 eine päpstliche Bulle die Verbreitung der Bibel unter dem Volk als gefährlich untersagt hatte, wurde auch im Oesterreichischen 1817 ein Verbot gegen die B. erlassen, in Folge dessen die bereits hier und da entstandenen eingingen. In Rußland ist die Geistlichkeit meistens der Bibelverbreitung in der jetzigen Volkssprache abhold. Selbst in dem protestantischen England nahmen Mitglieder der Hochkirche an dem Wirken der B. Anstoß, besonders aus Abneigung vor dem toleranten Standpunkte derselben den Dissenters gegenüber. Im freier denkenden Deutschland gründete man den Widerspruch gegen sie nicht sowohl auf konfessionelle Bedenken, als vielmehr auf die Erfahrung, daß das durch die Verbreitung der Bibel beförderte Lesen derselben lange nicht den Segen wirklich gewähre, den man nach den großen ihr gebrachten Opfern zu erwarten berechtigt sey. Auch tauge die ganze Bibel wegen des Anstößigen und dem Ungebildeten Unverständlichen, was sie enthalte, nicht für das Volk, und viel nachhaltiger werde dieses gehoben durch das lebendige Wort, dessen Verkündigung man lieber befördern solle. Besonders gegen die britischen B. wurde ihre Schattenseite, der Luxus in ihrer Administration, das Fabrikmäßige der Arbeit, der engherzige Geist und die Sucht, das Reich Gottes nach Quadratmeilen zu messen, tadelnd und nicht mit Unrecht hervorgehoben. Mögen auch manche Behauptungen der Gegner nicht ungegründet seyn, so erregt doch jedenfalls die großartige, energische Wirksamkeit dieser Gesellschaften Bewunderung, und es ist nicht zu leugnen, daß die Bibel durch sie ein wirksames Mittel zur Beförderung der Civilisation, Humanisirung und christlichen Bildung in Rohheit versunkener Völker geworden ist und noch wird, des Nutzens für die linguistischen Studien, der aus diesen Bemühungen hervorgeht, nicht zu gedenken.

Bibelübersetzungen, s. **Bibel**.

Bibelverbot, eine gesetzliche Bestimmung der katholischen Kirche, welche tief in das kirchliche Leben eingegriffen hat. Die heilige Schrift wurde von Anfang an als Erkenntnißquelle der geoffenbarten Religion angesehen und verehrt, u. es lag allen älteren Kirchenobern und Kirchenlehrern gänzlich fern, das Lesen der Bibel unter dem christlichen Volke auf irgend eine Weise zu hindern. Vielmehr fordern sie dazu auf und erinnern daran, daß man sich nicht mit dem Anhören der beim Gottesdienste vorgelesenen Abschnitte begnügen, sondern hiermit eignes Lesen und Forschen in dem Worte Gottes verbinden solle. Seit dem 5. Jahrh. fing man zwar an, dem Volke das Lesen einzelner biblischer Bücher zu widerrathen, besonders alttestamentlicher, die leicht mißverstanden und mißbraucht werden könnten; aber von einem eigentlichen Verbot ist damals so wenig die Rede, daß noch der römische Bischof Gelasius zu Ende des 5. Jahrhunderts das Lesen der Apokryphen, wiewohl er es als gefährlich bezeichnete, gestattete. Erst die immer weiter um sich greifende Hierarchie konnte auf den Gedanken kommen, das Lesen der Bibel unter den Laien zu beschränken, theils um sie desto leichter und nachhaltiger an die Autorität der Kirche und der Tradition zu fesseln, theils um dem Klerus einen Vorzug vor dem Volke einzuräumen. Direkte, absolute B.e hat es eigentlich nie gegeben; das, was man gewöhnlich so nennt, war die natürliche Folge davon, daß die lateinische Sprache als die Kirchensprache festgesetzt und die Vulgata als einzig gültige, dem Originaltext gleichstehende Uebersetzung sanktionirt wurde. So wagte zuerst Gregor VII. (1080) gegen den Versuch der Slaven in Böhmen, die vaterländische Sprache im Gottesdienst beizubehalten, mit Berufung auf das Mysterienwesen der alten Kirche den Gebrauch der heiligen Schrift in den Landessprachen zu mißbilligen. Innocenz III. erklärte zwar noch ausdrücklich, daß das Verlangen nach Kenntniß der heiligen Schrift nicht zu unterdrücken sey; aber als die Waldenser mit den Waffen der Bibellehre der Hierarchie gegenüberzutreten wagten, verbot derselbe Papst ihnen das Lesen der Bibel in ihrer Landessprache (1199), und die Koncilien von Toulouse (1229) und Béziers (1233) wiederholten und schärften diese Verordnung. Nur das Brevarium und der Psalter, nicht aber die ganze Bibel, und besonders nicht in der Landessprache, sollten die Laien haben und benutzen. Das Koncilium von Tarragona (1234) erklärte sogar Jeden für einen Ketzer, welcher im Besitz einer Bibelübersetzung sey und sie nicht binnen 8 Tagen an den Bischof zum Verbrennen abliefere. Ebenso verwarf eine Synode zu Oxford 1383 Wicliffe's Bibelübersetzung als ein ketzerisches Werk, und eine andere 1408 verbot, ohne Genehmigung des Bischofs oder einer Provinzialsynode die Bibel überhaupt zu übersetzen. Das Lesen der Bibel in der lateinischen Uebersetzung der Vulgata blieb dabei stets gestattet, war aber wegen der dem Volke unverständlichen Sprache eben unmöglich. Daß mit diesen B.en bloß den Bestrebungen einzelner Parteien begegnet, nicht aber das Lesen der Bibel für alle Zeiten untersagt werden sollte, zeigen die der lutherischen Uebersetzung von katholischen Theologen gegenübergestellten Uebersetzungen (s. **Bibel**). Daß sie nicht den Eingang im katholischen Volke fanden, welchen die lutherische Bibel im protestantischen Volke fand, davon lag die Ursache mehr in ihrer Beschaffenheit, als in den kirchlichen Bestimmungen. Das Koncil von Trient erklärte die Vulgata für die Authentica und setzte schon dadurch den Werth anderer Ueber-

setzungen herab, während es über das Lesen der Bibel im Volke nichts verordnete. Dies geschah erst wieder in dem ersten Index librorum prohibitorum, wonach die Ertheilung der Erlaubniß zum Lesen der von katholischen Verfassern herrührenden Bibelübersetzungen, so weit es keinen Schaden bringe, dem Ermessen der Bischöfe überlassen bleiben, aber wer die Bibel ohne vorher eingeholte Erlaubniß lese, vor der Auslieferung derselben an den Ordinarius keine Absolution erhalten sollte. Klemens VIII. bestätigte u. schärfte diese Verordnungen 1595, Gregor XV. verbot 1622 das Lesen der Bibel in der Volkssprache geradezu. und Klemens XI. bestätigte dies durch die Bulle Unigenitus 1713 bei Gelegenheit der Uebersetzung des Neuen Testaments mit Anmerkungen von Paschasius Quesnel. Weitere Verordnungen dieser Art gingen aus von Pius VII., welcher in seinen Breven an den Erzbischof von Gnesen und Mohilew den Gebrauch der polnischen Bibel, obwohl diese 1599 mit Erlaubniß Klemens' VII. erschienen war, untersagte, von Leo XII., welcher in einer Epistola encyclica 1814 die Bibelgesellschaften verdammte, und von Pius VIII. Noch jetzt hat daher das Dekret der römischen Büchercensur von 1757, wonach Uebersetzungen der Bibel in der Muttersprache mit erklärenden, aus den Kirchenlehrern entnommenen Noten u. der päpstlichen Approbation versehen seyn müssen, seine Gültigkeit. Doch wird es jetzt nicht mehr in strenge Ausübung gebracht, und katholische Uebersetzungen, z. B. die von den Brüdern van Eß, haben mit Bewilligung aufgeklärter Theologen und Bischöfe eine weite Verbreitung unter dem katholischen Volke gefunden.

Biber (Castor), Säugethiergattung aus der Ordnung der Nagethiere und der Familie der Schwimmfüßer (Palmipedia), charakterisirt durch die oben u. unten zu vier stehenden Backenzähne mit emaillirten Falten, die mit ganzen Schwimmhäuten ausgerüsteten Hinterfüße, den Drüsensack neben den Geschlechtstheilen u. den plattgedrückten ovalen, mit großen Schuppen versehenen Schwanz. Es sind ziemlich große Thiere, die ihr Leben im Wasser zubringen und denen Füße u. Schwanz zum Schwimmen dienen. Man kennt mit Gewißheit nur Eine Art: den g e m e i n e n B., Castor Fiber *L.*, französisch le castor, englisch the beaver. Derselbe ist etwas größer als der Dachs, von 3 — 4 Fuß Länge von der Schnauze bis zur Schwanzspitze; die europäischen sind größer als die amerikanischen, deren Länge nur gegen 2½ Fuß beträgt. Der Kopf ist rundlich, viereckig, rattenähnlich, über der Nase gebogen, auf dem Scheitel abgeplattet, die Schnauze stumpf, das Maul groß, die Nase breit und kahl, mit großen Nasenlöchern; die Augen sind klein, seitlich, die Ohren ebenfalls klein, abgerundet, fast unter den Haaren versteckt; der Hals ist kurz, dick, der Rükken meist gekrümmt, der Schwanz kürzer als der Körper, welcher mit zweierlei Haaren besetzt ist, mit kurzen, dichtstehenden, flockenartigen, seidenähnlichen Unterhaaren und mit dünneren, mehr starren Oberhaaren. Das feine Unterhaar ist fast zollang, aschgrau bis silberweiß, das Oberhaar 1½ Zoll lang und darüber, an der Wurzel grau, an der Spitze in allen Farbennüancen von weiß, grau, gelb, braun und schwarz. Die B. leben gesellig an den Flußufern einsamer Gegenden und sind jetzt nur noch in Canada und andern Theilen von Nordamerika, sowie in Nordasien häufig, während sie früher auch in Europa zahlreich waren. Sie werden durch die wachsende Kultur immer weiter nach Norden gedrängt. Jetzt finden sie sich an Deutschland nur noch ganz einzeln und selten an der Donau, z. B. bei Ulm, besonders aber in Bayern, auch an der Elbe, sowie in Sibirien u. in Frankreich an der Rhone, häufiger dagegen im östlichen Europa u. im nördlichen Asien, am Ob u. dessen Nebenströmen bis zum Polarkreise. Die B. verwenden unter allen Säugethieren die meiste Industrie auf den Bau ihrer Wohnungen, doch wird deren Künstlichkeit von vielen Reisenden übertrieben. Ihre Lebensgeschichte u. besonders den Bau der Wohnungen kann man nur noch in Amerika kennen lernen. Während des Sommers leben sie dort einzeln in Höhlen, welche sie in der Nähe der Flüsse in die Erde graben. Wenn aber der Winter herannaht, vereinigen sich mehre Familien zum Bau einer Wohnung und wählen dazu tiefe Gewässer, die nicht bis auf den Grund ausfrieren, aber keine stehenden, sondern fließende, damit der Strom die von ihnen durch Benagen mit den Zähnen gefällten Baumstämme dahin führe, wohin sie dieselben haben wollen. Wenn das Wasser zu seicht ist, so erbauen sie aus Aesten, Schlamm und Steinen große Dämme, die, wenn es nöthig ist, über die Breite der ganzen Flüsse, oft 100 Fuß und weiter, reichen, um dadurch den Wasserstand in ihren Wohnungen gleich hoch zu erhalten. Oft bauen 100 B. gemeinschaftlich an einem solchen Damm, um einen sogenannten Biberteich im Flusse herzustellen. Die Wohnungen sind für 2 — 3 oder auch mehre Familien eingerichtet u. bestehen aus zwei Stockwerken, wovon das obere, trockene, für den Aufenthalt der Thiere, das untere, unter dem Wasser befindliche, für die Wintervorräthe bestimmt ist. Besondere Abtheilungen befinden sich in beiden Stockwerken nur wenige; in einer Wohnung leben gewöhnlich 4 alte und 6 — 8 junge B., doch findet man auch doppelt so viel beisammen. Jede Wohnung hat einen Ausgang nach dem Wasser und einen nach dem Lande. Das Hauptmaterial der Wohnungen ist Holz, das, mit Steinen und Schlamm vermischt, ohne Pfahlwerk kreuzweis und fast wagerecht gelegt ist u. feste dicke Wände bildet. Durch Abnagen einer Seite oder rings um den Stamm herum fällen die B. ziemlich große Bäume, stehen dabei auf den Hinterfüßen und räumen mit den Vorderfüßen die Späne weg. Haben sie den Stamm fast durchgenagt, so wissen sie es geschickt so einzurichten, daß er in das Wasser fallen muß. In den Wäldern von Canada konnte man früher nicht 4 — 5 Stunden gehen, ohne auf einen großen Biberteich zu stoßen, dessen Ufer rings herum mit Wohnungen besetzt waren; jetzt haben sich auch dort die B. mehr nach Norden gezogen. Ihre einzige Nahrung sind Blätter und Rinden von Bäumen und Gesträuchen, die nicht harzig sind, sowie die Wurzel der Seerose. In Neufoundland und Labrador lieben sie besonders die Rinde der Espen u. Birken. In südlichern Gegenden ist die Rinde der

Magnolia, die deshalb auch Biberbaum heißt, ihre liebste Nahrung. Gezähmt fressen sie auch Brod und Obst. Die Paarung geschieht im Mai und das Weibchen setzt Ende Juni gewöhnlich ein männliches und ein weibliches, bisweilen auch 3 bis 4 Junge, ein junges Weibchen oft nur ein einziges. Bis zum dritten Jahr leben die Jungen mit den Alten zusammen, dann paaren sie sich selbst und bauen im Herbst eine Wohnung. An denjenigen Flüssen und alten Flußbetten (Altwassern), wo sich in Deutschland noch hier und da B. einzeln finden, auf den sogenannten Sandhegern, d. h. Anschwemmungen von Sand u. Kies, die mit Schlammerde überzogen u. mit Weidicht bewachsen sind, sowie an weniger flachufrigen Stellen, die von Waldbeständen mit untermischten Pappeln und Sohl- oder Sahlweiden begrenzt werden, verräth sich die Gegenwart des B.s am leichtesten durch die von ihm abgenagten (abgeschnittenen) Stammenden der genannten weichen Holzgattungen. Man fängt sie am besten mit Tellereisen. Sie sind in Deutschland überall ein Regal und dürfen nur für die Regierung gefangen oder geschossen werden. In Amerika werden sie auch in Fallen gefangen, oder mit Hunden gejagt und geschossen, indem man Löcher in das Eis macht u. die B. überfällt, wenn sie sich diesen Löchern nähern. Man benutzt hauptsächlich das Bibergeil (castoreum oder castorium), einen animalischen Stoff, der in zwei beim männlichen und weiblichen B. zwischen den Geschlechtstheilen und dem After befindlichen Beuteln abgesondert wird. Diese Kastorsäcke oder Kastorbeutel sind von birnförmiger Gestalt, hangen mit den dünnen Enden an einander, einem Quersacke gleichend, und stehen mit den Geschlechtsfunktionen in Beziehung. Im Handel unterscheidet man das sibirische oder russische Bibergeil (castoreum sibiricum), das von den B.n der alten Welt, auch von denen, die man einzeln in Frankreich, Deutschland, Polen und Preußen findet, herrührt, und das englische, canadische oder amerikanische (castoreum anglicum, canadense), welches die B. der neuen Welt, besonders die um die Hudsonsbai wohnenden, liefern. Die russischen Kastorbeutel werden mit großer Vorsicht behandelt und gewöhnlich in Schweinsblase eingebunden im Rauch getrocknet; bei den amerikanischen verfährt man mit geringerer Vorsicht, weshalb sich in ihnen das Castoreum öfters ziemlich flüssig und in Fäulniß übergegangen vorfindet. Das russische Castoreum ist gelblich-, röthlich- oder schwärzlichbraun, glanzlos, leicht zerreiblich, von eigenthümlichem Geruch und bitterlichem, etwas beißendem, gewürzhaftem, bleibendem Geschmacke. Das canadische Castoreum ist bald gelb oder orangebraun, bald gelblichgrau oder gelblichbraun, bald röthlichbraun oder bräunlichschwarz, zuweilen dickflüssig, meist aber erhärtet, dann auf dem Bruche harzartig glänzend oder erdig matt. Geruch und Geschmack sind meistens geringer und widriger, als beim sibirischen; auch steht es an Wirksamkeit dem letzteren nach, welches seine größere Güte der größeren Menge des ätherischen Oels verdanken mag. Das Castoreum gehört zu den ätherischen Mitteln, wirkt beruhigend, krampfstillend und belebend und ist eins der besten antihysterischen und krampfwidrigen Arzneimittel, als welches es schon seit den ältesten Zeiten gebraucht worden ist. Es wird als Pulver (für Erwachsene zu 4 — 10 Gran), in Pillen oder als geistige und ätherische Tinktur gegeben, welche beide letzte Formen die vorzüglichsten sind. Durch wiederholte Destillation mit Wasser kann man eine Aqua destillata castorei bereiten, die alles ätherische Oel des Castoreums enthält. Das ätherische Oel des Castoreums wird durch den Einfluß des Lichts in Castoreumresinoid verwandelt, weshalb alle Castoreumpräparate sorgfältig vor dem Lichte zu schützen sind. Außer dem jetzt noch gebräuchlichen eigentlichen Castoreum und den daraus bereiteten Tinkturen wurden früher noch in der Pharmacie angewendet: Bibergeilfett (axungia castorei), ein schmutzig gelbes, schmieriges, geronnenem Oele ähnliches Fett von schwachem Bibergeilgeruch, das in zwei besonderen Oelsäcken enthalten ist, die zu beiden Seiten neben dem Mastdarme des B.s liegen; Bibergeilöl (oleum destillatum castorei), ein Gemisch von Bibergeil und einer Menge anderer Stoffe, die mit Wein in Oel digerirt wurden, zum äußeren Gebrauche; einfaches Biberfett, Biberharn (axungia castoris), der in feiner Mischung dem Harne anderer kräuterfressenden Säugethiere ähnlich ist. Das canadische Bibergeil wird von der Hudsonsbaikompagnie nach England gebracht und von da über Amsterdam, Hamburg rc. das Pfund zu 6 — 18 Thaler bezogen. Das russische kommt über Archangel, Petersburg, Danzig, Breslau nach Deutschland, das Pfund zu 144 — 230 Thaler; russische Rauchwaarenhändler bringen auch einzelne Beutel mit auf die deutschen Märkte. Außerdem wird vom B. das Fell benutzt. Das Winterfell gibt ein herrliches Pelzwerk. Die Felle machen den wichtigsten Gegenstand der Biberjagd aus. Nach Prinz Neuwieds Angabe liefert die Hudsonsbaikompagnie jährlich 50,000 allein nach London, u. Fort Union am Missouri bringt jährlich 25,000 in den Handel; ein großes wiegt 2 Pfund und mehr, das Pfund kostet im Durchschnitt 4 Dollars. Im J. 1835 erhielt England aus ganz Nordamerika 88,400 Biberfelle. In den dichter bevölkerten Theilen von Nordamerika haben die B. in neuester Zeit sehr abgenommen, und in Europa haben selbst die geschärftesten Jagdverbote ihrer zu großen Verfolgung nicht Einhalt thun können. Endlich wird auch das Biber- oder Kastorhaar benutzt. Das Unterhaar ist lang genug, um gesponnen und zu Strümpfen und Handschuhen verwendet zu werden. Vornehmlich aber verfertigt man daraus feine Hüte. Die Hutmacher theilen die Kastorhüte in ganze, halbe u. Viertelshüte. Die ganzen haben bloß einen Zusatz von Vigognewolle, bei den halben und Viertelshüten aber wird gewöhnlicher Filz genommen u. dieser nur mit einer dünnen Lage von Biberhaaren überzogen, die man von den schlechtesten Fellen nimmt. Das Pfund kostet 9 — 12 Thaler, weshalb es auch gewöhnlich mit andern feinen Wollen vermischt wird. Die Bezugsörter sind wie beim canadischen Bibergeil. Das Fleisch der B. wird von den Eingebornen in Amerika häu-

fig gegessen; am wohlschmeckendsten ist es, wenn sich das Thier von Birkenrinde nährt. Ein alter ausgeweideter B. wiegt 45 Pfund. Der Biberschwanz gilt für einen Leckerbissen; er wiegt 3 — 4 Pfund und besteht aus einer dichten, fettartig knorpeligen Masse. Manche unterscheiden den canadischen oder amerikanischen B. (C. canadensis) als besondere Art, doch ist derselbe nach Cuvier u. A. nur eine Spielart des gemeinen B.s. Den Bibern zunächst verwandt ist die fossile Gattung Trogontherium, wovon sich Reste in Rußland gefunden haben, sowie von Castor spelaeus in der gailenreuther Höhle.

Biber, Art Tuch, s. v. a. Düffel.

Biberach, Oberamtsstadt im würtembergischen Donaukreise, in dem schönen und freundlichen Rißthale, hat eine schöne, den Katholiken und Protestanten gemeinschaftlich gehörige Hauptkirche zu St. Martin und noch 2 andere Kirchen, 2 Rathhäuser, wovon das eine jetzt als Kauf- und Waghaus dient, und ein sehr reiches Hospital, ferner eine lateinische Schule, Realschule, Gewerbschule, Fabriken für Kinderspielzeug, Blechwaaren, Devisen, Band, Leinweberei, Bleiche, Tuchmacherei, Strumpfwirkerei, Gerberei, mechanische Wollenspinnereien, Kürschnereien, Bierbrauereien, eine Glockengießerei und mehre Papiermühlen. Die Einwohner, 4690 an der Zahl, nämlich 2940 Evangelische und 1750 Katholiken, treiben außerdem Ackerbau und Viehzucht, sowie Handel mit den Erzeugnissen der Industrie. B. ist Geburtsort des Dichters C. M. Wieland. Eine Stunde davon liegt das eisenhaltige Jordanbad. B. erhielt unter den Hohenstaufen Stadtrecht, wurde zu Anfang des 15. Jahrhunderts freie Reichsstadt und nahm als solche an den Kämpfen der Reichsstädte gegen die Fürsten thätigen Antheil; es hielt sich sogar längere Zeit eine stehende Schweizergarde. Die Reformation fand schon 1521 hier Eingang, aber mehr Zwingli's Lehre; die lutherische wurde erst 1536 ganz hier einheimisch. Im schmalkaldischen Kriege mußte B. seine Theilnahme mit 45,000 Gulden Strafe an den Kaiser büßen. Im J. 1632 wurde es von den Kaiserlichen vergebens belagert, 1634 von den Schweden durch Kapitulation eingenommen, 1646 an die Franzosen übergeben, die es den Schweden überließen, in deren Besitz es bis zum westphälischen Frieden blieb. Im spanischen Erbfolgekriege ward es wieder von den Bayern und 1707 von den Franzosen erobert und mußte über 700,000 Gulden an Kontributionen und Lieferungen zahlen. Auch im Revolutionskriege hatte B. viel zu leiden. Am 2. Oktober 1796 kam es hier zu einer Schlacht zwischen den sich zurückziehenden Franzosen unter Moreau und den sie verfolgenden Oesterreichern unter Latour; letztere wurden bis an die Iller zurückgeschlagen und verloren 20 Kanonen und 5000 Gefangene. Auch in der Schlacht vom 9. Mai 1800 zwischen den Oesterreichern und Bayern unter General Cray und den Franzosen unter St. Cyr blieben die letztern Sieger. Der Schaden der Stadt und Landschaft B. von 1795 bis 1800 wird auf mehr als 2 Millionen und der von 1805 bis 1815 auf mehr als 700,000 Gulden geschätzt. Durch den Frieden von Luneville kam B. 1802 an Baden und durch die rheinische Bundesakte am 24. Oktober 1806 an Würtemberg.

Bibergeil, s. Biber.

Bibergeilen, s. v. a. Kastorbeutel, s. Biber.

Biberich, Marktflecken im nassauischen Amt Wiesbaden, am rechten Ufer des Rheins, wo der Salzbach in denselben mündet. 1 Stunde von Mainz, hängt mit dem Dorfe Mosbach ganz zusammen und bildet mit demselben den Flecken B. mit 3000 Einwohnern. Das von dem Fürsten Georg August Samuel von Nassau-Idstein, dem ersten aus der wallramischen Linie am Ende des 17. Jahrhunderts begonnene und von Karl August von Nassau-Usingen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vollendete Lustschloß, das jetzige B., liegt da, wo schon 992 der Ort Bibruk, als Eigenthum des Grafen Drutwin, des ersten bis jetzt zuverlässig bekannten Stammvaters des Hauses Nassau, lag. Das Schloß ist im neuern französischen Style erbaut. An die Hinterseite des Baues stößt ein 150 Morgen haltender, in großem Style angelegter und in südlicher Fülle prangender Park, dessen schönste Partien der 7 Morgen große Teich und die neu erbaute Burg sind, welche letztere der verstorbene letzte Herzog von Nassau-Usingen auf den Grundlagen der alten Burg Mosbach im Style der alten Ritterburgen aufführen ließ. Dieselbe ist mit verschiedenen schätzbaren deutschen Alterthümern geschmückt, die man besonders aus der aufgehobenen Abtei Ebersbach genommen hat. Natur und Kunst haben hier zusammen gewirkt, um B. zu verschönern und es mit Reizen mannigfacher Art auszustatten. Seine Lage am Rhein, wo sich dem Auge die herrlichsten Aussichten öffnen, die Umgebung von geschmackvoll angelegten Gärten, die Nähe der beiden Städte Mainz und Wiesbaden waren die Veranlassung, daß es seit 1744 die beständige Residenz der Fürsten und Herzöge von Nassau bis zum Jahre 1840 blieb, wo es Wiesbaden weichen mußte und zum Sommerpalais herabsank. Aufsehen erregte in der neuesten Zeit ein eigenthümlicher Akt der Selbsthülfe, den sich die hessen-darmstädtische Regierung gegen B. erlaubte. In der Rheinschifffahrtsakte vom Jahre 1831 waren nämlich B. die Rechte eines Freihafens zuerkannt worden. Die nassauische Regierung traf nun in den folgenden Jahren Anstalten, um auch größern Schiffen und Dampfbooten bei B. einen zugänglichen Landungsplatz zu schaffen; unter Anderm legte sie zu diesem Behufe etwa 300 Schritt oberhalb B.s an der hessen-darmstädtischen Grenze bei der unter nassauischer Landeshoheit stehenden Insel Biberichau eine sogenannte Fangbuhne an, um dem Wasser zwischen der Biberichau und der hessen-darmstädtischen Insel Petersau mehr Kraft zu geben und zu verhüten, daß, wie früher, Versandung daselbst eintrete. Unter der Angabe, daß das Fahrwasser von Mainz durch diese Fangbuhne leide, erhob die großherzoglich hessische Regierung Vorstellungen gegen jenes Unternehmen, die jedoch erfolglos blieben. Da erschienen plötzlich am 1. März 1841 60 mit Steinen beladene Rheinschiffe, welche 200 Arbeiter mit sich führten, die in größter Schnellig-

keit auf hessischem Fahrwasser bei der Petersau einige Schiffe versenkten, Steine darüber schütteten und so einen Damm errichteten, der das Fahrwasser vom Hafen zu B. wieder ableitete u. denselben zum Theil sperrte. Die nassauische Regierung wendete sich sofort an den Bundestag, und durch dessen Vermittelung wurde die großherzoglich hessische Regierung veranlaßt, schon nach 14 Tagen den aufgeführten Steindamm in so weit wieder zu demoliren, daß größern Schiffen und Dampfbooten die Durchfahrt wieder möglich wurde.

Bibernell, 1) gemeine oder weiße, s. v. a. Pimpinella Saxifraga; — 2) schwarze, s. v. a. Pimpinella nigra *Willd.*; — 3) falsche oder wälsche, s. v. a. Poterium Sanguisorba *L.*, auch bisweilen s. v. a. Sanguisorba officinalis *L.*

Bibersteine, zwei Felsenmassen im schlesischen Riesengebirge bei Kaiserswalde, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Hirschberg: der kleine Biberstein bietet eine sehr malerische Ansicht dar; der große ist ein mächtiges Felsenkonglomerat, ohne alle Vegetation, aber mit vortrefflicher Aussicht nach der Lausitz.

Bibiena, 1) Fernando, Maler und Baumeister, geboren zu Bologna 1653 oder 1657, Sohn des Malers und Architekten Giovanni Maria Galli, der sich nach seinem Geburtsorte in Toskana B. genannt hatte, lernte unter Carlo Cignani, ward zuerst am Hofe des Herzogs von Parma beschäftigt, kam dann an den Hof Karls VI. zu Wien und arbeitete zuletzt in Mailand, mehr der Baukunst, als der Malerei sich widmend, und † erblindet 1743. Seine Malereien, architektonische Darstellungen und Dekorationen, obwohl im verworrenen Styl des Borromini u. A. gehalten, sind doch effektvoll und namentlich durch geschickte Behandlung der Perspektive ausgezeichnet, auch von trefflicher Ausführung im Kolorit. Sie erschienen gestochen unter dem Titel „Varie opere di prospettiva" zu Augsburg 1840. Seine drei Söhne brachten die Kunst des Vaters durch ganz Italien und Deutschland in Aufnahme. Antonio B. arbeitete ebenfalls am Hofe Karls VI., kehrte dann nach Italien zurück, wo er die Theater von Siena, Pistoja und la Pergola zu Florenz erbaute und verzierte; † 1774 zu Mailand. Giuseppe B. arbeitete zu Wien, Dresden und Berlin, vornehmlich in Theatern und zu Hoffestlichkeiten, † zu Berlin 1757. Alessandro B. stand in Diensten des Kurfürsten von der Pfalz.

2) Bernardo Donizio von B., Zeitgenosse des Ariost und mit diesem in literarischem Verkehr stehend, ward von Leo X. zum Kardinal erhoben nnd hat sich durch sein Intriguenspiel „Calandra" in der dramatischen Literatur einen Namen erworben.

Biblia (griechisch, d. i. Bücher), s. v. a. Bibel.

Biblia pauperum (Armenbibel), eine Reihenfolge biblischer Scenen und Geschichten aus dem 13. Jahrhundert, wo nicht aus noch früherer Zeit, welche die Hauptbegebenheiten der Erlösung des Menschengeschlechts durch Christus in Bildern aus dem Neuen Testament sammt den dazu gehörigen Vorbildern aus dem Alten Testament, mit kurzen Erklärungen und Prophetensprüchen, meist in lateinischer Sprache vorführt. Es finden sich Handzeichnungen, mit und ohne geschriebenen Text. Eine Erweiterung davon sowohl in den Bildern, als durch einen ausführlichern gereimten Text ist das gleichzeitige „Speculum humanae Salvationis" oder der „Heilsspiegel". Beides waren vor der Reformation Hauptleitfäden für die Homiletik, besonders bei den Predigermönchen und Franciskanern; daher haben sich auch viele, zum Theil prächtige Miniaturhandschriften davon, deren mehre bis ins 13. Jahrhundert hinaufgehen, in verschiedenen Sprachen erhalten. Hieraus ist auch der Name zu erklären. Daß die B. p. zunächst nicht Bibeln für arme Laien, für das Volk, waren, hat schon Lessing dargethan; eben so wenig darf man an arme Priester denken, vielmehr heißt B. p. nichts Anderes als Mönchsbibel, weil die Mönche und vorzugsweise die Minoriten sich Pauperes nannten. Die Bilder der B. p. wurden frühzeitig in Skulpturen, Wand- und Glasmalereien wiederholt u. sind für die Kunstgeschichte des Mittelalters von hoher Bedeutung. Dann finden sich auch Tafeldrucke, aus den frühesten Zeiten der Xylographie, 22, 26, 38, 50 Blätter. Zwei wolfenbüttler Exemplare mit deutschem Text sind vom Jahr 1470 und 1475, 40 Blatt stark, klein Folio, jede Tafel nur auf Einer Seite bedruckt, oben und unten mit 2 Brustbildern, in der Mitte mit 3 historischen Darstellungen; ein Exemplar in Wien (vielleicht das älteste) ist ganz ohne Text. Besonders früh scheinen solche Drucke in Holland entstanden zu seyn. Jetzt werden auch mangelhafte Exemplare dieses xylographischen Kleinods mit 100 Guineen bezahlt; ein gut erhaltenes Exemplar von 50 Blättern erstand der Herzog von Devonshire aus Edwards Auktion für 210 Pfd. Sterling. Endlich gibt es noch typographische Drucke, und zwar deutsche (Armenbibel) und lateinische, die ersten von Pfister in Bamberg.

Bibliographie, eigentlich Bücherschreibung, Büchervertertigung, gewöhnlicher aber Bücherkunde (Bibliognosie, Bibliologie), die Wissenschaft, welche sich mit der innern und äußern Kenntniß der literarischen Produkte der verschiedenen Völker und Zeiten beschäftigt. Die B. steht in der engsten Verbindung mit der Literaturgeschichte, sie ist einerseits das Archiv, der Codex diplomaticus derselben und als solcher der sicherste Grad- und Höhenmesser der literarischen Kultur und Thätigkeit, und andererseits bedingt die größere oder geringere Förderung der Literaturgeschichte auch wieder die B. Wie jede Wissenschaft, so hat auch die B. ihre Hülfswissenschaften, auf denen sie ruht; die hauptsächlichsten derselben sind Paläographie, Geschichte und technische Kenntniß der Typographie, Kunstgeschichte, besonders die der Xylographie, Bibliothekenkunde und Geschichte des Buchhandels. Man theilt die B. gewöhnlich in die reine (innere, wissenschaftliche) und angewandte (äußere, materielle). Die reine B. betrachtet die Bücher und das gesammte Schriftthum an sich von rein literarischem Standpunkte, oder auch nach ihrem literarischen Inhalte, sie will überhaupt zeigen, was vorhanden ist. Der Gründer dieser bibliographi-

schen Wissenschaft war K. Gesner im 16. Jahrh.; seitdem ist die B., weil die Behandlung derselben in der nachherigen ungeheuren Ausdehnung des Bücheranwuchses die Kräfte eines Einzelnen überstieg, meist nur in Werken von beschränkterem Umfange und unter bestimmten Grenzen angebaut worden. Form und Behandlungsart ist verschieden, entweder chronologisch, oder alphabetisch, oder systematisch, nur Nomenklatur oder zugleich kritisch und raisonnirend, oder absolut vollständige Verzeichnung, oder endlich wissenschaftliche Auswahl des Vorzüglichsten nach dem innern Werthe. B.n, die den Zweck haben, den Gelehrten mit den vorzüglichsten Büchern seines Fachs bekannt zu machen, auch Literaturen oder Bibliotheken genannt, sind gewöhnlich in systematischer Form abgefaßt. Die angewandte B. (oft vorzugsweise B. genannt) betrachtet die Bücher nach ihrer äußern Beschaffenheit, ihren Schicksalen und andern historischen Umständen, meist so, daß Neigung und Bedürfniß der Sammler dabei maßgebend sind; sie berücksichtigt also vorzüglich die korrekten oder alten (Inkunabeln, oder, wenn von klassischen Schriftstellern die Rede ist, editiones principes), oder seltenen oder prächtig gedruckten Ausgaben. Sie bildete sich natürlich erst aus, als das Bücherwesen, gefördert durch die immer mehr vollendete Technik der Buchdruckerkunst und als Mittel der Bildung für Jedermann, eine Auswahl des Vorhandenen erheischte, und hing dann mit dem Bücherluxus und der Bibliomanie zusammen. Die Sammler suchten schönes Aeußere und interessante Zufälligkeiten. Wegen des unsichern Grundes und der Zufälligkeiten, auf welchen sie beruht, ist die angewandte B., die vorzüglich in Frankreich und England ihre Ausbildung erhielt, keine eigentliche Wissenschaft und artet nur zu leicht in willkürliches und oberflächliches Wesen und müßiges Spiel aus.

In Frankreich fand die B. von jeher die eifrigste Pflege. Seitdem Franz I. sich die Förderung der Bibliotheken, die Unterstützung der Typographie u. die Belebung des literarischen Verkehrs mit Italien angelegen seyn ließ, entstanden bedeutende Privatbibliotheken, deren vorwaltende Tendenz praktische Nützlichkeit war, die aber auch äußere Schönheit berücksichtigten u. neben ihrem zeitgemäßen encyklopädischen Charakter auch das Gepräge gediegener Gelehrsamkeit an sich trugen; wir erinnern nur an die Sammlungen von Grolier, Majoli u. Diana von Poitiers, sowie an die Mustersammlungen für Inkunabeln, Pergamentdrucke etc. von Colbert u. Letellier. Das erste bibliographische System stellte aber Debure auf, und Brunet lieferte endlich in seinem „Manuel du libraire et de l'amateur de livres" (Paris 1814, 3. Ausgabe 1820, 4 Bde., und Supplement 1834, 4 Bücher) ein Meisterwerk, das in alphabetischer Form das Kostbarste der Literaturen aller Zeiten und Völker umfaßt und auf den Bücherverkehr in Europa den entschiedensten Einfluß ausgeübt hat. Ihm und Renouard (Catalogue d'un amateur) gebührt das Verdienst, den Ruhm der neuern französischen B. für alle Zeiten begründet zu haben. Die reine B. in ethnographischer Beschränkung ist gewissermaßen in Quérards „La France littéraire" (Paris 1828 ff.), welcher sich dessen „Ecrivains de l'histoire de la France", 1774—1835 (Fortsetzung des Werkes von Lelong) anschließen, in wissenschaftlicher z. B. durch Dupins „Bibliographie du Droit" und Duthilloeuls „Bibliographie Donaisienne" repräsentirt. Seitdem aber Peignot der Geschichtschreiber der Aldus (Dictionnaire raisonnée de bibliologie, Paris 1802—1804, 3 Bde.), van Praet und Nodier, der es verstand, den trockensten Details der B. verführerischen Reiz zu verleihen, ihre mannigfachen Arbeiten vollendet, trat in Folge der neuesten großen politischen Ereignisse in Frankreich die Richtung auf französische Geschichte und Politik, Philosophie und Poesie entschiedener als je hervor und wirkte auf die Gestaltung der Literatur und namentlich der B. wesentlich ein. Wie die Société des bibliophiles mit der von Hause aus mittelalterlichen Tendenz emsig bemüht ist, immer neue „Poésies gothiques françaises, Romans, Mystères etc." ans Licht zu fördern, so heischte die Geschichtsforschung die historische Ergründung literarisch wichtiger Erscheinungen. So entstanden lehrreiche und historisch bedeutende Beiträge zur Bibliothekenkunde, wie Peignots „Catalogue d'une partie des livres des ducs de Bourgogne", P. Paris' „Les manuscrits françois de la bibliothèque du roy" (Paris 1836—1837) u. v. a. Die durch Barbiers Meisterwerk fast abgeschlossene Untersuchung über die anonymen und pseudonymen Schriftsteller ist durch Demanne's „Nouveau récueil d'ouvrages anonymes et pseudonymes" vermehrt worden. Für die Kunde der Autographa haben Peignot und Fontaine, für die Paläographie als Hülfswissenschaft der B. Jorand Verdienstliches geleistet. Nächst der 1811 von Beuchot und Pillet begründeten und seitdem unausgesetzt fortgeführten „Bibliographie de la France" (dem ersten Muster, wie der jährliche Zuwachs der Literatur am zuverlässigsten verzeichnet werden kann) und dem früher von Techener, jetzt von Nodier redigirten „Bulletin du bibliophile et de l'amateur" für die B. hat Frankreich an den 1835 von Du Tertre gegründeten „Annuaires des imprimeurs, des libraires de Paris, des departemens etc.", an Guyot de Fère's „Statistique des lettres et des sciences en France" (Paris 1834) und an Peignots „Essai historique sur la liberté d'écrire" treffliche Beiträge zur Statistik der Typographie geliefert. Quérards treffliche Werke „La littérature française contemporaire" (Paris 1842 f.), „Ouvrages polyonymes et anonymes" (das. 1848 f.), „Superchéries littéraires dévoilées, Galerie des auteurs apocryphes" (das. 1848) und „Les auteurs déguisés de la littérature française" (das. 1845) ordnen die gesammte französische Literatur seit 1700 nach den Verfassern.

In England kann sich die B. nur eines der Vortheile rühmen, deren sie sich in Frankreich erfreut, nämlich des Reichthums an öffentlichen und Privatsammlungen. Aber der Gebrauch derselben ist theils sehr beschränkt, theils gar nicht gestattet, und Kleinigkeitskrämerei, Geschmack- und Formlosigkeit, Kuriositätensucht und sklavisches Hingeben an die bizarrsten bibliomanischen

Moden des Tages haben bei den englischen Bibliographen oft zu sehr das Uebergewicht gehabt, als daß ihre Thätigkeit eine wahrhaft nützliche hätte werden können. Die allgemeinern bibliographischen Werke von Adam Clarke (Bibliographical dictionary, 1820) u. Rob. Watt (Bibliotheca britannica, 1819) sind verunglückte Kompilationen; in den vermischten Sammlungen von Belon (Anecdotes of literature, 1807), Brydges (British bibliographer, 1808; Censura literaria, 1805), Savage (The librarian, 1808) ꝛc. fehlt es an aller Auswahl und häufig auch an Gründlichkeit und tieferer Kenntniß; Ottley's Werken, welche in sehr wichtige Punkte der B. einschlagen, fehlt es an aller Kritik, und Dibdins Werke (Typographical antiquities, 1810; Bibliotheca Spenceriana, 1814; Bibliographical Decameron, 1817; Tour in France and Germany, 1821, ꝛc.) leiden trotz der Pracht ihrer äußern Ausstattung, von der die nur nicht immer am besten gewählten Facsimiles das Schätzbarste sind, an Ungründlichkeit und Geschmacklosigkeit und dienen nur den bibliomanischen Launen der Vornehmern unter den englischen Sammlern. Doch hat sich in neuerer Zeit eine Reaktion kundgegeben, welche der wissenschaftlichen B. zu großem Nutzen gereicht. Den Beweis davon liefert zunächst Lownde's „Bibliographers manual" (4 Bde., London 1834), ein alphabetisches u. möglichst vollständiges Verzeichniß aller seit der Erfindung der Buchdruckerkunst in Großbritannien und Irland erschienenen oder diese Länder betreffenden seltenen, merkwürdigen, nützlichen Bücher, mit steter Hinzufügung bibliographischer u. kritischer Bemerkungen, sowie der Verkaufspreise während des gegenwärtigen Jahrhunderts; „The publisher's circular and general record of British literature" seit 1838 neben der „Monthly list of new books". Mit nützlicher Beschränkung auf einzelne Wissenschaften schließen sich würdig an: Ritsons „Bibliographia poetica", W. Woods „Catalogue of an collection of the best works on natural history", Moule's „Bibliotheca heraldica", Reids „Bibliotheca Scoto-Celtica" (Glasgow 1832), Forbes' „Manual of select medical bibliography" (London 1835).

In Deutschland haben die von öffentlichen Bibliotheken wenig unterstützten und von Privatsammlungen fast ganz entblößten Gelehrten, bloß auf das eigentlich wissenschaftliche Bedürfniß hinblickend, mit ernster Thätigkeit die B. zu fördern gesucht. Der Vater und Schöpfer der neuern deutschen B. ist Ersch, der sie sowohl durch das umfassendste Werk seiner Art, das „Allgemeine Repertorium der Literatur" (1793—1809), als auch durch sein „Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts" (Amsterdam und Leipzig 1812—1814, 2 Bde.; neue Aufl., 1822—1837, 4 Bde., 3. Aufl., von Geißler, 1845 f.) recht eigentlich technisch begründet hat. Den ersten deutschen Versuch eines allgemeinen bibliographischen Werks lieferte Erschs Nachfolger, Ebert, in dem „Allgemeinen bibliographischen Lexikon" (2 Bde., Leipz. 1821—1830), dem er die schönsten Kräfte und die besten Erfahrungen seines Geschäftslebens widmete; zugleich gab er eine treffliche Charakteristik der deutschen B. im „Hermes" (Bd. 10). Außerdem wurde nach mancher Seite hin Umfassendes und Bedeutendes geleistet, mag es sich nun handeln um größere Leistungen auf dem Gebiete der reinen B. mit nationaler Tendenz, oder um speciell wissenschaftliche Literaturen einer gewissen Periode, oder um Arbeiten der angewandten B., z. B. für Inkunabelkunde, oder für die Hülfswissenschaften der Disciplin, Paläographie, Typographie, in historischer, ethnographischer, statistischer, kunsthistorischer Beziehung, oder endlich um jene mannigfaltigen Verdienste um die Bibliothekswissenschaft, Bibliothekenkunde und die Geschichte des Buchhandels. Die Schätze deutscher Gelehrsamkeit vollständig, übersichtlich u. genau, aber auch möglichst nützlich für den praktischen Geschäftsmann zusammenzustellen, ist der Zweck des von W. Heinsius begonnenen „Allgemeinen Bücherlexikons der in Deutschland von 1700 an erschienenen Bücher" (Bd. 1—7, Leipz. 1812 bis 1829; Bd. 8—9, von Schulz, das. 1836—47; Bd. 10—12, von Schiller, das. 1847—57), sowie von Chr. G. Kaysers „Vollständigem Bücherlexikon aller von 1750—32 in Deutschland u. den angrenzenden Ländern erschienenen gedruckten Bücher" (Leipz. 1833—1838, 6 Bde. u. 1 Bd. Sachregister) u. „Neuem Bücherlexikon ꝛc. (Leipz. 1841 ff., Bd. 6, von Zuchold, das. 1854). Vor Allem aber ist C. G. Gersdorfs „Repertorium der gesammten deutschen Literatur" hervorzuheben, welches alle in den Ländern deutscher Zunge seit 1834 erschienenen Schriften, so weit sie in den Buchhandel gekommen, möglichst schnell in gedrängter Kürze ihrem Inhalte und Werthe nach charakterisirt. Damit in Verbindung erscheint seit 1836 die „Allgemeine Bibliographie für Deutschland". Das hinrichssche halbjährige „Verzeichniß der Bücher, Landkarten ꝛc." erscheint regelmäßig seit 1799. In Oesterreich verordnete ein kaiserliches Patent vom 27. Mai 1852 die Ablieferung eines Pflichtexemplars jeder im Bereich des österreichischen Staats erscheinenden Druckschrift an die (kurz zuvor begründete) administrative Bibliothek des k. k. Ministeriums des Innern. Die Verwaltung dieser Anstalt begann seit dem 1. Jan. 1853 hieraus regelmäßige, systematisch geordnete Literaturnachweise durch die (der Wiener Zeitung beigegebenen) „Oesterreichischen Blätter für Literatur u. Kunst" zu veröffentlichen. Dann erschien im Juli 1854 als erster Bericht eine „Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des österreichischen Kaiserstaats vom 1. Sept. 1852 bis Ende 1853", erstattet von Wurzbach von Tannenberg. Für angewandte B. und zunächst Inkunabelkunde leistet Vorzügliches: Ludwig Hain in dem „Repertorium bibliographicum" (3 Bde., Stuttg. 1826—38), Dranke in den „Beiträgen zur B." (Kobl. 1837) u. A. Mehr entstellt als gefördert ist die angewandte B. worden durch: J. Vogts „Catalogus librorum rariorum" (Frankf. u. Leipz. 1793), J. Jak. Bauers „Bibliotheca librorum rariorum universalis" (12 Bde., Nürnb. 1770—1791); werthvoller sind: F. G. Freytags „Analecta literaria" (Leipzig 1750) und dessen „Apparatus literarius" (3 Bde., das. 1752),

In Italien hat fast jede irgend bedeutende Stadt ihre literarhistorische B. aufzuweisen. Hervorzuheben sind: Moreni's „Bibliografia della Toscana" (1805), Gamba's „Serie degli scritti impressi in dialetto veneziano" (Venedig 1832), Mansards Bibliotheca Petrarchesca" (Mailand 1826), sowie Rosetti's „Petrarca, Giulio Celso e Boccaccio, illustrazione bibliografica" (Triest 1828) und G. di Simone's „Collezione delle opere in dialetto napoletano" (3 Bde., Neapel 1826). Umfassende Arbeiten auf dem Gebiet der angewandten B. lieferten de Rossi, Boni, Laire, Sassi rc., speciellere Tiraboschi, Volta, Giustiniani, Affo, Bartolini rc. Noch ist zu erwähnen: „Bibliografia italiana" (Parma 1828) und der „Catalogus librorum, qui ex officina libraria sacri consilii etc., prodierunt ibique adhuc asservantur, linguarum exoticarum ordine digestus" (Rom 1834), die neuern literarischen Erscheinungen umfassend, welche der Propaganda ihr Daseyn verdanken. Spanier und Portugiesen sind in neuerer Zeit für die B. fast ganz unthätig gewesen; zu erwähnen sind: Vincent Salva's „Catalogue of Spanish and Portuguese books with occasional literary and bibliographical remarks" (2 Bde., London 1826 bis 1829), Fusters „Biblioteca Valenciana" (Valencia 1827), die „Bibliografia de España" und das „Boletin bibliografico" (seit 1840). In Holland ist die bibliographische Thätigkeit gleichfalls nur gering, während in Belgien in der neuern Zeit ein reges bibliographisches Streben erwacht ist. Wir erwähnen: „Alphabetische Naamlijst van Boeken, welke sedert het jar 1790 tot en met het jar 1831 in Noord-Nederland zijn uitgekommen" (Haag und Amsterdam 1832—1835), die „Revue bibliographique du royaume des Pays-Bas et de l'étranger" (Brüssel 1822—1836), Puy de Montbruns „Recherches bibliographiques" (Leyden 1836), für die Inkunabelkenntniß namentlich holländischer Officinen wichtig, Jak. Konings „Catalog de letterkundige Nalatenschap" (Amsterdam 1833—1834) und Mucquardts „Bibliographie de la Belgique" (seit 1838). Für Schweden und Dänemark sind zu nennen: „Svensk bibliographi" (seit 1829) und das „Svensk literatur bulletin" (seit 1844); für Rußland: Sopikoffs „Bibliographie russe" (5 Bde., Petersb. 1813—1821); für Polen: Lelewels „Aeltere polnische Bibliographie" (2 Bde., Wilna 1823—1826), u. für Ungarn: Eggenbergers „Honi irodalmi hirdetö" (seit 1843). Eine beurtheilende Uebersicht aller wichtigeren Erscheinungen im Gebiete der Literatur gibt das von Beck 1818 begründete, nach dessen Tode 1833 von Pölitz u. seit 1834 von Gersdorf fortgesetzte „Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur".

Bibliolatrie (griech.), abergläubische Verehrung der Bibel, indem man über den Buchstaben den Geist verkennt.

Bibliolithen, versteinerte Pflanzenblätter, ein Name derjenigen Handschriften, welche, unter vulkanischem Auswurfe, z. B. in Pompeji und Herculanum, begraben, mineralische Gestalt angenommen haben. Sickler und nach ihm Davy machten in dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts Versuche, sie mit Hülfe besonderer Maschinen aufzuwickeln, aber ohne rechten Erfolg; s. Papyrusrollen.

Bibliologie, s. v. a. Bibliographie.

Bibliomanie, im Allgemeinen die Sucht, Bücher zu sammeln, ohne sie gehörig zu gebrauchen; dann insbesondere die Sucht, alte und seltene Bücher zusammen zu bringen, um sie zu benutzen, wobei aber ein zu großer Werth auf Nebendinge gelegt wird. Der ächte Biblioman im jetzt üblichen Sinn des Worts kauft sonach nicht ohne Auswahl Alles zusammen, was ihm vorkommt, sondern sammelt als Kenner nach gewissen Rücksichten, läßt sich aber bei dem Ankaufe mehr durch außerwesentliche und zufällige Umstände und Beschaffenheiten der Bücher, als durch den wissenschaftlichen Werth derselben oder doch wenigstens in gleichem Grade mit letzterm bestimmen. Man sieht dabei theils auf sogenannte Kollektionen, theils auf Schicksale und Alter der Bücher, theils auf das Material derselben. Den meisten wissenschaftlichen Werth haben noch die Kollektionen oder Sammlungen von Büchern, die einen gewissen Gegenstand betreffen oder in einer gewissen Manier gearbeitet oder in einer berühmten Officin gedruckt worden sind. Hieher gehören Sammlungen von Ausgaben der Bibel (die vollständigste in der stuttgarter Bibliothek) oder einzelner Klassiker (z. B. des Horaz und Cicero auf der leipziger Stadtbibliothek, die homerische Bibliothek Netto's zu Halle, von Sleidans Kommentarien auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig, der Ausgaben in usum Delphini u. cum notis variorum, der von der Crusca angeführten Ausgaben italienischer Klassiker, der bei Aldus, Comino in Padua, Giuntini und Bodoni gedruckten Bücher, der bei Maittaire, Foulis, Barbou, Brindley, Baskerville u. zu Zweibrücken erschienenen Ausgaben der Klassiker rc.), sowie Sammlungen von Schriften über Begebenheiten und Ereignisse, z. B. über den 30jährigen Krieg (zu Dresden), über die Feier des Reformationsjubelfestes (zu Berlin), auch von Schriften über ganz specielle Gegenstände, wie über das Schachspiel (Bledowsche Sammlung auf der königlichen Bibliothek zu Berlin), über bestimmte Persönlichkeiten (Luther, Göthe, Shakespeare), einzelne Orte, bestimmte Fächer der Literatur. Werden dergleichen Sammlungen nicht bloß aus Liebhaberei, sondern zum Behuf wissenschaftlicher Studien angelegt, so gestaltet sich die B. zur Bibliophilie. Ehemals erstreckte sich die B. am meisten, jetzt aber weniger, auf Sammlung von Büchern, welche durch ihre Schicksale merkwürdig sind; dahin gehören seltene, verbotene (insbesondere in der römischen Kirche auf den Index gesetzte), kastrirte Bücher rc. Noch immer allgemein gesucht sind die in den frühesten Zeiten der Buchdruckerkunst erschienenen Bücher (Inkunabeln), insbesondere die ersten Ausgaben (editiones principes) klassischer Schriftsteller. In neuerer Zeit erstreckt sich die Neigung der Sammler besonders auf das Material der Bücher. Es ist erstaunlich, welcher Luxus in dieser Beziehung herrscht und welche unerhörte Preise oft von den Bibliomanen gezahlt werden

für Prachtausgaben, Kupferstiche mit Farbendruck oder Abdrücke avant la lettre, auch wohl mit breiten Rändern (die oft nach Linien abgemessen werden) versehene Exemplare, für solche, die mit Miniaturen und schön gemalten Anfangsbuchstaben (Initialen) verziert sind, für Drucke auf Pergament, Velin, Papier von ungebräuchlichen Stoffen, auf verschiedenen Papierversuchen, farbigem Papier, Seide 2c., ferner für Drucke in Gold, Silber u. andern Farben, endlich für Bücher, deren Text ganz in Kupfer gestochen ist. Auch auf den Einband der Bücher erstreckt sich der Luxus der französischen und englischen Bibliomanen. In Frankreich sind besonders die Einbände von Derome u. Bozerian, in England die von Charles Levis und Roger Payne sehr geschätzt. In England, wo die B. am meisten im Schwunge ist, wird die Verschwendung in Bezug auf den Einband so weit getrieben, daß ein prachtvoller Einband des macklinschen Bibelwerks (4. Bde.) in rothem oder blauem Saffian 75 Guineen, und Boydells große Ausgabe des Shakespeare (9 Bde., mit den großen Kupfern) 132 Pfund Sterling zu binden kostete. Selbst der Schnitt der Bücher ist oft mit den saubersten Gemälden verziert. Auch durch Sonderbarkeiten anderer Art suchte man bisweilen den Einbänden einen eigenthümlichen Werth zu geben. Der Buchhändler Jeffery zu London ließ Fox' Geschichte Jakobs II. mit Anspielung auf den Namen des Verfassers in Fuchsleder (fox-skin) und der bekannte englische Biblioman Askew ein Buch sogar in Menschenhaut binden. In England finden sich Bibliomanen, welche die Bemühungen, merkwürdige Bücher zu erlangen, bis zu wirklichem Wahnsinne steigern. Unter den Versteigerungen, in welchen sich die Ausschweifungen der Bibliomanen am auffallendsten zeigten, behauptet die der Bibliothek des Herzogs von Roxburgh zu London 1812 den ersten Rang. Außer vielen andern Seltenheiten, die zu fast unglaublichen Preisen verkauft wurden, ging ein Exemplar der ersten bei Valdarfer 1471 erschienenen Ausgabe des Boccaccio um 2260 Pfund Sterling weg. Damit noch nicht zufrieden, bildete sich, um dieses merkwürdige Ereigniß zu verewigen, ein besonderer Klub, der sogenannte „Bibliomanio-Roxburgh-Klub“, dessen Präsident Lord Spencer war u. der sich jährlich am 13. Juli, dem Jahrestage des Verkaufs des Boccaccio, in der St.-Albans-Tavern versammelte. Eine Nachbildung dieses Vereins ist der „Ballantyne-Klub“ in Schottland seit 1823, sowie der „Maitland-Klub“ in Glasgow seit 1828 und die „Société des bibliophiles français“ in Paris seit 1820, welche durch die gewöhnlich nicht in den Buchhandel kommenden Abdrücke alter Druckseltenheiten oder Handschriften, die sie veranstalten, der literarischen Raritätensucht neue Nahrung geben. In England treten auch oft Gesellschaften zusammen, welche auf ihre Kosten irgend ein Werk in wenigen Prachtexemplaren drucken lassen, oder ein Einzelner läßt aus Liebhaberei von einem solchen Prachtwerke nur ein einziges Exemplar mit ungeheuerm Aufwande abdrucken, um es allein zu besitzen. Neuerlich hat die B. auch in England sehr abgenommen oder wenigstens eine Richtung eingeschlagen, welche der Wissenschaft mehr förderlich ist. So haben die Camden-Society (seit 1837), die Percy-Society, Shakspeare-Society, Historical-Society, Aelfric-Society u. der Spalding-Klub zu Aberdeen seit 1839 u. a. für die ältere engl. Literatur sehr Ersprießliches geleistet.

Bibliothek (v. Griech.), Sammlung von Büchern zum Privat- (Privatbibliothek) oder öffentlichen Gebrauch (öffentliche B.).

Zu der Zeit, wo noch die griechische Freiheit blühte, wo die Ideen und die Literatur noch durch das Zusammenleben der Gelehrten und Bürger verbreitet wurden, finden sich nur wenige Spuren von Privatbibliotheken, z. B. die des Euclid zu Athen, des Nicocrates zu Cypern, des Polycrates zu Samos, während man über die erste öffentliche (600 v. Chr.) von Pisistratus zu Athen angelegte bedeutende Zweifel erhoben hat. Der Sage nach raubte Xerxes dieselbe und brachte sie nach Persien, von wo aus sie später durch den syrischen König Seleucus Nicanor den Athenern zurückgegeben wurde. Als die Freiheit den Griechen entrissen war, wurde die griechische Kultur in die Nachbarländer, nach Asien, Aegypten und Italien verpflanzt, und als der einzige Weg, dieselbe zu erhalten, dienten die B.en. Nicht zu gedenken der Privatsammlung des Aristoteles, welche durch mannigfache Schicksale in die Hände des Sulla nach Rom kam, und der des Peripatetikers Theophrast, so nennt die Geschichte vorzüglich die prächtige B. zu Pergamus, welche ihren Ursprung dem Eumenes verdankt und von Antiochus dem Großen vervollständigt wurde, und die zu Alexandrien in dem dortigen berühmten Museum, welche bei der Eroberung der Stadt durch Cäsar zu Grunde ging, dann von Antonius aus 200,000 Rollen, welche sich im Tempel des Serapis befanden, wieder hergestellt, aber 391 n. Chr. durch die über die Serapisfeier aufgebrachten Christen nochmals großentheils und 641 bei der Eroberung der Stadt durch die Araber vollends vernichtet ward. Als in Rom der Sinn für die griechische Literatur erwachte, legten Aemilius Paulus, L. Sulla und M. Lucullus (54 v. Chr.) B.en an, von denen der letztere auch dem Publikum den freien Gebrauch gestattete. Sulla's Sammlung erbte sein Sohn, welcher dieselbe im Pompejanum bei Puteoli aufstellen ließ, so daß sich selbst Cicero ihrer bei seinen Studien bedienen konnte. Cäsars Plan, eine B. zu gründen, vereitelte sein früher Tod, allein M. Terentius Varro und Cicero waren eifrig im Sammeln, nur mußten beide erleben, daß ihre Bücher bei ihren Proskriptionen von den Händen ungebildeter Soldaten zerstreut wurden. Die beträchtlichste Privatsammlung der damaligen Zeit besaß aber T. Pomponius Atticus, welcher selbst mehre Schreiber hielt, deren Kopien er auch zuweilen verkaufte. Als der eigentliche Stifter der öffentlichen römischen B.en kann Asinius Pollio, der den Tempel der Libertas auf dem aventinischen Berge wieder herstellen ließ und darin eine B. anlegte, welche zu gewissen Stunden des Tages dem leselustigen Publikum geöffnet war, angesehen werden. Unter Augustus, wo die römische Literatur ihre höchste Blüthe erreicht hatte, war das Bibliothekswesen zu einer förmlichen Manie ausgeartet,

welche bis in die späteren Zeiten fortdauerte. Jeder angesehene Römer von mehr oder weniger Bildung legte nicht nur in seinem Hause in der Hauptstadt eine Büchersammlung an, sondern es durfte dieselbe auf keiner Villa und in keinem Bade fehlen, und Jeder dieser Männer hielt sich mehre Schreiber und Vorleser. Augustus selbst stiftete 33 v. Chr. eine öffentliche B. in dem neben dem Theater des Marcellus gelegenen Porticus Octaviae, wovon sie den Namen Octaviana erhielt; diese B. ging bei dem verheerenden Brande unter Titus in Feuer auf. Später gründete derselbe Kaiser eine zweite Sammlung in dem Tempel des Apollo auf dem palatinischen Berge, die von seinen Zeitgenossen als die reichhaltigste bezeichnet wird. Derselben standen zwei Bibliothekare vor, einer für die griechischen, der andere für die lateinischen Werke, welche für jedes anzuschaffende Buch verantwortlich waren und den bestimmtesten Auftrag hatten, nichts aufzunehmen, was das Mißfallen des Herrschers erregen konnte. Auch diese großartige Sammlung wurde ein Raub der Flammen unter Commodus. Hinter dem Beispiele des Augustus blieben seine Nachfolger nicht zurück. Tiberius kannte für sein Haus auf dem palatinischen Berge keine bessere Zierde, als eine B., welche noch im 4. Jahrhundert unter Probus bestand. Selbst der sonst unwissenschaftlich gesinnte Domitian sandte nach allen Gegenden des römischen Reichs Abschreiber hin, welche Kopien verfertigen sollten, um die durch die früheren Brände unter Nero zerstörten B.en schneller und reichhaltiger wieder herzustellen. In eben dieser Zeit entstand auch die von vielen Schriftstellern erwähnte Capitolina bibliotheca, welche unter Commodus der Blitz vernichtete. Im 2. Jahrhundert besaßen Silius Italicus und Plinius d. J. bedeutende Privatsammlungen; der Letztere gab auch dem Kaiser Trajan Veranlassung zur Anlegung der prächtigen Ulpia, die später aus dem Tempel des Trajan in die Bäder des Diocletian versetzt wurde. Auch Hadrian versäumte nicht, wenigstens eine Privatsammlung zu veranstalten, und im 3. Jahrhundert vermachte der Dichter Serenus Samonicus seinem Schüler Gordian d. J. in seinem Testamente eine 62,000 Rollen starke Sammlung, welche im Palaste des Pompejus aufgestellt gewesen seyn soll. Im 4. Jahrh. soll es in Rom 29 öffentliche B.en gegeben haben, welche von den vornehmen Römern fleißig besucht wurden. In Folge der Ausbreitung des Christenthums gab sich auf der einen Seite ein fanatischer Eifer gegen die Monumente der alten heidnischen Literatur kund, welche mehren Bibliotheken Verderben brachte; auf der andern aber kam das Mönchsleben auf, dessen Anhänger in ihrer stillen Klause, ohne es eigentlich zu wollen, die noch übrigen Denkmäler des klassischen Alterthums erhielten. Manche Sammlungen gingen auch durch die herumziehenden Horden wilder Völker zu Grunde, und andere, zumal im Orient, vernichteten Erdbeben oder Feuersbrünste. In Konstantinopel hatten Constantius und Julianus im 4. Jahrhundert besondere Hallen für eine B. gebaut und zur Vermehrung derselben Schreiber für griechische und römische Literatur angestellt, welche aus dem kaiserlichen Fiskus ihren Gehalt bekamen. Allein unter der Regierung des Basiliscus wurde die 120,000 Rollen starke Sammlung von den Bürgern angesteckt, und die durch Zeno der Sage nach wiederhergestellte B. soll der Bilderstürmer Leo der Isaurier (726) vernichtet haben, welcher nach glaubwürdigen Zeugen auch mehre Klosterbibliotheken zerstreute. Im Occidente hatten schon im 6. Jahrhunderte einzelne Männer von antiker Bildung und Gesinnung sich B.en angelegt, z. B. Cassiodor, welcher auch in dem Kloster Vivarais, wo er von seinem vielbewegten Leben auszuruhen beschloß, den alten und kranken Mönchen das Abschreiben von Handschriften auftrug, und schon Isidor erwähnt B.en von christlichen Autoren. Unter den verschiedenen Mönchsorden zeichneten sich durch Eifer für Erhaltung der Literatur besonders die Benediktiner aus, welche, wenn auch weniger aus innerem Antriebe, als um dem Müßiggange vorzubeugen, den Konventualen das Studium der Klassiker und das Kopiren der Handschriften geboten. Das Kloster zu Monte Cassino kam auf diese Weise in den Besitz einer berühmten B. In England erhielten die Klöster zu Canterbury, Cambridge, York u. a. frühzeitig bedeutende B.en. Aber nicht nur geistliche Fürsten, sondern auch weltliche nahmen sich der Literatur an. Karl der Große kannte kein besseres Mittel, seinen Namen zu verherrlichen, als die Gründung von Klöstern mit Schulen und B.en. So entstanden reiche Stifter mit trefflichen B.en zu Hirschfeld, Reichenau, Regensburg, namentlich aber zu Korvei in Westphalen, deren Handschriften theilweise der B. zu Wolfenbüttel einverleibt wurden, und zu Fulda, wo Rhabanus Maurus 12 Mönche als Schreiber beschäftigte und in den fernsten Ländern Kopien von Handschriften verfertigen ließ. Zu Tours veranstaltete Alcuin eine Privatsammlung, und nicht lange darauf wurde eine B. in Paris zu St. Germain de Près errichtet, welche der Grund der nachmaligen königlichen gewesen seyn soll. Der Eifer, B.en anzulegen, nahm in der Folge immer mehr zu, obwohl eigentlich wissenschaftliches Streben durch die überhandnehmende Hierarchie beeinträchtigt wurde. Papst Sylvester II. (Gerbert) kaufte in Deutschland und Holland Bücher zusammen. Aber alle Sammlungen damaliger Zeit übertraf die des Klosters zu St. Gallen, zu der der Abt Gosbert (816–841) den ersten Grund legte. Diese Klosterbibliotheken wurden bis ins 14. Jahrhundert eifrig vermehrt; in jedem Stifte befand sich wenigstens ein Scriptorium, über welches der Armarius die Aufsicht führte; das Schreibmaterial lieferte der Camerarius oder Cellerarius, die Auswahl der zu schreibenden Bücher besorgte der Abt, und die Bibliothekverwaltung lag ebenfalls dem Armarius ob. Die Aufstellung geschah nach keinem wissenschaftlichen Systeme und die Kataloge bezogen sich nur auf die Standortsrepositorien und sollten als Inventarium dienen, weil es häufig vorkam, daß Mönche Bücher verliehen und verkauften. Vom 14. Jahrhundert an kamen mit dem Erwachen freieren wissenschaftlichen Strebens die Universitätsbibliotheken auf. Dergleichen bestanden schon früher

zu Paris, Oxford, Cambridge, und 1370 schenkte Kaiser Karl IV. der prager Universität die ersten 114 Handschriften zur B., welche Wenzeslaus so vermehrt fand, daß er derselben 1383 ein größeres Lokal anweisen mußte. Heidelberg hatte 4 Jahre nach seiner Gründung (1386) die sämmtlichen Bücher des Kanzlers und Dompropstes Konrad von Geylnhausen erhalten, und andere Gelehrte und Fürsten der damaligen Zeit bereicherten die Universität durch Schenkung so sehr, daß das Kuratorium derselben 1443 ein eigenes Bibliotheksgebäude aufführen ließ. Als nach dem Fall des byzantinischen Reichs die gelehrten Griechen in Italien ein Asyl fanden, kam das fast vergessene Studium der griechischen Sprache wieder in Aufnahme, und es wurden nun griechische Schriftsteller eben so fleißig abgeschrieben als lateinische. Gelehrte, wie Poggius, Philelphus, Bessarion, Franciskus Barbarus u. a., fingen an Bücher zu sammeln, und ihrem Beispiele folgten Fürsten und reiche Patricierfamilien, unter welchen besonders die Mediceer zu Florenz rühmend zu erwähnen sind. Cosmus von Medici hatte in allen Theilen Europa's seine Agenten, welche ihn mit Büchern so reichlich versahen, daß er im Stande war, nicht nur dem Kloster zu St. Marco über 400 zu schenken, sondern auch drei ansehnliche Privatsammlungen anzulegen, zu denen das Publikum Zutritt hatte. Sein Enkel, Lorenz von Medici, setzte das vom Großvater begonnene Werk fort, indem er sowohl ganze Privatbibliotheken, z. B. die des Andronicus von Thessalonich, kaufte, als auch mehre Gelehrte, zumal Johannes Laskaris und Angelus Politianus, ins Ausland sandte, welche mit literarischen Schätzen reich beladen zurückkehrten. Die erworbenen Handschriften kamen entweder in seine Privatbibliotheken, oder in die im Kloster St. Marco aufgestellte, aus deren Vereinigung später die berühmte Mediceo-Laurentiana entstand. Gleichen Eifer im Büchersammeln zeigte Papst Nikolaus V., der gegen 5000 Handschriften sammelte und so den Grund zu der großen Bibliotheca Vaticana legte, deren Vermehrung sich einige seiner Nachfolger, hauptsächlich Sixtus IV., eifrig angelegen seyn ließen. In Ungarn legte Matthias Corvinus eine große B. an, an deren Vermehrung beständig 30 in Italien gebildete Schönschreiber arbeiten mußten, welche ihm nebst den auf andere Art erhaltenen Büchern über 30,000 Dukaten kosteten. Leider endete die Sorge für diese prächtige Sammlung mit dem Leben des Königs, denn seine Nachfolger zerstreuten dieselbe, so daß Lambeccius 1665 von 50,000 Bänden nur noch 400 fand.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst brachte auch für die Geschichte der B.en eine neue Epoche, denn von nun ab war die Sammlung einer B. nicht mehr mit so großen Kosten und Schwierigkeiten verknüpft, als früher. Durch die Aufhebung der Klöster in Folge der Reformation fielen deren B.en entweder den Städten und Kirchen, oder den Landesherren und gelehrten Bildungsanstalten anheim, welche die erhaltenen Schätze gern zu Jedermanns Gebrauch aufstellen und ordnen ließen. Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen hatte schon 1502 zu Wittenberg eine Sammlung angelegt, welche durch die Säkularisation der Klöster einen bedeutenden Zuwachs erhielt und später nach Jena kam; seinem Beispiele folgte August von Sachsen, welcher den Grund zur dresdner B. legte. Auch katholische Fürsten, Herzog Albrecht V. und Kaiser Maximilian I. und II., konnten nicht umhin, ihren protestantischen Zeitgenossen in Anlegung der B.en zu München und Wien nachzuahmen, und viele Gelehrte vermachten ihre Privatsammlungen dem Staate oder der Stadt, in der sie lebten. In Oxford schuf Th. Bodley (1597) durch seine Sammlung die herrliche Bodleiana, in Rom Francisco Barberini eine ebenfalls nach seinem Namen genannte, und später der Kardinal Mazarin zu Paris eine ähnliche. Der 30jährige Krieg vernichtete manche frisch aufblühende Sammlung, z. B. die heidelberger, deren vorzüglichste Manuskripte 1622 nach der Einnahme der Stadt durch Tilly in den Vatikan nach Rom gebracht wurden; doch entstand noch während jenes Krieges manche neue B., z. B. die wolfenbüttler unter Herzog August dem Jüngeren von Braunschweig. Karl VI., Leopold I. und ihre Nachfolger bereicherten die wiener Hofbibliothek mit glänzenden Ankäufen, ebenso Friedrich August I. und II. die dresdner, und wenn auch Friedrich Wilhelm I. den für die berliner von dem großen Kurfürsten und von Friedrich I. ausgesetzten Fond zur Auszahlung von Pensionen für ausgediente Majore verwendete, so war doch Friedrich der Große darauf bedacht, derselben nicht nur ihr Eigenthum wiederzugeben, sondern auch ein neues Gebäude bauen zu lassen. In Dänemark hatte sich schon Friedrich III. (1648—1670) durch die Gründung der großen B. zu Kopenhagen unsterblich gemacht; er bekam an Christian VI. einen würdigen Nachfolger, der die abgebrannte Universitätsbibliothek neu fundirte, und 1753 legte das englische Parlament den Grund zu dem großen brittischen Museum in London. Selbst der Czar Alexei (1648 bis 1675) stiftete zu Moskau die B. der Synode, die leider der Brand dieser Stadt theilweise vernichtet hat, und sogar mehre Sultane, wie Mustafa III. und Achmed III., legten in den verschiedenen Moscheen in Konstantinopel literarische Sammlungen an. In Deutschland erfuhren im 18. und 19. Jahrhundert selbst die Stadtbibliotheken bedeutende Vermehrung, z. B. die leipziger (welche 1733 schon 30,000 Bände hatte), die danziger, die zittauer &c., und an den neuerrichteten Hochschulen zu Göttingen und Erlangen entstanden prächtige Sammlungen, von denen die erste in ganz kurzer Zeit nach ihrer Gründung über 200,000 Bände zählte. In Frankreich sammelten die Städte Aix, Carpentras, Grenoble, Montpellier u. a. B.en, und in Italien auch Parma, während die zu Pavia durch Maria Theresia gegründet wurde. Mit dem Ausbruche der französischen Revolution ging leider ein großer Theil der mit Mühe u. Kostenaufwand zusammengebrachten B.en zu Grunde, zumal wüthete der Pöbel gegen die Klöster. Italien wurde mit in den Krieg verwickelt und 1797 brachten die Sieger mehre tausend Manuskripte des Vatikans nach Paris; ähnliche Plünderungen hatten 1809 auch nicht wenige deutsche B.en, zumal die wiener, zu erfahren. Allein mit dem Frieden kehrte die Sorge für die Wissenschaf-

ten wieder und Napoleons Fall hatte zur Folge, daß alle die früher entwendeten Schätze wieder zurückgegeben wurden, wodurch Heidelberg nicht nur die im letzten Kriege nach Frankreich gebrachten, sondern auch einen Theil der im 30jährigen Kriege in den Vatikan gekommenen Manuskripte wieder erhielt. In Folge der Einziehung vieler Klöster 1815 blühten auch in Frankreich reiche Stadtbibliotheken auf. Rußland und Dänemark haben sich auch in unsern Tagen der speciellsten Fürsorge ihrer Regenten für die literarischen Sammlungen zu erfreuen gehabt. Ueberhaupt erachten jetzt alle civilisirten Staaten die Herstellung und Vermehrung von B.en, sowie deren Eröffnung für die wissenschaftliche Benutzung als Ehrenpflicht, daher die statistischen Angaben über den Bestand der bedeutendsten B.en sich mit jedem Jahre ändern. In Bezug auf die einzelnen jetzt bestehenden B.en verweisen wir auf die den betreffenden Städten gewidmeten Artikel.

B. ist auch Titel für Sammelwerke, oder für solche Schriften, welche Nachrichten über Schriftsteller einer gewissen Gattung oder über deren Werke, oft mit Auszügen belegt, enthalten. Bibliotheca sacra, s. v. a. Bibel.

Bibliothekswissenschaft, der Inbegriff aller zur Einrichtung und Verwaltung einer Bibliothek bezüglichen, theils theoretischen, theils aus der Erfahrung gewonnenen Grundsätze. Nachdem seit dem 16. Jahrhundert nach Begründung der Literaturgeschichte durch Gesner und Tritheim mehre Gelehrte das Bibliothekswesen in besondern Schriften behandelt hatten, wurde die B. als solche zugleich mit ihrem Namen durch M. Schrettingers „Versuch eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothekswissenschaft oder Anleitung zur vollkommenen Geschäftsführung eines Bibliothekars" (München 1808—29, 2 Bde.) geschaffen. Nach ihm bemühten sich Ebert, der größte Bibliothekar seiner Zeit, in „Bildung des Bibliothekars" (2. Ausgabe, Leipzig 1820), der Däne Ch. Molbech in der Schrift „Ueber Bibliothekswissenschaft" (deutsch von H. Ratjen, Leipz. 1835), M. P. Namur (Manuel de Bibliothécaire, Brüssel 1834) und L. A. Constantin (Bibliothekonomie, aus dem Französischen, Leipzig 1840), die neue Wissenschaft immer mehr auszubilden, und neben ihnen sind auch die Versuche von P. A. Budik (Vorbereitungsstudien für den angehenden Bibliothekar, Wien 1834; Vorschule zum bibliothekarischen Geschäftsleben, München 1848) und von v. Schmid (Handbuch der Bibliothekswissenschaft, Weimar 1839) nicht ohne Verdienst. Die Anordnung der Bibliothek behandelte vorzüglich J. Chr. Friedrich (Kritische Erörterungen zum übereinstimmenden Ordnen u. Verzeichnen öffentlicher Bibliotheken, Leipzig 1835). Eine neue wissenschaftliche Begründung versuchte Zoller (Die Bibliothekswissenschaft im Umrisse, Stuttgart 1846). Im Jahre 1840 begann Petzholdt seinen „Anzeiger für die Literatur der Bibliothekswissenschaft" und 1842 Naumann das „Serapeum", zwei noch jetzt bestehende Organe der B., worin auch viele Beiträge zur Bibliothekkunde oder Bibliothekographie enthalten sind, die sich mit der Geschichte und der Beschreibung der einzelnen Bibliotheken älterer und neuerer Zeit beschäftigen. In neuerer und neuester Zeit zeichnen sich auf diesem Gebiete, theils als Schriftsteller über die Geschichte der Bibliotheken, theils als praktische Bibliothekare, Falkenstein, Gräße, Klemm, Fr. Jacobs, Pertz, Schönemann, Vogel, Naumann, Petzholdt, Scheler, Wilken u. A. aus.

Nach der oben gegebenen Definition zerfällt die B. in die Einrichtungs- (Anordnungs)- und Verwaltungskunde, von denen erstere aus der Aufstellung, Katalogisirung und Signirung besteht. Im Mittelalter war eine andere Anordnung der Bücher als nach dem Formate nicht gewöhnlich; auch nachdem Garnier, Naudé und Hendreich ein eigenes Bibliothekssystem entworfen hatten, fand ein immerwährendes Schwanken zwischen der alphabetischen u. wissenschaftlichen Anordnungsmethode Statt, welche F. A. Ebert nach des Bibliothekars J. M. Franke (in Dresden) Vorgange durch die praktisch-homogene zu verdrängen suchte, bis man in neuerer Zeit durch Friedrichs u. Namurs Bemühungen zu dem strengwissenschaftlichen Systeme wieder seine Zuflucht genommen hat. Die Methode der Aufstellung nach den Formaten würde die Bibliothek zu einem Prunksaale umschaffen, und das alphabetische System, welches Schrettinger und Budik empfohlen haben, verfehlt als unwissenschaftlich seinen Zweck durchaus, da die Bibliothek als eine Repräsentantin der Wissenschaften in ihrer Entwickelung gelten soll. Nach der franke-ebertschen Methode, welche an Molbech, Klemm u. A. Anhänger fand, war der allgemeine Ordnungssatz: alle auf einen Gegenstand sich beziehende Werke zusammenstellen, gleichviel, aus welchen wissenschaftlichen Stoffen sie auch bestehen, und als das Mittel, wie sich ein solches Zusammenmengen verschiedener Theile rechtfertigen lasse, soll das historische Princip dienen, weil es das Eigenthümliche des menschlichen Geistes sey, Alles auf dergleichen Eintheilungsgründe zurückzuführen. Dieses System widerstreitet aber nicht nur praktischen Rücksichten, sondern steht mit dem Begriffe von Wissenschaft selbst im Widerspruch, welche als Offenbarung des Geistes nicht zerstückelt, sondern in ihrer natürlichen Entwickelung aufgefaßt und repräsentirt seyn will. Dasjenige System, welches sich sowohl durch seine praktische Brauchbarkeit, als durch seine strengwissenschaftliche Ordnung empfiehlt, ist das wissenschaftlich-homogene oder das koordinirte, welches seit dem Erscheinen des „Allgemeinen Repertoriums" von Schütz und Hufeland auf den besten deutschen Bibliotheken eingeführt und hauptsächlich durch Friedrich u. A. empfohlen worden ist. Hier werden die einleitenden Schriften und die Geschichte jederzeit vorausgeschickt, dann die Theile der betreffenden Wissenschaften, wie sie sich aus dem allgemeinen Begriffe derselben entwickeln, aufgeführt, und die einzelnen Schriften in chronologischer oder historischer Ordnung verzeichnet und gestellt. Die Anordnung einer Bibliothek repräsentiren die Aufstellung der Bücher und die Kataloge. Dasselbe wissenschaftliche System, welches der Anordnung im Allgemeinen zu Grunde liegt, muß mit dem Unterschiede bei der Aufstellung befolgt werden, daß man die einzelnen Schriften nach den drei Formaten besonders pla-

cirt, weil die meisten Repositorien so eingerichtet sind, daß die Folianten und Quartanten in den untern Räumen derselben ihren Platz finden und die Oktav- und Duodezbände über dieselben gestellt werden können. Das Hauptgeschäft bei der *Einrichtung* einer Bibliothek ist die *Katalogisirung* derselben. Der Gebrauch einer solchen Sammlung erfordert nämlich drei Verzeichnisse: 1) einen wissenschaftlichen oder Realkatalog, 2) einen alphabetischen oder Nominalkatalog nach den Namen der Verfasser, und 3) für größere und stark besuchte Bibliotheken ein Verzeichniß über die Standortsrepositorien, von welchen allen der Zettelkatalog oder die individuelle Designation die Grundlage bildet. Ehe die Bücher in das Lokal eingesetzt werden, schreibt der Bibliothekar die Titel derselben auf einzelne Zettel, worauf außer dem vollständigen Namen des Verfassers, des Druckorts und Verlegers die Seitenzahl der Vorrede und des Buches selbst, das Format und die Zahl der sich in demselben befindenden Kupfertafeln bemerkt, oder, wenn das Buch anonym oder ohne Druckort erschienen, allein Beides bekannt geworden ist, Verfasser u. Druckort in Klammern gesetzt wird. Dabei pflegt man den Namen des Verfassers auf dem Zettel dem Titel der Schrift vorauszuschicken, und nur bei Ausgaben der alten Klassiker, Kirchenväter 2c., sowie bei Uebersetzungen den Namen des Herausgebers nachzustellen. Finden sich unter den zu ordnenden Büchern Werke verschiedenen Inhalts und von verschiedenen Verfassern zusammengebunden, Miscellenbände genannt, so trennt man dieselben entweder, oder man schreibt bei jeder einzelnen Schrift diejenige bei, an welche sie angebunden ist, und bemerkt auf dem Vorsetzblatte sämmtliche in dem Bande enthaltenen Bücher. Ist die ganze Sammlung nach diesem Systeme aufgeschrieben, so sucht man zuerst aus diesen Zetteln den *wissenschaftlichen* Katalog herzustellen. Da die Gestalt eines Buches für den Inhalt desselben ganz gleichgültig ist, so darf in einem Kataloge, welcher die Wissenschaft an und für sich repräsentiren soll, auf die äußere Form keine Rücksicht genommen werden, sondern alle Schriften sind in demselben nur nach ihrem Inhalt, und zwar in strenger chronologischer Folge aufzuführen. Sogenannte *Kuriosa* erhalten entweder einen besonderen Schrank und ein besonderes Verzeichniß, weil dieselben auf die Fortbildung einer Wissenschaft nicht den geringsten Einfluß geäußert haben, oder man führt dieselben als Appendices zu denjenigen Fächern auf, welchen sie ihrem Inhalte nach allenfalls einzureihen wären. Der dritte Katalog für die *Standortsrepositorien* gibt ein getreues Bild von der wirklichen Aufstellung der Bücher in der Bibliothek und ist namentlich beim Revidiren derselben unentbehrlich. Die Titel können darin ganz kurz angegeben werden, der Name des Verlegers kann nebst der Angabe der Seitenzahl, der Kupfertafeln und Beilagen ganz wegfallen, und von zusammengebundenen Büchern verzeichnet man bloß das erste.

Da nach dem oben Bemerkten die Bibliothek eine Repräsentantin der Wissenschaften ist, so liegt der sie verwaltenden Kommission die Pflicht ob, sowohl für die Ordnung derselben, als auch für ihre Vermehrung Sorge zu tragen und dieselbe, damit sie nicht den Anschein eines todten Schatzes bekommt, dem wissenschaftlichen Publikum zum Gebrauche zu öffnen. Diese drei Lehren umfaßt die *Verwaltungskunde*. Ueber das *Bibliotheksgebäude* gab schon Vitruv die Vorschrift, daß es gegen Morgen liegen solle; allein im Mittelalter wählte man zur Aufbewahrung der Handschriften die entlegensten und finstersten Parcellen der Klöster, und auch die ersten Bibliotheksgebäude, z. B. das heidelberger, mögen noch an Dunkelheit gelitten haben. Jetzt läßt man durch Erbauung eines gläsernen Daches oder von Widerlagen eines runden Oberbaues das Licht von oben einfallen und sich gleichförmig vertheilen. Man errichtet zur Abwendung der Feuersgefahr das Gebäude von Stein, und zwar an einem freien Orte, so daß wo möglich keine Häuser daran stoßen. Man vermeidet Gegenden, wo durch häufig vorüberfahrende Wagen Staubwolken entstehen und sich bei geöffneten Fenstern auf die Bücher legen; man bringt Luftröhren an, um die entstehende Feuchtigkeit abzuwenden, worin sich leicht schädliche Insekten erzeugen; man richtet Vor- und Lesezimmer ein, damit sich nicht Unberufene in die Säle drängen können, welche gewöhnlich auch mit Gemälden und Büsten dekorirt werden; man versieht die Repositorien mit Bindfadengittern, wodurch die Büchertitel, ohne daß das Fach selbst geöffnet wird, zu lesen sind. Um den schlimmen Holzwurm abzuhalten, duldet man keine Holzbände in der Bibliothek, höchstens zierliche und schöngepreßte, welche als Denkmale der Geschichte der Buchbinderkunst dienen und durch einen starken Anstrich von Alaunwasser vor jenem Feinde wenigstens eine Zeitlang zu schützen sind. Die gegen die übrigen Insekten empfohlenen Mittel, z. B. das Ausklopfen der Bücher und das Wechseln der Plätze, genügen keineswegs, sondern die Abwehr derselben wird einzig und allein durch einen gut gearbeiteten Einband erzielt. Gegen die Büchermotten sind besonders die Saffian- und Juchtenbände zu empfehlen, denn so lange dieselben ihren eigenthümlichen Geruch behalten, pflegen sich in Repositorien, wo sich nur ein einziger solcher Band befindet, nie jene Insekten einzunisten. Die Bibliothek als Repräsentantin der Wissenschaften in ihrer Entwickelung muß sowohl die ältere als auch die neuere Literatur aufbewahren, worauf bei der *Vermehrung* ein besonderes Augenmerk gerichtet zu werden verdient. Freilich haben die Vorsteher der B.en auch zu berücksichtigen, zu welchem Zwecke dieselben aufgestellt sind; gehört die Sammlung einer literärischen Gesellschaft oder einer Gelehrtenschule, so sind hauptsächlich einzelne Fächer der Literatur vor den übrigen auszuzeichnen; dagegen müssen bei einer Universitäts- oder Centralbibliothek alle Wissenschaften gleichmäßig bedacht werden, und der Oberbibliothekar darf weder seinen Lieblingsstudien, noch denen seiner Freunde ausschließlich Raum geben. Ueberhaupt darf derselbe kein bloßer Fachgelehrter seyn, sondern muß außer der Kenntniß älterer und neuerer Sprachen gründliche Studien in der Literärgeschichte gemacht haben, damit er im Stande ist, die Entwickelung einer jeden Fachwissenschaft zu übersehen. Außerdem dürfen

demselben die nöthigen Kenntnisse in der Handschriftenkunde und der Geschichte der Buchdruckerkunst nicht fehlen, damit er nicht etwa Manuskripte und Inkunabeln als bloße Kuriositäten betrachtet. Obgleich aber die Bibliothek eine verkörperte Geschichte der Wissenschaften zu allen Zeiten vorstellen soll, so kann doch nicht eine jede ältere Schrift in derselben Platz bekommen, sondern der Bibliothekar hat wohl zu berücksichtigen, ob dieselbe entweder zu ihrer Zeit zur Förderung einer Wissenschaft beigetragen hat, oder ob sie aus andern Gründen, z. B. aus typographischen, oder weil nur wenige Exemplare davon abgezogen sind, zu den Seltenheiten gehört. Andere alte Schriften, welche keine dieser Eigenschaften besitzen und für andere Bücher unnöthiger Weise den Platz wegnehmen, z. B. ascetische und homiletische Werke älterer Zeit, medicinische Abhandlungen ꝛc., können aus der Bibliothek unbedenklich entfernt werden; ebenso die Doubletten, welche man gern vertauscht oder an andere Sammlungen desselben Landes abgibt. Noch größere Vorsicht erfordert die Anschaffung der neuern Werke. Schriften der sogenannten periodischen Literatur, der populären Theologie und Medicin, belletristische Werke u. a., woran der große Haufe seine Leselust befriedigen will, dürfen in einer für wissenschaftliche Zwecke bestimmten Sammlung eben so wenig angetroffen werden, als Kompendien zu Fakultätswissenschaften, Handlexika und Schulgrammatiken. Dagegen müssen, außer allen größern wissenschaftlichen Schriften, Kupferwerke, welche nach Verlauf einiger Jahre ihres Erscheinens gewöhnlich im Preise steigen, Monographien, sowie die Hauptzeitschriften für jede Disciplin, sogleich angekauft werden, wenn es der dazu bestimmte Fond erlaubt, von dem hier freilich Alles abhängig ist.

Der letzte Theil der Verwaltungskunde handelt von der *Benutzung* der Bibliothek, welche in Deutschland, Frankreich und Dänemark von doppelter Art ist: nämlich *Nachschlagen* der Bücher in dem Lesezimmer und *Ausleihen* derselben, während man in England und Italien nur das erstere gestattet. Zuerst ist erforderlich, eine genaue Grenze zwischen den auszuleihenden und nicht auszuleihenden Büchern zu bestimmen. Kupferwerke und große Lexika dürfen nur auf der Bibliothek selbst benutzt werden, ebenso Handschriften, wenn nicht bei den letztern andere Rücksichten das Verleihen und Versenden nothwendig machen. Ferner muß das Ausleihegeschäft und die Beaufsichtigung des Lesezimmers nur bestimmten Personen übertragen werden, da ein immerwährender Wechsel Unordnung befördert. Drittens müssen alle Bücher, welche ausgeliehen werden dürfen, gestempelt seyn, und zwar nicht bloß auf dem ersten und letzten Blatte, sondern auch auf gewissen andern Seiten. Dann darf die Zeit, in welcher man eine Schrift zu Hause benutzen kann, nicht unbestimmt seyn, sondern die Leiher müssen nach Ablauf der festgesetzten Frist entweder zur Verlängerung des ausgestellten Scheines oder zur Zurückgabe des Buches angehalten werden. Ueberdies ist es nothwendig, daß für jedes geliehene Werk ein besonderer Schein ausgestellt wird, auf welchem außer dem Titel auch die Signatur angegeben seyn muß, die der Bibliothekar bei dem Abholen der Schrift am besten selbst bemerkt. Diese Scheine werden nicht nur in besonderen Repositorien aufbewahrt, sondern auch noch in ein besonderes Manual eingetragen, in welchem auch die Zurückgabe bemerkt wird, während den Schein der Bibliothekar dem Aussteller wieder einzuhändigen hat.

Die immer unabweisbarer sich aufdrängende Ueberzeugung, daß die Aufklärung der Massen das sicherste Mittel ist, ein gesundes Staatsleben hervorzurufen, während überall, wo die herrschende Gewalt in der Verdummung des Volks die Stütze ihrer Macht erkennt, das Verderben den Staatsorganismus mehr oder weniger sichtbar unterwühlt und zerklüftet, hat in neuerer Zeit edeldenkende Männer bewogen, durch Anlegung von *Volks- und Gemeindebibliotheken* dem Volke ein leicht zugängliches Bildungsmittel an die Hand zu geben. Dergleichen Bibliotheken entstanden in vielen Orten Deutschlands, theils durch Privat-, theils durch Gemeindemittel gegründet, und die Sache erschien den Regierungen bald so wichtig, daß sie die Leitung derselben in die Hand nahmen, um das unvermeidlich Gewordene durch ihren Einfluß wenigstens für sich zu benutzen. Um solche Bibliotheken anzuschaffen, zu erweitern und zu unterhalten, hat man außer einer geringen Lesegebühr von jedem Buche einen jährlichen Beitrag aus der Gemeindekasse, eine kleine Abgabe bei Käufen, Hochzeiten, Kindtaufen, Sammlungen bei Festen, Beisteuer des Gutsherrn und Geschenke einzelner Gönner an Geld und Schriften empfohlen. Auf den Dörfern wird die Bibliothek stets im Kirchen- oder Stuhllokale aufgestellt, damit die Bücher beim Kirchen- oder Schulbesuch entnommen werden können. Die Auswahl der anzuschaffenden Schriften trifft gewöhnlich der Geistliche, Schullehrer und ein sachverständiger Landwirth oder Gewerbsmann.

Biblische Archäologie oder **Alterthumskunde**, die Wissenschaft, welche uns den Natur- und Kulturzustand derjenigen Völker, auf welche die biblischen Schriften unmittelbar oder mittelbar Bezug nehmen, in den Zeiten, welche eben diese Schriften umfassen, vorführt. Sie macht uns also mit den Verhältnissen bekannt, welche für das in den biblischen Büchern dargestellte, in wechselnden Aeußerungen und Erscheinungen sich entwickelnde Leben den festern, dem Wechsel weniger unterworfenen Hintergrund bilden, und bringt uns zu dem Ende den Schauplatz der biblischen Geschichte, die Sitten und Gebräuche, das bürgerliche und sociale Wesen der betreffenden Völker vor Augen. Sie ist einestheils eine für das Verständniß der Bibel höchst wichtige, unentbehrliche Hülfswissenschaft, anderntheils aber auch erst das Resultat der gelehrten Bibelerklärung. Die *jüdische* oder *hebräische* Archäologie ist nur ein Theil, wiewohl der bedeutendste, der b. n A., welche auch die Alterthümer der übrigen mit den Hebräern entweder stammverwandten, sogenannten semitischen (Phönicier, Syrer, Babylonier, Mesopotamier, Araber, Idumäer ꝛc.), oder in gewissen Zeiten politisch verbundenen Völker (Aegypter, Assyrer, Meder,

Perser, Griechen und Römer) in ihren Kreis zu ziehen hat, natürlich nur in so weit dies bei der Bibelforschung Licht gewährt. Gewöhnlich theilt man, wie auch bei den griechischen und römischen Antiquitäten, den Stoff so ein, daß man ihn unter die Rubriken des politischen, bürgerlich-gesetzlichen, häuslichen und kirchlich-religiösen Zustandes bringt. Die Behandlungsart der b.n A. ist außerdem eine historische, die verschiedenen Zeiten und Entwickelungsphasen trennende, was hier doppelt nothwendig ist, da die Bibel einen so ausgedehnten Zeitraum umfaßt und von so verschiedenen Bildungszuständen Zeugniß gibt. Quellen der b.n A. sind: das Alte und Neue Testament selbst; die Schriften des Josephus und Philo, der Talmud und die Rabbinen; die griechischen und römischen Schriftsteller; der Zend-Avesta und Koran, sowie die arabischen Naturhistoriker; endlich die spärlichen Kunstdenkmäler (namentlich der Triumphbogen des Titus zu Rom, auf dessen innerer Seite im Basrelief ein Theil des Triumphzuges, namentlich einige Spolien aus dem Tempel zu Jerusalem, z. B. der siebenarmige Leuchter, der Schaubrodtisch, die heiligen Trompeten, abgebildet sind) und die jüdischen Münzen aus der makkabäischen Zeit, gewöhnlich fälschlich samaritanische genannt. Hülfsmittel sind besonders neuere Reisebeschreibungen, da sich die Sitten des Orients im Ganzen wenig geändert haben, wie von Carsten, Niebuhr, Chateaubriand, Seetzen, Clarke, Buckingham, Burckhardt, Scholz, v. Schubert u. A. Die erste eingehendere Bearbeitung der hebräischen Alterthümer ist Th. Goodwins Schrift: „Moses et Aaron s. civiles et ecclesiastici ritus antiquitatum Hebr.“ (zuerst englisch Oxford 1616; lat. von Reiz, Bremen 1679). Eine vielseitigere Bearbeitung der b.n A. beginnt aber erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts; zu erwähnen sind J. E. Fabers „Archäologie der Hebräer“, Thl. 1, Halle 1773 (unvollendet); H. E. Warnekros' „Entwurf der hebräischen Alterthümer“, Weimar 1781, 5. Aufl. 1832; J. Jahns „Biblische Archäologie“, Wien 1796 — 1805, 5 Bde., 2. Aufl. 1819 ff.; Bauers „Lehrbuch der hebräischen Alterthümer“, Leipz. 1791; de Wette's „Lehrbuch der hebräisch-jüdischen Archäologie“, Leipz. 1814, 2. Aufl. 1830; Rosenmüllers „Handbuch der biblischen Alterthumskunde“, Leipz. 1823; Winers „Biblisches Realwörterbuch“, 3. Aufl., Leipz. 1847. Einzelne Gegenstände aus der b.n A. behandeln: Hartmann, „Die Hebräerin am Putztische“ (Leipz. 1809 und 1810, 3 Bde.); Hirt, „Tempel Salomons“ (Berlin 1811); G. L. Bauer, „Beschreibung der gottesdienstlichen Verfassung der alten Hebräer“ (Bd. 1 u. 2, Leipz. 1805, 1806).

Biblische Dogmatik, s. Biblische Theologie.

Biblische Einleitung oder **Einleitung in die Bibel** (Introductio s. Isagoge in scripturam sacram), der Inbegriff gewisser, zum richtigen Verständnisse der Bibel nothwendigen Vorkenntnisse, welcher durch seine ausschließliche Beziehung auf die Geschichte, die geschichtlichen Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten der biblischen Bücher sich ziemlich genau von den früherhin damit zusammengeworfenen sogenannten exegetischen Hülfswissenschaften (biblische Archäologie, Chronologie, Geographie, Geschichte u. Hermeneutik) scheidet und zur Schrifterklärung als Vorbereitung und Einleitung sich stellt, deshalb aber vielfach in sie hinübergreifen muß. Insofern der Gegenstand dieser Wissenschaft die Geschichte der Bibel ist und die letztere als eine geschichtliche Erscheinung in der Reihe mit andern dergleichen Erscheinungen betrachtet und ganz den Gesetzen historischer Untersuchung unterworfen wird, so ist der wissenschaftliche Charakter der b.n E. ein historisch-kritischer, weshalb sie gewöhnlich historisch-kritische Einleitung heißt. Ihr eigenthümlich sind die Untersuchungen über die Entstehung der Bibelsammlung oder des Kanons, über die Grundsprachen u. über die Uebersetzungen derselben, über die Beschaffenheit, die Schicksale und die Mittel zur Wiederherstellung des Originaltextes, sowie bei den einzelnen Büchern die Nachweisungen über Verfasser u. Abfassungszeit, über Aechtheit (Authentie) und Integrität, über Geist und Inhalt, über kirchliche Autorität und früheste Schicksale derselben. Jene allgemeinen Erörterungen sondern sich als ein allgemeiner Theil von selbst von den die einzelnen biblischen Bücher betreffenden oder dem besondern Theile der Einleitungswissenschaft ab, und dieser Unterschied wiederholt sich bei jeder der drei Sammlungen, aus denen die Bibel besteht, nämlich bei den kanonischen Büchern des Alten Testaments, bei den apokryphischen Büchern desselben Theiles und bei den neutestamentlichen kanonischen Büchern. Außer der historisch-kritischen Einleitung hat man auch die Idee einer praktischen aufgestellt und durchgeführt, d. i. einer solchen, welche, die historisch-kritischen Untersuchungen bei Seite lassend oder voraussetzend, bloß die praktische Seite der biblischen Bücher auffaßt und zur Benutzung derselben beim Jugend- und Volksunterricht Anweisung gibt. Dem Inhalte nach wird diese jedoch größtentheils mit der biblischen Theologie (s. d.) zusammenfallen und sich von ihr höchstens durch Anwendung und Anordnung unterscheiden. Die Betrachtung der Bibel vom religiösen und dogmatischen Standpunkte gehört nur insoweit in das Gebiet der Einleitungswissenschaft, als das Dogma in die Entstehungsgeschichte der Bibelsammlung verwebt und also selbst wieder etwas Geschichtliches geworden ist. Der Nutzen der historisch-kritischen Einleitung erhellt daraus, daß sie der Auslegung der Bibel den richtigen Standpunkt anweist und die nöthigen historischen Materialien an die Hand gibt. Die b. E. ist nach ihrem jetzigen Umfang und nach dem Charakter ihrer Behandlung ein Produkt der neuern protestantischen Theologie. Ihren Namen erhielt sie durch J. G. Carpzov. Etwas einer b.n E. Aehnliches gab zuerst Augustinus in seiner „Doctrina christiana“, welche jedoch mehr eine hermeneutische Anweisung zum Bibellesen ist; sodann Cassiodorus, welcher seine Anweisung zum Studium der theologischen Wissenschaften (De institutione divinarum scripturarum liber) mit einer Nachricht von den biblischen Büchern und ihren Auslegern anfängt. In der spätern Zeit stellte zuerst Sixtus von Siena die hieher gehörigen Materialien zusammen in

seiner „Bibliotheca sancta" (2 Bde., Venedig 1566 u. ö.), welche ein allgemein geschätztes Handbuch blieb, bis sie durch D. M. Walthers „Officina biblica" (Leipz. 1630, zuletzt 1703) verdrängt wurde. Dies waren indeß nur Sammlungen von Notizen aus Josephus, den Rabbinen, den Kirchenvätern und spätern Dogmatikern. Eine eindringendere, gelehrtere Behandlung, besonders der allgemeinen Einleitung, begann nach Calows, Hottingers, Leusdens u. Buxtorfs Vorgang in England durch Brian Walton und in Frankreich durch Richard Simon. Ersterer lieferte in den Prolegomenen zur londoner Polyglotte (herausgegeben unter d. Titeln: Br. Waltoni Angli apparatus biblicus von Heidegger, Zürich 1723, u. Br. Waltoni in Biblia Polygl. Prolegomena, herausgegeben von Dathe, Leipz. 1777) sehr gelehrte Untersuchungen über die biblische Sprache und Schrift, die Geschichte des Textes und die Versionen, und Letzterer behandelte in seiner „Histoire critique du Vieux Test." (Amsterdam 1679) und „Histoire critique du texte du Nouv. Test." (Rotterdam 1689) dieselben Gegenstände mit einer kritischen Schärfe und Freimüthigkeit, die ihm viele Gegner zuzog und erst später zur Anerkennung kam. In Deutschland bearbeitete zuerst J. G. Carpzov in seiner „Introductio ad libros canonicos Vet. Test." (Leipz. 1721) u. in seiner „Critica sacra Vet. Test." (das. 1728) die Einleitung ins Alte Testament im gegenwärtigen Sinne des Worts, aber ganz in den Fesseln der lutherisch-kirchlichen Dogmatik befangen. In Rich. Simons Fußtapfen trat dagegen J. S. Semler in seinen Schriften: „Apparatus ad liberalem Novi Test. interpretationem" (Halle 1767), „App. ad lib. Vet. Test. interpretationem" (das. 1773) und in seiner „Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon" (das. 1771 — 1775, 4 Bde.). Eichhorn vereinigte in seiner „Einleitung ins Alte Testament" (3 Thle., Leipz. 1780 bis 1783, 4. Auflage, Göttingen 1823 f., 5 Thle.) freimüthige und gründliche Forschung mit geschmackvoller Darstellung. J. D. Michaelis' „Einleitung in die göttlichen Schriften des Alten Bundes" (1. Thl., Hamburg 1787) blieb unvollendet. Die nun fest begründete Wissenschaft bildeten weiter fort: de Wette, „Beiträge zur Einleitung ins A. T." (1806 u. 1807, 2 Bde.), „Lehrbuch der histor.-krit. Einleitung in das A. T." (6. Aufl., Berl. 1845) u. „Lehrb. der histor.-krit. Einleitung in die Bibel Alten u. Neuen Testaments" (6. Ausgabe, Berlin 1845 f.); Bertholdt, „Historisch-kritische Einleitung in sämmtliche kanonische und apokryphische Schriften des Alten und Neuen Testaments" (Erlangen 1812 — 1819, 6 Thle.); J. Jahn, „Einleitung in die göttlichen Bücher des Alten Bundes" (Wien 1793, 2. Ausg. 1802 und 1803, 3 Bde.). Kürzere Lehrbücher sind: Bauers „Entwurf einer historisch-kritischen Einleitung in die Schriften des Alten Testaments" (1794, 1806) u. J. Chr. W. Augusti's „Grundriß einer historisch-kritischen Einleitung in das Alte Testament" (Leipz. 1806). Im Geiste der protestantisch-kirchlichen Orthodoxie sind Hengstenbergs „Beiträge zur Einleitung ins Alte Testament" (3 Bde., Berl. 1831 — 39), Hävernicks „Handbuch der historisch-kritischen Einleitung ins Alte Testament" (2 Bde., Erlangen 1836—1839) und Guerike's „Historisch-kritische Einleitung in das Neue Testament" (Halle 1843) gehalten. Noch sind hervorzuheben: J. L. Hug, „Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments" (2 Bde., Tübingen 1808, 3. Auflage 1826); Eichhorn, „Einleitung ins Neue Testament" (Theil 1—3, 1804 — 1814); Schott, „Isagoge historico-critica in libr. N. T. sacros" (Jena 1830); C. A. Credner, „Einleitung in das Neue Testament" (Theil 1, Halle 1836), dessen „Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften" (2 Bde., Halle 1832 — 1838) u. „Das Neue Testament nach Zweck, Ursprung, Inhalt, für denkende Leser der Bibel" (Gießen 1841 — 1843, 2 Theile); Reuß, „Geschichte der heil. Schriften Neuen Testaments" (Halle 1842, 2. Aufl., Braunschw. 1853) u. Herbst, „Historisch-kritische Einleitung in die heiligen Schriften des A. T.", herausgegeben von Welte (2 Thle., Tübingen 1840—42).

Biblische Geographie, die Beschreibung der in der Bibel vorkommenden Länder- u. Oertlichkeiten nach physischer und politischer Beschaffenheit, eine wichtige Hülfswissenschaft der Bibelerklärung. Was die geographischen Vorstellungen der Hebräer betrifft, so sind, wie bei den ältern Griechen, die hieher gehörigen Notizen in die Geschichte verflochten. Besonders reich an solchen sind der Pentateuch und das Buch Josua. Die übrigen historischen Bücher enthalten nur beiläufig geographische Angaben. Aus allen aber geht so viel hervor, daß der Blick der Juden hinsichtlich der über die Grenzen ihrer Heimath hinausliegenden Länder ein ziemlich beschränkter war, der sich erst um die Zeit der römischen Herrschaft erweiterte. Die Geographie von Palästina, welche den wichtigsten Theil der b.n G. bildet, zerfällt in die physikalische und politische. Die erstere ist nicht ohne Interesse, da das kleine Ländchen manche Merkwürdigkeiten, z. B. das todte Meer, aufweist. Die letztere muß historisch behandelt werden und für das Neue Testament auch über Kleinasien, Griechenland u. selbst nach Italien hin sich erstrecken, besonders wegen der Missionsreisen der Apostel. Weiteres, sowie die Quellen und die Literatur s. Palästina.

Biblische Geschichte, im Allgemeinen die historische Darstellung der in der Bibel erzählten Begebenheiten. Sie verfolgt entweder praktische, besonders pädagogische Zwecke oder rein wissenschaftliche, und ist im letztern Falle eine auf historische Kritik sich gründende, nach den Regeln der historischen Kunst durchgeführte Darstellung des in den biblischen Büchern enthaltenen geschichtlichen Stoffes. Auf der einen Seite umfaßt sie mehr, als die Geschichte des hebräischen Volks, in sofern sie die Urgeschichte der Menschheit u. die Geschichte des Urchristenthums hereinzieht und öfters auch in die Geschichte benachbarter Völker hinübergreifen muß; auf der andern Seite wieder weniger, in sofern sie über einzelne Perioden der jüdischen Geschichte, z. B. kurz vor und nach Jesu und der Apostel Zeit, schweigt. Uebrigens wird diese Trennung nicht streng festgehalten. Was die Literatur betrifft, so sind viele Bearbeitungen der b.n G., besonders ältere, ohne wissenschaftlichen Werth. Man hob entweder

die Religionsgeschichte des Alten Testaments zu einseitig hervor und bearbeitete sie als Einleitung zur Kirchengeschichte, so Stolberg in „Geschichte der Religion Jesu Christi" (15 Bde., Hamb. 1811 ff.); oder man verfolgte praktische Zwecke, so J. J. Heß in „Geschichte der Israeliten vor den Zeiten Jesu" (12 Bde., Zürich 1776—1788), Niemeyer in seiner „Charakteristik d. Bibel" (5 Bde., Halle 1775 — 1782, n. Ausgabe von H. A. Niemeyer, 5 Bde., das. 1831) u. Greiling im „Leben Jesu von Nazareth" (das. 1813) u. in den „Biblischen Frauen" (2 Bde., das. 1814 — 15). Andere beabsichtigten eine gelehrte Forschung und sammelten deshalb besonders die Notizen der Profanskribenten, so Prideaux, Schuckford, Lardner, oder bemüheten sich um genaue chronologische Bestimmungen, so Usser des Vignoles. Neuere haben sich öfters der Sucht, alles Wunderbare u. Mythische aufzulösen, zu sehr überlassen; so G. L. Bauer in der „Geschichte der hebräischen Nation" (1800, 2 Thle.). Die ausführlichere Literatur für die b. G. des Alten Testaments s. Juden, für die des Neuen Testaments s. Jesus Christus. Unter der Unzahl der Bearbeitungen der b.n G. für die Jugend bemerken wir die von Hübner, Hebel, Jahn, Kohlrausch, Feldbausch, Rost, Schmid, Morgenbesser, die calwer 2c.

Biblische Philologie, derjenige Theil der alten Philologie, welcher sich mit dem Originaltext des Alten und Neuen Testaments und mit den alten Uebersetzungen der Bibel beschäftigt. Es gehört also dazu das hebräische und das hellenistische (neutestamentliche) Sprachstudium; s. Hebräische Sprache und Bibel.

Biblische Theologie (biblische Dogmatik), die wissenschaftliche Darstellung des in der Bibel enthaltenen religiösen Lehrgehalts. Sie will eine zusammenhängende Entwickelungsgeschichte des Bildungsgangs geben, welchen die religiösen Vorstellungen des israelitischen Volks von ihren ersten Anfängen an bis auf die Zeiten herab, in welchen sie durch das Christenthum vergeistigt und zur allgemeinen Weltreligion erweitert wurden, durchlaufen haben. Mit der Darlegung dieser großen Umgestaltung der israelitischen Volksreligion, in soweit sie in den Schriften des Neuen Testaments vorliegt, schließt sich also der in der b.n T. zu behandelnde Stoff ab, da die weitere Entwickelung der christlichen Religionsverfassung innerhalb der Kirche Gegenstand der Dogmengeschichte ist. Gewöhnlich gebraucht man den Namen b. T. im engern Sinne und bezieht ihn vorzugsweise auf die geschichtliche Darlegung der biblischen Religionsbegriffe. Der Name biblische Dogmatik, welchen Andere vorziehen, scheint deshalb weniger passend, weil nicht bloß Glaubenssätze, abgesondert von den Grundsätzen für das sittliche Verhalten in der in Rede stehenden Wissenschaft vorgetragen werden sollen. Denn in der Denkart der biblischen Schriftsteller fließt das religiöse und das ethische Element überall zusammen und es darf daher beides in der geschichtlichen Darstellung nicht getrennt werden. Ueberdies kann von biblischen Dogmen nur in einem sehr eingeschränkten Sinne geredet werden, da sich genau u. scharf umgrenzte eigentliche Glaubenssätze in den biblischen Schriften gar nicht finden. Die b. T. stellt sich uns als das letzte und wichtigste Ergebniß der biblischen und exegetischen Studien dar, denn sie verfolgt u. ordnet die durch die exegetische Forschung gewonnenen Ergebnisse hinsichtlich der biblischen Religionsbegriffe nach deren geschichtlichem Zusammenhang, und daher erscheinen die sämmtlichen biblisch-exegetischen Disciplinen, welche ihr das Material zubereiten, in einem untergeordneten Verhältnisse zu ihr als Hülfswissenschaften. Von der historischen Theologie sondert sie sich in der Weise ab, daß sie da abschließt, wo jene beginnt, nämlich da, wo die Zeugnisse der biblischen Schriften aufhören; von der systematischen (dogmatischen) Theologie aber durch die ganze Art u. Weise ihres Verfahrens, indem sie von den kirchlichen und symbolischen Bestimmungen, sowie von der philosophischen Begründung und Beurtheilung der Dogmen ganz absieht und lediglich auf dem Wege geschichtlicher Untersuchung ermitteln will, welche religiösen Vorstellungen dem in der Bibel enthaltenen Juden- und Christenthum wirklich angehören und wie sich dieselben im Laufe der Zeiten gebildet und entwickelt haben. Da die b. T. einen langen Zeitraum der religiösen Entwickelung eines bestimmten Volks umfaßt, so lassen sich in demselben gewisse Epochen unterscheiden, in welchen die religiöse Entwickelung eine neue Richtung annimmt und einen veränderten Charakter gewinnt. Diese Epochen oder Stufen in der religiösen Kultur hat die Wissenschaft zu ermitteln und danach ihre Eintheilung des Stoffes nach Zeitabschnitten oder Perioden zu bewerkstelligen. Am stärksten tritt natürlich die Epoche hervor, welche die von Jesus bewirkte Läuterung und Vollendung des Judenthums ausmacht. Sie bildet daher den Hauptabschnitt, nach welchem die Darstellung in zwei Haupttheile zerfällt: in die b. T. des Alten Testaments, welche den ganzen Zeitraum der vorbereitenden religiösen Entwickelung bis auf Christus umfaßt; und in die b. T. des Neuen Testaments, welche die von Jesus begonnene und von seinen Schülern in seinem Geiste fortgesetzte Läuterung und Vollendung des Judenthums in sich begreift. In dem ersten Zeitraum führt sodann die Heimkehr der exilirten Hebräer ins Vaterland und die damit zusammenhängende Einwirkung der persischen Religionsvorstellungen und der griechischen Philosophie auf die alten mosaischen Religionsbegriffe die bedeutendste Veränderung in der religiösen Denkart mit sich. Danach unterscheidet sich in der b.n T. des Alten Testaments wieder die Periode des Hebraismus, welche die religiöse Entwickelung der Hebräer bis zu Ende des Exils umfaßt, u. die Periode des Judaismus, welche die veränderte religiöse Denkart der Juden von dem Ende des Exils an bis auf Christus in sich schließt. Auf ähnliche Weise bildet in der Theologie des Neuen Testaments der Anfang einer selbstständigen apostolischen Wirksamkeit eine stark hervortretende religiöse Bildungsstufe, und sie zerfällt danach in zwei Zeitabschnitte, in die evangelische Lehre oder Darstellung der von Jesu selbst vorgetragenen religiösen Ideen, u. in die apostolische Lehre oder Darstellung der Art und Weise, wie die religiösen Ideen Jesu von

seinen nächsten Schülern und deren Gehülfen aufgefaßt und weiter entwickelt wurden. Bei der Darstellung wird endlich in jeder der angegebenen Entwicklungsstufen ein allgemeiner Theil, welcher von den Quellen der Wissenschaft und von dem religiösen Grundcharakter des Zeitabschnitts im Ganzen handelt, und ein besonderer Theil, welcher den Bildungsgang der einzelnen Religionsbegriffe erläutert, unterschieden werden müssen. Die Quellen der b.n T. sind: das Alte Testament mit den Apokryphen, an welche sich die den Schriftstellern des Neuen Testaments gleichzeitigen griechischen Schriften des Philo und Josephus, sowie ein Theil der in der Mischna aufbewahrten jüdischen Traditionen anschließen, das Neue Testament, in Verbindung mit den christlichen Apokryphen der zwei ersten Jahrhunderte. Die Wissenschaft der b.n T. ist das Produkt der neuern kritischen Bestrebungen, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts besonders in der deutsch-protestantischen Kirche hervortraten. Sie ging zunächst aus der abgesonderten Behandlung der biblischen Beweisstellen hervor. Nach den ersten unbedeutendern Versuchen von Teller, Bahrdt, Gruner u. A. wurde die b. T. wissenschaftlich bearbeitet von G. T. Zachariä (Biblische Theologie, oder Untersuchung des biblischen Grundes der vornehmsten theologischen Lehren, 3. Aufl., Theil 1 — 4, Göttingen 1786, Theil 5, von Vollborth, das. 1786) u. Ch. F. Ammon (Entwurf einer reinen biblischen Theologie, Erlangen 1792; Biblische Theologie, 2. Aufl., das. 1801 und 1802, 3 Bde.). Zu einer historisch vollendeteren Behandlungsweise der Wissenschaft erhoben sich: G. L. Bauer (Theologie des Alten Testaments, Leipz. 1796; Hebräische Mythologie des Alten und Neuen Testaments, 2 Bde., das. 1802; Biblische Moral des Alten Testaments, 2 Bde., das. 1803; Biblische Theologie des Neuen Testaments, 4 Bde., das. 1800—1802; Biblische Moral des Neuen Testaments, 2 Bde., das. 1804, 1805); in selbstständigerer u. tieferer Art aber G. Ph. Chr. Kaiser (Biblische Theologie, 2 Thle., Erlangen 1813); de Wette (Biblische Dogmatik des Alten und Neuen Testaments, Berlin 1813, 3. Aufl. 1830); Baumgarten-Crusius (Grundzüge der biblischen Theologie, Jena 1828); Cramer (Biblische Theologie, 1833); Vatke (Biblische Theologie, wissenschaftlich dargestellt, Berlin 1835); v. Cölln (Biblische Theologie, herausgegeben von Schulz, Leipzig 1836, 2 Bde.).

Bibra, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Eckartsberga, in einem angenehmen Thale am Saubache, mit 1000 Einwohnern, welche besonders Landwirthschaft und Weberei treiben. Es ist daselbst eine salinische Eisenquelle, seit 1682 gefaßt und durch Trommsdorff 1797 analysirt und empfohlen. Das Wasser ist kalt, hat einen zusammenziehenden, etwas stechenden Geschmack u. setzt, der Einwirkung der atmosphärischen Luft ausgesetzt, einen starken, ockerartigen Niederschlag ab. Benutzt wird es als Bad, weniger als Getränk, namentlich in chronischen Krankheiten des Nervensystems, bei Zittern der Glieder, Lähmungen, Schwäche und Verschleimung des Magens und Darmkanals, Hypochondrie, Hämorrhoidalbeschwerden, bei Krankheiten des Uterinsystems, die durch allgemeine oder örtliche Schwäche bedingt sind, Bleichsucht, Unregelmäßigkeit der Menstruation, Unfruchtbarkeit 2c.

Bibra, Ernst, Freiherr von, verdienter Naturforscher und Reisender, geboren den 9. Juni 1806 zu Schwabheim, einem seiner Familie gehörigen Rittergute in Franken, verlor früh seine Aeltern und wurde daher unter Obhut seines Oheims, des Freiherrn von Hutten, erzogen. Er bezog die Universität zu Würzburg, wandte sich aber vom Studium der Rechtswissenschaft, das er anfangs gewählt, bald dem der Naturwissenschaften, besonders der Chemie zu. Als erste Frucht seiner Studien, denen er meist in Zurückgezogenheit auf seinem Gute oblag, erschienen „Chemische Untersuchungen verschiedener Eiterarten" (Berl. 1842), „Chemische Untersuchungen über die Knochen und Zähne des Menschen und der Wirbelthiere" (Schweinfurt 1844) und „Hülfstabellen zur Erkenntniß zoochemischer Substanzen" (Erl. 1846). Dann veröffentlichte er in Gemeinschaft mit L. Geist seine „Untersuchungen über die Krankheiten der Arbeiter in den Phosphorzündholzfabriken, insbesondere das Leiden der Kieferknochen durch Phosphordämpfe" (Erl. 1847), sowie mit E. Harleß „Die Ergebnisse der Versuche über die Wirkung des Schwefeläthers" (das. 1847). Nachdem er noch „Chemische Fragmente über die Leber und die Galle" (Braunschw. 1849) herausgegeben hatte, unternahm er eine größere Reise zunächst nach Brasilien, dann um das Kap Horn nach Chile, das er in allen Richtungen durchwanderte. Einen Bericht über diese Reise gab er in seinen „Reisen in Südamerika" (2 Bde., Mannh. 1854). Nach seiner Rückkehr lebte er meist in Nürnberg, wo er auch seine reichen naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen, die er aus Amerika mitgebracht, aufstellte. Seine neueste Schrift: „Die narkotischen Genußmittel und der Mensch" (Nürnb. 1855) ist eine gediegene Arbeit. Als Mitglied der wiener Akademie hat er in deren „Denkschriften und Sitzungsberichten" verschiedene größere und kleinere Abhandlungen niedergelegt, wie „Die Algodonbai in Bolivia" (Wien 1852) und „Beiträge zur Naturgeschichte von Chile" (das. 1853). Von anerkanntem Werthe sind auch seine „Vergleichenden Untersuchungen über das Gehirn der Menschen und der Wirbelthiere" (Mannh. 1854).

Bicanere (**Bickanehr, Bikaner, Bikanir**), britisch-vorderindische Radschaschaft in der Präsidentschaft Bombay, Provinz Adschmir (Radschputana), zwischen $27^1/_2 - 29^1/_2$ ° nördl. Br., einen Flächenraum von 1800 □Meilen bedeckend. B. hat weder Flüsse, noch eigentliche Gebirge; von Osten nach Westen bildet es eine große Sandfläche. Im Nordosten gegen Schikawutty, Huryana in Delhi und Bhutnair, um die Orte Radschgurh, Nohur und Reotsir, ist guter Boden, der Weizen und selbst Reis hervorbringt, meist aber noch mit Dorngebüsch besetzt ist; gegen die westliche Indusseite hin, gegen den Sedletsch, breiten sich große, harte Thonflächen aus. Süßes Wasser ist selten, Regenwasser wird

in großen Cisternen aufbewahrt (jede Familie hat eine eigene). Von Produkten des Thierreichs hat das Land vorzüglich Kameele und Schafe, deren Wolle von seltener Güte ist. Das Land hat 500,000 Einwohner, wovon etwa ¾ Dschauts, die übrigen Radschputen, beherrscht von einem Rhatoresürsten unter britischer Oberhoheit. Die gleichnamige Hauptstadt ist groß, mit ziemlich festen Mauern umgeben, hat bedeutende Gewerbsthätigkeit in baumwollenen Zeuchen, Monsselinen und Turbanen, treibt lebhaften Handel und zählt 60,000 Einwohner.

Biceps (lat.), zweiköpfig, Beiname des Janus (s. d.), sowie des zweigipfeligen Parnassus; in der Anatomie Bezeichnung eines Muskels mit zwei Köpfen, besonders des zweiköpfigen Arm- und des zweiköpfigen Schenkelmuskels.

Bicêtre (Bicestre), Schloß und Dorf im französischen Departement Seine, unweit des Flusses Bièvre, ½ Stunde südlich von Paris, auf einer Anhöhe, welche eine der schönsten Aussichten gewährt. Das Schloß wurde 1204 von dem Bischof von Wincester erbaut (der jetzige Name ist eine Korruption des Namens des Begründers), fiel 1294 unter Philipp dem Schönen an die Krone und wurde seitdem häufig von den Königen und Prinzen von Frankreich bewohnt. Ludwig XIII. bestimmte es 1632 zu einem Invalidenhaus; als jedoch Ludwig XIV. später das große Invalidenhaus (Hôtel royal des invalides) erbauen ließ, wurde B. zu einem Hospital (Armen- und Arbeitshaus) mit 4000 Betten für kranke alte Männer, die das 70. Lebensjahr angetreten haben, umgestaltet, wozu es sich durch seine gesunde Lage vorzüglich eignet. Die alten Leute fertigen Arbeiten aus Holz und Knochen, die unter dem Namen Bicêtrearbeiten durch ganz Frankreich bekannt sind. Seit der Revolution von 1789 befindet sich hier auch eine berühmte Irrenanstalt. Die zu derselben gehörigen Gebäude bilden ein in sich abgeschlossenes Ganzes und sind in jeder Hinsicht zweckmäßig und trefflich eingerichtet. Die Anstalt nimmt 700—800 Patienten, aber nur Männer auf; die jährlichen Kosten der Unterhaltung belaufen sich auf fast eine Million Francs. Bis 1836 befand sich hier auch eine Art von Zuchthaus (maison de force) für Libertins, Betrüger 2c., die man hier auf eine nützliche Weise zu beschäftigen suchte, sowie das Depot der zu den Galeeren verurtheilten Verbrecher. Da B. früher Mangel an Wasser litt, so wurde 1733 in einem Felsen ein 297 Fuß tiefer Brunnen gegraben, der es reichlich mit Wasser versorgt und aus welchem dasselbe mit Pferden herausgezogen wird. Zu manchen Zeiten hatte B. an 10,000 Insassen.

Bichat, Marie François Xaver, einer der berühmtesten Aerzte und Physiologen der neuern Zeit, der Begründer der allgemeinen Anatomie oder der wissenschaftlichen Betrachtung der Gewebe, wurde geboren zu Thoirette im Departement Ain am 11. Nov. 1771, machte seine ersten medicinischen Studien seit 1791 zu Lyon, begab sich dann nach Paris und genoß daselbst besonders Desaults Belehrung durch Wort und Umgang. Im J. 1797 begann B. seine Vorlesungen über Anatomie in Verbindung mit Experimentalphysiologie und Chirurgie und bald nachher trat er als Schriftsteller auf. Sein Ruhm verbreitete sich rasch über ganz Frankreich und drang bald ins Ausland; in Paris wurde er in Anerkennung seiner Talente 1800 als Arzt am Hôtel Dieu angestellt, † aber schon am 22. Juli 1802. Sein Hauptwerk ist die „Anatomie générale“ (Paris 1801, 2 Bde., u. ö.; neue Aufl. das. 1812, 4 Bde., und 1819, 2 Bde.; deutsch von Pfaff, Leipzig 1802, 2 Bde.); fast eben so bedeutend sind aber der „Traité des membranes“ (Paris 1800, neue Auflage 1816; deutsch übersetzt von Dörner, Tüb. 1802), und die „Recherches sur la vie et la mort“ (das. 1800, 3. Aufl. 1805, deutsch von Weizhaus, Dresden 1802). Auch gab er Desaults chirurgische Werke (Paris 1798—1799, 3 Bde.) heraus. B. hatte sich zur Hauptaufgabe die Aufsuchung des eigentlichen Lebensprincips im thierischen Körper gesetzt, und dieser allgemeinste Gesichtspunkt leitete alle seine Forschungen auf dem Felde der Anatomie, Physiologie und Pathologie.

Bickel, Johann Wilhelm, Rechtsgelehrter, geboren zu Marburg am 2. Nov. 1799, erhielt seine Bildung auf dem dortigen Pädagogium, studirte seit 1815 die Rechte zuerst in seiner Vaterstadt, dann von 1818 bis 1820 in Göttingen, habilitirte sich 1820 in Marburg, hielt Vorträge über juristische Literaturgeschichte und Encyklopädie, über Institutionen und Pandekten, dann über deutsches Privatrecht und Kirchenrecht und wurde 1824 außerordentlicher und 1826 ordentlicher Professor der Rechte. B. hat sich besonders auf dem Gebiete des Kirchenrechts ausgezeichnet, und seine Richtung auf diesem Felde wurde durch den Zufall entschieden, der ihm eines Tages auf der an kirchenrechtlichen Vorräthen reichen marburger Bibliothek 3 Manuskripte des kanonischen Rechts in die Hände führte; eins derselben veranlaßte ihn zu genauern Nachforschungen über einige Sammlungen des Corpus juris canonici. Er besuchte zu diesem Zwecke die Bibliotheken von Fulda, Kassel, Frankfurt, München, Stuttgart, Tübingen, Würzburg, Bamberg, Wien, Göttingen, Paris 2c. und arbeitete sich in die Quellen des kanonischen Rechts hinein. Dazu bewog ihn nicht bloß ein rein wissenschaftliches, sondern auch ein praktisches Interesse, nämlich das für ein geordnetes kirchliches Gemeinwesen und für wahrhaft lebendiges Kirchenthum. B. wollte mit Hinneigung zur altkirchlichen Orthodoxie die Kirchengewalt von der weltlichen losgetrennt und beide unabhängig einander koordinirt wissen. Bei der Wiedergeburt Kurhessens in Folge der französischen Julirevolution brachte B. den Zustand der Landeskirche zur Sprache, drang mit dem marburger Professor Hupfeld auf Reform der Kirchenverfassung, veranlaßte 1832 die Staatsregierung zur Niedersetzung einer Kommission zur Prüfung der schwierigsten Fragen über kirchliche Reformen, vorzüglich über die Einrichtung der Synoden, und wurde Mitglied derselben. Im Jahr 1832 durch Hassenpflug ins Oberappellationsgericht berufen, ward er während des jordanschen Staatsprozesses im Oktober 1841 zum Obergerichtsdirektor in Marburg, im Dec. 1845 zum Vicepräsidenten des Oberappellations-

gerichts in Kassel und, nachdem er im Januar 1846 der protestantischen Generalkonferenz in Berlin beigewohnt, im Juli desselben Jahres zum Vorstand des Justizministeriums ernannt. Als solcher erwarb er sich durch sein Verhalten in Betreff der Deutschkatholiken, sowie seine dem kirchlichen und politischen Absolutismus zuneigenden Maßnahmen, selbst auf dem Landtage von 1847 viele Gegner. Nicht minder geschah dies, als er nach dem Tode des Kurfürsten Wilhelm I. im Nov. 1847 mit Münscher und Schröder, zweien seiner Gesinnungsgenossen, den Auftrag zu einer Revision der früher von ihm selbst gepriesenen Verfassung annahm. Ehe dieselbe jedoch zur Ausführung kam, † er am 24. Febr. 1848 zu Kassel. Sein Hauptwerk, die auf 3 Bände berechnete „Geschichte des Kirchenrechts" (Bd. 1, Gießen 1843), wird von Röstell fortgesetzt. Auch besorgte B. die „Zeitschrift für Recht und Gesetzgebung in Kurhessen" (2 Thle., Kassel 1836—1837). Außerdem schrieb er „Ueber die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Schriften" (Kassel 1839, 2. Aufl. 1840).

Bicoca (**Bicocca**), Dorf in der Lombardei, Provinz Mailand, eine Meile nordöstlich von Mailand, ist geschichtlich denkwürdig durch die **Schlacht**, welche bei dem dortigen Jagdschlosse den 27. April 1522 zwischen den Franzosen unter dem Marschall Lautrec und den Kaiserlichen unter Prospero Colonna u. dem Marchese von Pescara Statt fand. Obwohl die Ersteren durch 16,000 Schweizersöldner und Johannes' von Medici schwarze Bande (wegen der Trauerfahne um Papst Leo X. so genannt) verstärkt wurden, so zogen sie doch den Kürzeren, woran hauptsächlich der Ungestüm der des langen Manövrirens überdrüssigen Schweizer Schuld war. Mit Rücksicht auf diese Schlacht heißt **Bicoque** im Französischen ein kleiner schlecht befestigter Platz, welcher kaum der Belagerung werth ist und sich nur gegen den ersten Anlauf zu halten vermag.

Bidassoa (**Bidassoa**), Grenzfluß zwischen Frankreich und Spanien, entspringt in der spanischen Provinz Pampeluna am Südende der Pyrenäen, mündet nach einem Lauf von 12 Lieues zwischen Andaja und Fuentarabia in den biskayischen Meerbusen, ist schiffbar mit Hülfe der Fluth vom Dorfe Biriaton an, bildet nahe bei seiner Mündung die **Fasanen- oder Konferenzinsel**, auf welcher 1659 der pyrenäische Friede geschlossen ward, und gilt für neutral. Auf der spanischen Seite des Flusses befindet sich auf dessen Thalrand eine vortheilhafte Stellung bei St.-Marcial, welche die Straße von Bayonne deckt. Hier schlugen am 31. August 1813 8000 Spanier 16,000 Franzosen, welche, um San Sebastian zu entsetzen, diese Position forciren wollten, mit 2000 Mann Verlust zurück.

Bidault, **Joseph Xaver**, einer der vorzüglichsten französischen Landschaftsmaler, Mitglied des Instituts zu Paris und Ritter der Ehrenlegion. Zu seinen vorzüglichsten, durch Naturtreue, kräftige und lebhafte Färbung, geschmackvolle und zarte Behandlung ausgezeichneten Arbeiten gehören: die Ansichten der Bergschlucht von Allevard, von S. Cosimato, von Grenoble und der Umgegend, vom See und der Stadt Bracciano bei Rom, vom Lago Maggiore, von Tivoli u. a.; Franz I. an der Fontaine zu Vaucluse; eine Landschaft mit Psyche und Pan, u. m. a.

Biddefort, Stadt in der englischen Grafschaft Devon, nordwestlich von Exeter, an der Küste u. am Towridge und Taw, mit Hafen, Fabriken für Teppiche, wollene Zeuche, irdene Geschirre, Schiffbau, Newfoundlandfischerei, Handel mit Getreide, Steinkohlen, Stockfisch und 4050 Einwohnern.

Biddle, 1) (**Bidellus**), **John**, Stifter der Unitarier (Biddlianer) in England, geboren 1615 von armen Aeltern zu Wotton in der Grafschaft Glocester, studirte auf der Hochschule zu Oxford und erhielt 1641 eine Anstellung als Lehrer an der Freischule zu Glocester, wo er durch seine von dem herrschenden Lehrbegriff abweichenden theologischen Ansichten in den Ruf der Ketzerei kam, besonders als er seine Zweifel gegen die Dreieinigkeit in der Schrift: „Twelve arguments against the deity of the holy spirit" (1647, wieder abgedruckt in den „Unitarian Tracts" 1691) aussprach. Er wurde deshalb, besonders weil er die Gottheit, nicht die Persönlichkeit des heiligen Geistes bestritt, angegriffen, entzog sich jedoch anfangs einer weitern Untersuchung durch Ablegung eines orthodoxen Glaubensbekenntnisses. Da er aber seine Ideen von Einem Gott und Einem Herrn und Einem Geist in der „Confession of faith touching the holy trinity" (1648) und in den „Testimonies" aus den ältesten Kirchenvätern (1648) weiter auseinandersetzte, so wurde er von einem aus Presbyterianern gebildeten geistlichen Gerichtshof verurtheilt und eingekerkert. Nachdem er seine Freiheit 1651 wieder erhalten hatte, sammelte er in London eine kleine unitarische Gemeinde um sich, die jeden Sonntag zur Erklärung der Bibel und zum Gespräch über religiöse Gegenstände zusammenkam und sich, wie durch andere socinianische Meinungen, namentlich durch die Lehre auszeichnete, daß in Gott sowohl Einheit der Person, als der Natur Statt finde u. daß der heilige Geist zwar eine Person, aber nicht Gott sey. Die Biddlianer blieben nicht lange unangefochten; als nämlich B. durch die Herausgabe zweier für seine Gemeinde geschriebenen Katechismen (A twofold Scripture-Catechisme, 1654; von Nathan Stuckey ins Lateinische übersetzt) seine Gegner von Neuem reizte, wagte selbst der Protektor Cromwell nicht, ihn ganz straflos und frei zu lassen. Die puritanischen Zeloten ließen B.'s Katechismen durch den Scharfrichter verbrennen, der Verfasser wurde von Neuem eingekerkert und von Cromwell nur dadurch gerettet, daß er ihn 1655 auf die Scillyinseln verwies, von wo er 1658 bei veränderten Umständen wieder nach London zurückkehrte, neuerdings an die Spitze seiner Gemeinde trat und ihren Lehrbegriff befestigte. Aber nach Wiederherstellung der königlichen Regierung 1662 ward er zum dritten Mal verhaftet und † noch in demselben Jahre im Gefängnisse. B.'s Religionssystem ist bis auf das Dogma vom heiligen Geist völliger Socinianismus.

2) **Nikolaus**, berühmter Finanzmann und Präsident der Vereinigtenstaatenbank und zuletzt der Bank von Pennsylvanien, war geboren zu

Philadelphia am 8. Januar 1786, erhielt von seinem Vater, Vicepräsidenten des Staats Pennsylvanien, eine sorgfältige Erziehung und hatte bereits 1799 den Kursus der Universität von Pennsylvanien zurückgelegt, setzte aber seine Studien noch einige Jahre zu Princetown in New-jersey fort. Im Jahre 1801 verließ er dieses Kollegium und widmete sich dem Studium der Jurisprudenz, ward 1804 in Philadelphia vor die Schranken gelassen, ging noch in demselben Jahre mit dem nordamerikanischen Gesandten General Armstrong als Sekretär nach Paris, übernahm daselbst die Regulirung der von Frankreich an verschiedene Handelshäuser der Union zu zahlenden Gelder, begleitete später den amerikanischen Gesandten und nachmaligen Präsidenten Monroe ebenfalls als Legationssekretär nach London und kehrte 1807 nach Amerika zurück. Hier trat er nun als Advokat auf, gab eine Zeitlang mit Dennie eine Zeitschrift „Porte Folio" heraus, welche ganz in demokratischem Sinne geschrieben war und damals viel Aufsehen erregte, repräsentirte 1810—1811 seine Vaterstadt in der gesetzgebenden Versammlung von Pennsylvanien, zeichnete sich hier als eifriger Anhänger des von Henry Clay entworfenen sogenannten amerikanischen Systems aus und war als solcher auch entschieden für eine Nationalbank. Nach Beendigung der Session kehrte er ins Privatleben zurück, ward aber 1814 von der Stadt Philadelphia in den Senat des Staates von Pennsylvanien gewählt und benutzte seine neue Stellung dazu, im damaligen Kriege mit England die Hauptstadt und den Staat von Pennsylvanien militärisch zu organisiren, in welcher Beziehung er namentlich darauf antrug, eine permanente Armee von 8000 Mann innerhalb dieses Staates aufzustellen und die fliegenden Batterien von Philadelphia mit Matrosen zu bemannen. In den Jahren 1817 und 1818 wurde er von der demokratischen Partei zum Kandidaten für den Kongreß aufgestellt, fiel aber bei der Uebermacht der Föderalisten beide Male durch. Im Jahre 1819 trat B. zuerst in Verbindung mit der Vereinigtenstaatenbank, die schon damals in großer Gefahr schwebte, denn die Aktiva derselben standen über 25 Procent unter Pari, und der Kongreß beschäftigte sich ernstlich mit der Frage über die Widerrufung des Bankprivilegiums. Unter diesen mißlichen Umständen ward B. vom Kongreß zum Direktor, Langdon Cheves aber von den Direktoren, deren der Staat 5, die Aktieninhaber dagegen 20 erwählten, zum Präsidenten dieses Instituts ernannt. Das Wiederaufleben desselben war hauptsächlich das Werk des Präsidenten, wenn gleich beide Männer im Besitz ausgezeichneter Talente waren. Nachdem Langdon Cheves 1821 seine Stelle niedergelegt hatte, wurde B., dessen Ruf als Finanzmann bereits die ganze Union erfüllte, einstimmig zu seinem Nachfolger ernannt. Zu jener Zeit verlangten die Anhänger der Vereinigtenstaatenbank, daß die Noten derselben nur in Philadelphia, dem Hauptlokale der Bank, eingelöst werden sollten. B. war dafür, 25 Branchen des Centralinstituts zu errichten und die Noten der Bank bei jeder derselben einlösbar zu machen, und die Ausführung dieses Plans trug sehr dazu bei, den Kurs zwischen den verschiedenen Staaten der Union al pari zu erhalten. Während der Präsidentschaft Monroe's und John Quincy Adams' stand Alles gut. Das Vertrauen in die Bank war unbegrenzt; aber schon zu jener Zeit fingen die Bankdirektoren und besonders B. an, sich in die Angelegenheiten des Staats und in die innere Politik des Landes zu mischen, Zeitungen zu besolden, Politiker von Profession in Dienst zu nehmen u. auf die Präsidentenwahl einzuwirken. Eine Folge dieser Uebergriffe B.'s war ein Krieg zwischen der Bank und der demokratischen Partei, welcher damit endete, daß der Präsident Jackson die Staatsdepositengelder aus der Bank zurückzog und derselben die Erneuerung ihres Freibriefs verweigerte. B. versuchte darauf das Institut als ein provinziales fortbestehen zu lassen und wandte zu diesem Behufe Millionen auf, um von der gesetzgebenden Versammlung von Pennsylvanien einen neuen Freibrief zu erhalten, was er auch durchsetzte, ohne aber hindern zu können, daß die Bank schon ein Jahr darauf ihre Baarzahlungen einstellte. In Folge davon zog er sich 1839 von den Geschäften derselben zurück, wodurch er dem Kredit derselben noch mehr schadete, so daß dieselbe 1840 förmlich Bankerott machte. B. wurde des Betrugs und der Verschwörung gegen den Staat angeklagt und vor Gericht gestellt, jedoch freigesprochen. Seitdem lebte er zurückgezogen von allen Geschäften auf seinem Landgute in der Nähe von Philadelphia, wo er 1844 †. Unstreitig ein Mann von den ausgezeichnetsten Talenten, war er in seinem Alter bis zu seinem Tode der Gegenstand des öffentlichen Hohns und der unerhörtesten Verwünschungen, die sich noch bei seinem Leichenbegängniß kundgaben.

Biddulphsinseln, Inselgruppe im persischen Meerbusen, ungefähr in dessen Mitte, zwischen 27° 41'—27° 55' 30" nördl. Br. und 49° 26'—49° 31' östl. L. von Greenwich.

Bidens (Zweizahn), Pflanzengattung der Kompositen, mit bald gestrahlten, bald aus lauter gleichen Scheibenblüthchen zusammengesetzten Blüthen und aus zwei Reihen fast gleicher Schuppen bestehendem Kelch. B. tripartita *L.*, dreispaltiger Zweizahn, Wasserhanf, hat dreispaltige Blätter, aufrechte Blüthen ohne Strahlen, die kürzer als die Hüllen sind, zweigrannige Samen und einen 2—3 Fuß hohen, braunen, gerieben widerlich riechenden Stengel, wächst überall in Deutschland an überschwemmten Orten. Das Kraut wurde sonst unter dem Namen Herba Verbesinae oder Herba Cannabis aquaticae als harntreibendes und Wundmittel in den Apotheken geführt, ist aber jetzt obsolet. Man kann auch gelb damit färben. B. cernua *L.*, nickender Zweizahn, hat umfassende, lanzettförmige, gezähnte Blätter, überhängende, gelbe Blüthen mit Strahlen, viergrannige Samen und wächst überall in Deutschland an Wassergräben, 1½ Fuß hoch als Sommergewächs, fand unter dem Namen Herba Bidentis s. Verbesinae sonst in den Apotheken gleiche Anwendung mit voriger Art. B. ferulaefolia *Dec.*, steckenkrautblättriger Zweizahn, hat schöne, große, gelbe Blumen u. ist ein ausdauerndes Gewächs in Mexiko, welches bei uns nur in Töpfen zur Blüthe kommt.

B. grandiflora *Balb.*, grasblumiger Zweizahn, ebendaher, hat ebenfalls goldgelbe, schöne Blüthen und wird bei uns im April an einen sonnigen Standort in guten, lockern Boden ins freie Land gesäet. B. leucantha *Willd.*, Coreopsis leucantha *L.*, weißblühender Zweizahn, aus Mittelamerika, hat zierliche, weißgestrahlte, fast doldentraubige Blättchen. B. odorata *Cuv.*, Coreopsis odorata *Lam.*, wohlriechender Zweizahn, aus Meriko, hat ebenfalls weißgestrahlte, wohlriechende Blüthen.

Bidouze (Bidousse), Fluß im französischen Departement Niederpyrenäen, wird bei Came schiffbar und mündet bei Guiche in den Adour.

Bidpai (Pilpai), Haupt der indischen Philosophen, Verfasser einer berühmten Sammlung von Fabeln und Erzählungen (gewöhnlich Fabeln des B. genannt), die seit fast 2 Jahrtausenden im Orient und Occident weit verbreitet sind und als Inbegriff aller Lebensweisheit galten. Den genauen Nachforschungen Colebrooke's, Wilsons, Sylvestre de Sacy's u. Loiseleur des Longchamps' in dem „Essai sur les fables Indiennes" (Paris 1838) ist es gelungen, über das allmählige Bekanntwerden jener Sammlung, sowie über die Veränderungen, die sie im Laufe der Zeit und bei verschiedenen Völkern erlitten, Licht zu verbreiten. Die letzte Quelle, die altindische Fabelsammlung „Pantschatantra", wurde unter dem persischen König Nuschirwan dem Großen (531—579) von seinem Arzt Barsuye unter dem Titel „Kalila und Dimna" (Namen von zwei Schakalen, die als Hauptpersonen im ersten Buche auftreten) in die persische Profansprache (Pehlwi) übersetzt; auch diese Uebersetzung ist, wie die ganze Profanliteratur des alten Persien, untergegangen. Indessen ward sie unter dem abassidischen Khalifen Almansur (754—775) von Abdallah Ebn Almokaffa († 760) ins Arabische übertragen (herausgegeben von Sylvestre de Sacy, Paris 1816, dann in Kairo 1836; deutsch, zunächst aus dem Norwegischen, von Holmboe, Christiania 1832, und von Philipp Wolff, unmittelbar aus dem Arabischen, Stuttgart 1837, 2 Bde., unter dem Titel: „Kalila u. Dimna oder die Fabeln B.'s"). Aus dieser arabischen Uebersetzung Ebn Almokaffa's sind auch alle übrigen Bearbeitungen und Uebersetzungen geflossen. Mehre arabische Dichter bearbeiteten sie zu ausführlichen Gedichten, z. B. Abdalmumin Ebn Hassan unter dem Titel: „Die Perlen der weisen Lehren"; Abu Jaali al Habariya († 1115) ahmte sie nach in: „Der Lautschreiende und der Leiseredende". Der älteste Dichter der neupersischen Literatur, Rudegi († 940), gestaltete sie zu einem Thierepos um. Auch in neupersischer Prosa gibt es mehrfache Bearbeitungen, z. B. von Abu'lmaali Nasralla (um 1150), von Hossein Ben Ali, genannt al Baez (gegen das Ende des 15. Jahrhunderts), unter dem Titel: „Anvari Suhaili", d. i. die Lichter des Canopus (Kalkutta 1805 u. ö.; Bombay 1824; französisch von David Sahid, Paris 1644), und von Abu'l Fasl, Wessir des Großmoguls Akbar (1590), unter dem Titel: „Ayyar-i dânish", d. i. Prüfstein der Weisheit. Ali Tschelebi, Professor zu Adrianopel, übersetzte das Werk um 1540 nach der persischen Bearbeitung des Baez ins Türkische unter dem Titel „Humajun-Nâmeh", d. i. das kaiserliche Buch (französisch von Galland, Paris 1778). Selbst in das Malayische, Mongolische und Afghanische wurde die Sammlung übersetzt. Nach dem Occident wanderte das Werk aus der arabischen Uebersetzung des Almokaffa zunächst in griechischer Uebertragung; der Grieche Simeon Sethus übersetzte es gegen das Ende des 11. Jahrhunderts unter dem Titel: „Der Siegbekränzte und der Aufspürer" in das Griechische (herausgegeben von Starck, Berlin 1697). Ein Jahrhundert später erschien eine hebräische Uebersetzung von Rabbi Joel, welche Johannes von Capua, ein getaufter Jude, in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts unter dem Titel: „Directorium humanae vitae" (1. Ausgabe 1480, dann öfter) ins Lateinische übersetzte. Aus dieser lateinischen Uebersetzung ließ der Stifter der Universität Tübingen, Herzog Eberhard im Bart von Würtemberg, das Werk ins Deutsche, ungewiß durch wen, übertragen; wenn des Herzogs Name in einem Akrostichon zu Anfang genannt wird, so bedeutet dies nur, daß das Werk auf seine Aufforderung übersetzt ist. Im Jahre 1480 wurde das Werk unter dem Titel: „Buch der Byspel der alten Weisen" in Urach an dem Hoflager Eberhards durch Konrad Fyner auf des Herzogs Kosten gedruckt und mit 125 Holzschnitten geziert. Von dieser Ausgabe, die beispiellos schnell vergriffen wurde, soll nur noch Ein Exemplar auf der königlichen Bibliothek zu Stuttgart vorhanden seyn. Später erschienen öfters neue Auflagen, z. B. Ulm 1485 ꝛc. In Spanien wurde die Arbeit des Almokaffa unter Alfons X. 1251 auch ins Kastilische übersetzt, und daraus wieder ins Lateinische von Raymond von Béziers, einem gelehrten Arzte, im Auftrage der Königin Johanna von Navarra, der Gemahlin des Königs Philipp des Schönen. Theils der lateinischen Uebersetzung des Johannes von Capua, theils der des Raymond von Béziers folgen die Uebersetzungen in die neuern Sprachen Europa's, in das Spanische (Burgos 1498), Italienische (Florenz 1548), Französische (Lyon 1556), Englische (London 1570), Holländische (Amsterdam 1623), Dänische (Kopenhagen 1618), Schwedische (Stockholm 1743) und Deutsche (Leipzig 1802 und Eisenach 1803), woran sich dann erst in neuester Zeit die oben erwähnten unmittelbar aus dem Arabischen geflossenen Uebersetzungen anreihen. B.'s Fabelbuch ist ungefähr in dem Geiste unseres Reineke Fuchs verfaßt, behauptet dabei jedoch den eigenthümlichen orientalischen Lehr- und Erzählton, neben dem faktenlosen ganz didaktischen Rahmen, der Häufung der Sentenzen und Gemeinplätze, und der beschwerlichen Einschachtelung von einer Erzählung in die andere und aller zugleich in die Lehrsätze des Meisters. Der deutschen Lesewelt empfahl es sich im Mittelalter besonders durch die Art und Weise, wie hier der äußern Welt der Rücken gekehrt und des Menschen Größe in Abgeschiedenheit vom Irdischen gesetzt wird. Mit der Fabelsammlung B.'s hat man oft das Volksbuch der „Sieben weisen Meister" verwechselt, das, wahrscheinlich ebenfalls indischen Ursprungs, von Indien zu den Persern kam und als „Sindbad Nâmeh", d. i. Buch von dem Weisen Sind-

bad, wiederholt zu ausführlichen Gedichten verarbeitet wurde.

Bidschapur, s. v. a. Bedschapur.

Bidschow (Bidczow, Biczow, Neubidschow, Nowybidschow), Hauptstadt des gleichnamigen böhmischen Kreises, königliche Leibgedingstadt an der Czidlina, mit 4000 Einwohnern; man findet in der Umgegend Topase, Chalcedone, Achat ꝛc.

Biduana (lat.), zweitägige Fasten, besonders die 2 letzten Tage vor Ostern.

Biduum (lat.), Zeit von 2 Tagen, gesetzliche Frist für manche Prozeßhandlungen, z. B. für die Einreichung der Provokations-, Exceptions- u. a. Sätze.

Biecz (Bietsch, Bitschin), Stadt in Galizien, Kreis Jaslo, an der Ropa, mit 1600 Einwohnern und Vitriol- und Schwefelwerken. B. ist geschichtlich bekannt durch den am 25. Januar 1588 erfochtenen Sieg Zamoisky's, Feldherrn Sigismunds III. von Polen, über seinen Gegenkönig, Maximilian von Oesterreich, der sich ergeben mußte. Die Folge davon war der Vertrag von Beuthen, worin Maximilian der Krone entsagte.

Bied (Dschebel B., d. i. weiße Berge), afrikanischer Gebirgszug in der Sahara, an der Westseite von Nordosten nach Südwesten streichend, endigt mit dem Kap Blanco.

Biedenfeld, 1) Ferdinand Leopold Karl, Freiherr von, deutscher Belletrist u. Dramaturg, war geboren 1788 zu Karlsruhe und hatte in seiner Kindheit das Unglück, durch den Schuß eines Soldaten von der Kompagnie seines Vaters, des badischen Generalmajors Ferd. Friedr. Freiherrn von B., den rechten Arm zu verlieren. Nachdem er zu Heidelberg und Freiburg die Rechte studirt hatte, ward er 1811 beim Landgerichte zu Karlsruhe, 1813 im Ministerium des Innern und im December desselben Jahres als Marschkommissär angestellt. Seine Verheirathung mit der bekannten Sängerin Bonasegla-Schüler 1814 veranlaßte ihn, seinen Abschied zu nehmen und seitdem eine Art Wanderleben zu führen. Dresden und seit 1818 Wien fesselten ihn längere Zeit; besonders war es letztere Stadt, wo B., im freundlichsten Verhältnisse mit dem Besitzer des Theaters an der Wien, dem Grafen Ferd. Palffy, das Theaterwesen gründlich studirte und als dramatischer Schriftsteller sich mit großem Glücke versuchte. Die Begründung des Theaters der Königsstadt in Berlin lockte ihn 1824 dahin, und Bethmanns Trennung von der Direktion brachte ihn an dessen Stelle an die Spitze der technischen Leitung unter dem Komité der Aktionäre. Nach einem Jahre von Holtei abgelöst, folgte B. dem Rufe zur Begründung eines neuen Theaters in Magdeburg, wo seine Direktion wahren Enthusiasmus erregte. Nach abermaligen Reisen, kurzen Aufenthalten zu Hannover, Hamburg, Stettin, Berlin ꝛc. übernahm er mit Piehl bis 1830 die Direktion des Theaters zu Breslau, blieb dann als Dramaturg daselbst und zog 1834 nach Leipzig, 1835 nach Weimar, wo er noch jetzt als vielbeschäftigter Literat lebt. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Unterhaltungen für müßige Stunden“ (2 Bde., Karlsruhe 1815); „Wiesenblumen“ (Dresden 1818); „Der Liebe Wirken“, Trauerspiel in 5 Aufzügen (Bamberg 1821); „Winterabende“ (4 Bde., das. 1822); „Novellen und bunte Blätter“ (2 Bde., Frankfurt 1836); „Ursprung ꝛc. der sämmtlichen Mönchs- und Klosterfrauenorden im Orient und Occident“ (2 Bde., Weimar 1837; Supplementband dazu das. 1839); „Erzählungen“ (Frankfurt 1837); „Geschichte und Verfassung aller geistlichen und weltlichen, erloschenen und blühenden Ritterorden ꝛc.“ (2 Bde., Weimar 1839 ff.). Außerdem übersetzte und bearbeitete er viele englische, spanische, italienische, französische Dramen, Opern, Romane, Novellen ꝛc.

2) Ernst Gustav Benjamin, Freiherr von B., Führer im badischen Volksheere 1849, den 2. Januar 1792 zu Karlsruhe geboren, trat in seinem 14. Jahre als Fähnbrich in das badische Militär ein, wurde 1808 Offizier u. machte den Feldzug von 1809 in Oesterreich, sowie den von 1812 nach Rußland mit, wo er sich bei mehren Gelegenheiten, namentlich an der Beresina auszeichnete. Nach seiner Rückkehr wurde er Oberlieutenant, um sogleich wieder den Feldzug in Sachsen mitzumachen. Er focht in den Schlachten von Lützen und Bautzen, sowie in dem Gefecht von Königsbrück und zog mit bis tief nach Schlesien hinein. In der Schlacht bei Leipzig hatte er seinen Muth so schön bewährt, daß er eine öffentliche Belobung und das Hauptmannspatent erhielt. Auch in den Feldzügen von 1814 u. 1815 gegen Frankreich focht er mit Auszeichnung und kam nach dem zweiten pariser Frieden 1817 zur Besatzung nach Mannheim, wo er bis 1837 blieb. In diesem Jahre wurde er zum Major ernannt und nach Rastatt versetzt. Der lange Friede und mannigfache Zurücksetzungen, die er zu erfahren glaubte, erweckten in ihm eine trübe, verbitterte Stimmung, welche durch Konflikte mit Obern noch vermehrt wurde. Im Jahre 1843 mit vollem Gehalte, aber ohne die übliche Rangerhöhung pensionirt, zog er sich nach Offenburg und dann nach Bühl zurück. Als man in Folge der revolutionären Bewegungen von 1848 an Einrichtung der Landwehr dachte, kam er bei dem großherzoglichen Kriegsministerium um Reaktivirung wenigstens bei der Landwehr ein. Der Umstand, daß man ihm hierauf gar keinen Bescheid ertheilte, erfüllte sein Gemüth mit dem bittersten Unmuthe. So lebte er in den Tagen des Aufstandes mürrisch, aber gänzlich theilnahmlos in Bühl, bis ihm die provisorische Regierung den Befehl zur Uebernahme des Oberbefehls und der Einübung des ersten Aufgebots der Aemter Bühl und Achern ertheilte, welcher Befehl mit der kategorischen Bemerkung begleitet war, daß er binnen 2 Stunden sich darüber bestimmt erklären solle, widrigenfalls seine ganze Pension ihm entzogen und er selbst verhaftet werden würde. Von Jugend auf an Subordination gewöhnt, des Nichtsthuns bis zum Lebensekel überdrüssig, übernahm er die Einübung des Aufgebots mit Freuden und stürzte sich so, ohne eigentlich Revolutionär zu seyn, kopfüber in den Aufstand. Kaum vernahmen aber die Bataillone des 3. Linienregiments, bei dem er früher gestanden, von dem Wiederaufleben ihres früheren Majors, als sämmtliche Offiziere und Unteroffiziere ihn einstimmig zu ihrem

Oberst wählten, welche Wahl von der provisorischen Regierung bestätigt ward. Bald gelang es ihm, Ordnung und Disciplin wieder herzustellen. Er traf mit dem Bataillon am 20. Juni in Philippsburg ein, sah sich bei Wiesenthal von einer starken Abtheilung preußischer Husaren angegriffen, schlug sich aber durch und kam unangefochten nach Bruchsal, von wo er, mit andern Abtheilungen vereint, sogleich nach Durlach aufbrach. Am 20. ward ihm die Aufgabe, mit einem Bataillon nach Forst zu rücken, um die im Gefechte bei Ubstadt verwickelten Preußen in ihrer rechten Flanke zu bedrohen. Von den 4 Bataillonen u. einer Batterie, die dort zu ihm stoßen sollten, erschien aber kein Mann, und B. mußte sich, von Infanterie, Kavalerie und Artillerie in großer Uebermacht angegriffen, in die Gegend von Forst und Weier fechtend zurückziehen, wo er eine gute Stellung nahm und einige Schüsse mit dem Feinde wechselte, bis ihm der Anbruch der Nacht den weitern Rückzug nach Forst möglich machte. Nach Bruchsal beordert, fand er hier den Rückzug schon im vollen Gange und die Deckung desselben wurde ihm übertragen, zu welchem Zwecke ihm eine Verstärkung von 1 Bataillon vom Leibinfanterieregiment, 2 Bataillonen Freischaaren und 5 Geschützen zugetheilt wurde. Im Begriff, dem abgezogenen Heere zu folgen, sah er sich mit den durch den Schloßgarten anrückenden Preußen in ein lebhaftes Feuer verwickelt, erreichte aber doch Durlach, wo er den Befehl erhielt, mit dem 3. Bataillon vom 3. Regiment, 1. Bataillon vom Leibregiment und 2 Kompagnien vom 2. Regimente auf der Eisenbahn nach Rastatt zu eilen und dort weiterer Befehle gewärtig zu seyn. Er befehligte darauf in dem für beide Theile blutigen Gefechte vom Niederwald, wies aber die Aufforderungen Mieroslawski's u. Sigels, das Oberkommando in der Festung zu übernehmen, mit der beharrlichen Erklärung zurück, daß ihm dazu alle technischen Kenntnisse mangelten, worauf Tiedemann als Festungskommandant nach Rastatt kam, während B. an der Spitze seines 3. Regiments blieb. B. hielt die Einleitung einer ehrenvollen Kapitulation bei der geringen Verproviantirung und Besatzung der noch dazu unvollendeten Festung für rathsam, wurde jedoch stets von Tiedemann, dessen ganz aus Fremden bestehendem Generalstabe und den Polen stürmisch überstimmt. Seine Erklärung, Tiedemanns Befehlen nicht mehr Folge leisten zu wollen, bewog die Linie, durch ihr gesammtes Offiziercorps B. und Corvin zu Einleitung schließlicher Unterhandlungen dringend auffordern zu lassen. Beide schlossen darauf am 23. Juli mit dem General von der Gröben eine Kapitulation ab, wonach die Uebergabe der Festung auf Gnade und Ungnade erfolgte. Am 6. August ward B. durch das Standgericht zum Tode durch Erschießen verurtheilt und das Urtheil den 9. August 1849 vollzogen.

Biedenkopf, Kreisstadt in der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen, an der Lahn, mit 3600 Einwohnern, welche besonders Tuchmacherei (über 100 Meister), Leinweberei, Gerberei, Hutmacherei treiben. In der Nähe die Eisenschmelze Ludwigshütte und ein Eisenhammer. Das nahe Gebirge liefert Eisen, Quecksilber, Kupfererze, Kalk, Thon 2c.

Biedermann, 1) Johann Jakob, tüchtiger Thiermaler, von Winterthur im Kanton Zürich gebürtig, lernte um 1780 beim Porträtmaler A. Graff in Dresden, ging dann nach Bern und ließ sich 1804 in Konstanz nieder, wo er nach 1827 †. Er malte in Gouache und Oel kleine Landschaften mit Figuren und Vieh, vornehmlich mit Pferden. Daneben porträtirte er auch und lieferte radirte und kolorirte Konversationsstücke in einer dem Auge sehr angenehmen Manier. Seine Oelbilder sind äußerst zart, sehr klar u. fein behandelt. Wasser, Felsen u. Vieh stellt er gewöhnlich naturgetreu dar, aber seine Bäume u. Gründe sind zu sehr manierirt gefärbt. Unter seinen Aquarellen finden sich Meisterstücke; besonders gilt dies von seinen Schweizerprospekten, die durch die Wahl der Standpunkte wie durch die Mittel- und Hintergründe vortrefflich wirken. Sein Sohn arbeitete im Fache und auch trefflich im Geiste des Vaters fort.

2) Friedrich Karl, einer der bekanntesten deutschen publicistischen Schriftsteller der Gegenwart, am 25. September 1812 zu Leipzig geboren, studirte von 1830 — 1834 erst in Leipzig, dann in Heidelberg und ließ sich 1835 in Leipzig als Privatdocent nieder, bei welcher Gelegenheit er seine Inauguraldissertation: „De genetiva philosophandi methodo, praesertim Fichtii, Schellingii, Hegelii“ schrieb. Derselben folgten zwei größere philosophische Arbeiten, die „Fundamentalphilosophie“ (Leipz. 1837) u. „Die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsere Tage, in ihrer wissenschaftlichen Entwickelung u. in ihrer Stellung zu dem Interesse der Gegenwart“ (das. 1842 bis 1843, 3 Bde.). Die Achtung und Theilnahme der verhältnißmäßig Wenigen, die sich von 1840 mit Politik und Staatswissenschaften in einer ernsteren Weise beschäftigten, erwarb sich B. durch seine Schrift „Universität u. Wissenschaft“ (Leipz. 1838), worin er die Grundgedanken ausgesprochen hat, die ihn bei seinem bald erfolgenden publicistischen Auftreten leiteten. Nachdem er außerordentlicher Professor der Philosophie geworden, gründete er 1842 die „Deutsche Monatsschrift für Literatur u. öffentliches Leben“, die anfangs hauptsächlich Aufsätze national-ökonomischen Inhalts brachte, später aber dem politischen Felde sich entschiedener zuwandte. Seit 1840 kam B. mehrmals mit der Regierung in Konflikt. Man sah es ungern, daß er in seinen Vorlesungen die Studenten für solche Tagesfragen interessirte, die zugleich dem wissenschaftlichen Bereich angehörten, daß er über nationalökonomische Gegenstände, z. B. über den deutschen Zollverein, Kollegien las, zumal es sich zeigte, daß B. in religiöser wie in politischer Hinsicht zu den Freisinnigen zählte. Im J. 1844 rief er den „Herold, eine Wochenschrift für Politik, Literatur u. öffentliches Gerichtsverfahren“ ins Leben. Mitglied des Schriftstellervereins, der nach manchen mißglückten Versuchen Ende 1841 in das Leben trat, ward er von der 1845 erfolgten Zusammenkunft deutscher Schriftsteller zum Vorsitzenden und mit Laube und Kühne in den Ausschuß gewählt, der eine

zweite Zusammenkunft vorbereiten sollte, aber wegen einer politischen Rede, die B. während der Augustereignisse von 1845 gehalten hatte, in Kriminaluntersuchung verwickelt, zwar von der Instanz freigesprochen, durfte aber nicht mehr über staatsrechtliche Gegenstände lesen. Gleichzeitig mit diesen sächsischen Maßregeln war in Preußen die „Deutsche Monatsschrift" verboten worden. An die Stelle derselben trat 1846 die censurfreie Vierteljahrsschrift „Unsere Gegenwart und Zukunft", von der bis 1848 10 Bände erschienen. Die zweite seiner Zeitschriften, der „Herold", ging 1847 ein, nachdem sie schon vorher in Preußen verboten worden war. Im Jahre 1847 veröffentlichte er zwei Schriften historischen und kritischen Inhalts über den ersten preußischen Reichstag, u. aus einer Reihe von Vorlesungen, die er abwechselnd in Leipzig und Dresden vor einem größeren Publikum gehalten hatte, gingen seine „Vorlesungen über Socialismus und sociale Fragen" (Leipz. 1847) hervor. Als Vicevorsteher des leipziger Stadtverordnetenkollegiums, in das er schon 1845 getreten war, beantragte und verfaßte er die dem Könige von Sachsen den 2. März 1848 überreichte leipziger Adresse. Diese seine Thätigkeit lenkte auf ihn die Wahl zum Abgeordneten des Vorparlaments, aus dem er in den Fünfzigerausschuß überging, dessen Schriftführer er wurde. Vom 21. sächsischen Wahlbezirk in das Parlament gewählt, gehörte er hier erst dem linken, nach dem frankfurter Aufstande aber dem rechten Centrum an und fungirte gleichfalls als Schriftführer. Er zeichnete sich aber weniger als Redner aus, als durch klare wissenschaftliche Beweisführung. Kurz vor der Auflösung der Versammlung ward er noch zum ersten Vicepräsidenten erwählt. Sein Austritt erfolgte erst unmittelbar vor ihrer Uebersiedelung nach Stuttgart, den 26. Mai 1849. Nach seiner Rückkehr nach Sachsen schrieb er „Erinnerungen aus der Paulskirche" (Leipz. 1849), wohnte dann der Versammlung in Gotha bei und vertrat als Abgeordneter der zweiten sächsischen Kammer des Landtags von 1849 — 1850, zum Berichterstatter in der deutschen Frage ernannt, die deutsche Unionspolitik Preußens mit dem entschiedensten Freimuthe. Nach Auflösung dieses Landtags eröffnete er an der Universität Leipzig wieder seine staatsrechtlichen Vorlesungen und gab über die Wiedereinberufung der alten Stände ein publicistisches Votum ab: „Die Wiederberufung der alten Stände aus dem Gesichtspunkte des Rechts und der Politik" (Leipz. 1850); auch übernahm er 1850 die Redaktion eines größeren encyklopädischen Werks: „Germania". Nachdem er sein Lehramt an der Universität Leipzig aufgegeben, ging er nach Weimar, wo er die „Weimarische Zeitung" und das „Weimarer Sonntagsblatt" redigirt.

Bièfve, Eduard de, berühmter belgischer Maler der Gegenwart, der sich gleichzeitig mit Louis Gallait durch ein großes historisches Bild, die Unterzeichnung des Kompromisses des niederländischen Adels vom 16. Februar 1566, einen Namen gemacht hat. Im Jahr 1843 ward er von der preußischen Akademie der Künste in Berlin zum ordentlichen Mitglied ernannt, desgleichen von der kaiserlichen Akademie zu Wien. Ein späteres Bild stellt den Abschluß des sogenannten Damenfriedens dar, jenes Friedens, der, ohne Zuziehung männlicher Diplomaten, von Margaretha, der Schwester Karls V., u. Luise von Savoyen, der Mutter Franz' I., von Frankreich am 5. August 1529 zu Cambrai abgeschlossen wurde. Sein neuestes Bild stellt den Kriegsrath des Herzogs von Parma dar.

Biegsamkeit, allgemeine Eigenschaft fester Körper, vermöge der die ursprüngliche Richtung, in welcher die einzelnen Theile mit einander verbunden sind, abgeändert werden kann, ohne daß der Zusammenhang ihrer Theile dadurch aufgehoben wird. Die Grade der B. sind für verschiedene Körper sehr verschieden; bei gleichen Stoffen gilt im Allgemeinen die Regel, daß, je größer die Masse des Körpers, desto geringer die B. ist. Elastisch biegsam sind diejenigen Körper, welche nach einem auf sie eingeübten Druck, der ihre Lage verändert hat, d. i. nach vorhergegangener Biegung, ihre frühere Lage und Gestalt wieder annehmen.

Biel (Bienne), Stadt im schweizerischen Kanton Bern, nördlich von Nidau, unweit des bieler Sees und am Süß, in einer Ebene am Fuße des Jura, wohlgebaut, hat ein Gymnasium, eine Bürger- und eine Gewerbschule und ein Ursulinerkloster, Wein-, Obst- und Gartenbau, Fabriken für Kattun, Leder, Draht, pariser Stifte und Uhren, Baumwollenspinnerei, Indiennedruckerei 2c. und 4200 meist reformirte Einwohner, bei denen die deutsche Sprache vorherrschend ist, während schon in den Dörfern in der Nähe der Stadt ein Patois gesprochen wird. B.s Umgebung ist fruchtbar, gut angebaut und mit reizenden Spaziergängen und schönen Landhäusern geschmückt. Ungefähr 100 Schritte oberhalb der Stadt befindet sich eine merkwürdige Quelle, welche den Ort durch mehr als 100 Röhren reichlich mit Wasser versorgt und noch überdies mehre Mühlen treibt. Zur Zeit des Erdbebens von Lissabon (1. Nov. 1755) trübte sich diese Quelle ohne sichtbare Veranlassung und seitdem hat diese Erscheinung öfters Statt gefunden. B. bildete ehemals einen eigenen Freistaat, indem es zwar den Bischof von Basel als Landesherrn anerkannte, aber dennoch einer beinahe vollständigen Unabhängigkeit genoß und die wesentlichsten Souveränetätsrechte mit geringen Beschränkungen ausübte, an Kriegen gegen die mächtigsten deutschen Fürsten Theil nahm und mit Frankreich als selbstständige Macht Bündnisse und Kapitulationen abschloß, und gehörte zu Kleinburgund. Im 12. und 13. Jahrhundert gelangten die Grafen von Neuenburg durch kaiserliche Belehnung in Besitz der Erbvogtei über die Stadt und deren Bezirk; in der Mitte des 13. Jahrhunderts wußten jedoch die Bischöfe von Basel dieselbe an sich zu bringen. Im Jahr 1275 erhielt B. vom Kaiser Rudolf von Habsburg einen Freiheitsbrief, der ihm die Gerechtsame der größern Stadt Basel zusicherte und von spätern Kaisern bestätigt wurde; indeß legte ein anderer Vertrag von 1296 den baseler Bischöfen oberherrliche Befugnisse über die Stadt bei, in welcher sie einen Meyer hielten. Im Jahr 1318 schloß B. ein Bündniß mit Bern, Freiburg und Solothurn wider die Landfriedensstörer, welches Bündniß in dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in ein ewiges verwandelt wurde und in dessen Folge das bischöfliche Schloß zu B. geschleift

ward. Den Bernern leistete B. in allen ihren Kriegen thätige Hülfe. Der städtische Adel war zu jenen Zeiten zahlreich und angesehen und die Bürger beseelte ein kriegerischer, hochstrebender Sinn. Die Bieler halfen Bern das Aargau und Waadtland erobern; immer flatterte ihr Banner ruhmvoll unter denjenigen der Eidgenossen, auch in den burgundischen Kriegen. B. war einer der zugewandten Orte des schweizerischen Bundes. Im Jahre 1522—28 nahm es den zwingli'schen Lehrbegriff an. Die fast ununterbrochenen Versuche der Bischöfe von Basel, ihre Rechte über B. zu erweitern, hatten beständige Streitigkeiten zur Folge, welche die Eidgenossen vergebens beizulegen sich bemühten. Endlich wußte Bern gegen einige andere Bewilligungen vom Bischofe dessen Rechte über B. zu erhalten, die Tagsatzung hob jedoch 1606 den Tausch wieder auf. Darauf ward 1610 ein neuer Vertrag zwischen dem Bischof von Basel und der Stadt geschlossen, dem zufolge B. dem Bischof als Landesherrn huldigte, dieser dagegen die Privilegien der Stadt bestätigte. Dieser stand die gesetzgebende Gewalt, das Recht, Krieg zu führen, Frieden und, mit einigen Beschränkungen, Allianzen zu schließen, zu. In der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts erhielt B. Sitz in den allgemeinen Tagsatzungen. Die Streitigkeiten mit dem Bischof von Basel dauerten aber noch bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts fort. In ältern Zeiten lag die Regierung fast ausschließlich in den Händen des kleinen Raths, derselbe mußte sie jedoch nach und nach wegen entstandener Streitigkeiten mit dem großen Rathe theilen, der den Bürgermeister wählte. Die französische Revolution rief auch in B. Gährungen und Unruhen hervor; im Februar 1798 ward es mit Frankreich vereinigt und zum Departement Oberrhein geschlagen. Nach Auflösung des Kaiserreichs hoffte es, seine Selbstständigkeit wieder zu erringen, wurde jedoch durch den wiener Kongreß 1815 mit andern Theilen des ehemaligen Bisthums Basel dem Kanton Bern zugetheilt.

Biel, Götze der alten Sachsen und Thüringer, der auf der Bielshöhe, in der Nähe des Klosters Ilfeld, besonders angebetet und auf einem mit seiner Statue gezierten Altar verehrt wurde u. nach Einigen Beschützer der Wälder und Beförderer des Wachsthums, nach Anderen Symbol der Sonne gewesen seyn soll. Ruinen eines Altars und einer Priesterwohnung findet man bei Blankenburg im Harz auf dem Bielsteine. Ein anderer Bielstein in der Nähe von Rübeland trägt ebenfalls Ruinen eines Tempels und wunderbare Sagen von dem Götzen. Die nahe dabei gelegene Bielshöhle soll davon ihren Namen haben, daß man 1672 ein Bild des Gottes darin gefunden. Es wurden ihm Menschenopfer dargebracht und er mit dem Blute der Geopferten überstrichen.

Bielach, österreichischer Fluß, entspringt im Oberwienerwaldkreis bei Frankenfels und mündet bei Melk in die Donau.

Bielefeld, Kreisstadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, liegt, von der Lutter in die Alt- und Neustadt getheilt, in angenehmer Gegend am Fuße des Sparrenberges, auf welchem das alte, zu Gefängnissen benutzte Schloß Sparrenburg liegt. Die Stadt ist Sitz eines Kriegsgerichts und einer Handelskammer und hat eine Vorstadt (Gadderbaum), 3 Thore, 3 evangelische, eine katholische Kirche, Synagoge, ein Waisen- und Krankenhaus, 2 öffentliche Plätze, von Bildungsanstalten ein Gymnasium, eine Gewerb- und Bürgerschule, ein Hebammenlehrinstitut, ferner einen Gewerbeverein, einen landwirthschaftlichen Verein. Die Einwohner, 10,000 an der Zahl, treiben starken Leinwandhandel (jährlich gegen 70,000 Stück, besonders Damast, für ungefähr 1 Million Thaler), bedeutende Leinwandbleicherei auf 17 großen, theilweise nach holländischer Art eingerichteten Bleichen zwischen der Stadt und dem Dorfe Milhe, mit 4000 bis 5000 Arbeitern, ansehnliche Gerbereien, Lein- und Wollenweberei, Eisen- und Stahlwaaren-, Tabaks-, Zwirn- und Seifenfabrikation. B. entstand im 12. Jahrhundert, vielleicht vom Dorfe Heepen aus, dessen Filial es bis 1226 war. Die Veste Sparrenburg stammt aus der Zeit Heinrichs des Löwen und diente in der Folge den Grafen von Ravensberg oft als Residenz. Schon 1289 werden städtische Privilegien erwähnt und 1293 stiftete Graf Otto II. hier ein Kollegiatstift, welches 12 Präbenden und mehre Vikarien enthielt, aber 1811 eingezogen wurde. Weberinnungen, welche bereits zu Anfange des 14. Jahrhunderts bestanden, beweisen das Alter der hiesigen Leinenfabrikation. Später gehörte B. zur Hansa. Die Reformation fand um 1545 in der Stadt Eingang, gleichzeitig wurden auch die Festungswerke erweitert. Wichtig für die Veredlung und Erweiterung der hiesigen Industrie war im 16. und 17. Jahrhundert die Einwanderung einer Menge vertriebener Niederländer. Im Jahre 1625 wurde B. vom Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg in Besitz genommen, 1626 aber wieder von den Kaiserlichen besetzt und erst 1646 dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm zuerkannt. Die vergebliche Belagerung u. Beschießung der Stadt mit Bomben durch den Bischof von Münster im Jahre 1673 zeugt von der Stärke und Wichtigkeit ihrer damaligen Befestigung. Die Leinenmanufaktur gewann unter dem großen Kurfürsten sehr durch die den Absatz fördernde Einrichtung der sogenannten Legge. Auch die Drellweberei und Bleicherei bildeten sich weiter aus, aber Alles litt durch den 7jährigen Krieg, wo die Franzosen hier arg hausten. Dadurch aber, daß holländische Bleichart, sowie die Bunt- und Damastweberei in Aufnahme kamen, erreichte die Produktion, 1788 schon wieder den Werth von 11,660 Thalern für Leinwand und 6550 Thalern für wollene und baumwollene Zeuche. In dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts fertigte man bereits durchschnittlich für 75,000 Gulden Leinenzeuche. Seit 1810 aber wird der Leinwandhandel von 35 Engroshändlern betrieben mit einem Umsatze von $1\frac{1}{2}$ Millionen Thalern, hat sich aber neuerdings wieder vermindert und hauptsächlich auf die feinern Sorten beschränkt.

Bieler See, See im schweizerischen Kanton Bern, bei der Stadt Biel, 1338 Fuß über dem Meere, $3\frac{1}{2}$ Stunden lang, $\frac{3}{4}$ Stunde breit und bis 390 Fuß tief, wird von der Thiel, die sein Wasser in die Aar führt, durchflossen und ist fischreich (Forellen von 20 Pfund). Seine Um-

gebungen sind sehr reizend, das südliche Ufer ist flach und am westlichen und nördlichen erheben sich die Berge des Jura. In der Mitte des Sees liegt die durch J. J. Rousseau's Aufenthalt 1765 bekannte reizende Petersinsel (St. Pierre).

Bielitz, Stadt im österreichisch-schlesischen Kreis Teschen, am nordwestlichen Fuße der Karpathen, an der Biala und nahe an der preußischen Grenze, nordöstlich von Teschen, ist der Hauptort des gleichnamigen Fürstenthums, hat ein alterthümliches, befestigtes Schloß mit schönem Park, zwei katholische und eine protestantische Kirche, ist Sitz des protestantischen Superintendenten für Mähren u. Schlesien, hat eine katholische und protestantische Schule und öffentliche Bibliothek. Die Einwohner, 7500 an der Zahl u. größtentheils Protestanten, betreiben große Tuchmanufakturen (500 Meister), berühmte Schönfärbereien, Leinwebereien, starken Woll-, Tuch- und Ungarweinhandel; auch ist die Stadt Hauptniederlage des galizischen Steinsalzes für Mähren und Schlesien.

Biella, Stadt im sardinischen Fürstenthum Piemont, sonst Hauptstadt einer Provinz, nordöstlich von Ivrea, am Cervo und Aurena, amphitheatralisch an einem Hügel hinaufgebaut, ist Bischofssitz mit 6 Kirchen, 6 Klöstern, Seminar, hat Zeuch-, Tuch-, Leinwand-, Papierfabriken, Handel mit Seide, Wein, Oel, Hanf u. Kastanien, und 8000 Einwohner. 2 Stunden nordwestlich von B. auf einem Berge liegt eine Kirche mit einem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes (von Oropa), welche zu den besuchtesten Wallfahrtsorten Italiens gehört.

Bielmaus, s. v. a. Siebenschläfer.

Bielshöhle, merkwürdige Stalaktitenhöhle im Harzgebirge, im braunschweigischen Fürstenthum Blankenburg, in der Nähe des Hüttenortes Rübeland und der Baumannshöhle (s. d.), in der rechten Bergwand des Bodethales, 101 Fuß über der Sohle des Flusses. Sie hat 12—15 Hauptabtheilungen, deren Länge zusammen an 647 Fuß beträgt. Unter den vielen Figuren, welche der Tropfstein und Stalaktit gebildet haben, sind das aus 13 klingenden Säulen (die man durch ein dahinter gesetztes Grubenlicht erleuchtet) bestehende Orgelwerk in der 8. und das wellenförmige Meer in der 9. Höhle die merkwürdigsten. Die 12. Höhle ist die reichste an ungeheuern Steinblöcken. Merkwürdig ist, daß über und neben der Decke der 4., 5. und 6. Höhlenabtheilung noch eine Höhle wegstreicht und gleichsam ein zweites Stock des Höhlengebäudes bildet, das von der 7. aus am bequemsten bestiegen werden kann. Die B. hat zwar keine so großen und wilden Weitungen, als die Baumannshöhle, ist aber dennoch in mancher Hinsicht merkwürdiger. Ihren Namen hat sie von dem Berge **Bielstein** (**Bielshöhe**), in welchem sie sich befindet und auf welchem der Götze **Biel** (s. d.) verehrt worden seyn soll. Sie ward 1772 zufällig entdeckt und damals zwar untersucht, aber nicht weiter beachtet, bis sie 1788 durch den Bergmann Christian Becker zum bequemen Besuch eingerichtet wurde. Im Jahre 1817 machte man sie so zugänglich, daß man sie ganz ohne Gefahr durchwandern kann.

Bielski, 1) M a r c i n, einer der ältesten polnischen Geschichtschreiber, geboren um 1495 zu Biala, dem Stammgute seiner Familie im sieradzer Lande, kam jung an den Hof des Woiwoden Kmita, nahm später Militärdienste und kämpfte mit in der glorreichen Schlacht bei Obertyn 1531, in welcher Peter, Fürst der Walachei, von dem Hetman Tarnowski überwunden wurde, lebte später wieder zu Biala und † daselbst 1575. Am berühmtesten unter seinen Schriften sind seine Chroniken, die für das Entstehen der polnischen Prosa epochemachend und zugleich die ersten eigentlichen Geschichtswerke in polnischer Sprache waren. Seine „Kronika swiata" (Krakau 1550 und 1564) ist eine aus vielen Historikern zusammengetragene allgemeine Geschichte von der Schöpfung an bis auf B.'s Zeit, in kräftiger Sprache geschrieben, welche den Mangel an Kritik ersetzt. Außerdem ist B. Verfasser zweier merkwürdigen satyrischen Gedichte, in deren einem, unter dem Titel „Sen majowy" (Krakau 1590), er die Zerwürfnisse Ungarns beschreibt und in einem Traumgesichte seinem Volke ein gleiches Loos voraussagt, wenn es sich nicht zur Ritterlichkeit erhebe; in dem andern: „Seym niewieści" (Krakau 1595), schildert er in scharfen Zügen die damaligen polnischen Zustände. Ein sehr wichtiges Werk B.'s ist ferner: „Sprawa rycerska" (Krakau 1369), eine Darstellung der Regeln der Kriegskunst nach alten und neuern Schriftstellern, sowie des damaligen Kriegswesens, namentlich in Polen und den Nachbarländern.

2) J o a c h i m, des Vorigen Sohn, erhielt seine Bildung auf der Akademie zu Krakau, diente dann im polnischen Heere, machte unter Stephan Bathori die Feldzüge gegen Danzig und Rußland mit, ward in den ersten Regierungsjahren Sigismunds III. königlicher Sekretär und 1595 Deputirter am Tribunal zu Lublin. Um seines Vaters Ruhm noch zu erhöhen, gab er dessen oben erwähnte satyrische Gedichte, sowie dessen handschriftlich hinterlassene „Kronika polska" (Krakau 1597), mit Zusätzen und bis auf Sigismund III. fortgeführt, heraus. Nach Ossolinski ist jedoch diese Chronik, obgleich sie des Vaters Namen trägt, fast ganz des Sohnes eigenes Werk. Es tritt darin eine schon ausgebildetere Sprache auf, die Darstellung ist treu und unbefangen und folgt nicht mehr nur den lateinischen Chroniken, sondern hat auch viel Selbstständiges und Eigenthümliches. Beide B. kamen wegen ihrer Freimüthigkeit, namentlich in kirchlichen Dingen, in den Verdacht der Ketzerei und ihre Chroniken wurden 1617 von dem Bischof von Krakau verboten und unterdrückt; sie sind daher jetzt sehr selten. Joachim B. hinterließ auch einige (einzeln erschienene) panegyrische Poesien.

Biene, kleines Sternbild in der Gegend des südlichen Polarkreises, südlich am Kreuz, in Europa nicht sichtbar.

Bienen (Apida), Abtheilung der Insekten aus der Ordnung der Hymenopteren oder Hautflügler, welche sich deshalb schwer in engere Gruppen zerlegen läßt, weil alle charakteristischen Merkmale, welche man für letztere hat aufstellen wollen, so allmählig in einander übergehen, daß sich kaum scharfe Grenzlinien ziehen lassen. Die B. zeigen einen gemeinsamen Charakter in der Struk-

tur der Hinterfüße, an welchen das erste Glied des eigentlichen Fußes (tarsus) bedeutend verbreitert ist und eine bald länglich viereckige, bald mehr dreieckige Platte darstellt, die oft noch mit Haaren oder Bürsten versehen ist und zum Eintragen des Blumenstaubes dient. Die Kauwerkzeuge der B., welche von denen der Wespen sehr verschieden sind, bestehen aus einer kleinen schildförmigen Oberlippe, mehr oder minder hakenförmigen, innen scharfen und entweder glatten, oder nur mit einem Zahne versehenen Kiefern, meist außerordentlich verlängerten, schwachen, oft fäbelförmigen Kinnladen mit kleinen, meist sechsgliederigen Tastern, und endlich ebenfalls gewöhnlich ungemein langer, fadenförmiger, am Grunde mit zwei Schuppen und mit langen Tastern versehener Unterlippe, welche eine Art Schöpfrüssel zum Aufsaugen des Honigs bildet. Die Flügel sind meist ungleich, die vordern weit größer, als die hintern. Der Leib ist an vielen Stellen behaart, was die Sammlung des Blumenstaubes erleichtert, der bei den einen an den Hinterfüßen (wie bei der eigentlichen Biene, der Hummel der Holzbiene u. a.), bei andern am Bauche (wie bei der Mauerbiene), bei noch andern an der Brust (wie bei der Grabbiene, Ballenbiene u. a.) gesammelt, geballt und so nach Hause getragen wird. Während sich bei allen einsam lebenden B. nur zweierlei Individuen, Männchen und Weibchen, vorfinden, kommen bei den gesellig lebenden noch verkümmerte Weibchen (Geschlechtslose oder Arbeiter) vor, denen hauptsächlich die Einsammlung der Vorräthe und die Sorge für die Jungen obliegt. Die Lebensart der verschiedenen Bienengattungen zeigt sehr wechselnde Verhältnisse. Es gibt eine Gruppe (Philerenus, Melecta, Nomada), deren Larven auf Nahrung von Honig und Blumenstaub angewiesen sind, ohne daß die Mütter im Stande sind, diesen zu sammeln und einzutragen. Die zu dieser Gruppe gehörigen Gattungen legen daher ihre Eier in die Nester anderer B., besonders einsam lebender, und die daraus entstehenden Larven, welche sich weit schneller entwickeln, als die der rechtmäßigen Bewohner, zehren die für letztere bestimmte Nahrung auf, wodurch diese dem Hungertode preisgegeben werden. Bei einer andern Gruppe (Anthophora, Macrocera, Meliturga) bauen die Weibchen Nester, die aus einem Haufen Zellen bestehen, von denen jede zum Wohnsitze einer Larve bestimmt ist und deshalb mit einem aus Honig und Blumenstaub zusammengekneteten eigenthümlichen Brei angefüllt ist, der der Larve bis zu ihrer Entwickelung hinlängliche Nahrung darbietet. Die Zelle wird, nachdem ein Ei hineingelegt worden, geschlossen und die Larve ihrer weitern Entwickelung überlassen. Solche Nester werden meistens in der Erde oder in Mauern angelegt (Megachilus, Panurgus, Halictus). Andere Gattungen benutzen zu ihren Nestern Mörtel von Mauern und fertigen außerordentlich harte, klumpenartige Gehäuse an, welche wie Schwalbennester an Mauern und Wänden angeklebt werden und worin die Zellen manchmal mit zierlich zugeschnittenen Pflanzenblättern austapezirt sind (Megachilus). Noch andere (Centris, Xylocopa) bohren in altem Holze einen Gang, an dessen Ende sich die in mehren Stockwerken über einander liegenden Zellen befinden. Die gesellig lebenden B. sind die einzigen, welche ein wahres Körbchen an dem ersten Tarsalgliede des Hinterfußes haben, worin die sogenannten Höschen, d. h. die in einen Klumpen zusammengeballte Ladung Blumenstaub, nach Hause getragen werden. Ihre Gesellschaften sind bald jährig, wie bei den Hummeln, bald dauernd, wie bei den Honigbienen, und ihre Nester zeichnen sich stets dadurch aus, daß die für die Larven bestimmten Zellen nur aus einem eigenthümlichen Absonderungsstoffe, dem Wachse, gebildet werden (s. unten). Bei beiden Arten von Gesellschaften kommen stets dreierlei Individuen: Männchen, größere (fruchtbare) Weibchen und kleinere (unfruchtbare) Weibchen oder Arbeiter, vor, wobei aber der Unterschied Statt findet, daß in den Sommergesellschaften die Weibchen eben so thätig arbeiten, als die eigentlichen Arbeiter, während bei den dauernden Gesellschaften der Honigbienen in jeder nur ein einziges Weibchen existirt, welches einzig und allein dem Fortpflanzungsgeschäfte obliegt. Auch dienen die Wohnungen, welche von den gesellig lebenden B. hergestellt werden, nicht nur zur Erziehung der Jungen während des Sommers, sondern auch zur Herberge der ganzen Gesellschaft während des Winters.

Die Gesellschaften der **Honigbienen** (Apis mellifica *L.*) bestehen, wie bemerkt, aus einem einzigen Weibchen, der sogenannten Königin, aus 600 — 1000 Männchen und aus 15,000 — 30,000 verkümmerten Weibchen, den Arbeiterinnen, denen die Geschäfte der Pflege der Jungen und des Einsammelns der Vorräthe allein obliegen. Diese Arbeiterinnen (Zwitter) sind die kleinsten; ihr Leib ist länglich und besteht aus 6 Ringen, der Kopf ist dreieckig, die Kinnladen sind vorstehend, ungezähnt, scheerenförmig, der Fühler ist zwölfgliederig; das erste Glied der Hinterfuße (das sogenannte Viereck) ist in Gestalt eines spitzigen Oehrchens am Außenwinkel der Basis erweitert und an der innern Fläche mit einem seidenartigen, kurzen, feinen und dichten Ueberzug bekleidet. Diese Arbeitsbienen sind mit einem Stachel bewaffnet. Die Königin hat dieselben Charaktere, nur ist ihr Leib länger, die Kinnbacken springen weniger vor und haben zwei Zähne, die Flügel sind verhältnißmäßig kürzer und die Hinterfuße ohne allen haarigen Besatz, während die Arbeiterinnen an der Außenseite der hintern Schienbeine jene mit einem Haarrand besetzte Vertiefung, das Körbchen, und außerdem noch ein Kämmchen und an den Sohlen Bürsten besitzen. Die Männchen und Königinnen haben vor der Spitze ausgerandete und behaarte Kinnbacken und einen kürzern Rüssel, besonders die Männchen. Diese unterscheiden sich von den andern beiden Arten noch durch die dreizehngliederigen Fühler, den runderen Kopf, die größeren und verlängerten, oben zusammenstoßenden Augen, die kleineren und behaarteren Kinnbacken und durch den Mangel eines Stachels; auch sind ihre 4 Vorderbeine kurz, das erste Paar gebogen und das Viereck derselben hat weder Oehrchen, noch seidenartige Bürsten. Im Leibe der Königinnen und der Arbeiter finden sich zwei Mägen,

die Därme und die Giftblase. Eine ziemlich große, an dem obern Theil der Basis des Rüssels unter der Oberlippe gelegene und durch ein kleines dreieckiges, Zunge (Epipharynx oder Epiglossis) genanntes Organ verschlossene Oeffnung dient zur Aufnahme der Nahrungsmittel und führt zu einer dünnen Speiseröhre, welche durch den Thorax (Bruststück) hindurch zu dem Vordermagen oder richtiger Kropf führt, der den Honig enthält. Der folgende Magen enthält den Blumenstaub und hat auf seiner Oberfläche ringförmige Querrunzeln, wie Faßreife. Außerdem enthält die Bauchhöhle bei der Königin zwei große Eierstöcke, bestehend aus einer Menge von Säckchen, deren jedes 16 — 17 Eier einschließt. Jeder Eierstock geht durch den After aus, in dessen Nähe er sich zu einer Tasche erweitert, wo das Ei verweilt, um eine klebrige, aus einer nahen Drüse abgesonderte Feuchtigkeit zu empfangen. Die Eierstöcke der Arbeiterinnen sind weniger groß und unvollkommner ausgebildet. Der Stachel der B. ist hohl und am Ende mit einem Tröpfchen Gift gefüllt. Unter dem Vergrößerungsglase zeigt er sich aus 4 Borsten zusammengesetzt, wovon die äußern zwei viel dünner sind und wie Futterale die zwei innern zwischen sich nehmen. Jene sind glatt, diese am Ende mit Widerhaken besetzt. Der Stachel besteht daher aus zwei Hälften, so daß das Gift an der Wurzel dieser Hälften herausdringt, wenn man sie mit einer Nadel von einander trennt; am Ende dringt es nur heraus, wenn die Hälften sammt den beiden Futteralen an einander liegen. Es gehen daher bei jedem Stiche vier Borsten in die Wunde. Das Gift ist eine helle Flüssigkeit und kommt aus einer großen Blase hinten im Leibe der B., welche in eine lange, gespaltene und blinde Röhre endigt. Sticht eine Biene, so bleibt in den meisten Fällen der Stachel wegen der Widerhaken in der Wunde hängen und zugleich mit demselben die Muskeln und die Giftblase, daher das Thier wegen der großen Verwundung stirbt. Die schmerzhafte Geschwulst, welche der Stich der B. verursacht, kommt nicht vom Stachel, sondern von dem in demselben enthaltenen Gifte. Sticht man mit einer feinen Nadel in den Finger, taucht dann mit derselben in ein aus dem Stachel gedrücktes Tröpfchen und bringt das Gift in die Wunde, so fühlt man sogleich den Schmerz, wie nach dem Bienenstich. Die Arbeitsbienen bedienen sich des Stachels zur Vertheidigung gegen Menschen und Thier, zur Ermordung der überflüssig gewordenen, ganz stachellosen Drohnen und der nicht zur Regierung bestimmten Königinnen. Auch unter einander verfolgen sich die Arbeiterinnen bisweilen und es entstehen im Sommer förmliche Bienenschlachten, wobei es auf Tod und Leben geht. Solche Kämpfe brechen zwischen B. derselben Familie aus, wenn mehre Königinnen im Stocke sind und jede eine Partie Arbeitsbienen für sich gewonnen hat; besonders hart aber entbrennt der Streit, wenn fremde B. (Näscher, Raubbienen) in einen Stock eindringen wollen. Auch die Königin hat einen Stachel, und zwar einen größern als die Arbeitsbienen, aber sie bedient sich dessen nur gegen andere Königinnen.

Die Honigbienen bedürfen zur Gründung ihres Staats einen nach außen hin durch feste Wände hinlänglich geschützten abgeschlossenen Raum, den sie beziehen und wohnlich einrichten. In hohlen Bäumen, Felsenritzen und dergl. bietet ihnen die Natur selbst solche Lokalitäten an, und in solchen leben sie in wärmeren Gegenden als wilde B. Aber auch der Mensch hat ihnen, um des Nutzens willen, den diese kunstreichen Insekten ihm gewähren, Wohnungen bereitet, in denen sie zu wahren Hausthieren geworden sind (s. **Bienenzucht**). Das Erste, was die B. in der ihnen angewiesenen Wohnung zu thun haben, ist, daß sie alle Ritzen und Oeffnungen bis auf ein kleines Flugloch mit harzigen und klebrigen Substanzen verstopfen und verkleistern. Dann beginnen sie die Anlegung von Wänden und Stockwerken für die zu erwartende Brut. Dies sind die **Waben**. Diese bestehen aus Wachs und bilden im Bienenstocke senkrechte und parallele Wände mit Zwischenräumen oder Gassen, so breit, daß zwei B. einander bequem ausweichen können. Jede Wabe hat an beiden Seiten söhlige Zellen, die dicht an einander liegen, und hin und wieder Löcher als Thüren, wodurch die B. auf einem kürzern Wege von einer Seite zur andern kommen können. Jede Zelle bildet eine sechseckige Röhre mit einem dreiseitigen Pyramidenboden. Neuere Beobachtungen beweisen, daß die Zellen ursprünglich rund gemacht werden und die sechseckige Gestalt nur dadurch erhalten, daß sie sich wechselseitig drücken, wie an eine Walze nur sechs andere gleich große gelegt werden können. Die Arbeiterinnen setzen das Wachs mit den Kiefern an und glätten die Zellwände inwendig, indem sie mit unglaublicher Geschwindigkeit vorragende Wachsspitzen mit den Kiefern abbeißen, bis sie eine Kugel wie einen Nadelkopf haben, die sie nun anderswo verwenden. Ein Theil der Zellen ist zum Aufbewahren des Honigs und Blumenstaubes, ein anderer zum Auferziehen der Brut bestimmt, und zwar für dreierlei Maden. Die für die Arbeitsbienen sind an einem besondern Orte beisammen und kleiner; ihrer 20 stehen in einer 4 Zoll langen Reihe beisammen, und eine Wabe von 15 Zoll Länge u. 10 Zoll Breite besteht aus 9000 Zellen. Drohnenzellen gehen 10 auf 2 Zoll 10 Linien; nach einer andern Richtung stehen jedoch nur 9 in demselben Raum, so daß sie also nach allen Seiten nicht gleich dick und zwei gegenüberliegende Seitenflächen schmäler sind. Die Länge der Zellen ist nicht so beständig wie die Breite; die der Arbeiter messen gewöhnlich $5^1/_2$ Linien und der Durchmesser der ganzen Wabe 10; die der Männchen sind 8 Linien lang. Beide Arten Zellen enthalten oft zuerst Honig, dann die Made und dann wieder Honig; diejenigen Zellen aber, welche ausschließlich für den Honig bestimmt sind, haben bei gleicher Weite eine größere Tiefe, als die Arbeitszellen, oft bis auf 10 Linien. Die königlichen Zellen sind viel größer, fast cylindrisch, am Ende ein wenig dünner und haben auf der Oberfläche kleine Gruben; sie hängen gewöhnlich stalaktitenartig an den Rändern der Waben, mit der Oeffnung nach unten, so daß die Larve darin eine verkehrte Lage hat. Eine solche Zelle enthält so viel Wachs als 100 Ar-

beiterzellen. Die sogenannten Drohnen oder Männchen kommen vom Anfang Mai bis Ende Juli im Bienenstocke vor, mit der einzigen Bestimmung, mit der Königin der Liebe zu pflegen und so die Fortpflanzung des Stockes zu sichern. Auch die Königin des Stockes verrichtet keine gemeinen Arbeiten; sie ist die Mutter aller Arbeitsbienen und ihrer eigenen künftigen Nachfolgerin oder Rivalin. Die Königin, welcher die Fortpflanzung des bei weitem größten und wichtigsten Theils des Bienenvolkes obliegt, hält sich in der Regel im Innern auf zwischen zwei Waben und geht nur selten auf die äußere Seite derselben, gewöhnlich nur dann, wenn auf dieser Seite Zellen leer sind und sie Eier hineinlegen will, worauf sie sich sogleich wieder in das Innere des Palastes zurückzieht. Um die Zeit aber, wo die Bauten fertig sind, begibt sie sich an einem warmen Frühlingstage hinaus ins Freie, und ihr folgen die Männchen, sie umschwärmend. Dieser Zug, der sogenannte Hochzeitszug, erhebt sich hoch in die Luft und entzieht sich daher unserer Beobachtung; jedenfalls aber findet dabei die Begattung Statt. Inzwischen ist unter den zurückgebliebenen Arbeitsbienen im Korbe große Geschäftigkeit, und man will bemerkt haben, daß sie mit einer gewissen Aengstlichkeit und Ungeduld der Zurückkunft der Königin harren. Diese erfolgt auch in kurzer Zeit, und schon nach Verlauf von 46 Stunden beginnt die Königin Eier zu legen, zu welchem Zwecke sie sich von Zelle zu Zelle begibt und in jede derselben ein Ei legt. Im ersten Sommer pflegt sie indeß nicht viele Eier zu legen und wird bei diesem Geschäfte meist vom Winter unterbrochen. Im Frühjahr aber vermehrt sich ihre Fruchtbarkeit außerordentlich und man hat beobachtet, daß sie während dieser Jahreszeit in drei Wochen wohl an 3000 Eier legt. So wie aber die Königin mit dem Eierlegen beginnt, haben die Drohnen keinen Lebenszweck mehr und werden daher von den Arbeitsbienen mittels des Stachels getödtet und aus dem Korbe hinaus geworfen. Dieses Morden (die Drohnenschlacht) wird desto ärger, je fruchtbarer sich die Königin zeigt, je gesicherter also die Nachkommenschaft ist. Bereits im ersten Sommer werden alle Drohnen getödtet, und man findet ihre Leichname im Juni, Juli und August oft haufenweise am Eingange des Bienenkorbs liegen, so daß der Winter keine Drohnen mehr antrifft, die, weil sie nicht einsammeln und nicht arbeiten, den Speisevorrath im Winter nur verringern würden. Alle von der Königin in dieser Zeit gelegten Eier sind solche, woraus Arbeiterinnen hervorgehen; darauf beginnt sie andere Eier zu legen, aus welchen sich Drohnen entwickeln, und erst nachdem dies geschehen ist, legt sie in die besonders hierzu erbauten Zellen an 20 Eier, woraus weibliche B. entstehen. Das Auskriechen aller Eier geschieht der Reihe nach, wie sie gelegt worden sind. Drei bis vier Tage nach dem Legen öffnen sich die Eier und es kommt aus ihnen eine kleine Made von weißlicher Farbe heraus, welche, da sie fußlos ist, die Zelle nicht verlassen kann. Die ältern Arbeitsbienen übernehmen die Ernährung dieser sehr gefräßigen Maden und tragen ihnen, je nach dem Alter derselben, die geeignete Speise in Form eines Speisebreies zu, der von wesentlichem Einfluß auf das Leben und die Entwickelung der jungen Brut ist. Diese Fütterung dauert 5 Tage lang, dann beginnt die Made sich in eine Art Gespinnst einzuhüllen und verwandelt sich innerhalb einer Zeit von 3 Tagen in eine Puppe. Die Arbeitsbienen verkleben während dieser Zeit die Zelle mit einem Wachsdeckel, so daß die Puppe in der Zelle eingeschlossen ist. Nach 7 Tagen erfolgt die letzte Verwandlung, indem aus der Puppe die junge Biene auskriecht, deren erstes Geschäft es ist, den Wachsdeckel ihrer Zelle aufzubrechen und die Freiheit zu suchen. Die junge Biene sieht graulich aus u. wird nach und nach braunroth, wie die andern. Nachdem sie eine Zeitlang auf den Waben herumgelaufen ist, fliegt sie mit den andern aus, um einzutragen, und weiß bald den Stock ganz allein zu finden. An einem Tage schlüpfen oft über 100 aus. Die Königin kann ein Alter von 3 Jahren erreichen; die Drohnen werden, wie erwähnt, in jedem Sommer oder Herbst umgebracht. Das natürliche Alter der Arbeitsbienen ist darum schwer zu bestimmen, weil selten eine von ihnen eines natürlichen Todes stirbt, indem sie meist früher bei ihren gefahrvollen Arbeiten, wobei sie dem Winde und Regen, sowie den Nachstellungen der Vögel sehr ausgesetzt sind, umkommen; man kann indeß annehmen, daß keine Arbeitsbiene 2 Winter erlebe, wenigstens fand Gundelach von vielen mit rothem Lack auf den Rücken gezeichneten Arbeitsbienen im zweiten Frühjahre nicht eine einzige mehr vor und von 500 im April gezeichneten lebte selbst im Herbst keine mehr. Die Ansicht, daß Arbeitsbienen 5, 8, ja 12 Jahre alt werden, ist jedenfalls unrichtig. Uebrigens erstarren die B. im Stocke während des Winters nicht, auch die Königin erhält sich, umgeben von 10.000 Arbeiterinnen, vollkommen wach und beginnt mit den ersten warmen Frühlingstagen das Eierlegen. Nachdem alle Eier der Arbeitsbienen ausgekrochen sind, kriechen in ähnlicher Weise die Eier der Männchen und der Königinnen aus. Die entwickelten Drohnen werden, da sie sich nicht auf Arbeit u. Einsammeln verstehen, von den Arbeiterinnen gespeist. Während die ganze Entwicklungszeit von dem Legen des Eies an bis zum Ausschlüpfen der Biene für eine Arbeiterin 19—20 Tage beträgt, braucht die Königin dazu nur 16, die Drohne aber 24 Tage. Die erste der auskriechenden Königinnen tödtet sogleich die noch in den Zellen eingeschlossenen weiblichen Puppen und bleibt fortan an der Spitze der Gesellschaft. Schlüpfen aber mehre Königinnen zugleich aus, so kämpfen sie so lange unter einander, bis Eine übrig bleibt; ist aber unglücklicher Weise auch die alte Königin noch am Leben, bis die jungen auskriechen, so werden diese letzteren ohne Gnade von ihr umgebracht, ohne daß die Arbeiterinnen sich widersetzen. Da die alte Königin aber dann unfähig ist, ferner Eier zu legen, so zerstreut sich die Gesellschaft entweder bei ihrem Tode, oder die Arbeiterinnen verschaffen sich dadurch eine neue Königin, daß sie die Larve einer Arbeiterin, die aber noch nicht 3 Tage alt ist, in eine königliche Zelle bringen und mit königlichem Futter nähren, worauf sich die weiblichen Geschlechtstheile entwickeln, während dieselben in den Zellen und bei dem

Futter der Arbeiterinnen rudimentär bleiben. Was das Eierlegen für die Fortpflanzung der Individuen ist, das ist für die Vermehrung der ganzen Bienengesellschaft das **Schwärmen**. Ist der Stock zu voll, so entstehen die Schwärme, wozu aber immer eine neue Königin nöthig ist. In Mitteldeutschland schwärmen die B. nicht vor Mitte Mai und nicht später als Mitte Juni, meist zwischen 10 und 3 Uhr, wenn es im Stocke zu heiß wird. Dann entsteht ein lautes Summen. Einige B. fliegen aus, und wenn die Königin unter den ersten ist, so folgen in weniger als einer Minute alle am Schwarm Theil nehmenden nach. Einige setzen sich nun an irgend einen nahen Baumast an und die andern darauf, so daß ein dicker Klumpen entsteht. Die Königin kommt gewöhnlich etwas später, setzt sich oft einen Fuß entfernt neben den Haufen, fliegt aber endlich darauf und dann kommen auch die andern, welche sich in der Nachbarschaft niedergesetzt hatten. Hat ein Schwarm mehre Königinnen, so werden gewöhnlich die schwächern Königinnen das Opfer der stärkern. Den Einfluß der Königin auf den Schwarm und den ganzen Bienenstaat hat man sich früher viel zu allseitig und monarchisch gedacht; neuere Beobachtungen beweisen, daß das Bienenvölkchen eine vollkommen republikanische, man möchte sagen, demokratische Verfassung hat. Das Ansetzen der B. beim Schwärmen wird nie von der Königin, sondern immer von den B. bestimmt, und die Königin folgt den B., nicht aber diese der Königin. Fällt indeß beim Hauptschwarme die Königin, weil sie nicht recht mehr fliegen kann, auf die Erde und werden es die B. gewahr, so strömt bald das ganze Volk dahin; gewöhnlich aber vermissen die B. die Königin nicht eher, als bis sie sich irgendwo niedergesetzt haben, und fliegen dann nach kurzer Zeit zum Mutterstock zurück, während die Königin, gewöhnlich nur von einigen treuen Begleiterinnen umgeben, auf der Erde liegen bleibt und durch Kälte oder Regen mit ihren Gefährtinnen umkommt. Die zum Mutterstocke zurückgekehrten B. warten nun, bis die angesetzten Weiserzellen ausschlüpfen, und der Schwarm zieht dann mit einer jungen, noch unfruchtbaren Mutter aus. So wenig wie die Königin den Platz bestimmt, wo sich der Schwarm ansetzt, ebensowenig wird durch sie das Schwärmen veranlaßt. Oft zieht ein Schwarm 2- oder 3mal aus und muß jedesmal zum Mutterstocke zurückkehren, weil die Königin nicht folgte, sondern im Stocke blieb. Man hat deshalb der Königin mit Unrecht den Namen „Weiser" gegeben, denn sie ist nie der Wegweiser der B. Sie gibt nie den Ton beim Schwärmen an, sondern sie folgt nur bei der ausgebrochenen Unruhe den B.; daher denn auch die B. ihr nicht folgen, wenn sie zur Begattung ausfliegt.

Die B. sammeln Honig und Blumenstaub zur Nahrung (letztern ausschließlich für die Brut) und außerdem verschiedene andere zum Bau der Waben und zur Austapezirung ihres Hauses nöthige Stoffe (Stoffwachs) ein. Die von den B. vorzugsweise geliebten Pflanzen sind, von den Bäumen: Linde, Roßkastanie und alle Obstbäume (besonders zuträglich ist Pflaumenblüthe, dagegen Kirschblüthe Durchfall und nachher Verstopfung zu Wege bringen soll); von den Sträuchern: Epheu, Ginster, Haidekraut, Haselnuß und einige Weidenarten, besonders Sahlweide (Salix caprea); von den Kräutern: Buchweizen, Esparsette, Hauswurz (Sedum), Hopfen, Raps und Rübsen, Sonnenblume, Thymian. Diese und andere von den B. gern besuchte Pflanzen werden deshalb auch **Bienengewächse** genannt. Dagegen lassen die B. Korn und Weizen unbeachtet, außer bei daraufgefallenem Honigthau, und gewisse Gewächse, als Chamillen, Nieswurz, Wermuth, Wolfsmilch, verabscheuen sie entschieden. Den **Honig** sammeln sie aus den sogenannten Honigdrüsen oder Honigbehältern (Nektarien) der Blumen, verschlucken denselben und tragen ihn nach Hause. Sie bedienen sich bei dem Einsaugen des Rüssels, welcher im Zustande der Ruhe als ein glänzendes langes Blättchen von den Kiefern zum Halse läuft, sich daselbst zuspitzt und fast wie ein Schnabel aussieht. Er ist nur die verlängerte Unterlippe, an welcher hinten die zwei langen Unterkiefer stehen, die in eine breite, häutige, ungefiederte Freßspitze endigen. Weiter vorn stehen die Freßspitzen der Lippe selbst mit einem langen Hinterstück, das in eine vierkörnige Spitze endigt. Diese Theile dienen dem viel längern und rüsselförmigen, weichen und kurzbehaarten Mittelstück als Futteral. Die Unterlippe hat übrigens drei Gelenke, eins hinten, eins in der Mitte und eins an der Einfügung des eigentlichen Rüssels, welcher quer geringelt ist und in eine Art Kopf endigt mit strahligen Härchen. Dieser hat oben eine Längsrinne, worin man einen Tropfen Flüssigkeit vorwärts drücken kann. Der Honig wird durch diese Rinne eingesogen, vorzüglich mit Hülfe der Futterale; dann kommt er in den Mund und endlich in den Magen, welchen man deshalb auch den Honigsack nennt. Hinten im Munde liegt eine fleischige Warze, welche schlucken hilft und daher als Zunge betrachtet werden kann. Der eingetragene Honig bildet die einzige natürliche Nahrung für die B. und namentlich auch in der Zeit, wo sie nicht ausfliegen können, wie bei schlechtem Wetter und im Winter. Haben sie zu wenig eingesammelt, so sterben sie vor Hunger, wenn man sie nicht mit Honig oder Honigsurrogaten füttert. Sie verschlucken den Honig, wenn sie ihn einsammeln, u. bewahren ihn in ihrem ersten Magen (Honigblase) auf. Sobald sie nach Hause gekommen, gehen sie in eine Zelle, zuerst oben in der Wabe, um den Honig herauszubrechen. Obschon der erste Magen sehr dünn u. zart ist, so zieht er sich bei dieser Operation doch sichtlich zusammen. Eine Biene läßt gewöhnlich 2 Tropfen fallen, dann kommt eine andere, bis die Zelle voll ist. Uebrigens wird ihnen der Honig auch bisweilen unterwegs von andern B., die Hunger haben, abgenommen. Bei schlechtem Wetter nähren sie sich von dem eingetragenen Honig; sie lassen deshalb einige Zellen offen, verschließen aber die meisten andern mit Wachsdeckeln, um den Honig für den Winter aufzusparen. Aus dem Honig wird aber auch das **Wachs** abgesondert. Ueber den Wachsbildungsprozeß hatte man, selbst noch in der neuern Zeit, die seltsamsten Ansichten. Die Meisten hielten das Wachs für nichts Anderes, als für Blumenstaub, der im Magen der B. durch einen höchst seltsamen und

beispiellosen Prozeß in jene ganz heterogene Substanz sollte verwandelt seyn; erst Gundelach (Naturgeschichte der Honigbienen, Kassel 1842) hat in das Geheimniß der Wachsbereitung Licht gebracht. Das Wesentlichste seiner Beobachtung ist Folgendes. Jeder der 6 Ringel des hintern Bienenleibes besteht aus einer obern und einer untern Querschiene. Die obern laufen bis etwas unter den Bauch der Biene und decken die untern theilweise von der Seite. Diese letztern sind durch eine Haut an den Körper der B. befestigt, und die Biene kann den Leib nach allen Seiten biegen, ohne daß diese Fughaut dabei sichtbar wird. Hebt man die untern Schuppen mit einer Nadel in die Höhe, so sieht man an den vier mittelsten auf jeder Seite ein länglich-rundes, glänzendes Fleckchen von gelber Farbe genau von der Größe, wie man die Wachsblättchen unter den Bienenstöcken findet; es sind dies die Organe, welche das Wachs ausschwitzen. Sobald die Biene ihren Magen oder die sogenannte Honigblase mit Honig angefüllt hat und diesen nicht ablegen kann, geht derselbe nach und nach in den Darmkanal, wird hier verdaut, der größte Theil davon als Exkrement ausgeschieden u. der andere in die Säfte der B. übergeführt. Durch diesen großen Zufluß von Säften bildet sich ein Fett, welches auf den oben erwähnten 8 Fleckchen, die sich an den untern 4 Schuppen der Bauchringel befinden, als eine flüssige Masse hervorquillt und bald als Wachsblättchen erhärtet, während, wenn die Biene den Honig ablegen kann, nur so viel in den Darmkanal übergeht, als zur Ernährung derselben nöthig ist. Die Honigblase der Biene braucht kaum 40 Stunden mit Honig angefüllt zu seyn, um auf den 8 Fleckchen eben so viel Wachsblättchen vollkommen zur Reife zu bringen, so daß sie abfallen. Die B. ziehen sich, sobald ihre Wachsblättchen zum Abfallen reif sind, in den Stock zurück und pflegen der Ruhe, ebenso wie die Raupen es thun, wenn sie sich häuten. Bei einem Schwarme, der stark baut, sieht man Tausende von B., welche ganz unthätig oben im Stocke hängen; es sind dies lauter B., deren Wachsblättchen zum Abfallen reif sind; haben diese sich abgelöst, so erwacht wieder die Thätigkeit der B. und ihre Stelle wird nun von andern zu gleichem Zwecke eingenommen. Die Wachsbereitung ist aber den B. immer nur ein Mittel u. Honigbereitung Zweck. Sobald die B. Raum haben, beschäftigen sie sich ausschließlich mit Honigeintragen, und so lange sie den Honig in den schon fertigen Wachswaben ablegen können, schwitzen sie eben deshalb kein Waays aus. Den Blumenstaub sammelt die Biene von den Staubgefäßen der Blumen. Wenn die Biene sich in einer Blume herumtummelt, so bleibt zwischen den blättrigen Haaren der meist gelbliche Staub hängen, so daß sie fast unkenntlich dadurch wird. Nun bürstet sich die Biene mit ihren Füßen ab und bringt den Staub von den Vorderfüßen an die mittlern und von diesen in die Körbchen an den Hinterfüßen, wo er in Gestalt von länglichen Ballen hängt und die sogenannten Höschen bildet, welche bisweilen die Größe eines Pfefferkorns erreichen. Nach der Verschiedenheit der Farbe des Blumenstaubes gibt es außer den gelben auch rothe, weißliche u. grüne. Im April und Mai sammeln die B. den ganzen Tag hindurch Blumenstaub, in den heißern Monaten nur bis gegen 10 Uhr Morgens. Um sich der Höschen zu entledigen, beißen sich die B. mit den Kiefern Stückchen von den Höschen ab, kauen u. verschlucken sie dann. Gewöhnlich aber gehen sie in den Stock, setzen sich auf eine Wabe und summen mit den Flügeln, worauf 3—4 andere kommen, Bissen von den Höschen wegnehmen und sie verschlucken. Oder die nach Hause kehrenden kriechen in leere Zellen, streifen darin mit den mittlern Füßen die Höschen ab u. werden darin von den folgenden abgelöst, bis die Zelle voll ist. Diese Zellen stehen bald einzeln zwischen Honigzellen, bald aber auch in Menge beisammen, je nachdem es das Bedürfniß u. die Menge des Eingetragenen erfordert. Der hier aufgespeicherte mit Honig vermischte Blumenstaub dient, wie schon erwähnt, zur Ernährung der Brut. Außer Blumenstaub und Honig tragen die B. auch weiches Harz ein, welches sie auf verschiedenen Bäumen, namentlich gern auf Pappeln und Tannen sammeln. Sie brauchen dasselbe zum Verkleben der Fugen in ihrer Wohnung, wozu das Wachs sich deshalb nicht eignet, weil es keine Sicherheit gegen das Eindringen anderer Insekten gewährte, namentlich würden die Larven der Wachsschaben dadurch nicht abgehalten, sondern angelockt werden. Auch Wasser tragen die Arbeitsbienen in die Stöcke und verwenden dasselbe zur Bereitung des Futterbreies für die Maden, indeß ist der Bedarf gering; ein Stock von 5000 B. schickte, nach Gundelachs Beobachtung, täglich nur 4 B. zum Wasserholen, und zwar in den Mittagsstunden. S. Bienenzucht.

Bienenrecht, der Inbegriff der in Beziehung auf die Bienenzucht gegebenen Gesetze und gültigen Rechtsgrundsätze. Nach dem römischen Rechte gehören die Bienen zu den wilden Thieren, ebenso werden dieselben in dem Sachsenrechte wilde Würmer genannt; nach neuern Provinzialgesetzen gehört die Biene aber zu dem zahmen Vieh. Die Summe dessen, was man jetzt in Deutschland als B., auf sehr alte Gewohnheiten fußend, annehmen kann, läßt sich in folgenden Sätzen zusammenfassen. 1) Bienenschwärme, welche sich nicht in dem Eigenthume und aktuellen Besitz eines Andern befinden, können, als den res nullius zugezählt, von jedem beliebigen Besitzergreifer als Eigenthum erworben werden, mit Ausnahme jedoch solcher Schwärme von Waldbienen, welche sich in herrschaftlichen und privaten Forsten finden; denn diese sind nach altem Herkommen Eigenthum des Forstherrn. 2) Das Eigenthum der Bienen ist durchaus abhängig von dem unmittelbaren Besitz derselben, und ein entflohener Bienenschwarm kann daher von dem Eigenthümer nur so lange als Eigenthum zurückgefordert werden, als derselbe mit den Augen verfolgt werden kann und fremdes Eigenthum nicht verletzt zu werden braucht, um ihn wieder zu ergreifen. 3) Im Widerspruche mit dem Princip, daß die Bienen den wilden Thieren gleich zu achten seyen, ist deren Eigenthümer, sofern er überhaupt zum Fleisch- und Blutzehnten verpflichtet ist, verbun-

ben, auch von seinen Bienen den Fleisch- und Blutzehnten zu entrichten, was aber herkömmlich, auch wegen der Schwierigkeit der Naturalbeziehung, mit Geld geschieht. 4) Die Bienenzucht ist ein völlig freies Gewerbe, und es ist also Niemandem verboten, solche zu betreiben. 5) Auf seinem eigenthümlichen Grund und Boden kann ein Jeder nach seinem Belieben Bienen halten, ohne von seinen Nachbarn, mögen diese Bienen halten oder nicht, daran verhindert werden zu können, wenn nicht Vertrag oder qualificirte Verjährung dem entgegenstehen, oder öffentliche Polizeirücksichten, z. B. in Städten und in der Nähe öffentlicher Anlagen und Heerstraßen, dieses verbieten, indem die Erfahrung es lehrt, daß besonders bei großer Sonnenhitze die Bienenschwärme Menschen und Vieh höchst gefährlich werden können. Werden dagegen auf Gemeinheiten Bienenschwärme angelegt, so ist der spätere Eigenthümer verpflichtet, seine Stelle von einer früher bestehenden so weit entfernt zu halten, daß dieser dadurch kein Nachtheil zugefügt wird; gewöhnlich nimmt man eine Entfernung von 800 Schritten als eine genügende an. 7) Wie die wesentliche Bedingung aller Weidebienenzucht darin beruht, daß der Bienenwärter zur Zeit der Haide- oder Buchweizenblüthe seine Stöcke in die Blüthe setzen und mit denselben wandern kann, so ist es auch an mehren Orten hergebracht, daß fremde Bienen in die Gemeinheit und Feldmark nicht aufgestellt werden dürfen. Eine solche Observanz ist indessen weit seltener, als ein allgemeines Zulassungsrecht, wofür von den fremden Bienenhaltern dem Eigenthümer des Grundes u. Bodens oder der Interessentenschaft einer Gemeinheit eine Abgabe entrichtet zu werden pflegt. 8) Zu den zweifelhaften Rechtsfragen möchte es gehören, in wie weit der Eigenthümer von Bienen für den durch diese gestifteten Schaden verantwortlich sey. Als besonders eigenthümlich ist aber hier zu erwähnen, daß nach anerkannten Gewohnheitsrechten der durch sogenannte Raub- oder Heerbienen den Bienenstöcken zugefügte Schaden zu keiner Ersatzforderung berechtigt, weil es als Erfahrungssatz feststeht, daß nur an verwahrloste Stöcke die Raubbienen sich wagen, sowie daß die Verkäufer von Butterhonig, d. h. der feinsten Art von Honig, mit welchem die Stöcke durchwintert werden, für dessen Reinheit haften u. im Gegenfalle vollständigen Ersatz leisten müssen, da auch die geringste Unreinlichkeit den Bienen zum Nachtheil gereicht. In frühern Zeiten wurde bisweilen über streitige Fälle in Sachen der Bienenzucht ein eigenes Bienengericht gehalten. Vgl. Biener, De apibus, Leipzig 1773; J. Th. Roth, Abhandlung vom Bienenrechte, Weißenburg 1805; Busch, Handbuch des Bienenrechts, Arnstadt 1830.

Bienenstock, s. Bienen u. Bienenzucht.

Bienenzucht, der Inbegriff aller Vorkehrungen u. Arbeiten, durch welche Bienen unterhalten und ein möglichst großer Nutzen von ihnen erzielt wird; auch wo sie mehr aus Liebhaberei, als um des pekuniären Gewinnes willen betrieben wird, ist doch die Erzeugung der beiden Hauptprodukte der Biene, des Honigs und des Wachses, immer Hauptrücksicht. Am besten gedeiht die Bienenzucht an ruhigen, nicht zu hoch gelegenen, nicht sumpfigen, rauchigen oder unreinlichen Orten, in deren Nähe ein kleines klares Wasser und zahlreiche Bienengewächse (s. Bienen) sich befinden; am ausgedehntesten und lohnendsten ist die B. in Haidegegenden, z. B. im Lüneburgischen, in der Lausitz, in einigen Theilen von Böhmen u. a. O. Die gesammte B. zerfällt in zwei Hauptgattungen, in die Wald- u. Gartenbienenzucht. Die Waldbienenzucht wird wegen ihrer großen Nachtheile für die Holzungen gegenwärtig in Deutschland, einige Gegenden etwa ausgenommen, nicht mehr, wohl aber in Polen und Rußland betrieben. Sie besteht darin, daß man einen starken Baumstamm, nahe unter der Krone, aushöhlt, diese Höhlung mit einigen Kreuzhölzern ausspillt u. mit einem Brete, in dem eine kleine Oeffnung zum Ein- u. Ausflug der Bienen angebracht ist, verschließt. Solche ausgehöhlte Baumstämme (Beuten) werden hernach entweder von den schwärmenden Bienen selbst aufgesucht und bezogen, oder von den Bienenwirthen mit jungen Schwärmen besetzt und im Herbst, wenn die Tracht ein Ende hat, geschnitten. Die Gartenbienenzucht wird von einzelnen Bienenbesitzern meist in Gärten (Bienengärten) oder nahe an Häusern betrieben, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß man im Frühjahr und Herbst die Bienenstöcke in die Buchweizen- und Haidefelder transportiren läßt, damit die Bienen die ihnen dort reichlicher strömende Honigquelle in der Nähe haben. Der sonstigen Betriebsmethode nach zerfällt die Gartenbienenzucht in drei Hauptarten: in die Zeidlerbienenzucht, wo den Bienenstöcken durch das sogenannte Zeideln oder Beschneiden bloß der Ueberfluß an Honig und Wachs ausgeschnitten und ihnen von beiden so viel gelassen wird, als zu ihrem Fortbestehen erforderlich ist; in die Korbbienen- oder Schwarmbienenzucht, bei welcher man die Körbe ausstößt (abstößt), d. h. ihnen im Herbst sämmtlichen Vorrath an Wachs u. Honig auf einmal nimmt, gewöhnlich unter Ertödtung der Bienen (durch Abschwefeln der Körbe), womit dann die Dauer eines solchen Stocks beendigt ist. In neuerer Zeit hat der Brite Nutt unter dem Namen der Lüftungsmethode eine dritte Behandlungsart der Bienen empfohlen, bei welcher insbesondere von einer Ventilation (Lüftung) der Stöcke viele Vortheile in Aussicht gestellt werden; namentlich soll es durch eine besondere Einrichtung der Stöcke möglich gemacht seyn, mit Hülfe der Ventilation die Bienen aus den zu keinem andern Zwecke, als zu Honigkammern benutzten Theilen des Stocks in wenig Augenblicken zu vertreiben u. sich des aufgespeicherten überaus reinen Honigs zu bemächtigen, ohne eine einzige Biene zu tödten und ohne das Brutgeschäft im Geringsten zu stören.

Bei der Gartenbienenzucht überhaupt, mag man sie nun nach der einen oder der andern dieser Methoden betreiben, ist zunächst für eine gute Bienenwohnung zu sorgen. Man baut ein eignes, am besten gegen Nordost oder Südost gerichtetes Häuschen (Bienenhaus) und bringt in dasselbe die Bienenwohnungen. (Bienen-

stöcke). Hohe Bäume dabei sind schädlich, Büsche dagegen ganz zweckmäßig, vorzüglich um das Ansetzen der Schwärme zu befördern. Die Stelle des Bienenhauses vertritt auch oft eine bloße breterne Bedachung mit Unterlage für die Bienenstöcke (Bienenstand, Bienenschauer, Bienenlager). Im Innern ist das Bienenhaus mit einigen Säulen und mit verschiedenen Stockwerken von Querriegeln versehen, auf welche die Stöcke zu liegen oder zu stehen kommen. Hinter dem Lager der Stöcke muß noch gehöriger Raum zu einem Gange seyn, das Dach erhält einen Vorsprung gegen den Regen und die Wände einige Zuglöcher. Die Bienenstöcke sind entweder von Stroh, Binsen oder Weiden geflochtene Bienenkörbe, oder Beuten, welche entweder aus einem Stücke bestehen (Klotzbeuten, d. i. kurze ausgehauene Baumstämme) oder aus Bretern zusammengesetzt sind (Bretbeuten, Bienenkästen). Jeder Stock hat vorn ein Flugloch, wo die Bienen aus- und eingehen, und hinten ein Abzugsloch, um die Unreinigkeiten zu entfernen. Sie sind entweder liegend (Lager) oder stehend (Ständer), untheilbar oder theilbar (Bienenmagazin und, wenn sie geflochten sind, Bienenmagazinkörbe). Auch theilt man die Bienenstöcke, wenn das sie bewohnende Volk schwach ist, durch eine Blendung, d. i. eine Scheibe von Strohgeflecht oder Holz in 2 Theile, wo die Bienen dann wärmer stehen und die Unlust, den großen Raum zu bebauen, verlieren. Der Form nach sind die Stöcke walzen- oder kegel- und glockenförmig (Glocken-, Stülpstöcke), oder, wie meist die Bretbeuten, viereckig. Im Innern sind die Stöcke mit einigen Stäbchen durchzogen (bespillt), damit die Bienen ihre Waben leichter befestigen können. Ihre richtige Größe ist ein Haupterforderniß der Stöcke; zur Schwarmbienenzucht sind kleinere, zur Zeidlerzucht größere Wohnungen nöthig. Bei ersterer muß der Korb die Größe haben, daß er neben dem Wintervorrathe noch Raum für die Brutzellen gewährt. Dies ist der Fall, wenn ein guter Schwarm von ungefähr 4 Pfund an Gewicht ihn in jedem mittelmäßig guten Jahrgange vollbaut. Der Korb muß dann cirka 8 preußische Metzen enthalten; er kann so gegen 45,000 Bienenzellen aufnehmen. Bei der Zeidelbienenzucht verlangt man keine Schwärme, das Volk soll vielmehr beisammen bleiben und recht viel Honig in einem Korbe sammeln, weshalb dieser größer seyn muß. Wenn ein stehender Stock 12 Metzen, ein liegender 13 Metzen enthält, so ist er vollkommen ausreichend und kann 60—70 Pfund an Wachs und Honig fassen. Größere Körbe werden selten mit Honig gefüllt, sondern bekommen auf Kosten der Honigbereitung (s. Bienen) unverhältnißmäßig viel Wachs. Die geeignetste Zeit zum Zeideln oder Schneiden ist die Zeit der Stachelbeer- u. Sahlweidenblüthe. Man treibt die Bienen mit Rauch zurück u. nimmt das überflüssige leere Raas oder leere Gebäu mit dem Bienenmesser hinweg; von dem Honigtheile schneidet man nur so viel heraus, als die Stöcke in den noch zu erwartenden rauhen Tagen, ohne Noth zu leiden, entbehren können, und es ist gerathener, den Stöcken eher zu viel, als zu wenig Honig zu lassen. Bei dem ganzen Geschäft hat man darauf zu sehen, daß das innere Gebäu von Jahr zu Jahr erneuert werde, weshalb wechselsweise die eine und die andere Hälfte und vornehmlich das alte Raas herausgeschnitten werden soll; die eingeschlagene Brut dagegen muß mit aller Vorsicht geschont werden. Bei der Schwarmbienenzucht pflegt man im Herbst zu zeideln und zugleich die Bienen zu tödten. Man wählt hierzu die schwersten und die leichtesten Stöcke und setzt bloß diejenigen (Leibimmen, Ueberständer, Ständer, Standstöcke) zur Zucht zurück, welche gerade ihren Hausbedarf für den Winter, d. h. 30—35 Pfund inneres Gut, haben. Alle Stöcke, welche mehr oder weniger wiegen, werden mit Schwefeldampf erstickt und ihr Vorrath zu Gute gemacht. Statt des Tödtens der Bienen hat Knauf empfohlen, die Schwärme, welche man ausstoßen will, mit den Ueberständern zu vereinigen (kopuliren, s. unten), und Nutt räth, nach der Methode der Lüftungsbienenzucht, die Bienen durch Ventilation auszutreiben. Die Verhütung oder doch rechtzeitige Entdeckung der Weiserlosigkeit eines Stocks ist ein Gegenstand der sorgfältigsten Aufmerksamkeit von Seiten des Bienenwirths, weil bei ihrem längern Bestande der verwaiste Stock unfehlbar eingeht. Ein weiserloser Stock ist in der Arbeit verdrossen, setzt Drohnenbrut in Menge, tödtet die Drohnen nicht und wehrt sich nicht gegen die Raubbienen. Wird die Weiserlosigkeit frühzeitig entdeckt, was aber im Frühjahre nach dem Verluste der alten Königin oft Schwierigkeiten hat, weil in dieser Periode der wiedererwachenden Arbeit der Stock jene Symptome seiner Verwaistheit nicht so bald kund gibt, so läßt sie sich durch ein Stückchen eingestiftete Brut, die man einem volkreichen Stocke nimmt, leicht heilen; hat sie aber schon mehre Wochen Statt gefunden, so ist dies Mittel selten von Wirkung und man thut besser, wenn man Vermehrung des Bienenstandes will, einen solchen weiserlosen Stock mit einem andern zu vereinigen, oder, wo jene Tendenz den Bienenwirth nicht leitet, ihn einzubrechen. Man kann sich, auch um die Weiserlosigkeit zu heilen, Reserveköniginnen in kleinen Kästchen, in welche man eine Brut- und Honigtafel einstiftet u. eine verhältnißmäßige Menge Bienen dazu thut und einsperrt, in der Stube erziehen. Mit diesem Verfahren ist das Kopuliren der Bienen verwandt, welches ebenfalls den Zweck hat, verwaiste Stöcke zu retten, dann aber auch den weitern, schwache zu stärken. Man nimmt im erstern Falle den Deckel des Stockes ab, stellt ihn Abends unter einen andern Stock und verstopft die Fluglöcher, oder man befestigt bei warmem Wetter zwei Bienenstöcke so, daß die beiden Mündungen genau auf einander passen, dazwischen aber eine mit Honig bestrichene Wachstafel liegt; oder man setzt den schwachen Stock weg, dafür den bessern auf dessen Stand, betäubt die Bienen in diesem durch Rauch, öffnet dann jenen u. schneidet den Honig heraus, worauf die Bienen ihren ersten Standort suchen und sich mit jenen verbinden; auch kann dies, besonders bei Glockenstöcken, dadurch bewirkt werden, daß man auf die Stöcke trommelt. Eine der besten künstlichen Vermeh-

rungsarten ist das Theilen der Stöcke, was sich mit Ständermagazinen am leichtesten ausführen läßt. Man gibt nämlich diesen einen leeren Aufsatz, treibt hernach die Bienen nebst der Königin von unten durch Rauch in die Höhe und schneidet den unmittelbar unter dem angesetzten leeren Aufsatze befindlichen Kasten oder Kranz, welcher gemeiniglich ganz mit Honig angefüllt ist, ab, und diese beiden Aufsätze bilden nun den Stock; die andere Hälfte des Magazins aber, welche alle Brut behält und sich eine neue Königin erbrüten muß, bildet einen zweiten Stock. Dieser behält seinen alten Platz und bleibt der stärkere, jener aber wird auf einen andern Platz gestellt und pflegt einen großen Theil seines Volks wieder an den alten abzugeben. Sollte er zu viel Volk verlieren, so kann man ihn durch Versetzen verstärken.

Die unruhigste Zeit des Bienenwirthes ist die des Schwärmens. Ist der Frühling warm u. die Witterung während der Baumblüthe günstig, so nimmt die Volksmenge zusehends zu, nach 24 bis 25 Tagen, von der ersten starken Blumenstaubtracht an gerechnet, sieht man täglich in den Nachmittagsstunden die jungen Bienen in großer Anzahl vorspielen, d. h. um den Stock mit stets zugekehrtem Gesicht herumfliegen, und ihn allmählig weiter umkreisen. Bald zieht der Vorschwarm (erster Schwarm) mit der alten Mutter ab. Zuerst wird der Stock sehr lebendig und es zeigen sich ungewöhnlich viel Bienen vor dem Flugloch (Aushängen der Bienen) und endlich verläßt ein Theil den Stock, um eine neue Wohnnng zu suchen. Befindet sich die Königin beim Zuge, so legt derselbe sich bald, meist an einem hervorragenden Gegenstande an; sollte indessen der Tumult zu lange (über ³/₄ Stunde) dauern, oder sollte der Schwarm gar Miene machen, durchzugehen, so lasse man vermittelst einer Handspritze von oben einen mäßigen Schauer über die Bienen sich ergießen. Haben sie sich angelegt, so mache man ihnen, wenn sie von der Sonne beschienen werden, Schatten und beginne das Einfassen (Bienenfassen), ein Geschäft, das an niedrigen Sträuchern und Bäumen wenig Mühe macht und überhaupt nur durch lokale Hindernisse schwierig zu werden pflegt. Der Einfasser schüttelt oder kehrt die Bienen entweder in einen mit Honig (Bienensalbe, Bienenschminke) ausgeschmirkten Stock, oder bringt ihnen denselben ganz nahe u. schöpft einige Löffel voll Bienen hinein, worauf die übrigen meist von selbst nachfolgen, oder schneidet den Ast, woran der Schwarm hängt, ab und legt ihn in den Stock ꝛc. Bei dem ganzen Geschäfte braucht man sich nicht sehr zu beeilen; hat sich der Schwarm in eine Hecke oder einen Zaun gelegt, so stürzt man den geöffneten Korb darüber und treibt ihn durch Rauch hinein; dasselbe Verfahren kann nach Umständen auch auf Bäumen seine Anwendung finden, namentlich wenn der Schwarm sich in einen hohlen Baum gezogen hat, woraus er meist sehr ungern weicht. Sobald der Schwarm gefaßt ist, macht man den Stock zu, oder legt, wenn es eine Glocke ist, das Standbret darüber und kehrt ihn behutsam um, setzt ihn auf eine Bank, öffnet das Flugloch und läßt die umherschwärmenden Bienen sich dazu sammeln. Gegen Abend bringt man dann den Stock an seinen Standort. Außer den regelmäßigen Vorschwärmen kann man noch zwei andere Arten derselben unterscheiden, die Noth- u. die Spätschwärme. Erstere, die man auch Sängerschwärme nennt, weil sich vorher die jungen Königinnen mit ihrem singenden Tone im Stocke hören lassen, entstehen, wenn die alte Mutter bei einem gut bevölkerten Stocke mit Tode abgeht u. nun mehre junge Mütter erzogen werden, von denen eine oder auch mehre zugleich mit einem Theile des Volkes abziehen. Sie kommen oft sehr früh, Anfangs Mai, oft sehr spät, bis Ende August vor und sind gewöhnlich kleiner, als regelmäßige Vorschwärme. Die Spätschwärme kommen aus denjenigen großen Körben, die zum Zeideln bestimmt sind und worin die Bienen bis spät in den Sommer arbeiten müssen, bevor sie dieselben vollbauen. Entsteht nämlich bei fortwährender Tracht und dem ununterbrochenen Eierlegen der Mutter eine so große Menge Volks, daß es für Eine Mutter zu groß oder den Bienen im Stocke zu heiß wird, so zieht der größte Theil des Volks oft plötzlich ohne alle Vorbereitung aus; daher sind solche Schwärme, die meist erst Ende Juli kommen, überaus stark. Nach den Vorschwärmen folgen in der Regel noch Nachschwärme, die mit den jungen Königinnen ausziehen. Je früher sie dem Vorschwarm folgen, desto volkreicher pflegt der Mutterstock zu bleiben, da er aus der vorhandenen Brut reichen Ersatz an Bienen nach dem Schwärmen erhält. Die meisten Nachschwärme kommen 7—13 Tage, selten erst 17 Tage nach dem Vorschwarm, später aber nie. Schwärmt ein Vorschwarm in demselben Jahre wieder, so sagt man, er hat einen Jungfernschwarm gegeben. Obwohl dergleichen Jungfernschwärme in der Regel eine sehr fruchtbare Mutter und ein fleißiges Volk zu haben pflegen, so kommen sie doch meist zu spät im Jahre, um noch gute Stöcke zu werden. Nach der Schwarmzeit hat der Bienenwirth sorgfältig zu beobachten, ob auch seine Stöcke alle Drohnen abtreiben; die Stöcke, welche im Oktober und noch später ihre Drohnen behalten, sind weiserlos oder haben doch nur eine unfruchtbare Königin.

Auf einem geeigneten Bienenstande und in mäßig guten Jahren trägt ein Bienenstock so viel ein, daß er noch eine reichliche Ernte gibt. Wesentlich aber kann der Ertrag durch das Weiden der Bienen (Bienenmästen) erhöht werden, indem man die Bienen im Frühjahre auf Rübsen-, Heidelbeer- und Buchweizenblüthe, im Herbst auf die Haide transportirt. Auch ungepreßte Rapssaatkleie soll ein vorzügliches Bienenfutter abgeben. Im Frühjahre macht sich bei schwachen und jungen Stöcken das Füttern ebenfalls nöthig, man setzt dann die Nahrung in oder vor die Stöcke. Bei Annäherung des Winters müssen die Stöcke vor dem Einfluß der Kälte sicher gestellt werden. Die Fluglöcher werden mit Blechen verschlossen, die mit so engen Oeffnungen versehen sind, daß die Bienen sowohl aus- und eingehen können, aber durchaus keine Maus eindringen lassen. Die Stöcke selbst aus dem Bienenhause in Hauskammern oder Gewölbe zu bringen, ist unnöthig und, wenn jene dunkel und feucht sind, schädlich; gute

Stöcke halten in einem sonst gut konditionirten Bienenhause trefflich aus; erreicht die Kälte aber einen sehr hohen Grad, so überdecke man die Stöcke mit Stroh oder Heu. Außerdem muß man fleißig zusehen, daß die Fluglöcher nicht von Schnee oder dem hervorbringenden Brodem, welcher zu Eis gefriert, verschlossen werden und die Bienen aus Mangel an Luft sterben.

Die überraschendsten Resultate erzielte neuerlich der Pfarrer Dzierzon zu Karlsmarkt bei Brieg in Schlesien durch die nach ihm benannten Bienenwohnungen. Als wesentliche Eigenschaften der Bienenwohnungen stellt derselbe folgende auf: Sie sind untheilbar, und zwar kann man der größeren Wärme wegen mehre Bienenwohnungen zusammen in einem untheilbaren größeren Ganzen, d. h. eine größere Bienenwohnung mit mehren Fächern für 2, 4, 6, 8 und mehre Bienenvölker, anfertigen. Die Bienenwohnungen müssen von der Seite, durch eine leicht zu öffnende Thüre, zugänglich seyn, ähnlich wie die liegenden Strohkörbe. Obschon es gleichgültig ist, ob sie mehr lang oder mehr hoch gebaut werden, d. h. mehr lager- oder ständerartig sind, so müssen sie gewisser Vortheile wegen alle gleiche Breite haben, d. h. die beiden Wände des Stockes, welche, wenn man die Seitenthüre öffnet, rechts und links liegen, müssen stets gleich weit von einander abstehen, etwa 9 Zoll rhein. Auf einem Längenzoll liegen etwa 8 kleine oder Bienenzellen, auf 9 Zoll gegen 50. Dies allen Bienenzüchtern der verschiedensten Länder verständliche Maß kann zur Bestimmung der Breite der Bienenwohnungen dienen. Jede Reihe Zellen enthält dann auf beiden Seiten 100 Zellen, eine 9 Zoll lange und eben so breite Tafel 50mal 100 oder 5000 Zellen. Dies hat den Zweck, daß die Wachstafeln, welche eben von der einen Wand gegen die andere gebaut werden, stets gleiche Breite haben und so aus einem Stocke in jeden andern genau passen. Es hat nämlich außerordentliche Vortheile, wenn man einem Stocke Tafeln einstellen kann, die man aufbewahrt oder einem andern Stocke entnommen hat. Weiserlose Stöcke können durch zugesetzte Bruttafeln wieder in guten Stand gebracht, schwache verstärkt, leichte durch zugesetzte Honigtafeln schnell mit dem erforderlichen Vorrathe versehen, alte Stöcke verjüngt, auch leicht und sicher neue Kolonien oder Ableger gemacht werden. Damit das Einstellen der Tafeln möglich sey, muß eine jede an einem einen Zoll breiten und einen Viertelzoll dicken Bretchen oder Stäbchen befestigt seyn, d. h. an einem solchen hängen. Es wird daher an jede der beiden Seitenwände einen Zoll von oben eine Leiste angenagelt oder eine Falz gemacht, um die erwähnten Stäbchen zu halten, welche gerade so lang sind, als die Bienenwohnung breit ist, und die, mit den beiden Enden auf der gegenüberliegenden Leiste ruhend und einen halben Zoll von einander abstehend, parallel von der einen Wand gegen die andere laufen. Da aber die Bienen selten die einzelnen Stäbchen befestigen, wenn sie nicht dazu angeleitet werden, bringt man an jedem Stäbchen einen Streifen oder ein Stück von einer Wachstafel an, das man mit der anzuheftenden Kante in heißes Wachs taucht und auf das Stäbchen stellt. Hat die Bienenwohnung eine ziemliche Höhe, 15 Zoll und darüber, so würden bei großer Hitze die Brut- und Honigtafeln wegen ihrer Schwere leicht abreißen, besonders wenn man, um sie herauszunehmen, sie von den Seitenwänden, woran sie gebaut sind, ablöst. Es ist deshalb vortheilhaft, da Kreuzhölzer als hinderlich nicht angebracht werden dürfen, daß man etwa in der halben Höhe des Stockes ein zweites Paar einander gegenüberstehender wagrechter Leisten anbringt und einen zweiten Rost von Stäbchen darauf legt. Bei noch höheren Bienenwohnungen von 24—30 Zoll Höhe oder darüber könnte auch noch ein dritter Stäbchenrost angebracht und so der ganze Raum in 3 Abtheilungen geschieden werden, die obere, mittlere und untere. Es hat seine Vortheile und Bequemlichkeiten, wenn man bei Besetzung eines Faches mit einem Schwarm oder Ableger die Bienen nicht gleich von oben arbeiten, sondern bei 2 Abtheilungen an dem untern, bei 3 Absätzen an dem mittlern Stäbchenrost den Wabenbau beginnen läßt. Zu diesem Zwecke werden ganz dünne Bretchen, welche man sich aus Schindeln oder spaltigen Klötzchen bereiten kann, über die Stäbchen am besten quer aufgelegt und so eine dünne Decke gebildet, welche die Bestimmung hat, die Bienen von der obersten Abtheilung einstweilen abzuhalten, damit ihnen diese erst später, wenn der untere Raum ausgebaut ist, in diesem oder dem künftigen Jahre zur Aufspeicherung des schönsten Honigs durch theilweises Wegnehmen jener Decke zugänglich gemacht werden kann. Für den Winter wird dieser obere Raum mit Stroh, Werg u. dergl. ausgefüllt, wodurch die Bienen eine die Wärme gut haltende Decke, auf die es hauptsächlich ankommt, erhalten. Die mehr lagerähnlichen, d. h. mehr langen als hohen Wohnungen oder Fächer können ebenfalls in 2 oder 3 Abtheilungen, die aber nicht über, sondern neben einander liegen, geschieden werden, indem von der Seitenthüre aus dünne Bretchen oder Thüren stehend eingeschoben werden, wie man bei Lagerstrohkörben einen Strohdeckel zur beliebigen Verengung des innern Raumes einzuschieben pflegt. Durch solche Bretchen, die mit leicht zu öffnenden Durchgängen für die Bienen versehen seyn müssen, kann man das Brutlager auf einen bestimmten Raum einschränken, so daß man in dem übrigen seitwärts befindlichen Raume nur den schönsten Honig findet, den man jederzeit, auch mitten im Sommer abnehmen kann, ohne Brut zu zerstören und Schaden anzurichten. Diese Bienenwohnungen sind so einfach, daß jeder Bienenbesitzer sich dieselben selbst anfertigen kann. Ihre Hauptvortheile sind aber folgende: Einem einzuschlagenden Schwarme kann man aus vorräthigen Wachstafeln einen Bau zusammensetzen, so daß er den mitgebrachten Honig sogleich absetzen, Brut einschlagen und den Wabenbau durch die ganze Weite des Stockes sogleich fortführen kann. Sollte in ungünstigen Jahren mancher Stock seinen Winterbedarf nicht eingetragen haben, so kann man ihn damit leicht ausstatten, indem man ihm eine oder mehre bedeckte Honigtafeln einhängt, die man einem honigreichen entnimmt. Jeder einigermaßen verdächtige Stock läßt sich gründlich untersuchen, indem man alle Tafeln einzeln herausnehmen, in jede Zelle blik-

ken und so von dem Vorhandenseyn und von der Fruchtbarkeit der Königin, von der Reinheit des Baues 2c. sich überzeugen kann. Ist ein Stock durch irgend einen schädlichen Zufall schwach an Volk geworden, so kann man ihn durch eine eingestellte Tafel mit bedeckter bald auslaufender Brut leicht verstärken, ohne das Leben der Königin und der Bienen zu gefährden, was beim Verstellen des schwachen mit einem starken Stocke der Falle seyn würde. Weiserlose Stöcke können durch Einstellen einer Tafel mit junger Brut leicht wiederhergestellt werden. Mit dem Einstellen solcher Tafeln kann fortgefahren werden, bis die junge Königin selbst Brut erzeugt, so daß der Stock, der sonst immer schwächer geworden seyn würde, im Gegentheil immer mehr sich verstärkt. Der Erzeugung einer übermäßigen Zahl von Drohnen, welche nur zehren und nichts eintragen, kann durch Entfernung der Drohnentafeln vorgebeugt werden. Endlich kann man aus diesen Stöcken den schönsten Honig zu jeder Zeit, in ausgezeichneten Jahren den ganzen Sommer hindurch fortwährend entnehmen, vorräthige Wachstafeln zum baldigen Füllen u. baldigen Wiederabnehmen einstellen u. so außerordentl. Honigernten machen.

Aus der zahlreichen Literatur über B. heben wir nur folgende Schriften als die wichtigsten heraus: Rasch ig, Vollständiges Handbuch der B. und Bienenkunde, Berlin 1829; Ehrenfels, Die B. nach Grundsätzen der Theorie und Erfahrung, Prag 1829; Rambohr, Die einträglichste und einfachste Art der B. 2c., Berlin 1833; Nutt, Anweisung zur Lüftungsbienenzucht, nach dem Englischen von Mussehl, Neustrelitz und Neubrandenburg 1834; Christ, Anweisung zur angenehmsten und nützlichsten B., Leipzig 1841; Kritz, Die aufgedeckten Brutgeheimnisse, das. 1842; Dzierzon, Theorie und Praxis des neuen Bienenfreunds, Schweidnitz 1850; Beyer, Illustrirter neuester Bienenfreund, Leipzig 1851. Im Jahr 1850 hat sich eine Wanderversammlung deutscher Bienenwirthe gebildet und zum ersten Male in Arnstadt getagt. Als Organ derselben erscheint daselbst die „Deutsche Bienenzeitung".

Biener, 1) Christian Gottlob, verdienter Rechtsgelehrter, geboren am 10. Januar 1748 zu Zörbig, studirte in Wittenberg und Leipzig, habilitirte sich 1776 an letzterer Universität als akademischer Docent, kam 1809 in die Juristenfakultät, ward Ordinarius derselben, sowie Domherr zu Merseburg und Hofrath und † am 13. Oktober 1828. Seine Schriften gehören größtentheils der Rechtsgeschichte, dem Staats- und Lehnrecht, dem Prozeß und sächsischen Recht an. Die bedeutendsten derselben sind: „Commentationes de origine et progressu legum juriumque Germaniae" (2 Bde., Leipzig 1787—1795), worin er die Bahn zu einer deutschen Reichsgeschichte brach; „Systema processus judiciarii communis et saxonici" (das. 1796; 4. Aufl. von Siebdrat und Krug, 2 Bde., Berlin 1834 - 1835), von hoher praktischer Wichtigkeit; „Quaestiones" und „Interpretationes et responsa" erschienen als akademische Schriften und wurden nach seinem Tode sammt den übrigen Abhandlungen als „Opuscula academica" (2 Bde., Leipzig 1830) herausgegeben.

2) Friedrich August, des Vorigen Sohn, geheimer Justizrath und Professor, geboren am 5. Februar 1787 zu Leipzig, besuchte die Nikolaischule seiner Vaterstadt, 1802 die dortige Universität u. später die zu Göttingen, hielt dann einige Jahre hindurch in Leipzig akademische Vorlesungen, folgte 1810 dem Rufe als Professor der Rechte an der neu begründeten Universität zu Berlin, ward 1828 zum geheimen Justizrath ernannt und lebte später in Dresden. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Geschichte der Novellen Justinians" (Berlin 1824); „Beiträge zur Geschichte des Inquisitionsprozesses und der Geschworenengerichte" (Leipzig 1827); „De collectionibus canonum ecclesiae Graecae" (Berlin 1827), eine Gelegenheitsschrift zu dem Doktorjubiläum seines Vaters. Mit Heimbach gab er heraus: „Beiträge zur Revision des justinianischen Codex" (das. 1833).

Bienne, französischer Name der Stadt Biel.

Biennis (lat.), zweijährig; daher Biennium, Zeit von 2 Jahren.

Bien Son (Bouan Sima), hinterindische Insel im Reich Anam, Landschaft Nordanam, an der Küste, südlich von der Mündung des Songkoi, $^{3}/_{4}$ Meile im Umfange, hat gutes Trinkwasser und eine treffliche Rhede.

Bienwald (Bienenwald, Silva apiatica), ansehnlicher Wald im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, Kanton Landau, zwischen der Otter, der Lauter und dem Rhein, von 32,000 französischen Morgen Flächeninhalt, meistens mit Eichen und Buchen bestanden; früher eine Domäne des Bisthums Speyer.

Bier u. Bierbrauerei. Die Bierbrauerei, d. i. die Bereitung des unter dem Namen Bier (lat. cerevisia, franz. bière, engl. beer) bekannten, durch geistige Gährung aus gemalztem Getreide und einigen anderen Substanzen (Hopfen, Ferment und Wasser) gewonnenen, erfrischenden Getränks ist eine lange Reihe von chemischen Prozessen, deren Verlauf sich in sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen kund gibt, die aber alle von zwei Hauptoperationen umfaßt werden, der Darstellung des zuckerhaltigen Extrakts von der angewendeten Getreideart und der Verwandlung dieses Auszugs (Würze) in Bier.

Die Darstellung der Würze setzt die Bereitung des Malzes voraus. Gerste und Weizen enthalten nur eine sehr geringe Menge Zucker; der Weizen enthält nicht ganz 2, die Gerste nicht ganz 5 Procent desselben. Da aber der Zucker allein der gährungsfähige, also alkoholgebende Stoff ist, so leuchtet ein, daß man ein höchst schwaches, wenig geistiges Getränk erhalten würde, wenn man den rohen Weizen und die rohe Gerste schroten und mit erwärmtem Wasser ausziehen wollte. Auch würde die große Menge von Stärkemehl, die bei heißem Ausziehen in Auflösung käme, das Getränk ganz unhaltbar machen, da eine solche Auflösung schnell sauer wird. Daher ist es die erste Ausgabe für den Brauer, die Menge des Zuckers in dem Weizen u. der Gerste zu vermehren und die des Stärkemehles zu vermindern. Dies geschieht in Folge des Keimens der Samen. In dem gekeimten Weizen und der gekeimten Gerste sind also der zuckerbildende und der zuckergebende Stoff (Diastase und Stärkemehl) vereinigt. Das gekeimte Getreide

ist das, was wir Malz nennen. Man unterscheidet an den Samen: die Hülse, den mehligen Kern und den Keimpunkt oder Embryo. An dem Embryo unterscheidet man wieder 2 Theile, nämlich den Theil, welcher später nach unten geht und die Wurzel der Pflanze bildet, das Würzelchen (radicula), und den Theil, welcher sich zu der über der Erde befindlichen Pflanze ausbildet, das Blattfederchen (plumula). Die Lebensthätigkeit ruht oder schläft gleichsam im Embryo; damit sie erwache, damit der Same keime. müssen folgende Bedingungen erfüllt werden: Es muß eine gehörige Menge Wasser vorhanden seyn; denn trokkene Samen keimen nie, und dann darf die Temperatur nicht unter dem Gefrierpunkte, ja im Allgemeinen nicht gern unter 6° R. und nicht wohl über 30° R. seyn; auch muß die atmosphärische Luft Zutritt zu dem Samen haben. Werden diese drei Bedingungen erfüllt, so erwacht die Lebenskraft im Embryo; das Würzelchen entwickelt sich zuerst, das Stärkemehl des Mehlkörpers wird, wahrscheinlich durch die entstandene Diastase, theilweise in Zucker umgeändert, welcher dem sich später ausbildenden Blattfederchen zur ersten Nahrung dient. Hieraus ergibt sich für das Malzen die allgemeine Regel, daß man die Entwickelung des Blattfederchens möglichst zu verhindern suchen muß, um möglichst viel Zucker im Malze zu erhalten.

Das Malzen zerfällt in drei Operationen: das Einquellen oder Einweichen, das Wachsen oder Keimen, das Trocknen oder Darren. Das Einquellen hat die Erfüllung der ersten der vorhin angegebenen Bedingungen zum Zweck, nämlich, den Samen mit der zum Keimen nöthigen Feuchtigkeit zu versehen; es geschieht in dem Quellbottiche oder weit zweckmäßiger in einer aus Sandsteinplatten zusammengefügten Cisterne, dem sogenannten Malzsteine. An der Seitenwand dicht über dem Boden befindet sich gewöhnlich ein Hahn zum Ablassen des Wassers; damit aber nicht zugleich das gequellte Getreide mit ablaufe, ist die Oeffnung in der Cisterne mit einem siebartig durchlöcherten Kupferbleche bedeckt. Man schüttet das einzuquellende Getreide in den Malzstein, übergießt es mit so viel Wasser, daß dies einige Zoll hoch darüber steht, rührt dann tüchtig und wiederholt um u. nimmt die obenaufschwimmenden tauben Körner sorgfältig ab. Recht zweckmäßig gibt man wohl auch zuerst das Wasser in den Stein und trägt dann in getheilten Portionen das Getreide ein. Nach dem Eintragen jeder Portion vertheilt man sie sorgfältig im Wasser und schöpft mit einem Siebe oder Schaumlöffel die schwimmenden Körner u. die Spreu ab. Zum Einweichen muß reines Fluß- oder Regenwasser genommen werden. Unreines Wasser ertheilt schon hier dem Getreide einen Beigeschmack, der sich auch bei den folgenden Operationen nicht verliert. Bald nach dem Einweichen schwellen die Körner an, indem sie Wasser aufnehmen; das Weichwasser wird gelblich von Extraktivstoff, der sich aus der Hülse auflöst. Das Lokal, in welchem der Malzstein aufgestellt wird, ist am besten ein kellerartiges, in welchem die Temperatur während des Winters und Sommers nicht sehr verschieden ist. Nie darf die Temperatur darin unter den Gefrierpunkt sinken. Die Zeit, während welcher das Einquellen vollendet ist, hängt ab von der Beschaffenheit des Getreides, ob dieses nämlich dünn- oder dickhülsig, alt oder jung ist, besonders aber von der Temperatur des Weichwassers und des Lokals, in welchem das Quellen vorgenommen wird; sie ist folglich im Sommer weit kürzer, als im Winter. In der ersteren Jahreszeit sind zum Einquellen ungefähr 40—50 Stunden, in der letzteren oft 3 — 4 Tage erforderlich. Schon hier stellt sich heraus, wie wichtig es ist, zu jedem Malzen nur Getreide von einerlei Beschaffenheit zu verwenden, nicht altes und jüngeres, dickes und dünnhülsiges, ja nicht einmal Getreide, was auf sehr verschiedenem Boden gewachsen ist. Altes u. dickhülsiges Getreide wird nämlich weit schwieriger vom Wasser durchweicht, als jüngeres und dünnhülsiges; hat man daher ein Gemisch von beiden im Quellstein, so ist ersteres noch lange nicht genug erweicht, wenn letzteres schon hinlänglich Wasser aufgesogen hat. Sobald die Gerste oder der Weizen gehörig erweicht sind, zapft man das Weichwasser ab u. läßt das Getreide zum Abtropfen im Sommer etwa noch eine Stunde, im Winter mehre Stunden im Quellsteine stehen. Nach dieser Zeit wird es sofort in das Lokal gebracht, in welchem es keimen oder wachsen soll. Zu einem solchen Lokale (Wachskeller, Wachstenne, Malztenne) eignet sich wegen der Gleichförmigkeit der Temperatur ein Souterrain oder kellerartiges Gewölbe am besten, und nur in einem solchen läßt sich während der heißen und kalten Jahreszeit ein gutes Malz erzielen, während bei Frühjahr- und Herbsttemperatur allerdings jedes sonst dazu eingerichtete Lokal benutzt werden kann. Die gute Beschaffenheit eines Wachskellers erkennt man am besten durch den Geruch; die Luft muß in ihm rein und frisch seyn, nicht dumpfig, mulstrig und verdorben. Sollte das aus dem Quellsteine gekommene Getreide noch zu naß seyn, so breitet man es dünn aus und schaufelt es einige Male um, damit es durch Verdunsten etwas Feuchtigkeit verliere, dann schichtet man es auf der Malztenne zu einem 1—2 Fuß hohen Haufen u. läßt es in Ruhe. Die den Körnern nun noch anhängende Feuchtigkeit zieht sich in dieselben hinein, so daß die in den Haufen gesteckte Hand nicht merklich feucht wird. Nach einiger Zeit bemerkt man, daß die Temperatur in dem Haufen sich etwas erhöht; dies ist das Zeichen, daß die Lebensthätigkeit im Embryo erwacht ist, und man hat nun die nöthige Entwickelung desselben mit aller Sorgfalt zu leiten. Sobald nach dieser Temperaturerhöhung die Würzelchen des Embryo sich als erhabene Punkte unter der Hülse zeigen, oder als weiße Punkte hervortreten, muß sogleich ein neuer Haufen errichtet werden, um die Temperatur durch das Umstechen zu erniedrigen u. dadurch das zu schnelle Keimen und dann Statt findende baldige Welken des Keimes zu verhindern. Dieses Umlegen des Malzhaufens (der Malzscheibe) wird das Ausziehen genannt, weil man den neuen Haufen immer um einige Zoll niedriger macht. Man nimmt es wenigstens so oft vor, als, besonders im Anfange des Keimens, die Temperatur des Haufens sich über 15—18° R. erhebt, was man durch Einstecken der Hand nach einiger Uebung

bald beurtheilen lernt. Zu gehöriger Zeit aber unterbricht man den Keimprozeß dadurch, daß man das Malz zuerst auf der Malztenne, dann nach einigen Stunden auf einem luftigen Boden dünn ausbreitet und öfters umschaufelt, wodurch es sich stark abkühlt und die zum Keimen nöthige Feuchtigkeit verliert. Durch den Malzprozeß ist das Gefüge der Körner loser geworden; sie lassen sich jetzt leicht zerdrücken, und der mehlige Kern ist weißer. Auch in der chemischen Zusammensetzung ist eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Es hat sich in den Körnern ein neuer Stoff, die Diastase, gebildet, und wahrscheinlich durch deren Vermittelung hat sich ein Theil des Stärkemehls in Zucker und Gummi umgeändert. Der Kleber ist größtentheils verschwunden oder doch ganz verändert. Während also das ungemalzte Getreide nur sehr wenig in Wasser lösliche Bestandtheile, namentlich Zucker, enthielt, ist gut bereitetes Malz schon ziemlich reich an denselben. Alle diese Umänderungen werden in um so größerem Maße Statt gefunden haben, je langsamer das Keimen vor sich gegangen ist, je kälter also das Malz bei dem Malzprozesse gehalten wurde. Zu stark darf das Malz deshalb nicht gewachsen seyn, weil dann der Blattkeim zu weit entwickelt ist, dessen Entwickelung eben auf Kosten des Zuckers, also eines für uns so nöthigen Bestandtheiles des Malzes, geschieht. Bei zu wenig gewachsenem Malze haben aber natürlich alle die oben angeführten so wesentlichen Umänderungen nur in sehr geringem Grade Statt gefunden. Man erhält daher sowohl aus zu schwach als auch aus zu stark gekeimtem Malze eine schwächere Würze beim Uebergießen mit dergleichen Menge Wasser, als aus gut bereitetem Malze; aus ersterem, weil in ihm noch nicht das Maximum von auflöslichen Stoffen sich gebildet hat, aus letzterem, weil in ihm ein Theil der auflöslichen Substanzen durch den Blattkeim wieder verzehrt worden ist. Am geeignetsten zum Malzen sind der Frühling und Herbst, wo die Temperatur eine gemäßigte ist. Nachdem das hinreichend gewachsene Malz auf einem luftigen Boden dünn ausgebreitet worden ist, wird es zur Beschleunigung des Trocknens recht oft umgeschaufelt. Läßt man es auf dem Boden (Schwelchboden) vollkommen lufttrocken werden, so wird es Luftmalz genannt. Es geschieht indeß häufig, daß man selbst das Luftmalz, um es recht vollständig zu trocknen, noch eine kurze Zeit auf die nur sehr wenig warme Darre bringt. Ist das Luftmalz auf irgend eine Weise hinlänglich getrocknet worden, so wird es durch Treten mit Holzschuhen sogleich von den Keimen befreit, die etwa noch nicht während des Trocknens und Umschaufelns abgefallen sind. Durch mit Windflügeln versehene Reinigungsmaschinen oder schrägstehende Siebflächen schafft man die abgetretenen und abgefallenen Keime fort und hebt das Luftmalz dann auf einem luftigen Boden in Haufen geschüttet auf. Wie das Getreide, muß auch das Malz häufig umgestochen werden. Im Allgemeinen wird aber nur wenig Luftmalz (welches, sorgfältig bereitet, stets dem Darrmalze vorzuziehen ist) benutzt; das meiste Malz wird, ehe es zum Bierbrauen angewendet wird, noch einer andern wichtigen Operation, nämlich dem Darren, unterworfen. Das Darren (Dörren) besteht in einer gelinden Röstung des Malzes und wird auf der sogenannten Malzdarre ausgeführt. Die Einrichtung einer Malzdarre ist im Allgemeinen folgende. Vier Mauern von ungefähr 3 Fuß Höhe schließen einen länglich 4eckigen Raum ein, der mit einer, auf eisernen Querlagern und Pfeilern ruhenden Platte von durchlöchertem Eisen- oder Kupferblech bedeckt ist. Dadurch wird eine Art niedriger Kammer gebildet. Auf die durchlöcherte Platte schüttet man das zuvor möglichst lufttrockene Malz und heizt dann das Innere der Kammer. Die erwärmte Luft steigt vermöge ihres geringern specifischen Gewichts in die Höhe, geht durch die Oeffnungen der Platte und durch das darauf liegende Malz, entzieht diesem die Feuchtigkeit und dörrt (röstet) es dann. Anstatt dieser durchlöcherten Platten wendet man jetzt fast allgemein Platten an, die aus ziemlich dicht neben einander liegenden starken Drahtstäben bestehen (Drahtdarren). Mittelst angebrachter Thürchen oder vorgelegter Mauersteine kann der Luftzug regulirt werden. In der unter der Darre befindlichen Etage ist ein mäßig großer, mit Rost und Aschenfall versehener, kuppelförmig gewölbter Feuerraum angebracht, aus welchem die durch den Rost eingetretene und von dem Feuer erhitzte Luft 2c. in einen in den Schornstein mündenden Kanal unter die Darre geleitet wird. Bei der Ale- und Porterbrauerei in England kommt die sehr zweckmäßige englische Darrmethode mittelst heißer Wasserdämpfe in Anwendung. In der Regel macht man 3 Sorten von Darrmalz, blaßgelbes, bernsteingelbes und braungelbes. Erhitzt man aber das Malz lange Zeit unter öfterem Umschaufeln weniger stark, so erhält man ein durchgehend gleich, aber schwächer gefärbtes Malz. Dies ist besser, indem bei starkem Rösten das Aroma viel von seiner Lieblichkeit verliert. Erhitzt man das Malz zu stark, so wird es braun, schwarzbraun, es fängt an sich zu verkohlen, schmeckt dann bitterlich und ist nur zur Darstellung des Porters geeignet. Die chemischen Veränderungen, welche das Malz durch das Darren erleidet, sind folgende: Es hat sich durch die erhöhte Temperatur ein Theil des Stärkemehls in Stärkegummi umgewandelt, und es ist mehr oder weniger von einem brenzlichen Aroma entstanden (wie wir ein ähnliches beim Rösten des Kaffee's entstehen sehen), dem das Darrmalz seinen eigenthümlichen Geruch u. Geschmack verdankt. Wenn man gleiche Gewichtstheile Luftmalz und Darrmalz mit der gleichen Menge Wassers auszieht, so erhält man von letzterem eine stärkere Würze, weil es mehr auflösliche Stoffe enthält. Ganz dunkelbraun gedarrtes Malz aber gibt eine schwächere Würze, als bräunlich gedarrtes, weil in dem ersteren schon ein Theil der auflöslichen Substanzen eine anfangende Verkohlung erlitten hat und dadurch unauflöslich geworden ist. Zu den langsam gährenden Lagerbieren nimmt man deshalb fast immer Darrmalz. Allgemeine Eigenschaften eines guten Malzes sind die folgenden: Es muß auf dem Wasser schwimmen, leicht zerbrechlich, auf dem Bruche weiß oder gelblich und mehlig, durchaus nicht hornartig seyn, und einen angenehmen süßen, eigenthümlich gewürzhaften Ge-

ruch und Geschmack haben. Eine Quantität von 100 Pfund Gerste gibt ungefähr 80 Pfund trockenes Malz. Etwa 12 Procent des Verlustes bestehen aus Feuchtigkeit, welche das lufttrockene Getreide enthält und die auch ohne Malzen durch bloßes Trocknen sich entfernen läßt; $1\frac{1}{2}$ Procent feste Stoffe hat das Weichwasser ausgezogen, die übrigen $6\frac{1}{2}$ Procent Verlust sind durch die abgefallenen Keime, durch den Kohlenstoff, welcher beim Wachsen als Kohlensäure weggegangen ist, und durch das Entfernen der tauben Körner verursacht. Durch Liegen an der Luft nimmt das Malz die 10—12 Procent Feuchtigkeit wieder auf. Während sich aber das Gewicht verringert hat, hat sich das Volumen vergrößert. Von 100 Scheffeln guter Gerste kann man bei vorsichtigem Arbeiten 100 und einige Scheffel Malz erlangen.

Die Darstellung der Würze selbst, d. h. die Darstellung eines möglichst zuckerreichen Auszuges aus dem Malze, erfolgt durch 3 Operationen: das Schroten des Malzes, das Einteigen und Einmaischen, das Kochen und Hopfen der Würze. Weil die Schale des Malzes der Einwirkung des auflösenden Wassers hinderlich ist, so muß das Malz zerkleinert, es muß geschroten, in Malzschrot verwandelt werden. Dies geschieht gewöhnlich auf einer Mahlmühle. Das Schroten soll nur den mehligen Kern, welcher allein die auflöslichen Substanzen enthält, recht vollständig zerkleinern oder in Mehl verwandeln, aber die Hülsen, welche nichts Auflösliches enthalten, möglichst wenig zerreißen. Diese letzteren halten die ganze Masse in lockerem Zustande. Um nun diesen Zweck zu erreichen, macht man die, schon an sich ziemlich zähe und nur durch das Darren etwas zerbrechlicher gewordene Hülse durch Anfeuchten mit etwas Wasser noch zäher. Man nennt dies Anfeuchten des Malzes das Einsprengen oder Netzen. Die Menge des zum Einsprengen zu verwendenden Wassers läßt sich nicht genau angeben; man kann auf 100 Pfund 5—10 Pfund (2—6 Quart) Wasser rechnen. Luftmalz bedarf viel weniger Wasser, als Darrmalz, weil letzteres trockner ist; es bringt überhaupt zu wenig Netzen nie wesentlichen Nachtheil, während zu stark genetztes Malz auf der Mühle schmierig wird. Das Einsprengen muß wenigstens 12 Stunden vor dem Schroten geschehen, damit die Feuchtigkeit recht vollständig aufgesogen werde. Das Schroten wird in Deutschland gewöhnlich in den Mahlmühlen von den Müllern ausgeführt. Geht es zu langsam von Statten, so erhitzt sich das Malz und wird schlecht. Die Steine sollten daher zum Schroten sehr scharf seyn und sehr rasch arbeiten. Weit zweckmäßiger, als zwischen den Steinen, zerquetscht man das Malz zwischen zwei eisernen Walzen, und eine solche Quetschmaschine läßt sich mit geringen Kosten leicht in jeder Mühle anbringen, am besten in dem obern Theile, von welchem aus man die Rumpfe der Gänge füllt. Das auch nach dem Keimen und Darren immer noch in beträchtlicher Menge im Malz enthaltene Stärkemehl durch die Diastase noch möglichst vollständig in Zucker und Stärkegummi umzuändern, ist der Zweck der zunächst folgenden Arbeiten des Einteigens und Einmaischens. Dies ist nichts als ein längeres Behandeln des Malzschrotes mit Wasser bei der zur Zuckerbildung erforderlichen Temperatur. Zwei Arten des Maischverfahrens unterscheiden sich sehr wesentlich; bei der einen bleibt das Maischgut während des ganzen Maischprozesses in dem Maischbottiche; bei der andern wird entweder das ganze Maischgut oder die Würze desselben in die Pfanne gebracht. Zum Maischen im Maischbottiche ist ein runder, etwa 4 Fuß hoher Bottich nöthig, der oben und unten gleich weit ist, oder nach unten sich ein wenig erweitert. Vor der Operation des Maischens wird der Boden desselben mit reinem langen Roggenstroh bedeckt, darüber legt man 3—4 dünne Latten und auf diese einen zweiten Boden, den sogenannten falschen Boden, Loseboden, Sieb- oder Seihboden, der siebartig durchlöchert ist und aus 5—7 Stücken zusammengesetzt werden kann. Die Entfernung des Siebbodens von dem Boden des Bottichs sey 3—4 Zoll; an die Wände des Bottichs muß er recht genau anschließen, und damit er nach dem Einfüllen des Wassers nicht schwimme, wird er durch darübergelegte und an den Dauben des Bottichs befestigte Latten, die sogenannten Spannstöcke, festgehalten. Zwischen dem Siebboden und dem wirklichen Boden befindet sich dicht über dem letztern ein großer Hahn zum Ablassen der Würze aus dem Bottiche in eine unter dem Hahne in die Erde gegrabene Cisterne von Stein oder Holz, den Unterstock, Würzstock oder Würzbrunnen, aus welchem die Würze in die Pfanne gebracht wird. Man wendet auch zum Ablassen der Würze einen Pfaffen an, etwa 1 □ Fuß weit; dieser tritt bis auf den untern Boden, ist unten etwas ausgeschnitten und wird dort recht dicht mit Stroh umlegt. Innerhalb dieses Pfaffens befindet sich das etwa 2—3 Zoll weite Bohrloch im Boden des Bottichs, durch welches der über den Pfaffen hervorragende Zapfen gesteckt wird. Während der Maischbottich auf beschriebene Weise vorgerichtet wird, ist die Braupfanne mit Wasser gespeist und dasselbe durch starkes Feuer erwärmt worden. Sobald das Wasser die Temperatur von 45—50° R. im Winter, oder von 35—45° R. im Sommer erlangt hat, läßt man davon mittelst einer Rinne, durch den Pfaffen, wenn dieser vorhanden, in den Maischbottich so viel laufen, daß es einige Zoll über dem Seihboden steht. Dann schüttet ein Mann das schon in Säcken bereit stehende Malzschrot nach und nach in den Maischbottich, während andere Arbeiter dasselbe sofort mit Maischhölzern in dem Wasser vertheilen. Die Menge des Wassers, welche man in den Maischbottich gebracht hat, muß so viel betragen, daß nach dem Einschütten des Schrotes ein dicker Brei entsteht. Sobald alles Malzschrot eingeschüttet ist, wird die Masse mit den Maischhölzern und Rührhölzern eine halbe Stunde tüchtig durchgearbeitet. Die Operation des Einteigens hat den Zweck, das Malzschrot vollständig mit Wasser zu benetzen; es darf daher nach Beendigung derselben die Masse keine Klumpen enthalten, in deren Mitte sich trocknes Malz befindet. Chemische Ver-

änderungen gehen bei dieser Operation nicht vor. Das Wasser muß im Winter zum Einteigen deshalb wärmer genommen werden, als im Sommer, weil in der erstern Jahreszeit der Bottich und das Schrot wegen der niedern Temperatur eine größere Menge Wärme absorbiren. Luftmalz wird gewöhnlich etwas kälter eingeteigt, als Darrmalz. Zum Einteigen wähle man reines weiches Wasser; Brunnenwasser ist selten gut und oft nur abgekocht dazu tauglich. Sobald das Wasser in der Pfanne, die man nach Ablassen des Einteigwassers wieder gefüllt hat, den Siedepunkt erreicht und, bei Anwendung von Brunnenwasser, einige Zeit gekocht hat, setzt man ein paar Eimer kaltes Wasser hinzu, um das Sieden und die dadurch bewirkte Dampfbildung aufhören zu machen. Von dem so abgeschreckten Wasser, welches in der Regel eine Temperatur von 78—79° R. zeigt, gibt man nun die erforderliche Menge, am besten durch den Pfaffen von unten herauf, zu dem eingeteigten Schrote, unter fortwährendem und anhaltendem Durcharbeiten mit den früher angeführten Maisch- und Rührhölzern. Hierauf wird das Durcharbeiten noch etwa eine halbe Stunde ununterbrochen fortgesetzt. Ist diese Operation (das Einmaischen) beendigt, so deckt man den Maischbottich zu. Da das Einmaischen die Umänderung des Stärkemehls in Gummi und Zucker durch die Diastase bewirken soll, so muß nach dem Zugeben des heißen Wassers zum geteigten Schrote die Masse diejenige Temperatur besitzen, bei welcher diese Umänderung am schnellsten und vollständigsten vor sich geht, also eine Temperatur von 48—60° R. Hiernach richtet sich also vorzüglich die Menge des zum Maischen zu verwendenden Wassers. Man muß durch das Maischwasser die Temperatur der Masse auf mindestens 50° R. erheben; gewöhnlich bringt man sie auf 53—55° R. Die Umwandlung des Stärkemehls in Zucker durch die Diastase erfolgt nicht plötzlich; es ist eine gewisse Zeit dazu erforderlich, daher die Masse einige Zeit stehen bleiben muß. Läßt man aber Massen, welche Zucker, Stärkemehl und stickstoffhaltige Substanzen enthalten, in heißem Zustande längere Zeit der Luft ausgesetzt, so werden sie sauer, es bildet sich in ihnen eine eigenthümliche Säure, die Milchsäure. Die Maische ist dann eine Masse, welche Zucker, Stärkemehl und stickstoffhaltige Stoffe (Eiweiß, Kleber) enthält, und sie wird deshalb nach längerem Stehen sauer, treber- oder seihsauer. Man hat daher zwei Klippen zu vermeiden. Wollte man nämlich, um Säuerung zu verhüten, die Maische nur kurze Zeit stehen lassen, so würde sich nur wenig Zucker gebildet haben, man würde eine schwache Würze ziehen; wollte man aber, um der Zuckerbildung recht viel Zeit zu lassen, die Maische lange stehen lassen, so würde sie seihsauer und man zöge eine Würze, die kein haltbares Bier liefern kann. Es hängt von sehr verschiedenen Umständen ab, wie lange die Maische im Maischbottiche bleiben kann, ohne daß sie säuert. Arbeitet man mit stark braunem Malze, so ist die Maische weit weniger zum Sauerwerden geneigt, als wenn man Luftmalz zu Weißbieren verarbeitet, weil das erstere brenzliches Oel enthält. Dies aromatische brenzliche Oel des Malzes wirkt konservirend, ungefähr ebenso, wie das brenzliche Oel des Rauches erhaltend wirkt; es verhindert oder verzögert wenigstens die Säurebildung. Ueberdies bedarf das Darrmalz nicht so lange Zeit zur Zuckerbildung, als das Luftmalz, weil es weniger unverändertes Stärkemehl als das letztere enthält, weil also nicht so viel Stärkemehl in Zucker umzuwandeln ist. In dem Darrmalze ist nämlich schon bei dem Darrprozesse ein großer Theil des Stärkemehls in Stärkegummi umgewandelt worden. Schnell wird die Maische dann seihsauer, wenn die Temperatur der Luft hoch ist, im Sommer also viel eher, als im Winter, und dies ist mit die Ursache, weshalb man Lagerbiere im Sommer ungern braut. Auch begünstigt ein sehr elektrischer Zustand der Atmosphäre das Sauerwerden der Maische außerordentlich. Die Umänderung des Stärkemehls in Zucker gibt sich am Aeußern der Maische zu erkennen; diese ist nämlich jetzt ziemlich dünnflüssig geworden, während sie zu Anfang des Maischens kleisterartig dick war; sie ist bräunlich klar, nicht mehr weißlich trübe; der anfangs fade, schleimige Geschmack ist verschwunden und an seine Stelle ist ein intensiv-süßer Geschmack getreten. Man öffnet nun den Hahn oder man zieht den Zapfen u. läßt den Malzauszug (Würze oder Werth) in den sogenannten Würzbrunnen ab. Die zuerst ablaufende Würze fängt man in Eimern auf. Sie ist trübe und besteht zum Theil aus der zwischen den beiden Böden (im schädlichen Raume) befindlich gewesenen Flüssigkeit; man muß sie daher so lange in den Bottich zurückgießen, bis sie vollkommen klar abläuft, oder man setzt sie beim zweiten Aufgusse zu. Da der Würzbrunnen selten sämmtliche ablaufende Würze fassen kann, so bringt man diese in Brauereien, wo nur Ein Kessel oder Eine Pfanne vorhanden ist, in einen wohlgereinigten Bottich, entweder durch Ueberschöpfen oder durch eine am Würzbrunnen stehende Druckpumpe. In Brauereien aber, welche 2 Pfannen besitzen, wird die Würze aus dem Würzbrunnen sofort in die eine wohlgereinigte Pfanne gebracht, und dies ist von entschiedenem Vortheil, weil die Würze bei der Temperatur, welche sie besitzt (35—45° R.), ungemein leicht zur Säuerung geneigt ist, nicht aber, wenn sie in der Pfanne kocht. Das in dem Maischbottiche nach Ablaufen der Würze zurückbleibende Schrot enthält begreiflicherweise eine Quantität Würze von derselben Stärke, als die abgelaufene, aufgesogen, der Centner des angewandten Schrotes etwas mehr als eine halbe Tonne (das Schrot von 10 Scheffeln Gerstenmalz ungefähr $2^2/_3$—3 Tonnen, von 70 Scheffeln also $18^2/_3$—21 Tonnen). Theils um diese zu gewinnen, theils um wo möglich noch einen Antheil Stärkemehl in Zucker umzuändern, wird das Schrot von Neuem mit Wasser übergossen und gemaischt. Die Menge des zum zweiten Aufgusse zu verwendenden Wassers richtet sich nach dem Gehalte der ersten Würze und darnach, ob man noch einen dritten Aufguß zu machen beabsichtigt. Zeigt die erste Würze ein specifisches Gewicht von 1,060 am Saccharometer, oder 6 Grad nach einer gewöhnlichen Bierwage, so kann

mehr Wasser dazu verwendet werden, als wenn sie nur 1,030 (3 Grad) zeigt, vorausgesetzt, daß man nicht im erstern Falle weniger gießen will, um die zweite dann noch ziemlich starke Würze mit der ersten zum starken Biere zu benutzen, wo man dann stets noch einen dritten Aufguß macht. Glaubt man durch das zweite Maischen noch Stärkemehl in Zucker umändern zu können, so richtet sich die Temperatur des zuzugebenden Wassers nach jener, welche das Schrot im Maischbottiche nach dem Ablassen der ersten Würze besitzt; es muß nämlich beim zweiten Maischen die Masse wieder auf die der Zuckerbildung günstigste Temperatur gebracht werden, also wieder auf 50—55° R. Zeigt das Schrot eine Temperatur von 45° R., so kann man zum zweiten Maischen Wasser von 65—70° R. je nach der Quantität verwenden; zeigte es aber eine Temperatur von 50° R., so dürfte Wasser von höchstens 60—65° R. auf dasselbe gebracht werden. Durch noch so viele Aufgüsse wird immer nur eine Verdünnung Statt finden, nicht aber eine Erschöpfung. Da aber sehr verdünnte Würzen lange Zeit gekocht werden müssen, um das erforderliche specifische Gewicht zu erlangen, wobei der Aufwand an Brennmaterial bald den Werth derselben übersteigt, und da bei öfterem Aufgießen das Schrot kaum vor Säuerung bewahrt werden kann, so begnügt man sich in der Regel mit 2 Aufgüssen, und nur bei Bereitung sehr starker Biere macht man noch einen dritten, der zu Nachbier verwandt wird. Das im Maischbottiche zurückbleibende, von auflöslichen Theilen möglichst befreite Schrot wird der Seih oder die Trebern genannt und zur Fütterung, besonders der Schweine benutzt. Das sogenannte bayerische Maischverfahren, welches sich in Deutschland fast überall einbürgerte, wird in Bayern selbst nach zwei Methoden ausgeübt; nach der einen wird die Maische theilweise in der Pfanne bearbeitet und gekocht, nach der andern wird im Bottiche gemaischt, die Würze gezogen, in die Pfanne gebracht und wieder auf das Schrot gegeben. Bei der ersteren teigt man auf die gewöhnliche Weise ein, aber mit Wasser von gewöhnlicher Temperatur. Die eingeteigte Masse bleibt 6—8 Stunden stehen. Die Menge des Maischwassers, die Stärke des ersten Gusses, ist verschieden, je nachdem man Sommerbier oder Lagerbier darstellen will. Man nimmt für den Scheffel Malz zu Sommerbier zum Einteigen 7 Eimer Wasser, zum Maischen 6 Eimer, für Lagerbier zum Einteigen 7 Eimer, zum Maischen 4,5 Eimer, für jenes also im Ganzen 13 Eimer, für dieses 11,5 Eimer. Indeß gelten diese Verhältnisse nur als allgemeine Anhaltspunkte. Die zum Maischen erforderliche Menge des kochenden Wassers wird nun aus der Pfanne zu dem eingeteigten Schrote geschöpft; dann wird tüchtig mit dem Rührscheite durchgearbeitet, gemaischt; die Temperatur der Masse beträgt ungefähr 33° R. Nachdem alles Maischwasser aufgegeben ist, wird der dicke Theil der Maische vom Maischbottiche zurück in die Pfanne geschöpft (die Menge beträgt ungefähr die Hälfte von dem angewandten Wasser) und in dieser unter stetem Umrühren, um das Anbrennen zu vermeiden, zum Kochen erhitzt und gekocht. Man kocht in den verschiedenen Brauereien eine verschieden lange Zeit, von ¾ Stunde ab bis zu 1½ Stunden. Die gekochte Dickmaische wird dann aus der Pfanne wieder zurück in den Maischbottich geschöpft, und während des Ueberschöpfens wird in demselben unausgesetzt gemaischt. Die Temperatur steigt auf ungefähr 45° R. Hierauf wird die Dickmaische zum zweiten Male in die Pfanne übergeschöpft, und zwar in derselben Menge wie früher, und wieder ¾—1 Stunde lang gekocht, was man das Kochen des zweiten Dickmaisches nennt. Man schöpft dann in den Maischbottich zurück und maischt unterdeß unausgesetzt. Die Temperatur der Masse wird ungefähr 54° R. Nun wird der dünne Theil der Maische, der Dünnmaisch, in die Pfanne gebracht. Dessen Menge ist etwa 60 Procent vom angewandten Wasser. Man erhält ihn theils durch dieses Ausschöpfen aus dem Maischbottiche, theils durch Abzapfen, durch das Hacken. Hat der Dünnmaisch in der Pfanne ungefähr ¼ Stunde gekocht, so wird er unter fortwährendem Maischen in den Maischbottich zurückgebracht, wodurch die Temperatur der Maische auf 60—65° R. sich erhöht. Nach beendetem Ueberschöpfen setzt man das Maischen noch ¼ Stunde fort und läßt dann den Bottich 1—1½ Stunden in Ruhe. Hierauf öffnet man den Zapfen oder Hahn und läßt die klare Würze, den sogenannten Lautermaisch, in den Würzstock (Grand) ab. Die anfangs ablaufende trübe Flüssigkeit wird zurück in den Bottich gegossen. Die Würze wird, wie weiter unten angegeben, behandelt. Die in dem Bottiche zurückbleibenden Trebern werden noch mit dem sogenannten Anschwärzwasser behandelt, wodurch man eine leichte Würze zum Nachbier gewinnt. Man sieht leicht ein, daß bei diesem bayerischen Maischverfahren, welches namentlich in den berühmten Brauereien Münchens gebräuchlich ist, ein Theil der Maische, nämlich der im Maischbottiche bleibende, auf der zum Zuckerbildungsprozesse erforderlichen Temperatur erhalten wird, während der andere Theil derselben in der Pfanne gekocht wird. Da nun in dieser höhern Temperatur das Stärkemehl durch die Diastase nicht in Zucker, sondern in Stärkegummi verwandelt wird, so muß das Resultat dieses Verfahrens eine Maische seyn, welche neben Zucker eine beträchtliche Menge Stärkegummi (Dextrin) enthält. Die zweite Art des bayerischen Maischverfahrens ist außerhalb Bayerns, wo man ein sogenanntes bayerisches B. erzielen will, in Gebrauch. Man teigt mit kaltem Wasser ein, macht den ersten Guß mit kochend heißem Wasser, maischt tüchtig, zieht nach ½ Stunde die Würze, den Lautermaisch, gibt denselben nebst noch etwas Wasser in die Pfanne zurück und erhitzt unter fortwährendem Umrühren bis zum Sieden, läßt ¼ Stunde kochen, bringt ihn dann auf das Schrot in den Maischbottich zurück, maischt und läßt ¼ Stunde ruhig stehen, worauf man die klare Würze zieht, um sie in der Pfanne mit Hopfen zu kochen und weiter zu behandeln. Die durch zweckmäßiges Maischen erhaltene Würze stellt eine Auflösung von Stärkezucker und Stärkegummi in Wasser dar, die noch Eiweißstoff, Kleber (Dia-

stase) und etwas Stärkemehl enthält, und von einer Säure schwach sauer reagirt. Die Koncentration dieser Würze, d. h. der Gehalt derselben an aufgelösten Stoffen, von Malzextrakt hängt natürlich unter übrigens gleichen Umständen von dem Verhältnisse des Malzes zu dem zum Einteigen und Einmaischen angewandten Wasser ab. Je weniger Wasser auf ein gewisses Gewicht Malz genommen wird, desto reichhaltiger, desto koncentrirter ist die Würze. Man ermittelt die Koncentration der Würze durch ein Aräometer (Saccharometer, Bierwage).

Die vom Maischbottiche gezogene Würze kocht man, theils um Wasser zu entfernen, um sie also koncentrirter zu machen, theils um den Eiweißstoff und Kleber durch Gerinnen (Zusammenziehen) zu scheiden, theils um sie mit dem Bitterstoffe und dem Aroma des Hopfens zu imprägniren. Auch bildet sich durch anhaltendes Kochen noch ein Antheil Gummi aus dem immer noch in geringer Menge vorhandenen Stärkemehl durch Vermittelung der Diastase, auch wohl noch etwas Zucker durch die in dem Malzauszuge befindliche Phosphorsäure, und der Gerbestoff des Hopfens gebt mit dem noch unverändert vorhandenen Stärkemehl eine Verbindung ein, die sich später beim Erkalten ausscheidet. Durch diese vollständige Verwandelung oder Entfernung des Stärkemehls und durch den bittern und aromatischen Stoff des Hopfens wird die Haltbarkeit des Bieres vorzüglich mit bedingt. Das Kochen der Würze geschieht entweder in kupfernen, länglich viereckigen Braupfannen, oder in halb kugelförmigen Braukesseln, deren Größe sich nach der Größe der darzustellenden Gebräue richtet. Die Breite der deutschen Pfanne beträgt meist $^2/_3$ der Länge, und die Tiefe $^2/_3$ der Breite. Die Pfanne wird entweder auf eiserne Querstangen gelegt, die in den Seitenmauern des Ofens befestigt sind, oder man stellt sie auf gemauerte Pfeiler; Ersteres ist vorzuziehen, weil die Pfeiler viele Hitze absorbiren und leicht mürbe werden. Bei der Anlegung des Feuerraums ist vornehmlich darauf zu sehen, daß der Inhalt der Pfanne recht schnell zum Kochen gebracht werden kann; man muß deshalb den Rost bedeutend groß nehmen und eine große Fläche der Pfanne vom Feuer umspielen lassen. Den im Sieden an die Oberfläche steigenden Schaum nimmt man sorgfältig mit dem flachen durchlöcherten Schaumlöffel ab. Sobald die Würze den Siedepunkt erreicht hat, wird das Feuer durch Verschließung der Zuglöcher oder durch im Schornsteine oder in den Zügen angebrachte Schieber so gemäßigt, daß die Würze nur an einer Seite der Pfanne mäßig aufwallt. An dieser werden alle ausgeschiedenen Stoffe emporgetrieben, sie sammeln sich an der entgegengesetzten Seite auf der Oberfläche und werden hier mit dem Schaumlöffel abgeschöpft. Die Würze wird dann so lange gekocht, bis sie gahr ist, d. h. bis in einer mit einem Löffel herausgeschöpften Probe die darin schwimmenden Theilchen sich schnell zu Boden senken und die Würze klar darüber erscheint. Diese Erscheinung gibt den Beweis, daß aus der Würze alles abgeschieden ist, was durch Kochen derselben abgeschieden werden kann. Die Zeit, in welcher dieser Punkt erreicht wird, ist für jede Art Würze verschieden. War die Maische gekocht worden, wie bei der Würze zu bayerischem Biere, oder war die Würze sehr koncentrirt, so reicht gewöhnlich ein $1^1/_2$—2stündiges Kochen hin, um sie klar zu machen. Hat man aber dünne Würze, so ziehen sich die trübenden Substanzen (Kleber, Eiweißstoff) erst bei einer gewissen Koncentration in Flocken zusammen, und man muß oft 4—8 Stunden kochen. Bisweilen verlängert man die Zeit des Kochens, um die Würze dunkler zu machen; dies erreicht man besonders, wenn man sie bei sehr gemäßigtem Feuer, so daß kaum Aufwallen zu bemerken ist, längere Zeit hindurch in der Pfanne behält. Bald nach eingetretenem Kochen, oder, wenn die Würze wegen großer Verdünnung lange kochen muß, ungefähr $1^1/_2$—1 Stunde vor der Zeit, zu welcher man sie aus der Pfanne entfernen will, wird der Hopfen zugesetzt. Man schüttet denselben auf die Oberfläche der Würze, läßt ihn hier einige Minuten von dem Dampfe erweichen und rührt ihn dann in die kochende Flüssigkeit. Die Menge des Hopfens richtet sich nach der Art des Bieres, nach der Gewohnheit der Trinker und ist von der Güte desselben abhängig. In einigen Brauereien bringt man den Hopfen erst mit ein wenig Würze in die Pfanne, kocht einige Zeit lang und füllt dann die Pfanne mit der übrigen Würze. Auch übergießt man wohl den Hopfen in einem dazu vorhandenen Gefäße mit etwas heißer Würze, oder auch mit heißem Wasser, läßt ihn darin einige Zeit bedeckt stehen und schüttet dann den ganzen Inhalt des Gefäßes in die kochende Würze. Eine Hauptregel ist, den Hopfen nicht zu lange mit der Würze kochen zu lassen, weil sonst der größte Theil seines ätherischen Oeles sich verflüchtigt; 1—$1^1/_2$ Stunden sind zu genügender Ausziehung völlig hinreichend. Gegen das Ende des Kochens der Würze schüttet man in einigen Brauereien etwas Salz in dieselbe, auch wohl noch einige unschädliche aromatische Substanzen, wie Citronen- oder Orangenschalen, Orangenfrüchte, Koriander ꝛc., was keineswegs zu tadeln ist, wenn man die Menge derselben nicht zu bedeutend nimmt. Durchaus verwerflich sind aber alle Surrogate für den Hopfen selbst, z. B. Wermuth, Bitterklee, Enzianwurzel, Quassia. Das Hopfenaroma und Hopfenbitter ist so eigenthümlicher Art, daß jeder andere Bitterstoff leicht davon unterschieden werden kann, und keiner von diesen ist so angenehm als der des Hopfens. Außerdem ersetzt auch keines der angeführten Surrogate den Hopfen hinsichtlich seiner chemischen Wirkung beim Kochen der Würze und bei der Gährung. Für gewöhnliche Biere bringt man die Würze auf ein specifisches Gewicht von 1,030 bis 1,050, für mittelstarke auf 1,060 bis 1,070, für sehr starke auf 1,080 bis 1,100, wobei zu bemerken ist, daß sie durch Einstellen in kaltes Wasser bis auf die am Saccharometer bemerkte Temperatur von 12 oder $12^1/_2$° R. vor der Prüfung mit diesem Instrumente abgekühlt werden muß. Ist der Hopfen gehörig extrahirt, hat die Würze die erforderliche Koncentration erreicht und ist sie vollkommen klar, so wird sie aus der Pfanne gebracht und durch einen mit Stroh ausgelegten Korb,

den Hopfenkorb, gegeben, in welchem der Hopfen und etwa noch vorhandene Unreinigkeiten zurückbleiben. Der Hopfenkorb wird über den zuvor wohl gereinigten Maischbottich gehängt, damit aus diesem die Würze in den Würzbrunnen gelassen und von hier ab durch die Pumpe auf die Kühlschiffe gepumpt werden kann. In die leere Pfanne wird nun die Würze zum Nachbier gebracht, und diese auf dieselbe Weise wie die erste Würze bis zur erforderlichen Koncentration und bis zur Klarheit gekocht. Der in dem Hopfenkorbe bleibende Hopfen hält eine beträchtliche Menge Würze zurück und besitzt noch einen ziemlich stark bittern Geschmack; man kocht ihn mit dem Nachbiere, welches dadurch hinreichend bitter und etwas stärker wird.

Alle bis hieher ausgeführten Operationen bezielten eine Vermehrung des Zuckers. Die Gährung hingegen soll einen Theil des Zuckers in Alkohol und Kohlensäure zerlegen, um ein haltbares und geistiges Getränk zu erhalten. Der Gährungsprozeß geht bei den Temperaturen zwischen +6 und +30° R. vor sich und wird um so schneller beendet, je mehr sich die Temperatur dem angegebenen Maximum nähert. Je mehr sich aber die Temperatur bei dem Gährungsprozesse dem Maximum nähert, desto mehr wird der entstehende Alkohol disponirt, mit Hülfe des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft sich in Essigsäure umzuwandeln. Hat sich aber einmal, wenn auch nur eine geringe Menge von dieser Säure in der gegohrenen Flüssigkeit gebildet, so trägt diese den Keim zur fortschreitenden Essigsäurebildung in sich, und sie verwandelt sich mit der Zeit in Essig, ganz besonders schnell, wenn die Gährung beendet ist, d. h. wenn aller Zucker durch das Ferment in Alkohol und Kohlensäure zerlegt worden ist. Dies findet bei so hoher Temperatur sehr bald und an Gewittertagen oft urplötzlich Statt. Würde man aber die Gährung der Würze so leiten, daß aller Zucker durch das Ferment zerlegt würde, so wäre das Resultat ein schwach geistiges, weinartiges Getränk, aber kein Bier; denn das Bier soll noch unzersetzten Zucker und zugleich auch Kohlensäure enthalten. Daher muß man die Gährung zu einer passenden Zeit unterbrechen, oder sie vielmehr so in die Länge zu ziehen suchen, daß sie selbst nach Jahresfrist noch nicht beendet ist. Um nun ein haltbares Bier zu erzielen, muß die Gährung der Würze bei einer niedern Temperatur vor sich gehen und bei einer um so niederern, je längere Zeit das Bier trinkbar bleiben soll. Ehe die Würze daher durch das Ferment in Gährung gebracht wird, muß sie bis zu der erforderlichen niedern Temperatur abgekühlt werden. Da die Würze zwar bei einer dem Siedepunkte nahen Temperatur keine nachtheilige Veränderung erleidet, aber bei einer Temperatur von 20—50° R. sehr bald sauer wird, so muß das Abkühlen so sehr als möglich beschleunigt werden, wenn man nicht eine schon verdorbene Würze in den Gährungsbottich bringen will. Es wird allgemein auf den sogenannten Kühlschiffen oder Kühlstöcken vorgenommen, auf welche man die Würze sogleich bringt, nachdem sie von dem Hopfen getrennt worden ist. Diese Kühlschiffe sind große, flache, vierseitige Gefäße, aus starken Bohlen zusammengesetzt. Ihr Rand ist ungefähr 6—8 Zoll hoch, und sie müssen so viel Bodenfläche haben, daß die sämmtliche Würze eines Gebräues, bei einer Höhe von 2—4 Zoll, in denselben Platz hat. Man stellt sie am zweckmäßigsten an einem Orte auf, wo die atmosphärische Luft über dieselben hinwegstreichen kann, daher gewöhnlich im obern Theile des Braulokals zwischen gegenüberliegenden Fenstern, oder auch in einem andern luftigen Lokale, ja sogar außerhalb des Gebäudes unter einem leichten hölzernen Dache. Stehen die Kühlschiffe in demselben Lokale, wo die Pfanne sich befindet, so muß über dieser ein hölzerner Mantel und Schlauch (ein Brodemfang) zum Ableiten der entweichenden Wasserdämpfe angebracht seyn, da eine trockne Atmosphäre eine Hauptbedingung zum schnellen Abkühlen der Würze auf den Kühlschiffen ist. Die Würze kommt mit einer Temperatur von ungefähr 75° R. auf die Kühlschiffe, und sie kann sich auf denselben auf 16—6° R. bei günstigen Verhältnissen abkühlen. Sie verliert auf den Kühlschiffen den größten Theil ihrer Wärme durch die stattfindende Verdampfung eines Theils ihres Wassers. Da aber durch das Verdampfen einer bestimmten Quantität Wasser die Temperatur nur um eine bestimmte Anzahl von Graden erniedrigt wird, weil diese Quantität Wasser stets eine und dieselbe Quantität Wärmestoff zum Verdampfen nöthig hat, so muß natürlich von der Würze stets eine bestimmte Menge verdampfen, um die zurückbleibende Würze auf eine gewisse Temperatur zu bringen. Diese Menge beträgt ungefähr $^1/_8$, so daß 16 Tonnen heiße Würze nach dem Abkühlen nur 14 Tonnen betragen. Da also die schnelle Abkühlung der Würze auf den Kühlschiffen von der schnellen Verdampfung abhängig ist, so muß man diese letztere so sehr als möglich zu beschleunigen suchen; dies geschieht nun dadurch, daß man die Oberfläche der Würze vergrößert, weil bei jeder Verdampfung unter dem Siedepunkte und in freier Luft die Menge der in gleicher Zeit verdampften Flüssigkeit mit der Größe ihrer Oberfläche in geradem Verhältnisse steht. Bietet die Würze der Luft 1000 □Fuß Oberfläche dar, so wird in derselben Zeit gerade noch einmal so viel verdampfen, als wenn sie 500 □Fuß Oberfläche besitzt; darum eben nimmt man die Kühlschiffe so geräumig, daß die Würze in denselben nur 2—3 Zoll hoch zu stehen kommt. Die Schnelligkeit des Verdampfens richtet sich aber besonders auch nach der Menge von Wasserdampf, welche in der Atmosphäre schon enthalten ist. Je weniger nämlich Feuchtigkeit in der Luft sich befindet, je trockener diese ist, desto leichter nimmt sie Wasserdampf auf, desto schneller verdampft also das Wasser. Sowohl die warmen Sommertage, als auch die sehr kalten Wintertage sind dem Abkühlen der Würze nicht günstig. Am geeignetsten sind die Frühlings- und Herbstmonate, namentlich wenn trockne Winde, also bei uns Ostwinde, herrschen, und dies ist vorzüglich Ursache, daß in diesen Jahreszeiten die vortrefflichsten Biere gebraut werden. Weil in einer sehr feuchten Luft wenig oder fast keine Verdampfung Statt findet, muß auch über den Kühlschiffen fortwährend ein Luftstrom unterhalten werden, welcher

die von denselben aufsteigenden Wasserdämpfe sogleich wegführt. Daher muß man sie an einem möglichst freien Orte aufstellen, z. B. zwischen gegenüberliegenden Fenstern, und aus diesem Grunde ist es überhaupt gut, wenn das Brauhaus nicht zu sehr mit Gebäuden umgeben ist, oder wenn es eine sehr hohe Lage hat. Da in hellen Nächten die irdischen Körper gegen den Himmelsraum eine bedeutende Menge Wärme ausstrahlen, so kann man hiervon zur Abkühlung der Würze einen guten Gebrauch machen, wenn man die Kühlschiffe im Freien anbringt und sie mit einem beweglichen Dache versieht, welches man in hellen und klaren Nächten entfernt. In England geschieht dies allgemein. Weil überhaupt die Verdampfung des Morgens, gegen Aufgang der Sonne, am stärksten ist, so benutzt man gewöhnlich die Nächte zum Abkühlen der Würze und bei einer irgend hohen Temperatur ist es allein während der Nacht möglich, die Würze auf die erforderliche Temperatur zu bringen. Da die Abkühlung der Würze in möglichst kurzer Zeit zu Wege zu bringen ist, so hat man sich auch vielfach bemüht, die Abkühlung auf künstliche Weise zu beschleunigen, z. B. durch einen starken Luftzug, der über dem Kühlschiffe mit Hülfe von mit Windflügeln versehenen Maschinen hervorgebracht wird, oder man hat die Würze durch in kaltem Wasser liegende Schlangenröhren geleitet, oder umgekehrt kaltes Wasser durch Schlangenröhren geleitet, welche in mit Würze gefüllten Gefäßen standen. Ist indessen die Jahreszeit nicht ganz ungünstig, so kann die Abkühlung, ohne Beihülfe von Kühlmaschinen, auf dem Kühlschiffe angefangen und vollendet werden, wenn die Würze selbst von guter Beschaffenheit ist. Je koncentrirter die Würzen sind, aus je dunklerem Malze sie gezogen wurden, und je mehr Hopfen sie erhalten haben, desto weniger hat man für sie zu fürchten, weil das brenzliche Oel des Darrmalzes und das ätherische Oel des Hopfens konservirend, Säuerung verhindernd, wirken. Während des Abkühlens auf dem Kühlschiffe setzt die Würze noch einen geringen gelblichen Bodensatz ab, der theils aus noch in ihr suspendirt gewesenen kleinen Flocken von geronnenem Eiweißstoff und Kleber besteht, theils aber die in der Wärme auflösliche, in der Kälte unlösliche Verbindung des Gerbestoffs (vom Hopfen) mit Stärkemehl ist.

Die Temperatur, bis zu der die Würze auf den Kühlschiffen sich abkühlen muß, ehe sie durch Ferment in Gährung gebracht wird, ist sehr verschieden und richtet sich darnach, ob man ein schnell zu vertrinkendes oder ein Lagerbier bereitet, und darnach, welche Temperatur das Lokal besitzt, in welchem die Gährung der Würze vor sich gehen soll. Je höher der Wärmegrad dieses Lokals ist, desto kühler muß die Würze in den Gährungsbottich kommen, und Würze zu Lagerbier, welches lange Zeit sich halten soll, muß bei niedrigerer Temperatur die Gährung durchlaufen, als die Würze zu Bier, welches bald vertrunken werden soll. Je niedriger nämlich die Temperatur während der Gährung ist, desto langsamer schreitet diese vor und desto weniger kann sich aus dem entstandenen Alkohol Essigsäure bilden. Die zweckmäßigste Temperatur des zur Gährung dienenden Lokals ist zwischen 6–8° R. Im Winter ist das Gährungslokal vor Frost zu schützen durch Bedecken der Oeffnung mittelst reinen Strohes (nicht Mist), im Sommer muß man dasselbe durch Sprengen mit kaltem Wasser, Hineinstellen von kaltem Wasser, oder noch besser von Eis auf die erforderliche niedere Temperatur zu bringen suchen, sowie es überhaupt vortheilhaft ist, wenn man die Temperatur des Gährungsraumes auf eine zweckmäßige Weise, etwa durch Oeffnen oder Verschließen von Zuglöchern, erhöhen oder erniedrigen kann, um einer zu langsamen Gährung zu Hülfe zu kommen und einer zu schnellen Gährung Einhalt zu thun. Man unterscheidet eine Obergährung und eine Untergährung, Namen, welche die Erklärung in sich schließen. Bei der Obergährung werden nämlich die Substanzen, welche sich ausscheiden, durch die heftig sich entwickelnde Kohlensäure an die Oberfläche der Würze geführt, und bilden hier eine Decke (die Oberhefe), während bei der Untergährung diese Stoffe größtentheils am Boden des Gährungsbottichs sich festsetzen (die Unterhefe), weil die hier entweichenden kleineren Bläschen von kohlensaurem Gas diese nicht in die Höhe zu heben im Stande sind. Im Allgemeinen entsteht Obergährung allemal, wenn die Würze bei höherer Temperatur angestellt wird, etwa über 10° R., während die bei einer niedern Temperatur angestellte Würze immer Untergährung gibt; indeß kommt doch hierbei auch etwas auf das Ferment an. Die Hefe nämlich, welche sich bei einer Gährung erzeugt, hat die Eigenschaft, in der Würze, welcher sie zugesetzt wird, eine ähnliche Gährung hervorzubringen, als die war, bei der sie entstanden ist. Bei der Obergährung entstandene Hefe leitet daher gern die Obergährung ein, wenn man nicht die Temperatur der Würze niedrig hält; bei einer Untergährung entstandene Hefe disponirt die Würze zur Untergährung, selbst wenn die Temperatur 10° R. beträgt. Daher die Regel, daß man zum Anstellen (Hefe zugeben) einer Würze immer von ähnlichen Bieren entstandene Hefe nehmen muß. Beide Gährungsarten liefern bei gehöriger Vorsicht ein gutes Bier; indeß sind nicht beide Arten für alle Sorten Bier gleich gut. Sehr koncentrirte Würzen (bei denen also viel Zucker zu zerlegen ist) aus sehr dunkelm Malze, besonders wenn sie stark gehopft sind, wie die Würzen zu den schweren englischen Bieren, zum Porter, eignen sich besonders zur Obergährung; denn die Untergährung schläft bei diesen zu leicht ein, weil zu viele die Gährung hemmende Substanzen (brenzliches Oel des Malzes und ätherisches Oel des Hopfens) vorhanden sind. Die Würzen zu den mehr weinartigen, nicht so substanziösen Bieren, wie zu den bayerischen Bieren, aber läßt man am besten die Untergährung durchlaufen, weil sie bei höherer Temperatur gährend und überhaupt bei der Obergährung sich leicht zu stark erhitzen, wo dann Säure in denselben gebildet wird. Die Gefäße, auf welchen man die Gährung der Lagerbierwürze vor sich gehen läßt, sind Bottiche von angemessener Größe. Will man Obergährung haben, so dürfen dieselben nur etwas über die Hälfte angefüllt seyn, damit der hochsteigende Schaum genügenden

Raum habe; bei der Untergährung kann man dieselben bis einige Zoll vom Rande anfüllen. Welche Gährung man aber auch einleiten will, so geschieht das Zugeben der Hefe auf folgende Weise. Sobald die Würze auf dem Kühlschiffe die Temperatur von 20°—16° R. erreicht hat, nimmt man ungefähr 6—12 Eimer (à 10 Quart) davon, bringt sie in das Gährungslokal in einen besonders dazu vorhandenen Kübel und vermischt sie in diesem durch starkes Umrühren mit der zur Gährung der ganzen vorhandenen Würze erforderlichen Menge Hefe. In diesem Gefäße, welches man bedeckt stehen läßt, fängt die Gährung bei der hohen Temperatur recht bald an sich zu zeigen; sobald sich eine ziemliche Decke gebildet hat und eine lebhafte Gährung bemerkbar ist, rührt man den Inhalt des Gefäßes tüchtig durcheinander und schüttet ihn zu der während der Zeit auf die erforderliche Temperatur abgekühlten und in den Gährbottich gebrachten Würze des ganzen Gebräues, wobei man Sorge zu tragen hat, durch Umrühren dieselbe innig mit der Würze zu vermischen. Es tritt sodann die Gährung nach mehren Stunden unter folgenden Erscheinungen ein: Am Rande des Bottichs bildet sich auf der Oberfläche der Würze ein fingerbreiter Reif von weißem Schaum, man sagt dann: die Würze setzt an. Dieser Reif wird nun immer breiter, überzieht endlich die ganze Oberfläche der Würze, eine zarte weiße Decke bildend: die Würze rahmt. Vom Boden des Bottichs steigen Bläschen empor, welche an der Oberfläche mit einem eigenthümlichen knisternden Geräusche zerplatzen; die Würze wird trübe, es scheiden sich Stoffe aus, welche zum Theil zu Boden sinken, zum Theil durch die Bläschen von Kohlensäure nach oben geführt werden und hier eine starke, leichte, schaumige Decke bilden, die sich oft einen Fuß hoch erhebt (Obergährung) und das Ansehen von blendend weißer Wolle oder von Schnee hat: die Würze erhöht sich. Ein in den Bottich gehaltenes Licht verlischt, und es zeigt sich ein stechender Geruch, Beweise, daß die entweichenden Gasbläschen Kohlensäure sind; zugleich erhebt sich die Temperatur in dem Maße, als die Gährung vorschreitet, und sie ist am höchsten, oft 4—6° über der Temperatur des Lokals, wenn die Gährung den höchsten Punkt erreicht hat. Das specifische Gewicht der Würze vermindert sich immer mehr, der süße Geschmack verschwindet, es tritt ein erfrischend geistiger an seine Stelle. Nach und nach wird die Entwicklung von Kohlensäure schwächer, die Decke sinkt ein, wird an ihrer Oberfläche braun gefärbt von dem Sauerstoff der Atmosphäre, welcher nun nicht mehr durch die entwickelte Kohlensäure verhindert ist, einzuwirken, die Decke löst sich vom Rande des Bottichs ab, sie tritt ab, und die Temperatur der Flüssigkeit setzt sich mit der des Lokales ins Gleichgewicht. Die erste Gährung, die rasche, wie man sie nennen kann, ist nun beendet, das Bier ist reif zum Fassen — auf Fässer gefüllt zu werden. Bei der Untergährung treten im Wesentlichen dieselben Erscheinungen auf, es bildet sich aber nur eine schwache schaumige Decke von Hefe, oft nur eine dünne zerrissene Haut von ausgeschiedenen Substanzen, und die Temperatur der gährenden Masse erhebt sich ungefähr um 3—4° über die Temperatur des Lokals. Die Dauer einer gehörig verlaufenden Gährung ist verschieden und kann 4—12 Tage betragen, immer aber wird das Bier um so haltbarer, je langsamer dieselbe regelmäßig, d. h. ohne ins Stocken zu kommen, verläuft. Im Allgemeinen währt die Untergährung längere Zeit als die Obergährung, indeß kann man bei gehöriger Vorsicht auch die letztere 10—12 Tage anhaltend machen. Die Menge der zuzugebenden Hefe wird, natürlich bei gleicher Güte derselben, verhältnißmäßig immer kleiner, je mehr Würze in Gährung zu bringen ist, denn je größer die gährende Masse, desto mehr erhöht sich bei der Gährung die Temperatur, und eine erhöhte Temperatur wirkt ähnlich einer größern Menge Ferment, daher muß man auch bei höherer Temperatur des Gährungslokals in der Würze die Quantität der Hefe vermindern, bei niederer Temperatur sie vermehren. In Bayern rechnet man für die Würzen aus 1 bayerischem Scheffel (ungefähr 4 preuß. Scheffel) Malz 1—1½ bayer. Maß Hefe. Man hat oft vorgeschlagen, zum Anstellen der Bierwürze ein künstliches Gährungsmittel anstatt der Bierhefe anzuwenden; indeß gute Hefe von einem ähnlichen Biere scheint durch kein anderes Mittel zu ersetzen zu seyn. Da man während der Sommermonate kein Lagerbier braut, so benutzt man zum Anstellen der ersten Lagerbierwürze im Herbste die Hefe, welche sich auf dem Boden der Lagerfässer des Lagerbiers in reichlicher Menge findet. Sobald die Gährung sich als beendet zeigt, sobald sich nämlich die Decke gesenkt und vom Rande gelöst hat, ein brennendes Licht über die Würze gehalten nicht mehr verlischt, wird (wenn es Obergährung war) die Decke mit dem Schaumlöffel abgenommen. Sie stellt die Oberhefe dar und wird zum Anstellen von Bierwürze, Branntweinmaische oder auch von den Bäckern zur Gährung des Teiges benutzt. Durch einen, einige Zoll über dem Boden des Gährungsbottichs angebrachten Hahn zapft man das junge Bier auf mäßig große Fässer (etwa 3 preuß. Tonnen fassend) und füllt diese damit völlig an. Der am Boden liegende Bodensatz wird ebenfalls herausgenommen. Er stellt die Unterhefe dar, die im Ganzen unreiner als die Oberhefe ist, sich nicht wohl zum Backwerk eignet und meist von den Branntweinbrennern benutzt wird. Auf diesen Fässern, welche man in einem kühlen Keller auf einen Trog legt, fängt nach ungefähr 24 Stunden die Gährung von Neuem an; es beginnt die sogenannte Nachgährung oder der zweite Grad der Gährung. Aus dem Spundloche des Fasses wird etwas Hefe gestoßen, die an dem Fasse herab nebst zugleich ausgetriebenem Bier in den darunter liegenden Trog fließt, aus dem man sie in ein etwas hohes Gefäß schöpft, um das sich unter der Hefe ansammelnde Bier abzapfen zu können. Damit die Hefe vollständig ausgestoßen werden könne, müssen die Fässer voll erhalten werden, man füllt sie deshalb täglich auf, entweder mit dem unter der Hefe sich sammelnden Biere, oder mit einem alten ähnlichen Biere, oder auch mit ausgekochtem und wieder erkaltetem weichen Wasser, und legt zur Erleichterung des Abfließens der Hefe die Fässer so,

daß das Spundloch etwas seitwärts kommt. Sobald keine Hefe mehr ausgestoßen wird, sondern sich am Spundloch nur noch ein rahmartiger Schaum zeigt, wird dies von der anhängenden Hefe vollkommen gereinigt (was auch bei dem Auffüllen täglich geschieht), das Faß aufgefüllt, abgewaschen und nun ziemlich fest verspundet. Die Nachgährung ist stärker bei obergährigem als bei untergährigem Biere. Ist sie sehr heftig, so wird man nicht leicht ein sehr haltbares Bier erhalten, während, wenn sie recht ruhig verschreitet und nur wenige Hefe auswirft, sicher ein vortreffliches haltbares Bier erzielt wird. Das nun fertige Bier bleibt bis zum Verkauf auf den bei der Nachgährung sich ausgeschieden habenden und fest am Boden sitzenden Hefen. Weil es nicht gut ist, diese aufzurühren, so läßt man die Nachgährung gewöhnlich in dem Lagerkeller selbst vor sich gehen, um das ausgegohrne Bier nicht durch Transportation in ein anderes Lokal zu stören. Die Fässer, auf welchen die Biere lagern, werden zur bessern Konservation des Bieres vorher häufig ausgepicht. Das Holz, als sehr poröser Körper, verstattet der Luft den Zutritt zu dem Inhalte des Fasses, das Pech aber, ein nicht poröser Körper, verhindert denselben; außerdem ist das Pech ein schlechter Leiter der Wärme u. Nichtleiter der Elektricität, es schützt dadurch das Bier vor schnellen Abwechselungen der Temperatur und vor elektrischen Einwirkungen. Endlich trägt das brenzliche Oel des Harzes, von dem sich immer etwas in dem Bier auflöst, zur Haltbarkeit desselben bei und ertheilt ihm den bekannten Pechgeschmack, welcher von vielen Trinkern geliebt wird. Die chemischen Veränderungen, welche die Würze bei der Gährung erleidet, sind folgende. Ein Theil von dem in der Würze enthaltenen Zucker wird nämlich durch das Ferment in Alkohol und Kohlensäure zerlegt; ersterer bleibt in der Flüssigkeit aufgelöst, letztere ebenfalls theilweise, ein anderer Antheil derselben aber entweicht in Gasgestalt. Außerdem haben sich in dem Maße, als sich Alkohol bildete, die stickstoffhaltigen Bestandtheile der Würze als neu erzeugtes Ferment, als neu gebildete Hefe ausgeschieden, so daß also, wie früher schon erwähnt, bei der Gährung immer neues Gährungsmittel gebildet wird. Daß das zugesetzte Ferment bei dem Gährungsprozesse selbst zersetzt wird, daß es gerade in Folge seiner eigenen Zersetzung den Zucker zur Zersetzung anregt, diesen gleichsam in den Kreis seiner Zersetzung hineinzieht, ist schon oben angegeben worden. Das durch Obergährung gewonnene Bier, also das bei einer höheren Temperatur gegohrne, enthält nach beendeter Gährung noch weit mehr stickstoffhaltige Substanzen, also als Ferment wirkende Substanzen, in Auflösung zurück, als das untergährige Bier, entweder weil sich bei der Obergährung immer eine, wenn auch nur geringe Menge Säure bildet, die als Auflösungsmittel für dieselben wirkt, oder weil bei ihm nicht so wie bei dem untergährigen Biere durch die längere Einwirkung der Luft das aufgelöste Ferment in unauflösliches verwandelt wird. Das Vorhandenseyn von aufgelöstem Ferment im obergährigen Biere ist die Ursache, daß sich dasselbe weniger lange hält, als das untergährige Bier, daß sich viel leichter als in diesem Essigsäure aus dem Alkohol erzeugt. Der in dem Biere zurückbleibende Zucker und die geringe Menge von Ferment, welche dasselbe aufgelöst enthält, unterhalten nun auf den Lagerfässern fortwährend die Gährung, aber in einem höchst geringen Grade. Durch diese Gährung, die man die unmerkliche oder den dritten Grad der Gährung nennen kann, wird das Bier stets mit Kohlensäure versehen, und sie muß so lange anhalten, als das Bier überhaupt trinkbar seyn soll. Das Bier gleicht einem Wesen, in welchem fortwährend ein Zersetzungsprozeß vorgeht. Die langsame Gährung ist sein Lebensprozeß. Hört daher dieser Lebensprozeß auf, d. h. hört diese Gährung auf, so ist das Bier gleichsam todt, es walten in ihm bald andere chemische Kräfte, es wird erst schal (arm an Kohlensäure) und dann sauer, es absorbirt dann nämlich die atmosphärische Luft, deren Sauerstoff den Alkohol in Essigsäure umwandelt. Hieraus ergibt sich, daß es für die Güte des Bieres keine Periode des Stillstandes gibt. Während die langsame Gährung auf den Fässern oder auch auf den Flaschen vorschreitet, wird das Bier immer besser und geistiger, sobald aber dieselbe nachläßt, fängt es sofort an, sich zu verschlechtern. Da nun die langsame Gährung um so länger anhält, d. h. um so langsamer verlaufen wird, je niedriger die Temperatur des Lokals ist, in welchem das Bier lagert, so ergibt sich hieraus von selbst die Nothwendigkeit, für Lagerbiere kühle Keller zu haben: daher der große Nutzen der Felsenkeller. Selbst in dem besten Keller aber muß die langsame Gährung ihr Ende erreichen, und zwar entweder wenn kein wirksames Ferment mehr vorhanden ist, oder wenn der Zucker vollständig zersetzt ist. Nähert sich das Bier diesem Punkte, so schmeckt es hart, wie man sagt, es wird der geistige bittere Geschmack durch den süßen Geschmack des Zuckers nicht mehr gemildert. Liegt das Bier auf Fässern, so verliert es dann bald die aufgelöste Kohlensäure, es wird schal und endlich sauer. Da in Flaschen die Kohlensäure nicht entweichen kann, so wird ein auf diesen lagerndes Bier reicher an Kohlensäure, es wird stärker moussirend, und da dies meist geliebt wird, zieht man die Lagerbiere vor ihrem Ausschenken oft auf Flaschen. Auf diesen schreitet die Gährung ebenfalls fort, und ist die Temperatur des Aufbewahrungsortes zu hoch, die Gährung zu stark, so kann die in großer Menge sich entwickelnde Kohlensäure die Flaschen zersprengen. Abgesehen von der niederen Temperatur, wird die langsame Gährung um so länger anhalten können, je mehr Zucker vorhanden ist, welcher zersetzt werden kann; daher muß man die Würze zu Lagerbieren immer stärker machen, als zu anderen Bieren, und die Lagerbiere werden selbst um so älter werden können, je stärker dieselben sind. Alle die Substanzen, welche auf die schnelle Gährung hemmend wirken, so das ätherische Oel des Hopfens, das brenzliche Aroma des Malzes, verzögern ebenfalls die langsame Gährung. Deshalb werden die Lagerbiere stark gehopft und die aus stark gedarrtem Malz dargestellten Biere sind in der Regel haltbarer, als die aus schwach gedarrtem Malze bereiteten. Biere aus Luftmalz

können nur dann gelagert werden, wenn sie eine bedeutende Stärke haben, so daß die Menge des vorhandenen Alkohols und des Zuckers selbst zur Erhaltung beitragen. Ein solches sehr haltbares Bier aus Luftmalz, dazu größtentheils aus Weizenmalz bereitet, ist das Ale der Engländer.

Die Bestandtheile des fertigen Bieres, sey es nun Lagerbier oder einfaches Bier, sind vorzüglich: Alkohol (Weingeist), Zucker, Gummi, Kohlensäure; ferner noch etwas Eiweiß, Kleber und Ferment, Bitterstoff und Aroma des Hopfens und die in den Getreidekörnern enthaltenen phosphorsauren Salze. Diese Bestandtheile sind sämmtlich in Wasser gelöst. Während die verschiedenen Biere qualitativ im Wesentlichen dieselbe Zusammensetzung haben, unterscheiden sich dieselben aber ungemein in Hinsicht der Quantität der Bestandtheile. Ein je größeres specifisches Gewicht die Würze vor der Gährung zeigte, desto mehr Alkohol enthalten sie bei regelmäßig verlaufener Gährung nach derselben, und da der Alkohol das berauschende Princip ist, so nennt man die alkoholreichen Biere starke Biere. Hierher gehören die meisten Lagerbiere, deren Haltbarkeit eben mit durch die größere Menge des Alkohols bedingt wird. Die Menge des Alkohols ist im Allgemeinen um so bedeutender, je älter dieselben geworden sind, ohne verdorben zu seyn, und je größer die Menge desselben wird, desto kleiner wird natürlich das specifische Gewicht des Bieres. So gut man daher auch durch ein Aräometer die Stärke der Würze bestimmen kann, so wenig kann man durch dasselbe die Stärke eines Bieres beurtheilen; denn ein starkes, vollkommen ausgegohrenes Bier kann dasselbe specifische Gewicht zeigen, wie ein schwaches, unvollkommen ausgegohrnes Bier. Um genau den Alkoholgehalt eines Bieres zu erforschen, muß man eine gewogene Menge desselben der Destillation unterwerfen, und aus dem specifischen Gewichte des Destillats den Alkoholgehalt berechnen. So verschieden der Gehalt an Alkohol in den verschiedenen Arten des Bieres ist, so verschieden ist auch ihr Gehalt an Kohlensäure. Die ruhig und vollkommen ausgegohrenen Lagerbiere, besonders die untergährigen, enthalten nur eine mäßige Quantität dieser gasförmigen Säure, während die auf Flaschen gezogenen einfachen Biere oft eine sehr bedeutende Menge enthalten. Wegen dieses großen Gehaltes an Kohlensäure blähen diese moussirenden Biere den Magen auf; man vermischt sie deshalb vor dem Trinken häufig mit Zucker, durch welchen ein großer Theil der Kohlensäure entwickelt wird, wonach sie natürlich weniger aufblähend wirken können. Eine andere Verschiedenheit der Biere wird durch die Quantität des in denselben unzersetzt gebliebenen Malzextrakts bedingt. In je größerer Menge sie dies enthalten, desto dickflüssiger sind sie, desto mehr sättigen sie. Dergleichen an Malzextrakt reiche Biere nennt man gewöhnlich substanziöse Biere (fette Biere); es gehören hierher die starken englischen Biere Porter und Ale, und die bekannte braunschweigische Mumme kann als vorzügliches Muster dieser Art von Bieren dienen. Auch unter den einfachen Bieren, welche man nicht gehörig hat ausgähren lassen, findet man substanziöse Biere; so gehört das dunkelbraune braunschweigische Süßbier, bei welchem man, um es süß und dick (kraftvoll, wie die Leute sagen) zu erhalten, die Gährung bald unterbricht, zu dieser Klasse von Bieren. Die Menge des Malzextrakts, welches man durch Abdampfen der substanziösen Biere erhält, beträgt zwischen 8 und 15 Procent. Die nach vollendeter Gährung nur wenig Malzextrakt enthaltenden Biere nennt man gewöhnlich trockene Biere; sie sind in der Regel heller und sättigen nicht sehr. Die bayerischen Biere gehören zu dieser Klasse. Beim Abdampfen erhält man 4–6 Procent festen Rückstand. Starke, d. h. alkoholreiche und zugleich substanziöse, Biere erfordern, wie leicht einzusehen, die größte Menge Malz; starke und nicht substanziöse Biere erfordern aber nicht mehr, als schwache und substanziöse Biere. So wie man in ältern Zeiten den substanziösen Bieren den Vorzug einräumte, hat sich in neuerer Zeit die Mode, zum Vortheil der Bierwirthe, zu den trokkenen, man kann sagen, weinartigen Bieren gewendet. Eine der vorzüglichsten Eigenschaften eines guten Bieres ist vollkommene Klarheit. Trübes Bier hat schon durch sein unangenehmes Aeußeres den Geschmack des Trinkers zu seinem Nachtheile gestimmt. Wenn sämmtliche beim Brauprozesse vorkommenden Operationen zweckmäßig ausgeführt worden sind und die Umstände nicht ganz ungünstig waren, so wird das Bier nach beendigter Nachgährung vollkommen klar. Sollte dies indeß nicht der Fall seyn, so muß man zu Klärungsmitteln seine Zuflucht nehmen, unter denen die Hausenblase den Vorzug verdient. Die zum Klären erforderliche Menge derselben richtet sich nach der Stärke der Trübung; man kann auf 3 Tonnen Bier 1–3 Loth derselben rechnen. Ist das Bier schal geworden, so kann man durch einen wärmern Lagerort oder durch Hineinwerfen einiger Weizenkörner die Gährung wieder in Gang bringen oder ein solches Bier einem andern eben vom Gährungsbottiche kommenden Biere zusetzen.

Gutes ausgegohrenes, nicht zu schweres Bier, mäßig genossen, ist im Allgemeinen eines der zuträglichsten Getränke. Das Braunbier besitzt durch seinen Gehalt an Zucker, Schleim u. a. Substanzen nährende, durch seinen Gehalt an Bitterstoff stärkende, durch seinen Gehalt an Alkohol berauschende und durch seinen Gehalt an Kohlensäure erfrischende Eigenschaften. Weißbier hat im Allgemeinen dieselben Eigenschaften, nur ist es wegen mangelnden oder geringen Bitter- und überwiegenden Zucker- u. Schleimgehaltes mehr erschlaffend, als stärkend, dafür aber kühlender und deshalb auch in geringen Graden hitziger Krankheiten und für Personen, die zu Blutwallungen geneigt sind, als Getränk dienlich, wo Braunbier zu vermeiden ist. Starkbittere Braunbiere bewirken bei Solchen, die nicht daran gewöhnt sind, leicht Verstopfungen und andere Unterleibsbeschwerden, Weißbiere haben in der Regel eine gelind harntreibende Wirkung, schwemmen, anhaltend u. in Menge genossen, den Körper noch mehr auf, als Braunbiere und disponiren zur Wassersucht. Zu junges B. macht leicht Blähungsbeschwerden, Kolik, Durchfall, Harnbeschwerden

und ist deshalb überhaupt zu vermeiden. Für das Einnehmen übelschmeckender Salze, z. B. kohlensauren Kali's, ist Bier ein treffliches Vehikel. Eine Biersuppe mit Kümmel ist bei Leibweh nach Erkältung sehr dienlich und wirkt auf den Schweiß. Mit geriebenem Brod, Zucker, Citronenschalen und Scheibchen gibt das Bier eine treffliche kühlende Kaltschale.

Die Bereitung von Bier (des gegohrenen Auszugs von Gerste) war schon im Alterthum bekannt. Die Römer nannten das Getränk Cerevisia, Gabe der Ceres, verachteten es aber. Die berühmteste Biersorte des Alterthums war die pelusische von Pelusium im Nildelta. Bei den Briten u. Hispaniern (hier auch ceria od. celia genannt) braute man dasselbe aus Weizen und setzte Honig zu. Die Griechen hatten einen Gerstentrank unter dem Namen Pinon, wogegen das Bryton der Thracier bald aus Gerste, bald aber auch aus aller Art Obst gewonnen wurde. Die Gallier hatten Gerstenbier (corma) und Weizenbier (cerevisia), welches letztere einen bockähnlichen unangenehmen Geruch hatte. Dagegen war bei Germanen und Skandinaviern das Bier, aus Gerste, Weizen und Hafer bereitet u. früher durch Eichenrinde, später (seit dem 11. Jahrhundert) durch Hopfen gewürzt, das Nationalgetränk. Nach Einführung des Hopfens kamen die Lagerbiere auf, besonders wurde der märkische Hopfen sehr berühmt und selbst nach England verführt. Vom 12. bis 15. Jahrhundert waren auch die Biere mit Zusätzen von Honig und Gewürzen u. Kräuterextrakt sehr beliebt (Kräuterbiere). Nächst den schon damals gesuchten fränkischen und bayerischen Bieren waren die niedersächsischen, z. B. die von Eimbeck, Göttingen, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Lüneburg, Goslar, berühmt, denen sich die obersächsischen von Wittenberg (vorzüglich seit Gründung der Universität 1501) und Merseburg anschlossen. Um dieselbe Zeit standen die eigenthümlichen Sorten: Mumme, Broihan, (goslarsche) Gose im besten Ruf. Das erste Weißbier ward 1541 von einem Niederländer, Hans Kräne, in Nürnberg gebraut. In England wurde der Hopfen erst 1524 angewendet und seit 1730 wurden Porter und Ale gebraut, wodurch dieser Industriezweig den Höhepunkt erreichte, auf dem er sich noch immer erhalten hat. In früheren Zeiten gehörte das Bierbrauen, wie das Kochen und Brodbacken, zu den Geschäften der Hausfrauen, und in manchen Gegenden, z. B. in England, in Deutschland hier u. da, sowie in Schweden ist die Hausbrauerei noch immer gebräuchlich. Später vereinigten sich mehre Familien zum gemeinsamen Brauen; daher das jetzt noch vorkommende Reihebrauen und die Braugerechtigkeit vieler Häuser in Städten; noch später ward das Bierbrauen Gewerbe.

Vergl. Muntz, Das Bierbrauen in allen seinen Zweigen, Neustadt 1827; Dorn, Praktische Anleitung zum Bierbrauen, Berlin 1833; Gumbinner, Handbuch der Bierbrauerei, Berl. 1846; Otto, Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe, Braunschweig 1848; Ziegler, Taschenbuch der bayerischen Bierbrauerei, Leipzig 1849; Knapp, Lehrbuch der chemischen Technologie.

Bierawka (Bierawa), Fluß in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Nebenfluß der Oder auf der rechten Seite, entspringt am Laurenzoberge bei Bukowin im Kreise Pleß u. mündet, durch viele Bäche verstärkt, bei Bierawa.

Biermann, Karl Eduard, tüchtiger Landschaftsmaler, Professor und Mitglied der Kunstakademie zu Berlin, am 26. Juli 1803 zu Berlin geboren, war erst Porzellanmaler und dann bei den von Schinkel geleiteten Dekorationsmalereien beschäftigt, bis er sich ausschließlich der Landschaftsmalerei zuwandte. Zu diesem Zwecke hielt er sich abwechselnd in Tyrol und in der Schweiz, später auch in Italien auf. Die Alpenwelt war sein Lieblingsstudium und regte ihn zu seinen Hauptproduktionen an. Im Jahr 1834 stellte er seine Aussicht auf Florenz aus, die Eigenthum des berliner Kunstvereins wurde, wie der bald darauf folgende Dom von Mailand, und 1836 sah man von ihm eine Darstellung von Tasso's (jetzt zerstörter) Eiche. Das meiste Aufsehn aber machte sein großes und berühmtes Bild „Ein Abend auf der Hochalp“ auf der Ausstellung, eine brillante und hochpoetische Farbenschilderung der Schweiz. Viele seiner landschaftlichen Bilder, namentlich der italienischen, sind durch Stich u. Lithographie vervielfältigt worden. An Zeichnungen lieferte B. eine der 8 Scenen aus Göthe's Faust in 8 lithographirten Bildern nach Angabe des Fürsten Anton Radziwil zu dessen Musik (Berlin 1836), sowie mehre von Sagert gestochene Ansichten für den berliner Kalender. B.s Arbeiten zeigen eine kühne, massenhafte Behandlung und eine glänzende Technik, tragen aber dabei meistens ein gewisses dekorationsmäßiges Gepräge.

Biernacki, Alois Prosper, ein um Polen sehr verdienter Agronom und zugleich tüchtiger Staatsmann, geboren 1778 im Palatinat Kalisch als Sprößling einer alten polnischen Adelsfamilie, widmete sich auf der Universität zu Frankfurt a. d. O. landwirthschaftlichen Studien u. machte dann zu seiner weitern Ausbildung verschiedene Reisen ins Ausland. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland gründete er auf seiner Besitzung Eulislawice bei Kalisch eine Musterwirthschaft für das ganze Land und verband damit eine Schule des gegenseitigen Unterrichts, in welcher Agronomie, Gartenkunde, Naturwissenschaft und Mathematik getrieben wurde. In der Folge trat er auch als Schriftsteller auf und schrieb unter Anderm im Interesse der arbeitenden Klasse über die Nothwendigkeit der Frohnablösung gegen Zinsen in Getreide oder Geld. Nachdem er zur Zeit des warschauer Großherzogthums eine kurze Zeit Intendant der Krondomänen gewesen, wurde er 1820 Mitglied des Generalconseils im Palatinat Kalisch. Als solches setzte er dem russischen Einflusse eine so muthvolle Opposition entgegen, daß die Regierung Alles aufbot, um seine Wiedererwählung zu verhindern. Nachdem aber 1829 seine abermalige Wahl zum Deputirten durchgesetzt worden war, unterzeichnete er noch in demselben Jahre mit andern Patrioten die Adresse, in welcher das Palatinat Kalisch bei Gelegenheit der Krönung des Kaisers Nikolaus gegen die russischen Verletzungen der polnischen Konstitution

protestirte. Nach dem Ausbruch des Aufstands in Warschau eilte er nach Kalisch, um bei der Entwaffnung der dortigen Russen mitzuwirken, und übernahm dann zu Warschau den Vorsitz in der Rechnungskammer. Als Mitglied des Reichstags gehörte er zu Denen, welche an die Stelle der Diktatur eine andere Regierungsform gesetzt wissen wollten, und als später die Nationalregierung an die Stelle der Diktatur trat, erhielt er im Januar 1831 das Ministerium der Finanzen, konnte sich jedoch auf dem schlüpfrigen Boden der höhern Verwaltungskunst, unter dem Durcheinanderbrausen der verschiedenen Parteistimmen, nur kurze Zeit im Amte erhalten. Als nach dem Falle von Warschau sein Nachfolger daselbst zurückblieb u. sich in Zakroczin eine neue Regierung bildete, übernahm B. abermals das Portefeuille der Finanzen. Da Alles verloren war, suchte er nach längerem Umherreisen endlich in Frankreich einen Zufluchtsort. Auch im Exil beschäftigte er sich mit Agrikultur und Industrie.

Biernatzki, Johann Christoph, deutscher Schriftsteller, am 17. Oktober 1795 zu Elmshorn in Holstein geboren, besuchte das Gymnasium zu Altona, studirte seit 1816 auf den Universitäten zu Jena und Kiel Theologie und orientalische Sprachen und erhielt 1821 eine sehr dürftig ausgestattete Predigerstelle auf der Hallig Nordstrandischmoor bei der Insel Nordstrand an der westschleswigschen Küste. Nachdem er hier die furchtbare Sturmfluth im Februar 1825 überstanden, kam er noch in demselben Jahre durch Versetzung nach Friedrichsstadt als Pfarrer der evangelisch-lutherischen Kirche in bessere ökonomische Verhältnisse. Hier † er am 11. Mai 1840 mit dem Rufe eines unermüdlich thätigen, zu jeder Aufopferung bereiten Seelsorgers, den er sich besonders auf der Hallig, einem fast ganz vegetationslosen, nur von armen Fischern bewohnten Eilande, erworben hatte. Seine in ansprechender Form geschriebenen Gedichte und Novellen verfolgen die Tendenz, einer ans Pietistische anstreifenden religiösen Richtung Geltung zu verschaffen. Des Verfassers unmittelbarer Umgebung entnommen ist: „Die Hallig od. die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee" (Altona 1836, 2. Aufl. 1840). Außerdem schrieb er die Novellen „Wege zum Glauben" (Altona 1835) und „Der braune Knabe" (2 Thle., das. 1839) u. ein religiöses Lehrgedicht „Der Glaube" (2. Aufl., Schleswig 1825). Seine „Predigten" (Kiel 1841), sowie seine „Gesammelten Schriften" (8 Bde., Altona 1844; 2. Aufl. 1850) erschienen erst nach seinem Tode.

Bierwage, s. Aräometer.

Biesbosch, Meerbusen oder vielmehr mit dem Meere zusammenhängender, inselreicher Morast zwischen den niederländischen Provinzen Südholland und Nordbrabant, südöstlich von Dortrecht und nordwestlich von Gertruidenburg, hat 2 □Meilen Fläche und entstand am 19. November 1421 durch einen Deichbruch der Maas, wodurch 72 Dörfer mit ungefähr 100,000 Menschen untergegangen seyn sollen. Jetzt ist er theilweise eingepoldert und nimmt die südlichen Arme der Merwe oder Merwede (d. i. der mit dem Rheinarm Waal vereinigten Maas) auf.

Biese, Fluß in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, entspringt im Kreise Stendal, nimmt die Milde und Uchte auf, vereinigt sich bald darauf, für kleine Kähne schiffbar, mit dem tauben Aland u. führt fortan bis zur Mündung in die Elbe den Namen Aland (s. d.).

Biester, Johann Erich, ein um wissenschaftliche Aufklärung vielfach verdienter Mann, geboren den 17. November 1749 zu Lübeck, studirte in Göttingen die Rechte, Geschichte u. neuere Sprachen, ward 1773 Lehrer am Pädagogium u. Privatdocent an der Universität zu Bützow, 1777 Sekretär im Bureau des preußischen Staatsministers von Zedlitz, 1784 königlicher Bibliothekar zu Berlin und † 1816. Seit 1783 gab er mit Gedike und seit 1791 allein die „Berlinische Monatsschrift" heraus, an deren Stelle 1797—1798 die „Berliner Blätter" und von 1799—1811 die „Neue berliner Monatsschrift" traten. Außerdem hat man von ihm: eine Ausgabe 4 platonischer Dialoge (Berlin 1780), eine Uebersetzung der Reise des jungen Anacharsis von Barthélemy, sowie mehre werthvolle historische Abhandlungen, die er als Mitglied der berliner Akademie lieferte, gehaltreiche Aufsätze in der Jenaischen Literaturzeitung, der Allgemeinen deutschen Bibliothek u. a.

Bieterolf (Biterolf), Ritter, deutscher Minnesänger am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, blühte im Anfange des 13. Jahrhunderts, schrieb angeblich eine Geschichte Dietrichs von Bern und ein Gedicht auf einen um 1220 lebenden Grafen von Henneberg.

Bietigheim, Stadt im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Besigheim, am Einflusse der Metter in die Enz, über die hier eine steinerne, 1465 erbaute Brücke führt, ist Sitz eines Kameralamtes und eines Amtsnotariats, hat eine lateinische Schule und 3000 Einwohner, welche Feld-, Wein-, Obst- und Getreidebau, Baumwollenspinnerei, Wollenmanufaktur, Färberei, Tuch- u. Wagenfabriken ꝛc. betreiben. Sonst war hier auch ein Bad (Ulrichsbad).

Bièvre, Maréchal, Marquis de, geboren 1747 zu Paris, diente im Corps der adeligen Leibgarde des Königs und machte sich bekannt als Verfasser vieler, oft witziger, aber unanständiger Calembourgs und Quodlibets, die von Deville gesammelt und als „Bieveriana" (Paris 1801) herausgegeben wurden. Man hat von B. auch die schlüpfrigen Lustspiele: „Le séducteur" (1783) und „Les réputations" (1788), sowie eine Tragödie: „Vercingetorix". Er † als Emigrirter 1792 zu Ansbach.

Biferno, Fluß in der neapolitanischen Provinz Capitanata, entspringt am gleichnamigen Berg Biferno in der neapolitanischen Provinz Molise und mündet nach einem Lauf von 50 italienischen Meilen ins adriatische Meer.

Bifertenbach, Fluß im schweizerischen Kanton Glarus, im gleichnamigen Thal, das östlich von der nackten Wand des Selbstsanftes bis an den Bifertenstock, westlich vom Ochsenstock u. den Felsen des Tödi, südlich vom Urlaun eingeschlossen wird. Der B. bildet mehre Wasserfälle.

Bifrost (Bifröst), in der skandinavischen Mythologie der Regenbogen, die zitternde, aber künstlich und stark gebaute Götterbrücke, über

welche die Asen zu ihrer Gerichtsversammlung am Urdarebrunnen reiten, und an deren Ende Heimdall mit seinem Gjalderhorne als Wächter steht, damit die Asen nicht unvermuthet durch die Hrymthursen überfallen werden. Wenn bei dem Untergange der Welt die Schaaren aus Muspelheim über dieselbe reiten wollen, wird sie unter denselben zusammenbrechen, worauf diese über tiefe Ströme setzen müssen, um die Asen angreifen zu können. Wie bei den Griechen die Iris, so war auch bei den alten Skandinaviern der Regenbogen das Symbol der Verbindung des Irdischen mit dem Himmlischen.

Biga (Bigae, lat.), Zweigespann, zwei neben einander gespannte Zugthiere, die älteste und gewöhnlichste Art der Bespannung; dann jedes mit 2 Zugthieren bespannte Fuhrwerk, besonders das im Circus oder bei Aufzügen übliche, ein kurzer, auf 2 Rädern ruhender, nach vorn geschlossener, hinten, wo man aufstieg, offener Kasten, von dem aus man stehend die Pferde lenkte.

Bigamie (v. Griech.), das Eingehen einer zweiten Ehe, während beide Theile oder wenigstens der eine durch eine noch bestehende Ehe gebunden sind. Ein solches Verbrechen pflegt aus dem zweifachen Gesichtspunkte, dem des Ehebruchs u des Betrugs betrachtet und daher strenger als Ehebruch, nach den neueren Gesetzgebungen meist mit Arbeits- oder Zuchthaus bestraft zu werden. Die Natur des Verbrechens bringt es mit sich, daß der vorher nicht verheirathete Theil minder hart, als der verheirathete bestraft wird, sowie daß jener ganz straffrei ist, wenn er, selbst unverheirathet, von dem Verheirathetseyn des andern keine Kenntniß hatte.

Big Bone Lick, ein geologisch merkwürdiger See in dem nordamerikanischen Staat Kentucky, der von dem Big Bone Creek gebildet und wegen der vielen in und neben ihm zu Tage kommenden Salzquellen „Lick" genannt wird. Auch findet man darin die fossilen Knochen vieler Säugethiere, namentlich von Mastodonten in außerordentlicher Menge.

Bigha (Pegä), Hauptstadt des gleichn. Sandschakats im asiat.-türk. Ejalet Natolien, westlich von Brussa, in einer fruchtbaren Ebene am Bighasu, ist Sitz eines Statthalters und historisch merkwürdig durch die Niederlage der Tataren durch Sultan Ali Eddin III. (1288).

Bigio, Marcantonio Francia, gewöhnlich Franciabigio, auch bloß Francia genannt, italienischer Maler, geboren um 1483 zu Siena, Schüler Albertinelli's und Andrea's del Sarto, † 1525, nach Andern später. Außerordentlich fleißig, trefflich im Zeichnen und Malen des Nackten, sowie in der Perspektive, blieb er doch im Ausdrucke des Sanften und Anmuthigen hinter Andrea del Sarto zurück. Seine Hauptwerke sind: die Verlobung Mariä, in der Annunziata zu Florenz; David, die Bathseba belauschend, in der königlichen Gallerie zu Dresden, dort indessen dem Andrea del Sarto zugeschrieben; daselbst das räthselhafte Bild mit einem nackten Leichname, der an einem Baume hängt und zwei Pfeile in der Brust hat, während ein vornehmer Jüngling den dritten hinschießen will.

Bignon, Louis Pierre Edouard, Baron de, Pair von Frankreich und Mitglied des Instituts, einer der berühmtesten unter den neuern historischen und publicistischen Schriftstellern Frankreichs, geboren am 3. Januar 1771 zu Guerbaville bei Meilleraye im Departement Nieder-Seine, studirte im Collège Lizeux zu Paris, interessirte sich gleich anfangs lebhaft für die Revolution, ohne jedoch deren Ausschweifungen zu billigen, und ward daher als Feind der extremen Maßregeln 1793 geächtet, trat, als es galt, das Vaterland zu vertheidigen, als gemeiner Soldat in die Armee, widmete sich aber später dem Staatsdienste und 1797 dem diplomatischen Fache. Er ward zunächst Legationssekretär in der Schweiz, 1799 in Savoyen, 1800 in Berlin, wurde daselbst 1802 Geschäftsträger, fungirte 1803—1806 als bevollmächtigter Minister am kasseler Hofe und machte als solcher dem Kurfürsten noch am Tage vor der Schlacht bei Jena den Vorschlag zu einem Neutralitätsvertrag mit Frankreich, der jedoch von jenem abgelehnt wurde. Nach dem Einrücken der französischen Truppen in Berlin ward B. zum kaiserlichen Kommissär bei den preußischen Behörden ernannt und leitete hierauf bis 1808 die allgemeine Verwaltung der Domänen und Finanzen in den besetzten Ländern zwischen Elbe und Weichsel. Im Jahr 1809 ward er bevollmächtigter Minister bei dem Großherzog von Baden, erhielt aber noch in demselben Jahre die Ernennung zum Generaladministrator in Oesterreich und hierauf eine schwierige Sendung mit geheimen Aufträgen nach Warschau, wo er fast 3 Jahre blieb. Bei der Eröffnung des Feldzugs von 1812 ward er kaiserlicher Kommissär bei der provisorischen Regierung in Wilna und nach dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland löste er de Pradt in dem Gesandtschaftsposten zu Warschau ab. Später begab er sich in das französische Hauptquartier nach Dresden und blieb daselbst mit den übrigen Mitgliedern des diplomatischen Corps auch während der Belagerung bis zur Kapitulation. Bei seiner Ankunft in Paris am 7. December 1813 meldete er zuerst dem Kaiser Murats Abfall. Während der ersten Restauration schrieb er sein „Exposé comparatif de l'état financiel, militaire, politique et moral de la France et des principales puissances de l'Europe" (Paris 1814), worin er sich als ächten Franzosen aus der napoleonischen Schule bewies. Während der hundert Tage ward er von Napoleon zum Direktor der politischen Korrespondenz im Departement des Auswärtigen und nach der Schlacht bei Waterloo zum Minister des Auswärtigen ernannt. Als solcher unterzeichnete er die zweite Kapitulation von Paris. Im Jahr 1817 von 4 Wahlbezirken zugleich zum Deputirten gewählt, sprach er gegen die Ausnahmegesetze und für die Zurückberufung der Verbannten, sowie er sich auch als eifrigen Vertheidiger des Wahlgesetzes bewies. Er schrieb nun zunächst eine Reihe publicistischer und politischer Schriften, die großes Aufsehen erregten, z. B. „Coup d'oeil sur les démélés des cours de Bavière et de Bade" (Paris 1818); „Des proscriptions" (3 Bde., das. 1819—1820); „Du congrès de Troppau" (das. 1821); „Lettre sur les différens de la maison d'Anhalt avec la Prusse"

(das. 1821); „Les cabinets et les peuples" (das. 1822, 3. Aufl. 1824). Napoleon äußerte in seinem Testamente den Wunsch, B. möchte die Geschichte der französischen Diplomatie seit dem 18. Brumaire beschreiben, und B. erfüllte diesen Wunsch des Kaisers in dem Werke „Histoire de France, depuis le 18 brumaire jusqu'à la paix de Tilsit" (7 Bde., Paris 1827—1838; deutsch von Hase, 6 Bde., Leipzig 1830—1831) und dessen Fortsetzung: „Histoire de France, depuis la paix de Tilsit jusqu'en 1812" (4 Bde., Paris 1838; deutsch von Alvensleben, 6 Bde., Meißen 1838 bis 1840). In den Julitagen von 1830 ernannte ihn die provisorische Regierung zum Minister des Auswärtigen und am 11. August Louis Philipp zum Mitgliede des Ministerraths; aber schon im November 1830 trat er wieder aus dem Ministerium. Nach dem Siege der Doktrinärs trat er entschieden zur Opposition über, erklärte sich in der Deputirtenkammer, der er ununterbrochen von 1817 bis zu seiner Ernennung zum Pair 1837 angehörte, bei verschiedenen Gelegenheiten mit großer Energie gegen die Grundsätze des Ministeriums hinsichtlich der auswärtigen Politik u. † zu Paris am 7. Januar 1841.

Bignonia (Trompetenblume, Bignonie), Pflanzengattung der Bignoniaceen, charakterisirt durch die glockenförmige Blüthe, umfaßt zahlreiche Arten, meist amerikanisch-tropische strauchartige Schlingpflanzen, welche die Tropenwälder undurchdringlich machen. Von B. aequinoctialis *L.*, mit großen gelben Blüthen, in Westindien und Südamerika, wird die bittere, etwas zusammenziehende Rinde gegen Durchfälle und Ruhr angewendet. B. capreolata *L.* ist ein schöner, immergrüner Schlingstrauch, besonders zur Bekleidung von Säulen und Wänden zu empfehlen, mit bräunlich-scharlachrothen, inwendig am Rande gelben, großen, schönen Blumen, in Virginien und Carolina. B. chelonoides *L. fil.* wird beträchtlich groß, hat einen geraden Stamm, eine dichtbelaubte Krone und gelbe, in großen Endrispen stehende Blüthen; in Ostindien einheimisch, wo die Wurzel bei Schlangenbissen und Fiebern und die Rinde bei unregelmäßiger und heftiger Menstruation angewendet wird. B. crucigera *L.*, in Virginien und Westindien, hat einen kletternden Stengel und pomeranzenfarbige, winkelständige Trauben bildende Blüthen mit sehr langer Röhre; soll giftig seyn; der Stengel zeigt auf dem Querschnitt ein Kreuz. Eine schnell und hochwachsende Art mit kletterndem Stengel ist B. gracilis *Lodd.* mit großen, prächtigen, goldgelben, auf einzelnen winkelständigen, einblüthigen Stielen stehenden Blüthen, in Südamerika. B. grandifolia, in Caraccas, hat $2\frac{1}{2}$ Zoll lange, purpurrothe Blüthen und gegen 30 Fuß lange Zweige. B. leucoxylon *L.* ist ein schöner, 30—40 Fuß hoher Baum auf Jamaika und den übrigen Antillen, dessen Rinde und junge Triebe ein sicheres Gegenmittel bei Vergiftungen mit den Früchten des Mancinellbaumes (Hippomane mancinella *L.*) und gegen Schlangenbisse seyn sollen, wiewohl der Baum selbst nicht ohne giftige Eigenschaften ist. Das Holz, das sogenannte weiße Ebenholz, wird zum Schiffsbau gebraucht und nicht von Würmern angefressen. B. spectabilis *Vahl* ist ein schöner Schlingstrauch mit purpurrothen, gegen 3 Zoll langen, in kurzen Endtrauben stehenden Blüthen; auf Portorico und in Südamerika. Von B. Unguis *L.*, mit kletterndem Stengel und gelben Blüthen, in Westindien und Cayenne, wird der Saft der Blätter und die Abkochung der Wurzel gegen Vergiftungen und Schlangenbisse angewendet. B. Chica *H. B.* ist ein gabelrankiger Schlingstrauch mit violeten, hängenden Blüthen, am Orinoco, Cassiquiare und andern Flüssen in Südamerika, von dem man durch Maceration der Blätter in Wasser einen ziegelrothen Farbestoff, Chica genannt, erhält, der einen wichtigen Handelsartikel bildet. B. suberosa *Roxb.* ist ein gegen 30 Fuß hoher Baum mit korkartiger Rinde und langen, weißen, wohlriechenden Blüthen, in Ostindien. Von B. antisyphilitica *Mart.*, in Brasilien, dient die Rinde innerlich in Abkochung u. das Pulver derselben äußerlich gegen Syphilis. B. ophthalmica *Chisholm*, auf St. Vincent und am Demerary in Südamerika, dient dort gegen Augenentzündungen. Die meisten Arten eignen sich nur für große Gewächshäuser und für darin angelegte Erdbeete. Sie verlangen eine nahrhafte, mit $\frac{1}{6}$ Sand und einem Theil guter Rasen- oder Mistbeeterde gemischte Damm- oder Lauberde. Im Spätherbste schneidet man die langen Zweige oder Stengel zurück, damit die Pflanzen im Frühjahre desto kräftiger austreiben und mehr Blüthenzweige bekommen. In Töpfen bringt man sie selten zur Blüthe. Im Winter bedürfen die meisten Arten nur 8—12° Wärme. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge von jungen Zweigen im Frühling.

Bigonnet, Jean Adrien, geboren 1755, wurde als Präsident der Municipalverwaltung zu Macon 1798 von dem Departement Saone u. Loire als Abgeordneter in den Rath der Fünfhundert geschickt u. machte sich besonders dadurch einen Namen, daß er in der merkwürdigen Sizzung vom 18. Brumaire zu Saint-Cloud dem General Bonaparte, der in den Sitzungssaal eingetreten war, mit den Worten entgegensprang: „Verwegener, was unterstehen Sie sich? Sie entweihen das Heiligthum der Gesetze!" worauf sich Bonaparte, zu gleicher Zeit von der gewaltigen Hand eines athletischen Mannes bei der Schulter ergriffen, unter dem einhelligen Rufe: „Außer dem Gesetz!" zurückzuziehen für gut fand. Als aber Bonaparte mit seinen Grenadieren in die Sitzung zurückkehrte, flüchteten sich B. und seine Kollegen durch den Garten, und die Republik war zu Ende. B. zog sich darauf in sein Departement zurück und lebte da ungestört bis 1815, wo ihn Napoleon zum Maire von Macon ernannte. Er † als Privatmann im Mai 1832 an der Cholera, schrieb: „Coup d'état du 18 brumaire" (Paris 1819).

Bigorre, ehemalige französische Grafschaft in der Gascogne, eine romantische Gebirgslandschaft mit tief eingeschnittenen Thälern, über denen sich die höchsten Spitzen der Pyrenäen erheben, ungefähr 10 Meilen lang und 3 Meilen breit. Hier sind die Bäder von Bagnères, Barèges und Cauterets. Unter den Produkten ist der Bigorrewein berühmt, dessen beste Sorten die von Peyriguere, Aubarède und Mun sind. Die

Grafschaft, begrenzt im Norden von Armagnac, im Süden von dem Pyrenäenkamm, im Osten von Nebouzan und Astarac, im Westen von Bearn, wurde im Alterthum von den Bigerrionen bewohnt und gehörte unter den Römern zu Aquitanien, nach der spätern Eintheilung dieser Provinz zu Novempopulonia oder Aquitania tertia. Die Hauptstadt war Turba (jetzt Tarbes) mit dem Schlosse Bigorra. In und nach der Völkerwanderung theilte das Land die Schicksale Aquitaniens; unter dem Kaiser Ludwig dem Frommen erhielt es um 828 eigene Grafen, von denen um 945 Raimund genannt wird. Im Jahr 1036 kam die Grafschaft an Bernhard Roger, Grafen von Carcassonne und Foix, dessen Sohn, Bernhard I., 1062 gegen das Versprechen einer jährlichen Rente das Land dem Schutze der heiligen Maria zu Puy unterwarf, weshalb die dortige Kirche später B. in Anspruch nahm. Graf Bernhard III. sammelte zu Anfang des 12. Jahrhunderts die alten Rechtsgewohnheiten des Landes und hinterließ das Ländchen seinem Bruder Centull II., einem tüchtigen Krieger, der 1122 dem Könige von Aragonien huldigte und Rode am Talon nebst der Hälfte von Taracon erwarb. Sein Enkel, Centull III., hinterließ nur eine Tochter, Stephanie oder Beatrix III., welche zuerst mit Peter, Vicomte von Dax, dann mit dem Grafen Bernhard IV. von Commenges vermählt war. Ihre Tochter von Letzterem, Petronilla, folgte 1190 unter der Vormundschaft des Königs Alfons von Aragonien und vermachte 1251 die Grafschaft ihrem Enkel Eskivat. Allein Mathe oder Martha, eine andere Tochter Petronilla's, Gemahlin Gastons VII. von Bearn, that Einspruch und es entstand ein Krieg, in welchem Eskivat mit englischer Hülfe sich zwar behauptete, aber 1256 Marsan und den untern Theil von B. an Bearn abtreten mußte. Später erhoben noch andere Nachkommen Petronilla's Ansprüche auf das Land, allen aber entriß 1290 das großmütterliche Erbe Johanna von Navarra, die Gemahlin Philipps des Schönen von Frankreich, Tochter Heinrichs des Dicken von Navarra, an dessen Bruder und Vorgänger Simon von Montfort sein ihm von Eskivat übertragenes Recht auf B. nebst dem Schlosse Lourde (1265) abgetreten hatte. Auch die Kirche zu Puy überließ ihre Ansprüche dem französischen Könige, und Karl der Schöne, Philipps jüngster Sohn, führte später den Titel eines Grafen von B. Nach dessen Regierungsantritte galt die Grafschaft für ein Besitzthum der französischen Krone, bis Eduard III. von England, als Herzog von Guienne, sie 1369 an Johann II. von Grailli gab. Diesem durch Karl V. von Frankreich wieder entrissen, kam sie bis 1374 an den Grafen von Armagnac und 1389 durch Karl VI. von Frankreich an Gaston Phöbus, Grafen von Foix, einen Nachkommen Gastons VII. von Bearn und der Martha, welcher jedoch erst 1425 wirklicher Besitzer wurde. Das Land theilte seitdem die Schicksale Bearns und wurde 1607 durch Heinrich IV. für immer mit der französischen Krone vereinigt. Bis zur Revolution hatte es besondere Stände, bestehend aus dem Bischofe von Tarbes, 4 Aebten, 2 Prioren und einem Kommenthur des Johanniterordens, 11 Baronen und den Abgeordneten des Bürger- und Bauernstandes.

Bigott (franz. und engl. bigot), andächtelnd, frömmelnd, eifrig in der skrupulösen Ausübung religiöser Gebräuche, ohne daß dabei ernsteres religiöses Leben und streng sittliche Haltung Statt findet; die **Bigotterie** führt oft zur Heuchelei. Der Name soll vom engl. by god (bei Gott) herkommen.

Big-Sandy (**Bigh-Sandy**), Fluß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, entspringt in den Alleghanygebirgen in Virginien, das er zum Theil von Kentucky scheidet, mündet in den Ohio.

Bihacz (**Bihach**, **Bihatsch**, **Vihatsch**, **Wihitz**, **Bihke**), Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Bosnien, auf einem von der Unna umflossenen Werder, südwestlich von Novi, mit festem Schloß, Handel u. 3000 Einwohnern. B., das als eine der stärksten Festungen der europäischen Türkei in den Kriegen zwischen Oesterreich und der Türkei eine wichtige Rolle gespielt hat, wurde von Bela IV. befestigt und war der Sitz der alten kroatischen Könige. Im J. 1592 eroberte es Hassan, Statthalter von Bosnien, und 1697 belagerte es der österreichische General Auersperg einen Monat lang vergebens.

Bihar (**B. Varmegye**), Komitat im ungarischen Kreis jenseit der Theiß, grenzt nördlich an das szathmarer Komitat, östlich an Siebenbürgen, südlich an das arader und westlich an das bekescher und szabolcser Komitat und hat einen Flächenraum von 200 □Meilen. Während der östliche Theil durch Verzweigungen der Karpathen gebirgig ist, bildet der westliche eine weite durch die Flüsse Berettyo und Körös hier und da sumpfige Ebene. Das Klima ist daher hier ungesund, nur zwischen den Bergen und im köröscher Thal herrscht reine und gesunde Luft. Im Sommer ist die Hitze meist groß mit kalten Nächten, im Winter aber schadet oft die Kälte dem auf dem freien Felde befindlichen Vieh. Dennoch gehört die biharer Gespannschaft zu den fruchtbarsten und gesegnetsten Gegenden Ungarns und wird, obschon sie viel Sandboden hat, besonders auf den debrecziner Haiden von den Bauern das „ungarische Kanaan" genannt. Produkte sind: Getreide in Menge, besonders schöner Weizen u. Mais, Hülsenfrüchte, Küchengewächse, Zucker- und Wassermelonen, Futterkräuter, Obst, Tabak (die besten Sorten bei Szekelyhid, Dioszeg, Felegyhaz und Debreczin), Holz (auf den Bergen in Menge, in den Ebenen fehlend, weshalb man daselbst, z. B. in Debreczin, nach tatarischer Sitte Stroh und Rindermist brennt), Wein in Ueberfluß und zum Theil vortrefflich. Auf den großen debrecziner Ebenen weidet zahlreiches Rindvieh, in den Wäldern bei Szalonta große Schweineheerden; blühend ist auch Pferde- (auch halbwilde Gestüte) und Schafzucht; die Flüsse nähren Fische, Krebse und Schildkröten in Menge, die Wälder zahlreiches Wild, worunter auch Fasanen, Reb- und Haselhühner. Das Mineralreich liefert Gold (in den vonorer Bergen, der schwarzen Körös), Silber (bei Rezbanya), Kupfer, Berggrün u. Bergblau, gelben Kupferkies, Blei, viel Eisenerz, Marmor, den schönsten in

Ungarn, von einfachen und gemischten Farben (bei Belenyes, Barod, Rezbanya, Waskoh und Großwardein), Alabaster (bei Kollest), Granat (bei Rezbanya), Kalk, Tuffstein, Kreide, Töpferthon, Porzellanerde, Feuerstein, versteinertes Holz, Steinkohlen, Steinöl, mineralisches Kali, Salpeter; Mineralquellen sind bei Großwardein. Die Einwohner, 480,530 an der Zahl, sind der Mehrzahl nach Walachen, dann Magyaren, Rußniaken, Deutsche, Slaven und Juden. Die Walachen, theils zur unirten, theils zur nichtunirten griechischen Kirche sich bekennend, bewohnen die Gebirgsgegenden, die Magyaren, größtentheils Reformirte u. Katholiken, die Ebenen. Nahrungszweige sind: Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Fabrikation von thönernen Tabakspfeifen (in außerordentlich großen Massen), beinernen Pfeifenmundstücken, schöner Seife, Pelzwaaren rc., Handel mit jenen Kunstprodukten, Rindvieh, Schweinen, Speck, Schmalz rc. Die Gespannschaft zerfällt in 5 Bezirke: den sarreter mit der königlichen Freistadt Debreczin, den belenyescher, wardeiner mit der bischöfl. Stadt Großwardein und den ermellyeker. Außer den genannten Städten und Marktflecken hat die Gespannschaft noch 460 Dörfer u. 55 Prädien. Der gleichnamige Marktflecken daselbst im wardeiner Bezirk, nördlich von Großwardein, war sonst Festung, woran noch die Trümmer eines großen Walls, der zur Schutzwehr diente, erinnern.

Bihé, afrikanisches Negerreich in Nieder-Guinea, landeinwärts östlich von Benguela, in den Kaberabera- und Kuvobergen, um die Quellen und den obern Lauf der in diesen Gebirgen entspringenden Flüsse, breitet sich auf einer gegen 6000 Fuß über der Meeresfläche erhabenen Hochebene aus und steht unter einem von der portugiesischen Herrschaft unabhängigen Soba (Fürsten). Es war das südlichste Land, das Douville auf seinen Reisen erreichte. Die gleichnamige Hauptstadt desselben ist einer der größten Sklavenmärkte dieser Gegenden, wo jährlich etwa 6000 Sklaven zum Verkauf gebracht werden.

Bijouterie und Bijouteriewaaren (vom Französischen), gemeinsamer Name für verschiedene kleinere Schmucksachen aus Gold, Silber, Platina, Eisen, Stahl, Edelsteinen, Perlen rc. Hieher gehören z. B. Ohr- u. Uhrgehänge, Vorstecknadeln, Hals- u. Uhrketten, Petschafte, Fingerringe, Schnallen, Kämme, Knöpfe, Dosen, Medaillons rc. Die aus edeln Metallen verfertigten Artikel nennt man ächte, die aus unedeln Metallen unächte Bijouteriewaaren. Außerdem unterscheidet man auch noch große Bijouteriewaaren (Tabaksdosen, Etuis rc.), kleine Bijouteriewaaren (Ringe, Vorstecknadeln rc.) u. emaillirte Bijouteriewaaren. Die Bijouteriefabrikanten verfertigen sich meist das zu ihren Artikeln nöthige Blech (aus Gold, Silber rc.), sowie den erforderlichen Draht selbst. Das Blech wird mit harten stählernen Hämmern zu der bestimmten Gestalt ausgetrieben und auf Streckwalzen gewalzt, um daraus leichte Dosen, Ohr- und Fingerringe rc. machen zu können. Die Stanzen müssen dieselbe Form haben, welche die getriebene Waare bekommen soll; sie werden daher sehr bald durch den Wechsel der Mode unbrauchbar. Das Ausschneiden und Prägen der Bleche geschieht durch eine Presse, deren Einrichtung fast ganz dieselbe ist wie bei einer Münzpresse (Prägestock). Außerdem werden in den Bijouteriefabriken noch viele andere kleine Instrumente, z. B. Schraubmaschinen, Ziehwerke, Stampfen und Punzen, Schleif- u. Guillochirmaschinen, Drehbänke rc., angewendet. Zu den Hauptarbeiten gehört auch das Zusammenlöthen verschiedener Metallstücke, welches an der Löthlampe mittelst eines Löthrohres und mit dem erforderlichen Lothe geschieht. Nach dem Löthen gehen die Arbeiten noch durch mehre Hände, zum Theil werden sie noch mit der Feile und dem Grabstichel bearbeitet, in schwachem Scheidewasser abgesotten oder einige Minuten lang in einen Brei von Salz, Salpeter und Alaun gelegt und dann noch durch Kochen mit Wasser und Salz gereinigt, wodurch die schöne matte Goldfarbe entsteht. Andere Arbeiten werden mit einer feinen Drahtbürste abgekratzt und mit dem Polirstahle polirt. Ciselirte matte Stellen bringt man durch rauhe Stanzen hervor, womit man glanzlose Eindrücke macht. Die höhere Farbe entsteht durch das Hellen, d. i. durch das Sieden in einem mit Schwefel, Weinstein und Kochsalz versetzten Wasser. In einer Bijouteriefabrik hängt sehr viel von der richtigen Vertheilung der Arbeiten auf das vorhandene Personal ab; dieselbe hat nicht nur großen Einfluß auf die Vollkommenheit, sondern auch auf die Wohlfeilheit der Waaren. Frankreich, namentlich Paris, hat die ausgezeichnetsten und meisten Bijouteriefabriken, deren Artikeln der Vorzug vor denen aller übrigen Länder eingeräumt wird. Außer Paris, wo es ungefähr 650 solcher Fabriken gibt, sind dergleichen auch in Marseille, Lyon, Clermont u. Bordeaux. England hat Bijouteriefabriken in London und Birmingham, deren Arbeiten zwar sehr schön sind, sich aber ängstlicher an die antiken Vorbilder halten, als die französischen, und weniger Geschmack zeigen. Mit der Schweiz, die Jahre lang den Vorzug in den emaillirten Bijouterien gehabt hat, rivalisirt jetzt Paris. In Deutschland hat Pforzheim in Baden sehr ansehnliche (cirka 20) Bijouteriefabriken, die 1000 Arbeiter beschäftigen, ferner Hanau, mit 400 Arbeitern. Auch Schwäbisch-Gemünd, Stuttgart, Nürnberg, Augsburg und Offenbach liefern sehr viele Bijouteriewaaren. Ausgezeichnet schöne Artikel liefern die wiener Bijouteriefabriken, die den pariser zunächst stehen. Den größern Artikeln werden dort drei Stempel oder Punzen aufgedrückt, die den Namen des Fabrikanten, den Gehalt, den Taxstempel und oft auch noch die Jahreszahl enthalten. Venedigs Fabriken sind jetzt bei weitem nicht mehr so bedeutend, als früher. In der neuesten Zeit hat man in Nordamerika bedeutende Fortschritte in der Bijouteriefabrikation gemacht. Es haben sich nämlich Franzosen in Newyork niedergelassen, die bereits ihre Fabrikate nach Mexiko und den Ländern des großen (stillen) Oceans versenden; sie werden wohl bald als Konkurrenten der Pariser auftreten. Die Eisenbijouterie hat ihren eigentlichen Glanzpunkt in ihrem Geburtsorte Berlin

erreicht; die berliner feinen Eisengußwaaren sind bis jetzt noch nicht übertroffen und gelten selbst in England als Muster, denen man nach Kräften nachzueifern strebt. In der Stahlbijouterie leistet Paris schon seit längerer Zeit das Ausgezeichnetste: die betreffenden Artikel haben fast noch eine größere Mannigfaltigkeit, als die der Goldbijouterie.

Bijucai (**Bijugas**), Inseln, s. v. a. Bissayer.

Bil, in der skandinavischen Mythologie eine der Asinnen, die der Mond mit ihrer Schwester Hinke vom Erdball an den Himmel erhob, wo sie beide als Neumond und erstes Viertel immer bei einander stehen. Nach einer andern Sage war B. die Tochter der Widhirn und ihre Schwester hieß Hoiki; beide wurden, als sie nach Wasser zu dem Brunnen Byrgir gegangen waren, auf dem Heimwege von Ulani geraubt.

Bila (**Bile**, **Biele**), zwei Nebenflüsse der schlesischen Neiße: die landecker B. entspringt aus 2 Quellen bei Bielendorf im preußischen Kreise Habelschwerdt, 2980 und 3260 Fuß über dem Meere, nimmt bei Schreckendorf die Morau auf, strömt bei Landeck vorbei und mündet im Kreise Glatz oberhalb dieser Stadt beim Dorfe Plitsch, 937 Fuß über dem Meere; die große oder neißer B. entspringt im österreichischen Schlesien am Altvater, 3897 Fuß über dem Meere, fließt an Freywalde vorüber, tritt oberhalb der Stadt Ziegenhals in den preußischen Kreis Neiße ein und mündet bei Neiße, 592 Fuß über dem Meere.

Bilad el Dschebal, s. v. a. Irak.

Bilanz (französisch Balance, v. lat. bilanx), das Gleichgewicht, die Schwebe; dann Vergleichung der Einnahme mit der Ausgabe (s. Buchhaltung); auch Abschluß irgend einer Rechnung, mit Angabe des Resultats; davon Bilanciren und Bilancirbuch, s. v. a. Saldirbuch. Auch ist B. s. v. a. Handelsbilanz. In der Schiffersprache ist B. die Erklärung oder Angabe des Schiffers, was für Waaren und wie viel er geladen hat.

Bilazai, Ort im französischen Departement Deux Sèvres, mit Mineralquellen, deren Wasser (eau sulfureuse) einen starken Schwefelgeruch, eine Temperatur von 19 — 20° R. und außer Schwefelwasserstoffgas schwefelsaures Natron, Kochsalz und salzsaure Erden enthält. Als Getränk täglich zu 1 — 2 Pfund allein oder mit Milch und in Form von Bädern wird es bei chronischen Hautausschlägen gerühmt.

Bilbao, spanische Provinz, welche 1833 aus dem größten Theile der alten baskischen Provinz Biscaya und Theilen von Alava und Altkastilien gebildet worden ist, grenzt nördlich an den biskayischen Meerbusen, westlich an die Provinz Santander, südlich an Vittoria, östlich an San-Sebastian, umfaßt einen Flächenraum von 60 □Meilen mit 115,000 Einwohnern, ist gebirgig, reich an Eisen und treibt lebhaften Handel. Die gleichnamige Hauptstadt liegt am schiffbaren Bilbao oder Ybaichaval (d. i. enger Fluß), in einer von hohen Bergen und der See begrenzten Ebene, eine deutsche Meile vom Meere. Der obere Theil (die Altstadt) hat enge Gassen und schlecht gebaute Häuser, der untere (die Neustadt) ist regelmäßig angelegt u. hat eine Menge schöner und massiver Gebäude (5 Kirchen, mehre Klöster, ein Arsenal, eine Wasserleitung, einen schönen Quai, eine Schifffahrtsschule 2c.). Ueber den Fluß Bilbao führen 2 Brücken, von welchen die eine von Holz erbaute einen einzigen Bogen hat, unter welchem die größten dort gewöhnlichen Flußfahrzeuge bequem wegfahren. B. selbst hat keinen Seehafen, sondern nur einen 7 — 8 Klafter tiefen Ankerplatz vor der Mündung des Bilbao, mittelst dessen die Waaren auf kleinen Fahrzeugen zur Stadt gelangen. Mittlere Schiffe, die nicht zu tief gehen, können auf dem Flusse bis zum Dorfe Olavijaja, dem eigentlichen Hafen von B., kommen, größere müssen bei St. Antonio oder zu Portugalete, dem größern Hafen von B., etwa 3 Meilen weiter unten, liegen bleiben, von wo aus die Waaren auf Lichterschiffen nach B. gebracht werden. Im Durchschnitte kommen jährlich 500 — 600 größere und kleinere Schiffe, darunter über 200 fremde an, von welchen die britischen die Mehrzahl bilden. Die Einwohner, 16,000 an der Zahl, betreiben Fabrikation von Segeltuch, Leder, Tauen, Ankern, Eisenwaaren 2c. Ueber B. ging die Hauptausfuhr der feinen spanischen Wolle (bis auf 60,000 Ballen jährlich) nach allen Ländern des nördlichen Europa's. Die Abnahme des Umsatzes dieses wichtigen Artikels ist besonders dem Umstande zuzuschreiben, daß gegenwärtig die veredelte deutsche Wolle auf allen großen Märkten Europa's der spanischen vorgezogen wird und namentlich England und die Niederlande jetzt ihre Einkäufe meist in Deutschland machen. Doch ist der Handel von B., das mit den innern Provinzen, sowie mit Navarra in direkter Verbindung steht, noch immer bedeutend. Hauptgegenstände der Einfuhr, die von hier in das Innere gehen, sind außer Kolonialwaaren vorzüglich britische Manufaktur- und kurze Waaren, deutsche Leinen- u. Glaswaaren, französische Galanterie- und Bijouteriewaaren, sowie auch nordische Artikel, besonders Stockfisch in großen Quantitäten (an 100,000 Ctr. jährlich), Thran 2c. Ausfuhrartikel sind außer Wolle hauptsächlich Eisen, das zahlreiche Hüttenwerke liefern, Weizen, der meist nach England geht, ferner Ziegenfelle, Kastanien, Haselnüsse, Oel und Wein. Unter den hiesigen Handelshäusern, deren man über 200 zählt, gibt es mehre deutsche, böhmische und irländische. B. (ursprünglich Belvao, biskavisch s. v. a. schöne Furth, lateinisch Bilbaum, auch Bellum Vadum) ward 1300 n. Chr. von Diego Lopez de Haro an der Stelle des Amanum portus (nach Andern Flaviobriga's) der Alten erbaut. Durch die günstige Lage, durch Wallfischfang in der Bai von Biscaya und durch die Fueros, an denen B. als biskayische Stadt Theil nahm, kam es bald in Aufnahme. In den innern Kriegen Spaniens litt es nur wenig, desto mehr aber in den Kriegen mit Frankreich; so ward es nach der Schlacht von Ormea am 17. Juli 1795 u. dann wieder 1808 von den Franzosen genommen, die es den ganzen Krieg hindurch bis 1813 besetzt hielten. Während des letzten Bürger- oder Karlistenkrieges ward B. 1835 von den Karlisten unter Anführung Zumala-Carreguy's belagert, leistete aber so tapfere Ge-

genwehr, daß die Feinde abziehen mußten, und nun wurde es mit Portugalete der Mittelpunkt, von wo aus die Briten den Christinos hülfreiche Hand leisteten.

Bilbas, afrikanische Insel an der Küste von Senegambien, zum Reich der Foulahs gehörig, im südlichen Mündungsarm des Senegal (Bilbasquivase genannt); treibt Handel mit Goldstaub, Häuten, Elfenbein.

Bild, Alles, was, mit einem Gegenstande verglichen, demselben in formaler Hinsicht mehr oder weniger entspricht; dann die sichtbare Darstellung eines räumlichen Gegenstandes; sie kann hervorgebracht werden durch Linien oder Farben auf einer ebenen Fläche, durch erhabene oder vertiefte Arbeit, indem einer Masse eine gewisse Gestalt gegeben wird (Skulptur), auch durch Brechung oder Zurückwerfung der Lichtstrahlen (das B. im Auge), welches durch Koncentrirung der in das Auge fallenden Lichtstrahlen in dessen Tiefe auf der Netzhaut, wie das B. in einer Camera obscura, entsteht, gleich dem B. im Wasser und im Spiegel. In sofern an einem solchen Bilde bloß seine Umrisse und seine Form in Betracht kommen, heißt es ein geometrisches B.; ein physisches dagegen wird es genannt, wenn auch Farbe und Glanz darin kenntlich sind. Bei der Beurtheilung der Bilder, welche die Plastik, Malerei rc. hervorbringt, kommt vorzüglich zweierlei in Betracht: die Treue und Naturwahrheit einer-, die Schönheit und der ästhetische Werth des Bildes andererseits. Die erstere ist möglich ohne die zweite, nicht aber die zweite ohne die erste, weil der Mangel derselben für den Auffassenden immer störend seyn wird. In sofern Bilder überhaupt den abgebildeten Gegenständen (den Originalen) gegenüberstehen, hält die gemeine Ansicht auch die sinnlichen Vorstellungen der uns umgebenden Dinge für Bilder der Gegenstände und spricht von sinnlichen Eindrücken der Objekte, durch welche diese Bilder in uns entstehen. S. Vorstellung.

Bildende Künste, s. Kunst.

Bilderachat, s. Achat.

Bilderdienst und **Bilderverehrung** (Ikonolatrie, Idololatrie). Die Neigung und die Gewohnheit, die religiösen Vorstellungen zu verkörpern, die angebeteten Wesen und Naturkräfte in menschlichen oder andern Formen abzubilden und zu verehren, reicht in die ältesten Zeiten hinauf. Der Naturdienst des orientalischen, hellenischen und nordischen Heidenthums war vielfach mit solchem Bilderdienste verknüpft, wovon die Götterbilder der Inder, Babylonier, Aegypter, Griechen, Römer, Skandinavier und alten Deutschen hinlänglich Zeugniß geben. Ungeachtet der allgemeinen Verbreitung des Bilderkultus im Alterthume zeigen sich jedoch nicht nur unter Griechen und Römern, sondern auch anderwärts Spuren einer reinern, geistigern religiösen Anschauung. Das vernünftige Urwesen, zu dessen Anerkennung sich ein Socrates erhob und das in den Schriften und Systemen seiner berühmten Schüler mehr oder weniger offenbar den Mittelpunkt aller Untersuchungen bildet, war über jede zeitliche und räumliche Beschränkung erhaben und mithin der Abbildung durchaus unfähig. In den ältesten Religionslehren der Inder und Perser wurde mit Fernhaltung aller roheren Idololatrie nur das Licht als ein würdiges Symbol des göttlichen Wesens und der göttlichen Eigenschaften und Kräfte erachtet. Auf ähnliche reinere Vorstellungen stoßen wir im Osten Asiens und bei den Wilden der neuen Welt. Die Sintoreligion auf Japan, die älteste in diesem Reiche, setzt ein einziges, erhabenes, unsichtbares Wesen fest, welches zu groß ist, um in Bildern verehrt zu werden. Statt der letztern sieht man in ihren Tempeln große gegossene Metallspiegel und Streifen von Papier als Symbole der Reinheit Dessen, vor welchem die Gläubigen sich niederwerfen und ihre Gebete verrichten. Auch die Religion des Kon-fu-tse huldigt dem höchsten Wesen ohne Bilder und Altäre; dasselbe gilt von den meisten Stämmen der nordamerikanischen Wilden, deren Religion hinsichtlich der Lehren von Gottes reiner Geistigkeit viele Aehnlichkeit mit dem Islam hat. Der letztere nähert sich in seiner Anschauung von der göttlichen Natur der alten Zendlehre und der mosaischen und christlichen Religion. Gott ist der unsichtbare Geist; aber wie im Alten Testament, so finden sich auch im Koran neben den strengsten Verboten von sichtbaren Symbolen und Bildern des Höchsten die sinnlichsten, nur aus der orientalischen Ausdrucksweise begreiflichen Schilderungen der göttlichen Eigenschaften und Thätigkeiten. Bei den Juden tritt uns außerdem noch eine starke Hinneigung zum Bilder- und Götzendienst entgegen, schwächer in den Zeiten der Blüthe des jüdischen Staatswesens, stärker in den Zeiten des Verfalls, besonders in Israel, die jedoch nach der Rückkehr aus dem Exil, gerade als vielfacher Verkehr mit heidnischen Völkern, sowie Unterjochung und Gewaltthat, die sie von Seiten der letztern zu erdulden hatten, den Abfall vom mosaischen geistigen Gotte so nahe legten, gänzlich verschwindet.

Auch das Christenthum mußte sich seinem ganzen Geiste u. Zwecke nach gegen allen Bilderdienst feindlich stellen. Die Richtung des christlichen Geistes in den ersten Zeiten der Kirche schloß daher den Gebrauch und die Verehrung heiliger Bilder ganz aus. Das Verderben der mit den künstlerischen Bestrebungen der altklassischen Welt engverknüpften Idololatrie erfüllte die ersten Christen mit einem entschiedenen, selbst von engherziger Uebertreibung nicht freien Kunsthaß, und alle Kirchenlehrer der ersten Jahrhunderte erklärten sich einstimmig gegen jeglichen Gebrauch der Bilder zu religiösen Zwecken. Die Gewohnheit des täglichen Anblicks, meinten sie, entweihe die Würde des Göttlichen, und das geistige Wesen durch irdischen Stoff ehren wollen, heiße, dasselbe durch die Sinnlichkeit entwürdigen; die Bilder der Christen müßten ihre Tugenden seyn, wie ihre Leiber die Tempel des lebendigen Gottes. Manche gingen in dem Streben, alles sinnlich Schöne vom Gebiete der Religion zu verbannen, sogar so weit, daß sie dem Heiland eine häßliche äußere Erscheinung beimaßen. Etwas Anderes ist es mit symbolischen Figuren an den Wänden der Wohnungen, auf Trinkgefäßen, Lampen, Siegelringen, Gräbern u. dgl.,

die schon in den frühesten Zeiten des Christenthums, freilich ohne mit dem öffentlichen Gottesdienste in irgend welcher Beziehung zu stehen, gebräuchlich wurden. Solche Symbole sind das Kreuz, der gute Hirte, der Widder u. die Lämmer, der Fischer u. die Fische (in sofern das griechische Wort [ΙΧΘΥΣ] die Anfangsbuchstaben der griechischen Benennung: „Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland" enthält), das Schiff, die Palme, die Lyra, der Phönix, der Hahn, der Anker und besonders die Taube als sinnbildliche Bezeichnung der Wirkung u. Nähe des göttlichen Geistes. Ein Bild des erlösenden Gottessohnes jedoch wagte man anfangs eben so wenig, als ein Bild Gottes des Vaters selbst zu verfertigen und zu gebrauchen. Erst bei den gnostischen Sekten des 2. und 3. Jahrhunderts, bei den Basilidianern, Karpokratianern, Ophiten, sowie bei den Manichäern, treffen wir neben jenen symbolischen Darstellungen Bildnisse Christi an. Vielleicht wurde die Sitte, an die Stelle heidnischer Bilder und Symbole Darstellungen aus dem Gebiete der christlichen Andacht an die Wände zu malen, am Schlusse des 3. Jahrhunderts aus den häuslichen Kreisen hie und da in die Kirchen verpflanzt. Wenigstens verbot eine Synode zu Elvira in Spanien (305) ausdrücklich die Aufnahme von dergleichen Abbildungen in die Kirchen. Daraus erhellt, daß die rechtgläubige Kirche damals noch die Verzierung der Kirchen mit Bildern für einen gefährlichen Mißbrauch ansah. Auch nachdem durch Konstantins Begünstigung die Kirche an äußerem Umfange und Glanz gewonnen hatte und mit der Pracht des seiner Fesseln entledigten christlichen Gottesdienstes auch die Geschäftigkeit der Kunst im Dienste der Religion erwacht war, glaubten die erleuchtetsten Kirchenlehrer immer noch dem mehr und mehr um sich greifenden Bilderwesen entgegenwirken zu müssen. So verweigerte Eusebius von Cäsarea der kaiserlichen Prinzessin Constantia das von ihr begehrte Bildniß Christi und ermahnte sie, durch Reinigung des Herzens nach einem geistigen Anschauen des Erlösers zu streben. Noch in der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts zerriß der cyprische Bischof Epiphanius bei Gelegenheit eines Besuches in Jerusalem in einer benachbarten Dorfkirche einen Vorhang, welcher mit einem Bilde Christi versehen war, indem er erklärte, es widerstreite der Lehre der heiligen Schrift, wenn in einer Kirche Christi das Bild eines Menschen gesehen werde. Auch Chrysostomus noch suchte seine Zuhörer von dem Verlangen nach sichtbaren Darstellungen Christi zur Sehnsucht nach innerer Gemeinschaft mit ihm zu führen. In gleichem Sinne erklärte sich Asterius, Bischof von Amasia in Pontus um 400, der an den Bildern frommer Märtyrer Wohlgefallen fand, gegen die Abbildungen des Erlösers, weil ihm dessen Wesen für die sichtbare Darstellung zu ideal, zu geistig und zu heilig erschien und er es mißbilligte, daß man die Knechtsgestalt, welche Christus einmal während seines irdischen Lebens freiwillig zum Heile der Menschheit angenommen, erneuere und vervielfältige. Noch mehr eifern die Kirchenlehrer gegen die bildlichen Darstellungen Gottes, die hie und da sich zeigten; so Augustinus gegen Bilder, auf welchen Christus zur Rechten des Vaters thronend dargestellt wurde, und Theodoretus gegen jeden Versuch, die unkörperliche, über jede sinnlich denkbare Form erhabene Idee der Gottheit in sinnliche Formen zu kleiden. Aus diesen wiederholten Erklärungen der Kirchenlehrer gegen das Bilderwesen erhellt auf der einen Seite, daß dasselbe seit der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts immer weitere Verbreitung gefunden haben muß, auf der andern aber auch, daß es nicht von den Führern der Gemeinden, sondern von der großen Masse des christlichen Volkes, zu der wir hier auch die Großen der Erde rechnen, ausgegangen war.

Seit den letzten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts wurde es aber immer allgemeinere Sitte, auch die Kirchen mit Bildern zu schmücken. Vornehmlich pflegte man die dem Andenken der Märtyrer geweihten Gotteshäuser mit den Darstellungen ihrer Leidensgeschichten, sowie mit Bildern aus der alt- und neutestamentlichen Geschichte zu zieren. Wenn dann an den Märtyrerfesten große Mengen Volks nach diesen Kirchen hinströmten, so sollten diese Gemälde zur Unterhaltung, Rührung, Erbauung und selbst zum Unterrichte der Rohen und Unwissenden dienen, da diese aus Büchern keine Unterweisung und Erbauung zu schöpfen vermochten (daher der Name Biblia pauperum für diese Gemälde). Immer aber suchten einsichtsvollere Kirchenlehrer wenigstens dem übertriebenen Bilderschmuck Einhalt zu thun und wollten bildliche Darstellungen, besonders aus der heiligen Geschichte, nur in soweit in den Kirchen zulassen, als ihr Anblick wirklich an hohe Beispiele der Frömmigkeit erinnere und zur Nacheiferung antreibe. Während sich aber in der abendländischen Kirche diese gemäßigte Richtung in Betreff der Bilderverehrung noch bis ins 7. Jahrhundert hinein erhielt, verließ man sie in der morgenländischen Kirche eher; der zu überspanntem Gefühlsausdruck geneigte Geist des Orients, die lebendiger erregte, heißere Phantasie, der vorherrschende künstlerische Sinn, der sich besonders auf das Aeußere richtete, machten, daß hier schon früher nicht bloß die ungebildete Menge vom bloßen kirchlichen Gebrauch der Bilder zur Verehrung derselben fortschritt, sondern auch die Kirchenlehrer von dem herrschenden Geiste sich mit fortreißen ließen und dies selbst wissenschaftlich zu rechtfertigen sich bemüheten. Im Verlaufe des 6. Jahrhunderts wurde es in der griechischen Kirche schon herrschende und kirchlich gebilligte Sitte, daß man sich vor den Bildern niederwarf, um den durch dieselben Dargestellten seine Verehrung zu beweisen. Auch finden sich damals schon Hinweisungen auf wundervolle Heilungen u. Bekehrungen, welche durch den Anblick heiliger Bilder bewirkt worden seyn sollten. Erleuchtete Kirchenlehrer wollten aber auch jetzt fortwährend noch den Unterschied zwischen dem rechten Gebrauch der Bilder zur Anregung der frommen Gefühle und Entschlüsse, sowie zur Belehrung der schriftunkundigen Menge auf der einen und der abergläubischen Bilderverehrung auf der andern Seite festgehalten wissen und empfahlen jenen, während sie diese, wo sie sich zeigte, nachdrücklich bekämpften. Diese Richtung bemerken wir noch bei Gregor dem Großen (590—604), der dem römischen Gottesdienste seine geheimnißvolle Pracht verlieh. Be-

sonders merkwürdig sind in dieser Hinsicht seine Verhandlungen mit dem Bischof Serenus von Marseille, welcher auf die Wahrnehmung hin, daß unter den rohen Franken seines Sprengels die Bilderanbetung um sich griff, die Bilder aus den Kirchen herauswerfen und zerstören ließ. Der Papst, bei welchem Klagen über ein solches Verfahren geführt wurden, lobte zwar des Serenus Eifer gegen die abgöttische Verehrung der Bilder, tadelte aber die Art, wie er gegen das Bilderwesen überhaupt eingeschritten sey, und wies auf den guten und heilsamen Gebrauch der Kirchenbilder zum Unterrichte des Volks, zur Nährung der Andacht und zur Erweckung frommer Entschlüsse hin. - Nicht mehr lange jedoch erhielt sich in der römischen Kirche diese gemäßigte Ansicht von der Bedeutung der Bilder für das religiöse und kirchliche Leben, denn aus der Art, wie sich die Nachfolger Gregors auf dem päpstlichen Stuhle bei den Bilderstreitigkeiten der griechischen Kaiser betheiligten, erhellt, daß sie schon bis zu Anfang des 8. Jahrhunderts eifrige Vertheidiger der Bilderverehrung geworden waren. In der griechischen Kirche war aber der Bilderdienst um dieselbe Zeit schon tief in das ganze kirchliche, bürgerliche u. häusliche Leben verwachsen. Ueberall in und vor Kirchen und Palästen, sowie in Privathäusern war heiliger Bilderschmuck angebracht. Da der Marien- und Heiligendienst hiermit in enger Beziehung stand, so stieg die Zahl und die Verehrung der Bilder immer höher. Man begrüßte die Statuen und Gemälde der gebenedeiten Mutter, der Apostel und anderer Heiligen, in welchen der Geist des Herrn muthiges Märtyrerthum und große Thaten zum Heil der Gemeinde und zum Vorbilde der Mit- und Nachwelt gewirkt hatte, nach der Sitte des Morgenlandes durch Niederknieen, durch Küssen, durch Anzünden von Lichtern und Weihrauch, durch Bekleidung mit kostbaren Gewändern und Verzierung mit Geschmeide u. dergl. Die Heiligen stellten sich dem gemeinen Bewußtseyn als in ihren Bildnissen selbst gegenwärtig dar; daher die Sagen von der Wunderthätigkeit der Letztern und deren Beiziehung als Taufzeugen. Man wollte Bilder besitzen, die als nicht von Menschenhänden und aus irdischen Stoffen gefertigte zum Theil vom Herrn selbst herstammen und eine besondere wunderwirkende Kraft haben sollten. So hatte die Stadt Edessa ein berühmtes Bildniß Christi, welches dieser selbst dem Könige Abgarus zugesandt haben sollte, und ein anderes sollte Christus in dem Schweißtuche der Veronica, der geheilten Blutflüssigen, ausgeprägt haben. Man fing an, zu solchen Bildern zu wallfahrten, sie zu preisen und zu beschenken. Solche Uebertreibungen mußten natürlicher Weise eine Reaktion des christlichen Bewußtseyns dagegen anregen, auch auf Seiten der Laien, zumal da Juden und Mohammedaner die Christen deshalb des Götzendienstes und des Abfalls zu heidnischem Aberglauben beschuldigten. Geistliche mußte noch insbesondere die Lektüre der Bibel und der ältern Kirchenlehrer zu der Ueberzeugung führen, daß die herrschende Bilderverehrung mit der biblischen Lehre u. den Grundsätzen der ersten Kirche im Widerspruch stehe. Die Reaktion gegen die Idololatrie mußte aber, zumal da sie von der weltlichen Macht ausging, in einer erregbaren Zeit und in einem unter dem Drucke des Despotismus schmachtenden Reiche von selbst wieder in eine Uebertreibung, in einen fanatischen Bilder- und Kunsthaß ausarten. Die leidenschaftliche Polemik zwischen so schroff und feindlich einander gegenüberstehenden religiösen Anschauungsweisen führte in der morgenländischen Hofkirche zu Aufruhr und Gewaltthat. Dies der sogenannte Bilderstreit od. Bildersturm, welcher, tief in das kirchliche Leben und die fromme Sitte eingreifend, in allen Kreisen des christlichen Volkes eine allgemeine, lebhafte und größtentheils leidenschaftliche Betheiligung hervorrief.

Der Erste, von welchem Unternehmungen gegen das Bilderwesen ausgingen, war der byzantinische Kaiser Leo der Isaurier (716—41). Dieser, dem das Unglück des von den Barbaren und Ungläubigen bedrängten Reichs als ein göttliches Strafgericht für den Abfall zum Götzendienste erschien, glaubte sich berufen, als Priester und Monarch nach dem Beispiele eines Hiskias zu handeln und die Kirche von den Mißbräuchen der Idololatrie zu reinigen. Seine erste desfallsige Verordnung von 726 verbot bloß die abgöttische Verehrung der Bilder, wie er solche namentlich im Sichniederwerfen vor denselben fand. Sodann ließ er diejenigen Kirchenbilder, welche von dem Volke geküßt zu werden pflegten, höher hinauf hängen und befahl zuletzt in einem Edikt von 730 die gänzliche Wegschaffung aller Bilder aus den Kirchen und von den öffentlichen Plätzen. Weder ein Volksauflauf, der in Folge der Wegnahme eines Kruzifixes in der Hauptstadt entstand, noch bedeutendere Unruhen, die in den Provinzen ausbrachen, weil die sinnliche Frömmigkeit des Volks sich durch diesen vom Kaiser verfügten Bildersturm (Ikonoklasmus) verletzt und empört fühlte, vermochten den Kaiser von seinem Entschlusse, dem Bilderdienste im römischen Reiche, soweit es seinem Scepter unterworfen war, ein Ende zu machen, abzubringen. Vergeblich war die Einsprache des römischen Bischofs Gregor II., vergeblich die Schutz- und Vertheidigungsschriften des gelehrten Mönchs Johannes von Damascus, der allen seinen Scharfsinn aufbot, um die Sache der Bilderverehrung den kaiserlichen Machtgeboten gegenüber zu verfechten. Leo's Sohn, Konstantin Kopronymus, trat ganz in des Vaters Fußstapfen. Indem er seinen Schwager Artabasdus, der sich an die Spitze einer von den Bilderfreunden veranlaßten Empörung gestellt hatte, überwand, gewann er im Streite mit den für den Bilderdienst erhitzten Mönchen, unter denen sich mehrentheils die Bildhauer u. Maler befanden, das Uebergewicht u. konnte die Verwerfung der Bilder, ja der Maler- und Bildhauerkunst überhaupt als eines dämonischen Verführungsmittels, auf einer 754 zu Konstantinopel abgehaltenen, aber von keinem der Patriarchen besuchten Synode durch ihm ergebene Bischöfe zum allgemeinen Kirchengesetz erheben lassen, welchem jedoch nur in dem Umkreise Folge geleistet wurde, der unter der unmittelbaren Gewalt des byzantinischen Herrschers stand. Der bilderstürmende Kaiser begnügte sich nicht mit der Zerstörung und Zertrümmerung der heiligen Bildwerke, sondern schritt sogar zur grau-

samen Verfolgung ihrer Freunde und Vertheidiger fort. In den Kirchen ließ er die Wände, von denen die Darstellungen heiliger Personen und Geschichten verschwanden, mit profanen Gegenständen, mit Obstbäumen, Jagden, Thieren u. dgl. bemalen. Selbst in den Kirchenbüchern wurden die heiligen Malereien vernichtet, und um dies radikal zu bewirken, theilten oft die ganzen Bücher dies Loos. In Folge so harter Maßregeln und ungeachtet der heftig fortgesetzten, besonders vom Mönchthum genährten Gegenbestrebungen zu Gunsten der Bilder verbreitete sich im Laufe eines halben Jahrhunderts vom Hofe aus in der Hauptstadt und im Heere eine bilderfeindliche Richtung, und es wuchs bei bilderlosem Kultus eine neue, in den Grundsätzen der Bilderstürmer erzogene Generation heran. Als daher nach der kurzen Regierung des dritten Isauriers, Leo des Chazaren (775—780), der in Hinsicht seiner kirchlichen und den Kultus betreffenden Ansichten den Grundsätzen seines Vaters, nur mit geringerer Entschiedenheit und Energie, treu blieb, die Vormünderin seines Sohnes Konstantin Porphyrogenitus, die Kaiserin Irene, dem Bilderkultus ihre Neigung zuwandte, konnte diese nur mit Vorsicht und nachdem sie die alte Leibwache listiger Weise durch eine neue, ihr ergebenere ersetzt hatte, ihre, schon bei Lebzeiten ihres Gemahls in der Stille gehegten Pläne zur Wiederherstellung der Bilder und ihrer Verehrung ins Werk setzen. Sie verlegte die durch einen Aufstand gestörte Synode von Konstantinopel nach Nicäa (787) und vollbrachte in wenigen Sitzungen, durch eine Hofpartei und durch ihren zum Patriarchen von Konstantinopel gewählten Geheimschreiber Tarasius unterstützt und unter voller Zustimmung des römischen Bischofs Hadrian, das Werk der Rehabilitation des Bilderkultus. Demgemäß wurden die gemalten, musivischen und plastischen Bilderwerke in den Kirchen, Häusern und auf den Straßen, bestehend in Darstellungen Christi, der Maria, der Engel und sonstiger frommen und heiligen Personen, nicht nur restituirt, sondern auch durch Zeichen der Ehrerbietung, Kniebeugen, Weihrauchstreuen und Anzündung von Lichtern geehrt, obschon dies nicht für eigentlichen Gottesdienst geachtet und von der wirklichen gottesdienstlichen Anbetung, welche dem göttlichen Wesen allein zukomme, wohl zu unterscheiden sey. Diesen Grundsätzen und Ansichten wurde mit Entschiedenheit und Nachdruck erst wieder von Leo dem Armenier widersprochen, welcher nach den kurzen Regierungen des Nicephorus und Michael Rhangabe (813) den Thron bestieg. Mit um so besserem Erfolge konnte jetzt gegen den Bilderdienst etwas unternommen werden, als von früher her noch viele Gegner des Bilderwesens unter der Geistlichkeit, in der Hauptstadt und im Heere sich befanden, und als andererseits die Bilderverehrer das ihnen von Irene wieder eingeräumte Recht abermals zu solchem Unfuge mißbraucht hatten, daß die Bilder hier zur Taufe, dort sogar zur Kommunion beigezogen wurden und man sich aller Orten in den lächerlichsten und anstößigsten Erzählungen von ihrer Wunderkraft erging. Dem Kaiser gelang es, eine nicht unbedeutende Anzahl von Bischöfen zur Einstimmung in seine beabsichtigten Maßregeln gegen die Bilder zu bewegen. Diese versammelten sich zu einer Synode zu Konstantinopel (815) und erließen die ersten Verordnungen gegen die Bilderverehrung. Da der Patriarch Nicephorus, auf die Mönche, die unter Irene zu neuem Ansehn gelangt waren, gestützt und besonders von dem kühnen und begabten Haupte derselben, dem Abte Theodor Studita, dem tüchtigsten Vertheidiger der Bilder, ermuntert, sich diesen Beschlüssen standhaft widersetzte, wurde er 815 abgesetzt und verbannt und ein Laie von vornehmer Abkunft, ein Nachkomme des Bilderstürmers Konstantin Kopronymus, Theodotus Kassiteras, zu seinem Nachfolger ernannt. Die Partei der Bilderverehrer aber, deren Seele der oben genannte Theodor war, sagte sich von der Kirchengemeinschaft mit dem neuen Patriarchen los. Dieser ließ durch ein neues Koncil die Beschlüsse von Nicäa umstoßen und die Bilder von Neuem aus den Kirchen verbannen. Der Kaiser sah sich den widerspenstigen Mönchen, welche in der Verehrung der Bilder fortfuhren, gegenüber genöthigt, zu harten Maßregeln zu greifen, ohne jedoch dadurch Männer wie Theodor, die sich nach dem Märtyrerthum für die von ihnen mit glühender Begeisterung umfaßte Sache der Bilder sehnten, zur Nachgiebigkeit bringen zu können. Der Kampf mit solchen Leuten drohte Gefahr; denn wenn deren Grundsätze unter dem Volke Verbreitung fanden, so mußten die Bilderfeinde ein Gegenstand des allgemeinen Abscheus werden und der Streit zwischen beiden fanatisirten Parteien konnte die heftigsten politischen Unruhen zur Folge haben. Es half nichts, daß man den Theodor von einem Orte zum andern ins Exil schickte und ihn immer strenger bewachen ließ. Ueberall suchte er für die Bilderverehrung zu wirken und den Geist des Widerstandes gegen die Maßregeln des Kaisers zu verbreiten. Durch solchen Widerstand wurde der Kaiser zu gewaltsamen und grausamen Maßregeln, die er anfangs hatte vermeiden wollen, fortgerissen. Er wüthete gegen die widersetzlichen Mönche; Verbannung, schwere Gefangenschaft in Fesseln, Hunger und Durst und scharfe Geißelung waren die Strafen, wodurch man ihren Trotz brechen wollte. Wer ein Bild bei sich hatte, oder einen Bilderfreund bei sich verbarg, wurde gegeißelt und verbannt. Theodor Studita hauchte unter den fürchterlichsten Geißelhieben beinahe sein Leben aus. Den Kindern in den Schulen suchte man den Abscheu gegen die Bilder einzupflanzen und durch neue Kirchenlieder auch die Menge allmählig von den Bildern abzulenken. Aber der plötzliche Tod des Kaisers (821) eröffnete den Bilderfreunden bessere Aussichten. Michael Balbus, nur der übertriebenen Bilderverehrung abhold und von den Bilderfreunden sollicitirt, genehmigte, um nur Ruhe im Reiche zu haben, den Privatgebrauch und die häusliche Verehrung der Bilder. Andern Grundsätzen huldigte sein Sohn Theophilus, der 830 folgte und in dem Bilderwesen, wie der erste Isaurier, nur Götzendienst sah, welchen auf jede Weise zu vertilgen er sich für berufen hielt. Von Neuem ergingen die härtesten Verfolgungen über die bilderfreundlichen Mönche. Aber schon bereitete sich in des

Kaisers nächster Umgebung eine Reaktion vor, und zwar ging diese wieder von einer Frau aus, der Kaiserin Theodora. Sie, schon bei Lebzeiten ihres Gemahls heimliche Bilderverehrerin, ließ sich nach dessen Tode durch die Ueberredungskünste der Mönche bestimmen, in die völlige Wiedereinführung des Bilderdienstes einzuwilligen. Im Triumph wurden die Bilder am ersten Fastensonntag 842 (19. Februar) in die Hauptkirche von Konstantinopel wieder eingeführt, und ein hohes Fest, das Fest der Orthodoxie, welches seitdem in der morgenländischen Kirche jährlich begangen wird, verherrlichte den endlichen Sieg der Bilderfreunde. Die Partei der Bilderfeinde, die sich unter Leuten von verschiedenen Ständen und unter den als Gegner der Bilder abgesetzten Geistlichen eine Zeitlang erhielt, erhob sich von da an nicht wieder. Zwar harrte sie noch einige Zeit auf einen neuen ihr günstigen Regentenwechsel, aber sie sah sich in ihren Erwartungen getäuscht. Auf dem ökumenischen Koncil zu Konstantinopel (869), auf welchem man den Streit mit den Ikonoklasten noch einmal vornahm, wurde über alle Gegner der Bilderverehrung das Anathema ausgesprochen und der lange Streit, der Staat und Kirche im Morgenland über ein Jahrhundert hindurch gespalten und zerrissen hatte, beendigt. Zwischen die beiden Hauptperioden des morgenländischen Bilderstreits tritt die merkwürdige Verhandlung der ihn betreffenden Fragen im fränkischen Abendlande herein. Hier machte sich auf den Synoden zu Frankfurt (794) u. zu Paris (825) eine vermittelnde Ansicht geltend, welche sich seitdem in der Vorstellung und Sitte der fränkischen Kirche befestigte und wonach die Bilder immerhin zu kirchlichem Gebrauch willkommen sind, aber jede Art der Anbetung oder Verehrung fern davon zu halten ist. Die fränkische Kirche erklärte sich also sowohl gegen den Fanatismus der Bilderstürmer, als gegen den Aberglauben der Bilderverehrer, somit gegen beide Koncilien, welche auf den Charakter von ökumenischen Anspruch machend diese extremen Richtungen darstellen. Vergl. Schlosser, Geschichte der bilderstürmenden Kaiser, Frankfurt a. M. 1812; Marx, Der Bilderstreit der byzantinischen Kaiser, Trier 1839.

Bei allen diesen die heiligen Bilder betreffenden Streitigkeiten und Bestimmungen handelte es sich immer nur um Aufstellung und Verehrung bildlicher Darstellungen solcher Wesen, denen körperliche Natur zukommt, und alle hierüber dissentirenden Parteien kamen in der Ansicht überein, daß Gottes intelligibles, rein geistiges Wesen auf keine Weise von menschlichen Händen nachgebildet werden könne und dürfe. Nur das Symbol des heil. Geistes, die Taube, wurde geduldet. Einzelne Ausnahmen kommen zwar vor, im Allgemeinen aber war es damals noch herrschende Gewohnheit, Abbildungen der Gottheit selbst zu vermeiden und ihre Nähe und Wirksamkeit lieber durch Symbole anzudeuten (aus den Wolken herabreichende Hand, Lichtstern, Lichtstrahl und dergl.). Erst gegen das Ende des 13. Jahrhunderts werden bildliche Darstellungen der Gottheit und der Dreieinigkeit häufiger. Die strengen Grundsätze, nach welchen sich früherhin Freunde und Feinde der Heiligen- und Christusbilder gegen Bildnisse der Gottheit einstimmig erklärt hatten, kamen allmählig in Vergessenheit; der Gottesdienst und das religiöse Leben entfremdete sich immer mehr vom Idealen und Sittlichen und wurde immer äußerlicher, sinnlicher, materieller; die Hand des Bildhauers und Malers versuchte sich daher, um den Kreis religiöser und kirchlicher Darstellungen durch das letzte und höchste Glied zu schließen, auch in Nachbildungen des Höchsten, zumal da die scholastische Spekulation sich in ihren abstrakten metaphysischen Erörterungen gern der symbolischen Darstellungsmethode bediente und den Künstlern dadurch Veranlassung zu ähnlichen Bestrebungen auf ihrem Gebiete gab. Die Erklärungen einzelner erleuchteten Theologen konnten bei dem allgemeinen und zunehmenden Verfall des christlichen Kultus keine Umkehr bewirken, und im Schooße der orthodoxen Kirche wucherte das Unkraut üppig fort, welches man bei Häretikern verabscheute. Auf einer Kirchenversammlung zu Konstantinopel 1440 fand sich daher die griechische Kirche bewogen, den mit dem Papst kurz zuvor zu Florenz geschlossenen Frieden unter andern aus dem Grunde wieder zu lösen, weil die römische Kirche wider den Beschluß der zweiten nicänischen Synode Bildnisse der ersten Person der Dreieinigkeit dulde. Der erste katholische Kirchenlehrer, welcher auch die bildlichen Darstellungen Gottes offen in Schutz nahm, scheint Thomas Netter (Waldensis), Beichtvater Heinrichs V. von England, gewesen zu seyn, der den Malern mit dem Pinsel zu bilden erlaubte, was die heil. Schriftsteller mit der Feder in Bilder gekleidet hätten. Einen nicht geringen Antheil wie an der Vermehrung der Bilder überhaupt, so an der Beförderung bildlicher Darstellungen Gottes und der Dreieinigkeit, hatte aber die hierarchische Form der Kirche, welche seit dem 11. Jahrhundert sich in immer festerer Gliederung unter ihrem als Stellvertreter Gottes und Christi verehrten Haupte darstellte. Der Künstler überwand die frühere Scheu vor dem höchsten Wesen, da man sich das Leben Gottes und den Zustand des Himmels in der Kurie des Papstes vergegenwärtigt dachte. Im 14. und 15. Jahrhundert treffen wir überall in den Kirchen und Klöstern von Italien Abbildungen Gottes auf historischen Bildern aus der alt- und neutestamentlichen Geschichte und darunter offenbar ganz unschickliche an. Auch in Missalien und Brevieren fehlte es nicht an lächerlichen und unanständigen Figuren dieser Art, obgleich die Bilder Gottes nie zu solcher Allgemeinheit und Ehre gelangten, wie die Madonnen- und Heiligenbilder.

Ungeachtet der Vorliebe der katholischen Christenheit für diese Bildwerke wagte es doch die Kirchenversammlung zu Trient nicht, die Bilder der Gottheit förmlich anzuerkennen. Sie hielt sich auch hier, wie in der Bestimmung der Art und Weise der Heiligen- und Bilderverehrung überhaupt, an die Beschlüsse der zweiten nicänischen Synode und redete nur von Bildern Jesu, Maria's und anderer Heiligen, vielleicht weil ihr neben bedeutendern Verhandlungen diese Sache geringfügig erscheinen mochte. Dagegen tritt der

auf päpstlichen Befehl abgefaßte Katechismus des tridentinischen Koncils offen mit der Erklärung hervor, daß es zwar Versündigung an der göttlichen Majestät sey, wenn man die Gottheit in künstlerischen Formen darzustellen wage, daß es aber keine Verletzung des göttlichen Gesetzes sey, wenn man eine oder die andere Person der Trinität mit den Zeichen andeute, unter welchen sie sowohl im Alten als im Neuen Testament erschienen. Bellarmin besonders, dieser Erklärung sich anschließend, bemüht sich die Vertheidigung der Bilder Gottes zu führen und eine genaue Grenzlinie zu ziehen, innerhalb welcher die katholische Kirche dem Künstler die Verfertigung bildlicher Darstellungen der Gottheit verstatten könne. Bei dem Religionsgespräch zu Poissy 1561 erklärten im Widerspruch hiermit die ausgezeichnetsten Theologen der gallikanischen Kirche jede Abbildung der göttlichen Dreieinigkeit für unerlaubt, worauf auf königlichen Befehl solche Bildwerke überall hinweggenommen wurden. Papst Alexander VIII. verdammte dagegen 1690 unter andern Sätzen auch den, daß es unerlaubt sey, das Bild Gottvaters im Tempel aufzustellen. Die römische Kirche duldet sonach bildliche Darstellungen der Gottheit, obwohl ihre Symbole sich eher dagegen als dafür aussprechen. Auch die griechische Kirche hat in ihren Symbolen keine ausdrückliche Bestimmung hierüber und spricht immer nur von Bildern Jesu, Maria's und der Heiligen; ebenso das neue russisch-griechische Glaubensbekenntniß. Doch haben auch hier Abbildungen Gottes hin und wieder Eingang gefunden.

In sofern der Zweck der Reformation auf Reinigung der Kirche von schädlichen Irrthümern und Satzungen ging, mußte von ihr das Bilderwesen verworfen werden. Aber in einer solchen Zeit erwachender Geistesfreiheit konnte die rechte Mittelstraße nicht sogleich aufgefunden und eingehalten werden; auf der einen Seite that man zu viel, auf der andern zu wenig, letzteres in mehrfacher Beziehung besonders in der englischen und in Bezug auf die Bilder in der lutherischen Kirche. Luthers persönliche Individualität, seine Hinneigung zu den künstlerischen Bestrebungen der frühern Jahrhunderte, vornehmlich aber Karlstadts (s. d.) bilderstürmerische Gewaltschritte veranlaßten ihn, den Kirchenbildern, in soweit sie nicht Gegenstände kirchlicher Verehrung würden, das Wort zu reden und sogar bildliche Darstellungen der Gottheit für unschädlich zu halten (in der Schrift: „Wider die himmlischen Propheten"), während er früherhin dem allgemeinen Verlangen nachgegeben und die Bilder „ohne Geräusch" aus den Kirchen hinwegzunehmen gestattet hatte. Die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche enthalten keine weitere Bestimmung über religiöse Bilder, als daß sie auf Abschaffung des Heiligen- und Bilderdienstes dringen. Man hielt die kirchlichen Bilder für sogenannte Mitteldinge (adiaphora), und der tübingische Kanzler Andreä wollte auf dem Religionsgespräch zu Mömpelgard 1586 selbst die bildlichen Darstellungen Gottes nach den Schilderungen der Propheten darunter gerechnet wissen. Ueberall in dem lutherischen Sachsen wurden damals Bilder in den Kirchen gefunden. Die spätern Lutheraner blieben bei Luthers Bestimmungen. Im 17. Jahrhundert entstand über das Verfahren des vom Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz nach Prag mitgenommenen Hofpredigers Skultetus, welcher nicht nur die Bilder aus der dortigen Hofkirche hinwegschaffen, sondern auch eine Predigt wider sie drucken ließ, ein heftiger Streit. Skultetus hatte die Reformirten auf seiner Seite; aber um so heftiger widerstritten ihm die lutherischen Theologen. Später brach ein ähnlicher Streit zwischen Rivetus und Dannhauer aus, welcher Letztere die Bilder Gottes vertheidigte. Zuletzt erklärte sich 1746 der tübingische Kanzler Pfaff in seiner gelehrten Abhandlung über die Bilder Gottes und der Dreieinigkeit für dieselben, indem er die alte Behauptung wiederholte, daß die Christen befugt seyen, die Formen der Erscheinung, unter welchen nach dem Alten und Neuen Testament Gottvater als Greis, der heilige Geist als Taube und in Flammenzungen sich geoffenbart habe, in Bildern darzustellen. Diese Ansicht stimmt mit der noch heute in Würtemberg bestehenden Praxis überein. Zu weit führte der Eifer gegen das Bilderwesen bei den schweizer Reformirten, indem man hier mit dem Unpassenden auch das Lobenswerthe verwarf und allen Bilderschmuck aus den Kirchen entfernte, obgleich die Symbole und stimmberechtigte Theologen ihrer Partei sich nur gegen die Bilder der Gottheit geradezu erklärten und Zwingli selbst hinsichtlich der übrigen Bilder sich gemäßigt ausgesprochen hatte. Calvins strengere Ansichten begründeten das Verfahren in Genf, in einem Theile der Niederlande und in Schottland, wo alle Bilder, namentlich die der Gottheit, aus den Kirchen entfernt wurden. Auch im protestantischen Frankreich wollte man wenigstens die Bilder Gottes verbannt wissen. In England wurden unter Eduard VI. die Bilder aus den Kirchen gewiesen, und obgleich Elisabeth dem Rituellen der katholischen Kirche und auch dem Bilderwesen geneigt war, so gab sie doch dem Zureden der englischen Geistlichkeit nach und ließ die Bilder von den Wänden hinwegnehmen. Die Presbyterianer und Kongregationalisten halten sich streng an Calvins Kirchenordnung. Den Quäkern gilt die innere Erleuchtung und das spirituelle Leben in Gott und Christus zu viel, als daß sie nicht mit den übrigen Gebräuchen und Satzungen der Kirche auch jedes Bild verwerfen sollten. Die Mennoniten haben gleichfalls unscheinbare und von allem Gepränge freie Gotteshäuser. Das Gleiche gilt von der Brüdergemeinde, deren fromme Phantasien sich allein auf Christus als Lamm, Bräutigam, Opfer u. s. w. beziehen, ohne an bildlichen Darstellungen Gefallen zu finden. Die Unitarier verbieten streng um der Gefahr des Abfalls zur Idololatrie willen alle Bilder, obgleich ihr Katechismus sagt, daß man Gott nach den Formen der Erscheinung, in welcher er einst wirklich gesehen worden sey, darstellen könne, aber ihn nur nicht im Bilde anbeten dürfe. Der Pietismus der protestantischen Kirche muß in seinem Streben nach Verinnerlichung des Gottesdienstes und nach Erhaltung des rein biblischen

Glaubens zur Abweisung alles Bildlichen in der Religion führen; seine Anhänger verfielen jedoch, durch eine falsche, sinnlich schwächliche Mystik irre geleitet, öfter in die Lust an religiös und ästhetisch ganz unwürdigen Bildern, z. B. vom Weltgerichte.

Vgl. J. H. v. Wessenberg, Die christlichen Bilder, ein Beförderungsmittel des christlichen Sinnes, 2 Bde., Konstanz 1827; Grüneisen, Ueber die bildliche Darstellung der Gottheit, Stuttg. 1828.

Bilderdijk, Willem, ausgezeichneter holländischer Dichter und Sprachforscher, ward geboren den 7. September 1756 zu Amsterdam, zeigte frühzeitig außergewöhnliche Begabung, studirte in Leyden die Rechte und prakticirte dann im Haag als Advokat. Als eifriger Orangist verließ er beim Einrücken der Franzosen sein Vaterland, lebte längere Zeit in Braunschweig und dann in London, wo er Vorlesungen über Jurisprudenz, Poesie und Literatur hielt, die stark besucht wurden. In dieser Zeit machte er sich als juristischer Schriftsteller durch die „Observationes et emendationes juris" (Braunschw. 1806) bekannt, die er später neu bearbeitete und fortsetzte (Leyden 1820, 2 Bde.). Nach dem Regierungsantritte Ludwig Napoleons kehrte er 1806 nach Holland zurück. Der König wählte ihn zu seinem Lehrer im Holländischen und ernannte ihn auch zum Mitglied des holländischen Nationalinstituts. Nach Ludwigs Abdankung zog er sich zurück, lebte seit 1827 in Haarlem und † daselbst am 18. December 1831, nachdem er durch die Restauration seine Pension eingebüßt hatte. Mit den altklassischen, den meisten neueren und selbst einigen morgenländischen Sprachen und Literaturen vertraut, besaß B. auch gründliche Kenntnisse in der Geschichte, Alterthumskunde, Jurisprudenz, Theologie und selbst in der Medicin, und zwar hatte er sich dieselben größtentheils auf autodidaktischem Wege erworben. Schon 1776 gewann er mit seinem Gedichte „Over den invloed der dichtkunst op het staatsbestuur" einen Preis. Seinen Ruf als Dichter aber begründeten die Dichtungen: „De ware liefde van het vaterland" (1777), „Elius", Romanze (1778), und die gelungenen Uebertragungen zweier sophokleischen Tragödien: „Koning Edipus" (1779) und „De dood van Edipus" (1789), worin deutlich das Streben hervortritt, sich von dem Einfluß französischer Muster frei zu machen. Bald folgten andere Produktionen: „Verlustiging" (1779), „Odilde" (1784, 1808) und „Bloempjens" (1785). Während er in der Fremde verweilte, erschienen als Sammlungen kleinerer Gedichte die „Mengelpoëzij" (Amst. 1799, 2 Bde., neue Aufl. 1823), die „Mengelingen" (das. 1804—1808, 4 Bde., 2. Aufl. 1828) und die „Poëzij" (das. 1803—1807, 2. Aufl. 1822), worin sich viele Nachahmungen ossianscher Lieder finden, wie er denn auch „Fingal" (das. 1805—1806, 2 Bde.) in Alexandrinern seinen Landsleuten zugänglich zu machen suchte. Sein „Buitenleven" (Amst. 1803) ist eine sehr gelungene Uebertragung von Delille's „L'homme des champs". Nach seiner Rückkehr ins Vaterland widmete er Ludwig Bonaparte die „Nieuwe mengelingen" (Amst. 1806, 2 Bde., 2. Aufl. 1817), denen im folgenden Jahre eines seiner Hauptwerke: „De ziekte der geleerden" (Die Krankheiten der Gelehrten, Amst. und Haag 1807, 2. Aufl 1829), ein Meisterwerk der beschreibenden Poesie, folgte. Damals versuchte er sich auch im dramatischen Fache mit dem Trauerspiel „Floris de Vijfde" (1808, 1829) und den Dramen „Willem van Holland", „Kormak" u. „Linna", welche in den „Treuerspelen" (Haag 1808—1809) mit enthalten sind. Um dieselbe Zeit lieferte er eine Uebersetzung der „Lofzangen van Kallimachus", das treffliche Gedicht „De mensch", eine Umarbeitung von Pope's „Essay of man", und viele andere Arbeiten nach klassischen Vorbildern, sowie die Sammlungen „Najaarsbladen" (2 Bde., 1808—1809), „Verspreide gedichten" (2 Bde., 1809) und „Winterbloemen" (Haarlem 1811, 2 Bde.). Die Befreiung seines Vaterlandes, die er im „Afscheid" (1811) vorausgesagt, feierte er in der feurigen Dichtung „Hollands verlossing" (2 Bde., 1813—1814, 2. Aufl. 1833), in der Hymne „Willem Frederik, Koning der Nederlanden" (1815), in „Wapenkreet" und den „Vaterlandschen uitboezemingen" (Amst. 1815). Einer niedergeschlagenern Stimmung entsprangen seine „Affodillen" (Haarl. 1814, 2 Bde.); heitere Seelenruhe aber verrathen schon seine „Nieuwe uitspruitsels" (1817), sein „Wit en rood" (2 Bde., 1818), „Dieren" (1818), ein satyrisches Gedicht, sowie die „Nieuwe dichtschakeering" (Amst. 1819). Eines der besten Erzeugnisse der holländischen Literatur ist aber seine Fragment gebliebene Dichtung „De ondergang der eerste wereld" (1820, neue Ausgabe von da Costa, Amst. 1845—1847). Unter der langen Reihe seiner übrigen Dichtungen nennen wir noch: „Poëzij" (1820), „Sprokkelingen" (1821), „Krekelzangen" (3 Bde., 1822—1823), „Bijdragen tot de tooneelpoëzij" (1823), „Rotsgalmen" (2 Bde., 1824), „Navonkeling" (2 Bde., 1826), „Oprakeling" (1826), „Gedichten" (1827), „Vermaking" (1828), „Schemerschijn" (1829), „Nasprokkeling" (1830). Nach seinem Tode gab David „De geesterwereld en het waarachtig goed" (Amst. 1843) mit Anmerkungen heraus. Durch ausdauernden Fleiß im Studium der besten vaterländischen und ausländischen Dichter aller Zeiten und Literaturen, sowie durch Uebersetzungsversuche erwarb er sich frühzeitig eine seltene Meisterschaft in Handhabung des Technischen der Poesie. Mehr eine Folge natürlicher Begabung aber war die lebendige und kühne Phantasie, der Gedanken- und Bilderreichthum, der Wohllaut der Sprache, Vorzüge, welche neben Korrektheit des Ausdrucks, metrischer Vollendung, taktvollem Gebrauche älterer Ausdrücke und glücklicher Neubildung von Worten seine über alle Gattungen der Poesie sich erstreckenden Gedichte auszeichnen. Leider ist B. im Auslande noch wenig bekannt; eine deutsche Uebersetzung von seinen „Dichtungen" begannen Quack und Duttenhofer (Stuttg. 1851 f.). Seine in das theoretische Studium seiner Muttersprache einschlagenden Schriften, in denen er durchaus selbstständig zu Werke ging, sind theils grammatischen Inhalts, theils werthvolle Beiträge zur Erläuterung der älteren und ältesten Denkmäler der vaterländischen Literatur,

Zu letzteren gehören unter Anderm seine Ausgabe von Maerlants „Spiegel historiael" (Amst. 1812), von P. van Hoofts „Gedichten" (das. 1823, 3 Bde.), von Huygens' „Korenbloemen" (6 Bde., 1824—1825) und von des Antonides van der Goes „Gedichten" (3. Bde., 1827—1836). Unter seinen sprachwissenschaftlichen Werken verdienen Erwähnung: „Verhandeling over de geslachten der naamworden" (1805, 1818), „Taal- en dichtkundige verscheidenheden" (4 Bde., 1820—23); „Nederlandsche spraakleer" (1826); „Beginsels der woordvoorsching" (1831) ꝛc. Auch der vaterländischen Geschichte widmete er in der im Sinne der Aristokratie geschriebenen „Geschiedenis des vaterlands" (herausgegeben von Tijdemann, Leyden 1832—1839, 12 Bde.) eine ausführliche Darstellung. Seine zweite Gemahlin, Katharine Wilhelmine, geb. Schweickhardt, geboren im Haag 1777, † 1830, widmete sich ebenfalls der Dichtkunst. Unter ihren Poesien, die meist mit denen ihres Gatten erschienen, wird „Rodrigo de Goth", eine Uebersetzung von Southey's „Roderick", für ein Meisterwerk gehalten. Geschätzt sind auch ihr „Overtrooming van Gelderland" (1819), ihre „Gedichten voor kinderen" (Amst. 1813) und ihre Tragödien „Elfride" und „Iphigenie", letztere nach Racine.

Bildergedicht, s. v. a. Rebus.

Bilderreime, s. Technopaignia.

Bildersprache, s. Bildlich.

Bilderstreit }, s. Bilderdienst.
Bildersturm }

Bilderverehrung, s. v. a. Bilderdienst.

Bildgießerei, s. Gießerei.

Bildhauerkunst, s. v. a. Skulptur.

Bildhauerwerkstatt, Sternbild am südlichen Himmel, zwischen dem Phönix und Wallfisch, unter dem Schwanze des letztern, ungefähr 10° gerader Aufsteigung, 25° südl. Abweichung, von la Caille aus einigen kleinen Sternen gruppirt und der Bildhauerkunst zu Ehren so genannt. Bode zählt darin 72 Sterne.

Bildlich, ein Bild enthaltend; daher bildliche Vorstellung, eine vermittelst der Einbildungskraft auf eine Anschauung bezogene Vorstellung. Der bildliche Ausdruck (bildliche Darstellung) ist dem eigentlichen Ausdruck entgegengesetzt und besteht darin, daß man sich der Vorstellung eines sinnlichen Gegenstandes, der wesentliche und naturmäßige Beziehungen auf einen andern hat, bedient, um entweder die Vorstellung gewisser Merkmale des letztern mit desto größerer Leichtigkeit und Wirkung zu erregen, oder doch den Eindruck der durch die eigentliche Bezeichnung schon erregten Vorstellung desselben durch höhere Versinnlichung zweckmäßig zu verstärken. Jeder den Gedanken versinnlichende Ausdruck ist in gewisser Beziehung bildlich, und in diesem Sinne ist die poetische Sprache, welche das Konkrete liebt, eine Bildersprache, wenn gleich die wahre Poesie nicht bloß darin, am allerwenigsten aber in der Ueberladung mit Bildern besteht. Durch die bildliche Darstellung kann der behandelte Gegenstand anschaulicher und dadurch interessanter gemacht werden; deshalb bedient man sich oft derselben zur Einkleidung von Wahrheiten und Begriffen, um das Gemüth, indem es durch die bildliche Form des Ausdrucks auf eine anmuthige Weise erregt wird und an der Schönheit der Rede sich ergötzt, für den Samen der Wahrheit empfänglich zu machen. Aus dieser Quelle entspringen sinnbildliche Darstellungen, Metaphern, Parabeln, Fabeln und mehre rednerische Figuren. Man unterscheidet besonders die Vergleichung, die in ihrer Ausführung auch zum Gleichniß und zur Parallele werden kann, wo das Bild als Gegenbild neben den Gegenstand gestellt wird, und den Tropus, d. i. dasjenige Bild, welches ganz an die Stelle des Gegenstandes tritt, der mit jenem somit ganz vertauscht wird (s. Tropen). Wesentliche Bedingungen des bildlichen Ausdrucks sind Leichtigkeit und Natürlichkeit; das gewählte Bild muß deshalb aus einem Kreise von Gegenständen hergenommen werden, welche Denen vollkommen bekannt sind, für welche man es gebraucht, und es muß eine wirkliche, dem Gebildeten sogleich einleuchtende Uebereinstimmung zwischen deren Merkmalen und den Merkmalen der eingekleideten Sache herrschen, weil sonst kein Gefühl des Wohlgefallens in dem Anschauenden erregt werden kann. Ueberhaupt darf das Bild keine Wirkung hervorbringen, welche der beabsichtigten widerstreben würde; es muß vielmehr Gefühle erregen, die mit dem beabsichtigten Hauptgefühle, das man hervorrufen will, übereinstimmen.

Bildsäulen, Darstellungen sinnlich wahrnehmbarer, besonders aber lebender Gegenstände, namentlich menschlicher Gestalten in Holz, Stein, Metall, Thon, Wachs, Gyps oder ähnlichen Stoffen; s. Skulptur, vergl. Gießerei, Bildschnitzerei.

Bildschnitzerei, diejenige Kunst, welche sich zur Ausarbeitung von Bildsäulen, besonders aber von minder wichtigen Gegenständen, wie Blumen, architektonischen Zierrathen und dergl., der mittelweichen Stoffe des Elfenbeins und des Holzes und als Werkzeuge des Schnitzers und Messers bedient. Das Elfenbein, das schon im orientalischen Alterthum zur B. beliebt war, kam besonders in der Blüthenzeit der griechischen Kunst auf eine großartige Weise in Anwendung, indem hier die kolossalen Götterbilder oft in solcher Weise gearbeitet wurden, daß das Nackte aus Elfenbeinplatten bestand, die man auf einen festen Kern auflegte, das Uebrige aber aus Goldblech gefertigt wurde. In späterer Zeit kam das Elfenbein nur zu kleinen, meist dekorativen Arbeiten in Anwendung. Aus Holz arbeitete man im griechischen Alterthum gewöhnlich die Götterbilder, welche dann meist bemalt, vergoldet, auch mit buntem Putze behängt wurden. Eine weit höhere Bedeutung aber erhielt das Holz als Material für die B. in der spätern Zeit des Mittelalters und namentlich in der deutschen Kunst, wo die Altäre mit zum Theil sehr großartigen und figurenreichen Bildwerken dieses Materials geschmückt wurden; das Nackte färbte man in der Regel mit feinem, künstlerischem Sinne naturgemäß, während man die Gewandungen zu vergolden pflegte. Noch jetzt findet man in alten Kirchen, sowie auch an alten Gebäuden Werke dieser Art, die den feinsten Kunstsinn verrathen. Eine besondere Thätigkeit in diesem Fache der

Kunst entwickelten Michael Wohlgemuth und Veit Stoß in Nürnberg. Erst in der neuern Zeit hat man angefangen, diese Arbeiten nach ihrem eigenthümlichen Werth zu würdigen. Auch ohne Bemalung und Vergoldung kamen sie mehrfach in Ausführung, namentlich auch bei kleinen Holzschnitzereien und insbesondere bei den aus Buchsbaum gefertigten Porträtmedaillons, von denen die deutsche Kunst der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts wahrhaft bewundernswürdige Leistungen aufweist. Am berühmtesten in diesen kleinen Kunstsachen war damals der augsburgische Künstler Hans Schwartz. Jetzt wird die B. noch am meisten zur Formschneidekunst in Anwendung gebracht, in anderer Hinsicht aber namentlich von Drechslern (Kunstdrechslern) ausgeübt. Auch die Tischler liefern manche, jedoch weniger feine Arbeiten. In Süddeutschland und besonders in Tyrol gibt es ganze Ortschaften, welche die B. mit außerordentlicher Kunstfertigkeit betreiben; vgl. Beinarbeiten.

Bildstein, s. Agalmatolith. Dann nennt man B.e (Lithomorphi, Lithoglyphi) Steine, welche ihre Gestalt oder Zeichnung nach Aehnlichkeit mit andern bekannten, nicht dem Mineralreich angehörigen Gegenständen haben. Dahin gehören Anthropoglyphen (Anthropomorphen), Phytoglyphen, Zooglyphen, Technoglyphen, Uranomorphen. Mathematische B.e heißen solche, welche eine bestimmte geometrische Form haben: eine trapezische, trianguläre, kreuzförmige, sphärische, elliptische, pyramidale, cylindrische 2c. Die B.e sind theils Naturspiele, theils Versteinerungen organischer Körper; bisweilen sind auch künstliche Gebilde für natürliche B.e ausgegeben oder angesehen worden, z. B. die badener Würfel.

Bildung, zunächst auf dem Gebiet des sinnlich Wahrnehmbaren die Gestaltung oder Form eines Dinges, vermöge deren wir uns davon eine Vorstellung oder ein bestimmtes Bild machen können. In diesem Sinne legt man besonders Naturkörpern (Thieren, Pflanzen, auch Mineralien) eine gewisse B. bei, indem man dabei namentlich die Art ihrer Entstehung und Entwickelung ins Auge faßt. Hauptsächlich aber wird B. dem Menschen zugeschrieben als ein bestimmter Zustand, und zwar versteht man darunter ebensowohl den Zustand des Herangebildetwerdens, als den des vollendeten Herangebildetseyns. Bei der B. in diesem Sinne gibt der Mensch gewissermaßen den Stoff her, aus welchem etwas herausgebildet werden soll, wie die Bildsäule aus dem Marmorblock. Diese Herausbildung geschieht mittelst der Erziehung, die bald in öffentlichen Schulen und Unterrichtsanstalten, bald mittelst besonderer Unterweisung ertheilt wird. Je nachdem nun der Zweck der Erziehung verschieden angenommen wird, muß auch das Resultat des Erziehens oder Bildens, die B., das Gebildetseyn ein verschiedenes seyn rücksichtlich seiner Qualität. Wie aber auch die Worte verschieden klingen mögen, das Endziel aller Bildungsanstalten und aller Bildung ist die Sittlichkeit, zu welcher intellektuelle und ästhetische Ausbildung nur die Vorstufen sind (s. Erziehung). Den höchsten Grad der B. wird also Derjenige einnehmen, welcher auf der Grundlage der Ausbildung des Verstandes und Geschmackes nicht stehen geblieben ist, sondern sich zur Sittlichkeit erhoben hat, von welchem Standpunkt aus jene Verstandes- und Geschmacksbildung nicht nur nicht unnöthig oder unbedeutend erscheint, sondern erst ihre rechte Bedeutung und Beleuchtung und dadurch erst wahren Werth erlangt. Auch der Staat beruht auf sittlichen Grundlagen, und da der Mensch für das gesellige Leben bestimmt ist, die Gesellschaft aber im Staat als begründet betrachtet werden kann, so wird die politische B. nicht nur als ein Postulat der Sittlichkeit gelten müssen, sondern die erstere wird auch auf letzterem sich begründen. Können wir endlich ein ganzes Volk als gebildet betrachten oder ziehen wir auch nur sein Verhältniß zu der vollkommenen Ausbildung, d. h. seine relativen Bildungszustände, seine individuelle Gebildetheit, in Erwägung, so erhalten wir den Begriff der Kultur (s. d.).

Bildungsfehler, Abweichungen von dem natürlichen Bildungsgesetz, durch welche ein Organismus (s. d.) entweder unvollendet oder zweckwidrig ausgebildet erscheint.

Bildungsgesetze, die den regelmäßigen Formen und Texturen der Naturkörper zu Grunde liegenden allgemeinen Gesetze, nach welchen die Bildung derselben erfolgt. Von den B.n der anorganischen Körper handelt die Krystallographie, von den im engern Sinne sogenannten B.n der organischen Natur die Physiologie.

Bildungssaft, s. v. a. Cambium, s. Pflanze.

Bildungstrieb (Nisus formativus), ein von frühern Naturphilosophen dem allgemeinen Leben und Schaffen der Natur zum Grunde gelegtes Princip der Stoff- und Formbildung. Die neuere Naturanschauung erkennt in diesem Triebe aber nichts Anderes, als die Wirkung des Chemismus, Galvanismus, Elektricismus, der Attraktion und der übrigen allgemeinen Naturkräfte (s. Organismus). Die Lehre vom B.e, als dessen drei Formen man die Erzeugung, Ernährung und Reproduktion bezeichnet, wurde hauptsächlich von Blumenbach auf die Bahn gebracht und theilweise noch von spätern Naturphilosophen weiter ausgebildet; der Begriff aber, welchen man sich von dem Agens desselben oder dem höchsten Bildungsprincip machte, hat eigentlich nur den Namen gewechselt; denn die Urkraft, Plato's schaffende Idee, Stahls Seele, die Anima plastica und Idea plastica s. seminalis anderer älteren Philosophen und Physiologen bezeichnen nichts Anderes, als das Princip des B.es. Man verfiel aber dabei immer in den Fehler, daß man Kraft und Materie als ganz verschiedene und trennbare Dinge auffaßte und jenen Trieb als eine von den allgemeinen Lebensfunktionen abgesonderte, für sich thätige Potenz dachte. Vergl. Blumenbach, Ueber die Bildungstriebe. Göttingen 1791; Suringar, De nisu formativo, Leyden 1824.

Bileam (Balaam), berühmter Wahrsager und Magier zu Pethor am Euphrat in Mesopotamien. Nach 4. Mos. 22—24 ward er vom Moabiterkönige Balak aufgefordert, zu diesem zu kommen, um den andringenden Israeliten zu

fluchen. Gott verbot ihm dies, worauf B. die Gesandten mit einer abschlägigen Antwort entließ. Als aber unter großen Versprechungen eine neue Aufforderung Balaks erfolgte, gab B. nach, aber mit dem Vorsatze, gegen die Israeliten nichts Anderes zu reden und zu thun, als was Gott ihm heißen würde. Unterwegs trat seinem Reitthiere, einer Eselin, ein Engel in den Weg. Die Eselin wich demselben zweimal aus und ward von B., der den Engel nicht sah, dafür geschlagen. Zuletzt, auch am Ausweichen verhindert, fiel sie auf die Kniee und fing, da B. sie abermals schlug, an zu reden und über die ihr gewordene Behandlung sich zu beschweren. Jetzt erblickte auch B. den Engel; er wollte umkehren, erhielt aber den Befehl, weiter zu ziehen. Angekommen bei Balak, erforschte er nach angestellten Opfern den Willen der Gottheit, und aus dem von den Moabitern gewünschten Fluche ward ein dreimaliger Segen, worauf Balak den B. in seine Heimath entließ. Die von den Moabitern vergeblich versuchte Vernichtung oder Vertreibung der Israeliten durch die Magie oder Zauberkunst B.s ist ohne Zweifel historische Thatsache; die Auseinandersetzung dagegen, warum und wie der Versuch trotz der Geneigtheit B.s mißlang, sowie die Episode von der redenden Eselin, welche den stetigen Gang der einfachen Erzählung unterbricht und verwirrt, tragen deutlich das Gepräge des Mythus an sich. Nach 4. Mos. 31, 8, 16. muß B. wieder zu den Moabitern und Midianitern zurückgekehrt seyn; denn er wird mit den midianitischen Königen erschlagen, nachdem er den Rath gegeben hatte, durch Weiber die Israeliten zum Dienste des Baal-Peor zu verführen und sie dadurch zu ihrem Verderben mit Jehovah zu entzweien. Im Neuen Testament wird B.s Geneigtheit zur Verfluchung der Israeliten aus Lohn- und Gewinnsucht, sowie sein Rath zur Verführung der Israeliten in warnender und tadelnder Absicht erwähnt (2. Petr. 2, 15; Jud. 11; Offenb. 2, 14). Die Rabbinen wissen von B. viel Fabelhaftes zu erzählen, machen ihn zu einem Minister Pharao's ꝛc. Nach der arabischen Sage war er aus dem Geschlechte der Enakim, hatte die Bücher des Abraham gelesen und dadurch die Kenntniß des unaussprechlichen Namens Gottes, sowie die Gabe der Weissagung und Magie erlangt. Verführt von seinem Weibe, den Israeliten zu fluchen, sank er in die frühere Unwissenheit und Ohnmacht zurück.

Biledschik, asiatisch-türkische Stadt in Natolien, Sandschak Sultan Oegni, hat sehr bedeutende Manufakturen, in denen hier und in der Umgegend die Stoffe von Brussa, der geschnittene Polstersammet (Katifr), das grobe Tuch zu Ueberkleidern (Aaba) und das Dünntuch zu Frauenhemden (Boeründschik) verfertigt wird. Das alte Schloß B. (bei den Byzantinern Belekoma) eroberte Emir Osman 1299 durch List von den Byzantinern; es war die erste türkische Eroberung im griechischen Kaiserreiche.

Biledulgerid (Biled-ul-dscherid, auch Blad-al-dscherid, d. i. Dattelland, nach Anderen trockenes, dürres Heuschreckenland, bei den alten arabischen Geographen Kastilia), großes nordafrikanisches Steppenland im Süden des Atlas, grenzt nördlich an Tunis, Algier und Marokko, westlich ebenfalls an Marokko, südlich an die Wüste Sahara u. östlich an Tripolis u. Fezzan, bildet den Uebergang von der Berberei zur Sahara u. ist etwa 80 Meilen breit und gegen 270 Meilen lang. Andere rechnen hierher nur den Strich von Tunis bis zur Sahara. Es wird nur von einigen Steppenflüssen bewässert, deren salziges Wasser der Sand der Wüste und die glühenden Sonnenstrahlen zuletzt aufsaugen und an deren Ufern allein üppige Vegetation herrscht. Die heiße Temperatur mildern am Fuße des Atlas die dort wehenden Winde. Regen fällt sehr selten, wohl aber starker Thau. Produkte sind Datteln, die nirgends so herrlich gedeihen, als hier, Gerste, die von vorzüglicher Güte ist und zum Karawanenbrei benutzt wird, tropische Früchte im Ueberflusse, schöne Dromedare, Pferde, viele wilde Thiere. Die Einwohner sind Araber, Berbern und Neger, theils Nomaden, theils Kaufleute, treiben auch Manufakturen und zahlen dem Bei von Tunis Tribut an Früchten, Waaren und Geld. Die Handeltreibenden zeichnen sich durch ihren Unternehmungsgeist aus und reisen in großen Karawanen ins innere Afrika, nach Aegypten, Arabien und Persien, wozu sie sich der Kameele, namentlich des hier einheimischen sehr schnellen Hairi bedienen. Unter den wenigen Städten B.s sind die bedeutendsten: Tafilelt am Steppenflusse Ziz, Hauptversammlungsort der Karawanen; Sedschelmessa, an demselben Flusse; Dara, sämmtlich dem Kaiser von Marokko zinspflichtig; Wurgla, zu Algier gehörig; Toser, dem Bei von Tunis unterworfen; das unabhängige Gadames, wo sich die Karawanenwege von Tripolis, Tunis, Fez und Marokko kreuzen. B. ist die numidische Ebene des Alterthums, die unter der römischen Herrschaft, wie in der Blüthenzeit des Khalifats auf einer hohen Stufe der Kultur stand, die aber gegenwärtig ganz verschwunden ist und von welcher nur noch zahlreiche Ruinen Zeugniß geben. Vgl. Barbaresken-Staaten.

Bilfinger (eigentlich Bülffinger, d. i. Zwölffinger, weil ein 6. Finger [wie auch die 6. Zehe] als Bildungsfehler in der Familie erblich war), Georg Bernhard, ein durch Scharfsinn und selbstständiges Forschen ausgezeichneter Philosoph aus der leibnitz-wolfischen Schule, geboren zu Kannstadt in Würtemberg am 23. Januar 1693, studirte zu Tübingen Theologie und trieb dabei mit großem Eifer die mathematischen Wissenschaften und wolfische Philosophie, zu deren tieferem Studium er, nachdem er bereits Repetent am theologischen Stift zu Tübingen geworden war, nach Halle ging, um dort durch den Meister selbst in den Geist seiner Weisheit eingeweiht zu werden. Drei Jahre lebte er mit ihm zusammen, es bildete sich zwischen Lehrer und Schüler ein inniges Verhältniß, und Wolf verdankte nach seiner eigenen Erklärung B. viel hinsichtlich der Bestimmung und Berichtigung seiner Ideen. Im Jahre 1721 ward B. außerordentlicher Professor der Philosophie in Tübingen und 1724 zugleich Professor der Mathematik, zog sich aber durch seine schriftstellerische Thätigkeit den Haß seiner hyperorthodoxen Kollegen zu, die ih-

so erfolgreich als einen Atheisten verschrieen, daß sich Jedermann von ihm zurückzog und selbst sein Hörsaal leer stand. Im Jahre 1725 berief ihn Peter der Große auf die Vermittelung Wolfs als Professor der Philosophie und Physik und Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach St. Petersburg. Der Ruhm, den er sich hier erwarb, erweckte die Eifersucht des Vaterlandes, man wünschte seine Rückkehr und ernannte ihn 1731 zum Professor der Theologie u. Superintendenten des Stifts in Tübingen. Im J. 1737 zum wirklichen geheimen Rath und dann auch zum Konsistorialpräsidenten erhoben, erwarb er sich auch in diesem Wirkungskreis, namentlich um das höhere und niedere Schulwesen große Verdienste. Er † am 18. Februar 1750. Auf dem Gebiet der Wissenschaft erscheint er als einer der geistvollsten Bearbeiter der leibnitz-wolfischen Philosophie, die er sich auf dem Wege selbstständiger und gründlicher Forschung aneignete, mit großer Klarheit darstellte und durch neue Gründe befestigte. Zugleich bewahrte er sich durch das Studium älterer Philosophen vor Einseitigkeit, behandelte mit gleicher Tiefe und Konsequenz die mathematischen Wissenschaften und widmete seine Studien sogar auch der Befestigungskunst. Für eine nicht bekannt gewordene Erfindung in derselben erhielt er vom petersburger Hofe 2000 Gulden. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Dissertatio de triplici rerum cognitione historica, philosophica, mathematica" (Tübingen 1722); „Commentarii de harmonia animi et corporis humani maxime praestabilita" (Frankfurt a. M. 1723, 2. Aufl. 1735); „De origine et permissione mali, praecipue moralis" (das. 1724), eine neue Erörterung der leibnitzschen Theodicee; „Dilucidationes de Deo, anima humana, mundo et generalioribus rerum affectionibus" (Tübingen 1725, 1740 und 1768), sein wichtigstes Werk, worin er die leibnitz-wolfische Metaphysik in 4 Abtheilungen, der ontologischen, kosmologischen, psychologischen und theologischen, umständlich darstellte und gegen ihre Widersacher vertheidigte; „Nouveau système de fortification" (Stuttgart 1734).

Bilgoray, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Lublin, südlich davon, am Lade, hat über 2000 Einwohner, welche ansehnliche Hut- und Lederfabriken betreiben und außerdem schöne Zeuche von Roßhaaren und Siebe verfertigen, die durch ganz Polen gehen.

Bilguer, Paul Rudolf von, berühmter Schachspieler, Sohn eines mecklenburgischen Offiziers, 1809 oder 1811 geboren, trat in preußischen Militärdienst, mußte aber seiner schwächlichen Körperbeschaffenheit wegen seinen Abschied nehmen und privatisirte, sich ganz dem Schachspiel und der Literatur widmend, seit 1839 in Berlin. Bald erwarb er sich den Ruf eines Schachspielers ersten Rangs und bezeichnete mit Bledow, Hanstein, Heydebrand und Anderen eine Epoche wissenschaftlicher und praktischer Schachkultur. Besonders zeichnete sich B. durch sein Blindlingsspiel mit Mehren zugleich aus. Seiner ersten Arbeit: „Das Zweispringerspiel im Nachzuge" (Berlin 1839), folgte sein größeres Werk, das „Handbuch des Schachspiels" (das. 1843), welches, durch B.s frühzeitigen Tod 1840 unterbrochen, später von Heydebrand (Lasa) fortgesetzt und herausgegeben wurde.

Biliar (Biliarius, lat.), zur Galle (bilis) gehörig, mit deren Bereitung, Aufnahme und Fortleitung in Verbindung stehend; daher: Biliargänge (Ductus biliarii), die Gallengefäße, durch welche in der Leber (s. d.) die Galle aus dem Blute abgesondert, aufgenommen und fortgeleitet wird; durch Zusammentritt aller bildet sich der Lebergallengang.

Bilin (Belin, Bylina), österreichisch-böhmische Majoratsherrschaft des Fürsten Lobkowitz, im westlichen Theile des leitmeritzer Kreises, zwischen dem Erz- und Mittelgebirge, 2 □ Meilen groß mit 10,000 Einwohnern in 32 Ortschaften, reich an Mineralien aller Art, besonders Granaten, Stein- und Braunkohlen, Tripel, Marmor, Porzellanerde 2c. Die gleichnamige Stadt daselbst, nordwestlich von Prag, an der Biela, in einem Kesselthale gelegen, hat 3200 Einwohner, 3 Kirchen, ein Hospital, 2 Schlösser auf dem Hradisch mit unterirdischen Gängen, über die, sowie über die dort gefundenen Pfeifspitzen, manche Sage im Munde des Volks lebt. Das neue Schloß enthält die treffliche Mineraliensammlung des berühmten Reuß; im alten ist die Niederlage des biliner Sauer- und des seidschützer Bitterwassers, das Laboratorium oder die Bittersalz- und Magnesiafabrik, in welcher Salze und Erden aus dem seidschützer und seidlitzer Bitterwasser durch Abdampfung gewonnen werden, und eine Granaten-, Schleif- und Bohrfabrik. Auch eine große Fabrik irdener fayence-ähnlicher Flaschen befindet sich hier. Die Stadt ist von Basaltfelsen umgeben, unter denen sich besonders der biliner Stein (Borczen) auszeichnet, ein isolirt stehender Kegel, imposant durch seine Ansicht und schöne Fernsichten nach Böhmen darbietend; seine Kuppe besteht aus unregelmäßigen, aber sehr hohen und ungeheuer dicken, meist vierseitigen Basaltsäulen; auch enthält er sehenswerthe Höhlen. Der biliner Sauerbrunnen gehört in die Klasse der alkalischen Mineralwässer, übertrifft im Gehalte an kohlensaurem Natron Fachingen, Selters und Salzbrunn weit u. schließt sich zunächst an Vichy an, mit dem er in Beziehung auf seine Bestandtheile die größte Aehnlichkeit hat. Es gibt 4 Quellen, die Josephs- und Karolinenquelle, die vorzüglichsten, die Quelle in dem Gewölbe und die Seitenquelle. Das Wasser ist ganz rein, von 12—15° R. Temperatur und ein sehr angenehmes Getränk von lieblich säuerlichem Geschmack, erst kühlend, dann labend; schnell getrunken, bewirkt es flüchtige Berauschung; es wirft Perlen und schäumt, vorzüglich wenn es mit Wein u. Zucker vermischt wird. Es ist ein sehr kräftig auflösendes, die Mischung des Blutes und der gesammten Ernährung mächtig umstimmendes und verbesserndes Mineralwasser, das durch seinen großen Kohlensäuregehalt stärkend und belebend wirkt. Es wird ausschließlich zum Trinken benutzt und hat sich als ein sehr wirksames Heilmittel bewiesen namentlich bei Schwäche der Verdauung, venösen und lymphatischen Stockungen im Unterleibe, Leber- und Milzkrankheiten, Gicht-, Gries- u. Steinbeschwerden, Blasenkatarrh, Skropheln,

Leiden der Luftröhren- und Lungenschleimhaut, bei beginnender Tuberkulose der Lungen, akuten, besonders exanthematischen Wassersuchten, vielen gastrischen, galligen und schleimigen Fiebern. An der Quelle selbst wird das Wasser nur wenig getrunken, obgleich dazu ein Kurgebäude vorhanden ist; am häufigsten wird es zu Versendungen benutzt, die jährlich 80—100 000 Krüge betragen. Am stärksten wird es in die benachbarten böhmischen Badeorte abgesetzt und namentlich in dem nahegelegenen Teplitz zur Nebenkur gebraucht. Auch machen die teplitzer Badegäste öfters Ausflüge nach B. Aus dem Wasser, wo die Krüge gefüllt werden, fliegt ein Salz an das Gemäuer an, das die festen Bestandtheile des Wassers enthält. Dies, durch die Evaporation aus dem Wasser gewonnen, benutzte man sonst auch als Kursalz. Vergl. Reuß, Die Mineralquellen von B., 2. Aufl., Wien 1827; Der biliner Säuerling, chemisch untersucht von Professor Dr. Redtenbacher, in therapeutischer Hinsicht geschildert von Dr. August Reuß, Prag 1845. B. wurde früher von der königlichen Kammer in Lehn gegeben, bis es die Fürsten von Lobkowitz 1464 zum beständigen Besitz erhielten. Die Mineralquellen daselbst wurden wahrscheinlich erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts entdeckt und um die Mitte desselben Jahrhunderts gefaßt. Zur Herrschaft B. gehört auch das Dorf Seidschütz (s. d.).

Bilin, in der Chemie Hauptbestandtheil der Galle (s. d.).

Bill (billa, von libellus), in England jeder schriftliche Aufsatz; besonders aber (Bill in parliament) der parlamentarische Vorschlag eines Gesetzentwurfs, verschieden von einer Motion, die nur der vorbereitende Antrag zu jener oder das mündliche Gesuch eines Mitglieds um die Erlaubniß, eine B. einzubringen, ist, oder auch gar keine B. zum Gegenstande hat, wie ein Antrag, den Zustand des Landes zu untersuchen, eine Adresse an den König zu entwerfen, eine Kommission niederzusetzen rc. Privatbills, welche irgend eine Verfügung zu Gunsten einzelner Personen oder Korporationen betreffen, z. B. die Naturalisation, oder die Erlaubniß, eine Brücke zu bauen und Brückenzoll zu erheben, können nicht anders, als durch eine Petition, d. h. ein schriftliches Gesuch, eingeleitet werden, das von einem Mitgliede des Hauses übergeben, wenn es nöthig erscheint, durch eine Kommission geprüft und dann entweder verworfen oder in sofern angenommen wird, daß darauf eine B. eingebracht werden kann. Den B.s über öffentliche Angelegenheiten (public bills) muß immer eine Motion vorangehen. Wenn die Erlaubniß, die B. einzubringen, ertheilt ist, dann kann der Vorschlag schriftlich übergeben werden. In einem solchen schriftlichen Gesetzentwurf befindet sich eine Menge leerer Stellen (blanks) für diejenigen Bestimmungen, welche dem Parlament überlassen werden müssen, z. B. der Zeit, der Summen und anderer quantitativen Punkte. Jede B. wird dreimal in herkömmlichen Zwischenräumen verlesen. Das erste Mal wird hauptsächlich über das Verwerfen derselben im Ganzen verhandelt, das zweite Mal durch eine Kommission oder in wichtigen Angelegenheiten durch das ganze in ein Komité verwandelte Haus diskutirt, wobei der Sprecher seinen Stuhl einnimmt, mitspricht und mitstimmt u. ein anderes Mitglied zum Vorsitzenden (Chairman) erwählt wird. Die leeren Stellen werden ausgefüllt, Zusätze und Veränderungen (amendements) gemacht und häufig der Gesetzvorschlag ganz umgeschaffen. Nachdem diese Arbeit beendigt ist, nimmt der Sprecher seinen Sitz wieder ein, und der Chairman trägt die so berichtigte B. zur Abstimmung über das Ganze wieder vor. Wenn ihre Annahme durch die Majorität des Hauses erfolgt, so wird sie ins Reine, und zwar mit sehr großer Schrift auf Pergament geschrieben (engrossed) und dann zur dritten Verlesung geschritten. Wird hierbei noch ein Zusatz gemacht, so wird er auf ein besonderes Stück Pergament (rider genannt) geschrieben u. dieses angeheftet. Ist die B. so bei der dreimaligen Verlesung durchgegangen, so wird sie vor das andere Haus gebracht, wo dasselbe Verfahren, mit Ausnahme des Ingrossirens, noch einmal durchgemacht wird und wo sie, wenn sie verworfen wird, stillschweigend liegen bleibt. Werden aber Zusätze und Veränderungen beschlossen, so findet eine Mittheilung derselben an das andere Haus, nöthigenfalls auch Konferenzen zwischen abgeordneten Mitgliedern beider Häuser Statt. Kommt keine Vereinigung beider Häuser zu Stande, so ist die B. durchgefallen (dropped) u. die ganze Sache bleibt ohne Erfolg. Ist aber die B. von beiden Häusern angenommen worden, so erhält sie der König zur Genehmigung, die er entweder persönlich im Oberhause ertheilt, wobei das Unterhaus an die Schranken gerufen und dann die Ueberschriften der B. mit der Antwort des Königs in den alten normännisch-französischen Formeln durch den Sekretär abgelesen werden, oder der König ertheilt die Resolutionen schriftlich unter dem großen Staatssiegel. Letzteres geschah zum ersten Mal unter Heinrich VIII. bei der Strafbill gegen die Königin Katharina (Howard, enthauptet 1542), da der König eine solche Zustimmung nicht persönlich geben mochte. Die Bestätigungsformel bei einer B. über öffentliche Angelegenheiten (public bill) lautet: Le roi le veut (der König will es); bei einer private bill: Soit fait comme il est désiré (es geschehe, wie man gewünscht hat); bei einer B., welche die Bewilligung von Steuern u. Taxen oder Anleihen betrifft (money bill): Le roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur bénévolence et aussi le veut (der König dankt seinen getreuen Unterthanen, nimmt ihr Wohlwollen an und will es ebenfalls). Die höfliche Formel der Verweigerung ist: Le roi s'avisera (der König wird Einsicht davon nehmen). In Gnadensachen, die von der Krone ausgehen, z. B. Amnestien, Begnadigungen rc., antwortet das Parlament durch den Parlamentssekretär: Les prélats, seigneurs et commons, en ce présent parliament assemblés, au nom de tous vos autres subjects, remercient très-humblement votre Majesté et prient à Dieu, vous donner en santé bonne vie et longue. Von dem Verweigerungsrecht haben die Könige aus dem Hause Hannover nie Gebrauch gemacht, die Regierung sucht vielmehr ihren Zweck durch die Majorität in dem einen oder dem andern Hause zu

erreichen. Die letzte Verwerfung einer von beiden Häusern angenommenen B. kam 1692 unter Wilhelm III. vor. Den häufigsten Gebrauch von jener königlichen Prärogative machte die Königin Elisabeth, die einst in einer einzigen Session 48 B.s die Bestätigung verweigerte.

Billard (vom franz. bille, Kugel, Ball), eine gewöhnlich 4eckige, auf 6 starken Füßen ruhende, völlig horizontal liegende Tafel von der Form eines Rechtecks und halb so lang als breit, oben von einem elastisch gepolsterten, starken Rande (Billardbande) eingefaßt und auf der ganzen Oberfläche mit grünem Tuche straff überzogen. An den Banden sind in gleicher Distanz 6 Löcher (4 in den Ecken, 2 in der Mitte der Längsseiten) angebracht, welche gewöhnlich zu gestrickten oder ledernen Säcken (Billardbeuteln) führen. Nach der einen (untern) Seite hin wird auf dem Billardtuch durch eine mit der schmalen Bande parallel laufende eingenähte Linie ein Viertel der Tuchfläche, die Billardkammer od. das Quartier, abgeschnitten, während auf manchen B.s außerdem ein gleichfalls eingenähter Halbkreis, der mit der halben Entfernung des Carambolepunktes von der Bande geschlagen wird, den Kessel bildet. Zum Billardspiel bedient man sich elfenbeinerner Bälle von $1\frac{1}{2}$—2 Zoll Durchmesser (Billardbälle), oft von verschiedener Farbe, welche mittelst eigens dazu gearbeiteter Stöcke (Queues) auf einander und dadurch nach bestimmten Regeln in die Billardlöcher gestoßen (gemacht) werden. Statt der 4eckigen B.s hat man auch ovale in Vorschlag gebracht, welche sich aber wegen der Ungleichheit des Abschlags der Bälle an verschiedenen Theilen der Bande praktisch nicht bewährt haben; eher würden runde B.s zu empfehlen seyn, wenn diese Form nicht andere Schwierigkeiten mit sich führte. Auch die Quadratgestalt empfiehlt sich nicht, da man bei der nöthigen Größe der Tafel zu Bällen, die in der Mitte stehen, nicht ohne Schwierigkeit gelangen könnte, außerdem die Zahl der Löcher entweder 4, was zu wenig, oder 8, was zu viel ist, betragen müßte. Dagegen scheint die neuerlich in Wien ausgeführte Form des regelmäßigen Sechsecks wenigstens für kleinere B.s sich zu empfehlen, indem es eine größere Mannigfaltigkeit des Abstoßes als das Rechteck darbietet. Das Billardspiel beruht im Allgemeinen auf den Gesetzen des Stoßes und der Mittheilung der Bewegung zwischen elastischen an einander stoßenden Körpern (vergl. Stoß). In der Praxis aber kommen unendliche Nüancirungen in Anwendung u. es ist daher unmöglich, auf bloß theoretischem Wege ein guter Billardspieler zu werden. Unter den verschiedenen Arten des Billardspiels sind am gebräuchlichsten: à la française, Boule (à la boule, richtiger à la poule genannt), Triambole (Dreiballspiel), Carambole, Cinq caramboles (gewöhnlich Karoline, eigentlich Carambolline genannt), das Fuchsspiel (Verlaufsspiel, à la Russe), Guerre (à la guerre), Ronde (à la ronde), Asperdo (à se perdre), Pyramide (à la pyramide), Chasse (à la chasse) u. Kegelpartie. Das Billardspiel scheint im 16. Jahrhundert in Italien erfunden worden zu seyn, verbreitete sich aber erst im 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts von Frankreich aus über das civilisirte Europa; in Deutschland ward es anfangs nur in den französirenden Kreisen des Adels und überhaupt von der vornehmen Welt geübt, bis es seit den französischen Kriegen in Kaffee-, Gast- und Gesellschaftshäusern allgemein und selbst für die mittlern Volksklassen zum Bedürfniß geworden ist, und zwar mit Recht, da es jedenfalls eine der Gesundheit zuträgliche, die Gewandtheit befördernde und nicht zu anstrengende Bewegung darbietet. Vergl. Grüner, Die Kunst in kurzer Zeit im Billardspiel Meister zu werden 2c., 2. Aufl., Wien 1836; Möley, Unterricht im Billardspiel 2c., Leipzig 1841. Außerdem enthält jedes in dem Billardzimmer ausgehängte Billardreglement die Regeln, nach welchen die einzelnen Arten des Billardspiels gespielt werden.

Billardiera (Billardiere), Pflanzengattung aus der Familie der Psittosporeaceen, charakterisirt durch den 5theiligen, gefärbten Kelch und die aus 5 konkaven gegen einander geneigten Blättern bestehende Blumenkrone, Sträucher in Neuholland, von denen mehre als Zierpflanzen kultivirt werden. B. scandens *Sm.*, B. canariensis *Wendl.*, hat windende Aeste, weißgelbe Blumen u. trägt blaue, pelzhaarige, eßbare Beeren. B. fusiformis *Labill.*, Sollya heterophylla *Lindl.*, hat einen Stengel mit etwas windenden Zweigen und zierliche, himmelblaue, in wenigblüthigen Rispen stehende Blüthen, trägt spindelförmige, filzige Beeren. B. longiflora *Labill.* hat einen windenden Stengel, grünlichgelbe, über $1\frac{1}{2}$ Zoll lange Blüthen auf einblumigen, glatten Stielen und trägt blaue, fast kugelrunde, glatte Beeren. B. mutabilis *Salisb.*, ebenfalls windend, mit nach und nach sich purpurröthlich färbenden blauen Beeren. Alle Arten verlangen eine leichte sandige Erde, werden bei 1—5° Wärme durchwintert, im Winter mäßig begossen, im Sommer an einer sonnigen Stelle ins Freie gestellt und durch Stecklinge und Samen vermehrt. Man kultivirt sie mehr der schönen Früchte, als der Blüthen wegen.

Billaud-Varennes, Jean Nicolas, eines der blutgierigsten Ungeheuer der französischen Revolution, geboren 1760 zu La Rochelle, war der Sohn eines Advokaten. Kaum aus der Schule entlassen, entführte er ein junges Mädchen, ging dann unter eine Schauspielergesellschaft, die er aber bald wieder verließ, worauf er in seine Heimath zurückkehrte, wo er sich durch seine satyrischen Gedichte, namentlich durch sein Lustspiel „La femme comme il n'y en a plus" viele Feinde zuzog. Er mußte in Folge davon die Stadt verlassen, trat in den Orden des Oratoriums, wurde Studienpräfekt zu Juilly, heuchelte eine Zeitlang Demuth und Frömmigkeit, bis er sich durch unsittliche Gedichte entlarvte und die Anstalt (1783) verlassen mußte. Er ging hierauf (1785) nach Paris, wurde hier Advokat, heirathete die natürliche Tochter des Generalpächters Herrn von Verdun und verschaffte sich durch diese Partie einiges Vermögen und Ansehen. Als die Revolution ausbrach, fand sie in ihm ihren eifrigsten Anhänger. Er veröffentlichte sogleich die giftigsten und aufrührerischsten Broschüren, unter Anderm eine lange Diatribe gegen die Regierung

unter dem Titel: „Le Despotisme des ministres de France" (3 Bde.). Im J. 1791 zum Richter des 4. Arrondissements von Paris ernannt, verband er sich mit Danton, Marat und Robespierre, stellte sich an die Spitze der Jakobinerklubs und ward einer der Anstifter des Aufstandes am 10. August 1792. Gleich darauf ordnete er mit Danton die Metzeleien an, die im September jenes Jahres vollzogen wurden. Durch 200 Henker ließ B. in einer Woche, in 8 Gefängnissen, gegen 10,000 Menschen auf eine Grauen erregende Weise hinschlachten. Bald nachher wurde er in den Konvent berufen. Hier verlangte er die Hinrichtung des Königs binnen 24 Stunden, indem er wiederholt ausrief: „man möge die Statue des Brutus zertrümmern, wenn man mit einem Tyrannen längere Umstände machen wolle". Später bot er alle seine Kraft zum Sturz der Girondisten auf und klagte Custine, Houchard und viele andere Generäle, sowie die meisten Magistratspersonen an, mit welchen er auf Inspektionsreisen in Berührung gekommen war. Als die Bergpartei allein dominirte, erhielt B. den Präsidentenstuhl im Konvent, und unter seinem Vorsitze und auf seinen Antrag wurden der Herzog von Orleans, die Königin und eine Menge anderer Schlachtopfer vor das Revolutionstribunal geführt, das er immer ermahnte, nur der Köpfe nicht zu schonen. Als er indeß den Auftrag erhalten hatte, den Wohlfahrtsausschuß zu konstituiren, ging seine Tendenz dahin, diesem Decemvirat auf Kosten des Konvents Ansehn u. Gewalt zu verschaffen, weshalb er selbst als Robespierre's Ankläger auftrat. Nach dem Sturz der Schreckensherrschaft wurde er am 1. April 1795 zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Von allen Amnestien ausgeschlossen, lebte er noch 20 Jahre und beschäftigte sich mit dem Zähmen und Abrichten von Papageien. Im Jahr 1816 kam er nach Newyork, sah sich aber allenthalben mit Verachtung zurückgewiesen, weshalb er sich zu den Negern auf St. Domingo flüchtete. Er † in Port-au-Prince zu Ende 1819. Er schrieb „Mes opinions politiques et morales" (1794), „Questions du droit des gens" (Port-au-Prince 1818) u. A.

Billault, Adolphe, französischer Staatsmann der Gegenwart, geboren 1805, ward als Advokat zu Nantes Mitglied des dortigen Generalraths und 1837 vom Departement der untern Loire in die Deputirtenkammer gewählt, wo er sich der Opposition anschloß und namentlich die von der Regierung in Betreff der Einwirkung auf die Wahlen, des Durchsuchungsrechts und der pritchardschen Entschädigungsangelegenheit getroffenen Maßregeln angriff. Unter dem Ministerium Thiers (März 1840) verwaltete er kurze Zeit die Unterstaatssekretärsstelle im Handels- u. Ackerbauministerium. Den thätigsten Antheil nahm er an den Reformbewegungen der Jahre 1846 und 47 und war am 24. Februar 1848 zum Marineminister ausersehen. Im März zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt, hielt er sich anfangs zur Linken, trat jedoch nach dem Juniaufstand zu den Bonapartisten über. Nach dem 2. December 1851 zu der unmittelbaren Umgebung Ludwig Napoleons gehörend, ward er am 25. Januar 1853 zum Präsidenten des gesetzgebenden Körpers, am 24. Juni 1854 zum Minister des Innern u. am 5. December desselben Jahres zugleich zum Senator ernannt.

Billbergia, Pflanzengattung aus der Familie der Bromeliaceen, ananasartige, meist in Brasilien auf großen Bäumen wachsende Pflanzen, ausdauernd, mehre wegen der prächtig gefärbten Brakteen als Zierpflanzen in größeren Gärten kultivirt. B. bicolor *Lodd.*, B. Loddigesii *Steud.*, hat Blüthen in aufrechter, gedrängter Aehre, die kürzer als die Blätter ist u. bräunlichrothe Brakteen hat, eine Blumenkrone mit stumpfen, dunkelpurpurrothen, an der Spitze zurückgebogenen Theilen u. weißlich-grüngelbem, rothgeflecktem Kelch, wächst auf Baumstämmen bei Rio de Janeiro. B. iridifolia *Lindl.*, Bromelia iridifolia *Nees*, hat schwertförmige, etwas rinnenförmige, 20—22 Zoll lange, 14—16 Zoll breite Blätter, einen kurzen, rosenrothen Schaft mit 9—10 Zoll langer Aehre, langgespitzten, rothen, sehr schönen, unten über 2½ Zoll langen Brakteen u. 2½ Zoll langen Blüthen mit geraden, weißlich-grüngelben, an der stumpfen Spitze blauvioleten Theilen und rosenrothem, an der Spitze violetem Kelche. Eine der schönsten Arten ist aber B. purpureo-coerulea *Hook.*, an der Stengel, Brakteen und Kelche purpurroth sind, mit blauer Blumenkrone. Nicht minder schön ist B. pyramidalis *Lindl.*, mit langgespitzten, purpurröthlichen Brakteen und gehäuften, scharlachrothen u. hellblauen Blüthen, bei Rio de Janeiro an Felsen. Diese Zierpflanzen werden in leichte, nahrhafte, mit ⅓ Flußsand gemischte Lauberde, mit einer Unterlage zerstoßener Topfscherben, gepflanzt; im Frühjahr erhalten sie frische Erde, wobei man die Wurzeln größtentheils von der alten Erde befreit. Man unterhält sie im Lohbeet oder in der wärmsten Treibhausabtheilung; im Sommer erhalten sie reichlich, während der Winterruhe nur sehr sparsam Wasser. Bei starkem Sonnenschein haben sie Schatten nöthig. Die Vermehrung geschieht durch Nebensprossen.

Bille, niederdeutsches Flüßchen, entspringt im lauenburgschen Amte Steinhorst, scheidet Lauenburg von Holstein, vereinigt sich bei Trittau mit der Schönbeck, fließt darauf am Sachsenwald vorüber nach Steinbeck u. Bergedorf und durch den Sachsengraben und die kurslaker Schleuße in die Dove-Elbe; ehemals floß sie nach Schiffbeck, Hamm, Horn und vor Hamburg in die Norder-Elbe. Sie bildet die Insel Billwerder (s. d.).

Billenreuter See, See in Franken, an welchem der Markgraf Albrecht Achilles 1450 eine Niederlage durch die Nürnberger unter Hans von Rechberg erlitt.

Billet (franz.), Zettel, s. v. a. Schein, z. B. Kassenbillet, Bankbillet; dann ein kurzer Brief, der nicht auf einen Bogen von gewöhnlichem Briefformat, sondern von geringerer Größe geschrieben, meist an eine Person im Aufenthaltsorte des Schreibers oder in dessen Nähe gerichtet, öfters auch nicht zugesiegelt, sondern nur in einen Knoten verschlungen ist; so B. d'amour (B. doux), Liebesbriefchen; B. de faveur, Empfehlungsbrief. Im Handelswesen versteht man unter B. einen Schuldschein über Waaren oder empfangenes Geld; dergleichen Bescheinigungen haben in man-

chen Ländern Wechselkraft, z. B. in Frankreich, mit einigen Modifikationen auch in Preußen. Im Theaterwesen ist B. ein über Bezahlung des Eintrittspreises ausgegebener u. zum Besuche theatralischer Vorstellungen berechtigender Schein.

Billigkeit (lat. aequitas), mildes u. wohlwollendes Verhalten gegen Andere, indem man vom strengen Rechte gegen sie nachläßt. Die B. des Urtheils besteht darin, daß man die Fehler Anderer in Worten und Handlungen nicht nach der Strenge des Gesetzes tadelt, sondern bereit ist, sie zu entschuldigen und ihren Unwerth zu vermindern. Die B. in den Ansprüchen auf verdiente Achtung und Ehre nennt man Bescheidenheit (s. d.). Im engern Sinne aber bezieht sich die B. des gemeinen Lebens auf den Preis von Dienstleistungen und käuflichen Gegenständen. Ein Sachwalter, Arzt, Künstler, Arbeiter ist billig, wenn er unter Berücksichtigung der Umstände etwas von dem Preise nachläßt, welchen das Gesetz für seine Bemühungen bewilligt, wenn er den Marktpreis seiner Waare freiwillig herabsetzt, oder sie einem Dürftigen ohne allen eignen Gewinn überläßt. In der Rechtssprache ist B. Milderung objektiver Rechtsbestimmungen nach subjektiven Ansichten und Motiven, dadurch veranlaßt, daß die nach der Verfassung des Staats gültigen Rechtsbestimmungen entweder den natürlichen höchsten Rechtsgrundsätzen oder den Moralgrundsätzen widersprechen. Es leuchtet ein, daß die richterlichen und vollziehenden Behörden und überhaupt Alle, welche in privatrechtlichen, in staats- und völkerrechtlichen Verhältnissen über erworbene Rechte zu entscheiden haben, sich nie durch die bloße B. verleiten lassen dürfen, von dem objektiven Recht abzuweichen; denn gerade um einen friedlichen, festen, allseitig gesicherten Rechtszustand zu haben, auf welchen Alle zu jeder Zeit rechnen können, wurde die Herrschaft des objektiven Rechts gegründet und als die wesentliche Grundlage und Grundform aller geselligen Bestrebungen anerkannt, so daß zwar Jeder aus sittlichen Beweggründen auf einzelne Rechte verzichten und mehr thun kann, als die Rechtspflicht von ihm fordert, Keiner aber gegen sein Recht verletzt und gezwungen werden darf. Demnach können durch Ansichten u. Ausführungen über das, was billig sey, nur die Berechtigten zum freiwilligen Verzicht auf Privatgerechtsame bestimmt werden. Ihre B. ist alsdann eine Beschränkung ihres Rechts durch ihr moralisches Gefühl. Auch da, wo, wie in England, eigene Billigkeitsgerichte (courts of equity) bestehen, wird vorausgesetzt, daß der Richter keineswegs auf bloße Moral, auf subjektive Willkür und Gewissensrichterei, sondern auf das objektive Recht gewiesen sey, wie er es mit genauer Berücksichtigung aller besondern Verhältnisse des vorliegenden Falles und der objektiven Rechtsbestimmungen erkennen könne. Die englischen Billigkeitsgerichte unterscheiden sich von den ordentlichen Gerichten (courts of law) wesentlich nur in der Art der Beweismittel, des Beweisverfahrens und der Hülfe; sie können z. B. den Beweis auf den Eid des Beklagten und auf auswärts abgehörte Zeugen stellen. Die Aequitas der römischen Juristen entspricht nicht unserem Begriffe von B., sondern bezeichnet dem ursprünglichen Wortsinne gemäß die naturrechtliche und positiv gesetzliche Gleichheit, insbesondere aber die verfassungsmäßige Verbesserung ungerechter Gesetze nach den Forderungen dieser Gleichheit, ein Geschäft, das vorzüglich dem Prätor oblag.

Billigung, die Erkenntniß und deren Ausdruck, daß ein Ereigniß oder eine Handlung mit den darauf bezüglichen Umständen im Einklang stehe und deshalb gutgeheißen werden müsse.

Billington, Elisabeth, hochgefeierte Sängerin und Schauspielerin, geboren 1769 zu London als Tochter eines deutschen Musikus Weichsel. Ihr Vater bestimmte sie zur Klavierspielerin u. ließ sie von Thomas B. unterrichten; dieser verliebte sich in die reizende Schülerin und entführte sie 1786. In Dublin, wohin die Vermählten geflohen waren, betrat die B., um zu leben, das Theater. Der große Beifall, welcher ihr ward, wirkte ihr bald die Verzeihung des Vaters aus, worauf sie am Coventgardentheater zu London ihre Künstlerlaufbahn fortsetzte. Ein Aufenthalt zu Paris, verbunden mit Sachini's Unterricht, vollendete ihre Ausbildung. Nach London zurückgekehrt, gehörte sie zu den gepriesensten Zierden der englischen Bühne. Von 1794—1801 bereiste sie Italien und heirathete daselbst, nach dem Tode ihres ersten Gatten, einen gewissen Florissent aus Lyon. Nachdem sie 1809 vom Theater abgegangen, lebte sie zuerst in London, dann, als ihr Gatte gemäß der Fremdenbill England hatte verlassen müssen, auf einem Landhause bei Venedig, wo sie den 26. August 1818 †. Als Künstlerin ausgezeichnet durch ein seltenes Darstellungstalent, außerordentlichen Umfang und Wohlklang der Stimme und bezaubernde Körperschönheit, führte sie nicht das erbaulichste Leben. Ihre Memoiren, von ihr selbst verfaßt, erschienen 1798.

Billion, nach der deutschen Rechnungsweise eine Million Millionen, in Zahlzeichen: 1,000,000,000,000, also 10^{12}. Die Franzosen nennen schon die 10. Zahlstelle, also tausend Millionen, eine B. und schreiben sie also 1,000,000 000 (10^9). Eine Million Billionen (1,000,000,000 000,000,000 oder 10^{18}) ist eine Trillion; eine Million Trillionen eine Quadrillion (eine Eins und 24 Nullen oder 10^{24}) ꝛc.; eine Quinquillion ist eine Million Quadrillionen (wird mit 30 Nullen geschrieben = 10^{30}); eine Sextillion eine Million Quinquillionen (mit 36 Nullen = 10^{36}); eine Septillion hat 42 Nullen = 10^{42}; eine Oktillion hat eine Million Septillionen (mit 48 Nullen = 10^{48}) ꝛc.

Billiton, niederländisch-ostindische Insel im Sundaarchipel, zwischen Banca und Borneo, von jenem durch die Straßen Gaspar und Klement und von diesem durch die von Koremata (Karimata) getrennt, liegt zwischen 2° 36′—3° 22′ südl. Br. und 124° 48′—125° 28′ östl. L. von Ferro, hat 54 □Meilen Flächeninhalt, ist gebirgig, wenig fruchtbar, doch kultivirt, hat reiche Eisenbergwerke, bringt viel Reis und Honig hervor. Sie hat 2000 Einwohner, gehörte sonst zu dem Königreich Palembang auf Sumatra, ward 1812 von dem Sultan dieses Reichs an die Bri-

ten abgetreten, von diesen aber mit Batavia den Niederländern übergeben.

Billom (Billon), Stadt im französischen Departement Puy de Dome, an einem Nebenflüßchen des Allier, auf einer Anhöhe zwischen Gebirgen, mit einem Schloß, 6 Kirchen u. Kapellen, Hospital, Handelsgericht, Hanfbau, Nußölbereitung, Zwirnfabriken (bretagner Zwirn), Spinnerei, Töpferwaarenfabrikation und 6000 Einwohnern.

Billon (franz.), im Allgemeinen alles geringhaltige Gold und Silber, besonders wenn es weniger als $^2/_3$ des wahren Gehalts hat. Es wird, um die Prägekosten herauszubringen, zur Scheidemünze, von Betrügern auch zu falschem Geld gebraucht; daher Billonage, der Handel mit verbotenen, geringhaltigen Münzsorten, sowie auch die Kipperei u. Wipperei, Billoneur, Einer, der diesen Handel treibt u. Billoniren, denselben treiben; vgl. Kippen und Wippen. Dann heißt B. auch die silberne Scheidemünze; ferner Ausschußgeld, d. h. zu geringhaltige oder außer Kurs gesetzte Geldstücke, die nur nach der Mark verkauft werden, um in den Schmelztiegel zu wandern; endlich die Schmelze, die von solchem Ausschußgelde bei den Münzen gemacht wird.

Billroth, Johann Gustav Friedrich, deutscher theologischer und philologischer Schriftsteller der Neuzeit, geboren zu Lübeck den 11. Februar 1808, erhielt auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt die erste wissenschaftliche Bildung, widmete sich seit 1825 auf der Universität zu Greifswald philologischen u. seit 1826 zu Leipzig auch theologischen Studien. Nachdem er ein Jahr zu Dresden im Hause des Hofraths Gruner gelebt, begab er sich 1829 nach Leipzig zurück und habilitirte sich daselbst 1832 in der philosophischen Fakultät. Bei dieser Gelegenheit schrieb er die Abhandlung „De Anselmi Cantuariensis proslogio et monologio" (Leipzig 1832). Im J. 1834 wurde er als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Halle berufen, † aber schon am 28. März 1836. Ein Anhänger der hegelschen Philosophie, versuchte er dieses System in seinem „Kommentar zu den Briefen des Paulus an die Korinther" (Leipz. 1833) in Anwendung zu bringen. Gegen den vulgären Rationalismus hatte er sich schon früher in den „Beiträgen zur wissenschaftlichen Kritik der herrschenden Theologie" (Leipz. 1831) erklärt. In engem Zusammenhange mit seinen theologischen Bestrebungen stand sein Studium der Harmonielehre u. der Geschichte der Kirchenmusik, von dem er in der „Cäcilia", der berliner „Musikalischen Zeitung" und in Beckers „Sammlung von Chorälen aus dem 16. u. 17. Jahrhundert" (Leipz. 1831) Proben lieferte. Seine „Vorlesungen über Religionsphilosophie" gab Erdmann (Leipz. 1837) heraus. Beifall fanden auch die „Lateinische Syntax" (Leipzig 1832) u. die „Lateinische Schulgrammatik" (das. 1834; 2. Aufl., von Ellendt, 1838; 3. Aufl. 1848) besonders wegen der scharfen und koncisen Fassung der Regeln.

Billung (Billing), nach Einigen Bauer in Stubbekeshorn im Lüneburgischen, nach Andern ein wenig begüterter Edelmann in Westsachsen zu Anfang des 10. Jahrhunderts, Vater des Hermann B., und durch diesen, der unter Otto I. zum ersten Herzoge von Sachsen erhoben wurde, Stammvater einer altsächsischen Dynastie von Herzögen (der Billunger, Billinger), die bis 1106 regierten, wo der letzte Sprosse Magnus ohne männliche Erben starb und seine Allodien seinen beiden Erbtöchtern Wulfhild u. Eilike und deren Gemahlen hinterließ, während das Herzogthum an Lothar, Grafen von Süpplingenburg, den nachherigen Kaiser, kam; vgl. Sachsen (Geschichte).

Billwerder, ein zum Gebiete Hamburgs gehöriger Distrikt Marschland, südöstlich von dieser Stadt zwischen der Bille und der Elbe, mit Ausnahme der nordwestlichen Spitze, des sogenannten Billwerder-Ausschlags. Die darin liegenden Ortschaften gehören zu den schönsten von Deutschland, und das Ländchen hat den fruchtbarsten Boden, daher hier Alles einem lachenden Lustgarten gleicht. Auch die Bewohner sind sehr wohlhabend, wovon ihre Wohnungen zeugen. Der ganze B. ward 1385 vom Grafen Adolf VII. von Schaumburg an zwei hamburgische Rathsmänner, Albertus und Johannes Hoyer, für 2400 Mark Pfennige überlassen und von diesen später gegen Vergütung an die Stadt abgetreten.

Bilma (Bilmaah), afrikanische Sandwüste in der Sahara, südöstlich von Murzuk, nordöstlich von Bornu, auf der Mitte der Straße von Tripolis und Fezzan nach Bornu, mit mehren kleinen Oasen, Gebirgen (z. B. Kedschas el Soud, d. i. schwarzer Felsen) und einigen Seen (dem Salzsee Dumboo oder Agram, der einen großen Theil von Afrika mit Salz versieht).

Bilsen, Stadt in der belgischen Provinz Limburg, nordöstlich von Tongern, an der Demer u. am Fuße eines Hügels, mit 3200 Einwohnern, welche besonders Getreidebau treiben, und eisenhaltigen Mineralquellen. Dabei die ehemals berühmte Abtei Münster-B., die für fürstliche und gräfliche Damen bestimmt war, vom Hochstifte Lüttich abhing und während der französischen Herrschaft aufgehoben wurde.

Bilsenkraut, Pflanzengattung, s. v. a. Hyoscyamus *L.*

Bilston, Stadt in der englischen Grafschaft Stafford, hat ansehnliche Eisenwerke, Maschinenbauwerkstätten, Fabrikation lackirter Blech- und Emailwaaren, Kohlenminen, Lager von sehr geschätztem orangegelben Sand zum Metallschmelzen, 14,600 Einwohner, treibt lebhaften Handel und wird vom Birmingham- u. Staffordkanal durchschnitten.

Bimana, nach Blumenbach u. Cuvier, Zweihänder, Ordnung der Säugethiere, bei Linné ursprünglich einen Theil der Primates, bei Oken die letzte (17.) Zunft der Ordnung der Nagethiere umfassend. Die Ordnung hat nur Eine, allenthalben auf der Erde verbreitete, in mehre Racen u. Varietäten zerfallende Familie: Mensch.

Bimini, westindische Insel, zu den Bahamainseln gehörig, am nordwestlichen Ende der großen Bahamabank, $1^1/_2$ Meilen lang und eben so breit, von zahlreichen Felsenriffen und Klippen umgeben und von Karaiben bewohnt.

Bimsstein (Bims, lat. pumex, engl. pumice stone, franz. pumite, pierre ponce), blasige,

schwammige Mineralmasse, die, hervorgegangen aus flüssigen Laven feuerspeiender Berge, so sehr von Zellen und Blasen erfüllt ist, daß dieselben in der Regel die Bimssteinmasse bei weitem übertreffen, woher die eigenthümliche Erscheinung des Schwimmens auf dem Wasser rührt. Im gepulverten Zustande beträgt sein specifisches Gewicht 2,19 bis 2,20, er sinkt daher im Wasser unter. Die Härte ist 6,0, der Glanz glasig, in den Perlmutter- und Seidenglanz übergehend. Die Masse ist durchsichtig bis an den Kanten durchscheinend, farblos, grau, gelblich, selten bräunlich schwarz, fühlt sich rauh an. Sie besteht aus einer Verbindung von 6fach kieselsaurer Thonerde mit 6fach kieselsaurem Kali und Natron und ist zuweilen durch Eisen und Mangan gefärbt. Die Bestandtheile sind nach Klaproth 77,5 Kieselerde, 17,5 Thonerde, 3,0 Natrum mit Kali, 1,75 Eisenoxyd und Manganoxydul. Vor dem Löthrohre schmilzt der B. zu einem blasigen Glase. Hier und da floß der B. wie die Lava und es entwickelten sich während des Fließens mächtige Dampfausströmungen aus seinem Innern, anderswo wurde dies vulkanische Produkt in einzelnen größeren oder kleineren Stücken, ja oft in ganzen Blöcken von den Feuerbergen ausgeworfen. Bei manchen Eruptionen, z. B. bei der des Goonong Kawoong auf der Insel Java 1815, sah man das Meer mit einer solchen Menge ausgeworfener B.e überdeckt, daß sie wahre Inseln bildeten, welche in allen Richtungen fortschwammen. In der Regel folgen die Bimssteinauswerfungen aus den Vulkanen erst nach den Lavaeruptionen. Solche lose Bimssteinstöcke und Blöcke, die sich an einer Menge von Orten finden, setzen in einigen Gegenden, so unter andern in Quito, ganze Berge zusammen. Bei Benndorf am Rhein, in der Nähe von Koblenz, erreichen die in Lagen über einander geschichteten Bimssteinstücke hie und da eine Mächtigkeit von 20 Fuß. Daß Anhäufungen solcher Art durch Fluthen gebildet worden sind, ist ganz unverkennbar. Oft schließen die B.e Quarz, Glimmer, Magneteisen, Augit, Hauyn und andere Mineralien ein (porphyrartiger B.); außerdem auch Bruchstücke von Felsarten, z. B. in der Nähe von Andernach am Rhein Fragmente von Thonschiefer, Grauwacke. Man theilt den B. gewöhnlich, aber unwissenschaftlich ein in gemeinen, porphyrartigen und glasigen. Dieser steht zwischen gemeinem B. und Obsidian, jener ist der mit Quarz und Glimmer eingesprengte. Der B. findet sich am Rhein, in Ungarn, in der Auvergne, auf den liparischen Inseln, auf Island, Teneriffa, in Quito u. a. O. Er ist im Gebrauch als ein sehr gutes Polir- und Schleifmittel für Elfenbein, Holz, Marmor, Metalle, Glas, Leder, Pergament, Pappe, Zeuche u. a. Materialien, wobei man ihn entweder als Pulver, oder auch in ganzen Stücken anwendet. Schon die Alten bedienten sich seiner zum Glätten der Membranen und zum Schärfen der Schreibrohre. Er ist ferner ein gutes Radirmittel für Pergament und Papier, und B. war es vorzüglich, womit im spätern Alterthume und im Mittelalter die alten Schriftwerke vernichtet wurden, um neuen Platz zu machen (Codex rescriptus). Als Zahnpulver muß er mit großer Vorsicht und sparsam angewendet werden, weil er die Glasur der Zähne zerstört. Als Baumaterial dient der porphyr- und trachytartige B. am Rhein, doch vermag er weder große Hitze (daher taugt er nicht zu Feuermauern ꝛc.), noch heftige Wasserströmung oder starke Erschütterungen auszuhalten. **Künstlicher B.** wird bereitet, indem man Quarzsand und Thon oder kalkhaltigen Sand zuerst einzeln brennt und dann mit gebranntem, gepochtem Thon vermengt, das Ganze zu feinem Pulver mahlt und in thönernen Kapseln im Brennofen brennt oder vielmehr zu einem rauhen, porösen Körper einschmilzt. Mit dem B. treten in manchen Gegenden Konglomerate (**Bimssteinbreccie, Bimssteinkonglomerat**) auf, bei welchen eckige und abgerundete Stücke von B. entweder mit einem thonigen Bindemittel, oder mit einer aus zerriebener Bimssteinmasse bestehenden Substanz verkittet sind. Das Gestein ist leicht, porös und von geringer Festigkeit. Als fremdartige Beimengungen zeigen sich Blättchen von Glimmer, Opal, Stöcke von Trachyt, Perlstein, Obsidian und Theile des unterliegenden Gesteins. Fundorte sind in Ungarn, am Mittelrhein, in der Auvergne, auf Lipari, Manilla, in Quito u. a. O. Eine für den technischen Gebrauch sehr wichtige Abänderung, welche reich an Bindemittel und von grauer ins Gelbe und Braune ziehender Farbe ist und worin nur wenige Bimssteinstücke liegen, nennt man **Traß**, der von erdiger Beschaffenheit und dicht ist. Da der Traß mit Kalk einen vortrefflichen Mörtel bildet, welcher unter Wasser sofort erhärtet und dasselbe dann nicht durchläßt, so wird er zu Wasserbauten aller Art benutzt und bildet einen bedeutenden Handelsartikel. Das Bimssteinkonglomerat zerfällt an der Luft und gibt dann einen äußerst fruchtbaren Boden. Das leichte festere Konglomerat wird zu Bausteinen verwandt. Die Mächtigkeit des Gesteins beträgt stellenweise 24 Fuß und darüber; es ruht auf Grauwacke, Trachyt, Kalksteinen des verschiedensten Alters, vulkanischem Schuttlande und findet sich in der Rheingegend, in Ungarn, Monte Dore, Quito ꝛc. **Bimssteintrümmergestein** ist ein aus eckigen, mehr oder weniger abgerundeten, ohne verkittenden Teig gleichsam in einander geschmolzenen Bruchstücken bestehendes Fossil.

Binasco, Stadt in der Lombardei, Delegation Pavia, südlich von Mailand, am Paviakanal, der die Adda mit dem Ticino verbindet, liefert guten Parmesankäse, hat 4660 Einwohner und ward 1796 von den Franzosen wegen eines Aufstandes in Asche gelegt.

Binche (**Bincke, Bins**), Stadt in der belgischen Provinz Hennegau, südöstlich von Mons, an der Haine, hat Fabriken für Mützen, Fayence, Messer, Hüte, Glas, Baumwollengarn, Leinwand, Färbereien, Gerbereien, Papiermühlen, einen Eisenhammer, Spitzenhandel und 5100 Einwohner.

Binde (fascia), Verbandvorrichtung, welche vermöge ihres Mechanismus durch Druck und Zug wirkt, wird in Anwendung gebracht, um gewisse Theile zusammenzuhalten, zu vereinigen, zu

befestigen oder zu trennen und getrennt zu halten, oder sie bloß zu decken, dem andern Verbandzubehör als Stütze zu dienen, und ist aus Wollenzeuch, besonders Flanell, Barchent, Seide, Leder, Gurtband und gummirten dergleichen Stoffen bereitet; am geeignetsten aber ist immer Leinwand oder ungeglättetes Zwirnband. Wählt man zu ihrer Anfertigung Leinwand, so darf sie weder zu neu, noch zu sehr abgenutzt, weder zu fein, noch zu grob seyn; auch darf sie nicht durch Stärke steif, nicht gekalkt oder gefärbt, oder mit irgend einem anhängenden Ansteckungsstoffe verunreinigt seyn. Man schneidet in der Richtung der Längenfaden Streifen daraus, wobei die Ränder nicht umstochen seyn dürfen, da dies die gleichmäßige Anlegung der ganzen Gewebsschicht verhindern u. die Ränder durch Druck nachtheilig wirken würden. Um sie zu einer passenden Länge zu gestalten, werden die einzelnen Streifen durch Uebereinanderlegung der Enden derselben mittelst Hinterstichen zusammengenäht. Nach ihrer Einrichtung werden die B.n eingetheilt in Rollbinden (einfache und zusammengesetzte), Spaltbinden, Blatt- oder Streifenbinden, vereinigende B.n, Kreuzzugbinden, Heftpflasterbinden 2c.

Bindehaut, s. Auge.

Binder, 1) Joseph, trefflicher Historien- u. Porträtmaler der Gegenwart, geb. 1803 zu Wien, gebildet daselbst und in München; seine Porträts sind voll Wahrheit und innern Lebens, dabei ideal behandelt und technisch sehr vollendet. Von seinen Kompositionen verdient besonders das Kind und der Schutzengel, einfach und innig ergreifend, erwähnt zu werden.

2) Wilhelm Christian, deutscher Schriftsteller, am 16. April 1810 zu Weinsberg im Würtembergischen geboren, der Sohn eines protestantischen Pfarrers, bildete sich von 1816—1824 auf den höhern Lehranstalten zu Ludwigsburg und ward im Oktober 1824 in das protestantisch-theologische Vorbereitungsseminar zu Kloster Schönthal aufgenommen, das er 1826 mit dem Gymnasium zu Stuttgart vertauschte. Seit 1828 auf der Universität Tübingen neben der Theologie mit den klassischen und historischen Studien beschäftigt, folgte er 1831 einem Rufe als Professor der deutschen Literatur und der Geschichte an das Gymnasium zu Biel im Kanton Bern, fühlte sich aber in Folge seiner schon damals scharf ausgeprägten konservativen Richtung in dieser Stellung nicht wohl und nahm daher im April 1833 einen Ruf als wissenschaftlicher Arbeiter an die damalige österreichische Staatskanzlei zu Wien an, womit der Titel eines k. k. Professors der Staatswissenschaften verbunden war. Nachdem er 1841 auf sein Ansuchen dieser Stelle enthoben worden, wendete er sich nach Ludwigsburg, wo er sich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte und am 23. Dec. 1845 zur katholischen Kirche übertrat. Seit Januar 1846 leitete B. von Augsburg aus die Redaktion der „Realencyklopädie für das katholische Deutschland". Außer der Schrift, welche B. bei Gelegenheit seines Uebertritts veröffentlichte: „Meine Rechtfertigung und mein Glaube" (Augsburg 1845), erwähnen wir von seinen Arbeiten: „Der deutsche Horatius" (Ludwigsburg 1831, 3. Aufl. 1841), „Die Geschichte der Stadt und Landschaft Biel" (3 Bdchn., Biel 1834), „Fürst Klemens Metternich und sein Zeitalter" (Schaffhausen 1836, 3. Aufl. 1845), „Der Untergang des polnischen Nationalstaats" (2 Bde., Stuttgart 1839), „Peter der Große und sein Zeitalter" (Reutlingen 1841), „Alemannische Volkssagen" (2 Bde., Stuttgart 1844), „Geschichte des philosophischen und revolutionären Jahrhunderts" (2 Bde., Schaffhausen 1844—45). Viel Aufsehen erregte seine kirchlich-polemische Schrift: „Der Protestantismus in seiner Selbstauflösung", die zuerst anonym (Schaffhausen 1843, 2. Aufl. 1846) erschien und viele Gegenschriften veranlaßte.

Bineau, Jean Martial, französischer Staatsmann der Gegenwart, geboren 1805 zu Lennes im Departement Maine und Loire, widmete sich dem Studium der Bergwissenschaften, ward 1830 Ingenieur, bereiste 1834—38 Belgien und England, um das Eisenbahnwesen zu studiren, und ward 1840 zum Oberingenieur der Bergwerke und später zum Generalbetriebsinspektor der Eisenbahnen ernannt. Bald nach der Februarrevolution ward er Professor am Collége de France und Mitglied der Nationalversammlung, verwaltete vom 31. Okt. 1849 bis 10. Jan. 1851 das Ministerium der öffentlichen Arbeiten und ward nach dem Staatsstreiche Mitglied der konsultativen Kommission, Vorsitzender in der Sektion für Verwaltungsangelegenheiten und am 22. Jan. 1852 Finanzminister und Mitglied des Senats. Krankheit halber legte er im Nov. 1854 seine Stelle nieder und † im Sept. 1855. Er schrieb: „Chemins de fer d'Angleterre" (Paris 1840).

Bindung, s. Ligatur.

Bingen, Kreisstadt in der großherzoglich hessischen Provinz Rheinhessen, reizend gelegen auf einem Winkel, der von dem Rhein und der hier in denselben mündenden Nahe gebildet wird. Ueber die Nahe führt eine alte steinerne Brücke (Drususbrücke) von 7 Bogen, von welcher man eine wunderschöne Aussicht hat und die gerade gegen die Felsmauer gekehrt ist, welche die Burg Ehrenfels trägt. Die größte Zierde der Stadt ist die alte, sehr ansehnliche Pfarrkirche zum heil. Martinus, in welcher sich ehemals ein 1672 aufgehobenes Kollegiatstift befand. An Drusus, als den wahrscheinlichen Erbauer des an der Stelle von B. gestandenen römischen Kastells zur Deckung des Rheins, erinnern noch außer der Drususbrücke das Drusus-(Mainzer-)thor, der Drusus-(Drayst-)brunnen und der Drususthurm. Letzterer ist der Hauptthurm der Ruine des Schlosses Klopp am Abhange des Rochusbergs, von welchem man eine herrliche Aussicht über das Rheingau genießt. Auf demselben liegt die Rochuskapelle, welche Göthe mit dem Altarbilde des heil. Rochus schmückte und zu welcher jährlich gewallfahrtet wird. Jenseits der Nahe liegt der nach Pfalzgraf Ruprecht I. benannte Rupertsberg mit den Ruinen eines Klosters, wo die heilige Hildegarde von Sponheim im 12. Jahrhundert lebte, B. gerade gegenüber aber Rüdesheim und weiter links am Eingange des dunkeln Rheinthals das pittoreske Schloß Rheinfels. B. hat ein Gymnasium u. zählt 5300 Ein-

wohner, welche Weinbau (Scharlachsberger, auf dem Scharlachsberge), bedeutende Barchent-, Leder-, Flanell- und Tabaksfabriken, sowie, weil die Stadt Zwischenhafen zwischen Mainz und Köln ist, Schiffahrt, lebhaften Getreide- und Weinhandel treiben. Unterhalb der Stadt ist das berühmte Bingerloch, ein für die Schifffahrt auf dem Rhein sonst sehr gefährlicher Punkt, wo Felsen unter dem Wasser am linken Ufer nur einen etwa 56 Schritt breiten Raum für größere Fahrzeuge und auf dem rechten einen noch schmälern und flachern, bloß mit Nachen zu befahrenden offen ließen. Der Strom drängt sich hier mit Gewalt durch das eingeengte Flußthal. Hier steht mitten in dem brausenden Strome auf einem Felsen der sogenannte Mäusethurm, wahrscheinlich ein alter Mauththurm (woraus der jetzige Name korrumpirt ist), in welchem aber der Sage nach der Erzbischof Hatto II. (s. d.) von Mainz 969 von den Mäusen gefressen worden seyn soll. Erst durch die Römer, welche auf der linken Seite des Stroms die Felsen sprengten, ward hier ein Weg für Schiffe gebahnt. Die Merovinger und Karl der Große ließen die Durchfahrt noch mehr erweitern. Am meisten waren aber die alten Rheingrafen für die Erweiterung des Rheinkanals thätig, doch beschränkten sich die Arbeiten immer noch meist auf die linke Stromseite. Für größere Schiffe und Flöße war jedoch die Bahn nicht weit genug, weshalb die Waaren hier ab- und umgeladen und zum Theil zu Land weiter gebracht werden mußten. Die Erweiterung im 16. und 17. Jahrhundert verdankt man den Franzosen und Schweden, mehr aber noch den frankfurter Kaufleuten, durch deren Bemühungen endlich die Durchfahrt auch für größere Schiffe möglich gemacht wurde. Doch sind noch jetzt im Flußbett Felsen bemerkbar, die aber seit 1834 so weit gesprengt worden sind, daß jetzt jede Gefahr für die Schifffahrt beseitigt ist.

B. (Vincum oder Bingium) gehörte zur Römerzeit zum belgischen Gallien und war eine Stadt der Vangionen. Der römische Feldherr Drusus erbaute wahrscheinlich hier 13 v. Chr. ein Kastell, das letzte in der Vertheidigungslinie der Römer am Rhein; auch hatten letztere schon eine steinerne Brücke über die Nahe (die jetzige ist jedoch weit spätern Ursprungs). Zu Ausons Zeiten (im 4. Jahrh.) erhielt B. zu größerer Befestigung neue Mauern. Bei dem Zuge gegen die Alemannen besetzte Julian die Stadt und stellte die zerstörten Festungswerke wieder her. Damals lag aber B. nicht an seiner gegenwärtigen Stelle, sondern mehr gegen die Brücke zu, an der Nahe. Die Stadt B. selbst war frühzeitig Eigenthum der fränkischen Könige, die sie sammt Zubehör dem Erzstifte Mainz schenkten. Kaiser Otto II. bestätigte 983 diese Schenkung dem Erzbischof Willigis, und seitdem war B. stets ein köstlicher Edelstein in der erzbischöflichen Inful und eine Vorrathskammer für alle kurfürstlichen Einkünfte diesseits und jenseits des Rheins. Das alte Stadtsiegel von B. mit der Umschrift: „Pinguia Moguntinae sedis specialis camera" ist in dieser Beziehung bedeutungsvoll. In dem Klopp wurde Kaiser Heinrich IV. 1105 von seinem Sohne gefangen gehalten. Im 13. Jahrhundert waren die Ritter von Rüdesheim Burgmänner vom Klopp, im 14. Jahrhundert waren es unter andern die Grafen von Sponheim und die Wildgrafen. Im Jahre 1301 belagerte König Albrecht die Burg vergebens, weshalb sie den Ehrennamen „das unüberwindliche Haus Klopp" erhielt, aber 1639 ward sie von Herzog Bernhard von Weimar, 1640 von den Kaiserlichen und 1644 von den Franzosen erobert und 1689 von den letztern mit einem Theil der Nahebrücke gesprengt, die Stadt B. aber fast ganz in Asche gelegt. Die Burg wurde zwar später wieder wohnlich gemacht, aber 1713 von der mainzer Besatzung verlassen und der Brunnen verschüttet, worauf die Burg zur Ruine verfiel. Durch den Frieden von Campo Formio kam B. 1797 mit dem übrigen linken Rheinufer an die Franzosen, denen es 1814 durch die Verbündeten wieder entrissen wurde. Im Jahr 1815 erhielt es der Großherzog von Hessen. Nach der Sage liegt bei B. der Nibelungenhort im Rhein verborgen.

Bingley, der Garrick der holländischen Nationalbühne, geboren 1755 in Rotterdam von wohlhabenden englischen Aeltern, sollte, nachdem er seine Studien vollendet, Kaufmann werden und kam auf ein Komtor, seine Neigung führte ihn aber aufs Theater. Als er 1779 zum ersten Mal auf der amsterdamer Nationalbühne auftrat, fand er, weil man ihn für einen geborenen Engländer hielt, bei dem Hasse, welchen damals die ohne Kriegserklärung von den Engländern erfolgte Wegnahme aller Schiffe unter niederländischer Flagge gegen England erregt hatte, eine sehr ungünstige Aufnahme. Indem er jedoch sein Talent auf eine glänzende Weise zu entwickeln Gelegenheit fand, gelang es ihm bald, alle Vorurtheile zu besiegen. Sein Hauptfach war die Tragödie, aber auch im Lustspiele gelangen ihm einzelne Darstellungen vortrefflich. Auch in französischer Sprache trat er neben den großen französischen Mimen, die auf ihren Kunstreisen die Niederlande zu besuchen pflegten, oft auf den französischen Theatern in Amsterdam und im Haag mit Erfolg auf. Seit dem Jahre 1796 war er Direktor einer Schauspielergesellschaft, die vorzüglich in Rotterdam und im Haag spielte und auch andere Städte besuchte. Er † 1818 im Haag.

Bingöl (Bingheul, d. i. tausend Seen), asiatische Bergspitze auf der Grenze zwischen Persien und der asiatischen Türkei, zwischen den beiden Euphratquellen Frat und Murat, fruchtbar an trefflichen Futterkräutern und Wurzeln (darunter auch Rhabarbara und Mandragora) u. reich an Quellen und Seen (daher der Name); beliebte Weidegegend der umwohnenden kurdischen Stämme. In der Nähe ging Xenophon mit den Zehntausend durch den Euphrat.

Binnendeich (Binnerdeich, Landdeich, Sturmdeich, Schlafdeich), ein an gefährlichen Stellen hinter dem Hauptdeich aufgeworfener Deich, durch welchen, wenn jener durchbrochen ist, doch das Wasser noch von weiter rückwärts gelegenen Gegenden abgehalten wird.

Binnenflüsse, kleine Gewässer, welche durch die Deiche eines Marschlandes abfließen.

Binnengerichtige Dörfer, im Hannöve-

rischen Dörfer, die zwar im Bezirk eines Amtes liegen, aber einem Patrimonialgericht unterworfen sind; letzteres heißt daher Binnengericht.

Binnenhafen, der innere Theil des Hafens, welcher sich am tiefsten in das Land hinein erstreckt.

Binnenhandel, Handel im Innern des Landes, im Gegensatz zum Handel mit dem Auslande.

Binnenland, jeder vom Meere entfernte Landstrich; in den norddeutschen Marschländern das durch Deiche gegen Ueberschwemmung gesicherte Land, wogegen das zwischen den Deichen und Gewässern liegende Butenland (Außenland) heißt.

Binnenmeer, rings vom Lande umgebener See von bedeutendem Umfange, wie das kaspische Meer und der Aralsee; dann auch Bezeichnung größerer Golfe und Einbuchtungen des Oceans, welche durch einen im Verhältniß zu ihrem Flächenraum schmalen Kanal mit dem Weltmeere in Verbindung stehen, wie das mittelländische, schwarze und adriatische Meer, die Ostsee, das rothe Meer u. a.

Binnenwasser, das Fluß-, Regen-, Schnee-, oder stehende Wasser, welches innerhalb eines mit Deichen umgebenen Landes befindlich ist; auch ein kleiner, überall mit Land umgebener und mit dem Meere nur durch einen kleinen Kanal zusammenhängender Meerbusen.

Binomisch (v. Griech.), mathematische Bezeichnung einer zweitheiligen Größe, z. B. $a + b$ oder $7-4$, die daher auch Binom, sowie eine dreitheilige, z. B. $a + b + c$, Trinom heißt. Der binomische Lehrsatz (Binomialtheorem) ist eine analytische Reihe oder Formel, mit welcher irgend eine Potenz eines Binoms ausgedrückt und entwickelt wird. Während für ganze Exponenten schon ältere Mathematiker, z. B. Stifel in seiner „Arithmetica integra" (1544), die Formel kannten, wies Newton nach, daß sie für alle Arten von Exponenten Geltung habe, eine der folgenreichsten Entdeckungen, da man mittelst derselben auf eine weit bequemere Weise, als mittelst der gewöhnlichen Operation des Wurzelausziehens, die Wurzeln einer jeden Zahl von jedem beliebigen Wurzelexponenten oder Grade finden kann. Binomialkoefficienten nennt man die in der Reihe der binomischen Formel vorkommenden, lediglich von den Exponenten abhängigen Faktoren der einzelnen Glieder, welche in vielen mathematischen Untersuchungen eine wichtige Rolle spielen.

Bins, s. v. a. Binche.

Binsen, Familie der Gräser, meist Zwitter mit einem knotenlosen Schaft in Scheidenblättern, dreispelzigem Kelch, meist dreitheiliger Blume mit 3 oder 6 Staubfäden und einer 1- oder 3fächerigen Kapsel, mit 3 Narben u. einem Samen mit viel Eiweiß und einem kleinen Keim. Sie zerfallen in die zwei Abtheilungen der Spelzenbinsen oder Junceen, charakterisirt durch die spelzenartigen Zwitterblüthen mit am Grunde der Blüthenlappen stehenden Staubfäden, die 3fächerige Kapsel und den kräuterartigen, markreichen, blattlosen Schaft, feuchte Orte liebende, krautartige, bisweilen strauchartige Pflanzen, von denen die meisten in kältern Gegenden wachsen und fast nur zu Streu und Flechtwerk zu gebrauchen sind (Hauptgattungen: Juncus, Binse; Luzula, Hainbinse), und der Kelchbinsen oder Xyrideen, charakterisirt durch die mehr blumenartigen Zwitterblüthen mit 3blätterigem Kelch, eben solcher Blume, die 3 Staubfäden und die 1fächerige, 3klappige, mehre Samen an den Wänden enthaltende Kapsel (Hauptgattung: Xyris, Degenbinse; Arten in Guyana u. Brasilien).

Bintang, ostindische Insel im Sundaarchipel, an der Südseite der Halbinsel Malakka, 7 Meilen lang, 3⅗ Meilen breit, mit Felsenriffen und kleinen Inseln umgeben, bewohnt, bebaut u. bewaldet; bringt besonders Betel, Pfeffer und Zuckerrohr hervor. Die Einwohner, mohammedanische Malayen und gefürchtete Seeräuber, stehen unter einem von dem Reiche Siak auf Sumatra abhängigen Sultan. Hauptstadt und Residenz des Letztern ist Rehio (Rhio, Rhiore).

Binterim, Anton Joseph, gelehrter katholischer Theolog, geboren den 5. März 1779 zu Düsseldorf, trat, nachdem er bei den dortigen Exjesuiten seine Vorbildung erhalten, den 5. März 1796 in den Franciskanerorden und studirte nach Ablauf seines Noviziats erst zu Düren Philosophie und Physik, nachher zu Aachen, besonders unter Gaßmanns Leitung, Theologie. Im Jahre 1805 ward ihm die Pfarrei Bilk in der Vorstadt Düsseldorf übertragen, die er bis zu seinem Tode, den 17. Mai 1855, verwaltete. Als Schriftsteller war er in mehren theologischen Fächern, der Dogmatik, Polemik, Exegese und kirchlichen Archäologie thätig; in weiteren Kreisen bekannt aber wurde er durch seine heftige Polemik in den kölner Streitigkeiten über die gemischten Ehen, welche ihm wegen ungebührlichen Tadels der Landesgesetze eine sechsmonatliche Festungsstrafe zuzog. Nachdem er dieselbe zu Wesel verbüßt, kehrte er in sein Pfarramt zurück. Außer zahlreichen, die kirchlichen Zeitfragen betreffenden Flugschriften haben unter seinen Werken die „Pragmatische Geschichte der deutschen National-, Provinzial- u. Diöcesansynoden" (7 Bde., Mainz 1843—45), die „Sammlung der wichtigsten Schriften über Ehescheidung" (Düsseldorf 1807) und die „Denkwürdigkeiten der christkatholischen Kirche" (7 Bde., Mainz 1825—32) bleibenderen Werth. Mit Mooren gab er das für Kirchengeschichte u. kirchliche Statistik wichtige Werk „Die alte und neue Erzdiöcese Köln" (4 Thle., Mainz 1828—31) heraus. Die Ausstellung des heiligen Rocks zu Trier veranlaßte ihn zu Abfassung der gegen Gildemeisters und Sybels Angriffe gerichteten Schrift: „Zeugnisse für die Aechtheit des heiligen Rocks zu Trier" (Düsseldorf 1845). Unter seinen letzten Schriften ist hervorzuheben „Hermann II., Erzbischof von Köln" (Düsseldorf 1851).

Biobbio (Biobio), bedeutender südamerikanischer Fluß in Chili, entspringt auf den Anden in der Nähe des Vulkans Tucapel, fließt nordwestlich, die Grenze gegen Araucania bildend, mündet südlich von den Bergen Tetas und Bobbio, in geringer Entfernung von der Conceptionsbai in den großen Ocean; ist schiffbar.

Biograd (See-Belgrad, Alba maritima, ital. Zaravecchia, Alt-Zara, sonst Blandona), Marktflecken im österreichisch-dalmatischen Kreis Zara, am mittelländischen Meere, mit gu-

tem Hafen, jetzt nur von Fischern bewohnt; war sonst ansehnlich und Residenz kroatischer Könige, die hier gekrönt wurden, wurde aber durch die Kriege der Ungarn und Venetianer verwustet. Aus der Asche der Stadt erhob sich ein von räuberischem Gesindel angelegtes Dorf, das im 17. Jahrhundert auf Befehl der Regierung von Grund aus zerstört ward; in der Folge entstand hier der jetzige Marktflecken.

Biographie (v. Griech.), Lebensbeschreibung (s. d.).

Biographik (v. Griech.). Inbegriff alles dessen, was bei Abfassung von Biographien oder Lebensbeschreibungen zu berücksichtigen ist.

Biologie (v. Griech.), Lehre vom Leben, Lebenslehre und in diesem Sinne der Inbegriff der gesammten Naturwissenschaft; dann im engeren Sinne die systematische Darstellung der Bedingungen und Momente des Menschenlebens nach seinen verschiedenen Seiten hin.

Biolychnion (griech.), ein, wie der Aberglaube wähnte, aus dem menschlichen Blute bereiteter Liquor, der angeblich durch helleres oder dunkleres Brennen in einer Lampe (Blutlampe) den Gemüthszustand des Menschen, aus dessen Blute er bereitet war, anzeigen, mit dessen Tode aber verlöschen sollte. J. E. Burggrav verfaßte eine eigene Schrift darüber.

Biomagnetismus (v. Griech.), s. v. a. thierischer Magnetismus; daher biomagnetisch.

Biomantie (Biomantik, v. Griech.), Bestimmung aus gewissen Zeichen, z. B. aus der Lungenprobe, daß Leben vorhanden war; dann angebliche Vorherbestimmung der Lebensdauer aus dem Pulse und andern Zeichen; daher Biomant, ein Betrüger oder Charlatan, welcher mit dergleichen Prophezeiungen die Leute hintergeht.

Biometrie (v. Griech.), Wahrscheinlichkeitsrechnung in Beziehung auf die durchschnittliche Lebensdauer der Menschen, wie dieselbe namentlich bei dem Versicherungswesen von Wichtigkeit ist; dann Berechnung der Zeit, sowie der uns zu Gebote stehenden physischen und moralischen Kräfte, um davon innerhalb der gegebenen Lebensverhältnisse den besten Gebrauch zu machen. Eine systematische Aufstellung und Beobachtung der aus solcher Berechnung entnommenen Lebensregeln würde jedenfalls zu unfruchtbarer und lächerlicher Pedanterie führen.

Bion, 1) griechischer Idyllendichter, Zeitgenosse und Freund des Moschus, geboren zu Smyrna oder in der Umgegend, lebte in Großgriechenland oder auf Sicilien um 217 (nach And. 170) v. Chr. Unter seinen auf uns gekommenen Gedichten (2 größern und 11 kleinern) ist der Klagegesang um Adonis das bedeutendste; die übrigen, meist nur noch in Fragmenten vorhandenen, zeichnen sich mehr durch Feinheit des Ausdrucks und Zartheit des Gefühls, als durch Einfachheit und Natur des Hirtenlebens aus. In den ältern Ausgaben erschienen B.s Gedichte unter die des Theokrit gemischt; erst Stephanus trennte sie davon. Gesondert gab sie zuerst heraus: van Mekerke (Brügge 1565), dann mit Moschus zusammen: Heskin (Oxford 1748), Harleß (Erlangen 1780), Jacobs (Gotha 1795), Wakefield (London 1795), G. Hermann (Leipzig 1848); mit Theokrit zugleich: Schäfer (Leipzig 1809), Jacobs (Halle 1825), Meineke (Leipzig 1825), Pristley (London 1826); ins Deutsche übersetzt wurden sie von Manso (Gotha 1784, Leipzig 1807) u. mit Theokrit von J. H. Voß (Tübingen 1808) und Naumann (Prenzlau 1828).

2) B. von Borysthenes (daher Borysthenites genannt) in Scythien, Philosoph, blühte um 276 v. Chr., war anfangs Akademiker u. Schüler des Crates, darauf Cyniker, dann Schüler des Theodorus, des sogenannten Atheisten, später des Theophrast, von welchem er die Kunst erlernte, Blumen über die Philosophie zu streuen. Er war ein Liebling des macedonischen Königs Antigonus, an dessen Hofe er lebte, und durch seinen beißenden Spott bekannt. Cicero, Plutarch und Diogenes von Laerte berichten viele witzige Gedanken und Urtheile von ihm, worin sich bald eine helle Ansicht des Lebens und ein heiterer Spott über die Thorheiten, bald eine einseitige und schiefe Denkart und leichtfertiger Sinn offenbart, der ebenso gut über den Glauben als über den Aberglauben spottet. Vgl. Hoogvliet, Vita Bionis, Leyden 1821.

Bionomie (v. Griech.), die Lehre von den Gesetzen des Lebens.

Biophänomenologie (v. Griech.), die Lehre von den Erscheinungen des Lebens.

Biosophie (v. Griech.), Lebensweisheit, dann Lebenslehre, s. v. a. Physiologie.

Bioskopie (v. Griech.), Lebensschau, d. i. die Untersuchung, ob unter bestimmten Umständen Leben und Lebensfähigkeit Statt gefunden habe, durch welche Einflüsse dasselbe verkürzt worden sey &c.

Biostatik (v. Griech.), die Lehre von der mittlern Lebensdauer; dann die von der mittlern, durchschnittlichen Bevölkerung (s. d.).

Biot, 1) Jean Baptiste, berühmter französischer Physiker und Astronom der Gegenwart, geboren am 21. April 1774 in Paris, machte seine Studien im Collége Ludwigs XIV., trat dann in Artilleriedienste, ging aber aus Begierde nach höherm Wissen bald wieder nach Paris zurück, wo er die polytechnische Schule besuchte. Er ward hierauf Professor in Beauvais, aber schon 1800 Professor der Physik am Collége de France zu Paris. Im Jahre 1802 zum Mitglied der ersten Klasse des Instituts ernannt, war er es allein, der 1804 das letztere bewog, nicht für Bonaparte's Ernennung zum Kaiser zu stimmen. Im August desselben Jahres machte er mit Gay-Lussac eine Luftschifffahrt bis zu 3400 Metres Höhe. Zum Mitglied des Längenbureaus ernannt, wurde er 1806 mit Arago nach Spanien gesendet, um die große Meridianmessung Frankreichs, durch welche man die Einführung eines neuen Decimalsystems vorbereiten wollte, auch über jenes Land fortzusetzen. Nach seiner Rückkehr widmete er sich mit neuem Eifer ferneren Forschungen und Vorlesungen, übernahm 1816 das Fach der mathematischen Wissenschaften für das „Journal des savans" und ging 1817 nach den Orkneyinseln, um streitige astronomische Beobachtungen durch Gradmessungen zu berichtigen. B. hat sich im

Gebiete der Physik vorzüglich durch seine Untersuchungen über das Licht verdient gemacht. Seine bedeutendsten Schriften sind: „Traité de physique expérimentale et mathématique" (4 Bde., Paris 1816; deutsch von Wolf, 2 Bde., Berlin 1818—1819, u. von Fechner, 5 Bde., Leipz. 1829); „Précis élémentaire de physique expérimentale" (2 Bde., Paris 1818), ein faßlich geschriebener Auszug aus jenem größern Werke; „Traité élémentaire d'astronomie physique" (daselbst 1805, 2 Bde., 3. Aufl., das. 1812, 3 Bde., neueste Aufl. 1842); „Traité analytique des courbes et des surfaces du second degré (das. 1802 u. ö., deutsch von Ahrens, Nürnberg 1817); „Recherches sur les mouvements des molécules de la lumière autour de leur centre de gravité (Paris 1814); „Tables barométriques portatives" das. 1811); „Recueil d'observations geodésiques, astronomiques et physiques etc." (das. 1821). In einer Abhandlung über die periodischen Sternschnuppen des November (Paris 1836) erklärte er auf interessante Weise die Sternschnuppen aus dem sich zuweilen als Zodiakallicht zeigenden Sonnennebel, in dessen Durchschnittspunkte mit der Erdbahn die Erde sich um diese Zeit befinden soll. Eine seiner letzten Arbeiten ist das „Mémoire sur la constitution de l'atmosphère terrestre" (in der „Connaissance des temps" für 1841). Außerdem enthalten die Memoiren der pariser Akademie viele Abhandlungen von B., besonders über die theoretische Optik, in denen er das alte Emissionssystem festzuhalten suchte.

2) **Eduard Konstantin**, berühmter Sinolog, Sohn des Vorigen, am 2. Juli 1803 zu Paris geboren, besuchte das Collége Ludwigs XIV., trat 1822 in die polytechnische Schule und begleitete 1824 und 1825 seinen Vater auf einer wissenschaftlichen Reise nach Italien. Dann kontrahirte er mit einem pariser Hause wegen Erbauung einer Eisenbahn von St.-Etienne nach Lyon. Schon 1826 unterwarf er einige der bedeutendsten englischen Werke über das Eisenbahnwesen in dem „Journal des savans" einer genauen Analyse. Später übersetzte er Babbage's geistreichen „Traité sur l'économie des machines et des manufactures" (Paris 1833). Seiner Kränklichkeit wegen zog er sich aus dem Staatsdienste zurück und begann seine Muße unter St.-Julien dem Studium des Chinesischen zu widmen. Ursprünglich geschah dies nur in der Absicht, um die chinesischen Methoden in der Fabrikation chemischer Produkte kennen zu lernen; doch erregte bald die Geschichte der socialen Organisation China's sein Interesse und er verfolgte seitdem dieses Problem mit einem grenzenlosen Fleiß. Nachdem er noch 1847 an Jouberts Stelle in die Akademie der Inschriften aufgenommen worden, † er im März 1850. Er schrieb das interessante Werk: „De l'abolition de l'esclavage ancienne en occident" (Paris 1840). In Folge seiner Studien über China publicirte er zahlreiche, meist auch in besonderen Abdrücken erschienene Aufsätze im „Journal des savans" und „Journal asiatique", sowie die größern Werke: „Dictionnaire des noms anciens et modernes des villes et arrondissemens de l'empire chinois" (Paris 1842) und „Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Chine" (2 Thle., das. 1845—46). Neben Uebersetzungen chinesischer Schriften, z. B. der historisch-chronologischen „Tchou-chou-ki-nien" (Paris 1842), der astronomischen „Tcheou-pei" (1841), schrieb er unter Anderm auch eine „Notice sur quelques procédés industriels connus en Chine au 17me siècle", ein „Examen de diverses séries de faits relatifs au climat de la Chine" (1849), „Chine et Indo-Chine" (1846) ꝛc. Der Druck seiner Uebersetzung der chinesischen Reichsgeographie „Tcheou-li" wurde durch seinen Tod auf einige Zeit unterbrochen.

Biow, Hermann, Maler und Photograph zu Dresden, war zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Breslau geboren. Sein Leben war schon von Jugend auf ein sehr bewegtes. Techniker, Theatermaler, Lithograph und Schriftsteller, versuchte er sich nach allen Richtungen hin, aber ohne belohnenden Erfolg, bis er in Hamburg die Erfindung Daguerre's ergriff und, mit Stelzner daselbst wetteifernd, sie zu einer außerordentlichen Vollkommenheit, zu der künstlerische Geltung beanspruchenden u. darauf berechneten Photographie od. Lichtbildnerei ausbildete. Mit kleinen Apparaten beginnend, wußte er bald seine mannigfachen technologischen u. chemischen Kenntnisse so zu benutzen, daß er durch vortreffliche Behandlung seiner Platten es allmählig zu jenen vorzüglichen Bildern brachte, die zu seiner Gallerie deutscher Notabilitäten gehören. Großes Aufsehen erregte er durch seine Ausstellungen nicht bloß in Hamburg u. Dresden, sondern auch in Berlin, Frankfurt a. M., Leipzig und in vielen andern Hauptstädten Deutschlands. Er hatte eben die Herausgabe seiner Gallerie in Stahlstichen vorbereitet, als ihn ein tief eingewurzeltes Leberleiden den 30. Febr. 1850 dahinraffte.

Bipartiren (v. Lat.), in zwei Theile theilen, halbiren; daher bipartibel, halbirbar.

Bipartiti (Dimöriten), Name der Apollinaristen (s. d.).

Bipartitus (lat.), zweitheilig.

Bipedal (v. Lat.), zweischuhig, 2 Fuß breit oder lang.

Bipontium, lateinischer Name für Zweibrücken.

Biquadrat (Doppelquadrat, v. Lat.), die 4. Potenz einer Größe, z. B. 16 von 2 und 81 von 3: denn $2.2.2.2 = 2^4 = 16$ und $3.3.3.3 = 3^4 = 81$.

Biquadratische Wurzel, eine Zahl, die, 4mal als Faktor gedacht, zum Produkt eine gegebene Zahl gibt, z. B. 2 von 16 und 3 von 81; s. Biquadrat.

Bir (arab.), s. v. a. Quelle, Brunnen, daher in vielfachen Zusammensetzungen bei Karawanenstationen, als B. Ali, B. el Gannem, B. el Gbid, B. el Zemroud in Arabien, auf der Pilgerstraße durch Hedschas nach Mekka. In Afrika gibt es ungemein viele Namen, die auf ähnliche Weise zusammengesetzt sind; auf der Karawanenstraße von Tripolis über Gadames nach Timbuktu: B. Temad (Tema), B. el Tabbeyed, B. el Gabah (Gabab), B. Moffaquem, B. Tagent; B. el Malha, auf der Karawanenstraße von Aegypten nach Darfur; B. el Summam, B. el Quercabah, B. el Alzidr, zwischen Tripolis und Tent

Melullen; B. Lebuk, südwestlich von Kairo; B. el Ab und B. el Suez, in Unterägypten.

Bir, 1) Hauptstadt des gleichnamigen asiatisch-türkischen Sandschakats, an einem Kreideberg und am hier 200 Schritte breiten Frat, westlich von Nisib, an der Karawanenstraße von Haleb nach Orfah, mit verfallenden Mauern. Landbau, Handel und 4000 Einwohnern. Dabei das seltsame alte Schloß Kalai-Beda. — 2) (Elbir), Flecken daselbst, zwischen Jerusalem und Bethel, mit Ruinen einer alten Stadt. Hier soll Maria, nach der Sage, zuerst ihren in Jerusalem gebliebenen Sohn vermißt haben, weshalb hier eine Kirche erbaut ward.

Birago, Karl Freiherr von, ausgezeichneter österreichischer Militäringenieur, Erfinder des nach ihm benannten Brückensystems, am 24. April 1792 zu Cascinna d'Olmo bei Mailand geboren, erhielt seine erste Bildung auf dem Seminar zu Castello und später zu Monza u. zeigte frühzeitig das entschiedenste Talent für Mathematik. Er studirte diese Wissenschaft auf der Universität Pavia unter Bordoni, erhielt dann eine Anstellung als Geometer bei dem Kataster, trat 1812 in die Militärschule zu Pavia u. wurde 1813 zum Unterlieutenant u. Adjutanten der Militärschule ernannt. Als die Lombardei an Oesterreich fiel, blieb B. in seiner Stellung als Adjutant und Lehrer an der Militärschule, ward jedoch 1816 in ein Infanterieregiment versetzt und zu dem militärisch-geographischen Institut zu Mailand zur Dienstleistung kommandirt, wo er bis 1821 bei den Terrainaufnahmen und Rekognoscirungen in der Lombardei und dem Parmesanischen beschäftigt war. Hierauf zum Unterlieutenant im Pioniercorps ernannt, versah er von 1823—26 die Stelle als Lehrer der Mathematik an der Pioniercorpsschule in Mailand. Schon 1825 trat er mit der von ihm erfundenen Kriegslaufbrücke hervor, mit welcher unter seiner Leitung in den folgenden Jahren umfassende Versuche angestellt wurden. Im Juni 1826 avancirte B. zum Oberlieutenant im Generalstabe, u. 1828 erfolgte die Einführung seiner Laufbrücken in der Armee. Mit dem Grade eines Hauptmanns war er sodann von 1830—35 beim Bau der Befestigungen von Linz thätig, wo er eine zweckmäßige Laffettirung für die in den Thürmen aufgestellten Haubitzen erfand. Im Jahre 1835 ging er auf den Wunsch des Herzogs von Modena nach Brescello, um die dort projektirten Befestigungen des Poüberganges zu leiten. Nach seiner Rückkehr trat er 1836 als Major im Generalstabe wieder in das Pioniercorps ein, wo er nun die „Anleitung zur Ausführung der im Felde am meisten vorkommenden Pionierarbeiten" und „Untersuchungen über die europäischen Militärbrückentrains und Versuch einer verbesserten, allen Forderungen entsprechenden Militärbrückeneinrichtung" (Wien 1839) verfaßte. Im Jahr 1839 beauftragte ihn der Herzog von Modena, nach den in letzterm Werke entwickelten Theorien bei Brescello eine Militärbrücke über den Po einzurichten, welche nach den damit angestellten Versuchen alle Erwartungen übertraf. Im folgenden Jahre erhielt er den Auftrag, behufs der Zusammensezzung einer Karte von ganz Italien an den Höfen von Lucca, Florenz und Rom die dort vorhandenen Materialien zu gewinnen. In demselben Jahre wurde unter seiner Leitung ein größerer, nach seinem System konstruirter Brückentrain angefertigt und die Manöver damit unter seinen Befehlen eingeübt. Im August ward B. zum Oberstlieutenant im Regiment Probaska ernannt. Fast alle europäischen Armeen sandten Offiziere nach Wien, um die neuen Brückeneinrichtungen kennen zu lernen, und von fast allen Souveränen wurde die Wichtigkeit der Erfindung B.s durch Verleihung von Orden anerkannt. Nachdem B. mit der Entwerfung des Studienplans für die neu errichtete königliche lombardisch-venetianische adelige Leibgarde beauftragt worden, ward er im September 1840 zum Premierwachtmeister dieser Garde, 1841 zum Oberst der Armee, 1842 zum Unterlieutenant in der lombardisch-venetianischen adeligen Leibgarde ernannt. Im Jahre 1844 wurde B. das Brigadekommando der 1843 vereinigten Pionier- und Pontoniercorps übertragen, während er zugleich in den Freiherrnstand versetzt ward. Die übermäßigen Arbeiten, denen er sich unterzogen, hatten jedoch seine Gesundheit untergraben. Er † den 29. Dec. 1845 nach qualvollen Leiden.

Birch-Pfeiffer, Charlotte (Karoline), deutsche Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin, geboren 1800 zu Stuttgart, Tochter des dortigen Domänenraths Pfeiffer, der 1806 Oberkriegsrath in München wurde. Ihr Talent ward zuerst dadurch geweckt, daß sie ihrem Vater als Vorleserin diente, und sie entwickelte sich körperlich und geistig so schnell, daß sie bereits in ihrem 13. Lebensjahre, von der glühendsten Neigung zur Schauspielkunst getrieben und nach den hartnäckigsten Kämpfen mit ihren widerstrebenden Aeltern, das Hoftheater zu München betrat. Die jugendliche Künstlerin fand sowohl beim Hofe, als beim Publikum außerordentlichen Beifall, der in demselben Grade wuchs, als sie selbst unter der Leitung des Schauspielers Zuccarini Fortschritte in ihrer Kunst machte. Nach 1818 erhielt sie das ganze Fach der tragischen Liebhaberinnen, machte 1822 und 1823 größere Kunstreisen durch Deutschland, lernte im letztern Jahre in Hamburg den auch als Schriftsteller, namentlich durch eine Biographie des Königs Louis Philipp (3 Bde., Stuttgart 1841—1843, 2. Aufl. 1846—1847) bekannten Dr. Christian Birch aus Kopenhagen kennen, mit dem sie sich 1825 verheirathete und der bei der münchener Hoftheaterintendantur eine Anstellung erhielt. Ihre Kunstreisen erstreckten sich seitdem bis nach Petersburg und Pesth auf der einen und bis Amsterdam auf der andern Seite; in München trat sie nur noch als Gastspielerin auf. Im Jahre 1837 übernahm sie die Direktion des stehenden Theaters in Zürich, welches sie mit seltener Umsicht leitete. In ihrer Blüthezeit fand sie durch das Feuer ihres Spiels, sowie durch Gewandtheit und poetische Auffassung allgemeinen Beifall; in der spätern Zeit that ihre zunehmende Körperfülle der Wirkung ihres Spiels Eintrag. Dafür erwarb sie sich in späterer Zeit größeren Ruf als dramatische Schriftstellerin. Ihre Bühnenstücke, die fast auf allen deutschen Theatern heimisch geworden sind, zeugen von wirklicher dra-

matischer Anlage und namentlich von Kenntniß der Bühneneffekte, sowie des vorherrschenden Geschmacks des Theaterpublikums, wiewohl sie keinen ästhetischen Standpunkt festhalten und künstlerische Durchbildung vermissen lassen. Nicht selten schlagen indeß wirkliche Lichtblitze des Talents auf das Ueberraschendste hindurch. Den meisten Beifall fanden „Pfefferrösel" (Wien 1833, zuerst aufgeführt 1828); „Hinko"; „Die Günstlinge"; „Der Glöckner von Notre-Dame"; „Rubens in Madrid" (Zürich 1839); „Die Marquise von Villette" (1845); „Dorf und Stadt" (1848). Letzteres, einer Erzählung Auerbachs nachgebildet, verwickelte sie in einen Prozeß, der aber zu ihrem Vortheil ausschlug. Andere Stücke sind: „Schloß Greifenstein oder der Sammetschuh" (Wien 1833); „Johannes Gutenberg" (Berlin 1836, 2. Aufl. 1840); „Der Liebe Streit", Festspiel rc. (Münch. 1836); „Ulrich Zwingli's Tod", ein historisches Trauerspiel (Schwäbisch-Hall 1846): dann die im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" befindlichen Stücke: „Steffen Langer aus Glogau" (1848); „Eine Familie" (1849); „Anna von Oesterreich" (1850); „Ein Billet" (1851); „Die Waise von Lowood" (1854) u. „Die Grille" (1857). Ihre sämmtlichen dramatischen Schriften erschienen Berlin 1847 ff. Auch in Romanen versuchte sie sich. Hierher gehören außer „Der Rubin" (Leipzig 1829) namentlich „Gemälde aus Gegenwart und Vergangenheit" (4 Bde., das. 1824), „Erzählungen" (das. 1830), „Burrton Castle" (2 Bde., München 1834) und „Romantische Erzählungen" (Berlin 1836). Nachdem sie 1843 die Direktion des züricher Theaters niedergelegt, wurde sie nach einer abermaligen Kunstreise durch Deutschland 1844 am königlichen Theater zu Berlin für ältere Rollen engagirt. Seitdem haben ihre Stücke an Reife gewonnen, obgleich sie eine Produktivität beweist, welche der eines Scribe u. Kotzebue gleichkommt. Die Anzahl ihrer Stücke belief sich schon 1853 auf beinahe siebzig.

Birger, 1) B. I., Schwager des schwedischen Königs Erich XI., der ihn zu wichtigen Staatsgeschäften im Kriege u. im Frieden gebrauchte. Im Jahr 1246 ward er der von den Dänen eingeschlossenen Stadt Lübeck zu Hülfe geschickt, 1248 wohnte er der für die schwedische Kirchenverfassung wichtigen Synode zu Skenninga in Gothland bei und in demselben Jahre rettete er der Krone Schweden Finnland, welches, unterstützt von Alexander Newsky und den Tataren, sich unabhängig zu machen suchte. Als sein Schwager 1250 kinderlos starb, wurde B.s Sohn Waldemar auf den Thron erhoben, B. aber nahm als Vormund die Zügel der Regierung in seine Hand und führte sie mit eben so viel Kraft als Umsicht, im Ganzen auch zum Heil des Landes, wenn gleich einzelne von ihm verübte Gewaltstreiche mehr den Tyrannen als den Vater des Volks erkennen lassen. Er brachte 1250 eine Aussöhnung mit dem seit langer Zeit feindlich gesinnten König von Norwegen, Hakon, zu Stande und verlobte seine Tochter Richissa mit Hakons dem Vater gleichnamigen Sohne. Zum Schutz gegen die russischen Tataren legte er außer andern festen Plätzen auch 1254 am Mälarsee eine starke Festung an, aus welcher nachmals die königliche Residenz Stockholm erwuchs; er sorgte für Kommunikationsstraßen, ließ durch den Johanniterorden zahlreiche Kranken- und Versorgungshäuser errichten und reinigte die Landesgesetze von mehren Bestimmungen, welche die Barbarei und der Aberglaube früherer Zeiten sanktionirt hatten. Künste und Wissenschaften hatten an ihm einen Gönner, die Kirche einen Patron, der ihre Institutionen geehrt wissen wollte, aber dabei die Anmaßungen der Bischöfe in Schranken hielt. Ein schwarzer Fleck in seiner glänzenden Regierung ist der gleich in den ersten Jahren der Vormundschaft an den Folkungern verübte Verrath. Denn als dieses ihm verwandte, nun aber politisch von ihm getrennte Geschlecht gegen ihn die Waffen ergriff, lud er die Häupter zu einem gütlichen Vergleich zu sich und ließ dann die waffenlosen Männer bei Herrewodsbrücke in Westmanland durch seine aus dem Versteck hervorbrechenden Schergen niedermetzeln (1251). B. † am 1. Oktober 1266 zu Hialmbolund, nachdem er in den letzten Jahren den Titel eines Herzogs angenommen, fortwährend aber seit dem Tode Erichs die volle Regentengewalt ausgeübt hatte.

2) B. II., König von Schweden 1290—1319, Sohn und Nachfolger Magnus' I., stand anfangs unter der Vormundschaft des weisen Torkel Knutsson und versuchte erst seit 1303 selbstständig zu regieren, unterlag aber dem von seinen Brüdern angeregten Zwist und mußte mit jenen 1310 durch den Vertrag von Helsingborg das Reich theilen. Als er sich meuchlings der Brüder zu entledigen versuchte, trieb ihn ein allgemeiner Volksaufstand aus dem Lande; er † 1321 in der Verbannung, nachdem bereits 1320 sein Sohn Magnus auf dem Schaffot für des Vaters Verbrechen dem erzürnten Volke hatte büßen müssen.

Birgittenorden (**Birgittaner, Orden des Weltheilands**), die von St. Birgitta, einer schwedischen Edlen aus dem Geschlechte de Brahe, in dem Kloster Wadstena zwischen 1344 und 1363 gestiftete, vom Papst Urban V. 1370 bestätigte Vereinigung von Nonnen (**Birgittinnen**) und Mönchen (**Birgittiner**) unter einem Dache in einem sogenannten Doppelkloster. Nach den Bestimmungen der Stifterin sollten in jedem Kloster 60 Schwestern und zu ihrem Dienste 13 Priester (nach der Zahl der 13 Apostel, mit Einrechnung des Paulus), 4 Diakonen und 8 Laienbrüder, zusammen also 85 Personen (Gesammtzahl der 13 Apostel, der 2 Evangelisten und der 70 Jünger Jesu) sich befinden. Die Mönche sollten von den Nonnen ganz getrennt seyn und die Leitung des Ganzen in der Hand der Aebtissin liegen, welche vom Konvent gewählt und von dem Bischof bestätigt werden sollte, die Mönche aber außerdem unter einem Prior stehen. Der Orden verbreitete sich über Dänemark, Norwegen, England, Niederland, auch Deutschland (wo das St. Salvatorkloster in Augsburg, dem Oecolampadius eine Zeitlang angehörte, das berühmteste war), Portugal, Italien rc. In der Praxis wurde die Regel oft überschritten; es kamen Klöster vor, in welchen mehr Mönche als Nonnen lebten, u. trotz der Scheidung mögen Unordnung, veranlaßt durch das Zusammenleben beider Geschlechter unter einem Dache, keine Seltenheit gewesen seyn, so daß 1428 Papst Martin V. auf die Denunciation ei-

nes Augustinermönchs, Johannes, einen Kardinal zur Visitation der nordischen Klöster aussendete. Die Reformation vernichtete den Orden bis auf wenige Reste; in Deutschland blieben nur 4 Klöster: Marienforst und Sion im Kölnischen, Marienbaum in Kleve u. Altmünster in Bayern.

Birke (Betula), Pflanzengattung aus der Familie der Amentaceen oder kätzchenblüthigen Waldbäume, charakterisirt durch die aus gestielten Schuppen bestehenden einblüthigen, mit 2 Läppchen unter der schildförmigen Spitze versehenen männlichen Kätzchen mit 6 Staubfäden und die aus länglicheren, an der Basis verbreiterten, zuletzt 3lappigen, 2—3blüthigen weiblichen Kätzchen und die geflügelte, einfächerige, einsamige Nuß. Die Gattung umfaßt in mehrfacher Beziehung nützliche Wald- und Forstbäume, die fast in allen Gegenden der Erde einheimisch sind. Von den 36 Arten sind die bekanntesten: Die gemeine B., weiße B., Betula alba *L.*, Steinbirke, Winterbirke, Hangebirke, Maienbaum, Pfingstmaie, hat stielrunde Aestchen, langgestielte, rautenförmig-dreieckige, zugespitzte, doppeltgesägte, kahle Blätter und eine weiße, in dünne Plättchen sich ablösende Rinde. Varietäten sind: die Hange- oder Trauerbirke, B. alba pendula *Roth*, mit herabhängenden Aesten und fast ganz rhomboidalen Blättern; die ahornblätterige Weißbirke, B. alba hybrida *Blom.*, mit eingeschnittenen, den Spitzahornblättern ähnlichen Blättern, aus Schweden stammend. Die gemeine B. wächst schnell und erreicht in 60—70 Jahren eine Höhe von 60—80 Fuß und eine Stärke von 2 Fuß Durchmesser; auf fruchtbarem Boden trifft man bisweilen B.n von 100 Fuß Höhe und 3 Fuß Durchmesser an. Wegen ihres weißen, harten, zähen, kurzgrobfaserigen, sehr nutzbaren Holzes ist sie ein vorzüglicher Gegenstand der Forstkultur. Die kälteren Länder des nördlichen Europa's und Asiens sind vorzugsweise ihr Vaterland; ihre Verbreitung geht in horizontaler Ausdehnung ungefähr von 47—71° nördl. Br.; im höhern Norden erscheint sie aber nur als Strauch, in Sibirien schon bei 60°. Sie ist der letzte Baum, den man nach dem Nordpol zu findet und in Grönland der einzige. Am besten gedeiht sie in den sandigen Niederungen von Norddeutschland, Polen, Litthauen, Rußland, Schweden, ist aber auch in Süddeutschland ziemlich gemein und gedeiht daselbst besonders in höher gelegenen Gegenden. So wie der Breitegrad geringer wird, geht sie höher hinauf auf die Gebirge: unter 43° am Kaukasus bis 6000 Fuß über der Meeresfläche; in Norwegen unter 70° nur bis 1500 Fuß; am Harz unter 52° bis 2500 Fuß, in den Alpen unter 47° bis 4800 Fuß. Die B. ist daher eigentlich ein Uebergangsbaum, der keine strengen Regionen einhält und selbst auch vom Trocknen ins Nasse hineingeht. Am besten gedeiht sie in sandigem, etwas lehmigem Boden; doch vegetirt sie auch in andern Bodenarten, wenn sie nur nicht sumpfig und moorig sind. Da sie mit freien, trocknen, ja dürren Plätzen, mit den steilen und heißen Mittagswänden vorlieb nimmt, so ist sie zum Anbau wuster Plätze u. Waldblößen vorzüglich anwendbar. Soll sich die B. auf natürlichem Wege im Walde besamen, so muß der Ort nicht dunkel gehalten seyn, sondern offen und frei liegen und der Boden wund gemacht werden. Den Samen sammelt man am besten in der letzten Hälfte des September und im Anfange des Oktober, macht ihn gehörig trocken und säet ihn im April bei stillem Wetter aus. In Saatschulen säet man den Samen mit Erde vermischt, wie gelben Möhrensamen, in festgetretene oder geschlagene Rinnen u. gießt ihn dann an. Die jungen Pflanzen dürfen in der Baumschule nur so lange stehen, als sie noch eine gelbe Rinde haben, denn ist diese erst weiß, so schlagen sie nicht gut an. Am besten verpflanzen sie sich bei $1\frac{1}{2}$—2, höchstens 3 Fuß Höhe, also bei einem Alter von 4—6 Jahren, im Frühjahr, vor Ausbruch des Laubes. Da, wo es Birkenwaldungen gibt, ist gewöhnlich keine Saat und Baumschulzucht derselben nöthig, weil man immer im Walde hinlänglichen Nachwuchs finden kann. Feinde sind einige Raupen, besonders die der Birkeneule (Phalaena noctua) und des Birkenspanners (Geometra betularia), welche die Blätter zerfressen, besonders aber der Birkenrüsselkäfer (Curculio Betulae *L.*), dessen Larve unter der Rinde wohnt und der als Käfer die Blätter zusammenzieht und frißt und oft verursacht, daß die Bäume ohne Rettung verderben. An dem Samen thut bisweilen ein kleiner rother Käfer, der sein Ei in denselben legt, bedeutenden Schaden. Die Samenkörner schwellen davon auf und scheinen die gesundesten zu seyn, werden aber bei genauerer Untersuchung leer und ausgefressen gefunden. Die B.n sind der Kernfäule, Gipfeldürre und Auszehrung durch die häufigen Schorfmoose, besonders nach Vollendung ihres Wachsthums, also nach dem 60. Jahre ausgesetzt. Ein Kennzeichen der Auszehrung gibt oft die sogenannte Röthe ab, wenn unten am Stamme die Rinde sich mit einem feinen, rothen, schimmelartigen Staub bedeckt, der wie pulverisirter Röthelstein roth färbt. Die B.n werden als Baum-, Schlag- und Buschholz bewirthschaftet. Als Hochwald findet man in Deutschland die B. selten, nur in Thüringen gibt es einige solcher Bestände. Als Schlagholz werden die Stangen 18—25, höchstens bis 30 Jahre alt, denn späterhin schlagen die Stöcke nicht mehr aus. Der Stock hält sich am sichersten und treibt viele und starke Lohden, wenn er als Busch- und Wellenholz alle 12—16 Jahre abgehauen wird. Ein solcher Wald, wo nur die ältesten Stöcke ausgehen, dauert mehre Jahrhunderte hindurch u. bedarf nur sehr selten einer kleinen Nachsaat oder Nachpflanzung. Der Hieb geschieht bei Bäumen der Regel nach vor dem Saftzug, beim Schlag- und Buschholz mit demselben. Die B. wird in allen Niederwaldungen gern gesehen. Man säet sie auch unter Kiefern, Fichten, Eichen und Tannen und haut sie zu einer bestimmten Zeit, um jenen Holzsorten Platz zu machen, aus. Als Bauholz wird sie selten benutzt, als Werkholz aber wegen ihrer Härte, Schwere und vorzüglich wegen ihrer Zähigkeit sehr geschätzt. Das Birkenholz wird besonders zu Wagner-, Drechsler-, Tischler- und Schnitzerarbeiten benutzt; geschätzt sind besonders auch die Masern, woraus Pfeifenköpfe, Dosen, Schalen, Löffel u. dergl. verfertigt werden. Als Brennholz wird das Birkenholz zu den harten Hölzern gerechnet; es brennt hell und

hitzt stark. Ebenso gibt die Kohle ein starkes, beständiges, gleiches, lebhaftes und wenig dampfendes Feuer, daher sie beim Schmelzen und andern chemischen Prozessen Anwendung findet. Ein Centner Birkenholz gibt 20—25 Pfund Kohlen. Als Brennholz verhält sich dem Werthe nach das Birkenholz zu dem rothbuchenen wie $5\frac{1}{4}$ zu 6, oder nach von Werneck wie 855 zu 1000, im verkohlten Zustande aber wie 913 zu 1000. Soll aber das Birkenholz zum Brennen und Verkohlen seine Dienste leisten, so darf es nicht verstockt seyn, was der Fall ist, wenn es zu lange im Wetter gelegen hat. Es muß daher bald gespalten u. unter Dach gebracht werden. Ein Kubikfuß Birkenholz wiegt ganz frisch $59\frac{1}{2}$ Pfund, halb trocken 50 Pfund, ganz dürr $41\frac{1}{2}$ Pfund. Das specifische Gewicht desselben wird angegeben im grünen Zustande zu 0,94, im dürren zu 0,51. Die absolute Festigkeit ist noch unbestimmt, die Kraft, welche es bei der Torsion erträgt, wird = 81 angegeben. Die Heizkraft wird zu der des Buchenholzes nach abweichenden Resultaten wie 85, 86 und 97 zu 100 angegeben, nach dem Marktpreise wie 70—80 zu 100. In chemischer Zersetzung gaben 100 Pfund 25jähriges Holz, im August gefällt, 14,90 Gasarten, 48,14 Holzessig, 5,73 Theer, 22,84 Kohle, 8,39 Gewichtsverlust. Dieselbe Quantität eben so altes Holz, im November gefällt, gab: 17,80 Gasarten, 42,25 Holzessig, 8,62 Theer, 24,85 Kohle, 6,48 Gewichtsverlust. Die Birkenreiser werden zu Besen und Deckreisig, als Wieden zum Binden und als Ruthen gebraucht. Sonst spielten sie als Spießruthen eine große Rolle. Der Ruß des verbrannten Holzes ist zur Kupfer- und Buchdruckerschwärze der beste und wird auch zur schwarzen Malerfarbe oder Tusche benutzt. Aus der Asche macht man gute Potasche. Die Rinde ist fast unverweslich und schützt sogar anderes Holz gegen Fäulniß; man legt sie daher den Schwellen und Balken unter, die feucht oder auf Steinen liegen. In den nördlichen Ländern dient sie zu Gefäßen, Kleidungsstücken, Schuhen und vorzüglich zur Unterlage der Rasendächer. In Frankreich pflegt man auch Stricke u. fast allenthalben Hirtenhörner daraus zu verfertigen. Auch wird die Rinde, und zwar die innere dicke und harte, (cortex betulae), abgekocht gegen Wechselfieber empfohlen. Die unaufgeblühten Blumenkätzchen, mit Wasser gekocht, liefern eine Art von Wachsseife, und wenn man sie mit Wasser destillirt und den erhaltenen milchigen Saft ein Jahr lang wohl zugemacht an einem trocknen Orte aufbewahrt, so klärt sich das Wässerige ab und an den Seiten des Gefäßes setzt sich eine harzige Materie an, welche an Farbe und Geruch dem Balsam von Mekka oder dem Moschus ähnlich seyn u. hauptsächlich in Norwegen bereitet werden soll. Die Blätter dienen zur Schaffütterung und zur Färberei, indem sie mit Alaun auf Wolle eine brauchbare gelbe Farbe geben, welche durch einen Zusatz mit Scharte (Serratula tinctoria *L.*) noch dauerhafter wird. Durch den Absud derselben mit Wasser und Alaun erhält man vermittelst Niederschlag mit Laugensalz das Schüttgelb. Abgekocht wurden sie früher als harn- u. wurmtreibendes Mittel gebraucht und frisch finden sie noch jetzt in manchen Gegenden, namentlich in Rußland und Schweden als schweißtreibendes Mittel bei Gicht, Rheumatismen und selbst Wassersucht Anwendung. Von alten Stämmen, die bald schlagbar sind, kann man mit Vortheil das zuckerhaltige **Birkenwasser** benutzen. Man zapft im März bei sonnigen Tagen die Stämme auf der Südseite mit einem 1—2 Zoll tiefen Loche und einem eingesteckten blechernen Röhrchen an und setzt ein Gefäß unter. Nach Abzapfung einer hinlänglichen Quantität Saftes verstopft man die Oeffnung mit Baumwachs oder dem fortsythschen Kitte. Frisch wurde der Saft sonst gegen Hautkrankheiten und Harnbeschwerden als Frühlingskur gebraucht (succus betulae). Eingekocht gibt er eine Art Syrup, der sich aber nicht völlig krystallisiren läßt, mit Honig und Gewürz abgekocht, einen schmackhaften Meth, mit der gehörigen Gährung versehen, einen scharfen Essig. Auch moussirenden Wein macht man daraus, zu welchem Zwecke man den Saft abkocht und abschäumt, mit Zucker versüßt und haltbar macht, mit einem in gute Hefe getauchten Semmelschnitt in Gährung bringt, dann mit Franzwein vermischt und auf Bouteillen füllt. Auf 24 Kannen Birkenwasser rechnet man gewöhnlich 8 Pfund Zucker und 4 Kannen guten Franzwein. Die angebrannten Birkenspäne, in kaum gekochtes Bier gethan, verwandeln dasselbe in Essig. Die Knospen und das junge Laub geben durch Destillation mit Wasser ein farbloses, allmählig strohgelb werdendes ätherisches Oel von lieblichem, balsamischem Geruche. **Birkentheer** (**Birkenöl, Rußöl**, Balsamum s. Oleum betulinum, s. russicum s. moscoviticum) wird durch trockene Destillation der äußern Birkenrinde für sich oder mit Ledum palustre *L.* in Verbindung gewonnen. Diese Art Oel oder Theer wird in Rußland innerlich und äußerlich als Heilmittel gegen Gicht und hartnäckige Rheumatismen, auch gegen Wechselfieber und Würmer, sowie gegen die Pferde-, Rindvieh-, Schaf- u. Schweineseuche angewendet. Außerdem wird der Birkentheer in Rußland und neuerlich auch an einigen Orten in Deutschland zur Bereitung des Juchtenleders, dem er den eigenthümlichen Geruch mittheilt, sowie überhaupt zum Einschmieren aller Arten von Leder gebraucht. Die **Riechbirke, Maie, Sommerbirke, Moschusbirke**, B. pubescens *Ehrh.*, B. odorata *Bechst.*, ist ein ansehnlicher Baum, der oft stärker und größer wird, als die vorige Art, aber einen sperrigen Wuchs hat. Die Rinde der jungen Triebe ist dunkelkastanienbraun, dabei rothgrau behaart; die alte Rinde schön weiß, aber stärker aufgesprungen, als bei der vorigen Art. Die Blätter sind größer, mehr eirund als dreikantig, in der Jugend in den Nervenwinkeln behaart, immer klebrig, mit einem starken, angenehm balsamischen Geruche, auf der Unterfläche gelbgrün, auf der Oberfläche glänzend dunkelgrün. Eine Varietät ist die **Brockenbirke**, B. pumila broccembergensis, ein kleiner, 2 Fuß hoher Strauch auf dem Brocken, mit kleinen, dunkelgrünen, auf der Unterfläche rostfarben-grünen Blättern, deren Rand, sowie die jüngern Zweige, behaart u. dessen Rinde schwärzlich ist. Die Riechbirke findet sich einzeln in ganz Deutschland, mit der Weißbirke vermischt, am häufigsten in Thüringen und

Franken. Sie ist noch dauerhafter, als die Weißbirke; ihr Holz hat aber nicht ganz die Härte der Weißbirke, liefert indeß ebenfalls treffliches Werk-, Brenn- und Kohlholz. Sonst wird die Riechbirke ganz so benutzt wie die vorige Art. Der Saft derselben ist süßer. Die **Pappelbirke**, B. populifolia *Ait.*, B. lenta *Duroi*, hat abwechselnde, 3—3½ Zoll lange, 2—2½ Zoll breite, an der Basis zuweilen etwas herzförmige, doppeltsägezähnige, auf der Oberfläche dunkelgrüne Blätter, 2 Zoll lange, von den Spitzen der Zweige herabhängende männliche und 1 Zoll lange weibliche Kätzchen und etwas längere Zapfen als die gemeine B. Sie findet sich in den kältern Theilen von Nordamerika, läßt sich aber auch in Deutschland leicht kultiviren, besonders auf höhern Gebirgen. Wenn sie eine kalte Lage und einen sandigen, mit Dammerde gemischten Boden hat, wächst sie schnell zu einem 40—50 Fuß hohen und 2 Fuß im Durchmesser starken Baum heran. Nutzen u. Gebrauch sind wie bei der Weißbirke. Die **hohe Birke**, nordamerikanische schwarze B., Zuckerbirke, B. excelsa *Ait.*, B. lutea *Michx.*, hat ebenfalls ziemlich große Blätter, die an der Basis etwas herzförmig, ungleich und doppeltsägezähnig, auf der Oberfläche kahl und dunkelgrün, auf der untern weißlich behaart, in den Nervenwinkeln mit kleinen Haarbüscheln versehen sind; die alte Rinde ist weiß, die jüngere rothbraun, die jüngste aschgrau und kurz weichhaarig; der Stamm gerade; die Aeste sind biegsam; die männlichen Kätzchen stehen zu 2—3 und sind langgestielt, in der Blüthe 3 Zoll lang; die weiblichen Kätzchen stehen neben den Blattstielen, nicht fern von der Spitze der Zweige, und sind etwas größer als an der weißen B.; die Zapfen sind ebenfalls ziemlich groß und walzenförmig. Diese Art wird in Nordamerika, ihrem Vaterlande, vorzüglich in Canada u. Virginien ein 60—70 Fuß hoher u. verhältnißmäßig starker Baum, läßt sich aber auch in Deutschland leicht kultiviren. Das Holz ist vorzüglicher, als das unserer einheimischen Arten. Die Rinde besitzt vorzügliche Gerbekräfte. Aus dem Safte bereitet man in Amerika einen Zucker, der aber weniger süß als der von Ahornsaft ist. Die **zähe B.**, **rothe B.**, **schwarze B.**, B. lenta *L.*, B. nigra *Duroi*, hat abwechselnde, 3½ Zoll lange, 1¾ Zoll breite, ungleich sägezähnige, auf der Oberseite kahle und dunkelgrüne, an den Rippen mit vergänglichen, drüsigen Haaren besetzte Blätter, die weiße Oberhaut der Rinde berstet unten am Stamme und zeigt eine bräunliche, sehr zähe Unterhaut; die Aeste sind braun, weißpunktirt, die jüngern roth und ebenso punktirt; die junge Rinde und das frische Holz wohlriechend; die männlichen Kätzchen herabhängend, 4 Zoll lang, ½ Zoll dick, mit großen, herzförmigen, hohlen, oben rothbraunen Schuppen mit 6—8 Staubgefäßen; die weiblichen zolllang mit eirunden, grünen, röthlichen, haarig gespitzten Schuppen mit zwei Griffeln; die Zapfen zolllang, eiförmig, ungestielt, mit eirunden, dicken, kurzgeflügelten Samen. Diese in Nordamerika einheimische Art ist die ausgezeichnetste; sie wächst sehr schnell in 30 — 40 Jahren zu einer Höhe von 40 — 60 Fuß, läßt sich in Deutschland leicht anpflanzen und kommt selbst in schlechtem Boden gut fort. Das Holz ist vorzüglich; aus der Rinde verfertigen die Amerikaner kleine Nachen. Die **Zwergbirke**, **Morastbirke**, B. nana *L.*, hat abwechselnde, ¼—½ Zoll große, kurzgestielte, auf der Oberfläche glänzend dunkelgrüne Blätter; die alte Rinde ist schwärzlich und kahl, die jüngere roth, braun und an den Spitzen der hangenden Zweige behaart; männliche und weibliche Kätzchen stehen einzeln in den Blattwinkeln und sind sehr klein, eirund, aufrecht; die Zapfen sind walzenförmig mit tief dreitheiligen Schuppen u. enthalten rundliche, platte Samen. Diese Art findet sich besonders in den hohen und sumpfigen Gegenden des nördlichen Europa's, doch auch noch auf den Alpen. Sie überzieht mit ihren liegenden und kriechenden Zweigen und den kriechenden, faserigen Wurzeln sumpfige Torfmoore. Aus den feinen, haarartigen Wurzeln verfertigen die Lappländer schöne Decken. Die Schweizer brauchen den Saft der Blätter und Zweige gegen Verzehrung und Gicht, sowie äußerlich bei Hautausschlägen. Die **Staudenbirke**, Strauchbirke, Morastbirke, B. fruticosa *Pall.*, B. humilis *Schrank*, hat kleine, nicht über einen halben Zoll lange, kurzgestielte, an der Basis verschmälerte, grobe und einfach gezähnte Blätter, meistens einzelnstehende, doch bisweilen auch mehre zusammen mit den weiblichen aus einer Knospe kommende männliche Kätzchen, nicht ganz walzenförmige kleine, mit 3theiligen Schuppen versehene Zapfen. Sie findet sich in Deutschland hier u. da, in Sibirien u. Canada an Bächen und Morästen, ist strauchartig und von einer Höhe von 4—5 Fuß. Ihr Hauptnutzen besteht in dem Holzbestand und dem Austrocknen nicht abzuleitender Sümpfe und Moräste.

Birkebeiner (**Birkenbeiner**, **Birkbeiner**), politische Partei in Norwegen, entstand nach einem Aufstande unter Magnus VI. durch die in die Wälder geflüchteten mit Birkenrinde beschuhten Aufrührer und errang, nachdem 1177 der kräftige Swerer an ihre Spitze getreten war, in kurzer Zeit die Oberherrschaft. Nach dem Tode Hakons IV. (1204) stellten die B. zuerst Hakons Brudersohn Gutthorn, dann seinen Schwestersohn, Inge II. Bordson, als König auf. Beide wurden von den beiden wieder aufgelebten Baglern nicht anerkannt. Die darüber ausgebrochenen Streitigkeiten fanden ihr Ende erst unter Hakon V. Gande, der 1217 beide Hauptparteien vereinigte. Vergl. **Bagler** u. **Norwegen**.

Birken, **Siegmund von**, vor seiner Erhebung in den Adelsstand **Betulius** genannt, deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, war den 25. April 1626 zu Wildenstein bei Eger geboren, wo sein Vater Prediger war. Religionsbedrükkungen und Unruhen nöthigten seinen Vater zur Auswanderung, und so kam der junge B. endlich nach Nürnberg, wo gerade der Blumenorden in schönster Blüthe stand. Ueber den Gang seiner Reise sagt er selbst, ihn habe die Eger geboren, die Pegnitz erzogen, die Saale gelehrt, die Ocker auch eine Zeit geehrt, gehört und genährt; dann endlich sey er zur Pegnitz umgekehrt, als eben seine Mitschäfer an der Pegnitz an die Fortsetzung der Pegnitzschäfereien Hand angelegt hatten. Sogleich 1645 warf sich B. mit allem Eifer

auf diese Fortsetzung, die er unter seinem Gesellschafts-Schäfernamen Floridan im Verein mit Clajus herausgab und worin neben der Schilderung des noch dauernden Religionskrieges als Episode die Gründung des Pegnitzschäferordens erzählt wird. Merkwürdig ist in diesem Gedicht und in der ebenfalls von Floridan (B.) 1673 herausgegebenen weiteren Fortführung dieser Schäfereien, in der Pegnesis, die außerordentliche Künstlichkeit und Häufung der Reime und der bis zum Lächerlichen forcirte Purismus der Sprache (Natur wird übersetzt Eingeschaffenheit, Jupiter Helfevater u. dergl.). Doch ist beides nicht sowohl B.s, als dieser ganzen Schule Eigenthümlichkeit, und nur in seinen letzten Konsequenzen desavouirten seine Freunde seine Freiheiten, die Kühnheit seiner Konstruktionen und Wortbildungen, während sie ihn sonst den „wahren deutschen Sigismund", „des Wörtergoldes feinsten Treiber" nannten. Vor seiner Ankunft in Nürnberg hatte er sich mit fürstlicher und adliger Erziehung beschäftigt und war wohl eben so sehr dadurch, als durch seine Poesie in Berührung mit Anton Ulrich von Braunschweig gerathen. Von Nürnberg aus knüpften sich Verbindungen mit Wien an, u. durch Oesterreichs Gunst wurde unter der Protektion von Windischgrätz und Stubenberg aus dem simpeln Betulius ein gekrönter Poet, Herr von B. und Pfalzgraf. Dafür widmete er seine Poesie von nun an auch der Verherrlichung Oesterreichs. Hatte er noch 1652 ein Festspiel: „Margenis oder das vergnügte, bekriegte und wieder befreite Deutschland" (welches auch in historischer Form als friederfreute Teutonia erschien) aufführen lassen und noch in demselben Jahre ein anderes großes allegorisches Drama „Psyche" auf die Bühne gebracht (gedruckt hinter seiner „Rede-, Binde- und Dichtkunst") und in denselben einen gesunden, deutsch-patriotischen Sinn bethätigt, so ist seine spätere Thätigkeit der Hauptsache nach als eine österreichische zu bezeichnen. Der „Spiegel der Ehren des Hauses Oesterreich" (3 Bde., Nürnberg 1668) ist eine Umarbeitung eines gleichnamigen ältern Werks von J. J. Fugger u. nach Kobersteins Urtheil vielleicht das beste unter allen in deutscher Sprache abgefaßten historischen Werken des 17. Jahrh.; dagegen ist sein „Osterländischer Ehrenspiegel" (1667) ein Lobgedicht auf das Haus Oesterreich, welches in der Form einer Schäferei 12 österreichische Herrscher uns vorführt u. „reich, gelehrt, unterrichtet" bespricht. Ebenso wie in dem Ehrenspiegel das Haus Oesterreich, so wird in der „Guelfis" (1669) das Haus Braunschweig-Lüneburg, für welches durch Anton Ulrich Sympathien in ihm erweckt waren, poetisch verherrlicht. B.s geistliche Gedichte, z. B. seine „Geistlichen Weihrauchkörner", sind zu verstandesmäßig, um das Gefühl zu ergreifen und zur Andacht zu stimmen. Seine sämmtlichen Werke, sowie seine Uebersetzungen zeugen von seiner Gelehrsamkeit und einem wohl benutzten Studium der Alten; seine theoretischen Ansichten von Poesie u. Rhetorik, welche im Allgemeinen als der Ausdruck der Kunstansicht der Pegnitzschäfer überhaupt gelten können, legte er in seiner „Rede-, Binde- und Dichtkunst" (Nürnberg 1679) nieder. Er † zu Nürnberg den 12. Juni 1681. Seine Gedichte finden sich in Müllers „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" (Bd. 9, Leipzig 1826).

Birkenfeld, deutsches Fürstenthum, welches zum Großherzogthum Oldenburg gehört und an der östlichen Seite des Hochwaldes und südlich vom Hundsrück an der Nahe liegt, nordöstlich auf der kurzen Strecke von einigen Stunden an das landgräflich hessen-homburgische Oberamt Meisenheim grenzt und außerdem ganz von preußischem Gebiete, Regierungsbezirk Trier, umgeben ist. Es hat einen Flächenraum von 987 □M. Das Klima des vorherrschend bergigen Ländchens ist auf den Höhen rauh und kalt, in den kleinen engen Thälern aber, die durch Berge gegen die kalten, rauhen Nord- u. Ostwinde geschützt sind, ziemlich mild und angenehm. Die geognostischen Bestandtheile der Berge sind: Schiefer, Steinkohlen, Trapp-, Mandel und Sandsteine. In den Schiefergebirgen finden sich Bleierze, Dachschiefer und Kalkstein, in den Trapp und Mandelsteingebirgen außer jenen auch Kupfererze und Achate, in den Steinkohlengebirgen auch Eisen- und Rothstein. Am Fuße des Petersberges entspringt der einzige Fluß des Landes, die Nahe (Nohe), nach welcher ehemals diese Gegend Nohgau hieß; Nebenflüsse derselben sind die Frais, Idar und Halme. Die am diesseitigen Abhange des Hochwaldes entspringenden zahlreichen Bäche bewässern das Land reichlich. Die vormals berühmten, in später Zeit als versiegt betrachteten eisenhaltigen Mineralquellen bei Hambach und Schwollen sind jüngst wieder ein Gegenstand der Beachtung geworden. Der Boden ist wegen der gebirgigen Lage im Ganzen wenig fruchtbar und erfordert zu seiner Kultur viele Mühe. Der Ackerbau ist durch die natürliche Beschaffenheit des Bodens beschränkt; die höher gelegenen Gegenden tragen nur Kartoffeln und Hafer. Von einiger Bedeutung ist nur der Flachsbau. Der Weinbau findet nur an wenigen Orten eine günstige Lage. Die Obstkultur ist in den dazu geeigneten Gegenden nicht unbedeutend. Am blühendsten ist die Rindviehzucht, durch welche sich das Ländchen vor vielen andern Gegenden am linken Rheinufer vortheilhaft auszeichnet; auch die Schafzucht ist in einigen Theilen des Landes nicht unbedeutend; vorzüglich gute Wolle wird im Amt Oberstein erzielt. Die Waldungen bestehen größtentheils aus Eichen und Buchen, dann Birken und Erlen, zum kleinern Theil aus Nadelholz. Hauptgegenstände des Bergbaues sind der Eisenstein (vorzüglich bei Bulenberg im Amte Birkenfeld) und der Dachschiefer (vorzüglich im Amt Oberstein); das gewonnene Eisen wird meist roh ausgeführt. Erwähnenswerth sind die Steinschleifereien, deren Hauptgegenstand der Achat ist, doch werden auch andere und fremde Steinarten geschliffen: orientalische Karneole, isländische Chalcedone, Puddingsteine, Lapis-Lazuli, Blutjaspis und andere Halbedelsteine. Man verfertigt daraus Ringe, Kreuze, Kämme, Dosen, Petschafte, Spielmarken, Spielkapseln, Urnen, Vasen, Leuchter, Messer- u. Gabelhefte ꝛc. Außerdem sind Wollwebereien, Gerbereien, Leinwandwebereien in ziemlich lebhaftem Betrieb. Handel wird mit Schlachtvieh, Hafer und den erwähnten Erzeug-

nissen der Industrie getrieben. Brodkorn wird vorzüglich aus dem Hessen-Homburgischen eingeführt; für das nöthige Salz sorgt die Regierung. Der gesetzliche Münzfuß ist der 24-Guldenfuß. Maß und Gewicht sind nicht überall gleich; das Flächenmaß ist das rheinländische, an einigen Orten das nürnbergische. Das Maß für Trockenes ist Malter, Faß, Simmer und Söster; 1 Malter = 8 Faß, 1 Faß = 4 Simmer, 1 Simmer = 4 Söster. Im Amte Oberstein machen 2 birkenfelder Faß 1 Malter. Bei Flüssigkeiten rechnet man nach Fuder, Ohm, Liter und Schoppen nach französischem Maß. Gewicht: 1 Centner = 100 Pfund, 1 Pfund = 34 (in den meisten Theilen des Amtes Oberstein = 32) Loth, beim Flachshandel = 38 Loth. Die **Bevölkerung** betrug 1840 28,659, 1852 32,034 Seelen, also 3544 auf der □Meile. Ungefähr $^3/_4$ der Einwohner sind evangelisch-lutherisch, $^1/_{10}$ reformirt, $^1/_6$ römisch-katholisch und etwa 400 mosaisch.

Das Fürstenthum zerfällt in die 3 Amtsbezirke **Birkenfeld**, **Oberstein** und **Nohfelden**; jedes Amt hat 3 Bürgermeistereien, deren jede mehre Gemeinden umfaßt. Es hat 3 Marktflecken (die erwähnten Amtsorte), 86 Gemeinden od. Dorfschaften mit Schöffenräthen, 7 Höfe und über 120 Wassermühlen. Die Regierung ist in dem großherzoglich oldenburgischen Hause nach dem Rechte der Erstgeburt erblich; aber die Verbindung des Fürstenthums mit den übrigen oldenburgischen Ländern ist eine bloß persönliche durch den gemeinsamen Regenten vermittelte. Durch das Organisationsedikt vom 2. Oktober 1817 ist für die Privatrechtsverhältnisse das französische Civilgesetzbuch als Landrecht (jedoch mit einigen Einschränkungen und nähern Bestimmungen) beibehalten. Die oldenburgische Konkurs-, Hypotheken- und Vergantungsordnung ist an die Stelle der diese Gegenstände betreffenden französischen Gesetze getreten. Auch gilt statt der französischen Strafgesetze, die nur noch bei Polizeiübertretungen angewendet werden, das 1814 publicirte oldenburgische Strafgesetzbuch. Sämmtliche Regierungsgeschäfte besorgt unter der unmittelbaren Leitung des oldenburgischen Kabinets das Regierungskollegium zu Birkenfeld, das aus einem Präsidenten oder Direktor und 4—5 Mitgliedern besteht. Demselben sind die Aemter und diesen die Bürgermeister untergeordnet. Das Regierungskollegium ist in 2 Senate getheilt, den 1. od. Justiz- u. den 2. oder Verwaltungssenat, beide treten aber auch als Plenum zusammen. Das Postwesen, welches früher unter fürstlich thurn- und taxisscher Verwaltung stand, ist seit 1836 von dem preußischen Generalpostamt übernommen. Zum Militärdienst werden jährlich 64 Mann ausgehoben. Zur Handhabung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung ist eine aus 12 Mann bestehende Gensdarmerie vorhanden. Die Amtsgerichte bilden die erste Instanz in bürgerlichen Rechtssachen, sowie in Sachen nichtstreitiger Gerichtsbarkeit. Von den Erkenntnissen der Amtsgerichte kann in bürgerlichen Rechtssachen ohne Unterschied der Summe an den ersten Senat der Regierung, von diesem, wenn der Gegenstand 200 Gulden rhein. beträgt, an das Oberappellationsgericht in Oldenburg appellirt werden. Gegen die Straferkenntnisse der Amtsgerichte findet weitere Vertheidigung bei dem ersten Regierungssenat Statt. Das civilrechtliche Verfahren ist durch das Prozeßreglement von 1831 abgekürzt und modificirt. Das protestantische Kirchenwesen steht unter dem 1823 errichteten Konsistorium, die 12 lutherischen und 2 reformirten mit jenen unirten Pfarreien stehen unter einem Superintendenten, der zugleich Mitglied des Konsistoriums ist, das außerdem aus den protestantischen Mitgliedern der Regierung und dem Anwalt der geistlichen Güter zusammengesetzt ist. Die 7 katholischen Pfarreien werden von einem Dechanten beaufsichtigt, der unter dem Bischof von Trier steht. Die Juden genießen bürgerliche Rechte. Ein Gymnasium ist zwar so wenig vorhanden, als eine höhere Bürgerschule, doch bestehen in B. eine Anstalt, welche für die obern Klassen solcher Institute vorbereitet, u. ein 1825 errichtetes Schullehrerseminar. Der Ertrag der direkten Steuern mag sich auf ungefähr 60,000 Fl. rhein belaufen; die Domanialwaldungen werfen dem Staate jährlich 40,000—45,000 Fl. ab.

Der gleichnamige **Hauptort** des Fürstenthums, ein Marktflecken unweit der Nahe, ist Sitz der Landesbehörden, hat eine höhere Lehranstalt, ein Schullehrerseminar und 3000 Einwohner, welche Gerberei, Leinweberei, Flachsbau u. Handel treiben. Die einzige Kirche wird sowohl von Katholiken als Protestanten benutzt. Etwa $^1/_4$ Stunde von B. liegt auf einem Berge die alte Burg B., einst Residenz der Herzöge von Pfalz-B.

Das jetzige Fürstenthum B. ist ein Aggregat mehrer Ländertheile, die früher nie einen einzigen selbstständigen Staatskörper bildeten, sondern entweder Theile eines größern Staates waren, oder zu mehren Staaten gehörten, wie in der neuern Zeit, da sie noch vor etwa 50 Jahren 7 verschiedenen Regenten (Baden, Pfalz-Zweibrücken, Grafen von Limburg-Styrum, Rheingrafen von Salm, Salm-Kyrburg, Fürsten von Oettingen-Wallerstein, Kurtrier) gehorchten. Die frühere Geschichte des Ländchens fällt daher mit der jener Staaten zusammen. Der Marktflecken B. ist einer der ältesten Orte im Fürstenthum, da desselben schon im 10. Jahrhundert gedacht wird. Dann gehörte B. großentheils zur Grafschaft Sponheim. Im Jahre 1437 fiel die vordere Grafschaft an Kurpfalz und Baden, die hintere an Pfalz-Zweibrücken und Baden; 1569 wählte der Pfalzgraf Karl, jüngster Sohn des Pfalzgrafen Wolfgang, welcher den väterlichen Antheil als Apanage erhielt, B. zu seiner Residenz und ward der Stifter der Linie Pfalz-B., die jedoch, als der letzte Herzog von Pfalz-Zweibrücken, Gustav Samuel, 1731 unbeerbt starb, erlosch. Ihr folgte mit Herzog Christian III. die Linie in Zweibrücken, die sich nun Zweibrücken-B. nannte. Christian III. war der letzte in B. residirende Fürst. Im Jahre 1776 theilten Zweibrücken und Baden sich in das Land, wobei der größte Theil von B. an Baden kam. Als die Kurlinie 1799 mit Karl Theodor erlosch, folgte der aus zweibrücken-birkenfelder Linie entsprossene Herzog Maximilian als Kurfürst von Pfalz Bayern und nahm 1806 den Titel eines Königs von Bayern an. Durch den Frieden von Luneville 1802 kam

B. an Frankreich und bildete ein Arrondissement des Saardepartements. Der wiener Kongreß bestimmte dem Herzoge von Oldenburg ein Gebiet mit 20,000 Einwohnern im ehemaligen Saardepartement, mit der Aussicht, dafür ein näher gelegenes durch Tausch oder andere Uebereinkunft zu erhalten. Vorläufig wurde dies Gebiet, ohne seine Grenzen genauer zu bestimmen, unter preußische Verwaltung gestellt. Erst durch einen am 9. April 1817 zu Frankfurt a. M. unterzeichneten Staatsvertrag wurde dem Herzoge von Oldenburg durch den preußischen Hof, in Uebereinstimmung mit dessen Verbündeten, das Fürstenthum überwiesen, worauf am 18. April die förmliche Uebergabe an den Großherzog von Oldenburg vollzogen wurde. Vergl. L. Kohlt, Handbuch einer historisch-statistisch-geographischen Beschreibung des Herzogthums Oldenburg sammt der Erbherrschaft Jever und den beiden Fürstenthümern Lübeck und Birkenfeld, Bremen 1824—1826.

Birkhuhn (Tetrao tetrix *L.*), Vogelart aus der Gattung Waldhuhn (Tetrao *L.*), einer der schönsten Vögel unserer Wälder. Der Hahn (Birkhahn) ist größer als ein Haushahn, 1 Fuß 9 Zoll lang, sein Schwanz bildet eine mit beiden Spitzen stark nach außen gebogene Gabel; der Schnabel ist krumm, schwarz; die Nasenlöcher sind rund und gefedert; der Augenstern ist bläulich; die Läufe sind befiedert, die Zehen geschuppt; über den Augen ist eine 1/12 Zoll hohe, hochrothe Warze, auf den Flügeln ein weißer Fleck (Spiegel); das Ende des Bauches ist ebenfalls weiß, die Hauptfarbe aber schwarz, nur an den Schultern findet sich eine feine rostfarbene Zeichnung. Das Weibchen (Birkhenne) ist um ein Viertel kleiner, rostfarben mit schwarzen Querbinden, am Unterleibe auch mit weißen Querbinden, auf dem Flügel mit einer weißen Binde; der Schwanz ist nicht stark gegabelt. Die kleinen Jungen sind jungen Auerhühnern ähnlich. Das B. bewohnt die Wälder Europa's u. Asiens, besonders solche, wo es viel Wachholderbeeren gibt, bleibt im Winter, frißt hauptsächlich die genannten Beeren, außerdem auch Heidel- und Preiselbeeren, grüne Blättchen der Birken und anderer Bäume, Baumknospen, Insekten. Das Weibchen legt in ein auf der Erde gescharrtes Loch 7—10 blaßgelb, braun und rostbraun gefleckte Eier; die nach drei Wochen auskriechenden Jungen laufen ihm, sobald sie trocken sind, nach. Die Balzzeit (Paarungszeit) fällt später, als die Auerhahnbalzzeit, im April und Mai, und dauert im Allgemeinen 4—5 Wochen, bei jedem einzelnen Hahn aber nur 10—14 Tage. Der Birkhahn balzt auf der Erde an dem Rande von Wiesen und Waldblößen und sein Harem besteht aus 8—10 Hennen. Oft kommen mehre Hähne zusammen, die sich herumbeißen; die Geberden des balzenden Birkhahns, sowie sein Geschrei, sind auffallend und noch seltsamer als beim Auerhahn, jedoch hört und sieht er während der ganzen Balzzeit sehr gut, kann also nicht leicht beschlichen werden. Das Fleisch, besonders das der Jungen, ist sehr schmackhaft und kommt fast nur auf die Tafeln der Reichen. Ein ausgewachsener Birkhahn wiegt 4—5 Pfund. Die krummen Schwanzfedern der Männchen werden von den Tyrolern als Schmuck auf dem Hute getragen. Das Bastard-Waldhuhn (s. Waldhuhn), Tetrao medius *Leisl.*, ist eine Zwischengattung zwischen Auerhahn und Birkhuhn.

Birma (Birmanisches Reich, Reich der Maramas [Mranmas], wie sich die Bewohner selbst nennen), das wichtigste und größte Land der hinterindischen Halbinsel, deren vierten Theil es ausmacht, die merkwürdige Grenzscheide hindu-scher, mongolischer und malayischer Elemente, liegt zwischen 16—24° nördl. Br. und 109° 30′—118° 40′ östl. L. von Ferro. Die Grenzen sind im Norden die unbekannten Gebirgslandschaften des Sive-Shan und des Bor-Khamtilandes, im Osten das westliche Grenzgebirge der chinesischen Provinz Yünnan und der von Siam scheidende Saluan- oder Thaluanstrom, im Süden der Golf von Martaban und im Westen die arakanschen Küstenketten und die unbestimmten Grenzen des Landes Katschar. Innerhalb dieser allerdings theilweise mit nur annähernder Gewißheit anzugebenden Grenzen läßt sich der Flächenraum des Reiches nach den zuverlässigsten Angaben auf 10,566 (nach Andern 14,750 oder 12,000) □Meilen schätzen, von denen 8000 auf das unmittelbare Birmanengebiet und 2000 auf die tributären Landschaften kommen. Das eigentliche Birmanenland nimmt nur den vierten Theil des ganzen Reiches ein, denn außer ihm sind noch das mittelbar unterthänige Gebiet Koschan-pri oder Kasi-Shan und Mrelap-Shan, die Theile von Kassal oder Moitay und Jo-pri im Norden und Pegu und die gebliebenen Reste von Martaban im Süden, und als tributäre Schutzlandschaften das Gebiet der Bor-Khamti, Sinphos, Albors und Mischmis im Norden u. Khiaen, Kongky's im Nordwesten um die Quellen des Arakan anzuführen.

Das ganze Land ist eigentlich nur das Gebietsland des Irawaddy, der gleich dem Nil der Ernährer des Landes ist, welches den periodischen Ueberschwemmungen desselben seine Fruchtbarkeit verdankt. Er entspringt in Tübet unter 23° 30′ nördl. Br. und 108° 30′ L. aus einem Binnensee, nimmt die meisten Flüsse des Landes, worunter der Kyenduen und Pegu die ansehnlichsten sind, auf und ergießt sich, ein weites Delta bildend, in 14 Mündungen in das Meer. Links entsendet er den sich abgabelnden Panlaun, welcher sich im Delta sowohl wieder mit dem Hauptstrom, als mit dem Setang und Salman mehrfach verzweigt. Die übrigen Flüsse: Arakan, Sittang, Talnaya, Tavay u. Tenasserim sind Küstenflüsse. Von dem in unbestimmten Umrissen aus dem martabanschen Golf sich erhebenden Saume des peguanischen Delta's steigt das birmanische Gebiet nordwärts terrassenförmig auf. Zwischen den beiden Hauptmündungsarmen des Irawaddy, dem westlichen von Bassein und dem östlichen von Rangun, breitet sich das 500 □Meilen große Deltaland, das in der östlichen Erweiterung bis zum Saluan sein Areal verdoppelt. Es ist ein halb überschwemmtes Niederungsland, und nach allen Richtungen hin von Wasseradern, Lagunen, Seen und Sumpfwaldungen bedeckt und in natürlicher Großartigkeit und Bedeutung das Nildelta noch übertreffend. Im Norden dieser Niederung erhebt sich zwischen den Ufern des Setang und Irawaddy ein sanft ansteigendes Bergland,

das **Peguplateau**, als allmähliger Uebergang zum mittlern Irawaddylaufe. Diese mittlere Stufe schließt in einem kurzen westöstlich gerichteten Querthale die wichtigen Kulturebenen der Residenzen ein und ist mit höhern Berglandschaften umsäumt, die zum nördlichen obern Gebiete führen. Dieses ist ein größtentheils noch ganz unbekanntes Land, dessen schneegekrönte Gipfel noch von keinem Menschenfuß betreten worden sind. Von dem Langtau, dem südöstlichsten Vorsprunge des Himalayasystems, aus lassen sich nun die meridional gerichteten Scheidegebirge verfolgen, welche den Irawaddy von seinen Nachbarströmen trennen, und zwar östlich als birmanisch-siamesisches Scheidegebirge, westlich als arakanisches. Beide gliedern mit ihren Verzweigungen den birmanischen Boden mannigfach, der nur durch das System des Irawaddy in hydrographischer Einheit erhalten wird. Die Natur B.'s trägt den allgemeinen Charakter Ostindiens. Während in den nördlichen und hohen Gebirgslandschaften die winterliche Strenge der höhern Regionen zu den milden und segensreichen Verhältnissen der tiefen, geschützten Thäler einen schroffen Gegensatz bildet, lagern sich über den südlichen Niederungen indische Gluth u. Schwüle; unter dem Einflusse des Passats wechseln hier nur zwei Jahreszeiten mit einander, und der regelmäßige Eintritt der nassen Jahreszeit bedingt das Gedeihen der in verschwenderischer Fülle und Ueppigkeit auf dem feuchten Boden der Flußniederungen wuchernden Vegetation. In der Regel weht von Mai bis Oktober der Regenpassatwind, in welcher Zeit die Temperatur ziemlich gleich bleibt und das Thermometer ungefähr 17—18° R. hält. Nach dem Regen werden die Nächte kalt, Nebel steigen auf, der Tag wird glühend heiß, und der schnelle Temperaturwechsel macht diese Jahreszeit ungesund. Das Thermometer steigt kurz vor der Regenzeit (im März u. April) auf 30° R. Auch bringt diese Zeit Krankheiten, die besonders den Thieren gefährlich sind. Die Feuchtigkeit überzieht Alles mit Schimmel und löst sogar den Leim der Geräthe auf. Gewitter sollen besonders im Küstenland äußerst furchtbar und heftig seyn; auch Erdbeben erschüttern häufig das Land. Zu wenig Regen bringt Hungersnoth. Ein großer Theil der **Gewächse** Hinderindiens überhaupt gedeiht auch in B. Dieses besitzt in Menge die schönsten und härtesten Waldbäume Indiens und vorzugsweise schönes Teak-(Tik-)holz als einen Haupthandelsartikel, sowie Melonen, Bananen, Ananas, Rambutan, Indigo, Weizen, überhaupt alle Cerealien Indiens, besonders Reis als das Hauptnahrungsmittel, die schönsten Tropenfrüchte, Datteln, Zuckerrohr, Mango's, Tabak u. die Gewürze Hindostans; auch die Theestaude, der Muskatnußbaum, die Platanen, der Brodbaum, die Arecanuß und der Maulbeerbaum rc. gedeihen. Die nördlichen Berge sind auch mit europäischem Nadelholz bewachsen. Von **Thieren** hat das Land den hier in vollster Kraft entwickelten Elephanten, das Rhinoceros und den Königstiger Indiens, wie dessen Ochsen, Büffel und Pferde neben dem gezähmten Elephanten als Hausthiere: ferner: Panther, Leoparden, Tigerkatzen, Bären, wilde Schweine, Hirsche und Rehe in ganzen Schwärmen, Hasen, Füchse, Schuppenthiere, fliegende Hunde, Eichhörnchen, Stachelschweine, Zibethkatzen, Antilopen, Moschusthiere, Ziegen, Esel, auffallender Weise aber keine Schafe, Schakals, Wölfe und Hyänen; ferner: Geier, Falken, Habichte, zahlreiche Papageien, Nashornvögel, so viele Krähen, daß sie durch ihre Raubsucht zur Landplage werden, Schneidervögel, Tauben, Hühner, Pfauen, Fasanen, Salangane, Rebhühner, Flamingo's, Kraniche, Reiher, Schnepfen, Gänse, Enten, die sogenannte Braminengans (Henza), Strandvögel, Schwäne, viele Alligatoren, Schlangen, Schildkröten, Chamäleone, Eidechsen, Gekkos rc.; Bienen, Krebse, Seidenwürmer, große, sehr verderbliche Ameisen, Tausendfüße, vor der Regenzeit ganze Wolken von fliegenden Ameisen, Wanzen, welche die Eingeborenen eingemacht essen, rc.; alle indischen Fische. Der von den Chinesen betriebene **Bergbau** findet ein weites Feld reichster Ausbeute; außer Gold, Silber, Eisen, Blei, Kupfer und andern Metallen, sowie den herrlichsten Edelsteinen (Saphir, Rubin, Topas, Smaragd, Amethyst, Onyx, Chalcedon, Karneol, Turmalin, Granat), findet sich auch Platina, u. Schwefel und Naphtha werden in Menge dem Erdboden abgewonnen; außerdem: Porzellan, Farben-, Walkererde, Alaun, Chlorit, Alabaster, Kalk u. Talk. Vitriol, Soda, Bolsalz rc.

Die **Bevölkerung** spaltet sich in nicht weniger als 18 Nationen, die zwar durch Sprache, Sitten, Gebräuche und Religion verschieden sind, alle aber den gemeinsamen Typus des indo-chinesischen Menschenschlags darbieten, vermöge dessen sie mit den Siamesen und Anamesen ungefähr in der Mitte zwischen Hindu's und Chinesen stehen, mit großer Annäherung an die Malayenkonstitution. Von jenen 18 Nationen sind besonders bekannt: die **Mughs** (in Arrakan den Hindu's sich nährend), **Kassiaer** (Khasi, östlich von Silhet am Fuß der Garrows wohnend, ebenfalls den Hindu's in Religion, Sprache und Sitte verwandt, ein sanfter Menschenschlag), **Kains** (Kolan, das Urvolk der Küste in den Bergen von Arakan, sowie an ihrem östlichen Fuße, fast schwarz, groß und stark), **Hadschins** (am Fuße der Garrows, dunkelfarbig), **Karain** (Kariang, Karianer, theils im Irawaddydelta, theils in den Bergen von Arakan, ein gutmüthiges, gastfreies, von den groben Lastern der meisten dortigen Völker freies Volk), kriegerisch, den eigentliche Birmanen sehr ähnlich. Ganz besonders aber treten unter dem Völkergemisch des birmanischen Reichs zwei Nationen hervor, die sich um die Herrschaft im Irawaddylande oft, lange und hartnäckig gestritten haben, nämlich die **Maramas** (die eigentlichen Birmanen) und die **Talain** (Peguer). Jene sitzen im mittlern Stromgebiete des Irawaddy, im Hügel- und Berglande, diese auf dem niedrigen, sumpfreichen Marschboden des Deltalandes auf einem Raume von etwa 1070 geographischen □Meilen, während das Maramaland gegen 2500 □Meilen Areal umfaßt. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts sind die Talain überwunden und die Maramas die Herren des ganzen Landes geworden. Nach einem fast hundertjährigen Nebeneinanderleben der bei-

den Hauptnationen haben sich die Talain mit den Maramas assimilirt, und ihre Sprache ist nur noch ein Dialekt der Maramasprache. Von den Ausländern, die sich im Königreich B. niedergelassen haben und fortwährend sich daselbst ansiedeln, verdienen die Chinesen im mittlern Gebiet des Irawaddy wegen der Betriebsamkeit Erwähnung, mit welcher sie ihre Kultur auch unter dem Maramavolk zu verbreiten bemüht sind. Die Gesammtzahl der Einwohner des Birmanenreichs ist noch nicht gehörig ausgemittelt, die Angaben liegen zu weit auseinander. Während Symes in seiner Gesandtschaftsreise nach Ava 14,400,000 annimmt, rechnet Crawfurd 4½ Millionen, Cox 8 Millionen, Kapitän Canning nur 3 Millionen und Hassel 10 Millionen.

Der ehemals sehr blühende Ackerbau auf so günstigem Boden scheint durch Krieg und Despotismus gesunken. Auswanderungen (100,000 auf einmal) nach der britischen Küste und nach Siam verödeten das Land am Irawaddy. Doch ist im Süden noch mancher Landstrich mit herrlichen Reisfeldern, umgeben von stachlichten Tamarinden u. Mangobäumen, mit Zucker-, Tabak-, Baumwolle- und Pfefferplantagen bedeckt. man baut Hanf, Hülsenfrüchte, Weizen, Gemüse, eine Art Thee, Indigo, Sesam u. Gewürze, während die üppige Vegetation in den herrlichen Waldbäumen freiwillig manche Schätze bietet. Die Feldarbeiten beschränken sich auf leichtes Pflügen u. Bewässerung. Die Viehzucht erstreckt sich größtentheils auf Rindvieh zum Ziehen der Karren, Wagen u. Pflüge; Elephanten und Büffel werden gezähmt; Pferde mit buschigen Schwanz- und Mähnehaaren bringt man meist aus Kassai. Fleisch und Milch dienen nur selten zur Nahrung. Honig liefern die wilden Bienen. Die stark betriebene Jagd geht auf Elephanten, Büffel, Tiger, Leoparden, Krokodile, Nashorne, Schweine, Rothwild, Vögel ꝛc. Der Fischfang dient zur Nahrungsquelle des Volks an den Flüssen und am Meere. Besonders reich ist B. an Bergöl, dessen berühmte Quellen bei Renan-Khyaun sich finden und das man als Theer und Licht braucht; der jährliche Verbrauch (es wird in alle Theile des Landes verführt) soll nach Crawfurd 17,568,000 Wis (à 26½ Pfund) im Ganzen, nach Cox aber 56,940,000 Wis betragen. Die Bearbeitung von edeln Metallen zu Tempelschmuck u. dgl., Schneiden der Edelsteine, gröbere Seidenarbeiten, die Fabrikation von baumwollenen, gewürfelten Zeuchen, von Waffen und Eisengeräthen, großen Krügen, Oel, Farbstoffen, Leder, Papier, Lackwaaren, Tauen, Schiffsgeräthen, Schießpulver, gedrehten Holz- und Elfenbeinwaaren nebst Schiffsbau liegen theils den Weibern, theils Fremden ob; selbst die Götzenbilder werden in Menge in Fabriken verfertigt. Im Handel steht China voran, mit welchem zu Lande lebhafter Verkehr in seinen Südprovinzen Statt findet. Aus China kommen Thee (andere Arten als in Kanton), Kupfer, Operment, Quecksilber, Zinnober, Eisenwaaren, Porzellan, Silber, Rhabarber, Honig, rohe und verarbeitete Seide, Grünspan, Branntwein, Schinken, Früchte, Fasanen, Hunde. Banmo an der Nordgrenze und Niadai (südlich) werden von den chinesischen Karawanen zu 4000—5000 Personen besucht, welche mit Gebirgspferden reisen und 2 Monate brauchen. Dorthin begeben sich dann die Birmanen und Mohammedaner aus Ava. Den Chinesen werden Baumwolle, Edelsteine, Elfenbein, Betelnüsse, Vogelnester, Metalle ꝛc. verkauft. In die britischen Lande bringt man Silber, Bauholz (Tik). Lackfirniß, Zinn, Elfenbein, Wachs, Steinöl und Kaschigummi und erhält dagegen Baumwollenzeuche, Seiden- und andere Manufakturwaaren. Auch zur See handeln die Birmanen nach Kalkutta. Nur hindern in dieser Beziehung noch die Ausfuhrverbote, z. B. für Gold und Salpeter, und die mißtrauischen Beschränkungen, denen fremde Schiffe unterworfen sind. Mit Laos handeln die Birmanen im Osten des Irawaddy (die Märkte sind meist bei den Pagoden); sie geben Fische, Napi, Salz gegen Gummi, Lack und Lackwaaren, Pferde, Gold, Silber, Laipak (geringer Thee zum Essen mit Oel und Knoblauch), Wachs, Farbholz, Zwiebeln, Knoblauch, Zucker ꝛc. Der Haß gegen Siam hindert allen Handel dorthin. Der Landhandel geht zum Theil in großen Zügen auf Wagen mit Dächern, die von Stieren gezogen werden. Auf diese Weise oder auch auf dem Irawaddy und seinen Nebenflüssen werden Fische, Napi, Metalle, Oel, Reis, Vieh ꝛc. verführt. In den Bezirk von Tschagain, wo auch die Fabriken der Gautamastatuen sind, wird die rothe und weiße Baumwolle gebracht, dort gereinigt und weiter nach China geführt. Das Aufblühen des Handels wird besonders auch durch Erpressungen der Zollberechtigten und durch Monopolwesen gehindert. Die Schifffahrt ist bedeutend; sie beschäftigt über 1000 Fahrzeuge. Die Birmanen sind besonders geschickte Schiffer auf Flüssen. Treffliche, nach französischen Mustern gebaute Fahrzeuge 1000 Tonnen leiten sie musterhaft.

In der Wissenschaft der Birmanen, die nebst dem gesammten Unterricht vorzüglich dem Priesterstande angehört, steht obenan die Kenntniß der Religionsbücher, welche in der Pali- (Bali-) Sprache (die gelehrte und Religionssprache) geschrieben sind; außerdem Astrologie, Landeskunde nebst verworrenen Nachrichten vom Auslande, Geschichte, meist sagenhaft mit der von Hindostan zusammenhängend, Philosophie, hauptsächlich Religion und Moral betreffend, Rechtskunde, deren Grundlage das Gesetzbuch des Menu ist, Medicin, worin sie manche gute Kenntnisse, jedoch nur aus Empirie, besitzen. Fast jeder Birmane kann lesen und schreiben. Das gewöhnliche Schreibmaterial sind Palmblätter, auf die man mit eisernen Griffeln schreibt. Die Bücher bestehen aus dünnen Elfenbeintafeln. Sie rechnen nach Mondjahren, die Wochen nach den Mondphasen, den Tag von Mittag an, ihn in 4 Abschnitte theilend und in Sekunden zerschneidend. Auch die Kunst hat eine gewisse Ausbildung bei ihnen gefunden. Poesie bringt schon die Religion und Geschichte der Birmanen mit sich, weshalb Götter- und Heldensage die Hauptgegenstände der Volksdichtung sind. Das Schauspiel ist sehr beliebt; unter freiem Himmel treten meist siamesische Schauspieler und Gaukler in grotesken Masken und glänzender Kleidung auf, oder springen in Thiere verkleidet umher. Auch

hier liefert die Sage, z. B. die vom Rama, den Stoff. Der Birmane soll sich durch mimische Anlage auszeichnen. Die Musik liebt er in hohem Grade. Der gemeinste versteht die Nationallieder zu singen, über welche Bücher vorhanden sind und deren Melodien von Europäern gelobt werden. Instrumente sind: die große Harfe mit Drahtsaiten (Sum), die dreisaitige Violine (Turr), eigenthümliche Flöten, Cymbeln, Guitarren, Trommeln. Was die **Religion** betrifft, so verehren die Birmanen als Hauptgottheit unter dem Namen Gaudma (Godma, Godama) den Buddha; andere Gottheiten sind Thasiami, Mahasandera und Sigami. Die bösen Dämonen heißen Pallu und die Luftgeister Natt. Nach Andern haben sie 7 Hauptgötter, wovon die 5 ersten schon als Lehrer der Tugend auf der Erde gelebt haben, die letzten zwei aber künftig erscheinen und das goldene Weltalter bringen. Gaudma, der letzte der schon dagewesenen, wird allein verehrt. Seelenwanderung ist allgemeine Glaubenslehre. Die Frommen kommen in den Garten des Indra auf dem Berge Möru, die Bösen an einen Ort der Qual. Die Priester theilen sich in höhere und niedere (Rahans und Talapoin od. Tongi). Sie gehen in gelbem Mantel, barfuß, mit Tonsur, wohnen in Klöstern (Kium), beobachten Keuschheit und Ehelosigkeit, leben von milden Gaben, beschäftigen sich mit den Wissenschaften, unterrichten die Jugend, enthalten sich alles politischen Einflusses und führen ein thätiges Leben. In ihrer Moral ist die sich auch auf Thiere erstreckende Nächstenliebe die höchste Tugend. Die Oberpriester heißen Sireda (Sereda). Die Klöster sind überall offen, werden sehr reinlich gehalten und in jedem befindet sich eine Bibliothek von sehr zierlich geschriebenen Büchern. Das Land ist mit Tempeln (Pea) bedeckt, die gewöhnlich auf Hügeln gebaut und achteckig sind, 7 und mehr Stockwerke, die in einer Spitze auslaufen, haben und prächtig, aber geschmacklos verziert sind. Gewöhnliche Feste sind: der Tag des Neumonds, der Vollmond und die beiden Viertel. Jedes Geschäft ist dann verboten. Fromme fasten vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne. Am Ende des Sonnenjahres ist ein Freudenfest. Die Feier der Feste besteht in der Regel in Wettkämpfen, Prozessionen, Musik und Gesang. Die christlichen Missionen haben bisher in B. wenig Erfolg gehabt. Volksvergnügungen sind Faustkämpfe, Ringen, Wettfahrten zu Wasser, Anschauen von Tänzen, Schauspielen, Feuerwerken rc. Alle Todten, die etwas Vermögen hinterlassen, werden feierlich verbrannt, die Armen beerdigt oder ins Wasser geworfen. Die Leiche wird in Prozession, voran Klageweiber, dann die in Trauer gehüllten Verwandten folgend, langsam an den bestimmten Ort getragen, der Sarg mit derselben unter den Gebeten der Priester auf den Scheiterhaufen gesetzt und dieser angezündet. Dies besorgen besondere Leichenverbrenner (Tschandala's), die für ehrlos gelten. Die Gebeine werden begraben. Hohe Personen werden vorher einbalsamirt und 6 Wochen lang in den Kium (Klöstern) zur Schau gestellt.

Die **Regierung** ist völlig despotisch wie in Anam und Siam. Jeder Bewohner des Landes ist ein Eigenthum des Monarchen (seit 1800 mit dem Titel Boa, d. i. Kaiser), dessen Macht in männlicher Linie erblich ist. Derselbe verfügt frei über die Person, ohne daß jedoch ein so regelmäßiger Frohndienst eingeführt wäre, wie in den beiden andern Staaten Hinterindiens. Lehnsherrschaft unter absoluter Macht des Königs ist der vorherrschende Charakter der Staatsverfassung; die Lehnsleute sind Sklaven ihres Lehnsherrn. Eben dieses Lehenssystem, welches die männlichen Einwohner zu übertriebenen Kriegsdiensten und Frohnen in Anspruch nimmt und der heillosesten Willkür der Unterbeamten Raum läßt, ist das Verderben des Landes, welches, durch fleißige Hände angebaut, fast unvergleichlich wäre. Denn fast stete Kriege machen einen Aufwand nöthig; die Beamten aber leben ganz von schändlichen Erpressungen, vom Verkauf der Gerechtigkeit. Auch scheinen die Grenzen der Aemter zu wenig abgesteckt, woraus Verwirrung der Geschäfte entsteht. Die höchsten Beamten sind 4 Staatsminister oder Wungi, zusammen den höchsten Rath (Lotu) bildend, der sich täglich versammelt und Alles dem Könige vorlegt, alle Dekrete erläßt; mitberathend, aber nicht entscheidend sind die 4 Wuntok, die sonst in wichtigen Geschäften arbeiten; 4 Atawun oder geheime Räthe haben allein stets Zutritt zum König und vermögen viel, 4 Seri dogi (Staatssekretäre) stehen an der Spitze der vielen Schreiber (Seri), der Staatsrath hat seine eigenen 4 Protokollisten (Natschaangi). Staatsboten und Ceremonienmeister sind die Landongan, ungefähr das Amt der Maitres des requêtes verwalten die 9 Sandozain, Finanzverwalter ist der Assewun. Wun scheint der Name aller hohen Beamten; erbliche Würden gibt es nicht. Die Provinzen werden oft von Prinzen verwaltet. Maiwun ist der Titel des Statthalters, welcher Vorsitzender des Provinzrathes, fast unumschränkt und sehr verehrt ist, so niedrig er am Hofe von Ava behandelt wird. Der Raiwun ist nach ihm der nächste, mit der Justiz beauftragt; ihm folgt der Tschekl und endlich der Schahbender, dem die Handels-, Zoll- und Hafensachen übergeben sind. Sie bilden den Rath, die drei letztern den Gerichtshof (Rum). Jeder Vicekönig hält seinen Hof. Unter ihm stehen dann geringere Statthalter, in den Städten Polizeiintendanten, auf Dörfern eine Art Dorfschulzen. Die **Einkünfte** des Reichs, ihrem Belaufe nach unbekannt, bestehen aus dem Zehnten alles Ertrags und der ganzen Einfuhr, der meist in Natur erhoben wird. Daher die großen Magazine, worin die königlichen Vorräthe liegen, woraus aber auch dem Lande Unterstützungen in Menge bei Mißwachs u. dgl. zufließen. Besoldungen gibt man eben aus diesen, die höchsten Beamten erhalten wie die Prinzen Lehensgüter. Die Anhäufung des Schatzes ist ein Hauptziel der Politik. Die schwerste Auflage ist das Gesetz, nach dem alle Männer über 20 Jahren je das dritte Jahr für den Staat arbeiten müssen. Die Rechtspflege beruht auf dem Dharma Sastra und Menu's Gesetzen, die aus Ceylon gekommen sind, und hat durchweg religiösen Charakter. Das Kriminalrecht ist gegen Staatsverbrechen (Diebstahl, Mord) streng, sonst

ziemlich milde. Brandmarken, Verstümmelung, Tod durch das Schwert sind die häufigsten, Sklaverei in den Tempeln, schreckliche Einkerkerung, Aussetzen an die heiße Mittagssonne, Abschlachten, Ersäufen, Lebendigbegraben, Zerreißen durch wilde Thiere, Pfählen, Bauchaufschneiden, Zersägen, Kreuzigen weniger vorkommende Strafen. Die barbarischen Feuer- und Wasserproben gehören zur Untersuchung. Alle Urtheile bestätigt der König. Das Civilrecht gibt dem Gläubiger die Befugniß, den Schuldner nebst Familie zu verkaufen, oder beliebig zu benutzen. Die Polizei wird als wachsam und pünktlich gerühmt. Die Diener heißen Pagwat (Feuerleute), gebrandmarkte Verbrecher, denen das Leben geschenkt wurde, Leibeigene der Regierung. Sie durchstreifen Tag und Nacht die Straßen, weil die schlecht gebauten Häuser leicht in Brand gerathen; auch die Scharfrichter geben sie ab. Die Stände in B. sind Adel, ausgezeichnet durch das Tsalo (Kette) in drei Abstufungen nach der Zahl der Schnüre (bis 12) und durch die Form ihrer Häuser und Geräthe, die Talapoin, das Volk und die Sklaven, worunter die Pagodensklaven (mit Familie u. für immer) die niedrigsten und mit den entehrten Tschandala's, Nachrichtern, Kerkerknechten gleichgestellt sind. Die Militärmacht von B. kann bedeutend genannt werden, nicht zum Angriff, aber zur Abwehr, denn hier kommen die schwer durchdringlichen Wälder, die Gebirge trefflich zu Statten. Die Truppenzahl richtet sich nach dem Bedürfniß; denn das Aufgebot der Statthalter und Vasallen mit ihren Leuten nach der Konskription (je 3 — 4 Familien stellen 1 Mann, oder zahlen dafür 300 Tikal) bildet das Heer, das vom Staate ausgerüstet und genährt, aber nicht besoldet wird. Der Birmane ist tapfer und stark, ein geborner Soldat. Die Waffen sind Säbel, Lanze, Bogen. Schießpulver kannte man wohl vor den Europäern, brauchte es aber nur, um Steine von Festungen aus unbehülflichen Kanonen zu schleudern. Jetzt hat man bessere Stücke, sowie Flinten aus Europa. Im vorletzten Kriege belief sich das birmanische Heer auf 60,000 — 70,000 Mann und machte den Engländern genug zu schaffen. Die Zeughäuser sind erträglich versehen, Waffen liefern die Schmiede von Cassay. Die backsteinernen Forts vermögen nichts gegen gutes Geschütz. Bedeutender ist die birmanische Seemacht. Die großen (bis 100' langen u. 8' breiten) Boote mit 50—60 bewaffneten Ruderern und etwa 30 Soldaten führen einige Kanonen und werden sehr geschickt gelenkt.

B. ist in 5 Provinzen oder Königreiche abgetheilt, die durch Vicekönige verwaltet werden und wieder in Departements zerfallen. 1) Cassay (Kathi), auch Meckley, grenzt mit seinem nördlichen und nordwestlichen Berglande an Assam und die Garrowlande (Katschar), im Westen und Südwesten stößt es im Gebirge an Tipperah, Tschittagong, Arakan, mit welchen Gegenden es durch Engpässe und Durchbrüche von Flüssen verbunden wird. Auf der Ost- und Südseite liegen birmanische Provinzen. Noch gebeut ein eigener abhängiger Radscha, der in der Stadt Munnipur seinen Sitz hat, den betriebsamen Bergstämmen. 2) Birma, die größte Provinz, mit den Hauptstädten Amarapura oder Umerapura (s. d.) und Ava (s. d.), seit neuester Zeit wieder Residenz. Andere Städte sind: Tschagaing oder Ssikkam zwischen den 2 Residenzen, auch eine ehemalige Hauptstadt, durch Baumwollenhandel mit China blühend, mit Festung und vielen Tempeln; Bhanmo (Paumo, Bamu), unfern der chinesischen Grenze, der Hauptort des Handels mit China; Mogan, nahe an Tübet, im hohen Gebirgslande, wo eine eigene Art von Thee auf den Bergen wächst; Kiumzeik mit Marmorbrüchen und vielen Bildmanufakturen; Summei-Kium mit Pulverfabriken und Magazinen; Yandabu, Dorf, durch Töpferwaaren, noch mehr durch den Frieden mit den Briten (24. Februar 1826) bekannt; Uamagery, ein katholischer Missionsposten mit christlicher Kirche; Pagahm-Miu, alte Kaiserstadt mit prächtigen Tempeln, Fabriken in Lackwaaren, Oelmühlen, jetzt halb verfallen; Neundah, Handelsstadt mit Lackwaaren, Baumwoll- und Oelbereitung; Yanangbung, Handelsstadt, in deren Nähe die Steinölbrunnen mit 340 Quellen sind; Prome oder Paai-Miu, von Kanälen durchschnitten, reich an Pagoden, mit einem Elephantenpark, Papierfabriken, Schiffbau, Holzhandel, Trümmern alter Städte in der Nähe und 40,000 Einwohnern. Der Handel mit Tikholz ist am stärksten zu Koma, an einem Zuflusse des Irawaddy, einer Stadt mit vielen Pagoden und Klöstern. 3) Pegu, ehemals ein eigenes Königreich, auch Talain genannt, im Norden an Birma, im Osten an Siam, im Südosten an Martaban, im Westen an Arakan, im Süden ans Meer stoßend, das große Irawaddy-Delta umfassend, in 32 Distrikte getheilt, mit der Hauptstadt Pegu (s. d.) und den Städten Pangun, Myanang, Ssarawah, Bassein u. a. und der Diamanteninsel vor dem Kap Negrais. 4) Lowaschan, stößt im Norden und Osten an Yünnan, im Westen an Birma, sehr gebirgig, am Thaluayn, den Siamern abgenommen, von Lowas (Laos) bewohnt, hat die Hauptstadt Kiamgan, auf dem Westufer des Thaluayn, die Städte Thebo, nördlicher, Mona zwischen beiden. 5) Yunschan, südlich von da am Thaluayn, an Siam im Osten, an Birma im Westen grenzend, mit der Hauptstadt Zemi am Menam.

Geschichte. Die älteste Geschichte B.'s ist so dunkel, daß wir nicht einmal wissen, ob die ursprünglichen Bewohner Australneger waren und wann der jetzt herrschende Volksstamm mongolisch-chinesischer Abkunft einwanderte. Die Geschichte der ersten Königreiche von Takoung ist rein mythisch und knüpft ohne alle historische Wahrscheinlichkeit an die Geschichte und den Geburtsort Buddha's an. Die Makha-Aera der Birmanen, welche mit der Einführung des Buddhismus beginnt, datirt vom Jahre 638 der christlichen Zeitrechnung. Die schönen alten Tempel, welche aus dieser Zeit vorhanden sind, lassen auf eine Blüthezeit schließen, in der das birmanische Reich zu seinem Glanzpunkt gelangt ist. Mongolen, Chinesen, später Malayen und viele einheimische Fehden mögen diese Kultur zerstört haben. Im Jahre 1364 kam als fünfte birmanische

Dynastie die von Ava auf den Thron. In den nächsten Jahrhunderten gab es Kriege B.'s mit Pegu und Siam, deren Wechselfälle für uns interesselos sind. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war Pegu den Birmanen unterworfen, machte sich aber frei und gelangte zu solcher Macht, daß die Birmanen, nachdem ihr König gefangen worden war, ihrerseits in Abhängigkeit geriethen. Dies geschah 1733, und etwa 1750 erhob ein birmanischer Bauer aus dem Orte Montgabo die Fahne des Aufstandes, schlug die Peguer aus dem Lande und gründete sich einen Thron. Er nahm den Namen „zum Buddha bestimmt" an, die Engländer haben ihm den korrumpirten Namen Alompra gegeben. Schlau, ehrgeizig, tapfer und glücklich, behauptete er sich nicht allein auf dem Throne, sondern trat auch als Eroberer auf und vereinigte Pegu, Martaban, Tavoy und Tenasserim mit seinem Gebiete. Er starb 1761, nachdem er in seinem Testament bestimmt hatte, daß seine sieben Söhne einer nach dem andern regieren sollten, wodurch viele Unruhen entstanden. Sein erster Nachfolger schon hatte mit Empörung und zugleich mit den Chinesen zu kämpfen. Im Jahre 1766 sollen die Chinesen mit 50,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reitern, im nächsten Jahre mit 250,000 Fußgängern und 25,000 Reitern, im dritten Jahre mit 600,000 Fußsoldaten und 60,000 Pferden in B. eingebrochen seyn. Im vierten Jahre wurde Friede geschlossen, und die Birmanen kamen in den Besitz der Vortheile, die sie nach ihrem fabelhaften Waffenglück beanspruchen konnten. Als der König, der diesen Frieden erkämpfte, gestorben war, wurde bis 1791 ein Monarch nach dem andern vom Throne gestürzt. In dem genannten Jahre befestigte sich endlich Padunmang auf dem Throne, der bis 1817 regierte. Die blutigen Thronstreitigkeiten und die eigenen Grausamkeiten des neuen Königs hatten einen solchen Eindruck gemacht, daß die bisherige Residenz Ava für entheiligt galt und der Sitz der Regierung nach Umerapura verlegt wurde.

Was die auswärtigen Beziehungen anlangt, wie sie aus dem Handel entstanden, so waren die Araber von Maskat und Bassora und die Perser die ersten Kaufleute, welche mit den Birmanen Handel trieben; diesen folgten die Armenier und die Eingebornen von Surat; jene behielten aber dennoch den größten Theil des Handels bis zur Ankunft der Portugiesen, welche in der Mitte des 16. Jahrhunderts einen blühenden Handel getrieben zu haben scheinen. Pegu, Siriam und Martaban waren zu jener Periode volkreiche Städte, die Stapelplätze der reichsten Erzeugnisse der zwei Kontinente und die Bewunderung der Fremden wegen der dort herrschenden Ordnung und Sicherheit. Die Portugiesen errichteten Handelsagentschaften an vielen Punkten der Küste und waren bald im Besitz des ganzen Handels; ihr unruhiges Betragen aber und ihre Einmischung in innere Angelegenheiten machten bald einen ungünstigen Eindruck: sie benahmen sich mit der Anmaßung von Eroberern, intriguirten mit den Eingeborenen und ermuthigten sie sogar zur Empörung. Dieses Betragen führte zu verschiedenen Maßregeln, die dem europäischen Handel nachtheilig waren. Die Araber dagegen traten in gesellschaftlichen Verkehr mit dem Volke, schmeichelten seiner Eitelkeit, indem sie die Sprache desselben erlernten und Weiber unter ihnen nahmen. Als daher die Macht der Portugiesen in Indien abzunehmen begann, wurde die Nachricht davon mit Freude empfangen und das Gouvernement, die durch ihre Schwäche dargebotene Gelegenheit benutzend, schrieb neue Einrichtungen und Abgaben vor, unter welchen ihr Handel schnell in Abnahme gerieth und in die Hände der Mohammedaner fiel. Nicht lange nachher begannen die Franzosen und Engländer, deren Schiffe vorher bloß in langen Zwischenräumen das Land besuchten, in größerer Anzahl die Seehäfen zu frequentiren. Da die Birmanen und Peguer damals in Feindseligkeiten begriffen waren, so nahmen die rivalisirenden Franzosen und Engländer, eingeladen durch die Aussicht auf Gewinn, bald eifrig am Streite Theil, die Engländer mit den Birmanen und die Franzosen mit den Peguern verbündet; aber beide, zu schwach, irgend einer Partei wirksame Unterstützung zu leisten, verlängerten durch ihre Einmischung bloß den Krieg und vermehrten das Blutvergießen, ohne zu einem entscheidenden Resultat zu führen. Die Europäer fingen bald darauf an, hinlängliche Beschäftigung unter sich selbst in Hindostan zu finden, und der Handel ging wieder an die Araber und Armenier über, denen er verblieb, bis die Beendigung des Kampfes um die Herrschaft in Indien zwischen den Franzosen und Engländern die letztern in den Stand setzte, wieder theilweisen Besitz von den Märkten zu nehmen, freilich unter geheimer Opposition der Mohammedaner und dem offen ausgesprochenen Widerwillen der Regierung. In der Absicht, ein freundliches Vernehmen zwischen beiden Regierungen herzustellen, schickte der Generalgouverneur von Indien eine Gesandtschaft unter Kapitän Symes ab, welche zwar in Ava eine Audienz bei dem König hatte, aber weiter kein günstiges Resultat brachte; die Kaufleute wurden nach wie vor durch kleinliche Plackereien gequält, die sie sich freilich nur zu häufig selbst zuzogen, denn die wenigen Europäer, welche zu jener Zeit und noch Jahre nachher dauernd im Lande wohnten, waren meist Leute von dem zweideutigsten Charakter. Diese Plackereien hatten aber die bessere Klasse der englischen Kaufleute zuletzt so entmuthigt, daß nicht mehr als vier Handelshäuser in Rangun und drei in Ava sich befanden. Im Jahre 1819 starb der König der Birmanen und Jag-schemen trat die Regierung an. Der neue König wollte Streitigkeiten in der Nordwestgrenze zur Erweiterung seiner Macht benutzen und besetzte Munnipur, um von da Einfälle in Assam und Cachar zu machen. In Assam stellte ein geflüchteter Birmane einen Kronprätendenten auf, wurde besiegt und flüchtete mit seinem Monarchen zu den Engländern. Von Bhotan aus wurde von dem Prätendenten und dem vertriebenen Herrscher von Assam ein Einfall in dieses Land gemacht, wobei die Birmanen, indem sie ihre Gegner verfolgten, eine Verletzung des englischen Gebiets sich zu Schulden kommen ließen. Auch in den folgenden Jahren bis 1822, zu welcher Zeit die Birmanen Assam sich völlig

unterwarfen, kamen Beleidigungen vor, und der brutale Uebermuth der Birmanen machte jede Ausgleichung unmöglich. Der birmanische Hof hatte Großes im Sinn, nämlich das britische Reich in Indien zu zerstören und den Thron Sr. „goldfüßigen" Majestät in Delhi aufzurichten. Die Vorbereitungen, die man zu diesem Zwecke traf, waren für B. bedeutend zu nennen, und das Nationalgefühl berauschte sich an ihnen dergestalt, daß man das Entgegenkommen der Engländer in Unterhandlungen für Feigheit hielt und um so eifriger auf Krieg bestand. Als die birmanischen Vorposten bis Dschittagong vorgedrungen waren, erklärte England seinerseits den Krieg. Nun ging Assam in kurzer Zeit verloren und Rangun fiel in die Gewalt der englischen Flotte (19. Mai 1824), der das Emporium des birmanischen Reichs nicht einmal Widerstand zu leisten wagte. Die von den Grenzen zur Vertheidigung des innern Landes zurückgerufenen Heere hielten nirgends Stand; dreimal in vierzehn Tagen führte der birmanische Oberbefehlshaber Bandulah seine Truppen gegen Sir A. Campbell, und eben so oft wichen sie zurück, ohne es zu einer eigentlichen Schlacht kommen zu lassen. Bandulah war der einzige Mann, welcher hinreichende Geschicklichkeit besaß, ein Heer zu befehligen; als er in der Nähe der Stadt Denophyju von einer platzenden Bombe erschlagen wurde, war der König rathlos. Die Häfen von Mergui, Tavoy und Martaban wurden von den Engländern genommen, die nun den Irawaddy hinauffuhren und am 24. Februar 1825 Prome besetzten. Der König suchte bei den Nachbarstaaten um Hülfe nach, bei Cochinchina, Siam, China. Alle drei Mächte weigerten sich, Hülfe zu schicken, die Antwort Tao-Kuangs bestand in dem Erbieten, den König in der himmlischen Burg zu Peking freundlich aufnehmen zu wollen, falls die westlichen Barbaren ihn aus seinem Reiche vertreiben sollten. Schlechtes Wetter und hinterlistige Unterhandlungen verzögerten das Vordringen der Engländer bis zum nächsten Jahr; als sie sich dann wieder in Bewegung setzten, drangen sie bis Yandabo, vier Tagereisen von der Hauptstadt entfernt. Kämpfe fanden mit Ausnahme unbedeutender Scharmützel dabei nicht Statt, die Birmanen räumten regelmäßig ihre Verschanzungen, sobald die Engländer zu einem ernstlichen Angriff sich anschickten. In Yandabo begannen neue Unterhandlungen, welche am 24. Februar 1826 zum Friedensabschluß führten. Die Birmanen versprachen, die nördlichen Gebirgsstaaten Assam, Cachar, Jyntea und Mainpur ihrer eigenen Entwicklung, d. h. dem englischen Schutz, zu überlassen, traten vier Provinzen ab, Arakan bis zur östlichen Gebirgskette von Ava mit den Inseln Ramri und Cheduba, die südlich gelegenen Ye, Tavoy und Tenasserim, zahlten ein Kror Rupien (12 Millionen Gulden), räumten wichtige Handelsfreiheiten ein, die durch den Handelsvertrag vom 23. November 1826 noch besonders bestätigt wurden, und empfingen in Ava einen englischen Gesandten.

Daß B., das mächtigste Reich zwischen dem Ganges und China, in diesem Kriege erlegen war, machte in Hinterindien den gewaltigsten Eindruck. Die Ruhmredigkeit der Birmanen stellte sich indessen bald wieder ein, die Hofannalen des Reichs sagten über den Krieg: „In den Jahren 1186 und 1187 (nach der birmanischen, mit 638 beginnenden Zeitrechnung) kamen die weißen Barbaren, erregten Unruhen, nahmen Rangun und Prome. Der Gebieter des goldenen Hofes leistete keinen Widerstand, sein frommes Herz wollte kein Blut vergießen. Die Barbaren rückten bis nach Yandabo, was ihnen viele Unkosten verursachte. (Das ist richtig, die Engländer gaben selbst ihre Kriegskosten auf 13 Millionen Pfund Sterling an, wovon sie nicht den zehnten Theil ersetzt erhalten haben.) Jetzt waren ihre Hülfsquellen erschöpft, sie geriethen in Noth. Der König, von Mitleid bewogen, sandte ihnen große Summen Geldes, damit sie ihre Schulden bezahlen konnten, und ließ sie dann aus dem Lande bringen." Die Frömmigkeit des Königs kostete ihm Thron und Leben, sein Bruder Tharawaddy stürzte ihn und setzte sich selbst auf den Thron. Da dieser stets eine große Bewunderung für die Europäer an den Tag gelegt hatte, erwartete man, daß seine Usurpation zur Annahme eines weniger barbarischen Systems von Politik führen würde, fand sich aber in dieser Erwartung bald getäuscht. Der neue Regent ließ zuerst alle Mitglieder der alten Hofpartei mit Einschluß der Königin und des muthmaßlichen Thronerben hinrichten und verbannte alsdann den britischen Residenten aus seiner Hauptstadt. Seine nächste That war die blutige Unterdrückung einer gefährlichen Verschwörung, welche auf dem Punkte war, in Rebellion überzugehen zu Gunsten seines verstorbenen Neffen, des Thronerben, den das Volk noch immer am Leben glaubte. Inzwischen beuteten die Engländer ihre durch den Krieg mit den Birmanen gewonnenen Stellungen mit ihrer gewohnten Energie aus. Sie fanden verwüstete, fast von Bewohnern entblößte Länder, die der barbarische Kriegszustand in diese Lage versetzt hatte. Weite Strecken sind mit ausgedehnten Dschungelwäldern besetzt, welche die Ruinen zahlreicher Forts und Tempel einschließen, zum Beweise, daß in früheren Zeiten hier eine dichte Bevölkerung sich drängte, deren Nachkommen in spärlichen Gruppen an den Ufern der herrlichen Flüsse sich sammelten, welche noch immer das Land bewässern. Dies hat sich unter der englischen Herrschaft schnell zum Bessern gewendet. Arakan ist jetzt die Getreidekammer aller Länder rings um den bengalischen Meerbusen. Der Werth der jährlichen Ausfuhr an Reis schwankt zwischen 12 und 13 Millionen Gulden, und obgleich noch kein Drittel des herrlichen Landes angebaut ist, hat sich die Bevölkerung doch von den 100,000 Einwohnern des Jahres 1827 bis 1851 auf 500,000 gehoben. Moalmain, 1827 eine Einöde mit wenigen Fischerhütten, war bereits 1851 zu einer Stadt von 60,000 Einwohnern geworden, die im Handel einen jährlichen Umsatz von 4 Millionen Gulden machte. Einige Meilen unterhalb der Stadt wurde Amherst gegründet, das wegen der Nähe des Saluan (Martaban) und Irawaddy eine große Entwicklung verspricht. Nicht so überraschend schnell, aber doch viel versprechend ha-

den sich die andern neuen Provinzen der Engländer gehoben, in denen die kostbaren östlichen Erzeugnisse in reichlichem Maße gedeihen: Indigo, Baumwolle, verschiedene Farbhölzer und Gewürze aller Art, auch Thee, der eine eigene Gilde, die Assam-Theegesellschaft, ins Leben gerufen hat. Die stark anwachsende Bevölkerung dieser Gebiete kommt hauptsächlich aus dem Birmanenreiche, dessen bedrückte Bewohner schaarenweise in die englischen Besitzungen flüchten. In B. sah man die englische Nachbarschaft natürlich mit steigendem Grimm. Nachdem der Handelsvertrag die drückendsten Beschränkungen aufgehoben, die Zahl der englischen Kaufleute stark vermehrt, die Einfuhren und Ausfuhren belebt hatte, brach Tharawaddy plötzlich das freundliche Einvernehmen mit der ostindischen Gesellschaft und vernichtete den Verkehr beinahe ganz. Der König wollte offenbar einen Bruch herbeiführen, der ihm Gelegenheit verschaffte, seinem Lande die frühere Grenze wieder zu geben. Der Zustand wurde bald wieder so wie vor dem Kriege von 1824: die redlichen Kaufleute zogen sich zurück, der Handel kam in die zweideutigsten Hände. Die Nachgiebigkeit der Engländer wurde von den Birmanen als Schwäche oder Furcht ausgelegt, und der Statthalter von Rangun glaubte jetzt den Handelsvertrag von 1826 ungestraft umgehen zu können. Die Kauffahrer und Handelsleute sollten willkürliche Zölle und Abgaben entrichten; wer sich dessen weigerte, wurde wie ein gemeiner Verbrecher behandelt. England konnte im Interesse seiner eigenen Würde nicht länger zögern; im Herbst von 1851 wurden ernstliche Demonstrationen, im Nothfall ein Krieg, beschlossen. Im December 1851 erschien der Kommodore Lambert mit einigen Schiffen vor Rangun. Er überbrachte ein Schreiben des Generalstatthalters Lord Dalhousie, das der „goldfüßigen“ Majestät anzeigte, England erwarte Genugthuung für die wiederholten Beleidigungen des Statthalters von Rangun und eine angemessene Entschädigung für die Verluste seiner Unterthanen. Lambert fügte hinzu, daß er nur eine bestimmte Zeit warten und dann die Feindseligkeiten beginnen werde. Der König fügte sich scheinbar, weil er Zeit für seine Rüstungen gewinnen wollte. Am 1. Januar 1852 kamen Briefe an, die mit barbarischem Gepränge überreicht wurden und die Erklärung enthielten, daß der Statthalter von Rangun abberufen und der Statthalter von Prome beauftragt sey, alle Klagen der Engländer zu untersuchen und nach Befinden der Umstände Entschädigung zu leisten. Alles dies geschah aber bloß, um Zeit zu gewinnen und die Engländer sicher zu machen, damit sie keine Vorkehrungen zum Widerstande treffen möchten. Man rüstete von birmanischer Seite eifrig zum Krieg und zog an beiden Ufern des Irawaddy ein Heer von angeblich 150,000 Mann zusammen. Aber auch England rüstete zum Kriege, und im Januar schon brachen die Feindseligkeiten aus. In diesem Kriege wurden Martaban (5. April 1852), Rangun (14. April), Prome und Pegu (21. November) von den britischen Truppen erobert, die Provinz Pegu aber durch Proklamation des Generalgouverneurs vom 20. December 1852 dem indo-britischen Reiche einverleibt. Trotz der Gefahren, welche über die Birmanen hereinzubrechen droheten, da von Südwesten die siegreichen Engländer heranzogen und im Osten 20,000 von britischen Offizieren befehligte Siamesen standen, bereit den Saluan zu überschreiten, um gegen Umerapura vorzudringen, und von Nordosten die Laos (Lowas) an ihren Unterdrückern Rache zu nehmen droheten, scheiterten die von Seiten der Engländer gemachten Friedensanträge an der Halsstarrigkeit des Königs, der sich durchaus zu keiner Gebietsabtretung verstehen wollte. Nachdem jedoch dieser durch eine Palastrevolution, an deren Spitze ein königlicher Prinz stand, gestürzt worden, zog der neue König die birmanischen Truppen zurück und ließ durch einen Gesandten Frieden anbieten, indem er sich bereit erklärte, in Gemäßheit der Proklamation des Lord Dalhousie einen Vertrag abzuschließen, wobei er nur gegen die bei Miaday gezogene Grenzlinie Einsprache that. Als aber das englische Gouvernement in dieser Beziehung nachgab, verweigerte der birmanische Gesandte jegliche Gebietsabtretung. Die Folge davon war, daß die Unterhandlungen, welche vom März bis Mai 1853 gedauert hatten, abgebrochen wurden. Noch während derselben waren einzelne feindliche Zusammenstöße vorgekommen, die meist zum Nachtheil der Engländer ausgefallen waren. Namentlich hatte ihnen ein Parteigänger Mia-Tun, der sich auf einer Insel des Irawaddydelta's festgesetzt, von hier aus durch kühne Streifzüge bedeutenden Abbruch gethan und selbst zwei gegen ihn ausgesandte Barkenexpeditionen zurückgeschlagen. Auch als es Sir John Cheape nach einem hitzigen Gefecht gelungen war, ihn von dort zu vertreiben, setzte er sich in den sumpfigen Dickichten der Nebenflüsse des Irawaddy wieder fest und begann von dort seine Streifereien von Neuem. Im Juni 1853 erschien aber der birmanische Gesandte, welcher früher mit den Engländern unterhandelt hatte, abermals und bot im Namen des Königs von Ava den Frieden unter der Bedingung an, daß der Miaday die Grenze des britischen Gebietes bilden, die Schifffahrt auf dem Irawaddy aber frei seyn solle. Da der Generalstatthalter diese Bedingung genehmigte, so wurde der Friede proklamirt, die Blokade des Flusses aufgehoben und der Verkehr mit Ava wieder hergestellt. Doch blieb in Pegu eine britische Streitmacht von 18,000 Mann zur Sicherung der neugewonnenen Provinz zurück. Während aber die Briten dieselbe zu organisiren begannen, fanden allerlei Konflikte Statt, welche für jene empfindliche Verluste herbeiführten. Zahlreiche Dacoits (Parteigänger) durchstreiften das britische Gebiet und setzten sich namentlich am östlichen Ufer des Irawaddy fest, wahrscheinlich mit Vorwissen des Königs, welcher von einer ihn umgebenden kriegerisch gesinnten Partei beherrscht ward. Auch forderte eine im December 1854 in Rangun eintreffende birmanische Gesandtschaft das abgetretene Land zurück, wurde aber abschläglich beschieden. Vgl. Symes, Account of an embassy to the kingdom of Ava, Lond. 1800; Snodgroß, Narrative of the Burmese war, das. 1829, deutsch Hannover 1830; Crawfurd, Journal of

an embassy from the governor in India to the court of Ava in the year 1826—27, Lond. 1829; **Sangermano**, A description of the Burmese, Rom 1830.

Birmingham (in gemeiner Aussprache Brömdgen oder Bromitschen, lat. Bremenium), Stadt in der englischen Grafschaft Warwick, die größte Metallwerkstätte und nächst Manchester die größte Fabrikstadt der Welt, liegt fast in der Mitte Englands an dem kleinen Flusse Rea, in der Nähe reicher Eisen- und Kohlengruben, auf welche ihre Industrie basirt ist, und bedeckt auf einer durch nichts unterbrochenen Ebene einen Flächenraum von etwa 9 engl. □Meilen. Die Einwohnerzahl des Ortes, der zu Alfreds des Großen Zeit als ein höchst unbedeutender Flecken genannt wird und im 12. Jahrhundert durch seine Gerbereien einigen Ruf erlangte, betrug bis zum 15. Jahrhundert nur 3000 und hatte zu Ende des 17. Jahrhunderts noch nicht 7000 überstiegen; sie vermehrte sich aber desto rascher seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als Boultons großartige Thätigkeit hier ausgebreitete Etablissements gründete, und namentlich seit 1764, wo in dem nahen Soho die boultonsche Maschinenbauanstalt entstand; 1801 hatte B. schon 70,670, 1821 85,000, 1831 120,000 Einwohner und 1851 232,841. Erst seit der Reformbill von 1832 schickt B. einen Abgeordneten in das Parlament. Durch Kanäle (Worcester- und Birminghamkanal) steht B. in Verbindung mit Hull, Liverpool, Bristol, London, Oxford, auch mit den erstern 4 Orten durch Eisenbahnen. Die Stadt bietet den Eindruck großer Einförmigkeit, ihre Häuser sind aus rothem Backstein erbaut, meist ohne Bewurf und selten durch architektonische Kunst verschönert. Keine Anhöhe, kein breiter Strom bringt Abwechselung in die langen Reihen der Fabrikgebäude, deren Aeußeres durch den Rauch der unzähligen Feuerherde und Dampfmaschinen noch farbloser und düsterer wird. Eine Ausnahme macht die im griechischen Tempelstyl erbaute Stadthalle (Townhall), welche den größten Saal Englands enthält, der 9000 Personen fassen kann; ferner das neue Gebäude des Gymnasiums (King Edwards endowed School, von Eduard VI. 1552 gegründet), 1838 im gothischen Styl (Tudor Gothic) erbaut, das schönste Schulhaus, welches England besitzt. Kirchen und christliche Bethäuser besitzt B. 22 worunter die auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegene Philippskirche wegen ihrer schönen Bauart zu nennen ist, außerdem 2 Synagogen, 2 Belllancasterschulen, mehre Bibliotheken und Wohlthätigkeitsanstalten, darunter das Armen- oder Arbeitshaus (Workhouse), welches für die große Anzahl der Bedürftigen zu klein und auch in seiner innern Einrichtung ziemlich fehlerhaft ist. Auf dem Markte (Bullring) steht Nelsons Statue in Lebensgröße, neben welcher noch das Denkmal John Watts zu nennen ist. Das Theater ist durchschnittlich schlecht, überhaupt hat die freie Kunst eben so wenig als die strenge Wissenschaft in B. ihr Domicil; die Genien der Industrie und die Technik haben hier die Sitze der Musen eingenommen. Die birminghamer Societäten haben alle eine praktische Tendenz, z. B. die Gesellschaft zur Unterdrückung unmoralischer Schriften, die Union zur Förderung volksthümlicher Zwecke u. a. m. B. zählt unter seinen Einwohnern viele wohlhabende und selbst reiche Leute, aber wenige, welche die enormen Summen eines der ersten Häuser Londons, Manchesters und Liverpools in Einer Hand vereinigen; die meisten Fabrikanten haben kleinere Kapitalien und die Mehrzahl der Bewohner sind nur Arbeiter (über 60,000) und Magazinbesitzer. Der Arbeitslohn steht hier verhältnißmäßig hoch, ein gewöhnlicher Arbeiter verdient wöchentlich 30 Schilling, ein Arbeiter erster Klasse 50 Schilling bis 6 Pfund. Gleichwohl hat die Stadt viele Arme und die Unzufriedenheit des Pöbels führt öfters Aufläufe (riorts) herbei. B. ist die große Werkstätte des Königreichs für alle Metallwaaren und insbesondere für die unendliche Reihe der sogenannten „Hard-ware", für gröbere und feinere Arten von Stahl- und plattirten Waaren, für Knöpfe, Nägel, Nadeln, Schnallen und Messingwaaren, für Bijouterie, Quincaillerie, lackirte Arbeiten rc., und nicht mit Unrecht nennt man es den „Kramladen von Europa" (Toy-Shop of Europe). Der Umsatz dieser Waaren ward schon zu Anfang dieses Jahrhunderts zu 3 Millionen Pfd. St. veranschlagt. Man würde ein paar Seiten mit Namen bedecken müssen, wenn man auch nur diejenigen Gegenstände alle herzählen wollte, deren Verfertigung in B. als besonderer für sich bestehender Zweig der Manufaktur existirt. Bei dem in England so außerordentlich weit getriebenen Systeme der Arbeitstheilung gibt es fast keine Art von Nägeln oder Stiftchen, keine Klasse von Schrauben oder Metallknöpfen, die in B. nicht ihre eigenen Bearbeiter und ihre gesonderten Werkstätten hätten und die nicht ein „tradde" (Gewerbe) für sich bildeten. Im Allgemeinen hat die birminghamer Fabrikation in neuerer und neuester Zeit an Mannigfaltigkeit und Umfang außerordentlich zugenommen. Einzelne Gewerbe, wie z. B. die Schnallenfabrikation, sind zwar in Folge der wechselnden Mode von ihrer frühern Höhe tief herabgesunken, aber die Anzahl der neu entstandenen oder höher gestiegenen ist doch unendlich größer. Um 1810 gab es nur 2 Manufakturen für plattirte Sachen (plated goods), 1843 waren deren 70, jede mit 10—70 Arbeitern; erst 1828 wurde die Papiermachéarbeit in B. eingeführt, jetzt verfertigt man nicht bloß kleine Sachen aus dieser Masse, sondern Tische, Sopha's, Schränke und ganze Ameublements. Fast eben so jung ist die Fabrikation der Stahlfedern, und jetzt werden hier in einer einzigen Fabrik 1000 Centner Stahl in Schreibfedern verwandelt, was eine Produktion von cirka 70 Millionen Stahlfedern macht; und solcher Fabriken zählt B. mehre. Auf der früheren Stufe hat sich im Ganzen die Knopffabrikation, einer der wichtigsten Zweige, erhalten. In den Knöpfezimmern sind in gewaltigen Massen Knopfstempel für die Knöpfe aller verschiedenen Klubs, für die verschiedenen Uniformen der Beamten, des Militärs und der Dienerschaft der aristokratischen Familien; ein einziger Fabrikant hatte 1834 in seinem Etablissement nicht weniger als 10,000 doppelte Knopfstempel für Livréeknöpfe. Einer

der Hauptzweige der birminghamschen Industrie ist die Gewehrfabrikation; B. lieferte in den Kriegen, welche zu Anfange dieses Jahrhunderts den Kontinent erfüllten, den britischen sowie fremden Heeren mehr Gewehre, als alle anderen Fabrikstädte der Welt zusammen genommen, von 1804—15 wurden daselbst volle 5 Millionen gefertigt und abgesetzt; jetzt wird die jährliche Produktion von Gewehren im Durchschnitt auf 260,000 Stück gerechnet, die Jagdflinten nicht mitgezählt. Noch verdienen als besonders ausgezeichnete birminghamer Etablissements hervorgehoben zu werden: die 1788 errichtete Münzmühle, die auf 8 Prägstöcken in weniger als einer Stunde 30,000 Münzen zu prägen vermag, und die Kupferwerke, welche Kupfer zum Schiffsbeschlag schicken. Vgl. J. G. Kohl, Reisen in England und Wales, Dresden und Leipzig 1844. Thl. 1.

Birminghamkanal, Kanal in der englischen Grafschaft Warwick, geht von Wednesbury bei Birmingham vorbei bis Coventry, verbindet den Sherburn mit dem Grandtrunk.

Birnam, schottischer Berg in der Grafschaft Perth, Gerichtsplatz des Königs Dunkan und aus Shakespeare's „Macbeth" bekannt.

Birnbaum (Miedzychod), Kreisstadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, an der Warthe, hat 2600 Einwohner, worunter 600 Juden, eine katholische, eine evangelische Kirche, eine Synagoge, ein Waisenhaus, Armenhaus, Tuchwollenwaaren- und Leinwandfabrikation, Gerbereien u. Handel; brannte 1797 zur Hälfte nieder.

Birnbaum, Johann Michael Franz, geheimer Justizrath und Professor der Rechte an der Universität zu Gießen, ward geboren am 19. September 1792 zu Bamberg, studirte seit 1811 in Erlangen und dann in Landshut Jurisprudenz. Als Erzieher des Grafen von Westphalen beschäftigte er sich darauf viel mit Poesie und schrieb mehre Theaterstücke, welche auf mehren deutschen Bühnen zur Aufführung kamen, wurde aber durch einen Ruf an die Universität zu Löwen als Professor der Rechte von diesen Beschäftigungen wieder abgezogen. In seinem neuen Berufe trug er mit Erfolg zur Wiederbelebung der löwener Hochschule bei und begründete mit mehren seiner Amtsgenossen (Holtius, Warnkönig ꝛc.) die Zeitschrift: „Bibliothèque du jurisconsulte", die später mit der zu Paris erscheinenden „Themis" vereinigt wurde. Nach dem Ausbruch der Revolution ward er, wie die meisten deutschen Lehrer der Universität, durch einen Beschluß der provisorischen Regierung 1830 entlassen, ging hierauf nach Bonn, hielt an der dortigen Hochschule Vorlesungen, ward 1835 ordentlicher Professor der Rechte in Utrecht und erhielt 1840 die Berufung in seine gegenwärtige Stelle zu Gießen. Unter seinen Schriften erwähnen wir: „Deduktion der Rechte des Herzogs von Looz-Corswaren auf das Fürstenthum Rheina-Wolbeck" (Aachen 1830); „Die rechtliche Natur der Zehnten" (Bonn 1831), worin er die rücksichtslose Abschaffung derselben bekämpft; „Commentatio de Hugonis Grotii in definiendo jure naturali vera mente" (das. 1835).

Birnbaumer Wald (Hrudschiza), österreichisches Waldgebirge, vorzüglich im adelsberger Kreise in Illyrien, Theil der julischen Alpen, zwischen Idria und Adelsberg und von der Save nach Kroatien sich hinziehend, besteht großentheils noch aus Urwald u. ist von Wölfen, Bären, Luchsen und Wildkatzen bewohnt.

Birne, die Frucht des Birnbaumes (Pyrus communis *L.*, Sorbus Pyrus *Krantz*), bekannte und beliebte Kernobstsorte, die zwar von sehr süßem, saftigem Fleische, aber weit weniger haltbar als der Apfel ist. Die B.n werden wie die Aepfel benutzt; man genießt sie frisch oder zubereitet als Birnensaft, Birnensyrup, Birnenwein, Birnenessig, gekocht, gebacken und getrocknet; auch dienen sie zur Branntweinbereitung. Der Most von den herben Sorten ist der beste; man kann ihn leicht zum Moussiren bringen. Der Birnenwein wird am besten, wenn man edlere Sorten mit wilden vermischt; er wird ganz wie der Aepfelwein behandelt.

Man zählt gegenwärtig schon über 700 in Gestalt und Güte verschiedene **Birnsorten**. Diel theilt die B.n in 6 Klassen, 3 Ordnungen und 3 Geschlechter ein. Die Klassen werden bestimmt durch die Güte des Fleisches: I. Butterhaft schmelzende, sehr geschmackvolle B.n, die sich beim Kauen geräuschlos in Saft auflösen: B.n vom ersten Range. II. Saftreiche, geschmackvolle B.n, deren Fleisch im Kauen etwas oder ziemlich rauschend ist, sich aber doch ganz auflöst: ebenfalls vortreffliche Tafelbirnen. III. Saftreiche, oder doch saftige, geschmackvolle B.n, deren Fleisch abknackt und sich nicht oder nicht ganz auflöst: theils Tafelfrüchte, theils Früchte für die Wirthschaft. IV. Hinreichend saftige B.n mit markigem oder etwas schmierig-schleimigem Fleische, jedoch gewürzhaft und im Munde schmelzend, aber ohne erhabenen Geschmack: Schmeerbirnen, mehr für die Wirthschaft, als zum Rohgenießen geeignete Früchte. V. B.n mit saftigem, aber trocknem Fleische u. von Geschmack fade: Früchte für die Oekonomie. VI. B.n mit hartem, rübenartigem Fleische, zum Rohgenießen ungeeignet, aber die besten Kochbirnen für den Winter. Jede von diesen 6 Klassen hat nun wieder 3 Ordnungen, die auf die Verschiedenheit der Durchmesser in Rücksicht der Höhe und Breite gegründet sind: 1. Ordnung: der Durchmesser der Breite ist größer als die Höhe. 2. Ordnung: die Durchmesser der Höhe und Breite sind sich gleich, oder die Höhe beträgt nie über einen Viertelzoll mehr, als die Breite bei den Hauptformen der Frucht. 3. Ordnung: der Durchmesser der Höhe ist stets schon in die Augen fallend größer, als der der Breite und muß wenigstens immer ³/₄ Zoll länger seyn. Endlich zerfällt jede Ordnung zum schnelleren Auffinden der Sorten in 3 Abtheilungen (Geschlechter) nach der Reifzeit der Frucht. Nach diesen Abtheilungen sind die Sorten öfters in den Katalogen der Baumschulen aufgeführt. 1. Abtheilung: **Sommerbirnen**, zeitigen von Johannis bis Ende September und werden vom Baume herab verbraucht; 2. Abtheilung: **Herbstbirnen**, werden von Mitte September bis Mitte Oktober abgenommen, müssen dann einige Tage auf Haufen liegen, um auszuschwitzen, und werden dann auf das Lager gebracht, wo sie vom Oktober

an bis gegen Ende November zeitigen; hierher gehören unsere meisten und vorzüglichsten Tafelbirnen; 3. Abtheilung: Winterbirnen, dürfen vor Ende Oktober nicht abgenommen werden und fangen erst Ende November an zu zeitigen, ja manche Sorten kommen erst im nächsten Frühjahr oder Sommer zu völliger Reife. Oken und nach ihm Dierbach (Oekonomische Botanik, Th. II, S. 223 u. f.) theilen die B.n nach ihren Verwandtschaften und Hinneigungen zu den benachbarten Pflanzengattungen in 7 Familien ein, welche den Hagebutten: Buttenbirnen (Pyra crataegaria), Mehlbeeren: Elsenbirnen (P. ariaria), Mispeln: Mispelbirnen (P. mespilaria), Spierlingen: Spierbirnen (P. sorbaria), B.n: Birnbirnen (P. pyraria), Aepfeln: Apfelbirnen (P. malaria) und Quitten: Quittenbirnen (P. cydoniaria), entsprechen. Für die Kenntniß der Birnsorten ist es sehr zweckmäßig, mit den verschiedenen Birnfamilien bekannt zu seyn, von denen man festbestimmte Kennzeichen hat und welche bei der Klassifikation der B.n zum Theil Unterabtheilungen ausmachen. Es sind folgende: 1) Bergamotten, von rundlicher Form, feinem, süßem, halb- oder ganzschmelzendem, sehr fein muskatellerartigem Fleisch; 2) Butterbirnen, von schmelzendem, butterhaftem, meist sehr schmackhaftem Fleisch, die köstlichsten Tafelsorten, meist Herbst- und Winterbirnen; 3) Muskatellerbirnen, von stark bisam- oder moschusartigem Parfüm, müskirtem Geruch und muskatellerartigem Geschmack; 4) Pomeranzenbirnen, rundlich, kreiselförmig, mit unebener glänzender Schale, meist von eigenthümlichem Bisamparfüm und den Pomeranzen ähnlicher Farbe; 5) Rousseletten, meist kegelförmig gestaltete B.n, wenigstens auf einer Seite röthlichbraun und größtentheils von süßem, fein muskatellerartigem Geschmack; 6) Weißbirnen (Blanquetten), außen gelblichweiß, nie geröthet, von weißem Fleisch; 7) Schmalzbirnen, von rauschendem, halbschmelzendem Fleisch; 8) Knackbirnen, ausgezeichnet durch abknackendes Fleisch; 9) Most- oder Weinbirnen, von brüchigem und schmierigem Fleisch; 10) Zapfen- oder Bouteillenbirnen, auffallend lange Früchte von verschiedenem Geschmacke; 11) Pfundbirnen, die größten von allen Birnsorten und meistens nur für die Wirthschaft geeignet. Nach Bérard enthält der Birnensaft als Bestandtheile: riechenden Stoff, Zucker, Gummi, kleberartige Materie, Apfelsäure und apfelsauren Kalk. Die sogenannten Steine in den B.n kommen mit der Holzfaser überein. Bérard machte besonders auf den Unterschied des Verhältnisses der Stoffe im unreifen und reifen Obste aufmerksam. Der grüne Farbestoff ändert sich in gelben, rothen &c. um, während der Zucker, zumal in der letzten Periode der Reifzeit, sich bedeutend vermehrt. Bei den B.n vermindert sich das Gummi sowie die Apfelsäure verhältnißmäßig, während es sich bei den Pfirsichen und Aprikosen vermehrt. Der Reifungsprozeß durch Veränderung der Stoffverhältnisse geht auch bei B.n vor, die man noch unreif vom Baume nahm; legt man aber reife B.n an die Luft, so lange, bis sie mürbe werden, so vermindert sich der Zucker, es bildet sich Kohlensäure und das Gewebe der Frucht wird braun, wie faules Holz. Was den medicinischen Gebrauch der B.n betrifft, so verordnete man früher die herben Früchte des wilden Birnbaums, die Holzbirnen, Fructus Pyri sylvestris, gegen Durchfälle und Ruhren. Als Volksmittel werden sie bisweilen noch gebraucht. Uebrigens sind die wilden und zahmen B.n auch ein kühlendes, diätetisches Mittel.

Der Birnbaum, eine Pflanzenart aus der Gattung Pyrus *L.*, welche zu der natürlichen Familie der Rosaceen und zur Gruppe der Pomaceen gehört, ist ein für den Forstmann, besonders aber auch in der Land- und Hauswirthschaft sehr wichtiger Baum. Der wilde Birnbaum, Pyrus sylvestris *Moench*, wird in 70—80 Jahren ein Baum von 60 Fuß Höhe und gegen 2 Fuß im Durchmesser; zuweilen findet man noch weit höhere und stärkere Stämme, die, ob sie gleich inwendig kernfaul sind, doch noch immer frisch fortwachsen und reichlich Früchte tragen. Er wird 100—150 Jahre alt; in den ersten 40 Jahren wächst er sehr schnell, alsdann langsamer. Das Holz ist in der Jugend weißlich und spröde, ausgewachsen aber rothgelb, kurzfeinfaserig, oft geflammt, zähe, hart, schwer und glatt. Die Rinde des alten Stammes ist dunkelbraun oder grauschwärzlich, mit Quer- oder Längsrissen, die dicke, fast immer viereckige Schuppen oder Würfel bilden, die des jungen Birnbaumes und der Aeste braungrau, glatt und weißpunktirt; die jungen Reiser sind olivengrün mit weißen Punkten, und die Zweige mit mehr oder weniger langen, festen und starken Dornen bewaffnet. Die Wurzeln sind stark, die Pfahlwurzel dringt 4—5 Fuß und noch tiefer in den Boden und die Seitenwurzeln breiten sich weit aus. Sie sind getrocknet sehr fest u. dickholzig, oft geflammt und gemasert. Die abwechselnd stehenden Blätter sind eirund, kurz gespitzt, am Rande seicht gezähnt, jung unten etwas behaart, im Alter auf beiden Seiten glatt und glänzend; sie haben am Grunde borstenförmige Nebenblättchen, werden im Herbst am Baum röthlich oder hellgelb und, ehe sie in der letzten Hälfte des Oktober abfallen, kastanienbraun. Die Blüthen erscheinen im April oder Mai, stehen in Schirmtrauben an langen, dünnen, wolligen Stielen und haben eine 5blätterige, weiße, kaum röthlich angelaufene Krone, 18 bis 22 Staubgefäße mit purpurrothen Antheren und 5 wollige Narben. Die zu Anfang des Oktober reifenden und dann abfallenden Früchte sind fleischig, klein, rund, am kurzen Stiele ohne Grube zugerundet, grün, rostgelblich punktirt und haben ein 5fächeriges, mit sogenannten Steinchen umgebenes Kerngehäuse. Der Geschmack ist herb und zusammenziehend; die Samenkerne sind schwarzbraun. Man findet den wilden Birnbaum in ganz Europa in den Vor- und Mittelbergen der Kettengebirge, in Feldhölzern, Hecken, Büschen und auf bergigen Feldrainen, besonders wenn sie kalkigen Boden haben. Er liebt eine freie, offene und sonnige Lage; daher findet man ihn besonders am Rande der Wälder. Durch die abfallenden Früchte, die außerdem noch durch Eichhörnchen, Vögel und Mäuse vertragen werden, pflanzt er sich in den Wäldern häufig auf natürliche Art fort.

Will man ihn aber zur Erlangung eines guten Werkholzes und vorzüglich zum Behuf der Wildbahn in den Wäldern haben, so müssen in Samenschulen, auf gut bereiteten Beeten die 48 Stunden vor der Aussaat im April eingeweichten und wieder abgelüfteten Kerne einzeln in Rinnen gelegt, mit ¼ Zoll lockerer Erde bedeckt und bei trockenem Wetter begossen werden. Die bald aufgehenden Pflänzchen wachsen schon im ersten Sommer so hoch, daß man sie im zweiten Frühjahr in die Baumschule, einen Fuß weit auseinander versetzen kann. Später pflanzt man sie nochmals drei Fuß weit auseinander und läßt sie dann stehen, ohne die Krone zu beschneiden, bis sie so groß und stark genug sind, um sie im Wald zu Anpflanzungen brauchen zu können. Man versetzt sie dann im Herbst oder Frühjahr in weite und tiefe Löcher. Da die Eichen in unsern Waldungen immer mehr abnehmen u. man nur durch die Früchte der schnellwüchsigen Aepfel- u. Birnbäume dem Wilde eine gute Aesung verschaffen und es dadurch einigermaßen von den Beschädigungen im Felde abhalten kann, so sollte auf die Anpflanzung dieser Bäume mehr Rücksicht genommen werden. Man kann außerdem diese Stämme auch zu Mark- und Grenzzeichen im Felde gebrauchen. Die Kernfäule und Auszehrung befällt die alten Bäume, und zwar desto früher, je weniger sie auf angemessenem Boden stehen. Die Gipfeldürre zeigt die erstere Krankheit und die Schwämme und Schorfmoose die andere an. Wenn die Stämme nicht anbrüchig werden, so haut man sie gewöhnlich zu Werkholz mit dem abzutreibenden Schlage ab. Das Holz gibt natürlich oder gebeizt, wo es schwarz und dem Ebenholz gleich ist, schöne Tischlerarbeiten. Man benutzt es insbesondere auch zu Druckerformen in Färbereien und Kattunfabriken, sowie zu Holzschnitten, Modellen, Bildschnitzereien, hölzernen Uhren, Radkämmen, Stampfen in Oel- u. Lohmühlen und in Pochwerken ꝛc. Abständige und zu Werkholz untaugliche Stämme, sowie im Schlagholz befindliche Stangen braucht man als Brennholz, das gut hitzt und eine lange Kohle behält. Das Verhältniß zu dem buchenen ist in dieser Beziehung wie 837 zu 1000, oder wie 5 zu 6. Die Früchte dienen, teig, sowie als Hutzeln getrocknet, als Speise. Den zahmen Schweinen dienen sie zur Mast u. für das Roth- u. Schwarzwild sind sie ein Leckerbissen. Für Thiergärten sammelt man sie eigends und füttert im Herbst und Winter das Wild damit. Auch geben sie einen guten Essig, den sogenannten Birnenessig, einen Branntwein u. mit edlen Sorten vermischt einen vortrefflichen, dauerhaften Birnenmost. Aus den Kernen, die beim Essigbrauen übrig bleiben, macht man in Thüringen ein gutes Oel; aus 24 Pfund Kernen erhält man 3 Pfund Oel. In Waldgegenden kann man den dornigen Strauch auch zu lebendigen, dauerhaften Zäunen anwenden.

Der zahme oder edle Birnbaum (Pyrus sativa *Duham.*, Pyrus sativa inermis *Decand. Prodr.*) begreift alle im Kulturzustande befindlichen veredelten Birnsorten. Derselbe verlangt zu seinem Gedeihen einen lockern, tiefgehenden, warmen, etwas trockenen Boden und kommt deshalb besser als der Aepfelbaum auf Anhöhen und trokkenen Orten fort. Da seine Wurzeln tief in die Erde gehen, so muß der Boden auch in der Tiefe von solcher Beschaffenheit seyn, daß die Wurzeln die erforderliche Nahrung finden. In einem lockern, warmen, etwas sandigen Boden gedeiht er ganz vorzüglich; in schwerem, thonigem und feuchtem weniger gut: die Frucht wird nicht so vollkommen und der Baum bekommt leicht den Krebs und Brand. Auf einem freien Standort wächst der Birnbaum meistens schön pyramidenförmig in die Höhe und gewährt im Sommer bei seiner lichten und schönen Belaubung einen angenehmen Anblick. Die Vermehrung geschieht, wie bei den Aepfeln, durch Samen, den man von recht reifen Früchten nehmen muß. Am besten sind die Kerne solcher Früchte, die auf recht gesunden, starken und kräftigen Stämmen gewachsen sind. Da diese Kernwildlinge in der Regel schlechte Früchte liefern, so werden sie später durch Kopuliren, Okuliren ꝛc. veredelt. Viele unserer vorzüglichsten Birnsorten verdanken Wildlingen, die in Wäldern, Gärten, Weinbergen ohne alle Pflege aufwuchsen, ihr Daseyn, wie dieses ihre Namen, z. B. Wildling von de la Motte, de Chaumontel ꝛc., beweisen. Als Unterlage zu Zwergbäumen wird gewöhnlich die Quitte benutzt, weil diese strauchartig wächst und das darauf gesetzte Birnreis durch den gemäßigten Trieb der Unterlage gezwungen wird, im Wachsthum gleichen Schritt zu halten. Doch wachsen manche Sorten nicht darauf an und sterben bald wieder ab, und die Quittenstämmchen erfrieren bei starkem Frost leicht. Mit besserem Erfolg benutzt man den Weißdorn als Unterlage zur Veredelung, da derselbe nicht nur in jedem Boden gedeiht, sondern auch jede Veredelung gut annimmt, die größte Kälte verträgt und schon mit dem 2. oder 3. Jahre tragbare Stämmchen gibt; nur müssen die Stämmchen recht tief an der Erde und dicht über der Wurzelkrone veredelt werden, weil sonst, da das Birnreis viel rascher treibt und stämmiger wird, an der Pfropfstelle ein dicker Wulst entsteht. Auch schwachtreibende Birnwildlinge sind zu demselben Zwecke brauchbar, nur muß man dann meist einige Jahre länger auf Früchte warten.

Schon die Alten reden öfters von den B.n als von einer hochgeachteten Frucht. Plinius zählte schon 35 Sorten, von denen viele den Namen ihrer Heimath führten, woraus erhellt, daß die Römer den größten Theil derselben aus Griechenland, Aegypten, Karthago, Syrien, Alexandria und Numantia erhalten hatten. Viele der besten Sorten wurden durch die Römer nach Frankreich verpflanzt, weshalb sie heute noch den Namen Franzbirnen führen. Die Bergamotten kamen erst zu den Zeiten der Kreuzzüge aus Persien nach Europa. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts, wo der Obstbau in mehren Ländern Europa's, in Deutschland besonders durch Christs, Sicklers und Diels Bemühungen einen neuen Aufschwung nahm, sind viele neue, schöne Sorten aus Kernen erzogen worden, wie dieses noch immer häufig geschieht. So stammt die Eierbirne aus der Schweiz, die Honigbirne, die gute Graue u. a. aus Deutschland; andere köstliche Sorten hat Belgien und England erzogen. Vgl. Pyrus.

Biron, 1) **Armand de Gontaut, Baron von,** französischer Feldherr und Staatsmann, ward um 1524 geboren, diente unter dem Marschall von Brissac und in Piemont. Der Vorliebe für die Reformirten verdächtig, rettete er sich in der pariser Bluthochzeit durch Muth und Entschlossenheit, indem er vor dem Zeughause, das er als Oberbefehlshaber der Artillerie bewohnte, Geschütz auffahren ließ und dadurch die Mordlustigen zurückschreckte. Während der bürgerlichen Kriege focht er für den Hof in den Schlachten von Dreux, St. Denis, Moncontour und bei mehren Belagerungen u. ward dieser Verdienste wegen von Karl IX. zum Oberbefehlshaber über die gesammte Artillerie und von Heinrich III. zum Marschall ernannt. Als Heinrich III. unter Clements Dolch fiel, befand sich B. bei der Armee vor Paris und trug durch sein Ansehn am meisten dazu bei, daß Heinrich IV. als König ausgerufen wurde, dem er das Reich zum zweiten Mal erhielt, als er ihn durch die kräftigsten Vorstellungen abhielt, Frankreich zu verlassen, um auswärts Hülfe gegen den Herzog von Mayenne, der ihn bis nach Dieppe zurückdrängte, zu suchen. Nachdem er in sieben Schlachten befehligt und Wunden empfangen, riß ihm eine Kanonenkugel den Kopf weg, als er am 26. Juli 1592 das belagerte Epernay rekognoscirte. Er besaß einen lebhaften durchdringenden Geist, war ein trefflicher Krieger und Feldherr, ein gewandter Staatsmann und ein Freund der Wissenschaften.

2) **Charles de Gontaut, Herzog von B.,** der älteste Sohn des Vorigen, ward 1562 geboren und in der reformirten Religion erzogen, die er nach dem Willen seines Vaters jedoch mit der katholischen vertauschte. Seine kriegerischen Sporen erwarb er sich unter den Augen seines Vaters und zeichnete sich so rühmlich aus, daß er in einem Alter von 15 Jahren eine Zeitlang statt des Vaters das Kommando führen konnte. Im Jahre 1589 erhielt er durch Vermittelung seines Vaters die Generalswürde und focht in den Schlachten bei Arques, Ivri, Aumale, bei den Belagerungen von Paris und Rouen mit solcher Tapferkeit, daß er unter dem Namen „Fulmen Galliae“ berühmt und gefürchtet war. Nach dem Tode seines Vaters wurde er 1592 zum Admiral von Frankreich erhoben, mußte aber diese Würde wieder niederlegen und ward durch den Marschallsstab und 420,000 Livres baar entschädigt, ein Wechsel, der aber seine Unzufriedenheit in dem Maße erregte, daß er mit den Feinden des Königs, dem Herzog von Epernon und dem Grafen von Auvergne, in nähere Verbindung trat. Heinrich IV. suchte ihn durch Auszeichnungen zu gewinnen, gab ihm 1597 den Oberbefehl bei der Belagerung von Amiens, ernannte ihn zum Statthalter von Burgund und 1598 zum Herzog und Pair von Frankreich und beehrte ihn mit dem Auftrage, zu Brüssel von dem Erzherzog Albrecht von Oesterreich die feierliche Beschwörung des Friedens von Vervins zu empfangen. Alle diese Gunstbezeugungen vermochten ihn jedoch nicht zu fesseln; als ihm Spanien für seinen Abfall von Frankreich einen unabhängigen Länderbesitz nebst der Hand einer österreichischen oder savoyischen Prinzessin in Aussicht stellte, trat er mit den spanischen Ministern, im Einverständniß mit dem Herzog von Savoyen, in Unterhandlung. Wurde auch dieses Einverständniß von Manchem und wohl von dem Könige selbst geahnt, so übertrug ihm dieser doch bei dem ausbrechenden Krieg mit Savoyen den Oberbefehl in Bresse. Während seine Truppen hier den Krieg mit vielem Erfolg führten, schloß B. durch seinen Vertrauten la Fin mit dem spanischen Statthalter zu Mailand, Grafen Fuentes, einen Vertrag, wonach er die Hand der dritten Prinzessin des Herzogs von Savoyen, welcher der König von Spanien seine Oberhoheitsrechte auf das Herzogthum Burgund abzutreten versprach, mit einer baaren Aussteuer von 500,000 Thalern und die mit Burgund verknüpfte Franche-Comté erhalten sollte; das übrige Frankreich sollte unter den König von Spanien, den Erzherzog von Oesterreich und den Herzog von Savoyen vertheilt werden. Der bald darauf abgeschlossene Friede zwischen Frankreich und Savoyen trat seinen hochverrätherischen Plänen hemmend entgegen und unbekannte Umstände bewogen ihn sogar, dem Könige Alles offen und anscheinend reuevoll zu gestehen. Heinrich verzieh ihm nicht nur, sondern übertrug ihm noch in demselben Jahre eine Gesandtschaft an den Hof der Königin Elisabeth von England, sowie zu Anfang des folgenden Jahres eine Gesandtschaft in die Schweiz. Während er sich durch seine Verrichtungen auf diesem Posten Ruhm erwarb, mißbrauchte er das Vertrauen des Königs und spann mit dem Herzog von Bouillon und dem Grafen von Auvergne neuen Verrath gegen sein Vaterland. Mit Uebergehung la Fins sandte er einen gewissen Baron von Lux nach Mailand, eine Zurücksetzung, die la Fin rächte, indem er zum Verräther an seinem Herrn ward u. den mit Spanien abgeschlossenen Vertrag dem König überlieferte. Heinrich IV. suchte nun B., der sich in seinem Gouvernement zu Dijon befand, an seinen Hof zu bringen und ließ mehre Einladungen an ihn ergehen. Vergebens von seinen Freunden gewarnt, kam B. am 13. Juni 1602 nach Fontainebleau und ward von dem König anscheinend sehr freundschaftlich empfangen; umsonst suchte ihn Heinrich zum Geständniß seines neuen Verraths zu bewegen, indem er ihm vollkommene Verzeihung zusicherte; B. ahnte nichts von la Fins Verrath u. leugnete standhaft. Erzürnt ließ nun der König ihn nebst dem Grafen von Auvergne verhaften, in die Bastille setzen und ihm den Prozeß machen. Die Beweise seiner Schuld waren zu stark, er ward einstimmig als des Hochverraths schuldig zum Verlust seiner Güter und Würden und zur Hinrichtung durchs Schwert verurtheilt. Aus Rücksichten wurde die Hinrichtung statt auf dem Grèveplatz im Innern der Bastille am Nachmittage des 31. Juli 1602 in Gegenwart einiger hundert Menschen vollzogen; sein Leichnam wurde in der Paulskirche zu Paris begraben. Der Graf von Auvergne und der Baron von Lux wurden begnadigt, auch überließ der König die gesetzlich dem Staate zugefallenen Güter B.s dessen Bruder. B.s glänzende Eigenschaften verdunkelte der maßlose Ehrgeiz, der sich über alle andere Menschen erhaben wähnte und alle Belohnungen für seine Dienste zu gering achtete.

3) Armand Ludwig, Herzog von B., früher Herzog von Lauzun, Neffe des Vorigen, ward 1753 in Paris geboren. Nachdem er eine sehr stürmische Jugend verlebt und sein Vermögen so erschöpft hatte, daß er gegen eine jährliche Rente alle seine Besitzungen dem Prinzen Guémenée überlassen mußte, folgte er 1778 dem jungen Lafayette nach Amerika, um unter Washingtons Fahnen für die Unabhängigkeit der Kolonien zu fechten. Nach 5jährigem Aufenthalte in Amerika kehrte er in sein Vaterland zurück, ward Chef eines Husarenregiments, führte nach dem Tode seines Oheims den Namen B. und erhielt jetzt den Grad eines Maréchal de Camp. Als warmer Freund des Herzogs von Orleans und seiner politischen Ansichten vertheidigte er denselben in der ersten Nationalversammlung, nach deren Auflösung er sich in das Norddepartement begab und unter dem Marschall Rochambeau eine Division befehligte. Im Jahre 1792 mit Talleyrand und Chauvelin nach London gesandt, erhielt er dort auf Antrag eines seiner französischen Gläubiger Wechselarrest, da er keinen officiellen Charakter bekleidete, ward aber bald wieder in Freiheit gesetzt, kehrte nach Frankreich zu seiner Division zurück und marschirte Ende Aprils gegen Mons. Nachdem er umsonst versucht, den General Beaulieu aus seiner festen Stellung bei Jemappes zu verdrängen, sah er sich am folgenden Tage von ihm angegriffen und konnte der Flucht seiner Division nach Valenciennes nicht steuern. Trotz dieses Unfalls ward B. nach Rochambeau's Abzuge zweiter Befehlshaber der Nordarmee und im Juli sogar zum Obergeneral der Rheinarmee ernannt, von welchem Posten ihn Custine ablöste, worauf B. die Armee am Var kommandirte, die wankende Disciplin befestigte und die Grafschaft Nizza eroberte. Nach der Gefangennehmung des Herzogs von Orleans in die Vendée versetzt, nahm er Saumur und Parthenay ein, fand aber bald in den Generälen Rossignol und Westermann mächtige Feinde, die ihn der Falschheit und Bedrückung anklagten. B. begab sich zu seiner Rechtfertigung nach Paris, ward aber sogleich verhaftet u. vom Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt. Er vernahm sein Urtheil mit größtem Gleichmuth; der Nachrichter fand ihn bei einem guten Frühstück und mußte mit ihm trinken; dann bestieg er das Schaffot am 1. Jan. 1794. Mit einer sehr einnehmenden Gestalt und hohem Muthe verband B. Anmuth, einen lebendigen Geist und seltene Kenntnisse, Eigenschaften, mit denen jedoch sein unbegrenzter Leichtsinn gleiches Maß hielt.

Biron (Biren), 1) Ernst Johann, Graf von B., Herzog von Kurland, Sohn des Stallmeisters des Prinzen Alexander von Kurland und nachmaligen polnischen Generallieutenants Karl Bieren (Büren), geboren 1687, studirte einige Jahre in Königsberg und erhielt nachher die Stelle eines Kammerjunkers am Hofe der früh verwittweten Herzogin Anna Iwanowna von Kurland, der Nichte Peters des Großen. Bald wußte der schöne kräftige Mann sich seiner Gebieterin unentbehrlich zu machen, und als letztere 1730 den russischen Thron bestieg, folgte er ihr nach Moskau und Petersburg, trotz der Protestation des russischen Adels, welcher in der Wahlkapitulation der Kaiserin das ausdrückliche Versprechen abgenöthigt hatte, B. nicht mit nach Rußland zu bringen. Der Günstling, den Viele selbst für den geheimen Gemahl der Fürstin hielten, stieg rasch von Stufe zu Stufe, wurde Oberkammerherr, Reichsgraf (als solcher nahm er Namen und Wappen der französischen Herzöge von Biron an) u. in kurzer Zeit der mächtigste Mann im Reiche, unter dessen Aegide Münnich u. Ostermann die Angelegenheiten des Staates im Kriege und im Frieden leiteten. Als 1737 die männliche Linie des kettlerischen Hauses erloschen war, ward B. durch Anna's Einfluß zum erblichen Herzog von Kurland erwählt u. 1739 von Polen mit dem Herzogthum belehnt, obwohl er fortwährend in Petersburg und in der nächsten Umgebung der Kaiserin als der allein Begünstigte verblieb. Kurz vor ihrem Tode ernannte ihn die Kaiserin zum Vormund ihres unmündigen Nachfolgers Iwan, in dessen Namen B. die Würde eines Reichsregenten bekleiden sollte. B.s ganze Handlungsweise wurde von der eigennützigsten Herrschsucht bestimmt, die je ein Günstling des Hofes besessen hat. Die Zahl der auf seinen Betrieb Verbannten und Hingerichteten überstieg 20 000; selbst die Bitten und Thränen der Kaiserin konnten die wilde Strenge ihres Günstlings nicht mäßigen; nur mit solcher Härte, pflegte B. zu sagen, lasse sich das russische Volk in Ordnung erhalten. Ganze Geschlechter des russischen Adels, z. B. die Dolgorucky's, endeten kläglich in sibirischem Exil od. auf dem Schaffot, und der Kabinetsminister Wolinsky mußte es mit seinem Kopfe bezahlen, daß er es gewagt hatte, gegen B. und Ostermann eine auf Thatsachen beruhende Beschwerdeschrift bei der Kaiserin einzureichen. Alle, die sich ihm bei diesem Schritte angeschlossen hatten, traf gleiches Schicksal. Dabei kostete B. der Kaiserin enorme Summen. Sein Hofstaat war von mehr als königlicher Pracht, die Familienfeste im Hause des Herzogs zehrten das reichlich auf, was die im eignen Privatleben einfache Kaiserin bei sich selbst ersparte. B.s Vermählung mit einer von Anna's Hofdamen wurde im sogenannten Eishause gefeiert und die dabei entfaltete eigenthümliche Pracht war der Gegenstand des Staunens von ganz Europa. Von der Kontribution, welche die 1734 durch Münnich eroberte Stadt Danzig zahlen mußte, erhielt B. mehr als die Hälfte u. verwendete einen Theil dieser Summe auf den Ankauf der schlesischen Herrschaft Wartenberg. Aber seine nach dem Tode der Kaiserin (17. Oktober 1740) angetretene Regentschaft war von kurzer Dauer. Im Namen der Mutter Iwans bemächtigte sich Münnich am 20. November mit Hülfe des preobraschenskischen Regiments der Person B.s, stellte ihn in Schlüsselburg vor ein außerordentliches Gericht und ließ ihn von da mit seiner Familie nach Sibirien transportiren, eine wohlverdiente Strafe, welche kurz nachher die Kaiserin Elisabeth dahin milderte, daß sie ihm Jaroslaw als freundlichern Verbannungsort anwies. Umsonst verwandte sich König August III. von Polen für seinen herzoglichen Vasallen; er wurde durch den russischen Hof selbst bestimmt, in Kurland eine neue Herzogswahl zu veranlassen, und

wußte diese dann auf seinen eigenen Sohn, den Prinzen Karl von Sachsen, zu lenken. Erst nach 22jähriger, standhaft ertragener Verbannung rief Peter III. 1762 B. zurück und Katharina II. setzte ihn 1763 trotz Sachsens Remonstrationen wieder in Kurland ein; Herzog Karl wurde in Mitau von russischen Soldaten eingeschlossen und endlich zum Abzuge genöthigt. Von seinen Ständen als rücksichtsloser Autokrator gefürchtet, von einem großen Theil seiner Unterthanen als Despot gehaßt, † B. den 28. December 1772. Vgl. „B's Leben", Bremen 1772.

2) **Peter, Reichsgraf von B., Herzog von Kurland und Sagan**, ältester Sohn des Vorigen, geboren zu Mitau den 15. Februar 1724, theilte in seiner Jugend das Geschick seines Vaters, wurde aber 1762 von Peter III. zum Generalmajor der Kavalerie ernannt. Unter seiner Regierung (1769—1795) brach die Unzufriedenheit der Stände offen aus; sie verklagten ihn in Petersburg, und Katharina nöthigte den Herzog zu einer Abtretungsurkunde, die er am 28. Dec. 1795 gegen einen Jahresgehalt von 50,000 Dukaten und 500,000 Dukaten für seine kurländischen Domänen zu Gunsten Rußlands unterzeichnete. Ihm blieben die in Deutschland theils vom Vater, theils von ihm selbst acquirirten Besitzungen Wartenberg und Sagan in Schlesien, Nachod in Böhmen. Er † den 13. Jan. 1800 auf seinem Gute Gellenau in Schlesien. Seine 3. Gemahlin war die durch ihren Geist so ausgezeichnete **Anna Charlotte Dorothea** (geborene Gräfin Medem), die Schwester der Gräfin Elise von der Recke; s. Anna 11). Vgl. Tiedge, Leben der letzten Herzogin von Kurland, Leipzig 1823. Aus dieser Ehe hinterließ Peter 4 Töchter: Katharine Friederike Wilhelmine, Herzogin von Sagan, vermählt mit dem Grafen Karl Rudolf von Schulenburg († 1840); Marie Luise Pauline, seit 1838 Wittwe des Fürsten Friedrich von Hohenzollern; Johanne Katharine, Wittwe des Herzogs von Acerenza; Dorothea, Herzogin von Dino.

3) **Gustav Calixt, Fürst B.**, Brudersohn des Vorigen, geboren 1780, kam durch einen glücklichen Rechtsstreit mit seinen Nichten 1802 in Besitz der Herrschaft Wartenberg und erhielt vom Kaiser Alexander wegen seiner etwaigen Ansprüche auf Kurland eine jährliche Rente von 18,000 Dukaten, worauf er sich den Titel **Fürst B.-Wartenberg** beilegte. Er nahm im preußischen Heere an den Feldzügen von 1813 u. 1814 Theil und befehligte als Oberst und Generalmajor ein Streifcorps bei der großen Armee; † als Generallieutenant und Gouverneur von Glatz den 20 Juni 1821 zu Ems. Seine Gemahlin, Franciska, Tochter des Grafen von Maltzan, gebar ihm 3 Söhne: **Calixt**, Prinz B.-Kurland, geboren den 3. Jan. 1817, Besitzer der Herrschaften Polnisch-Wartenberg und Mielecin, **Karl**, geboren den 13. December 1811, † den 21. März 1848, veröffentlichte ein Werk über „Die neuen Gefängnißsysteme" (Breslau 1847), und **Peter**, geboren den 12. April 1818, Offizier in preußischen Diensten.

Birresborn, Dorf in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Trier, Kreis Prüm, an der Kyll, mit 620 Einwohnern, einer katholischen Kirche u. trefflichen Mühlsteinbrüchen. Dabei ist ein sehr starker u. wirkungsreicher **Säuerling**, von dessen hauptsächlich kohlensaures Natron enthaltendem Wasser jährlich über 20,000 Krüge versendet werden. Ihm gegenüber, am rechten Ufer der Kyll, ist die bedeutende u. starke Gasquelle **Brudeldreis**.

Birs, schweizerischer Fluß, entspringt im Kanton Bern auf dem Jura, beim Passe Pierre Pertuis, mündet nach einem Lauf von 15 Stunden bei Basel in den Rhein u. ist denkwürdig durch den Heldenkampf schweizerischer Eidgenossen gegen die Armagnaken den 26. August 1444. In dem Kriege der Eidgenossen gegen das mit Oesterreich verbundene Zürich schickte Karl VII. von Frankreich 1444 auf Bitten des Kaisers Friedrich III. den Zürichern den Dauphin Ludwig mit 30,000 Armagnaken, denen sich viele deutsche Ritter anschlossen, zu Hülfe. Der Plan des Dauphins war, die bei Basel gelegene, von den Eidgenossen belagerte, einem Herrn von Falkenstein gehörige Farnsburg, sowie die Stadt Zürich zu entsetzen. Als die Annäherung der Armagnaken in Basel bekannt wurde, begehrte man aus dem eidgenössischen Lager vor Zürich Verstärkung. Es kamen nur 600 Mann; denn ihr bisheriges Glück hatte die Schweizer übermüthig und fast tollkühn gemacht. 1500 Mann stark zogen sie dem andringenden Feinde aus dem Lager vor Farnsburg entgegen. Am Morgen des 26. August wurde der 11,000 Mann starke, vom Marschall Dammartin geführte Vortrab der Armagnaken bei Prattelen über die B. zurückgeworfen. Gleich darauf stürzten sich die Sieger, taub gegen die Abmahnungen ihrer Hauptleute, in den Fluß, um das feindliche Hauptheer anzugreifen. Unter dem Feuer der ganzen französischen Artillerie gelangten sie ans jenseitige Ufer; allein vergeblich war der Versuch, sich hier zu formiren; die Uebermacht des anstürmenden Feindes zersprengte sie in 2 Haufen, von denen der eine, 600 Mann stark, Basel zu gewinnen suchte, aber bald, nachdem auch 3000 zur Unterstützung aus der Stadt gekommene Bürger ihn im Stiche gelassen hatten, umringt und aus der Ferne erschossen oder im Wasser niedergeritten wurde. Der andere Haufe von etwa 500 Mann hatte sich unterdessen des Gartens u. Siechenhauses bei St. Jakob bemächtigt; drei Stürme wurden hier glücklich abgeschlagen, u. zwei kühn unternommene Ausfälle verbreiteten Verderben u. Schrecken unter den Feinden. Aber erhitzt durch die Vorwürfe der deutschen Ritter, drangen die Franzosen von Neuem mit Uebermacht heran. Der Artillerie gelang es, die Mauer des Gartens oder Kirchhofes nieder zu schmettern, während die deutschen Ritter auf der entgegengesetzten Seite überstiegen und Kapelle und Haus anzündeten. Jetzt flutheten die Armagnaken links und rechts heran. Die Schweizer fochten wie Löwen, und Keiner unterlag dem Tode, ohne ihn sechsfach ausgetheilt zu haben. Nach einem 10stündigen Gefechte lebten von den 1500 eidgenössischen Kriegern nur noch 11, die beim Uebergange über die B. versprengt worden waren, aber bei ihrer Ankunft in der Heimath nur Schmach und Verachtung ernteten; 99 hatten ihren Tod durch die Flammen

gefunden. Feindlicherseits lagen von St. Jakob bis hinab gen Prattelen 1100 Pferde und 8000 Mann zu Boden gestreckt. Nicht lüstern nach einem zweiten Siege der Art, zog der Dauphin, nachdem er 5 Tage lang das Schlachtfeld behauptet, nach den vorderösterreichischen Landen ab. Den Kampfplatz bezeichnet jetzt ein Denkmal aus Gußeisen. Der in der Nähe wachsende rothe Wein heißt Schweizerblut. Ebenfalls an der B., bei dem Dorfe Dornbach, 1⅓ Meilen südlich von Basel, im Kanton Solothurn, erfochten 6000 Eidgenossen über 15,000 Oesterreicher unter Fürstenberg den 22. Juli 1499 einen glänzenden Sieg, worauf Kaiser Maximilian I. den 21. September durch den baseler Frieden den sogenannten „Schwabenkrieg" beendete.

Birsay, britische Insel, zu den Orkneyinseln gehörig, mit 4 Seen und 2200 Einwohnern.

Birschen (u. Zusammensetzungen), s. v. a. Bürschen 2c.

Birse (Birze), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Wilna, hat ein schönes Schloß, 3 Kirchen verschiedener Konfessionen und 2000 Einwohner, meist Juden. Hier erneuerter Allianzvertrag am 8. März 1701 zwischen Peter dem Großen von Rußland und August dem Starken, König von Polen.

Birstein, Marktflecken in der kurhessischen Provinz Hanau, Kreis Gelnhausen, am Fuß des Vogelsberges und am Ried- und Reichenbach, hat ein Residenzschloß des Fürsten von Isenburg, ein Justizamt, standesherrliches Unterkonsistorium, Kreisamt, eine schöne Kupferstichsammlung, nicht unbedeutende Färbereien, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und 1050 Einwohner.

Bis (lat.), zweimal, in Musikstücken Zeichen der Wiederholung einer nur einmal geschriebenen Stelle.

Bisaccia (Bisazza), Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato ulteriore, südöstlich von Ariano, am Carapelle, Hauptort eines Fürstenthums des Hauses Pignatelli, Bischofssitz (vereinigt mit St. Angelo di Lombardi), hat mehre Kirchen, Alterthümer und 5100 Einwohner.

Bisamkraut (Bisamhahnenfuß, Adoxa *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Doldengewächse, mit einer Art: Adoxa moschatelina, gemeines B., ein in schattigen Vorwäldern, an Zäunen 2c. spannenhoch wachsendes Pflänzchen mit weißer, schuppiger und büschelförmiger Wurzel, einfachem und aufrechtem Stengel, dreilappig-zusammengesetzten und mehrfach eingeschnittenen Blättern und zwischen den Blättern aufsteigendem, meist 5 grünlichgelbe Blumen tragendem Blumenstiel. Die Frucht ist eine kleine Beere, im März und April blühend. Blätter und Blüthen haben einen angenehmen Moschusgeruch.

Bisamthier (Bisamziege), s. Moschusthier.

Bisato, Kanal in der Lombardei, beginnt bei Longaro im Bacchiglione, in der Provinz Venone, geht nach Padua über in den Frassina, oberhalb Este.

Bisayer, Inselgruppe, s. v. a. Bissayas.

Biscaino, Bartolomeo, geschätzter Maler und Kupferstecher, geboren 1633 zu Genua, bester Schüler V. Castelli's, † in seiner Vaterstadt 1657 an der Pest. Richtigkeit der Zeichnung, geistreiche Anordnung und Feinheit der Behandlung geben seinen Gemälden einen hohen Werth. Drei davon besitzt die dresdner Gallerie: die Beschneidung Christi, die Anbetung der Könige und die Ehebrecherin. B.'s geäzte Blätter sind ebenfalls in einer geistreichen und freien Manier, die der des Castiglione ähnelt, gearbeitet und mit B. B. oder mit dem abgekürzten Namen des Künstlers bezeichnet.

Biscara, Stadt in Algerien, Provinz Konstantine, 18 Tagereisen südlich von dieser Stadt, im Lande Zab, ist Mittelpunkt eines bedeutenden Karawanenhandels, mit einigen verfallenen Festungswerken.

Biscara, Giovanni Battista, guter Historienmaler des neuern Italiens, geboren zu Nizza, gebildet in Rom, seit 1822 Direktor der Akademie der bildenden Künste und erster Maler des Königs zu Turin. Von seinen Werken, die häufig an Manierirtheit in der Zeichnung und im Kolorit leiden, sind die besten: Ulysses auf Cypros, 1822; das Porträt des Königs von Sardinien, 1832.

Biscaris (Piscaris), afrikanisches Volk in Algerien, Provinz Konstantine, die Bewohner des Landes Zab oder Zeb, jagen Strauße, handeln mit Sklaven, verdingen sich als Knechte und essen angeblich Hundefleisch. Ihr Hauptort ist Biscara (s. d.).

Biscay, große amerikanische Bucht, an der Südwestküste von Neufoundland, zwischen dem Kap Race und dem Kap Pine, im atlantischen Ocean.

Biscaya, im weitern Sinne die baskischen Provinzen Spaniens, im engern (Il Sennorio, das eigentliche B.) eine derselben, grenzt im Norden an den biscayischen Meerbusen, im Osten an die Provinz Guipuzcoa, im Süden an Alava und im Westen an Burgos und hat einen Flächenraum von 59,63 □Meilen. Die Oberfläche ist fast durchgängig mit Bergen und Hügeln bedeckt (kantabrische Gebirge mit dem Serrantes), welche in Gestalt und Bekleidung die mannigfaltigste Ansicht zeigen; einige sind oben abgeplattet, andere spitzig, einige mit Waldung bedeckt, andere kahl. Hier lehnt sich ein sanft ansteigender, mit blühendem Gesträuch bedeckter Boden an, dort ragen thurmähnliche Klippen empor. Aus den Felsenspalten ergießen sich zahllose Ströme und Bäche, unter denen der Bilbao als Hauptfluß mit den Nebenflüssen Sacceda, Nerva, Durango, außerdem Salcedon, Mundaca, Lequeytio zu nennen sind. Das Klima ist mild und eins der gesundesten, die es gibt. Die größte Schönheit des Landes besteht in der Mannigfaltigkeit seiner vegetabilischen Erzeugnisse, besonders der Obstbäume. Statt mit Fichten und Tannen, der einzigen Bekleidung der Alpen, sind die biscayischen Gebirge auch an ihren steilsten Abhängen mit Aepfel-, Kastanien-, Erdbeer-, Nuß- und Feigenbäumen bedeckt. Viele Hügel sind bis zum Gipfel hinauf angebaut. B. erzeugt nicht viel Getreide, weil der harte, thonige Boden dem Pfluge widersteht und nur durch sehr beschwerliche Handarbeit bezwungen werden kann. Mais kommt am besten fort und bildet nebst Bohnen und Erbsen die

Hauptnahrung der Eingeborenen. Dem Bedarfe an andern Kornfrüchten wird durch Zufuhr, namentlich aus Alava, abgeholfen. In der Umgegend von Bilbao und Orduña gibt es Weinberge, von denen die Landeigenthümer ihre bedeutendsten Einkünfte ziehen. Der Chacoliwein, wie das Erzeugniß derselben genannt wird, wird von den Biscayern hoch gepriesen. Die wichtigsten Erzeugnisse B.'s sind aber Wolle, rohe Häute und Eisen. Die Wolle ist fest, aber nicht so fein, als die der südlichen Provinzen. Die Schafe werden größtentheils auf den steilsten und höchsten Gebirgen geweidet, wo sich eine Art Tafelland, mit guten Futterkräutern bedeckt, findet. Hornvieh ist ebenfalls in diesen Gebirgsgegenden zahlreich. Ein bedeutender Ausfuhrartikel sind auch die mineralischen Produkte. Die Gebirge enthalten Eisenadern, die Spanien seit langer Zeit einen großen Theil des Materials für seine Waffen liefern. Die größte Mine befindet sich zu Sommorratro (800,000 Centner jährliche Ausbeute). Dieses Eisen gehört zu der weichen Art, läßt sich aber herrlich verarbeiten, wenn es mit härterem vermischt wird. Messer, Säbel- und Degenklingen werden in B. in Menge verfertigt, doch verstehen diese Gebirgsbewohner die Kunst, Eisen in Stahl zu verwandeln, nicht sonderlich, wie überhaupt ihre Industrie, so groß sie auch ist, mehr durch fleißige Arbeit, als durch Geschicklichkeit sich auszeichnet. In den Häfen der Bai von B. wimmelt es von Küsten- und Fischerfahrzeugen, die einer Menge von Menschen Beschäftigung geben und dazu dienen, tüchtige Seeleute heranzubilden. Die kühnen Biscayer machen den Kern der spanischen Marine aus, und die Fischerei, welche sie treiben, liefert den Bewohnern von B. einen bedeutenden Theil ihres Unterhalts. Die Provinz zählte 1853 150,000 Einw. von ächt baskischem Stamme. Der bevölkertste Theil ist das Thal zwischen Bilbao und Durango, das gleichsam Ein ununterbrochenes Dorf bildet und eine Zeitlang der Hauptschauplatz des Karlistenkriegs war. B. hatte sonst, wie die baskischen Provinzen überhaupt, große Vorrechte (Fueros) und repräsentative Verfassung, in der Folge wurde es zu dem Generalkapitanat von San Sebastian geschlagen und bildet jetzt eine eigene Subdelegation, mit der Hauptstadt Bilbao. Vergl. Basken.

Biscayisches Meer (Biscayischer Meerbusen, von den Franzosen Golfe de Gascogne genannt), Theil des atlantischen Oceans, an der Küste von Biscaya und der südwestlichen Küste von Frankreich, nimmt die Bidassoa, den Bilbao, Adour (von den kantabrischen Gebirgen und den Pyrenäen) und die Garonne (von Frankreich) auf und hat sehr buchtenreiche Küsten.

Bisceglia (Bisceglie), Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Bari, auf einem Felsen am adriatischen Meere, südöstlich von Trani, mit kleinem Hafen und Leuchtthurm, Bischofssitz mit Kathedrale, Seminar, Theater, treibt Handel u. hat 20,000 Einwohner. B. ist das Vigiliä (Vigliä oder Vigila, woraus der jetzige Name korrumpirt ist) der Alten. Die Entstehung der Stadt ist ungewiß; nach der Behauptung der Einwohner wäre sie von Diomedes gegründet und 432 Jahre älter als Rom. Der alte Name soll von den Wachtthürmen herrühren, welche die Apulier und die mit ihnen als Bundesgenossen der Römer vereinigten Lukanier hier gegen die Samniter erbaut. Im Jahre 181 erlitt der Bischof Maurus hier den Märtyrertod. Der Graf von Trani erweiterte und verschönerte B. Die Einnahme von Otranto durch die Türken 1480 trieb die Einwohner der rings umher gelegenen blühenden Ortschaften in die Stadt B., deren Mauern sie verbesserten und deren Thore sie sämmtlich bis auf eins vermauerten. Der Hohenstaufe Heinrich VI. zeichnete B. aus, und Ferdinand von Aragonien beschenkte es mit Privilegien mancher Art.

Bischöfliche Kirche, s. v. a. Anglikanische Kirche.

Bischöfliche Gerichtsbarkeit, s. Bischof.

Bischöfliche Monate, im Gegensatz zu den apostolischen oder päpstlichen Monaten diejenigen Monate des Jahres, in welchen die Bischöfe die niedern geistlichen Aemter besetzten; vergl. Apostolische Monate.

Bischof (vom griech. episcopos, d. i. Aufseher, altdeutsch Biscof, Pischolf), Titel der Kirchenobern, welche im Besitze der höchsten Weihe und einer ordentlichen Jurisdiktion die Funktionen derselben in den ihnen zugehörigen Sprengeln (Diöcesen) ausüben. Ueberall, wo die Apostel das Evangelium predigten, sorgten sie für die Erhaltung u. weitere Verbreitung desselben dadurch, daß sie kirchliche Vereine anordneten und diesen Lehrer oder Vorgesetzte gaben, welche Aelteste, Presbyter oder Bischöfe (episcopi) hießen. Denn daß beide Namen anfangs völlig gleichbedeutend waren, geht aus Stellen des Neuen Testaments, wie Apostelgesch. 20, 17 und 28, Tit. 1, 5 und 7, Phil. 1, 1, 1. Tim. 3, 1 und 8, deutlich hervor. Sie hatten die obere Leitung aller Gemeindeangelegenheiten, theilten jedoch das Lehramt auch mit Andern, die Beruf dazu in sich fühlten. Auch in kleinern Orten, selbst in Dörfern fanden sie sich, und es scheint daher ihr Wirkungskreis nach apostolischer Anordnung nicht immer ein besonders bevorzugter und weitgreifender gewesen zu seyn. Ueber die Presbyter hoben sich aber allmählig die Bischöfe empor, und zwar sehen wir die letztern schon in den ersten Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts allgemein im Besitz dieser höhern Würde. Da nämlich die Aeltesten eine berathschlagende Versammlung bildeten, so mag sich schon bald nach dem apostolischen Zeitalter das stehende Amt eines Präsidenten derselben, welcher vorzugsweise „der Aufsehende" genannt und hierdurch von den übrigen Presbytern ausgezeichnet wurde, gebildet haben. Alter, Geist, Frömmigkeit, wohl auch die Reihenfolge, verhalfen zu dieser Würde. Aber die Erinnerung an die ursprüngliche Gleichheit der Bischöfe u. Presbyter blieb noch längere Zeit und unter ganz entgegengesetzten Verhältnissen in der Kirche lebendig. Die Entwickelung des neuen Rechtszustandes ist vornehmlich aus den Briefen Cyprians, des bedeutendsten Vorfechters der Episkopalgewalt, ersichtlich. Die Bischöfe gelten hiernach als die Stellvertreter Christi und Nachfolger der Apostel und besitzen die höchste Kirchengewalt gemäß göttlicher Einsetzung; doch sollen sie in wichti-

gern Fällen nichts thun ohne den Rath ihrer Mitpresbyter, mit welchen sie Lehramt und Seelsorge gemeinschaftlich verwalten. Ihnen ausschließlich bleibt nur die Konfirmation der Getauften, die Ordination der Kleriker und die Konsekration von Heiligthümern jeder Art vorbehalten. In allen bürgerlichen Streitigkeiten der Christen unter einander sind sie die natürlichen Schiedsrichter; sie verwalten die Einkünfte und vertheilen sie nach einem bestimmten Verhältniß zwischen ihrem eigenen Hause, dem übrigen Klerus und den Armen. Der in Gegenwart der Gemeinde und mit ihrer Zustimmung von den Bischöfen der Provinz gewählte B. wird durch Handauflegung von seinen Kollegen geweiht. Da man dem Verhältnisse des B.s zur Gemeinde die Heiligkeit eines gegenseitigen Verlöbnisses beilegte, so wurde jede Versetzung für bedenklich gehalten, obwohl man sie dem ehrgeizigen Streben, der höhern Begabung und selbst dem allgemeinen Besten oft genug zugestehen mußte. Die Bischöfe von Landgemeinden (Chorbischöfe, s. d.) standen von Anfang an in Abhängigkeit von den städtischen Bisthümern, von denen sie ausgegangen waren; einzelne von ihnen, die ursprünglich selbstständig waren, ordneten sich aus freien Stücken der wachsenden Autorität derselben unter. Die Bischöfe großer Städte traten an Macht und Ansehen nach und nach über die andern hervor, obgleich dem Rechte nach alle einander gleich seyn sollten, in sofern ihre Bedeutung nicht auf den vergänglichen Gütern dieser Welt, sondern auf der gleichen Einsetzung Christi beruhete. Jeder B. galt in seinem Sprengel für vollkommen frei und Gott allein verantwortlich und sollte, obwohl zunächst seinem Bisthume, zugleich der ganzen Kirche angehören.

Dies die Episkopalverfassung der Kirche, die eines Theils ihre Vollendung, andern Theils aber auch eine Beschränkung erhielt durch die Synodal-, Metropolitan-, Patriarchal- und Papalverfassung. Der Sieg des Episkopats beförderte allerdings die Einheit, Ordnung und Ruhe in den Gemeinden; aber das äußerlich zwingende Band eines Priesterregiments wollte zu dem Geiste des Christenthums, welcher freie Entwickelung der Eigenthümlichkeit von innen heraus verlangt, nimmer recht passen, eben so wenig, als die Bildung einer gegen das Laienthum streng abgeschlossenen, bevorzugten Priesteraristokratie, die mit der Entwickelung des Episkopats im engen Zusammenhange stand, im ursprünglichen Wesen der evangelischen Oekonomie irgendwie begründet war. Die Kirchengeschichte zeigt, wie viel unreine weltliche Interessen durch die Rangsucht und die Rangstreitigkeiten der Bischöfe sich in die kirchlichen Angelegenheiten einmischten, welche verderblichen Zwiste im Morgenlande durch die Eifersucht der Bischöfe und Patriarchen veranlaßt wurden, und wie im Abendlande das kirchliche Regiment der Bischöfe bald in ein weltliches ausartete, das den Pflichten des Lehramts und der Seelsorge ganz entfremdet, aber für desto einträglicher, ehrenvoller und einflußreicher nicht nur von Sprößlingen der Adelsaristokratie, sondern selbst von Fürsten und Königssöhnen als würdiges Ziel ihres Strebens angesehen zu werden pflegte. Aus der Geschichte des deutschen Reichs u. der deutschen Kirche erhellt, welche bedeutende Stellung die Bischöfe als Reichsfürsten Jahrhunderte hindurch behaupteten. Die große Katastrophe am Ende des vorigen Jahrh. stürzte neben vielen anderen Gebilden der mittelalterlichen Lebensentwickelung auch das verweltlichte Episkopat, dem durch die neueste Gestaltung der Dinge wohl Ehre und Glanz, aber keine weltliche Herrschaft und Macht zurückerstattet wurde.

In der römisch-katholischen Kirche gilt das bischöfliche Amt im Allgemeinen als die Fortsetzung und Erfüllung der Mission, welche Christus den Aposteln für seine Kirche bis ans Ende der Zeiten ertheilt hat. Die darin liegende Gewalt ist also von Christus selbst eingesetzt, aber sie kommt nicht dem Einzelnen zu, sondern sie liegt in der Einheit und Gesammtheit des Episkopats und fließt von da auf die einzelnen Glieder über, die nur dann ein wahres und rechtmäßiges bischöfliches Amt besitzen, wenn sie zu jener Einheit gehören. Da aber die Wirkungskreise nach uralter Einrichtung und der Ordnung der irdischen Dinge gemäß räumlich geschieden sind, so übt jeder B. auf dem ihm angewiesenen Gebiete die Gewalt aus, die dem Episkopat gemeinschaftlich für das Ganze gegeben ist. Ein solcher Bezirk heißt nach dem ältern Sprachgebrauch eine Parochie, jetzt gewöhnlich eine Diöcese. Die Bestandtheile des bischöflichen Amtes sind seiner Bestimmung gemäß dreifacher Art. Erstlich ruht auf ihm die Sorgfalt für die Erhaltung und Verbreitung der Lehre in der Diöcese (jura magisterii), dann sind in dasselbe alle Vollmachten zur Verwaltung der heiligen geheimnißvollen Handlungen (jura ordinis) niedergelegt, von welchen die Bischöfe einige dem priesterlichen Amte mitgetheilt (jura communia), andere aber ausschließlich sich (jura propria) vorbehalten haben. Zu den letztern gehört die Ertheilung der Firmelung, die Weihe der Kleriker, die Konsekration der Bischöfe, die Salbung der Könige, die Benediktion der Aebte und Aebtissinnen, die Bereitung des Chrisma, die Konsekration der Kirchen und Altäre, die Benediktion der Kirchhöfe und der geweihten Gefäße. Ferner umfaßt das bischöfliche Amt auch die ganze äußere Verwaltung der Diöcese, namentlich die Gesetzgebung in Diöcesansachen und das derselben entsprechende Recht der Dispensation, die geistliche Gerichtsbarkeit und Strafgewalt, die Beaufsichtigung der kirchlichen Institute, die Verleihung von Beneficien, die Verwaltung des Kirchenguts u. die Erhebung der herkömmlichen Abgaben zur Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse. Endlich gehören zur bischöflichen Würde auch bestimmte Ehrenauszeichnungen, der Thron, die Pontifikalkleidung und die bischöflichen Insignien, sowie die Titulatur. Die Amtskleidung mit den Insignien der Bischöfe schreibt sich von Konstantin dem Großen her und besteht aus folgenden Stücken: der Inful oder Bischofsmütze (Mitra), dem Bischofs- oder Krummstabe, dem goldnen Ringe, als Zeichen der Vermählung mit der Kirche Christi, dem Kreuze auf der Brust, der Dalmatica, der Tunicella, dem Rochetum, der Mo-

zeta, dem Pallium und besonderen Handschuhen und Fußbekleidungen. Die Voraussetzungen für die Uebernahme der bischöflichen Würde sind zunächst die allgemeinen Requisiten des Klerikats und der Ordination, sodann noch einige eigenthümliche; dahin gehört besonders ein bestimmtes Alter, als welches anfangs das 50. Jahr, dann das 35. und endlich das 30. festgesetzt wurde mit Zulassung der Dispensation unter besondern Umständen. Speciellere Bestimmungen finden sich noch in neuern Gesetzen, so die Forderung des Indigenats, daß die Person dem Landesherrn genehm sey u. dgl. Schon das tridentinische Koncil schreibt auch vor, daß die in das Gremium eines Hochstifts aufzunehmenden Mitglieder, also insbesondere die Bischöfe selbst, die Würde von Doktoren oder Licentiaten der Theologie oder des kanonischen Rechtes erlangt haben, oder sich wenigstens durch ein Zeugniß der Universität darüber ausweisen sollen, daß sie die Fähigkeit, Andere zu unterrichten, besitzen. Jetzt wird fast allgemein der akademische Grad gefordert. Der zur bischöflichen Stelle fähige Geistliche wird gewählt. Ursprünglich geschah dies durch die ganze Gemeinde; schon frühzeitig erlangte aber der Klerus hierbei ein Uebergewicht, das zu Zeiten wiederum auf die Fürsten überging. Nähere Bestimmungen traf das tridentinische Koncil und weitere Modifikationen brachten die neueren Vereinbarungen zwischen Rom und einzelnen Fürsten mit sich. Im Allgemeinen aber werden die Bischöfe von den Kapiteln gewählt. In den Ländern, wo das Haupt katholisch ist, steht diesem meist das Ernennungsrecht zu; so in Oesterreich und in Bayern. Der zum B. Erkorene bedarf dann noch der Approbation und der Weihe. Schon früh mußte sich der Gewählte einer Prüfung unterwerfen, sowohl in Beziehung auf seine Fähigkeiten, als auf die Gültigkeit der Wahl selbst. Von den Metropoliten u. Provinzialsynoden kamen einzelne Provisionsrechte bei der Besetzung bischöflicher Stellen in die Hände des Papstes, so insbesondere die Prüfung, Konfirmation u. Konsekration. Die Prüfung erfolgt in Form eines Prozesses u. ist eine zwiefache: der Informativprozeß u. der Wahl- oder Definitivprozeß (processus informativus und processus electionis, definitivus). Der erstere erfolgt am Wohnorte des Gewählten (in partibus electi) durch einen päpstlichen Bevollmächtigten und bezieht sich auf einen Nachweis aller persönlichen Verhältnisse des Erkorenen, sowie auf die zeitweilige Lage der Diöcese. Im Definitivprozesse zu Rom werden die darüber gefertigten Dokumente von der dazu niedergesetzten Kongregation der Kardinäle geprüft, und es ergeht dann, wenn kein Hinderniß vorhanden ist, die päpstliche Bestätigung. Durch diese kommt er als episcopus promotus in den Besitz der Jurisdiktionsrechte; die ganze Fülle seiner Macht erlangt er aber erst durch die Weihe oder Konsekration, die in drei Monaten nach erfolgter Bestätigung durch wenigstens 3 Bischöfe oder einen B. und zwei Prälaten erfolgen soll. Die Handlung beginnt mit der eidlichen Verpflichtung des B.s gegen den Papst, dann folgt die Unterschreibung des Glaubensbekenntnisses, die Uebergabe der verschiedenen Insignien, der päpstlichen Bullen und Breven, die Inthronisation als förmliche Einweisung ins Amt und endlich die Ertheilung des Segens über die Versammlung durch den Konsekrirten. Nach altem Gebrauche werden die Bischöfe dann noch besonders in Eid ihrer Landesherren genommen. Nachdem durch das wormser Konkordat der große Investiturstreit ausgeglichen worden war, entstand darüber Zwist, ob die kirchliche Konfirmation und Konsekration oder die weltliche Belehnung der Bischöfe vorangehen solle. In der Praxis wurde das letztere meist festgehalten, so in Deutschland, wo die Bischöfe den päpstlichen Eid erst leisten und die kirchlichen Prärogative empfangen, nachdem sie ihrem Regenten verpflichtet worden sind. Die Mannigfaltigkeit der Geschäfte, besonders in früherer Zeit, als die Bischöfe wegen ihrer landesherrlichen Macht auch viele weltliche Angelegenheiten wahrzunehmen hatten, sowie der oft bedeutende Umfang der Diöcesen veranlaßte die Bischöfe, sich besondere Gehülfen und Stellvertreter anzunehmen. Diese sind entweder Gehülfen für die heiligen Verrichtungen: nämlich der Archipresbyter mit dem Presbyterium, später der Dekan mit dem Kapitel zur Hülfsleistung und Vertretung in den gewöhnlichen priesterlichen Funktionen an der Kathedrale; dann der Weihbischof (vicarius in pontificalibus, episcopus titularis, in partibus infidelium), welcher auf den Namen eines sich jetzt in den Händen der Ungläubigen oder Schismatiker befindlichen Bisthums ordinirt wird, zur Stellvertretung in den bischöflichen Pontifikalhandlungen; oder Gehülfen für die Verwaltung der Jurisdiktion, nämlich die Erzpriester auf dem Lande oder Ruraldekane, in höherem Grade die Archidiakonen, an deren Stelle jetzt besondere Kommissarien (officiales foranei) oder formirte Kollegien, Officialate, gekommen sind, besonders aber der bischöfliche Generalvikarius, dessen Vollmacht gewöhnlich die ganze Jurisdiktion des B.s mit Ausnahme gewisser Rechte, z. B. der Verleihung u. Entziehung von Beneficien und Officien, in sich faßt. Für außerordentliche Behinderungsfälle, z. B. wenn der B. durch Alter oder Krankheit oder auf irgend eine andere Weise funktionsunfähig werden sollte, wird ihm ein Koadjutor (s. d.) bestellt.

Auch in der griechisch-katholischen Kirche ist der B., der jedoch bloß aus dem Mönchsstande und zwar gewöhnlich aus den Archimandriten u. Hegumenen, d. i. den Klosteräbten und Prioren, gewählt wird, das Haupt der geistlichen Verwaltung einer Parochie oder Eparchie. Von ihm als dem Mittelpunkte gehen die übrigen heiligen Aemter aus, u. er theilt dazu die nöthigen Vollmachten durch die Weihe mit. Ehemals war er von einem zahlreichen und glänzenden Personal umgeben, was aber in der neuern Zeit abgekommen ist. In Rußland hat der B. bei seiner Kirche einen Protopopen oder Protoierei u. einen Protodiakon, welche im Ganzen die Geschäfte der frühern Archipresbyter und Archidiakonen versehen. Zur Handhabung der Jurisdiktion ist das bischöfliche Konsistorium bestellt, das aus 3 Mitgliedern, welche Archimandriten oder Hegumenen oder Protopopen sind, zusammengesetzt ist.

Diesem sind noch kleinere Gerichtshöfe, Cantoires genannt, untergeordnet. Jeder B. hat die nöthigen Kanzleibedienten. Im Königreich Griechenland ist in jeder Diöcese ein Protosyncellus als Rath und ein Archidiakonus als erster Sekretär des B.s angestellt. Im Uebrigen ist die Stellung des B.s in der griechischen u. russischen Kirche, wenigstens was das Wesentliche anlangt, dieselbe wie in der römischen. Auch das Verhältniß der Metropoliten u. Erzbischöfe (s. Erzbischof) zu den Bischöfen hat sich im Orient fast ganz auf gleiche Weise gestaltet wie im Occident, indem der Unterschied zwischen diesen Würden mehr im Rang, Titel und in der Kleidung, als in der amtlichen Vollmacht beruht.

In mehren protestantischen Ländern ist die bischöfliche Würde mit den nothwendigen Modifikationen entweder gleich bei Einführung der Reformation beibehalten oder späterhin hergestellt worden. Die protestantischen oder evangelischen Bischöfe haben indeß mit den katholischen wenig mehr als den Namen gemein, denn das Kirchenregiment ist in protestantischen Staaten durch die Wendung der Verhältnisse überall an die Landesherren gekommen. Nur in England, obgleich auch hier der König die Stelle des Papstes einnimmt, ist den Bischöfen einige hierarchische Würde und Macht verblieben. Die Episkopalkirche hat in England 21 Bischöfe und zwei Erzbischöfe, die an der Spitze der gesammten englischen Geistlichkeit stehen, wozu in Irland noch 4 Erzbischöfe und 18 Bischöfe kommen. Sie haben alle die Befugniß, geistliche Stellen zu vergeben, oder, wenn diese Patronatstellen sind, wenigstens das Bestätigungsrecht; sie ertheilen die Ordination, visitiren ihren Sprengel, vollziehen die Konfirmation, üben die Strafgewalt über die unter ihnen stehenden Geistlichen aus und thun dies Alles in ihrem eigenen, nicht in des Königs Namen; dabei sind sie Peers und haben Sitz und Stimme im Oberhause, wo sie nicht auf Seiten der liberalen Opposition zu stehen pflegen. Vor dem Gesetz stehen sie sehr hoch, denn der Mord eines B.s wird dem Vatermord gleichgeachtet. Ihr Einkommen ist sehr beträchtlich; bei einigen beläuft es sich über 10,000 Pfd. oder 70,000 Thaler. Der Erzbischof von Canterbury, welcher zu London residirt, hat in seinem Sprengel 17 Bischöfe und folgt als Reichsprimas im Range sogleich nach der königlichen Familie. Er krönt den König, ertheilt Dispensationen, weiht die Bischöfe und beruft die Provinzialsynoden. Nach ihm folgt dem Range nach der Erzbischof von York, der allen Herzögen von nicht königlichem Geblüte vorangeht; er krönt die Königin und übt in seinem Sprengel dieselben Rechte aus, wie der Erzbischof von Canterbury in dem seinigen. In den skandinavischen Reichen hatten die Bischöfe vor der Einführung der Reformation eine bedeutende Gewalt; sie widersetzten sich jedoch vergeblich dem Eindringen der letztern und sahen sich, um von ihren Aemtern nicht ganz entfernt zu werden, genöthigt, den reformatorischen Grundsätzen zu huldigen. König Gustav Wasa von Schweden ließ 1531 den ersten protestantischen Erzbischof von Upsala in der Person des Lorenz Peterson wählen und einweihen. Der Erzbischof von Upsala ist seitdem Primas des Reichs und wird nach vorhergegangener Aufforderung von Seiten des Königs an dem von diesem angesetzten Wahltage von den sämmtlichen Stiftskonsistorien gewählt. Sein Geschäftskreis erstreckt sich zwar zunächst nur auf den Sprengel von Upsala; aber er ernennt außerdem auch die Rektoren und Konrektoren an den Schulen zu Stockholm, salbt den König, verrichtet alle kirchlichen Handlungen in der königlichen Familie, setzt die Bischöfe in ihr Amt ein, präsidirt auf den Koncilien u. ist auf den Reichstagen, ohne erst gewählt zu seyn, Sprecher der Geistlichkeit, gilt aber ungeachtet dieser Prärogativen im Verhältniß zu den übrigen Bischöfen nur als der Erste unter seines Gleichen. Die Stiftsbischöfe, die an der Spitze der Stiftsgeistlichkeit stehen, werden vom Könige aus drei ihm vorgeschlagenen Individuen gewählt, examiniren und ordiniren die Kandidaten, führen die Geistlichen in ihr Amt ein, weihen Kirchen, Kapellen und Kirchhöfe, halten Synoden, ernennen die Domprövste und führen die Aufsicht über das Kirchenvermögen. Sie sind ebenfalls Mitglieder des Reichstags und tragen den vollständigen bischöflichen Ornat, den Mantel, den Hirtenstab, die Mitra und das Brustkreuz. Der König pflegt sie, wenn sie nicht schon von Adel sind, nebst ihren Kindern in den Adelsstand zu erheben. Es sind ihrer in Schweden und Norwegen nur sechs, zu denen noch ein Ordensbischof kommt, dessen Geschäftskreis der Seraphinenorden ist. In Dänemark wurden an der Stelle der dem Protestantismus sich widersetzenden katholischen Bischöfe auf Befehl des Königs und des Reichstags 1537 neue evangelische gewählt, welche Bugenhagen einsegnete. Es verblieb diesen jedoch kaum ein Schatten von der Macht der alten Bischöfe und man behielt ihren Namen nur bei, weil das Volk daran gewöhnt war. Dessen ungeachtet haben sie vor den deutschen Diöcesanvorstehern den Vorzug, daß sie die Streitigkeiten der ihnen unterstellten Geistlichkeit entscheiden und in allen Kirchenangelegenheiten deren Richter sind. Es sind ihrer im Ganzen neun, zu denen noch ein Generalsuperintendent kommt. In der evangelischen Kirche Deutschlands wurde die bischöfliche Gewalt im katholischen Sinne ganz mit der Landeshoheit vereinigt und nur der Name derselben ist in einigen Ländern der Geistlichkeit gelassen. Die Landesherren nannten sich auch früherhin bei unmittelbaren Verfügungen in Kirchensachen oberste Landesbischöfe, und dieser Ausdruck ist selbst in die neuesten Verfassungsurkunden protestantischer Staaten übergegangen. In Bezug auf die Geschäftsführung sind die Konsistorien, Generalsuperintendenten und Superintendenten an die Stelle der Bischöfe u. bischöflichen Behörden u. Bevollmächtigten getreten. Nur zwei Bischöfe, welche zugleich mit dem Lande sich zur Reformation bekannten, behaupteten noch eine geraume Zeit ihre Stellung und Machtvollkommenheit, nämlich der von Osnabrück und der von Lübeck; sie verrichteten indeß keine geistlichen Funktionen und waren ganz den weltlichen Fürsten gleich, von denen

sie sich nur durch den geistlichen Titel und Rang, sowie dadurch, daß sie nicht durch Erbrecht, sondern durch die kanonische Wahl succedirten, unterschieden. Die Säkularisation von 1803 machte auch dieser merkwürdigen Anomalie ein Ende, indem dadurch die politische Existenz dieser evangelischen Fürstbischöfe vernichtet wurde. In den Hochstiften Meißen, Naumburg-Zeitz u. Merseburg, wo ebenfalls die bischöfliche Würde auch nach der Reformation noch eine Zeitlang fortdauerte, kamen unter dem Kurfürsten August die Stiftssuperintendenten an die Spitze der kirchlichen Verwaltung. Das Erzbisthum Magdeburg kam durch den westphälischen Frieden als Herzogthum an Brandenburg. Eigenthümliche Schicksale hatte die evangelische Bischofswürde in Preußen. Die beiden Bischöfe, Georg von Polentz von Samland und Erhard von Queiß von Pomesanien huldigten nach des Hochmeisters Albrecht Uebertritt zur Reformation ebenfalls der neuen Lehre, und so entstanden im neuen Herzogthum Preußen zwei evangelische Bisthümer, Samland und Pomesanien, welche indeß schon 1550 und 1554 eingingen, indem der Herzog gegen den Willen der Landstände eigenmächtig die geistlichen Güter und die bischöflichen Einkünfte an sich zog und zur geistlichen Geschäftsführung Superintendenten einsetzte. In Folge des heftigen Streits, der hierüber zwischen der Landschaft und dem Herzog entbrannte, sah sich der letztere genöthigt, 1567 in einem Vertrag in die Einsetzung und würdige Dotirung zweier neuen Bischöfe zu willigen. Damals wurde Georg von Venediger, ein preußischer Edelmann, der zu Wittenberg unter Melanchthon Doktor der Theologie geworden war, für Pomesanien und Joachim Mörlin für Samland gewählt; der erstere erhielt 1000 preußische Gulden und das Amt Liebemühl mit allen dazu gehörigen Dörfern, Seen und Wäldern zu seinem Unterhalt, der letztere aber an Geld 2000 Gulden, gerade so viel, als der Herzog in seinem Testamente dem dritten Prinzen ausgesetzt hatte. Mit Johann Wigand aus Eisleben, der zuletzt beide Bisthümer verwaltet hatte und 1587 starb, hörte die bischöfliche Würde wiederum auf. Die Einkünfte fielen der fürstlichen Kasse anheim u. die wiederholten Bitten der Stände um die Wiederbesetzung der Bisthümer fanden auch von Seiten des brandenburgischen Hofes keine Beachtung. Die Ernennung zweier evangelischen Bischöfe durch den ersten preußischen König war nur durch dessen Eitelkeit veranlaßt worden und hatte keine Folgen. Friedrich I. ertheilte nämlich dem ersten reformirten Hofprediger Ursinus (Bär) u. dem ersten lutherischen Hofprediger von Sanden aus Insterburg die bischöfliche Würde, um seine Königskrönung auf würdige Weise von ihnen vollziehen zu lassen. Nach dem Tode Beider ging das Amt wieder ein, bei dessen Erneuerung man an nichts weniger, als an seine eigentliche Bedeutung gedacht hatte. Erst am Friedens- und Krönungsfeste am 18. Januar 1816 beschloß Friedrich Wilhelm III. nach dem Beispiel Friedrichs I. zwei evangelische Bischöfe zu kreiren, womit, nach dem Ausdrucke des Ministerialerlasses vom 9. Febr. 1816, jedoch nur „eine Anerkennung ausgezeichneter Verdienste im geistlichen Stande" und „eine Emporhebung auch des äußern Ansehens der evangelischen Kirche beider Konfessionen" bezweckt werden sollte. Den bischöflichen Titel erhielten demnach damals der Hofprediger und Konsistorialrath Sack in Berlin und der Generalsuperintendent Borowsky in Königsberg, welcher letztere 1829 sogar zur Würde eines evangelischen Erzbischofs erhoben wurde. Daß diese Würden mit der kirchlichen Verfassung Preußens in keinem organischen Verhältniß standen, erhellt daraus, daß sie nach ihrer Träger Tode unbesetzt blieben. Später wurden noch mehre Bischöfe ernannt, der Hofprediger Eylert in Potsdam 1818, der Generalsuperintendent Engelke in Stettin und der Generalsuperintendent Westermeyer in Magdeburg 1826, und nach deren Tode Ritschl 1827 für die Provinz Pommern, der Oberkonsistorialrath A. Neander 1830 für Berlin, Dräseke 1832 für die Provinz Sachsen, Freymark für die Provinz Posen 1832 und Roß für die Rheinprovinz und Westphalen 1836. Vergl. Nikolovius, Die bischöfliche Würde in Preußens evangelischer Kirche, Königsberg 1834. Diese Bischöfe haben als solche in Preußen keinen besondern Wirkungskreis, nehmen aber als Räthe in den Konsistorien die erste Stelle ein; sie sind zugleich Generalsuperintendenten mit allen Befugnissen, die den letztern nach der Instruktion vom 14. Mai 1829 beigelegt sind, haben eine besondere Amtstracht, bestehend in einem seidenen Talar und einem goldenen Kreuze auf der Brust, folgen im Range den Oberpräsidenten und beziehen neben ihren Einkünften als Generalsuperintendenten noch einen besondern Ehrensold. Die Würde eines evangelischen B.s gibt es in dem protestantischen Deutschland außer in Preußen nur noch in Nassau, wo durch ein Edikt vom 8. April 1818 Müller dazu ernannt wurde. Der Wirkungskreis dieses Prälaten besteht in der Oberaufsicht über die Geistlichkeit und über alle kirchlichen Institute; er kann den Geistlichen Verweise ertheilen und sie sogar mit Einziehung eines Procentes von ihrem Gehalte bestrafen. Er korrespondirt unmittelbar mit der Landesregierung, wie die preußischen Bischöfe mit dem Ministerium, und ist im Range den Präsidenten der höhern Kollegien gleich. Sein Normalgehalt besteht in 3000 Gulden, wozu noch 1000 Gulden für Standesaufwand gegeben werden. Vgl. Otto, Handbuch des besondern Kirchenrechts der evangelischen Kirche im Herzogthum Nassau, Nürnberg 1828. In allen übrigen deutsch-protestantischen Ländern sind an die Stelle der Bischöfe gemischte Konsistorien, Kultusministerien, Generalsuperintendenten, Ephoren und Inspektoren, in Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt Prälaten, in Hannover ein evangelischer Abt von Lokkum, in Braunschweig von Michaelstein, in Reichsstädten meist Senioren, mit sehr beschränkten Rechten und Einkünften getreten. Nur in der evangelischen Brüdergemeinde (s. d.) kam die bischöfliche Würde 1735 wieder auf. Doch wird hier mit der bischöflichen Ordination gar nicht der Begriff von einer mit der Person unzertrennlich verbundenen höhern Würde oder von einem göttlichen Rechte verbunden, sondern die

bischöflichen Prärogativen gelten bloß für äußerliche Kirchenrechte und der B. steht stets unter der Direktion und Aeltestenkonferenz der Unität. Ueber die evangelische Bischofswürde überhaupt vgl. Clausen, De muneris episcopalis in ecclesia evangelica gravitate et pulchritudine, Kopenhagen 1830.

Bischof (Bischofwein), Getränk, dessen Hauptbestandtheil durch Pomeranzen, Zimmt u. Nelken aromatisirter Rothweingeist ist. Man unterscheidet warmen B.: hierzu werden 3—4 Stück reife Pomeranzen eingekerbt, auf einem Roste bei gelindem Kohlenfeuer geröstet und in einer wohl verschließbaren Terrine unter Zusatz von 1/4 Loth Zimmt und 1/4 Loth Nelken mit 4 Maß heißem Medoc übergossen und nach Belieben mit Zucker versüßt; kalten B. bereitet man entweder durch Vermischen von Rothwein mit Bischofessenz (s. d.) u. Versüßen mit Zucker, oder dadurch, daß man die äußere Schale zweier frischen, bitteren Pomeranzen klein schneidet, 1/4 Loth Zimmt und 1/8 Loth Nelken hinzuthut, den Saft der Pomeranzen auspreßt, mit 1 Maß gutem Rothwein übergießt und in einer verschlossenen Terrine 12 Stunden ziehen läßt und endlich Zukker nach Belieben hinzufügt. Die Güte dieses Getränkes ist abhängig von der Feinheit des angewandten Weins und von der Zeit, welche es fertig zubereitet gestanden hat; frisch bereiteter B. wird nie von so feinem Geschmacke seyn, als solcher, der 24 Stunden gestanden hat; sehr lange aber läßt sich selbst der beste nicht unbeschadet aufbewahren. Mäßig genossen ist der B. ein magenstärkendes Getränk, doch verursacht der stärkere Genuß desselben wegen des in den Pomeranzenschalen enthaltenen ätherischen Oels Kopfschmerzen.

Bischofessenz (Bischofextrakt), dient zur Bereitung von Bischof; man unterscheidet aromatisirte und nichtaromatisirte. Erstere bereitet man durch Digestion von 18 Loth ausgeschälter grüner Pomeranzenschalen, 1½ Loth Zimmtblumen, 3 Quentchen Nelken mit 1½ Maß Franzbranntwein; zu letzterer nimmt man nur Pomeranzenschalen, am liebsten frische, und fügt auch wohl die Schale einer Apfelsine bei. 1½ Loth dieser Essenzen und die erforderliche Menge Zukker reichen hin zur Bereitung einer Bouteille Bischof.

Bischoff, 1) Georg Friedrich, Begründer der deutschen Musikfeste, geb. 1780 zu Ellrich in der Grafschaft Hohenstein am Harz, wo sein Vater Lehrer u. Organist war, besuchte das Gymnasium zu Nordhausen und studirte in Jena und Leipzig, ward 1803 als Kantor und Lehrer am Lyceum zu Frankenhausen angestellt und 1816 nach Hildesheim als Musikdirektor und Lehrer am Andreanum berufen, wo er 1841 †. Schon 1804 veranstaltete er in Frankenhausen eine Musikaufführung, welche in Anbetracht der geringen ihm zu Gebote stehenden Kräfte als höchst gelungen bezeichnet werden mußte; in den Jahren 1808 — 12 aber wurde er von dem französischen Gouvernement mehrmals mit größern Aufführungen in Erfurt beauftragt, die ihm den Titel eines kaiserlichen Musikdirektors eintrugen, im Uebrigen aber meist pekuniäre Opfer kosteten. Als das erste, nach eigenem freien Willen veranstaltete Musikfest bezeichnete B. selbst das am 20. und 21. Juni 1810 zu Frankenhausen abgehaltene, welches den Impuls zu allen ähnlichen Aufführungen gab, die nachmals am Rhein, in der Schweiz, in Thüringen und Sachsen ins Leben traten und bei deren meisten B. mehr oder weniger betheiligt war. In Hildesheim selbst gelang es ihm, trotz vieler Hindernisse und Gegenwirkungen, ein reges musikalisches Leben zu wecken; es trat eine Singakademie und ein Orchesterverein ins Leben, welche sehr gelungene Aufführungen in Winterabonnementskoncerten veranstalteten. Im Jahre 1839 wurde B. vom deutschen Nationalverein für Musik zum Ehrenmitglied ernannt, neben der allgemeinen Achtung die einzige Auszeichnung, welche ihm das Vaterland für seine unermüdete patriotische Thätigkeit u. die Aufopferung seiner Zeit u. seines sauer erworbenen Einkommens angedeihen ließ. Von seinen Kompositionen sind nur wenige ein- u. mehrstimmige Gesänge im Druck erschienen.

2) Christoph Heinrich Ernst, Mediciner, um 1780 zu Hannover geboren, widmete sich dem ärztlichen Berufe und ward Kreisphysikus zu Barmen bei Elberfeld. Im Jahre 1813 begleitete er als Generalstabsarzt das 5. Armeecorps auf den Feldzügen gegen Frankreich, wodurch er zur Herausgabe seiner Schrift „Ueber das Heilwesen im deutschen Heere“ (Elberfeld 1815) veranlaßt wurde, welcher jedoch schon mehre andere Werke, wie die „Darstellung der gallschen Gehirn- und Schädellehre“ (2 Theile, Berlin 1805) vorausgegangen waren. Mit Eröffnung der Universität Bonn trat B. 1819 in die Stellung als Professor der Staatsarzneikunde und Heilmittellehre ein. Die bedeutendste unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten bildet unstreitig „Die Lehre von den chemischen Heilmitteln“ (Bonn 1825 — 1831, 3 Bde., 1. und 2. Suppl., 1834 und 1840; 2. Aufl., das. 1838 — 1840). Die meisten seiner übrigen Schriften sind polemischer Natur. So suchte er in der Schrift „Wider die Mystifikation in der Medicin“ (Bonn 1830) eine Verständigung über die Arzneimittellehre mit den Naturforschern herbeizuführen. Auf die Reform der Universitätsverfassung bezieht sich das Werkchen: „Einiges, was den deutschen Universitäten Noth thut“ (Bonn 1842 — 1848, 2 Thle.). Einen gleich praktischen Zweck haben die Schriften: „Ueber das Bedürfniß von Badern und deren Bildung im öffentlichen Heilwesen“ (Bonn 1843) und „Ueber das Verhältniß der Medicin zur Chirurgie“ (das. 1842). Im Bezug auf die zu Berlin im Juni 1850 abgehaltene Konferenz zur Reorganisation des preußischen Medicinalwesens schrieb er „Randbemerkungen“ (Bonn 1850).

3) Theodor Ludwig Wilhelm, verdienter Anatom und Physiolog, Sohn des Vorigen, den 28. Oktober 1807 zu Hannover geboren, erhielt seine Bildung erst im älterlichen Hause, dann auf den Gymnasien von Düsseldorf und Bonn, widmete sich nach einjährigem Aufenthalte zu Gotha seit 1826 auf der Universität zu Bonn und seit dem Herbst 1830 zu Heidelberg den Naturwissenschaften und der Medicin und erwarb sich daselbst die medicinische Doktorwürde. Nach sei-

nem Abgange von Heidelberg übernahm er die Stelle eines Assistenten an der Universitätsentbindungsanstalt zu Berlin, kehrte jedoch, durch Johann Müller und Ehrenberg zu anatomisch-physiologischen Studien angeregt, nach Bonn zurück und habilitirte sich daselbst 1833 als Privatdocent mit einer Dissertation, die nachher unter dem Titel „Beiträge zur Lehre von den Eihüllen des menschlichen Fötus" (Bonn 1834) im Buchhandel erschien. Im Jahre 1835 nach Heidelberg als Docent für vergleichende und pathologische Anatomie berufen, wurde B. daselbst 1836 zum außerordentlichen Professor ernannt, nachdem er einen Ruf als ordentlicher Professor nach Basel abgelehnt. Als Antrittsschrift veröffentlichte er seine „Commentatio de novis quibusdam experimentis ad illustrandam doctrinam de respiratione institutis" (Heidelberg 1837). Außerdem schrieb er in dieser Zeit noch mehre Abhandlungen für das müllersche „Archiv für Anatomie, Physiologie ꝛc.". Ganz vorzüglich beschäftigte ihn die Entwickelungsgeschichte der Säugethiere. Zu seinen hierauf bezüglichen Schriften gehören neben seinen Beiträgen zur wagnerschen „Physiologie" u. der den 7. Band der Sömmeringschen „Anatomie" bildenden „Entwickelungsgeschichte der Säugethiere und des Menschen" vor Allem seine von der berliner Akademie gekrönte Preisschrift über die „Entwickelungsgeschichte des Kanincheneies" (Braunschweig 1843). Obwohl seit 1843 ordentlicher Professor, folgte er doch einem Rufe nach Gießen als Professor der Physiologie, wo er bereits 1844, weil er Berufungen nach Zürich und Tübingen nicht gefolgt war, auch den Lehrstuhl der Anatomie erhielt. Er machte sich um die Universität durch Begründung eines physiologischen Instituts, sowie bald nachher eines anatomischen Theaters nebst den dazu gehörigen Sammlungen verdient. Zahlreiche, die Wissenschaft wesentlich fördernde Untersuchungen legte B. theils in Abhandlungen für Müllers „Archiv" und andern Sammelwerken, theils in mehren selbstständigen Schriften nieder. Unter denselben erwähnen wir, außer der frühern anatomischen Untersuchung und Beschreibung von „Lepidosiren paradoxa" (Leipz. 1840), die „Entwickelungsgeschichte des Hundeeies" (Braunschweig 1844) und den „Beweis der von der Begattung unabhängigen periodischen Reifung und Loslösung der Eier der Säugethiere und der Menschen" (Gießen 1844), durch welche letztere Schrift eine der wichtigsten Lehren von der Zeugung festgestellt wurde. B. ward auch als Sachverständiger bei dem 1850 zu Darmstadt verhandelten görlitzschen Prozesse zu Rathe gezogen. Sein abgegebenes Gutachten „Ueber die Selbstverbrennung" ist sowohl in den stenographischen Berichten über den Prozeß, als auch in Henke's „Annalen der Staatsarzneikunde" (1850) abgedruckt.

4) Ignaz Rudolf, Edler von Altenstern, ausgezeichneter Arzt und klinischer Lehrer an der wiener Universität, geboren den 15. August 1784 zu Kremsmünster, wo sein Vater Professor der neuern Sprachen an der Ritterakademie war. Nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt den philosophischen Kursus absolvirt hatte, beabsichtigte er, in Wien die Rechte zu studiren, doch bald führte ihn das Studium der Naturwissenschaften, das er schon früher mit Vorliebe betrieben hatte, zur Medicin. Er erlangte zu Wien 1808 die medicinische Doktorwürde und hatte daselbst als praktischer Arzt schon einen bedeutenden Wirkungskreis, als er 1812 die Professur der medicinischen Klinik und speciellen Therapie an der Universität zu Prag erhielt, mit welchem Amte er seit 1816 zugleich das eines Primärarztes am allgemeinen Krankenhause verband. Im Jahre 1825 ging er als Professor der Klinik, Pathologie und Therapie nach Wien, wo er später zum wirklichen Hofrath u. in den Adelsstand erhoben wurde. Da er in demselben Jahre auch eine Abtheilung des Hospitals übernehmen mußte, vertauschte er 1837 die klinischen Vorträge mit physiologischen, mit denen er bis 1847 ohne Unterbrechung fortfuhr. Neben seiner Professur versah er noch die Stellen eines obersten Feldarztes, Direktors der Josephsakademie und Präses der permanenten Feldsanitätskommission. Im J. 1849 auf sein Gesuch pensionirt, † er, mit Ausarbeitung einer „Materia medica" beschäftigt, den 15. Juli 1850. Er hat sich namentlich durch die Behandlung der Nervenfieber, auf deren so häufiges Verbundenseyn mit Hüftdarmentzündungen er zuerst hinwies, großes Verdienst erworben. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Beobachtungen über den Typhus und die Nervenfieber" (Prag 1815); „Die chronischen Krankheiten im weitern Sinne" (das. 1817); „Grundsätze der praktischen Heilkunde, durch Krankheitsfälle erläutert" (das. 1823 — 25, 3 Bde.); „Grundsätze zur Diagnostik und Therapeutik der Fieber und Entzündungen" (Wien 1823, 2. Aufl. 1830); „Die häutige Bräune und Gehirnentzündung der Kinder" (das. 1837); „Abhandlung über die Lungenschwindsucht" (das. 1843); „Ueber Vergiftungen" (das. 1844). Durch seine Schrift: „Ueber den Nutzen der Kuhpockenimpfung" (Prag 1821) hat er bedeutend für Verbreitung der Vaccination mitgewirkt.

5) Karl Gustav, verdienstvoller Chemiker u. Geolog, Professor zu Bonn, geboren den 18. Januar 1792 zu Wörd, einer Vorstadt Nürnbergs, widmete sich seit 1810 zu Erlangen unter Hildebrandt dem Studium der Chemie u. Physik u. habilitirte sich als Privatdocent für diese Fächer. Nachdem er nach Hildebrandts Tode (1816) eine Zeitlang dessen Stelle vertreten, ging er 1819 nach Bonn und ward 1822 daselbst ordentlicher Professor der Chemie. Die von ihm und Goldfuß bearbeitete „Physikalisch-statistische Beschreibung des Fichtelgebirgs" (2 Bde., Nürnberg 1817) war die Frucht einer geologischen und physikalischen Durchforschung dieses Gebirgs. In seinem „Lehrbuch der Stöchiometrie" (Erlangen 1819) suchte er diese erst von Berzelius begründete Lehre vom streng mathematischen Gesichtspunkte aus zu behandeln. Mit Nees von Esenbeck und Rothe bearbeitete er „Die Entwickelung der Pflanzensubstanz" (Erlangen 1819). Unvollendet blieb sein „Lehrbuch der reinen Chemie" (Bd. 1, Bonn 1824). Mit besonderer Vorliebe und Erfolg für die Wissenschaft widmete sich B. geologischen Untersuchungen vom physikalisch-che-

mischen Standpunkte aus. Seine Schriften „Die vulkanischen Mineralquellen Deutschlands und Frankreichs" (Bonn 1826) und „Die Mineralquellen von Roisdorf" (das. 1826) machen Epoche in der Mineralquellenliteratur. Von hoher Bedeutung ist seine von der holländischen Societät der Wissenschaften gekrönte Preisschrift „Die Wärmelehre des Innern unseres Erdkörpers" (Leipz. 1837), womit die „Physical, chemical and geological researches on the internal heat of the globe" (London 1841), sowie viele in Zeitschriften u. Sammelwerken chemischen, physikalischen und geologischen Inhalts enthaltene Untersuchungen, z. B. die „Ueber die Entstehung der Quarz- u. Erzgänge" im „Jahrbuch für Mineralogie" (1844) u. über „Die Gletscher in ihrer Beziehung zur Erhebung der Alpen" (das. 1843), in Verbindung stehen. Die Resultate seiner 1837 — 40 angestellten Untersuchungen über die in den Steinkohlengruben sich entwickelnden brennbaren Gase und die zum Schutze gegen dieselben dienenden Sicherheitslampen sind in mehren Aufsätzen in Karstens u. von Dechens „Archiv für Mineralogie" u. in dem „Edinburgh new philosophical Journal" niedergelegt. Mit seiner Abhandlung „Des moyens de soustraire l'exploitation des mines de houille aux changes d'explosion" (Brüssel 1840) gewann er den von der brüsseler Akademie ausgesetzten Preis. Sein Hauptwerk ist sein noch unvollendetes „Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie" (Bd. 1 und 2, Bonn 1847 — 1850). Seine populären Vorlesungen, die er 1842 und 1843 zu Bonn vor einem größern Publikum gehalten, erschienen im Druck (Bonn 1843). Daran reihen sich „Populäre Briefe an eine gebildete Dame über die gesammten Gebiete der Naturwissenschaften" (1. Bdchn., Pforzheim 1848; 2. Bdchn., Bonn 1849).

6) Gottlieb Wilhelm, ausgezeichneter Botaniker, geb. 1797 zu Dürckheim an der Haardt, wo sein Vater Apotheker war, besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt, ging später zu seinem Oheim, einem höhern Forstbeamten, nach Kaiserslautern, wo er unter der Leitung Kochs, des Verfassers der klassischen „Flora Deutschlands", das Studium der Botanik betrieb und sich fleißig im freien Handzeichnen übte, in dem er zugleich Privatunterricht ertheilte. Seine Neigung zur Malerei führte ihn 1819 zum Besuch der Akademie der bildenden Künste nach München, wo er sich zum Maler ausbilden wollte, welches Vorhaben er aber wegen eines langwierigen Augenleidens aufgeben mußte. Im Jahre 1821 bezog er die Universität Erlangen, wo er sich mit Liebe und Eifer dem Studium der Chemie und Botanik widmete und seinen ersten literarischen Versuch: „Die botanische Kunstsprache" (Nürnberg 1822), herausgab. Damals ward er mit dem bekannten Reisenden von Martius bekannt und begab sich auf dessen Einladung nach München, um an der Herausgabe von dessen botanischen Werken über Brasilien Theil zu nehmen. Er führte daselbst fast alle Zeichnungen für die Tafeln des ersten Bandes der von Joseph Zuccarini redigirten „Nova genera et species plantarum etc." nach den von v. Martius zurückgebrachten, getrockneten und in Weingeist aufbewahrten Pflanzen aus. Damals vollendete er auch die 1. Abtheilung seiner Uebersetzung von Guibourts „Pharmaceutischer Waarenkunde" (Nürnberg 1823). Nachdem er das pharmaceut. Examen bestanden u. auch in Erlangen als Doktor der Philosophie promovirt hatte, kehrte er im Herbste 1823 nach seinem Geburtsorte zurück, besorgte daselbst das Geschäft seines Vaters und arbeitete die 2. Abtheilung der guibourtschen Waarenkunde aus. Im Jahre 1824 ging er nach Heidelberg, übernahm in einer Privatlehranstalt für Knaben den Unterricht in der Naturgeschichte und im Zeichnen, besuchte noch mehre Vorlesungen über Zoologie und Oryktognosie und habilitirte sich 1825 als Privatdocent bei der philosophischen Fakultät, um botanische Vorlesungen zu halten. Im Jahre 1833 wurde er daselbst außerordentlicher und 1839 ordentlicher Professor und † den 1. September 1854. Die bedeutendsten unter seinen Schriften sind außer den bereits genannten: „De plantarum, praesertim cryptogamicarum, transitu et analogia" (Heidelb. 1825); „Die kryptogamischen Gewächse, mit besonderer Berücksichtigung der Flora Deutschlands und der Schweiz, organographisch, phytonomisch und systematisch bearbeitet" (Nürnberg 1828, 2 Lief.); „Grundriß der medicinischen Botanik" (Heidelberg 1831); „Handbuch der botanischen Terminologie u. Systemkunde" (Nürnberg 1833—1844, 3 Bde.); „Lehrbuch der allgemeinen Botanik" (3 Bde., Stuttgart 1834 — 1839, bildet den 4. und 5 Band der „Naturgeschichte der drei Reiche" von Bischoff, Blum, Bronn, von Leonhard, Leuckardt und Voigt, das. 1834 ff.); „Wörterbuch der beschreibenden Botanik" (das. 1839); „Medicinisch-pharmaceutische Botanik" (Erlangen 1843, 2 Aufl. 1847). Zu dem Kupferwerke „Genera plantarum florae germanicae" bearbeitete er die „Umbelliferae" (Heft 1, Bonn 1849). Das gehaltreiche Schriftchen „Die Botanik in ihren Grundrissen und nach ihrer historischen Entwickelung" (Stuttgart 1848) ist aus der „Neuen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" (Bd. 3) besonders abgedruckt.

Bischofsheim, 1) B. an der Tauber (Tauber-B.), Stadt im badischen Unterrheinkreise, am linken Ufer der Tauber u. an der Mündung der Brehmbach in dieselbe, Amtssitz, hat ein katholisches Pädagogium, Feld-, Wiesen- u. Weinbau, Gewerbe u. Handel u. 2460 Einw., darunter 120 Juden. B. war schon 725 ein bischöflicher Hof mit Kammerkloster, welches im 13. Jahrhundert in ein (noch jetzt bestehendes) Spital umgewandelt wurde. Im J. 1629 ward hier auch ein Franciskanerkloster gestiftet, das 1808 aufgehoben wurde. — 2) B. am Neckar (Neckar-B.), Stadt das., am Neckar und an der Krebsbach, Amtssitz mit 2 Pfarreien, 2 Schlössern des Grafen von Helmstadt, Feld- und Weinbau, Vieh-, besonders Pferdezucht, Lein- und Hanfweberei, Kalksteinbrüchen, Handel mit Früchten und 2100 Einwohnern, darunter 210 Juden. — 3) (B. vor der Rhön), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, an der Brent, am Fuße des Kreuzberges, Sitz eines Landgerichts und Rentamts, Pfarramts und Dekanats, Magistrats III. Klasse, treibt

Flachsbau, geringen Feldbau, Schaf- und Gänsezucht, Tuchmanufakturen und bedeutende Wollenspinnerei, Strumpf- und Leinweberei, Färberei, Garnspinnerei, Verfertigung von Holzwaaren (Tellern, Schuhen, Löffeln) und hat 1860 Einw.

Bischofsinseln, britische Inselgruppe an der Küste von Schottland, zur Grafschaft Inverneß gehörig, mit 2000 Einwohnern; die merkwürdigsten sind: Vernerav (Barnera, Bishops-Isle), Sandarav, Mingalay, Pabbay.

Bischofsmütze, s. Inful und Mitra.

Bischofsstab, s. Krummstab.

Bischofsstein (Bischstein), Stadt in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Rössel, Sitz eines Land- und Stadtgerichts, hat 3 Kirchen, wovon die 1776—1781 neu erbaute Pfarrkirche zu den größten und schönsten der Provinz gehört, Tuchweberei, Strumpfwirkerei, Weißgerberei, Brauerei, Brennerei, Garnhandel und 2680 Einwohner.

Bischofswerda, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Bautzen, Amt Stolpe, in sandiger Hügelgegend, hat 2200 Einwohner, welche Garnspinnerei, Bleicherei, Tuch-, Lein- u. Zwillichweberei treiben. Hier Gefecht den 12. Mai 1813 zwischen den zurückziehenden Verbündeten und den Franzosen, wobei B. fast gänzlich eingeäschert wurde. Napoleon schenkte zum Wiederaufbau der Stadt 100,000 Francs. B. ist Geburtsort des Mitreformators Winkler und des berüchtigten theologischen Schriftstellers und Schenkwirths Bahrdt. In der Nähe der Bischofsteich und Granitbrüche.

Bischofswerder, Johann Rudolf von, General und Minister Friedrich Wilhelms II. von Preußen, stammte aus einer sächsischen adeligen Familie, studirte 1756 in Halle, trat aber beim Ausbruch des 7jährigen Krieges in Kriegsdienste und ward 1760 Kornet in dem königlich preußischen Leibkarabinerregiment. Nach dem Frieden nahm er seinen Abschied, ward Kammerherr am kursächsischen Hofe und Stallmeister des Herzogs Karl von Kurland. Im J. 1778 verließ er den Hof, errichtete ein Jägercorps bei der Armee des Prinzen Heinrich von Preußen, ward Major, 1786 Oberstlieutenant und Flügeladjutant Friedrich Wilhelms II. und dessen beständiger Begleiter. Bald darauf ward er auch mit diplomatischen Geschäften beauftragt, 1789 zum Generaladjutanten des Königs ernannt und als preußischer Gesandter zum Kongreß von Szistowe abgeordnet. Nach seiner Zurückkunft 1791 zum Generalmajor befördert, erhielt er immer größern Einfluß am Hofe, an dessen Intriguen er eifrigen Antheil nahm. Auf der Zusammenkunft zu Pillnitz sprach er leidenschaftlich gegen die Umkehr der alten Ordnung und für die Wiedereinsetzung der Bourbonen; 1792 folgte er dem Könige nach dem Rhein und war eine Zeitlang preußischer Bevollmächtigter zu Frankfurt. Nach Friedrich Wilhelms II. Tode überbrachte er dem neuen Herrscher die königlichen Insignien, ward aber verabschiedet und † im Oktober 1803 auf seinem Landgute bei Berlin. Sein Hang zum Mysticismus, der ihn auch in den Illuminatenorden führte, und seine Geisterseherei waren für das Land von sehr nachtheiligen Folgen, denn er war es, der den König zu manchen Maßregeln verleitete, die offenbaren Rückschritt bekundeten.

Bischweiler (Bischwiller), Stadt im französischen Departement Niederrhein, südöstlich von Hagenau, an der Moder, sonst befestigt, hat Fabriken für Tuch, Wollhandschuhe, Leinwand, Leder, Glockengießerei, Färbereien, Bierbrauereien, Töpfereien, Handel mit Wein, Hanf, Tabak, Leder &c., in der Umgegend bedeutende Kultur von Farbepflanzen, namentlich Krapp, u. 6500 Einwohner. Dabei Schloß Tiefenthal, sonst Residenz der Herzöge von Pfalz-Bischweiler, welche Linie von Christian I. 1670 gegründet wurde u. mit Christian III., der 1732 ganz Zweibrücken erhielt, aufhörte; vgl. Pfalz.

Bis dat, qui cito dat, lateinisches Sprüchwort, s. v. a. Doppelt gibt, wer schnell gibt.

Biserta (Bizerta, Ben Zert), afrikanische Stadt in Tunis, an einem mit dem mittelländischen Meere zusammenhängenden Kanal, mit kleinem versandeten Hafen, einigen Festungswerken und 8000 Einwohnern. In der Nähe die Ruinen von Utica.

Bishop and his Clerk (Bischof mit seiner Klerisei), Inseln: 1) britische Inselgruppe an der Küste von Wales, zur Grafschaft Pembroke gehörig, an der Westküste, im St. Georgskanal, bei den sorlingischen Inseln, bilden gefährliche Klippen, daher auf einer derselben ein Leuchtthurm errichtet ist, bieten an einigen Stellen gute Schafweiden dar; — 2) Klippen im Antillenmeer, an der Honduraѕbai; — 3) zwei australische Inseln, südöstlich von der Vandiemensinsel.

Bisi, Giuseppe, vorzüglicher Landschafts- und Perspektivmaler der Neuzeit, Professor an der Akademie der bildenden Künste zu Mailand. Seine Landschaften zeichnen sich bei etwas schwerfälligem Baumschlag durch den heitern und duftigen Himmel, die Flüssigkeit und Durchsichtigkeit des Wassers, sowie durch brillante Hintergründe und geschmackvolle Figuren aus. Auch seine Architekturgemälde und Interioren verrathen einen feinen und graziösen Pinsel. Außerdem lieferte er auch Zeichnungen zu der malerischen Reise im lombardisch-venetianischen Königreiche (seit 1828).

Bisignano, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, nördlich von Cosenza, auf einem Hügel, an dessen Fuße der Uglia fließt, Bischofssitz mit Kastell, Kathedrale, 19 Kirchen, Seminar und 10,100 Einwohnern; das alte Besidiä.

Bisley, Stadt in der englischen Grafschaft Gloucester, am Stroudkanal, welcher die Saverne mit der Themse verbindet, hat Tuchweberei, 6080 Einwohner u. ist Geburtsort Franz Bacons.

Bismalva, Pflanzengattung, s. v. a. Malva alcea; Bismalvae radix, s. v. a. Eibischwurzel, s. Althäa.

Bismark, Friedrich Wilhelm, Graf von, würtembergischer Generallieutenant, ausgezeichnet als Krieger, Diplomat und militärischer Schriftsteller, geb. am 28. Juli 1783 zu Windheim bei Minden in Westphalen als Spröß-

ling eines alten Adelsgeschlechts, dessen eigentliches Vaterland die Altmark ist, wohin es im 8. Jahrhundert aus Böhmen gekommen seyn soll. B. nahm bereits 1796 als Kornet hannöverische und in Folge der Auflösung des hannöverischen Truppencorps 1803 nassauische Dienste, ging 1804 nach England und trat in die englisch-hannöverische Legion ein, mit welcher er 1805 der Expedition des Lords Cathcart in Norddeutschland beiwohnte. Im Jahr 1807 mußte er England wegen eines Zweikampfes verlassen, wandte sich zunächst nach Frankreich und dann nach Würtemberg, wo er als Oberlieutenant bei der Kavalerie angestellt und sehr bald zum Rittmeister befördert wurde. In dem Feldzuge gegen Oesterreich von 1809 zeichnete er sich namentlich bei Riedau aus. Nachdem er 1810 Major geworden, machte er in Ney's Corps den russischen Feldzug mit, nahm an allen Gefechten und Schlachten, welche dasselbe zu bestehen hatte, Theil und stand öfters an der Spitze der Avantgarde. In der Schlacht an der Moskwa am 7. September 1812, wo ihm 3 Pferde unter dem Leibe erschossen wurden, übernahm B., nachdem der Oberst seines Regiments, Graf Normann, verwundet, der Oberst von Palm getödtet und dasselbe auf 63 Mann zusammengeschmolzen war, den Befehl des Regiments, mit welchem am Abende der Rest des Regiments Prinz Adam vereinigt wurde; beide zählten zusammen noch 123 Mann. Nach dem Uebergange über die Beresina erhielt er den Auftrag, den Rest der würtembergischen Armee ins Vaterland zurückzuführen, wo er im Februar 1813 ankam. Als die würtembergische Division von Neuem ins Feld rückte, erhielt B. das Kommando des 1. Chevaurlegersregiments, mit welchem er rühmlich der Schlacht bei Bautzen, dem Treffen bei Seifersdorf und der Schlacht bei Jüterbogk beiwohnte. Wegen seiner Entschlossenheit bei Seifersdorf ward er zum Offizier der Ehrenlegion ernannt. In der Schlacht bei Leipzig gerieth er in Gefangenschaft, aus welcher ihn die Verbindung Würtembergs mit den Alliirten durch den Traktat vom 2. November 1813 befreite; er wurde darauf 1814 dem Prinzen Adam von Würtemberg, der das Kommando der Reiterdivision erhalten hatte, als Chef des Generalstabs beigegeben, in welcher Eigenschaft er ein vorzügliches Talent, größere Kavaleriemassen zu führen, entwickelte. Während des Feldzugs von 1815 war er Generalquartiermeister der Reiterei des damaligen Kronprinzen. Er nahm Theil an den Gefechten bei Weißenburg, Hagenau und Suffelweiherheim in der Nähe von Straßburg, wo er am 28. Juni 1815 durch kühne Reiterangriffe das Wesentlichste beitrug, die Straße durch die Vogesen von dem Haupthindernisse, das der General Rapp den Alliirten entgegenstellte, zu reinigen und die Verbindung mit dem Hauptcorps Wrede's, dessen linken Flügel die Würtemberger bildeten, wieder herzustellen. Während des Feldzugs war B. zum Oberst und Flügeladjutanten des Königs avancirt, und nach der Herstellung des Friedens ward er in den Grafenstand erhoben. Kurz darauf, nachdem Wilhelm I. 1816 die Regierung angetreten hatte, ward B. mit einer neuen Organisation der Reiterei beauftragt, durch deren Vollführung er sich wesentliches Verdienst erwarb. In Anerkennung seiner Verdienste ward er 1819 zum Generalmajor und Brigadier und 1820 zum lebenslänglichen Mitgliede der Kammer der Standesherren, sowie zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am badischen Hofe, jedoch mit Beibehaltung des Kommando's der Reiterbrigade, ernannt. Seine diplomatische Stellung erhielt 1825 eine weitere Ausdehnung, indem er auch zum Gesandten an den Höfen von Berlin, Dresden und Hannover ernannt wurde. Der Ruf seines militärischen Talents verbreitete sich auch im Auslande; der König von Dänemark ließ ihn 1826 nach Kopenhagen kommen und übertrug ihm die Organisation des dänischen Heeres, welchen Auftrag B. mit dem besten Erfolg ausführte. Im Jahre 1830 ward er Generallieutenant und Kommandant der würtembergischen Reiterei, und im November 1834 lud ihn sogar Kaiser Nikolaus von Rußland nach St. Petersburg ein, um die russische Kavalerie zu inspiciren; er reiste im Sommer 1835 dahin ab, wo ihm zu Ehren ein großes Kavaleriemanöver abgehalten ward, bei welchem die Elementarbewegungen des nach den Grundsätzen seiner „Ideentaktik" neu entworfenen Exercirreglements ausgeführt wurden. Er ward auch Mitglied der schwedischen Akademie der Kriegswissenschaften und der „Société française de statistique nouvelle etc." Im J. 1836 wurde er zum Inspektor der königlichen Leibgarde zu Pferde ernannt, 1848 in den Ruhestand versetzt. Er verfaßte eine Reihe meist trefflicher kriegswissenschaftlicher Werke, die zum Theil in mehre fremde Sprachen übersetzt wurden. Die vorzüglichsten sind: „Vorlesungen über die Taktik der Reiterei" (Karlsruhe 1818, 3. Aufl. 1826); „Elemente der Bewegungskunst eines Reiterregiments" (das. 1819, 2. Aufl. 1826); „Der Feldherr nach Vorbildern der Alten" (das. 1820); „Felddienstinstruktion für Schützen und Reiter" (das. 1820, 4. Aufl. 1835); „System der Reiterei" (Berlin und Posen 1822); „Schützensystem der Reiterei" (Stuttgart 1824, 2. Aufl. 1825); „Reiterbibliothek" (Karlsruhe 1825—1831, 6 Bde.); „Ideentaktik der Reiterei" (das. 1829); „Die kaiserlich russische Kriegsmacht im Jahre 1835" (das. 1836); „Die königlich preußische Reiterei unter Friedrich dem Großen" (das. 1837).

Bismark-Schönhausen, Karl von, königlich preußischer Bundestagsgesandter, 1813 zu Brandenburg geboren, zeigte sich auf den Landtagen der Provinz Sachsen, wo er Güter besitzt, wie auf dem Vereinigten Landtage von 1847 als einer der unermüdlichsten Verfechter des unumschränkten Monarchismus, stimmte 1848 gegen die Vorlagen des Ministeriums Camphausen und gehörte seit Februar 1849 der 2. Kammer als Mitglied an, als welches er bei der Verfassungsrevision für alle Anträge stimmte, welche dem Repräsentativsystem das alte ständische Princip unterzuschieben geeignet waren. Wiewohl er bisher noch kein Staatsamt bekleidet hatte, ward er bei der Wiederbeschickung des Bundestages im Mai 1852 zum ersten Legationssekretär bei der preußischen Bundestagsgesandtschaft ernannt und

ist seitdem zum wirklichen Bundestagsgesandten aufgerückt, als welcher er gegenwärtig die Krone Preußen vertritt. Viel genannt wurde er wegen seiner außerordentlichen Sendung nach Wien in der Zollfrage. Er gilt als einer der Führer der ultra-royalistisch-aristokatischen Partei.

Bisnow, religiöse Sekte in Ostindien, die nur von Pflanzen u. Milch lebt. Sie tödten nie ein Thier, essen selbst Eier nicht, ja pflegen jedes kranke Thier, sogar Ungeziefer sorgfältig in großen, zu diesem Zweck erbauten Spitälern; um Flöhe, Wanzen 2c. zu füttern, miethen sie Bettler, die an Händen und Füßen gebunden diesen Thieren für einige Stunden zur Nahrung überlassen werden. Ihren Gott, Ram Ram, verehren sie durch Tanz und Musik. Die meisten der Banjanen bekennen sich zu dieser Sekte.

Bison, amerikanischer Büffel (Bos bison), s. Büffel.

Biß (Bißwunde), die durch Beißen hervorgebrachte Verletzung. Die Wunde ist entweder eine bloße Quetschung, oder zugleich mit Zerreißung von Theilen verbunden, und dann chirurgisch wie jede andere gerissene Wunde zu behandeln. Besonders gefürchtet sind diejenigen Wunden, wo noch außerdem ein thierisches Gift in den Körper kommt, wie beim B. von giftigen Schlangen, tollen Hunden.

Bissago, afrikanische Inselgruppe, an der Küste von Senegambien, sind zahlreich, aber nur zum Theil bewohnt und durch große Sandbänke schwer zugänglich; Produkte sind: Reis, Hirse, Baumwolle, Indigo, Kaffee, Wein, Holz; Elephanten, Büffel, Antilopen, Affen, Flußpferde, Schlangen, Eidechsen, Termiten 2c. Die Einwohner (Bissago's, Bijuga) sind das tapferste und mächtigste Negervolk in diesem Theile von Afrika, ausgezeichnet durch die Muskelkraft ihrer Arme, die Derbheit ihrer Gesichtszüge und ihre Lebhaftigkeit; sie stehen unter einzelnen Häuptlingen, fechten mit Flinten und Lanzen, sind gute Schiffer und treiben Handel mit Sklaven und den Produkten ihres Landes. Die Hauptinseln sind: Durange (Orange, Harang), Bernefel, Bulama (Bulam, Bullam), Arkas, Karache, Kazegut, Aranguena (Arongena), Kesnabak, Gallino (Hühnerinsel), Warang, Formosa (die nördlichste und bevölkertste) 2c., vorzüglich aber Bissao (Bisseau, Bassub), vor der Mündung des Rio Grande, durch einen Seearm vom Lande getrennt, 30 □Meilen groß, vulkanischen Ursprungs, fruchtbar, mit sehr guter Rhede, einem portugiesischen Fort, Handel und 8000 Einwohnern.

Bissayas (Bissayerinseln), spanisch-ostindischer Archipel, zu den Philippinen gehörig, zwischen Manilla und Magindanao, in der Surigaostraße und im Norden derselben, aus einer großen Anzahl (vielleicht mehr als 1000) Inseln bestehend, die hinsichtlich der Verwaltung in 12 Provinzen getheilt sind, wiewohl die Spanier nur wenige, wie Panay und Zebu, in festem Besitz und auf den meisten nur die Küstenstriche inne haben, während im Innern die eingeborenen Völkerschaften ganz unabhängig leben. In die Häfen, Winkel und Schlupfhäfen dieser Inseln, die ohne alle Aufsicht sind, ziehen sich die malayischen Seeräuber, die von der südlichen Spitze von Magindanao und dem Archipel von Jolo (Sulu) ausfahren, zurück, wenn sie die Küsten von Lucon oder denjenigen Bissayen, wo die Spanier gebieten, geplündert und verheert haben. Die Eingeborenen sind Bissayer und Papus. Die nächsten an Magindanao sind die Surigaoinseln in der gleichnamigen Straße, an Leyte sich hinziehend; westlicher liegt Siquijor von 7 Meilen Umfang, mit gleichnamiger Stadt, hierauf folgen die größern: Buggias (les Negros, Insel der Schwarzen) und Zebu (Sebu), durch einen Kanal getrennt. Auf der nahen Insel Matan wurde Magelhaens 1521 ermordet. Eine breite Straße zieht von da von Süden nach Norden, in deren Mitte Bohol (Bojol) unter 10° nördl. Br., 142° L. liegt, nur an den Küsten spanisch, mit Perlenfischerei. Jenseits der breiten Straße dehnt sich die große Insel Leyte (Tadaya, Philippine) aus, unter 10°—11½° nördl. Br., 142°—143° 50' L., mit der Hauptstadt gleichen Namens. An der Ostseite von Leyte liegen die kleineren Inseln Caburao, Tomonjol 2c., im Westen die Camotes, im Süden Panoan, im Norden Panamao. Nördlich umschließen die B. eine innere See. Im Westen liegt die Dreieckinsel Panay, nordwestlich von Buggias, unter 10½°—11° 50' nördl. Br., 140° L., mit den Vorgebirgen Potol, Nasi 2c.; im Osten Samar (Ibabao), nordöstlich von Leyte, jenseits des Kanals Juanico, unter 11°—12½° nördl. Br., 141° 50'—143° L., mit dem Hauptort Cabalunga (Cadyalonga). Auch diese Insel umgeben kleine Eilande, und auch das innerhalb der Gruppe liegende Meer ist voll ähnlicher Inseln, die größte darunter heißt Masbate, westlich von Samar, unter 12° nördl. Br., von Spanien abhängig; nordöstlich liegt Ticao (Hiacyntho), unter 12½° nördlicher Breite, nördlich Burias, westlich Sibwuyan mit 7 Meilen Umfang, und viele andere. Eigentlich außerhalb der Gruppe und schon in der Centralgruppe liegen die Calamianes, nicht unbedeutende Eilande im Nordwesten der Mindarosee, zwischen unzähligen Klippeninseln aufsteigend, aber selbst reich an Erzeugnissen, eine spanische Provinz bildend, die ein Alkalde regiert, von Bissayern bewohnt. Nordöstlich davon liegt die größere Insel Mindoro (Mindaro), südlich von Manilla nur an der Küste den Spaniern unterworfen, mit 41,000 Einwohnern. Oestlich davon liegt das Eiland Marinduque, mit 2000 Einwohnern.

Bissen, der bedeutendste jetzt lebende Bildhauer Dänemarks, 1798 nahe bei Schleswig geboren, Schüler Thorwaldsens, bei dem er 10 Jahre in Rom arbeitete. Frühere Arbeiten von ihm sind die 4 Engel in den 4 Ecken der Schloßkapelle zu Christiansburg, neben mehren ausgezeichneten Büsten, wie die Oersteds, die Statuen des Jägers Cephalus mit dem Hunde und der Atalante auf der Jagd, welche er noch 1840 in Rom unternahm. In Kopenhagen führte er einen mehre hundert Fuß langen Fries im großen Schloßsaale aus, eine Darstellung der Entwickelung des Menschengeschlechts nach der griechischen Mythologie, eine reiche und in meisterhaftem Style gehaltene Komposition. Eine treffliche Apollostatue von B. befindet sich im Besitz von

Bernus du Fay zu Frankfurt a. M. Eine der jüngsten Skulpturen des Künstlers ist der im kopenhagner Salon 1843 ausgestellt gewesene „Amor über einen Stein reitend, auf dem er den Pfeil wetzt“. Zur antiken Naivetät gesellt sich hier ein so warmer romantischer Geist, daß es eben das Hinauskommen über die Antike ist, was diesem Werke gerechte Bewunderung verschafft.

Bissener, s. Petschenegen.

Bissing, Henriette von, geb. Krohn, deutsche Schriftstellerin, am 31. Januar 1798 zu Worm in Mecklenburg geboren, verheirathete sich mit dem Lieutenant von B., folgte demselben auf einigen Kriegszügen und theilte auch seinen Aufenthalt an den Garnisonsplätzen, bis er 1837 als Oberstlieutenant seinen Abschied nahm und sich nach Nienburg an der Weser zurückzog. Ihrem ersten Roman „Werner“ (Hannover 1840) folgten die Romane „Die Familie Steinfels oder die Kreolin“ (2 Bde., das. 1841), „Viktorine“ (2 Bde., das. 1842), „Waldheim“ (2 Bde., das. 1844), „Minona“ (das. 1844), „Iwan“ (2 Bde., das. 1845), „Don Manoel Godoy“ (3 Bde., das. 1845), „Lucretia Tornabuoni“ (2 Bde., das. 1846) u. „Rainer Widrik und die Ditmarschen im Jahre 1500“ (3 Bde., das. 1847) Die vortreffliche „Erzählung einer Wartefrau“ findet sich in Gödecke's „Novellenalmanach“ (1842); andere, sowie Gedichte, in belletristischen Zeitschriften.

Bisthum, das Amt und die Würde eines Bischofs; der Bezirk oder Sprengel, über welchen sich die kirchliche Amtsgewalt erstreckt; im ehemaligen römisch-deutschen Reiche das Land, welches ein Bischof als Souverän beherrschte; s. Bischof und Diöcese.

Bistineau, See im nordamerikanischen Freistaat Louisiana, ist 35 englische Meilen lang und ungefähr 2 Meilen breit, nimmt den Dacheet River auf und steht in Verbindung mit dem Red River, dessen Gewässer er in der nassen Jahreszeit empfängt, um sie in der trockenen wieder abfließen zu lassen.

Bistouri, ein in der Chirurgie häufig gebrauchtes schneidendes Instrument, welches sich von dem Skalpel dadurch unterscheidet, daß die Klinge nicht im Griff fest eingesetzt ist, sondern entweder mittelst einer Feder in denselben zurückgeschlagen oder mittelst eines Ringes oder Schiebers darin festgestellt werden kann. Die B.'s werden besonders bei öfters vorkommenden und keine großen Vorbereitungen erfordernden Operationen (z. B. zu Eröffnung von Eiterherden) gebraucht und haben behufs verschiedener damit vorzunehmenden Operationen verschiedene Formen.

Bistriz, sächsischer Distrikt im nordöstlichen Winkel Siebenbürgens, grenzt östlich an die Bukowina und die Moldau, südlich an das koloser und dobokaer, westlich an das szolnoker, nördlich an das marmaroser Komitat, gehört nach der neuesten Landeseintheilung zum hermannstädter Civilbezirk und umfaßt auf einem Flächenraum von 57 □Meilen eine königliche Freistadt und 55 Dörfer. Von mehren Ausläufern der Karpathen durchzogen und durchaus gebirgig, ist der Bezirk der Bodenbeschaffenheit nach einer der unergiebigsten des Landes. Auch der Bergbau, der einst sehr bedeutend war, ist in Abnahme begriffen, wiewohl noch jetzt die Ausbeute an Gold, Silber, Eisen und Blei nicht unbedeutend ist und noch an 2900 Centner beträgt. Der Distrikt zählt 38 231 Einwohner, nämlich 32,668 Walachen, 4793 Sachsen, 770 Ungarn, der Konfession nach 29,253 unirte, 3415 nichtunirte Griechen, 4043 Protestanten, 1150 Katholiken und 120 Juden. Der gleichnamige Hauptort des Bezirks (Nösen, Nosenstadt, Beszterze) ist eine königliche Freistadt, liegt an dem gleichnamigen Flusse (große B.), in einem langen und schönen Thal, hat ein katholisches und ein evangelisches Gymnasium, Minoriten- u. Piaristenkloster mehre Spitäler und 7000 Einwohner, welche Weinbau, Potaschesiederei und lebhaften Viehhandel betreiben. Dabei liegen die Ruinen eines Schlosses der ehemaligen Residenz der Familie Hunyades. B. war einst eine der reichsten und bedeutendsten Handelsstädte Siebenbürgens. Ihr höchster Wohlstand fällt in das 15. und die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts. Damals brachten nicht bloß die ungarischen und siebenbürgischen, sondern auch die türkischen und griechischen Handelsleute ihre Waaren nach B., das zu jener Zeit 22,000 Einwohner zählte und nach dem ihm verliehenen Stapelrecht die Hauptniederlage aller auf dem Straßenzuge von Danzig durch Galizien verführten in- und ausländischen Waaren war. Dieser blühende Verkehr sank durch die siebenbürgischen Kriege und lebte unter der österreichischen Regierung nur zum Theil wieder auf.

Bisulca (lat.), Säugethiere mit gespaltenen Klauen, Zweihufige, Wiederkäuer.

Bisutün (Bisutün, Behistun), Name eines Bergs in der persischen Provinz Kurdistan, an der Straße zwischen Bagdad und Hamadan in der Nähe von Karmanasch, berühmt durch die an seiner 1700 Fuß hoch senkrecht abfallenden Wand eingehauenen Keilinschriften des Perserkönigs Darius I., worin dessen Siege, die er in den verschiedenen Provinzen seines Reichs über die Rebellen davongetragen, unter Danksagung für die ihm dabei gewordene göttliche Hülfe verkündigt werden. An den Seiten befinden sich Reliefs von kolossalen Figuren. Eine Gruppe zeigt den König Darius und hinter ihm zwei Krieger, den einen mit einem Bogen, den andern mit einer Lanze. Der König setzt den rechten Fuß auf den Leib eines zur Erde niedergeworfenen Mannes, der seine Hände bittend gegen ihn erhebt. Der Inschrift nach stellt diese Figur den Magier Gomates dar, der unter dem Namen des falschen Smerdes bekannt ist. Dem König gegenüber sind neun andere Personen hintereinander stehend dargestellt, aber je weiter nach hinten, desto mehr an Größe zunehmend, alle die Hände auf den Rücken gebunden und Stricke um den Hals und bis auf den letzten, der eine spitze Mütze trägt, ohne Kopfbedeckung. Sie stellen 9 von Darius besiegte und getödtete rebellische Könige dar. Ueber der Gruppe ist eine Gottheit angebracht, welche den König segnet und ihm mit der Linken eine Krone reicht. Die ersten Versuche zur Erklärung der Inschriften machte Grotefend nach Kopien, die der dänische Reisende Niebuhr mitgebracht hatte. Eine vollständige Entzifferung eines guten Theils der Inschriften aber gab erst der britische Oberst Rawlin-

son; er wählte diejenigen, welche sich zur Seite des beschriebenen Reliefs befinden und eine Geschichte der Thaten des Darius, von ihm selbst geschrieben, enthalten. Der Berg ist übrigens schon seit alter Zeit berühmt. Schon Diodor gedenkt seiner unter dem Namen Bagistanon (altpersisch, d. i. Götterwohnung) und der auch jetzt noch wiederholten Sage, daß die Bildwerke von Semiramis herrührten. Die spätere persische Sage schreibt letztere den Sassaniden zu, aus deren früherer Periode auch einige Inschriften in der That herrühren mögen. Vgl. Benfey, Die persischen Keilinschriften, Leipzig 1847.

Bitaubé, Paul Jérémie, französischer Schriftsteller und Akademiker, ward am 24. Nov. 1732 zu Königsberg in Preußen als Sprößling einer französischen Emigrantenfamilie geboren, studirte zu Frankfurt an der Oder anfangs Jurisprudenz, dann Theologie, widmete sich aber endlich ganz den schönen Wissenschaften und erregte durch seine Uebersetzung des Homer die Aufmerksamkeit Friedrichs des Großen, der ihn in die berliner Akademie aufnahm und ihm nach Paris zu gehen erlaubte, um sein Werk zu vollenden. Obwohl er in Paris in tiefster Zurückgezogenheit lebte, so ward er doch 1794 mit seiner Frau festgenommen und nur durch Robespierre's Sturz wieder befreit. Im folgenden Jahre ward er Mitglied des französischen Nationalinstituts; † den 22. November 1808. Seiner Uebersetzung des Homer ging ein „Essai d'une nouvelle traduction d'Homère" (Berlin 1760) voraus; die Iliade erschien Paris 1764, 2 Bde., 2. Ausgabe 1780, 3 Ausgabe 1787; die Odyssee 1785, 3 Bde., beide vereinigt: „Oeuvres d'Homère", Par. 1789, neue Ausgabe 1798, 14 Bde. Auch lieferte er eine Uebersetzung von Göthe's „Hermann und Dorothea" (Paris 1800) und schrieb außerdem: „Josephe, Poëme en prose" (Berlin 1767 u. ö.); „De l'influence des belles lettres sur la philosophie" (das. 1767); „Guillaume de Nassau" (Amsterdam 1773, neu unter dem Titel: „Les Bataves", Paris 1797, holländisch Amsterdam 1773 rc.). Seine „Oeuvres complètes" wurden (Paris 1804, 9 Bde.) von seiner Wittwe herausgegeben.

Bitburg, Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Trier, zur Römerzeit Beda, später Bedonisburgum genannt, zwischen der Nims und Kyll, hat zwei katholische Pfarrkirchen, ein altes Schloß und 1900 Einwohner, welche Ackerbau, Viehzucht, Tuchweberei und Lohgerberei treiben.

Bitche, Stadt, s. v. a. Bitsch.

Biterolf, ein althochdeutsches episches Gedicht in kurzen Reimpaaren von dem Verfasser der „Klage der Nibelungen", also aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. Das Gedicht umfaßt 16 Abenteuer in 13.495 Versen. Zu Biterolf, dem Könige von Tolet, dem sein Weib Dietlinde einen Sohn, Dietlieb, geboren hat, kommt ein Pilger und erzählt von Etzels Macht und Helkens Milde so viel, daß der König sich entschließt, ins Hünenland zu ziehen. Ohne Jemandem das Ziel seiner Reise zu bezeichnen, entfernt er sich von der Heimath, kommt zu Etzel, bleibt bei ihm und streitet unter seinen Rittern, ohne sich zu erkennen zu geben. Indeß macht sich Dietlieb, obgleich noch Kind, auf, den Vater zu suchen, und trifft auch auf Etzelsburg ein, sieht den Vater, ohne ihn jedoch zu erkennen oder erkannt zu werden, bis sie selbst mit einander gekämpft haben. Nachdem Alles aufgeklärt ist, fechten Vater und Sohn noch manche blutige Fehde für Etzel siegreich durch, so daß dieser sich verpflichtet hält, ihnen das Land Steyer zu schenken. Wir besitzen in unserm B. oder Dietlieb wahrscheinlich eine Umarbeitung eines älteren Gedichts. Fremde Sagenkreise sind in den deutschen hereingezogen; daher ist die Komposition willkürlich und die poetische Wahrheit gering: Liebe und der Dienst der Frauen fehlt noch, dagegen sind alle Elemente der britischen Heldensage darin vorhanden; Reiseabenteuer, Kämpfe u. dgl. bilden den Hauptinhalt des Gedichts, von dem Wilhelm Grimm nachzuweisen suchte, daß es, mit Ausnahme von Einzelnheiten, auf keinen Thatsachen fuße, sondern reine poetische Fiktion sey. Nach der wiener Handschrift abgedruckt findet sich das Gedicht in dem Heldenbuch von van der Hagen und Primisser (Berl. 1820, Bd. 1).

Bithynien, kleinasiatisches Land an der Propontis, dem thracischen Bosporus und dem Pontus Euxinus, zwischen den Flüssen Rhyndacus und Parthenius, südlich von Phrygien und Galatien, westlich von Mysien, östlich von Paphlagonien begrenzt. Das Land war von bewaldeten Gebirgen bedeckt, worunter der sich im Westen erhebende mysische Olymp das bedeutendste war, und von den Flüssen Sangarius, Hypius, Eläus, Billäus u. a. bewässert. Im Innern sind die Landseen Ascania und Apolloniatis, an der Küste die Meerbusen Elanus und Astacus zu bemerken. Als Hauptprodukte des Landes werden genannt: Marmor, Krystall, Schiffsbauholz, Gerste, Weizen, Hülsenfrüchte, Feigen, Wein, trefflicher (salonitischer) Käse. Die berühmtesten Städte waren: Bithynium, Nicomedia (jetzt Ismid), Nicäa (Isnik), Prusa (Brussa), Chalcedon, Astacus, Prusias, Myrlea (Apamea), Heraclea, Tios u. a. Das Innere des Landes hatten Bithynier oder Strymonier, Thyner die nördlichen Küstengegenden inne; beide waren vom Strymon her und aus andern Theilen Thraciens eingewandert; östlich vom Sangarius saßen Mariandynen, die wahrscheinlich zum syrischen Völkerstamme gehörten; fast allenthalben im Lande blühten Handel und Kunstfleiß. Vor den genannten Völkerschaften wohnten in B. die Bebryces, Caucones und Mygdones, daher das Land auch Bebrycia, Mygdonia rc. hieß. Dasselbe, nach seinen spätern Hauptbewohnern auch Strymonis und Thracia Asiatica genannt, war frei, bis es von den Lydiern unterjocht wurde. Nach dem Falle des lydischen Reiches kam es an die Perser, unter denen es aber wahrscheinlich seine alte Verfassung behielt und einen Theil der Satrapie Phrygien bildete. Die spätere Zerrüttung des Perserreichs unterstützte die einheimischen Fürsten der Thyner (Eparchen) in ihrem Streben nach Unabhängigkeit. Für den Gründer der Selbstständigkeit B.s gilt Bal oder Bias, der sich selbst gegen Alexander den Großen behauptete. Eben so glücklich kämpfte sein Sohn und Nachfolger Zipoëtes gegen Lysimachus und

Antiochus Soter. Ihm folgte sein Sohn Nicomedes I., der mit seinem Bruder und Kronprätendenten, dem jüngeren Zipoëtes, und Antiochus Soter Krieg führte, mit Hülfe der Galater den herrenlosen Theil Phrygiens am Sangarius und den von Mysiern besetzten Küstenstrich an der Propontis zwischen dem Elanus- u. Astacusbusen besetzte, den Königstitel annahm, als Residenz Nicomedia baute und 246 v. Chr. †. Sein Sohn und Nachfolger Zelas oder Zeilas verlor in einem Streite mit den Galatern 230 v. Chr. das Leben. Es folgte Prusias I., 230—192 v. Chr., der nicht ohne Glück mit den Rhodern gegen Byzanz, sowie gegen die Republik Heraclea und Galatien kämpfte. Dessen Sohn, Prusias II., 192—150 oder 140 v. Chr., nahm 184 v. Chr. den fliehenden Hannibal auf, besiegte die pergamenischen Könige Eumenes II. und Attalus II., wurde aber zuletzt von den Römern genöthigt, Frieden zu schließen und das eroberte Phrygia Epictetus zurückzugeben; dagegen verblieb ihm der Landstrich vom Elanusbusen bis zum Olympus und Rhyndacus. Nicomedes II. Epiphanes, Sohn und Mörder Prusias' II., ein grausamer Regent, wurde nach langer Regierung ermordet, angeblich von seinem natürlichen Sohne, Nicomedes III. Philopator. Dieser wurde von Mithridates zweimal verjagt und durch seinen Bruder Socrates Chrestos ersetzt, von den Römern jedoch wieder zurückgeführt. Bei seinem Tode 75 v. Chr. vermachte er sein Reich den Römern, die es auch unter Lucullus gegen Mithridates behaupteten und zuerst mit der Provinz Asien, dann mit Pontus vereinigten. Unter Augustus wurde B. eine Prokonsularprovinz, die aus zwei Haupttheilen bestand: Bithynien, westlich von der Propontis bis zum Sangarius, und Pontus, vom Sangarius bis Cytorus in Paphlagonien. Theodosius II. trennte beide Theile wieder und nannte den letztern nach seinem Oheime Honorias. B. wurde einem Konsularen (Bithyniarchen) bestimmt und hieß, da es die westliche Provinz der Diöcesis Pontica war, Pontica prima. Im Mittelalter fiel dieses Land des byzantinischen Reichs zuerst in die Gewalt der Osmanen; nach kurzem Kampfe ward dasselbe mit der Hauptstadt Brussa (1317) ihre Beute.

Bithynium, Stadt im innern Bithynien, im Gebiete der Mariandynen, oberhalb Tios, vom Kaiser Claudius Claudiopolis genannt, unter Hadrian als Vaterstadt seines Lieblings Antinous sehr begünstigt und daher auch Claudiopolis Hadriana genannt, unter Theodosius II. Hauptstadt der neuen Provinz Honorias und Bischofssitz. Die Umgegend der Stadt, Salona, war berühmt wegen ihrer guten Viehweiden und ihres trefflichen Käses.

Biton und **Cleobis**, die Söhne der argivischen Junopriesterin Cydippe. Als diese einst bei einem Junofeste zum Heiligthume der Göttin fahren mußte, und die Zugthiere zur rechten Zeit nicht erschienen, spannten jene sich an den Wagen und zogen ihn 45 Stadien weit. Die Mutter, gerührt von der Liebe ihrer Kinder, bat für dieselben die Göttin um das Beste, was die Götter den Menschen verleihen könnten. Noch im Tempel überfiel beide darauf ein sanfter Schlaf, aus dem sie nicht mehr erwachten. Die Argiver weihten ihre Bildnisse nach Delphi. Auch wurden sie und ihre That zu Argos in Stein gegraben.

Bitonto, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Bari, in einer herrlichen Ebene, theilt sich in die Alt- und Neustadt, von denen die erstere sehr enge Gassen hat. Manche Gebäude scheinen sehr alt, mittelalterlicher Baustyl tritt häufig hervor. Die Kathedrale ist ein schönes, reich verziertes Gebäude, an welchem saracenische Ornamente mit gothischen und byzantinischen gemischt erscheinen. Unter den neuern Gebäuden zeichnet sich vor Allem das erst in der neuesten Zeit gebaute großartige Orfanotrofio (Waisenhaus) für die Provinzen Bari und Otranto, dann ein großes Ptocotrofio (für hülflose Bettler) aus. B. ist Sitz eines Bischofs, treibt vorzüglichen Weinbau (Zagarello) und Handel und hat 20,000 (15,000) Einwohner. Es ist das Bituntum (Butuntum, Bodruntum) der Alten, ward 975 von den Saracenen erobert und verwüstet, von Ferdinand I. dem Katholischen nebst vielen andern Ortschaften 1507 dem Gran Capitano Gonzalvo Ferdinando Cordovo geschenkt. Hier blühte einst die Accademia degl' Infiammati, und ein zahlreicher gebildeter Adel wählte von Alters her diese Stadt zu seinem Lieblingssitze. Hier am 27. Mai 1734 Schlacht zwischen den Spaniern unter General Montemar (später Duca di Bitonto genannt) und 9000 Oesterreichern, die sich unter dem Oberbefehl des kaiserlichen Vicekönigs, Grafen Visconti, in B. eingeschlossen hatten, aber besiegt und sich zu ergeben gezwungen wurden. Zum Andenken an diesen Sieg, der Neapel wieder an Spanien brachte, ließ Philipp V. von Spanien eine Pyramide auf dem Schlachtfelde errichten.

Bitsch (Bitche, sonst Kaltenhausen), Stadt im franz. Departement Mosel, an der Schwalbe, mitten in Morästen und am Fuße eines Felsens der Vogesen, in einer rauhen Waldgegend, auf dem Knoten der von Hagenau, Weißenburg, Zweibrücken, Saarbrücken u. Saaralbe heraufführenden Gebirgsstraßen, besteht aus einer einzigen langen Straße. Auf dem Felsen liegt die gleichnamige Bergfestung, welche tiefe, in Felsen gehauene Gräben und bombenfeste Kasematten hat und durch ihre Lage, sowie durch die Kunst Carmontaigne's einer der festesten Plätze Frankreichs ist. B. hat Fabriken für Papier, Porzellan, Fayence, Töpferwaaren, Glas und 3130 Einwohner. Es war früher die Hauptstadt einer Grafschaft und gehörte den Grafen von Elsaß und Flandern, die sie ihren jüngern Söhnen gaben. Kaiser Friedrich III. belehnte 1458 den Herzog von Lothringen damit, aber die Franzosen eroberten mehrmals das Schloß, mußten es jedoch immer wieder, z. B. im Frieden von Nymwegen und 1707, herausgeben, bis es endlich 1738 mit Lothringen definitiv an Frankreich kam. Nun wurde es sofort stark befestigt. Geschichtlich denkwürdig ist der verunglückte Ueberfall, den am 16. November 1793 1600 Mann Preußen unter dem Obersten von Wartensleben im Einverständniß mit einem Ingenieuroffizier der Besatzung unternahmen. Schon waren sie

bis in einen nach der Wohnung des Kommandanten führenden Gang vorgedrungen, als ein über demselben Gange wohnender Artilleriekapitän, durch das ungewöhnliche Geräusch geweckt, sogleich eine offen stehende eiserne Thür, die in die Veste führte, zuwarf. Die alsbald aufgeweckte Besatzung überschüttete darauf von den Mauern herab die Preußen mit einem Hagel von Steinen und Granaten, welche eine große Verwüstung anrichteten. Dennoch beharrten die Stürmenden bis zum Anbruche des Tages, wo sie nach glänzenden Beweisen ihres Muthes mit einem Verluste von 24 Offizieren und 539 Gemeinen sich zurückziehen mußten. Das Scheitern des Unternehmens veranlaßte den Herzog bald darauf zum Abmarsche in eine schon früher gewählte, weniger ausgedehnte Stellung bei Kaiserslautern.

Bitte, der Versuch, von Jemandem die Erweisung einer freien Gefälligkeit zu erlangen; sie muß durch Worte oder Geberden anerkennen, daß die verlangte Erweisung gänzlich in der Willkür Dessen stehe, den man bittet, und darf somit auch nicht einmal einen moralischen Zwang in sofern ausüben, als der Bittende Vorstellungen und Gefühle zu erwecken strebt, die nicht auf Wahrheit begründet sind. In diesem Falle würde die B. zur Lüge werden, wenn der Bittende eine übertriebene Vorstellung von seinem Bedürfnisse zu erwecken, oder zur niedrigen Heuchelei, wenn er in dem zu Bittenden durch Schmeicheleien Theilnahme zu erregen suchen wollte; in dem letzteren Falle kann die B. sogar beleidigend seyn und macht bei dem Rechtlichen einen ganz entgegengesetzten Eindruck. Eine treue Darstellung der Verhältnisse des Bittenden und darauf gegründetes bescheidenes Verlangen ist der Inhalt der rechten B. Wer Jemandem zu befehlen hat, braucht ihn nicht zu bitten; bittet der Vorgesetzte den Untergebenen, etwas zu thun, was sein Verhältniß zu ihm gebietet so geschieht es aus Milde, um die Befolgung des in das Gewand der B. gekleideten Befehls zu erleichtern, oder aus Achtung gegen den Untergebenen, dem man dadurch die ehrende Erklärung gibt, daß er des Zwangs nicht bedürfe, um seine Pflicht zu thun. Die B. zu Gott unterscheidet sich darin vom Gebet, daß letzteres eine freie Gemüthserhebung zu dem höchsten Wesen seyn kann, ohne ein Verlangen auszudrücken, s. Gebet.

Bittererde, dichter u. erdiger Magnesit (s. d.).

Bitterer Extraktivstoff, s. v. a. Bitterstoff.

Bitterfeld, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Sitz eines Kreis- und Rentamts, am Löberbache, unweit der Mulde, hat eine Kirche u. 3200 Einwohner, welche Ackerbau, Viehzucht, Tuchmacherei, Strumpfwirkerei, Töpferei (Thongruben beim Dorfe Pouch), Lachs- u. Neunaugenfang ꝛc. treiben. B. ward im 12. Jahrhundert von eingewanderten Flämingern erbaut, und noch ist eine Gesellschaft von Bürgern, Fläminger genannt, vorhanden, die 30 Hufen Landes gemeinschaftlich bearbeiten u. den jedesmaligen Gewinn nach Verhältniß des Besitzantheils unter sich vertheilen.

Bitterkeit, jene eigenthümliche Empfindung der Geschmacksorgane, die sich besonders an dem hintern Theile der Zunge und im Gaumen bemerkbar macht und länger als jeder andere Geschmack andauert. Der Süßigkeit entgegengesetzt erregt die B. eine den Meisten unangenehme Empfindung. Der bittere Geschmack ist entweder ein reines Bitter, oder wird häufig durch andere Beimengungen, wie Süß, Sauer u. dergl., modificirt und dadurch noch unangenehmer, oft ekelerregend. Die B. einer Substanz deutet aber nicht, wie der saure Geschmack, auf einen bestimmten chemischen Charakter derselben oder eines ihrer Bestandtheile hin und steht ebenso wenig in einem nachweisbaren Zusammenhange mit der Form und den übrigen Eigenschaften eines Körpers. Sie findet sich hauptsächlich im Pflanzenreiche, und einer nicht geringen Anzahl vegetabilischer Stoffe hat man den Namen Bitterstoffe (s. Bitterstoff) beigelegt. Das Thierreich liefert nur Einen bittern Stoff, die Galle. In der anorganischen Natur ist nur dem Salze der Bittererde der bittere Geschmack eigen. Bei künstlichen Produkten tritt die B. noch bei einer Anzahl von Stoffen auf, die durch Zersetzung organischer Substanzen mittelst Salpetersäure entstehen und daher auch künstliche Bitterstoffe genannt werden.

Bitterklee, die Blätter von Menyanthes trifoliata *L.*, welche in der Medicin als Herba trifolii fiberini gegen Schwäche des Magens und Darmkanals, sowie gegen Stockungen im Unterleibe ꝛc. gebraucht werden; s. Menyanthes.

Bitterkleesalz, provinziell, s. v. a. Sauerkleesalz.

Bittermandelöl, s. Benzoylwasserstoff.

Bittermandelwasser (Aqua amygdalarum amararum), ein als Arzneimittel wichtiges pharmaceutisches Präparat, ist eine wässerige Auflösung des ätherischen Bittermandelöls (s. Benzoylwasserstoff) und muß eine bestimmte, vorgeschriebene Menge Blausäure enthalten. Das nach der preußischen Pharmakopöe bereitete soll in einer Unze $1^1/_{14}$ Gran wasserfreie Blausäure enthalten. Das B. ist eine schwach getrübte Flüssigkeit von starkem Geruch und Geschmack nach Blausäure und wirkt giftig.

Bittersalz, s. v. a. schwefelsaure Magnesia; s. Magnesiasalze.

Bittersalzerde, s. v. a. Bittererde.

Bitterstoff (Principium amarum), früher ein hypothetisch angenommener eigenthümlicher Stoff, welchem organische Verbindungen ihren bittern Geschmack verdanken sollten. Da man jedoch bald fand, daß den verschiedenartigsten Produkten dieser bittere Geschmack zukomme und nicht ausschließlich Einem Stoff, als Träger desselben, eigen sey (wie manche Säuren, brenzliche und ätherische Oele, Harze, Farbstoffe bitter sind und die meisten stickstoffhaltigen, organischen Salzbasen Bitterkeit besitzen), so beschränkte man später diese Benennung auf solche natürlich vorkommende organische Verbindungen, welche den allgemeinen Charakter des sogenannten Extraktivstoffs besitzen, u. faßte diese bitteren Substanzen unter dem allgemeinen Namen bitterer Extraktivstoff (Principium extractivum amarum) zusammen, den man in mild bittern, scharf bittern und narkotisch bittern Extraktivstoff eintheilte. Die Darstellung des B.s ist im Allgemeinen fol-

gende: Bittere Pflanzentheile werden mit Wasser erschöpft und, wenn sie saftig sind, ausgepreßt, die erhaltenen Flüssigkeiten erhitzt u. durch Eindampfen koncentrirt. Hierdurch werden Eiweißstoff, Extraktabsatz und Kalksalze entfernt. Die filtrirte Flüssigkeit wird zum Extrakt verdampft u. aus diesem durch wässerigen Alkohol der B. im reinern Zustande ausgezogen, worauf Stärkemehl, Gummi, Kali- u. Kalksalze zurückbleiben. Auch bereitet man aus den Pflanzentheilen sogleich ein Extrakt mittelst wässerigen Alkohols und behandelt dieses mit Wasser. In beiden Fällen erhält man nach dem Eindampfen den B. als dunkelgefärbtes Extrakt, meist noch verunreinigt mit Zucker, Harz, essigsaurem Kali, andern Salzen und färbenden Stoffen. Die harzigen Theile u. manche Salze lassen sich durch absoluten Alkohol entfernen: den Zucker scheidet man bei Zusatz von etwas Hefe durch Gährung ab. Die färbenden Stoffe fällt man größentheils durch Zusatz von essigsaurem Blei. Nur eine kleine Anzahl von B.en ist genau untersucht, u. es werden diese unter den Namen der sie liefernden Vegetabilien oder unter besondern Namen, die sie erhalten, abgehandelt. Einige der näher untersuchten B.e sind folgende: Aloïn von Aloe spicata: Menyanthin von Menyanthes trifoliata; Cytisin von Cytisus laburnum; Centaurin von Centaurea benedicta; Gentianin von Gentiana lutea; Lupulin von Humulus Lupulus; Kathartin von Cassia lanceolata.

Bittersüß, s. v. a. Solanum Dulcamara; s. Solanum.

Bitterwässer, eine eigene Abtheilung der Mineralwässer, welche als vorwaltenden Bestandtheil schwefelsaure Magnesia (Bittersalz) enthalten und diesem besonders ihren eigenthümlichen bittern Geschmack verdanken. Sie gehören zu den weniger verbreiteten und zeichnen sich in quantitativer Hinsicht nicht durch großen Reichthum an Bestandtheilen aus. Am längsten bekannt ist das von Epsom in der Grafschaft Surrey in England; deutsche B. liefern besonders einige Gegenden des saatzer Kreises in Böhmen, vorzugsweise Püllna, Sedlitz, Seidschütz und Steinwasser. In neuester Zeit verwendet man auch die Salzquelle von Friedrichshall unweit Hildburghausen als Bitterwasser mit vielem Erfolg. Bei Sedlitz u. Seidschütz gräbt man in die aus Mergel bestehenden obern Erdschichten Gruben, die sich nach u. nach mit Wasser füllen. Dieses Wasser wird um so reichhaltiger, je trockner die Jahreszeit ist und je länger das Wasser in den Gruben bleibt. Nach Struve's Untersuchungen besteht dieser Mergel aus 54,56 Kieselsäure, 7,44 Thonerde, 5,9 Eisenoxyd, 25,74 kohlensaurem Kalk, 0,26 schwefelsaurem Kalk, 1,86 Kalkerde, 1,44 Talkerde, 1,54 Kali und 1,24 Natron. Ein ähnliches Resultat gab die Untersuchung der Erde von Püllna. Nach diesen Bestandtheilen betrachtet Struve diesen Mergel als ein Gemenge von verwittertem Basalt, Quarzsand und kohlensaurem und schwefelsaurem Kalk. Er ist das Material zur Erzeugung des Bitterwassers, die Statt findet, wenn meteorisches Wasser ihn durchdringt, was dadurch nachweisbar ist, daß man durch Extraktion dieses Mergels mit Wasser ein dem gewöhnl. Bitterwasser in qualitativer u. quantitativer Hinsicht ganz nahekommendes Produkt erhält. Das friedrichshaller Bitterwasser unterscheidet sich von den böhmischen B.n hauptsächlich durch einen bei weitem größeren Gehalt an schwefelsaurem Natron und noch größere Menge Chlornatrium, welches letztere dem püllnaer und seidschützer Wasser fehlt, wogegen diese größere Mengen von schwefelsaurer Talkerde bei sich führen. Die B. werden, wie andere Mineralwässer, in steinernen Krügen (meist 4eckigen) versendet und zuerst etwa zwei Weingläser voll, nach und nach in steigender Gabe, bis zur Bewirkung einer gelinden Oeffnung nach mehrtägigem Gebrauch, eine oder einige Wochen lang getrunken. Vermöge der Bestandtheile, welche den B.n eigenthümlich sind, besitzen diese die Kraft, auflösend, gelinde eröffnend, abführend je nach der größern oder geringern Gabe zu wirken, befreien demnach die Eingeweide des Unterleibs u. die Säfte von Unreinigkeiten, stumpfen Säure ab, ermuntern die Thätigkeit der Verdauungsorgane, befördern die Verdauung und bringen somit alle jene Vortheile hervor, welche die Wegschaffung unreiner, verdorbener und die Bereitung guter und milder Säfte zur Folge haben. Man bereitet auch auf künstlichem Wege B., z. B. das meyersche (in den struve'schen Anstalten), das vogelsche, frankische, henry'sche.

Bitterwurzel, s. v. a. gelber Enzian (Gentiana lutea).

Bittgänge (Bußgänge, Betfahrten, Supplicationes), Prozessionen, welche theils an bestimmten, alljährlich wiederkehrenden Tagen (Bitttagen), theils für außerordentliche Fälle von der katholischen Kirche angeordnet sind, um geistige und leibliche Güter, oder die Abwendung eines Uebels von Gott zu erflehen. Die wichtigsten sind: die Prozession oder Litanei am Feste des St. Marcus den 25. April (der größere Bittgang) und die 3 kleinern an den 3 Tagen vor Christi Himmelfahrt. Dergleichen B. soll zuerst Mamertus, Bischof von Vienne, 449 abgehalten haben; Papst Bonifacius III. aber verordnete sie im 8. Jahrhundert für die ganze Kirche.

Bittprozession, s. Bittgänge.

Bittschrift (Supplik), schriftliches, meist an eine Behörde gerichtetes Gesuch um Gewährung eines Vortheils, auf den der Bittende einen Rechtsanspruch entweder nicht hat, oder einen solchen wenigstens nicht gerichtlich geltend machen kann oder will.

Bitttage, s. v. a. Bittgänge.

Bitumen, allgemeine Bezeichnung verschiedener in mehr oder weniger flüssigem Zustande aus der Erde dringenden Massen, die sich meist durch einen eigenthümlichen, brenzlichen oder theerartigen Geruch charakterisiren (s. Erdöl); daher bituminös, von Erdölstoffen (Bitumen) durchzogen. Bituminöses Holz u. bituminöse Holzerde, s. Braunkohle; bituminöser Mergelschiefer, s. Mergelschiefer.

Bituriges, großes celtisches Volk im aquitanischen Gallien, einst der herrschende Stamm in Gallien, der unter Bellovesus (s. d.) theilweise nach Italien auswanderte. Die Zurückgebliebenen zerfielen in 2 Hauptvölkerschaften: B. Cubi, nördlich von den Avernern, durch den Liger (Loire)

von den Aeduern und Carnuten getrennt, mit der Hauptstadt Avaricum, bedeutenden Eisengruben, Hüttenwerken u. Metallwaarenfabriken, u. B. Vibisci (B. Ubisci), an beiden Seiten der untern Garumna (Garonne), mit der Stadt Burdigala (Bordeaux) und starkem Weinbau. Schon Cäsar fand beide Stämme sehr geschwächt.

Bitzius, Albert, pseudonym Jeremias Gotthelf, einer der namhaftesten und fruchtbarsten Volksschriftsteller der Gegenwart, geboren den 4. Oktober 1797 zu Murten im schweizerischen Kanton Freiburg, wo sein Vater deutscher Pfarrer war, empfing den ersten Unterricht im väterlichen Hause und kam erst im Alter von 16 Jahren auf das Gymnasium in Bern, um sich dort zu den theologischen Studien vorzubereiten, die er dann auf der dortigen Universität begann und, nachdem er einige Zeit bei seinem Vater als Kandidat vikarirt, seit 1821 in Göttingen fortsetzte. Nach seiner Heimkehr versah er die Vikariate zu Herzogenbusch und an der Heiligengeistkirche in Bern, bis er 1832 die Pfarrei Lutzelflüh im Emmenthal erhielt. Hier betheiligte er sich bald lebhaft an den öffentlichen Angelegenheiten des Kantons, und zwar im liberalen Sinne, indem er sich der Opposition gegen das Familienregiment der berner Aristokratie anschloß. Als aber der Radikalismus sein Haupt immer kühner erhob, trat er demselben, ohne seinen früheren Standpunkt zu verlassen, auf das Entschiedenste entgegen. Im Druck erschien von ihm zuerst 1834 eine Rede, die er zu Burgdorf hielt, wo er bei einem Wiederholungskursus für Elementarlehrer Schweizergeschichte vortrug. Das eigentliche Feld aber, welches er besonders seit 1837 als sehr fruchtbarer Schriftsteller bebaute, war das der Erzählung im volksthümlichen Gewande. Seine sämmtlichen hierher gehörigen Schriften schöpfen nicht nur ihren Inhalt aus dem Volksleben, das sie mit außerordentlicher Treue und Anschaulichkeit schildern, sondern sind auch für das Volk bestimmt u. daher Volksbücher im eigentlichen Sinne. Sie fesseln nicht nur durch den trefflichen Humor, der in ihnen waltet, sondern auch durch die originelle und spannende Erfindung, die sich bei aller Einfachheit der Motive in ihnen kund gibt und die reiche ächt dichterische Begabung des Verfassers beweiset. Wenn er auch, seinem Gegenstande u. Zwecke gemäß, nicht selten die Farben stark aufträgt, so gehen doch dadurch die feineren Züge und tief innerlichen Regungen des Gemüthslebens nicht verloren, die er vielmehr aufs Zarteste und Wahrste hervorzuheben und darzulegen versteht, ohne aber je in krankhaft sentimentales Wesen zu verfallen. Dabei bewahrt er überall die ernsteste sittliche Haltung, wie ja Hebung, Läuterung und Kräftigung des Volkslebens die pädagogische Tendenz aller seiner Schriften ist; Häuslichkeit, Einfachheit und Wahrhaftigkeit, namentlich der Segen eines glücklichen Familienlebens und die Nothwendigkeit sorgsamer Kindererziehung, dies sind die Grundlage, worauf sich nach des Verfassers Ansicht wahres Volksglück gründen soll. Diese Schriften haben durch ihren poetischen Gehalt u. ihre Originalität und Neuheit bei der Uebersättigung des Publikums mit Salonlektüre einen weiten Leserkreis u. auch in den höheren Kreisen der Gesellschaft Eingang und Beifall gefunden, besonders seitdem der Verfasser die ursprünglich stark mit schweizer Deutsch versetzte Ausdrucksweise durch hochdeutsche Umarbeitungen verständlicher gemacht hat. Manche Erzählungen haben einzelne Zustände u. Gebrechen des schweizerischen Volkslebens zum Gegenstande; so: „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen" (Bern 1839; 2. Aufl., Berlin 1851) und „Dursli der Branntweinsäufer" (Burgdorf 1839; hochdeutsch, 4. Aufl., Berlin 1851). Auf Armenwesen und haus- und landwirthschaftliche Angelegenheiten bezüglich sind: „Die Armennoth" (Zürich und Frauenfeld 1840; 2. Aufl., Berlin 1851), „Der Geldstag" (Solothurn 1846); „Der Bauernspiegel" (2. Aufl., Burgdorf 1839; 3. Aufl., Berlin 1850), dem sich der ebenfalls von B. herausgegebene „Bernerkalender" (Bern 1840—1846) anschließt, und „Wie Anna Bäbi Jowäger haushaltet" (2 Bde., Solothurn 1843). Allgemeineren Inhalts, doch in demselben Geiste geschrieben sind die „Bilder und Sagen aus der Schweiz" (2 Bde., Solothurn 1842—1846), denen sich die Jugendschrift „Der Knabe des Tell" (Zürich 1846) anreiht; sowie die „Erzählungen u. Bilder aus dem Volksleben der Schweiz" (2 Bde., Berlin 1850), Charakterbilder, Skizzen, oft nur unterhaltende Anekdoten, frisch aufs Papier geworfen, dazwischen auch Träume und Visionen in Jean Pauls Manier; die trefflichen „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" (4 Bde., Bern 1838; hochdeutsch Berlin 1849); „Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz" (6 Bde., Zwickau 1847); „Hans Joggeli der Erbvetter und Harzer Hans auch ein Erbvetter" (Berlin 1848). Den meisten Beifall fanden, und zwar mit Recht, die Erzählungen: „Käthi die Großmutter" (2 Bde., Berlin 1848); „Uli der Knecht" (Zürich und Frauenfeld 1841; hochdeutsch Berl. 1846, 2. Aufl. 1850) und die Fortsetzung dazu: „Uli der Pächter" (Bern 1849; hochdeutsch, 2. Aufl., Berlin 1850). Satyrischen Inhalts und in direkter Beziehung auf Zeitverhältnisse ist „Doktor Dorbach der Wühler" (Leipzig 1849) geschrieben. Auch die späteren Schriften: „Die Käserei in der Vehfreude" (Berl. 1850) und „Zeitgeist und Bernergeist" (2 Thle., das. 1851) haben ein specifisch schweizerisches Interesse. In den letzten Jahren seines Lebens veröffentlichte er noch „Erlebnisse eines Schuldenbauers" (Berl. 1854) und „Die Frau Pfarrerin" (das. 1855), sein letztes Werk. Er † den 22. Okt. 1854 zu Lützelflüh. Eine Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften" erschien Berlin 1856—1857, 12 Bde. Wenn auch in diesen Volksschriften neben der ernst-sittlichen Tendenz hin und wieder eine strengere kirchliche Richtung sich kund gibt, so wird doch dies Element, das mehr der theologischen Bildung, als dem poetischen Geiste des Verfassers angehört, durch den naturwüchsigen u. durchaus der Wirklichkeit sich anschließenden Charakter des Ganzen weit zurückgedrängt. Dasselbe gilt von denjenigen Stellen, wo der Zweck, den Radikalismus zu geißeln, zu sichtlich hervortritt.

Bivona, 1) Marktflecken in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore I, am Meerbusen von Bivona (auch Camelico und Tercino genannt), hat 2000 Einwohner, welche vornehmlich Fische-

rei (Thunfischfang) treiben, u. ward 1783 durch ein Erdbeben fast ganz zerstört. — 2) Stadt auf der Insel Sicilien, Intendantur Girgenti, am Risorio, im Val di Noto, mit einer Steinölquelle, Getreide-, Wein- und Olivenbau und 5000 Einwohnern.

Bivouac (franz., vom deutschen Beiwacht oder Biwacht), jedes militärische Hüttenlager, zum Unterschiede vom Zeltlager. Diese Art im Felde zu lagern, d. h. zu kampiren, scheint von jeher die gewöhnlichste gewesen zu seyn. Im 30-jährigen Kriege führten in der Regel nur die höhern Offiziere Zelte mit sich, aber mehr zum Schutze für ihre Pferde, als für den eigenen Gebrauch. Dagegen waren Strohhütten oder Baraken im allgemeinen Gebrauch. Nachdem im 18. Jahrhundert, wo die Kriegführung eine fast bis zum Uebermaße getriebene Regelmäßigkeit annahm, die Zelte in Aufnahme gekommen, wurden sie beim Ausbruch des französischen Revolutionskrieges von den Franzosen wieder abgeschafft, welchem Beispiele die damaligen Gegner und nachherigen Verbündeten Frankreichs früher oder später folgten, mit Ausnahme der Engländer. Die Hüttenlager haben den Vortheil, daß ihre Erbauung die Soldaten in Thätigkeit erhält, daß sie mehr Schutz gegen Regen und Kälte gewähren, vom Gegner nicht so leicht rekognoscirt werden können und kein Hinderniß bei schnellem Aufbruche sind, welcher letztere auch auf längere Zeit verborgen gehalten werden kann. Der wesentlichste Nachtheil derselben besteht darin, daß die rücksichtslose Herbeischaffung des Materials und die oft ganz muthwillige Verbrennung des B. den Bewohnern der Umgegend doppelte Verluste verursachen.

Bixa, Pflanzengattung, s. Orleanbaum.

Bizarr (v. Ital.), wunderlich, ungereimt, seltsam. Der Bizarre sucht mit Affektirtheit das Seltsame, Auffallende, Lächerliche, strebt sich den Schein des Außerordentlichen zu geben u. weicht, Originalität affektirend, von allgemein gültigen Normen ab. Sein Wesen, die Bizarrerie, ist durch und durch unnatürlich gekünstelt und eine Art von willkürlich und mit Bewußtseyn angenommenem Wahnwitz, daher von dem humoristischen und launigen Wesen ganz verschieden. Der bizarre Geschmack in der Kunst verschmäht die naturgemäßen Regeln und artet ins Sonderbare, Auffallende aus; er ist nicht bloß eigensinnig und wählerisch (capricieux), sondern geradezu formlos und, meist aus Ueberdruß an künstlerischer Produktivität entstehend, stets ein Zeichen des beginnenden Verfalls der Kunst.

Bjelew, Kreisstadt im europ.-russ. Gouvernement Tula, am linken Ufer der Oka, nach Tula die wichtigste Stadt des Gouvernements, mit 8000 Einwohnern, welche Fabrikation von Leder, Töpfen und Eisenwaaren (bjelewische Messer) und lebhaften Handel treiben.

Björneborg (Bernburg, russisch Berezovoi-Proliw), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Finnland, Abo-Län, auf einem Berge unweit der Mündung des Kumojoki in den bothnischen Meerbusen, nordwestlich von Helsingfors, mit 4570 Einwohnern, welche Schifffahrt und Handel treiben.

Björnstjerna, Magnus Friedrich Ferdinand, Graf von, schwedischer General, Diplomat und Schriftsteller, geboren am 10. Oktober 1779 zu Dresden, wo sein Vater, der später bevollmächtigter Minister am Reichstage zu Regensburg war, damals als schwedischer Legationssekretär lebte, ward in Deutschland erzogen und kam erst 1793 nach Schweden, um in die Armee einzutreten. Im finnischen Kriege zeichnete er sich als Hauptmann durch große Tapferkeit aus und avancirte zum Major. Nach dem Abschlusse des Friedens ging er im April 1809 als geheimer Botschafter zu Napoleon ab, bei dem er am Tage vor der Schlacht bei Eckmühl eintraf. Im Oktober 1812 unterhandelte er in London wegen des Verkaufs der Insel Guadeloupe, und 1813 ging er als Oberst mit der schwedischen Armee nach Deutschland, wo er den Befehl erhielt, Hamburg zu entsetzen und die Vierlande zu vertheidigen, sich aber auf die große Nordarmee zurückziehen mußte und dann in den Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz mitfocht. Beim Vorrücken der Armee nach der Elbe bewerkstelligte er zuerst den Uebergang über dieselbe mit einem Detachement Kavalerie und Infanterie (20. September), faßte hierauf festen Fuß in Wörlitz, mußte dasselbe jedoch, vom Feinde überfallen, sehr bald wieder aufgeben, erstürmte sodann die Stadt Dessau, wobei ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen wurden und er eine schwere Kontusion durch eine Kanonenkugel erhielt, kämpfte aber dessen ungeachtet in der Schlacht bei Leipzig mit. Darauf führte er die Unterhandlungen wegen der Uebergabe von Lübeck und Mastricht, kämpfte nach dem Falle von Paris in Holstein und dann in Norwegen, bis er endlich mit dem Prinzen Christian Friedrich die Konvention zu Moß abschloß, in Folge deren Norwegen mit Schweden am 20. Oktober 1814 vereinigt wurde. Im Jahr 1815 ward er Generaladjutant und in den Freiherrnstand erhoben, 1820 Generallieutenant, 1826 Graf und fungirte 1828 — 1846 als bevollmächtigter Minister am großbritannischen Hofe, worauf er nach Stockholm zurückkehrte, wo er den 6. Oktober 1847 †. Als Schriftsteller bekannte sich B. zu einem gemäßigten Liberalismus. In den Schriften „Om tillämpning af fond-eller stocks-systemet på Sverige“ (Stockholm 1829), „Om beskattningens grunder i Sverige“ (das. 1832; 2. Aufl. 1833) und „Engelska statsskulden“ (das. 1833) empfahl er seinem Vaterlande die Anwendung des englischen Fonds- u. Stocksystems. Doch fand die Sache, als sie 1834 auf dem Reichstage zur Sprache kam, bei den Ständen wenig Beifall. Wie er in den „Grunder för representationens möjliga ombyggnad och förenkling“ (Stockh. 1835) Vorschläge zu Verbesserungen der Repräsentation gemacht hatte, so bekämpfte er auch während des Reichstags von 1840 in einer Schrift, und zwar mit vielem Talent, die auf allgemeine Wahlen sich gründende Repräsentation, der ein großer Theil der Reichsstände zugeneigt war. Sonst schrieb B. noch, außer dem „Förslag till jury i tryckfrihetsmal“ (Stockholm 1835), die interessanten Werke: „Det Brittiska riket i Ostindien“ (daselbst 1839; deutsch, daselbst 1839) und „Die

Theogonie, Philosophie und Kosmogonie der Hindu" (schwedisch, daselbst 1843; deutsch, daselbst 1843).

Blaarer (Blaurer), Ambrosius, Reformator im südlichen Schwaben u. in der Schweiz, Studiengenosse und Freund Melanchthons, geb. 1492, ward, nachdem er eine Zeitlang Mönch im Benediktinerkloster Alpirsbach auf dem Schwarzwalde gewesen u. mit Luthers Schriften bekannt geworden war, von dem mit Reformationsplänen umgehenden konstanzer Rath als Prediger (1524) berufen. Hier erwarb er sich bald solches Vertrauen, daß mehre schwäbische Städte bei Einführung der Reformation seinen Rath und Beistand begehrten. Vom konstanzer Rath, der ihn selbst nicht ganz missen mochte, umhergesandt, machte sich B. darauf in Memmingen, Ulm, Eßlingen, Lindau u. a. schwäbischen Orten durch Umgestaltung des Kirchenwesens im Sinne der Reformation verdient. Ein noch größerer Wirkungskreis schien sich ihm zu eröffnen, als ihn der Herzog Ulrich von Würtemberg zur Reformirung seines Landes berief (1534). Eine Zeitlang stand er wirklich an der Spitze der kirchlichen Verwaltung im obern Theile des Herzogthums, fand sich jedoch schon nach einigen Jahren wegen seiner Streitigkeiten mit den strengen Lutheranern, die in ihm einen Anhänger Zwingli's sahen, veranlaßt, nach Konstanz zurückzukehren. Hier lebte er bis 1548. Da das Interim nicht mehr abgelehnt werden konnte, so verließ B. damals freiwillig seine Vaterstadt. Nachdem er seitdem an verschiedenen kleinern Kirchen, besonders in Thurgau thätig gewesen, † er 1564 zu Winterthur an der Pest.

Blacas d'Aulps, Pierre Louis, Herzog von, einer der hervorragendsten Diplomaten Frankreichs vor der Julirevolution, treuer Anhänger des ältern Zweigs der Bourbonen, geboren am 10. Januar 1771 auf dem Schlosse Vérignon bei Aulps in der Provence als Sprößling einer altadeligen, aber armen Familie. Er trat sehr frühzeitig in Militärdienste, war beim Ausbruche der Revolution Hauptmann im Dragonerregiment des Königs, emigrirte und diente in dem condé'schen Corps, wie nachher in der Vendée. Späterhin folgte er Ludwig XVIII. nach Verona und ward von demselben als Gesandter nach St. Petersburg geschickt, um den Bourbonen ein Asyl in Rußland auszuwirken, was ihm auch gelang. Später machte er bei der Armee Suwarows den Feldzug 1799 in Italien mit, folgte 1800, als Kaiser Paul sich mit den Franzosen versöhnte und den Bourbonen den Aufenthalt in seinem Reiche verweigerte, Ludwig XVIII. nach England und blieb sein treuer Gefährte bis 1814. Während dieser Reihe von Jahren genoß er des unbedingten Vertrauens des Fürsten, der ihn zu mehren geheimen und wichtigen Sendungen gebrauchte und ihm die Leitung seiner wesentlichsten Interessen überließ. Im Jahre 1814 begleitete er den König nach Paris, ward Haus- u. Staatsminister und nach d'Avaray's Tode der alleinige Vertraute des Monarchen, der sich daher auch auf B.' Rath, als Napoleon von Elba zurückkehrte, nicht nach England, sondern nach Ostende und von da nach Gent begab. Inzwischen hatte sich B., der für das Haupt der illiberalen Camarilla am Hofe galt, in der kurzen Zeit viele Feinde gemacht; er hatte es, da er sich für keine Partei bestimmt erklärte, obgleich er im Herzen der ultraaristokratischen und ultramontanen Partei angehörte, mit Allen verdorben. Der König fand es daher nach seiner zweiten Rückkehr nicht für gut, ihn wieder ins Ministerium eintreten zu lassen. B. ward vielmehr von Paris entfernt und als außerordentlicher Botschafter nach Neapel gesandt, um dem König Ferdinand zu der Rückkehr in seine Hauptstadt Glück zu wünschen, bei welchem Anlaß er die Verheirathung des Herzogs von Berry mit der Prinzessin von Neapel veranlaßte. Im Jahre 1816 ward er Gesandter in Rom und unterzeichnete daselbst 1817 das berüchtigte Konkordat. Im Jahre 1820 nach Paris zurückgekehrt, ward er erster Kammerherr des Königs, wohnte dem Kongreß von Laibach bei u. bekleidete dann abwechselnd die Gesandtschaftsposten zu Rom und Neapel. Im Jahre 1821 ward er zum Herzog ernannt, nachdem er schon 1817 Pair von Frankreich geworden war. Er genoß auch Karls X. ungetheiltes Vertrauen, obschon man ihm eine unmittelbare Mitwirkung bei den verhängnißvollen Ordonnanzen vom 25. Juli 1830 nicht Schuld geben kann. Er verweigerte jedoch Ludwig Philipp den Eid, wurde deshalb aus der Pairsliste gestrichen und folgte nun Karl X. nach Holyrood, Prag und Görz. Nach dem Tode des Exkönigs 1836 bewies er dieselbe Anhänglichkeit dem Herzog und der Herzogin von Angoulême und lebte mit ihnen auf dem Schlosse Kirchberg in Niederösterreich, wo er am 17. November 1839 †. B. war im Laufe der Zeit zu großen Reichthümern gekommen und besaß in Paris die vorzüglichsten Kunstsammlungen, besonders an orientalischen Medaillen. Das Werk des Bibliothekars Reinaud darüber unter dem Titel: „Description des monuments musulmans du cabinet de M. le duc B." (Paris 1828, 2 Bde.) hat man mit vollem Recht eine orientalische Archäologie genannt. Von seinem Nachlaß, den man auf 11 Millionen Francs schätzte, vermachte er 2 Millionen, die er einst von Ludwig XVIII. geschenkt bekommen hatte, dem Herzog von Bordeaux, zu Haupterben aber setzte er seine 3 Söhne ein. Eine Biographie B.' lieferte der Vicomte Laboulaye (Paris 1840).

Blacia (v. Griech.), Schlaffheit, Trägheit, Nerven-, Geistesschwäche.

Black, Name mehrer Flüsse in den Vereinigten Staaten, worunter der im Staat Newyork in der Grafschaft Herkimer entspringende der bedeutendste ist. Er mündet nach einem Lauf von 180 engl. Meilen in die Blackriverbai an der Spitze des Ontariosees, nachdem er bei Leyden in der Grafschaft Lewis einen Fall von 63 Fuß gemacht hat. Seine Ufer sind in den niederen Gegenden sehr fruchtbar und dicht bevölkert. Von den Fällen bei Leyden bis nach Rome am Eriekanal erstreckt sich der Blackriverkanal.

Black, Joseph, berühmter britischer Chemiker, wurde 1728 zu Bordeaux von schottischen Aeltern geboren, studirte zu Glasgow, wo er durch Cullens Vorlesungen für das Studium der Chemie gewonnen wurde, daneben aber auch der Me-

dicin oblag, deren Studium er 1750 zu Edinburg vollendete. Im J. 1756 wurde er zu Glasgow Cullens Nachfolger als Professor der Medicin, wie er seinem ehemaligen Lehrer denn auch in der Professur der Chemie zu Edinburg nachfolgte. Er erwarb sich auch im Auslande einen solchen Ruf, daß er zu einem der 8 auswärtigen Mitglieder der französischen Akademie der Wissenschaften ernannt wurde; † zu Edinburg den 16. November 1799. Bei seinen Untersuchungen über die Wirksamkeit der Magnesia, des Kalks und anderer Alkalien entdeckte er eine luftförmige Flüssigkeit, die von ihm sogenannte fixe Luft, und deren mildernde Wirkung auf Alkalien und Kalkerden u. gewann damit die Grundlage zu der Lehre von den Gasen, die dann Cavendish, Priestley und Lavoisier weiter ausbildeten. Eine wichtige Bereicherung der Wissenschaft war seine Lehre von der gebundenen oder latenten Wärme, durch die Watt nach dessen eigenem Geständniß auf seine großen Verbesserungen der Dampfmaschine geleitet worden ist. B.s „Lectures on the elements of chemistry" gab Robinson nach B.s Handschrift (Edinburg 1803, 2 Bde.) mit einer Biographie des Verfassers heraus (deutsch von Crell, Hamburg 1804 bis 1805, 4 Bde., neue Aufl. 1818).

Blackburn (Blackburne), Stadt in der englischen Grafschaft Lancaster, am Derwent, über den 4 große steinerne Brücken führen, und am Leeds- und Liverpoolkanal, der südlich an der Stadt in einer sandigen Ebene vorüberzieht, hat 3 Kirchen, mehre Bethäuser der Dissenters, ein Gymnasium, mehre Lancasterschulen, einige Sonntagsschulen und 27,000 Einwohner. Die Fabrikation einer Art von Linnen- und Baumwollenzeuchen (Blackburn checks u. greys) ist so bedeutend, daß 10,000 Menschen dabei beschäftigt sind u. der Werth ihrer Arbeit auf 2 Millionen Pfund Sterling geschätzt wird. Auch treibt die Stadt ansehnlichen Handel.

Blackfoot- oder **Schwarzfuß-Indianer,** nordamerikanische Indianer, zwischen dem Missisippi u. den Rocky Mountains, die in ihren drei Stämmen (Piekanos, Blutindianer u. Siksekai) 18—20,000 Seelen zählen, 5—6000 Krieger stellen können und sich besonders an den Quellen und dem obern Laufe des Missouri aufhalten. Sie sind den einzeln in den Gebirgen jagenden Weißen, besonders den Biberjägern, sehr gefährlich, die oft blutige Kämpfe mit ihnen zu bestehen haben.

Black-Head, australische Insel in Neuholland, Provinz Durham, an der Ostküste, vom Lande durch einen $1\frac{1}{2}$ Meilen breiten Kanal, der einen guten Ankerplatz bildet, getrennt.

Black-Islands, amerikanische Inseln an der Küste Labradors, im atlantischen Nordocean.

Black-Lake (Oswegatschie), See im nordamerikanischen Freistaat Newyork, Grafschaft St. Lawrence, wird durch den Indian River gebildet.

Blackstone, William, einer der berühmtesten englischen Rechtslehrer, geboren den 10. Juli 1723 zu London, studirte im Pembroke-College zu Oxford, trat 1746 als Advokat auf, fand aber keinen Beifall, weil es ihm an der nöthigen Beredsamkeit gebrach; er widmete sich daher der akademischen Laufbahn, wurde 1750 Doktor des Civilrechts, späterhin Assessor des Common Law und des College of All Souls, 1758 Professor der vinerischen Stiftung, d. i. des von dem gelehrten Juristen Viner für das gemeine englische Recht gegründeten Lehrstuhls, 1761 Parlamentsmitglied für Hindon in Wiltshire und Principal of Newlen Hall in Oxford, 1763 Sollicitor general der Königin und Beisitzer des unter dem Namen Middle Temple bekannten Instituts. Nachdem er 1768 für Westburg in Wiltshire von Neuem ins Parlament getreten, wurde er endlich 1770 zu der bedeutenden Stelle eines Richters in dem königlichen Gerichtshofe of the common pleas erhoben, in welchem hohen Amte er den 14. Febr. 1780 †. B. war ein Mann von biederem Charakter u. strengster Pflichttreue, die oft an Härte grenzte. Seinen Ruhm begründeten vorzüglich seine „Commentaries on the Laws of England" (London 1765, 4 Bde., 16. Ausgabe 1813), ein ächt klassisches Werk über die englische Staats- und Rechtsverfassung. Von großer literarischer Bedeutung sind auch die „Analysis of the laws of England" (Oxford 1754 u. ö.), eine Art Encyklopädie und Methodologie des englischen Rechts, und die „Law tracts" (2 Bde., London 1762, deutsch, Bremen 1779), welche wie die Kommentarien auch im Auslande vielfache Verbreitung u. Anerkennung gefunden haben. B. war auch Dichter; mehre Gelegenheitsgedichte von ihm finden sich in Sammlungen zerstreut. Sein Sohn, Henri B., ist Herausgeber der „Reports of cases in the court of common pleas in the 28 year of Georg III" (3 Bde., London 1789).

Black Warrior, Fluß im nordamerikanischen Freistaat Alabama, entsteht aus dem Locust Fork oder Eastern Branch u. dem Mulberry River, die sich im Südwesten der Grafschaft Jackson vereinigen, fließt dann bei Tuscaloosa vorüber und mündet nach einem Laufe von 80 englischen Meilen in den Tombigbee, ist für Dampfschiffe bis Tuscaloosa und für Boote noch weiter schiffbar.

Blackwater (Schwarzwasser), Fluß in der englischen Grafschaft Essex, entspringt bei Saffron-Walden u. mündet in die wegen vorzüglicher Austern berühmte Blackwaterbai, einen Theil der Nordsee.

Blackwood, Fluß in Neuholland, Westaustralien, Provinz Sussex, an der Ostgrenze, mündet der Insel Augusta gegenüber in den Ocean.

Blackwood, durch Härte ausgezeichnetes Holz, welches auf Madagaskar wachsen soll und von Mauritius und Isle de France in den Handel kommt. Frisch ist es von blauschwarzer, später von kohlschwarzer Farbe; krumm gewachsen und meistens voller Knorren, oft auch hohl, eignet es sich nur zu kleineren Drechslerarbeiten. Es heißt auch schwarzes Botanyholz.

Blähung (flatus), die Entwickelung von Luftarten (Darmgasen) im Darmkanal und deren Abgang durch den After. Diese Darmgase rühren als etwas ganz Normales theils von der mit dem Speichel verschluckten Luft, theils von den genossenen Speisen, aus denen sie durch den Verdauungsprozeß, eine Art Gährung, entwickelt werden, theils von kohlensäurehaltigen Getränken, Selterserwasser, Champagner 2c. her. Ihre Gegenwart in dem Darmkanal ist aber nicht nur für

die Verdauung, sondern auch für das Athemholen, für die Aufrechthaltung des Rumpfes, sowie für alle Entleerungsakte, z. B. Stuhlgang, Urinlassen, Husten, Erbrechen, Gebären, nothwendig, indem durch jene Gase die Gedärme in eine Art von elastischem Luftkissen verwandelt werden, welches, von den Bauchmuskeln und dem Zwerchfell zusammengepreßt, diesen und anderen wichtigen Funktionen dient. Entwickeln sich nach zu reichlichem Genuß von kohlensäurereichen Speisen und Getränken, Most, jungem Bier, Kohl, Sauerkraut, Bohnen und anderen grünen Gemüsen, die man deshalb blähende nennt, zu viele B.en, so stößt sie der gesunde Organismus nach oben durch Aufstoßen (ructus) oder nach unten als Winde (flatus) aus. Bei schwachen und empfindlichen Verdauungswerkzeugen aber entstehen daraus **Blähungsbeschwerden** (flatulentia, Flatulenz), welches Uebel in verschiedenem Grade u. unter verschiedenen Formen auftritt. Werden die Gase im Darmkanale hin und her getrieben, so veranlassen sie nicht selten ungleichmäßige Zusammenziehungen und erzeugen brummende, pfeifende und quakende Töne (borborygmi). Finden weniger heftige Beschwerden bei deutlich wahrnehmbarer Luftausstoßung Statt, so nennt man dies Flatulenz im engern Sinne. Verbindet sich aber die Luftanhäufung mit heftigeren Schmerzen im Grimmdarme, so heißt dies Kolik (s. d.). Was die eigentlichen Blähungsbeschwerden und die damit im Zusammenhange stehenden Krankheitserscheinungen betrifft, so sind dieselben zwar verschieden je nach dem Grade der Luftanhäufung, nach der besonderen Reizempfänglichkeit des Subjectes, nach der Qualität des im Verdauungskanale eingeschlossenen Gases und nach dem Orte, wo diese Anhäufung und Zurückhaltung Statt findet; im Allgemeinen wird der Zustand aber durch folgende Zufälle bezeichnet. Die in irgend einem Theile des Verdauungskanals angehäufte Luft bedingt eine Ausdehnung und in Folge derselben Spannung, Druck, dumpfe, schmerzhafte Empfindungen, heftigere Schmerzen in der Form der Kolik, des Magenkrampfes, der Kreuzschmerzen &c. Eine Folge dieser Ausdehnung ist eine Anschwellung des Unterleibes, bald nur einer einzelnen Stelle desselben, z. B. der Magengegend, oder des einen oder anderen Hypochondriums, bald des ganzen Bauches, welche Aufschwellung bald wieder mehr weich u. nachgebend, bald hart und gespannt, gleichförmig, oder, bei partiellen Ausdehnungen des Darmkanals, beulenartig und wurstförmig seyn kann. Der Regel nach findet dabei eine mehr oder weniger hartnäckige Stuhlverstopfung Statt, und habituelle Verstopfung u. Blähungsbeschwerden bedingen sich nicht selten gegenseitig. Sehr oft finden wir, mit dem Bestreben, B.en auszustoßen, ein krankhaftes lästiges Drängen auf den Mastdarm, und ebenso verbunden mit dem Bestreben, die Luft nach oben zu entleeren, eine krankhaft zuschnürende Spannung im Schlunde, besonders an der Cardia. Das Ausstoßen der Luft durch den Schlund, sowie durch den After bringt eine augenblickliche Erleichterung hervor, ersteres ist aber nicht selten mit einer krampfhaft konvulsivischen Bewegungsäußerung des Schlundes und des Magens verbunden. In Rücksicht auf den Verlauf des in Rede stehenden Krankheitszustandes muß man den Anfall der Blähungsbeschwerden von der habituellen Geneigtheit zur Luftentwickelung im Darmkanale, oder der eigentlichen **Blähsucht** unterscheiden. Schnell vorübergehende Blähungsbeschwerden können auf mehrfache Weise und besonders durch Diätfehler auch bei ganz gesunden Individuen erzeugt werden. Die Blähsucht, als ein chronisches Leiden, bedingt in einer habituellen Neigung zur Luftentwickelung in den Verdauungsorganen, setzt jedes Mal eine anderweitige Vitalitätsstörung in diesem Organenapparate voraus und zeichnet sich, außer den öfter wiederkehrenden ausgebildeteren Anfällen der eigentlichen Blähungsbeschwerden, noch durch folgende allgemeine Krankheitszüge aus: Personen, welche an der Blähsucht leiden, klagen gleichzeitig über einen ungeregelten, veränderlichen Appetit, über Zufälle von Magensäure, Sodbrennen, öfter auch über mannigfaltige gastrische Symptome, die auf das Vorhandenseyn verdorbener Stoffe im Magen und Darmkanal schließen lassen. Vorzüglich leiden sie an einer habituellen beschränkten Stuhlausleerung, die oft bis zur wirklichen Verstopfung steigt, oft aber auch nur darin besteht, daß, bei einem regelmäßigen Eintritt der Ausleerung, die Quantität derselben zu den genossenen Nahrungsmitteln in keinem zureichenden Verhältnisse steht. Die meisten dieser Kranken leiden gleichzeitig an einem krankhaft gesteigerten Consensus zwischen Haut und Darmkanal und sind dadurch zu Uebertragungen krankhafter Affektionen zwischen beiden Theilen sehr geneigt; daher große Empfindlichkeit der Haut und vorwaltende Neigung zu Erkältungen. Außerdem findet sich oft eine mehr oder weniger bedeutende Verstimmung des Gemeingefühls, sowie eine hypochondrische Gemüthsstimmung, unruhiger Schlaf, Schwere und Eingenommenheit des Kopfs, Alpanfälle &c. Am übelsten befinden sich aber an der Blähsucht leidende Kranke während der Zeit der Verdauung, einige Stunden nach der Mahlzeit, wo mit der Verdauung eine stärkere Luftentwickelung eintritt, die zum stärkeren Hervortreten der Blähungsbeschwerden die Veranlassung gibt.

Die Lufterzeugung hat ihren **Grund** entweder in den Kontentis des Magens und Darmkanals und ist die Folge eines chemischen Prozesses, der in diesen von der Norm abweichend hervorgetreten ist (Ursachen: Genuß der obengenannten blähenden Speisen und Getränke, Ueberladung des Magens mit Speisen; Anhäufung anderer schädlichen Stoffe im Magen und Darmkanale, besonders von schleimgallichten Stoffen, Würmern, Kothanhäufungen, die gewöhnlich als Folge einer unzureichenden Stuhlausleerung gefunden werden), oder sie geht zwar aus dem Darminhalte hervor, hat aber ihren Grund zunächst darin, daß eine bedeutendere Schwäche der Verdauungsorgane eine unzureichende Einwirkung auf den Speisebrei bedingt, wobei nicht selten noch eine unzureichende Einwirkung der Verdauungssäfte, z. B. des Magensaftes und der Galle, in Betracht kommt; oder sie geht hervor aus einem fehlerhaften Aushauchungsprozesse auf der Fläche der

Magen- und Darmwandungen, ist also das Product eines vitalen Vorganges, bei welchem der Einfluß des Nervensystems und ein Kongestionszustand, bald vereinzelt, bald vereint eine Rolle spielen. Daß sich in vielen Fällen mehre dieser ursachlichen Umstände zur Erzeugung der Blähungsbeschwerden verbinden können, ist leicht einzusehen. Eine zweckmäßige Diät muß die gegen die angeführten verschiedenen Grundverhältnisse gerichtete Kur unterstützen. Im Allgemeinen sind alle blähenden Speisen und Getränke sorgfältig zu vermeiden. Dasselbe gilt von der Ueberladung des Magens mit Nahrungsmitteln. Indessen ist doch auch eine zu leichte wässerige Kost den meisten Kranken nicht zuträglich. Das Bier bekommt den meisten an B.en leidenden Kranken schlecht. Auch das reine Wasser sagt nicht allen zu, sondern am besten vertragen die meisten etwas Rothwein mit Wasser, wie überhaupt der mäßige Genuß eines Rothweins vielen sehr gut bekommt. Ebenso sagt der Kaffee besonders denen nicht zu, die an einer Plethora abdominalis leiden. In Rücksicht auf die übrige Lebensweise ist ein thätiges, mit dem Genuß der freien Luft verbundenes, den Vorgang der Verdauung beförderndes Leben, Beförderung der Hautthätigkeit, und besonders das Warmhalten des Unterleibes und der Füße zu empfehlen. Was die Behandlung der Blähungsbeschwerden anbetrifft, so hat diese es zu thun mit der Entfernung der angehäuften Luft und der Berücksichtigung etwa vorhandener besonders quälender wichtigen Symptome. Die Entfernung der angehäuften Luft erheischt die Aufhebung des Krampfes, der ihre Zurückhaltung bedingt, und die Anregung der peristaltischen Bewegung des Darmkanals. Diese Wirkung erzielen wir durch die Anwendung der sogenannten blähungtreibenden Mittel (carminativa). In diese Klasse gehören alle gewürzhaften Mittel, die ätherischen Oele, die flüchtigwirkenden krampfstillenden Mittel und die Aetherarten, als: Kümmel, Anis, Fenchel, Pfeffermünze, Krausemünze, Kamillen, Melissen, Spiritus sulphurico-aethereus, Aether sulphuricus, Oleum Cajeput, Oleum Succini, Oleum Chamomillae aethereum, Valeriana, Castoreum, Asa foetida 2c. Die Wirkung dieser Mittel wird unterstützt durch die Anwendung flüchtigwirkender Einreibungen auf den Unterleib, sowie der trocknen Wärme. Auch Klystiere von Kamillen- oder Baldrianinfusum mit Asa foetida sind zu empfehlen. Zur Beschränkung der Luftanhäufung kann man auch die Absorbentia in Anwendung ziehen, besonders wenn das Uebel einen höheren Grad erreicht und die Zufälle dringender werden. Die Magnesia usta, die Aqua calcis, das kalte Wasser und die Eispillen werden am meisten empfohlen; große Wirkungen darf man sich jedoch von diesen Mitteln nicht versprechen. Das Auftröpfeln von Aether auf den Unterleib, besonders in einem warmen Bade, kann in dringenden Fällen versucht werden.

Blänkern (Plänkern), das Einzelgefecht der Reiterei, besonders mit Karabiner und Pistolen, wobei der Säbel nur als Nachhülfe gebraucht wird. Es findet besonders bei der Avantgarde und bei Beginn des Treffens Statt und fällt vornehmlich der leichten Reiterei anheim. Von je zwei Mann reitet der Eine auf den Feind zu und feuert sein Gewehr ab, während der Andere (der Sekundant) anhält und den Feind im Auge behält, um, wenn der Erste gefeuert, nun seinerseits durch Vorgehen und Feuern demselben wieder Zeit zum Laden zu verschaffen. Zuweilen blänkern auch stärkere Abtheilungen anhaltend mit dem Feinde, um dessen Aufmerksamkeit von einem anderen Punkte abzuleiten.

Bläser, Gustav, namhafter Bildhauer, von Köln gebürtig, Schüler und Gehülfe Rauchs zu Berlin, lieferte früher Medaillonporträts und Statuetten von Künstlern (Lessing, Schadow, Rauch u. A.) u. als größere Arbeiten das Gypsmodell zu Beethovens Denkmal (durch Verloosung 1843 an den berliner Kaufmann Titel gekommen), zwei Reitergruppen und das Modell eines großartigen Brunnens für Berlin, das Modell zu einer Statue Schinkels für die Stadt Neuruppin.

Bläsibad, Bad im würtembergischen Schwarzwaldkreis, bei Derendingen, an der Steinbach und in der Nähe des Bläsiberges, auf welchem ein Schloß steht. Das Wasser der Mineralquelle leistet besonders gegen Hautkrankheiten gute Dienste, war aber früher besuchter als jetzt.

Blässe, weißer vertikaler Streif auf der Stirn eines übrigens dunkelfarbigen Pferdes, Rindes, Wildprets 2c.

Blättergrün (Blattgrün, Chorophyll), harziger Stoff, welcher den Blättern und andern Theilen der Pflanzen ihre grüne Farbe gibt, sich in den Zellengefäßen der Gewächse eingeschlossen findet u., ähnlich den Stärkemehlkörnern, aus einer weichen, grünen Substanz besteht, welche in einer feinen, häutigen, zarten Hülle enthalten ist. Im Wasser ist es nicht auflöslich, wohl aber in Weingeist, Aether und Oelen; zu letztern ist seine Verwandtschaft so groß, daß es durch sie aus der Weingeistauflösung herausgezogen wird. Aufgelöst behält es seine grüne Farbe nur eine Zeitlang, wenn es dem Tageslichte entzogen wird; dem Sonnenlichte ausgesetzt, wird es zuerst braun, dann weiß. Wird durch Abdampfen des Weingeistes das aufgelöste B. so rein als möglich dargestellt, so erscheint es als eine dunkelgrüne, geruch- und geschmacklose, bald festharzige oder fettige, bald pulverartige Masse.

Blätterkies, ein noch fortwährend an beinahe frischen Rohrwurzeln in der Dammerde sich niederschlagendes Schwefeleisen, von Farbe stahlgrau ins lichte Speisgelbe; blätterig und rindenförmig, auf einer Seite stark metallglänzend, glatt und in die Länge gestreift, auf der andern rauh und matt; an der Luft nach und nach zerfallend. Es ist bis jetzt nur zu Dölau bei Halle, in den Wurzelschichten des sogenannten Brödels, eines ausgetrockneten Teiches, gefunden worden.

Blätterschwamm (Agaricus), s. Pilze.

Blätterwerk, architektonische Zierrathen in Form von Blättern, besonders Bärenklau-, Oliven-, Eichen-, Lorbeer-, Wein-, Palmenblätter.

Bläu (Bläuw, Blauw, auch Cäsius), berühmte Buchdruckerfamilie in Holland, die sich besonders um das Landkartenwesen verdient gemacht hat. Wilhelm B., geboren zu Alkmaar 1571, war in der Astronomie Schüler von Tycho de

Brahe und erwarb sich auch als Mathematiker einen geachteten Namen, legte sich aber vornehmlich auf die Herausgabe von geographischen Kartenwerken. Sein Buchdrucker- und Buchhändlergeschäft zu Amsterdam, welches schon 1612 im blühenden Zustande war, führte anfangs die Firma Wilhelm Jansson (Guilielmus Janssonius; by Willem Jancz Blaeuw) und erst seit 1620 seinen eigenen Familiennamen. Er † den 21. Okt. 1638. Die Leistungen seiner Officin im Bücherdruck stehen hinsichtlich der Schönheit und Deutlichkeit der Lettern denen der Elzevire bedeutend nach; desto größere Verdienste erwarb er sich aber durch seine Landkartensammlungen, welche sich ihrem innern und äußern Werthe nach weit über die übrigen erhoben und die geographischen Studien wesentlich förderten. Seine eigenen Schriften und Sammlungen sind: „Zeespiegel" (Amsterdam 1627; neu aufgelegt 1643); „Tweevoudigh Onderwys van de hemelsche en aerdsche Globen" (1634 u. ö.); „Novus Atlas, d. i. Weltbeschreibung mit schönen newen außführlichen Landtaffeln" (6 Bde., 1634—1662); „Theatrum urbium et munimentorum" (1619) ꝛc. Sein Sohn, Johann B., widmete sich der Jurisprudenz, ohne dabei das väterliche Geschäft aufzugeben, errichtete schon vor dem Tode seines Vaters 1637 eine eigene Offi in, deren Leistungen sich zwar vorzugsweise auf den Druck und Verlag geographischer und topographischer Werke und Landkartensammlungen bezogen, aber eine Ausdehnung gewannen, die ihm vor der mit der seinigen rivalisirenden janssonschen Handlung den Vorrang verschaffte. Er lieferte die Fortsetzung des oben genannten Atlasses seines Vaters vom dritten Theile an, eine Arbeit, die noch jetzt Beachtung verdient. Zu gleicher Zeit beschäftigte ihn der Plan eines allgemeinen topographischen Kupferwerks, welches er mit dem „Theatrum urbium Belgicae" begann und das sich über die europäischen Länder außer Deutschland und über die spanischen und holländischen Besitzungen in Ost- und Westindien erstrecken sollte. Von allen Orten her wußte er sich Originalzeichnungen zu verschaffen; aber an der Ausführung des ganzen Werks hinderte ihn der Brand seiner Officin. Die erschienenen Kupfer sind ungemein sauber und zum Theil von wirklichem Kunstwerth, besonders die im „Theatrum Sabaudiae". Seine Spekulationen griffen über die Grenzen Hollands weit hinaus; obgleich Protestant, druckte und verlegte er unter der Firma eines unbedeutenden kölnischen Buchhändlers, Jodocus Kalcovius, eine Menge katholischer Missalien und Breviarien, sowie andere Werke katholischer Schriftsteller, die ihm viel eintrugen; auch der Firma Cornelius von Egmond zu Köln bediente er sich zu ähnlichem Zwecke. Das Verzeichniß seiner Druckwerke und Karten erschien Amsterdam 1655 u. 1661. Seine Officin, die eine der bedeutendsten in Amsterdam war, wurde in der Nacht des 22. Februar 1672 ein Raub der Flammen. Dieser Schlag, der mit der Officin einen großen Theil seines Verlags und fast die sämmtlichen Platten zu seinen geographischen und topographischen Werken vernichtete, traf den thätigen Greis hart und vereitelte die meisten seiner noch in der Ausführung begriffenen Plane und Entwürfe. Er scheint ihn nicht lange überlebt zu haben und um 1680 gestorben zu seyn. Eine Zeitlang war er auch Mitglied des Rathskollegiums zu Amsterdam. Zwei seiner Söhne stellten die Officin wieder her und führten sie ungefähr bis 1700 nicht ohne Erfolg fort. Von B.'s eigenen Sammlungen sind zu nennen: „Novum ac magnum theatrum urbium Belgicae regiae et foederatae" (ohne Ort und Jahr [Amsterdam 1649], 2 Bde.); „Atlas major s. cosmographia Blaeuiana" (1662, 11 Bde., unvollendet, bloß die Geographie enthaltend); „Le grand atlas ou cosmographie Blaviane" (12 Bde.); „Theatrum civitatum et admirandorum Italiae" (1663); „Theatrum civitatum et admirandorum Neapolis et Siciliae regnorum" (ohne Jahr); „Theatrum statuum Sabaudiae ducis, Pedemontii principis, Cypri regis" (1682, 2 Bde.).

Blainville, Henri Marie, s. Ducrotay de Blainville.

Blair, Hugh, schottischer Geistlicher und Schriftsteller, geboren den 7. April 1718 zu Edinburg, wurde, nachdem er an verschiedenen Orten Prediger gewesen, 1761 Professor der Beredsamkeit und schönen Literatur zu Edinburg, wo er im engen Verkehr mit Robertson, Ferguson, Adam Smith und Boswell mit Erfolg wirkte, legte 1783 wegen Altersschwäche sein Lehramt nieder und † den 8. Januar 1801. Er war nicht allein ein ausgezeichneter Kanzelredner, der als solcher in seinem Vaterlande Epoche machte und das wenig erbauliche Gemisch von Gemeinplätzen und unfruchtbarem Mysticismus, welches man seiner Zeit in den schottischen Kirchen zu hören bekam, in seinen von Licht und Wärme gleichmäßig durchdrungenen Kanzelvorträgen vermied, sondern er wirkte auch auf dem Katheder mit nicht geringerem Erfolge, indem er die Ergebnisse der philosophischen Forschungen über die schönen Redekünste in musterhafter Sprache darlegte und mit treffenden Nachweisungen aus der englischen Nationalliteratur belegte. Seine wichtigsten Schriften sind: „Sermons" (London 1777, 5 Bde., öfters nachgedruckt und übersetzt, deutsch von Sack und Schleiermacher, Leipzig 1781—1802, 5 Bde.); „Lectures on composition" (London 1783, 2 Bde., deutsch von Schreiter, Liegnitz 1785—1789, 4 Theile). Vielfach unterstützte er Macpherson bei der Herausgabe der ossianschen Gesänge, deren Aechtheit er 1763 in einer Abhandlung (deutsch, Hannover 1785) vertheidigte.

Blair-Athol, Kirchspiel und Dorf in der schottischen Grafschaft Perth, am Tilt, mit 3100 Einwohnern und dem Lustschloß des Lords Glenlyon, welches in neuester Zeit durch den Besuch der Königin Victoria (1844) ausgezeichnet wurde.

Blairia, Pflanzengattung aus der Familie der Ericeen, charakterisirt durch den 4spaltigen Kelch und dergleichen Korolle, die auf dem Fruchtboden stehenden Staubgefäße mit 2fächerigen, 2spaltigen Antheren u. die 4fächerige, vielsamige Kapsel; immergrüne Sträucher in Südafrika, von haideartigem Ansehen, von denen mehre als Zierpflanzen bekannt sind. B. articulata *L.* hat überhängende, in Endköpfchen stehende fleischfarbige Blüthen; B. bracteata *Wendl.* Blüthen mit rosenrothen Brakteen; B. ericoides *L.* röh-

rige, weiß röthliche, in Endköpfchen vereinigte Blüthen; B. purpurea L. purpurrothe, in fast aufrechten Enddöldchen stehende Blüthen. Die Kultur ist wie die der Haidearten.

Blaise, Barthélemy, französischer Bildhauer, geboren 1738 zu Lyon, lernte in Rom, führte dann Standbilder des heiligen Stephanus und Johannes des Täufers in dem Chore der Kathedrale von Lyon in Marmor aus und ging dann nach Paris, wo er 1785 Mitglied der Maler- und Bildhauerakademie wurde. Er führte daselbst das Mausoleum des Ministers, Grafen von Vergennes, aus, das 1818 in der Kapelle von Notre-Dame zu Versailles aufgestellt wurde, ferner im Auftrage der Regierung die Büsten von Julius Romanus und Le Poussin, die sich in der Gallerie des Museums befinden, sowie die des Königs von Preußen Friedrich II. in Marmor; † im April 1819 zu Paris. Außer den genannten Meisterstücken sind noch von ihm zu nennen ein Basrelief in Stein: der Handel und die Schifffahrt, im Inneren von Sainte-Geneviève und ein anderes, den Nil vorstellend, in dem Kaisersaale des Museums.

Blake, Robert, einer der größten englischen Seehelden, ward geboren 1599 zu Bridgewater in Somersetshire und durch die Streitigkeiten zwischen König und Parlament auf die kriegerische Laufbahn geführt. Als tapferer Kämpfer für die Nationalfreiheit erwarb er sich die Anerkennung des Parlaments, das ihn 1649 zum Flottenkommandanten ernannte. In diese ungewohnte Rolle, denn er hatte bisher nur zu Land gefochten, wußte er sich mit einer Gewandtheit zu finden, die sein ausgezeichnetes kriegerisches Talent hinlänglich beurkundet. Ueberall schlug er die Royalisten zurück und verschaffte dem Parlament die Herrschaft des Meeres. Nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten mit Holland operirte er ruhmvoll gegen die holländischen Seehelden Tromp und Ruyter, über die er selbst entscheidende Siege erfocht. Nach beendigtem Kriege segelte er, um die Ehre der englischen Flagge auch im Mittelmeere zu wahren, 1655 an die Küste von Afrika, griff die Seeräuber in Algier und Tunis an, bombardirte beide Städte, verbrannte 9 türkische Schiffe, stieg mit 1200 Mann ans Land und hieb 3000 Türken nieder. Nachdem er durch solche Thaten auch den italienischen Mächten Respekt vor der Republik und ihrem Protektor eingeflößt hatte, segelte er nach St. Domingo, wo seine Leute durch Hitze und Strapazen zum Rückzuge gezwungen wurden, bemächtigte sich darauf der Insel Jamaika und wandte sich gegen Cadix, wo er einen Theil der spanischen Silberflotte wegnahm. Am April 1657 machte er eine Expedition gegen die kanarischen Inseln, um daselbst die von Peru zurückkehrende spanische Flotte aufzuheben. Da aber der spanische Befehlshaber seine Flotte mit großer Vorsicht im Hafen von Santa Cruz zusammenhielt, so mußte sich B. begnügen, die spanischen Gallionen zu verbrennen, um dadurch den Feinden einen empfindlichen Schaden zuzufügen. Nachdem er dann noch einige Zeit auf der Höhe von Cadix gekreuzt, kehrte er wegen zerrütteter Gesundheit nach England zurück, † aber, ehe er es erreichte, in der Nähe von Plymouth den 17. August 1657. Cromwell ehrte den Seehelden durch ein prachtvolles Leichenbegängniß und durch Beisetzung seines Leichnams in der königlichen Begräbnißkapelle der Westminsterabtei, von wo derselbe nach Herstellung der Stuarts auf den St. Margarethenkirchhof versetzt wurde. B. glänzt unter den vordersten Reihen der englischen Seehelden; er schuf seinem Vaterlande eine Marine, dergleichen es vorher nicht gekannt hatte, und begeisterte durch seine Siege seine Landsleute so sehr für den Seedienst, daß man von ihm an den Anfang der Meerherrschaft Englands datiren kann.

Blakea, Pflanzengattung aus der Familie der Lythrarieen, charakterisirt durch den glockenförmigen, 6spaltigen Kelch mit eben so viel Blumenblättern und die gekrönte, 6fächerige Beere mit eckigen Samen; Sträucher und Bäume in Amerika, mit 3—5rippigen, lederigen, unten filzigen Blättern und großen, einzelnen, rosenrothen Blumen. B. parasitica *Don*, in Guyana, ist ein Schmarotzerstrauch an den Stämmen großer Bäume, mit kletternden, 4eckigen, herunterhängenden Strängen, rundlich-herzförmigen, 5rippigen Blättern und rosenrothen Blüthen mit ebenso gefärbtem Kelch. Die rothe, schwammige Beere wird von den Eingeborenen gegessen und zum Rothfärben kleiner Geräthe gebraucht. B. quinquenervia *Aubl.*, in Guyana, Brasilien, in Wäldern und auf feuchtem Boden, hat einen bis 12 Fuß hohen Stamm, spitz elliptische, 5rippige, glänzende, 9 Zoll lange Blätter und große, 8—9blättrige, rosenrothe, unten weiße Blüthen. Die saftige, gelbe Beere schmeckt süß. Der Baum nimmt sich durch seine zahlreichen, wohlriechenden Blumen sehr gut aus.

Blâme (franz.), Tadel und Schande zuziehende Handlung; Verweis. Daher blamiren, tadeln; sich blamiren, s. v. a. sich lächerlich machen.

Blamont (Blankenberg), Stadt im französischen Departement Meurthe, an der Vezouse, mit beträchtlichen Gerbereien und Wollengarnspinnereien u. 2280 Einwohnern, in der Nähe Mineralquellen; sonst Festung, ward 1639 von Herzog Bernhard von Weimar geschleift, führte den Titel einer Grafschaft.

Blanc (franz.), weiß, klar, hell; auch Name einer älteren französischen Silbermünze, die 1340 an die Stelle der Gros Tournois trat u. anfangs aus gutem Silber, später aus Billon geschlagen ward, mit zwei Hauptsorten: Grand B. zu 10, später zu 12 Denare, und Petit B. zu 5, später zu 6 Denare.

Blanc, 1) Ludwig Gottfried, Professor der romanischen Sprachen an der Universität Halle, geboren am 19. September 1781 zu Berlin von unbemittelten, zur französischen Kolonie gehörenden Aeltern, besuchte bis 1801 das französische Gymnasium und das damit verbundene theologische Seminar, ward 1806 als zweiter Prediger bei der französisch-reformirten Gemeinde zu Halle und 1809 als dritter Prediger bei der vereinigten (deutsch- und französisch-reformirten) Domgemeinde angestellt. Auf den Verdacht, daß er einer Verschwörung zum Umsturz der westphälischen Regierung beigetreten, wurde er 1811

verhaftet und nach kurzem Aufenthalte zu Magdeburg nach Kassel gebracht, wo er als Staatsgefangener blieb, bis ihn das russische Streifcorps unter Czernitschew am 28. September 1813 in Freiheit setzte, worauf er in Berlin eine Anstellung als Feldprediger erhielt. Im Februar 1814 kam er unweit Bar sur Aube ins blüchersche Hauptquartier, wohnte mit diesem Corps den Schlachten von Brienne u. von Champeaubert bei, ging dann als Brigadeprediger zum yorkschen Corps über, mit dem er den Schlachten von Laon und Paris beiwohnte. Nach dem Abschluß des Friedens kehrte er in sein früheres Amt nach Halle zurück, folgte 1815 abermals dem Heere, erreichte dasselbe aber erst nach der Schlacht von Belle-Alliance. Nach der Beendigung des Krieges kehrte er abermals nach Halle zurück, ward 1822 außerordentlicher, 1833 ordentlicher Professor der romanischen Sprachen und 1838 zweiter Prediger an der Domkirche. Er hält grammatische, exegetische und literarhistorische Vorlesungen über die französische, italienische und zum Theil auch über die spanische Sprache und Literatur, in welchen Fächern seine Studien ebenso umfassend als gründlich sind. Insbesondere hat er Dante's Werken mit ihrer sehr reichen Literatur eine große Sorgfalt zugewendet und manche der schwierigen Fragen, deren die Werke jenes großen Dichters so viele darbieten, auf das Glücklichste gelöst. Außerdem ist er den bedeutsamsten Richtungen der neuern Zeit nicht fremd geblieben und namentlich war seine innige Freundschaft mit Schleiermacher und Steffens für ihn von großer Bedeutung. Außer „Predigten" (Halle 1811) und einer großen Anzahl von Artikeln für die Ersch- und Grubersche Encyklopädie über italienische und französische Literatur schrieb er: „An meine Mitbürger" (das. 1817), zu Gunsten der damals angeregten Union; „Die beiden ersten Gesänge der göttlichen Komödie, mit Rücksicht auf alle frühern Erklärungsversuche erläutert" (das. 1832); „Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner" (das. 1824, 4 Bde.; 6. Aufl. von Diesterweg, das. 1857). Seine „Italienische Grammatik" (Halle 1844) ist der erste Versuch einer genetischen Darstellung der Formen und Gesetze dieser Sprache. Als der Schlußstein seiner den Dante betreffenden Studien ist das „Vocabulario Dantesco" in französischer Sprache (Leipzig 1851) zu betrachten.

2) Jean Joseph Louis, französischer Socialist und Historiker, wurde den 28. Oktober 1813 zu Madrid geboren, wo sein Vater in den letzten Jahren der Kaiserzeit als Generalinspektor der Finanzen am Hofe Joseph Bonaparte's fungirte; seine Mutter war eine geborne Pozzo di Borgo aus Korsika. Auf dieser Insel verlebte der junge B. auch seine Jugend, bis er, bei der Rückkehr seiner Aeltern nach Frankreich, 1820 in das Collège zu Rhodez kam. Da der Sturz der Bourbonen des Vaters Einkommen abschnitt, so mußte er auf Broderwerb denken. Als er aber 1830 mit seinem Bruder nach Paris kam, hatte er große Mühe, sich eine Stellung zu begründen. Als Schreiber bei einem Advokaten machte er die Bekanntschaft des Herrn von Flaugergues, ehemaligen Präsidenten der Deputirtenkammer, der, von seinem aufgeweckten Geiste überrascht, ihn in der Politik unterwies und namentlich für die Richtung Benjamin Constants zu gewinnen suchte. Bald hatte aber der feurige junge Mann den liberalen Standpunkt überwunden und bekannte sich unumwunden zur Demokratie. Er erhielt eine Hauslehrerstelle in Arras und arbeitete hier an dem „Propagateur du Pas de Calais" mit. Im Jahre 1834 kehrte er nach Paris zurück und ward Mitarbeiter an der demokratischen Zeitschrift „Le bon sens", deren Redaktion er 1836 übernahm. Daneben arbeitete er auch am „National", sowie an der „Revue republicaine" und „Nouvelle Minerve" mit. Als 1838 der neue Eigenthümer des „Bon sens" die Richtung desselben ändern wollte, legte B. die Redaktion nieder und stiftete die „Revue du progrès politique, social et littéraire", deren erste Nummer am 15. Januar 1839 erschien. Hier legte er seine socialistischen Lehren nieder, sowie hier auch seine hierher gehörige Hauptarbeit, die „Organisation du travail" erschien, welche seit 1840 öfter abgedruckt ward. In dieser Schrift, die auf die socialistische Wendung der pariser Februarrevolution einen bedeutenden Einfluß ausübte, suchte B. die Noth der arbeitenden Klassen aus der ganz ungeordneten Konkurrenz, aus dem Kriege Aller gegen Alle, der die Arbeitslöhne aufs Aeußerste herabdrücke und selbst das Kapital aufreibe, herzuleiten und nachzuweisen, daß der Staat als der größte Kapitalist die industrielle Produktion an sich ziehen u. so die Feststellung des Arbeitslohns selbst in die Hand nehmen müsse. Als demokratischer Geschichtschreiber machte er sich durch seine „Geschichte der ersten zehn Jahre der französischen Julimonarchie" (Révolution française: Histoire de dix ans 1830—1840", 5 Bde., Paris 1841—44; deutsch von Buhl, 5 Bde., Berlin 1844, und von Fink, 5 Thle., Zürich 1845) einen Namen. Schonungslose Kritik der Politik Louis Philipps sowie der ganzen socialen Verhältnisse, scharfe Charakterzeichnung und hinreißende Darstellung verschafften diesem Werke weite Verbreitung und tief einschneidende Wirksamkeit. B.s zweites großes Werk, die „Geschichte der französischen Revolution" (Histoire de la révolution française, Bd. 1 und 2, Paris 1847, 3. Bd. 1853), welches, in großen Dimensionen angelegt, zugleich die sociale Geschichte des 18. Jahrhunderts enthalten sollte, hatte einen weit geringeren Erfolg, besonders deshalb, weil das größere Publikum an dem die Geschichtserzählung völlig überwuchernden socialistischen Raisonnement kein Gefallen fand. Nach dem Ausbruch der Februarrevolution spielte B. kurze Zeit eine wichtige Rolle, indem er in Folge seiner Verbindung mit der Partei des Journals „Réforme" und wegen seiner Beliebtheit bei den Arbeitern zunächst zum Sekretär und dann zum Mitglied der provisorischen Regierung ernannt wurde. Hier hatte er Gelegenheit, mit seinen socialistischen Plänen hervorzutreten, wie er denn das Portefeuille eines Arbeitsministeriums beantragte und nicht wenig zur Aufwiegelung der Arbeiter beitrug, welche das sogenannte sociale Programm verwirklicht sehen wollten. Die Regierung stellte ihn darauf an die Spitze der großen Arbeiterkommission, die unter seiner Leitung die Arbeiterfrage berathen

sollte. Die Insurrektion vom 15. Mai, bei der wenigstens B.s Name eine Hauptrolle spielte, unterbrach diese Berathungen, und schon damals wurde in der Nationalversammlung, in der B. als Repräsentant des Seinedepartements selbst mit saß, eine Anklage gegen ihn beantragt, aber nicht angenommen. Erst als nach dem Juniaufstande die Parteien einander feindlicher gegenübertraten, beschloß die Versammlung auf Antrag des Generalprokurators Corne den 25. August B.s gerichtliche Verfolgung, obwohl er sich mit großer Beredsamkeit vertheidigte. Er fand für gerathen, sich der seiner sicher wartenden Verurtheilung durch die Flucht über Gent nach London zu entziehen. Während er im Auslande lebte, gab er mehre Schriften zu seiner Vertheidigung heraus, so: „La révolution de février au Luxembourg“ (Paris 1849); „Appel aux honnêtes gens“ (das. 1849); „Page d'histoire de la révolution de février“ (das. 1850). Sein Bruder, Charles B., Kupferstecher und Schriftsteller im Fache der bildenden Künste, war nach der Februarrevolution einige Zeit Direktor der Abtheilung für die schönen Künste im Ministerium des Innern.

3) Louis, trefflicher Maler, von Berlin gebürtig, bildete sich zu Düsseldorf unter Hübner und lieferte mehre ausgezeichnete Stücke im romantischen Genre, worunter die durch Lithographien verbreitete Kirchgängerin, des Goldschmieds Töchterlein nach Uhland und Gretchen in der Messe die bekanntesten sind. Diese anmuthigen Darstellungen sind ausgezeichnet durch charakteristischen Ausdruck und schönes Kolorit. Auch seine fischenden Mädchen und die Rekonvalescentin werden gepriesen. Einzig ist die Naturwahrheit, die Lebensfrische, die er seinen Kopfbildungen zu geben weiß.

Blanchard, 1) Jacques, Historienmaler, einer der besten Koloristen Frankreichs, der französische Tizian genannt, geboren 1600 zu Paris, war Schüler Nicolo Bolleri's und Horace Leblancs, hielt sich lange zu Rom und Venedig auf, malte zu Turin für den Herzog von Savoyen in 8 großen Bildern die Liebe der Venus und des Adonis, arbeitete nach seiner Rückkehr ins Vaterland erst zu Lyon, dann im Wetteifer mit Vouet zu Paris (z. B. eine Gallerie von 13 Oelgemälden mythologischen Inhalts für den Herrn von Bullion), ward Mitglied der dortigen Akademie, † aber schon 1638. Zu seinen bedeutendsten Werken gehören noch: die Ausgießung des heiligen Geistes, für die pariser Kathedrale; ein heiliger Andreas; Johannes auf Pathmos. B. radirte auch einige Blätter; mehr stachen Andere nach ihm.

2) Nicolas François, einer der ersten Luftschiffer, geboren 1738 zu Andelys im französischen Departement Eure, Sohn eines Drechslers, übte sich von Jugend auf in mechanischen Künsten, erfand schon in seinem 16. Jahre einen mechanischen Wagen, mit welchem er eine Strecke von 7 Stunden fuhr, vervollkommnete diese Erfindung 1778 und empfahl sich durch dieselbe dem Hofe zu Versailles. Gleiche Geschicklichkeit bewies er in seinem 19. Jahre bei einer künstlichen Wassermaschine. Unausgesetzt jedoch verfolgte er seine Lieblingsidee, die Kunst zu fliegen; und so ersann er ein fliegendes Schiff, welches durch ein Gegengewicht von 6 Pfund sich 20 Fuß über die Erde erhob. Von besonderer Wichtigkeit waren daher für ihn die Entdeckung der Aërostaten durch die Brüder Montgolfier und die Verbesserungen derselben durch den Professor der Physik Charles zu Paris. Nachdem er am 4. März 1784 die erste Luftreise versucht hatte, schiffte er am 7. Januar 1785 mit dem Dr. Jefferies über den Kanal von Dover nach Calais. Der König von Frankreich belohnte seine Kühnheit mit einem Geschenk von 12,000 und einer Rente von 1200 Francs. Noch in demselben Jahre unternahm er eine neue Luftfahrt zu London, wobei er sich des von ihm, nach Andern aber von Etienne Montgolfier erfundenen Fallschirms bediente. Auch der neuen Welt bot er das neue Schauspiel dar; so stieg er am 9. Januar 1793 in Philadelphia auf, an welcher Fahrt auch mehre Frauenzimmer Theil nahmen. Bei einer Reise durch Deutschland ward er 1793 wegen revolutionärer Aeußerungen auf die Festung Kufstein in Tyrol gesetzt, erhielt jedoch bald seine Freiheit wieder. Im Jahr 1796 machte er zu Newyork seine 46. Luftreise und 1798 stieg er zu Rouen mit 16 Personen in einem großen Luftschiffe in die Höhe und ließ sich in einer Entfernung von 6 Stunden nieder. Im Jahre 1807 zählte man 66 glücklich von ihm vollbrachte Luftreisen. B., der sich Aëronaut der beiden Hemisphären, Bürger der vorzüglichsten Städte beider Welten, Mitglied fremder Akademien und Pensionär des französischen Kaiserreichs nannte, † am 7. März 1809. Seine Gattin, ebenfalls Luftschifferin, geboren 1774, fand, nachdem sie die Luftreisen als Erwerbszweig sowohl im Süden, als im Norden von Europa lange mit Erfolg fortgesetzt hatte, bei ihrer 67. Auffahrt am 6. Juni 1819 vom Tivoli in Paris ihren Tod dadurch, daß ihr Ballon durch ein mitgenommenes und in beträchtlicher Höhe angezündetes Feuerwerk in Brand gerieth und sie auf ein Haus in Paris herabstürzte.

Blanco (Rio Blanco), nordamerikanischer Fluß im mexikanischen Departement Veracruz, entspringt am Fuße des Pico de Orizabo u. mündet der Stadt Alvarado gegenüber in die Laguna de Alvarado an der Küste; nimmt mehre Nebenflüsse: S. Antonio, Rio Seco, Cezetillo, S. Juan de Dios und Zapote auf.

Blanco (Bianco, ital.), weiß, leer, auf Wechseln: in b. trassiren, einen Wechsel ziehen, ohne daß man an den Bezogenen etwas zu fordern hat, in welchem Falle die Deckung vor Verfallzeit gemacht werden muß, daher Blancoaccept, ein Accept, für das man die Deckung noch nicht hat; in b. stehen, s. v. a. in Vorschuß stehen; Blancokredit, s. v. a. offener oder Wechselkredit; in b. giriren (Blancoindossament), auf der Rückseite des Wechsels nur den Namen (des Cedenten) bemerken, unter Freilassung des zur nachmaligen Ausfüllung des Giro's nöthigen Raumes. Im Assekuranzwesen sind Blancostellen in Assekuranzpolicen die ausgefüllten Zwischenräume; in der Buchhaltung heißt in b. stehen, wenn in den Kolonnen gewisse Summen nicht ausgeworfen sind.

Blandfordia, Pflanzengattung aus der Familie der Hemerocallideen, charakterisirt durch die röhrige Korolle mit 6lappigem Rande, die an der

Basis ausgehöhlten Antheren und die prismatische, 3theilige Kapsel mit weichhaarigem, an den Rändern der Naht befestigtem Samen. Von 5 Arten, ausdauernden Kräutern in Neuholland, sind als Zierpflanzen bekannt: B. grandiflora *R. Br.*, mit bis 3 Fuß hohem, zusammengedrücktem, gestreiftem, mit steifen Schuppen besetztem Schaft und rothen, gelbrandigen, am Grunde mit 2 Brakteen versehenen, abwärts hängenden, eine vielblumige, einfache Endtraube bildenden Blumen. B nobilis *Sm.*, mit linienförmigen Blättern und gelb scharlachrothen Blumen. Man pflanzt diese Arten in mit Flußsand gemischte Haide- u. Dammerde mit einer Unterlage gestoßener Scherben, durchwintert sie bei 6—10° Wärme, gibt ihnen im Winter wenig Wasser, stellt sie im Sommer nahe an die Fenster oder bei sehr warmer Witterung an einen sonnigen Ort ins Freie und begießt sie dann reichlich. Vermehrt werden sie durch Wurzeltheilung und Samen im Mistbeete.

Blandiren (v. Lat.), schmeicheln; **Blanditien**, Schmeicheleien.

Blandrata, Georg, Stifter der Unitarier in Polen und Siebenbürgen, gebürtig aus Saluzzo in Italien, prakticirte als Arzt zu Pavia, mußte aber wegen freierer Religionsansichten sein Vaterland verlassen und bekannte sich anfangs zu Luthers, dann in Genf zu Calvins Dogmen. Da er jedoch die Gottheit Christi bezweifelte, so wurde Calvin bald sein heftiger Gegner, weswegen sich B. 1558 nach Polen, wo er Lehrer und Senior der Reformirten in Kleinpolen wurde, und von da wegen seines Unitarismus verdrängt, 1563 nach Siebenbürgen zu dem Fürsten Johann Sigismund begab, der ihn zu seinem Leibarzt machte. Hier verbreitete er den Socinianismus u. bewirkte, daß die Unitarier freie Religionsübung im Lande erhielten. Zum geheimen Rath erhoben, war er von bedeutendem Einfluß, wurde aber zwischen 1585 und 1592 von seinem Neffen, den er wegen seiner Anhänglichkeit an den katholischen Glauben zu enterben gedachte, im Schlafe erwürgt. Er hat einige Abhandlungen und socinianische Kontroversschriften hinterlassen. Sein „Antitrinitarisches Glaubensbekenntniß" mit der Widerlegung des Flacius gab Henke heraus (Helmstädt 1794).

Blangini, Giuseppe Marco Maria Felice, beliebter Opern- und Liederkomponist, geboren zu Turin 1781, studirte die Komposition unter Ottani und wurde 1805 Kapellmeister des Kurfürsten von Pfalzbayern und 1809 in gleicher Eigenschaft von Jérôme nach Kassel berufen. Unter seinen Opern fanden besonders „Zelie et Terville" und „Naphtali" Beifall. Seine Gunst beim Publikum verdankte er aber hauptsächlich seinen Liedern, Duetten und Romanzen, unter welchen letztern besonders der „Abschied des Troubadour" (von Castelli) berühmt und vielgesungen war. Die Melodien dieser Lieder sind leicht und sangbar, die Begleitung dazu zierlich und einfach. Sie trugen ihm den Namen des „italienischen Anacreon" ein.

Blankenberghe (**Blankenberg**), Marktflecken in der belgischen Provinz Westflandern, nordwestlich von Brugge an der Nordsee, mit Hafen, Fischerei, Seebädern und 2000 Einwohnern. Dabei der **blankenberghe r Kanal**, welcher bei Brügge mit dem Kanal von Ostende verbunden ist und durch die Dünen von B. in die See mündet.

Blankenburg, 1) braunschweigischer Distrikt (ehemaliges Fürstenthum), der südöstliche Theil des Herzogthums, liegt abgesondert von dem Gros des letztern im Bereiche des westlichsten Unterharzes und einzelner Theile des Oberharzes, trennt die preußischen und hannöverschen Harzantheile von einander und grenzt südöstlich an Anhalt-Bernburg. Der Flächenraum beträgt 8¼ (nach Andern 9¼ oder 10¾) □Meilen. Durch den Harz gebirgig und waldreich, wird er von den Flüssen Bode, Zorge ꝛc. bewässert, hat 6 Städte und Flecken, 64 Dörfer, ein fürstliches Gut, 2 Vorwerke, 4 Edelhöfe, ein Kloster und 22,000 (25,000) Einwohner. Er besteht aus dem alten Fürstenthume B. und dem Stift Walkenried und theilt sich in die Aemter B., Hasselfelde und Walkenried. Die gleichnamige **Hauptstadt** daselbst, in reizender Lage dicht am Nordrande des Unterharzes, unter dem Blankensteine (dem Schloßberge) und am blankenberger Bache, der in die Bode mündet, ist durch die nach dem letzten Brande von 1836 aufgeführten Neubauten eine sehr freundliche Stadt geworden, hat 3 Thore u. eine Vorstadt mit dem Waldhofe, dem Georgenhospital und der Promenade, dem Thin, 2 Kirchen und auf dem Gipfel des 1038 Fuß hohen Blankensteins ein in einfachem, aber edlem Styl erbautes **Schloß**, welches als zeitweilige Residenz des Herzogs von Braunschweig neuerlich geschmackvoll eingerichtet worden ist. Es enthält eine Gemälde- und eine Trinkgläsersammlung. In dem benachbarten Thiergarten, und zwar auf dem im Süden des Schloßberges sich erhebenden noch höhern Catrinus- (Calvinius-) Berge, wo die schönste Aussicht sich eröffnet, befindet sich das von der Herzogin Christine Luise 1728 erbaute Lusthaus Luisenburg, und am Fuße des Berges, kurz vor dem Lusner- (richtiger Linzker-) Thore das fürstliche Gartenhaus, das zum Sommeraufenthalt des Herzogs dient. Die Stadt ist Sitz einer Kreisdirektion, eines Kreisgerichts und eines Oberforstamts (für den Oberforst Blankenburg von 30,198 Waldmorgen), hat ein Gymnasium, eine Bürgerschule, Freischule, Industrie- u. Töchterschule, eine Armenanstalt im ehemaligen Kloster Michaelstein und ein Hospital. Die Einwohner, 3500 an der Zahl, treiben Ackerbau, Handel und ansehnliche Bierbrauerei. Die Umgebung der Stadt ist romantisch, durch Natur und Geschichte höchst interessant und die Stadt ein beliebter Aufenthaltsort der Harzreisenden. Im Osten der Stadt ragt aus der Ebene die aus Quadersandstein bestehende Klippenreihe der **Teufelsmauer** hervor, auf deren Gestein bedeutende Steinbrüche in Betrieb stehen, und 2 Stunden südöstlich bricht die Bode durch die Granitfelsen der Roßtrappe. Eine halbe Stunde nördlich von B. erhebt sich ebenfalls in den groteskesten Formen ein Quadersandsteinfelsen, welcher die geschleifte preußische Bergfestung **Regenstein** (Reinstein) trägt, deren Ruinen und in die Felsen gehauene Kasematten theilweise in Vergnügungslokale umgewandelt sind. In der Nähe von B.

ist auch die Baumanns- und die Bielshöhle (s. d.). B. bildete früher eine Grafschaft, deren Besitzer sie von dem Hause Braunschweig-Lüneburg zu Lehn nahmen. Als erster Graf wird 983 Hans von B. genannt. Bis ins 12. Jahrhundert hieß die Grafschaft Harting- (Harz-) Gau und wurde dann mit der Grafschaft Regenstein vereinigt. Sie war sehr bedeutend und umfaßte den Brocken, die Roßtrappe und, da mehre Grafen Bischöfe von Halberstadt waren, viele Orte, die nach und nach zu Halberstadt geschlagen wurden. Nach dem Tode des letzten Grafen von B., Johann Georg, fiel die Grafschaft 1599 dem Herzog von Braunschweig, als Lehnsherrn, anheim. Im Jahr 1693 ward B. Ludwig Rudolf, dem zweiten Sohne Anton Ulrichs von Wolfenbüttel, Prinzen von Braunschweig, als Apanage übergeben, 1708 bei Gelegenheit der Vermählung Kaiser Karls VI. mit einer brandenburgischen Prinzessin zum Fürstenthum erhoben und bis 1731 selbstständig regiert, dann aber, weil Ludwig Rudolf Herzog wurde, wieder mit Braunschweig vereint, bei welchem es seitdem geblieben ist. Die Stadt B. erhielt schon im 10. Jahrhundert Mauern, wurde 1102 und wiederholt 1386 verwüstet, auch 1625 durch Wallensteins Belagerung hart bedrängt. Im 7jährigen Kriege gewährte ihre völlige Neutralität dem braunschweigischen Hofe eine sichere Zuflucht. Eine solche fand hier später auch Ludwig XVIII. nach seiner Flucht aus Dillingen unter dem Namen eines Grafen von Lille (vom 24. August 1796 bis 10. Februar 1798). Seit dem Frieden von Tilsit 1807 gehörte B. bis nach der Schlacht bei Leipzig zum Königreich Westphalen und bildete einen eigenen Distrikt des Saaledepartements.

2) B. (Blankenberg), Stadt in der schwarzburg-rudolstädtischen Oberherrschaft, Amt Rudolstadt, an der Rinne u. am Eingange in das romantische, von hohen Felsenmassen eingeschlossene Schwarzathal, ist Sitz eines Justizamtes, hat ansehnliche Papier- und Lederfabrikation, bedeutenden Lavendelbau in terrassirten Gärtchen u. 3500 Einwohner. In der neuern Zeit hat es durch eine Kaltwasserheilanstalt u. ein Fichtennadelbad an Verkehr gewonnen. Nördlich von der Stadt liegt auf einem 500 Fuß hohen Kalkfelsen das Schloß B. od. Greifenstein, eine der schönsten u. größten Ruinen Thüringens. Das Schloß, schon von Heinrich I. erbaut, war vom 13.—16. Jahrhundert Residenz der Grafen von Schwarzburg-Blankenburg, und in demselben wurde 1304 der 1349 zum römischen König erwählte Graf Gunther XXI. von Schwarzburg geboren. Im 30jährigen Kriege ward es zerstört und 1800 durch einen Sturm seiner schönsten Zierde, des Hauptthurmes, beraubt.

Blankenburg, Christian Friedrich von, verdienstvoller deutscher Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, geboren den 28. Januar 1744 bei Kolberg, war ein naher Verwandter des Dichters Kleist, sollte sich nach dem Wunsche seines Vaters wissenschaftlichen Studien widmen, trat aber nach dessen Tode im Mai 1759 in das preußische Heer ein. Er wohnte als Adjutant im krokowschen Dragonerregiment mehren Schlachten bei, mußte aber 1777 wegen zerrütteter Gesundheit als Hauptmann seinen Abschied nehmen und lebte darauf in Leipzig und in dem nahen Dorfe Konnewitz im engen Verkehr mit Weiße und Zollikofer. Er † den 4. Mai 1796 zu Leipzig. Sein verdienstvollstes Werk sind seine „Zusätze zu Sulzers Theorie der schönen Künste" (3 Bde., Leipzig 1796—98), die von einer außerordentlichen Belesenheit zeugen. Außerdem schrieb er: „Versuch über den Roman" (Leipzig und Liegnitz 1774) u. A., und übersetzte aus dem Englischen: Gilbert Stuarts „Abriß des gesellschaftlichen Zustandes in Europa" (Leipzig 1779), Wilhelm Alexanders „Geschichte des weiblichen Geschlechts" (2 Bde., das. 1790) u. A. m. Auch in mehre Zeitschriften lieferte er Beiträge, wie er denn ganz besonders auch seinen Freund Weiße bei der Herausgabe seiner Bibliothek der schönen Wissenschaften unterstützte.

Blankenese, Dorf in der holsteinischen Herrschaft Pinneberg, westlich von Altona, an der Elbe, treibt Schifffahrt, Fischerei, hat eine Zollkontrole, schöne Landhäuser und 3000 Einwohner, größtentheils Schiffer, Fischer u. Lootsen. B. ist ein viel besuchter Vergnügungsort der Hamburger mit schöner Aussicht auf die Elbe. In der Nähe der Süllenberg (Süllberg), 259 F. hoch, Kösterberg, 321 F., Waßaberg, 302 F., Bauersberg, 296 F., Polterberg, 271 F., Kahlsberg, 235 F., Sprützenberg, 265 F. Auf dem Süllenberge ließ Erzbischof Adelbert 1061 eine Festung erbauen.

Blankenhain, Stadt im sachsen-weimarischen Kreis Weimar, in einer hochgelegenen, wasserarmen Gegend, hat ein Schloß, 2 Kirchen, eine katholische Kapelle, ein Landeshospital als Versorgungsanstalt für Hülfsbedürftige aus dem Großherzogthum (seit dem 1. Juli 1840), ein Justizamt, einen Stadtrath, eine Porzellan- und Ginghamfabrik, eine Porzellanmassemühle, Töpfereien, vorzügliche Bierbrauerei, starke Fischerei im sogenannten Seeteiche, Wollhandel und 1750 Einwohner. B. war ehemals der Hauptort einer Herrschaft der blankenhainischen Linie der Grafen von Gleichen, nach deren Aussterben 1631 sie an den Grafen und nachmaligen Fürsten von Hatzfeld als Lehn gegeben wurde. Nach dem Tode des letzten Fürsten von Hatzfeld (1794) fiel die Herrschaft nebst der mit ihr verbundenen Herrschaft Niederkranichfeld dem Kurfürsten von Mainz, als Lehnsherrn, wieder anheim. Im Jahre 1802 ward sie in Folge des regensburger Reichsdeputationshauptschlusses von Preußen in Besitz genommen, durch den Frieden von Tilsit 1807 aber kam sie mit dem Fürstenthume Erfurt unter französische Herrschaft. Im Jahr 1813 ward sie zwar wieder von Preußen okkupirt, aber durch den Staatsvertrag vom 22. September 1815 von Preußen an das Großherzogthum Weimar-Eisenach abgetreten, jedoch mit Ausnahme des Amtes Wandersleben, das einen Theil der Untergrafschaft Gleichen ausmachte und dem preußischen Theil des Fürstenthums Erfurt einverleibt ward.

Blanket (v. franz. blanquet, charta blanca, ital. carta bianca), eine minder förmliche Art der Vollmacht, wo der Vollmachtgeber entweder nur seinen Namen, mit oder auch ohne Siegel, auf einen leeren Bogen schreibt, den der Bevollmächtigte nach dem Umfange des ihm aufgetragenen Geschäfts ausfüllt, oder bei der Unterschreibung

des Namens zugleich die Sache bezeichnet, zu deren Führung das B. dienen soll; s. Vollmacht.

Blanke Waffen, im Gegensatz zu den Feuerwaffen bei der Infanterie das Bayonnet, bei der Reiterei der Säbel oder Pallasch und die Lanze. Bei auf beiden Seiten gleicher Bravour pflegen zuletzt alle Gefechte mit der blanken Waffe zur Entscheidung gebracht zu werden.

Blanqui, 1) Jérôme Adolphe, einer der ausgezeichnetsten Nationalökonomen Frankreichs, der älteste Sohn des Konventsmitglieds Jean Dominique B., wurde am 28. November 1798 zu Nizza geboren, besuchte seit 1809 auf Staatskosten mit großem Erfolge das Lyceum seiner Vaterstadt und ging, als die Familie 1814 Nizza verließ, zur Vollendung seiner Studien nach Paris. Schon 1818 veröffentlichte er eine Broschüre über das Konkordat, die Aufsehen machte. Nach seinem Austritt aus dem Kollegium erwarb er sich seinen Unterhalt durch Unterrichtgeben und übernahm eine Lehrerstelle in dem Institute Massin, widmete sich aber nebenbei dem Studium der Sprachen, Medicin u. der Chemie. Die Bekanntschaft mit den berühmten Nationalökonomen J. B. Say veranlaßte ihn zum Studium der Nationalökonomie, und auf Say's Empfehlung erhielt er 1825 die Professur der Geschichte und der industriellen Oekonomie an der Handelsschule zu Paris. Noch in demselben Jahre eröffnete er nationalökonomische Vorlesungen im Athenäum, die zahlreich besucht wurden. Gleichzeitig schrieb er in das „Journal de commerce" u. in den „Courrier Français". Da B. damals sich dem St. Simonismus zuneigte, arbeitete er auch an dem „Producteur". Aufsehen machten die geistreichen biographischen Skizzen der Deputirten, die er 1829 für den „Figaro" schrieb. Die Resultate seiner Reisen nach England, Schottland, Spanien, der Schweiz, Belgien, Holland und Deutschland verarbeitete er in kleinern und größern Werken. Im Jahr 1830 trat er an die Spitze der Handelsschule, die sich unter ihm bedeutend entwickelte, und nach Say's Tode wurde er 1833 Professor der industriellen Oekonomie am Conservatoire des arts et métiérs, während er sich zugleich bei der Redaktion des „Dictionnaire de l'industrie manufacturière, commerciale et agricole" betheiligte. Im Juni 1838 wurde er Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften und ward von derselben nach Korsika gesandt, um die Bedürfnisse dieses Landes zu studiren, und 1839 zu gleichem Zwecke nach Algier, dessen Kolonien er zum ersten Male mit Freimüthigkeit nach ihrem wahren Stande beleuchtete. Die Ergebnisse einer wissenschaftlichen Reise in die Türkei 1841 legte B. in den „Considérations sur l'état social des populations de la Turquie d'Europe" (deutsch von Roth, Magdeburg 1846), die in einzelnen Artikeln in dem „Journal des économistes" erschienen, nieder. Aus Rücksicht für Michel Chevalier schlug er die Professur der Nationalökonomie am Collége de France aus. Im Jahr 1842 stellte er sich im 5. Wahlkreise von Paris als Kandidaten der Opposition für die Deputirtenkammer auf, fiel aber gegen Marie durch. Er † nach langer Krankheit den 30. Jan. 1854 zu Paris. Als seine Hauptwerke sind zu nennen: „Voyage d'un jeune Français en Angleterre et en Ecosse" (Paris 1824); „Résumé de l'histoire du commerce et de l'industrie" (daselbst 1826); „Précis élémentaire d'économie politique, précédé d'une introduction historique et suivi d'une biographie des économistes etc." (das. 1826); „Voyage à Madrid" (das. 1826); am bedeutendsten aber ist die „Histoire de l'économie politique en Europe, depuis les anciens jusqu'à nos jours, suivie d'une bibliographie raisonnée des principaux ouvrages d'économie politique" (2 Bde., das. 1837–38), ein mit großem Aufwande von Wissen und Geist geschriebenes Werk. Aus seinen Vorlesungen im Conservatoire (1836–37) ging hervor der „Cours d'économie industrielle", wovon die einzelnen Theile, ohne daß B. an der Herausgabe Antheil nahm, zu Marseille, Bordeaux und Paris erschienen. B. gehört als Nationalökonom keiner bestimmten Schule an und neigt sich von allen modernen Oekonomisten vielleicht am meisten der realen, nichtutopischen Seite des Socialismus zu. Wie Say bekannte er sich zum Freihandel.

2) Louis Auguste, leidenschaftlicher Kommunist und als solcher der heftigste Gegner seines Bruders, des Vorigen, 1805 zu Nizza geboren, nahm, frühzeitig in die geheimen Verbindungen verwickelt, hier die kommunistischen Grundsätze auf, die er unter der Julireglerung durch zahlreiche Pamphlete verfocht. Nachdem er 1832 wegen politischer Wühlereien vor den Geschwornen gestanden, trat er am 12. und 13. Mai 1839 in dem pariser Aufstande der „Société des saisons" mit Barbès und Martin Bernard als einer der Anführer auf. Der Pairshof verurtheilte ihn am 31. Januar 1840 zum Tode. Doch wurde diese Strafe in die der Deportation verwandelt u. von B. auf dem Mont-St.-Michel u. später zu Tours abgebüßt, bis ihm die Februarrevolution die Freiheit zurückgab. Er kam nach Paris, errichtete im Koncertsaale des Konservatoriums einen Klub, der dem damals regierenden gemäßigten Republikanismus und sogar Barbès Besorgniß einzuflößen begann, so daß man sich des gefährlichen Nebenbuhlers zu entledigen trachtete. Die „Revue rétrospective" von Tachereau veröffentlichte ein Aktenstück, das eine frühere Denunciation der Mitglieder der ehemaligen „Société des saisons" enthielt und von B. herrühren sollte. B. protestirte und machte Tachereau einen Prozeß, der aber gegen ihn ausfiel. Dennoch hielten seine Freunde, behauptend, jenes Aktenstück sey von der Partei des „National" fabricirt worden, an ihm fest. Am 15. Mai 1848 schloß er sich mit seinem Klub dem Attentat gegen die Nationalversammlung an, hielt im Saale der Versammlung wüthende Reden und setzte sich dann im Stadthause fest, um eine radikale Regierung zu errichten. Nach Unterdrückung des Aufstandes hielt er sich bei einem Freunde in Paris versteckt, wurde aber ergriffen, nach Vincennes gebracht und von dem Gerichtshof in Bourges zu 10jähriger Haft verurtheilt. Am 5. April 1853 entsprang er aus der Festung Belle Isle, wo er dieselbe abbüßte.

Blasche, Bernhard Heinrich, verdienstvoller deutscher Pädagog, geboren den 9. April 1766 in Jena, wo sein Vater Joh. Christian B. als Professor der Theologie und Philosophie und

Rektor der lateinischen Stadtschule 1792 starb, bezog 1783 die Universität Jena, um sich theologischen und philosophischen Studien zu widmen, trat 1796 als Lehrer an Salzmanns Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal ein, wo er bis 1810 thätig war, lebte dann an verschiedenen Orten, zuletzt seit 1820 zu Waltershausen, wo er den 26. Nov. 1832 mit dem Titel eines fürstlich schwarzburgischen Edukationsraths †. Seine Schriften: „Der Papparbeiter“ (Schnepfenth. 1797; 5. Aufl., Stuttg. 1847), „Werkstätte für Kinder“ (4 Thle., Gotha 1800—2), „Grundsätze der Jugendbildung zur Industrie“ (Schnepfenthal 1804), „Der technologische Jugendfreund“ (5 Thle., Frankf. 1804), „Wie können Handarbeiten bildend seyn?“ (Schnepfenthal 1811), „Der Papierformer“ (Leipzig 1819) u. a. begründeten einen neuen Zweig in der Jugendbildung. Seine Ansichten über Bildung der Jugend mit Hülfe der äußeren Natur entwickelte er in seiner Schrift „Naturbildung“ (Leipzig 1815). Späterhin lag er besonders philosophischen Studien ob, wobei er Schelling zum Führer nahm. Diese Richtung gibt sich kund in „Handbuch der Erziehungswissenschaft“ (2 Thle., Gießen 1822—24); „Das Böse im Einklange mit der Weltordnung“ (Leipzig 1827); „Philosophie der Offenbarung“ (Gotha 1829); „Kritik des modernen Geisterglaubens“ (das. 1830); „Die göttlichen Eigenschaften in ihrer Einheit“ (Leipzig 1831); „Philosophische Unsterblichkeitslehre“ (das. 1831). Abhandlungen von ihm finden sich auch in Guts Muths' „Pädagogischer Bibliothek“ und anderen Zeitschriften.

Blase (vesica), im thierischen Körper ein häutiges Behältniß für Flüssigkeiten, wie Harn-, Gallen- und Fruchtblase; bei den Fischen s. v. a. Schwimmblase: in der Heilkunde insbesondere eine Hautblase (bulla), d. h. eine regelwidrige (abnorme) und krankhafte Trennung der Oberhaut (epidermis) von der darunter liegenden eigentlichen Haut (cutis, corium), von rundlicher Gestalt und innen mit einer Flüssigkeit ausgefüllt. Diese Flüssigkeit kann sehr verschiedenartig seyn. Hauptsächlich hat man in dieser Hinsicht zu unterscheiden: die wässerige B. (bulla serosa s. aquosa), worin sich eine dünne, klare, gar nicht oder doch nur sehr wenig gefärbte Flüssigkeit befindet und womit die in inneren Theilen vorkommende Wasserblase (hydatis) nicht verwechselt werden darf; die lymphatische B., mit einer mehr gelblichen, dicklicheren und klebrigeren Flüssigkeit, welche zuweilen gallertähnlich oder bei stärkerer Abweichung auch wohl milchähnlich seyn kann; die Blutblase, deren Inhalt zum Theil wenigstens wirklich aus Blut besteht; die jauchige B., eine dünne, weißfarbige, übelriechende, oft auch scharfe Flüssigkeit enthaltend, wobei zu bemerken ist, daß wahrer Eiter mehr in Blattern oder Pusteln als in B.n vorkommt; die Brandblase, worin insbesondere eine dunkelfarbige und wirklich faulige Flüssigkeit sich befindet; endlich die lufthaltige B., mit einem nicht tropfbaren, sondern luftförmigen Inhalte. Was die Entstehung der Hautblasen betrifft, so sind sie eine der Formen, unter denen die Hautausschläge (Exantheme), wie z. B. Blasenfriesel (pemphigus), auftreten, und in dieser Beziehung können sie Ausschlagsblasen heißen. Krystallblasen, von ihrem klaren Aussehen so benannt, sind im engeren Sinne diejenigen, unter denen die venerische Seuche bei ihrer mehr exanthematischen Form sich zu äußern pflegt (auch pemphigus venereus genannt). Aber einerlei Hautblasengestaltung kann aus sehr verschiedenen Ursachen hervorgehen. So entstehen z. B. Blutblasen zuweilen durch Quetschung; seröse oder lymphatische B.n und Bläschen sind eine häufige Erscheinung bei Ausschlagskrankheiten; andererseits können sowohl solche als auch mit einer übel beschaffenen Flüssigkeit gefüllte B.n in Folge von Verbrennung auftreten (bullae a combustione) und werden dann im gemeinen Leben öfters auch Brandblasen genannt. Unächte Hautblasen zeigen sich als Form gewisser Exantheme, namentlich der Nesselsucht, entstehen aber auch durch Einwirkung von Brennnesseln auf der Haut und durch den Stich von Insekten. Im Koch- und Destillirwesen heißt B. ein meist kupfernes Gefäß mit kurzem weiten Halse; so Ofenblase, Destillirblase, Branntweinblase ꝛc.

Blasebalg, Instrument zur Hervorbringung eines kräftigen, das Feuer anfachenden Luftstoßes. Die kleinern in der Küche und von Handwerkern, die am Feuer arbeiten, gebrauchten Blasebälge bestehen aus 2 Bretern oder Holzplatten (Backen), welche durch Leder luftdicht verbunden sind, so daß sie aufgezogen u. zusammengedrückt werden können. Der obere Backen (Balgdeckel) ist beweglich, der untere (der Boden) ruht bei den größern, feststehenden Blasebälgen auf dem Balggerüste. Beim Aufziehen des B.es schöpft derselbe Luft durch eine am Boden befindliche Klappe (Balgventil); beim Zusammendrücken des B.es wird die Luft durch eine eiserne Röhre (Balgliese), welche vom untern spitzigen Ende des B.es (Balgkopf) ausläuft, herausgedrückt und an den bestimmten Ort geleitet. An der Röhre befindet sich oft ein blecherner Deckel, ebenfalls Balgliese genannt, der die Luft aus dem B. ausströmen läßt, aber verhindert, daß Feuer hineingezogen werde. Die kleinern, in der Hauswirthschaft gebräuchlichen Blasebälge werden mit der Hand geführt, die größern der Handwerker durch eine besondere Vorrichtung mit dem Fuße getreten, oder mit der Hand gezogen. Ueber die großen, ganz hölzernen Blasebälge in Hüttenwerken s. Gebläse.

Blasengrün (franz. Verd de Vessie), gelbgrüne Farbe aus dem Safte der Beeren des gemeinen Kreuzdorns, mit Zusetzung von Alaunwasser bereitet, kommt über Marseille und Troyes.

Blasenpflaster (Emplastrum vesicatorium), Pflaster, welches auf Leder und Leinwand gestrichen und auf die gesunde Haut gelegt wird, um durch einen eigenthümlichen Hautreiz daselbst Blasen zu ziehen; s. Kantharidenpflaster.

Blasenräume in Gesteinen, leere, runde Räume, bildeten sich in feurig-flüssigen Gesteinen, indem dieselben nach u. nach erhärteten u. sich abkühlten. Sie sind Folgen der Entwickelung elastischer Flüssigkeiten, des Aufsteigens von Dämpfen und Gasen, die vulkanische Erscheinungen so häufig begleiten. Diese elastischen Flüssigkeiten drängten sich, aus dem Erdinnern hervorströmend,

durch die noch weichen Massen hindurch, nahmen in größerer oder geringerer Menge, bald mehr, bald weniger zusammengepreßt, Räume von sehr ungleicher Ausdehnung ein, um welche herum der fest werdende Gesteinsteig eine Rinde bildete. Bewegt sich eine geschmolzene Masse, die später zu Lava erstarrt, auf sanftem, fast ebenem Abhange, so werden die blasigen Räume am längsten nach der Richtung des Strömens gestreckt seyn: so sah man bei der Eruption des Vesuvs 1805 an Strömen frischer Lava der Richtung des Fließens gemäß ausgedehnte Höhlungen von 7 Fuß Länge und 3 Fuß Höhe.

Blasenwürmer (Cystica), eine eigenthümliche Entartung der Bandwürmer (s. Bandwurm). Man findet nämlich in vielen Thieren, besonders in sonst unzugänglichen Theilen derselben und stets in Hüllen (Cysten) eingeschlossen, Würmer oder Wurmkolonien, welche Köpfe mit Saugnäpfen und Hakenrüsseln zeigen, die ganz den Köpfen der Bandwürmer entsprechen. Diese Kopfenden sitzen auf einem mehr oder minder langen gegliederten Halse, der in eine mit dicklicher, eiweißhaltiger Flüssigkeit gefüllte Blase endigt. Während man diese nie mit Geschlechtstheilen versehenen Thiere, früher als eine eigene Ordnung betrachtete, hat man sie neuerlich für verirrte und krankhaft veränderte Bandwürmer erkannt, die oft nur eines günstigen Zufalls bedürfen, um ihre weitere Entwicklung zu vollenden. So findet sich häufig in der Leber der Mäuse und Ratten ein meist sehr langer Blasenwurm mit dünner Endblase, dessen geschlechtliche Ausbildung erst dann beginnt, wenn die Mäuse von Katzen gefressen werden. In dem Darme dieser Raubthiere angelangt, verliert der Wurm seine Endblase, treibt neue Glieder und wird ein vollständiger Bandwurm. Viele B. bleiben aber auch beständig an dem Orte, wo sie durch Verirrung hingekommen sind, und vermehren sich alsdann, anstatt durch Eier, durch Knospung. Bei dem Finnenwurm (Cysticercus), der besonders bei Hausthieren, namentlich dem Schweine, aber auch bei Menschen vorkommt, findet eine solche Knospung nicht Statt. Bei dem Drehwurm der Schafe (Coenurus cerebralis) dagegen sprossen auf der inneren Seite der Blase eine Menge Köpfe hervor, während die Blase stets zunimmt und anfangs durch Druck auf das Gehirn die Drehkrankheit, endlich aber durch Verdrängung der Hirnsubstanz den Tod herbeiführt. Bei dem zuweilen bei Menschen vorkommenden Echinococcus lösen sich die auf der inneren Seite der Blase entstandenen Köpfe später ab, so daß die einzelnen Generationen in einander geschachtelt erscheinen. Eine solche Kolonie bildet manchmal einen Sack von ungeheurer Größe, worin die jüngeren Generationen, die oft nur die Größe eines Nadelkopfs erreichen, sich eingeschlossen befinden.

Blasenziehende Mittel, s. Vesicantia.

Blasien (St.), Amtsort im badischen Oberrheinkreis, ehemalige gefürstete Benediktinerabtei im österreichischen Kreise und zum österreichischen Breisgau gehörig und die Herrschaften Bonndorf, Stauffen, Kirchhofen, Gurtweil und Oberreidt umfassend, in einem engen Thale des Schwarzwaldes, zwischen hohen Bergen, an der Alb, hat 870 (mit den dazu gehörigen Parcellen 950) Einwohner. In den weitläufigen Abteigebäuden sind jetzt Fabrikanlagen und die Sitze großherzoglicher Behörden. Sehenswerth ist die nach dem Muster des Pantheons in Rom von 1773 — 1783 mit großem Kostenaufwande erbaute Abteikirche, welche eine der prächtigsten in Deutschland war. Nach der Aufhebung der Abtei sind die prächtigen Marmorsäulen, welche die Kuppel trugen, sowie die marmornen Altäre und reichen Verzierungen, selbst das kupferne Dach zu anderen Zwecken verwendet, die schöne Orgel aber in die katholische Kirche nach Karlsruhe gebracht worden.

Die berühmte Abtei verdankt ihre erste Entstehung Einsiedlern (im 6. Jahrhundert), deren Kloster Cella alba (Albzelle) hieß. Im 8. Jahrhundert nahmen sie Benedikts Regel und Gewand an und erhielten 860 Reliquien des heil. Blasius, nach welchem das Kloster von nun an sich nannte. Zweiter Stifter desselben wurde der Ritter Regimbert von Seldenbrunn, der unter Kaiser Otto I. Kriegsdienste geleistet hatte, 945 der Gemeinschaft der Brüder beitrat und seine Güter dem Kloster übergab, worauf er 946 zum ersten Abt gewählt wurde. Durch zahlreiche andere Schenkungen u. kaiserliche Privilegien erlangte die Abtei bald sehr bedeutenden Grundbesitz. Die erste Anregung zu wissenschaftlicher Beschäftigung gab der Abt Beringer von Hohenschwanden. Im Jahr 1125 wurde die Schirmvogtei des Klosters, welche bisher die Herren von Werra für das Hochstift Basel ausgeübt, den Herzögen von Zähringen übertragen, nach deren Aussterben (1218) sie als Erbe an Oesterreich kam. Abt Heinrich stellte das Kloster noch unter den besondern Schutz der Erzherzöge Albrecht und Leopold III. Weil er aber zu Papst Klemens VIII. hielt, ward er 1385 von dem Gegenpapst Urban VI. abgesetzt und Konrad Goldast zum Gegenabt ernannt, dieser aber von den Brüdern verworfen. In dieser Zeit nahm die Blüthe der Abtei sehr ab, die Wissenschaften wurden vernachlässigt und das Ableiern von Gebeten das Hauptgeschäft der Mönche. Im Jahr 1405 erhielt der Abt die Würde eines infulirten Prälaten. Unter dem Abt Johann Spielmann wurde das Kloster 1525 von den aufrührerischen Bauern überfallen, beraubt, theilweise zerstört und die Bewohner vertrieben. Abt Kaspar Müller von Schönau rief den wissenschaftlichen Geist wieder zurück; er selbst und Andreas Letsch verfaßten schätzbare historische Werke. Im Jahr 1611 erhielt das Kloster durch Kauf der Grafschaft Bonndorf Reichsunmittelbarkeit und Sitz im schwäbischen Grafenkollegium, und 1746 wurde der Abt zum Reichsfürsten und kaiserlichen Erberzkaplan, sowie zum Vorsitzenden der breisgauer Prälatenbank erhoben. Die höchste Stufe seiner Blüthe erreichte das Kloster aber unter Martin Gerbert aus dem Geschlechte derer von Hornau zu Horb, der 1764 zum Abt erwählt wurde. Als 1768 die Abtei abbrannte, wobei die kostbare Bibliothek zu Grunde ging, ließ sie der Genannte schöner wieder aufbauen; auch munterte er zu historischen Studien auf, trat in Verbindung mit auswärtigen Gelehrten, wurde von vielen Aka-

demien und gelehrten Gesellschaften als Mitglied aufgenommen und † 1793. Aber der Glanz, den er über sein Gotteshaus verbreitete, währte nicht lange, denn schon 1802 wurde der Grundbesitz der Abtei zur Entschädigung des Malteserordens bestimmt, im pressburger Frieden aber mit Ausnahme der Grafschaft Bonndorf, welche Würtemberg erhielt, Baden übergeben und darauf am 25. Juni 1807 das Kloster aufgehoben. Die Mönche (Blasianer) wanderten erst nach der Abtei von Pyrrhn ob der Ens und von da 1808 nach St. Paul in Kärnthen aus. Das Vermögen des Stiftes wurde bei seiner Aufhebung, ohne die Besitzungen in der Schweiz, auf 5,200,000 Fl. geschätzt u. der Ertrag auf 254 600 Fl. jährlich verwerthet.

Blasinstrumente, s. Instrumente.

Blasirt (v. Franz.), durch Ausschweifungen abgestumpft.

Blasius, St., Bischof zu Sebaste in Armenien, ward unter Diokletian 316 hingerichtet. Weil er einem Knaben, der an einer ihm im Halse stecken gebliebenen Gräte ersticken wollte, augenblicklich geholfen haben soll, so wird er von dem Volke als Schutzpatron wider das Halsweh verehrt, und noch jetzt wird hie und da am Gedächtnißtage des Heiligen (3. Februar) der sogenannte Blasiussegen mit zwei in Form eines Kreuzes gehaltenen Kerzen ertheilt.

Blasius, Ernst, ausgezeichneter Chirurg, geboren am 20. November 1802 zu Berlin, besuchte das dortige joachimsthalsche Gymnasium und widmete sich dann von 1818—1822 im medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Institute daselbst dem Studium der Medicin und Chirurgie. Nachdem er ein Jahr lang als Unterarzt im Charitékrankenhause fungirt und dann als Militärarzt bis 1827 gedient hatte, prakticirte er erst in Berlin, habilitirte sich 1829 an der Universität zu Halle als Privatdocent der Chirurgie, ward 1830 außerordentlicher Professor der Medicin, erhielt 1831 provisorisch die Leitung der chirurgisch-ophthalmologischen Klinik und ward 1834 ordentlicher Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Universitätsklinik, deren Wirkungskreis sich unter seiner Direktion außerordentlich erweitert hat. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Handbuch der Akiurgie" (Halle 1830 — 1832, 3 Bde., 2. Aufl., Berl. 1841 —1844), ein Werk, welches den literärischen Ruf des Verfassers vornehmlich begründet hat und zu welchem er einen Atlas: „Akiurgische Abbildungen" (Berlin 1831—1833, 2. Aufl. 1839—1842), mit erklärendem Texte fügte; ein Auszug daraus ist das „Lehrbuch der Akiurgie" (Berl. 1835, 2. Aufl. 1846); „Handwörterbuch der gesammten Chirurgie und Augenheilkunde" (das. 1836—1839, 4 Bde.); „Der Schrägschnitt, eine neue Amputationsmethode, nebst Erörterungen anderer, die Amputation betreffender Gegenstände" (daselbst 1838); „Beiträge zur praktischen Chirurgie" (das. 1848). Viele seiner Erfahrungen in der Praxis, eigenthümliche Operationsmethoden, z. B. beim Wiederersatz der Nase, der Lippen, Augenlider, hat er in kleineren Schriften und Abhandlungen in Zeitschriften niedergelegt, wie in Rusts „Magazin der Heilkunde" und in dessen „Theoretisch-praktischem Handbuch der Chirurgie" u. a.

Blaskets-Islands (Feriter), britische Inselgruppe an der Küste von Irland, Provinz Munster, Grafschaft Kerry, im atlantischen Ocean, an der Westküste, vor der Dinglebai, besteht aus 12 Inseln, deren größte, Great Blasket, 3 englische Meilen in der Länge und 150 Einwohner hat.

Blasonnerie (franz.), Wappenbeschreibung, Wappenerklärung. Daher Blasonniren, ein Wappen beschreiben, u. Blasonneur, Wappenerklärer.

Blasonnist (v. Franz.), s. v. a. Blasonneur; s. Blasonerie: in Wien ein kaiserlicher Beamter zur Beaufsichtigung der richtigen Ausfertigung der Wappen.

Blasonnirte Münzen, deutsche Münzen, besonders halbe Batzen mit in Lack nach den Regeln der Heraldik ausgemalten Wappen, gingen sonst nach Indien und China.

Blasphemie (v. Griech.), jede ehrenrührige Rede, insbesondere Gotteslästerung (s. d.); auch s. v. a. Majestätsbeleidigung. Daher Blasphemiren, solche ehrenrührige und lästerliche Reden führen; Blasphemist, Derjenige, welcher dieselben ausspricht; blasphemistisch, blasphemisch, ehrenrührig, gotteslästerlich.

Blatt, Pflanzentheil, s. Pflanze.

Blattern, s. Pocken.

Blatterstein (Schalstein), feinkörniges oder dichtes, schiefriges Gemenge von Thonschiefermasse mit Chlorit, oder nach andern Angaben von Diorit mit eingemengtem Kalkspath oder Kalkstein, geschichtet und von schmutzig grüner oder grauer Farbe. Bald waltet darin die Thonschiefer-, bald die Diorit- oder Chloritmasse, bald der eingemengte Kalkstein vor; nicht selten erscheint es auch durch eingemengte kleinere und größere Kugeln oder Sphäroide von Kalkspath mandelsteinartig; auch erscheint es mit in Kalkspath umgewandelten Enkrinitenstielen, wie sich auch häufig Hornblende, Talk u. Schwefelkies darin vorfindet. Es kommt als Lager in Grauwackenkalkstein, z. B. bei Dillenburg, vor.

Blattflöhe (Psyllida), Insektenfamilie aus der Ordnung der Halbflügler oder Hemipteren, die sich von den Blattläusen (s. d.) durch einen mehr rückwärts eingelenkten Stachel, kürzere Fühler, die nie die Länge des Leibes erreichen u. an der Spitze gespalten sind, und durch verdickte, zum Springen eingerichtete Hinterschenkel unterscheiden; auch sind beide Geschlechter stets geflügelt. Sie leben auf Blättern, springen aber bei der geringsten Bewegung derselben ab. Die Weibchen haben eine sogenannte Legesäge, mittelst deren sie die Eier in die Blätterknospen einsenken.

Blattgelb (Xanthophyll, gelbes Chromül), der Farbestoff, der im Herbste gelbgefärbten Blätter, bildet eine gelbe, schmierige Substanz und ist im Wasser unlöslich, löslich in Alkohol.

Blattgold, s. Goldschlägerei.

Blattläuse (Phytophthiria), Insektenfamilie aus der Ordnung der Halbflügler oder Hemipteren, welche stets auf Gewächsen leben und auf diesen durch ihre Stiche oft Gallen und ähnliche Auswüchse verursachen. Sie werden charakterisirt durch den schmalen Kopf, die 3ringelige Brust und den flaschenförmigen dicken Hinterleib, die

langen faden- oder borstenförmigen Fühler und mittelgroßen, rundlich vorstehenden Augen. Wie bei allen Hemipteren ist der Kopf nach unten in einen Schnabel verlängert, der hier lang u. dünn ist und unter den Kopf zurückgeschlagen getragen wird. Die meisten haben Flügel, die aber bei den Weibchen häufig fehlen; die Vorderflügel sind stets weit größer als die hinteren, die Beine lang und dünn, die Füße mit zwei Klauen versehen. Die eigentlichen B. (Aphidida) sind besonders durch die zwei am Hinterleibe befindlichen geraden Röhren ausgezeichnet, aus denen ein süßer Saft ausschwitzt, den die Ameisen begierig auflecken. Man sieht oft, wie letztere B., die ihnen gleichsam als Melkvieh dienen, liebkosen, sanft mit den Fühlhörnern streichen und klopfen, bis sie den Honigsaft aus den Röhren lassen. Eigenthümlich ist aber die Fortpflanzungsweise dieser Thiere; im Herbst gibt es geflügelte Männchen und Weibchen, die sich begatten, worauf das Männchen stirbt, das Weibchen seine Eier in Rinden legt oder auch unter der Erde an Wurzeln fortlebt. Im Frühjahr kriechen die Jungen aus, lauter flügellose Weibchen oder vielmehr sogenannte Ammen, welche ohne vorhergegangene Begattung durch innere Knospung Eier hervorbringen, welche aber noch innerhalb des Eileiters ausschlüpfen, so daß sie also lebendige Larven zu gebären scheinen, die nach mehrmaliger Häutung wieder auf dieselbe Weise Junge erzeugen. So folgen sich den Sommer hindurch 8—10, unter günstigen Umständen selbst 20 und mehr Generationen geschlechtsloser, durch sogenannte Knospung sich fortpflanzender Ammen, bis zuletzt eine Erzeugung von Männchen und eierlegenden Weibchen, die sich begatten, die Reihe schließt. Ihre Fruchtbarkeit ist so groß, daß nach Réaumur aus einem Weibchen in der 5. Generation schon 5904 Millionen Individuen entsprungen seyn sollen. Ihre Farbe ist meist grün, bei einigen hellgrün, bräunlich- und gelblichgrün, es gibt aber auch schwarze, weiße, röthliche, braune 2c. Doch hat nicht jede Pflanze ihre besondere Gattung, sondern sie gehen von der einen auf die andere Pflanze über. Leeuwenhoek hat die B. zuerst sorgfältiger beobachtet und insbesondere die Entdeckung gemacht, daß sie nicht bloß Eier, sondern auch lebendige Junge zur Welt bringen, eine Beobachtung, die Réaumur, Bonnet u. A. vollkommen bestätigt fanden. Die Feinde der B. sind zahlreich: Vögel, Spinnen, mehre Fliegenarten, Schlupfwespen 2c. verzehren große Mengen; dennoch ist ihre Vermehrung, namentlich bei warmer, feuchter Witterung so groß, daß sie den Gewächsen durch das Aussaugen der Blätter empfindlichen Schaden bringen. Oefters scheint ein krankhafter Zustand der Pflanzen ihre Vermehrung zu begünstigen; wenigstens pflegen sie bei zweckmäßigerer Behandlung der Pflanzen, Verbesserung des Erdreichs, Düngen mit Kochsalz, Salpeter, Asche 2c. wieder zu verschwinden. Als bestes Vertilgungsmittel der B. hat sich bis jetzt der Tabak bewährt. Topfpflanzen behandelt man durch direktes Anblasen des Rauches mittelst einer Pfeife. Im Freien pflegt man die B. durch Aufstreuen von Schnupftabak und gepulvertem Rauchtabak auf die vom Thau benetzten Pflanzen, oder durch Bespritzen derselben mit Tabaksabsud und Lauge zu tödten. Doch sind alle diese Mittel bei starker Vermehrung dieses Ungeziefers unzureichend.

Blattwespen (Tenthredonidae), Insektenfamilie aus der Ordnung der Hymenopteren oder Hautflügler, die hauptsächlich an den oft sonderbar, bald keulenförmig, bald kammartig gestalteten Fühlern, sowie an den 6gliedrigen Kinnladentastern u. einer kurzen, sägeartig gezähnelten Legeröhre kenntlich, aber den Holzwespen sehr ähnlich sind. Sie pflegen die Blätter oder saftigen Stengel der Pflanzen mit ihrer Legeröhre (Legestachel) anzusägen, worauf sich diese meist einrollen und so der jungen Larve Schutz gewähren. Diese Larven haben einen hornigen Kopf und 6 hornige Brustfüße, sowie falsche Bauchfüße, daher sie den Schmetterlingsraupen sehr ähnlich sind, von denen sie sich aber eben durch die Zahl der Afterfüße unterscheiden, indem sie deren 12, ja selbst 16, die Schmetterlingsraupen aber nur 8, höchstens 10 derselben besitzen. Außerdem sind an diesen sogenannten Afterraupen zwei einfache Augen an der Stirn und zwei sehr kleine kegelförmige Fühler, die ebenfalls den ächten Raupen fehlen, bemerklich. Ihre Kiefer sind dick u. stark gezähnt, rollen sich in der Ruhe meist spiralförmig auf und spritzen beim Berühren einen unangenehm riechenden Saft aus feinen, an der Seite unter den Luftlöchern befindlichen Oeffnungen aus. Alle diese Larven sind äußerst gefräßig u. manche richten an den Blättern der Bäume und Kräuter große Verwüstungen an, so die der Fichtenblattwespe, welche oft ganze Fichtenwaldungen zerstört, die der Rosenblattwespe an den Rosenstöcken; eine andere schadet dem Getreide, besonders dem Weizen, in dessen Halmen sie lebt. Die meisten spinnen sich in der Erde oder in abgefallenen Blättern ein und manche bleiben geraume Zeit, manchmal 3 Jahre, als Larven in diesen Gespinnsten.

Blattwickler (Tortricida), Familie der Nachtschmetterlinge, mit kurzen, fadenförmigen Fühlern, verlängerten, vorgestreckten Tastern, deren letztes Glied dicht beschuppt ist, dachförmig aufliegenden Flügeln und dickem, kurzem Leib. Ihre Raupen haben 16 Beine und verfertigen sich dadurch eine schützende Röhre, daß sie die Blätter vom Rande her aufrollen und mit Seidenfäden förmlich zu einer Röhre zusammennähen, innerhalb welcher sie sich später verpuppen, wobei sie sich einen Cocon von reiner Seide spinnen. Sie werden durch ihre Verheerungen an Bäumen oft sehr schädlich.

Blau, in der physikalischen Farbenlehre mit Roth u. Gelb eine der drei Grundfarben, welche der rothen polarisch entgegensteht und im Farbenringe mit Roth Violet, mit Gelb Grün bildet. Im Regenbogen findet es sich in zwei Nüancen: Lichtblau und Dunkelblau, zwischen Grün und Violet. Nächst dem Violet, welches selbst noch zum B. zu zählen ist, wird im B. das Licht am stärksten gebrochen, wie im Roth am schwächsten. B. gibt den Eindruck des Ruhigen, Klaren, Dauernden; daher ist es die Farbe der Beständigkeit und Treue. Es hat vom Dunkeln zum Hellen folgende Schattirungen: Schwarz-, Dunkel-, Türkisch-, Königs- oder Kornblumen-,

Französisch-, Mittel-, Perl-, Himmel- oder Azur-, Hell-, Porzellanblau; mit andern Farben vermischt gibt es Blauroth, Blaubraun, Blauschwarz, Blaugelb, Blaugrün ꝛc. Vergl. Farben und Blaue Farben.

Blau, Fluß im würtembergischen Donaukreis, Oberamt Blaubeuren, entspringt im Blautopf (s. d.), fließt durch das pittoreske Blauthal und mündet bei Ulm in die Donau.

Blaubeuren (Blaubenern), Oberamtsstadt im würtembergischen Donaukreis, in einem engen, tiefen und wildromantischen Felsthale der Rauhalp, an der Aach und am Ursprung des Blau, mit Mauern und Gräben, 3 Thoren und einer Vorstadt. Als Merkwürdigkeiten sind zu erwähnen: das Brunnenwerk an dem Blau, die Stadtkirche, das ehemalige Benediktinerkloster außerhalb der Stadt (jetzt Sitz des Forst- und Kameralamts und des evangelisch-theologischen Seminars). In der Klosterkirche bewundert man noch Georg Sürlins Schnitzbilder und besonders den Hochaltar (St. Johannesaltar) mit 4 schönen altdeutschen Gemälden auf Goldgrund, welche die Geschichte Johannes des Täufers darstellen. B. ist Sitz der Oberamtsstellen und eines evangelischen Dekanats, hat das erwähnte theologische Seminar, eine lateinische und Realschule, ein reiches Spital, bedeutende Industrie, besonders Leinen-, Wollen- und Seidenweberei, große Bleichen, Papierfabrikation, Bierbrauereien, Essigsiedereien, Gerbereien, bedeutenden Leinwandhandel und 2100 Einwohner. Dabei der See Blautopf (s. d.). Die Geschichte B.s hängt mit der seines Klosters zusammen, das 1085 von den Dynasten von Ruck gestiftet wurde u. die Veranlassung zur Entstehung der Stadt gab. Stadtrechte hatte diese bereits vor 1267. Stadt und Herrschaft B. gehörten früher den Pfalzgrafen von Tübingen, kamen 1270 an die Grafen von Helfenstein und wurden von diesen 1447 an den Grafen Ludwig von Würtemberg verkauft. Die Reformation wurde hier 1534 unter Herzog Ulrich durch Ambrosius Blaarer eingeführt, wobei die Mönche mit Gewalt aus dem Kloster vertrieben werden mußten. Im Jahre 1516 ward hier zwischen Herzog Ulrich und Kaiser Maximilian I. ein Vertrag geschlossen, durch welchen letzterer die Acht gegen ersteren aufhob. Im 30jährigen Kriege nahmen die Kaiserlichen B. in Besitz, und sofort begannen die Religionsverfolgungen, besonders als die Erzherzogin Claudia die Stadt als österreichisches Lehn in Anspruch genommen hatte. Claudia blieb bis 1648 im Besitz. B. litt wegen seiner tiefen Lage oft durch verheerende Ueberschwemmungen, unter Anderm besonders 1752 und 1809.

Blaue Berge, 1) nordamerikanisches Gebirge, Theil der Apallachen oder Alleghanies, s. Alleghany-Gebirg. — 2) Gebirge in Neuholland, s. Australien. — 3) Gebirge auf der Insel Jamaika (s. d.), im östlichen Theile der Insel, mit dem höchsten Gipfel Coldridge, der bis gegen 8000 Fuß Meereshöhe erreicht.

Blaue Farben, Pigmente, in denen Blau die Haupt- und Grundfarbe ist. Es sind vorzüglich folgende: Kobaltfarben (Zaffer, Smalte, Ultramarin aus Kobalt); Kupferfarben (Bergblau, Bremerblau, Ultramarinblau aus Kupfer); ächter und künstlicher Ultramarin; Molybdänblau; Berlinerblau; Indig u. verschiedene Präparate desselben (Indigkarmin, Neublau ꝛc.); mehre andere indighaltende oder indigähnliche Farbstoffe, namentlich von Waid, Buchweizen, Knöterich (Polygonum), Gardenia, Bingelkraut (Mercurialis); auch verfaulte Rautenblätter, Lackmus, Bezetten; Schillerstoff. Ferner gehört hierher der Saft oder Absud von Pflanzenstoffen, der entweder gleich ursprünglich blau ist, oder durch Zufügung von sehr wenig Alkali (viel würde ihn grün machen) blau wird, oder mit Alaunauflösung einen blauen Lack gibt; so der Saft von Heidelbeeren, Hollunderbeeren, schwarzen Johannisbeeren, schwarzen Maulbeeren, Ligusterbeeren, der Beeren des afrikanischen Nachtschattens, der blauen Weintraubenhülsen; der Blüthen von Veilchen, Kornblumen, Akelei, Glockenblumen, Schwertlilien, Rittersporn, Althäa (Eibisch); der Wurzeln von Pimpernelle (Pimpinella coerulea), Wald- oder Hainampfer (Rumex nemorosus); der Samen, Stengel und Blätter von Ackerwachtelweizen (Melampyrum arvense). Merkwürdig ist, daß kein harziger, d. h. in Alkohol, aber nicht in Wasser auflöslicher, blauer Farbstoff bekannt ist. Alle blauen Pflanzenfarbstoffe mit Ausnahme des Lackmus, der Bezetten, des Indigs u. der indigähnlichen Farbstoffe, werden durch Säure roth, durch Alkalien grün; daher z. B. ein Veilchen durch Tabaksrauch (welcher Ammoniak enthält) sich grün färbt u. Heidelbeerflecke durch Essig sich röthen und minder sichtbar werden.

Blaue Grotte, s. Capri.

Blaueisenerz (Vivianit), ein Mineral, in 2- und 1gliedrigen, denen des Gypses ähnlichen Krystallen, welche vielleicht ursprünglich immer farblos sind, gewöhnlich aber eine blaue Farbe besitzen. Bestandtheile sind Phosphorsäure und Eisenoxydul.

Blauer Montag, Name eines jeden Montags, an welchem die Gesellen einen ganzen oder halben Feiertag haben. Ein solcher Feiertag war früher zur Schadloshaltung derjenigen Handwerker gebräuchlich, welche den Sonntag Vormittags noch arbeiten mußten. Gesetzlich ist er jetzt in den meisten Ländern aufgehoben; in der Praxis aber wird er noch oft gefeiert. Der Name soll daher stammen, daß ehedem an den freien Fastnachtsmontagen die Kirchen mit blauem Tuche ausgeschlagen gewesen seyen, oder von dem blauen, zum Spazierengehen einladenden Himmel, oder von den blauen Flecken, welche die häufigen an diesem Tage vorkommenden Schlägereien zurückzulassen pflegten.

Blaues Meer, s. v. a. Aralsee.

Blaufarbenwerk, Werk, auf welchem Smalte als blaue Farbe bereitet wird; s. Smalte.

Blaufuchs, s. v. a. Eisfuchs, s. Fuchs.

Blauholz, s. v. a. Campecheholz.

Blaukohl, s. Kohl.

Blausäure (Cyanwasserstoffsäure, Hydrocyansäure, Acidum hydrocyanicum oder Borussicum), aus Cyan (s. d.) u. Wasserstoff bestehende Säure, welche fertig gebildet in der Natur nicht vorkommt, sondern von der sich nur die Grundlage, das Cyan, in einem eigenthümlichen

Verbindungszustande in mehren vegetabilischen Produkten, besonders in der Rinde, den Blättern und Samen mehrer Pflanzen aus den Gattungen Prunus und Cerasus vorfindet. Künstlich entsteht sie auf mehrfache Weise, wie z. B. bei der Zersetzung des ameisensauren Ammoniaks u. der Cyanmetalle durch Säuren. Die Darstellung der wasserfreien B., sowie alle Versuche mit derselben erfordern, da sie ein flüchtiges (auch brennbares) Gas ist, die größte Vorsicht u. ohne Eisanwendung darf sie gar nicht bereitet werden. Die wasserfreie B. stellt eine farblose, dünnflüssige Flüssigkeit von 0,6967 specifischem Gewicht dar; sie hat einen sehr starken, betäubenden, die Geruchsnerven abstumpfenden, eigenthümlichen Geruch; mit Wasser gemischt schmeckt sie stark bitter, nach bittern Mandeln; bei 26°,5 geräth sie ins Sieden, ist leicht entzündlich und brennt mit weißer rußender Flamme; bei —15° erstarrt sie zu einer weißen, faserigen Masse. Sie ist in jedem Verhältniß mit Wasser, Alkohol und Aether mischbar und eines der tödtlichsten und am raschesten wirkenden Gifte, die wir kennen; selbst ihr Dampf eingeathmet tödtet momentan. Vollkommen wasserfrei ist die B. von geringer Beständigkeit, sie zersetzt sich, besonders unter Einwirkung des Lichts in sehr kurzer Zeit, verwandelt sich in eine feste braunschwarze Masse und Ammoniak; geringe Mengen einer Säure hindern diese Zersetzung. Mit koncentrirten Mineralsäuren zerlegt sie sich bei Gegenwart von Wasser sehr schnell in Ammoniak und Ameisensäure; mit Chlorgas bildet sie Chlorwasserstoff u. Cyanchlorid. Wird Kalium in dem Dampf der B. erhitzt, so entsteht unter Abscheidung von Wasserstoffgas Cyankalium; Kalk und Baryt werden unter denselben Umständen in cyansaure Salze verwandelt. Mit vielen Metalloryden bildet die B. bei gewöhnlicher Temperatur Cyanmetalle u. Wasser; Quecksilberoryd und Silberoryd zersetzen sich damit unter heftiger Erhitzung. Mit Sauerstoffgas gemengt verbrennt ihr Dampf durch den elektrischen Funken unter heftiger Explosion. Die wasserhaltige, medicinische oder officinelle B. kann wegen ihrer außerordentlichen Wirkung auf den lebenden Organismus nur in sehr verdünntem Zustande als Arzneimittel angewendet werden, und deshalb ist es auch von besonderer Wichtigkeit, genaue Kenntniß von der Stärke, dem eigentlichen Cyangehalt dieser Säure zu haben; doch ist bei keinem Mittel der eigentlich wirksame Bestandtheil weniger sicher und weniger gleich, als bei diesem, und diesem großen Uebelstande ist es zuzuschreiben, daß einerseits schon Menschenleben geopfert wurden und andererseits Unglaube an die Wirksamkeit dieses Arzneimittels sich verbreitet hat. Von den meisten Pharmakopöen wird die Bereitung der medicinischen B. aus Blutlaugensalz mit Schwefelsäure anempfohlen. Sie stellt eine farblose Flüssigkeit von starkem Geruch und Geschmack nach Cyan dar, wirkt selbst bei ihrer Verdünnung immer noch höchst giftig, und muß in kleinen, mit luftdicht schließenden Glasstöpseln versehenen Gläschen an einem kühlen, dunkeln Orte aufbewahrt werden. Im reinen Zustande verändert sie sich eben so leicht als die wasserfreie Säure, sie wird braun und endlich schwarz; ein geringer Zusatz irgend einer andern Säure verhindert auch hier die Zersetzung. Die reine Säure röthet Lackmus nicht. Im Uebrigen ergibt sich die tadelfreie Beschaffenheit einer medicinischen B., außer an ihrer Farblosigkeit, daran, daß sie vollkommen flüchtig seyn muß, mit Barytsalzen und Eisenchlorid keine Niederschläge gibt u. der durch salpetersaure Silberlösung hervorgebrachte Niederschlag in heißer Salpetersäure wieder gelöst wird. Hauptsächlich aber ist der Gehalt an wasserfreier B. hierbei zu berücksichtigen. Die B. äußert ihre tödtlichen Wirkungen auf alle organischen Geschöpfe, sie vernichtet schnell die Lebenskraft der vegetabilischen Organismen, sogar derjenigen, die selbst B. in einzelnen ihrer Theile bereiten u. enthalten; ebenso läßt sich ihre giftige Wirkung auf die thierischen Organismen durch die ganze Stufenleiter derselben hindurch verfolgen. Sie tödtet das Essigälchen wie den Menschen; doch ist sie den warmblütigen Thieren in höherem Maße gefährlich, als den kaltblütigen. Ihre Wirkung ist im Allgemeinen eine außerordentlich schnelle, am raschesten, wenn sie durch Injektionen in die Venen, oder durch Einathmung ihrer Dünste unmittelbar in den Kreislauf eingeführt wird; ein Tropfen reine B., mit einigen Tropfen Alkohol verdünnt in die Jugularvene injicirt, tödtet einen Hund auf der Stelle. Weniger rapid entwickelt sich die Wirkung des Giftes, wenn es auf eine frische Hautwunde applicirt wird, in diesem Falle um so schneller, je mehr die Wunde in der Nähe der Hauptorgane der Respiration und des Kreislaufes ist. Auch in die Augen getröpfelt oder auf eine seröse Membran applicirt äußert sie in kurzer Zeit ihre Wirkungen, ebenso von den Schleimhäuten aus, namentlich auch wenn sie in den Magen eingeführt wird, wiewohl in diesem letztern Falle gewöhnlich auch die gleichzeitige Einwirkung der Dünste auf die Respirationsorgane in Betracht zu ziehen ist. Folgt, wie dies nur bei einer unmittelbaren Aufnahme der B. in das Blut der Fall zu seyn scheint, der Tod nicht sofort, so bestehen die Wirkungen, welche stärkere Dosen zur Folge haben, in folgenden Symptomen: Das vergiftete Thier bekommt Schwindel, die Respiration und der Herzschlag werden ausnehmend beschleunigt, es stellt sich Brechreiz ein, Anfälle von heftigen Krämpfen und von Tetanus in allen Formen treten hinzu, öfters periodenweise; es erfolgen unwillkürliche Mastdarm- und Blasenentleerungen; dann verbreitet sich eine Lähmung von den hinteren Ertremitäten aus nach den vorderen und dem Halse und Kopfe. Dabei sind die Thiere unempfindlich gegen Schnitte und Stiche in die Schenkel, Rükken- und Nackenmuskeln; die Pupille ist erweitert, die Athemzüge und Herzschläge nehmen immer mehr und mehr an Schnelligkeit ab, erstere verschwinden endlich ganz, indem das Herz noch einige Minuten länger, obwohl nur matt und mehr zitternd sich zusammenzieht. Bei noch größeren Gaben ist die Wirkung heftiger, es zeigt sich sogleich nach dem Beibringen des Giftes Schwindel, die Thiere stürzen betäubt um, werden von tetanischen Krämpfen befallen, geben oft einen kurzen, durchdringenden Schrei von sich und sterben. Zuweilen aber sterben sie ganz ruhig; das Ath-

men hört nach 2—3 Minuten auf, das heftig krampfhaft schlagende Herz zittert etwa bis zur 4. und 6. Minute, dann sind alle Lebenszeichen verschwunden. Hinsichtlich der Wirkung der B. auf die Beschaffenheit des Blutes hat man bemerkt, daß von mäßigen Gaben derselben sich keine bestimmte Wirkung auf dasselbe wahrnehmen läßt; wird aber die Gabe so verstärkt, daß beschwerliches Athmen und Schwindel eintreten, so erscheint das Blut fast augenblicklich sehr dunkel und zuweilen ganz theerartig. Ebenso hat man gefunden, daß bei der eintretenden Wirkung der B. stets die Schleimhaut der Nase, der Zunge, des Gaumens und der Lippen sogleich eine sehr dunkelrothe Färbung annimmt. Die Resultate, welche man aus dem Leichenbefund nach Blausäurevergiftungen gewonnen, zeigen, daß die Veränderungen, welche durch dieselben hervorgerufen werden, fast ohne Ausnahme das Blut- und Gefäßsystem betreffen; und offenbar spielt dieses System bei denselben eine sehr wichtige Rolle, wenn gleich, nach Symptomen zu urtheilen, die Hauptwirkung der B. in einem lähmenden Einflusse auf das Nervensystem besteht. Es ist nämlich durch verschiedene Versuche nicht allein erwiesen, daß die B., in das Blut aufgenommen, sondern daß eben durch diese Aufnahme in das Blut die Wirkung auf das Nervensystem vermittelt wird. Und ebenso geht auch die Reaktion des Organismus gegen den Einfluß der B. wieder vom Gefäßsystem aus. Die Rapidität der Wirkung einerseits, und andererseits die specifike Art dieser Wirkung machen es erklärlich, weshalb wir kein sicherwirkendes Antidot gegen Vergiftung durch B. haben. War die Gabe zur Effektuirung der Vergiftung vollkommen hinreichend, so vermögen alle die vorgeschlagenen Gegengifte, als: Milch, Eiweiß, kaustisches und kohlensaures Ammonium, Kali, Natron, Seifenwasser, Olivenöl, Terpentinöl, Chlor, Theriak, Kaffee, Sturzbäder, den Tod nicht abzuwehren; andererseits fragt es sich, ob nicht, wenn die B. in einer für die Vergiftung unzureichenden Gabe genommen werde, auch ohne Antidot Genesung erfolgt wäre, wie dies deutlich aus Versuchen an Pferden hervorgeht, welche nach einer Dosis von 3 Drachmen einer B., die dreimal so stark als die officinelle war, nach 8 Minuten sich vollständig ermunterten. Das meiste Vertrauen scheint Chlor zu verdienen, mit dem viele Versuche angestellt worden sind. Man läßt besonders Chlordämpfe einathmen, tränkt einen Schwamm mit verdünntem Chlorwasser und hält ihn dem Kranken vor Mund und Nase. Ebenso hat man auch vom innerlichen Gebrauch von Chlorwasser Nutzen gesehen, welches man in verdünntem Zustande zu 1 Eßlöffel p. D. reicht und auch in Klystierform anwendet. Beachtung verdient auch der Aderlaß, namentlich bei lividem Gesichte und bei sehr gestörter Respiration bei kräftigen Subjekten. Herbst erklärt kalte Begießungen für das sicherste Mittel bei Blausäurevergiftungen. Die ersten Heilversuche, die mit der B. angestellt wurden, betrafen vorzugsweise entzündliche Krankheiten, gegen welche sie von italienischen Aerzten im Sinne des kontrastimulistischen Systems anempfohlen wurde und in welchen sie selbst Blutentziehungen entbehrlich machen sollte. Sodann wurde sie, besonders von Magendie, mit Wärme gegen die Lungenschwindsucht angepriesen; anfangs sollte sie ein wirkliches Heilmittel dieser Krankheit seyn, später begnügte man sich, die B. als ein treffliches Palliativmittel in genannter Krankheit zu rühmen. Nicht minder wollte man von ihr bei skirrhösen und krebsigen Leiden die ausgezeichnetsten Wirkungen gesehen haben. Ferner wurde sie bei Nervenleiden aller Art in Anwendung gebracht, besonders gegen spasmodische Affektionen der Respirationsorgane, krampfhaften Husten, Kardialgien, Koliken, Strangurie, hysterische Leiden, selbst gegen Tetanus. Sodann galt sie auch als eine Panacee gegen die mancherlei chronischen Unterleibsübel, kurz, es blieben endlich wenige Krankheiten übrig, in welchen sie nicht entweder als Kurativ- oder als Palliativmittel hohe Beachtung verdienen sollte. Auch äußerlich kam sie häufig in Anwendung, namentlich wurde sie empfohlen bei chronischen Hautausschlägen, vorzüglich bei der Pustelflechte, bei schmerzhaften Geschwüren, veralteten Trippern, verschiedenen Neuralgien &c. Ohne Zweifel sind von der B. für die Behandlung mancher Krankheiten viel zu sanguinische Hoffnungen rege gemacht worden; im Laufe der Zeit sind diese gewaltig heruntergestimmt worden und es wird auch dieses Mittel in neuerer Zeit gegen früher nur selten angewendet. Doch wird sie immer noch mehr benutzt, als es geschehen sollte, denn obschon nicht zu leugnen ist, daß man ihr manche, zum Theil überraschende Heilerfolge zu verdanken hat, so stehen diesen glücklichen Resultaten andererseits zahlreiche Fälle entgegen, die nicht verkennen lassen, daß die medicinische Anwendung der B. immerhin ein gefährliches Spiel mit dem Leben der Kranken ist. Nicht in der Intensität ihrer Wirkungen ist ihre Verwerflichkeit begründet, sondern in der Schwierigkeit, die tauglichen Dosen mit Sicherheit zuzumessen, was bei einem so deleteren Stoffe durchaus erforderlich erscheint. Selbst in Staaten, wo eine bestimmte Formel zur Bereitung der B. vorgeschrieben ist, kann der Arzt durchaus nicht mit Sicherheit die passenden Dosen bestimmen; denn es kann der Gehalt einer nach derselben Vorschrift frisch bereiteten B. variiren; noch mehr aber variirt der Gehalt, je nachdem die so leicht zersetzbare B. sich mehr oder weniger entmischt hat. Selbst dann noch, wenn es gelungen seyn sollte, ein immer gleichförmiges Präparat zu liefern, wird die Anwendung der B. bei dem heimtückischen Charakter ihrer Wirkungen stets die äußerste Vorsicht erheischen.

Blausalz, eine Art Potasche, die durch Abdampfen und Glühen sämmtlicher Rückstände und Mutterlaugen, welche bei der Bereitung des Blutlaugensalzes zurückbleiben, erhalten wird. Es kam sonst in den Handel; jetzt wird es von den Fabriken selbst konsumirt.

Blausaures Eisen, s. v. a. Berlinerblau.

Blauspath, s. v. a. Lazulith.

Blauspecht, s. v. a. gemeiner Kleiber.

Blaustrumpf, in Deutschland Spott- und Schimpfname, mit welchem man gemeine Auf-

passer, Angeber und Verleumder belegt. Die Entstehung dieser Bezeichnung ist wahrscheinlich in der Sitte zu suchen, daß an manchen Orten die Polizeidiener u. Lakaien blaue Strümpfe trugen. In England ist B. (blue stockings) Spottname für Damen, die von der Schriftstellerei Profession machen oder mit ihrer Gelehrsamkeit kokettiren. Der Name entstand hier um 1780, als sich zu London gebildete Damen und Herren zu einem Klub vereinigten, der literärische und schöngeistige Konversation zum Hauptzweck hatte und aus welchem unter Anderem das Kartenspiel verbannt war. Die Seele des Vereins war Stillingfleet, der immer in blauen Strümpfen erschien.

Blausucht (Cyanosis, Morbus caeruleus), ein Krankheitszustand, der sich durch meistens anhaltende livide, blaue Färbung größerer Hautflächen, sowie der Lippen, der Zunge und Mundschleimhaut charakterisirt und entweder durch Unterbrechung der Blutumwandlung in den Lungen (also Erstickung) oder durch Verzögerung der Blutumwandlung in den Lungen herrührt, daher auch als allgemein auftretendes Uebel besonders organische Herzfehler begleitet. Bei Individuen, die an solchen angeborenen oder in früher Jugendzeit erworbenen Uebeln leiden, findet oft auch eine mangelhafte Entwickelung des ganzen Organismus, namentlich des Knochensystems Statt. Sie frösteln stets, erkälten sich leicht und werden von periodischen Erstickungsanfällen, denen sie zuletzt meistens erliegen, heimgesucht. Bei der Sektion ergeben sich in der Regel verschiedenartige Herz- und Lungenfehler, z. B. Oeffnung der Ventrikelscheidewand des Herzens und in Folge davon Offenbleiben der Fötalwege, so daß Arterien- und Venenblut sich mit einander vermischt, ferner eine einfache Kammer mit zwei Vorkammern, Ursprung der Aorta und Lungenarterie aus beiden Kammern zugleich oder Ursprung beider Gefäße aus einer und derselben Kammer, Hypertrophie. Die Symptome sind zweideutig, da die Krankheit selten rein für sich, sondern mit den erwähnten Abnormitäten in Verbindung vorzukommen pflegt. Selbst die blaue Hautfärbung ist nicht immer charakteristisch, da einerseits eine solche auch ohne Kommunikation der beiden Herzen bei Hemmung der Ventrikulation in Herz- und Lungenkrankheiten vorkommen und andererseits die abnorme Kommunikationsöffnung vorhanden seyn kann ohne die geringste cyanotische Färbung. Diese kann daher nur den Verdacht der Krankheit begründen, und die Diagnose der Krankheit bleibt mithin zweifelhaft. Mitunter scheint die Natur jene abnorme Oeffnung zu schließen. Kinder mit dergleichen Fehlern zeigen meistens keine außergewöhnliche Entwickelung; nur will man bemerkt haben, daß sie beim Saugen leicht außer Athem kommen, das Gesicht und die äußere Haut sich leicht röthen, daß sie große Reizbarkeit zeigen und öfters aufschrecken. Manche leben ziemlich lange, daher die Gefahr weniger von der Kommunikationsöffnung, als von andern Cirkulationshindernissen bedingt werden dürfte. Kritische Perioden des Lebens, Zahnen, Pubertätsentwickelung, Schwangerschaft verschlimmern die Zufälle oder rufen sie erst hervor, wo früher kein Symptom der Krankheit sich zeigte. Der Gang der Krankheit ist unbestimmt; in der Regel werden aber die Patienten nicht alt: unter allgemeinen Cirkulationsstörungen, örtlichen Blutstasen, Hydrops, progressiver Asphyxie nähert sich der tödtliche Ausgang. Die Behandlung ist die allgemeine palliative der organischen Herzfehler. Der Verbrauch des arteriellen Bluts und dessen Umwandlung in venöses muß möglichst eingeschränkt werden; deshalb passive Bewegung, Meiden animalischer Kost und alkoholisirter Getränke; dafür zuckerhaltige und säuerliche Gemüse und Früchte; mitunter Abführmittel, warme Bäder, etwa mit Säuren versetzt, warme, weite Kleider, frische Luft. Sind die Venen stark überfüllt, so sind zuweilen kleine Venäsektionen räthlich. Gegen Blutungen werden Säuren, Kälte angewendet.

Blautopf, Wasserbecken im würtembergischen Donaukreis, Oberamt Blaubeuren, dicht hinter den Klostermauern Blaubeurens, am Fuß einer steilen Bergwand, 1613 Fuß über dem Meere, nimmt die Aach auf und entsendet den Blau, hat 125—130 Fuß im Durchmesser und nach neuern Messungen 71' Tiefe. Das Wasser ist im Becken blaugrün (wovon die Ursache noch nicht ermittelt ist), in einem Glase erscheint es jedoch hell. Wenn der Schnee auf der Alp schmilzt oder längeres Regenwetter eintritt, wird das Wasser trüb und lehmig, der Kessel füllt sich, das Wasser wird immer unruhiger, wirft sich in die Höhe, braust und sprudelt wie in einem siedenden Topfe; es entstehen Wallungen aus der Tiefe hervor, die auf die Vermuthung führen, daß der Wasserbehälter mit unterirdischen Alpquellen in Verbindung stehe. Im Jahre 1641 war der Topf so stark angelaufen, daß Stadt und Kloster Blaubeuren den Untergang befürchteten. Neben dem B. befindet sich das Brunnenhaus, dessen Druckwerk Stadt und Kloster Blaubeuren mit Wasser versorgt.

Blavet, Fluß in Frankreich, entspringt in dem gleichnamigen See im Departement Nordküsten, verschwindet bei dem Dorfe St. Antoine 600 Metres weit unter Felsen, mündet bei Port-Louis im Departement Morbihan nach einem Lauf von 30 Lieues in den Ocean, ist von Pontivy an durch 27 Schleußen schiffbar.

Blaye, befestigte Bezirkshauptstadt im französischen Departement Gironde, am rechten Ufer der hier 2 Stunden breiten Gironde, nordwestlich von Bordeaux, besteht aus 2 Theilen, der Oberstadt, welche, auf einer Anhöhe gelegen, mit 4 Boll- und mehren Außenwerken befestigt und mit einem breiten und tiefen Graben umgeben ist, und der Unterstadt, welche offen am Strome hin sich erstreckt und den Mittelpunkt für Handel und Gewerbe bildet. Das Fort le Medoc, sowie das achteckige Fort le Paté beherrschen den Strom. Letzteres ward wegen der großen Breite der Gironde 1689 auf einer in der Mitte derselben liegenden, nur 1400 Metres entfernten Insel angelegt, um so den Weg nach Bordeaux vom Meere her besser decken zu können. B. hat 4 Kirchen, ein Obertribunal, Handelsgericht und andere Behörden, eine Ackerbaugesellschaft, ein Theater, eine Börse, einen Flußhafen u. 4600 Einwohner, welche Fabrikation von Leinwand, Branntwein,

Glas, Fayence, Handel mit Wein (Blaye, einem weißen Franzwein), Weingeist, Rosinen, Oel, Seife, Holz &c. und ansehnlichen Schiffbau treiben, darunter viele Lootsen. Es hieß zur Römerzeit **Blavia** oder **Blavatum** und war eine feste Stadt der Santones im aquitanischen Gallien. Graf Wilhelm von Angoulême, der es im Mittelalter eroberte, wurde von dem Herzog von Aquitanien als **Graf von B.** damit belehnt. Nach dem Tode des letzten Grafen aus dem gottfriedschen Stamme kam es an die Herzöge von Guienne, die es mit Bourdelais vereinigten. Im J. 1568 eroberten es die Protestanten, wurden jedoch von der Ligue wieder daraus vertrieben. Eine Belagerung B.'s 1593 durch den Marschall von Matignon hatte keinen Erfolg. Die weiten Sümpfe, welche die Stadt umgeben, trugen früher viel zu ihrer Befestigung bei, sie wurden jedoch durch König Heinrich IV. großentheils ausgetrocknet und bieten jetzt fruchtbare Felder dar, so daß die Vertheidigung von B. jetzt auf der Citadelle und den Forts beruht. Hier saß 1832—1833 die Herzogin von Berry gefangen, nachdem sie zu Nantes verhaftet worden war.

Blaze, Henri, Baron de Bury, geistreicher französischer Schriftsteller und gründlicher Kenner der deutschen Literatur, zu Avignon den 19. Mai 1818 geboren, stammt aus einem alten adeligen Geschlechte der Grafschaft Venaissin, machte seine Studien auf dem Collége von St. Barbe zu Paris und debütirte darauf mit dem Gedicht „Le souper chez le commandeur", das 1839 in der „Revue des deux mondes" erschien. Der Eifer, mit welchem während der letzten Jahre der Restauration die großen socialen und politischen Fragen der Zeit in der Literatur und Philosophie erfaßt wurden, entflammte auch B., der in dieser Zeit zu den thätigsten und hervorragendsten Mitarbeitern der „Revue des deux mondes" zählte. Zahlreiche Gedichte und kritische Versuche, wie auch ansprechende Studien über Deutschland und seine Literatur, legte B. unter dem Namen **Hans Werner** oder **Henri B.** in dieser Zeitschrift nieder. Unter letzterem Namen veröffentlichte er auch seinen geistreichen Versuch: „Ecrivains et poétes d'Allemagne" (Paris 1846), zu welcher Arbeit sowohl wie zu seiner vollständigen Uebertragung des göthe'schen „Faust" (Par. 1844. 23. Aufl. 1851), von der er schon vorher in der „Revue des deux mondes" Fragmente mitgetheilt hatte und die bei seinen Landsleuten mit dem überraschendsten Beifall aufgenommen wurde, ihn namentlich ein mehrfacher längerer Aufenthalt in Deutschland befähigte. Namentlich verweilte B., der frühzeitig die diplomatische Laufbahn betrat, längere Zeit in Weimar, wo er theils mit den die Glanzperiode des dortigen Musenhofs noch überlebenden Persönlichkeiten, wie dem Kanzler von Müller, in freundschaftlichen Verkehr trat, theils auch mit der Großherzogin, der er seinen französischen „Faust" dedicirte, in Beziehung kam. Seitdem hat B. außer einem politischen Versuch „Sur Vérone et l'Italie pendant les campagnes de Radetzky" in der „Revue des deux mondes" (1850), der Frucht eines Aufenthalts in Italien, nur das Schriftchen „Le Comte de Chambord" (Paris 1850) veröffentlicht, worin er zuerst die Principien der Fusion zwischen den beiden Häusern der Bourbonen hinstellte.

Blech, allgemeiner Name für alle durch Hämmer und Walzwerke erzeugten platten- oder blätterförmigen Metallfabrikate. Nach dem Material unterscheidet man Gold-, Silber-, Neusilber- (Argentan-), Kupfer-, Messing-, Blei-, Zinn-, Zink- und Eisenblech (s. d.), letzteres heißt auch vorzugsweise B. Gute B.e müssen auf der Oberfläche eben und glatt, gleichmäßig dick, ohne Risse und Löcher seyn und keine Schiefer zeigen. Die Darstellung geschieht entweder auf Hämmern (**geschlagenes B.**), oder unter Walzen (**gewalztes B.**); letzteres ist in der Regel wegen seiner größern Gleichmäßigkeit dem geschlagenen B.e vorzuziehen.

Bleda (**B. mayor** und **B. plana**), zwei kleine spanische Inseln in der Nähe der pithyusischen Insel Iviça, unbewohnt.

Bleda, Bruder und Mitregent des Hunnenkönigs Attila (s. d.), um 444 oder 445 angeblich von diesem ermordet.

Bleek, Friedrich, ordentlicher Professor der evangelischen Theologie an der Universität zu Bonn, einer der ausgezeichnetsten biblischen Exegeten und Kritiker, geboren am 4. Juli 1793 zu Arensböl in Holstein, studirte zuerst zu Kiel und seit 1812 zu Berlin Theologie, bestand 1818 zu Glückstadt die Kandidatenprüfung, ging aber, um sich der akademischen Laufbahn zu widmen, wieder nach Berlin zurück, habilitirte sich und lehrte daselbst seit 1818 als Repetent u. seit 1823 als außerordentlicher Professor der Theologie. Im Jahre 1828, als Lücke von Bonn nach Göttingen ging, folgte B. dem Rufe nach Bonn. Die ersten Proben seiner kritischen und exegetischen Virtuosität legte er in der von Schleiermacher, de Wette u. Lücke herausgegebenen „Theologischen Zeitschrift" (1819—1822) und in Rosenmüllers „Biblisch-exegetischem Repertorium" (Leipz. 1822, Bd. 1), dann in Ullmanns „Theologischen Studien und Kritiken" nieder. Es ist darunter besonders die Abhandlung über die sibyllinischen Orakel zu erwähnen. Auch besorgte er eine Ausgabe von Jakob Böhme's Schrift „Vom Zank und Streit der Gelehrten um Christi Testamenten" (Berlin 1823). Sein bedeutendstes und bestes Werk aber ist „Der Brief an die Hebräer, erläutert durch Einleitung, Uebersetzung und fortlaufenden Kommentar" (Berlin 1828—40, 2 Abtheilungen in 4 Bdn.), welche Arbeit als Muster einer von alter und neuer Dogmatik emancipirten, aber von dem historischen Standpunkte der biblischen Theologie aus mit Liebe reproducirenden und das Einzelne in seinem Verhältniß zum Ganzen begreifenden Exegese gelten kann. Ein Programm „De libri Geneseos origine atque indole historica" (Bonn) war besonders gegen Bohlen gerichtet. In seiner neuesten Schrift „Beiträge zur Evangelienkritik" (Berlin 1846) suchte er unter Anderm die Aechtheit des johanneischen Evangeliums gegen die neueste Kritik, besonders der tübinger Schule zu beweisen.

Blei (lat. Plumbum, franz. Plomb, engl. Lead), ein verbreitetes, seit den ältesten Zeiten bekanntes Metall, welches bei den ältern Chemikern Saturnus (♄), bei den Alchemisten Accil

oder Alabari hieß und gegenwärtig durch Pb. bezeichnet wird. Von Farbe ist es bläulich-grauweiß mit starkem Metallglanze, u. wenn es nicht beim Schmelzen rasch abgekühlt wurde, sehr weich, so daß es vom Fingernagel Eindrücke annimmt, schreibend, hämmerbar und dehnbar, jedoch von geringer Zähigkeit, bei 322° C. schmelzbar, in höherer Temperatur verdampfend. Es zieht sich beim Erstarren bedeutend zusammen, so daß Kugeln, die in eine Form gegossen wurden, niemals vollkommen rund sind, u. krystallisirt wie die meisten Metalle in Oktaedern. Das specifische Gewicht des B.'s beträgt 11,5. Wird es zerrissen, oder mit dem Hammer geschlagen, so erwärmt es sich sehr stark, ohne daß es dabei an Dichtigkeit zunimmt. An der Luft verliert es sehr bald seinen Glanz und überzieht sich oberflächlich mit einem grauen Suboxydhäutchen, welches alsdann das darunterliegende Metall vor fernerer Oxydation schützt; in der Glühhitze oxydirt es leicht und das anfängliche Suboxyd (Bleiasche) verwandelt sich nach und nach in gelbes Bleioxyd. Regen- und weiches Wasser können nicht in bleiernen Cisternen und Röhren aufbewahrt werden, ohne bleioxydhaltig zu werden; es bildet sich an der Stelle, wo das Metall gleichzeitig mit dem Wasser und der Luft in Berührung ist, äußerst schnell Bleioxydhydrat, welches in reinem Wasser auflöslich ist u. höchst giftig wirkt. Das Vorhandenseyn einer Spur eines schwefelsauren Salzes oder eines Chlorids im Wasser hält die Oxydation des B.'s auf, indem dadurch das Bleioxyd in ein unlösliches Salz verwandelt und die Verunreinigung des Wassers verhindert wird. Bei gewöhnlicher Temperatur wird das B. von Salzsäure und Schwefelsäure nicht angegriffen und auch in höherer Temperatur wirken diese Säuren nur wenig darauf ein, weil sowohl das schwefelsaure Bleioxyd, als auch das Chlorblei sehr schwer lösliche Verbindungen sind. Die Säuren, selbst sehr schwache, begünstigen aber die Oxydation des B.'s durch den Sauerstoff der Luft. Das beste Auflösungsmittel für B. ist die Salpetersäure; auch wird das Bleioxyd sehr leicht von Essigsäure aufgenommen. Da das Bleioxyd aus seinen Auflösungen durch Schwefelsäure vollständig ausgefällt werden kann, so ist die Verunreinigung des B.'s mit andern Metallen sehr leicht zu ermitteln (s. **Bleisalze**). Das im Handel vorkommende B. enthält gewöhnlich ein wenig Kupfer und Eisen, sowie Spuren von Silber. Vollkommen reines B. erhält man durch Glühen von Bleioxyd in einem Kohlentiegel oder gemengt mit Kohlenpulver, oder dadurch, daß man schwefelsaures Bleioxyd, gemengt mit $^1/_2$ Potasche und $^1/_4$ Kohle, schmelzt. In der Natur kommt das B. theils gediegen, theils und zwar gewöhnlich in Verbindung mit andern Erzen vor. Das gediegene B. ist dehnbar und geschmeidig, draht- und haarförmig, auch in Körnern, von 1—2 Härte, 11 specifischem Gewicht, von Metallglanz, undurchsichtig, abfärbend, von bleigrauer Farbe. Vor dem Löthrohre leicht schmelzbar, beschlägt es die Kohle gelb und wird von Knochenasche als Oxyd nach und nach vollkommen eingesogen. Fundorte gediegenen B.'s sind Alston in England auf einem Gange im Bergkalk, alte Gruben von Murcia und Cartagena in Spanien; mit Bleiglanz verwachsen fand es sich im Bette des Anglaizeflusses in Nordamerika. In Körnern findet es sich im sibirischen Gold- und Platinsand in den newjänskischen und melkowkischen Ablagerungen, auf der Insel Madeira in ziemlicher Quantität in Blasenräumen eines lavaartigen Gesteins. Die **Verwendung** des B.'s ist sehr mannigfach. Man benutzt Bleiplatten zum Bedecken von Gebäuden, zu Siedepfannen für Alaun und Schwefelsäure, zur Darstellung von Bleikammern bei der Fabrikation von Schwefelsäure. Sehr dünne Bleiplatten dienen auch zum Einpacken von Tabak. Man vergießt mit Blei die eisernen Klammern im Mauerwerke, verbindet mit dem sogenannten Glaserblei die Glasfenster, benutzt es zu Flinten- und Pistolenkugeln und Schroten. Um letztere darzustellen, erhält das B. einen Zusatz von Arsenik. Man läßt es dann geschmolzen, auf einem hohen Thurme oder in einem Schachte, durch ein Sieb hinunter in Wasser fallen, wobei sich die Schrote bilden. Mit Zinn legirt gibt es die ordinären Zinngeräthe; in den Silberhütten wird es zum Ausbringen des Silbers aus seinen Erzen benutzt; besonders aber liefert es viele wichtige Farben, sowie es auch zur Darstellung des Bleizuckers dient.

Das B. verbindet sich in Oxydationsstufen mit dem Sauerstoffe u. bildet dabei das Suboxyd, das Oxyd, das Sesquioxyd u. das Superoxyd. Außerdem existirt eine Verbindung des Oxyds mit dem Superoxyd: die Mennige (s. d.). Das **Bleisuboxyd** ist die graue Haut, welche sich auf dem B. erzeugt, wenn es an der Luft liegt, und besonders wenn es geschmolzen wird. Man erhält es als Rückstand, in Gestalt eines schwarzen Pulvers, durch Erhitzen von oxalsaurem Bleioxyd in einer Retorte, die im Oelbade bis auf etwa 300° C. erwärmt wird. Mit Wasser befeuchtet verwandelt es sich unter Sauerstoffabsorption sehr rasch u. unter beträchtlicher Erwärmung in weißes Bleioxydhydrat. Das **Bleioxyd** zeigt je nach der Art und Weise seiner Darstellung verschiedene Farben; es kann gelb, roth und farblos dargestellt werden. Sehr reines Bleioxyd erhält man durch Glühen des reinen salpetersauren Bleioxyds bis zur vollständigen Zersetzung der Salpetersäure; es zeigt sich so gewonnen als ein schönes gelbes Pulver, welches beim Zerreiben roth wird. Erhöht man bei der Bereitung des Bleioxyds auf die angegebene Weise die Temperatur sehr, so schmilzt das Bleioxyd und erstarrt beim langsamen Erkalten zu einer röthlichen, leicht zerreiblichen Masse, welche aus sanft anzufühlenden Blättchen besteht. In diesem geschmolzenen Zustande wird das Bleioxyd **Bleiglätte** genannt und man erhält es so bei dem Abtreiben des B.'s vom Silber. Je nachdem die Farbe der Bleiglätte sich mehr ins Weiße oder Röthlichgelbe hinzieht, wird dieselbe auch wohl **Silberglätte** oder **Goldglätte** genannt. Wird B. auf dem Herde eines Flammofens erhitzt, so verwandelt es sich zuerst in die Bleiasche (s. d.), bald darnach aber in Glätte. Eine Verbindung von Kalk und Bleioxyd erhält man in nadelförmigen Krystallen, wenn Kalkmilch mit Bleioxyd gekocht und die Auf-

lösung beim Ausschlusse der Luft verdampft wird. Diese Auflösung färbt Haare, Wolle, Nägel schwarz und man benutzt dieselbe zum Färben der Haare. Das Bleioxyd löst im Schmelzen mit großer Begierde Kieselsäure und mit dieser zugleich Erden, namentlich Kalkerde, zu einem Glase auf. Wenn man es daher im hessischen Schmelztiegel bei sehr hoher Temperatur schmilzt, so fließt es durch den Tiegel, indem es diesen an einzelnen Stellen durchfrißt. Man bekommt durch Schmelzen von Bleioxyd in einem hessischen Tiegel bisweilen beim Erkalten nicht Glätte, sondern ein farbloses Glas, *Bleiglas*, welches in Folge der Aufnahme von Kieselsäure, Thonerde ꝛc. aus dem Tiegel sich bildet. Deshalb spielt auch das Bleioxyd bei der Glasfabrikation, namentlich bei der Darstellung von Krystallglas (Klingglas), Flintglas und Straß eine wichtige Rolle; eben so wichtig ist es für die Flüsse bei der Porzellanmalerei, in der Fayenceglasur und Töpferglasur. Die Bleiglätte wird zur Bereitung von Firniß benutzt, indem man Leinöl oder Mohnöl mit einer geringen Menge ($1/_{40}$) derselben in hoher Temperatur digerirt. In den Apotheken wird sie vorzüglich zur Bereitung von *Bleipflastern* verwandt; sie muß aber dann von allen beigemischten Metallen völlig frei seyn. Bei der Kupellation des mit Silbererzen zusammengeschmolzenen B.'s (*Werkblei's*) erhält man zuerst eine schwarze oder graue Glätte, bekannt unter dem Namen *Abstrich*. Hierauf bildet sich gelbe Glätte und dann die gewöhnliche, welche krystallinisch blätterig und röthlich ist. Der Abstrich ist dicht, schwarz und metallähnlich und bildet sich, sobald das B. roth glüht. Reducirt man ihn, so liefert er ein billiges, zu Buchdruckerlettern ganz geeignetes Metall. Die schwarze Farbe des Abstrichs rührt davon her, daß Antimon gewöhnlich noch als Schwefelmetall darin enthalten ist. Durch das Oxydiren verliert der Abstrich seine Farbe, indem das darin enthaltene Schwefelantimon in Oxydul verwandelt wird. Das *Bleisesquioxyd* (Bleisuperoxyd) erhält man durch Zusetzen von Kalilauge zu einer Auflösung von essigsaurem Bleioxyd, bis sich der Niederschlag wieder aufgelöst hat, und durch Vermischung dieser Flüssigkeit mit einer Auflösung von Chlornatron in der Kälte, so lange dadurch noch ein Niederschlag hervorgebracht wird. Es ist ein röthlich-gelbes Pulver, der Bleiglätte ähnlich, welches durch die meisten Säuren in Oxyd und Superoxyd zerlegt wird. Salzsäure löst es auf und Alkalien scheiden es aus dieser Auflösung wieder ab. *Mennige (rothes Bleioxyd)* wird gewonnen, wenn man zuerst durch Erhitzen von B. in einem Flammofen gelbes Bleioxyd darstellt, dasselbe durch Mahlen zwischen Steinen unter Wasser in ein zartes Pulver verwandelt, dies in Kästen wieder auf den Herd des Ofens bringt und es mäßig bis 300° C. erhitzt, so daß es nicht zusammensintern und schmelzen kann. Hierbei wird Sauerstoff absorbirt und das gelbe Pulver (Massikot) in ein gelbrothes Pulver, die Mennige, umgewandelt. Soll die Farbe noch mehr ins Rothe gebracht werden, so wird die so erhaltene Mennige gemahlen und nochmals im Ofen erhitzt. Die schönste Mennige wird durch gleiches Glühen aus kohlensaurem B. dargestellt. Sie wird beim Erhitzen dunkel, nimmt aber beim Erkalten die gelbrothe Farbe wieder an. In hoher Temperatur gibt sie Sauerstoff aus und hinterläßt gelbes Bleioxyd, welches in nur wenig höherer Temperatur zu Bleiglätte schmilzt. Man benutzt die Mennige theils als Malerfarbe, theils zu vielen Zwecken, wo auch Bleioxyd angewandt werden kann, so namentlich bei der Darstellung des Bleiglases, der Fayenceglasur, der Flüsse für Porzellanfarben, indem beim Schmelzen derselben Sauerstoff entweicht und Bleioxyd entsteht. Das *Bleisuperoxyd* wird am besten durch Digestion der Mennige mit verdünnter Salpetersäure erhalten, indem sich dabei salpetersaures Bleioxyd auflöst, das Superoxyd aber ungelöst bleibt, worauf es durch Behandeln mit heißem Wasser vollständig von jenem Salze befreit wird. Man erhält es aber auch durch Schmelzen von Bleioxyd mit bromsaurem Kali unterhalb der Rothglühhitze und Auswaschen der geschmolzenen Masse mit Wasser, sowie dadurch, daß man Chlorgas in Wasser leitet, in welchem sich Bleioxyd in Suspension befindet. Es ist ein dunkelbraunes Pulver, welches beim Glühen die Hälfte seines Sauerstoffs entläßt. Der Sauerstoff wird von demselben schon bei gewöhnlicher, oder bei wenig erhöhter Temperatur an leicht oxydirbare Körper abgegeben, so daß es ein kräftiges Oxydationsmittel ist u. besonders zur Umänderung organischer Verbindungen durch Oxydation benutzt werden kann. Schwefelichte Säure wird von demselben absorbirt, indem sich schwefelsaures Bleioxyd bildet. Man benutzt es deshalb, um aus einem Gasgemische, welches schwefelichte Säure enthält, die letztere zu entfernen, so z. B. bei der Elementaranalyse schwefelhaltiger organischer Körper. *Schwefelblei (Bleisulfuret)* findet sich natürlich als Bleiglanz; künstlich erhält man es durch Zusammenschmelzen von B. und Schwefel, ebenso durch Fällen der Bleioxydsalze mit Schwefelwasserstoffgas; das durch Schmelzen erhaltene Schwefelblei bildet eine graue, spröde Masse, durch Fällen mit Schwefelwasserstoffgas erscheint es, sehr vertheilt, braun, in Masse schwarz. Das *Selenblei* ähnelt dem Bleiglanze sehr, ist aber minder glänzend, schmelzbar und bei hoher Temperatur sehr flüchtig. Beim Rösten entbindet sich Selen und selensaures B. bleibt zurück. Von Salpetersäure wird es nur sehr schwer angegriffen, dagegen vom Königswasser aufgelöst. Durch kohlensaure Alkalien wird es wie das Schwefelblei zersetzt. Bisher fand man das Selenblei hauptsächlich am Harze, allein auch in den Kupfergruben zu Falun in Schweden, bei Gießhübel am thüringer Walde u. a. O. kommt es mit Bleiglanz vor. *Phosphorblei* erhält man beim Erhitzen von B. mit Phosphor in verschlossenen Gefäßen, oder durch Fällung eines Bleisalzes mit Phosphorwasserstoffgas. Es ist eine bläulichgraue, metallglänzende Masse, läuft an der Luft bald an und läßt in starker Hitze Phosphor fahren.

Kohlensaures Bleioxyd findet sich in der Natur krystallisirt in der Form des kohlensauren Baryts. Es führt den Namen *Weißbleierz*

und wird an einigen Orten zum Ausbringen des B.'s gebraucht. Man erhält es durch Auflösen einer beliebigen Menge Bleizuckers in hinreichendem Wasser und Niederschlagen mittelst einer Lösung von kohlensaurem Natron. Der gebildete Niederschlag wird sorgfältig ausgewaschen und getrocknet. Vornehmlich aus kohlensaurem Bleioxyd besteht das Bleiweiß, welches als weiße Malerfarbe durch ihr Deckvermögen ausgezeichnet ist, in deren Folge sie beim Vermischen mit Oel oder Firniß aufgestrichen einen undurchsichtigen, gut deckenden Ueberzug liefert. Es ist wahrscheinlich eine Verbindung von kohlensaurem Bleioxyd mit Bleioxydhydrat; das Verhältniß der beiden Bestandtheile wechselt aber, sowie sich auch nicht selten geringe Mengen von essigsaurem Bleioxyd, metallischem B., schwefelsaurem Bleioxyd und andere von der Bereitung her in demselben vorfinden. Leitet man in eine Auflösung von basisch essigsaurem Bleioxyd, die man sich leicht durch Eintragen von Glätte in eine Auflösung von Bleizucker darstellt, einen Strom von Kohlensäuregas, so entsteht ein weißer Niederschlag, welcher gewöhnlich als kohlensaures Bleioxyd gilt und als Bleiweiß benutzt wird. Es wird hierbei nicht allein Bleioxyd in Verbindung mit Kohlensäure und Wasser abgeschieden, sondern durch das Kohlensäuregas auch eine Zerlegung des neutralen Salzes bewirkt, die um so bedeutender ist, je mehr verdünnt die Flüssigkeit angewandt wird. Die mit der gehörigen Menge Kohlensäure behandelte Auflösung reagirt daher sauer, indem sie neben neutralem essigsauren Bleioxyd freie Essigsäure enthält. Durch Einlegen von Bleiglätte läßt sich diese Auflösung wieder in eine Auflösung von basisch essigsaurem Bleioxyd verwandeln, aus welcher durch Kohlensäure wieder Bleiweiß gefällt werden kann. Das eben beschriebene Verhalten des basisch essigsauren Bleioxyd gegen Kohlensäuregas und die Bildung von basisch essigsaurem Bleioxyd aus neutralem Salze und Bleioxyd bildet die Basis der französischen und englischen Methoden der Bleiweißfabrikation, und in Verbindung mit dem Verhalten des metallischen B.'s gegen den Sauerstoff der Luft, bei Gegenwart von Essigsäure, auch die Basis der holländischen Methode der Bleiweißbereitung. Bei der französischen Methode der Bleiweißfabrikation stellt man durch Digestion von Essig oder Bleizuckerauflösung mit Bleioxyd, gewöhnlich mit Glätte — die zuvor geglüht werden muß, um das kohlensaure Bleioxyd, welches sie stets enthält und welches von dem Essig und der Bleizuckerauflösung nicht angegriffen wird, zu zerstören — in flachen Kesseln eine Auflösung von basisch essigsaurem Bleioxyd dar, bringt mit dieser Auflösung Kohlensäuregas, welches man aus gährenden Massen oder durch Verbrennung von Kohlen, oder aus Säuerlingen erhält, durch passende Vorrichtungen, z. B. durch eine archimedische Presse, in möglichst innige Berührung so lange, bis sie sauer reagirt, läßt das gefällte Bleiweiß sich absetzen, wäscht es sorgfältig aus und trocknet es. Die Flüssigkeit, aus welcher sich das Bleiweiß abgeschieden hat, und die ersten Aussüßwasser des Bleiweißes werden durch Digestion mit Bleioxyd wieder in eine Lösung von basisch essigsaurem B. verwandelt, aus welcher man von Neuem durch Kohlensäure Bleiweiß fällt, so daß bei dem ganzen Prozesse nur die geringe Menge von Essigsäure verloren geht, welche dem Bleiweiße als essigsaures Bleioxyd beigemengt bleibt. Nach einem neueren englischen Verfahren der Bleiweißdarstellung wird präparirte Bleiglätte unter Zusatz von 1 % Bleizucker mit Wasser zu einer feuchten Masse angerührt und dann über diese Masse in einem Apparate, welcher mit einer Vorrichtung zum unausgesetzten Umrühren versehen ist, Kohlensäure geleitet, wodurch sich die Glätte äußerst schnell in gutes Bleiweiß verwandelt. Anstatt des Bleizuckers hat man auch mit gleichem Erfolge salpetersaures Bleioxyd angewandt. Bei der holländischen, der ältesten Methode der Bleiweißbereitung stellt man spiralförmig gewundene dünne Bleiplatten in irdene glasirte Töpfe, auf etwa 4 Zoll über dem Boden angebrachte Vorsprünge, gießt in die Töpfe schwachen Essig, welcher noch gährungsfähige Stoffe enthält — z. B. Bieressig, oder ein Gemisch von Essig und Bierhefe —, in solcher Menge, daß der Boden 2—3 Zoll damit bedeckt ist, daß also die Bleiplatten nicht davon benetzt werden, bedeckt die Töpfe mit runden Bleiplatten und bringt sie in ein Bett von Pferdemist oder Lohe, in sogenannte Loogen, indem man auf dem Boden eines mit Bretern gemachten Verschlags zuerst eine Schicht Mist ausbreitet, auf diese reihenweise die Töpfe stellt, die Zwischenräume alsdann mit Mist ausfüllt, eine Decke von Stroh und Mist gibt, auf diese wieder Töpfe stellt und so fortfährt, bis 4 oder 6 Schichten von Töpfen in den Verschlag gebettet sind, worauf derselbe mit Bretern verdeckt wird. In Folge der Zersetzung des Mistes oder der Lohe steigt die Temperatur in dem Verschlage sehr bald, die Bleiplatten werden durch die gleichzeitige Einwirkung der verdampfenden Essigsäure, des Sauerstoffs der Luft, deren Zutritt sich durch Kanäle, welche in dem Mistbette angebracht sind, nach Belieben reguliren läßt, und der Kohlensäure, welche sich in großer Menge aus den gährungsfähigen Stoffen des Bieressigs und aus dem sich zersetzenden Miste oder der Lohe entwickelt, in einigen Wochen bis zu größerer oder geringerer Tiefe in Bleiweiß umgewandelt. Das von den Spiralen beim Aufrollen in Gestalt schiefriger Platten abfallende Bleiweiß und die etwa vollständig in Bleiweiß verwandelten Deckplatten werden unter dem Namen Schieferweiß ohne weitere Verarbeitung in den Handel gebracht, das durch Abklopfen mit hölzernen Hämmern von den Bleiplatten erhaltene Bleiweiß wird gesiebt, mit Wasser gemahlen, geschlämmt und dann getrocknet. In Süddeutschland wird das eben beschriebene holländische Verfahren der Bleiweißbereitung mit einigen Abänderungen häufig angewandt; man hängt dann die Bleiplatten in ausgepichte Kästen, welche Bieressig oder ein Gemisch von Essig, Hefe und ähnlichen Stoffen enthalten, bedeckt diese Kästen und heizt das Lokal, in dem sie aufgestellt sind, anfangs nur sehr mäßig, in den letzten Wochen aber auf 40° R. Nach etwa 6 Wochen ist der Prozeß vollkommen beendigt. So verschieden auch auf den

ersten Blick die holländische Methode von der französischen und englischen zu seyn scheint, so ähnlich sind sie dennoch einander: denn bei allen dreien wird basisch essigsaures Bleioxyd gebildet und durch Kohlensäure zerlegt.

Das mit einem Bindemittel, nämlich dem Bleizucker oder Gummi angerührte und in unglasirten irdenen Töpfen zu niedern, abgestumpften Kegeln geformte und dann in blaues Papier eingeschlagene Bleiweiß wird Kremserweiß genannt u. ist auf dem Bruche fast muschelig. Andere Sorten Bleiweiß stellt man durch Versetzen des reinen Bleiweißes mit verschiedenen andern weißen Pulvern dar, worunter der feingemahlene Schwerspath wegen seiner großen Weiße und seines bedeutenden Gewichtes den ersten Platz einnimmt. Gyps und Kreide nimmt man nur zu den geringsten Sorten. Die Reinheit des Bleiweißes gibt sich durch die leichte Reducirbarkeit vor dem Löthrohre auf der Kohle zu erkennen. Verbreitet sich bei der Reduktion ein Geruch nach schwefelichter Säure, so enthält es schwefelsaures Bleioxyd. Erfolgt keine vollständige Reduktion auf der Kohle, so kommen erdige Stoffe, wie Schwerspath, Gyps, Kreide, darin vor. Ersterer bleibt beim Behandeln des Bleiweißes mit Salpetersäure und Wasser zurück. Bei der Darstellung der weißen Oelfarbe wird das Bleiweiß auf einem Präparirsteine, im Großen auf Mühlen mit Wasser zu einem höchst zarten Breie zerrieben und diesem dann unter starkem Durcharbeiten der Firniß zugesetzt. In sofern sich hierbei der Firniß mit dem Bleiweiße verbindet, scheidet sich das Wasser aus und fließt nun leicht von der fettigen Masse ab.

Das schwefelsaure Bleioxyd kommt in der Natur als ziemlich seltenes Mineral in Begleitung von Bleiglanz vor; es krystallisirt in Oktaedern oder zeigt sich derb und ist genau wie das künstliche zusammengesetzt, welches man durch Fällen einer Bleilösung mit Schwefelsäure oder einem schwefelsauren Salze, als weißes, schweres, geschmackloses, in Wasser und Säuren unauflösliches oder doch schwer lösliches Pulver erhält. In Salpetersäure und einigen Salzlösungen (salpetersaurem und essigsaurem Ammoniak) ist das schwefelsaure Bleioxyd zum Theil ziemlich löslich; von Salzsäure wird es in der Wärme gleichfalls gelöst, ebenso von koncentrirter Schwefelsäure, durch Verdünnen mit Wasser wird es aber aus letzterer wieder gefällt. Salpetersaures Bleioxyd erhält man durch Auflösen von Bleioxyd (Bleiglätte) oder Bleiweiß in heißer, sehr verdünnter Salpetersäure. Es krystallisirt beim Erkalten der Auflösung in großen Oktaedern mit sekundären Würfelflächen, welche zuweilen durchsichtig, meistentheils aber weiß und undurchsichtig sind und kein Wasser enthalten. Sie lösen sich in $7^1/_2$ Theilen kaltem und in einer viel geringeren Menge heißem Wasser auf. Bei anfangender Rothglühhitze werden sie zersetzt, geben Sauerstoffgas und Untersalpetersäure aus, welche letztere auf diese Weise dargestellt wird, und hinterlassen gelbes Bleioxyd. Das salpetersaure Bleioxyd wurde von Faraday zur Darstellung des Flintglases angewandt. Er stellte es aus Bleiglätte dar, nachdem dieselbe von allen Beimengungen gereinigt war. Auch die Phosphorsäure verbindet sich mit B. in mehren Verhältnissen und bildet basische, neutrale und saure Verbindungen. Basisch phosphorsaures Bleioxyd findet sich mit Chlorblei verbunden natürlich als Grün- und Braunbleierz. Das einfache phosphorsaure Bleioxyd erhält man durch Niederschlagen der heißen wässerigen Lösung von Chlorblei mit einfach phosphorsaurem Natron. Es bildet ein weißes, geschmackloses, in Wasser und Weingeist unlösliches Pulver; von Salpetersäure und Kalilauge wird es gelöst, ist leicht schmelzbar, erstarrt, vor dem Löthrohr geschmolzen, zu einer viereckigen, weißen Perle. Es wird in der Medicin (gegen Phthisis) gebraucht und dient auch zur Phosphorbereitung. Arseniksaures Bleioxyd ist ein weißes Salz, pulverig, leicht schmelzbar, unlöslich in Wasser, löslich in Säuren. Durch Kohle wird es in der Glühhitze zu Arsenikblei zersetzt. Es kommt auch als Mineral vor. Borsaures Bleioxyd entsteht durch Niederschlagen des essigsauren oder salpetersauren Bleioxyds mit Borax; es bildet ein weißes, im Wasser unlösliches Pulver, welches in der Glühhitze zu einem farblosen, durchsichtigen Glase schmilzt. Faraday benutzte diese Verbindung zur Darstellung von Flintglas statt des kieselsauren Bleioxyds. Molybdänsaures Bleioxyd ist als Mineral selten, kommt in Kärnthen vor, ist durchscheinend und hat ein specifisches Gewicht von 5,5. In Salpetersäure ist es auflöslich und durch kohlensaure Alkalien wird es zersetzt. Bleigummi ist ebenfalls ein seltenes Mineral, welches aus Thonerde und Bleioxyd nebst etwas schwefelichter Säure besteht. Wegen seiner Aehnlichkeit mit dem arabischen Gummi erhielt es diesen Namen.

Das B. verbindet sich mit vielen Metallen u. zwar sehr leicht; doch wird nur eine kleine Anzahl dieser Legirungen technisch benutzt. Es sind dies das Zinnblei, das Spießglanzblei, das Kupferblei, das Silber- u. Goldblei. Wiewohl das B. sich mit dem Eisen sehr schwer verbindet, so kann man doch kleine Mengen von Eisen mit dem B. vereinigen. Legirungen von B. und Zinn sind sowohl hinsichtlich ihrer physischen und chemischen Eigenschaften, als auch in Rücksicht auf ihre Anwendung besonders beachtenswerth. Sie besitzen weniger Glanz als das Zinn, sind aber härter u. leichter schmelzbar. Man wendet sie gewöhnlich zur Verfertigung der sogenannten zinnernen Geschirre an. Zu gleichen Theilen wird das Zinn und B. zusammengeschmolzen, um als Loth für bleierne und zinnerne Röhren zu dienen. Man kennt diese Legirungen unter dem Namen Schnellloth. Diese Legirung ist leichter oxydirbar, als jedes der einzelnen Metalle, weshalb man sie auch zur Darstellung der in den Fayencefabriken zu Glasuren gebräuchlichen Zinnasche anwendet. Die aus Legirungen von B. und Zinn verfertigten Gegenstände bestehen entweder aus einer Zusammensetzung von 92 Theilen Zinn und 8 Theilen B. (Tafelgeräthe) oder aus 80 Theilen Zinn und 20 Theilen B. (Löffel, Leuchter, Schreibzeuge 2c.). Antimon und B. verbinden sich in allen Verhältnissen mit einander. Die Legirung ist härter, jedoch minder dehnbar,

als B. Die aus 4 Theilen B. u. 1 Theil Antimon bestehende wird zu Buchdruckerlettern gebraucht.

Was das metallurgische Verfahren bei der Bleigewinnung anlangt, so wird in der Regel von den Bleierzen nur das Schwefelblei oder der Bleiglanz (s. d.) auf B. benutzt. Ist derselbe, was häufig der Fall ist, mit silberhaltigen Mineralien gemengt, so schmilzt man das B. auf die gewöhnliche Weise und scheidet das Silber durch ein besonderes Verfahren davon aus. Enthält der Bleiglanz kein oder doch nur so wenig Silber, daß die Ausscheidung desselben die Kosten nicht lohnt, so wird derselbe durch Pochen und Waschen sofort von seinem Ganggesteine befreit. Die am häufigsten mit dem Bleiglanze einbrechenden verschiedenen Mineralien sind Kalkspath, Braunspath, Quarz, Schwerspath, Flußspath, Schwefelkies, Blende, Arsenikkies, Wasserkies. Der Schwefelkies ist an sich nicht flüchtig, kann jedoch in einem Gasstrome flüchtig gemacht werden; daher kommen die gefährlichen Bleidämpfe, welche sich in den Bleiöfen entwickeln. Wird der Schwefelkies an der Luft erhitzt, so verwandelt er sich in schwefelsaures Bleioxyd, und da dieses Salz, selbst in sehr hoher Temperatur, keine Veränderung erleidet, so erzeugt es sich fast immer bei der metallurgischen Behandlung dieses Erzes, namentlich bei der Röstung desselben. Unter den chemischen Eigenschaften des B.'s sind aber besonders zwei von hoher Wichtigkeit, indem auf ihnen die Ausscheidung des Metalls beruht. Die erste ist die Zersetzung desselben durch metallisches Eisen, woraus leichtflüssiges Schwefeleisen und metallisches B. entstehen. Die zweite ist die entschiedene Reaktion, welche das Schwefelblei auf das Bleioxyd oder auf das schwefelsaure B. übt. Die entstehenden Produkte sind schwefelichte Säure und metallisches B.; beim einfachen Rösten erzeugen sich beide aus dem Bleiglanze. Bei der praktischen Ausführung bedarf es demnach nichts weiter, als geröstetes Erz auf rohes im hinlänglichen quantitativen Verhältnisse einwirken zu lassen. Zuweilen wird auch eine Art von Saigerung mit Vortheil angewendet, indem man größere Massen des erwähnten Bleisulphurids sehr rasch erhitzt, um dadurch eine Scheidung von Sulphurid und metallischem B. hervorzurufen. Das Gelingen dieses Prozesses beruht lediglich darauf, daß sehr schnell und stark gefeuert wird, damit das geschmolzene B. ausfließt, ehe es sich mit dem später in Fluß kommenden Schwefelblei wieder vermischt. Hinsichtlich der Behandlung der Erze selbst unterscheidet man 2 Methoden, nämlich die Entschwefelung des Erzes mit oder ohne Eisen. Zuweilen muß der Bleiglanz vor der Reduktion geröstet werden, während Röstung und Reduktion auch häufig gleichzeitig in demselben Ofen vorgenommen werden. Doch ist dabei immer die Mitwirkung des Eisens und des Sauerstoffs der Luft nothwendig, wenn der Bleiglanz entschwefelt und in B. verwandelt werden soll. Da das aus dem silberhaltigen Bleiglanze dargestellte B. nachher auf den Treibherd kommt, so hat man nicht nöthig, sogleich anfangs ganz reines B. darzustellen, indem dann ohnehin das Metall in Bleiglätte und Silber verwandelt wird, wovon das erstere dann wieder reducirt werden muß. Man kann daher sogar schwefelhaltiges B. zum Abtreiben wählen, während man dagegen den reinen Bleiglanz sogleich in reines schwefelfreies B. zu verwandeln sucht, das man sofort in den Handel bringen kann.

Bleiasche, gelbgraues Pulver, welches sich beim Schmelzen des Bleies bei Luftzutritt und unter fortwährender Erneuerung der Luft auf der Oberfläche bildet; es ist ein Gemenge von Blei, Bleisuboxyd und Bleioxyd.

Bleiberg (Deutsch-B.), Dorf (eigentlich 5 Dörfer) im österreichisch-illyrischen Kreis Villach, an der Drau, mit Bergamt u. 3800 Einwohnern; dabei der Bleiberg, das reichhaltigste Blei- und Kupferbergwerk in Europa, welches jährlich 30 — 35,000 Centner Blei (in 260 Jahren gegen 2½ Millionen Centner) und außer Kupfer noch Schneckenmarmor liefert.

Bleiblech, Blei in platten Tafeln oder Blättern, wird unter Walzen hergestellt, nachdem man die gegossenen ½ — 1 Zoll dicken Platten vorher in kleinere Stücke zerschnitten hat. Um das Anhängen an die Walzen zu verhindern, werden Blech und Walzen mit Oel bestrichen. Die fertigen Bleche werden mit einem Messer beschnitten. Zinnplattirte B.e werden erhalten, wenn man eine ganz reine, gut hergerichtete Bleiplatte und eine ebenso reine gut polirte Zinnplatte auf einander legt und zusammen auswalzt, wobei sich beide Metalle mittelst des starken Druckes vollkommen vereinigen. Auch verfährt man so, daß auf eine dicke, reingeschabte, mit geschmolzenem Zinn und etwas Kolophonium angeriebene Bleiplatte eine Schicht Zinn aufgegossen und das Ganze dann unter den Walzen ausgestreckt wird.

Bleiblüthe, gemeiner krystallinischer Arsenikbleispath; dann s. v. a. Flockenerz (Grünbleierz, Traubenblei), welches in haarförmigen Kryställchen erscheint.

Bleichart (Bleichert), treffliche Sorte Rheinweine, welche in dem Ahrthal auf der linken Rheinseite wachsen und sich durch ihre hellrothe Farbe auszeichnen: die besten Lagen sind die von Ahrweiler, Altenahr und Wallporzheim. Auch heißt Bleichert ein Neckarwein aus dem Badischen.

Bleichen, Inbegriff der verschiedenen Verrichtungen, mittelst deren man Stoffen ihre natürlichen oder zufälligen Farben in Folge chemischer Veränderung oder Zerstörung derselben entzieht, um jene im weißen, farblosen Zustande zu erhalten. Die nichtmineralischen Farbestoffe sind sehr zusammengesetzte und daher nur lockere Verbindungen, weichen deshalb in der Regel einem durch eine Aktion auf sie ausgeübten Impulse der Zerstörung leicht, und zwar leichter, als die unter gleichen Umständen sich befindenden festeren Verbindungen. Aus diesem Grunde kann daher ein Farbestoff schon zerstört seyn, bevor der Körper, welchem er anhängt, im mindesten angegriffen wird. Der ganze Prozeß des B.s ist einzig auf diese Möglichkeit, d. h. auf die im Vergleich zum Farbestoff viel größere Beständigkeit des zu bleichenden Körpers, gegründet, und das Wesen der Kunst besteht in dem Hervorrufen solcher Bedingungen, unter welchen, ohne den zu

Grunde liegenden Stoff zu gefährden, die anhängenden Pigmente zerstört und in einen Zustand gebracht werden, in welchem sie löslich, also leicht entfernbar sind. Seiner hohen Wichtigkeit im praktischen Leben und des bedeutenden Umfangs wegen, in welchem es betrieben wird, nimmt das B. der verschiedenen Faserstoffe und der aus ihnen erzeugten Garne und Gewebe bei weitem den ersten Rang ein. Die dafür im Großen allein anwendbaren chemischen Bleichmittel sind Licht, Luft und Feuchtigkeit (zusammenwirkend in der Rasenbleiche), die kohlensauren und ätzenden Alkalien, das Chlor als Gas, als Chlorwasser und in den chlorichtsauren Alkalien, und die schwefelichte Säure. Die Rasenbleiche oder natürliche Bleiche wird nur für baumwollene und leinene Garne und Gewebe angewendet. Die vorher in Flußwasser eingeweichten und gewaschenen baumwollenen Zeuche werden auf der Wiese, dem Bleichplatze, der Einwirkung der Luft, des Sonnenlichts und der Feuchtigkeit ausgesetzt, je nach der Witterung 2 — 3 Tage, dann mit heißer alkalischer Lauge behandelt, gebeucht, was mehre Male wiederholt wird, in den Sommermonaten 2 — 3mal, im Winter 3 — 4mal, bis zur Darlegung der völligen Weiße. Dann werden die Zeuche in einem Bad aus einem Theil koncentrirter Schwefelsäure auf 70 — 80 Theile Wasser 24 Stunden lang eingeweicht, so daß sie ganz untergetaucht sind, und endlich, um jede Spur von Säure zu entfernen, durch nochmaliges Waschen und Walken wohl gereinigt und getrocknet. Zum Beuchen werden kohlensaure oder ätzende Alkalien gebraucht; letztere beschleunigen die Arbeit, ohne bei Baumwolle Nachtheil zu bringen. Die Kunst des Leinwandbleichens besteht hauptsächlich darin, je nach der Art des Gewebes und je nach der Jahreszeit und Witterung ein solches Maß in der Zahl der Operationen und in den angewandten Stoffmengen zu treffen, daß ohne Gefährdung der Faser das Pigment in möglichst kurzer Zeit weggeschafft werde. Der ältern Praxis nach glaubte man, nur durch die Anwendung schwacher und kohlensaurer Laugen und längeres, oft wiederholtes Auslegen auf die Wiese den Faden ungefährdet zu erhalten. Oft erforderte hiernach das Ausbleichen der Leinwand mehr als ein halbes Jahr. Dieses lange Liegen unter dem Einfluß von Licht, Luft und Feuchtigkeit, die vielen Manipulationen und oft wiederholten Operationen müssen aber nothwendig den Faden schwächen, was schon der große Gewichtsverlust der gebleichten gegen die rohe Leinwand, der beim älteren Verfahren oft bis 30 Procent steigt, genügend beweiset. Erst durch die allgemeinere Aufnahme der Gährung und die Anwendung der Sauerbäder mit verdünnter Schwefelsäure ist dieses Verfahren verbessert und abgekürzt worden. Eine schnelle und mit Vorsicht geleitete Bleiche schadet dem Stoff keineswegs; vermittelst kaustischer Alkalien, unter Anwendung von Chlor- und Sauerbädern kann bei zweckmäßigem Verfahren die Leinwand in weit geringerer Zeit ohne allen Nachtheil gebleicht werden, so daß der Gewichtsverlust noch etwas weniger als beim ältern Bleichverfahren beträgt. Das Chlor kommt bei der Chlorbleiche fast nur gebunden an Alkalien in Anwendung. Als Gas angewendet, ist seine Wirkung zu heftig, ungleichförmig und höchst gefährlich für die Einathmenden; Chlorwasser wirkt schneller und gleichförmiger, steht aber immer den chlorichtsauren Alkalien nach, welche die gleiche bleichende Wirkung wie das Chlor selbst ausüben, aber die Arbeiter nicht belästigen und durch das Alkali die freiwerdende Salzsäure binden. Aus diesen Gründen wird für die Bleicherei im Großen nur noch selten reines Chlorwasser, meist ein Gemenge von diesem mit Chlorkali (indem man das Chlor in ein schwach alkalisches Wasser, welches auf 500 Theile Wasser etwa 1 Theil Potasche enthält, streichen läßt) oder Chlorkalk angewendet, und zwar, wo man das Chlor an Ort u. Stelle selbst erzeugt, als flüssiger Chlorkalk, wo man es von außen bezieht, eine Auflösung des trocknen Chlorkalks. Während aber Baumwolle, deren natürlicher Farbestoff unbedeutend ist und den Bleichmitteln leicht weicht, ohne Schaden bloß mittels Chlor gebleicht werden kann, darf dieses für Leinwand erst dann gebraucht werden, wenn durch die vorausgegangenen Operationen der gewöhnlichen Rasenbleiche der größte Theil des färbenden Stoffs theils wirklich aufgelöst und weggeschafft, theils in lösliche Disposition versetzt ist, da sonst zu viele Chlorbäder angewendet werden müßten, welche dem Gewebe Nachtheil bringen würden. Deshalb wird die Leinwand zuerst auf dem Wege der Rasenbleiche zu dem als „Halbweiß" bezeichneten Grade geführt, worauf man dann die Anwendung eines Chlorbades, am besten aus dem oben angegebenen Gemisch von Chlorwasser und Chlorkali oder Chlornatron bestehend, eines Sauerbades, einer Beuche mit Aetzlauge und des Auslegens auf der Wiese mit Begießen so oft einander folgen läßt, bis das Zeuch ganz weiß ist. Auf das letzte Chlor- und Sauerbad folgt noch ein schwaches alkalisches Bad, um den Chlorgeruch zu entfernen, worauf nach dem letzten Auslegen auf der Wiese ein Sauerbad auch diesen Bleichprozeß schließt, der die erforderliche Zeit um 3 — 4 und für ganz weiße Waare auch um 5 Wochen abkürzt. Die fertig gebleichten Baumwollen- und Leinenzeuche werden, um den letzten gelben Stich, welcher ihnen hartnäckig anklebt und auch, wenn er entfernt war, auf dem Lager wiederkehrt, zu verdecken, durch irgend einen, in Wasser vertheilten blauen Farbestoff, am besten durch Indigopräcipitat, mehr oder weniger gebläut. Die schwefelichte Säure findet als Bleichmittel Anwendung zum B. der Wollengarne und Wollenzeuche. Sollen diese weiß dargestellt oder zur Aufnahme heller Farben vorbereitet werden, so kann hierzu weder Chlor, noch Luft und Licht verwendet werden, denn durch beides wird die Wolle schmutzig gelb gefärbt, sondern die schwefelichte Säure. Die rohe Wolle wird zuerst von anhängendem Schmutz durch Waschen in Fluß- oder in etwas erwärmtem Wasser gereinigt, dann der sogenannte Schweiß, d. h. eine fettige von der Ausdünstung des Schafs herrührende Materie, durch Waschen in einem verdünnten Alkali entzogen. Die aus diesen alkalischen Vorbereitungsbädern wohl ausgewaschene Wolle wird dann durch schwefelichte Säure gebleicht. Wendet man diese

in flüssiger Gestalt an, zu welchem Zweck man sie aus koncentrirter Schwefelsäure und Sägespänen, besser gepulverter Holzkohle, bereitet, so werden auf einen Theil Schwefelsäure gewöhnlich 8 — 12 Theile Wasser vorgeschlagen, je nach Qualität und Färbung der Wolle. In diesem schwefelichtsauren Wasser wird die Wollwaare 24 — 48 Stunden eingeweicht, öfters umgewendet, um gleichförmige Durchdringung zu befördern, und darauf wohl ausgewaschen. Nach der älteren Methode läßt man die gasförmige schwefelichte Säure auf die feucht hineingebrachte Wollwaare 12 — 24 Stunden einwirken (das sogenannte Schwefeln), was durch Verbrennen von Schwefel in Schwefelkasten oder Schwefelkammern geschieht, die bei gehöriger Einrichtung mit leicht zu regulirenden Luftzügen versehen sind, um während der Operation das Ausströmen des schwefelichtsauren Gases durch Fugen und Spalten zu verhindern, und nach vollendeter Operation alles Gas wegzuführen, ehe Menschen hineintreten, um das gebleichte Zeuch herauszunehmen. Diejenigen Wollwaaren, welche weiß in den Handel kommen, stellt man gewöhnlich dem Auge noch dadurch ansprechender dar, daß man sie durch ein milchichtes Bad aus kaltem Wasser und fein geschlämmter Kreide durchzieht. Auch kohlensaures Zinkoxyd und schwefelsaures Bleioxyd sind zu diesem Behufe versucht worden. Einen blauen Teint gibt man durch Indigoniederschlag, Berlinerblau ꝛc.

Bleichsucht (Chlorosis, Icterus albus, Cachexia virginum), eine schleichende Krankheit der Mädchen, welche auf einer mit der Pubertätsentwickelung wesentlich zusammenhängenden eigenthümlichen Entmischung des Blutes beruht und sich vornehmlich durch leichenartige, sanft ins Grünliche schimmernde Blässe der Hautfarbe offenbart. Die Krankheit befällt am häufigsten Mädchen von gracilen, erethistischer Konstitution in den ersten Jahren der Pubertät, in unserem Klima zwischen dem 14.—18. Jahre. Man unterscheidet drei Stadien derselben. Im ersten Stadium verliert sich allmählig die Munterkeit des Körpers u. des Geistes; der Appetit u. die Verdauung verschlechtern sich, der gesammte Assimilationsprozeß beginnt zu sinken, u. es sind besonders die beiden Haupttriebwerke dieses Prozesses, der Magen u. das Herz, welche ihre gesunkene Energie durch abnorme Empfindungen und Bewegungen bekunden. Die Kranken klagen über verdorbenen Geschmack, Abneigung gegen sonstige Lieblingsgenüsse, Ruktation, Flatulenz, Herzklopfen, Kongestionen, Angstgefühl u. dgl., der Stuhlgang ist träge, die Fäces sehr trocken und ungefärbt. Der Grundcharakter der Krankheit in diesem Stadium besteht in allmähliger Blutverarmung. Nach mehren Wochen, selbst erst Monaten, geht nun der Zustand in das zweite Stadium, die ausgebildete B., über. Unter den allgemeinen Erscheinungen tritt zunächst eine eigenthümliche Leichenblässe der ganzen Hautoberfläche hervor, am stärksten im Gesichte und am Halse, wo sich auch am meisten jene wachsähnliche Durchsichtigkeit der Haut zeigt, die sich von dem gewöhnlichen Oedem durch größere Elasticität unterscheidet. Hierdurch erhält das Gesicht einen leichten Anflug von Gedunsenheit, ein zartes Wachskolorit, welches, durch die stark hervortretende Blässe der Lippen, Mundwinkel, Nasenflügel und Augenlider, sowie durch die von einem bläulichen Schimmer umflossenen, matt und schmachtend blickenden Augen eigenthümlich markirt, den Leidenszügen einen wahrhaft interessanten Anstrich verleiht. Die Haut ist übrigens unthätig, ohne Schweiß und kalt, wie denn überhaupt die geringe Wärmeentwickelung des ganzen Körpers sich durch das Frostgefühl des Kranken zu erkennen gibt. Die Muskelschwäche erreicht einen unverhältnißmäßig hohen Grad, die Kranken möchten immer schlafen. In der Regel ist bei Bleichsüchtigen die Menstruation noch gar nicht erschienen, wiewohl sich häufig die damit verbundenen Beschwerden einstellen, oder sie ist wenigstens äusserst sparsam und blaß gefärbt, wie Fleischwasser. Auch leiden manche Bleichsüchtige an Leukorrhöe. Die geschlechtliche Zuneigung mangelt in der Regel gänzlich. Die ganzen Funktionen der Verdauung u. Blutbildung sind krankhaft verändert und theilweise ganz unterdrückt. Der Appetit ist außerordentlich schwach, die kleinsten Mahlzeiten machen allerhand Verdauungsbeschwerden, nur einigermaßen schwere Speisen werden wieder weggebrochen, und doch haben die Kranken manchmal einen wahren Heißhunger auf ungewöhnliche, selbst ungenießbare Dinge, wie erdige Stoffe u. dgl. Der Leib ist meistens aufgetrieben, Verstopfung und schleimige Durchfälle wechseln mit einander ab. Der Urin ist immer sparsam, meist dünn und hell, nur zuweilen dick und mit schleimigem Bodensatze. Die krankhafte Umstimmung des Gangliennervensystems, wovon die Unordnung sämmtlicher Unterleibsfunktionen abhängig ist, gibt sich auch weiterhin auf mehr oder weniger direktem Wege durch krankhafte u. neuralgische Beschwerden mancherlei Art, Zahnschmerz, Kopfschmerz, Sinnestäuschungen, Schwindel, Ohnmachten, Brustkrämpfe, selbst allgemeine konvulsivische Zufälle, ferner durch unvollkommenen, von schweren Träumen beunruhigten Schlaf, ungeachtet der dringlichen Somnolenz, sowie durch wahrhaft melancholische Gemüthsstimmung zu erkennen. Auffallende Veränderungen zeigen sich im Blutumlaufe. Der Puls ist klein, schwach, meistens frequent, ohne eigentlich fieberhaft zu seyn, dabei aber immer sehr variabel, durch die leichtesten Einflüsse bestimmbar. Ebenso variabel sind die Bewegungen des Herzens, welches in der Regel ein starkes Klopfen wahrnehmen läßt. Jede gemüthliche oder körperliche Erregung verursacht heftiges Herzklopfen und Dyspnöe. Der Grundcharakter dieses Stadiums ist nicht bloß Blutarmuth, sondern zugleich eigenthümliche Blutmischung (Hydrohämie). Wird nun der Krankheit von der Natur oder der Kunst Einhalt gethan, so erfolgt unter frischem Aufleben der Digestion und Assimilaton, unter Eintritt des Normalverhältnisses aller einzelnen Funktionen, wohin ganz besonders auch das regelmäßige Erscheinen des Monatsflusses zu rechnen ist, baldige Genesung; wo nicht, so geht die Krankheit nach 4—8monatlicher Dauer in das dritte Stadium, die Cachexia chlorotica, über. Ein nunmehr wirklich ausgebildetes

schleichendes Fieber droht die letzten Kräfte des Organismus aufzureiben. Die Hautfarbe wird mehr erdfahl, gelbgrünlich, die Kälte der Haut fast eisig. Die Muskelkraft ist aufs Aeußerste erschöpft, und selbst der gezwungensten Anstrengung des Willens gelingt es nicht mehr, die Erschöpfung der Irritabilität zu überwinden. Krampf oder Schmerz sind fast die einzigen Bewegung hervorrufenden Stimuli. Es ist nun gänzliche Appetitlosigkeit eingetreten; die Verdauung liegt vollkommen darnieder. Der unterbrochene Halbschlaf hat alle stärkende Kraft verloren. Es stellt sich Meteorismus und kolliquative Diarrhöe ein. Das Oedem der Füße geht bald in allgemeine Wassersucht über, welche dann gewöhnlich die gänzliche Auflösung herbeiführt. Der Grundcharakter dieses Stadiums besteht in dem höchsten Grade von Hydrohämie, bei welchem das Gleichgewicht zwischen der vitalen Selbsterhaltungskraft und der Macht der Krankheit bereits zu Gunsten der letzteren aufgehoben ist. Hat der weibliche Körper, zufolge angeborner oder, was noch viel häufiger, angezogener Schwäche, zufolge des übereilten Wachsthums, der Tendenz zu voreiliger Entwickelung, oder was sonst für schwächender und das Gleichgewicht der einzelnen Körpersysteme störender Einflüsse, diesen Vorrath von plastischer Kraft zur Zeit der bevorstehenden Entwickelung nicht aufbringen können, so sind damit die Hauptmomente der Prädisposition und wirklichen Entstehung für unsere Krankheit gegeben. Selten sind organische Fehler der inneren und äußeren Geschlechtstheile die Entstehungsursache. Mädchen von zartem Baue, schlaffer, weicher Faser, feiner, durchsichtiger Haut, besonders solche, deren freie Entwickelung der Jugendkraft durch Skrophulose, Rhachitis oder andere konstitutionelle Krankheiten während der Kinderjahre beeinträchtigt worden ist, moralisch und physisch verzogene Städterinnen, arme Mädchen, die in ungesunden Wohnungen und von schlechter Kost leben müssen, werden am leichtesten und ganz besonders, wenn noch Gelegenheitsursachen hinzutreten, jedoch auch ohne diese, bleichsüchtig. Von den letzteren sind zu nennen: heftige und namentlich deprimirende Gemüthsbewegungen, moralische und physische Onanie, alle solche Krankheiten, welche die plastische Kraft auf lange Zeit depotenziren, jener Unsinn des anhaltenden Essigtrinkens behufs einer Bleichung der vielleicht für zu roth gehaltenen Wangen, anhaltende Beraubung des Schlafes, heftige und wiederholte Erkältungen — und dieses Alles um so mehr, je näher die Einwirkung solcher Ursachen mit der Zeit der intendirten Menstruation zusammenfällt. Die besten Beobachtungen in Verbindung mit chemischen Analysen thun zur Genüge dar, daß der Hauptcharakter des chlorotischen Blutes in relativem Ueberflusse an wässerigen, eiweißstoffigen und Mangel an festen Bestandtheilen begründet ist. Man kann daher, wenn auch nicht gerade mit Bestimmtheit, eine absolute, doch füglich eine hinsichtlich ihrer Hauptbestandtheile relative Oligämie in der B. konstant annehmen und das Wesen der B. ist in eine von der in ihrer Entwickelung gestörten Geschlechtssphäre ausgehende und durch den Statt findenden unmittelbaren Nervenzusammenhang auf den Herd der Blutbildung übertragene Störung und Verschlechterung des gesammten Blutbildungsprozesses, dessen Produkt ein nicht genug veredeltes, eiweißstoffiges Blut (Hydrohämie) ist, zu setzen. So lange die Krankheit das zweite Stadium noch nicht überschritten und sich nicht mit anderen bedeutenden Krankheiten, wie Tuberkulose der Lungen, organischen Fehlern des Herzens &c., komplicirt hat, ist sie unter übrigens nicht zu ungünstigen Umständen und bei richtiger Behandlung in der Regel vollkommen heilbar, und zwar um so leichter, je frischer die Krankheit, je schneller ihre Veranlassungen zu heben sind und je besser die Konstitution des Individuums überhaupt ist. Zuweilen geht dann die Krankheit wie ein Hauch ganz von selbst vorüber. Dagegen ist unter umgekehrten Verhältnissen das Leben mehr oder weniger gefährdet, am meisten, wenn bereits das dritte Stadium vollkommen ausgebildet ist. Sehr lange Dauer der Krankheit läßt, auch wenn es nicht bis zum dritten Stadium kommt, bleibende üble Folgen fürchten, wie organische Krankheiten des Herzens oder der innern Geschlechtstheile, Unfruchtbarkeit, Neigung zum Abortus, oder, wenn es bis zur regelmäßigen Geburt kommt, wenigstens Schwäche und Kränklichkeit der gebornen Kinder. Unter allen übrigen Merkmalen der Genesung steht das Erscheinen der normalen Menstruation als das zuverlässigste sonstige Zeichen obenan. Das prophylaktische Verfahren besteht darin, daß man bei der Erziehung der weiblichen Jugend auf geeignetem Wege der moralischen und physischen Erschlaffung und Verweichlichung entgegenarbeitet, die vielleicht mit angeerbter schwächlicher Konstitution behafteten Mädchen auf die Weise zu kräftigen, eine übereilte körperliche und geistige Entwickelung, besonders aber die geschlechtliche Frühreife, durch Bewahrung eines ächt kindlichen, natürlichen, frischen Sinnes und dem entsprechende Lebensweise möglichst zu verhüten sucht. Bei der kurativen Behandlung ist die Hinwegräumung der oft noch fortwirkenden näheren oder entfernteren Krankheitsursachen das Erste, daher die Einführung einer in jeder Art entsprechenden Lebensweise, welche ganz besonders hier von der größten Wichtigkeit ist u. im Anfang der Krankheit oft schon allein zur völligen Heilung ausreicht. Man sorge daher vor Allem dafur, daß die Kranken sich immer in reiner, gesunder, sonniger Luft, wo möglich auf dem Lande befinden, sich täglich stundenlang im Freien angemessene Bewegung machen, auch Gelegenheit bekommen, bei besonderer Neigung ein Tänzchen oder gesellige Spiele zu versuchen und überhaupt immer aufheiternde körperliche und geistige Beschäftigung und Unterhaltung haben, sowie für leichte, aber nahrhafte, mehr animalische Kost, fleißiges Trinken frischen, einfachen oder mit Wein oder einer milden Säure vermischten Wassers, dagegen für Vermeidung vieler warmen erschlaffenden Getränke, des Kaffees (statt dessen abgekochte Milch oder leichtes Warmbier), des Thees &c. Wenn es die Jahreszeit erlaubt, lasse man kalte Flußbäder gebrauchen, zu jeder Jahreszeit aber wenigstens warme Waschungen, ganz vorzüglich

der Sakral- und hypogastrischen Gegend vornehmen. Des Arztes ganze Bemühung muß dahin gehen, die Bereitung eines kräftigen, gesunden Blutes und die Geschlechtsentwickelung auf die richtige Weise zu fördern. Die arzneilichen Hauptmittel in dieser Krankheit gehören in die Klasse der Tonica; jedoch darf man meistens zu den heilkräftigsten derselben nur in allmähliger Gradation übergehen. Die Hauptkur beginnt mit leichten Aufgüssen des Calomel aromat., der Cascarilla, der Folia aurant. u. geht dann, unter steter Bevorzugung derjenigen Mittel, welche erfahrungsgemäß in specieller Beziehung zur Kräftigung des Uterinsystems stehen, zu den Extrakten oder Aufgüssen von Rheum, Millefolium, Marrubium, Carduus bened., Gentiana, Absinthium, Quassia, sowie zu Gummiresinen, besonders Myrrha, Galbanum u. Asa foetida über, um endlich zu dem Hauptmittel, dem Eisen, zu gelangen, wo man ebenfalls mit leichteren Präparaten beginnt. Oft muß man mit den Eisenpräparaten zur Unterstützung der Verdauung bittere, aromatische, auch wohl gelind auf den Stuhl wirkende Mittel verbinden; ist die Verdauungskraft schon gehoben, so eignet sich die China zur Verbindung mit den Eisenmitteln. Unter anderen aromatischen Zusätzen verdient der von Vanille oder Zimmt im Aufgusse oder Pulver besondere Erwähnung. Zur Nachkur eignen sich außerdem besonders die eisenhaltigen Mineralquellen, wie der Franzensbrunnen, Fachingen, Spaa, Pyrmont, Dryburg, Schwalbach, auch die alkalischen Thermen von Schlangenbad, Teplitz und vorzüglich Ems; bei ärmeren Kranken künstliche Stahl- oder aromatische Kräuterbäder. Zeigt sich dessenungeachtet Neigung zu Rückfällen, so ist radikale Heilung gewöhnlich nur in der baldigen Verheirathung zu finden. Im dritten Stadium und bei starkem Hervortreten der wassersüchtigen Symptome sind aus den antihydropischen Mitteln die mildern, wie Tartarus boraxatus, Colchicum (Tinktur u. Oxymel), Extractum pimpinellae, die Aufgüsse von Juniperus, Uva ursi u. dgl., auszuwählen u. dieselben mit den früher genannten leichteren bitter-aromatischen Mitteln zu verbinden; bei mehr rein hektischer Kolliquation aber die mildesten Präparate der China (Chininsalze), die fein-aromatischen Stoffe, wie Zimmt, Vanille, nebst einer ganz leichten, aber doch nahrhaften Kost, spirituös-aromatischen Hautwaschungen, dergleichen Kataplasmen auf den Unterleib, zu verordnen, um, wenn es gelingt, die Krankheit auf ihre frühere einfache Gestalt zurückzuführen, dann die nach den Umständen zu modificirende eigentlich antichlorotische Behandlung eintreten zu lassen. Oft verlangen noch mancherlei einzelne Symptome, wie krampfhafte und neuralgische Zufälle, Schlaflosigkeit, kolliquative Diarrhöen, den Gebrauch palliativer Linderungsmittel, unter denen das Opium mit seinen Präparaten, Crocus, Extractum hyoscyami und Lactucarium vorzugsweise zu nennen sind. Vgl. Grimm, Die B., Leipzig 1840; Richter, Blutarmuth und B., das. 1850; Valentiner, Die B. und ihre Heilung, Kiel 1851.

Bleidämpfe, s. Bleirauch.

Bleierde, Gemenge von Bleisalzen mit Thon. In der Regel ist der grauen, durch Eisen auch braun, gelb und roth gefärbten Masse Weiß- und Buntbleierz eingemengt; seltener findet sich Vitriolbleierz darin. Die Substanz ist erdig, matt, riecht nach Thon beim Anhauchen und kommt mit verschiedenen Brennmaterialien vor, füllt Klüfte und Höhlungen aus und umhüllt u. überzieht andere Erze. Fundorte sind Cellerfeld am Harze, Tarnowitz in Schlesien, Badenweiler im Schwarzwalde, Krakau in Polen, Nertschinsk in Sibirien. Die B. wird auf Blei benutzt.

Bleiessig (Bleiextrakt, Acetum plumbicum, Extractum saturninum), ein als äußerliches Heilmittel vielfach angewendetes Präparat, das im Wesentlichen aus einer Auflösung von basisch essigsaurem Bleioxyd besteht. Früher wurde der B. durch Kochen von Essig mit Ueberschuß von präparirter Bleiglätte bereitet, jetzt stellt man ihn fast allgemein durch Digestion einer Bleizuckerlösung mit Bleiglätte dar. Er bildet eine farblose Flüssigkeit von 1,200—1,240 specifischem Gewicht, hat einen süßherben Geschmack, reagirt alkalisch; bei Luftzutritt scheidet sich ein weißer Niederschlag, ein Gemenge von kohlensaurem u. fünffach basisch essigsaurem Bleioxyd ab, dasselbe geschieht noch schneller beim Verdünnen mit kohlensäurehaltigem Wasser. Ein Gemisch von einem Theil B., 48 Theilen Brunnenwasser, 4 Theilen Weingeist findet als Goulardswasser (Aqua vegeto-mineralis Goulardi) vielfache äußerliche Anwendung als kühlendes Mittel.

Bleiglanz (hexaedrischer B.), das verbreitetste Bleierz von regulärem Krystallsystem; bei vorherrschender Würfelform finden sich auch Oktaeder, Kombinationen des Würfels mit dem Oktaeder und mit dem Ikositetraeder. Die Oberfläche des Würfels ist parallel den Kombinationskanten mit dem Oktaeder gestreift. Die Theilbarkeit ist vollkommen nach den Würfelflächen, die Härte 2,5, das specifische Gewicht 7,5 bis 7,6, die Farbe bei Metallglanz bleigrau, bisweilen bunt angelaufen, namentlich an den Oktaederflächen, der Strich graulich-schwarz. Die Bestandtheile sind einfach Schwefelblei, dem in der Regel etwas Schwefelsilber beigemengt ist, zuweilen noch Antimon, Eisen, Kupfer, Spuren von Arsenik, Selen, Gold. Beim Erhitzen dekrepitirt der B. stark. Vor dem Löthrohre auf der Kohle setzt er einen weißen Streifen von antimoniger Säure ab, wenn er Antimon enthält. In stärkerer Hitze brennt der Schwefel ab und es bleibt ein Bleikorn, welches, auf Knochenasche abgetrieben, fast immer etwas mehr oder weniger Silber enthält; hält der Bleiglanz etwas Kupfer, so färbt derselbe die Knochenasche bei diesem Versuche grünlich. Ein Gehalt von Eisen hinterläßt eine bräunliche oder schwarze Farbe. Bei einem Gehalte von Selen verbreitet sich Rettiggeruch, bei einem Gehalt von Arsenik Knoblauchgeruch. Der B. findet sich sehr häufig krystallisirt, zum Theil in sehr großen Krystallen, die öfters ein zerfressenes Ansehen haben. Er kommt röhrenförmig, gestrickt, traubig, derb und eingesprengt, von grobkörniger bis ins Dichte verlaufender Zusammensetzung vor. Nach der Größe des Kornes unterscheidet der Berg- und Hüttenmann grob-, klein- und feinspeisigen B. Er findet sich auf La-

gern und Gängen vom Urgebirge an durch alle Bildungen hindurch bis zum Lias, ist also eines der verbreitetsten Erze. Schöne krystallisirte Abänderungen trifft man zu Freiberg, zu Johanngeorgenstadt und Annaberg am Erzgebirge, zu Andreasberg am Harze, zu Neudorf im Anhaltischen, zu Przibram und Mies in Böhmen, zu Dillenburg im Nassauischen, auf dem Wenzelsgange bei Wolfach im Schwarzwalde. Mächtige Lager von B.en finden sich bei Windischkappel und Bleiberg in Kärnthen, sowie in Granada in Spanien vor; fast ebenso mächtig als diese Lager sind oft Gänge, welche B.e führen, am Harze, im Schwarzwalde, im Nassauischen, in England, Schottland, Siebenbürgen &c. Der B. ist dasjenige Erz, woraus die größte Masse von metallischem Blei und Bleiglätte dargestellt wird. Außerdem liefert derselbe viel Silber und wird im rohen Zustande, in welchem er Alquifour genannt wird, zur Glasur der Töpferwaaren verwendet, woher der Name Glasurerz und Gasenerz rührt.

Bleiglimmer, krystallisirtes Weißbleierz, in zarten Blättchen angeschossen, kommt bei Andreasberg am Harz vor.

Bleiglöte, s. v. a. Bleiglätte, s. Blei.

Bleigold, Legirung von Blei und Gold.

Bleikalk, s. v. a. Bleioxyd.

Bleikönig, das beim Probiren des Bleierzes und bei Bereitung des Bleiglases (s. Glas) unten im Tiegel sich ansetzende Blei in metallischer Form.

Bleikolik (Colica saturnina), Kolik in Folge von Bleivergiftung; s. Bleisalze, vgl. Kolik.

Bleilähmung, s. Bleisalze.

Bleilegirungen, s. Blei.

Bleimagisterium (Magisterium Saturni), weißer Niederschlag aus Bleizuckerlösung durch Kali oder durch Schwefelsäure, sonst officinell, als Schminke höchst schädlich.

Bleimilch, eine durch Wasser getränkte Auflösung des Bleizuckers.

Bleimulm (Bleischwärze), zerstörter, vielleicht mechanisch zerriebener Bleiglanz.

Bleiniere, dichter gemeiner Arsenikbleispath (Grünbleierz), von derb nierenförmiger u. krummschalig abgesonderter Beschaffenheit, auch durch Eisenoxyd und erdige Bestandtheile verunreinigt.

Bleiocker (natürliche Mennige), s. Mennige.

Bleiöl (Oleum plumbi s. Saturni), dickliche Auflösung des Bleizuckers in Terpentinöl.

Bleioxyd, s. Blei.

Bleioxydsalze, s. v. a. Bleisalze.

Bleioxydhydrat, Bleioxydul, s. Blei.

Bleipräparate, alle zu pharmaceutischen Zwecken in den Apotheken präparirten Arzneien und chemischen Mischungen. Dahin gehören die verschiedenen Bleiwasser, Bleiöle, Bleipflaster, Bleiessige, Bleisalben, Bleisalze und Bleicerate.

Bleirauch, Bleidämpfe, welche sich beim Schmelzen des Blei's und beim Abtreiben des Silbers entwickeln und sehr nachtheilig auf die Gesundheit der Bleihüttenarbeiter einwirken. Der B. setzt sich in den Rauchfängen als ein weißer, lockerer Anflug an, dessen Bestandtheile 3 Theile kohlensaures Bleioxyd, 3 Theile Spießglanzoxyd u. erdige Stoffe bilden. Er gibt ein gutes Malerweiß, ist aber als Weißschminke verwerflich.

Bleiroth, s. v. a. Mennige, s. Blei.

Bleisalze, Verbindungen des Bleioxyds mit Säuren, sind in Wasser theils löslich, theils unlöslich. Erstere bilden meist eine saure oder alkalisch reagirende Lösung von zuckersüßem, zusammenziehendem Geschmack, worin alle Salze, deren Säuren mit dem Bleioxyd eine unlösliche oder schwerlösliche Verbindung eingehen (Schwefel-, Phosphor- und Kohlensäure, ferner die Säuren des Arsens, Chroms, die Weinstein-, Citronen-, Klee- und Bernsteinsäure), Niederschläge erzeugen, welche sämmtlich in verdünnter Salpetersäure mehr oder weniger leicht löslich sind; letztere sind meist in verdünnter, erhitzter Salzsäure löslich. Von den B.n sind besonders zwei wegen der allgemeinen Anwendung im gewöhnlichen Leben von Wichtigkeit, nämlich Bleizucker (essigsaures Bleioxyd) und Bleiweiß (s. Blei). Vergiftungsfälle durch diese kommen nicht selten vor. Die vergiftende Wirkung des Bleizuckers erfolgt entweder durch Aetzung der Magendarmschleimhaut oder durch krankhafte Umwandlung (chemische Zersetzung) des Bluts. Die Modifikation der Wirkung hängt von dem quantitativen Verhältniß des einverleibten Giftes ab; der Tod durch Aetzung ist die unmittelbare Folge großer, der durch Blutzersetzung die Wirkung kleinerer Gaben. In beiden Fällen geht das essigsaure Bleioxyd mit den Absonderungsprodukten und den Kontentis des Nahrungskanals eigene Verbindungen ein, welche im Wasser zum Theil und schwer, in der im Magen vorhandenen freien Milch- und Salzsäure jedoch leicht löslich sind und dann resorbirt und in die Cirkulationsorgane eingeführt auf das Blut entmischend wirkten. Erfolgt eine vollständige Zersetzung des essigsauren Bleioxyds durch die Verdauungssäfte, so wirkt das mit diesen eine eigene Verbindung (Bleizucker mit Verdauungsstoff) konstituirende Metallsalz auch nicht mehr ätzend oder zersetzend auf die organischen Flächen des Nahrungskanals, sondern gelangt, nachdem es durch die freie Magensäure aufgelöst und in dieser Gestalt resorbirt worden, ins Blut und zersetzt dieses, wobei es sich aus der mikroskopischen Untersuchung von Froschblut, welches einer koncentrirten Bleizuckerlösung zugesetzt wurde, ergab, daß die Blutkörperchen selbst wahrscheinlich keine Veränderung erleiden und diese sich lediglich auf das Blutwasser beschränke, indem der faserstoffige Bestandtheil sich ausscheidet und der albuminöse eine theilweise ungelöste Verbindung eingeht. Das auf diese Weise entmischte Blut wirkt wiederum zersetzend auf die thierischen Gewebe, und es ist jene Röthe, welche man in den Darmgebilden antrifft, eben die Wirkung des entmischten Bluts. Bei der Leichenöffnung findet man dann keine Anätzung der Magendarmorgane, das Blut dunkler als gewöhnlich, kirschroth und im geronnenen Zustande. Geschieht hingegen die Zersetzung des mit den Magendarmsäften sich verbreitenden Bleizuckers nicht vollständig, so wirkt der unzersetzt gebliebene Theil durch unmittelbaren Kontakt mit der innern Magendarmhaut ätzend (zersetzend) auf diese ein, und zwar um so extensiver

und intensiver, je bedeutender das unzersetzt gebliebene Quantum war. Die bei Menschen beobachteten Vergiftungsfälle nach Bleieinwirkungen beziehen sich theils — und zwar in seltenern Fällen — auf eine rasch und intensiv hervortretende anätzende Reizung des Nahrungskanals, zu der sich späterhin noch die auf Nervenaffektion hindeutenden Erscheinungen gesellen u. der Tod, wenn nicht schleunige Hülfe geleistet wird, in kurzer Zeit eintritt, theils, und zwar in den bei weitem häufigern Fällen, auf die Symptome der Bleikolik u. Bleilähmung.

Die Bleikolik (Malerkolik, Hüttenkatze, colica saturnina s. mineralis s. pictorum) stellt sich leicht bei allen den Personen ein, welche den Bleieinwirkungen häufig ausgesetzt sind, wie bei Bleiweiß-, Bleizucker- u. Farbenfabrikanten, Malern u. Farbenreibern, Glasern, Vergoldern, Töpfern, Schriftgießern, Berg- und Hüttenarbeitern rc., aber sie erfolgt auch auf den Genuß der mit Bleiglätte verfälschten Weine, ja bisweilen auch auf den Genuß des durch bleierne Dachrinnen geflossenen Regenwassers, sowie der in bleiernen oder schlecht glasirten Gefäßen zubereiteten Speisen. Dieser Krankheitszustand wird durch folgende pathognomonische Erscheinungen charakterisirt: Der Patient klagt über äußerst heftige Leibschmerzen kneifender, krampfhaft zusammenziehender, schneidender Art, die vorzugsweise um die Nabelgegend fixirt sind, sich nach kürzeren oder längeren Zwischenräumen mit erneuerter Heftigkeit wiederum einstellen, durch auf diese Gegend ausgeübten Druck meist sich mildern und auf Rücken, Brust und Unterleib sich verbreiten. Die Bauchdecken um den Nabel sind tief nach innen gegen die Wirbelsäule zu eingezogen, wobei sich der Unterleib hart und höckerig anfühlt, als wenn er an einzelnen Stellen mit harten Knollen angefüllt wäre. Nächstdem findet hartnäckige Leibesverstopfung Statt, und die, mittelst Lavements mühsam ausgeleerten, oder auch von selbst abgehenden kleinen, rundlich geformten, harten und knolligen Fäkalstoffe gleichen äußerlich dem Schaf- oder Ziegenkothe. Ungleich seltener stellt sich statt dieser Obstruktion Diarrhöe ein; die gewöhnlichen Symptome sind dabei trockener Hals und Mund, bleiche, ins Gelbliche spielende Gesichtsfarbe, leidende und angstverkündende Physiognomie, häufiges Aufstoßen und andere dyspeptische Zeichen, endlich mehr oder minder anhaltendes Erbrechen galliger, grünlich gefärbter Stoffe, große Beängstigung, Schluchzen, Gliederzittern, in Taubheit und Lähmung übergehende Schmerzen und Krämpfe in den Untergliedmaßen, kleiner, härtlicher, krampfhaft kontrahirender, bisweilen aber auch langsamer und weiter, oder in selteneren Fällen accelerirter, harter und voller Puls. Der Zustand ist gemeinhin fast fieberlos. Die Haut hat ein schmutziges, erdfahles, zusammengeschrumpftes Ansehen und ist mit kalten visciden Schweißen bedeckt, und die Muskeln fühlen sich holzartig hart an. Zu diesen Symptomen gesellen sich bei chronischem Verlaufe des Uebels fortschreitende Abzehrung, große Mattigkeit, eine eigenthümliche Engbrüstigkeit (Asthma saturninum), Anfälle von Schwindel, Trübungen der Gehirnfunktionen, der Sinnesorgane, zumal Blindheit, bedeutende Digestionsstörungen und noch Lähmung der Muskeln hinzu, wobei die letzteren gleichzeitig im auffallenden Verhältnisse mager und entkräftet werden. Diese Paralyse ergreift vorzugsweise die Obergliedmaßen und bietet, wenn sie von bedeutendem Umfange ist, in der Stellung der Hand ein charakteristisches Merkmal dar, indem diese fast immer in der Flexion sich befindet — ausgenommen, wenn der Arm an der Seite gerade herabhängt — und bei der Bewegung des Kranken ganz locker baumelt. Auch kann dieser die Arme nicht ausstrecken und hebt einen mit Hülfe des andern. Was das Heilverfahren anlangt, so reiche man in Fällen, wo kein Erbrechen Statt findet, um dieses hervorzurufen, sogleich ein Brechmittel von schwefelsaurem Zink, welches hier gleichzeitig von chemischer Seite wohlthätig wirkt. Hat der Patient schon hinlängliche Ausleerungen nach oben gehabt, so kommen solche Mittel an die Reihe, welche auf die vergiftende Bleiverbindung chemisch zersetzend wirken. Hierher gehören die schwefelsauren Salze und obenan schwefelsaure Magnesia und schwefelsaures Natron, welche auf die Weise wirken, daß sie die Bleiverbindung in schwefelsaures Bleioxyd umwandeln, welches unlöslich und auch nach Orfila's an Thieren angestellten Versuchen unschädlich ist. Neben dieser sicher antidotischen Wirkung kommt aber auch noch ganz besonders die purgirende Eigenschaft dieser Salze in Betracht, was hier, bei der hartnäckigen Verstopfung um so mehr indicirt ist. Man verordnet sie entweder für sich in einer warmen wässerigen Lösung zu 1 bis 1½ Unzen, dabei auch in Klystierform, auf welchem Wege sie auf das bereits in den Darmkanal übergegangene Gift in gleicher Weise zersetzend und dabei gleichzeitig eröffnend wirken, oder auch in Verbindung mit Ricinusöl, um dadurch noch mehr auf den Stuhl zu wirken. Sind gleichzeitig heftige Krampfanfälle vorhanden, ist der Kranke überhaupt von mehr sensibler Konstitution, so verbindet man damit zweckmäßig kleine Gaben Opium. Auch das in der pariser Charitéheilanstalt gegen Bleikolik seit langen Jahren bewährte und unter dem Namen Purgatif des peintres bekannte Mittel besteht hauptsächlich aus schwefelsaurer Magnesia in Verbindung mit Jalappe und Senna. Zuerst wird ein Sennaklystier mit Zusatz von Glaubersalz und Brechweinstein gegeben, gleichzeitig damit eine Laxanz von Bittersalz verbunden; ist auf beide Mittel hinlängliche Wirkung erfolgt, so werden Antispasmodica innerlich und äußerlich in Klystierform und hierauf Diaphoretica verordnet. Ebenso beruht die Wirkung des für diese Fälle empfohlenen Alauns nur in dessen Schwefelsäuregehalt und wird in Verbindung von ¼—½ Gran Opium zu 15—20 Gran gereicht. In allen diesen Verbindungen mit Opium zeigt sich dieses seiner gewöhnlichen Wirkung ganz entgegengesetzt, nicht als obstruirendes Mittel, sondern wirkt, gerade durch Beseitigung des zur Verstopfung Anlaß gebenden Darmkrampfes, leiberöffnend. Hat man die ebengenannten abführenden schwefelsauren Salze nicht zur Hand, so kann man einstweilen Eiweiß mit Wasser, Milch, Seifenwasser und schleimige Abkochungen reichen. Zur Mil-

derung der heftigen Kolikschmerzen dienen reizmindernde, einhüllend sänftigende Mittel, und unter diesen besonders die öligen, die sowohl innerlich als äußerlich benutzt werden. Prävaliren die spastischen Zufälle in hohem Grade, so ist Opium das Hülfsmittel, das auch nebenbei, wie angegeben, durch Lösung des die Obstruktion unterhaltenden Intestinalkrampfes eröffnend wirkt. Tritt jedoch das entzündliche Leiden überwiegend in den Vordergrund, ist der Kranke überhaupt zu entzündlichen und apoplektischen Uebeln geneigt und von kräftiger Konstitution, so ist das antiphlogistische Verfahren in seiner ganzen Ausdehnung (Aderlaß, Blutegel, Kalomel, antiphlogistische Klystiere, derivirende Fußbäder, Sinapismen auf die Waden) angezeigt. In allen andern Fällen leisten äußere schmerz- und krampfstillende Einreibungen mittelst narkotischer und aromatischer Substanzen, erweichende Umschläge, laue Bäder, bei Zeichen von Gehirnreizung Sinapismen auf die Waden, Vesikatorien in den Nacken, ableitende Fußbäder treffliche Dienste. Gegen die **Bleilähmung** haben sich die natürlichen Schwefelbäder, Friktionen der paralysirten Theile mit die Nerventhätigkeit kräftig erregenden Substanzen, als Aetzammoniak, Terpentinöl, Kampherspiritus, Kajeputöl, Kantharidentinktur, öfters heilsam bewiesen. In der Genesungsperiode wird hauptsächlich auf zweckmäßige Diät, Regulirung der noch immer zu beachtenden Darmfunktion und den Gebrauch tonischer und mild gewürzhafter Mittel, wie China, Kalmus, Orangenschalen, zu sehen seyn.

Bleistifte (Graphitstifte, Bleifedern, Reißblei), aus Graphit bestehende, häufig in Holz, Rohr oder Metall gefaßte Stifte, welche zum Schreiben, Zeichnen und Abreißen dienen. Graphit von solcher Beschaffenheit, daß er unmittelbar zu B.n verarbeitet werden kann, findet sich bloß in England. Daselbst zerschneidet man die großen Stücke zuerst mit dünnen Sägen in Blätter, welche auf den Flächen durch Schleifen auf einer horizontalen Scheibe von den Rissen der Säge befreit und geglättet und dann erst in Stifte gesägt werden. Diese werden entweder in dieser Form zum Gebrauch in metallenen (oft silbernen) Hülsen verkauft, oder in Holz gefaßt. Enthalten letztere ganze B., so sind sie theurer, als jene, in welchen der Graphit in einzelnen kurzen, in das Holz eingelegten Stücken besteht. Häufig findet man auch (besonders unter den englischen) eine Sorte B., bei welchen das Holz nicht in der ganzen Länge Graphit enthält, weil auf diese Art auch kürzere, jedoch ganze Stifte ohne Nachtheil des Käufers anwendbar sind, indem der Preis niedriger gestellt werden kann. Die vorzüglichsten B. sind die englischen, welche man im Gebrauche dadurch erkennt, daß sie im Zuspitzen eine äußerst milde und zähe Masse zeigen, auch ganz fein gespitzt sich nur langsam abnutzen und mit Zuverlässigkeit aushalten, sowie in der Schrift zarte wie starke Züge, ohne erkennbaren Eindruck auf die Unterlage, scharf und rein darstellen, daher sie als wahres Bedürfniß der Seefahrer, Architekten u. Geometer ihrer außerordentlich theuren Preise ungeachtet gesucht und allen andern Sorten vorgezogen werden. Auf chemischem Wege ist die verschiedenartige Qualität bei den englischen wie bei allen andern Bleistiftarten durch ihr Verhalten vor dem Löthrohre am entscheidendsten und am leichtesten zu ermitteln. Aecht englische B., langsam oder schnell erhitzt, entwickeln weder Dampf noch Ruß, sind von allen Arten am schwersten und nur auf eine kleine Entfernung vom Hitzpunkte zur Gluth zu bringen und verglimmen ohne allen Geruch sehr langsam; gänzlich erkaltet, hat die geglühte Spitze nur den Glanz der Schnittfläche verloren u. eine hellere, stahlgraue Farbe angenommen, zeigt aber in der Schrift nach wie vor dieselbe Milde und Reinheit. Bei der Seltenheit des dichten und reinen Graphits bereitet man schon seit langer Zeit (auch in England) theils aus den Abfällen, theils aus blätterigem, erdigem und staubähnlichem Graphit, wozu, außer dem englischen, der böhmische und der bayerische am besten geeignet sind, B. durch künstliche Mischung. Man bedient sich hierbei einer zweifachen Verfahrungsweise. Nach der älteren Methode bereitet man größere, dichtere künstliche Massen und zerschneidet sie wie das natürliche Reißblei in Stifte; nach der neueren, am Ende des verflossenen Jahrhunderts durch Conté und Hardtmuth zur fabrikmäßigen Ausübung gebrachten Methode aber formt man die Stifte unmittelbar aus der noch weichen Masse. Die Hauptschwierigkeit, gute künstliche B. zu erzeugen, liegt darin, ein Bindemittel zu finden, welches den Graphitstaub in eine dichte Masse verwandelt, ohne ihm seine für den Gebrauch unentbehrlichen Eigenschaften zu nehmen. Die unbrauchbarsten Bindemittel zu diesem Behufe sind solche, welche von klebriger Beschaffenheit sind und im Wasser aufgelöst werden, wie Gummi, Hausenblase, Leim, Traganth; denn da das Reißblei zu diesen Stoffen gar keine Verwandtschaft hat, so muß man entweder jene Auflösungen so dick nehmen, daß die Stifte schwer abfärben, oder man erhält diese nur sehr weich und brüchig. Der gegenwärtig fast allgemein übliche als Bindungsmittel dienende Zusatz zu dem fein zubereiteten Reißblei ist der Thon, durch welchen man eine bildsame, leicht in Stängelchen zu formende Mischung erhält, die, getrocknet, bis zum nöthigen Grade der Härte gebrannt werden kann und Stifte liefert, die bei sorgfältiger Bearbeitung den englischen aus dichtem Graphit ziemlich nahe kommen. Das Zerkleinern sowohl des Thones, als des Reißbleies geschieht durch Stoßen im Mörser oder durch Mahlen auf Mühlen, welche in kleineren Anstalten den Glasurmühlen der Töpfer gleichen; die zerkleinerten Stoffe werden gesiebt. Bei Reißblei von guter Beschaffenheit und wenn es nicht Stifte von der feinsten Gattung geben soll, ist das Schlämmen nicht durchaus nothwendig; doch muß der Thon sehr sorgfältig und so lange geschlämmt werden, bis jede Spur von sandigen, glimmerigen oder sonst rauhen Theilchen entfernt ist. Bei feiner Waare ist außer dem Schlämmen auch die innigste gleichförmige Vermischung beider Materialien und ihr quantitatives Verhältniß von hoher Wichtigkeit. Eine größere Menge Thon gibt härtere, weniger sattfarbige, mehr Graphit aber weiche, glänzendere, zu leicht sich abstumpfende Stifte. Das

Vermengen beider Bestandtheile zu einer ganz gleichartigen Masse geschieht am leichtesten im nassen Zustande. Um jedoch der einmal bewährt gefundenen Verhältnisse sich zu versichern, können Thon und Reißblei, jedes für sich getrocknet und in der nöthigen Menge genau abgewogen, wieder in den nassen Zustand versetzt und dann erst mit einander gemengt werden. Hierzu dient eine von Conté besonders konstruirte Mühle, doch kann auch eine Handmühle mit Sandsteinen benutzt werden. Der während der Mischung schon ziemlich zäh gewordene Teig muß nun noch recht gut durchgearbeitet werden, damit alle Luftblasen und Höhlungen verschwinden und eine nirgends unterbrochene, bildsame Masse entsteht; im Wesentlichen wird hierbei wie mit dem Material zu feinen Töpferarbeiten verfahren. Man zerschneidet nämlich die Masse mittelst eines in einen Bogen eingespannten Eisendrahtes in dünne Blätter, rollt und zertheilt diese nach verschiedenen Richtungen u. schlägt sie auf einer Steinplatte unter öfterem Zusammenrollen und Ausbreiten mit einem flachen Holzstücke so lange, bis keine Spur blasiger Räume oder sonstiger Unterbrechungen mehr zu bemerken ist. Zur Bildung der Stifte bedient man sich gewöhnlich der Formen aus in Leinöl gesottenem Holze, d. h. Breter mit vielen nahe aneinander stehenden parallelen Nuthen, deren Weite der Stärke der anzufertigenden Stifte entspricht. In diese Nuthen wird die Masse entweder bloß mit den Händen oder mit Hülfe eines Rollholzes, endlich bei dicken Stiften durch eine Hebelpresse eingedrückt. Statt des Holzes, welches sich durch die Nässe immer stark verpicht und bald unbrauchbar wird, hat Conté später metallene Formen angewendet. Zum bequemen Herausbringen der Stifte dient ein eigenes Instrument, welches aus parallelen, mit dem Rücken an zwei Querstangen befestigten, genau auf und in die Formen passenden, schmalen Schienen besteht, mit denen die Stifte aus den auf beiden Seiten offenen Einschnitten herausgedrückt werden können. Das schon von Conté angedeutete Verfahren, welches jetzt in allen größeren Fabriken zum Formen sowohl runder, als vierkantiger Stifte üblich ist, beruht auf der Anwendung der Schraubenpresse, mittelst welcher man die feuchte, bildsame Masse durch eine starke eiserne Büchse, deren Boden ein oder mehre Löcher von der Form und Größe des Querdurchschnitts der zu fertigenden Stifte hat, in langen Stängelchen durchpreßt. Den gehörigen Grad der Festigkeit erhalten die Stifte durch Brennen in schwacher Rothglühhitze, wobei jedoch der Zutritt der äußern Luft abgehalten werden muß, und zwar hängt die Güte der Waare hauptsächlich von dem Grade der Hitze u. der richtigen Leitung des Glühprozesses ab. Stärker gebrannte Stifte werden härter, als weniger geglühte, sowie auch Stifte von verschiedenen Mischungsverhältnissen verschiedene Hitzungsgrade verlangen. Zu schnelles Glühen macht die Stifte krumm; bei zu schneller Abkühlung aber springen sehr viele, was mit einem bedeutenden Verluste verbunden ist, da die Bruchstücke wegen des in ihnen enthaltenen gebrannten Thones unbrauchbar sind. Zum Brennen hat Conté einen eigenen Ofen angegeben, dessen kostspielige Konstruktion ihn aber nur bei ganz feiner Waare anwendbar macht. Sehr weiche Stifte pflegt man nach dem Brennen manchmal noch in sehr heißes Wachs, Talg, oder in eine Mischung von beiden einzutauchen, wodurch sie etwas härter werden und ihre Spitze länger behalten; die damit gemachten Striche gehen indeß durch Reiben mit Federharz schwer oder gar nicht aus.

In den Handel kommen die meisten B. gefaßt, u. zwar in Holz, während die Fassung in Schilfrohr, wo in ein Stück desselben der Stift befestigt u. in ein etwas weiteres, gleichsam wie in ein Futteral, eingeschoben wird, nur bei gemeiner Waare noch gebräuchlich ist. Das zur Fassung dienende Holz muß ganz trocken (damit der Stift im Innern durch das Werfen desselben nicht bricht), ferner geradfaserig und weich seyn, letzteres sowohl um sich leichter bearbeiten, als auch beim Gebrauch ohne Schwierigkeit mit dem Messer schneiden zu lassen. Zu ordinären B.n nimmt man Tannen- oder Fichten-, Linden- und Erlenholz, während zu den feineren Rotheibenholz, zu den allerfeinsten aber Cedernholz im Gebrauch ist. Die gewöhnliche Form der Holzfassungen ist die cylindrische, andere Arten und Formen derselben kommen nur ausnahmsweise vor. Gebohrte B., bei welchen die Fassung aus einem einzigen Stücke besteht, der ganzen Länge nach durchbohrt ist und hier das Blei enthält, werden nur noch in einigen Fabriken verfertigt. Nach dem Fassen und Behobeln müssen die B. zu gleicher Länge gebracht und an beiden Enden gerade beschnitten werden; das Glatt- und Gleichschneiden der Enden geschieht mit jedem Stück einzeln aus freier Hand. Die fertigen, mit Schachtelhalm abgezogenen B. werden durch einen erhaben geschnittenen Stempel unter einer Schrauben- oder Hebelpresse mit dem Fabrikzeichen versehen. In einigen englischen Fabriken läßt man sie durch eine Art von kleinem Walzwerk gehen, von welchem eine Walze die hoch geschnittenen Zeichen, die andere bloß eine glatte Hohlkehle enthält. Stifte ohne Fassung sollen entweder unmittelbar in der Hand oder in besonderen Hülsen oder Röhren gebraucht werden. Man kann ihnen, damit sie die Hände nicht beschmutzen, einen Ueberzug geben, der entweder ein mehrmaliger Anstrich von Gummi-, Leim- oder Stärkeauflösung, oder noch besser ein dünner, aus Weingeist und Schellack bereiteter Firniß seyn kann.

Noch führen wir hier des ähnlichen Gebrauchs wegen auch andere Arten von Zeichenstiften auf. Die Rothstifte sind ein zartgeschlämmter Blutstein (Rotheisenstein), durch Gummi zum Teig angeknetet und zu Stiften geformt, die in Holz oder auch in Schilfrohr gefaßt werden. Zur Fabrikation derselben wird der Blutstein zart zerrieben, dann mit Wasser geschlämmt und das Geschlämmte gut getrocknet. Nach dem Trocknen wird das Pulver mit einer Auflösung von arabischem Gummi oder auch von Hausenblase zusammengerieben, bis ein zäher, formbarer Teig daraus hervorgegangen ist. Diese Rothstifte sind zu verschiedenen Zwecken bestimmt, welchen gemäß auch verschiedene proportionelle Verhältnisse des Bindungsmittels gegen den Rothstein beobachtet werden müssen. Die Schwarzstifte sind

zu schwarzen Zeichnungen von mancherlei Art bestimmt. Als natürliche Schwarzstifte gebraucht man zum Zeichnen die schwarze Kreide oder auch die zu langen Stiften zerschnittene Kohle von Buchenholz. Die Hauptmaterialien zur Anfertigung der künstlichen Schwarzstifte, welche jene vollkommen ersetzen und wegen ihrer größeren Haltbarkeit jenen wesentlich vorzuziehen sind, sind ein sehr fetter Thon und ein in verschlossenen Gefäßen gut ausgeglühter Kienruß. Der Thon wird geschlämmt, um alle Sandtheile daraus zu entfernen, dann wieder getrocknet; hierauf werden 2 Gewichtstheile Ruß und 1 Theil Thon zusammengerieben und dann mit so viel Wasser angeknetet, daß ein steifer Teig daraus hervorgeht. Man formt diesen ganz nach derselben Weise, wie B. aus Thon, und glüht die geformten und stark getrockneten Stifte in einem cylindrischen Gefäße, mit Kohlenpulver umgeben und wohl bedeckt, so lange aus, bis sie die gewünschte Härte angenommen haben, worauf die Stifte abgerieben, an einem Ende zugespitzt und entweder in diesem Zustande gebraucht, oder auch in Holz gefaßt werden können. Nimmt man geschlämmten fetten Thon zur Grundlage, so kann er auch dazu dienen, Stifte von verschiedenen Farben daraus zu verfertigen, indem man die angegebene Thonmasse mit farbigen Substanzen gleichförmig durcharbeitet und dann die Masse formt. Zu Braun dient Umbra, zu Orangegelb Mennige, zu Rosenroth Karmin, zu Braunroth Eisenoxyd, zu Blau Berlinerblau, zu Hellgelb Schüttgelb, zu Dunkelgelb Chromgelb, zu Grün Braunschweigergrün, zu Violet ein Gemenge von Zinnober und Berlinerblau. Die Schreibstifte aus reinen Holzkohlen ersetzen vollkommen die B., und die damit gemachten Schriften oder Zeichnungen sind nicht allein schwarz, sondern auch ebenso unverlöschbar wie die mit schwarzer Tinte gemachten. Zur Darstellung dieser Stifte werden Holzkohlen, die sehr fest sind und ein zartes Korn besitzen, in Stifte von der Länge gesägt, wie man sie gebrauchen will. Hierauf taucht man dieselben ½ Stunde lang in schmelzendes gelbes Wachs, nimmt sie dann heraus und läßt sie erkalten. Will man der Kohle eine größere Härte geben, so setzt man dem Wachs etwas Harz, z. B. Kolophonium, sollen die Stifte hingegen weich seyn, so setzt man etwas Butter zu. Mittelst dieses Verfahrens können auch rothe oder schwarze Steine, z. B. rother Bolus oder schwarze Kreide, deren man sich zum Zeichnen bedienen will, härter gemacht werden. Die ältesten Bleistiftfabriken in Deutschland bestehen in Nürnberg, welches diesen Artikel nach allen Welttheilen hin absetzte, bis hohe Zölle dies hie und da verhinderten. Selbst England bezog früher von hier viele geringere Sorten; ebenso Frankreich, dessen Einfuhr indeß durch den 1824 auferlegten Zoll von 400 Franken von 100 Kilogrammen, sowie dadurch sehr vermindert ward, daß zur damaligen Zeit mehre Arbeiter von Nürnberg nach Paris gezogen wurden. Gegenwärtig erstreckt sich der Absatz Nürnbergs in Beziehung auf B. über ganz Deutschland, den Norden, Italien, Spanien und Amerika. Die wiener Fabrikate erreichen nicht nur die englischen, sondern werden denselben von Vielen in Rücksicht auf mäßige Härte und große Schwärze noch vorgezogen. Auch Regensburg, Goldkron (in Böhmen), Raab, Preßburg ꝛc. liefern gute Waare. Im Auslande steht nach England Frankreich obenan.

Bleisuboxyd, s. Blei.

Bleivergiftung, s. Bleisalze.

Bleiweiß, s. Blei.

Bleiweißtinktur, Essenz von Bleiweiß, Kampher, Weinstein, Oel und destillirtem Weinessig, in gelinder Wärme bereitet, wird bisweilen zu weißer Schminke gebraucht, ist aber schädlich für die Haut.

Bleizucker (neutrales essigsaures Bleioxyd, Saccharum Saturni), wird entweder durch Behandeln des metallischen Bleies mit Essig bei Luftzutritt oder durch Auflösen des Oxyds mit Essigsäure dargestellt, krystallisirt in weißen, durchsichtigen Säulen oder Nadeln, schmeckt widerlich süß und zusammenziehend und wirkt giftig (s. Bleisalze). Lackmus wird dadurch schwach geröthet, Veilchensaft aber grün gefärbt. Bei Luftzutritt verwittert er, verliert Essigsäure und gibt dann mit Wasser eine trübe Lösung; 1½ Theile Wasser und 8 Theile Alkohol lösen 1 Theil B. Die Reinheit des B.s ergibt sich aus dem schön krystallinischen Zustande, der Farblosigkeit und vollständigen Löslichkeit in Wasser. Schwefelsäure und Schwefelwasserstoff müssen aus der Auflösung alles Feuerbeständige niederschlagen; ist daher die vom Niederschlage getrennte Flüssigkeit nicht vollkommen zu verflüchtigen, so enthielt der B. fremde Salze. Die Hauptanwendung findet der B. zur Alaunbeize und Bleiweißfabrikation; ferner dient er in der Pharmacie zur Darstellung mehrer pharmaceutischen Präparate und wird äußerlich in der Medicin angewendet.

Blende, s. v. a. Zinkblende.

Blenden (B. der Augen), s. Augentäuschungen; als Strafe, s. Abacinare.

Blenden, s. v. a. Cinnabarite.

Blendling, s. v. a. Bastard.

Blendung, s. v. a. Diaphragma, s. Fernrohr. Auch versteht man darunter die verschieden gefärbten oder geschwärzten Gläser, welche man beim Schauen durch das Fernrohr zwischen das Okular und das Auge hält, um die Sonne zu beobachten, ohne durch das zu helle Licht derselben geblendet zu werden; zu demselben Zwecke bedient man sich auch solcher Gläser zur bequemen Beobachtung der Sonne, z. B. bei Sonnenfinsternissen, auch ohne Fernrohr. In der Befestigungskunst sind B.en (blinde, blindage) aus Holz oder Reisig aufgeführte Deckmittel, wodurch man Menschen oder andere Gegenstände dem feindlichen Auge oder Schusse zu entziehen sucht. Als B. für Sappenarbeiter bedient man sich gewöhnlich großer, mit Moos, Wolle, Kälberhaaren oder ähnlichen Dingen ausgestopfter Schanzkörbe, der sogenannten Rollkörbe von ungefähr 6 Fuß Länge und 4 Fuß Dicke, oder statt deren der auf zwei kleinen Rädern beweglichen, von starken eichenen Dielen verfertigten Schirme. Als B.en der Schießscharten und Schießlöcher dienen bei Erdscharten in diese genau passende, mit Wolle, Moos und dergl. gefüllte Säcke oder von Weidenruthen geflochtene Körbe; bei Schießlöchern

in Holz- oder Steinbrustwehren aber bedient man sich hölzerner B.en, die entweder ebenfalls bloß zum Einsetzen in die Schußöffnung eingerichtet oder an der innern Oeffnung drehbar sind. Ferner heißen B.en aus starken Balken zusammengelegte, schräg gegen die Contrescarpe oder die innere Wand des Wallganges (einfache B.en) oder auch von zwei Seiten gegen einander gestellte und verzimmerte (doppelte B.en) Schutzdächer für die Bedienungsmannschaft der Geschütze gegen Bombenwürfe.

Blenheim, 1) (Blindheim), Dorf im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, Landgericht Höchstädt, an der Donau, mit einem Schloß und 780 Einwohnern; merkwürdig durch die nach B. oder Höchstädt (s. d.) benannte Schlacht am 13. August 1704. Die zum Andenken dieses Sieges über die Franzosen in der Ortskirche aufgehangenen französischen Fahnen wurden 1805 wieder nach Paris gebracht. — 2) (Blenheim-House), nach dem vorigen Orte benannter Marktflecken in der englischen Grafschaft Oxford, unfern Woodstock, mit einem prächtigen Schloß und Park, die dem Herzog von Marlborough vom britischen Volk als ein Beweis der Nationaldankbarkeit zu Ehren der Schlacht bei B. eingerichtet und geschenkt wurden.

Blenker, Ludwig, bekannter Revolutionär, um 1815 geboren, war früher in griechischen Diensten, dann Weinhändler in Worms, wo er fallirte. Nach den Februarereignissen von 1848 ward er Oberst der wormser Bürgerwehr und betheiligte sich dann 1849 an der pfälzisch-badischen Revolution, wobei ihn seine aus dem Anhaltischen gebürtige Frau stets begleitete. Als Anführer eines aus rheinhessischen und pfälzischen Freischaaren und Volkswehren gebildeten Corps bemächtigte er sich am 10. Mai Ludwigshafens und nahm die übertretenden bayerischen Soldaten in die Reihen der Volkswehr auf, während der kleine Rest zum Rückzuge gezwungen wurde. Am 17. Mai besetzte er das von Truppen entblößte Worms, verließ es aber, in der Flanke bedroht, alsbald wieder, worauf er in der Nacht vom 19. auf den 20. Mai den mißlungenen Angriff auf Landau befehligte. Vorher und nachher betrieb er in Frankenthal die Volksbewaffnung und die Vollziehung des von der provisorischen pfälzischen Regierung angeordneten Zwangsanlehens. Nach einer zweiten Expedition nach Worms, am 25. Mai, ging er von da am 28. wieder in die Pfalz, lieferte bei dem Einmarsche der Preußen in die Pfalz diesen ein Vorpostengefecht bei Bobenheim und betheiligte sich nach Räumung des Landes am Kampfe in Baden, indem er das Kommando der sämmtlichen pfälzischen Volkswehren übernahm, die zur Deckung von Karlsruhe und zur Unterstützung der vom Neckar heranziehenden Truppen Mieroslawski's bestimmt waren. Kurz vor dem Gefechte von Durlach von Becker nach Mühlburg und Knielingen zur Behauptung dieser Posten geschickt, zog er sich ohne Kampf von da zurück, vertheidigte während der Gefechte an der Murg mit drei schwachen Bataillonen pfälzischer Volkswehr und zwei Geschützen die wichtige Position von Gernsbach und zog sich darauf nach Sinzheim zurück. Als nach Mieroslawski's Entfernung Sigel wieder den Oberbefehl übernommen hatte, sollte B. dem Gros des geschlagenen Volksheers nach Donaueschingen folgen, begab sich aber auf die Weisung einiger Mitglieder der provisorischen pfälzischen Regierung mit seiner Schaar sogleich in die Schweiz und hielt sich in Bern und Basel auf. Von hier im September 1849 ausgewiesen, siedelte er mit seiner Frau nach Nordamerika über.

Blenna (griech.), Schleim, Mundschleim.

Blennorrhagie, s. Blennorrhöe.

Blennorrhöe (v. Griech., Schleimfluß), abnorme, übermäßige Schleimabsonderung, welche theils in den Schleimhäuten, theils in den Schleimdrüsen erfolgt und von der Blennorrhagie durch einen mehr chronischen Verlauf unterschieden zu werden pflegt. Die Entstehung der B. wird in der Regel durch eine Schwächung der leidenden Organe, seltener durch eine Reizung derselben bedingt. Als disponirende Momente sind zu betrachten eine laxe skrophulöse Konstitution, das phlegmatische Temperament, sowie die frühe Existenz solcher Krankheiten, wodurch eine Schwächung der Irritabilität hervorgerufen werden kann. Eine sitzende Lebensweise, anhaltende Profluvien, schlechte Wohnung in überfüllten Häusern, Gefängnissen, der Aufenthalt in sumpfigen Thalgegenden, die anhaltende Einwirkung einer feuchten, nebeligen Witterung, deprimirende Gemüthsaffekte, als Gram, Sorgen und dergl., enthalten, in sofern sie die Energie des ganzen Organismus herabsetzen, sehr häufig den Grund zur Ausbildung dieses Leidens, das bei anhaltender Einwirkung einer feuchten Luftkonstitution vorzugsweise die Respirationswerkzeuge (Phthisis pituitosa), beim übermäßigen Genusse schlechter, mehliger, fetter, geräucherter Speisen, der Hülsenfrüchte, Fische rc. vorzugsweise den Verdauungskanal (B. tubi intestinalis), beim Mißbrauch der Kohlenbecken besonders die weiblichen Genitalien (Fluor albus) zu befallen pflegt rc. Das Heilverfahren hat unter besonderer Berücksichtigung der leidenden Organe und der etwa vorhandenen Komplikationen örtliche oder allgemeine Schwäche zu entfernen und die Sekretionen zu verbessern. Zur Aufrichtung der allgemeinen, im Körper gesunkenen Energie dient die Anwendung der roborirenden und restaurirenden Methode, vorzugsweise aber der Genuß kräftiger Nahrungsmittel, der Aufenthalt in einer reinen, trockenen Luft und gehörige körperliche Bewegung. Unter den tonisch adstringirenden Mitteln nehmen die bittern, extraktiv- und gerbestoffigen, außerdem der Alaun und das Eisen den ersten Platz ein. Eine Verbesserung der Sekretionen hat man besonders von den Merkurialien und Antimonialien zu erwarten, die man indeß nicht zu anhaltend geben darf, wenn sie nicht die Absonderung vermehren sollen, statt sie zu vermindern.

Blepharon (griech.), das Augenlid; daher: Blepharoplastik, die Bildung neuer Augenlider an der Stelle der durch irgend eine Ursache verloren gegangenen, analog mit Rhinoplastik; Blepharoplegie, Augenliderlähmung; Blepharoptosis, Augenlidervorfall; Blepharospasmus, Augenliderkrampf.

Blessington, Marguerite, Gräfin von,

eine der fruchtbarsten Schriftstellerinnen der fashionabeln Welt Englands, geboren den 1. September 1789 zu Curragheen in der irischen Grafschaft Waterford, verheirathete sich, kaum 15 Jahre alt, mit dem Kapitän Leger-Farmer und, nachdem sie 1817 Wittwe geworden war, im folgenden Jahre mit Charles John Gardiner, Grafen von B., der sie zuerst in die höhern Cirkel einführte. Mit ihm machte sie nachher mehre ausgedehnte Reisen auf dem Kontinent. In Genua schloß sie einen geistigen Freundschaftsbund mit Lord Byron, dessen eifrigste Vertheidigerin und Lobrednerin sie fortan blieb. Bis 1829, wo ihr zweiter Gatte starb, hielt sie sich in Paris auf und versammelte hier, wie in Italien und früher in London, die ausgezeichnetsten Geister um sich. Seitdem lebte sie in England auf ihrem Familiensitze, dem Gorehouse zu Kensington, in ziemlicher Abgeschiedenheit von der londoner Welt, indem sie ihr Hauswesen im antikklassischen Geschmacke organisirte. Von ihren Soiréen, die von namhaften Briten, wie Bulwer, Dickens u. A., besonders von Ausländern besucht wurden, waren die Gegner Byrons stets ausgeschlossen. Anfangs 1849 begab sie sich nach Paris und † daselbst den 4. Juni 1849. In das verödete Gorehouse verlegte der französische Kochkünstler Soyer während der londoner Weltindustrieausstellung 1851 sein Symposium. Als Schriftstellerin ist sie im Auslande, namentlich in Frankreich, noch mehr gefeiert worden, als in England selbst, wo man ihr von gewissen Seiten her kaum eine Stelle unter den Schriftstellerinnen vom zweiten Range anweist. Ihre Darstellung ist etwas breit, dabei aber lebendig, und ihre Sprache von großer Eleganz. Eine ihrer ersten Schriften waren die „Travelling-sketches in Belgium", worin sie offen für Lord Byron das Wort führte; dasselbe that sie in den „Conversations with Lord Byron" (zuerst im „New monthly magazine", dann Lond. 1834). Dann folgten außer den „Resultory thoughts and reflections", feinen philosophischen, aber in ächt weiblichem Geiste gehaltenen Erörterungen, in rascher Folge zahlreiche, meist dem Leben der höheren Gesellschaftskreise entnommene Novellen und Erzählungen, unter denen folgende hervorzuheben sind: „Grace Cassidy or the repealers" (3 Bde., Lond. 1833; deutsch von Lubojatzky, 3 Bde., Grimma 1840); „The two friends" (Lond. 1835; deutsch Zeitz 1837, 2 Bde., Leipz. 1846); „Confessions of an elderly gentleman" (Lond. 1836; deutsch von Ende, Berl. 1837); „Confessions of an elderly lady" (Lond. 1838); „The governess" (2 Bde., Lond. 1838; deutsch von Steger, Braunschw. 1840); „The victims of society" (3 Bde., Lond. 1837; deutsch, 3 Bde., Leipz. 1837), ihr bekanntestes und vorzüglichstes Werk; ferner „Idler in France" (2 Bde., Lond. 1841) und „Idler in Italy" (3 Bde., Lond. 1839 — 1840; deutsch von A. Winter, 2 Bde., Leipz. 1841), viele Details aus dem Leben der Verfasserin auf dem Kontinent enthaltend; „The lottery of life" (Lond. 1842; deutsch von du Roi, 3 Thle., Braunschw. 1843); „Meredith" (3 Bde., Lond. 1843; deutsch von Petri, 3 Thle., Braunschw. 1844); „Strathern" (Lond. 1846; deutsch von Elsenhans, Mannh. 1846); „Marmaduke Herbert" (3 Bde., Lond. 1848; deutsch von Kretzschmar, 3 Bde., Grimma 1849); „Memoirs of a femme de chambre" (3 Bde., Lond. 1847; deutsch von Kretzschmar, 4 Bde., Grimma 1847); „Country quarters" (Lond. 1850). Ein illustrirtes Prachtwerk ist „Edelstein und Perle" (Lond. u. Berl. 1837), zwölf Gruppen weiblicher Bildnisse von E. T. Parris mit Gedichten der Lady B.

Blessiren (v. Franz.), verwunden, verletzen; daher **Blessur**, Wunde, Verwundung.

Blesson, Johann Ludwig Urban, bekannter militärischer Schriftsteller, geboren den 27. Mai 1790 zu Berlin, widmete sich anfangs dem Bergbau, trat aber 1813 als Freiwilliger beim Ingenieurcorps ein und wurde 1815 Adjutant beim Generalkommando des Corps, welches die französischen Festungen des Nordens belagerte. Nach dem Frieden kam er als Ingenieurhauptmann nach Berlin, ward Lehrer an der allgemeinen Kriegsschule und Mitglied der Oberexaminationskommission und nahm 1829 als Major seinen Abschied. B. hat als Lehrer an der Schule, sowie als Schriftsteller sich um die Fortbildung des preußischen Militärwesens sehr verdient gemacht. Sein erstes bedeutendes Werk ist sein Tagebuch über die Belagerungen, denen er beigewohnt, „Beitrag zur Geschichte des Festungskriegs in Frankreich 1815" (Berl. 1818); dann folgten: „Betrachtungen über die Befugnisse des Militärs, an politischen Angelegenheiten des Vaterlandes Theil zu nehmen" (das. 1821); „Feldbefestigungskunst für alle Waffen" (das. 1825 — 1835, 3 Bde.); „Uebersicht der Befestigungskunst" (das. 1827—1834, 2 Hefte); „Die Lehre vom graphischen Defilement" (das. 1828); „Geschichte der großen Befestigungskunst" (das. 1830) u. A. m. Besonders einflußreich wirkte B. als Herausgeber der „Militärliteraturzeitung", seit 1829, und der „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges", seit 1824, wobei er Decker, Ciriacy und Malinowsky zu Mitarbeitern hatte.

Bletia, Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, benannt nach dem spanischen Botaniker L. Blet, charakterisirt durch ausgehöhlte, bisweilen gespornte Lippchen, bewegliche, hinfällige Anthere, Gewächse in Südamerika, Mexiko, China rc., von denen mehre als Zierpflanzen kultivirt werden, z. B.: B. capitata *R. Br.* aus Westindien, mit ästigem, vielblumigem Schaft und purpurrothen Blumen mit ungespornter dreilappiger Lippe; B. florida *R. Br.* aus Ostindien, mit hoch purpurrothen Blumen mit lappenförmiger Lippe; B. hyacinthina *R. Br.* aus China, mit fußhohem Schaft und einfacher, lockerer Endtraube purpurrother Blumen mit ungespornter Lippe; B. pallida *Lodd.* aus Westindien, mit ebenfalls fußhohem Schaft und 12 oder mehr hellrothen, traubenständigen Blumen mit gelber Lippe; B. patula *Grah.* von Hayti, mit großen, dunkel rosenrothen, in lockerer Traube stehenden Blumen; B. Shepherdii *Hook.* von Jamaika, mit bläulich purpurrothen, auf der Lippe am Grunde mit gelben Furchen gezeichneten Blumen; B. verecunda *R. Br.* aus Florida, mit ästigem, blattlosem, purpurbraunem, bis über 3 Fuß hohem Schaft, am Ende mit zahlreichen, purpurrothen Blumen in langer Traube, u. a. Man unterhält

sie im Warmhause bei 10—15° Wärme und pflanzt sie in leichte, vegetabilische, mit ⅓ grobem Sand gemischte Erde von verwestem Laube, altem Weidenholze, Sägespänen und etwas Torferde. Stellt man die Pflanzen vor Entwickelung der Blüthen in einen warmen Lohkasten etwas schattig, so erscheinen die Blumen schneller, schöner und zahlreicher. Das Verpflanzen in frische Erde geschieht nach der Blüthezeit, sobald die Pflanze im Topfe keinen Raum mehr hat. Im Allgemeinen lieben die Bletien Schatten und zur Wachsthumszeit reichlich, außerdem aber wenig Wasser.

Bleyfield (Segovia), beträchtlicher Fluß im mittelamerikanischen Staat Nicaragua, im nördlichen Theile der Provinz, bildet eine Strecke lang die Grenze gegen Honduras, mündet bei dem Ort Bleyfield in den Küstensee Bleyfields Lagoa, der vom karaibischen Meer gebildet wird.

Blicher, Sten Stensen, einer der ausgezeichnetsten neueren dänischen Lyriker und Novellisten, wurde 1782 in einem Dorfe des Stifts Viborg geboren und war als Kind und Jüngling höchst schwächlich, so daß er seine theologischen Studien auf der Universität nicht fortsetzen konnte. Erst nachdem er 1801 auf der Insel Falster eine Hauslehrerstelle angetreten, stärkten sich seine Lungen, was B. selbst dem Flötenspiel zuschrieb, welches er dort eifrigst übte; er vollendete nun seine Studien und lebte von 1807—1819 meist im älterlichen Hause als Amtsgehülfe des Vaters. Im Jahr 1819 erhielt er seine eigene Pfarrei, welche er 1825 mit einer einträglichern vertauschte. Sein erstes Werk war eine gelungene Uebersetzung Ossians (2 Bde., 1807 — 1809); dann erschienen zwei Gedichtsammlungen 1814 und 1817, welche ein seltenes Talent beurkundeten. Mit der Herausgabe des Taschenbuchs „Sneeklokken" (1826) war sein Dichterruhm für immer begründet, und die nun folgenden Arbeiten haben nur zur Befestigung und Verbreitung desselben beigetragen. Dahin gehören die köstlichen Beiträge B.s zu der Monatsschrift „Nordlyset" (1827—1829), in welcher zuerst seine „Jydske Romanzer" und seine „Nationalnoveller" erschienen. In ersteren macht B. den durchaus gelungenen Versuch, den alten jütischen Dialekt für dichterische Darstellung zu benutzen; letztere sind Auerbachs Dorfgeschichten zu vergleichen; wie dieser das Leben seiner Schwarzwälder, so führt B. darin das Volk der jütischen Haiden mit wahrhaft dichterischer Farbengebung dem Leser vor die Seele. In den lyrischen Gedichten B.s liegt als Grundton ein mächtiges Mitgefühl für Schmerz und Freude des Vaterlandes ausgeprägt, das hier im Ernst, dort in Ironie und Satyre sich ausspricht. Seine „Gesammelten Novellen" erschienen Kopenhagen 1833—1836, 5 Bde.; seine Gedichte daselbst 1835 — 1836, 2 Bde., und später in mehren kleinern Sammlungen. Sein „Vestlig Profil af den Cimbriske Halvö" (1839) ist der poetische Reflex einer 1838 von Hamburg längs der Westküste Jütlands bis Skagen gemachten Reise. Später gab er „Samlede Noveller og Digte" (Supplementband Kopenh. 1840) heraus, in welche er seine kleinern Gedichtsammlungen: „Svidbiod" (das. 1836) und „Träktrigenne" (das. 1838) aufnahm. Er widmete sich mit Eifer der Landwirthschaft und hat in dieser Richtung auch Beschreibungen der Aemter Viborg und Skanderborg veröffentlicht. Seine „Gamle og nye Noveller" erschienen Kopenh. 1847 — 1848 in 6 Bänden, deutsch wurden seine Novellen von Zeise (2 Bde., Altenb. 1846) und A. (4 Bdchn., Leipz. 1849) bearbeitet.

Blickfeuer, zur Nachtzeit auf Schiffen von Zeit zu Zeit durch Anzünden von Pulver gegebene Signale, um die Zerstreuung der einzelnen Schiffe einer Flotte zu verhüten; dann auch Vorrichtungen an Leuchtthürmen, wodurch der Schein des Feuers zeitweise unterbrochen werden kann.

Blies, Nebenfluß der Saar, entspringt im preußischen Regierungsbezirke Trier, Kreis Ottweiler, fließt bei St. Wendel, Ottweiler, Blieskastel im bayerischen Pfalzkreise vorbei, geht ins französische Moseldepartement über und mündet unterhalb Saargemünd an der preußischen Grenze.

Blieskastel, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, an der Blies, mit 2 Kirchen, Schloß (jetzt Hospital), lateinischer Schule, Tabaksfabrik und 1880 Einwohnern; hatte sonst seine eigenen Grafen und war später ein Besitzthum der Grafen von der Leyen, die 1781 die französische Souveränetät über einen Theil ihrer Besitzungen anerkannten.

Bligh, William, britischer Seemann, geboren um 1750, wurde als Kapitän des Schiffs Bounty beauftragt, den Brodbaum von Otaheiti nach Westindien zu verpflanzen, auf der Fahrt aber von der durch seine Härte empörten Mannschaft mit 18 Mann in einem Boot ausgesetzt, auf dem er nach Batavia gelangte, während sich die übrige Mannschaft theils nach Otaheiti zurückbegab, theils auf der Pitcairninsel (s. d.) ansiedelte. Im Jahre 1787 untersuchte B. die Nordwestküste von Amerika, und 1792 ward er Gouverneur von Neusüdwales, machte sich aber auch hier durch seine Härte so verhaßt, daß ihn das dortige Militär unter Oberstlieutenant Johnston 1808 nöthigte, seinen Posten aufzugeben und nach England zu gehen. Johnston folgte ihm 1811 dorthin, trat als Ankläger gegen B. auf und bewirkte, daß er kassirt wurde. Späterhin ward er wieder Admiral und † um 1820.

Blighsinseln, australische Inselgruppe im Fidschi-Archipel, nordöstlich von Neuholland, 25 Inseln, durch Korallenriffe schwer zugänglich; entdeckt vom Kapitän Bligh.

Blind, des Augenlichts beraubt (s. Blindheit u. Blindenanstalten); dann s. v. a. glanzlos, angelaufen, unscheinbar, z. B. von Spiegeln; auch s. v. a. zum Schein gemacht, auf Täuschung berechnet oder darauf ausgehend, so: blinder Schuß, blinder Lärm, blinde Fenster, blinde Passagiere, blinde Häuer, blinde Matrosen u. s. w.

Blind, Karl, badischer Revolutionär, um 1826 zu Mannheim geboren, betheiligte sich schon als Student in Heidelberg an den politischen Bewegungen im Sinn der äußersten radikalen Partei und wurde im August 1847 wegen Verbreitung einer Flugschrift „Deutscher Hunger und deutsche Fürsten" in Neustadt an der Haardt verhaftet, aber im November wieder freigelassen. Er lebte nun in Mannheim, wo er an den daselbst erscheinenden radikalen Blättern mitwirkte und in Vereinen thätig war. Ende Februar 1848 hatte er Theil

an den Vorgängen in Karlsruhe, machte im September 1848 den von der Schweiz aus durch Struve unternommenen Freischaarenzug mit und fungirte als Mitglied oder Beamter der improvisirten republikanischen Regierung. Im Zusammenstoß bei Stauffen kämpfte er mit auf der Barrikade und wurde unmittelbar darauf mit Struve im Dorfe Wehr von Bürgerwehrmännern verhaftet. Im März 1849 vor dem Geschworenengericht zu Freiburg zugleich mit Struve zu 8 Jahren Zuchthaus oder zu 5 Jahren strenger Einzelhaft verurtheilt, ward er nach Rastatt geschafft, im Mai d. J., als die Militärrevolution hier ausbrach, nach Bruchsal abgeführt, hier aber gewaltsam aus seinem Kerker befreit. B. war ein Gegner Brentano's und wurde von diesem im Auftrage der provisorischen Regierung nach Paris gesandt, um dort Hülfe für Baden zu erbitten, eigentlich aber wohl, um ihn aus Baden zu entfernen. Als Betheiligter am Juniaufstand ward er hier eine Zeitlang in Haft gehalten und im August 1849 aus Paris ausgewiesen. Später siedelte er nach Amerika über. Er war unter den Flüchtlingen, welchen im März 1850 das badische Staatsbürgerrecht entzogen wurde.

Blindage (franz.), s. Blendung.

Blinddarm (Intestinum coecum), der sackförmige Theil des Grimmdarms auf dem rechten Darmbeine, über welchem das Ende des dünnen Darms sich in den Grimmdarm einsenkt; s. Darmkanal.

Blinde (franz.), s. Blendung.

Blinde Meinung, Fehler des Meistersanges, s. v. a. falscher Ausdruck; s. Meistersänger.

Blindenanstalten (Blindeninstitute). Man begreift unter diesem Namen drei verschiedene Arten von Instituten für Blinde: 1) Anstalten zur Heilung von Blinden: Augenkliniken; 2) Anstalten zur Versorgung unheilbarer Blinden (Blindenhospitäler), worin erwachsene Blinde Beschäftigung und Unterhalt finden, die Heilung aber als Nebenaufgabe betrachtet wird, oder auch ganz außer dem Zwecke der Anstalt liegt. Das älteste Blindenhospital wurde 1260 nach dem Kreuzzuge Ludwig des Heiligen unter dem Namen Quinze-vingts in Paris gestiftet und es fanden darin vorzugsweise in Aegypten erblindete Krieger Aufnahme. Es besteht noch gegenwärtig für erwachsene Blinde, welche außerdem dem Mangel und der Noth preisgegeben seyn würden. Nach den deutschen Befreiungskriegen wurden in Preußen aus milden Beiträgen (270,000 Thlr.) für die erblindeten Krieger fünf Werkschulen, worin Unterricht in Handarbeiten ertheilt wurde, zu Königsberg, Marienwerder, Breslau, Berlin und Münster eingerichtet, von denen die zu Königsberg und Breslau sich bis jetzt erhalten haben. Aehnliche Arbeits- u. Versorgungsanstalten, zum Theil mit Unterrichtsanstalten verbunden, bestehen jetzt in Wien, Prag, Dresden, Gemünd in Würtemberg, Dublin, Glasgow, Neapel, Kopenhagen, Petersburg, Paris u. a. O. Gewöhnlich versteht man aber unter B. 3) Anstalten zur Erziehung und zum Unterrichte von blinden Personen, insbesondere von Kindern. Ihre Entstehung datirt sich erst aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Schon früher kannte man allerdings Mittel, um Blinden mit Erfolg Unterricht in einem oder dem andern Fache der Wissenschaft oder Kunst zu ertheilen, aber ihre Anwendung beschränkte sich auf den Privatgebrauch und entbehrte einer festen Methode; gegenwärtig dagegen ist der öffentliche Blindenunterricht ein specieller Zweig der pädagogischen Didaktik geworden. J. Bernoulli lehrte bereits 1667 zu Genf ein talentvolles blindes Mädchen auf eine eigene von ihm erfundene Art schreiben; der blinde Saunderson erfand sich ein Rechen- und Meßbret, worauf er durch Nadeln die Zahlen und durch gezogene Schnüre die mathematischen Figuren bezeichnete, und löste damit komplicirte Aufgaben. Dasselbe ist von dem blinden Weißenburg in Mannheim bekannt, der damit auch eine Lese- und Schreibmaschine verband. Ein Fräulein Paradis zu Wien erdachte sich höchst sinnreiche Apparate zum Lesen, Schreiben und Notensetzen und brachte es im Orgelspiel zur wahren Virtuosität. Sie hat durch das Zusammentreffen mit Hauy zu Paris (Frühjahr 1784) für die Geschichte der B. eine historische Bedeutung erlangt, indem sie diesem Menschenfreunde bei der ersten Einrichtung seiner Blindenanstalt zur Hand ging und gewissermaßen zum Muster diente. Valentin Hauy, der Bruder des berühmten Mineralogen, faßte nämlich zuerst den Gedanken, für die Blinden eine ähnliche Lehranstalt zu errichten, wie der Abbé de l'Epée für Taubstumme gegründet hatte. Er benutzte dazu die Hülfsmittel, die er bei Fräulein Paradis sah, und machte zuerst (1784) den Versuch mit einem blinden Knaben. Unterstützt von der damals in Paris entstandenen philanthropinischen Gesellschaft konnte Hauy bald noch 11 andere blinde Kinder dazu nehmen, und so entstand die erste Anstalt, in welcher die Zöglinge nicht nur in angemessenen Handarbeiten, sondern auch in der Musik, im Lesen, Schreiben, Rechnen und andern Wissenschaften unterrichtet wurden. Zum Lesen gebrauchte Hauy erhabene Buchstaben aus Metall, womit zugleich auf Papier gedruckt werden konnte; zum Schreiben einen Rahmen mit Drähten zur Trennung der Zeilen, welcher über das Papier gelegt wurde; zur Geographie Landkarten, worauf die Gebirge, Flüsse, Städte und Landesgrenzen auf verschiedene Art gestickt waren: alles Vorrichtungen, die er durch Fräulein Paradis kennen gelernt hatte. Schon 1791 wurde die Anstalt zu einer königlichen erhoben und mit der Taubstummenanstalt in das Cölestinerkloster verlegt. Vier Jahre später wurden indeß diese Anstalten, wegen Spannung zwischen den beiderseitigen Vorstehern, wieder getrennt. Bonaparte vereinigte Hauy's Anstalt mit dem Blindenhospital Quinze-vingts, was aber auf die Sittlichkeit der jungen Zöglinge äußerst verderblich einwirkte, so daß Hauy aus Verdruß darüber sich zurückzog, zuerst eine Privatanstalt gründete, 1806 aber auf eine Einladung des Kaisers Alexander nach Petersburg ging und dort ein öffentliches Blindeninstitut einrichtete. Nach der Restauration wurde (1816) die pariser Blindenanstalt vom Hospital wieder getrennt und ihrer ursprünglichen Bestimmung ganz zurückgegeben. Sie erhielt nun 80 Freistellen und als Direktor den berühmten Arzt Guillié. Außer Paris besitzt

Frankreich B. in mehren Provinzialstädten, z. B. in Bordeaux, Nancy, Caen. Nach dem Vorgange Frankreichs entstanden B. zunächst in England durch Privatwohlthätigkeit, und anfangs mehr zum Unterrichte in Handarbeiten und im Kirchengesange mit Ausschluß des wissenschaftlichen Unterrichts, den man dort erst in neuerer Zeit in einer geistbildenden Form adoptirt hat. Dermalen bestehen in Großbritannien mit Irland berühmte B. in Liverpool seit 1791, in Edinburg zwei seit 1793 und 1835, Bristol seit 1793, Dublin seit 1799, London seit 1799, Norwich seit 1805, Glasgow seit 1828, York seit 1835, Manchester seit 1837. In *Deutschland* wurde die erste öffentliche Blindenanstalt zu Berlin bei Hauy's Durchreise 1806 durch die Unterstützung des Königs gegründet und Zeune zum Direktor derselben ernannt, der sich seitdem um diese Anstalt und um die Verbesserung und Vereinfachung des Blindenunterrichts überhaupt große Verdienste erworben hat. Statt der sehr zusammengesetzten pariser Schreibrahmen mit Riegeln, Klappen und einem Drahtgitter führte Zeune einfache aus Pappe mit Schnüren ein, statt des langsamen und schwerfälligen Rechnens mit Metallziffern auf einem Rechenbrete suchte er das Kopfrechnen zu möglichst großer Fertigkeit zu bringen und statt der gestickten Landkarten gebrauchte er Hochbilder (Reliefs) der Erdkugel und besonders Deutschlands. Zu Wien stellte schon seit 1804 der damalige Armendirektor u. spätere Direktor der Blindenanstalt, Klein, glückliche Versuche mit dem Unterrichte zweier blinden Knaben an; 1808 errichtete derselbe mit Genehmigung und Unterstützung des Staates eine Anstalt, welche 1816 zu einer öffentlichen erhoben wurde; auch Klein hat sich durch Verbesserung und Verbreitung des Blindenunterrichts bleibenden Ruhm erworben. In Prag trat 1808 durch die Bemühungen des Kreishauptmanns von Platzer eine Blindenanstalt ins Leben; Dresden erhielt ein derartiges Institut 1809 durch Flemming, das seit 1825 mit der Versorgungsanstalt für Blinde vereinigt ist; Zürich ebenfalls 1809 durch die Hülfsgesellschaft und den Kantonsarzt Hirzel, seit 1825 mit der Taubstummenanstalt vereinigt; Breslau 1819; Schwäbisch-Gemünd 1823, jetzt mit der Taubstummenanstalt vereinigt; Linz 1824 durch den Pater Engelmann, seit 1836 Provinzialblindenanstalt; Mariahof bei Donaueschingen 1826, durch Franz Müller, seit 1828 Staatsanstalt und nach Bruchsal, später nach Freiburg verlegt; Freising 1826, jetzt in München; Braunschweig 1829, durch den praktischen Arzt Lachmann; Halle 1829, durch die Gebrüder Krause; Hamburg 1830; Brünn und Bern 1837; später Frankfurt, Hannover u. a. O. Außer den bereits erwähnten französischen und britischen B. und der zu Petersburg (1807) hat das Ausland dergleichen zum Theil sehr ausgezeichnete Institute zu Amsterdam seit 1808; Kopenhagen seit 1811; Preßburg seit 1825, seit 1827 in Pesth; Neapel seit 1818; Mailand seit 1837; Warschau seit 1817; Boston seit 1831; Newyork u. Philadelphia seit 1832.

In den jetzigen Blindeninstituten erfahren besonders der Leseunterricht, der Schreibunterricht und der Unterricht in der Geographie eine eigenthümliche Behandlung, dagegen nähert sich die Behandlungsweise der übrigen Lehrgegenstände der, die bei vollsinnigen Kindern Anwendung findet; die erworbenen Kenntnisse werden von den Blinden nur dem Gedächtnisse übergeben und hier auch behalten, da dies bei denselben in der Regel sehr stark und treu ist. Das *Lesen* geschieht von den Blinden entweder an der Stachel- oder Reliefschrift. Die erstere wird von den Blinden vorgezogen und wird durch Typen mit Stachelspitzen, die durch das Papier gedrückt werden, hervorgebracht. Die Blinden erhalten bald eine ungemeine Fertigkeit im Lesen und im Hervorbringen dieser Schriften; alle Bücher, welche die Blinden gebrauchen, sind auf diese Weise gedruckt. Zum Druck einer Bibel für Blinde bewilligte die englische Regierung 1843 400 Pfd. Sterl.; es sollten 15 Bände in atlantischem Format, jeder zu 2470 Blätter, werden. Das *Schreiben* der gewöhnlichen Schrift wird in vielen Anstalten gar nicht geübt, weil es für den Blinden ohne Werth ist. Wo es geschieht, verfährt man auf folgende Weise: Man gibt dem Zöglinge eine hölzerne Tafel, auf welcher die Buchstaben vertieft eingeschnitten sind; diese Vertiefungen muß er mit einem Griffel nachziehen und diese auf der Schiefertafel mit dem Griffel nachbilden, wobei ihm im Anfange die Hand geführt wird. Später schreibt er mit Bleistift auf Papier. Der Unterricht in der *Erdkunde* hat viel von seiner Schwierigkeit für Blinde verloren, seitdem man sich der Reliefkarten dabei bedient. Die Blindenlehrer schreiten bei diesem Unterrichte von engern zu weitern Kreisen fort. Der *Rechenunterricht* beschränkt sich in den Blindeninstituten auf das Kopfrechnen, veranschaulicht durch hundert kleine Würfel. Alle Lösungen geschehen durch einfache Verstandesoperationen. Die Zöglinge erreichen hierin gewöhnlich eine ungemeine Fertigkeit. Besonders viel Aufmerksamkeit wird beim Unterrichte der Blinden dem *Musikunterrichte* gewidmet. Man bezweckt hierdurch, einzelnen Blinden, die nicht ohne musikalische Anlage sind, ein Mittel, sich später ihren eignen Unterhalt zu suchen, zu verschaffen; dann will man aber auch dem Blinden durch Musik sein nächtliches Daseyn erhellen und erheitern, und es gelingt dies, da der Blinde von Natur mehr Gefühlsmensch ist, in der Regel. Wichtig für die Ausbildung des Blinden ist auch der Unterricht in *Handarbeiten*. Es werden in der Regel alle die getrieben, wozu der Zögling Anlage zeigt, und wovon man hoffen kann, daß sie ihm zur Erlangung seines Lebensunterhaltes förderlich seyn können. Gewöhnlich erstrecken sich dieselben auf Spinnen, Stricken, Teppichmachen aus Tuchenden und Stroh, Schuhmachen aus Tuchenden und Korbflechten, Flechten von Schnüren, Bandweben, Seiler-, Drechsler-, Böttcher- und Tischlerarbeiten ꝛc. Merkwürdig ist die außerordentliche Entwickelung und Ausbildung, die mancher Blinde erlangt hat, besonders durch die wunderbare Vervollkommnung des Tastsinnes, der ihnen den Gesichtssinn vollkommen ersetzte. Wir erinnern hier an einen blinden Uhrmacher in Thüringen, der genauer arbeitete als sehende Handwerker; an den blinden Weber in England, der durch sich selbst ein berühmter Orgelbauer wurde; an den berühmten Karsting und an das Mädchen, von dem Schubart in seinem

Spiegel der Natur erzählt, die zugleich taubstumm und blind war und die dennoch als bildungsfähig sich erwies. Der schon erwähnte blinde Saunderson wirkte als Professor der Mathematik in Cambridge, Thomas Blacklock war Doktor der Theologie und gern gehörter Prediger in Edinburg, Johann Metcalf in Manchester beaufsichtigte den Straßenbau und legte nach selbstständigen Plänen und Berechnungen mehre neue Straßen an. Johann Knie unternahm ohne Begleiter eine Reise durch Deutschland, ein anderer Blinder besuchte alle 5 Welttheile, umschiffte die Erde und gab eine Beschreibung seiner Reise heraus. Vgl. Hauy, Essai sur l'éducation des aveugles, Paris 1786; A. Zeune, Belisar über den Unterricht der Blinden, 4. Auflage, Berlin 1834; Derselbe, Ueber Blinde und B., das. 1817; J. W. Klein, Lehrbuch zum Unterrichte der Blinden, Wien 1819; Derselbe, Geschichte des Blindenunterrichts und der B., das. 1837; Guillié, Essai sur l'instruction des aveugles, Paris 1817; deutsch von Knie, Breslau 1820; Jäger, Ueber die Behandlung blinder und taubstummer Kinder, 2. Aufl., Stuttgart 1831; Hauy, Ausführliche Nachrichten über 20 der vorzüglichsten Taubstummen- und B. Deutschlands, 1845.

Blindheit (lat. Caecitas, engl. Blindness, franz. Aveuglement), der gänzliche Mangel des Sehvermögens, derjenige Zustand, in welchem der Kranke weder Gegenstände zu unterscheiden noch wahrzunehmen vermag. Ihre Ursachen können theils in nervösen, theils in entzündlichen Affektionen der Augen, oder in Desorganisationen derselben bestehen. Selten ist sie angeboren (Caecitas congenita), denn die meisten der sogenannten Blindgebornen haben in den ersten Wochen oder Monaten nach der Geburt durch die Augenentzündung der Neugebornen, oder in den ersten Lebensjahren durch die Blattern, seltner durch andere Krankheiten, eine Zerstörung ihrer Augen erlitten. Jedoch gibt es auch wirklich Blindgeborne; bei diesen befinden sich die Augen entweder in einem sehr verkümmerten Zustande, oder sie sind ausgebildet, tragen jedoch undurchsichtige Linsen, oder es sind krankhafte Zustände der Netzhaut, der Aderhaut oder des Glaskörpers vorhanden, so daß man eine angeborne Amaurose annehmen muß. Die Heilbarkeit der B. hängt von den ihr zu Grunde liegenden Fehlern der Augen oder der bezüglichen Nerven ab, besonders ist die Staaroperation geeignet, den grauen Staar (s. d.) zu heben. Die Zahl der Blinden, besonders von höherem Alter und in den niedern Ständen, ist größer, als man gewöhnlich glaubt. In Preußen gab es 1821 bei einer Bevölkerung von 11 Millionen Einwohnern über 13,000 Blinde, also mehr als den 1000. Theil. Unter mehren Handwerkern und bei Fabrikanten ist B. sehr verbreitet, besonders bei denen, welche sich schnellen und heftigen Einwirkungen des Feuers und Lichtes, z. B. in Schmelzhütten, aussetzen, oder bei Lampenlicht feine Arbeit verrichten. Im Allgemeinen finden sich in heißen Ländern mehr Blinde, als in gemäßigten und kältern Klimaten, besonders ist Aegypten, wo man auf 100 Sehende einen Blinden rechnen kann, von den ältesten Zeiten her verrufen. In den Ländern des höchsten Nordens scheint auch der blendende Schnee die B. zu befördern. B. hat mehre persönliche Beschränkungen zur Folge: ein Blinder ist der Lehnssuccession unfähig; dagegen kann er Regent werden, wenn nicht die besondere Verfassung eines Landes das Gegentheil festgesetzt hat; er ist zur Uebernahme öffentlicher Aemter, oder einer Vormundschaft nicht qualificirt, ebenso wenig kann er nach kanonischem Rechte Kleriker werden; das Testament eines Blinden bedarf mehrer Solennitäten; als Testamentszeuge kann seine Konkurrenz wenigstens leicht angefochten werden; für Vermögensübernahme bedarf er eines Kurators. Andererseits kommt den Blinden auch eine geringere Zurechnungsfähigkeit zu Gute, zunächst und vorzüglich rücksichtlich solcher Verbrechen, zu denen nothwendig der ihnen mangelnde Sinn erforderlich ist, aber auch in allen andern Fällen, wenn der Mangel des Augenlichts sie an Erlangung gehöriger Bildung gehindert hat.

Blindschleiche, Reptil, s. Schleichen.

Blinzen, Zusammenziehen der Augenlider bis auf eine schmale Spalte, wodurch das Sehfeld verkleinert, aber in Folge der stärkern Beschattung des Auges der beschaute Gegenstand deutlicher wird.

Blinzhaut (Membrana nictitans), s. v. a. Nickhaut.

Blittersdorff, Friedrich Landolin Karl, Freiherr von, badischer Staatsmann, geboren am 10. Febr. 1792 zu Mahlberg im Breisgau, Sohn des 1798 verstorbenen Landvogts Joseph Wilhelm von B., besuchte sehr frühzeitig das damalige Institut der Pagerie, dann das Lyceum zu Karlsruhe und von 1809—1812 die Universitäten zu Freiburg und Heidelberg, wo er die Jurisprudenz studirte und daneben viel Fleiß auf die philosophischen und historischen Disciplinen, sowie besonders auf die neuern Sprachen verwendete. Aus dieser akademischen Zeit schreibt sich seine früheste Berührung mit dem Großherzog Leopold, der sich damals ebenfalls auf der Hochschule zu Heidelberg befand. B. ward 1812 Rechtspraktikant, 1813 Gesandtschaftssekretär zu Stuttgart, 1814 Attaché des badischen Kriegsministers, Freiherrn von Berstett, im Hauptquartier der Verbündeten, wo er schon einen nicht geringen Grad von diplomatischer Geschicklichkeit entwickelte u. mit vielen Notabilitäten einflußreiche Verbindungen anknüpfte, 1815 Kammerjunker, 1816 Legationsrath und bei Eröffnung der Bundesversammlung Gesandtschaftssekretär in Frankfurt, 1817 Kammerherr und im geheimen Kabinet des Großherzogs angestellt, 1818 Geschäftsträger am russischen Hofe, 1820 geheimer Legationsrath und 1821 Bundestagsgesandter in Frankfurt. Hier verheirathete er sich mit der Tochter des reichen Schöffen Brentano. In seiner Stellung beim Bundestage bewies er große diplomatische Gewandtheit. Als es sich 1832 um die Aufhebung der badischen Preßfreiheit von Seite des Bundestags handelte, hätte B. durch einigen Widerstand eine nicht unbedeutende Rolle spielen können; er opferte jedoch den Ruhm der Popularität und folgte, wie auch später, mehr den Impulsen der von ihm hauptsächlich beachteten österreichischen Diplomatie. Da B. für den besondern Vertre-

ter des aristokratisch-monarchischen Princips und als Gegner des Ministers Winter galt, so war man in Baden unangenehm überrascht, als 1835 der konstitutionell gesinnte Minister von Türkheim plötzlich zurücktrat und B. zum Staatsminister und Minister des Hauses und des Auswärtigen ernannt wurde. Mit dieser Ernennung war die Volkskammer um so weniger zufrieden, als sie seit 1831 gegen die nach einander erlassenen Bundesbeschlüsse Verwahrung eingelegt, über die Zustimmung des badischen Gesandten zu Frankfurt laute Klagen erhoben und die von der Regierung ihm zugedachten Gehaltszulagen gemißbilligt und verweigert hatte, was nicht ohne Einfluß auf die Stimmung des neuen Staatsministers bleiben konnte. In der That kam es schon auf dem Landtage von 1837 zu unsanften Berührungen und heftigen Auftritten, die sich auf den spätern Landtagen in noch größerem Maße wiederholten, da B. als Urheber der Urlaubsverweigerungen, sowie als Verfasser des die Opposition der 2. Kammer verurtheilenden Manifestes betrachtet wurde, auch das lebhaft angefochtene Cirkular vom 2. März 1842 mit der Aufforderung an sämmtliche Beamte zur besondern Einwirkung auf die Wahlen unterzeichnet hatte. Die Mißstimmung gegen das System des Ministers ward immer allgemeiner und größer, bis er endlich 1843 wieder in seine frühere Stellung als Bundestagsgesandter zurücktrat. In dieser folgte er seinen früher schon ausgesprochenen Gedanken, den Bundestag zu einer energischern Thätigkeit nach innen und außen aufzurütteln und es dahin zu bringen, daß man dort neben der Reaktion in innern Angelegenheiten auch größere politische und materielle Angelegenheiten der Nation in die Hand nehme; doch scheiterte dieser Plan an der Indolenz der Bundesversammlung und der Passivität der metternichschen Politik. Durch die Märzrevolution aus seiner Stellung als Bundestagsgesandter verdrängt, blieb er doch am Sitze der neuen Centralgewalt und gehörte zu jener reaktionären Koterie, die in der Stille agitirte, Verwirrung stiftete und von der schlimmsten Wendung der Ereignisse Vortheil zu ziehen bemüht war. Da er der Oberpostamtszeitung, dem officiellen Organe der Centralgewalt, seine Feder widmete, so lag die Vermuthung nahe, daß zwischen ihm und gewissen hochgestellten Persönlichkeiten eine rege Verbindung bestehe. Interessante Briefe und Aktenstücke aus seiner vormärzlichen Zeit hat er unter dem Titel „Einiges aus der Mappe des Freiherrn von B.“ (Frankfurt 1849) herausgegeben.

Blitum (Erdbeerspinat, Beermelde), Pflanzengattung aus der Familie der Chenopodeen, der Gattung Chenopodium sehr ähnlich, charakterisirt durch die 3theilige, beerenartig anschwellende Blüthenhülle mit 1—5 Staubgefäßen und durch die vertikal, an den obersten Blüthen einzelner Knäuelchen auch horizontal gerichteten Samen. B. capitatum *L.*, traubenähriger Erdbeerspinat, hat 3eckige, fast spießförmige Blätter und nackte Aehren, findet sich verwildert auf unbebauten Plätzen, wird aber auch, wie B. virgatum *L.*, seidenblüthiger Erdbeerspinat, mit blattwinkelständigen Blüthenknäuelchen, wegen der zahlreichen, hochrothen, erdbeerähnlichen Früchte in Gärten kultivirt. Beide Arten wachsen in Süddeutschland wild. Die Früchte schmecken fade, die Blätter lassen sich wie die des Spinats als Gemüse benutzen. Allenthalben bei uns auf wüsten Plätzen, an Wegen, Zäunen ꝛc. wuchert B. Bonus Henricus *Mey.*, Chenopodium Bonus Henricus *L.*, Guter Heinrich, Mehlblätter, kenntlich an den 3eckig spießförmigen Blättern, den end- und blattwinkelständigen Aehren und den saftlosen Blüthenhüllen.

Blitz, s. Gewitter.

Blitzableiter, s. Gewitter.

Blitzröhren (Blitzsinter, Fulgurite), durch elektrische Kräfte, namentlich Blitzschläge, im losen Sande erzeugte Verglasungen. Es sind hohle, in verschiedenen Richtungen gekrümmte Röhren, manchmal von 30 Fuß Länge und sehr ungleichem Durchmesser von 1 Linie bis 1½ Zoll, nach dem untern Ende hin enger und spitz zulaufend. Nicht selten erscheinen sie in zwei ungefähr gleiche Arme getheilt und sind dabei mit mehr oder weniger Nebenästen versehen, deren Länge bald nur 1 Linie beträgt, bald zu einem u. selbst mehren Zollen anwächst. Außen sind die Röhren rauh und höckerig. Die zusammengesinterte Oberfläche hat viele zackige Hervorragungen und ist mit halbgeschmolzenen, oder mit unverändert gebliebenen Quarzkörnchen bedeckt. Die Röhrenwand, oft sehr dünn und glasig, hat zum Theil ein besonderes Gefüge von auseinanderlaufenden Fasern, was ohne Zweifel von der aus dem Mittelpunkte wirkenden Gewalt des elektrischen Funkens herrührt. Die innere Höhlung ist überglast und meistens mit kleinen rundlichen Erhabenheiten besetzt, welche mit wahrem Schmelz bedeckt sind. Die Masse ist so hart, daß sie Glas ritzt und am Stahle Funken gibt. In der Regel stehen die Röhren senkrecht, selten schief im Boden. Im Laufe der Zeit trocknet der Sand, welcher die Schmelzerzeugnisse umgibt; wird derselbe weggeweht, so ragen die Röhren oft einige Zoll über den Boden heraus, oder ihre Bruchstücke liegen zerstreut umher. Bei Drigg in Cumberland grub man am Meeresstrande einer Blitzröhre nach; bei 29 Fuß Tiefe traf dieselbe auf ein großes Rollstück von Feldsteinporphyr, welchem sie sich angeschmolzen zeigte, sie lief nun längs dem Geschiebe hin, setzte dann aber wieder senkrecht in die Tiefe nieder. In Fällen, wo der Blitz nahe unter der Ackerkrume auf festes Gestein stieß, sieht man nicht selten die Röhren an der oberen Seite solcher Felsmassen fortziehen. Die B. waren geraume Zeit ihrer Entstehung nach ein Räthsel und selbst Gegenstand des Aberglaubens. Außer allen Zweifel wurde aber ihre Bildungsweise durch unmittelbare Beobachtungen gesetzt, indem man zu mehren Malen solche Röhren genau an den Orten fand, wo Blitze eingeschlagen waren. Der Vorgang wird in folgender Weise erklärt. Trockener Sand, als Nichtleiter der Elektricität, wird vom Blitze geschmolzen, welcher durch seine schnelle Bewegung die Quarzkörnchen auseinander treibt und so die röhrenförmige Beschaffenheit bedingt. Bei tieferem Eindringen in besser leitenden feuchten Sand muß die Gewalt des Blitzes nach u. nach

schwächer werden, deshalb nehmen die Röhren, je weiter sie niedergehen, mehr und mehr an Durchmesser ab. Selbst durch künstliche Versuche hat man das Problem zu lösen gesucht. Die Entladung der stärksten elektrischen Batterien wurde durch eine Masse feingestoßenen Sand geleitet und man erhielt Röhren, welche, Größe u. Festigkeit abgerechnet, den auf natürlichem Wege entstandenen durchaus ähnlich waren. Vergl. Rippentrop, Ueber B., Braunschw. 1830.

Blitztafel, Tafel aus einem elektrischen Nichtleiter mit unterbrochenen, aber doch nahe aneinander liegenden Metallstreifen belegt. Wird die Tafel elektrisirt, so schlagen die Funken von einem Metallstreifen zum andern über und können in mannigfachen Figuren, Buchstaben etc. geleitet werden.

Bloch, 1) Marcus Elieser, berühmter Ichthyolog, geboren zu Ansbach 1723 als Sohn armer jüdischer Aeltern. Bis zu seinem 19. Jahre hatte er bloß etwas Rabbinisch getrieben, verstand bis dahin kein Wort Latein und konnte sich nicht einmal deutsch richtig ausdrücken. Erst als Hauslehrer bei einem jüdischen Wundarzt in Hamburg fing er an, mit den genannten Sprachen sich zu beschäftigen, zugleich trieb er Anatomie. Von letzterer wurde er auf das allseitigere Studium der Naturwissenschaften geführt u. begab sich dann nach Berlin, um mit Unterstützung dasiger Verwandten sich dem Studium der Medicin u. Naturgeschichte zu widmen. Nachdem er in Frankfurt a. d. O. in der medicinischen Fakultät promovirt hatte, ließ er sich in Berlin als praktischer Arzt nieder. Er † zu Karlsbad den 6. Aug. 1799. Sein Hauptwerk ist die „Allgemeine Naturgeschichte der Fische" (Berlin 1782—1795, 12 Bde., mit 432 illuminirten Kupfern), lange Zeit das einzige umfassende Werk über jene Thierklasse u. noch jetzt, wo Cuvier diesem Theil der Naturgeschichte eine andere Gestalt gegeben hat, werthvoll, besonders wegen der Kupfer (ins Französische übersetzt von Laveaux, Berlin 1785, 6 Bde.). Die ersten 6 Bände ließ B. ganz aus eignen Mitteln erscheinen; als seine pekuniären Kräfte nicht mehr ausreichten, nahm er die Unterstützung von fürstlichen und Privatpersonen zu Hülfe. Außerdem besitzen wir von ihm ein gediegenes Schriftchen: „Ueber die Eingeweidewürmer" (Berlin 1782). Unvollendet hinterließ er das „Systema ichthyologiae iconibus CX illutratum", welches J. G. Schneider (Berl. 1801) herausgegeben hat. 2) Moritz, s. Ballagi.

Blochmann, Karl Justus, namhafter Pädagog, geboren den 19. Febr. 1786 zu Reichstädt bei Dippoldiswalde, studirte, nachdem er auf dem Gymnasium zu Bautzen seine Vorbildung empfangen, Theologie zu Leipzig, war 1809—1816 Lehrer an der pestalozzi'schen Erziehungsanstalt zu Yverdun, durchreiste dann als Führer eines jungen Briten Italien und wurde nach seiner Rückkehr (1818) als Vicedirektor an der neuen Friedrich-August-Schule in Dresden angestellt. Auf Veranlassung des Grafen von Einsiedel errichtete er 1824 mit königlicher Unterstützung zu Dresden eine höhere Bildungsanstalt für Knaben bemittelter Stände, die als „blochmannisches Institut" bald in großen Flor kam u. 1828 durch die Verbindung mit dem vitzthumschen Geschlechtsgymnasium, das 1638 ein Kammerherr Vitzthum von Eckstädt mit einem Kapital von 75,000 Thalern für 18 agnatische und kognatische Söhne des Geschlechts begründet hatte, bedeutend erweitert und in seinen ökonomischen Verhältnissen günstiger gestellt wurde. Zugleich erhielt sie das Recht, vollgültige Maturitätsprüfungen für die Zöglinge abzuhalten. Die Schule zerfällt in ein Progymnasium (2 Klassen), ein humanistisches Gymnasium (4 Klassen) und ein Realgymnasium (3 Klassen) und genießt noch eines guten Rufs. Außer einigen Programmen veröffentlichte B. eine Schrift „Ueber die Bildung zur Wohlredenheit" und „Heinrich Pestalozzi, Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens" (Leipzig 1846). Er legte im Herbst 1851 die Direktion seines Instituts nieder und behielt sich nur den Religionsunterricht vor, entsagte Ostern 1855 auch diesem und begab sich nach Château-Lancy bei Genf, wo er am 31. Mai 1855 †.

Block, Albrecht, verdienstvoller, deutscher Landwirth, geboren den 5. März 1774 zu Sagan, lebte seit 1838, nachdem er vorher, anfangs als Pachter, dann als Eigenthümer und Administrator mehre Güter bewirthschaftet hatte, in Liegnitz und † den 21. Nov. 1847 zu Karolath. Auf seinem Gute Schierau unterhielt er bis 1838 ein kleines landwirthschaftliches Institut. B. erwarb sich große Verdienste um die schlesische Landwirthschaft durch die weitere Verbreitung der Fruchtwechselwirthschaft, die Verbesserung des Düngerwesens, des Kartoffelbaues und der Schafzucht. Alle seine Schriften haben verdiente Anerkennung beim ökonomischen Publikum gefunden. Die wichtigsten sind: „Versuche einer Werthsvergleichung der vorzüglichsten Ackerbauerzeugnisse" (Berlin 1823); „Mittheilungen landwirthschaftlicher Erfahrungen, Ansichten und Grundsätze" (3 Bde., das. 1830, neue Aufl., das. 1837—1839); „Ueber den thierischen Dünger, seine Vermehrung und vollkommnere Gewinnung" (das. 1835); „Die einfache landwirthschaftliche Buchführung" (das. 1837); „Beiträge zur Landgüterschätzungskunde" (das. 1840).

Blockdecke, Decke aus einem dicht an einander liegenden Balkenlager, mit Faschinen überschichtet, worauf noch Dünger und eine Erdschicht kommt, um einen bombenfesten Raum für Munition oder selbst für Mannschaft zu gewähren.

Blockhaus, in der Befestigungskunst eigentlich ein ganz aus Balken errichtetes, zur Aufnahme von Truppen bestimmtes Gebäude, welches im Innern gegen direktes und vertikales Feuer Schutz gewährt. Die Wände solcher Blockhäuser bestehen entweder aus horizontal aufeinander gelegten, zusammengeschränkten Balken oder sind aufgeständert u. von außen mit starken Bohlen verschalt; zuweilen haben sie auch doppelte Wände u. der 2—3 Fuß haltende Zwischenraum ist dann mit Erde ausgestampft. In den Wänden sind Schußspalten angebracht, und bis zu diesen hinauf deckt ein Erdaufwurf mit vorliegendem Graben die Wand gegen direktes Feuer. Gegen Vertikalfeuer sichert eine starke Balkendecke, auf der eine doppelte Lage Faschinen und eine 4—6 Fuß hohe Erdanschüttung liegt. Ein

B. faßt gewöhnlich 25—100 Mann und hat zum Grundriß in der Regel die Form eines Rechtecks. Dergleichen Bauten dienen entweder als selbstständige Befestigung an solchen Punkten, welche man mit geringer Besatzung eine Zeitlang gegen überlegene Angriffe zu behaupten gedenkt, oder in provisorischen Befestigungsanlagen als Reduits der Verschanzungen. Dergleichen Blockhäuser gewähren auch den amerikanischen Ansiedlern Obdach und Schutz gegen Angriffe von Seiten der Indianer.

Block-Island (Manisses), nordamerikanische Insel, zum Staat Rhode-Island gehörig, an der Küste, südwestlich von Newport, in der Bai von Narraganset, mit Hafen, Leuchtthurm und 730 Einwohnern.

Blocksberg, 1) (St. Gerhardsberg), steil abfallender ungarischer Berg, bei Ofen, an der Donau, mit einer Sternwarte; — 2) s. v. a. Brocken.

Blockschiff, ein altes abgetakeltes Linienschiff, ohne Masten, als schwimmende Batterie, Lazarethschiff, Gefangenschiff, Zoll- oder Wachtschiff, Schiffskirche ꝛc. dienend.

Blockzyl, Stadt (Dorf) und Schanze (1581 angelegt) in der niederländischen Provinz Ober Yssel, Bezirk Zwoll, an der Mündung der Steenwyker oder alten Aa in die Zuidersee, mit Hafen, Schleußen und 1700 Einwohnern; ward 1672 von den Franzosen erobert, aber durch Unterstützung friesländischer Truppen ihnen wieder abgenommen.

Blöcke, erratische (Findlinge), lose Felsblöcke, welche theils in Ebenen, Thälern, Bergabhängen einzeln und in Gruppen zusammengehäuft vorkommen, theils sich in Schuttmassen, Sand und Gerölle eingeschlossen befinden. Sie bestehen, wie der sie umgebende Schutt, aus Gesteinen, welche in ihrer jetzigen Umgebung nicht ihres Gleichen finden, sondern von den Gesteinen der umliegenden oder benachbarten Berge u. Gebirge ganz verschieden sind, erscheinen daher als von entfernten Orten herbeigeführt u. Fremdlinge in der Gegend, wo sie liegen. Sie sind oft von sehr bedeutender Größe, bis 50—60,000 Kubikfuß. Die Stücke, welche den Schutt zusammensetzen, und die kleineren B. sind abgerundet, die größeren dagegen mehrentheils eckig, zuweilen sogar scharfkantig. Ganz besonders ausgezeichnet sind hinsichtlich des Vorkommens dieser B. der südliche und nördliche Fuß der Alpen, die Höhe des Jura bis nach Oberschwaben, die baltischen Ebenen, England, der Süden von Schweden und Norwegen und Nordamerika. Die Findlinge und Schuttmassen am Fuße der Alpen liegen am nördlichen Abhange des Jura bis zu einer Höhe von 4000 Fuß und stammen sämmtlich von den Alpen, und zwar von den Ausläufern der in der Hauptcentralkette entspringenden Alpenthäler. Die Schutt- und Blockmassen dieser verschiedenen Thäler lassen sich deutlich von einander unterscheiden und sind nur hier und da und zwar nur in flacheren Gegenden miteinander vermengt. Im oberen Rheinthale, im Becken des Bodensees und in Oberschwaben liegen Syenite, Granite, Serpentine, Gabbro's und Kalke aus Graubündten; im Gebiete der Reuß die Gesteine des Gotthards, im Aarthale die B. des berner Hochlandes. In den Thalverengungen fehlen in der Regel die B. ganz und gar, dagegen finden sie sich in den Thalweitungen in um so größerer Anzahl. Dasselbe findet auf den Berghöhen Statt. Am Jura sieht man sie namentlich an Stellen, welche den Alpenthälern gegenüber liegen, hier gehen sie am weitesten hinauf; wenn an solchen das Juragebirg durchgerissen ist, so zeigen sich die Findlinge auch in Thälern, die hinter der durchgerissenen Stelle liegen. Die Felsenwände der Alpenthäler, durch welche heraus man die Verbreitung der B. verfolgen kann, zeigen, und zwar oftmals in großer Höhe, Schliffe, Furchen und Kerben in der Richtung ihrer Längenerstreckung. Da diese Ablagerungsverhältnisse der Findlinge u. des Gebirgsschuttes große Aehnlichkeit mit den Verhältnissen der Geschiebeablagerungen unserer heutigen Ströme zeigen, so liegt die Vermuthung nahe, daß sie durch mächtige Wasserfluthen bewirkt worden seyen. In neuerer Zeit hat namentlich Agassiz eine Theorie aufgestellt, nach welcher die B. als absprengende Felsmassen mit dem Gletschereis vom Wasser in weite Entfernung hinausgetragen und beim Schmelzen des Eises zu Boden gefallen seyn sollen, als das umgebende Eis schmolz. In den norddeutschen Ebenen treffen wir auf eine Erscheinung ähnlicher Art, wie an den Alpen, allein die Gesteine sind hier andere, sie stammen von den skandinavischen Gebirgen ab und sind durch das Meer von ihrer Entstehungsstelle getrennt. Von Holland aus zieht sich diese merkwürdige Ablagerung durch alle baltischen Länder, durch Polen und Rußland bis in die Gegend von Moskau hinauf. Schon in der Umgebung von Dresden und Leipzig finden sich finnländische B., und von hier aus liegen skandinavische Abkömmlinge bis zum Meere. Weiter nördlich treten sie in Seeland wieder auf und schieben sich hinauf bis nach Helsingör. Jenseits des Sundes kommen sie nochmals in Schweden vor und setzen durch den mittlern Theil dieses Landes bis an die Hügelreihen an der Grenze von Norwegen. Diese Schuttmassen und B. bilden hier nicht selten parallel laufende, langgezogene schmale Hügel, welche die schwedischen Geographen Asar nennen und deren lineare Richtung von Nordnordwest gegen Südsüdost geht. Diese Asar gleichen den Absätzen von Geröllen, welche sich in Flüssen unterhalb eines festen Gegenstandes anlegen, der die Strömung aufhält, oder ihr eine andere Richtung gibt. An den Seiten und der Stirn von Gneis- und Granithügeln, welche im Zuge dieser Asar liegen, sieht man zahlreiche Furchen u. Kerben nach der Längenrichtung der Schutthügel eingegraben. Alles deutet hier auf eine Fluth hin, welche Schutt und B. vom Plateau des mittleren Schwedens herab nach Süden fortgerissen, über den Sund und die Ostsee in die baltischen Länder geführt hat. Das Eis hatte bei dieser Forttragung eine wichtige Rolle übernommen, welches daraus deutlich hervorgeht, daß die Mehrzahl dieser B. kaum eine Spur von Rollung zeigen, sondern an Ecken und Kanten scharf erscheinen. Im östlichen Theile Englands liegen Schutt und B. zerstreut, welche theils von den nördlicheren englischen, theils von den norwegischen u.

schwedischen Gebirgen abstammen. Auch in Nordamerika finden sich weit hinunter zerstreute B. der nördlicheren Gegenden, wie man dieselbe Erscheinung auch in den Gebirgen von Potosi, in Oberägypten, in der libyschen Wüste, ja am Fuße des Himalaya vielfach beobachtet hat.

Blödigkeit, Schwäche des Gesichts (blöde Augen), s. Blödsichtigkeit; dann die aus Mangel an Selbstvertrauen oder in Folge wirklicher Geistesschwäche entsprungene Furchtsamkeit in geselligen Verhältnissen.

Blödsichtigkeit, im gemeinen Leben derjenige Zustand des Sehvermögens, bei welchem die Gegenstände entweder nicht mehr deutlich erkannt werden, oder wo die Augen, wenn auch die Gegenstände noch deutlich erscheinen, doch so schnell ermüden, daß der Kranke nicht vermögend ist, sie anhaltend zu gebrauchen. Man bezeichnet demnach im gemeinen Leben zwei dem Grade nach verschiedene Krankheitszustände des Sehorgans mit jenem Namen, nämlich: die Hebetudo visus, die Gesichtsschwäche, und die Amblyopia amaurotica, die Amblyopie.

Blödsinn, Verstandesschwäche, die sich als Mangel an Auffassungskraft darstellt, verschieden von Dummheit, welche diejenige Stumpfheit des Verstandes bezeichnet, die ein scharfes Eindringen in einen Gegenstand unmöglich macht, und von Albernheit, welche sich in Sonderbarkeiten und Lächerlichkeiten äußert. Auf der höchsten Stufe seines Auftretens ist der B. (eigentlicher B., Amentia, Idiotismus) ein gänzliches Erlöschen aller physischen Kräfte und stellt den Erwachsenen dem Kinde, ja dem Thiere gleich und selbst noch unter dieses.

Bloemaert (Blomart, auch Blom), 1) Abraham, berühmter holländischer Maler, Kupferstecher und Formschneider, geboren zu Gorkum 1564 oder 1567, bildete sich zu Paris, größtentheils durch eigenes Studium, und war eine Zeitlang Stadtbaumeister zu Amsterdam, † zu Utrecht 1647, nach Andern 1657 oder 1658. Seine Malereien (Historien, Thiere und Landschaften) gefallen besonders durch eine gewisse Grazie und treffliches Kolorit, verlieren aber durch den Mangel an Naturwahrheit, durch Manierirtheit und Zeichnungsfehler. Sie finden sich in Kirchen u. in allen bedeutenden Gallerien; wir nennen davon: die Geburt Christi, in der Kirche der Urbanisten zu Mecheln; den Tod der Familie der Niobe mit lebensgroßen Figuren, zu Amsterdam verfertigt und für den Kaiser Rudolf wiederholt; die Anbetung der Weisen, in der k. k. Gallerie zu Wien; Diogenes mit dem gerupften Hahne, in der königlichen Pinakothek zu München. B.s Nadel ist leicht und ahmt die Federzeichnung nach; z. B. in der büßenden Magdalena, nach Callot, u. a. Sehr schätzbar sind seine Blätter im Helldunkel, als: Moses u. Aaron; Magdalena vor einem Krucifixe knieend; der Apostel Simon, nach Parmesano; ein nacktes Kind, nach Tizian.

2) Cornelius, dritter Sohn des Vorigen, großer, epochemachender Kupferstecher, geboren 1603 zu Utrecht, war Schüler seines Vaters und Crispins de Passe, arbeitete seit 1630 zu Paris, später zu Rom und † daselbst 1680. Er ist der Erste, der ein Gemälde, nicht bloß eine Zeichnung, im Stiche wohl darzustellen wußte. Kraft, Sanftheit im Uebergange vom Lichte zum Schatten und eine dem Charakter des übertragenen Meisters angemessene Behandlung gehören zu den Hauptvorzügen seiner Arbeiten. Man tadelt nur das überall sich Gleichbleibende, Unveränderliche und zur Monotonie Führende der sonst schönen Schraffirungen. Von seinen Blättern nennen wir als die vorzüglichsten: die Erweckung der Tabitha; die Belagerung und Einnahme der Stadt Pera, nach Cortona; die Auferstehung, nach P. Veronese; die Geburt Christi, nach Schiavone; die Anbetung der Hirten, nach Raphael; heilige Familie, nach A. Caracci; Meleager, nach Rubens, u. A.

Bloemen, 1) Peter van B., guter Maler aus Antwerpen, geboren 1649, in der Gesellschaft der flamändischen Maler zu Rom Standaert genannt, 1699 Direktor der Akademie in seiner Vaterstadt, † 1719. Nach seinen Gemälden (Schlachten, Karawanen, Pferdemärkte und römische Feste mit schöner Architektur) stachen T. Major, J. B. Guelard, Rottwyk, Aquila u. A.

2) Julius Franz van B., Bruder des Vorigen, sehr geschätzter Landschaftsmaler, geboren zu Antwerpen 1656, zu Rom Orizonte genannt, ward 1742 Akademiker von St. Luca, † in Rom 1748 oder 1749. Seine Gemälde, meist Ansichten von Tivoli u. der Umgegend, Wasserfälle &c., zeichnen sich durch dichterische Auffassung, leichte und meisterhafte Ausführung u. besonders durch schöne Horizonte aus. Herrlich sind seine Darstellungen eines Regenbogens, eines feinen Regens und anderer ähnlichen Naturerscheinungen. B. ätzte auch mehre seiner Landschaften.

Blösch, Eduard, schweizerischer Staatsmann, geboren den 1. Februar 1807 zu Biel, studirte zu Bern und zu Heidelberg die Rechte und bildete sich dann unter Ludwig Snells Leitung praktisch und politisch weiter aus. Nachdem er Anwalt in Burgdorf geworden, trat er in Folge seiner Verheirathung mit Snells Tochter zu diesem in ein noch näheres Verhältniß. Im J. 1832 fungirte er in der sogenannten Reaktionsuntersuchung (s. Bern) als Inquirent und 1836 als Regierungskommissär im Jura, wo aus Anlaß der badischen Konferenzbeschlüsse Unruhen ausgebrochen waren, und betrat dann 1838 auf die Dauer die öffentliche Bühne, indem er die auf ihn gefallene Wahl in den großen Rath annahm. Schon im December desselben Jahres wurde er zum Vorsitzenden und ein Jahr später zum Landamman ernannt, in welcher Eigenschaft er in dem langwierigen Dotationsstreit zwischen dem Kanton u. der Stadt Bern einen Vergleich zu Stande brachte. Zweiter Tagsatzungsgesandter in Bern, erstattete er in der aargauischen Klosterfrage einen Bericht, der aber so wenig der Tagsatzung als der öffentlichen Meinung gefiel, u. da die Bewegungspartei die Oberhand erhielt, ward B. nicht wieder zum Landamman gewählt. Nach dem mißlungenen Freischaarenzug gegen Bern bemühte er sich um Versöhnung der Gegensätze und wurde im December 1845 zum Vicepräsidenten des großen Raths erwählt. Als die Bewegungspartei durch die von ihr beantragte Verfassungsrevision einen

neuen Sturm heraufbeschwor, trat B. für verfassungsmäßige Erledigung der Sache mit Nachdruck in die Schranken und wurde trotz der Fortschritte der Radikalen in den großen Rath gewählt. Nach Auflösung des Sonderbunds durch die Tagsatzung im Herbst 1847 machte auch B., der seit 1841 den Posten eines eidgenössischen Oberauditors bekleidete, den Feldzug mit und stand 5 Monate lang im aktiven Dienst. In den Kantonalangelegenheiten verhielt er sich nach 1848 schweigsam, mit Ruhe abwartend, bis das radikale Regiment sich abgenutzt haben würde, was 1850 eintrat. In demselben Jahre wurde er Regierungspräsident in Bern u. 1855 Präsident des Nationalraths.

Blois, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Loir und Cher, amphitheatralisch in einer anmuthigen Gegend am rechten Ufer der Loire sich erhebend, über welche eine 930 Fuß lange, 42 Fuß breite und auf 11 Bogen ruhende steinerne Brücke, von Ludwig XV. auf den Trümmern einer Brücke aus dem 10. Jahrhundert gebaut und in der Mitte mit einem hohen Obelisk geziert, zur jenseits liegenden Vorstadt Vienne führt, theils in einer Ebene, theils am Abhange eines 60 Fuß hohen Hügels, ist schlecht gebaut, hat enge, krumme Straßen und alte Mauern, aber einen schönen Quai und eine alte römische in Felsen gehauene Wasserleitung (Aron), welche die stärksten und reichhaltigsten Quellen der Umgegend sammelt und ihr Wasser erfrischt und geläutert zur Stadt führt. Von Gebäuden sind außerdem zu nennen die alte Kathedrale in gothischem Styl, 9 andere Kirchen, ein schönes Präfekturhotel (einst bischöflicher Palast), ein Schloß, worin Ludwig XII. geboren wurde. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, der Departementalbehörden, eines Obertribunals, Handelsgerichts, einer Ackerbaugesellschaft, hat 2 Seminare u. Colléges, ein physikalisches und ein naturhistorisches Kabinet, einen botanischen Garten, eine öffentliche Bibliothek, ein Hospital, eine Börse und 14,000 Einwohner, welche Fabriken für Handschuhe, Mützen, Teppiche, Leder, Messer, Fayence, Essigbrauereien, lebhaften Handel mit Wein, Branntwein, Tuch, Papier, Holz &c. treiben und in dem Rufe stehen, das reinste Französisch zu sprechen. Im Mittelalter bildete B. eine Grafschaft (Pagus Blesensis, seit dem 15. Jahrhundert Blaisois) mit dem Orte Bleza (später Blesis, Castrum Blesense, jetzt B.), am Lige, welche im 9. Jahrhundert unter den Merovingern entstand und in Francia an beiden Seiten des Liger lag. Der erste Graf von B. war Wilhelm (getödtet 834), Sohn Theodeberts, Ahne Hugo Capets. Der letzte der in direkter Linie ihm folgenden 5 Grafen war Thibaut II. († 1004 kinderlos), dessen Bruder und Nachfolger, Eudo II., Graf von B., Chartres und Tours, den Titel eines Pfalzgrafen annahm und sein Gebiet 1019 mit der Champagne und andern Distrikten erweiterte, in welche sich seine Söhne theilten. Der zweite Sohn, Thibaut III., der B., Chartres und Tours erhielt, vereinigte nach seines Bruders Tode 1047 die sämmtlichen Besitzungen des Vaters wieder, aber schon nach seinem Tode 1089 theilten die Söhne abermals das Land, wobei Heinrich (1102 in der Schlacht bei Rama gefangen und in Askalon hingerichtet) B., Chartres und einzelne Theile der Champagne erhielt. Unter seinem Enkel, einem Sohne Thibauts IV., fand eine nochmalige Theilung Statt. Als die Linie 1218 mit Thibaut VI. dem Jungen ausstarb, folgten diesem seine Tanten Elisabeth und Margarethe, die wieder theilten, und zwar so, daß letztere (damals in dritter Ehe mit dem 1249 vor Damiette gestorbenen Gautier II., Herrn von Owesnes, vermählt, † 1230) B. erhielt. Durch ihre mit Hugo von Chatillon, Herrn von Crecy und Grafen von St. Paul, vermählte Tochter Marie kam B. an das Haus Chatillon, 1397 aber durch Kauf an Ludwig, Herzog von Orleans, dessen Enkel, König Ludwig XII., es mit der Krone vereinigte. In der Stadt B. wurde das Schloß 1502 ganz neu gebaut. B. ist historisch merkwürdig durch mehre im 15. u. 16. Jahrhundert hier abgeschlossene Bündnisse und Verträge, so das Bündniß vom 15. April 1499 zwischen Frankreich und Venedig und die Offensiv- und Defensivallianz vom 14. März 1513 gegen den Papst und den deutschen Kaiser. Auch schlossen Ludwig XII. von Frankreich und Kaiser Maximilian hier am 7. Nov. 1510 einen Vertrag, um die Versammlung eines ökumenischen Koncils behufs einer Kirchenreformation zu bewirken. B. ist ferner merkwürdig durch den 1588 von König Heinrich III. hierher berufenen Reichstag, in Folge dessen der Herzog Heinrich von Guise und sein Bruder, der Kardinal Ludwig von Guise, am 23. December desselben Jahres im dortigen Schlosse ermordet wurden, und durch die Stiftung des Bisthums 1697 unter Papst Innocenz XII. (erster Bischof war D. N. Bertier), auch als mehrmalige Residenz französischer Könige und durch den kurzen Aufenthalt der Kaiserin Marie Luise mit der Regentschaft 1814.

Blokade, s. Festungskrieg.

Blomberg, Stadt und Amtssitz im gleichnamigen lippe-detmoldischen Amt an der Distel, hat 2 Kirchen, 2 adelige Güter, ein altes Schloß (ehemalige Residenz der regierenden lippeschen Herren), eine Meierei und 2000 (1800) Einwohner. Die Stadt B. entstand 1260 aus den Trümmern mehrer Dörfer, ward von Simon I., Herrn zur Lippe, erweitert und gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts mit Stadtfreiheit versehen. Das Amt B. war sonst im Besitz des regierenden Grafen zu Schaumburg-Lippe. Nach dessen Ableben 1777 entstand über die Erbfolge in demselben ein Rechtsstreit beim kaiserlichen Reichshofrath zwischen den lippeschen Landesherren und dem in der Grafschaft Schaumburg zur Regierung gekommenen Grafen Philipp Ernst zur Lippe, welcher erst in neuerer Zeit auf bundesgesetzlichem Wege durch ein am 26. Januar 1839 eröffnetes Austrägalerkenntniß rechtskräftig und vollständig entschieden worden ist, u. zwar so, daß das Amt B. durch Patent vom 12. März 1839 von Seiten des fürstlichen Hauses Lippe in Besitz genommen worden ist.

Blomberg, 1) Wilhelm, Freiherr von, deutscher Dichter, den 6. Mai 1786 zu Iggenhausen im Fürstenthum Lippe geb., † als königl. preuß. Major a. D. zu Herford in Westphalen den 17.

April 1846; schrieb „Satyren über das göttliche Volk“ (1811, 1823); „Thomas Aniello“, Trauerspiel (1817); „Leben J. B. Reinerts“ (1823); „Hermanns Tod“, Trauerspiel (1824); „Gedichte“ (1826).

2) **Karl Alexander Johann Ludwig, Freiherr v.**, deutscher Dichter u. Freiheitskämpfer, geboren 1788 zu Iggenhausen im Fürstenthum Lippe, trat bereits 1800 ins preußische Heer, ward 1804 Fähndrich, nahm als solcher mit dem rüchelschen Corps an der Schlacht bei Jena Theil, gerieth aber zu Erfurt mit seinem Regiment in französische Gefangenschaft und durfte erst nach dem tilsiter Frieden seinen alten Waffengefährten sich wieder anschließen. Seine beabsichtigte und nur durch die nachgesendeten preußischen Husaren verhinderte Theilnahme am schillschen Zuge im Jahre 1809 brachte ihm vierteljährigen Festungsarrest zu Kolberg. B. lebte hierauf eine Zeitlang dienstlos zu Berlin, ward dann Bataillonsadjutant zu Neisse und zu Ende des Jahres 1812 russischer Hauptmann und Adjutant des Generals von Tettenborn. Mit diesem den 20. Febr. 1813 vor Berlin angekommen, erhielt er den Auftrag, beim Angriff auf das bernauer (schönhauser) Thor durch den Obersten von Benckendorf mitzuwirken. An der Spitze der Kosaken durch das geöffnete Thor dringend, fiel er von mehren Kugeln getroffen als der erste preußische und deutsche Offizier in diesem Kampfe auf deutschem Boden. Seine hinterlassenen poetischen Schriften mit Porträt und Lebensbeschreibung gab de la Motte Fouqué (Berlin 1820) heraus. B. gehört seiner Zeit und seinem Wesen nach zu den Sängern der Befreiungskriege; da er aber nicht poetische Begabung genug hatte, um Lieder für alle Zeiten zu schaffen, wie etwa Körner und Max von Schenkendorf, so ist er jetzt, wo die Zeit eine andere geworden ist, ziemlich vergessen.

Blomfield, 1) **Charles James**, Lordbischof von London, einer der größten britischen Philologen und auch in theologischer und politischer Hinsicht einer der einflußreichsten Würdenträger der anglikanischen Kirche, ist der Sohn eines Schulmeisters und wurde 1785 zu Bury St. Edmunds in der englischen Grafschaft Suffolk geboren. Der Vater, in den alten Sprachen wohl bewandert, unterrichtete seine Söhne selbst und brachte ihn 1804 auf die Universität Cambridge, wo sich derselbe bald durch Fleiß und Leistungen auszeichnete. Seit 1810 verwaltete B. mehre Pfarreien, 1819 aber ernannte ihn der Bischof von London zu seinem Hauskaplan, bald darauf erhielt er die Pfründe der St. Botolphskirche und endlich 1824 den bischöflichen Sitz in der britischen Hauptstadt. Seinen europäischen Ruf als Gelehrter verdankt er seinen Ausgaben griechischer Dichter, in welchen er eine ungemeine Belesenheit in der griechischen poetischen Literatur und eine gesunde Kritik an den Tag legt. Wir besitzen von ihm den „Callimachus“ (London 1815) und mehre Stücke des Aeschylus: „Prometheus“ (Cambridge 1810, 5. Aufl. 1829); „Die Sieben gegen Theben“ (das. 1812, 2. Aufl. 1824); „Die Perser“ (das. 1814, 3. Aufl. 1818); „Koephoren“ (das. 1824); „Agamemnon“ (das. 1825). Mit Rennel gab er die „Musae Cantabrigienses“, mit Monk 1812 die „Posthumous tracts of Porson“ und 1814 die „Adversaria Porsoni“ heraus. Neuerlich warf man ihm Hinneigung zum Puseyismus vor; doch sprach er sich nach dem Erscheinen der päpstlichen Bulle wegen Einsetzung einer katholischen Hierarchie in England im Herbst 1850 entschieden gegen die des Kryptokatholicismus verdächtigen Sektirer aus und nöthigte selbst den puseyitischen Pfarrer von St. Barnabas, Bennett, seine Stelle niederzulegen.

2) **Eduard Valentin**, Bruder des Vorigen, ebenfalls geachteter Philolog, geboren 1788, studirte zu Cambridge, bereiste 1813 Deutschland, wo er in Berlin mit F. A. Wolf und in Breslau mit Schneider bekannt wurde. Als Frucht dieser Reise ist seine interessante Abhandlung über die deutsche Literatur im cambridger „Museum criticum“ (2. St.) zu betrachten. Später nahm er eine Predigerstelle zu Cambridge an, ohne jedoch der Philologie dadurch entfremdet zu werden. Er unternahm eine englische Uebersetzung von Schneiders griechisch-deutschem Lexikon und Matthiä's griechischer Grammatik, † aber vor Beendigung dieser Arbeiten im Okt. 1816.

Blommaert, Philipp, flämischer Schriftsteller, um 1809 geboren, lebt als Privatmann zu Gent. Bereits 1834 trat er in der holländischen Zeitschrift „Letteroefeningen“ mit Gedichten hervor, denen zwar Einfachheit und Ernst nachgerühmt werden kann, die aber wegen der etwas rauhen Form wenig Glück machten. Wichtiger war die Herausgabe älterer flämischer Dichtungen, wie des „Theophilus“ (Gent 1836) aus dem 14. Jahrhundert, und der „Oude vlämische gedichten“ (2 Bde., das. 1838—41) aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert, welche beide Werke mit Glossarien und gelehrten Anmerkungen reichlich ausgestattet sind. B. behandelt auch mit Vorliebe die altnordischen Sagen. Von seinem Interesse für mittelhochdeutsche Literatur zeugt seine Uebersetzung von Stücken aus den „Nibelungen“ in rein jambischen Versen. Sein vorzüglichstes Werk ist jedoch die „Aloude geschiedenis der Belgen of Nederduitschers“ (Brüssel 1849), worin er die Ansicht zu vertheidigen sucht, daß die niederdeutschen Gegenden trotz ihrer politischen Zerrissenheit doch noch als Volkseinheit zur Erfüllung einer hohen, kulturhistorischen Idee berufen seyen. Außerdem ist B. Mitarbeiter an mehren belgischen Zeitschriften, besonders aber an dem „Messager des sciences historiques“. Uebrigens war er nebst Willems einer der Haupturheber der 1840 das belgische Publikum so sehr beschäftigenden Petitionen zu Gunsten der flämischen Sprache.

Blomöe, norwegische Insel im Amt Söndre-Bergenhuus, an der Westküste, in der Nordsee.

Blond, lichtgelb, besonders vom Haar, daher **Blondin**, männliches, und **Blondine**, weibliches Individuum mit lichtgelbem Haar.

Blondel (**Blondianus**), mit dem Beinamen **de Neesles** von seinem Geburtsort, Sänger und Dichter des 12. Jahrhunderts und Liebling des englischen Königs Richard Löwenherz, den er auf seinem Kreuzzug begleitete. Die sagenhaften Berichte englischer Chronisten berichten viel von seiner dem Könige bewiesenen Treue.

Als nämlich Richard Löwenherz auf der Rückreise von dem Herzog Leopold von Oesterreich gefangen gehalten ward, durchzog B. verkleidet ganz Deutschland, um seinen geliebten Herrn aufzusuchen. Zufällig kam er auch in die Nähe des Schlosses Löwenstein in Oesterreich und vernahm, daß man daselbst einen vornehmen Gefangenen in Gewahrsam halte. Nachdem er sich vergeblich bemüht, denselben zu sehen, stellte er sich dem vergitterten Thurme gegenüber und fing an, eins seiner provençalischen Lieder, die er mit dem König gedichtet, zu singen. Kaum hatte er eine Strophe beendet, als eine Stimme aus der Tiefe des Thurmes die zweite begann und das Lied zu Ende führte. Nachdem B. so den Aufenthalt seines Königs entdeckt hatte, kehrte er eiligst nach England zurück und bewirkte Richards Auslösung. Von seinen zahlreichen Dichtungen werden einige handschriftlich in der Bibliothek des Arsenals zu Paris aufbewahrt. Vergl. Fauriel, Histoire de la poésie provençale, 3 Bde., Paris 1846.

Bloomerismus (Petticoat-Reform, Frauenunterrocks-Reform), Bezeichnung der 1850 in Nordamerika von Mistreß Bloomer, der Gattin des Obersten und Postmeisters Bloomer in Seneca-Falls im Staate Newyork, zuerst angenommenen Bekleidung, bei welcher Schnürbrust, Unterrock u. dergl. als der Gesundheit schädlich und die freie Körperbewegung hemmend verworfen und dafür männliche Bekleidung mit Hosen, Stiefeln und Rock angenommen ward. Die Sache fand nicht nur in Amerika, sondern auch in England, namentlich in London, Beifall, es bildeten sich unter der Damenwelt Bloomervereine, und es wurden Bloomermeetings gehalten, wobei die Mehrzahl der Betheiligten in Bloomertracht erschien; auch Bloomerbälle fanden Statt, wo den auf gewöhnliche Art gekleideten Damen der Zutritt verweigert wurde. In England kam die Sache bald wieder in Vergessenheit, in Nordamerika schritt der B. zur sogenannten Emancipation der Frauen fort, wie denn im August 1853 zu South-Butler im Staate Newyork eine Miß Brown, welche dort Hauptvertreterin des B. war, zum Pfarrer der dortigen Kongregationalistengemeinde gewählt wurde.

Bloomfield, Robert, geschätzter englischer Naturdichter, ward geboren zu Honington den 3. Dec. 1766. Sein Vater, ein armer Dorfschneider, brachte ihn nach London, um das Schuhmacherhandwerk zu lernen. Das Besuchen einiger Bethäuser und des Coventgardentheaters, wo er Stücke von Shakespeare sah, sowie das Lesen dieses großen Dichters, förderte die in B. verborgene poetische Ader zu Tage. Ein Volkslied „The milk maid", nach einer alten Weise gedichtet, war das Erste, was von ihm in Druck erschien, und fand ungetheilten Beifall. Ebenso ein zweites: „The sailor's return". Aber erst in dem größern Gedichte „The farmers boy", welches der Rechtsgelehrte Capel Lofft (Lond. 1800) zum Druck beförderte, entfaltete sich B.s ganze Liebenswürdigkeit und Naivetät. Hinsichtlich des Flusses der Verse, der Wärme der Empfindung, der Kraft der Gedanken und der Lebhaftigkeit der Anschauung steht B. mit Thomson auf gleicher Stufe, übertrifft aber diesen britischen Klassiker noch durch höhere Einfalt. Seine äußere Lage war anfänglich kümmerlich, später fand er mehrfache Unterstützung, verlor aber durch seine Gutmüthigkeit das Ersparte wieder. Zuletzt erblindet, † er den 19. August 1823 zu Shefford. Seine „Poems" wurden öfter (z. B. London 1845) gedruckt.

Blouse (franz.), s. Bluse.

Blücher, Gebhardt Leberecht, Fürst von Wahlstadt, der deutsche Held des Befreiungskrieges, war am 16. Dec. 1742 als der Sprößling einer der ältesten Adelsfamilien in Pommern zu Rostock geboren, wohin sein Vater, ehemals landgräflich hessen-kasselscher Rittmeister, damals Gutsbesitzer auf Großen-Rensow in Mecklenburg, seine Gemahlin zu besserer Sicherung während der zwischen dem Landesfürsten und der Ritterschaft ausgebrochenen Streitigkeiten gesendet hatte. Um die beiden jüngsten seiner Söhne vom Schauplatz des ausbrechenden siebenjährigen Krieges zu entfernen, schickte sie der Vater zu seinem Schwiegersohne, dem Rittmeister von Krackwitz, Gutsbesitzer auf der Insel Rügen. Hier erregte der Anblick schwedischer Husaren, die auf der Insel kantonirten, die Kriegslust so mächtig in ihnen, daß sie einst heimlich das Gut verließen, sich dem in der Nähe kantonirenden Rittmeister des Husarenregiments als Freiwillige vorstellten und den Bitten und Ermahnungen ihres Schwagers die Versicherung entgegensetzten, sie hätten sich gegenseitig das Ehrenwort gegeben, schwedische Husaren zu werden. Dies entschied, und die Jünglinge wurden eingestellt. Als Gebhardt im Laufe des Feldzugs von 1758 auf dem Vorposten einer Feldwache bei Suckow an der Ukker stand und auf Befehl seines Offiziers mit seiner Mannschaft zum Plänkeln gegen schwärmende bellingsche Husaren vorrücken mußte, reizte er diese durch herausfordernde Worte so lange, bis sie auf ihn und seine Mannschaft einsprengten. Keck hielt er den ersten Angriff aus, als aber ein alter Husar mit der Drohung: „Wart' nur, Bühl, werd' di schon schlachte!" auf ihn einhieb, sprengte er seinen schon weichenden Husaren nach, stürzte jedoch u. ward gefangen zum Oberst Belling gebracht, der ihn seines kecken soldatischen Benehmens wegen lieb gewann und ihn zum Uebertritt unter Friedrichs Fahnen aufforderte. So groß die Lockung war, so weigerte sich B. doch, seinen den Schweden geleisteten Fahneneid zu brechen, bis er nach einem Jahre gegen Auswechslung eines schwedischen Offiziers seinen förmlichen Abschied von Schweden erhielt und am 20. Sept. 1760 preuß. Kornet und Bellings Adjutant wurde. Bald ward er Unter-, dann Oberlieutenant, ward in der Schlacht bei Freiberg am Fuße verwundet, trat aber noch vor dem Frieden von Hubertsburg wieder in sein Regiment. Der Friede behagte aber dem thatendurstigen Jüngling wenig; er war ein wilder Offizier und beachtete gar selten die herkömmlichen Formen, wie er sogar seinen eignen Chef eines Dienstverweises wegen herausfordern wollte. Belling bestrafte ihn für diese Unbesonnenheit mit Versetzung zur Eskadron des Majors von Podscharli, den B. noch als Feldmar-

schall und Fürst für seinen vorzüglichsten Lehrer im Kavaleriedienste erklärte. Seit dem 3. März 1771 Stabsrittmeister, sah sich aber B. bei der nächsten Beförderung übergangen und einem jüngern Rittmeister von Jägerfeld nachgesetzt; damals schrieb er an Friedrich die kühnen Worte: „Der von Jägerfeld, der kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu seyn, ist mir vorgezogen worden. Ich bitte Ew. Majestät um meinen Abschied." Der König ließ ihn ¾ Jahr in Arrest setzen, damit er sich eines Bessern besinne, und als der Unbeugsame bei seiner Erklärung blieb, erklärte der König: „Der Rittmeister von B. ist seiner Dienste entlassen; er kann sich zum Teufel scheeren." B. widmete sich nun der Landwirthschaft, nahm ein Pachtgut seines Schwiegervaters, des ehemaligen sächsischen Obersten von Mahlin, in Unterpacht, galt bald als Muster eines einsichtsvollen Landbauers, kaufte das Gut Großraddow in Pommern und wurde Deputirter der Landschaftsdirektion. Selbst der große König bezeugte ihm mündlich und schriftlich seine Achtung, obwohl er ihm eine Anstellung in der Armee, um die er wiederholt nachsuchte, nicht zu Theil werden ließ. Erst 1787, nachdem Friedrich II. den Thron bestiegen, durfte B. wieder in das Heer eintreten, und zwar erhielt er, seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß, den Wiedereintritt in sein altes Regiment und die Majorsstelle vor demselben von Jägerfeld, dem er einst nachgesetzt worden. Im Sept. desselben Jahres erfolgte der Ausmarsch seines Regiments zur Unterdrückung der in Holland ausgebrochenen Unruhen; da aber die preußischen Truppen nicht ins Gefecht kamen, so fand B. keine Gelegenheit, sich Lorbeeren zu erwerben. Indeß ward er am 3. Juni 1788 Oberstlieutenant, bei der Frühlingsheerschau im nächsten Jahre Ritter des Ordens „Pour le mérite" und am 10. August 1790 Oberst und Kommandeur des ersten Bataillons im Regimente. Als solcher zog er 1793 mit seinem Regimente gegen die über den Rhein hereinbrechenden Heere der französischen Republik und fand öfters Gelegenheit, Muth und Entschlossenheit und seine ausgezeichnete Befähigung als Reiteranführer zu beweisen. Eine Zeitlang war Rüchel sein Vorgesetzter, dann Ferdinand von Braunschweig und seit Febr. 1794 Möllendorf. Nach dem siegreichen Gefechte bei Kirrweiler, den 28. Mai 1794, wurde B. Generalmajor. Als der traurige Friede von Basel 1795 den Krieg endigte, erhielt der neue Ziethen, wie man ihn nannte, das Kommando einer Vorhut zum Schutze der Demarkationslinie und kam dann nach Ostfriesland, wo er, da seine erste Gattin schon 1787 gestorben, mit Amalia von Colomb einen zweiten Ehebund schloß. Der neue König Friedrich Wilhelm III. erhob ihn den 20. Mai 1801 zum Generallieutenant. Als solcher nahm er die Entschädigungen für Preußen, Erfurt, Mühlhausen und Münster in Besitz und wurde hier Gouverneur. Nach dem Ausbruch des Krieges von 1806 ward er zu Anfang Okt. zum rechten Flügel, den Rüchel führte, kommandirt, befehligte bei Eisenach die Vorhut und eröffnete am 14. Okt. in Ferdinands von Braunschweig Hauptheer den Kampf bei Auerstädt gegen Davoust. Nach dem unglücklichen Ausgang der Doppelschlacht folgte er mit dem größten Theile der Kavalerie dem Rückzuge des Fürsten von Hohenlohe, jedoch so zögernd, daß ihm der Vorwurf gemacht wird, an der Bedrängniß, in die Hohenlohe wegen Mangels an Kavalerie gerieth und die erst durch die Kapitulation von Prenzlau endete, schuld gewesen zu seyn. Zu schwach, um den frischen Kräften Murats und Bernadotte's zu widerstehen, suchte er sich Bahn ins Mecklenburgische zu brechen, um dort im Rükken des Feindes zu operiren. Bei Dambeck vereinigte er sich mit dem Corps des Herzogs von Weimar unter Winning, mußte bei Kriwitz unweit Schwerin gegen Soult ein Gefecht bestehen, warf sich dann nach Lübeck, um im schlimmsten Falle sich einzuschiffen, ward aber auch dort verdrängt und sah sich nach großem Verluste durch die Noth gezwungen, am 7. Nov. 1806 mit 6000 Mann zu Rattkow zu kapituliren. Auf Ehrenwort entlassen, ging er nach Hamburg, ward aber schon nach 14 Tagen gegen den von Schill gefangen genommenen General Victor ausgewechselt. Nach seiner Ankunft in Königsberg zu einer Unternehmung in Pommern zur Vertheidigung von Stralsund u. zur Unterstützung der Schweden bestimmt, hatte er sich mit einer Heerschaar schon zu Pillau eingeschifft, als der Waffenstillstand Schwedens mit Frankreich u. nachher der Friede zu Tilsit das kühne Unternehmen vereitelte. Obwohl kränklich, ward er nicht müde, den König zu neuem Kriege gegen den Unterdrücker zu mahnen, und als Schill 1809 seinen kühnen Zug begann, hatte B. bereits kriegerische Vorbereitungen gemacht, die er jedoch, königlichem Befehl gemäß, wieder einstellen mußte. Als Preußen mit Frankreich die Allianz vom 21. Febr. 1812 abschließen mußte, wurde B. nach einem geheimen Artikel im Generalkommando Pommerns durch Tauentzien abgelöst. Als Entschädigung erhielt er das Gut Kunzendorf bei Neisse zum Geschenk, „um den Druck der Gegenwart im Genuß des Landlebens zu vergessen und in Hoffnung besserer Zeiten Kräfte für Thron und Vaterland zu sammeln". Er zählte damals zu den Wenigen, welche den selbst in den höchsten Kreisen zu einer Art Fatalismus gewordenen Glauben an Napoleons Unbesiegbarkeit unablässig bekämpften und den Einfluß der friedliebenden, schwachmüthigen Rathgeber auf den König zu brechen suchten.

Als am 17. März 1813 der König sein Volk zu den Waffen rief und am 25. März die verbündeten Monarchen die Proklamation von Kalisch erließen, machte Scharnhorst dem Zweifel, ob auch B. der rechte Mann sey, unter Kutusow die Preußen zu führen, ein Ende, und so trat der 71jährige Greis an die Spitze seiner kampfbegeisterten Preußen. Noch war man nicht im Reinen, wie der Krieg zu führen sey, als B. schon die sächsische Grenze überschritten hatte und mit seinen 24,000 Preußen und 13,000 Russen bis Altenburg vorgedrungen war; doch gebot ihm Kutusows Befehl, Halt zu machen.. Als Napoleon von Weißenfels auf Leipzig rückte, ging B. auf Borna vor, um sich mit den Russen unter Wittgenstein zu vereinigen, dem er sogar den Oberbefehl überließ. Noch am Abend der Schlacht bei Lützen, wo B.

mit Heldenmuth gefochten, wollte er, obgleich verwundet, einen Generalangriff mit der gesammten Kavalerie auf die Franzosen wagen; Wittgenstein gabs aber nicht zu, und ein partieller, den B. unternahm, mißlang durch Schuld des Terrains. Wittgenstein befahl darauf zum größten Verdrusse des greisen Helden den Rückzug und lieferte bei Bautzen eine ähnliche, B. in den Tod verhaßte „Defensivschlacht". Erst an der schlesischen Grenze übernahm Barclay den Oberbefehl, in dessen Abwesenheit B. am 26. Mai bei Hainau der französischen Vorhut unter Maison jenen derben Schlag versetzte, der ihn zum Abgott der bis dahin zurückgesetzten Reiterei machte. Der Waffenstillstand vom 4. Juni kam seiner Kampfeslust sehr unerwünscht, und er meinte, „die Diplomaten wollten nur hinterm Tische ihre Haut verwahren und seyen des Feldzugs müde; sie würden aber ihre Monarchen erst recht in die Dinte führen". Um so freudiger begrüßte er den Wiederbeginn der Feindseligkeiten, und ein weites Feld eröffnete sich seiner Siegeslust, als ihm der Oberbefehl des mit Hülfe eines russischen Corps bis auf 90,000 Mann gebrachten schlesischen Heeres übertragen wurde. Unter ihm standen Langeron, Sacken und York. Noch schien man ihn aber zur Unthätigkeit verdammen zu wollen; denn in einer Zusammenkunft der Monarchen und Bernadotte's in Trachenberg beschloß man ohne sein Wissen, sein Heer solle für sich allein gar nicht schlagen, sondern nur zur jeweiligen Unterstützung der beiden andern Heere bereit bleiben. B. aber erklärte, als ihm dies eröffnet ward, lieber das Kommando niederlegen zu wollen, worauf man sich veranlaßt sah, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Nach dem Wiederbeginn des Kampfes zog Napoleon zuerst gegen B., um dessen Heer zu vernichten, mußte aber zurückweichen und geschehen lassen, daß nun B. seinerseits gegen Macdonald und dessen drei Armeecorps vordrang und die glänzende Schlacht an der Katzbach vom 26. August lieferte, die dem Feinde 30,000 Mann, zwei Adler, 105 Kanonen und 300 Pulverwagen kostete. „Vorwärts, vorwärts, Kinder!" hatte B. seinen Soldaten zugerufen, und der Name „Vorwärts" begleitete ihn hinfort auf seiner Siegesbahn. Das Vertrauen auf ihn stand von diesem Tage an unerschütterlich fest, und Alexander, dessen Russen den greisen Helden mit dem Erzengel Michael verglichen, nahm von der eigenen Brust das Andreaskreuz u. sandte es ihm mit einem eigenhändigen Briefe; Franz verlieh ihm den Theresienorden und Friedrich Wilhelm den Stern des eisernen Kreuzes. Unaufhaltsam drang nun B. in der Lausitz vor, vereitelte alle Angriffe Napoleons durch kluges Ausweichen und feste Stellungen, erzwang den blutigen Uebergang bei Wartenburg (3. Okt.), vereinigte sich am 7. mit dem Nordheer des Kronprinzen von Schweden zu Mühlbeck und schlug am 16. den Marschall Marmont bei Möckern. Am 18. stellte er sich mit großer Selbstverleugnung unter den zaudernden Kronprinzen von Schweden, war aber auch jetzt Allen voran und flocht sich schon Kränze des Siegs, als die Schweden erst anlangten, wie er auch am folgenden Tage der Erste war, der stürmend in die Thore Leipzigs eindrang. Auf dem Marktplatze umarmte ihn der Kaiser Alexander mit den Worten: „Retter von Deutschland!" und der König von Preußen ernannte ihn mit der ehrenden Erklärung zum Feldmarschall: „Durch Ihre Siege mehren Sie Ihre Verdienste um das Vaterland schneller, als ich mit den Beweisen meiner Dankbarkeit folgen kann." Franz gab ihm das Großkreuz des Maria-Theresienordens, Alexander aber einen reichen Ehrendegen. Aber er rastete nicht auf seinen wohlerworbenen Lorbeeren; sobald sein Heer nur einigermaßen geordnet und gestärkt war, verfolgte er unermüdet den Feind bis an den Rhein und überschritt am Neujahrstage 1814 den Strom bei Mannheim, Kaub und Koblenz. Napoleons Vernichtung schien ihm die Aufgabe des Feldzuges, und er that redlich das Seine, um sie zu lösen. Am 17. Jan. war er in Nancy, überall Frieden mit Frankreich, aber Krieg mit Napoleon, Achtung dem Gesetz, Schonung und Erleichterung der Unterthanen proklamirend. Am 26. zog er in Brienne ein, wo ihn ein Ueberfall in große persönliche Gefahr brachte, aber nicht verhindern konnte, sich mit der Hauptarmee zu verbinden. Den Zögerungen und Schwankungen der Friedenspartei zum Trotz betrieb er den Zug nach Paris, gewann den entscheidenden Sieg bei la Rothière (1. Febr.), rückte an der Spitze eines Theils seiner Truppen gegen die Marne und bis Meaux vor, während Napoleon die Hauptarmee durch Friedensunterhandlungen zu täuschen und zu falschen Stellungen zu verlokken wußte. B.s dadurch entstandene Blößen benutzend, warfen sich Joinvilliers und Eloges auf ihn und umzingelten seinen Heerhaufen dergestalt, daß der alte Held nur durch die bewundernswürdigste Geistesgegenwart sich nach Chalons durchzuschlagen vermochte, wo er alle seine Heertheile wieder mit sich vereinigte. Er hatte 14,000 Mann, worunter 6000 Gefangene, und 27 Kanonen verloren, aber nicht seinen kühnen Muth, der ihn, als am 19. Febr. Schwarzenbergs Heer in vollem Rückzuge begriffen war, bei Mery dem Oberfeldherrn zu Hülfe eilen hieß, wo er zur rechten Zeit ankam, um die wittgensteinsche Armee vor einer großen Niederlage zu retten. Indessen vermochte B. den Oberfeldherrn nicht zur versprochenen Hauptschlacht zu bewegen, ja er erhielt den Befehl, sich dem Rückzug der Hauptarmee anzuschließen, ein Befehl, der, hätte ihn B. befolgt, vielleicht die Wirkung aller bisherigen Siege vereitelt hätte. Er beschloß, nicht zu folgen, seine Verbindung mit der Hauptarmee zu lösen, schnell zum zweiten Male an der Marne nach der Hauptstadt vorzudringen und dadurch die Hauptarmee von Napoleons Verfolgung zu befreien. Nachträglich erlangte er noch die Genehmigung dieses kühnen Entschlusses und sogar eine Verstärkung seiner Armee, warf Marmont bei Sezanne und überschritt bei La Ferté die Marne. Am 7. März stand ihm Napoleon bei Craon gegenüber, und nur das Ausbleiben Winzingerode's konnte ihn bewegen, sich zurückzuziehen; dagegen bot er am 9. dem Kaiser bei Laon eine neue Schlacht, gewann sie und eröffnete durch diesen Sieg den Allirten die Thore von Paris. Obgleich so gefährlich krank, daß er aus seinem Wagen heraus kommandiren mußte, griff

er von St. Denys her die Dörfer Villette und la Chapelle an und stürmte mit russischen Regimentern den Montmartre. Wegen eines Augenübels mußte er damals einen grünseidenen Damenhut tragen und war verhindert, an dem Einzug der Verbündeten in die Hauptstadt Theil zu nehmen, der am 31. erfolgte.

War auch sein heißester Wunsch nun erfüllt, so verkündete ihm doch sein prophetischer Geist, daß die Sache noch nicht zu Ende, er noch nicht überflüssig sey. Vergebens eiferte er gegen den für Frankreich so günstigen Frieden, gegen die Zurückrufung der Bourbonen. Am 2. Juni ward er zum Fürsten Blücher von Wahlstadt ernannt, und am 6. schiffte er sich mit den Monarchen zu einem Besuche nach England ein. Der Jubel, mit dem er in England empfangen wurde, überstieg alle Grenzen. Wörtlich auf den Armen wurde der „Old Blucher" an das Ufer getragen. Die Menge zerstückte seinen Rock, die Mädchen wollten den Greis küssen und Locken von ihm besitzen; das Volk zog seinen Wagen und der Regent hing ihm in Gegenwart von Tausenden sein diamantenes Brustbild um, die Stadt London verehrte ihm das Bürgerrecht und die Universität Oxford den Doktorhut. Scherzend und bescheiden äußerte er: „Nun, wenn ich Doktor werden soll, so muß Gneisenau wenigstens Apotheker seyn; wir beide gehören zusammen". Ein anderes Mal rief er öffentlich: „Was ist's, das ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!" Worte, des Helden würdig, der sie gesprochen. Ein Triumphzug im ausgedehntesten Sinne des Wortes war sein Zug von England nach Berlin, wo er seinem Könige feierlich die Garde in die Hauptstadt zurückführen half. Er begab sich darauf auf seine schlesischen Güter und lebte, von Krankheit oft beschwert, abwechselnd dort und zu Berlin in einem kleinen Kreise näherer Bekannten u. Freunde. Die Logen der Freimaurer besuchte er oft und nahm thätigen Antheil daran. Seine Vorhersagung, daß der Friede vom 30. Mai nur ein Waffenstillstand sey, ging nur zu bald in Erfüllung. Am Tage der Nachricht von Napoleons Landung erschien B. unter dem Zujauchzen des Volkes in Berlin wieder öffentlich in der Feldmarschallsuniform und trieb zu energischer Rüstung. Am 7. April ging er, zum Oberfeldherrn der preußischen Armee ernannt, zur Armee ab, am 19. war er in Lüttich, in der Mitte des Juni stand er mit seinem Heere an der Maas und der Sambre und am 16. Juli schlug er die Schlacht bei Ligny (s. d.), deren Verlust durch das Ausbleiben der ihm versprochenen 20,000 Engländer herbeigeführt wurde und in der er durch den Sturz seines Pferdes in große Gefahr gerieth; aber des Feldherrn Muth war ungebrochen und zu rechter Zeit, nach Besiegung unendlicher Schwierigkeiten, langte er am 18. auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance an und entriß dem Kaiser den schon sich auf dessen Seite neigenden Sieg. Unermüdet stürmte er darauf hinter dem fliehenden Feinde her und schon am 29. stand er zum zweiten Male vor den befestigten Wällen von Paris, die eine mit der seinigen gleich starke Armee vertheidigte. Den angebotenen Waffenstillstand verwarf er, schlug den Feind bei Sèvres, Plessis, Piquet und Issy, zwang die Hauptstadt zur Kapitulation und das Heer zum Abzug und zog am 7. Juli in Paris ein, wo er sein Hauptquartier im kaiserlichen Schlosse St. Cloud nahm. Friedrich Wilhelm III. schuf einen eigenen Ordensstern für ihn, das eiserne Kreuz, von goldenen Strahlen umgeben; aber fast mehr noch, als ihn die Dankbarkeit seines Königs freute, ärgerte ihn das Schonungssystem, das man wieder anwenden zu wollen schien. Er eiferte aufs Neue für bessere Friedensbedingungen für Deutschland, verwarf es entschieden, daß die Hauptstadt von Einquartierung frei bleibe, verfügte die Beschlagnahme der aus Deutschland geraubten Kunstschätze, schrieb Kontributionen aus und gebrauchte überhaupt in den Verhandlungen einen den Franzosen ungewohnten Ton und die deutsche Sprache. An Wellingtons großer diplomatischer Tafel brachte er den berühmten Toast aus: „Was die Schwerter uns erwerben, laßt die Federn nicht verderben!" Die Friedensbedingungen, obgleich besser als im vorigen Jahre, gefielen ihm doch nicht ganz. Er wünschte den Franzosen die Freiheit, aber auch Deutschland seine abgerissenen Provinzen. Am 31. Oktober nahm er durch Proklamation vom Heer Abschied und kehrte abermals im Triumphzug nach Deutschland zurück.

Nur die Spannung und Energie des Geistes hatte bisher seinen kränklichen Körper aufrecht gehalten; jetzt nach dem Frieden zeigte sich seine Gesundheit zerrüttet, durch Strapazen und die Zahl der Jahre gebeugt. Mit bitterm Scherz konnte er in Beziehung auf Preußens Konstitution sagen: „Der Staat hat keine bessere Konstitution als ich; im Kriege sind wir frisch; aber im Frieden wills nicht recht gehen". Bis ans Ende seines Lebens hielt er an der großen Grundlage der Gleichheit und innigen Verbindung zwischen dem Krieger- und Bürgerstande u. zwischen Adel und Bürgerthum fest, und in diesem Sinne erklang sein Trinkspruch bei dem großen Feste, das ihm nach seiner ersten Rückkehr von Paris die Ständevertreter Preußens gaben: „Der glücklichen Verbindung des Krieger- und Bürgerstandes vermittelst der Landwehr!" Auch im Frieden blieb er noch der Abgott der Soldaten, und wenn er, unter den Linden spazieren gehend, seine Pfeife an dem Stummel eines alten Landwehrmannes anbrannte, so mochte man wohl in den höhern Kreisen daran Anstoß nehmen, ein desto festeres Denkmal gründete er sich aber dadurch in den Herzen der Krieger und des Volkes überhaupt. Im Sommer 1816 besuchte B. sein Vaterland Mecklenburg, vom Fürsten und Volk aufs Ehrenvollste empfangen. Das Seebad von Dobberan, wie vorher die böhmischen Bäder, leistete ihm gute Dienste. Dann war er bei der Weihe des Denkmals für die Katzbachschlacht zugegen. In Berlin machte er seinem Mißmuth auf die derbste Weise Luft, selbst den großen Staatskanzler Hardenberg tadelte er stark und machte ihm öffentlich Vorwürfe. Im J. 1819 besuchte er Karlsbad zum letzten Male, kehrte krank nach seinem Gute Kriblowitz in Schlesien

zurück und verschlimmerte das Uebel durch hartnäckige Abweisung aller Arznei. Am 6. Sept. erhielt er vom König einen Besuch und † sanft am Abend des 12. Sept. 1820. Seinem Wunsche gemäß ward er prunklos bei den drei Linden an der Straße von Kriblowitz begraben. Das Heer legte auf 8 Tage Trauer an und viele Städte feierten Todtenfeste. Seinem Andenken wurde manches großartige Denkmal geweiht, das schönste Denkmal hatte er sich aber in dem Herzen seines Volkes gegründet, das noch heute den Namen B. mit Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe nennt. Er war aber auch ein Volksheld im edelsten Sinne des Wortes, nicht nur durch seine Siege, sondern auch durch die edlen, großherzigen Gesinnungen, die er oft in seinen Reden an die zu seiner Huldigung versammelte Menge an den Tag legte. Seine Soldaten wußte er durch wenige Worte zu entflammen; sein muthiges „Vorwärts!" elektrisirte seine Schaaren, wie es der Schrecken des Feindes war; selbst seine soldatische Derbheit, die ihm noch von seiner Erziehung anklebte, war auf dem Schlachtfelde wohl angewandt. Gelehrte Wissenschaft war ihm ziemlich fremd, aber er sprach nie geringschätzig von ihr, noch weniger von der Religion. Diplomatische Künste waren ihm verhaßt. Ueber seinen Feldherrnblick, sein kriegerisches Genie geben seine Schlachten das beste Zeugniß, aus seinen Thaten spricht sein Verdienst. Auch als Schriftsteller trat B. auf. Sein „Tagebuch seiner Feldzüge am Rhein" erschien 1796; 1805 seine „Gedanken über Formirung einer preußischen Nationalarmee", merkwürdig durch die darin ausgesprochene Grundidee, jeder Preuße müsse Soldat, die Dienstzeit kurz, die Behandlung besser werden. Eine dritte Schrift von ihm erschien 1807: „Bemerkungen über die Instruktion und das Exerciren der Kavalerie", theoretisch von wenig Bedeutung. Vgl. Rumpf, Fürst Blüchers von Wahlstadt Heldenthaten, 2. Aufl., Berlin 1814; Varnhagen von Ense, Lebensbeschreibung Blüchers, Berl. 1827; Schöning, Geschichte des preußischen fünften Husarenregiments mit besonderer Rücksicht auf Blücher, Berlin 1843.

Fürst B. hinterließ zwei Söhne, denen die gräfliche Würde zu Theil ward: Franz, Graf von B.-Wahlstadt, geboren 1777, machte die Feldzüge von 1813 und 1814 mit und † als preußischer Generalmajor den 19. Okt. 1829 zu Köpnick geisteskrank, in Folge von im Kriege erhaltenen Kopfwunden, mit Hinterlassung von zwei Söhnen: Gebhardt Graf B., geboren den 14. Juli 1799, gegenwärtig das Haupt der Linie B.-Wahlstadt, und Gustav, geboren den 3. August 1800; und Friedrich Gebhardt, Graf von B.-Wahlstadt, geboren 1780, betheiligte sich ebenfalls an den Feldzügen von 1813—1815, nahm später seinen Abschied als Oberstlieutenant und † den 14. Jan. 1834 ohne männliche Nachkommen. Ein Enkel des Oheims des Fürsten B., Konrad Daniel von B., geboren den 29. Febr. 1764, ist der Begründer einer eigenen Linie B.-Altona, machte sich in den Kriegsjahren 1813 und 1814, sowie später hochverdient um diese Stadt und † daselbst den 1. Aug. 1845 als dänischer geheimer Konferenzrath und Oberpräsident der Stadt. Er war den 27. Okt. 1818 mit seinen Nachkommen in den dänischen Grafenstand erhoben worden. Eine dritte Linie des Geschlechts, die Linie B.-Finken, die im Mecklenburgischen begütert ist, begründete der Domherr und Johanniterritter Ludwig Gerhard Hartwig Friedrich von B., geboren den 21. Dec. 1769, † den 21. Juli 1836, welcher den 13. Okt. 1815 vom König von Preußen in den Grafenstand erhoben ward.

Blüthe (Flos), s. Pflanze.

Blüthenstaub (Pollen), s. Pflanze.

Bluhme, s. Blume.

Blum, 1) Karl Ludwig, Hofkomponist und Regisseur bei der königlichen Oper zu Berlin, geboren daselbst um 1785, Sohn eines Beamten, trat zuerst 1805 als Schauspieler bei Quandts Gesellschaft am Rhein auf, kam dann als Sänger nach Königsberg, wo er unter Hillers Leitung Musik, besonders Komposition studirte. Im J. 1810 kehrte er nach Berlin zurück, schrieb u. ward Musikdirektor der Prinzessin Wilhelm von Preußen. Im J. 1817 ging er nach Wien, fand dort an Salieri einen Lehrer u. Freund und erhielt 1820, nach Berlin zurückgekehrt, die oben bezeichnete Stellung am königlichen Theater. Er reiste darauf nach Paris, um das dortige Bühnenwesen genauer kennen zu lernen, kehrte 1822 nach Berlin zurück und führte nun 4 Jahre lang die Regie an der königlichen Oper und 2 Jahre die Direktion des Technischen am königsstädter Theater. Nach dieser Zeit machte er mehre größere Reisen durch Italien, Frankreich, England und war nach seiner Rückkehr als Komponist fortwährend thätig. B. hat auf den verschiedenen Feldern seiner Thätigkeit mehr als 150 größere und kleinere, meist gelungene Stücke producirt. Bereits 1810 komponirte er „Claudine von Villabella"; sein „Rosenhütchen" erlebte in Wien 39 Aufführungen hinter einander, sein „Gruß an die Schweiz" ist selbst in der Schweiz und Tyrol zum Nationalgesange geworden. Spätere Kompositionen von ihm sind: „Mary, Max und Michel" und „Bergamo", eine zweiaktige Opera buffa. Ferner verdienen hervorgehoben zu werden: das Ballet „Achilles"; das Singspiel „Die Heirath im 12. Jahre"; die Opern: „Die Pagen des Herzogs von Vendome", „Kanonikus Schuster", „Die Nachtwandlerin" und „Zoraide, oder der Friede von Granada"; Troubadour- und viele andere Gesänge: Romanzen, Lieder 2c. Als Bühnendichter hat sich B. besonders um die Verpflanzung des Vaudeville's nach Deutschland verdient gemacht; indeß zeichnen sich auch seine übrigen Bearbeitungen französischer, englischer und italienischer Sujets durch glückliche Wahl und geschickte Behandlung aus; so „Mirandolina", nach Goldoni's „Locandiera"; Die beiden Briten"; „Ich bleibe ledig" (Leipz. 1840); „Metastasio"; „Capricciosa"; „Die Herrin von der Elfe"; „Das laute Geheimniß", nach Carlo Gozzi; „Der Fächer" (Leipzig 1832). Zu seinen Originalstücken gehören: „Friedrich August in Madrid"; „Der Ball zu Ellerbrunn" (Leipzig 1839); „Lisette"; „Schwärmerei nach der Mode" u. a. Die meisten Stücke sind in folgenden Sammlungen enthalten: „Lustspiele für deutsche Bühnen" (Berl. 1824); „Neue Bühnenspiele"

(das. 1826); „Neue Theaterspiele" (das. 1830); „Jucunde, dramatisches Taschenbuch für 1836" (das.) und „Theater" (2 Bde., das. 1839—41). Als lyrischer Dichter versuchte sich B. in den „Klagen Griechenlands", einer Reihe von Sonetten (Berlin 1822). u. in „Heinrichs Dichten u. Trachten" (das. 1819).

2) Robert, deutscher Schriftsteller, der besonders durch seine politische Agitation 1848 und durch sein tragisches Ende einen Namen gewonnen hat. Geboren den 10. November 1807 zu Köln in sehr dürftigen Verhältnissen, kam er erst zu einem Goldarbeiter, dann zu einem Gürtler in die Lehre und fand später in einer Laternenfabrik ein Unterkommen, indem er auf dem Komtor arbeitete und seinen Principal, der ihn zum Selbststudium anregte, auf dessen Reisen begleitete. Durch seine Militärpflichtigkeit im April 1830 erwerblos geworden, mußte er froh seyn, bei dem Theaterdirektor Ringelhardt zu Köln als Theaterdiener unterzukommen, und folgte demselben als Theatersekretär und Kassirer (1831) nach Leipzig. In dieser Stellung fand er Muße und Gelegenheit zu seiner Fortbildung und literarischer Thätigkeit. Außer vielen Beiträgen für den Kometen, die Abend- und Elegante Zeitung, einem Schauspiel: „Die Befreiung von Kandia" (Leipzig 1835) unternahm er in Verbindung mit Herloßsohn und Marggraf das „Theaterlexikon", dessen Inhalt zum größern Theil von ihm herrührt, und im Verein mit Steger den „Verfassungsfreund", von dem das 3. Heft konfiscirt wurde, womit das Unternehmen sein Ende erreichte, sowie das Taschenbuch „Vorwärts" (3 Bde., Leipzig). B.s politische Wirksamkeit begann 1837, in welchem Jahre er bei dem Feste, welches eine große Anzahl leipziger Bürger den Abgeordneten Todt und Dieskau bereitete, zum Sprecher der Deputation gewählt wurde, welche jenen Beiden einen Ehrenbecher zu überreichen hatte. Im Jahr 1840 gehörte er zu den ersten Stiftern des Schillervereins, dessen Jahresfeste in ihm stets einen bereitwilligen Förderer fanden. Ebenso betheiligte er sich 1840 bei den ersten Vorbereitungen für den Schriftstellerverein, dessen Mitvorstand er seit 1841 war. Seine journalistische Thätigkeit koncentrirte sich zumeist in den „Sächsischen Vaterlandsblättern", die er 1841 kaufen u. redigiren wollte, als die Koncessionsverweigerung von Seiten der Regierung hemmend dazwischentrat. Später kaufte er sich ein Besitzthum, welches ihm nach den Bestimmungen der Verfassung die Wahlfähigkeit zum Stadtverordneten und Landtagsdeputirten ertheilte. Mit Eifer betheiligte er sich an der deutsch-katholischen Bewegung und trat im Februar 1845 als Gemeindevorstand an die Spitze der neugestifteten leipziger Gemeinde. Sein Plan, der deutsch-katholischen Sache durch eine eigene Zeitschrift: „Blätter für die Interessen der deutsch-katholischen Kirche", zu dienen, wurde vereitelt, da man zuerst in Sachsen, dann in Altenburg die Koncession verweigerte. Der Einfluß, den er sich bei seinen Mitbürgern zu erringen gewußt, trat bei den Augustereignissen 1845 zu Leipzig recht ans Licht; nach den blutigen Vorgängen vom 12. hielt er die erregte Menge von weiteren Excessen zurück, wie er überhaupt als Volksredner einer großen Popularität genoß. Auch betheiligte er sich eifrig an der „Konstitutionellen Staatsbürgerzeitung", die von der radikalen Partei Sachsens Anfangs 1847 angekauft wurde, aber kaum der Unterdrückung entging, welches Schicksal die „Sächsischen Vaterlandsblätter" wirklich ereilte. Um diese Zeit gab B. seine in den letzten Jahren einträglich gewordene Stelle als Theaterkassirer auf, um eine Buchhandlung zu begründen. Von seiner Firma sind wenige Verlagswerke ausgegangen, denn theils hinderte die Censur eine größere Thätigkeit, theils wurde B. nach kaum einjährigem Bestehen seines Geschäfts zu einer ausschließlich politischen Laufbahn berufen. Ein von ihm selbst geschriebener „Weihnachtsbaum", die Lebensbeschreibungen freisinniger Deutschen enthaltend, u. ein „Staatslexikon für das deutsche Volk", ebenfalls von ihm herausgegeben, sind die bemerkenswerthesten dieser Erzeugnisse. Als er im Herbste 1847 von den Stadtverordneten Leipzigs zum unbesoldeten Stadtrath gewählt wurde, versagte die Kreisdirektion ihre Bestätigung, und B.s Rekurs an die Staatsregierung hatte keinen Erfolg. Seine politische Thätigkeit in Leipzig wandte sich nun vorzüglich dem „Redeübungsverein" zu, den er mit Gleichgesinnten gründete, um für seine Partei einen Anhaltpunkt zu gewinnen und für bessere Zeiten Rednertalente auszubilden. Als im Februar 1848 das alte System zu wanken begann, war es besonders B., der an dem Sturze des Ministeriums arbeitete. In diesen entscheidenden Tagen entfaltete er eine riesenhafte Thätigkeit, war überall thätig, der Mittelpunkt seiner Partei für ganz Sachsen. Seine erste Sorge galt der Gründung eines politischen Vereins und einer Zeitung. So entstand der Vaterlandsverein, der bald über 40,000 Mitglieder zählte, und auch die „Vaterlandsblätter" erstiegen wieder aus ihrem Grabe. Im Vorparlament fungirte er als einer der Vicepräsidenten und beherrschte die turbulente Versammlung durch seine Geistesgegenwart und Stentorstimme. Während aber seine politischen Gegner in Sachsen ihn einen Republikaner nannten, stand er bei den Republikanern des Südens in entschiedenster Ungunst, namentlich deshalb, weil er dem Austritt der Linken in Masse entgegen gewesen war. Seine Wahl zum frankfurter Parlament in Leipzig erfolgte, während er im Fünfzigerausschusse thätig war. Man hatte Alles aufgeboten, diese Wahl zu verhüten, erst Biedermann, dann Bassermann gegen ihn aufgestellt, und der Erfolg würde ein zweifelhafter gewesen seyn, wenn nicht die Wahlmänner der Landgemeinden für B. gestimmt hätten. Der allgemeine Ausfall dieser Wahlen in Deutschland brachte ihn mit seinen Ansichten in die Minderheit. Er war der Führer der Linken, der Moderator der Eifrigen, die durch Unbesonnenheiten schaden konnten. Man beschuldigte ihn deshalb der Unentschiedenheit, und wenn man von vielen Seiten an seiner politischen Redlichkeit zweifelte, so geschah dies nicht ohne Mitschuld B.s, der durch sein Schwanken und ein gewisses Kokettiren nach allen Seiten oft auch seine Freunde an ihm irre werden ließ. Als Redner zeichnete er sich durch Gewandtheit, Schlagfertigkeit und Pathos aus, vermochte aber durch sein

Talent den Mangel tieferer staatsmännischer Bildung nicht zu ersetzen. Als die Kunde von den wiener Oktoberereignissen nach Frankfurt gelangte, war B. der Erste, der die Erlassung einer Adresse beantragte. Aeußerste Linke und Linke traten zusammen, und im Auftrag u. Namen derselben gingen B. u. Fröbel nach Wien, die Adresse zu überbringen. Am 17. trafen sie in Wien ein, wo sie der Gemeinderath in einer Plenarsitzung empfing. B. führte das Wort und schilderte in längerer Rede die Aufgabe der Stadt, an deren Erhebung sich eine Epoche der neueren Geschichte knüpfe. Voll Bewunderung für die Wiener schloß er sich der Aula an und trat bewaffnet in die Reihen. In den Tagen des Kampfes befehligte er eine Barrikade und stand oft im heftigsten Feuer. Nach der Erstürmung Wiens zog er sich in seinen Gasthof zurück und ward hier den 4. November mit seinem Genossen verhaftet. Obwohl er sich auf seine Unverletzlichkeit als Reichstagsabgeordneter berief, stellte man ihn doch den 8. November vor das Kriegsgericht, welches ihn, weil er die Waffen gegen die kaiserlichen Truppen geführt, zum Strange verurtheilte. Das Urtheil ward in Tod durch Pulver und Blei verwandelt und den 9. November Morgens in der Brigittenau vollzogen. Der Ausgang von B.s Sendung erregte nach allen Seiten hin die lebhafteste Theilnahme. In Leipzig sprachen sich nicht allein die Redner der dem Gerichteten zugewendeten Vereine, selbst mit Profanation der Thomaskirche, wohin die zahllosen Menschenmassen sich drängten, auf das Heftigste gegen die That aus, sondern auch der Stadtrath zu Leipzig betheiligte sich an der Erregung durch Adressen an die Staatsregierung, die frankfurter Nationalvertretung und die Centralgewalt und forderte Gerechtigkeit, Ahndung des Hohnsprechens der Reichsgesetze, Sühne für die Verletzung des Völkerrechts. In ähnlicher Weise gab sich in Dresden u. vielen Städten des Landes die Volksstimmung kund, u. in der Reichsversammlung erhob sich am 14. November ein großer Sturm. Stürmischer noch war die Sitzung der Nationalversammlung am 14. November. Die für B.s Hinterbliebenen eröffnete Nationalsubskription ergab nach öffentlichen Angaben ein Resultat von 40,000 Thalern. B. hinterließ eine Wittwe, geborene Günther (die Schwester des Reichstagsabgeordneten Günther), und 4 Kinder, 3 Knaben und ein Mädchen. Seine erste, 1838 ihm angetraute Ehefrau, geborene Mai, war ihm schon wenige Monate nach ihrer Verbindung entrissen worden.

Blumauer, Aloysius, deutscher Dichter, geboren den 21. December 1755 zu Steyer in Oberösterreich, wo er auch seine ersten Studien machte. Im 17. Jahre kam er nach Wien u. trat hier in den Orden der Jesuiten. Als 1773 von Papst Klemens XIV. (Ganganelli) die allgemeine Aufhebung des Jesuitenordens ausgesprochen worden war, verbrachte B. seine Muße in wissenschaftlicher Beschäftigung und erwarb sich seinen Unterhalt durch Ertheilen von Privatstunden. Später erhielt er die Stelle als Hofcensor, welches Amt er während der freisinnigen Regierung Josephs II. mit Lust und Liebe verwaltete. Als aber die auf den Tod Josephs folgende Reaktion eintrat, legte er 1793 seine Stelle nieder und übernahm die gräffersche Buchhandlung, bei welcher er schon seit 1796 betheiligt war. Er † zu Wien den 16. März 1798. Ausgezeichnet durch die Frische der Auffassung und heitere Laune ist B.s „Travestirte Aeneis" (Wien 1784, 4. Aufl., Königsberg 1824), die unter der Masse von Anspielungen, komischen Verdrehungen des alten (virgilschen) Textes und Witzen den Leser kaum zu Athem kommen läßt; freilich sind die Schranken der Konvenienz darin nicht immer eingehalten. Weniger Interesse bieten seine übrigen Gedichte (3. Aufl., Wien 1782, 2 Bde.), welche theils zu gekünstelt sind, so daß man dem Dichter die Mühe ansieht, die er sich gibt, witzig zu seyn, theils geradezu unästhetisch, ohne irgend durch geistvolle Gedanken zu entschädigen. Ebenso wenig Lob verdienen die Freimaurergedichte (neue Auflage 1791). Alles dieses, sowie ein Trauerspiel: „Erwine von Steinheim", und vermischte prosaische Aufsätze enthalten die Gesammtausgaben seiner Werke (8 Bde., Leipzig 1801—1803; von Kistenfeger, 7 Bde., München 1827; 2. Aufl., 1830, 3 Bde; 7 Bde., Königsberg 1832; 5 Bde., Stuttg. 1839 bis 1840, und in 1 Bde. 1840).

Blume (Corolla, Korolle, Blumenkrone), Theil der Blüthe, s. Pflanze. In der Chemie heißen so die feinsten Theile von Metallen und Halbmetallen, nachdem solche das Feuer von den gröbern Theilen durch Sublimation ausgeschieden hat; daher Arsenik-, Wismuth-, Schwefel-, Zinn-, Zink-, Spießglanz- &c. Blumen. Figürlich heißt B. (Bouquet) das eigenthümliche Aroma verschiedener Weine, besonders der Rhein- und Burgunderweine, welches von dem Gehalt derselben an flüchtigem Weinöl herrührt. In der Bierbrauerei heißt B. die Oberhefe. Im Wollenhandel versteht man darunter den in Form und Textur vollendeten Stapel der kurz gedrängten, hochfeinen Wolle. Der Jäger endlich nennt B. den Schwanz des Hasen, oft auch des Rehs, sowie die weiße Schwanzspitze bei Wolf, Fuchs und Hund.

Blume, Friedrich (eigentlich Bluhme, aber als Schriftsteller sich stets B. nennend), Professor der Rechte an der Universität Bonn, einer der glücklichsten Forscher auf dem Gebiete des römischen Rechts, für welches er neue schätzbare Quellen aufgeschlossen hat, wurde den 29. Juni 1797 zu Hamburg geboren, studirte in Göttingen, Berlin und Jena, kehrte 1820 in seine Vaterstadt zurück und begann sich hier der advokatorischen Praxis zu widmen, in welcher ihn im folgenden Jahre eine Reise nach Italien unterbrach. Nach seiner Rückkehr nahm er 1823 eine Professur in Halle an, ging von da 1831 in derselben Eigenschaft nach Göttingen, 1833 als Oberappellationsgerichtsrath nach Lübeck und folgte 1842 dem Rufe nach der preußischen Rheinuniversität. Schon in seiner Doktordisputation „De geminatis et similibus, quae in digestis inveniuntur, capitibus" (Jena 1820) gab sich die Richtung kund, welche B.'s spätere wissenschaftliche Studien genommen haben; noch mehr trat dieselbe in der Abhandlung hervor: „Die Ordnung der Fragmente in den Pandektentiteln" (in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft, Bd. 4), in welcher eine der glänzendsten Entdeckungen vorliegt, durch welche in der neuesten Zeit seit der

durch Hugo und Savigny erfolgten Restauration der rechtsgeschichtlichen Studien die Jurisprudenz bereichert worden ist. Die während seiner Reise, auf der er mehre bisher gar nicht, oder doch höchst ungenau durchforschte Bibliotheken ausbeutete, gemachten Entdeckungen liegen in dem „Iter italicum" (Berl. u. Halle 1824—36, 4 Bde.), in der „Bibliotheca librorum manuscriptorum italica" (Gött. 1834) und in zahlreichen, von B. für die „Monumenta Germaniae historica", für Schröders Ausgabe des „Corpus juris civilis", für Savigny's „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" und für das „Archiv für ältere Geschichtskunde" gelieferten Beiträgen vor. Von seinen übrigen Schriften sind noch zu nennen: „Das Kirchenrecht der Juden und Christen, besonders in Deutschland (Halle 1826, 2. Aufl. 1831); „Grundriß des Pandektenrechts" (das. 1829, 2. Aufl. 1843); „Mosaicarum et Romanarum legum collatio" (Bonn 1833); „Ordnung des Oberappellationsgerichts der vier freien Städte" (1843); „Encyklopädie u. System der in Deutschland geltenden Rechte" (2 Bde., Bonn 1847—50). Seit seiner Anstellung in Bonn ist B. auch Mitherausgeber des „Rheinischen Museums für Jurisprudenz".

Blumen, künstliche, aus verschiedenen Stoffen künstlich verfertigte Blumen und Bouquets. Man nimmt jetzt am gewöhnlichsten zu den Blumenblättern Battist oder sehr feine Leinwand, auch wohl Perkal oder Mousselin und in einzelnen Fällen Atlas und Sammet, zu den Pflanzenblättern meist Taffet. Außerdem verfertigt man B. aus Papier (Papierblumen) und aus den papierartigen Häuten (Coconhäuten), welche nach dem Abhaspeln der Seide von den Cocons zurückbleiben. Auf diese Weise werden in einigen Gegenden Italiens B. (italienische B.) verfertigt, welche indeß den aus Zeuchen gemachten weit nachstehen. Auch Stroh, versilberter und vergoldeter Draht und Lahn mit Folie, Flittern rc., Federn, Fischbein, dünne Holzspäne, Wachs und verwandte Stoffe werden zu B. verarbeitet. Die Federblumen werden am besten an mehren Orten Italiens aus Taubenfedern gemacht, und es gibt so feine Sorten, daß man einzelne Sträußchen an Ort und Stelle mit ein paar Louisd'or bezahlt. Die B. von Fischbein, von Bernardière erfunden, haben in neuerer Zeit in Frankreich viel Aufsehen gemacht; sie sind so treu, daß sie sich von den natürlichen nur durch genaue Untersuchung u. unmittelbares Anfühlen unterscheiden lassen. Mit Paris, das lange die schönsten künstlichen B. lieferte, wetteifern jetzt mehre deutsche Städte, Wien, Prag, Berlin, Nürnberg, Fürth, Hamburg, Leipzig, Dresden rc.

Blumenau, Kolonie, s. Brasilien.

Blumenbach, Johann Friedrich, einer der gefeiertsten Naturforscher Deutschlands, geboren am 11. Mai 1752 zu Gotha, studirte in Jena und Göttingen, wurde hier 1775 Doktor und 1776 außerordentlicher Professor der Medicin, sowie Inspektor der Naturaliensammlung, und erlangte 1778 eine ordentliche Professur, zugleich erhielt er das Prädikat eines großbritannischen Hofraths und später den eines Obermedicinalrathes. Fast 60 Jahre hindurch hielt er an der Georgia Augusta seine von Zuhörern aller Fakultäten, Nationen und Stände (der König von Hannover Ernst August, die Herzöge von Sussex und Cambridge, der König Ludwig von Bayern waren seine Schüler) besuchten Vorlesungen über Naturgeschichte, vergleichende Anatomie, Physiologie und Geschichte der Medicin, und bald wurde er von allen Seiten her als der Magister Germaniae von den Freunden der Naturkunde begrüßt. Zu Anfange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts machte er eine wissenschaftliche Reise nach England, wo ihn König Georg III. und dessen Gemahlin mit großer Auszeichnung behandelten und die ersten gelehrten Notabilitäten seines Fachs, wie Joseph Banks, dessen Freund, der Schwede Solander u. A. m., sich beeilten, mit ihm in nähere Beziehungen zu treten, welche zu langjährigen Korrespondenzen und fruchtbarem Ideenaustausch zwischen dem deutschen und den auswärtigen Gelehrten führten. Durch die Vermittelung von Banks wurde ihm damals die Vergünstigung zu Theil, mehre Mumien des britischen Museums zu seciren, was in der Gelehrtenwelt großes Aufsehen erregte und zu vielfachen Diskussionen Veranlassung gab, obwohl die Resultate den gehegten Erwartungen nicht ganz entsprachen. Unter der größten Theilnahme feierte B. am 19. September 1825 sein 50jähriges Doktorjubiläum und empfing bei dieser Gelegenheit eine ihm zu Ehren geprägte Medaille, während Freunde und Verehrer ein blumenbach'sches Stipendium gründeten, von dessen Abwurf junge talentvolle Aerzte und Naturforscher Unterstützung zu wissenschaftlichen Reisen erhalten. Als kräftiger Mann feierte er 1787 das halbhundertjährige Jubelfest der Universität, als gebückter Greis schloß er sich dem Festzuge der Säkularfeier 1837 an. Er hatte die glänzendste Zeit der Georgia Augusta erlebt und herbeiführen helfen; aber auch das rasche Verbleichen ihres Glanzes noch zu gewahren wurde ihm nicht ganz erspart, obwohl er zu der Zeit, als Göttingen von dem harten Kabinetsschlage getroffen wurde, bereits aus der Zahl der aktiven Akademiker ausgetreten war. Zunehmende Altersschwäche nöthigte ihn nämlich, 1835 um seine Quiescirung nachzusuchen; zurückgezogen und zuletzt theilnahmlos gegen die Außenwelt geworden, † er im 88. Lebensjahre den 22. Jan. 1840. B.s Einfluß als Lehrer und Schriftsteller erstreckte sich, mehr oder weniger direkt, fast auf alle Zweige der Naturforschung, am größten und unmittelbarsten zeigte er sich auf dem Gebiete der Naturgeschichte der Thiere, insbesondere in der Physiologie und der vergleichenden Anatomie. Der Zoologie verhalf er in Deutschland zuerst zu einer wissenschaftlichen Bedeutung, indem er sie, und zwar noch vor Cuvier, schon seit 1785, in unmittelbare Verbindung mit der vergleichenden Anatomie brachte und dadurch klare Anschauungen und feste Begriffe vom Wesen und von der Verwandtschaft der Thiere vermittelte. Sein „Handbuch der Naturgeschichte" erlebte 12 Auflagen (Gött. 1780—1830) und hat vielfach angeregt, obwohl dasselbe zum gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht mehr paßt, indem es B. verschmähete, die Entdeckungen späterer Beobachter, insbesondere der Franzosen, gegen seine eige-

nen früher gefaßten Ansichten einzutauschen und seinem System diejenige Reform angedeihen zu lassen, welche darnach unumgänglich nothwendig gewesen wäre. Als Physiolog lenkte er die Augen des ganzen gelehrten Europa's auf sich durch seine Abhandlung „Ueber den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft" (Gött. 1781, 3. Aufl. 1791), sowie durch seine „Institutiones physiologicae" (das. 1786, 4. Aufl. 1821, deutsch von Eyeröl, Wien 1789 und 1795). Am größten und wahrhaft Epoche machend ist B. aber in der vergleichenden Anatomie, welcher er durch seine Vorlesungen und Schriften in Deutschland zuerst Eingang verschaffte und die er mit einer großen Reihe von Beobachtungen bereicherte, welche dieser Wissenschaft immer zum Fundamente werden dienen müssen. Sein „Handbuch der vergleichenden Anatomie und Physiologie" (Göttingen 1804, 3. Aufl. 1824), welches die Summe seiner scharfsinnigen Beobachtungen enthält, ist beinahe in alle Sprachen Europa's übersetzt worden; aber historisch noch bedeutsamer sind die diesem Werke vorausgegangenen und in dasselbe aufgenommenen Monographien. Schon B.s Doktordisputation „De generis humani varietate nativa" (Göttingen 1775) ist eine epochemachende Schrift zu nennen; nicht nur erlebte sie das solchen Gelegenheitsarbeiten seltene Glück, mehrmals aufgelegt (4. Aufl. 1795) und ins Französische von Chardel (Par. 1805) und ins Deutsche von Gruber (Leipz. 1795) übersetzt zu werden, sondern seit ihrem Erscheinen begann auch der immer noch fortgeführte Kampf über die Arteinheit und Abstammung des Menschengeschlechts von Einem Paare, an welchem sich die Theologie fast noch mehr, als die Physiologie und Völkerkunde, betheiligt hat. Für B. selbst hatte die allgemeine Theilnahme, welche die angeregte Frage fand, zunächst die Folge, daß er sich jene weltberühmte Schädelsammlung anlegte, wobei er von allen Seiten her so lebhafte Unterstützung fand, daß ihm zuletzt kaum ein bedeutsames Exemplar noch fehlte; hatte doch König Ludwig von Bayern zur großen Freude des Greises das seltenste Stück, einen altgriechischen Schädel von ungemeiner Schönheit, gesendet. Die Sammlung gab nun weiter den Stoff zu den Abbildungen von Raceschädeln in der „Collectio craniorum diversarum gentium" (Gött. 1790—1828, 7 Dekaden) und einer „Nova pentas collectionis suae craniorum" (das. 1828), die als Grundlage jeder spätern Schädellehre gedient haben. Höchst werthvolle anatomische und physiologische Beobachtungen sind ferner niedergelegt in B.s „Kleineren Schriften zur vergleichenden Physiologie, Anatomie und Naturgeschichte" (übersetzt von Gruber, Leipz. 1805); in den „Beiträgen zur Naturgeschichte" (2 Bde., Gött. 1806 und 1811); in der „Medicinischen Bibliothek" (3 Bde., das., 1793—1795); in der „Geschichte und Beschreibung der Knochen des menschlichen Körpers" (das. 1786, 2. Aufl. 1807). B.s Vortrag war anregend und lebendig; er verstand es, selbst trockenen Gegenständen eine interessante Seite abzugewinnen und durch Mittheilungen eigener Beobachtungen die Zuhörer an sich zu fesseln. Sein Fleiß war eben so groß wie sein Drang zur Vermehrung seiner gelehrten Apparate; er unterhielt mit fast allen bedeutendern Gelehrten und mit den hochgestelltesten seiner ehemaligen Schüler eine lebhafte Korrespondenz und von allen Seiten strömten ihm Sendungen von Naturmerkwürdigkeiten zu.

Blumenbarometer, Zusammenstellung von Pflanzen, im Lande oder in Töpfen, welche die Eigenschaft haben, bei bevorstehender Witterungsveränderung ihre Blumen zu öffnen od. zu schließen.

Blumenhagen, Philipp Wilhelm Georg August, beliebter Novellist und Erzähler, geboren am 15. Februar 1781 zu Hannover, studirte 1799—1803 in Erlangen und Göttingen und ließ sich alsdann in seiner Vaterstadt nieder, wo er als Mensch und Arzt in gleich hoher Achtung stand und am 16. Mai 1839 †. Seine Novellen sind fließend geschrieben, stofflich unterhaltend, etwas sentimental, aber ohne Gedankentiefe, höhere Tendenz und poetischen Inhalt. Die namhaftesten Schriften von ihm sind: „Freia", romantische Dichtungen (Erfurt 1805; neue Aufl. 1810, 2 Bde.); „Die Schlacht bei Thermopylä", Tragödie (Hannov. 1814); „Simson", ein dramatisches Gedicht (das. 1816); „Gedichte" (das. 1817, 2 Bde.; 2. Aufl. 1826); „Akazienblüthen; Aufsätze, Vorträge und Gedichte für Freimaurer" (das. 1815). Seine „Sämmtlichen Schriften" erschienen in zwei Sammlungen (25 Bde., Stuttg. 1836—1840: 2. Aufl., 16 Bde., 1843—1844).

Blumenkohl, s. Kohl.

Blumenlese, s. Anthologie.

Blumenmalerei, s. Blumen- u. Früchtemalerei.

Blumenorden (B. der Schäfer an der Peanitz), s. Pegnitzorden.

Blumensonntag, s. v. a. Palmsonntag.

Blumenspiele, s. Jeux floreaux.

Blumensprache, im Orient **Selam**, die Kunst, durch natürliche, nach einer geheimen Bedeutung gewählte und geordnete Blumen Gedanken und Empfindungen auszudrücken und Andern mitzutheilen, eine Erfindung des sinnigen Orients, wo sie dem zur Einsamkeit des Harems und zur Verborgenheit des bewachten Zimmers verurtheilten schönen Geschlechte stets als beredter Liebesbote gedient hat. Die B. der Orientalen ist indeß von der unsrigen wesentlich verschieden, indem sich dieselbe fast ausschließlich auf die Namen der Blumen gründet, während bei uns die Bedeutung der Blumen noch aus vielen andern (meist sehr zufälligen und eingebildeten) Eigenschaften derselben hergenommen ist. Letzteres ist bei unsern, so oft leeren, nichtssagenden Blumennamen allerdings nöthig, aber eben dadurch erhält unsere B. so unendlich viel Willkürliches, daß es zu einer allgemeinen Norm für dieselbe noch nicht gekommen ist. Die orientalischen Blumennamen sind meistentheils sehr bezeichnend und sprechend. Dagegen sind es verhältnißmäßig nur wenige Begriffe, für deren Bezeichnung man in Deutschland so ziemlich überall dieselben Blumen wählen wird, wie für Abends Mohnblume, Abscheu Stapelia, Aerger Leberblümchen (Anemone hep.), alte Person Moos oder dürrer Zweig, Andenken Vergißmeinnicht, Anhänglichkeit Klette, Anmuth Tausendschön, Armuth leere Aehre oder Hellerkraut, Aufrichtigkeit Schlüsselblume, Beleidigung

Stachelbeere, Beruhigung Kamille, Bescheidenheit Veilchen, Beständigkeit Papierblume, Bosheit Brennnessel, Braut Braut in Haaren, Dummheit Gänseblume, Ehre Rittersporn, Furcht Espe, Geliebter oder Geliebte Adonis, Glück Goldlack, Himmel blaue Kornblume, Hochzeit Myrte, Hoffnung Immergrün, Jungfrau Orangenknospe, Klugheit oder Verschmitztheit Fuchsschwanz, Krankheit Hollunderblüthe, Kummer Aster, Kuß brennende Liebe (Lychnis chalc.), Leiden Sauerklee, Liebe rothe oder braune Nelke oder Rosenknospe, Lieblosigkeit Stiefmütterchen, Ruhm Lorbeerzweig, Sieg Palmenzweig, Stärke Eiche, Thränen Rosmarin, Tod Cypresse, auch Himmelsschlößchen. Bei der Anordnung der Blumen hat besonders die Lage Bedeutung. Die umgekehrte Stellung bezeichnet das Gegentheil der ursprünglichen Bedeutung, z. B. Goldlack abwärts gekehrt bedeutet Unglück; eine Blume, durch die man den Charakter einer Person symbolisiren will, kann rechts geneigt „ich“, links geneigt „du“ bezeichnen, rc. Vgl. Müchler, Die Blumensprache oder Symbolik des Pflanzenreichs, nach dem Französischen der Frau Charlotte de Latour, Berl. 1820; Symanski, Selam oder die Sprache der Blumen, Berl. 1821, 3. Aufl., das. 1823; Lith, Die Blumensprache, Quedlinb. 1838. Auch bedeutet B. einen an Bildern und Allegorien reichen Vortrag.

Blumenstab, ein mit Blumen und Blättern, besonders Lorbeer und Ephen umwundener Stab, als Verzierung in den Aushohlungen der Säulen.

Blumenthal, Joseph von, Komponist, geboren 1782 zu Brüssel, von wo sein Vater, der im Staatsdienste stand, nach erfolgter Regierungsveränderung aber quiescirt wurde, mit seiner Familie nach Prag zog. Hier bildete sich der junge B. unter Abt Voglers Leitung zum gründlichen Komponisten aus und kam auf seines Meisters Empfehlung nach Wien in das Orchester des neuen Theaters. Hier schrieb er die Oper: „Don Sylvio von Rosalva“; den zweiten Akt des Zauberspiels „Der kurze Mantel“; Ouverturen, Märsche, Gesänge, Entreactes und Chöre zu vielen Schauspielen, z. B. zu „Columbus“, „König Lear“, „Turandot“, „Käthchen von Heilbronn“ rc.; mehre Melodramen, ein pantomimisches Ballet, Sinfonien, eine große Messe und andere Kirchenmusiken rc. Seit 1835 war er Chorregent an der Piaristenkirche zu Wien und † daselbst 1850.

Blumenuhr, Zusammenstellung von Pflanzen (in Töpfen oder im Boden), deren Blumen sich zu verschiedenen Tagesstunden öffnen und zu andern wieder schließen. Linné legte zuerst eine solche zu Upsala an; später hat man verschiedene Versuche gemacht, doch ist der praktische Gebrauch ziemlich gering. Eine B. anderer Art hat Kircher mit Bezug auf die Eigenschaft der Sonnenblume, sich dem Laufe der Sonne nach zu drehen, angegeben.

Blumen- und Früchtemalerei, eines der untergeordneteren Fächer malerischer Darstellung, wobei man nicht nur möglichst getreue Nachahmung der Natur, sondern auch sinnige Auswahl und Zusammenstellung der Gegenstände bezweckt. Der wunderbar mannigfaltige Reichthum der Pflanzenwelt, die so verschieden gestalteten Geräthschaften, Blumentöpfe, Vasen, Korbgeflechte rc., mittelst deren Flora's Geschenke im Zimmer längere oder kürzere Zeit lebendig erhalten werden, dann als Staffage solcher Vegetationsbilder Vögel, Schmetterlinge, Käfer und andere Insekten, alles dies bietet ein reiches Material für künstlerische Komposition dar. Es ist hier aber nicht nur alle Ueberladung zu vermeiden und Harmonie und Kontrast der Farben wohl zu berücksichtigen, damit ein schönes, abgerundetes Ganzes entstehe, sondern es ist auch die Blüthezeit der Pflanzen nicht außer Augen zu lassen, damit man nicht unmögliche Blumen- und Früchtegruppen darstelle. Zur Naturwahrheit der Darstellung gehört insbesondere treues Wiedergeben der eigenthümlichen Textur der Blüthen u. der Blätter und des so vielfache Nüancen zeigenden Grüns der letzteren, der charakteristischen Stellung derselben und überhaupt richtiges Auffassen des ganzen Habitus der Pflanzen, wobei aber nicht sowohl ängstlich treue Abbildung der Organe, Staubgefäße rc., auf welche es dem Botaniker ankommt, als vielmehr Herstellung eines zwar naturgetreuen, aber ästhetisch geläuterten und veredelten Bildes zu erstreben ist. Wiewohl schon die alten Maler, ein Pausias, Zeuxis u. A., Gegenstände aus der Pflanzenwelt gemalt haben sollen, so war es ihnen doch dabei mehr um täuschende Nachahmung der Natur, als um eigentlich künstlerische Darstellung in dem angegebenen Sinne zu thun. Auch die mittelalterliche Kunst weist noch keine eigentliche B.- u. F. auf; wenn sie Blumen und Früchte zur Darstellung brachte, so dienten sie mehr zur Verzierung, besonders zur Umfassung von Heiligenbildern. Erst später finden sich selbstständige Blumenstücke, und zwar zuerst bei den Niederländern. Schon Jan Breughel übte sich in der Darstellung von Blumen u. Früchten und erhielt davon den Beinamen „Blumenbreughel“; einen bedeutenderen Namen erwarb sich aber sein Schüler Daniel Seghers (1590—1660). Andere namhafte Künstler in diesem Fache sind aus jener Zeit: van der Spelt, David de Herm und dessen Sohn Cornelis de Herm, Abraham Mignon von Frankfurt, Marie van Osterwyk. Später blühten die berühmte Rachel Ruysch, Jan van Huysum und Jan van Os. Dieses Fach der Malerei wurde geraume Zeit fast ausschließlich von den Niederländern kultivirt; wo man sich anderwärts in Darstellungen von Blumen- und Fruchtgewinden und dergl. versuchte, geschah es mehr zu dekorativen Zwecken. Von neueren Blumenmalern sind als die namhaftesten anzuführen: die Niederländer J. F. van Dael und Adrian van Haanen, Senff in Rom, Knapp, Franz Petter und Wegmeyer in Wien, Damer in Ludwigsburg, Nachtmann und Mattenheimer in München, Redouté, Emma Desportes, Klem. Buchère in Paris, St.-Jean, St.-Pierre, Ragoud Grobon in Lyon, Preyer in Düsseldorf, Blankenburg, Looschen, Erdm. Schultz, Adelheid Dietrich in Berlin u. A.

Blumenwerk, architektonische Verzierungen, Blumen, Blättern u. Früchten, die in Kränzen, Guirlanden rc. an einander gereiht sind, bestehend und für Gebäude und Meubles im Roccocostiel geeignet.

Blumige Flossen (blumiges Roheisen),

weißes Roheisen mit körnigem Bruche, welches nur schwer fließt und dessen Ränder eine Art Wulste bilden. Es füllt die Formen schlecht aus, erstarrt fast unmittelbar nach dem Austritt aus dem Ofen und zeigt alsdann eine vollkommen ungleiche Oberfläche; es kann nicht zum Gießereibetriebe, sondern nur zur Stabeisenfabrikation verwandt werden.

Blumröder, August Friedrich von, schwarzburg-sondershäusischer Landrath und deutscher Schriftsteller, geboren den 2. August 1776 zu Gehren im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, studirte, nachdem er auf dem Lyceum zu Arnstadt seine Vorbildung empfangen, in Jena erst Theologie, dann Mathematik, trat aber 1798, dem Aufrufe des Herzogs von Weimar folgend, in die preußische Artillerie. Im J. 1802 zum Offizier befördert, gerieth er bei der Uebergabe von Hameln 1806 in französische Gefangenschaft, worauf er, auf Ehrenwort entlassen, nach Arnstadt zurückkehrte und ein Jahr lang als Lehrer zu Schnepfenthal thätig war. Nachdem er 1809 in Sondershausen zum Kapitän ernannt worden, machte er die Feldzüge von 1809—1812 gegen Oesterreich, Spanien und Rußland mit, ward Major, gerieth in russische Kriegsgefangenschaft, wurde 1813 wieder frei, kämpfte dann als Oberstlieutenant 1814 und 1815 gegen Napoleon. Im J. 1816 ward er zum Erzieher des Erbprinzen von Schwarzburg-Sondershausen ernannt und in den Adelsstand erhoben und später zum Landrath ernannt, welches Amt er bis zu seiner Pensionirung 1850 verwaltete. Er schrieb: „Gedichte“ (Erfurt 1815; neue Aufl., Sondershausen 1822); „Der verhüllte Bote aus der Heimath“ (Sondershausen 1821, 2 Bde.); „Gott, Natur und Freiheit in Bezug auf die sittliche Gesetzgebung der Vernunft“ (Leipzig 1827); „Der Selbstmord“ (Weimar 1837, 2 Theile); „Die Religion nach ihrer geschichtlichen Idee und Erscheinung ꝛc.“ (Sondershausen 1839); „Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ (das. 1845); „Literarische Plänkler“ (Leipzig 1847) u. A. m. Seine letzten Arbeiten waren „Mephistopheles im Frack und in der Bluse“ (Leipzig 1847), ein satyrisches Gedicht, und „Das Verhältniß der Revolution zur Religion“ (Sondershausen 1849); er übersetzte aus dem Französischen ins Deutsche: Franz Droz' „Eudämonia“ (Ilmenau 1826) und dessen Anwendung der Moral auf die Politik (das. 1827).

Bluntschli, Johann Kaspar, schweizerischer Rechtsgelehrter und bekannter Parteimann, 1808 zu Zürich geboren, besuchte mehre deutsche Universitäten, namentlich die zu Berlin, und ward nach Gründung der züricher Hochschule 1836 ordentlicher Professor der Rechte daselbst. Als seit Ende 1830 die schweizerische Reformbewegung begann, schien sich auch B., wie alle talentvollen jüngeren Männer jener Zeit, der Bewegung anschließen zu wollen, doch führten ihn persönliche Beziehungen zu vielen Mitgliedern der stabilen städtischen Partei, eine in zahlreichen Schriften beurkundete Vorliebe für das historische Recht, vielleicht auch gekränkter Ehrgeiz, bald in die Reihen der Gegner der Reform, und bald haßte B. seine politischen Widersacher ebenso leidenschaftlich, als er von diesen gehaßt und von seinen Parteigenossen gefeiert wurde. Natürlich betheiligte er sich unter diesen Umständen an den züricher Ereignissen vom 6. September 1839 lebhaft. Schon seit längerer Zeit in den großen Rath gewählt und eines seiner hervorragenden Mitglieder, ward er durch den 6. September auch Mitglied des Regierungsraths, in welcher Eigenschaft er den amtlichen Bericht „Die Kommunisten in der Schweiz“ (Zürich 1843) verfaßte, der zu mancherlei ungerechten Urtheilen über die schweizerischen Zustände führte. Als mit dem Verschwinden des reaktionären Rausches auch das Ansehen und die politische Bedeutung seiner Partei wieder sank, schloß er sich den Gebrüdern Rohmer an, die damals nach Zürich gekommen waren, und gerirte sich als Führer einer schweizerisch-liberal-konservativen Partei, die indeß mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit bestand. Als Frucht dieser neuen Richtung erschienen die „Psychologischen Studien über Staat und Kirche“ (Zürich 1844), worin er zwischen den Funktionen des öffentlichen Lebens und denen des menschlichen Körpers eine seltsam groteske Parallele zog, die aber sogleich vernichtender Kritik und Satyre anheimfiel. In Folge der schweizerischen Ereignisse bei der Kloster- und Jesuitenfrage und schon vor dem Hervortreten des Sonderbunds fand er sich bewogen, aus der Regierung auszuscheiden, blieb jedoch noch einige Zeit Präsident des großen Raths und im Erziehungsrathe. Ueber seine persönliche Betheiligung an jenen Vorgängen ist wenig bekannt geworden. Nach dem Unterliegen des Sonderbunds und seiner Partei nahm B. einen Ruf an die Hochschule zu München an. Achtungswerther als in seiner Eigenschaft als Parteimann erscheint B. als Gelehrter. Als Lehrer entwickelt er ganz vorzügliche Eigenschaften und seine juristischen Werke sind gründlich und klar geschrieben. In Anerkennung seiner Fähigkeiten und Kenntnisse wurden ihm daher auch wichtige gesetzgeberische Arbeiten übertragen. Er ist z. B. Verfasser des in mehren Theilen ausgearbeiteten „Entwurf des privatrechtlichen Gesetzbuchs für den Kanton Zürich“ (Zürich 1844). Fernere Schriften von ihm sind: „Entwickelung der Erbfolge gegen den letzten Willen“ (Zürich 1829); „Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich“ (das. 1838, 2 Bde.); „Die neuern Rechtsschulen der deutschen Juristen“ (das. 1841); „Die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden und ihre ersten ewigen Bünde“ (das. 1846); „Geschichte der Republik Zürich“ (das. 1847 f., 2 Bde.). In dem Werke: „Allgemeines Staatsrecht“ (München 1850—52, 2. Abth.) machte er sich besonders um die Aufhellung des Verhältnisses des Staats zur Religion und Kirche, sowie der Stellung der Akademien der Wissenschaften im Staatsleben verdient. Gegenwärtig gibt er in Verbindung mit andern deutschen Gelehrten ein „Deutsches Staatswörterbuch“ (Stuttgart 1856 ff.) heraus.

Bluse (französisch blouse), ein weites, faltiges Hemd, welches als Ueberwurf getragen zu werden pflegt, ursprünglich kornblumenblau, jetzt aber auch häufig grau, grün ꝛc., mit bunten Schnüren besetzt ꝛc. In Frankreich, ihrem Va-

terlande, und Belgien ist die B. die gewöhnliche Tracht der Bauern und Arbeiter, und während der belgischen Revolution vertrat sie sogar die Stelle der Montirung (Blusenmänner). In Deutschland ist ihr Gebrauch seit etwa 1825 von den Fuhrleuten auch auf Jäger, Fußreisende ꝛc. übergegangen. B. heißt auch ein Negligékleid für Damen, welches, um den Leib herum in kleine Falten gelegt, um den Hals fest anschließt, sonst aber nach Stoff und Form sehr verschieden ist.

Blut (lateinisch sanguis, griechisch haema), der flüssige Inhalt des Herzens, der Venen und Arterien, die eigentliche Quelle des gesammten Ernährungsprozesses, aus der alle Theile des Körpers das ihnen zum fortwährenden Sichverjüngen nöthige Material entnehmen. Während des Lebens findet bekanntlich ein ununterbrochener Wechsel der Materie des organischen Körpers (Stoffwechsel) Statt, in Folge dessen jeder, auch der kleinste Theil fort und fort zum Theil abstirbt und sich zum Ersatz dieses Abgangs aus der ihn umspülenden Ernährungsflüssigkeit immer wieder Neues ansetzt, so daß der thierische Körper nach einer gewissen Zeit, obwohl er äußerlich ganz derselbe geblieben zu seyn scheint, doch aus ganz anderen, jüngeren, freilich den älteren abgestorbenen und aus dem Körper ausgestoßenen ganz ähnlichen Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Dieses fortwährende Sichverjüngen und Absterben (Mausern) der Körperstoffe, dessen Aufhören den Tod und dessen abnormes Vonstattengehen Krankheit bedingt, wird auf diese Weise unterhalten, daß der Körper aus der Außenwelt fort und fort Stoffe aufnimmt, seiner Substanz ähnlich macht (assimilirt) und dafür die früher aufgenommenen Stoffe, welche unbrauchbar geworden sind, an die Außenwelt absetzt. Der Inbegriff aller der Umwandlungen, welche die aufgenommenen Speisen und Getränke bis zur Blutbildung erleiden, heißt Verdauung. Von dem Magen und Darmkanale, wo die erste Verarbeitung der in den Körper aufgenommenen Stoffe Statt findet, tritt das, was von ihnen brauchbar ist, durch die Saugadern als Speisesaft (Chylus) in das B., wo eine weitere Verarbeitung desselben erfolgt, und zwar vornehmlich unter Mitwirkung des Sauerstoffs, welcher aus der eingeathmeten Luft durch die Lungen ins B. aufgenommen wird. Darauf wird das Ernährungsmaterial als hellrothes B. mit Hülfe des Herzens und der Pulsadern durch den ganzen Körper hindurchgeführt, wobei durch die zarten Wände der feinsten Aederchen (Haargefäße) hindurch aus dem B.e eine Flüssigkeit (Ernährungsflüssigkeit, Nahrungssaft) ausschwitzt, welche, alle Gewebe des Körpers durchdringend und tränkend, denselben das Material zu ihrer Verjüngung darreicht. Zugleich dringt hier aber auch das Abgestorbene und Flüssiggewordene der Gewebe durch die Wände der Haargefäße wieder in das B. ein, welches, dadurch dunkelroth gefärbt und reicher an verbrauchten Materien, aber ärmer an nährenden Bestandtheilen geworden, aus allen Theilen des Körpers durch die Blutadern oder Venen zum Herzen zurückkehrt. Der Ueberschuß des Ernährungsstoffes, welcher aus den Haargefäßen ausgetreten, aber flüssig geblieben ist und sich nicht in festes Gewebe umgewandelt hat, wird von den Saugadern aufgenommen und als Lymphe in das B. zurückgeführt; die abgestorbenen Gewebsbestandtheile aber, welche in das B. wieder aufgenommen worden sind, werden hier durch den im B.e enthaltenen Sauerstoff verbrannt, welche Verbrennung nicht nur die Ausscheidung jener abgestorbenen verbrauchten Stoffe vorbereitet, sondern auch eine der hauptsächlichsten Ursachen unserer Körperwärme ist. Die Organe, mittelst deren die Ausscheidung der zur Ernährung untauglich gewordenen Stoffe erfolgt, sind die Nieren (Harnstoff und Wasser), die Haut (Schweiß), die Lungen (Kohlensäure u. Wasser) u. die Leber (Galle). Das B. ist demnach der Mittelpunkt des Stoffwechsels, in welchem das Leben beruht, denn es nimmt nicht nur alles Ernährungsmaterial in sich auf und schafft es nach allen Theilen des Körpers hin, sondern entfernt auch die durch den Verbrauch untauglich gewordenen Stoffe aus dem Körper. Damit es aber jedem Theile des Körpers die geeignete Ernährungsflüssigkeit darbieten könne, muß es nicht nur durch die Haargefäße aller Theile gehörig hindurchbringen, sondern auch durch die Nahrung alle die Stoffe zugeführt bekommen, woraus es, wie die ganze Körpersubstanz, zusammengesetzt ist, demnach: Wasser in Menge, eiweißartige Materien, Fett, Salze und Eisen, welches zur rothen Färbung des B.es das Meiste beiträgt (s. unten). Außer diesen Stoffen enthält das B. noch Gase, nämlich Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensäure, sowie die in Folge des Stoffwechsels abgestorbenen u. ins B. zurückgetretenen Gewebsbestandtheile (Gewebsschlacken, Extraktivstoffe), welche nach ihrer Verbrennung durch den Sauerstoff durch die obengenannten Ausscheidungsorgane aus dem Blutstrome hinausgeschafft werden. Die früheren Angaben hinsichtlich der Menge des Wassers schwanken zwischen 630 und 930 auf 1000 Theile B.; aber auch in den neueren Bestimmungen findet sich noch eine große Breite, die daraus erklärlich wird, daß der Wassergehalt auch des ganz gesunden B.es varirt, je nachdem z. B. längere oder kürzere Zeit vor Gerinnung des B.es eine Quantität Getränk aufgenommen wurde. Der eiweißartigen Bestandtheile im B.e sind es drei, die im chemischen Verhalten eine gewisse Uebereinstimmung zeigen, nämlich Albumin oder Eiweißstoff, Fibrin oder Faserstoff und Kasein oder Käsestoff. Das Albumin, der Eiweißstoff (s. d.), ist im B.e in dem nämlichen Zustande enthalten, wie im Weißen des Vogeleies, nämlich als unkoagulirtes Albumin. Beim Gerinnen des B.es bleibt es im Serum aufgelöst. Letzteres trübt sich, wenn es bis zu 60° C. erhitzt wird, und erstarrt bei 61°, indem das Albumin in den koagulirten Zustand übergeht. Nichtkoagulirtes Albumin ist leicht löslich im Wasser und unterscheidet sich hauptsächlich hierdurch vom koagulirten, welches sich nur schwer (7 Theile in 1000 Theilen Wasser) und nicht vollständig im Wasser löst. Das Fibrin, der Faserstoff, läßt, wie das Albumin, einen nichtkoagulirten und einen koagulirten Zustand unterscheiden. Im ersteren Zustande befindet es sich im cirkulirenden B.e; allein schon dadurch, daß dieses dem Lebenspro-

zesse entrückt wird, geht es in den koagulirten Zustand über, weshalb eine genaue chemische Untersuchung nicht möglich ist. Das koagulirte Fibrin, wie es aus dem B.e gewonnen wird, ist identisch mit jenem der Muskeln, die schon im lebenden Zustande aus koagulirtem Fibrin bestehen. Das reine Fibrin bildet eine gelbliche, undurchsichtige Masse von feineren und gröberen Fasern, ist ohne Geruch und Geschmack, schwerer als Wasser. Es löst sich nicht in kaltem Wasser, in Alkohol und Aether; das getrocknete erweicht sich aber in Wasser und bekommt sein früheres Aussehen wieder. Mit Wasser gekocht verhält es sich wie Albumin. In koncentrirten Säuren, die Salpetersäure ausgenommen, quillt das Fibrin auf, gelatinirt und wird durchsichtig. Koncentrirte Essigsäure verwandelt es in eine farblose Gallerte, die sich leicht in reinem Wasser löst. Mit Kalkerde u. Baryterde bildet es eine im Wasser lösliche Verbindung. Die Verbindungen mit den eigentlichen Erden u. Metalloxyden sind unlöslich und im Aeußern den gleichen Verbindungen des Albumins ganz ähnlich. Salpetersaures Kali verhindert nicht nur die Koagulirung des Fibrins, wenn es dem B.e zugesetzt wird, sondern es löst auch das schon koagulirte feuchte Fibrin wieder auf, wenn es in starker Solution 1—2 Tage damit in Berührung bleibt. Es bildet sich dann eine schleimige Flüssigkeit, wie Blutwasser, die bei 74° C. koagulirt, wie Eiweiß, sich aber dadurch vom Eiweiß unterscheidet, daß durch starke Verdünnung mit Wasser Fibrin ausgeschieden wird. Den Faserstoff des B.es eignet sich besonders das Muskelgewebe an, wiewohl hier derselbe nicht gelöst, sondern in den dem Fleische eigenthümlichen Fasern erscheint. Das Kasein oder der Käsestoff findet sich in der Milch der Säugethiere (Thierkasein), in der Krystalllinse des Auges (Globulin) und in den Samen der Hülsenfrüchte (Pflanzenkasein). Durch die Untersuchungen von Liebig über die stickstoffhaltigen Nahrungsmittel des Pflanzenreichs wurde die Identität des Pflanzenkaseins mit dem in der Milch theils in aufgelöster Form enthaltenen, theils die Hülse der Milchkügelchen bildenden außer Zweifel gesetzt. Von Fett kommen mehre Arten im B.e vor. Fibrin, Albumin und Käsestoff geben bei Behandlung mit Alkohol oder Aether Fett an diese Lösungsmittel ab. Auch Gehirnfett und Gallenfett finden sich im B.e. Ueberhaupt ist es wahrscheinlich, daß das B. alle in den verschiedenen Körpertheilen vorkommenden Fettarten enthält. Berzelius vermuthet, daß jeder der eiweißartigen Bestandtheile des B.es von einer eigenthümlichen Fettart begleitet wird, und daß ein phosphorhaltiges im B.e vorkommendes Fett, da es weder dem Albumin, noch dem Fibrin angehört, die Blutkörperchen begleiten müsse. Die Extraktivstoffe des B.es machen jene Substanz aus, die man früher für einen eigenthümlichen Körper hielt u. Osmazom nannte. Sie bestehen aber aus einer Vereinigung mehrer thierischen, noch nicht genau bestimmten Substanzen mit milchsauren Salzen, löslich in Wasser und Alkohol. Unter den Salzen herrschen das phosphorsaure und das kohlensaure Natron vor. An diese Salze schließen sich die Verbindungen von Kali mit denselben Säuren, außerdem schwefelsaure Alkalien und phosphorsaure Salze von Kalk, Bittererde und Eisenoxyd, lauter Salze, welche mit dem Speisesafte dem B.e zugeführt werden. Neuerlich hat man auch das Fluorkalcium unter den Bestandtheilen des B.es nachgewiesen. Unter den anorganischen Stoffen hat das Kochsalz oder Chlornatrium das Uebergewicht, wozu sich Chlorkalium gesellt, jedoch in verhältnißmäßig geringer Menge.

Das B. des Menschen sowie der Säugethiere ist, so lange es in den Blutgefäßen des lebenden Körpers enthalten ist, eine etwas zähe, klebrige Flüssigkeit, von größerer Schwere als das Wasser, von rother Farbe (hochroth in den Pulsadern, dunkelblauroth in den Blutadern), von etwa 28—30° R. Wärme, eigenthümlich fadem Geruch und salzig-süßlichem Geschmacke. Die Menge des B.es im menschlichen Körper ist nach Alter, Körperbau, Temperament u. Lebensweise sehr verschieden; man hat sie bei Erwachsenen auf 15—20 Pfund angegeben, wonach das B. etwa den 6. bis 8. Theil des Körpergewichts ausmachen würde. Seine Farbe wird von einem eisenhaltigen eigenthümlichen Farbstoffe, dem sogenannten Blutrothe oder Hämatin, bedingt, scheint aber nicht unter allen Verhältnissen gleich zu bleiben, wie schon der Sauerstoff der atmosphärischen Luft schnell auf sie einwirkt, das B. heller macht, während dasselbe durch Kohlensäure dunkler gefärbt wird. Mit Hülfe des Mikroskops sieht man, daß das B. aus zwei ganz verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, nämlich aus einer fast farblosen Flüssigkeit (Blutliquor, Plasma, Intercellularflüssigkeit), welche sehr reich an Salzen, Eiweiß und aufgelöstem Faserstoffe und die eigentliche Quelle der schon erwähnten Ernährungsflüssigkeit ist, und aus einer unzähligen Menge von kleinen Bläschen, Blutkörperchen genannt. Diese im Liquor fließenden Bläschen sind von doppelter Art; die einen sind farbig (gelblich) und geben dem B.e, aber nur wenn viele derselben über einander liegen, seine rothe Farbe, die andern sind farblos. Die ersteren oder die farbigen Blutkörperchen (von etwa $^1/_{300}$ Linie Durchmesser) sind weit zahlreicher und kleiner als die farblosen, stellen kreisrunde Scheiben dar, welche auf beiden Flächen etwas tellerförmig vertieft sind, und bestehen aus einer farblosen Umhüllungshaut und einem röthlich-gelben zähflüssigen Inhalte. Doch ließe sich auch annehmen, daß sie ganz und gar aus einem schwammig aufgequollenen, eiweißartigen Stoffe (dem sogenannten Globulin od. Krystallin) beständen, dessen äußere Schicht bedeutend fester wäre und den Körperchen eine elastische Konsistenz gäbe. Diese Blutkörperchen sind aber die einzigen Träger des rothen Farbstoffes des B.es u. in so ungeheurer Menge vorhanden, daß sie für sich allein das B. zu bilden scheinen. Die meisten Beobachter stimmen jetzt darin überein, daß sie zum größten Theile keinen eigentlichen Kern in ihrer Höhle haben, sondern nur einzelne derselben in der vertieften Mitte ein nicht scharf umschriebenes lichtes Körnchen enthalten. Die farbigen Blutkörperchen zeichnen sich übrigens durch eine den verschiedenen Thierarten eigenthümliche Gestaltung und Größe aus, so daß man durch ihre

mikroskopische Beobachtung nicht bloß Menschenblut von Thierblute, sondern auch das B. des einen Thieres von dem des andern unterscheiden kann. Bei den Säugethieren bilden die Blutkörperchen, wie beim Menschen, vertiefte runde Scheiben, die aber entweder größer (wie beim Elephanten) oder meist kleiner sind; nur bei dem Kameel, Dromedar und Lama sind sie länglich u. gewölbt. Alle niederen Wirbelthiere haben fast ohne Ausnahme ovale, kernhaltige Blutkörperchen, etwa von der Form von Kürbiskernen. Bei den Vögeln finden sich länglich-ovale, in der Mitte erhabene und am Rande scharf zulaufende Blutkörperchen; die der Amphibien sind oval und stark konvex und weit größer als die im B.e des Menschen. Bei den wirbellosen Thieren gleichen die Blutkörperchen den farblosen der höheren Thiere, indem sie fast stets ungefärbt sind. Im kreisenden B.e schwimmen alle Blutkörperchen einzeln und gleiten leicht an einander vorbei, beim Stokken des Blutlaufes legen sie sich dagegen gern mit ihren Flächen an einander und kleben zusammen, so daß sie kleine Säulchen bilden. Der Hauptzweck der farbigen Blutkörperchen scheint die Aufnahme des Sauerstoffs (der Lebensluft) aus der eingeathmeten atmosphärischen Luft zu seyn. Die farblosen Blutkörperchen (oder Lymphkörperchen) sind weit größer als die farbigen, von kugeliger Gestalt u. in viel geringerer Anzahl (etwa 5 auf 2000 farbige) vorhanden; sie sind auch ihres Fettgehaltes u. des Mangels an eisenhaltigem Farbstoff wegen leichter als jene; ihr Ansehen ist körnig und im Innern bergen sie einen Kern. Sie stammen aus dem Speisesafte und der Lymphe u. wandeln sich höchst wahrscheinlich allmählig zu rothen Blutkörperchen um, indem sie ihren Kern verlieren, sich abplatten und Blutfarbstoff in sich erzeugen. Die farbigen Blutkörperchen werden, nachdem sie eine Zeitlang durch die Adern cirkulirt sind, zuletzt in der Leber und Milz zerstört. Auf diese Weise entstehen fortwährend neue Blutkörperchen und alte gehen unter.

Wird B. aus einer Ader in ein Gefäß gelassen, so stößt es zuvörderst an der Luft einen in der Kälte sichtbaren Dampf (Wasserdunst mit Riechstoff) mit dem eigenthümlichen Blutgeruche (Blutdunst) aus, welcher bei verschiedenen Menschen und Thieren verschieden ist, bei Männern etwas stärker als bei Frauen. Er hat Aehnlichkeit mit dem der Hautausdünstung und rührt wahrscheinlich von einem dem B.e beigemengten Fette her, das durch die Haut abgeschieden wird. Nach einigen (2—14) Minuten gerinnt (koagulirt) das B., indem es von der Oberfläche und dem Umfange her allmählig zäher und gallertartig, nach und nach immer fester wird und sich endlich (nach 12—40 Stunden) in zwei Theile, in einen flüssigen und einen festen, scheidet. Der flüssige Theil heißt Blutwasser (Serum), ist fast ganz klar, schwach grünlich oder gelblich und enthält den in viel Wasser aufgelösten Eiweißstoff nebst den Blutsalzen. Der Grad der Durchsichtigkeit hängt von der Menge der im Serum suspendirten fein vertheilten Fettmoleküle, Lymphkörperchen, Faserstoffschollen und auch Blutkörperchen ab. Der Gehalt an Fett kann übrigens ziemlich groß seyn, ohne die Durchsichtigkeit zu vermindern. In dem trüben Serum sind die feinen Fettmoleküle unter dem Mikroskop erkennbar. Die Farbe des Blutwassers hängt, außer vom Fette, auch von einem gelben Farbstoffe ab, der darin in einer gewissen Menge normal vorhanden ist und vom Fette sich schwer trennen läßt. In der Gelbsucht findet sich in Folge des vermehrten Gehalts an Farbstoff ein sehr stark gefärbtes Blutwasser. Dieses, wie das ganze B., reagirt schwach alkalisch. Sein specifisches Gewicht wird beim Menschen von Berzelius zu 1,027—1,029 geschätzt; bei den Frauen ist es etwas leichter als bei den Männern, leichter auch in der Jugend als im Alter, des Abends als des Morgens. Unter den Hausthieren haben die Schweine das schwerste Blutwasser (1,030 u. darüber), die Schafe und Ziegen das leichteste (1,025 bis 1,026), die Ochsen, Pferde und Hunde stehen in der Mitte (1,027—1,028), die Katze (1,026) nähert sich den Schafen u. Ziegen. Von den Saugethieren unterscheiden sich die Vögel durch ein weit leichteres Blutwasser. Der feste Theil, welcher nach und nach die Gestalt vom Innern des Gefäßes, in welches das B. gelassen wurde, annimmt, wird Blutkuchen (Blutkoagulum, placenta) genannt und besteht aus dem festgewordenen, früher im Blutliquor aufgelösten Faserstoffe und aus den Blutkörperchen. Im B.e der Männer geht die Gerinnung langsamer vor sich, der Kuchen wird aber dichter als im B.e der Weiber; das Pulsaderblut gerinnt schneller als das der Blutadern; atmosphärische Luft, sowie Schütteln, Umrühren und Quirlen (geschlagenes B.) beschleunigt das Gerinnen, während Säuren, Salze und Alkalien dasselbe verzögern oder ganz aufheben. Am schnellsten gerinnt das B. der Vögel, langsamer das der Säugethiere und am langsamsten das der Amphibien und Fische. Die Männer mittleren Alters und kräftiger Konstitution, besonders die Freunde der Tafel liefern ein festes Koagulum. Das Fötusblut bildet ein sehr lockeres. Die Oberfläche des Blutkuchens zeigt meist eine scharlachrothe Färbung, die an den Rändern sich tiefer hineinerstreckt, als in der Mitte. Die Ursache derselben ist die Einwirkung des Sauerstoffs, die selbst durch das Serum hindurch Statt findet. Das eigentliche Wesen der Gerinnung (Koagulation) ist noch in tiefes Dunkel gehüllt, ebenso die Bildung der gelblichen, sogenannten Speck- oder Entzündungshaut auf der Oberfläche des sonst rothen Blutkuchens, welche zunächst allerdings dadurch zu Stande kommt, daß die rothen Blutkörperchen früher zusammenkleben und sich in die Tiefe senken, als die Gerinnung eintritt u. so die Körperchen vom Faserstoffe eingeschlossen werden können.

Das arterielle B. ist wahrscheinlich in dem ganzen Körper überall dasselbe, dagegen das venöse ein nach jedem Körpertheil verschiedenes. Das Roth des Venenblutes hat man mit dem des Purpurs, der Weinhefen, der Modenafarbe, des Saftes der schwarzen Kirschen verglichen; das des Arterienblutes mit dem hellen Purpurroth und Scharlachroth. Es ist unrecht, den Farbenunterschied nur als einen graduellen zu bezeichnen und das arterielle B. bloß als ein helleres anzusehen; die beiden Farben sind zwei verschiedene Nüancen der rothen. Bei Menschen und Wirbelthieren ist

der Unterschied überall vorhanden, bald mehr, bald weniger; stärker bei Männern als bei Frauen, bei Erwachsenen als bei jungen Kindern, größer im Winter als im Sommer. Sehr hellroth ist das Arterienblut der Hunde und Vögel, weniger das der Wiederkäuer; auffallend hellroth ist das Venenblut der Ziegen. Alle Amphibien zeigen die Farbendifferenz ganz deutlich. Da bei Fischen im Herzen beide Blutarten gemischt werden, so kann bloß in den Kiemengefäßen der Unterschied wahrgenommen werden. Je höher ein Thier entwickelt ist, desto deutlicher unterscheiden sich beide Blutarten. Bei winterschlafenden Thieren ist keineswegs alle Differenz verschwunden. Im Fötus der Säugethiere ist sie, alles Einspruchs ungeachtet, ebenfalls schwer zu erkennen; ebenso im entwickelten Ei der Vögel. Der Unterschied in der Farbe bleibt noch nach Verdünnung des B.es mit Wasser; die arterielle Lösung ist hellroth wie dünner Himbeersaft und klar; die venöse dunkelroth, schwärzlich und trübe. Werden beide Blutarten mit einem Neutralsalz, wie z. B. mit Salpeter, versetzt, so röthen sich beide lebhaft, aber immer übertrifft das arterielle B. das venöse noch etwas an Helle des Roths. Beim Eintrocknen des B.es in niederer Temperatur verschwindet der Unterschied der Farbe fast gänzlich, vollkommen aber und rasch durch die Siedhitze. Das hellrothe B. hat in der Regel 1° R. und noch darüber mehr Wärme, als das dunkelrothe. Dies haben fast alle Beobachter gefunden. Im specifischen Gewichte unterscheiden sich beide Blutarten durchgehends; der Unterschied beträgt auf 1000 Theile 1—3. Die Gerinnung des arteriellen B.es fängt früher an und ist früher vollendet, als die des venösen; der Kuchen des hellrothen B.es ist dabei fester, als der des dunkelrothen, und treibt auch mit größerer Schnelligkeit das Serum aus. Zahlreiche Untersuchungen über den Gehalt an Faserstoff in den beiden Blutarten haben zu dem Ergebniß geführt, daß das arterielle B. in der Regel, fast immer bei Menschen, Pferden, Hunden, Hammeln, Kaninchen und Fröschen mehr liefert, als das venöse. Es gibt aber davon wichtige Ausnahmen, und namentlich ist dies bei dem Kalbsblute der Fall. Neuere Untersuchungen haben in der Beschaffenheit des Faserstoffes beider Blutarten noch einen sehr beachtungswerthen Unterschied ergeben. Nach Denis ist nur der arterielle löslich durch Nitrum, nicht der venöse. Dies stimmt ganz mit der Verschiedenheit in der äußern Beschaffenheit überein. Da der venöse in Folge des Einflusses des Sauerstoffs ebenfalls seine Löslichkeit durch Nitrum verliert, so wird also jener Unterschied durch das Athmen bewirkt.

Das B. der wirbellosen, der sogenannten kalt- oder weißblütigen Thiere unterscheidet sich von dem B.e der Wirbelthiere nicht bloß durch seine geringere Wärme, sondern auch durch seine Färbung, welche hier nicht an den Blutkörperchen, sondern am Blutliquor haftet, u. durch die Blutkörperchen selbst, welche in viel geringerer Anzahl vorhanden sind. Von den Gliederthieren hat das B. der Insekten eine helle, farblose oder grünliche Beschaffenheit und längliche oder ovale, farblose Blutkörperchen; die Spinnen und Krustenthiere besitzen theils ein farbloses, theils ein gelbliches oder grünliches B.; das B. der Würmer zeichnet sich durch seine rothe Farbe (die aber ebenfalls am Liquor haftet) vor dem der meisten übrigen wirbellosen Thiere aus. Von den Weichthieren (Mollusken) besitzt das B. der Kopffüßler (zu denen der Dintenfisch gehört) eine weißliche Farbe, das der Schnecken eine schmutzig weiße oder gelbliche, röthliche, braune oder grüne Farbe; das B. der kopflosen Mollusken (Austern, Muscheln) ist farblos. Bei den niedrigsten Thieren, wie bei den Strahlthieren (Stachelhäutern, Quallen, Polypen) gibt es kein eigentliches B. mehr, sondern die Stelle desselben vertritt hier der Speisesaft.

Die Neubildung des B.es kommt einestheils dadurch zu Stande, daß ihm fortwährend die Stoffe von außen zugeführt werden, aus welchen das B. selbst und der ganze menschliche Körper besteht: dies geschieht durch die Speisen u. Getränke; anderntheils wird sie durch den Zutritt eines luftförmigen Stoffs zum B.e bedingt, in sofern mit dessen Hülfe erst die dem B.e zugeführten Nahrungsstoffe dem B.e auch wirklich ähnlich gemacht oder assimilirt werden: dieser Stoff ist das Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft, welche durch das Athmen ins B. gelangt. Nahrung und Luft sind demnach die unerläßlichen Bedingungen zur Neubildung des B.es. Die erstere ist dann zweckentsprechend, wenn sie die gehörige Menge von Wasser, eiweißartigen Substanzen, Fett oder fettbildenden Stoffen, Salzen (besonders Kochsalz und phosphorsaurem Kalk) und Eisen enthält; die letztere dagegen muß die gehörige Menge von Sauerstoff enthalten und gehörig in die Brust eingezogen werden. Ein anderes Haupterforderniß des gesunden Blutlebens ist die Blutreinigung. Fortwährend treten nämlich alte abgestorbene Theilchen der Körpersubstanzen in das B. ein, werden hier von dem eingeathmeten Sauerstoff unter Wärmeentwickelung verbrannt und dann an verschiedenen Stellen des Körpers, mit Wasser oder Wasserdunst versetzt, aus dem B.e und dem Körper entfernt. Haupterforderniß zur Reinhaltung des B.es ist daher, daß dasselbe seine Reinigungsorgane, Lungen, Leber, Nieren und Haut, auch gehörig durchfließe, dann daß die Reinigungsorgane selbst in Gesundheit und Thätigkeit erhalten, also die Lungen durch zweckentsprechendes Athmen, die Haut durch Waschungen und Bäder, die Leber durch Förderung des Blutumlaufs im Unterleibe mittels Bewegung, kräftigen Athmens und Wassertrinkens, die Nieren durch den Genuß reizloser Getränke in ihrer Thätigkeit unterstützt werden. Eine Verunreinigung des B.es kann auf zweierlei Weise geschehen: zunächst dadurch, daß die verbrauchten Bestandtheile, von denen es sich fortwährend reinigen muß, darin zurückgehalten werden; sodann durch Zutreten neuer schädlichen Stoffe in den Blutstrom. Beides führt Krankheiten herbei, die sogenannten Blutkrankheiten, bei deren Heilung es vornehmlich darauf ankommt, das entartete B. wieder in seinen gehörigen Zustand zu bringen.

Blutabsceß, eine in Folge von Stoß, Druck, Quetschung und dadurch herbeigeführte Gefäßreizung entstandene, mißfarbige, von harten Rändern umgebene, oft mit einer äußeren Verletzung

verbundene Geschwulst, welche anfangs entweder reines oder mit serösen Flüssigkeiten vermischtes Blut enthält, später aber, besonders wenn die Masse des extravasirten Blutes bedeutend war, behufs der Ausstoßung dieses als fremder Körper wirkenden Fluidums den Verlauf eines Abscesses annimmt. B.e kommen am häufigsten da vor, wo breite, knöcherne Unterlagen vorhanden sind, am Kopfe, an dem obern Theile der Hüftbeine, dem Schulterplatte rc. Die Symptome bestehen in Schmerz, mehr oder weniger starker Geschwulst, die an den Rändern, zumal am Kopfe, nicht selten ganz hart erscheint; später, wenn das extravasirte Blut in Eiterung übergeht, entsteht Klopfen, die Geschwulst erweicht sich und die übrigen Symptome des Abscesses, z. B. Fluktuation, treten ein. Die Behandlung muß zunächst die Vermehrung des Extravasats zu hindern, die Resorption des schon vorhandenen einzuleiten, im Falle aber diese nicht mehr thunlich ist, die baldige Entleerung desselben u. darauf Heilung durch Eiterung herbeizuführen suchen. Für den ersten Zweck sind geeignet: anfänglich kalte Umschläge, Fomente aus Essig mit Wasser, schmukkersche Fomentationen, thedensches Schußwasser, Bleiwasser mit Spiritus camphoratus, späterhin warme aromat. Fomentationen, Kampherwein, Spiritus angelicae compositus, Balsamus vitae Hoffmanni externus, Sapo therebinthinatus, eine Auflösung dieser Seife in Wasser, gelinder Druck rc.

Blutandrang, s. Kongestion.

Blutbrechen (Haematemesis, Vomitus cruentus, Morbus niger Hippocratis, Magenblutfluß), diejenige Krankheit, wobei Blut (gewöhnlich von Magenblutung herrührendes) unter Würgen durch den Mund entleert wird. Die Magenblutung ist häufig selbst nur Symptom eines Krankheitszustandes (z. B. chronischer Magenentzündung u. dgl.), der kürzer oder länger vor dem Auftreten der Blutung sich durch die ihm eigenthümlichen Erscheinungen (Magenschmerz, Magenkrampf, Verdauungsbeschwerden, Flatulenz, Säure u. dergl.) äußern kann. Eine andere Gruppe von Symptomen geht dem B. kürzere Zeit und unmittelbar vorher und bildet gleichsam den ersten Akt des Anfalls selbst. Der Kranke fühlt eine Spannung, Auftreibung, Hitze, Pulsationen und Schmerz in der Magengegend; Beängstigung, heftiger Frost, ein Schauer über den ganzen Körper ergreifen ihn. Oft ist vor der Blutung der Puls voll, frequent, zuweilen aussetzend, und die Wallung im Gefäßsystem verräth sich durch Herzklopfen und Anwandlungen fliegender Hitze. Der Moment der Blutergießung im Magen ist dem Gefühle des Kranken gewöhnlich erkennbar; es ist ihm, als ob sich in der sich auftreibenden Magengegend ein Strom warmer Flüssigkeit ergieße; es wird ihm schwarz, neblig, schwindlich vor den Augen, er wird leichenblaß, seine Extremitäten erkalten, der Puls wird klein und schwach, und oft treten Ohnmachten, Konvulsionen ein. Nun folgt oft süßlicher Geschmack im Munde, Brechreiz, Würgen und, meist ohne große Anstrengung, Erbrechen von Blut. War dieses in großer Menge in den Magen ergossen u. wird es sogleich von dort durch Erbrechen ausgeleert, so kann es hellroth, rein und flüssig seyn. Meist aber ist das Erbrochene dunkel, schwarz, pechartig, mit Speisen, Galle, Magensaft vermischt, zum Theil geronnen, oft sauer, bitter schmeckend, bisweilen übelriechend, welche Eigenschaften das ergossene Blut durch das längere Verweilen in der Magenhöhle angenommen hat. Die Menge des Erbrochenen variirt von wenigen Tropfen bis zu mehren Pfunden, und es ist unglaublich, welch großen Verlust an Säften Kranke auf diesem Wege ertragen können. Meist fühlen sich die Kranken durch das Erbrechen erleichtert, das Ohnmachtgefühl verschwindet, der Puls hebt sich wieder, die Hautwärme kehrt zurück, und diese Erleichterung dauert bis zum Eintritte eines neuen Anfalls; oder es bleibt Schmerzhaftigkeit und Spannung im Epigastrium zurück. Das B. kann sich mehre Tage hindurch in kürzeren oder längeren Intervallen wiederholen; man kann es oft Wochen und Monate lang in mehr oder weniger regelmäßigen Perioden, ja täglich wiederkehren sehen. Zuweilen setzt aber die Blutung nach einem einzigen starken Anfall für lange Zeit aus. Bald nach dem Erbrechen fühlt der Kranke gewöhnlich Kollern in dem teigig anschwellenden Unterleibe, Bauchgrimmen, und entleert nun auch durch den After schwarze, musige, flüssige oder bröckliche, höchst stinkende Massen. Zuweilen gehen die schwarzen Stühle dem B. voraus und dauern oft lange fort, nachdem letzteres schon lange aufgehört hat. Die Ursachen der Magenblutung können seyn: traumatische, wie Stoß, Schlag auf die Magengegend und Brust, Magenwunden, verschluckte spitzige oder scharfe Körper, Blutegel, Anätzung der Schleimhaut durch korrosive Gifte, Anstrengung beim Erbrechen, bei schweren Geburten rc., oder, was am häufigsten der Fall ist, antagonistische Blutüberfüllung oder Kongestion (vikarirendes B.); so besonders beim weiblichen Geschlechte in Folge von Anomalien der menstrualen Funktion, und bei Männern und Frauen durch Unterdrückung hämorrhoidaler Blutung; oder mechanische, durch Hindernisse im arteriellen oder venösen Theile des abdominalen Gefäßsystems bedingte Blutüberfüllung; so vorzüglich bei jenem B., welches nicht selten nach langwierigen Wechselfiebern mit Fieberkuchen beobachtet wird und wobei das ausgeleerte Blut schwarz, pechartig, übelriechend ist, oft in außerordentlich großen Mengen, die Atra bilis der Alten. Dyskrasische Magenblutung beruht auf einer den Austritt aus den Gefäßen begünstigenden fehlerhaften Mischung des Blutes und ist ein häufiges Symptom des gelben u. anderer mit Säfteentmischung einhergehenden Fieber, des Skorbuts, der werlhoffschen Blutfleckenkrankheit. Endlich kann Magenblutung durch organische Zustände des Magens, Trennung der Gefäße in Magengeschwüren, im Magenkrebse, Aneurysmen u. dgl. veranlaßt werden. Magenblutungen ereignen sich am häufigsten in der mittleren Lebensperiode, bei Frauen von der Eintrittszeit der Katamenien an, bei Männern vom 30.—50. Lebensjahre. Prädisponirend wirken cholerisches Temperament, atrabiläre Konstitution, sitzende Lebensweise und Mangel an Bewegung, deprimirende Gemüthsaffekte, Sorgen, Kummer. Durch schon Statt gefundenes B. wird die Anlage

zur Wiederholung ähnlicher Anfälle bedeutend erhöht, und oft reicht dann ein geringer Diätfehler, Erkältung, Erhitzung hin, um die Krankheit zum Ausbruche zu bringen. Die Neigung zu Blutungen kann auch angeboren seyn. Bleibt das B. auch jederzeit ein bedenklicher Zustand, so ist doch die Gefahr sehr verschieden nach der bedingenden Ursache. Am wenigsten hat die vikarirende, durch Verirrung der Menstrual- oder Hämorrhoidalkongestion verursachte Magenblutung auf sich, obgleich auch dann die Krankheit nicht gering zu achten ist, da öftere Wiederholung der Blutung endlich dennoch Desorganisation des Magens herbeiführen kann und ohnedies eine krankhafte Reizbarkeit dieses Organs zurückbleibt. Schlimm ist es, wenn nach wieder hergestelltem Menstrual- oder Hämorrhoidalflusse die Magenblutung fortdauert. Bedenklicher ist das B., welches chronischen Affektionen der Unterleibsorgane, der Milz oder Leber seinen Ursprung verdankt. Die schlimmste Art des B.s ist die aus Verschwärung, krebsartiger Entartung des Magens entstehende. Die Prognose wird ferner durch die Intensität der Symptome bestimmt. Je öfter die Blutung wiederkehrt, je größer der Blutverlust, je größer die Erschöpfung durch denselben, desto schlimmer. Auf keine andere Hämorrhagie folgt so leicht Anämie, als auf B. Von schlimmer Vorbedeutung sind ein sehr hoher Grad von Erschöpfung, tiefe Ohnmachten, Fortdauer der Spannung und Schmerzen im Epigastrium und in den Hypochondrien auch nach Stillstand der Blutung, die zunehmenden Erscheinungen von Kacherie, andauerndes Fieber, namentlich bei gleichzeitiger Stuhlverstopfung. So lange die Extremitäten kalt bleiben, die Beklemmung und der Schmerz der Magengegend nicht weicht, ist immer ein neuer Anfall von B. zu befürchten. Schlimm ist auch die Krankheit im letzten Stadium von Fiebern u. Exanthemen, bei alten dekrepiden Subjekten. Durch die Ursachen, woraus das B. entspringt, wird das Heilverfahren vielfältig modificirt. Ist die Blutung eine vikarirende, so muß man durch Ableitung (bei unterdrückter Menstrual- oder Hämorrhoidalblutung warme Fußbäder, revulsivische Blutentziehungen besonders zur Zeit der sekretorischen Turgescenz) die Blutkongestion zu dem normalen Absonderungsorgane hinzuleiten suchen. Ist das B. mit Obstruktionen der Unterleibsorgane komplicirt und durch diese bedingt, so hat die Behandlung nach sistirter Blutung die Aufgabe, diese Komplikation durch auflösend verdünnende Mittel, Buttermilch, Molken, Weinsteinmolken, Extrakte von Taraxacum, Radix graminis, Centaureum, Chelidonium, Cichoreum mit Mittelsalzen, durch die Mineralwässer von Karlsbad, Kissingen, Ems, Marienbad, durch Visceralklystiere, Kalomel, plummersche Pulver u. dergl. zu entfernen. Entsteht die Blutung aus der Verletzung des Magens durch fremde Körper, so müssen diese eingehüllt und entfernt werden; ist Verdacht vorhanden, daß ein Blutegel verschluckt wurde, so läßt man eine Kochsalzauflösung trinken. Gegen Gifte im Magen die bei Giften angegebene Behandlung. Das Erste ist hier die Entfernung der Ursache, wonach die Blutung meist von selbst aufhört. Das durch Magenverschwärung oder Magenkrebs verursachte B. läßt sich oft durch nichts als durch demulcirende Mittel, Eispillen, Kreosot, durch Ruhe und Vermeidung aller Reize beschwichtigen. Reizende Styptica nützen gewöhnlich nichts. Man lasse sich durch die zurückbleibende Schwäche nicht zur Anwendung sogenannter Stomachica verführen; in der Mehrzahl der Fälle kann man sie ganz entbehren und durch mäßig steigende restaurirende Nahrung ersetzen. In oft lange zurückbleibenden Verdauungsbeschwerden darf man nicht immer den Ausdruck von Schwäche oder Atonie sehen. Nahrung und Arzneien müssen in der Rekonvalescenz dem reizbaren Zustande der Verdauungsorgane angemessen seyn. Zu empfehlen sind Luftveränderung, regelmäßige nicht ermüdende Bewegung, Reibungen des Körpers, Bäder von Seife und Salz. Wer einmal an B. gelitten hat, hüte sich für immer vor Brech- und drastischen oder aloëtischen Mitteln. Treten Symptome ein, wie sie einem früheren Anfalle von B. vorhergingen, so veranstalte man sogleich einen mäßigen Aderlaß, setze Schröpfköpfe an die Schenkel, lasse Fußbäder, Klystiere anwenden und verordne Ruhe im Bette u. schmale Diät, bis die drohenden Erscheinungen vorüber sind.

Blutbuche, braunrothe Buche (s. d.).

Blutdunst, s. Blut.

Blutegel (Blutigel, Hirudinea), artenreiche Familie aus der Klasse der Anneliden oder Ringelwürmer, nach Linné eine Gattung der letzteren. Sie begreift meistens lange, schlanke, rundliche oder abgeplattete Würmer, welche eine schlüpfrige, aber derbe Haut und auf deren Oberfläche sehr viele Querrunzeln haben, die indeß den durch die inneren Organe angedeuteten Gliederungen nur ausnahmsweise entsprechen. Der Körper ist meist nach vorn verschmälert, nach hinten breiter und hinten mit einem breiten, muskulösen Saugnapf versehen, der zum Anheften dient. Das dünnere Ende zeigt keinen eigentlichen Kopf, sondern bei den meisten Gattungen ebenfalls einen runden oder aus zwei seitlichen Lappen gebildeten Saugnapf, in dessen Grunde sich der Mund befindet. Dem Körper fehlen alle Bewegungsorgane, namentlich jede Spur von Fußstummeln oder dergl.; er bewegt sich beim Kriechen nach Art der Spannraupen durch abwechselndes Anheften der Saugnäpfe, beim Schwimmen mittelst schlängelnder Windungen. Die hierher gehörigen Thiere zeigen meistens ein sehr entwickeltes Nervensystem, das aus zwei die Knoten des Bauchmarkes mit einander verbindenden Strängen besteht. Zum Tasten dient ihnen besonders das vordere Kopfende; Augen finden sich bei allen freilebenden Egeln in der Zahl von 2—10, fehlen aber den schmarotzenden Gattungen. Sie leben vornehmlich von dem Blute anderer Thiere und sind zu diesem Behufe in der Mundhöhle meist mit hornigen Waffen ausgerüstet, womit sie die Haut anbohren, um nachher zu saugen. Bei den eigentlichen B.n bemerkt man im Grunde des vordern Saugnapfs 3 harte bogenförmige Kieferwülste, die auf ihrer Schneidfläche mit kleinen, hornigen, knollenförmigen Zähnen besetzt sind und beim Anbohren so vorgescho-

ben werden, daß sie einen 3zackigen Stern bilden. Jeder Kiefer wirkt auf die Haut nach Art einer Bogensäge, indem der B. die Kiefer unter beständigem Aufdrücken so lange hin u. her bewegt, bis die Haut durchbohrt ist, worauf er die Kiefer zurückzieht u. das Blut durch abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung des muskulösen Schlundes auspumpt. Der auf diesen Schlund folgende Darm ist meist durch mehr oder minder starke Einschnürungen in einzelne Säcke getheilt und zeigt noch außerdem in häufigen Fällen im hinteren Theile des Körpers gelegene Blindsäcke, welche zuweilen verästelt sind. Der Mastdarm ist von dem übrigen Darmkanale meist durch eine enge Klappe getrennt und öffnet sich in einen engen, unmittelbar vor dem Saugnapfe des Hintertheils an der Rückenfläche befindlichen After. Die Blutgefäße enthalten bald rothes, bald farbloses Blut u. theilen sich in zwei seitliche Längsgefäße, ein Rücken- und ein Bauchgefäß, welche vorn und hinten durch weite Querbogen und in den Körperringeln durch feinere Zwischenäste mit einander in Verbindung stehen. An den Seiten des Körpers sind meist sehr feine Oeffnungen in ziemlicher Anzahl bemerklich, welche in rundliche, mit lebhaft flimmernden Kanälen in Verbindung stehende Säcke einmünden. Sämmtliche Egel sind, mit Ausnahme der Weichegel, Hermaphroditen oder Zwitter und pflanzen sich nur durch Eier, nicht durch Knospung oder Theilung fort. Die Genitalien liegen auf der Bauchseite meist in der Nähe des Mundes unmittelbar hinter einander. Die vordere männliche Geschlechtsöffnung führt in ein zwiebelförmiges Säckchen, aus dem das lange fadenförmige Begattungsorgan hervorgestreckt werden kann. In jedem Ringel des Vorderleibes liegen ein Paar Hoden, welche mit langen, an den Seiten hinlaufenden Samengängen in Verbindung stehen. Die weiblichen Geschlechtsorgane bestehen aus zwei bohnenförmigen Eierstöcken, welche in einen kurzen Eileiter und einen flaschenförmigen, nach außen mündenden Eibehälter sich fortsetzen. Die Entwickelung der B. bietet vieles Eigenthümliche dar. Bei den eierlegenden Gattungen schwitzt am Vordertheile des Leibes ein gallertartiger Stoff aus, welcher eine Art von Gürtel darstellt. In diesen legt der Wurm die Eier, zieht sich dann aus demselben heraus, und da die Oeffnungen des Gürtels zusammenschnurren, so bildet sich eine hornartige Eikapsel, welche an Wasserpflanzen angeklebt wird und mit den Cocons der Seidenraupen verglichen werden kann. Die Eikapseln oder Cocons der B. sind von ansehnlicher Größe und enthalten stets viele Eier. In diesen aber scheint sich der Embryo gewissermaßen aus einzelnen Stükken zusammenzusetzen, indem sich zuerst an dem mit Wimperhaaren überzogenen Embryo eine bewegliche Schlundröhre bildet, welcher Magenschlauch dann mit einem Saugnapfe in Verbindung tritt und, während die Entwickelung des Embryo fortschreitet, die übrigen Dotterzellen aufsaugt. Der anfangs kugelige Embryo wird nach und nach glatt, länglich, verliert die Wimperhaare und schlüpft endlich in der Gestalt des Mutterthiers aus dem Ei heraus.

Unter den 3 Gruppen, in welche die Egel nach K. Vogt zerfallen, ist die der eigentlichen B. (Hirudinida) die wichtigste. Die zu ihr gehörigen Thiere haben einen mehr gleichförmig breiten Körper, der zuweilen mit deutlichen Ringeln u. außer dem großen hinteren Saugnapf mit einem vordern Mundnapf versehen ist, der bald permanent ist, bald, wie bei dem medicinischen B., durch Ausdehnung der lippenförmigen Umgebung des Mundes gebildet werden kann. Am Mund, der bei einigen Arten mit Kiefern, bei andern nur mit einem fleischigen Wulste versehen ist, findet sich kein Rüssel vor. Hierher gehört der gewöhnliche oder medicinische Blutegel (s. unten), der Roßegel (Haemopis) und viele auf Fischen (Piscicola) u. Krabben (Branchiobdella) schmarotzende Egel. Die meisten dieser Thiere lauern im Versteck auf die zur Tränke kommenden Thiere, während sich andere an die äußere Haut anheften u. sich so herumtragen lassen. Eine ganz augenlose Gattung (Branchiobdella), welche häufig an den Kiemen der Flußkrebse lebt, kann wegen der Durchsichtigkeit ihrer Haut leicht zu mikroskopischen Beobachtungen benutzt werden. Der gebräuchliche oder officinelle, auch ungarische B. (Hirudo officinalis *L.*, Sanguisuga officinalis *Sav.*), hat einen grünlichen oder schwärzlich-grünen Rücken mit 6 rostrothen bindenähnlichen Streifen und einen olivengrünen, ungefleckten Bauch. Er ist 4—7 Zoll lang. Die Augen treten, besonders bei kleinen Individuen, sehr hervor. Die Kiefern sind sehr weiß und mit 60 Paar sehr spitzigen Zähnchen, die nach der äußeren Seite zu dicker und schärfer sind, ausgerüstet. Diese Art findet sich vornehmlich im südlichen Europa, in Südfrankreich, Ungarn und auch in Süddeutschland, in ruhigen Gewässern, Teichen, Gräben u. Sümpfen, welche mit Pflanzen bewachsen sind. Am liebsten halten sich diese B. in wärmeren Wassern auf, und ein fetter, thoniger Boden sagt ihrem Wachsthume am meisten zu. Außer dem Wasser sterben sie leicht, und zwar sobald als ihre Oberfläche trocken geworden ist; sie können sich jedoch dadurch einige Zeit vor dem Vertrocknen schützen, daß sie aus den Schleimsäcken in ihrem Innern Schleim absondern. Am lebhaftesten sind die Egel an warmen Frühlings- und Sommertagen; während der Nacht sitzen sie mit dem Kopfe und Fuße an Pflanzen und anderen Gegenständen im Wasser festgesogen. Im Winter kriechen sie so tief in den Boden, daß sie der Frost nicht erreichen kann. Sie leben bloß von thierischen Säften, von Blut und ähnlichen Flüssigkeiten, hauptsächlich der Wirbelthiere, saugen sich aber nur dann an, wenn sie der Hunger treibt und ihre Vorräthe im Magen aufgezehrt sind. In der Freiheit setzen sie sich dann schnell an ihre Beute an; in der Gefangenschaft aber suchen sie gern eine ihnen vortheilhafte Stelle, indem sie sich mit dem Kopfe hin und her bewegen. Das Volumen des Blutes, welches ein Egel einnehmen kann, ist verschieden nach seiner Größe, seinem Gesundheitszustande und nach der noch vorhandenen Anfüllung des Magens. Nach den von Kluge in Berlin angestellten Versuchen nahm eine Hirudo medicinalis (s. unten) von 25 Gran Gewicht 39 Gran Blut auf u. fiel ab; eine H. officinalis von 42 Gran Gewicht aber wog nach

dem Saugen 86 Gran mehr; beide Arten verhalten sich demnach hinsichtlich der Menge des eingesogenen Blutes wie 1 zu 2. Ebenso verschieden ist auch die Schnelligkeit, mit welcher beide Arten saugen; H. medicinalis saugt nämlich viel schneller, als H. officinalis, u. zwar in dem Verhältnisse wie 1 zu $5^1/_2$; ferner saugt die erstere nur kürzere Zeit als die letztere, = 1 zu $1^1/_2$. Die Wunde der letzteren blutet länger nach, im Verhältniß von 3 zu 2. Uebrigens sind die Bißwunden beider Arten von gleicher Form und machen auch in ihrem ferneren Verhalten keinen Unterschied. Wenn die Egel sich einmal vollgesogen haben, so können sie lange leben, ehe dies wieder nöthig wird, nach Einigen $1^1/_2$, nach Andern sogar 3—4 Jahre. Sie geben während dieser Zeit nur anfangs eine braune Flüssigkeit, Darmkoth, durch den After von sich. Nach gewissen Zwischenräumen häuten sie sich, indem sich entweder die Haut ganz vom Körper trennt, wobei sie sich nach dem einen Ende desselben zusammenschiebt, oder sich in einzelnen Stücken ablöst, welche dem Körper bisweilen so fest anhängen, daß sie ihn stellenweise einschnüren und das Thier belästigen, bis sie endlich durch wurmförmige Bewegungen zerrissen und abgestoßen werden. Während der Verrichtung des Häutens verlieren sie ihre Munterkeit und sitzen ruhig am Grunde der Gefäße. Die Häutung soll oft, nach manchen Beobachtungen alle 3—4 Tage, vor sich gehen. Die Begattung der Egel findet gegenseitig Statt, und zwar so, daß das Kopfende des einen Individuums sich am hinteren Ende des andern befindet. Die beiden Thiere haben sich dabei entweder mit ihrem hinteren Ende festgesogen, oder das eine ist mit dem Munde befestigt, während das andere, gleichsam sich hingebend, herunterhängt. Der im Freien lebende Egel bereitet im Mai oder Juni ein konisches Loch am Ufer seines Aufenthalts, in welches er seine Cocons (s. oben) ablegt. Dieselben haben eine oval-längliche Gestalt und sind 6—12 Linien lang und 5—8 Linien breit; ihr Gewicht ändert nach der Menge der Eier, welche sie enthalten, zwischen 24—28 Gran. Außen sind sie bräunlich, mit einer zartfaserigen, schwammigen Hülle umgeben, die sich aus der schaumartigen Flüssigkeit bildet, mit welcher sie aus dem Fruchthalter hervorkommen. Unter dieser schwammigen Hülle liegt die dünne Eihaut, welche an der Luft braun wird und aus geronnenem Eiweiße besteht. Die Höhlung der Eihaut ist mit einer bräunlichen Flüssigkeit erfüllt, in welcher die Embryonen der künftigen Egel sich befinden. Nach Weber sind diese Embryonen weiße Scheibchen, welche einen undurchsichtigen Mittelpunkt und einen durchsichtigen Umfang haben u. von einem häutigen Ueberzuge umgeben sind. Nach 4—6 Wochen, nachdem die Cocons entstanden sind, haben die jungen Egel ihre vollkommene Ausbildung erreicht; nun durchbohren sie eins der Enden u. kriechen als fadenförmige, röthliche, durchsichtige Thierchen, mit der gleichen Anzahl Ringen versehen, wie die alten Egel, hervor. Die Zahl der Thierchen, die aus einem Cocon hervorkommen, wechselt von 5—15. Bisweilen gebären die B. auch lebendige Junge, wie mehrmals gemachte Beobachtungen dargethan haben. Es mögen dann die Cocons im Mutterleibe zurückgeblieben seyn und die Thierchen sich darin vollkommen ausgebildet haben. Die jungen Egel wachsen nur langsam heran und mögen etwa im 5. Jahre ihre vollkommene Größe erreichen. Sie sollen mehre, sogar 20 Jahre alt werden können. Um sie leicht und bequem zu fangen, gehen die Fänger mit nackten Füßen in das Wasser, umwühlen den Schlamm etwas und suchen überhaupt die Egel zu beunruhigen, wodurch diese an die Oberfläche emporkommen und nun mit den Händen oder mittelst feinmaschiger Netze gefangen werden können. Häufig setzen sich die Egel auch an die nackten Füße der Fänger an u. werden abgenommen. Die beste Jahreszeit zum Fang ist der Herbst; auch im Frühling ist er noch anzurathen; im Sommer jedoch ist er deshalb nicht zweckmäßig, weil die Egel dann weder für den Transport, noch für eine längere Aufbewahrung sich eignen. Die häufige Anwendung hat die Egel in manchen Gegenden sehr vermindert, weshalb man sie jetzt oft aus entfernten Gegenden kommen lassen muß. Um sie eine Zeit hindurch aufbewahren zu können, bringt man sie in große Cylindergläser mit weiter Oeffnung, welche man durch Leinwand verschließt. Das Glas ist bis zum Drittel mit gutem Flußwasser angefüllt, das bisweilen durch frisches ersetzt werden muß. Größere Mengen, welche eine längere Zeit aufbewahrt werden sollen, bringt man in Fässer, welche so eingerichtet sind, daß die Egel ihren Aufenthalt nach Belieben im Wasser oder in feuchter Erde nehmen können. Man nimmt hierzu ein gewöhnliches Faß von weichem Holze, theilt dasselbe durch ein senkrecht stehendes Bret, das mit Löchern versehen ist, und füllt nun die eine Abtheilung mehre Zoll hoch mit Erde, Rasen oder Torf an. Hierauf gießt man so viel Wasser zu, daß nicht allein die Erde gehörig davon durchdrungen wird, sondern auch in der andern Abtheilung einige Zoll Wasser steht. Statt des obern Bodens spannt man ein Stück Leinwand mittelst eines Reifes aus. An der Seite des Fasses, wo die Wasser enthaltende Abtheilung sich befindet, muß etwas über dem Boden eine runde durch einen Pfropf verschließbare Oeffnung angebracht seyn, durch die man das darin enthaltene Wasser von Zeit zu Zeit ablassen und frisches eingießen muß. Die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln bei der Aufbewahrung und Erhaltung von B.n sind folgende: Man wähle zur längern Aufbewahrung nur gesunde, kräftige und muntere Thiere, die in keiner Weise gelitten haben. Man sperre nicht zu viel in einen engen Raum, damit sie sich frei umher bewegen können. Man beunruhige sie in ihrem Aufenthaltsort so wenig als möglich, besonders aber dann nicht, wenn sie ruhen, wie im Winter, oder während der Begattungszeit im Frühlinge. Man bewahre sie an einem kühlen oder temperirten, etwas schattigen Orte auf, an welchem sie dem schnellen Wechsel der Temperatur, oder überhaupt zu hohen und zu niedrigen Temperaturgraden nicht ausgesetzt sind. Im Winter darf die Temperatur nur wenig Grade über 0 steigen, u. im Sommer nicht bedeutend von der des Wassers in Gräben und Teichen verschieden seyn. Man gebe ih-

nen möglichst reines, am besten Regenwasser, das man aus freier Luft aufgefangen hat oder welches wenigstens nicht über Zinkdächer oder durch metallene Röhren gelaufen ist; fehlt es an solchem, so nehme man reines Flußwasser oder überhaupt ein weiches, reines Wasser; hartes oder Brunnenwasser ist ihnen zuwider und nachtheilig und muß erst eine Zeitlang abgekocht werden. Durch den Transport unrein u. schleimig gewordenen Egeln gibt man anfangs alle 4—6 Tage frisches Wasser; später geschieht dies nur alle 2—3 Wochen oder in noch größeren Zwischenräumen. Das alte Wasser lasse man recht langsam abfließen u. vermeide jede Erschütterung; ebenso vorsichtig u. langsam gieße man das frische Wasser zu u. achte besonders darauf, daß das neue Wasser möglichst die Temperatur des abgelassenen habe. Man sehe öfters nach, ob B. abgestorben sind; die todten erkennt man leicht daran, daß sie mit ausgestrecktem Körper ohne Bewegung herumschwimmen und eine bleichere Farbe haben. Bewahrt man B. in Rasen, Torf oder Erde auf, so findet man die todten auf der Oberfläche und nur sehr selten in ihren Löchern; man muß sie sogleich entfernen und dann das Wasser erneuern, weil sonst leicht das durch die Leichen verdorbene Wasser die ganze Kolonie krank machen kann. Das Aufbewahrungsbehältniß darf nicht an Orten stehen, wo Gase sich entwickeln, als in Laboratorien oder in deren Nähe, in engen, übelriechenden Höfen, oder in Kammern, wo starke Gerüche herrschen. Im Winter können die Egel im Dunkeln stehen, z. B. in kühlen Kellern mit etwas Luftzug; im Sommer ist ihrem Wohlbefinden eine luftige Stelle zuträglicher, welche Licht, aber nicht zu grelles hat. Sowohl um B. eine längere Zeit und in größerer Quantität aufbewahren zu können, als auch um dieselben sich fortpflanzen und vermehren zu lassen, hat man Blutegelkolonien oder Blutegelteiche angelegt. Dies sind gewöhnlich 14—15 Fuß im Quadrat haltende Gruben, welche an solchen Stellen angelegt sind, wo sie hinreichend Zufluß von warmem, weichem Wasser erhalten und auf verschiedene Weise gegen nachtheilige oder zu starke Zuströmungen geschützt werden können. Den Zu- und Abfluß des Wassers bewirkt man durch hölzerne Röhren, deren Mündungen an der Grubenseite durch Siebe von Blech verschlossen sind, damit die Egel nicht entwischen können, was sie gern thun. Den Boden der Gruben belegt man 10 bis 12 Zoll hoch mit einer Schicht von Thon und Moorerde und die schiefaufsteigenden Seiten mit Rasen, damit die Erde bei starken Regengüssen nicht abfallen könne. In einer Grube von der angegebenen Größe kann man 5—6000 B. unterbringen. Gut ist es, wenn man einige Kalmuswurzeln u. etwa einen Weidenstrauch hineinpflanzt. Da aber eine solche große Menge von Egeln in einem kleinen Raume Nahrung verlangt, so ist es nöthig, kleine Fische (doch keine Raubfische), Blut, Froschlaich u. dergl. hineinzubringen. Die B. saugen den Froschlaich nicht, aber sie ernähren sich von den Kaulquappen. Da große Frösche B. fressen, so sind sie fern zu halten. Man hat auch Zucker als Nahrungsmittel für die Egel empfohlen, doch scheint sich die Tauglichkeit desselben nicht zu bestätigen. Sehr vortheilhaft ist es, wenn man in den Wintermonaten eine Bedachung über die Gruben macht u. diese mit Stroh, Laub, Tannenzweigen 2c. bedeckt, damit der Frost nicht tief eindringen könne und die Egel nicht genöthigt werden, tiefer in den Boden zu kriechen. Schon seit längerer Zeit betreiben besonders die Bauern in der Bretagne die Egelzucht. Im April und Mai suchen sie die Cocons im Wasser auf, lassen dann in besonderen Behältern die Jungen auskriechen und setzen sie nach einigen Monaten in Teiche, wo sie nach 18 Monaten die gewöhnliche Größe erreichen. In Deutschland hat Meyer in Würzburg eine Egelzucht angelegt, in der stets 150,000—200,000 Stück (4—5 Ctr.) zu haben sind. Der Wundarzt Mehrer in Lengingen (Würtemberg) hat eine, aus welcher er centnerweise Sendungen nach Baden u. Frankreich macht. In Leipzig haben sich der Apotheker Bärwinkel u. der Professor Weber sehr verdient um die Vervollkommnung dieses Erwerbszweiges gemacht, u. der Erstere sowohl als auch die übrigen Apotheker dieser Stadt setzen an die Umgegend viele B. ihrer Zucht ab. Kann man keine Blutegelteiche anlegen, so muß man, um einige tausend Egel aufbewahren zu können, seine Zuflucht zu großen, länglich viereckigen Kästen nehmen, die aus gutem Tannen- oder Fichtenholze verfertigt sind und mittelst einer Fallthüre verschlossen werden können. Diese Kästen werden in sumpfige Gegenden angebracht und so tief eingegraben, daß das Wasser in ihnen von unten auf etwa 1 Fuß hoch steigt und auch im Sommer nicht austrocknen kann. In einem solchen Kasten von 10 Fuß Länge und 7 Fuß Breite kann man 6—8000 Stück Egel überwintern, indem man denselben mit Bastdecken überdeckt und darüber Stroh aufschichtet. Die Seitenwände des Kastens werden mit einer starken Schicht von Erde umgeben, damit die Kälte nicht eindringen könne. Bei einer solchen Vorrichtung ist man in den Stand gesetzt, auch im Winter frische B. herausnehmen zu können. Wasserlinsen (Lemnaarten) vegetiren im Sommer recht gut in solchen Kästen und sind auch den jungen Fröschen und Kaulquappen, welche man den Egeln zur Nahrung gibt, angenehm.

Man erkennt ächte B. an ihrer Farbe u. Zeichnung, wie dieselbe bei den Arten angegeben ist. Verwechselt können sie werden mit Hämopisarten. Die Güte erkennt man an ihrem frischen Ansehen, und als ein besonderes Zeichen ist es zu betrachten, wenn sie bei einem gelinden Drucke mit den Fingern den Körper zu einer eiförmigen, gespannten Gestalt zusammenziehen. Träge und mißfarbige, oder wohl gar mißgestaltete Egel sind zu verwerfen; ebenso solche, welche noch Blut in sich haben, was man daran erkennen kann, daß der Leib im Verhältniß zur Größe bedeutend dick erscheint und daß nach einem gelinden, streichenden Drucke von vorn nach hinten blutartige Flüssigkeit entleert wird.

Man gebraucht die B., um durch sie langsame, örtliche Blutentziehungen vorzunehmen. Zu diesem Gebrauch ist der B. unentbehrlich, und bis jetzt sind alle Bemühungen, ihn durch ein mechanisches Verfahren (s. Bdellometer) zu ersetzen, frucht-

los gewesen. Besonders ist seine Verwendung in neuerer Zeit durch Broussais' Lehre zu einem unglaublich hohen Grade gesteigert worden, und der starke Verbrauch in Frankreich hat die Thiere schon selbst in den Nachbarländern seltener und theuerer gemacht. Im Hôtel Dieu zu Paris wurden allein 1825 600,000 B. verbraucht. Die nächste Wirkung des Gebrauches der B. ist eine lokale Blutentziehung, d. h. aus den sogenannten Kapillargefäßen der Haut. Der Blutverlust geht allmählig vor sich und kann beliebig über einen größeren oder kleinern Raum ausgedehnt werden. Er unterscheidet sich vom Aderlasse besonders durch seine Dauer und führt daher nicht jenen Kollapsus herbei, welchen der Blutverlust aus einer großen Aderöffnung bewirkt. Die Anwendung der B. ist daher indicirt: bei Entzündungen aller Art, wo man die kleinen Gefäße entleeren will, auf welche das Aderlassen keinen Einfluß übt, besonders bei entzündlichen Lokalleiden des Kopfes, der Augen, der Ohren, des Halses &c., und wo eine Stagnation des Blutes zu heben ist, bei Quetschungen und Kongestionen aller Art, bei Kindern an der Stelle des Aderlasses, um unterdrückte Sekretionen, als Hämorrhoiden, Katamenien &c., wieder herzustellen und die noch nicht vorhanden gewesenen herbeizuleiten, bei Desorganisationen aller Art, denen man ihre Nahrung entziehen will. Zu vermeiden sind B. auf entzündeten und entarteten Hautstellen, deren Reizzustand sie durch den Biß erhöhen würden, auf beweglichen Hautstellen, in deren lockerem Zellgewebe Sugillation u. Ekchymom entstehen würden, z. B. an den Augenlidern und auf sehr harter Epidermis, an der Ferse und in der Hand, welche sie nicht durchbeißen können, endlich an Stellen, unter denen größere Blutgefäße liegen. Auf der Wange erregen B. leicht Rothlauf; daher setze man sie gegen Augenentzündungen bei empfindlichen Personen lieber an die Schläfen, als unterhalb der Augen. Auch bei sogenannten Blutern (s. d.) vermeide man das Ansetzen der B. ganz. Die Zahl der B., welche man anwendet, richtet sich nach der Art der Krankheit, dem Organe u. dem Individuum. Erwachsenen setzt man 4 bis zu 30 auf einmal an — nach Broussais' Schule bis zu 300 —, Kindern selten über 6. Die Wirkung ist allemal entweder derivatorisch, oder revulsiv; daher ist der Ort der Anwendung verschieden, nahe oder entfernt von dem Orte, dem das Blut entzogen werden soll. Das Ansetzen der B. erfordert einige Kunstgriffe, ohne deren Befolgung dieses Geschäft mühsam wird und leicht fehlschlägt. Die B. selbst müssen gesund seyn, d. h. hinlänglich ausgewachsen, lebhaft, ohne Strikturen, Härten und Geschwülste, besonders blutleer. Sie verdauen an dem genossenen Blute viele Monate u. nehmen nicht eher neues zu sich, bis sie das gesogene Blut verdaut haben. Mißhandlungen machen sie zum Saugen unlustig, z. B. das Abreißen und Ausdrücken. Man läßt sie 1/4 Stunde vor dem Ansetzen ohne Wasser liegen, weil sie dann blutgieriger werden. Auch legt man sie einige Minuten in bitteres Bier oder in Wasser, das mit etwas Franzwein gemischt ist. Die Hautstelle wird von Haaren und anhaftenden Unreinigkeiten sorgfältig befreit, mit kühlem Wasser abgewaschen, mitunter mit Milch, Zuckerwasser oder Blut (am besten aus der unreifen Feder eines Huhns oder einer Taube) benetzt, um die Thiere anzulocken. Man setzt die B. entweder in einer gewissen Anzahl zugleich an, indem man ihren Behälter, oder ein Glas, in welches man sie legt, auf dem Körpertheil umkehrt und sie sich selbst überläßt, ein Verfahren, welches überall zu empfehlen ist, wo die gewählte Körperstelle flach und eben ist, wie Rücken, Brust und Bauch, und wo man durch Entblößung zu schaden fürchtet, auch bei Kindern, die sich vor den Thieren scheuen; oder man läßt noch etwas Wasser in dem Glase und hält dieses mit dem Rande an den Körpertheil, an den sie sich setzen sollen; oder man ergreift sie einzeln, hüllt sie in ein trockenes u. reines Tuch u. leitet ihr Vordertheil auf die Haut. Um sie an einen bestimmten Ort zu führen, bedient man sich des durchlöcherten Papiers, mit welchem man die betreffenden Hautstellen bedeckt, oder man bringt einen Tropfen kalten Wassers auf diese Stelle, welche der B der Kühle wegen alsdann vorzieht. Zu gewissen Stellen wählt man eigene Führungsapparate, gerollte Kartenblätter, Glascylinder u. dergl., durch welche man das Thier an den bestimmten Ort führt, z. B. an die Mandeln, das Zahnfleisch, die Zunge. Nach dem Ermessen des Arztes werden die B. früher oder später von der Haut entfernt. Soll dieses vor ihrem freiwilligen Abfallen geschehen, so bestreut man sie mit Salz, Asche, Tabak; das Abreißen ist schmerzhaft und macht häufig böse Geschwüre. Nach dem Abfallen unterhält man in der Regel die Nachblutung, u. zwar durch feuchte Wärme; man legt daher ein Kataplasma oder warmes Foment auf die Blutegelstiche, oder betupft dieselben mit einem in warmes Wasser getauchten Schwamme. Manchmal bluten die Wunden zu lange und zu stark und führen alsdann eine Lebensgefahr für den Kranken herbei; bei kleinen Kindern erfordert dieses Nachbluten die größte Aufmerksamkeit. Beispiele tödtlicher Verblutung sind nicht selten; besonders steht die Blutung schwer still am Halse u. der Brust, bei bleichsüchtigen, zarten Personen, nach Merkurialkuren, und überhaupt wo das Blut dünn ist. Hören die kleinen Wunden nach einer festgesetzten Zeit nicht von selbst auf zu bluten, so schließt man sie durch Kompression (Fingerdruck, Instrumente, Charpie, Heftpflaster, Naht u. Aufsetzen eines Schröpfkopfes), oder durch absorbirende Substanzen, als: Brennschwamm, Charpie, Zunder, oder durch styptische Mittel: kaltes Wasser, Eis, Bolus, Chinarinde, verdünnte Säuren, Alaun, welche die Kontraktion der Gefäßenden und die Gerinnung des Blutes befördern, oder durch Kauterisation, welche die Wunde durch Bildung des Aetzschorfes verschließt (Höllenstein, Glühen mit einer Stricknadel oder einer Sonde), oder durch Tamponiren. Hat ein Kranker aus Unvorsichtigkeit einen B. verschluckt, so läßt man Kochsalz in Wasser aufgelöst trinken, und später Baumöl, um Erbrechen zu bewirken u. dadurch den durch die Salzauflösung getödteten B. auszuleeren. Dieselbe Methode dürfte zu empfehlen seyn, wenn, was selten vorkommt, beim Trinken von unrei-

nem Sumpfwasser aus Versehen zufällig kleine B. verschluckt worden sind. Ist durch Unachtsamkeit beim Ansetzen von B.n an den Mastdarm einer in denselben geschlüpft, so läßt man den Kranken Wasser mit Weinessig oder Kochsalz trinken und zugleich ein Klystier von Wasser und Weinessig nehmen, um das Thier zu tödten und zugleich auszuleeren.

Die B. sind ein sehr wichtiger und vielbegehrter Handelsartikel. Nach England gehen sie von Lissabon, Bordeaux, aus Polen über Stettin, aus Deutschland über Hamburg; nach Frankreich über Deutschland (Bayern und Würtemberg) und aus Ungarn seit 1829, besonders aus dem neusiedler See über Pesth und Wien; nach Amerika (z. B. Newyork) von Lissabon u. Hamburg; nach Norddeutschland aus Polen; nach Süddeutschland sowie nach Holland aus Ungarn. In England ist oft unter Hunderten von verbrauchten B.n kein einziger inländischer; daher kostet in den londoner Apotheken das Stück gewöhnlich 1—$1^1/_2$ Schilling; wenn sie sehr selten sind, steigt der Preis bis auf 1 Guinee. In dieser Stadt ist der Verbrauch so stark, daß von 4 Lieferanten jeder monatlich 150,000 Stück meist über Hamburg und Stettin bezog, was jährlich 7,200,000 Stück ausmachte. Noch weit stärker ist der Verbrauch in Frankreich. Dieses Land hat selbst viel B., um aber die Nachfrage zu decken, mußte es ungeheuere Sendungen aus Ungarn und Deutschland beziehen; es erhielt 1825 9 Mill., 1826 an 22 Mill., 1827—1831 jährlich 39 Mill. und 1832 sogar $57^1/_2$ Mill. B., im Werth von 2 Mill. Franken. In neuester Zeit hat sich der Verbrauch nicht vermindert. Die pariser Hospitäler brauchten jährlich 5 — 6 Mill., neuerlich sogar an 9 Mill. Stück. Da nun ein B. im Durchschnitt noch einmal so viel Blut zu sich nimmt, als er selbst wiegt, so erklärt jene Summe die Angabe Caspers, daß die B. den Kranken in den pariser Hospitälern jährlich über 1700 Centner Blut aussaugen. Mancher Droguist in Paris hat einen Vorrath von 130,000 Stück. Deutschland bezieht von Jahr zu Jahr weniger, weil sich hier die Blutegelzucht immer mehr verbreitet. Der Transport geschieht in Säcken und Fässern; jene eignen sich mehr für den Transport zu Lande, diese mehr für die Verschiffung. Die Säcke sind leinen, doppelt, dürfen nicht mit Seife gewaschen werden und enthalten bis 2000 Stück; sie werden angefeuchtet, nur nicht mit Quell- oder Brunnenwasser. Rastet man, oder naht ein Gewitter, so werden sie, wo möglich, ins Wasser gethan. Die Fässer dürfen nicht neu seyn, keinen Tabak, Salz, Asche und andere scharfe Stoffe enthalten haben, müssen rein gehalten und oben mit Leinwand, einem durchlöcherten Bleche oder dergl. verschlossen seyn, um der Luft Zutritt zu gewähren. Kleine Sendungen, die nur wenige Tage unterwegs sind, werden in feuchtes Moos in einen Kasten gepackt. Um 1840 kosteten 100,000 Stück B. in Pesth 800 Gulden.

Schon die ältesten Aerzte wendeten die B. an, doch geschah dieses in späterer Zeit nur selten, u. es ward, da man bei Unterlassung einer gehörigen Auswahl häufig üble Zufälle bei ihrem Gebrauche entstehen sah, in Fällen, wo sie von Nutzen seyn konnten, dem Schröpfen der Vorzug ertheilt. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts und nachdem besonders Schmucker sie von Neuem empfohlen hatte, besonders aber durch Broussais' System der Heilkunde, kamen sie in ungeheuere Aufnahme, und noch jetzt werden sie wenigstens für so nothwendig zum Heilapparate betrachtet, daß sie in keiner Apotheke fehlen dürfen.

Der medicinische oder deutsche B., Hirudo medicinalis *L.*, Sanguisuga medicinalis *Sav.*, hat einen grünlich-olivengrünen Rücken mit 6 rostrothen, meist schwarzpunktirten, bindenähnlichen Längsstreifen und einen grünlich-gelben, schwarzgefleckten Bauch, wird 3—7 Zoll lang, wiegt ausgewachsen 5 Drachmen und findet sich in Sümpfen, Fischteichen und Gräben in ganz Europa, doch mehr in den nördlichen Gegenden, in Deutschland, Frankreich, Dänemark, Schweden, England und im europäischen Rußland. In der Farbe gibt es mehre Abänderungen. Die Zahl der Ringe wird sehr verschieden angegeben; Braun zählt 94, Johnson 106, Clesius 108, Bojanus 96, Carena 92, Savigny 98, Brandt 93 — 95. Es findet sich bisweilen, daß zwei Ringe des Rükkens nur einem Bauchringe entsprechen. Diese Art wird eben so häufig wie die vorige angewendet, sowie auch hinsichtlich der Lebensweise, Zucht rc. das dort Gesagte gilt. Der grünbauchige B., H. chlorogaster *Brandt*, hat einen graulich-olivengrünen, mit 6 gelblich-rostrothen Längsbinden gezeichneten Rücken und einen schön gelblichgrünen, mit röthlich-braunen Punkten u. Flecken gezeichneten Bauch, wird gegen 3 — 7 Zoll lang, gleicht in der Form und in dem Verhalten der Rückenbinden sehr der H. medicinalis, unterscheidet sich aber von dieser durch den olivengrünen Rücken, durch gelbere Rückenbinden, durch eine lebhaft gelblich-grüne Bauchseite und durch die wolkenartigen Flecken des Bauches. Brandt erhielt diese Art durch den Apotheker Strauch in Petersburg. Sie findet sich dort einzeln unter H. medicinalis und stammt wahrscheinlich aus Polen. Der gekörnelte B., H. granulosa *Sav.*, hat einen grün-braunen, mit dunklern Rükkenbinden gezeichneten Körper mit 98 vielhöckerigen Ringen, ist in Pondichery einheimisch, wo er zum Saugen benutzt wird. Der senegalische B., H. mysomelas *Henry*, *Serull.* et *Virey*, mit olivengrünem, mit zwei gelben Längsbinden gezeichnetem Rücken und schwarzgeflecktem Bauch, findet sich am Senegal und ist eben so groß wie der deutsche, aber platter, nimmt beim Saugen nur $1^1/_2$mal so viel Blut ein, als sein Gewicht beträgt. Der dunkle B., H. obscura *Mocquin-Tand.*, mit ziemlich dunkelbraunem, mit 6 röthlichen, bindenähnlichen Längsstreifen gezeichnetem Rücken, hellgrünem punktirten Bauch, wird nur 1—2 Zoll lang, findet sich in Südfrankreich und kann auch zum Saugen benutzt werden. Dasselbe gilt von H. Verbana *Mocquin-Tand.*, Sanguisuga Carena *Risso*, dem B. des Lago Maggiore, mit dunkelgrünem, mit braunen parallelen Querbinden gezeichnetem Rücken, $2^1/_4$ Zoll lang. Der ceylonische B., H. zeylonica *Mocquin-Tand.*, hat einen schwärzlichen Körper, der nur wenig dicker als ein Pferdehaar ist,

aber durch Saugen bis zur Dicke einer Gänsefeder anschwellen kann, ist 2—3 Zoll lang und lebt auf Ceylon unter feuchten Gewächsen, besonders in solchen Gegenden, wo häufig Platzregen fallen. Zur Regenzeit setzt er sich gern an die nackten Füße der Fußreisenden und sein Biß ist sehr gefährlich, indem er bösartige Geschwüre veranlaßt, die oft mit Substanzverlust oder Verkrüppelung endigen.

Vergl. Mocquin-Tandon, Monographie des Hirudinées, Montpellier 1826; Müller, Der medicinische B., Quedlinburg und Leipzig 1830; L. Scheel, Der medicinische B., in naturgeschichtlicher und ökonomischer Hinsicht, Breslau 1833; Derselbe, Belehrungen über die Aufbewahrung u. Zucht der medicinischen B., Dresden 1834; A. F. Otto, Der medicinische B., Weimar und Ilmenau 1835; Schöpfer, Der medicinische B., Quedlinburg 1841; Egidy, Die Blutegelzucht, Zittau 1844.

Blutentleerung (**Blutentziehung**), künstliche Blutentziehung und Förderung natürlicher Blutungen. Sie steht als direkt-blutvermindernde Methode der indirekten, durch Fasten, Verdünnung ꝛc., überhaupt durch Beschränkung der Sanguifikation auf die Blutmasse einwirkenden entziehenden Methode gegenüber und kommt hauptsächlich in Anwendung bei Plethora, Entzündungen, unterdrückten Blutflüssen, als Vorbeugungsmittel gegen manche Krankheiten, namentlich Schlagfluß, Blutspeien ꝛc. Die künstlichen Blutentziehungen, deren wir uns bedienen, sind Schröpfen und Skarificiren, Blutegel, Aderlaß und Arteriotomie. Der Hauptindikation nach zerfallen sie in 2 Klassen, in evakuatorische und in derivirende oder revulsorische, in sofern man entweder beabsichtigt, die Blutmasse allgemein oder örtlich zu verringern, wenn sie als quantitativer oder qualitativer Krankheitsreiz einwirkt, oder die Richtung des Blutlaufs von einem Theile hinweg nach einer andern Körperregion zu leiten. Die Blutentziehung ist ein sehr wichtiges Heilmittel, welches, am rechten Orte angewendet, den Kranken das Leben schenken, am unrechten Orte und zur unrechten Zeit aber auch augenblicklichen Tod zur Folge haben kann. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß nicht allein Laien, sondern auch Aerzte vorsichtiger damit zu Werke gehen möchten. Vgl. Marshall Hall, Ueber Blutentziehungen, deutsch, Berlin 1837.

Bluter (Haemorrhaphili), Bezeichnung solcher Personen, welche eine erbliche Anlage und große Neigung zu heftigen und selbst tödtlichen Blutungen haben. Diese Blutungen entstehen entweder spontan, d. h. ohne äußere Veranlassung, oder nach einer Verwundung, die an und für sich ganz unbedeutend seyn kann und bei Personen, welche mit der in Rede stehenden Anlage nicht behaftet sind, ohne erheblichen Nachtheil und deshalb ganz unbeachtet bleiben würde. Sie sind immer weit reichlicher, als man nach der Größe, dem Sitze und der Tiefe der Wunde, welche sie herbeiführte, glauben sollte; bei der geringsten Veranlassung, nicht selten ohne zu erörternde Ursache, erneuern sie sich und widerstehen den Versuchen, sie zu stillen, mit großer Hartnäckigkeit. Bisweilen geschieht es auch, daß alle bei der vorhandenen Anlage zur Stillung der Blutung in Anwendung gezogenen Mittel ohne Wirkung bleiben und der Tod trotz der Geringfügigkeit der Verletzung durch Verblutung herbeigeführt wird. So kann eine unbedeutende Ritzung der Haut durch eine Nadel, ein unter die Haut gedrungener Splitter, ein leichter Stoß, eine geringe Verletzung des Zahnfleisches, der Zunge, das Herausnehmen eines Zahns, ein Aderlaß ꝛc. die Veranlassung zu einer allen Mitteln widerstehenden, tödtlichen Blutung werden. Wie aus den vorhandenen Beobachtungen über die B. hervorgeht, so ist die eigenthümliche, bisher noch wenig erforschte Körperbeschaffenheit (Constitutio haemorrhagica), bei welcher eine solche überaus große Neigung zu spontanen und traumatischen Blutungen besteht, vorzugsweise und fast ausschließlich dem männlichen Geschlechte eigen. Das Uebel ist meistens erblich und geht in diesem Falle gewöhnlich auf die männlichen Nachkommen über, während die weiblichen in der Regel davon verschont beiben. Doch kann es durch letztere wieder auf männliche Individuen übergetragen werden. Vgl. Rieken, Neue Untersuchungen in Betreff der erblichen Neigung zu tödtlichen Blutungen, Frankfurt 1829; Wachsmuth, Ueber die Bluterkrankheit, Magdeburg 1849; Stöhr, Ueber Hämophilie oder die erbliche Anlage zu tödtlichen Blutungen.

Blutfink, s. v. a. Gimpel, s. Finken.

Blutflecken, s. Petechien.

Blutfleckenkrankheit, Werlhoffsche (Morbus maculosus haemorrhagicus, Haemorrhoea petechialis), eine dem Skorbute nahe stehende, gewöhnlich chronisch verlaufende Krankheit, bei der sich die unter dem Namen Petechien (s. d.) bekannten Blutaustretungen unter der Haut, sowie auf inneren Häuten, letztere mit Blutungen, besonders aus dem Munde zeigen. Sie beginnt mit skorbutischen u. gastrischen Vorboten (Mattigkeit, Kopf- und Gliederschmerz, Appetitlosigkeit ꝛc.), und bald erscheinen am ganzen Körper Petechien, das Zahnfleisch wird aufgelockert und mißfarbig und es ergießt sich aus ihm, wie aus einzelnen dunkelrothen oder schwärzlichen sugillirten Flecken der Mundschleimhaut aufgelöstes dunkles Blut, bisweilen wird auch aus der Nasenhöhle, dem Darmkanal ꝛc. Blut entleert, oder es bilden sich an zart behauteten Stellen Blutblasen. Gewöhnlich sind die Unterleibsorgane mit afficirt, und die Sektion zeigt Anschwellungen der Milz und Leber, sowie Blutaustretungen in verschiedenen inneren Theilen. Die Krankheit befällt Kinder und Erwachsene unter ähnlichen Einflüssen wie der Skorbut und ist in der Regel nicht sehr bedenklich, wenn nicht Verblutung, Wassersucht, ausgebildeter Skorbut, Schwindsucht, Ergüsse ins Gehirn ꝛc. oder eine Komplikation mit bösartigem Fieber, Pocken ꝛc. dazu tritt. Sie scheint auf einer faserstoffarmen Blutmischung und Atonie der Haargefäße zu beruhen. Ihre Behandlung geschieht unter besonderer Berücksichtigung des Zustandes der ersten Wege (Abführungen aus Tamarinden, Weinstein, Rhabarbar u. dgl.) hauptsächlich durch Pflanzen- und Mineralsäuren und Antiskorbutika (z. B. Bierhefe), nach Befinden mit Zimmt, Kalmus,

Kaskarille und andere Tonika, besonders auch durch China, in besonders hartnäckigen Fällen und bei Spuren von Anämie auch durch Eisen. Aeußerlich dienen Waschungen mit Essig, Mineralsäuren und laue Bäder mit Kalmus, Wermuth und ähnlichen aromatischen Zusätzen, in der Rekonvalescenz Eisenbäder.

Blutfluß, s. Blutung.

Blutgang, s. v. a. Gebärmutterfluß; dann s. v. a. übermäßige Menstruation.

Blutgefäße, die röhrenförmigen, rothes Blut vom und zum Herzen führenden Organe, also Arterien und Venen, sowie das Herz selbst.

Blutgeld, die Summe, welche nach altdeutschem Rechte von einem Todtschläger Dem gezahlt wurde, welcher eigentlich die Blutrache ausüben sollte (s. Wehrgeld); dann Geld, welches für Entdeckung und Denunciation eines Verbrechers und für Zeugniß gegen ihn gegeben wird. Es wird in Deutschland bisweilen vom Gericht für die Entdeckung eines bestimmten Verbrechens ausgesetzt. In England wurden durch Gesetze vom J. 1692, 1694, 1699, 1707, 1720, 1741 und 1742 Belohnungen von 10 — 50 Pfund Sterling für Diejenigen ausgesetzt, durch deren Zeugniß Straßenräuber, Diebe und Falschmünzer überführt werden würden. Bei gewissen Diebstählen, z. B. Einbruch und Pferdediebstahl, wurde nach dem Gesetz von 1699 Demjenigen, welcher den Verbrecher ergreifen und überführen würde, außer baaren 40 Pfund Sterling noch ein Certifikat ertheilt, wodurch er von Kommunaldiensten, z. B. als Armenaufseher, Kirchenvorsteher u. dgl., befreit wurde. Diese Freischeine, auch Galgenscheine (Tyburn-tickets) genannt, konnten vererbt und verkauft werden und hatten in großen Städten oft einen Preis von 200 — 300 Pfund Sterling. Die Summe des ausgezahlten B.s ohne die Tyburn-tickets betrug 1798 in England 7700 Pfund Sterling und war 1813 auf 18,000 Pfund Sterling gestiegen. Die entsittlichenden, die Unschuld gefährdenden Wirkungen dieses Systems blieben natürlich nicht aus; die Polizeibedienten und auch andere Subjekte machten sich ein besonderes Geschäft daraus, bei vorkommenden Verbrechen nicht diejenigen Urheber, an denen noch mehr verdient werden konnte, sondern irgend einen nebenbei Komplicirten anzugeben, und ein gewisser M. Daniel gestand 1756 ein, daß auf sein Zeugniß 70 Menschen unschuldig zum Tode verurtheilt worden seyen. Durch eine Parlamentsakte wurde 1818 das B. im Allgemeinen abgeschafft, in Rücksicht auf die Verfertigung und Ausgebung falscher Banknoten besteht jedoch das frühere Unwesen noch immer.

Bluthochzeit, s. Hugenotten.

Bluthund, s. v. a. Schweißhund; insbesondere aber eine große englische Doggenart, die, auf Menschen dressirt, von den Spaniern gegen die wehrlosen amerikan. Indianer gebraucht wurde.

Bluthusten (Blutspeien, Blutspucken, Haemoptysis, Haemoptoë, Tussis sanguinolenta, Sputum cruentum), die aus den Respirationsorganen erfolgende Blutung (Pneumorrhagia, Haemorrhagia pulmonum). Bei den verschiedenen Arten von Blutungen der Athmungshöhlen stammt das Blut bald aus größeren zerrissenen oder zerfressenen Gefäßstämmen oder Aestchen, auch wohl aus geborstenen Aneurysmen, bald und in der Regel aus den Haargefäßnetzen; die Ursprungsstelle der Blutaustretung befindet sich bald im Lungengewebe selbst, bald in den größeren oder kleineren Bronchien, in der Luftröhre oder im Kehlkopfe, in welchem Falle sich bisweilen die nächste Ursache der Blutung als eine oberflächliche Erosion, oder als ein Geschwür, eine Gefäßwucherung, eine Venenerweiterung u. dgl. vorfindet. Oefters ist die Ursprungsstelle auch noch höher oben, indem leicht Blut, welches aus der Rachen- oder Nasenhöhle, selbst aus dem Zahnfleische stammt, in die Athmungswerkzeuge, besonders des Nachts, herabgleitet. Das ausgetretene Blut ist bald flüssig, bald zeitiger oder später gerinnend, bald heller roth, bald dunkel, oft rein, oft von beigemischten Luftblasen schaumig (gröber- oder feinerblasig), bald mit Schleim oder Eiter oder anderen Stoffen gemischt, oder von ihnen überzogen oder eingewickelt, oder seinerseits dieselben überziehend oder ihnen in Blutstreifen anklebend. Das Blut wird bald in größeren Mengen auf einmal ausgeworfen (Lungenblutsturz), wo es auch wohl zugleich durch Mund und Nase oder mit Husten und Brechen zugleich hervorstürzt, bald zeigen sich nur wenige Blutstreifen oder Blutklümpchen auf oder unter den Sputis oder von diesen eingewickelt. Bedeutendere Anfälle zeigen auch wohl einen eigenthümlichen Verlauf: längere oder kürzere Zeit gehen Brustschmerzen, Stiche in der Brust, Kitzeln in den Luftwegen, auch wohl trockener Husten vorher, oder bisweilen Herzklopfen, Wärme- und Angstgefühl in der Herzgegend, Pulsstörungen, Athembeschwerden wie bei Herzkranken. Unmittelbar vor dem Anfalle scheint zuweilen ein warmer Strom in der Brust emporzusteigen und findet sich ein süßlicher oder salziger Blutgeschmack im Munde. Den Ausbruch selbst begleitet ein Zustand von Gefäßaufregung, der bei heftigeren Anfällen sich wohl auch bis zum Fieber steigern kann, Gesichtsentstellung, kalte Gliedmaßen, oft kalter Schweiß, förmliche Ohnmacht oder plötzliches Niederstürzen wie bei einem Schlagflusse. Nach dem Anfalle bleibt oft mehr oder weniger Brustschmerz und Respirationsbeschwerde nebst dem Gefühle von Erschöpfung zurück, zu dem sich gar häufig, wegen des Schreckens, den die Krankheit verursacht, und des üblen Rufes, in welchem sie hinsichtlich ihres Ausganges steht, ungewöhnliche Gemüthsbewegung und Niedergeschlagenheit gesellt. Nach dem Anfalle wird noch kürzere oder längere Zeit ein älteres Blut mit Schleim vermischt ausgeworfen, und der Husten pflegt längere Zeit anzuhalten, bis nach und nach der gewöhnliche Zustand wieder eintritt. Bei der ächten Lungenblutung (Pneumorrhagia), der häufigsten Art, die gewöhnlich von bedeutenderen Brustkongestionen und Herzzufällen begleitet wird, wie sie denn auch vorzüglich Folge von Lungen- u. Herzkrankheiten ist, stellt sich Gefühl von Vollseyn u. Zusammenschnürung auf der Brust, erschwertes u. frequentes Athemholen und Husten ein, der durch tiefes Athmenholen geweckt wird und erst nach längerer Dauer (daher schaumige) Sputa fördert.

Das ausgeworfene Blut ist innig mit dem Schleime gemischt oder in dessen Innerem befindlich, oder wird rein entleert; in letzterem Falle entweder schaumig oder hellroth (frisch), oder geronnen in dunklen, zuweilen schleimüberzogenen Klumpen. Die *Kehlkopfsblutung* (Tracheorrhagia) besteht aus kleineren Tropfen, Klümpchen oder Streifen Blutes, welche rein oder in der Mitte von Schleim und Speichel ausgeräuspert oder mit mäßigem (nur bei größeren Blutmengen bedeutenderem) Husten, daher auch ohne viel Schaum u. mühelos locker herausgefördert werden; dabei ist auch wohl Kriebeln, Kratzen und Räusperkitzel im Kehlkopfe und Schlunde, etwas Heiserkeit ꝛc., während tiefes Einathmen unbehindert vor sich geht. Die Blutung der Athmungsorgane, besonders der Lungen (mit und ohne Blutauswurf), ist gewöhnlich eine sekundäre Erscheinung und am häufigsten Folge der Tuberkelkrankheit, nächstdem der organischen Herzkrankheiten (namentlich der Mitralklappenfehler und der Hypertrophie der rechten Herzkammer), der Aneurysmen, überhaupt verschiedener Störungen des kleinen Kreislaufs; bisweilen folgt sie auf Lungenbrand und zeichnet sich dann durch den fauligen Geruch des Ausgeworfenen aus; oder sie geht, neben anderen Blutungen, aus einer eigenthümlichen (namentlich skorbutischen) Verderbniß des Blutes u. der Gefäßwandungen hervor. Die Kehlkopfs- und Luftröhrenblutungen sind mehr Folgen von Schleimhautleiden, Geschwüren oder Varikositäten. Der B. befällt am häufigsten das jüngere Alter vom 15. bis in das 30. Jahr, kann aber auch in jedem anderen Lebensalter vorkommen, selten jedoch vor der Geschlechtsreife. Das männliche Geschlecht und das sanguinische Temperament ist ihm vorzugsweise ausgesetzt; besonders Personen von schmächtigem, langgestrecktem Bau, engem, vorn plattgedrücktem Brustkasten, flügelförmig abstehenden Schulterblättern, schnellem Wachsthum, feiner, zarter durchscheinender Haut, leicht erregbarem Gefäßsystem (habitus haemoptoïcus); daher diese Krankheit auch erblich vorkommt, wie manche andere Lungenübel. Vollblütigkeit, besonders abdominelle, Hämorrhoidalanlage, Verhaltung der Menstruation, habituelles Nasenbluten, überstandene Lungenkrankheiten, zu frühzeitige oder zu starke Anstrengung der Lungen, zu sehr einengende Bekleidung des Thorax, Verkrümmungen der Wirbelsäule, sitzende Lebensweise, Völlerei, Geschlechtsausschweifungen und ähnliche Schädlichkeiten sind häufig prädisponirende *Ursachen*. Zu den Gelegenheitsursachen hören Verletzungen der Brust und des Rückgrates, Fälle und Stöße auf dieselben, heftiges und anhaltendes Schreien, Blasen, Laufen, Tanzen u. dgl., anstrengendes und anhaltendes Steigen, Laufen, Reiten gegen den Wind, herrschende Ost- und Nordostwinde, daher auch wohl der B. endemisch vorkommen kann; ferner heftige, aufregende Gemüthsbewegungen, z. B. Zorn, Erhitzung durch geistige Getränke, durch plötzliche Wärme, sehr heiße und sehr kalte Bäder, schnelle Unterdrückung von Blut- und Schleimflüssen, Fußschweißen ꝛc., scharfer, in die Luftröhre eingeschluckter Staub, heftiger Husten, starkes Erbrechen und ähnliche Erschütterungen, Fieberkrankheiten mit gleichzeitiger Blutentmischung, wie Typhus, Ruhr, Scharlach, Blattern. Der B. kann nach einem oder mehrmaligen Anfällen von selbst aufhören, indem sich die etwa entstandenen Blutgerinnsel nach und nach durch Auswurf und Wiederaufsaugung, gewöhnlich unter den Zufällen eines Bronchialkatarrhs, zertheilen. Häufig geht die Krankheit aber in allmählige Zerstörung der Lungensubstanz, besonders in tuberkulöse Lungensucht, oder in sofortige Entzündung der Lungen oder der Luftwege, in Oedem oder Emphysem der Lungen über, oder es erfolgt Blutarmuth, Wassersucht und Kachexie. Der Tod erfolgt bald im Anfalle selbst durch Erstickung oder Verblutung (besonders wenn ein Aneurysma geplatzt ist), oder durch schlagflüssige Lähmung der Centralorgane; oder der Kranke stirbt später durch die Nachkrankheiten oder durch die Erschöpfung, namentlich in Folge häufiger Rückfälle. Die *Prognose* richtet sich nach der Heftigkeit der Krankheit, nach der Menge des auf einmal kommenden oder nach und nach ausgeleerten Blutes, nach der Theilnahme des Gefäßsystems an der Krankheit selbst, nach den kürzeren oder längeren Zwischenräumen zwischen den Anfällen u. endlich nach den verschiedenen Ursachen und nach dem ermittelten Sitz der Blutaustretung. Die *Behandlung* erfordert vor Allem die möglichste Schonung sämmtlicher Luftwege und die Minderung der Herzthätigkeit, daher Vermeidung des Sprechens und starken Lufteinziehens, der stärkeren Bewegungen und namentlich aller Erschütterungen des Körpers, sowie der Erhitzungen und Gemüthsaufregungen und strenge, kühlende und leichte Diät. Mittel zur etwa nöthig werdenden schnellen Stillung des Blutflusses sind: kaltes Wasser, alle halbe Stunden, später seltener, ein Weinglas voll getrunken, dabei so wenig Nahrung als möglich genossen; ein Theelöffel voll feingepulverten Küchensalzes trocken genommen oder die Auflösung des Kochsalzes eßlöffelweise; Essigwasser, Limonade, Ipecacuanha; Mutterkorn, verdünnte Schwefelsäure mit Himbeersaft, Alaun mit Zucker und Opium; Bleizucker mit Opium; nächstdem starke Ableitungsmittel aller Art, namentlich geschärfte Hand- und Fußbäder und Sinapismen an die Füße, Ligaturen um Arme und Beine, Klystiere mit Essig, Zucker, Seife, kühlend öffnende Laxanzen u. dgl. Die Radikalbehandlung des Lungenblutflusses ist eine seiner Heftigkeit und seinem mehr oder weniger aktiven Charakter sorgfältig angemessene antiphlogistische Heilmethode, wobei aber Alles, was Husten erregt, möglichst vermieden werden muß. Nothwendig ist Blutentziehung durch Aderlaß, seltener durch Blutegel und Schröpfköpfe. Innerlich reicht man die kühlenden Mittel in der Art, daß sie weder zum Husten reizen, noch Brechen erregen; man gibt daher das Nitrum und die anderen kühlenden Salze in Emulsionen, das Kühlpulver (Pulvis temp.), den Bleizucker, die Säuren in schleimigen Dekokten und die Narkotika (Aqua amygdalar. amarar. und laurocerasi, Lactuca, Digitalis) zur Beruhigung des Hustens, welcher vor Allem verhütet werden muß, und der Herzbewegungen. In der späteren Zeit

hat man auf den zurückbleibenden krankhaften Zustand der Lunge oder auf die derselben drohenden Nebenkrankheiten mit Sorgfalt zu achten u. die freie Expektoration zu fördern, jedoch ohne neue Kongestion zu veranlassen. Hiernach ergibt sich die nicht ganz leichte Auswahl unter den hierher gehörigen Mitteln, der Ipecacuanha, dem Salmiak, Goldschwefel, Kermes, Brechweinstein, Enula, Senega, dem Gummiammoniacum, der Myrrha, die sämmtlich um so vorsichtiger anzuwenden sind, je mehr noch Empfindlichkeit der Lungen zurückgeblieben ist. Zur Förderung der Wiederaufsaugung können Umschläge von kaltem Wasser, Essigwasser, Arnicathee u. dgl. auf die kranke Brusthälfte angewendet werden. Zur Nachkur dienen Molken, Buttermilch, Selterserwasser u. dgl. Mittel und eine kühlende, nicht stark nährende Kost; vor Allem aber eine sorgfältige Schonung des Körpers und Geistes, besonders aber der Lungen selbst und Vermeidung aller Gelegenheitsursachen zu Kongestionen nach diesem Organe. Daher müssen solche Kranke Jahre lang die gewählteste Diät beobachten und namentlich Erhitzendes streng vermeiden.

Blutige Habe, das in Vieh bestehende Eigenthum.

Blutigel, s. v. a. Blutegel.

Blutkörperchen, s. v. a. Blutkügelchen, s. Blut.

Blutkuchen, s. Blut.

Blutkügelchen, s. Blut.

Blutlassen, s. Aderlaß u. Arteriotomie.

Blutlymphe, s. v. a. Blutwasser.

Blutmal, s. Muttermal.

Blutquellen, s. Blutregen.

Blutrache, alter Rechtsgebrauch bei mehren halbkultivirten Völkern, wonach die Verwandten eines Getödteten das Recht und die Pflicht haben, an dem Mörder oder dessen Verwandten Rache zu nehmen. Sie liegt immer zuerst dem nächsten Verwandten ob, der Vater rächt den Sohn und dieser jenen, der Bruder den Bruder ꝛc. Oft wird sie Jahre lang gesucht und verwickelt nicht selten ganze Familien und Stämme in blutige Fehde. Sie bildet sich leicht bei solchen Nationen aus, bei denen das Familienleben schon weit ausgebildet, aber das Familienverhältniß noch nicht in den allgemeinen Staatsnexus eingetreten ist und die Kriminaljustiz von Seiten der öffentlichen Gewalt gleichmäßige Pflege noch nicht erhalten kann. Wir finden die B. daher fast bei allen Völkern in den ersten Stadien ihrer nationalen Entwickelung, und bei denen, welche aus dem Zustande der Halbcivilisation nicht herausgetreten sind, herrscht sie seit Jahrtausenden. Als vormosaische Sitte finden wir sie bei den Hebräern; Moses suchte ihr Schranken dadurch zu setzen, daß er 6 in verschiedenen Provinzen gelegene Freistädte (s. Asyl) bestimmte, wo der Mörder einen Zufluchtsort und, wenn er das Verbrechen aus Unvorsichtigkeit begangen hatte, bis zum Tode des regierenden Hohenpriesters (worauf der Blutbann gelöst war) sichern Schutz fand; im Gegentheil ward er nach gerichtlicher Untersuchung dem Bluträcher (Goel, Goel-Haddam) ausgeliefert. Auf der Flucht nach der Freistadt, oder wenn der Mörder seine Freistadt vor dem gesetzlichen Termin verließ, konnte der Bluträcher ohne Weiteres den Mörder tödten. Nur der nächste Verwandte oder der Erbe konnte jedoch als Goel auftreten. Noch heutigen Tags gilt das Recht der B. im Orient bei den Arabern (Beduinen), Persern, Abyssiniern, Drusen, Cirkassiern, jedoch kann sie nach Mohammeds Gesetz durch Geld gesühnt werden, was in einzelnen Ländern, z. B. in Persien, herrschender Gebrauch geworden ist. Auch bei den Griechen lag in den ältesten Zeiten die Rächung eines Mordes der Familie des Getödteten ob, und zu Athen erkannte das Gesetz den Phratoren nicht minder als den nächsten Verwandten die Theilnahme an der B. zu. Indeß beschränkte sich seit dem Aufkommen bestimmter Gesetze und Gerichtshöfe die B. auf Verfolgung des Mörders bei den Gerichten. Bei den Römern wurde in den frühesten Zeiten die B. nach strengem Wiedervergeltungsrecht (jus talionis) vollzogen. Auch bei den Germanen war die B. üblich, und zwar ebenfalls gestützt auf den Grundsatz der Wiedervergeltung, wofür dann gewöhnlich die Sühne durch Geld (Blutgeld) oder Geldeswerth eintrat. Bei den Skandinaviern kam es vor, daß der Rächer dem zu Bestrafenden die Rippen vom Rückgrat losschnitt und die Lunge herausholte (den Blutaar ritzen). Dem ganzen germanischen Volksstamm eigen und besonders üblich in Island war die Sitte der Blutbrüderschaften, feierlich geschlossener Verbindungen auf Leben und Tod zwischen Männern, von denen der Eine für den Andern die B. übernahm und wenn er sie nicht ausüben konnte, oder jener an einer Krankheit starb, sich selbst tödtete. Auch bei den slavischen Völkern, sowie bei den Illyriern waren ähnliche Verbindungen häufig, und die Dajaks auf Borneo schließen noch jetzt dergleichen Brüderschaften unter Vermittelung eines Priesters, welcher sie von ihrem eignen abgelassenen Blute trinken läßt. In Rußland bestand die B. im 9.—11. Jahrhundert gesetzlich, noch in neuester Zeit aber waren die Korsen wegen des Eifers, mit der sie Beleidigungen und Morde der Ihrigen persönlich zu rächen trachteten, berüchtigt.

Blutregen (Blutthau), rothgefärbte Substanzen, die in Regenform aus der Atmosphäre herabfallen, oder deren Erscheinen doch der Volksglaube aus der Atmosphäre ableitet. Schon das Alterthum kannte solche meteorologische Erscheinungen, und die Chroniken des Mittelalters sind reich an Aufzählungen von B.; in neuerer Zeit beobachtete man dergleichen in Kalabrien (14. März 1813) und Flandern (2. November 1819). Bei dem kalabrischen B., welcher sich in der Umgegend von Gerace am stärksten zeigte, aber sich über weite Strecken beider Kalabrien und Abruzzo's verbreitete, war der ganze Himmel blutroth und dunkelroth glühend und der Regen fiel in großen Tropfen. Die chemische Untersuchung des staubartigen Körpers, welchen man aus dem Regenwasser erhielt, zeigte als Bestandtheile Kieselerde, Thonerde, Kalk, Eisen, Kohlensäure und verbrennliche Stoffe; bei dem in Flandern gefallenen B. fand man salzsauren Kobalt als Hauptbestandtheil. Nachdem schon Chladni eine große Reihe von Berichten über B. und verwandte Erscheinungen angeführt hatte, hat Ehrenberg alle bis jetzt bekannten Fälle dieser

Art kritisch zusammengestellt in Poggendorfs Annalen, Bd. 18. Eine nähere Untersuchung hat ergeben, daß der B. seinen Ursprung verschiedenen Ursachen verdanke. In manchen Fällen scheint rothe, durch die Luft fortgeführte Erde, welche sich den atmosphärischen Niederschlägen beimengt, seine Farbe verursacht zu haben, in andern, namentlich dann, wenn er sich auf kleine Räume beschränkt, wurde er durch die rothe Feuchtigkeit gebildet, welche Schmetterlinge beim Auskriechen hinterlassen und Bienen beim ersten Ausfliegen im Frühjahre, oder nach anhaltend rauhem Wetter, oft in auffallender Menge, von sich geben. Blutartiges **Wasser** (**Blutquellen**, **Blutteiche**) wird meist durch mineralische Farbstoffe, namentlich Eisenocker erzeugt, in einzelnen Fällen aber rührt die rothe Farbe von unzähligen kleinen rothen Wasserflöhen, in noch andern, nach Ehrenbergs Beobachtung, von mikroskopischen rothen Infusorien her. Chladni's Ansicht, daß der B. wie der Aschenregen (mit Ausnahme desjenigen, der durch vulkanische Eruptionen veranlaßt ist) Rußregen 2c. in gewisser Analogie zu Meteorsteinen stehe und von staubartigen, im Weltall schwebenden Massen herrühre, hat vorzüglich dies gegen sich, daß man den B. oft nur in der untern Atmosphäre beobachtete, während höher liegende Regionen davon frei blieben.

Blutschande, s. v. a. Incest, s. **Unzuchtsverbrechen**.

Blutschnee (**Alpenroth**). An Stellen, wo der Schnee nie schmilzt, auf den Alpen, in Skandinavien, in Rußland, am Nordpol 2c., trifft man von März bis Juni nicht selten große Strecken desselben mit einem rothen Ueberzuge besetzt. Saussure, der diesen Ueberzug 1760 zuerst untersuchte, erklärte ihn theilweise für einen mineralischen rothen Staub, theilweise für ein kryptogamisches Pflanzengewächs (Uredo nivalis, Lepraria kermesina), welches sich hier und da in der That vorfindet. Neuerdings entdeckte man im B. einen Körper, der nach Wachs roch und thierischem Oele ähnelte, und man schrieb nun die Entstehung der Röthe einer Fliegenart zu. Im Jahre 1840 fand der Brite Schuttleworth am Hospiz der Grimsel durch mikroskopische Untersuchungen, daß die rothen Streifen aus Pflänzchen und Thierchen bestanden. Außerdem sah er noch farblose und grauliche Körperchen, wovon nur wenige, und zwar die größeren, Thierchen waren; die andern sehr kleinen, sphärischen Körperchen gehörten dem Pflanzenreiche an.

Blutschreier (**Blutredner**), der Frohn, der bei hochnothpeinlichen Halsgerichten über den Verurtheilten Zeter (s. **Zetergeschrei**) schrie; dann der öffentliche Ankläger eines Mörders.

Blutschuld, s. v. a. Mord; auch s. v. a. Blutschande.

Blutschwär, s. **Furunkel**.

Blutspeien, s. **Bluthusten**.

Blutstein, ein harter, schwerer, gewöhnlich braunrother Eisenstein, ohne bestimmte Form, gibt zermalmt ein rothes Pulver, das, aufs Feinste zerrieben und durch Schlämmen gereinigt, als präparirter B. officinell ist, etwas metallisch schmeckt und bisweilen als blutstillendes Mittel innerlich angewendet wird. Als Farbe dient derselbe zum Tuschen auf Porzellan, zum Glasfärben, zu Zeichnungen auf Eisen für Schwertfeger 2c. Mit Schmirgel vermischt gibt er ein gutes Polirpulver. Man bricht ihn häufig in Böhmen, Sachsen, Schlesien, auf dem Harze und an andern Orten, der beste kommt aber von Compostella in Spanien.

Blutstillende Mittel, s. **Blutung**.

Blutsturz, s. **Blutung**.

Blutsverwandte, s. **Verwandtschaft**.

Bluttaufe, der Märtyrertod solcher Personen für das christliche Bekenntniß, die noch nicht getauft waren: s. **Märtyrer**.

Blutteich, s. **Blutregen**.

Bluttrank, weit verbreiteter Gebrauch, sein eigenes oder Anderer Blut zu trinken. Man trank sein eigenes Blut, sowohl um sich gegen Zauberer zu verwahren, und Anderer Blut, um Freundschaftsbündnisse zu schließen, als auch in mancher andern religiösen oder mysteriösen Bedeutung. Schon die alten Slaven, Wenden, Deutschen, Litthauer, Russen (Scythen), Ungarn, Gallier und Bretonen kannten diese Sitte.

Bluttröpfeln, s. **Blutung**.

Blutumlauf, s. **Kreislauf des Blutes**.

Blutung (**Blutfluß**, Haemorrhagia, Haemorrhoea, Angiorrhagia, Angiorrhoea), das widernatürliche Austreten (Extravasat) von Blut außerhalb der Höhle des Gefäßsystems, entweder eine innere B., die man auch, besonders wenn sie von geringer Menge ist, Sugillation oder Ekchymose nennt, oder eine äußere B., wobei das Blut auch aus dem Körper selbst entleert wird und die man, nach der verschiedenen Menge des Blutes und dem verschiedenen Grade der Heftigkeit des Ausflusses, bald **Bluttröpfeln** (stillicidium sanguinis), bald **eigentlichen Blutfluß** (profluvium sanguinis), bald endlich bei großer Heftigkeit **Blutsturz** (Haemorrhagia) zu nennen pflegt. Das Blut tritt entweder aus Haargefäßen, oder aus größeren Stämmchen, wo sich bisweilen die Verletzung der Arterien durch den ununterbrochenen, schnellen, selbst zischenden Strom eines hellrothen Blutes von der dunklen langsam ausfließenden Venenblutung unterscheiden läßt. Die **inneren** B.en ergießen sich bald in größeren Mengen in die Höhlen des Körpers (innere Verblutungen, Haemorrhagiae occultae), bald in das Gewebe der Theile (parenchymatöse oder interstitielle B.en); letztere bilden theils Blutinfiltrationen, wie die Blutunterlaufung der Haut und Schleimhaut (sugillatio), wohin auch die Petechien und Striemen gehören, theils Blutergüsse, Bluthöhlen und Blutsäcke, wie die Blutblasen der Epidermis, die Blutgeschwulst (haematoma) der Kopfhäute 2c. Der Sitz dieser B.en ist vorzugsweise in blutreichen und zarten Theilen, daher namentlich im Schleimhautsystem (Nase, Luftwege, Darmkanal, Harnwege, Genitalien 2c.), sodann in serösen Häuten (z. B. den Hirnhäuten, Herzbeutel 2c.), in blutreichen inneren Organen (besonders im Gewebe des Gehirns, der Lungen, Leber 2c.), unter der Haut im Muskelfleisch 2c. Hiernach sind die Symptome derselben, wie bei den Kongestionen, unendlich verschieden. Die Vorboten finden sich nicht immer und meist nur bei aktiven B.en. Sie bestehen

(außer anderen Zeichen einer etwaigen früheren Krankheit des Organs) in Gefühlen von Druck, Klopfen, Kitzeln, Prickeln und von innen heraus aufsteigender Wärme in dem Organ selbst, sowie in allgemeiner Unruhe des Kranken. Die nach den B.en noch bleibenden Funktionsstörungen des Organs sind meist entzündliche Reizungen oder Ueberfüllung u. Lähmung desselben. Innere Blutflüsse erkennt man, wenn sie heftig sind, an dem plötzlichen bedeutenden Erkranken, bisweilen mit dem Gefühle, als sey etwas im Körper zerrissen oder ergossen, wozu entweder Verblutungssymptome (mit Angst, Schwindel und Schwarzwerden vor den Augen, Ohnmacht, Blässe und Verfallen des Gesichts, Wachsfarbe des Körpers, Kälte der Extremitäten, kalten Schweißen, Schluchzen, unregelmäßigem, sehr schwachem und sehr frequentem, schnell sinkendem Puls, Zuckungen u. dgl., welchen meistens sehr bald der wirkliche Tod folgt) oder Zeichen von Druck und Lähmung des befallenen Organs (Schlagflüsse) hinzutreten. Andere machen sich nur durch die eintretende Blutwässerigkeit oder sekundäre Entzündungen und sonstige Störungen des Organs kund.

Die nächste Ursache jeder wahren B. ist unzweifelhaft Zusammenhangstrennung der Wände des Gefäßsystems, welche im gesunden Zustande bekanntlich eine überall geschlossene Höhle bilden. Doch waltet hier ein praktisch und pathogenetisch bedeutender Unterschied ob, je nachdem diese Trennung entweder durch Verwundung von außen her (traumatische B.) oder durch Zerreißung und Zerfressung der Gefäße und ihrer nächsten Umgebung erfolgt, oder ob nur in der Art, wie bei den normalen physiologischen B.en (Menstruation, Lochien ꝛc.), ein oberflächliches Kapillargefäßnetz durch Abwerfen der Epitheliumdecken entblößt wird und seinen Inhalt wegen Schmelzung seiner Wandungen durchschwitzt, was theils bei gesteigertem Sekretionsakte (besonders bei Schleimhautentzündungen), theils bei zersetzter faserstoffarmer Blutmischung einzutreten pflegt. Da die von inneren krampfhaften Bedingungen ausgehenden freiwilligen oder spontanen Blutflüsse innerer Organe, abgesehen von den durch Zerreißung und Zerfressung der Organe entstandenen, immer Folgen von Kongestionen sind, so ist die für diese eingeführte Eintheilung in aktive und passive auch für die B.en von praktischem Werth. Die Zeichen des aktiven Blutflusses sind: allgemein und örtlich erhöhte Thätigkeit des Gefäßsystems (Plethora, Orgasmus, Fieber, Molimina), starker, voller (bisweilen ungleicher, aussetzender, doppeltschlagender oder unterdrückter, aber unter dem Blutflusse sich hebender) Puls, Schmerz, Anschwellung, Spannung und andere Reaktionen des Organs, hochrothe, faserstoffreiche Beschaffenheit des entleerten Blutes, bisweilen erleichternde (kritische) Beschaffenheit des Blutflusses. Die Zeichen des passiven Blutflusses sind: allgemein und örtlich verminderte Gefäßthätigkeit und andere Zeichen von Schwäche, Schlaffheit und Blutarmuth, schwacher, sehr frequenter Puls, der unter dem Blutflusse an diesen Eigenschaften zunimmt, Erschlaffung und dunkle Färbung des Organs, Gefühl von Schwere und Druck in demselben mit mächtigem Schmerz oder ganz fehlender Reaktion, schwärzliche, aufgelöste (dünnflüssige, nicht gerinnende) Beschaffenheit des ausgeleerten Blutes, unkritische erschöpfende, schwer zu stillende Beschaffenheit des Blutflusses.

Die entfernten Ursachen der B.en sind die der Kongestionen überhaupt, sowie die der mechanischen Zusammenhangstrennungen (Verwundungen, Zerreißungen, Zerfressungen, Schmelzungen ꝛc.). Als Gelegenheitsursachen aber dienen alle diejenigen Momente, welche Kongestionen nach einzelnen Organen veranlassen. Eine habituelle Anlage zu B.en findet sich besonders bei örtlichen Entartungen der Organe oder bei konstitutioneller Ursache. Eine besondere erbliche Anlage zu B.en aus der äußern Haut oder auch aus den Schleimhäuten findet sich in manchen Familien, u. man hat solche Individuen Bluter (s. d.) genannt. Vorzüglich häufig sind von inneren Ursachen die Entwickelungsperioden, die gestörten Blutflüsse (vikarirende B.en) und die Entblößung der Schleimhäute durch Schleimflüsse und Entzündungen, sodann Erosionen und Geschwüre (namentlich tuberkulöse), Krankheiten der Arterien oder Venen und des Herzens, die Mehrzahl der Dyskrasien, die entzündliche und chronische Erweichung der Gewebe, verborgener Krebs und Markschwamm, erektile Geschwülste, Polypen und andere Degenerationen; von äußeren Momenten aber die erhitzenden Getränke, Körperanstrengungen, veränderter Luftdruck (bisweilen als epidemische Ursache) hier zu erwähnen. Der Verlauf der B.en ist theils nach dem Charakter und dem befallenen Organ, theils nach den mehr oder weniger fortwirkenden oder wiederholten Ursachen, theils nach den Ausgängen verschieden; bald ist die Krankheit auf einen Anfall beschränkt, bald periodisch wiederkehrend, oder sogar anhaltend mit zeitweiliger Verschlimmerung; letzteres besonders bei Statt findenden Degenerationen, z. B. Krebs, Blutschwämmen, Tuberkelgeschwüren. Ihre Folgen sind theils allgemeine, theils örtliche, von denen die verschiedenen Ausgänge abhängen. In ersterer Hinsicht tritt entweder in Folge von Verblutung selbst der Tod in kürzerer oder längerer Zeit ein, meistens unter den bereits oben geschilderten Erscheinungen, Ohnmachten, Konvulsionen, Delirien; oder es bleibt eine chronische Schwäche zurück, welche sich ebenfalls durch krankhafte Nervensymptome charakterisirt, so durch größere Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, Schreckhaftigkeit, veränderliche Gemüthsstimmung, Neigung zu Krampfkrankheiten. In letzterer Hinsicht wird das befallene Organ, je nach seiner Natur u. je nachdem das Blut sich entweder leicht entleert oder ansammelt u. verändert, bald blutleer, bald durch den Druck u. die Beschaffenheit des ergossenen Blutes gelähmt (wie bei den Apoplexien), oder häufiger in gereizten u. entzündeten Zustand u. dessen Folgen (Eiterung, Erweichung ꝛc.) versetzt. Bei inneren, besonders parenchymatösen B.en und bei denjenigen äußeren, welche eine völlige Entleerung des Blutes nicht gestatten (z. B. sehr oft bei Lungenblutungen),

verstopft das ausgetretene gerinnende Blut die Kanäle des Theiles (**hämorrhagischer Infarkt**), oder bildet umschriebene Infiltrationen des Gewebes und Höhlen (**Schlagherde** und **Schlaghöhlen**), oft mit Wandungen von geronnenem Faserstoff (**Schlagkapseln**), und verwandelt sich später in verschiedenartige Gerinnsel, wird zuletzt ganz oder theilweise aufgesogen oder geht mit den umgebenden Geweben in einen Erweichungs- oder Eiterungsprozeß über. Die **freiwillige Stillung** der B.en erfolgt theils durch den Druck des ergossenen Blutes selbst, theils durch dessen Gerinnung in den Gefäßen (Thrombusbildung) und auf den Gefäßöffnungen und nachfolgende Entzündung, oder durch Entleerung und Zusammenziehung der Gefäßchen selbst, oder die B. steht in Folge der eintretenden Ohnmacht still. Heilsam und kritisch sind in der Regel nur Menstrual- und Hämorrhoidalblutungen und das Nasenbluten, bisweilen auch vikarirende B.en anderer Organe, die übrigen höchstens unvollkommenen Krisen in der Regel aber symptomatischer oder schädlicher Natur.

Die **Behandlung** der B.en ist sehr verschieden, je nach der Natur und dem Charakter, den nähern und entfernteren Ursachen und dem Sitze des Blutflusses. Im Allgemeinen gelten für dieselbe folgende Regeln: Die Hinwegräumung der verschiedenen Ursachen geschieht auf ähnliche Weise wie bei den Kongestionen: hauptsächlich sind kühlende Diät und zweckmäßige Lebensweise, Lösung beengender Kleider, Herstellung unterdrückter Blutentleerungen, Schonung und zweckmäßige Lagerung des befallenen Organs und große Ruhe des Körpers und Geistes sowohl während des Anfalls, als nach demselben zu beobachten. In vielen Fällen, besonders in der Mehrzahl derer, wo das Blut frei abfließt und der Blutfluß keine besondere Gefahr droht, ist die B. sich selbst zu überlassen und nur auf diätetischem Wege durch Beschränkung der Gefäß- und Nervenaufregung zu lindern. Besonders sey man mit Stillung periodischer und habitueller, aktiver und kritisch-erleichternder B.en vorsichtig. Bei aktiven, mit plethorischer oder entzündlicher Anlage verbundenen und in zarten verletzlichen Organen (z. B. den Lungen) Statt findenden B.en tilgt man die Anlage und die gefährlichen Ausgänge sammt der B. selbst durch ein, dem Grade der Gefahr und dem Körperzustand des Individuums anzupassendes antiphlogistisches Verfahren (Emulsionen, Nitrum, Glaubersalz, schwache Pflanzensäuren, besonders Limonaden und Essigwasser), und schreitet hier auch wohl zu Blutentziehungen, besonders zu derivatorischen Aderlässen. Die **direkte Blutstillung** ist dann vorzunehmen, wenn der große und schnelle Blutverlust in Verbindung mit der Beschaffenheit des Körpers Erschöpfung droht, wenn der Blutfluß einen mehr passiven, besonders kolliquativen Charakter hat, oder wenn er dem Organ, aus welchem er kommt, selbst eine bedeutende Gefahr droht. Die Stillung der Blutflüsse geschieht theils durch mechanische, chirurgische und obstetricische Hülfsmittel (Kompression der Arterien, Binden, Turniket, Tampon u. dgl.), wenn dem Blutflusse auf diese Weise beizukommen ist, oder durch die besonders zu empfehlende örtliche Anwendung der Kälte oder der äußeren blutstillenden, sogenannten styptischen Mittel (wohin die Säuren, der Alaun, die Vitriole, das Kreosot in Verdünnung und alle zusammenziehenden Mittel gehören), oder durch die einhüllenden, klebenden Mittel (Pulver von Traganth, arabischem Gummi, Amylum u. dgl.), oder durch schnelle Ableitung. Von inneren Arzneien wirken bisweilen die Ipecacuanha und andere alterirende oder beruhigende Mittel blutstillend; kräftiger, aber auch leichter schädlich wirken als Hämostatika die Säuren, besonders die Essigsäure und Schwefelsäure, der Alaun, die China und die anderen gerbsauren Adstringentien (z. B. Ratanhia, Kino, Katechu), der Bleizucker, das Kreosot u. a. Gegen eintretende Verblutung dient, außer obigen Mitteln, das, was die Centralorgane mit dem nöthigen Blutreiz versorgt, z. B. Niedriglegung des Kopfes, erhöhte Lage der Extremitäten, innerlich Analeptika, z. B. Naphthen, Wein, Zimmt- oder Opiumtinktur, Fleischbrühe, Thonaufgüsse. Die Ableitung wird durch die bekannten Epispastika und durch stärkere Bethätigung vikarirender Systeme (gelinde Abführungen, Fußbäder rc.), trockene Schröpfköpfe, Binden der Glieder u. dgl. bewirkt, wobei es eben so wohl darauf ankommt, die andringende Blutmasse zu mindern, als auch die Empfänglichkeit des befallenen Organes herabzustimmen; daher bisweilen die ableitende Heilmethode mit der beruhigenden (durch kleine Gaben Opium u. dgl.) verbunden wird. Nach den Anfällen, in den Zwischenräumen oder in der Rekonvalescenz tritt wesentlich die Behandlung der Grundkrankheit ein, verbunden mit theilweiser Fortsetzung der obigen Methoden, besonders der ableitenden und je nach dem Charakter der B. dem kühlenden oder tonischen Verfahren. Die örtlichen Folgen der B. beseitigt man bei äußeren B.en durch gelinde Antiphlogose und durch vorsichtig geförderte Ausscheidung der angehäuften Blutgerinnsel (z. B. durch Expektorantia bei hämoptoischem Infarkt); bei inneren B.en sucht man die Aufsaugung des Ergossenen einzuleiten; hier hat besonders die Arnica großen Ruf, außerdem sind Senega, Salmiak, Jodkali u. dgl. anwendbar. Von allgemeinen Nachwehen der Blutflüsse sind häufig die eintretende Erschlaffung, Nervenreizung, Blutwässerigkeit oder selbst Wassersucht in der Rekonvalescenz zu tilgen: hier dienen nach Umständen China oder Eisen (besonders Franzensbrunn, Pyrmont und andere Stahlwasser), auch wohl Diuretika, besonders aber Landluft u. zweckmäßige Diät.

Blutwasser, s. Blut.

Blutwurz, 1) s. v. a. Tormentille; 2) Geranium sanguineum; 3) Iris pseudacorus.

Blutzehnt, s. v. a. Viehzehnt.

Blutzeugen, s. v. a. Märtyrer.

Blutzwang, rothe Ruhr, s. **Dysenterie**.

Bluzger (ital. Blozzero), kleine Münze in der italienischen Schweiz, besonders in Bündten, (4⅔ B. = 1 Batzen), Tessin, im Veltlin, 70 B. = 1 Gulden, 1 B. = 2⅞ Neupfennige.

Blyde (Blye), s. v. a. Balliste.

B. m., Abkürzung für **beatae memoriae**

(gesegneten Andenkens); auf Recepten s. v. a. bene misceatur (es werde gut gemischt)!

B-moll, s. Tonarten.

Boa, s. Riesenschlange.

Boa (B. upas), s. Upasbaum.

Boabdil, Abu Abullah, letzter maurischer König von Granada, stieß 1481 seinen Vater Mulei Hassem vom Throne und regierte grausam, bis ihn Ferdinand von Aragonien mit Krieg überzog, schlug und gefangen nahm. Da sein Vater sich unterdessen des Thrones wieder bemächtigt hatte, so erhielt B. auf die Bedingung hin die Freiheit wieder, gegen den Vater die Waffen zu ergreifen. Mulei Hassem starb vor Gram, und Ferdinand benutzte die innern Unruhen, welche die gegen ihren grausamen König aufgeregte Stadt zerrissen, und eroberte diese. B. entfloh nach Afrika und blieb als Anführer eines Heeres des Königs von Fez gegen den Kaiser von Marokko. Die Pforte der Alhambra, durch die er geflohen, ward auf seinen Befehl sogleich vermauert und die Stelle, von welcher er zum letzten Male das Auge nach der verlorenen Königsstadt umwandte, heißt bis auf den heutigen Tag: El ultimo sospiro del moro, der letzte Seufzer des Mohren.

Boadscha (Bojeda, Woojeda), feste Stadt in Algerien, Provinz Konstantine, an der gleichnamigen Bai, mit 8000 Einwohnern, welche viel Eisengeräthschaften fabriciren, steht auf den Ruinen des alten Selda (Salda). In der Umgegend werden treffliche Feigen gezogen.

Boal (Boali, Boari, Boango), afrikanische Stadt in Unterguinea, Loango, unweit der Westküste, in fruchtbarer, aber ungesunder Gegend, am Loango, Hauptort eines gleichnamigen Gebiets, mit 15,000 Einwohnern.

Boanerges (eigentlich Bne-Regesch oder Bne-Hargem, d. i. Söhne des Donners oder Donnerns, Donnernde, Donnermänner), Beiname, welchen Jesus nach Marc. 3, 17 den Aposteln Jacobus dem Aeltern und Johannes gab, nach den Kirchenvätern wegen der Kraft ihrer Rede, nach Andern wegen der Reizbarkeit und Heftigkeit ihres Gemüths (vgl. Luc. 9, 54). Die wahre Veranlassung der Benennung läßt sich indessen durchaus nicht angeben.

Board (engl.), eigentlich Tisch, Tafel, daher Boardinghouse, ein Speisehaus; dann auch Bezeichnung eines Kollegiums, einer Behörde, daher z. B.: B. of controul, die Behörde, welche als oberste Instanz in politischen, militärischen und finanziellen Angelegenheiten der britisch-ostindischen Besitzungen 1784 bei der von Pitt durchgesetzten veränderten Verfassung der ostindischen Kompagnie, wobei die Regierung mehr Einfluß erhielt, eingesetzt wurde; ferner B. of visitors, bei den nordamerikanischen Universitäten der Senat. Auch ist B. Name einer Societät, Gesellschaft.

Boas, reicher und frommer Bethlehemit aus dem Geschlechte Elimelechs, naher Verwandter und zweiter Gatte der Ruth, zu den Stammältern Davids und Jesu gehörig.

Boas, Eduard, deutscher Schriftsteller, den 18. Januar 1815 zu Landsberg an der Warthe geboren, war erst Kaufmann, wandte sich aber später ausschließlich der schriftstellerischen Thätigkeit zu. Durch seine häuslichen Verhältnisse begünstigt, bereiste er den Süden und Norden Europa's, erwarb sich die philosophische Doktorwürde und lebte theils in Dresden und Berlin, theils anderwärts literarischen Arbeiten und † im Juni 1853 zu Landsberg an der Warthe. In seinen ersten, unter dem Einflusse der romantischen Schule entstandenen Dichtungen, wie die „Reiseblüthen aus der Oberwelt" (Grimma 1834, 2 Bde.), „Reiseblüthen aus der Sternenwelt" (Altenb. 1836) und „Reiseblüthen aus der Unterwelt" (das. 1836), waltet das lyrische Element vor. Letzteres gilt auch von der späteren Arbeit: „Sprüche und Lieder eines nordischen Braminen" (Leipz. 1842). Das Novellenbuch „Deutsche Dichter" (Berl. u. Leipz. 1837) lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf B., und mit der Schrift: „In Skandinavien. Nordlichter" (Leipz. 1844), in welcher sich seine glückliche Gabe, fremde Länder mit ihren Menschen und Sitten in unmittelbarster Frische zu schildern, ganz vorzüglich herausgestellt, begründete er seinen literarischen Ruf. Reiseeindrücke sind auch in seinen komischen Roman: „Des Kriegskommissärs Pipitz Reise nach Italien" (4 Bde., Stuttg. 1841), sowie in die anmuthige idyllische Dichtung „Pepita" (Leipz. 1844) verflochten. Auch im Drama hat sich B. versucht. Mehre seiner hierher gehörigen Arbeiten, sowie eine Auswahl seiner übrigen poetischen und prosaischen Werke stellte B. in seinen „Schriften" (1847 ff., 12 Bde.) zusammen. Neben der freien dichterischen Produktion widmete sich B. mit besonderer Vorliebe auch ernsten literaturgeschichtlichen Forschungen. Abgesehen von ausgedehnter Theilnahme an Zeitschriften, hat er sich durch seine „Nachträge zu Göthe's sämmtlichen Werken" (3 Bde., Leipz. 1841), die „Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken" (3 Bde., Stuttg. 1838 — 40) und „Schiller und Göthe im Xenienkampf" (2 Thle., Stuttg. 1851) um die deutsche Literatur verdient gemacht. Aus seinem Nachlasse wurde „Schillers und Göthe's Xenienmanuskript" (Berl. 1856) von W. von Maltzahn herausgegeben.

Bobbinet (v. engl. bobbin, d. i. Spule, und net, d. i. Netz), die durch Maschinen erzeugte Nachahmung des früher nur durch Handarbeit mittelst Klöppelns verfertigten Spitzengrundes (s. d.).

Bobbio (Bobium castrum), Stadt in der piemontesischen Provinz Alessandria, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, in einem traurigen Thale am Fuße der Apenninen, ist Bischofssitz, hat eine Benediktinerabtei, einige Klöster, Handel und 4000 Einwohner. In der Nähe war früher eine 612 durch Columbanus gestiftete Abtei, die durch eine reiche, jetzt in Mailand befindliche Manuskriptensammlung berühmt war, worin die die gothische Uebersetzung der paulinischen Briefe enthaltenden Palimpsesten gefunden wurden. Im Jahr 1743 wurde die Stadt von Oesterreich an Sardinien abgetreten.

Bober, Nebenfluß der Oder auf der linken Seite, entspringt im Riesengebirge am Rehhornberge in Böhmen, betritt bald darauf den preußisch-schlesischen Kreis Landshut, fließt dann in nördlicher und nordwestlicher Hauptrichtung an

den schlesischen Städten Liebau, Landshut, Kupferberg, Hirschberg, Lähn, Löwenberg, Bunzlau, Sprottau, Sagan u. Naumburg a. B. vorbei, geht in die Provinz Brandenburg über u. mündet bei Krossen nach einem Laufe von 34 Meilen, an 250′ breit, nicht schiffbar. Sein Gefälle ist sehr bedeutend; bei Landshut fließt er 1234 Fuß über der Ostsee, bei Hirschberg 974, bei Löwenberg 775, bei Sagan noch 300 F. Sein Thal ist bis Löwenberg meist sehr eng und stets von hohen Bergen eingefaßt; von dort hört der eigentliche Gebirgscharakter auf, obwohl nicht unbedeutende Höhen den Fluß noch bis auf wenige Meilen vor seiner Mündung begleiten. Seine Hauptzuflüsse sind rechts: der Schwarzbach, der Zieder, der kleine Bober, die Sprotta u. die Briesnitz; links: das michelsdorfer Wasser, die Lomnitz, der Zacken, die Kemnitz, der Queis, die Tschirne.

Boblaye, Emile le Puillon de, französischer Topograph, Geolog und Archäolog, am 16. November 1792 geboren, war seit 1811 Zögling der polytechnischen Schule und ward dann in Gemeinschaft mit dem Oberst Bonne mit der Messung der Perpendikulare von Brest bis Straßburg beauftragt. Diese Arbeit gab ihm Gelegenheit, die merkwürdigen Felsbildungen der Bretagne genauer zu studiren und darüber sein größeres Werk: „Versuch über die geologische Bildung der Bretagne" (1827), zu veröffentlichen. Topographische Arbeiten im Norden von Frankreich machten B. mit den Verhältnissen auch dieser Gegend vertraut. Seine zahlreichen Beobachtungen sind niedergelegt in der Abhandlung über die Juragebilde des nördlichen Frankreichs, die 1829 in den Jahrbüchern der Naturwissenschaften erschien. In demselben Jahre schiffte er sich im Auftrag der Regierung nach Morea ein, um die Vorarbeiten für eine allgemeine Karte des Landes zu unternehmen, worin Petier ihm zur Seite stand. Ein 16monatlicher Aufenthalt in Griechenland genügte ihm, eine Menge der wichtigsten Notizen über jenes Land zu sammeln. Von ihm und Violet ist der geologische und mineralogische Theil in dem großen Werke: „Beschreibung von Griechenland ꝛc.", das Oberst Bory de St. Vincent im Auftrage der Regierung herausgab. Zur Veranschaulichung entwarf B. eine geologische Karte von Morea in dem Maßstabe von $^1/_{600000}$, die von dem Kriegsministerium herausgegeben wurde. Damit verband sich eine gelehrte Abhandlung: „Geographische Nachforschungen über die Ruinen von Morea", die für die genauere Bestimmung mancher Ortslage von großer Bedeutung ist. Im Jahr 1838 erhielt B. den Auftrag, die neuen Eroberungen in der Provinz Konstantine trigonometrisch zu vermessen. Hier wandte er, wie in Griechenland, gleiche Aufmerksamkeit auf die Naturgeschichte, Geographie und Archäologie. Nach seiner Rückkehr begleitete B. den Herzog von Orleans auf der berühmten Fahrt nach den eisernen Thoren und ward 1840 zum Major im Generalstabe befördert. Im Jahr 1842 wurde er von Pontivy, seiner Vaterstadt, zum Abgeordneten in die Kammer gewählt, u. als Resultat seiner dadurch veranlaßten finanziellen Studien erschienen 1843 von ihm synoptische Tabellen über die Einkünfte, die Ausgaben, die Schulden und den Kredit Frankreichs, ein Werk, das überraschende Aufschlüsse u. Ansichten enthält. Er † den 4. December 1843. In seinem Nachlasse fand sich unter andern Arbeiten der 1. Theil eines großen Werkes über die römischen Straßen in Gallien.

Bobrik, Hermann, Geograph und Alterthumsforscher, den 21. November 1814 zu Königsberg in Preußen geboren, zeigte schon als Knabe große Vorliebe für geographische, geschichtliche und naturwissenschaftliche Lektüre und besuchte dann das von Herbart begründete und geleitete pädagogische Seminar, worauf er in seinem 13. Jahre das Friedrichskollegium und in seinem 18. Jahre (1832) die Universität seiner Vaterstadt bezog, um Geographie, Geschichte und Statistik zu studiren. Bald darauf betrat er mit einer Karte von Elis nebst Text, die als Vorläufer eines berichtigten Atlasses von ganz Altgriechenland gelten sollte, die schriftstellerische Laufbahn und erfreute sich der günstigsten Aufnahme seines Erstlingsversuchs. Nachdem er 1837 die Universität verlassen, ließ er seine „Geographie des Herodot, nebst einem Atlasse von 10 Karten" (Königsberg 1838) erscheinen, die seinen Ruf begründete. Im September 1839 habilitirte er sich bei der philosophischen Fakultät als Privatdocent für das Fach der Geographie und las seitdem, da sich für alte Geographie keine Zuhörer fanden, über physische Geographie, allgemeine Kunde von Amerika und über Palästina. Einem beabsichtigten Lesebuch der alten Geographie schickte er sein „Griechenland in altgeographischer Beziehung" (Leipz. 1842) voraus. In den Jahren 1836 — 38 übernahm er zugleich eine Hauslehrerstelle in Königsberg und 1843 ward er Mitredakteur der „Königsberger allgemeinen Zeitung", für die er zahlreiche Aufsätze lieferte. Lungenkrank ging er im Juli 1844 nach Ober-Salzbrunn, um die dortigen Mineralquellen zu gebrauchen, kehrte zwar scheinbar gebessert zurück, † aber am 18. Mai 1845.

Bobruisk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Minsk, an der Mündung der Bobruija in die Beresina, mit 5500 Einwohnern; ward 1810—1812 von den Russen stark befestigt und 1812 von den Franzosen vergeblich belagert.

Bocage (franz.), Gebüsch, Lustwäldchen; auch Name einer ehemaligen franz. Landschaft in der Unternormandie, jetzt ein Theil des Departements Calvados. Le B. heißt insbesondere auch der hügelige, mit viel Gebüsch und Bäumen besetzte Theil des Departements Vendée.

Bocas (Rio de Dos), Fluß in Brasilien, Provinz Para, entspringt im Gebirge in der Landschaft der Bacares, verbindet sich mit dem Tajipuru, trennt sich aber bald von ihm und mündet in den Tocantin, während jener dem Marañon zueilt. Beide umgeben die vor der Mündung des Marañon gelegene Insel Joanes.

Bocault, amerikanische Bai an der Küste von Patagonien, in Magelhaens Straße, bekannt durch den Aufenthalt Bougainville's.

Boccaccino, 1) **Boccaccio B.**, berühmter Maler zu Cremona, geboren um 1482, Schüler oder doch Nachahmer Perugino's und diesem Meister gleich, von Einigen selbst höher geschätzt, † um 1540. Seine Hauptwerke sind: die Ge-

burt der heiligen Jungfrau, Scenen aus Jesu Leben ꝛc., am Friese des Domes zu Cremona; eine Madonna, St. Vincenzo und St. Antonio, in der Kirche des erstgenannten Heiligen das., ꝛc.

2) **Camillo**, Sohn und Schüler des Vorigen, der größte und bedeutendste Maler unter den Cremonesern, geboren 1511, † 1546. Sein Styl ist eben so zierlich als kräftig, die Zeichnung scharf, das Kolorit in jeder Beziehung tadellos. Hauptwerke von ihm sind: die 4 Evangelisten in der Kuppel der Siegmundskirche zu Cremona; die Auferstehung des Lazarus und die Ehebrecherin vor Christus, zwei Seitenbilder. B.'s Sohn, ebenfalls Maler und Schüler G. Campi's, soll das Abendmahl im Refektorium des Klosters St. Siegmund zu Cremona gefertigt haben.

Boccaccio, Giovanni, italienischer Dichter, der berühmte Verfasser des Decamerone, war wahrscheinlich der natürliche Sohn eines in Florenz ansässigen Kaufmanns, dessen Familie von Certaldo, einem bei Florenz gelegenen Flecken, stammte, weshalb B. seinem Namen stets **da Certaldo** hinzufügte, und wurde 1315 in Paris, wohin seinen Vater Handelsgeschäfte gerufen hatten, von einer Pariserin geboren. Zum Kaufmann bestimmt, widmete er sich zuerst in Florenz, dann 8 Jahre lang in Paris und während weiterer 6 Jahre in Neapel diesem Berufe. Allein er selbst fand keinen Geschmack an dem Kaufmannsgeschäft, und da man in dem Jüngling das tüchtige Talent erkannte, ließ man ihn kanonisches Recht studiren. Nach dem Tode seines Vaters gab er aber auch dieses Studium auf und widmete sich, seiner Neigung folgend, ausschließlich der Beschäftigung mit der Poesie und den schönen Wissenschaften. Da sich aber Florenz, damals von Parteiungen zerrissen, nicht zu einem Asyl für einen Dichter und Forscher eignete, so durchreiste er Italien und hielt sich längere Zeit in Neapel auf, wo er in den Kreis der Gelehrten, welche König Robert um sich versammelt hatte, aufgenommen wurde; besonders trat er aber mit Petrarca in engere Verbindung. Sowohl die natürliche Tochter des Königs, die Prinzessin Maria, die er in seinen Gedichten unter dem Namen Fiammetta aufführt, als die junge Königin Johanna, die ihn auf einer Reise in Florenz kennen gelernt hatte, waren ihm Gönnerinnen und sie insbesondere waren es, welche in Verbindung mit Petrarca's literarischer Einwirkung B. zur Abfassung seines „Decamerone“ veranlaßten. Von Neapel ging er wieder nach Florenz, wo er ganz den Wissenschaften zu leben gedachte, von seinen Mitbürgern aber mit mehren Gesandtschaften beehrt wurde, besonders auch um Seitens der florentinischen Republik seinem Freunde Petrarca, der sich in Padua aufhielt, seine Zurückberufung und die Zurückgabe der ihm konfiscirten Güter anzukündigen. Den Leontius Pilatus ließ er aus Thessalonich zu sich kommen, um sich durch seinen Unterricht in der griechischen Sprache zu vervollkommnen, damit er den Homer vollständig lesen könne. Ueberhaupt wandte er sowohl für seine Studien und literarischen Bedürfnisse, als für die Genüsse des Lebens so viel auf, daß sein ohnehin nicht bedeutendes Vermögen bald verbraucht war u. er im Begriff stand, dem Rathe des Karthäusermönchs Petroni zu folgen, der ihm gerathen hatte, in ein Kloster zu gehen. Aber auf Zureden Petrarca's mäßigte er seinen Entschluß und zog sich auf sein Landgut in Certaldo zurück, um dort den Wissenschaften zu leben. Nur einige Male verließ er von jetzt an dies Asyl, um als Gesandter der Republik Florenz zu dienen; sonst beschäftigte er sich unausgesetzt mit historischen u. mythologischen Studien. Als aber Florenz einen eigenen Lehrstuhl für die Erklärung des Dante errichtete, erhielt B. denselben. In der Erfüllung seiner Berufspflichten strengte er sich so an, daß er in eine Krankheit verfiel, an welcher er den 21. December 1375 zu Certaldo †. Seine auf Dante bezüglichen Schriften sind: „Origine, vita e costumi di Dante Alighieri“ und „Commento sobra la commedia di Dante“, der aber nur bis zum 17. Gesang der „Hölle“ reichte. In lateinischer Sprache schrieb er außer verschiedenen mythologischen und historischen Abhandlungen 15 Bücher „De genealogia deorum“; De montibus, silvis, fontibus, lacubus, fluminibus etc.“ in alphabetischer Ordnung; „De casibus virorum et feminarum illustrium“; „De claris mulieribus“, Eklogen, Briefe ꝛc. Unter seinen italienischen Dichtungen ist die „Teseide“, in Ottaven, geschrieben, für deren Erfinder er gilt, der erste Versuch eines romantischen Epos, der erwähnten Prinzessin Maria gewidmet. Ein anderes größeres Gedicht „Amorosa visione“ besteht aus Terzinen, deren Anfangsbuchstaben zwei Sonette und eine Kanzone bilden, welche dieselbe Prinzessin Maria als des Dichters Gebieterin feiern. Eine noch sehr schwerfällig geschriebene Bearbeitung der altfranzösischen Erzählung von Floris und Blanchefleur ist der Roman „Filocopo ovvero amorosa fatica“. Die „Amorosa Fiammetta“, Liebesklage der verlassenen Fiammetta, übersetzte Sophie Brentano ins Deutsche, und aus dem „Nimfale d'Ameto“, der in Prosa und Versen geschrieben ist, hat Schlegel Einiges in seine „Blumensträuße“ aufgenommen. Die Liebesgeschichte des Troilus und der Cressida behandelt in Ottaven „Il Filostrato“ in 10 Büchern. Ein Gedicht ähnlichen Inhalts ist „Nimfale fiesolano“. Eine bittere Schmähschrift auf das weibliche Geschlecht ist „Il Corbaccio“ oder: „Labirinto d'amore“. Petrarca's Gedichte machten einen so niederschlagenden Eindruck auf B., daß er die meisten der seinigen verbrannt haben soll. Sein dichterischer Ruhm gründet sich vornehmlich auf seinen „Decamerone“, eine Sammlung von hundert, theils aus den „Contes et fabliaux“ entlehnten Novellen, theils wahren Stadtgeschichten, worin er Menschen aus allen Ständen und von allen Charakteren und die verschiedenartigsten Begebenheiten, heitere und tragische, in der gewandtesten Prosa, wie sie bis dahin in italienischer Sprache noch nicht geschrieben worden, vorführt. Dieses berühmte, oft übersetzte u. vielfach benutzte Buch erschien zuerst in Venedig 1471, von welcher Ausgabe nur 4 Exemplare vorhanden sind, von denen eins bei der Roxburgh-Auktion für 2260 Pfund abging. Außerdem ist noch die florentiner Ausgabe von 1527 geschätzt. Neuere Ausgaben sind: Lyon 1555; Amsterdam, Elzevir, 1665; London 1727; Paris 1757, 5 Bde.;

1768, 3 Bde.; von Poggiali, Livorno 1789—1790, 4 Bde. und die pisaner 1815, 4 Bde.; die kritische Ausgabe von Biagoli mit historisch-literarischem Kommentar (5 Bde., Paris 1823) und die von Ugo Foscolo mit geschichtlicher Einleitung, London 1825; die beste deutsche Uebersetzung ist von Witte (3 Bde., 2. Auflage Leipzig 1843). Eine Uebersicht der Ausgaben enthält Dibdins „Biographical Decameron". Die „Opere complete" gab Moutier heraus (Florenz 1827—33, 17 Bde.), eine Auswahl in deutscher Uebersetzung Schaum (Quedlinburg 1836, 6 Bde.). Ueber B.'s Leben schrieben Manetti (herausgegeben von Mehus), Manni in der „Storia del Decamerone" (Florenz 1742), Mazzuchelli und Tiraboschi und Graf Badelli (Florenz 1806); neue Aufschlüsse gibt das Memorandumbuch B.'s, welches Ciampi in Florenz aufgefunden u. als „Monumenti d'un manoscritto autografo di Giovanni B." (Florenz 1827) herausgegeben hat.

Boccage, 1) **Marie Anne Fiquet du**, geborene **de Page**, französische Dichterin, ward am 22. Oktober 1710 zu Rouen geboren u. im Kloster l'Assomption zu Paris erzogen. Schon damals entwickelte sich ihr Talent zur Dichtkunst, aber sie verbarg es selbst dann noch sorgfältig, als sie sich mit Pierre Jos. Fiquet du B., der sich ebenfalls als geschmackvoller Schriftsteller u. insbesondere als Uebersetzer englischer Stücke einen Namen gemacht hat, vermählt hatte. Erst 1746 trat sie mit einem kleinen Gedichte öffentlich hervor, womit sie einen vom Herzog von Luxembourg gestifteten Preis gewann. In Gesellschaft ihres Mannes machte sie Reisen durch England, Holland und Italien und wurde überall mit der glänzendsten Auszeichnung empfangen. Zu Paris versammelten sich seit 1730 die berühmtesten Männer und Frauen Frankreichs in ihrem Hause; ihre Koncerte und Soupers wurden von den ausgezeichnetsten Personen, fremden Fürsten und Gesandten besucht; selbst Fontenelle, Voltaire, Montesquieu, Condillac 2c. stimmten in das allgemeine Lob ihrer Bewunderer ein, deren Wahlspruch war: „Forma Venus, arte Minerva". Sie war Mitglied der Akademien zu Rouen, Lyon, Bologna, Padua u. der Arkadier zu Rom u. † in hohem Alter den 8. August 1802. Das bedeutendste ihrer Werke ist: „La Colombiade ou la foi portée au nouveau monde" (1756, dem Papst Benedikt XIV. gewidmet (deutsch, Glogau 1763). Außerdem schrieb sie „Paradis terrestre" (1748), Nachahmung Miltons: ein Trauerspiel „Les Amazones" (1749); „Voyage en Angleterre, Hollande et Italie" (deutsch Dresden 1776). Ihre poetischen Werke erschienen Lyon 1762, 3 Bde., u. ö.; ihre „Oeuvres politiques" Paris 1788, 2 Bde. Auch lieferte sie eine freie Bearbeitung von Geßners „Tod Abels" u. Uebersetzungen von mehren englischen u. italienischen Werken.

2) **Manoel Maria Barbosa du B.**, berühmter portugiesischer Dichter, aus derselben Familie mit der Vorigen, geboren 1771 zu Setuval, trat in den Marinedienst, wurde von dem Minister der Marine, dem Grafen von Saint-Vincent, den er durch eine spitzige Antwort beleidigt hatte, nach Goa verwiesen, machte hier die Bekanntschaft eines reichen Kaufmannes, Joachim Pereira von Almeida, der ihm sein Haus und seine Börse zur Verfügung stellte, und widmete sich von nun an ganz dem Dienste der Musen. Mit einer glühenden Phantasie und mit einer unglaublichen Leichtigkeit zu reimen begabt, bestimmte er sich ausschließlich der Improvisation und sah sich bald von zahlreichen Zuhörern umgeben, die nicht ermüdeten, den unerschöpflichen Strom seiner Gedanken, Bilder und eben so glücklich gewählten als mannigfaltigen Ausdrücke zu bewundern. Er improvisirte oft 5—6 Stunden in Einem fort; dabei besaß er ein so glückliches Gedächtniß, daß er nach Belieben ein ganzes Gedicht, das er eben improvisirte, auf der Stelle und wörtlich wiederholen konnte. Er verstand und sprach vollkommen gut Lateinisch, Französisch, Italienisch und Spanisch, und da er Alles behielt, was er las, so setzte er oft die gelehrtesten Philologen in Erstaunen. Corneille, Racine, Voltaire, Crébillon, Molière wußte er auswendig, desgleichen Tasso, Ariosto, Virgil, Ovid, Horaz, Tibull, und auch die minder hervorstechenden Autoren waren ihm bekannt. Um 1797 schrieb er eine philosophische Epistel à la Voltaire, in welcher er die Unsterblichkeit der Seele leugnete. Er wurde deshalb auf Befehl der Inquisition verhaftet, durch den Einfluß des Ministers des Inneren, des Herzogs von Lafões und des Marquis von Pombal jedoch wieder freigelassen. Seine Gedichte erschienen von 1798—1805 in 5 Bdn.; sie bestehen in Sonetten, Episteln, Idyllen, Elegien, Oden, Satyren, Kantaten, Epigrammen und dergl. Er † 1805.

Boccale (vom lateinischen Poculum), Flüssigkeitsmaß zu Wein, Branntwein, auch zu Oel, besonders in Ober- und Mittelitalien sehr gewöhnlich; zu Ancona (48 B. = 1 Soma) 1 B. = $1\frac{1}{5}$ berliner Quart; zu Bologna (60 = 1 Corba) = $1\frac{1}{15}$ berl. Q.; zu Florenz (40 = 1 Barilo) = 0,9 berl. Q.; zu Mailand (96 = 1 Brenta) = $\frac{4}{5}$ berl. Q.; zu Rom (32 = 1 Barilo) = $1\frac{1}{4}$ berl. Q.; zu Triest (36 = 1 Orne) = 1,6 berl. Q.; zu Turin (72 = 1 Brenta) = $\frac{2}{3}$ berl. Q.; auf Cephalonia (72 = 1 Barril) = $\frac{4}{5}$ berl. Q.; auf Theaki (64 = 1 Barril) = 0,6 berl. Q.; im schweizer Kanton Tessin (66 = 1 Brenta) = $\frac{2}{3}$ berl. Quart.

Bocca-Tigris (chinesisch **Humen**, nach der kantoner Mundart **Fumen**, d. h. Tigerpforte), Name eines Theils des Mündungsgebiets des Tschukiang oder Perlenflusses, der unterhalb Kanton den Namen Tiger erhält, voll kahler und hoher Felseneilande, welche der Schifffahrt hinderlich sind. Die Tigermündung selbst wird durch zahlreiche Befestigungsanlagen, welche auf jenen Eilanden erbaut sind, namentlich durch die auf der Insel Hongkong, in deren Besitz seit 1841 die Engländer sind, beherrscht.

Boccherini, **Luigi**, Komponist, war geboren 1730 zu Lucca, erhielt hier den ersten Unterricht in der Musik von seinem Vater und dem Abt Vanucci und kam dann zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom. Später begab er sich mit seinem Landsmanne Filippino Manfredi nach Madrid, wo er, vom König mit Ehren überhäuft, bei der Akademie und als Kammervirtuos angestellt wurde. Friedrich Wilhelm II. von

Preußen setzte ihm einen lebenslänglichen Jahrgehalt aus, mit der Verpflichtung, daß er ihm alle Jahre einige Quartette und Quintette nach Berlin senden mußte. Was Reichthum, Tiefe und Humor anlangt, steht nur Haydn über B., und dieser wußte Haydns Ueberlegenheit so zu achten, daß er dem deutschen Meister von Madrid aus seine volle Verehrung brieflich zu erkennen gab. B. † zu Madrid 1805. Seine Werke bestehen in Quartetten, Quintetten, Trio's, Duo's für Streichinstrumente, nebst mehren Sextetten, Klaviersonaten, Solo's, Koncerten &c., welche meistens in Paris im Stich erschienen sind. Für die Kirche schrieb er das einzige „Stabat mater".

Bocchetta, berühmter sardinischer Paß über die Apenninen, zwischen Novi und Genua, 779 Metres hoch, mit gepflastertem, sonst nur für Maulthiere gangbarem Hohlwege und 3 ihn deckenden Redouten vor Genua, ist Schlüssel dieser Stadt bei einem Angriffe von Nordost her und war daher oft Gegenstand des Kampfes, sowohl in dem österreichischen Erbfolgekrieg 1746 u. 1747, als auch in den Revolutionskriegen, ist aber jetzt von geringerer Wichtigkeit und nur wegen der prachtvollen Aussicht von seiner Höhe noch berühmt und besucht.

Bocchus, 1) König von Mauretanien, Schwiegervater des Jugurtha, Verbündeter desselben im Kriege gegen die Römer 108 v. Chr., ließ sich durch Sulla nach einer Niederlage bei Cirta gewinnen, zur verrätherischen Auslieferung des Jugurtha bestimmen und wurde dafür zum Bundesgenossen des römischen Volkes erklärt.

2) Sohn des Vorigen, Bruder und Mitregent des Bogudes in Mauretanien, die 49 v. Chr. als Feinde der pompejanischen Partei von J. Cäsar zu Königen erklärt oder als solche bestätigt wurden. Im afrikanischen Kriege Cäsars (46 v. Chr.) nöthigte B. den König Juba von Numidien durch die Einnahme von dessen Hauptstadt Cirta, sich von Scipio zu trennen, und erhielt dafür einen Theil des dem Masinissa, Juba's Bundesgenossen, gehörigen Landes, welchen jedoch Arabion, Masinissa's Sohn, nach Cäsars Tode ihm wieder abnahm. In den Kämpfen zwischen Antonius u. Octavianus Anhänger des Letztern, entthronte er seinen Bruder, der es mit Antonius hielt. B.' Reich wurde nach seinem Tode um 33 v. Chr. zur römischen Provinz gemacht, später aber von Augustus dem jüngern Juba zugetheilt.

Bochart, Samuel, reformirter Prediger zu Caen, geboren 1599 zu Rouen, studirte zu Sedan und Saumur Philosophie und Theologie, zu Leyden die arabische Sprache, folgte, schon Prediger zu Caen, einer Einladung der Königin Christine nach Stockholm, kehrte aber nach Caen zurück u. † den 16. Mai 1667. B. hat sich besonders um die Erklärung der biblischen Antiquitäten bleibende Verdienste erworben, namentlich hat er für die Erforschung der biblischen Natur- und Thierkunde Bahn gebrochen. Seine „Geographia sacra" (Caen 1646, Frankfurt 1694) und das „Hierozoicon" (London 1663, Frankfurt 1675, von Rosenmüller herausgegeben und berichtigt, Leipzig 1793—1796; Auszug davon von Schoder, Tübingen 1784—1786) sind noch jetzt brauchbar. Seine gesammelten Werke erschienen Leyden 1712, 3 Bde.

Bochnia, Kreishauptstadt in Galizien, an der Uswica, welche in die Weichsel mündet, 5 Meilen von Krakau, ist Sitz eines Kreisamts, der Salinenadministration und anderer Behörden, hat ein Gymnasium, eine Hauptschule, ein Krankenhaus und 6300 Einwohner. Unter der Stadt ist ein merkwürdiges Steinsalzbergwerk, in das man unweit der Kirche auf dem Hauptplatze der Stadt einfährt. Die Tiefe des 1000 Lachter langen und 70 breiten Salzflötzes ist noch unerforscht. Der Salzgewinn beläuft sich jährlich auf 250,000 Centner und beschäftigt über 500 Arbeiter. In der Tiefe von 228 Fuß ist das erste Lager oder Stockwerk (der Schusterberg genannt, zum Andenken an einen Schuster, der das Salzflötz vor ungefähr 600 Jahren bei der Grabung eines Brunnens entdeckte), 360 Fuß (700 Stufen) tiefer das 2. Stockwerk, das eine vollständige Kirche enthält, worin Altäre, Säulengänge, Statuen &c. aus Salz gebildet sind und jährlich einmal ein Hochamt gehalten wird, noch 288 Fuß tiefer das 3. u. wieder 120 Fuß tiefer das 4. u. kleinste Stockwerk. Das Salzlager von B. hängt wahrscheinlich mit dem von Wieliczka (s. d.) zusammen.

Bocholt (Salm-B.), Standesherrschaft des Fürsten von Salm-Salm in den preußischen Kreisen Borken und Aahaus, Regierungsbezirk Münster, Provinz Westphalen, mit den Städten: Bocholt, Borken, Stadt-Lohn, Vreden, 23 □Meilen groß, mit 68,000 Einwohnern. Früher bildete ein Theil der Standesherrschaft B. das münstersche Amt Bocholt. Die gleichnamige Stadt daselbst, an der Aa, hat ein fürstliches Schloß, ein großes Rathhaus, 3 Kirchen (worunter die schöne Pfarrkirche), eine Synagoge, ein Waisenhaus, ein trefflich eingerichtetes und mit einem Leihhause verbundenes Armenhaus, ein Land- und Stadtgericht u. 4700 Einwohner, welche Ackerbau, starke Kattun-, Seiden-, Baumseiden-, Baumwollen-, Tuch- und Strumpfweberei treiben. Hier soll Karl der Große 779 einen Sieg über die Sachsen erfochten haben. Der Ort erhielt 1201 durch den Bischof Hermann von Münster Stadtrechte; die bedeutende Baumseidenfabrikation wurde zu Ende des 17. Jahrh. eingeführt. Im Jahr 1802 kamen Stadt und Amt B. als Entschädigung für verlorene Besitzungen auf der linken Rheinseite an Salm-Salm.

Bochum, Kreisstadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, hat eine katholische, eine lutherische, eine reformirte Kirche und eine Kapelle, eine höhere Bürgerschule und 3200 Einwohner, welche Ackerbau, Tuch- und Kasimirmanufakturen und Fabrikation von Eisenwaaren, besonders Kaffeemühlen (jährlich an 27,000), betreiben.

Bock, das Männchen der Ziege, des Schafes, Rehes, des Stein- und Damwildes, auch des Kaninchens.

Bock (polnischer B., in den B. spannen), sonst Strafe, wobei die Hände zusammengebunden, über die Kniee gezogen und ein Stock über den Armen und unter den Kniekehlen so durchgesteckt wurde, daß die Hände nicht wieder über die Kniee zurückgezogen werden konnten. Spanischer B., s. Tortur. Einem den B. treten (stehen), sich auf die Hände legen, damit ein An-

derer beim Aufsteigen auf das Pferd auf den Rücken treten könne; galt sonst für letzteren als die größte Beschimpfung.

Bock (**Bockbier**), starkes bayerisches Bier, das ursprünglich zu München, jetzt aber auch an anderen Orten gebraut wird.

Bock, 1) Karl August, berühmter Anatom, geboren den 25. März 1782 zu Magdeburg von unbemittelten Aeltern, kam, von seinem Stiefvater, einem Chirurgen, in der Chirurgie unterwiesen, nach Leipzig in Kondition und entwickelte dort am anatomischen Theater solche Talente für die Anatomie, daß ihn Professor Rosenmüller zum Assistenten annahm. Er fing nun an, auch Medicin zu studiren, ward 1814 Prosektor und † als solcher den 30. Januar 1833, nachdem er einen vortheilhaften Ruf nach Königsberg ausgeschlagen hatte. Seinen schriftstellerischen Ruf begründete er durch die „Beschreibung des fünften Nervenpaares und seiner Verbindung mit anderen Nerven, vorzüglich mit dem Gangliensysteme" (Meißen 1817) und „Nachtrag" (das. 1821). Von seinen zahlreichen anderen Schriften sind hervorzuheben: „Tabellarische Uebersicht der gesammten Anatomie" (Leipzig 1817); „Handbuch der praktischen Anatomie des menschlichen Körpers" (2 Bde., Meißen 1819—1822); „Darstellung der Venen des menschlichen Körpers" (Leipzig 1823); „Der menschliche Körper nach seinem äußern Umfange" (das. 1823); „Darstellung des Gehirns, des Rückenmarks und der Sinneswerkzeuge" (das. 1824); „Darstellung der Organe der Respiration, des Kreislaufs, der Verdauung, des Harns und der Fortpflanzung" (das. 1825); „Darstellung der weiblichen Geburtsorgane" (das. 1825); „Die Rückenmarksnerven nach ihrem ganzen Verlaufe u. ihren Vertheilungen" (das. 1827; lateinisch von Hänel, das. 1828); „Darstellung der Saugadern" (das. 1828); „Der Prosektor" (das. 1829); „Chirurgisch-anatomische Tafeln" (das. 1830 bis 1833, 3 Liefer., von seinem Sohne vollendet).

2) Karl Ernst, Sohn des Vorigen, ebenfalls berühmter Anatom, am 21. Februar 1809 in Leipzig geboren, besuchte die Universität seiner Vaterstadt, ward 1831 Doktor der Medicin, ging gleich nach dem Ausbruch der polnischen Revolution nach Warschau, ward nach seiner baldigen Rückkehr akademischer Docent an der Universität Leipzig und 1839 außerordentlicher Professor. Einen ausgebreiteten Ruf erwarb er sich durch sein „Handbuch der Anatomie des Menschen mit Berücksichtigung der Physiologie und chirurgischen Anatomie" (2 Bde., Leipzig 1838, 4. Aufl. 1849) und sein „Anatomisches Taschenbuch" (das. 1839, 4. Aufl. 1851). Auch gab er einen „Handatlas der Anatomie des Menschen, nebst einem tabellarischen Handbuche der Anatomie" (Leipz. 1840 bis 1841, 3. Aufl. 1850) und „Gerichtliche Sektionen" (das. 1843) heraus. Sein „Lehrbuch der pathologischen Anatomie und Diagnostik" (Leipzig 1848; 3. Aufl. 1851) macht die Resultate der Forschungen der wiener Schule Aerzten und Studirenden auf faßliche Weise zugänglich. Seit 1837 leitet er die pathologischen Leichenöffnungen am leipziger Krankenhaus und die für diesen Zweig angeordneten Prüfungen.

Bockau, Flecken im sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, in engem Felsgrunde an der Mulde, hat 1700 Einwohner, chemische Fabriken, Vitriolbrennereien u. treibt bedeutenden Handel mit Spezereien, Thee, Spiritus, Essenzen, Pulver, Scheidewasser, Salpetergeist rc., welche von den Laboranten verfertigt werden. Man gräbt in der Umgegend auf Silber, Kobalt und Schmirgel.

Bockenheim, Stadt (bis 1819 Dorf) in der kurhessischen Provinz Hanau, nahe bei Frankfurt a. M., in der schönen, gesegneten Ebene zwischen dem Main und der Nidda. Der freundliche Ort zieht sich langgestreckt von Nordwesten nach Südosten, bis dicht an die Grenze des frankfurter Gebietes, von welcher an eine schöne, mit Landhäusern besetzte Straße bis Frankfurt führt. Die Stadt ist Sitz eines Justizamts und einer Postverwaltung, hat ein Hospital, ein Krankenhaus und 3300 Einwohner, welche ansehnliche Industrie und Landwirthschaft betreiben. In der Nähe sind ansehnliche Basaltsteinbrüche.

Bockkäfer (Longicornia), eine zahlreiche Familie der Käfer, zu welcher meist große u. schöne Käfer mit länglichem, an der Rückenseite meist flachem, an der Bauchseite dagegen stark gewölbtem Körper gehören. Sie sind außerdem kenntlich an dem vorgestreckten, freien Kopf, der meist schmäler als das kleine, viereckige, oft mit Spitzen u. Zacken ausgerüstete Halsschild ist. Die Augen sind länglich mit nierenförmigem Ausschnitt, in den meist das Fühlhorn eingelenkt ist. Die Fühler sind fadenförmig, meist wenigstens eben so lang als der Körper, oft noch bedeutend länger, selten kürzer. Die Zunge ist häufig ausgeschnitten, zweispaltig, die Unterkinnlade einfach, spitzig. Die Beine sind lang, deutlich viergliederig; das Klauenglied ist an der Wurzel mit einem kleinen Knöpfchen versehen, so daß es eigentlich 5 Glieder sind, von denen das vorletzte Tarsalglied stets, das zweite häufig herzförmig ausgeschnitten und schwammig ist. Die hierher gehörigen Käfer leben vornehmlich am Holze und in Wäldern. Die Larven, welche öfters von ansehnlicher Größe sind, haben einen flachen rundlichen Kopf ohne Augen, und entweder gar keine, oder nur sehr kleine, kaum Gelenke zeigende Füße. Ihre Kiefer sind kurz, aber stark und schneidend, so daß sie mittelst derselben sich ins Holz bohren können. Viele Käfer dieser Familie geben durch Reiben des Halsschildes an den Flügeldecken einen knarrenden Ton von sich. Wegen der großen Anzahl der Gattungen hat man sie in mehre Unterabtheilungen geschieden. Die der Prioniden (Prionida) zeigt in einer tiefen Augenbucht stehende, verhältnißmäßig kurze Fühler, einen bis an die Augen im Halsschilde steckenden Kopf, einen platten Körper, einen scharf gerandeten Halsschild, eine nicht gespaltene Zunge und meist ungemein große und starke Kinnladen. Zu ihr gehören meist sehr große Käfer; eine ausländische Art (Macrodontia cervicornis) erreicht fast die Länge einer Hand. Die Abtheilung der Cerambyciden oder eigentlichen B. (Holzböcke, Cerambycida) hat sehr lange Fühler, einen gewölbten Körper, einen Halsschild ohne scharfen Rand, kleinere Kinnladen, ein vorspringendes, aber kleines Untergesicht und einen schräg nach vorn gerichteten Mund. Hierher gehört der 1½ Zoll

lange Spießbock oder Eichenbockkäfer (Cerambyx heros *Fabr.*), dessen Larve in Eichen- und Rüsterstämmen lebt und vielleicht der Cossus der Alten ist, der als Leckerbissen auf die Tafel gebracht wurde. Von den Cerambyciden unterscheiden sich die Lamiden (Lamida) nur durch den senkrecht gestellten Kopf mit großem Untergesicht, während die Necydaliden (Necydalida) durch die ungenügenden, entweder ganz kurzen oder zu schmalen Flügeldecken charakterisirt werden.

Bocklet (Bockelt), Kirchdorf im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken u. Aschaffenburg, Landgericht Kissingen, an der fränkischen Saale, über die eine Brücke führt, 2 Stunden von Kissingen; hat eine Kirche, eine Kapelle u. 400 Einwohner. Es ist berühmt durch seine eisenhaltige Mineralquelle, die 1727 entdeckt, 1766 eingefaßt und 1782 mit einem großen Kurgebäude versehen wurde und wegen ihrer erprobten Heilkräfte zu den berühmtesten Heilquellen Deutschlands zählt. Sie gehört durch ihren großen Reichthum an kohlensaurem Gase, Kochsalz, Glaubersalz, Bittersalz und anderen Salzen unter die heilkräftigsten erdig-salinischen Eisenquellen. Eine heilsame Anwendung findet dieses Stahlwasser vorzüglich in Krankheiten der Verdauungswerkzeuge, deren Grundcharakter Schwäche ist, daher bei Magenschwäche u. dadurch bedingtem Mangel an Appetit, Verdauungsbeschwerden, Blähungssucht, Sodbrennen; bei Schwäche des Darmkanals, Neigung zu habituellen Durchfällen, zu Trägheit des Stuhls und zu Verstopfung; bei krankhaften Zuständen des Blut- und Lymphsystems in Folge geschwächter Reproduktion, daher bei mangelhafter Blutbereitung, bei beginnenden Hämorrhoiden und Stockungen im Pfortadersystem, bei der Bleichsucht, bei Anlage zu Skropheln; bei verschiedenen Unregelmäßigkeiten der Menstruation, weißem Fluß, Neigung zu Fehlgeburten und Blutflüssen, Unfruchtbarkeit; bei chronischen Krankheiten der Harnwerkzeuge, die durch Schwäche derselben bedingt sind, wie Blennorrhöe, Blasenhämorrhoiden, Blasenkrampf, Harnverhaltung; bei Schwäche der Respirationsorgane, ihrer Schleimhäute u. daraus entstandenem Schleimhusten und asthmatischen Zufällen; bei jenen Nervenleiden, die sich durch ein Gesunkenseyn des normalen Nervenlebens kundgeben; bei den verschiedenen Formen der Hysterie, bei Anlage zu Krämpfen und Konvulsionen, bei Lähmungen u. Rückenmarksdarre. Neben dieser Stahlquelle hat B. noch eine eisenhaltig-salinische Schwefelquelle, die jedoch nur zur Trinkkur benutzt wird, aber in vielen Krankheiten von großer Wirksamkeit ist. Neben den Bädern von Stahlwasser allein sind auch Vorrichtungen zu Eisenschlamm-, Mutterlaugen- und Gasbädern, sowie zu Douche-, Tropf- und Regenbädern vorhanden.

Bockold (Bockolt), s. Johann von Leyden.

Bocksberger (Bocksperger), Hans oder Hieronymus, trefflicher Maler und Formschneider, geboren 1540 zu Salzburg, arbeitete daselbst, sowie in München, Augsburg, Ingolstadt, Passau, Regensburg und Landshut und malte besonders viele Fresken, die jedoch im Laufe der Zeit ganz oder theilweise zu Grunde gegangen sind. Leidlich erhalten sind noch die Wandgemälde im Rittersaale des herzoglichen Schlosses Trausnitz bei Landshut, 1579 gemalt. Oelgemälde von ihm findet man in den königlich bayerischen Gallerien. Zu seinen besten Holzschnitten gehören 122 in einer bei Siegmund Feyerabend zu Frankfurt (1569) gedruckten Bibel. Auch verfertigte B. die Zeichnungen zu dem 1569, 1592 und 1617 daselbst erschienenen Thierbuche.

Bocksbeutel, kurze, bauchige, breitgedrückte Weinflasche, auf welche alter Wein (meist Steinwein) abgezogen wird.

Bocksbeutelei, Anhänglichkeit an alte unzweckmäßige Gebräuche und Gewohnheiten; der Ausdruck soll von den Bocksbüdeln (Buchbeuteln) herrühren, in welchen ehemals in Niedersachsen, besonders in Hamburg, die Statuten auf das Rathhaus getragen wurden.

Bockshornsamen, der Same von Trigonella foenum graecum, enthält viel Schleim und dient daher, wie der Leinsamen, zu schleimigen Absuden; sein widerlicher Geruch hat ihn aus den Apotheken verbannt, aber in der Thierarzneikunde wird er bei Drusen als ein wirksames und zugleich wohlfeiles Mittel gebraucht.

Bocskay (Botschkay), Stephan, Haupt der ungarischen Insurrektion von 1604—1606, war 1555 geboren und mütterlicher Oheim des Fürsten Siegmund Bathory von Siebenbürgen, dem er 1592 als Befehlshaber von Großwardein nicht unwichtige Dienste leistete. Nach Bathory's Abdankung stürzte er dessen Nebenbuhler Josika und erklärte sich für den wiedergekommenen Fürsten, zog sich aber nach dessen Tode auf sein festes Schloß Solyomkö zwischen Großwardein und Ersed zurück und ward der Mittelpunkt und die Hauptstütze des protestantischen Adels in Oberungarn gegen die wachsende Macht der Jesuiten. Als Feind der Letzteren vom Grafen Belgiojoso beunruhigt, suchte er vergeblich Schutz bei Kaiser Rudolf II., ward von Belgiojoso in Folge seines aufgefangenen Briefwechsels mit Gabriel Bethlen in seinem Schlosse Szentjob bedroht, gewann aber die Haiducken für sich, mit denen vereint er dem kaiserlichen Feldherrn den Rückweg nach Szathmar abschnitt. Mehre Städte erklärten sich für ihn, und mit dem türkischen Großwessir Mehemet schloß er ein Bündniß gegen den Kaiser. Die Härte des kaiserlichen Generals Basta vermehrte die Zahl seiner Anhänger; obwohl von Basta geschlagen, wetzte er diese Scharte bald durch Siege aus, machte reißende Fortschritte in Ungarn und ward zu Szerencse den 27. April 1605 von den siebenbürgischen Ständen zum Fürsten gewählt, wie ihn die ungarischen Deputirten auch als Fürsten eines Theils von Ungarn anerkannten. Fast ganz Ungarn fiel in seine Gewalt; Mehemet bot ihm die ungarische Krone als türkisches Lehen an, B. aber erklärte, er habe bisher nicht um das Königthum, sondern um Freiheit und Glauben gestritten und schloß mit Kaiser Matthias den berühmten wiener Frieden vom 9. Februar 1606, worin den Protestanten Religionsfreiheit zugesichert ward und B. als Fürst Oberungarn bis an die Theiß, wie es Siegmund Bathory besessen, erhielt. Er † aber schon in demselben Jahre den 29. December, wahrscheinlich an Gift, zu

Kaschau. Sein Kanzler, Michael Katay, des Mords verdächtig, wurde von der Leibgarde des Verstorbenen niedergehauen. In seinem Testament bestimmte er Valentin Hommonay zum Nachfolger, dem aber der alte Siegmund Rakoczy vorgezogen ward.

Bodden, mehre Strandseen und Meerbusen in der preußischen Provinz Pommern. Im Regierungsbezirk Stralsund liegen: der rügianische B., zwischen dem südöstlichen Theile der Insel Rügen und dem Kreise Greifswalde, südlich auch der greifswalder B. genannt, 8 □Meilen groß, an vielen Stellen jedoch nur 12 Fuß tief, namentlich im neuen Tief beim Eingange in die Ostsee, und daher nur für Schiffe von 80 Lasten befahrbar, nimmt die Ziese und den Ryckgraben im greifswalder Kreise auf; der große und kleine jasmunder B., zwischen der Halbinsel Jasmund und dem Hauptlande der Insel Rügen, ist mit den Binnengewässern zwischen Wittow und Rügen 1,9411 □Meilen groß; der kubitzer B., zwischen Rügen, der Insel Ummanz und dem nordöstlichen Theile des Kreises Franzburg (Stralsund); der saaler, bodstedter und barther B. im Kreis Franzburg, alle 3 unter einander, sowie mit der Grabow zusammenhängend, mit dieser die Halbinsel Dars und das Land Zingst vom übrigen Theile des Kreises trennend und 2,8400 □Meilen groß, mit zwei Ausflüssen nach der Ostsee u. den Hauptzuflüssen Recknitz und Barthke. Der kamminsche B. im Regierungsbezirke Stettin wird gebildet von der Dievenow, hängt nördlich mit dem fritzowschen See zusammen, zwischen Kammin und der Insel Wollin, und nimmt die Karpine auf.

Boddien, von, Mitglied der ersten deutschen Nationalversammlung, war preußischer Major und 1847 bei Gelegenheit der Hungerpest in Oberschlesien mit Vertheilung der Unterstützung und Aufrechthaltung der Ordnung daselbst beauftragt. Vom Wahlbezirk Pleß in die Nationalversammlung gewählt, saß er daselbst auf der Rechten und war Berichterstatter des Ausschusses für Militärangelegenheiten. Er ist auch als Zeichner der sehr witzigen Karrikaturen über die äußerste Linke bekannt und erhielt deshalb von seinen Gegnern den Namen „Reichspinsel".

Bode (Bude), 1) Nebenfluß der Saale auf der linken Seite, entsteht bei Königshof aus der kalten und warmen B., die im Brockengebirge, im hannöverschen Fürstenthum Grubenhagen jene oberhalb des preußischen Dorfes Schierke, diese oberhalb des braunschweigischen Marktfleckens Braunlage, entspringen. Sie durchströmt hierauf an der Baumanns- und Bielshöhle bei Rübeland vorbei, viele Hüttenwerke, Mühlen ꝛc. treibend, den braunschweigischen Distrikt Blankenburg, nimmt bei Wendefurt die von Benneckenstein her kommende Rappbode, bei Treseburg die Luppbode auf, verläßt oberhalb des preußischen Dorfes Thale das Harzgebirge, fließt von da im preußischen Regierungsbezirk Magdeburg bei Quedlinburg, Dittfurth, Gröningen, Oschersleben und Staßfurth vorbei und mündet bei Nienburg in Anhalt-Köthen nach einem Laufe von 18 Meilen 100 Fuß breit. Ihr Thal ist bis zum Austritte aus dem Gebirge rauh, oft nur eine tiefe, wilde Schlucht zwischen gewaltigen und wunderbar gestalteten Felsenmassen (Roßtrappe). Von da ab, in der großen Ebene an der Nordseite des Harzes, verlieren Lauf und Ufer des Flusses bald den Gebirgscharakter. Von den Zuflüssen der B. sind noch zu nennen: die Selke, der Goldbach und die Holzemme, alle drei vom Harze herabkommend, dann der Bruchgraben u. die Sohre. — 2) Fluß in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, entspringt im Kreise Worbis oberhalb Großbodungen, geht an Bleicherode im Kreise Nordhausen vorbei und vereinigt sich bald darauf mit der Wipper.

Bode, 1) Johann Joachim Christoph, bekannter Uebersetzer, geboren 1730 zu Barum im braunschweigischen Amte Lichtenberg, als Sohn eines armen Ziegelstreichers in Schöppenstädt, kam, wegen seines schwächlichen Körperbaues zum Gewerbe seines Vaters untauglich, als Schäferjunge zu seinem Großvater in Barum; allein auch das einfache Geschäft des Schafhütens konnte der „dumme Christoph", wie man ihn deshalb nannte, nicht begreifen, und er wurde anfangs ausgelacht, wenn er den Wunsch äußerte, nach Braunschweig zu gehen, um dort die Musik zu lernen. Endlich gab man den Bitten des Knaben nach und brachte ihn 1745 nach Braunschweig zu dem dortigen Stadtmusikus Kroll in die Lehre. Trotz der niedrigsten Arbeiten, zu welchen ihn sein Lehrherr und dessen Frau gebrauchten, entwickelte sich bald das musikalische Genie des Knaben, er lernte in kurzer Zeit, auch ohne eine sorgfältigere und gründlichere Anweisung, mehre Instrumente fertig spielen u. wurde 1752 Hautboist in Braunschweig. Um sich auf seinem Lieblingsinstrumente, dem Fagott, noch mehr zu vervollkommnen und die Komposition zu studiren, nahm er auf ein Jahr Urlaub und begab sich zu dem damals berühmten Kammermusikus Stolz in Helmstädt, wo er auch sprachlichen und ästhetischen Studien oblag. Nachdem er in Braunschweig seinen Abschied genommen, trat er zu Celle als Hautboist in hannöverische Dienste. Er komponirte hier mehre Koncerte und Solostücke für das Fagott und gab zwei Sammlungen Liederkompositionen heraus. Da ihm aber der Tod seiner Frau und seines Kindes den Aufenthalt in Celle verleidete, ging er 1757 nach Hamburg, wo er als Sprach- und Musiklehrer in die besten Häuser Eingang fand. Auch legte er sich hier auf Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen, arbeitete für das kochische Theater und leitete 1762—1763 die Redaktion des „Hamburgischen Korrespondenten". Dabei nahm er an den öffentlichen Musiken den thätigsten Antheil, dirigirte die regelmäßigen Winterkoncerte, übersetzte mehre Oratorien des Metastasio und einige komische Opern des Piccini und Guglielmi und vollendete die von Lessing angefangene Uebersetzung von Noverre's Briefen über die Tanzkunst. Durch eine zweite Heirath mit einer jungen, schönen und reichen Schülerin kam er in den Besitz eines bedeutenden Vermögens; da dieselbe aber nach wenigen Jahren starb, so verehelichte er sich zum dritten Male mit einer Buchhändlerstochter und legte eine Buchdruckerei

u. in Verbindung mit Lessing eine Buchhandlung an, welche Werke zum Vortheil ihrer Verfasser verlegen sollte. Des letztern „Dramaturgie" war das erste Werk, was B. druckte. Da aber er so wenig als Lessing das kaufmännische Geschäft verstand, so scheiterte das Unternehmen. B. folgte daher 1778 der Gräfin von Bernstorff, der Wittwe des berühmten dänischen Ministers, in der Eigenschaft eines Geschäftsführers, nach Weimar, wurde vom Herzog von Sachsen-Meiningen zum Hofrath, vom Herzog von Gotha zum Legationsrath und vom Landgrafen von Hessen-Darmstadt sogar zum Geheimrath ernannt. In Weimar beschäftigte er sich fortwährend mit literarischen und ästhetischen Arbeiten, und † daselbst am 13. December 1793. Als eifriges Mitglied des Freimaurerordens nahm er an mehren Konventen Theil, suchte die Maçonnerie zu heben und zu vergeistigen und widmete sich auch geschichtlichen Studien über dieselbe. Unter seinen Uebersezzungen der capriciösen Werke der Engländer und ihrer komischen Romane sind „Yoriks empfindsame Reise" (Hamb. 1768, 5. Aufl. 1804), „Tristram Shandy's Leben" (9 Bände, Hamb. 1774), Goldsmiths „Dorfprediger von Wakefield" (Leipz. 1776) und Fieldings „Tom Jones" (6 Bde., Leipz. 1786—88) als die besten hervorzuheben. Auch von Montaigne's „Gedanken und Meinungen" (7 Bde., Berl. 1793—97) gab er eine treffliche Uebersetzung. Vgl. Böttiger, B.'s literarisches Leben, Berlin 1796. Sein Sohn, Nikolaus Karl, lebte als Virtuos auf dem Pianoforte und der Harfe in Paris und hat nahe an 300 Werke (vorzugsweise für diese beiden Instrumente) geschrieben, darunter die Opern: „Les héritiers", „La lettre de change" u. „Le Roi et la Ligne", die in Paris viel Glück machten; dann mehre Kirchenmusiken und ein gründlich ausgearbeitetes Lehrbuch: „Méthode de harpe particulèrement à l'usage des elèves" (französisch und deutsch, Bonn bei Simrock) u. A. m.

2) Johann Elert, berühmter Astronom, geboren am 19. Januar 1747 zu Hamburg, erhielt in dem Handelslehrinstitute seines Vaters seine erste Bildung u. konnte schon in seinem 17. Jahre diesem beim Unterrichte beistehen. In seinen Mußestunden studirte er mit allem Eifer Mathematik, Geographie und Astronomie. Ebenso erfinderisch als kunstfertig konstruirte er sich aus Brillengläsern ein Teleskop, mit welchem er vom Boden des väterlichen Hauses aus astronomische Beobachtungen anstellte. In seinem 18. Jahre berechnete und beschrieb er schon mit großer Genauigkeit den Lauf der Planeten und die Mondfinsternisse. Durch Reimarus wurde er 1765 dem Professor Busch bekannt, der ihm seine Bibliothek und alle seine astronomischen Instrumente zur Disposition stellte. Im folgenden Jahre veröffentlichte B. seine erste Arbeit, einen Aufsatz über die Sonnenfinsterniß, welche am 5. August desselben Jahres Statt finden sollte und die er nach den Tafeln und der Methode des Lacaille berechnet hatte. Kurz darauf gab er seine „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels" (9. Aufl., Berlin 1822) heraus. Der Ruf des jungen Astronomen aber erweiterte sich auf einmal durch die Herausgabe seiner Monatsschrift: „Anleitung zur Kenntniß der Lage und der Bewegung des Mondes und der übrigen Planeten", die er von 1770—1777 fortsetzte. Von dieser Zeit an trat der Astronom Lalande mit B. in einen ununterbrochenen Briefwechsel. Im Jahre 1769 veröffentlichte B. eine Abhandlung über den Durchgang der Venus vor der Sonne, welcher am 3. Juni Statt finden sollte, wodurch der Kapitän Cook veranlaßt wurde, eine Reise in das Südmeer, und Chappe d'Auteroche eine gleichzeitige nach Kalifornien zu unternehmen. Am 29. August desselben Jahres entdeckte B. den merkwürdigen Kometen, der im Stier erschien, und im September bestimmte er die Wiederkehr desselben auf den Monat Oktober. Im Jahre 1772 wurde er Astronom der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1782 Mitglied derselben und bald darauf Direktor des Observatoriums daselbst. Mehre Akademien und gelehrte Gesellschaften Europa's hielten es für Ehrensache, B. unter ihre Mitglieder zu zählen. Er † am 23. November 1826 zu Berlin, nachdem er das Jahr vorher in Ruhestand versetzt worden war. Außer den genannten Werken schrieb er noch und gab heraus: „Erläuterung der Sternkunde" (Berlin 1778; 3. Aufl. 1808); „Astronomische Jahrbücher oder Ephemeriden" (54 Bde., das. 1776—1829), die nachher unter dem Titel „Berliner astronomisches Jahrbuch" von Encke fortgesetzt wurden; „Uranographia, sive astrorum descriptio" (das. 1801; 2. Aufl. 1818), worin 17,240 Sterne, d. h. 12 000 mehr, als früher bekannt waren, verzeichnet sind; „Entwurf der astronomischen Wissenschaften" (Berlin 1793; 2. Aufl. 1825); „Allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude" (das. 1801; 3. Aufl. 1834); viele Abhandlungen, welche in den „Mémoires de l'academie de Berlin" abgedruckt sind.

3) Wilhelm Julius Ludwig, vormals Direktor des Magistrats der Stadt Braunschweig, den 18. Mai 1779 zu Königslutter geboren, studirte zu Helmstädt und Göttingen die Rechte, bekleidete nach einander richterliche Aemter zu Königslutter, Bardorf, Vorsfelde und Riddagshausen und wurde nach der Amtsentsagung des braunschweigischen Stadtdirektors Wilmerding dessen Nachfolger, nachdem er sich durch seine Schrift „Das Grundsteuersystem des Herzogthums Braunschweig" (Braunschweig 1824) und durch den Ruf seiner Geschäftskenntniß und Charakterfestigkeit bereits vortheilhaft empfohlen hatte. Diesen Ruf bewährte er während seiner ganzen Amtsführung. Beim Ausbruche der Unruhen blieb er lange dem Herzog Karl ergeben, obgleich dieser ihm, gereizt durch sein unerschrockenes Auftreten, einige Aemter und Einkünfte entzogen hatte, und trug durch energische Maßregeln wesentlich zur Wiederherstellung der Ruhe bei. Auch unter der neuen Regierung behielt B. das Wohl der Stadt unverrückt im Auge. Im J. 1833 ward er Präsident des Obersanitätskollegiums u. später Mitglied des Ausschusses der Stände. Schon früh dem histor. Studium mit Liebe zugethan, wie seine Aufsätze im „Braunschweigischen Magazin" 1822 beweisen, gab er einen „Beitrag zu der Geschichte der Feudalstände im Herzogthum Braunschweig" (Braunschweig 1843), sowie das Werk: „Das ältere

Münzwesen der Staaten und Städte Niedersachsens" (das. 1847) heraus.

4) K. A., Baron von B., durch seinen langjährigen Prozeß gegen die britische Krone bekannt, 1780 in England geboren, war der Sohn eines deutschen Edelmannes in französischen Diensten, der sich mit einer Engländerin vermählt hatte. Während der französischen Revolution wurden 1793 die bedeutenden, im Elsaß gelegenen Güter des letztern eingezogen, worauf sich derselbe 1795 mit seiner Familie nach Petersburg begab, wo seine Söhne in russische Dienste traten. B., der älteste Sohn, ward bald Oberst, kommandirte in den Feldzügen 1812—1814 ein Kavalerieregiment, mit welchem er sich bei mehren Gelegenheiten auszeichnete, nahm nach dem Frieden als Generalmajor den Abschied und ging nach London, um in seiner Eigenschaft als geborener Engländer seinen Antheil an der Entschädigung zu fordern, welche Frankreich den Stipulationen des pariser Vertrags gemäß an diejenigen britischen Unterthanen, welche durch französische Konfiskationen ihres Eigenthums zu Verlust gekommen waren, zu zahlen hatte. Nach 26jährigem Prozessiren ward 1842 eine Kommission für diesen Rechtsstreit niedergesetzt, welche zu B.'s Gunsten entschied, und bald nachher erkannte ihm eine Jury die Summe von 364,266 Pfd. St. sammt Zinsen als ihm von Rechts wegen gebührend zu. Die Räthe der Krone wußten jedoch neue Spitzfindigkeiten hervorzusuchen, um die Sache wieder ins Weite zu ziehen. Da die enormen Prozeßkosten die Geldmittel B.'s erschöpften, so gerieth er in das Schuldgefängniß, aus welchem er durch die Vermittlung seiner Familie in Rußland befreit wurde. Er † den 9. Juni 1855 zu London. Sein Bruder Klemens August, Baron von B., war eine Zeitlang russischer Legationssekretär in Persien, bereiste die südwestlichen Gebirgsgegenden dieses Landes und veröffentlichte die Resultate seiner Forschungen in den auf Kosten der asiatischen Gesellschaft in London herausgegebenen „Travels in Luristan and Arabistan" (2 Bde., London 1845). Auch übersetzte er Khanikoffs „Bokhara: its amis and its people" (London 1845).

Bodelschwingh-Velmede, Ernst von, preußischer Staatsmann, geboren den 26. Nov. 1794 zu Velmede bei Hamm in der Grafschaft Mark, bezog in der Absicht, sich dem Forstfache zu widmen, die Forstakademie zu Dillenburg, vertauschte aber diese Anstalt 1812 mit der Universität Berlin, um die Rechts- und Kameralwissenschaften zu studiren. Im Jahre 1813 folgte er als Freiwilliger den preußischen Fahnen, focht als Secondlieutenant in der Schlacht bei Lützen und empfing bei Leipzig das eiserne Kreuz erster Klasse. In dem Treffen bei Freiburg an der Unstrut den 21. Okt. 1813 schwer verwundet, mußte er das Heer verlassen und ward 1814 als Premierlieutenant verabschiedet, worauf er seine Studien in Göttingen bis 1815 fortsetzte, wo der neue Krieg ihn wieder zu den Fahnen rief. Nach Beendigung des Krieges ging er als Offizier zur Landwehr über, in welcher er 1842 zum Obersten befördert wurde. Unterdeß war er auch im Civildienste zu den höhern Staatsämtern emporgestiegen, hatte seine Referendariatszeit bei der Regierung und bei dem Oberlandesgerichte in Münster zugebracht, war als Regierungsassessor in Kleve und Arnsberg, einige Zeit auch im Finanzministerium beschäftigt gewesen, dann zum Landrath des Kreises Tecklenburg in Westphalen, 1831 zum Oberregierungsrath bei der Regierung in Köln und noch im November desselben Jahres zum Präsidenten der Regierung in Trier berufen worden, wo seine Wirksamkeit eine sehr ausgedehnte und segensreiche war. Von noch größerer Wichtigkeit aber war seine Ernennung zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz 1834—1842, in welcher Stellung er unter den schwierigsten Verhältnissen, namentlich auch während der kirchlichen Wirren, sich als Mann des Volks und als Vertreter der Regierung gleich tüchtig zeigte. In Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienste wurde er 1842 zum wirklichen geheimen Rath und bald darauf zum Staats- und Finanzminister ernannt und hatte sofort Gelegenheit, seine Geschäftsgewandtheit bei der Versammlung der ständischen Ausschüsse zu Berlin im Oktober 1842 zu bethätigen. Im Frühjahr 1844 an der Stelle des ausgeschiedenen Grafen von Alvensleben zum Kabinetsminister ernannt, führte er im Sommer 1844, nach dem Austritt des Grafen Arnim-Boitzenburg, provisorisch das Ministerium des Innern, mit dem er im Winter desselben Jahres definitiv betraut wurde. Den Vorsitz im Staatsministerium führte B. nicht, wie man irrig annahm, sondern der Kriegsminister von Boyen und nach dessen Abgang der Justizminister von Savigny. In Folge der Revolution vom 18. März 1848 erhielt er seine Entlassung, die er bereits 8 Tage zuvor eingereicht. Noch vor seinem Austritt hatte er das Patent vom 18. März unterzeichnet, welches so reichliche Versprechungen gab, die später theils unausgeführt blieben, theils zurückgezogen wurden. B. lebte hierauf ohne amtlichen Beruf auf seinem väterlichen Gute, bis er im Januar 1849 zum Abgeordneten in die zweite preußische Kammer gewählt ward. Auch der nach dem oktroyirten Wahlgesetz von 1849 gewählten zweiten Kammer und später dem erfurter Volkshause gehörte er als Abgeordneter an. Er unterstützte hier besonders die Unionspolitik des preußischen Ministeriums; auch wurde er im September 1849 zum Vorsitzenden des Verwaltungsrathes der Union ernannt. In der Kammersitzung von 1850—51 stand er an der Spitze einer durch ihre Zahl einflußreichen und entscheidenden Centrumspartei, welche die Politik der Regierung zwar mißbilligte, ihr aber doch die Mittel zur Fortsetzung derselben gewährte. Im Jahre 1852 zum Regierungspräsidenten in Arnsberg ernannt, † er den 18. Mai 1854 auf einer Dienstreise zu Medebach.

Boden, der unter dem Dache befindliche obere Raum eines Hauses (s. Haus).

Bodenheim, Marktflecken in der großherzoglich hessischen Provinz Rheinhessen, Kreis Mainz, unterhalb Nierstein, in der Nähe des Rheins, hat Weinbau (Bodenheimer, einen guten Rheinwein) und 1700 Einwohner.

Bodenkunde, derjenige Theil der Lehre vom Ackerbau, welcher von dem Standorte der Nutzpflanzen, dem Boden, und zwar von der geologi-

schen Beschaffenheit und den Bestandtheilen der Ackererde, von der Bildung der artbaren obersten Erdschicht, von der chemischen Zusammensetzung des Bodens, von den Kennzeichen und physikalischen Eigenschaften der verschiedenen Bodenarten handelt. Um die wissenschaftliche Begründung dieses Zweiges der Ackerbaulehre machten sich besonders Thaer, Crome, Davy, Sprengel, Girardin u. A. verdient.

Bodenlauben (Bodenleuben, Botenlauben), Otto von, Minnesänger in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts; vgl. Bechstein, Geschichte und Gedichte des Minnesängers Otto von Botenlauben, Leipzig 1843.

Bodensee (auch Bodmansee, konstanzer See, bregenzer See, lacus Bodamicus), großer See zwischen der Schweiz (St. Gallen und Thurgau) und Deutschland (Tyrol mit Vorarlberg, Bayern, Würtemberg und Baden), einer jener charakteristischen Flußseen am Nordfuße des Alpenlandes, vom Rhein gebildet u. von 27° 5′ östl. L. v. Ferro und 47° 45′ nördl. Br. durchkreuzt. Der Name stammt von dem an seinem nordwestlichsten Ende liegenden alten Schlosse Bodman; wenig Grund hat die Ableitung des Namens von dem altdeutschen Bodan (d. i. Vertiefung), weil alle Schweizerseen nach den Orten benannt sind, welche an ihrem Ende oder Anfang liegen; einen mehr poetischen Sinn hat der Name schwäbisches Meer. Der B. ist der größte deutsche und nächst dem Genfersee auch der größte schweizerische See, denn er hat 26¼ Meilen Umfang, 8½ Meilen größte Länge, 2 Meilen größte Breite und 8½ (9½) □Meilen Flächenraum. Sein Spiegel liegt 1322 Fuß über der Meeresfläche. Bei Meersburg theilt er sich in zwei Arme, in den untern oder Zellersee (von Konstanz bis Radolfszell, 3 Meilen lang, eigentlich eine besondere Seebildung) mit der lieblichen Insel Reichenau, und in den obern oder Ueberlingersee (nach der badischen Stadt Ueberlingen, auch Bodmersee genannt, 2½ Meilen lang) mit der nicht minder schönen Insel Meinau. Obersee pflegt man auch den ganzen B. mit Ausnahme des Zellersees zu nennen. Im Südosten liegt auf 3 Inseln, durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden, Lindau, das schwäbische Venedig. Die größte Tiefe des Sees ist zwischen Rorschach und Lindau 964, zwischen Friedrichshafen und Rorschach 829 Fuß; indessen ist man darüber noch nicht ganz einig, obgleich Schübler und Dieblmann in Friedrichshafen nicht weniger als 264 geometrische Beobachtungen deshalb anstellten. Sichtlich verliert er mit der Zeit immer mehr an Tiefe, weil die vielen hineinströmenden Flüsse und Bäche (über 50, außer dem Rhein, der mitten hindurch fließt, noch die dornbürner Aach, die bregenzer Aach, die Lautrach, die Argen, die Schüssen, die von Würtemberg herkommende Aach rc.), besonders aber der Rhein, sehr viele erdige Theile mitführen und im B. zurücklassen. Noch im 4. Jahrhundert reichte der See bis Rheineck, jetzt aber liegt zwischen ihm und diesem Orte eine fast stundenbreite Zone Landes, die an dem Ufersaume mit Rohrdickicht besetzt und südwärts nach allen Richtungen hin mit Kanälen und Gräben durchschnitten ist. Das Wasser des B.'s ist dunkelgrünlich und klar, es schwillt oft sehr plötzlich zur Zeit der Schneeschmelze um 10—12 Fuß an und wird durch den Föhn (Südwind), den Nordwest- oder Ostwind zu haushohen Wellen aufgewühlt; auch wird es ohne eine sichtliche äußere Ursache von merkwürdig schnellem Wechsel des Steigens und Fallens beunruhigt, welche Erscheinung man Ruhst nennt; im Ganzen aber erfüllt der See jenen wohlthätigen Zweck der übrigen Alpenseen in der Beruhigung der tobenden Gewässer, welche mit zerstörender Wildheit eintreten und besänftigt und geläutert wieder abfließen. Im Frühjahre, besonders im März, ist die Fläche des B.'s häufig mit dem männlichen Samenstaube von Wasserpflanzen bedeckt, was man das „Blühen des Sees" nennt. Die Temperatur des Wassers erleidet weniger Veränderungen, als die dasselbe umgebende Luft. Sehr selten friert der See zu, und nur strenge Winter, wie in den Jahren 1277, 1435, 1560, 1573, 1587, 1648, 1695, 1788, 1830 und 1841, gewährten eine Passage auf fester Eisdecke. In solchen Jahren macht man große Schlittenpartien auf demselben, und auch die italienischen Güter werden dann auf Schlitten von der Schweiz herüber transportirt. Im B. halten sich nach Hartmann folgende Thiere auf: 2 Arten Säugethiere, 73 Arten Vögel, 26 Arten Fische (darunter schöne Salmen, oft 50 Pfund schwer, Lachsforellen, Weller, oft zu 100 Pfd., am merkwürdigsten sind die Blaufelchen, die wie Häringe eingesalzen werden) und 20 Arten Schalthiere. Er ist daher schon lange ein Ziel der Naturforscher. Schiffe gingen schon unter dem römischen Kaiser Tiberius auf dem B., in späterer Zeit erscheinen die lindauer Bürger als die thätigsten Schiffer, welche auch besondern Zunftzwang über die Fischerei ausübten. Die gewöhnlichen Schiffe sind jetzt die sogenannten Segner, die 68 Fuß lang, auf dem Grunde 8½ Fuß breit sind und 200 Malter Korn tragen, und Halbsegner. Vergeblich machte man zu verschiedenen Malen Versuche mit größern Schiffen. Wegen der natürlichen Gefahren und der Beschränkung durch den nahen Rheinfall bei Laufen sind Handel und Schifffahrt auf dem B. zwar nicht sehr bedeutend, jedoch durch die reiche Umkränzung des Sees mit blühenden Ortschaften immer noch ziemlich lebhaft, besonders aber seit 1824 durch ein halbes Dutzend Dampfschiffe (wozu Würtemberg den Anfang machte) von Neuem im Schwunge und besonders auf Ueberführung von Getreide, Salz und Wein gerichtet. Die nur stellenweise schroff einragende Umgebung des B.'s wird überall von Berg- und Hügelland, an den Mündungen des Rheins, der Schüssen und der Stockach sogar von kleinen Tiefebenen gebildet. Lachende Obsthaine u. Weingärten (Seewein), üppige Getreidefelder u. Wiesenfluren u. kräftige Waldungen umgürten die Ufer; am südlichen Horizont thürmen sich die Alpengipfel bis zur Schneehöhe auf, im Nordwesten thronen auf felsigen Höhen des Hegau alte Burgen u. freundliche Schlösser u. Landhäuser; reinliche Dörfer und belebte Städte spiegeln sich in buntem Kranze in den Uferwellen des reizenden Sees. Außer dem bayerischen Lindau

sind die wichtigsten Orte am B. Bregenz in Tyrol, Rorschach im Kanton St. Gallen und Arbon im Thurgau, Konstanz, Ueberlingen und Meersburg in Baden und Friedrichshafen und Langenargen in Würtemberg. Von dem B. hat der badische Seekreis den Namen. Vergl. Gustav Schwab, Der Bodensee nebst dem Rheinthale, Stuttg. 1827; Sölti, Der Bodensee mit seinen Umgebungen, Nürnb. 1828.

Bodenstedt, Friedrich Martin, namhafter deutscher Dichter und Schriftsteller der Gegenwart, ist geboren den 22. April 1819 zu Peine im Königreich Hannover. Mit einem ungewöhnlichen Sprachtalent begabt, machte er einen eigenthümlichen, von dem gewöhnlichen ganz abweichenden Bildungsgang durch. Nachdem er die ihm in früher Jugend aufgenöthigte kaufmännische Carrière aufgegeben, um sich wissenschaftlichen Studien zu widmen, besuchte er zwar mehre Universitäten, aber ohne die dazu sonst erforderlichen Schulstudien durchgemacht zu haben und ohne einen bestimmten fachwissenschaftlichen Zweck. Seiner schon früher eingeschlagenen autodidaktischen Richtung auch hier treu bleibend, suchte er sich mehr durch und für das Leben zu bilden und einen möglichst weiten Horizont von Erfahrungen zu gewinnen. Hierzu ward ihm die beste Gelegenheit, als er, 23 Jahre alt, als Erzieher in das Haus des Fürsten Galyczin nach Moskau kam. Er lernte hier das Leben der aristokratischen Kreise Rußlands, slavische Sitte und slavische Sprachen kennen und begab sich 1844, von dem damals zum Statthalter der kaukasischen Provinzen ernannten General Neithard eingeladen, nach Tiflis, um daselbst die Leitung eines pädagogischen Instituts und den lateinischen und französischen Unterricht am dortigen Gymnasium zu übernehmen. Da er jedoch nicht gesonnen war, in Rußland zu bleiben und russischer Unterthan zu werden, so gab er seine Stellung schon 1845 wieder auf, um, wie früher schon Armenien, so jetzt einen Theil der kaukasischen Länder zu durchstreifen und dann über das schwarze Meer, die Krimm, Kleinasien, die Türkei und die jonischen Inseln in die Heimath zurückzukehren. Von seinem Aufenthalte in Rußland datiren: „Koslow, Puschkin und Lermontow, eine Sammlung aus ihren Gedichten" (Leipzig 1843) und die „Pontische Ukraine" (Stuttg. 1845) betitelte Sammlung russischer Volkslieder; von seinen kaukasischen Wanderungen aber das Werk: „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen" (Frankf. 1838, 2. Aufl., Berl. 1855), und eine lange Reihe von Aufsätzen im „Ausland", im „Morgenblatt" und in den Beilagen der „Augsburger Allgemeinen Zeitung". Auch nach seiner Rückkehr setzte B. sein Wanderleben noch eine Zeitlang fort und widmete sich, vom Drange nach allseitiger Bildung getrieben, weit auseinander liegenden Studien. Im Jahre 1846 fühlte er sich in München durch Friedrich List zu nationalökonomischen Studien angeregt und lag dann 1847 bei einem Besuche in Italien Kunststudien ob. Bald darauf war er als Schriftsteller im politischen und handelspolitischen Fache thätig, indem er 1848 die Redaktion des „Oesterreichischen Lloyd" in Triest übernahm, die er jedoch nur bis zum Ausbruch der wiener Oktoberrevolution führte. Er wandte sich darauf nach Berlin, ging 1849 als Vertreter der preußischen Freihandelspartei nach Paris und 1850 auf eine Zeitlang nach Frankfurt, um hier auf dem Friedenskongresse, dessen Grundprincipien er übrigens theilte, für die Interessen der im Kriege mit Dänemark begriffenen nordalbingischen Herzogthümer das Wort zu ergreifen. Inzwischen waren von ihm erschienen: „Tausend und ein Tag im Orient" (2 Bde., Berl. 1850; n. Aufl. 1853), „Die Einführung des Christenthums in Armenien" (das. 1850) und die „Lieder des Mirza-Schaffy" (das. 1851; 3. Aufl. 1854), zum geringsten Theile Uebersetzungen, meist freie Schöpfungen B.s, aber im Geiste jenes orientalischen Weisen. Noch im Laufe des Jahres 1850 begab sich B. nach Bremen, wo er die Redaktion der „Weser-Zeitung" bis Anfang 1852 leitete u. eine Sammlung „Gedichte" (Bremen 1852) herausgab. Die Redaktion der genannten Zeitung legte er nur nieder, um einige Jahre ganz der Poesie zu leben. Um aber seine Subsistenz einigermaßen sicher zu stellen, schloß er mit der Decker'schen Oberhofbuchdruckerei in Berlin Kontrakte zur Herausgabe der russischen Dichter Puschkin und Lermontow ab und zog dann nach Kassel, wo er in der Nähe seiner Schwiegerältern vom Mai 1852 bis Mai 1853 lebte. In dieser Zeit vollendete er seine Uebersetzung des Lermontow (M. Lermontows poetischer Nachlaß, aus dem Russischen, Berl. 1852) und begann die Uebersetzung Puschkins (Alex. Puschkins poetische Werke, aus dem Russischen, Berl. 1854), und nebenbei entstanden, außer einem größeren Epos „Ada die Lesghierin" (Berl. 1853), verschiedene kleinere epische und lyrische Gedichte, wovon ein Theil im „Deutschen Museum" und dem „Illustrirten Familienbuch des Lloyd" veröffentlicht wurden. Im Mai 1853 siedelte B. nach Friedrichsroda in Thüringen über, um in Zurückgezogenheit seiner Gesundheit und seiner Muse zu leben. Obwohl ihn die Herausgabe der neuen Auflage seines Reisewerks „Tausend und ein Tag im Orient" und die Vollendung der beiden ersten Bände von Puschkin sehr in Anspruch nahmen, so fand er doch noch Zeit, drei Akte eines Drama's „Prinz Hermann" zu schreiben, welches aber Fragment und unveröffentlicht geblieben ist. In Folge seiner in Reinhardsbrunn gemachten Bekanntschaft mit dem Herzog von Koburg-Gotha siedelte er den folgenden Winter (1853—54) nach Gotha über, wo ihn mitten unter seinen schriftstellerischen Beschäftigungen und den Zerstreuungen, die der Verkehr mit dem Hofe mit sich brachte, eine Einladung des Königs Maximilian von Bayern überraschte, der, seit Jahren ein Freund seiner Schriften, seine persönliche Bekanntschaft zu machen wünschte. In Folge davon siedelte er im April 1854 nach München über, um hier in gesicherter Stellung sein lang fortgesetztes Wanderleben zu beschließen. Im Genuß einer Jahresrente übernahm er keine andere Verpflichtung, als während des Winterhalbjahrs in der Nähe des königlichen Hofes zu leben. Im Sommer desselben Jahres wurde er zum Professor der slavischen Sprachen

und Literatur an der münchener Universität ernannt und theilt seitdem seine Zeit zwischen wissenschaftlichen Studien und poetischen Produktionen. Seine letzten Schöpfungen sind das historische Trauerspiel „Demetrius" (Berl. 1856), welches auf dem münchener Theater zur Aufführung kam, und ein erster Band seiner „Gedichte" (Berl. 1856), dem im Laufe des Jahres 1857 ein zweiter Band unter dem besondern Titel „Frühling und Sommer", eine sorgfältige Auswahl seiner Jugendlieder und zugleich alle neuesten noch ungedruckten Gedichte des Verfassers enthaltend, nachfolgen sollte. Das genannte Trauerspiel, ein bedeutsames historisches Gemälde in dramatischer Form, behandelt denselben Gegenstand, wie Schiller in seinem dramatischen Fragment „Demetrius", führt aber zu intriguante und egoistische Persönlichkeiten vor, als daß ein wärmeres menschliches Interesse dadurch angeregt werden könnte. In den Gedichten, unter denen die Balladen und die an mirza-schaffy'sche Lebensweisheit anklingenden die gelungensten sind, spricht sich allenthalben edle Gesinnung in edler Form aus, sowie sie auch durch Einfachheit und Klarheit der Komposition und prägnante, knappe Ausdrucksweise ausgezeichnet sind. B.s Dichterruf gründet sich aber vornehmlich auf seine von heiterer Lebensweisheit erfüllten, gegen alle kopfhängerische Ascese Front machenden Lieder des „Mirza-Schaffy", welche im Wesentlichen Originalschöpfungen sind, sowie auf seine in der That meisterhaften Uebersetzungen der Dichtungen Puschkins und Lermontows.

Bodenstein, Andreas Rudolf, bekannter unter dem Namen Karlstadt, s. d.

Bodenwerder, Stadt im hannöverischen Fürstenthum Kalenberg, auf einer Insel in der Weser, mit 1500 Einwohnern, welche Ackerbau, Baumwollenspinnerei, Weserschiffahrt, Leinwand- (bodenwerder Linnen) und Holzhandel treiben. B. (Bodonis insula) verdankt seine Entstehung dem Bischof Bodo von Hamburg und kam 1445 durch Heirath an Braunschweig.

Bodin, 1) Jean, französischer Publicist des 16. Jahrhunderts, geboren 1530 zu Angers von katholischen Aeltern, wandte sich, mit außerordentlichen Anlagen ausgestattet, dem Rechtsstudium zu und debütirte zu Toulouse einige Zeit als Rechtslehrer mit glänzendem Erfolge. Im Jahr 1561 ging er nach Paris und zeichnete sich nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Advokat am Parlamente so sehr aus, daß er sich das Vertrauen des Königs Karl IX. in hohem Grade erwarb. Trotz dem entging er 1572 nur mit Mühe den Gräueln der Bartholomäusnacht, weil er sich sowohl in Schriften, als in freimüthigen mündlichen Aeußerungen den Reformirten günstig gezeigt und die fanatische Wuth der Katholiken gegen dieselben getadelt hatte. Bei Heinrich III. stand B. als Gelehrter von den ausgebreitetsten Kenntnissen bald nachher wieder im höchsten Ansehen und spielte in den Angelegenheiten der gegen den französischen Hof aufgestandenen Ligue, als Rath des Gerichtshofs zu Laon, besonders auf der allgemeinen Ständeversammlung zu Blois eine wichtige Rolle. B. bewirkte, daß 1577 den Reformirten durch einen Waffenstillstand Frieden und Gewissensfreiheit gewährt wurde, zog sich dadurch aber den Haß der Fanatiker zu. In dieser Zeit schrieb er das Werk „Vom Staate" (De la republique, Par. 1577; lat. von ihm selbst, das. 1586), worin er eine Kritik der verschiedenen Staatsverfassungen aufstellte, sich als den unversöhnlichsten Antagonisten Machiavelli's kenntlich machte und für eine durch Gesetze gemäßigte und auf strenge Gerechtigkeit zwischen Fürsten und Völkern gestützte Monarchie erklärte. Merkwürdig genug legte aber dieser klare und tiefe Denker in demselben Werke und mehr noch in seiner 1579 erschienenen „Démonomanie" eine auffallende Hinneigung zur Annahme einer allgebietenden Gewalt des Teufels und der Dämonen an den Tag. Der nach dem Tode des Herzogs von Alençon 1584 wieder ausgebrochene Bürgerkrieg trieb B. in Folge der meuchlerischen Hinrichtung des Herzogs von Guise durch Heinrich III. zur Partei der Ligue; da er aber in die Absichten derselben nicht unbedingt eingehen wollte, so wurde er bald von ihr ausgestoßen und als Ketzer angeklagt. Später unterwarf er sich Heinrich IV. und † 1597 an einer pestartigen Krankheit zu Paris. Das Andenken B.s ist im Bewußtseyn der Gegenwart vorzüglich an eine bis jetzt noch nicht vollständig im Druck erschienene Schrift geknüpft, welche er wahrscheinlich 1593 niederschrieb, das „Heptaplomeres de abditis rerum sublimium arcanis", einen unter 7 Disputanten vertheilten (daher der Name) Dialog über die bestehenden Religionsparteien (Römischkatholische, Lutheraner, Heiden, Rationalisten oder Naturalisten, Calvinisten, Juden, Mohammedaner), worin er seinen Standpunkt über allen Religionsparteien nimmt und von diesem aus zeigt, daß jede auf Anerkennung ein Recht habe, sofern sie nicht gegen Staat, Sittlichkeit und Gottesfurcht streite. Der Verfasser, welcher immer für heterodox gegolten, wurde nach dem allmähligen Bekanntwerden seines Heptaplomeres von allen Seiten als Naturalist und Atheist verschrieen. Leibnitz wünschte das Heptaplomeres gedruckt zu sehen, aber als Polycarp Leyser zu Helmstädt Anstalt dazu machte, wurde der Druck von dem braunschweigischen Hofe untersagt und so blieb das Werk Manuskript, bis Guhrauer („Das Heptaplomeres des Jean B.", Berl. 1841) einzelne Partien daraus im lateinischen Texte mittheilte und vom Ganzen einen deutschen Auszug gab. Von geringerer Bedeutung sind die übrigen Schriften B.s, als: „Methodus ad facilem historiarum cognitionem" (Par. 1566) und das „Theatrum naturae universae" (Lyon 1596, französisch das. 1597).

2) Jean Franz, verdienstvoller französischer Historiker, geboren den 26. September 1766, fungirte während der Revolution als Zahlmeister bei der Westarmee, unter dem Kaiserreiche als Generaleinnehmer zu Saumur, verlor aber unter der Restauration seine Stelle, ward 1820—1822 Deputirter seines Departements und † 1829 zu Loumay. Seine „Recherches historiques sur Saumur et le Haut-Anjou" (Paris 1812, 2 Bde.) und „Recherches historiques sur l'Anjou et ses monuments" (das. 1821, 2 Bde.) sind noch jetzt geschätzt.

3) Felix, Sohn des Vorigen, früher Mit

glied der Deputirtenkammer; war Redakteur des „Mercure du 19ième siècle“ und verfaßte in der von ihm gegründeten Sammlung der „Résumés historiques“ den Abriß der Geschichte Frankreichs und Englands (beide deutsch von Hermann, Dresd. 1827). Sonst sind noch seine „Etudes historiques et politiques sur les assemblées représentatives“ (Par. 1823) und der Roman „Evéline“ (das. 1824) zu erwähnen. Er saß 1830 und 1834 in der Deputirtenkammer und † den 7. Mai 1837.

Bodley, Sir Thomas, englischer Staatsmann und Gelehrter, geboren den 2. März 1544 zu Exeter in Devonshire, floh, kaum 12 Jahre alt, mit seinen Aeltern vor den Verfolgungen der fanatischen Königin Maria nach Deutschland und von da nach Genf und kehrte erst nach Elisabeths Thronbesteigung nach England zurück. Nachdem er seine Studien in Oxford vollendet und mehre Länder Europa's bereist hatte, ward er von Elisabeth zu diplomatischen Missionen nach Dänemark, Frankreich, Holland und mehren deutschen Höfen verwendet. Nach seiner Rückkehr zog er sich vom Hofe zurück und begab sich nach Oxford, wo er der Erweiterung der dortigen Universitätsbibliothek (nach ihm die bodleyanische genannt) Zeit und Vermögen widmete. Er † daselbst den 28. Januar 1612; in seinem Testamente setzte er ein ansehnliches Kapital zur Besoldung der Bibliothekare und Aufseher aus. Seine Briefe und andere Schriften erschienen, von Bearne herausgegeben, unter dem Titel: „Reliquiae Bodleianae“, London 1703.

Bodmer, Johann Jakob, deutscher Dichter u. Literator, geboren zu Greifensee bei Zürich den 19. Juli 1698 als Sohn eines dortigen Predigers. Zum väterlichen Berufe bestimmt, sollte er sich zu Zürich für denselben ausbilden, doch schreckten ihn natürliche Schüchternheit und der finstere Charakter der damaligen Theologie von diesem Berufe ab, wogegen ihn das Studium der griechischen und römischen Klassiker um so mächtiger anzog. So sah sich der Vater genöthigt, einen andern Lebenskreis für den Sohn zu wählen, und wählte den Kaufmannsstand. In Genf und nachher in Lugano sollte der junge B. die Seidenfabrikation erlernen; als aber sein Principal den Ausspruch that, aus ihm sey kein Kaufmann zu bilden, ward er im Spätjahr 1719 nach Hause berufen, wo er nun einen Theil seiner Zeit der züricher Staatskanzlei, den übrigen aber seinen literarischen Studien widmete. Das Gemüth des Jünglings wandte sich hohen Dingen zu. Die Armuth und Geschmacklosigkeit der damaligen deutschen Literatur offenbarte sich ihm durch seine Studien immer mehr, und bald reifte der Gedanke in ihm, als Reformator derselben aufzutreten. Mit Hagenbuch, Breitinger und einigen andern jungen Gelehrten verband er sich zur Herausgabe einer Wochenschrift: „Discourse der Maler“, worin einige deutsche, hoch im Ansehen stehende Dichter einer scharfen Kritik unterworfen wurden. Die Keckheit des Tadels und der erweiterte Blick auf die ältere deutsche Poesie machte ungemeines Aufsehen und ermuthigte die jungen Kritiker in ihrem Vorhaben, den deutschen Geschmack durch Kritik und Beispiel zu verbessern. Im Jahr 1725 erhielt B. den Lehrstuhl der vaterländischen Geschichte und ward um dieselbe Zeit Miteigenthümer einer Buchhandlung und Buchdruckerei. Das erste gemeinschaftliche kunstrichterliche Werk der kritischen Freunde, betitelt „Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmackes“ (Frankf. u. Leipz. 1727) imponirte Vielen durch die Schärfe seines Urtheils. Gottsched (s. d.) in Leipzig, der sich ebenfalls mit dem Gedanken schmeichelte, der Verbesserer des Geschmacks und der Gründer einer neuen deutschen Literaturepoche zu werden, hatte anfangs das Streben der Schweizer mit Interesse beobachtet und begünstigt; als aber diese selbst sein gekröntes, von Weihrauchduft umwölktes Haupt nicht schonten und er erkannte, daß ihr Ziel ein ganz anderes war, als das seine, so trat er an die Spitze ihrer Gegner und es entspann sich ein erbitterter gelehrter Krieg, der, mag er uns heute auch ein Lächeln entlocken, doch nicht ohne große Bedeutung für den Bildungsgang der deutschen Literatur war, indem namentlich die Schweizer durch ihre Hinneigung zu dem brittischen Dichtergeschmack, ihr stetes Zurückweisen auf das klassische Alterthum und auf Opitz, Flemming, Gryphius und Andere, so wie durch ihre Bekämpfung der lohensteinischen Schule, wie der trocknen, alles frischen Lebens entbehrenden Kunsttheorie Gottscheds, kräftig anregend wirkten. Auch in andern Kreisen wirkte B. mit Eifer und nicht ohne Nutzen. Seit 1737 Mitglied des großen Raths in Zürich, nahm er an allen Angelegenheiten seines Vaterlandes thätigen Antheil. Ernst, sittlich und religiös, aber Denker und Freund der Aufklärung, wirkte er auf Begründung einer bessern Philosophie und geläuterter theologischen Begriffe hin. Im Jahr 1775 legte er seine Lehrstelle nieder, die auf einen seiner geliebtesten Schüler, Heinrich Füßli, überging, und † am 2. Januar 1783, im Genusse der höchsten Achtung seiner Mitbürger. Seine schriftstellerische Thätigkeit war vielseitig, denn er trat nicht nur als Kritiker und Literator, sondern auch als Geschichtschreiber und Dichter auf, obwohl er in letzterer Eigenschaft am wenigsten leistete, wie seine „Noachide“ (Zürich 1752), seine dramatischen Produkte und seine Uebersetzungen (Miltons Verlornes Paradies u. A.) beweisen. Noch in seinem 80. Jahre gab er eine Uebersetzung der Ilias und der Odyssee heraus, welcher bald die der Argonauten des Apollonius nachfolgte. Unstreitig das größte Verdienst aber erwarb er sich durch seine kritischen Schriften: „Kritische Briefe“ (Zürich 1746), „Neue kritische Briefe“ (das. 1749) u. a., durch die Herausgabe alter vaterländischer Dichter, eines Theils der „Nibelungen“ (Zürich 1757) und der manesse'schen „Sammlung der Minnesinger“ (das. 1758, 2 Bde.), Boners und Opitz'. Vgl. L. Meister, Ueber B. nebst Fragmenten aus seinen Briefen, Zürich 1783.

2) Georg, einer der ausgezeichnetsten Mechaniker, wurde im December 1786 zu Zürich geboren und machte bei seinem Lehrer, einem geschickten Mechaniker zu Hauptweil im Kanton Thurgau, 1803 die Erfindung der Schrauben- oder Kreuzräder, vervollkommnete 1805 die zur Baum-



JOH. JAC. BODMER

wollenspinnerei dienenden Maschinen und legte bald darauf zu Küßnacht im Kanton Zürich eine mechanische Werkstätte an, in welcher 1808 die erste einpfündige, gegossene, von hinten zu ladende Kanone verfertigt wurde, deren Modell aber bei einem Brande zu Grunde ging. Im Jahr 1809 siedelte er in den badischen Fabrikort St. Blasien über, ward 1810 Kapitän der Artillerie und mit der technischen Leitung der großherzoglichen Eisenwerke beauftragt, während er zu gleicher Zeit der Gewehrfabrik zu St. Blasien, sowie einer Spinnerei und mechanischen Werkstätte vorstand. Im Jahr 1822 ging er in die Schweiz zurück und entwarf den Plan zu dem Bade zu Schinznach im Kanton Aargau, siedelte aber 1824 nach Manchester über und gründete hier eine Werkstätte für den Maschinenbau und die Verbesserung der gebräuchlichen Werkzeuge. Im Verlaufe von weniger als 20 Jahren erwarb er sich durch seinen unerschöpflichen Scharfsinn und rastlosen Eifer zahlreiche Patente über mehr als 80 verschiedene neue Maschinen und Werkzeuge, die jetzt schon zum größeren Theil Anwendung finden. Seit 1847 lebte er in Wien, um sich an den österreichischen Eisenbahnbauten, namentlich an denen über den Sömmering, zu betheiligen.

3) Gottlieb, Porträtmaler und einer der berühmtesten Lithographen Deutschlands, geboren 1804 als Sohn eines Schullehrers im Landgerichte München, ward gebildet auf der königlichen Akademie daselbst und unter Grevedon und Maurin Noel zu Paris und gründete später ein lithographisches Kunstinstitut zu München, † daselbst schon 1837. Seine gemalten Porträts, meist aus den Jahren 1824—1829, verrathen ein ungemeines Talent für charakteristische Auffassung und Gediegenheit in der technischen Behandlung. Noch einen höhern Rang nehmen seine Lithographien unter den Werken dieser Art ein, als: die Madonna di S. Sisto zu Dresden, nach Müllers Stiche; die Christnacht und ein Altarbildchen, nach Heinrich Heß; Amor u. Psyche, nach Gérard; ein Krucifix, nach J. Hauber; der Abschied des Königs Otto von Griechenland, nach Folz; der Ritter und sein Liebchen, nach Folz; Sammlung der Werke alter und neuer Meister, nach den Gemälden im münchener Königsbaue; viele Porträts hoher Personen u. a.

Bodmerei (Bodmereikontrakt, franz. bomerie, engl. bottomry gross adventure), der Vertrag, durch welchen ein Schiffer im Nothhafen Geld (Bodmereigeld) aufnimmt und dagegen die ihm anvertrauten Gegenstände in der Art verpfändet, daß der Darleiher die Gefahren der Reise trägt. Gegenstand der B. sind daher: das Schiff, die Fracht, der Proviant. Das Recht, Geld auf B. zu nehmen, steht dem Schiffer nur zu, wo er durch außerordentliche Zufälle in die Lage gekommen ist, zur Fortsetzung der Reise Geld zu bedürfen, und sich solches nicht auf andere Weise verschaffen kann. In neuern Gesetzen, wie in den französischen, spanischen und preußischen, sind daher sogar gewisse Förmlichkeiten (wie Autorisation des Schiffers durch die Handels- oder Seegerichte im Auslande, durch den Konsul der Nation) vorgeschrieben, ohne deren Beobachtung die B. ungültig ist. Auch darf die auf B. genommene Summe den Werth des verbodmeten Gegenstandes nicht übersteigen. Im Uebrigen ist der Bodmereivertrag an keine Formen gebunden; doch pflegt er in der Form einer einseitigen Obligation des Schiffers ausgestellt zu werden, welche Bodmereibrief, Bodmereiwechsel genannt wird. Der Darleiher (Bodmereigeber) hat die Befugniß, höhere als die gesetzlich erlaubten Zinsen (Bodmereiprämien, meist 10—12 Procent) zu berechnen, weil seine Gefahr bei diesem Darlehn auch größer ist, in sofern er den Anspruch auf Zurückzahlung verliert, wenn der Gegenstand der B. auf der Reise, für deren Dauer das Geld hergeliehen ist, auf zufällige Weise untergeht oder verschlechtert wird. Betrug und Versehen des Schiffers, innerer Verderb des verbodmeten Gegenstandes, Veränderung der Reise und jede Verletzung des Kontrakts treffen aber nicht den Bodmereigeber. Der Kontrakt ist übrigens perfekt und die Prämie verdient, sobald der Gegenstand der B., wenn auch auf noch so kurze Zeit, einmal der Gefahr ausgesetzt worden. Fand überall keine Gefahr Statt, so ist zwar der Anleiher (Bodmereinehmer) zur Zurückzahlung des Kapitals und Vergütung gewöhnlicher Zinsen verpflichtet, aber von der Prämie ist keine Rede, weil, wo die Voraussetzung, d. h. die größere Gefahr, wegfiel, jene einen Wucher begründen würde. Der Bodmereibrief kann gültig veräußert und, wenn er „an Ordre" lautet, durch ein Indossament übertragen werden. Was die Erfüllung des Bodmereikontrakts betrifft, so muß der Schiffer, so weit die verbodmeten Gegenstände reichen, das erhaltene Darlehn in der bedungenen Zeit oder, wo keine solche bedungen ist, nach seiner Ankunft im Bestimmungshafen zurückbezahlen, und zwar nebst der Prämie. Von dieser Pflicht ist er nur in sofern befreit, als der Gegenstand der B. durch eine den Bodmereigeber treffende Gefahr unterging. So weit er unterging, verliert letzterer seinen Anspruch. Auch bei gänzlicher Zerstörung des versicherten Gegenstandes hat der Bodmereigeber ein privilegirtes Pfandrecht an Demjenigen, was geborgen wird, ebenso wie an dem ganzen Gegenstande, wenn er die Reise glücklich zurücklegte, oder so weit er erhalten blieb, in sofern nicht andere Forderungen gesetzlich vorgehen. Dem gemeinen Rechte, welches dem ältern Pfandrechte den Vorzug vor dem jüngern einräumt, entgegen, hat der jüngere Bodmereibrief überall einen Vorzug vor dem ältern, weil ohne die letzte B. der Gegenstand derselben auch für die frühern verloren gewesen wäre. Aus demselben Grunde gehen einige Forderungen der B. vor, nämlich der Bergelohn, Hafenunkosten, die Gage des Schiffsvolks, was nach Zeichnung der B. auf das Schiff verwendet worden, und die nach Zeichnung derselben entstandene Havarie grosse. Im weitern, uneigentlichen Sinne versteht man unter B. Darleihen gewisser Summen gegen hohe Zinsen an einen Schiffer, um damit eigenen Handel zu treiben, mit oder ohne Verpfändung des Schiffes. Die Gesetze sprechen sich über diese Art von B. ganz anders aus, als über die eigentliche B.; so geht z. B. hier meist der ältere Kontrakt dem jüngeren und Havarie der B. vor. Vgl. Beneken, System des Assekuranz- und Bodmereiwe-

sens, Hamb. 1805—1810, 3 Bände. Vgl. Hasvarie.

Bodmersee, s. Bodensee.

Bodmin (Bodmann), Stadt in der englischen Grafschaft Cornwallis, Sitz der Sommerassisen, mit Sergefabrikation, Garnhandel u. 2500 Einwohnern; in der Nähe die Hurlers, steinerne Monumente aus der Druidenzeit.

Bodoni, Giambattista, ausgezeichneter Stempelschneider und der vorzüglichste Buchdrucker des 18. Jahrhunderts, geboren am 16. Februar 1740 zu Saluzzo in Piemont, wo sein Vater eine Buchdruckerei besaß, beschäftigte sich von Jugend auf mit Holzschneiden und ging 1758 nach Rom, wo er Setzer in der Druckerei der Propaganda ward. Auf den Rath der Vorsteher machte er sich mit den orientalischen Sprachen bekannt, um auch in Drucken dieser Art arbeiten zu können, und wollte eben nach England gehen, als ihn der Herzog Ferdinand von Parma 1768 für seine neu errichtete Druckerei gewann. In kurzer Zeit erhob er diese Anstalt zu der ersten in Europa und ließ Alles hinter sich zurück, was in seiner Kunst bisher geleistet worden. Seine Verdienste in dieser Hinsicht wurden allgemein anerkannt und glänzend belohnt; der König von Spanien ernannte ihn 1795 zum Kammerbuchdrucker mit 6000 Realen Pension, die Stadt Parma ließ eine Medaille auf ihn schlagen, Napoleon gab ihm den Orden der eisernen Krone, Joseph Bonaparte den beider Sicilien und der Reunion. Selbst bei Tische und in Gesellschaft beschäftigte sich B. mit dem Schriftschneiden. Er lieferte allein 143 Alphabete Antiqua mit Kursiv und Kapitälchen und außerdem noch viele Alphabete in fremden Sprachen. Leider hält der innere Werth seiner Ausgaben nicht mit der äußern prächtigen Ausstattung gleichen Schritt; sie sind meist inkorrekt und die Wahl der zum Grund gelegten Ausgaben ist schlecht. B. † zu Padua den 29. November 1813. Die elegantesten seiner Drucke sind: die „Iliade“ (1808, 3 Bde.), ein prachtvolles Werk, Napoleon gewidmet; „Virgil“ (1793, 2 Bde.); die „Oratio dominica in CLV linguas versa et exoticis characteribus plerumque expressa“ (1806). Ein „Manuale tipografico del Giamb. B.“ mit Proben seiner verschiedenen Typen erschien 1818, 2 Bde. Sein Leben und ein Verzeichniß seiner Drucke gab J. de Lama (Parma 1816, 2 Bde.) heraus.

Bodrog (Bodrogh), Fluß in der zempliner Gespannschaft in Ungarn, im untern Theil derselben, entsteht aus der Vereinigung der aus den Karpathen kommenden ansehnlichen Flüsse Töpl (Topolga), Ondova, Laborcza bei Terebes, heißt nun erst Bodrotska, nimmt aber, nachdem bei Zemplin noch die aus der beregher Gespannschaft kommende Latortza, mit dem Ungh vereinigt, sich mit ihm verbunden, den Namen B. an und mündet bei Tokay in die Theiß, die nun mit dem Titzebach die Insel Bodrogköz bildet. Der gleichnamige Marktflecken, Bodrog-Keresztur, nordwestlich von Tokay, hat 4400 Einwohner, welche Wein- und Roggenbau und Viehhandel treiben.

Bodrun (Bodrum), Stadt im asiatisch-türkischen Sandschak Munteschа, südwestlich von Smyrna, am Meerbusen von Stankhio, mit Citadelle, Schloß, gutem, vielbesuchtem Hafen, Ueberresten eines großen Amphitheaters und 10,000 Einw.; davor die wüste Insel Orak (mit Gesundbrunnen). B. ist das alte Halikarnaß.

Boë, Franz de la, lat. Sylvius, bekannter unter letzterm Namen, medicinischer Schriftsteller, 1614 zu Hanau geboren, erhielt 1637 zu Basel den Doktorhut, ließ sich in Amsterdam nieder, ward 1658 Professor der Medicin zu Leyden und † 1672. Er genoß eines ausgezeichneten Rufes als akademischer Lehrer, wichtiger aber ist er als Begründer des chemiatrischen Systems, dem er zugleich Ausdehnung auf alle Theile der Kunst gab. Das Wort „Schärfe“ führte er in die Pathologie ein und suchte alle Krankheiten in ihrem Ursprunge auf zwei Gattungen, als entweder von saurer oder alkalischer Schärfe entstanden, zurückzuführen. Er schrieb: „Disputationum medicarum decas“ (Amsterd. 1663 u. ö., Frankf. 1676); „Praxeos medicae idea nova liber I“ (Leyden 1667, zuletzt Paris 1672, lib. II, von J. Schrader herausgegeben, Vened. 1672, zuletzt, mit lib. III et appendix, Amst. 1674). Seine sämmtlichen Werke erschienen Amst. 1679, zuletzt Genf 1731.

Böberle (kleiner Bober), preußisch-schlesischer Nebenfluß des Bober auf der rechten Seite, entspringt in der Gegend von Löwenberg und mündet beim Dorfe Eichberg zwischen Bunzlau und Sprottau.

Böblingen, Stadt im würtembergischen Neckarkreis, am Saume des Schönbuchs, an einen Berg gelehnt, an dessen Fuße zwei fischreiche Seen sich befinden, Sitz der Oberamtsstellen, eines evangelischen Dekanats, mit lateinischer Schule, schönem Rathhaus, ehemaligem Schloß (jetzt zur Schule eingerichtet), bedeutenden Tuchmanufakturen, Wollenspinnereien, Baumwollen- und Leinwebereien, Bierbrauereien, Essigsiedereien, Scheidewasserbereitung, chemischer Fabrik, in welcher unter Anderm auch Naphtha erzeugt wird, Hopfenbau, Torfstich, Fischerei, Holzhandel 2c. und 3240 Einwohnern. B. kommt zuerst 1109 unter dem Namen Bebilingen vor, gehörte damals den Grafen von Kalw und kam von diesen durch Erbschaft an die Pfalzgrafen von Tübingen. Ein Zweig der letztern residirte auf der dortigen Burg und nannte sich von B. Stadt und Burg kamen 1344 und 1357 durch Kauf an Graf Eberhard II. von Würtemberg. Das Schloß war Wittwensitz Barbara Gonzaga's, Gemahlin Herzog Eberhards I. von Würtemberg, die 1503 hier starb. In dem Graben des Schlosses mußten nach einer eigenen (nach 300jähriger Dauer von Herzog Karl aufgehobenen) Stiftung Bären unterhalten werden. B. war der Sitz des sogenannten Neuner- und des Bauerngerichts. Im Bauernkriege hier Schlacht am 12. Mai 1525 zwischen 20,000 Bauern und Truchseß von Waldburg, worin gegen 7000 Bauern blieben.

Böckel, Ernst Gottfried Adolf, protestantischer Theolog, der sich besonders durch seine Predigten und seine für gebildete Christen verfaßten Religionsschriften einen ehrenvollen Namen erworben hat, 1783 zu Danzig geboren, ward 1804 Lehrer an der deutsch-reformirten Schule und 1805 am Fridericianum zu Königs-

berg, 1808 Prediger zu Borchersdorf, 1809 Pastor in Danzig, 1820 Professor der Theologie in Greifswalde, 1826 Hauptpastor in Hamburg, 1835 zu Bremen, 1836 Generalsuperintendent, Oberhofprediger und geheimer Kirchenrath in Oldenburg, wo er, 1848 zum geheimen Oberkirchenrath ernannt und seit 1852 pensionirt, den 5. Januar 1854 †. Er schrieb: „Hoseas, übersetzt und erklärt" (Königsb. 1807); „Religionsvorträge bei besonderen Gelegenheiten" (Berlin 1816); „Nova clavis in graecos interpretes vet. testamenti scriptoresque apocryphos" (Leipzig 1820); „Irenion, eine der evangelischen Kirchenvereinigung gewidmete Zeitschrift" (Berlin 1821 bis 1824); „Festpredigten" (das. 1822); „Epistelpredigten" (Halle 1823); „Das Buch Hiob, übersetzt und für gebildete Leser kurz erläutert" (das. 1830); „Die Denksprüche Salomo's, übersetzt u. für gebildete Leser kurz erläutert" (das. 1829); „Andachtsbuch für denkende Christen" (Hamb. 1833); „Passionspredigten" (2. Ausg., das. 1834); „Biblische Sittengemälde" (Bremen 1835 bis 1836); „Das Leben Jesu, ein Andachtsbuch" (Berlin 1838—1840) u. A. m.

Böckh, 1) Friedrich von, badischer Staatsmann, geb. den 13. August 1777 zu Heidelberg, wo sein Vater Rechnungsrath war, studirte daselbst die Kameralwissenschaften, ward schon 1803 nach dem Reichsdeputationshauptreceß Sekretär bei der Besitzergreifungskommission, 1807 Kammerrath in Mannheim, 1810 Finanzrath in Karlsruhe und 1815 geheimer Referendär. Auf dem ersten Landtage war er Regierungskommissär, wurde 1820 Direktor der Oberrechnungskammer, 1821 Staatsrath und provisorischer, 1824 definitiver Chef des Finanzministeriums u. am 14. Mai 1828 wirklicher Finanzminister. Als solcher war B. ganz in seiner Sphäre u. gab nach dem Tode des verschwenderischen Großherzogs Ludwig Wilhelm August (1830) dem Staatshaushalte eine neue bessere Gestaltung. Durch verschiedene Maßregeln, besonders durch den Gesetzentwurf über Zehntablösung, den er der zweiten Kammer vorlegte und dringend empfahl, machte er seinen Namen populär, erwarb sich 1832 durch freimüthige Vertheidigung der Verfassung die Achtung aller Männer von Gesinnung, zerfiel aber 1834 und 1835 mit der liberalen Partei, als er sich einem Antrage für Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte der zweiten Kammer in Beziehung auf die Ministerialreskripte widersetzte, die vor der Eröffnung der Ständeversammlung den im Staatsdienste stehenden Abgeordneten zugefertigt worden, u. als ihn Rotteck bei der ohne vorherige Befragung des ständischen Ausschusses angeordneten Zinsreduktion der Staatsschulden der Ueberschreitung seiner Kompetenz zieh. In noch stärkere Opposition mit der Majorität der Kammer gerieth er auf den späteren Landtagen, namentlich auch als er Miene machte, das Recht der Kammer, sich in finanzielle Fragen zu mischen, im Sinne der wiener Konferenzbeschlüsse zu deuten. Nachdem er 1844 das unstreitig mit Erfolg geleitete Departement der Finanzen aufgegeben, trat er als Präsident an die Spitze des Gesammtministeriums, wurde aber schon im März 1846 pensionirt und † den 22. December 1855 zu Karlsruhe. Auch seine parlamentarischen Gegner rühmten sein ausgezeichnetes finanzielles Talent, seinen sicheren Blick in der Wahl der ihm untergeordneten Beamten, das Energische u. Charaktervolle seiner Persönlichkeit, Vorzüge, die ihn in die Reihe der hervorragendsten Staatsmänner Badens setzen.

2) August, berühmter Philolog, Bruder des Vorigen, geboren den 24. November 1784 zu Karlsruhe, erhielt auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt seine klassische Vorbildung und bezog 1803 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Hier führten ihn jedoch Wolfs geistreiche Vorträge philologischen Studien zu, als deren Erstlingsfrucht die „Commentatio in Platonis qui vulgo fertur Minoem" (Halle 1806) erschien. Um Ostern 1806 erhielt er durch Schleiermachers Vermittelung eine Stelle am pädagogischen Seminar zu Berlin, die Kriegsunruhen veranlaßten ihn jedoch, im Sommer 1807 nach Heidelberg zu gehen und daselbst zu privatisiren, bis er im Oktober desselben Jahres zum außerordentlichen Professor daselbst ernannt wurde und nun neben Erklärung alter Autoren auch Vorlesungen über griechische Alterthümer, Encyklopädie der Philologie rc. hielt. Im Jahre 1809 ward er zum ordentlichen Professor der Beredsamkeit und alten Literatur ernannt; manche widrige Verhältnisse verleideten ihm indeß den heidelberger Aufenthalt, und so folgte er um Ostern 1811 einem Rufe als Professor der Beredsamkeit und alten Literatur an die neu errichtete Universität zu Berlin, wo die Verbindung mit seinen gelehrten Freunden Wolf und Schleiermacher ihm die angenehmsten Verhältnisse versprach. Seine Wirksamkeit ist hier seit seinem Auftreten höchst bedeutend gewesen. Als Lehrer und Direktor des philologischen und pädagogischen Seminars hat er eine große Zahl der tüchtigsten Philologen u. Schulmänner gebildet, in welchen er neben dem sprachlichen Theile der klassischen Studien ganz besonders auch den Sinn für die Kunst und das Leben des Alterthums zu wecken verstand. Sein schriftstellerischer Ruhm beruht vorzüglich auf folgenden Hauptwerken: „Die Staatshaushaltung der Athener" (Berlin 1817, 2 Bände, englisch von Lewis, London 1828, französisch von Laligant, Paris 1828); „Metrologische Untersuchungen über Gewichte, Münzfuße und Maße des Alterthums" (Berlin 1838); „Urkunden über das Seewesen des attischen Staats" (das. 1840); Handausgabe des Pindar (Leipz. 1811—1822, 2 Bde. in 4 Thln., fortgesetzt von Franz, Handausgabe 1817, 2. Ausg. 1825) und des „Corpus inscriptionum graecarum" (Berlin 1824 ff.; bis jetzt 3 Bde.). Höchst beachtenswerth sind auch seine kleineren Schriften, wie „Die Entwickelung der Lehren des Pythagoräers Philolaos" (Berlin 1819), seine, die griechische Tragödie betreffenden Forschungen (Graecae tragoediae principum, Aeschyli, Sophoclis, Euripidis, num ea quae super sunt et genuina omnia sint, Heidelb. 1808, und die Ausgabe der sophokleischen „Antigone", Berlin 1843), ferner die aus der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" besonders abgedruckten Untersuchungen über „Manetho und die Hundsternperiode" (das. 1845). Als Mitglied der Aka-

demie u. beständiger Sekretär der philosophisch-historischen Klasse hat er verschiedene reichhaltige Abhandlungen in den Denkschriften des Instituts niedergelegt, z. B. „Ueber die kritische Behandlung der pindarischen Gedichte" (1825); „Ueber Leibnitz und die deutschen Akademien" (1835). Als Professor der Beredsamkeit aber hat er nicht nur in den Lektionskatalogen viele interessante kleine Aufsätze philologischen Inhalts veröffentlicht, sondern auch viele nach Form und Inhalt gleich ausgezeichnete Reden in lateinischer und deutscher Sprache gehalten und von Zeit zu Zeit, wenn es noththat, höchst freimüthige Worte gesprochen. Dieselbe Liberalität beweist B. in allen geschäftlichen Verhältnissen, in denen er sich mit großer Leichtigkeit bewegt. Im Jahre 1830 erhielt er den Titel eines geheimen Regierungsrathes, 1840 den Orden pour le mérite, nachdem der Adlerorden früher vorausgegangen war. Im Auslande ist B.s Name hoch gefeiert, fast alle Akademien in und außer Deutschland zählen ihn unter ihre Mitglieder, namentlich auch das französische Institut.

Böcking, Dorf im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Heilbronn, unweit des Neckars an einem See, hat 1340 Einwohner u. ist merkwürdig durch die daselbst aufgefundenen römischen Alterthümer.

Böcking, Eduard, verdient durch seine Forschungen über altrömisches Recht, den 20. Mai 1802 in Trarbach an der Mosel aus einer von Kent nach Holland und den Rheinlanden im 16. Jahrhundert eingewanderten Familie geboren, erhielt seinen ersten Unterricht in seinem Geburtsorte, besuchte 1816—1818 das Gymnasium zu Kaiserslautern und bezog dann die Universität Heidelberg, von wo er sich im Herbst 1819 nach Bonn begab. Nachdem er von 1821 bis 1822 in Berlin neben Schleiermacher u. Hegel namentlich Savigny gehört, wendete er sich im Herbst 1822, um sich mit Hugo's Methode vertraut zu machen, nach Göttingen, wo er im December 1822 die juristische Doktorwürde erwarb. Hierauf verlebte er, mit philosophischen, rechtsgeschichtlichen und literarischen Studien beschäftigt, 2 Jahre im älterlichen Hause, bis er sich 1826 mit der Dissertation „De mancipii causis" (Berlin 1826) in Berlin habilitirte. Im Frühjahr 1829 zum außerordentlichen Professor ernannt, ward er im Herbst desselben Jahres auf sein Ansuchen nach Bonn versetzt, wo er seit 1835 als ordentlicher Professor der Rechte durch zahlreich besuchte Vorlesungen über verschiedene juristische Disciplinen, wie Encyklopädie der Rechtswissenschaft, Rechtsphilosophie, Institutionen, Pandekten und Erbrecht, Kirchenrecht, Strafrecht, Civilprozeß, Strafprozeß und Erläuterungen von Quellenschriften des römischen Rechts, wirkt. Als Schriftsteller hat sich B. besonders durch die kritische Herausgabe und Erklärung juristischer Klassiker Verdienste erworben. So gab er, außer dem „Corpus legum seu brachylogus" (Berlin 1829) und den „Interpretamenta" des Dositheus Magister (Bonn 1832), mit Klenze die „Institutiones" des Gajus und des Justinian (Berl. 1829) heraus, welchen später die „Fragmenta" Ulpians (Bonn 1831, 3. Ausg. 1845) und die „Institutiones" des Gajus (Bonn 1837, 3. Ausgabe 1850) folgten. Die vortreffliche Ausgabe der „Notitia dignitatum utriusque imperii" (3 Thle., Bonn 1839—1850), welcher eine literarhistorische Abhandlung „Ueber die Notitia dignitatum" (das. 1834) vorausgiug, ist die Frucht 25jähriger Studien. Auch gab B. eine Recension und Uebersetzung der „Mosella" des Ausonius (Berl. 1828), welche später völlig umgearbeitet nebst den Moselgedichten des Venantius Fortunatus (Bonn 1846) erschien. Seine „Institutionen" (Bd. 1, Bonn 1843) sind unvollendet geblieben. Von den mancherlei Grundrissen, die B. drucken ließ, sind die „Pandekten" (4. Aufl., Bonn 1851) anzuführen. Die von ihm besorgte Ausgabe von Schlegels „Sämmtlichen Schriften" (Bd. 1—12, Leipz. 1845—1847) ist noch nicht beendet. Auch veranstaltete er eine Sammlung von Schlegels „Opuscula quae latine scripta reliquit" (Leipz. 1848). Außerdem hat er noch einige akademische Gelegenheitsschriften, sowie einige Abhandlungen und Recensionen in das „Rheinische Museum für Jurisprudenz", die „Hallische Literaturzeitung" und die „Jahrbücher des Vereins von Alterthumsforschern in den Rheinlanden" geliefert.

Boëdromia, Fest zu Ehren des Apollo Boëdromius, am 7. Boëdromion nach dem Feste der Artemis Agrotera zu Athen gefeiert. Die Veranlassung des Festes und Namens wird verschieden erzählt; alle Berichte deuten jedoch auf eine durch Apollo's Orakel in Kriegsgefahren geleistete Hülfe hin, mag diese nun im Anrathen eines bestimmten Opfers vor dem Angriffe, oder in dem Befehle eines Anlaufs mit gewaltigem Geschrei bestanden haben. Nach Plutarch siegte demgemäß Theseus über die Amazonen, nach Andern Erechtheus über die Eleusiner und Eumolpus. Auch in Böotien, besonders in Theben, wurde Apollo als Boëdromius neben der Artemis Euklea verehrt, weil sein Orakel den Thebanern im Kampfe gegen die Orchomenier und ihren König Erginus den Sieg verheißen hatte, wenn Jemand vom geachtetsten Geschlechte sich selbst tödten oder opfern wollte, und, nachdem dies die Töchter des Antipönus gethan hatten, der Sieg wirklich erfolgt war.

Böhm (Böhme), gewöhnlicher Name des Silbergroschens in Schlesien und dem angrenzen Polen.

Böhm, 1) Amadeus Wenzel, sehr geschickter Kupferstecher, geb. 1769 oder 1771 zu Prag, Schüler und Gehülfe Kohls zu Wien, arbeitete seit 1797 zu Leipzig und † daselbst 1823 als Mitglied der Akademie der Künste. Seine Hauptwerke sind: Paulus, nach Screta in der dresdner Gallerie; die Porträts des Königs und der Königin von Dänemark, nach Gröger; das Titelkupfer zur Pfarrerstochter zu Taubenheim, nach H. V. Schnorrs Zeichnung, in guten Abdrücken äußerst selten; die Titelkupfer zur göschenschen Prachtausgabe des griesbachischen Neuen Testaments; die Madonna, nach Guido Reni; Klopstocks Porträt u. viele andere Arbeiten für Buchhändler.

2) Johann Daniel, berühmter Bildhauer, Medailleur und Steinschneider der Neuzeit, geb.

1794 zu Wallendorf in Ungarn, war erst Kaufmann, widmete sich seit 1814 der Kunst und war Schüler Cervara's, bildete sich jedoch meist als Autodidakt zu Florenz und Rom, wo ihn Canova u. Thorwaldsen als einen Ebenbürtigen anerkannten. Hauptwerke von ihm sind von Statuen u. Büsten: ein Faun aus dem Zuge des Bacchus; Amor der Löwenbändiger; eine antike Tänzerin; mehre Standbilder der vorzüglichsten Fürsten des Erzhauses Oesterreich, im Auftrage des Erzherzogs Johann für die Kapelle des Brandhofes bei Mariazell gefertigt; der Kardinal Consalvi u. a.; von Medaillen: die Preismedaille mit dem Abbilde des Botanikers Jacquin; eine kleine Medaille mit dem trefflich gelungenen Bilde des Kaisers Franz I. und einer Victoria auf der Rückseite; die Denkmünze auf den Fürsten Schwarzenberg u. a.; von Intaglio's: Kaiser Franz, im k. k. Münz- und Antikenkabinet; ein Heros mit dem Lorbeerkranze, ächt antik aufgefaßt und mit bewundernswerther Feinheit ausgeführt; die Flucht der Helena.

3) Joseph, Mitglied der k. k. Hofkapelle, erster Professor des Violinspiels an dem Konservatorium zu Wien, geboren 1798 zu Pesth in Ungarn, wurde von seinem Vater im Gesange und im Violinspiel unterrichtet, machte in Begleitung desselben als 8jähriger Knabe eine Kunstreise nach Polen, kam 1815 nach Wien zurück, besuchte 1818 Italiens Hauptstädte und erhielt nach seiner Rückkehr nach Wien 1819 seine gegenwärtige Anstellung am Konservatorium; 1823 unternahm er eine größere Kunstreise nach den Hauptstädten Deutschlands und nach Paris. Von seinen Kompositionen sind 19 Werke in Druck erschienen, bestehend in Koncertstücken, Quartetten, Duetten, Polonaisen, Variationen, Gesängen u. dgl. Sein Spiel wird als höchst zart, rein, edel und seelenvoll gerühmt.

Böhme, Jakob, einer der bekanntesten Mystiker u. Theosophen, war geboren 1575 zu Altseidenberg bei Görlitz in der Oberlausitz und zeichnete sich schon in seiner Jugend, wo er das Vieh hütete, durch seine lebhafte und reizbare Phantasie aus, mit welcher er mehre offenbar erträumte Geschichten als wirklich ihm begegnete Fakta erzählte. In der Schule lernte er etwas Schreiben und Rechnen, ward aber durch den Religionsunterricht in die damals im Schwunge gehende Polemik eingeführt, was wohl den Grund zu seinen späteren kryptocalvinistischen Grübeleien legte. Als er sodann zu einem Schuhmacher in Görlitz in die Lehre kam, brütete er über seinen Ideen, und die mit dem Schusterhandwerk verbundene sitzende Lebensart mag die Excentricität seiner Phantasie noch befördert haben. Bald mied er alle Gesellschaft, las fleißig in der Bibel und versenkte sich in sie, um ein inneres höheres Licht zu finden. Damals fingen seine außerordentlichen Visionen an. Die erste schaute er auf der Wanderschaft, wo er in Schlesien den Arzt Bartholomäus Sklei (od. Slei) kennen lernte und dessen kosmologisch-mystische Ideen sich so aneignete, daß er sie für seine eignen hielt. Nach seiner eignen Erzählung umgab ihn plötzlich ein göttliches Licht, und 7 Tage lang stand er in göttlicher Beschaulichkeit und im Freudenreich. Als er 1594 nach Görlitz zurückgekehrt war, ehelichte er eines Fleischhauers Tochter, mit der er 30 Jahre in glücklicher Ehre lebte. Im Jahre 1600 wurde ihm zum zweiten Male göttliche Erleuchtung zu Theil, indem er durch den plötzlichen Anblick eines ihm erscheinenden zinnernen Gefäßes die innerste Natur schaute. Bei der eifrigen Lektüre der Schriften von Paracelsus, Schwenkfeld, Valentin Weigel, Esaias Stiefel und andern dergl. war es kein Wunder, daß er 1610 eine dritte Vision hatte und nun das ihm Offenbarte niederschrieb. Diese erste Schrift nannte er „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang" (1612). Diese, wie seine folgenden Schriften, welche alle voller astrologischer Deutungen, chemischer Benennungen u. lateinischer Ausdrücke sind, revidirten die 3 Aerzte Balth. Walther, Corn. Weißner und Tob. Kober; ferner waren behülflich Abraham von Frankenberg, Joh. Theodor von Tschesch u. andere seiner Schüler. Das oben erwähnte Werk ließ ein Edelmann abschreiben; als aber die Abschriften verbreitet wurden, bedrohte der orthodoxe Pastor primarius zu Görlitz, Greg. Richter, Görlitz mit dem Schicksal von Sodom und Gomorrha, wenn der Magistrat nicht einschreite. Da die Ketzerpredigten des Pastors nicht aufhörten, ließ der Magistrat B. die Schrift wegnehmen und verbot ihm am 25. Januar 1613 fernerhin etwas zu schreiben; dagegen wurde auch der Primarius zum Stillschweigen verwiesen. Doch erhielt B. von einigen Gelehrten eine andere Abschrift zugesandt u. das Werk erschien abgekürzt 1634, vollständig aber zuerst in Amsterdam 1656, dann 1676, 1682, 1715. Nun folgte B.'s 7jähriger Sabbath, d. h. er schrieb 7 Jahre hindurch nichts, bis ihm von Neuem der Höchste mit seinem Odem zu Hülfe kam und zum vierten Male das göttliche Licht in ihm erweckte. Da hielt er von 1617 an häusliche Erbauungsstunden und fing von 1619 an, wieder Bücher zu schreiben, deren er im Ganzen, nachdem er sein Schuhmacherhandwerk aufgegeben, 21 verfaßte. Diese waren: „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang"; „Von den drei Principien nebst Anhang"; „Vom dreifachen Leben des Menschen"; „40 Fragen von der Seele nebst dem umgewandten Auge"; „Von der Menschwerdung Jesu Christi"; „Von 6 theosophischen Punkten"; „Von 6 mystischen Punkten"; „Vom irdischen u. himmlischen Mysterium"; „Der Weg zu Christo in 8 Büchern, nämlich: von wahrer Buße; vom heiligen Gebet; von wahrer Gelassenheit; von der neuen Wiedergeburt; vom übersinnlichen Leben; von göttlicher Beschaulichkeit; Gespräch einer erleuchteten u. unerleuchteten Seele; von 4 Komplexionen"; „Zwei Schutzschriften wider Balthasar Tilken"; „Bedenken über Esaias Stiefels Büchlein und vom Irrthum der Sekten Esaias' Stiefels und Ezechiel Meths"; „Schutzrede wider Gregorius Richter nebst der schriftlichen Verantwortung vor Einem edlen Rath zu Görlitz"; „Unterricht von den letzten Zeiten Kaym"; „De signatura rerum, oder von der Geburt u. Bezeichnung aller Wesen"; Von der Gnadenwahl"; „Von Christi Testamenten"; „Mysterium magnum über Genesin, nebst kurzem Auszug"; „Betrachtung göttlicher Offenbarung"; „Tafeln von den drei

Principien göttlicher Offenbarung"; „Erklärung der vornehmsten Punkte und Wörter in diesen Schriften"; „74 theosophische Sendbriefe". Als 1624 Abraham von Frankenberg B.'s Buch „Von wahrer Buße und wahrer Gelassenheit" herausgab, ereiferte sich der Primarius Richter wieder dermaßen, daß der Magistrat B. aus der Stadt wies u. ihm, nachdem er ihn wieder zurückgerufen, den guten Rath gab, sich freiwillig zu entfernen, damit nicht Kaiser und Reich sich veranlaßt sähen, gegen Görlitz strafend aufzutreten. B. folgte daher einer Einladung zum Kurfürsten von Sachsen, wahrscheinlich um ihm Dienste in der Goldmacherei zu leisten, welcher die Laboranten Walther und Hinkelmann zu Dresden vorstanden. Bei dem Letzteren wohnte er zwei Monate und hielt ein Kolloquium mit mehren Theologen aus, wobei er sich trefflich vertheidigte. Von Dresden ging er nach Schlesien, bekam bei seinem Freund, dem Herrn von Schweinichen, ein hitziges Fieber, ließ sich nach Görlitz bringen und †, nachdem er das Abendmahl empfangen, den 27. November 1624 mit den Worten: „Nun fahre ich ins Paradies". Obgleich er exemplarisch fromm gelebt und auch äußerlich sich von der lutherischen Kirche nicht getrennt hatte, erhielt er doch erst auf Befehl des Stadtraths ein ehrliches Begräbniß. Die Darstellung seines mystischen Systems ist sehr schwer, weil es unter einer dunklen phantastischen Terminologie versteckt ist. Er basirt seine Ideen von Gott, Schöpfung, Natur, Offenbarung und Sünde größtentheils auf biblische Lehren, führt dieselben aber seiner poetisch-phantastischen Naturanschauung gemäß und unter Benutzung des aus mystischen und alchemistischen Schriften jener Zeit Geschöpften auf eigenthümliche Weise weiter aus. Sein Grundgedanke ist, daß das Heraustreten der Kreatur aus der Einheit des göttlichen Wesens durch mystische Erleuchtung geschaut werden könne. Dieses Heraustreten der Kreatur aus Gott, dem in sich selber natur- und unterschiedslosen Mysterium, dem Ungrund, dem ewig Einen, dem stillen Nichts ꝛc., ist ihm das Princip der Negation, der Differenzirung, von ihm merkwürdiger Weise „Widerwärtigkeit oder Widerwille" genannt. Das ewige Eine wird sich selbst zu Etwas, substantialisirt („urständet") sich dadurch, daß es sich einführt in die Zweiheit, wodurch das Nichts den Gegensatz in sich entwickelt und die Quelle des Kreatürlichen wird. Diesen Scheidungs- und Entwickelungsprozeß führt er unter den mannigfaltigsten sinnlichen Bildern weiter aus; doch sind ihm Licht und Finsterniß, Zorn und Liebe, Feuersqual und Brennen, Hitze, Pein und Schreck ꝛc. nicht bloße Bilder, sondern sie vertreten ihm die Stelle von Begriffen. In dem ewigen Ungrunde ist zugleich das Böse enthalten, die Differenzirung („Schiedlichkeit"), der in der Eigenheit fest gewordene, vom Ganzen abtrünnige Wille; dasselbe, obwohl voll Qual und Pein, ist dennoch nothwendig und unvermeidlich, wenn überhaupt etwas Bestimmtes, Wirkliches werden sollte, aber nicht etwas absolut Festes, nicht zu Ueberwindendes, sondern nur Durchgangspunkt. Geraume Zeit ließ man „den Schuster" unbeachtet, bis, wie Lessing auf Spinoza, so Jakobi auf B. wieder hinwies und denselben, wie Göthe seinen Handwerksgenossen Hans Sachs, wieder zu Ehren brachte. Seitdem hat man nicht nur bei Hegel, sondern auch bei seinem großen Antipoden Schleiermacher böhmische Anklänge finden wollen, und namentlich soll Schelling die schönsten Perlen seiner theosophischen Periode aus dem Urgrund böhme'scher Intuitionen und Imaginationen geschöpft haben. Ohne Zweifel hat B. die intellektuale Anschauung des Absoluten, aus dem die Gegensätze der Erscheinungswelt hervor- und in welches sie zurückgehen, mit den spekulativen Systemen Spinoza's, Schellings und Hegels gemein. Hegel stellt ihn geradezu an die Spitze der neueren Philosophie, und in der That ist bei B. die immanente Negativität, deren begriffsmäßiger Ausdruck die Methode der hegelschen Dialektik seyn will, der dunkle Hintergrund seiner mystischen Intuitionen, die nur nicht zur angemessenen Darstellung gelangen. B.'s Schüler waren zahlreich und es bilden die Böhmisten eine besondere Gruppe in der Geschichte der Philosopie und Theosophie. Die bekanntesten Freunde und Anhänger der kabbalistischen Emanationstheorien sind: Joh. Angelus Werdenhagen, Fr. Krause, Chr. Hohburg, Fr. Breckling, Qu. Kuhlmann, Joh. Jak. Zimmermann, Nik. Tscherer, Joh. Roth, Ed. Richardson, Poiret, Pordage, J. G. Gichtel, Johanna Leade, Antoinette Baurignon, Oettinger. Unter seinen Gegnern zeichnen sich aus: David Gilbert, Tob. Wagner, Joh. Frick, Calov, Abrah. Hinkelmann. Die erste Sammlung seiner Schriften besorgte Heinrich Betke (Amsterdam 1675), vollständiger J. G. Gichtel (daselbst 1682—1683, 10 Bde.). und J. A. Glüsing (das. 1715); eine andere Ausgabe erschien unter dem Titel „Theologia revelata" (das. 1730, 2 Bde.), die beste mit den Summarien Gichtels (das. 1730, 6 Bde.), die neueste von K. W. Schiebler (Leipz. 1831—1843, 5 Bde.), englisch von Law. Vgl. Fouqué, J. B., ein biographischer Denkstein, Greiz 1831; Wullen, J. B.'s Leben u. Lehre, Stuttg. 1836; Derselbe, Blüthen aus J. B.'s Mystik, das. 1838; Joh. Fr. Sillig, Jakob B., ein biographischer Versuch, Pirna 1801; Julius Hamberger, Die Lehre des deutschen Philosophen Jakob B. in einem systematischen Auszug ꝛc., München 1844.

Böhmen (Böheim, Bojenheim), früher selbstständiges, jetzt zum österreichischen Kaiserthum gehöriges deutsches Königreich, ein mit Erfolg germanisirtes, bis in das Herz Deutschlands eingreifendes Vorland des Slavengebiets. Es liegt zwischen 48½°—51° nördl. Br. und 30° bis 34½° östl. L. von Ferro, grenzt im Südwesten an Bayern, im Nordwesten an das Königreich Sachsen, im Nordosten an die preußische Provinz Schlesien, im Südosten an die Markgrafschaft Mähren und das Erzherzogthum Oesterreich, u. hat einen Flächenraum von 956 (951—953) □M. Die politischen Grenzen des Landes treffen allerdings auf den drei nicht-österreichischen Seiten mit den natürlichen Grenzwällen des Böhmerwaldes, des Erzgebirges und der Glieder des sudetischen Bergsystems fast überall zusammen, doch ist deshalb B. nicht als ein von allen Seiten geschlossenes und in der Mitte eingesenktes Kesselland anzusehen. Es ist keineswegs von Mähren


Marienbad
PRAG
Statistische Notizen:
Saatzer K. 3. Leutmeritzer K.
Bunzlauer K. 5. Budenower K.
Kauřzimer K.
Pilsner K. 13. Klattauer K.
15. Taborer K. 16. Budweiser K.
Maassstäbe:
Für Prag
Für Teplitz und Karlsbad
Für Marienbad
Für die Charte
Neustadt
Wischehrad

durch ein scharf ausgeprägtes Gebirge geschieden, vielmehr mit demselben so innig verwachsen, daß man in dem Raume zwischen der Eger, Elbe u. Donau einer- und der March und Raab andererseits ein gemeinsames böhmisch-mährisches hoch ummauertes Terrassenland verfolgen kann, dessen Stufenabsteigung von Süden nach Norden durch kleine Binnensenkungen nur wenig gestört wird. Die Donau und die Oder haben nur durch sehr unbedeutende Quellgebiete im Südosten u. Nordosten Theil am böhmischen Boden, der fast ganz dem Elbgebiet angehört, und zwar durch die Elbe selbst in ihrem Oberlaufe bis zum Durchbruche durch das Elbsandsteingebirg und durch die bei Melnik mündende Moldau. Die hier schiffbar werdende Elbe nimmt in B. unmittelbar auf: rechts die Eidlina (Eydlina), Iser und Pulenitz (Polzen); links Aupa, Mettau, Adler, Eger und Biela; der Moldau fließen zu: rechts Luschnitz und Sazawa; links Wottawa und Beraunka. Für das eigentliche böhmische Terrassenland treten gliedernd auf: die Elbe und Eger, die Sazawa und Beraunka, die Moldau und Elbe. Seen gibt es nur drei unbedeutende; häufiger sind Teiche, z. B. der stankauer Teich (3 Meilen im Umfange), der rosenberger Teich (5 Stunden im Umfange), der groß-zeeperkaer Teich (eben so groß); im Ganzen nehmen die Teiche 13 □Meilen ein. Kanäle sind die beiden fürstlich schwarzenbergischen Holzschwemmkanäle u. einige kleinere. Die kleinen rings umschlossenen Tiefebenen sind: im Norden die laun-saatzer Ebene an der Eger, 5—400 Fuß hoch, die eben so hohe an der Egermündung gelegene theresienstädter Ebene u. der südwestlich von Königgrätz eingesenkte Elbkessel, der von Seen u. Teichen zerrissen u. 6—700 Fuß hoch ist; in der Mitte erhebt sich der kleine Tiefkessel von Pilsen zu 900 Fuß. Im Süden breitet sich, ebenfalls von kleinen See- oder Teichgruppen erfüllt, bis zu 1100 Fuß Höhe, die budweiswittingauer Ebene aus. Dieselbe Ueberhöhung bei südlich zunehmender Lage behaupten auch die den genannten Ebenen südwärts anliegenden Stufen, unter einer zweiten allgemeinen Neigung nach Osten hin, so daß das böhmische Bergland westlich der Moldau den östlichen Abschnitt immer um einige 100 Fuß an Höhe übertrifft. Die nördliche böhmische Terrasse erhebt sich in schroffen Rändern und einzelnen scharf markirten Vorsprüngen, wie z. B. dem engelhäuser Berg (2040'), Purberg (1776') und Georgenberg (1244') zur Mittelhöhe von 1200'—1000'; die mittlere Stufe steigt zu 1600'—1400' und ragt am Brdywald 1800' und Trzemszinberg 2528' empor, und die südliche Terrasse schließt sich bei 2000'—1800' hohen Nordrändern an den Böhmer- und Greinerwald. Die Bodenform des nördlichen B.s, am rechten Elb-, Adler- und linken Egerufer wird durch das sächsische und sudetische Bergland bedingt. Im Osten und Nordosten vom Elbkessel im Gebiete der linken Zuflüsse der obern Elbe übersteigt man kurze Absätze ziemlich scharf gezeichneter Bergformen, um entweder zu den Vor- und Hochketten des glatzer Gebirgslandes (böhmische und habelschwerdter Kämme, pölitzer Felsen und adersbacher Sandsteinklippen) oder zu den steilen Kämmen des hohen Riesengebirgs zu gelangen; aber im Norden und im Gebiete der rechten Zuflüsse führen breitere Plateaumassen, wie das gitschiner und das daubaer Plateau, zu den Ketten des Isergebirges und den Massen des lausitzer Gebirges. Vor diesem liegen südwestlich Haufen dichtgedrängter Bergkuppen, die zwischen Leitmeritz u. Aussig von der Elbe durchbrochen werden. Oestlich liegen die unzusammenhängenden Gruppen des Gleis- und des Geltschbergs u. westlich die gleichfalls basaltischen Massen des böhmischen Mittelgebirges, welches mit dem Donnersberg 2646 Fuß Höhe erreicht und im Norden durch die tiefe Furche der Biela vom sächsischen Erzgebirge getrennt wird. Das letztere begrenzt mit seinen Steilabfällen den nördlichen Egerabschnitt, trägt auf seinem plateauförmigen breiten Scheitel die sächsisch-böhmische Grenze u. geht westlich zu den sanftern Formen des Egerlandes über, das sich allmählig zum Fichtelgebirgsplateau öffnet. Mit dem Wechsel der äussern Formen des Bodens steht auch vielfach die Aenderung des **geognostischen** Bildes in Verbindung. Der höhere Süden ist aus den primitiven Massen des Granit, Syenit und Gneis zusammengesetzt; die westliche Mitte zwischen Prag und Klattau gehört, mit Unterbrechungen von Urkalk, Quarzporphyr u. Kohlengebilde, der Grauwacke und Thonschiefergruppe, und die östliche Mitte in und um den Elbkessel der Kreidegruppe an; ein noch bunteres Bild zeigt der nördliche Abschnitt. Im Osten der Elbe herrscht der Quadersandstein vor; im Westen wechselt er mit Rothliegendem und mit obern Tertiärschichten der Molassegruppe, und überall brechen die plutonischen Gebilde basaltischer und ähnlicher Massen durch, während im westlichen Anschluß an das Fichtelgebirge wieder die primären Formationen des Südens im Verein mit Glimmerschiefer vorherrschen. Die **klimatischen Verhältnisse** B.s schließen sich zwar im Allgemeinen den günstigen Beziehungen Mitteldeutschlands durch das Vorhandenseyn einer mittlern Temperatur von 6° R. an, aber die Bodengestaltungen greifen sehr gewichtig zur Erzeugung eigenthümlicher Erscheinungen ein. Der höhere Süden ist rauher, als der tiefere Norden, die Gebirgsgegend kälter, als die geschützte Ebene; im Erzgebirge gibt es einige Gegenden, wo das Getreide nicht mehr reift, ebenso im Böhmerwalde, während in den tiefern Gegenden an der Moldau und Elbe der Wein gedeiht. Im Ganzen ist aber B. durch großen Produktenreichthum ausgezeichnet. Die Ausstattung des **Mineralreiches** ist sehr mannigfaltig u. ergiebig. Die Bergproduktion liefert nach mehrjährigem Durchschnitt an Gold (zu Joachimsthal) 2 Mark, an Silber gegen 30,000 Mark, also nächst Ungarn unter den österreichischen Ländern das Meiste, besonders durch die Ausbeuten zu Przibram und Joachimsthal, an Zinn (vorzugsweise aus dem Bezirke des Erzgebirges) 970 Ctr., an Kupfer 26, an Bleierz über 16,000, an Verkaufsblei 3150, an Reißblei 1985, an Glätte 19,000, an Roheisen 35,000, an Gußeisen 180,000, an Kobalt 50, an Arsenik 1200, an Alaun 4750, an Kupfervitriol 5400, an Eisenvitriol 32,000, an Schwefel 7000, an Steinkohlen über 8 Mill. und an

Graphit (vorzüglich in der Herrschaft Krumau) 23,000 Ctr. Ferner gewinnt man Galmei, Zinnober und Braunstein; Porzellanerde, schöne Bau-, Mühl- und Schleifsteinarten, mehre Arten Edel- und Halbedelsteine, insbesondere die berühmten böhmischen Granaten (Pyrope), Rubine, Sapphire u. Hyacinthe, viel Topase, Chrysolithe, Chrysoprase, Amethyste, Karneole, Chalcedone, Jaspise und Achate. In neuester Zeit hat die immer mehr steigende Holzkonsumtion zur bessern Würdigung der Braunkohlen- und Torflager geführt. An Kochsalz fehlt es aber B. gänzlich, dagegen hat ihm ein Ueberfluß der kräftigsten Mineralquellen einen Weltruf verschafft; man zählt ihrer 153, unter welchen die bedeutendsten und berühmtesten die zu Karlsbad, Teplitz, Marienbad, Franzensbrunn bei Eger, Liebwerda, Bilin, Bilna und Seidschütz sind, die der Mehrzahl nach nicht bloß stark besucht werden, sondern ihre Wasser auch stark versenden. Die Produkte des Pflanzenreiches gedeihen unter der thätigen Hand der Bewohner in den meisten Distrikten gut, nur der rauhe Gebirgsboden sträubt sich noch gewaltig gegen die Kultur, so daß von dem ganzen Flächenraum, mit Einschluß der Wasser- u. Wegeflächen &c., direkt 132 □M. als unkultivirt zu betrachten sind. Von den $860^1/_2$ □Meilen des benutzten Kulturbodens sind 450 zu Ackerland, 100 zu Wiesen und Gärten, 70 zu Weiden, $^1/_2$ zum Weinbau nnd 240 zur Waldkultur verwendet. Getreide wird über 40 Millionen niederösterreichische Metzen (nämlich über 5 Mill. Metzen Weizen, 13 Mill. Metzen Korn, gegen 8 Mill. Metzen Gerste und über 12 Mill. Metzen Hafer) gebaut, so daß B. in dieser Beziehung zu den reichsten Ländern Oesterreichs gehört; nächst Ungarn zieht es die meisten Hülsenfrüchte u. viel Rübsamen, sowie auch alle Arten von Küchen- und Gartengewächsen. Der Obstbau ist bedeutend nnd liefert einen Gegenstand zu einträglichem Handel. Ein Hauptprodukt ist der Flachs, der in allen Provinzen, am wenigsten in den südlichen, gebaut wird; den besten liefern Arnau, Königssal und Selau. Hanf wird weniger gebaut, Tabak in Menge. In besonderem Rufe steht der Hopfenbau, der auf 9 □Meilen betrieben wird und eine Ernte von 30,000 Ctr. des schönsten Produkts gewährt. Der Weinbau liefert im Durchschnitt etwas über 50,000 Eimer und ist fast nur auf die Gegend bei Aussig, Melnik nnd Prag beschränkt. Die Waldungen liefern eine Ausbeute von mehr als 3 Millionen Klaftern Holz. Am blühendsten ist der Landbau im egerschen, saatzer und leitmeritzer Kreise, am dichtesten im rakonitzer Kreise (also in der Mitte B.s), am geringsten aber im gebirgigen nordwestlichen Theile des budweiser Kreises. Zur Hebung der Agrikultur sind 1850 zwei Ackerbauschulen, eine für die deutsche Bevölkerung zu Tetschen an der Elbe nnd eine für die Czechen zu Libingitz im budweiser Kreise errichtet worden. Die wilden Thiere, welche sonst in B. hausten, sind mit zunehmender Landeskultur immer mehr den Hausthieren gewichen, oder doch wenigstens die Gegenstände geregelten Jagdbetriebs geworden. Bären und Wölfe sucht man selbst in den höchsten Gebirgstheilen vergebens, wohl aber trifft man noch die wilde Katze an; überall ist der Dachs verbreitet, der Hamster wird je weiter südöstlich schon seltener. Schwarz- und Rothwild gibt es in großer Menge in den Waldungen; Hasen sind so häufig, daß jährlich beinahe $^1/_2$ Mill. Felle ausgeführt werden, u. die Zucht der böhmischen Fasane, vorzüglich zu Krzinecz im bidschower Kreise, ist allgemein berühmt. Die Viehzucht ist im Allgemeinen in starkem, wenn auch in den einzelnen Gegenden und in ihren verschiedenen Zweigen in ungleichem Betriebe; ein Gegenstand höherer Sorgfalt ist sie erst in neuern Zeiten geworden. Die Pferdezucht hat sich besonders auf Veranlassung militärischer Rücksichten unter Maria Theresia und Joseph II. durch Einführung von Pferdemärkten, Prämien &c. gehoben. Außer mehren Privatgestüten gibt es ein Militärgestüt zu Nemoschitz; unter den Landgestüten sind die zu Pardubitz (für Wagenpferde) u. Nimburg die größten; ein großes besteht auch zu Kladrup u. ein kaiserliches Hofgestüt für Wagenpferde zu Sellmitz. Der Pferdebestand des Landes beträgt an 156,000 Stück, der beste Schlag findet sich im saatzer, leitmeritzer und chrudimer Kreise. Der Bestand des Rindviehes wird auf ungefähr 1,050,000 Stück angegeben, welche Zahl für das Quantum des guten Futters viel zu hoch erscheint, weshalb mit wenig Ausnahmen (z. B. im Egerlande) der unkräftige Schlag nur eine sehr geringe Ausbeute der Milchwirthschaft und guten Schlachtfleisches liefert. Die Schafzucht steht im besten Flor, was vorzüglich der Fürsorge der Kaiserin Maria Theresia zu danken ist; man zählt über $1^1/_2$ Millionen größentheils veredelte Schafe, die an 40,000 Ctr. sehr schöner Wolle zur Ausfuhr liefern. Die Schweinezucht wird mit besonderm Vortheil im südlichen und westlichen Theile des Landes betrieben; man zählt ungefähr 400,000 Stück, wovon jährlich an 50—60,000 Stück zum auswärtigen Verkauf kommen. Die Ziegenzucht treibt man besonders in den Gebirgsgegenden; der Bestand ist gegen 50,000 Stück. In der Federviehzucht spielt (außer der Truthühnerzucht) die Gänsezucht eine sehr bedeutende Rolle, vorzüglich im budweiser u. pilsener Kreise, wo Heerden von vielen tausend Gänsen weiden, von denen man jährlich an 2000 (nach And. 5500) Ctr. Bettfedern zu einem einträglichen Handel gewinnt, dessen Hauptsitz Neuern im pilsener Kreise ist. Die Bienenzucht (über 60,000 Stöcke) liefert dem Handel ein dem mährischen gleichgeschätztes Wachs. Nicht ohne Erfolg wird neuerlich auch die Seidenzucht betrieben. In den vielen Teichen wird die Fischerei mit großem Vortheile getrieben; böhmische Karpfen u. Hechte gehen in Menge nach Wien und andern Ländern. In der obern Moldau und Wottawa findet man Perlmuscheln, deren Perlen an Schönheit den ächten des Orients nicht nachstehen.

Die Volkszahl des Königreichs spricht äußerst günstig für seine natürlichen und socialen Verhältnisse, nicht bloß im Vergleich mit andern österreichischen Ländern, wo es als das drittbeste aller und als das bestbevölkerte der deutschen erscheint, sondern auch bei einem Rückblick auf die jüngstvergangenen Zeiten. B. war am Schluß des 30jährigen Krieges von kaum 800,000 Men-

schen bewohnt; 1772 zählte man 2,314.795, 1780 etwas über 2½ Mill., 1800 über 3 Mill., 1824 über 3½ Mill., 1830 3,820,853, 1837 4,152,560. 1846 4,417,025 und 1856 4,800,818 Einwohner. Am dichtesten sind die nordöstlichen, am dünnsten die südwestlichen Gegenden bevölkert. Der Kern des Volkes ist slavisch, doch sind im Laufe der Zeit auch andere Elemente eingedrungen. Die Slaven (Czechen) nehmen in der Zahl von ungefähr 3 Mill. besonders die Mitte und den Osten des Landes ein u. bewahren ihre eigene slavische, czechische Sprache (s. d.); Deutsche, deren man 1850 über 1,730,000 zählte (über 1 Mill.), wohnen ringsum in den Grenzkreisen, am meisten aber im Nordwesten. Von Braunau im königgrätzer Kreise nordöstlich wohnt diese Grenzbevölkerung in zusammengehörenden Massen zusammen, die in weitem Bogen von Norden nach Westen, von da nach Süden bis über Böhmisch-Gratzen im budweiser Kreise hinausreichen. Dieser 112 Meilen lange deutsche Grenzsaum, im Rücken gestützt auf die Deutschen in Schlesien, Sachsen, Bayern und Oesterreich, erstreckt sich an den einzelnen Punkten mehr oder weniger tief nach B. hinein. Die größte Breite beträgt im Norden 11, im Westen 14 Meilen, die schmalste Stelle befindet sich bei Klentsch im klattauer Kreise, wo die Deutschen auf einen kaum eine halbe Stunde ins Land gehenden Streifen beschränkt sind. Diese zusammenhängende Masse umfaßt ein Gebiet von etwa 300 □Meilen. Drei große Sprachinseln liegen gegen Mähren zu, die erste an der mährisch-schlesischen Grenze von Gießhübel bis Policka, eine schmale, 25 Meilen lange Strecke mit 195 Wohnorten u. etwa 95 000 Einwohnern, die zweite an der mährischen Grenze um Iglau, auf der andern Seite in Mähren sich fortsetzend, mit 57 Wohnorten und 15,600 Einw. auf der böhmischen Seite, die dritte an der mährisch-österreichischen Grenze bei Bistriz, mit 69 Wohnorten und 35,000 Einwohnern. Von den 210 Bezirken nach der neuen Eintheilung des Landes sind 98 rein czechisch, 74 rein deutsch, 38 gemischt, und zwar 14 mit überwiegend deutscher Bevölkerung. Die 38 gemischten Bezirke sind von 959,678 Menschen bewohnt, die 14 mit vorherrschend deutscher Bevölkerung zählen 288,655 Einw. Der Kreis Eger hat unter 34 Bezirken 32 rein, zwei überwiegend deutsche mit 564,853 Menschen, Leippa unter 24 Bezirken 23 rein deutsche, einen überwiegend deutschen mit 541,932 Einw., Gitschin unter 39 Bezirken 7 rein, zwei überwiegend deutsche mit 166,797 Einwohnern, Budweis unter 21 Bezirken 6 rein, 3 überwiegend deutsche mit 174,616 Einwohnern, Pilsen unter 31 Bezirken 6 rein, 4 vorwiegend deutsche mit 139,047 Einwohnern, Pardubitz unter 27 Bezirken zwei mit vorwiegend deutscher Bevölkerung u. 54,664 Einwohnern. Ueber die Zahl der im 7. (prager) Kreise lebenden Deutschen haben die officiellen Quellen noch nichts veröffentlicht. In B. überhaupt kommen auf die Geviertmeile 4800 Einw., in Deutschböhmen 5100, also 300 mehr als in B. überhaupt. Kommt in B. überhaupt auf 3—4 Geviertmeilen eine Stadt, so hat Deutschböhmen schon auf 2—3 eine. Die drei größten Städte nach Prag, Reichenberg, Eger u. Budweis, werden von Deutschen bewohnt. In B. überhaupt hat die Geviertmeile 14 Dörfer, in Deutschböhmen nur 12, dagegen sind die deutschen Dörfer größer als die czechischen. Von den 29 Dörfern mit mehr als 2000 Einwohnern, die es in B. gibt, kommen 27 auf den deutschen Landestheil. In den gemischten Landestheilen verstehen die Einwohner der Regel nach beide Sprachen, und in der Oberherrschaft der einen oder der andern Nationalität findet ein häufiger Wechsel Statt. Im Allgemeinen ist aber die deutsche im Nachtheil; so war z. B. früher das deutsche Element in Kuttenberg, Berann und Neustadt an der Mettau stark vertreten und jetzt ist es fast verloschen. Da die Deutschen nur in den drei Kreisen, wo sie die Mehrzahl ausmachen, auch die Niederungen bewohnen, sonst aber überall auf die Gebirge angewiesen sind, so herrscht bei ihnen die Industrie vor dem Ackerbau, der im innern B. die Hauptrolle spielt (s. unten). Juden gibt es 70—80,000; auch besteht noch ein kleiner Stamm Italiener in Prag, der zur Zeit Karls IV. dahin gewandert ist. Die Bevölkerung, die sich nach der neuen Gemeindeordnung von 1850 in 6196 selbstständigen Gemeinden konstituirte, vertheilt sich in 12 646 Ortschaften, worunter 289 Städte (1 auf 3⅔ □Meilen), wonach B. sowohl in Hinsicht auf die Zahl der Orte als der Städte unter allen Ländern des österreichischen Staatenkomplexes den ersten Rang einnimmt.

Der geistige Bildungsstand des böhmischen Volkes bietet in den einzelnen Erscheinungen Ausgezeichnetes, in der allgemeinen Menge enger Begrenztes; er bezeichnet die Einrichtungen in ihren Zielpunkten im Allgemeinen mehr auf das Praktische berechnet, als auf das geistig Freie. Stumpfheit u. sinnliche Rohheit beherrschen den großen Haufen. Das Gemisch des deutschen und slavischen Elements ist zwar im Verlaufe der Zeit immer inniger geworden, doch ist der slavische Grundzug noch hervorleuchtend und kann sich mit Recht um so eher behaupten, als die böhmische Nation die gebildetste aller slavischen Stämme ist und lange eine historische Selbstständigkeit bewahrt hat. Der Czeche ist geweckt und lebendig, gelehrig und poetisch, wie das seine Liebe zu Musik und Gesang beweist; aber er beharrt auch mit einem gewissen Starrsinn auf Erhaltung des Hergebrachten und erschwert mit roher Kraft den Sieg geistiger Reflexionen. Der Deutsche ist biegsamer, tritt mehr belehrend, als bloß gelehrig auf, räumt aber dem slavischen Princip in Zahl und moralischem Uebergewicht noch meist das Feld. Den vorzugsweise auf den Nordosten und Nordwesten beschränkten, aber seit Ausgleichung der religiösen Zwiespalte in B. im ganzen Lande vertheilten Protestanten (88,600) gegenüber ist die katholische Kirche bei weitem vorherrschend. Die Aufzählung der einzelnen Zweige der physischen Kultur B.s zeugt zwar im Allgemeinen von einer günstigen, wenn auch noch mehrfach zu steigernden Benutzung der natürlichen Reichthümer des Landes; sie bleibt jedoch weit zurück hinter der Gewerbsthätigkeit, in welcher B. zu den ersten Industrieländern Europa's gehört, u.

zwar vorzugsweise in seinen nördlichen Kreisen. Die Leinenmanufaktur liefert mehr Produkte zum auswärtigen Handel, als alle österreichischen Länder, in ungefährem Werth von 5 Mill. Gulden. Sie erzeugt die verschiedensten Sorten Leinwand, auch Damaste, Batiste, Linons, Schleier, viele bunte Leinen u. Zwilliche. Sie hat ihren Hauptsitz in den nordöstlichen Kreisen und beschäftigt gegen 400,000 Flachsspinner, über 50,000 Weber. Gegen 120,000 Ctr. Flachs werden im Inlande gebaut und es wird nicht allein diese Quantität in den inländischen Manufakturen verarbeitet, sondern auch noch eine große Menge aus dem Auslande zugeführt. Für die verkaufbaren Leinen sind über 30,000 Stühle beschäftigt, welche 190,000 beständige und 280,000 bloß zeitweilig theilnehmende Arbeiter erfordern und wenigstens 1,028,000 Stück Leinwand in den verschiedensten Gattungen roh erzeugen, in diesem Zustande zu einem Werthe von 8,995,000 Gulden, der durch Bleiche, Druck und Appretur bedeutend erhöht wird und wovon die Ausfuhr von cirka 500,000 Stück den oben angegebenen Werth von 5 Mill. Gulden beträgt, so daß mit Hinzufügung der für den einheimischen Hausbedarf erzeugten Leinen- u. der Zwirnproduktion, die auf mehren hundert Zwirnmaschinen betrieben wird, die gesammte Garn- und Linnenerzeugung einen Werth von 12 bis 13 Mill. Gulden erreicht. Die Lohnbleicherei beschäftigt etwa 5000 Menschen bei einem Arbeitsverdienst von 1½ Mill. Gulden. Allein in der Gegend von Schönlinde im leitmeritzer Kreise sind gegen 80 Bleichen. Die Spitzenklöppelei der nordwestlichen Kreise, die früher an 40,000 Menschen ernährte, ist durch die Bobbinetfabriken jetzt so herabgekommen, daß sie nur noch 15,000 Menschen beschäftigt; doch ist ihr Produkt im Handel noch viel gesucht. Die Baumwollenmanufaktur nimmt in gewerblicher, kommercieller und staatswirthschaftlicher Beziehung ebenfalls einen hohen Standpunkt in der böhmischen Industrie ein und wird in B. nächst dem Lande unter der Ens in ganz Oesterreich am stärksten betrieben. Im Jahr 1848 zählte man in B. 227 Baumwollenwaarenfabriken, deren jährliches Kapital cirka 25 Mill. Gulden betrug. Die Maschinenspinnerei liefert in 18 Spinnereien mit 1944 Feinspinnmaschinen u. über 445,000 Spindeln jährlich an 70,000 Ctr. Garn. Die Weberei beschäftigt über 50,000 Stühle; die Kattun- oder Kalikodruckereien (120 Etablissements mit 3400 Drucktischen, 38 einfachen und 6 mehrfarbigen Walzendruckmaschinen) liefern beinahe 1½ Mill. Stück Druckwaaren aller Art, u. zahlreiche Färbereien, besonders auch Türkischrothfärbereien, schließen sich den Fabrikanlagen an, welche am großartigsten und zahlreichsten im böhmisch-leippaer und egerer Kreise bestehen, wo auch die Fabrikation baumwollener Strumpfwaaren blüht. Der Hauptsitz der Wollenmanufaktur in Garn, Tüchern, Zeuchen, Strumpfwaaren ꝛc. ist Reichenberg mit seiner Umgegend; auch hier verdrängt die Maschinenarbeit immer mehr die Handspinnerei. Die einheimische Schafwolle, im Geldwerthe von 3¾ Millionen Gulden (wie oben erwähnt 40,000 Ctr.), reicht nicht hin für den Bedarf von 146 Fabriken, welcher mehr als das Doppelte fordert, einen Kapitalumsatz von wenigstens 12 Millionen Gulden repräsentirt und den 40. Theil der Bevölkerung beschäftigt. Ziemlich beträchtlich ist auch die Lederfabrikation (50 Fabriken); ausgezeichnete Produkte derselben sind besonders die prager Handschuhe, deren nach französischer Art jährlich an 20,000 Dutzend geliefert werden. Einer der wichtigsten Industriezweige ist ferner die Papierfabrikation, die in und um Prag und Hohenelbe, zu Krumau, Lebetsch und Trautenau am stärksten betrieben wird. Aber den ersten Rang nimmt unter den Industriezweigen die Glasfabrikation ein, die, schon im 13. Jahrhundert von Venedig aus in B. begründet, von dem reichen Besitz aller dazu erforderlichen Mineralien, besonders des Quarzes, wie von dem Waldüberfluß und der Menge wohlfeiler Hände zur Arbeit begünstigt, bald zu einer hohen Blüthe gebracht ward. Man zählt, besonders in den höheren Grenzgegenden des Landes, 161 Glas- u. Spiegelfabriken, worunter 22 Etablissements, die sich bloß mit dem Raffiniren gekaufter oder bestellter Hüttenprodukte befassen. Große Glashandlungen, zumal im leitmeritzer Kreise, haben ihre Depots in allen Handelsplätzen Europa's und machen bedeutende Geschäfte bis nach Amerika und der Levante. Die ausgezeichnetsten Fabriken für raffinirtes od. Kunstglas sind zu Haida im böhmisch-leippaer, Steinschönau, Kreibitz u. Georgenthal im egerer, bei Winterberg u. Silberberg im pilsener, zu Grazzen u. Josephsthal im budweiser, u. hauptsächlich zu Neuwald im gitschiner Kreise, wo die gräflich harrachsche Fabrik die prachtvollsten Kunstwerke liefert. In der Verfertigung von künstlichen Edelsteinen, Lustre- u. Schmucksteinen, Perlen, Pasten und Glaskorallen hat Turnau im leippaer Kreise und demnächst Gablonz und Neuwald den meisten Ruf, und unter den 20 Hütten, welche Spiegel liefern, sind die zu Neuhurkenthal im pilsener und Bürgstein im leippaer Kreise am berühmtesten. Der Produktionswerth ist um den Anfang des 19. Jahrhunderts durch die Konkurrenz anderer Staaten, namentlich Englands und Frankreichs, beinahe auf die Hälfte vermindert worden, behauptet sich aber noch immer auf dem hohen Betrage von mehr als 6 Millionen Gulden. Beträchtliche Ausfuhrartikel liefert B., namentlich die Umgegend von Karlsbad, dem Handel auch in den einzelnen Zweigen der Fabrikation irdener Geschirre, in Porzellan-, Fayence-, Steingut-, Terralith- und Siderolithwaaren. Der Produktion des Bergbaues schließen sich außerdem noch die mannigfachsten Gewerbe an. Die Metallfabrikation, in ihren gröbern und feinern Zweigen, steht mit jener reichen Produktion im Verhältniß. Für die überall reichlich, aber besonders im pilsener Kreise dicht zusammengedrängten Eisenwerke hat B. eine große Menge Werkstätten, die Grobschmiedearbeiten aller Art liefern und unter denen die Guß- u. Hammerwerke zu Horschowitz obenan stehen; für die feinern Messerschmiedearbeiten verdienen besonders Karlsbad und die Stahlfabrik zu Nixdorf auf der Herrschaft Hainspach im böhmisch-leippaer Kreise besondere Erwähnung. In der Drahtfabrikation zeichnet sich hinsichtlich der Menge der egerer Kreis am mei-

sten aus, aber die größte Drahtfabrik des ganzen Kaiserstaates besteht zu Schönbüchel im pilsener Kreise. Weit und breit berühmte Waaren von Zinn und Blech liefern vorzugsweise Karlsbad, Prag und die Umgegend von Eger u. Rumburg; mathematische Instrumente Neudeck und optische Gläser Bürgstein. Die Menge und Güte des Holzes ladet zur verschiedenartigsten Verarbeitung ein und hat unter den Tischlerarbeiten den karlsbader Schatullen eine Weltberühmtheit und in der Verfertigung von Kinderspielwaaren ꝛc. den Herrschaften Friedland und Rothenhaus einen Ruf verschafft, der dem von Tyrol und Berchtesgaden gleichkommt. Außerdem zählt B. ungefähr 1500 Brauereien und Branntweinbrennereien, die sämmtlich in den Händen adeliger Gutsbesitzer sind. Runkelrübenzucker erzeugten 1848 bereits 36 Fabriken, chemische Stoffe 93 Etablissements. Die industrielle Thätigkeit B.s verdankt besonders dem Oberstburggrafen, Grafen Karl von Chotek, sehr viele Unterstützungen und besondere Anstalten, deren Zweck darin besteht, unter dem Gewerbsstande eine höhere gewerbswissenschaftliche und technische Bildung zu verbreiten. Dahin gehören die ständische technische Anstalt zu Prag, die 1828 gegründete, alle 3—4 Jahre Statt findende Industrieausstellung und der 1833 gestiftete Verein zur Ermunterung des Gewerbsfleißes, der ungemein große Theilnahme unter allen industriellen Bürgerklassen B.s fand und dem über 180 Fürsten, Prälaten, Grafen und Herren angehören. Der hohe Adel, so sehr er sonst über das Vorherrschen der materiellen Kultur zu klagen gewohnt ist, schien die hohe Aristokratie Englands nachzuahmen, indem er überall mit gutem Beispiel voranging. Die Grafen von Rothenhahn und Auersperg gründeten Fabriken für Weberei und Baumwollenspinnerei, die von Harrach und Bucquoi Kunstglasfabriken, der Fürst von Fürstenberg und die Grafen Wrbna und Dietrichstein verbesserten die Eisenwerke. Der Handel B.s ist demgemäß bedeutend; er wird aber auch nicht nur durch die innern natürlichen Kräfte des Landes unterstützt und durch die vermittelnde Lage zwischen dem Norden u. Süden Ostdeutschlands begünstigt, sondern auch vielfach durch Institute und Vereine mannigfacher Art gehoben und durch die fürsorglichste Straßenunterhaltung gefördert. Prag ist der Mittelpunkt eines nach allen Direktionen führenden Straßennetzes, in das sich bereits mehre Eisenbahnstrecken vortheilhaft einreihen. B. war eines der ersten Länder des Kontinents, welches eine Eisenbahn, die von Budweis nach Linz, bauete, und seit 1845 ist auch Prag mit Wien, sowie neuerlich mit Dresden durch einen Schienenweg verbunden. Die Schifffahrt auf der Elbe und Moldau ist bedeutend. Ausfuhrartikel sind: Leinenwaaren, Metallwaaren, Glas-, Wollen- u. dgl. Waaren, Hopfen, Mineralwasser ꝛc.; Einfuhrartikel: Kolonial- u. Drogueriewaaren, Färbestoffe, rohe Baumwolle, Tabak, Häute, Salz, Flachs, Hanf ꝛc. B. glänzt unter den österreichischen Landen mit einer Ausfuhr von 18,253,000 gegen eine Einfuhr von 15,078,500 Gulden. Der hohe technische u. kommercielle Kulturzustand B.s ist einerseits das Produkt der natürlichen Fähigkeiten des Landes und Volkes, andererseits aber auch die Frucht einer wohlberechneten Verwaltung.

B. ist ein erbliches Königreich, eine deutsche Provinz des österreichischen Kaiserstaates u. zugleich ein Bestandtheil des deutschen Bundes. Es wird von einem Könige regiert, dessen Krone von der österreichischen Dynastie getragen wird. Jeder neue König wird als solcher geweiht und gekrönt und hat den Königseid abzulegen, indem er die Erhaltung des katholischen Glaubens und der ständischen Privilegien beschwört. Die Landesvertretung wird von den Landständen gebildet, die in die 4 Klassen der Geistlichen, Herren, Ritter und Bürger zerfallen und jährlich unter Leitung des Oberstburggrafen zum Landtag versammelt werden, um die von den königlichen Kommissarien vorgelegten Postulate anzunehmen und die darin verlangten Steuern zu vertheilen. Die Einwohner gehören entweder zum Stande der Bauern, und zwar der Freisassen und Freibauern, od. der Rustikalisten (unterthänigen Bauern mit Herrendiensten), oder zum Bürgerstand in den Städten, welche entweder königliche (privilegirte, mit Vertretung auf dem Landtage, und nichtprivilegirte) oder herrschaftliche (Schutzstädte u. Unterthänige) sind, oder zum Adelsstande, unter welchem die Prälaten, Herren und Ritter gewisse Vorrechte vor dem niedern Adel haben, welcher nur das Prädikat: „Edler von" führt. Bei der in neuester Zeit durchgeführten vollständigen Trennung der Verwaltung von der Justiz wurde die frühere Eintheilung des Landes in 16 Kreise aufgegeben und dasselbe in administrativer Hinsicht in 7 Kreise, den prager, egerer, böhmischleippaer, gitschiner, pardubitzer, budweiser und pilsener getheilt, welche wieder in 79 Bezirkshauptmannschaften zerfallen. An der Spitze der Verwaltung steht die Statthalterei zu Prag. Zur Handhabung der Justiz bestehen ein Oberlandesgericht mit der Generalprokuratur in Prag, 13 Landesgerichte zu Prag, Budweis, Tabor, Kuttenberg, Hohenmauth, Königgrätz, Gitschin, Reichenberg, Böhmisch-Leippa, Brür, Eger, Pilsen und Pisek, 43 Bezirks- (Kollegial-) Strafgerichte u. 216 Bezirks- (Einzeln-) Gerichte. Die Grundlage der Gesetzgebung bilden die allgemeinen österreichischen Gesetzbücher und die Landesordnung von 1627 nebst den Novellis declaratoriis von 1640. Das Gerichtswesen ist durch die Gerichtsordnung von 1782 normirt. Auch die neuern österreichischen Gesetze für die Erblande gelten im Königreich B. und daneben die Provinzialgesetze.

Die oberste Leitung der Verwaltung ist den betreffenden Hofstellen in Wien mit übertragen. An der Spitze der gubernialen Landesverwaltung in allen politischen und polizeilichen Angelegenheiten steht der Oberstburggraf zu Prag als Präsident des Landesguberniums. Unter ihm stehen: das Fiskalamt, die prager Stadthauptmannschaft als Polizeioberdirektion, die Landesbaudirektion, die Staatsbuchhaltung, das Kammerzahlamt, die Oberpostverwaltung, das Bürgerrevisionsamt, die Strafanstalten ꝛc. Der Landeshauptstadt Prag steht eine eigene Stadthauptmannschaft u. jedem der 7 Kreise ein Kreisamt vor, während die Magistrate der Städte und die Wirthschafts-

ämter der Dominien unter Leitung eines Beamten die untersten Verwaltungsbehörden bilden. Unmittelbar unter der Hofkammer zu Wien steht die Kammergefällenverwaltung (für das Zoll-, Salz-, Verzehrungssteuer-, Weg- und Brückenmauth-, Tabak-, Stempel-, Lotto- ꝛc. Gefäll). In militärischer Hinsicht bildet das Land ein eigenes zu Prag seßhaftes Generalkommando; dieses bildet die oberste Militärbehörde, welcher die Festungskommando's zu Prag, Josephstadt, Königgrätz und Theresienstadt nebst verschiedenen andern Behörden untergeordnet sind. Die letzten drei Festungen sind als wichtige Reduits der natürlichen Vertheidigungslinien, welche die umschließenden Gebirgswälle bilden, zu betrachten.

Die geistlichen (katholischen) Angelegenheiten leitet der Erzbischof von Prag (Primas des Reichs) mit 3 Bischöfen (in Leitmeritz, Königgrätz und Budweis), ein Weihbischof und 10 Prälaten. Die katholische Bevölkerung ist in 1800 Seelsorgesprengel getheilt; außerdem bestehen 76 Mönchs- und Nonnenklöster. Für die Protestanten fungiren 2 Konsistorien in Wien. Die Juden, deren Familienzahl durch die Patente von 1789 und 1797 auf 3600 festgesetzt ist und die vom 9. bis 12. Jahrhundert den Böhmen bei der Bekämpfung der heidnischen Nachbarn wichtige Dienste leisteten, stehen unter einem Oberrabbiner (Oberjuristen) zu Prag und 17 Kreisrabbinern. Die Schulbildung ist, mit Einschränkung der höhern Grade, in neuerer Zeit um so mehr bemüht gewesen, volksthümlich zu werden, und hat sich in ihren praktischen Beziehungen schon sehr erfreulicher Resultate zu erfreuen gehabt. Für die akademischen Studien besteht die Universität zu Prag, 3 bischöfliche Seminarien (zu Budweis, Königgrätz und Leitmeritz), 3 Lyceen für das Studium der Philosophie (zu Budweis, Leutomischl und Pilsen). Zur Vorbereitung für die akademischen Studien bestehen in Prag 3 und außerdem im Lande 19 Gymnasien, außerdem noch das Piaristenkonvikt in Prag. Die Pflege der Realwissenschaften besorgen die von den Ständen begründete und unterhaltene höhere technische Lehranstalt in Prag, dann die prager, rakonitzer und reichenberger Realschule, endlich das fürstlich schwarzenbergische ökonomische Lehrinstitut in Krumau. Für das Volksschulwesen bestehen die Musterhauptschule und 4 Hauptschulen (darunter eine israelitische) in Prag, dann 42 Hauptschulen in den Landstädten, im Ganzen 3500 Volksschulen, die von mehr als 500,000 Kindern besucht werden, außerdem Wiederholungsschulen. Ferner sind zu erwähnen: ein Musikkonservatorium, einige Kleinkinderbewahranstalten (seit 1837), einige mit den theologischen Lehranstalten verbundene Taubstummeninstitute (seit 1838), 36 protestantische, 21 jüdische Schulen und ein Lehrinstitut der Moral für Juden in Prag. Auch ist B. außerordentlich reich an Vereinen für Naturkunde, Oekonomie, Industrie ꝛc. unter Führung ausgezeichneter Männer, die größtentheils dem mächtigen böhmischen Adel angehören und darnach streben, den Nationalgeist auf die natürlichen Einsichten des materiellen Wohlstands zu stützen. In Prag besteht ein 1818 gestiftetes Nationalmuseum. Zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten, über 350 Armenspitäler ꝛc. sorgen für den leidenden Theil der Bevölkerung. Das Wappen ist ein silberner Löwe mit goldener Krone und doppeltem Schweife im rothen Felde.

Vergl. Schaller, Topographie des Königreichs B., 17 Thle., Prag und Wien 1785—1791; Polt, Handbuch der Geographie von B., Prag 1813; von Lichtenstern, Umriß einer statistischen Schilderung des Königreichs B., Wien 1812; 3. Aufl., Breslau und Leipzig 1822; Pomsikl, Vollständiger Umriß einer statistischen Topographie des Königreichs B., Prag 1822—1823; G. N. Schnabel, Statistische Darstellung von B., das. 1826; J. N. Michel, Das Königreich B., ein historisch-statistisch-topographisches Handbuch, neue Ausgabe, 3 Bde., das. 1840; J. G. Sommer, Das Königreich B., statistisch-topographisch dargestellt, 8 Bde., das. 1833—1840.

Geschichte. Seinen Namen erhielt B. von den Bojen, einem gallisch-celtischen Volke, das um die Zeit von Christi Geburt von den Markomannen verdrängt ward, die unter Marbod hier ein germanisches Reich gründeten. Die Markomannen wurden in der Folge von dem Hunnenstrom mit fortgerissen. Darauf nahmen die Thüringer das Land in Besitz, sie aber wurden wieder von den Franken verdrängt, die das entvölkerte Land gegen einen jährlichen Tribut an Kolonisten überließen. Unter diesen Kolonisten, die sich in der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts in B. niederließen, thaten sich die Czechen hervor, ein slavisches Volk, das, an Bevölkerung und Macht zunehmend, in der Folge die herrschende Nation in B. wurde u. sich bis auf den heutigen Tag im Lande behauptet hat. Ob sein Name Czechen (Tschechen) von dem ersten Anführer Czech, den jedoch nur die Sage kennt, herrührt, ist ungewiß. Um 560 wurden die Czechen von den Avaren in Ungarn abhängig, machten sich aber 623 unter Samo wieder frei und wählten diesen zu ihrem Herzoge. Derselbe vereinigte 627—662, wo er starb, B. u. die angrenzenden Länder in eine Monarchie, die selbst den Franken furchtbar wurde, aber nach seinem Tode wieder in ihre alten Elemente zerfiel. Einer seiner nächsten Nachfolger war Krok, der weise Richter, und nach ihm dessen jüngste Tochter, die in den Sagen des Landes berühmte Libuscha oder Libussa, die sich mit Przemysl vermählte und durch ihn die Ahnfrau der prager Herzöge wurde, welche B. bis 1306 regierten. Beiden Gatten wird die Erbauung von Prag und die Regelung der alten böhmischen Gesetzgebung zugeschrieben. Nach Libussa's Tode soll unter der Anführung einer ihrer Freundinnen, Wlasta, der fabelhafte böhmische Mägdekrieg (Mädchenkrieg) entstanden seyn, eine blutige Empörung der Frauen gegen die Männer, wahrscheinlich nur gegen die Alleinherrschaft Przemysls. Als Nachfolger des Letztern werden die Herzöge Nezamysl, Mnata, Woyen (Wogen), Wnislaw, Kresomysl, Neklan und Hostiwit genannt, von denen man eben nur die Namen kennt und neben welchen es auch viele kleinere Fürsten im Lande gab, welche die oberherrliche Gewalt jener beschränkten. Karls des Großen Feldzüge gegen die Böhmen 805 und 806 hatten keinen bleiben-

den Erfolg, und Kaiser Ludwigs Heer ward 849 in B. fast ganz vernichtet. Zwischen 871—894 kam B. unter die Gewalt des großmährischen Königs Swatopluk (Zwentibold), und von nun an fand das Christenthum rasch Eingang. Der erste christliche Herzog B.s, Borziwoi I., Hostiwits Sohn, getauft durch den Erzbischof Methodius am Hofe Swatopluks, starb 894. Nach dem Tode Swatopluks und dem durch der Magyaren Einbruch beschleunigten Sturze seines Reiches traten Borziwoi's Söhne, Spitignew und Wratislaw, am 15. Juli 895 zu Regensburg freiwillig in den deutschen Reichsverband, in welchem das Land fortan blieb. Drasomira, die herrische Wittwe des Herzogs Wratislaw, bemächtigte sich um 926 der Regierung und der Vormundschaft über ihre Söhne Wenzel und Boleslaw; aber 928 zog König Heinrich I. mit Heeresmacht gegen sie aus und machte B. dem deutschen Reiche zinspflichtig. Der ehrgeizige u. kräftige Herzog Boleslaw I., der Grausame (936—967), der seinen ältern Bruder, Wenzel I., den Heiligen, den Förderer des Christenthums und treuen Anhänger des deutschen Reichs, aus Herrschbegier ermordet hatte (28. Sept. 936), unterwarf alle noch übrigen Theilfürsten B.s seiner Obergewalt und suchte sich von Deutschland unabhängig zu machen, was ihm aber nicht gelang. Sein Sohn, Boleslaw II., der Fromme (967—999), dehnte seine Macht über Mähren bis an die Weichsel u. an den Bug aus und stiftete 973 das prager Bisthum; unter seinen uneinigen Söhnen, von denen der älteste, Boleslaw III. Rothhaar, seine Brüder Jaromir und Udalrich verjagte und den Erstern entmannen ließ, gingen jedoch jene Eroberungen an den tapfern Boleslaw Chrobry von Polen wieder verloren, dessen Bruder Wladiwoi 1002 vom Volke selbst zum Herzog gewählt wurde. Nach dessen frühem Tode bemächtigte sich der Polenkönig des ganzen B.s (1003), wurde aber 1004 von Jaromir und Udalrich mit Hülfe Kaiser Heinrichs II. wieder verdrängt. Jaromir regierte nun von 1004—1012 und Udalrich von 1012 bis 1037 über das auf seine engsten Grenzen beschränkte B. Des Letztern Sohn, Brzetislaw I., dem „böhmischen Achill" (1037—1055), gelang es, Mähren wieder zu gewinnen und mit B. auf immer zu verbinden. Sein ältester Sohn, Spitignew II. (1055—1061), der ihm in B. folgte, während die andern Söhne Wratislaw, Konrad und Otto Mähren erhielten, vertrieb alle Deutschen, selbst seine Mutter, aus B., nahm seinen Brüdern Mähren wieder ab und setzte Konrad und Otto als Hofbeamte ein; Wratislaw floh nach Ungarn, erhielt dann Olmütz zurück und wurde nach Spitignews Tode als Wratislaw II. Herzog von B. (regierte 1061—1092). Kaiser Heinrich IV. ertheilte ihm 1086 die Königswürde, die aber der Papst nicht anerkannte. Nach seinem und seines Bruders Konrad Tode 1092 brachen Thronzwistigkeiten in B. aus, indem Brzetislaw II. (1092—1100) die Nachfolge im Reiche seinem Sohne Borziwoi, mit Hintansetzung der nach dem Senioratsgesetze näher berechtigten Söhne Konrads, zu sichern sich bemühte. In diesen Streit wurde das vornehme Geschlecht der Wrssowece vielfach verflochten; die Häupter desselben, die Brzetislaw II. nach Polen vertrieben hatte, ließen ihn dafür 1100 ermorden. Borziwoi II. starb nach vielfachen Kämpfen und nach einer Zwischenregierung seines Bruders Wladislaw I. 1125, worauf Sobieslaw I. Herzog wurde. Da der Kaiser Lothar den Herzog Otto von Olmütz zum Herzog von B. ausersehen hatte, so überzog er B. mit Krieg, wurde jedoch bei Kulm geschlagen, wo Otto selbst fiel, worauf Sobieslaw vom Kaiser (1126) anerkannt ward. Nach seinem Tode (1140) machte seinem vom Kaiser zum Herzog bestimmten Sohne Wladislaw, Wladislaws I. Sohn, Wladislaw II. (1140—1173), den Thron streitig, u. jener mußte mit seinen Brüdern Udalrich und Sobieslaw das Land verlassen. Da aber Wladislaw II. den böhmischen Magnaten keinen Antheil an der Regierung gewähren wollte, so bildeten sich mehre Parteien, deren jede einen andern Herzog haben wollte. Der vom hohen Adel gewählte Herzog Konrad von Znaym, der den meisten Anhang fand, belagerte Prag, diese Stadt wurde jedoch von deutschen Truppen entsetzt und Konrad mußte 1142 B. verlassen. Während der Abwesenheit Wladislaws, der 1147 den Kaiser Konrad nach Palästina begleitet hatte, regierte einstweilen sein Bruder Theobald; dieser schlug den Prinzen Sobieslaw, Herzog Sobieslaws I. Sohn, der mit deutschen Truppen B. für sich erobern wollte, zurück und nahm ihn gefangen. Kaiser Friedrich I. verlieh 1158 Wladislaw II. für geleistete Hülfe den Titel König, doch nur für seine Person, entthronte ihn aber 1173, als er gegen den Kaiser auf die Seite des Papstes getreten war, und ernannte Sobieslaw II. zum Herzog von B. Dieser, welchen der Adel den „Bauernfürsten" nannte, weil er die Magnaten in ihren Räubereien hinderte und die Bauern schützte, ward wegen eines ungerechten Krieges gegen Oesterreich vom Papst in den Bann gethan und 1177 vom Kaiser der Herzogswürde beraubt. Friedrich, Sohn Wladislaws II., der sie 1178 erhielt, theilte seinen zahlreichen Vettern große Landesportionen zu und überließ die Regierungsgeschäfte seiner Gemahlin, Elisabeth von Ungarn, welche das Land sehr drückte. Er wurde deshalb 1182 vom Volk verjagt und der Markgraf Konrad von Mähren zur Regierung berufen, der jedoch auf des Kaisers Befehl B. verlassen mußte, worauf Friedrich zurückkehrte. In Folge eines Krieges mit Mähren (1185—1186) ward dieses Land aus einem deutschen Lehn, was es seit 1182 gewesen war, wieder ein Lehn von B. Nach Friedrichs Tode (1189) wurde Markgraf Konrad Otto Herzog, der Olmütz wieder mit B. vereinigte, aber schon 1191 in Italien starb, wohin er Kaiser Heinrich VI. begleitet hatte. Hierauf wählten die Böhmen Wenzel, den Sohn Sobieslaws II., zum Herzog, dem aber schon nach 3 Monaten Ottokar I. Przemysl die Herrschaft entriß. Aber auch Ottokar mußte vor dem Kaiser, gegen den er an einer Verbindung Theil genommen, fliehen. Ihm folgte Heinrich Brzetislaw, 1193 bis 1196, diesem Wladislaw III., Ottokars Bruder, Markgraf von Mähren; da aber nach Heinrichs VI. Tode 1197 Ottokars Anhänger sich wie-

der erhoben, so trat Wladislaw B. seinem Bruder gegen Mähren ab.

Nachdem B.s Macht unter diesen ewigen Thronstreitigkeiten in den tiefsten Verfall gerathen war, wurde sie durch den in der Schule des Unglücks gereiften Przemysl Ottokar I. (1197—1230) wieder emporgebracht. Derselbe nahm die erbliche Königswürde an (1198) u. wußte sie durch politische Klugheit u. Gewalt zu behaupten. Zum Lohn dafür, daß er, ungeachtet der Einsetzung eines Gegenherzogs in B. in seinem verstoßenen Sohne Wratislaw durch Kaiser Otto IV., Friedrich II. die deutsche Krone mit verschaffen half, befreite dieser B. von allen Abgaben an das Reich und ertheilte ihm noch andere Befugnisse u. Freiheiten. Ottokar änderte nun die alte Senioratserbfolge in B. in die Primogeniturerbfolge und ließ sogleich seinen ältesten Sohn zum Thronfolger wählen (1216). In den Jahren 1217—1222 kam es durch das Bestreben des prager Bischofs Andreas, eine reichsunmittelbare Stellung zu gewinnen, zu einem vollständigen Bruch zwischen der Regierung und der Kirche in B., welchen Papst Honorius III. mit Mühe dergestalt beilegte, daß der Bischof des Königs Unterthan blieb, aber besondere Privilegien erhielt. Ottokars Sohn, Wenzel I., der Einäugige (1230—1253), der das Meiste zur Rettung Europa's vor den 1241 in dasselbe einfallenden Mongolen beitrug, vermochte 1251 die Stände Oesterreichs, seinen Sohn zum Herzog von Oesterreich und Steiermark zu wählen. Unter König Przemysl Ottokar II. (1253 bis 1278) erhob sich aber B. zu ansehnlicher Macht. Es gelang jenem, mittelst der durch die Vermählung seines Vaters Wenzel mit der Nichte des letzten Babenbergers, Friedrichs des Streitbaren, begründeten und durch seine eigene Verbindung mit Margarethe, der jüngern Schwester desselben, befestigten Ansprüche, Oesterreich und Steiermark und später, durch die von Herzog Ulrich erwirkte Nachfolge, auch Kärnthen, Krain, Friaul und Portenau (Portus naonis, Pordenone) seinem Gebiete einzuverleiben, den Bayern Eger und Waldsassen zu entreißen und seine siegreichen Waffen selbst bis Königsberg (das ihm zu Ehren erbaut wurde) zu tragen und so dem Königreiche eine Ausdehnung zu geben, die es in den Stand setzte, sich mit den größten Staaten jener Zeit zu messen. Unter seinem Scepter, den er nicht selten mit tyrannischer Strenge handhabte, beugten sich B., Mähren, die Lausitz, Schlesien, Oesterreich, Kärnthen, Krain, Friaul, ein Theil Polens und Preußens, ertrugen jedoch nur widerstrebend seine Gewaltherrschaft, die von den Dünen der Ostsee bis zu den Lagunen des adriatischen Meeres reichte. Sein Stolz, der es verschmähte, die österreichischen Länder von dem Grafen von Habsburg zu Lehn zu empfangen, brachten ihn (in der Schlacht auf dem Marchfelde 1278) um Krone und Leben und das Königreich um einige der kaum erworbenen Besitzungen. Dennoch war Ottokars Regierung für B. selbst höchst wohlthätig gewesen; er hatte die Willkür und Macht der Großen gebrochen, fremde Kolonisten ins Land gezogen, Städte geschaffen, die öffentliche Sicherheit kräftig gehandhabt und selbst Wissenschaften und Künste u. den Volksunterricht befördert. Unter der Minderjährigkeit seines klugen Sohnes Wenzel II. (1283 bis 1305) litt das Land viel durch Kriege und innere Unruhen. Seine Vermählung mit Judith, der Tochter Kaiser Rudolfs I., brachte aber ihm und dem Lande mancherlei Vortheile; er erlangte die Kurwürde und das Erzmundschenkenamt und die Bestätigung der Erbverbrüderung mit Breslau und später Krakau und Sendomir durch Erbschaft. Bald darauf wählten ihn die Polen und nach dem Erlöschen des arpadschen Mannsstammes auch die Ungarn zu ihrem König. Mit seinem Sohne Wenzel III. (1305—1306), der am 4. August 1306 zu Olmütz ermordet wurde, erlosch der Mannsstamm der Przemysliden, welcher B. 23 Herzöge und 7 Könige gegeben hatte. Rohe Gewalt und Willkürherrschaft der Fürsten, die Anmaßungen des Adels, der Priester und Mönche mächtiger Einfluß, Bedrückung und Armuth der leibeigenen Landleute, Haß der Deutschen, eine barbarische Rechtsverfassung und ein sklavisches Unterthanenverhältniß, fortwährende Kämpfe der Herrscher mit dem Adel, worin bald jene, bald dieser siegten, bilden die Grundzüge in dem düstern Gemälde jener Zeit.

Nach dem Erlöschen der Przemysliden wählten die böhmischen Großen ihre Könige bald aus diesem, bald aus jenem Geschlechte (Rudolf von Oesterreich, 1306—1307. Heinrich von Kärnthen, 1307—1310), bis Johann von Luxemburg (1310—1346), Kaiser Heinrichs VII. Sohn, zum König gewählt wurde, der gegen Verzichtleistung auf die polnische Krone Schlesien an sich brachte und dessen Stamm bis 1437 über B. herrschte. Unter den Fürsten aus diesem Hause erreichte B. seinen höchsten Glanz. Johanns ältester Sohn, Karl I., als deutscher Kaiser Karl IV. (1346 bis 1378), insbesondere verschaffte nicht nur B. das politische Uebergewicht in Mitteleuropa, sondern rief auch für B. das goldene Zeitalter der Kunst hervor und stiftete (1348) zu Prag die erste deutsche Universität. Keiner seiner Vorfahren hat in geistiger Hinsicht so viel für B. gethan, als Karl, der aber auch die Emporbringung des Handels, der Gewerbe und des Landbaues sich eifrigst angelegen seyn ließ. Er machte B. zum Mittelpunkte des gebildeten Deutschlands und legte dadurch zugleich den Grundstein zu dem hohen Aufschwunge der Geister, der sich später in B. kundgab. Dadurch nützte er dem Lande mehr, als durch die Erwerbung der Lausitz, eines großen Theils der Oberpfalz und der Mark Brandenburg, welche durch seine ausgearteten Söhne u. Neffen ohnehin größtentheils bald wieder verloren gingen. Unter seinem Sohne Wenzel IV., als deutscher Kaiser Wenzel I. (1378—1419), brachen sich durch Joh. Huß und Andere neue Religionsansichten im Lande Bahn, welche durch Huß' Flammentod in Konstanz 1415 zur völligen kirchlichen Trennung führten. Der 16jährige Hussitenkrieg (s. d.) war gerade im Beginnen, als Wenzel am Schlage starb. Auf Wenzel folgte sein Bruder Sigismund, deutscher Kaiser und König von Ungarn, durch dessen unkluge Maßregeln der Hussitenkrieg genährt wurde und mit welchem 1437 der Mannsstamm der Lützelburger ausstarb. Unter ihnen hob sich der Bergbau, begann eine neue Periode der Literatur, erstrebte der Geist größere

Freiheit im Gebiete der Religion und des Kirchenthums, bildete sich das Ständewesen immer selbstständiger aus, aber zugleich fing auch der Fanatismus an, sich zu erheben, die rohesten und wildesten Leidenschaften zu entfesseln und sich verheerend auch über die Nachbarstaaten zu ergießen. Die Religion gab das Signal zu Kampf u. Verwüstung, und B. selbst litt mehre Jahrzehnte hindurch harte Drangsale. Viele Schlösser, Klöster, Kirchen und Dörfer wurden von den fanatisirten Horden zerstört und die blühendsten Landstriche in Einöden verwandelt. Nur langsam und unmerklich erholte sich das Land unter den spätern Regierungen von den Uebeln, welche auch unter Albrecht von Oesterreich (1437—1439), der sich den Weg zur böhmischen Königskrone durch die Vermählung mit Sigismunds einziger Tochter, Elisabeth, gebahnt hatte, und unter seinem nachgeborenen Sohne Ladislaus (Wladislaw), bis zu dessen Volljährigkeit ein Reichsgubernium (Ulrich von Rosenberg, Meinhard von Neuhaus und Heinrich Ptaczek) die Verwaltung führte und welcher 1453 gekrönt wurde, aber schon 1457 starb, noch fortdauerten, bis endlich der hussitischgläubige, kluge und kräftige Reichsverweser Georg von Podiebrad (1458—1471) durch das Wahlrecht der Stände, die nicht nur ihre alten Rechte behaupteten, sondern auch noch neue erwarben, den böhmischen Königsthron bestieg, auf welchem er sich auch, trotz der päpstlichen Bannstrahlen und der Treulosigkeit seines Schwiegersohnes, des Königs Matthias von Ungarn (der 1469 den Titel eines Königs von B. annahm), sowie auch eines großen Theils seiner vornehmsten Vasallen, bis zu seinem Tode behauptete. Durch Verbesserung der Münzen und manche andere weise Einrichtung milderte er einigermaßen das allgemeine Elend. Auf Georg folgte der 15jährige Prinz Wladislaw von Polen (1471—1516) aus dem Hause der Jagellonen. Auch seine Zeit war noch durch die Ausbrüche des Fanatismus, den Uebermuth der Feudalstände, die immer tiefere Verwirrung des Landes, die Folgen der blutigen Kriege und der Zerrüttung des Geldwesens, sowie durch die noch immer herrschende öffentliche und Privatunsicherheit getrübt. Doch gebührt dem weisen Wladislaw das Verdienst, die Gesetzgebung und Rechtspflege verbessert, die Wissenschaft begünstigt u. den Religionsfrieden von Kuttenberg (1485) zu Stande gebracht zu haben. Im Jahr 1490 gelangte er durch Wahl zum Besitze der ungarischen Krone und verlegte hierauf seine Residenz nach Ofen, wo auch sein Sohn und Nachfolger Ludwig (1516—1526) residirte.

Nach dem Erlöschen der Jagellonen durch den Tod Ludwigs in der Schlacht gegen die Türken bei Mohacz (29. August 1526) kam B., sowie auch Ungarn, durch Wahl an den Erzherzog Ferdinand (I.) von Oesterreich (1526—1564). Dieser wollte die Böhmen nöthigen, in dem schmalkaldischen Kriege wider den Kurfürsten von Sachsen die Waffen zu ergreifen; als sie aber dazu nicht geneigt waren, sondern es fast das Ansehen gewann, als ob sie dem Kurfürsten selbst beistehen wollten, so verfuhr er nach seines Bruders Karls V. Siege bei Mühlberg sehr scharf wider sie, erklärte auf dem sogenannten „blutigen Landtage" von 1547 B. für ein Erbreich und erhielt dadurch das Land seinem Hause. Im Jahr 1548 stiftete er das Appellationsgericht in Prag, aber zu derselben Zeit vertrieb er die böhmischen u. mährischen Brüder aus B. und aus 5 eingezogenen Herrschaften auch die Lutheraner. Im Jahr 1549 versuchte er vergebens, die Utraquisten zur katholischen Kirche zurückzuführen. Alljährlich kam er nach B., um Geld und besonders seit 1551 Truppen gegen die Türken und gegen Johann, seinen Gegenkönig in Ungarn, zu erhalten. Trotz des Religionsfriedens (1552) dachte er daran, die katholische Religion zur alleinherrschenden in B. zu machen, aber die Utraquisten waren ihm noch zu bedeutend und zwangen ihn (1554) auf dem Landtage, ihrem Konsistorium besondere Beschützer aus dem Herren- und Ritterstande zu geben. Dagegen wurde 1556 auf Bitten der katholischen Stände zur Erziehung ihrer Söhne ein Jesuitenkollegium zu Prag eröffnet und 1562 auch wieder ein katholischer Erzbischof (der erste seit 1421) zu Prag eingesetzt. Ferdinands weiser und duldsamer Sohn und Nachfolger, Maximilian, als deutscher Kaiser Maximilian II. (1564—1576), stellte, den Protestanten geneigt, die Einigkeit unter seinen Unterthanen in B. wieder her. Die zum Schutze der Utraquisten aufgestellten Kompaktaten wurden aufgehoben, da der Papst jenen den Genuß des Kelchs erlaubte, wogegen sie die Priesterehe aufgaben; die Lutheraner erhielten Superintendenten mit einem Theil der bischöflichen Rechte. Während Maximilians Regierung wurde jährlich in Prag Landtag gehalten, und die Lutheraner, Reformirten u. mährischen Brüder vereinigten sich zu einer Konfession, die freie Religionsübung erhielt. Maximilians ältester Sohn und Nachfolger, Rudolf I., als deutscher Kaiser Rudolf II. (1576—1611), gestattete, von Natur ruheliebend, vor 1602 keine Störung des durch seinen Vater befestigten Religionsfriedens, die Protestanten u. Katholiken lebten in Eintracht neben einander; die Stände hielten auf ihre Gerechtsame und Adel und Städte erhielten große Privilegien. Aber von dem eifrig katholischen Erzherzog Ferdinand von Grätz, dem Rudolf die Thronfolge in B. zuwenden wollte, ließ er sich bewegen, 1602 ein Edikt zu erlassen, welches die Schließung einiger protestantischen Kirchen anordnete, aber weil die Majorität der Stände aus Protestanten bestand, unausgeführt blieb, sowie auch 1605 ein Versuch zur Einführung einer Art von Inquisition mißlang. Als Rudolfs Bruder Matthias, die Unzufriedenheit in B. benutzend, mit 20,000 Mann gegen Prag zog, um Rudolf seiner Würde zu entsetzen, erhielt Letzterer 1608 die von den Böhmen auf einem Landtage erbetene Hülfe erst dann, als er die Privilegien und Vorrechte B.s aufs Neue bestätigt und Religionsfreiheit versprochen hatte. In dem noch in demselben Jahre zu Stande gekommenen Frieden verlor Rudolf alle seine Länder bis auf B. und einen Theil von Tyrol, und Matthias wurde zu seinem Nachfolger bestimmt. Als nun 1609 die Religionsfreiheit berathen werden sollte, suchte Rudolf diese Berathung hinauszuschieben, da ihm der Erzbischof mit dem Bann drohte, und erst nach wiederholten Aufständen der Protestanten im Mai 1609 kam es zu ernsten Be-

rathungen, worauf der König nach langem Widerstreben am 12. Juni 1609 den böhmischen Majestätsbrief unterschrieb, worin den Evangelischen vollkommene Religionsfreiheit, ein Unterkonsistorium und das Recht, Defensoren für dasselbe zu ernennen, sowie auch die Universität zugestanden ward. Als Rudolf das Heer, welches der von ihm jetzt zum Thronfolger bestimmte Erzherzog Leopold zu seiner Hülfe gegen Matthias und die Protestanten geworben, nicht, wie er versprochen, auseinander gehen ließ, dasselbe vielmehr sich nach B. wendete, Budweis plünderte, gegen Prag vordrang und auch die Kleinseite nahm, während die Altstadt sich vertheidigte, da ernannten die Stände, welche den Kaiser in den Händen des Erzherzogs Leopold sahen, am 27. Februar 1611 eine Regentschaft von 30 Personen, welche in des Königs Namen regieren sollte. Nachdem auch Matthias am 24. März in Prag eingerückt war, zwangen die böhmischen Stände Rudolf, einen Landtag zu berufen, auf welchem er auch B. an Matthias abtrat und sich bloß den Königstitel und das Schloß zu Prag vorbehielt (26. April 1611). Matthias (1611—1619) wurde hierauf gekrönt, und Rudolf starb im Januar 1612. Der neue König und Kaiser wurde durch seine Gemahlin, Anna von Tyrol, gegen die Protestanten eingenommen und mit Erzherzog Ferdinand, den er nun an Sohnes Statt annahm, ausgesöhnt. Als die protestantischen Stände sich vergebens über mehre Verletzungen des Majestätsbriefes und der Religionsfreiheit beschwert hatten, erklärten die böhmischen Stände, daß die Adoption Ferdinands durch Matthias jenem kein Thronfolgerecht gäbe, und machten ihr Wahlrecht geltend. Dennoch wurde Ferdinand auf dem Landtage von 1617 als Nachfolger anerkannt, unter der Bedingung, daß er binnen 4 Wochen alle Privilegien und Freiheiten des Landes beschwöre, was er auch that. Die Jesuiten gelangten aber zu immer größerem Einfluß, und der Erzbischof von Prag wendete offene Gewalt gegen die Protestanten an. Als sich Matthias im December von Prag nach Wien begab und eine Regentschaft von 7 katholischen und 3 protestantischen Herren (Statthaltern) einsetzte, beriefen die Defensoren auf den 5. März 1618 eine Versammlung, zu welcher jedoch die Hauptstadt selbst keine Abgeordneten schickte. Der strenge Tadel des Königs gegen die Defensoren u. dessen Drohungen für den Fall, daß sie noch eine Versammlung halten würden, fruchteten nichts. Am 23. Mai 1618 kam es zu dem Auftritt in der Statthalterei, bei welchem die protestantischen Stände, den besonders durch Abnahme der Krönungsinsignien beleidigten Grafen von Thurn an der Spitze, die Statthalter Slawata und Martinitz und den Sekretär Fabricius zum Fenster hinabwarfen. Nach diesem eigenthümlichen Akt der Selbsthülfe mußten die böhmischen Stände darauf bedacht seyn, sich in Vertheidigungszustand zu setzen; es ward eine Regierung von 30 Personen ernannt und Graf Thurn zum Anführer des ständischen Heeres erwählt. Nach Matthias' Tode (10. März 1619) war die offene Rebellion B.s um so mehr entschieden, als Ferdinand keine Aussöhnung wollte. Die böhmischen Stände wählten mit Uebergehung Ferdinands II. (1619—1637), der schon bei Lebzeiten seines Vetters Matthias zum Könige von B. gekrönt worden war, am 26. Aug. 1619 den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Als aber der Sieg am weißen Berge bei Prag (8. November 1620) zu Ferdinands Vortheil entschied, erreichte Friedrichs Königthum ein schnelles Ende, und ein schreckliches Strafgericht erging über die am Aufstand Betheiligtgewesenen, das Land aber verlor alle seine Freiheiten (s. Dreißigjähriger Krieg). Alle Verhältnisse B.s erfuhren in Folge dieser Katastrophe eine völlige Umwandlung. Die 1619 vertriebenen Jesuiten kehrten wieder zurück; die Protestanten, die 3 Viertheile der Bevölkerung ausgemacht hatten, und die in die Revolution verflochtenen Adelsgeschlechter wurden vertrieben (mehr als 36,000 Familien, darunter 1088 aus dem Herren- und Ritterstande, alle protestantischen Prediger und Lehrer, eine Menge Künstler, Kaufleute und Handwerker, die nicht katholisch werden wollten, wanderten nach Sachsen, Brandenburg, Polen, Schweden, Holland &c. aus), der Majestätsbrief wurde vernichtet, die bisherige Verfassung durch die erneuerte Landesordnung vom 10. Mai 1627 aufgehoben und B. in ein rein monarchisches u. rein katholisches Erbreich verwandelt. So wurde der ganze bisherige geistige und politische Entwickelungsgang der böhmischen Nation, wie er sich durch das Hussitenthum und die großartigen Endresultate desselben herausgebildet hatte, von Grund aus umgestürzt, mit einem Worte das böhmische Volk und der böhmische Staat wie mit einem Schlage vernichtet. Durch die Auswanderung und die Drangsale des 30jährigen Krieges, der in B. begann und endete und während dessen B. der Herd war, wo die kaiserlichen Heere sich sammelten und woher sie neue Kräfte zogen, verödete das Land dergestalt, daß dessen Einwohnerzahl 1638 auf 780,000 Seelen zusammengeschmolzen war. Ferdinand III. (1637—1657) bemühte sich, die entvölkerten Gaue wieder durch deutsche Kolonisten zu bevölkern, die Liebe der Böhmen wieder zu gewinnen, die Verfassungsverhältnisse durch die Deklarationen und Novellen vom 1. Februar 1640 zu regeln, die Universität zu emancipiren (daher die karl-ferdinandische genannt) und die vom Kriege dem Lande geschlagenen Wunden nach Kräften zu heilen; aber obwohl B. nach dem westphälischen Frieden lange Zeit eines glücklichen Friedens genoß, so erholte es sich doch nur langsam. Die deutsche Sprache und die deutsche Bevölkerung wurden in jeder Hinsicht vor der böhmischen je länger je mehr begünstigt u. allenthalben österreichische Formen eingeführt. Die Regierung Leopolds I. (1657—1705) wurde durch den Aufstand der die Robot verweigernden Bauern im leitmeritzer, pilsener und czaslauer Kreise u. durch die furchtbaren Verheerungen der Pest getrübt. Unter ihm und seinem Sohne, Joseph I. (1705—1711), erholte sich B. nach u. nach wieder, besonders durch die Einführung deutscher Kolonisten, durch größere Duldung und Herabsetzung der Frohntage der leibeigenen Bauern. Karl VI. (1711—1740), in fast ununterbrochene Kriege verflochten, konnte für B., wie für seine übrigen Provinzen, wenig thun. Nach seinem Tode (1740) machte Karl Albrecht, Kurfürst von

Bayern, auf B. Anspruch und ließ sich in Prag von den Ständen huldigen; allein Maria Theresia (1740—1780) behauptete das Land. Aber auch sie konnte in ihren ersten Regierungsjahren, in welchen B. sogar wiederholt u. lange Schauplatz sowohl des österreichischen Erbfolgekrieges 1740—45, als des 7jährigen 1756—63 war, wenig thun. Erst später zeigte sich ihre Regierung auch für B.s Wohlfahrt wirksam. Sie erleichterte das Loos des leibeigenen Landmanns, that der weitern Vermehrung der Klöster Einhalt, ordnete Maße und Gewichte, sorgte für eine bessere Rechtspflege und schaffte viele arge Mißbräuche ab, Reformen, die ihr Sohn und Enkel vollendeten. Dem unsterblichen Joseph II. (1765—90) verdankt B. die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Belebung der Industrie und der Gewerbe, die Entfesselung der Geister und die Beförderung der Volksbildung; er suchte das Steuersystem auf eine vernünftigere Grundlage zu basiren, sorgte für neue Gesetzbücher, übte Duldung in Glaubenssachen, vervollkommnete das Schulwesen, ordnete das Kirchenwesen und steuerte mit kräftiger Hand, mitunter leider nur zu rasch, der Bedrückung u. jeder Art von Unfug, wo er sie fand. Dadurch erzeugte er aber bei Vielen Unzufriedenheit, am meisten bei den Ständen, die seinem Nachfolger Leopold II. (1790—92) gleich nach seinem Regierungsantritt ihre Beschwerden gegen viele seiner bestgemeinten Anordnungen überreichten und auch die Zurücknahme mancher Verfügungen und Anstalten sowohl bei ihm, als auch bei dessen Sohn, Franz I. (1792—1835), bewirkten, dessen lange Regierung die Industrie in B. erblühen, den Ackerbau sich vervollkommnen und in allen Zweigen der Volkshaushaltung eine Regsamkeit sich entwickeln sah, die unter keiner der frühern Regierungen geherrscht hatte, aber unter seinem Sohne Ferdinand I. (seit 1835) noch weitere Fortschritte machte. In Staatsverfassung und politischen Zuständen blieb Alles beim gewohnten Alten. Von den Stürmen des französischen Revolutionskriegs, sowie der Kriege von 1805 und 1809 blieb B. fast ganz verschont; von den beiden letztern wurde nur der südliche Theil einigermaßen betroffen. Aber im Kriege von 1813 bildete der nördlichste Saum des Landes bei Teplitz, Gabel und Rumburg 2 Monate lang einen Theil des Kriegsschauplatzes; damals litt B. empfindlich durch Lager, Durchmärsche und Aushebungen. Von der französischen Julirevolution blieb B. zwar unberührt, doch entwickelte sich allmählig eine Art ständischer Opposition, die sich, freilich sehr vorsichtig, gegen den Druck des metternichschen Systems richtete. Dagegen gerieth das Land nach dem Ausbruch der Februarrevolution von 1848 in die heftigste Bewegung. Gleich nach der ersten Kunde von den pariser Ereignissen ward zu Prag eine zahlreiche Bürgerversammlung zusammengerufen, die eine Petition um politische und nationale Freiheit des Landes an den Monarchen beschloß. Die Revolution in Wien u. die Proklamirung Oesterreichs als konstitutioneller Staat kam diesen Wünschen entgegen; zugleich bildete sich aber auch ein greller Gegensatz zwischen den beiden Nationalitäten (s. unten). Während die deutsche Bevölkerung B.s in der frankfurter Nationalversammlung das Bollwerk ihrer Freiheit sah, erblickte die czechische in ihr die drohendste Gefahr für ihren nationalen Bestand. Der am 31. Mai 1848 in Prag zusammengetretene Slavenkongreß erweiterte nur den Riß, und der blutige Straßenkampf am 11. Juni hatte am 15. Juni ein Bombardement, die Unterwerfung Prags und die Sprengung des Slavenkongresses zur Folge (s. Prag). Auf dem ersten konstituirenden Reichstage Oesterreichs bildeten die czechischen Deputirten in kompakter Masse die Rechte, während die deutschen Abgeordneten B.s meist der Linken angehörten. Beim Ausbruch der wiener Oktoberrevolution flüchteten die czechischen Deputirten und erwirkten namentlich die Verlegung des Reichstags nach Kremsier. Auch in dem Kampfe gegen die Magyaren standen sie auf Seite der Regierung und übten einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Dinge, der erst mit der Auflösung des Reichstags und der Oktroyirung einer Charte im März 1849 äußerlich gebrochen wurde, womit auch der Kampf der nationalen Gegensätze sein vorläufiges Ende erreichte. Vergl. Oesterreich.

Deutsches Wesen machte sich im böhmischen Thalkessel von Alters her in doppelter Weise fühlbar, einmal durch die Geistlichkeit — alle prager Bischöfe von dem Sachsen Ditmar an (973) bis ins 13. Jahrhundert waren Deutsche, die reichsten Klöster, Kladrau, Pomnk, Sedlec, Strahow, Selau, Plaß, Ossegg ꝛc., wurden mit deutschen Mönchen besetzt —, dann durch die Hofhaltung der böhmischen Herzöge, deren deutsche Gemahlinnen deutsche Sitten nach B. verpflanzten. Mit dem Ende des 11. Jahrhunderts begann der Einfluß des deutschen Städtewesens, dieser mächtigen germanischen Propaganda des Mittelalters, deren Einwirkungen sich nach vielen Richtungen weit verfolgen lassen. In Prag erschienen die Deutschen zuerst unter Wratislaw II. (1061—1092), der sie mit Freiheiten beschenkte, die von den Nachfolgern beträchtlich erweitert wurden. Die erste deutsche Kolonie wird 1203 erwähnt, Ottokar II. begünstigte diese Ansiedler nach Kräften, und der deutsch-feindliche böhmische Historiograph Palacky selbst muß zugestehen, daß man diesen Kolonisten zunächst die hohe Blüthe der Bergwerke von Kuttenberg und Deutschbrod verdanke, welche auf Vermehrung des Wohlstandes im Lande und somit auch der Macht des Staates so großen Einfluß gehabt hat. Das Deutschthum fand seine Feinde nicht sowohl unter dem Volk, das die Quelle, aus der so viele Wohlthaten flossen, ehrte und liebte, sondern vielmehr unter dem Adel, dessen Groll natürlich nicht vermindert wurde, als die Städte sich nach längerer Fehde 1309 Sitz und Stimme auf dem Landtage erkämpften. Dieser Haß konnte aber den deutschen Einfluß so wenig brechen, daß derselbe unter Karl IV. vielmehr seinen Höhenpunkt erreichte. Prag war nun ein halbes Jahrhundert lang als Sitz des Kaisers ein Sammelplatz für die Deutschen, die Gründung der prager Hochschule vermehrte dieses Zuströmen, so daß die czechische Sprache, in den Städten ohnehin benachtheiligt, ganz zurückgedrängt wurde, da selbst der Adel seine Kinder Deutsch lernen ließ. Der Groll,

den die Absetzung des Kaisers Wenzel in B. nährte, war nur das Vorspiel des grimmigen Hasses, der in den Hussitenkriegen ausbrach. Da der böhmische Reformator zugleich ein Vorkämpfer der Nationalität gewesen war, pflanzte sich diese Richtung unter seinen Schülern fort; überdies hielten die Deutschen, obgleich von ihnen die erste Anregung zur Reform gekommen, meistens zum alten Glauben, katholisch und deutsch wurden gleichbedeutend. Kuttenberg, Beraun, Pilsen und andere Städte mehr verloren in diesen Kämpfen den größten Theil ihrer deutschen Bewohner, und nach dem Kampfe dauerte die Gährung noch so heftig fort, daß unter Wladislaw von Polen neben dem Beschlusse, alle Landtagsbeschlüsse in czechischer Sprache abzufassen, noch festgestellt wurde, daß den Deutschen fortan die Ansiedelung im Lande zu verbieten sey. Eine panslavistische Tendenz verräth sich in dem unter Maximilian (1564—1576) gefaßten Beschlusse der böhmischen Stände, „zum Ruhme und zur Ausbreitung der slavischen Sprache und Nation" dahin zu wirken, dem Kaiser oder dessen Sohne die polnische Krone zu verschaffen, damit B., Polen und andere Länder zu Einem Reiche vereinigt würden. War es dennoch nicht gelungen, deutsches Wesen und deutsche Sprache auszurotten, so besserte sich das Verhältniß, seit der Ruf der protestantischen Lehrer viele Böhmen auf deutsche Hochschulen lockte und die neue Lehre unter Czechen wie Deutschen gleichmäßig Vertheilung fand. Nachdem die Schlacht am weißen Berge der Selbstständigkeit B.s wie dem böhmischen Protestantismus ein Ende gemacht, wirkte anderthalb Jahrhunderte der Schrecken der jesuitischen Gegenreformation nach, auf den Gemüthern lag Apathie. Bei den Deutschen begann aber das geistige Leben früher wieder zu erwachen, als bei den Czechen. Von 1764 begannen an der prager Hochschule Vorträge in deutscher Sprache, durch welche die Deutschböhmen mit der literarischen Bewegung im Reich bekannt gemacht wurden. Maria Theresia begünstigte dies Streben nur in so weit, daß sie die Errichtung deutscher Schulen in B. anordnete, Vorlesungen aber, die von Riegger in deutscher Sprache über deutsches Staatsrecht halten wollte, untersagte sie kurz vor ihrem Tode und befahl den Gebrauch der lateinischen Sprache. Wie sie zu wenig für die Deutschen, that ihr Sohn Joseph II. zu viel. Daß er die Abhaltung aller Vorlesungen über Jurisprudenz, Medicin und Philosophie in deutscher Sprache vorschrieb, möchte nach den damaligen Kulturverhältnissen und dem Zustande der czechischen Sprache, die zu einer Bauernsprache herabgesunken war, schwerlich zu tadeln seyn, aber der eifrige Kaiser ließ andere Verfügungen nachfolgen, durch die der Zweck, die deutsche Sprache zu einer Amts- und Regierungssprache in B. zu erheben, offen verfolgt wurde. Die czechische Opposition wurde durch so starke Germanisirungsversuche wach gerufen, die Klagen, daß die Czechen gewaltsam zu Deutschen gemacht werden sollten, erhob sich öffentlich und insgeheim, die schwachen Kräfte, welche sich um die Wiedererweckung einer Literatur durch Bücher über die Schönheit und Nützlichkeit der czechischen Sprache, durch Gründung von Zeitungen und Errichtung eines Theaters, das aber nach der zwölften Vorstellung wieder einging, bemühten, erhielten in dem verletzten Nationalgefühl einen wirksamen Anhaltpunkt. Das von Josephs nächsten Nachfolgern wieder aufgenommene alte System erkannte in Deutschböhmen einen der breitesten Kanäle, auf dem die gefürchtete geistige Bewegung Deutschlands eindringen könne, und verstopfte möglichst alle Kommunikationswege. Die Deutschböhmen wurden vom übrigen Deutschland mehr als je isolirt, und auf der anderen Seite fanden die Czechen Aufmunterung gegen das Deutschthum. Ihre Presse wurde auffallend bevorzugt, was sich selbst dann noch fortsetzte, nachdem bereits unzweideutige Anzeichen bekundet hatten, daß der Slavismus der Czechen eine gegen den Kaiserstaat zielende Spitze habe. Ohne daß die Regierung gehemmt hätte, wurde es bei den böhmischen Schriftstellern förmlich zur Mode, in Klagen auszubrechen, daß die Deutschen B. gehindert hätten, zu einem großen Reiche sich zu entfalten, und diese wie alle andern gegen die Slaven begangenen Sünden den Deutschen aufzubürden. In allen Formen wiederholten sich solche Vorwürfe, sie waren zu finden in ephemeren Journalartikeln, in Gedichten wie in strengwissenschaftlichen Werken. Ein Beispiel der letztern Art ist Palacky's Geschichte von B, und die Polemik, welche dieser Schriftsteller gegen Böhmers „Regesten des Kaiserreichs" und Kopps „König Rudolf und seine Zeit" geführt hat. Die Deutschböhmen waren in der Lage, die Abwehr dieser Angriffe in der Hauptsache den Deutschen „im Reich" überlassen zu müssen. Die Ereignisse von 1848 traten ein, als die national-czechische Bewegung das unbestreitbarste Uebergewicht erlangt hatte, und kamen daher vorzugsweise dieser zu Statten. Die Czechen überflügelten mit ihrem Eifer die Deutschen bei weitem, das fast nur aus Czechen bestehende Nationalkomité faßte Beschlüsse im Namen des ganzen Landes, czechische Sendboten durchstreiften alle Kreise, hier von der Wahl für Frankfurt abmahnend, dort für czechische Wahlen in den wiener Reichstag werbend. Die deutsche Thätigkeit zeigte sich vorzugsweise in dem politischen Grenzverkehr, der plötzlich sehr lebhaft wurde. Die Grenzbezirke von Schlesien, Sachsen und Bayern empfingen Tausende von böhmischen Gästen, auf Volksversammlungen verbrüderte man sich im Namen des großen Deutschlands, im Bewußtseyn der Stammangehörigkeit stärkte man sich zu den Kämpfen, die der Rückkehrenden in der Heimath harrten und mit ehrenwerther Festigkeit bestanden wurden. In Prag bildete sich ein konstitutioneller Verein, um eben sowohl die Freiheit allen Böhmen zu sichern, als dem Terrorismus der leidenschaftlichen Parteigänger entgegenzutreten und vor Allem die tausendjährige Verbindung B.s mit Deutschland aufrecht zu erhalten. Dieser prager Verein rief andere Vereine in B. hervor und stand mit Wien und Leipzig in Verbindung. Die Mitglieder dieses Vereins mußten bei den Pfingstunruhen aus Prag flüchten, einer von ihnen entging kaum dem Tode. Vorhergegangen waren Drohungen gegen die Presse, falls sie Ar-

tikel für Deutschland aufnehme, und diesem Nothstande verdankte die „Deutsche Zeitung aus Böhmen" ihre Entstehung. Die konstitutionellen Vereine dehnten sich inzwischen über das ganze Land aus, bald gab es in B. nur wenige Städte, die keinen solchen Verein hatten. Vertrauensmänner entwarfen im August 1848 für diese Vereine ein Glaubensbekenntniß, an dessen Spitze neben den Grundsatz konstitutioneller Entwickelung das Princip der Gleichberechtigungen der Nationalitäten gestellt, aber auch ausgesprochen wurde, daß nur die innigste Verbindung Oesterreichs mit dem übrigen Deutschland die errungene Freiheit einerseits, die politische Macht, den materiellen Wohlstand, sowie den Fortbestand des österreichischen Gesammtstaats andererseits fest und sicher verbürgen könne. Auf demselben Kongreß einigte man sich in dem Verlangen, daß die deutschen Gebiete eine von dem czechischen abgesonderte Verwaltung erhielten, mit Kreisen, die nach der Sprachgrenze abgetheilt würden. Ein späterer Kongreß, zu Eger abgehalten, bewegte sich in derselben Richtung, allein jetzt übte schon der Zwiespalt seine Wirkung, den die frankfurter Beschlüsse über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland hervorgerufen hatten, und die bisherige Freudigkeit war nach dem Fall von Wien einer trübern Stimmung gewichen. Nach der Erlassung des provisorischen Vereinsgesetzes (15. März 1849) verlor das Vereinsleben der Deutschen in B. seine Bedeutung. Auf die Presse begann der Belagerungszustand zu drücken, das wenn auch nicht gelesenste, doch beste deutsche Blatt B.s, die Deutsche Zeitung, mußte ein Segel nach dem andern einziehen, und rettete sich doch nicht vor dem Untergang, der lange drohend Ende 1850 eintrat. Die Verfassung für B., deren Publikation zu Anfang 1850 erfolgt ist, brachte die Nationalitätsfrage nicht zur Entscheidung. Der in allen österreichischen Landesverfassungen vorkommende Paragraph von der Gleichberechtigung der Nationalität fehlt auch in dieser nicht; darüber, in welcher Sprache die künftigen Volksvertreter B.s Berathungen pflegen und Beschlüsse fassen sollten, ist keine Bestimmung getroffen, woraus sich schließen läßt, daß das Gesetz dem Belieben der Einzelnen die Wahl der deutschen und czechischen Sprache überläßt. Die schon erwähnte Eintheilung B.s in sieben Kreise ist der deutschen Bevölkerung ungünstig, denn nur zwei der sieben Bezirke sind deutsch, fünf czechisch, und während jenen zwei kein einziger rein czechischer Bezirk zugefallen ist, müssen sich nicht weniger als neunzehn rein deutsche und elf überwiegend deutsche Bezirke, wobei der prager Kreis noch außer der Berechnung bleibt, mit einer Bevölkerung von ungefähr einer halben Million Menschen die Vereinigung mit czechischen Kreisen gefallen lassen. Besser werden die Deutschen durch die neue Gerichtsverfassung gestellt. Die Eintheilung der Bezirksgerichtssprengel folgt beinahe ausnahmslos der Sprachgrenze, bei den Kollegialgerichtsbezirken sind nur in sofern Abweichungen gemacht, als solche durch wichtigere Interessen und das eigene Einverständniß der Betheiligten ihre begründete Rechtfertigung erhielten.

Vgl. W. Hagecius, Böhmische Chronik, aus dem Böhmischen von J. Sandel, Nürnberg 1697; G. Dobner, Monumenta historica Boemica, Prag 1764, 1768, 2 Thle.; Fr. Pubitschka, Chronologische Geschichte von B., das. 1770—84, 6 Bde.; Scriptores rerum Bohemicarum, 1. und 2. Theil, herausgegeben von Pelzel und Dobrowsky, das. 1783—84, 3. Thl. herausgegeben von Palacky, das. 1829; F. M. Pelzel, Geschichte der Böhmen, das. 1774, 2 Theile; 4. Aufl., das. 1817; K. L. von Woltmann, Inbegriff der Geschichte B.s, das. 1815, 2 Bde.; J. F. Schneller, Geschichte von B., Dresden 1827, 3 Bändchen; F. Palacky, Geschichte von B., Prag 1836—42, 3 Bde., eine der bedeutendsten wissenschaftlichen Erscheinungen des modernen Slavismus; Jordan, Geschichte des böhmischen Volks und Landes, Leipzig 1845—47, 3 Bde.

Böhmer, 1) Johann Friedrich, deutscher Geschichtsforscher, geboren 1795 in Frankfurt a. M., wo sein Vater Direktor der reichsstädtischen Kanzlei war, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte zu Heidelberg und Göttingen die Rechtswissenschaft, fühlte sich aber bald vorzugsweise zu geschichtlichen, das deutsche Mittelalter betreffenden Studien hingezogen. Aus Italien, wo er sich längere Zeit aufgehalten, zurückgekehrt, ward er 1822 Bibliothekargehülfe und Mitadministrator des städelschen Kunstinstituts, 1823 Sekretär der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichte, 1825 Archivarvikar und 1830 erster Bibliothekar. Im Verkehr mit andern bedeutenden Historikern widmete er sich vorzugsweise der Sammlung und Bereitlegung der Quellen der mittelalterlichen Geschichte Deutschlands und machte zu diesem Behufe jährlich gelehrte Reisen zur Durchforschung der Bibliotheken und Archive Deutschlands, Italiens, Frankreichs und der Niederlande. Als Resultate dieser seiner Bemühungen erschienen zuerst: „Regesta chronologico-diplomatica Regum atque Imperatorum oder Urkunden der römischen Könige und Kaiser von Konrad I. bis Heinrich VII., 911—1313, in kurzen Auszügen" (Frankfurt 1831); dann „Die Reichsgesetze von 900—1400" (das. 1832); „Regesta chronologico-diplomatica Carolorum oder Urkunden sämmtlicher Karolinger" (das. 1833); „Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt" (1. Bd., das. 1836); „Urkunden Ludwigs des Bayern, König Friedrichs des Schönen und König Johanns von Böhmen, nebst einer Auswahl der Briefe und Bullen der Päpste und anderer Urkunden, welche für die Geschichte Deutschlands von 1314—1347 vorzüglich wichtig sind, in Auszügen" (das. 1839), wozu „Erstes Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwigs des Bayern und seiner Zeit" (das. 1841) und „Zweites Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwigs des Bayern" (Leipzig 1846) als Anhang gehören; ferner „Briefe des Königs Johann von Böhmen, seiner Verwandten und anderer Zeitgenossen" (Frankf. 1841); „Regesten des Kaiserreichs unter Heinrich Raspe, Wilhelm, Richard, Rudolf, Adolf, Albrecht u. Heinrich VII., 1246—1313" (Stuttgart 1844), nebst „Erstes Ergänzungsheft zu den Regesten des Kaiserreichs von 1246—1313" (das. 1849); „Die Regesten des Kaiserreichs un-

ter Philipp, Otto IV., Friedrich II., Heinrich VI. und Konrad IV., 1198—1254" (2 Theile, Stuttg. 1847—49). Außerdem sammelte B. in den „Fontes rerum germanicarum" (Bd. 1 und 2, Stuttg. 1843—45, Bd. 3 1851) mit Berücksichtigung namentlich des südlichen Deutschlands mehre Geschichtschreiber des 12. und 13. Jahrhunderts.

2) Georg Wilhelm Rudolf, deutscher protestantischer Theolog, geboren den 5. März 1800 in Burg bei Magdeburg, studirte, nachdem er auf dem joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin seine Vorbildung erhalten, zu Berlin Theologie, habilitirte sich 1824 daselbst in der theologischen Fakultät, wurde 1825 als außerordentlicher Professor nach Greifswald und 1828 in derselben Eigenschaft nach Halle berufen, von wo er aber 1830 als ordentlicher Professor an erstgenannte Universität zurückging. Seine Vorlesungen erstreckten sich hier, wie in Breslau, wohin er 1832 berufen worden, über neutestamentliche Einleitungswissenschaft und Exegese, Dogmatik, Ethik und Symbolik, Kirchen- und Dogmengeschichte, Patristik, Archäologie, Kirchenrecht und theologische Encyklopädie, von welchen Disciplinen er mehre auch in wissenschaftlichen Werken bearbeitete. Kritischen und exegetischen Inhalts sind: „Isagoge in epistolam a Paulo ad Colossenses datam" (Berlin 1829); „Symbolae biblicae ad dogmaticam christianam" (das. 1833); „Auslegung des paulinischen Sendschreibens an die Kolosser" (das. 1835); kirchen- und dogmenhistorischen: „De Hypsistariis" (Berlin 1824) und „Hermogenes Africanus" (Stralsund 1835); archäologischen: „Die christlich-kirchliche Alterthumswissenschaft" (2 Bde., Berlin 1836—39); dogmatischen und ethischen: „Die christliche Dogmatik oder Glaubenswissenschaft" (2 Bde., Breslau 1840—43) u. die „Theologische Ethik" (Bd. 1, das. 1848). Außer zahlreichen Aufsätzen in protestantisch-theologischen Zeitschriften, namentlich in den „Theologischen Studien und Kritiken", veröffentlichte B., durch die Bewegungen der jüngsten Zeit im Katholicismus und Protestantismus veranlaßt, auch einige kleinere Schriften. Sein theologischer Standpunkt kann nach diesen seinen literarischen Produkten, sowie in Rücksicht auf seine praktische Thätigkeit als Mitglied der posener Provinzialsynode, der berliner Generalsynode und des breslauer evangelischen Vereins, als ein rational-supernaturalistischer bezeichnet werden.

Böhmerwald, ausgedehntes Urgebirge, welches sich im Westen und Süden Böhmens, vom Fichtelgebirge bis zum Lande ob der Ens südlich und ostsüdöstlich zieht u. in seinem Kamm auf einer Strecke von 30 geographischen Meilen ziemlich genau die Grenze zwischen Bayern und Böhmen bezeichnet, sowie es die Wasserscheide des Moldau- und des Donaugebiets bestimmt. Beinahe in der Mitte der Längenerstreckung des ganzen Gebirges findet sich, südlich von Neumark in Böhmen, zwischen dem Cerchowgebirge bei Chodenschloß u. dem Ossergebirge eine drei Meilen weite Gebirgslücke, das offene Thor in dem Walle, das sich von Böhmen bis herein nach Bayern ausbreitet und dem sich erst weiter westwärts in Bayern der hohe Bogen und der Burgstall bei Neukirchen, gleichsam als verschließende Pforte, entgegenstellen. Von dieser Lücke aus sondern sich die nordwärts und die ostsüdostwärts streichende Hälfte des B.es. Die ostsüdostwärts gerichteteten Rücken haben ihren gemeinsamen, wassertheilenden Knotenpunkt in der ausgedehnten Bergmasse des Schwarzberges. Von diesem, ihrem Mittelpunkte, weg streichen zwei Flügel, ein westnordwestlicher und ein ostsüdöstlicher, beide wieder aus Doppelrücken gebildet, zwischen denen je ein Längenthal verläuft. Vom westnordwestlichen Flügel streicht die westliche (bayerische) Kette längs der Landesgrenze mit den Punkten Lusen (4163 Fuß), Plattenhausen, Rachel (4460 Fuß), Steinberg, Lakaberg und endet mit dem Falkenstein bei Oefferník, der nur durch das Querthal des großen Regen von der Arbergruppe (4471 Fuß) getrennt bleibt. Am westlichen Ende hängt dieser Zug durch ein Joch über Eisenstein und Seewiesen mit seinem böhmischen Parallelzuge zusammen, der (durch das Längenthal des Kieslingbaches vom ersteren geschieden) von Nordwest gegen Südost den Ossa (mit der noch östlicher anschließenden Seewand), den Spitzberg, den Panzer, den Hochfiederet, die Kiesleiten und den Güntherberg enthält. Vom Schwarzbergplateau gegen Ostsüdost ist der Flügel dieser Gebirgshälfte, wie der erstere, durch ein Längenthal, und zwar hier durch das der obern Moldau verdoppelt. Der bayerische von diesen beiden Rücken zieht abermals längs der bayerischen Grenze, und zwar nahe außerhalb derselben, im Tafelberg, Postberg bei Buchwald, Schloßberg bei Kuschwarta (Kunzenswarthe) u. Krustberg, genau auf der Grenze von Schauerecke bis zum Dreisesselberge (4078') hin. Von diesem bis über den Pöckelstein bildet sodann dieses Gebirge einen zusammenhängenden, felsigen Gebirgskamm. Nach einer großen Einsattlung setzt der Hauptrücken über den Reischelberg fort (dessen östlicher Gipfel der Hochfichtet, wo die Miehl entspringt), weiterhin über den Hochwiesmattrücken an die Grenze des Erzherzogthums Oesterreich und gestaltet sich hier zur Tafelfläche, wo, zwischen Unterwuldau und Aigen, Straße und Kanal ohne Schwierigkeit darüber hinwegführt. Jenseit dieses Scheitelpasses zeigt sich kein Hauptkamm mehr u. der B. erhält bald den Namen Mannhardtsberg (in Oesterreich) und mährische Höhe, wo zwischen Fistritz und Zlabings die wasserscheidende Platte zwischen Böhmen u. Mähren nordostwärts dringt. Die böhmische Verdoppelungskette dieses Abschnitts gestaltet sich im nördlichen Dritttheil (etwa bis Bergreichenstein nordwärts) als Hochrücken mit dem Antigel, Knappenberg u. a. Die Mitte desselben ist (um Winterberg her) eine ausgebreitete Hochebene, auf der Einzelgipfel (der Kubani, böhmisch Boubin, Schreiner u. a.) sich erheben, und endlich setzt sie als Lissi- und Planskerwald gegen den Moldaudurchbruch (ins Querthal) fort. Den Ostfuß dieses Theiles vom B.e bezeichnet auf langer Strecke das Wotawathal, die Südostgrenze aber die budweiser Ebene (von Wodnian bis Budweis). Allgemeiner wird die Südostschwelle des Gebirges von Weitra in Oesterreich

bis Nettoliß und noch specieller von Strobnitz bis Gratzen über Payreschau (am Austritte der Moldau aus den Bergen) nach Groß-Czekau und Strižiß angenommen, wo weite Ebenen den Fuß des Gebirges scharf abschneiden.

Aus der großen neumarker Einsenkung, den Flächen u. Hügeln, aus denen steil und wahrhaft majestätisch der hohe Bogen (3191') und südöstlich aus dem lieblichen Angelthale Osser (3933') und Seewand emporsteigen und wo nur die Wasserscheide einen verbindenden Faden hindurchschlingt, erhebt sich nordwärts mit dem Cerchowgebirge eine neue Abtheilung, das klattauer Gebirge. Dasselbe berührt zum Theil wieder die bayerische Landesgrenze, die größere Masse aber desselben gehört Böhmen an. Das klattauer Gebirge bildet im Ganzen einen gegen 5 Meilen langen, von Süd gegen Nord gedehnten Wall, der sich wieder an seinem Nordende durch Zwischenjoche an den Pfraumberg anschließt, dessen System fast selbstständig eine neue Abtheilung des ganzen Gebirges darstellt. Das ganze klattauer Gebirge ist durch Längenthäler und mehrfache großartige Einschnitte sehr deutlich in seine Unterabtheilungen zerlegt. Das Cerchowgebirge (das erste Glied des klattauer Ostzuges) besteht in einer Gruppe von Bergen, die eng unter sich zusammenhängen, im Süden (wo es am höchsten) bei Tauß und Chodenschloß plötzlich und steil ansteigen und von denen kleinere Zweige westwärts nach Bayern hereindringen. Nordwärts schließt sich an das Cerchowgebirge der lange, hohe und steile, nordwestlich streichende Gebirgsrücken des Schauerberges, welcher nur durch den engen Paß von Nepomuck bei Klentsch vom Cerchowgebirge geschieden ist. Wo der Schauerberg an seinem Nordende bei Glaserau, Fronau und Stockau steil gegen Wassersuppen herabfällt, da scheidet ihn ein abermaliges enges Parallelthal (der Paß von Fronau) vom westwärts sich anlegenden 2 Meilen langen Rücken des Stockauergebirges ab, dessen höchster Punkt der Lisaberg ist. Der stockauer Rücken ist südwärts bei Wassersuppen steil, verflacht sich aber nördlich an die Radbusa gegen Heiligenkreuz und Weißensulz. Sämmtliche eben beschriebene Züge des Cerchow-, Schauerberger- und Stockauergebirges zusammengenommen bilden aber erst den Ostflügel des Klattauergebirges, dem ein Westflügel, das Bernsteinergebirge, entspricht. Dieses ist gleichfalls ein hoher, steiler Rücken, der 2 Meilen lang dem stockauer Zuge parallel läuft und dessen südwestliche Zweige zwischen Trefflstein und Waldmünchen gegen Bayern eindringen. Ein breites Längenthal, das von Weyer, spaltet den ganzen Rücken und sendet nordwärts die Radbusa nach Böhmen, südwärts die Schwarzach nach Bayern. Ein Hügelzug beim Dorfe Neid bildet quer durch das Thal die Wasserscheide, vermittelt dadurch den Zusammenhang beider Hälften des Zuges und läßt das Thal von Weyer als sehr breiten Paß erscheinen. Gegen Norden endet die Osthälfte des Bernsteinergebirges mit dem Plattenberg; die Westhälfte aber verzweigt sich vielfach und hängt durch einen solchen Ast und mehre Mittelglieder mit dem Pfraumberg (Frimberg) bei Frauenberg zusammen. Dadurch, daß diese Westhälfte sich nordwärts weiter verknüpft und ostwärts durch die Radbusa völlig abgeschnitten wird, tritt sie eigentlich als selbstständige Kette auf. Vom oberpfälzer Walde sind aber die nordwestlichen Theile des Bernsteinergebirges vollständig abgetrennt durch die ausgedehnte Niederung um den Pfreimtweyer und die in dieselbe mündenden Thäler. Mit dem Pfraumberg beginnt wieder ein neuer Abschnitt des nördlichen B.es. Dieser ist ein Knotenpunkt, wie noch weiter nordwärts der Kroatenberg und der Steingerölleberg. Vom Pfraumberg weg erheben sich längs der böhmisch-bayerischen Grenze eine Reihe großer aneinander hängender Kuppen, die mit dem Rabenberg bei Neuwindischgrätz beginnen. Südostwärts hängt an dem Pfraumberge der Rücken der Cerna hora (d. h. der schwarzen Berge) und die Gruppe der Siebenberge. Westwärts ist der Pfraumberg durch die Pfreimtniederung abgeschnitten, aber jenseits derselben erheben sich mehre zum oberpfälzer Wald gehörige Rücken. Ostwärts vom Pfraumberge sinken allmählig alle Theile gegen die Ebene von Haid, Plan u. s. f. ab. So die planer Brände gegen die Ebene von Tachau und Plan, das dreihackner Gebirgsjoch gegen Kuttenplan. Der flache, obschon hochgelegene Landstrich von Haid über Plan, Kuttenplan und bis über Sandau verengt sich zwischen Sandau und Königswarth bis zu einem Passe, jenseits dessen das dem Granitrahmen des böhmer Landes geognostisch angehörige tepler Gebirge ansteigt, worauf die einsiedler und sangerberger Halde ansehnlich emporragen und mit jenseitigen Höhen des Erzgebirges die Eger, auf ihrer Strecke zwischen dem Egerländchen und der leitmeritzer Ebene, einengen.

Als Vorläufer oder Zweige des B.es sind der passauer und der bayerische Wald zu betrachten. Der passauer Wald beginnt nördlich am Sonnenwalde am Ursprunge der kleinen Ohe und Gaisach und dehnt sich im Nordosten bis an die Grenzkette des Dreisesselberges und Pöckelsteins aus, ja selbst die Höhen des Lusen, Rachel und Plattenhausen ragen noch gegen den passauer Wald herein. Gegen Westen aber sinkt der bayerische Wald schon mit dem Rißerwald an der Russel bedeutend zum passauer Waldplateau herab und noch ansehnlicher senkt sich das Land im hallinger Winkel und im Thale der Gaisach, so daß diese Einsenkung als Westgrenze gelten kann. Im Süden begrenzt die Donau den ganzen Abschnitt, aus dem die Thälchen der Ilz, des Saybaches, hörreuter Baches, der Erlau, Ranna (lauter ganz enge Spalten) genau südlich herausdringen. Der bayerische Wald, welcher das passauer Gebirgsländchen an Rauhheit übertrifft, breitet sich in der ehemaligen Grafschaft Cham aus. Am bedeutendsten erhebt sich das Gebirge an seinem Ostrande, nahe der Einsenkung der Russel, wo sich seine höchsten Kuppen erheben die im Einzelnen fast als kleine Berggruppen sich darstellen. Glieder dieses Bergsystems in ihrer Folge von Süden gegen Norden sind: der Dreitannenriegel, mit dem nahe anliegenden Ulrichsberg (bei Deggendorf), der Krak-

kelwald, der rauhe Kolben (südwestlich über Neumannsfelden), der Schwarzacherwald (worauf der Signalpunkt des Hirschensteins), der Oedenwieserwald, der Predigtstuhl (südlich von Viechtach, zwischen Haibach und Neumannsfelden), die Käsplatten, der Bernhardsnagel, der Wasserbühl, der neue und alte Randsberg. Ostwärts vom Dreitannenriegel sinkt das Gebirge vom Böhminger und Greisingerberg schnell um 600' herab zur Russel. Doch liegt diese selbst noch auf einer Bergplatte des Leopoldswaldes und fällt neuerdings mit dem Risserwalde noch ungleich tiefer hinab ins Thal des lallinger Winkels

Betrachten wir das Flußnetz des Gebirges im Allgemeinen, so ergibt sich aus dessen Bau, daß in der Südhälfte sämmtliche aus OSO. in WNW. oder entgegengesetzt verlaufende Thäler Längenthäler, alle mehr oder minder senkrecht auf diese gerichteten (aus WSW. in ONO. oder entgegengesetzt) Querthäler seyn müssen, und ebenso, daß in der Nordhälfte die Querspalten westöstlich, die Längenthäler nordsüdlich verlaufen. Zu den nördlichen Längenthälern gehört die große Einsenkung am Pfreimtweyer und namentlich der südlich dahin abfließende, grenzscheidende Rollinbach; dann das Thal von Weyer mit den Gegenflüssen Radbusa und Schwarzach. Alle Thalstrecken der Gewässer hingegen, die sich da geradlinig gegen Naab u. Moldau hinneigen, sind im Gebirge Querthäler. In der Südhälfte bilden die Moldau, von ihrem Ursprunge auf dem Schwarzberge bis zum Durchbruche durch die Nordhöhen unterhalb Friedberg, dann der Regen von Markt-Regen bis Wetterfeld und nochmals von Wiesing bis Stöfling, die großartigsten Langenthäler; kleinere der Kieslingbach und eine Strecke die Wotawa. Querthäler dagegen durchziehen fast alle Flüßchen des passauer und bayerischen Waldes, dann die kalte Moldau und der Regen zweimal, zwischen Wetterfeld und Roding und von Stöfling bis zum Austritte aus dem Walde; überdies auch sämmtliche Quellflüßchen des Regen. Die Südmasse des B.es wird auffallend durch ein langgezogenes Rhomboid von Längen- und Querthälern ganz abgetrennt. Denn die Donau zwischen Regensburg und Linz, dann die großen Gegenthäler des Regen (in allen seinen Theilen) und der obern Moldau (bis Friedberg) und die kleine Waldaist, umfassen diesen gesammten Abschnitt, in dessen Westhälfte Rückenbildungen, in der Osthälfte Bergebenen vorherrschen.

Aus der Gestaltung des ganzen B.es ergibt sich, daß dessen Passirbarkeit im mittlern Dritttheil sehr beschränkt, dagegen in Süden und Norden fast ungehemmt seyn müsse (Paß von Kerschbaum, von Aigen, Königswarth u. a.). Die 4 Straßenzüge, die zwischen Waldsassen und Passau nach Bayern hineinbrechen, besitzen sämmtlich die eigenthümliche Beschaffenheit, daß sie, nach dem Bau des Gebirges, mehre Joche zu überschreiten haben und daß die Defileen oft schon weit von dem innern Rücken des eigentlichen B.es beginnen. Auf der Straße von Pilsen über Mies und Sulzbach nach Nürnberg liegt der Paß von Pfraumberg. Ueber Pilsen, Bischofteinitz, Klentsch und Waldmünchen führt der Paß von Nepomuck oder Klentsch. Diese Straße verzweigt sich bei Waldmünchen in drei Aeste: über Schönthal nach Cham und Straubing, über Retz und Nittenau nach Regensburg, über Schwarzenfeld nach Amberg und Nürnberg. Die Straße von Pilsen über Klattau und Furth nach Cham führt über den Paß (oder vielmehr durch die Ebene) von Neumark; die eigentlichen Engpässe liegen hier erst im Thale der Cham. Die große Straße von Prag über Starkonitz, Winterberg und Freyung nach Passau geleitet über den Paß von Philippsreuth.

Der B. gehört zu den rauhesten und in seinen Einzelnheiten noch unbekanntesten Gebirgen Deutschlands. Seine Grundlage bilden Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Syenit und Thonschiefer, an welche sich neuere Gebirgsformationen anlagern; seine Oberfläche ist meist mit Wald bedeckt, theilweise nehmen Moorsümpfe große Strecken ein. Steiler nach Bayern als nach Böhmen abfallend, bietet er vorzüglich auf der östlichen Seite viele wildromantische Partien dar. Sein rauher Charakter hat dem B. immer eine wichtige historische Bedeutung gegeben; die Slaven fanden in ihm eine natürliche Grenze ihrer Ausbreitung gegen Westen, und seine düsteren Wälder und versteckten Schluchten boten in kriegsbewegten Zeiten, namentlich auch während des dreißigjährigen Krieges, den Flüchtlingen Verborgenheit, aber sie gewährten auch bis auf die neueren Zeiten herab ganzen Räuberbanden sichere Zufluchtsörter. Unter den Produkten des Gebirges steht das Holz obenan, nächst diesem sind die wohlbestandenen Weiden von Wichtigkeit. Von Bergwerken sind nur die Graphitwerke in der Gegend von Schwarzbach, wo allein auf einem Bau aus einem Lager von 2—7 Klafter Mächtigkeit jährlich ungefähr 16,000 Centner des reinsten Graphits gewonnen werden, von Bedeutung. Außerdem liefern zahlreiche Kalkstein- und Quarzbrüche Material für die schwunghaft betriebene Glasfabrikation. Die Bevölkerung ist, in Vergleich mit andern Mittelgebirgen Deutschlands, ziemlich dünn, aber der Menschenschlag ist kräftig und kühn, dabei ziemlich roh und beharrlich an den althergebrachten Sitten und Gebräuchen hängend, die, wie z. B. die Hochzeitsgebräuche, viel Eigenthümliches haben. Die Sprache der Wäldler ist vorherrschend deutsch, nur an der böhmischen Seite hat das Czechische Fuß gefaßt; aber auch das Deutsche tritt in einem eignen, volltönigen, vokalreichen Dialekte auf. Im Südwesten des prachiner Kreises ist ein großer Distrikt von den sogenannten Freibauern bewohnt, deren Stammväter größten theils angesiedelte bayerische Kriegsgefangene sind und welche manche Freiheiten genießen. Die bedeutendste Stadt des Gebirges ist Cham.

Böhmischbrod (Ceský Brod), Bergstadt im böhm. Kreis Prag, mit 1600 Einwohnern. Hier am 28. (30.) Mai 1434 Schlacht zwischen den Taboriten und Calixtinern, in welcher beide Procope blieben.

Böhmische Amazonen, s. Amazonen.

Böhmische Brüder, s. v. a. Mährische Brüder.

Böhmische Dörfer, s. v. a. unbekannte, unverständliche Dinge, weil die Namen der Dörfer in Böhmen deutschen Ohren ganz fremdartig tönen.

Böhmische goldene Bulle, die Urkunde, durch welche Karl IV. 1348 den böhmischen Ständen ihre von Kaiser Friedrich II. 1212 erhaltenen Freiheiten bestätigte.

Böhmische Kompaktaten, s. Hussiten u. Böhmen (Gesch.).

Böhmische Literatur, s. Czechische Sprache u. Literatur.

Böhmische Mythologie, s. Czechische Mythologie.

Böhmischer Mägdekrieg, Krieg, den nach altböhmischer Sage nach dem Tode der Königin Libussa deren Freundin Wlasta (etwa um 740) gegen die Männer begonnen haben soll, um das weibliche Geschlecht in Böhmen zur Herrschaft zu bringen. Wirklich soll sie von ihrer dem Wyschehrad gegenüber gelegenen Burg Dewin (Mädchenburg) das umliegende Land sich unterthan gemacht und mehre Jahre beherrscht haben, bis es endlich den Männern gelungen sey, ihre Burg mit List zu erobern und so der Herrschaft Wlasta's ein Ende zu machen. Liegt dieser Sage überhaupt ein historisches Faktum zu Grunde, so kann es höchstens das seyn, daß Wlasta einen Aufstandsversuch gemacht hat, der nach hartnäckigem Kampfe unterdrückt worden ist. Die Sage, welche nach und nach vielfache romantische Ausschmükkung erfahren hat, ist von van der Velde in einer Novelle behandelt worden.

Böhmische Steine, verschiedene Sorten Edelsteine, die in Böhmen gefunden werden, z. B. Diamanten (aus der Iser), Rubine (vom Riesengebirge), Topase, Jaspise, Sapphire, besonders aber böhmische Granaten, die sich am südlichen Abhange des böhmischen Mittelgebirges finden u. dort gebohrt und facettirt werden, und von denen jährlich an 20,000 Stück allein von Libochowitz nach Swietla zur Bearbeitung gebracht werden. Dann versteht man darunter auch schöne reine Bergkrystalle aus Böhmen, die geschliffen und zum Schmuck verkauft werden und an Glanz und Wasser den Diamanten sehr ähnlich sind; so wie auch nach Art verschiedener Edelsteine gefärbte und geschliffene Glasflüsse.

Böhmische Weine, weiße, sowie auch rothe Weine, die bei Melnik, Leitmeritz, Laun, Aussig, Chrudim rc. gebaut werden; sie sind von geringer Güte und bilden vorzüglich einen Gegenstand des innern Handels.

Böhmisch-sächsisches (lausitzer) Sandsteingebirge, s. v. a. Elbsandsteingebirge.

Böhner, Johann Ludwig, ausgezeichneter Klavier- und Orgelspieler und schätzenswerther Komponist, geboren den 8. Jan. 1787 zu Döttelstädt im Herzogthum Gotha, erhielt seinen ersten Unterricht von seinem Vater, welcher daselbst Organist und Kantor war, besuchte das Gymnasium zu Erfurt, machte aber schon hier die Musik zu seinem Hauptstudium und vervollkommnete sich besonders im Orgelspiele, sowie in der Harmonie und im Fugensatze. Im J. 1808 machte er in Jena die Bekanntschaft Göthe's und Falks, welche seinen Leistungen Beifall schenkten. Er komponirte ein großes Pianofortekoncert (Op. 10 in C-dur) und einige andere Musikstücke, trug dieselben zuerst in Erfurt mit allgemeinem Beifall vor und erhielt von dem Herzog von Gotha eine Unterstützung zu einer Reise. In Meiningen, Hildburghausen, Koburg, Nürnberg, Erlangen, Würzburg rc. gab er, überall mit großem Beifall, Koncerte und hielt sich hie und da auch längere Zeit auf. Eine zweite größere Reise führte ihn in die Schweiz, nach Basel, Zürich, Bern, worauf er sich in Nürnberg 5 Jahre aufhielt, theils mit Unterrichtgeben, theils mit Komponiren beschäftigt. Hier schrieb er seine bedeutendsten Werke, worunter 3 Klavierkoncerte, mehre Instrumentalstücke und seine Oper „Der Dreiherrenstein", die jedoch nie zur Aufführung gekommen und, außer der Ouverture, die bei Breitkopf in Leipzig erschien, auch nicht gedruckt worden ist. Von Nürnberg aus unternahm er eine fernere Reise an den Rhein, nach Mannheim, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt rc., wo er überall Orgelkoncerte gab. Nachher blieb er einige Jahre in Gotha; 1819 aber trat er eine Kunstreise nach Hamburg, Oldenburg und Kopenhagen an, von der er im folgenden Jahre in seine Heimath Döttelstädt zurückkehrte. Hier lebte B. seitdem in beschränkten Verhältnissen, weil er sich in die äußeren Formen des Lebens nicht schicken kann. Sein Spiel ward als fertig, feurig und phantastisch überall geschätzt, besonders war seine Fertigkeit in der linken Hand bewundernswürdig. In seinen Kompositionen (zusammen 170) spricht sich überall eine tiefere Kunstauffassung aus, und einzelne Züge treten oft glänzend und originell hervor. Sie bestehen hauptsächlich in Arbeiten für das Pianoforte, das Orchester und einzelne Instrumente; für den Gesang hat er, außer der oben angeführten Oper, wenig geschrieben.

Böhnhase (Bönhase, Bänhase, Beenhase, in Süddeutschland auch Bühnhase, nach der gewöhnlichen Annahme von Bühne, d. i. Boden, und Hase, weil die B.n aus Furcht vor Haussuchung auf den Boden sich verstecken und dort arbeiten, nach Andern vom griechischen Banausus (vergl. Banausisch), in der Handwerkssprache, besonders bei den Schneidern, Derjenige, welcher ein Handwerk treibt, ohne es zünftig erlernt und das Meisterrecht erlangt zu haben; daher einen B. jagen, dergleichen Pfuscher aufsuchen; in Handelsstädten ein Mäkler, der nicht geschworener Waaren- oder Wechselmäkler ist, also das Geschäft ohne obrigkeitliche Erlaubniß betreibt; in Danzig die nichtangesessenen Einwohner.

Böhtlingk, Otto, gründlicher Kenner der orientalischen Sprachen, namentlich des Sanskrit, den 30. Mai 1815 in Petersburg geboren, wohin seine Voraltern aus Lübeck schon 1703 eingewandert waren, besuchte zuerst die dortige deutsche Hauptschule zu St. Petri und Pauli, dann das Gymnasium zu Dorpat und bezog 1833 die Universität in Petersburg, um sich dem Studium der orientalischen Sprachen zu widmen. Die Bekanntschaft mit Bellansen, einem Schüler von Ewald, führte ihn zum Sanskrit, und zu seiner weitern Ausbildung in diesem Fache ging

er im Frühjahr 1835 nach Berlin und in demselben Jahre nach Bonn, wo er bis 1842 blieb. In seine Heimath zurückgekehrt, ward er zum kaiserl. russischen Kollegienrathe ernannt und als Mitglied in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Alle Arbeiten B.s, sowohl im Sanskrit, als später im Türkischen und in den verwandten Dialekten, zeichnen sich durch außerordentliche Genauigkeit und Sorgfalt aus, besonders in der Behandlung des Grammatischen u. Lexikalischen. Von seinen vielen Publikationen erwähnen wir hier: Panini's „Acht Bücher grammatischer Regeln" (2 Bde., Bonn 1840); Vopadeva's „Grammatik" (Petersb. 1846); Kalidasa's „Sakuntala" (Text mit Uebersetzung, Bonn 1842); die „Sanskrit-Chrestomathie" (Petersb. 1845); Hemecandra's „Wörterbuch" (das. 1847); die Schrift „Ueber die Sprache der Yakuten" (Text, Grammatik und Wörterbuch, 3 Bde., das. 1849—51). Außerdem erschienen von ihm mehre gediegene Abhandlungen, unter denen hauptsächlich die „Ueber den Accent im Sanskrit" (1843) zu erwähnen ist, in den „Mémoires" der Akademie der Wissenschaften, sowie kleinere Mittheilungen in dem „Bulletin" derselben Akademie und andern gelehrten Zeitschriften.

Bök, Johann Michael, einer der berühmtesten deutschen Schauspieler des vorigen Jahrhunderts, geboren 1743, war anfangs Barbier, kam 1762 zu der ackermannschen Gesellschaft, mit welcher er nach Hamburg ging, und nahm dann an den Wanderzügen der seylerschen Gesellschaft Theil, bis er 1775 beim Hoftheater zu Gotha eine feste Anstellung fand. Im Jahre 1777 unternahm er die erste Rundreise zu Gastspielen in Deutschland, führte nach Eckhofs Tode fast ein Jahr die Direktion des gothaer Hoftheaters und ging nach dessen Auflösung 1779 zu dem neuerstandenen kurfürstlichen Nationaltheater zu Mannheim, wo er der Erste war, der Schillers Karl Moor und Fiesco spielte. Er † 1793. Er zeichnete sich durch routinirtes und effektvolles Spiel im Geschmacke der prätentiösen leipziger Schule aus.

Bökel, auch Buckelings, am richtigsten wohl Beukelsz, Willem, ein Fischer zu Biervliet im holländischen Flandern, der sich durch die Erfindung des Einsalzens der Häringe nicht allein einen Namen, sondern auch große Verdienste um sein Vaterland erworben hat. Er † wahrscheinlich 1397 in seinem Geburtsorte, wo später Kaiser Karl V. sein Grabmal besuchte. L. G. Camberlyn feierte B.s Erfindung in einem lateinischen Gedichte „De Bukelingi genio" (Gent 1827). Von B.s Namen leitet man das Wort bökeln oder pökeln her.

Böllberg, Dorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, an der Saale, hat 200 Einwohner und ist ein Vergnügungsort für die Bewohner von Halle, aber besonders wegen einer Stahlquelle, deren Wasser mit oder ohne Soole zu Bädern benutzt wird, bemerkenswerth.

Böller, kleine Kanonen zu Festen, mitunter auch s. v. a. Mörser.

Bömerei, s. v. a. Bodmerei.

Boemia, alter Name für Böhmen.

Boëmund, s. v. a. Bohemund.

Bönhase, s. v. a. Böhnhase.

Bönnigheim, Stadt im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Besigheim, am östlichen Fuße des Michelsbergs, mit Schloß, lateinischer Schule, Knabenerziehungsanstalt; hat Getreide- u. Weinbau, Schreibfederfabriken und 2300 Einwohner. Dabei die Ruinen der Burg B. (1525 von den Bauern zerstört). B. (Benningheim) kommt schon 793 als christliche Kolonie vor. Nachdem Stadt und Herrschaft 1785 durch Kauf an Würtemberg gekommen war, bildete es ein eigenes Amt, das später zu Besigheim geschlagen wurde.

Böotien, Landschaft Mittelgriechenlands von 52¾, nach Andern von 58 □Meilen, zwischen Megaris, Attica, dem Kanale von Euböa, dem opuntischen Locris, Phocis und dem korinthischen oder krissäischen Busen gelegen. Seiner natürlichen Beschaffenheit und Bodenbildung gemäß zerfiel B. in 4 Hauptpartien: die copaische Niederung, die hylische und thebanische Ebene, das Thalland des Asopus und die Küstenstriche am euböischen und krissäischen Meere. Die copaische Niederung, ein Gebirgskessel, war durch den Helicon und seine Ausläufer (Laphystius, Libethrius, Tilphossius), die Abhänge des Parnassus, den Acontius, Hedylius und Hyphantius, die opuntischen Berge und die sie fortsetzende Hügelreihe bis zum Ptous, Sphingius und Phönicius so vollkommen abgeschlossen, daß sie mit dem euböischen Meere nur durch unterirdische Kanäle zusammenhing. Aus Phocis trat bei Chäronea zwischen den östlichen Vorbergen des Parnassus und dem Hedylius der Hauptstrom des Landes, der Cephissus, ein. Er bildete mit mehren Flüßchen und Bergbächen (Melas, Probatia, Lophis, Triton, Phalarus u. a.) den See Copais, dessen Wasser durch unterirdische Schlünde (Katabothren) dem euböischen Meere zugeführt ward. Um den See zu verringern und die anliegenden Ländereien im Winter und Frühjahr vor Ueberschwemmungen zu schützen, legten schon in uralter Zeit die Umwohner, vielleicht die Minyer, neben jenen Katabothren künstliche Emissarien an, Stollen mit senkrechten Schachten, einen an der nordöstlichen Spitze in der Richtung nach Larymnä, einen andern bei Aeräphia nach dem hylischen See, ungeheure Werke, denen das ganze copaische B. seine regelmäßige Entwässerung und ungemeine Fruchtbarkeit, sowie einen großen Theil der herrlichen grasreichen Triften verdankte. Seit ihrem Verfalle, der schon im Alterthume begann, ist hier Alles versumpft und verpestet. Zwischen dem Phönicius, Sphingius und einem Bergzuge südlich von Theben befanden sich die hylische und thebanische Ebene, erstere mit dem nach dem Euripus abfließenden Hylicasee, letztere ein schönes Gartenland, bewässert von dem Ismenus und der Dirce, welche einen Sumpf mit unterirdischem Abflusse bildeten. Das Gebiet des Asopus begann mit der Hochebene von Platää, über welche die Wasserscheide zwischen dem euböischen und krissäischen Meere hinlief, und begriff zur Rechten die gegen den Cithäron im Westen und gegen das Parnesgebirge an der attischen Grenze aufsteigende Parasopia,

links und ostwärts die schöne und fruchtbare tanagräische Ebene, welche nordwärts von den Teumessushöhen begrenzt ward. Der Asopus, bei der geringen östlichen Abdachung des Landes langsam fließend und oft versumpfend, nahm links den Thermodon, rechts den Scamander auf und fiel in den Euripus. Der **Küstenstrich** am euböischen Meere ward durch den Teumessus, Mycalessus, Messapius und Ptous vom Binnenlande B.s geschieden; das Land am krissäischen Busen, östlich und nordöstlich vom Helicon, Libethrius und Cithäron begrenzt, enthielt den am Cithäron bei Platää entspringenden Fluß Oëroë u. einen andern, namenlosen, wahrscheinlich den Termessus des Pausanias, welcher am Helicon entsprang, die in der Sage gefeierten Bäche des Helicon, den Narcissus, die Aganippe und Hippocrene aufnahm und unterhalb Thisbe sich in Sümpfen verlor. Das **Klima** des Landes war im Ganzen rauher, als im übrigen Griechenland; die Luft war in den feuchten Thälern und sumpfigen Niederungen schwer und dick mit häufigen Nebeln, im Sommer oft sehr schwül und namentlich um die Copais ungesund, der Winter naßkalt, oft sehr schneereich und stürmisch, im Frühjahr häufig wiederkehrend. Erdbeben waren nicht selten, mit der vulkanischen Natur der Gebirge, namentlich des Libethrius, zusammenhängend. **Hauptprodukte** waren: schwarzer und grauer Marmor zum Bauen, feine weiße Töpfererde bei Aulis, Salz in Menge an der Küste des euböischen Meeres, bei Anthedon, Hälä etc., Eisen, welches schon sehr frühzeitig gewonnen u. verarbeitet ward, Bauholz aller Art auf dem Cithäron und Helicon, Getreide, besonders Weizen, der hier zahlreichere und schwerere Körner als irgend wo anders trug, Gemüse und Obst, vorzüglich bei Theben, Anthedon und Mycalessus, Palmen in der tiefen u. warmen Einbucht bei Aulis, Wein, der angeblich hier zuerst gebaut wurde, am besten auf dem Kalkboden Tanagra's, Flötenrohr an der Cephissusmündung und anderwärts an dem copaischen See, welches, kunstmäßig geschnitten und zugerichtet, für die musikalische Bildung der Bewohner von Bedeutung war, Helleborus, besonders auf der Meeresseite des Helicon. Herrliche Triften und Weiden mit zahlreichen Rinder- und Schafheerden und den besten Pferden Griechenlands fanden sich besonders um Orchomenus, Theben und Thespiä; Wild aller Art, besonders Wildschweine, hegte namentlich der Ptous, Geflügel und große fette Aale der copaische See, Purpurmuscheln gab es bei Anthedon.

Als die ältesten **Bewohner** B.s kommen die Hektenen vor; von ihrem angeblichen Könige **Ogyges** soll das Land **Ogygia** genannt worden seyn. Nach dem Untergange der Hektenen zogen aus Attica und andern Theilen Griechenlands die Aonen, Temmiker und Hyanten ein; von den Aonen hieß B. **Aonia**. Nach 1500 v. Chr. erscheinen als Hauptvolk des südlichen Theils bis zur Copais die **Cadmeer** oder **Cadmionen**, auch **Urthebaner** genannt, der gewöhnlichen Meinung nach ein Gemisch phönicischer, unter Cadmus eingewanderter Kolonisten und der genannten Aonen; sie gaben dem Lande den Namen **Cadmeïs**. Zu ihnen gehörten die Gephyräer um Tanagra und die auch hier erwähnten tyrrhenischen Pelasger. Neben den Cadmeern wohnten fortan in B. die aus Thessalien eingewanderten gebildeten und betriebsamen **Minyer** und die ihnen nahe verwandten kriegerischen **Phlegyer**, beide nördlich von der Copais mit der Hauptstadt Orchomenus; ferner **Thracier** am Helicon und Libethrius bis Thespiä und Ascra. In die Zeit der Cadmeerherrschaft fallen die Kriege der Sieben und ihrer Söhne, der Epigonen, gegen Theben. Vor Troja hatten die Cadmeer, von Homer Böoter genannt, 50 Schiffe unter den Fürsten Peneleus, Leitus, Arcesilaus, Prothoënor und Clonius. Alle zuletzt genannten Völkerschaften B.s wurden seit 1124 von den nach **Böotus**, des Aeolus Enkel, genannten, aus Phthiotis in Thessalien herbeigekommenen **äolischen Böotern** oder **böotischen Aeolern** theils unterworfen, theils vertrieben, wie die Gephyräer nach Attica, die Thracier und tyrrhenischen Pelasger an den euböischen Kanal und auf die Inseln des ägäischen Meeres. Daß diese äolische Einwanderung nur eine Rückkehr in das schon früher besessene Land gewesen sey, oder daß vorher wenigstens ein Theil der Böoter daselbst bereits gewohnt habe, ist wohl nur eine Vermuthung, mit welcher alte Historiker den anticipirten homerischen Namen der Böoter rechtfertigen wollten. Erst seit jener Zeit wurde B. der Gesammtname des Landes. Jetzt entstand auch der **böotische Bund**, eine Vereinigung aller selbstständigen Städte und Staaten des Landes in ein Gemeinwesen zur Abwehr äußerer Feinde und Erhaltung des innern Friedens. Er umfaßte ursprünglich 14 Städte: Theben, Orchomenus, Lebadea, Coronea, Copä, Haliartus, Thespiä, Tanagra, Ocaleä, Onchestus, Anthedon, Chalia, Platää und Eleutherä. Nach Anderer Meinung sind für Ocaleä und Onchestus Chäronea und Oropus anzusetzen. Zur Zeit des peloponnesischen Krieges gehörten dazu nur Theben, Haliartus, Coronea, Copä, Thespiä, Tanagra, Orchomenus, Lebadea, Anthedon und Chalia. Platää, Eleutherä und Oropus waren damals bei Athen, Chäronea bei Orchomenus. An der Spitze des Bundes stand ein Archon, **Archon der Böoter** genannt, stets ein Thebaner und Präsident der **berathenden Behörde** oder der 4 **Bundesräthe**, welche in Theben zusammenkamen. Die ausführende Behörde des Bundes waren die **Böotarchen**, die in den Volksversammlungen der einzelnen Staaten gewählt wurden, von Theben zwei, von jedem der übrigen Mitglieder einer, auf ein Jahr vom Wintersolstitium an, jedoch dann wieder wählbar waren; wer ohne die Erneuerung seiner Wahl länger in dieser Würde verharrte, wurde nach den Gesetzen mit dem Tode bestraft. Die Böotarchen vollzogen die Beschlüsse der 4 Räthe, verordneten in dem Staate, den sie repräsentirten, was sich unmittelbar auf die kriegerischen Angelegenheiten des Bundes bezog, entschieden die gemeinschaftlichen Kriegssachen nach der Stimmenzahl, führten im Felde unter dem Oberbefehl eines Thebaners aus ihrer Mitte die

Truppen der einzelnen Staaten und waren nur ihren Wählern oder den Gerichten derselben, nicht den Bundesbehörden, verantwortlich. In besondern Angelegenheiten nahm an den Berathschlagungen wohl auch das Volk Theil, welches sich zu diesem Behufe in der Bundesstadt Theben versammelte. Allgemeines Bundes- oder das Nationalfest waren die Pamböotia, die in der Gegend von Coronea beim Tempel der itonischen Athene durch ritterliche Spiele gefeiert wurden. Andere Feste waren die Dädalten bei Platää und die amphiktyonische Feier bei dem Tempel Poseidons bei Onchestus. Die Regierungsform der einzelnen selbstständigen Staaten, vor der äolischen Einwanderung monarchisch, war nach derselben bis um 400 v. Chr. oligarchisch. Die äolischen Böoter und einige alte Geschlechter bildeten den herrschenden Adel, der von seinen, durch Gesetze vor allzu großer Zerstückelung bewahrten Ländereien lebte, Gewerbe und Ackerbau selbst zu treiben aber für schimpflich hielt. Dies Letztere war Sache der frühern, unterworfenen Einwohner, die zu Theten geworden waren. Eigentliche Leibeigenschaft kommt jedoch nicht vor; auch die Zahl der Sklaven scheint nicht groß gewesen zu seyn. Die höchste gesetzgebende und anordnende Gewalt hatte ein Rath, in Thespiä 7 Demuchen, mit Zuziehung des Volkes. Vorsitzer des Raths war ein Archon eponymus, der aus den vornehmsten Geschlechtern für ein Jahr gewählt wurde und Erbe der mit dem alten Königthume verbundenen Priesterwürde, daher heilig, aber ohne wirkliche Macht war. Dem Archon zunächst standen die Polemarchen, in Orchomenus und Copä je 6, welche die exekutive Gewalt ausübten, berechtigt waren, jeden Bürger festnehmen zu lassen, der Truppenaushebung vorstanden, Geldgeschäfte besorgten und ein besonderes Schatzhaus besaßen. Der Staatsschatz mit allen Finanzangelegenheiten stand unter dem Kollegium der Tamiä. In Verbindung mit diesen kommen noch die Katopten vor, mit den Funktionen der attischen Logisten und Euthynen. Führer der schwerbewaffneten Truppen waren die Moragen; die treffliche, von dem grundbesitzenden Adel gestellte Reiterei mit den hinten aufsitzenden Leichtbewaffneten stand unter Hipparchen, denen die Ilarchen oder Eskadronchefs untergeordnet waren.

Die übrigen, nicht unmittelbar zum böotischen Bunde gehörigen Städte des Landes hingen von den benachbarten Bundesstädten entweder ganz oder theilweise ab; letztere hatten zwar eigene Obrigkeiten, aber keine eigenen Führer im Kriege, und mußten Tribut zahlen. Vom Anfange an war Theben das Oberhaupt des böotischen Bundes; derselbe bildete indessen nie eine feste, kräftige Einheit. Die Anmaßungen der größeren Städte gegen die kleineren, sowie die demokratischen Tendenzen mehrer Bundesglieder waren eine unversiegbare Quelle innerer Streitigkeiten. Von außen drohte und schürte Athen, stets bereit, seine Herrschaft und Staatsgrundsätze dem schwerfälligen Nachbar aufzudringen. Thespiä zerstörte Ascra, die Vaterstadt Hesiods; Theben unterwarf sich die Parasopia; Platää, um diesem Schicksale zu entgehen, schloß sich, wie früher schon Eleutherä, an Athen an, das bald darauf Hysiä, Panacton und Oropus eroberte. Die innere Zerrissenheit dauerte während der Perserkriege fort. Die Aristokraten, Thebens Regierung an der Spitze, hielten es mit den Persern, die demokratisch Gesinnten, namentlich Platää und Thespiä, standen mit heldenmüthiger Ausdauer auf Seiten der Lacedämonier und Athener. Schwere Schmach lastete deshalb auf Theben; sein Principat schien für immer verloren, selbst seine fernere Unabhängigkeit wurde zweifelhaft, als die Athener bald nach der Schlacht bei Tanagra die von den Lacedämoniern verlassenen Böoter bei Oenophytä gänzlich schlugen (457 v. Chr.) und deren Land darauf, von den dasigen Demokraten unterstützt, fast ganz unterjochten. Allein die verbündeten Aristokraten, Herren von Orchomenus, siegten 447 v. Chr. bei Coronea. Der Sieg war vollständig, sein Preis die Wiederherstellung des Bundes mit Thebens Hegemonie und der alten oligarchischen Städteverfassung. Jetzt suchte Theben auch Platää dem Bunde wieder zu gewinnen. Die Stadt wurde mit Hülfe der Lacedämonier eingeäschert, ihr Gebiet dem thebanischen einverleibt. Ebenso wurde das athenisch gesinnte Thespiä geschleift. Im peloponnesischen Kriege waren die Böoter natürliche Bundesgenossen des aristokratischen Sparta. Allein zu Ende des Krieges erhielt in Theben die demokratische Partei das Uebergewicht. Jetzt war es Sparta's Interesse, den Bund zu lösen. Orchomenus wurde herübergezogen und im antalcidischen Frieden die gänzliche Unabhängigkeit der böotischen Städte zu einem Hauptpunkte gemacht, dem Agesilaus mit gewaffneter Hand Geltung verschaffte. Nachdem jedoch Pelopidas 379 v. Chr. die Spartaner aus der thebanischen Burg Cadmea verjagt hatte, unterwarfen die Thebaner B. von Neuem. Epaminondas befestigte ihre Herrschaft durch den Sieg bei Leuctra 371 und erweiterte sie für einige Zeit selbst zur Hegemonie über Griechenland. Platää und Thespiä waren abermals wegen ihrer Hinneigung zu Athen zerstört worden; Orchomenus, das letzte Bollwerk des böotischen Aristokratismus und Sparta befreundet, wurde 367 der Verwüstung Preis gegeben. Auch später erwies sich die böotische Demokratie wenig heilsam fürs Ganze. Leidenschaftlich und ohne höhere politische Bildung, erregte das thebanische Volk durch seine Anmaßungen gegen die übrigen Städte fortwährend Unruhen und Mißhelligkeiten. Nach der Schlacht bei Chäronea 338 v. Chr., wo die Thebaner gegen Alexander, Philipps von Macedonien Sohn, fochten, erklärte Philipp B. für unabhängig. Die Erbitterung der böotischen Städte gegen Theben tritt besonders hervor bei der Zerstörung dieser Stadt durch Alexander den Großen, woran Orchomenus, Thespiä und Platää den wesentlichsten Antheil nahmen. Unstät und ohne innere Bestimmungskraft, fiel B. später den Achäern, dann den Aetolern, zuletzt den Macedoniern zu. Den Römern stets abgeneigt und feindselig, wurde der Bund von denselben 171 v. Chr. aufgehoben; später wieder erneuert, setzte er noch in der Kaiserzeit ein Scheinleben fort. Aber das Land war seit der Schlacht von Chäronea so herunterge-

kommen, daß schon in Strabo's Tagen nur Tanagra und Thespiä noch als Städte bestanden, von den übrigen nichts als Ruinen und Dörfer übrig waren.

Die Böoter galten im Alterthume, besonders in Athen, für derb, schwerfällig, unfreundlich, geistig stumpf und unempfänglich für höheres Leben. Sie waren in der That der Natur ihres Landes gemäß vorzugsweise ein Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk, das hohen Werth auf körperliche Kraft und Tüchtigkeit legte, wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen nur einen untergeordneten Rang anwies und selbst den Handel wenig begünstigte; allein der fast überall rege Sinn für Gesang und Tonkunst, die Dichterinnen Myrtis und Corinna, Männer wie Hesiod, Pindar, Plutarch und Cebes, sämmtlich Landeseingeborne, straften die für Dummheit, Stumpfheit, Geistesarmuth, Schwerfälligkeit und Gefräßigkeit fast sprüchwörtlich gewordenen Ausdrücke: „böotisches Genie", „böotisches Ohr" und „böotisches Schwein", zu allen Zeiten Lügen. Daß den Böotern bei anerkannter kriegerischer Tüchtigkeit hoher und wahrhafter Heldensinn nicht fehlte, zeigen die herrlichen Erscheinungen eines Epaminondas und Pelopidas, zeigt die heilige Schaar auf dem Felde von Chäronea. Dabei herrschten, wenigstens in der ältern bessern Zeit, gute Ordnung, Zucht und Sitte im öffentlichen wie im häuslichen Leben. Nur zu einer großen politischen Rolle schien das Volk weder durch seine gesellschaftlichen Grundlagen, noch durch Geist und Charakter befähigt zu seyn. Vgl. Raoul-Rochette, Sur la forme et l'administration de l'état fédératif des Béotiens, in den „Mém. de l'acad. des inscriptions", Bd. 8, S. 214 — 249; Klütz, De foedere Boeotico, Berl. 1821; Drumann, Ideen zur Geschichte des Verfalls der griechischen Staaten, S. 427—440; P. A. Kopius, Specimen historicum exhibens historiam reipublicae Boeotorum, Gröningen 1836.

Boer (holländ.), Bauer, Kolonist, s. Boers.

Börde, überhaupt ein fruchtbarer Landstrich (vgl. Magdeburger Börde u. Warburg): dann ein Stück Landes, das in politischer, kirchlicher rc. Beziehung unter einerlei Verfassung steht.

Boerhaave, Hermann, einer der berühmtesten Aerzte des 18. Jahrhunderts, geboren am 13. December 1668 zu Voorhout, einer Vorstadt von Leyden, Sohn eines dortigen Predigers, widmete sich, vom Vater für den geistlichen Stand bestimmt, anfangs mit Eifer und Erfolg den morgenländischen Sprachen, wandte sich dann aber der Mathematik zu und ward 1689 Doktor der Philosophie, wobei er die akademische Rede: „Qua probatur bene intellectam a Cicerone et confutatam esse sententiam Epicuri de summo bono" (Leyd. 1690) hielt, in der er den Spinozismus mit großem Nachdruck bestritt. Jetzt erst ging B. auf Vandebergs Rath zu dem Studium der Arzneikunde über, und bald hatte er diese Wissenschaft durch Fleiß und angeborenen Genius so durchdrungen, daß er sich berufen fühlte, als Reformator der Medicin aufzutreten. Zu diesem Zwecke studirte er fleißig die Chemie und fand, wie wenig sie berechtigt war, sich die Herrschaft über die Medicin anzumaßen, wie sie es, obwohl noch in der Kindheit begriffen, damals that. Im Jahr 1693 erhielt er zu Harderwyk die medicinische Doktorwürde, und 1701 ward er als Lektor und Repetent der theoretischen Medicin zu Leyden angestellt, wobei er eine Rede „De commendando studio Hippocratis" hielt. Dieselbe vermehrte seinen Ruf dergestalt, daß er einen Antrag zur Professur der Medicin nach Gröningen erhielt, den er jedoch ablehnte. Seine bei dieser Gelegenheit in Leyden 1703 gehaltene Rede: „De usu ratiocinii mechanici in medicina" (1703, n. Aufl. 1709), gab eine Hinneigung zur Lehrmethode der Jatromathematiker kund, deren Grundsätze er jedoch nie auf die praktische Medicin übertrug. Im Jahr 1709 erhielt er, nach Hottons Tode, die Professur der Medicin und Botanik und eröffnete seine Vorträge mit einer Rede: „Oratio, qua purgatae medicinae facilis asseritur simplicitas", worin er die Medicin zu ihrer ursprünglichen Einfachheit, zur Beobachtung, zurückführt u. sich gegen die Lehrsätze der Cartesianer und Chemiatriker stark ausspricht. Im J. 1714 erhielt er die klinische Professur und die Aufsicht über das Krankenhaus, 1718 auch die Lehrstelle der Chemie. Beim Antritt des Rektorats, welches ihm ebenfalls 1714 übertragen wurde, hielt er die Rede „De comparando certo in physicis", die zu den vorzüglichsten seiner Vorträge gehört. Seine ausgebreitete Thätigkeit wurde jedoch 1727 durch ein langwieriges gichtisches Uebel, welches Lähmung der Füße herbeiführte, unterbrochen, daher gab er 1729 seine Professur der Botanik und Chemie auf und behielt bloß die praktische Lehrstelle. Im Jahr 1736 hielt er bei Niederlegung des zum zweiten Male verwalteten Rektorats die denkwürdige Rede „De honore medici, servitute", worin er es als die höchste Ehre des Arztes nachweist, Diener der Natur zu seyn. Er † am 23. September 1738. So groß seine Verdienste um die Arzneiwissenschaft waren, so groß war auch sein Ruhm; aus allen Ländern Europa's kam man, ihn um Rath zu fragen. Peter der Große besuchte ihn bei seiner Durchreise durch Leyden und ein chinesischer Mandarin, sagt man, schrieb an ihn unter der Adresse: „An Herrn Boerhaave, berühmten Arzt in Europa." Bei seinem Tode hinterließ B. ein Vermögen von 2 Millionen Gulden, obgleich er große Summen auf die Herausgabe wichtiger Werke, wie Massigli's „Histoire physique de la mer" (Amsterdam 1723), Vaillants „Botanicon parisiense" (Leyden 1827), Swammerdams „Bybel der naturen" (das. 1737, Amsterdam 1757) rc., verwendete. Die wichtigsten seiner eigenen Schriften sind die „Institutiones medicae in usum annuae exercitationis" (Leyden 1708, zuletzt Wien 1775), in die meisten lebenden Sprachen, selbst in die arabische übersetzt, u. die „Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis" (das. 1709). Das erstere dieser Werke ist ein systematischer Abriß der theoretischen Lehrsätze in der Medicin, mit musterhafter Klarheit geschrieben und mit reicher Literatur ausgestattet; im andern, den Aphorismen, gibt B. ein Lehrbuch der praktischen Medicin, wobei er von einer höchst genialen Klassifikation der Krankheiten ausgeht. Beide Werke haben an van Swieten einen ausgezeich-

neten Erklärer gefunden und sind die Hauptträger des medicinischen Rufes ihres Verfassers geworden. Diesen beiden Schriften schließen sich würdig an seine „Elementa chemiae" (2 Bde., Paris 1724 u. ö.), die trotz der völligen Umgestaltung, welche die Chemie in unsern Tagen erfahren hat, noch immer von Werth sind, namentlich wegen der Genauigkeit der Versuche. Besonders trefflich für die damalige Zeit ist der Abschnitt von den organischen Körpern. Ferner verfaßte er einen „Methodus discendi medicinam" (Amsterd. 1726, zuletzt von Haller, das. 1751, nachgedruckt Venedig 1755); „Praelectiones academicae in proprias institutiones rei medicae" (von Haller herausgegeben, Göttingen 1739—44, zuletzt Leyden 1758, auch englisch und französisch); „Consultationes medicae s. sylloge epistolarum cum responsis" (Haag 1743, zuletzt Göttingen 1751). Seine „Orationes" erschienen Leyden 1730, seine „Opuscula omnia" Haag 1738, 1748 rc. B.'s ausgezeichnetste Schüler waren Haller und van Swieten. Die Stadt Leyden hat dem großen Mitbürger in der Peterskirche ein Denkmal errichtet, auf welchem man seinen Lieblingsspruch liest: „Simplex sigillum veri". Vgl. Burton, Account of the life and writings of B., 2 Bde., London 1743; Johnson, Life of H. B., das. 1834, holländisch Amsterdam 1837; Kesteloot, Lofrede op H. B., Leyden 1825.

Boerhaavia, Pflanzengattung aus der Familie der Nyktagineen mit zahlreichen, theils kraut-, theils strauchartigen, in den südlichen Zonen einheimischen Arten. B. erecta *L.* ist ein ausdauerndes Gewächs in Südamerika u. Westindien, dessen Wurzel brechenerregend und in größeren Gaben abführend wirkt. Dasselbe gilt von B. hirsuta *L.*, mit purpurrothen Blüthen. B. procumbens *Roxb.* ist in Ostindien in Gärten u. auf Aeckern ein lästiges Unkraut, wovon eine Abkochung als Medikament gegen dort herrschende endemische Fieber und die Wurzelrinde purgirend wirkt. B. scandens *L.* ist ein Strauch in Westindien und Südamerika mit kletterndem, mannshohem Stengel und grünlich gelben, zu 6 in einer gestielten Dolde stehenden Blüthen, wird theils als Brechmittel, theils gegen Gonorrhöe angewendet. Von B. esculenta *Lam.*, einem Strauch in Peru, ist die Wurzel eßbar.

Börne, Ludwig, deutscher publicistischer Schriftsteller, hieß eigentlich Löb Baruch und war den 22. Mai 1786 zu Frankfurt a. M. als Sohn jüdischer Aeltern geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er von einem Hauslehrer, kam darauf in eine Erziehungsanstalt zu Gießen und ward dann, da er sich der Heilkunde widmen sollte, sein Vater aber, ein orthodoxer Jude, aus religiösem Bedenken ihn eine Universität nicht besuchen lassen mochte, der Leitung des als praktischer und theoretischer Arzt berühmten Marcus Herz in Berlin anvertraut. Hier, in dem herzschen Hause, das ein Sammelplatz aller geistreichen Köpfe war, gingen dem Jüngling ganz neue Beziehungen auf; aus den medicinischen Studien scheint nicht viel geworden zu seyn, einestheils wegen der übergroßen Beschäftigung des Lehrers, anderntheils wohl auch wegen der geselligen Zerstreuungen, welche die Beziehungen der herzschen Familie in reichem Maße boten. Nach Herz' plötzlichem Tode verließ B. das Haus und ging 1804 nach Halle, wo er dem berühmten Reil empfohlen war und dessen Haus selbst bezog. Hier widmete er sich mit Eifer der Medicin, die ihm durch Reils geistreiche Vorträge anziehender geworden war, beschäftigte sich aber daneben auch mit Philosophie und dem klassischen Alterthum; Ausflüge in das sächsische Erzgebirge, nach Dessau, Leipzig rc. unterbrachen den Gang der Studien auf wohlthätige Weise. Nachdem in Folge der Katastrophe von 1806 die Universität Halle aufgehoben worden, wandte er sich nach Heidelberg, sagte sich aber, da seit dem Falle der Republik Frankfurt sich auch den studirenden Juden daselbst die Aussicht auf eine andere als die medicinische Wirksamkeit eröffnet hatte, von der Medicin los und ging zum Studium der Kameralwissenschaften über. Sein Vater, der diesen Entschluß mißbilligend aufnahm, sich ihm aber gerade nicht widersetzte, glaubte den Sohn nicht sich selbst überlassen zu dürfen und stellte ihn unter die Aufsicht des Professors Martin, der jedoch nicht verhindern konnte, daß der junge Student mehr als bisher die ihm erlaubten Grenzen überschritt. Schulden, die der strenge Vater zu bezahlen hatte, bewogen diesen, den nach seiner Meinung ungerathenen Sohn in seine Nähe, nach Gießen, zu bringen, wo er noch in demselben Jahre (1808) Doktor der Philosophie wurde. Eine seiner zu diesem Zweck der Fakultät eingereichten Abhandlungen: „Ueber die geometrische Vertheilung des Staatsgebiets", erschien später in Crome's Germanien (Bd. 3) u. war das Bruchstück eines größeren Werkes, das über den Nutzen der Staatswissenschaften für die Beamtenwirksamkeit handeln sollte; B.'s ganze spätere politische Wirksamkeit ist in diesem Bruchstücke schon zusammengefaßt, indem er von der natürlichen Arrondirung der Staaten spricht und behauptet, Deutschland und Frankreich würden in ihrer Vereinigung das Geschick der Welt entscheiden. Nach einjährigem Aufenthalte in Gießen kehrte B. nach Frankfurt zurück, wo er zwei Jahre später durch Vermittlung des damaligen Polizeidirektors von Itzstein im Polizeifache als Aktuarius angestellt ward, eine Stellung, in welcher man sich den Verfasser der „Briefe aus Paris" nicht ohne Lächeln denken kann. B. füllte diese Stellung indeß vollkommen aus, so daß der nachmalige Polizeidirektor von der Thann ihm schwierigere Arbeiten fast ausschließlich anvertraute, die dann nicht selten unter fremden Namen den vorgeschobenen Verfassern Ehre brachten. An schriftstellerische Thätigkeit dachte B. damals noch nicht, wohl aber verschaffte er sich durch seine Vorträge in der jüdischen Freimaurerloge Anerkennung seiner geistigen Gaben. Seine Lieblingsschriftsteller waren damals Johannes von Müller und Voltaire, die, namentlich der Erstere, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf seine ersten publicistischen Arbeiten übten, welche im Frankfurter Journal anonym erschienen und das ganze Gepräge jener großen Meister tragen. B. mit seinem glühenden Franzosenhasse und seiner begeisterten Vaterlandsliebe sollte eines der ersten Opfer des Sieges der Deutschen seyn; die alte freistädtische Verfassung trat nach dem Sturze


LUDWIG BÖRNE

Napoleons wieder ins Leben und B. erhielt als Jude seine Entlassung mit einer Pension von 400 Gulden, die man ihm vermöge einer Bestimmung der Kongreßakte hinsichtlich der großherzoglich frankfurter Staatsdiener nicht verweigern konnte. Diese Zurücksetzung machte ihn um so geneigter, für die Sache seiner Glaubensgenossen in Frankfurt in die Schranken zu treten, als sein beleidigtes Rechtsgefühl dabei im Spiele war. Die frankfurter Judengemeinde hatte sich nämlich um 440,000 Gulden das Bürgerrecht erkauft, welches der frankfurter Senat nun für null und nichtig erklärte, obgleich die Akte des wiener Kongresses in einem ihrer Artikel die Rechte der Juden in Frankfurt wahrte und die Staatskanzler Preußens und Oesterreichs, die Fürsten Hardenberg und Metternich, sich selbst für sie verwendeten. B. besorgte im Auftrage der Gemeinde eine lichtvolle, diese Frage erläuternde Zusammenstellung der Aktenstücke, die 1816 unter dem Titel erschien: „Aktenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten in Frankfurt a. M." Eine andere Brochüre „Die Juden und ihre Gegner" wurde von seinem Vater unterdrückt, dagegen berührte er mehrmals die Frage in einer kleinen, wenig verbreiteten Flugschrift „Für die Juden". Bei dieser öffentlichen Parteinahme für die Juden ist es um so auffallender, daß B. den 5. Juni 1818 einen Schritt that, der ihm für sein ferneres publicistisches Wirken unerläßlich erschien: er trat zum Christenthum lutherischer Konfession über. Dieser Religionswechsel, in Rödelheim bei Frankfurt vollzogen, blieb aber lange, selbst seinem Vater, unbekannt, ja B. verschmähte sogar, sich als Christ geltend zu machen, als ihm die Aufnahme in die frankfurter Lesegesellschaft als Juden verweigert wurde: sein Uebertritt wurde erst einige Jahre später bekannt, als ihn ein verdrießlicher Handel mit der Polizei auf mehre Tage auf die Hauptwache brachte. Kurz vor seiner Religionsänderung hatte er die Herausgabe einer neuen Zeitschrift „Die Wage" in zwanglosen Heften begonnen, welches Unternehmen so guten Fortgang hatte, daß er das erste Heft neu auflegen mußte. Seine scharfsinnigen Theaterkritiken, sein treffender Witz, die frische, lebendige Schreibart und die politische Färbung, die durch alle seine Aufsätze schimmerte, erwarben ihm einen geachteten Namen, doch zog letztere auch bald genug die Aufmerksamkeit der Regierungen auf die junge Zeitschrift. Die frankfurter Schauspieler fürchteten den Kritiker, der mit spielender Hand die im Lampenlicht erworbenen Kränze von den Häuptern der gefeiertsten Helden herabriß, u. es fehlte nicht an Drohungen, die ihn indessen nicht sogleich bewegen konnten, seine Kritiken aufzugeben. In der That war seit Lessing kein Kritiker aufgetreten, der mit so scharfem Auge den kleinsten Makel zu entdecken und mit so schlagendem Witz dem Auge bloßzustellen wußte; indessen blieb B. nicht bei der allgemeinen Betrachtung der Bühnenstücke und ihrer Darsteller stehen, sondern entwickelte in seinen dramaturgischen Erörterungen eben so viel Geschmack als Menschenkenntniß, daher sie als in ihrer Art klassische Meisterwerke noch von Bedeutung seyn werden, wenn die Bühnenstücke, an die sie sich anlehnen, längst vergessen sind. Der sich ewig wiederholende Theaterjammer verleidete dem gewissenhaften Dramaturgen endlich die Sache; die Hefte der „Wage" verspäteten sich Monate und Jahre lang und die beiden letzten, die 1821 in Tübingen erschienen, ließen das Theater ganz unberücksichtigt. Der ruhmvolle Name, den sich B. erworben, bewog darauf den Buchdrucker Wenner in Frankfurt, ihm die Redaktion seines sehr heruntergekommenen, Staatsristretto", das unter dem Titel „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" wieder in Aufschwung kommen sollte, anzuvertrauen; der ewige Krieg mit dem Censor, einem ehemaligen Kollegen von der Polizei, ermüdete B. aber so sehr, daß er die Redaktion schon im vierten Monat, im April 1819, wieder aufgab. Die Herausgabe der „Zeitschwingen" in demselben Jahre wurde gewaltsam in Offenbach unterdrückt und B. auf großherzoglich hessisches Ansuchen gefänglich eingezogen. Erwies sich nach 14tägiger, sehr strenger Haft auch seine Unschuld, so litt sein schwächlicher Körper doch während dieser Zeit so sehr, daß er sich wirklich unglücklich fühlte. Alle die beengenden Verhältnisse, die seinem Geiste Hemmschuhe anzulegen suchten, hatten ihm mittlerweile den Aufenthalt in Frankfurt so widerwärtig gemacht, daß er den Vorschlag Cotta's, der ihn für seine Zeitschriften gewinnen wollte, nach Paris zu gehen und ihm von dort aus für die Allgemeine Zeitung politische Berichte, für die Politischen Annalen zusammenfassende Uebersichten und für das Morgenblatt Sittenschilderungen u. Genreskizzen aller Art zu liefern, nur willkommen hieß. Er machte die Reise gemeinschaftlich mit einer seelenverwandten Freundin, Madame W., derselben, deren Verhältniß zu B. Heinrich Heine in seinem Libell „Heine über Börne" so schamlos beschmutzt hat. Da B. aber an seinem neuen Aufenthaltsorte nicht heimisch werden konnte, so verließ er schon 1822 die französische Hauptstadt wieder, kehrte aber nicht sogleich nach Frankfurt zurück, sondern lebte eine Zeitlang in Heidelberg in Gesellschaft seiner Freundin, die ihm in einer langen, einem heftigen Blutsturz folgenden Krankheit die liebevollste Pflege widmete. Dies Siechthum erschöpfte seine Existenzmittel und zwang ihn, die Beziehung zum Vater, so schwer es ihm unter diesen Umständen auch werden mochte, wieder anzuknüpfen. Da er auf dessen Anweisung, daß er nach Wien kommen solle, um dort unter Aufsicht gewisser hoher Personen etwas Ordentliches zu werden, nicht einging, so zog der Vater seine Hand von ihm ab. B. kehrte darauf nach Frankfurt zurück und war für das Morgenblatt und die Literaturbeilage desselben literarisch thätig; auch für die „Iris", die Berly herausgab, lieferte er manchen schätzenswerthen Beitrag. Da der Tod seines Vaters, der 1827 erfolgte, seine äußere Lage günstiger stellte, so führte er im Winter darauf einen lang gehegten Lieblingsplan aus: er reiste nach Berlin, wohin ihn manche alte freundliche Erinnerung zog; das damalige herzlose Literaturtreiben ließ ihn jedoch hier nicht warm werden. Nach seiner Rückkehr nach Frankfurt schritt er zur Herausgabe seiner „Gesammelten Schriften", die bei Campe in Hamburg 1831 (2. Aufl. 1840) erschienen und besonders von der Jugend mit En-

thusiasmus aufgenommen, auch von den berliner Kritikern, besonders wegen ihrer formellen Reize, mit Beifall begrüßt wurden. In Frankfurt wurde er von durchreisenden Künstlern, Kunstfreunden und Schriftstellern viel besucht und trat auch mit Heine in engen Verkehr. Die Kunde von der pariser Julirevolution, die ihn in Bad Soden traf, versetzte ihn in so leidenschaftliche Aufregung, daß er noch im Spätherbst desselben Jahres nach Paris reiste, um im Mittelpunkte der Weltbewegung zu seyn. Seine „Briefe aus Paris" geben alle Eindrücke, die er dort empfangen, treu wieder; sie sind frisch u. lebendig, aber auch voller Widersprüche, abgerissen in Styl und Gedanken, aphorismenartig, mit allen Reizen u. Mängeln der periodischen Literatur ausgestattet. Der stachelnde Spott, mit dem er die Thorheiten und Schwächen der Deutschen geißelte, mußte niederschlagend auf den warmen Patriotismus wirken, der damals in Deutschland gährte, während die Reaktionspartei Veranlassung nahm, sie als schlagendes Beispiel aufzustellen, wohin es mit den demokratischen Ideen kommen müßte. Dennoch wurden dem Verfasser, nachdem er 1831 im Frühjahr nach Deutschland zurückgekehrt war, überall, namentlich von Seiten der Jugend, die schmeichelhaftesten Huldigungen dargebracht. Unangefochten durchreiste er das Großherzogthum Baden, hielt sich einige Zeit in Baden auf, begab sich dann über Freiburg in die Schweiz und verweilte mehre Wochen bei Zürich in Mariahalden, dem Gute des Grafen Bentzel-Sternau. Wieder nach Paris zurückgekehrt, ließ er die zweite Sammlung seiner pariser Briefe erscheinen, welche zwischen ihm u. Heine, dessen Eitelkeit sich durch B.'s strenges, aber durchaus nicht feindseliges Urtheil über die „Französischen Zustände" gekränkt fühlte, einen völligen Bruch veranlaßten. Obgleich fast immer leidend, fühlte sich B. doch zu fortdauernder Wirksamkeit gestachelt; er dachte daran, die „Wage" wieder erscheinen zu lassen, aber das Material wuchs ihm über den Kopf. Der unerwartete Umschwung der Dinge machte ihn unglücklich und raubte ihm die Elasticität des Geistes; mit ihr brach auch die Körperkraft zusammen, und von nun an befand er sich in einem fortdauernden kränkelnden Zustande, in dem ihm Madame W., die sich inzwischen verheirathet hatte und nach Paris zog, eine treue Pflegerin wurde. Die mächtigste Aufregung, die er noch erfahren sollte, war die Erscheinung der „Paroles d'un Croyant" von Lamennais, die er ins Deutsche übersetzte und auf eigene Kosten drucken ließ. Glücklich traf er den prophetischen Styl, die Salbung und biblische Spruchweise des Originals und hatte die Freude, fast die ganze Auflage in Frankreich und der Schweiz abgesetzt zu sehen; nach Deutschland kamen nur 500 Exemplare. In Venedey's „Geächteten" ließ er eine wehmüthige Phantasie über Lamennais' Buch einrücken; dem Verfasser selbst weihte er eine fast religiöse Verehrung. Sein Thätigkeitstrieb war überhaupt nie stärker gewesen als damals; er war unter den Schriftstellern, die sich zur Herausgabe des „Reformateur" vereinigt hatten, und lieferte einige Feuilletons für diese Zeitschrift. Er hatte die Absicht, eine Reihe von Betrachtungen über die französische Revolution herauszugeben, und hinterließ eine Menge zu diesem Zweck gesammelter Materialien u. manche weitere Ausführung. Die „Wage" lag ihm noch immer im Sinne und mit Anfang 1836 führte er diesen seinen Lieblingsplan in französischer Sprache aus, nachdem der „Reformateur" den gerichtlichen Verfolgungen erlegen war. Die „Balance" erlebte nicht ihr 4. Heft; B.'s Kraft war gebrochen; er gab selbst das Geständniß: „Ich bin müde wie ein Jagdhund!" Noch einmal trat er aber in voller Kraft auf und schrieb sein viel verbreitetes Buch „Menzel, der Franzosenfresser" (Paris 1836) gegen die polternde und lächerliche Heftigkeit, mit welcher W. Menzel in seinem Literaturblatt ein krankhaftes, phantastisches Deutschthum Frankreich gegenüber und auf dessen Kosten zu vertreten suchte. Mit dem Beginn von 1837 verschlimmerte sich B.'s Körperzustand so sehr, daß er zu Aerzten, die er in der letzten Zeit gemieden, um selbst medicinische Experimente an sich vorzunehmen, seine Zuflucht nehmen mußte; es war zu spät: die Grippe, die damals in Paris herrschte, bildete eine tödtliche Brustkrankheit in ihm aus; mit philosophischer Ruhe erwartete er den Tod, der am 12. Februar 1837 erfolgte. Sein Tod söhnte die Parteien mit ihm aus, und nur Heine hegte seinen Haß bis über das Grab hinaus. B. wurde auf dem Gottesacker Père Lachaise in stiller Feier beigesetzt. B. war klein und hager von Gestalt, seine Haltung nachlässig, seine Gesichtsfarbe bleich, das schwarze Haar dünn, das Auge hellglänzend, seine Stimme angenehm wohlklingend, mehr hoch als tief u. nicht stark, sein Gesicht von den Blattern entstellt, aber regelmäßig geformt; er war sehr mäßig, aß wenig, trank nie Wein und hatte überhaupt wenig Bedürfnisse. Wegen seiner körperlichen Leiden zur Hypochondrie geneigt, legte er nie das zurückhaltende, scheue Wesen ab, das seine Erziehung verschuldet; in geselligen Kreisen war er schweigsam, nur hin und wieder fiel ein Blitzstrahl seines Geistes in die Unterhaltung; aber er konnte auch von lebendiger Beredsamkeit seyn und hingebend wie ein Kind. Edelmuth und Sanftmuth waren die Grundzüge seines Charakters; allenthalben in seinen Schriften gibt sich der Menschenfreund kund, der, entfernt von Eitelkeit und selbstsüchtigen Zwecken, die Menschen aufklären und glücklich machen will. Nur das augenblickliche Bedürfniß drängte ihm die Feder in die Hand, er wollte nicht Werke für die Ewigkeit schreiben, u. doch trug jede Zeile den Stempel künstlerischer Formvollendung. Vgl. Beurmann, L. Börne als Charakter und in der Literatur, Frankf. 1841; Gutzkow, Börne's Leben, Hamb. 1840, Supplementband zu B.'s gesammelten Schriften.

Boers (Boern, holländ., s. v. a. Bauern), im Kapland Name der Grundbesitzer holländischen Ursprungs. Dieselben haben sich mit der heimischen Sprache auch das kühle und phlegmatische, aber zugleich zähe und ausdauernde Wesen, welches den Holländer charakterisirt, unter der britischen Oberherrschaft zu bewahren gewußt, so daß sie unter der Bevölkerung der Kapkolonie als eigene Nation fortbestehen. Die bemitteltste und gebildetste Klasse sind diejenigen, welche als Hauptbeschäftigung Weinbau treiben und mit den

Städten in lebhaftem Verkehr stehen. Wohlhabend und einiger Bildung theilhaftig sind auch diejenigen, welche sich mit Ackerbau abgeben, die sogenannten Kornboers, welche ebenfalls ihre Produkte in die Städte absetzen, während die Viehzucht treibenden B., die Viehboers, in Folge ihrer fast nomadischen Lebensweise in den Einöden des innern Landes weit unkultivirter und zuweilen in Schmutz und Rohheit versunken sind. Allen diesen Boern gemeinsam ist aber die einfache, patriarchalische Lebensart und große Anhänglichkeit an ihre Familien und an die von ihren Vorfahren überkommenen kirchlichen Gebräuche und Satzungen. Auch ist die Kenntniß des Lesens u. Schreibens allgemein unter ihnen verbreitet. Sie sind meistens von hohem kräftigen Wuchse, wenn auch etwas plump und ungeschliffen, und besonders sollen die Töchter von ausnehmender Körperschönheit seyn. Von jeher mit der britischen Verwaltung der Kapkolonie unzufrieden, sondern sie sich nicht nur gesellig streng von den Engländern ab und verheirathen sich nur unter einander, sondern sind auch zu wiederholten Malen in Masse aus dem Gebiete der Kapkolonie ausgewandert (welches Auswandern „Trecken" heißt). Als sie 1835 von den Kaffern, mit denen sie fast fortwährend blutige Kämpfe zu bestehen hatten, einen Landstrich jenseit des Oranjeflusses abgetreten erhielten, verbot ihnen der Staatssekretär der Kolonie, Lord Glenelgh, die Kolonisation desselben und befahl das Zurückziehen der bereits übergesiedelten B. Diese aber verweigerten die Rückkehr und vereinigten sich mit andern, die schon früher das britische Gebiet verlassen hatten, wählten einen aus ihrer Mitte, Peter Retief, zu ihrem Anführer und unternahmen, um sich ein neues Vaterland zu suchen, einen abenteuerlichen Zug erst nach Norden, dann nach Osten, auf dem sie der Gefahr, völlig aufgerieben zu werden, nur dadurch entgingen, daß sie sich an die gegen den mächtigen Häuptling Mosolikathi empörten Kaffernstämme anschlossen. Doch wurden sie, trotz heldenmüthiger Tapferkeit und Ausdauer, wiederholt geschlagen und fast vernichtet. Die Uebriggebliebenen setzten sich zum Theil in einer von ihnen neu gegründeten Stadt Petermoritzburg, in der Nähe von Port-Natal an der Ostküste, fest, zum Theil wandten sie sich nach Port-Natal selbst. In der Umgegend gründeten sie, durch zahlreiche Nachzügler verstärkt, Dorfschaften und gaben sich eine republikanische Verfassung. Auch wandten sie sich an die Königin von England, um als eigene, unabhängige Nation anerkannt zu werden, erhielten aber den Bescheid, daß die Königin einen Theil ihrer Unterthanen nicht als unabhängig anerkennen könne, weshalb sie eine englische Garnison aufzunehmen hätten, dafür aber nicht bloß in ihrem Handel, sondern auch in ihrem neuerworbenen Länderbesitz geschützt werden sollten. Sie erwiederten, sie bedürften keiner englischen Garnison und seyen eben deshalb ausgewandert und hätten sich ein Gebiet erobert, um nicht mehr unter britischer Herrschaft stehen zu müssen. Später droheten sie, im Fall man Truppen schicke, um ihr Land militärisch zu besetzen, würden sie weiter ins Innere gehen. Wirklich kam es mehrmals zu Feindseligkeiten zwischen diesen B. und den gegen sie ausgesandten britischen Truppen, und es gelang letzteren keineswegs, die Ausgewanderten zur Anerkennung der britischen Autorität zu bewegen; vielmehr machten ihre Häupter den Versuch, Anweisungen von Ländereien an Emigranten im Namen der „südafrikanischen Republik" auszustellen. Vgl. Kapland.

Börse, eigentlich s. v. a. Beutel, Geldbeutel; dann (franz. Bourse de commerce, engl. Exchange, Change, ital. Borsa) der Ort, wo in Handelsstädten die Kaufleute, Rheder, Mäkler etc. zu bestimmter Tageszeit zusammenkommen, um Geschäfte abzumachen und sich über Handelsangelegenheiten zu besprechen, sowie eine solche Versammlung selbst. Ueber den Ursprung der Benennung B. herrschen verschiedene Ansichten. Nach Einigen rührt sie daher, daß sich die Kaufleute zu Brügge im Mittelalter in einem Hause versammelt hätten, das einer adeligen Familie, Namens van der Beurse, gehört habe und über dessen Thüre 3 Geldbeutel (Börsen), das Wappen dieser Familie, eingehauen gewesen wären. Nach Anderer Meinung führte das Haus in Antwerpen, wo sich die Kaufmannschaft versammelte, eine Börse als Zeichen. Büsch behauptet in seinen „Kleinen Schriften", die erste B. sey zu Amsterdam in einem Hause eingerichtet worden, das „zu den 3 Börsen" hieß. Andere leiten den Namen von bourse commune, gemeinschaftliche Kasse, Zusammenkunft auf gemeinsame Kosten, ab. Jene Benennung wurde nämlich 1548 einer damals in Toulouse auf gemeinschaftliche Kosten errichteten Art von Handelsgericht beigelegt, und bald darauf (1563) folgte die Errichtung der bourse commune in Paris und 1691 zu Montpellier. Vor diesen Zeiten findet sich keine Spur von dem Namen B. In den Hansestädten hießen dergleichen Anstalten Kollegien der Kaufleute (nach dem Collegium mercatorum des alten Roms), und die von der Königin Elisabeth erbaute londoner B. hieß von jeher the Exchange (oder Change). In Amsterdam und Antwerpen scheint der Name B. jedenfalls zuerst aufgekommen zu seyn. Die jetzige Börseneinrichtung Frankreichs stammt erst von 1801 her. An mehren Orten sind die B.n prächtige, Palästen ähnliche Gebäude, z. B. in London, Paris, Amsterdam, Antwerpen, Hamburg etc. Die zweckmäßigste Form für dergleichen Gebäude ist ein Quadrat, das einen freien Platz, um welchen Arkaden laufen, einschließt; wenigstens muß vor der B. ein freier Platz seyn, da die Kaufleute es in den meisten Städten lieben, wenn es die Witterung nur irgend erlaubt, ihre Geschäfte im Freien abzumachen. Der Nutzen der B.n besteht hauptsächlich in den Vortheilen, die aus einer mündlichen Besprechung der Geschäfte hervorgehen. Es wird hier den Bankiers, Kaufleuten, Schaffnern, Schiffskapitänen etc. Gelegenheit geboten, sich sämmtlich zu festgesetzten Stunden und an einem bestimmten Orte zu sprechen, daselbst die Geld-, Wechsel-, Waaren- oder Fondssorten zu suchen, die ein Jeder braucht, oder das auszubieten, was er verkaufen will, Schiffs- oder Frachtgelegenheiten zu verdingen oder zu dingen, Assekuranzverträge abzuschließen etc. Da hierbei die Vermittelung der Mäkler und Sensale mehr oder weniger erforderlich ist, so ist deren Gegen-

wart meist durch die Gesetze vorgeschrieben. Wenn es schon der eigene Vortheil für die bestimmten Zwecke eines jeden Geschäftsmannes auf großen Handelsplätzen erheischt, die B. zu besuchen, so gewährt ihm dieser Besuch außerdem auch noch den Vortheil, daß er den Gang der Handelsgeschäfte überhaupt zu sehen, das Herannahen, Eintreten oder Verschwinden von Konjunkturen zu beobachten, Nachrichten von wichtigen Ereignissen und Veränderungen im Auslande zu vernehmen und die Meinungen u. Unternehmungen Anderer zu bemerken Gelegenheit hat 2c. Auf den B.n werden die Kurse von Geld, Wechseln, Staatspapieren, Aktien, der Durchschnittspreis von Waaren 2c. bestimmt. Da das Steigen und Fallen der Staatspapiere mit den politischen Ereignissen zusammenhängt, so hat man die B.n mit Recht „politische Barometer" genannt. In der neuern Zeit haben manche B.n durch das immer raffinirter werdende Spiel auf den Kurs der Staatspapiere und Aktien mehr und mehr die Gestalt von großen Spielhäusern angenommen. Das Börsenspiel will das vom Zufall oder von solchen Umständen Abhängige, die außer der Gewalt der Spielenden liegen und schwer vorauszusehen sind, durch Berechnung errathen und regelt nach diesem Errathen Gewinn und Verlust. Es spielt mit Staatspapieren, Aktien, Schiffen, Gütern, statt mit Karten, Würfeln und Lotterieloosen. Das Spiel ist dasselbe, und die Objekte desselben sind nicht sein Ziel, sondern nur seine Werkzeuge. Das regste Börsenleben zeigt sich an den B.n von Amsterdam, Hamburg und London, besonders wegen der dort so nahen Verbindung des Handels mit der Schifffahrt. Für den Geldhandel sind auch die B.n von Paris, Frankfurt a. M. und Wien, für den Aktienhandel in der neuesten Zeit die von Berlin von Bedeutung. Die leipziger B., sowie die dortige Buchhändlerbörse, ist nur in der Messe belebt. Zur Beförderung des Börsenverkehrs gibt es Börsenordnungen, die sich über Begriff und Zweck der B., über die daselbst zugelassenen Personen (in der Regel sind nur Bankerottirer und Frauen ausgeschlossen), über Ort und Zeit der Versammlung (meist in besonders dazu bestimmten Gebäuden und täglich in den Mittagestunden), über das zur Aufrechthaltung der Börsenordnung und Besorgung der Kanzleigeschäfte bestimmte Personal (Börsenkommissarien, Sekretäre, Buchhalter, Schreiber, Boten 2c.) verbreiten. Außer dem besoldeten Personale besteht meist auch eine, aus der Mitte der Kaufleute gewählte Börsenkommission, deren Mitglieder auch wohl Börsenalte oder Börsenälteste heißen und hie und da zugleich die Vorsteher der Gilde der Kaufleute sind. Nicht selten ist mit der B. zugleich das Handelsgericht verbunden. Die Kosten der Börsenanstalt fallen den Kaufleuten des Platzes zur Last. Die Börsenordnung enthält bisweilen auch nähere Bestimmungen über die Art und Weise der Kursregulirung und den Wirkungskreis der Mäkler (s. d.). Früher wurde die B. allgemeiner, denn jetzt, als ein Asyl gegen gerichtliche Verfolgungen betrachtet, so daß Niemand in derselben arretirt werden durfte, wogegen aber auch polizeiwidrige Handlungen, die in ihrem Bereiche begangen wurden, als doppelt straffällig betrachtet wurden. Im metaphorischen Sinne versteht man unter B. die merkantilische Geldmacht, die an der B. das regste Spiel treibt. In Frankreich an einigen Orten, z. B. in Rouen, Montpellier, Toulouse und Bordeaux, ist B. s. v. a. Handelsgericht, in Stockholm Börsengericht genannt. Die dabei angestellten Personen heißen Prioren oder Konsuln.

Böschung (talus), die schräge Abdachung einer von Natur oder durch Kunst erhöhten Erdmasse, oder einer Mauer, auch eines Grabens. Der Winkel, welchen diese Abdachung mit der Horizontalebene macht, heißt der Böschungswinkel; die Höhe der B. aber wird durch das aus dem höchsten Punkte der Abdachung auf die durch den Fuß der B. gelegte Horizontalebene gefällte Perpendikel bezeichnet, dessen Abstand im Fußpunkte von dem Fuße der B. die Anlage derselben heißt. Gewöhnliche Erde häuft sich unter einem Böschungswinkel von 45° an. Diese B. wird als eine mit einfacher oder voller Anlage bezeichnet, wogegen man unter B.en von viertel-, halber 2c. oder auch dreifacher, fünffacher 2c. Anlage solche versteht, bei denen die Anlage ein Viertel, die Hälfte 2c. kleiner oder um das Dreifache, Fünffache 2c. größer als die Höhe ist. B.en kommen vorzüglich bei der Fortifikation in Betracht. Zur äußern B. der Brustwehr (s. d.) und zu unbekleideten Wallflächen nimmt man meist ganze B.en. Dem Mauerwerk gab Vauban $1/5$ seiner Höhe zur Böschungsanlage, später verringerte man dieses Verhältniß bis auf $1/7$ der Höhe, und jetzt nimmt man dafür $1/6$—$1/10$ oder selbst nur $1/12$, um das Eindringen der Feuchtigkeit und das dadurch verursachte Verwittern der Backsteine möglichst zu verhindern. Die größte (flachste) B. erhält die Krone, wo die Grundfläche 8—12mal u. noch mehr breiter als die Höhe angelegt wird.

Böschungsmauer, s. v. a. Futtermauer.

Böse, das, der Gegensatz des sittlich Guten, also das dem göttlichen Gesetze Widersprechende, moralisch Verwerfliche, verschieden vom Uebel, als dem physisch Schlechten und Schädlichen; s. Sünde.

Böse, der, s. Teufel.

Böse Geister, s. Dämon.

Bösen Meers Archipelagus, australische Inselgruppe, in der Nähe der Sandwichsinseln, niedrig, von Korallenriffen umgeben.

Böser Blick (böses Auge), die gewissen Personen beigelegte Zauberkraft, durch Blicke (oder auch durch damit verbundene Worte) andere Personen oder fremdes Eigenthum zu behexen u. ihnen dadurch zu schaden. Bei den alten Griechen und Römern waren die Thebaner wegen ihres bösen Blicks berüchtigt, ebenso die Illyrier, Triballer und alle Frauen mit doppeltem Augenstern. Noch jetzt glaubt man in Italien, Irland u. Rußland sehr allgemein an die Macht des bösen Blicks. Als Abwendungsmittel galt den Alten dreimaliges Ausspucken und das Aussprechen gewisser Formeln, z. B. praefiscine (unberufen!) u. Aehnliches. In Italien trägt man als Präservativ ein Amulet in Form eines Hörnchens, oder macht wenigstens im Moment, wo einem der böse Blick droht, das Zeichen eines Hörnchens mit den Fingern von sich weg.

Böser Friede, Friede zwischen den schweizer Eidgenossen und Oesterreich, 1387; s. Schweiz.

Böser Hals, s. Bräune.

Böser Vorsatz, s. v. a. Dolus.

Böser Wille, s. Wille.

Böses Wesen, s. v. a. Teufel; in der Medicin s. v. a. Epilepsie.

Böse Wetter, s. Bergbau.

Boëthius, Anicius Manlius Torquatus Severinus, berühmter römischer Staatsmann und Philosoph, geboren zwischen 470 und 475 n. Chr. zu Rom als Sprößling einer reichen und angesehenen Familie, widmete sich in seiner Jugend mit Vorliebe philosophischen, namentlich aristotelischen, sowie mathematischen und poetischen Studien und ward, nachdem er schon im Knabenalter die Patricierwürde erhalten, 510 zum Konsul ernannt, in welcher Stellung er sich durch seine Geschäftsgewandtheit und Gerechtigkeitsliebe die Gunst und das volle Vertrauen des damals in Italien herrschenden Ostgothenkönigs Theoderich erwarb. Trotz seiner Verdienste um Beruhigung der dem Joche der Barbaren sich nur widerstrebend fügenden Römer fanden aber späterhin verdächtigende Gerüchte, die habsüchtige, über des B. gerechtes Verfahren erbitterte Große über ihn ausstreuten, bei dem im Alter argwöhnisch gewordenen Herrscher Eingang. Unter Vorlegung gefälschter Briefe beschuldigte man ihn eines geheimen Einverständnisses mit dem byzantinischen Kaiser Justin, welches die Herstellung der Freiheit Roms zum Zwecke haben sollte, und er wurde in Folge davon seiner Würden entsetzt, erst nach Pavia verwiesen, dann eingekerkert u. endlich 524 oder 526 hingerichtet, welche ungerechte Maßregel Theoderich aber späterhin schmerzlich bereut haben soll. Während seiner Kerkerhaft verfaßte er sein berühmtes, in dialogische Form eingekleidetes Werk, die „Consolatio philosophiae", worin er in einer der klassischen Sprache der Vorzeit glücklich nachgebildeten reinen Sprache, worin viele poetische, trefflich versificirte Stücke eingemischt sind, sich in der Weise eines platonischen Philosophen über das Wandelbare alles irdischen Glücks tröstet und die Tugend als das einzig Sichere und Bleibende preist. Nach einer, bloß traditionellen Angabe soll er ein Schüler des Proclus, dann als Christ in die arianischen Streitigkeiten verwickelt gewesen und sogar als Märtyrer für den katholischen Glauben gestorben seyn (vergl. G. Baur, De A. M. S. Boëthio, christianae ecclesiae assertore dissertatio, Darmstadt 1841). Auf Grund dieser Angabe wurden ihm auch einige theologische Traktate über die Dreieinigkeit, über die zwei Naturen in Christo rc. beigelegt und er selbst von der katholischen Kirche kanonisirt, wiewohl es so gut als erwiesen ist, daß er, der im Kerker sich nicht durch christliche Hoffnungen, sondern durch die Resultate heidnischer Philosophie tröstete und aufrecht erhielt, kein Christ gewesen seyn kann (vgl. Heyne, Censura B. de consolatione philosophiae in dessen „Opusc. academ", Bd. 6). Außer der erwähnten Schrift und den Uebersetzungen von Nicomachus' „Arithmetik", Euclids „Geometrie", Ptolemäus' „Astronomie", Archimeds „Mechanik", Pythagoras' „Musik", der „Topik", der „Elencha sophistica" u. der „Analytica" des Aristoteles hinterließ B. Kommentare zu den Kategorien des Letzteren, zu dessen Schrift „De interpretatione" u. zu der „Topik" des Cicero. Ferner besitzen wir von ihm einige Schriften logischen Inhalts („Introductio in syllogismos categoricos", „De syllogismis hypotheticis", „De divisione", „De definitione" und „De differentiis topicis"). Im Mittelalter waren die Werke des B. in den Händen aller Gelehrten. Daher wurden sie vielfach kommentirt und nachgeahmt. Die erste Ausgabe der sämmtlichen Werke des B. erschien zu Venedig 1491—1492, 2 Bde., korrekter zu Basel 1546 und 1570. Die „Consolatio" wurde zuerst, wahrscheinlich zu Savigliano 1470, gedruckt, dann zu Nürnberg 1473 mit deutscher Uebersetzung, welche in den folgenden Ausgaben von 1476, 1483, 1486 weggelassen ist; ferner zu Köln 1481, 1482, 1488 u. ö., zu Lyon u. a. O. 1487, 1492. Den meisten Werth hat von den im 17. Jahrhundert erschienenen Ausgaben wegen der trefflichen Textesrecension und der Bemerkungen die von Renatus Vallinus (Leyden 1656), welche auch die 4 erwähnten theologischen Abhandlungen enthält. Die Ausgaben ad opt. ed. fidem rec., Pad. 1721, 1744, sind von Volpi besorgt, der den Text von Vallinus aufgab, ihnen folgen: J. Th. B. Helfrecht, dessen Ausgabe (Hof 1797) sehr inkorrekt ist. Die neueste Textesrevision gab Th. Obbarius (Jena 1843), deutsche Uebersetzungen J. G. Richter (Leipzig 1753), F. K. Freytag (Riga 1794), J. H. Weingärtner (Linz 1827) und L. J. Wortberg (Greifsw. 1826). Den Kommentar zur „Topik" von Cicero gaben Fr. N. Klein (Koblenz 1829) und Baiter heraus; dagegen erwarten die übrigen Schriften des B. noch ihren Bearbeiter.

Böttcher, zünftige Handwerker, die 3—5 Jahre lernen und entweder Groß- (Schwarz-) binder sind, in Weinländern Küfner genannt, welche nur große Fässer und Bottiche aus Eichenholz machen und zugleich die Behandlung des Weinkellers verstehen, oder Faßbinder (Weiß-, Roth-, Kleinbinder, Büttner, Fäßler), welche in der Regel nur kleinere Fässer, Gelten, Eimer, Butten rc. aus weißem, weichem oder buchenem Holze verfertigen. An kleinern Orten ist der angegebene Unterschied nicht vorhanden. Alle Artikel, welche der B. liefert, werden Böttcherarbeit genannt, das für dieselbe taugliche Holz (Böttcherholz, Böttcherscheite) muß gesund, gleichförmig gewachsen, glatt und gut ausgetrocknet seyn, weshalb die Böttcherklaftern bei Holzverstrichen einen höhern Preis haben, als das Brennholz. Die Scheite verarbeitet der B. theils zu Dauben, theils zu Böden (Bodenholz) und Deckeln. Eichenholz wird nach dem Spalten mit dem Beile, weiches mit dem Schnitzmesser bearbeitet. Die Fugen und Seitenkanten der Dauben werden auf der Bottichbank, einer niedrigen langen Bank, durch Abhobeln berichtigt, später mit dem Glatthobel geglättet. Zum Binden (Beschlagen) der Gefäße gebraucht der B. hölzerne oder auch eiserne Reife (s. d.), erstere von Birken-, Weiden-, Eschenholz. Vgl. Barfuß, Die Kunst des B. oder Kiefers, Weimar 1839.

Böttger, 1) (auch **Böttcher** od. **Böttiger**), **Johann Friedrich**, Erfinder des meißnischen Porzellans, um 1682 zu Schletz geboren, wo sein Vater Münzwardein war, erlernte in Berlin die Apothekerkunst, mußte aber diese Stadt verlassen, weil er sich gerühmt hatte, Gold machen zu können, u. man ihn als Adepten festhalten wollte, ging darauf nach Wittenberg, ward dort auf preußische Requisition, angeblich wegen verschiedener Veruntreuungen, verhaftet, auf seine Bitte aber unter königlich sächs. Schutz gestellt u. unter militärischer Bedeckung nach Dresden abgeführt. Hier versprach er sein Geheimniß Sachsen zu offenbaren u. ward 3 Jahre aufs Beste verpflegt, ohne jedoch ausgehen zu dürfen. Nach mancherlei Lügen u. Winkelzügen entfloh er seinem Gewahrsam, ward aber in Ems in Oesterreich eingeholt und nach Dresden zurückgebracht, wo er im Herbst 1705 dem Könige August II. einen weitläufigen Aufsatz übergab, dessen Urschrift noch in den Archivsakten aufbewahrt wird u. der, voll adeptischen Unsinns, doch anscheinend mit so großer Unbefangenheit abgefaßt ist, daß man glauben sollte, B. sey seiner Sache ganz gewiß gewesen. Indessen ward die Nichtigkeit seiner Kunst bald klar und der bekannte Tschirnhausen konnte ihn nur dadurch halten, daß er ihn veranlaßte, aus den im Lande todt und unbrauchbar liegenden Gesteinen und Erden Porzellan, Borax rc. zu machen. Der Versuch gelang; B. brachte aus einem braunrothen Thon der meißner Gegend ein Porzellan zu Stande, welches das von Tschirnhausen dargestellte weit übertraf. Vor den eindringenden Schweden ward B. mit 3 Gehülfen auf dem Königstein in Sicherheit gebracht, wo sie ihre Arbeit fortsetzen mußten. Im Jahr 1707 nach Dresden zurückgeführt, wurde B. nach Tschirnhausens Tode 1708 mit der ganzen Leitung des Porzellanmachens betraut und zuletzt zum Administrator der 1710 zu Meißen errichteten Fabrik ernannt. Bereits 1709 hatte man mit glasirtem und unglasirtem, auch etwas weißem Porzellan die leipziger Messe bezogen, nachdem an mehre auswärtige Höfe schon Geschenke abgegangen waren, die außerordentlichen Beifall gefunden hatten. B. aber war, schon um seiner unordentlichen Lebensweise willen (er war dem Trunke in hohem Grade ergeben), nicht zum Direktor einer solchen Anstalt, wie die meißner Porzellanfabrik war, geeignet; überdies schien er aus irgend welchen selbstsüchtigen Absichten das Aufblühen der Anstalt geflissentlich zu hintertreiben, ja er ließ sich 1716 mit gewissen Personen in Berlin wegen Mittheilung seiner Kunst um Geld in eine Korrespondenz ein. Letzteres wurde 1719 entdeckt und hatte die gefängliche Einziehung B.s zur Folge, von der ihn jedoch bald der Tod befreite; er † den 13. März 1719 zu Dresden. Ungegründet ist die Angabe, daß er in den Adelstand erhoben worden. B. war ein guter Laborant, übrigens aber ungebildet und konnte nicht einmal orthographisch schreiben. Vergl. K. A. **Engelhardt**, Joh. Fr. B., Erfinder des sächsischen Porzellans, Leipzig 1837.

2) **Adolf**, deutscher Dichter und Uebersetzer, am 21. Mai 1815 zu Leipzig geboren, besuchte die dasige Thomasschule und 1836 die Universität, wo er sich mit philologischen Studien, vorzüglich mit den neueren Sprachen beschäftigte und mit besonderer Vorliebe die vaterländischen und englischen Dichter studirte. Er privatisirt seitdem in seiner Vaterstadt. Unter seinen zahlreichen dichterischen Arbeiten nehmen seine Uebersetzungen englischer Dichtungen eine vorzügliche Stelle ein. Er begann die Reihe derselben mit der Uebertragung von Byrons „Sämmtlichen Werken“ (Leipzig 1840 in Einem Bande, 1841 in 12 Bänden, 3. Auflage 1845, Diamantausgabe, 12 Bde., 1850), die bisher von keiner andern übertroffen ist, während seine deutschen Bearbeitungen shakespeare'scher Dramen, wie „Was ihr wollt“ (Leipz. 1849), „Sommernachtstraum“ (das. 1848), „Viel Lärmen um Nichts“ (das. 1850), bei manchen Vorzügen doch nicht mit der tieck-schlegelschen wetteifern konnen. Gelungen zu nennen sind die Uebertragungen der Gedichte Goldsmiths (Leipz. 1843), der poetischen Werke Miltons (das. 1846) und Pope's (4 Bde., das. 1842), sowie des Ossian (daselbst 1847) und von Longfellows „Hiawatha“ (das. 1856). Seine eigenen poetischen Schöpfungen zeichnen sich durch leichten und fließenden Versbau u. wohllautende Sprache aus. Ein Drama „Agnes Bernauer“ (Leipzig 1845, 3. Aufl. 1850) ward zwar auf verschiedenen Bühnen mit Beifall gegeben, vermochte sich aber keinen dauernden Erfolg zu erringen. Größeren Beifall haben seine lyrischen Gedichte gefunden, in denen sich mit den erwähnten Schönheiten der Form Wahrheit und Innigkeit des Gefühls vereinigen. Neben vielen einzelnen Dichtungen, unter denen wir die „Johannislieder“ (Leipzig 1847), „Auf der Wartburg“ (das. 1847), „Ein Frühlingsmärchen“ (das. 1849, 3. Aufl. 1850), „Till Eulenspiegel“ (das. 1850), „Die Pilgerfahrt der Blumengeister“ (das. 1851), „Havana“ (das. 1855), „Der Fall Babylons“ (das. 1856) hervorheben, ließ B. auch eine Sammlung kleinerer lyrischer „Gedichte“ (das. 1846, 6. Aufl. 1850) erscheinen.

Bötticher, 1) **Wilhelm Karl**, preußischer Beamter, 1789 geboren, widmete sich nach Vollendung seiner Studien dem Verwaltungsfach u. trat später als Rath in das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, wo er namentlich unter dem Minister Eichhorn bedeutenden Einfluß gewann und als einer der Hauptträger der Idee des christlich-germanischen Staats angesehen ward. Im Jahre 1842 wurde B. zum Oberpräsidenten der Provinz Preußen ernannt, konnte aber in dieser dem Liberalismus huldigenden Provinz nicht zu großer Popularität gelangen u. war daher auch einer der Ersten, die in Folge der Bewegung von 1848 ihr Amt niederlegten. Er zog sich in das Privatleben zurück, wurde aber 1849 zum Mitgliede der ersten Kammer gewählt, in der er sich der äußersten Rechten anschloß. Als man in Folge des zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossenen Vertrags vom 30. Sept. 1849 an die Stelle des Reichsverwesers eine Bundescentralkommission in Frankfurt einsetzte, wurde B. neben dem General von Radowitz zum Mitgliede derselben ernannt. Mit der Auflösung der Bundescentralkommission kehrte er in den Privatstand zurück.

2) **Johann Friedrich Wilhelm**, deutscher Schriftsteller im philologischen u. pädagogischen

Fache, den 6. Juli 1798 zu Wormsdorf im Magdeburgischen geboren, ward seit seinem 7. Jahre in Berlin erzogen u. besuchte später das friedrichwerdersche Gymnasium und 1816 die Universität daselbst, wo er sich zunächst der Philologie zuwendete. In Halle, wohin er Ostern 1817 ging, verband er mit der Philologie das Studium der Theologie und setzte dasselbe später auch in Berlin fort, wo namentlich Schleiermacher den bedeutendsten Einfluß auf seine Richtung ausübte. Schon 1819 wurde er Gouverneur im königlichen Kadettenhause zu Berlin, und als diese Anstalt eine andere Einrichtung erhielt, ging er nach Halle zurück und trat 1820 als Lehrer am dortigen Pädagogium ein. Im Jahre 1824 rief ihn Spilleke's Vertrauen als Oberlehrer an das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, wo er 1828 den Professortitel erhielt und in einem Zeitraume von mehr als einem Vierteljahrhundert mit rastlosem Fleiße und unausgesetzter Thätigkeit theils als Schriftsteller, theils als Lehrer wirkte. Er † den 6. April 1850. Als Alterthumsforscher suchte er das antike Leben vom Standpunkte der christlichen Weltanschauung aufzufassen und darzustellen und die Spuren in den verschiedenen Schriftstellern der Griechen und Römer zu verfolgen, welche mit den Hauptergebnissen seiner Ansichten vom Christenthum in engerem oder weiterem Zusammenhange zu stehen schienen. Von seinen Schriften nennen wir: „Die Geschichte der Karthager" (1827); das „Lexicon Taciteum" (1830); „Das Reich Gottes oder zusammenhängende Darstellung des christlichen Glaubens und Lebens" (1830); „Des Cajus C. Tacitus sämmtl. Werke übersetzt" (4 Bde., 1831); „Cornelii Taciti Dialogus de oratoribus ab Imm. Bekkero ad codicem Farnesianum recognitus" (1832); „De vita, scriptis ac stilo Cornelii Taciti" (1834); „Historiae antiquae epitome" (1836); „Prophetische Stimmen aus Rom oder das Christliche des Tacitus" (2 Bde., 1840); „Leitfaden zur Geschichte des Reiches Gottes" (1847); „Loci memoriales für die obern Klassen evangelischer Gymnasien" (1847); „Die innere Einheit des christlichen Lebens u. der Naturwisse schaft, der Kirche und der Realschule" (1847) u. A.

Böttiger, 1) Karl August, berühmter Archäolog, geboren den 8. Juni 1760 zu Reichenbach im sächsischen Voigtlande, besuchte Schulpforta und später die Universität Leipzig, verweilte dann einige Jahre zu Dresden als Hauslehrer, kam 1784 als Rektor nach Guben, 1790 in eben dieser Eigenschaft nach Bautzen und 1791 als Konsistorialrath und Direktor des Gymnasiums nach Weimar. Im Jahr 1804 ward er als Studiendirektor der kurfürstlichen Pagen mit dem Charakter als Hofrath nach Dresden berufen u. hier 1814 zum Studiendirektor bei der königlichen Ritterakademie befördert, wobei er zugleich die Oberinspektion über die königlichen Museen der Antiken und der mengsschen Gypsabdrücke führte. Bei der neuen Organisation der Ritterakademie (1821) ward zwar der Posten eines Studiendirektors eingezogen, doch genoß B. den vollen Gehalt bis an seinen Tod, der den 17. Nov. 1835 erfolgte, nachdem er 1832 noch Mitglied des französischen Instituts geworden war. B. besaß vielfältige und ausgebreitete Kenntnisse und einen geübten Kunstsinn; allein es ging seinen Studien das System, seinen Urtheilen die philosophische Tiefe und Gründlichkeit ab. Seine Humanität verleitete ihn überdies, daß er als Kritiker sich seinen literarischen Freunden oft allzu gefällig und nachsichtig zeigte und oft lobte, was eher zu tadeln war, eine Schwäche, die den sarkastischen Müllner zur Erfindung eines neuen Wortes „beböttigern" für diese Art allzu freigebiger Lobspenderei veranlaßte. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Griechische Vasengemälde mit archäologischen und artistischen Erläuterungen und Originalkupfern" (3 Hfte., Weimar 1797—1800); „Archäologisches Museum" (1. Heft, das. 1801); „Die Furienmaske im Trauerspiele und auf den Bildwerken der alten Griechen" (das. 1801); „Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin" (Leipzig 1803, 2. Ausg. 1806, 2 Bde.); „Andeutungen zu 24 Vorlesungen über die Archäologie" (1. Abth., Dresden 1806); „Die Aldobrandinische Hochzeit" (das. 1810); „Ideen zur Archäologie der Malerei" (1. Thl., das. 1811); „Fr. Volkmar Reinhardt, literarisch gezeichnet" (das. 1813, 2. Aufl. 1816); „Vorträge über die dresdner Antikengallerie" (Dresden 1814); „Vorlesungen und Aufsätze zur Alterthumskunde" (Altenb. u. Leipz. 1817); „Amalthea oder Museum der Kunstmythologie u. bildenden Alterthumskunde" (3 Bde., Leipz. 1821—25) und Fortsetzung davon unter dem Titel: „Archäologie der Kunst" (Stück 1, Breslau 1828); „Erklärung der Muskeln und Basreliefs an Matthäi's Pferdemodellen" (Dresden 1823); „Ideen zur Kunstmythologie" (Dresden und Leipzig 1826). Unter Bertuchs Namen besorgte B. ferner von 1795 — 1803 das „Journal für Luxus und Mode", war 1797 bis 1809 fast der alleinige Herausgeber des „Neuen Merkur", zu welchem Wieland nur den Namen lieh, gab 6 Jahre lang das Journal „London und Paris" allein heraus und besorgte dabei alle Kupfererklärungen; auch war er fortwährend einer der thätigsten Mitarbeiter an der „Allgemeinen Zeitung", für welche er seit ihrer Begründung bis 1806 sämmtliche literarische Uebersichten und Nekrologe, ferner die englischen Miscellen und die ausführlichen Meßberichte lieferte. Vgl. Eichstädt, Exhortatio ad cives academicos ex C. A. Boettigeri vita et studiis ducta, Jena 1836; K. W. Böttiger, K. A. B., eine biograph. Skizze, Leipzig 1837. Seine lateinischen Gedichte und zerstreuten deutschen und lateinischen Aufsätze gab Sillig unter dem Titel heraus: „Boettigeri opuscula et carmina latina", Dresden 1837, und „B.s kleine Schriften archäologischen u. antiquarischen Inhalts", 3 Bde., Dresden 1837—38.

2) Karl Wilhelm, Geschichtschreiber, Sohn des Vorigen, den 15. August 1790 zu Bautzen geboren, studirte von 1808—12 in Leipzig Theologie und Philologie und lebte dann einige Jahre als Hauslehrer in Wien, wo er sich mit Eifer dem Studium der Geschichte zuwendete. Nachdem er, um Heeren zu hören u. die Bibliothek zu benutzen, 1815—16 in Göttingen privatisirt hatte, habilitirte er sich 1817 als Privatdocent in Leipzig und folgte 1821 einem Rufe nach Erlangen, wo

er Professor der Geschichte und Literatur u. zweiter Universitätsbibliothekar mit dem Titel Hofrath wurde. Unter seinen Schriften sind zu nennen: „Biographie Heinrichs des Löwen" (Hannover 1819); „Die deutsche Geschichte für Gymnasien und Schulen" (Erlangen, 8. Aufl. 1838); „Geschichte des Kurstaates u. Königreichs Sachsen" (2 Bde., Hamburg 1836), zu Heerens u. Ukerts „Europäischer Staatengeschichte" gehörig; „Allgemeine Geschichte für Schule und Haus" (11. Aufl., Erlangen 1849); „Geschichte Bayerns nach seinen alten u. neuen Bestandtheilen" (Erlangen 1832, 2. Aufl. 1837); „Geschichte des deutschen Volkes und Landes" (2. Bde., Stuttg. 1835—36, 3. Aufl. 1845, 8 Bde.); „Die Weltgeschichte in Biographien" (8 Bde., Berl. 1839 bis 1844); der biographischen Skizze seines Vaters (Leipz. 1837) ließ er aus dessen handschriftlichem Nachlasse „Literarische Zustände u. Zeitgenossen" (2 Bdchn., Leipzig 1838) folgen.

3) Karl Wilhelm, schwedischer Dichter, den 15. Mai 1807 zu Westerås geboren, studirte in Upsala, ward daselbst Doktor der Philosophie, Docent und Amanuensis bei der Bibliothek, bereiste 1835 Deutschland, Holland, Frankreich und Italien, welch letzteres Land er 1838 noch einmal auf Kosten der Regierung besuchte. Seinen „Ungdoms Minnen fran Sängers Stunder" (Upsala 1830, 3. Auflage 1837) ließ er eine zweite Sammlung von Gedichten, die viele gelungene Uebersetzungen uhlandscher Romanzen enthält, und 1837 eine dritte Sammlung folgen. Im J. 1841 gab er auch einen Musenalmanach heraus. Später war er mit einer Uebersetzung von Tasso's „Befreitem Jerusalem" beschäftigt. Eine Auswahl seiner Gedichte erschien in deutscher Sprache Stockholm 1844, seine „Gedächtnißrede auf König Gustav III." das. 1837.

Boeuf gras (franz., s. Karneval.

Bogana (Bojana), Fluß in der europäisch-türkischen Provinz Albanien, Sandschak Skutari, entspringt auf den dinarischen Alpen am Gebirge Baba unter dem Namen Moraka (Moradscha), nimmt links den Zem Bojana auf, durchfließt den Boganasee (See von Skutari), den größten Binnensee des Landes, der angeblich 7 Tagereisen im Umfange hat, wird beim Ausflusse aus demselben schiffbar und mündet 3 Stunden von demselben ins adriatische Meer.

Bogatzky, Karl Heinrich von, geboren 1690 zu Jankowa in Schlesien, studirte zu Halle Theologie, lebte eine Zeitlang in Schlesien, seit 1729 als Kammerjunker an dem Hofe des Herzogs Christian Ernst von Sachsen-Saalfeld, privatisirte seit 1746 in Halle und † das. 1774. Von seinen vielen in pietistischem Tone gehaltenen Erbauungsbüchern ist sein „Tägliches Schatzkästlein der Kinder Gottes" (Halle 1718, 37. Aufl. des 1. Theils 1821, 32. Aufl. des 2. Theils 1819) oft nachgedruckt und in mehre fremde Sprachen übersetzt worden. Er schrieb auch: „Geistliche Gedichte" (Halle 1749); „Lieder mit grobem Druck und Noten" (das. 1756).

Bogdanowicz, Hippolyt Fedorowicz, einer der vorzüglichsten Lyriker Rußlands, geboren 1743 zu Perewoloczno in Kleinrußland, Sohn eines dortigen Beamten, kam als 11jähriger Knabe in das mathematische Institut des Senatskomtors zu Moskau, um sich daselbst für den höhern Militärdienst vorzubereiten. Hier aber ward er durch die Lektüre von Lomonossows Schriften seines Drangs zur Poesie sich bewußt, und der Genuß, welchen ihm eine theatralische Vorstellung gab, brachte ihn zu dem Entschlusse, selbst Schauspieler zu werden. Der 15jährige Jüngling wendete sich mit einem Gesuch um Anstellung an Cheraskow, den Direktor des moskauer Theaters, u. that dies mit solcher Naivetät u. Liebenswürdigkeit, daß letzterer ihm das Anerbieten machte, in sein Haus zu ziehen u. seiner Leitung sich ganz anzuvertrauen. Von jetzt an bildeten fremde Sprachen u. Kunst sein Hauptstudium, er besuchte die Universität, fand allenthalben Freunde u. Gönner u. erhielt bereits 1765 eine Anstellung als Dolmetscher im Kollegium des Auswärtigen zu Petersburg. Im J. 1766 kam er als Legationssekretär an den dresdner Hof u. blieb daselbst zwei Jahre. Hier wurde seine dichterische Phantasie durch die Natur- und Kunstgenüsse, welche die sächsische Hauptstadt in gleichem Maße darbietet, mächtig angeregt und hier empfing er die erste Idee zu seinem lieblichen romantischen Gedichte „**Duschenka**" (1775), einer höchst gelungenen Reproduktion von Lafontaine's „Psyche", welche aber an vielen Stellen das Original durch poetische Schönheiten weit übertrifft und B. für immer einen Platz in der Reihe der ersten Dichter Rußlands sichert. Im Jahre 1768 nach Petersburg zurückgekehrt, wurde er 1780 Mitglied und 1788 Vorsitzer des Reichsarchivs und blieb bis 1795 in dieser Stellung. Nachdem er im letztgenannten Jahre seine Entlassung genommen hatte, lebte er in Kleinrußland, zuerst in der Stadt Sumy, seit 1798 aber auf seinem Landgute bei Kursk, wo er am 6. Januar 1803 †. Außer seinem bereits genannten Hauptwerke besitzen wir von ihm: „Die Insel der Glückseligkeit", Gedichte in 3 Gesängen (1765); eine Uebersetzung von Vertots „**Histoire des révolutions de la republique romaine**" (Petersburg 1771—1775) und von Gianetti's Lied an die Kaiserin Katharina II., wodurch er sich dieser sehr empfahl; ferner „Historisches Gemälde von Rußland" (das. 1777), „Russische Sprüchwörter (das. 1785, 3 Bde.) und mehre kleinere Dramen, die er auf Veranlassung der Kaiserin schrieb, Gedichte ꝛc. Schon 1763 gab er das Journal „Unschuldiger Zeitvertreib" heraus und 1778 und 1779 redigirte er 16 Monate lang den „Petersburger Anzeiger". Seine „Gesammelten Werke" erschienen Moskau 1809—1810, 6 Bde.; 2. Aufl. 1818, 4 Bde.

Bogen, in der Geometrie ein Theil einer krummen Linie, besonders einer Kreislinie. Ein solcher B. ist aus leicht ersichtlichem Grunde stets größer, als die seine Endpunkte verbindende gerade Linie, Sehne oder Chorde. Zu gleichen B. gehören in demselben Kreise oder in Kreisen von gleichem Durchmesser auch gleiche Sehnen und gleiche Winkel am Mittelpunkte, ein Satz, der auch in allen Umkehrungen richtig bleibt. In Kreisen von verschiedenem Durchmesser gehören zu gleichen Winkeln am Mittelpunkte ähnliche B.; die Größe eines Kreisbogens findet man, wenn man die ganze Peri-

pherie berechnet und den so vielten Theil dersel- ben nimmt, als der zum B. gehörige Mittel- punktswinkel von 360° beträgt, z. B. den achten, wenn der Winkel 45° beträgt, drei Achtel, wenn derselbe 135° beträgt, ꝛc. Die Länge des B.s einer andern krummen Linie, d. h. die gerade Li- nie angeben, welche mit dem B. gleiche Län- ge hat, heißt letzteren rektificiren und ist Ge- genstand der höheren Geometrie. In der Bau- kunst bezeichnet B. die Linie, nach welcher eine Wölbung oder ein Gewölbe aufgeführt wird. Der B. wird aus keilförmigen Steinen (Bogen- steinen, Bogenstücken), bisweilen auch aus Holz aufgeführt u. dient zur Ueberdeckung von Zwischenräumen, z. B. als Brückenbogen, Arkade ꝛc. Je nach ihrer Form erhalten die B. verschiedene Benennungen. Die Cirkel- oder ganzen (vollen, römischen) B. bilden einen vollen Halbkreis, die Stichbogen stellen ein anderes Kreisstück dar. Ferner gibt es flache, gedrückte B.; elliptische, überhöhete oder gebrüstete; maurische (arabische) oder hufeisenförmige B.; altdeutsche oder Spitz- bogen, die aus zwei in einem Winkel zusammen- stoßenden Bogenstücken bestehen; Kettenbogen, die nach einer Linie gebildet sind, welche eine an beiden Enden aufgehängte Kette bildet; Strebe- bogen, die, unten an einem Widerlager stehend, sich oben an eine Mauer anlehnen, um dieselbe zu stützen; verschobene B., deren innere Fläche mit der äußern einen schiefen Winkel bildet; stei- gende B., die bei steinernen Treppen in Anwen- dung kommen. Die stärksten B. sind die Cirkel und Spitzbogen; je mehr sich ihre Form der ho- rizontalen Linie nähert, desto weniger Tragkraft haben sie. Für die ästhetische Ausbildung der ar- chitektonischen Formen sind die B. von höchster Wichtigkeit, indem nach der in ihren Linien aus- gedrückten Bewegung auch diejenigen Architektur- theile, von denen sie ausgehen, ihre eigenthüm- liche Gestaltung erhalten müssen. Zu dieser Ausbildung hat sich die Baukunst des klassischen Alterthums noch nicht erheben können, da sie die architektonischen Formen nur nach dem Ver- hältniß von Säule und Architrav bestimmte; erst das Mittelalter weist sie uns auf, und zwar am vollendetsten in den sogenannten gothischen Bauwerken, an denen allein man die ästhetische Gestaltung des Bogenbaues studiren kann. In der Musik ist B. eine halbkreisartige, nach unten ge- öffnete Linie über zwei unmittelbar auf einander folgenden u. einen u. denselben Ton bezeichnen- den Noten, welche andeutet, daß dieser Ton bei der zweiten Note nicht wieder angegeben, sondern bloß fortgehalten werden soll (Verbindungs- zeichen, Bindungsbogen, ital. ligatura). Ein solcher B. über oder unter zwei oder mehren ver- schiedenen Noten einer Melodie zeigt an, daß diese Töne streng mit einander verbunden, oder, wie man auch sagt, geschleift werden sollen. Ein B. über oder unter Noten, die zugleich das Zeichen des Staccato haben, bedeutet, daß diese Töne zwar gebunden, aber jeder mit einem sanften Drucke vorgetragen werden sollen (Tragen der Töne, ital. Portamento, Appoggiamento, im Ge- sange Portamento di voce). Als musikalische, Instrument bedeutet B. dasjenige Werkzeug, womit die Saiten der Geigeninstrumente gestri- chen und dadurch zum Erklingen gebracht werden. Derselbe besteht aus einem dünnen und etwas verjüngt zulaufenden Stabe von Holz, dessen obe- res Ende in ein kleines, etwa $^3/_4$ Zoll hohes und $^1/_4$ Zoll breites Köpfchen sich biegt, in welchem die Pferdehaare, womit die Saiten gestrichen werden, befestigt sind. Am unteren Ende, wo der B. angefaßt wird, befindet sich zu ähn- lichem Zwecke der sogenannte Frosch, welcher mit einem Schraubengewinde in Verbindung steht, so daß die Haare des B.s lockerer und straffer an- gespannt werden können. Der B. zum Violon- cell und zur Viola, besonders aber der zum Kon- trabaß ist größer als der zur Violine, und auf je- der Violine läßt sich nicht mit demselben B. gleich gut spielen. Im Allgemeinen muß der B. von hartem und elastischem Holze seyn, damit er dem Drucke seines Haarbezuges auf die Saiten genugsam widerstehen und der Stab im Strei- chen sich nicht mit auf die Saiten legen könne. Das beste Holz dazu ist das sogenannte Fernam- buk (eine Art Brasilienholz) oder das Schlangen- holz. Alsdann darf der Stab, wenn der Bezug zum Spielen gehörig angespannt ist, von dem Frosche an bis zum Kopfe auf keiner Seite aus der Richtung einer geraden Linie heraustreten, weil er sonst nach Beschaffenheit dieser Abwei- chung bei heftigem Striche entweder zu sehr oder zu wenig von den Saiten abspringen würde. Ein wichtiger Punkt ist ferner der Bezug selbst. Die- ser besteht aus einem Bande von feinen weiß ge- bleichten Pferdehaaren; ist dieses zu stark, so hin- dert es die Schwingungen der Saiten, ist es zu schwach, so greift es die Saiten zu wenig an. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein Bogenbezug für die Violine z. B. von nicht mehr als 150 und nicht weniger als 130 Haaren der zweckmäßigste ist. Da die schwarzen Haare mehr angrei- fen als die weißen, so nimmt man jene zu den Kontrabaßbögen. Die Haare von den Hengsten sind wegen ihrer größeren Festigkeit und Stärke immer die besseren. Die Pferdehaare werden mit Colophonium bestrichen, damit sie besser angrei- fen. Gute B., namentlich die pariser B., wer- den mit 1 und 2, ja mit 3 Louisd'or bezahlt.

Bogen, Waffe, mit welcher Pfeile abgeschossen werden. Sie ist aus elastischen Stoffen, wie hartem Holz, Fischbein, Horn, Stahl, gebildet, mehr oder minder halbmondförmig oder in der Mitte gerade und zwischen den beiden Enden ist eine Sehne aus Pflanzenfasern oder Thiersehnen (Bogensehne) straff ausgespannt. Den Gebrauch des B.s kannten schon die ältesten Völker. Bei den Hebräern wird Ismael als Bogenschütze genannt und der B. auch bei Hiob erwähnt. Un- ter den alten Völkern, die sich darin auszeichneten, nennt man vorzugsweise die Thracier, Kreter, Kureten, Parther und Numidier. Die Griechen erhielten den B. wahrscheinlich von den Scythen, denn der Erfinder desselben heißt bei Plinius Scy- thes. Artemis u. Apollo wurden mit dem B. abge- bildet; Odysseus besaß einen eigenen, von ihm selbst geschnitzten B., den Niemand außer ihm spannen konnte und mit welchem er die frechen Freier tödtete. Eigentlich aber waren Bogen- schützen bei den Griechen nie geachtet, und als man später in das Heer deren aufnahm, waren

es stets Fremde. Auch die Römer führten den B. selbst nicht, benutzten aber thracische und kretische mit B. bewaffnete leichte Hülfstruppen; sie fürchteten die Waffe bei ihren Feinden, den Parthern und Numidiern sehr. Die Germanen, die nordischen Völker, die Araber und Saracenen führten den B. mit Glück. Kaiser Friedrich I. bediente sich der saracenischen Bogenschützen mit vielem Nutzen in der Lombardei, und man schreibt ihnen den Sieg bei Cortenuova 1237 zu. Man gebrauchte die Bogenschützen als leichte Truppen zur Eröffnung der Gefechte. Kaiser Leo rühmt besonders die Fertigkeit der arabischen. Mohammed hatte den Gebrauch des B.s im Koran oft als Zierde des Mannes, ja als Religionspflicht anbefohlen, und noch jetzt führen daher Türken und Perser (besonders die Reiterei), wiewohl selten, diese Waffe. Noch gewöhnlicher ist sie bei den Völkern des asiatischen Rußlands (z. B. bei den Baschkiren), in Mittelasien und besonders im Innern von Amerika, wo viele Völker noch B. von 4—6 Fuß Länge führen und auf 150—200 Schritte geschickt ihr Ziel treffen. Nach England kam der B. bei dem Einfalle der Angelsachsen, und die Briten lernten ihn bald so gut brauchen, daß die englischen Bogenschützen die besten des Mittelalters waren. Sie trugen einen leichten Harnisch und führten ein kurzes Schwert und einen Köcher mit 24 Pfeilen. Anfangs fochten sie in zerstreuter Ordnung, später in Massen, z. B. in der Schlacht bei Crecy (1346), wo sie in Abtheilungen von 4000 Mann, 200 Mann in Front und 40 Mann tief, standen. In vielen Schlachten entschieden sie den Sieg, z. B. bei Crecy, Poitiers (1356), Azincourt (1415), Crevant (1423), Verneuil (1424) und Rovernay (1429). Die französischen Bogenschützen standen stets den englischen nach, so viel Mühe sich auch Karl VI. und VII. mit ihnen gaben. Letzterer organisirte 1448 die sogenannten Freischützenkompagnien, zu deren Formirung jedes Kirchspiel einen Mann stellen mußte, allein mit geringem Erfolg, so daß er sich genöthigt sah, schottische Bogenschützen in Sold zu nehmen, um nur einigermaßen den englischen die Wage zu halten. In der Heeresabtheilung des Grafen von Foix kämpften bei der Belagerung von Bayonne im Jahre 1451 2000 Bogenschützen mit ihren Schildträgern, die, um sie zu decken, ihnen beigesellt waren. Ueberall gehörten die Bogenschützen zu den Elitetruppen und bekamen höhern Sold, als die übrigen. Die Armbrust (s. d.) und noch mehr das Feuergewehr verdrängte im 14. Jahrhundert im christlichen Europa den B. Indeß kommen noch lange nach Erfindung des Feuergewehrs, z. B. bei der Belagerung von Capua (1500) und des Schlosses Peineburg (1502), Pfeilgeschosse vor; ja, die Königin Elisabeth von England machte sich noch 1522 verbindlich, Karl IX. 6000 Mann zu stellen, darunter die Hälfte Bogenschützen.

Bogengerüst, s. v. a. Lehrgerüst.

Bogengewölbe, s. Gewölbe.

Bogenguitarre, s. v. a. Guitarre d'amour.

Bogenhausen, Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, Landgericht Au, bei München an der Isar, über welche eine Brücke führt, hat 2 Schlösser, eine königliche Sternwarte (seit 1817), eine Badeanstalt und 2000 Einwohner.

Bogen-Indianer (Strongbow), nordamerikanischer Indianerstamm im westlichen Binnenlande, auf der Westseite des Mackenzie bis zum Unijah, zu den Chippewäern gehörig.

Bogeninstrumente, eigentlich alle Instrumente, welche mit dem Bogen gespielt werden, gewöhnlich aber versteht man darunter nur die Geigeninstrumente, also die Violinen, Violen, Violoncelle und Kontrabässe, das sogenannte Quartett im Orchester; andere Instrumente, zu deren Intonation auch ein Bogen nöthig ist, wie die Bogenguitarre, das Bogenklavier, der Akkordo, das Violet, die Ribaka u. dergl., sind davon ausgeschlossen. Die Viola da Gamba (Kniegeige), Viola d'amour und Viola di bordone oder das Baryton, ebenfalls Bogeninstrumente im engsten Sinne des Wortes, sind jetzt außer Gebrauch.

Bogenklavier (nürnbergisches Geigenwerk), ein mit einer Klaviatur versehenes und mit Darmsaiten bezogenes und in Klavierform gebautes Instrument, von H. Haydn in Nürnberg erfunden. Die Saiten desselben wurden beim Niederdrücken der Tasten auf kleine hölzerne Rädchen gezogen, die mit Pergament überzogen und mit Geigenharz bestrichen waren und vermöge eines Fußtrittes und eines Hauptrades mit Hülfe einer Schnur in Bewegung gesetzt wurden und durch diese Reibung den Klang hervorbrachten. Dieses nürnbergische Geigenwerk erfuhr um 1719 durch G. Gleichmann, Organisten u. Instrumentenmacher in Ilmenau, wesentliche Verbesserung und wurde nun Klaviergambe genannt. Ein anderes B. konstruirte 1741 Le Voir; dasselbe war in Flügelform gebaut und mit 25 Darmsaiten bezogen, die, alle in ungleicher Höhe, durch einen beweglichen Steg in 2 Theile abgetheilt wurden, so daß sie zusammen 50 Töne angaben und durch Gebünde von Pferdehaaren gestrichen wurden. Hohlfelds Bogenflügel hatte ebenfalls die Form eines Flügels, war mit Darmsaiten bezogen, die vermittelst der Tasten an Räder gedrückt wurden, welche mit Pferdehaaren überzogen und mit Geigenharze bestrichen waren und vermittelst eines Schwungrades und eines Fußtrittes umgedreht wurden, durch welche Vorrichtungen die Saiten zum Erklingen gebracht wurden, welches so lange fortdauerte, als der Finger die Taste niedergedrückt hielt. Wiewohl alle diese Instrumente später von Garbrecht in Königsberg, Mayr in Görlitz, Kunz in Prag und besonders von Röllig in Wien u. A. mehrfache Verbesserungen erfuhren, so fanden sie doch wegen schwerer Spielweise und mangelhaften Klangs keine weitere Verbreitung.

Bogenschützen, s. Bogen.

Bogenschuß (Aufsatzschuß), ein solcher Kanonenschuß, wobei die Kugel, ohne vorher einen Aufschlag gemacht zu haben, das Ziel erreichen soll. Bei den Feldkanonen beträgt die kleinste Bogenschußweite 800 Schritte, die größte noch wirksame beim Sechspfünder 1500, beim Zwölfpfünder 1800 Schritte. Man bedient sich des Bogenschusses besonders da, wo das Terrain die

Anwendung des Rollschusses nicht gestattet, sowie auch gegen entferntere feste Gegenstände, Gebäude &c., wo die Perkussionskraft der Kugel durch das Aufschlagen geschwächt werden würde. Im Belagerungskriege, wo in der Regel auf kleinere Distanzen als 800 Schritte geschossen wird, kommt der B. selten zur Anwendung. Je höher sich derselbe erhebt, desto mehr verkleinert sich natürlich der bestrichene Raum und desto geringer wird auch die Wirkung des Schusses.

Bogensee, Stadt im dänischen Stift Fünen, Amt Odensee, auf der Nordküste der Insel, an einer kleinen Bucht des Kattegats, hat 1200 Einwohner, welche Kümmelbau, Branntweinbrennerei, Handel mit Getreide und Fett treiben; Ueberfahrt nach Jütland.

Bogenstrich (Bogenführung, coup d'archet), die Art, wie der Bogen über die Saite geführt wird, einer der wichtigsten Punkte beim Geigenspiele, da von ihm vornehmlich nicht allein die Klangschönheit abhängt, sondern auch der ganze Vortrag eines Tonstückes erst durch ihn Leben und Charakter gewinnt. Was der Anschlag bei den Tasten, das Athmen und der Hauch bei den Blasinstrumenten und dem Gesange ist, das ist der B. beim Geigenspiel. Die praktische Schule kann nur im Allgemeinen und obenhin Regeln geben über den richtigen Angriff des Bogens und die mancherlei Arten seiner Führung und seines Striches; das Ohr, das Gefühl und der gebildete Geschmack des Spielers selbst muß hier zum Richtigen führen. In der Regel werden die Töne mit der Mitte des Bogens ausgeführt, die kräftigen Stellen mit dem untern, die schwächern mit dem obern Theil; aber immer muß derselbe parallel mit dem Stege geführt werden, also die Saite im rechten Winkel streichen, da sonst dieselbe keinen reinen Klang gibt. Spielt man in größerer Entfernung vom Stege, so werden die Töne weicher. Der Oberarm und der Ellenbogen dürfen niemals direkten Antheil an den Bewegungen des Vorderarms und Handgelenks nehmen. Der B. ist entweder ein langsamer oder ein lebhafter. Der lebhafte B. ist die Grundlage der detachirten Striche, und die detachirten hinsichtlich ihrer Wirkung auf die Saiten sind matte, elastische und gedehnte. Matte B.e sind: der große detachirte, wobei die Saite mit einigem Druck etwas vom Stege entfernt sehr lebhaft und so angestrichen wird, daß nur ein einziger Strich gehört wird; der martelirte (martelé, gehämmert), wobei jeder Ton lebhaft und egal mit Schnellkraft angeschlagen wird und der Bogen nach jedem Tone auf der Saite, doch ohne Gewalt, ruhen bleibt; das Staccato, ein vermittelst einer Bewegung des Handgelenkes oft wiederholter Saitenanschlag, welchem ein kleiner Bogennachlaß vermittelst des Daumens während des kleinen Einhaltes auf der Saite am Ende eines jeden Tones folgt. Das ricochirende (springende) Staccato macht man meist im Hinaufstrich, und zwar dadurch, daß man den Bogen an dem Ende seiner Mitte etwa 2 Zoll hoch auf die Saite fallen läßt; auf diese Weise springt er wieder in die Höhe und schlägt mehre Töne nach einander von selbst an; doch muß man nach jeder aufwärts gestoßenen Note den Bogen lebhaft von der Saite heben. Elastische B.e sind: der leichte Strich, wobei man jeden Ton absondert, u. zwar indem man den Bogen sehr leicht auf der Saite hält und die Elasticität der Stange benutzt, um ihr einen unmerklich hüpfenden und etwas verlängerten Schwung zu geben; der Perlstrich, wobei die Töne ebenso getrennt werden wie bei dem vorigen, aber rücksichtlich des Tempo's dem Striche wenig Ausdehnung gegeben wird; der hüpfende Strich, wobei man den Bogen auf derselben Stelle leicht hüpfen läßt, doch so, daß man die Saite nur wenig verläßt. Der geschleppte B. wird in der Mitte oder an der Spitze des Bogens gemacht, welchen man dabei mit mehr oder weniger Druck auf der Saite liegen läßt, um die Töne nicht von einander zu trennen. Man gebraucht ihn bei dem Tremolando und bei den Sechszehntheilen, wo die Wirkung durch die Zahl der Instrumente verbessert wird. Dieser B. wird auch bei Passagen angewendet, welche einen schleppenden Vortrag verlangen und von den Komponisten mit den Wörtern: stracinato, stracinando, largo, trainé, en trainant l'archet bezeichnet werden. Dabei muß man den Bogen ein wenig dem Stege nähern, sehr piano spielen und die Noten durch kleine Pausen trennen, nachdem man sie mit möglichst kleinem Theil des Bogens gezogen hat.

Bogenstück, s. Bogen.

Bogenstyl, diejenige Bauart, bei welcher die Thür- und Fensteröffnungen, sowie die äußeren und inneren Verzierungen in Bogenform, gewöhnlich ganzen Cirkelbogen, gemacht sind; ist besonders in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommen.

Bogenwerk, s. v. a. Arkade.

Bogha, s. v. a Buddha.

Boghaz (Boghas, Bogas, türk.), s. v. a. Meerenge, daher B. Hissari, Schlösser der Meerenge, für Dardanellen; B. Itschi, Straße von Konstantinopel. Auch heißt so ein gefährlicher afrikanischer Wirbel in Unterägypten, im Rosettenarm des Nil, der dadurch entsteht, daß der von Meereswellen aufgespülte Sand vom Nil zerstreut wird.

Bogislaw (Bogislaus), Name mehrer Herzöge von Pommern (s. d.).

Boglipur, Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Kalkutta, Provinz Bahar, an der Gogra, in sehr angenehmer und gesunder Gegend gelegen. Die Stadt hat mehre Moscheen, eine katholische Kirche, lebhafte Bazars, Seiden- und Baumwollenweberei und 30,000 Einwohner. In der Nähe erheben sich mitten im Ganges, dessen Lauf hier viele Hindernisse zu überwinden hat und für die Schifffahrt gefährlich ist, kleine pittoreske Felseninseln bis zu 100—150 Fuß Höhe mit wild emporgethürmten Felsblöcken, Urgebirgsblöcken, Granit, Gneis und Glimmerschiefer, offenbar die Grundbasis des Sandsteinplateau's von Bundelkhund, welche hier am tiefen Gangeseinschnitt von ihrer Sandsteindecke befreit ist.

Bogoduchow, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Poltawa, an der Merla, mit Wall und Graben umgeben, hat 4 Kirchen und 7000 Einwohner, welche besonders Ackerbau,

Viehzucht, Gärtnerei, Loh- und Pelzgerberei und Fabrikation von Lederwaaren treiben.

Bogomilen, Sekte der griechischen Kirche im 12. Jahrhundert, die sich, als ein Sprößling der aus dem griechischen Kaiserreiche nach dem Norden verdrängten Paulicianer und noch unmittelbarer der diesen verwandten Eucheten, von Bulgarien aus in das griechische Reich verbreitete. Der Name ist slavischen Ursprungs, entweder aus Bog „Gott" und milui „erbarme dich" zusammengesetzt und von dem häufigen Gebrauch dieser Formel in ihren Gebeten ihnen beigelegt, oder von dem Worte Bogumil „ein von Gott Geliebter" abzuleiten. Nach der erstern Ableitung würde der Name ganz analog dem der Eucheten und Messalianer, d. i. Beter, seyn. Neben Gott, dem Alten der Tage, lehren sie, gab es einen erstgeborenen Sohn Gottes, Satanael, der, zur Rechten Gottes sitzend, den zweiten Platz nach ihm einnahm und über alle höheren Geister als oberster Statthalter gesetzt war. In seinem Uebermuth suchte er sich ein eigenes Reich zu gründen u. schuf sich mit Hülfe von ihm gewonnener Engel einen neuen Himmel und eine Erde, sowie den Menschen, dem er indeß nur den Leib zu geben vermochte. Der höchste Gott erbarmte sich aber des Menschen und gab ihm etwas von seinem Geiste, nachdem Satanael versprochen, daß das Menschengeschlecht die Stelle der abgefallenen Engel ersetzen sollte. Bald strahlte in Adam und Eva der göttliche Funke so herrlich, daß Satanaels Neid gegen sie erwachte; er verführte die Eva, um eine Nachkommenschaft zu zeugen, welche Adams mit jener erzeugte Kinder überwältigen sollte. So wurde Kain geboren, der Repräsentant des bösen Menschen, wie Abel der des guten. Satanael dehnte seinen Einfluß nach und nach über den größern Theil der Menschen aus, verführte sie zum Bösen und brachte es dahin, daß die wenigsten ihre Bestimmung erreichten. Er war es, der sich den Juden als der höchste Gott darstellte, er gebrauchte Moses als sein Werkzeug und gab ihm das Gesetz. Endlich erbarmte sich Gott der von ihm herrührenden, ihm verwandten höhern Natur in der Menschheit; er ließ 5500 nach der Weltschöpfung einen Geist aus sich emaniren, den Logos, Jesus, welcher Satanaels Reich stürzen und seine Stelle einnehmen sollte. Dieser erschien in einem ätherischen Leibe, der dem irdischen nur scheinbar ähnlich war. Satanael suchte Jesum zu tödten, aber der für todt Gehaltene, in Wirklichkeit über alles Leiden Erhabene erschien am dritten Tage in voller Lebenskraft, legte die Larve des scheinbar irdischen Leibes ab und zeigte sich dem Satanael in seiner wahren göttlichen Gestalt. Satanael mußte sich vor ihm demüthigen und der göttlichen Qualität deshalb entsagen: Jesus erhob sich zur Rechten Gottes, um die Stelle des gestürzten Satanael einzunehmen, und letzterer wurde nun bloßer Satan. Da nun Christus der Erde enthoben worden war, ließ Gott eine zweite Macht, den heiligen Geist, aus sich emaniren, und dieser vertritt die Stelle des zum Himmel erhobenen Christus in seiner Einwirkung auf die einzelnen Seelen, die Gemeinschaft der Gläubigen. Wenn Christus und dieser heilige Geist ihr ganzes Werk vollbracht haben und alle gefallenen Seelen zurückgeführt sind, dann wird Gott jene beiden von ihm emanirten Mächte wieder in sich zurückziehen und es wird Alles zu der ursprünglichen Einheit zurückkehren. Die B. verwarfen die Sakramente Taufe und Abendmahl; jene galt ihnen nur als Geistestaufe, welche durch Anrufung des heiligen Geistes und Händeauflegung ertheilt wurde, und dieses wiesen sie zurück, indem sie nach ihrer Lehre vom Scheinkörper Christi ein materielles Symbol desselben nicht anerkennen konnten. Ihrer Grundansicht gemäß bestritten sie auch die Marien-, Heiligen-, Bilder- u. Kreuzesverehrung, u. selbst die Kirchen betrachteten sie als des höchsten Gottes unwürdige Verehrungsstätten und als Sitze böser Geister, die man nur in der Absicht betreten dürfe, um diese zu versöhnen und zu beschwichtigen. Von der heil. Schrift nahmen sie nur das N. T. vollständig, vom Alten bloß einen Theil, im Ganzen 7 Bücher, nach ihrer Abtheilung: die Psalmen, die 16 Propheten, die 4 Evangelien, die Apostelgeschichte nebst den Briefen der Apostel und der Offenbarung des Johannes an. Ihre Auslegung war meist allegorisch. In allen Aeußerlichkeiten der Religion erlaubten sie sich übrigens jede denkbare Art von Akkomodation: Was man nicht um Gottes willen thun könne, das müsse man zur Beschwichtigung der bösen Geister thun; daher besuchten die B., um Verfolgungen zu entgehen, Kirchen, genossen das Abendmahl u. ihre Priester feierten das Meßopfer.

Da diese Sekte unter Laien und Geistlichen, in den Städten und auf dem Lande bald zahlreiche Anhänger zählte, so beschloß der byzantinische Kaiser Alexius Comnenus ihre Vernichtung. Er wußte einem ihrer Führer, Namens Basilius, indem er sich ihm gegenüber gläubig stellte, seine Geheimnisse zu entlocken und ließ denselben dann einkerkern, worauf zahlreiche weitere Verhaftungen folgten. Um die Unschuldigen von den Schuldigen zu unterscheiden, ließ der Kaiser 2 Scheiterhaufen errichten, von denen der eine ein Kreuz trug, der andere dieses den B. anstößige Zeichen aber nicht hatte. Allen wurde erklärt, daß sie sterben müßten, daß es ihnen aber frei stehe, unter dem Kreuze oder weggewandt von demselben zu sterben. Die einen eilten dem Scheiterhaufen zu, welcher das Kreuz trug, die andern dem entgegengesetzten; jene wurden nun freigesprochen, diese aber ins Gefängniß geworfen; nur Basilius erlitt, gleichsam für Alle, den Feuertod. Er starb mit der Standhaftigkeit eines Glaubenshelden. Aber auch nach seinem Tode erhielten sich B. im griechischen Reiche; doch scheint man nun viele dazu gezählt zu haben, die bloß dieses mit den B. gemein hatten, daß sie den abergläubischen Ceremoniendienst der herrschenden Kirche bekämpften. Ein Mönch, Constantinus Chrysomallus, soll durch Schriften, welche unter Johannes Comnenus eine Synode zu Konstantinopel 1140 zum Feuer verurtheilte, ihre Lehre weiter verbreitet haben. Im J. 1143, unter Manuel Comnenus, wurden 2 kappadocische Bischöfe, Klemens und Leontius, von einer neuen Synode zu Konstantinopel als B. abgesetzt, und bald darauf ebendeshalb der bibelkundige Mönch Niphon zum Gefängniß verurtheilt,

obwohl er in Wahrheit mit den B. nur die Bekämpfung des Aberglaubens gemein hatte. Auch sein Beschützer, der fromme Patriarch Cosmas von Konstantinopel, wurde abgesetzt. Noch im 13. Jahrhundert bekämpfte der Patriarch Germanus von Konstantinopel (1221—1239) in einigen Homilien die Kreuzverachtung der B. Vgl. J. G. V. Engelhardt, Die Bogomilen, in seinen kirchengeschichtlichen Abhandlungen, Erlangen 1832, S. 151—250.

Bogoslowsk, Flecken (Slobode) im asiatisch-russischen Gouvernement Perm, Kreis Werchoturie, am Ostabhange des Ural und an einem See, mit berühmten Kupfergruben, die 15—18 Werste östlich von den Hütten an der Turja (daher turjinsche Gruben) liegen. Man findet daselbst gediegenes Kupfer, das meist krystallisirt vorkommt, Kupferglanz, Fahlerz, Kupferkies, Rothkupfererz, Kupferlasur, Malachit, Kupfergrün und Kupferblau; außerdem gediegenes Silber, Eisenkies, Zinkblende, Bleiglanz, Eisenglanz, Brauneisenerz, Stilpnosiderit, Schwerspath und Quarz. Die Erze dieser Gruben werden nach den Kupferhütten in B. gebracht und dort verschmolzen. Unweit B., am Flüßchen Mostowaja, hat man Braunkohlen gefunden, und in den zu dem Hüttenbezirke von B. gehörigen Ländereien gibt es mehre Goldwäschen. B. ist der Sitz einer Berghauptmannschaft.

Bogota (sonst Santa Fé de B.), Hauptstadt der südamerikanischen Republik Neugranada und des Departements Cundinamarca, liegt unter 4° 36' nördl. Br., 8200 Fuß über dem Meere auf einer Hochebene (s. unten) am Fluß B., am Fuße der Berge Montserrat und Guadeloupe, die auf ihren Gipfeln Klöster tragen und eine herrliche Aussicht über die Hochebene gewähren. Die Stadt hat durch die hohe Lage ein gesundes, erfrischendes Klima, welches den Anbau aller europäischen Getreidearten gestattet, die im Jahre zweimalige Ernten geben. Sie hat, da sie viele Gärten und Klöster einschließt, einen großen Umfang, gerade, in rechten Winkeln einander durchschneidende, mit Trottoirs versehene und des Nachts beleuchtete Straßen (worunter die Königs- od. jetzige Republikanerstraße die größte u. schönste ist), wegen der häufigen Erdbeben (den 16. Nov. 1827 wurde sie durch ein solches fast ganz zerstört) meist einstöckige, mit starken Mauern und selten mit Glasfenstern versehene Häuser, um deren innern Hof sich gewöhnlich eine Gallerie zieht, 4 sehr umfangreiche öffentliche Plätze, die mit Springbrunnen geziert sind und unter denen sich der Marktplatz auszeichnet. Hier befindet sich auch das 1825 erbaute schöne Regierungsgebäude, das Zollhaus und die 1814 erbaute, 1827 durch das Erdbeben zerstörte, später wieder hergestellte prächtige Kathedrale, in welcher eine wegen ihres kostbaren Schmuckes an Edelsteinen berühmte Statue der heiligen Jungfrau steht. Die Stadt hat ferner 29 andere Kirchen, 12 Klöster, 4 Hospitäler, eine 1810 gestiftete und aus 2 Collegio's bestehende Universität mit einer Bibliothek und einem Naturalienkabinet, eine National-, eine medicinische und eine juridische Akademie, mehre Gymnasien, eine Bergwerksschule, eine Sternwarte, einen botanischen Garten, mehre Elementarschulen, ein Schauspielhaus, eine Münze, einige Fabriken, lebhaften Handel und 50,000 Einwohner (wenig im Verhältniß zur Größe der Stadt). Der Hafen von B. ist Bodega de Bogota am Magdalenenstrome. B., erst 1538 von Quesada gegründet, nahm bald an Größe, Wichtigkeit und Bevölkerung zu und wurde als eine der bedeutendsten Städte des ehemaligen spanischen Vicekönigreichs Neugranada die Hauptstadt desselben und 1811, als nach dem Vorgang von Venezuela die Republik proklamirt wurde, Sitz des Kongresses. Zwar eroberten die Spanier unter Morillo im Juni 1816 die Stadt, aber Bolivar entriß sie ihnen den 10. August 1819 wieder, worauf sie die Hauptstadt der vereinigten Republik Columbia bis zu deren Trennung in drei Staaten (1831) war. Die Hochebene (Llanura de B.), auf der die Stadt liegt, gehört zur östlichen Andenkette, liegt 8130 Fuß über dem Meere, ist von Norden nach Süden 9½ Meilen lang und fast 5 Meilen breit. Sie gewährt den Anblick einer fast ganz wagrechten Ebene und ist nach den Mythen der Ureinwohner der Boden eines ausgetrockneten Sees, Namens Funzha; merkwürdig ist auf ihr der prachtvolle Wasserfall des Tequendama, ein mit Mastodontenknochen angefülltes Feld, campo de Gigantes genannt, der See Guatavita und das Thal von Iconozo oder Pardi, das von einem Wildbach zwischen steilen Felsenufern durchtobt wird, über welche die Natur zwei Felsenbrücken gebildet hat, deren eine 300' über dem Bache, 44' lang und 6' breit, aus einem Blocke besteht, während die zweite 60' tiefer aus 3 sich wechselseitig stützenden Massen zusammengewölbt ist. Der gleichnamige Fluß (Rio de B.) daselbst entspringt aus dem See von Guatavita, bildet bei der Meierei Tequendama, wo er das Gebirge durchbricht, einen der herrlichsten Wasserfälle, indem er seine Wassermasse, die bei niedrigem Stande über 700 Kubikfuß beträgt, von 140 Fuß Breite auf 35 Fuß zusammendrängt, gegen 600 Fuß senkrecht in einen finstern Kessel herabstürzt. Er mündet nach 30 Meilen langem Lauf in den Magdalenenstrom. In der Umgebung von B. befindet sich außer Gold- und Silberminen und einem Steinsalzlager auch eine Smaragdgrube, die nebst einer andern im Thale von Muzo den größten Theil der in Europa befindlichen Smaragde geliefert hat.

Bogudes (Boguas, Bogut), Sohn des ältern, Bruder des jüngern Bocchus, war mit demselben Beherrscher von Mauretanien und ward durch Julius Cäsar 49 v. Chr. zum König erklärt. Er kämpfte 48 v. Chr. in Spanien gegen M. Marcellus, 46 vor Chr. im afrikanischen Kriege gegen Cnejus Pompejus, 45 v. Chr. mit Cäsar, der seine Gemahlin Eunoë liebte und ihn besonders begünstigte, bei Munda im bätischen Spanien und trug hier durch einen Angriff auf des Pompejus Lager viel zum Siege bei. Später Anhänger des Antonius, zog er auf dessen Befehl 38 v. Chr. abermals nach Spanien, wurde aber von den Oktavianern mit Hülfe seines Bruders Bocchus geschlagen und mußte zu Antonius flüchten, während zu Hause die Tingitaner sich gegen ihn empörten und Bocchus sich seines Reiches bemächtigte. Im actischen Kriege wurde B. zu

Methona, wo er sich festgesetzt, durch Agrippa nach Eroberung der Stadt getödtet.

Boguslawski, 1) **Adalbert**, einer der ersten polnischen Dramatiker, wurde 1746 (1752) bei Posen geboren, betrat 1778, durch widriges Geschick genöthigt, die Bühne zu Warschau und übersetzte seit dieser Zeit mehre Stücke. Als 1780 das warschauer Theater sich auflöste, setzte er, vorzüglich auf Betrieb des Grafen Moszynski, seine dramatischen Arbeiten fort, ließ 1782 die erste Oper mit polnischem Text in Warschau aufführen, übernahm dann 1783 die Direktion der vom Fürsten Lubomirski begründeten polnischen und deutschen Vorstellungen und des Ballets und ward, als jene sehr bald aufhörten, 1784 Direktor des mit dem Ballet vereinigten polnischen Theaters. Er spielte mit seiner Gesellschaft in Grodno, Wilna, Dubno, Lemberg, belebte und nährte durch ein treffliches Repertoire überall den Sinn für das Theater und übernahm 1790 die Direktion des Nationaltheaters zu Warschau. Die innern Stürme, welche seit 1794 Polen zerrütteten, vernichteten großentheils die Früchte seines rühmlichen Strebens: als die Vorstellungen geschlossen wurden, begab sich B. zunächst nach Krakau und von hier nach Lemberg, wo er das Theater neu einrichtete und, vom Grafen Rzewuski freigebig unterstützt, in dem Garten des Fürsten Jablonowski ein großes Amphitheater errichtete. Im J. 1799 ging er wieder nach Warschau, bald darauf nach Kalisch und 1807 nach Posen, von wo er noch in demselben Jahr nach Warschau zurückkehrte. Hier führte er, mit einer durch das Einrücken der Franzosen 1809 herbeigeführten Unterbrechung, während welcher er sich nach Krakau wandte, wieder die Direktion des Theaters bis 1812, wo ihn der Krieg nöthigte, abermals die Vorstellungen zu schließen. Im folgenden Jahre verkaufte er sein Inventar und lebte nun wissenschaftlichen Arbeiten bis zu seinem Tode 1829. Die trefflichsten Schauspieler Polens sind durch B. gebildet worden. Die Zahl seiner theils in Originalarbeiten, theils in Uebersetzungen bestehenden dramatischen Stücke beläuft sich auf 80, sie sind sämmtlich praktisch und in ihrer Art trefflich; das beste ist: „Cud ezyti Krakowiacy i Gorale" (das Wunder, oder: die Krakauer und die Bergbewohner), das eine meisterhafte Sittenschilderung enthält und das volksthümlichste Stück Polens wurde. Man hat eine Gesammtausgabe seiner Stücke in 12 Bänden und eine Auswahl in 9 Bänden, Warschau 1820. Als Schauspieler war B. unvergleichlich in der Komödie wie in der Tragödie.

2) **Palm Heinrich Ludwig von B.**, namhafter Astronom, ward am 7. Sept. 1789 zu Magdeburg geboren. Nachdem er in der Domschule seiner Vaterstadt seine erste Bildung empfangen hatte und die Neigung zur Astronomie in ihm geweckt worden war, trat er 1806 in preußische Militärdienste, ward 1811 Lieutenant, blieb aber zum Besuch der allgemeinen Kriegsschule in Berlin und nahm an Bode's Beobachtungen des großen Kometen Theil. In der Schlacht bei Kulm verwundet und gefangen, entkam er nach Böhmen und vereinigte sich bei Erfurt wieder mit seinem Corps. Mit der Schlacht bei Belle-Alliance, in welcher er eigenhändig den ersten und letzten Kanonenschuß abfeuerte, schloß er seine militärische Laufbahn, erhielt als Hauptmann den Abschied und widmete sich der Landwirthschaft. Im Jahre 1829 nahm er als Mitglied der Generalkommission zur Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse seinen Wohnsitz in Breslau und ward hier im Oktober 1831 Konservator der Sternwarte. Er entdeckte 1834 den nach ihm benannten boguslawski'schen Kometen, beobachtete 1832 den biela'schen Kometen, 1833 die Verfinsterung des sechsten Saturnustrabanten, 1835 den encke'schen Kometen und 1835 und 1836 den halley'schen, den er zuerst wieder auffand. Im Jahr 1836 erhielt er eine Professur und 1843 das Direktorium der Sternwarte. Er † den 5. Juni 1851. Als Schriftsteller lieferte er mehre Abhandlungen in Bode's astronomische Jahrbücher, Gruithuisens Analekten, u. machte sich besonders durch Herausgabe des „Uranus" (Bd. 1—3, Glogau 1846—48) bekannt.

Bohain, Stadt im französischen Departement Aisne, in einer sumpfigen Gegend, zu deren Trockenlegung ein Kanal zur Schelde gezogen worden ist, hat 3350 Einwohner, welche Kaschmirshawls- und Seidengazeweberei, Spieluhrenfabrikation und Handel treiben.

Bohemia, s. v. a. Boemia, s. Böhmen.

Bohemund, 1) B. I, **Marcus**, einer der ausgezeichnetsten Anführer des ersten Kreuzzuges, ältester Sohn des Normannenherzogs Robert Guiscard von Apulien, war um 1056 geboren. Er begleitete seinen Vater, der nach dem byzantinischen Kaiserthrone strebte, 1081 nach Epirus und führte das Heer, als Guiscard durch innere Unruhen unter seinen Vasallen und durch die Fehde zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. nach Apulien zurückgerufen wurde, neuen Siegen entgegen, bis tief in Thessalien vordringend und Larissa in harter Belagerung bedrängend. Alexius Comnenus wußte den ihm drohenden Schlag abzuwenden, indem er unter B.s Truppen den Geist der Zwietracht und der Untreue säete, so daß B. alle errungenen Vortheile aufzugeben und einen schnellen Rückzug anzuordnen sich genöthigt sah. Ein zweiter Kriegszug (1084) hatte schon die Herrschaft über alle griechischen Meere in Guiscards Hände gebracht, als eine ansteckende Seuche im Lager auf Cephalonia diesen dahinraffte und auch B. an den Rand des Grabes führte, wonach das Heer, dem die Seele entwichen, in wilder Unordnung auseinander lief. B. war in den Tagen von Guiscards Ruhm von diesem zum Herrscher auf dem griechischen Kaiserthron bestimmt worden, während dessen jüngerer Sohn, Roger Borsat, Nachfolger in seinen italienischen Staaten hatte werden sollen. Obwohl nun die Aussicht auf den byzantinischen Thron weit hinausgerückt war, so wußte es doch B.s ränkevolle Stiefmutter Gaisa dahin zu bringen, daß er von der Erbfolge in Apulien ausgeschlossen wurde. B. sammelte darauf ein kleines Häuflein von Getreuen um sich und kämpfte 4 Jahre lang mit dem Bruder in erbitterter Fehde, bis beider väterlicher Oheim, der Graf Roger von Sicilien, und Papst Urban II. einen gütlichen Vergleich vermittelten, wonach B. außer dem

Titel eines Prinzen von Tarent diesen und noch einige andere Plätze im entlegeneren Winkel Apuliens erhielt. Der erste Kreuzzug schien ihm eine willkommene Gelegenheit zu bieten, sich eine Macht im Orient zu gründen. Im Lager vor der empörten Stadt Amalfi wählten ihn die verbündeten Truppen seines Bruders und Rogers von Sicilien in künstlich von ihm genährter Begeisterung zum Anführer, und im Spätherbst 1096 schloß er sich an der Spitze von 10,000 Reisigen und 20,000 gemeinen Kriegern in Epirus dem Kreuzheere an. Er nahm darauf an allen Gefahren und Siegen des Kreuzheeres rühmlichen Antheil, kämpfte vor Nicäa und focht bei Doryläum gegen die gewaltige Uebermacht des seldschuckischen Sultans Kilidge=Arslan mit dem Muthe der Verzweiflung, bis Gottfried mit den Seinigen zu rechter Stunde nahte und die unvermeidliche Niederlage in einen glänzenden Sieg verwandelte, der dem Kreuzheere die Bahn durch ganz Kleinasien öffnete. Seinem ausdauernden Muthe war die Eroberung von Antiochien zuzuschreiben. Sieben Monate hatte die Belagerung schon gedauert, u. die Aussichten für die Christen wurden immer trüber, so daß selbst die Muthigsten an dem glücklichen Erfolge verzweifelten u. nicht nur Tausende vom gemeinen Haufen, sondern auch Ritter und Edle, ja Peter der Einsiedler selbst durch heimliche Entfernung die Heimath wieder zu gewinnen suchten. B., dessen Muth und Hoffnung allein nicht wankte, vereitelte diese Fluchtversuche, indem er die Zaghaften fast mit Gewalt wieder ins Lager zurückführte. Die allgemeine gegenseitige Erschöpfung führte endlich einen Waffenstillstand herbei, den B. in sofern trefflich benutzte, als er sich in der Stadt einen Verräther gewann, der ihm gegen große Belohnungen 3 Mauerthürme und somit den ganzen Platz zu überliefern versprach. Als nun die Feindseligkeiten wieder begannen, schlug B. den Kreuzfürsten förmlich vor, die künftige Herrschaft über Antiochia dem, der zuerst in die Stadt eindringen würde, als Belohnung zu bestimmen. Der Antrag fand zwar von Seiten des Grafen Raymund von Toulouse heftigen Widerspruch, indeß beschleunigte die Annäherung des Sultans von Mosul, Korboga, den Beschluß. Am 2. Juni zog nun das Heer am hellen Tage von Antiochia ab, als gebe es die Belagerung auf und ziehe dem andringenden Entsatz entgegen, wandte sich aber in der Stille des Abends um und ward, mit B. an der Spitze, theils auf die Thürme, theils durch eine Mauerpforte eingelassen. So hatte man Antiochia zwar erobert, aber Korboga, der nun mit einer Heeresfluth die Stadt umschloß, führte dadurch schon in den nächsten Tagen eine Hungersnoth herbei, die alle Herzen entmuthigte. Wiederum bewies sich B., der mit dem vollen Oberbefehl während der Dauer dieser Noth bekleidet worden war, als der Standhafteste; durch ein Wunder, die Auffindung der heiligen Lanze, weckte er den Muth und die Begeisterung des Heeres, das er auf dessen stürmisches Verlangen am 29. Juni vor den Thoren Antiochia's zur siegreichen Schlacht führte. Korboga suchte sein Heil in einer schimpflichen Flucht und ward bis über den Euphrat zurückgeworfen. Während aber B. auf diese Weise das Kreuzheer aus seiner Noth befreite, hatte Raymund von Toulouse, der als krank zurückgeblieben war, durch Aufpflanzung seiner Fahne von der Stadt Besitz ergriffen, und B. mußte erst mit Gewalt der Waffen diesen Feind aus seinem Eigenthum vertreiben. Von nun an behauptete er sich in seinem Besitzthum, mußte aber hinter dem weiterziehenden Kreuzheere zurückbleiben und konnte erst nach Jerusalems Fall und Gottfrieds Krönung sein Gelübde durch Andacht am Grabe des Erlösers erfüllen, wo er zugleich sein Fürstenthum aus der Hand des päpstlichen Legaten als ein Lehen des apostolischen Stuhles empfing. Nach Gottfrieds frühzeitig erfolgtem Tode durfte B. sogar die Hoffnung auf die Krone Jerusalems hegen; zu derselben Zeit aber gerieth er durch einen Hinterhalt in die Gefangenschaft des türkischen Emirs Kamschtegin, worin er 4 Jahre lang zubringen mußte, während der tapfere Tankred sein Fürstenthum redlich und muthig verwaltete und vertheidigte. Endlich, als die muselmännischen Fürsten über den Preis, den ihnen der ränkevolle byzantinische Kaiser Alexius für die Auslieferung B.s geboten, uneinig wurden, entledigte sich B. seiner Bande, indem er dem Emir die Hälfte jenes Preises und das Bündniß aller fränkischen Fürsten Syriens gegen seine Feinde versprach. Sein Glücksstern schien aber erloschen; denn vor den Thoren der Veste Charran in dem Augenblicke zurückgewiesen, als sie sich ihm eben öffnen wollten, ward er bald darauf bei Rakka von einem türkischen Heere aus dem Felde geschlagen, und von allen Seiten bedrängt, vermochte er sich kaum seiner Gegner zu erwehren. So verließ er den Orient, um im Occident sich neue Lorbeeren zu pflücken, besonders aber, um seine Rachepläne gegen den treulosen Alexius in Ausführung zu bringen. Er gab Antiochia nochmals in Tankreds treue Hand und gelangte auf einem einzelnen Schiffe glücklich durch die griechische Seemacht nach Italien. Durch Italien und Frankreich ziehend, predigte er nun das Kreuz gegen die Türken und Griechen, und nach zweijähriger Rüstung stand er an der Spitze eines tapfern, streitlustigen Heeres von 5000 Reitern und 40,000 Mann zu Fuß. Aber auch Alexius, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, hatte die Zeit nicht nutzlos verstreichen lassen, und so fand B. vor Durazzo einen unerwarteten, hartnäckigen Widerstand. Eine langwierige Belagerung, Hunger und die Neckereien der Feinde schlugen den Muth seines Heeres darnieder, u. Alexius wußte mit gewohnter List Mißtrauen zwischen B. und seinen angesehensten Rittern zu säen und die Treue der letzteren gegen jenen wankend zu machen. In hellen Haufen verließen die Streiter das Lager, und so sah sich B. genöthigt, mit dem Kaiser Frieden zu machen, zu dessen Lehnsvasallen in Antiochia und Asien sich der stolze Normann bekennen mußte. Das Heer bei Durazzo überließ er seinem eigenen Schicksal und ging in seine italienischen Staaten, über neuen Racheplänen brütend. Schon sammelte er neue Kriegsvölker und bereitete sich vor, sie nach seinen syrischen Besitzungen überzuschiffen, als er 1111 in Apulien †. vJ

2) B. II., Fürst von Antiochia, des Vorigen

jüngerer Sohn von Konstanze, der Tochter des Königs von Frankreich, trat am 26. Juni 1126 18 Jahre alt sein väterliches Erbe in Syrien an, das ihm Tankreds und darauf Balduins II. tapfere Hand bewahrt hatte, vermählte sich mit des Letzteren zweiter Tochter Alice, fand aber schon 1130 im Kampfe gegen den syrischen Atabek Emadeddin Zenghi auf dem Schlachtfelde seinen Tod. Seine Herrschaft erbte seine 3jährige Tochter Konstanze, die sich in der Folge mit Raymund I., Grafen von Poitou, und nach dessen Tode mit Reinhold von Chatillon vermählte.

3) B. III., Fürst von Antiochia, Konstanze's Sohn aus ihrer Ehe mit dem Grafen von Poitou, übernahm 1163 die Zügel der Regierung, die er nur zu bald gegen den mächtigen Atabek Nureddin vertheidigen mußte. Mit seinen Nachbarn und Glaubensgenossen zog er dem Feinde entgegen, gerieth aber in Gefangenschaft und ward erst nach einem Jahre gegen Lösegeld freigegeben. Er war ein unwürdiger, schwacher Fürst, verstieß nach dem Tode seines Schwiegervaters, des byzantinischen Kaisers Manuel, seine rechtmäßige Gemahlin Theodora, um seine Buhlerin Sibylla neben sich auf den Thron zu erheben. Dafür sprach der Klerus von Antiochia das Interdikt gegen ihn und sein Land aus, und da sich nun die Vasallen und Stände gegen ihn erhoben, so ward Antiochia der Schauplatz wilder innerer Fehden, welchen nur der Andrang der Ungläubigen ein Ende machte. B. mußte mit Saladin einen schimpflichen Frieden schließen, um sich im Besitz seiner Scheingewalt zu halten; er † 1201. Ueber seine Nachfolger s. Antiochenisches Fürstenthum.

Bohle (Bole, Pfoste), ein aus Sägeblökken geschnittenes Stück Holz, das 2—4 Zoll dick, 1—2 Fuß breit u. 12—24 Fuß lang ist, zum Unterschied von Bretern, die unter 2 Zoll stark sind.

Bohlen, Peter von, berühmter Orientalist, wurde am 9. März 1796 in dem Dorfe Wuppels in Friesland unweit der Nordsee als Sohn eines armen Bauern geboren. Da der Vater frühzeitig starb, so mußte der Knabe durch Tagelöhnerarbeit u. nebenbei durch Theilnahme am Schleichhandel der Seeküste seine arme Mutter zu unterstützen suchen, bis er nach deren Tode im 14. Jahre von der Gemeinde zu einem Schneider in die Lehre gegeben wurde. Nachdem er hier ein Jahr lang unter den rohesten Mißhandlungen zu den schmutzigsten Arbeiten gebraucht worden, kam er in den Dienst des französischen Generals Guiton, der den wißbegierigen Jüngling bald lieb gewann, unterrichten ließ und ihn als seinen steten Begleiter um sich hatte. In diesem Verhältnisse hielt sich B. mit seinem Herrn in Hannover, Minden, Berlin und Hamburg auf. Da aber das wechselnde Kriegsglück den alten Kriegsmann mürrisch, unzufrieden und besonders hart gegen Alles, was deutsch hieß, machte, so verließ B. diesen Dienst, fungirte darauf eine Zeitlang als Diener eines Schiffspatrons und als Kellner in einem Gasthofe, bis er in die Dienste eines Handelshauses trat, wo er bald auch zu Komtorgeschäften brauchbar befunden und weiter gebildet wurde, namentlich auch im Englischen Unterricht erhielt. Die nicht spärlich zugemessenen Mußestunden benutzte B. hauptsächlich zur Lektüre deutscher, englischer und französischer Dichter und zu metrischen Uebersetzungen und eigenen poetischen Versuchen, welche er zum Theil in Flugblättern veröffentlichte. Endlich wußte er es dahin zu bringen, daß ihm trotz seines vorgerückten Alters der Besuch des Johanneums gestattet wurde. B. machte hier einen 4jährigen Schulkursus durch und beschloß, da er eine große Leichtigkeit in Erlernung der verschiedensten Sprachen bei sich bemerkte, sich dem Studium der orientalischen Sprachen zu widmen, wie er denn außer dem Hebräischen das Persische und die Elemente des Arabischen bis zum Verständniß leichter Prosa für sich lernte. Mit diesen Vorkenntnissen und von der Großmuth edler Hamburger unterstützt, bezog er 1821 die Universität Halle, wo er sich besonders auf Exegese des Alten Testaments legte, auch seine „Symbola ad interpretationem s. cod. ex lingua Persica" (Leipz. 1822) schrieb. Darauf besuchte er von Michaelis 1822—1824 die Universität Bonn, um unter Freytag das Arabische u. unter A. W. von Schlegel das Sanskrit zu studiren, indem er von jetzt an schon auf Empfehlung seiner hallischen Lehrer Unterstützung von Seiten des königl. Ministeriums erhielt. Nachdem er noch ein Semester in Berlin Bopps Unterricht benutzt hatte, sandte ihn das Ministerium 1825 nach Königsberg, wo er zuerst als Privatdocent auftrat u. 1826 außerordentlicher und 1828 ordentlicher Professor der orientalischen Literatur in der philosophischen Fakultät wurde. B. mußte sich hier für seine Wirksamkeit nach allen Seiten hin erst Bahn brechen. Nachdem das königliche Ministerium der Universität auf seine Bitte arabische u. Devanagarityypen geschenkt hatte, mußte er in Ermangelung eines des Arabischen kundigen Setzers seine Habilitationsschrift „Carmen arabicum Amûli dictum" selbst setzen, wie er auch schon in Bonn seine „Commentatio de Motenabbio" (1824) selbst gesetzt hatte. Er las nun Exegese des Alten Testaments u. die Elemente des Arabischen, Persischen und Sanskrit und wußte bald einen Kreis lernbegieriger Schüler um sich zu sammeln. Sein eigener Fleiß wandte sich mit besonderer Vorliebe auf den antiquarischen Theil der orientalischen Studien, den er auch mit vielem Geschick und Geschmack für ein größeres Publikum zuzurichten wußte. Die Frucht dieser Studien war das schätzbare Werk „Das alte Indien" (Königsberg 1830, 2 Bde.). Außerdem gelangen ihm vorzüglich metrische Uebersetzungen ausländischer Gedichte, wie seine Uebersetzung von Bhartrihari's Sprüchen (Hamburg 1835) u. eine handschriftlich hinterlassene Sammlung litthauischer und deutsch übersetzter Volkslieder beweisen. Dagegen hatte er, so rasch und leicht er sich in fremde Sprachen und deren Verhältnisse hineinfand, weniger Sinn für deren streng grammatische Behandlung, weshalb seine Abhandlung „De origine linguae Zendicae" (1831) und die Ausgabe des Originals von Bhartrihari's „Sententiae" (Berl. 1833) nicht ungegründeten Tadel fanden und in seinem vieles Anregende enthaltenden Werke: „Die Genesis, historisch-kritisch erläutert" (Königsberg 1835) die rechte Schärfe u. Gründlichkeit sowohl der philologischen Ausle-

gung als der historischen Kritik vermißt wurde. Da er das Klima in Königsberg nicht mehr vertragen konnte, so siedelte er 1839 nach Halle über, wo er trotz zunehmender Kränklichkeit literarisch fort und fort thätig war u. unter Anderem noch das Sanskritgedicht über die Jahreszeiten (Ritusanhâra sive tempestatum cyclus, carmen Kâlidâsè, Lpz. 1840) bearbeitete, in dessen Vorrede der Sterbende seinem vorangegangenen Freunde Rosen ein rührendes Denkmal der Freundschaft gesetzt hat. Er † den 6. Febr. 1840. Außer den angeführten Werken hat B. mehre gelehrte Abhandlungen in den Schriften der deutschen Gesellschaft zu Königsberg (über litthauische Sprache; über die in den Ostseeprovinzen gefundenen arabischen Münzen; über den Handel des alten Indiens), namentlich auch eine über die Sprache der alten Preußen in Voigts „Preußische Geschichte", Thl. 1. u. eine Reihe Recensionen für die Allgemeine Literaturzeitung und die Blätter für literarische Unterhaltung geliefert. Mit liebenswürdiger Offenheit hat er auch sein eigenes Leben in einer Autobiographie geschildert, welche von Voigt (Königsb. 1841; 2. Aufl., mit Briefen vermehrt, 1843) herausgegeben wurde.

Bohne (Phaseolus *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen oder Leguminosen (Hülsengewächse), deren charakteristische Merkmale der zweilippige Kelch, der oberwärts bärtige, mit dem Staubgefäß und dem Kiele schraubenförmig gewundene Griffel, der an der Basis mit einer kleinen Scheide umzogene Fruchtknoten und die zweiklappige, durch locker-zellige Dämmchen etwas querfächerige Hülse sind. Von circa 150 Arten, meist einjährigen, windenden Kräutern, seltener Sträuchern, mit dreizähligen Blättern und Blüthen in Trauben, dienen mehre als weit verbreitete Nahrungs- und Gemüsepflanzen. Die gemeine Stangenbohne (P. vulgaris *L.*), Garten-, Schmink-, Schneide-, Schwertbohne, Phaseole, Fisole (franz. Haricot, ital. Fagiolo), hat eiförmige, zugespitzte Blättchen, gestielte Trauben, welche kürzer als das Blatt sind, gezweiete Blüthenstielchen, eine hängende, ziemlich gerade oder bogige Hülse und einen windenden Stengel. Ursprünglich in Ostindien einheimisch und einjährig, ist dieses Gewächs durch die Kultur auf dem Felde, im Garten, im Treibhause und in den Mistbeeten in allen Ländern der Erde verbreitet worden. Wir finden die B. in den Tropenländern als Nachbarin der Zucker- und Kaffeepflanze, sowie im Norden, wo der Weinstock nicht mehr gedeiht, an allen Orten gleichmäßig zur menschlichen Nahrung dienend, was namentlich durch ihre kurze Vegetationszeit bedingt ist. Ihre Varietäten unterscheiden sich hauptsächlich durch höher oder niedriger rankende Stöcke, runde oder breite Hülsen und Farbenabänderungen der Samen. Die eigentlichen Stangenbohnen haben einen windenden Stengel von 10—15 Fuß Höhe, der mit Stangen zu unterstützen ist, während der ebenfalls windende, aber nur 4 — 5 Fuß hohe Stengel der Reiserbohnen nur der Unterstützung durch Reiser bedarf. Auch haben letztere kürzere, gerundetere, gegliederte Hülsen mit kleinen viereckigen Samen. Die Feuerbohne (P. multiflorus *Willd.*, P. vulgaris coccineus *L.*, P. coccineus *Lam.*), arabische, türkische B., Blumenbohne, Speckbohne, hat ebenfalls eiförmige, zugespitzte Blättchen und gestielte Trauben, welche aber länger als das Blatt sind, gezweiete Blüthenstielchen, hängende, etwas sichelförmige, zu mehren beisammenstehende Hülsen. Sie wird, einjährig, 8—10 Fuß hoch, stammt aus dem wärmern Amerika und wird jetzt, wie die vorige Art, durch ganz Europa bis nach Schweden kultivirt. Wenn die Hülsen auch etwas rauher und härter sind, als bei der vorigen Art, und daher von Vielen die gemeine Stangenbohne als Gemüsepflanze der Feuerbohne vorgezogen wird, so eignet sich diese doch besser zum Anbau in Gebirgsgegenden und bringt selbst in naßkalten Jahren reichliche Ernten. Auch läßt sie sich zur Dekoration der Lauben, Fenster und Altane sehr gut benutzen. Es gibt von ihr Varietäten mit rothen und weißen Blüthen. Die Zwergbohne (P. nanus *L.*), Buschbohne, Eierbohne, Frühbohne, Büschelbohne, hat einen aufrechten, 2 Fuß hohen Stengel, der keiner Unterstützung bedarf und sich nur bisweilen etwas windet, eiförmige, zugespitzte Blättchen, Blüthentrauben, welche kürzer als die Blätter sind, und hängende, glatte Hülsen. Diese Art war ursprünglich in Ostindien einheimisch, wird aber seit länger als 2000 Jahren in Europa fast allenthalben kultivirt, und zwar noch häufiger, als die gemeine Stangenbohne und die Feuerbohne. Es gibt von ihr ebenfalls viele Varietäten. Die drei genannten Bohnenarten verlangen einen warmen, lockern Boden, eine geschützte Lage und mehr warme, als nasse Witterung. Sie können weder Frost noch Reif ertragen, weshalb man sie erst dann legt, wenn beide nicht mehr zu befürchten sind, im Mai, um sie dürr einzusammeln, und bis zum Juni, um sie grün zu genießen. Die Stangenbohnen werden im Garten 2 Fuß weit von einander in Büsche gelegt; wenn die Pflanzen die Höhe von 6 Zoll erreicht haben, werden sie mit Erde angehäufelt und mit 8 — 10 Fuß hohen Stangen versehen, an welchen sie hinaufranken können. Die Zwergbohnen legt man $1\frac{1}{2}$ Fuß weit von einander und behäufelt sie ebenfalls, wenn sie 6—8 Zoll hoch sind. Die Reiserbohnen werden im Mai entweder am Spaliere oder im freien Lande in Gräbchen gelegt, bei einer Höhe von 5 Zoll gehäufelt und mit Reisern versehen, an welchen sie hinaufranken können. Auf dem Felde pflanzt man die verschiedenen B.n auch buschweise zwischen Wälschkorn, Kraut, Kartoffeln und dergl., oder auch ganz allein. Die Zwergbohnen eignen sich auch zur Reihenkultur auf dem Felde, wo sie bei gehöriger Behandlung das ganze Feld überziehen, zu bedeutender Höhe emporsteigen und einen reichlichen Ertrag geben. In England wird die Reihenkultur der B.n vorzüglich auf dem bindenden, reichen Klayboden in den Grafschaften Kent, Essex und Sussex mit befriedigendem Erfolge betrieben. Zum Treiben eignen sich ebenfalls nur die Zwergbohnen. Die Kerne werden vom Januar bis März in Töpfe gepflanzt; man läßt sie im Treibhause gehörig antreiben und stellt sie dann in warme Mistbeete oder in Glaskästen. Häufiger legt man aber die B.n in den warmen Mistbeetkasten, wo sie schnell

keimen und bei sorgfältiger Behandlung auch schnell heranwachsen. Haupterfordernisse dabei sind Wärme, Licht und Luft. Man beginnt am besten um Mitte Februar mit dem Treiben, wo die Sonne schon mehr zu Hülfe kommt und das Gedeihen sehr erleichtert. Bei strenger und wechselnder Sonne, besonders wenn die Luft etwas rauh ist, muß öfters Luft zugelassen, aber, so wie der Himmel sich bewölkt, wieder abgeschnitten werden, damit keine rauhe Luft ins Beet komme, welcher die weichlichen B.n unterliegen. Bei starker Sonnenwärme muß man Luft zulassen. Zum Treiben eignen sich vorzüglich die weiße runde, die graue breite und die runde schwarze Zwergbohne. Um frühe B.n im Freien zu erziehen, wählt man geschützte Rabatten, wo möglich an südlich gelegenen Mauern, wo sie gegen Frost geschützt werden können. Die runde schwarze Zwergbohne eignet sich hierzu am besten. Die Sorten zum Anbau sind schwer zu bestimmen, da die Qualität nach Boden und Klima sich sehr häufig verändert. Die B.n geben dem Menschen eine kräftige, gesunde Nahrung, während sie für viele Thiere Gift sind und von den wenigsten gefressen werden. Ein Hauptbestandtheil des Ratten- und Mäusegiftes, welches von den Kammerjägern verkauft wird, besteht aus Bohnenmehl. Die frischen Hülsen werden als Gemüse und Salat verspeist, die trockenen Kerne werden ebenfalls als Suppen und Gemüse auf mannigfache Weise zubereitet. In der Medicin sind gebräuchlich die Samen oder Kerne, **Semina Fabarum s. Fabarum albarum, Fabae hortenses, Fabae albae**, weiße B.n, indem man nur die weißen Samen nimmt. Man gebraucht sie, wie die Samen von Vicia **Faba** *L.*, **Faba vulgaris** *Mill.*, zum Bohnenmehl (s. d.), **Farina Fabarum**, das man als Breiumschläge, um zu erweichen und zu zertheilen, auflegt. Ehedem glaubte man auch, daß die B.n harn- und bluttreibende Wirkungen besäßen, und wendete sie deshalb innerlich an. Nach Braconnot enthalten sie: Häute 7,00; Stärkemehl 42,34; Legumin od. Gliadin 18,20; Wasser 23,00; animalisirte, in Wasser lösliche, in Alkohol unlösliche Substanz 5,36; pektische stärkemehlartige Säure mit etwas Legumin 1,50; unkrystallisirbaren Zucker 0,20; Phyllochlor, wenig gefärbt, 0,70; markiges Skelet 0,70; Kali, organische zum Theil mit Kali gesättigte Säure, riechende Substanz u. Verlust 1,00. Die rauhhaarige oder Mungobohne (**P. Mungo** *L.*), mit hin- und hergebogenem, aufrechtem, rauhhaarigem Stengel, dreizählig gefiederten, fast herz-eiförmigen spitzigen, schwach ausgeschweiften Blättern, fast kopfständigen Blüthen, wagerechten, rauhhaarigen, etwas aufgetriebenen Hülsen u. walzlichen, abgestutzten Samen, ist in Ostindien einheimisch, wo sie häufig angebaut wird, weil ihr Same, besonders wenn der Reis mißräth, ein sehr wichtiges Nahrungsmittel ist, und wird in neuerer Zeit auch in Südeuropa kultivirt. Die strahlfrüchtige B. (**P. radiatus** *L.*), mit ausgebreitetem, nach rückwärts behaartem Stengel, dreizählig gefiederten Blättern, kopfständigen Blüthen und wagrechten, rauhhaarigen Hülsen, ist unter den ostindischen die wohlschmeckendste und wird daher häufig kultivirt, auch nicht selten als Arznei bei akuten Hautausschlägen, Wassersuchten etc. benutzt. Die dreilappige B. (**P. trilobus** *Roth*, **Dolichos trilobus** *L.*), mit fast aufrechtem Stengel, gestreckten, ausgebreiteten Aesten und zurückgeschlagenen, walzlichen Hülsen, wird in Ostindien als kühlendes Mittel bei schmerzhaften Augenentzündungen, Hämorrhoiden etc. benutzt. Mehre Bohnenarten werden auch als Zierpflanzen gezogen, so besonders **P. vexillatus** *L.*, großfahnige B., wohlriechende Phaseole, mit gewundenem, behaartem Stengel, dreizähligen Blättern und großen, wohlriechenden, violetten oder röthlichweißen, kopfförmig beisammenstehenden Blumen.

Bohnenbaum, s. Cytisus.

Bohnenberger, 1) Gottlieb Christoph, namhafter Mechaniker, geboren 1732 zu Neuenburg, studirte zu Tübingen, wurde 1760 Feldprediger, 1762 Pfarrer in Simmozheim, 1784 zu Altburg bei Kalw, wo er am 29. Mai 1807 †. Er gab u. A. heraus: „Beiträge zur theoretischen und praktischen Elektricitätslehre" (5 Stücke, Stuttg. 1793 — 1795).

2) Johann Gottlieb Friedrich von, namhafter Mathematiker und Astronom, Erfinder der nach ihm benannten Schwungmaschine und eines sinnreichen Elektrometers, Sohn des Vorigen, geboren den 5. Juni 1765 zu Simmozheim, erhielt seine Bildung in Stuttgart und Tübingen, wurde 1789 Pfarrvikar, ging aber, um seine Neigung zu astronomischen Studien zu befriedigen, 1793 nach Gotha, von da, nach längerem Aufenthalte, nach Göttingen, ward 1796 bei der Sternwarte in Tübingen angestellt und erhielt 1803 eine außerordentliche und später eine ordentliche Professur der Mathematik und Astronomie an der dasigen Universität. Seine wissenschaftlichen Leistungen verschafften ihm einen Ruf in den österreichischen Generalstab und glänzende Einladungen an die Universitäten Freiburg, Petersburg und Bologna, die er aber wegen seiner Anhänglichkeit an Tübingen ausschlug. Im Jahr 1813 von einer schweren Krankheit befallen, genas er nie wieder ganz u. † zu Tübingen den 19. April 1831. Er schrieb: „Anleitung zur geographischen Ortsbestimmung" (Götting. 1795); „Astronomie" (Tüb. 1811); „Anfangsgründe der höhern Analysis" (das. 1812); „Beschreibung einer Maschine zur Erläuterung der Gesetze der Umdrehung der Erde um ihre Axe und der Veränderung der Lage der letzteren" (das. 1817). Diese (bohnenbergersche) Schwungmaschine wurde auf Napoleons Befehl in den Schulen Frankreichs eingeführt. Ein sehr verdienstliches Werk war auch die „Karte von Schwaben" in 40 Blättern. Mit Lindenau gab er die „Zeitschrift für Astronomie und verwandte Wissenschaften", mit Autenrieth die „Tübinger Blätter für Naturwissenschaft und Arzneikunde" (1815—18) heraus.

Bohnenerz, kugeliger Thoneisenstein, besteht im Wesentlichen aus kleinen Stücken von schaligem und dichtem Thoneisenstein, welche durch Rollung mehr oder weniger abgerundet worden sind, und kommt im aufgeschwemmten Lande, in Sand-, Thon- und Lehmlagern vor, welche muldenförmige Vertiefungen ausfüllen. Die B.e, welche eine koncentrischschalige Absonderung zei,

gen, sind Eisensilikate und gehören nicht zu den Brauneisensteinen.

Bohnenkönigsfest, ein vorzüglich in Frankreich, sonst sogar am Hofe der Bourbonen, weniger in Deutschland gebräuchliches Gesellschaftsfest. Am heiligen Dreikönigstage wird unter einer bei fröhlichem Mahle versammelten Gesellschaft ein Bohnenkuchen, der eine einzige Bohne eingebacken enthält, stückweise unter die Anwesenden vertheilt. Derjenige, welcher die Bohne in seinem Stück findet, ist für das nächste Jahr Bohnenkönig und als solcher berechtigt, sich im Scherz einen Hofstaat zu wählen, wobei es an scherzhaften Huldigungen von Seiten der Anwesenden, sowie an andern dergleichen Belustigungen nicht fehlt. Zugleich hat er aber auch die Obliegenheit, am nächsten Dreikönigstage ein kleines Fest und dadurch Veranlassung zu einer neuen Bohnenkönigswahl zu geben. Die Ansicht, daß diese Sitte den römischen Saturnalien ihren Ursprung verdanke, an denen, da sie das Karneval der Alten waren, es nicht blos überall Jubel, Possen und Gelächter gab, sondern selbst die Kinder sich einen König zu wählen pflegten, dürfte wohl die meiste Wahrscheinlichkeit für sich haben. In Frankreich war diese Sitte, obschon die Geistlichkeit, namentlich im 17. Jahrhundert, vielfach dagegen eiferte, in früherer Zeit sehr allgemein und siedelte von da nach Deutschland über.

Bohnenkraut, s. Satureja.

Bohnenmehl, insbesondere aus Saubohnen bereitet, wird unter Brodmehl gemengt, aber auch allein als Surrogat des Roggenmehls verbraucht. Medicinisch dient es zum Erweichen von Geschwüren als Kataplasma. Mit Milch zu Brei gekocht, benutzt man es (meist nicht zum Vortheil) als Hausmittel, um Durchfälle zu stopfen.

Bohol (Bojol), ostindische Insel im Philippinenarchipel, zur Bissayasgruppe gehörig, südöstlich von der Insel Zebu, ist 65 □Meilen groß, gebirgig (Pik Ramanuko), stark bewaldet und fruchtbar (Reis, Gold), seit 1828 von Spanien aus kolonisirt und mit Missionären besetzt.

Bohren, im Allgemeinen durch Drücken und Drehen ein Loch in einen Gegenstand machen, wozu man sich gewöhnlich eines besonderen Werkzeuges, des Bohrers, bedient, welcher entweder mit der Hand geführt oder durch eine Maschine bewegt wird (s. Bohrer, Bohrmaschine). Etwas Anderes ist das B. zu bergmännischen Zwecken, welches mittelst des Erdbohrers geschieht und den Zweck hat, in gewissen Tiefen der Erdrinde Lagerstätten nutzbarer Fossilien aufzusuchen, deren Mächtigkeit zu erforschen, Salz- und Quellwasser zu erschroten, letztere aus alten ersoffenen Bauen zu entfernen, gute Wetter von einem Grubenraume zum andern überzuführen und die Mächtigkeit einzelner Gesteinslagen kennen zu lernen. Die Gezähe, mit denen die Bohrlöcher in die Erde niedergesenkt werden, bestehen im Allgemeinen aus dem sogenannten Bohrunterstücke, einem Meisel- oder anderen der Gebirgsart angemessenen Instrumente, mit dem erdige Massen und festes Gestein auf die Weise, daß nach und nach eine runde, vertikal niedergehende Oeffnung entsteht, eingearbeitet werden, aus dem Oehrstücke, aus den Verbindungsstücken oder Gestängen. Es gibt Bohrgestänge von Eisen, von Holz und Eisen, und Seilbohrer. Die eisernen Bohrgestänge bestehen aus einer beliebigen, sich nach der zunehmenden Tiefe des Bohrloches vermehrenden Menge eiserner, 7—21 Fuß langer, 4kantiger, an den Ecken etwas gebrochener 1 — 3 Zoll starker Stangen, die sich an ihren gegenseitigen Enden auf die Art zusammenschrauben, daß jede derselben eine Schraube und eine Mutter, die in einem u. demselben Schneidezeuge geschnitten sind, besitzt. An der Schraubenmutter des untersten Gestänges befindet sich das eigentliche Bohrinstrument, das je nach der Festigkeit des zu durchsinkenden Gesteins verschiedene Formen hat. Der Hub zum Absprengen des Gesteins im Bohrloch wird mittelst eines zweiarmigen Hebels bewirkt, der sich um einen Bolzen in der Hebedocke bewegt. Das Anfangsstück des Bohrers besteht aus einer zweiarmigen eisernen Stange, die rechte Winkel mit dem Bohrgestänge selbst bildet, einige Fuß lang und oben mit einem Gewerbe versehen ist, an welchem sich ein Ring befindet, der durch eine Kette mit dem kurzen Hebelarme in Verbindung steht. Mit diesem Anfangsstücke dreht der Bohrmeister das Gestänge immerwährend herum, sobald es mittelst des Hebels gehoben, der Meisel auf das Gestein aufgefallen ist und eine Nuth ausgesprengt hat. Bei tiefen Bohrlöchern greift der Schwengel mittelst einer Gabel in ein mit Wulsten versehenes Anfangsstück, in welchem er beliebig hoch und tief gestellt und so der Hub vergrößert oder verringert werden kann. Bis zu einer gewissen Tiefe ist die zunehmende Länge der eisernen Bohrgestänge mit großen Vortheilen verknüpft, weil durch die wachsende Schwere ein bei weitem kräftigerer Stoß auf das zu durchsinkende feste Gestein ausgeübt werden kann, der das Bohren sehr befördert. Allein dieser Vortheil verwandelt sich in Nachtheil, sobald die Last zu sehr anwächst, denn die Stangen fangen alsdann an, sich bei dem großen Gewichte und dem von unten nach oben wirkenden Stoße krumm zu ziehen, der Bohrer, nicht mehr im Lothe, macht Bewegungen zur Seite, reibt das Bohrloch unregelmäßig aus, und um so größere Weite dasselbe erhält, desto bedeutender werden die Schwankungen, die zuletzt zum Brechen des Gestänges führen müssen. Das zäheste zu solchen Gestängen verwandte Eisen springt zuletzt wie Stahl, und durch die nun fortwährend eintretenden Brüche werden die Bohrarbeiten ungemein erschwert. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat man das Gestänge in zwei Theile gesondert, einen untern, fest mit dem Bohrinstrumente verbundenen, und einen obern, viel längern, der im Verhältniß an Größe zunimmt, je tiefer das Bohrloch vorrückt. Beide, durch ein Seil zusammengehalten, werden mit einander aus dem Bohrloche gezogen, bestehen jedoch für sich, sobald der Bohrer niedergeht, und nur das Seil verhindert die vollkommene Trennung. Ganz auf denselben Principien beruht im Allgemeinen das Erdbohren mit schweren eisernen Unterstücken und hölzernen Gestängen, nur wird hier noch der besondere Vortheil erlangt, daß das Bohrloch

gleichmäßig rund bleibt, nicht im mindesten aus seiner ursprünglichen Direktion kommt, ein Bruch aber fast gar nicht mehr Statt finden kann, da das hölzerne Gestäng den vom Gestein empfangenen Stoß fast gar nicht, oder doch nur sehr schwach nach oben fortpflanzt. Bei dem Seilbohren hängt ein Bohrer von sehr bedeutendem Gewichte an einem Seile, an dem auf und ab gezogen er die nothwendigen Stöße bekommt. Man bedarf dabei eines besondern Bohrgerüstes, über welches das starke Seil, an dem der Bohrer mit seiner Leitstange hängt, befestigt ist. Der Bohrer selbst ist entweder ein Meisel- oder Kronenbohrer. Das senkrechte Niedergehen ist auch hier Haupterforderniß, weshalb der Bohrer mit einer Leitstange, die 6 Fuß lang und 2—2⅓ Zoll stark und an ihrem obern Ende mit einem Wulst, oder einer runden Scheibe, die ¼ Zoll kleiner als das Bohrloch weit ist, versehen seyn muß. Unmittelbar über der Schraubenmutter, in welcher der Meisel befestigt ist, befindet sich ein zweiter Wulst. Diese Stange gibt dem Meiselbohrer zugleich das Gewicht, welches zur Sprengung des Gesteins hinreicht. Um das in die Höhe Treten des Bohrschmantes durch die angebrachten Wulste nicht zu verhindern, erhalten dieselben 4 halbkreisförmige Ausschnitte, deren Größe von dem Durchmesser des Bohrloches abhängt. Bei 18 Zoll Bohrlochsweite gibt man dem Meisel mit der Leitstange ein Gewicht von 8—10 Centner. An dem obern Ende der letztern ist ein Gewerbe, an dem das Seil befestigt ist, angebracht, mittelst dessen die Drehung des Bohrers von selbst erfolgt, da bei der Anspannung des Seils in Folge der Windung beim Niederfallen eine drehende Bewegung entsteht. Obschon die Anschaffung und Unterhaltung des Bohrgezähes beim Seilbohren bei weitem weniger kostspielig ist, als bei steifen Gestängen, so bleibt die Anwendung in solchem Terrain, wo hartes, rücksichtlich des Zusammenhalts sehr verschiedenes Gestein durchsunken werden soll, doch höchst unsicher. Bei sehr tiefen Bohrlöchern gesellt sich hierzu noch der große Nachtheil der Seilausdehnung, die so stark wird, daß sich der Hub auf Null reducirt. Beim Bohren mit steifen Stangen kommen verschiedene Bohrgezähe, je nach der Beschaffenheit des zu durchsinkenden Gesteins, in Anwendung. In thonigem Boden und Dammerde sind cylindrisch hohle, von verstähltem Eisenblech gefertigte, in engern oder weitern Spalten auslaufende Löffelbohrer im Gebrauche, die, indem sie das Bohrmehl in sich aufnehmen, zugleich die Stelle des Schmanthebels versehen. Bei festen, trockenen Thonen, Mergel 2c. kommen Löffelbohrer mit scharfer Spitze und Schneide in Anwendung. Bei festern Gesteinen nimmt man Meiselbohrer, welche die Form der beim Gesteinssprengen üblichen Meisel haben und entweder ganz aus Stahl bestehen, oder doch mit einer guten Sorte dieses Materials belegt sind. Ihre Schneide ist nicht scharf, sondern kulpig und die Ecken sind gegen den mittlern Theil der Bahn etwas zurückgezogen. Dadurch, daß der Meisel, mit dem Gestänge in die Höhe gehoben, beim Niederfallen eine Nuth in das Gestein schneidet, die sich beim nächsten Hube, wo der Bohrer je nach der Festigkeit desselben mehr oder weniger umgedreht werden muß, vergrößert, entsteht ein rundes Loch, welches sich dann um so leichter tiefer niederbringen läßt, wenn man Wasser in dasselbe leitet. Das zähe Bohrmehl, hierdurch in einen dünnen Brei verwandelt, setzt dem niederfallenden Bohrer keinen besondern Widerstand mehr entgegen. Zuweilen erhalten die Bohrlöcher auch bei der größtmöglichen Vorsicht Unregelmäßigkeiten — sogenannte Füchse, — die durch Kronenbohrer oder Nachbüchser, ringförmige, nach außen zugeschärfte, den Durchmesser des Bohrlochs besitzende Instrumente, ausgeglichen werden. Außer den eigentlichen Bohrern sind noch verschiedene Werkzeuge zum Herausheben des Bohrschmantes, zum Herausziehen abgebrochener Gestängstücke 2c. erforderlich. Um den Bohrschmant zu bewältigen, bedient sich der Bergmann einer von Eisenblech gefertigten cylindrischen langen Büchse, die sich am untern Ende mit einem Ventile verschließt. Der Schmant tritt beim Einlassen in den Cylinder ein, zumal wenn er mittelst des Gestänges mehrmals umgedreht oder aufgestoßen wird. Sobald die Aushebung erfolgt, schließt sich das Ventil durch den Druck, den das Bohrmehl auf dasselbe übt. Aehnlich sind die Soolheber eingerichtet. Dieselben haben in der Regel ein Ventil an einer Stange, welche letztere an dem unteren Ende aus dem Heber hervorragt. Geht derselbe bis auf den Boden des Bohrlochs nieder, so stößt die Stange mit dem Ventil zurück und öffnet dessen innern Raum, der sich mit Soole füllt; das Ventil aber schließt sich durch die Schwere der eisernen Stange sogleich wieder, wenn das Gestänge, ausgehoben, den Grund des Bohrlochs verläßt. Die Instrumente zum Herausschaffen abgebrochener Gestängstücke sind außerordentlich mannigfach; es gehören dahin Bohrkrätzer, Bohrhaken, Bohrzieher 2c.; sie sind alle so hergestellt, daß mittelst ihrer die im Bohrloche befindlichen Eisenstücke gefaßt und so befestigt werden können, daß sie der Bohrmeister mittelst des Gestänges zu Tage zu bringen im Stande ist. Um die Gestänge aus den Bohrlöchern auszuheben und sie wieder in dieselben niedergehen zu lassen, sind starke Seile, die auf Rundbäumen mit Haspelhörnern oder Treträdern gewunden sind, zur Hand zu halten. Die Röhren, welche zum Aussetzen der Bohrlöcher in Anwendung genommen werden, sind theils von Holz, theils von Eisenblech, theils von Gußeisen, theils von Kupfer. Letztere wendet man am liebsten bei Bohrlöchern auf Steinsalz an, weil die Soole dieselben bei weitem nicht so sehr angreift als die eisernen. Die blechernen Röhren bestehen aus 3 Fuß langen, durch Kupfer gelötheten oder ganz gut vernieteten Cylindern. Die einzelnen Röhren werden unmittelbar über dem Bohrloche mittelst Zinn zusammengelöthet, oder mittelst Schrauben an einander befestigt. Die Stärke der Blechtafeln beträgt ⅛—¼ Zoll. Besser, aber auch bei weitem theurer, sind die gußeisernen Röhren, welche vermöge ihrer großen Schwere leichter in die Bohrlöcher niedersinken und einen größern Seitendruck von Gestein oder Wassern abhalten. Sie werden mittelst starker Schrauben an einander befestigt, die durch einen eisernen anschließenden Ring in das Gußeisen eingreifen. Der hölzernen

Röhren bedient man sich seltener. Schon wegen der großen Stärke, welche sie haben müssen, sind sie zum Einlassen in die Bohrlöcher höchst unbequem. Werden sie angewandt, so verbindet man sie durch eiserne Ringe und Büchsen, welche denen, die bei den Brunnenröhren im Gebrauch sind, gleichen. Die unterste Röhre erhält einen eisernen unten zugeschärften Schuh. Bei Thonen oder sonstigen nicht stehenden Gesteinen oder solchen Partien, in denen man starke Wasser, die nicht zum Ausflusse kommen sollen, vermuthet, geht man beim Bohren zugleich mit eisernen oder starken Blechröhren nieder. Es sind dabei besondere Bohrer in Anwendung zu bringen, damit dieselben das Loch unter der Röhre so weit als über derselben bohren. Man läßt zu diesem Zwecke einen Meiselbohrer, der unten bis zu einer gewissen Höhe ausgehauen und hierdurch in zwei Theile gesondert erscheint, fertigen. Durch eine angebrachte Kette wird derselbe in seiner gehörigen Bohrweite erhalten. Mittelst dieses Instruments, das beim Einlassen in das Bohrloch durch starken Bindfaden so zusammengezogen wird, daß es durch die Röhrentour durchgeht, wird nun auf dem Tiefsten des Bohrlochs die Bohrarbeit begonnen. Dabei reibt sich der Bindfaden bald entzwei, der Bohrer springt vermöge seiner Federkraft auseinander und wird durch die Spannkette in gehöriger Bohrweite erhalten. Unter der Röhrentour wird nun durch ihn die Oeffnung weiter, als die Röhren sind, welche nach und nach von oben niedergelassen werden. Bei der gespaltenen Gestalt des Bohrers bleibt in der Mitte ein Stück Gebirg stehen, welches jedoch leicht mit dem Kolbenbohrer nachgenommen werden kann. Beim Herausziehen des Bohrers drückt er sich, vermöge seiner Federkraft, von selbst zusammen und geht so durch die Röhren hindurch. Obschon diese Bohrarbeit nur langsam vorrückt, so geht dieselbe doch sicher von Statten und ist besonders beim Bohren auf Steinsalz, da wo Thonlagen getroffen werden, bei deren DurchschroLung starke süße Wasserzuflüsse zu vermuthen stehen, anwendbar. Die Röhren werden anfangs durch Rammen in die Bohrlöcher eingetrieben. Bei eisernen oder bleiernen langt eine Ramme von 1—2 Centner, die nur wenig Fall zu haben braucht, vollkommen aus. Bei hölzernen sind nicht selten Rammen von 12 Centner Gewicht, die hoch herabfallen, erforderlich. Damit die Röhren senkrecht niedergehen, errichtet man in einer gewissen Höhe über dem Bohrloche ein Hängewerk, durch welches sie lothrecht über dem Bohrloche erhalten werden. Man hat beim Bohren und hauptsächlich beim Umsetzen des Bohrers vielfältig Bohrmaschinen in Anwendung zu bringen versucht, doch haben dieselben ihrem Zwecke nie vollkommen entsprochen, zumal das Umsetzen des Bohrers mit jedem Härtegrade des Gesteins wechselt. Bei geringem Hube fällt der Bohrer in der Minute 40–48mal, bei einem Hube von 8 Zoll 30mal und beim höchsten 25mal. Bei sehr festem Gesteine muß es als Regel gelten, nie mehr als 3—4 Zoll Hub zu geben, wobei der Bohrmeister den Bohrer 16—30mal umsetzen muß. Bei nicht ganz festem Gesteine läßt man dem Bohrer 6—10 Zoll Hub geben. Das Setzen mit der Hand hat offenbar den Vortheil, daß man dabei jede Veränderung des Gesteins auf das Deutlichste wahrnehmen kann, was beim Setzen mittelst einer Maschine nie der Fall ist. Damit den Bohrern, die am Schwengel stehen, die Arbeit erleichtert wird und sich dieselben nicht zu tief zu bücken haben, bringt man einen $1\frac{1}{2}$ Fuß hohen Prellklotz unter dem Schwengel an. Das Minimum beim Bohren im festen Gesteine ist 1 Zoll in 12 Stunden, das Maximum 3—4 Fuß. Im aufgeschwemmten Lande kann man am ersten Tage oft bis 60 Fuß abbohren.

Bohrer, ein Werkzeug von sehr verschiedener Größe und Gestalt, das aus einem Stück Eisen (Bohreisen) und einem gewöhnlich rechtwinkelig darin befestigten Griff (Bohrgriff) besteht und zum Bohren von Löchern in verschiedenes Material dient. Das Bohren wird bewirkt durch eine Spitze, Schraube, Krone u. dergl. und man unterscheidet danach: Ahlen, Pfriemen (Spitzbohrer), die eigentlich mehr stechend wirken und daher nicht zu den eigentlichen B.n gehören; Nagel-, Band-, Hohl-, Schemel-, Bank-, Löffel-, Zapfen-, Centrum-, Radbohrer. Die Brustbohrer werden an die Brust oder ein davor gehängtes Bret (Bohrscheibe) gestemmt und mit derselben gegen den Gegenstand gedrückt; das Mittelstück ist nach zwei rechten Winkeln ausgebogen, woran gedreht wird; der obere Theil ist auf einer mit einem Bogen versehenen Scheibe beweglich, der untere Theil so eingerichtet, daß Bohrspitzen von verschiedener Stärke eingesetzt werden können. Vergl. Bohrmaschine.

Bohrer, berühmte Musikerfamilie, bestehend zunächst aus 4 Brüdern: Anton, Violinvirtuosen, geboren zu München 1791, Max, Violoncellvirtuosen, geboren daselbst 1793, Peter und Franz, welche Violine und Viola spielten. Den ersten Unterricht erhielten alle vier von ihrem Vater, Kaspar B., einem kunstsinnigen und trefflichen Kontrabassisten, erst in der Kapelle zu Mannheim, dann zu München. Anton bildete sich unter Winters und Kreutzers Leitung im Violinspiel u. bei Danzi in der Komposition; Max aber bei dem Violoncellisten Schwarz in München im Violoncellspiele weiter aus. Schon als Knaben von 9, 10, 12 u. 14 Jahren zogen die vier Brüder durch ihr meisterhaftes Quartettspiel die Aufmerksamkeit aller Kenner auf sich und wurden sehr früh alle 4 in der Kapelle zu München angestellt. Im Jahre 1805 unternahmen sie eine Reise nach Wien, wo ihr Spiel den lebhaftesten Beifall erhielt. Nach ihrer Rückkehr starben in München Peter und Franz. Anton und Max unternahmen das Jahr darauf (1806) eine Reise durch Deutschland und Polen, auf welcher die Bekanntschaft mit den bewährtesten Meistern von dem bedeutendsten Einflusse auf sie war, namentlich nahm sich Max B. Rombergs Spiel zum Muster. Im Jahre 1808 kehrten sie wieder nach München zurück; nach dem Tode ihres Vaters (1809) nahmen sie ihren Abschied und begannen 1810 ihre große Wanderung durch fast ganz Europa, auf der sie die glänzendsten Triumphe feierten. Nachdem sie 1818 nach Deutschland zurückgekehrt waren, wurden sie in Berlin, Anton als Koncertmeister und Max als erster Violoncellist angestellt. Nachdem sie 1820—1823 noch

eine Kunstreise durch Italien gemacht, nahmen sie 1824 wegen Mißhelligkeiten mit Spontini ihre Entlassung und gingen vorerst über Hamburg nach München, wo sich beide Brüder mit den als Klaviervirtuosinnen rühmlichst bekannten zwei älteren Töchtern des Instrumentenmachers Dülken in München, Max mit Luise (geboren 1805 zu München) u. Anton mit Fanny (geboren daselbst 1807) verheiratheten und so ein Quartett zusammenbrachten, das in seiner Art einzig war. Sie wandten sich zunächst nach Paris und wurden hier als erste Solospieler am Hofe Karls X. angestellt. Nach der Revolution begaben sie sich nach London und kehrten von da nach Deutschland zurück. Max erhielt 1832 eine Anstellung als erster Violoncellist und Koncertmeister in der königlichen Hofkapelle und seine Frau als Hofpianistin und Lehrerin der königlichen Prinzessinnen zu Stuttgart; Anton, der in demselben Jahre noch einmal Paris besuchte, wurde 1834 Koncertmeister in der königlichen Kapelle zu Hannover. Was diesen Künstlern noch als besonderes Verdienst angerechnet werden muß, das ist der bedeutende Einfluß, welchen sie auf ihren Reisen auf die Verbreitung eines geläuterten Geschmacks ausgeübt haben. Namentlich war dieses der Fall in Paris, wo sie durch den meisterhaften Vortrag beethovenscher, mozartischer und haydnscher Quartette es ordentlich darauf angelegt zu haben schienen, den Sinn für klassische Musik im Publikum zu wecken. Ihr Haus war der Sammelplatz aller gebildeten Musiker und Musikfreunde aus allen Ständen. Ihre gedruckten Kompositionen bestehen in Koncerten, Rondo's, Fantasien, Duetten, Trio's, Variationen für ihre Instrumente; sie sind voller Gesang, reich an Phantasie und an kühnen, modulatorischen Wendungen.

Bohrmaschine, jede Vorrichtung, mit welcher nicht bloß Löcher von verschiedener Weite in Holz, Metall oder Stein, sondern auch hölzerne, metallene nnd steinerne Röhren jeder Art, z. B. Wasserröhren, Kanonenröhren ꝛc., genau u. leicht gebohrt werden. Die wichtigsten der hierher gehörigen Maschinen lassen sich in 2 Klassen eintheilen: 1) Maschinen (engl. drilling machines), welche die Bestimmung haben, in Metallstücke, besonders guß- und schmiedeeiserne Maschinentheile, Löcher von nicht sehr großem Durchmesser und nicht sehr beträchtlicher Tiefe zu bohren; 2) Maschinen (engl. boring machines), welche zum Bohren langer, röhrenartiger Höhlungen dienen. Bei den zur 1. Klasse gehörigen Bohrmaschinen pflegt der Bohrer in senkrechter Stellung, die Spitze nach unten kehrend, angebracht zu seyn u. seine drehende Bewegung durch verzahnte Räder oder durch eine Riemenscheibe zu empfangen. Der fortwährende Druck des Bohrers gegen das Arbeitsstück wird entweder durch einen Mechanismus hervorgebracht, welcher den Bohrer mit geringer Geschwindigkeit auf das unbewegliche Arbeitsstück herabbewegt, oder umgekehrt das Arbeitsstück gegen den an seinem Platze bleibenden Bohrer erhebt. Für diesen letztern Fall wird neuerlich öfters mit großem Vortheile der Druck einer Wassersäule angewendet. Beim Bohren langer cylindrischer (rohrartiger) Höhlungen, wozu die Bohrmaschinen der 2. Klasse angewendet werden, ist in den meisten Fällen die Höhlung schon vorhanden, indem der Cylinder hohl gegossen wird, wie Pumpenstiefel, Dampfmaschinencylinder u. dgl., oder hohl geschmiedet, wie Gewehrläufe. In diesem Falle handelt es sich nur um die Glättung und Berichtigung derselben, und man kann, wenn es nöthig ist, der Bohrspindel an ihren beiden Enden eine Unterstützung geben, was sehr wesentlich dazu beiträgt, Schwankungen zu verhindern und so die Genauigkeit des Bohrens zu befördern. Zuweilen muß dagegen in massives Metall gebohrt werden, und die Höhlung geht wohl auch gar nicht ganz durch, hat und behält daher nur einen einzigen Ausgang. Dieser Fall, der beim Bohren der Kanonen vorkommt, vergrößert in hohem Grade die Schwierigkeit der Aufgabe; denn der Bohrer muß eine so große freistehende Länge haben, als durch die Tiefe der Bohrung nöthig wird, und ist daher dem Zittern oder Schwanken und kleinen Abweichungen von der geraden Richtung leicht unterworfen, wodurch die Genauigkeit der Bohrung beeinträchtigt wird. Die drei vorzüglichsten Arten von B.n, welche zu der 2. Klasse solcher Maschinen gehören, sind: die Kanonen- (s. Stückgießerei), die Flinten- (s. Büchsenmacherkunst) und die Cylinderbohrmaschinen, letztere zum Ausbohren hohlgegossener, an beiden Enden offener Cylinder zu Pumpen, Feuerspritzen, Dampfmaschinen, Cylindergebläsen, hydraulischen Pressen ꝛc. Die Cylinderbohrmaschinen sind durchaus horizontal angelegt, und da eine Einrichtung, um beiderseits offene Cylinder von oft sehr bedeutender Größe so einzuspannen, daß sie in genaue Rundrehung versetzt werden können, mit vielen Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten verbunden wäre, so ist in der Regel der Cylinder unbeweglich fest gelegt. Der Bohrer besteht aus einer durch die Axe der Cylinderhöhlung gehenden, außerhalb derselben zu beiden Seiten unterstützten Welle (Bohrstange, Bohrspindel), auf welcher eine dicke gußeiserne Scheibe (der Bohrkopf) sich befindet. In den Umkreis des Bohrkopfes werden stählerne Schneiden eingesetzt, welche das Ausbohren verrichten. Zu diesem Behufe erhält die Bohrstange eine drehende Bewegung um ihre Axe, und zugleich wird entweder die Bohrstange sammt dem darauf befestigten Bohrkopfe, oder der letztere allein auf der an ihrem Platze bleibenden Bohrstange allmählig nach der Länge des Cylinders fortgerückt. In beiden Fällen kann der Mechanismus mit mancherlei Verschiedenheiten ausgeführt werden. Wenn der Bohrkopf den Weg von einem Ende des Cylinders bis an das andere vollbracht hat, stellt man die Schneiden so, daß sie ein wenig weiter aus dem Bohrkopfe hervorragen, u. fängt das Bohren von Neuem an. Auf diese Weise wird so oft als nöthig verfahren. Die zweckmäßigste Umfangsgeschwindigkeit des Bohrkopfes beim Bohren in Gußeisen ist etwa 6 Fuß pr. Minute, so daß 6zöllige Cylinder ungefähr in 16 Sekunden, 12zöllige in einer halben Minute, 24zöllige in 1 Minute, 36zöllige in 1½ Minuten eine Umdrehung vollbringen. Läßt man den Bohrer stark angreifen, so muß die Bewegung noch langsamer seyn. Die Fortrückung des Bohrers während einer Umdrehung kann höchstens 1 Linie

betragen. Demnach erfordert z. B. ein 24zölliger, 5 Fuß langer Cylinder wenigstens 12 Stunden, um ein Mal durchgebohrt zu werden.

Bohrmehl, der feine Staub, welcher beim Abbohren von Bohrlöchern in festem Gebirgsgesteine entsteht und durch den Bohrkrätzer aus denselben gezogen wird.

Bohrmuscheln (Teredida), Familie aus der Klasse der Muschelthiere (Acephala) u. der Ordnung der Röhrenmuscheln (Inclusa), charakterisirt durch zwei sehr deutliche, unregelmäßige, gleiche Schalen, die an dem Schlosse durch einen löffelförmigen Fortsatz mit einander vereinigt sind. Der wurmförmige Mantel ist frei, ebenso die Schalen; bilden die Thiere eine Kalkröhre, so wird die von ihnen gebohrte Gallerie damit ausgekleidet, ohne daß sie dem Mantel selbst anhängt. Bei den eigentlichen B. (Pholas) sind die Schalen ziemlich groß und eine ziemlich große Strecke am Schlosse durch einen löffelförmigen Fortsatz mit einander verbunden. Der meist wurmförmige Körper steckt in einem sackartigen Mantel, der nur vorn für den Fuß und hinten in lange Athemröhren ausgezogen ist. Diese Thiere bohren sich in einer gewissen Tiefe unter dem Wasserspiegel, am liebsten in kalkige senkrechte Felsmassen, und wo solche fehlen, in Schlamm, sowie in Holz ein. Ihre Gallerien sind sehr glatt, wie polirt, und bieten besonders an steinigen und felsigen Ufern durch die konstante Höhe unter dem Wasserspiegel, in welcher sie sich einbohren, ein treffliches Kennzeichen für alte Strandlinien und frühere Höhen des Meeresspiegels. Was die Art und Weise des Bohrens betrifft, so hat man bald behauptet, daß die Thiere mit ihren oft feinen oder gerippten Schalen die Löcher gleichsam ausfeilten, bald daß sie eine Säure absonderten, welche die Steinmasse auflöse. Aber beide Annahmen sind unstatthaft, denn man hat weder ein solches Auflösungsmittel, noch eine Abnützung der Schalen durch das Feilen je bemerkt. Andere wollten das Bohren so erklären, daß, weil die ganze Oberfläche des Thieres mit stets in bestimmter Richtung flimmernden Wimpern besetzt sey, fortwährende kleine Wasserströme gebildet würden, welche den Stein auswüschen. Neuerlich aber hat man gefunden, daß bei allen diesen B. der breite, runde, stempelähnliche Fuß, der vorn zwischen den klaffenden Schalen vorgestreckt wird und meist genau in das vordere Ende des Bohrlochs paßt, sowie die verdickten Theile des Mantels da, wo derselbe von den Schalen nicht bedeckt ist, mit kieseligen Krystallkörperchen besetzt ist, welche das Licht sehr stark brechen, durch Druck in scharfeckige Stücke zerspringen und ebenso scharfe Winkel zeigen. Diese in großer Menge vorhandenen scharfen Kieselkrystalle wirken in den sehr muskulösen Organen wie eben so viele Griffel, und mithin stellt der ganze Fuß oder Mantel eine Art von Reibscheibe dar, die hinsichtlich der von ihr ausgeübten Wirkung mit dem Schachtelhalm oder einer Schmirgelscheibe verglichen werden kann. Die geringen, wurmförmigen Bewegungen dieser Theile reichen aber hin, um Steine und Holz anzuschleifen, während die mikroskopischen Späne dieser Bohrarbeit von den Flimmerströmen der Oberfläche stets fortgeschafft werden, so daß das Bohren selbst von Statten gehen kann. Arten von B. finden sich in allen Meeren und werden ihres pfefferartigen Geschmackes wegen als Speise geschätzt. Die Dattelmuschel (Steinbohrer, Steinfingermuschel, Pholas Dactylus *L.*), die an den französischen u. italienischen Küsten in Kalkfelsen wohnt, zieht man den Austern vor. Merkwürdig ist das Leuchten dieser Thiere im frischen, nicht erst im faulenden Zustande, welches inwendig und auswendig und selbst noch im Munde der sie Essenden bemerkbar ist. Zu derselben Familie gehören die Bohr- oder Pfahlwürmer (Teredo), welche wegen der großen Verwüstungen, die sie in Häfen und Werften an dem unter dem Wasser befindlichen Holze anrichten, berüchtigt sind. Diese Thiere haben ungefähr die Länge eines Regenwurms und enden nach hinten in zwei lange, zuletzt getrennte Röhren. Die am vordern Ende befindlichen Schälchen sind sehr klein, dünn und von unregelmäßiger Gestalt. Am hintern Ende des Körpers befinden sich da, wo die Röhren anfangen, zwei schaufelförmige knorpelige Anhänge, durch welche das Thier mit der Kalkröhre, womit es seine Gallerien auskleidet, verwachsen ist. Diese Bohrwürmer zernagen alles Holz, selbst das festeste, und durchbohren es mit Millionen sich durchkreuzender Gänge, so daß es ganz unbrauchbar wird und zusammenbricht. Sie stammen aus den Meeren der heißen Zone. Die bekannteste Art, Teredo navalis *L.*, greift die ungekupferten Schiffe, Holzdämme u. dergl. an und richtet sie in verhältnißmäßig kurzer Zeit völlig zu Grunde. Sie ist erst um 1780 nach Holland verschleppt worden, wo sie durch Zerstörung der Dammbauten Deichbrüche veranlaßte und ganze Provinzen in Gefahr brachte. Späterhin ist sie, wahrscheinlich in Folge des Klima's, minder zahlreich geworden, doch kommt sie einzeln noch jetzt an den italienischen, sowie an den holländischen und englischen Küsten vor.

Bohrstößel (Bohrstück, Zwicker), der untere Theil des Bergbohrers (s. Bohrer), welcher bohrt oder Erde und Steine im Bohrloche losschlägt.

Bohrwerk, s. v. a. Bohrmaschine.

Bohrwurm, s. Bohrmuscheln.

Bohtori, Alwalid, arabischer Dichter aus dem Stamme Tay, geb. in Syrien zu Manbedj (Hierapolis) um 821 n. Chr., bildete sich unter dem berühmten Abu-Temam, ging dann nach Bagdad, erwarb sich die Gunst des Khalifen Motawakkel und dessen Wesirs Fath und verfaßte dort die meisten seiner Werke. Er † in Syrien gegen das Ende des 9. Jahrhunderts. Seine Gedichte erhielten von seinen Zeitgenossen den ehrenden Titel „Goldene Ketten", und er selbst wurde unter die drei größten arabischen Dichter seit dem ersten Jahrhundert der Hedschra gezählt. Man hat von ihm einen „Diwan", in welchem seine Gedichte nach der alphabetischen Ordnung der Reime geordnet sind; gegenwärtig auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris. In Freytags „Selecta ex historia Halebi" (Paris 1819) befindet sich ein Gedicht aus dem „Diwan" an den Khalifen Motawakkel.

Bohtz, August Wilhelm, geachteter deutscher Aesthetiker, den 17. Juli 1799 zu Stettin ge-

boren, besuchte seit 1814 das Gymnasium seiner Vaterstadt u. bezog dann die Universität zu Halle, um Theologie zu studiren. Indessen gab er bald die Theologie als Fachstudium auf und widmete sich philologischen, sowie philosophischen und historischen Studien, die er im Sommer 1823 zu Berlin und dann bis zum November 1825 in Göttingen fortsetzte. Nachdem er sich auf der letztern Universität die philosophische Doktorwürde erworben und dann einige Monate in der Heimath verlebt, wendete er sich nach einigem Aufenthalt zu Berlin im Juni 1826 nach Dresden, wo er bis zum Mai 1828 mit Tieck und dessen Familie im freundlichsten Umgang lebte. Hierauf ging er vorerst nach Halle, später nach Göttingen, wo er sich Michaelis 1828 als Privatdocent habilitirte und im Mai 1837 zum außerordentlichen, im Juli 1842 zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät ernannt wurde. Seine Vorlesungen erstrecken sich theils über Geschichte der neuern und neuesten deutschen Nationalliteratur, theils über Aesthetik, Psychologie in Verbindung mit Logik, Religionsphilosophie und Ethik. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann B. mit der Abhandlung „De Aristophanis ranis" (Hamburg 1828), welcher die „Vorlesungen über die Geschichte der neuern deutschen Poesie" (Göttingen 1832) und „Die Idee des Tropischen" (das. 1836) folgten. In letzterer Schrift, sowie in der Untersuchung über „Das Komische und die Komödie" (Göttingen 1844) suchte B. das Gebiet der spekulativen Aesthetik anzubauen. Wie B. in diesem Werke einerseits vom philosophischen Standpunkte aus das bewegende Princip des Schönen zur allgemeinen Anerkennung zu bringen sucht, so ist ihm andererseits daran gelegen, die an sich dürftigen Begriffe des Schönen dadurch in individuelles Leben, in Fleisch und Blut zu verwandeln, daß er sie auf die Werke der wirklichen Kunst, insbesondere auf die Schöpfungen der Tragödie und Komödie in Anwendung bringt. Namentlich ist es die sogenannte alte oder aristophanische Komödie, in deren Komposition und ganze Eigenthümlichkeit B. mehr eingegangen ist, als dies bisher in den rein ästhetischen Untersuchungen geschah.

Bohun Upas, Baum, s. Upas.

Bohus-Län, schwedische Provinz, s. v. a. Götaborgs-Län, s. Gothenburg.

Bohus-Slot, ehemals schwedische Festung, nördlich von Gothenburg auf der Klippe Elfwebakka in der Göta-Elf bei der Stadt Kongelf gelegen, wurde 1308 von dem norwegischen König Hakon VII. aus Holz erbaut, 1361 vom König Magnus an die Hanseaten verpfändet, 1448 und 1605 von den Königen Christian I. u. Christian IV. aus Stein hergestellt. Der dänische Prinz Christian entriß sie 1502 den Schweden, die hier unter Karl Knutsson eine Niederlage erlitten. Auch 1531 wurde hier zwischen Dänen und Schweden eine Schlacht geschlagen, die aber unentschieden blieb. Im Jahr 1534 ward B. von einem schwedischen Hülfsheer Christians III. erobert, 1564, 1565 und 1566 von den Schweden belagert. Unter Karl XII. ging die Festung ein. Am 9. Okt. 1788 wurde hier ein Waffenstillstand mit den Dänen geschlossen, die am 13. November abzogen.

Bohwanie, in der indischen Mythologie eine schreckliche Göttin, welcher von ihren Anhängern, den Thugs oder Phansigars (Würgern), Menschenopfer gebracht werden. Die Thugs tragen den Namen ihrer Göttin auf dem Arm eingeprägt und halten es für verdienstlich, so viel Leichname als möglich zu machen, was sie durch Erdrosseln bewerkstelligen und oft mit der bewundernswürdigsten Geschicklichkeit ausführen. Erst in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts hat man diese selbst den Hindu's unbekannte, weit verzweigte Sekte entdeckt und ihre Theilnehmer zum Schaffot geführt; sie erlitten alle den Tod mit großer Standhaftigkeit, in der Ueberzeugung, von B. unmittelbar in das Reich der seligen Geister eingeführt zu werden.

Boi, s. v. a. Boy.

Boichot, Guillaume (nicht Jean), französischer Bildhauer, geboren 1738 zu Chalon-sur-Saone, lieferte zwei herrliche Basreliefs in dem Refektorium der Abtei zu Dijon, die von dem revolutionären Vandalismus zerstört wurden, während drei andere in dem Saale der Akademie noch vorhanden sind. Später kam B. nach Paris, fertigte hier das schöne Basrelief am Hauptaltare in der Pfarrkirche von Montmartre, brachte 1789 eine Statue „Telephus durch den Achilles verwundet" in die Kunstausstellung und wurde in Folge dessen Mitglied der königl. Bildhauerakademie. Im J. 1801 lieferte er die Büsten von Denon und von Bernardin de St. Pierre; er † 1814. Außer den genannten Werken hat man von ihm einen sitzenden Hercules, das große Basrelief in St. Genovefa, die Statue des heil. Rochus und die Basreliefs in der großen Halle des Triumphbogens auf dem Karusselplatze.

Boieldieu, François Adrien, weltberühmter französischer Opernkomponist, geboren zu Rouen am 16. Dec. 1775, zeigte frühzeitig große Neigung für die dramatische Musik und fühlte sich namentlich von den Werken Gretry's, d'Alayracs u. Méhuls angezogen. Bald machte er sich selbst an das Werk, eine Oper zu schreiben, und da dieselbe Beifall fand, begab er sich nach Paris, wo er sich anfangs durch Klavierstimmen die nöthigen Subsistenzmittel erwarb, bis er in Folge seiner Aufnahme in das Haus des berühmten Instrumentenmachers Erard, in dessen Werkstätten stets viele der angesehensten pariser Tonkünstler zusammenkamen, bekannt wurde; sein fertiges Klavierspiel zog die Aufmerksamkeit Méhuls u. A. auf sich, doch empfand er bald die Nothwendigkeit, noch bessere Studien zu machen und sich eine eigentliche Schule anzueignen, um als Virtuos leben zu können. Er setzte sich ans Werk; die Lust zur Komposition aber erschwerte ihm die Ausführung desselben sehr. Seine herrlichen Romanzen, von denen sehr viele Lieblingsstücke der Damen geworden sind, wie z. B. „Vivre loin de ces amours", gefielen mehr als sein Spiel; dazu kam die einaktige Oper „La Dot de Suzette", welche ungemeinen Beifall fand. Der geringere Erfolg der gleich darauf und theilweis schon früher komponirten komischen Opern: „Montbreuil et Verville" und „Zoraïme et Zulnare", besonders aber das nachtheilige Urtheil, welches Adam über die Instrumentation derselben fällte, führten B. wieder zu dem Klavier zurück; er übte sich fleißig, ward

beliebt als Pianofortespieler, setzte mehre Konzerte und Sonaten für Pianoforte, auch 2 Sonaten für Pianoforte und Harfe, welche seltenes Glück machten, und erhielt schon 1800 den Ruf als Professor des Pianofortespiels am Konservatorium. Hier trat er mit Cherubini, der ihn förmlich in der dramatischen Komposition unterrichtete, in ein engeres Freundschaftsverhältniß. Der Einfluß, welchen der vertraute Umgang mit einem der größten und künstlerisch ausgebildetsten Tondichter auf B. hatte, gab sich gleich in der nächstfolgenden Oper „Beujowsky" kund, die, früher kalt aufgenommen, nach 25 Jahren wieder hervorgeholt und mit außerordentlichem Beifall gegeben wurde; die leichte, graciöse und geistreiche Musik des „Khalifen von Bagdad" (Umarbeitung jener Oper) erlebte nicht weniger als 700 Vorstellungen in kürzester Zeit. Noch besser, besonders in der Instrumentation, war „Ma Tante Aurore". B.'s Ruf als dramatischer Komponist war von jetzt an begründet. Durch Himmels Vermittelung erhielt er den ehrenvollen Ruf als kaiserlicher Kapellmeister nach Petersburg an Sarti's Stelle. Hier schrieb er erst: „Rien de trop ou les deux paravents", eine flüchtig gearbeitete Kleinigkeit, die aber mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Nicht weniger Glück machte er mit „La jeune femme colère", einer Nachbildung des Lustspiels von Etienne. Die Oper „Abderkan" fiel nur wegen des schlechten Textes durch. Mit dem Direktor des kaiserlichen Theaters hatte er einen Vertrag abgeschlossen, wonach er jährlich 3 neue Opern, zu denen der Theaterdirektor die Texte liefern mußte, zu komponiren hatte. Da letzterer indeß sein Versprechen nicht hielt, so sah sich B. genöthigt, schon komponirte oder nicht für die Komposition bestimmte Gedichte in Partitur zu setzen. So entstanden „Aline, reine de Golconde", früher schon von Berton komponirt; „Les voitures versées", eine Umwandlung eines Vaudeville's von Dupaty in eine komische Oper, die B. später noch einmal für das Theater Feydeau in Paris komponirte; „Calypso", eine Nachbildung des „Télémaque" von Lesueur. Alle diese in Petersburg geschriebenen Opern tragen unverkennbare Spuren großer Leichtfertigkeit und Nachlässigkeit an sich und wurden in Paris nie aufgeführt. Besser waren die Militärmusiken, deren B. eine große Menge komponirte, und die Chöre aus Racine's „Athalie", die zu seinen schönsten Arbeiten gezählt werden müssen. Im Jahre 1810, als die politische Lage der Dinge die meisten französischen Künstler aus Rußland in ihr Vaterland zurücktrieb, nahm auch B. seinen Abschied, besonders auch wegen der nachtheiligen Einwirkung des rauhen nordischen Klima's auf seine Gesundheit, namentlich seine Augen. Als er 1811 in Paris ankam, führte hier der fruchtbare Nicolo Isouard das Scepter der komischen Oper. In dieser Zeit (1812) trat B. mit seinem weltbekannten „Jean de Paris" auf, dem 1813 „Le nouveau seigneur du village" („Der neue Gutsherr") folgte; auch dieses Stück fand wohlverdienten Beifall und B. selbst hielt viel auf diese Arbeit. Die Jahre 1814—1816 waren nicht die günstigsten für die Kunst. Auch die Federn der Komponisten mußten zu Waffen gegen den Kaiser von Rußland werden, u. selbst B. sah sich genöthigt, mit Cherubini, Catel u. Nicolo Theil an der gegen die Allianz gerichteten politischen Oper „Bayard à Mezières" zu nehmen; doch ließ ihm Alexander dieses nicht entgelten, behandelte ihn vielmehr während seines Aufenthalts in Paris mit vieler Auszeichnung und lud ihn sogar ein, wieder nach Rußland zu kommen, ein Anerbieten, das aber B. in Rücksicht auf seine Gesundheit ablehnen mußte. Im Jahr 1814 komponirte er mit seiner Schülerin, Mad. Gail, gemeinschaftlich die einaktige Oper „Angela"; 1816 zur Vermählung des Herzogs von Berry, in Gemeinschaft mit dem von ihm begünstigten Herold „Charles de France", von der das Trio der „treuen Ritter" die einzige Nummer ist, welche die Partitur überlebt hat; in demselben Jahre schrieb er die geistreiche, aber etwas kalte Partitur „La fête du village voisin". Bis dahin hatte B. noch zu keiner festen Anstellung gelangen können; dazu kam, daß nun auch Rossini nach und nach in Frankreich die Oberhand gewann, wodurch B.'s früher so hochgestellte Arbeiten, der drastischen Hülfs- und Zugmittel jenes kühnen Reformers entbehrend, immer mehr und mehr in der Gunst des Publikums sanken. Auf Anrathen der Aerzte, eine Luftveränderung zu genießen, ging B. daher nach Italien. Aber die Reise dahin u. der kostspielige längere Aufenthalt in mehren größern Städten dort erschöpften seine ohnehin schon spärlich fließenden pekuniären Mittel fast ganz, so daß der Meister, dessen Zauberklänge 2 Jahrzehnte hindurch so viele Tausende erfreut u. entzückt hatten, sich in die dürftigsten Umstände versetzt sah. Da starb Méhul und die Direktion des Konservatoriums zu Paris ernannte B. an dessen Stelle zum Professor der Komposition mit 4000 Franken Gehalt. Hierdurch wieder neu belebt, komponirte er nun sogleich, um sich eines solchen Amtes würdig zu zeigen, die Oper „Le petit chaperon rouge" („Das Rothkäppchen"), welche 1819 zum ersten Male aufgeführt wurde und den rauschendsten Beifall erhielt. Die darauf folgende Oper „Les voitures versées", die als 3aktiges Stück durchgefallen war, erhielt sich umgearbeitet und in 2 Akte zusammengezogen lange auf den Repertoiren, wenngleich nur eine einzige Rolle wirklich Schönes enthält. Im Jahr 1821 schrieb B. mit Cherubini, Berton, Kreutzer und Paër zur Feier der Geburt des Herzogs von Bordeaux „Blanche de Provence", und 1823 mit Berton und Kreutzer zur Salbung Karls X. „Pharamond". Am 19. Dec. 1825 wurde sein in alle Sprachen übersetztes Meisterwerk „La dame blanche" („Die weiße Frau") mit dem trefflichen, eines Mozart würdigen Finale des 2. Aktes zum ersten Male aufgeführt. Eine neue Bearbeitung der „Voitures versées" („Der umgeworfene Wagen") und „Les deux nuits" („Die beiden Nächte"), welche in Deutschland kein großes Glück machten, waren B.'s letzte Erzeugnisse. An letztgenannter Oper soll B. 8 Jahre gearbeitet haben. Im Jahre 1829 erkrankte er, und nach vergeblichem Besuch mehrer Badeorte † er den 8. Oktober 1834 auf seinem Landhause Jarcy bei Grosbois. Als Opernkomponist wird er immer unter den ersten genannt werden müssen, welche die Frische und Lebendigkeit der Melodie mit einer geschmackvollen, nicht

überladenen Instrumentation zu verbinden wußten; blühende Phantasie, wahrer Ausdruck, richtige Haltung der einzelnen Charaktere, reine Harmonien, klarer Fluß und dabei ein lebendiges, feuriges, glänzendes und effektvolles Tonspiel sind die hervorstechenden Vorzüge seiner Kunst. Seine zum größten Theil vortrefflichen Kompositionen für Klavier und Harfe bestehen in Koncerten, Sonaten, Variationen, Rondo's, Potpourri's, Duetten, Terzetten mit Violine ꝛc. Ein Sohn von ihm trat in des Vaters Fußstapfen; eine 1841 zu Paris mit großem Beifall aufgeführte Oper „L'aieule" beurkundet ein ausgezeichnetes Talent.

Boileau, Despréaux Nicolas, französischer Dichter, geboren den 1. Nov. 1636 zu Crosne bei Paris, erhielt den ersten wissenschaftlichen Unterricht im Kollegium Harcourt, den er im Kollegium Beauvais fortsetzte. Obgleich er nach dem Willen seines Vaters die Rechte studirte, vernachlässigte er dabei doch die schönen Wissenschaften nicht, denen er schon seit früher Jugend mit Liebe zugethan war. Kaum 20 Jahre alt, wurde er unter die Advokaten des Parlaments aufgenommen, aber der erste Prozeß, den er führte, schreckte ihn von dieser Laufbahn zurück; eben so wenig gefiel ihm das Studium der katholischen Theologie in der Sorbonne, und da der Tod seines Vaters 1657 ihn in den Besitz eines kleinen Vermögens setzte, widmete er sich ganz der Dichtkunst. Schon seine Satyre „Les adieux à Paris" hatte durch die Reinheit des Styls und die Eleganz des Versbaus Aufsehen erregt, das eine Sammlung von 7 Satyren, die 1666 erschien, noch steigerte. Die gegen ihn gerichteten Angriffe der darin verspotteten Personen trugen nur dazu bei, seinen Ruhm zu erhöhen. Ludwig XIV., den er in einigen Gedichten gelobt, ließ sich ihn vorstellen und bewilligte ihm einen Jahrgehalt von 2000 Livres und ein Privilegium für alle seine Schriften. Durch seine beiden größern Gedichte „Le Lutrin" und „L'art poëtique" schwang er sich vollends zu dem Gesetzgeber in Sachen des Geschmacks bei seiner Nation empor, und kaum wagte noch ein eifersüchtiger Gegner, ihm diese Stellung streitig zu machen. Im J. 1677 ernannte ihn der König zu seinem Historiographen, in welcher Eigenschaft er seinen hohen Gönner auf zwei Feldzügen begleitete. Da er viele der damaligen Akademiker in seinen Schriften angegriffen, so ward er erst 1684, auf besondere Vermittelung des Königs, als Mitglied des Instituts aufgenommen. Die letzten Jahre seines Lebens verlebte er auf seinem Landsitze zu Auteuil in Gesellschaft Molière's und anderer geistreichen Männer, fern vom Hofe, den er trotz der schmeichelhaften Einladungen des Königs nicht mehr zu sehen verlangte. In diese Zeit fallen seine Streitigkeiten mit Perrault, dem Tadler der Alten, und den Jesuiten, gegen die er seine letzte Epistel „Sur l'amour de Dieu" und seine letzte Satyre „Sur l'equivoque" richtete. Er † nach mehrjähriger Kränklichkeit am 13. März 1711 und hinterließ den größten Theil seines Vermögens den Armen. Mehr als seine Satyren sind seine Episteln geschätzt. Seine „Art poëtique", in welcher er für alle Dichtungsarten, mit Ausnahme des Apologs, nach den damals in Frankreich geltenden ästhetischen Grundsätzen die Regeln aufstellte, hat lange, auch außer Frankreich, als oberstes Gesetzbuch gegolten, und sein „Lutrin", voll komischer Kraft, gilt noch jetzt den Franzosen als unerreichtes Meisterwerk. Die wichtigste seiner prosaischen Arbeiten ist der „Traité du Sublime ou du Merveilleux dans le Discours, traduit du Grec de Longin" (1674). Seine einzelnen wie seine gesammelten Werke wurden sehr oft aufgelegt (Paris 1674 1675, 1683 ꝛc; mit Erläuterungen von C. Brosselte, Genf 1716, 2 Bde., m. Kpfrn. von Picart, 4 Bde., von Souchay m. Kpfrn. von Cochin, Par. 1740, 2 Bde., von Saint-Marc, das. 1747, 5 Bde., das. 798, mit Kpfrn.; die neueste u. beste Ausg. ist von Saint-Saurin mit reichhaltigem Kommentar, das. 1824, 4 Bde.). Eine lateinische Uebersetzung der poetischen Werke von Godeau erschien Paris 1737, eine deutsche Uebersetzung der Satyren und Episteln von Abel, Goslar 1729—32, 2 Thle., des „Lutrin" von Schönberg, Dresden 1753. B.'s Dichterruhm ward vielfach angefochten, namentlich warf sich Lefèvre de Saint-Mars zum Wortführer seiner Gegner auf, indem er in seiner Ausgabe der Werke B.'s alle ungünstigen Urtheile über dessen Satyren sammelte. In der That glänzte B. mehr durch einen hellen Verstand, treffenden Witz und scharfen Beobachtungsgeist, als durch eigentliche dichterische Begabung, schöpferische Phantasie und lebendiges, tiefes Gefühl. In der Satyre vereinigte er den Scherz eines Horaz mit dem Ernste eines Juvenal; durch sie verbannte er die geschmacklosen Verskünstler seiner Zeit vom Parnasse, ein Verdienst, das für die Entwickelung der Literatur seines Vaterlandes von den bedeutendsten Folgen war. Durch seine Episteln, die ebenfalls auf einer tief sittlichen Basis beruhen, suchte er gemeinnützige Wahrheiten auf anziehende Weise zu verbreiten. Im Leben war B. ein sanfter edler Mann, versöhnlich gegen seine Feinde, treu seinen Freunden, so daß die berühmte Sevigné von ihm sagte, er sey nur in seinen Versen grausam. So häufig er den Hof besuchte, so sehr er vom Könige begünstigt wurde, so verleugnete er doch nie eine edle Freimüthigkeit. Die zum Theil höchst ausschweifenden Schmeicheleien gegen Ludwig XIV. in seinen Gedichten muß man billig dem Geist seiner Zeit und Nation zur Last legen. Sein Bruder, **Gilles B.**, machte sich gleichfalls als Dichter bekannt und ward 1659 Mitglied der Akademie. Seine Gedichte finden sich in seinen „Oeuvres posthumes" (Par. 1670). Auch lieferte er eine Bearbeitung des Diogenes Laertius (2 Bde., Par. 1668). Ein dritter Bruder, **Jacques B.**, geboren den 16. März 1635, † den 1. August 1716, war Doktor der Sorbonne und gewann als theologischer Schriftsteller einen Namen.

Boine, Fluß s. v. a. Boyne.

Bois (franz.), Holz.

Bois, Jacques du, berühmter Anatom, Patholog und Botaniker, 1478 zu Conville bei Amiens geboren, lehrte mit großem Beifall am Kollegium von Tréguier Anatomie, Pharmacie und Botanik, ward 1550 Professor der Medicin am königlichen Kollegium und † 1555. Er war ein eifriger Anhänger Galens und der Erste in

Frankreich, der sich zu seinen Demonstrationen statt der Schweine menschlicher Leichname bediente und die anatomischen Einspritzungen erfand. Er schrieb einen „Methodus ex libris Galeni de differentiis morborum et causis symptomatum" (Paris 1539 u. ö., zuletzt 1672); „De medicamentorum simplicium praeparatione, delectu, mixtionis modo libri III" (Par. 1542, zuletzt Lyon 1584, auch franz. das. 1571) u. A. m. Seine sämmtlichen Werke wurden von René Moreau (Genf 1630–35) herausgegeben.

Boisage (franz.), s. v. a. Boiserie.

Boisalz, s. v. a. Boysalz.

Boisard, Jean Jacques François Marie, der fruchtbarste französische Fabeldichter, geboren zu Caen 1741 als Sprößling einer angesehenen Familie, ward Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften dieser Stadt, 1768 Sekretär der Intendanz von der Picardie und 1772 Sekretär des Finanzrathes von Monsieur. Nachdem er 1790 diese Stelle durch die Revolution verloren, lebte er in gedrückten Umständen, kehrte in seine Heimath zurück und † fast vergessen als 90jähriger Greis 1831. Im Jahr 1773 erschien zu Paris der 1. Band seiner „Fabeln", dem 1777 der 2. nachfolgte; beide Bände mit Bildern nach Zeichnungen von Monnet und Saint-Aubin (Paris 1779) enthalten 250 Fabeln. Im Jahre 1803 erschien ein 3. Band mit 300 Fabeln zu Caen; diesem folgte 1804 ebenfalls zu Caen ein neuer Band unter dem Titel „Fables et poésies diverses" mit 120 Fabeln; 1805 ein 5. Band mit 331 Fabeln; 1806 gab B. seine beiden Fabelsammlungen von 1773 und 1777 unter dem Titel „Mille et une fables" neu aufgelegt heraus. Er ist unter allen französischen Fabeldichtern derjenige, welcher Lafontaine am wenigsten nachahmte und doch in Einfachheit und Naivetät ihm am nächsten kam. Sein Neffe, Jacques François B., geboren zu Caen um 1762, versuchte sich erst als Maler, jedoch ohne Erfolg, emigrirte zu Anfang der Revolution, kehrte 1793 wieder zurück, wurde zum Tode verurtheilt, entfloh, irrte lange Zeit umher, oft von seiner Gattin, die er in seinen Gedichten unter dem Namen „Rose" feiert, getrennt, und † im Elende. Er schrieb: „Fables, dediées au roi" (Par. 1817; 2. Bd., das. 1822, 392 Fabeln enthaltend).

Boisbelle (lat. Boscabellum), Fürstenthum im französischen Departement Cher, Bezirk Sancerre, mit allen Hoheitsrechten; gehörte lange den Sully's, kam durch die Vermählung Maria de Sully's mit dem Connetable Karl d'Albret 1400 an das Haus Albret und blieb bei demselben bis ins 18. Jahrhundert. Hauptstadt war Henrichemont.

Boisblanc, nordamerikanische Insel, zum Staat Michigan gehörig, in der Detroitstraße, welche den Michigan- und Huronsee verbindet, von den Briten besetzt.

Boiserie (Boisage, franz.), s. v. a. Täfelwerk, daher Boiseriren, mit Täfelwerk bekleiden.

Boisgelin, Kanal im französischen Departement Rhonemündung, ist 2 Meilen lang und geht an der Durance vorüber.

Bois le Duc, s. v. a. Herzogenbusch.

Boisseau, altfranzösisches Kornmaß, = 656 pariser Kubikzoll = $\frac{1}{4}$ (0,2377) berliner Scheffel; enthielt 4 Picotins, 6 Mesures oder 16 Litrons; noch jetzt gebräuchliches Getreidemaß im Kleinhandel (B. usuel), 1 B. = $\frac{1}{8}$ Hektoliter, $12\frac{1}{2}$ Liter oder 630 alte pariser Kubikzoll = $\frac{1}{5}$ berliner Scheffel; in Belgien Benennung des niederländischen Schepels.

Boisserée, Sulpice, geboren 1783 zu Köln, und Melchior, geboren 1786 das., zwei um die Kunstgeschichte verdiente Gelehrte, vorzüglich bekannt durch die nach ihnen benannte boisserée'sche Gemäldesammlung. Eine Reise, die sie mit Johann Baptist Bertram aus Köln im Herbst 1803 nach Paris machten, wurde für sie die nächste Veranlassung zur Entscheidung für ihren Kunstberuf. Die von Napoleon in Paris aufgehäuften Schätze antiker und moderner Kunst gewährten ihnen die Gelegenheit, ihren Kunstsinn aufs Vollkommenste auszubilden, und die Vorlesungen Fr. Schlegels, der sich damals in Paris befand, über Philosophie und schöne Literatur, gaben diesem Kunstsinne eine wissenschaftliche Grundlage. Da sie beim Anblick der im Museum aufgestellten altdeutschen Gemälde sich erinnerten, ähnliche schon in Köln und anderwärts gesehen zu haben, so bewogen sie Schlegel, im Frühjahre 1804 sie nach Köln zu begleiten, wo sie unter seiner Leitung die aus den Kirchen und Klöstern leichtsinnig verschleuderten Kunstschätze zu sammeln anfingen. Zu gleichem Zwecke bereisten sie die Niederlande und die Rheingegenden und ließen 1810 allmählig ihre ganze Sammlung nach Heidelberg bringen. Von hier aus bereiste Sulpice Sachsen und Böhmen, sein Bruder nochmals die Niederlande und Letzterer war mit Bertram zugleich für eine sorgfältige Herstellung der erworbenen Schätze und ihre zweckmäßige, belehrende Aufstellung äußerst thätig. Seit 1818 war ihnen vom König von Württemberg ein geräumiges Gebäude zur freien Benutzung angewiesen, worin 1819 die höchst reichhaltig gewordene Sammlung zuerst vollständig aufgestellt und dem größern Publikum vornehmlich dadurch zugänglich und nützlich gemacht wurde, daß man Nachbildungen der vorzüglichsten Werke veranstaltete, die 1821—34 in 38 Lieferungen erschienen, zu welchem Zwecke sich die Brüder mit dem Lithographen Strixner in München verbunden hatten. Die Sammlung war in Beziehung auf die deutsche Kunst die reichhaltigste und werthvollste geworden u. hatte die Aufmerksamkeit aller Künstler und Kunstkenner auf sich gezogen. Sie umfaßte mehr als 200 Gemälde der bedeutendsten Meister des 14., 15. u. 16. Jahrh. und gab zum ersten Male eine vollständige Uebersicht der deutschen Malerschule seit dem 13. Jahrh., sowie sie die niederdeutschen Meister der unverdienten Vergessenheit entriß, Johann van Eyck als Schöpfer der rein deutschen Malerei hervorhob und alle fremden Einflüsse, die auf die deutsche Kunst gewirkt, nachwies. Die Sammlung theilte sich nach den 3 Hauptperioden der Geschichte der deutschen Malerei in 3 Abtheilungen. Die erste umfaßte die Werke aus dem Zeitraum vom Anfang des 14. bis zu Anfang des 15. Jahrh., sämmtlich der altkölnischen Schule angehörend; die zweite die Gemälde von Johann van Eyck u. den

meisten mittelbar oder unmittelbar aus seiner Schule hervorgegangenen Künstlern des 15. Jahrh.; die dritte endlich die Werke der deutschen Meister aus dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, bis zu ihren Schülern und Nachfolgern, bei denen schon der Einfluß italienischer Kunst entschieden sichtbar wird. Im Jahr 1827 kaufte König Ludwig von Bayern die Sammlung für 120,000 Thaler an sich und ließ sie zunächst in der Gallerie zu Schleißheim aufstellen, bis sie endlich der Pinakothek einverleibt wurde. In Folge dieses Kaufs wählten die Brüder B. München zu ihrem Aufenthaltsorte. Sulpice B. hat sich außerdem noch durch seine Forschungen über die alte Kirchenbaukunst ein großes, bleibendes Verdienst erworben. Voll von der Ueberzeugung, daß der Dom zu Köln sowohl der Ausführung als der Anlage nach als Musterbild des reinsten und erhabensten Styl's europäischer Baukunst aufgestellt werden könne, beschloß er, dieses herrliche Denkmal deutscher Größe vollständig, wie der Baumeister es entwarf, bildlich zu verewigen, unternahm zu diesem Zweck schon 1808 die sorgfältigsten Messungen und zeichnete die Entwürfe, die er durch den Maler Fuchs in Köln ins Reine bringen ließ. Aber unendliche Schwierigkeiten waren erst zu überwinden, bis das große Werk in Lieferungen nebst Text unter dem Titel „Geschichte u. Beschreibung des Doms von Köln" (Stuttg. 1823—32, 2. Aufl. 1842) erscheinen konnte. Als Vorläufer eines besondern Werks über deutsche Kirchenbaukunst im Allgemeinen erschienen „Die Denkmale der Baukunst vom 7. bis 13. Jahrhundert am Niederrhein" (72 lithographirte Blätter, München 1831—1833; neue Ausgabe 1842 mit französischem Text, neueste 1844 mit deutschem Text, ff). Früher schon zum Oberbaurath ernannt, erhielt er 1835 die Stelle eines Generalkonservators der plastischen Denkmale des Reichs, nahm aber schon im folgenden Jahre seine Entlassung aus dem Staatsdienste, um sich zur Kräftigung seiner Gesundheit nach dem südlichen Italien zu begeben, wo er 2 Jahre verweilte. Von seinen Verdiensten um die christliche Alterthumskunde zeugen seine Abhandlungen „Ueber den Tempel des heiligen Graal" (1834) und „Ueber die Kaiser Dalmatika in der Peterskirche zu Rom" (1842), beide mit Abbildungen ausgestattet, abgedruckt in den „Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften", deren Mitglied er war. Als Ainmüller eine neue Art von Kabinetsmalerei auf Glas erfunden, ließ Melchior B. mehre der besten Bilder aus der genannten Sammlung, sowie auch Kopien nach italienischen Meistern darin ausführen. Diese in ihrer Art einzige Sammlung wanderte 1845 mit beiden Brüdern nach Bonn, wohin sie übersiedelten, da der König von Preußen dem älteren Veranlassung geben wollte, in der Nähe des kölner Domes zu wohnen, um seine reichen Kunsterfahrungen dem Bau zu Gute kommen zu lassen. Sulpice B. wurde bei dieser Gelegenheit zum geheimen Hofrath ernannt. **Melchior** † den 14. Mai 1851 und **Sulpice** folgte ihm den 2. Mai 1854 im Tode nach.

Boissieu, Jean Jacques de, Landschaftsmaler u. Kupferätzer, geb. 1736 zu Lyon, machte seine Studien in Italien und arbeitete später in Lyon, † 1810. Chaillou-Potrelle veranstaltete 1823 zu Paris eine Gesammtausgabe seiner Werke; eine ausgezeichnete Sammlung derselben enthält auch das hertelsche Kunstkabinet in Nürnberg. Zu den vorzüglichsten und gesuchtesten Stücken B.'s, der als Kupferstecher zu den ersten Meistern zu zählen ist, gehören: die großen Charlatane, ein Blatt mit 4 Figuren, nach K. du Jardin, die ruhenden Mäher, 12 Figuren nach Van der Velde, der große Wald, mit Holzhauern, die einen Wald fällen.

Boissonade, Jean François, einer der ausgezeichnetsten französischen Hellenisten, geboren den 12. Aug. 1774 zu Paris, ward Sekretär der Präfektur im Departement Ober-Marne, widmete sich dann ausschließend den Wissenschaften, ward 1809 adjungirter Professor der griechischen Sprache an der pariser Universität, 1812 nach Larchers Tode, an dessen Stelle er auch Mitglied des Instituts wurde, wirklicher Professor, 1814 unter Ludwig XVIII. Ritter der Ehrenlegion und 1816 Mitglied der Akademie der Inschriften. Alles, was er geschrieben, zeugt von einem außerordentlichen Fleiße in der Sammlung und Zusammenstellung des bereits Vorhandenen, läßt aber häufig ein tieferes Eindringen in die Sprache und Wissenschaft, sowie ein scharfes Urtheil vermissen. Außer mehren schätzbaren Beiträgen in Journalen und encyklopädischen Werken gab er heraus: die „Heroica" des Philostratus (Paris 1806, Leipzig 1814); den Tiberius Rhetor (Paris 1815); Nicetas Eugenianus (2 Bde., das. 1819); Aelius Hadrianus (London 1819); einen Kommentar des Proclus zu Platons Cratylus (Leipzig 1820); den Aristänetus (Paris 1822); Eunapius (2 Bde., Amsterd. 1822); die „Sylloge poetarum graecorum" (24 Bde., Paris 1823—1826); das Neue Testament (2 Bde., das. 1824); die „Anecdota graeca" (5 Bde., das. 1829—1840), nebst den „Anecdota nova" (Par. 1844), von großer Wichtigkeit für die byzantinische Geschichte u. das Studium der griechischen Grammatiker; Theophylacts „Quaestiones physicum et epistolae" (das. 1835); die „Epistolae" des Philostratus (Paris und Leipzig 1842). Ferner schrieb er: „De Syntipa" (Par. 1828). Auch verdankt man ihm mehre werthvolle Ausgaben französischer Klassiker. Seit Jahren arbeitet er an einem umfassenden Lexikon der französischen Sprache.

Boissy d'Anglas, François Antoine, Graf von, einer der bedeutendsten Männer der französischen Revolution, geboren den 8. Dec. 1756 zu St.-Jean-Chambre im Departement Ardèche, aus einer protestantischen Familie stammend. Anfangs Maitre d'hôtel bei dem Grafen von Provence (Ludwig XVIII.), ward er bei Einberufung der Generalstaaten und später bei der Nationalversammlung Deputirter von Annonay u. als solcher der Erste, der erklärte, daß der dritte Stand die wahre Nationalversammlung konstituire. Als Generalprokurator des Departements Ardèche wirkte er in seinem Bezirk viel Gutes u. wußte manche Greuel der Revolution zu mildern, wie er auch im Konvent zu den Gemäßigten gehörte und namentlich gegen den Tod des Königs

stimmte. Während der Schreckensherrschaft hielt er sich zurückgezogen und erschien erst nach dem 9. Thermidor wieder auf der Rednerbühne. Er wurde hierauf Mitglied des Wohlfahrtsausschusses u. legte in dieser Eigenschaft eben so viel Talent als Klugheit an den Tag. Er beschwichtigte durch seine Festigkeit u. Entschlossenheit einige Aufstände des Volks, trat später als Sekretär in den Rath der Fünfhundert, zu dessen Präsidenten er im Thermidor des Jahres IV und dann wieder 1795 erwählt ward. Als Gegner des Direktoriums wurde er des Einverständnisses mit dem Klub von Clichy beschuldigt und am 18. Fructidor des Jahres V (4. Sept. 1797) zur Deportation verurtheilt. Von Napoleon zurückberufen, ward er 1803 Präsident, Mitglied des reformirten Konsistoriums zu Paris u. 1805 Senator und Kommandeur der Ehrenlegion. Im J. 1814 außerordentlicher Kommissär in der 12. Militärdivision, erkannte er dort die Bourbonen an, ward nun Pair, 1815 von Napoleon wieder in die südlichen Departements geschickt und später zur Kammer der Pairs einberufen. Hier sprach er gegen die Einsetzung Napoleons II., ward nach Ludwigs Rückkehr aus der Pairsliste gestrichen, später wieder aufgenommen und zeichnete sich in der Kammer bis an seinen Tod, der den 20. Okt. 1826 zu Paris erfolgte, durch liberale Ansichten aus. Er war Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften u. schrieb: „Recherches sur la vie etc. de Mr. de Malesherbes" (3 Bde., Paris 1810) und „Etudes littéraires et poétiques d'un vieillard, ou Recueil de divers écrits en prose et en vers" (6 Bde., das. 1826).

Boite (franz.), Schachtel, Kästchen, Büchse; in Frankreich Getränk, welches aus ausgepreßten, unreifen Weintrauben durch einen Aufguß mit Wasser bereitet wird u. sich von einer Weinlese bis zur andern hält; es hat Aehnlichkeit mit dem Kovent, ist aber nur solchen Personen zuträglich, die an dessen Genuß gewöhnt sind.

Boitour (franz.), Becher ohne Fuß, den man daher nicht aus der Hand setzen kann.

Boitzenburg, 1) (Boizenburg), Stadt und Amtssitz im wendischen Kreise des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, am Einfluß der Boitze in die Elbe, hat lebhaften Verkehr, Elbschifffahrt mit Elbzoll, Landzoll, Fischerei (Neunaugen, Lachse), Zuckersiederei, Tabaksfabrikation, Seifensiederei, Bierbrauerei, Woll- und Viehmärkte u. 3500 Einwohner. B. erhielt um die Mitte des 14. Jahrhunderts Stadtrecht und ward mit Mauern versehen. Im 30jährigen Krieg litt es viel und ward 1628 mit den andern mecklenburgischen Städten von Wallenstein eingenommen, 1631 von Gustav Adolf zurückerobert; noch 1644 lag eine schwedische Besatzung im Schlosse, das im Laufe des Kriegs gesprengt ward. Im Jahre 1709 wurde die Stadt durch eine Feuersbrunst fast ganz zerstört. Von 1734—1765 war sie Sitz des hannöverischen Aufseheramts der Specialhypothek. Zu Anfang 1851 schlugen hier die preußischen Pioniere eine Brücke über die Elbe zum Einmarsch der österreichischen Exekutionstruppen ins Holsteinische. — 2) (Bötzenburg, Bözenburg), Flecken in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Templin, Stammsitz der Grafen von Arnim, an einem See und dem Flüßchen Quillow, mit 890 Einw., hat ein Schloß mit schönem Park, ein Patronatsgericht, Holz- u. Kornhandel u. Fischerei in den zahlreichen benachbarten Seen.

Bojador, afrikanisches Vorgebirge an der Westküste der Wüste Sahara, südlich von den kanarischen Inseln unter 26° 7' 10" nördl. Br., 3° 18' östl. L.; in der Nähe sind 3 — 400 Fuß hohe Dünen, die oft bis tief ins Land hinein sich ziehen; westlich eine Felshöhe, die als westlicher Ausläufer des Dschebel Kal, eines Gebirges in der Sahara, sich darstellt. Wegen der geringen Tiefe der See in der Nähe der Küsten u. wegen der häufigen Trübung der Atmosphäre sind die Küsten gefährlich zu befahren. Papst Sixtus IV. verordnete 1481 durch eine Bulle, daß alle Entdeckungen östlich und jenseits dieses Kaps Portugal und die westlich Spanien gehören sollten.

Bojano, Stadt in der neapolitanischen Provinz Molise, am Biferno, in einer tiefen Schlucht, am Fuß des Berges Matese, der 4 Monate lang den Sonnenstrahlen den Eingang verwehrt Bischofssitz mit 3000 Einwohnern. B. hat schon viel durch Erdbeben gelitten; schon im 9. Jahrhundert wurde es durch ein solches fast ganz zerstört, 1783 durch den genannten Berg verschüttet, wobei das Thal durch den Biferno versumpft ward, und 1805 wieder fast ganz zerstört.

Bojanowo, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Kröben, hat 2570 Einw., eine höhere Bürgerschule, ein Friedensgericht, ein Untersteueramt u. treibt lebhafte Industrie, besonders Tuchfabrikation u. Wollspinnerei, außerdem auch Leinwandweberei, Gerberei u. Töpferei; hat besuchte Kram-, Vieh- u. Wollmärkte. B. wurde 1638 von dem Lutheraner Stephan Bojanowsky erbaut und mit vertriebenen Anhängern seiner Konfession besetzt.

Bojar (slav.), s. v. a. Krieger; dann freier Grundbesitzer, Adeliger; in Rußland ehemals die aus den vornehmsten Adelsgeschlechtern genommenen Mitglieder des ersten Standes nach den regierenden Kniazen oder Kniesen. Die Bojaren bildeten die nächste Umgebung der letztern, hatten ihre eigenen Parteigänger, wie eine Art Leibwache, und sagten nach eigener Wahl einem Fürsten ihren Dienst zu, den sie jedoch auch nach Gutdünken wieder verließen. Die Großfürsten gestanden ihnen daher viel Vorrechte zu, die sie oft mißbrauchten. Sie waren im ausschließlichen Besitz der höchsten Aemter im Civil- und Militärdienste und standen bei dem Volke in so großem Ansehen, daß die Großfürsten, selbst ein Johann der Grausame, in ihren Ukasen es nie unterließen, gleichsam als Bestätigung die Worte zu wiederholen, „der Kaiser hat es befohlen, die B.en haben es gut geheißen". Unter den B.en selbst wurde der Rang nach dem Alter im Dienste des Staates bemessen und so streng festgehalten, daß der B., welcher gestern in den Dienst gekommen, mit stolzer Verachtung auf den herabblickte, welcher heute ein Amt erhalten. Diese Rangabstufung (miestniszestwo genannt) erbte sich vom Vater auf Sohn und Enkel fort und bildet

eine höchst eigenthümliche Erscheinung im slavischen Wesen, eben so fern vom Feudalismus wie von der neuern Aristokratie, rein national und eigenthümlich entwickelt. Der Stolz der B.en gegen Niedere war unermeßlich; in ihrem Hauswesen liebten sie überladene Pracht. Bei ihrem öffentlichen Auftreten nahmen sie in späterer Zeit sogar manche chinesische Gebräuche auf. Die Zügellosigkeit der Großfürsten ward nicht selten durch die Macht und das Ansehen der B.en im Zaum gehalten, weshalb erstere aber auch erbitterte Feinde der Bojarengewalt wurden und nicht selten dieselbe zu brechen sich bemühten. Erst Peter dem Großen gelang es, die Bojarenwürde gänzlich aufzuheben und an ihre Stelle Rang u. Titel, aber ohne Vorrechte und Macht zu setzen. Der letzte B., Knjaz Iwan Jurjewicz Trubeckoj, starb am 16. Januar 1750. In der Moldau bilden die B.en gegenwärtig den hohen Adel, aus dem die Fürsten gewählt werden; in der Walachei heißen sie Boiladen. In beiden Fürstenthümern haben sie Sitz und Stimme im Rathe des Fürsten und üben, wie die neueste Zeitgeschichte lehrt, bisweilen den durchgreifendsten Einfluß.

Bojardo, Matteo Maria, Graf von Scandiano, einer der berühmtesten italienischen Dichter, geboren 1430 (1434) zu Scandiano als Sprößling einer vornehmen ferraresischen Familie, widmete sich auf der Universität Ferrara juristischen und humanistischen Studien und kam dann an den Hof des Herzogs Borso von Este. Unter dessen Nachfolger, Hercules I., mit mehren ehrenvollen Missionen betraut und zum Gouverneur von Reggio ernannt, blieb er in dieser Stellung bis 1481, wo er Capitano von Modena ward. Später war er wieder Gouverneur der Stadt und Citadelle von Reggio und † als solcher, einer der treuesten Diener des Hauses Este, den 21. Dec. 1494. Sein Hauptwerk ist das in dem Sagenkreise Karls des Großen sich bewegende romantische Ritterepos „Orlando innamorato" in 3 Büchern, von denen das erste 29, das zweite 31, das dritte nur 9 Gesänge enthält und beim Einbruch Karls VIII. von Frankreich in Italien 1494 abbricht, indem der Verfasser durch seinen damals erfolgten Tod an der Vollendung gehindert ward. Während in allen frühern Bearbeitungen der Sage die Liebe nur eine untergeordnete Rolle spielt und namentlich Orlando, der Vorkämpfer der Christenheit, von ihr ganz unberührt bleibt, stattet sie B., mit der romantischen Poesie auch anderer Völker, namentlich mit dem Sagenkreis des Königs Arthur bekannt, durch Einführung der edlen Frauenminne mit einem neuen Schmuck aus. Sein Hauptverdienst besteht jedoch darin, daß er nicht nur die schon vor ihm bekannten Helden der Sage in scharf ausgeprägter und sorgsam durchgeführter Schilderung vorführt, sondern mit wahrhaft schöpferischer Kraft nicht wenige neue, von ihm selbst erfundene Heldencharaktere hinzufügt, u. zwar mit solcher historischen Treue, daß sie von den von ihm vorgefundenen fast nicht zu unterscheiden sind. Derb, heiter u. sinnlich, welterfahren, aber auch für edlere Liebe empfänglich, preist er die Großthaten seiner Helden, läßt aber auch, wie in der wirklichen Welt, der Schalkheit u. Sinnlichkeit ihre Rechte und ist mit derben Späßen und schlüpfrigen Darstellungen eben nicht karg. Seine Sprache ist weit entfernt von der Reinheit und Zierlichkeit des schon hoch gebildeten Florentinischen; überhaupt fehlt derselben die letzte Feile, die anzulegen der Dichter durch den Tod verhindert ward. Das Werk erschien zuerst vollständig zu Scandiano 1495 und bis 1544 in 16 anderen Ausgaben, wurde schon im 16. Jahrhundert ins Französische (von Vincent, Lyon 1544 u. ö.; von de Rosset, Par. 1619; in freier Ueberarbeitung von Lesage, 2 Bde., Paris 1717 u. ö.; zuletzt von Tressan, das. 1822) und später in fast alle abendländischen Sprachen (ins Deutsche am besten von Gries, 3 Bde., Stuttgart 1835—37) übersetzt. Da man zu Florenz an der oft inkorrekten Sprache Anstoß nahm, so unternahm Lodovico Domenichi († 1564) eine gründliche sprachliche Ueberarbeitung (riformazione) des Gedichts (zuerst Venedig 1545), ohne sich aber eine wesentliche Aenderung darin zu erlauben. Eine ganz andere Behandlung des Gedichts unternahm Francesco Berni, indem er den ganzen Ton des Epos ins Burleske zog, und dieses durch Schönheit der Sprache ausgezeichnete Rifacimento fand solchen Beifall, daß darüber das ursprüngliche Werk B.'s fast ganz in Vergessenheit gerieth. Mit weitläufigen Erörterungen über den Dichter und das Gedicht gab dasselbe zuerst wieder Panizzi (9 Bde., London 1830) u. darnach Wagner im „Parnasso italiano continuato" (Leipz. 1833) heraus. B.'s übrige, obwohl weniger bekannte Werke würden ihm allein schon einen Platz unter den ersten Dichtern Italiens sichern. Von vorzüglichem Werth sind die „Sonetti e canzoni" (3 Bücher, Regg. 1499), meistens an seine Geliebte Antonia Capraca gerichtet. Hieran reiht sich ein saftiges Schauspiel „Il Timone", nach Lucian (Scandiano 1500, Ferrara 1809 u. ö.); ferner ein lateinisches „Carmen bucolicum" (Reggio 1500), die „Cinque capitoli in terza rima" (Venedig 1523 u. ö.) über Furcht, Eifersucht, Hoffnung, Liebe und Welt, und endlich der „L'asino d'oro", nach Appulejus (Venedig 1523) und derselbe nach Lucian (daselbst 1518). Er übertrug auch den Herodot (Venedig 1533 u. ö.), sowie Riccobaldi's „Chronicon Romanorum imperatorum" ins Italienische. Niccolo degli Agostini fügte zum „Orlando innamorato" noch 33 Gesänge hinzu, ohne aber eigentlich dazu berufen zu seyn.

Bojaria, alter Name für Bayern.

Boje, s. v. a. Ankerboje; dann s. v. a. Bake.

Boje, Heinrich Christian, ein in der Geschichte der deutschen Literatur rühmlichst bekannter Mann, war am 19. Juli 1744 zu Meldorp im Herzogthum Holstein geboren, der Sohn des Predigers Boje, der nachmals Kirchenpropst u. Hauptpastor in Flensburg wurde. Er widmete sich in Göttingen dem Studium der Rechtswissenschaft, wurde 1775 hannöverischer Staatssekretär, 1781 dänischer Justizrath und Landvogt und † den 3. März 1806 als Etatsrath zu Meldorp. Während seiner Studienzeit zu Göttingen vereinigte er sich 1770 mit Gotter zur Herausgabe des ersten deutschen „Musenalmanachs", den er, nach Gotters Abgang von Göttingen, von

1771—75 allein redigirte. Dieser göttinger Musenalmanach wurde bald das Organ jenes Kreises von Jünglingen, die, unter dem Namen des „Hainbundes" innig vereinigt und vom Studium des klassischen Alterthums begeistert, sowie von vaterländischer Gesinnung beseelt, die Epoche einer neuen volksthümlichen Poesie herbeiführen halfen (s. Göttinger Dichterbund). Nachdem B. von der Redaktion des Musenalmanachs zurückgetreten, besorgte (1776—78) Göckingk u. nach diesem (1779—94) Bürger und zuletzt bis 1805, wo der Almanach mit dem 35. Jahrgang einging, Reinhard dieselbe. B. wußte sich selbst sehr wohl zu beurtheilen u. wagte sich über einige Liedchen und Uebersetzungen französischer Produkte nicht hinaus. Dagegen war er ein äußerst sorgsamer Redakteur, ein wahrer Intendant des deutschen Parnasses. Dieses Talent zeigte er auch bei Herausgabe der Zeitschrift „Deutsches Museum", welche er 1776—1777 mit C. W. Dohm, 1778—88 allein besorgte und seit 1789 unter dem Titel „Neues deutsches Museum" fortsetzte, einer der trefflichsten u. vielseitigsten Zeitschriften des vorigen Jahrhunderts. Seine eignen frühern „Gedichte" erschienen Bremen und Leipzig 1770, seine spätern in Voß' „Musenalmanach" &c. Mit Voß übersetzte er auch Rich. Chandlers Reisen durch Kleinasien und Griechenland (Leipz. 1776 bis 1777, 2 Bde.). Seine Briefe an Knebel in dessen „Nachlaß, an Merck in der ersten wagnerschen Sammlung, an Halem in der von Strackerjan herausgegebenen Selbstbiographie Halems u. an Voß sind für die Literaturgeschichte jener Zeit von Interesse. Sein Sohn, Heinrich, studirte in Heidelberg Naturwissenschaft, war einige Jahre lang Vorsteher des dortigen naturhistorischen Museums und machte im Auftrage des Königs der Niederlande eine Reise nach Java, um Naturmerkwürdigkeiten dieser und der benachbarten Inseln für das königliche Museum zu Leyden zu sammeln, † aber schon 1827.

Bojeletschi, europäisch-türkisches Dorf, bei Krajowa; hier in der Nacht zum 27. Sept. 1828 Ueberfall des mit 36,000 Türken besetzten u. verschanzten Lagers des Wessirs von Widdin durch den russischen General Geismar mit 4300 Mann.

Bojer, in Niedersachsen kleines Fahrzeug, mit welchem im Frühjahre die Baken und Bojen gelegt werden; dann kleines holländisches, rund gebautes, kurzes Fahrzeug mit starkem Mast.

Boji (Bojer), großes celtisches Volk, war wahrscheinlich aus Asien u. Thracien nach Germanien eingewandert, wo es vom Bodensee zwischen den Alpen und der Donau bis zum Plattensee in Ungarn wohnte. Ein Theil erscheint im cisalpinischen Gallien zwischen dem Po und Apennin, wo die Umbrier und Etrusker hatten weichen müssen. Diese italischen B. nahmen an den Streifzügen der Sennonen in das südliche Italien Theil, fochten in der Schlacht bei Sentinum mit und erlitten noch kurz vor dem Kriege mit Pyrrhus durch die Römer eine Niederlage am See Vadimo. Der Hauptkampf mit den Römern entzündete sich jedoch 232 v. Chr. Die B. unterwarfen sich 230 v. Chr., fielen aber bald darauf, als die römischen Kolonien Cremona u. Placentia angelegt wurden, wieder ab. Seitdem immer Feinde der Römer, öfters Sieger, öfters besiegt, wurden sie endlich 151 v. Chr. vom Konsul P. Cornelius Scipio in einer großen Schlacht überwunden. 25,000 lagen todt auf dem Wahlplatze, die Ueberlebenden wurden theils romanisirt, theils zogen sie über die Alpen zurück in die steiermärkischen Gebirge. Die hier, in Noricum und Pannonien, gebliebenen B. waren stark und kriegerisch genug, um den ungeheuren Schwarm der Cimbern und Teutonen von sich abzuwehren; einzelne Haufen von ihnen schlossen sich jedoch dem Zuge an. Später wanderten Viele wegen des Umsichgreifens der Dacier und Scordisker aus, wie die 32,000, welche mit den Helvetiern nach Gallien zogen und nach deren Niederlage von Cäsar als tapfere Grenzwächter in das Land der Aeduer versetzt wurden. Die in der Heimath gebliebenen nebst den stammverwandten Tauriskern vernichtete zu Anfang des 1. Jahrhunderts n. Chr. Boebristes, König der Geten. Ihr Land blieb seitdem lange eine Wüste (Deserta Bojorum). Nach Norden hin war die Hauptniederlassung der B. Böhmen, das von ihnen seinen Namen (Boihemum, Bojohemum, Bojenheim) erhielt. Ihr Reich wurde hier durch die Markomannen unter Marbod gestürzt, worauf sich das Volk mit den Siegern vereinigt zu haben scheint.

Bojoarii (Bojoarier, Bajuarii, Bajubarii), germanisches, zuerst von Jornandes erwähntes Volk, im Osten von Pannonien, im Westen von Suevien, im Süden von Italien, im Norden von der Donau begrenzt, wahrscheinlich ein Gemisch aus den hier übrig gebliebenen Bojern u. den germanischen Ueberwindern der Römer; nach Mannert ein nach den alten Bojern benannter Völkerbund, der sich aus den Ueberresten der eingewanderten Heruler, Skyren, Turcilinger, Rugier gebildet hatte. Vgl. Bayern und Boji.

Bojorix, 1) König der italischen Bojer, kämpfte 194 v. Chr. mit dem römischen Konsul Tit. Sempronius Longus; — 2) Anführer der Cimbern, erschlug den gefangenen M. Aurelius Scaurus, fiel in der Schlacht gegen Marius.

Bokerelle, s. v. a. Judenkirsche.

Bokhara, Stadt, s. v. a. Buchara.

Bokhari, Beiname des Abu Abdallah Mohammed, eines der berühmtesten theologischen Schriftstellers der Moslim, von seinem Geburtsort Bokhara, wo er 810 geboren war; † 870 zu Khargank bei Samarkand. Seine Sammlung von Sentenzen Mohammeds ist sehr geschätzt u. fast dem Koran gleich geachtet.

Bokht (Bokthi, Bokthatt), Art des persischen Kameels, groß und stark gebaut, für Reisen in kältere Länder geeignet.

Bokhtnassar, s. v. a. Nebukadnezar.

Bokkeveld, drei Distrikte des Kaplands, im westlichen Theile der Kolonie: das warme B. ist einer der schönsten und fruchtbarsten Distrikte, mit angenehmem Klima, rundum von Bergen umgeben, bringt europäische Obstsorten und Südfrüchte hervor und hat treffliche Weiden; das kalte B., nördlich von dem vorigen, ist gebirgig, hoch gelegen (600' höher als das warme B.), kalt, so daß im nördlichen Theile fußhoher Schnee fällt, hat aber fruchtbare Thäler; das Onder-

B., nördlich von der Mündung des Olifantsrivier, ist ebenfalls hoch gelegen, kalt, nur spärlich bewohnt; Hauptbeschäftigung der dortigen Bevölkerung ist Vieh-, besonders Schafzucht.

Bokskins, s. v. a. Bukskins.

Bol, Ferdinand, einer der ausgezeichnetsten Maler der niederländischen Schule, geboren 1610 zu Dortrecht, war Schüler Rembrandts, mit dessen Arbeiten die seinigen bisweilen verwechselt worden sind, wiewohl sie die kühne, ergreifende Phantasie desselben vermissen lassen u. nur durch die Wärme des Kolorits und Zartheit des Helldunkels an ihn erinnern. Seine Bilder, meistens Bildnisse, ziehen aber stets durch schlichte Einfalt und Natürlichkeit an. Die dresdener Gallerie hat mehre Hauptwerke von ihm. Vortrefflich gearbeitet sind auch seine radirten Blätter.

Bolabola (Borabora, Raparra), australische Insel, zur Gruppe der Gesellschaftsinseln gehörig, eine der westlichsten der Gruppe, hat $5^1/_3$ Meilen im Umfange, ist von Klippen u. kleinen Inseln umgeben, mit einem doppelgipfeligen hohen Berg in der Mitte, fruchtbar, besonders an Kokospalmen und Brodfrüchten und von rohen Wilden stark bevölkert.

Bolan, berühmter Paß in Beludschistan, führt von dem nördlichen Sind über Schikarpur und Dadur nach Kandahar u. Ghasnah, erreicht in seinem höchsten Punkte die Höhe von 5793 F., wo unter 29° 51' nördl. Br. und 67° 8' östl. L. der gleichnamige Fluß entspringt. Als 1839 das nach Afghanistan ziehende brittische Heer den Paß durchzog, brauchte es 6 Tage (16.—21. März) dazu.

Bolbec (Bollebeck), Stadt im französischen Departement Nieder-Seine, Bezirk Havre, am gleichnamigen Fluß, wo 4 Thäler zusammenstoßen, in schöner Lage an einem Bergabhang, ummauert, hat 3 Thore, eine katholische Pfarr- und eine reformirte Konsistorialkirche, ein Hospital, ein reformirtes Waisenhaus, eine Handelskammer und 9800 Einwohner, welche Baumwollenspinnerei, Baumwollen- und Wollenweberei, Färberei, Gerberei, Handel mit Getreide, Hanf, Wolle, Soda, Pferden, Vieh, Manufakturwaaren und Leinwand (den in der Umgegend verfertigten rohen und weißgebleichten, auch bläulich gefärbten Bolbecs) treiben.

Bolchow, Kreisstadt im europ.-russ. Gouvernement Orel, an der Mündung der Bolchowka in die Nugra, wohlgebaut, hat 22 Kirchen, Fabriken in Leder, Schuhen, Handschuhen, Seife, Obstbau, Handel und 15,500 Einwohner.

Boldeckerland, Landstrich in der hannöverischen Landdrostei Lüneburg, mitten in der Haide, hat kein Dorf, sondern nur einige Meiereien, gehört dem Grafen von Schulenburg-Wolfsburg und hat adelige Freiheiten.

Bole, in Schlesien eine Ackerhufe; in Dänemark die ältesten Landbesitzungen, 1 B. = 36 dänische Tonnen; in Schleswig Ackermaß, in volle, halbe, Viertel- und Achtel-B. eingetheilt.

Bolero, spanischer Nationaltanz, von zärtlichem Charakter und mit den Bewegungen der Menuet, also in $^3/_4$-Takt, doch mit eigenthümlichen rhythmischen Accenten, worin mehr, als in besondern melodischen Wendungen, sein Wesen beruht; wird mit Kastagnetten getanzt und von einer Cither od. mehren Instrumenten, auch wohl mit Gesang begleitet. Zu 3 und 4 Paar getanzt heißt er von der Provinz Mancha, wo er entstand, Manchetta. Der Ausdruck des Tanzenden durchläuft beim B. in Pantomimen und Stellungen alle Grade von der zierlichsten Schüchternheit bis zum üppigen Taumel der Wonne und ist oft von unbeschreiblich reizender Wirkung. Der B. der Gegend von Cadix wird vom Orchester gespielt, und die Taktarten mischen sich in demselben in der seltsamsten Weise. Auch ist B. ein in der Art und dem Tempo des Bolerotanzes komponirtes Lied.

Boleslavia, s. v. a. Bunzlau.

Boleslavianer, s. v. a. böhmische Brüder.

Boleslaw, slavischer Name, von dem heiligen Begislaw hergeleitet und nach den verschiedenen slavischen Dialekten zu Bogislaff, Boguslav, Boleslaus, Bolko gestaltet, besonders bei Fürsten und Vornehmen slavischer Völker gebräuchlich. Merkwürdig sind:

1) Fürsten und Herzöge von Böhmen: a) B. I., der Grimmige, Herzog in Böhmen, 909 geboren, ein Sohn von Wratislaw u. Bruder des heiligen Wenzeslaw, des ersten Königs von Böhmen, den er auf Anstiften seiner heidnischen Mutter Drahanira 938 ermordete; deshalb vom Kaiser Otto I. bekriegt, mußte er sich in Boleslavia (Alt-Bunzlau) den Belagerern ergeben, ward zwar vom Kaiser begnadigt, doch genöthigt, dem Sieger zu huldigen und der königl. Würde zu entsagen. Er blieb fortan dem Kaiser wie dem Christenthume treu, schlug 953 die in Böhmen eingefallenen Hunnen und † 967.

b) B. II., der Fromme od. Gütige, Sohn und Nachfolger des Vorigen, war ein eifriger Christ und suchte das Heidenthum in Böhmen ganz auszurotten, stiftete zu dem Ende 971 das Erzbisthum Prag u. legte in seinem Lande mehre Kirchen an. Er kriegte mit den Polen, nahm Krakau ein, stand bei der Partei des aufrührerischen Herzogs von Bayern, ward von Kaiser Otto II. bei Pilsen geschlagen, erhielt bald darauf aber die Mark Meißen als kaiserliches Lehen und † 999.

c) B. III., Sohn und Nachfolger des Vorigen, ein nachlässiger Fürst, verlor die Eroberungen seines Vaters in Meißen und Polen wieder und wurde, da er seine Brüder Jaromir und Udalrich schlecht behandelte, vom Kaiser Heinrich II. auch der herzoglichen Würde für verlustig erklärt. B. schloß darauf ein Bündniß mit Boleslaw II. von Polen, zerfiel jedoch mit demselben, ward von ihm gefangen und geblendet und Böhmen darauf von den Polen überschwemmt. Der Kaiser säuberte das Land von den eingedrungenen Fremdlingen und ernannte B.s Bruder Jaromir zum Herzog. B. † einige Jahre darauf, wahrscheinlich in Meißen.

2) Fürsten von Polen: a) B. I., mit dem Beinamen Chrobry, d. i. der Kühne, Sohn des Miecziklaw und der böhmischen Prinzessin Dombrowa, sollte zwar nach des Vaters Tode 992 mit seinen 3 Brüdern dessen Besitzungen theilen, behauptete sich aber im ungetheilten Besitze, leistete dem Kaiser 995 gegen die Obotriten

die Heeresfolge und ward auf diesem Zuge von einem Bruder des heiligen Adalbert zum Christenthume bekehrt. Darauf kaufte er von den heidnischen Preußen den Leichnam des von ihnen erschlagenen Adalbert und erhielt von Kaiser Otto III., als dieser zu den Reliquien des Heiligen wallfahrtete, eine Krone geschenkt, was die polnischen Geschichtschreiber für Ertheilung der Königswürde erklären. Im Jahre 1002 eroberte er die Lausitz und Meißen, behielt erstere im Frieden von Heinrich II., verlor sie und gewann sie 1018 wieder. Die Preußen bekriegte er, um den Tod Adalberts zu rächen, machte sie, der Sage nach, zinsbar und zerstörte die heilige Eiche zu Romove. Auch gegen die Russen focht er mit Glück und nahm ihnen Tribut ab. Er † 1025, nachdem er sich zum Könige hatte krönen lassen.

b) B. II., der Sohn Kasimirs, 1042 geboren, bestieg 1058 den Thron, führte einen glücklichen Krieg mit Böhmen, schlug 1064 die Preußen an der Ossa und zwang sie von Neuem zur Unterwerfung, setzte 1065 den ungarischen Prinzen Bela auf Ungarns Thron und verschaffte 1072 dem vertriebenen Geisa ein Drittel des Reichs. Von 1067 bis 1070 und 1072 bekriegte er die Russen, angeblich um den vertriebenen Izeslaw, Fürsten von Kiew, wieder einzusetzen, erzwang 1075 die Uebergabe von Kiew, überließ sich aber hier mit seinem Heere der Weichlichkeit und der Wollust, während die in Polen zurückgebliebenen Frauen sich durch die 8jährige Abwesenheit der Männer bewogen fühlten, ihre Leibeigenen zu heirathen. Auf die Nachricht davon verließ ein Theil des Heeres die Fahne, eilte nach Hause, tödtete die Leibeigenen, verzieh aber größtentheils den Weibern. B. folgte ihnen und bestrafte die Männer und Frauen mit gleicher Grausamkeit. Umsonst machte ihm der Bischof von Krakau, Stanislaus Szepowski, insgeheim Vorstellungen über seine Grausamkeit und Wollust. B. achtete nicht darauf, und da ihn der Bischof in den Bann that, erschlug ihn B. am Altare, während er Messe las. Stanislaus wurde darauf unter die Heiligen gezählt, B. aber von Gregor VII. in den Bann gethan. Als die Bischöfe seine Unterthanen gegen ihn aufwiegelten, floh B. nach Ungarn, fand aber hier keine günstige Aufnahme und lebte nach Einigen unerkannt in einem Kloster in Kärnthen, wo er erst auf dem Sterbebette seinen Stand entdeckte, nach Andern † er im Wahnsinn durch Selbstmord.

c) B. III., mit dem Beinamen Krzyvousti, d. i. Schiefmaul, Sohn des Wladislaw Hermann, 1085 geboren, focht in zarter Jugend schon tapfer gegen die Pommern und Russen, theilte 1103 nach dem Willen seines verstorbenen Vaters seine Länder mit seinem Halbbruder Sbigneus, der aber von ihm mit Hülfe der Pommern und Böhmen bekriegt, besiegt u. 1107 auf Masovien eingeschränkt wurde, dann, ganz aus dem Reiche verwiesen, sich mit den Pommern verband, aber von B. gefangen, begnadigt, endlich aber nach einer neuen versuchten Empörung hingerichtet wurde. In einen Krieg mit Kaiser Heinrich II. verwickelt, schlug B. diesen bei Glogau, unterwarf sich 1110 aber dennoch zu Bamberg, zahlte 500 Mark Tribut und vermählte sich mit des Kaisers Schwester Adelheid. Noch einige Male führte er glückliche Kriege mit Böhmen u. Pommern, drang dem gefangenen Herzog Wratislaw von Stettin das Christenthum auf, unternahm 1124 einen siegreichen Zug nach Dänemark, kämpfte abermals glücklich gegen Böhmen, Ungarn und Russen, verlor aber endlich 1137 durch Verrath bei Halitz eine Schlacht gegen die letzteren, die einzige unglückliche nach 46 glücklichen, und grämte sich deshalb zu Tode (1139), — nach der Erzählung der polnischen Geschichtschreiber. Nach Otto von Freisingen ward er 1132 von Bela, König von Ungarn, gegen welchen er den Bocis in seinen Ansprüchen unterstützte, geschlagen, demüthigte sich wegen eines Einfalls in Böhmen vor Kaiser Lothar und theilte 1138 sein Reich unter seine 4 ältern Söhne, indem er den jüngsten, Kasimir, überging und Krakau, das bei den Theilungen stets der älteste Sohn erhalten, mit einem Supremat verband; † 1139.

d) B. IV., genannt Crispus, Sohn des Vorigen, erhielt bei der Theilung Masovien und Kujavien, wurde aber nebst seinen zwei Brüdern von dem ältern herrschsüchtigen Wladislaw bekriegt. B. schlug den Wladislaw bei Posen, hielt geraume Zeit durch anscheinende Nachgiebigkeit den Kaiser Konrad ab, dem Flüchtlinge die versprochene Hülfe zu leisten, und gewann, da der Kaiser endlich zu den Waffen griff, diesen durch Verheißung einer beträchtlichen Geldsumme. Kaiser Friedrich I. nöthigte ihn aber 1163, Wladislaw Schlesien abzutreten und, da dieser starb, es dessen Söhnen wirklich zu übergeben. In demselben Jahre zwang B. die heidnischen Preußen, ihm Tribut und die Annahme des Christenthums zu geloben. Da er ihnen aber bald darauf, einen neuen Krieg fürchtend, die letztere Bedingung auf ihre Bitte erließ, fielen sie in Masovien und Kujavien ein, lockten B. in Sümpfe und brachten ihm eine Niederlage bei, in welcher sein Bruder Heinrich umkam. Fast hätten ihn nun Wladislaws Söhne entthront, doch beschwichtigte er sie durch Abtretung einiger Distrikte. Er † 1173, nachdem sein Bruder Kasimir, dem B. Lublin abgetreten hatte, großmüthig den ihm von den unzufriedenen Polen angetragenen Thron ausgeschlagen.

e) B. V., der Keusche genannt, Sohn Lesseck des Weißen, 1221 geboren, gelangte schon 1228 auf den Thron. Heinrich der Bärtige von Schlesien und Konrad von Masovien stritten sich um die Vormundschaft; Ersterer wurde, obwohl zweimal Sieger, von Konrad durch Ueberfall gefangen und mußte für seine Freiheit die Vormundschaft abtreten. B.s Mutter Grzimislawa wollte, von den mißvergnügten Polen dazu bestimmt, den Sohn vor der Zeit für volljährig erklären; deswegen ließ Konrad 1233 beide verhaften und nach dem Kloster Siezlechow bringen; es gelang ihnen indeß (1134), zu dem Herzog Heinrich nach Breslau zu entfliehen, der B. wieder in den Besitz seiner Staaten setzte und dafür Krakau, Sendomir und Lublin auf Lebenszeit abgetreten erhielt. Als B. mündig wurde, erhielt er 1137 diese Landestheile wieder, Herzog Heinrich aber blieb sein Regierungsgehülfe bis an seinen Tod, der, 1138 erfolgte. Die Ehe mit Kunigunde,

Tochter des Königs Bela von Ungarn, die er aber aus Frömmigkeit nie vollzog, schützte B. gegen die Anfechtungen Konrads, doch machten die Tataren wiederholte Einfälle in Polen, und B. floh aus Krakau, das von den Feinden nun niedergebrannt wurde, nach Mähren. Die Polen, des Fetgen überdrüssig, unterwarfen sich größtentheils dem schlesischen Herzoge Boleslaw dem Kahlen, gegen den aber das Land von Konrad von Masovien behauptet wurde. Unter solchen Umständen riefen die Polen ihren Fürsten wieder zurück, der Konrad eine Niederlage beibrachte, von diesem aber wieder geschlagen wurde und erst durch Konrads Tod (1244) in seine Länder eingesetzt werden konnte. Vor einem neuen Einfalle der Tataren flüchtete er wieder nach Ungarn, kehrte nach ihrem Abzuge zurück und griff nun (1264) mit unerwartetem Muthe die Jatwinger, ein tapferes litthauisches Volk, an, besiegte es und zwang es zum Christenthume. Er † 1259.

3) Schlesische Herzöge: a) B. I., wegen seiner Körperlänge der Hohe (Altus) genannt, ein großer, um Schlesien vielfach verdienter Fürst, geboren 1127, war der älteste Sohn des vertriebenen Polenfürsten Wladislaw II., von einer Tochter des deutschen Kaisers Heinrich V., und erhielt seine Erziehung in Deutschland, von wo er auch 1161 den Kaiser Friedrich I. nach Italien und zu der Belagerung Mailands begleitete. Auf Friedrichs Vermittelung wurde ihm und seinen Brüdern, Konrad und Miecеslaw, 1163 das väterliche Schlesien von seinem zeitherigen Besitzer, Boleslaw IV. von Polen, zurückgegeben. Fortan Herr von Mittelschlesien (Breslau) und seit Konrads Tode (1178) auch von Niederschlesien, ließ sich B. vor Allem die Civilisation seiner Unterthanen angelegen seyn, wobei ihn sein Kanzler, der Bischof Walther von Breslau, trefflich unterstützte. Deutsche Anbauer und Gewerbsleute wurden ins Land gezogen, denselben, sowie den ihnen nacheifernden Slaven, bedeutende Privilegien und Freiheiten verliehen, Dörfer u. Städte, wie Bunzlau, Neumarkt und Liegnitz, gegründet, entartete Klöster mit neuen Mönchen besetzt und auf die Pflege des Unterrichts und der Bodenkultur hingewiesen. Mit dem Ruhme, für Schlesien das geworden zu seyn, was Albrecht der Bär für die Marken war, † B. 1201 oder 1204.

b) B. II., der Kahle oder der Wütherich, ältester Sohn des 1241 in der Schlacht bei Wahlstadt gefallenen Herzogs Heinrich II. von Niederschlesien und Großpolen, geboren 1217. Sein Leben ist eine fortlaufende Kette von Gewaltstreichen, Unmenschlichkeiten und Niederträchtigkeiten. Nach dem Tode seines Vaters wurde er Herzog von Groß- und Kleinpolen; von da schon 1242 wieder vertrieben, nahm er 1243 bei der Theilung der schlesischen Besitzungen mit seinem Bruder Heinrich III. für sich das Fürstenthum Breslau, tauschte jedoch 1244 für dasselbe Heinrichs Antheil, Liegnitz und Glogau, ein. Bald darauf geriethen beide Brüder in Streit, weil B., um einer Entschädigung des dritten, ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmten Bruders Konrad auszuweichen, Breslau wieder haben wollte. Nach mehrjährigem Kampfe, nach argen Verwüstungen des Landes durch die herbeigezogenen Söldner sah er sich indessen genöthigt, Sprottau, Glogau, Sagan, Krossen und die Besitzungen in der Lausitz 1255 an Konrad abzutreten. Lebus war von ihm aus Geldnoth bereits 1250 an Brandenburg verkauft worden. Um sich für diese Verluste zu entschädigen, verlangte B. gegen eine Abfindung von 10,000 Mark von dem breslauer Bischofe Thomas die Abtretung des Zehnten im Herzogthume Liegnitz. Auf die Weigerung des Bischofs überfiel er denselben 1256 zu Gorkau, nahm ihn gefangen und erzwang das Geforderte nebst einem Lösegelde, trotz des erzbischöflichen Bannes und der päpstlichen Kreuzpredigt gegen den Kirchenräuber. Ein ähnliches Bubenstück, gegen den eigenen Bruder Konrad versucht, scheiterte an dessen Vorsicht. B. gerieth dabei selbst in Gefangenschaft und mußte sich mit dem vom Bischofe erpreßten Gelde lösen. Nach Heinrichs III. Tode überfiel er 1273 dessen Sohn und Erben, Heinrich IV., und schleppte ihn als Gefangenen auf das Schloß Lähn. Vergebens nahmen sich die Breslauer, in Verbindung mit dem genannten Konrad und dem posenschen Herzoge Primislaw, ihres Fürsten treulich an, vergebens gab dieser 1275 sein Land dem Kaiser Rudolf von Habsburg zu Lehen; B. siegte 1277 bei Frankenstein über die Verbündeten, nahm den Herzog Primislaw gefangen und willigte in dessen und Heinrichs Freilassung nicht eher, als bis ihm Neumarkt, Striegau, Strehlen, Greifenberg u. a. Städte abgetreten worden waren. Er † 1278 mit Hinterlassung zweier Söhne, Heinrich V. und B. oder Bolko.

c) B. III., Enkel des Vorigen, Sohn Heinrichs V., geboren 1286, Nachfolger seines Vaters von 1296—1302 unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Boleslaw I. von Schweidnitz, u. des breslauer Bischofs Heinrich, dann bis 1311 zugleich im Namen seiner Brüder Heinrich u. Wladislaw, beraubte nach der 1311 gemachten Theilung des Landes seinen Bruder Wladislaw der ihm zugefallenen Distrikte von Liegnitz u. griff 1319 u. 1320, um die seinem Vater entrissenen Gebiete wieder zu erwerben, den Herzog Konrad von Oels mit Glück an. Auch kämpfte er auf Anreizung des Böhmenkönigs Johann gegen seinen Bruder Heinrich, veranlaßte dadurch sowohl dessen, als seine eigene Unterwerfung unter Böhmens Oberhoheit (1327 und 1329), zerrüttete durch eine ungemessene Prachtliebe den Staats- und Hofhaushalt und † 1343.

d) B. oder Bolko I., der Ruhmvolle oder Kriegerische, Sohn B.s II. von Liegnitz, geboren 1243 (1253), seit 1278 Herzog von Löwenberg und Bunzlau. Im Jahre 1286 erlangte er dazu von seinem Vetter, dem Herzoge Heinrich IV. von Breslau, Schweidnitz, 1290 von seinem Bruder, Heinrich IV. von Liegnitz, auch Jauer, Striegau, Frankenstein, Reichenbach und Strehlen und 1296 das Schloß auf dem Zobtenberge. Seit 1296 zugleich Vormund der hinterlassenen Söhne seines Bruders, führte B. die Zügel in beiden Herzogthümern mit ebenso geschickter als starker Hand. Viele löbliche Einrichtungen rühren von ihm her. Die bisherigen unbestimmten Steuern und Dienste des Adels wurden in bestimmte, auf die Hufenzahl vertheilte Dienste und

Ritterpferde verwandelt; die Städte erhielten einen geregelten Erbschoß, Kriminalsachen durften ferner nur vom Herzoge oder dessen Vertretern gerichtet werden. Von B.s Bauunternehmungen und Stiftungen nennen wir nur die Schlösser Bolkenhayn und Landshut und 1297 das berühmte Kloster Grüssau. Als Krieger schreckte er den Kaiser Adolf und den Böhmenkönig Wenzel von ihren beabsichtigten Eingriffen in Schlesiens Selbstständigkeit zurück, rächte er seine Mündel an dem Herzoge Konrad von Glogau für das ihrem Vater zugefügte Unrecht, demüthigte er endlich das stolze Breslau; † 1302.

e) B. oder Bolko II., Enkel des Vorigen, Sohn des Herzogs Bernhard I. von Jauer, regierte von 1326—1345 gemeinschaftlich mit seinem Bruder Heinrich über Schweidnitz, dann allein und nach 1346 auch über Jauer. Alle übrigen Herzöge Schlesiens waren bereits unter böhmischer Oberhoheit, nur B. widerstand noch aller List und Gewalt des Königs Johann, u. erst dem schlauen Karl IV. gelang es, bei der Vermählung mit Anna, der von dem Herzoge adoptirten Tochter seines Bruders Heinrich, durch einen Erbvertrag dem Ziele näher zu kommen. Dem Papste verweigerte B. die fernere Entrichtung des Peterspfennigs, weshalb sein Land, wie das übrige Schlesien, mit dem Interdikt belegt ward. Er † als der letzte schweidnitzer Herzog 1368. Nach dem Tode seiner Gemahlin Agnes 1392 trat Böhmen als Erbe ein.

Boletiten, Versteinerungen von Pilzen; undeutlich und theilweise zweifelhaft.

Boleyn, Anna, s. Anna 4).

Boli (Bogli), Hauptstadt eines Sandschakats im asiatisch-türkischen Ejalet Natolien, am Flusse Bolisu (sonst Byllas), in einer rings von Gebirgen umschlossenen Ebene, mit vielen Bädern und Moscheen, verfallenem Kastell, Baumwollen- und Lederfabriken, bedeutendem Handel und 45,000 Einwohnern. B. ist das alte Hadrianopolis. Im Jahr 1324 bemächtigte sich der Gründer der Dynastie Osman der Stadt, die eine der ersten Eroberungen der Emire aus dieser Dynastie war. Im Jahre 1668 wurde B. durch ein Erdbeben größtentheils zerstört.

Bolingbroke, Henry St.-John, Viscount, berühmter englischer Staatsmann und Schriftsteller, geb. 1672 zu Battersea als Sprößling einer alten angesehenen Familie, zeigte frühzeitig einen höchst lebhaften Geist und glänzende Anlagen und galt während seiner Studienzeit zu Oxford als einer der ausgezeichnetsten unter seinen Kommilitonen. Nach seinem Eintritt in die Welt spielte der Jüngling, dem eine schöne Körpergestalt, feine Sitten u. bezwingende Redefertigkeit zu Hülfe kamen, unter den jungen Wüstlingen der Hauptstadt eine Hauptrolle, bis ihn sein Vater ins Unterhaus brachte. Was eine Verheirathung mit einer schönen u. reichen Frau nicht vermocht hatte, das geschah dadurch, daß er in eine parlamentarische Thätigkeit versetzt wurde. Der leichtsinnige Lebemann verwandelte sich mit einem Male in einen rastlos thätigen Staatsmann. Seine glänzende Beredsamkeit, sein tiefer Blick und scharfes Urtheil erhoben ihn bald zu einer parlamentarischen Celebrität. Zum Staatssekretär im Kriegsdepartement ernannt, trat er mit Marlborough, an dem er einen einflußreichen Gönner fand, in genauen Verkehr. Nach dem Sturz des Toryministeriums nahm auch er seinen Abschied und widmete sich 2 Jahre lang, vom öffentlichen Leben zurückgezogen, wissenschaftlichen Studien, doch blieb er dabei in fortwährender Verbindung mit dem Hofe, namentlich mit der Königin, die auf seinen Rath viel hielt. Als die Whigs wieder den Tories Platz machen mußten, erhielt er das Departement der auswärtigen Angelegenheiten und brachte in dieser Stellung gegen den Willen fast der ganzen englischen Nation den Abschluß des Friedens von Utrecht zu Stande, wodurch er aber nicht allein seine Popularität, sondern auch seinen bis jetzt makellosen Ruf einbüßte. Mit dem Großschatzmeister, dem Grafen Oxford, in heftigem Streit begriffen, ward er von der Königin Anna nach Absetzung jenes seines Gegners an dessen Stelle zum ersten Staatssekretär ernannt. Aber der wenige Tage hernach erfolgende Tod der Königin stürzte ihn mit einem Male von seiner Höhe herab. In Verdacht, für die Restitution der Stuarts insgeheim gewirkt zu haben, vermochte er sich nicht zu rechtfertigen, u. mit einer Anklage auf Hochverrath bedroht, hielt er für gerathen, seinen Feinden aus dem Wege zu gehen, und begab sich nach Frankreich, wo der Prätendent eine Zuflucht gefunden hatte. Dieser suchte den gewandten Staatsmann auf seine Seite zu ziehen, und da B. einsah, daß er im Vaterlande von unversöhnlichen Gegnern keine Schonung erwarten dürfe u. überdies Hoffnung hegte, daß es nur einer kräftigen Erhebung für die Stuarts bedürfe, um sie auf den britischen Thron zurückzuführen, so nahm er das ihm angetragene Amt eines Staatssekretärs bei Jakob III. an. Der Tod Ludwigs XIV. benahm indeß dem weitschauenden Politiker sein Vertrauen auf die Sache des Prätendenten, der ihn in Folge davon aus seinem Dienste entließ und ihn sogar beschuldigte, daß er sich unachtsam und unfähig zu den Geschäften gezeigt und Verrath gesonnen habe. Aus dem Vaterlande vertrieben, im Auslande verachtet und mit Schmach bedeckt, suchte er damals Trost in der Philosophie und schrieb seine „Reflexions upon Exile“, sowie bald darauf auch eine Rechtfertigung seines Benehmens in Bezug auf die Torypartei in „A Letter to Sir William Wyndham“. Um dieselbe Zeit ging er eine zweite Ehe ein mit einer Nichte der Madame de Maintenon, welche ihm ein sehr bedeutendes Vermögen zubrachte. Auch in England gestalteten sich seine Angelegenheiten günstiger u. König Georg ließ ihm Anerbietungen machen, um die Absichten des Prätendenten von ihm zu erfahren. Wirklich ging B. in soweit auf dieselben ein, daß er sich verbindlich machte, unter der Bedingung völliger Niederschlagung der gegen ihn erhobenen Anklagen der Sache des Prätendenten einen entscheidenden Schlag zu versetzen. Da aber der Minister Walpole in ihm einen Rivalen fürchten zu müssen glaubte, so widersetzte er sich der Rückkehr B.'s, und erst durch Bestechung der Geliebten des Königs, der Herzogin von Kendal, soll es diesem gelungen seyn, sich die Erlaubniß zur Rückkehr ins Vaterland auszuwirken. Im Jahr

1723 nach Auflösung des von lauter Gegnern B.'s gebildeten Parlaments durfte dieser nach England zurückkehren, aber erst nach Verlauf von 2 Jahren ward er durch eine Parlamentsakte in den Besitz seiner Güter wieder eingesetzt. An den Staatsangelegenheiten betheiligte er sich direkt nicht, sondern lebte in ländlicher Zurückgezogenheit zu Dawley bei Uxbridge, in freundschaftlichem Verkehr mit Swift und Pope. Doch vermochte er sich nicht darüber zu beruhigen, daß er nur den Titel Lord führen solle, ohne im Oberhause Sitz und Stimme zu haben. Diese Ausschließung glaubte er der feindlichen Gesinnung des Ministers Walpole zuschreiben zu müssen, u. als sich im Parlament oppositionelle Stimmen gegen denselben erhoben, eilte er nach der Hauptstadt und bekämpfte das Ministerium in Druckschriften, welche einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübten, besonders auch durch Aufsätze in der Zeitschrift „The craftsman". Auch schrieb er gegen seine Feinde die „Dissertation on parties", die als ein Meisterstück betrachtet zu werden pflegt. Da er sich aber von unmittelbarer Theilnahme an den Staatsgeschäften nach wie vor ausgeschlossen sah, so begab er sich 1735 zum zweiten Male nach Frankreich, wo er sich wissenschaftlichen, namentlich geschichtlichen Studien widmete. Eine Frucht derselben waren die „Letters on the study of history", die zwar höchst geistreich, aber durch die darin enthaltenen schonungslosen Angriffe gegen die christliche Religion, für die B. früher mit Eifer in die Schranken getreten war, berüchtigt sind. Sehnsucht nach dem Vaterlande und Unruhe trieben ihn nach England zurück, wo er fast unter den Augen des jungen Thronfolgers seine „Idea of a patriot king" schrieb. Er † 1751 nach langwieriger Krankheit, während welcher er Betrachtungen über den Zustand der Nation aufsetzte. Seine sämmtlichen Werke gab David Mallet nach der von B. ihm hinterlassenen Handschrift heraus (London 1753—1754, 5 Bde., neue Ausg. Lond. 1769, 11 Bde., und 1809, 8 Bde.). Auf die allgemein dagegen erhobene Anklage wurden sie von der großen Jury von Westminster, als der Religion, den Sitten, dem Staate und der öffentlichen Ruhe gleich gefährlich, einstimmig verdammt. In der Geschichte des Deismus und Naturalismus nimmt B. vorzüglich durch den Einfluß, den er auf die Franzosen ausgeübt hat, eine bedeutsame Stellung ein. Es sind jedoch nicht sowohl neue Ideen, die ihn auszeichnen, als vielmehr das Geschick, die Gedanken Anderer in eine ansprechende, effektvolle Form zu kleiden. Vgl. Schlosser, Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, I, S. 450 ff.

Bolivar, Simon, genannt „el Libertador" (d. i. der Befreier), der Washington Südamerika's, das er vom spanischen Joch erlöste, geboren am 24. (25.) Juli 1783 zu Caraccas aus einer edeln und reichen altspanischen Familie, deren einziger männlicher Erbe er war, verlor als Kind Vater und Mutter u. ward von seinem Oheim, dem Marquis de Palacios, erzogen. Es war eine besondere Gunst der spanischen Regierung, daß sie ihm, dem Kreolen, gestattete, in Madrid die Rechte zu studiren u. auf einer Reise die übrigen europäischen Staaten zu besuchen. Während seines Aufenthaltes zu Paris benutzte er mit Eifer den Unterricht in der Normalschule u. der polytechn. Schule. Hier machte er auch die Bekanntschaft Humboldts und seines Gefährten Bonpland, mit denen er ein freundschaftliches Verhältniß anknüpfte, das sich auf einer Reise, die er in ihrer Gesellschaft nach Deutschland, Italien und England unternahm, noch mehr befestigte. Mitten unter den Vergnügungen der französischen Hauptstadt faßte er den Vorsatz, zur Verbesserung des Schicksals seines unglücklichen Vaterlandes nach Kräften beizutragen. Dieser Gedanke lag nun allen seinen Bestrebungen zu Grunde und war die Aufgabe seines Lebens geworden. Im Jahre 1803 vermählte er sich zu Madrid mit der schönen 16jährigen Tochter des Bernardo del Toro, Marquis von Ustariz, und ging dann nach Amerika zurück, wo seine Gemahlin sehr bald ein Opfer des gelben Fiebers wurde. Hierauf reiste B. 1804 wieder nach Paris, wo das Schauspiel der Krönung Napoleons den tiefsten Eindruck auf ihn machte. Auf seiner Rückkehr ins Vaterland (1809) besuchte er die Vereinigten Staaten, lernte die freien Institutionen und ihren wohlthätigen Einfluß kennen, u. sein Befreiungsplan gedieh in ihm zur Reife. Die Ereignisse gestalteten sich ihm günstig, nachdem Karl IV. u. Ferdinand VII. dem spanischen Thron entsagt hatten u. Joseph Bonaparte an ihre Stelle getreten war. In Venezuela angelangt, verband er sich mit den Patrioten, und als Caraccas am 19. April 1810 aufstand, sandte ihn die Junta nach London, von wo er im September 1811 mit einem Waffentransport zurückkehrte. Er kämpfte nun als Oberstlieutenant unter Miranda, der in dem von Dumouriez befehligten Heere für die Sache der Revolution gefochten hatte und jetzt seinem Vaterlande die Freiheit zu erringen strebte. Als nach Miranda's Fall die Spanier Venezuela sich unterwarfen, mußte B. eine Zuflucht auf der Insel Curaçao suchen. Doch schon im September 1812 trat er wieder unter den Insurgenten von Neugranada auf und wurde sehr bald die Seele des ganzen Befreiungskrieges; er opferte selbst einen großen Theil seines Vermögens der Unterstützung dieses Unternehmens, und kein Unglücksfall konnte das Vertrauen erschüttern, das seine Mitbürger in ihn setzten. Ueber die Grausamkeit der Spanier entrüstet, erklärte er ihnen am 13. Januar 1813 den Krieg auf Leben und Tod (guerra a muerte). Tausende folgten seiner Fahne. Die Königlichen wurden bei Niquitao, Betisoque, Carache, Barquisemeto, Barinas und Lostaguanes geschlagen, Caraccas selbst kapitulirte, und am 4. August 1813 zog B. in die Hauptstadt von Venezuela ein. Nun ward er vom Heer als Befreier Venezuela's begrüßt und vereinigte in sich alle Civil- und Militärgewalt. Dann schlug B. die in die Provinz Caraccas eingefallenen Königlichen bei Virigima, Barbula und Araure. Der zusammengetretene Nationalkongreß, vielleicht eifersüchtig auf B.'s Gewalt, gab ihm den Befehl, die bürgerliche Verwaltung mit ihrem ganzen Einflusse in seiner Provinz wieder herzustellen. B. schien nicht geneigt, der Diktatur, die er wirklich, wenn auch mit Mäßigung, übte, zu entsagen. Da er aber

den nachtheiligen Eindruck bemerkte, den sein Zaudern machte, berief er auf den 2. Januar 1814 eine Generalversammlung, der er von seinem Verfahren Rechenschaft ablegte und seine Entlassung anbot. Diese ward jedoch nicht angenommen, sondern ihm seine Gewalt in ihrem ganzen Umfange bis zur Vereinigung von Venezuela mit Neugranada bestätigt. Als nun die Spanier die Sklaven von Venezuela gegen ihre Herren zur Empörung reizten und so den Bürgerkrieg in seiner scheußlichsten Gestalt entzündeten, sah B. seine Streitkräfte dem Heere der Sklaven unter Boves, Barinas, Rosette ꝛc. nicht gewachsen; überdies befürchtete er einen Aufstand der Königlichen in Gemeinschaft mit den gefangenen Offizieren in Caraccas und La Guira. Durch die verübten Greuelthaten der Spanier und die herannahende Gefahr zur Verzweiflung gebracht, befahl er damals die Hinrichtung der spanischen Gefangenen, und 800 derselben fielen an Einem Tage, auf welche Nachricht der Kommandant von Porto Cavello sogleich alle gefangenen Patrioten (mehre hundert) über die Klinge springen ließ. B. rückte jetzt gegen Boves und schlug ihn bei Vittoria; auch die übrigen Sklavenanführer erlitten Niederlagen. Aber in diesen Gefechten verlor B. den besten Theil seiner Truppen, und Boves u. Rosette, welche indessen Verstärkungen an sich gezogen hatten, griffen nochmals die Provinz Caraccas an. Jetzt eilte General Marino von Cumana B. zu Hülfe und versetzte den Königlichen eine Schlappe bei Boca Chica, während B. selbst bei San Mateo einen Sieg über die Spanier erfocht, der sie zwang, die Belagerung von Valencia aufzugeben, und Boves, sich bis nach Llanos zurückzuziehen. Am 28. Mai 1814 kam es abermals zur Schlacht, in welcher die Spanier wieder geschlagen wurden, den größten Theil ihrer Bagage und 400 Gefangene verloren. B. vertheilte nun seine Streitkräfte in 3 Theile, mit welchen er Coro und San Fernando in der Provinz Barinas zugleich angreifen wollte, während er mit seiner eigenen Division sich stark genug glaubte, Boves gegenüber das Feld zu behaupten. Dieser unüberlegte Schritt lieferte Venezuela neuerdings in die Hände der Spanier. B.'s Corps wurde von Boves mit überlegenen Streitkräften angegriffen u. im wildesten Kampfe der Erbitterung (11. Juni 1814) fast gänzlich aufgerieben, so daß er mit dem Reste seiner Truppen und fast der ganzen Bevölkerung von Caraccas in Cumana Zuflucht suchen mußte. Boves zog im Juli 1814 in Caraccas und La Guira ein, verfolgte die Republikaner bis in die Provinz Barcelona und schlug sie bei Arguita aufs Haupt. In Folge dieses Unglücks war die Achtung vor B. so gesunken, daß selbst der Kommandant der kleinen Flotte an der Küste seinen Befehlen den Gehorsam verweigerte; er selbst schiffte sich jetzt mit den Tapfersten und Getreuesten seiner Offiziere nach Cartagena ein, ging von da nach Tunja und trug den konföderirten Provinzen von Neugranada seine Dienste an. Nachdem ihm der wiener Kongreß den Oberbefehl übertragen, besetzte er Bogota und befreite die Provinz Cundinamarca; allein innerer Zwiespalt vereitelte die Belagerung von Cartagena, u. als der spanische General Morillo im März 1815 mit neuen Truppen landete, mußte sich B. am 10. Mai nach Jamaika einschiffen, wo er Verstärkung zu erhalten hoffte. Von Kingston, wo ein von den Spaniern gedungener Meuchelmörder statt seiner einen Andern erstach, begab er sich nach Hayti, sammelte hier die geflüchteten Insurgenten und landete mit ihnen im December 1816 auf der Insel Margarita. Dahin berief er, als Oberhaupt der Republik Venezuela, einen Kongreß; auch setzte er eine Regierung ein, nachdem er die Aufhebung der Sklaverei proklamirt und zugleich seine eigenen Sklaven freigelassen und unter die Fahne der Unabhängigkeit gestellt hatte, für die sie fochten. In den beiden folgenden Jahren erfochten B., Paez und Santander so viele Vortheile über Morillo, daß nun am 15. Februar 1819 der Kongreß zu Angostura eröffnet werden konnte, wo B. den Entwurf einer Verfassung vorlegte und freiwillig der Gewalt entsagte, die man ihm übertragen hatte. Da das Land jedoch nicht in der Lage war, auf seine kräftige Leitung zu verzichten, so ließ er sich bestimmen, an seiner Stelle, als Präsidentbefreier mit diktatorischer Gewalt, zu bleiben. Er setzte den Krieg darauf gegen die Spanier mit der größten Anstrengung fort, führte das Heer im Juni über die fast unwegsamen Cordilleren nach Neugranada, eroberte am 1. Juli Tunja und schlug dann die Spanier bei Bochica, so daß ganz Neugranada frei wurde, worauf er, zum Präsidenten des Freistaats ernannt, am 9. September die Vereinigung der Staaten Venezuela und Neugranada zu einer Republik unter dem Namen Columbia proklamirte. Hierauf zwang er den General Morillo, einen Waffenstillstand zu Truxillo am 25. Nov. 1820 abzuschließen, schlug nach dessen Ablauf den General La Torre bei Calabosa am 24. Juni 1821 u. befreite das Land gänzlich vom Feinde. Noch im Juni desselben Jahres wählte der zu Bogota versammelte Kongreß von Columbia den siegreichen Feldherrn, ungeachtet der Weigerung desselben, abermals zum Präsidenten. Hierauf vollendete er in den Jahren 1823 und 1824, namentlich durch den Sieg bei Junin und den des Generals Sucre bei Ayacucho, die Befreiung Nieder- und Oberperu's, das ihn 1825 mit der diktatorischen Gewalt bekleidete und unter dem Namen **Bolivia** einen eigenen Staat bildete. Im Jahre 1826 legte er die Präsidentenwürde nieder und versammelte einen Kongreß zu Lima, schloß Schutz- und Trutzbündnisse mit den verschiedenen amerikanischen Freistaaten, bewirkte die Zusammenkunft des freilich fruchtlosen amerikanischen Kongresses zu Panama und ward im März 1826 neuerdings zum Präsidenten der Republik Columbia gewählt. Zwar wollte er 1827 seine Stelle niederlegen, indem er feierlich seinen Abscheu gegen alle Usurpation aussprach; allein im August 1828 ließ er sich von seiner Partei abermals zum Präsidenten mit fast unumschränkter Gewalt ernennen. Eine Verschwörung, die am 25. September sein Leben bedrohte, unterdrückte er, indem er entschlossen jeder Gefahr entgegentrat, die Urheber erschießen und Santander verhaften ließ. Letzterer wurde mit 70 andern Betheiligten verbannt. B. bot alle Mittel auf, die verderblichen

Anschläge seiner Feinde, die auch die Feinde des Vaterlandes waren, zu vereiteln. Doch sah er in dem Kampfe die Gefahren wachsen und die Feinde sich vermehren. Da er sich aber auch in Peru am 17. August 1827 zum lebenslänglichen Präsidenten hatte wählen lassen, dem Kongresse von Bolivia einen antirepublikanischen Geist verrathenden Code Boliviano aufdrang, in Columbia die Preßfreiheit unterdrückte und die Klosterschulen wieder herstellte, so beschuldigte man ihn monarchischer Pläne. Peru erklärte sogar dem Diktator von Columbia den Krieg, und als B. an die Grenze zog, kam es in seiner eigenen Vaterstadt Caraccas am 25. Nov. 1829 zum Aufstande; in einer Volksversammlung ward beschlossen, daß sich Venezuela von ihm lossage u. von der columbischen Union trenne. Der General Cordova, den B. zu seinen Freunden zählte, weil er selbst ihm Freundschaft erwiesen hatte, fiel von seinem Wohlthäter ab und pflanzte die Fahne der Empörung gegen ihn auf. Unterdessen versammelte sich im Januar 1830 der Nationalkongreß zu Bogota. B. wiederholte das Gesuch um seine Entlassung, die ihm jetzt bewilligt wurde, u. kehrte in den Privatstand zurück, wohin ihn die öffentliche Dankbarkeit begleitete, denn kaum war er von dem Schauplatze abgetreten, als wieder freundliche Gefühle in den Gemüthern erwachten, die sich eben noch so feindselig gegen ihn ausgesprochen hatten. Im Namen der columbischen Nation ward ihm der innigste Dank feierlich dargebracht. Zugleich bat ihn der Kongreß, ein Jahrgeld von 30,000 Piastern anzunehmen. Er verließ Bogota am 9. Mai und wollte sich zu Cartagena nach England einschiffen; aber seine Anhänger bewogen ihn zu bleiben. Neue Versuche, seine Macht herzustellen, mißlangen. Schon in kränklichem Zustande, der von Abspannung herrührte, reiste er im November nach Santa Marta, dessen Bischof sein Freund war. Hier nahm seine Krankheit überhand und ruhig sah er dem Tode entgegen. Seine letzten Worte waren Wünsche für die Freiheit und das Vaterland. Er diktirte noch einen Aufruf, ganz im republikanischen Geiste, an Columbia's Bürger u. † am 17. Dec. 1830 mit dem Ausrufe: „Eintracht! Eintracht! sonst wird uns die Hyder der Zwietracht verderben!" in einem Landhause zu San Pedro. B. war von mittlerer Größe, hatte regelmäßige und ausdrucksvolle Züge, und sein Benehmen war in hohem Grade gewinnend. Er war beredt, thätig und lernbegierig, mit reicher Phantasie und einem kühnen und unternehmenden Charakter begabt, wenn er auch nicht zu allen Zeiten seines wechselreichen Lebens den gleichen persönlichen Muth bewährt haben mag, wie behauptet wird. Wenn seine föderalistischen Gegner ihm den Plan zuschrieben, daß er die Freiheit seinem Ehrgeize habe zum Opfer bringen wollen, so liegen wenigstens keine Beweise für diese Behauptung vor, und man muß bedenken, daß ihm im Unabhängigkeitskriege und in den Wirren nach dessen Beendigung die außerordentlichen Umstände wiederholt die Diktatur und außerordentliche Maßregeln aufdrangen. Er starb unbemittelt, indem er den größten Theil seines bedeutenden Vermögens der Sache der Unabhängigkeit geopfert hatte. Er war ein Washington, wie Südamerika ihn eben haben konnte. Denn während England in den Boden Nordamerika's den Samen gelegt hatte, aus welchem die Freiheit sich entwickeln konnte, hatte Spanien in Südamerika nur das Unkraut gepflanzt, das als Frucht den Despotismus trägt, der in dem Sklavensinn ein williges Werkzeug findet. Nach seinem Tode wurde bei der überall einbrechenden Verwirrung die Größe seines Verlustes immer mehr empfunden, und 1832 ward nach dem Beschlusse des Kongresses zu Neugranada B.'s Asche unter dem Geleite von Abgeordneten sämmtlicher Republiken des ehemaligen spanischen Amerika's mit großen Feierlichkeiten von Santa Marta nach seiner Vaterstadt Caraccas gebracht und hier dem Andenken des Befreiers ein Triumphbogen errichtet.

Bolivia, eine der jüngsten südamerikanischen Republiken, deren Namen das Andenken Bolivars verewigt, zwischen 11°—25° südl. Breite und 307° — 320° östl. Länge gelegen, wird im Westen und Nordwesten von der Südsee und von Peru, im Nordosten und Osten von Brasilien und Paraguay und südlich von der argentinischen Republik und von Chili begrenzt. Einen Flächenraum von 17,800 Quadratmeilen einnehmend, wird das Land, im Bereiche der Stromgebiete des Marañon und des Rio-de-la-Plata, wo es den südl. Abschnitt des Hochlandes Peru bildet, von den höchsten Gebirgsmassen der neuen Welt bedeckt. Der südlichste Theil von B. wird längs der quell- u. regenlosen Strandwüste von Atacama, von der Fortsetzung der Cordilleren von Chili durchzogen, die sich nördlicher an ein kolossales Plateau, den Gebirgsknoten von Porco und Potosi, anlehnt. Hier beginnt die erste Theilung der südamerikanischen Cordilleren in zwei Ketten, die bis zu einer Kammhöhe von 14—15,000 Fuß und einer Gipfelhöhe von 17 — 20,000 Fuß und darüber aufsteigen und in nordwestlicher Richtung ganz B. durchziehen, indem sie erst im Gebiete der Republik Peru sich in dem Gebirgsknoten von Vilcañota und Cuzco wieder vereinigen. Beide Ketten schließen das bolivische Centralplateau von Chucuito oder des Titicacasees ein, das, mit Einschluß der hohen Randketten über 52 Meilen breit, 12,100 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Die westliche oder Küstenkette, von welcher nur der südlichere Theil zu B. gehört, steigt unter steilern Abdachungsverhältnissen nach Westen hin und bei größerer Massenerhebung zu größerer Gipfelhöhe empor. Alle ihre Schneegipfel sind entweder thätige Vulkane, oder doch vulkanischen Ursprungs, und zwar sind sie alle am Abhang der Kette auf der Meeresseite gelegen und von überaus steilem Abfall. Der südlichste der bolivianischen Vulkane ist der San-Pedro-de-Atacama (unter 21° 36' südlicher Br.), nördlich vom Passe Calama, durch welchen die Handelsstraße von Cobija auf das Hochplateau führt. Die bedeutendste Gipfelerhebung der westlichen Kette und der Hauptherd vulkanischer Thätigkeit liegt zwischen 18° und 19° südl. Br., wo vier Bergriesen sich erheben: der beständig rauchende Gualatieri (20,600 F.), der Parinacota (20,670 F.), der Pomarape (20,360 F.) und der Sahama, bei einer Höhe von 20,970 Fuß vielleicht

der höchste Berg in ganz Amerika. Weiterhin, zwischen 17 — 18° südl. Br., erhebt sich an der Grenze eine zweite Gruppe von Schneebergen, da, wo die Handelsstraße vom peruanischen Hafen Arica nordöstlich nach dem Innern von B., insbesondere nach La-Paz über die 13,800 und 14,200 Fuß hohen Pässe Guarillos und Chullunquiani führt; der höchste Berg ist hier der 18,500 Fuß hohe Chipicani oder Nevado von Tacora. Die dritte Gruppe endlich bildet der 19,000 Fuß hohe Guagna-Putina oder der Vulkan von Arequipa auf der Straße vom Hafen Islay über Arequipa und die 12,800 und 14,600 Fuß hohen Pässe Alto-de-Huessos und Alto-de-Toledo nach Puño am Titicacasee. Die östliche, ganz bolivische Kette beginnt mit den wenig über 15,000 Fuß hohen, silberreichen Bergen von Porco und Potosi, erreicht auch weiterhin nicht die Schneelinie, hat aber Pässe, die selten unter 13,000 Fuß hoch liegen. Erst im nördlichen Theile, unter 16° 14′ südl. Breite, im Südosten von La-Paz, steigt plötzlich in vier Zackengipfeln die gigantische Masse des Illimani empor, dessen Höhe auf 19,850 Fuß bestimmt ist. Dann folgt, jenseits des nur 10,600 Fuß hoch liegenden Thals von Totoral, eine fast ununterbrochene Kette von Schneegipfeln bis zum Gebirgsknoten von Vilcañota, unter denen der Nevado-de-la-Mesade eine Höhe von 18,160 Fuß, der Cacaca von 17,100, der Supaiwasi oder Huayna-Potosi von 19,000, der Chachocomani von 19,100, der Ancohumani oder Nevado-de-Sorata von 19,975 F. erreichen. Letzterer erhebt sich über dem 8300 F. hoch gelegenen Orte Sorata, von welchem aus ein 15,000 Fuß hoher Paß, vielleicht der höchste in B., nach dem goldreichen Thale von Tipuani führt. Die Westcordilleren, ebenfalls vulkanischer Natur, zeigen kegel- und glocken- oder domförmige Gipfel, bestehen an ihrem Fuße aus krystallinischen und geschichteten Gesteinen, in größern Höhen aus Trachyt, Obsidian und trachytischen Konglomeraten und sind im Ganzen arm an Metallen. Reich an solchen sind dagegen, wie das Innere und das anliegende östliche Stufenland, die Ostcordilleren. Von Westen gesehen, stellen diese eine Reihe spitzer, zerrissener Piks und zackiger Kämme dar, indem sie von vielen Pässen und sehr tiefen Thälern durchbrochen sind, so daß selbst die auf ihrer Westseite entspringenden Bergströme nicht dem Titicacasee, sondern den Zuflüssen des Marañon zuströmen. Sie bestehen aus geschichteten Steinen der silurischen Formation nebst dazwischen eingedrungenem Granit, Quarzporphyr und Syenit, sowie aus sekundären Gesteinen der Triasgruppe und aus Mergeln, welche Gyps, Jurakalk und Steinsalz enthalten. Ihr westlicher Abhang ist steil und bietet eine Reihe kurzer Querthäler dar; auf der Ostseite dagegen streichen zahlreiche Seiten- und Querketten, wie die Sierra von Chichas (an der Südgrenze), die Cordillera von Yurucares oder Sierra-nevada-de-Cochabamba und de-Santa Cruz in allmähliger Abstufung, zuletzt mit flacher Abdachung zu den Pampas, in welchen die Wasserscheide nur durch eine sanfte Bodenanschwellung bezeichnet ist. Unter den zahlreichen **Gewässern** sind die bedeutendsten: der Beni, der in seinem Oberlauf Rio-grande-de-la-Plata oder Guapay genannte und die Sierra von Cochabamba umfließende Mamoré, und an der nordöstlichen Grenze der Iténes oder Guaporé, drei Quellarme des zum Marañon strömenden Madeira; ferner an der Ostgrenze der Paraguay, welcher hier den sogenannten See Xarayes, d. i. eine über 2000 □ Meilen große, 3 Monate lang überschwemmte Ebene, durchfließt; der Pilcomayo und Vermejo, die in den Paraguay münden, und endlich der Chucuito- oder Titicacasee (s. d.), der in seinem südöstlichen bolivischen Theile durch seltsam ausgezackte Halbinseln, die nur durch den schmalen Wasserpaß von Tiquina getrennt sind, so verengt ist, daß ein neues Bassin (Laguna-de-Vinamarca) entsteht. Der Abfluß des Sees, der Rio-Desaguadero, der gegen Südost hinströmt und in der Laguna-de-Huallagas endet, ist ein unbedeutendes Wasser, weil in der außerordentlich trockenen und dünnen Atmosphäre des bedeutend hochgelegenen Plateau's viel Wasser verdampft, während der Erdboden so viel Wärme ausstrahlt, daß die Schneelinie hier, unter 16° südl. Breite, um 2000 Fuß höher liegt (16—17,000 Fuß hoch), als unter dem Aequator in Quito. Das Längenthal des Titicaca und Desaguadero, 90 Meilen lang, 7 — 14 Meilen breit, 12,100 Fuß über dem Meere erhoben, an 1000 □ Meilen groß, ist der Sitz einer betriebsamen Bevölkerung und der Mittelpunkt eines christlichen Staates, der durch spanische Kolonisation auf den Trümmern des größten und civilisirtesten Reiches der Urbevölkerung Amerika's entstanden ist. Das Centralplateau von B. zeigt indeß beträchtliche Verschiedenheiten der Oberfläche; während es im Süden in dem ganzen Bergbaudistrikt ärmlich und rauh ist, nährt der ergiebige Boden im Norden eine starke Bevölkerung, was auch von den herrlichen Ufern des Sees gilt, deren zahlreiche Bevölkerung meist aus Ureinwohnern besteht.

Das **Klima** B.'s ist der tropischen Lage des Landes angemessen, wird aber in den östlichen, zur Regenzeit überschwemmten und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckten Ebenen durch Feuchtigkeit und auf den Hochlandschaften durch deren bedeutende Erhebung gemildert. Hier, in diesem amerikanischen Tübet, ist der Himmel stets heiter, die Luft überaus trocken und, obgleich die Nächte empfindlich kalt und schneidende Luftzüge nicht selten sind, doch im Ganzen gesund, während jene östlichen Niederungen von Fieberkrankheiten heimgesucht werden. Die Thäler dagegen bieten mildes, gesundes Klima und die üppigsten Vegetationsverhältnisse dar. Hier, wie in den fetten Gefilden der östlichen Tiefebenen, gedeihen Baumwolle, Indigo, Kakao, Vanille, Kaffee, Zuckerrohr, Wein, Reis, Mais, Tabak, Coca (das Brod der Ureinwohner), verschiedene Gewürzarten, Färbe-, Gummi-, Sassaparilla-, Cascarilla-, China- und andere Arzneipflanzen, der Maulbeerbaum, tropische Frucht- und Waldbäume aller Art ohne Pflege des Menschen; noch über 12,000 Fuß hoch baut man Getreide, Kartoffeln, Küchengewächse, und aromatische Weideflächen reichen in Begleitung menschlicher Wohnungen bis in die Nähe der Schneeregion. Die Tiefen und feuchten Wildnisse bergen das bunteste Ge-

misch der tropischen Thierwelt; auf den Berghängen und Hochebenen ist die Zucht von Rindern, Pferden, Schafen und andern europäischen Hausthieren, besonders aber des einheimischen Lama und Vicuña, Hauptbeschäftigung der Bewohner. Den größten Reichthum des Staats aber bieten die Schätze der zum Theil 14—15.000 Fuß hoch liegenden Bergwerke, besonders der zu Potosi und Chuquisaca. Außer dem Gewinn an Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Alaun, Arsenik, Antimonium, Neusalz, Salpeter, Schwefel ꝛc. wird der jährliche Gesammtbetrag des Goldes auf 5000 und der des Silbers auf 300 000 Mark angeschlagen. Den Gewinn des Goldes hat man in dem Zeitraum von 1809 — 1848 auf 16,115,500 Doll., den des Silbers auf 98,918 400 Doll. berechnet. Da der Ackerbau u. die landwirthschaftliche Industrie im Ganzen noch sehr darniederliegt, so bilden Viehzucht und Bergbau und der Handel, dessen Hauptquelle auch wiederum der Bergbau ist, die Hauptbeschäftigungen. Jedoch ist der letztere noch immer von untergeordneter Bedeutung, weil der Staat, ohne hinlängliche Fronte gegen das stille Meer und bis jetzt ohne Verbindungsstraßen zu dem La Platastrom und so zum atlantischen Ocean, in seiner kommerciellen und industriellen Entwickelung von Hause aus in enge Fesseln gelegt ist. Die sterile Seeküste hat nur einen einzigen Hafen, den Puerto Lamar im Flecken Cobija, der erst 1829 eröffnet und 1833 zum Freihafen erklärt worden ist, aber durch hohe Cordilleren von dem weit entfernten Kulturcentrum im innern Hochlande getrennt wird. Durch das einzige Transportmittel, Lama's und Maulthiere, wird der Verkehr überall ungemein vertheuert. Nach den nördlichen Provinzen (Oruro, La Paz) hat der peruanische Hafen Arica etwa die Hälfte der Einfuhr und einen großen Theil der Ausfuhr von ganz B. übernommen und gewinnt durch diesen Transit bedeutende Summen. Der Seehandel ist hauptsächlich in den Händen der Engländer, Franzosen und Nordamerikaner. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Schaf- und Vicuñawolle, Chincillapelze, Cascarilla, China und andere Droguen, und in neuerer Zeit Guano; die der Einfuhr vornehmlich Baumwollen-, Wollen-, Seiden-, Leinenzeuche und andere Industriegegenstände. Der Betrag beider bewegte sich in dem letzten Jahrzehnt etwa um 4,000,000 Thaler.

Die Zahl der Bewohner wird auf 1,200.000 angegeben. Dem bei weitem größern Theile nach bestehen sie aus Indianern, die meist das Quichua und Aymara sprechen, aber längst durch das Christenthum civilisirt worden sind. Minder beträchtlich ist die Anzahl der Hispano Bolivier und nur klein die der Neger und Mulatten. Unter den Pampavölkern, wie den Moros, Chiquitos und Chiriguanos, die in viele Stämme mit besondern Dialekten zerfallen, blühen die katholischen Missionen, die bedeutendsten in ganz Amerika, zu kleinen Städten empor, und besonders die Moros zeichnen sich durch ihre Gelehrigkeit und technische Betriebsamkeit aus. Die Verfassung ist nach der Konstitution vom 25. August 1826 eine repräsentative; die gesetzgebende Versammlung bilden die 3 Kammern der Tribunen, Senatoren und Censoren; die Vollziehungsgewalt übt ein auf Lebenszeit gewählter Präsident, den ein von ihm ernannter Vicepräsident und ein den Kammern verantwortliches Ministerium des Innern, der Finanzen, des Auswärtigen und des Kriegs mit der Marine unterstützen. Die innern und finanziellen Angelegenheiten sind noch nicht fest begründet. Die Staatseinnahmen überstiegen seit 1839 in der Regel die Ausgaben um ein Namhaftes, so daß die Ueberschüsse stets zur Tilgung der Staatsschuld hinreichten. In administrativer Hinsicht ist das Land in Departements und in Distrikte eingetheilt, die sich in drei Regionen gruppiren lassen: die westliche Region oder der Distrito litoral zwischen dem Meere und der von den Küstencordilleren durchzogenen Einöde (Desierto), zwischen den Küstenflüssen Paposo und Loa, ist spärlich bewohnt und nur durch Kupferminen und den Guano von einiger Bedeutung; die Centralregion ist der Sitz des größten Theils der bolivischen Bevölkerung und des ausgedehntesten Bergbaues und umfaßt die Departements Tarija, Potosi, Chuquisaca, Oruro und La-Paz; die östliche Region begreift die Departements des Beni (seit 1842 errichtet), von Santa Cruz-de la Sierra (wozu die außerordentlich fruchtbaren Provinzen Moros, Chiquitos und Otuquis gehören) und das bolivische Chaco.

Geschichte. B. ist das alte Oberperu (s. Peru) und umfaßt die Gebirgsprovinzen des ehemaligen spanischen Vicekönigreichs Rio de la Plata. Der Westen B.'s gehörte zu dem ursprünglichen Reiche der Inka's von Cuzco, die von da aus, besonders unter Kapak Yupanki, das Reich von Peru eroberten. Und wie von hier aus jene Herrschaft gegründet ward, so hielt sich auch hier die indianische Nationalität am längsten in einiger Kraft. Die Spanier wagten sich schon 1538 auf die Hochebenen des jetzigen Freistaates B., und obgleich sie anfangs kräftigen Widerstand fanden, siegten doch bald ihre Waffen, worauf B. zu dem Vicekönigreiche Peru geschlagen wurde. Seit der Bildung des Vicekönigreichs La Plata oder Buenos-Ayres 1780 ward es unter dem Namen Charcas ein Theil desselben. Um dieselbe Zeit machte die indianische Nationalität den gefährlichen Versuch einer Wiedererhebung; in Oberperu erhob sich nämlich 1780 der Kazike Kondockanki als Inka Tupac Amaru und mit ihm die ganze indianische Bevölkerung zum furchtbaren, aber fruchtlosen Aufstande. Glücklicher waren die civilisirten Bewohner des Landes in ihren Bestrebungen, das Joch des Mutterlandes abzuschütteln. Nach dem Ausbruche der südamerikanischen Revolution bildete sich schon im Juli 1809 in La-Paz eine revolutionäre Regierungsjunta, doch wurde 1818 das Gebiet von den Spaniern stark besetzt, und erst durch das Treffen von Tamasla (Tumusla) am 1. April 1825 ward hier die spanische Macht durch Bolivar völlig gebrochen. Eine im Juli 1825 zu Chuquisaca zusammengetretene Versammlung proklamirte am 6. August die Unabhängigkeit des Landes. Die 4 Provinzen Charcas oder Potosi, La-Paz, Cochabamba und Santa Cruz traten zu einer

eigenen Repräsentativrepublik unter Bolivars Schutz zusammen, worauf der junge Freistaat am 4. August den Namen B. annahm. Der Sitz der Regierung ward nach Chuquisaca gelegt. An die Spitze derselben ward, nachdem am 25. August 1826 ein neuer Kongreß die von dem Diktator Bolivar entworfene Konstitution, den Code Boliviano, angenommen hatte, der columbische General Sucre als Großmarschall von Ayacucho gestellt, der, zum lebenslänglichen Präsidenten gewählt, diese Würde nur für 2 Jahre annahm. Die nicht sehr demokratische Verfassung erregte indeß bald unter dem Volke großen Widerwillen, und es brach in Folge der Meutereien in Peru auch in Chuquisaca eine Verschwörung aus, die jedoch im April 1827 unterdrückt ward; aber am 25. December 1827 brach in La-Paz ein großer Aufstand aus, und da wegen des Erdbebens in Lima (30. März 1828) keine Truppen gegen die Empörer gesandt werden konnten, so mußte Sucre, den man herrschsüchtiger Absichten beschuldigte, mit seinen columbischen Truppen B. verlassen. Ein am 3. August 1828 eröffneter neuer Kongreß zu Chuquisaca veränderte die Verfassung in wesentlichen Punkten und wählte den Großmarschall Santa Cruz zum Präsidenten, der aber vorerst die Wahl nicht annahm. Velasco, der inzwischen die Präsidentenwürde usurpirt hatte, ward von dem im December desselben Jahres wieder zusammengetretenen Kongresse ab- und General Blanco an seine Stelle eingesetzt, der jedoch schon nach einigen Monaten (in der Neujahrsnacht von 1828 zu 1829) bei einem Aufstande ermordet ward. Hierauf wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, die dem Großmarschall Santa Cruz nochmals die Präsidentenwürde übertrug, welcher denn auch diesmal auf die an ihn gerichteten Bitten einging, im Mai 1829 nach La-Paz kam und die Republik beruhigte. Er schloß mit Ecuador einen Traktat, stellte so auch die Ruhe in Peru wieder her, gab 1831 das neue Gesetzbuch „Codigo Santa Cruz“, ordnete die Finanzen, schloß einen Friedens- und Handelsvertrag mit Peru, stellte 1834 zur Beförderung der Landeskultur, der Industrie, der Wissenschaften und Künste den Einwanderern sehr günstige Bedingungen und stiftete 1836 einen Orden der Ehrenlegion. Während mehrer Jahre hatte sich B. einer im Wesentlichen ungestörten Ruhe und einer gedeihlichen Entwickelung erfreut, als Santa Cruz, der schon lange eine Konföderation B.'s und Peru's im Sinne hatte, auf eine an ihn ergangene Einladung der Schlichtung des Streites unter den Bewerbern um die peruanische Präsidentenwürde in den nördlichen Nachbarstaat einrückte. Ein Treffen unweit Cuzco am 8 August 1835 entschied zu Gunsten der Bolivier gegen ihren peruanischen Gegner General Gamarra. Bis zum Frühjahre 1836 war die Eroberung Peru's vollendet, worauf Santa Cruz als Pacifikator von Peru zum Oberhaupt von Süd- und Nordperu ausgerufen wurde. Er gab hierauf den 3 Staaten eine Verfassung, nach welcher jeder Staat seine innern Angelegenheiten selbstständig besorgen, der gesammte Bundesstaat aber einer Centralregierung unterworfen seyn sollte, die für 10 Jahre ihm selbst unter dem Namen eines Protektors übertragen ward. Allein durch die Fortschritte des neuen Eroberers wurde die Eifersucht der Nachbarstaaten, namentlich Chili's, geweckt. Schon 1836 kam es zu Feindseligkeiten, die nach längerer Unterbrechung in den Jahren 1837 und 1838 sich erneuerten und nach abermaligem Waffenstillstande zu einer Entscheidung durch die mörderische Schlacht bei Yungai (am 20. Januar 1839) führten, in welcher Santa Cruz von den Chilesen und dem mit ihnen verbündeten General Gamarra geschlagen wurde (vgl. Chili). Letzterer wurde hierauf zum Präsidenten von Peru ernannt. Auch der in B. kommandirende General Velasco erklärte sich inzwischen gegen Santa Cruz und die Konföderation und wurde darauf von dem am 16. Juni 1839 zu Chuquisaca versammelten Kongresse als provisorischer Präsident bis zur verfassungsmäßigen definitiven Wahl bestätigt, worauf er sogleich mit Chili Frieden schloß. Allein bald schienen die Anhänger von Santa Cruz, der sich schon am 13. März 1839 nach Guayaquil in Ecuador eingeschifft hatte, in B. wieder das Uebergewicht zu gewinnen, und seine frühere Verwaltung ward durch ein eignes Dekret des Kongresses für tadelfrei erklärt. In der Folge wurde der Präsident Velasco von der Partei des Generals Santa Cruz gefangen und dieser zum Präsidenten ausgerufen, während gleichzeitig der General Ballivian darauf Anspruch machte, mit dem sich, als Santa Cruz nicht alsbald zurückkehrte, auch des Letztern Anhänger vereinigten, so daß Ballivian nun einstimmig als Präsident anerkannt wurde. General Gamarra, der Präsident von Peru, suchte indessen von den Zerwürfnissen in B. Nutzen zu ziehen und die Provinz La-Paz loszureißen. Im Herbste 1841 rückte er in B. ein, besetzte La-Paz und nahm 5 Meilen weiter, bei Viacha, eine Stellung. Aber am 18. November griffen die 3800 Mann starken Bolivier unter Ballivian die 5200 Peruaner auf der Pampa von Ingavi unweit Viacha an und brachten ihnen eine völlige Niederlage bei; Gamarra selbst blieb auf dem Schlachtfelde. Nach diesem Siege rückte Ballivian in Peru ein, worauf am 7. Juni 1842 zu Pasco unter Vermittelung und Garantie des chilesischen Gesandten Ventura Lavalle zwischen dem bolivianischen Gesandten, Mariategui, und dem peruanischen, Hilarion Fernandez, ein Vertrag abgeschlossen wurde, nach dessen Bestimmungen unverletzlicher Friede zwischen B. und Peru herrschen, alle Ursachen des Zwistes der Vergessenheit übergeben und im Wesentlichen der Status quo vor dem Beginn der Feindseligkeiten hergestellt werden sollte; die Kriegskosten übernahm jeder Theil für sich; sie versprachen beiderseits, eine Amnestie in Betreff alles dessen, was im Laufe des Krieges geschehen, zu erlassen und ihre Gefangenen in Freiheit zu setzen, und beide erkannten sich gegenseitig das Recht zu, ihre fiskalischen Gesetze und Handelsverhältnisse nach eigenem Gutdünken zu ordnen; die bolivianischen Truppen hatten 8 Tage nach Auswechselung der Ratifikationen des Traktats das peruanische Gebiet zu räumen. Im Anfange des Jahres 1843 drohte in B. eine neue Revolution auszubrechen, wobei der Präsident Ballivian ermordet werden

sellte. Die Verschwörung wurde jedoch noch zeitig genug entdeckt und die Urheber derselben, Neffen von Santa Cruz, sofort hingerichtet. Santa Cruz kann aber in Guayaquil auf die Wiedererlangung seiner verlornen Würde. Nachdem ihm mehre Versuche, in Peru Revolution zu seinen Gunsten zu machen, missglückt waren, wagte er es 1844, durch Peru in B. einzufallen, wurde aber in den Cordilleren ergriffen und an Chili ausgeliefert, wo er lange unter strenger Aufsicht stand. Ballivian blieb Präsident bis 1847, worauf Velasco provisorisch wieder gewählt wurde. Aber auch jetzt war seine Regierung von kurzer Dauer; der Kriegsminister Belzu, der besonders in den Departements La-Paz und Cochabamba sehr populär war, stellte sich 1848 an die Spitze einer Revolution, welche dort die Truppen machten und durch welche Velasco vertrieben und er selbst zum Präsidenten ernannt wurde. Man glaubte anfangs, er wollte den in Europa als Exilirter lebenden Santa Cruz zurückführen. Es entstand nun eine greuliche Verwirrung; nicht allein Velasco, der sich lange in den entlegenen Provinzen des Staates behauptete, machte Belzu seine Würde streitig, sondern auch Ballivian, unterstützt von Chili, wo er in der Verbannung lebte, erschien wieder in B., um die Macht an sich zu reißen, und außer diesen 3 Häuptern hatten mehre kleinere Prätendenten in verschiedenen Theilen des Staates die Fahne des Aufruhrs aufgesteckt. Zu Gunsten Ballivians wurde im März 1849 wieder eine Militärrevolution in den meisten Städten des Landes gemacht, die jedoch bald unterdrückt wurde. Zu Anfang 1849 kam ein bolivianischer Gesandter, Mascasenas, nach Frankfurt a. M., um Vorbereitungen zu einem zwischen B. und Deutschland abzuschließenden Handelsvertrage zu treffen und die Aufmerksamkeit der deutschen Auswanderer auf B. zu wenden, denen die dortige Regierung manche Vortheile zu gewähren bereit war, unter andern Freiheit von Steuern u. Abgaben auf 50 Jahre. Im Sept. 1850 wurde ein Attentat auf den Präsidenten der Republik, Belzu, gemacht, indem ein Student, Juan Sotomayor, auf ihn beim Spaziergang schoß und ihn gefährlich verwundete, worauf er in der Stadt mit seinem Anhange den Tod des Präsidenten verkündigte. Da aber diese Kunde weder von den Bürgern, noch von dem Militär günstig aufgenommen wurde, so ergab sich, daß die Verschwörung von dem Senat ausgegangen war, dessen Präsident, Oberst Laguna, auch bald als Mitschuldiger entdeckt und mit Sotomayor am 13. September erschossen wurde. Vergl. d'Orbigny, Voyage dans l'Amerique méridionale, 2 Bde., Paris 1835; Derselbe, Description geografica, historica y estadistica de B., das. 1845, nebst Atlas; Bosch-Spencer, Statistique commerciale du Chili, de la B., du Pérou etc., Brüssel 1848; Pentland, The laguna de Titicaca and the valleys of Yucay, Callao and Desaguadero in Peru and B., Lond. 1848; Bach, Statistik der Republik B., in Lüdde's Zeitschrift für vergleichende Erdkunde, Bd. 3. Ueber die östlichen Provinzen des Landes, die sich vorzugsweise für europäische Kolonisation eignen sollen, vergl. Bach, Description de la nueva provincia de Otuquis, Buenos-Ayres 1843; Wappäus, Beiträge zur Kunde Südamerika's, Heft 1, Leipz. 1848.

Bolkenhayn, Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, an der hier aus mehren Bächen entstehenden wüthenden Neiße, hat eine katholische und eine evangelische Kirche, ein Hospital und 1600 Einwohner, welche Ackerbau, Tuch- und Leinweberei und Brauerei treiben. In der Nähe sind Bolusgruben und unmittelbar über der Stadt die alte, 1292 durch Boleslaw oder Bolko I. von Schweidnitz erbaute, 1428 von den Hussiten eroberte, 1646 von den Schweden angezündete, 1720 und 1724 durch Blitzschläge und 1814 durch einen Sturm sehr beschädigte Bolko- oder Bolkenburg, eine der imposantesten Ruinen Schlesiens, mit einem angeblich schon 1037 erbauten, 72—74 Ellen hohen, sehr starken Thurme (Hungerthurm) und herrlicher Umsicht. B. gehört zu den ältesten Städten Schlesiens. Bis 1807 soll hier, an der Stelle der jetzigen, ganz gothischen Hedwigskirche, ein heidnischer Götze (Hees, Teut?) verehrt worden seyn.

Boll, Dorf mit Marktgerechtigkeit im würtembergischen Donaukreis, Oberamt Göppingen, am Fuße der Alp und an einem Zuflusse des Fuhlbaches, in sehr freundlicher Gegend, mit 1500 Einwohnern und einer der gehaltreichsten Schwefelquellen des Königreichs (Bollerbad) am nordöstlichen Fuße des Aichelberges.

Bollandisten, eine Gesellschaft Jesuiten, welche die unter dem Titel „Acta Sanctorum" (s. d.) bekannte Sammlung der Nachrichten über die Heiligen der katholischen Kirche von 1643 bis 1794 zu Antwerpen, Brüssel und Tongerloo herausgegeben hat. Sie führen jenen Namen von Joh. von Bolland, geb. im Limburgischen 1596, † 1665, dem ersten Bearbeiter der von Heribert Rosweyd aus Utrecht angelegten Sammlung. Unter ihnen sind besonders Gottfr. Henschen (geb. 1600, † 1681), Dan. Papebroek (geb. 1628, † 1714), Konr. Janning († 1723), Peter Bosch († 1736), Suyskens († 1771), Hubens († 1782), Anselmo Berthod († 1788) und Joseph Ghesquière († 1802) zu nennen. Nach Aufhebung des Jesuitenordens 1773 ward die Gesellschaft in die Augustinerabtei Caudenberg in Brüssel versetzt, aber durch Josephs II. Reformen aufgelöst, worauf 1789 die brabantische Prämonstratenserabtei Tongerloo die Fortführung des kolossalen Werkes übernahm. Nach Erscheinen des 53. Bandes (des 6. des Oktobers) im Mai 1794 machte die französische Okkupation dem Unternehmen ein Ende. In neuerer Zeit 1837 aber konstituirte sich unter den Auspicien der belgischen Regierung, die einen jährlichen Beitrag von 6000 Frcs. dazu aussetzte, eine neue, wieder aus Jesuiten bestehende Gesellschaft, welche im Dec. 1845 in 2 Thln. den 54. Band des ganzen Werks (den 9. des Oktobers) veröffentlichte. An der Spitze dieser neuen B. stehen Boone, van der Moere, Coppens und Vanhecke.

Bolletrieholz (**Pferdefleischholz**), ein durch die Holländer in den Handel gebrachtes Holz aus Surinam, das frisch rohem Fleische gleicht, aber an der Luft blässer wird, sehr fest ist

und zu Rollen und andern mechanischen Werkzeugen dient.

Bolley, Heinrich Ernst Ferdinand, deutscher Rechtsgelehrter, den 18. April 1770 in Neuenburg geboren, wurde, nachdem er seine Universitätsstudien vollendet, Amtsschreiber zu Waiblingen und Advokat und 1815 als Abgeordneter des Oberamts Marbach in die nach verfassungsloser Zeit berufene Ständeversammlung gewählt. Im Sommer 1818 wurde er in die zur Organisation der unteren Verwaltungsstellen geschaffene Kommission berufen und hatte hier den wesentlichsten Antheil an der Einrichtung der Oberamtsgerichte und an der Abfassung des Organisationsedikts vom 31. Dec. 1818 über die Rechtspflege in den untern Instanzen. Obwohl damals zum Obertribunalrath ernannt, zog er die neugeschaffene Oberamtsrichterstelle in Waiblingen vor. Im Jan. 1820 trat er als Abgeordneter von Krailsheim in die erste, nach Abschluß des Verfassungsvertrags berufene Ständeversammlung und nahm den wirksamsten Antheil an den vorliegenden Organisations- und Gesetzgebungsfragen, weshalb er auch zum Mitgliede der im September 1821 geschaffenen Kommission zur Vollziehung der Landtagsabschiede über die Organisation der Staatsverwaltung ernannt wurde. Noch 1821 zum stellvertretenden und 1824 zum ordentlichen Mitgliede des Civilsenats des königl. Obertribunals ernannt, wurde er außer diesen Berufsgeschäften durch Gesetzgebungsarbeiten und insbesondere durch die Pfandgesetzgebung von 1825 in Anspruch genommen, indem er an der Entwerfung, Berathung und Einführung der verschiedenen hierher gehörigen Gesetze und Instruktionen mit seinem Freunde, dem Geheimerathe von Schwab, den hauptsächlichsten Antheil hatte. Im J. 1830 wurde er zum Direktor und 1831 zum Präsidenten des königl. Obertribunals ernannt, im August 1836 zwar in den Ruhestand versetzt, doch schon einige Monate nachher mit Bearbeitung einer umfassenden Civilgerichts- und Prozeßordnung beauftragt. Diese Aufgabe löste er in Verbindung mit einigen anderen damit zusammenhängenden Arbeiten bis 1841, und so erschienen die von ihm verfaßten Entwürfe 1844. Er † den 1. April 1847. Unter seinen Schriften sind zu nennen: „Betrachtungen über verschiedene Rechtsmaterialien" (Stuttg. 1800); „Die Lehre von öffentlichen Unterpfändern, nach römischem, deutschem und würtembergischem Rechte" (Tübingen 1802); „Theoretisch-praktische Anweisung zum Verfahren in Strafsachen 2c." (Stuttgart 1809); „Vermischte juristische Aufsätze" (das. 1831); „Entwürfe und Anträge zu einer umfassenden Civilgerichts- und Prozeßordnung für das Königreich Würtemberg" (das. 1844) u. A.

Bollwerk, jeder Gegenstand, der einer Kraft ein Hinderniß in den Weg legt; dann s. v. a. Bastion.

Bolmen-See, schwedischer Landsee, in den Läns Jönköpping und Kronsberg, 4 Meilen lang, eine Meile breit; mit der langen und an alten Grabhügeln reichen Insel Bolmsö.

Bologna (il Bolognese), nördliche Legation des Kirchenstaates, grenzt nördlich an die Delegation Ferrara, östlich an Ravenna, südlich an Toskana und westlich an Modena und hat einen Flächenraum von $67^1/_4$ ($80^1/_4$) □M. mit (1855) 575,631 Einw. Das Land ist im Süden gebirgig durch die Apenninen, die es von Toskana scheiden, im Norden bildet es die Fortsetzung der lombardischen Ebene. Zahlreiche Flüsse, die alle zum Pogebiet gehören und von den Apenninen herabströmen: Reno (der bedeutendste), Panaro (an der Westgrenze), Sillaro, Quaderno, Idice, Savena, Setta, Samoggia 2c., sind für den Landbau von hoher Wichtigkeit und werden in vielen größeren und kleineren Kanälen durch die Felder geleitet, welche sie selbst nicht berühren. Der Boden ist überaus fruchtbar, besonders an Reis, Getreide, Hanf, Flachs, Gemüse, Obst, Südfrüchten 2c. Eigenthümliche und von dem Lande benannte Produkte sind: die noch immer einiger Berühmtheit genießenden, in eigenen Dressirschulen abgerichteten Bologneserhündchen, die bologneser Seide (soll die beste im Occident seyn), die bologneser Kreide (Gesso di Bologna) und der Bologneserspath (Pietra di Monte Paderno); außerdem liefert das Mineralreich Marmor, Gyps, Thon und Farbenerde. Die Legation ist die wohlhabendste im ganzen Kirchenstaat. Hauptnahrungszweige sind Feldbau, Viehzucht, (besonders Ziegen- und Schweinezucht), ergiebige Bienenzucht, Flußfischerei, sehr mannigfaltige Industrie und Handel. Die Legation wird von einem Kardinallegaten landeshoheitlich, von dem Erzbischofe kirchlich, von dem alle zwei Monate neu erwählten Gonfaloniere, dem 50 Senatoren und 8 Aelteste aus der Bürgerschaft zur Seite stehen, republikanisch regiert.

Die gleichnamige Hauptstadt, eine der ältesten, größten und reichsten Städte Italiens und die zweite des Kirchenstaats, wegen der Fruchtbarkeit der Ebene, in welcher sie liegt, la grassa (die Fette) genannt, liegt am Fuße der Apenninen, zwischen den Flüssen Reno (über den eine große Brücke mit 22 Bogen führt) und Savena. Wenn man sich der sehr malerisch gelegenen Stadt nähert, so machen die sonderbaren zwei schiefen Thürme, sowie die hohen alten Domthürme und die lange Arkade von 654 Schwibbogen, die aus der Stadt nach dem $^1/_2$ Stunde entfernten, auf einer Anhöhe der Apenninen gelegenen Nonnenkloster Madonna di San Luca, einem berühmten Wallfahrtsort, führt, einen eigenthümlichen Effekt. Von den zwei schiefen Thürmen heißt der eine Torre di Asinelli und der andere Garrisendi, beide nach ihren Erbauern so benannt. Der erste, bei einer Höhe von 307 Fuß $3^1/_2$ Fuß von der Perpendikularlinie abweichend, soll 1109 oder 1119, der zweite, nur 144 Fuß hoch, aber 8 Fuß 2 Zoll von der Perpendikularlinie abweichend, einige Jahre später erbaut worden seyn. B. ist mehr lang als breit und wird deshalb mit einem Schiffe verglichen, dessen Mast der Asinelli ist; es hat 13 Thore, wovon die 4 Hauptthore (Porta Pietra, Stiera, Procula und Ravegnana) den 4 Vierteln den Namen geben. Die Straßen sind mitunter krumm und enge, die Häuser (8000 an der Zahl) aber meist 3 Stockwerk hoch und von einer guten Bauart, zum Theil palastartig und fast in der ganzen Stadt mit schönen, hohen, auf wohl proportionirten Säulen ruhenden Arkaden

(Lauben) eingefaßt, welche im Sommer erwünschten Schutz gegen die Sonnenstrahlen gewähren. Unter den öffentlichen Plätzen tritt besonders die Piazza maggiore oder del Gigante hervor, die mit einem künstlichen Springbrunnen (Neptunsbrunnen, von Johann von Bologna) geziert und von herrlichen Palästen umgeben ist, unter denen der Palazzo publico (wo der Legat wohnt) mit schönen Fresken sich besonders auszeichnet. Das äußere Ansehen der Stadt heben die 75 Kirchen, unter denen nächst der Domkirche (Kathedrale) San Pietro besonders die sehr alte Kirche San Petronio, mit einem von Cassini auf einer Kupferplatte des marmornen Fußbodens gezogenen Meridian, die prächtige Dominikanerkirche, mit den Grabmälern des Taddeo Pepoli und des Königs Enzio, die zu San Stefano, mit den unterirdischen Gewölben eines alten Isistempels, ferner San Sepolcro, San Salvatore, San Martino, San Giovanni in Monte und San Giacomo, alle noch im Besitz reicher Kunstschätze, als die merkwürdigsten zu nennen sind. Sehr schön ist der neue Begräbnißplatz beim Karthäuserkloster außerhalb der Stadt, mit trauernden Statuen am Eingang, einer Umfassungsmauer, Schwibbogen und einem Portikus rings herum und vielen sehr schönen Denkmälern. B. ist der Sitz des Kardinallegaten, eines Erzbischofs, Appellationshofes und einer Universität, welche der Stadt, besonders im Mittelalter, den ausgebreitetsten Ruf verschaffte und vielleicht die älteste der Welt ist, indem sie aus der Rechtsschule des Kaisers Theodosius II. 425 n. Chr. entstanden seyn soll. Sie ließ in den Jahrhunderten der finstersten Barbarei die Fackel der Aufklärung leuchten. Berühmt war vor Allem ihre Rechtsschule, die besonders durch Irnerius († um 1140) gehoben wurde. Sie zählte in frühern Jahrhunderten oft mehre tausend (bis zu 10,000) Studirende aus allen Ländern Europa's, jetzt freilich, obschon noch eine der bessern Hochschulen Italiens, kaum 300. Von den deutschen Kaisern, namentlich von Friedrich I. auf dem roncalischen Reichstag 1158, sowie von den italienischen Fürsten reichlich ausgestattet und mit Privilegien versehen, war die Stadt auf ihre Universität so stolz, daß sie deren Wahlspruch: „Bononia docet“, auf ihre Münzen setzte. Der „bologneser Doktor“ ist auf dem italienischen Theater stehende Maske geworden. Die Deutschen, Spanier, Ungarn, Illyrier, Brüsseler, Piemonteser, Parmesaner ꝛc. hatten hier ihre eigenen Kollegien. Zu den berühmtesten Lehrern der hiesigen Universität gehörten außer dem genannten Irnerius: Azzo, Gratian, Accursius, Malpighi, Cassini, Mezzofanti ꝛc. Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit dieser Universität war, daß sie viele weibliche Mitglieder und Professoren hatte. So war im 14. Jahrhundert hier ein Professor der Jurisprudenz, dessen Tochter, wenn ihr Vater verhindert war, seine Vorlesungen zu halten, hinter einem Vorhange seine Stelle einzunehmen pflegte. Später besetzte man die akademischen Lehrstühle regelmäßig zum Theil mit weiblichen Mitgliedern, die sich oft bedeutend auszeichneten. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts hielt die dottoressa Laura Bassi Vorlesungen über Mathematik und Naturgeschichte und noch in der neuern Zeit saß Clotilda Tambroni auf dem Lehrstuhl der griechischen Literatur. Der Graf Lodov. Fern. Marsigli wendete 1690 sein ganzes Vermögen der Universität und dem damit verbundenen, von ihm gestifteten Institut der Wissenschaften (Instituto delle science) zu, das 1714 eröffnet wurde, in Folge der Wirren am Ende des vorigen Jahrhunderts in gänzlichen Verfall gerieth, von Pius VIII. aber im Mai 1829, wie es schon von Leo XII beschlossen war, wieder hergestellt ward, worauf es, wie schon früher von 1731 — 1791, so wieder seit 1834 Schriften im Druck erscheinen ließ. Der Palast des Instituts umfaßt die Sternwarte, das anatomische Theater mit sehr schönen Wachspräparaten, das von Aldrovandi errichtete Naturalienkabinet, eine Rüstkammer, ein physikalisches Kabinet, ein chemisches Laboratorium, eine Antikensammlung und Modellkammer für Kriegs- und Marinewissenschaft. Außerdem besitzt die Universität noch eine Bibliothek von 200,000 Büchern und gegen 1000 Handschriften, an welcher der einer Menge von Sprachen kundige Mezzofanti, bevor er an die vatikanische Bibliothek in Rom berufen ward, als Bibliothekar angestellt war, ein Medaillenkabinet und einen botanischen Garten. Neben der Universität bestehen in B. noch mehre andere Akademien (s. unten), eine Ingenieur- und Artillerieschule, ein spanisches Kollegium, eine medicinisch-chirurgische, philharmonische, eine Ackerbaugesellschaft und seit 1816 eine sokratische Gesellschaft zur Beförderung des gesellschaftlichen Glücks, die 1821 in den Verdacht des Carbonarismus gerieth. Die älteste Akademie zu B. gründete der Dichter Gianfiloteo Achillini 1511 unter dem Namen „il Viridario“, eine andere stiftete der bolognesische Geschichtschreiber Achille Bochi unter dem Titel „Academia Bochiana“, eine typographische Gesellschaft, der man viele korrekte Drucke verdankt. Viele andere Akademien entstanden und lösten sich wieder auf. Die meist wunderlichen Namen der berühmtesten sind: Academia de' Sonnachiosi, de' Desti, de' Sitibondi oder Sizienti, degli Oziosi, de' Storditi, de' Confusi, de' Politici, degli Umorosi, de' Gelati ꝛc. Papst Klemens XIII., ein geborner Bologneser, stiftete die Akademie der schönen Künste (Academia delle belle arti, auch Academia Clementina genannt), der er alle seine Kunstsachen schenkte und die im Besitze der schönsten Werke der im 16. Jahrhundert von den Caracci, Guido Reni, Domenichino, Albano und andern Meistern begründeten sogenannten bolognesischen Schule ist und mit einer Unterrichtsanstalt für junge Maler in Verbindung steht. Nächst der eigenen Sammlung Klemens' XIII. vereinigt sie namentlich auch die Kunstschätze, die aus den Kirchen und Klöstern von B. durch die Franzosen nach Paris und Mailand geschafft und 1815 zurückgefordert wurden. Außerdem besitzt B. noch andere reiche Kunstsammlungen, welche Bestandtheile großer Fideikommisse sind, so die Gallerie von Marescalchi, Martinengo, Ercolani, Zambeccari, Lambertini, Tanari, Caprara und des verstorbenen Prinzen Bacciochi. Auch der Raths-

palast, ein altes ehrwürdiges Gebäude am Hauptplatze der Stadt, enthält treffliche Kunstschätze, sowie eine reiche Sammlung eigenhändiger Manuskripte von Aldrovandi. Unter den 3 Theatern B.'s ist das Theater Zaproni seiner Größe wegen bemerkenswerth, das schönste aber ist das neue Theater an der Promenade am Walle. Musik wird hier sehr kultivirt, und auch die Malerei hatte hier einen Hauptsitz. Wohlthätigkeitsanstalten sind 9 Spitäler, 1 Lombard, 35 Mönchs- und 38 Nonnenklöster. Als Reste aus dem Alterthume sind die Bäder des Marius, der Tempel der Isis, jetzt die Kirche San Stefano (s. oben) zu nennen. In der Nähe liegt das Olivetanerkloster San Michele in Bosco und die oben erwähnte Wallfahrtskirche Madonna di San Luca, wo angeblich ein eigenhändiges Bild der Madonna von dem Evangelisten Lucas sich befindet. Die Stadt hat 72,000 Einwohner. In großem Rufe stehen die bolognesischen Maccaroni, Salami, Liqueure, eingemachten Früchte, Salzfleisch, Speck, Wurst, mit welchen Gegenständen ein ansehnlicher Handel getrieben wird, die künstlichen Blumen u. wohlriechenden Seifen; außerdem treibt man Seidenspinnerei, Seidenweberei, Papierfabrikation. In B. wurden 8 Päpste, 200 Kardinäle, sehr viele Gelehrte und berühmte Künstler geboren, z. B. Aldrovandi, Marsigli, Malpighi, Domenichino, Albani, Achillini, die Caracci, die Gebrüder Reni, Beroaldus, Manfredi rc. Der schiffbare Bolognakanal kommt bei Casalecchio aus dem Reno, durchfließt B., geht bei Bentivoglio und Malalbergo vorüber und bei Passo Segni wieder in den Reno.

B.'s Geschichte reicht in das früheste Alterthum hinauf. Lange vor Roms Gründung soll es unter dem Namen Felsina gegründet worden und die Hauptstadt der Zwölfstädte des transapenninischen oder nördlichen Etrurien gewesen seyn, bis Ehre und Macht auf das von Felsina aus gegründete Mantua überging. Nach dem 2. punischen Kriege, in welchem Felsina zu Hannibal übergetreten war, wurden die Bojer, die nach ihrer Einwanderung in Oberitalien die Stadt in Besitz genommen und sie zu ihrer Hauptstadt gemacht hatten, aus der Gegend vertrieben. Nun schickten die Römer 189 v. Chr. eine Kolonie von 3000 Mann unter L. Valerius Flaccus, M. Atilius Serranus und L. Valerius Tappus dahin und machten die Stadt zu einem Municipium unter dem Namen Bononia. Seitdem hob sich die Stadt immer mehr. Im J. 43 v. Chr. schlossen Octavius, Antonius und Lepidus in der Nähe von B. auf einer Insel des Flusses Reno das 2. Triumvirat und 31 v. Chr. entschädigte Kaiser Augustus die Stadt für manche Nachtheile, die sie in den Bürgerkriegen erlitten hatte, durch Vergrößerung der alten Anlage. Unter der Regierung des Kaisers Claudius verbrannte fast die ganze Stadt; der damals noch junge Nero erwirkte vom Staat einen bedeutenden Beitrag zu ihrem Wiederaufbau. Vitellius ließ hier ein Amphitheater errichten. Unter den späteren Kaisern war B. von solcher Bedeutung, daß die sich damals immer aufwerfenden Usurpatoren stets B. zuerst in ihre Gewalt zu bekommen suchten. Einige Kaiser hielten sich öfters zu B. auf. Unter Gratian versuchten die Bologneser sich frei zu machen, wurden aber bald wieder unter das römische Joch gebracht. Unter Theodosius dem Jüngern wurde auf Verwendung des Bischofs Petronius hier eine Schule errichtet und damit der Grund zu der berühmten Universität (s. oben) dieser Stadt gelegt, die damals überhaupt vergrößert und verschönert ward. Nachher kam B. zum Exarchat u. wurde später von den Longobarden genommen, deren König Athaulf aber von Pipin gezwungen wurde, die Stadt an den Papst abzutreten. Bald darauf mußte sie indeß Karl der Große zum zweiten Mal den Longobarden entreißen. Er gab ihr die Rechte einer freien Stadt. Später empörten sich die Einwohner gegen seinen Enkel Lothar, der sie aber durch Hunger bezwang und ihnen für einige Zeit die Lust benahm, sich der kaiserlichen Herrschaft zu entziehen. In den folgenden Zeiten des Wechsels und der Unruhen ward B. die Beute einheimischer Tyrannen und fremder Eroberer, bis es sich endlich, dem Joche entwachsen, zu einem unabhängigen, kräftigen Freistaate erhob, der auch an den Kreuzzügen Antheil nahm. Im Anfange des 12. Jahrhunderts wurde B. eine Freistatt unter dem Schutze der Guelfen; ihr Gebiet (Bolognese, ager Bononiensis) umfaßte damals das Land zwischen Ferrara, Romagna, Modena und Toskana. Aus dieser Zeit schreibt sich B.'s Wichtigkeit durch den Handel u. seine Berühmtheit durch seine Universität. B. war so mächtig, daß es stets 40,000 Mann ins Feld stellen und selbst dem Kaiser trotzen konnte; 1240 führte Kaiser Friedrich II. Krieg gegen die Stadt, aber sein Feldherr Enzio wurde geschlagen und gefangen. Die Größe und der Reichthum B.'s führten bald innere Parteiungen herbei, und der Ehrgeiz und die Herrschsucht des Adels stürzten die Republik. Zuerst bekämpften sich (um 1274) die Iremei und Lampertazi; die letztere Partei, verdrängt von der erstern, rief den Papst Nikolaus III. zu Hülfe und gab so die erste Veranlassung zur Einmischung der Päpste in die Angelegenheiten B.'s. Die Politik derselben schwächte die Republik durch Abziehung der verbündeten und unterworfenen Städte, und 1324 wagte es der päpstliche Stuhl schon, einen Legaten nach B. zu schicken, der 10 Jahre lang mit willkürlicher Macht herrschte, bis die Bürger ihn vertrieben u. ihre alte Freiheit wieder herzustellen suchten. Nun kam die Familie Pepoli zur Herrschaft; aber Taddeo Pepoli's Sohn, Jakob, verkaufte B. um 20,000 Gulden an den Erzbischof Visconti von Mailand, der es durch einen Statthalter, Giovanni Oligio, regieren ließ. Als dieser nach dem Tode seines Oberherrn sich zum Tyrannen von B. aufwerfen wollte, traf er bei den ihrer alten Freiheit noch nicht ganz uneingedenk gewordenen Bürgern auf so kräftigen Widerstand, daß er von seinem Vorhaben abließ und B. dem päpstlichen Legaten übergab, der sich jedoch nicht lange behauptete und 1376 von Azzo Guidi vertrieben wurde. Aber die fortdauernden Mißhelligkeiten unter den adeligen Familien gaben den Päpstlichen wieder Gelegenheit, zurückzukehren. Doch auch jetzt blieb

die Kirche noch nicht im ungestörten Besitz von B., und wiederholte Revolutionen riefen die Familie Bentivoglio an die Spitze der Stadt (1401—1512). Nach der Verjagung der letzten regierenden Glieder dieser Familie unterwarf sich B. 1513 freiwillig dem Papste und wurde nun päpstliche Legation, wodurch es jedoch noch immer viele Freiheiten behielt, die erst in Folge der französischen Okkupation zum größten Theile verloren gingen, zum Theil aber noch jetzt bestehen; dahin gehört, daß kein festes Schloß in B. angelegt und das Besitzthum der Bürger nicht in den Fiskus eingezogen werden darf. Im Jahr 1529 fand hier eine Zusammenkunft zwischen Karl V. und Klemens V. Statt, welcher letztere hier den erstern am 22. und 24. Februar 1530 zum König von Italien und zum römischen Kaiser krönte, nachdem am 1. Jan. 1530 hier der Friede zwischen Karl V. und Venedig geschlossen worden war. Im Jahr 1547 wurde das Koncil von Trient nach B. verlegt u. zwei Sitzungen daselbst gehalten. Nachdem die Stadt 1796 von den Franzosen genommen worden war, wurde sie nebst ihrem Gebiete ein Bestandtheil der cisalpinischen Republik, später (als Departement Reno) des Königreichs Italien, bis sie 1815 wieder an den Papst kam. Im J. 1821 war B., als der Mittelpunkt des Vereinigten Italiens, der Hauptherd des republikanischen Aufstandes, der hier den 4. Februar ausbrach und schnell sich bis nach Ancona verbreitete, worauf der Kardinallegat flüchten mußte und eine provisorische Regierung eingesetzt wurde. Zwar ward derselbe in Folge des schnellen Einrückens der Oesterreicher unter dem General Frimont sehr bald unterdrückt und die päpstliche Regierung wieder eingesetzt; doch brachen die Unruhen schon am 21. December 1831 von Neuem aus, so daß die päpstliche Regierung nochmals gestürzt wurde. Allein auch diesmal stellten schon im Januar 1832 die österreichischen Waffen die Ruhe und Ordnung wieder her. Als im Jahr 1843 unerträgliche Plackereien und Willkürlichkeiten der Zollbeamten Murren u. Unruhe in der Romagna verursacht hatten, wurde eine außerordentliche Militärkommission nach B. gesandt, der es mit großer Anstrengung gelang, eine politische Verschwörung zu konstruiren. Eine Menge Bolognesen wurden ins Gefängniß geworfen. Andere, zum Theil aus den besten Familien, flohen aus Furcht in die nahen Gebirge. Die dadurch erregte Unzufriedenheit war auf ihren Gipfel gestiegen, als Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestieg. An den Bewegungen und Demonstrationen der nächsten Folgezeit nahm B. den lebhaftesten Antheil, obwohl von nun an Rom an die Spitze des politischen Lebens im Kirchenstaate trat. Zu den italienischen Unabhängigkeitskriegen lieferte die Stadt eine verhältnißmäßig große Anzahl Freiwilliger; ein österreichisches Corps, das am 8. August 1848 die Stadt durch einen Handstreich besetzen wollte, wurde von dem erbitterten Volke durch einen Aufstand in Masse gezwungen, mit Verlust von Todten und Gefangenen die Stadt zu verlassen. Als jedoch die Oesterreicher am 8. Mai 1849, nach Abschluß des Friedens mit Sardinien und im Einverständniß mit dem Papste, von Neuem anrückten, mußte sich B. nach achttägiger Gegenwehr und wiederholtem, jedoch ziemlich unschädlichem Bombardement am 16. Mai ergeben und wurde von dem Corps des Generals Gorzkowsky besetzt, worauf die Stadt, wie die übrige Romagna, in Belagerungszustand erklärt u. der Sitz des Kommando's für das zweite italienische Armeecorps wurde, welches den Kirchenstaat u. Toskana besetzt hielt. Vgl. Savioli, Annali delle città di B., 3 Bde., Bassano 1788—95; Gatti, Guida delle più rare cose di B., Bol. 1813.

Bologna, Johann oder Jan, berühmter italienischer Bildhauer und Baumeister, geboren 1524 zu Douay in Flandern, lernte in seinem Vaterlande bei Jak. von Breuck, begab sich aber dann zur weitern Ausbildung nach Italien und nahm sich vorzüglich Michel Angelo zum Muster. Er gehört zu den fruchtbarsten und besten Meistern des 16. Jahrhunderts und ist freier von Manier und Uebertreibung, als Bandinelli und alle übrigen Zeitgenossen; in einigen Werken steht er mit Ghiberti auf gleicher Stufe, an Ebenmaß und Vollendung über Mich. Angelo. Er arbeitete größtentheils in Florenz, wo er in Diensten des Großherzogs stand und 1608 †. Hauptwerke sind: ein herrlicher Springbrunnen mit Neptun zu Bologna, von welchem der Künstler wahrscheinlich den Beinamen da Bologna erhielt; der Sabinerraub in Marmor, in der Loggia zu Florenz; das Ritterbild des ersten Cosmus von Medicis, auf dem alten Platze zu Florenz; dann besonders der berühmte Merkur in der florentinischen Bronzesammlung, ganz nackt, mit Schlangenstab, Flügelhut und Flügelschuhen, auf einem Windhauche stehend; der Traum des Michel Angelo, radirt; die Reiterstatue Heinrichs IV., von B.'s Schüler Pietro Tacca nach B.'s Tode vollendet; Zeichnungen zu den berühmten Bronzethüren des Domes zu Pisa, die 1602 von Porregiano und Angelo Serrano gearbeitet wurden.

Bologneser Flasche, ein von Asmadei 1716 erfundenes und von dem Bologneser P. B. Balbi beschriebenes kleines Glas, das kolbenförmig, etwa 3 Zoll lang und in der Höhlung des gerundeten Bodens einen Daumen breit, geräumig, oben offen und sehr dünn, unten kolbig und nicht über 2 Linien stark ist. Indem man die b. F., wenn sie geblasen ist, nicht, wie andere gläserne Gefäße, im Kühlofen allmählig, sondern plötzlich an der Luft erkalten läßt, erhält die äußere Fläche feine, aber dem Auge nicht sichtbare Ritze. Das dicke Ende einer solchen Flasche widersteht einem ziemlich starken Drucke, auch Stoß von außen; aber die Flasche zerspringt, wenn man nur ein kleines scharfes Steinchen in die Höhlung fallen läßt; vergl. Kohäsion.

Bologneser Hund, s. Hund.

Bologneser Kreide, eine über Triest in den Handel kommende leichte und reine italienische Kreide, für Maler und Apotheker sehr brauchbar, dient auch zum Poliren der Gold- und Silberwaaren.

Bologneser Spath (Bologneser Stein), stänglicher oder faseriger Baryt, welcher in divergirender Zusammensetzung plattgedrückte Sphäroide bildet. Er kommt nierenförmig im Mergel der tertiären Subapenninenformation, besonders am

Monte Paterno bei Bologna vor. Ein Schuhmacher zu Bologna, Vinc. Cascarialo, soll um 1630 zuerst die Eigenschaft des b. S.s, im Dunkeln das eingesaugte Sonnenlicht eine Zeitlang zurückzuhalten und leuchtend wieder von sich zu strahlen, entdeckt haben.

Bolor-Dagh, asiatisches Gebirge, s. v. a. Belur-Dagh, s. Bucharei.

Bolschaja-Reka (Kischa, großer Fluß), schiffbarer asiatisch-russischer Fluß in Kamtschatka, entspringt in einem See, fließt von Südosten nach Nordwesten und mündet in das Meer von Ochotsk; an seiner Mündung steht ein Leuchtthurm.

Bolschei, europäisch-russischer See, auf der Grenze von Kaukasien und dem Land der donischen Kosaken, nimmt im Osten den Manytsch und im Westen den Srednej-Jegorlick auf.

Bolsena, Marktflecken im Kirchenstaat, Delegation Viterbo, am gleichnamigen See, ist mit Mauern und Graben umgeben und hat 1900 Einwohner; in der Nähe Trümmer des alten Volsinium. Der See von B. (Lago di Bolsena, sonst Lacus Volsiniensis, Vulsinus) breitet sich zwischen felsigen und waldigen, aber reizenden Ufern in fast kreisförmiger Gestalt in einem Umfange von 8—9 Stunden aus. Er hat klares, helles Wasser und ist sehr fischreich, geräth aber leicht in Wallung und ist dann für kleine Fahrzeuge gefährlich. Durch den Fluß Marta steht er mit dem mittelländischen Meere in Verbindung. In ihm erheben sich die beiden Inseln Bisentina und Martana, von denen Plinius berichtet, sie würden auf dem See umhergetragen. Auf einer derselben wurde Theoderichs des Ostgothen Tochter, Amalasuinth, die hier in Verbannung lebte, 534 auf Befehl ihres Vetters und Mitregenten ermordet. Papst Leo X. pflegte sich im Herbst auf diesen Inseln einige Zeit aufzuhalten.

Bolsward (Bolswerd), Stadt in der niederländischen Provinz Friesland, an der bolswarder Treckewaart, einem aus dem großen friesischen Kommunikationskanal Sneek führenden Seitenkanale, hat 2 Kirchen, Wollenfabriken, Butter- und Käsehandel und 3000 Einwohner. B. soll von einem Bolo (Bodelo) erbaut und nach ihm benannt worden seyn. Früher war es befestigt und gehörte zu den Hansestädten. Es ist Geburtsort der beiden Maler Schelte und Boetius von Bolsward.

Bolton-le-Moors, ein sehr alter, ehedem unbedeutender Marktflecken, gegenwärtig eine hervorragende Fabrikstadt mit gegen 98,000 Einwohnern in der englischen Grafschaft Lancaster, nordwestlich von Manchester in sumpfiger Gegend gelegen. Das Flüßchen Croal theilt die Stadt in Great-B. und Little-B. Sie ist schön gebaut, hat eine Markthalle, ein Theater, mehre Kirchen ɩc., ist durch eine Eisenbahn mit dem Liverpoolkanal u. durch den Boltonkanal seit 1791 mit Manchester verbunden. Die großen Kohlenwerke und Eisengießereien in der Nähe der Stadt haben die Baumwollenmanufaktur, deren Hauptsitz B. seit 1756 ist, so gehoben, daß diese Stadt allein jährlich an 6 Millionen Stück Mousselin liefert. Hier erfand Thomas Highs, nach Andern Jak. Hargraves, die Spinnmaschine (the spinning Jenny), welche Sir Richard Arkwright sehr verbesserte und allgemein einführte, und ein Weber, Samuel Crempton, die Mulemaschine. Die Wollenmanufaktur überhaupt wurde durch flamländische Emigranten 1337 hierher gebracht und die industrielle Einwohnerschaft durch den Zufluß der seit der Aufhebung des Edikts von Nantes flüchtigen Franzosen vermehrt. Im englischen Revolutionskriege spielte B. auch eine Rolle, und 1651 wurde hier der Graf Derby enthauptet, weil er Karl II. als König proklamirt hatte.

Bolus (Bol, Bolaerde, lemnische Erde), Mineral aus der Gruppe der Thone, dessen Härte = 2, specifisches Gewicht = 1,9 bis 2,0 ist. Es ist undurchsichtig, selten an den Kanten durchscheinend, matt; der Bruch muschelig, die Farbe braun in den verschiedensten Abänderungen, bis graulichgelb, grün und ziegelroth. Es hängt sich an die Zunge an, fühlt sich fettig an u. wird auf dem Striche glänzend. Unter Knistern zerspringt es im Wasser zu kleinen Stückchen und zerfällt nach und nach zu einem feinen Pulver, ohne sich aufzulösen. Es ist ein wasserhaltiges Bisilikat der Thonerde, welches in der Regel durch Eisenoxyd gefärbt ist, brennt sich roth u. schmilzt an den Kanten zu einer grünen Schale. Die Bestandtheile sind 20,9 Thonerde, 41,9 Kieselerde, 24,9 Wasser und 12,2 Eisenoxyd. Am häufigsten kommt der B. in den Klüften der Wacke, des Basalts und Basalttuffs und überhaupt in Trappfelsen vor, z. B. bei Striegau (striegauer Erde), Goldberg u. a. O. in Schlesien, bei Seidenberg in Sachsen, am Habichtswalde in Hessen, bei Dransfeld, Göttingen, am Kaiserstuhl ɩc.; am schönsten aber bei Siena in Italien (Terra di Siena) und auf der Insel Lemnos. Weit seltener findet man ihn in Kalkstein eingewachsen, z. B. bei Prausnitz und Hasel in Schlesien, bei Waltershausen in Thüringen, bei Nattheim, Eßlingen u. Kannstadt in Würtemberg, bei Rauschenberg in Bayern. Im Handel werden verschiedene Sorten B. unterschieden, welche zum Theil nur Varietäten des gemeinen Thons sind. Der weiße B. (Bolus alba) ist graulichweiß, oft weiter nichts als feinerer oder gröberer Thon. Ehemals brauchte man ihn als austrocknendes Mittel bei Wunden und zu blutstillenden Umschlägen; in den Apotheken und chemischen Fabriken führt man ihn noch als Verkittungsmittel, besonders bei Destillationsgefäßen, worin Säuren in Dämpfe übergehen sollen. Man rührt ihn dazu mit Wasser zu einem Brei an, bestreicht Leinwandstreifen damit, legt und bindet diese um die Fugen der Gefäße und läßt sie trocken werden. Zum Verkaufe formt man ihn in länglich-viereckige Stücke von 3 Zoll Länge, 2 Zoll Breite und von verschiedener Dicke, und drückt hin und wieder Zeichen darauf, z. B. im Königreich Sachsen das Landeswappen. Der rothe B. (B. rubra) dient als gemeine Anstrichfarbe und wird besonders aus Nürnberg bezogen. Der armenische oder morgenländische B., die feinste Sorte des vorigen, ist höchst feinerdig und fettig. Oft hat seine rothe Farbe einen Stich ins Gelbe. In Frankreich reinigt man ihn oft schon in den Gruben, formt ihn in kleine runde

Scheiben und drückt ein Zeichen darauf. In der Medicin diente er sonst zu gleichen Zwecken wie der weiße. Die Vergolder reiben ihn mit Bleiweiß und Malerfirniß, oder mit Leimwasser und Wachs zusammen und tragen ihn als Untergrund auf das Holz. Ebenso wird er zur Grundirung des Gold- und Silberpapieres gebraucht. Aus Armenien selbst kommt dieser B. nicht mehr, wie in ältern Zeiten, nach Europa, wohl aber geht er von da stark nach Indien, wo er noch vielfache medicinische Anwendung findet. Der gelbe B. (B. luteu) wird von den Vergoldern dem armenischen B. vorgezogen. Die Holländer holen ihn aus Berry, brennen ihn, wodurch er schön roth wird, und verkaufen ihn unter dem Namen Englisch- oder Berlinerroth, was aber nicht mit der gleichnamigen Krappfarbe zu verwechseln ist. Mit Leinöl zu einem Teige angerührt, dient er als Kitt; zuweilen wird er auch zur Anfertigung von Formen für Metallguß, zu Gefäßen und Pfeifenköpfen benutzt. Je reiner der B. von Sand ist, desto besser ist er. Er wird daher oft auch nach der Gewinnung in Wasser geschlämmt und dann als ganz reiner B. in den Handel gebracht. Solchen geschlämmten B. braucht man auch als Polirmittel für Glas, Metalle und Steine und früher in der Medicin als absorbirendes Mittel. Der meiste B. wird aber in rohen Stücken in den Handel gebracht, der Centner zu 2—10 Thalern, je nach der Feinheit der Sorte. Den Namen Siegelerde führt der B. von den manchen Sorten, namentlich den geschlämmten, aufgedrückten Siegeln.

Bolus (neulat.), Bissen, Arzneiform für Menschen und Thiere, pillenartig, aber größer und weicher als die Pille, $\frac{1}{2}$—2 Drachmen an Gewicht, um sie auf einmal zu verschlingen.

Bolzano, Bernard, bekannter theologischer und philosophischer Schriftsteller, geboren den 5. Oktober 1781 zu Prag als Sohn eines italienischen Kaufmanns, war Priester und Lehrer der Religionswissenschaft an der philosophischen Fakultät, wurde aber 1820 wegen theologischer Heterodoxie suspendirt und lebte seitdem, von Freunden unterstützt, auf einem Gute bei Prag; † den 18. December 1848. Durch einen von früher Jugend an sehr schwächlichen Körper auf allen Punkten gehemmt und nur erhalten durch einen eisernen, zu jeder Aufopferung bereiten und kräftigen Willen, außerdem verfolgt von einer seinen Aufklärungsideen feindlichen Klerusspartei, suchte er seiner Kirche und seinem Vaterlande durch Beseitigung des Veralteten und durch Anbahnung einer klaren, gediegenen und frommen Bildung zu nutzen. Seine „Erbauungsreden an die akademische Jugend" (2. Aufl., Sulzbach 1839, wozu nach des Verfassers Tode noch eine Fortsetzung in 3 Lieferungen erschien, Prag 1849) zeigen ein reiches Gemüthsleben. Unter seinen zahlreichen, auch die Mathematik umfassenden Schriften heben wir zuvörderst hervor die „Wissenschaftslehre, oder Versuch einer neuen Darstellung der Logik" (4 Bde., Sulzbach 1837), worin er von dem Unterschiede zwischen der Vorstellung an sich und der Vorstellung als Seelenzustand ausgeht und das Wesen der Philosophie darin findet, daß sie die Vorstellung an sich, als die Vorbedingung und den möglichen Stoff der Vorstellung als Seelenzustand untersucht und den objektiven Zusammenhang erforscht, der unter den Vorstellungen oder Wahrheiten an sich besteht. Von gleicher Grundlage gehen aus die „Abhandlungen zur Aesthetik" (2 Bde., Prag 1843—1849). Ferner schrieb B. „Athanasia, oder Gründe für die Unsterblichkeit der Seele" (2. verb. Aufl., Sulzbach 1838); ein „Lehrbuch der Religionswissenschaft" (4 Bde., das. 1834); ein „Kurzgefaßtes Lehrbuch der katholisch-christlichen Religion als der wahren göttlichen Offenbarung" (Bautzen 1840); ein „Erbauungsbüchlein" (Thl. 1: Umschreibungen kirchlicher Gebete, Thl. 2: Mein Glaube, Wien 1850). Außerdem erschienen von ihm die Biographien Gerstners (Prag 1837) und Krombholz' (das. 1845). Gegen die Einreden Krugs und Anderer wurde B. von seinen Schülern vertheidigt in den Schriften: „Krug und B., Prüfung des Antidoton" (Sulzb. 1837) und „B. und seine Gegner" (das. 1839). Vergl. Lebensbeschreibung des Dr. B. mit einigen seiner ungedruckten Aufsätze, Sulzbach 1836; Skizzen aus dem Leben Dr. B.'s von dessen Arzt Dr. Weißhaupt, Leipz. 1850, und Hoffmanns anregende Bruchstücke zu einer künftigen Lebensbeschreibung des Dr. B., Wien 1850, an deren Schluß sich auch ein vollständiges Verzeichniß der „Bolzanoliteratur" befindet.

Bolzen, ein viereckiges oder rundes Stück Holz oder Eisen, namentlich wenn es dazu bestimmt ist, zwei Sachen zusammenzuhalten und deshalb an der einen Seite wie ein Nagel einen Kopf, an der andern eine längliche Oeffnung für ein Niet oder eine Schraube hat, an welche eine Flügelschraube geschraubt wird. Im Bergbauwesen ist B. ein gerader Baum, welcher untergesetzt wird, um das Einfallen des Erdreichs zu verhüten.

Bolzenbüchse, ein Mittelding zwischen Blaserohr und Büchse. In einem gewöhnlichen eisernen Flintenlauf liegt eine enge Röhre von Messing, indem der Raum zwischen derselben und dem Lauf mit Blei ausgegossen ist. Der Lauf hat Korn und Visir wie eine Büchse, springt aber hinten vor der Schwanzschraube so hoch aus dem Schafte, daß man einen kleinen Bolzen hineinstecken kann, der mit einem eisernen Stachel und einer Quaste von Eichhornhaaren versehen ist. Ein Blaserohr, das in einem Schafte liegt, wird durch eine Kurbel oder einen Schlüssel aufgezogen und, wenn man das Stechschloß losdrückt, durch Federn so rasch zusammengedrückt, daß die ausgestoßene Luft heftig in das Rohr bläst und den Bolzen kräftig zum Ziele treibt. Mit einer solchen B., die besonders in Salzburg und Linz gefertigt werden und deren sich Jäger gut zur Uebung im Haus bedienen können, kann man 40—45 Schritt gerade, weiter aber nur mit Elevation schießen.

Bomanen, Reich der, s. v. a. Birma.

Bomarsund, schwedische Meerenge zwischen den Inseln Fest-Aland und Vardö, auf dem Wege von Stockholm nach Abo.

Bomba, afrikanische Insel im mittelländischen Meere, an der Küste von Tripolis, vor der gleichnamigen Bucht, mit einer gleichnamigen Stadt auf derselben und Hafen.

Bombarde, Kriegsmaschine, die noch vor der Erfindung des Pulvers vermittelst Federn und Sehnen Steine und andere Projektile schleuderte

(vergl. Balliste). Dann hieß bald nach der Erfindung des Pulvers in Italien jedes Pulvergeschütz B., während man in Deutschland ein kurzes Steingeschütz von großem Kaliber, das zuweilen 250 Pfund Stein schoß, darunter verstand.

Bombardement, s. Festungskrieg.

Bombardier, im preußischen Heere Name derjenigen Artilleristen, welche besonders zur Bedienung der Mörser und Haubitzen bestimmt sind, eine avancirte Charge, welche zwischen dem Unterofficier und Kanonier mitten inne steht und dem Oberkanonier in andern Armeen, sowie dem Gefreiten bei andern Waffen entspricht. In andern Heeren (z. B. dem österreichischen) besteht ein besonderes Bombardiercorps, das vorzugsweise zur Bedienung der Wurfgeschosse bestimmt ist und dessen Mitglieder den Namen B.e führen.

Bombardiergalliote, Schiff von mittlerer Größe und starker Bauart, mit 2 Masten versehen und zum Bombenwerfen bestimmt. Die Mörser, welche auf Bettung ruhen, stehen auf der Vorderseite, damit während des Feuers nicht die ganze Seite des Schiffes dem Feinde preis gegeben wird. Nur die dreimastigen B.n werfen die Bomben von der Seite. Die B.n haben einen platten Boden und gehen nicht tief im Wasser, um sich dem Lande so viel als möglich nähern zu können. Erfinder der B. ist Bernard Renaud gegen Ende des 17. Jahrhunderts.

Bombardierkäfer (Brachinus), Käfergattung aus der Familie der Laufkäfer, welche an den fadenförmigen Tastern und Fühlern, dem schmalen herzförmigen Halsschild, den ausgerandeten Vorderschienen, den dreieckigen, an der Spitze gerade abgestutzten Deckschildern, die weit kürzer als der fast länglich-viereckige Hinterleib sind, kenntlich ist. Sie sind theils geflügelt, theils ungeflügelt, leben fast stets unter Steinen und besitzen die merkwürdige Eigenschaft, daß sie aus dem After einen scharf riechenden bläulichen Dunst, der in zwei rechts und links im Hinterleibe liegenden Säcken bereitet wird, mit einem hörbaren Knall öfters hinter einander auszupuffen vermögen, wodurch sie ihre Feinde zurückscheuchen. Man kennt gegen 20 Arten; die bekannteste und in Europa fast allenthalben einheimische ist B. crepitans *L.*, gelbroth, das dritte und vierte Fühlerglied, Hinterbrust und Hinterleib schwärzlich, die Deckschilder fein gefurcht, 4 Linien lang.

Bombardschi-Baschi, s. v. a. Kambaradschi-Baschi.

Bombasin (Bombassin, Bombassine, Bomasin), ursprünglich in Oberitalien, namentlich Mailand, Como &c. verfertigtes geköpertes Zeuch, früher aus Baumwolle, Kameelhaar und Seide, jetzt gewöhnlich aus Schafwolle, in Frankreich, England, Holland und Deutschland von den Bombasinwebern gewebt, die, je nachdem der von ihnen gefertigte B. von Seide, Baumwolle oder Schafwolle ist, zu den Seiden-, Leinwand- oder Zeuchwebern gehören. Farbe und Muster sind sehr mannigfaltig, doch werden die weißen und einfarbigen am meisten geschätzt.

Bombast (entweder vom engl. Bumbast, Baumwolle, oder von dem Beinamen Bombastus des hochtrabenden Theophrastus Paracelsus abgeleitet), Schwulst, geschraubte, hochtrabende, übertriebene Ausdrucksweise bei Gedankenmangel und Geistesbeschränktheit.

Bombax (Wollbaum, Ceibabaum), Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen, charakterisirt durch den glockenförmigen, lederartigen, fünflappigen Kelch, die 5 unten zusammenhangenden Blumenblätter, die holzige, fünffächerige Kapsel und die in Wolle gehüllten Samen. Die Gattung umfaßt große, meistens in Südamerika einheimische Bäume mit gefingerten Blättern und großen, meist seitlichen Blüthen. B. malabaricum *Dec.*, in Ostindien, wird bis 100 Fuß hoch, bis 7 Fuß dick, ist stachelig, hat langgestielte Blätter, büschelige Blüthen, die vor den Blättern sich entfalten und außen blaß-, innen hochroth sind. Die weiße, seidenartige, elastische Wolle, welche die Samen umgibt, eignet sich vorzüglich zum Ausstopfen von Polstern, Kissen und Matratzen. Die Rinde wird äußerlich gegen Entzündungen und Hautausschläge, die Wurzelrinde als Brechmittel, die Blätter gegen Durchfälle und Ruhren, der im Grunde der Blüthen reichlich vorkommende Nektar als gelind abführendes und harntreibendes Mittel gebraucht. B. Ceiba *L.*, in Westindien und Südamerika, hat einen noch höheren und dickeren stachligen Stamm. Von B. septenatum *Jacq.*, B. heptaphyllum *L.*, mit stachellosem Stamm, dicker, korkiger Rinde, dient die Wurzelrinde gegen Wunden und Geschwüre, die Samen zu Emulsionen, die Blätter als Gemüse, die Stämme zu Kanots.

Bombay, von dem portugiesischen Bom Bahia, d. i. gute Bai, nach Andern von einer Göttin Momba benannt, eine der vier britisch-ostindischen Präsidentschaften, an der Westküste Vorderindiens, umfaßt an unmittelbaren Besitzungen 2200 (nach Andern 2597, 3343 oder gar 6500) geographische □Meilen, liegt, mit Unterbrechung durch einzelne Schutzgebiete, im Bereiche der ebenen und zum Theil morastigen Umgebungen des Golfs von Cambay, des südwärts verlängerten schmalen und niedrigen Küstenstrichs, des nördlichen Abschnitts des steil aufsteigenden Gebirgs der West-Ghats und der östlich anliegenden Plateaux von Darwar und Aurengabad und enthält im Norden die untern Läufe und versumpften Mündungen des Nerbudda und Tapti, in der Mitte das Quellgebiet des Godavery und im Süden den obern Lauf des Krischna oder Kistna. Die hauptsächlichsten Naturerzeugnisse sind: Pfeffer, Kardamomen, Reis, Baumwolle, Arak, Bambus, Perlmutter, Perlen, Karneole, Sandelholz, Elfenbein, Gummi, Bauholz &c. Die Präsidentschaft steht unter einem Gouverneur, der von dem Generalgouverneur von Ostindien abhängig ist. Die Zahl der Einwohner beträgt 12 Millionen. Die 7 Provinzen der Präsidentschaft bilden: 1) die Insel B., 2) die Insel Salsette, 3) das Gebiet von Vittoria, 4) das britische Guzerate und Abschmir, 5) Khandisch, 6) Aurengabad und 7) Bedschapur. Die Politik der Briten bezweckt, von B. aus immer mehr befestigte Niederlassungen am arabischen und persischen Meerbusen, wie z. B. Aden, zu gründen, um dort Seehäfen mit kleinen Flotten zum Schutz der britischen Flagge wi-

der die Seeräuber zu besitzen. Die gleichnamige Insel, nur 97 □Meilen groß, besteht aus zwei parallel laufenden Lagern von Serpentinstein, liegt an der Küste u. ist durch einen schmalen Meersarm von der Insel Salsette getrennt, hängt aber durch einen Steindamm, welcher die Meerenge durchschneidet, mit derselben zusammen. Sie ist wenig fruchtbar, doch trotzdem sehr kultivirt. Weil die heißen trockenen Winde hier gänzlich fehlen und Seelüfte kühlen, so ist die mittlere Temperatur sehr gemäßigt. Die Einwohner, 250,000 an der Zahl, leben in zwei Städten: B. und Mahim, u. einigen Dörfern.

Die gleichn. befestigte Hauptstadt der Präsidentschaft, nächst Kalkutta der erste Handelsplatz Indiens, liegt auf der Südostspitze der Insel B., an einer Bai, welche den besten und sichersten Hafen Ostindiens bildet, den einzigen, der Linienschiffe aufnehmen kann und der daher auch die Hauptstation der britisch-ostindischen Kriegsmarine ist. Der Anblick B.'s vom Meere her ist äußerst schön und malerisch. Links erheben sich die prachtvollsten öffentlichen Gebäude, die vergoldeten Thurmspitzen der Kirchen und Pagoden, sowie die hohen Festungswerke, Batterie über Batterie, mit den schönsten Gärten umringt; rechts zeigen sich kleine reizende Inseln, mit Landhäusern und grünen Pflanzungen geschmückt; weiterhin an der bräunlichen, zackigen Küste werden die Fischereien mit ihren Kähnen, Stacketen, Netzen und ihrem lebendigen Menschengewühle sichtbar; tiefer unten zeigt sich der von Inseln gebildete Hafen mit seinem Mastenwalde und der Leuchtthurm auf der kleinen Insel Collabo; im Hintergrunde endlich erhebt sich eine blaue Gebirgskette, mit düstern Waldungen bedeckt. Der ältere Theil der Stadt hat noch das ursprüngliche portugiesische Ansehen: platte Dächer, Gitterfenster, hölzerne Balkons, schmale niedrige Thüren und weit vorspringende Säulengänge oder Veranda's. Der neuere Theil der Stadt hingegen, besonders derjenige, welcher erst seit dem großen Brande von 1803 gebaut worden ist, zeichnet sich durch eine Menge schöner, moderner Gebäude aus. Die Straßen sind jedoch meist eng. Der große Marktplatz, the Green genannt, ist mit mehren prachtvollen Gebäuden umgeben, unter denen sich die englische Kirche und der Palast des Gouverneurs, der früher ein Jesuitenkollegium war, durch schöne Architektur auszeichnen. Auch unter den zahlreichen Moscheen und Pagoden gibt es sehr schöne Gebäude. Außerdem gibt es anglikanische, armenische und portugiesische Kirchen und eine Synagoge. Die Festung (Citadelle), ein regelmäßiges Viereck, das besonders gegen die Seeseite außerordentlich starke Werke hat, ist so angelegt, daß sie zugleich den Hafen und die Seeseite beherrscht, und enthält die vornehmsten öffentlichen Gebäude, z. B. das alte Regierungsgebäude, das Zeughaus der Marine, die Docken zum Bau der Kriegsschiffe, die Kasernen ꝛc., und mehre Privatgebäude. In der sogenannten schwarzen Stadt, der Pettach, einer Vorstadt dicht am Fort, wohnen die Perser und Mohammedaner. B. hat eine Universität, einen botanischen Garten, der reich an akklimatisirten Pflanzen der südlichen Zonen ist und auf dessen Verschönerung und Bereicherung die Regierung sehr viel verwendet, mehre Schulen, eine asiatische Gesellschaft, Literary society und seit 1835 eine Medical and physical society, die ihre Berichte im Druck erscheinen lassen, eine Missionsgesellschaft, welche seit 1814 eine Buchdruckerei und Schulen für Knaben und Mädchen angelegt hat, sowie mehre Hospitäler, nicht nur für Menschen, sondern auch für Thiere; Fabriken für Baumwolle, Tabak, Zucker, Indigo, Leder ꝛc. Von großer Bedeutung ist der Schiffsbau. Auf den hiesigen, vortrefflichen Schiffswerften werden die meisten und größten Kriegsschiffe, sowie die bedeutendsten und vorzüglichsten Kauffahrteischiffe der ostindischen Kompagnie erbaut, und zwar sämmtlich von den Parsen, welche, als die besten Schiffszimmerleute bekannt, die Werfte von der Kompagnie miethen und für ihre Arbeiten ein ausschließliches Monopol besitzen. Die bombayschen Schiffe werden selbst den britischen vorgezogen und sind nicht nur wegen der Richtigkeit ihrer Verhältnisse, sondern auch wegen ihrer Dauerhaftigkeit berühmt, indem sie bloß aus dem an der Westküste von Dekan in Menge vorkommenden, weder der Fäulniß, noch dem Wurmfraße unterworfenen Teakholze gebaut werden. Der Handel der Stadt, mit dem sich vorzugsweise die Perser beschäftigen, ist sehr bedeutend. Die Bazars bieten nicht nur die mannigfaltigsten Erzeugnisse des Orients, sondern auch alle Arten von europäischen Waaren; namentlich aber ist B. der Hauptstapelplatz für arabische, persische, und indische Waaren und Hauptniederlage des Pfeffers. B. zählte 1661, wo es unter britische Herrschaft kam, nur 15,000, 1816 bereits 161,530, 1840 aber 233,000 Einwohner in 21,000 Häusern, wozu noch eine wechselnde nicht einheimische Bevölkerung von 60—75,000 Seelen kommt. Unter den einheimischen Einwohnern sind etwa 160,000 Hindu's, 28,000 Mohammedaner, 12,000 Portugiesen, 4000 Engländer, 13,000 Parsen, 1000 Juden; außerdem leben hier Armenier, Perser, Araber, Chinesen ꝛc. Wegen der ungesunden Lage der Stadt wohnen die Europäer den ganzen Sommer in leichten, zeltähnlichen Sommerwohnungen außerhalb der Stadt, theils in der Nähe derselben, theils auf den übrigen Inseln zerstreut. Das schönste unter diesen Landhäusern ist das des Gouverneurs auf dem reizendsten Punkte der Insel B., von herrlichen Gartenanlagen umgeben. Die Annahme, daß B. das Miligigeris des Ptolemäus sey, ist grundlos. Im Jahre 1530 wurde die Insel von einem auf Salsette herrschenden Fürsten den Portugiesen überlassen. Die Schönheit und Vortrefflichkeit des Hafens von B. veranlaßte die ersten Kolonisten, an der passendsten Stelle ein Fort zu errichten, und durch diese glückliche Wahl wurde die Insel aus einem bloßen Haufen von Felsen, welche von der See durchschnitten und bespült waren, zu einem der bedeutendsten Plätze für den indischen Handel. Im Jahre 1661 wurde B. bei der Heirath Karls II. von England mit der portugiesischen Infantin Katharina als Mitgabe an England abgetreten. Diese Abtretung erregte große Unzufriedenheit bei den dortigen Autoritäten, die sich anfangs weigerten zu gehorchen. Später zeigte die von

der Krone Englands eingesetzte Regierung ebenfalls Widerwillen, sich der königl. Oberherrschaft zu unterwerfen, und B. wurde 1668 gegen einen jährlichen Erbzins der ostindischen Kompagnie überlassen. Im Jahre 1686 wurde die Residenz von Surate hierher verlegt. Lange Zeit hindurch veranlaßten die Versuche der Gouverneure, ihr eigenes Ansehen festzustellen und Personen, die mit ihrer Absetzung beauftragt waren, auszuschließen, große Verwirrungen.

Bombay-Hook, nordamerikanische Insel, zum nordamerikanischen Staat Delaware gehörig, Grafschaft Kent, in der Delawarebai, zwischen der Mündung des Duck und Littleduck, mit Leuchtthurm.

Bombay-Shoal, ostindische Felsengruppe, zu den Philippinen gehörig, an der Westküste der Insel Palavan.

Bombe, gegossene eiserne Hohlkugel, welche aus Mörsern in Bogenschuß geworfen wird, um Gebäude anzuzünden, Festungswerke zu zerstören, Geschütze unbrauchbar zu machen, oder die Ausführung irgend einer Arbeit im Festungskriege zu verhindern, unterscheidet sich von der Granate bloß durch ihre Größe. Dieselbe wird in einigen Artillerien nach dem Durchmesser in Zollen bestimmt, in andern nach dem Steingewicht, d. h. nach den Pfunden, welche die Kugel haben würde, wenn sie eine massive Steinmasse (Granitmasse) wäre. Die 7pfündige (welche als massive Steinkugel 7 Pfund wiegen würde) ist die kleinste übliche B. und kommt in Größe mit der 5½zölligen und mit einer 24pfündigen Kanonenkugel überein; die 10pfündige B. korrespondirt mit der 6zölligen, die 25pfündige mit der 8zölligen. Die russischen B.n werden nach Puds benannt; die ¼pudige kommt mit der 7pfündigen, die ½pudige mit der 10pfündigen überein. Die Maximalgröße der B. hat keine bestimmte Grenze. Seit 1831 sind bei der französischen und belgischen Artillerie B.n von ungeheuerm Durchmesser in Gebrauch, die aus Mörsern à la Paixhans geworfen werden und denen auch das festeste Gewölbe nicht widerstehen kann. Der große Riesenmörser vor Antwerpen warf 24zöllige Bomben. Doch auch schon im 15. und 16. Jahrhundert kamen in der französischen Artillerie B.n von 500 Pfund Eisengewicht, 48 Pfund Sprengladung und 18 Zoll Durchmesser vor; sie hießen Marmites und Comminges. Man gießt die B.n entweder *koncentrisch*, so daß der Kreis der innern Hohlung mit dem des äußern Umfangs einerlei Mittelpunkt und die Zwischenwand überall gleiche Stärke hat; oder *excentrisch*, wobei der innere Kreis gegen den äußern so verschoben ist, daß die untere, dem Brandloche gegenüberstehende Eisendicke um Vieles stärker ausfällt, als die obere. Man beabsichtigt durch den excentrischen Guß zu verhindern, daß die B. beim Herabstürzen auf den Zünder falle und dieser dadurch erstickt werde. In neuerer Zeit hat man sich jedoch überzeugt, daß dieser Zweck durch die excentrische Form der B.n nicht sicher erreicht wird und daß dieselbe beim Werfen größere Abweichungen erzeugt, weil der Schwerpunkt nicht im Mittelpunkt liegt; daher man wieder anfängt zu den koncentrischen B. zurückzukehren. Der Zünder ist eine hölzerne, kegelförmige Röhre, welche mit einem Satz (*Brandsatz*, *Brennsatz*, aus 4 Theilen Salpeter, 1 Theil Schwefel, ¾ Theil Kohle bestehend) vollgeschlagen und so lang gemacht ist, daß letzterer in dem Augenblicke ausbrennt und die Sprengladung entzündet (krepiren läßt), wo die B. zur Erde niederfällt. Die Bestimmung der richtigen Länge des Zünders heißt Tempiren. Die *Sprengladungen* der B.n betragen, nach der Größe der letztern, meist 1¼—5 Pfund; zum bessern Zünden mischt man einige Stücke geschmolzenen Zeugs bei. Zum bequemern Tragen und Einsetzen der B.n in den Mörser haben dieselben zu beiden Seiten des Brandlochs zwei kleine Henkel (Oehre), in welche zwei eiserne, durch ein 10—12 Zoll langes Seil verbundene eiserne Haken in Sform (*Bombenhaken*) eingehangen werden; auch bedient man sich zu ihrem Transport von einer Stelle zur andern der *Bombenknüppel*. Uebrigens unterscheidet man *Springbomben* und *Brandbomben*; jene werden bloß mit Pulver gefüllt, welches den Zweck hat, die B. nach dem Niederfallen in mehre Stücke zu zersprengen und dadurch, im Verein mit der Gewalt des Niederschlages, eine doppelte Wirkung zu äußern; diese werden mit Brandsatz gefüllt und haben neben dem Haupt- oder Mundloch noch 3—5 Seitenlöcher (*Brandlöcher*), aus denen die Flamme des entzündeten Brandsatzes heftig ausströmt und alle erreichbaren Gegenstände in Brand steckt. Damit aber der Feind vom Löschen abgehalten werde, befindet sich im Innern eine besondere Sprengladung (*Mordschlag*), die sich erst später entzündet, worauf die Brandbombe wie jede andere zerspringt. Endlich hat man auch sogenannte *Rollbomben*, welche man auf hölzernen Rinnen zur Vertheidigung der Bresche von der Höhe des Walls auf die Stürmenden herabrollen läßt, nachdem vorher der Zünder angezündet worden ist. Die Kunst, B.n zu werfen (*Bombenwerfen*,) machte ehemals einen Haupttheil des Konstablerwesens aus, den nur die Eingeweihten verstanden; gegenwärtig gehört sie zu den gewöhnlichen Dienstleistungen eines jeden Artilleristen. Die Berechnung des zu jeder Wurfweite erforderlichen Richtungswinkels, der zugehörigen Ladung, sowie der Dauerzeit des Wurfs, wonach sich das Tempiren des Brandes richtet, gründet sich auf die Lehrsätze der Ballistik, ist aber für den praktischen Gebrauch in sogenannten Wurftabellen zusammengestellt. Ehedem, wo man den Richtungswinkel gar nicht oder doch nur mit großem Aufwand von Zeit und Kraft ändern konnte, mußten alle Abänderungen der Wurfweite durch Abnehmen oder Zusetzen an der Pulverladung hervorgebracht werden, welches Verfahren man *mit Progression werfen* nannte. Von Granaten unterscheiden sich die B.n im Gebrauch dadurch, daß sie mit höherer Elevation, zuweilen mit einen solchen von 75° geworfen werden, womit man nämlich bezweckt, daß sie desto tiefer herabfallen und durch das Gewicht ihres Falles feindliche Gebäude, Magazine, Blockhäuser rc. zu zerschmettern und einzuäschern. Sollen indeß B.n nur durchs Zersprengen schaden, wie bei Zerstörung von Batterien rc., so werden sie eben-

falls nur unter einem Winkel von 30—40° geworfen.

Schon vor der Erfindung der Feuergeschütze warf man Kugeln mit brennenden Stoffen (Feuertöpfe) aus Ballisten; als Erfinder der eigentlichen B.n wird Pandulf Malatesta, Fürst von Rimini in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, genannt. Die ersten B.n waren aus 2 metallenen Halbkugeln zusammengesetzt, die mit Haken an einander befestigt wurden; sie hießen Sprengkugeln und ihre Zündröhre Bomba, was später die ganze Kugel bedeutete. Anfangs warf man die B.n mit zwei Feuern, indem man die in den Mörser gesetzte B. rings herum mit trockener Erde verdämmte, zuerst die Brandröhre anzündete und hierauf dem Mörser Feuer gab; mit den Fortschritten der Geschützkunst gab man dieses zeitraubende und gefährliche Verfahren auf und warf die B.n, wie jetzt, mit einem Feuer (aus dem Dunst werfen), wobei der Zünder sich an dem Feuer des Mörsers selbst entzündet. In neuester Zeit hat die englische Regierung in Woolwich wichtige Proben mit mehren B.n anstellen lassen, deren Erfinder ein gewisser Buckingham ist, welcher sich ebenso, wie früher Warner (Werner), der galvanischen Batterie zu bedienen scheint, um diese neuen Wurfgeschosse fortzutreiben. Diese B.n zeigten sich als die besten, die man je verfertigt hat, da sie genau in dem von dem Erfinder bezeichneten Augenblick und erst am Ziele zersprangen. Der stärkste Einwurf, den man bisher gegen die B.n hatte, war die Gefahr eines zu frühen Zerspringens, und diese scheint nun gehoben zu seyn.

Bombelles, Adelsfamilie, die ursprünglich aus Portugal stammt, sich später nach Frankreich verzweigte und von da nach Oesterreich übergesiedelt ist. Henri François, Graf von B., französischer Generallieutenant und Kommandant in der Grafschaft Bitsch, geboren den 29. Febr. 1681, diente seit 1696 bei den See- und seit 1701 bei den Landtruppen, focht rühmlich in dem spanischen Erbfolgekriege, wie gegen die Türken in Ungarn. Im Jahre 1718 wurde er vom Regenten (Herzog von Orleans) zum Instruktor des Herzogs von Chartres und 1731 zum Gouverneur des Herzogs Louis Philipp von Orleans auersehen, darauf zum Maréchal de Camp und 1744 zum Generallieutenant befördert und † am 29. Juli 1760 zu Bitsch. Sein Sohn, Marc Marie, Marquis von B., 1744 zu Bitsch geboren, trat in die französische Armee und brachte es bis zum Maréchal de Camp. Später schlug er die diplomatische Laufbahn ein und ging 1780 als französischer Gesandter auf den Reichstag nach Regensburg, dann nach Lissabon und Venedig, emigrirte 1789 und diente im condé'schen Corps, nach dessen Auflösung er Geistlicher ward und eine Zeitlang als Domherr in Breslau lebte. Nach der Rückkehr der Bourbonen ward er Almosenier der Herzogin von Berry u. 1819 Bischof von Amiens; † 1821. Sein ältester Sohn, Ludwig Philipp, Graf von B., geb. den 1. Juli 1780 zu Regensburg, erhielt seine Erziehung als österreichischer Kadet und kam später nach Neapel, wo er als Lieutenant bei der Kavalerie eintrat. Durch die Revolution von da vertrieben, kehrte er nach Wien zurück, wo er zunächst bei der geheimen Staatskanzlei angestellt und dann der österreichischen Gesandtschaft in Berlin, an deren Spitze damals Metternich stand, beigegeben ward. Später zum Geschäftsträger am berliner Hofe ernannt, folgte er 1813 dem König nach Breslau, dann dem Fürsten Hardenberg an den Rhein und erhielt dann eine Mission nach Kopenhagen, um den König von Dänemark von der Allianz mit Napoleon abzuziehen. Nach dem Einzug der Verbündeten in Paris ward er von Neuem nach Kopenhagen gesandt, um dort mit Schweden zu unterhandeln, und dann zum österreichischen Gesandten in Kopenhagen ernannt. Hier vermählte er sich 1816 mit Ida Brun, einer Tochter des dänischen Konferenzraths Brun und der Schriftstellerin Friederike Brun, und ging bald darauf als Gesandter an den dresdener Hof, wo sein Haus durch musikalische und dramatische Genüsse Mittelpunkt der vornehmen Cirkel ward. Im Jahr 1819 begleitete er den Kaiser von Oesterreich auf dessen Reise nach Siebenbürgen und Galizien und führte dann als Gesandter beim Kongresse in Karlsbad mit Strenge die Instruktionen aus, die er zu Wien erhalten. Von Dresden als österreichischer Gesandter nach Neapel versetzt, ward er durch die dort ausbrechende Revolution verhindert, seinen Posten anzutreten. Hierauf fungirte er als Gesandter an den Höfen zu Florenz, Modena und Lucca, 1834 am turiner Hofe, 1837 in Bern. Er † den 7. Juli 1843, als er eben auf Urlaub in Wien war. Sein Bruder, Karl Renatus, Graf von B., k. k. Kämmerer, geboren den 6. Nov. 1785, übte als geheimer Rath und Oberhofmeister der Herzogin von Parma, der Gemahlin Napoleons, auf diese bedeutenden Einfluß aus. Ein anderer Bruder, Heinrich Franz, Graf v. B., geb. den 29. Juni 1789 zu Versailles, trat 1805 als Fähndrich in österreichische Kriegsdienste, zeichnete sich in der Schlacht von Caldiero aus und ward nach Beendigung des Feldzuges Unterlieutenant in dem Regiment des Fürsten Esterhazy. Am Vorabend der Schlacht von Aspern bei Eßlingen verwundet, avancirte er am Ende des Feldzuges von 1809 zum Kapitän 2. Klasse, wurde beim Ausbruch des Krieges von 1813 Hauptmann 1. Klasse, focht in der Schlacht bei Leipzig mit und begleitete den Grafen Merveldt nach London. In dem Feldzuge von 1815 war B. Adjutant des Erzherzogs Ferdinand, kehrte dann auf seinen diplomatischen Posten nach London zurück, von wo er mit dem Titel eines Legationsrathes dem österreichischen Gesandten zu Lissabon beigegeben wurde. Später ward er Gesandter in Petersburg, dann am portugiesischen und endlich am turiner Hofe. Im Jahre 1836 übernahm er in Wien die Erziehung der Enkel des Kaisers Franz, des jetzigen Kaisers Franz Joseph und seiner Brüder, u. begleitete sie im Mai 1848 auf ihrer Flucht nach Insbruck. Bald darauf zog er sich unfreiwillig vom Hofe zurück und lebte abwechselnd in Brixen, Meran und Ischl. Er † den 31. März 1850 auf seiner Herrschaft Savenstein in Kärnthen.

Bombenfrei heißt ein zu kriegerischen

Zwecken hergerichtetes Gebäude (Blockhaus, Magazin ꝛc.), wenn es mit einer Decke versehen ist, welche stark genug ist, um einer herabfallenden Bombe Widerstand zu leisten. Gemauerte Gebäude werden zu diesem Behufe mit Gewölben versehen, die mit einer 6—8 Fuß hohen Erddecke überschüttet werden; Holzbauten sichert man durch eine Decke, die aus einer Lage 10—12 Zoll starker Balken besteht, über denen man eine oder zwei Lagen 12 Zoll starker Faschinen mit einer 4—6 Fuß hohen Erddecke anbringt.

Bombenkanonen, große Geschütze, welche kürzer als die gewöhnlichen Kanonen u. in neuerer Zeit von dem französischen General Pairhans vervollkommnet worden sind; s. Pairhans'sche Kanonen.

Bomben, vulkanische, von Vulkanen (besonders vom Vesuv) ausgeworfene kugelige, oft innen hohle Lavastücke, wiegen bis 1600 Centner und enthalten viele Augitkrystalle.

Bomberg, Daniel, berühmter Buchdrucker des 16. Jahrhunderts, aus Antwerpen gebürtig, ließ sich zu Venedig nieder und errichtete um 1517 eine ausschließlich der hebräischen und rabbinischen Literatur gewidmete Officin, die ihm bald einen bedeutenden Ruf, obwohl nicht eben großen materiellen Gewinn verschaffte. Er † um 1550, wo auch die Thätigkeit seiner Pressen aufhörte. Die späteren holländischen Typographen haben ihre Schriften den seinigen genau nachgebildet; sein Druck ist rein und scharf, sein Papier weiß und dicht. Die besten seiner Bibelausgaben sind die von 1517, 1525—28, 1545; für jüdische Gelehrte: von 1524—25, 1547—49, 4 Bde.; eine Prachtausgabe ist der babylonische Talmud, 1520, 12 Bde.

Bombyx (griech. und lat.), die Seidenraupe; bei Linné eine Familie der Nachtschmetterlinge (Phalaenae).

Bomfim, Graf von, portugiesischer General, einer der achtungswerthesten Führer der gemäßigt-liberalen Partei in Portugal, begann seine politische Thätigkeit 1828, wo er mit der größten Ausdauer auf Madeira das Thronrecht der Maria da Gloria gegen den Infanten Dom Miguel vertheidigte und nur dessen Uebermacht erlag. Als Dom Pedro 1834 in Portugal landete, war B. einer der Ersten, die sich unter seine Fahne stellten, und zeichnete sich während des nun folgenden Krieges eben so vortheilhaft aus, als in der Eigenschaft eines Generals im portugiesischen Heere in den innern Kämpfen nach der Thronbesteigung der Königin. Als 1837 die äußerste Rechte unter Leitung von Leiria, Saldanha u. Terceira die Fahne des Aufstandes gegen die liberale Konstitution erhob, sandten die Cortes die Generäle Sa da Bandeira u. B. gegen die Aufständischen. Das Treffen bei Rio-Mayor am 28. Aug. 1837 blieb zwar unentschieden, endete jedoch mit dem Rückzug der Insurgenten in die nördlichen Provinzen, wo sie am 20. Sept. vom General das Andas bei Ruivaes vollends geschlagen und auseinander gesprengt wurden. In Folge dieses Sieges der Konstitutionellen (Septembristen) traten Bandeira als Ministerpräsident und B. als Kriegs- und Marineminister unter den ungünstigsten Verhältnissen an die Spitze der Regierung. Die drückenden Finanzverhältnisse veranlaßten den Aufstand der Arsenalarbeiter zu Lissabon im März 1838, der wider den Willen der Cortes von Bandeira und B. durch blutige Gewalt unterdrückt wurde. Nach kurzer Unterbrechung trat B. damals zum zweiten Mal in das Ministerium, u. es gelang ihm, die Ruhe herzustellen, eine bessere Disciplin im Heere einzuführen und Spaniens Drohungen gegenüber die Unabhängigkeit und Würde der portugiesischen Regierung zu behaupten. Da er aber von seiner Partei immer schwächer unterstützt und von den Absolutisten und Radikalen gleich heftig angefeindet ward, fand er sich endlich veranlaßt, sein Portefeuille 1841 niederzulegen. Nachdem durch die Januarrevolution von 1842 die Absolutisten gesiegt hatten und von Costa Cabral aus seinen Parteigenossen ein neues Ministerium gebildet worden war, welches die Konstitution von 1837 beseitigte und die Charte Dom Pedro's von 1826 wieder herstellte, schien sich B. an der Spitze der Truppen in den Provinzen dagegen erheben zu wollen, ließ sich aber durch Cabrals Versprechungen, daß bei Aenderung der Charte den Septembristen möglichst Rechnung getragen werden solle, zur Niederlegung der Waffen bewegen. B. und seine Partei erkannten indeß bald, daß sie getäuscht worden, und suchten nun in den Cortes den Maßregeln des Ministeriums entgegenzuwirken. Nachdem jedoch Cabral die ihn beengenden Cortes aufgelöst und so den Septembristen die Mittel der gesetzlichen Opposition geraubt hatte, verließ B. 1844 mit andern Parteigenossen Lissabon, um die Portugiesen für die Konstitution von 1837 unter die Waffen zu rufen, konnte aber nur Almeida sowie Portalegre und Torres-Vedras für seine Pläne gewinnen. Zwar suchte er sich in der schlecht verproviantirten Festung Almeida zu halten, mußte aber am 28. April 1844 kapituliren und nach Spanien flüchten. Im J. 1846 zurückgekehrt, nahm er Theil an dem Maiaufstande und erhielt unter dem Ministerium Palmella wieder das Kommando über eine Division der Armee, wurde jedoch, als am 4. Okt. 1846 die Königin das Ministerium Saldanha berief, mit Palmella im königlichen Palast verhaftet. Nach einiger Zeit entlassen, eilte er in die Provinzen, stellte sich wieder an die Spitze des aufständischen Landvolks, schlug im Nov. 1846 ein königl. Heer bei Marcella, ward aber am 22. Dec. bei Torres-Vedras von Saldanha geschlagen und gefangen. Vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde er zur Deportation verurtheilt und nach Afrika gebracht. B. wollte im Mai 1847 eben auf einem englischen Schiffe entfliehen, als ihn die Kunde von der Amnestie der Königin erreichte, in deren Folge er nach Portugal zurückkehrte. Hier betheiligte er sich an dem Aufstandsversuch, welchen die republikanische Partei gegen Ende 1848 vorbereitete. B. ist ein Mann von Kühnheit und großem Ehrgeiz, dabei ein ausgezeichneter Stabsoffizier.

Bomilcar, 1) Feldherr der Karthager mit Hanno gegen Agathocles von Syracus 310 v. Chr., ward von diesem geschlagen, machte 308 einen Versuch, sich der Alleinherrschaft in seiner Vaterstadt zu bemächtigen, ward aber mit seinem Anhange be-

siegt, genöthigt, sich zu ergeben und grausam hingerichtet.

2) Befehlshaber der karthagischen Flotte, führte 217 v. Chr. dem Hannibal in Italien Verstärkungen zu, kam 216 der Stadt Syracus gegen den Konsul Claudius Marcellus zu Hülfe, holte 214 aus Karthago neue Schiffe und Truppen, wagte aber aus Furcht vor der römischen Flotte nicht auf Sicilien zu landen und beschleunigte dadurch die völlige Einnahme der Stadt durch die Römer.

Bomma, afrikanische Insel an der Küste von Nieder-Guinea, vor der Mündung des Zaire, hat Eisengruben.

Bommel (Zalt-B.), Stadt in der niederländischen Provinz Geldern, Bezirk Thiel, links an der Waal, auf einer von der Maas u. Waal gebildeten Insel (Bommelwaard, Bommelinsel, vielleicht Cäsars **Insula Batavorum**), im Norden derselben, war sonst eine durch das Wasser, das die Stadt umgibt, starke Festung, hat aber jetzt verfallene Werke u. 3090 (5000) Einwohner. Da bei das 1599 von den Spaniern erbaute und nach dem Kardinal Andreas von Oesterreich genannte Fort Andreas (Andries). Kaiser Otto III. schenkte B. 999 der Martinskirche zu Utrecht; später kam es an die Grafen und Herzöge von Brabant, die es den Grafen von Flandern zu Lehen gaben. Herzog Otto VII. von Geldern befestigte die Stadt 1229, die 1599 von den Spaniern vergebens belagert und von den Franzosen unter Turenne 1672 erst nach langer Belagerung durch Kapitulation genommen ward; bei ihrem Abzuge 1674 sprengten die Franzosen die Werke, welche jedoch der Graf Horn wieder herstellen ließ. Als 1794 die Franzosen die Bommelinsel besetzten, vertheidigte sich die Stadt so wenig, als 1814 gegen die Verbündeten.

Bommel, Cornelius Richard Anton van, Bischof von Lüttich, Vorkämpfer der römisch-katholischen Reaktion in Belgien, geboren den 5. April 1790 zu Leyden als Sohn einer reichen und angesehenen Familie, widmete sich dem geistlichen Stande und empfing in Münster, wo er mit dem Hause der Droste in freundschaftlicher Beziehung stand, die priesterlichen Weihen. Er leitete darauf mehre katholische Bildungsanstalten und ward Direktor des Seminars von Haegeveld in der Provinz Nordholland. Als die Bestrebungen der katholischen Partei die holländische Regierung veranlaßten, alle Unterrichtsanstalten der Aufsicht des Staats unterzuordnen und in Folge dessen jene Lehranstalt wie viele andere geschlossen wurden, trat B. in das Privatleben zurück, wurde aber schon 1829 vom König von Holland zum Bischof von Lüttich ernannt. In dieser Stellung suchte er mit der ihm eigenen Gewandtheit eine vermittelnde Stellung zu behaupten, wiewohl ihn seine Sympathien mehr zur ultramontanen Partei hinzogen. Noch ehe sein Rundschreiben, worin er die berufswidrige Einmischung der Priesterschaft in die politischen Angelegenheiten mißbilligte, erschien, brach die Septemberrevolution zu Brüssel aus. Kaum hatte sich Belgien unabhängig erklärt, so trat B. mit seinem Streben, das Supremat des römischen Stuhls geltend zu machen, offener hervor. Auch in der droste-vischeringschen Sache soll er insgeheim mitgewirkt haben, obwohl er mehrmals gegen derartige Anschuldigungen sich vertheidigte; ja es ward ihm sogar Schuld gegeben, Versuche zur Aufregung der Rheinlande gemacht zu haben, eine Anklage, die zwar nicht erwiesen ist, aber durch den in seinen Hirtenbriefen u. in den unter seinem Einfluß stehenden Zeitschriften waltenden Geist bestätigt zu werden schien. Besonders war es der Freimaurerorden, den B. mit fast fanatischem Eifer verfolgte. Auch in weltlichen Angelegenheiten verfuhr er eigenmächtig und willkürlich. So ließ er 1836 durch seine Geistlichkeit die Einwohner seines Sprengels zählen, theilte diese nach Willkür in 9 Pfarreien ein und wies denselben Besitzungen zu, welche das Gesetz einer bestimmten Pfarrei zugetheilt hatte. Sein Einfluß machte sich später besonders in der Unterrichtsfrage geltend, wo er von dem Grundsatze ausging, daß, da kein Staat ohne Religion, noch ein Unterricht ohne religiöse Grundlage gedacht werden könne, auch die direkte Betheiligung des Klerus an jedem vom Staate ertheilten Unterricht unerläßlich sey. Seine in geistreich geschriebenen Flugschriften niedergelegte Theorie fand zwar 1842 unter Nothomb bei der Organisirung des Volksschulwesens Eingang und sicherte dem Klerus einen bedeutenden Antheil an der Leitung desselben; 1850 jedoch trat dieselbe ganz in den Hintergrund, indem dem Klerus die Uebernahme des Religionsunterrichts nur in denjenigen Gymnasien u. Gewerbsschulen, die der Staat theilweise oder ganz unterhält, und sonst keine weitere Einmischung gewährt ward. Freilich haben die Bischöfe, denen es nicht gelang, das Volk gegen das beantragte Gesetz aufzuregen, zu dieser Uebernahme des Religionsunterrichts Bedingungen gestellt, welche die Regierung noch nicht hat annehmen können. Die 1851 von B. unternommene Reise nach Rom stand mit diesem Zwiespalt in Verbindung. Er † den 7. April 1852. Seine zahlreichen Schriften, welche meist anonym erschienen, betreffen kirchliche, pädagogische und politische Tagesfragen.

Bomst (Babimost), Kreisstadt in der preußischen Provinz und dem Regierungsbezirk Posen, an der faulen Obra, hat 2120 Einwohner, worunter nur wenige Katholiken, aber viele Juden, eine evangelische und eine katholische Kirche, starke Tuch- und Schuhmacherei, Obst-, Hopfen- und etwas Weinbau. Zur Stadt gehören das Vorwerk Schloß B. mit 50 Einwohnern.

Bon (franz.), der allgemeine französische Name für jeden Geldschein. Bons royaux oder Bons du trésor hießen früher die französischen Schatzanweisungen, welche mit Einführung der Republik von 1848 den Namen Bons de la République erhielten. Die belgischen Schatzanweisungen heißen, wie ehemals die französischen, Bons du trésor.

Bona (lat.), Güter, die Gütergesammtheit des einer Person zustehenden Vermögens.

Bona, alte Stadt und jetzt starke Festung in der algierischen Provinz Konstantine, der Schlüssel derselben, östlich von Algier, an der Küste des mittelländischen Meeres, an der Westseite der gleichnamigen Bucht gelegen, die Hauptstadt einer

der vier Subdivisionen, in welche die Provinz und Hauptdivision Konstantine zerfällt. Obgleich die dortige Rhede schlecht ist, so ist sie doch, namentlich zur Zeit der Korallenfischerei, die in den benachbarten Orten Stora und La-Calle stark betrieben wird, von Schiffen belebt. Die Stadt zählt jetzt ungefähr 20,000 Einwohner, wovon ein Sechstel Europäer. Sie theilt sich in die obere, amphitheatralisch sich erhebende, und in die untere Stadt, welche, meist von Europäern bewohnt, schon ein ziemlich europäisches Ansehen hat. Auf einem isolirten Hügel liegt die Citadelle oder Kasbah, welche 1837 durch Entzündung eines in ihr befindlichen Pulvermagazins in die Luft flog, aber seitdem wieder hergestellt ward. Unter den Gebäuden der Stadt sind die katholische Kirche und das Kloster der barmherzigen Schwestern hervorzuheben. Eine Viertelstunde südwestlich von B. liegen die in großartigen Cisternenbauten und Mauerüberresten bestehenden Ruinen von Hippo Regius, dem alten Lieblingssitze der numidischen Könige, dessen Hafen Aphrodisium, das heutige B., war. Dieses Hippo bildete in den ersten Jahrhunderten n. Chr. einen Mittelpunkt des Handels und der Civilisation in Nordafrika, wo Künste und Wissenschaften selbst blühten, und war insbesondere berühmt durch seine öffentlichen Schulen und schönen Theater, Wasserleitungen, Paläste und Tempel, die später in Klöster und Kirchen sich verwandelten. Unter den Gothen, die erobernd in Afrika eindrangen, wurde die Stadt aus einer königlichen Residenz ein Bischofssitz, den der Kirchenvater Augustinus inne hatte. Als die Araber im 7. Jahrhundert Nordafrika eroberten, nahmen und verbrannten sie auch Hippo oder Hippona, und erst nach vielen Jahren errichteten die zurückgebliebenen Einwohner in der Nähe aus den Trümmern der alten eine neue Stadt, der die Christen den Namen B. (Hippona) gaben, während die Araber sie Biled-el-Aneb, Anaba (d. i. Stadt der Beeren), nannten von der ungeheuern Menge rother Beeren, die in der Nähe wachsen. Nach der Vertreibung der Mauren aus Europa eroberten die Spanier auch B. Kaiser Karl V. errichtete daselbst ein Fort, das noch vorhanden, aber verfallen ist. Die Stadt selbst gedieh nie zu der Größe und Wichtigkeit, zu der sie durch ihre Lage berufen ist, weil die umwohnenden Araber und die wilden Kabylen wenig Sinn für die friedlichen Gewerbe hatten. Daher warfen auch Handelsverbindungen mit B. nicht die gehofften Vortheile ab. Die afrikanische Handelsgesellschaft von Marseille hatte in B. ein Kontor und trieb Geschäfte in Wachs, wollenen Zeuchen, Leder und rohen Häuten, gab aber ihr Etablissement wieder auf, weil ihr Handel unter dem launenhaften Despotismus der algierischen Korsarendei's nicht sicher war. Ebenso mißlang die Gründung eines Kontors durch einige Briten 1808. Im Jahr 1816 fielen hier mehre hundert Christen unter den Dolchen fanatischer Mauren. Im Jahre 1830 eroberte der französische General Damremont B. von Algier aus, mußte es aber, der Juliereignisse wegen, weil ihm die Mittel zur Wiederherstellung der verfallenen Befestigungen fehlten, wieder räumen. Einige Versuche des Generals Berthezene 1831, sich B.'s zu bemächtigen, mißlangen; darauf setzte sich der vertriebene Bei von Konstantine, Ibrahim, in der Stadt fest und verfuhr so grausam, besonders gegen die umwohnenden Stämme, daß diese 1832 dem Herzog von Rovigo ihre Unterwerfung unter die französische Herrschaft anboten. Der Kapitän Armandy und der tunesische Renegat Jussuf, von 30 Franzosen unterstützt, bemächtigten sich der Citadelle durch Ueberraschung. Seitdem blieb B. im ruhigen Besitz der Franzosen, die viele Bauten aufführen und die Festungswerke erweitern ließen. Die Stadt gewinnt fortwährend an Bedeutung.

Bonaa, ostindische Insel, zu den Molukken gehörig, an der Westküste von Ceram, gut bevölkert, mit holländischem Posten, durch welchen alle Nelkenbäume ausgerottet worden sind.

Bona Dea, d. i. die gute Göttin, eine geheimnißvolle Gottheit des alten Italiens, vielleicht die Erde oder die im Innern der Erde waltende Ceres, angeblich Schwester, Gattin oder Tochter des Faunus und bald Fauna, bald Fatua oder Oma genannt. Sie wurde zu Rom ausschließlich von Frauen als keusche und weissagende Göttin verehrt; Männer durften bei dem ihr gebrachten, dem ganzen römischen Volke geltenden Festopfer, einer trächtigen Sau, nicht zugegen seyn, selbst ihre Porträts wie die Abbildungen männlicher Thiere wurden entfernt oder verhüllt; sie sollten überhaupt nicht einmal den Namen der Göttin wissen, da auch diese ihren Namen keinem Manne kund gethan, nie sich Preis gegeben hatte, und Faunus nur dadurch sie überwinden konnte, daß er, in eine Schlange verwandelt, sie beschlich. Ihr Heiligthum war eine von der Vestalin Claudia geweihte, von der Livia, Augusts Gemahlin, wieder hergestellte Grotte auf dem Aventin; doch wurde ihr Fest am 1. Mai unter der Leitung der Vestalinnen nicht hier, sondern im Hause des Konsuls, der gerade die Fasces hatte, in einem abgesonderten Zimmer (Opertum) gefeiert. Das Festgemach war mit Blumen aller Art geschmückt, nur die Myrte fehlte, angeblich weil die Göttin, als sie einmal heimlich Wein getrunken hatte, deshalb von Faunus mit Myrtenzweigen gezüchtigt worden; richtiger wohl, weil die Myrte der Liebesgöttin geheiligt war. Der beim Feste aufgestellte Wein hieß Milch, das Gefäß Mellarium; nach dem Opfer wurden bacchantische Tänze aufgeführt. Ein Symbol der Göttin war auch die Schlange, Heilkraft und Weissagekunst andeutend; deshalb wurden auch im Tempel Heilkräuter verkauft. Mit der zunehmenden Sittenverderbniß artete die Festfeier aus, wie das Einschleichen des berüchtigten Clodius in Frauenkleidern beweist. Außerhalb Roms hatte die B. D. einen Tempel bei Aricia.

Bona fide (lat.), in gutem Glauben, mit gutem Gewissen und aus Ueberzeugung, auf Treue und Glauben; vgl. Bona fides.

Bona fides (lat.), gutes Vertrauen, Arglosigkeit in Bezug auf die eigene und auf Anderer Handlungsweise, entgegengesetzt der mala fides, Fraus und dem Dolus; daher bonae fidei actio, eine Klage, die aus einem auf Treue und Glauben hauptsächlich beruhenden Vertrage oder aus einem andern Societätsverhältnisse und Geschäfte der Art (bonae fidei negotium) entspringt

und der actio stricti juris entgegengesetzt ist; bonae fidei possessio ist Besitz einer fremden Sache, ohne daß der Besitzer des Andern Recht darauf und die Unrechtmäßigkeit seines eigenen Besitzes oder Gebrauches kennt, z. B. wenn Jemand unwissentlich auf fremden Boden baut, oder Etwas von Jemandem kauft, den er für den Herrn oder wenigstens für den zum Verkaufe Berechtigten hielt.

Bonald, Louis Gabriel Ambroise, Vicomte de, französischer Staatsmann und Publicist, entschiedener Royalist und Ultramontan, Pair von Frankreich, geboren 1760 zu Monna in der Nähe von Milhaud in Guienne, huldigte beim Ausbruche der Revolution kurze Zeit den liberalen Ideen, warf sich dann plötzlich in einem Circular, das er 1791 in seiner Eigenschaft als Präsident der Administration seines Departements erließ, zum Vertheidiger der alten Monarchie auf, mußte deshalb emigriren, trat in das Emigrantencorps, ging nach der Auflösung desselben nach Heidelberg und kämpfte nun literarisch für die Sache der Royalisten. Der Charakter seines ersten größern Werkes, der vom Direktorium konfiscirten „Théorie du pouvoir politique et religieux" (1796, 3 Bde.), sowie seiner spätern politischen Schriften, ist eine am allerwenigsten den Franzosen zusagende dunkle metaphysische Abstraktion. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wußte er sich die Gunst der Familie Bonaparte zu erwerben und ward 1808 im Ministerium des Unterrichts angestellt. Ludwig Bonaparte's Antrag, die Erziehung seines Sohnes, des damaligen Kronprinzen von Holland, zu übernehmen, lehnte er ab, fortwährend den legitimistischen Grundsätzen getreu bleibend und mit Chateaubriand eifrigen Antheil an dem royalistischen „Mercure de France" nehmend. Im Jahr 1815 von seinem Departement in die Deputirtenkammer gewählt, stimmte er in der Chambre introuvable stets mit der rechten Seite, wo die theokratische Partei oder die Ultramontanen saßen. Wie er schon 1806 in einer Schrift sich gegen die Ehescheidung ausgesprochen hatte, so gehörte er auch zu den Deputirten, die am meisten zur Aufhebung der Ehescheidung beitrugen. Ludwig XVIII. ließ ihn in die Akademie aufnehmen, erhob ihn zum Vicomte und ernannte ihn 1823, bis zu welcher Zeit er seinen Sitz in der Deputirtenkammer behauptet hatte, zum Pair. In der Pairskammer gehörte B. namentlich auch zu den hartnäckigsten Gegnern der Preßfreiheit. Nach der Julirevolution von 1830 weigerte er sich, der neuen Dynastie den Huldigungseid zu leisten, verlor dadurch seine Pairswürde, zog sich aus dem öffentlichen Leben auf sein Schloß zu Monna zurück und † daselbst 1840. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: „Legislation primitive considérée dans les derniers temps" (Paris 1802, 3 Bde.; 2. Ausg. 1821), ein Werk, das von seiner Partei hoch gepriesen ward, während unparteiische Kritiker darin große Unbekanntschaft mit der Geschichte nachgewiesen haben; „Recherches philosophiques sur les premiers objets des connaissances morales" (das. 1802, 2 Bde.); „Mélanges littéraires, politiques et philosophiques" (das. 1819, 2 Bde.). Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien Paris 1817—1819, 12 Bände. Sein Sohn, Louis Charles Maurice, Kardinal und Erzbischof von Lyon, geboren am 30. Oktober 1787 zu Milhaud, bekennt sich zu den Grundsätzen des Vaters. Er ward Generalvikar von Chartres, dann Verweser und Koadjutor des Kardinals Fesch als Erzbischofs von Lyon, 1823 Bischof von Puy, 1839 Feschs Nachfolger im Erzbisthume Lyon und darauf vom Papst zum Kardinal ernannt. Nach seiner Rückkehr von Rom, wohin er 1842 sich persönlich begeben hatte, um den Kardinalshut zu empfangen, erließ er einen Hirtenbrief über die unbefleckte Empfängniß der Maria und die Verehrung der Himmelskönigin und bezeichnete darin den Unterricht als nicht mehr religiös und nicht mehr christlich. Auch in der neuesten Zeit hatte er den lebhaftesten Antheil an den Demonstrationen des französischen Klerus gegen die Universität und für die Jesuiten.

Bonames, Marktflecken im Gebiet der freien Stadt Frankfurt a. M., getrennt vom Hauptgebiet, umgeben von Nassau und dem Großherzogthum Hessen, bei Homburg, an der Nidda, mit alter Burg, Saalhof und 450 Einwohnern.

Bona pace (lat.), in guter Ruhe, unbekümmert.

Bonaparte (Buonaparte), Name der korsischen Familie, welcher die Napoleoniden entstammen. Der Name findet sich schon seit dem 13. Jahrhundert in Italien, namentlich zu Florenz, San-Miniato, Sarzano und Genua. Ein Jacopo B., toskanischer Edelmann aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wird als der Verfasser des Werks „Ragguaglio storico di tutto l'accorso giorno per giorno nel sacco di Roma dell' anno 1527" (angeblich Köln 1756, franz., Paris 1809, von Ludwig B. herausgegeben, Flor. 1830) genannt; ein Niccolo B., Edelmann und Professor zu San-Miniato aus derselben Zeit, soll die Komödie „La vedova" (Flor. 1592, Paris 1803) verfaßt haben. Um dem Kaiser Napoleon zu schmeicheln, hat man daher verschiedene B. in ein zusammenhängendes Geschlecht zusammengebracht; doch ist ein solcher Zusammenhang durchaus nicht erwiesen. Gewiß ist nur, daß sich ein Zweig der genuesischen B. gegen Ende des 15. Jahrhunderts nach Ajaccio auf Korsika verpflanzte, wo sie bereits gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts als Padre del commune oder als Cittadini bezeichnet werden. Im 18. Jahrhundert repräsentirten drei männliche Glieder die Familie B. in Ajaccio: der Archidiakon Lucian B., dessen Bruder Napoleon B. und beider Neffe, Karl B., der Vater des großen Napoleon.

Karl B., am 29. März 1746 zu Ajaccio geboren, genoß als einziger Sproß der Familie eine treffliche Erziehung. Er war von Körper regelmäßig gebildet, trug aber den Keim organischer Leiden frühe an sich, der sich bei ihm schon als Jüngling zeigte und ihm ein kurzes Leben verkündigte. Karl begann seine Studien in Rom und widmete sich dann zu Pisa der Rechtswissenschaft. Bald nach seiner Rückkehr verheirathete er sich in seinem 18. Jahre ohne Einwilligung seiner Verwandten mit einer schönen Patriciertochter, Lätitia Ramolino. Als die außerordentliche Consulta von Korsika auf Unterwerfung der Insel unter Frankreich antrug, fand sie in ihm ihren

heftigsten Opponenten, dessen glühende Freiheitsworte in Aller Herzen zündeten. B. begab sich mit seiner Familie nach Corte und ward Adjutant des Generals Paoli, dessen Loos er nach dem unglücklichen Ausgang des Vertheidigungskriegs gegen die französische Uebermacht theilen wollte. Zwar gab er diesen Vorsatz auf, begleitete aber den Bruder des Generals Paoli, Clemente Paoli, nach Niolo, dann nach Vico, um eine neue Erhebung zu organisiren. Dieser Widerstand hielt jedoch die Franzosen nicht auf, und während die Paoli die Insel verließen, erklärte sich Karl B. für Frankreich. Als 1771 400 korsische Familien als adelige ausgewählt wurden, befand sich die Familie B. unter dieser Zahl. Durch den Einfluß des französischen Gouverneurs Marboeuf wurde Karl 1773 zum königlichen Rath und Assessor der Stadt und Provinz Ajaccio ernannt und ging 1777 als Mitglied und Präsident einer Deputation des korsischen Adels mit Marboeuf nach Paris. Im Jahre 1781 trat er in den Rath der zwölf Edlen von Korsika, in welcher Eigenschaft er sich mehre Jahre in Paris aufhielt. Hier stützte er das Ansehen Marboeufs, der sich ihm durch mehrfache Gunstbezeugungen dankbar bewies. Auf einer zweiten Reise nach Frankreich, die er antrat, um eine Heilung seiner, wie es scheint, in der Familie erblichen Krankheit in Paris zu versuchen, † er am 24. Februar 1783 in Montpellier am Magenkrebs. Die Gattin Karl B.'s, die Mutter Napoleons, Maria Lätitia Ramolino, war am 24. Aug. 1750 zu Ajaccio aus einem Patriciergeschlecht geboren und zeichnete sich durch seltene Schönheit, gepaart mit unaussprechlicher Würde und Hoheit, natürlichen Verstand u. Charakterfestigkeit aus. Ihre ganze Gestalt erinnerte an eine Römerin aus der großen Zeit der Republik, in ihren Zügen war der reinitalienische und der neugriechische Typus vereinigt und mit gleicher Feinheit ausgeprägt. Die ersten Jahre ihrer Ehe widmete sie der Erziehung ihrer Kinder und all dem Familienglück, das sie durch Sparsamkeit und Ordnung der Dürftigkeit, in der sie die Menge ihrer Kinder und die Ausgaben ihres Gemahls erhielten, abringen konnte. Als sich die Engländer 1793 Korsika's bemächtigten, flüchtete Madame B. nach Marseille, von Lucian und ihren drei Töchtern Elisa, Pauline und Karoline begleitet. Erst nach dem 18. Brumaire kam sie nach Paris und erhielt eine Wohnung, in der sie in reizender und erquickender Einfachheit glückliche Tage verlebte, bis ihr berühmter Sohn die Herrschaft über halb Europa ergriff und seine Mutter als „Madame mère de l'empereur" in die Nähe seines Throns führte. Napoleon schuf ihr einen kleinen Hof, gab ihr den Grafen von Cossé-Brissac zum ersten Kammerherrn und Decazes zum ersten Sekretär; sie selbst aber ernannte er zur obersten Beschützerin aller Wohlthätigkeitsanstalten des Reiches, welches Amt sie mit Aufopferung verwaltete. Mit jenem Gleichmuth, wie ihn nur Selbstbeherrschung und Herzensgröße verleiht, wachte sie immer noch mit aller Sorge und allen Rechten der Mutter über die Schritte ihrer Kinder, beobachtete alle Bewegungen ihres Geschicks und verkannte nie den ungeheuern Abgrund, an dem sie wandelten. Ihr Rath und ihr mütterlicher Wille fanden auch noch in den Zeiten, wo sich zwischen sie und ihre Kinder Kronen und Fürstenhüte gedrängt hatten, Gehör und Gehorsam; selbst der Kaiser Napoleon nahm oft seine Zuflucht zu dem tiefblickenden und lebenserfahrenen Geist seiner Mutter, horchte und folgte ihrem Rathe und korrigirte seine Meinung gar häufig nach der ihrigen. Am häufigsten aber hatte Lätitia ihre versöhnende Hand über die Brüder auszustrecken, wenn Napoleons Stolz auf Widerstand traf u. er herrisch alle möglichen Opfer verlangte. Im Jahre 1814 theilte sie mit ihrer Tochter Pauline Napoleons Exil in Elba und zog nach dem unglücklichen Ausgang der hundert Tage nach Rom, wo sie bei ihrem Stiefbruder, dem Kardinal Fesch, nur von einigen ihrer Kinder oder Enkel umgeben, von den Kirchenhäuptern hoch in Ehren gehalten, einfach und zurückgezogen lebte, mit Würde ihr Schicksal ertragend und ein fürstliches Ansehen bewahrend. Die Julirevolution erfüllte die ganze Familie mit der Hoffnung, daß endlich das Ende der Verbannung gekommen und den Napoleoniden wenigstens ein Grab in Frankreich verstattet sey; das strenge Gebot der Politik vernichtete die kurze Freude. Doch entlockte ihr der Befehl der Julíregierung, welcher das Standbild ihres Sohnes wieder auf die Vendomesäule erhob, die letzten Freudenthränen. Als man 1834 in der französischen Deputirtenkammer sich über eine Motion berieth, welche den König ermächtigen sollte, einzelnen Gliedern der Familie B. nach seiner Wahl die Rückkehr nach Frankreich zu gestatten, und ihr dies als eine erfreuliche Nachricht aus den Zeitungen vorgelesen wurde, erhob sie sich mit dem Ausdruck der verklärten Würde von ihrem Sterbelager und sagte: „Meine Söhne haben von keinem Sterblichen Gnade zu empfangen. Nur wenn sie der Wille der Nation ehrenvoll ruft, sollen sie Frankreich wiedersehen, um dort als Bürger mit dem Volk zu leben, das sich selbst geehrt, als es meinen großen Sohn zum Kaiser gewählt hat." Und überwältigt vom Gefühle der Entrüstung setzte sie hinzu: „Ja, sollte einer von ihnen die Rückkehr nach Frankreich als Königsgunst annehmen, so möchte ich mir Kraft genug wünschen, ihn mit meinen Händen zu erwürgen." Durch den Bruch eines Schenkels seit 1830 ans Zimmer gefesselt, † sie zu Rom am 2. Februar 1836, nachdem sie ihre Kinder und Enkel kurz vorher noch einmal um sich versammelt gesehen hatte. Aus ihrer Ehe mit B. waren 8 Kinder, 5 Söhne und 3 Töchter, hervorgegangen, die mit ihren Nachkommen mit dem Namen der Napoleoniden bezeichnet werden, wozu man außerdem noch die Nachkommen der Familie Beauharnais rechnet, in sofern dieselben von Napoleon adoptirt worden sind. Succesſionsrechte auf den französischen Thron erhielten durch die Volksabstimmung und den Senatsbeschluß vom 6. November 1804 außer Napoleon nur dessen beide Brüder Joseph und Ludwig mit ihren Nachkommen; Lucian und Hieronymus hatte der Kaiser ausgeschlossen, weil diese nicht standesmäßig verheirathet waren.

Der älteste der Geschwister, Joseph B., am 7. Januar 1768 zu Ajaccio geboren, war für das Rechtsfach bestimmt und begann seine

Studien in Pisa, erhielt dann seine Bildung im Seminar zu Autun und wollte in die Armee treten, als ihn der Tod des Vaters 1785 nach Korsika zurückrief. Im Jahre 1793 ging er mit seiner Familie nach Marseille, machte dort die Bekanntschaft der reichen Kaufmannstochter Clary und heirathete sie 1794. Um diese Zeit machte ihn der Konventsdeputirte Salicetti auf Empfehlung Napoleons zu seinem Sekretär und bewirkte später die Anstellung desselben als Kriegskommissär, dann als Bataillonschef der Volontaires nationaux und Chef der Administration bei der italienischen Armee. Im März 1797 trat Joseph zugleich mit seinem Bruder Lucian als Deputirter eines Departements in den Rath der Fünfhundert, ging als Gesandter der Republik nach Parma und im November 1797 in gleicher Eigenschaft nach Rom. Als hier am 28. December 1797 der Aufruhr ausbrach und im offenen Kampf zwischen der Revolutionspartei und den päpstlichen Truppen und Sbirren der französische General Duphot (Gemahl der Schwägerin von Joseph B.) getödtet ward, verließ B. noch in der Nacht die Stadt, und so hatte das Direktorium die gewünschte Veranlassung zum Bruch mit dem heiligen Stuhle. Joseph B. trat zurück in den Rath der Fünfhundert und arbeitete mit Lucian an den Schlingen, mit welchen am 18. Brumaire die Republik gefangen wurde. Napoleon, dem Bruder dankbar, ernannte ihn zum Staatsrath, vertraute ihm den Friedensabschluß mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika an und überließ ihm im Oktober 1800 die Ehre, zu Luneville und Amiens über den Frieden zu verhandeln und beide berühmte Friedensschlüsse als bevollmächtigter Minister zu unterzeichnen. Auch leitete Joseph nebst Cretet und Bernier die Unterhandlungen mit dem Kardinal Consalvi, dem Erzbischof Spina und dem Pater Caselli in Bezug auf das Konkordat. Nach Napoleons Thronbesteigung ward Joseph zum Senator und Inhaber der Senatorie Brüssel, dann zum Großoffizier der Ehrenlegion, endlich zum französischen Prinzen und Großwahlherrn von Frankreich erhoben. Napoleon gab ihm den Oberbefehl über die Armee von Neapel und bestimmte ihn nach Absezzung der bourbonischen Dynastie zum Beherrscher beider Sicilien. Joseph eroberte mit Massena und St. Cyr Neapel nach kurzem Kampf, hielt am 14. Februar 1806 seinen Einzug in die Hauptstadt, und schon am 30. März trug er die Königskrone auf dem Haupte. In seiner Verwaltung befolgte er ganz die Vorschriften Napoleons. Nach dem Muster der französischen Einrichtungen hob er die Lehnsverfassung und Fideikommisse auf, trennte die Justiz von der Verwaltung, zog Klöster ein, stiftete Schulen rc. Das Finanzwesen ward durch Einführung eines neuen und allgemeinen Steuersystems verbessert. Indessen überließ Joseph die Geschäftsführung dem gewandten Salicetti, dessen Talent besonders darin bestand, Komplotte zu erfinden, um mißliebige Personen strafen zu können. Auf diese Weise wurde eine Menge Angeklagter ohne Beobachtung strenger rechtlicher Formen zum Tode verurtheilt. Ehe jedoch der neue Staat geordnet war, ward Joseph durch Napoleons Machtwort am 6. Juni 1808 auf den Thron von Spanien versetzt; doch machte er vor seiner Abreise von Neapel (23. Juni) noch die eiligst entworfene Konstitution des Reichs bekannt. Am 7. Juni ward er mit außerordentlicher Pracht in Bayonne empfangen und erließ am 11. eine Proklamation, in welcher er dem Nationalstolz und der spanischen Titelsucht in sofern schmeichelte, als er sich des ganzen Namenszugs der weiland österreichisch-spanischen Könige bemächtigte und sich den Spaniern auch als „Erzherzog von Oesterreich, Graf von Habsburg, Flandern und Tyrol“ vorstellte. Nachdem er am 7. Juli eine Konstitution gegeben, die von der Junta beschworen ward, hielt er am 20. Juli seinen Einzug in Madrid und ward am 25. Juli auch als König von Kastilien ausgerufen. Aber er war seiner schwierigen Stellung nicht gewachsen. Schon am 1. August zwang des Generals Dupont Niederlage und Vernichtung bei Baylen den König Joseph zur Flucht aus Madrid. Er ging nach Vittoria und kam erst am 4. Dec. 1808 im Gefolge Napoleons in seine Hauptstadt zurück. Als der russische Krieg den Kern der französischen Heere aus Spanien zog, wankte auch Josephs Reich, das, der äußeren Stütze beraubt, keinen Halt im Volk hatte. Am 22. Juli 1812 wurde das Hauptheer der Franzosen bei Salamanca von den Engländern und Spaniern total geschlagen, Joseph floh zum zweiten Mal aus Madrid, in das er, nach einigen Vortheilen des französischen Heers gegen die Verbündeten, am 2. November seinen dritten Einzug hielt. Nach der Niederlage der Franzosen bei Vittoria am 21. Juni 1813 verließ Joseph den spanischen Boden und zog sich auf sein Landgut Morfontaine in Frankreich zurück, resignirte und ward im Januar 1814 von Napoleon zum Generalstatthalter des Reichs und Kommandanten der Nationalgarde ernannt. Aber auch in diese Stellung folgte ihm sein Mangel an Energie. Anstatt bei der Annäherung der Verbündeten die Bevölkerung von Paris in Masse zur Vertheidigung des Reichs und Throns aufzurufen, schickte er, Napoleons älteren Befehlen gehorchend, gerade diejenigen Personen, welche das Volk hätten begeistern können, die Kaiserin und den König von Rom, nach Blois, verließ, als die Gefahr nahete, selbst die Hauptstadt u. gab den Marschällen sogar Vollmacht zur Kapitulation. Nach der ersten Abdankung Napoleons zog er sich in die Schweiz zurück, wo er das Landgut Plangin im Waadtland kaufte. Nach des Kaisers Rückkehr von Elba 1815 erschien er wieder in Paris als Connetable und Pair des Reichs und folgte nach der Schlacht bei Waterloo dem Bruder nach Rochefort. Auf der Insel Aix trennten sich die Brüder. Während Napoleon sich den Engländern ergab, schiffte sich Joseph nach Amerika ein, betrat im September 1815 zu Newyork den freien amerikanischen Boden, erwarb sich bei Trenton in Neujersey ein großes Landgut und durch 5jährigen Aufenthalt die Rechte eines amerikanischen Bürgers. Als Graf von Survilliers lebte er sodann auf dem früher von Moreau bewohnten Landgut Point-Breeze bei Bordentown am Delaware im Staate Neujersey, trieb eifrig Landbau, beschäftigte sich auch mit den Wissenschaften

und ward der Wohlthäter und Beschützer aller Franzosen, die sich ihm naheten. Für seine Nachbarn war er ein leutseliger Freund und seine Anspruchslosigkeit stellte ihn um so höher in der Achtung Aller, obschon er, trotz seiner Bescheidenheit und Verachtung des nichtigen Thronglanzes, niemals, so wenig als irgend ein Glied der weit verzweigten Familie der Napoleoniden, vermocht werden konnte, die Ansprüche und das Recht aufzugeben, was seine Geschichte ihm erworben, und er stets die feste Ueberzeugung aussprach, daß Frankreich sein Geschick noch einmal an den Namen und Stamm des Heros knüpfen werde. So protestirte er im September 1830 von Newyork aus gegen die Thronfolge der jüngeren Bourbonen zu Gunsten seines Neffen, des Herzogs von Reichstadt, dessen Rechte die Repräsentantenkammer dadurch sanktionirt, daß sie ihn als Napoleon II. ausgerufen habe. Seine Gemahlin, Julie Marie Clary, den 26. December 1777 zu Marseille, wo ihr Vater Seidenhändler war, geboren, die Schwägerin Bernadotte's, eine einfache anspruchslose Frau, hatte dem Gatten 1815 nicht nach Amerika folgen können; sie wohnte einige Zeit zu Frankfurt, ließ sich dann zu Brüssel nieder und ging 1823 nach Florenz, wo sie am 7. April 1845 †. Seine beiden Töchter, Zenaide Charlotte Julie, geboren den 8. Juli 1801, seit 1822 vermählt mit dem Fürsten von Canino, Sohn Lucian B.'s, und Charlotte Napoleone, den 31. Oktober 1802 geboren, 1825 vermählt mit Napoleon Ludwig, dem Großherzog von Berg, lebten seit dem August 1820 in Brüssel und siedelten später ebenfalls nach Amerika über, lebten aber dann mit den Aeltern in Florenz. Charlotte starb 1839 im Städtchen Sarzana auf einer Reise von Rom nach Florenz. Joseph selbst, welcher 1832 nach England reiste, um von da aus für die Aufhebung der französischen Verbannungsordonnanzen gegen die Napoleoniden zu wirken, erhielt erst 1841 die Erlaubniß, nach Italien überzusiedeln, wo er am 28. Juli 1844 zu Florenz †. Es wird ihm ein Roman „Moina" (Paris 1799 u. 1814) zugeschrieben.

Der zweite Sohn Karl B.'s, Napoleon B., der Größte der Familie, war Napoleon (I.) Kaiser von Frankreich; s. Napoleon 1).

Lucian B., Fürst von Canino, der dritte Bruder, 1775 zu Ajaccio geboren, besuchte das Collège zu Autun, dann die Militärschule zu Brienne, endlich das Seminar zu Aix, worauf er nach Korsika zurückkehrte. In seiner Jugend war er ein Liebling Paoli's, als sich die B. aber nach dem Ausbruche der französischen Revolution zum Konvente schlugen, mußte er mit den Seinigen 1793 nach Marseille flüchten. Er erhielt eine Anstellung beim Verpflegungswesen des Heers und war Magazinaufseher in St.-Maximin, wo er sich mit einer Demoiselle Boyer, einer hübschen, anspruchslosen Gastwirthstochter, verheirathete. Als Präsident des dortigen Klubs des Terrorismus verdächtigt, ward er 1794 verhaftet, aber auf Verwendung des Abgeordneten Chiappe wieder in Freiheit gesetzt. Ende 1795 zum Kriegskommissär in Italien ernannt, legte er den Grund zu den Reichthümern, die er seitdem emsig gesammelt hat. Im März 1797 trat er mit seinem Bruder Joseph in den Rath der Fünfhundert und glänzte am 18. Juni zum ersten Mal als Redner. Er sprach gegen die Vergeuder des Staatsschatzes und half Merlin, Larévellière und Treilhard stürzen. Auf seine Veranlassung soll Napoleon Aegypten verlassen haben. Kurz vor dem 18. Brumaire zum Präsidenten der Fünfhundert ernannt, half er die Ereignisse jenes Tages vorbereiten, wurde darauf Mitglied der Gesetzgebungskommission und, als er die Grundzüge der sogenannten Konstitution von VIII entworfen, Minister des Innern, in welcher Stellung er mit rühmlichem Eifer für die Bildung u. Erziehung des verwahrlosten Volkes sorgte. Wissenschaften und Künste kamen unter ihm wieder zum Blühen, viele öffentliche Unterrichtsanstalten und das Prytaneum von St. Cyr wurden neu gegründet und manche Einrichtungen, die er ins Leben rief, dauern fort, obschon auch viele der umwandelnden Zeit wieder unterlagen. Jedenfalls ist es sein Ruhm, daß er sie in einer Periode aufrichtete, wo der persönliche Ehrgeiz der Mächtigen auf ganz andern Bahnen taumelte, als denen der Wissenschaft und einer humanen Volkserziehung. Als Napoleon sein System der Militärgewalt durchsetzte, gingen die Wege beider Brüder auseinander. Lucian ward plötzlich im Oktober 1800 als Gesandter nach Madrid entfernt, wo er den überwiegenden englischen Einfluß geschickt zu verdrängen und den König Karl IV., seine Gemahlin und deren Günstling für Frankreich zu gewinnen wußte. Er schloß auch den Frieden zwischen Portugal und Spanien ab und trug zur Errichtung des Königreichs Etrurien u. zur Einverleibung Parma's und der kleinen italienischen Fürstenthümer in den französischen Staatskörper bei. Napoleon, der das diplomatische Talent seines Bruders anerkennen mußte, rief ihn nach Frankreich zurück und bemühte sich, durch glänzende Beweise seiner Zufriedenheit den begabtesten seiner Brüder von Neuem an sich zu fesseln. Lucian trat am 9. März 1802 ins Tribunat, wo er mit seiner alle Zeit schlagfertigen Beredsamkeit bald Gelegenheit zu neuer Ehre fand. Er unterstützte den Plan zur Errichtung einer Ehrenlegion und wurde Großoffizier des neuen Ordens, Mitglied des Senats und, was ihn mit wirklichem Stolz erfüllte, Mitglied des Instituts für die Klasse der französischen Sprache und Literatur. Lucian blieb jedoch (am 3. Febr. 1803) auch im Schmuck und Prunk der höchsten Würden dem Bürgerthum getreu und vollendete zu einer Zeit, wo Napoleon bereits alle Fäden zum Kaisermantel fertig gesponnen hatte, durch seine zweite Verehelichung mit einer Bürgersfrau, der Bankierswittwe Jouberton, den Zwiespalt mit seinen Brüdern. Als Napoleon den Kaiserthron bestieg, zog sich Lucian nach Italien zurück, wo er sich erst in Mailand, später in Rom aufhielt u. dann eine Villa bei Rom kaufte. Hier lebte er den Wissenschaften u. Künsten im vertraulichen Verhältniß mit dem Papst, der ihn hoch achtete. Vergeblich bot ihm Napoleon die Krone von Italien u. die von Spanien, indem er zugleich Trennung von seiner Gattin verlangte. Ebenso verweigerte er seine Zustimmung zu der von Napoleon vorgeschlagenen Verheirathung seiner Tochter mit

dem Prinzen von Asturien (nachmaligem König Ferdinand VII. von Spanien). Der Kaiser wurde dadurch so erbittert, daß Lucian mit all seinem beweglichen Vermögen und seiner ganzen Familie nach Nordamerika übersiedeln wollte. Wirklich segelte er am 5. August 1810 von Civitavecchia ab, wurde jedoch von englischen Kreuzern aufgefangen und nach Malta und im December desselben Jahres nach England geführt, wo er bis zum ersten pariser Frieden als Kriegsgefangener lebte, aber mit Auszeichnung behandelt wurde. Er bezog mit seiner Familie ein gekauftes Schloß und Park bei Worcester und versüßte sich die jahrelange Muße durch die Poesie. Hier entstand sein Heldengedicht „Charlemagne, ou l'église delivrée". Diese ruhige poetische Zeit hatte ihn dem bewegten politischen Leben, wie es ihn früher und wie er es erfaßt hatte, fast entfremdet, als ihm der 11. April 1814 seine Freiheit wieder gab. Nach seiner Rückkehr nach Rom erhob ihn der Papst zum Fürsten von Canino, einem kleinen Fürstenthum, das bereits vor seiner Abreise nach England sein Eigenthum gewesen war. Als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, eilte Lucian nach Paris, zunächst zwar nur, um durch Napoleons Einfluß Murat, der mit seinem neapolitanischen Heer den Kirchenstaat überschwemmt hatte, zur Milde gegen seinen Freund, den Papst, zu bewegen. Als er in Napoleon alte Eroberungspläne keimen sah, wollte er nach Italien zurückkehren, ward aber in Genf durch Napoleon zur Rückkehr nach Paris veranlaßt. Nochmals schlug er den Titel eines Prinzen von Frankreich aus, begehrte aber einen Platz in der Kammer der Volksrepräsentanten und nahm, als Napoleons Argwohn und Stolz ihm solchen versagte und ihn zum Eintritt in die Pairskammer nöthigte, nicht unter den französischen Prinzen, sondern als Fürst von Canino unter den gewöhnlichen Pairs seinen Sitz ein. Sein gewaltiger Einfluß auf Wort u. Willen der Versammlung zeigte sich bald. Wenige Tage vor dem letzten Feldzug Napoleons wußte er in einem kaiserlichen Familienrathe diesen und Napoleon selbst zur Annahme folgender Vorschläge zu bewegen: Napoleon solle seine Abdankung zu Gunsten des Königs von Rom proklamiren; man solle sogleich die Rechte des jungen Napoleon und seiner Mutter, Marie Luise, der Regentin, dem Kaiser von Oesterreich empfehlen; Napoleon solle sich nach Wien begeben, um für die Vollziehung des Vertrags zu bürgen. Napoleon stimmte zu, änderte aber schon am folgenden Tage seinen Entschluß. Nach dem Tage von Waterloo behielt Lucian alle seine Besonnenheit und gab Napoleon den Rath. die Kammern aufzulösen und als Diktator Frankreichs Kraft vereinigt gegen die Koalition zu führen. Als nichts zu retten war, kehrte er nach Italien zurück. In Turin festgehalten, konnte er nur durch die dringende Fürsprache des Papstes und durch seine Erklärung an die Großmächte in Wien: „daß er den ehrgeizigen Bestrebungen seines Bruders stets entgegengewirkt und sich in den letzten Tagen nur in der Absicht zu ihm begeben habe, um ihn auf die Bahn der Mäßigung zu leiten", im September 1815 seine Freiheit wieder erlangen. Mit seiner Rückkehr nach Rom endet seine politische Laufbahn. Er lebte von jetzt an bald in Rom, bald auf seinen Gütern. Fürstliche Pracht umgab ihn und Wissenschaft und Kunst füllten seine Tage aus. Kleine Kränkungen von Seiten der Bourbonen und der Verbündeten konnten in den nächsten Jahren nach Napoleons Sturz nicht auffallen. So wurde er am 21. März 1816 auf königlichen Befehl aus der Liste der pariser Akademiker gestrichen, und als er sich 1817 um die Erlaubniß zur Ueberfahrt nach Amerika bewarb, erhielt er von den Großmächten abschläglichen Bescheid. Seitdem suchte sich sein regsamer Geist auf den verschiedensten Bahnen Beschäftigung. Bald hatten ungeheuere Handelsunternehmungen einen großen Theil seines Vermögens verschlungen, und er sah sich genöthigt, seinen prächtigen Palast in Rom zu verkaufen und sich (seit 1829) in Sinigaglia beschränkter einzurichten. Später zog er wieder nach England, von wo er 1838 auch Deutschland besuchte, kehrte aber nach Italien zurück und † den 30. Juni 1840 zu Viterbo bei Rom. Was aus der Zeit seines Studienlebens in die Oeffentlichkeit gelangt ist, sind naturhistorische und poetische Schriften und die Nachrichten, die er von Zeit zu Zeit über die Resultate seiner archäologischen Forschungen, seine Ausgrabungen in Italien, seine Sammlungen (berühmt ist die der antiken Vasen) herausgab. Von seinen Schriften ist außer dem schon erwähnten Heldengedicht ein zweites anzuführen: „La Cyrnéide, ou la Corse sauvée" (Rom 1819), welches die Befreiung Korsika's von den Saracenen besingt, und ein Roman „Stellina", der bereits 1799 in Paris erschien. Auch die Schrift „Napoléon devant ses contemporains" (Paris 1829) soll ihn zum Verfasser haben. Seine „Memoiren" (deutsch, Leipzig und Darmstadt 1836), von denen aber nur ein einziger Band erschien, gehen in sofern in Napoleons Ideen ein, als sie die Rechte der Napoleoniden auf den französischen Thron vertheidigen, Ludwig Philipps Ansprüche bekämpfen und im Allgemeinen den Zweck verrathen, durch kluges Anschmiegen an die Ideen der Großmächte den Schritten der Napoleoniden mit Zusagen einen ungehemmteren Gang nach ihrem Ziele zu bereiten. Vgl. (Alphonse de Beauchamp) Mémoires secrets sur la vie privée, politique et littéraire de Lucien B., 2 Bde., London 1814. Lucian B. war Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft. Aus seiner ersten Ehe mit Christine Boyer († 1802) gingen hervor 2 Töchter: Charlotte, 1796 geboren, nach dem 1841 erfolgten Tode ihres ersten Gemahls, des Fürsten Gabrielli, seit 1842 Gattin des römischen Arztes Centamori, verließ ihre Besitzung Monte Giordano und wohnte seitdem mit ihrem Gatten in Rom, und Christine Egypta, 1800 geboren, früher Gemahlin des schwedischen Grafen Posse, seit 1826 des Lord Dudley; † den 18. Mai 1847 zu Rom. Aus Lucians zweiter Ehe mit der schönen Wittwe des Bankiers Jouberton, Alexandrine Laurence von Bleschamp (geboren 1778, † zu Sinigaglia den 12. Juli 1855), stammten 9 Kinder, 5 Söhne und 4 Töchter. Der älteste Sohn, Charles Lucian Jules Laurent, Prinz B., Fürst von Musignano und Canino, wurde am 24. Mai 1803 zu Paris geboren. Nachdem er verschiedene

italienische Universitäten besucht, begab er sich nach Nordamerika, wo er sich mehre Jahre hindurch mit größtem Eifer naturhistorischen Studien widmete. Eine Frucht derselben war, außer einigen Abhandlungen in den Annalen des Lyceums zu Newyork, die „American ornithology“ (3 Bde., Philadelphia 1825), als Fortsetzung zu Wilsons gleichnamigem Werke. Hierauf nach Italien zurückgekehrt, wo er in Rom seinen Aufenthalt nahm, erwarb er sich durch das berühmt gewordene Prachtwerk „Iconografia della fauna italica“ (3 Bde. in größtem Folio, Rom 1833 bis 1841) unter den Naturforschern eine ehrenvolle Stellung. Schon vorher hatte er eine Schrift „Sulla seconda edizione del regno animale di Cuvier“ (Bologna 1830), sowie einen „Saggio di una distribuzione degli animali“ (Rom 1831) herausgegeben, wozu später noch der „Catalogo metodico dei mammiferi europei“ (Mailand 1845) und der „Catalogo metodico dei pesci europei“ (Neapel 1846) kamen. Auf den meisten wissenschaftlichen Kongressen Italiens, die in der Zeit von 1830—1842 zusammentraten, wurde er zum Präsidenten erwählt. Als er sich im September 1847 bei einer Volksbewegung in der Uniform der Nationalgarde betheiligte, wurde er aus der Liste der Bürgerwehr gestrichen und seine Umgebung in Untersuchung gezogen, und als er darauf auf dem Kongreß der italienischen Gelehrten zu Venedig politische Beziehungen in eine Rede einfließen ließ, ward er von der österreichischen Regierung ausgewiesen, so daß er nach Rom zurückkehren mußte. Als Liberaler war er im Anfang der römischen Bewegung ein Verehrer Papst Pius' IX., wandte sich aber später dem Radikalismus zu und trat an dem stürmischen Tage des 16. November 1848, wo der Papst gezwungen ward, ein radikales Ministerium anzunehmen, mit Sterbini, Cernuschi u. A. an die Spitze der republikanischen Partei. Nachdem er im Januar 1848 zum Obersten der akademischen Legion ernannt worden war, wurde er zum Deputirten in die römische Constituente gewählt, die ihn ihrerseits verschiedene Male zum Vicepräsidenten ernannte. Nach dem Einzug der Franzosen in Rom flüchtete er nach Frankreich; doch verweigerte ihm schon bei der Landung in Marseille die Regierung seines Vetters, Ludwig B.'s, den Aufenthalt in Frankreich, und als er dennoch die Reise nach Paris fortsetzte, wurde er zu Orleans verhaftet und nach Havre gebracht, von wo er sich nach England einschiffte. Erst später gelang es ihm, sich die Rückkehr nach Paris auszuwirken, wo er wieder naturwissenschaftlichen Studien lebte und am 29. Juli 1857 †. Außer einem „Conspectus systematum“ (Leyden 1850) veröffentlichte er noch den „Conspectus generum avium“ (Bd. 1 u. 2, das. 1850), das Ergebniß einer 25jährigen Thätigkeit, theils in der Natur, theils in den berühmtesten Museen Europa's und Amerika's. B. vermählte sich am 28. Juni 1822 zu Brüssel mit Zenaide (geboren zu Paris am 8. Juli 1801), einer Tochter Joseph Napoleon B.'s, die eine gelehrte Bildung besitzt und sich durch die Uebersetzung mehrer Dramen Schillers bekannt gemacht hat. Dieser Ehe entsprossen 8 Kinder, 3 Söhne und 5 Töchter. Von letztern ist Julie, geboren am 5. Juni 1830, seit dem 30. August 1847 mit Alessandro del Gallo, Marquis von Roccagiovine, und Charlotte, geboren zu Rom am 4. März 1832, seit dem 4. Oktober 1848 mit dem Grafen Pietro Primoli vermählt. Die 3 jüngsten sind: Marie, geboren den 18. März 1835, vermählt seit 1851 mit Graf Paul von Campello, Auguste, geboren den 9. Nov. 1836, Bathilde, geboren den 26. Nov. 1840. Die Söhne B.'s sind: Joseph, Fürst von Musignano, geboren zu Philadelphia am 13. Februar 1824, der als offener Gegner der politischen Ansichten seines Vaters am 10. Februar 1850 zu Rom glücklich einem auf ihn gerichteten Attentat entging, Lucian, geboren zu Rom am 15. Nov. 1825, der 1853 in den geistlichen Stand trat, und Napoleon, geboren zu Rom den 5. Februar 1839 Lucians älteste Tochter, Lätitia, den 1. December 1804 geboren, seit 1824 mit Thomas Wyse, britischem Gesandten am Hofe zu Athen, vermählt, lebte von diesem 1828 getrennt an mehren Orten, besonders zu Aachen. Sie befreite ihren geisteskranken Sohn Alfred aus der Irrenanstalt Méréville, wohin ihn der Vater gebracht hatte, welche That dem Vicomte d'Arlincourt zu dem Roman „Le Pélerin“ den Stoff gab. Ihre Schwester, Jeanne, den 22. Juli 1806 zu Rom geb., verheirathete sich mit dem Marchese Honorati und †, eine Tochter, Clelia, hinterlassend, 1828 zu Jesi bei Ancona. Sie war durch Schönheit u. Milde ausgezeichnet und trat auch als Dichterin auf. Ihre Mutter veröffentlichte später ihre Gedichte unter dem Titel: „Inspirazioni d'affetto di una giovine musa“. Der zweite Sohn Lucians, Paul Marie, 1806 zu Rom geboren, ging 1827 nach Griechenland und bewies als Unterkommandant von Lord Cochrane auf der Fregatte Hellas großen Muth. Als Cochrane Ende December 1827 im Hafen von Nauplia zwei türkische Schiffe angreifen wollte, eilte B. in die Kajüte, um sich zu bewaffnen, tödtete sich aber hier unversehens. Die französischen Truppen begruben später seine Ueberreste feierlich auf der Küste von Navarin. Der dritte Sohn, Ludwig Lucian, den 4. Januar 1813 während der Gefangenschaft des Vaters in England geboren, that sich durch Studien in der Chemie und Mineralogie hervor und ward am 8. Juli 1849 Mitglied der französischen Nationalversammlung. Er ist gegenwärtig Mitglied des Senats. Der vierte, Peter Napoleon, den 12. September 1815 geboren, wollte sich, wie seine Vettern, 1831 an dem Aufstande in der Romagna betheiligen, ward deshalb verhaftet und 6 Monate in Livorno gefangen gehalten. Dann ging er nach Amerika, wo ihn der Präsident Santander in Neugranada zum Kavaleriemajor ernannte. Als solcher half er den General Flores, Befehlshaber der Truppen vom Staate Ecuador, schlagen, kehrte aber, angeblich durch die Einsprache der europäischen Konsuln in dieser seiner Laufbahn gehemmt, nach Europa zurück und wohnte seit 1834 mit seinem jüngsten Bruder Anton auf den Gütern des Fürsten von Canino. Wegen eines an einem Forstbeamten verübten Mordes 1836 zum Tode verurtheilt, aber vom Papste begnadigt, wandte er sich wieder nach Amerika, später

nach den jonischen Inseln. Von hier verwies ihn jedoch die britische Regierung, da er sich im Jähzorn zu mehren Excessen fortreißen ließ, u. er lebte seitdem in wenig glänzenden Verhältnissen theils in Italien, theils zu Brüssel. Weil er mit Mazzini in London in brieflicher Verbindung stand, 1845 von hier ausgewiesen, erschien er 1847 plötzlich in der Schweiz, um gegen den Sonderbund zu dienen, ward aber vom General Dufour abgewiesen. Nach der Februarrevolution 1848 kehrte er nach Frankreich zurück. Er wurde in Korsika in die konstituirende wie in die legislative Nationalversammlung gewählt, wo er demokratische Grundsätze vertrat. Von der Regierung der Armee in Afrika als Bataillonschef zugetheilt, verließ er 1849 plötzlich Algier ohne Urlaub und kehrte nach Paris zurück, weshalb er seines Grades entsetzt wurde. Der jüngste Sohn, Anton, den 31. Oktober 1816 geboren, floh, an jenem Morde betheiligt, ebenfalls nach Amerika, kehrte 1848 nach Frankreich zurück und wurde im September 1849 in die Nationalversammlung gewählt. Alexandrine Marie, den 12. Okt. 1818 geboren, vermählte sich 1836 mit dem Grafen Vincenzo Valentino de Canino, aus welcher Ehe 2 Söhne und eine Tochter entsprangen. Konstanze, das jüngste Kind Lucians, geboren den 30. Januar 1823, lebt als Nonne zu Rom.

Karl B.'s vierter Sohn, Ludwig B., Graf von St. Leu, Exkönig von Holland, am 2. Sept. 1778 in Ajaccio geboren, wurde in so früher Jugend dem nach Selbstständigkeit ringenden Leben Korsika's entzogen, daß er die Luft der französischen Aristokratie mit Wohlbehagen einathmen lernte, aber auch weniger, als seine älteren Brüder, von den schwankenden Wogen der Revolution getragen und zur Energie gehoben wurde. In der Artillerieschule von Chalons vollendete er seine militärischen Studien und rückte langsam in niederen Dienstgraden fort, bis Napoleon ihn ans Licht zog und nach Italien und Aegypten mit sich führte. Noch vor dem Ende der ägyptischen Expedition kam er mit Depeschen Napoleons in Paris an, wo er mit Joseph und Lucian bis zum 18. Brumaire lebte, nach demselben aber eine Gesandtschaftsreise nach Petersburg antrat. Als ihn auf dieser Reise zu Berlin die Nachricht vom Tode des Kaisers Paul I. überraschte, blieb er in Berlin, bis man ihn nach Frankreich zurückrief. Ein Liebesverhältniß schien dem jungen Mann bisher den Mangel äußerer Macht reichlich ersetzt zu haben, als Napoleons politische Berechnung plötzlich den glücklichen Traum zerriß und Ludwig zur Vermählung mit der Tochter Josephinens, der schönen Hortensia Beauharnais, zwang. Der Oberstenrang und kurz darauf der eines Brigadegenerals waren der Preis für die tausend bitteren Folgen einer unglücklichen Ehe. Nach der Errichtung des Kaiserthrones stieg Ludwig zum Divisionsgeneral und Staatsrath empor, und kurz nachher wurde eine neue Würde für ihn aus der königlichen Vergangenheit hervorgezogen: der fast vergessene Titel eines Connetable von Frankreich schmückte plötzlich den Bruder des Kaisers. Im Jahr 1805 ging er als Generalgouverneur von Piemont nach Turin, kehrte aber schon zu Anfang des folgenden Jahres, zunehmender Kränklichkeit wegen, nach Paris zurück, wo ihm, an Murats Statt, welcher zum Großherzog von Berg avancirte, das Generalkommando in der Hauptstadt übertragen wurde. Als in demselben Jahre die batavische Republik, deren Verfassung schon 1805 durch die Errichtung eines Großpensionais eine monarchische Gestalt angenommen hatte, von Napoleon zu einem neuen Königreich gemacht wurde, mußte Ludwig auf Befehl seines Bruders die Königswürde annehmen. Ludwig suchte der neuen Last dadurch zu entgehen, daß er Napoleon seine wankende Gesundheit und das mit derselben unverträgliche Klima von Holland vorstellte; als ihm aber Napoleon entgegnete: „Es ist besser, als König zu sterben, denn als Prinz zu leben", stieg er mit den Worten: „Nun, ich werde in Holland regieren, weil das Volk es wünscht und Eure Majestät es befehlen!" auf den Thron. Ludwig ging mit der redlichen Absicht in sein Reich, den Holländern ein holländischer König zu werden; denn er beeiferte sich nicht nur, einige allgemeine Verbesserungen in die Verwaltung, Gleichheit in Münze, Maß und Gewichte zu bringen, er suchte nicht nur für die bürgerliche und peinliche Rechtspflege neue Grundlagen zu schaffen und den Kredit des Staates zu heben, sondern er vertheidigte auch mit Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung die Hauptkraft des Volks, den Seehandel, gegen das Kontinentalsystem und erklärte, als ihm der Thron Spaniens geboten wurde, daß er, einmal König von Holland, auch Holländer geworden sey. Daß sich in Holland dennoch, und vielleicht mit Recht, tadelnde Stimmen gegen ihn erhoben, hat seinen Grund ebensowohl in dem durch Fremdherrschaft überhaupt verletzten Volksgefühl, als insbesondere in Ludwigs Unkenntniß holländischer Sitten und Denkweise, und es muß, davon abgesehen, die Schuld solcher Unzufriedenheit eben so sehr der oft einseitigen und ängstlichen Strenge der Holländer im Beobachten des Altherkömmlichen, als dem Umstand beigemessen werden, daß Ludwig, als Franzose, zwar nicht von Geburt, aber von Erziehung, über feinere Eigenthümlichkeiten fremder Nationalitäten leichten Fußes hinwegging. In der That ist Napoleons Unzufriedenheit mit Ludwigs Regierung die beste Vertheidigung derselben. Schon 1809 regte sich in Paris das Gerücht, Holland werde dem Kaiserreich einverleibt werden, ein Gerücht, das sich 1810 bestätigte. Als sich zur Besetzung Amsterdams und der Küsten ein französisches Heer unter Oudinot näherte, legte Ludwig am 1. Juli 1810 zu Gunsten seines Sohnes und der Regentschaft seiner Gemahlin die Krone nieder und ging, ohne sich in Holland bereichert zu haben, nach Deutschland, wo er in Grätz (Steiermark) „lieber unter österreichischem Scepter ein Unterthan, als in Napoleons Kaiserreich ein König" war. In Grätz lebte er als Graf von St. Leu (eine Besitzung bei Paris) bis gegen Ende 1813. Napoleons sinkender Glücksstern wandte ihn wieder Frankreich und dem Bruder zu. Doch war das Wiedersehen in Paris (1. Januar 1814) von keiner herzlichen Regung Napoleons begleitet und Ludwigs mahnende Friedensworte blieben ohne Erfolg. Nachdem auch er am 30. März sich nach Blois geflüchtet hatte, ging er im April 1814

nach Lausanne und von da im November nach Rom. Vergeblich ernannte ihn Napoleon 1815 zum Pair von Frankreich. Ludwig blieb in Italien, ließ sich von seiner Gemahlin scheiden, die fortan als Herzogin von St. Leu bald in Florenz, bald in Rom lebte, u. brachte seit 1828 seine Muße in Florenz, in einem prächtigen Palast, mit wissenschaftlichen Studien und dem stillen Genuß der Kunst zu. Nach der Flucht seines Sohnes Ludwig Napoleon von der Festung Ham ließ sich der kranke Vater nach Livorno bringen, wo er den 25. Juli 1846 †. Von seinen, von ihm selbst anerkannten Schriften sind zu nennen: Briefe in der „Correspondence interceptée de l'armée d'Egypte", ein Roman: „Marie, ou les peines de l'amour, ou les Hollandaises" (3 Bde., Paris 1814), „Documents historiques et réflexions sur le gouvernement de la Hollande" (3 Bde., Lond. 1821), „Mémoires de Louis Bonaparte", „Essai sur la versification" und ein Band Gedichte, welcher 1828 in Florenz erschien und in welchem er auch eine Fortsetzung von Boileau's „Lutrin" liefert. Seine „Réponse à Sir Walter Scott" veröffentlichte er 1829 und fügte (Florenz 1830) der trefflichen Schrift eines seiner Vorfahren, Jacopo B.'s, „Sac de Rome de 1527", die er aus dem Italienischen übersetzte, fleißig gesammelte Nachrichten über seine Familie bei. Ferner gab er heraus: „Histoire de parlement anglais" (Bd. 1. Paris 1825) und „Observations de Louis B. sur l'histoire de Napoléon par M. de Norvins" (das. 1834). Ludwigs Gattin, die liebenswürdige und geistreiche Hortense Eugenie Beauharnais, Napoleons Adoptivtochter und von diesem besonders geliebt, wurde am 10. April 1783 zu Paris geboren und wuchs nach der Hinrichtung ihres Vaters unter ärmlichen Verhältnissen heran, denen sie durch ihrer Mutter Vermählung mit Napoleon entzogen ward. Später wurde sie in Ecouen bei Madame Cowpten erzogen, schlug den ihr zum Gemahl bestimmten General Desaix aus u. heirathete 1802 nach dem Wunsche ihres Stiefvaters dessen Bruder Ludwig. Als Königin von Holland lebte sie meist im Haag und kehrte nach der Thronentsagung ihres Gemahls 1810 nach Paris zurück, wo sie auch nach der Scheidung ihrer Mutter von Napoleon mit diesem in gutem Vernehmen blieb. Nach den hundert Tagen hielt sie sich anfangs zu Augsburg, dann in Italien und später zu Arenenberg im Kanton Thurgau auf, wo sie in stiller Zurückgezogenheit als Wohlthäterin der Armen lebte. Als 1831 der Aufstand in den römischen Marken ausbrach, an dem ihre beiden Söhne Theil nahmen, befand sie sich in Italien. Unter großen Gefahren reiste sie den flüchtigen Söhnen nach, traf, nachdem der ältere zu Forli den Masern erlegen, den jüngeren bei Ancona und rettete sich mit ihm heimlich auf französisches Gebiet. In Paris entdeckte sie sich dem König Ludwig Philipp, mußte aber doch bald Frankreich verlassen und ging mit ihrem Sohne nach England und von da nach Arenenberg, wo sie nach schmerzlichen Leiden am 3. Oktober 1837 †; sie ward zu Ruel bei Paris neben dem Sarge ihrer Mutter beigesetzt. Sie schrieb: „La reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre pendant l'année 1831" (1833). Auch war sie Dichterin und mehre ihrer Lieder leben im Munde des französischen Volks. Aus ihrer Ehe stammten 3 Söhne. Der erste, Napoleon Louis Charles, Napoleons Liebling u. von diesem zum Großherzog von Berg u. Kleve ernannt, † schon am 5. März 1807. Der zweite, Napoleon Ludwig, geboren 1804, nach dem Tode seines ältesten Bruders Kronprinz von Holland und von Napoleon am 3. Mai 1809 zum Großherzog von Kleve und Berg ernannt, vermählt 1824 mit Joseph B.'s Tochter Charlotte, hielt sich längere Zeit in der Schweiz, zuletzt in Florenz auf, trat mit seinem jüngeren Bruder 1831 in die Reihen der Insurgenten Menotti's in der Romagna und † an einem Brustübel am 17. März 1831 zu Forli. Der dritte und jüngste Sohn, Charles Louis Napoleon, ist der gegenwärtige Kaiser Napoleon III. (s. d.), durch den die Napoleoniden wieder auf den französischen Thron gelangten.

Hieronymus B., Herzog von Montfort, Exkönig von Westphalen, der jüngste Bruder Napoleons, wurde am 15. Dec. 1784 in Ajaccio geboren, im Collège zu Juilly zum Militär gebildet u. nach dem 18. Brumaire von Napoleon in den Seedienst berufen. Er begleitete 1801 den Zug Leclercs, seines Schwagers, nach St. Domingo als Schiffslieutenant und wurde, von diesem mit Depeschen nach Frankreich zurückgesandt, 1802 als Fregattenkapitän nach Martinique beordert. Während er längere Zeit zwischen Tabago und St. Pierre kreuzte, häuften sich durch das Zusammentreffen englischer Kreuzer in jenen Gewässern die Gefahren so drohend für ihn, daß er nach Nordamerika entfloh. In Baltimore widerfuhr ihm das Schicksal Ludwigs und Lucians: unbekannt mit den hochstrebenden Plänen seines Bruders, heirathete er eine Kaufmannstochter, Elisabeth Patterson, am 12. Dec. 1803 und verlebte ein Jahr der glücklichsten Ehe, bis Napoleons Befehl dieses Band zerriß. Hieronymus, damals 20 Jahre alt, gehorchte dem Gebot der grausamen Politik des Gewaltigen und kehrte im Mai 1805 nach Frankreich zurück. Hier (er traf in Genua mit seinem Bruder zusammen) war bereits ein Zug gegen den Dei von Algier zur Befreiung genuesischer Gefangenen veranstaltet, bei welchem Hieronymus sich die ersten Lorbeeren erringen sollte. Die Expedition gelang. Der gehorsame u. glückliche junge Seemann wurde mit dem Rang eines kaiserlichen Prinzen und mit dem Kommando eines Linienschiffs belohnt und bald darauf als Kontreadmiral mit 8 Schiffen nach Martinique gesandt. Nach seiner Rückkunft (August 1806) nahm er am preußischen Kriege Theil, führte in Verbindung mit Vandamme ein Armeecorps Würtemberger und Badener nach Schlesien und zog am 6. Januar 1807 in die Hauptstadt Schlesiens ein, erhielt am 14. März den Rang eines Divisionsgenerals, wohnte am 25. Juni der Eroberung von Glatz bei und erhielt durch den Frieden zu Tilsit am 18. August 1807 das neu begründete Königreich Westphalen. Nachdem Napoleon ihn am 22. August mit der Prinzessin Kath. Fried. Soph. Dorothea von Würtemberg vermählt hatte, wurde er am 15. Nov. als König ausgerufen und empfing am 1. Jan. 1808 in Kassel die Huldigung aller Stände. Hieronymus lebte, unbekümmert

um Wohl und Wehe des Volkes, nur der äußern königlichen Pracht und dem Genuß. Napoleons steigende Forderungen und die Verschwendung des Königs vereinigten sich, um den Finanzzustand des Landes der Auflösung nahe zu bringen. Ein gegen Ende 1809 zusammenberufener Reichstag konnte, von Napoleons Einfluß geleitet, nur wenig Ersprießliches bewirken, während die neue Länderzerstückelung von 1810 das Königreich, nachdem es kaum durch Hannover vergrößert worden war, eines großen Theils seiner reichsten Provinzen beraubte. Indeß hatten sich allenthalben in Deutschland Funken des neu erwachten Nationalgefühls gezeigt, und das Königreich Westphalen hatte einen Schill, Dörnberg und Braunschweig-Oels innerhalb seiner Grenzen gesehen. Aber erst nach dem russischen Feldzug, in welchem sich Hieronymus so wenig auszeichnete, daß er nach der Schlacht von Smolensk nach Kassel zurückgeschickt wurde, und noch ehe die Schlacht bei Leipzig Napoleons Kriegsmacht gebrochen hatte, scheuchten Czernitschews Kosaken den König von Westphalen (30. Sept.) aus seiner Residenz. Am 17. Okt. kehrte er noch einmal dahin zurück, versicherte sich des Kronschatzes und eilte damit nach Frankreich. Nach dem ersten pariser Frieden zog er in die Schweiz, dann nach Grätz, 1815 nach Triest. Während der hundert Tage stand er, wieder kaiserlicher Prinz und Pair von Frankreich, Napoleon treu zur Seite und focht tapfer bei Ligny und bei Waterloo. Am 27. Juni floh er abermals aus Paris der Schweiz zu. Mit der Restauration war seine politische Laufbahn zu Ende. Der König von Würtemberg bewahrte ihm seine Zuneigung, ernannte ihn zum Herzog von Montfort und wies ihm das schöne Schloß Ellwangen zum Wohnsitz an. Schon im August 1816 zog er sich jedoch nach Oesterreich und im December 1819 nach Triest zurück; 1821 wählte er Schönau bei Wien und 1827 Rom zum Aufenthaltsort. Seit 1831 aus dem Kirchenstaate verbannt, lebte er in Lausanne, dann meist in Florenz. Im Jahr 1840 ging er nach England und Ende März nach Belgien, wodurch er in Verdacht gerieth, dem boulogner Attentat nicht fremd gewesen zu seyn. Im Jahr 1847 reichte er bei der französischen Pairskammer ein Gesuch um Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich ein, das aber verworfen wurde. Indessen bestimmte die Deputirtenkammer die Regierung, ihm, so wie seinem Sohne Jérôme den vorläufigen Aufenthalt in Frankreich zu gestatten. Beim Ausbruch der Februarrevolution war er in Paris und am 26. Februar forderte er die provisorische Regierung auf, das Gesetz, wodurch seine Verbannung aus Frankreich ausgesprochen worden war, zurückzunehmen. Nach der Ernennung seines Neffen zum Präsidenten der französischen Republik erhielt er den Botschafterposten am spanischen Hofe, ward jedoch schon am 23. Dec. 1848 als französischer Divisionsgeneral zum Gouverneur der Invaliden und am 1. Januar 1850 zum Marschall von Frankreich ernannt. Im Jahr 1852 wurde er Präsident des Staatsraths. Aus seiner ersten Ehe mit Miß Elisabeth Patterson entsprang ein Sohn: Jérôme Napoleon, 1803 geboren, einer der angesehensten Bürger von Maryland, der mit großem Erfolg ausgedehnte Waldstrecken urbar gemacht und dabei alle Hülfsmittel der modernen Wissenschaft in Anwendung gebracht hat. Während der Restauration verweilte er längere Zeit in Frankreich. Sein Sohn, Jérôme Napoleon B., geboren 1832, hat eine entschiedene Vorliebe für das militärische Leben, ist in der Kriegsschule von West-Point erzogen worden und als Lieutenant unter die Mounted Riflemen eingetreten. Aus Jérôme B.'s zweiter Ehe mit der Prinzessin Katharina von Würtemberg entsprangen: Jérôme Napoleon, Herzog von Montfort, geboren zu Triest am 24. Aug. 1814, war würtembergischer Oberst und † den 12. Mai 1847 zu Castello bei Florenz; Mathilde Lätitia Wilhelmine, 1820 geboren, seit 1841 zu Rom mit dem russischen Fürsten Anatole Demidow vermählt, lebt in Paris; Napoleon Joseph Karl Paul, den 9. September 1822 in Triest geboren, verlebte seine Jugend in Italien, trat 1837 in würtembergische Militärdienste und bereiste seit 1840 mehre europäische Länder. Im Jahre 1845 durfte er einige Wochen zu Paris verweilen, ward aber wegen seiner Verbindung mit der republikanischen Partei ausgewiesen. Mit seinem Vater ging er 1847 abermals nach Paris, trat nach der Februarrevolution von 1848 für Korsika in die konstituirende, dann in die legislative Nationalversammlung, in welcher er demokratische Grundsätze an den Tag legte. Sein Cousin, der damalige Präsident Ludwig Napoleon, schickte ihn deshalb im April 1849 als franz. Gesandten nach Madrid, rief ihn jedoch bald zurück, da er unterwegs, zu Bordeaux, die reaktionäre Richtung der Politik der Regierung sehr heftig getadelt hatte. Im Juli 1849 ward er in einem Duell mit dem Redakteur des „Corsaire" schwer verwundet. Im Jahr 1852 ward er zum französischen Prinzen ernannt, nahm 1854 an der Expedition nach der Krimm Theil, kehrte aber Anfangs 1855 zurück. In seinem Aeußern hat er auffallende Aehnlichkeit mit dem Kaiser Napoleon I. Hieronymus zweite Gemahlin, die bereits genannte Prinzessin von Würtemberg, Herzogin von Montfort, eine Frau von hoher Gesinnung und treuer Hingebung an die Ihrigen, ist durch ihre Verbindung mit dem Hause Bonaparte auf manchen Dornenpfad geführt worden. Bei ihrer Flucht aus Frankreich (1815) mußte sie den Schmerz erfahren, daß ihr ehemaliger Stallmeister, der franz. Marquis von Maubreuil, sie auf der Landstraße mit einer bewaffneten Bande überfiel und ihrer Diamanten und Kostbarkeiten gänzlich beraubte. Sie † am 28. Nov. 1835 zu Lausanne an einer Lungenlähmung und wurde in der königl. Gruft zu Ludwigsburg in der Reihe ihrer Ahnen beigesetzt.

Napoleons älteste Schwester, Maria Anna Elisa, den 3. Januar 1777 in Ajaccio geboren, ward im Alter von 20 Jahren mit Felice Baciochi (s. d.) vermählt und † als Gräfin von Compigniano zu Triest im Aug. 1820. Von ihren zwei Kindern † der Sohn, Friedrich Napoleon (geb. 1814) am 7. April 1833; ihre Tochter Napoleone Elisa, geboren den 3. Juni 1806, seit 1825 mit dem reichen Grafen von Camerata zu Ancona vermählt, aber seit langer Zeit von ihrem Gemahl getrennt, erbte von ih-

rem Vater den Nießbrauch seines in 8 Millionen Fr. bestehenden Vermögens, das nach ihrem Ableben ohne Schmälerung an ihren einzigen Sohn Napoleon übergehen sollte. Dieser, um 1826 geboren, lebte von 1839 — 41 in einem schweizerischen Institute, ward aber später einem englischen Erzieher übergeben und widmete sich dem Seedienste. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 ward er zum Sekretär des Staatsraths ernannt. Am 3. März 1853 endete der Erbe von 10 Mill. Fr. durch Selbstmord zu Paris, aus Gründen, die bis jetzt nicht bekannt geworden sind.

Maria Pauline, früher Carletta genannt, die zweite Schwester Napoleons, am 22. April 1780 in Ajaccio geboren, kam mit ihren übrigen Geschwistern 1793 nach Marseille und heirathete, noch sehr jung, den General Duphot, welcher 1797 bei einem Aufstand in Rom getödtet wurde. Kurze Zeit nachher war ihre hohe Schönheit eine Zierde des „Hofs von Mailand" und der Gegenstand vieler Anbeter, bis der General Leclerc ihre Hand erhielt. Auch diese Ehe war von kurzer Dauer. Im Jahr 1801 wurde ihr Gemahl, damals Gesandter in Portugal, mit dem Kommando der Expedition von St. Domingo beauftragt, seine Gemahlin begleitete ihn und befand sich im Sept. 1802 mit im Hauptquartier, als der Aufstand der Schwarzen der französischen Herrschaft auf der Insel ein Ende machte. Während des fürchterlichen Gemetzels wollte sie die Gefahren und das Loos ihres Mannes theilen und mußte mit Gewalt auf das Schiff gebracht werden, welches der Befehl des Generals ihr angewiesen hatte. Leclerc blieb im Kampf, und Pauline kehrte nach Frankreich zurück, wo sie später Napoleons Politik zu einer dritten Vermählung veranlaßte, der mit dem Prinzen Borghese. In dieser Zeit ihres pariser Hoflebens stellte sie, ähnlich ihrem Bruder Lucian, den Befehlen Napoleons oft die schroffsten Seiten ihres Charakters entgegen und bewog endlich den Kaiser, sie ganz vom Hofe zu entfernen, weil sie einst auch gegen die Kaiserin Marie Luise die strengen Gesetze des Palastes verletzt hatte. Sie ertrug diese Verbannung, ohne an die wirkliche Ungnade ihres Bruders zu glauben, noch sich ihm entfremdet zu fühlen, und zeigte ihre treue Anhänglichkeit 1814, als sie mit Lätitia ihm die Tage auf Elba zu versüßen suchte. Während der hundert Tage lebte sie bei ihrer Schwester Karoline in Neapel, schickte nach der Schlacht bei Waterloo ihrem Bruder alle ihre Diamanten (welche unterwegs von den Engländern weggenommen und nach London gebracht wurden) und ließ sich 1815 in Rom nieder. Hier lebte sie, von ihrem Gemahle getrennt, in dem prächtigen Palast Borghese. Sie † zu Florenz am 9. Juni 1825 ohne Nachkommen. Ihre Brüder, der Graf von St. Leu und der Herzog von Montfort, wurden die Erben ihres an 2 Mill. Frs. betragenden Vermögens.

Maria Annonciata Karoline, Napoleons dritte Schwester, geboren am 25. März 1782, wurde mit Joachim Murat vermählt, mit welchem sie am 15. Juli 1808 den neapolitanischen Königsthron bestieg. Nach Murats Tod begab sie sich unter österreichischem Schutz zunächst nach Böhmen und später nach Triest, wo sie als Gräfin von Lipona die schöne Villa Campo Marzo bewohnt. Sie war das einzige Glied der Familie B., das aus der großen Umwandlung der neuern Geschichte fast dürftig hervorging; die sämmtlichen Güter Murats und seiner Familie in Frankreich waren von der Restauration eingezogen worden. Um für sich und ihre Kinder ihre Rechte darauf geltend zu machen, begab sich die Gräfin im Sommer 1838 selbst nach Paris. Das Ministerium bewilligte ihr, als Ersatz, eine jährliche Pension von 100,000 Frcs.; da diese Bewilligung aber noch von der Genehmigung der Kammern abhing, so suchte die Gräfin durch ein „Mémoire explicatif du droit de la veuve et des enfans du roi Joachim Murat", das sie anfertigen und an die Deputirten vertheilen ließ, sich ihrer Stimmen zu versichern. Nach langen Verhandlungen entschloß sich die Kammer, nicht der Wittwe Murats, sondern der Schwester Napoleons eine lebenslängliche Pension von 100,000 Frcs. auszusetzen. Sie mußte jedoch im Juni 1838 Frankreich verlassen und lebte seitdem, von den früheren Sorgen um den Lebensunterhalt befreit, wieder bald in, bald bei Triest, wo sie 1839 †. Von ihren 4 Kindern lebte Achille Murat, geboren den 21. Januar 1801, als Landwirth und Advokat in der Grafschaft Jefferson in Florida, † aber den 15. April 1847. Er ist Verfasser des gut geschriebenen Werkes: „Exposition des principes du gouvernement républicain tel qu'il a été perfectionné en Amérique" (Paris 1833) und hat an der belgischen Revolution als Oberst der Fremdenlegion Theil genommen. Sein Bruder, Lucian Napoleon Karl, geboren den 6. Mai 1803, lebt als Advokat in Newyork und ist gleich ihm mit einer Amerikanerin verheirathet. Von den Töchtern ist Lätitia Josephina, geboren 1802, mit dem Marquis von Pepoli in Bologna, und Luise Julie Karoline, geboren 1805, mit dem Grafen Rasponi in Ravenna vermählt.

Bonaparte's Archipel, Inselgruppe an der Nordwestküste von Neuholland, unter 13° 15′ — 14° 17′ 50″ n. Br. u. 123° 20′ 15″—125° L. v. Gr., besteht aus vielen kleinen Inselketten, mehr als 1000 Eilanden, und ist meist nordwestlich gerichtet, eine Fortsetzung der Sandfelsen des festen Landes. Die Inseln selbst sind auffallend gebildete, rauhe Steinmassen von pittoresker Form, mit leichter Dammerde bedeckt, voller Gesträuche, aber wasserlos. Das Ostende bildet eine große Sandbank, 23 Meilen lang, 5 — 6 Meilen breit, und eine Kette kleiner Sandbänke und Korallenriffe, durch Straßen getrennt, setzt sich noch viele Meilen weit in gleicher Linie fort. Die östlichste Gruppe ist die des Instituts mit den Inseln Descartes, Corneille, Fénélon, Cassini u. a. Die Gruppe Montalivet, vor Montague und Yorksund, besteht aus 23 Felseninseln (darunter Water, die östlichste und größte); die dritte Gruppe, Coronation, vor York- und Brunswicksund, wird durch 18 größere und viele kleinere Inseln gebildet; die größte Gruppe ist die von Arcole, mit den Inseln Freycinet, Buffon, Lamarck; die westlichste die Gruppe Champagny.

Bonasoni (Bonasone), Giulio, berühmter Kupferstecher, Maler und Zeichner, um 1500 zu Bologna geboren u. daher Bononiensis sculp-

tor genannt, † um 1580. Als Maler leistete er des Ausgezeichneten wenig, dagegen war er ein glücklicher Nachfolger Marc Antons, der in der Kupferstecherkunst sein Meister gewesen seyn soll. Seine Blätter zeichnen sich aus durch schöne Massen, geschmackvolle Zusammenstellung und die angenehmen Wendungen der Figuren, sowie durch treffliches Spiel von Licht und Schatten, und gehören zu den klassischen Werken seiner Zeit.

Bonatea, Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, mit Fruchtsäulen, die auf beiden Seiten geflügelt sind, verdient als Zierpflanze Beachtung. B. speciosa, am Kap, trägt eine lange Endähre mit weißen, zahlreichen, ziemlich großen Blättern, blüht im Sommer, muß während des Wachsthums naß, außerdem trocken gehalten werden und ist bei 8—10° R. zu überwintern. Der geeignete Boden ist halb Laub-, halb Rasenerde mit etwas Sand und Lehm. Die Vermehrung geschieht durch Wurzeltheilung bei der jährlichen Verpflanzung nach der Blüthe.

Bonau, Dorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Weißenfels, nordwestlich von Zeitz, mit 150 Einwohnern, merkwürdig durch Gellerts öftern Aufenthalt hier; noch wird seine Stube im Rittergutsgebäude gezeigt und zwischen B. u. Schelkau die einst viel besuchte Gellertsruhe.

Bonaventura, Eiland, zu Untercanada, Gouvernement Quebeck, gehörig, eigentlich nur ein nackter Felsen im Lorenzobusen, aber trefflich zum Fischfang gelegen und deshalb im Sommer stark besucht.

Bonaventura, eigentlich Johann von Fidanza, einer der berühmtesten scholastischen Theologen, 1221 zu Bagnarea im Florentinischen geboren, wurde zufolge eines Gelübdes, das seine Mutter in seinem Namen, als er einst gefährlich krank war, gethan hatte, 1243 Franciskanermönch und erhielt als solcher den Namen B. Im Jahre 1255 ward er Professor der Theologie zu Paris, wo er studirt hatte, und erwarb sich bald durch seine scholastische Weisheit den Beinamen „Doctor seraphicus"; seit 1256 stand er als General dem Franciskanerorden mit Würde und Ruhm vor. Papst Gregor X., der ihm seine Erhebung auf den Stuhl Petri (1268) verdankte, ernannte ihn zum Kardinal und sandte ihn als seinen Legaten auf die Kirchenversammlung zu Lyon, wo er den 14. Juli 1274 an den Folgen seiner ascetischen Strenge †. Papst Sixtus IV., selbst ein Franciskaner, versetzte ihn (1482) unter die Heiligen und Papst Sixtus V. sprach ihm (1507) die 6. Stelle unter den großen Kirchenlehrern zu. Seine Schriften erschienen zu Rom (1588—1596 in 8 Foliobänden), am merkwürdigsten dadurch, daß er in ihnen die mystische Theologie begründete, aber neben scholastischen Spitzfindigkeiten und mystischen Träumereien eine solche Fülle praktisch religiösen Geistes entwickelte, daß er selbst von Luther hoch geachtet und ein Vir praestantissimus genannt wurde.

Bona Vista, 1) (Buona Vista), zur Gruppe des grünen Vorgebirges gehörige portugiesische Insel in Afrika, nördlich von St. Jago, unter 15° 57' Br. u. 23° 8' L. von Greenwich, 20 englische Meilen lang, 12 Meilen breit, bildet eine von wenigen Bergen überragte Ebene, liefert Indigo, Baumwolle, Salz. — 2) Insel, zur Salomonsgruppe gehörig, durch die Straße Indispensable von Guadalcanar getrennt, unter 9° 30' Br. und 179° 9' L. von Greenwich.

Boubetok, Landschaft auf der Westküste von Madagaskar, ward zu Ende des 18. Jahrhunderts von einer Königin beherrscht und dient jetzt wegen der Bai St. Augustin britischen und französischen Kauffahrern als Landungsplatz.

Bonbons, beliebtes Zuckerwerk, wird verfertigt, indem man Zucker einkocht, mit ätherischem Oel, Essenzen oder sonst einem wohlschmeckenden, würzigen Safte versetzt, wohl auch mit unschädlichen Farben färbt, geschmolzen auf eine Platte gießt und dann in viereckige Stückchen zerschneidet. Nach dem dabei angewendeten Zusatze erhalten die B. ihre besonderen Beinamen, als Chokoladenbonbons u. dergl.

Bonchamp, Charles Melchior Artus, Marquis de, einer der tapfersten u. der edelste Anführer der Vendéer, am 10. Mai 1760 auf seinem Schlosse Jouverteil in der Provinz Anjou geboren. Sein erster Kampf war der Freiheitskampf der Nordamerikaner, in deren Reihen er als französischer Freiwilliger focht. Nach dem Frieden kehrte er nach Frankreich zurück und war Hauptmann bei dem Grenadierregiment Aquitanien, als die Revolution ausbrach. Von streng royalistischen Grundsätzen, zog er sich auf ein einsames Schloß im Maine- und Loiredepartement zurück und lebte still und vom Parteigewühl entfernt, bis der Tod Ludwigs XVI. ihn aus der Ruhe aufrüttelte und die Konskribirten von St. Florent-le-Viel ihm die Fahne des Bürgerkriegs in die Hand gaben. Er erfaßte sie mit der traurigen Ueberzeugung, daß er einen ruhmlosen Kampf beginne, „denn im Bürgerkriege wird kein Ruhm erkämpft". Die Eroberung von Thouars und die Schlacht bei Fontenai hatten die Vendéer schon mit den Hoffnungen einer umfassendern Rache erfüllt; schon gedachte B. über die Loire in der Bretagne einzudringen und nach der Erstürmung von Rouen die ganze Normandie gegen die Republikaner zu bewaffnen, als die Vendéer ihren Strom gegen Nantes fluthen ließen, an dessen Mauern er sich brach. Cathelineau war gefallen, d'Elbée trat an seine Stelle und B. reichte dem Tapfern neidlos die Hand. Die Siege von Torfou, Montaigu, Chatillon folgten rasch auf einander, führten aber den Helden auf das Schlachtfeld von Chollet, wo ihn am 17. Okt. 1793 die Todeskugel traf. Wie er auf seiner Kriegerbahn nie aufgehört hatte, Mensch zu seyn und menschlich zu fühlen, so war auch sein letztes Wort ein Gnadenwort, welches 5000 republikanischen Gefangenen, deren Blut den wüthenden Vendéern des Feldherrn Tod bezahlen sollte, im Augenblick der höchsten Gefahr das Leben rettete. „B.s Tod", schrieben die Repräsentanten des französischen Volks, „gilt uns mehr als ein Sieg", u. hielten damit dem noch im Grabe verstümmelten Helden die beste Leichenrede. Die Straße, wo die 5000 Franzosen bluten sollten, trägt seinen Namen.

Bond (engl.), Bürgschaft, Verbürgschein, Obligation, beim Zollwesen der öffentliche Ver-

schluß, Lagerhaus. Während bis 1803 in England alle eingeführten Waaren sogleich versteuert werden mußten und dann ein Rückzoll auf die wieder ausgeführten gerechnet ward, können jetzt in Folge des sogenannten Niederlagesystems (Warehousing-System) fast alle fremden Waaren gegen Entrichtung einer geringen Abgabe in den öffentlichen B.s auf eine gewisse Zeit unversteuert niedergelegt werden, bis sie entweder zollfrei wieder exportirt werden, oder, zum Verbrauche im Lande bestimmt, neu zur Versteuerung kommen. Daher in b. lagern, s. v. a. unversteuert lagern.

Bondam, Peter, holländischer Geschichts- und Rechtsforscher, 1727 zu Campen geboren, Professor an den Schulen zu Campen u. Zütphen, dann an der Universität zu Harderwyk und seit 1773 zu Utrecht, wo er den 6. Febr. 1800 †. Seine Hauptwerke sind: „Groot charterboek der hertogen van Gelderland en graven van Zutphen" (4 Abth., Utrecht 1809), „Verzameling van onuitgegeven stukken der vaderlandsche historie" (5 Thle., das. 1779—81) und „Variarum lectionum libri II" (das. 1759).

Bonde, in Schleswig ein Bauer, welcher seine Güter erb- und eigenthümlich besitzt.

Bonde, schwedisches Adelsgeschlecht, aus welchem mehre Könige von Schweden (s. d.) hervorgingen.

Bondi, im Mittelalter Solche, die sich freiwillig zu eigen gegeben hatten; später überhaupt Leibeigene (Gebundene).

Bondi, Clemente, geschätzter italienischer Dichter, 1742 zu Mezzano im Parmesanischen geboren, trat in den Jesuitenorden u. ward noch sehr jung Professor der Eloquenz im königlichen Konvikt zu Parma, wo er die berühmte „Giornata villereccia" (Parma 1773) in drei Gesängen dichtete. Von der Kongregation angefeindet, weil er die Aufhebung des Ordens in einer Kanzone gefeiert hatte, mußte er sich eine Zeitlang in Tyrol verbergen, ward 1795 Bibliothekar des Erzherzogs Ferdinand in Brünn und Erzieher von dessen Söhnen, namentlich des nachmaligen Herzogs Franz VI. von Modena. In Wien ward er später Lehrer der 1816 verstorbenen Gemahlin des Kaisers Franz in Geschichte und Literatur u. † daselbst 1825. Seine Uebersetzung der „Aeneide", die in einem Prachtdrucke (2 Bde., Parma 1793) erschien, wird in Italien sehr geachtet. Eine Prachtausgabe seiner sämmtlichen Dichtungen erschien zu Wien 1808 in 3 Bänden.

Bondu, westafrikanisches Reich in Senegambien, zwischen 13 und 15° nördl. Br. u. 10—12° westl. L. von Greenwich, gebirgig, waldig, mit Anbau von Mais, Hirse, Indigo, Baumwolle, Tabak, Melonen, gibt großen Büffelheerden und Antilopen Nahrung und ist reich an Eisen und Gold. Die Einwohner, 1½ Millionen, meist Foulahs, sind sanft, gutmüthig, arm, größtentheils Mohammedaner. Sie werden despotisch von einem Wahlkönig beherrscht, der in Fatteconda residirt und aus dem Stamme der Mandingo's ist. Die arabische Sprache ist neben der einheimischen häufig in Gebrauch. Mungo Park hat zuerst dies Land betreten; nach ihm ist es von keinem wissenschaftlichen Reisenden wieder besucht worden.

Bone, Heinrich, ausgezeichneter englischer Emailmaler, 1755 in Truro geboren, fertigte Jahre lang Emailbilder für Schmuckhändler, bis er im Miniaturporträt sich einen Namen machte u. als Maler des Königs endlich sein Glück fand; er † im Dec. 1834. An Treue in der Nachahmung der Natur, an Reinheit und Zartheit der Farbenmischung übertraf er alle lebenden Künstler seines Fachs. Man bezahlte unglaublich hohe Preise für seine Miniaturen; nach seinem Tode wurden einzelne Bildchen für 50 Guineen erkauft.

Boner (Bonerius), Ulrich, der älteste deutsche Fabeldichter, lebte als Dominikanermönch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, neueren Untersuchungen nach in Bern, wo dieser „Ritter Gottes", wie er sich nennt, als thatkräftiger Mann gewandelt zu seyn scheint. Die ihm zugeschriebene Fabelsammlung, nach Sprache u. Geist eine Frucht der letzten Blüthen des ritterlichen Minnesangs, erschien unter dem Titel „Der Edelstein" zuerst in Bamberg 1461 mit Holzschnitten. Es ist diese Ausgabe eines der kostbarsten und, nächst den ersten gutenbergschen Denkmälern, das älteste der Typographie. Bodmer und nach ihm Eschenburg gaben dem Publikum das Buch in zum Theil unkritischen, zum Theil modernisirten Ausgaben, bis Benecke eine musterhafte Bearbeitung des Textes mit Wörterbuch lieferte (Berlin 1816).

Bonet, Theophile, Anatom, 1620 zu Genf geboren, Leibarzt des Herzogs von Longueville und fruchtbarer medicinischer Schriftsteller, † den 29. März 1689. Sein „Sepulcretum anatomicum s. anatomia practica" (2 Bde., Genf 1679, vermehrt von Manget, das. 1700) und die „Medicina septentrionalis collatitia" (2 Bde., das. 1685) sind noch jetzt für den wissenschaftlichen Arzt brauchbar und bilden die Grundlage des Systems von Morgagni.

Bonfadio, Jacopo, Historiker und Humanist, Sohn eines armen Hufschmieds, in Gazano am Gardasee geboren, studirte in Padua u. Verona, lebte dann an verschiedenen Orten, theils als Sekretär, theils als Schriftsteller, bis ihm 1545 der philosophische Lehrstuhl zu Genua übertragen wurde. Später zum Historiographen der Republik ernannt, setzte er Foglietta's Jahrbücher von Genua fort, ward aber, des Verbrechens unnatürlicher Wollust überwiesen, enthauptet. Als philosophischer Lehrer von seinen Zeitgenossen, als lateinischer Dichter von seinen Landsleuten gefeiert, als Geschichtschreiber durch Freimuth, treffende Darstellung, feine Charakteristik einer der ersten seiner Zeit, gilt er in der italienischen Prosa als Muster und besonders im Briefstyl für unübertroffen. Die vorzüglichsten seiner Werke sind eine Uebersetzung von Cicero's Rede pro Milone (Venedig 1554) und die „Lettere famigliari conaltrie suoli componimenti in prosa ed in verso e colla vita dell autore, scritta dal Sign. conte G. Mazzuchello" (Brescia 1746). Seine Gedichte stehen in den „Deliciis poetarum Italorum" (I, 479). Von seiner Geschichte Genua's (von 1528—1550): „Annalium Genuensium lib. V" (Pavia 1586), zuerst herausgeg. von Bartol. Paschetti, der auch eine italienische Uebersetzung lieferte (Genua 1586), findet sich die beste Aus-

wahl in „Opere raccolte da Ant. Sambacco" (2 Bde., Brescia 1746 und 1758).

Bonfini, Antonio, eigentlich de Bonfinis, Historiker, 1427 zu Ascoli in der Mark Ancona geboren, studirte bei dem seiner Zeit berühmten Henoch von Ascoli und wurde später Rektor des Kollegiums zu Recanati. Seine von gründlicher Gelehrsamkeit zeugenden Uebersezzungen und Kommentare griechischer und römischer Schriftsteller erwarben ihm 1485 eine Einladung des Königs Matthias Corvinus nach Ungarn, wo er auch unter dessen Nachfolger Wladislaus in hohen Ehren lebte und 1502 †. Durch seine Geschichte Ungarns (bis 1495) erwarb er sich den Namen des ungarischen Livius. Ohne strenge Kritik, zu gläubig gegen die Sage der Vorzeit, ist er freimüthig und glaubhaft in den Geschichten seiner eigenen Tage. Das Werk erschien unter dem Titel: „Rerum hungaricarum decades libris XLV comprehensae ab origine gentis ad a. 1495" (Leipzig 1771). Sein „Symposion Beatricis, sive dialogi tres de pudicitia conjugali et virginitate" (Basel 1621) steht im römischen Index der verbotenen Bücher.

Bong, japanesisches Fest, ein Fest Aller-Seelen. Nach dem Glauben der Japanesen besuchen die Verstorbenen jährlich zu Ende Augusts zwei Tage lang ihre Anverwandten. Zu ihrem Empfang stellt man am ersten Abend Lichter auf hohen Bambusstäben an die Gräber; am zweiten aber geleitet man die Seelen auf gleiche Weise, mit Musik und Gesang, wieder fort und glaubt sie an den Ort ihrer Bestimmung zurückzusenden, indem man leichte Strohkähne, mit Lampen geschmückt, den Wellen des Meeres Preis gibt.

Bongars, Jacques, tüchtiger humanistischer Schriftsteller und Sammler, 1554 zu Orleans von protestantischen Aeltern geboren, studirte zu Straßburg, dann zu Bourges unter Cujacius, war 30 Jahre lang Geheimschreiber Heinrichs IV. von Navarra, machte als Geschäftsführer desselben verschiedene Reisen, vorzüglich in deutschen Ländern, und † 1612. Seine in ganz Frankreich gesammelten seltenen Bücher sind noch jetzt Schätze der Bibliotheken; sein Tagebuch in der bernschen Bibliothek über seine Reisen nach Konstantinopel und in andere Länder, seine „Scriptores rerum hungaricarum" (Frankfurt 1600), seine „Gesta Dei per Francos" (über die Kreuzzüge, Hanau 1611) und seine „Epistolae" literarischen u. politischen Inhalts (Leyden 1647, Haag 1695) sind bei einfacher, reiner Sprache ein ergiebiger Schacht für Forschungen über die Zustände seiner und früherer Zeit. Als Philolog voll Geist und Scharfsinn gab er den Justin heraus (Paris 1581), sammelte auch französische Gedichte des 12., 13. und 14. Jahrhunderts (Extraits de quelques poésies, Lausanne 1759).

Bongo (Bongat, Bongaout, Bunwut), Insel der Philippinengruppe, westlich von Mindanao in der Bai von Illana, unter 7° 12' Br. u. 124° 14' L., 3⅗ Meilen groß, hoch, waldig, reich an Oelpflanzen, gut bewässert u. mit gegen 10,000 Einw. B. ist jetzt eine britische Besitzung.

Bonhill, Kirchspiel und Dorf in der schottischen Grafschaft Dumbarton, nördlich von Dumbarton, mit 3500 Einwohnern, deren Hauptbeschäftigung Kalikodruckerei ist. B. ist Geburtsort des berühmten Historikers und Novellisten Smollet, dem hier ein Monument errichtet ward.

Boni, 1) Onofrio, gelehrter Kunstkritiker, den 16. Mai 1743 zu Cortona geboren, studirte in Pisa, bildete sich zu Rom in den schönen Künsten und † als Oberaufseher aller öffentlichen Bauwerke im Großherzogthum Toskana 1818 zu Florenz. Von seinen Schriften nennen wir den „Elogio del Caval. Pompeo Girolamo Batoni" (Rom 1787), „Elogio dell' Abbate D. Luigi Lanzi" (Pisa 1816), „Sopra le antichità di Gianuti" (1810) und besonders die an Gherardo de Rossi gerichtete „Lettera sopra le antichità di Gianuti", in den „Mélanges d'Agasse" (1810).

2) Giacomo, geschickter Maler aus Bologna, Schüler Franzeschini's, geboren 1688, ließ sich 1726 in Genua nieder, wo er 1766 †. Seine Werke waren ihrer Zeit sehr gesucht und sind noch zahlreich in Palästen und Kirchen Genua's zu treffen. Sein gelungenstes Werk ist im Oratorio della Costa bei S. Remo. Zu leichte Farben, aber Zartheit und Bestimmtheit im Umriß charakterisiren seine meisten Bilder.

Boni et aequi ars (lat.), Inbegriff der drei ersten politischen Regeln (praecepta juris): honeste vive, neminem laede, suum cuique tribue, d. i.: Lebe ehrbar, tritt Keinem zu nahe und gib Jedem das Seine.

Bonifacio, St., das alte Marianum, Stadt auf der Südküste von Korsika, von welcher die Bonifaciusstraße (bei den Römern Fretum Gallicum), die Meerenge zwischen Korsika und Sardinien, welche an ihrer engsten Stelle zwischen Cala-Fiumara, der Südspitze der erstern Insel, und dem Kap Longosardo, dem Nordende der letztern, nur 1½ Meilen breit ist, den Namen führt. Die Straße ist wegen ihrer vielen Klippen schwer zu befahren, doch sind dieselben auch wieder der Korallenfischerei günstig, die nebst dem Thunfischfang sehr lebhaft betrieben wird. Am östlichen Eingang der Straße liegen die bucinarischen oder Magdaleneninseln (ital. Isole intermedie), die bei den Alten Insulae Caniculariae hießen und vorherrschend von Korsen bewohnt werden. Die meisten und umfangreichsten, wie Cabrera, Sta. Madalena, Sta. Maria, gehören zu Sardinien, die andern, worunter Cavallo und Lavezzi, zum Departement Korsika. B. ist Sitz eines Handelsgerichts u. hat 3300 Einwohner, die Handel mit Wein und Oliven treiben. Für die Sicherheit des Handels auf diesen Meeren war der Platz für die Genuesen von äußerster Wichtigkeit. Noch 1553, wo B. nach langer Beschießung den verbündeten Franzosen und Türken übergeben ward, galt es für die bedeutendste und festeste Stadt Korsika's. Als Zeugen ihres einstigen Glanzes können noch jetzt die Kirchen Sta. Maria Maggiore mit schöner Loggia, San Francesco aus dem 14. Jahrhundert, San Dominico, in gothischem Styl 1343 beendet, und das um 1300 errichtete Hospital genannt werden. In der Nähe finden sich mehre Felsengrotten.

Bonifacius, 1) römischer Feldherr, der nebst Aëtius als der letzte große Heerführer des west-

römischen Reichs gerühmt wird. Nach vielen Kriegsthaten wurde er Comes Africae oder Befehlshaber der römischen Truppen in Afrika, wo er sich durch Gerechtigkeit und Eifer fürs Christenthum empfahl und dadurch die Freundschaft des Kirchenvaters Augustinus gewann. Von seinem Nebenbuhler Aëtius beim kaiserlichen Hofe zu Ravenna des Verraths verdächtigt und wiederum mit Argwohn gegen diesen Hof erfüllt, weigerte er sich, in Ravenna zu erscheinen, trieb die gegen ihn gesendeten Truppen zurück und rief, vergebens von Augustinus gewarnt, die Vandalen aus Spanien zu seinem Schutze. Diese kamen im Mai 429 unter Genserich nach Afrika. Aber statt ihn zu schützen, bemächtigten sie sich des römischen Gebiets selbst. B. wollte sie nun vertreiben (430), ward aber von ihnen geschlagen und zur Flucht nach Hippo regius, wo sein Freund Augustinus als Bischof lebte, genöthigt. Hier von den Vandalen belagert, entkam er mit Noth nach Italien und, wieder ausgesöhnt mit dem kaiserlichen Hofe, erhielt er von der Kaiserin Placidia, die im Namen ihres Sohnes Valentinian III. regierte, aufs Neue die Würde eines Patriciers und Oberbefehlshabers des römischen Heeres. Doch Aëtius zog wider ihn, und in der Schlacht zwischen Beiden wurde B. tödtlich verwundet (431).

2) Heiliger, der Apostel der Deutschen, besonders der Thüringer, war 680 zu Carton in England geboren u. hatte in der Taufe den Namen Winfried erhalten. In Benediktinerklöstern erzogen, erhob er die Verbreitung und Befestigung des Christenthums zur Aufgabe seines Lebens. Nach vergeblichen Bekehrungsversuchen in Friesland (716) wandte er sich 718 nach Rom, wo Papst Gregor II. ihm zur Verkündigung der Christuslehre bei den Deutschen Vollmacht und Segen ertheilte. Durch Bayern zog er 719 bekehrend nach Thüringen, von da in demselben Jahre abermals nach Friesland, als der Tod des dortigen heidnischen Königs Radbod die Ausführung seines frühern Vorhabens zu begünstigen schien. Als aber in Friesland sein Wirken seinen Wünschen nicht gleichkam, zog er drei Jahre darauf nach Deutschland (722) zurück, taufte die Hessen, stiftete Kloster Amöneburg und eilte im folgenden Jahre zum zweiten Male nach Rom. Dort weihte ihn am 30. Nov. 723 der Papst zum Bischof der von ihm gegründeten christlichen Gemeinden, wogegen er dem Papste Gehorsam und beharrlichen Eifer für die Emporbringung der römischen Kirche schwur. Vom Papste dem fränkischen Majordomus Karl Martell empfohlen, erhielt er von diesem Schutzbriefe, welche in Deutschland seine Bestrebungen förderten, während sich aus England Gehülfen zu ihm gesellten, Lullus, Burchard, Willibald u. A. Im Jahre 724 kam er wieder nach Hessen, wo er die Donnereiche zu Geismar muthig fällte, predigte dann den Thüringern und baute in deren Lande zu Altenberga, drei Stunden von Gotha, die Johanniskirche, angeblich die erste christliche Kirche Thüringens. Sein damaliger Aufenthalt in Thüringen dauerte wenigstens 12 Jahre. Zur Befestigung der während dieser Zeit von ihm getroffenen kirchlichen Einrichtungen reiste er 738 zum dritten Male nach Rom. Darauf wieder in Deutschland (740), kam er erst nach Bayern, wo er die Bisthümer Passau, Freisingen und Regensburg errichtete und das zu Salzburg wieder herstellte; dann abermals nach Thüringen und Hessen und stiftete die Bisthümer Würzburg, Eichstädt, Bamberg, Erfurt und Fulda (744). Unter Beistand der Söhne Karl Martells veranstaltete er auch zwei Kirchenversammlungen (742 und 743) zur Befestigung der Kirchenzucht. Im J. 745 wurde er mit Bewilligung Roms von Pipin dem Kleinen zum Erzbischof von Mainz und Primas der deutschen Kirche ernannt. Dafür beförderte er dessen Thronbesteigung und salbte und krönte ihn zum Könige (752). Im Jahre 754 übergab der muthige Mann sein Erzbisthum seinem Freunde Lullus, um noch einmal die Bekehrung Frieslands zu versuchen, fand aber bei diesem Zuge den Tod. Er wurde am 5. Juni 755 von den heidnischen Friesen erschlagen, aber von den friesischen Christen nach Fulda getragen und in der Krypta des Doms begraben. Im J. 1842 wurde ihm zu Fulda ein vom Professor Henschel in Kassel gearbeitetes Denkmal errichtet. Auch der sogenannte Kandelaber bei Altenberga in Thüringen ist ein Denkmal seines Wirkens. Man legt ihm verschiedene Schriften bei; besonders wichtig aber sind die „Epistolae S. Bonifacii Martyris, nunc primum e Caes. Mai. Viennensi Bibliotheca luce notisque donatae, per Nic. Serrarium“ (Mainz 1605, das. 1629, herausg. von Steph. Alexand. Würdtwein, das. 1789). Vergl. Cyr. Spangenberg, B. oder Kirchen-Historia, Schmalkalden 1603; Löffler, B. oder Feier des Andenkens an die erste christliche Kirche in Thüringen, Gotha 1812; Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands, Gött. 1845—47.

3) Name von 9 Päpsten: a) B. I., 419—422 röm. Bischof, vertheidigte die Oberherrlichkeit des röm. Bischofssitzes über die Bischöfe Illyriens sogar gegen den morgenländischen Kaiser Theodosius II. und sprach zuerst den Satz aus: daß der römische der oberste Bischof der Christenheit sey. — b) B. II., römischer Bischof von 530—532, denkwürdig durch sein, von einer Kirchenversammlung zu Rom bereits genehmigtes Gesetz: daß zur Vermeidung aller das heilige Kirchenamt schändenden Wahlkünste jeder Papst selbst seinen Nachfolger ernennen solle, ein Gesetz, welches B. selbst bald darauf für ein Majestätsverbrechen erklärte und sammt der Gesetzbulle öffentlich verbrannte. — c) B. III., vom Februar bis November 607 römischer Bischof, entlockte dem griechischen Kaiser Phokas das Gesetz, daß fortan der römische Bischof den Titel eines „allgemeinen Bischofs der Christenheit“ führen solle. — d) B. IV., 608—15; — e) B. V., 619—25; — f) B. VI., saß 896 19 Tage auf dem päpstlichen Stuhl. — g) B. VII., Mörder der Päpste Benedikt VI. und Johannes XIV., ein Scheusal im Purpur, † 985. — h) B. VIII., eigentlich Benedetto de Lifredo de Guatani, zu Anagni aus einer katalonischen Familie geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, studirte die Rechte, ward Kapitular in Paris und Lyon, dann Advokat des Konsistoriums und päpstlicher Protonotar zu Rom. Von Martin IV. 1281 zum Kardinal erhoben, ging er

als Legat nach Sicilien und Portugal u. ward 1294, nachdem er Cölestin zur Niederlegung der päpstlichen Würde bewogen, zum Papst erwählt. Bei seiner Einsetzung hielten die Könige von Ungarn und Sicilien die Zügel seines Pferdes und bedienten ihn, die Krone auf den Häuptern, bei der Tafel. Im Geiste Gregors VII. und Innocenz' III. stellte er den Lehrsatz auf, Gott habe dem Papste die Macht gegeben, Kronen nach Belieben zu vertheilen und über alle Menschen zu gebieten. Zufolge dieses Lehrsatzes vertauschte er die bisher einfache päpstliche Krone mit einer zweifachen (auf das Zusammenfassen geistlicher und weltlicher Herrschaft hindeutend) und that in die Rechte der Fürsten und Völker maßlose Eingriffe. Den neapolitanischen Prinzen Robert ernannte er zum König von Ungarn, dem Herzog von Großpolen Przemysl ertheilte er den Königstitel, den König Jakob von Aragonien belehnte er mit den ihm nicht gehörigen Inseln Korsika und Sardinien, den Königen von Frankreich und England gebot er Frieden zu schließen, die Krone des deutschen Reichs erklärte er für ein päpstliches Lehen und war daher gegen Albrecht I., weil er sich unterstanden habe, dieselbe zu tragen, ohne von ihm anerkannt worden zu seyn. Als er aber mit dem König von Frankreich Philipp IV. wegen Besteuerung der Geistlichkeit, Besetzung der Bisthümer und Benutzung der Einkünfte erledigter Kirchenstellen in Streit gerathen war (1301), den Bann über ihn und das Interdikt über Frankreich ausgesprochen (April und September 1303) und die Mächte Europa's gegen ihn aufgehetzt hatte, scheiterte seine Macht. Philipp appellirte an ein allgemeines Koncil und ließ durch seinen Kanzler Nogaret den Papst zu Anagni überfallen und gefangen nehmen (7. September 1303). Zwar wurde B. durch das Volk zu Anagni bald wieder in Freiheit gesetzt und gelangte nach Rom; aber das Verfahren gegen ihn hatte ihn so erbittert und erschüttert, daß er kurze Zeit darauf † (3. Okt. 1303). B. machte sich besonders berühmt durch die Stiftung des römischen Jubeljahres (s. d.) 1300. In Dante's göttlicher Komödie hat er als Simonist seinen Platz in der Hölle zwischen Nikolaus III. und Klemens V. Vgl. Rubens, Vita Bonifacii VIII, Rom 1651. — i) B. IX., eigentlich Peter Tomacelli, zu Neapel geboren, ward, während Klemens VII. zu Avignon residirte, zu Rom 1389 Nachfolger Urbans VI. Er trieb den unverschämtesten Wucher mit geistlichen Aemtern und Pfründen, wie er denn auch 1392 zuerst die Annaten zu einer regelmäßigen Steuer erhob. Aehnlichen Unfug trieb er mit den Dispensationen und Ablässen. Wo kein Geld zu bekommen war, nahm er Getreide, Pferde und Schweine als Bezahlung an. Die erworbenen Reichthümer verwandte er theils zum Vortheil seiner Verwandten, theils auf kostbare Bauten, z. B. der Engelsburg und des Kapitols, die er zu Festungen machte. Dem jungen Ladislaus von Ungarn verhalf er zur Krone von Neapel und wirkte der Uebermacht der Visconti in Mailand entgegen. Um Erstern gegen Ludwig von Anjou zu schützen, mußte er einen großen Theil seines Gebiets an mächtige Herren in Lehen geben, bei welcher Gelegenheit Ferrara an das Haus Este kam. In den Jahren 1391 und 1394, durch die Vorsteher der Stadtbezirke aus Rom vertrieben, verweigerte er seine Rückkehr, die zur Feier des Jubeljahres 1400 nöthig war, bis sich die Römer 1399 unterwarfen. Er beherrschte seitdem Rom als unumschränkter Regent, konnte aber zum alleinigen Besitz der Papstwürde dennoch nicht gelangen. Nach Klemens' VII. Tode 1394 wählte man zu Avignon Benedikt XIII. Aus Aerger über den ihm von dem Gesandten des Letzteren gemachten Vorwurf der Simonie † er den 1. Okt. 1404. Man rühmt ihm nach, der keuscheste Papst gewesen zu seyn.

4) B., Markgraf von Monferrat, der dritte Sohn Wilhelms des Aeltern, war Anführer der Kreuzfahrer, die 1202 nach Venedig aufbrachen, um auf venetianischen Schiffen nach Syrien und Aegypten zu gelangen. Er folgte hierauf den Venetianern nach Zara und Konstantinopel und erhielt, als diese Stadt (1203) von den Kreuzfahrern erobert und daselbst (1204) ein lateinisches Kaiserthum gegründet worden war, Macedonien und Thessalien unter dem Titel eines Königreichs Thessalonich. Er konnte jedoch seines neuen Besitzthums nicht froh werden und † im Kampfe gegen die Bulgaren 1207, von einem vergifteten Pfeile getroffen.

Bonifaciuspfennige (Bischofspfennige, Räderstein chen, Trochiten, Entrochiten), die fossilen wirbelartigen Stielglieder des lilienförmigen Enkriniten (Encrinites liliiformis), etwa von der Größe eines kleinen Pfennigs, rund, plattgedrückt und auf den Gelenkflächen strahlenartig gestreift. Sie kommen häufig im Flötzkalk vor.

Bonifaciusthaler, Silbermünzen, in Fulda (1542) und Hameln (1544 und 1555) geschlagen, mit dem Bilde des heiligen Bonifacius.

Bonifaciusverein, katholischer Verein, der die Unterstützung der Katholiken in den protestantischen Gegenden zum Zweck hat, ward 1849 gegründet.

Bonifazio, berühmter Maler der venetianischen Schule, 1494 zu Verona geboren und daher der Veroneser genannt. Zeit- und Kunstgenosse Tizians, dessen Mitarbeiter er war, aber dessen Jünger er mit Unrecht genannt wird, da er, mit den Worten eines berühmten Kunstrichters, „Giorgione's Kraft, Palma's Zartheit u. Tizians Bewegung in seinen aus freiem, schöpferischem Geist entsprungenen Werken vereinigt". Obgleich viele seiner Bilder Tizian zugeeignet und nur wenige in Deutschland bekannt geworden sind, so könnte schon „die Vertreibung der Käufer aus dem Tempel" (im Dogenpalast zu Venedig), trüge sie allein seinen Namen, des Künstlers Unsterblichkeit sichern. England besitzt mehre seiner größten Gemälde, die berühmten, dem Petrarca entnommenen, Siegesfeste. Die akademische Gemäldegallerie von Venedig schmücken einige seiner wenigen kleineren Bilder. B., der von Orlandi u. A. mit Bonifazio Bembo aus Cremona verwechselt worden ist, † 1553.

Boni homines (franz. Bons hommes), gute Leute, in der fränkischen Kanzlei- und Volkssprache Freie oder Edelleute; dann die Glieder eines 1259 von Prinz Edmund in England ge-

stifteten, der Regel des heiligen Augustin unterworfenen Ordens; in Frankreich Beiname der Minimen, weil König Ludwig XI. ihren Stifter, Franz von Paula, le bon homme zu nennen pflegte; im 12. und 13. Jahrhundert s. v. a. Albigenser, Waldenser und andere Ketzer.

Bonin, 1) Eduard von, preußischer General, bekannt als Feldherr in Schleswig-Holstein, am 3. März 1793 zu Stolpe in Hinterpommern geboren, trat im 13. Lebensjahre, beim Ausbruche des Krieges von 1806, in preußische Dienste und wohnte dem Feldzuge in Sachsen und dem Rückzuge über die Elbe bis Lübeck bei, wo er am 5. Nov. 1806 bei Erstürmung des Burgthors von den Franzosen gefangen ward. Obwohl verwundet, wollte er sich nicht ergeben, bis ihn ein französischer Offizier mit den Worten: „Mon pauvre enfant, je te sauverai", dem Gewühl entführte. B. besuchte hierauf bis 1809 das Gymnasium zu Prenzlau, worauf er im Juli 1809 als Portepéefähndrich im ersten Garderegiment angestellt ward, in dem er schon 1810 zum Lieutenant, bald darauf zum Adjutanten bei der Gardebrigade emporstieg. In dieser Eigenschaft wohnte er den Feldzügen gegen Frankreich bei, erwarb sich in der Schlacht bei Lützen das eiserne Kreuz zweiter, im Kampfe der preußischen Garden bei Paris das erster Klasse, wurde 1817 Hauptmann, 1829 Major und Kommandeur eines Bataillons vom Kaiser-Alexander-Regiment, 1840 Oberstlieutenant und 1841 Kommandeur jenes Regiments. Seit 1842 Oberst, ward er 1848 zum Kommandeur der 16. Infanteriebrigade ernannt. Noch bevor er in letztere Stellung trat, erhielt er am 26. März den Befehl, zum Schutze Schleswig-Holsteins gegen Dänemark ein Truppencorps bei Havelberg zu versammeln. Anfangs April ward er nach Rendsburg geschickt, um sich hier der provisorischen Regierung zur Verfügung zu stellen, worauf seine Ernennung zum preußischen Generalmajor erfolgte. Als solcher übernahm er im Feldzuge von 1848 das Kommando der preußischen Linienbrigade und wirkte an deren Spitze mit Auszeichnung in den Schlachten von Schleswig, Düppel und bei fast allen übrigen Ereignissen des Jahres mit. Nach dem Abschluß des Malmöer Waffenstillstandes wurde B. von Preußen der deutschen Centralgewalt zur Verfügung gestellt, die ihm den Oberbefehl über die Reichstruppen in Schleswig-Holstein anvertraute. Die Regierung der Herzogthümer ernannte ihn zum Kommandirenden und gab ihm den Auftrag, das schleswig-holsteinische Heer neu zu organisiren. Unter dem Oberbefehl des Generals Prittwitz befehligte er die Schleswig-Holsteiner im Feldzuge von 1849, schlug die Dänen bei Kolding, erlitt aber auch die Niederlage vor Fridericia. Da nach dem im Juli erfolgenden zweiten Waffenstillstande und in Folge der Friedensverhandlungen seine Stellung eine sehr schwierige wurde, legte er im April 1850 sein Kommando nieder und trat in die preußische Armee zurück. Er wurde nun Kommandant von Berlin und befehligte im Okt. 1850 das Armeecorps, welches sich bei Wetzlar an der hessischen Grenze zusammenzog. Später übernahm er das Divisionskommando zu Trier, dann das Kommando der 12. Division und 1856 die Gouverneursstelle der Bundesfestung Mainz. Während seines Aufenthalts zu Berlin wirkte er vielfach in den Kommissionen, welche die Verbesserung der preußischen Heeresbewaffnung bezweckten. Er schrieb: „Grundzüge für das zerstreute Gefecht".

2) Friedrich Karl von B., königl. preußischer wirklicher geheimer Rath und Oberpräsident, 1798 in der Provinz Pommern geboren, widmete sich nach Vollendung seiner Studien dem Verwaltungsfache und schwang sich nach und nach zu den höhern Aemtern auf, bis er 1845 zum Oberpräsidenten der Provinz Sachsen ernannt wurde. Nach der Revolution von 1848 trug er viel dazu bei, sowohl die reaktionären als auch die demokratischen Bestrebungen in jener Provinz zu zügeln, trat im Sept. 1848, nach dem Falle des Ministeriums Auerswald-Hansemann, in das Ministerium Pfuel als Finanzminister ein und war nächst dem General Pfuel selbst wegen seines ruhigen und parlamentarischen Benehmens das in der Nationalversammlung am meisten beliebte Mitglied des Kabinets. Nach Entlassung des Ministeriums trat er in sein früheres Amt in der Provinz Sachsen zurück, wo er die Politik des Ministeriums Brandenburg unterstützte, wie er es auch später als Mitglied der ersten Kammer that. Im J. 1851 zum Oberpräsidenten der Provinz Posen ernannt, richtete er sein Streben vornehmlich auf die Aussöhnung zwischen den so lange verfeindeten Nationalitäten. Als indeß durch die Ministerialreskripte vom 18. und 27. Mai 1851 die aufgehobenen Kreis- und Provinzialstände wieder hergestellt wurden, lehnte es B. ab, bei der Ausführung jener Maßregeln behülflich zu seyn, und wurde in Folge dessen seines Postens enthoben und zur Disposition gestellt.

Bonin-Inseln (Bonin-Sima, auch Munin-Sima genannt, d. i. menschenleere Inseln), Inselgruppe im westlichen Theil des stillen Oceans, zwischen den japanischen Inseln und den Marianen, besteht aus 89 Inseln, die sich von 16° 50' bis 27° 44' 35" nördl. Br. erstrecken. Der Hafen der Peelsinsel, die zur mittlern Gruppe gehört, liegt 27° 3' 35" nördl. Br. und 142° 4' 30" östl. L. von Gr. Die Spanier u. Holländer kannten diese Inseln zum Theil (von ihnen Islas de Arzobispo und Wöst Eiland genannt), siedelten sich aber nicht an, weil sie daselbst weder Gold noch Silber, noch werthvolle Handelserzeugnisse fanden. Die Japanesen fanden die Inseln 1675, nannten sie Bonin-Sima und gründeten darauf Niederlassungen für Verbrecher. Etwa 50 Jahre später verließen sie die Gruppe aber wieder, und die Inseln blieben nun leer, bis 1826 zwei englische Matrosen von einem Wallfischfänger freiwillig zurückblieben und den Plan entwarfen, die Hauptinsel (Peel) anzubauen. Kapitän Beechey, der in demselben Jahre landete, nahm die Insel für England in Besitz. Durch Einwanderer von den Sandwichsinseln und Ausreißer von den Schiffen hat sich die Bevölkerung seitdem ziemlich vermehrt. Die Insel Peel besitzt einen guten Hafen und bietet den Wallfischfängern und den nach dem japanischen Meere bestimmten Schiffen einen geeigneten Anhaltspunkt. Auf dieser Lage in der Nähe von Japan beruht

die hauptsächliche Wichtigkeit der Gruppe. Von hier aus kann England, sollte es einmal den japanischen Handel ebenso wie den chinesischen mit Gewalt aufschließen wollen, den Angriffskrieg mit Bequemlichkeit eröffnen, hier kann es Kriegsvorräthe und Lebensmittel aufhäufen und so alle Vortheile einer nahen Station genießen. Zehn Inseln der Gruppe sind groß und fruchtbar, der Rest besteht größtentheils aus steilen Felsenriffen und sandigen Eilanden. Die fruchtbaren Inseln haben einen Ueberfluß von gutem Trinkwasser und sind auf den Höhen bewaldet. Masten kann man in den dortigen Wäldern nicht gewinnen, wohl aber allerlei Nutzholz. Schweine und Ziegen sind in großer Menge vorhanden, Tabak, Zuckerrohr, süße Bataten, Mais, Yams, Melonen, Zwiebeln werden mit Vortheil gebaut. Geflügel gibt es in Ueberfluß, u. das Meer liefert Fische in großer Zahl und ist besonders reich an den dem Seefahrer so angenehmen Schildkröten. Der einzige jetzt vorhandene Ort ist Boyd, Dorf und Hafen auf der Insel Peel. Was noch fehlt, ist eine gesetzliche Regierung mit den nöthigen Exekutionsmitteln, unter der halbwilden und sittenlosen Bevölkerung ein wahres Bedürfniß. Kapitän Belcher, dem wir die genauesten Nachrichten über die Boningruppe verdanken (Voyage round the world, London 1843), meint, daß eine geordnete Verwaltung diese Ansiedlung in kurzer Zeit weit wichtiger machen würde, als die Sandwichsinseln. Die Regierung hat über die neue Erwerbung Stillschweigen beobachtet; die Boningruppe ist bloß einmal gelegentlich erwähnt worden in der Correspondence relating to China, die dem Parlament 1840 vorgelegt wurde. Die 10 größeren Inseln haben einen Flächeninhalt von etwa 90 □Meilen; zu ihnen gehören die Nordinsel Parry, ein gebirgiges, 15 □Meilen großes Eiland, Stapleton, Burland und Peel, die Schwefelinsel, St. Alexander, die Smithsinseln ꝛc.

Bonington, Richard Parkes, trefflicher Maler der neuenglischen Schule, 1801 im Dorfe Arnold bei Nottingham geboren, bildete sich seit 1816 in Le Gros' Schule in Paris, studirte die flamändischen und italienischen Meister, bereiste später Italien und † 1829 in London. Seine geschätztesten Bilder sind eine Ansicht des Dogenpalastes zu Venedig; zwei Frauen in einer reizenden Landschaft; schöne Beiträge zu dem Werke: „Ballades, Tableaux et Traductions du moyen âge". Seine besten (sehr theuren) Gemälde sind in den Gallerien des Herzogs von Bedford und des Marquis von Landsdowne.

Bonis, Indianerstamm in Guyana, wahrscheinlich nach einem französischen Deserteur so genannt, der bei diesem Volke Schutz suchte, eine Indianerin heirathete und sich die Zuneigung dieser Naturmenschen in einem Grade zu gewinnen wußte, daß sie ihn zu ihrem König wählten. Der ganze Stamm zog sich immer mehr in die tiefsten und unzugänglichsten Wälder zurück, wo der neue König die 7—8000 Männer möglichst vollständig bewaffnete, einübte und zu einer Achtung gebietenden Kriegerschaar erhob. Von dieser, ihren Kolonien gefährlichen Nachbarschaft in Kenntniß gesetzt, trugen Frankreich und Holland dem Negerkönig Bündnisse an; dieser aber starb während der Organisirung des Stammes, der nun aus Dankbarkeit seine Wittwe als Königin anerkannte. Die B. wohnen auf einem weiten Gebirgsplateau, in einfachen Pfahlhütten, jeder vollkommen frei in seinem Hause, der Königin zu unbedeutendem Tribut verpflichtet. Ihre Rechtspflege üben die Greise (Popos, Papas, Väter) aus. Ihre Religion ist eine Mischung von Fetischismus u. Christenthum; sie beten die Sonne an. Ihre Waffen sind Feuergewehre und Bogen, welche letztere sie mit außerordentlicher und wegen der vergifteten Pfeile furchtbarer Geschicklichkeit führen.

Bonis avibus (lat.), wörtlich: mit guten Vögeln, d. h. unter günstigen Vorbedeutungen, in Beziehung auf den Religionsglauben der Römer, daß ihre Priester aus dem Fluge der Vögel wahrsagen könnten.

Bonit (Bonite, Bonefisch, Bonetfisch, Bonitol), Benennung von zwei verschiedenen Fischgattungen aus dem Geschlechte Scomber, Thun, Makrele. Der atlantische B. (Scomber pelamys *L.*), 2 Fuß lang, ganz nackt, silberglänzend, auf jeder Seite 4—6 schwärzliche Längsstreifen, oben 8, unten 7 kleine Floßfedern, auf dem Rücken blau, findet sich nur zwischen den Wendekreisen u. nicht im mittelländischen Meere. Er treibt die fliegenden Fische auf und ist dem Seefahrer eine willkommene und sehr gesunde Speise. Das Maul ist so groß, daß er einen fliegenden Fisch leicht aufnehmen kann, hat aber nur eine Reihe kleiner Zähne im Oberkiefer. Er nährt sich außer von fliegenden Fischen auch von allerhand Schalthieren und Meerpflanzen. Im stillen Ocean wird er in großer Menge gefunden. Man fängt ihn an der Angel mit Flocken von Baumwolle oder mit einem weiß gefärbten Stück Kork, das wie ein fliegender Fisch geschnitzt ist. Von den Malayen wird er zubereitet, wie man den Thun im Mittelmeere zurichtet. Eine Abart soll giftig seyn. Der mittelländische oder eigentliche B. (Scomber Sarda *L.*) wird ebenso groß, ist silberglänzend, oben blau, hat auf dem Rücken schiefe, schwärzliche Streifen; die Zähne sind spitziger und schärfer als beim Thun; über den Brustflossen läuft ein Streif kleiner, aber deutlicher Schuppen. Dieser Fisch kommt nicht nur im Mittelmeere, sondern auch an den westlichen Küsten von Frankreich u. Spanien vor und wird in größter Menge gefangen. Am einträglichsten ist der Fang im Mai in der Nähe von Cadix; häufig bringt dort ein Fischerboot mehre tausend Stück mit nach Hause. Auch an der afrikanischen Küste, selbst bei Konstantinopel und im schwarzen Meere beschäftigt man sich mit dem Fang desselben. Die Venetianer nennen ihn Palamida. Ob er gleich nicht über 2 Fuß lang ist, so wiegt er doch 10—12 Pfund. Das Fleisch ist weiß und fett, doch nicht so gut, wie das des Thun. Es wird theils frisch gegessen, theils marinirt, oder auch häufiger eingesalzen. In dieser Form macht es einen bedeutenden Handelsartikel an den Küsten des Mittelmeers aus. Der B. ist sehr gefräßig und stellt besonders den Sardellen nach. Schon die Alten kannten diesen Fisch, der ihnen ein gesuchtes Gericht lieferte. Er zog in zahllo-

sen Schaaren aus dem schwarzen Meere gegen Byzanz, wo er gefangen, eingesalzen und nach Griechenland und Rom verkauft wurde. Nach Lucianus wurden die B.s von Sardinien und Iberien vorgezogen, wo sie Sarda hießen.

Bonität (vom lat. bonitas), Güte, innerer Werth.

Bonitirung (Bonitation), Schätzung der Ertragsfähigkeit des Bodens, vorzüglich um Ländereien von verschiedener Güte, zum Behuf des Umtausches, der Theilung ꝛc., gegen einander in das richtige Werthverhältniß zu setzen. Es geschieht durch eigens verpflichtete Boniteurs (Bonitirer), welche in Praxis und Theorie gebildete Landwirthe seyn müssen. Diese haben, nach Ansicht der Karten oder Flurbücher und nach allseitiger Untersuchung des Bodens, die Felder ihren physischen und ökonomischen Eigenschaften gemäß in Klassen zu bringen und dann von jeder Klasse einen mittleren Ertrag, wie ihn jeder gewöhnliche Wirth unter den gegebenen Verhältnissen in einem Turnus erzielen kann, abzuschätzen. Die gebräuchlichste Klassificirung des Ackerbodens und die beim Dreifeldersystem anwendbare ist nach Weizen-, Gersten-, Hafer- u. 3jährigem Roggenland, von denen die 3 ersten wieder in je 2 Klassen, starkes und schwaches, zerfallen. Außerdem gibt es noch Eintheilungsarten der Felder nach der positiven Vermehrung der Einsaat, ferner nach den Kuh- und Schafweiden, welche die brach liegenden Felder geben können, u. andere, die freilich unsicher sind. Schwierig ist die Eintheilung und Werthbestimmung der Wiesen, wobei Beschaffenheit, Lage, Umgebung, Rechtsverhältnisse und Kulturfähigkeit mannigfaltig in Betracht kommen. Man theilt die Wiesen am häufigsten in Thal- und Feldwiesen, quellige und moorige ein, u. sie werden entweder nach dem Futter-, oder (selten) nach dem Weidewerth beurtheilt. Die B. des Ackerbodens soll nie zur Zeit übermäßiger Nässe oder Trockenheit vorgenommen werden; die der Wiesen stellt man an, wenn das Gras noch nicht hoch gewachsen, im Nothfall wo es schon abgemäht und abgeweidet ist. Nach der Klasseneintheilung wird unter Beirath der Boniteurs meist durch sie selbst Aussaat und Ertrag festgestellt. Es fällt dabei in Erwägung, wie viel oder wenig zu größerem Vortheil in jeder Ackerklasse gesäet werden muß. Nach Ausmittelung des Ertrags an den verschiedenen Früchten, an Futter und Weide, wird dieser auf ein gemeinschaftliches Maß, etwa auf Roggenwerth gebracht u. so das Werthverhältniß der verschiedenen Klassen unter einander herausgestellt. Demgemäß kommen z. B. auf eine Meile Weizenland 1. Klasse = eine Meile 24 □Ruthen, Gerstenland 1. = eine Meile 75 □Ruthen, Weizenland 2. = eine Meile 158 □Ruthen, Gerstenland 2. = 2 Meilen 157 □Ruthen, Haferland 1. = 4 Meilen 121 □Ruthen, Haferland 2. In Preußen muß die B. bei Theilung von Gemeinheiten unter Leitung des königl. Oekonomiekommissärs geschehen und ihm steht bei Differenzen der Boniteurs die Entscheidung zu. Der Kondukteur besorgt die Aufzeichnung: die Parteien dürfen nicht gegenwärtig seyn. Die Berechnung des Werthverhältnisses der verschiedenen Klassen geschieht bloß durch den Kommissär. Nach Schluß des Bonitirungsregisters werden die Interessenten über das Resultat vernommen und deren Beschwerden geprüft und beseitigt. Vgl. Lange, Ueber Bonitirungen, Leipz. 1827.

Bonmot (franz.), launiger, sinnreicher Einfall, Witzwort.

Bonn, 1) Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, am linken Rheinufer schön gelegen, gut gebaut, mit 17,500 Einwohnern, die sich zu mehr als fünf Sechstheilen zur katholischen Kirche bekennen. Unter den 4 Kirchen dieser Konfession ist der Münster die älteste und ausgezeichnetste. Sie ward schon 316 oder 320 von der Kaiserin Helena erbaut, im 12. Jahrhundert erneuert und ist mit der ehernen Bildsäule jener Kaiserin und einigen Marmorbasreliefs geziert. Die Evangelischen haben keine Kirche als die Kapelle des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses. Einer der öffentlichen Plätze ist mit dem 1849 enthüllten Beethovendenkmale geschmückt; auf einem andern, dem St. Remigiusplatz, war ein römischer Altar aufgerichtet, der sich jetzt im Museum der rheinisch-westphälischen Alterthümer befindet. Das ehemalige kurfürstliche Schloß ist jetzt Universitätsgebäude. Die Stadt ist Sitz eines Landgerichts u. eines Oberbergamts, hat eine Universität, ein Gymnasium u. 5 Elementarschulen; die 1652 zu Schweinfurt gestiftete leopoldinisch-karolinische Akademie der Naturforscher wurde 1818 hierher verlegt. Auch besteht hier die niederrheinische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Man betreibt bedeutende Fabriken für baumwollene und seidene Zeuche, Seife, Vitriol, Tabak. Die Universität, die preußische Rheinuniversität genannt, verdankt ihre erste Gründung dem Kurfürsten Maximilian Friedrich von Köln (1784), dessen Nachfolger Maximilian Franz sie 1786 feierlich einweihete. Napoleon hob die Hochschule auf, und erst am 18. Okt. 1818 ward sie von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen wieder eröffnet. Sie ist sowohl ihrer glücklichen Lage am Rhein, als ihrer Ausstattung nach, und insbesondere durch die wissenschaftliche Bedeutung ihrer Lehrer und ihrer Anstalten eine Universität ersten Ranges. Mit einer Dotation von jährlich über 100,000 Thalern ist die Benutzung der beiden Schlösser von B. u. Poppelsdorf und eines Flächenraums von 140 Morgen für den botanischen Garten und das landwirthschaftliche Institut verbunden. Die Besoldungen der Professoren betragen jährlich 60,000 Thaler; auf die wissenschaftlichen Institute werden mehr als 25,000 Thaler verwendet. Das Universitätsgebäude, das ehemalige Schloß, enthält die Bibliothek von 150,000 Bänden, das akademische Museum für Kunst und Alterthümer, die klinischen Anstalten, das anatomische Institut, das physikalische Kabinet, 17 Hörsäle und die herrliche Aula mit schönen Freskobildern, die 4 Fakultäten darstellend. Auch Senats- und Gerichtszimmer, Carcer und Fechtsaal, eine evangelische Kirche und 2 Reitbahnen fanden in dem weitläufigen Palaste Raum. In Poppelsdorf, dem Schatzhause der Naturkunde, ist das naturhistorische Museum, bestehend aus einer Mineraliensammlung von ungefähr 14,000 Nummern,

einer Pflanzensammlung von 3200 Nummern, zoologischen u. zootomischen Sammlung, ansehnlichen Sammlungen aus der Naturgeschichte der Vorwelt, den chemischen Anstalten, der Bibliothek der Akademie der Naturforscher, dem botanischen Garten unmittelbar am Schlosse. Hier befindet sich auch das landwirthschaftliche Institut. Die Sternwarte, für die früher der Alte Zoll bestimmt war, ist zwischen der Stadt und Poppelsdorf geschmackvoll und zweckmäßig neuerdings gebaut worden. B. ist einer der günstigsten Punkte für die rheinische Schifffahrt. Ganz nahe am Austritt des Flusses aus der obern Gebirgsstrecke liegend, erscheint es gleichsam als der innerste Hafen des Busens, der hier in die Gebirge hinein vordrängt, und es entsteht daher hier ein alter, viel benutzter Trajectus, ein Uebergangspunkt. Abgesetzte Korallen- und Muschelbänke und dort aufgehäufte Gerippe vorsündfluthlicher Thiere bezeichnen den Punkt des Lebens und Bewegens vieler Geschlechter der Menschen. Zu den Zeiten der Römer hatte der Rhein hier eine andere Beschaffenheit, als jetzt. Es zweigte sich ein Arm von seiner Hauptmasse ab, der eine Insel bildete, und ohne Zweifel war diese Insel- und Flußarmbildung die erste Veranlassung zu einer menschlichen Ansiedelung an dieser Stelle. Sehr wahrscheinlich ist es, daß nicht Drusus erst die günstige Lage von B. entdeckte. Wir wissen von Cäsar, daß die germanischen Uferbewohner, die Ubier, schon damals Schiffe hatten und den Rhein befuhren. Es mag hier also schon bei Drusus' Ankunft eine Ueberfahrt und vermuthlich auch ein Ort gewesen seyn, der die Römer aufmerksam machte und herbeizog. Drusus soll hier zuerst mit einer römischen Armee über den Rhein gegangen seyn, daselbst auch eine Brücke gebaut u. B. (Bonna oder Bunna) als ein römisches Castrum eingerichtet haben. Das Lager war hier um so mehr an seiner Stelle, da ganz nahe dabei gegenüber die Sieg in den Rhein mündet, für deren Thalmündung Bonna als Wächter dienen konnte. Dieselben Umstände und Verhältnisse, welche B. als Pflanzort ins Leben riefen, förderten die Stadt auch in ihrem Wachsthum. Längs der Sieg ging eine nicht unwichtige Lebensader zur Stadt hinab. Eine zweite kam von der linken Rheinseite am Fuße des Gebirgsabhangs her, die dritte und vierte fand sie im mittlern und untern Rhein selber. Daß die große Bahn- und Wegsamkeit des untern Rheinthals nur bis B. ging und hier endigte, und daß hier daher auch ein lebendiger Verkehr Statt haben mußte, beweist noch heutigen Tages der Umstand, daß hier bei B. vor dem Gebirgsthore die niederrheinischen Eisenbahnen aufhören, ebenso wie die oberrheinischen bei dem obern Thore des Mittelrheins einstweilen noch bei Bingen endigen. Viele am Niederrhein sich hintummelnde Völkerschaaren und Heere wurden hier im innersten Winkel des Flachlandbusens bei B. gleichsam wie Fische in dem letzten Schlupfwinkel eines Netzes gefangen und gehemmt, und es kam hier zu bedeutenden Kämpfen, so schon zwischen den Römern und Batavern während des Aufstandes von Civilis und dann häufig zwischen den Römern und Franken und andern Germanen. An derselben Stelle, wo Drusus und Cäsar über den Rhein gingen, that es auch Karl der Große. Wir sehen ihn daher auch einmal (775) bei B. über den Rhein gehen. Im 4. Jahrhundert zerstört und durch Kaiser Julian wieder aufgebaut, litt es vorzüglich in den Kämpfen der Hunnen, Franken, Sachsen und Normannen. Im Jahre 952 ward zu B. eine große Synode gehalten. Bei B. stiegen meistens die vom Oberrhein herabfahrenden deutschen Kaiser auf ihrem Krönungszuge nach Aachen ans Land und gingen dann von hier aus landeinwärts längs der Gebirge weiter nach der Krönungsstadt. Die reizende Umgebung des Orts bestimmte die kölner Erzbischöfe, als sie sich mit den unruhigen Bürgern von Köln nicht mehr vertragen konnten, B. zu ihrer Residenz u. Hauptstadt zu erwählen (1073), wodurch die Bedeutung und Blüthe der Stadt gefördert wurde. B. hatte unter den Kurfürsten etwa 10,000 Einwohner (1789). Im Jahre 1673 hielten sich hier die Franzosen gegen Holländer, Spanier und Oesterreicher. Nach einem heftigen Bombardement ward die Stadt 1689 durch Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg und 1703 durch die Holländer unter Coehorn eingenommen, worauf sie erst 1715 wieder in den Besitz von Köln kam. Die Festungswerke wurden 1717 größtentheils geschleift und auf ihrem Grunde das kurfürstliche Schloß aufgeführt. Im Jahre 1802 ward B. durch den luneviller Frieden französisch, 1814 durch den wiener Kongreß preußisch. In der romantischen Umgebung sind Godesberg, Rolandseck, die Insel Nonnenwerth und der Drachenfels vielbesuchte Glanzpunkte. Vgl. Ritter, Entstehung der ältesten Städte am Rhein, Köln, B. und Mainz, Bonn 1851, und Hundeshagen, Die Stadt und Universität B., das. 1832.

2) Dorf im schweizer Kanton Freiburg, am linken Ufer der Saane, 1580 F. über dem Meere, 2 Stunden nördlich von der Stadt Freiburg. Das dortige Bad war bereits im Mittelalter bekannt u. wurde früher stärker besucht, als jetzt; benutzt werden drei ziemlich starke schwefelhaltige Quellen.

Bonnassieux, Bildhauer zu Paris, lieferte zur dortigen Ausstellung 1844 eine Davidstatue, die von einem fleißigen Studium der Antike zeugte und die ein Referent im stuttgarter Kunstblatt ein absolutes Kunstwerk und zugleich das bedeutendste Werk der pariser Skulpturausstellung dieses Jahres nennt. Außerdem sah man von ihm die gelungene Büste der Gräfin C.. (Croy?), vollendet, wie wenige der ausgestellten Skulpturen.

Bonne (vom Franz.), wörtlich die Gute, erst kindliche, dann allgemeine Benennung für Kinderwärterin, Erzieherin.

Bonne, François de, Herzog von Lesdiguieres, geboren 1543, trat als armer Adeliger aus der Dauphiné zu dem Militär der Protestanten, war, als Heinrich IV. den Thron errang, General, bezwang als solcher Südfrankreich, eroberte Savoyen und ward 1609 Marschall, Herzog von Lesdignieres und Pair von Frankreich. Unter Ludwig XIII. schwur er seinen protestantischen Glauben wieder ab, um Connetable von Frankreich zu werden. Als solcher und als der letzte Connetable von Frankreich zog er 1625 ge-



BONN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instituts in Hildburgh.

gen Genuesen und Spanier nach Italien und † 1626. Sein Geldgeiz soll seinen Ehrgeiz noch beschämt haben.

Bonner, Edmund, englischer Bischof, nach Einigen der natürliche Sohn eines Priesters Savage zu Worcestershire, nach And. aber Sprosse armer Aeltern aus einer Hütte, die man noch jetzt Bonnersplatz nennt, studirte 1512 — 1519 zu Oxford, wurde Baccalaureus des Civil u. 1526 Doktor des kanonischen Rechts u. bald nachher Günstling des Kardinals Wolsey, der dem geschäftstüchtigen Mann reiche Pfründen verlieh. Als treues Werkzeug Heinrichs VIII. verfocht er dessen Ehescheidung von Katharina von Aragonien und trat als Gesandter zu Rom, Wien und Kopenhagen, besonders aber 1533 zu Marseille dem Papst gegenüber mit ungewöhnlicher Energie für seinen König in die Schranken. Unter Eduard VI. begann sein antireformatorischer Kampf, der zwar 1549 mit dem Verlust seines Bisthums u. seiner Freiheit endete, dagegen 1553 durch die katholische Maria zu neuer und verheerender Flamme angefacht wurde. Er bekämpfte nun nicht mehr die Lehren, sondern verfolgte die Personen, und Gefängnisse und Tortur waren seine Ueberzeugungsmittel. Der Feuertod (dem er über 200 Protestanten in 3 Jahren opferte) gab der britischen Insel den Schein eines spanischen Inquisitionsdistrikts. Unter der protestantischen Königin Elisabeth ward er, da er 1559 den Suprematseid verweigerte, eingekerkert und † im Gefängniß am 5. September 1569. Seine Schriften sind längst vergessen.

Bonnet (v. Franz.), Kopfbedeckung, Mütze, Kappe, auch Doktorhut; in der Fortifikation eine Erhöhung der Brustwehrkrone um 1—5 Fuß, gewöhnlich in den auslaufenden Winkeln angebracht, um die Brustwehrlinien, besonders des Banketts, gegen den Enfilade- und Ricochetschuß zu sichern; auch Deckmittel der Bankgeschütze, indem man das B. bis zum Ende der Geschützbank erweitert u. mit den nöthigen Schießscharten versieht.

Bonnet, 1) Charles, berühmter Naturforscher und Philosoph, geboren den 13. März 1720 zu Genf, war zur Rechtswissenschaft bestimmt, beschäftigte sich aber so eifrig mit naturgeschichtlichen Studien, daß er schon im 20. Jahre wegen seiner Abhandlung über die Fortpflanzungsart der Blattläuse Korrespondent der pariser Akademie der Wissenschaften wurde. In seinem 22. Jahre ernannte ihn die londoner Societät zu ihrem Mitgliede wegen seiner Untersuchungen über die Wiedererzeugung der Würmer in süßem Wasser, über das Athmen der Raupen und Schmetterlinge und den Bau des Bandwurms. Im 23. Jahre wurde er Doktor der Rechte, widmete sich aber von jetzt an lediglich der Naturgeschichte u. Philosophie. Oeftere Augenleiden, ein Hinderniß im Schreiben und mikroskopischen Beobachten, gaben seinem regen Geist Anlaß, sich auf spekulative Forschungen zu richten, und die spätere Schwäche seiner durch Fleiß angestrengten Gesundheit wandten seinen Blick auf das Christenthum u. die Fortdauer nach dem Tode. Sein Werk über diesen Gegenstand: „Idées sur l'état futur des êtres vivans ou Palingénésie philosophique“, in religiöser Wärme geschrieben, hatte auf Lavater solchen Einfluß, daß er dessen letzten Theil, eine Apologie des Christenthums, unter dem Titel „Philosophische Untersuchung der Beweise für das Christenthum“ 1769 übersetzte und Moses Mendelssohn zueignete, um diesen zur Widerlegung desselben oder zum Uebertritt zum Christenthum zu bewegen. Die gereizte Antwort Mendelssohns veranlaßte B., sich öffentlich vor dem Verdacht der Theilnahme an Lavaters Zudringlichkeit zu verwahren. B. wurde 1752 Mitglied des großen Raths von Genf, mußte sich aber seiner wankenden Gesundheit halber 1768 auf sein Landgut Genthod am Genfersee zurückziehen, wo er am 20. Mai 1793 †. B. hatte die Natur mit feinem und zugleich religiösem Sinne beobachtet und steht gleich achtungswerth vor uns wegen seiner naturhistorischen Forschungen, wie wegen seiner religiösen Denkart und seines sittlichen Charakters; sein redlicher Eifer für die Wissenschaft zeigte sich, wie in seinem Leben, so in seinen Werken. Als Philosoph steht er mit Condillac auf gleicher Stufe einer aus Bacons Methodenlehre und Locke's Erkenntnißlehre ausgegangenen, aus der Sphäre der eigentlichen Philosophie ausgetretenen empiristischen Erkenntnißtheorie; er war, wie Condillac, der schon von Locke zum philosophischen Grundsatz jener Zeit erhobenen Ansicht, daß alle unsere Vorstellungen aus den Sinneswahrnehmungen entspringen, und wollte hiernach die Aeußerungen unseres physischen Lebens nur als Phänomen unserer Gehirnthätigkeit darstellen und die philosophische Forschung auf „Beobachtung der Gesetze des Zusammenhangs zwischen den Funktionen des Centralorgans der Empfindungen und der Seelenthätigkeiten“ beschränken. Von seinen Schriften sind noch zu nennen der „Traité d'insectologie“ (Paris 1745, deutsch von Göze 1773); „Recherches sur l'usage des feuilles dans les plantes“ (Göttingen und Leyden 1754, deutsch von Borkh, Ulm 1803); „Essai de psychologie ou considérations sur les opérations de l'ame“ (1760, deutsch u. mit Anmerkungen von Dohm, Lemgo 1773); „Essai sur les facultés de l'ame“ (1760, deutsch und mit Zusätzen von Schütz, Bremen 1770); „Considérations sur les corps organisés“ (1762, deutsch von Göze, Lemgo 1773); „Contemplation de la nature“ (1764, deutsch von Titius, Leipzig 1803). Er selbst gab seine „Oeuvres d'histoire naturelle et de philosophie“ (Neufchatel 1779—1783, 8 Bde. u. 18 Bde.) heraus. Vgl. Trembley, „Mémoire pour servir à l'hist. de la vie et des ouvrages de B., Bern 1794, deutsch, Halle 1795.

2) Louis, französischer Zeichner und berühmter Kupferstecher, geboren zu Paris 1743, Erfinder der Kunst, Zeichnungen in Pastell-, Tusch- und Crayonmanier im Stiche nachzuahmen. Seine Blätter dieser Art, die zum Theil selten u. theuer sind, bleiben unübertreffliche Muster. Er schrieb seine Erfindung in: „Le pastel en gravure inventé et executé par L. B.“ (1769). Man hat nahe an 800 Blätter von ihm; die in Zeichnungsmanier bleiben Zierden jeder Sammlung.

Bonneval, Claude Alexandre, Graf von, auch Achmed Pascha genannt, merkwürdiger Abenteurer, den 14. Juli 1675 zu Coussac im Limousin aus einer angesehenen französischen

Familie geboren, besuchte das Jesuitenkolegium, kam aber schon in seinem 13. Jahre in das königl. Marinecorps und trat nach einigen Jahren als Lieutenant in die Garde. Im Regiment Latour machte er den italienischen Feldzug von 1701 unter Catinat mit und focht dann unter dem Marschall von Luxembourg in den Niederlanden mit Auszeichnung. Als ihm der Kriegsminister Chamillard wegen im Krieg verübter Erpressungen sein Gesuch um Beförderung abschlug, reizte er diesen durch Beleidigungen so, daß ihn dieser durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilen ließ. B. war indeß nach Deutschland geflüchtet, wo er auf Empfehlung des Prinzen Eugen als Generalmajor in österreichischen Diensten angestellt wurde. Er diente nun in den Feldzügen von 1710, 1711 und 1712 tapfer gegen sein Vaterland, worauf im Frieden zu Rastatt 1714 durch Vermittlung des Prinzen Eugen sein Prozeß in Frankreich niedergeschlagen wurde. Kaiser Karl VI. beförderte ihn zum Generallieutenant und zum Mitglied des Reichshofraths. Bald darauf zum Feldmarschalllieutenant ernannt, nahm er in den Kriegen zwischen der Türkei und Oesterreich an des Prinzen Eugen Seite rühmlichen Antheil an der Eroberung von Temesvar und der Schlacht bei Peterwardein (1716), wo er schwer verwundet wurde. In Paris, wohin er nach seiner Genesung sich begab, fand er ehrenvolle Aufnahme, lebte nach dem Frieden von Passarowitz wieder zu Wien, machte sich aber durch die Sucht, sich in des Prinzen Eugen häusliche Angelegenheiten zu mischen, diesem so unangenehm, daß derselbe, um ihn zu entfernen, 1723 seine Anstellung als Generalfeldzeugmeister in den Niederlanden bewirkte. In Brüssel gerieth er sehr bald mit dem Gouverneur Marquis de Prié in Zwist, so daß er verhaftet und nach Wien zur Rechenschaft gezogen wurde. Nachdem er einen Monat im Haag verweilt, wo er mit dem französischen und spanischen Gesandten viel verkehrte, begab er sich auf die Reise nach Wien, ward aber unterwegs verhaftet, auf das Schloß Spielberg bei Brünn gebracht, ihm der Prozeß gemacht und er durch den Hofkriegsrath zum Tode verurtheilt, welches Urtheil der Kaiser in einjährige Haft auf dem Spielberge milderte. Nach Beendigung derselben ward er unter der Bedingung, den deutschen Boden nie zu betreten, über die Grenze gebracht, worauf er über Venedig nach Konstantinopel ging. Hier trat er 1730 zum Islam über, wurde vom Sultan zum Pascha von drei Roßschweifen und nachher zum General der Artillerie ernannt, die er auf europäische Weise organisirte. Als Befehlshaber einer Heeresabtheilung von 30,000 Mann focht er siegreich gegen Rußland und gegen den wilden Usurpator des persischen Throns, Thamasp-Kuli-Khan. Der Sultan ernannte ihn dafür zum Statthalter von Chios; er fiel jedoch in Ungnade, ward abgesetzt und in ein Paschalik am schwarzen Meere verbannt. Im Begriff, nach Europa zurückzukehren, † er zu Konstantinopel den 27. März 1747. Die unter seinem Namen erschienenen „Mémoires" (herausgegeben von Desherbiers, Paris 1806, 2 Bde.) sind unächt. Vergl. Merkwürdiges Leben des Grafen B., Hamburg 1737; Leben und Begebenheiten des Grafen von B., Frankfurt u. Leipzig 1738, 4 Bde.

Bonneville, 1) Nicolas de, französischer Publicist, 1760 zu Evreux geboren, lebte früher der Literatur und machte sich besonders als Uebersetzer um die Kenntniß der deutschen und englischen Literatur in Frankreich verdient, indem er mit Friedel deutsche Theaterstücke in dem „Nouveau théâtre allemand" (12 Bde., Paris 1782—1785) und mit Letourneur den Shakespeare übersetzte. In der Revolution wendete er sich der Politik zu, stiftete mit Fauchet den Cercle social und gab „Le Tribun du peuple" und „La bouche de fer" heraus. Da er bei aller Freisinnigkeit doch gegen alle Gewaltmaßregeln der damaligen Gewalthaber sprach, so wurde er bis zum 9. Thermidor eingekerkert. Er gehörte dann zu den Gemäßigten, aber eine Vergleichung Napoleons mit Cromwell brachte ihn wieder ins Gefängniß und nach seiner Freilassung unter fortwährende polizeiliche Aufsicht. Er † 1828. B. schrieb noch eine „Histoire de l'Europe moderne" (3 Bde., Genf 1789–92) u. A.

2) Kapitän im Dienste der Vereinigten Staaten, Sohn eines französischen Emigrirten, bekannt durch seine kühnen Reisen und Abenteuer in den Gegenden jenseits des Felsengebirgs und die Nachrichten, welche er theils für das Kriegsdepartement der Vereinigten Staaten, theils für die allgemeine Kenntniß des „fernen Westens" und seiner Bewohner reichlich gesammelt und aus welchen Washington Irving die Schilderung zu seiner Astoria entnahm. B. war als verschollen bereits aus den Listen der Armee gestrichen worden, als er 1835 plötzlich wieder in der Kongreßstadt als Deputirter erschien.

Bonnier d'Arco, französischer Gesandter beim Kongreß zu Rastatt, war früher Präsident der Rechnungskammer zu Montpellier, später Konventsmitglied, stimmte für den Tod Ludwigs XVI., wohnte den Unterhandlungen mit Lord Malmesbury zu Lille bei (1797) und trat zu Rastatt als der ungeberdigste unter den republikanischen Diplomaten gegen die preußischen, österreichischen und die deutschen Reichsgesandten auf. Als er mit seinen Kollegen Jean de Bry und Roberjot am Abend des 28. April 1799 Rastatt verlassen hatte, wurden sie auf der Straße nach Straßburg überfallen, ihrer Papiere beraubt und ermordet.

Bonnivard, Franz von, Märtyrer des Strebens für religiöse und politische Freiheit, aus einer angesehenen französischen Familie 1496 geboren, war seit 1513 Prior zu St. Victor in Genf, als die vom Bischof Johann beabsichtigte Abtretung Genfs an den Herzog von Savoyen zwischen den Genfern und dem Bischofe heftige Spannung verursachte. Als Hauptstützpunkt des Widerstandes der genfer Bürger gegen die bischöfliche Willkür lud er den Haß des Bischofs wie des Herzogs auf sich, fiel bald darauf in die Schlingen des Letzteren, schmachtete von 1519 bis 1528 im Gefängnisse und erhielt nur durch Vermittelung des Bischofs Peter de la Beaume und indem er die Güter in Savoyen mit Gewalt zurücknahm, das ihm entzogene Priorat wieder. Als Genf wegen der neuen Lehre von katholischen

und protestantischen Bundesgenossen bearbeitet, schwankte, fragte man B. um Rath, und durch kräftiges Wort beförderte er die Reformation. Im Jahre 1530 fiel er zum zweiten Male in des Herzogs Gewalt, als er mit des Fürsten Geleite seine alte, kranke Mutter besuchte, und ward im Schlosse Chillon, auf dem Fels im Genfersee, in einem Schauerkeller unter der Fläche des Wassers verwahrt. Befreit, verließ er sein Priorat und war als Bürger von Genf bis zu seinem Tode (1570) unausgesetzt thätig, die Freiheit des Glaubens und des Bürgerthums zu vertheidigen.

Bonnivet, Guillaume Gouffier de, Admiral von Frankreich zur Zeit Franz' I., war der Günstling dieses Königs und der Mutter desselben, Luise von Savoyen, und Feind des Connetable von Bourbon. Im Jahre 1523 mit einem Heere nach Italien gegen die Spanier gesendet, wurde er von diesen (im Frühjahr 1524) genöthigt, das Land zu räumen. Auf dem Rückzuge beim Uebergang über die Sesia, unweit Romagnano, angegriffen und geschlagen (30. April 1524), wurde er verwundet und Bayard, der unter ihm diente, getödtet. Als darauf König Franz I. selbst, von ihm begleitet, nach Italien gezogen war (im Oktober 1524), war es B., der ihn veranlaßte, lange in Mailand zu verweilen, was den Spaniern Zeit verschaffte, ihre Streitkräfte zu verstärken, dann Pavia zu belagern, was vergebens Zeit und Menschen kostete, endlich das spanische Heer, das durch den Connetable von Bourbon und Georg Frundsberg verstärkt zum Entsatz herbeikam, im verschanzten Lager vor Pavia zu erwarten. Auf solche Weise führte er die Schlacht von Pavia herbei (24. Febr. 1525), in welcher das französische Heer aufgerieben und König Franz selbst gefangen wurde. Beim Verlust dieser Schlacht suchte und fand B. den Tod.

Bonnus, Hermann, rüstiger Streiter für die Reformation, 1504 zu Quackenbrück im Osnabrückischen geboren, war in Wittenberg Luthers Zuhörer und führte seit 1526 dessen Lehre in Greifswalde, Kopenhagen, Stralsund rc. ein. Nachdem er auf Verlangen der Osnabrücker 1532 auch bei ihnen die Reformation eingerichtet, ging er 1533 als Superintendent nach Lübeck, wo er den 12. Febr. 1548 †. Außer vielen geistlichen, besonders aus dem Lateinischen übersetzten Liedern schrieb er „Geistlike Gesenge un Lider" (gedruckt dorch Johann Ballhorn) und „Chronicon Lubecense"; lateinische Uebersetzung von der „Chronika durch Magistrum Johann Carion fleißig zusammengetragen" (Wittenb. 1532).

Bononcini, Giovanni, italienischer Musiker, zu Bologna geboren, wurde in England des großen Händel Nebenbuhler, lebte später in Paris, dann in Wien und † hochbetagt in Venedig. Seine Hauptwerke sind: „Duetti da camera" (Bologna 1619), „Cantate e duetti" (1721) und eine große Sammlung von Opern und Oratorien.

Bonone, Carlo, ausgezeichneter italienischer Maler, 1569 zu Ferrara geboren, Schüler und Nachahmer der Caracci, besonders des Ludovico in Bologna, und daher der Caracci von Ferrara genannt. Er † 1632. Trotz der Mängel, welche Kenner an seiner Zeichnung, Wahl der Köpfe, Farbenauftragung rc. finden wollen, bleibt B. der erste Künstler, der dem Streben der Caracci's, die Kunst aus dem Sumpf von Schwulst und Gehaltlosigkeit, in welchen sie seit 50 Jahren versunken war, emporzuziehen, mit Kraft und Beruf dazu nacheiferte. Unter seinen Kabinetsstücken wird „das Märtyrthum der heil. Katharina" ein Kleinod der Kunst genannt.

Bonorum cessio (lat.), freiwillige Güterabtretung an die Gläubiger, um den Nachtheilen des Konkurses (Infamie, Personalexekution rc.) zu entgehen; nur bei unverschuldeter Insolvenz des Schuldners zulässig. S. Cession.

Bonorum collatio (lat.), Einwerfung des vom Erblasser Erworbenen in die Erbschaftsmasse.

Bonorum venditio, beim römischen Konkursverfahren die Realexekution, Verkauf der Güter im Ganzen, vom Prätor Publius Rutilius eingeführt. Wenn die Gläubiger in die Güter des Schuldners eingewiesen waren (s. Immission), nahmen sie dieselben in Beschlag und vertheilt zur Verwahrung an sich. Nach 30 Tagen wurde der Verkauf bekannt gemacht (proscriptio) und wieder nach 30 Tagen, wenn der Schuldner nicht unterdeß gezahlt hatte, geschah durch einen aus der Gläubiger Mitte gewählten Bevollmächtigten (Magister bonorum vendendorum) der Zuschlag (bonorum addictio) an den, welcher die meisten Procente ($^1/_4$, $^1/_3$, $^1/_2$ rc. der Forderungen) versprochen hatte. Dieser trat dann wie ein Erbe in die gesammten Vermögensrechte des Schuldners ein, hatte für die Forderungen desselben alle seine Rechtsmittel und erwarb durch Usukapion das volle Eigenthum. Der Schuldner aber wurde infam und mußte, sobald er wieder Vermögen erwarb, den Rest der Schulden nachzahlen.

Bonosus, 1) römischer Feldherr, spanischer Abkunft, aber in Britannien geboren, that sich unter den Kaisern Aurelian (270—275) und Probus (276—282) hervor. Als aber durch seine Unvorsichtigkeit die römischen Schiffe auf dem Rhein in die Hände der Alemannen gefallen waren, warf er sich, um der ihm drohenden Strafe zu entgehen, in den Rheinprovinzen selbst zum Kaiser auf, wurde jedoch vom Kaiser Probus in einem hartnäckigen Kampfe besiegt und erhenkte sich darauf zu Köln 280.

2) Bischof zu Sardica in Illyrien gegen Ende des 4. Jahrhunderts, welcher die Jungfrauschaft der Maria leugnete und erforscht haben wollte, Maria habe in der Ehe mit Joseph mehre Kinder geboren. Gegen ihn erhob sich die Synode zu Capua, unter Vorsitz des Ambrosius (391), und bewirkte seine Absetzung. Die Sekte der Bonosianer aber, die sich um ihn gebildet hatte, bestand noch bis ins 6. Jahrhundert, wo sie in Frankreich erlosch.

Bonpland, Aimé, berühmter französischer Reisender und Botaniker, zu La-Rochelle geboren, war Zögling der medicinischen Schule, als er im Jardin des Plantes in Paris die Zuneigung des großen Alexander von Humboldt in solchem Grade gewann, daß dieser ihn 1799 zum Gefährten für seine wissenschaftliche Reise nach Amerika er-

wählte. B. sammelte dort mehr als 6200 neue Pflanzenarten u. half durch den Antheil, welchen er an der Bearbeitung der „Voyage dans les régions équinoxiales“ (1799 ff.) nahm, ein Werk des menschlichen Geistes aufbauen, das unvergänglichen Werth besitzt. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er 1804 von Napoleon mit der Direktion der kaiserlichen botanischen Gärten von Navarre und Malmaison, die er in der „Description des plantes, que l'on cultive à Navarre et à Malmaison“ (11 Lief., 66 Kupfertafeln, Paris 1813—17) beschrieb. Gleichzeitig gab er heraus die „Plantes équinoxiales recueillies au Mexique“ (2 Bde., Paris 1808—16) und die „Monographie des melastomes“ (das. 1809—16, 2 Bde., mit 220 Kupfertfln.). Rastloser Forschungseifer ließ ihm aber keine Ruhe; auf die Vortheile seiner Stellung verzichtend, nahm er 1818 seine Entlassung u. bewarb sich um die Professur der Naturgeschichte in Buenos-Ayres, die man ihm gern gewährte. Von Buenos-Ayres aus unternahm er im Oktober 1820 einen wissenschaftlichen Ausflug den Paraña entlang nach Paraguay, wurde jedoch 1825 zu St. Ana am nördlichen Ufer des Paraña, wo er eine Indianerkolonie gegründet und Pflanzungen von Paraguaythee angelegt hatte, von 800 Soldaten des Diktators von Paraguay, Dr. Francia, überfallen und, nachdem diese die Theepflanzungen zerstört hatten, mit den meisten Indianern gefangen nach Assompcion abgeführt. Trotz aller Bitten, zu denen sich die englische und französische Diplomatie erniedrigte, behielt Francia den gewandten Beobachter erst als Garnisonsarzt, dann als oberster Leiter bei der Anlegung eines Handelswegs nach Peru innerhalb der Grenzen seiner Allgewalt; B. dagegen setzte mit gewohnter Beharrlichkeit seine naturhistorischen Untersuchungen und Sammlungen fort, und auch, nachdem er im Nov. 1829 seine Freiheit erhalten, blieb er in Südamerika. Im Jahre 1846 wurde aus Corrientes, wo er seit seiner Befreiung aus seiner Gefangenschaft sich aufhielt, sein Tod gemeldet. Nach den 1851 aus Brasilien nach Europa gelangten Nachrichten sollte er sich auf brasilischem Gebiet in der Nähe von Alegrete niedergelassen haben und daselbst einen Laden halten, aber durch seine langjährige Isolirung von gebildeten Menschen geistig so verkommen seyn, daß er seiner frühern Größe sich gar nicht mehr bewußt sey und nur noch unvollkommen französisch spreche. Diesem Gerücht widerspricht jedoch sein mit A. von Humboldt fortgesetzter Briefwechsel, der eine geistige Verkommenheit nicht bezeugt. Es ist daher wahrscheinlicher, daß vielmehr die langjährige Gewöhnung an das Land und vielleicht, wie Andere meinen, seine Verheirathung mit einer Indianerin ihn von der Rückkehr nach Europa zurückgehalten habe. Seine Bemerkungen zu dem auf der Reise mit Humboldt gesammelten Herbarium hat Kunth in den „Nova genera et species plantarum“ (12 Bde., Paris 1815—25) mitgetheilt.

Bonplandia, Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen oder Rautengewächse, mit 5blättriger Blumenkrone, unterem Fruchtboden und 5zelligem Kelch, 5facher Samenkapsel einsamig. B. trifoliata bildet als 60—80 Fuß hoher Baum in Südamerika ganze Wälder. Das Holz ist inwendig gelb. Dieser Baum und Scirus officinalis sollen nach Einigen die Angosturarinde (s. d.) liefern.

Bons du trésor (franz.), Schatzscheine, Obligationen, s. Bon.

Bons hommes, s. Boni homines.

Bonstede (Bornstedt), Hermann, altdeutscher Metallgießer, von dem noch ausgezeichnete Werke in der Mark Brandenburg vorhanden sind. Im 2. Bande der „Märkischen Forschungen“ findet man eine Abhandlung von Kotzmann über einige Bronzearbeiten in gedachter Gegend, welche 1475 — 1489 von B. geliefert wurden.

Bonstetten, Karl Victor von, Humorist und Schriftsteller, 1745 in Bern geboren, wo sein Vater Seckelmeister war. In Yverdun, dann seit seinem 19. Jahre in Genf erzogen, studirte er zu Leyden, Cambridge und Paris, bereiste Italien und ließ sich dann in der Schweiz nieder, wo sich ein Kreis leuchtender Geister, die auch auf ihn einen großen Theil ihres Lichtes warfen, wie Salis, Matthisson, Friedrich Brun und vor Allen Johannes von Müller, um ihn sammelte. Im J. 1775 ward er Mitglied des großen Raths von Bern, dann Landvogt zu Sarnen, 1787 in Nyon und später Oberrichter in Lugano. Als französischer Einfluß die Schweiz revolutionirte, zog er sich erst nach Italien und von da nach Kopenhagen zurück, wo er bis 1801 der Gast seiner Freundin Friederike Brun war, und wählte bei seiner 1802 erfolgten Rückkehr Genf zum Aufenthaltsort. Hier lebte er den schönen Wissenschaften und der brieflichen Unterhaltung mit seinen fernen Freunden, besuchte von Zeit zu Zeit Italien und legte seine Gedanken und Erfahrungen in zahlreichen Schriften nieder, bis ihn am 3. Febr. 1832 der Tod ereilte. Die vorzüglichsten seiner Werke sind: „Briefe über ein schweizerisches Hirtenland“ (Basel 1782); „Kleine Schriften“ (Kopenhagen 1799—1801, 4 Bdchn.); „Ueber Nationalbildung“ (2 Bde., Zürich 1802); „Voyage sur la scène du dernier livre de l'Enéide, suivi de quelques observations sur le Latium moderne“ (eine topographische Untersuchung über die Verödung der Campagna von Rom, Genf 1813); „Recherches sur la nature et les lois de l'imagination“ (das. 1807, 2 Bde.); „Pensées diverses sur divers objets du bien public“ (das. 1815); „Etudes de l'homme ou recherches sur les facultés de sentir et de penser“ (das. 1821, 2 Bde., deutsch von Gfrörer, Stuttgart 1822, 2 Bde.); „L'homme du midi et du nord“ (Genf 1824, deutsch Leipzig 1825); „Briefe an Matthisson“ (Zürich 1827) und „Briefe an Friederike Brun“ (Frankfurt 1828, 2 Bde.).

Bontekoe, Cornelius von, holländischer Arzt, geboren zu Alkmar 1647, von dem Wirthshausschilde seines Vaters Decker B. (Bunte Kuh) genannt. Er erklärte u. A. alle Krankheiten aus Verdickung der Säfte entstanden und wollte sie mit Thee, Tabak, Kaffee und Chokolade heilen, war erst Barbier, studirte dann Medicin und Psychologie, prakticirte darauf in Amsterdam und zog endlich nach Hamburg. Von dort aus dem Kurfürsten von Brandenburg empfohlen, ward

er erst Leibarzt desselben, dann Professor zu Frankfurt a. d. O., wo er 1685 †. Sein Buch von dem menschlichen Leben (Korte verhandling van t'Menschen leven, gezondheit, ziekte en dood, Haag 1648) erlebte in der deutschen Uebersetzung (Budissin 1686—1701) 4 Auflagen. Eine holländische Gesammtausgabe seiner Schriften erschien zu Amsterdam 1689, 2 Bde.

Bonum factum (lat.), billig und recht, in Rom Eingangsformel der öffentlich angeschlagenen Edikte.

Bonus (lat.), im englischen Staatspapierwesen der Ueberschuß oder die Prämie, welche sich durch die gegen baare Einzahlungen an die Regierung erlangten Staatspapiere nach deren jeweiligem Kurse zu Gunsten des Empfängers solcher Obligationen ergibt.

Bonus, Heiliger, eigentlich Johannes Camillus, 641 Erzbischof von Mailand, bekehrte die arianischen Longobarden mit ihrem König Grimoald zum Katholicismus; † 655 oder 669.

Bonus eventus (lat.), das gute Gedeihen, ein Genius der Römer u. der Griechen (als Triptolemos), das Gedeihen der Feldfrüchte personificirend, abgebildet als nackter Jüngling, der, Blumen, Aehren und Weintrauben in der Hand, vor einem Altar mit loderndem Feuer steht.

Bonvicino, 1) Alexander, genannt il Moretto da Brescia, ausgezeichneter italienischer Historien- und Bildnißmaler, der aus Tizians Schule durch selbstständiges Studium der raphaelschen Meisterwerke zu edler Eigenthümlichkeit sich erhob. B. war zu Novate geboren und bereits 1516 als Künstler thätig und blühte noch 1560. In seinen Werken vereinigt er Raphaels seelenvollen Ausdruck, freie und anmuthige Haltung mit tizianscher Zartheit des Fleisches, und zu Beidem brachte sein Genius eine blühende Färbung und ein anmuthiges Spiel von Hell und Dunkel; besonders charakterisiren seine Bilder jene hellen Gründe, aus welchen seine Figuren dem Beschauer mit vollem Leben entgegentreten, und die täuschende Nachahmung von Atlas, Sammt, Gold- und Silberstoffen. Am meisten bekannt und gerühmt sind: „die Krönung Mariä" und das „Mysterium des Abendmahls" in Brescia, die „heilige Familie" und die „Passion", letzteres ein durch Einfachheit und ergreifende Wahrheit ausgezeichnetes Bild, beide auf dem Rathhaus zu Brescia, die heilige Cäcilie in St. Georgio zu Verona.

2) Ambrosius, vortrefflicher Bildhauer von Mailand, geboren 1552, Schüler J. Scavezzi's, † 1622, berühmt durch seine Statuen der Apostel Petrus und Paulus und Basreliefs in der Peterskirche zu Rom.

Bon vivant (franz.), gut lebend, ein dem Wohlleben ergebener Mensch, Lebemann, Lebling.

Bonvouloir, australische Inselgruppe des Luissiadearchipels, deren östlichste, stark bewaldete und bewohnte Insel unter 10° 25′ südl. Br. und 151° 25′ 15″ L. v. Gr. liegt.

Bony, der mächtigste Staatenverein auf der Südküste der Insel Celebes, am gleichnamigen Busen, begreift 8 kleine Staaten, von denen jeder einen despotisch regierenden Fürsten zum Haupte hat. Nur die auswärtigen Angelegenheiten (Krieg, Friedensschlüsse, Bündnisse) werden von einem aus ihrer Mitte gemeinschaftlich erwählten Oberhaupt geordnet, dem die andern Fürsten als Berather zur Seite stehen. Der nördliche Theil ist fruchtbar an Reis, Sago, Cassia. Die Einwohner (Buggiesen) sind halb civilisirt, haben einige Schulen, regelmäßig gebaute Städte, treiben Fischfang, Schiffbau, Bergbau, lebhaften Handel, fertigen Gold-, Silber-, Eisenarbeiten, gestreifte und farbige Kattune. Die Holländer haben eine Faktorei in der Hauptstadt. Letztere, mit dem Palast des Sultans und Hafen, wurde 1814 von den Briten in Folge einer Fehde fast ganz eingeäschert. Die Bai von B., auch Sewa und Bai der Buggiesen genannt, nimmt den größten Fluß der Insel, Thienrana, auf und ist von vielen kleinen holländischen Niederlassungen begrenzt.

Bonzaniga (Bozaniga), Joseph, guter Bildhauer zu Turin, Gründer einer neuen Schule in der Kunst, in Holz und Elfenbein zu schneiden, bereicherte aus seinem viel producirenden Atelier die Kunstliebhaber mit seinen zarten Schnitzereien. Er † als königlich sardinischer Hofbildhauer zu Turin 1820.

Bonzen (aus dem japanischen Busso), eigentlich Name der japanischen Priester des Fo oder Buddha, durch die Portugiesen auch auf hinterindische, chinesische und siamesische Priester übergetragen, ohne Rücksicht auf die zahlreichen Sekten, in welchen sie sich bekämpfen. Die japanischen B. zerfallen unter sich in eine höhere, in die innere Lehre eingeweihte Klasse und in eine untere, denen bloß die Beobachtung des äußeren Brauchs obliegt. Letztere sind meist Leute aus den niederen Kreisen der Gesellschaft, die sich durch Almosensammeln, Beten oder strenge Bußübungen den Ruf der Frömmigkeit, ja oft der Heiligkeit erwerben. Die Anzahl der B. ist unglaublich groß; manche Pagode hat 40—50. Der höhere Bonzenstand ergänzt sich aus den vornehmsten Familien des Reichs und lebt mit Luxus in Palästen. Die weiblichen B. leben wie unsere Nonnen, in stiller Abgeschiedenheit in den Klöstern; doch berichten Reisende auch von Klöstern und Tempeln, wo männliche und weibliche B. zu gemeinschaftlichen Gebeten und Gesängen zusammenkommen.

Boodicea (Boadicea), Heldin und Fürstin der Briganten, eines celtischen Volkes in Britannia superior. Als die Römer nach Aufrichtung einer römischen Provinz durch Claudius (53 n. Chr.) die Unterdrückung der ganzen Insel versuchten, die Erpressungen der öffentlichen Pächter aber das Volk reizten, benutzte B., ein Mannsweib an Gestalt und Gesinnung, die Abwesenheit des römischen Hauptheeres, welches Suetonius Paullinus gegen die Insel Mona (Anglesey) geführt hatte, führte ihr Volk und die benachbarten Trinobanten gegen die römischen Kastelle, eroberte Camulodunum, Verulamium und versuchte, die Römer gänzlich von der Insel zu vertreiben. Endlich von Suetonius besiegt, nahm sie Gift (63 n. Chr.).

Booms-day-book (engl.), ein von Wilhelm dem Eroberer angefertigtes Verzeichniß

aller Städte, Flecken und Dörfer und der Besitzthümer der adeligen Familien in England, mit Ausnahme von Cumberland, Durham u. Northumberland; liegt der Grundsteuer zu Grunde.

Boondee, Staat, s. Bundi.

Boophane, Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen, vielblumig, mit zweiblätteriger Blumenscheide. Die Zwiebel von B. ciliaris *Herb.*, einer Prachtpflanze, die auf dem Kap, in Aethiopien heimisch ist, wächst langsam zur blühbaren Stärke heran, wird von Armedicke, 12—16″ lang und ist keulenförmig-cylindrisch. Der Schaft trägt eine runde, prachtvolle Dolde von 100—200 und mehr scharlachrothen Blumen, deren Einschnitte zurückgerollt sind. B. toxicaria *Herb.*, Brunswigia toxicaria *Ker.*, Amaryllis disticha *L.*, stammt vom Kap. Aus der großen, braunen, länglich-eirunden Zwiebel kommen zweireihige, länglich-schwertförmige, an der Spitze schiefe, stumpfe, zart gestreifte, glatte, 1′ und darüber lange, etwa 1—1½′ breite Blätter, und ein kürzerer, runder, gestreifter Schaft mit einer 100- bis 200- und mehrblumigen Dolde. Die Blumen sind sehr schön, fleischfarbig, mit linienlanzettförmigen Einschnitten. Man pflanzt sie in einen, für ähnliche Kapzwiebeln zubereiteten, mit Fenstern, bei Frostwetter auch mit Laden und Matten bedeckten Kasten, der einige Fuß hoch mit Erde angefüllt ist, u. zwar im Herbst nach vollendeter Ruhezeit, oder in Töpfe, die auf dem Boden mit einer starken Lage zerschlagener Scherben versehen werden müssen. Man kann die Zwiebeln auch in ein niedriges Warmhaus und ins Lohbeet stellen, und wenn die Blätter herausgetrieben sind, ins Glashaus oder Zimmer bei 6—8° Wärme. Nach dem Abwelken der Blätter stellt man die Zwiebeln ins Warmhaus schattig und hält sie trocken. Die Wurzeln bringen tief in die Erde; daher hat in zu flachen und in zu engen Gefäßen eine starke Zwiebel kein Gedeihen. Zur Wachsthumszeit verlangen sie reichlich Wasser, und es ist daher gut, große, vollgewurzelte Töpfe bisweilen in ein Gefäß mit Wasser zu stellen, damit die unteren Wurzeln genugsame Feuchtigkeit erhalten, welche durch das Begießen von oben nicht immer zulangt. Sie wachsen gut in einem milden, lockern, reichlich mit Flußsand und etwas grobem Kies gemischten Lehmboden und werden gegen Fäulniß an der Basis der Zwiebeln mit reinem Sand umgeben. Beim Begießen darf die Zwiebel niemals unmittelbar benetzt werden, weil sie dadurch leicht in Fäulniß geräth. Des Safts der Zwiebel von B. toxicaria bedienen sich die Buschmänner zum Vergiften ihrer Pfeile.

Boorhampoor (Poorhampoor oder Borhampura), Stadt des Maharadscha Scindiah im britischen Ostindien, Hauptstadt des Distrikts Khandeish, in einem fruchtbaren Thale am Tupti, 25 geographische Meilen von Surate, groß und gut gebaut, aber verarmt, mit Citadelle und dem großen, aber verfallenen Palaste des ehemaligen Beherrschers des Landes, einer herrlichen Moschee (Jumma Musjid), einer der schönsten in Indien, u. Aquädukten, die das Trinkwasser aus einer Entfernung von 2 Stunden herbeiführen; Wohnsitz eines Molla. Die Bewohner treiben Weberei und (ehedem sehr bedeutenden) Handel.

Booshater, Ort am Kap Farina auf der Nordküste von Tunis, merkwürdig durch die Ruinen des alten Utica.

Boot, eigentlich jedes kleine Fahrzeug, nach der Verschiedenheit seiner Zwecke oder seines Gebrauchs verschieden benannt; daher Lustboot (für Spazierfahrten), Rettungsboot (zur Rettung der auf dem Meere Verunglückten) ꝛc. Nach der Kraft, welche sie vorzugsweise in Bewegung setzt, gibt es Ruder-, Segel- und Dampfboote. Auf Kauffahrteischiffen befinden sich in der Regel 2, das Schiffsboot oder große B. (Barkasse) und die Schaluppe, auf Kriegsschiffen 3—4. Ungebraucht stehen diese, auf ausgeschnittenen Hölzern (Bootsklampen), durch Taue (Bootskrebber) befestigt, auf dem Schiffe. Besondere Gattungen sind das Avisboot, welches aus einem Hafen nach dem andern geht, das Paketboot, Kanonenboot, Lootsenboot u. a.

Bootes (Arctophylax, Bärenhüter), Sternbild der nördlichen Halbkugel, zwischen dem 10. und 55.° nördlicher Abweichung und dem 200. und 232. der geraden Aufsteigung, zwischen der Jungfrau, dem Haar der Berenice, dem großen Bären, dem Drachen und der Schlange, wird als ein Mann vorgestellt und ist für uns den größten Theil des Jahres hindurch am Morgen- oder Abendhimmel vollständig sichtbar. Ueber den mythischen Ursprung dieses Sternbildes erzählen Einige (z. B. Eratosthenes): Jupiter sey bei Lycaon zu Gast gewesen und dieser habe ihm, um seine Göttlichkeit auf die Probe zu stellen, den getödteten Arcas zum Mahle vorgesetzt; voll Abscheu über die doppelt frevelhafte That soll nun Jupiter das Haus angezündet, Arcas zu neuem Leben erweckt und unter die Sterne versetzt haben. Nach Andern ward Icarus, der Ochsenhirt, von einigen Schäfern, denen er von seinem Bacchusgeschenk zu trinken gab, im Rausche erschlagen, in einen Brunnen geworfen, hier von seinem treuen Hund aufgefunden und nebst seiner Tochter Erigone und dem Hunde (der sogenannte kleine Hund) unter die Sterne erhoben. Nach Hyginus hieß B. ursprünglich Philomelus und war der Sohn der Ceres und des Jason, der, von seinem Bruder Plutus all seiner Güter beraubt, den Pflug erfand und dafür sammt dem Pfluge und dem Stiergespann an den Himmel versetzt wurde. Nach Aratus erhielt das Sternbild diesen Namen, weil es den großen Bären vor sich herzutreiben scheint.

Booth, 1) Barton, berühmter englischer Schauspieler und Dichter, geboren 1681, sollte Theologie studiren, entfloh aber, als er 1698 die Universität beziehen sollte, nach Dublin auf die Bühne, und schon 2 Jahre später war sein Name in ganz Irland ein gefeierter. Im J. 1701 in London, überragte er bald den damals berühmten Betterton, seinen Freund, wurde selbst Schauspieldirektor und † den 15. Januar 1733. Außer englischen und lateinischen Gedichten ist von ihm das Drama: „The death of Dido" (1716).

2) John Ch., Botaniker, Inhaber der Firma „James Booth und Söhne" zu Flottbeck bei Altona, aus einer schottischen Familie geboren. Sein Vater legte in Flottbeck Baumschulen und

Treibereien an, welche nach dessen Tode John und seinem Bruder europäischen Ruf erworben haben. Mit Betriebsamkeit und Unternehmungsgeist eines britischen Kaufmanns verband er Beharrlichkeit und Ehrgeiz eines Schotten; dabei war er dienstfertig und liberal im hohen Grade. Besonders beschäftigte er sich mit der Pflanzenproduktion u. der Veredlung durch Samen. Ueber die von ihm erzielte neue Prachtrose, die er „Königin von Dänemark" nannte, gerieth er 1833 in eine literarische Fehde mit dem hamburger Professor Lehmann, welche damals viel Aufsehen machte u. worin er den Sieg davontrug. B.s Verdienste wurden auch allgemein anerkannt. Er † am 14. September 1847 im kräftigsten Mannesalter, nach einer langwierigen und schmerzhaften Krankheit auf seinem freundlichen paradiesischen Garten an der Elbe mitten in dem duftenden Kranze von Blumen, die er der Natur entlockt hatte. Seine Schrift über die von der schottischen Hortikulturgesellschaft in Edinburg 1829 gestellte Preisaufgabe: „Das gründlichste und umfassendste Verzeichniß und beschreibenden Bericht der in den schottischen Kulturen nicht vorkommenden Species und eigenthümlichen Varietäten von Laub- und immergrünen Sträuchern, sowie von zierenden Forstbaumarten, welche dem Klima des Landes angemessen seyn müssen", erhielt er den Preis der goldnen Medaille.

Boothia Felix, nordamerikanische Halbinsel, westlich von Prinz-Regenten-Einfahrt, $69^1/_2{}^\circ$—74° nordw. Br. u. 72°—81° L., durch die **Boothialandenge** mit dem südl. K. Wilhelmsland verbunden. Roß entdeckte sie 1829—33 und fand auf ihr den magnetischen Pol (unter 70° 5′ 17″ nördl. Br., 96° 46′ 45″ westl. L.).

Bootsmann, derjenige Offizier eines Schiffs, unter dessen Aufsicht Alles steht, was zur Takelage (s. d.) gehört; auf großen Kriegsschiffen ist dieser Posten mehrfach besetzt und erfordert jeder Zeit einen erprobten Mann. Das Kommando ertheilt er mittelst der silbernen oder beinernen sogenannten **Bootsmannspfeife**. Sein nächster Gehülfe heißt **Bootsmannsmaat**.

Bopaul, Vasallenstaat in der britisch-ostindischen Provinz Malwah, 320 □Meilen groß, mit ungefähr 670,000 Einwohnern. Der Nabob, ein Afghane, seit 1818 unter britischem Schutz, stellt ein Kontingent von jährlich 600 Reitern und 400 Fußgängern, das der britischen Armee einverleibt wird. Das Land ist sehr gebirgig, von den Flüssen Betwa und Nerbudda durchströmt, erzeugt Reis, Baumwolle, Indigo, Holz und hat starke Viehzucht. Die gleichnamige Residenz des Nabob, nahe am Ursprung der Betwa, in fruchtbarer Gegend (23° 17′ Br., 77° 31′ L.), ist mit Mauern umgeben und durch ein Fort geschützt.

Bopfingen, Städtchen im würtembergischen Jartkreis, an der Eger und am hohen freistehenden Ipsberg, im gemeinen Leben Nipf genannt, schön gelegen, mit Postamt, 1600 Einwohnern u. Fabriken für Leder, wollene u. leinene Zeuche. Ehemals Reichsstadt, litt B. viel im 30jährigen Kriege. Im J. 1796 fand hier ein Treffen zwischen Oesterreichern u. Franzosen Statt. Im J. 1802 kam die Stadt an Bayern, 1810 an Würtemberg.

Bopp, Franz, deutscher Orientalist und Sprachforscher, am 14. September 1791 in Mainz geboren, siedelte mit seinen Aeltern nach Aschaffenburg über, wo Windischmann die Liebe zu orientalischen Studien in ihm entzündete, vollendete seine akademischen Studien in Würzburg und reiste 1812 nach Paris, wo er in Chezy und Sylvestre de Sacy, sowie in A. W. von Schlegel Freunde und Gönner fand. Mit einer kleinen Unterstützung des Königs von Bayern lebte er 5 Jahre in Paris, ging dann 1817 nach London, ließ sich 1818 in Göttingen nieder und wurde 1821 als außerordentlicher Professor nach Berlin berufen, wo er 1822 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1825 zum ordentlichen Professor der orientalischen Literatur und der allgemeinen Sprachkunde ernannt wurde und als solcher, sowie als Mitglied vieler anderen gelehrten Gesellschaften, insbesondere des belgischen Instituts und der asiatischen Societäten in Paris und in London und als Ritter des Ordens pour le mérite noch lebt und wirkt. Ihm zumeist verdankt die gelehrte Welt die zur Sanskritkenntniß gebrochene Bahn, die Erhebung der orientalischen Sprachkunde zu wissenschaftlicher Würde, den weiten Blick in den indo-germanischen Sprachstamm und durch seine sichere Methodik der gesammten Sprachforschung erst die eigentliche Sprachvergleichung. Als Schriftsteller trat er zuerst mit der Schrift „Ueber das Konjugationssystem der Sanskritsprache, in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprachen, begleitet von Uebertragungen aus indischen Gedichten" (Frankfurt a. M. 1816) hervor; 1819 erschien in London „Nalas und Damayanti", Episode aus dem Mahâbhârata, Originaltext und lateinische Uebersetzung, ein Buch, das den ersten in Europa mit beweglichen Lettern gedruckten Sanskrittext lieferte (2. Aufl., Berlin 1832, metrisch ins Deutsche übersetzt, das. 1838). Diesen, von Windischmann in die Literatur eingeführten Erstlingen folgten: „Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel oder Indralokagamana" (ebenfalls Episode aus Mahâbhârata, Berlin 1824) und „Diluvium cum tribus aliis Mahâbhârati episodiis" (das. 1829). Die Grammatik der Sanskritsprache bearbeitete er in dreierlei Form, als „Ausführliches Lehrgebäude der Sanskritsprache" (Berl. 1827), „Grammatica critica linguae Sanscritae" (das. 1829—1832), „Kritische Grammatik der Sanskritsprache" (das. 1834, 2. Ausg. 1845), denen sich sein „Glossarium Sanscritum" (das. 1830, 2. Aufl. 1840—47) anschließt. Ein anderes Hauptwerk ist die „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Deutschen" (Berlin 1833—49, 5 Abtheilungen), welche durch einige besonders abgedruckte Arbeiten, z. B. „Ueber die celtischen Sprachen in ihrem Verhältniß zum Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Germanischen, Litthauischen und Slavischen" (das. 1839), „Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit der indo-germanischen" (das. 1841) und „Ueber die kaukasischen Glieder des indo-europäischen Sprachsystems" (das. 1847), noch erweitert worden ist. Außerdem erwähnen wir sein Werk „Vokalismus" (Berl. 1836). Ferner verfaßte B.

eine Reihe Abhandlungen und Recensionen über Sprachforschungen Grimms, Graffs, Olshausens, v. Bohlens und besonders über Burnouf, dessen „Observations sur la Gramm. comparative de Mr. B." (Paris 1833) besonders von B.s Untersuchungen über das Zend handelt.

Boppard, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis St. Goar, am Rhein, nordwestlich von St. Goar, mit Mauern umgeben, eng und finster, mit 3 Kirchen, einer Synagoge, katholischem Progymnasium und 4000 Einwohnern, welche Fabriken für irdene Pfeifen, Stärke, Leder- und Baumwollenwaaren unterhalten und Schifffahrt, Weinbau, Handel mit Holz, Holzkohlen und Wein treiben. Schon zur Zeit des Kaisers Augustus war hier ein angeblich von Drusus erbautes Kastell Baudobrica oder Bodobriga, in dessen Nähe später der Ort B. entstand, der unter den fränkischen Kaisern ein Königshof und feste Burg, unter den Hohenstaufen Reichsstadt wurde, wo 1234 eine Reichsversammlung gehalten wurde (König Heinrich erklärte hier seinem Vater Kaiser Friedrich II. den Krieg). Um 1312 schenkte Kaiser Heinrich VII. die Stadt seinem Bruder Balduin, welcher Kurfürst von Trier war. Die Bopparder widersetzten sich, mußten sich aber, nachdem die Stadt zum Theil niedergebrannt worden, unterwerfen. Nach dem Bauernkrieg verlor B. allmählig die städtischen Privilegien.

Boquinus, protestantischer Geistlicher, lehrte, daß Christus nicht für alle Menschen, sondern nur für die Gläubigen gestorben und deshalb nur für diese Erlöser sey. Er fand Anhänger unter der Sekte der Sakramentarianer und stiftete die der Boquinianer.

Bor, s. Boron.

Bor, Pieter Christinenszoon, holländischer Geschichtsforscher, 1559 zu Utrecht geboren, studirte von Jugend auf Geschichte, besonders vaterländische, wandte jedoch später seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Ereignisse seiner Zeit und brachte ein außerordentlich reichhaltiges Material zusammen, von welchem unter dem Titel: „Oorsprong, begin ende vervolg des nederlandsche oorlogh", von 1556 beginnend, 1595 die drei ersten Bücher und 1601 eine Fortsetzung in drei Büchern erschienen. Die Staaten von Utrecht öffneten ihm darauf durch einen Regierungsbeschluß nicht nur ihre Archive, sondern forderten auch Jeden auf, ihm aus öffentlichen Sammlungen und Privatbesitz alle die neuere vaterländische Geschichte betreffenden Originalurkunden mitzutheilen. Die Staaten von Holland und Westfriesland ernannten ihn 1615 zu ihrem Historiographen und verliehen ihm das Amt eines Rentmeisters von Neuholland. Er † den 16. März 1635 zu Harlem. Die beste Ausgabe seines obengenannten Werkes, in 37 Büchern bis 1619 fortgesetzt, erschien zu Amsterdam 1679 in 4 Folianten. Es ist eine reiche und glaubwürdige, mit einer Fülle von historischen Belegen ausgestattete Fundgrube für alle spätern Forscher. Unbedeutend ist ein gereimter Auszug (Leyden 1617). Auch die „Gelegentheyt van's Hertogenbosch" (Haag 1630) und die Fortsetzung der von seinem Oheim Wilh. van Zuylen van Nijevelt übersetzten „Chronik des Carlo" (Arnheim 1629, Amsterd. 1632) hat nur untergeordneten Werth. Zwei Tragikomödien von ihm, „Apollonius von Tyrus" und „Apollonius und seine Tochter Tarsia" (Haag 1617), sind vergessen.

Bora (Bernus und Barnus), ein winterlicher Nordostwind in den julischen Alpen, der, ohne vorhergehende Symptome, urplötzlich und mit ungeheurer Gewalt erscheint, gerade über dem Boden wegstreicht, die Schneemassen des Gebirgs aufwühlt und Menschen und Thiere umreißt und überschüttet. Die Verheerungen dieses eisigen Sturmes machen die Kommunikation zwischen Laibach und Triest oft Wochen lang zur Unmöglichkeit oder zum lebensgefährlichen Wagniß.

Bora, Katharina von, Luthers Ehegattin, am 29. Januar 1499 angeblich zu Löben bei Schemnitz in Sachsen geboren. Ihr Vater soll Hans von Morgenthal auf Deutschenbora gewesen seyn; ihre Mutter wird Anna von Haugwitz genannt. In früher Jugend kam sie in das Kloster Nimptschen bei Grimma. Als sie aber aus Luthers Schriften gelernt hatte, sie sey nicht verbunden, wider Willen im Nonnenstande zu bleiben, entwich sie mit acht andern Nonnen (4. April 1523) aus dem Kloster, wozu ihr, nicht ohne Luthers Mitwirken, ein Rathsherr zu Torgau, Leonhard Koppe, behülflich war. Sie ging nach Wittenberg, wo sie der Stadtschreiber Reichenbach in sein Haus nahm. Luther ließ sie durch Spalatin dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen empfehlen und heirathete sie, nach dessen Tode, am 13. Juni 1525, wobei ihm der Stadtrath zu Wittenberg einen Ehrenwein und die dasige Universität einen Becher als Hochzeitsgeschenk verehrte. Sie gebar ihm drei Söhne, Johann, Martin und Paul, und drei Töchter, und er gab ihr noch in seinem Testamente (von 1542) das Zeugniß, daß sie als „ein frommes, treues und ehrliches Gemahl" ihn allezeit lieb und werth gehalten. Als nach seinem Tode (18. Februar 1546) Wittenberg vom Kaiser Karl V. eingenommen wurde (23. Mai 1547), zog sie erst nach Magdeburg, dann nach Braunschweig; doch kehrte sie schon im folgenden Jahre (1548) zurück und blieb in Wittenberg, bis eine pestartige Krankheit im Sommer 1552 sie veranlaßte, mit ihren Kindern nach Torgau zu gehen. Hier † sie den 20. December 1552. Vergl. Meyer, Ehrengedächtniß der Katharina Lutherin, einer Gebornen von B., Frankf. und Leipz. 1724; Walch, Geschichte der Katharina von B., Halle 1751; Beste, Geschichte Kath. von B.'s, Halle 1843.

Borago (Borrago, Borretsch), Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Asperifoliaceä oder Boragineen nach Jussieu, von deren Arten besonders bekannt ist: **B. officinalis** *L.*, gemeiner Borretsch, Gurkenkraut, mit umgekehrt-eiförmigen, an der Basis verdünnten Blättern und eiförmigen zugespitzten, glatten Saumfetzen, ein Sommergewächs mit schönen himmelblauen, auch blaßrothen und weißen Blüthen, dessen eigentliches Vaterland die Gegend von Aleppo ist, das man aber jetzt überall in Gärten, sogar auch verwildert, in Deutschland findet. Die ganze Pflanze ist wässerig und küh-

lend; die Blätter und Blüthen geben einen vortrefflichen Salat von gurkenähnlichem Geschmacke. Sie enthalten Salpeter und geben dies durch ein heftiges Knistern beim Verbrennen zu erkennen. Die Blüthen geben eine Konserve; man macht sie mit Zucker ein; auch kann der Essig schön blau damit gefärbt werden. In den Apotheken benutzte man Kraut und Blüthen sonst mehr als jetzt.

Borah, Stadt im britisch-indischen Vasallenstaat des Radscha Scindiah, Provinz Malwah, 1⅓ Meilen von Seronge, merkwürdig durch die hier gestiftete mohammedanische Sekte der Borahs. Zu dieser nicht sehr zahlreichen, aber verbreiteten Sekte gehören nicht nur die meisten Großhändler in den Handelsstädten Hindostans, sondern auch die vornehmsten Wanderhändler in Guzerat und den westlichen Theilen Indiens, wo sie, ungefähr wie die Juden Europa's, als Hausirer verschiedener Waaren herumgehen, weshalb sie den Engländern in Bombay für muselmännische Juden gelten. Nach Hunter nennt sich die Sekte selbst Ismallieh, von Ismail, einem Anhänger des Propheten, und Boorhampoor ist der Sitz ihres obersten Priesters oder Molla, der als „Inhaber der Schlüssel des Paradieses" alle religiösen Angelegenheiten leitet und zugleich eine weltliche Gerichtsbarkeit über seine allenthalben zerstreute Gemeinde ausübt.

Boranen (Boraden), germanischer Volksstamm, tritt, wenn er nicht einerlei mit dem unter Kaiser Commodus verschollenen Volksstamm der Burier ist, zuerst am Ister in die Geschichte ein, verbreitete in Gemeinschaft mit Gothen und andern Völkern oft Schrecken in Illyrien und Italien, drang bis zum Bosporus vor, setzte auf den Schiffen der Anwohner nach Kleinasien über, eroberte Pityus und Trapezus und kam mit unermeßlicher Beute in die Heimath zurück.

Borapeliates (griech.), Nordostwind (s. d.).

Boras, Stadt in der schwedischen Provinz Westgothland, Län Elfsborg, am Wiska, gut gebaut, reinlich, mit 3000 Einwohnern, die Fabriken für linnene und wollene Zeuche und Tabak unterhalten. Unweit der Stadt ist eine alte Opferquelle, Asbroquelle genannt, und ein 1730 entdeckter Sauerbrunnen von geringer Wirkung.

Borassus (Weinpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Korypheen. Die männlichen Blüthen haben einen dreiblätterigen Kelch u. eine röhrige Blumenkrone mit dreitheiliger Platte, die weiblichen einen acht- bis neunblättrigen, geschuppten Kelch ohne Blumenkrone. Die Steinfrucht ist dreifächerig u. dreisamig. Die einzige, genau bestimmte Art ist B. flagelliformis, fächerartige Weinpalme, Fächerpalme, in Ostindien und auf den Molukken an sandigen Orten. Sie ist weit niedriger als die Kokospalme, 25—30' hoch, zuweilen auf dem festen Lande höher, der Stamm 2 Fuß dick, kegelförmig ablaufend, so daß er an der aus einem Dutzend fächerförmigen Blättern bestehenden Krone nur noch einen Fuß dick ist. Aus den Achseln der untern Blätter kommt der Kolben aus 4 Scheiden, welcher sich gleich unten in 4 Zacken theilt, mit etwa 20 Früchten; gewöhnlich trägt ein Baum 2 — 3 solcher Kolben. Die Frucht gleicht der Kokosnuß, ist aber etwas kleiner und runder und von der Größe eines Kinderkopfs. Die äußere Schale enthält ein schwammiges, bei der Reife saftiges Fleisch, das süßlich und nicht unangenehm schmeckt; in dem Muse liegen 2 — 3 länglichrunde Nüsse mit steinharter Schale und einem bläulichen, gallertartigen, eßbaren Kern von süßem Geschmacke. In dem unreifen Kern ist ein süßer, schmackhafter Milchsaft. Der Baum, welcher gegen 200 Jahre alt werden mag, trägt nach 20 Jahren Früchte, die vom Juli bis September reifen. Diese Palme gewährt den Bewohnern von Ostindien nach der Kokospalme den meisten Nutzen und ist gleichsam der Stellvertreter der letztern, da sie da vorkommt, wo jene fehlt. Sie wird sorgfältig angebaut. Die weiblichen Blüthenkolben liefern vorzugsweise Palmwein. Man reibt die Blüthenscheiden, ehe sie sich geöffnet haben, stark, schneidet dann nach einigen Tagen das obere Stück ab und hängt ein Gefäß daran, in welches während der Nacht der Saft tröpfelt. So schneidet man täglich eine neue Scheibe vom Kolben, bis nichts mehr übrig ist. Wird dieser Saft mit Hülfe des Kalks versotten, als krystallisirter Syrup in Körbe gegossen und getrocknet, so entsteht der braune Jagora- oder Jagarazucker daraus, welcher in Ostindien häufig im Gebrauch ist, auch als Medicin und zu Räucherwerk Anwendung findet. Auf Ceylon und Koromandel brennt man auch aus dem an Zuckerstoff reichen Saft einen Branntwein, den sogenannten Ceylon- oder Goaarak, welcher in Menge nach England ꝛc. geht. Die reifen Früchte werden entweder roh gegessen oder Kuchen daraus gemacht. Wenn diese Kuchen so hart wie Käse sind, werden sie in Körbe aufeinander gelegt, einige Tage in den Rauch gehängt und dann für den Winter aufbewahrt. In Makassar genießt man auch die Keime der Kerne; man läßt diese in Erdgruben keimen und gräbt sie aus, wenn sie einen ellenlangen, fingerdicken Keim getrieben haben. Dieser gibt im Frühjahr ein gesundes Gemüse. Das schöne Holz wird zu Tischler- und Drechslerarbeiten benutzt; aus den jungen, weißlichen Blättern macht man Papier (bei den Malayen in Gebrauch), welches mit einem Griffel beschrieben wird. Man faltet die Blätter nach den natürlichen Furchen derselben zusammen, steckt einen Faden durch und bindet sie zusammen, wie man mit den Blättern der Kokospalme verfährt. Schon die Alten kannten die Weinpalme; Strabo erwähnt ihrer (XVII, 51). Von einigen Botanikern wird auch die Zuckerpalme (Gomulus vulgaris, saccharifer) und eine andere Palmenart, Chamaedorea gracilis *Willd.*, zu B. gezogen.

Borax (borsaures Natron), das einzige borsaure Salz, von welchem Anwendung in der Technik gemacht wird. Früher kannte man nur den natürlichen B., der aus Ostindien, vom Grunde und den Ufern eines durch salzige Quellen unterhaltenen großen Sees, 15 Tagereisen nördlich von Tezhoo-Comboo in Tübet kam und dort Tinkal genannt wird; auch im Bezirk Sembul, auf Ceylon, in der südlichen Tatarei und unsern Potosi in Südamerika soll roher B. vorkommen. Der Tinkal ist eine grauweiße, gelblichgrüne, krystallinische, etwas zusammengesickerte Masse, die mit einer Natronseife überzogen und durch borarsauren Kalk und Magnesia verunreinigt ist. Die

erstere kann wohl dadurch entstehen, daß die Tübetaner den Tinkal mit Milch schütten sollen, um dessen Verwittern zu verhüten. Weil man früher den Tinkal ausschließlich in Venedig raffinirte, so entstand der noch heute gebrauchte Ausdruck venetianischer B. für den gereinigten, obgleich das Geschäft jetzt in mehren großen Seestädten, besonders in Amsterdam betrieben wird. In neuerer Zeit bereitet man in Frankreich künstlichen B. aus italienischer Borsäure und kohlensaurem Natron. Man löst 600 Theile kohlensaures Natron in 500 Theilen Wasser kochend auf und setzt nach und nach 500 Theile Borsäure hinzu. Ist das Aufschäumen vorbei, so bedeckt man den Kessel, erhält aber die Flüssigkeit nahe am Sieden und läßt sie klar absetzen. Nach 30 Stunden wird sie in flache bleierne Krystallisirgefäße geleitet, worin binnen 3—4 Tagen die Krystallisation vollendet ist. Diese Krystalle werden dann unter Zusatz von 10 % kohlensaurem Natron neuerdings zu einer Flüssigkeit von 20° B. aufgelöst und nach dem Klären in die Krystallisirgefäße geleitet, welche jetzt zu möglichst langsamer Abkühlung gut mit Strohdecken umgeben und in einem wenigstens + 18° R. warmen Lokale aufgestellt werden, wo die Krystallisation erst nach 17 — 18 Tagen vollendet ist. Man erhält aus obigen Mengen 700 Theile krystallisirten B. Wenn der B. in Temperaturen + 30° C. krystallisirt, so erhält man den sogenannten oktaëdrischen B., auch Juwelterborax oder Rindenborax. Er krystallisirt in Oktaëdern, die an der Luft nicht verwittern, und hält nur 30,8 % oder 5 Atome Krystallwasser. Unter + 30° C. beginnt die Krystallisation des prismatischen B., der in schiefen rhombischen Säulen erscheint, über 47 % oder 10 Atome Krystallwasser enthält und auf der Oberfläche leicht verwittert. Beide schmecken und reagiren schwach alkalisch, lösen sich in 12 Theilen kaltem und 2 Theilen kochendem Wasser auf und schmelzen bei gelindem Erhitzen in ihrem Krystallwasser, bei Glühhitze unter Verlust desselben zu einem durchsichtigen farblosen Glas, das aber in Wasser wieder löslich ist. Dieses Boraxglas befördert den Fluß der Metalle und erdigen Substanzen, löst die letzteren leicht auf und wird deshalb als Fluß, Glasurzusatz, zum Löthen, Schweißen und dergl., zur Herstellung feiner Gläser, wie zum Straß, zum Email, zur Porzellanfarbe 2c. benutzt. Man setzt ihn beim Schmelzen des Goldes hinzu, wodurch dasselbe eine helle Farbe erhält, und da man beim Löthen desselben B. bedarf, so nannte man ihn früher auch Chrysokolla. Der prismatische B. ist der gewöhnliche, der auch von den Handwerkern, welche sich seiner in ganzen Stücken zum Löthen bedienen, dem andern vorgezogen wird, da er nicht wie jener in kleinen Stücken zerspringt. Der oktaëdrische dagegen ist in allen andern Fällen vortheilhafter, weil er weniger Wasser enthält, aber deshalb auch theurer. Die Medicin schreibt dem B. eine specifische Wirkung auf den Uterus zu, indem sie dessen Thätigkeit erhöht, auch die Sekretion der Harnblase vermehrt. Er ist auch ein Gegenmittel gegen Vergiftung durch ätzende und metallische Stoffe.

Borax-Lagunen, Lagunen in Toskana, die den sogenannten italienischen Borax liefern und zu den interessantesten Naturmerkwürdigkeiten der Erde gehören. Verbreitet über eine Fläche von 30 englischen Meilen, geben sie sich schon in weiter Ferne durch Dampfsäulen zu erkennen, deren Stärke nach Wetter und Jahreszeit verschieden ist. Sobald man sich ihnen nähert, scheint gleichsam Wasser aus der Erde zu sprudeln, wie aus Vulkanen; in unmittelbarer Nähe aber entsteigt diesem Kalk- und Sandboden eine unerträgliche Hitze, ein dicker Qualm und betäubender schwefelartiger Geruch erfüllt die Luft. Das Ganze bietet den Anblick von unheimlicher und unsichtbarer Gewalt dar: das brausend hervorsprudelnde heiße Wasser, der Boden, der unter den Füßen der Wanderer brennt und zittert, die Dampfsäulen, der Geruch, die Bäche, die zwischen den einsamen schwarzen Gebirgen hervorbrechen und wiederum das mit den herrlichsten Krystallisationen von Schwefel und andern Mineralien überstreute Erdreich zwingen alle Sinne des Beschauers zu ungewöhnlicher Thätigkeit. An diese Stelle, an welcher die Bauern nie ohne Entsetzen und nur mit dem Rosenkranz in der Hand vorübergingen, verlegte der Volksglaube den Eingang zur Hölle, daher die bedeutendsten Lagunen und der nahe liegende Vulkan noch jetzt nur als Monte Cerboli (Mons Cerberi) bekannt sind. Dieser Aberglaube fand in dem Anblick, den der Boden (ein mit Kalk durchstreifter schwarzer Mergel) bot, mehr aber in den zahllosen Unglücksfällen, welche durch die betäubende Ausdünstung der Lagunen herbeigeführt wurden, überzeugende Kraft; denn vieles Vieh, hierher verirrt, stürzte in die heißen Quellen, und mancher Mensch ging verloren, der ausgleitend in das siedende Wasser trat: ehe er den Fuß zurückziehen konnte, löste sich schon das Fleisch von den Knochen. In neuerer Zeit haben Spekulation und Wissenschaft die Lagunen zu einer Goldquelle und zugleich dem Lande weniger schädlich gemacht. In den verschiedenen Gebirgschluchten, aus welchen die Dämpfe sehr heftig hervorbrechen, hat man nämlich durch Herbeileitung von Wasser, das durch den heißen Dampf bis zum Sieden erhitzt wird, künstliche Lagunen angelegt. Hat dieses Wasser in 24 Stunden Borarsäure angenommen, so läßt man es in eine zweite Lagune ab, wo eine zweite, dritte 2c. Sättigung erfolgt, bis das Wasser die letzte Lagune erreicht und, nachdem es durch 6—8 derselben geleitet worden, ½ Procent Boraxsäure in sich aufgenommen hat. Hierauf läßt man es in Behältern einige Stunden ausruhen, dann aber nacheinander in 10 bis 20 Verdunstungspfannen laufen. Hier gewinnt es dadurch, daß der heiße Dampf von den Quellen unter den flachen bleiernen Pfannen wegzieht, eine immer stärkere Koncentration der Säure. Hinlänglich gesättigt kommt aus den Pfannen die Lauge in die Krystallisationsgefäße und dann die Krystalle in die Trockenstuben, wo der Borax nach Verlauf von 2 bis 3 Stunden zum Verpacken fertig ist. Die Arbeit in den Lagunen geschieht meist von Lombarden, die nach Toskana kommen, wenn ihre heimischen Apenninen mit Schnee bedeckt sind, und sich mit dieser Arbeit täglich eine Lira verdienen. Die Boraxbereitung wird von ver-

schiedenen Unternehmern besorgt, deren Leute eine eigene Uniform tragen und in Häusern wohnen, welche in der Nähe der Werke für sie errichtet sind.

Boraxsäure (Borsäure), die einzige Oxydationsstufe des Borax, kommt frei unter dem mineralogischen Namen Sassolin in dem Wasser und Bodensatz der Boraxquellen in Toskana (wie in den Lagunen von Custignano, Castelnuovo, Monte Cerboli, Cherchiajo, Casso und auf der Insel Volcano) vor, wo sie durch die von diesen Quellen ausgeflossenen siedendheißen Wasserdämpfe auf die Oberfläche geführt und daselbst theils als Schlamm, theils als sinterartige Ueberzüge, mit Erde, Gyps, Eisenoxyd, Schwefel, bor- und schwefelsaurer Thonerde u. Ammoniaksalzen gemengt, abgesetzt wird. Außerdem kommt die Borsäure auch in mehren Mineralien, an Alkalien und Erden gebunden, wie im Tinkal, Borazit, Turmalin rc., jedoch selten vor. Gewöhnlich bereitet man die B. aus dem Borax selbst, den man in 4 Theilen kochenden Wassers auflöst und mit $^3/_4$ seines Gewichts koncentrirter Schwefelsäure versetzt. Es scheidet sich dabei die B. in silberweißen Schuppen aus, welche vom gebildeten schwefelsauern Natron abgegossen u. zu völliger Entfernung desselben mehrmals umkrystallisirt werden. Stets hält aber die so bereitete B. etwas Schwefelsäure, wahrscheinlich chemisch gebunden, zurück, wovon sie nur durch Schmelzen in der Glühhitze befreit werden kann. Die krystallisirte Säure enthält 44% Wasser, welches theils Krystall-, theils Hydratwasser ist. Sie krystallisirt in fettglänzenden zarten Blättchen, die 3 Theile kochendes, aber gegen 30 Theile Wasser von gewöhnlicher Temperatur zur Auflösung bedürfen und sich auch in Weingeist lösen. Ihr Geschmack ist schwach bitterlich, kaum sauer, ihre Lösung röthet das Lackmuspapier sehr schwach, wogegen ihre weingeistige Lösung das Curcumäpapier wie ein Alkali bräunt und angezündet mit grüner Flamme brennt. Obgleich die wasserfreie Säure für sich höchst feuerbeständig ist, so verflüchtigt sich doch beim Abdampfen ihrer Lösung ein Theil mit den Wasser- oder Weingeistdämpfen, und dieser Eigenthümlichkeit verdanken die Borax-Lagunen wahrscheinlich ihren Borsäuregehalt. Erhitzt man die Krystalle bis etwa auf 100° C., so zerfließen sie in ihrem Krystallwasser, welches nach und nach entweicht und das Hydrat der Säure als ein weißes Pulver zurückläßt. Dies verliert in der Glühhitze, bei welcher die Säure wie ein farbloses Glas schmilzt, auch sein Hydratwasser und läßt die wasserfreie Säure als eine durchsichtige Glasmasse zurück. Die B. verbindet sich mit den Salzbasen in sehr verschiedenen Verhältnissen. Nur die Salze der Alkalien sind in Wasser löslich, die der Erden und Metalle nicht, alle jedoch ohne Zersetzung zu durchsichtigen gefärbten oder farblosen Gläsern schmelzbar. Da sich die B. in so verschiedenen Verhältnissen mit den Basen verbinden kann, so lösen ihre Salze im glühenden Flusse die meisten Erden u. Metalloxyde zu durchsichtigen Gläsern auf, worauf die Anwendung des Borax als Fluß- u. Glasurzusatz beruht. Die B. wird in der Medicin Acidum boracicum, oder nach ihrem Entdecker Sal sedativum Hombergii genannt und steht als arzneiliche Substanz der Phosphorsäure am nächsten. Ehemals wurde sie sehr häufig in Nerven-, Menstrualaffektionen, Epilepsie, bei krebshaften Geschwüren angewendet; in neuerer Zeit weit seltener. Sehr häufig ist die B. mit Schwefelsäure verunreinigt und noch öfter verfälscht. Sie hat einen bitterlich kühlenden, anfangs schwach säuerlichen, zuletzt süßlichen Geschmack.

Boraxsalmiak, s. Salzsäure.

Borbetomagus (Borbitomagus), Stadt der Vangionen, daher auch Vangiones genannt, am linken Rheinufer in Obergermanien, später Wormatia, Worms (s. d.).

Borborianer (Borboriten), gnostische Sekte der ersten Jahrhunderte, von welchen der Kirchenvater Epiphanius als Augenzeuge berichtet, daß auch ihm durch Schriften und die Weiber der B. starke Schlingen der Verführung gelegt worden seyen. Ihrer Lehre zufolge ist die Materie der Zeugung der Sitz der Seele und Christus nur als substanzloser Schatten auf Erden gewandelt. Sie nehmen 8 Himmel und für jeden einen besondern Fürsten an und wollen außer dem Alten und Neuen Testamente noch andere Bücher, als „Fragen der Maria", „Offenbarungen Adams", „Bücher Seths" rc., als heilige Schriften besitzen. Ihr Name, ein Schimpfname (von Schlamm, Koth hergeleitet), deutet auf den sittlichen Unflath, in welchem sich diese Sektirer wälzten. B. (Waterländer) war auch ein Spottname einer Wiedertäufersekte in den Niederlanden.

Borckhausen, Moritz Balthasar, tüchtiger deutscher Naturforscher, 1760 in Gießen geboren, stieg 1793—1800 vom Assessor bis zum Kammerrath am Oberforstkollegium, verbreitete auch durch Privatvorlesungen die Kenntniß forstlicher Botanik und Technologie und † 1806. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Naturgeschichte der europäischen Schmetterlinge, nach systematischer Ordnung" (Frankfurt a. M. 1788—1794, 5 Thle.); „Botanisches Wörterbuch" (2 Bde., Gießen 1797, mit Zusätzen und Berichtigungen bis auf die neueste Zeit vermehrt von G. F. Dietrich, 1816); „Deutsche Fauna" (Frankf. a. M. 1797, 1. Thl.); „Handbuch der Forstbotanik und Technologie" (Gießen 1800, 2 Thle.). Er war auch Herausgeber der „Deutschen Ornithologie" (Darmstadt 1800 ff.).

Bord, eigentlich nur der oberste Rand des Schiffsgebäudes, dann aber auch das ganze Schiff selbst. Jenen eigentlichen Sinn behält das Wort in den Redensarten: über B. fallen, über B. werfen rc.; in übertragener Bedeutung kommt es vor in einer großen Anzahl Verbindungen, wie z. B. an B. fahren für: an das Schiff fahren, an B. kommen für: auf das Schiff kommen, an B. gehen für: sich einschiffen rc. Die Luvseite eines Schiffes nennt man auch den hohen B. des Fahrzeugs. Wendet man sich in dem Schiffe mit dem Gesicht nach dem Vordersteven, so heißt die ganze linke Seite Backbord, während die rechte den Steuerbord oder Starbord bildet. Liegen zwei Schiffe dicht an einander, so liegen sie B. an B.; treiben sie an einander, so treiben sie B. an B. Da Kriegsschiffe einen höhern B. zu haben pflegen als Kauffahrer, so nennt man die erstern

auch Schiffe von hohem B. (hochbordige) u. letztere von niedrigem B.

Borda, der Mantel, welchen Mohammed dem Dichter Kab Ben Sohair im 9. Jahr der Hedschra schenkte und der, vom Khalifen Moawiah den Nachkommen des Dichters mit Gold aufgewogen, ein heiliger Schatz der herrschenden Dynastien geworden u. noch jetzt eine der vornehmsten Reliquien in der Kleinodienkammer zu Konstantinopel ist. Am 15. des Fastenmonds jeden Jahres bringt der Sultan mit dem ganzen Hofstaat der B. feierliche Verehrung dar; das Wasser, in welches ein Zipfel des Mantels getaucht worden ist, wird als heilbringendes Mittel vertheilt.

Borda, ein Gedicht zum Lobe des Propheten von Scheich Scherefeddin Ebi Abdollah Ben Said Al-Bossiri († 694 der Hedschra, 1294 n. Chr.) verfaßt, eine Kasside von 162 Doppelversen, deren sämmtliche Reime auf m ausgehen, hat, als eines der wichtigsten u. berühmtesten Werke arabischer Poesie, viele ausgezeichnete Kommentatoren und poetische Erläuterungen gefunden. Der arabische Text mit lateinischer Uebersetzung wurde herausgegeben von Uri.

Borda, Jean Charles, französischer Mathematiker und Seemann, am 4. Mai 1733 zu Dax im Departement des Landes geboren, erhielt seine Bildung bei den Jesuiten von la Feche und trat dann in das Geniecorps. Schon 1756 erwarb er sich durch sein „Mémoire sur le mouvement des projectiles“ die Mitgliedschaft der Akademie der Wissenschaften und nahm in dem Feldzuge von 1757 an dem Sieg bei Hastenbeck Theil. Im Jahr 1771 machte er als Chef d'Escadre der königlichen Marine mit Verdun de la Crenne und Pingré eine Reise nach Amerika, um die Seeuhren zu prüfen, wobei er zugleich die Länge und Breite vieler Küsten, Inseln u. Klippen berichtigte. Die Resultate veröffentlichten die drei Gefährten in dem Werke: „Voyage fait par ordre du roi, en 1771 et 1772 en diverses parties de l'Europe et de l'Amérique“ (Paris 1778, 2 Bde.). In gleicher Absicht reiste er 1774 nach den Inseln des grünen Vorgebirgs und der Westküste Afrika's, und 1776 entstand seine treffliche Karte der kanarischen Inseln u. der Küsten von Afrika. In den Jahren 1777 und 1778 förderte er als Generalmajor der Seetruppen den Erfolg der französischen Waffen im amerikanischen Krieg u. fiel 1782 auf einer Rückfahrt von Martinique nach tapferem Widerstand in englische Gefangenschaft, wurde aber auf sein Ehrenwort nach Frankreich entlassen, wo er als Divisionschef im Ministerium der Marine u. Mitglied des Nationalinstituts für die Wissenschaften und für Frankreich kräftig, unermüdlich und vielseitig zu wirken fortfuhr. Er ist Stifter der französischen Schiffsbauschule; seinen Plänen verdankt die französische Marine einen gleichförmigen Bau der Schiffe und dadurch Einheit und Kraft in Flottenmanövres. B. erfand den astronomischen Winkelmesser, der jetzt in den Händen aller erprobten Seefahrer ist, zur Messung der Mittagslinie (mit Mechin und Delambre), das Metallthermometer und die nach ihm benannten Reflexions- und Repetitionskreise. Von ihm ist ferner das neue französische System der Maße und Gewichte, und ihm verdanken es die Franzosen, daß Eulers und Tobias Meyers wichtige Entdeckungen bei ihnen zuerst zu praktischem Leben erhoben worden sind. Minder glücklich war er mit seinem Vorschlag einer neuen Wahlmethode oder Stimmengebung, deren praktischen Fehler zuerst Bonaparte als Konsul nachwies. Er † den 20. Febr. 1799. Seine „Tables trigonométriques, décimales etc.“ wurden aus seinem Nachlaß gesammelt und herausgegeben von Delambre (Paris 1801).

Bordagium (lat.), im normännischen Recht dasjenige Rechtsverhältniß, nach welchem Einer von einem Gut Eigenthum erhielt, dafür aber dem eigentlichen Grundherrn zur Leistung bäuerlicher Dienste verpflichtet war. Die so Berechtigten, Bordarii, konnten das Gut vererben, aber nicht verkaufen. Wilhelm der Eroberer brachte dieses Feudalinstitut nach England.

Bordeaux, eine der größten, schönsten und reichsten Städte Frankreichs, Hauptstadt des Departements der Gironde, liegt in einer weiten Ebene halbmondförmig am linken Ufer der Garonne, in der Landschaft Bordelais des ehemaligen Guienne oder Aquitanien, 70 geogr. Meilen südwestlich von Paris, 22 nordöstlich von Bayonne und hat über 120,000 Einwohner. Ueber die Garonne, welche 12 Stunden unterhalb B. mündet, führt nach dem Dorfe La-Bastide eine 1500 Fuß lange steinerne Brücke (Pont-de-la-Bastide) von 17 Bogen, die 1811—21 von dem älteren Deschamps mit einem Aufwand von mehr als 2 Millionen Thalern erbaut ist. Der Hafen, in welchen die größten Kauffahrteischiffe ohne Schwierigkeit mit der Fluth einlaufen können, kann über 1000 Schiffe aufnehmen. Die Stadt besteht aus zwei Theilen, der Altstadt mit engen winkligen Straßen, alterthümlichen, zum Theil hölzernen Häusern aus dem 15. Jahrhundert, und der schönen Neustadt, seit 1743 entstanden, sehr regelmäßig und geschmackvoll, zum Theil prächtig gebaut, mit herrlichen Straßen (die Rue Chepeau-Rouge ist eine der schönsten der Welt), angenehmen Promenaden u. schönen Plätzen, darunter der Königsplatz, der Platz der Dauphine, der Paradeplatz, der Platz de Tourny, des Grands-Hommes u. a. B. hat 47 katholische und eine protestantische Kirche u. seit 1810 eine Synagoge. Ausgezeichnete Gebäude sind: die Kathedrale in gothischem Style mit schönen Thürmen (1096 eingeweiht), die Kirche Notre-Dame aus dem 17. Jahrhundert, die Kirche Sainte-Croix aus dem 10. Jahrhundert und die ebenfalls sehr alte Kirche St.-Seurin mit seltenen gothischen Verzierungen, der alte erzbischöfliche Palast, der in neuester Zeit Stadthaus geworden ist, das alte Rathhaus l'Ombrière, das Hotel der Präfektur, das Marinehotel, die Börse, das große Theater, 1775—81 erbaut, eines der schönsten in ganz Europa, der Bazar, die prachtvolle Gallerie Bordelaise, der Justizpalast (seit 1844 erbaut), das großartige neue Hospital, das Proviantmagazin für die Marine, das Abattoir oder Schlachthaus, 1831—32 erbaut, das große Zellengefängniß. B. ist der Sitz eines Erzbischofs, dessen Diöcese das Departement der Gi-



BORDEAUX

ronde bildet u. unter welchem die 6 Bischöfe von Agen, Angoulême, Périgueux, Luçon, La-Rochelle und Poitiers stehen, eines protestantischen Konsistoriums, eines Präfekten und der übrigen Departementsbehörden, sowie der 11. Militärdivision. Es hat einen Obergerichtshof, ein Tribunal erster Instanz, 6 Friedensgerichte, ein Handelsgericht und eine Handelskammer. Die 1441 vom Papste Eugen IV. gegründete Universität bildet seit 1839 eine Académie universitaire mit 4 Fakultäten und 15 Professuren. Außerdem befindet sich hier seit 1712 eine Akademie der Wissenschaften und Künste, eine öffentliche Bibliothek von 128,000 Bänden, ein Collège, zwei theologische Seminare, eine besondere medicinisch-chirurgische, eine botanische, eine Bau-, Zeichen- u. Malerschule, seit 1631 eine Schifffahrts- oder hydrographische, seit 1833 eine Matrosen-, eine Gewerbe-, eine Handels- u. mehre andere Schulen, seit 1786 ein Taubstummeninstitut, eine linné'sche, eine philomathische u. andere gelehrte Gesellschaften, ein botanischer Garten, ein Antiquitäten- und Naturalienkabinet, die Baumschule und Sternwarte des Departements, ein Irren-, ein Waisen- und Findelhaus, mehre Hospitäler, Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten ꝛc. Die Gewerbe der Stadt sind zum Theil sehr ansehnlich. Man fabricirt Zucker, Branntwein, Liqueur, Weinessig, Salpetersäure, Parfümerien, Wachs, Kattun, Strumpf- und Wollenwaaren, Fußteppiche, Hüte, Papier, Töpferwaaren, Fayence, Glas, Flaschen, Metalldraht ꝛc. Der Schiffbau, die Taudrehereien und Böttchereien beschäftigen zahlreiche Arbeiter. Der Handel B.' ist großartig und weit umfassend und steht nur dem von Havre nach. Es besteht eine Bank, eine Assekuranz- und andere derartige Gesellschaften. Die beiden 14tägigen Messen im März u. Oktober sind für ganz Westfrankreich von der höchsten Wichtigkeit. Mittelst des Kanals von Languedoc versorgt B. das ganze südliche Frankreich mit Kolonialwaaren. Ausfuhrartikel sind vorzüglich Wein und Branntwein, Weinessig, getrocknete Früchte, Schinken, Brennholz, Terpentin, Glasflaschen, Kork, Honig ꝛc.; eingeführt werden besonders Kolonialwaaren, dann englisches Zinn, Blei, Kupfer u. Steinkohlen, Farbestoffe, Zimmer- u. Schiffbauholz, Pech, Harz, Leder Häringe, Pökelfleisch, Käse ꝛc.

B., im Alterthum Burdigala und Hauptort der Bituriges Vivisci und unter den Römern Hauptstadt der Provinz Aquitania II., war nach des hier geborenen Dichters Ausonius Beschreibung eine schöne, feste Stadt mit bethürmten Mauern, 14 Thoren, vielen Palästen, Tempeln ꝛc., das wichtigste Emporium im südwestlichen Gallien mit einer der berühmtesten Hochschulen. Man findet aus der Römerzeit noch Ueberreste von Mauern, Thoren, Wasserleitungen, Bädern, eines Amphitheaters (Palais Gallien) und anderer großen Gebäude, Grabsteine, Inschriften, Münzen, Statuen. Die christliche Zeit B.' datirt von 272. Im Jahr 407 verbrannten die Vandalen, Alanen ꝛc. die Stadt; 412 kam sie in die Gewalt der Gothen, 507 in die des Frankenkönigs Chlodwig; 732 wurde sie von den spanischen Arabern unter Abd-ur-Rahman erstürmt, geplündert und ausgemordet, 735 aber von Karl Martell wieder erobert. Karl der Große ernannte 778 einen Grafen von B. Die Stadt erholte sich nur langsam von den erlittenen Verwüstungen, und erst als mit des letzten Herzogs, Wilhelms IX., Erbtochter Eleonore das Land an Heinrich von Anjou und so 1154 an England kam, begann sich B. als Hauptstadt des Herzogthums zu heben. Schon Heinrich II. erweiterte die Stadt und gab ihr große Privilegien, die 1236 von Heinrich III. bestätigt wurden. Als der sogenannte schwarze Prinz, Eduards III. Sohn, Guienne als Fürstenthum erhielt, ward B. Sitz eines glänzenden Hofs. Unter Richard II. trat B. 1379 gegen die Angriffe der Franzosen an die Spitze eines Bündnisses der Städte von Bordelais, mußte jedoch am 23. Juni 1451 mit Karl VII. kapituliren und 1453, weil es im Oktober 1452 den Engländern die Thore wieder geöffnet, auf seine Privilegien verzichten, die es aber meist zurückerhielt. Als sich 1548 die Stadt wegen Einführung der Salztaxe empörte, wobei der Gouverneur de Morems ermordet wurde, nahm der Connetable Montmorency blutige Rache an den Bewohnern. Der Gouverneur Montferrand wiederholte hier vom 3.—5. Okt. 1572 die Greuelscenen der Bartholomäusnacht, die 2500 Menschen das Leben kosteten. Während der Revolution war B. Hauptsitz der Girondisten, weshalb es von den Schreckensmännern verheert wurde. Ludwig XVIII. legte dem Sohn des Herzogs von Berry, dem Grafen von Chambord, den Titel eines Herzogs von B. bei. Vgl. Jouannet, Statistique du departement Gironde, Paris 1837—43, 3 Bde.

Landes-de-Bordeaux heißen die Haidesteppen von Sumpf und todtem Sand an der Meeresküste in der Gegend von B., mit B. durch eine 1841 eröffnete Eisenbahn verbunden.

Bordeauxweine, die in der Umgegend der Stadt Bordeaux, im weitern Wortsinn die sämmtlichen im Departement Gironde oder in der Landschaft Guienne erzeugten Weine, die sich durch Geist, Körper, Gehalt an Gerbestoff, angenehmen Geruch und feinen Geschmack auszeichnen und nächst dem Champagner von den französischen Weinen am meisten ins Ausland versendet werden. Es werden jährlich im Durchschnitt 1,400,000 Hectolitres ausgeführt, 400,000 im Lande selbst konsumirt und 400,000 auf Cognac verarbeitet. Kein Bordeauxwein ist unter 18 Monaten brauchbar; manche müssen 5—6 Jahre liegen, ehe sie die gehörige Güte erhalten; sie werden gewöhnlich mit Gallerte und Eiweiß geklärt. Es gibt 6 Klassen von B.n: Medoc (roth, wächst im Bezirk gleichen Namens), Graves (weiß, südlich von Bordeaux), Palus (roth und weiß, an den Ufern der Garonne und Dordogne, darunter der von Montferrat der berühmteste), Des Côtes (auf den Hügeln der Garonne und Gironde von Langon und bis Blaye), De Terre forte und D'entre deux mers (nordwestlich von Medoc). Rücksichtlich ihrer Güte unterscheidet man die rothen B. in 5 Klassen; von den weißen unterscheidet man zwei Hauptarten, die Graves u. die vom linken Garonneufer.

Bordell (vom angelsächs. Bord, d. i. Haus), eine unter polizeilicher Aufsicht stehende Wirths-

schaft, in welcher Freudenmädchen gehalten werden: s. Prostitution.

Bordelumer Rotte, eine nach dem schleswigschen Ort Bordelum benannte Separatistensekte, 1737 von den Studenten Borsenius u. Bärge stiftet, durch mystische Schriften verbreitet, wurde 1739 gewaltsam unterdrückt und wucherte nur hie und da im Dunkel noch einige Zeit fort. Die Mitglieder derselben erklärten, nur nach göttlicher Eingebung zu handeln, schafften Kirche, Predigtamt, Sakramente und alles Recht auf Privateigenthum ab, hielten sich, als durch den Glauben Selige, zu jeder Unzucht berechtigt, trennten daher auch die Ehen und sind im Allgemeinen Vorgänger der vielen traurigen gleichartigen Erscheinungen unserer Zeit.

Bordentown, Flecken im nordamerik. Staat Newjersey, Grafschaft Burlington, 7 englische Meilen südöstlich von Trenton, auf dem östlichen Ufer des Delaware, 65 Fuß über demselben, ein netter u. gesunder Ort, an der Camden- u. Amboy-Eisenbahn, die unter demselben in einen Tunnel geht, dem Ausfluß des Delaware- und Raritankanals gegenüber, hat 3 Kirchen (baptistische, methodistische und Friendskirche), 9 Schulen, Bank, Post und 3000 Einwohner. B. war lange Zeit der Aufenthalt Joseph Napoleons (Grafen de Survilliere), der sich hier ein hübsches Schlößchen mit Park anlegte (es wurde 1847 verkauft), und ist noch heut zu Tage ein gewöhnlicher Vergnügungsort für die Bewohner Philadelphia's.

Bordeu, Theophile de, Gründer einer medicinischen Schule in Frankreich, den 22. Febr. 1722 zu Iseste in Bearn geboren, studirte zu Montpellier, ließ sich dann in seinem Geburtsort und 1752 in Paris nieder. Hier zog er sich in Kurzem durch das neue System, welches er zum Theil auf den Grund des stahlschen aufbaute, zahlreiche Gegner zu, aber auch Anhänger, die seiner Schule die einzig richtige Theorie vindicirten und dem ebenso geistreichen als ehrgeizigen, ebenso geschützten und geschätzten als verspotteten und verfolgten Mann, den die Franzosen le Voltaire des médecins de son temps nennen, in seinen wissenschaftlichen Kämpfen die Kraft jung erhielten, bis er am 23. November 1776 den verzehrenden Anstrengungen erlag. Als Grundzüge seiner, in seinem Vaterlande in bedeutendem Ansehen stehenden Theorie zeichnen sich insbesondere die Behauptungen aus, daß die Drüsen reich an Nerven seyen, vermittelst deren sie die ihnen eigenthümlichen Säfte bereiten und abscheiden; daß das Zellgewebe mit einer eigenthümlichen Kraft begabt sey, die er mit Stahl durch das Wort Ton bezeichnete; daß die Gallerte, woraus das Zellgewebe besteht, durch die Kälte rings um die Fasern gerinne und zwischen den Fasern eine Menge Nervenfäden befindlich seyen, die jene Fasern scheidenartig umgeben und keine Gefäße besitzen; daß in den Zellen der Gewebe ein stetiger Antagonismus Statt finde, zufolge dessen sie sich abwechselnd zusammenziehen und erschlaffen und so bald Feuchtigkeiten aufnehmen, bald sie wieder ausscheiden. Nach ihm besitzt jedes Organ sein eigenes Leben und scheidet seine eigenen Stoffe aus. Wenn diese Stoffe aber im Verhältnisse zu reichlich aus einem und dem andern Organe ausgeschieden werden, so entsteht eine Kacherie, deren es so viele Arten gibt, als verschiedene Organe zur Abscheidung eigenthümlicher Stoffe gebildet sind, so z. B. eine Gallen-, Samen-, Blut-, Milchkacherie 2c. Die Vervielfältigung der Ansteckungsstoffe erklärte B. nicht auf physische, sondern auf organische Weise. Sie sind nach ihm Produkte der thierischen Säfte, können sich daher auch von Neuem erzeugen, ohne daß man einen allgemeinen Uebergang derselben in die Masse der Säfte anzunehmen nöthig hat. Von seinen Schriften sind zu nennen die „Recherches anatomiques sur la position des glandes et sur leur action" (Paris 1752, neu mit Noten von Hallé, J. VII der Republik); „Recherches sur le tissu muqueux et sur l'organe cellulaire" (das. 1767, deutsch, Wien und Leipzig 1772); gemeinschaftlich mit seinem Bruder Franz: „Recherches sur les maladies chroniques, leur rapport avec les maladies aigues, leurs periodes et leur nature" (das. 1775); „Recherches sur le pouls par rapport aux crises" (das. 1756, später in 3 Bänden und 4 Theilen, das. 1763 und 72); „Recherches sur quelques points d'hist. de la méd., concernant l'inoculation" (Lüttich, 8 Bde.). Ein Theil seiner kleineren Abhandlungen sind in den von Richerand zu Paris 1818 in 2 Bänden erschienenen „Oeuvres complètes" enthalten.

Bordone, Paris, ausgezeichneter Bildniß-, Landschafts- und Historienmaler, zu Treviso um 1500 geboren, Tizians Schüler, später Nachahmer Giorgione's und endlich selbstständiger Meister. Von Franz I. berufen, ging er nach Paris, schlug dann, aus Frankreich zurückgekehrt, seine Werkstätte in Venedig auf, wo er 1570 †. Kolorist ersten Ranges, gleich bewundernswürdig wegen der Originalität seiner Komposition, der Trefflichkeit der Zeichnung und des Leben athmenden Ausdrucks seiner Gesichter, steht B. dem Tizian nur darin nach, worin dieser unerreichbar ist: in der Wahrheit der Tinten und der Anmuth des Pinsels.

Boreas, der Nordwind der Griechen, bei den Römern Aquilo oder Septentrio, welcher von den (überhaupt in den Norden versetzten) riphäischen Gebirgen, in Hellas über die thracischen Gebirge weg, herwehend gedacht wurde und in Europa wie in Kleinasien reinen Himmel und Kälte, in Afrika aber Wolken und Regen brachte. Als Gott gedacht und verehrt, wegen seiner Eigenschaften und Wirkungen vielfach in Sage und Dichtung verflochten, war er der Sohn des Asträus und der Eos oder Aurora, des Sternenhimmels und der Morgenröthe, Bruder des Hesperus und Zephyrus, und wohnte in Thracien (Nordland), nach Callimachus in einer Höhle des Hämus, nach Andern am Meerbusen Salmydessus, in der Nachbarschaft der Hyperboreer (der über B. hinaus Wohnenden). B. entführte zuerst des athenischen Königs Erechtheus Tochter Orithyia, als sie bei einem Festaufzug am Ilyssus den Reigen anführte, und zeugte mit ihr den Calais und Zetes, sowie des Phineus Gemahlin, Cleopatra (die sogenannten Boreaden). Ihr zu Liebe vernichtete er die Athen bedrohende Flotte des Xerxes, wie er sich denn auch als tüchtiger Bundesgenosse den Megalopolitanern erwies, als er

die Sturmmaschinen der Spartaner zertrümmerte. Doch raubte er auch Arcturus' Tochter Chloris; ja die Pitys (Fichte), die ihm den Pan vorzog, schleuderte er gegen einen Felsen, worauf sie von der Gäa (Erde) in eine Fichte verwandelt wurde. Mit den Stuten des Erichthonius zeugte er (nach Homer) 12 Füllen, mit der Erinnys das Viergespann des Ares, Aithon, Phlogius, Conabus und Phobus, mit der Harpyie Aëllopus den Hengst Xanthus und die Stute Podarge; welche Sagen nach gewöhnlicher Ansicht die Schnelligkeit dieser Thiere bezeichnen sollten, nach Voß aber auf einem Glauben der Alten an Windempfängnisse der Rosse beruhen. An dem Windethurm zu Athen ist B. als bärtiger Alter mit strengen Zügen und starkem Haarwuchs abgebildet; sein langer, faltenreicher Mantel erinnert an die winterliche Rauhheit, sowie die Tritonsmuschel in seiner Rechten an seinen brausenden Ton. Bei Apollonius von Rhodus hat er als Bringer fruchtbaren Regens auf seinen Flügeln goldene Tropfen. Auf dem Kasten des Cypselus, die Entführung der Orithyia darstellend, hatte er statt der Füße Schlangenschwänze. Zu Athen war ihm ein Altar an den Ufern des Ilyssus errichtet.

Boreasmi, Feste der Athener und Megalopolitaner zu Ehren des Boreas, von den Athenern vornehmlich deswegen gefeiert, weil er als ihr Verwandter auf ihr Anrufen die Flotte des Xerxes beim Vorgebirge Sepias zerstört hatte.

Boreel, Adam, gelehrter Socinianer und Stifter einer Religionssekte in Holland, zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Seeland geboren, † 1666. Seine Lehre, die ihm viele Anhänger in Holland erwarb, ist in seinen nachgelassenen Schriften nur fragmentarisch enthalten. Die Sekte der Boreelisten übte strenge Sitte, gab ihr Vermögen zu Almosen, hatte weder Prediger, noch Sakramente, noch überhaupt äußeren Kultus. Sie ging nach dem Tode des Stifters bald wieder ein.

Borelli (Borellus), Giovanni Alfonso, theoretischer Arzt und Mathematiker, Stifter der iatromathematischen Schule und seiner Zeit der Erste, welcher der richtigen Theorie von dem Laufe der Kometen nahe kam, war geboren 1608 zu Neapel. Er erhielt seine Bildung zu Florenz, wo er unter Leitung des Hydraulikers Benedetto Castelli, eines der berühmtesten Schüler von Galilei, vorzüglich jene vom großen Meister zuerst entdeckten Grundsätze über die Bewegung u. die von ihm begründete Wissenschaft der Statik und Hydrostatik in sich aufnahm und, geführt von Galilei's Tafeln und gefördert durch ein gutes Fernrohr von Campani, das ihm der Großherzog zu seinen Forschungen übergab, mit unbefangenem und scharfem Auge die Bewegung der Himmelskörper beobachten lernte. Seine trefflichen „Theoriae Medicorum planetarum ex causis physicis deductae" (Florenz 1666, Leyden 1686) sind die Frucht dieser Zeit. In Anerkennung seiner Verdienste nahm ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede auf u. der Großherzog übergab ihm die Professur der Mathematik in Florenz (1664), die er bald nachher mit der in Pisa vertauschte. Aber schon 1668 verließ er diese Stellung, um sich nach Messina zu begeben. In Rom, wo er später seinen Wohnsitz aufschlug, erlangte er die Gunst der Königin Christine von Schweden, deren Umgang nächst den Andachtsübungen, welche ihm sein Orden auferlegte, seine letzte Lebenszeit in Anspruch nahm. Er † 1679. Unter der großen Zahl seiner Werke zeichnet sich besonders das in seiner Art klassische Werk „De motu animalium" (Rom 1680—81, zuletzt Haag 1743) aus, das als die Grundlage des iatromathematischen Systems zu betrachten ist. Seine Untersuchungen über die Hebelkraft der Muskeln sind von allen späteren Schriftstellern über diesen Gegenstand den ihrigen zu Grunde gelegt worden.

Boretsch (Borretsch), s. Borago.

Borga, Seestadt im Gouvernement Nyland des russischen Finnland, an der Mündung des Borga in den finnischen Meerbusen, mit einem weit in das Land hineingehenden Hafen u. gegen 5000 Einwohnern. Die uralte Stadt, eine schwedische Meile vom Hafen entfernt, hat einen schönen alten Dom, eine hübsche Kirche, mehre Schulen, ein Gymnasium, Schauspielhaus, Fabriken für Tabak, Segeltuch, etwas Weberei, Handel mit Mehl, Butter, Holz. Außerhalb der Stadt ist ein (1752 entdeckter) Gesundbrunnen. B. ist der Sitz des zweiten finnischen Bisthums (Borgastift), das jetzt die Landschaften Karelen und Savolax, Nyland, Tavastland, Wiborg, Kuopio und große Theile des Tavastehus- und Wasa-Län in sich begreift, 2 Gymnasien, 3 Trivialschulen, 4 Kreisschulen, 2 Pädagogien, 4 Elementarschulen und 5 Töchterschulen dirigirt und über 560,000 Seelen zählt.

Borger, Elias Annes, holländischer Theolog, den 26. Februar 1784 im Dorfe Jouen in Friesland geboren, studirte Theologie und erwarb sich durch sein gründliches u. umfassendes „Specimen hermeneuticum exhibens interpretationem epistolae Pauli ad Galatas" (Leyden 1807) die theologische Doktorwürde. Noch in demselben Jahre erhielt er zu Leyden die Stelle eines Lektors der biblischen Exegese, ward dann 1811 außerordentlicher, 1814 ordentlicher Professor der Theologie und 1817 ordentlicher Professor der griechischen Literatur und der Geschichte. Er † den 20. Oktober 1820. Zu den besten Erzeugnissen der holländischen Kanzelberedsamkeit gehören seine „Leerredenen" (4. Aufl., Haag 1825, 2 Bde.). In seinem Werke „De mysticismo" (2. Aufl., Haag 1826, deutsch von Stange, Altona 1826) versuchte er von kirchlichem Standpunkte aus eine Widerlegung Kants, Fichte's, Schellings, der andern neuern Naturphilosophen und der Romantiker. Seine „Disputatio de historia pragmatica" erschien in 2. Aufl. zu Delft 1818. Sein dichterischer Nachlaß erschien als: „Dichterlijke nalatenschap" (Leyden 1826). Vergl. van der Palm und Tollens, De nagedachtenis van E. A. B.", Leyden 1821.

Borghese, Villa in Rom unweit der Porta del Popolo, der Sommerpalast des borghesischen Fürstengeschlechts, einst weltberühmt wegen seiner Schätze antiker Kunst, von Scipione Cafarelli, Papst Pauls V. Neffen, auf dem Grund und Boden und angeblich auch mit dem konfiscirten Vermögen der unglücklichen Cenci erbaut. Jene

hier einst bewahrten berühmten Kunstwerke des klassischen Alterthums, deren vorzüglichste der Hermaphrodit, der sterbende Seneca u. der borghesische Fechter waren, wanderten unter Napoleon in das Museum von Paris, wurden zwar 1815 der Familie theilweise zurückgegeben, aber später theilweise veräußert. Noch sieht man mit Interesse die herrlichen Freskomalereien von Soffi, Caravaggio's Porträt des Papstes Paul V. und die reizenden Gartenanlagen, welche einen Raum von 3 Miglien umfassen. — Der Palast B., seiner Form nach auch il cembalo Borghese genannt, die städtische Wohnung der borghesischen Familie, ist eins der prachtvollsten Gebäude Roms, von Martin Longhi begonnen, von Flaminio Ponzo vollendet. Den herrlichen Portikus des innern Hofs tragen 96 Granitsäulen. Die wirklich unschätzbare Gemäldesammlung in diesem Palaste füllt 11 große Säle des Erdgeschosses. Hier finden sich die weltberühmte Grablegung von Raphael (1830 von Amsler unübertrefflich in Kupfer gestochen), die Jagd der Diana und die cumäische Sibylle von Domenichino, Arpino's Raub der Europa, Rubens' Susanna, eine Madonna von Giulio Romano und Tizians Meisterwerk, die drei Grazien.

Borghese, römische, nun fürstliche Familie, welche aus der Republik Siena stammt und in Agostino B. einen Ahnherrn hat, der in einem der vielen unglückseligen Bürgerkriege Italiens, im Kampf Siena's gegen Florenz, sich den Ehrennamen eines Pater Patriae verdiente. Um nicht den Mediceern unterthan zu werden, zog die Familie im 16. Jahrhundert aus Siena nach Rom, gelangte hier zu Macht, Reichthum und Ansehn und durch Sammlung von Kunstschätzen auch zu einer Art Ruhm. Die Bahn zu ihrer Größe brach Camillo B., als Papst Paul IV. (1605—1621), durch rücksichtslosen Nepotismus. Denn nicht genug, daß er seine Brüder Francesco und Giovanni zu hohen Würden im Kirchenstaate erhob, so erhob er auch seine beiden Neffen, von denen der eine, Scipione Cafarelli, Sohn seiner Schwester (Gründer der berühmten Villa Borghese und ihrer Kunstschätze), von ihm zum Kardinal ernannt und mit einem jährlichen Einkommen von 150,000 Scudi ausgestattet wurde, der andere, Marco Antonio, Sohn seines zweiten Bruders, durch ihn Paläste zu Rom, große Reichthümer, angesehene Familienverbindungen und das Fürstenthum Sulmona im Neapolitanischen erhielt. Was dieser erworben hatte, ging, da sein Sohn vor ihm gestorben war, nach seinem Tode (1658) auf seinen Enkel, Giovanni Battista, über, der dasselbe mit dem Erbe seiner Mutter, Olympia Aldobrandini, namentlich mit dem Fürstenthume Rossano, vermehrte. Sein Sohn, Camillo Antonio Francesco Baldasarre (✝ 1763), verband sich durch Heirath mit dem Hause Colonna. Der älteste Sohn des letztern, Marco Antonio, beendete 1769 den beinahe 100jährigen Prozeß der B. mit den Pamfili's wegen der aldobrandinischen Erbschaft. Er wurde 1798 Senator der Republik Rom und ✝ 1809. Sein Erbe war sein Sohn, Camillo Filippo Ludovico B., Fürst zu Sulmona und Rossano, geboren den 15. Juli 1775 zu Rom. Als die Franzosen in Italien eindrangen, nahm er Dienste in ihrem Heere und heirathete 1803 Bonaparte's zweite Schwester, Pauline, Wittwe des französischen Generals Leclerc (s. Bonaparte). In Folge dieser Vermählung erhielt er durch Napoleon 1804 die Würde eines französischen Prinzen, ward beim Ausbruch des Kriegs mit Oesterreich 1805 Eskadronchef der kaiserlichen Garde, bald darauf Oberst und später Divisionsgeneral. Im Jahre 1806 erhielt er das Herzogthum Guastalla, das er jedoch noch in demselben Jahre an das Königreich Italien abtreten mußte. Nachdem er an dem Feldzuge von 1806 Theil genommen und eine Sendung nach Warschau erhalten hatte, um die Polen zum Aufstande zu bewegen, ward er 1808 zum Generalgouverneur der Provinzen jenseit der Alpen ernannt. Nach Napoleons Thronentsagung hob er alle Verbindungen mit der Familie Bonaparte auf, trennte sich von seiner Gemahlin, lebte seit 1818 in Florenz u. abwechselnd zu Rom und ✝ zu Florenz am 8. Mai 1832 ohne Leibeserben. Ihn beerbte sein Bruder Francesco B., Fürst Aldobrandini, geboren zu Rom am 9. Juni 1776, Generalmajor in französischen Diensten, ✝ den 29. Mai 1839. Er hinterließ 3 Söhne: Marco Antonio, Fürst B., geboren zu Paris den 23. Februar 1814, Camillo B., Fürst Aldobrandini, geboren den 16. November 1816, vom 10. März bis 3. Mai 1848 päpstlicher Kriegsminister, und Scipione B., Herzog von Salviati, geboren zu Paris den 23. Juni 1823. Die Besitzungen der B. umfassen jetzt, außer den Fürstenthümern Rossano u. Sulmona, die schönsten Villen und Güter im Patrimonio di S. Pietro, in Sabina und den elften Theil der ganzen Campagna di Roma.

Borghesi, Bartolomeo, Graf, italienischer Alterthumsforscher und Sammler, wurde den 11. Juli 1781 zu Savignano geboren. Nachdem er seine Studienjahre (1795—1800) in Bologna der Archäologie, Numismatik und Kunstgeschichte mit großem Erfolg gewidmet, in der Fülle der Jugendkraft als Dichter und Forscher gleich glücklich, die Academia Savignanese gegründet und seit 1802 in Rom den in und um sich aufgehäuften Schatz antiquarischer Kenntnisse mit Hülfe des ihm befreundeten Gaetano Marini erweitert hatte, sichtete und ordnete er die antiquarischen Sammlungen seines Vaterlandes. Die Münzkabinette in verschiedenen Städten Italiens und vor allen das größte in Mailand, sowie das Ordnen antiquarischer Bibliotheken nahmen fortan seine geistige Thätigkeit in Anspruch und förderten besonders seine epigraphische Kenntniß zu noch nie erreichter Ausdehnung und Genauigkeit. Papst Pius II. vertraute ihm die Ordnung u. Katalogisirung der vatikanischen Münzsammlung an, eine mühselige Arbeit, für welche sich der rechtgläubige Mann vom Papst als Lohn für sich und die Seinen Befreiung von den Fastenobservanzen auf ewige Zeiten erbat. Durch seine Verbindungen mit den bedeutendsten Gelehrten Italiens ward er, als einige derselben in die Untersuchung der revolutionären Umtriebe von 1820 ꝛc. verwickelt wurden, ebenfalls verdächtig, und, obgleich selbst nicht angeklagt, zog er es doch

vor, sich zurückzuziehen und lebte seit 1821 in der Republik San-Marino seinen gelehrten Arbeiten und den ihm anvertrauten Staatsgeschäften. Im Mai 1842 ging er als Abgeordneter und Bevollmächtigter der Republik nach Rom, um mit der päpstlichen Regierung wegen der Salz- und Tabakssteuern zu unterhandeln. B., der Mitstifter des „Giornale Arcadico" für Heilkunde, Archäologie u. schöne Literatur, das er fortwährend mit werthvollen archäologischen Beiträgen ausstattet, schrieb schon in seinem 11. Jahre eine mit Anerkennung bemerkte numismatische Abhandlung. Im J. 1801 unternahm er es, die Annalen des Ludovico Muratori besonders in chronologischer Hinsicht zu emendiren, stand aber, Kränklichkeit halber, bald davon ab. Seine Thätigkeit gewann eine vielseitigere Richtung und producirte nach und nach jene Reihe Dissertationen und Abhandlungen für die Hauptzeitschriften italienischer Alterthumsforschung, die, obwohl nur Vorarbeiten zu seinem großen Konsularwerk, ihn allein schon an die Spitze des philologischen Italiens stellen. Von ihm sind u. A. im „Giornale Arcadico" die Hauptresultate seiner Untersuchungen über die Konsularmünzen, in den Akten der römischen Akademie für Archäologie die Dissertation „Sull' ultima parte dei Censori romani" (Rom 1836), in den Abhandlungen der Akademie von Turin viele archäologische Dissertationen und Monographien von Inschriften und Denkmälern, in der „Academia Ercolanese" eine Abhandlung über einen bisher unbekannt gewesenen Konsul L. Barbulejus Getatus Ligarianus; ferner lieferte B. die schätzbarsten Beiträge zu Forcellini's Lexikon, sowie zu dem von Perticari edirten „Fazio degli Uberti", während andere seiner Arbeiten, wie „Sulla notizia di alcuni diplomi imperiali di congedo militare" von Konstanze Gazzera u. die Abhandlung „Delle gente Arria romana, e di un nuovo denaro di M. Arrio secondo" (Mailand 1817) von Labus zur Oeffentlichkeit gebracht wurden. Sein Hauptwerk bildeten bis jetzt die „Nuovi frammenti dei fasti consolari capitolini illustrati" (2 Bde., Mailand 1818—20). Ein größeres Werk über die Geschichte der römischen Familien steht in Aussicht.

Borghesischer Fechter, eines der herrlichsten Erzeugnisse griechischer Kunst, von Agasias aus Ephesus, dessen Name in Buchstaben uralter Form am Fuß der Statue eingegraben ist, wurde zugleich mit dem Apollo von Belvedere in Antium gefunden und ist die Hauptzierde in der Antikensammlung der Villa Borghese bei Rom. Die Statue zeigt einen mit höchster Kraftanstrengung kämpfenden Mann in der Stellung vertheidigenden Vordringens, der linke Fuß und Arm dem Feind zugewandt; der rechte Arm fehlte u. ward ersetzt. Einige halten die Figur für einen Gladiator, Andere für einen Diskuswerfer, noch Andere für einen Kämpfer bei den olympischen Spielen, wieder Andere für einen Krieger in der Schlacht; nach Einigen soll sie die Ehrensäule vorstellen, welche die Athener einst dem siegreichen Chabrias gewidmet hatten. Die Statue kam mit den übrigen Schätzen der Villa Borghese nach Paris und von da 1815 nach Rom zurück.

Borgia, Adelsgeschlecht, das, aus Spanien stammend, in Italien am Ausgange des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts mächtig, für die Beförderung der schönen Künste thätig, aber einer arglistigen Politik hingegeben, schrecklich wurde durch Verbrechen und Niederträchtigkeiten. Alfonso B. war im geheimen Rathe des Königs Alfons von Aragonien, dann Bischof von Valencia, wurde am 8. April 1455 als Calixtus III. (s. d.) Papst und † den 6. August 1458. Rodrigo B. bestieg 1492 als Papst Alexander VI. den Stuhl St. Peters. Sein ältester Sohn, Giovanni B., mit der Römerin Vanozza erzeugt, erhielt auf Verwenden seines Vaters vom König von Spanien das Herzogthum Gandia in Valencia und 1497 von seinem Vater das Herzogthum Benevent nebst den Grafschaften Terracina und Pontecorvo, ward aber deshalb von seinem jüngeren Bruder Cesare B. acht Tage darauf ermordet. Dieser, schön von Gestalt und so stark, daß er den Kopf eines Stieres mit Einem Schlage abhieb, war nicht ohne Sinn für Künste und Wissenschaften, aber räuberisch, wollüstig, mitleidslos und jeder Frevelthat, die ihm Vortheil bringen konnte, fähig. Auf ihn, seinen Liebling, baute Alexander VI. die Größe seines Hauses. Anfangs bestimmte er ihn für den geistlichen Stand, verschaffte ihm das Bisthum Pampelona und ernannte ihn 1492 zum Kardinal. Um dies bewerkstelligen zu können, ließ er durch erkaufte Zeugen beschwören, daß Cesare B. der eheliche Sohn eines römischen Bürgers sey. Aber Cesare's Streben war auf das Weltliche gerichtet. Nach Ermordung seines Bruders Giovanni gab er im Okt. 1498 mit Beistimmung seines Vaters die erlangten Kirchenwürden auf und warb um die Tochter des Königs Friedrich von Neapel. Als ihm deren Hand verweigert wurde, ging er nach Frankreich und überbrachte im Januar 1499 als päpstlicher Legat dem König Ludwig XII. die Erlaubniß zu einer Ehescheidung und dessen Minister Amboise die Ernennung zum Kardinal. Ludwig XII. belohnte ihn dafür mit einem ansehnlichen Jahrgehalt, gab ihm eine Kompagnie Soldaten und verlieh ihm Valence in der Dauphiné (weshalb er sich Herzog von Valentinois nannte). Darauf verschaffte er ihm die Hand der Prinzessin Charlotte d'Albret, Schwester Johanns, Königs von Navarra, und nahm ihn mit sich nach Italien (im Sept. 1499), wo er ihm ein Truppencorps zu eigener Verfügung übergab. B. verwendete dasselbe zur Unterdrückung der päpstlichen Vikarien, die in der Romagna wie unabhängige Fürsten lebten, eroberte (seit November 1499) Imola, Forli, Faenza, Cesena, nöthigte Pesaro und Rimini, sich ihm zu unterwerfen, brachte die Romagna, mit Ausnahme Bologna's, für welches sich Frankreich verwendete, in seine Hände und ließ sich 1501 von seinem Vater zum Herzog von Romagna ernennen. In demselben Jahre entriß er Jakob von Appiano das Fürstenthum Piombino und suchte sich vergeblich zum Herzog von Bologna und Florenz zu machen. Um Camerino anzugreifen, forderte und erhielt er 1502 von Guidobald von Montefeltre, Herzog von Urbino, Soldaten und Geschütz, bemächtigte sich darauf des ganzen Herzogthums Urbino, nahm

Camerino mit Sturm und ließ den Herrn der Stadt, Giulio di Varano, nebst seinen beiden Söhnen erdrosseln. Die italienischen Fürsten, die sich gegen ihn verbunden, wußte er zu trennen u. theils für sich zu gewinnen, theils zu besiegen, ließ sie aber am Tage des Siegs zu Sinigaglia am 31. Dec. 1503 sämmtlich treulos ermorden u. bemächtigte sich ihrer Länder. Auf dem Gipfel seiner Macht, verlor er plötzlich die Stütze derselben, seinen Vater, den Papst Alexander, der am 17. Aug. 1503 wahrscheinlich an Gift starb, das bei einem Gastmahl ihm der Kardinal Cornatto bereitet hatte. Cesare, der auch davon genossen, verfiel in eine schwere Krankheit, die ihn unfähig machte, die Papstwahl zu leiten. So geschah es, daß nach der kurzen Regierung des schwachen und kränklichen Pius III. (8.—18. Okt. 1503) der kräftige Julius II. den päpstlichen Stuhl bestieg (31. Okt. 1503). Dieser, ein Feind der B.'s und entschlossen, die Güter des Kirchenstaates wieder zusammenzubringen, forderte von Cesare Zurückgabe dessen, was er von Letzterem besaß, und ließ ihn, der diese Zurückgabe verweigerte, festnehmen (22. Nov. 1503). Als Gefangener mußte er alles Eigenthum Roms, das er noch in Besitz hatte, ausliefern; dann erst erhielt er die Freiheit (19 April 1504). B. ging nun zu den Spaniern nach Neapel, wurde hier anfangs schmeichelnd behandelt, bald aber auf Befehl Ferdinand des Katholischen verhaftet (26. Mai 1504) und nach Spanien abgeführt. Nach einigen Jahren entfloh er zu seinem Schwager, dem König Johann von Navarra, und zog mit diesem gegen Kastilien, fiel aber bei der Belagerung des Schlosses von Viano, am 12. März 1507. B. war mäßig und nüchtern, liebte und beschützte die Wissenschaften und besaß eine hinreißende Beredsamkeit. Eine Schilderung B.'s gibt Machiavelli in seinem „Principe". Vgl. Leben des Cäsar B., Herzogs von Valentinois, Berlin 1782. Seine Schwester Lucrezia wird als eine schöne, vielseitig gebildete und kunstliebende, aber wildleidenschaftliche, ruch- und schamlose Frau geschildert. Sie war zuerst mit Johann Sforza, Fürsten von Pesaro, vermählt, der sie aber verstieß, als sie mit ihren beiden Brüdern und ihrem Vater in blutschänderischen Umgang trat. Hierauf vermählte sie sich 1498 mit einem natürlichen Sohn des Königs Alfons II. von Neapel, Alfons, Fürsten von Tarent, und als dieser von ihrem Bruder Cesare ermordet worden war (1501), wurde sie die Gemahlin des Herzogs Alfons von Ferrara, dem sie drei Söhne gebar. Verrufen durch ihre Ausschweifungen und Schandthaten, † sie 1520. Der Dichter Sannazar entwarf zur Aufschrift auf ihren Leichenstein das Distichon:

Hic jacet in tumulo Lucretia nomine, sed re
Thais, Alexandri filia, sponsa, nurus.

Unter den folgenden Gliedern dieser Familie ist zunächst Francesco B., Herzog von Kandia und dritter General des Jesuitenordens, zu nennen. Er gründete das sogenannte Noviziat seines Ordens, verbesserte das Missionswesen und den Unterricht, verfaßte mehre Erbauungsbücher in spanischer Sprache, forderte die Könige von Frankreich, Spanien und Portugal vergeblich zu kräftigem Kriege gegen die Türken auf, † 1572 in Rom und wurde 1625 kanonisirt. Sein Enkel, Francesco B., öfter Borja geschrieben, Fürst von Squillace im Königreich Neapel und Graf von Majaldo, geboren in Neapel, wurde 1614 Vicekönig von Peru, erwarb der spanischen Krone die Provinz Maynas und gründete darin die Stadt Boria (Borga). Nach seiner Rückkehr aus Amerika (1621) zog er sich in das Stillleben der Wissenschaft und Kunst zurück und † mit dem Rufe eines liebenswürdigen und geistreichen Mannes am 26. Sept. 1658. Seine Gedichte (Obras en verso, Madrid 1639, Antw. 1654 und 1664), frei vom Schwulst seiner Zeitgenossen, erheben ihn gleichwohl zu keinem der besten Lyriker seiner Nation, obgleich ihre Einfachheit, eine gute Frucht des Studiums der Alten, ihnen einen bleibenden Werth sichern wird. Ferner hat man von ihm: „Napoles recuperada por el reyo Don Alonso" (Saragossa 1651), eine Uebersetzung des Thomas a Kempis ꝛc. Die ehrenwertheste Erscheinung aus dieser Familie ist der Kardinal und Vorsteher der Propaganda, Stefano B., rühmlichst bekannt als Beförderer der Wissenschaften und Wohlthäter verlassener Kinder. Am 3. Dec. 1731 zu Velletri geboren, erhielt er seine erste Erziehung bei seinem Oheim, Alessandro B., Erzbischof von Fermo, ward 1750 Mitglied der etruskischen Akademie zu Cortona und begann zu Velletri ein Museum von Alterthümern zu sammeln, das eine der reichsten Privatsammlungen dieser Art wurde. Als Gouverneur von Benevent (seit 1759) erwarb er sich durch die weisen Maßregeln, durch welche er 1764 Stadt und Gebiet vor drohender Hungersnoth schützte, großen Ruhm. Im J. 1770 von Klemens XIV. zum Sekretär der Propaganda ernannt, veranlaßte er die unter ihm stehenden Missionäre, ihm aus den verschiedensten Gegenden Handschriften und Kunstwerke zuzuführen, die er dann gemeinnützig machte. Als Oberaufseher der Findelhäuser, wozu Pius VI. ihn 1789 mit Verleihung der Kardinalswürde ernannte, traf er zur Verpflegung und Fortbildung der Findelkinder rühmliche Einrichtungen. Als 1747 die Revolution im Kirchenstaate ausbrach, legte Pius VI. die Diktatur von Rom in B.'s Hände. Im Febr. 1798 von den Franzosen verhaftet und aus den römischen Staaten verwiesen, ging er nach Venedig und darauf nach Padua, wo er einen Gelehrtenverein gründete. Mit Pius VII. kehrte er nach Rom zurück und † auf dem Wege nach Paris, wohin er den Papst zur Krönung Napoleons begleiten wollte, zu Lyon am 23. Nov. 1804. Durch die „Istoria della città di Benevento" (1763—69, 3 Bde.) machte er sich als Historiker und Alterthumsforscher einen Namen. Er schrieb ferner: „Monumento di Papa Giovanni XVI" (Rom 1750), „Breve istoria dell' antica città Tadino nell' Umbria" (das. 1751) und „Breve istoria del dominio temporale della sede apostolica nelle due Sicilie" (das. 1788). Sein Leben beschrieb Pater Paolino von San-Bartolomeo in lateinischer Sprache (Rom 1805).

Borgo, Name vieler größern und kleinern Ortschaften in Italien und Südtyrol. Die bemerkenswerthesten sind: B. di Val-Sugana, Marktflecken und Sitz einer Bezirkshauptmann-

schaft im tyroler Kreise von Trient, im Suganerthale und an der Hauptstraße von Venedig, hat ein Bergschloß und 3500 Einwohner. Bei der Verfolgung der Oesterreicher unter Wurmser durch die Val-Sugana besetzte Napoleon am 6. Sept. 1796 den Ort und zwang am folgenden Tage die österreichische Nachhut, bei Primolano das Gewehr zu strecken. — B.-Lavezzaro, Flecken in der sardinischen Division Novara, mit 4500 Einwohnern, die sich mit Seidenzucht und Seidenspinnerei beschäftigen. — B.-Manero, Flecken in derselben Division, an der Agogna, ist ummauert, gut gebaut, hat eine Stiftskirche, zwei Klöster, einige Fabriken, zwei Jahrmärkte, einigen Handel und 6000 Einwohner. — B.-San-Dalmazzo, sardinischer Flecken in der piemontesischen Division Cuneo, am Gesso, an der Straße über den Col-di-Tenda nach Nizza, schön gelegen, hat eine Benediktinerabtei, Kupfer- und Eisenhämmer, einigen Handel und 3500 Einwohner. Hier schlugen die Oesterreicher unter Ott die Franzosen unter Garnier am 10. Nov. 1794 und warfen sie am 15. Nov. bei dem Dorfe Vernante bis zum Col-di-Tenda zurück. — B.-San-Donnino, ummauerte Stadt im Herzogthum Parma, am Stirone, in einer fruchtbaren Gegend, Hauptort der gleichnamigen Provinz, die zwischen dem Tar und Tiglio liegt und $28^3/_{10}$ □Meilen mit 132,000 Einwohnern umfaßt, und seit 1501 Sitz eines Erzbischofs, hat eine Kathedrale, ein herzogliches Schloß, ein Fort, vier Pfarrkirchen, mehre Klöster, ein Seminar, ein Kollegium, eine Musik- und Gesangschule und 4000 Einwohner, die sich mit Seiden- und Hanfspinnerei beschäftigen und Glashütten unterhalten. B. hat seinen Namen vom heil. Dominikus, der 304 hier enthauptet wurde. Die hier aufgefundenen Ruinen sollen der alten Stadt Fidentia angehören. Unter den Hohenstaufen war B. kaiserliche Reichsbesitzung. — B.-San-Sepolcro, Stadt in Toskana, im Tiberthale, an der päpstlichen Grenze, Sitz eines Erzbischofs, hat eine Kathedrale, ein Felsenschloß, viele Kirchen und Klöster, ein Seminar, ein Theater, eine Academia Tiberina und 4000 Einwohner. Die Stadt spielte in der Geschichte der mittelalterlichen Streitigkeiten in Toskana eine nicht unbedeutende Rolle und gehörte seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zu der Republik Florenz. — B.-Taro, Flecken und Hauptort der Apenninenprovinz gleichen Namens oder Val-di-Taro im Herzogthum Parma, die auf $20^2/_3$ □Meilen 51,000 Einwohner umfaßt, liegt im Thale und am Flusse Taro und hat ein Schloß und 3000 Einwohner. Hier wurden am 18. Febr. 1814 die Oesterreicher von den Franzosen unter Rouyer im Thale des Taro abwärts bis Fornovo zurückgedrängt.

Borgognone, 1) Philipp de, berühmter Bildhauer des 15. Jahrhunderts, der in Spanien, besonders in Granada und Toledo, Werke ausführte, die zu den besten Erzeugnissen der Bildhauerkunst gehören, so besonders die zwei Grabmäler in der Capella real der Kathedrale zu Granada. — 2) Ambrogio Fossano, ausgezeichneter mailändischer Maler zur Blüthezeit der italienischen Kunst, Zeitgenosse Leonardo da Vinci's. Die letzten Werke seiner Hand sind mit 1490 bezeichnet. In seinen Gemälden sehen wir ein Lostrennen der Kunst von der Trockenheit des alten Styls. Freskogemälde von ihm finden sich im Kloster des heiligen Simplicius und an andern Orten in Mailand. Das berliner Museum besitzt zwei sehr vorzügliche Bilder von seiner Hand, von denen besonders das eine, Maria auf dem Thron und zwei Engel zu den Seiten, von großer Lieblichkeit und Innigkeit der Darstellung ist.

Borgois, Schriftgattung, s. Bourgeois.

Borgu, Negerreich in Sudan, s. Wadai.

Borich (Boris), ungarischer Kronprätendent im 12. Jahrhundert, Sohn Kolomanns, Königs von Ungarn, aber erst (1112) geboren, nachdem seine Mutter, die russische Prinzessin Predslawa, vom eifersüchtigen König auf den bloßen Verdacht begangenen Ehebruchs hin verstoßen worden war. Stephan II., Kolomanns Nachfolger und B.s Halbbruder, suchte dem unglücklichen Prinzen des Vaters Unrecht mit Liebe zu vergelten, hob ihn in die Nähe der ihm von der Geburt angewiesenen Höhe, gab ihm die Hand einer polnischen Prinzessin und würde ihm auch die Krone gesichert haben, wenn nicht der Trotz der Magnaten diesem Plane entgegengetreten wäre. Der blinde Bela II. ward Stephans Nachfolger, aber die Königin Helena führte das Regiment. Dieser Zeitpunkt schien der geeignete, das Land (d. h. die Magnatenschaft), das vom Thron aus bedroht wurde, durch einen mächtigen Schlag von außen für B. zu gewinnen. B. zog an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, von seinem Schwiegervater, vielen polnischen Großen, russischen Bojaren und einigen Magnaten unterstützt, nach Ungarn; aber noch ehe die Waffen versucht worden waren, hatte eine Unterredung der Ungarn mit den feindlichen Großen für erstere den gewünschten Erfolg: überzeugt von B.s ehrloser Geburt, zogen sie sich ohne Schwertschlag zurück, B. der alleinigen Hülfe seines Schwiegervaters überlassend. Ein zweiter Versuch mit dessen Heer mißlang gänzlich, des Kaisers Ausspruch entzog seinem Streben im Auge der Fürsten auch den Schein des Rechts, jede gehoffte Unterstützung blieb aus, B.s öffentliches Leben hatte ein Ende. B. schloß sich nun dem durch Ungarn ziehenden Kreuzheere des Königs Ludwigs VII. von Frankreich an, wurde zwar erkannt, entkam aber, von Ludwig mit Edelmuth behandelt, glücklich nach Griechenland, in dessen Heeren er wiederholt gegen sein Vaterland focht. Nach Otto von Freisingen wurde B. nach einem mißglückten Zug der Truppen Manuels von seinen eigenen Leuten erschlagen. B.s Tochter, Anna, wurde die Gemahlin eines serbischen Fürsten.

Boris Godunow, Czar von Rußland, war der Liebling des Czars Feodor I. (1584—98), der dessen Schwester zur Gemahlin hatte, wußte schon während der Regierung dieses schwachen Fürsten unumschränkte Gewalt zu behaupten und sich den Weg zum Thron zu bahnen. Deshalb ließ er, da Feodor keine Kinder hatte, den einzigen Bruder desselben, Demetrius, einen neunjährigen Knaben, der in der Stadt Uglitsch lebte, heimlich aus dem Wege räumen (15. Mai 1591).

Als Feodor (7. Jan. 1598) gestorben und mit ihm der achthalbhundertjährige Mannsstamm Ruriks erloschen war, stellte sich B., als wolle er dem Klosterleben sich zuwenden, und nur nach vielen Bitten nahm er die ihm angetragene Czarenwürde an (26. Febr. 1598). Er regierte mit Kraft und Umsicht und suchte Wohlstand und Bildung zu befördern. Dadurch gewann er Achtung im Ausland; aber im Inland dauerte der Unwille gegen ihn fort. So geschah es, daß ein junger Mönch zu Moskau, Gregor (Grischka) Otrepiev, der sich für den eben erwähnten Demetrius ausgab, bald großen Anhang unter den Russen fand. Nachdrücklicher noch unterstützten ihn die Polen. Vergebens setzte B. seine ganze Macht in Bewegung; weder durch heimliche Nachstellungen, noch durch offene Waffengewalt konnte er den glücklichen Betrüger unterdrücken. Darüber in Verzweiflung, nahm er Gift (13. April 1605). Nach seinem Tode bestieg der sogenannte falsche Demetrius den Thron.

Borissow, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Minsk, am westlichen Abhange eines kahlen Hügels, $^1/_2$ Meile vom linken Ufer der Beresina entfernt, über welche eine hölzerne Brücke führt, in angenehmer Gegend, mit 3 Kirchen und gegen 3000 Einwohnern. Hier fanden am 21., 23. und 27. Nov. 1812 blutige Kämpfe zwischen den Russen und Franzosen Statt, in Folge deren die letzteren den berühmten Uebergang über die Beresina (s. d.) sicherten.

Borja, 1) Stadt im spanischen Königreich Aragonien, Provinz Saragossa, bei Taracona, liegt am Abhange eines nackten, steilen Kalkhügels, auf dem das noch jetzt als Festung dienende Kastell thront, und am Anfange einer äußerst fruchtbaren und ziemlich sorgfältig angebauten, von einem Walde von Oelbäumen umringten Ebene, welche sich zwischen dem Gypshügellande der Steppe und der Sierra de Moncayo ausbreitet und durch das Wasser des auf dem genannten Gebirge entspringenden Huecha befruchtet wird. Schattige, mit steinernen Ruhebänken geschmückte Ulmenalleen umgeben die alterthümlich gebaute Stadt, deren Inneres nicht wenige ansehnliche Gebäude aufzuweisen hat, fast auf allen Seiten u. bieten herrliche Aussichten über die größtentheils mit Hanf- und Gemüsefeldern bedeckte und deshalb selbst während der heißesten Sommermonate mit dem saftigsten Grün prangende Niederung der Huerta und nach der Kette des Moncayogebirges dar, welches sich hier in seiner ganzen Majestät entfaltet und in einer Entfernung von bloß 2 Leguas den westlichen Horizont weithin umwallt. B. hat 3 Kirchen, Klöster, trefflichen Flachsbau, gesuchte Feuersteine und 2000 meist wohlhabende Einwohner und ist der Stammort der Familie Borgia. — 2) (S. Francisco de) B., Hauptort der Provinz Maynas im Departement Assuay des südamerikanischen Freistaats Ecuador (vor 1831 Colombia), an der Mündung des Santiago in den Maragnan, hat mehre Kirchen und Klöster u. 9000 Einwohner.

Bork, uraltes Dynastengeschlecht in Hinterpommern, stammte der Sage nach von den wendischen Fürsten des Landes an der Rega ab. Die Glieder derselben sollen erst 1124 zum Christenthum übergetreten seyn, und lange Zeit bewahrten sie sich die Unabhängigkeit von der Oberherrschaft der pommerschen Großfürsten, die sie nur gegen bedeutende Vorrechte anerkannten. So waren sie noch, als jene reichsunmittelbare Herzöge geworden waren, von Leistung des Lebenseides entbunden, und Wolf B. verlieh 1114 den Einwohnern von Labes die Stadtgerechtigkeit. Ihr Geschlecht breitete sich so aus, daß 1714 37 B.e Hof- oder Kriegsdienste versahen, und die Ausdehnung ihrer Besitzthümer zeigt sich schon darin, daß so viele Orte in Pommern von ihnen den Namen haben und noch vor der neuen preußischen Eintheilung ein Kreis, welcher 3 Städte und 52 Dörfer zählte, der borkische hieß. Sie scheiden sich in 2 Hauptlinien, die regenwald-strahmehlische und die labes-waagerinische. Besonders bekannt ist Sidonia von B., eine der schönsten Frauen ihrer Zeit. Sie war die Geliebte des Herzogs Ernst Ludwig von Wolgast gewesen; als dieser aber gezwungen wurde, sich standesmäßig zu vermählen, ging Sidonia als Stiftsfräulein in das Kloster Marienfließ, wo die Bosheit ihrem verletzten Ehrgeiz eine fürchterliche Rache, die Ausrottung des ganzen pommerschen Herzogsstammes, unterschob. Sie wurde 1619 als Hexe angeklagt, von einem Schauerkerker in den andern, von einer Folterkammer in die andere geschleppt u. ihr endlich durch unerträgliche Qual das Geständniß abgepreßt, daß ihre Zaubermittel die Ursache so großen Unglücks seyen. Da sie aber, nach den Akten ihrer Henker, sich hartnäckig weigerte, den Zauber aufzuheben, wurde sie im 80. Jahre ihres Lebens 1620 zu Stettin enthauptet und ihr Leichnam verbrannt. Ihre Geschichte verarbeitete Meinhold zu einem Roman „Die Klosterhexe“.

Borkenkäfer (Bostrychida oder Xylophaga), berüchtigte Käferfamilie, welche zu der Abtheilung der Holzbohrer gehört und kleine, walzenförmige Käfer begreift, welche durch den langen buckeligen Hals, den fast kugelrunden hängenden Kopf mit kleinen kolbenförmigen, wie gebrochen erscheinenden Fühlhörnern, die an den Seiten gezähnelten Schenkel und die von den übrigen ab weit nach hinten stehenden Hinterfüße charakterisirt werden. Die Familie begreift 16—20 Gattungen der schädlichsten Waldinsekten, die alle unter Baumrinden leben, in welche sie sehr lange und zackige Gänge graben. Vorzüglich zu beachten ist der gemeine B. (Bostrychus typographus *Fabr.*, Tomicus typ. *Latr.*, Bostr. pinastri *Bechst.*, auch Fichtenborkenkäfer, Buchdruckerkäfer, Rindenkäfer, Holzwurm, Fichtenkrebs, schwarzer Wurm). $2^1/_2$ Linien lang, eine Linie dick, glänzend dunkelbraun, unten fast schwarz; die Flügeldecken sind gefurcht, hinten schräg abgestutzt, mit 6 Zähnen, an den Rändern wie auf dem Halse mit vielen fuchsrothen Haaren besetzt. Er lebt vorzüglich im Mai im Baste zwischen der Rinde und dem Holze alter oder gefällter Nadelholzbäume, besonders der Kiefer, aber auch bisweilen an Laubholz, Weiden rc., schrotet im Baste labyrinthische Gänge, die Manchem wie arabische Buchstaben aussahen, daher er auch den Namen Buchdrucker erhalten hat. Die Eier sind beinahe von der Größe der Hirsekörner, milchweiß und durch-

scheinend; bei warmer Witterung kriecht die Larve schon nach 14 Tagen aus. Diese ist länglich, hinten zugespitzt, weiß, hat auf dem Rücken einen rothen Strich, 6 Füße, bekommt später einen gelblichen Kopf und braune Freßzangen. Jede Larve frißt sich ihren besonderen Gang und wird ausgewachsen größer als der Käfer selbst. Sie verwandelt sich in eine weiße und weiche Puppe, aus welcher der Käfer nach zwei bis drei Wochen hervorkommt. Kriecht er im Juli oder August aus, so legt er noch im Herbste seine Eier; ist aber der Sommer naß und kalt, so bleibt er den ganzen Winter über unter der Rinde liegen. So lange Eier, Maden, Puppen und Käfer unter der Rinde bleiben, schadet ihnen die strengste Kälte nicht, ja bei gefällten Bäumen kann der Käfer in Eis gehüllt seyn und doch wieder in der Wärme rege und munter werden. Anhaltender Regen im Frühjahr zur Paarungszeit ist zur Verminderung der Borkenkäfer sehr dienlich. Im Mai schwärmen sie in den Wäldern umher, besonders vor Sonnenuntergang, setzen sich dann an gefälltes altes, oder vom Winde zerbrochenes Holz, in dessen Ermanglung auch an anstehende Bäume und bohren sich, gewöhnlich da, wo die Aeste anfangen, in die Rinde ein, um den Hunger zu stillen, wobei sie immer aufwärts nach dem Gipfel des Baumes zu arbeiten. Das Bohren oder Nagen geschieht durch die Kiefer, wobei sich der Käfer beständig umdreht, so daß ein rundes, schief nach oben gehendes Loch entsteht, welches binnen einer Stunde schon einen Zoll tief ist und bald das Holz erreicht. Sind die Käfer in größerer Anzahl über den Baum hergefallen, so sieht letzterer nach einigen Wochen aus, als wenn er mit Schroten angeschossen wäre. Das Sägmehl wird mit den Füßen aus dem Loche gescharrt und fällt auf den Boden; durch dasselbe gibt sich die Anwesenheit dieser schädlichen Thiere am leichtesten kund. Sobald der B. sich häufig eingenistet hat, geht die Rinde leicht vom Baume los; man sieht daran viele Harztropfen hängen und Wurmmehl in den Spalten. Der Baum krankt, die Nadeln am Gipfel und bald auch an den Aesten werden erst blaßgrün, nachher gelb und zuletzt roth; schlägt man dann mit einer Axt an den Baum, so fallen Nadeln herunter. Er ist unrettbar verloren. Wird das Holz gespalten, so stäubt es so sehr, daß es den Augen und der Brust beschwerlich fällt, auch hat das Holz einen eigenthümlichen Geruch. Der Baum fängt gewöhnlich von oben an abzusterben, während Stamm und Wurzel noch eine Weile saftig bleiben. Wird der angegriffene Baum frühzeitig gefällt, so ist das Holz, welches von der Larve nicht angefressen wird, noch bei Kraft; läßt man es aber längere Zeit in der Rinde liegen, so dringen Feuchtigkeit und die eigentlichen Holzkäfer hinein, es verliert die Hälfte seiner Heizkraft und ist auch, weil es leicht fault, nicht mehr zum Bauen zu gebrauchen. Der B. bringt, wenn er sich in Menge entwickelt, im nördlichen und in Mitteleuropa große Verheerungen in den Forsten hervor. Man hat bemerkt, daß seine Verwüstungen gern nach harten Wintern oder nach heißen trocknen Sommern, in welchen die Bäume ohnehin leicht kränkeln, besonders in allzu dicht bestandenen Forsten, wo Luftzug und die Einwirkung der Sonne abgehalten sind, oft unerwartet schnell eintreten. Der **Fichtenborkenkäfer** (B. piniperda *Fabr.*, Hylurgus piniperda), kleiner als der gemeine B., ist 2''' lang, ganz schwarz, etwas behaart; die Flügeldecken sind hinten nicht gezähnt, die Fühlhörner und Zehen rostfarben. Er bohrt Löcher in die jungen Triebe der Seitenzweige der Föhren, so daß sie zur Erde fallen, und richtet so in Gemeinschaft mit dem gemeinen B. in den Nadelwäldern großen Schaden an. Das Wegschneiden der angefressenen Zweige ist ein Mittel gegen seine Verbreitung, das sich aber freilich in Forsten nicht anwenden läßt. Das vorzüglichste Mittel gegen alle Arten der B. besteht in der Vorbauung, d. h. in der Entfernung aller brutbegünstigenden Gegenstände aus dem Walde, also der Stöcke, Lagerhölzer u. s. w., und dem Entrinden der gefällten Bäume. Unter den Vertilgungsmitteln ist die Anwendung der Fangbäume, d. h. mit vollen Aesten gefällter Bäume, zur Anlockung der Käfer das wichtigste.

Borkenthier (Rytina Stelleri, Rytina cetacea *Illig.*, Manatus borealis), zu den pflanzenfressenden Walen (Cetacea herbivora) gehöriges Säugethier, wird 25 Fuß lang, 7 Fuß dick, 80 Centner schwer, ist mit einer hornartigen, der Rinde von alten Eichen ähnlichen Haut bedeckt, hat einen zweilappigen Schwanz und in jeder Kieferseite einen sehr niedern, aber breiten, oben schräg gestreiften und nur aufgelegten Backenzahn. Es ward von Steller in der Behringsstraße, in der Nähe der amerikanischen Küste entdeckt. Es lebt paar- u. familienweise, hält sich nur im Meere auf und frißt Meergras oder Tang. Unter der sehr festen, schwarzgrauen, runzligen, Zolldicken Oberhaut, welche den ganzen Leib wie eine Schale umgibt und aus lauter Röhrchen, die leicht von einander getrennt werden können, zusammengesetzt ist, befindet sich noch eine 2 Linien dicke, sehr dichte, weiche, weiße Unterhaut, welche wie die des Wallfisches benutzt werden kann. Mit den Flossen oder Füßen kann es zugleich schwimmen und am seichten Strande gehen, zwischen Steinklippen durchschlüpfen, Meerkräuter ausgraben u. aufwühlen. Die B.e lieben feuchte u. sandige Orte am Strande, u. zwar besonders dan den Mündungen der Flüsse. Sie sind äußerst gefräßig und nehmen fast ohne Unterlaß Nahrung zu sich, daher sie den Kopf immer nach unten halten. Im Winter ersticken die B.e oft unter dem Eise am Strande und treiben todt an das Land. Die Paarung geschieht im Frühjahr gegen Abend bei stillem Meere. Sie werden mit großen eisernen Widerhaken, an welchen Seile befestigt sind, gefangen. Das B. holt, wenn es verwundet ist, stark Athem u. läßt Seufzer hören, die einzigen Laute, welche es von sich gibt. Die Kamtschadalen u. Tschuktschen machen Kähne aus der Haut. Das Fett, welches häufig unter der Haut liegt, riecht und schmeckt angenehm, fast wie süßes Mandelöl und wird als Butter gegessen, brennt auch sehr gut. Das Fleisch ist zwar gröber als Rindfleisch, aber von gutem Geschmack. Das Schmalz von den Kälbern ist vom Schweinespeck kaum zu unterscheiden, das Fleisch derselben schmeckt wie Kalbfleisch und wird auch eingesalzen.

Borkum, die größte ostfriesische Insel im Kö-

nigreich Hannover, zwischen der Wester- u. Oster-Ems, 3 Stunden lang, $^{3}/_{4}$ Stunde breit, durch eine Watt in 2 Theile getheilt, mit 500 Einwohnern, welche eine eigene Gemeinde bilden und Fischerei, Schifffahrt und Gartenbau treiben. Hier ein Leuchtthurm mit parabolischen Reflektoren. Die Insel war früher weit größer und wurde von den Truppen des Drusus Fabaria genannt.

Bormio (deutsch Worms), Städtchen in der österreichisch-lombardischen Delegation Sondrio, an der Einmündung des Fradolfe oder des Forbenthales (Val Forba) in die Adda, 3860 Fuß hoch gelegen, hat 4500 Einwohner, die lebhaften Handel treiben. Nahe dabei, am Abhange des Braglio oder Umbrail, sind warme Bäder (30° R.), welche schon zur Römerzeit bekannt und in Ruf waren. Das Wasser hat, ähnlich dem gasteiner, weder Geruch noch Geschmack, äußert sich aber bei schwächlichen und nervenkranken Personen stärkend und wirksam. Bei B. finden sich auch Eisen- u. Bleiminen, Malachit, Lapislazuli. Hier führt die berühmte Kunststraße über das Wormser- oder Stilfserjoch, deren Gallerien 1848 von den Italienern zerstört wurden. Die wormser Landschaft, die im Mittelalter eine Grafschaft bildete, kam durch kaiserliche Schenkung an den Bischof von Chur, fiel 1530 Graubündten zu, sagte sich aber 1620—37 von ihm los und schloß sich 1797 an die cisalpinische Republik, dann an das Königreich Italien an, bis sie 1814 an Oesterreich gelangte.

Born, 1) Bertrand von, Troubadour, der letzte Repräsentant der südfranzösischen Nationalität, ein tapferer Kämpfer in den Fehden Philipp Augusts von Frankreich gegen Richard Löwenherz. Die pariser Bibliothek bewahrt von ihm 12 Sirventes, glühende Lob- und Liebeslieder auf Richards Schwester Helene.

2) Jakob, einer der größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, am 24. Juli 1638 in Leipzig geboren, studirte in Leipzig, Jena und Straßburg, promovirte in Leipzig, ward ordentlicher Professor der Hochschule daselbst, 1695 wirklicher geheimer Rath in Dresden und † den 12. Juni 1709. B., von dem Princip ausgehend, daß das Eigenthum das einzige dingliche Recht sey, aus welchem alle Realklagen entständen, ist weniger durch Druckschriften, als durch seine vielen rechtlichen Entscheidungen und wichtigen Staatsverhandlungen zu so hohem Ruf gelangt, daß seine Entscheidungen allgemeine Autorität erhielten. Für das öffentliche Wohl arbeitete er durch die Verbesserung des gerichtlichen Prozesses, durch die Redaktion der leipziger Wechselordnung und durch Bereicherung der Universität. Seine Dissertationen sind 1705 zu Leipzig gesammelt erschienen.

3) Ignaz, Edler von B., einer der größten Mineralogen und geologischen Forscher aller Zeiten und Völker, den 26. Dec. 1742 zu Karlsburg in Siebenbürgen geboren, erhielt seine Jugendbildung in Hermannstadt und Wien. Er ward Jesuit, trat aber aus dem Orden, studirte hierauf Jura in Prag und wandte, nachdem er von einer Reise durch Deutschland, Holland, die Niederlande und Frankreich in seine Heimath zurückgekehrt war, den ganzen Forschungseifer seiner männlichen Jahre dem Studium der Mineralogie, Naturlehre und den Bergwerkswissenschaften zu. Im Jahre 1770 Beisitzer im Münz- und Bergmeisteramt zu Prag, unternahm er im Juni d. J. eine große mineralogische Reise durch Ungarn u. Siebenbürgen, lebte dann 4 Jahre kränkelnd auf seinem Landgut Alt-Zedlitz der literarischen Thätigkeit und der Korrespondenz im Interesse der Wissenschaft, gründete, gestärkt nach Prag zurückgekehrt, die Gesellschaft für Beförderung der Mathematik, vaterländischen u. Naturgeschichte u. folgte 1776 einer Aufforderung der Kaiserin Maria Theresia, das k. k. Naturalienkabinet in Wien zu ordnen. Früchte dieser Arbeit waren sein „Index rerum naturalium Musei Caes. Vindobonensis" (1. Theil, Wien 1778, Prachtausgabe mit Kupfern u. Vignetten) u. „Testacea Musei Caesar. Vindob." (das. 1780) und Folge derselben die Ernennung B.s zum wirklichen Hofrath bei der Hofkammer im Münz- und Bergwerkswesen in Wien. In dieser Stellung ließ er dem Bergbau große und bleibende Verbesserungen angedeihen, besonders durch die Erfindung einer neuen Amalgamationsmethode, die auf Josephs II. Befehl sogleich in allen österreichischen Staaten eingeführt, viel bekämpft, aber endlich allgemein anerkannt wurde. Andere Erfindungen, wie Beschleunigung des Wachsbleichens durch chemische Mittel, Holzersparniß beim Salzsieden u. s. w., haben neue Bahnen in diesen Gewerbszweigen geöffnet. B. † den 24. Juli 1791. Seine Schriften haben alle dauernden Werth; wir nennen die „Briefe an J. J. Färber über seine mineralogische Reise von 1770" (Frankfurt und Leipzig 1774 mit Kupfern, engl. von Raspe, London 1777, italienisch, Venedig 1778, und französisch von Monnet, Paris 1780); „Lithophilacium Bornianum" (Prag 1777 ff., 2 Bde. mit Kupfern); „Ueber das Anquicken der gold- und silberhaltigen Erze, Rohsteine, Schwarzkupfer und Hüttenspeisen" (Wien 1786, mit 21 Kupfern, französisch das. 1788); die mit dem Berghauptmann von Trebra gemeinschaftlich edirte „Bergbaukunde" (Leipzig 1789, 2 Bde.); seine Bearbeitung des „Catalogue méthodique et raisonné de la collection des fossiles de Mademoiselle Eleonore de Raab" (Wien 1790, 2 Bde., mit Kupfern). Zum Theil von und durch ihn entstand die berühmte „Monachologia" (Wien 1783, deutsch: „Neueste Naturgeschichte des Mönchthums 2c.", 1784, auch als „Ignaz Loyola Kuttenpeitscher", München 1784).

Borna, Amtsstadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, an der Wyhra, $3^{1}/_{2}$ Meilen südöstlich von Leipzig, ist Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Justiz- u. Rentamts, eines Postamts u. hat 4000 Einw. Bemerkenswerth ist die große gothische, 1411 gegründete Katharinenkirche, jetzt im Innern verjüngt. Die Einwohner treiben außer Landwirthschaft viel Spinnerei, fertigen Molton, Flanell und andere Wollwaaren; auch treiben sie starke Brauerei u. Töpferei, Tuch-, Korn- und einigen Leinwandhandel. Außerhalb der Stadt befinden sich 3 Vorwerke und große Braunkohlengruben. B. ist uralt, wird bereits zu Heinrich des Voglers Zeiten erwähnt, erlitt Eroberungen 1297 und 1299 durch Friedrich den Gebissenen, 1306 durch Diezmann, gänzliche Plünderung 1633 durch Wallenstein.

Hier Schlachten 1295 zwischen den Kaiserlichen u. Friedrich dem Gebissenen und Diezmann, 1308 zwischen Friedrich dem Gebissenen und den Kaiserlichen. B. kam 1484 an die ernestinische Linie u. 1547 für immer an die albertinische. Die Stadt ist Geburtsort des ersten deutschen Lustspieldichters Hayneccius, des Tonsetzers Freund, der Theologen Beckmann, Oertel, Dinter.

Bornemann, Wilhelm, preußischer wirklicher geheimer Oberjustizrath und Präsident des Obertribunals, 1794 in der Provinz Pommern geboren, widmete sich nach Vollendung seiner Studien zunächst dem Justizfache, trat später in das Finanzministerium mit dem Titel eines geheimen Oberfinanzraths, dann aber wieder in das Justizministerium, nachdem er zuvor zum geheimen Oberjustizrath ernannt worden war. Seit 1842 Mitglied des Staatsraths und zugleich Sekretär desselben mit dem Titel eines Staatssekretärs, widmete er seine Muße einer unausgesetzten wissenschaftlichen Thätigkeit. Sein erstes Werk führt den Titel: „Von Rechtsgeschäften überhaupt und von Verträgen insbesondere nach preußischem Rechte" (2. Aufl., Berlin 1833); doch ist sein Hauptwerk, das ihm eine hervorragende Stelle unter den juristischen Schriftstellern anweist, die „Systematische Darstellung des preußischen Civilrechts" (2. Aufl., 6 Bde., Berlin 1837—45). In Folge der Märztage von 1848 ward B. zum Justizminister ernannt, welchen Posten er während der Dauer des Ministeriums Camphausen bekleidete. Nach dem Rücktritt des Letztern behielt B. seinen Sitz als Abgeordneter in der Nationalversammlung bei, in welcher er mit dem rechten Centrum stimmte und auch zum zweiten Vicepräsidenten ernannt ward. Als die Versammlung am 9. November vertagt wurde, trennte sich B. von der Rechten und betheiligte sich bei den fernern Sitzungen der Majorität, ausgenommen bei der Steuerverweigerungssitzung. Im Jahre 1849 ward er zum Mitgliede der ersten Kammer gewählt, in der er zur Partei des linken Centrums gehörte. Noch in demselben Jahre erhielt er das Amt eines zweiten Präsidenten des Obertribunals.

Borneo (von den Eingeborenen Bruni, Brunai oder Burné, d. i. Land, oder auch Dayak Baruni genannt), ostindische Insel, die größte der Erde, umgeben von der Sundasee im Süden, der Makassarstraße und Celebessee im Osten, der Mindoro- oder Sulusee im Norden, dem chinesischen Meer im Westen, zwischen 4° 10' südl. Br. und 7° 3' nördl. Br., 126½°—138° L., ist bei einem Küstenumfang von 670 Meilen 165 Meilen lang, 135 Meilen breit und 12,740 □Meilen groß. B. wird durch den Aequator in 2 ungleiche Hälften getheilt. Nur die Küsten hatten die Europäer in früherer Zeit genau kennen gelernt; in den letzten Jahrzehnten ist jedoch auch das Innere durch Expeditionen, die von Java entsendet wurden, bekannter geworden. B. ist eine fast regelmäßige Viereckgestalt, aber im Nordosten durch ein auslaufendes Glied verzogen, und hat minder zerschnittene Küsten, als die Nachbarinseln. An der Nordküste erscheint als Landmark die Bergmasse Kini Balu (Kinieh Balluh), weit hinausschauend ins Chinameer und die Mindorosee. Von ihr gerade nach Norden streckt sich die Landspitze des Tanjong Sanpanmangio oder Piratenspitze, östlich von ihr die Malludubai, worauf die Landspitze des Tanjong Inaruntang (Free Stone Point) folgt, hierauf dringt die Pattanbai ins Land, südwestlich von da liegt die Simmaddainsel, nur durch einen schmalen Kanal vom Lande getrennt, nur wenig weiter hin tritt die Labuk- oder Lobbiokbai ein, und die Küste wendet sich von nun an halbinselförmig nach Osten. Im Süden dieses Striches erscheint die Darvel-Siongbai mit einer schließenden Inselkette. Vom Aequator südlich geht die Ostküste etwas westlich und verfolgt diese Richtung bis zur Südspitze der Insel im Kap Salatan (4° 10' südl. Br.). Von da nach Westen auf der Südküste beugt das Land wieder tief ein und läuft dann westlich mit wenig Abweichung; die flußreiche Westküste tritt von 1° südl. Br. bis 2° nördl. Br. am weitesten vor, worauf dann die wenig bekannte Nordküste in Nordostrichtung mit großer Bucht fortläuft bis zu jenen oben genannten Anfangspunkten. Wahrscheinlich zieht das krystallreiche Gebirge der Nordostküste, welches der Kini Balu endet, durch die ganze Insel von Norden nach Südwesten fort, dagegen scheint auf der Westseite ein anderes von Norden nach Südosten zu laufen. Im Süden (Bandscharmassing) sind vielleicht beide verbunden in der Kette Gunong Malawi Pino. Zwischen denselben lagern weite Ebenen, vielleicht ziemlich hoch, aber wahrscheinlich sehr feucht und mit Urwald bedeckt. Die Küsten, mit Ausnahme der nördlichen, sind flach, die Westküste zwar in kleinen Kegelpiks nach innen ansteigend, doch so, daß 45 holländische Meilen landeinwärts der See Danao Malayu noch kaum 100' hoch liegt. Das Land steigt hier nur allmählig ohne Gebirge an; doch ist die Terrassenform dadurch angedeutet, daß die Flüsse des Westens tiefer nach innen alle durch Wasserfälle von 3—30' aufhören, schiffbar zu seyn. Sie sind die Grenze des europäischen Einflusses, von dort beginnt die Herrschaft der Einheimischen. Nordöste, durch tiefe Flüsse zerschnitten, die durch Barren an den Mündungen gehemmt sind, ein vorrückendes Flachland, nur isolirte Hügel tragend, durchgängig dem Meeresboden ähnlich, theils Schlamm, theils Dammerde, oft salpeterhaltiger Thon, sind diese Küstenstriche für einen ehemaligen Archipel gehalten worden. Die Gebirge gehören wahrscheinlich alle der Urform an. Metalle durchschießen reichlich die Höhen der West- und Ostküste. Gold, Spießglanz, Zink, Eisen, Zinn findet sich im Innern und im Westen, außerdem sind Diamanten, Krystalle ein Reichthum der Berge. Von den wasserreichen Flüssen kennt man zum Theil nur den untersten Lauf, so auf der Westküste den Sambas, Pontiana, Succadana u. a. m., auf der südlichen den Bandscharmassing, Warsche, Sampita u. a. in die Javasee, im Osten den Sattapa, Pamanukan, Passir, Gudi u. a. in die Makassarstraße, nördlicher den Tapian Durian, Barow oder Curan, Barungan, Lidong, Sambacung ꝛc. in die Celebessee, im Norden den Papal, Borneo ꝛc. ins Chinameer mündend. Zwei Seen sind bekannt, der Danao Malayu im Westen (1° 5' nördl. Br., 131° 59' 43" L.), 18 holländische Mei-

len lang, 4 breit, 18' tief, in der Regenzeit größer, mit zwei Eilanden, reich an Fischen, und der Kini Balu, am östlichen Fuß des Gebirges gleichen Namens (ungefähr 5½° nördl. Br., 134° 45' L.), 100 (engl.) Meilen im Umfang, mit vielen Inseln, ein Wasserbehälter, dem das hohe Gebirge seine Bäche schickt und von dem aus durch Flüsse die Nord- und Ostküste verbunden sind. Wo das Land höher liegt, muß auch das Klima gesünder seyn, als an den Küsten. Die Regenzeit dauert vom November bis zum Mai. Es herrschen Ruhr, Wechselfieber, Wassersucht, Gallenübel, Rheumatismen, Pocken, Syphilis, neuerdings auch Cholera. Das Pflanzenreich ist verschwenderisch. In den Wäldern finden sich viele Baumarten, wie Eisenholz, vielleicht auch Tikholz, Tambuse, Batu, Angsuma u. v. a., Ebenholz, Farbhölzer, Tankawan, Dammer, Kuning, woraus Oel gewonnen wird; Palmenarten bedecken die Flachstriche, ferner der Drachenbaum, Rotang, Muskat-, Sago-, Kampher-, Betel-, Zimmt-, Citronenbaum; Pfeffer, Ingwer, Nelken, Reis, anderes Getreide, Bataten, Yams, Baumwolle, Benzoin, Bambus ꝛc. sind die wichtigsten Nutzpflanzen. Von Thieren sind dort Elephanten, Rhinocerosse, Leoparden (diese 3 bloß im Nordosten), Bären, Pferde, Ziegen, Hunde (letztere 3 eingeführt), Ochsen und Schweine (der Büffel, Tambadao, ist wie das Schwein einheimisch), Katzen, Affen (von einer Menge Arten und Varietäten, der Orangutang ist hier zu Hause), Tiger, Unzen, mehrerlei Hirsche, Babyrussa's, Schafe, Ratten, Fledermäuse ꝛc., ferner Wallfische, Robben, Seekühe, Kaschelots, Adler, Geier, Falken, Papageien, Eulen, Nashornvögel, Salanganen, Pfauen, Flamingo's, vielerlei Hühner und Tauben ꝛc., Schlangen, Eidechsen, Schildkröten, viele Fische und Schalthiere, auch Perlmuscheln, Bienen, Schmetterlinge, Seidenwürmer. Die Zahl der Bewohner läßt sich wegen der Unkenntniß des Innern kaum schätzen. Von ihnen abgesehen, nimmt man etwa 3 Millionen an, von mehren Nationen. Die Malayen haben die Küsten inne, das herrschende und gebildetste Volk der Insel, die kühnsten und unternehmendsten, aber auch heftigsten und durch ihre Habgier und Rachsucht gefährlichsten der ganzen Race. Sie haben ihre altväterlichen Sitten mit denen der Makassaren, Buggis u. a. gemischt, sind theils Moslems, theils Heiden, leben wie ihre Brüder auf Malakka unter Sultans u. Radscha's, sonst ihnen ganz ähnlich. Unter den Malayen, die nur $^1/_{10}$ der Volkszahl sind, herrscht die Lehensverfassung; ein erblicher König mit dem Staatsrath (Premierminister, Schatzminister, Oberfeldherr u. Oberrichter) und zwei Ministern (Unterfeldherr und zweiter Minister), 4 Handelschefs (Hafenminister und Aufseher der Magazine) gebietet den Pandscherans (Fürsten), denen das Volk Abgaben zahlt und die eigentlich reiche Landbesitzer sind. Die Dayaks, wohl die Ureinwohner oder frühesten Einwanderer, haben malayische Züge, sind schlank, gut gegliedert, oft sehr schön, mit braunem Haar und gelber Farbe, stark, behend und wild, Berg- und Waldbewohner. Sie leben von Jagd, Fischerei, im Osten, wo sie mit Buggis vermischt sind, auch von Seeräuberei, einige vom Diamantgraben, kleiden sich nur mit einem breiten Gurt um den Unterleib, bemalen sich und vergolden die Zähne, wohnen in großen offenen Häusern; den Batta's ähnlich, sollen sie Menschenfleisch essen. Wild und rachedürstig, sind sie mit ihren, durch Pflanzensäfte vergifteten Waffen gefährliche Feinde, aber, einmal gewonnen, auch zuverlässige Freunde. Sie lieben Tanz und Lustbarkeiten. Verschiedene Stämme unterscheiden sich nach den Dialekten der malayischen Sprache (schreiben können nur die Buggis), nach Farbe, die bis ins Schwarze geht, und Gestalt (so haben die Harafora's lang herabhängende Ohren). Sie leben unter Häuptlingen frei, die Großen unter ihnen sind meist Buggis, von Celebes hergekommen, stolze und hochgeachtete Menschen, die den Malayen als eine schlechte Race verachten. Die uralten Denkmäler indischer Kultur, die sich auf der Insel finden, selbst im Innern, halten sie selbst für chinesisch und behaupten, die Insel sey einmal von Chinesen beherrscht gewesen. Menschenjagd, wobei es ihnen darum zu thun ist, einen abgeschnittenen Kopf mit nach Hause zu bringen, der allein Anspruch auf Achtung gibt und im Hause aufgestellt wird, halten sie oft. Die Stämme heißen Biadscho, Eidahan, Saluk, Dasun, Illanun, Bissaya, Murud, Kalamut, Tutong, Kyadschao, Kajang, Tatao, Kanawit, Melando. Die Religion der Dayakstämme ist unbekannt; Verehrung der Hirsche soll zu ihr gehören. Die Papua's (Negrillo's) leben in den tiefsten Wäldern und Einöden wie die Thiere des Waldes in Höhlen und auf Bäumen, nackt, ohne Bildung und Gesellschaft, fast noch ungeselliger als die ähnlichen Affen, in kleiner Zahl. Chinesen, Auswanderer aus Kuangtung, umgeben die ganze Westküste mit ihren Niederlassungen; auch im Innern sind sie angebaut. Sie zahlen Kopfsteuer und leben vom Handel und Bergbau. Die Buggis aus Wadschu auf Celebes sind angesehene Leute, die durch Handel und Seeräuberei reich werden. Javaner, Hindu's und Araber leben in geringerer Zahl auf der Insel. Die Völkermasse des Innern beschäftigt sich mit geringem Anbau einiger Pflanzen, die Küstenbewohner aber ziehen Reis, die Dayaks im obern Lande (Ladong), die Chinesen, Malayen ꝛc. im Marschlande (Sawah) alle Garten- und Baumfrüchte, sodann Pfeffer (im Süden an 8000 Centner) und Zucker in Plantagen, Oel u. a. m. Ihre Heerden bestehen aus Büffeln, Ochsen, Ziegen. Goldbergwerke befinden sich im westlichen Alluvialland; im Gebiet des Radscha von Sambas bauen 50,000 Chinesen darauf, die an ihn steuern, aber sich selbst regieren. Diamanten graben auf der West- u. Südküste die Dayaks, die Buggis kaufen sie und die Malayen und Holländer führen sie aus.

Auf der Westküste erscheint in der Mitte das Reich Sambas, dessen Sultan mehre Radscha's unter sich hat; es umfaßt die Goldminen von Montradak und die Diamantgruben von Matan. Seeräuber sind die Küstenbewohner, der Sultan selbst rüstet Raubschiffe aus. Nebst den chinesischen Kolonien sind die lebhaftesten Orte Sambas (1° 3' nördlicher Br., 126° 59' L.),

Hauptsitz der Korsaren, Handelsplatz, besonders für Opium, Residenz des Sultans, am großen Flusse gleichen Namens, und Pontianak, südlicher, am Flusse gleichen Namens, mit Hafen und reichem Handel, Mittelpunkt der holländischen Macht auf dieser Küste, Wohnsitz eines Radscha, mit niederländischem Fort. Die Inseln vor der Küste gegen Malakka hin sind: die Anamba's, 3 Gruppen (Nord-A., Mittel-A. und Süd-A.), die jedoch auch von Malakka aus benutzt werden, die Natuna's, worunter eine größere Hochinsel und die Nord- und Südgruppe, dann die Doppelreihe, worin Victory, Barren, Camel, St. Julian, St. Esprit, St. Barbe und näher an der Küste B.'s Saddle, Tambilan, Bunoa, Burong, Sitengon, Direction, Dattu u. a. auftauchen. Die Südwestküste begreift das Reich Succadana, an voriges im Norden grenzend, in viele Staaten zerfallend, den Holländern abgetreten, aber von diesen nicht eigentlich beherrscht. Der Radscha hat seinen Sitz zu Succadana, Hafenstadt im Westen, wo die Chinesen lebhaften Handel treiben. Besonders gut geht Opium, ein Monopol des Radscha. Die Inseln Palumbungan, Carimata, Surutu, Mancay u. a. liegen in der Straße Carimata und bilden den Uebergang zu Sumatra, wie die obigen zu Malakka. Die Südküste hat im Osten des vorigen bis an die Ostküste das Reich Bandscharmassing, unter einem mächtigen Fürsten, der Malayen, Dayaks und Chinesen beherrscht. Die Stadt Bandscharmassing (3° südl. Br., 132° 29' L.), am Fluß gleichen Namens, hat vielleicht 3—4000 Einwohner, treibt lebhaften Handel, hat Diamantschleifereien und andere Manufakturen, in der Nähe das holländische Fort Tatis, südlicher den holländischen Hafen Tibonio. Die Städte Kota Tengeh und Bunir Kintgana (Matapura), Residenzen des Radscha, liegen nach Osten am Warsche. Das Reich zählt noch mehre Handelsstädte und die Inseln Pulo Laut, Arentes, Solombo u. a. gegen Madura hin, andere in der Straße Makassar. Die Ostküste, im Norden des vorigen, ist von islamitischen Malayen und Buggis, in mehren Fürstenthümern, bewohnt, im Norden von Dayaksstämmen. Die Radscha's von Passir und Kuti Lama sind hier die mächtigsten; im nördlichen Lande Tirun wohnen die Eidahan, Tutong u. a. unter Häuptlingen als Jäger, Seeräuber und Fischer. Passir, am Flusse gleichen Namens, ist eine Handelsstadt, deren Bewohner (etwa 3000) betrügerisch und falsch seyn sollen. Der buggisische Handel geht hier stark. Nördlicher liegt Kuti (Koeti), Sitz des Radscha, erster Handelsplatz auf dieser Küste. Die Inseln Thritri, Kleinpaternoster, Pampanung (Dondrekin), die Bondschegruppe, die Maretua-(St. Johns-)gruppe, Taba, Panjang, Pulange, Tarrakan, Tanna Mara, Sambakung (vor der St. Lucienbai) u. a. sind mit Sagopalmen, wie die Küste, mit Zimmt ꝛc. bewachsen, und liefern eine Menge Salanganennester, Honig, Wachs ꝛc. Die Nordostküste, reich an Gold, Wachs und andern edeln Produkten, dicht bewohnt, mit dem edelsten Wild und zahmem Vieh, enthält das Reich des Sultans von Sulu und theilt sich in die Distrikte: Mangidara, Malludu und Pappal oder Kini Balu. Die Nordwestküste umfaßt das malayische Reich B. (Brunai), dessen Sultan viele Radscha's und Pandscherans unter sich hat. Die Hauptstadt Borneo (4° 55' nördl. Br., 132° 19' 43" L.), am Fluß gleichen Namens, ist eine große Handelsstadt für die Subu's, Chinesen, Hinterindier, Malayen, Spanier auf den Philippinen, besonders für Singapur; sie hat wohl 20—30,000 Einwohner in 3000 Häusern, ist Sitz des Sultans. Auch die unbekannte Küste gegen Westen gehört hierher. Das Reich grenzt in Westen an Sambas. Das Chinameer im Norden und Nordwesten ist mit Klippen, Riffen und Eilanden besäet, die meist noch nicht näher erforscht sind und von denen viele den gleichen Namen Britannica, Pennsylvania und ähnliche führen.

Vor Alters mag sich das Reich von B. über die ganze Insel und einen Theil der Philippinen erstreckt haben: die Beherrscher sollen chinesischer Abkunft gewesen seyn. Gewöhnlich sagt man, daß der Portugiese Magelhaens 1520 zuerst in B. gelandet sey; allein richtiger ist, daß nach Magelhaens' Tode sein Schiffslieutenant 1521 zuerst nach B. kam, welches damals in 3 mohammedanische Reiche getheilt war. Im J. 1527 schickte G. Meneses, der Gouverneur der Molukken, seinen Lieutenant Vasco Laurens nach B., um Handelsverbindungen anzuknüpfen, aber der Sultan ging darauf nicht ein. Doch waren spätere Versuche glücklicher; denn als 1600 die Niederländer durch Olivier van Nordt einen Handelsverkehr beabsichtigten, waren die Portugiesen ihnen zuvorgekommen. Wohl mußten nachher die Portugiesen den Niederländern weichen, aber bekannt blieb nur die Küste, in das Innere kam Niemand, und als 1687 der sicilianische Mönch Antonio Ventimiglia in das Innere eindrang, um das Christenthum zu predigen, kehrte er nicht zurück. In den Jahren 1702 und 1774 machten die Engländer Versuche der Kolonisirung, aber die Holländer reizten die Eingebornen gegen sie. Erst 1839 kam der Engländer James Brooke wieder hierher. Da damals gerade ein Aufstand gegen den Statthalter des dasigen Sultans in Sarawak ausgebrochen war und Brooke diesen Aufstand besiegte, so machte ihn der Sultan zum Statthalter der Provinz. In dieser Stellung erwarb er sich große Verdienste durch die Verbesserung der Lage der Dayaks und durch die Vertreibung der Seeräuber auf den Flüssen Sakarran und Sarebus 1843 und in den folgenden Jahren, wozu er Hülfe durch die Kapitäne Keppel, Belcher, Bethune und den Kontreadmiral Thomas Cochrane erhielt, wogegen der Sultan von B. am 27. Mai 1848 einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit den Engländern machte, nachdem er denselben bereits 1846 die Insel Labuan abgetreten hatte. Die Expeditionen gegen die Piraten wiederholten sich aber immer, bis im Juli und August 1849 Brooke die Flotte der Tarrakans, in einem Flusse eingeschlossen, gänzlich vernichtete. Brooke ist jetzt auch Gouverneur der englischen Besitzungen

auf B., aber seine Hoffnungen auf diese Besitzungen zeigten sich bald als sanguinisch, da das Klima auf die Gesundheit der Briten so ungünstig wirkte, daß fast alle am Fieber erkrankten. Seit 1823 haben auch die Holländer einige bisher unabhängige Malayenstaaten unterworfen und sind so Herren von Bandscharmassing bis zur Nordgrenze von Sambas; auch ihr Gebiet wird wieder sehr von Seeräubern beunruhigt, gegen die sie mit wenig Glück gekämpft haben. Auch die Nordamerikaner, welche darauf ausgehen, Besitzungen im östlichen Archipelagus zu erlangen, haben einen Vertrag mit B. geschlossen. Bereist haben das Land Major Hennerici, Major Müller, der ermordet wurde, D. von Kessel und endlich die deutsche Reisende Ida Pfeiffer. Vgl. The Expedition to B. H. M. ship Dido for the suppression of piraty by Cap. Henry Keppel, London 1847, 2 Bde., 3. Aufl.

Bornhauser, Thomas, einflußreicher Publicist und Volksschriftsteller, eifrigster Theilnehmer an der neuesten politischen Umgestaltung der Schweizerkantone, geboren am 26. Mai 1799 zu Weinfelden im Thurgau. Nach vorbereitenden Studien widmete er sich in Zürich der Theologie und daneben der Poesie und Philosophie, wurde dann Lehrer in Weinfelden, 1824 Prediger zu Matzingen und später zu Arbon. Sein Eifer wandte sich besonders gegen den Aberglauben, Fanatismus und Papismus, sowie er in Reden, Gesprächen und Schriften für Verbesserung der vaterländischen Zustände zu wirken suchte. Das Hauptübel der Schweiz in dem kleinlichen Provinzialgeiste der Kantone, sowie in dem Egoismus der bevorrechteten Familien erkennend, ward er ein eifriger Vertreter der Reform der oligarchisch-ausgearteten und gemißbrauchten alten Bundesverfassung und im Besonderen der Verfassung des Kantons Thurgau. Eine Schrift: „Ueber Thurgau's bürgerliche Bildung und Schulwesen", seine „Rede beim Volksfeste am Stoß 1826", seine Predigten und die Stiftung von Sängervereinen erwarben ihm die Gunst des Volkes. Als die Kunde der französischen Julirevolution in die Schweiz gelangte, wurde B.s Schrift „Ueber die Verbesserung der thurgauischen Staatsverfassung" das Kriegsmanifest gegen die Macht der Aristokraten; ihr folgte eine Petition, welche einen neuen Verfassungsentwurf und Abstimmung darüber in den Urversammlungen der 32 Kantonskreise verlangte, verfaßt von ihm, Merk und Nägele, unterschrieben von 2500 Bürgern. Als der große Rath, in der Eile zusammengerufen, schon am 9. November 1830 abdankte, wurde B. gegen das von diesem gegebene Gesetz, daß Geistliche weder Mitglieder der Verfassungskommission (Kommission der Sechzehner), noch des großen Rathes seyn dürften, doch vom Volke in beide Behörden gewählt. Er war es, der mit Eder und Keller den Entwurf der neuen thurgauer Verfassung, die am 14. April 1831 ins Leben trat, verfaßte. Nach vollbrachtem Werke entsagte B. seinem Amte im großen Rathe und lebte als Pfarrer zu Arbon am Bodensee seinem geistlichen Berufe und literarischer Thätigkeit. Seine energischen Freiheitsworte hatten ihm den unversöhnlichen Haß der besiegten Gegner zugezogen. Man suchte gegen ihn als einen Feind der katholischen Kirche deren Anhänger aufzuwiegeln, und sogar gegen sein Leben wurden Anschläge unternommen, wie der des Haberle, eines fanatischen Anhängers der Aristokratenpartei, am 2. Jan. 1832. Als 1833 Keller aus dem großen Rathe ausgetreten war, glaubte B. die Reformpartei gegen die mächtiger werdenden Gegner durch seine Kraft unterstützen zu müssen und trat deshalb wieder ein; doch war in jener Zeit schon die Bewegung der Völker nach einem bewußtvollern Staatenleben überall gehemmt und theilweise zurückgedrängt worden, und auch die Fortschritte der Schweizer wurden matter, weshalb B. mit seinen Anträgen damals nicht durchdringen konnte. Indeß bewirkte er 1835 durch seinen Antrag auf Aufhebung der Klöster, daß diese unter Staatsverwaltung kamen und das Noviziat aufgehoben wurde. Als sich 1837 das thurgauische Volk, seiner Ansicht entgegen, für eine neue Revision der Verfassung erklärte, legte B. sein Amt nieder und trat in den Privatstand zurück, ward jedoch bei der Verfassungsrevision 1849 wieder in den Verfassungsrath gewählt. Am mächtigsten hat er sich durch seinen „Andreas Schweizerbart" (St. Gallen 1834), eine Volksschrift für Verbesserung der Bundesverfassung, gezeigt. Seine „Sammlung der Verfassungen der Kantone der schweizerischen Eidgenossenschaft" (Trogen 1833) ist jetzt veraltet; die von ihm herausgegebene Zeitschrift „Der Wächter" ist radikaler Tendenz. Als belletristischer Schriftsteller erwarb er sich Ruf als Verfasser des Trauerspiels „Gemma von Art" (Trogen 1829), durch seine „Lieder" (das. 1832), ein episches Gedicht „Heinz von Stein" (Zürich 1836) und den historischen Roman „Ida von Toggenburg".

Bornheim, großes u. schönes Dorf am Main, eine halbe Stunde von Frankfurt und zu diesem gehörig, mit 2000 Einwohnern, vielen Land- und Lusthäusern, Gartenanlagen der Frankfurter und einer großen Menge öffentlicher Vergnügungsorte, die von den unteren Ständen besonders häufig besucht werden. In der Nähe ist das Schloß Güntersburg. Auf der bornheimer Haide wurden am 18. September 1848 die Reichstagsabgeordneten Auerswald und Lichnowsky von wüthenden Volkshaufen ermordet.

Bornhövede (Bornhöved, Bornhöft), Kirchspiel im Herzogthum Holstein, Amt Segeberg, an einem See nördlich von Segeberg, an der Quelle des Bornbaches, ziemlich der höchste Punkt und der Mittelpunkt des eigentlichen Holstein u. Stormarns, von welchem die Quellengewässer nach allen Richtungen abfließen, woher auch wohl der Name „Brunnen- oder Quellenhaupt" stammt. B. hat 500 Einwohner und eine der ältesten Kirchen Holsteins, um 1149 vom Bischof Gerold von Oldenburg gegründet. In der dabei liegenden Ebene Zuentifeld hielten im Mittelalter (noch 1459) die schleswig-holsteinischen Landstände ihre Versammlungen, und man findet noch öfters auf derselben Waffen, Münzen und andere Gegenstände des geschichtlichen Alterthums. Jenes Zuentifeld auf dem Suentinefeld ist wohl der Ort Suentana, wo 798 der Obotrite Thrasico mit dem fränkischen Statthalter Eberwin über die nordalbingischen Sachsen siegte. Es hieß so von dem

Flusse Suentine, der jetzigen Schwentine oder Schwintau. Berühmt ist B. durch die Schlacht am 22. Juli 1227, in welcher Graf Adolf IV. von Holstein, Graf Heinrich von Schwerin, Herzog Albert von Sachsen, Erzbischof Gerhard von Bremen und die Lübecker über König Waldemar II. von Dänemark, der verwundet, und über Herzog Otto von Lauenburg, der gefangen wurde, siegten. In B. theilte Herzog Gerhard am 24. Juni 1397 die holsteinischen Lande mit seinen Brüdern. Auch fand hier zwischen den Schweden und den sich zurückziehenden Dänen am 4. December 1814 ein Arrieregardegefecht Statt, bei welchem die Dänen den Kürzern zogen.

Bornholm, Insel in der Ostsee, mitten in der vom Sunde ausgehenden Erweiterung dieses Meeres, 6 Meilen von der schwedischen Küste entfernt, umfaßt etwa 10 Geviertmeilen. Den Kern der Insel bildet Urgebirge, an das sich ringsum angeschwemmtes Land angesetzt hat. B. liefert den Einwohnern Korn im Ueberflusse, ihre sonstigen Bedürfnisse befriedigen Viehzucht u. Fischfang. Die 27,000 Menschen, welche B. bewohnen, finden hier so vollständigen Unterhalt, daß sie keinerlei Zufuhr von Dänemark aus bedürfen. Die Hauptstadt Rönne oder Rottum, mit 3000 Einwohnern, liegt an der westlichen, Deutschland zugewendeten Küste; unbedeutender sind Neröe an der Südostküste, Aakirke und Swamke. Die Bevölkerung treibt hauptsächlich Schifffahrt, für die dieser kühne, abgehärtete und starke Volksstamm ein besonderes Geschick besitzt und zu welcher die Lage der Insel an den lebhaftesten Wasserstraßen der Ostsee und ihre natürliche Beschaffenheit aufmuntert. Die größtentheils felsigen Küsten erheben sich auf der östlichen und nordwestlichen Seite am schroffsten aus dem Meere und erreichen hier eine ziemliche Höhe. Hier bilden die Felsen mehre Vorsprünge, und es entstehen dadurch Buchten, die den Schiffen Schutz gegen die Stürme u. zugleich einen guten Ankergrund gewähren. Zwei dieser Buchten sind geschätzte Häfen: die Bai von Röe und die näher nach der Nordspitze gelegene, auf 3 Seiten gegen Winde gesicherte Bucht von Sandvig. Beide befinden sich auf der nach dem finnischen Meere gewendeten Ostküste B.s. Die Bucht von Sandvig ist zur Zeit der Haupthafenplatz für die Handelsschiffe; sie, wie die Bucht von Röe und wie überhaupt die ganze Meeresgegend um die Insel, hat eine zwischen 5 und 7 Faden wechselnde Tiefe, die nicht allein für Kauffahrer, sondern auch für tiefgehende Kriegsschiffe ausreicht. Unfern von der Bucht von Sandvig, auf der Nordspitze von B., liegt der Teich, wie die deutschen Seefahrer ihn nennen, ein sehr tiefer See mit granitenen Uferwänden, von dem man annimmt, daß er durch unterirdische Kanäle mit dem Meer zusammenhänge. In nächster Verbindung mit B. stehen 3 sogenannte Erdholmen oder Klippen, Christiansöe, Friedrichsholm und Grösholm, die man gewöhnlich unter dem Namen Christiansöe zusammenfaßt. Die beiden erstern sind bewohnt und auch befestigt, auf Friedrichsholm befindet sich ein Leuchtthurm; beide treiben starken Fischfang und Seehundsschlag. B. befindet sich seit den ältesten Zeiten im Besitze Dänemarks, zu dem die Abstammung ihrer Bewohner hinweist. In der Periode vor der Reformation flossen die Einkünfte der Insel, die damals Berongia oder Burgunderholm hieß, in die Kassen des Erzbisthums Lund. Im Jahr 1522 kam die Insel auf einige Zeit an die Lübecker, wie Einige sagen, durch Eroberung, wie Andere behaupten, durch Verpfändung. Im nächsten Jahrhundert (1645) machten sich die Schweden zu Herren des Eilandes, wurden aber schon 1658 durch die Einwohner, die unter der Anführung von Jens Könsöd auf das Tapferste fochten, wieder vertrieben. Seitdem ist B. im ruhigen Besitz der Dänen geblieben. B. hat seine eigene Miliz, die unmittelbar unter dem Oberbefehl des Königs steht.

Bornstedt, Adelbert von, belletristischer und politischer Schriftsteller, stand als Offizier in preußischen Diensten, als die Julirevolution ausbrach. Seine Theilnahme an der Bewegung nöthigte ihn 1831, Deutschland zu verlassen. Er ging nach Algier, trat in die Fremdenlegion, kehrte aber, von der Behandlung derselben durch die französischen Heerführer indignirt, nach Paris zurück, wo seine literarische Thätigkeit Glanz und Gewicht gewann. Als Redakteur der „Deutschen Zeitung" in Paris, Mitarbeiter an den Hauptjournalen Frankreichs und Korrespondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung" war seinem Streben nach größerer Wirksamkeit ein Feld geöffnet, das er zu bebauen verstand. Eine Reise durch Frankreich und seine Stellung in der pariser Gesellschaft, die ihm viele politische und literärische Salons öffnete, hatten seinem Blick manchen bösen Fleck am französischen Staatskörper gezeigt, und er verschwieg seine Beobachtungen nicht. In Folge dessen ordnete die Regierung eine Haussuchung bei ihm an, um die Beschlagnahme seiner Korrespondenzen und Manuskripte zu bewirken. Letztere waren indeß bereits unter dem Titel „Reise von London über Paris etc. in die Schweiz" (Berlin 1834) und „Pariser Silhouetten" (2 Bde., Leipz. 1835 ff.) erschienen u. warfen helle Schlaglichter auf die französischen Zustände. In Folge der Amnestie 1840 ging er nach Berlin, kehrte aber später nach Paris zurück. Hier wurde er im Februar 1845 ausgewiesen u. lebte bis zur Februarrevolution 1848 in Brüssel, worauf er nach Paris zurückkehrte. Von hier führte er die von ihm gebildete deutsche demokratische Legion mit Herwegh am 24. April 1848 über den Rhein nach Baden, wurde aber am 27. April bei Dossenbach von einer Kompagnie Würtemberger geschlagen und selbst gefangen. Im Mai 1849 von den Assisen in Freiburg zu einem Jahr Einzelhaft verurtheilt, aber bald befreit, proklamirte er bei dem Maiaufstande in Baden die Republik, ward deshalb von Brentano auf die Festung Kißlau, von dort aber wegen eingetretener Geistesstörung in die Irrenanstalt von Illenau geschickt, wo er im September 1851 †.

Bornu, eigentlich Bernu, d. h. Land (Berr) des Noah (Nûh), mächtiges Reich des Sudan im mittlern Afrika, etwa 100 geographische Meilen von Osten nach Westen lang und 80 geographische Meilen breit (6000 □Meilen), von 10—15° südl. Br. und 12—18° östl. L. von Greenwich, mit 2 bis 3 Millionen Einwohnern, grenzt südlich an Negerländer, nördlich an die Sahara, im Osten an

Darfur (Baghirmeh) und Wadai, im Süden an das Reich der Fellahs und die Landschaft Haussah. Das Land ist eine große Sandebene und Niederung, die, zuweilen wellenförmig sich erhebend, von einigen aus Osten und Süden heranlaufenden Bergzügen begrenzt wird. In diesem auf allen Seiten von der Wüste berührten und durchzogenen Tieflande bilden eine große Menge Oasen den kulturfähigen Boden, und auf diese grünenden Eilande und jene Landstriche, welche durch die Ueberschwemmung der Flüsse regelmäßig befruchtet und bewässert werden, ist die Bevölkerung zusammengedrängt. Die auffallendste Eigenthümlichkeit des Landes ist der Tschadsee (s. d.), durch welchen es an seiner Ostgrenze von Wadai getrennt wird. Er liegt nur 850 Fuß über dem Meere. Der Hauptzufluß des Sees ist der Schari, der von Süden her einfließt; von Westen her fließt der Jo oder Jeau, gewöhnlich in B. der Komadugu, d. h. der Fluß, genannt, welcher B. von Westen nach Osten durchfließt. Er führt 7 Monate lang, bis Februar, fließendes Wasser und hat im November Ueberschwemmung. Die reizend bewaldeten und fruchtbaren Ufer sind dicht bewohnt. Die Hitze ist außerordentlich groß. Zwischen den Monaten März und Juni erreicht sie oft 30° R. und wird durch die glühenden Süd- und Südwestwinde noch unerträglicher gemacht; während der Nächte wirkt sie wahrhaft erstickend und nur gegen Sonnenuntergang sinkt sie zuweilen bis auf 23—24° und gestattet etwas Erfrischung. Gegen die Mitte des Mai wird das Land von den heftigsten Stürmen, Gewittern und Regengüssen heimgesucht und der Blitz ist mehr als irgendwo Menschen und Thieren verderblich; weniger sind es die Wasserströme, die der Himmel über das Land ergießt, denn der Erdboden leidet in dieser Zeit so sehr an Dürre und ist so von Rissen durchfurcht, daß er alle Wolkengüsse rasch in sich einzieht. Feuchtigkeit, Nebel und dabei die heißen Süd- und Südwestwinde erzeugen in dieser Zeit der Befruchtung des Landes die gefährlichsten Fieber für die Bewohner desselben. Erst im Oktober wird der Himmel wieder hell u. die Luft rein, bis endlich die winterlichen Nordlüfte im December und Januar, die das Thermometer selten über 18—19° R. steigen lassen, das erschöpfte und ermattete Leben der Bewohner wieder auffrischen. Der **Boden**, hier und da mit Wald bedeckt, ist in der Nähe der Ströme tiefe, schwarze Dammerde und äußerst fruchtbar. In den Tiefen der Erde findet sich Eisenerz, das gewonnen und verschmolzen wird; in manchen Theilen der Wüste findet man auch Natron, und zwar weißes und rothes. Die **Produkte** von B. sind im Allgemeinen die Mittelafrika's. Die Holzung besteht fast nur aus Akacien und Tamarinden; Palmen finden sich nur an den unmittelbaren Ufern des Flusses. Kein einziger Baum oder Strauch ist hier ohne Dornen. Im Ganzen waltet eine Sommervegetation vor mit spärlichem Bodenwuchs. In den südlicheren Theilen werden 15 verschiedene Nutzpflanzen angebaut und wachsen 47 verschiedene Baumarten, von welchen 32 Obst und 3 eßbare Blätter und Wurzeln liefern. Zwiebeln, Bohnen und Yams sind die einzigen im Hausgebrauche vorkommenden Gemüse. Die Ackerkultur beschränkt sich auf den Anbau derselben und von Getreide; Roggen kennt man nicht, Weizen ist wenig in Gebrauch und Gerste benutzt man, um damit den Geschmack des Brackwassers zu mildern. Reis ist eine höchst kostbare Seltenheit. Das Haupterzeugniß des Bodens ist Mais. Seide und Indigo werden ebenfalls gezogen, wovon letzterer in der Nähe des Tschadsee's und in allen der Ueberschwemmung offenen Landstrecken ohne Pflege in Menge gedeiht. Reich ausgestattet ist die Fauna von B. Heerden von Elephanten, Löwen, Giraffen, Büffeln und Antilopen sind häufig anzutreffen, die Wälder sind belebt von Affen aller Arten, Zibethkatzen und Vögeln der prächtigsten Farben, aber auch Schlangen wie Skorpionen und alle reißenden Thiere der Wüste umlagern die Oasen. Während der trockenen Jahreszeit durchziehen das Land Schwärme von Gazellen und Straußen. Gleich zahlreich sind die zahmen Hausthiere; man kauft 2 Schafe für etwa einen Thaler, einen Ochsen für 2 Thaler und 40 Hühner für 2 Gulden. Der Hauptreichthum der Bewohner sind Pferde u. Kameele. Die **Bewohner** sind die **Kanowi** oder **Kanuri** (Bornuesen), welche Hirse, Mais und Baumwolle anbauen, in vielen kleinen Dorfschaften zerstreut wohnen und deren Sprache (**Bornusprache**, **Kanurisprache**) in 10 Dialekten gesprochen wird (vergl. J. **von Klaproth**, Essai sur la langue du B., Paris 1846), und die **Schua**, die in Lagern wohnende wandernde Hirten sind und einen der Hauptstämme der Araber in Sudan bilden. Der Hof und die herrschenden Krieger im Lande gehören indessen zu den **Kanumbu**, welche namentlich am Komadugu die besten Sitze inne haben und aus Kanum im Norden des Tschadsee's stammen, übrigens mit den Kanuri nahe verwandt sind. Auf den Inseln des Tschadsee's wohnen die **Beduanna**, unabhängige Heiden mit eigenthümlicher Sprache und von schwarzer Farbe. Der Haupterwerb der Bornuesen ist, wie im übrigen Sudan, der **Sklavenhandel**, zu welchem Behufe sie sich eine Reihe von Negerländern reservirt haben, die sich zwischen ihrer Südgrenze und den Fellatah hinziehen: die Länder der Mesah, Baber, Marghi, Mandara, Loggeneh, meist Gebirgsländer, die B. bei weitem an Schönheit und Fruchtbarkeit übertreffen. Sklaven bilden die Hauptausfuhr, die Einfuhr besteht in Kattun, Burnussen, Zucker u. Salz. Die Hauptstadt ist Kuka mit 8000 Einwohnern; die bevölkertsten Städte sind Angornu und Dibua, beide am Tschad, mit je 30,000 Einwohnern. Sämmtliche (30—40) Städte sind mit Wällen und Mauern umgeben. Als 1805 die Fellatah unter ihrem großen Emir Saki-Domfodio alle umliegenden Länder unterwarfen und auch B. angriffen, floh der Sultan von B. zu den stammverwandten Kanumbu, deren Herrscher, der Scheikh Emin, ein Heer sammelte, mit dem er Saki eine blutige Niederlage beibrachte. Der Sultan von B. nahm nun seinen Thron wieder ein; doch behielt seitdem der Scheikh von B., wie Emin und seine Nachfolger sich nannten, alle wirkliche Macht in B. in den Händen und der Sultan sank zur bloßen Staatsfigur herab. Kanum wurde mit B. vereinigt, die besten Wohnsitze im nördlichen B. aber von den Konambu in Besitz genommen. Endlich wurde 1830 der Sultan vom Scheikh

Lanima getödtet, der sich nun förmlich zum Herrscher von L. machte, aber den Titel Scheikh beibehielt. Vgl. Burckhardt, Travels in Nubia, London 1819; Denham u. Clapperton, Narrative of travels and discoveries in Northern and Central-Africa, das. 1826; Hodgson, Notes on northern Africa, the Sahara and Soudan, Newyork 1841; Cooley, The Negrolands of the Arabs, London 1841. Genauere Nachrichten sind in den Reiseberichten des deutschen Reisenden, H. Barth, gegeben, der das Land zuletzt besuchte.

Boro-Budor (d. i. Alt-Boro), ein in Ruinen liegender Ort in der Provinz Kadu oder Kedu, gegenüber dem Zusammenfluß des Ello u. Prozo, am nördlichen Abfall des Minorehgebirges im Innern der Insel Java. Unter den Ruinen von B. zeichnet sich namentlich ein riesenhafter, zum großen Theil erhaltener buddhistischer Tempel, wahrscheinlich aus dem 10. Jahrhundert, aus, eine großartige pyramidale Anlage von 526 Fuß Breite und 116 Fuß Höhe. Vergl. Raffles, History of Java, 2 Bde., London 1817, und Crawford, On the ruins of B. in Java, in den „Transactions of the literary society of Bombay", 2. Bd., London 1823.

Borodino, Dorf im europäisch-russischen Gouvernement Moskwa, Kreis Mojaisk, an der Kaluga, einem Nebenflusse der Moskwa, denkwürdig durch die große Schlacht, die hier am 7. Sept. 1812 von Kutusow gegen Napoleon geschlagen wurde und die auch unter dem Namen der Schlacht an der Moskwa bekannt ist. Die Stärke beider Heere war ziemlich gleich. Unter Napoleon kämpften etwa 100,000 Mann Infanterie und 28,000 Mann Kavalerie; unter Kutusow etwa 114,000 Mann Infanterie und Kavalerie und 15,000 Milizen oder Bauern, die bloß mit Lanzen versehen waren. In Hinsicht aufs Terrain waren die Russen im Vortheil: sie hatten die höher liegenden Gegenden inne und waren hier durch Verschanzungen, Holzungen und 3 Dörfer gedeckt. Die Franzosen dagegen befanden sich auf einem niedriger liegenden Boden, der wenige Haltpunkte darbot und von Hohlwegen durchschnitten war; doch kam ihnen zu Statten, daß sie die Angreifenden waren und das Genie des größten aller Feldherren sie furchtbar machte. Seit dem 5. September standen sich beide Theile einander gegenüber. Kutusow stand auf der rechten Seite der Kaluga, von deren Einmündung in die Moskwa bis zu dem dichten Walde, durch welchen die alte Straße von Kaluga führt; auf seinem rechten Flügel, zwischen B. und Mosaisk, Barclay de Tolly, auf seinem linken Flügel (nach dem Walde zu) Fürst Bagration; im Centrum, das durch eine verschanzte Hügelkette gedeckt war, er selbst und um ihn russische Garden und Reiterei, als zweite Linie und als Reserve. Napoleon stand auf der linken Seite der Kaluga; auf seinem rechten Flügel Poniatowski gegen den erwähnten Wald, auf seinem linken Flügel Eugen gegen B., in der Mitte Davoust, Ney und Murats Reiterei. Er selbst befand sich hinter Eugens Corps, von wo aus er die Schlacht leitete. Am 6. September rekognoscirte er die Stellungen der Russen und entwarf demnach seinen Schlachtplan. Am 7. September früh 2 Uhr erließ er eine energische Proklamation an seine Soldaten, wogegen Kutusow die Seinigen durch religiösen Fanatismus aufregte. Als die Sonne hervortrat, rief Napoleon: „Sehet da die Sonne von Austerlitz!" Darauf begann die Schlacht früh 6 Uhr auf dem rechten Flügel der Franzosen gegen den linken Flügel der Russen u. durchdrang bald das ganze Schlachtfeld. Mit wilder Leidenschaftlichkeit wurde von beiden Seiten gekämpft; die Russen behaupteten ihre Stellungen ebenso hartnäckig, als die Franzosen hartnäckig sie aus denselben zu verdrängen suchten. Am wildesten und blutigsten wogte der Kampf um B. und die in dessen Nähe befindliche, große Redoute, da beides dem Kaiser Napoleon als Schlüssel zur Stellung der Russen erschien. Bald waren die Franzosen, bald wieder die Russen im Besitz dieser Punkte. Erst nach vielen Anstrengungen vermochte Ney, der sich an diesem Tage besonders auszeichnete und deshalb auch nachmals den Titel „Fürst von der Moskwa" erhielt, die mit Geschütz bepflanzten Höhen zu behaupten, u. zu gleicher Zeit drang auch Davoust vor u. Eugen nahm B. ein. Von da an neigte sich (seit 4 Uhr Nachmittags) der Sieg auf Napoleons Seite. Kutusow verlor seine Verschanzungen und begann, sich gegen Mosaisk in wohl berechneter Ordnung und ohne weitere Verluste zurückzuziehen. Mehr als 70,000 Menschen wurden in dieser Schlacht theils getödtet, theils verwundet. Die Russen selbst gaben ihren Verlust zu 25,000, den der Franzosen zu 50,000 Mann an. Die nächste Folge war die Einnahme Moskau's, durch welche Napoleon der Unterwerfung Rußlands näher zu kommen glaubte, in der That aber seinem Verderben entgegenging. Deshalb ward auch von Seiten Rußlands der Ausgang dieser Schlacht als ein Sieg zum Heile Rußlands betrachtet und demgemäß eine Kapelle und später vom Kaiser Nikolaus eine Säule auf dem Schlachtfelde errichtet.

Boron (Bor), das Grundelement der Borarsäure und des Boraxes, war bisher nur in pulverförmigem Zustande bekannt, bis es in neuester Zeit den vereinigten Bemühungen F. Wöhlers und H. Saint-Claire Deville's gelang, dasselbe auch in Krystallen abzuscheiden. Das krystallisirte B. entsteht durch Zusammenschmelzen von 80 Theilen Aluminium mit 100 Theilen geschmolzener zerkleinerter Borsäure in einem Kohlentiegel, wobei man aber 5 Stunden lang die heftigste Hitze einwirken lassen muß. Die Krystalle sind durchsichtig, honiggelb oder granatroth gefärbt, welche Färbung aber von zufälligen Beimischungen herrührt. Sie sind sowohl in Bezug auf Glanz und Lichtbrechungsvermögen, als auch auf Härte nur mit dem Diamant vergleichbar, den sie sogar an Härte noch zu übertreffen scheinen. Sie ritzen nämlich nicht allein den Korund, der nach dem Diamant der härteste Körper ist, sehr leicht, sondern mit dem Pulver derselben können Diamanten geschliffen werden. Besonders merkwürdig ist, daß das B., wie der Kohlenstoff, in drei ganz verschiedenen Zuständen existiren kann. In seinem dichtesten Zustande bildet es die eben beschriebenen Krystalle, in einem weniger dichten Zustande glänzende undurchsichtige weiche graue Blättchen, die dem Graphit ganz gleichen und daher Boraxgraphit genannt werden, und im

lockersten Zustande ein zartes chokoladebraunes Pulver. Die Borondiamanten und der Borongraphit lassen sich wie die Kohlenstoffdiamanten und der Kohlenstoffgraphit im Sauerstoffgase ganz verbrennen u. dagegen zeichnen sich durch ihre leichte Verbrennbarkeit im Chlorgas aus. Das pulverförmige B. ist aber wie die schwarze Kohle sehr leicht an der Luft entzündbar und verbrennt dann mit starkem Glanze.

Boros Jenö, Stadt in Ungarn, arader Gespannschaft, am weißen Körös, östlich von Zarand, mit Ruinen eines Schlosses und gegen 5000 Einwohnern, die Weinbau treiben. Das Gewächs aus den besten hiesigen Lagern und von denen des benachbarten Dorfes Manes gibt nach dem Tokayer den heißesten und geistreichsten rothen Sektwein Ungarns.

Borough (engl.), in älterer angelsächsischer Wortform byrig und identisch mit dem deutschen Burg, bezeichnete ursprünglich, wie auch das deutsche Wort, einen geschützten, zur Zuflucht vor feindlichen Angriffen geeigneten Platz. Zur Zeit der Angelsachsen, die bei ihrer Einwanderung eine bedeutende Anzahl größerer und kleinerer Städteanlagen der Römer vorfanden und dieselben noch vielfach vermehrten, wurde byrig oder auch burg Benennung aller Ortschaften, welche die Rechte einer Municipalität ausübten. Vorzugsweise hießen jedoch B.s (byrigas) solche bedeutendere Ortschaften (Handels- und Seestädte), an deren Spitze ein erwählter Byrig-geréfa (d. i. Burggraf) oder Portgeréfa stand. Als durch die normannische Eroberung die germanisch-demokratische Verfassung dem Feudalismus weichen mußte, wurden auch die Stadtgemeinden, die B.s, der Freiheit, ihre Magistrate selbst zu wählen und die Art und Weise der Gemeindeversammlung selbst zu bestimmen, beraubt und erhielten erst allmählig gegen bestimmte Abgaben an die Krone ihre Bürgerfreiheiten, durch Charters verbrieft, zurück. Orte, die auf diese Weise städtische Gerechtsame erworben hatten, führten den Namen B.s. Zwischen ihnen und den Cities, d. i. größern Städten mit Bischofssitzen, bestand bloß ein nomineller Unterschied, während eine dritte Art städtischer Gemeindekorporationen, die Cinqueports, einige eigenthümliche Privilegien besaß. Alle diese Städte standen unmittelbar unter dem Könige und mußten, gleich den Lehnsleuten der Krone, zu den allgemeinen Volksversammlungen, aus denen später das Parlament erwuchs, Vertreter schicken. Weil jedoch häufig diese Vertretung weniger für ein Recht und einen Vorzug, als für einen Dienst und eine kostspielige Last gehalten wurde, der man sich zu entziehen suchte, so gaben viele B. ihre Landstandschaft auf. Einige derselben erhielten sie später zurück, während die Könige, zuletzt Karl II. (für Newark), noch öfter kraft ihres Rechts mehren Orten die Privilegien eines B. ertheilten. So wurde unter Eduard VI., Maria und Elisabeth das Recht, Deputirte zum Parlament zu senden, für 17 B.s erneuert, während man an 46 Orte dieses Recht ganz neu verlieh. Im Laufe der Jahrhunderte nun gingen viele dieser alten B.s ein oder verödeten (rotten boroughs) so, daß die Wahl der Parlamentsdeputirten auf wenige Häuser (z. B. zu Old-Sarum) oder in die Hände weniger Grundbesitzer oder einzelner Familien gekommen war. Andere Ortschaften hatten sich dagegen zu blühenden, volkreichen und wichtigen Städten erhoben (wie Manchester, Birmingham, Leeds, Sheffield 2c.), ohne einer Vertretung im Unterhause theilhaftig zu seyn. Um die hierdurch für das Staatswohl erwachsenden Mißstände zu beseitigen, wurde durch die Reformbill von 1832 das Repräsentationsrecht der kleinern Orte ganz aufgehoben und dafür größern, nicht repräsentirten Städten beigelegt. Gegenwärtig senden in England mit Wales 133 Städte je zwei, 53 je einen, London vier, Oxford und Cambridge je zwei und in Wales 14 Orte je einen Abgeordneten zum Parlament. In ähnlicher Weise wurden die Verhältnisse in Schottland und Irland geordnet. Obgleich nun mehr als 30 B.s in England ihre Landstandschaft verloren, behielten sie doch ihre Municipalverfassung bei; daher unterscheidet man jetzt die B.s in municipale (municipal boroughs) und in parlamentale (parlamental boroughs), je nachdem sie Abgeordnete wählen oder nicht. Die letztere Klasse nennt man auch vorzugsweise B.s im Gegensatze zu den Shires. Da jede City politisch zugleich B. ist, so findet zwischen beiden nur ein statistischer Unterschied Statt.

Boroughbridge, Marktflecken in der engl. Grafschaft York, am Ure, über welchen hier eine schöne Brücke führt, mit ungefähr 1000 Einwohnern, die Eisenwaarenhandel treiben, berühmt durch die hier geschlagene Schlacht am 16. März 1322 zwischen der rothen und weißen Rose. Der Anführer der rebellischen Barone, Earl von Lancaster, wurde gefangen und enthauptet.

Borowitschi (Borowizy), Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im europäisch-russischen Gouvernement Nowgorod, an der Msta und der großen moskau'schen Heerstraße, 27 Meilen östlich von Nowgorod, 65 Meilen von Moskau, 51 Meilen von St. Petersburg, ziemlich neu, mit über 6000 Einwohnern. B. hat eine Stadt- und Kreisschule, ein altes, aus den Mongolenzeiten herstammendes Kloster (des heiligen Geistes), 3 Kirchen, ein Hospital, einen großen Kaufhof, mehre Magazine und betreibt Landwirthschaft und Handel (3 Jahrmärkte). Wegen der vielen Stromschnellen, die die stufenweise Absinkung des Flußbetts (borowitscher Porogi) in der Msta erzeugt, ist hier eine Lootsenstation.

Borowsk (Borowski), Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im europäisch-russischen Gouvernement Kaluga, an der Protwa, 12 Meilen von Kaluga, 13½ Meilen von Moskau, hat 10 Kirchen, ein Lazareth u. 2 Armenhäuser, viele Bäder und 7000 Einwohner, die Segeltuch- u. Lederfabriken, große Leinwandmanufakturen, Gerbereien, Talgschmelzereien, bedeutenden Gartenbau und starken Gemüsehandel, vorzüglich mit Zwiebeln und Knoblauch betreiben. ¼ Meile davon liegt das berühmte Mönchskloster des heiligen Pafnutiew (Pafnutius), der es 1477 stiftete und dessen Reliquien dort in einem kostbaren Sarg verwahrt sind. Früher wohnten hier 800 Mönche, die ein Grundeigenthum mit 10,000 Leibeigenen hatten. Diese sind jetzt Kronbauern, die

unter Aufsicht eines Oekonomiedirektors stehen, und die Mönche beziehen ihren Gehalt vom Staate.

Borowsky, Ludwig Ernst von, protestantischer Theolog, den 17. Juni 1740 zu Königsberg in Preußen geboren, besuchte schon im 15. Jahre (1755) die Vorlesungen der theologischen Fakultät, ward Feldprediger, 1770 erster Prediger zu Schaaben am kurischen Haff und noch in demselben Jahre als Stadtpfarrer nach Königsberg gerufen, wo er die vertraute Freundschaft Kants und Hippels gewann. Hatte zur Zeit seiner ersten Beschäftigung mit der Theologie die von Frankreich herüberwehende Freidenkerei den Jüngling zu unbedingtem Glauben getrieben, dann die damals erwachenden Bestrebungen für Pädagogik seiner geistigen Thätigkeit ein praktisches Feld gezeigt, so hatte jetzt Kants Lehre und Umgang auf ihn nur den Einfluß, daß er das menschliche Erkenntnißvermögen nicht für fähig hielt, die Aufgaben der Metaphysik zu lösen und daß er allem geistigen Forschen nur wohlthätige Wirksamkeit für die menschliche Kultur zugestand; B. blieb strenger Supernaturalist. Sein Verdienst um die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens und die Gunst der königl. Familie, die ihn bei ihrem Aufenthalte zu Königsberg 1807 in ihre nähere Umgebung zog, erhoben ihn 1809 zum Oberkonsistorialrath, 1812 zum Generalsuperintendenten. Im Jahre 1816 erhielt er den Titel eines Bischofs von Preußen und 1829 als fast 90jähriger Greis den eines evangelischen Erzbischofs, eine in Preußen noch nicht dagewesene Auszeichnung, wozu noch 1831 die Verleihung des schwarzen Adlerordens kam. Nachdem er noch den Kampf einer neuen Zeit in Sitte, Literatur, Religion und Politik gesehen hatte, † er am 9. November 1831. Von seinen Schriften nennen wir nur: „Moses Mendelssohns und G. D. Kypke's Aufsätze über jüdische Gebete" (Königsb. 1791), „Ueber Geist und Styl Martin Luthers" (das. 1793), „Ueber Kant" (das. 1804). Seine „Ausgewählten Predigten und Reden, in den Jahren 1762—1831 gehalten" wurden herausgegeben von Volkmann (Königsberg 1833).

Borré, Pflanzengattung, s. Lauch.

Borri (Borro), Giovanni Francesco, berüchtigter Schwärmer, Prophet, Alchemist, Wunderdoktor und Betrüger, geboren in Mailand den 4. Mai 1625 (1627?). In Rom zum Jesuiten und römischen Hofdienst erzogen, ergab er sich aus eigenem Drange Forschungen im Reiche der Naturkräfte, verspann sich in das Gewebe der Alchemisterei, war zugleich in tiefe Ausschweifungen versunken, als ihm plötzlich angebliche göttliche Offenbarungen als Ziel seines Lebens die Errichtung eines Reiches Gottes auf Erden hinstellten (1654). Bald hatte er aus seinen Anhängern eine Gesellschaft gebildet, deren Ausdehnung dem Auge der Inquisition nicht verborgen blieb und deren Tendenz, allmählig in B.'s Kopfe weiter entwickelt und zur Gründung eines „Gottesreichs" gesteigert, der Verurtheilung des geistlichen Gerichts verfiel. B., der bereits von Rom nach Mailand geflohen war, entwich nach Deutschland, wurde aber 1661 in Rom und Mailand im Bildniß verbrannt. In Deutschland und den nordischen Reichen erlebte er die höchste Blüthe seines Betrugs. Erst in Straßburg, dann in Amsterdam seinen Sitz aufschlagend, lockte er, von jetzt an nur Wunderdoktor und Alchemist, reiche Kranke und fürstliche Goldmacher von allen Seiten mit ihren Kostbarkeiten zu sich und lebte von ihrer Leichtgläubigkeit in außerordentlicher Pracht. Im December 1666 entlarvt, entkam er mit all seinem geraubten Gut nach Hamburg, entwich, nachdem er hier die Schätze der Königin Christine von Schweden, die von ihm Unterricht in der geheimen Wissenschaft begehrte, allzusichtlich geplündert hatte, nach Dänemark, verleitete hier den schwachen Friedrich III. zur Verschwendung von Millionen und beschloß, nach des Königs Tod sich im Norden nicht mehr sicher fühlend, die Werkstatt seines Betrugs nach Konstantinopel zu verlegen. Auf der Reise dahin wurde er (18. April 1670) in Mähren verhaftet, vom Kaiser Leopold I. dem Papst unter der Bedingung überliefert, daß man ihn nicht am Leben strafe, und 1672, nachdem er seine Ketzereien öffentlich abgeschworen hatte, aus den Gefängnissen der Inquisition erst in schwere, dann in leichtere Haft auf die Engelsburg gebracht, wo er 1695 †. In seiner Schrift: „Gentis Burrhorum historia" (Straßburg 1660) suchte er die Abstammung seiner Familie von Afranius Burrus zu erweisen. Daß er in der Arzneiwissenschaft für seine Zeit nicht unbedeutende Kenntnisse besaß, zeigen seine „Epistolae II ad Th. Bartholinum de ortu cerebri et usu medico, nec non de artificio oculorum humores restituendi" (Kopenhagen 1669).

Borrichius, Olaf, eigentlich **Olaf Claudii,** einer der größten Chemiker und Naturforscher seiner Zeit, am 7. April 1626 zu Borch in Nordjütland geboren, studirte 1644—1646 in Kopenhagen klassische Literatur und Philosophie, hierauf Medicin und Chemie, wurde 1650 Lehrer an der Schule zu Kopenhagen und wollte 1654 seine erste größere Reise nach dem Kontinent antreten, als die Pest, welche in Kopenhagen ausbrach, ihn zu aufopfernder ärztlicher Wirksamkeit verpflichtete. Hierauf 5 Jahre Erzieher der Kinder des Ministers Gerstorph, ergriff er während der Belagerungen von 1658 und 1659 die Fahne der Akademiker, welche die Stadt tapfer vertheidigen halfen. Im Jahre 1660 besuchte er Holland und von 1663 an England, Frankreich, Italien, Deutschland und kehrte 1666 nach Kopenhagen an die Universität in der fünffachen Eigenschaft als Professor der Medicin, Poesie, Philosophie, Botanik und Chemie zurück. Kurz darauf erhielt er die Würde eines königlichen Leibarztes, 1681 die eines Universitätsbibliothekars, 1686 die eines Beisitzers im höchsten Gericht. Nachdem er 12 Jahre lang die höchsten akademischen Würden bekleidet, sein Collegium medicum (eine Anstalt, in welcher 16 Studirende aus allen Fakultäten freie Wohnung und Unterstützung genossen) gestiftet und jedes Fach seiner Gelehrsamkeit vielfach bereichert und erweitert hatte, † er in Folge einer unglücklichen Steinschnittoperation am 3. Okt. 1690. Seine zahlreichen Schriften verbreiten sich über Chemie, Metallurgie (Docimastice Metallica, Kopenhagen 1677, deutsch von Kuß als „Metallische Pro-

birkunst", das. 1680), Medicin (Dissertat. Acad., das. 1714, 2 Bde.), Botanik, Philologie (Dissertat. de causis diversitatis linguarum, Kopenhagen 1675, Jena 1704, Quedlinb. 1704), lateinische Sprache, Prosodie (Parnassus in nuce, Kopenh. 1654 und 1668; Lingua Pharmacopoeorum sive de accurata vocabulorum in Pharmacopoliis usitatorum pronuntiatione, das. 1670). Seine Gedichte sind von Rostgard edirt in „Deliciis poet. Danor.", Bd. II. Seine Selbstbiographie steht in dem „Conspectus script. Chemicorum". Sein Bruder, Claudius B., seit 1646 Prediger in Schonen, ist einer der bessern dänischen Dichter.

Borromeische Inseln, eine zum sardinischen Fürstenthum Piemont und zum Besitzthume der Borromei gehörige Inselgruppe im Lago Maggiore, und zwar in der großen Bucht auf der Westseite des Sees, welche, der Mündung des Toccia bis Mergozzo entgegendrängend, gleichsam einen Nebensee (daher auch Lago di Mergozzo) des Lago Maggiore bildet, der zwischen Cambino und Palanzo mit ihm zusammenströmt. In der Mitte und am südlichen Ufer dieser Bucht starrten bis 1671 jene Felsenmassen schwarz und todt über der Wasserfläche empor, welche jetzt die blühendsten, lachendsten Gärten Europa's tragen. Renato und Vitaliano Borromeo begannen in diesem Jahre die Urbarmachung dieser Granitkolosse. Renato ließ für die in der Mitte der Bucht liegende Isola Madre (daher auch la Renato), Vitaliano für die südlichere Isola Bella (daher auch la Vitaliana) fruchtbare Erde vom Festlande herbeischaffen und diese, von terrassenförmig aufsteigendem, zum Theil auf Rosten in der See ruhendem Gemäuer geschützt, mit einer Auswahl der schönsten Erzeugnisse des italienischen Bodens bepflanzen. Auch andere Felsmassen, wie die Isola di S. Giovanni, S. Michele und die Isola di Pescatori (Fischerinsel), gediehen unter der schaffenden Hand zu üppig grünenden Eilanden, von welchen die letztere, der Wohnsitz verwegener Fischer, mit der allen Inseln gemeinsamen Kirche geschmückt ist. Die beiden Hauptinseln aber, von deren Schönheit der Ruf durch die ganze Welt gegangen ist, sind die Isola Madre und die eine halbe Stunde südlicher liegende Isola Bella. Den Eingang zur Isola Madre bildet ein lieblicher Weg, auf dessen beiden Seiten die üppigsten Verschlingungen der Weinreben zwischen Aloe und anderen Südpflanzen zum Verweilen einladen, während ein Wald von Lorbeerbäumen, Cypressen und ungeheuren Fichten den Wanderer in seinen Schatten lockt. Die selbst im Winter grünen Bäume geben der Insel, deren Spitze ein einfaches Schloß trägt, das Bild eines ewigen Frühlings, kontrastirend mit ihrer Lage, gerade vor den dunkeln, tiefen Schluchten, welche an den Fuß des sich mächtig erhebenden Simplons führen. Isola Bella entsteigt, nach Schuberts Worten, gleich einem zierlichen Rosenbouquet der spiegelklaren Fluth, und Alles, was man von dieser Feeninsel erzählt, bleibt hinter der Wirklichkeit zurück. Der ganze Terrassengarten erhebt sich in zehn Felsenhallen (Salle terrine), durch welche man gemächlich schreiten kann, zu einer Höhe von 100 Fuß. Auf der Spitze dieses abgestumpften Kegels prangt ein kolossales Einhorn, das borromeische Wappen. An die höchste Terrasse aber schließt sich der thurmgekrönte Palast der Borromei, dessen Bau im Innern und Aeußern mit gleich verschwenderischer Pracht begonnen worden ist. Die Kapelle und die Säle und Zimmer der oberen Stockwerke, in welchen alles Geräthe noch an den Anfang des 18. Jahrhunderts erinnert, enthalten Originalbilder von Raphael, Correggio, Perugino und andern Genien der Glanzzeit italienischer Kunst. Die untern Zimmer des Palastes sind an den Wänden grottenartig mit Muscheln und Tropfstein ausgelegt, die Böden auf musivische Art, aus kleinen Kieseln gebildet, alle Mauern des Palastes und der Terrassenpyramide mit herrlichen Statuen, Obelisken und Blumenvasen gekrönt und von den üppigsten Tropenpflanzen umwuchert; allüberall ist man von einem so überraschenden Ganzen umringt, daß man während weniger Minuten in allen Theilen der Erde zugleich zu wohnen scheint, von italienischem Duft und Schmelz umgeben, von nordischen Lüften angehaucht wird und in den Grotten und Wasserkunsträumen sich plötzlich nach China oder Japan versetzt glaubt. Selbst der zarte Kampher wächst hier im Freien, Cypressen und Citronen blühen ewig. Eine Ceder vom Libanon ragt über Alles hervor, auch stehen hier die zwei größten Lorbeerbäume Europa's, jeder 9—10 F. im Umfange, deren einer durch das Wort „Battaglia" (Schlacht) historisch merkwürdig ist, da Napoleon es zwei Tage vor der Schlacht von Marengo in dessen Rinde schnitt. Die Rundsicht von der Höhe der Terrasse ist entzückend. Da auf beiden Inseln kein Unterkommen zu finden ist, so sind die Reisenden genöthigt, in den nahegelegenen Städtchen Intra, Pallanza oder Baveno zu übernachten.

Borromeo, Name eines toskanischen Adelsgeschlechts, das seit dem Anfange des 15. Jahrh. durch Verbindung mit den Visconti's in Mailand Macht und Ansehen erhielt. Aus der langen Ahnenreihe dieses noch jetzt in österreichischer Fürstenwürde bestehenden Hauses ist besonders merkwürdig: Carlo, Graf B., der Heilige, Sohn des Grafen Gilbert B. und der Mediceerin Margarethe, den 2. Okt. 1538 auf dem Schlosse Arona am Lago Maggiore geboren. Schon als zwölfjähriger Knabe war er Kommendaturabt, studirte dann seit 1554 auf der Universität Pavia die Rechtswissenschaft, erlangte 1559 die Doktorwürde und ward darauf durch seiner Mutter Bruder, Papst Pius IV., in rascher Aufeinanderfolge 1560 apostolischer Protonotar, Referendar, Kardinal und Erzbischof von Mailand, während er zugleich zu den wichtigsten den Kirchenstaat betreffenden Geschäften gebraucht wurde. Nach dem Tode seines einzigen Bruders Friedrich (1562) wünschten seine Verwandten, selbst sein Oheim Pius IV., seinen Rücktritt in den weltlichen Stand; er aber sah in diesem Wunsche eine bloße Versuchung und widmete sich noch eifriger als vorher der Kirche. Nach dem Tode seines Oheims Pius IV. (1565) begünstigte er die Wahl Pius' V., weil die Unbescholtenheit und fromme Gesinnung desselben ihn hoffen ließ, daß die Kirche am be

sten durch ihn verwaltet werden könne. Zur Befestigung und Emporbringung derselben förderte er die Beendigung des tridentiner Konciliums, ordnete und erklärte die Beschlüsse desselben in dem „Catechismus Romanus", der größtentheils sein Werk ist, und hielt zur Aufnahme und Beobachtung derselben als päpstlicher Legat eine Synode zu Mailand 1565. Hier drängte sich ihm die Nothwendigkeit auf, sein Erzbisthum nicht länger von Rom aus zu verwalten, sondern zu Mailand seinen Wohnsitz zu nehmen, um den Unordnungen und Verwilderungen zu steuern, die während der langjährigen Abwesenheit dasiger Erzbischöfe daselbst entstanden waren. Mit großem Jubel wurde er empfangen (1566) und Mailand hatte bald Ursache, sich seiner zu erfreuen und später sein Andenken zu segnen. Durch die Kraft und Würde seines Wesens, durch Zurechtweisungen, nachdrückliche Predigten und sorgfältige Beaufsichtigung seines Sprengels steuerte er den eingerissenen Verderbnissen und bildete die mailändische Kirche zu einer Musterkirche. Um sie in diesem Glanze zu erhalten, sorgte er für die Erziehung der Jugend, für die Bildung angehender und bereits angestellter Geistlichen, hielt mit letztern häufig Zusammenkünfte oder Synoden und gründete und verbesserte mehre geistliche Orden. Zugleich suchte er auch den sittlichen Zustand der Laien umzubilden und hielt deshalb nicht nur auf strenge Kirchenzucht, sondern auch auf sittliches Betragen außerhalb der Kirche, welches er nicht nur von den Niedern, sondern auch von den Höhern forderte. Er selbst leuchtete Allen mit seinem Amtseifer und frommen Leben vor. Gleichwohl trafen ihn harte Widerwärtigkeiten. Man warf ihm vor, daß er seine Amtsbefugnisse überschreite, daß er in die Rechte des Königs von Spanien eingreife, daß er den Ordensfreiheiten entgegentrete. Der spanische Statthalter zu Mailand erhob sich gegen ihn; Geistliche und Ordensbrüder verunglimpften ihn, ja ein Fanatiker aus dem Orden der Humiliaten schoß auf ihn, während er in der Kirche betete (1569). Als im August 1576 eine Pest in Mailand ausgebrochen war, rettete er durch Aufopferung und weise Anordnung rechtzeitiger Hülfe einen großen Theil der Bevölkerung. Im Jahre 1582 unternahm er eine Reise in die Schweiz, für welche er bereits ein Collegium Helveticum zur Bildung angehender Geistlichen zu Stande gebracht hatte und nun auch eine Verbindung der katholischen Kantone unter dem Namen des goldenen borromeischen Bundes zur Vertheidigung ihres Glaubens erwirkte. Er † am 3. November 1584 zu Mailand und ward 1610 vom Papst Paul IV. unter die Heiligen versetzt. B.'s theologische Schriften erschienen zu Mailand 1747 in 7 Folianten. Zum Andenken an ihn und an die Segnungen seines Lebens ließen seine Verwandten und die Bewohner der Umgegend durch den berühmten Bildhauer Cerani 1697 eine kolossale Statue von Bronze errichten. Dieselbe steht auf einem Hügel am Lago Maggiore unweit Arona und stellt den Heiligen dar im Priesterornate, wie er die Rechte segnend über die Seinigen ausstreckt. Sein Leben beschrieben Guistano (franz. von Souflour, 1615), Godeau (Brüssel 1684, Paris 1747), Touron (Par. 1761) und Stolz (Zürich 1781). Sein Neffe und würdiger Nachfolger, **Graf Federigo B.**, geboren 1563, studirte im borromeischen Kollegium zu Pavia, ward später Abt von Prarolo, 1587 Kardinal, 1595 Erzbischof von Mailand, stiftete 1609 das Collegium Ambrosianum sammt der berühmten ambrosianischen Bibliothek und † den 21. September 1631. Seine Schriften sind in Mailand 1632 in 10 Bdn., 1633 und öfter erschienen.

Borromeoverein, Verein zur Verbreitung katholischer Schriften im Volke, ward im April 1844 unter den Auspicien des Freiherrn von Loë auf Allner und des Professors Walter in Bonn mit Hülfe der Professoren Dieringer und Dietz in Koblenz konstituirt.

Borromeusvereine (**barmherzige Schwestern des heiligen Borromeus**), ein Zweig der barmherzigen Schwestern des Vincentius de Paula (s. d.). Die in den Orden Aufzunehmenden müssen Jungfrauen von 18—24 Jahren von guter Familie seyn, einen unbescholtenen Ruf genießen und mindestens 1000 Francs als Mitgift aufweisen können. Körperliche Gebrechen und Krankheitsanlage schließen vom Eintritt in den Orden aus.

Borromini (**Boromini**), **Francesco**, Baumeister und Bildhauer zu Rom, 1599 zu Bissone geboren, Schüler Carlo Maderno's, nach dessen Tode er anfangs unter Bernini's Leitung Baumeister am St. Petersdome ward. Er endete in einem Anfall von Hypochondrie 1667 durch Selbstmord. Als Schüler Bernini's gelangte er bald zu jenen bizarren Konstruktionen, überhäuften Verzierungen und jener gesuchten Vermeidung aller geraden Linien, die ein charakteristisches Kennzeichen seiner Bauwerke sind. Nach B. haben die Italiener das Verbum „borrominesco" gebildet, mit dem man „Geschmack an ausschweifenden, grotesken Formen, Schnörkeleien, Verzierungen haben" bezeichnet.

Borrow, **George**, englischer Schriftsteller, um 1805 in Norfolk geboren, lebte in seiner Kindheit eine Zeitlang unter Zigeunern, wodurch er sich eine genaue Kenntniß der Sprache, Sitten und Gebräuche dieses Volks erwarb. Auf seinen Reisen durch fast alle Länder Europa's und einen Theil von Afrika, die er als Agent der englischen Bibelgesellschaft unternahm, ward er mit den meisten neuern Sprachen, und zwar in allen ihren dialektischen Verzweigungen, vertraut. Seiner jugendlichen Vorliebe treu, machte er die über ganz Europa zerstreuten Zigeuner zu einem der Hauptgegenstände seines Studiums. Sein erstes Werk „The Zincali, or an account of the Gipsies of Spain" (2 Bde., London 1841) sprach durch seinen lebhaften und dramatischen Styl an. Ihm folgte „The Bible in Spain" (2 Bde., Lond. 1843), welchem Buch der Verfasser hauptsächlich seine Berühmtheit verdankt. Es besteht aus einer Reihe von ebenso mannigfaltigen als interessanten persönlichen Erlebnissen, mit Charakterskizzen und romantischen Schilderungen untermischt, die an Kraft und Lebendigkeit der Zeichnung für die ziemlich planlose Anordnung des Ganzen reichlich entschädigen. Nach langem Schweigen gab B. ein schon längst von ihm angekündigtes

Werk: „Lavengro, the scholar, the Gipsy and the priest“ (3 Bde., London 1850), heraus, welches angeblich seine Autobiographie enthalten soll, aber Dichtung mit Wahrheit vermischt.

Borrowdale, Dorf in der englischen Grafschaft Cumberland, bekannt durch die berühmten Reißblei- (Graphit-) Minen, die das Material zu den besten englischen Bleistiften liefern. Der Berg, welcher diesen Schatz verbirgt, erhebt sich $^1/_2$ Stunde vom Orte 2000 Fuß hoch u. 1000 Fuß unter dem Gipfel ist der Eingang zur Mine: ein burgähnliches, massives Steingebäude, wo die Bergofficianten wohnen. In einem Saale desselben wird bei verschlossenen Thüren das gewonnene Erz gereinigt und sortirt, gewogen und verpackt. In Fäßchen, von denen jedes netto 1 Centner enthält, kommt es nach London, wo es alle Monate öffentlich versteigert wird (35—40 Schilling oder 18—24 Gulden das Pfund, also der halbe Werth des Silbers). Die Mine gibt den Eigenthümern eine jährliche reine Revenue von 35,000—45,000 Pfund Sterling ($^1/_2$ Million Gulden).

Borsa-Bánya, großes Dorf in der ungarischen Gespannschaft Marmaros, nahe an der Grenze der Bukowina, mit 3600 Einwohnern, die sich meist vom Bergbau nähren. In der Nähe sind sehr ansehnliche Kupfer-, Silber-, Gold- u. Bleibergwerke.

Borsäure, s. Borarsäure und Sassolin.

Borsdorfer, eine Aepfelfamilie, durch Gestalt, Farbe, Dauerhaftigkeit und Wohlgeschmack vor allen andern ausgezeichnet, nach Einigen zuerst im Kloster Pforta (Schulpforte) von den Mönchen gezogen und benannt, nach Andern aus Böhmen, am wahrscheinlichsten aber aus dem königlich sächsischen Dorfe Borsdorf stammend, wo er noch jetzt am trefflichsten gebaut wird und wofür zugleich der bei den Franzosen u. Niederländern gebräuchliche Name „Reinette de Misnie“ (Meißner Renette) und die österreichische Benennung desselben: „Marschlanzker“, da das meißnische Borsdorf bei den Wenden Marschlanz hieß, spricht. Der B. hat im Allgemeinen eine mehr oder minder platt gedrückte, rundliche Form, lieblich in die Augen fallende Färbung, angenehme Größe u. festes lichtes Fleisch. Er ist besonders schätzbar wegen außerordentlicher Transportfähigkeit, die ihn zu einem einträglichen Handelsartikel Sachsens nach Rußland, Schweden, Dänemark rc. macht. Der edle B., Winter-B., Rubinapfel, die Krone aller Aepfel von deutscher Herkunft, gleich sehr geschätzt wegen seines würzigen Geschmacks, seines zimmetartigen Geruchs, der Länge seiner Dauer und seiner vielfältigen Nutzbarkeit und Anwendung, ist mittelmäßig groß (2—2$^1/_2$ Zoll im Durchmesser), rund, am Stiele, welcher tief innen sitzt, von größerem Umfange, als an der Spitze, welche um die Blume fast zu einer ebenen Fläche abgestumpft ist, weißlich gelb, auf der Sonnenseite mit rothen Backen, glatter, dünner Schale, die bisweilen mit feinen, lichtbraunen Punkten und Streifen wie mit Rost überhaucht oder mit Wärzchen besetzt ist. Sein festes, weißes Fleisch wird auf dem Lager mürbe, hat sehr viel Saft, einen ganz eigenthümlichen süßsäuerlichen, würzigen u. erquickenden Geschmack und einen feinen, zuweilen fast zimmetartigen Geruch. Er wird frisch, gedörrt, gedämpft oder in Backwerk verspeist u. gibt, gekeltert, den besten Aepfelwein. Er hält sich, mit Vorsicht gepflückt, bis ins Frühjahr. Der Baum wächst langsam, breitet sich mit Gabelästen rund aus und erlangt in gutem, tiefgehendem Lehmboden und bei mäßiger Feuchtigkeit eine stattliche Größe mit außerordentlicher Fruchtbarkeit. Die schönsten borsdorfer Aepfel von besonderer Größe und lieblichem rothbäckigen Ansehen liefert in Sachsen das Dorf Torne an der Mulde bei Grimma. Die dortigen Gärten, welche eine Menge der größten, schönsten u. tragbarsten Bäume enthalten, liegen tief im Thale gegen Mitternacht an einem sanften Abhange, der nach der unten vorbeifließenden Mulde zugeht. Man behauptet, daß, wenn die Bäume reichlich tragen sollen, viele Bäume dieser Art beisammen stehen müssen, indem die Blüthen, welche bei diesen später als an anderen Aepfelbäumen zum Vorschein kommen, nicht genug Samenstaub zu ihrer Befruchtung erhielten, wenn sie allein ständen; die Erfahrung scheint dies zu bestätigen. Manche der übrigen, meist aus Kernen des edlen B.s gezogenen Arten werden im Handel nicht selten unter jene Art gemischt oder damit verwechselt. Die geschätztesten Sorten, welche jedoch alle dem edlen B. nachstehen, sind: Sommer-B., früher B., auch Herbst-B., dem vorigen an Gestalt und Geschmack ziemlich gleich, aber größer, glatt, saftiger und nicht so haltbar. Der Baum hat etwas dunklere Blätter, wird eher fruchtbar und trägt auf Johannisstamm gut. Der rothe B. hat die Größe u. Gestalt des ächten B.s, ist gelb, auf einer Seite glänzend roth, bisweilen mit Warzen versehen. Sein Fleisch ist sehr weiß, zart, saftig, süß mit starkem Rosengeruch; um das Kernhaus zieht sich eine rothe Ader. Er reift im December. Der große B., böhmische B., ist stumpf walzenförmig, größer als der ächte B. Die Schale ist glatt, gelb und dunkelroth, mit vielen weißen u. grünen Punkten überfäet und auf der Sonnenseite mit noch dunkleren, rothen Streifen durchzogen. Sein Fleisch ist wie beim edlen B., doch gelblicher und nicht so fest. Er ist zu Weihnachten lagerreif und hält sich bis Pfingsten. Der Baum wächst schneller und trägt eher als der edle B. Der grüne B. ist an Gestalt und Größe dem ächten B. ähnlich, hellgrün, mit trübröthlicher Sonnenseite. Seine Schale ist fein u. glatt, sein Fleisch etwas grünlich, fein, saftig und süß. Er wird lagerreif im December und dauert bis zum Frühjahr. Der süße B. hat die Form eines edlen Winter-B.s, hellgrüne, später gelbliche Farbe mit blutrothem Anhauch, zuckersüßen Geschmack, reift im Januar u. dauert fast ein Jahr. Der Zwiebel-B., glatte Renette, Zwiebelapfel, Bauernrenette, Zipollenapfel, Scheibenapfel, franz. Reinette plate, R. rurale, gleicht an Gestalt einer platten Zwiebel, oft einer kleinen Scheibe ähnlich. Seine Farbe und Festigkeit ist wie bei dem edlen B., nur stärker punktirt u. auf den Backen röthlicher, das Fleisch fest, trocken, bisweilen säuerlich. Er reift im November. Der Baum wächst spärlich, aber trägt reichlicher.



Nach dem Leben ...

BORSIG

als der edle B. Der spanische B. ist an Gestalt dem edlen B. gleich, aber kleiner, ganz weiß, reift im März, wird auf dem Lager gelb und vom Frost wenig berührt. Der weiße B., von Einigen zu den kugelförmigen Rosenäpfeln gerechnet, ist an Gestalt dem edlen B. gleich, aber ganz weiß, mit lockerem und mehr weinartig schmeckendem Fleische; reift im November. Der schwarze B., kleiner violeter, Zigeuner-, Kohl-, auch Apiapfel, franz. Pomme noire, Api noir, nach Diel zu den wahren Plattäpfeln gehörend, ist nur an Gestalt ein B., sonst dunkelviolet oder schwärzlich, mit dicker Schale, weißlich grünem Fleisch und säuerlichem Geschmack. Er reift im December und dauert bis April.

Borsholder (Borough-Head, Borough-holder, Borough's-elder), bei den Angelsachsen eine der untersten obrigkeitlichen Personen, deren Autorität sich nur über eine Freiburg, d. h. einen Kreis von zehn Familien (daher auch Tithing, Decennary, Zehnter), erstreckte.

Borsieri de Kanilfeld, Johann Baptist, latinisirt Burserius de Kanilfeld, italienischer Arzt und medicinischer Schriftsteller, 1725 zu Trient geboren, wurde mailändischer Leibarzt und † als Professor der Chemie, Pharmacie, Therapie rc. in Pavia. Seine „Institutiones medicinae practicae" (Mailand 1785—89, später auch in Venedig und Neapel und 1787 u. 1798 zu Leipzig) gingen in die Hauptsprachen Europa's über (deutsch von Hinderer, 2 Bde., Gießen und Marburg 1783 und 1785, daselbst 1789 und 1790, 2 Thle.).

Borsig, Johann Karl Friedrich August, Begründer einer der bedeutendsten technischen Werkstätten Deutschlands, geboren am 23. Juni 1804 zu Breslau, wo sein Vater Zimmermann war, bildete sich bis zum 17. Jahre durch theoretische Studien für das Baufach aus, trieb es dann einige Jahre praktisch und wurde 1823 auf Veranlassung der königl. Regierung zu Breslau zu seiner fernern Ausbildung nach dem kgl. Gewerbinstitut zu Berlin gesandt, wo er bis zum Herbst 1825 blieb. Bei seiner besondern Vorliebe für Mechanik trat B., um sich im praktischen Maschinenbau gründliche Kenntnisse zu erwerben, zu Berlin in die Werkstatt der Maschinenbauanstalt von F. A. Egells ein, übernahm dann die Leitung der mit jener Anstalt verbundenen „neuen berliner Eisengießerei" bis 1836 und begründete, als um jene Zeit der Bau von Eisenbahnen auch für Deutschland eine Lebensfrage geworden, eine Maschinenbauanstalt dicht vor dem oranienburger Thore zu Berlin, bei deren Eröffnung 1837 sie ungefähr 50 Arbeiter beschäftigte. Bald erfreute sich die Anstalt eines so raschen Aufschwungs, daß 1847, in welchem Jahre überhaupt wohl bis jetzt die größte Thätigkeit im Eisenbahnwesen herrschte, in derselben an 1200 Arbeiter beschäftigt wurden, die bei der Märzrevolution 1848 und später eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Im J. 1851 war die Zahl derselben immer noch 900. In der borsigschen Anstalt wurden und werden noch die größten Eisenarbeiten, die im Bauwesen und insbesondere im Eisenbahnbaufache in Preußen vorgekommen, ausgeführt. Namentlich beschäftigt sich dieselbe mit dem Bau von Lokomotiven, deren sie 1847 allein 67 lieferte, also mehr, als je in einem Jahre eine der größten Werkstätten Englands geliefert hat. Die in Folge so umfassender Arbeiten eingetretene ungeheure Konsumtion von Schmiedeeisen, das nur von den größten und besten Eisenwerken Englands bezogen werden konnte, bestimmten B. zur Anlage eines eigenen Eisenwerks im größten Maßstabe, zu welchem der Grundstein 1847 zu Moabit gelegt ward und dessen Betrieb 1850 begonnen werden konnte. Durch diese Anstalt, die alle Eisensorten wie die besten englischen Werke zu liefern vermag, hat B. alle Konsumenten, die nur gute Qualitäten Schmiedeeisen verarbeiteten, von England frei gemacht. Das Eisenwerk, dessen Bauart und innere Einrichtung den angenehmsten Eindruck gewähren, verwendet übrigens nur schlesisches Roheisen und beschäftigt bei einem Tag und Nacht fortgesetzten Betriebe ungefähr 400 Arbeiter. Seit Herbst 1850 ist auch die zu Moabit belegene, früher der Seehandlungssocietät gehörige Maschinenbauanstalt und Eisengießerei durch Kauf an B. übergegangen, namentlich zu dem Zwecke, um durch Lieferungen von Maschinen und Hülfswerkzeugen, sowie durch Ausführung der vorkommenden Reparaturen dem Eisenwerke die nöthige Unterstützung zu gewähren. B. † den 7. Juli 1854 zu Moabit, als eben die 500. Lokomotive aus der Anstalt hervorgegangen war.

Borsinskischer Salzsee, See in Sibirien, Gouvernement Irkutzk, Kreis Nertschinsk, $1\frac{1}{2}$ Meilen im Umfang, $\frac{1}{2}$ Meile lang, größtentheils flach, an tiefen Stellen aber beständig mit einer $\frac{1}{2}$—2 Zoll dicken Rinde Glaubersalz (schwefelsaurem Natron) bedeckt, welchem nur wenig Thonerde und Küchensalz beigemischt ist. Es wird in Masse gewonnen. Bei der Läuterung schießt es in großen, schönen Krystallen an, während sich das Kochsalz auf dessen Oberfläche krystallisirt. Man versendet das Salz an die Hüttenwerke in Nertschinsk und verbraucht es beim Silberschmelzen.

Borsippa, babylonische Stadt, südlich von Babylon, am linken Ufer des Euphrat, wo sich der Maarsareskanal wieder mit ihm vereinigt, bekannt durch eine Schule chaldäischer Astronomen (der Borsippenni), durch bedeutende Leinwandfabriken und durch eine große Art eßbarer Fledermäuse, welche daselbst häufig gefangen und eingesalzen wurden. Nach Strabo war sie dem Apollo und der Artemis heilig, vielleicht diesen analogen orientalischen Gottheiten. Bei Ptolemäus heißt die Stadt Barsika und ist wahrscheinlich das heutige Kufa.

Borsoder Gespannschaft (Borsod Varmegye), ungarisches Komitat im diesseitigen Theißkreise, grenzt nördlich an Torna und Gömör, östlich an Abaujvar, Zemplin u. Szabolcs, südlich an Heves, westlich an Gömör und Heves, gehört zum pesther Militär- und zum erlauer Civildistrikt und umfaßt einen Flächenraum von 65 □Meilen mit einer Stadt, 9 Marktflecken, 171 Dörfern und 26 Pußten, die von 218,550 Seelen,

darunter 212,540 Magyaren, 3920 Ruthenen und 2090 Slaven, bewohnt werden. Seiner vielseitigen Fruchtbarkeit wegen gilt das Komitat für Kleinungarn, indem es fast alle jene Erzeugnisse hervorbringt, die sich in den verschiedenen Theilen Ungarns finden, und durch seinen Reichthum an Getreide, Weinen, Obst, Mineralien rc. zu den gesegnetsten Landstrichen gehört. Der hier erzeugte Weizen wurde von der von Joseph II. entsendeten Kommission als der beste im ganzen Lande anerkannt. Hauptort des Komitats ist Miskolcz.

Borste, in der zoologischen Kunstsprache Bezeichnung derjenigen Hautbedeckung, welche steifer, härter, stärker als das gewöhnliche Haar ist und eine eigene, dem geronnenen Eiweißstoff ähnliche gelbliche oder bräunliche, verschiedentlich durchscheinende, harte, elastische, in der Wärme sich erweichende Hornsubstanz als Hauptbestandtheil enthält. Vermöge ihrer nur sehr geringen Feuchtigkeit trocknen die B.n, vom Körper abgesondert oder an todten Körpern, bald aus u. werden durch ihre Fettigkeit vor der Nässe geschützt, worin der Grund liegt, daß sie lange unverweslich sind. Durch Destillation geben sie ein brenzliches Oel, eine ammoniakalische Flüssigkeit, ein benzoesaures Salz und kohlenartigen Rückstand. Eine Drachme gab nach Achard 35 Gran einer gelblichen, salzig schmeckenden Asche, die außer Eisen phosphorsauren Kalk enthielt, wovon die B.n, gleich den Haaren, einen überflüssigen Theil aus dem Körper führen. In der Botanik heißen B.n (Seta) die haarförmigen, steifen Spitzen, welche über die Oberhaut oder über den Rand des Organs verlängert hervorragen. Insbesondere versteht man bei den Gräsern unter Seta die Verlängerung des Nervs, dagegen Granne (arista) eine haarförmige Spitze ist, welche unmittelbar am Rande oder an der Spitze festsitzt. Bei den Kryptogamen ist B. (seta) ein Fruchtstiel (pedunculus), der erst nach der Befruchtung sichtbar wird und verlängert die Frucht trägt.

Borstell, Ludwig Georg Leopold von, preußischer General der Kavalerie, den 30 Dec. 1773 geboren, diente schon im 15. Jahre als Adjutant seines Vaters im Kürassierregimente Ilow und focht, als der „militärische Spaziergang" des Herzogs von Braunschweig seine weltgeschichtliche Veranlassung gefunden hatte, in den Schlachten von Pirmasens und Kaiserslautern mit Auszeichnung. Beim Beginn des preußisch französischen Kriegs von 1806 war B. Major im Regiment Garde du Corps und folgte nach der Schlacht von Jena dem König an die Nordostgrenze des Reichs. Mit kaum 800 Reitern hielt er die unter Ney rasch gegen Königsberg vordringenden Franzosen auf, indem er durch entschlossene und kühne Manövers Ney zu dem Glauben vermochte, daß B. die Avantgarde eines bedeutend überlegenen Armeecorps führe. Dadurch erlangte er den Abschluß eines für den Augenblick sehr wichtigen Waffenstillstands. Mit seiner Kavalerieabtheilung schlug er sich zu Blüchers Corps durch und theilte dieses tapfern Führers Schicksal. Bis 1812 war seine Thätigkeit der im Stillen Großes vorbereitenden Reorganisation des preußischen Heerwesens gewidmet, die, als sich Fürst und Volk 1813 erhoben, auch ihm Früchte der Ehre trug. Als Generaladjutant des Königs und Generalmajor ward er zwar bei Wahlwitz von Murat, der von Magdeburg aus vordrängte, geworfen, aber am 5. April bei Dannigkow Sieger, trieb er die Franzosen nach Magdeburg zurück. Er leitete darauf die Blokade von Magdeburg, bis er, von den Russen abgelöst, mit seiner Brigade zum 3. preußischen Armeecorps unter Bülow stieß. Die Treffen von Hoyerswerda und Luckau waren unglücklich für ihn, da er im ersten geschlagen worden, im letzten zu spät gekommen war; desto glänzenderen Ruhm brachten ihm die Schlachten von Großbeeren, Dennewitz und Leipzig, deren jede einen wichtigen Theil des glücklichen Ausgangs B.s treffendem Blick und muthiger Angriffsleitung verdankt. Nach der Schlacht von Leipzig dirigirte er, zum Generallieutenant avancirt, die Blokade von Wesel, bis er, bald von den Russen abgelöst, abermals zum bülowschen Corps stieß. Mit diesem in Holland einrückend, wurde er im Gefecht bei Hoogstraaten (11. Jan. 1814) leicht verwundet, blieb, als Bülow nach der Ankunft des 3. deutschen Bundesheeres in Frankreich einzog, unter dem Herzog von Weimar mit 8000 Mann Infanterie, 1400 Mann Kavalerie und 16 Stück Geschütz in Belgien zurück, wo ihm das Gefecht bei Courtray und die Belagerung von Maubeuge neue Gelegenheit zu ehrenvoller Auszeichnung boten. Kurz nach der Einnahme von Paris verband er sich wieder mit Bülow zur Einschließung von Soissons. Als im folgenden Jahre Napoleons Rückkehr von Elba die noch gewaffneten Heere von Neuem ins Feld rief, wurde B. an die Spitze des 2. preußischen Armeecorps gestellt. Noch während er mit der Organisation desselben beschäftigt war, hatte die Nachricht von der durch den in Wien versammelten Monarchenkongreß geschehenen Zerstückelung Sachsens den Aufstand mehrer sächsischen Bataillone in Lüttich hervorgerufen. Blücher, unzugänglich solchen Gefühlen, befahl die äußerste Strenge militärischer Strafgewalt gegen die Sachsen: Verbrennen der Fahnen und Erschießen der Anführer. B., mit der Vollziehung von des Feldherrn Willen beauftragt, das Motiv des Aufstandes, nämlich den zur Wuth gesteigerten Volksschmerz der Sachsen berücksichtigend, nahm es, als seine Bitte um Pardon gescheitert war, auf die Gefahr, Ehre und Kopf zu verlieren, auf sich, Blüchers wiederholte Ordre unbefolgt zu lassen. Absetzung und Kriegsgericht wurden nun rasch nach einander über ihn verfügt und 4jährige Festungsstrafe ihm von letzterem zuerkannt. Friedrich Wilhelm III. begnadigte jedoch B. nach kaum angetretenem Arrest, verwandelte (man sagt auf Verwenden Blüchers selbst) die Festungsstrafe in Magdeburg zum Ehrenzeichen, indem er ihm das Kommando dieser Festung anvertraute. Später beförderte ihn der König zum Kommando in der Provinz Preußen und 1825 übergab er ihm das über das 8. Armeecorps in den Rheinprovinzen. Nachdem der würdige Greis noch die für seine Stellung wenig erfreulichen und sehr schweren Zeiten der Jahre 1830—32 erlebt und 1838 sein 50jähriges Jubiläum gefeiert hatte, nahm er 1840 seinen Abschied u. zog

sich ins Privatleben zurück. Er † den 9. Mai 1844 zu Berlin.

Bortenweberei, die Verfertigung der Borten, bandförmiger Gewebe, eines Gewerbserzeugnisses des Bortenwirkers oder Posamentiers, hat mit den übrigen Zweigen der Weberei, besonders mit der Bandfabrikation Manches gemein und geschieht, je nach der zusammengesetzteren oder einfacheren Art der Borten auf Webstühlen oder auch auf Mühlstühlen. Die Borten unterscheiden sich in Hinsicht auf das Material und nach der Beschaffenheit des Gewebes. Gold- und Silberborten sind solche, deren Hauptmaterial aus Gold- und Silbergespinnst, d. h. aus Seide, besteht, welche mit feinem geplätteten Gold- oder Silberdrahte umsponnen ist, und heißen ächte, wenn das Metall an dem Gespinnste aus ächtem Gold (d. h. hier goldplattirtem Silberdraht) oder ächtem Silber, und unächte (lyonische), wenn das Metall an dem Gespinnste aus unächtem (lyonischem) Gold oder Silber (d. i. vergoldetem oder versilbertem, wohl auch bloß gelb cämentirtem Kupferdrahte) besteht. Eine besondere Art von Metallborten, bei welcher sowohl Kette als Einschuß ganz aus Gespinnst besteht, sind die Atlasborten, die einem Atlasband vollkommen ähnlich, nur aus Gold- oder Silbergespinnst statt aus Seide gewebt sind und nur eine rechte Seite haben, nämlich die, auf welcher die Kette dem größten Theile nach (zu $^4/_5$, $^5/_6$, $^6/_7$ oder $^7/_8$) frei liegt. Soll hierbei das Gewebe im Ganzen oder in einzelnen Streifen starken Glanz enthalten, so wird zur Kette ganz oder theilweise geplätteter Draht (Plasch oder Lahn) genommen. Das Einbroschiren von Figuren in Atlasband geschieht mit Chenillen, Bouillons, Lahn oder Frisé. Die am häufigsten gefertigten Sorten der Gold- und Silberborten sind: Tressen, Stickertressen, Bandborten und Lahn- oder Plaschborten. Tressen oder Treßborten, die vorzüglichste Bortenart, haben als unterscheidendes Merkmal auf beiden Seiten das nämliche Dessein u. lassen auf keiner Seite Theile der Kette durchblicken. Im Handel schätzt man sie nach dem Gewicht und benennt sie nach dem Gewicht einer Elle, wonach 2löthige Tressen etwa $1^1/_2$ Zoll, 3löth. $2^1/_4$—$2^1/_2$ Zoll breit sind. Stickertressen werden mit zwei Schützen so gewebt, daß in regelmäßiger Abwechselung ein- oder zweimal Seide und ein- oder zweimal der Gold- oder Silberfaden durchgeschossen wird, so daß die rechte Seite ein Dessein von Gold oder Silber auf Seidengrund, die verkehrte ein dgl. von Seide auf Gold- oder Silbergrund zeigt, welche beide in der Zeichnung ebenfalls sich vollkommen gleichen. Bandborten (Halbborten) zeigen, wie gemusterte seidene Bänder, immer nur auf einer Seite das Ketten-, auf der anderen das Einschußmuster. Der Einschuß ist hier wie bei den Stickertressen zur Ersparung von edlem Metall aus Gespinnst und Seide gemischt, so daß mit 2 Schützen gearbeitet und abwechselnd ein Faden Gold- oder Silbergespinnst und ein mehrfacher Seidenfaden eingeschossen wird. Diese Borten, welche die Silber- und Goldfadenzeichnung nur auf Einer Seite sehen lassen, werden zuweilen, wie Tressen und Atlasborten, auch broschirt. Lahn- oder Plaschborten sind solche, bei welchen die Kette aus Seide, der Einschuß aus Gold- oder Silbergespinnst und aus geplättetem Draht besteht, weil abwechselnd ein oder zwei Fäden Gespinnst und ein Faden Lahn eingeschossen werden. Während nun der Lahn die Figur der rechten Seite bildet, hält das Gespinnst, indem es die Kettenfäden bindet, das Gewebe zusammen und bildet zugleich an den Stellen, wo keine Figur (also auch kein Lahn) sichtbar ist, den matten Grund für die glänzende Zeichnung. Bei unächten Borten findet man statt des Gespinnstes oft auch lyonischen Draht. Eine besondere Art Lahnborten sind diejenigen Borten, deren Grundgewebe aus einer Seidenkette und einem Einschuß von Gold- oder Silbergespinnst (wie Tüll), und deren Figur aus dem zweiten Einschuß von Lahn gebildet wird. Wollene und seidene Borten werden nach dem Gebrauch unterschieden in Militärborten, aus Seide, Wolle oder Kameelhaar tressenartig (d. h. auf beiden Seiten gleich) gewebt; Gurte und Leitseile für Reit- und Wagenpferde, ein Gewebe, auf welchem die Kette (aus Seide oder Wolle, oft auch stellenweise aus Gold- oder Silbergespinnst bestehend) zum größten Theile sichtbar ist und Dessein bildet, während der Einschuß aus mehrfachem Leinenzwirn zusammengesetzt ist. Beide Seiten sind hier recht, weil in dem Gewebe der eine Kettenfaden an allen Stellen oberhalb, wo der andere unterhalb der Kette liegt. Dergleichen Gewebe nennt man Arbeit mit Gegenkorden. Bei wirklich tressenartig gewebten Leitseilen besteht die Kette aus Bindfaden, während die Figur durch den seidenen oder wollenen Einschuß auf beiden Seiten gleich gebildet wird. Bordüren und Tapezirerborten werden mittelst zweier Ketten, einer Grundkette und einer besonderen von anderer Farbe, aus Wolle, Baumwolle oder Seide, einzeln oder mit einander gemischt, und gewöhnlich leinwandartig, nach Art der Bänder, gewebt und zum Besetzen von Tapeten, Decken ꝛc. gebraucht. Nahtschnüre sind schmale, seidene oder wollene Borten zum Besetzen der Nähte an der innern Bekleidung der Kutschen ꝛc. Wagen- und Livreeborten unterscheiden sich von den genannten Borten dadurch, daß sie, wie der aufgeschnittene Sammet, auf der Oberfläche mit einem Flor von kleinen stehenden Ringen und Maschen bedeckt sind, daher Sammet- oder Noppenborten genannt. Einige, bei denen nur die zum Dessein bestimmten Stellen mit Sammet bedeckt sind, haben einen glatten, meist atlasartigen Grund; bei anderen, deren ganze rechte Seite eine Sammetfläche ist, wird Dessein durch die Farbenunterschiede der Sammetmaschen (Noppen) gebildet. Noppenborten, deren Grundgewebe stellenweise sichtbar ist, verfertigt man ganz aus Seide; doch nimmt man nicht selten auch Zwirn oder Leinengarn zu Grundkette und Einschuß und fertigt den Flor aus Seide oder Wolle. Was nun die Vorarbeiten zum Borten- und Bänderwirken betrifft, so bestehen sie in dem Schweifen der Kette und im Aufspulen des Eintrags. Ersteres, das Aufstellen der zur Kette gehörigen Anzahl von Fäden in der erforderlichen gleichen Länge, wird

am Schweifrahmen bewerkstelligt. Nach dem Schweifen wird die Kette aus freier Hand auf die Zettelspulen gewickelt und vermittelst dieser auf den Webstuhl gebracht. Dieser, der **Bortenwirker-** oder **Posamentirstuhl** (im Gegensatz zu den Bandmühlen auch Handstuhl genannt), ist von den übrigen Webstühlen nicht nur durch seine geringere Breite, sondern besonders durch die Beiwerke verschieden, mittelst welcher die Muster oder Desseins darauf hervorgebracht werden.

Borthwick-Castle, einst Burg eines mächtigen Geschlechts, jetzt schöne Ruine beim schottischen Dorfe gleichen Namens. Eine Zeitlang Zufluchtsort der Maria Stuart und des Grafen Bothwell, ward die Burg 1650 von Oliver Cromwell erobert und geschleift.

Bortoloni, Matteo, guter venetianischer Maler des 18. Jahrhunderts, Schüler von A. Baldstra, kenntlich durch die glühende Färbung seiner Gemälde, die man in den Kirchen Venedigs, Mailands und im Piemontesischen häufig antrifft. Er † 1750, während er in S. Bartolomeo zu Mailand malte.

Bory, Gabriel de, verdienter französischer Seemann, Mathematiker, Schriftsteller u. Gründer der Marineakademie (Académie de marine), den 11. März 1720 zu Paris geboren, widmete sich früh dem Seedienst und stieg bis zum Chef d'Escadre auf. Er kommandirte als Admiral 1761 in St. Domingo, wo er das Loos der Sklaven zu mildern trachtete, nahm, als er seine Versuche zur Milderung des Code noir nicht durchsetzen konnte, 1776 seinen Abschied, um ungestört den Wissenschaften zu leben, ward 1798 Mitglied der Akademie und † den 8. Oktober 1801. Sein Hauptwerk sind die anonym erschienenen „Mémoires sur l'administration de la marine et des colonies" (Paris 1789—1790, 2 Bde.), durch welche er die Aufmerksamkeit der Nationalversammlung auf das französische Seewesen zu lenken suchte. Er hat zuerst die Reflexionsinstrumente in der französischen Marine eingeführt; auch verdankt man ihm die für die französische Seefahrt so wichtige Bestimmung der Lage des Kap de Finisterre u. d'Ortegal. In Verbindung mit mehren Seeoffizieren gab er ein „Dictionnaire de marine" heraus.

Bory de St. Vincent, Jean Baptiste, französischer Reisender und Naturforscher, 1772 zu Agen geboren, stand zuerst als Unterlieutenant bei der Westarmee unter Brune. Im Jahr 1798 begleitete er den Kapitän Baudin auf seiner Entdeckungsfahrt um Neuholland, mußte jedoch, erkrankt, auf der Insel Bourbon zurückbleiben, wurde nach der Wiederherstellung seiner Gesundheit der Administration von Bourbon attachirt und widmete die meiste Zeit seines dortigen Aufenthalts Untersuchungen über die geologischen Verhältnisse dieser Insel. Erst seit 1802 kam er über St. Helena u., nachdem er die westafrikanischen Inseln untersucht hatte, nach Europa zurück, wo er das Resultat seiner Forschungen in seinem „Essai sur les îles fortunées de l'antique Atlantide, ou précis de l'histoire générale de l'archipel des Canaries" (Paris 1803) und seiner „Voyage dans les quatre principales îles des mers d'Afrique" (das. 1804, 3 Bde., deutsch, Bd. I, Leipzig 1805) niederlegte. Während der napoleonischen Kriege focht er, erst Kapitän im Generalstab Davousts, dann Major in dem Ney's, später Oberst in dem Soults, in allen Feldzügen seit 1806 mit, bis er 1814 mit Soult ins Kriegsministerium übertrat. Nach der Schlacht bei Waterloo forderte er in einer energischen Rede die Repräsentanten des französischen Volks auf, sich diesmal nicht von Neuem dem bourbonischen Scepter unbedingt zu unterwerfen. Das königliche Verbannungsdekret vom 17. Januar 1816 vertrieb auch ihn aus Frankreich. Er ging zunächst nach Aachen, wo er eine Vertheidigung seiner Grundsätze aufstellte, dann nach Halberstadt und zuletzt nach Brüssel, gab hier, außer seinen Beiträgen zum „Nain jaune" und „Aristarque", mit van Mons die „Annales des sciences physiques" heraus und schrieb sein treffliches Werk „Voyage souterrain" (Paris 1821), in welchem er die merkwürdigen Steinbrüche in dem Kalkgebirge bei Mastricht wissenschaftlich und malerisch schildert. Im Jahre 1820 kehrte er nach Paris zurück. Seine Thätigkeit fand in den großen literarischen Unternehmungen jener Zeit ein ausgebreitetes Feld, das sich häufig in das politische Gebiet erstreckte; er wurde Mitarbeiter an Courtins „Encyclopédie", am „Courrier français" und mehren Journalen der liberalen Partei. Erst 1829 nahmen die Naturwissenschaften, für die er in letzter Zeit nur gelegentlich, z. B. durch Beiträge für das „Dictionnaire de l'histoire naturelle" öffentlich thätig gewesen war, ihn ganz wieder in Anspruch: er wurde Mitglied der wissenschaftlichen Expedition, welche die französische Regierung nach Morea und den Cykladen sandte, und bearbeitete für die „Expedition scientifique de Morée" die botanische Sektion. Im Jahre 1830 kam er als Chef der historischen Sektion in das Kriegsministerium und ging 1840 als Chef der wissenschaftlichen Kommission nach Algier, kehrte aber später nach Frankreich zurück und † zu Paris als Oberst vom Generalstabe den 22. December 1846. Viele originelle Ansichten enthält sein umfassendes Werk „L'homme, essai zoologique sur le genre humain" (2. Aufl., Paris 1827, 2 Bde.). Für Duperrey's „Voyage autour du monde" bearbeitete er die Kryptogamen (Paris 1828, mit 39 Kpfn.). Aus letzterem Werke erschien die „Histoire des Hydrophytes" (Paris 829, mit 24 illuminirten Kpfn.) besonders. Großes Verdienst erwarb er sich durch die Redaktion des „Dictionnaire classique de l'histoire naturelle". Auch veröffentlichte er einen sehr brauchbaren „Guide du voyageur en Espagne" (Paris 1823).

Borysthenis (auch **Olbia**, **Olbiopolis**, Borysthenitarum emporium, **Mileropolis** und **Savia**), große, volkreiche Stadt unfern der Mündung des Flusses Borysthenes (jetzt Dniepr), ursprünglich Handelsort der Milesier. Ruinen von ihr finden sich 3 geographische Meilen südlich von Nikolajew bei Kudak.

Borzivoy (**Borivoy**), 1) Herzog von Böhmen unter des mährischen Großfürsten Zwentobold Oberhoheit von 856—906, Gemahl der heiligen Ludmilla. Weil er sich bei seiner Anwe-

senheit am christlichen mährischen Hofe (890) taufen ließ, wurde er aus Böhmen vertrieben und gelangte erst, als Stroymir, den man aus Deutschland auf den Thron berufen, durch seine antinationale Gesinnung und Haltung allgemeine Unzufriedenheit erweckte, mit Hülfe einer größtentheils dem Christenthum anhängenden Partei nach vielem Blutvergießen wieder zur Herrschaft. Er führte das Christenthum allgemein in Böhmen ein, gründete Prag und baute viele Kirchen und Kapellen. Nachdem er 906 seinem ältesten Sohne Spitignew I. die Regierung übergeben, † er 910.

2) B. II., Herzog von Böhmen, nahm gleich nach seines Vaters Bretislaw II. Ermordung den Thron in Besitz, wurde jedoch als Bundesgenosse Heinrichs IV. gegen dessen Sohn von des letzteren Bundesgenossen, Swatopluk von Olmütz, seinem Verwandten, schon 1107 der Krone wieder beraubt. Ein neuer deshalb begonnener Krieg endigte mit seiner schimpflichen Flucht und der Ausrottung des ihm verbündeten Geschlechts der Wessowecen. Ein anderer Versuch gegen seinen nach Swatopluks Tod 1109 von den Böhmen gewählten Bruder Wladislaw I. kostete ihm auch die Freiheit. Im Jahre 1117 trat dieser zwar freiwillig zurück; aber bald nachdem B. endlich zur ruhigen dauernden Herrschaft gelangt zu seyn schien, ward sie ihm (1120) von demselben Bruder wieder entrissen. B. † 1125.

Borzova, Dorf in der ungarischen Gespannschaft Torna. Zwischen B. und Szilitze ist die sogenannte Eishöhle, weniger ihrer Größe als deswegen merkwürdig, weil das Eis im Frühling darin entsteht, im Sommer am festesten ist und im Winter schmilzt.

Bos, Lambert, latinisirt Lambertus Bosius, berühmter holländischer Philolog und Literator, den 23. Nov. 1670 zu Workum in Westfriesland geboren, studirte in Franecker, erhielt 1697 die Stelle eines Lektors des Griechischen und 1704 nach Blancards Tode dessen Professur der griechischen Sprache. Er † den 6. Januar 1717. Von seinen vielen Werken nennen wir als dauernd werthvolle die „Ellipses graecae" (Franecker 1702), klassisch, für das Studium des Griechischen unentbehrlich, oft edirt und nachgedruckt, zuletzt von G. H. Schäfer (Leipz. 1808) und, mit Weiske's „Pleonasmi", zu Glasgow (1813); „Antiquitatum graecarum, praecipue Atticarum, descriptio brevis" (Franecker 1774, ebenfalls vielfach edirt und kommentirt, zuletzt von J. K. Zeune, Leipzig 1787, französisch von La Grange, Paris 1769); „Vetus Testamentum ex versione LXX interpretum cum variis lectionibus etc." (Franecker 1709), welche treffliche Ausgabe des alexandrinischen Alten Testaments besonders wegen des Reichthums und der Uebersichtlichkeit der Lesarten verdienstlich ist.

Bosa, Stadt auf der Insel Sardinien, südwestlich von Sassari, am Terno, mit Bischofssitz, Kathedrale, 3 Klöstern, Hafen und Kastell und 6000 Einwohnern, die trefflichen Weinbau u. Korallenfischerei treiben.

Bosc, 1) Peter Thominos von, berühmter französischer Kanzelredner und reformirter Prediger zu Rotterdam, den 21. Februar 1623 zu Bayeux geboren, schon im 23. Jahre Prediger zu Caen in der Normandie, vertheidigte selbst am Hofe des bigotten Ludwig XIV. die Rechte seiner Glaubensgenossen mit Würde, aber ohne Erfolg. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes wanderte B. nach Holland aus, wo er den 2. Januar 1692 zu Rotterdam †. Seine „Sermons" (Rotterdam 1692 und 1701, 4 Bde.) stellen ihn den ersten Predigern seiner Zeit gleich.

2) Louis Augustin Guillaume, französischer Naturforscher, den 29. Januar 1759 zu Paris geboren, wo sein Vater, Paul Bosc d'Antic (s. d.), königl. Leibarzt war, war 1784—1788 Redakteur des „Journal des savans", unter Rolands Ministerium Administrateur des postes, wurde nach dessen Sturz 1793 vom Schreckensgericht geächtet. Flüchtig im Walde von Montmorency sich verbergend, ging er hier aus, zu botanisiren und gewann dadurch Neigung zu den Naturwissenschaften, denen er sich, als er, nach Robespierre's Sturz nach Paris zurückgekehrt war, eifrig widmete. Im Jahre 1796 ward er vom Direktorium als Konsul nach Nordamerika gesandt, wo er, da die Union die Anerkennung der französischen Direktorialregierung verweigerte, ohne öffentliche Geschäfte lebte und alle Muße den Naturwissenschaften widmete. Mit reichen botanischen und zoologischen Sammlungen kehrte er nach Frankreich zurück, wurde Administrateur des hospices, nach dem 18. Brumaire Mitglied des Instituts, Mitarbeiter und Theilnehmer an allen großen naturwissenschaftlichen Werken und einer der ausgezeichnetsten Agronomen Frankreichs. Als man ihm die nach Thouins Tode erledigte Stelle im Jardin du Roi verweigerte, † er vor Gram 1828. Außer vielen Aufsätzen und Abhandlungen in Déterville's „Dictionnaire" u. andern Werken hat man von ihm: „Histoire naturelle des coquilles" (5 Bde., 2. Aufl., Paris 1824) und „Histoire des vers et des crustacées" (2 Bde., 2. Aufl., das. 1829).

Boscan Almogaver, Juan, berühmter spanischer Dichter, war um 1500 in Barcelona von vornehmen und reichen Aeltern geboren, wählte seine Studien nach Neigung und verlieh seinem Geist durch größere Reisen Vielseitigkeit der Kenntnisse und Anschauungen. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland lebte und dichtete er in Granada. Nachher ward ihm die Erziehung des Herzogs Alba übertragen. Später lebte er zu Barcelona und war eben mit der Herausgabe der Werke seines Freundes Garcilasso beschäftigt, als er um 1543 †. Früher hatten sich seine Poesien in der einfachen Weise des alten kastilianischen Liedes bewegt; durch den venetianischen Gesandten Andrea Navagero am Hofe zu Granada lernte er jedoch Dante, Petrarca und die alten Klassiker näher kennen und faßte den Entschluß, die kastilianische Lyrik mit italienischer Eleganz und klassischer Korrektheit der Form zu versöhnen und zu veredeln. Zunächst brachte er das Sonett in Spanien zur Anerkennung u. führte auch die Terzinen durch seine Episteln u. Elegien ein. Parteien bildeten sich für u. wider ihn; die seinige, in den höhern Kreisen der Gesellschaft vorherrschend, brach sich Bahn und auf diese Weise gestaltete sich

in Spanien eine klassische Ausbildung der Dichtkunst durch fremde Muster. Die Sammlung seiner Gedichte, mit denen seines Freundes Garcilasso de la Vega vereint, führt den Titel: „Las Ovras de Boscan y alcunas de Garcilasso de la Vega" (Leon 1549, neuere Ausgabe, Venedig 1553, Amberes 1569, 1597) und enthält in 4 Büchern sowohl B.s, noch dem alten Styl getreue Jugendgedichte, als die späteren Früchte vom neuen Parnaß.

Boscandi jus (Jus lignandi), Beholzungsrecht, gehört neben dem Recht der Mastung und Eichellese, der Weide u. dem Recht, Laub, Gras, Harz und Waldbienen sich zuzueignen, zu den Rechten des Forst- oder Waldeigenthums.

Boscawen, Eduard, brittischer Seeheld und Admiral, 1711 geboren, ging früh in den Seedienst, war 1740 Kapitän und wohnte als Freiwilliger unter dem Admiral Vernon der Einnahme von Portobello bei. Später kommandirte er bei der Belagerung von Cartagena einen Theil der Seetruppen und erstürmte an ihrer Spitze eine Batterie von 15 Vierundzwanzigpfündern, obwohl noch ein anderes Fort sein Feuer gegen ihn entlud. Im Jahr 1744 nahm er das französische Linienschiff Medea, das erste, das in diesem Kriege in englische Gewalt fiel. In der Schlacht bei Finisterre (3. Mai 1747) stark verwundet, bemächtigte er sich gleichwohl des ganzen Restes der französischen Flotte, wurde deshalb am 15. Juli zum Kontreadmiral der blauen Flagge ernannt und kurz nachher mit einer Expedition nach Ostindien beauftragt. Er kam mit 6 Linienschiffen, 5 Fregatten und 2000 Mann vor Pondichery an, würde aber, da seine Mannschaft durch Krankheit und widrige Winde sehr gelitten hatte, in üble Lage gekommen seyn, wenn der Friedensschluß von Aachen (1748) ihm nicht die Thore von Madras geöffnet hätte. Im Jahre 1750 kam er als Kontreadmiral der weißen Flagge nach England zurück und stieg im Febr. 1755 zum Viceadmiral der blauen, 1756 zum Viceadmiral der weißen, 1758 zum Admiral der blauen und zum Oberbefehlshaber einer Expedition nach Kap Breton empor. Mit großer Unerschrockenheit gewann er die Festung Louisburg und Kap Breton, eine That, für welche ihm noch die besondere Ehre wurde, daß ihm die Nation durch das Unterhaus ihren Dank dafür darbrachte. Im Jahr darauf schlug er als Kommandant im mittelländischen Meer den französischen Admiral La Clue, eroberte und zerstörte die toulouer Flotte und kam mit reicher Beute und 2000 Gefangenen in Spithead an. Im December 1760 zum Obergeneral der Seetruppen ernannt und mit einer Pension belohnt, † er 1761.

Boscawensinsel, s. Tongaarchipel.

Bosc d'Antic, Paul, französischer Arzt u. Naturforscher, auch als Techniker verdient, besonders um die Vervollkommnung des Glashüttenwesens in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, war 1726 zu Pierre-Sepude in Languedoc geb., studirte zu Montpellier Medicin, promovirte zu Harderwyk und setzte in Paris unter Nollet und Réaumur die naturwissenschaftlichen Studien fort. Besonders waren es chemische und physikalische Untersuchungen, welche ihn an Réaumur fesselten, der wiederum in B. eine vorherrschende Neigung zu allen denjenigen Forschungen erweckte, welche den Einfluß des Feuers auf die Veränderung oder Bildung der Körper zum Gegenstand haben. Unter diesen nahm die Glasbereitung seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Spiegelglasmanufaktur zu St. Gabin, die Glashütten zu Rouelle und Servier (in der Auvergne) verdanken ihm, erstere ihre Verbesserung, letztere ihre Entstehung, die Naturwissenschaften aber seinen trefflichen Abhandlungen im chemischen u. physikalischen Bereiche manche Förderung. Nur für B. selbst entstand aus all seinem Wirken auf diesem Felde eine Quelle der Armuth statt des Reichthums; er kehrte zu seiner ärztlichen Praxis zurück und † als königl. Leibarzt, Korrespondent der Akademie und vieler anderen gelehrten Gesellschaften Mitglied im Juli 1784 zu Paris. Seine Schriften erschienen unter dem Titel: „Oeuvres contenant plusieurs mémoires sur l'art de la verrerie, sur la fayencerie, la potterie, l'art des forges, la minéralogie, l'électricité et sur la médecine" (1780, 2 Bde.).

Bosch, 1) Hieronymus B., auch Bos und Bosco, genannt der Lustige, niederländischer Maler, Formschneider und Kupferstecher des 15. Jahrhunderts, von dessen Leben uns keine andere Kenntniß, als die aus seinen Werken zu schöpfende, bewahrt wurde. Man weiß nur, daß er in Herzogenbusch (Bosch, daher wohl sein Name) geboren ist, und vermuthet, daß er in Spanien gelebt und gemalt habe. Begabt mit einem von höchst reger Einbildungskraft getragenen originellen Geiste, erging er sich am liebsten in dem Gebiete jener Phantasmen, die kaum noch Aehnlichkeit mit menschlichen Gebilden haben, und satyrisch die Kehrseite der Welt auffassend, spottete er des Menschengeschlechts, höhnte dessen Laster und gefiel sich, ihm am Ende der Bahn die Qualen der Hölle zu schildern. Er vollendete sein Gemälde mit einem Wurf und war im Stande, ein großes Altarbild in einer Woche zu fertigen. In den Gewändern zeigte er Geschmack; sein Faltenwurf ist kühn, seine Manier weniger hart, als die seiner Zeitgenossen. Seine Gemälde lassen sich eintheilen in religiöse Darstellungen, Darstellungen von den Verführungen des höllischen Geistes und den Strafen der Hölle und Darstellungen symbolisch-mysteriöser Gegenstände, in welchen er „der Menschen Thorheiten und Laster mit leichtem Pinsel schwer züchtigte". Sie sind in den Sammlungen Spaniens, Deutschlands, Frankreichs und Italiens zerstreut. B.' Kupferstiche sind selten und nur um hohen Preis zu erlangen.

2) Hieronymus de B., Kunstsammler u. Bibliomane, der beste lateinische Dichter Hollands und der neuern Zeit, ein vielseitiger Gelehrter, den 23. März 1740 in Amsterdam geboren. Nach dem Willen seines Großvaters mußte er das väterliche Geschäft eines Apothekers ergreifen, blieb aber dabei den klassischen Studien treu. Im Jahr 1773 ward er zum Stadtsekretär von Amsterdam erwählt; er verkaufte nun seine Apotheke, ward 1798 zum Kurator der Universität Leyden ernannt u. wurde nach Ludwig Napoleons Thronbesteigung Mitstifter des königl. holländischen In-

stituts der Wissenschaften und Künste in Amsterdam. Im steten geistigen Verkehr mit Ruhnken, Wyttenbach, Heusde, Heyne, Jacobs ꝛc., lebte er der klassischen Literatur und seiner prachtvollen Bibliothek und † den 1. Juni 1811. Seine lateinischen Gedichte erschienen gesammelt zu Leyden 1803, 2. Aufl., Utrecht 1808. Sein Hauptwerk ist aber die „Anthologia graeca“ (Utrecht 1794—1810, 4 Bde., mit Hunts und B.' Anmerkungen, 1822 mit einem 5. Band geschlossen von Lennep).

3) Jan van den B., Graf, holländischer Generallieutenant, 1780 zu Herwynen bei Bommel in Geldern geboren, kam als Lieutenant 1797 nach Java, wo ihm mehr Verdienst als Dienstzeit nach und nach zum Oberstenrang verhalfen. Ein heftiger Auftritt zwischen ihm und dem Generalgouverneur Daendels nöthigte ihn, 1810 seinen Abschied zu nehmen. Nach seiner Rückkehr nach Holland 1813 schlug er sich zu der politischen Partei, welche das Haus Oranien in Holland wieder am Staatsruder wissen wollte. Als Oberst von Neuem zur Armee gerufen, wurde er nach Napoleons Rückkehr von Elba Kommandant von Mastricht und kurz nachher General. Die folgenden Friedenszeiten fanden einen rüstigen Beförderer des Menschenwohls an ihm. Die Stiftung der Gesellschaft für Begründung der Armenkolonien und insbesondere die Kolonie Frederiksoord ist sein Werk. Im Jahr 1827 wurde er als Generalkommissär nach Batavia gesendet, wo er 1830 zum Gouverneur ernannt wurde. Im J. 1835 kehrte er in das Vaterland zurück, um hier das Ministerium der Kolonien zu übernehmen, schied aber 1839 freiwillig aus dem Ministerium aus und wurde in den Grafenstand erhoben. Er † den 28. Januar 1844 auf seinem Landgute Bois-de-la-Haye.

Boschkurt, s. v. a. Baschkiren.

Bosci, ehemalige Mönchssekte in Palästina, welche Thier und Engel am reinsten im Menschen vereint darzustellen suchten; sie lebten stets im Freien, auf Bergen, sangen und beteten den ganzen Tag und nährten sich bloß von rohen Kräutern.

Boscovich, Roger Joseph, berühmter Mathematiker und Astronom, Naturphilosoph u. Dichter, geboren den 18. Mai 1711 zu Ragusa, zeigte als Knabe nur dürftiges, wenig Hoffnung erregendes Talent, bis er im 15. Jahre in den Jesuitenorden und damit nach Rom kam. Schon 1740, noch ehe er seinen Kursus vollendet, erhielt er die Professur der Mathematik und Philosophie am Collegium Romanum in Rom. In dieser Stellung bildeten sich seine eigenthümlich naturphilosophischen Ideen zum System aus, während zugleich seine mathematischen und astronomischen Kenntnisse, durch eine Reihe vortrefflicher Schriften bethätigt, ihm Achtung und Vertrauen des In- und Auslandes gewannen. Papst Benedikt XIV. und König Johann V. von Portugal zogen ihn über architektonische (z. B. bei der Ausbesserung der Peterskirche) und hydrodynamische Gegenstände zu Rathe und auch zu diplomatischen Missionen ward er gebraucht. So ging er im Auftrag der Republik Lucca nach Wien, um langwierige Grenzstreitigkeiten mit Toskana zu einem befriedigenden Ende zu führen, und erledigte dies Geschäft so glücklich, daß ihm die Republik den Adel ertheilte. Seit 1760 bereiste er England u. Frankreich, die Türkei, die Donauländer und Polen und ging dann durch Deutschland nach Italien zurück. Hier wurde er Professor in Pavia, ging aber wieder nach Paris. Später wohnte er in Mailand und betrieb die Errichtung der Sternwarte bei dem Brerakollegium, verlor jedoch seine Stelle und wollte sich nach Ragusa begeben, als ihn 1774 die Nachricht von der Auflösung seines Ordens ereilte. Er ging nun nach Paris, erhielt vom König ein Jahrgeld von 8000 Livres und lebte als Directeur optical de la marine in großartiger Wirksamkeit, die durch seine Forschungen über die achromatischen Fernröhre bleibenden Werth erhielten, gerieth aber zugleich in so viele feindliche Berührungen, besonders mit d'Alembert, dem Jesuitenfeind, daß er 1783 nach Mailand zurückkehrte. Hier war er eben auf Befehl Josephs II. mit einer Gradmessung behufs der Aufnahme einer Karte von der Lombardei beschäftigt, als er in Schwermuth und darauf in Wahnsinn verfiel. Er † am 12. Februar 1787. Im Brerapalaste ward ihm neuerdings ein Denkmal errichtet. Von seinen vielen Schriften, die in naturwissenschaftliche, mathematische, philosophische und poetische zerfallen, sind die bedeutendsten: „De maculis solaribus“ (1736), „De lentibus et telescopiis dioptricis“ (Rom 1755, deutsch von K. Schefer, Wien 1765), „De literaria expeditione per pontificiam ditionem ad dimetiendos duos meridiani gradus“ (das. 1755, mit einer guten Karte des Kirchenstaats in 3 Blättern, französisch, Paris 1710). Einen Theil seiner Reise beschrieb er im „Journal d'un voyage de Constantinople en Pologne en 1762“ (Paris 1772, deutsch, Leipzig 1779). Sämmtliche in Paris von ihm verfaßte Schriften erschienen als „Opera pertinentia ad opticam et astronomiam maxima ex parte, et omnia hucusque inedita“ (5 Bde., Bassano 1785). Seine Philosopheme entwickelte er in „Philosophiae naturalis theoria redacta ad unicam legem virium in natura existentium“ (Wien 1758, Venedig 1762, Wien 1764 ꝛc.). Er schrieb auch ein Lehrgedicht: „De solis ac lunae defectibus“ (London 1764, Rom 1767, französisch von Abbé de Barruel, Paris 1779). Mehre kleinere lateinische Gedichte, die von B.s Sprachgewandtheit zeugen, sind ungesammelt geblieben.

Bosdscha, türkischer Name der Insel Tenedos (s. d.).

Bose, ein früher sehr verbreitetes, bürgerliches Geschlecht in Leipzig. Kaspar B., der als Rathsmitglied und Baumeister zu Leipzig †, hinterließ 3 Söhne, von denen der zweite, Johann Andreas, als tüchtiger Philolog sich bekannt machte. Er war 1626 geboren, studirte zu Leipzig, Wittenberg und Straßburg, ward im 15. Jahre Baccalaureus der Philologie, 1656 Professor in Jena, und trug 1661 als Rektor der Universität zur Abschaffung des Pennalismus (s. d.) bei. Bei seinem am 29. April 1764 erfolgten Tode vermachte er seine prachtvolle Büchersammlung der jenaischen Universitätsbibliothek. Durch Lehre und Beispiel bildete er manchen nachmals berühmten Mann und trug viel zum richtigen

Verständniß der Alten, besonders des Cornelius Nepos, bei. Sein Kommentar zu diesem Schriftsteller hat bleibenden Werth. Geschätzt sind seine Ausgaben des Cornelius Nepos (Leipzig 1657, Jena 1675), sowie des Tacitus u. Petronius. Der jüngste Bruder, Paul B., geboren zu Leipzig 1630, † 1690 als Archidiakonus an der Kreuzkirche zu Dresden, ist Verfasser des schönen Lieds: „Nun sich der Tag geendet hat". Kaspar B., ein reicher Kaufmann zu Leipzig, wendete sein Vermögen auf die prächtigsten Gartenanlagen mit Gewächshäusern, Naturalienkabinet, Bibliothek, Herbarium, Bildersammlung, Waffen- und Kunstkabinet 2c., welche damals allgemeine Bewunderung erregten; † 1700. Sein Bruder, Georg B., Baukünstler aus Neigung, sammelte ebenfalls Gemälde, verschönerte Leipzig und erbaute das Georgenhospital; † 1700. Georg Matthias B., gelehrter Naturforscher und Mathematiker, 1710 zu Leipzig geb., 1738 Professor in Wittenberg, verlor im 7jährigen Kriege durch das Bombardement von 1760 Hab' und Gut und † 1761 als Geisel in preußischer Haft zu Magdeburg. Er schrieb Mehres, z. B. „Tentamina electrica etc." (Wittenberg 1744 u. 47), „Die Elektricität mit poetischer Feder beschrieben", Gedicht (das. 1744), u. A. Ernst Gottlob B., der letzte männliche Nachkomme dieses Geschlechts, ausgezeichneter Arzt, Anatom und Botaniker, 1723 in Leipzig geb., ward 1763 Professor der Physiologie, 1773 der Anatomie u. Chirurgie, † den 22. September 1788 als beständiger Dekan der medicinischen Fakultät. Er schrieb viele Dissertationen und Programme, die, zum Theil von Wichtigkeit, später mehrmals gedruckt worden sind. Seine unverheirathete Tochter, Johanna Eleonore B., † 1842, hat sich durch bedeutende Vermächtnisse, sowie durch Stiftungen von Freitischen im Konvikt und Stipendien für Studirende und Docenten der leipziger Universität ein ehrenvolles Andenken erworben.

Boser, Karl Friedrich Adolf, Maler der Gegenwart, 1811 zu Halbau in der preußischen Provinz Schlesien geboren, begann seine Studien auf der Akademie zu Dresden, besuchte darauf die Akademie zu Berlin u. wirkt seit 1836 unter den düsseldorfer Künstlern. Von seinen bisher ausgeführten Gemälden (meist kleineren Genrebildern) erwähnen wir: die beiden Mädchen; Egmont und Klärchen; Faust und Gretchen (die beiden letztern Bilder nach Göthe); die beschenkte Braut, welche vor dem Spiegel sich mit dem empfangenen Goldgeschmeide schmückt (das Inkarnat sehr fein, die Stoffe brillant); das Vogelschießen der düsseldorfer Künstler in der Wolfsschlucht (mit 29 Porträtfiguren der ausgezeichnetsten Künstler der düsseldorfer Schule, den Bildnissen Schadows, Lessings, Schrödters, Sohns, Hildebrandts, Köhlers, Steinbrücks, Jordans, Ritters 2c.). Am meisten beschäftigt ihn das Porträtfach, u. zwar besonders das Bildniß im kleinern Maßstabe, worin er die Mehrzahl der zu Düsseldorf lebenden Personen der höhern Stände ausgeführt hat. B. besitzt eine solche Fertigkeit im Porträtiren daß er ein kleines Bildniß in Oktavformat, frisch, kenntlich, charakteristisch, in Einem Tage vollendet.

Bosheit, ein Gemüthszustand, in welchem die Thätigkeit des menschlichen Denkens und Handelns nur dem Bösen zugewandt, nur auf Nachtheil, Schaden, Schmerz und Unglück eines oder aller Nebenmenschen bedacht ist. B., der Hang zum Bösen, kommt nicht mit und in dem Kinde auf die Welt, sondern nur die, in der Freiheit des menschlichen Willens lebende Fähigkeit, den Lauf des geistigen Strebens dem höchsten wie dem niedrigsten Ziele zuzulenken. B. entsteht im menschlichen Herzen entweder durch äußere Veranlassung, dadurch, daß Aerger, Zorn, Rachegefühl im Menschen geweckt, genährt und zum Handeln gereizt werden; oder sie gebiert sich von innen, oft durch einen flüchtigen, aber lebhaften Reiz eines gewissenswidrigen Begehrens. Dieser kleine Anfang muß, wenn ihm Mangel an Willensanstrengung und Mißbrauch der Willensfreiheit zu Hülfe kommt, nothwendig jene verkehrte Richtung des Gemüths hervorrufen, welche sich im Hang zum Bösen äußert und, wenn sie einmal Wurzel gefaßt hat, den Menschen zum energischen Verfolgen des schlechtesten Zwecks anspornen kann. Bosheitssünden (peccata prohaeretica), im Gegensatz zu Nachlässigkeits- oder Schwachheitssünden (peccata negligentiae), sind daher solche, welche unmittelbar aus einer bösen, den Entschluß zur That motivirenden Gesinnung entspringen. Sie können so wenig als Uebelthaten, welche aus einer den göttlichen Gesetzen mit Wissen und Willen zuwider handelnden B. (nach der Bibelsprache) hervorgehen sollen, auf einen den Menschen angeborenen „Hang zum Sündigen" zurückgeführt werden. Der Mensch, in dessen Herzen wohl Neigungen zur Stillung tugendwidriger Begierden Platz finden können, wird nie das moralisch Böse deshalb üben, weil er es als Böses erkannt hat, er wird nie die Würde des Menschen in sich verletzen, bloß um in dem Bewußtseyn der verletzten Menschenwürde Befriedigung zu finden. Denn selbst wo wir von teuflischer B. reden, wo sich der Böse über das Gelingen seines Planes freut u. über sein Opfer lächelt oder hohnlacht, selbst da beruht die Freude nicht im Haß gegen alle Harmonie der menschlichen Bestimmung, nicht in dem bloßen Triebe, die Gebote der göttlichen Vernunft mit Füßen zu treten, sondern gerade da wird der sinnlich-egoistische Zug der entarteten Seelenstimmung eines der B. Lebenden sichtbar, dem eben nur der Anblick der Unordnung und Verwirrung, die er verursacht, nie seine eigene Freude darüber, Befriedigung schafft.

Bosio, François Joseph, Baron, ausgezeichneter französischer Bildhauer, 1769 zu Monaco geboren, war Schüler des Bildhauers Pajou zu Paris, ließ sich aber mehr von dem eigenen Studium der Antike leiten. Neunzehn Jahre alt, kehrte er nach Italien zurück, wo er eine Menge Aufträge selbstständig ausführte. Napoleon, der ihm die Arbeiten an der Vendômesäule übertrug, zeichnete ihn mehrfach aus, ebenso Ludwig XVIII., der ihn zum ersten Bildhauer des Königs, und Karl X., der ihn zum Baron ernannte. Er † als Direktor der Akademie der schönen Künste in Paris, Mitglied des Instituts, der Kunstakademie in Berlin 2c., Offizier der Ehren-

legion, Ritter des Michaelsordens ꝛc. den 29. Juli 1845. Für den Garten der Tuilerien lieferte er den Hercules im Kampf mit dem zur Schlange verwandelten Achelous, eine von Carboneaux gegossene Bronzegruppe, die den menschlichen Körper in vollster Muskelentfaltung zeigt. Die Gallerie Luxembourg besitzt seinen Hyacinth (1816), eine Statue von unvergleichlich schönem Torso. Die Nymphe Salmacis (1824) ist eine äußerst liebliche Gestalt. Von den Idealgestalten ist noch ein elegant gearbeiteter liegender Diskuswerfer in Bronze, sowie eine 7 Fuß hohe allegorische Figur Frankreichs, von der Geschichte u. einer Gruppe von Genien umgeben, zu nennen. Unter den geschichtlichen Monumenten zeichnen sich aus: die Statue des Herzogs von Enghien (1817), die Reiterstatue auf dem Platze des Victoires (1822), Heinrich IV. als Kind, in Marmor für das Museum (1823), das Monument des Grafen Demidow, von Soyer in Bronze gegossen (1830). Unter den Büsten nennen wir die des Kaisers Napoleon und der Kaiserin, der Königin Hortense, des Ritters Denon, des Königs u. der Königin von Westphalen, Ludwigs XVIII., Karls X. u. a. Seinen Werken ist Anmuth der Form, Harmonie der Linien und geschmackvolle Ausführung eigen. Sein Styl erinnert im Allgemeinen an Canova.

Bosjesmans, s. Buschmänner.

Bosket, Gartenanlage, s. Bosquet.

Bosna, Nebenfluß der Save in Bosnien, entspringt an dem Berge Smolin in der Balkankette, nimmt rechts die Migliazka, Szabina, Krivaja, Buckowitza u. Sprecza, links die Misna, Frinicza, Laschwa und Usseca auf, wird schiffbar bei Wranduk und fällt bei der lukatscher Schanze in die Save; Länge 30 Meilen.

Bosna-Serai (Sarajewo, ital. Seraglio), die Hauptstadt Bosniens, am Einfluß der Migliazka in die Bosna, bildet mit seiner schönen Ebene eine wahre Feenlandschaft in einer Wildniß und ist, obwohl von ihrer alten Größe und Handelsbedeutung (sie war die große Niederlage für die Waaren Europa's und Asiens und hatte über 100,000 Einw.) bedeutend gesunken, noch immer eine der schönsten u. bedeutendsten Städte des türkischen Reichs. Ihre einzelnen Umgebungen, ihre blühenden Gärten mit den zierlichen Kiosks, die Menge von krystallhellen Flüssen u. Bächen, die sich durch eine Ebene von unübertroffener Fruchtbarkeit winden, vereinigen sich zu einer Landschaft von seltenem malerischen Effekt, der noch durch den vergoldeten Thurm, den schwellenden Dom, die spitzigen Minarets und die mit Ziegeln von allen Schattirungen und Farben bedeckten Bazars gehoben wird. Durchwandert man die Stadt und ihre Umgebungen, so sieht man Steinbrücken mit zierlichen Bogen über die reißende Migliazka, die Bosna und Jelechnitza; große, bequeme Khane, besser, als die, welche man gewöhnlich in der Türkei findet, begrüßen den Reisenden; Kaffeehäuser und Speisewirthe findet man in allen Straßen mit einem Ueberfluß der trefflichsten Speisen zu fast fabelhaft niedrigen Preisen in Vergleich mit denen Westeuropa's. Da B.-S. die Centralstation für die Karawanen ist, welche von hier aus unaufhörlich nach allen Theilen der Türkei abgehen, so ist der Handel der Stadt noch immer bedeutend. Die Manufakturen beschränken sich hauptsächlich auf die Bereitung von grobem wollenen Tuch, Feuerwaffen, Messerschmiedarbeit und Säbel; letztere stehen in hohem Ansehen und werden wegen der Schönheit der Bearbeitung und der Güte der Klingen sehr geschätzt. Die viereckige Veste mit ihren 12 Thürmen und massiven Mauern, die dadurch, daß sie den Triumphzug der Kaiserlichen unter Prinz Eugen aufhielt, so berühmt geworden, ist noch ziemlich erhalten. Sie liegt auf einem vorspringenden, etwa 300 Fuß hohen Felsen, an dessen Fuß die reißende Migliazka rauscht, und wäre uneinnehmbar, würde sie nicht von einer bedeutenden Höhe beherrscht, von wo sie leicht durch Kanonen zerstört werden kann. Sie soll von einem ungarischen Heerführer, Namens Cotroman, 1270, als Bosnien unter der Schutzherrschaft der Könige von Ungarn stand, erbaut worden seyn. Vielleicht die interessanteste Thatsache in der Geschichte B.-S.'s ist die Anhänglichkeit seiner Bürger an eine demokratische Regierungsform; trotz aller Versuche der Pforte, eine Centralisation der Gewalt einzuführen, hat B.-S. immer noch einen Theil seiner alten Municipalvorrechte erhalten: es hat seinen eigenen Senat, erwählt seine eigenen Magistrate, und seine Bürger haben das Recht, jeden Civil- und Militärbeamten abzusetzen, der das Mißfallen des Volkes auf sich geladen hat. Die alte Verfassung von B.-S. gestattet dem Wessir, dem Repräsentanten des Sultans, nicht, sich 3 Tage nach einander innerhalb der Mauern aufzuhalten und er muß deshalb seinen Wohnsitz in dem zwei Tagereisen entfernten Travnik aufschlagen. Die Zahl der Einwohner beträgt 50—60,000, darunter etwa 30,000 slavische Moslems, der Rest sind Christen von lateinischem und griechischem Ritus. Die Bauart der Häuser ist einfach, aber sauber, einzelne Gebäude würden selbst im civilisirten Europa für schön gelten, so die nach dem Style der Antoniuskirche in Padua, nur in beschränktern Dimensionen, erbaute ehemalige christliche Kirche, die jetzt in eine Moschee verwandelt ist. Die Stadt zählt gegen 100 Moscheen, mehre griechische u. katholische Kirchen, deren Minarets u. Thürme der Stadt einen eigenthümlichen Reiz gewähren. Die gerade nicht engen Hauptstraßen durchkreuzen sich im rechten Winkel und haben zum Schutz gegen den Regen ein hölzernes Dach. B.-S. ist das Tiberiopolis der Römer. Im J. 1270 gegründet, wurde B. 1415 von den Türken und 1697 von den Kaiserlichen zerstört; hier 1416 Schlacht, unglücklich für die gegen die Türken fechtenden Ungarn. In der westlichen Ebene liegt das Sarajewskobad.

Bosniaken, die Bewohner von Bosnien (s. d.); dann eine den Uhlanen ähnliche, mit Lanzen bewaffnete leichte Reiterei der Preußen, 1745 von Friedrich II. errichtet. Sie waren anfangs nur eine Schwadron stark, wurden jedoch 1760 bis zu einem Regiment von 10 Schwadronen, darunter eine Husarenschwadron, mit schwarzen Lanzenflaggen, und später bis zu 3 Bataillonen, jedes zu 5 Schwadronen, vermehrt. Nach der Besitznahme von Polen erhielten die B. den

Namen Towarszyc u. wurden ausschließlich mit polnischen Eingeborenen rekrutirt. Nach dem tilsiter Frieden traten die Uhlanen an ihre Stelle.

Bosnien, die nordwestliche Provinz des osmanischen Reichs in Europa, bildet ein Ejalet unter einem Pascha von drei Roßschweifen, das außer dem eigentlichen B. die Kraina oder Türkisch-Kroatien, die Herzegowina und Montenegro umfaßt und gegen Norden durch den Sau- oder Savefluß von der österreichisch-kroatischen oder slavonischen Militärgrenze, gegen Osten durch den Drinafluß, durch das Jubianitgebirge und den nordwestlichen Hauptzug der argentarischen Alpenkette vom Fürstenthum Serbien, im Süden durch den höchsten Rücken und einige Verzweigungen der karenischen Alpen von Albanien, endlich gegen Südwesten und Westen durch das Kosman-, Timor- u. Sterizagebirge vom österreichischen Littoral, Dalmatien und Kroatien geschieden wird und einen Flächeninhalt von 240 Geviertmeilen mit etwa 850,000 Einwohnern hat. Der einzig ebene Theil B.s ist der Theil längs der Save, der auch der niedrigste ist, die sogenannte Podsavina. Das Niveau der Save beträgt beim Einflusse der Drina ungefähr 165 Fuß über dem Meer; allein obgleich diese Gegend 2 Grad südlicher und 900 Fuß tiefer als Botzen liegt, so ist die Vegetation doch ungleich nördlicher als dort. Die Traubeneiche ist der vorherrschende Waldbaum; neben ihr kommen vor: der tatarische Ahorn, der Wallnußbaum, die Mannaesche, Föhrenarten, die Hopfen- und orientalische Hainbuche, die Weißbuche, der Maßholder und die europäische Linde. Das übrige B. füllen Gebirgsreihen, namentlich die südöstliche Fortsetzung des dinarischen Alpenzugs, der hier unmittelbar vor seiner Abdachung gegen das nordalbanesische Hügelland seine bedeutendsten Höhepunkte erreicht. Diese höchsten Punkte sind der Dormitor, 7500—8000 Fuß, bei Priepolje an der Grenze von B. und der Herzegowina, und der Komm, zwischen 8500 und 9000 Fuß hoch, an der Grenze von Montenegro. Die ungeheuren Dolomitmassen, aus denen diese Gebirge bestehen, erreichen unter allen Alpen des südöstlichen Europa's die bedeutendste Höhe. Der Charakter des Gebirges ist ein sehr verschiedener, die Wasserscheide zwischen dem adriatischen Meer und der Donau, bei dem Paß von Kupreß 2000–2200 Fuß über dem Meer beginnend, theilt das Gebirg in zwei schroff kontrastirende Theile. Westlich herrscht die Bora, dieser gefürchtete und die Vegetation zerstörende Wind des adriatischen Meeres, östlich Nebel und Feuchtigkeit. Im Urgebirge des Innern sind die engen, romantischen Thäler durch herrliche Tannenwälder und Wasserreichthum ausgezeichnet, westlich dehnen sich muldenförmige, waldlose Thäler und kahle Berge aus. Das Klima ist sehr gesund, aber im eigentlichen B. etwas rauh. Guter Wein gedeiht in der Kraina und in der Herzegowina, welche letztere in ihren westlichen Kreisen auch Feigenbäume, Oliven und Limonen hat. Hier sind aber die Sommer meist trocken, bei Scirocco unerträglich heiß, und darum Mißernten und Hungersnoth häufig. Außer den gewöhnlichen Thieren gibt es viele wilde Bienen, Marder, Bären, Wölfe, wilde Ziegen und Wildschweine, letztere in sehr großer Menge. Von Fruchtbäumen baut B. vorzüglich Pflaumenbäume an, deren Kern und Fleisch den berühmten Branntwein liefert, der auch in Ungarn so beliebt ist; der Wein des innern Landes ist weiß und von geringer Beschaffenheit. Gerste und Mais sind die am meisten verbreiteten Getreidearten; seit 1834 hat man in einem Kreise der Herzegowina auch Reis. Im Innern ist der Ackerbau nur in den Thälern von einiger Bedeutung, in der Herzegowina baut man auch Baumwolle, Indigo, Tabak, Färberpflanzen, Lein und Hanf. Bäche und Flüsse hat B. sehr viele; der bedeutendste ist die Save, in der Herzegowina die Neratwa, die in das adriatische Meer fällt und von der Mündung bis Mostar aufwärts schiffbar ist. Metalle hat die Herzegowina nicht, wohl aber Marmor und Steinkohlen. B. hat Blei, Quecksilber, Eisen, Kupfer, selbst Silber, und einzelne Flüsse führen Goldsand. Zur regelmäßigen Ausbeutung dieser Schätze geschieht indessen nichts; man überläßt es den Zigeunern und Morlachen, auf edle Metalle zu graben. Die Industrie steht, wie der Ackerbau, auf der tiefsten Stufe; B. hat viele Gerbereien, welche die Hauptausfuhren liefern; die im Lande gefertigten groben Wollenzeuche werden im Lande verbraucht. Der Handel B.s ist in den Händen von Griechen und Juden, der Verkehr der Herzegowina ist theils Tauschhandel, der an den Grenzen bei den Quarantänen betrieben wird, theils vermitteln ihn ragusaner Handelshäuser. Ausgeführt wird von der Herzegowina: Wachs, Wolle, rohe Häute und Vieh, und dagegen eingeführt: Tuch, Leinen, baumwollene und seidene Stoffe, Stahl, Zinn, kupferne Gefäße, Papiere, Zucker, Kaffee, Gewürze, Glas &c. Eigentliche Straßen fehlen im ganzen Lande fast gänzlich; die Schneemassen des Winters, die im hohen Gebirge vom September bis zum Juni liegen bleiben, und die Ueberschwemmungen im Frühjahr hindern in manchen Gegenden einen lebhaften Verkehr oft Monate lang. Die Bevölkerungszahl wird sehr verschieden geschätzt, nach den niedrigsten Angaben auf 650,000, von Boué auf 200,000 in der Kraina, auf 800,000 in B., also auf etwa eine Million. Die Bevölkerung der Herzegowina beträgt nach den Mittheilungen Rajewski's im russischen Journal des Ministeriums für Volksaufklärung 300,000 Seelen. Boué nimmt das Verhältniß der Mohammedaner zu den Christen als ein gleiches an, so daß die Hälfte dem Islam huldigte, die Hälfte dem Christenthum; diese Annahme aber scheint hinsichtlich der Mohammedaner übertrieben zu seyn. Nach der gewöhnlichen Annahme vertheilen sich die Einwohner nach ihren Bekenntnissen so: Mohammedaner 280,000, griechische Christen 460,000, römisch-katholische Christen 165,000, Armenier 12,000, Israeliten 12,000, Heiden (Zigeuner) 10,000. In der Herzegowina rechnet der oben genannte russische Schriftsteller: Rechtgläubige (griechische Christen) 190,000, römische Katholiken 50,000, Mohammedaner 60,000. In B. herrscht der römische Glaube in der Kraina und in Mittelbosnien, während die griechische Kirche im östlichen und südlichen B. die meisten An-

hänger zählt. Beide christliche Parteien verfolgen sich mit einem Hasse, der auch den Untergang des Landes verschuldet hat, und verrathen sich gegenseitig an ihre türkischen Gebieter. Die katholischen Geistlichen, für deren Bildung drei Minoritenklöster sorgen, sind sehr gebildet und zum Theil sehr gelehrt, vernachlässigen die Volkserziehung aber auf eine bedauerliche Weise. Obgleich die griechischen Geistlichen weniger Bildung besitzen, wovon nur die von Konstantinopel ins Land geschickten eine Ausnahme machen, nehmen sie sich doch des Volkes mehr an und es übertrifft deshalb die griechische Bevölkerung an Aufgewecktheit des Geistes die katholische. Die Griechen sind auch die Freisinnigern, wogegen die Katholiken sich den Türken sehr unterwürfig zeigen. Die Mohammedaner B.s und der Herzegowina bestehen zum kleinern Theil aus wirklichen Türken; die Mehrzahl sind Eingeborne, die, um Verfolgungen zu entgehen oder um Vortheile zu erhaschen, das Christenthum verleugnet haben. Was die Nationalitätsverhältnisse betrifft, die in B. einen nicht geringern Einfluß üben, als die Religionsverschiedenheiten, so kennen panslavistische Schriftsteller keinen eigenen Volksstamm von Bosniaken und verschmelzen diese mit Serben oder Illyriern. Die Bosniaken oder Serben machen fast $^4/_{10}$ der Bevölkerung aus, die einheimischen Kroaten und Morlachen halten sich ziemlich die Wage mit etwa 180,000 Seelen für jeden Stamm, Türken gibt es im eigentlichen B. nicht mehr als 90,000. Die Bevölkerung der Herzegowina ist fast ganz serbisch. Die Bosniaken sind redlich und mäßig, in ihrer Art auch arbeitsam, nur nicht in ordentlichen und friedlichen Beschäftigungen ausdauernd, im Gebrauch der Waffen und bei Leibesübungen geschickt, kühn und unternehmend, aber auch roh, gegen Fremde zurückstoßend, grausam und raubgierig. Eine Stammphysiognomie gibt es in B. nicht; Männer und Frauen sind von hohem und kräftigem Körperbau, die Frauen durchgehends hübsch u. in einigen Theilen durch Schönheit ausgezeichnet. Sie tragen das Haar in lange Zöpfe geflochten über den Rücken hängend, einen niedern Feß mit einer breiten Seitenquaste, vorne denselben mit einer aus kleinen Geldmünzen zusammengefügten Binde umgebend. Das Hemd ist auf der Brust bis gegen den Gürtel offen, über dem langärmeligen ausgeschnittenen Leibchen, das aus gestreiften Seiden- oder Baumwollenzeuchen besteht und um den Leib durch einen Gürtel befestigt ist, tragen die älteren Frauen eine Art von Pelisse, die, ohne daß die Damen geschnürt sind, doch den Wuchs recht vortheilhaft zeigt. Die Falten ihrer weiten dunkelblauen Beinkleider reichen bis zu den Knöcheln der mit rothen buntverzierten Schuhen bekleideten Füße. Bei den Bäuerinnen gewahrt man den Tarposch, einen weiten, runden, haubenartigen Kopfputz; in der Regel tragen diese über dem Hemd einen kurzen Rock aus dicker schmutzigweißer Schafwolle ohne Aermel und Taille, über diesem eine rothe Schärpe. Die weißen Tücher, womit sie auf der Straße ihren Kopfputz verhüllen, schlagen über den Hals, so daß sie bis zum Munde oder bis zur Nase verhüllt sind. Freiheit genießen die türkischen Frauen in B. mehr als in den andern osmanischen Provinzen. Die Männer tragen weite Beinkleider von dunkelblauem Tuch, deren faltenreicher Theil nur bis zum Knie reicht; unter dem Knie, wo sie mit einem bunten Bande befestigt werden, bis zum Knöchel sind sie fest anliegend. Die übrige Bekleidung besteht in dem Jelek, einer Art Spenser von gestreiftem Baumwollenzeuch mit langen, quergestreiften Aermeln, ferner einer Weste von blauem Tuch, vorne mit Schnüren zum Zuheften, ohne Aermel. Ueber diese kommt dann die Soltamorka, eine kurze Jacke mit kurzen, bis an den Oberarm reichenden Aermeln von dunkelblauem Tuch. Ein langer Shawl dient als Gürtel um den Leib, ein noch längerer, um den Feß gewunden, bildet den Turban. Wollene Socken und rothe Babuschen vollenden den Anzug. Das Kinn ist bei den Christen wie bei den Mohammedanern gewöhnlich glatt geschoren. Die Kroaten B.s theilen so ziemlich die guten wie die üblen Eigenschaften der Bosniaken, nur daß sie arbeitsamer sind und sich mehr als jene mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen. Die Morlachen sind die Handelsleute des Landes, gelehrig und gewandt, aber auch listig und raubsüchtig, welche letztere Eigenschaft den durchgehenden Charakterzug der gesammten Bevölkerung bildet. Sie haben die mongolische Gesichtsbildung, flachgedrückte Nasen und hervorstehende Backenknochen, dabei aber blondes Haar und blaue Augen. Die Serben der Herzegowina sind nach der Schilderung Rajewski's von hohem Wuchs und schlank gewachsen, von kräftigem Körperbau, lebendig und gewandt, gastfrei und mitleidig, niemals kleinmüthig, in der Freundschaft treu, aber gegen Beleidigungen empfindlich und sehr rachsüchtig. Ihr Familienleben ist rein patriarchalisch; jede Familie lebt in einem besondern Hause unzertrennlich zusammen, das die Söhne auch nach ihrer Verheirathung nicht verlassen. Es gibt Familien, die aus 70—80 Köpfen bestehen, und alle bilden nur eine einzige Haushaltung, die der Herrschaft des Aeltesten unbedingt unterworfen ist. Auch das Vermögen der Familie ist unzertrennbar; verfügen darüber kann nur der Aelteste, der alle Geschäfte außer dem Hause, allen Verkehr mit der Regierung und den Behörden allein besorgt. Er hat sein eigenes, für Niemanden aus der Familie zugängliches Zimmer.

Dem Pascha von B. war bis 1834 der in Mostar residirende Pascha der Herzegowina untergeordnet. In diesem Jahre wurde Ali Aga Riswanbegowitsch zur Belohnung für seine Treue zum Wessir von Mostar erhoben und die Herzegowina dadurch von B. unabhängig gemacht. B. wird eingetheilt in acht Sandschakate oder Unterstatthalterschaften, von denen aber nur sechs: Bosna-Serai, Travnik, Zwornik, Kotscha, Dobry und Biograd (Kroatien) zum eigentlichen B. gehören, während das siebente Sandschakat Montenegro seit Langem unabhängig ist, das achte, Herzegowina, momentan seine eigene Verwaltung hat. Die Herzegowina zerfällt in siebenzehn Kadiliks oder Richterbezirke. Hauptstadt von B. ist Sarajewo oder Bosna-Serai (s. d.), Hauptstadt der Herzegowina Mostar, 1440 von einem Haushofmeister des Her-

zogs Stephan Chranitsch erbaut, der auch die berühmte Brücke über die Neratwa aufführte, welche der Stadt den Namen gegeben haben soll. *Befestigt* sind in B., Kraina und Herzegowina fast alle größeren Orte, außer Sarajewo, das nur eine in einiger Entfernung liegende Citadelle hat, besonders Travnik, Banjaluka und Zwornik, in der Kraina Türkischbrod und Bihacz, in der Herzegowina Mostar und Stolacz, welches letztere als das festeste gilt und 1833 bis 1834 eine langwierige Belagerung durch Aufständische mit Glück ausgehalten hat. Die türkische Macht steht in B. seit langer Zeit auf schwachen Füßen. Die meist aus Albanien, Rumelien und Bulgarien eingewanderten Türken sind ohne eigentliche politische Macht, der Pascha findet nur so weit Gehorsam, als er durch seine Arnauten zu imponiren vermag. So ohnmächtig ist die hohe Pforte in B., daß sie ihre wichtigsten Maßregeln, gleichmäßige Besteuerung und allgemeinen Kriegsdienst nicht hat ausführen können. Der Pascha von B. zahlt noch, wie in der guten alten Zeit, einen Pacht für sein Ejalet, 6 Millionen Piaster (10½ Piaster machen einen Gulden Konventionsmünze). Dafür gehören ihm natürlich alle Einkünfte von Mauth, Abgaben, Regalien u. Monopolen, deren Verwaltung er seinerseits wieder an Pächter überläßt. Die eigentliche Macht wird von einer Oligarchie reicher Familien geübt, aus den vornehmsten Geschlechtern der mohammedanischen Bosniaken bestehend, denen sich die übrigen Mohammedaner anschließen. In den Händen dieser Familien ist das meiste Land, entweder als Allod oder als Lehn; indessen besitzen auch viele Christen Lehnsgüter. Die ärmeren Christen sind in der traurigsten Lage, und ihr Zustand gleicht dem einer vollkommenen Leibeigenschaft. Dem Gutsherrn gehört das Land, welches sie bebauen, u. die halbe Ernte; er kann ihnen aber außerdem nach Willkür nehmen, was ihm gefällt, selbst das Leben, kann sie mißhandeln, ohne daß ein Gericht auf ihre Klagen Rücksicht nähme. Deshalb bauen sie auch keine bessern Wohnungen, weil sie sonst keinen Augenblick sicher sind, von ihrem Gutsherrn, dem das Haus gefällt, daraus verjagt zu werden, und weil die Erlaubniß, sich ein gutes Haus zu bauen, einer Steuer unterliegt, die sich höher beläuft, als die Kosten des Baues. Um Travnik stehen die Christen unter minder gedrückten Verhältnissen: die Leibeigenen geben dem Gutsherrn nur das Drittel ihrer Ernte, es besitzen dort aber viele Christen wirklich freies Eigenthum, von welchem sie den Zehnten an die Pforte abgeben.

Einst war B. ein Theil Groß-Illyriens, das seine Könige hatte. Die Römer zertrümmerten das illyrische Reich und B. wurde zu Konsular-Pannonien, von Augustus aber zu Dalmatien geschlagen. Im Jahre 379 n. Chr. kam B. unter griechische Oberherrschaft. Nach den Gothen- und Avarenkämpfen kam es theils an Serbien, theils an Kroatien. Seit Menschengedenken beinahe wurde es von den Slaven bewohnt. So viel bekannt ist, war es König *Budimir*, der 874 das Reich in Gespannschaften, Bezirke und Banate eintheilte. Die eigentliche Geschichte B.s beginnt bei *Kefan I.*, einem Sohne des Banus *Kresimir*, nach dessen Tode er Ban von B. wurde. Er war ein großer Freund und Verehrer der Ragusaner; zum Zeichen seiner Freundschaft schenkte er ihnen sogar mehre Städte und Festungen, wie Breno, Grarosa, Ombla und Malsium. Unter *Kresimir II.* (994) kam auch Kroatien unter B. Bisher waren alle Könige meist Könige von Dalmatien. B. wurde gewissermaßen als Nebenland betrachtet, bis *Boriz*, der von 1141—1168 27 Jahre herrschte, sich von den dalmatinischen Königen emancipirte und in B. ein selbstständiges Regiment einzuführen begann. So wurde B. von Bans bis zu *Twartko II.* beherrscht, während es in letzterer Zeit immer mehr von den ungarischen Königen abhängig wurde. Twartko setzte sich im Kloster Milesevo die Krone auf und führte den stolzen Titel eines „Königs von Gottes Gnaden von Serbien, Bosnien und Primorje" (dem Küstenland). Er unterwarf sich Dalmatien von der Bocche di Cattaro bis Zara und schlug die Türken, welche ihm Jvan Kastriota auf den Hals gehetzt hatten, in mehren Schlachten aufs Haupt. Als 1389 die berühmte Slavenschlacht auf dem Amselfeld geschlagen wurde, sandte er dem Serbenczar Lazar 20,000 Söldner zu Hülfe. Der Ausgang des Kampfes war unglücklich und seitdem begann Verrath und Elend unter den Slaven. Ein König stürzte den andern, um sich auf den Thron zu schwingen, und mehr als einmal wurde die Hülfe der Türken in Anspruch genommen und für die Zukunft dadurch die furchtbarste Geißel heraufbeschworen. Als *Stephan Thomas Ostojic* den Thron bestieg (er herrschte von 1443—1460), begannen die Versuche der römischen Kurie, den König und seinen Hof für den katholischen Glauben zu gewinnen. König Stephan Thomas Ostojic wurde 1445 getauft. Bisthümer wurden errichtet, u. mit einem Tribut von 25,000 Dukaten kaufte sich B. von den Türken los. Hier begann aber auch die Spaltung zwischen dem griechischen und orientalischen Klerus. *Stephan Tomasevic* erschlug, wie es heißt, seinen Vater und war der *letzte König*. Die Wittwe rief die Türken ins Land, den Tod des Gatten zu rächen, und B. gerieth ganz in die Gewalt der Moslems. Von 1463—1527 datirt sich das Regiment der *ungarisch-kroatischen Könige* in B. Matthias Corvinus nahm die damalige Hauptstadt und Veste Pajou 1463 ein; die nördlichen Städte ergaben sich ihm alle. Er ernannte wohl einen Ban für B., aber dieser sah B. nie und zog es vor, am Hofe des Ungarkönigs zu leben. Die Türken ließen indeß selten ein Jahr ohne Versuche vorübergehen, die Obergewalt in B. wieder zu erringen. Der Ausgang der unglücklichen Schlacht bei Mohacz entschied endlich auch über B.s Loos. Die Türken überfielen das ganze Land, und die Befehlshaber der Städte und Festungen wußten bei dem Andrange der Uebermacht nichts Besseres zu thun, als sie niederzubrennen und jenseits der Save ihr Heil zu suchen. So ging B. der Kultur und europäischen Civilisation verloren. Fortan begannen die Feldzüge der römisch-deutschen Kaiser in B. Der Hof zu Wien machte öfters sein Recht an B. geltend und trug seine Waffen über die Unna und

Save, aber ein so eigenthümliches Unglück waltete darüber, daß heute verloren ging, was man gestern gewonnen hatte. Im J. 1693 nahm Adam Batthyanyi eine Menge Städte ein und viele Türken ließen sich taufen. Der glänzendste Feldzug war unstreitig jener des Prinzen Eugen von Savoyen, der sogar bis Sarajewo vordrang. Das träge Volk konnte sich indeß zu keiner begeisternden Idee emporraffen, Eugen kam mitten im Winter in Sarajewo an und vermißte die gehofften Sympathien, so daß er nach Slavonien zurückkehren mußte. Schon damals verließen viele Christen das Land, um sich theils in der Baranya, theils in Slavonien und der Bacska anzusiedeln. Wohl fiel mancher Distrikt an Oesterreich, doch gingen durch die Friedenstraktate mit der Pforte alle Acquisitionen wieder verloren. Als Metternich sich weigerte, während des Feldzugs von 1828 den Russen gegen die Türken Hülfe zu leisten, wandten die bosnischen Christen, die bisher in Oesterreich ihren Befreier sahen, ihre Sympathien Rußland zu und sind gewohnt, von dorther Hülfe zu erwarten, um so mehr, da sie die Russen als glaubensverwandte Brüder betrachten. Mehmed II. gab in alle Festungen türkische Besatzungen, mohammedanisirte die Serben und führte die Blüthe der bosnischen Jugend, an 30,000 Mann, als Janitscharen mit sich fort. An 200,000 Männer und Weiber wurden in Kleinasien vertheilt. Was an Katholiken nur irgend entkommen konnte, flüchtete nach dem freien Ragusa, Dalmatien und Ungarn. Erst da erkannte der Sultan die bevorstehende Gefahr der Entvölkerung und gestattete Religionsfreiheit unter gewissen Beschränkungen. Viele wanderten in die deutschen und venetianischen Provinzen aus. Bloß der Adel nahm den Islam an, um seine Privilegien zu behalten, später folgten ganze Dörfer und Gemeinden solchem Beispiele. Die kaiserlichen Statthalter hießen später Beglerbey's, hausten in Sarajewo, später in Banjaluka und waren anfangs dem Großwessir von Ofen, später jenem von Temesvar unterstellt. Als die Türken diese Städte verloren, wurde für B. ein eigener Pascha eingesetzt, der seinen Sitz zu Travnik und erst in neuester Zeit zu Sarajewo nahm, wohin sich auch das österreichische Generalkonsulat von Travnik aus begab. Die oberste Gewalt war lange Zeit hindurch in den Händen des Janitscharenaga zu Sarajewo und der Kapitäne, deren es in B. 36 gab; der Aga in Sarajewo hatte eine immense Macht und war Stellvertreter des Janitscharenaga zu Konstantinopel. Als von allen Seiten Klagen gegen die grenzenlosen Bedrückungen der unersättlichen und habgierigen Pascha's einliefen, sandte der Sultan 1817 den Dschelaleddin-Pascha, einen ehemaligen Derwisch, nach B., um diese Mißbräuche abzustellen. Derselbe flößte den Türken einen solchen Respekt und eine solche Furcht ein, daß man ihn allgemein für einen Franken hielt. Der Sultan hatte ihn als Seraskier nach Griechenland berufen, als er sich in Travnik vergiftete und starb; alsbald wurden die Christen wieder verfolgt. Die Auflösung des Janitscharencorps unter Mahmud II. rief einen retrograden Aufstand hervor, wie denn überhaupt von dem Augenblicke an, als die Reformen des letztverstorbenen Sultans zur Ausführung kommen sollten, B. mit kurzen Unterbrechungen im Aufstand gewesen ist. Ein gefährlicher Ausbruch fand 1846 in der Kraina Statt, wo Mahommed Bey an die Spitze trat und den Titel eines Aklenoiruku Czar oder Kaisers vom grünen Arm annahm. Derselbe hatte 30,000 Mann um sich versammelt, tapfere, aber ungeübte und unter sich uneinige Milizen; Kiamil Pascha hatte zwei Bataillone regelmäßiger Truppen in der Stärke von zusammen 800 Mann, einige hundert Mann Reiterei, 600 Albanesen und drei Geschütze, wozu noch 800 Spahi's und 300 Mann aus der Herzegowina kamen. In der Entscheidungsschlacht, die in den ersten Tagen des November im Thale Dobrina, fünf Stunden von Banjaluka, geliefert wurde, wurden die Aufständischen gänzlich geschlagen; 2000 sollen todt auf dem Platze geblieben seyn, viele kamen mit den Anführern in Gefangenschaft, der Rest zerstreute sich. Kiamil Pascha drohte nun, die ganze Kraina mit Feuer und Schwert zu verwüsten, wenn ihm die entflohenen Rädelsführer nicht ausgeliefert würden, und bekam dadurch alle Gegner der Pforte in seine Gewalt. Bei seiner Rückkehr aus dem Feldzuge hielt er einen glänzenden Einzug in Travnik, die gefangenen Bey's und Aga's, 32 an der Zahl, an ihrer Spitze den Kaiser des grünen Arms, gefesselt zu Pferde vor sich herführend. Das Schicksal dieser Leute wurde indessen kein tragisches; in Konstantinopel, wohin sie, um ihr Urtheil zu empfangen, geführt wurden, entließ man die meisten in die Heimath und schickte nur die Haupträdelsführer nach Asien in die Verbannung. Es ist nicht bekannt, welche Aufreizungen die Südslaven bei der Bewegung von 1848 in B. versucht haben; einzelne Aufrufe, das türkische Joch abzuschütteln, blieben damals ohne Erfolg. Erst 1849 entstand Gährung, die plötzlich in helle Flammen aufschlug, als der ungarische Aufstand besiegt war und Rußland gemeinschaftlich mit Oesterreich die Auslieferung Kossuths und seiner Schicksalsgenossen forderte. Der Schauplatz war wiederum die Kraina und die Insurgenten waren nur Moslems, während der christliche Theil der Bevölkerung vollkommen ruhig blieb. Als ostensibler Grund des Aufstandes wurden zwei Beschwerden angegeben, die man gegen die Pforte geltend machen müsse: Besteuerung der Lehngüter und Stellung von Mannschaft zum regelmäßigen Heer. Die Vorsicht und der Eifer aber, womit allseitig gearbeitet, geworben und manövrirt wurde, wie die Persönlichkeit des Anführers Alikedich, lassen vermuthen, daß man viel weiter gehen und für B. eine solche Art von Unabhängigkeit erstreben wollte, wie Serbien sie hat. Die Schwäche und Taktlosigkeit des Pascha's Tahir Pascha ließ den Aufstand im Herbst weit um sich greifen, und am 1. März 1850 fiel die Festung Bihacz in die Hände der Aufständischen. Mit dem Fall von Bihacz erreichte der Aufstand seinen Höhepunkt. Die festen Städte erklärten ihren Beitritt, alle Unzufriedenen griffen zu den Waffen, die wenig zahlreichen Anhänger der Osmanli verzweifelten, sich nach Travnik durchschlagen zu können, und wandten sich nach

der Grenze, wo sie sich entweder in den Wäldern versteckten, oder auf das jenseitige österreichische Gebiet übertraten. Omer Pascha hatte inzwischen Truppen zusammengebracht, mit denen er zwei wichtige Siege erfocht. Nachdem man mit Hülfe der Christen den Aufstand niedergeschlagen hatte, warf der Seraskier Omer Pascha die Maske des Christenfreundes ab, u. nun begannen die unerhörtesten Verfolgungen der Radscha's, wie man sie kaum zu Kiuprili's Zeiten gekannt hatte. Ueber die neuesten Vorgänge in B. zur Zeit des montenegrinischen Krieges s. Montenegro. Vgl. Ami Boué, La Turquie d'Europe, Paris 1840, und Müller, Albanien, Rumelien u. die österreichisch-montenegrinische Grenze, Prag 1844.

Boso, 1) König von Burgund, einer der mächtigsten und angesehensten Fürsten Frankreichs in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts, Schwiegersohn des Kaisers Ludwig II. (er hatte dessen Tochter Irmengard zur Gemahlin), durch seine Schwester Richildis Schwager des Königs von Frankreich, Karls des Kahlen, und durch diesen (871) Graf von Vienar oder Herzog in der Provence und (876) Herzog oder Statthalter im Königreich Italien, stiftete das neuburgundische Reich, später das cisjuranische genannt, welches von den Grenzen Languedocs bis zum Juragebirge reichte und die Provence, die Dauphiné, Savoyen, das Gebiet von Lyon und einen Theil der Franche-Comté in sich begriff. B. behauptete sich als König, und nach seinem Tode (11. Jan. 887) gewann seine Wittwe Irmengard den Kaiser Arnulf für ihren noch unmündigen Sohn Ludwig, wodurch sie bewirkte, daß derselbe auf einer Versammlung zu Valence (890) feierlich zum König gekrönt und von Arnulf bestätigt wurde.

2) B., genannt Gontranus, austrasischer Heerführer unter König Siegbert I., ermordete 584 zu Chelles den König Chilperich, der im Kriege mit König Guntram von Burgund in seine Gefangenschaft gefallen war, u. wurde zum Lohne für fortgesetzte Verräthereien 587 auf Guntrams Befehl getödtet.

Bosporanische Aera, eine eigene Zeitrechnung der bosporanischen Könige, welche mit 297 v. Chr. (457 der Erbauung Roms) beginnt und zur Zeit Konstantins des Großen endet.

Bosporanisches Reich, aus Ansiedelungen kleinasiatischer Griechen, besonders der Milesier, welche die Stadt Panticapäum (auch Bosporus, jetzt Kertsch) erbauten, während der Perserkriege allmählig gebildeter unabhängiger, halb griechischer, halb barbarischer Staat, dessen Umfang zwar nicht genau ermittelt ist, der sich aber zuweilen bis zur Tanais ausdehnte. Der junge Staat erhob sich in kurzer Zeit zu einem blühenden. Der Scharfsinn u. politische Takt der griechischen Ansiedler erkannte bald auf der asiatischen Seite des Bosporus den geeignetsten Platz zur Anlage einer Handelsstadt, Phanagoria, und eine Goldernte in den reichen Fischereien der Küste. Die Grenze des Landes gegen die scythischen Barbaren wurde durch einen mäßigen Tribut gesichert, der Pontus Euxinus aber durch eine Achtung gebietende Seemacht von den Seeräuberschwärmen frei gehalten. Große Wichtigkeit erlangte das Reich in seinen Handelsverhältnissen mit Athen: es wurde die Kornkammer von Attica; sein König Leucon I., der sich athenienssischer Bürger nannte, sandte jährlich 2 Millionen Medimnen Getreide dahin, und die Gesammteinfuhr aus dem bosporanischen Reiche in Athen betrug mehr, als die aus allen übrigen Gegenden der griechischen und Nachbarwelt zusammengenommen. Nicht lange nach dem Tode des macedonischen Königs Alexander, der den blühenden Staat geschont und geschützt hatte, war die bosporanische Flotte die mächtigste auf dem schwarzen Meere. Diese rasch steigende, aber noch nicht kriegerisch bewährte Macht des Staats bereitete seinen Fall und sein ebenso plötzliches Verschwinden aus dem Kreis der wenigstens in der Geschichte fortlebenden Staaten vor. Denn als die Bosporaner, durch Reichthum übermüthig geworden, den Scythen den Tribut verweigerten, mußte sich ihr letzter König dem Mithridates von Pontus in die Arme werfen, dessen Nachkommen bald nachher ihre Selbstständigkeit an die Römer verloren. Als auch Roms Name die Barbaren nicht mehr zurückschreckte, fiel dieser klassische Boden mit all seinen großen Erinnerungen u. den Denkmälern eines verschwundenen Volks dem Schicksal der Verheerung, Verwilderung u. radikaler Vergessenheit anheim. Die Geschichte des Staats und seiner Könige mußte erst aus einigen Stellen Diodors, Strabo's, Polyäns, Konstant. Porphyrogeneta's und den Münzen- und Inschriftensammlungen mühsam wieder an das Licht gebracht werden. Durch sie ist uns in der That eine interessante Periode des alten Völkerlebens wieder anschaulich geworden. Die Archäanactiden herrschten 42 Jahre bis auf Spartocus I., mit welchem ein zweites bosporanisches Regentenhaus zur Herrschaft gelangte. Auf Spartocus (442—434 v. Chr.) folgte Seleucus (434—429); diesem Spartocus II. (429—411), dessen Sohn Satyrus I. (411—392) zuerst den Athenern große Begünstigung hinsichtlich des Getreidekaufs gestattete; er starb während der Belagerung von Theodosia. Sein Sohn, Leucon I. (392—353), eroberte Theodosia, war Athens Freund und Bürger, erhob den Staat u. trug die königliche Würde mit Kraft und Weisheit, so daß man seine Nachfolger zu besonderer Auszeichnung Leuconiden nannte. Nach Spartocus III. (353—349) regierten gemeinschaftlich Pärisades I., Satyrus II. und Gorsippus, alle drei Freunde der Athener und Zeitgenossen Alexanders des Großen. Pärisades, von seinem Volk der Göttliche genannt, überlebte seine Brüder und hinterließ das Reich seinen 3 Söhnen, Satyrus III., Eumelus und Prytanus. Eumelus, der ehrgeizigste, aber glücklichste der drei Brüder, sah noch 311 den Satyrus vor den Mauern der Festung, in welche er selbst eingeschlossen war, sterben und ließ den Prytanus, als dieser wiederholt gegen ihn aufstand, hinrichten. Alleinherrscher (311 bis 307), förderte er in diesen wenigen Jahren dadurch, daß er Bosporus zur Residenz und zum Handelsemporium erhob und die See von Piraten reinigte, das Wohl des Volkes so, daß es seinen Weg zum Thron vergaß. Er kam, vom Wagen gestürzt, unter den Rädern desselben um. Sein Sohn, Spartocus IV. (307—288), steht vor ei-

ner Lücke unserer geschichtlichen Kenntniß. Seine Nachfolger bis zu Pärisades II., der wieder auf historisch festem Boden fußt, sind aus Lucian und Polyän in folgender Reihe ergänzt: Leucanor, ermordet, Eubiotus, Satyrus III., Gorgippus, der Gründer von Gorgippia (Osann), und Spartocus V. Dieser verweigerte dem Scythenkönig Scilurus die Erhöhung des Tributs, und die Angriffe der Barbaren gegen das bosporanische Reich begannen. Bald zeigte sich die Widerstandsunfähigkeit des Staats so klar, daß Pärisades II. die Herrschaft an Mithridates von Pontus abtrat, der nun von 115—63 das Land, freilich mit Aufopferung seiner Schätze, von den Feinden befreite. Sein Sohn, Machares, dem er (77) die Regierung des Bosporus anvertraute, ließ sich, gegen des Vaters Gebot, in eine Verbindung mit dem Römer Lucullus ein und starb, als Mithridates mit Heeresmacht gegen ihn zog, nach Appian als Selbstmörder, nach Dion und Orasius unter dem Richtbeil (63 v. Chr.). Sein Bruder Pharnaces rächte ihn. Auch er verband sich mit den Römern, half seinen Vater besiegen u. sicherte sich dadurch den Besitz des bosporanischen Reichs, bis er selbst, eben als er Pontus und die Römer zu bekriegen im Begriff war, von seinem Schwiegersohn um Thron und Leben betrogen wurde. Dieser, Asander I. (48—14), anfangs Archon und Ethnarch (Volksregierer), erst durch Augustus König, wahrscheinlich Gründer der 360 Stadien langen Landwehr gegen die Taurier, erntete den Undank der Römer noch im 90. Jahre und tödtete sich durch Hunger, als (14) Scribonius von Rom als Oberbefehlshaber nach dem Reich gesandt wurde. Scribonius heirathete Asanders Wittwe, bestieg den Thron und wurde kurz nachher von den Bosporanern erschlagen, während zugleich Agrippa den König Polemo von Pontus gegen den Usurpator zu den Waffen gerufen hatte. Polemo (II.) behielt den leeren Thron u. Asanders Wittwe. Er starb in einem Kriege mit den Aspurgern, nach welchem tapfern Volksstamme die Besieger desselben sich Aspurger nannten. Ihm folgte Rhescuporis I. und sein Bruder Cotys I., der Aspurger, zur Zeit Augusts. Diesen folgt Sauromates I., Aspurgus, nach welchem seine Wittwe Gepypyris Vormünderin Rhescuporis' II. war. Von jetzt an ist den Münzen das Bild des römischen Kaisers auf der einen, das des bosporanischen Königs auf der andern Seite aufgeprägt. Caligula setzte 38 Polemo's I. Sohn, Polemo II., auf den bosporanischen Thron; an seiner Statt erhob Claudius (42) Mithridates II. auf den Thron, Polemo mit einem Theil Ciliciens entschädigend. Mithridates wurde 49 abgesetzt und sein Bruder Cotys II. König: dieser ertrug das römische Joch noch kürzere Zeit, konnte aber von dem innerlich zerrissenen Rom nicht gebändigt werden. Nach ihm regierten Rhescuporis III. und Sauromates II. zur Zeit Trajans; Cotys III. († 132) war bereits nicht viel mehr, als Hadrians Vasall. Von 132—164 regierte Rhoemetalces, vom Kaiser Antonin eingesetzt, der auch dem Bruder desselben, Eupator, 164 die Nachfolge gestattete. Sauromates III., Rhescuporis IV. unter Caracalla und Severus, Cotys IV. unter Marc Aurel, Ininthimevus (235—239), Rhescuporis V. (239—265), Sauromates IV. (bis 276), Teiranes (bis um 279), und Thothorses (gegen 25 Jahre lang) sind uns fast nur durch Münzen und einzelne Inschriften bekannt. Noch mit dem letzteren zu gleicher Zeit wird Sauromates V. genannt. Dieser fiel, im Verein mit den Sarmaten, in Lazita ein, drang über Colchis bis zum Halys vor und würde seinen Zug siegreich fortgesetzt haben, wenn nicht Constantius Chlorus die Bewohner des Chersones zum Einfall in das bosporanische Gebiet aufgereizt und durch die Einnahme der Hauptstadt den abwesenden König zum Frieden genöthigt hätte. Nach diesem Friedensschluß ist keine nähere Kunde über Sauromates V. vorhanden und es verliert sich fortan die bosporanische Geschichte in immer größeres Dunkel. Einige Münzen nennen noch einen Rhademeadis von 311—319. Dann steht wieder ein Sauromates VI. zu Konstantins des Großen Zeit mit den Waffen in der Hand den Chersoniten gegenüber und wird bei Capha (Jaffa, Kaffa) zu einem verlustvollen Frieden gezwungen. Endlich steht Rhescuporis VI. auf den Münzen, während Konstantin Porphyrogeneta zu derselben Zeit Sauromates VII. im letzten Kampf mit Rom und den Chersoniten erliegen läßt, und zwar in einem Zweikampf mit dem Chersonitenanführer Pharnacus. Das Land wurde nun Chersones unterthan; die Münzen nennen keine bosporanischen Könige mehr u. die Geschichte verliert es aus dem Auge. Bald überströmen Alanen, Hunnen, Gothen das Land, ihnen folgen die Chazaren und begraben selbst die Trümmer der großen Vergangenheit in Nacht. Einen Abriß der bosporanischen Geschichte lieferte Rommel in der „Allgemeinen Encyklopädie“ von Ersch und Gruber (XII, 73 bis 77).

Bosporus (d. i. Rinderfurt), bei den Griechen Benennung schmaler Meerengen. B. Cimmerius hieß im Alterthum eine Meerenge in Sarmatia Europäa, zu Chersonesus Taurica u. Sindica gehörig, im Mittelalter Straße Kaffa, jetzt Meerenge von Jenikale, bei den Russen Wosporskoi genannt. Der B. Cimmerius war einer der Grenzpunkte zwischen Asien u. Europa und trug seinen Namen von dem Urvolk der Cimmerier, das Strabo und Herodot in diese Gegend verlegen. In dieser Meerenge bewegte sich, nachdem die Araber die alten Handelswege verschüttet hatten, in der spätern Zeit des griechischen Reichs und unter Venetianern und Genuesen im Mittelalter der Welthandel. Doch war die Meerenge nur im Sommer schiffbar; im Winter fror dieselbe so fest zu, daß, nach Strabo, die Reiterei des Mithridates auf derselben Stelle eine Schlacht lieferte, wo im Sommer vorher ein Seetreffen Statt gefunden hatte. An ihr lag die Stadt B. (Panticapäum), jetzt wohl Kertsch oder Wospor. B. Chalcedoniä und Mysius od. thracischer B. hieß die Meerenge zwischen dem Pontus Euxinus und der Propontis, jetzt Straße von Konstantinopel (türk. Boghas, Boghoz, Itschi, Estambol Boghazi, Bosfor). Hier soll Io, in eine Kuh verwandelt, durchs Meer geschwom-

men seyn, woher der Name. Die größte Breite der Meerenge beträgt 11,400, die geringste 2100 Fuß. Da, wo die Strömung in die Propontis gelangt, breitete sich Byzanz aus, am Eingange zum Pontus Euxinus aber erhob sich ein großer prachtvoller Tempel. Hier war der Uebergangspunkt des Darius und seines ungeheuren Heers; hier 1352 die große Seeschlacht zwischen Venedig und Genua um die Herrschaft im schwarzen Meere. Die Stadt B. am Hellespont wurde unter Justinian von dem Saracenen Bekhan zerstört.

Bosquet (**Bosket**), Lustwäldchen, kleines Gehölz, aus Buschwerk zusammengesetzt, in welchem hie und da große Bäume oder kleine Gruppen solcher vertheilt sind, ein Hauptbestandtheil der englischen Gartenanlagen. Gewöhnlich sind die B.s mit gewundenen Gängen durchzogen, welche zu schattigen und versteckten Ruheplätzchen führen.

Bosquet, Marie Joseph, französischer General, 1810 zu Pau geboren, bildete sich auf der polytechnischen Schule zu Paris und 1831 bis 1833 auf der Militärschule zu Metz, ward dann Unterlieutenant, ging 1834 mit dem 10. Artillerieregiment nach Algier und rückte 1836 zum Lieutenant, 1839 zum Kapitän auf. Im Jahre 1842 erhielt er das Kommando über die eingebornen Tirailleurs von Oran, ward Bataillonschef, 1845 Oberstlieutenant im 15. leichten Infanterieregiment, 1847 Oberst, 1848 Brigadier und als solcher zur Disposition des Generalgouverneurs von Algier gestellt. Im Jahre 1851 erzwang er an der Spitze einer Brigade den Uebergang über den Monagal, womit der Feldzug gegen Kabylien eröffnet wurde, ward 1853 als Divisionsgeneral dem Kriegsminister St. Arnaud zur Verfügung gestellt und ging 1854 mit der Expeditionsarmee nach der Krimm. Hier trug er wesentlich zum Siege an der Alma bei, rettete bei Inkerman die schon geschlagenen Engländer vom Untergang und nahm bei der Erstürmung von Sebastopol die Malakoffwerke.

Bosscha, Hermann, holländischer Philolog und guter lateinischer Dichter, am 18. März 1755 zu Leuwarden geboren, studirte zu Franecker alte Literatur und Rechtswissenschaft, ward in seinem 20. Jahre Rektor der lateinischen Schule daselbst und 1780 der zu Deventer. Beim Ausbruch der Volksbewegung in der Revolutionszeit brachte ihn seine Rückhaltslosigkeit und Freiheitsliebe um seine Stelle. Erst 1789 ward er Prorektor des Gymnasiums zu Harderwyk und 1795 akademischer Professor der Geschichte daselbst. Nachdem er 1798 die ihm angetragene Stelle eines Chefs des ersten Bureau's beim Ministerium des öffentlichen Unterrichts zurückgewiesen, ging er 1804 als Professor der Geschichte u. Alterthumskunde nach Gröningen und endlich 1806 als Rektor der lateinischen Schule nach Amsterdam, wo er kurz nachher Professor am Athenäum und zuletzt Mitglied des königlichen Instituts der Wissenschaften wurde. Er † mit dem Rufe eines geachteten Gelehrten und ehrenwerthen politischen Charakters den 12. August 1819. Sammlungen seiner lateinischen Gedichte haben wir unter dem Titel: „Musa daventriaca“ (Deventer (1786); „Poemata“ (herausgegeben von seinem Sohn Peter B., Deventer 1820). Weniger Beifall fand sein Werk „Geschiedenis der Staatsomwendeling der Nederlanden in het jaar 1813“ (Amsterd. 1817). Von seinen holländischen Uebersetzungen sind zu erwähnen die von Blairs Vorlesungen über die Redekunst und schönen Wissenschaften, von Denons „Voyage en Egypte“, Schillers Abfall der Niederlande, Plutarchs Lebensbeschreibungen. Erwähnung verdient auch seine „Bibliotheca classica“, ein philologisches Handbuch der Mythologie, Alterthumskunde und Geschichte, wegen Sprache und Stoffsichtung von dauerndem Werth.

Bosschaert, s. Willeborts.

Bosse, s. Bossiren.

Bosse, Rudolf Heinrich Bernhard, politischer und historischer Schriftsteller, den 23. April 1778 in Braunschweig geboren, studirte zu Helmstädt und Göttingen Theologie und Staatswissenschaften und erregte durch seine Schriften „Ueber Hochverrath, beleidigte Majestät und verletzte Ehrerbietung gegen den Landesherrn“ (Göttingen 1802) und „Grundzüge des Finanzwesens im römischen Staate“ (2 Bde., Braunschweig 1804) die Aufmerksamkeit des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der ihn zum Sekretär der geheimen Kanzlei ernannte. Nach der Errichtung des Königreichs Westphalen ward er 1808 Staatsauditor in Kassel, später Mitglied der Oberrechnungskammer und 1812 in den westphälischen Ritterstand erhoben. Zur Zeit des Kongresses ging er nach Wien, wurde dann in Braunschweig Kammerassessor ohne Sitz und Stimme und reiste 1825 nach Paris, um Material zu seiner Geschichte Frankreichs zu sammeln. Sein dortiger Aufenthalt fiel in dieselbe Zeit, wo der Herzog Karl von Braunschweig daselbst verweilte, und man setzte mit diesem Zusammentreffen nachmals die entfremdete Stimmung, welche der Fürst von seiner Reise gegen seine Räthe und insbesondere den unerschrockenen und einsichtsvollen geheimen Rath von Schmidt-Phiseldeck zurückbrachte, in Verbindung. B. wurde im Herbst 1826 plötzlich in das Ministerium als Mitglied mit berathender Stimme und zugleich in das Kabinet berufen, dessen bisheriger unschädlicher Wirkungskreis von nun an eine unheilvolle Ausdehnung erhielt. Einige Zeit darauf ward er auch zum Staatsrath ernannt. Seit der Umwälzung im September 1830 ist er pensionirt u. lebt wieder den Wissenschaften. Seine bekanntesten Schriften sind außer den genannten: „Uebersicht der französischen Staatswirthschaft“ (2 Bde., Braunschweig 1807); „Esquisse de la statistique générale et particulière du royaume de Westphalie“ (das. 1808); „Essai sur l'histoire de l'économie politique des peuples modernes“ (Leipzig 1818); „Darstellung des staatswirthschaftlichen Zustandes in den deutschen Bundesstaaten auf seine geschichtliche Grundlage“ (Braunschweig 1820); „Darstellung der Verhältnisse des von Braunschweig entwichenen geheimen Raths von Schmidt-Phiseldeck“ (das. 1827); „Geschichte Frankreichs, besonders der dortigen Geistesentwickelung, von der Einwanderung der Griechen bis zum Tode Ludwigs XV.“ (Lpz. 1829).

Bossi, 1) Matteo, italienischer Philosoph, Literator und einer der berühmtesten Kanzelredner seiner Zeit, 1428 zu Verona geboren, wurde Lorenzo's von Medicis Beichtvater und Mitglied der platonischen Akademie desselben, † 1502 zu Padua. Von seinen Schriften werden seine Briefe (in 3 Theilen, deren letzter sehr selten geworden ist) und sein Buch „De veris ac salutaribus animi gaudiis dialogus" (Florenz 1491) am meisten geschätzt. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1627 in Bologna.

2) Carlo Aurelio, Baron von B., geistreicher italienischer Dichter, den 15. November 1758 zu Turin geboren, betrat die diplomatische Laufbahn, ward sardinischer Gesandter zu Petersburg und besorgte, als Sardinien seine Kontinentalstaaten an Frankreich abtreten mußte, interimistisch die Verwaltung Piemonts. Hierauf ging er als französischer Konsul nach Jassy, erhielt dann eine Sendung nach Genua und wurde Präfekt im Departement Ain, später im Departement La Manche, Baron und Mitglied der Ehrenlegion. Im Jahr 1814 huldigte er den Bourbonen, ging dann wieder zu Napoleon über und trat nach der Restauration wieder in sardinische Dienste. Da er die Verbindung Piemonts mit Frankreich als wohlthätig für sein Vaterland offen anerkannte, ward er aus dem Staatsdienste entlassen. Er † 1818 in Paris. Durch B. ward die Verwendung Englands zu Gunsten der Waldenser veranlaßt, welche die Anerkennung der Rechte dieser Religionsgesellschaft zur Folge hatte. Als Dichter hat er die lyrische Poesie der Italiener besonders dadurch bereichert, daß er der Ode höheren Schwung verlieh, dem des Pindar und Klopstock nachstrebend. Seine schönsten Gedichte sind die über die französische Revolution. Die Sammlung seiner Poesien erschien, 2 Aufl., London 1814. Sein Dramatisches ist Jugendarbeit.

3) Giuseppe, berühmter italienischer Künstler der neulombardischen Schule und gelehrter Kunstkenner, den 17. August 1777 zu Busto Arsizio im Mailändischen geboren, studirte seit 1795 in Rom. Nach Bianconi's Tod ward er in seinem 23. Jahre von der cisalpinischen Republik zum Sekretär der mailänder Kunstakademie und kurz nachher zum Professor an derselben ernannt, worauf er ersteres Amt niederlegte. Einen großen Theil seines Lebens widmete er dem Studium Leonardo's da Vinci und Dante's, verlebte seine besten Lebenstage auf der Villa Melzi am Comersee und † zu Mailand den 9. December 1815. Gerechten Anspruch auf den Dank der Nachwelt erwarb er sich dadurch, daß er den Auftrag Eugen Beauharnais' (Vicekönigs von Italien), das berühmte Abendmahl des Leonardo da Vinci in getreuer Kopie wieder herzustellen, auf eine würdige, künstlerisch durchdachte Weise ausführte. Nach seiner vortrefflichen Zeichnung brachte Rafaelli dieses dem Untergang so nahe befindliche Werk in Mosaik (jetzt in Wien bei den Kapuzinern). B. war ein meisterhafter Zeichner, in der Farbengebung jedoch weniger korrekt, weßhalb seine Gemälde seinen Zeichnungen an Werth sehr nachstehen. Als Gelehrter ist B., sowohl durch seine ausgewählten wissenschaftlichen und Kunstsammlungen (in seiner Bibliothek standen alle Ausgaben von Dante's Divina Commedia), als durch sein Prachtwerk „Del Cenacolo di Leonardo da Vinci, libri IV" (Mailand 1810, mit Kupfern, gr. Fol.) und seine Mitwirkung zur Ausgabe von Vasari's „Vite de' più eccellenti architetti, pittori e scultori" (das. 1807) zu großem Rufe gelangt. In der Brera zu Mailand ist seine Büste von Canova als Denkmal aufgestellt.

4) Luigi, italienischer Archäolog und Geschichtschreiber, im Februar 1785 zu Mailand geboren, studirte in Pavia die Rechte und Naturwissenschaften, ergriff die Sache der Revolution und wurde von Bonaparte als Agent der französischen Regierung in Turin angestellt und nach erfolgter Vereinigung Piemonts mit Frankreich Präfekt der Archive des Königreichs Italien. Er † zu Mailand den 10. April 1835. Unter seinen antiquarischen Schriften sind am berühmtesten die „Observations sur le vase que l'on conservait à Gênes sous le nom de Sacro catino" (Turin 1807), unter den historischen die sehr berühmte Bearbeitung von Roscoe's „Leben Leo's X." (12 Bde., Mailand 1816—1817), die „Untersuchungen über Christ. Colombo" (das. 1818) und die „Istoria d'Italia" (19 Bde., das. 1819—1823). Er hat über 80 größere und kleinere selbstständige Werke verfaßt, darunter auch einen Band Trauerspiele (Turin 1805) und einige Lustspiele.

Bossiren (vom altdeutschen Wort boß, rund, woraus das französische Bosse gebildet wurde), die Kunst, einem weichen Stoff durch Kneten mit einfachen Werkzeugen irgend eine zweckdienliche oder künstlerische Form zu geben. Sie wird hauptsächlich angewandt, um Modelle für die Bildhauerei und für den Metallguß darzustellen, oder auch, um Gegenstände zu formen, welche unmittelbar selbst als Verzierung oder zu anderem Behufe bleibend benutzt werden können. Solche Gegenstände nennt man Bosse (Rondebosse). Zum B. taugen nur Stoffe von gleichförmiger u. feinkörniger Masse, die entweder beständig weich sind, oder wenigstens lange Zeit weich erhalten werden können; gewöhnlich nimmt man dazu Wachs und Thon. Um das Wachs weicher und knetbarer zu machen, schmelzt man es mit Terpentin, häufig auch mit etwas Talg, Schweinefett oder Baumöl zusammen und setzt ihm dabei, theils um ihm die natürliche Halbdurchsichtigkeit zu nehmen, theils um ihm eine gewisse Farbe zu geben, Bleiweiß, Zinnober, Mennige, Bolus, Kalkothar, Kienruß rc. zu. Aus dem so zubereiteten Bossirwachs knetet man die erste rohe Gestalt mit den Fingern. Runde (boß, d. h. nach allen Seiten freistehende) Gegenstände werden entweder ganz aus Wachs gebildet, oder sie erhalten einen Kern von Holz; zu halberhabenen Arbeiten trägt man das Wachs auf ein flaches Bret, eine Schiefertafel oder irgend eine andere Unterlage von Holz, Gyps, Metall rc. Zum B. bedient man sich hölzerner, beinerner oder elfenbeinerner Griffel (Bossirgriffel, Bossirhölzer), d. i. dünner Stäbchen, welche an ihren Enden spitzig, rund, schaufelförmig, gebogen oder sonst wie gestaltet sind, je nachdem es der Zweck erfordert. Die Anwendung dieser Griffel und das Verfahren beim

B. ist Sache der Kunst und des Künstlers; durch Drücken und Kneten mit Finger und Griffel gibt er dem Wachs die geforderte Gestalt. Sollen bossirte Wachsgegenstände in Wachs vervielfältigt werden, so verfertigt man durch Gießen eine Gypsform (Abguß) über das bossirte Original, und das B. besteht dann bei den mittelst der Gypsmatrize durch den Guß gefertigten Kopien nur in Nachhülfearbeit. Das B. in Thon geschieht auf dieselbe Weise. Die Gegenstände des B.s stehen während der Arbeit auf dem **Bossirstuhl**, einem hölzernen Gestell, in welchem der die Platte tragende Zapfen sich dreht, so daß der Künstler, ohne seinen Platz zu verlassen, die zu bearbeitende Masse nach allen Seiten hin drehen kann. Aus Thon bossirte Modelle brennt man zuweilen, um ihnen mehr Festigkeit und Dauer zu geben, im Töpferofen; indeß ist diese Verfahrungsart selten ohne Nachtheil für die Form anwendbar, weil bei der Verkleinerung, welcher der Thon durch den Trocknungsprozeß unterliegt, das Verhältniß der einzelnen Theile gestört, die Formen verzerrt oder auch durch Sprünge verdorben werden. Ueber B. in Holz vergl. **Holzskulptur**.

Bossuet, Jacques Bénigne, ausgezeichneter französischer Kanzelredner, geistreicher Historiker und als didaktischer und polemischer Schriftsteller lange der gefährlichste Feind des Protestantismus, war den 27. September 1627 zu Dijon geboren. Er verlebte seine Kindheit unter der Leitung von Jesuiten, erhielt schon im 8. Jahre die Tonsur und im 13. zu Metz ein Kanonikat. Im 15. Jahre trat er in das Kollegium von Navarra zu Paris, und hier begannen erst eigentlich die Studien, welche ihn zu einem gebietenden Geist des Jahrhunderts erhoben. Das klassische und besonders das griechische Alterthum, cartesische Philosophie und vor Allem Theologie, biblische Exegese und Kirchenväter wurden die Felder seines Wissens und Forschens. Augustinus war sein Lehrer, Liebling und steter Begleiter, er kam ihm weder aus dem Kopf, noch aus der Tasche. Im 21. Jahre ging B. als Baccalaureus der Theologie nach Metz und lebte hier 2 Jahre in angestrengter Thätigkeit. Hierauf wurde er in Paris Licentiat und 2 Jahre später Doktor der Theologie. Nach also vollendeten Studien ließ er sich in Metz nieder. Schon in Paris hatte sein Rednertalent Bewunderung gefunden; hier sollte es die Kraft seiner Wirksamkeit ausüben: er erhielt den Auftrag, im Sprengel von Metz die Protestanten zu bekehren. Im Jahr 1662 predigte er zum ersten Mal vor Ludwig XIV. u. stand von nun an durch des Königs Gunst in ganz Frankreich in hohem Ansehen. Die Erfolge seiner Bekehrungsversuche übertrafen alle Erwartung: selbst der große Turenne erlag ihnen. Das Bisthum Condan war der Lohn für diese Erfolge. Aber noch ehe die päpstliche Bestätigung ihn auf den geistlichen Hochsitz erhoben hatte, rief ihn ein neuer Befehl auf den einflußreichsten Posten. B. wurde 1670 Lehrer des Dauphins, worauf er 1671 sein bischöfliches Amt niederlegte. Im Jahr 1672 ernannte ihn die französische Akademie zu ihrem Mitglied, 1680 der König zum Almosenier des Dauphins und 1681 zum Bischof von Meaux. Als solcher strebte er von nun an mit ungetheilter Thätigkeit innerhalb seines Sprengels für die Reinigung und Sicherung und gegen außen für die Vertheidigung und Ausbreitung des Katholicismus. Er diente dem Papst gegen die Ketzer, aber zu gleicher Zeit auch dem König gegen den Papst. Der Ausspruch der 1682 versammelten katholischen Geistlichkeit Frankreichs, daß die Fürsten in weltlichen Dingen unter keiner geistlichen Macht stehen, verdankt ihm seine Existenz. Neue Ehren lohnten die neuen Erfolge. Im Jahre 1695 ernannte die pariser Hochschule B. zum Conservateur de ses privilèges; der König erhob ihn 1697 zum Staatsrath und ersten Almosenier bei der Herzogin von Burgund. An den Verfolgungen der Protestanten nahm er keinen Antheil, widersetzte sich aber auch den Ehre und Gewissen schändenden Dragonaden nicht. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er unter seiner Gemeinde, in deren Mitte er den 12. April 1704 †. Er wurde in seiner Kathedrale zu Meaux begraben. Als geistlicher Redner war er dadurch groß, daß er Alles mied, was dem Zuhörer nur auf Augenblicke gestattet hätte, aus dem reißenden Strom seiner Worte und Gedanken heraus und zu sich selbst zu kommen: er führte den einmal gefesselten Geist unwiderstehlich zu dem Ziel, das sein fein berechnender Gedankengang im Voraus bestimmt hatte. Den höchsten Glanz entfaltete er in seinen Leichenreden, die unter dem Titel: „Sermons et oraisons funèbres“ (10 Bde., Paris 1672—1708, neueste Ausgabe von Abt Lequeux, das. 1762, mit einem Kommentar von Bourlet de Vaurcelles, 1805, deutsch, Wien 1763, Züllichau 1764, Speyer 1784, 15 Thle.) erschienen. Der Historiker B. „faßte (nach Wachler) die Weltgeschichte aus dem Gesichtspunkt ihrer religiösen Einheit auf und bearbeitete sie mit eindringend kräftiger Beredsamkeit“. Daß auf diesem Standpunkte das wahre Bild der Geschichte nicht hervortreten konnte, ist freilich mit seinem „Discours sur l'histoire universelle jusqu' à l'empire de Charlemagne“ (Paris 1681, deutsch von Cramer mit Fortsetzung, 7 Bde., Leipzig 1757—86) bewiesen, aber die Schärfe und Tiefe des Geistes, der, unbetroffen von dem Gewühle der menschlichen Stände, Stellungen und Verhältnisse, Tugend u. Laster vor das Gericht der Geschichte führt, diese Richtersprüche des religiösen Gewissens über die Vergangenheit erregen noch immer unsere Achtung, ja Bewunderung. Als Theolog war B. ein streng-konsequenter Dogmatiker. Die Einheit der Kirche war sein höchster Begriff und Verleugnen des menschlichen Verstandes in Glaubenssachen forderte er als erste Glaubenspflicht; daher sein rastloses Bekämpfen der protestantischen Kirchenzersplitterung und Glaubenssecirung mit den Messern der Vernunftbegriffe. Diese Sätze hatten sich in ihm zum festen Kern gebildet, und im Dienste dieses Kernes standen alle Kräfte seines Wissens und Talents. Daher seine Macht über Kopf und Gewissen seiner Zeitgenossen und daher seine Gefährlichkeit für den Protestantismus; denn in B.s Mund trat auch der Irrthum in einem Gewande auf, daß ihn sogar ein Leibnitz kaum von der Wahrheit unterscheiden konnte. Die Zahl der hieher gehörigen Schriften, wozu auch seine polemischen zu rechnen sind, ist Legion. Seine „Ex-

position de la doctrine de l'église catholique sur les matières de controverse" (Paris 1671, verändert Antwerpen 1680, in vielen Auflagen und Uebersetzungen verbreitet, deutsch, Straßburg 1680 und Luzern 1823 als: „Darstellung der Lehren der katholischen Kirche" 2c.) ist die mächtigste Schrift, welche der Katholicismus dem Protestantismus entgegengestellt hat, weil sie alle jene Mängel und Gebrechen der alten Kirche, welche den Reformatoren das Recht zur Umwälzung gaben und endlich selbst die Reformation hervorriefen, plötzlich mit einem so umgestaltenden Lichte beleuchtet, daß die alten Lehren gerechtfertigt und die Sätze der neuen Kirchen als Lehrverdrehungen dastehen. Protestantischerseits erhob sich eine rüstige Schaar dagegen, und besonders zeigte der Engländer Wake in der Einleitung zu seiner „Exposition of the doctrine of the church of England" die falschen Fäden dieses Truggespinnstes; aber das Buch hatte gewirkt und die ihm folgende „Histoire des variations des églises protest." (2 Bde., Paris 1688) entstellte die Lehren der Reformatoren so, daß gerade diese Schrift B.s noch für die heutigen Wächter des katholischen Zions ein Köcher voll beliebter Pfeile ist. Gibbon soll durch dieses Buch dem Katholicismus zugefallen seyn. B.s „Catéchisme du diocèse de Meaux" (Paris 1787) wurde die Grundlage des berüchtigten „Catéchisme de l'empire français", womit Napoleon den Glauben in seinen Dienst zwang. Die Rechte der gallikanischen Kirche vertheidigte B. in seiner „Defensio declarationis celeberrimae, quam de potestate ecclesiastica sanxit clerus gallicanus anno 1682" (2 Bde., Luxemburg 1730; 2 Bde., Mainz 1788), ein Buch, dessen Autorschaft man ihm abzusprechen vergeblich bemüht war. Eine lange Reihe theologischer Schriften veranlaßten auch die Unterhandlungen des Bischofs Spinola von Wienerisch-Neustadt mit dem hannöverischen Abt von Loccum, Gerh. Walter Molanus, über eine Vereinigung der Protestanten und Katholiken, in welche B., auf des Ersteren Ansuchen, sich mischte und die ihn mit Leibnitz in nähere Berührung brachte. Auch gegen Richard Simons „Histoire critique de l'ancien Testament" und noch mehr gegen seine Uebersetzung des Neuen Testaments führte B. einen heftigen Krieg und Hugo Grotius hatte einen ähnlichen Angriff zu bestehen. Die vollständigste Ausgabe seiner Schriften besorgten die Benediktiner (46 Bde., Versailles 1815 bis 1819). Das Leben B.s vom Kardinal Bausset, welches sich in dieser Ausgabe befindet, wurde von Mich. Feder ins Deutsche (4 Bde., Sulzbach 1820 bis 1821) übersetzt. Sein Neffe, **Jacques Bénigne**, betrieb in den Streitigkeiten seines Oheims mit Fénélon (s. d.) gegen diesen das Verdammungsurtheil der päpstlichen Kurie, wurde 1716 Bischof von Troyes und † den 12. Juli 1743.

Bossut, Charles, bedeutender französischer Mathematiker, den 11. August 1730 zu Tartaras bei Lyon geboren, begann, früh verwaist, seine Studien im Jesuitenkollegium zu Lyon, widmete sich der Theologie und erhielt den Titel Abbé. Der Drang zu einer andern Bestimmung trieb ihn bald nach Paris, wo Clairaut und besonders d'Alembert ihn auf den Weg seines künftigen Ruhms leiteten. Im J. 1752 wurde er Professor der Mathematik zu Mezières und 1768 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. In jener Zeit trat er auch zuerst als bedeutsamer Schriftsteller in seinen „Mémoires" auf. Durch die Revolution seiner Stelle beraubt, schrieb er in der Zurückgezogenheit seinen vortrefflichen „Essai sur l'histoire générale des mathématiques" (2 Aufl., Paris 1810, 2 Bde., deutsch, Hamburg 1804, 2 Bde.). Unter dem Kaiserreich wurde er Professor der Centralschule, Mitglied des französischen Nationalinstituts, des Instituts zu Bologna, der Gesellschaft zu Lyon, der Societät der Wissenschaften zu Göttingen 2c., zuletzt Ritter der Ehrenlegion. Er † am 14. Januar 1814. B.s wissenschaftliche Wirksamkeit verbreitete sich über alle Theile der Mathematik und hatte ihren Brennpunkt in der Experimentalhydrodynamik. Er förderte diese Wissenschaft großartig und nachhaltig dadurch, daß er „den Gesetzen der Natur nachzuspüren, nicht ihr welche vorzuschreiben, nicht hypothetische, sondern wirkliche Hydrodynamik zu lehren" bemüht war. Von seinen sehr zahlreichen Schriften nennen wir noch die „Recherches sur la construction la plus avantageuse des digues" (Paris 1764, deutsch von Kröncke, Frankfurt 1798), die „Recherches sur les altérations que le résistance de l'éther peut produire dans le mouvement des planètes" (Paris 1766), worin er die säkulare Gleichung des Mondes erklären wollte, die „Nouvelle expérience sur la résistance des fluides par d'Alembert, Condorcet et B." (Paris 1777), den „Cours complète de mathématique" (7 Bde., Paris 1795—1801), den „Cours de mathématique à l'usage des écoles militaires" (2 Bde., Paris 1782). Als großer Verehrer Pascals gab er dessen Werke heraus (Par. 1779, 5 Bde.), denen er 1781 die lesenswerthen „Discours sur la vie et les oeuvres de Pascal" folgen ließ, ein Buch, das ihm von allen seinen Werken selbst das liebste blieb.

Boställen, in Schweden die Wohnungen der Offiziere und Gemeinen der Landregimenter in den Garnisonsorten. Sie sind meist mit Grundbesitz verbunden, die Offiziersboställen sogar mit allen Rechten der Edelhöfe ausgestattet.

Bostandschj (**Bostangis**, türkisch, abgeleitet von Bostan, Garten), die Gartenwache des Sultans, eine militärisch organisirte Leibgarde zu Fuß von etwa 600 Mann, von Soliman zur Bewachung des Serails und aller kaiserlichen Schlösser errichtet. Außer der Bewachung des Gartens besorgen die B.s auch die Bestellung desselben und die Bedienung des Serailgeschützes 2c., kurz das Corps vereinigt die Funktionen der Gardesoldaten, Artilleristen, Gartenknechte, Ruderer der kaiserlichen Fahrzeuge, geheimen Scharfrichter, Polizeidiener und Sicherheitsmilizen für's Serail und die nächsten kaiserlichen Schlösser. Nach Lebens- und Dienstalter zerfallen sie in 9 Ranggrade. Als Uniform tragen sie rothe Röcke mit hellbraunem Kragen und rothe Kolpacks; ihr Sold ist 3—7¼ Asper täglich. Ins Feuer kamen die B. zum ersten Mal 1696 im Lager bei Temesvar. Kommandant derselben ist der **Bostandschjbaschi**, der das Steuer der kaiserlichen Barke führt. Er ist zugleich Hafen- und Kanalinspektor, Polizeichef der Hauptstadt, Oberauf-

feher in den kaiserlichen Schlössern und steter Begleiter des Sultans. Eine zweite Abtheilung der B. steht in Adrianopel unter dem Kommando eines besondern Bostandschibaschi. Bostandschibaschi=Furkuni (Ofen des Bostandschibaschi) heißt die Folterkammer, weil sie sich neben einem Backofen befindet. Der Bostandschilar Odabaschissi, Agent des Bostandschibaschi ist der Begleiter des Sultans bei allen Wasserfahrten. Dem Bostandschilar Mundschissi, Profoß der B., steht allein die Verhaftnahme eines B. zu. Eine Elite der B.s bilden die Asseki, berittene und nur mit Säbeln bewaffnete Mannschaft, die, wenn der Sultan spazieren geht, vor ihm herschreitet.

Bostar, karthaginiensischer Feldherr im ersten punischen Kriege, kämpfte neben Hasdrubal und Hamilcar gegen Regulus, als dieser 257 v. Chr. in Afrika gelandet war, wurde 255 geschlagen und gefangen nach Rom gebracht. Nach Regulus' Tode ließ ihn Marcia des Regulus Gemahlin, zu Tode martern und sandte seine Asche nach Karthago.

Bosthun, eine Hindusekte, deren als heilig gehaltene Grabstätten bei der Stadt Sylhet liegen wo sie auch ihren Hauptsitz hat. Diese Sekte mit priesterlichem Range wird für die heiligste aller geachtet und ihre Glieder genießen noch höheres Ansehen, als die Fakirs. Ihrem ersten Glaubensartikel gemäß betrachten sie das Leben als einen unheilvollen Augenblick, dem nur der Tod ein Ziel setzen könne. Dies und die Ueberzeugung, daß nur mit dem Tode das wahre Leben beginne, treibt sie zur Verachtung aller Güter dieser Welt. Viele Reiche verlassen Hab' und Gut, um sich den B. anzuschließen und mit einem Almosen das Leben kläglich zu fristen. Ein anderer Glaubensartikel aber, daß Vernunft und Aufklärung Zweifel über die Unsterblichkeit der Seele erregen können, führt sie zur Vernachlässigung ihrer geistigen Fähigkeiten; sie werden nur durch vollkommene Dummheit selig. Ein B. behauptet, daß ihm alle Erinnerung an die Vergangenheit verschlossen, daß er nicht im Stande sey, sich darauf zu besinnen, wann, wo, wie, als was ꝛc. er in die Sekte gekommen, ja nicht einmal auf das, was er Tags zuvor gethan. Die Sprache der B., die keine Namen für Personen und Sachen hat, besteht in bloßen Zeichen. Ihren Fanatismus theilen die Frauen in vollem Maße; während die Wittwen der Braminen sich nur in die Flammen des Scheiterhaufens stürzen, lassen sich die B. mit ihren Männern lebendig begraben. Ist nämlich der Mann des Hauses gestorben, so gräbt die Familie ein 8 Fuß tiefes, rundes Grab, auf dessen Boden der Leichnam, mit seinen besten Kleidern angethan, gesetzt wird. Die Wittwe setzt sich auf die Kniee des Todten, u. wenn die Lampe, die man ihr mitgibt, angezündet und ihr Alles, was sie auf die große Reise braucht, übergeben ist, wirft jeder dem Leichenbegängniß Beiwohnende Erde auf Leiche und Lebendige, und die Märtyrerin singt eine Hymne. Ein großer, mit Steinen und Erde bedeckter Deckel verschließt das schaudervolle Grab.

Boston, 1) (Bostonium, Fanum St. Botolphi), schöne, uralte Stadt in der englischen Grafschaft Linkoln, an der Mündung des Witham in das Meer, über den eine schöne eiserne Brücke mit einem Bogen von 80' Spannung führt, hat zwei Theater, eine große Bibliothek, einen schönen Marktplatz, eine Kirche mit 286 Fuß hohem Thurme, im Styl des antwerpner Domthurms, der Seefahrern als Landmarke dient, eine lateinische Schule, einen Hafen und 13,000 Einwohner, die lebhaften Handel, besonders nach der Ostsee und mit dem Inlande treiben. Die Ausfuhr besteht in Getreide und Hülsenfrüchten, die Einfuhr in Kohlen, Bretern, Balken, Eisen, Hanf. Schon die Römer hatten hier eine Station u. ein Castrum. Im Mittelalter war B. blühend, und so bedeutend (im 11. Jahrhundert) war der hiesige Handel, daß kein Hafen, London ausgenommen, größere Einkünfte ergab.

2) Hauptstadt des nordamerikanischen Staates Massachusetts, Sitz der Centralbehörden, eine der größten, ältesten Städte und besten Handelshäfen und nach Philadelphia, Newyork und Baltimore die schönste Seestadt der Union, in der Grafschaft Suffolk, auf einer 3 englische Meilen langen und 1 Meile breiten Halbinsel, am westlichen Ende der Massachusettsbai gelegen, unter 42° 21' 23" nördl. Br. und 71° 4' 9" westl. L. von Greenwich und 5° 58' östl. L. von Washington, 115 Meilen südwestl. von Portland in Maine, 63 Meilen südöstlich von Concord in Newhampshire, 158 Meilen Osten zu Süden von Albany, 40 Meilen nordöstl. von Hartford in Connecticut, 207 Meilen Nordosten zu Osten von Newyork, 440 Meilen nordöstl. von Washington. Die Bevölkerung betrug 1790: 18,038; 1850: 136,881, worunter nach Angabe Einiger der fünfte Theil, nach Angabe Anderer 23,000 Deutsche sind. B. besteht aus 3 Theilen, Old=B., auf der Halbinsel, South=B., früher ein Theil von Dorchester, seit 1804 mit B. vereinigt, u. East=B., früher Noddleisland. Die einzige ursprüngliche Verbindung desselben mit dem Festlande, bestehend in einer über 1 Meile langen Landenge, die es mit Roxbury verband, wurde „Neck" genannt, und diese Landenge ist es, welche die Briten im Anfange des Revolutionskriegs befestigten und wodurch sie im Stande waren, die Verbindung zwischen B. und dem benachbarten Lande zu überwachen. Jetzt ist die Kommunikation der einzelnen Stadttheile unter sich und mit den Uferstädten durch verschiedene Brücken bedeutend erleichtert. Die Charlesriverbrücke, 1503' lang, verbindet B. mit Charlestown; die Westbostonbrücke, 2758' lang, nebst einem 3432' langen Damme, führt nach Cambridge; die Southbostonbrücke, 1550' lang, von dem Neck nach South=B.; die Kanalbrücke, 2796' lang, nach Eastcambridge, von deren Mitte eine Zweigbrücke nach Statesprisonpoint in Charlestown leitet; die Bostonfreebrücke, 1828' lang, verbindet B. mit South=B.; die Warrenbrücke, 1390' lang, führt nach Charlestown. Die Westernavenue stellt außerdem die Verbindung mit Brooklyn her und bildet in einer Länge von 1½ Meilen einen Fluthdamm, der einen Teich von 600 Ackern umschließt und zugleich nach Roxbury führt. Die Halbinsel, auf welcher Old=B. liegt, ist uneben und hügelig; die Straßen dieses

Stadttheils sind daher höchst unregelmäßig und krumm, und es bietet derselbe, im Gegensatz zu den meisten nordamerikanischen Städten, eine große Mannigfaltigkeit der Häuser und eine Abwechselung von bunten Farben dar, die man sonst nur in Europa zu finden gewohnt ist. Die Gebäude, zumal die in neuester Zeit entstandenen, sind höchst elegant und geschmackvoll. In der Mitte von Old-B. befindet sich ein öffentlicher Platz, Common genannt, der weit und breit in den Vereinigten Staaten berühmt, wenn nicht der einzige seiner Art in denselben ist (s. unten). South-B. erstreckt sich 2 Meilen der südlichen Seite des Hafens entlang, nimmt einen Flächeninhalt von ungefähr 600 Ackern ein und ist höchst regelmäßig in Straßen und Squares angelegt. In der Mitte desselben befinden sich die „Dorchesterheights", 130' hoch, aus dem Revolutionskrieg als ein Fortifikationsplatz bekannt, von dem aus die Briten gezwungen wurden, den Hafen zu verlassen. East-B. liegt auf einer 600 Acker haltenden Insel und ist der jüngste Stadttheil von B., erst seit 1833 entstanden. Die Werfte, welche sich hier befinden, sind hauptsächlich zur Landung der englischen Schiffe, welche die Verbindung zwischen Liverpool und B. erhalten, bestimmt. Durch Dampffähren, die von beiden Ufern alle 5 Minuten abfahren, wird die Kommunikation zwischen East-B. und Old-B. und durch eine 600' lange Brücke die mit Chelsea auf dem Festlande bewerkstelligt. Der Hafen von B., der stark befestigt und durch einen Molo gesichert ist, gehört zu den besten der Vereinigten Staaten und ist äußerst geräumig. Er kann über 500 Schiffe fassen, friert nur selten zu und die größten Fahrzeuge können selbst während der Ebbe bis zur Stadt gelangen. Vor demselben liegen ungefähr 40 kleine Inseln, wovon 15 bewohnt sind und die wegen ihrer trefflichen Futterkräuter vorzüglich zur Weide benutzt werden; diese verschönern zwar die Umgebungen von B. und tragen viel zur Festigkeit des Hafens bei, verengern jedoch den Eingang zu ihm so, daß kaum 2 Schiffe zugleich ein- und auslaufen können. Die Werfte von B. sind groß und bequem; die Longwharf, am Ende der Statestreet, ist 1650' lang, die Centralwharf 1240' lang. Ein beträchtlicher Theil der amerikanischen Flotte ist auf ihnen gebaut worden. Unter den öffentlichen Plätzen von B. ist vorzüglich der Common zu nennen, der den südlichen Abhang des Beaconhill einnimmt und von einem 1 Meile langen eisernen Gitter umgeben ist. Er wird auf drei Seiten von einigen der prächtigsten Häuser der Stadt und auf der vierten vom Wasser begrenzt. Eine schöne hohe Allee zieht sich rings um ihn, der ganze Platz ist mit vortrefflichem Rasen belegt, mit schattigen Bäumen bepflanzt und von vielen Spazierwegen durchschnitten. An der westlichen Seite desselben befindet sich der 25 Acker haltende botanische Garten. Von den öffentlichen Gebäuden und Sehenswürdigkeiten von B. sind hauptsächlich zu erwähnen: das Staatenhouse, am Common auf dem Beaconhill, 110' über der Meeresfläche, 173' lang, 61' breit, 1798 aus Backsteinen gebaut, mit einem schönen Dom, 52' im Durchmesser, und einer 230' über den Wasserstand im Hafen erhabenen Kuppel, von der man einen wundervollen Prospekt der Stadt, des Hafens und der Inseln vor B. und, man sagt mit Recht, einen der schönsten Rundblicke in den Vereinigten Staaten genießen kann; der Faneuilhallmarket, das ausgezeichnetste Markthaus der Union, aus Granit gebaut, 536' lang, 50' breit und 2 Stockwerk hoch; die Faneuilhall auf dem Docksquare, 100' lang, 80' breit, 3 Stockwerk hoch, eine geräumige Halle, auf drei Seiten mit Gallerien versehen, deren Wände mit Gemälden um Amerika verdienter Männer bedeckt sind, berühmt als der Ort, in welchem der erste Gedanke zur völligen Losreißung der Vereinigten Staaten von England gefaßt worden ist; die Cityhall oder das alte Staatenhaus, ein ehrwürdiges Gebäude aus der Revolutionszeit, mit den öffentlichen Bureaux; das Massachusettshospital, im westlichen Theile der Stadt, ein schönes Gebäude aus Granit, 168' lang und 54' breit, mit einem Grasplatz umgeben, am Ufer des Charlesriver; das Customhouse (Zollhaus), an der Centralwharf, ein prächtiges Gebäude aus Granit, in griechischem Styl; das Industrie-, Korrektions- und Reformationshaus in South-B.; die Trinity-, St. Pauls-, Parkstreetkirche; die katholischen Kirchen: die Kathedrale zum heiligen Kreuz, von sehr ehrwürdigem Aeußern, die St. Maryskirche, die Kirche Holy Trinity der deutschen Gemeinde, die erst vor Kurzem vollendet worden, in gothischem Styl, mit krenelirtem Thurme, 90' lang, 46' breit; die St. Augustinskirche in South-B.; das Tremonthouse, eines der schönsten Hotels in den Vereinigten Staaten, mit 202 Zimmern; das Denkmal von Bunkershill. Für die Kirchen ist in B. viel gethan worden. Der strenge Protestantismus ist dominirend; die Unitarier und Puritaner bilden die vorherrschenden Sekten, und alle übrigen sind durch dieselben mehr oder weniger in den Hintergrund gedrängt. Im Ganzen zählte man 1850 nahe an 100 Kirchen. Davon gehörten 22 den Unitariern, 14 den Kongregationalisten, 11 den Episkopalen, 13 den Baptisten, 12 den Methodisten, 6 den Universalisten, 3 den Baptisten des freien Willens, eine den afrikanischen Baptisten, eine den afrikanischen Methodisten; die Neujerusalemiten, die deutschen Protestanten und die Quäker haben Bethäuser. Die römischen Katholiken waren lange der Gegenstand des Hasses und der Verfolgung gewesen; zumal die ersten Einwanderer, welche Besitz von dem Lande nahmen und lauter Strenggläubige waren, wütheten fanatisch gegen Alles, was sich katholisch nannte. Gegen jeden Priester der katholischen Kirche, der innerhalb der Grenzen von B. betroffen wurde, ward die Todesstrafe verhängt. Erst nach der Unabhängigkeitserklärung von 1776, welche allen Religionsbekenntnissen gleiche Rechte und ungehinderte Ausübung ihres Kultus zusicherte, milderte sich die Wuth und Härte, und die Katholiken fingen an, sich nach und nach anzusiedeln und, obgleich die feindselige Stimmung gegen sie nie ganz erlosch, wie die 1834 Statt gefundene Zerstörung des Ursulinerinnenklosters bei Charlestown beweist, unter den übrigen Bewohnern festen Fuß zu fassen. Seit 1808 ist B. Sitz einer katho-

lischen Diöcese, die anfangs die Staaten Massachusetts, Newhampshire, Vermont, Rhode-Island, Maine und Connecticut umfaßte, aus der jedoch jüngst die Staaten Connecticut und Rhode-Island ausschieden und in ein eigenes Bisthum verwandelt wurden. Die Diöcese umfaßt ungefähr 30,000 Seelen und hat gegenwärtig 34 Kirchen, 21 Stationen, 27 Missionspriester, ein Erziehungsinstitut für Jünglinge, ein Waisenhaus und verschiedene Sonntagsschulen. In B. selbst und den zunächst gelegenen Städten, die wieder zu Vorstädten B.s geworden, befinden sich 11 katholische Kirchen. An Schulen und Bildungsanstalten ist B. sehr reich; Gelehrsamkeit und Literatur haben daselbst eine gute Stätte gefunden. Etwa der vierte Theil der Bevölkerung wurde 1850 zum Schulbesuch angehalten und verursachte eine Ausgabe von 325,126 Dollars. Es gab 190 Primärschulen mit etwa 12,000 Schülern, 21 grammatische Schulen mit 9979 Schülern, mehre lateinische Schulen mit 185 und hohe Schulen mit 173 Zöglingen, zusammen mit etwa 22,307 Schülern. Außer andern Bildungsanstalten sind der Erwähnung werth: die medicinische Zweigschule der Harvard-Universität, gegründet 1782, mit 6 Professoren, 88 Studenten und einer Bibliothek von über 8000 Bänden; das Bostonathenäum, mit einer Bibliothek von 30,000 Bänden, Bildergallerie und Salons zu öffentlichen Vorträgen und wissenschaftlichen Zwecken; das chinesische Museum, vortrefflich gearbeitete lebensgroße Figuren der Chinesen enthaltend, in allen ihren Beschäftigungen und Handwerken; die perkünsche Blindenanstalt &c. Gelehrte Gesellschaften existiren in großer Anzahl, so die amerikanische Akademie der Künste und Wissenschaften (American Academy of Arts and Sciences), welche vier Bände ihrer Verhandlungen veröffentlichte; die historische Gesellschaft von Massachusetts (Massachusetts Historical Society), die 22 Bände publicirt hat; die naturwissenschaftliche Gesellschaft von B. (Boston Natural History Society), mit einem schönen Kabinet. Im J. 1850 erschienen gegen 100 periodische Schriften, darunter 12 tägliche Zeitungen, und außerdem eine große Menge von Magazinen und Reviews, worunter die North American Review die in den Vereinigten Staaten sowohl, als in Europa berühmteste ist. Unter vielen Wohlthätigkeitsanstalten und gemeinnützigen Vereinen nennen wir nur das Irrenhaus, verschiedene Armenhäuser, worunter auch ein katholisches, den Kommissionshof der ausländischen Mission, den baptistischen Missionsverein, den amerikanischen Erziehungsverein, die amerikanisch-unitarische Association, die amerikanische Friedensgesellschaft, die Bibelgesellschaft von Massachusetts, die Gesellschaft für Verbesserung der Gefängnisse, zur Unterstützung der Seeleute &c. Für die Kunst hat man in B. weniger Geschmack, als für Literatur, daher auch nur 2 Theater, das Tremont- und das Nationaltheater, daselbst zu finden sind. Die günstige Lage, die Kanäle, worunter der Middleserkanal, der sich bis an den Merrimac erstreckt u. B. mit Concord in Newhampshire verbindet, die Eisenbahnen, die von hier aus nach Worcester, an den Hudson, an den Connecticut, nach Providence, Tanton, Lowell und Albany führen, der treffliche Hafen, von dem Dampfschiffe und Paketboote nach allen wichtigen Handelsplätzen Amerika's und Europa's auslaufen, worunter vorzüglich die Dampfschiffe zu nennen sind, die von Liverpool über Halifax nach B. fahren, alle diese Umstände machen B. zu einer der wichtigsten Handelsstädte (man sagt nach Newyork der wichtigsten) der Union; und in der That ist Handel und Wandel die vorzüglichste Lebensader der ganzen bostoner Bevölkerung. Der meiste Handel geht nach Südamerika und nach Europa. B. bezieht von den südlicher gelegenen Staaten der Union, hauptsächlich von Newyork, Pennsylvanien und Maryland, starke Zufuhren von Getreide, Mais, Reis, Mehl, Gerste, wie auch von Baumwolle und Tabak. Man schätzt die Einfuhr von Mehl im Durchschnitt jährlich auf 400 000 Fässer, die von Getreide aller Art auf 2,000,000 Bushels, Baumwolle 160,000 Ballen, Faßdauben 3,000,000. B. gibt dagegen als Rückfracht gegen 50,000 Fässer Salz und Rauchfleisch, gegen 160,000 Fässer ungesalzene und gegen 30,000 Centner getrocknete und geräucherte Fische, sowie Fischthran und Spermacetilichter, aber auch Industrieartikel, als: gegen 3,500,000 Paar Stiefeln und Schuhe, 500,000 Ballen Papier, ferner grobe Wollen- und Baumwollenstoffe, Nägel, vorzügliches Tauwerk und Segeltuch und andere Artikel, wobei die Bilanz sehr zu seinen Gunsten ausfällt. Die Einfuhren von Europa (meist von England) bestehen hauptsächlich aus baumwollenen und wollenen Waaren, Leinwand, Kanevas &c., kurzen Waaren, Seidenzeuchen, Zucker, Thee, Kaffee, Wein und Branntwein, Gewürzen, Häuten, Indigo, Farbehölzern &c. B. macht neben Philadelphia und Newyork auch die größten Geschäfte im Buchhandel. Auch in Bezug auf die Industrie hält B. den Vergleich mit fast allen bedeutenderen Städten der Vereinigten Staaten aus. Es hat blühende Fabriken in Leder, Segeltuch, Tauwerk, Wolle, Baumwolle, Papier, Eisen, Glas, Zucker, Rum, Seife, Potasche &c.; außerdem war Fischerei, besonders Stockfisch- und Wallfischfang von jeher eine Hauptbeschäftigung. Am stärksten treiben letztern die Bewohner von Newbedford, in der Nähe von B., sowie von Nantucket, einer kleinen Insel an der Küste mit der Stadt gleichen Namens, die in manchem Jahre 150 und mehr Fahrzeuge auf den Wallfischfang aussendet und allein 30 Wallrath- und Spermacetisiedereien besitzt. B. erhielt 1632 die erste Kirche; 1821 ward es City. Die städtischen Angelegenheiten werden seitdem von einem Major, 8 Aldermen und einem Rath von 48 Mitgliedern geleitet. Jeder Distrikt hat außerdem einen Vorsteher, einen Armenpfleger, einen Notar, 5 Inspektoren u. 2 Schulkommissäre. Berühmt ist B. hauptsächlich dadurch geworden, daß in ihm die amerikanische Revolution ihren Anfang nahm. B. ist der Geburtsort von John Hancock, dem ersten Präsidenten des amerikanischen Kongresses, und von Benjamin Franklin, der hier am 17. Januar 1706 das Licht der Welt erblickte. In politischer und socialer Hinsicht gilt B. jetzt in Amerika als die größte Whigstadt, als der Sitz der streng-

sten amerikanischen Aristokratie. Die Stadt wurde 1630 von Eingewanderten, zum Theil aus Boston in England, angelegt, hieß anfangs nach den 3 Hügeln, auf denen sie erbaut ist, Trimountain und zählte nach einem zehnjährigen Bestehen schon 4000 Einwohner. Erst später empfing sie, einem eifrigen Freunde der Freiheit, Cotton, zu Ehren, der Prediger zu Boston in England war und nachmals die Predigerstelle bei der ersten zugleich mit der Stadt gegründeten Kirche erhielt, ihren gegenwärtigen Namen. Durch ein Erdbeben 1727 ward sie bedeutend beschädigt, doch zählte sie gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts an 18,000 Einwohner. Zu B. begann im December 1773 zuerst die amerikanische Revolution, als das Volk den trotz der Nichteinfuhrakte aus England eingeführten Thee ins Meer warf und der Hafen auf Parlamentsbeschluß gesperrt wurde (bostoner Theesturm), und später auch in der Nähe der Stadt zuerst der Kampf mit der Schlacht bei Bunkershill (17. Juni 1774), zu deren Andenken nachher eine 200 Fuß hohe Säule von Granit errichtet wurde, die jedoch noch nicht ausgebaut ist. Der Schlacht folgte 1775—76 die erfolgreiche Belagerung der englischen Besatzung in B.

Bostra (im A. T. Bozra, auch Bosra, Bezer), Stadt im alten Syrien, einst Hauptstadt der Edomiter, seit Trajan Hauptstadt der römischen Provinz Arabia, jetzt noch Hauptstadt der Landschaft Huran, scheint zu Cicero's Zeit eigene, doch unbedeutende Fürsten gehabt zu haben. Trajan verschönerte die Stadt und verlegte das Standquartier der Legio III Cyrenaica dorthin. Unter Severus Alexander wurde sie römische Kolonie, später Sitz eines Bisthums, dann eines Erzbisthums über 20 syrisch-arabische Bisthümer. B., einst groß und wohl befestigt, hat jetzt kaum 100 Einwohner zwischen den Trümmerhaufen. In B. fand 244 eine Kirchenversammlung (Bostrenum concilium) Statt, auf welcher Origenes den Bischof Beryll von B., der die Lehre aufstellte, Christus habe vor seiner Menschwerdung nur im Rathschlusse Gottes, nicht in Wirklichkeit existirt und sey auch nachher zwar mit göttlicher Kraft ausgerüstet, aber nicht Gott selbst gewesen, gründlich bekehrte.

Boswell, 1) James, geschätzter englischer Schriftsteller, den 29. Okt. 1740 zu Edinburg geboren, war für den Advokatenstand bestimmt und studirte anfangs zu Oxford. In London, wohin er 1763 ging, machte er die Bekanntschaft Samuel Johnsons, begab sich dann nach Holland, um auf der Universität zu Utrecht seine Studien fortzusetzen, und unternahm 1764 eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien, auf der er auch Korsika besuchte. Sein „Account of Corsica" (Glasgow 1768, 3. Aufl., London 1769) wurde auch ins Deutsche (Leipzig 1769) und mehre andere Sprachen übersetzt. Nach seiner Verheirathung ließ er sich zu London nieder, wo er 1773 in den von Johnson errichteten literarischen Klub trat. Er begleitete Johnson auf seiner Reise nach Schottland und den Hebriden, deren Beschreibung das „Journal of a tour to the Hebrides with Johnson" (London 1774, Dublin 1783, deutsch, Lübeck 1785) enthält, und beschäftigte sich seit dem Tode seines berühmten Freundes (1784) mit der Abfassung einer Biographie desselben. Sein „Life of S. Johnson" (zuerst London 1791, 2 Bde., deutsch, 1 Bd., Königsberg 1797) ist sehr oft gedruckt; eine der besten Ausgaben ist die von Croker (5 Bde., London 1831), die aber an Reichhaltigkeit der 1835 von Murray in 8 Bänden herausgegebenen nachsteht. Ein neuer Abdruck in Einem Bande erschien zu London 1848. Dasselbe ist ein fleißig ausgeführtes, nur oft zu weit ausgesponnenes biographisches Gemälde. B. † den 17. Mai 1795.

2) Sir Alexander, englischer Schriftsteller, Sohn des Vorigen, 1775 geboren, ward 1821 Baronet. Einige ans Persönliche streifende politische Pamphlete, die er als eifriger Tory bei Gelegenheit einer Parlamentswahl schrieb, zogen ihm eine Herausforderung von Seiten eines Stuart von Dunearn zu. Im Zweikampf, der zu Auchtertool in Fife Statt fand, erhielt er eine Schußwunde, an der er am 26. März 1822 †. Seine im Volkston gehaltenen schottischen Lieder zeichnen sich durch Popularität und derben Humor aus und erschienen gesammelt in den „Songs chiefly in the Scotish dialect" (Edinburg 1803). „Edinburgh, or the ancient royalty" (das. 1810), ist ein schottisches Sittengemälde in dialogischer Form. Er gab auch mehre Denkmäler der ältern Literatur seines Vaterlandes heraus. Sein jüngerer Bruder, James B., geboren 1779, gab Malone's Shakespeare neu heraus (25 Bde., London 1821) und † 1822.

Boswellia, Geschlecht ostindischer Balsambäume, genannt nach Johann Boswell, der 1736 in Leyden eine „Dissertatio de Ambra" herausgab, gehört zu der natürlichen Familie der Terebinthaceen und ist mit Amyris, Schinus, Bursera nahe verwandt. Der Baum hat abfällige ungerade Federblätter und weiße Blümchen in Rispen. B. glabra, glatte Boswellie, ist ein prächtiger Baum auf den Molukken, der sehr hoch und stark wird. Sein Holz ist hart und wird oft zu Masten gebraucht; der Baum schwitzt ein sehr wohlriechendes Harz aus, welches als Weihrauch, Pech, auch zu Fackeln und zum Ausfüllen indischer Goldwaaren angewendet wird. B. serrata *Roxb.*, gezähnte Boswellie, ist ein großer Baum in Ostindien und auf den Inseln des persischen Meerbusens, mit spitz-ovalen, gezähnten und flaumigen Blättern und einfachen Achseltrauben. Die Samenkapsel ist so groß wie eine Olive und hat in jedem Fache mehre Samen, wovon aber nur einer reift, herzförmig und geflügelt. Aus dem Stamm fließt durch Einschnitte ein Gummi, welches erst in neuerer Zeit sowohl in England, als auch in Ostindien für einerlei mit dem Olibanum oder dem indischen Weihrauch erkannt werden ist.

Bosworth, Marktflecken in der englischen Grafschaft Leicester, auf einer Anhöhe, mit 1000 Einwohnern, berühmt durch das nahe dabei liegende Schlachtfeld Redmore oder Bosworthfield, auf welchem König Richard III. Thron und Leben verlor und das Haus Tudor sich die englische Krone errang.

Bota (portug., span. und ital. Botta, deutsch Both), Maß für südeuropäische Weine, für solche

auch im Norden gebräuchlich, im Durchschnitt = 2 preußische Oxhoft.

Botalli, Leonhard, Leibarzt Heinrichs III. von Frankreich, zu Asti in Piemont geboren, machte sich einen Namen durch die Einführung des Aderlasses in Frankreich und durch seine Untersuchungen über die Natur der Schußwunden, die er mit Maggi als Quetschungen betrachtete u. als solche behandelt wissen wollte. Nach ihm ist benannt der botallische Gang (ductus Botalli), ein Gefäß zwischen der Aorta u. der Lungenarterie, beim Embryo ein offener Kanal, durch welchen das Blut aus der Lungenarterie in die Körperarterie übergeht u. der nach u. nach ein dicker runder Strang wird, und das botallische Loch, das eiförmige Loch des Herzens. Seine Werke wurden herausgegeben von J. von Horn (Leyden 1660).

Botanik (Pflanzenkunde), derjenige Theil der Naturgeschichte, welcher die wissenschaftliche Kenntniß des Pflanzenreichs umfaßt. Sie zerfällt im Allgemeinen in die Lehre von den fossilen oder urweltlichen Pflanzen (fossile B., s. Paläontologie) u. in die eigentliche B. oder die Lehre und Beschreibung von den jetzt vorhandenen Gewächsen unserer Erde, u. zwar lehrt die letztere nicht nur die Gewächse nach der innern und äußern Beschaffenheit derselben kennen, unterscheiden, klassificiren, sondern sie beschäftigt sich auch in einem besonderen Theile mit den Beziehungen, welche zwischen den Gewächsen und dem Menschen Statt finden, d. h. sie macht uns mit dem Nutzen und Schaden bekannt, den die Pflanzen in der Oekonomie des Menschengeschlechts haben. Die B. hat in der neuern Zeit so sehr an Umfang gewonnen, daß ein Menschenleben kaum hinreicht, um zu gründlichen Kenntnissen in dieser unermeßlichen, mit dem menschlichen Leben und mit den andern Theilen der menschlichen Erkenntniß in tausendfacher Beziehung stehenden Wissenschaft zu gelangen. Ihrem Wesen nach zerfällt sie in zwei Hauptabtheilungen: in die reine und in die angewandte B.

Die reine B. beschäftigt sich mit der Pflanze überhaupt u. ist dann die eigentlich sogenannte philosophische B., oder mit den einzelnen Pflanzen und heißt dann die besondere B. oder die Naturgeschichte der Gewächse im engern Sinne, auch historische B. oder Phytographie. Die philosophische B. spaltet sich wieder in 1) Pflanzenanatomie (auch Phytotomie und Organographie), als Lehre von dem innern Bau der Gewächse oder die Beschreibung der Organe, ihrer Gestalt, Stellung, Bau und Verbindungen, die es zunächst mit den einzelnen Theilen der Pflanze zu thun hat; 2) Pflanzenchemie (auch Phytochemie), welche die Untersuchungen über die Grundstoffe der Gewächse und über die mannigfaltigen Abänderungen und Zusammensetzungen dieser Grundstoffe in den verschiedenen Säften und festen Theilen der Pflanze enthält; 3) Pflanzenphysiologie (auch Phytophysiologie oder Phytonomie im engern Sinne genannt), die sich mit den Verrichtungen der Pflanze beschäftigt und die Lehre von dem Leben der Pflanzen und den jedem Pflanzenorgan eigenthümlichen Thätigkeiten ist. Als eine Unterabtheilung der Pflanzenphysiologie erscheint die Pflanzenpathologie (oder Phytopathologie), d. h. die Lehre von den allgemeinen krankhaften Zuständen, denen die Pflanzen unterworfen sind. Die besondere oder historische B. scheidet man am zweckmäßigsten in vier Hauptabschnitte: 1) Pflanzenbeschreibung oder Phytographie im engern Sinne, welche die Kenntniß der einzelnen Pflanzen bezweckt und wieder folgende Unterabtheilungen hat: botanische Terminologie oder Glossologie, d. h. die Kenntniß der besonderen Kunstausdrücke zur Bezeichnung der verschiedenen Organe der Pflanzen und ihrer zahlreichen Modifikationen, umfassend die botanische Kunstsprache, welche, als festes Gerippe aller botanischen Kenntniß, dem Gedächtniß vollständig eingeprägt seyn muß; botanische Charakteristik oder die Lehre von den Regeln, welche man bei Festsetzung der wesentlichen Merkmale oder des Charakters der Pflanze zu beobachten hat; botanische Systematik oder Taxonomie, welche die allgemeinen Gesetze über die passende Zusammenstellung der einzelnen Pflanzen in ein System nach einem bestimmt ausgesprochenen Grundsatze, oder die Klassifikation des Pflanzenreichs enthält und zugleich die verschiedenen Versuche angibt, welche bisher die Botaniker in der Zusammenstellung der Pflanzen gemacht haben; botanische Synonymik oder Angabe der verschiedenen Namen, welche die Pflanzen theils in der Wissenschaft, theils im gemeinen Leben erhalten haben; 2) Pflanzengeographie oder Phytogeographie, d. h. im Allgemeinen die Angabe des Verhältnisses, in welchem die Pflanze theils zur Sonne oder zum Aether (Wärme, Licht), theils zur Erde oder zur Luft, zum Wasser und zum Boden steht, im Besonderen die Lehre von der Verbreitung der Pflanzen auf der Erde und den Standorten derselben; 3) Pflanzenphysiognomie oder Phytophysiognomie, die Lehre von den Verhältnissen, in welchen die Pflanzen zu andern Pflanzen stehen, von der Geselligkeit derselben, gleichsam vom Pflanzenstaate; 4) Pflanzenökonomie oder Phytoökonomie, die Lehre von dem Verhältniß, in welchem die Pflanzen zu dem Thierreiche stehen. Indem wir in Bezug auf den Bau, die chemische Beschaffenheit, das Leben u. die Verbreitung der Pflanze dieses ersten Hauptabschnittes auf den Artikel Pflanze verweisen, beschränken wir uns hier auf die nöthige Erläuterung einiger besonderen Theile, der botanischen Wissenschaft.

Was zunächst die botanische Terminologie oder Glossologie betrifft, so ist es für die wissenschaftliche Bestimmung unumgänglich nöthig, daß jedes Wort einen bestimmten, beschränkten Sinn habe und daß jedes Organ, jede Eigenschaft eines gewissen Theils mit denselben Ausdrücken bezeichnet werde; doch darf man in der B. beim Festhalten dieser Regel nicht zu weit gehen, denn die Formen des Gewächsreiches sind so unendlich mannigfaltig, daß keine menschliche Sprache reich genug ist, um alle vorkommenden Verschiedenheiten der Gestaltung durch Worte deutlich zu machen. Im Allgemeinen erfordert es das Interesse der Wissenschaft, daß man die Kunstsprache so sehr vereinfache als nur möglich,

denn nur dadurch kann das Erlernen erleichtert werden. Daher bedient man sich bei geringern Abweichungen von der gewöhnlichen Gestalt und Eigenschaft im Lateinischen der Diminutive, z. B. acutiusculus, obtusiusculus, d. h. was nicht ganz zugespitzt, nicht ganz abgestumpft ist; oder man setzt die Sylbe sub vor das bestimmende Adjektivum, z. B. subrotundus, subteres, subpubescens. Im Deutschen braucht man in diesem Fall das Wörtchen fast, oder man bildet Worte wie rundlich, spitzlich ꝛc. Oft braucht man zur Bezeichnung einer gewissen Eigenschaft ein Gleichniß; indeß muß der Gegenstand, womit verglichen wird, allgemein bekannt seyn. Sprache für die Bezeichnung der botanischen Terminologie ist unter allen Nationen von jeher die lateinische Sprache, die auch jetzt, obgleich die lebenden Idiome Europa's in neuerer Zeit auch für wissenschaftliche Zwecke sehr ausgebildet worden sind, nicht aufgegeben werden darf, schon wegen ihrer allgemeinen Verständlichkeit und auch wegen der Kürze und Bestimmtheit ihrer Ausdrücke. Wo die lateinische Sprache nicht ausreicht, sind vielfach latinisirte griechische Worte in die botanische Kunstsprache aufgenommen worden; solche Zusammensetzungen aus beiden Sprachen, sogenannte hybride Wörter, vermehren jedoch das Uebel, das sie mildern sollen. Die meisten botanischen Kunstausdrücke lassen sich für Deutsche durch deutsche Wörter bezeichnen, weshalb man in unsern Handbüchern schon seit einiger Zeit angefangen hat, die Kunstausdrücke deutsch zu geben. Eine Hauptregel für die Anwendung der Kunstsprache ist noch die, daß man so wenig negative Ausdrücke als nur möglich gebrauche. Eine Sache negativ bestimmt, bleibt unbestimmt, denn dadurch, daß man bloß hört, was sie nicht ist, erfährt man noch nicht, was sie ist. Nur bei Gegensätzen, z. B. blattreich, blattlos, behaart, unbehaart, können negative Ausdrücke nicht ganz vermieden werden. Kostbare Kupferwerke zur Erklärung der Kunstausdrücke sind meist überflüssig, denn vieljährige Erfahrung hat gelehrt, daß deutliche Bestimmungen und Beispiele besser belehren, als Bilder. Zu den allgemeinen Terminologien gehören die Kunstausdrücke, welche die Form oder Gestalt der Pflanzen überhaupt, sowie die allgemeinen Eigenschaften der Gewächse betreffen. Allgemeine Eigenschaften sind solche, die sich nicht auf einzelne Theile oder einzelne Gewächsabtheilungen beziehen, sondern an mehren wiedergefunden werden: die Anzahl, Größe, Farbe, Bedeckung, Gestaltung der Flächen, Dimension und Richtung der Körper, besondere Gestalt der Theile und die Anheftung, Trennung und Proportion der Theile. Die besondern Terminologien beziehen sich auf die Wurzel, den Stamm und seine Theile, das Blatt und die blattähnlichen Theile, die Frucht und den Samen.

Die botanische Charakteristik besteht in der Lehre von den Regeln, welche man bei Festsetzung der wesentlichen Merkmale oder des Charakters der Pflanzen zu beobachten hat, wobei zuerst die allgemeinen Regeln, die man bei Feststellung des Charakters berücksichtigen muß, sodann der Art- und endlich der Gattungscharakter hervortreten. Es gibt im Allgemeinen zwei verschiedene Arten der Merkmale: die der Ausdehnung und die der sinnlichen Eindrücke. Die letzteren sind zwar für Den, der sie erhält, belehrend genug, aber er kann sie nicht mit Worten so ausdrücken, daß ein Anderer sie eben so empfinde. Dagegen können die Merkmale der Ausdehnung, d. h. diejenigen, die von den Formen selbst, von der Zahl, der Größe und den Verhältnissen der Theile entlehnt sind, mit Worten so deutlich ausgedrückt werden, daß kein Zweifel übrig bleibt. Auf diese Merkmale legt daher der Botaniker bei Bestimmung der Pflanzencharaktere vorzugsweise Werth, denn er kann gewiß seyn, daß durch Hülfe derselben eine Pflanze, selbst wenn man sie zum ersten Male sieht, erkannt und bestimmt werde, wobei stets vorausgesetzt wird, daß diese Merkmale durch die richtigen Terminologien, d. h. in der Kunstsprache, ausgedrückt werden. Da die Merkmale Eigenschaften der Theile sind, so kommt es darauf an, daß man sie den wichtigeren Theilen derselben Pflanze, d. h. denjenigen entnehme, welche in nächster Beziehung zu dem Zweck der Vegetation stehen. Der Zweck der Vegetation ist offenbar die Fortpflanzung der Art (species); daher ist, was hiermit zunächst in Beziehung steht, ein wichtiger, d. h. ein wesentlicher Theil der Pflanze. Der Botaniker nimmt an, daß ein Gewächs seine größte Vollkommenheit erreicht hat, wenn es Früchte trägt. Nächst ihnen sind die Befruchtungstheile und was zu ihnen gehört, wegen Standhaftigkeit ihrer Formen und Verhältnisse vorzüglich dazu geeignet, sichere Merkmale darzubieten. Alles Zufällige und Außerwesentliche, d. h. die von sinnlichen Eindrücken hergenommenen Bezeichnungen, Angabe der Synonyme, der Blüthezeit, des Vaterlands, des Gebrauchs ꝛc., gehört nicht in die eigentliche Charakteristik, sondern in die sogenannte Erläuterung oder Adumbration. Durch die Verbindung der letztern mit der wirklichen Charakteristik gewinnt die Pflanzenbeschreibung in vielen Fällen höhere Grade von Evidenz. Indeß muß für den wissenschaftlichen Botaniker die reine Charakteristik genügen, weshalb Linné die zur Erläuterung gehörigen Bemerkungen über Bestandtheile, ökonomischen und technischen Gebrauch ꝛc. in seinem System wegzulassen pflegte, obgleich er Dauer, Blüthezeit und Vaterland der Gewächse immer sorgfältig anmerkte. Charakter der Art ist der Inbegriff der Merkmale, die sich als unabänderlich zeigen, die mithin durch die Fortpflanzung nicht verändert werden. Außer der Fortpflanzung können in manchen Fällen auch andere Umstände, Klima, Boden, Behandlung ꝛc. Einfluß auf die Veränderung der Merkmale haben. Bleiben nun gewisse Merkmale unter allen diesen Umständen dieselben, so können sie mit Recht als Charaktere einer besondern Art aufgestellt werden. Gattungscharakter (Character genericus) ist der Inbegriff der Merkmale, welche allen Arten einer Gattung zukommen. Er ist entweder natürlich (Char. naturalis), wenn man alle Theile der Pflanze mit hineinzieht, wenn man ihn weit umfassend, mehr beschreibend, als in scharfen Umrissen, entwirft; oder künstlich (Char. factitius), wenn man bloß die Merkmale der wesentlichen

Theile in Bezug auf ein bestimmtes System hervorhebt; oder diagnostisch (Char. diagnosticus, Diagnosis), wenn man sich nur auf die möglichst wenigen Merkmale, die durchaus nie fehlen, beschränkt, d. h. aus dem künstlichen Charakter bloß die Merkmale heraushebt, welche zur Unterscheidung dienen. Dem Gattungscharakter soll und darf keine Art widersprechen. Je deutlicher und leichter zu erkennen die Gattungscharaktere sind, je mehr sie besonders mit dem äußern Ansehen übereinstimmen, desto besser sind sie: denn die Gattungen sollen auffallen und als Naturguß hervortreten. Bemerkt man in einer Familie einen besonders hervorragenden Theil, so kann er zur Unterscheidung der Gattungen benutzt werden. Solche Theile, wie bei den Compositis die Samenkrone und der Fruchtboden, bei den Doldenpflanzen die Frucht, haben für die Charakteristik großen Werth. Gattungen, die an Arten sehr zahlreich sind, sind, um das Aufsuchen der Arten zu erleichtern, wieder in besondere Sektionen oder Abtheilungen zu bringen. Aus mehren Gattungen, die sich nach gewissen gemeinschaftlichen Merkmalen zusammenstellen lassen, entstehen die Familien, Sippen. Diese sind daher nichts Anderes als große Gattungen, sehr oft nur Gattungen, die man bei der zunehmenden Anzahl der Arten, die man kennen lernte, getrennt hat. Einzelne Abtheilungen großer Familien nach bestimmten Merkmalen nennt man auch wohl Gruppen.

Die botanische Systematik oder Taxonomie ist die Lehre von der passenden Zusammenstellung der einzelnen Pflanzen in ein System oder von der Klassifikation des Pflanzenreichs und gibt zugleich die verschiedenen Versuche an, welche bisher die Botaniker in der Zusammenstellung der Pflanzen gemacht haben. Alle Pflanzensysteme sind entweder künstliche oder natürliche. Ein künstliches Pflanzensystem entsteht, wenn die Anordnung bloß das Verhältniß einzelner Theile als leitendes Princip anerkennt und also allein nach Einheit strebt, ohne sich um die Gruppen und Familien zu bekümmern, die doch einmal da sind; eine Anordnung der Pflanzen aber nach ihren Verwandtschaften u. nach ihrer Stufenfolge, so daß man eine Einsicht in ihren Zusammenhang u. in die Gesetze ihrer Entstehung enthält, heißt ein natürliches System. Die Begründer künstlicher Pflanzensysteme, die sogenannten Systematiker, werden von Linné in orthodoxe u. in heterodoxe Systematiker eingetheilt, und zwar sind die letzteren solche, welche das Princip der Pflanzenzusammenstellung von einem andern, als einem Fruktifikationstheil hernehmen. Linné rechnet dahin: Alphabetarier, welche die alphabetische Ordnung zur Folgereihe nehmen, Rhizotomen, die vorzüglich die Wurzel beachten, Phyllophilen, welche zunächst die Blätter berücksichtigen, Physiognomen, die nur auf die Außengestalt sehen, Chronische, welche die Zusammenstellung nach der Blüthezeit machen, Topophilen, die den Standort zum Princip nehmen, Empiriker, die die Pflanzen nach den Heilkräften ordnen, ꝛc. Orthodoxe Systematiker sind nach Linné solche, welche die Pflanzen einzig nach den Fruktifikationstheilen zusammenstellen. Sie zerfallen in allgemeine und besondere: die besonderen bringen nur einzelne große Familien und Pflanzengruppen in ein System, die allgemeinen umfassen das ganze Pflanzenreich oder wenigstens diejenigen Gewächse, welche mit deutlichen Fruktifikationstheilen versehen sind. Diese sind wieder: Korollisten, welche die innern Blüthenhüllen, Kalycisten, welche den Kelch, und Fruktisten, welche Frucht und Samen als Princip für ihre Klassifikationen nehmen. Alle Versuche dieser Art fielen in den Hintergrund, als Linné in seinem Pflanzensystem als Sexualist auftrat, d. h. die Pflanzensexualität oder die männlichen und weiblichen Geschlechtstheile der Gewächse zum Princip für die Anordnung derselben nahm. Linné's System hat sich bis jetzt behauptet und ist ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Erwerbung der Pflanzenkenntniß geworden. Der allgemeinste Eintheilungsgrund desselben beruht auf dem Daseyn oder der Abwesenheit (Verborgenheit wollen Einige lieber sagen) der Geschlechtstheile. Die Pflanzen, welche offenbare Geschlechtstheile haben, nennt Linné Phanerogamisten, die hingegen, wo die Geschlechtstheile verborgen oder gar nicht vorhanden sind, Kryptogamisten. Seinen ersten oder größern Abtheilungen, deren die Phanerogamisten dreiundzwanzig, die Kryptogamisten aber nur eine haben, und die er Klassen nennt, legt er, wenigstens bei den Phanerogamisten, die männlichen Geschlechtstheile, die Staubfäden, oder vielmehr die Staubbeutel, zum Grunde, den nächsten Abtheilungen, oder den Ordnungen, meist die weiblichen Geschlechtstheile oder die Griffel; dann sieht er auf den Bau des Kelchs, der Blume und der Frucht. Diejenigen Pflanzen, welche darin übereinstimmen, nennt er Genera, Gattungen, solche, welche nur noch Unterschiede im Bau des Stammwerkes, besonders der Blätter, zeigen, unterscheidet er unter dem Namen Species, Art; kleinere Unterschiede werden durch Abart, Subspecies, Varietas, bezeichnet. Bei Bestimmung seiner Klassen berücksichtigt Linné die Zahl, Größe, Verwachsung und Absonderung der Staubfäden. Dadurch bekommt er folgende Abtheilungen: A. Blüthenpflanzen (Nuptiae publicae, Phanerogama): a) Zwitter (Monoclinia): α) Staubfäden frei (stamina libera), von unbestimmter Länge; Klassen: 1) Einfädige (Monandria), Tannenwedel (Hippuris); 2) Zweifädige (Diandria), Rainweide (Ligustrum); 3) Dreifädige (Driandria), Schwertlilie, (Iris); 4) Vierfädige (Tetrandria), Skabiose, Labkraut (Galium); 5) Fünffädige (Pentandria), Schlüsselblume (Primula); 6) Sechsfädige (Hexandria), Lauch (Allium); 7) Siebenfädige (Heptandria), Roßkastanie (Aesculus); 8) Achtfädige (Octandria), Heidelbeere (Vaccinium); 9) Neunfädige (Enneandria), Lorbeer (Laurus); 10) Zehnfädige (Decandria), Nelke (Dianthus); 11) Zwölffädige (Dodecandria), 12—19 Staubfäden, Resede (Reseda); 12) Zwanzigfädige (Icosandria), etliche 20 Staubfäden auf dem Kelche, Rose (Rosa); 13) Vielfädige (Polyandria), 20 und mehr Staubfäden auf dem Blumenboden, Linde (Tilia); von ungleicher Länge: 14) Zweimächtige (Didynamia), zwei längere und zwei kürzere Staubfäden, Lippenblumen, Münze (Mentha); 15) Viermächtige (Tetradynamia), vier längere oder zwei kürzere

Staubfäden, Kreuzblumen, Levkoje (Cheiranthus); β) Staubfäden verwachsen (stamina connata), entweder mit einander: 16) Einbrüderige (Monadelphia), alle verwachsen, Malve (Malva): 17) Zweibrüderige (Diadelphia), in zwei volle Bündel verwachsen, Schmetterlingsblumen, Wicke (Vicia); 18) Vielbrüderige (Polyadelphia), in mehre Bündel verwachsen, Johanniskraut (Hypericum); oder nur die Staubbeutel verwachsen: 19) Kopfblüthen (Syngenesia), Lattig (Lactuca); oder mit dem Griffel verwachsen: 20) Griffelbeutelige (Gynandria), die Staubbeutel am Griffel hängend, Knabwurz (Orchis). b) Zweibettige (Diclinia): Pflanzen, deren Staubfaden und Griffel in abgesonderten Blüthen stehen: 21) Einhäusige (Monoecia), die getrennten Blüthen auf Einem Stamm, Nessel (Urtica); 22) Zweihäusige (Dioecia), die getrennten Blüthen auf zwei Stämmen, Hanf (Cannabis); 23) Vielhäusige (Polygamia), getrennt und Zwitterblüthen auf einem oder verschiedenen Stämmen, Ahorn (Acer). B. Blüthenlose Pflanzen (Nuptiae clandestinae): 24) Blüthenlose (Cryptogamia), Farrenkraut, Moose (Filix, Musci) ꝛc. Der erste Botaniker, welcher eine natürliche Anordnung der Pflanzen durchzuführen versuchte, war Adanson, nach welchem ersten Versuche aber so verschiedenartige natürliche Pflanzensysteme aufgestellt worden sind, daß nur diejenigen erwähnt werden können, die sich von den übrigen auszeichnen und allgemeiner angenommen worden sind. Jussieu's natürliches Pflanzensystem, zuerst 1788 bekannt gemacht, war die erste sichere Grundlage, die Pflanzen nach der Natur zu ordnen. Jussieu theilt die Pflanzen, wie man schon früher gethan, nach der Zahl der Samenlappen, welche sie beim Keimen zeigen, in drei große Hauptabtheilungen: Acotyledones (Lappenlose), Monocotyledones (Einlappige) und Dicotyledones (Zweilappige). Dann sah er zunächst darauf, ob die Staubfäden unter dem Pistill oder Gröps auf dem Stiel oder Fruchtboden stehen, wie beim Mohn (Papaver), oder ob um das Pistill, auf dem ziemlich freien Kelche, wie bei der Rose (Rosa), oder endlich über dem Pistill auf dem ganz verwachsenen Kelche, wie bei den Doldenblumen (Umbelliferae). Die erstern nennt er hypogynische, die zweiten perigynische, die dritten epigynische Staubfäden (stamina hypogyna, perigyna, epigyna). Die zweilappigen Pflanzen theilt er überdies nach der Blume ab, ob sie nämlich ein- oder vielblätterig ist, oder fehlt (plantae monopetalae, polypetalae, apetalae). Auf diese Weise erhält Jussieu 15 Klassen, welche er wieder nach verschiedenen Theilen, besonders den Pistillen und Samen, in natürliche Ordnungen oder Familien von einander sondert. Er stellte 100 Familien in folgender Reihenfolge auf: A. Acotyledones (Lappenlose): I. Klasse: Acotyledonia. Ordnungen: 1) Fungi, Pilze; 2) Algae, Algen od. Tange; 3) Hepaticae, Lebermoose; 4) Musci, Moose; 5) Filices, Farrenkräuter; 6) Najades, Najaden. B. Monocotyledones (Einlappige): II. Klasse: Monohypogynia: 7) Aroideae, Aroiden; 8) Typhae, Typhoiden; 9) Cyperoideae, Cyperoiden; 10) Gramineae, Gräser. III. Klasse: Monoperigynia: 11) Palmae, Palmen; 12) Asparagi, Spargeln; 13) Junci, Binsen; 14) Lilia, Lilien; 15) Bromeliae, Bromelien; 16) Asphodeli, Asphodelen; 17) Narcissi, Narcissen; 18) Irides, Schwertel. IV. Klasse: Monoepigynia: 19) Musae, Bananen; 20) Cannae, Gewürze; 21) Orchides, Orchiden; 22) Hydrocharides, Hydrochariden. C. Dicotyledones (Zweilappige): a) Apetalae: V. Klasse: Epistaminia; 23) Aristolochiae, Aristolochien; VI. Klasse: Peristaminia: 24) Elaeagniae, Eläagnen; 25) Thymeleae, Thymeleen; 26) Proteae, Proteen; 27) Lauri, Lauren; 28) Polygoneae, Polygoneen; 29) Atriplices, Atripliceen. Melden. VII. Klasse: Hypostaminia: 30) Amaranthi, Amaranthen; 31) Plantagines, Wegeriche; 32) Nyctagines, Nyctagineen; 33) Plumbagines, Plumbagineen. b) Monopetalae: VIII. Klasse: Hypocorollia: 34) Lysimachiae, Lysimachien; 35) Pediculares, Pedicularien; 36) Acanthi, Acanthen; 37) Jasmineae, Jasmineen; 38) Vitices, Viticeen; 39) Labiatae, Labiaten; 40) Scrophularinae, Skrophularinen; 41) Solaneae, Solaneen; 42) Boragineae, Boragineen; 43) Convolvuli, Convolvulen; 44) Polemonia, Polemonien; 45) Bignonia, Bignonien; 46) Gentianae, Gentianen; 47) Apocyneae, Apocyneen; 48) Sapotae, Sapoten. IX. Klasse: Pericorollia: 49) Guajacanae, Guajacanen; 50) Rhododendra, Rhododendren; 51) Ericae, Haiden; 52) Campanulaceae, Kampanulaceen. X. Klasse: Synantheria: 53) Cichoraceae, Cichoraceen; 54) Cynarocephalae, Cynarocephalen; 55) Corymbiferae, Corymbiferen. XI. Klasse: Corisantheria: 56) Dipsaceae, Dipsaceen; 57) Rubiaceae, Rubiaceen; 58) Caprifolia, Caprifolien. c) Polypetalia: XII. Klasse: Epipetalia: 59) Araliae, Aralien; 60) Umbelliferae, Umbelliferen; XIII. Klasse: Hypopetalia: 61) Ranunculaceae, Ranunkulaceen; 62) Papavereae, Papaveraceen; 63) Cruciferae, Cruciferen; 64) Capparides, Cappariden; 65) Sapindi, Sapinden; 66) Acera, Ahorne; 67) Malpighiae, Malpighien; 68) Hyperica, Hyperiken; 69) Guttiferae, Guttiferen; 70) Aurantiae, Aurantien; 71) Meliae, Melien; 72) Vites, Reben; 73) Geraniae, Geranien; 74) Malvaceae, Malvaceen; 75) Magnoliae, Magnolien; 75) Anonae, Anonen; 77) Menisperma, Menispermen; 78) Berberides, Berberiden; 79) Tiliaceae, Tiliaceen; 80) Cisti, Cisten; 81) Rutaceae, Rutaceen; 82) Caryophylleae, Caryophylleen. XIV. Klasse: Peripetalia: 83) Sempervivae, Semperviven; 84) Saxifragae, Saxifragen; 85) Cacti, Kakteen; 86) Portulaceae, Portulaceen; 87) Ficoideae, Ficoideen (Mesembryanthemum); 88) Onagrae, Onagrarien (Epilobium); 89) Myrti, Myrten; 90) Melastomae, Melastomen; 91) Salicariae, Salicarien (Lythrum); 92) Rosaceae, Rosaceen; 93) Leguminosae, Leguminosen; 94) Terebinthaceae, Terebinthaceen; 95) Rhamni, Rhamnen. XV. Klasse: Diclinia: 96) Euphorbiaceae, Euphorbien; 97) Cucurbitaceae, Kurbitaceen; 98) Urtica, Nesseln; 99) Amentaceae, Amentaceen; 100) Coniferae, Koniferen. Unter den Botanikern, welche das jussieu'sche System weiter zu vollenden suchten, that sich besonders Decandolle hervor. Während derselbe über die Begriffe Art, Gattung, Familie, Gruppe, Ordnung, Klasse größtentheils mit den übrigen Botanikern übereinstimmt, schlägt er bei der An-

ordnung der Pflanzen einen Jussieu entgegengesetzten Weg ein, indem er von dem Zusammengesetzten zu dem Einfachen herabsteigt. Was die Organe der Ernährung betrifft, so theilt Decandolle die Pflanzen im Allgemeinen in Gefäß- und in Zellenpflanzen (plantae vasculares, cellulares); jene sind die Kotyledonen, diese die Akotyledonen. Die Gefäßpflanzen werden von ihm nach den Organen der Vegetation in Exogeneae und Endogeneae getheilt. Alle Gefäße jener liegen um eine zellige Masse koncentrisch und sind so geordnet, daß die ältesten nach dem Mittelpunkt hin, die jüngsten nach der Peripherie zu liegen, woraus hervorgeht, daß die Pflanzen von innen nach außen holzige Schichten ansetzen. Der Stamm dieser hingegen ist cylinderisch, homogen, im Mittelpunkte jünger und weicher. Vergleicht man Decandolle's Eintheilung der Gefäßpflanzen nach den Organen der Vegetation und Fruktifikation, so erkennt man, daß die Exogenen gleich den Dikotyledonen und die Endogenen gleich den Monokotyledonen, und daß daher die Klassen, die aus zwei Reihen der Hauptorgane gleicher Funktionen der Pflanzen zugleich abgeleitet sind, wirklich natürlich sind. Wir geben eine allgemeine Uebersicht von Decandolle's System, ohne die einzelnen Familien besonders zu nennen: I. Plantae vasculares seu cotyledoneae: A. Dicotyledoneae s. Exogeneae: Kl. I: Thalamiflorae (Blumenblätter frei auf dem Fruchtboden, Familie 1—54); Kl. II: Calyciflorae (Blumenblätter auf dem Kelche, viel- und einblättrige, Familie 55—108); Kl. III: Corolliflorae (Blumenblätter zu einer geschlossenen, auf dem Fruchtboden aufsitzenden Blumenkrone verwachsen, Familie 109—139); Kl. IV: Monochlamydeae (ohne Blumenkrone mit einer einfachen Blüthenhülle, Familie 140—161). B. Monocotyledoneae s. Endogeneae: Kl. V: Phanerogamae (mit offenbaren Geschlechtstheilen, Familie 162—194); Kl. VI: Cryptogamae (mit verborgenen Geschlechtstheilen, Familie 195—199). II. Plantae cellulares seu acotyledoneae: Kl. VII: Foliaceae (beblättert, mit Geschlechtstheilen versehen, Familie 200, 201); Kl. VIII: Aphyllae (blattlos, Geschlechtstheile nicht bekannt, Familie 202—205). Okens natürliches Pflanzensystem geht von der selbstständigen Darstellung der Pflanzenorgane aus und stellt so viele Pflanzenklassen auf, als es eigentliche Pflanzenorgane annimmt. Die Basis des Systems ist folglich sehr einfach. Oken gibt den Pflanzen nicht mehr als drei Gewebe: das Zellgewebe, das Röhren- oder Adergewebe und das Spiralgefäß- oder Drosselgewebe. Rinde, Bast und Holz sind nichts Anderes als die Absonderungen dieser Gewebe im Querschnitt des Stengels und diese drei Theile trennen sich selbstständig nach dem Längendurchschnitt des Stocks in Wurzel, Stengel und Laub. Die Wiederholung von Wurzel, Stengel und Laub sieht er im Samen, Gröps und in der Blume; es bilden sich diese drei aus zur Frucht, der Same zur Nuß, der Gröps zur Pflaume, die Blume zur Beere, alle drei verschmelzen zum Apfel, der zusammengesetzten oder synthetischen Frucht. Oken läßt daher die organischen Theile in drei Haufen zerfallen: die Gewebe oder das Mark: Zellen, Adern, Drosseln; die anatomischen Systeme, welche durch den ganzen Pflanzenleib reichen und sich wie Scheiden einschließen: Rinde, Bast, Holz, und die eigentlichen Organe, welche abgesonderte, aber ganze Theile des Pflanzenleibes ausmachen und wieder zerfallen in Stamm (Wurzel, Stengel, Laub), Blüthe (Samen, Gröps, Blume) und Frucht (Nuß, Pflaume, Beere, Apfel). Demzufolge können die Pflanzen nichts Anderes seyn, als die allmählige und selbstständige Entwickelung dieser Theile und zerfallen daher in Markpflanzen (Akotyledonen), Scheidenpflanzen (Monokotyledonen) und Organpflanzen (Dikotyledonen), die sich wieder in Stockpflanzen (Monopetalen), Blüthenpflanzen (Polypetalen) und Fruchtpflanzen (Apetalen) scheiden. Hieraus bildet Oken 16 Klassen, deren jede wieder nach Mark, Schaft, Stamm, Blüthe und Frucht in 5 Ordnungen und nach den 16 organischen Pflanzentheilen in 16 Zünfte zerfällt. So wiederholen sich die Hauptabtheilungen in den Ordnungen u. die Klassen in den Zünften. Okens Pflanzenreich umfaßt daher 256 Zünfte, von denen 48 den Akotyledonen, 48 den Monokotyledonen u. 160 den Dikotyledonen angehören. Reichenbachs natürliches Pflanzensystem ist im Umriß folgendes: In dem Leben der Pflanzen sind zwei Perioden zu unterscheiden, die eine des Lebens im Samen, die andere der Vegetation und Fruktifikation. Der Keim, zuerst von einer Hülle umgeben, lebt durch Wärme, aber dieses Leben ist nur eine Vorbildung der lebend werdenden Pflanze. Das Leben geschieht unter einer Hülle; je mehr diese Hülle abstirbt, desto mehr treten andere Triebe hervor. Der schlafende Keim wächst durch das Licht und bildet Wurzel, Stengel und Blätter, darauf Blumen und Früchte. Dieses Wachsthum und diese Fruchttragung außerhalb des Samens bezeichnet die andere Periode des Lebens. Diese ist das Leben durch das Licht, jene durch die Wärme. Auf diese beiden Lebensperioden sind Reichenbachs 8 Klassen gegründet, von denen 2 der einen, 6 der andern angehören. Reichenbach gründete sein System auf die Metamorphose, deren Idee zuerst von Göthe 1790 angeregt und bekannt gemacht wurde. Jede Klasse hat 3 Ordnungen, welche durch Entwickelung des Lebensstadiums der in dieselbe gehörenden Pflanzen nach den Grundgesetzen der Thesis, Antithesis und Synthesis bestimmt werden; jede Ordnung 2 Reihen oder Formationen, die durch das Vorwalten des männlichen und weiblichen Princips bedungen werden, aber demnach erst da auftreten, wo diese Principien oder deren Vorbilder sich zu sondern beginnen. Die erste Stufe enthält Faserpflanzen, Inophyta, Vorbildung von Hülle mit Keimen und Knospen, Nacktkeimer, Gymnoblastae, mit den Klassen Pilze, Fungi (Ordnung 1 Keimpilze, Blastomycetes, Familie 1—3, Ordnung 2 Fadenpilze, Hyphomycetes, Familie 4—6, Ordnung 3 Hüllpilze, Dermatomycetes, Familie 7—9), Flechten, Lichenes (Ordnung 1 Keimflechten, Blastopsorae, Familie 10—12, Ordnung 2 Fadenflechten, Hyphopsorae, Familie 13—18, Ordnung 3 Hüllflechten, Dermatopsorae, Familie 19—24); die zweite Stufe Stockpflanzen, Stelechophyta, Durchbildung von Wurzel, Stamm und Blatt, mit Antithese als Blüthe, Knospen-

pflanzen, mit den Klassen Grünpflanzen, Chlorophyta (Ordnung 1 Algen, Algae, Familie 25—30, Ordnung 2 Moose, Musci, Familie 31—36, Ordnung 3 Farren, Filices, Familie 37 bis 42). Scheidenpflanzen, Coleophyta (Ordnung 1 Wurzelscheidenpflanzen, Rhizocoleophyta, Familie 43—48, Ordnung 2 Stengelscheidenpflanzen, Caulocoleophyta, Familie 49—54, Ordnung 3 Blattscheidenpflanzen, Phyllocoleophyta, Familie 55—60), Zweifelblumige, Synchlamydeae (Ordnung 1 Rippenlose, Enerviae, Familie 61—66, Ordnung 2 Steifblättrige, Rigidifoliae, Familie 67—72, Ordnung 3 Aderblätterige, Venosae, Familie 73—78), eine dritte Stufe Blüthen- und Fruchtpflanzen, Anthocarpophyta, Blattkeime mit Durchbildung von männlichen und weiblichen Geschlechtstheilen, Frucht, mit den Klassen Ganzblumige, Synpetalae (Ordnung 1 Röhrenblumige, Tubiflorae, Fam. 79—84, Ordn. 2 Schlundblumige, Fauciflorae, Familie 85—90, Ordn. 3 Saumblumige, Limbiflorae, Familie 91—96), Kelchblüthige, Calycanthae (Ordnung 1 Verschiedenblüthige, Variflorae, Familie 97—102, Ordnung 2 Aehnlichblüthige, Confines, Familie 103—108, Ordnung 3 Gleichförmige, Concinnae, Familie 109—114), Stielblüthige, Thalamanthae (Ordnung 1 Hohlfrüchtige, Thylachocarpicae, Familie 115 bis 120, Ordnung 2 Spaltfrüchtige, Schizocarpicae, Familie 121—126, Ordnung 3 Sonderfrüchtige, Idiocarpicae, Familie 127—132). Gottlieb Bartling (geboren 1798), Professor der Botanik zu Göttingen, unternahm in seinen „Ordines naturales Plantarum" (Göttingen 1830) eine Verbesserung des jussieu'schen und decandolle'schen Systems, indem er versuchte, die Eintheilungsweisen beider Systeme so zu verbinden, daß wo möglich die unrichtigen, unbestimmten und wechselnden Verhältnisse ausgeschlossen werden und die Einreihung der Familien, welche er unter 60 Ordnungen vertheilte, geschehen könne, ohne der Natur zu großen Zwang anzuthun und ohne zugleich von den Eintheilungsprincipien des Systems allzu sehr abzuweichen. Er nimmt mit Decandolle als ersten Eintheilungsgrund die Verhältnisse des innern Baues an, theilt die Gefäßpflanzen in Kryptogamen und Phanerogamen ab, trennt diese in Ein- u. Zweisamenlappige, nimmt aber bei den letztern nach dem Daseyn oder Mangel des Keimsackes im reifen Samen noch zwei Unterabtheilungen, Hüllkeimige u. Nacktkeimige, an, bei deren letzten er die jussieu'sche Eintheilung in Blumenlose, Ein- und Vielblumenblätterige beibehält. Die Zellenpflanzen werden nach Elias Fries' Vorgang (Systema orbis vegetabilis, S. 33) in Gleichfädige u. Ungleichfädige abgetheilt; bei den erstern sollen die bei der Keimung aus der Spore sich entwickelnden Fäden zu einem gleichartigen Körper sich verbinden, bei den andern dagegen frei bleiben oder zu einem ungleichartigen Körper zusammenfließen. Von den 255 Familien, welche Bartling annimmt, hat derselbe 246 in seine 60 Ordnungen eingereiht, die übrigen 9 aber, wegen Ungewißheit der ihnen gebührenden Stelle, anhangsweise am Schlusse aufgeführt u. außerdem eine Reihe mono- u. dikotyledonischer Gattungen am Ende beigefügt, die ihm zweifelhaft scheinen oder über deren Stelle er ungewiß war. Seine Eintheilung des Pflanzenreichs besitzt unleugbare Vorzüge vor derjenigen seiner Vorgänger; auch trägt die Aufstellung der natürlichen Ordnungen wesentlich dazu bei, den Ueberblick der so bedeutend vermehrten Familien zu erleichtern. G. W. Bischoff (geboren 1797), Professor der Botanik zu Heidelberg, hat in seinem „Lehrbuch der Botanik" das bartlingsche Schema dadurch noch mehr vereinfacht u. mit dem decandolle'schen System übereinstimmender gemacht, daß er die Eintheilung der Dikotyledonen in Hüllkeimige (Chlamydoblasta) u. Nacktkeimige (Gymnoblasta) ausließ und auf diese Weise die ganze Abänderung des decandolle'schen Systems darauf beschränkte, daß er die kryptogamischen Gefäßpflanzen zu einer eigenen Klasse erhob u. die vier Unterklassen seiner Exogenen (Dikotyledonen) mit den drei von Jussieu herrührenden Abtheilungen vertauschte, weil die von den verschiedenen Verhältnissen der gegenseitigen Verwachsung der Blüthenkreise hergenommenen Merkmale in dieser Klasse einem zu großen Wechsel unterworfen sind. Da dieses in der Klasse der Monokotyledoneen weniger der Fall ist, indem nur bei einer Familie, den Bromeliaceen, Gattungen mit freiem und mit angewachsenem Eierstocke zugleich vorkommen, und ebenfalls nur eine Familie, die Dioscoreen, von ihren Verwandten in dem Verhältnisse dieser Verwachsung abweicht, so theilt Bischoff diese Klasse nach dem Vorgange von Achilles Richard (Botanique medicale) noch in zwei Unterklassen: mit freiem u. mit der Blüthendecke angewachsenem Eierstocke, Symphysogynae und Eleutherogynae. Auf diese Weise erhält er eine gleiche Zahl von letzten Unterabtheilungen, wie in den Systemen Decandolle's und Bartlings, welche nach ziemlich bestimmten und sehr augenfälligen Merkmalen gebildet sind. Da die Namen der Polypetalen und Apetalen Jussieu's auf einer falschen Ansicht von dem Blüthenbaue beruhen, also in morphologischer Beziehung wirklich unrichtig sind, so behält er dieselben nicht bei, sondern bedient sich für die drei Unterklassen der Dikotyledonen der zum Theil schon von Decandolle eingeführten Namen, welche die diesen Unterklassen zu Grunde liegenden Begriffe viel richtiger bezeichnen. Wir geben folgendes Schema von Bartlings u. Bischoffs Systeme: I. Abtheilung: Gefäßpflanzen, Plantae vasculares, 1. Unterabtheilung: Phanerogamen, Phanerogamae, 1. Klasse: Zweisamenlappige, Dicotyledoneae, 1. Unterklasse: mit getrenntblätterigen Blumen, Choristopetalae: 1. Ordnung: Hülsenpflanzen, Leguminosae (mit den Familien: Mimoseae *R. Br.*, Caesalpineae *R. Br.*, Swartzieae *Decand.*, Papilionaceae *L.*), 2. Ordnung: Rosenblüthige, Rosiflorae (Chrysobalaneae *R. Br.*, Amygdaleae *Bartl.*, Spiraeaceae *Kunth*, Sanguisorbeae *Lindl.*, Rosaceae *Spenn.*, Pomaceae *Lindl.*), 3. Ordnung: Balsamgewächse, Terebinthinae (Cassuvieae *R. Br.*, Connaraceae *R. Br.*, Amyrideae *R. Br.*, Aurantiaceae *Correa*, Zygophylleae *R. Br.*, Rutaceae *Bartl.*, Diosmeae *Adr. Juss.*, Zanthoxyleae *Adr. Juss.*, Simarubeae *Dec.*, Ochnaceae *Dec.*), 4. Ordnung: Schneller, Tricoccae (Staphyleaceae

Lindl., Hippocrateaceae *Kunth*, Celastrineae *R. Br.*, Pittosporeae *R. Br.*, Aquifoliaceae *Dec.*, Bruniaceae *R. Br.*, Empetreae *Nutt.*, Euphorbiaceae *Adr. Juss.*, Stackhouseae *R. Br.*), 5. Ordnung: Malpighinen, Malpighinae (Rhizoboleae *Dec*, Hippocastaneae *Dec.*, Sapindaceae *Juss.*, Erythroxyleae *Kunth*, Coriarieae *Dec.*, Acerinae *Dec.*, Malpighiaceae *Juss.*), 6. Ordnung: Ampelideen, Ampelideae (Cedreleae *R. Br.*, Meliaceae *Juss.*, Leeaceae *Bartl.*, Sarmentaceae *Vent.*), 7. Ordnung: Storchschnabelblüthige Gruinales (Oxalideae *Dec.*, Lineae *Dec.*, Geraniaceae *Juss.*, Hydrocereae *Blume*, Balsamineae *A. Richard*), 8. Ordnung: Säulenfrüchtige, Columniferae (Malvaceae *Bartl*, Dombeyaceae *Kunth*, Hermanniaceae *Kunth*, Büttneriaceae *R. Br.*, Sterculiaceae *Kunth*, Tiliaceae *Kunth*, Dipterocarpeae *Blume*), 9. Ordnung: Glanzblätterige, Lamprophyllae (Chlenaceae *Pet. Thouars*, Ternstroemiaceae *Dec.*, Camelliaceae *Dec.*), 10. Ordnung: Myrtenblüthige, Myrtinae (Myrtaceae *R. Br.*, Lecythideae *Rich.*, Melastomaceae *Don*, Memecyleae *Dec.*), 11. Ordnung: Kelchblumige, Calycanthinae (Calycantheae *Lindl.*, Granateae *Don*), 12 Ordnung: Kelchblüthige, Calyciflorae (Combretaceae *R. Br.*, Vochysiaceae *Mart.*, Rhizophoreae *R. Br.*, Philadelpheae *Don*, Onagrarieae *Juss.*, Lythrarieae *Juss.*, Halorageae *R. Br.*). 13. Ordnung: Saftgewächse, Succulentae (Cunoniaceae *R. Br.*, Saxifrageae Dec., Crassulaceae Dec., Ficoideae *Juss.*, Nitrariaceae *Lindl.*), 14. Ordnung: Nelkenblüthige, Caryophyllinae (Sileneae Dec., Alsineae *Bartl.*, Portulaceae *Bartl.*, Paronychieae *St. Hil.*, Scleranthеae *Link*, Phytolacceae *R. Br.*, Amarantaceae *R. Br.*, Chenopodieae Dec.), 15. Ordnung: Guttigewächse, Guttiferae (Garcinieae *Bartl.*, Hypericineae Dec., Frankeniaceae *St. Hil.*), 16. Ordnung: Cistblüthige, Cistiflorae (Tamariscineae *Desv.*, Parnassieae *Rchb.*, Droseraceae Dec., Sarracenieae *Turp.*, Sauvagesieae *Bartl.*, Violarieae Dec., Cistineae Dec., Bixineae *Kunth*, Marcgravieae *Juss.*, Flacourtianeae *Rich.*), 17. Ordnung: Kürbisfrüchtige, Peponiferae (Nopaleae Dec., Grossularieae Dec., Escallonieae *R. Br.*, Cucurbitaceae *Juss.*, Loaseae *Juss.*, Turneraceae Dec., Malesherbiaceae *Don*, Passifloreae *Juss.*, Papayaceae *Mart*, Homalineae *R. Br.*, Samydeae *Gärtn.*), 18. Ordnung: Rhöadeen, Rhoeadeae (Capparideae *Vent.*, Cruciferae *Juss.*, Papaveraceae *Dec.*, Fumariaceae *Dec.*, Resedaceae *Dec.*, Polygaleae *Juss.*, Tremandreae *R. Br.*), 19. Ordnung: Wasserrosen, Hydropeltideae (Nymphaeaceae *Bartl.*, Nelumboneae *Bartl.*, Cacombeae *Rich.*), 20. Ordnung: Vielfrüchtige, Polycarpiceae (Ranunculaceae *Juss.*, Paeoniaceae *Dec.*, Dilleniaceae *Dec.*, Magnoliaceae *Dec.*), 21. Ordnung: Dreikelchblätterige, Trisepalae (Anonaceae *Rich.*, Myristiceae *R. Br.*), 22. Ordnung: Kockeln, Cocculinae (Menispermeae *Juss.*, Berberideae *Vent.*), 23. Ordnung: Schirmblüthige, Umbelliflorae (Hamamelideae *R. Br.*, Hederaceae *Rich.*, Araliaceae *A. Rich.*, Umbelliferae *Juss.*), 24. Ordnung: Mistein, Loranthеae (Loranthaceae *Don*); Familien, deren Stelle noch ungewiß ist: Alangieae *Dec.*, Moringeae *R. Br.*, Olacineae *Mirb.*, Neuradeae *Dec.*, Galacineae *Don.* 2. Unterklasse: mit verwachsenblätterigen Blumen, Gamopetalae: 25. Ordnung: Liguster, Ligustrinae (Oleineae *Link*, Jasmineae *R. Br.*), 26. Ordnung: Krappe, Rubiacinae (Viburneae *Bartl.*, Caprifoliaceae *Bartl.*, Cinchonaceae *Lindl.*, Stellatae *L.*, Lygodysodeaceae *Bartl.*), 27. Ordnung: Drehblüthige, Contortae (Loganieae *R. Br.*, Apocyneae *R. Br.*, Asclepiadeae *R. Br.*, Gentianeae *Juss.*), 28. Ordnung: Röhrenblüthige, Tubiflorae (Borragineae *Juss.*, Hydrophylleae *R. Br.*, Solanaceae *Bartl.*, Cuscuteae *Presl*, Convolvulaceae *Vent.*, Hydroleaceae *Kunth*, Polemoniaceae *Vent.*), 29. Ordnung: Lippenblüthige, Labiatiflorae (Bignoniaceae *R. Br.*, Acanthaceae *R. Br.*, Labiatae *Juss.*, Verbenaceae *Juss.*, Selagineae *Juss.*, Myoporinae *R. Br.*, Sesameae *Dec.*, Cyrtandraceae *Jack*, Gesnerieae *Rich.* et *Juss*, Orobancheae *A. Rich.*, Scrophularinae *R. Br.*, Lentibulariae *Rich.*), 30. Ordnung: Myrsineen, Myrsineae (Primulaceae *Vent.*, Ardisiaceae *Juss.*), 31. Ordnung: Styracinen, Styracinae (Sapoteae *R. Br.*, Ebenaceae *Rich.*, Styraceae *Rich.*), 32. Ordnung: Haidenartige, Ericinae (Epacrideae *R. Br.*, Ericeae *R. Br*, Monotropeae *Nutt.*, Vaccinieae *Dec.*), 33. Ordnung: Glockenblüthige, Campanulinae (Campanulaceae *Dec.*, Lobeliaceae *Juss*, Stylidieae *R. Br.*, Goodenovieae *R. Br.*), 34. Ordnung: Zusammengesetzte, Compositae (Synanthereae *Rich.*, Calycereae *R. Br.*), 35. Ordnung: Häufelblüthige, Aggregatae (Valerianeae *Dec.*, Dipsaceae *Dec.*, Globularieae *Dec.*, Plumbagineae *Vent.*, Plantagineae *Vent.*), 3. Unterklasse: Perigonblüthige, Monochlamydeae: 36. Ordnung: Proteinen, Proteïnae (Proteaceae *R. Br.*, Aquilarineae *R. Br.*, Thymelaeae *Juss*, Elaeagneae *R. Br.*, Santalaceae *R. Br*, Laurineae *Vent.*), 37. Ordnung: Buchweizenartige, Fagopyrinae (Nyctagineae *Juss.*, Polygoneae *Juss.*, Begoniaceae *R. Br.*), 38. Ordnung: Nesselartige, Urticinae (Urticeae *Dec.*, Antocarpeae *Dec.*, Monimieae *Juss.*), 39. Ordnung: Weidenartige, Iteoideae (Balsamifluae *Kostel.*, Salicinae *Rich.*), 40. Ordnung: Kätzchenbäume, Amentaceae (Ulmaceae *Mirb.*, Juglandeae *Dec.*, Cupuliferae *Rich.*, Betulaceae *Rich.*, Myriceae *Rich.*, Casuarineae *Mirb*), 41. Ordnung: Zapfenbäume, Coniferae (Taxinae *Rich.*, Cupressinae *Rich*, Abietinae *Rich*, Cycadeae *Rich.*), 42. Ordnung: Pfefferartige, Piperinae (Chlorantheae *R. Br.*, Piperaceae *Rich.*, Saurureae *Rich.*), 43. Ordnung: Osterluzeiartige, Aristolochieae (Tacceae *Presl*, Asarineae *R. Br.*, Cytineae *Ad. Brongn.*, Balanophoreae *Rich.*), 44. Ordnung: Hornerblattartige, Ceratophyllinae (Ceretophylleae *Gray*); zweifelhafte Familien oder deren Stelle noch ungewiß ist: Datisceae *R. Br.*, Nepentheae *Lindl.*, Penaeaceae *R. Br.*, Lacistemeae *Mart.*, Hernandieae *Blume*), 2. Klasse: Einsamenlappige, Monocotyledoneae: 1. Unterklasse: mit angewachsenem Eierstocke, Symphysogynae: 45. Ordnung: Froschbißartige, Hydrocharideae (Hydrocharideae *Juss.*), 46. Ordnung: Bananen, Scitamineae (Musaceae *Dec.*, Cannaceae *R. Br.*, Amomeae *Rich.*), 47. Ordnung: Orchideen,

Orchideae (Orchideae *Juss.*), 48. Ordnung: Schwertblätterige, Ensatae (Bromeliaceae *Bartl.*, Amaryllideae *R. Br.*, Irideae *R. Br.*, Haemodoraceae *R. Br.*, Hypoxideae *R. Br.*, Burmanniaceae *Bartl.*). 2. Unterklasse: mit freiem Eierstocke, Eleutherogynae: 49. Ordnung: Lilienartige, Liliaceae (Dioscoreae *R. Br.*, Smilaceae *R. Br.*, Colchicaceae *Dec.*, Asphodeleae *R. Br.*), 50. Ordnung: Palmen, Palmae (Palmae *L.*), 51. Ordnung: Aronartige, Aroideae (Typhaceae *Dec.*, Pandaneae *R. Br.*, Orontiaceae *Bartl.*, Callaceae *Bartl.*), 52. Ordnung: Sumpflilien, Helobiae (Butomeae *Rich.*, Alismaceae *Rich.*, Juncagineae *Rich.*, Podostemeae *Rich.*, Najadeae *A. Rich.*), 53. Ordnung: Graslilien, Juncinae (Commelinaceae *R. Br.*, Xyrideae *Kunth*, Juncaceae *Bartl.*, Restiaceae *R. Br.*), 54. Ordnung: Spelzenblüthige, Glumaceae (Cyperaceae *Dec.*, Gramineae *Juss.*); zweifelhafte Familien oder deren Stelle noch ungewiß ist: Pontedereae *Kunth*, Cyclantheae *Poit.*, Pistiaceae *Rich.*). 2. Unterabtheilung: Kryptogamen, Cryptogamae: 3. Klasse: Kryptogamische Gefäßpflanzen, Vasculares Cryptogamae: 55. Ordnung: Gliederstengelige, Gonyocaulae (Equisetaceae *Dec.*), 56. Ordnung: Farrenartige, Filicinae (Rhizocarpae *Batsch*, Isoëteae *Bartl.*, Lycopodiaceae *Reichenb.*, Ophioglosseae *R. Br.*, Filices *L.*). II. Abtheilung: Zellenpflanzen, Plantae cellulares: 4. Klasse: Zellenpflanzen, Cellulares: 1. Unterklasse: Beblätterte, Foliosae: 57. Ordnung: Moosartige, Muscinae (Musci *L.*, Hepaticae *Juss.*), 58. Ordnung: Röhrenstengelige, Siphonocaulae (Characeae *Ach.*, *Rich.*). 2. Unterklasse: Blattlose, Aphyllae: 59. Ordnung: Algenartige, Alginae (Lichenes *Hoffm.*, Algae *Roth*), 60. Ordnung: Pilzartige, Funginae (Hymenomycetes *Fries*, Pyrenomycetes *Fries*, Gasteromycetes *Fries*, Hyphomycetes *Fries*, Coniomycetes *Fries*). Sehr naturgemäß ist das von Franz Unger erfundene und von Stephan Endlicher (geboren 1804) in seinem berühmten Werke: „Genera plantarum" (Wien 1837) zuerst durchgeführte System, welches bei seinem Erscheinen großes Aufsehen erregte und besonders in Deutschland vielen Beifall gefunden hat. Die Hauptabtheilungen dieses Systems beruhen auf dem Vorhandenseyn oder Fehlen einer deutlich ausgeprägten Axe und auf der Wachsthumsart des Gesammtkörpers der Pflanzen, seine Unterabtheilungen theils auf der Entstehungsweise der Gewächse, theils auf dem anatomischen Bau und der Art und Weise des Wachsthums der Axe. Das gesammte Gewächsreich zerfällt nämlich nach diesem Systeme zunächst in zwei große Abtheilungen oder Regionen, in axenlose oder Laubgewächse, Thallophyta, d. h. Gewächse, bei denen noch keine Differenzirung des Körpers in Axe und Blatt Statt findet und deren Körper von allen Seiten her anwächst, sich an allen Punkten vergrößert, und in Axen- oder Stengelpflanzen, Cormophyta, d. h. Gewächse, welche mit einer deutlich ausgeprägten, in einer bestimmten Richtung wachsenden Axe und mit Blättern begabt sind. Die Laubpflanzen enthalten zwei, die Stengelpflanzen drei Abtheilungen oder Sektionen. Die Thallophyten sind nämlich in ursprüngliche, Protophyta, und in sekundäre oder später entstandene, Hysterophyta, eingetheilt. Unter den ursprünglichen werden die Algen und Flechten, unter den sekundären die Pilze verstanden. Die Stengelpflanzen oder Kormophyten zerfallen nach Art und Weise des Wachsthums ihrer Axe in Endsprosser, Acrobrya, d. h. Pflanzen mit bloßem Spitzenwachsthum der Axe, in Umsprosser, Amphibrya, d. h. Pflanzen, bei denen die Axe dadurch wächst, daß sich neue Gefäßbündel an der Peripherie ansetzen, und in Endumsprosser, Acramphibrya, d. h. Pflanzen, deren Stamm sich gleichzeitig durch Spitzenwachsthum verlängert und durch peripherisches Wachsthum verdickt. Die Endsprosser, welche die natürlichen Gruppen der Moose, sowie sämmtliche Gefäßkryptogamen und außerdem Cikadeen und Rhizantheen umfassen, sind in drei, die Endumsprosser, zu denen die Koniferen, Loranthaceen u. sämmtliche Dikotyledonen gehören, in vier Haufen oder Kohorten geschieden; die Umsprosser dagegen oder die Monokotyledonen bilden bloß eine einzige Abtheilung. Den beiden Sektionen der Thallophyten sind 3, den drei Sektionen und 8 Kohorten der Kormophyten 58 natürliche Ordnungen oder Klassen, wie die Verfasser dieselben nennen, subordinirt; in diese 61 Klassen sind 278 Familien oder Ordnungen vertheilt. Moritz Willkomm entwarf ein neues System nach den von Schleiden und Brongniart aufgestellten Grundsätzen mit Berücksichtigung der fossilen Pflanzen in seinem Werke „Anleitung zum Studium der wissenschaftlichen Botanik nach den neuesten Forschungen" (Leipzig 1850). Die Hauptabtheilungen dieses Systems beruhen auf der Beschaffenheit des Fortpflanzungsorgans. Alle Kryptogamen, sie mögen nun bloß aus Zellen oder aus Zellen und Gefäßen zusammengesetzt seyn, und einen laubartigen oder in Axe und Blatt differenzirten Körper besitzen, stimmen darin überein, daß sie Sporen, d. h. Fortpflanzungszellen ohne Keim, besitzen: alle Phanerogamen aber, sie mögen gestaltet seyn, wie sie wollen, darin, daß sie Samen, d. h. aus vielen Zellen zusammengesetzte und einen Keim enthaltende Fortpflanzungsorgane, haben. Auf diese Eintheilung scheint Kützing zuerst aufmerksam gemacht zu haben. Die Eintheilung in Angiosporen und Gymnosporen rührt von Schleiden her, die in Gymnospermen u. Angiospermen von R. Brown. Brongniart zieht die Gymnospermen zu den Dikotyledonen und unterscheidet demgemäß gymnosperme und angiosperme Dikotyledonen, während Willkomm die Gymnospermen nach Schleidens Vorgange ganz von den Dikotyledonen trennt und letztere mit den Monokotyledonen in eine Abtheilung unter dem Namen Angiospermen vereinigt. Brongniart scheint über die Stellung der Gymnospermen nicht ganz im Klaren zu seyn, da er dieselben bei der Aufzählung der fossilen Pflanzen der ersten und zweiten Vegetationsperiode zwischen die Gefäßkryptogamen und die Monokotyledonen stellt, was offenbar das Richtige ist, bei der Aufzählung der Pflanzen der dritten Vegetationsperiode aber die Gymnospermen nach den Monokotyledonen als gymnosperme Dikotyledonen abhandelt. Willkomm nimmt 66

Ordnungen und 289 Familien an, wobei er die Klassen und Ordnungen des Systems von Unger und Endlicher zu Grunde legt.

Botanische Synonymik nennt man die Angabe der verschiedenen Namen, welche die Pflanzen theils in der Wissenschaft, theils im gemeinen Leben erhalten haben. Ehe Gesetze über die Benennung der Pflanzen gegeben waren, war die Mittheilung der botanischen Kenntnisse und das Verstehen botanischer Schriften ungemein erschwert. Da es Jedem frei stand, eine Pflanze zu nennen, wie er wollte, so mußte nothwendig große Verwirrung entstehen; ein lebenslängliches, angestrengtes Studium reichte kaum hin, um die gleichbedeutenden Namen, welche die frühere Zeit hervorgebracht hatte, kennen zu lernen und sich in dem Namengewirre zurecht zu finden. Noch immer ist das Uebel groß, obschon jetzt die Botaniker übereingekommen sind, sich in dieser Beziehung gewissen Gesetzen zu unterwerfen. Jede Pflanze muß demgemäß zwei Namen haben, einen, der die Gattung, und einen, der die Art bezeichnet; den ersten nennt man den generischen oder Gattungsnamen, den andern den speciellen, Trivial- oder Artnamen. Mehr als zwei Namen soll eine Pflanze aber nicht haben, damit das Gedächtniß nicht allzusehr in Anspruch genommen werde. Daher sind Gattungsnamen, aus zweien zusammengesetzt, ebenso sehr zu tadeln, als specielle oder Trivialnamen, die mehr als ein Wort enthalten. Wer zuerst eine Pflanze wissenschaftlich bestimmt, muß ihr den vollständigen Namen geben, und man darf diese Benennung, selbst wenn der Name auch nicht ganz passend gewählt seyn sollte, nicht willkürlich ändern. Hinter den Pflanzennamen ist der Name des Botanikers zu setzen, welcher der Pflanze die Benennung gegeben hat; er wird gewöhnlich der Kürze wegen in Abbreviaturen gegeben. Haben mehre Botaniker einer Pflanze denselben Namen gegeben, so werden sie durch Aut. (autorum) bezeichnet. Da in der wissenschaftlichen B. einmal die lateinische u. griechische Sprache eingeführt ist, so sollen in der Regel die Gattungs- und Artnamen aus diesen unter den Gelehrten aller Länder verstandenen Sprachen entlehnt seyn, weshalb die ursprünglichen (primitiven) Namen in der Landessprache zu verwerfen sind, zumal da sie oft barbarisch klingen und Derjenige, welcher das Idiom nicht versteht, sich nichts dabei denken kann. Doch gibt es eine Menge Pflanzennamen von unklassischer Abstammung, die doch allgemein verständlich sind, zumal mit ihrer lateinischen Endung, wie Thea, Coffea, Datura ꝛc. Die besten Namen sind immer die, welche die Charaktere der Pflanzen ausdrükken, z. B. Trichosanthes, Haarblume, Menispermum, Mondsamen, oder bei Artnamen: oblongus, linearis ꝛc. Auch das äußere Ansehen, der Standort und jede andere merkwürdige Eigenschaft kann in den Gattungs- und Trivialnamen ausgedrückt werden, z. B. Myriophyllum, Tausendblatt, Toxicodendron, Giftbaum, montanus, auf Bergen wachsend, palustris, in Sümpfen gedeihend ꝛc. Der Gattungsname ist das Substantiv, auf welches sich der Trivialname als Adjektiv bezieht. Jener darf daher in der Regel kein Adjektiv seyn; Namen, wie Gloriosa, Impatiens, sind wenigstens nicht nachzuahmen. Die Trivialnamen sind auch bisweilen Substantive; man schreibt sie dann mit großen Anfangsbuchstaben, z. B. Ilex Aquifolium, Erysimum Alliaria. Gattungsnamen, durch gewisse Vor- und Endsylben gebildet, um die Aehnlichkeit mit andern Pflanzen auszudrücken, z. B. Agrimonoides, Alsinastrum, Pseudo-Dictamus, Chamaedaphne ꝛc., sind zu verwerfen, wenn der Gattungsname positive, nicht relative Kenntniß gewähren soll, auch man nicht voraussetzen kann, daß Jedermann die Pflanze kennt, womit die neue verglichen wird. Um verdienten Botanikern ein schickliches Denkmal zu errichten, ist es Gebrauch, den Pflanzengattungen Namen solcher Männer zu geben; z. B. Linnea, Adansonia, Morisonia, Sprengelia, Willdenovia u. A. Auch äußert sich wohl Dankbarkeit gegen Beschützer der Wissenschaft auf diese Art, wie in den Namen Strelitzia, Borbonia, Münchhausia; nicht weniger sind berühmte Reisende, durch deren Hülfe die Wissenschaft bereichert wurde, einer solchen Auszeichnung werth (Cookia, Stellera, Humboldtia u. a.). Auch in den Artnamen pflegt man die Entdecker aufzunehmen, z. B. Carex Buxbaumii, Salix Schraderiana, Malaxis Loeselii. Die Wissenschaft pflegt übrigens zu unterscheiden wirkliche Synonyma, Dysonyma und Caconyma. Synonyma sind Zunennungen, d. h. im Zeitlaufe zu dem wirklich geltenden Namen nur als vorzeitlich hinzugekommene Namen. So kommt z. B. zu dem jetzt geltenden Namen Centhranthus ruber *Dec.* der früher geltende Valeriana rubra *L.*, zu Larix europaea *Dec.* der ältere Pinus Larix *L.*, zu Oxycoccos palustris *Pers.* der ältere Vaccinium Oxycoccos *L.* Dysonyma sind Zernennungen, d. h. formell abweichende Namen, welche im Willen ihres Autors dasselbe bezeichnen sollen, was der recipirte Name bezeichnet. Sie entstehen später als der Hauptname und sind öfters dadurch zu entschuldigen, daß der Autor der Dysonymen den ältern Namen, dem sie wieder weichen müssen, nicht kennen konnte. Oft entstehen sie auch dadurch, daß man glaubte, sie verschiedenen Pflanzen zu geben, welche aber einerlei sind. Caconyma sind Falschnennungen, d. h. gegen die Wissenschaft und gegen das konservative Princip verstoßende Namen. Dahin gehören Bezeichnungen von Pflanzengattungen, die schon Thiergeschlechtern gegeben sind, z. B. Elephas, Empusa, Liparis, auch falsch abgeschriebene oder ungrammatische und barbarische Namen. Die Synonymik, d. h. die Angabe solcher Namen, ist vollständig, wenn kein Werk, worin eine genauere Beschreibung, ein besserer Name oder eine gute Abbildung der Pflanze enthalten ist, übergangen worden ist, was besonders bei Monographien einzelner Gattungen oder Familien gefordert wird; sicher ist sie, wenn die angeführten Autoren in den betreffenden Stellen wirklich von den so benannten Pflanzen handelten; ausreichend bei Vermeidung von Bezeichnungen, die eine Pflanze in unbedeutenden Schriften erhielt, oder von längst aufgegebenen Trivialnamen. Die Folgereihe mehrer Synonyme wird zunächst von der Zeitfolge bestimmt, in der die Schriften erschienen, aus denen sie genommen worden, wobei man meist nur bis auf

Linné, seltener bis auf Kaspar Bauhin, noch seltener bis auf Brunfels zurückgeht.

Die angewandte B. beschäftigt sich mit den Einwirkungen des Menschen auf das Pflanzenreich, um es zu seinem Nutzen und Vergnügen oder zu seiner geistigen Unterhaltung zu verwenden. Während die Pflanzenökonomie (s. d.) in einem ihrer Abschnitte diese Einwirkungen aus dem wissenschaftlichen Gesichtspunkte betrachtet, also darzustellen sucht, wie gleichsam die Natur der Gewächse durch den Menschen verändert werde, so betrachtet die angewandte B. dieselben aus dem praktischen Gesichtspunkte, d. h. sie stellt die verschiedenen Beziehungen auf, in welchen sich die Gewächse für das menschliche Geschlecht nützlich oder schädlich erweisen, und gibt die Art u. Weise an, wie sich der Mensch die Pflanzen nutzbar machen, oder den Schaden, den sie verursachen, vermeiden könne. Die angewandte B. wendet also zunächst die historische B., insbesondere die Pflanzenbeschreibung, auf diejenigen Gewächse an, die in besonderer Beziehung zum Menschenleben stehen. Es sind diese Beziehungen sehr mannigfaltig: doch pflegt man gewöhnlich nur die medicinische B., die Forstbotanik u. die ökonomische u. industrielle B. als Sektionen der angewandten Pflanzenkenntniß aufzuführen, und allerdings sind durch diese Begriffe auch drei Hauptgattungen angegeben, nach welchen die Pflanzen dem Menschen nützlich werden. Die Gartenkunst u. die Lehre von der Zucht der Zierpflanzen reiht man wohl jenen als eine 4. Sektion an, oder man nennt sie, weil durch sie die botanischen Kenntnisse zunächst auf Erheiterung u. Verschönerung des menschlichen Lebens angewendet werden, die ästhetische B. Die medicinische B. beschäftigt sich mit der Beschreibung der officinellen oder Arzneipflanzen. Bemerkt zu werden verdient, daß in der Arzneikunde jede officinelle Pflanze einen eigenthümlichen, mit dem botanischen gewöhnlich nicht übereinstimmenden Namen führt; z. B. Benedicta silvestris der Aerzte ist Geum rivale der Botaniker, Bifolium ist Ophrys bifolia, Bismalva ist Althaea officinalis ꝛc. Eine besondere Berücksichtigung in der medicinischen B. haben die sogenannten Giftpflanzen, unter denen sich aber keine findet, deren Bestandtheile nicht auch in besonderen Fällen als Heilmittel benutzt werden könnten. Die Forstbotanik umfaßt die Beschreibung der in die Forstwissenschaft gehörigen Pflanzen, nicht bloß der nützlichen, sondern auch der der Forstkultur schädlichen Unkräuter. Die ökonomische und industrielle B. begreift die Kenntniß aller derjenigen Gewächse, welche für den Acker- und Gartenbau, für die Künste, Gewerbe und für die Haushaltung nutzbar sind. Die Beschreibung der für Künste u. Gewerbe nützlichen Pflanzen pflegt man auch insbesondere die technische B. zu nennen; sie begreift zugleich die Angabe der für die Kulturpflanzen schädlichen Gewächse oder der Unkräuter.

Die große Masse von Kenntnissen, welche die B. darbietet, läßt das Studium derselben auf den ersten Anblick als sehr schwierig erscheinen. Indessen können die Schwierigkeiten desselben durch eine zweckmäßige Methode sehr erleichtert, zum Theil wohl ganz entfernt werden. Man hat viele Methoden vorgeschlagen, das Studium der Pflanzenkunde zu befördern; über die beste mögen hier einige Worte an rechter Stelle seyn. Zu botanischen Studien werden die allgemeinen Vorkenntnisse erfordert, welche man bei jedem Gebildeten voraussetzen darf, besonders Elementarkenntniß der lateinischen Sprache, in der Physik und in der Chemie. Den Anfang des Studiums selbst mache man damit, daß man die Haupttheile oder Organe der Vegetabilien kennen zu lernen und sich die Terminologie für dieselben einzuprägen sucht. Diese Bemühungen werden desto erfolgreicher und angenehmer werden, wenn man Alles, was man im Lehrbuch findet, sogleich an lebenden Pflanzen aufsucht und mit der Natur selbst vergleicht. Hat man auf diese Art die Namen der verschiedenen Organe eines Gewächses und den Sinn der zur Bezeichnung ihrer verschiedenen Hauptmodifikationen angewandten Ausdrücke kennen gelernt, so geht man dann folgerecht zum Studium desjenigen Systems über, welches man gewählt hat. Man übt sich, mit Hülfe des besten Handbuchs, über das betreffende System, in welchem die Pflanzen methodisch geordnet sind, den Namen der ersten besten Pflanze, die man noch niemals gekannt hat, zu finden oder, wie man zu sagen pflegt, die Pflanze zu bestimmen. Dieses zu lernen, ist einer der Hauptzwecke der B. Ueber das zu wählende System kann der Anfänger nicht zweifelhaft seyn. Für ihn ist ein künstliches System das unentbehrlichste Hülfsmittel, sich einen Ueberblick des ganzen Gewächsreichs zu verschaffen. So sehr es dem Gedächtnisse zu Statten kommt, sich mit den Verhältnissen weniger Theile zu beschäftigen, so angenehm ist es, eine Uebersicht des Ganzen zu erhalten, ohne die oft verwikkelten Verhältnisse einzelner Familien durchprüfen zu müssen. Denn um eine deutliche Ansicht von dem wesentlichen Charakter einer Familie, von ihren Verwandtschaften mit andern und den Uebergängen in dieselben zu erhalten, muß man tiefer eingeweiht seyn, als es von Anfängern zu erwarten ist. Unter allen künstlichen Systemen ist aber das linné'sche ganz vorzüglich zum Anfangsstudium der B. geeignet. Hat man sich so eine hinlängliche Pflanzenkenntniß unter Anlage einer Sammlung getrockneter Pflanzen oder eines Herbariums zu erwerben gesucht, dann kann man auch das Studium der philosophischen B. beginnen und nach und nach alle einzelnen Theile der Pflanzenkunde zum Gegenstand seiner Lernbegierde machen.

Als Hülfsmittel des Studiums der B. sind zunächst die botanischen Schriften u. Kupferwerke zu nennen. Die botanische Literatur ist außerordentlich reichhaltig und schwillt mit jedem Jahre immer mehr an. Nur allein in Deutschland erscheinen jährlich gegen 80 botanische Schriften und in England nicht weniger. Wenn aber auch in jeglichem Fache menschlicher Kenntnisse Büchervorrath und Bekanntschaft mit der Literatur unentbehrlich ist, so ist es doch bei wenigen mehr, als in der B. Selbst wer sich auf das Studium einheimischer Pflanzen beschränkt, kann, um zu Sicherheit der Bestimmung zu kommen, die Beobachtung Anderer nicht entbehren. Vollständige Uebersichten gewähren A. Hallers „Bi-

bibliotheca botanica" (1771). Ersch' „Literatur der Natur- u. Gewerbskunde" (1828), Fr. Miltitz' „Bibliotheca botanica" (1829), Dierbachs „Repertorium botanicum" und G. August Pritzels „Thesaurus literaturae botanicae omnium gentium" (Leipzig 1851). Von den allgemeinen Lehrbüchern sind zu nennen: Linné, Philosophia botanica, 4. Aufl., von K. Sprengel 1809; Willdenow, Grundriß der Kräuterkunde, 1810; K. Sprengel, Anleitung zur Kenntniß der Gewächse, 1817; Decandolle, Principes elementaires de Botanique, 1813; Nees von Esenbeck, Handbuch der B., 1820; G. Bischoff, Lehrbuch der B., 1838 ff.; Endlicher u. Unger, Grundzüge der B., Bd. 1. Wien 1843; Schleiden, Grundzüge einer wissenschaftlichen B., 3. Aufl., Leipz. 1850—51, 3 Bde.: Kunth, Lehrbuch der B., 1. Thl., Berlin 1847; A. B. Reichenbach, Examinatorium der B., Leipzig 1852; Fr. Unger, Grundzüge der Anatomie und der Physiologie der Pflanzen, Wien 1846; Kützing, Grundzüge der philosophischen B.. Leipzig 1851—52, 2 Bde.; J. Goldmann, Lehrbuch der B. für Gymnasien, Real- und Gewerbschulen, Berlin 1852; Schacht, Physiologische B., das. 1852; Willkomm, Anleitung zum Studium der wissenschaftlichen B. nach den neuesten Forschungen, Leipzig 1854 f. Ueber Pflanzenanatomie und Pflanzenphysiologie erschienen außer den frühern Werken von Grew, Malpighi, Leeuwenhoek, Senebier: L. Treviranus, Vom innern Bau der Gewächse, 1806; C. Sprengel, Vom Bau u. der Natur der Gewächse, 1812; Kieser, Mémoires sur l'Organisation des Plantes, 1814; Dutrochet, Mémoires anat. et physiol. des Végétaux, 1837; L. Treviranus, Physiologie der Gewächse, 1835; Raspail, Nouveau Système de Physiologie végétale, 1837; Decandolle, Physiologie végétale, 1832; Meyen, Neues System der Pflanzenphysiologie, 1837—38, 2 Bde. Ueber die Pflanzenchemie vergl. Hundeshagen, Die Anatomie, der Chemismus und die Physiologie der Pflanzen, 1829; Liebig, Die organische Chemie, 1840. Die botanische Terminologie bearbeiteten: Hayne, Botanische Kunstsprache, 1799; Reichenbach, Katechismus der B., 1825; G. Bischoff, Handbuch der botanischen Terminologie, 3 Bde., Nürnberg 1833—44. Die botanische Charakteristik u. Systematik behandeln folgende Schriften: Linné's System: Linné, Species Plantarum, 2. Aufl. 1762; die Genera Plantarum, 6. Aufl. 1764; Willdenow, Linnaei Species Plantarum, 1797 bis 1810; Vahl, Enumeratio Plantarum, 1805, 1827; C. H. Persoon, Synopsis Plantar., 1805; K. Sprengel, Linnaei Systema Vegetabilium, 1825; Dav. Dietrich, Synopsis Plantarum, 1839; natürliche Systeme: Adanson, Familles des Plantes, 1763; A. L. Jussieu, Genera Plantarum secundum Ordines natur. disposita, 1789; Batsch, Tabula Affinitatum regni vegetabilis, 1802; Decandolle, Prodromus system. natural. regni vegetab., 1824—1839; Oken, Lehrbuch der Naturgeschichte, 2. Thl., 1826; Allgemeine Naturgeschichte, Bd. II, III, 1839; Reichenbach, Conspectus regni vegetab. per gradus natur. evoluti, 1828; Bartling, Ordines naturales plantarum, 1830; Lindley, A natural System of Botany, 1836; Schultz, Natürliches System des Pflanzenreichs, 1832; Martius, Conspect. regni vegetabil. secundum Characteres morphologicos, praesertim carpicos, 1835; Endlicher, Genera Plantar. sec. Ordines naturales disposita, 1836—1840; C. Meißner, Genera plant. vascul., 1837; Perleb, Clavis Classium, Ordinum et Familiar. regni vegetabilis, 1838; Kunth, Enumerat. omnium plantarum sec. ordines natur. disposita. 1840—1841.

Von den Floren, d. h. systematischen Bearbeitungen der wildwachsenden Pflanzen einzelner Länder und Gegenden, sind die wichtigsten: für Deutschland: Sturm, Deutschlands Flora, 1802 ff.; Jacquin, Flora austriaca, 1773—1778; Scopoli, Flora carniolica, 1772; Pollich, Flora Palatinatus, 1776; Sprengel, Flora halensis; Schkuhr, Bot. Handbuch, seit 1791; Mertens und Koch, Deutschlands Flora, seit 1823; Reichenbach, Flora germanico excursoria, 1830: Albert Dietrich, Flora von Preußen, seit 1838; Albert Dietrich, Flora marchica, 1841; Hegetschweiler und Heer, Flora der Schweiz, 1838—1841; für Dänemark: Oeder, O. Müller, Vahl, Hornemann, Flora danica, 1761 ff.; O. Müller, Flora Friedrichsdalina, 1767; Schumacher, Enumer. Plant. Seelandiae, 1801; für Schweden: Linné, Flora lapponica, 1737 und 1792; Linné, Flora suecica, 1755; Wahlenberg, Flora lapponica, 1812; Palmstruch und Venus, Svensk Botanik, seit 1802; Hartmann Handbok i Skandinaviens flora, 1832: für Rußland: Gmelin, Flora sibirica, 1747; Pallas, Flora rossica, 1784; Marschall de Bieberstein, Flora taurico-caucasica, 1811; Ledebour, K. Meyer und Bunge, Flora altaica, 1829; für Polen, Galizien, Ungarn: Besser, Flora Galiciae, 1809; A. Zowadzki, Enum. plantar. Galiciae, 1835; Waldstein und Kiteibel, Descript. et icon. Plant. rarior. Hungariae, seit 1803; Wahlenberg, Flora Carpathorum, 1814; Sadler, Flora pesthinensis, 1835, 1840; Endlicher, Flora posoniensis, 1831; für Griechenland: Sibthorp, Flora graeca, 1806; Chaubard und Bory, Flore du Péloponnèse, 1838; für Italien: Allioni, Flora pedemontana, 1785; Savi, Botanicon etruscum, 1808; Rafinesque-Schmaltz, Pamphysis sicula, 1807; Tenore, Flora neapolitana, 1811: Pollini, Flora veronensis, 1822; Moris, Flora sardoa, 1837: Gussone, Flora sicula, 1829; Bertoloni, Flora italica, seit 1833; für Frankreich: Lamarck, Flore française, 1778—1793; Decandolle, Flore française, 1805—1815; Loiseleur-Deslongchamps, Flora gallica, 1806; Turpin und Poiteau, Flore des environs de Paris, 1808; J. Balbis, Flore lyonnaise, 1827; Picot-Lapeyrouse, Histoire abrégée des Plantes des Pyrénées, 1813; für Spanien und Portugal: Cavanilles, Icon. et descript. plantarum, quae sponte in Hispania crescunt, aut in hortis hospitantur, 1791—1799; Brotero, Flora lusitanica, 1804; Hoffmannsegg und

Link, Flore portugaise, 1809; für England: Smith, Elora britannica, 1804; Smith und Sowerby, English botany, 1790—1815; Withering, Systematic arrangement of british plants, 1814; Curtis, Flora londinensis, seit 1815; für Afrika: Desfontaines, Flora atlantica, 1800; Thunberg, Flora capensis, 1813; Petit-Thouars, Plantes des Iles de l'Afrique australe, 1804; Leprieur, Perottet J. Guillemin und R. Brown, Flore de Senegambie, 1831; Chr. Ecklon u. Zeyher, Enumer. Plantar. Africae australis, 1835; für Asien: van Rheede, Hortus malabaricus, 1678—1703; W. Roxburgh, Plants of the coast of Coromandel, 1795—1802; Loureiro, Flora cochinchinensis, 1793; Thunberg Flora japonica, 1784; Blume, Flora Javae, 1828; Wallich, Tentam. florae nepalens., 1824; R. Wight und Walker-Arnott, Prodrom. florae Indiae orientalis, 1834; A. Bunge, Plantae mongolico-chinenses, 1835; Siebold und Zuccarini, Flora japonica, 1835; für Nordamerika: A. Michaux, Flora boreali-americana, 1803; Pursh, Flora americae septentrionalis, 1814; Th. Nuttall, The Genera of North-American Plants, 1818; W. Hooker, Flora boreali-americana, 1829; für Westindien und Südamerika: C. Swartz, Flora Indiae occidentalis, 1797—1806; Aublet, Histoire des plantes de la Guiane française, 1775; Ruiz und Pavon, Flora peruviana et chilensis, 1798—1801; A. von Humboldt, Plantes équinoxiales, 1805—1809; Kunth, Synopsis plantar. aequinoctialium novi orbis, 1822; K. Martius und Zuccarini, Flora brasiliensis, 1829; E. Pöppig und Endlicher, Nova Genera et Spec. Plantarum in regno chilensi, 1835; Endlicher und Martius, Flora Brasiliensis, 1841; für Australien: La Billardière, Novae Hollandiae plantarum specimen, 1804. 1806; R. Brown, Prodrom. florae novae Hollandiae, 1810; R. Sweet, Flora autralasica, 1827; Endlicher, Prodr. florae norfolkicae, 1833; K. Hügel, Enumer. plantar. novae Hollandiae, 1837.

Die wichtigsten botanischen Kupferwerke sind: Andrews, Botanists repository, 1797—1806; Jacquin, Icon. plantarum rarior., 1781—1793; Fratrinnik, Thesaurus botanicus, 1805; Decandolle, Icones plant. Galliae rarior., 1808; Loudon, Encyclopaedia of Plants, 1839; Reichenbach, Iconographia botanica, seit 1823; Derselbe, Iconographia botanica exotica, 1827; Derselbe, Icones florae germanicae, seit 1837; Endlicher, Iconographia Generum Plantarum, 1837; Zenker, Schlechtendal und Schenk, Flora von Thüringen, seit 1836. Für botanische Synonymik sind Steudels „Nomenclator botanicus" (neue Aufl. 1840—41) und Heynholds „Nomenclat botan. hortensis" (1840) die besten Handbücher. Für Pflanzengeographie und Pflanzenphysiognomie zeichnen sich aus: A. von Humboldt, Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, 1805; Schouw, De sedibus origin. plantarum, 1816; Derselbe, Grundzüge einer allgemeinen Pflanzengeographie, 1823; Beilschmidt, Pflanzengeographie nach Humboldts Werken, 1831; Meyen, Grundriß der Pflanzengeographie, 1836; Römer, Geographie und Geschichte der Pflanzen, München 1841; L. Rudolph, Die Pflanzendecke der Erde, Berl. 1851

Angewandte B. überhaupt bearbeiteten: Gleditsch, Geschichte aller Pflanzen in der Arzneikunde, Haushaltung ꝛc., 1777; A. Succow, Grundzüge der theoretischen und angewandten B., 1786; De Rocca, Instituzioni di Botanica pratica, 1803; Spenner, Handbuch der angewandten B., 1834. Für medicinische B. sind brauchbare u. gute Werke: Hayne, Getreue Darstellung der in der Arzneikunde gebräuchlichen Gewächse, 1802; Decandolle, Essai sur les propriétés medic. des plantes, 1804, 1816; Graumüller, Handbuch der pharmaceutischen und medicinischen B., 1813—14; Dierbach, Handbuch der medicinisch-pharmaceutischen B., 1819; Richard, Botanique medicale, 1823; deutsch von Kunze. Die Forstbotanik hat eine reiche Literatur; wichtig sind: Duhamel, Traité des arbres en France, 2. Aufl. 1801; Gutmpel, Willdenow und Hayne, Abbildung der deutschen Holzarten, 1810; Michaux, Redouté und Bessa, Histoire des arbres forestiers de l'Amerique sept., 1810; Borckhausen, Handbuch der Forstbotanik und Forsttechnologie, 1800; Reum, Forstbotanik, 1837. Oekonomische und industrielle B. ist in neuerer Zeit vielseitig behandelt worden, z. B. von Whistling, Oekonomische Pflanzenkunde, 1805; Berchtold, Seidel und Opiz, Oekonomisch-technische Flora Böhmens, 1836; Dierbach, Grundriß der ökonomisch-technischen B., 1836. Botanische Wörterbücher sind: Nemnich, Polyglottenlexikon der Naturgeschichte (1793), obschon in Vielem veraltet, dennoch eine reiche Fundgrube; Böhmer, Lexicon rei herb. etymol. et terminologicum, 1820; Fr. Dietrich, Vollständiges Lexikon der Gärtnerei und B., neue Aufl. seit 1839; Bory, Dictionnaire classique d'hist. natur., 1824; Dictionnaire des sciences naturelles, 1804 ff., 65 Bde. Von den sehr zahlreichen botanischen Zeitschriften führen wir die ältesten und einflußreichsten an: Curtis, Sims und Hooker, Botanical magazine, seit 1774; Flora oder botanische Zeitung von Hoppe, seit 1818; die Literaturblätter dazu von Eschweiler und Fürnrohr, seit 1828; Annales des sciences natur. von A. Brongniart und Guillemin, seit 1822; Linnaea, Journal für B., von Schlechtendal, seit 1826. Im „Thesaurus literaturae botanicae" (Leipz. 1851) verzeichnet Pritzel an 15,000 botanische Schriften. Die Geschichte der B. bearbeiteten Sprengel, Geschichte der B., Altenburg u. Leipz. 1817—18, 2 Bde., und E. H. Meyer, Die Entwickelung der B. in ihren Hauptmomenten, Königsberg 1844.

Fernere Hülfsmittel zum Studium der B. sind Herbarien u. Fruchtsammlungen. Sammlungen getrockneter Pflanzen werden häufig für den Handel hergerichtet. In Ruf und häufig gekauft sind: Hoppe, Herbarium vivum plantarum alpinarum, seit 1798; Günther u. Schummel, Herbarium vivum Silesiae, 1811, 900 Species; Seringe, Herbier portatif des Alpes, 500 Spec.; A. Weihe, Deutsche Gräser, 1823,

300 Spec.; Tausch, Plantae selectae bohemicae; Ecklon und Zeyher, Kapische Pflanzen; L. Reichenbach, Flora germanica exsiccata, Leipzig 1830 f., 1300 Spec.; F. Schultz, Flora Galliae et Germaniae exsiccata, 1836. Plastische Darstellungen der Pilze liefert Büchners und Kirsch' „Schwammkunde".

Botanische Exkursionen haben das Botanisiren zum Zweck, d. h. das Aufsuchen von Pflanzen an ihren natürlichen Standorten, zur Zeit ihrer vollkommensten Entwickelung in irgend einer Stufe ihres Lebens, meist zur Zeit der Blüthe. Das Botanisiren ist zum Studium der B. durchaus unentbehrlich, zugleich aber auch eine der gesündesten, schuldlosesten, mit dem mannigfaltigsten Lebensgenuß verbundenen Unterhaltungen. Nur durch das Selbstaufsuchen der Pflanzen wird es dem angehenden Botaniker möglich, die Flora, d. h. den Pflanzenbestand eines Ortes oder einer Gegend, kennen zu lernen. Je größer der Pflanzenreichthum einer Gegend ist, desto interessanter und erfolgreicher werden die botanischen Exkursionen in derselben. Landstriche, in denen Gebirge mit Thälern, Waldungen, Wiesen und Feldern, wo trockner Boden mit Sümpfen und Gewässern wechseln und die in einem der Vegetation günstigen, weder zu heißen, noch zu kalten Klima liegen, pflegen die pflanzenreichsten zu seyn. Die meisten Pflanzen blühen nur im Frühling und Sommer; daher laden diese Jahreszeiten vorzüglich zu Exkursionen ein; doch liefert auch der Herbst noch manche Ausbeute. Wer sein Augenmerk auf die niedrigsten Pflanzenfamilien, z. B. Flechten und Moose, richtet, wird sogar im Winter zu Exkursionen reiche Veranlassung haben. Wie die botanischen Exkursionen die Kenntniß und das Sammeln von Pflanzen von Gegenden und Gebirgen auf nicht große Entfernungen vom Wohnorte zum Zwecke haben, so bezielen die botanischen Reisen und Expeditionen die Untersuchungen der Floren ferner Länder. Sie sind von jeher für die Erweiterung der B. von dem umfassendsten Vortheil gewesen und bereiten dem Botaniker den Hochgenuß des Entdeckens, da er in der Regel nur in fernen Gegenden die Auffindung neuer unbeschriebener Gewächse hoffen darf. Ohne botanische Reisen würden wir den größern Theil der nichteuropäischen Pflanzen noch nicht kennen und unsere botanischen Gärten und Gewächshäuser würden vergleichsweise arm seyn. Noch jetzt vergeht kein Jahr, in welchem nicht die B. durch botanische Reisen bedeutenden und erheblichen Zuwachs erhält, da in manchen Gegenden, die bisher wenig zugänglich waren, noch viele Pflanzenschätze verborgen sind. Schon in den ältern Zeiten wurden einige Gegenden, besonders im Morgenlande, in Hinsicht auf die dort einheimischen Pflanzen durchsucht; doch war, da man vorzugsweise die durch Blüthenpracht in die Augen fallenden Gewächse, oder eben so häufig nur diejenigen sammelte, welche Arzneikräfte zu haben schienen, die Ausbeute verhältnißmäßig gering. Nachdem die Westküste von Afrika bekannter geworden war, nachdem 1486 das Vorgebirg der guten Hoffnung entdeckt, dasselbe 1488 umschifft, der Seeweg nach Ostindien aufgefunden worden und man von 1492 an in Amerika einen neuen Welttheil kennen lernte, was nothwendig auf den Pflanzenreichthum dieser Länder hinführte, begannen die eigentlichen botanischen Reisen. Die Männer, welche sich seitdem durch solche Unternehmungen eben so berühmt als verdient gemacht haben, sind größten Theils unten in der Geschichte der B. genannt. Seit einem Jahrhundert ist es herkömmlich, daß an den Entdekkungsreisen u. Weltumsegelungen Botaniker Theil nehmen. Doch wurden selbst auch viele Gegenden Europa's erst in neuerer Zeit sorgfältig durchsucht, wie die vielen seit Linné's „Flora lapponica" erschienenen Floren beweisen.

Unter botanischen Gärten versteht man diejenigen Gartenanlagen, in welchen Pflanzen aller Art aus allen Welttheilen und Klimaten nicht sowohl, wie vom Kunstgärtner, zu ökonomischen Zwecken, sondern vorzugsweise zum Unterricht und zur Erweiterung der Wissenschaft gezogen werden. Es sind gleichsam lebende Herbarien und in der That die unterrichtendsten. Botanische Gärten bilden daher auch gegenwärtig ein nothwendiges Aggregat höherer Lehranstalten, namentlich der Universitäten, der polytechnischen Schulen und der forst- und landwirthschaftlichen Akademien. Die gute Einrichtung eines botanischen Gartens bedarf vor Allem ein günstiges Terrain, daß man die im freien Lande ausdauernden Gewächse auf ihren natürlichen Standorten ziehen kann: er muß fließendes und stehendes Wasser, Sumpf, Wald, Wiesen, ja wo möglich Berge und Felsen in seinem Bereiche haben. Ferner muß er Warmhäuser verschiedener Art einschließen, um den exotischen Gewächsen den Grad von Temperatur geben zu können, der zu ihrem Gedeihen erforderlich ist. In unserm Klima sind geräumige Treibhäuser nothwendig, in denen im Winter eine beständige Temperatur von 8—18° R. unterhalten wird. Außerdem gehören Glashäuser zu den nothwendigsten Gebäuden eines botanischen Gartens, d. h. solche Warmhäuser, in welchen die Temperatur im Winter zwischen 2—8° R. erhalten werden kann. In denselben werden die Pflanzen aus dem südlichen Europa, vom Kap, von Neuholland, Neuseeland &c. überwintert. Außerdem sind für die Kultur vieler exotischen Gewächse eine Menge Loh- und Treibbeete erforderlich, in welchen die Warmhauspflanzen zum Theil den Sommer hindurch trefflich vegetiren. In neuerer Zeit war man darauf bedacht, bei der Einrichtung eines botanischen Gartens die wissenschaftlichen Zwecke, besonders in Bezug auf die Anordnung der Gewächse, mit den Gesetzen der schönen Gartenkunst zu vereinigen, was leicht gelingt. Bäume und Sträucher pflanzt man daher in kleine Lusthaine und Gebüsche zusammen; die großen Bäume am zweckdienlichsten an der Seite, wo der Garten vermehrten Schutz bedarf. Die Pflege eines botanischen Gartens erfordert einen Gärtner von den umfassendsten Kenntnissen und von wissenschaftlicher Durchbildung. Er muß jede Pflanze so pflegen, daß sie den natürlichen Habitus zeigt, sich weder übertreibt, noch auf der andern Seite verkümmert. Die Geschäfte der Oberaufseher botanischer Gärten, wozu man gewöhnlich tüch-

tige Botaniker wählt, umfassen auch die Sorge für die beständige Vermehrung des Pflanzenreichthums ihrer Gärten und für die richtige systematische Bestimmung der Pflanzen. Um den Pflanzenreichthum zu vermehren, müssen sie demnach einen beständigen Briefwechsel und Tauschhandel nicht allein mit andern botanischen Gärten, sondern auch mit Botanikern in fremden Welttheilen unterhalten; zweckmäßig ist es, wenn man Reisende in ferne Länder schicken kann, um für die Gärten zu sammeln. Der Nutzen botanischer Gärten für die Verbreitung und Erweiterung botanischer Kenntnisse ist groß. Hat der Garten fortwährenden Zuwachs des Pflanzenreichthums, so kann man in einer Reihe von Jahren in demselben mehr Pflanzen beobachten und sie genauer und mit mehr Muße untersuchen, als wenn man die kostspieligsten Reisen in ferne Länder unternommen hätte. Dazu hat der Botaniker Gelegenheit, die seltensten neuen Pflanzen kennen zu lernen, an denen es bei einem ausgebreiteten Verkehr nie fehlen wird. Von großem Nutzen für staatliche Wohlfahrt werden botanische Gärten dann, wenn man in denselben Versuche, die sich auf Technologie, Landwirthschaft und andere Disciplin beziehen, anstellt und die Resultate öffentlich bekannt macht. In dieser Beziehung ist in unserer Zeit hauptsächlich durch die botanischen Gärten der polytechnischen und landwirthschaftlichen Institute gewirkt worden. Die Anlage botanischer Gärten war schon dem Alterthume nicht fremd. Schon der griechische Forscher Theophrast unterhielt einen Pflanzengarten und überließ ihn bei seinem Tode seinen Schülern. Etwas später wetteiferten die Könige Attalus Philometer von Pergamus und Mithridates Eupator von Pontus in der Anlegung von Gärten; Mithridat zog in dem seinigen alle bekannten Giftpflanzen. Zu des älteren Plinius Zeit unterhielt Antonius Castor, Schwiegersohn des Königs Dejotarus, in Italien einen Pflanzengarten, aus dem Plinius seine botanischen Kenntnisse vielfach erweiterte. Im Mittelalter wirkte Karl der Große für botanisches Wissen, indem er die Anlegung von Gärten in den kaiserlichen Pfalzen anordnete und selbst eine Menge Pflanzen bestimmte, welche in denselben gezogen werden sollten. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts legte Matthäus Sylvaticus zu Salerno den ersten eigentlich botanischen Garten an; bald darauf (1333) ließ die Republik Venedig den ersten öffentlichen medicinisch-botanischen Garten einrichten: Andreas Amadei edirte zuerst die im venetianischen Garten gezogenen seltenen Pflanzen. Aber die eigentliche Epoche für allgemeinere Anlage botanischer Gärten beginnt erst mit Wiederherstellung der Wissenschaften. Die reichen Städte Italiens wetteiferten damals in deren Anlage; ihnen folgten die Universitäten Frankreichs und Spaniens nach. Herzog Alfons von Este ging in Ferrara mit rühmlichem Beispiel voraus, indem er, von Leoniceenus, Musa, Brassavola und Monardus angefeuert, Pflanzengärten anlegte, deren schönster auf einer Insel im Po, dem Panei vorstand, den Namen Belvedere erhielt. Mehre reiche Einwohner von Ferrara thaten es jenem nach, und Ferrara erlangte am frühesten in Europa den Ruf, die Pflanzenkultur auf die höchste Stufe der Vervollkommnung erhoben zu haben. Gegründet wurden sodann botanische Gärten in Padua gegen 1533, in Pisa 1544, in Bologna 1568; um dieselbe Zeit war der botanische Garten zu Florenz und der pinelli'sche zu Neapel berühmt. Der älteste botanische Garten in Frankreich ist der akademische zu Montpellier, welcher gegen das Ende des 16. Jahrhunderts von P. R. von Belleval angelegt wurde. Die erste Nachricht von einem botanischen Garten zu Paris geht auf 1597 zurück, wo der triviale Zweck, für die Stickerinnen der Hofkleider neue Blumenmuster zu liefern, die Veranlassung gab. J. Robin war der Gründer des pariser Gartens; der Hofsticker Peter Vollet ließ die prächtigsten Blumen desselben in Kupfer stechen und gab der Sammlung den Titel: „Le jardin du roi Henri IV"; 1608 und noch 1628 gaben die Hofsticker Daniel Rabel und Peter Firens ein „Theatrum florae" mit 69 Kupfern heraus. Erst 1626 wurde auf den Vorschlag des Leibarztes Guy de la Brosse der Garten für den großartigen wissenschaftlichen Zweck umgewandelt, alle Pflanzen der Erde in demselben zu ziehen. Man stellte 1635 an demselben, der später den Namen Jardin des plantes erhielt, drei Professoren an, um B., Parmakologie nnd Chemie zu lehren. In den Niederlanden entstand 1577 der akademische Garten zu Leyden auf Bontius' Betrieb. In Deutschland waren im 16. Jahrhundert nur Privatgärten bekannt; als der berühmteste galt der des J. Camerarius in Nürnberg. Ein allgemeiner Eifer für die Anlage botanischer Gärten that sich im 17. Jahrhundert kund. Es wurden angelegt: der botanische Garten des Kardinals A. Farnese zu Rom und der beim Collegium della sapienza daselbst, der sogenannte Hortus catholicus in Messina, vom Fürsten Della Cattolica gegründet, der königl. englische Garten in Kew, von der Königin Elisabeth gegründet, der Apothekergarten zu Chelsea, von den londoner Apothekern 1673 angelegt, der botanische Garten zu Amsterdam, seit 1646 einer der reichsten in Europa; viele akademische Gärten entstanden in Deutschland und den Ländern Nord-Europa's, wie z. B. zu Leipzig 1580, zu Heidelberg 1597, zu Kiel 1669, zu Helmstädt 1683, zu Jena 1629 ꝛc. Auch reiche Privaten gründeten welche; der bose'sche Garten in Leipzig erlangte europäischen Ruf. Während des 18. Jahrhunderts behaupteten die botanischen Gärten Englands einen vorzüglichen Rang, besonders der zu Chelsea und der der Brüder Sherard zu Eltham, sowie der Universitätsgarten zu Cambridge. Der berühmteste aller aber in neuerer Zeit wurde der königl. Garten zu Kew, den W. Aiton beschrieb. In den Niederlanden machten die botanischen Gärten des Lord Clifford zu Hardekamp bei Harlem unter K. Linné's Verwaltung Epoche, und gleichzeitig behaupteten die Gärten zu Turin, Pisa und Florenz, in Spanien der zu Madrid verdientes Ansehen. Das höchste aber erlangte mit Anfang dieses Jahrhunderts in Frankreich der Jardin des plantes, sodann jener der Kaiserin Josephine zu Malmaison, den Ventenat und Bonpland beschrieben haben. In der Schweiz gelangte der früher unter Joh. Geßner zu Zürich

angelegte Garten unter J. J. Römer in Ruf, und in Rußland entstanden botanische Gärten in Petersburg 1725, in Dorpat, in Wilna; der reichste russische Garten war der, welchen der Graf Alexis Razumoffsky bei Moskau unter Fischers Aufsicht anlegte. Die übrigen Nordländer blieben nicht zurück. Der botanische Garten zu Kopenhagen unter Hornemann, in Schweden der zu Upsala unter Thunberg und Wohlenberg, und der zu Lund unter Agardh erlangten Berühmtheit. In Deutschland entstanden gegen Ende des 18. Jahrhunderts sehr viele neue Gärten, und jetzt entbehrt keine deutsche Universität einer solchen Anlage. Außer den Universitätsgärten erhob sich vorzüglich der kaiserliche Garten zu Schönbrunn bei Wien unter J. von Jacquin zu großer Berühmtheit, wie überhaupt in dieser Beziehung in neuerer Zeit in den österreichischen Staaten äußerst viel geschehen ist. Preußen ist stolz auf seinen berliner Universitätsgarten, um den Willdenow, H. F. Link und sein jetziger Aufseher Otto große Verdienste haben; auch der Garten der Universität Halle, früher unter Sprengel, jetzt unter Schlechtendal, hat sich seit 30 Jahren sehr gehoben. In Sachsen ist der schon unter Friedrich August II. berühmte Privatgarten des Königs in Pillnitz der wichtigste; der seit 1820 durch Reichenbach als botanischer Garten eingerichtete sogenannte große Garten bei Dresden wird immer reicher und findet in mehren trefflichen Privatanlagen seine Ergänzung. In Bayern zeichnen sich die botanischen Gärten zu München und Nymphenburg, in Würtemberg der königl. Garten zu Stuttgart, in Baden der zu Schwetzingen, in Hessen der zu Weißenstein bei Kassel, im Weimarischen der großherzogliche zu Belvedere bei Weimar, in Hannover der königl. Garten zu Herrenhausen und der botanische Garten zu Göttingen aus. Unter den großartigen Privatgärten, die in neuerer Zeit entstanden, ist vorzüglich der des Fürsten zu Salmdyk in Dyk bei Düsseldorf zu bemerken. Auch viele großartige Handelsgärten in Holland und England machen durch ihre wissenschaftliche Anordnung und ihren großen Pflanzenreichthum auf den Charakter der botanischen Gärten Anspruch. Von außereuropäischen botanischen Gärten kennen wir: in Asien den Garten der ostindischen Kompagnie zu Kalkutta unter Wallichs Aufsicht, die zu Madras, auf Ceylon, in Batavia, in Kanton; in Afrika: die Gärten auf dem Kap, auf Isle de France, auf Teneriffa; in Amerika: den bei Kingston auf Jamaika, den französ. in Cayenne, die nordamerikanischen zu Newyork, Philadelphia und Cambridge, in Brasilien den zu Rio Janeiro und den sehr bedeutenden zu Mexiko. Mit vielen dieser Gärten wurden in neuerer Zeit sehr reichhaltige Herbarien und zum Theil auch Frucht- und Samensammlungen verbunden. Berühmte Botaniker haben die Schätze der unter ihrer Aufsicht stehenden Gärten in meist sehr kostspieligen Prachtwerken, öfters auf öffentliche Kosten, edirt. Dahin gehören die Werke: Dillenius, Hortus elthamensis, 1732; Linné, Hortus cliffortiensis 1837; Jacquin, Hortus schoenbrunnensis, 1797 u. f.; Aiton, Hortus kewensis, 1789—1810; Ventenat, Jardin de Malmaison, 1803; Schrader, Hortus goettingensis, 1809; Willdenow, Hortus berolinensis, 1800 u. f.; Link, Otto und Klotz, Abbildungen aus dem berliner Garten, 1820 u. f.; R. Sweet, The british Flower-Garden, 1822; Salm-Reifferscheid-Dyk, Hortus dykensis, 1835; Schlechtendal, Hortus halensis, 1841.

Botanische Gesellschaften u. Vereine haben den Zweck, das Studium der B. und die Kultur der Pflanzen durch gemeinschaftliche Mittheilungen und Versuche zu fördern. Sie sind in neuerer Zeit unter Bekanntmachung ihrer Verhandlungen ein wirksames Hülfs- u. Anregungsmittel botanischer Bestrebungen geworden. Die Anzahl dieser Vereine ist jetzt so groß, daß die Aufzählung aller ermüden müßte. Die ältesten u. die wirksamsten sind: die Società botanica zu Florenz, gestiftet 1717 von Franchi, bestätigt 1739 von Kaiser Franz I.; die Academia botanica zu Cortona; die Linnean society zu London, gestiftet von Bruth, beschäftigt sich auch mit Zoologie und Mineralogie und edirt ihre „Transactions“, London seit 1791—1841; die königliche bayerische botanische Gesellschaft zu Regensburg, gestiftet 1790 von Kohlhaas, gab heraus: Schriften des regensburger botanischen Gartens, und von 1792, 1802—1808: Botanische Zeitung, 7 Bde., seit 1818 mit besondern Literaturblättern von Eschweiler und Fürnrohr; die phytographische Gesellschaft zu Göttingen, gestiftet 1803 von Hofmann, welcher in demselben Jahre die „Phytographischen Blätter“ als Leistungen derselben herausgab; die botanische Gesellschaft zu Altenburg, gestiftet 1815, jetzt Sektion der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes; die Horticultur society in London seit 1805; die Société botanique zu Gent; die Societas phytographica zu Gorinka bei Moskau, 1809 vom Grafen Razumoffsky gestiftet; die vielfach thätige botanische Gesellschaft zu Petersburg seit 1823; die sehr thätige und wirksame Société Linéenne zu Paris, nebst Zweigvereinen zu Lyon und Bordeaux. In neuester Zeit entstanden auch mehre botanische Reisevereine, wie z. B. in London, Würtemberg, durch welche die Kosten für botanische Reisen in ferne Gegenden, unter der Bedingung, daß die Vereinsmitglieder die herbarische Ausbeute der Reisen unter sich vertheilen, getragen werden, sowie auch Tauschvereine für getrocknete Pflanzen.

Man kann 5 Perioden der Geschichte der B. unterscheiden, und zwar umfaßt die erste Periode nicht weniger als zwei Jahrtausende, von Aristoteles bis Brunfels, oder bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Aristoteles (etwa 350 Jahre v. Chr.) war der erste bekannte Forscher, welcher anfing, die Lebensgeschichte der Pflanzen, ihren Unterschied von den Thieren und, so weit es mit unbewaffneten Augen geschehen konnte, den Bau derselben zu untersuchen; doch sind leider seine ächten Schriften über Pflanzenkunde verloren gegangen. Nach ihm verdienen noch Erwähnung sein Schüler Theophrast, welcher nach dem Vergange seines Lehrers die Pflanzenkunde mit ächt philosophischem Geiste behandelte, ob er gleich noch in vielen Irrthümern befangen war, und Dioscorides von Anazarbe in Cilicien, im 1. Jahr-

hundert nach Chr. Von Theophrast besitzen wir eine Geschichte der Pflanzen in 10 Büchern und 6 Bücher über die Erzeugung der Pflanzen; Dioscorides setzte aus den Schriften der Alexandriner und aus eigenen Bemerkungen ein Werk zusammen, in welchem wir den Anfang der beschreibenden B. erkennen; es enthält die freilich mangelhafte Auskunft über etwa 1200 Gewächse. Die Werke der Römer Plinius, Cato, Varro u. Columella beziehen sich zunächst auf Landwirthschaft; sie enthalten nur einzelne Bemerkungen über Pflanzenkunde und fördern sie wenig. Das Werk des Dioscorides blieb 15 Jahrhunderte hindurch fast einzige Quelle botanischer Kenntnisse; denn persische und arabische Botaniker hatten weiter kein Verdienst um die Pflanzenkunde, als daß sie höchstens 200 den Griechen unbekannte Pflanzen den von Dioscorides aufgezählten und beschriebenen hinzusetzten. Die zweite Periode geht von Brunfels bis auf die Gebrüder Bauhin, oder von Gründung einer umfassendern B. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Jene in allen geistigen Richtungen so große Zeit, welcher wir die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften verdanken, brachte auch für die Pflanzenkunde reichliche Frucht. Man fing an, Kommentare zum Dioscorides und zu andern griechischen und römischen Autoren auszuarbeiten, neue Pflanzen zu beschreiben und fast überall durch gute Abbildungen kenntlich zu machen. Die Botaniker machten Reisen: selbstständiges Studium der Natur wurde häufiger. Bei Beschreibung der Pflanzen wurde nicht mehr bloß auf ihre Eigenschaften Rücksicht genommen, was ausschließlich die Alten thaten; auch die Form wurde besser untersucht und dadurch die Species genauer bestimmt. Die offenbare Unzulänglichkeit des Dioscorides, wenn man die Gewächse Deutschlands kennen lernen wollte, und die auffallende Ungereimtheit der Bemühungen Derer, die des Dioscorides Beschreibungen auf deutsche Gewächse anwenden wollten, brachten Otto Brunfels, Hieronymus von Braunschweig, Leonhard Fuchs, Hieronymus Tragus und Konrad Geßner zu dem Entschlusse, unabhängig vom Dioscorides die Gewächse Deutschlands zu untersuchen und, mit Abbildungen begleitet, zu ediren. Geßner kam zuerst auf den Gedanken, daß die Befruchtungstheile die wesentlichen seyen und daß man darnach die Pflanzen ordnen müsse. Jenen Männern folgten gegen den Anfang des 17. Jahrhunderts die Italiener Peter Matthiolus, Andreas Cäsalpinus, Prosp. Alpini und Fab. Columna, die Niederländer Dodonaeus, Clusius und Lobelius, der Franzose Dalechamp, der Engländer Gerard, die Deutschen Joach. Camerarius, Tabernämontanus und die Gebrüder Johann und Kaspar Bauhin. Durch die Anstrengungen dieser Forscher war der Vorrath bekannter Pflanzen zu Anfang des 17. Jahrhunderts schon bis auf 5500 angewachsen; mit dieser Vermehrung wuchs aber das Bedürfniß der Anordnung. Den ersten Versuch einer natürlichen Anordnung der Pflanzen in der Beschreibung ihrer Eigenschaften und Formen machte Lobelius (1570), indem er gewisse Familien, z. B. Bäume, Gräser, Farrenkräuter, Lilien u. a., aufstellte. Andreas Cäsalpinus (1583) wird von Linné mit Recht der erste orthodoxe Systematiker genannt. Er führte, nach Geßners Vorschlag, die Frucht und die wesentlichen Theile des Samens als Basis der Klassenbildung auf, was bei vielen seiner Nachfolger, die man Fruktisten nannte, die herrschende Regel geblieben ist. Noch verdienter aber um die B. machten sich etwas später die Gebrüder Bauhin. Während Johann Bauhin in seinem Werke: „Historia plantarum universalis“ (erst nach Bauhins Tode, 1650, von Chabrée herausgegeben) sich mehr den Ansichten des Lobelius anschloß und mithin einer natürlichen Anordnung der Pflanzen huldigte, vermehrte Kaspar Bauhin nicht allein die Zahl der bekannten Pflanzen durch seine Entdeckungen, sondern suchte auch, was sehr wichtig für die Fortschritte der B. wurde, die durch die Willkür in den Benennungen ungemein verwirrte Synonymik zu berichtigen. Er wagte zuerst in seinem „Phytopinax“ (1596) die Idee einer Synopsis aller bekannten Pflanzen aufzustellen und führte in seinem „Pinax theatri botanici“ (1623) die Namen von 6000 Pflanzen mit ihren Synonymen auf. Der schon ein Jahrhundert früher um die Südspitze von Afrika gefundene Seeweg nach Ostindien und die sich daran knüpfenden Länderentdeckungen, besonders aber die Entdeckung von Amerika, öffneten der B. gleichsam neue Welten. Botanische Reisen und Expeditionen kamen auf; so z. B. wurde das Morgenland von P. Alpini mit großem Erfolg durchforscht. Die dritte Periode reicht von den Gebrüdern Bauhin bis zur Aufstellung des Sexualsystems durch Linné, also von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Zwei Umstände wirkten beim Anfange dieser Periode vorzüglich einflußreich auf die Erweiterung der botanischen Kenntnisse: die hier und da gestifteten gelehrten Gesellschaften u. die Erfindung des Mikroskops. Letztere führte zu genaueren Untersuchungen des Baues der Pflanzen und zur Begründung eines Hauptabschnitts der philosophischen B., nämlich der Pflanzenanatomie. Als die eigentlichen Begründer der letztern haben wir anzuerkennen: Nehem. Grew, Marcell Malpighi, Professor zu Bologna, und Leeuwenhoek, welche alle zu gleicher Zeit mikroskopische Beobachtungen über das Gewebe der Pflanzen anstellten; der erste machte sie 1670, der zweite 1671, der dritte 1675 durch den Druck bekannt. Den frühern Versuchen einer zweckmäßigen Zusammenstellung u. Bezeichnung der Gewächse von Jungy, Morison und Ray reihten sich die von P. Hermann, H. Boerhaave, A. Rivinus, besonders J. P. Tournefort an. Morison (1715) und Ray (1703) bauten auf dem von Cäsalpin gelegten Grunde weiter fort; der Letztere nahm bei seiner Methode schon auf die Bildung der Blumenkrone und deren Theile Rücksicht. Rivinus (1690) ließ bei seiner Anordnung der Gewächse ganz allein die Regelmäßigkeit der Blumenkrone oder die unregelmäßige Gestalt derselben als Norm gelten. Um die richtige Bestimmung der Gattung u. der unter derselben enthaltenen Arten machte sich vorzüglich Tournefort (1719) verdient, indem er die Aehnlichkeit der Blumenkrone mit andern

Gegenständen als Regel annahm. Die Idee, Pflanzen in wirkliche Familien zu verbinden, stellte zuerst Magnol (1689) auf und führte sie durch; sein System umfaßte zuerst 76 Familien, welche er nach allen Theilen der Pflanze begrenzte, besonders aber nach der Entwickelung der Blüthe und Frucht. Die Kenntniß der Gewächse ferner Weltgegenden wurde damals durch die Pflanzensammler Piso, G. Markgraf, F. A. van Rheede, E. Rumpf, H. Sloane u. And. befördert. Allgemeiner wurde jetzt die Anlage botanischer Gärten; in vielen Ländern wurden vaterländische Floren Gegenstand gesellschaftlicher Untersuchungen. Neben der Pflanzenanatomie wurde vorzüglich auch die Pflanzenchemie durch Homberg, Dodart und Mariotte eingeleitet. Die vierte Periode reicht von Linné bis Jussieu, von 1751—1789. Linné gab durch die Aufstellung des Sexualsystems der bisherigen B. eine vollkommene Neugestaltung, während er durch Fixirung der Kunstsprache und durch neue Untersuchung einer Menge Pflanzen nach den aufgestellten Charakteren Großes wirkte. Vorbereitend für das Sexualsystem waren die, zum Theil frühern Perioden angehörenden Untersuchungen über das Pflanzengeschlecht, welche G. Burkhard, J. Bobart, J. Camerarius, S. Vaillant u. And. anstellten u. welche von J. J. Dillenius, J. Scheuchzer und J. A. Micheli sogar auf die niedern Organismen der Moose, Flechten und Pilze ausgedehnt wurden. Auch die naturhistorischen Reisen der Pflanzensammler u. Forscher Plumier, L. Feuillée, Kämpfer, Burbaum, Gmelin ꝛc. waren durch die Beibringung vielen, bisher unbekannten Materials für die neue, auf das Princip der Sexualität gegründete Pflanzenanordnung von großer Wichtigkeit. Unter den Gegnern des linné'schen Systems waren mehre angesehene Botaniker: Ch. G. Ludwig, J. G. Gleditsch, M. Adanson, B. Jussieu u. einige Andere. Dennoch brach sich Linné's System in kurzer Zeit überall Bahn und viele von seinen Schülern, würdig des großen Meisters, machten die Untersuchungen der Floren fremder Länder, sowie die genauere Kenntniß der inländischen Pflanzen, mit Erfolg zu ihrem Ziele. Zu den Ersteren gehören Hasselquist, Forskal, Löfling, Kalm, Commerson, Pallas, Burmann, P. Brown, Jacquin, Aublet, J. R. und G. Forster; zu den Letzteren: Scopoli, ebenfalls Jacquin, Pallich, Leers, Haller, in Frankreich Gerard, Gouan, in Italien Seguire, in Spanien Martinez, in England Hudson, in Schottland Lightfoot, in Dänemark Oeder u. Müller, in Norwegen Gunnerus ꝛc. Die fünfte Periode geht von Jussieu bis auf die neueste Zeit u. könnte nicht unpassend das Zeitalter der natürlichen Systeme genannt werden. Das Sexualsystem wurde in dieser Zeit weiter ausgebildet, zum Theil auch berichtigt und nach seinem eigenthümlichen Werthe bestimmt. Es sorgten viele Botaniker für die erweiterte Kenntniß der Pflanzenarten durch die fortgesetzte Herausgabe der linné'schen Genera und Species plantarum: Schreiber (1789), Willdenow (1797—1810, neue Aufl. 1831), Wahl (1805 u. 1827), Persoon (1805), Römer und Schultes (1816—1830), K. Sprengel (1825), Presl (1834), Dav. Dietrich (1839), H. E. Richter (1840). Für die niedern Pflanzenfamilien wurde das Sexualsystem vorzüglich durch Schmidel, Hedwig, Kölreuter weiter bearbeitet; aber die Hauptrichtung der neuesten B. geht auf die Ausbildung und Fixirung des sogenannten natürlichen Systems und die gelehrtesten und geistreichsten Forscher haben ihre Kräfte erschöpft, um von Grund auf neu zu bauen. Linné selbst versuchte eine natürliche Klassifikation und stellte 68 natürliche Familien auf, welche er auf Verwandtschaft und den Habitus der Pflanzen gründete. Unter diesen so vielfältigen Bestrebungen können wir uns nur auf die wichtigsten Namen beschränken. Der frühern Periode gehören noch an: Aderson (1759), Oeder (1764) u. Gärtner (1788), die recht gute Vorarbeiten lieferten, indem besonders Gärtner die Aufmerksamkeit der Botaniker auf Samen und Frucht, als Hauptpflanzentheile, lenkte. Der Erste aber, welcher sich im Aufbau eines natürlichen Systems Ruhm erwarb, war Anton Laurenz von Jussieu (1789). Doch blieb sein System längere Zeit unbeachtet; erst nach 30 Jahren traten namhafte Botaniker auf, um dasselbe zu empfehlen und weiter zu vollenden. Unter ihnen sind vorzüglich Achill Richard (1823) und August Pyramus Decandolle (1813) zu bemerken; weniger einflußreich waren die frühern Bemühungen von Ventenat (1799). Obgleich in Vielem mit Jussieu übereinstimmend, stellte der auf ihn fußende Decandolle doch neue Ansichten auf; sein System fand eine günstige Aufnahme und zahlreiche Verehrer. Während das Verdienst, zuerst den Anfang einer natürlichen Anordnung der Pflanzen gemacht und ausgebildet zu haben, den Franzosen unbestreitbar gebührt, so gehört den Deutschen das nicht kleinere an, das natürliche System, sobald es, vorzüglich durch K. Sprengels Bemühungen, in Deutschland bekannt geworden war, zu größerer Ausbildung fortgeführt, die Wissenschaft dadurch mehr und mehr erweitert und sie auf den Höhepunkt, welchen sie gegenwärtig einnimmt, gebracht zu haben. Folgende deutsche Botaniker machten sich durch Aufstellung eigener natürlicher Pflanzensysteme einen berühmten Namen: G. K. Batsch (1802), Oken (1821), Reichenbach (1828), Schweigger (1820), Schultz (1832), Bartling (1830), Perleb (1838), Rudolphi (1830), Martius (1835), Unger und Endlicher (1838), Moritz Willkomm (1854). Unter den Engländern stellte Lindley (1834) ein eigenes natürliches Pflanzensystem auf. Neben diesen Bestrebungen erhielt die historische B. in der neuern Zeit sehr große Erweiterungen dadurch, daß nicht nur viele Gelehrte die vaterländischen Floren untersuchten und mit vorzüglichem Erfolg bearbeiteten (wie in Deutschland Schkuhr, Sturm, Schrader, Gmelin, Röhling, Sprengel, Wallroth, Mertens und Koch, Reichenbach, Hegetschweiler und Heer; in Frankreich Decandolle, Deslongchamps, Picot Lapeyrouse, J. St. Hilaire, Turpin und Poiteau, in Italien Allioni, Tenore, Savi, Pollini, Bertoloni u. m. And., in Portugal Brotero nebst F. G. Link und Graf Hoffmannsegg, in Spanien Cavanilles, in Großbritannien Sowerby, J. E. Smith, Wihring, Curtis, im europäischen Norden Wahl, Hornemann, Palmstruch,

Wahlenberg, Schumacher, Fries, Hartmann, in Polen Besser, in Galizien Herbich, Zawadzki, in Ungarn Waldstein und Kitaibel, Wahlenberg, Rochel, Sadler, Endlicher, in Siebenbürgen Baumgarten), sondern daß auch Viele fremde Länder mit Gewinn besuchten oder in Bezug auf ihre Floren bearbeiteten (so Griechenland und Kleinasien Sibthorp, Sieber, Chaubard u. Bory, Syrien La Billardiere, Kaukasien Marschall von Bieberstein, Eichwald, K. Meyer, das Altaigebirge Ledebour, K. Meyer und Bunge, Ostindien Roxburgh, Blume, Wallich, Jack, Royle, Wight, Cochinchina Loureiro, Japan Thunberg, Siebold und Zuccarini, R. Brown u. Horsfield, Aegypten und Nubien Delile, Fresenius und Rüppell, Visiani, die nördliche Küste von Afrika R. Desfontaines, Villemet, Schousbor, die Küste von Guinea Pelisot-Beauvois, Afzelius, die Senegalküsten Durand, Leprieur, Perottet, Guillemin, A. Richard, das innere Afrika R. Brown und Smith, Südafrika und das Vorgebirge der guten Hoffnung Thunberg, Ecklon und Zeyher, die Maskarenen und Madagaskar Aubert du Petit-Thouars, die kanarischen Inseln Barker-Webb u. Barthelot, Madeira R. Lowe, Nordamerika Michaux, Pursh, Nuttall, Mühlenberg, Barton, Elliot, Hooker, Lewis, K. Schmaltz, Rafinesque, Eschscholtz, Westindien O. Swartz, Südamerika Ruiz und Pavon, Humboldt und Bonpland, Kunth, Martius und Zuccarini, Pöppig, Neuholland und Australien La Billardiere, R. Brown, Chamisso und Schlechtendal, Sweet, Endlicher, Hügel, Hooker und Walker-Arnott). Auch für die niedern Gewächse wurde in neuerer Zeit sehr viel gethan, wie von Nees von Esenbeck, Tode, Bolton, Corda und Büchner für die Schwämme, von Roth, Vaucher, Turner, Agardh für die Algen, von Hoffmann, Fries, Acharius für die Flechten, von Hooker, Weber, sowie von Nees von Esenbeck für die Lebermoose, von Hedwig, Schwägrichen, Bridel, Nees, Hornschuch u. Sturm für die Laubmoose, von Swartz, Schkuhr, Hooker und Greville für die Farrenkräuter. Groß sind die Fortschritte in der Pflanzenanatomie u. Pflanzenphysiologie, welche in neuerer Zeit gemacht wurden. An die frühern, vorbereitenden Untersuchungen von Reichel, Hill, Saussure, K. Bonnet, Duhamel, du Monceau schließen sich die von Hedwig, Comparetti, Krocker, Sprengel, Link, Rudolphi, Treviranus, Moldenhawer, Kieser, Corda, Schleiden, Palm, Mohl, Meyen, Schwann, Franz Unger, K. Nägeli, W. Hoffmeister, Fr. Traug. Kützing, Herm. Schacht in Deutschland, von Brisseau-Mirbel, Decandolle, Dutrochet, A. Brongniart in Frankreich, Giov. Amici in Italien, von Senebier in der Schweiz, von Darwin und Keith in England an. In der Pflanzenchemie machten Decandolle, Runge, Treviranus und Liebig zahlreiche Entdeckungen. Die Pflanzengeographie wurde von A. von Humboldt begründet und von Beilschmidt, Schouw, Mayen, Griesebach, K. A. Meyer, Unger, A. Jussieu, E. Boissier, Heer, Thurmann, Schlagintweit, Willkomm weiter bearbeitet. Treffliche allgemeine Lehrbücher der B. erschienen in den meisten lebenden Sprachen und rasch auf einander folgend; so die von Willdenow, K. Sprengel, Decandolle, Nees von Esenbeck, Agardh, Bischoff zc. Die Geschichte der B. blieb ebenfalls nicht unbeachtet und fand an K. Sprengel, Schultes u. Dierbach tüchtige Bearbeiter. Um die Geschichte der Vegetation und die Systematik der fossilen Pflanzen machten sich besonders A. Brongniart, F. Unger u. G. Rob. Göppert verdient.

Botaniker, Pflanzenkundiger, ein Mann, der die Botanik wissenschaftlich kennt und dieselbe, sey es nun als Lehrer oder als Vorsteher botanischer Gärten u. Sammlungen, oder als Reisender, vielleicht auch als Liebhaber (Dilettant) fördert.

Botanomantie (Praesagium ex herbis), die Wahrsagung aus Krautblättern, Kohlprophezeiung. Man bezeichnete Pflanzen-, besonders aber Salbeiblätter, und ließ diese vom Winde verwehen. Aus den zufällig zurückgebliebenen glaubte man dann beliebige Schlüsse ziehen zu dürfen.

Botanybai, Bucht an der Ostküste von Neuholland in der jetzigen Grafschaft Cumberland, unter 33° 33′ südl. Breite und 168° 48′ östl. Länge, erhielt ihren Namen von der Fülle und Mannigfaltigkeit neuer Pflanzenformen, welche ihr Entdecker Cook (1770) hier vorfand. Der Eingang in dieselbe liegt zwischen den hohen, steilen Kaps Solander und Banyo, ist kaum ½ Meile breit, aber ganz bequem und sicher; die Bai selbst ist ein Becken von 4 Meilen Durchmesser, von Sandbänken umgeben und zum Theil angefüllt, so daß ihre Beschiffung selbst für kleinere Schiffe unsicher wird. In sie münden zwei Flüßchen: Cook und St. Georg. Das umliegende Land ist felsig, weiter im Innern aber eben, sandig, häufig sumpfig, doch gut bewaldet. Cook machte in seinem Bericht eine so reizende Schilderung von der aufgefundenen Bai, daß 1770 das britische Gouvernement auf Banks' Empfehlung sie zur Verbrecherkolonie bestimmte. Im Mai 1787 nahmen 11 Segel 600 männliche und 250 weibliche Sträflinge und 570 freiwillige Auswanderer an Bord, mit welchen der Kapitän Arthur Phillips im Januar 1788 in B. landete. Der Boden selbst stellte jedoch der ersten Ansiedelung so viele Hindernisse entgegen, daß Phillips die Kolonie auf einem wenige Meilen nördlichern Landstrich, an der Bai Port-Jackson, gründete. Phillips, der erste Gouverneur in B., war seiner schweren Aufgabe gewachsen. Fast des Nothwendigsten beraubt, kämpfend gegen der Hang zur Zügellosigkeit und zur strengsten Ueberwachung des Verhältnisses der Kolonisten zu den Eingebornen genöthigt, konnte er es nur durch feste Beharrlichkeit dahin bringen, daß 1791 700 Acres Land urbar gemacht und eine Anzahl freier Ansiedler für die Kolonie gewonnen waren. Unter seiner energischen Verwaltung machte die Kolonie die schönsten Fortschritte und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, als Phillips wegen Kränklichkeit genöthigt war, im December 1792 nach Europa zurückzukehren, ehe noch sein Nachfolger bestimmt war. Während der drei Jahre, welche nun die Gouverneursstelle unbesetzt blieb, wurde Alles, was Phillips in fünf Jahren so mühevoll für den moralischen Zustand der Kolonie gethan hatte, so gründlich verdorben, daß das Unkraut dieser Zeit in vielen Jahren nicht wieder auszurotten war. Mitten in diese ruchlose Wirth-

schaft trat der Kapitän Hunter, Philips' Nachfolger, ein Mann von Ehre und Rechtschaffenheit, der aber bald voll Verdruß seine Stelle nieder legte. Unter seinem Nachfolger, Kapitän King, einem rauhen Seemann, verwilderten die Sitten noch mehr, u. erst Kapitän Bligh, der im August 1806 an seine Stelle kam, griff das Uebel an der Wurzel an, ohne jedoch sein Ziel erreichen zu können. Den glänzendsten Abschnitt in der Geschichte dieser Kolonie bildet die 12jährige Verwaltung des Generalmajors Lachlan Macquarie, der im Januar 1810 anlangte. Wie sein Vorgänger Bligh mußte er von Anfang an in demjenigen Theile der Freien, der aus ehemaligen Deportirten und Soldaten, oder deren Nachkommen bestand, seine Freunde und Anhänger sehen, und seine Zuneigung zu ihnen stieg im Laufe seiner Verwaltung, je abgeneigter eben deshalb ihm die Gegenpartei wurde. Hierdurch wurde der Grund zu der Parteiung gelegt, die noch jetzt in Neusudwales besteht und auf Jahrhunderte die ganze künftige Gestaltung des Landes bedingen wird. Schon damals traten diese Gegensätze so entschieden hervor, daß Namen für die Parteien erfunden wurden: für die aristokratische, aus den reichsten Grundbesitzern und Beamten bestehend, der der Exklusionisten (wegen ihres ausschließenden Zusammenhaltens in geselligen Beziehungen), u. für die demokratische, aus Deportirten entstandene Partei, der der Emancipationisten. Im December 1821 verließ Macquarie die Kolonie, gepriesen von seinen zahlreichen Anhängern als der Vater des Landes. Sein Nachfolger, Thomas Brisbane (bis 1825 Gouverneur), neigte sich mehr zu den Exklusionisten; dessen Nachfolger, Ralph Darling, suchte die Mitte zwischen beiden Parteien zu halten, wodurch er es aber, wie immer in dergleichen Fällen, ganz und gar verdarb. Im December 1831 nahm Richard Bourke seine Stelle als Gouverneur ein; über ihn und dessen Nachfolger ist weiter nichts zu bemerken, indem mittlerweile die Verhältnisse in der Kolonie eine festere Gestalt angenommen haben, so daß wenigstens das Schicksal der Kolonie selbst durch die Parteistreitigkeiten nicht mehr aufs Spiel gesetzt wird. Uebrigens beschränkte sich die Kolonisation nicht mehr auf die Gestade der B., sondern dehnte sich von Jahr zu Jahr weiter aus, so daß B. jetzt nur noch einen kleinen Theil von Neusüdwales (s. d.) bildet.

Botany-Islands, mehre kleine Inseln, zur Caledoniagruppe gehörig, wenig bewohnt.

Botarga (ital. Botargo, franz. Boutarge), gesalzene und in Essig eingelegte Rogen von der Meeräsche und dem Sander, schon den Alten bekannt, wird in Südeuropa und der Levante als Appetitreizmittel genossen. Der B. ist eine Art Kaviar und für die Provence, Sardinien, Dalmatien und Alexandrien ein Ausfuhrartikel; der beste wird in Algheri bereitet.

Botas (span.), bocklederne Weinschläuche, in welchen der Wein auf Mauleseln und Saumrossen verführt und zugleich, weil sie die Verflüchtigung der wässerigen Bestandtheile desselben gestatten, sehr gut erhalten und immer besser und geistiger wird.

Bote, im Allgemeinen eine Person, welche einen Auftrag von einer an die andere Person bestellt, daher eine Person, welche in Auftrag Anderer zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen Briefe u. Pakete an nähere oder fernere Orte befördert, entweder für einen besondern Fall gedungen (dann Expresser), oder regelmäßig, zu bestimmter Zeit und zwischen zwei bestimmten Orten, die gegenseitigen Aufträge bestellend (ordinärer Bote). Das Botenwesen, wie es im Mittelalter entwikkelt war, hatte seinen Ursprung in der altdeutschen Gemeindeeinrichtung. Als Deutschland noch aus Gemeinden freier Eigenthümer bestand, kamen dieselben auf gewissen Markt- und Landtagen zusammen und die ferneren schickten ihre B.n zum Austausch der Geschäftsaufträge ab (daher Botschafter, jetzt noch in der Diplomatie Titel der vornehmsten Staatsgesandten). Als das freie Gemeindewesen unterging, traten die Städte und besonders die Handelsstädte u. deren Magistrate in nähere Verbindung mit einander und bedurften, so lange noch keine regelmäßigen Posten vorhanden waren, der B.n. Diese, als reitende B.n auch Rittmeister genannt, mußten bei dem damaligen schlechten Zustand und der Unsicherheit der Straßen tüchtige und zuverlässige Männer seyn, um für die richtige Besorgung von Geldsendungen und werthvollen Nachrichten einstehen zu können. Dieser nothwendigen Garantie wegen machte sich nach und nach die Errichtung eines städtischen Botenwesens zum Bedürfniß. Ein solches Botenamt, eine reiche Ertragsquelle der Magistrate, stand unter einem Botenmeister, wurde regelmäßig geleitet, scheint aber nicht beschränkend auf das Botengehen als freies Gewerbe eingewirkt zu haben. Metzger, Bäcker (wenn sie in die Gaue gingen), Krämer 2c. wurden noch lange zugleich als B.n benutzt. Erst die Posten als Staatsanstalten nahmen das ausschließliche Recht des Botenwesens für sich in Anspruch u. veranlaßten eine lange Reihe Rechtskämpfe mit den Landesherren, Städten und besonders mit den Reichsstädten, die sich dem Reichspostregal nicht unterwerfen wollten; am hartnäkkigsten führte Nürnberg den Streit. Beide Institute, die Reichspost und das landesherrliche u. reichsstädtische Botenwesen blieben neben einander in Thätigkeit, nur daß die kaiserliche Wahlkapitulation letzteres hart beschränkte und das sogenannte Nebenpostiren verbot. Das Botenwesen als freies Gewerbe, das nach gemeinem Rechte beschränkt, aber nicht aufgehoben werden konnte, mußte allmählig der Reichspost weichen, ja, in manchen Ländern war das heimliche Briefsammeln und Umtragen bei Karrenstrafe untersagt. Eine so tyrannische Maßregel und eine andere, nach welcher Frachtfuhrleute keine Handpäckchen zur Bestellung übernehmen durfte, erscheinen als offenbares Unrecht und schädlich, weil sie dem Zweck alles Postwesens, Erleichterung des Verkehrs, entgegentreten und für nichts gelten können, als für eine Zwangssteuer für Absender, Empfänger und Fuhrleute. Daher haben mehre deutsche Staaten die Verbote gegen das Botenwesen als freies Gewerbe zurückgenommen und dem Verkehr sein gutes Recht wieder gegeben. Vgl. Post.

Botero, Johann (lat. Ioh. Boterus), italienischer Gelehrter, einer der ersten Bearbeiter der Sta-

tistik, 1540 zu Bena (daher Benisius) im Piemontesischen geboren, war 1581—84 Sekretär bei Karl Borromeo in Mailand, bereiste dann auf Befehl der Kongregation de propaganda fide verschiedene christliche Länder, wurde 1599 Erzieher der Kinder des Herzogs Karl Emanuel von Savoyen und † als Abt zu St. Michel de la Chiusa in Piemont 1617 in Turin. Seine „Relazioni" (Rom 1592 u. ö., verschiedene Male ins Lateinische übersetzt) und „Delle ragione di stato lib. X" (Venedig 1589 ff.) waren ihrer Zeit hoch berühmt.

Both, Andreas und Johann, zwei berühmte niederländische Maler, jener 1609, dieser 1610 in Utrecht geboren, wo ihr Vater, ein Glasmaler, und später A. Bloemaert sie in die Kunst einführten. In Italien nahm sich Johann als Landschafter Claude Lorrain zum Muster, während Andreas, Figuren- und Thiermaler, dem Bamboccio nachahmte. In Rom vereinten die Brüder ihre Thätigkeit oft für ein und dasselbe Kunstwerk, indem Andreas die Landschaften des Johann mit seinen Figuren schmückte, wobei die Uebereinstimmung des Hauptbildes mit der Staffage ebenso sehr, wie das meist sonnige Kolorit und der herbstliche Ton der Natur dem Auge wohl thaten. Dieses brüderliche Zusammenwirken endete 1650 in Venedig, wo Andreas in einer finstern Nacht in einem Kanal ertrank; Johann verließ hierauf Italien und † kurz nachher in Utrecht. Zu Johanns Werken gehören 15 treffliche Radirungen in 3 Folgen, welche Bartsch beschreibt. Auch Andreas ätzte mit Geschmack. Beider Arbeiten sind klassisch und in guten Drukken selten und kostbar.

Bothnien (Botten), ehemals schwedische Landschaft, seit 1809 zum Theil unter russischer Botmäßigkeit. Westbothnien besteht aus den Vogteien Umeå, Piteå, Luleå, Torneå und gehört noch zur schwedischen Landschaft Norrland; Ostbothnien aber, von der Grenze von Torneå östlich, ist der russischen Statthalterschaft Finnland einverleibt. B. ist reich an Seen und Flüssen, an Wäldern und Ackerland. In sehr guten Jahren kann Getreide ausgeführt werden; der bedeutendste Handelsartikel ist jedoch Holz. Außerdem beschäftigen sich die Einwohner mit Viehzucht, Jagd, Fischfang, Bergbau (auf Kupfer und Eisen) und Schifffahrt.

Bothnischer (Bottnischer) Meerbusen, der nördliche Arm der Ostsee, welcher sich von den Alandsinseln an zwischen Rußland und Schweden 80 Meilen weit bis zum 66.° nördl. Br. hinzieht und bei einer Tiefe von 10—55 Klafter 25 bis 32 Meilen Breite hat. Die Einfahrt in denselben ist der vielen Scheeren wegen, welche die Alandsinseln umgeben, und besonders zu Zeiten, wo häufiges Steigen und Fallen der Fluth heftige Strömungen verursacht, für den Seemann ein ebenso gefährliches als beschwerliches Wagniß. In ihn münden alle nordschwedischen und finnischen Gewässer. Der südliche Theil heißt auch Botten-Hafnat, der östliche Oester-Sjän, der nördliche Botten-Viken und der von den Alandsinseln nach Gefleborg hinziehende Alandshaf. Der geringen Salzhaltigkeit des Wassers wegen friert der bothnische Meerbusen leicht zu u. im Winter richtet sich quer über denselben der Waarentransport mit Schlitten ein.

Bothriocephalus, s. Bandwurm.

Bothwell, Jakob Humphry, Graf von, schottischer Erbadmiral, durch seine Verhältnisse zur Königin Maria Stuart merkwürdig. Als ihr Gemahl Darnley ihren Liebling, den Sänger Rizzio, hatte ermorden lassen (9. März 1566), wurde B. von ihr zum Minister ernannt, dann nach der Ermordung Darnley's (10. Febr. 1567) gegen den Vorwurf, diesen Mord vollbracht zu haben, geschützt und zum Herzog von Orkney erhoben. Als die Königin ihn 1567 sogar zum Gemahl nahm, empörte sich der längst unzufriedene Adel gegen sie und sie wurde genöthigt, sich von B. zu trennen (15. Juni 1567). Letzterer floh erst nach dem Schlosse Dunbar, dann, geächtet, nach den Orkneyinseln und kam endlich nach mancherlei Abenteuern nach Dänemark, wo er gefangen wurde und (1576) in Mangel und Elend †.

Bothwellbridge, alterthümliche Brücke von 4 Bogen über den Clyde im Bothwellkirchspiel der schottischen Grafschaft Lanark, denkwürdig durch ein Gefecht am 22. Juni 1679 zwischen den königlichen englischen Truppen unter dem Herzog von Monmouth gegen die schottischen puritanischen Insurgenten, in welchem letztere überwunden wurden und 400 Todte und 1200 Gefangene in den Händen der Sieger ließen.

Botokuden, Indianerstamm in Brasilien, längs der Dukuite, jetzt 5—15 Meilen von letzterer zurückgedrängt, zwischen 15—19½° südl. Br. oder zwischen Rio Pardo und Rio Doce. Ihr Hauptsitz ist in den großen Urwäldern am Rio Doce und Belmonte. Der Name stammt von dem portugiesischen Botoque (Faßspund), wegen der Holzpflöcke, die sie in Lippen und Ohren tragen; früher nannte man sie Agmores, sie selbst nennen sich Engeräckmung. Sie gehören zu dem großen Volke der Tapuyas und gelten für die wildesten unter ihnen. Sie sind wohlgebaut, von mittlerer Größe, stark, breit von Brust und Schultern, mit zierlichen Händen u. Fußen; ihr Gesicht hat markirte Züge, breite Backenknochen, schwarze, lebhafte Augen; Mund und Nase sind auffallend dick. Ihre Farbe ist röthlichbraun, bald heller, bald dunkler, ihr Kopfhaar schwarzbraun; die Zähne sind schön geformt u. weiß. Ohren und Unterlippen werden im 7. oder 8. Jahre durchstochen und in die Löcher immer größere Pflöcke gesteckt, bis sie Scheiben fassen können, welche bisweilen gegen 4 Zoll Durchmesser bei Zolldicke haben und aus dem Holze des Barrigadobaums, das leichter als Kork u. sehr weiß ist, gefertigt werden. Sie schneiden ihr Haupthaar bis auf eine Haarkrone glatt ab. Alle andern Haare am Körper reißen sie sorgfältig aus. Beide Geschlechter bemalen den Körper. Zum Schmuck dienen Schnüre von schwarzen oder gelblichbraunen Körnern mit Thierzähnen untermischt und Federn. Ein Hauptcharakterzug dieses Volksstammes ist unbändige Leidenschaftlichkeit, die besonders, wo Eifersucht und Rache ihre Handlungen bestimmen, Männer und Frauen zu den unerhörtesten Grausamkeiten fortreißen. Haben sie zu essen, so sind sie träge; wie beim Thier bedingt auch bei ihnen nur das Bedürfniß die Thätigkeit.

Auf ihren Zügen in den Wäldern bauen sie sich leichte Hütten von den Blättern der wilden Kokospalme; verweilen sie längere Zeit an einem Platze, so geben sie denselben mittelst Holz und Pfählen einige Festigkeit. Ihre Geräthe sind sehr einfach, ihre Waffe ein bis 8 Fuß langer Bogen, mit dem sie gewandt und sicher 5—6 Fuß lange Pfeile in großer Weite zum Ziele schießen. Zur Nahrung dient ihnen Alles, was das Thier- und Pflanzenreich nur irgend Eßbares und ihnen Erreichbares liefert. Ihre Sprache, ein besonderer, von denen der andern wilden Völkerschaften Brasiliens verschiedener Dialekt, hat bei vielen Nasentönen keine Kehllaute und ist sehr arm. In frühern Zeiten waren die B. sehr gefürchtet; noch jetzt sind sie in einem beständigen Kampfe mit den Europäern und zugleich mit mehren Stämmen anderer wilden Völkerschaften.

Botschafter, ein Gesandter, welcher die Person des Staatsoberhauptes repräsentirt und alle Ehrenbezeugungen, welche dieser gebühren, in Anspruch nimmt. Solche Gesandte ersten Rangs sind ordentliche, wenn sie beständig ihren Sitz an dem fremden Hofe haben, außerordentliche, wenn sie nur für besondere Fälle ernannt sind. Vergl. Gesandter.

Bott, Jean bedeutender Violinvirtuos, geboren 1826 zu Kassel, Schüler von Spohr und erster Stipendiat der Mozartstiftung in Frankfurt, wurde 1849 Hofkoncertmeister der kurfürstlichen Kapelle, 1851 zweiter Kapellmeister daselbst und 1856 Hofkapellmeister zu Meiningen. B. schrieb Koncert- und Salonkompositionen für Violine, Pianofortekompositionen 2c.

Botta, 1) Carlo Giuseppe Guglielmo, italienischer Dichter u. Geschichtschreiber, 1768 in dem piemontesischen Dorfe S. Giorgio di Canavese geboren, studirte zu Turin Medicin und beschäftigte sich vorzugsweise mit Anatomie und Botanik. Er hatte bereits das medicinische Doktorat erlangt, als der Ausbruch der französischen Revolution seinem Geist eine andere Richtung gab und ihn vorzüglich auf das Studium der Politik und Geschichte hinleitete. Er war einer der ersten u. eifrigsten Vertreter der Ideen von Volksfreiheit, welche, aus Nordamerika nach Frankreich getragen, schneller als über den Rhein, den Weg über die Alpen gefunden hatten, und ward deshalb 1792 gefangen gesetzt. Als er 1794 seine Freiheit wieder erlangte, ging er nach Frankreich, nahm als Arzt Dienste in den französischen Heeren und kam erst mit diesen in sein Vaterland zurück. Hier beschäftigte ihn lebhaft ein Entwurf für die Neugestaltung Oberitaliens, der jedoch von Napoleon Bonaparte unbeachtet blieb. Im J. 1797 ward er Mitglied der Expedition, welche der Letztere nach den jonischen Inseln schickte, u. nach seiner Rückkehr neben Carlo Aurelio von Bossi u. Carlo Giulio Mitglied jener provisorischen Regierung, welcher man deshalb im Lande selbst den historisch gewordenen Namen „il triumvirato de' tre Carli" gegeben hat. Vor den eindringenden Russen mußte B. 1799 aus Italien entweichen, kehrte aber nach der Schlacht von Marengo zurück u. wurde Mitglied der Consulta von Piemont. Nachdem 1803 Piemont zur französischen Provinz geworden war, ging B. als Mitglied des gesetzgebenden Körpers nach Paris, zog sich aber dadurch, daß er sich oft und entschieden gegen die Gewaltmaßregeln des Kaisers aussprach, das Mißfallen Napoleons zu, der ihn, als er zur Quästur vorgeschlagen wurde, selbst von den Listen strich. Im Jahre 1814 stimmte er für die Absetzung Napoleons, ward aber nach der Restauration als Ausländer von der Liste des gesetzgebenden Körpers gestrichen. Während der hundert Tage erhielt er das Rektorat der Akademie zu Nancy und nach der zweiten Restauration der zu Rouen. Später legte er diese Stelle nieder und zog sich nach Paris zurück. Erst 1830 ward ihm die Erlaubniß, in sein Vaterland zurückzukehren. Er erhielt eine Pension von 4000 Lire, ging aber wieder nach Frankreich und † zu Paris den 10. August 1837. Zwei Franzosen, zwei Italiener und zwei Engländer ließen ihm ein Monument errichten. Seine „Beschreibung der Insel Korfu" (2 Bde., 1799), ferner „Erinnerungen aus einer Reise nach Dalmatien" (1802), „Abhandlungen über die Lehre Browns und die Natur der Töne" (1803), sowie die „Uebersicht der Geschichte des Hauses von Savoyen" (1803), gehören sämmtlich der Periode seiner Entwickelung an. Europäischen Ruf begründete er sich erst 1809 durch die Herausgabe der „Istoria della guerra dell' independenza degli stati uniti d'America" (Paris 1809, und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt), in welcher er, den alterthümlichen Ton vaterländischer Klassiker erneuernd, einen historischen Kunststyl für die neueste Geschichte schuf und zugleich dem immer mehr einreißenden Französiren seiner Muttersprache einen wirksamen Damm setzte. Diesem trefflichen Werke folgte sein größtes, die unsterbliche „Storia d'Italia dal 1789 al 1814" (10 Bde., Paris 1824, deutsch von Förster, 8 Bde., Quedlinb. 1827—31), für welches er den fünffachen (früher stets unter Mehre vertheilten) Preis der Akademie der Crusca von 1000 Scudi erhielt. In der „Histoire des peuples d'Italie" (3 Bde., Paris 1825) sprach er dem Christenthum und der Philosophie das Verdienst ab, Europa civilisirt zu haben, was er allein der Wiederherstellung der Wissenschaften beimaß. Die „Storia d'Italia dal 1490 al 1814" (20 Bde., Paris 1832) umfaßt Guicciardini's Italien von 1490—1534 (6 Bde.), B.'s Fortsetzung von 1535 bis 1789 (10 Bde.) und die obengenannte „Storia d'Italia". B. war auch, doch nur mittelmäßiger Dichter; sein Hauptwerk ist ein Epos in 12 Gesängen: „Il Camillo o Vejo conquistata" (Par. 1806).

2) Paul Emile B., berühmter Archäolog und Reisender, Sohn des Vorigen, machte noch jung aus Eifer für die Naturwissenschaften eine Reise um die Welt, hielt sich längere Zeit auf der Nordwestküste Amerika's auf und sammelte dort bedeutende naturhistorische Schätze. Im Jahr 1830 ging er nach Aegypten u. trat als Arzt in die Dienste Mehemed Ali's, der ihn der ägyptischen Expedition nach Sennaar beigab. Von dort kam er 1833 mit einer Sammlung von 10—12000 Insekten und gegen 1000 Häuten von Vögeln und vierfüßigen Thieren nach Kairo zurück. Im J. 1834 abermals nach Aegypten und Sennaar geschickt, ging B. 1836 von da über das rothe Meer nach Arabien (Jemen), wo er während eines dreijäh-

rigen Aufenthalts für den Jardin des plantes sammelte und Naturkunde und Geographie um Vieles bereicherte. Im Jahre 1833 ward er von der französischen Regierung zum Konsul in Alexandrien ernannt, von wo aus er eine Reise nach Arabien unternahm, deren Resultate er in dem Werke „Rélation d'un voyage dans l'Yémen entrepris 1837 pour le Muséum d'histoire naturelle de Paris" (Paris 1844) niederlegte. Von hier schickte ihn die Regierung als Konsularagenten nach Mosul, wo er, durch Julius Mohl angeregt, in den Schutthaufen längs des Tigris eine Reihe wichtiger Entdeckungen von Denkmalen des assyrischen Alterthums machte. Im Frühling 1843 begann B. seine Ausgrabungen, anfangs mit geringem Erfolge; doch konnte schon ein längeres Sendschreiben an Mohl im Juliheft des „Journal asiatique" desselben Jahres von bedeutenden Entdeckungen berichten, welche Zeitschrift fortlaufende Nachrichten von der Thätigkeit B.'s, zum Beschluß genaue Zusammenstellungen von äußerst schwierigen Untersuchungen über assyrische Keilschrift brachte. Letztere erschienen unter dem Titel „Mémoire des l'écriture cunéiforme assyrienne" (Paris 1848) in einem besondern Abdruck. Das französische Gouvernement nahm sich der Sache mit großer Wärme an; ein geübter Zeichner, Eugen Flandin, wurde an Ort und Stelle geschickt, um die aus leicht zerfallendem Alabaster bestehenden Skulpturen zu zeichnen, und eine aus den kompetenten Gelehrten und Mitgliedern der Akademie, Raoul-Rochette, Letronne, Lenormand, Mohl, Burnouf, Layard, Guigniaut, Ingres und Lebas, zusammengesetzte Kommission beauftragt, die Herausgabe eines archäologischen Prachtwerks vorzubereiten, welches denn auch wenig später unter B.'s specieller Fürsorge unter dem Titel „Monument de Ninive découvert et décrit par B., mesuré et dessiné par Flandin" (5 Bde., Fol., Paris 1849—50) erschienen ist, wovon die beiden ersten Bände die Tafeln über Architektur und Skulptur, der 3. und 4. die Inschriften, der 5. den Text enthält. Die „Inscriptions découvertes à Khorsabad" (Paris 1848) sind ein billigerer Abdruck der 220 Inschriftentafeln des 1800 Franken kostenden größern Werks. Die geretteten Monumente wurden im Louvre aufgestellt. Nachdem B. alle Schwierigkeiten, unter denen der Fanatismus der Mohammedaner nicht die geringste war, überwunden, war es leicht für Rouet, seinen Nachfolger im Konsulat von Mosul, weitere Entdeckungen zu machen. In der Fülle der Resultate wurde B. durch den von ihm angeregten Engländer Henry Layard weit überflügelt; doch bleibt ihm der Ruhm, die assyrische Archäologie, deren Umfang und Bedeutung bis jetzt nur geahnt worden, begründet zu haben. Von seinen Schriften der frühern Periode sind noch zu erwähnen: „Description de l'île de Corse" (2 Bde., Paris 1799), „Souvenirs d'un voyage en Dalmatie" (Turin 1802), „Précis historique de la maison de Savoie" (Paris 1803), und „Histoire de l'Amérique" (das. 1809).

Bottellaube, Minnesänger, s. Bodenlauben.

Bottemann, Bildhauer aus Hall, einer der talentvollsten jüngeren belgischen Künstler. Sein Vater, ein Steinschneider, hatte ihn zu seiner Unterstützung bestimmt; in der brüsseler Akademie machte er jedoch unter Leitung von Simon und Geefs rasche Fortschritte in der höhern Kunst und ging 1842 mit einem Stipendium seiner Vaterstadt nach Rom. Hier erhielt er 1843 den ersten Preis in der Skulptur bei der Akademie von San Luca.

Bottiäi, ursprünglich thracisches Volk, an der Westseite des thermaischen Meerbusens, später nördlich von Chalcedon seßhaft. Ihre früh verschwundenen Sitze waren Scolus und Spartolus, nördlich von Olynth. Das bottiäische Fest wurde von den bottiäischen Jungfrauen gefeiert, welche bei ihrer Abfahrt von Kreta, wohin sie dem Minos als Tribut geschickt wurden, einen heiteren Festgesang anstimmten.

Bottnischer Meerbusen, s. Bothnischer Meerbusen.

Bottoschani (Botoschani), Stadt in der Moldau, zählt gegen 5000 Einwohner, welche mit den Erzeugnissen des Landes, besonders mit Wolle und Tabak, sehr ausgebreiteten Handel treiben, den die Juden und Armenier bis nach Leipzig und Brody ausdehnen.

Botzaris, neugriechisches Heldengeschlecht, Häupter der Sulioten, lange die tapfersten Beschirmer der Unabhängigkeit Suli's, unsterblich geworden im Kampfe für Griechenlands Freiheit durch Markos B., den Größten des Geschlechts. Schon sein Großvater, Georg, hieß der Schrekken der Albanesen; sein Vater, Christos (Kisso), war Ali's, des Pascha von Janina, gefürchtetster Feind und fiel unter den gedungenen Dolchen des Tyrannen (1813). Markos, 1791 zu Suli geboren, floh nach seines Vaters Tod nach den jonischen Inseln und nahm französische Dienste, kehrte aber zurück, als die Türken Truppen gegen Ali sendeten, und stieß mit seinen Sulioten zu dem türkischen Heer. Bald erkannte er jedoch den tückischen Plan der türkischen Heerführer, ihn selbst zu verderben, was ihn bewog, mit seinem Todfeinde ein Bündniß einzugehen. Ali unterlag im langen Kampfe; aber nun brach der griechische Befreiungskrieg aus, und obwohl B. damals noch nicht im Verein mit den übrigen Griechen focht, zählten doch die Niederlagen, welche er bei Gratsana, Tramessus, Placa, wo er verwundet wurde, Variades und Bassena den Türken und Albanesen beibrachte, als griechische Siege und hoben den Muth der Nation. Anfangs 1822 begab sich Markos, ohne Gefolge, einfach, wie ein Held der alten Zeit, zur ersten Versammlung der griechischen Häuptlinge nach Korinth. Sein Rath, den Krieg außerhalb des insurgirten Griechenlands zu beginnen, wurde befolgt. Der Zug des Maurokordatos nach Epirus war die Folge, aber die unglückliche Heldenschlacht von Peta (16. Juli 1822) das Ende der Unternehmung. Die Rettung Missolonghi's war seine nächste große That. Lange Zeit vertheidigte er diesen Platz mit einigen hundert Sulioten gegen 12,000 Türken, bis er durch kluge Unterhandlungen Zeit gewann, noch 1700 Mann Verstärkung und einiges Geschütz in die Festung zu bringen, so daß die Türken, als sie endlich in der Nacht vom 5. zum 6. Januar 1823 stürmten, eine furchtbare Niederlage erlitten. Im April

1823 ernannte die griechische Nationalversammlung Markos B. zum Obergeneral in Aetolien, während im Peloponnes Kolokotroni kommandirte. B. eröffnete den Feldzug im Mai und schon am 13. fiel Lepanto in seine Gewalt. Als nun ungeheure türkische Streitmassen heranzogen und die Kraft der Griechen zu ermatten begann, ließ er Anatoliko und Missolonghi eilig verschanzen und zog mit 2500 Mann einem Kernheer von 12,000 Türken unter Omer Vrione und Jussuf Pascha entgegen. Geschickt wußte er die sich feindlichen Heerführer vereinzelt zurückzudrängen, bis Mustapha, Pascha von Skutari, mit neuen Truppen anruckend, die türkische Macht bis auf 25,000 Mann zu erheben drohte. B.' List und Raschheit trennte, schwächte und schlug die beiden ersten Pascha's; auf den letzten traf er am 19. August bei Karpenissi. Der Plan, das Turkenheer durch einen nächtlichen Ueberfall zu vernichten, fand im Kriegerath und bei der Schaar Beifall, und als Markos die Männer zu sehen verlangte, die freiwillig mit ihm die Rettung des Vaterlandes erkämpfen wollten, zerbrachen 400 Sulioten die Scheiden ihrer Säbel, zum Zeichen, daß sie zum Todeskampf bereit seyen. In der Mitternachtsstunde vom 19. zum 20. August schlich Markos mit 250 Mann lautlos mitten in das Türkenlager, wo er den Pascha und seinen Neffen mit eigner Hand niederhieb und ein furchtbares Blutbad anrichtete, während die Griechen von außen das Lager stürmten. Markos B. bezahlte die kühne That mit seinem Leben. Den todten Helden brachten 100 Krieger nach Missolonghi, wo er unter den Trophäen des Siegs begraben wurde. Sein Bruder, **Konstantin B.**, war mit seiner Schwester Chryseïs bei der Zurückgabe von Suli als Geisel in die Gewalt des Ali Pascha gekommen und kämpfte nach seiner Befreiung als Palikarenführer neben seinem Bruder. Als er den Leichnam desselben bestattet, rächte er heldenmäßig den Tod des Helden. Im Jahr 1826 war er in Missolonghi einer der 1000 Krieger, welche sich so tapfer durchschlugen. **Notho B.**, der Vorigen Oheim, Bruder des Christos B., kämpfte in den Reihen der Sulioten zur Vertheidigung Suli's, warf sich, als die Veste gefallen war (1803), auf einem Streifzug von türkischer Uebermacht gedrängt, in das Kloster Vetenitza und vertheidigte sich hier, bis der Hunger ihn und seine Schaar zu dem Entschluß zwang, sich durchzuschlagen. Zehn Mann erreichten lebendig das Freie; B. fiel in türkische Gefangenschaft. Nach seiner Befreiung trat er in das französische Regiment, in welchem Markos diente, und wurde Major. Ali Pascha's Empörung rief ihn nach Griechenland zurück, wo in dem bald nachher erwachten Befreiungskrieg Markos an ihm einen weisen Rathgeber und Griechenland einen tapfern Streiter erhielt. Auch er entkam glücklich mit jenen 1000 aus Missolonghi und † 1831.

Botzen (eigentlich **Bozen**, lat. **Bauzanum**, **Bulsanum**, ital. **Bolzano**), die Hauptstadt von Südtyrol und die erste Handelsstadt des Landes, liegt 1060 pariser Fuß oder im Mittel von 7 Messungen 1107 wiener Fuß über der Meeresfläche und 30 Fuß über der Eisack am rechten Ufer derselben, mehr als eine Stunde vor ihrer Vereinigung mit der Etsch. Von Norden her kommt der rasche Talferbach aus dem Sarenthale heraus und geht zwischen der Stadt und der westlichen Vorstadt in die Eisack. In der Mündungsgegend beider Gewässer (Eisack und Talfer) bildet sich eine Ebene, die eine halbe Stunde Ausdehnung hat und von drei Seiten von steilen Porphyrwänden in großartigen Formen eingeschlossen ist und sich westlich und südwestlich mit der größern des Etschtha's in Verbindung setzt. Die eigentliche Stadt von nur 8600 Einwohnern liegt nicht ganz eben, sondern ihre engen, ungeraden, aber reinlichen Straßen sind zum Theil abschüssig. Die Häuser, schon nach italienischer Art gebaut, sind alle massiv, 4 Stock hoch, mit weißabgeputzten Häusermauern, Balkonen, flachen Dächern und gewöhnlich gegen die Straße mit Arkaden für die Fußgänger versehen. Die Stadt hat einige schöne Plätze (den Musterplatz, den Obstplatz mit einem schönen Brunnen, den Johannplatz mit dem herrlichen, aus dem 14. Jahrhundert stammenden Bau der großen gothischen **Hauptkirche**, welche, in 3 Schiffe getheilt, einen prachtvollen Hauptaltar und einen künstlichen, 1519 von Johann Lutz erbauten Thurm besitzt; hinter der Kirche befindet sich der 544 Schritt im Umfange haltende Friedhof mit Arkaden, welche gute Fresken und Bildhauerarbeiten von Reinalter zieren), mehre Klöster und imposante **Gebäude** (das Merkantilgebäude, den Palast des Erzherzogs Räiner, der seit 1848 seinen Wohnsitz zu B. wählte, den Gasthof zur Kaiserkrone mit kleinem Theater, das sontheimsche Palais, das Deutschordenshaus). B. ist der Sitz der Behörden des botzener Kreises, treibt **Industrie** in Seide, Baumwolle, Leder, Wolle; auch ist wegen der wichtigen Lage am Theilungspunkt zweier Chausseen die Durchfuhr und der Gewinn von Reisenden beträchtlich. Die vier berühmten Messen haben etwas an ihrer Bedeutung verloren. Die Einwohner sind Deutsche, aber ein großer Theil redet schon die italienische Sprache. Die **Vorstädte** und Häusergruppen ziehen sich noch weit die Eisack und Talfer hinauf und setzen sich an der Eisack in Verbindung mit dem Dorf **Rentsch**, welches für sich allein 650 Einwohner zählt. Sie bedecken beide Ufer der Talfer, und am westlichen hängen sie zusammen mit dem Dorf **Gries**, welches 1720 Einwohner hat; ja, sie steigen hoch die nördlichen Gebirgshalden hinauf, so daß die letzten Sommerfrischhäuser von Ober B. 2688 pariser Fuß über der Stadt liegen. Alle diese weißschimmernden Häuser liegen in den schönsten Obst- und Blumengärten und in einem weiten Kranz von üppigen Weinbergen. Von B. an beginnt Wälschtyrol; Menschen, Klima, Produkte, Beschäftigung sind italienisch. Westlich von B. bis zum Schloß **Siegmundskron**, wo die Etsch sich plötzlich nach Süden umwendet, aufwärts bis Terlan und abwärts bis Leifers breitet sich die Ebene des Etschthals aus, der **Botzener-boden** genannt, die größte in Tyrol. Weiter unterhalb würde sich das Etschthal zu einer Meile Breite ausdehnen, wenn sich nicht am westlichen Ufer des Flusses vom Schloß Siegmundskron (einst einer Römerveste, später Stammsitz der

Grafen von Firmian) bis Tramin hin ein zwei Meilen langer Längenriegel, aus Porphyr bestehend, von vielleicht 1500 Fuß relativer Höhe in das Thal schöbe, der **Mittelberg** genannt und größtentheils belaubt. Zwischen ihm und dem Gebirge bildet sich ein herrliches, vielbebautes, blühendes, etwas unebenes Thalgelände, mit Weinbergen prangend, die die edelsten Weine Tyrols liefern. Städteähnliche Dörfer und stolze Burgruinen schimmern aus der Nähe und Ferne. Die berühmteste dieser Burgen ist **Hoch-Eppan** über dem Dorfe Missian, eine Stunde westlich von Siegmundskron, einst der Stammsitz der mächtigen Grafen von Eppan. Die Aussicht wird als reizend geschildert, von den Zinnen der Burg sind 36 Schlösser sichtbar. Die Dörfer in diesem Thalgelände sind sehr volkreich. Besonders mit Orten bedeckt ist die Gegend von **Kaltern**, die mit ihren vielen Gärten und zahlreichen Höfen das Ansehen einer großen, weiten, orientalischen Stadt hat. Der **Kalterersee**, eine Stunde lang, 1/2 Stunde breit, liegt ziemlich einsam, nur von Fischerhütten besetzt. Er liegt so tief, daß er bei Ueberschwemmungen der Etsch zuweilen mit diesem Strom sich vereinigt. Der Abfall des Mittelbergs hat hier die größte Eichenwaldung Tyrols. B. verdankt, wie Meran, die erste Anlage den Römern. Um 14 v. Chr. erschien Drusus, der Stiefsohn des Augustus, mit einem mächtigen Heere in dieser Gegend und erfocht hier über die rhätischen Völker einen glänzenden Sieg, der ihm den Weg in das Eisackthal und in das Vintschgau öffnete. Die Römer sahen die Wichtigkeit dieses Stationspunktes am Zusammenkommen zweier Hauptthäler ein und errichteten hier mehre Kastelle, von denen noch jetzt einige Ueberbleibsel (im Dorfe Gries) vorhanden sind. Die Ostgothen zerstörten diese Kastelle und bauten Burgen nach ihrer Art, unter deren Schutz die Anfänge vom heutigen B. entstanden. Auf die Ostgothen folgten die Longobarden; bald aber eroberten die wilden Bojoarier Tyrol und warfen jene auf das Gebiet von Trient zurück. B. wurde die letzte Stadt der bojoarischen Herrschaft gegen die südlichen Nachbarn, der Sammel- und Waffenplatz in den beständigen Fehden mit den longobardischen Herzögen von Trient. Im Jahr 680 erscheint die Stadt zuerst als Sitz des bayerischen Markgrafen, den Alachis, Herzog von Trient, bekriegte und überwand. Unter dem Schutz dieser Markgrafen und begünstigt durch seine Lage, blühte B. empor, so daß die Bischöfe von Trient, welche die Schenkung Kaiser Konrads II. im Etschthal bis hierher ausdehnten, lüstern nach dieser reichen Besitzung wurden. Bischof Gebhard verdrängte 1130 den Grafen Friedrich von Eppan aus der Stadt und stiftete jene unversöhnliche Ahnenfeindschaft zwischen der Kirche des heiligen Vigilius und den Grafen von Eppan, die nach langem verderblichen Kampf mit dem Sturz der letztern endete. Aber die von Eppan fanden einen Rächer in der steigenden Macht der Grafen von Tyrol. Diese wurden Herren von B., und der Bischof von Trient rettete mit einigen Mächtigen vom Adel nur geringen Einfluß. Auch dieser ging verloren unter Meinhard II., Grafen von Tyrol, der 1277 nicht nur die Mark B. völlig in seine Gewalt brachte, sondern auch den Stuhl des heiligen Vigilius zu Trient von sich abhängig machte. Unter seinen Nachfolgern wurden diese Rechte zwar wieder streitig, aber Herzog Sigismund von Oesterreich behielt wenigstens das Land B. für Tyrol 1466. Von da an blieb es bei Habsburg, 1805 kam es an Bayern, 1810 ans Königreich Italien und 1814 an Oesterreich zurück.

Bouchain, Stadt im französischen Departement du Nord, an der Schelde, mit 1500 Einwohnern, ist klein und ärmlich, aber bekannt als Festung dritten Ranges (die Oberstadt wird durch 4 Bastionen, die untere durch 2 Hornwerke vertheidigt). Gegründet von Pipin zum Anerkennen seines Siegs über den Gothenkönig Theoderich, war B. eine Zeitlang Hauptstadt des Ländchens Astavan (Osterpant), wurde 1676 von den Franzosen, 1711 während des spanischen Erbfolgekriegs von den Alliirten, 1712 abermals von den Franzosen erobert, in den letzten Kriegen blokirt und war mehrmals (1793 und 1794) Zeuge von blutigen Gefechten.

Bouchardon, Edme, berühmter französischer Bildhauer und Baumeister, 1698 zu Chaumont geboren, besuchte die Schule des jüngern Coustou und studirte dann als königlicher Pensionär in Rom theils die Werke des Alterthums, theils Raphael und Domenichino. Im Begriff, das Grabmal Klemens' XI. auszuführen, ward er 1732 vom König nach Paris zurückgerufen, wo er 1736 Zeichner an der Akademie der schönen Künste wurde. Im Jahr 1739 führte er den schönen Springbrunnen in der Straße Grenelle aus, der für sein Meisterstück gehalten wird. Die Stadt Paris übertrug ihm 1751 die Ausführung des größten Denkmals der damaligen Zeit, der Statue Ludwigs XIV. zu Pferde, an der er 12 Jahre arbeitete, die aber 1792 umgestürzt und vernichtet wurde. B. † zu Paris 1762. Seine Kompositionen zeichnen sich durch eine gewisse einfache Größe aus; doch wußte er in seine Zeichnungen mehr Geist und Ausdruck zu legen, als in seine Gebilde aus Marmor.

Boucher, 1) **François**, französischer Historienmaler, 1704 zu Paris geboren, Schüler von Lemoine, ging 1725 nach Rom, ward, nach Frankreich zurückgekehrt, 1734 Mitglied der Akademie, 1744 Professor, nach Vanloo's Tod erster Maler des Königs und zuletzt noch Direktor der Gobelins; † 1770. Er war Maler seiner Zeit, huldigte ihrer Verdorbenheit und gebrauchte den Pinsel zur Darstellung der niedrigsten Lüste, prägte allen seinen Gemälden seinen eigenen moralisch-schlechten Charakter ein und wurde deshalb von der Zeit Ludwigs XV. hoch gefeiert. „Keiner, sagt Watelet, hat die glänzenden Eigenschaften und großes Talent mehr mißbraucht, keiner die Verachtung gegen wahre Schönheit, wie sie die Natur uns darbietet, wie sie von den Alten und von Raphael empfunden und ausgedrückt wurde, mehr gezeigt, als B., und keiner hatte das allgemeine Vorurtheil mehr für sich, als er." B. hat eine unzählige Menge Oel-, Miniatur- und Pastellbilder und über 10,000 Zeichnungen geliefert, nach denen in Frankreich, England, Deutschland und Italien mehr gestochen worden ist, als

nach Raphael, Leonardo da Vinci u. Dürer. Treffend nennt Diderot zwar seine Jungfrauen schöne liederliche Geschöpfe, aber seine Landschaften viereckige Petersilienbeete, und ein Maler gebraucht von B.s Figuren den bezeichnenden Ausdruck, daß sie „wie mit Rosen gespickt" erschienen. B. selbst radirte einige Blätter.

2) Alexandre Jean, berühmter französischer Violinvirtuos, am 11. April 1770 in Paris geboren. Er trat schon im 8. Jahre öffentlich auf, ernährte seit seinem 12. Jahre seine Aeltern durch Spielen erst auf Tanzböden, dann im Dienst des Violin- und Harfenspielers Vicomte de Marie, endlich auf dem Théâtre de la cité, wo er in der Rolle eines lustigen Fiedlers durch seine barocken Gesten und Tonsprünge in kurzer Zeit der Liebling der Pariser wurde. Der Revolution warf er sich mit Begeisterung in die Arme, fand später eine Anstellung im Orchester des Faydeautheaters und ging, als es ihm bei der Bewerbung um eine Stelle am Konservatorium nicht glückte, 1796 in die Dienste König Karls IV. nach Spanien. Im Jahr 1809 kehrte er zurück und heirathete die Harfenistin Celeste Gallyot. Auf einer Kunstreise 1813 entzückte er die Berner so, daß sie eine goldene Medaille mit der Inschrift: „A l'Alexandre Boucher" auf ihn schlagen ließen. Er bereiste bis 1827 alle größern Städte in Europa und wohnte seitdem in Paris, seit 1831 in Spanien. Er selbst nennt sich „l'Alexandre des violons". Eine äußere Merkwürdigkeit B.s ist seine täuschende Aehnlichkeit mit Napoleon.

Bouchotte, Jean Baptiste Noël, französischer Kriegs- und Staatsmann der Revolution, 1754 zu Metz geboren, war 1775 Husarenkapitän, 1793 General, als welcher er, nach Beurnonville, das Portefeuille des Kriegs übernahm. Während seines Ministeriums stand die französische Republik in der Glanzperiode des Triumphs über alle äußeren Feinde; im Innern aber würgten sich die Parteien, und auch B.'s redlicher und kräftiger Wille konnte nicht wirken, ohne Anklagen und Verfolgungen gegen sich aufzurufen. Mit genauer Noth der Guillotine entgangen, legte er 1794 sein Amt nieder und lebte fortan sehr zurückgezogen in Metz, wo er am 8. Juni 1840 †.

Boudet, Jean, Graf, französischer Divisionsgeneral, den 19. Februar 1769 zu Bordeaux geboren, nahm schon 1785 französische Kriegsdienste, verließ aber dieselben nach einigen Jahren. Bei Errichtung der Nationalgarden trat er als Lieutenant in ein Bataillon der Gironde, zeichnete sich 1793 in dem Gefechte bei Chateau-Pignon gegen die Spanier aus und wohnte als Hauptmann der Belagerung von Toulon und den Gefechten in der Vendée bei. Im Jahr 1794 eroberte er das von den Engländern hartnäckig vertheidigte Fort Fleur d'Epée und die Stadt Pointe-à-Pitre auf der Insel Guadeloupe, ward bald darauf Brigadegeneral und, nachdem er durch eine Reihe kühner Waffenthaten die Eroberung der Insel vollendet, 1796 Divisionsgeneral. Zwei Jahre später kehrte er nach Frankreich zurück, um unter Brune in Holland zu kämpfen. Nach dem 18. Brumaire, an dem er ebenfalls Theil nahm, verrichtete er in der Reservearmee unter Berthier in Italien eine Reihe der glänzendsten Waffenthaten, ging darauf Ende 1801 unter Leclerc nach San-Domingo, und er ist es hauptsächlich, dem die Erfolge der französischen Waffen auf dieser Insel zuzuschreiben sind. Im Jahr 1804 ward er vom Kaiser nach Holland geschickt, um von da aus einen Einfall in England zu versuchen, doch wurden die Vorbereitungen dazu durch den Krieg mit Oesterreich 1805 unterbrochen. Im Jahr 1807 wirkte er unter Murat bei der Belagerung von Kolberg und nach dem tilsiter Frieden nahm er die Festung Stralsund. Zur Belohnung seiner Dienste gab ihm der Kaiser den Grafentitel und in Schwedisch-Pommern eine Dotation von 30,000 Frcs. Im Feldzuge von 1809 war er bei der Einnahme von Wien; später leistete er bei Eßling den Oesterreichern 36 Stunden lang den hartnäckigsten Widerstand. Er war es auch, der, wie Napoleon selbst gestand, den Sieg bei Aspern herbeiführte. B. † den 14. September 1814 an der Gicht.

Boudoir (franz.), eigentlich Schmollwinkel, besonders ein kleines, elegant eingerichtetes, mit allen Bequemlichkeiten versehenes Kabinet, in welchem man einsamen Genüssen oder Studien oder dem Umgange mit vertrauten Bekannten lebt; seit dem raffinirten Zeitalter Ludwigs XIV. wurde das B. Bedürfniß für die feine Damenwelt.

Bouffé, einer der bedeutendsten französischen Schauspieler in der Komödie und dem Drame-Vaudeville, 1799 in Paris geboren, war erst Graveur und Goldarbeiter, betrat im Panorame-dramatique die Bühne, ging dann zum Théâtre des nouveautés, endlich zum Gymnase-dramatique über, wo er sich in seiner ganzen Eigenthümlichkeit entwickeln konnte. Im Jahr 1844 ging er zu dem Théâtre des variétés. B. ist ein ächt humoristischer Charakterdarsteller, der wahrhafte Porträtzeichnungen aus allen Ständen und Altersklassen erschafft und die Vermischung des Komischen mit dem Gefühlvollen, Ernsten, ja Erschütternden mit dem feinsten Takte beherrscht. Während er durch seine Darstellung des Gamin de Paris glänzte, spielte er zugleich auch humoristische Alte mit vollendeter Meisterschaft.

Boufflers, 1) Louis François, Herzog von, einer der ausgezeichnetsten Feldherren seiner Zeit, den 10. Januar 1644 aus einer alten Adelsfamilie der Picardie geboren, begann seine militärische Laufbahn als Lieutenant und bildete sich unter Condé, Turenne, Créqui, Luxemburg und Catinat zum General. In den Kriegen Ludwigs XIV. that er sich seit 1672 so hervor, daß er 1693 zum Marschall und 1708 zum Herzog und Pair von Frankreich ernannt wurde, nachdem er die Festung Lille vom 12. August bis 8. December 1708 gegen den Prinzen Eugen rühmlich vertheidigt hatte. Seine letzte Waffenthat war die Beschützung des Rückzuges der Franzosen nach deren Niederlage bei Malplaquet (11. September 1709). Er † 1711 zu Fontainebleau. Sein Sohn, Joseph Maria, Herzog von B., geboren 1706, focht im österreichischen Erbfolgekriege erst unter dem Marschall Noailles unglücklich in Böhmen und Franken, dann rühmlich und glücklich unter dem Marschall von Sachsen in den Niederlanden, † aber noch vor Ausgang dieses Krieges am

2. Juli 1747 zu Genua, das er gegen die Angriffe der österreichischen und sardinischen Truppen tapfer vertheidigt hatte.

2) **Stanislas, Marquis von B.**, gewöhnlich **Chevalier de B.** genannt, französischer Dichter, 1737 zu Luneville geboren, Sohn der Marie Franciska Katharina von Beauvau Craon, Marquise von B., der geistreichen und berüchtigten Mätresse des Königs Stanislaus. Er war zum geistlichen Stande bestimmt, aber nicht berufen, und ging, davon bald überzeugt, zunächst zum Kriegerstande über. Er wurde Gouverneur am Senegal, widmete sich dann nach seiner Rückkehr jener leichtfertigen Literatur, die das Zeitalter Ludwigs XV. auszeichnete, und war bald der Abgott der Frauen und aller hohen Cirkel der Hauptstadt. Im Jahr 1789 ward er in die Nationalversammlung gewählt, verließ aber nach dem 10. August 1792 Frankreich und fand bei dem Prinzen Heinrich von Preußen in Rheinsberg und bei Friedrich Wilhelm II. gastfreie Aufnahme. Nach Frankreich zurückgekehrt, wendete er sich seit 1800 wieder ganz der Literatur zu. Seit 1788 Mitglied der pariser und seit 1792 der berliner Akademie, trat er 1804 in das von Napoleon neuorganisirte Institut. Er † den 18. Januar 1815. Das Denkmal auf seinem Grabe, an Delille's Seite, hat die von ihm selbst verfaßte Inschrift: Mes amis, croyez que je dors. Sammlungen seiner Poesien erschienen unter dem Titel: „Poésies et pièces fugitives diverses" (Paris 1782) u. „Oeuvres" (Lond. 1786). Berühmt war seine Erzählung „La reine de Golconde" (zur Oper verarbeitet, deutsch von Bürger). Seine gesammelten Schriften erschienen Paris 1815, 8 Bde.; eine gute Auswahl daraus gaben die „Oeuvres choisies de B." (Paris 1843).

Bouffon, s. **Buffone**.

Bougainville, australische Insel, zum Salomonsarchipel gehörig, ist gebirgig, mit schönen fruchtbaren Thälern und scheint sehr bevölkert.

Bougainville, Louis Antoine, einer der berühmtesten Seefahrer Frankreichs, Sohn eines Notars, war am 11. November 1729 zu Paris geboren, wurde nach vollendeten Studien Parlamentsadvokat und trat kurz nachher unter die sogenannten schwarzen Musketiere. Hier hatte ihn der Zufall neben Clairaut und d'Alembert gestellt, eine Nähe, die seiner Strebsamkeit frische Schwingen gab. Im Jahr 1752 erschien sein „Traité du calcul intégral". Im folgenden Jahre trat er unter das Bataillon der Picardie, wurde 1754 Adjutant Cheverì's im Lager von Saarlouis und 1755 während seiner Anwesenheit als Gesandtschaftssekretär in London Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften daselbst. Als 1756 General Montcalm zur Vertheidigung Canada's abgesandt wurde, begleitete ihn B. als Dragonerkapitän, marschirte gleich nach seiner Ankunft an der Spitze eines Detachements durch Eis und Schnee und fast undurchdringliche Wälder, bis er am Sacramentosee eine englische Flottille traf, die er unter den Kanonen des sie bedeckenden Forts verbrannte. Mit großer Umsicht führte er 1758 5000 Franzosen, die von 20,000 Engländern verfolgt wurden, in eine solche feste Stellung, daß sich die Engländer mit einem Verlust von 6000 Mann zurückziehen mußten. Der französische Gouverneur erkannte jedoch bald, daß die Kolonie, trotz der Tapferkeit der Vertheidiger, ohne Hülfe vom Mutterlande nicht zu halten sey. B. ging, um diese herbeizuführen, nach Europa und kehrte 1759 als Oberst und Ludwigsritter mit Verstärkung zurück. Hier war die treffliche Leitung des Rückzugs von Quebek seine letzte That; denn Montcalms Heldentod in der Schlacht vom 10. Sept. 1759 führte den gänzlichen Verlust der Kolonie herbei. Nach Frankreich zurückgekehrt, folgte er als Adjutant Choiseuls de Stainville einem Zuge nach Deutschland und erhielt für die bewiesene Bravour zwei eroberte Kanonen zum Geschenk. Während des bald eintretenden Friedens kam B. auf den Gedanken, die günstige Lage der Falklandsinseln zu einer Ansiedelung zu benutzen, die er unter Frankreichs Schutz auf eigene Kosten gründen wollte. Wirklich segelte er 1763, vom König zum Fregattenkapitän ernannt, mit 2 Schiffen und 80 Auswanderern von St. Malo ab und landete am 3. April 1764 an den Malouinen. Obgleich die Inseln bewohnt waren, ging die Niederlassung doch ohne Gewaltmaßregeln vor sich, die Kolonie gedieh, nachdem B. von einer nochmaligen Reise nach Europa mit neuen Hülfsmitteln und Ansiedlern zurückgekommen war, vortrefflich, und die Zahl der Kolonisten hatte sich bereits von 80 auf 150 vermehrt, als die französische Regierung, auf Antrag der spanischen, das Unternehmen, gegen Rückstattung aller Kosten an B., aufzugeben befahl. Eine ehrenvollere Entschädigung wurde ihm durch den Auftrag zu Theil, als Kommandant der Fregatte Boudeuse und der Korvette Etoile und begleitet von Naturforschern, Astronomen und Zeichnern eine Reise um die Welt zu machen, eine Expedition, die B. mit vollem Recht in die erste Reihe der Weltumsegler und auf gleiche Stufe mit Cook u. A. stellt. Er war durch die Magelhaensstraße über die Fischerinseln, die Hebriden, Neuguinea, die Molukken und Batavia gesegelt und kam am 16. März 1799 in St. Malo an. Ungünstiges Wetter hatte zwar die astronomische Beobachtung meist nutzlos gemacht, aber gleichwohl bleibt seine „Description d'un voyage autour du monde" (2 Bde., Paris 1781 ff.) ein Werk, das die Erdkunde mit vielen bedeutenden Entdeckungen bereichert hat. Als der amerikanische Freiheitskrieg ausbrach, führte B. einen Theil der Flotte, die unter den Admiralen Piquet, d'Estaing und de Grasse den nordamerikanischen Kolonien zu Hülfe eilte; wurde Chef d'Escadre und kurz nachher Maréchal de Camp bei der Landarmee. Im Treffen an der Chesapeakebai verdankte man ihm den Sieg, und als die große Seeschlacht vom 12. April 1782 bei Guadeloupe die französische Flotte vernichtete, retteten seine Anordnungen mehre Schiffe, und er führte die Trümmer der französischen Seemacht glücklich nach St. Eustache. Hiermit schließt die erfolgreiche Glanzzeit seines Lebens. Das französische Ministerium der Revolution ging auf seinen großartigen Nordpolerpeditionsplan nicht ein, und als es ihn 1790 zur Beschwichtigung des brester Flottenaufstandes absandte, übertönte bereits das Geschrei des Jakobinismus seine Stimme. Im Jahr 1791 wurde er zum Viceadmiral er-

nannt, welche Auszeichnung seine Anhänglichkeit an den nun ganz verlassenen König verdoppelte. Im Jahr 1792 mußte er auf seinen Landsitz in der Normandie flüchten, wo er seine zwei Vierpfünder, das Ehrengeschenk für große Dienste, zur Wehre aufstellte. Im Jahr 1796 wurde er Mitglied des Instituts für die geographische Abtheilung und des Längenbureau's, kam dann in den Senat und †, nachdem er Napoleon und Frankreich auf dem Gipfel höchster äußerer Macht gesehen hatte, am 31. August 1811.

Bougainvilliers, Henri, Graf, französischer Schriftsteller, den 11. Oktober 1658 zu St. Saire in der Normandie aus einer alten Familie der Picardie geboren, machte seine Studien auf dem Kollegium von Juilly und widmete sich der militärischen Laufbahn, die er aber bald wieder verließ; † 1722. Er nannte das Feudalwesen ein Meisterstück des menschlichen Geistes, begeisterte sich am Anblick des Mittelalters, wie an der mohammedanischen Religion und schrieb eine Widerlegung des Spinoza („Essai de metaphysique dans les principes de B. de Sp."), in der sich dennoch Hinneigung zur spinozistischen Lehre deutlich erkennen läßt. Er selbst ließ keines seiner Werke drucken; sie cirkulirten im Manuskript und erschienen erst zum Theil nach seinem Tode. Wir nennen davon die „Mémoires présentés au duc d'Orleans etc." (2 Bde., Haag 1727), die „Mémoires pour la noblesse de France contre les ducs et pairs" (Amsterdam 1732), besonders aber die „Histoire de l'ancien gouvernement de France etc." (3 Bde., Haag 1727), die „Histoire des Arabes" (2 Bde., Amsterdam 1731), die „Histoire de la pairie de France et de parlement de Paris" (2 Bde., London 1753) und den „Abrégé chronologique de l'histoire de France" (3 Bde., Haag 1733) 2c.

Bougie, Kerze, in der französischen Chirurgie ein cylinderförmiges, dünnes, glattes, spitz zulaufendes Instrument zur Untersuchung und Erweiterung verengerter röhrenförmiger Kanäle, namentlich der Harnröhre, Speiseröhre, des Mastdarmes und des Thränenschlauches. Die Verschiedenheit dieses Körpers richtet sich nach der verschiedenen Länge, Form, Krankheit 2c. der verengerten Röhre. Man hat B.s aus Wachs, Pflastermasse, Violinsaiten, elastischem Seidengeflecht, Elfenbein, Bleidraht 2c. Die Wirkung der B.s ist eine zweifache. Einmal wirken sie zunächst mechanisch, die verengte Stelle erweiternd, dann aber auch dynamisch, indem sie die Spannung in der kranken Stelle vermindern, einen gelinden Reiz auf dieselbe ausüben und die Resorption und den Stoffwechsel in ihr bethätigen. Die kaustischen B.s dagegen wirken geradezu zerstörend auf die Stellen, auf welche sie applicirt werden. Vor dem Einführen einer B. muß dieselbe in der Hand oder in warmem Wasser erwärmt und mit Mandelöl bestrichen werden.

Bouguer, Pierre, einer der berühmtesten französischen Mathematiker und Physiker, den 16. Februar 1698 zu Croisic geboren. B. machte unter der Anleitung seines Vaters schon als Kind bedeutende Fortschritte in der Mathematik, trug im 13. Jahr in einer öffentlichen Disputation mit einem Professor der Mathematik über diesen den Sieg davon und wurde im 15. Jahr für würdig gefunden, den Lehrstuhl seines Vaters einzunehmen. Dreimal (1727, 1729 und 1731) gewann er die Preise der Akademie der Wissenschaften in Paris. In letzterem Jahr wurde er von der Akademie zum Associé Géometre ernannt und 1735 mit Godin, Condamine und Jussieu nach Südamerika geschickt, um in der Nähe des Aequators die berühmte Gradmessung zur richtigen Bestimmung der Gestalt der Erde vorzunehmen. Zehn Jahre lang bannte ihn dieses mühsame Geschäft an eine Reihe Beschwerden und Gefahren, die er durch eigene wissenschaftliche Unternehmungen zum Wohl der Menschheit noch vermehrte. Seine Rückkehr nach Frankreich brachte in den Gang seiner Forschungen und Untersuchungen keine Unterbrechung; nie die Gegenstände seiner Spekulation aus den Augen verlierend, blieb er von der Außenwelt unberührt, aber es mehrte sich mit seiner Lebensunkenntniß seine Menschenscheu, bis endlich das natürliche Gefolge dieser letzteren, Selbstüberschätzung u. Mißtrauen gegen Andere, ihn zu einem Angriff gegen seinen Reise- und Leidensgefährten de la Condamine hinriß, der seine übrigen Lebenstage verbitterte. B. † am 16. August 1758 zu Paris. Seine wichtigsten Entdeckungen und Beobachtungen sind die über Ausdehnung und Zusammenziehung der Metalle 2c. durch Hitze und Kälte, über die Strahlenbrechung, das besondere Phänomen der plötzlichen Veränderung in der Strahlenbrechung, wenn man den Stern oder die Sonne unter dem Horizont sehen kann, über die Gesetze der Abnahme der Dichtigkeit der Luft bei verschiedenen Höhen, über eine Methode zur Berichtigung der Irrthümer, welche Piloten in der Schätzung ihres Weges begehen können, 2c. Außer 3 Preisschriften („De la mâture des vaisseaux", Paris 1727, „Méthode d'observer sur mer la hauteur des astres", das. 1729, „Manière d'observer en mer la declinaison de la boussole", das. 1731) nennen wir von seinen Schriften seine berühmte „Théorie de la figure de la terre" (das. 1749), ein Prachtwerk, das noch jetzt schätzbar ist, seinen „Traité du navire, de sa construction et de ses mouvements" (das. 1746), die „Entretiens sur la cause de l'inclination des orbites des planètes" (das. 1748), den „Nouveau traité de navigation et de pilotage" (das. 1753, neue Ausgabe von la Caille, 1761, und von de la Lande, 1792), „De la manoeuvre des vaisseaux, ou traité de mécanique et de dynamique" (das. 1757). Durch sein „Essai optique sur la gradation de la lumière" (Paris 1729) ward er der Begründer der Photometrie, die Lambert 1760 in die Wissenschaft einführte. Auch erfand er 1748 das Heliometer, das später durch Fraunhofer noch mehr vollkommnet wurde. Außerdem lieferte er viele Beiträge zu den „Observations faites par ordre de l'académie etc." (Paris 1757), zu dem „Journal des Savans", das er 1752—1755 redigirte, und zu den „Mémoires de l'académie etc.".

Bouillé, François Claude Amour, Marquis de, ausgezeichneter französischer General, den 9. November 1739 auf dem Schlosse Cluzel in der Auvergne geboren, ward, früh verwaist, von seinem Oheim, Nicolas de B., dem Almosenier Ludwigs XV., erzogen und trat, 14

Jahre alt, in französische Kriegsdienste. In seinem 16. Jahre Hauptmann in einem Dragonerregimente, machte er in Deutschland den siebenjährigen Krieg mit, zeichnete sich bei der Affaire von Grünberg am 21. März 1761 aus und ward bei Quedlinburg verwundet und gefangen, bald aber ausgewechselt und zum Obersten und Befehlshaber eines Regiments befördert. Im Jahr 1768 ward er Gouverneur der Insel Guadeloupe und bei Annäherung des Kriegs mit England Generalgouverneur von Martinique und Ste. Lucie u. Obergeneral aller französischen Streitkräfte in diesen Meeren. Nach dem Ausbruch des Krieges 1778 nahm er den Engländern die Insel Dominica weg, wobei er 164 Kanonen und 24 Mörser erbeutete und die ganze Besatzung in seine Hände bekam, und rettete bei dem verunglückten Angriff des Grafen d'Estaing auf das von den Engländern besetzte Ste. Lucie die französische Armee vom gänzlichen Untergange. Von d'Estaing aus Eifersucht ohne alle Mittel, selbst ohne Schiff verlassen, kam er in eine üble Lage, aus welcher ihn erst die Ankunft des Grafen de Guichen befreite, worauf er sofort wieder die Offensive ergriff und mehre kleinere Inseln eroberte. Als 1781 der französische Admiral Grasse mit Truppen in Martinique anlangte, nahm B. die Insel Tabago, wobei 900 Mann und 59 Kanonen in seine Hände fielen. Nach Grasse's Abgang wieder auf 10,000 Mann nebst 4 Kriegsfahrzeugen beschränkt, nahm er dennoch durch einen kühnen Handstreich die englische Insel St. Eustache und nach einigen Tagen die Inseln Saba und St. Martin. Nachdem der Admiral Grasse 1782 mit einer starken Flotte nach Martinique zurückgekehrt war, landete B. mit 6000 Mann auf der englischen Insel St. Christoph und zwang die starke Festung Brimstone-Hill zur Uebergabe, worauf auch die Insel Newis sich ihm ergab und er den Rang eines Generallieutenants erhielt. Auf der Rückkehr nach Frankreich wollte er an der englischen Küste selbst landen und Plymouth wegnehmen; der Friede von 1783 beseitigte aber diesen kühnen Plan. In England, wohin er 1784 eine Reise machte, ward er mit großer Achtung empfangen; darauf besuchte er auch Holland und Deutschland. In den Jahren 1787 und 1788 war er Mitglied der Notablen, wurde 1789 erster Befehlshaber in den drei Bisthümern, bald darauf auch in Elsaß, Lothringen und Franche-Comté und 1790 General en Chef der Armee von der Maas, Saar und Mosel. Durch seine Charakterfestigkeit verhinderte er die Auflösung der Armee und den Bürgerkrieg, sowie er den Aufruhr der Garnison zu Metz und den der drei Regimenter zu Nancy stillte. Die Nationalversammlung und der König dankten ihm dafür, und letzterer bot ihm den Marschallsstab, den er aber ausschlug, weil er denselben nicht durch einen Sieg über französische Bürger gewinnen wollte. In den Plan zur Flucht des Königs aus Paris eingeweiht, stellte er Kavalerieabtheilungen auf dem Wege, den die Flüchtigen passiren sollten, auf und eilte selbst, als der König zu Varennes angehalten worden, mit dem Dragonerregiment Royal-Allemand zur Rettung herbei, kam aber zu spät und mußte in die österreichischen Niederlande flüchten. Um die Volkswuth von der königlichen Familie abzuleiten, schrieb er von Luxemburg aus an die Nationalversammlung und stellte die Flucht des Königs als eine Entführung und sich selbst als Urheber dar, worauf ihm der Prozeß gemacht und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Er begab sich nun nach Koblenz zu den Brüdern des Königs und 1791 zu der Konferenz nach Pillnitz, trat noch in demselben Jahre in die Dienste Gustavs III. von Schweden und diente nach der Ermordung desselben im Corps des Prinzen von Condé. Später zog er sich nach England zurück und † am 14. November 1800 zu London. Seinen Haß gegen die Revolution machte er in den „Mémoires sur la révolution française" (engl. London 1797, deutsch Hamburg 1798, franz. 1801) Luft. Sein Sohn, Louis Josephe Amour, Marquis de B., geboren 1769, war beim Ausbruch der Revolution Oberstlieutenant, floh mit jenem 1791 aus Frankreich, kehrte aber nach seinem Tode nach Frankreich zurück (1802) u. diente darauf erst unter Napoleon, dann seit 1814 unter Ludwig XVIII.

Bouillon (von bouillir, sieden, kochen), jede sprudelnd siedende Flüssigkeit, besonders die französische, in Deutschland eingebürgerte Benennung der Fleischbrühe. Dieselbe besteht im Wesentlichen aus Gallerte, Osmazom und Zomidin, und zwar ist das hauptsächlich Nährende darin die Gallerte (s. d.). Durch Abdampfen der B. zur Konsistenz einer zitternden Gallerte, die man dann in Formen gießt und trocknet, bereitet man die Bouillontafeln.

Bouillon, ursprünglich deutsches Herzogthum im belgischen Antheil der Provinz Luxemburg, umfaßt einen waldigen und bergigen Strich in den Ardennen von 7 □Meilen und etwa 22,000 Einwohnern in einer Stadt und 25 Dörfern oder Flecken. Zur Zeit der Kreuzzüge gehörte das Herzogthum zu Niederlothringen, durch Gottfried von Bouillon aber wurde es an das Hochstift Lüttich verpfändet, als er 1096 in das heilige Land zog. Im Jahr 1679 eroberte es Ludwig XIV. und gab es dem Hause la Tour d'Auvergne, welche, als Nachkommen der Grafen von der Mark, Ansprüche darauf hatten. Im Jahr 1791 wurde es ganz mit Frankreich vereinigt, bis es der wiener Kongreß dem Fürsten Rohan Guemerée als Standesherrschaft unter Oberhoheit des Königs der Niederlande als Großherzogs von Luxemburg zusprach. Diesem trat Philipp d'Auvergne, Prinz von Bouillon, entgegen und erhielt es 1824. Nachdem Luxemburg sich 1830 der belgischen Revolution angeschlossen, fand sich der deutsche Bund zur Erhaltung des Friedens bewogen, einen Theil jenes deutschen Bundesstaats, darunter auch B., an Belgien zu überlassen. Der Hauptort des Herzogthums ist die Stadt B., der Stammsitz der alten Herzöge von B., am Ufer des Semoi, mit 3000 Einwohnern und einem festen Schlosse auf einem Felsen.

Bouillon, 1) Gottfried von, der Held des ersten Kreuzzuges, ausgezeichnet durch Heldenmuth und Frömmigkeit, Kühnheit und Besonnenheit, Uneigennützigkeit und Leutseligkeit, war der Sohn Eustachs, Grafen von Boulogne, und Ida's von Lothringen, geboren 1061. Schon in den Kriegen Kaiser Heinrichs IV. that er, als dessen

Vasall, in der Schlacht bei Merseburg gegen Rudolf von Schwaben (1080), dann bei der Erstürmung Roms (1083) sich hervor; auch erhielt er von Heinrich IV. erst die Mark Antwerpen, dann (1088) das Herzogthum Niederlothringen. Unsterblichen Ruhm erwarb er sich beim ersten Kreuzzuge. Im August 1096 brach er mit einem Heere, das sich auf 70,000 Mann zu Fuß und 10,000 zu Roß belaufen haben soll, von den Ufern der Maas nach dem heiligen Lande auf. Sein Weg ging durch Deutschland, Ungarn und Bulgarien nach Konstantinopel, dann durch Kleinasien, wo er Nicäa eroberte (Juni 1097) und bei Dorylӓum siegte (1. Juli 1097), nach Syrien, wo er (1098) vor und in Antiochien harte Bedrängnisse zu bestehen hatte. Am 6. Juni 1099 gelangte er bis vor Jerusalem, das er nach 4 Wochen (15. Juli) erstürmte. Aus den Eroberungen der Kreuzfahrer in Syrien und Palästina wurde ein Reich gebildet und Gottfried zu dessen erstem Könige ernannt. Der fromme Held wies aber den Königstitel sammt Krönung und Salbung zurück: nur Baron oder Schirmherr des heiligen Grabes wollte er heißen; doch die Regierung nahm er an und behauptete das Reich gegen die steten Feinde. Er befestigte es durch den Sieg bei Askalon (12. Aug. 1099) und bildete es durch gesetzliche Einrichtungen (Assisen oder Gerichte des heiligen Grabes) zu einem geordneten Ganzen. Später trachtete er es durch Eroberungen noch zu erweitern. Doch schon nach einem Jahr † er zu Jerusalem, am 18. Juli 1100, betrauert von Allen, die seinen Werth erkannten. Sein Leichnam ruht in der Kirche des heiligen Grabes.

2) Heinrich de la Tour d'Auvergne, Herzog von B., gewöhnlich Marschall von B. genannt, 1555 zu Joze in Auvergne geboren, that sich schon unter Karl IX. und Heinrich III. als Kriegsmann hervor, trat 1575 zur reformirten Lehre über und schloß sich damit für sein ganzes Leben eng an Heinrich IV. an. Im Jahr 1581 gerieth er bei Cambray in dreijährige Gefangenschaft, war nach seiner Befreiung aufs Neue bald in militärischen, bald in wichtigen gesandtschaftlichen Diensten für Heinrich IV. thätig und wurde 1592 Marschall von Frankreich. Der Abschluß des Schutz- und Trutzbündnisses mit England (26. Mai 1596) war sein Werk; aber eine Anklage, daß B. der Partei des Marschalls von Biron huldige, trennte ihn kurz nachher auf einige Zeit vom König. Nach Heinrichs IV. Ermordung blieb sein Ansehen ungebeugt, ja, seine (2.) Vermählung mit Elisabeth von Nassau, einer Tochter des Prinzen Wilhelm von Oranien und der Charlotte von Bourbon, steigerte noch seinen Einfluß auf alle wichtigen Staatsangelegenheiten seiner Zeit. Dennoch trat er bald freiwillig vom öffentlichen Schauplatz der Politik ab. Sedan, seine Residenz, befestigte und verschönerte er, schmückte sie mit einer vielbesuchten Akademie und † hier 1623. Paul de France veröffentlichte von ihm „Mémoires de Henri de la Tour d'Auvergne, souverain duc de B." (Paris 1666). Sein ältester Sohn war der berühmte Turenne (s. d.).

3) Friedrich Moritz de la Tour d'Auvergne, Herzog von B., jüngerer Sohn des Vorigen, 1605 zu Sedan geb., wurde unter seinem Oheim, dem Prinzen von Oranien, früh mit dem Waffendienst vertraut u. gewann durch die tapfere Vertheidigung u. Befreiung von Mastricht (1634) kriegerisches Ansehen. Nachdem er als französischer General an der Spitze eines holländischen Truppencorps an der Belagerung von Breda (1637) Theil genommen, trat er zur katholischen Kirche über, focht aber in der Schlacht bei Sedan auf kaiserlicher Seite gegen Richelieu's Anhang. Ludwig XIII. rief ihn in seine Dienste zurück, doch ward er, in die Verschwörung des Cinq-Mars gegen den Kardinal verwickelt, verhaftet u. konnte seine Freiheit nur dadurch erlangen, daß er königliche Besatzung in Sedan aufnahm. Im J. 1644 trat er als Oberbefehlshaber in päpstliche Dienste, kehrte 1650 nach Frankreich zurück, leitete einige Zeit alle Unternehmungen der Fronde, näherte sich jedoch später dem Hofe wieder, trat das Fürstenthum Sedan gegen die Herzogthümer Albret und Chateau-Thierry ꝛc. an den König ab und † zu Pontoise 1652.

Bouillontafeln, s. Bouillon.

Bouilly, Jean Nicolas, fruchtbarer französischer Bühnendichter, 1763 zu Boudraye unfern Tours geboren, studirte die Rechte, widmete sich aber dann ganz den schönen Wissenschaften. Beim Beginn der Revolution stand er mit Mirabeau und Barnave in Verbindung, wurde Parlamentsadvokat, dann Municipalbeamter, Richter und öffentlicher Ankläger in Tours und erwarb sich für Volksbildung Verdienst durch die Einführung der Primärschulen in Frankreich. Als die Leitung des öffentlichen Unterrichts in die Hände der Polizei kam, zog B. sich zurück u. widmete sich mit Glück der Dramaturgie. Er † zu Paris den 24. April 1842. Sein erster dramatischer Versuch „Pierre le Grand" (1790) ist im revolutionärsten Sinne geschrieben. Bekannt sind besonders „L'abbé de l'épée" (deutsch von Kotzebue, Leipz. 1800); „Les deux journées" (deutsch „Der Wasserträger"); „Fanchon" (deutsch von Kotzebue, das. 1805); „Les deux pères" (deutsch von Th. Hell, das. 1808); „Madame de Sevigné" (deutsch von Iffland, Berlin 1809); „L'intrigue aux fenêtres". Für die Jugend schrieb er seine vielfach aufgelegten „Contes offerts aux enfants de France", „Conseils à ma fille" (deutsch von Hain, 2. Aufl., Leipzig 1823, 2 Bde., mit Wörterbuch von Kißling, 2. Aufl., Mannh. 1841, 2 Bde., von Schiebler, Leipzig 1838, für die weibliche Jugend von Kißling, 2. Aufl., Ludwigsburg 1838) und „Les jeunes femmes" (deutsch, Leipz. 1829, 2 Bde).

Bouka (auch Lord-Ansons-Insel), Insel im großen Ocean, zur australischen Salomonsgruppe gehörig, unter 5° 32' südl. Br. und 172° 16' 30" L. Sie ist gut angebaut, besonders mit Kokospalmen. Die Einwohner sind Neger, von mittlerer Statur, breitem Kopfe, flachem Gesicht u. flacher Nase, dünnen Lippen und hervortretendem Kinn; sie gehen nackt, sind tätowirt, haben durchstochene Ohren u. rothgefärbte Zähne. Wild, kühn und kriegerisch, leben sie stets in Fehde. Ihre Waffen, Keulen, Bogen, Pfeile und Lanzen, führen sie mit großer Geschicklichkeit. Die Insel ist 1767 zuerst von Bougainville besucht worden.

Boulay de la Meurthe, 1) Antoine Jacques Claude Joseph, Graf, französischer

Staatsmann aus den Zeiten der Revolution, 1761 zu Chaumousey bei Epinal in den Vogesen geboren, war das Kind armer Bauern. Sein Oheim, ein Dorfpfarrer, ließ den talentvollen Knaben studiren, und B. wurde 1783 Parlamentsadvokat zu Nancy, später zu Paris. Beim Ausbruch der Revolution bekannte er sich entschieden zu deren Principien und machte als Freiwilliger den Feldzug von 1792 mit. Krank nach Nancy zurückgekehrt, übernahm er hier ein richterliches Amt, ward aber als Gemäßigter gezwungen, dasselbe niederzulegen, und entging der Verhaftung nur durch die Flucht. Nach dem 9. Thermidor kehrte er nach Nancy zurück und wurde Präsident des Civiltribunals und öffentlicher Ankläger daselbst. Die Betäubung, welche der Terrorismus über Frankreich verbreitet hatte, hatte auch B. ergriffen, und er versah sein entsetzliches Amt wie ein eifriger Sklave. Nach der Blutzeit trat B. in den Rath der Fünfhundert. Hier zeigte er sich, obwohl ein hartnäckiger Feind der Emigrirten und der aufwiegelnden Priester, doch dem Schreckenssystem gleich stark abgeneigt. Die Pläne der Bonaparte fanden an B. eine unerwartete Verstärkung; B.'s vielgelesene Schrift: „Essai sur les causes, qui en 1649 amenèrent en Angleterre l'établissement de la république", stellte den 18. Fructidor und den 18. Brumaire in das günstigste Licht. Der erste Konsul übertrug ihm verschiedene wichtige Geschäfte und bot ihm auch das Polizeiministerium an, das er jedoch ausschlug. Dagegen nahm er die Präsidentschaft der legislativen Sektion im Staatsrath an, in welcher Stellung er sich wesentlich an der Redaktion des Code civil betheiligte. Einige Jahre später erhielt er die Verwaltung der Angelegenheiten in Betreff der Nationalgüter, in welcher Sache er gegen 20 000 Fälle zur Entscheidung brachte. Gegen Ende 1810 nahm er seine frühere Stelle im Staatsrathe wieder ein und trat demzufolge auch in den Geheimrath, später in den Regentschaftsrath. In letzterem drang er vor der Uebergabe von Paris 1814 darauf, daß die Kaiserin-Regentin mit ihrem Sohne in der Hauptstadt bleibe, dieselbe zum Aufstande rufe und sich im Stadthause bis zur Ankunft des Kaisers auf Tod und Leben vertheidige. Während der ersten Restauration nahm B. kein Amt an, trat aber nach Napoleons Rückkehr als Staatsminister wieder in den Staatsrath u. verwaltete mit Cambacérès die Justiz. Nach der Schlacht bei Waterloo bewirkte er als Abgeordneter des Departements Meurthe die Anerkennung Napoleons II. als Kaiser u. übernahm dann in der Regierungskommission das Departement der Justiz. Nach der zweiten Restauration ward er nach Nancy verbannt, dort aber aufs Neue verhaftet und nach Saarlouis gebracht, von wo man ihn nach Halberstadt ziehen ließ. Im Jahre 1819 ging er, nach kurzem Aufenthalt in Frankfurt a. M., nach Frankreich zurück, wo er am 2. Februar 1840 †. Napoleon hatte ihn zum Reichsgrafen ernannt. Unter seinen vielen politischen Schriften ist die wichtigste: „Tableau des règnes de Charles II et de Jacques V" (Brüssel 1818, Paris 1822). Außerdem schrieb er „Bourienne et ses erreurs volontairs et involontairs" (2 Bde., Par. 1830), nicht unwichtig für die Geschichte Napoleons.

2) Henri, französischer Staatsmann, Sohn des Vorigen, 1797 zu Paris geboren, widmete sich dem Rechtsfache. Obwohl er sich lebhaft am Kampfe während der Julitage von 1830 betheiligt, zeigte er sich doch als Gegner der neuen Regierung. Von 1837—39 vertrat er in der Kammer, wo er stets mit der Linken stimmte, das Departement Meurthe, von 1842 bis zur Februarrevolution von 1848 das der Vogesen. Auch war er lange Zeit hindurch Municipalrath von Paris, Mitglied des Generalconseils im Departement Seine und Kommandant der 11. Legion der pariser Nationalgarde. B. beschäftigte sich wesentlich mit den Fragen der gesellschaftlichen Oekonomie und wirkte in diesem Sinne mit Erfolg in der Kammer wie im Gemeinderath. Die Gründung der Zufluchtshäuser (salles d'asyle), die Erweiterung des Elementarunterrichts, manche Verbesserung in der Lage der arbeitenden Klassen ist von ihm angeregt oder unterstützt worden. Durch Wahl im Departement der Vogesen trat er 1848 in die Nationalversammlung, wo er sich zu den gemäßigten Republikanern hielt. Vom Präsidenten der Republik an die Spitze der drei Kandidaten für das Amt der Vicepräsidentschaft gestellt, ward er am 20. Januar 1849 von der Nationalversammlung dazu erwählt. Nach dem Staatsstreich vom 2. December 1852 wurde er durch Dekret Ludwig Bonaparte's seiner Würde enthoben. B. ist ein Mann ohne hervorragende Talente, steht aber wegen seiner Rechtschaffenheit in allgemeiner Achtung. Sein Bruder, François Joseph, am 6. November 1799 zu Nancy geboren, war seit 1832 erst im Finanzfache, dann als Staatsrath, später als Generalsekretär im Handelsministerium angestellt. Unter der Republik war er einer der 40 Staatsräthe.

Boulen, Anna, s. Anna 4).

Boulevard (franz.), ein Wall, Bollwerk, auch die auf dem Wall einer Stadt angelegten Spaziergänge, besonders die auf den abgetragenen Wällen zu Paris entstandenen, zum Theil mit Bäumen bepflanzten Straßen; s. Paris.

Boulogne, feste Seestadt im französischen Departement Pas de Calais, Hauptort eines Arrondissements, welches auf 18 □Meilen über 118,000 Einwohner zählt, liegt amphitheatralisch an der Mündung der Lianne in den Pas de Calais und hat einen schönen Hafen, welchen Napoleon sehr vergrößerte und austiefte. Die obere Stadt liegt auf dem Mont Lambert, ist gut gebaut, mit Wällen umgeben, die mit Bäumen bepflanzt sind, von welchen aus man die Küste von England erblickt; die untere Stadt, B.-sur-mer genannt, am Ende des Berges, hat schöne breite Straßen u. wohlgebaute Häuser. Die obere Stadt enthält das Stadthaus, die alte gothische Kathedrale, den bischöflichen und den Justizpalast, das alte Schloß und die Place d'Armes. Die untere oder eigentliche Hafenstadt ist neuer, schöner, volkreicher u. belebter; sie enthält das Hotel des Unterpräfekten, eine schöne Kaserne, das große Hospital, ein sehr schönes Theater, das Museum, die öffentliche Bibliothek, die Börse rc. B. ist der Sitz eines Bischofs, hat 6 Kirchen, ein Handelsgericht, eine Schifffahrtsschule und andere Unterrichtsanstalten, eine Gesellschaft des Ackerbaues, des Handels,

der Künste und Wissenschaften, eine Bildergallerie und über 30.000 Einwohner, welche Zuckersiedereien, Leinenwebereien, Tuch- und Flaschenfabriken, Töpfereien unterhalten, besonders aber Fischerei, Härings- und Stockfischfang treiben. Bedeutend ist der Handel mit Häringen, Korallen und Austern, Champagner- und Burgunderwein, Branntwein, feinen Liqueuren, Steinkohlen, Butter, Leinen-, Wollen- und Seidenzeuchen. Neben Calais ist B. der nächste und besuchteste Uebersahrtsort nach England. Täglich fahren von B. Dampfboote in 12 Stunden direkt nach London; täglich 2mal Paketboote in 2—3 Stunden nach Folkestone, von wo man auf der Eisenbahn in 4 Stunden nach London gelangt. Nach Paris fährt man von B. über Amiens auf der neuen Eisenbahn in 6 Stunden. B. hat ein Seebad und eine Mineralquelle, welche salzsauren Kalk, schwefelsaures Natron, kohlensaures Eisen, kohlensauren Kalk, schwefelsauren Kalk und Extraktivstoff enthält und bei Schwäche des Magens und Darmkanals, namentlich in Folge von hartnäckigen kalten Fiebern, gebraucht wird. B., den Römern zuerst als trefflicher Hafen (portus Gesoriacus) wichtig, hieß unter Kaiser Konstantin Bononia (Bononia oceanensis, daher Boulogne sur mer), unter den Karolingern Bolonia, u. gehörte lange zu Ponthieu, bis es im 9. Jahrhundert zu einer eigenen Grafschaft (comitatus Bononiensis) erhoben wurde. Der erste Graf, Hernequin, von seinem Schwiegervater, Helgaud I., Grafen von Ponthieu, eingesetzt, fiel im Kampfe gegen die Normänner, welche 882 B. verwüsteten. Im Jahr 965 riß Graf Wilhelm von Flandern B. an sich, und es erbte in dessen Geschlecht fort bis 1033, wo der Graf Enguerand von Ponthieu durch die Ermordung Balduins II. B. an Ponthieu zurückbrachte. Aber schon nach seinem Tode wurden wieder Balduins Söhne Herren von B.; 1049—93 regierte Eustach II., der Vater Gottfrieds von Bouillon. Der Bruder Gottfrieds, Eustach III., Graf von B., hinterließ 1125 nur eine Tochter. Seit dieser Zeit und durch das ganze 12. und 13. Jahrhundert war B. fast bei jedem Regentenwechsel ein Heirathsgut, da die regierenden Familien meist nur Töchter hinterließen. Im Jahr 1234 zog König Ludwig B. unter seinen Schutz und machte es kurz nachher der neugeschaffenen Grafschaft Artois lehnpflichtig; 1260 kam es an Auvergne, 1389 an Berry, später an Tours und 1435 an Herzog Philipp von Burgund, bis endlich Ludwig XI., nach dem Tode Karls des Kühnen, B. mit der französischen Krone vereinigte. Im Jahr 1544 von den Engländern erobert, sollte B. als Pfand gelten, bis Frankreich seine Schulden an England abgezahlt habe. Schon 1550 war es wieder in französischer Gewalt; 1559 wurde es Bischofssitz und 1598 fanden hier Friedensverhandlungen zwischen England und Frankreich Statt. Von B. aus wurden die meisten kriegerischen Unternehmungen gegen England eingeleitet; die letzte war die von Napoleon 1803—5 veranstaltete Landung in England, die durch den ausbrechenden Krieg mit Oesterreich verhindert wurde. Am 6. August 1840 war B. das Ziel von Ludwig Napoleons abenteuerlicher Expedition. In kirchengeschichtlicher Hinsicht ist B. bekannt durch die bononiensische Kirchenversammlung (1264), auf welcher die englischen Barone, die sich gegen König Heinrich III., der den Freiheitsbrief brach u. den päpstlichen Bedrückungen Vorschub leistete, einhellig empört hatten, von dem päpstlichen Legaten, Bischof Guida, auf Befehl Urbans IV. in den Bann gethan wurden, weil sie die ihnen von Frankreich gestellten Vergleichsvorschläge zurückwiesen.

Boulogne, Etienne Antoine, französischer Prälat und Kanzelredner, den 26. Dec. 1747 zu Avignon geboren, trat in das Seminar St. Charles zu Paris, ward schon 1771 ordinirt und trat in Avignon und Villeneuve mit großem Erfolg als Prediger auf. In Paris, wohin er sich wendete, hatte er anfangs mit Mißgunst zu kämpfen und der Erzbischof Charles de Beaumont verbot ihm sogar die Kanzel. Als aber seine Lobrede auf den Dauphin 1780 den Preis erhielt, nahm der Erzbischof sein Verbot zurück, der König zahlte B. ein Jahrgeld von 2000 Fres., und bald darauf ward B. bei der Abtei Tonnay-Charente angestellt; doch predigte er auch häufig am Hofe zu Versailles. Als Deputirter des Pfarrsprengels St. Sulpice arbeitete er an den Cahiers für die allgemeine Ständeversammlung. Durch die Revolution verlor er seine Aemter und Würden und gerieth mehrfach in Lebensgefahr. Nach der Schreckenszeit ließ er eine Schrift gegen die konstitutionelle Kirche erscheinen und übernahm die Redaktion der von Sicard und Jauffret begründeten „Annales religieuses", die er in „Annales catholiques" verwandelte. Am 18. Fructidor ward dieses einflußreiche Blatt unterdrückt, u. B. selbst entging der Deportation nur mit großer Mühe. Erst nach dem 18. Brumaire erschien das Journal unter dem Titel: „Annales philosophiques, morales et littéraires", veränderte 1801 abermals seinen Titel in „Fragments de littérature et de morale" und ward endlich ganz unterdrückt. Nachdem B. einige Zeit Domherr zu Versailles gewesen, ward er 1807 kaiserlicher Hofkaplan und 1808 Bischof von Troyes. Großes Aufsehen erregte er durch die Rede, die er zur Feier des Siegs von Austerlitz in Notre-Dame hielt. In Folge seiner Erklärung, daß die weltliche Gewalt keinen Bischof ohne Zustimmung des Papstes einsetzen könne, ward B. auf die Festung zu Vincennes gesetzt, aus der ihn erst der Sturz Napoleons befreite. Am 21. Jan. 1815 hielt er die berühmte Rede zur Todtenfeier Ludwigs XVI. zu St.-Denis, und als 1822 der Bischofsstuhl zu Troyes aufgehoben ward, entschädigte ihn Leo XII. durch die Ernennung zum Erzbischof, worauf er im folgenden Jahre Mitglied der Pairskammer ward. Er † den 13. Mai 1825. Seine Predigten, die vier Bände seiner „Oeuvres" (Paris 1826, 8 Bde.) ausmachen, wurden ins Deutsche übersetzt von Rüß und Weis (Frankfurt 1830—36, 4 Bde.).

Boulogner Holz (Bois de Boulogne), Gehölz, welches eine Stunde westlich von Paris beginnt und sich bis zur Seine hinzieht, nach dem Dorfe Boulogne am rechten Ufer der Seine benannt, ist von Alters her nicht nur ein Vergnügungs- und Erholungsort, sondern auch der Duellplatz der Pariser. Es ist von vielen Alleen durchschnitten, deren breiteste nach der Abtei Long-

champ führt. Am Eingange des Gehölzes liegt Auteuil.

Boulton, Matthew, berühmter englischer Mechaniker neuerer Zeit, wurde 1728 in Birmingham geboren. Nach dem Tode seines Vaters, Besitzers einer Stahlwaarenmanufaktur, übernahm er das Geschäft desselben mit so gutem Erfolge, daß er schon 1749 eine größere Fabrik für Stahlarbeiten anlegen konnte, deren Geschäfte und Ausdehnung von Jahr zu Jahr wuchsen. Im Jahr 1762 kaufte er die damals öde Halde bei Soho, eine Stunde von Birmingham, und aus der Wüste erhob sich nach und nach eine Fabrikstadt, die jetzt 14.000 Einwohner zählt. Um dieselbe Zeit hatte sein erfindungsreicher Kopf das Mittel gefunden, Gyps dauerhaft und wohlfeil zu vergolden; dies zu Zimmerverzierungen angewandt, beschäftigte bald über tausend Hände, denn bald verlangte die Mode für jedes anständige Zimmer der höheren Gesellschaft boultonschen Schmuck. Eine ähnliche Spekulation führte ihn zur Nachbildung von Oelgemälden mittelst eines mechanischen Verfahrens, die ihm nach der Methode Eggintons, des nachmals berühmt gewordenen Glasmalers, bis zu täuschender Aehnlichkeit gelang. Um dieselbe Zeit begann B. den Bau von Dampfmaschinen, jedoch nach der unvollkommneren Konstruktion Savary's. Das Atelier wollte nicht recht gedeihen, bis Watt, auf B.s Veranlassung, mit seiner Erfindung nach Birmingham kam und mit B. in Verbindung trat. Bald bekamen die Erzeugnisse ihrer Werkstätte einen solchen Ruf, daß, noch ehe die Zeit, auf welche Watt vom Parlament ein Privilegium für seine Erfindung erhalten hatte, abgelaufen war, die sohoer Anstalt keine Nebenbuhler mehr zu fürchten hatte. Im Jahr 1785 wurde B. Mitglied der königlichen Societät. Drei Jahre später wendete er die Dampfmaschine mit Glück auf die Münzkunst an, indem er eine sogenannte Münzmühle baute, die 8 Prägemaschinen in Bewegung setzte, von denen jede in der Minute 70—90 Münzen fertigte. Die ganze Münzfabrikation erlitt dadurch eine völlige Umwandlung. Kaiser Paul I. von Rußland, dem B. die vorzüglichsten Erzeugnisse seiner Fabriken zugesandt hatte, beschenkte B. mit einer reichen Sammlung sibirischer Mineralien u. aller neuen russischen Münzen und Medaillen und beauftragte B., zwei große Münzwerke für Petersburg zu bauen. An so viele Anstalten, welche schon 3000 Arbeiter beschäftigten, knüpfte B. 1797 zu Semtwick eine große Eisengießerei, um den Eisenbedarf zu ihren Dampfmaschinen in größerer Menge und Vollkommenheit zu gewinnen. Er † am 24. Aug. 1809 zu Handsworth bei Soho.

Bounty-Islands, von Bligh 1788 entdeckte Inselgruppe, südöstlich von Neuseeland.

Bouquet (franz.). Blumenstrauß, auch der eigenthümliche gewürzhafte Geschmack u. Wohlgeruch des Weins, ein Kennzeichen seiner Güte u. des Gewächses. Die Nachahmung des natürlichen B. ist eine der Hauptkünste bei der Weinverfälschung.

Bourbon (Isle de B., während der französischen Revolutionszeit bis 1809 und seit 1848 wieder Reunion, von 1809—14 Bonaparte genannt), Insel im indischen Ocean, nächst Martinique und Guadeloupe in Westindien die wichtigste der französischen Insularkolonien, liegt unter 73.° östl. L. und 21.° südl. Br., ist die südlichste der bei Afrika im indischen Ocean gelegenen Maskarenen und 22 M. südwestlich von Mauritius oder Isle de France, 80 M. östlich von Madagaskar entfernt. Die Insel hat ein Areal von 42¹/₂ □M. und von Südosten gegen Nordwesten eine elliptische Form. Sie ist vulkanischen Ursprungs, wird in der genannten Richtung von einer ansehnlichen Gebirgskette durchzogen und so in zwei, an Formation, Klima und Produktion verschiedene Theile, den Distrikt im Winde in Nordosten und den Distrikt unter dem Winde in Südwesten, getheilt. Im Norden erheben sich die Masse des erloschenen Vulkans Gros-Morne oder der Montaga des Salasses, 7200 Fuß hoch, der basaltische Cimaudef, 6900, der Grand-Bénard, 8900 Fuß hoch. In der Mitte steigt als Kulminationspunkt des ganzen Gebirgs der 9500 Fuß hohe Piton de Neige aus terrassirten Abfällen empor und bietet weithin dem Seefahrer ein sicheres, sehr erwünschtes Signal, da die Küsten von einer Menge Klippen umgeben und nur zwei unsichere Rheden vorhanden sind. Im Südosten ragt der noch immer thätige Volcan oder Piton de Fournaise 7500 Fuß empor, einer der mächtigsten Vulkane der Erde, welcher etwa den fünften Theil der Insel einnimmt. Er wechselt öfters seinen Krater und hat durch Lavaströme seit Jahrhunderten die Umgebungen, sechs Meilen weit bis zur Küste, in eine traurige Oede (Pays brulé) verwandelt. Diesen Strich nebst einigen Sand- und Steinwüsten an der Küste ausgenommen, ist der Boden überaus fruchtbar. Gegenwärtig nimmt der Kolonialackerbau etwa 11¹/₂ □M., also über den vierten Theil der Bodenfläche ein, und zwar den äußern Rand der Insel, während die reichen Gegenden des Innern noch ohne Kultur liegen. Das Klima wird zwar durch die oceanische Frische von außen und die vielen innern, kaskadenförmig dem Meere zustürzenden Bäche in mildem und ziemlich gesundem Stande gehalten, aber der Südostpassat und die Orkane des indischen Meeres richten oft schreckliche Verwüstungen an. Auch hat in neuester Zeit die unverständige Ausholzung der einst den Küstensaum schmückenden Wälder einen verderblichen Einfluß auf die Witterungsverhältnisse und den Gesundheitszustand ausgeübt und mehre früher hier ganz unbekannte Krankheiten herbeigeführt. Alles, was Arabien, der asiatische Archipel und das südliche Europa erzeugen, gedeiht auch hier. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf etwa 105,000. Darunter befinden sich 42 600 Freie (und zwar 31,100 Weiße, die übrigen Farbige) und 62,200 Negersklaven (im Werthe von 84 Mill. Fres.), die übrigen sind Malayen u. Indier als Arbeiter und Chinesen als Kolonisten (letztere seit 1829 hier angesiedelt). Durch eine königliche Ordonnanz vom 21. Juli 1846 wurden die den Staatsdomänen zugehörigen, durch die republikanische Regierung 1848 sämmtliche Sklaven freigegeben. Zur Vertheidigung der Insel unterhält die französische Regierung eine Garnison von 1800 Mann und zahlreiche Milizen. Der Handel bewegt sich um die bedeutende Summe von 43 Mill. Fres. Ausgeführt wird vor Allem

Zucker, dessen Kultur in neuerer Zeit außerordentlich zunahm; dann Kaffee, der seit 1718 aus Mokka hierher verpflanzt wurde und trefflich gedieh, dessen Kultur aber schon 1806 durch einen Orkan bedeutend gelitten und seitdem immer mehr abgenommen hat; ferner Gewürznelken, etwas Kakao und Tabak, Gummi, Oliven- und Kokosöl, Farbe- und Tischlerhölzer. Der Ertrag der Plantagen hat sich in den letzten Jahrzehnten in der immer mehr die Einfuhr übersteigenden Ausfuhr so günstig herausgestellt, daß deren Besitzer in der neuesten Zeit zu den Häuptern der Opposition wider die Sklavenemancipation gehörten. Der Hauptort der Insel und Sitz des Gouvernements ist St. Denis auf der Nordwestküste mit 9000 Einwohnern, einem Collège, botanischem Garten und einer allen Winden ausgesetzten Rhede. Einen bessern Ankerplatz hat das 4 M. südlichere St. Paul, die erste Niederlassung der Franzosen auf der Insel und der Geburtsort des Dichters Parny, außer welchem B. auch den Dichter A. de Bertin und den gelehrten Mulatten Lislet Geoffroy hervorgebracht hat. B. wurde nebst Mauritius 1505 von dem Portugiesen Mascarenhas entdeckt und nach ihm benannt. Nachdem die Franzosen seit 1642 Kolonisationsversuche in Madagaskar gemacht hatten, ergriff von dort aus der Franzose Flaccourt 1648 Besitz von der Insel im Namen Ludwigs XIV. u. nannte sie B. Im J. 1654 entstand daselbst eine französische Niederlassung. Der König überließ sie 1664 an die damals gegründete ostindische Handelskompagnie, und Flüchtlinge aus Madagaskar vermehrten die Bevölkerung. Die Blüthe der Kolonie begann mit der Anpflanzung des Kaffee's. Von B. aus besetzten die Franzosen 1720 auch die von den Holländern 1712 verlassene Insel Mauritius, die sie Isle de France nannten. Sehr bedeutend blühte B. auch unter Labourdonnaye, der von 1735—46 Gouverneur der Maskarenen war, und eine zweite Entwickelungsepoche begann, als der Intendant Poivre 1770 aus den Molukken Gewürze hierher verpflanzte. Im Jahr 1774 nahm die königl. Regierung die Insel in Besitz. Am 8. Juli 1810 nöthigte der englische Admiral Abercromby den Gouverneur von B., St. Suzanne, zur Kapitulation, und England gab die Insel erst am 2. April 1814 in Folge des pariser Friedens wieder zurück. Bis vor Kurzem standen unter dem Gouvernement von B. auch die Inseln St. Marie an der Ostküste Madagaskars und Mayotta, die südlichste der Komoreninseln, nebst der Insel Nossi-Bé an der Nordwestküste von Madagaskar. Vgl. Thomas, Essai statistique sur l'île de B., 2 Bde., Paris 1828; Bory de St. Vincent, Voyage aux quatre îles d'Afrique, 2 Bde., daselbst 1804.

Bourbon, Name mehrer Ortschaften in Frankreich: 1) B. Lancy (B. l'ancien, während der Revolution und nach 1848 Bellevue les Bains), kleine Stadt im Departement Saône u. Loire, Hauptort eines Kantons, westl. von Macon, 7 Lieues von Moulins, 12 von Autun, nahe an der Loire, mit altem Schlosse und 3000 Einwohnern, berühmt wegen ihrer als Bäder benutzten Mineralquellen in der Vorstadt St. Léger (6 heiße u. eine kalte), die in großen Bassins sich sammeln, von denen das größte, mit Marmor ausgelegt, von römischer Bauart ist (Burbo Ancelli, Aquae Nisinei). Die Source de la Reine enthält nach Berthiers Analyse salzsaures Natron, salzsaures Kali, schwefelsaures Natron, schwefelsauren Kalk, kohlensauren Kalk, Kieselerde, kohlensaure Talkerde, Eisenoxyd und freie Kohlensäure. Innerlich werden die Quellen bei Schwäche des Magens und Darmkanals, Stockungen und Schleimflüssen, äußerlich bei Lähmungen von gichtischen oder rheumatischen Ursachen, bei Steifigkeit, Kontrakturen und Anchylosen benutzt. Man hat hier römische Münzen, Statuen u. andere Alterthümer gefunden. — 2) B. l'Archambauld (während der Revolution und seit 1848 Bourges-les-Bains), Kantonsstadt im Departement Allier, 6 Lieues westlich von Moulins, 10 von Nevers, in einem schönen Thale, ist schlecht gebaut, hat eine gothische Kirche, 3500 Einwohner und ist berühmt durch das Stammschloß der Dynastie Bourbon, das schon 761 von Pipin im Kampfe mit Aquitanien erobert, im 13. Jahrhundert aber neu erbaut wurde und von dem nur noch einige Thürme wohlerhalten sind. Unter den schon von den Römern besuchten Heilquellen sind die vorzüglichsten: la fontaine de Jonas, kalt und vorzüglich als Augenbad benutzt, la fontaine de Saint Pardoux, ebenfalls kalt und als Getränk gegen skrophulöse Leiden, Amenorrhöen und Leukophlegmatien empfohlen, besonders aber die Thermalquelle. Sie ist in beständiger Wallung, hat einen schwachen Schwefelgeruch und, warm getrunken, einen schwefligen, säuerlich-laugenhaften Geschmack. Ihre Temperatur wechselt zwischen 30—50° R. und sie enthält nach Faye's Analyse salzsauren Kalk, salzsauren Talk, salzsaures Natron, schwefelsaures Natron, schwefelsauren Talk, schwefelsauren Kalk, kohlensaures Eisenoxyd, Kieselerde, seifenartigen Extraktivstoff, kohlensaures Gas, Schwefelwasserstoffgas und (nach Longchamp) Stickgas. Sie wird als Getränk, Bad und Douche gegen Schleimflüsse, Verschleimungen, Stockungen im Unterleib, Hämorrhoidalbeschwerden, Anomalien der Menstruation, Lähmungen, Rheumatismen und Gicht, Krätze, Flechten, Geschwüre und Koxalgien benutzt. Bei den Römern hieß der Badeort Aquae Bormonis, im Mittelalter Borbo oder Burbo Archembaldi. —

3) B. Vendée (vor u. während der Revolutionszeit bis 1808 La-Roche-sur-Yon, dann bis 1814 Napoleonville, seit 1848 Napoleon-Vendée genannt), Hauptstadt des Departements Vendée, am Yon, mit etwa 6000 Einwohnern. Die Stadt ist Sitz der Departementsbehörden u. eines Tribunals erster Instanz, hat ein Collège, eine Gesellschaft des Ackerbaues, der Wissenschaften und der Künste und eine öffentliche Bibliothek. Das ehemalige Schloß Roche-sur-Yon gehörte mit dem Titel eines Herzogthums dem Hause Bourbon-Conti. Am 26. August 1793 erlitten hier die Royalisten unter Charette eine Niederlage durch Mieszkovski, erstürmten aber den Ort und siegten hier am 1. März und im September 1794. Nach 1807 war B. ein Flecken von kaum 800 Einwohnern, ward aber von Napoleon zur Departementshauptstadt erhoben und ausgebaut.

Bourbon, altes französisches Geschlecht, das durch seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause der Capetinger auf mehre Throne gelangte, hat seinen Namen von dem Schlosse Bourbon im Departement Allier, sonst Provinz Bourbonnais. Der erste Herr (Sire) dieses Geschlechts, dessen die Geschichte gedenkt, war Adhemar zu Anfang des 10. Jahrhunderts. Sein vierter Nachkomme, Archambauld I., fügte seinem Namen den des Stammschlosses hinzu, u. Archambauld VII. war schon angesehen genug, eine Heirath mit Agnes von Savoyen eingehen zu können, wodurch er der Schwager Ludwigs des Dikken und Neffe des Papstes Calixtus II. wurde. Seine Tochter und Erbin, Mahaut, vermählt mit Guido de Dampierre, brachte das bourbonische Besitzthum an ihren Sohn Archambauld VIII., durch welchen es an seinen Sohn Archambauld IX., weiterhin an seine Urenkelin Beatrice und durch diese (1272) an ihren Gemahl Robert, den jüngsten Sohn Ludwigs IX. oder des Heiligen, gelangte. Dieser Robert, dem Stamme der alten Capetinger angehörig, gilt als Haupt des jüngern Stammes der B.en, weil Wappen u. Güter derselben auf ihn übergingen und bei seiner Nachkommenschaft blieben. Er selbst vererbte sie (1317) an seinen Sohn, Ludwig I., der vom capetingischen Könige Karl IV. den Titel „Herzog von Bourbon" erhielt (1327). Ludwig hinterließ (1341) zwei Söhne, Peter und Jakob, die zwei verschiedene Zweige des jüngern bourbonischen Stammes bildeten. Der ältere dieser Zweige oder die Nachkommenschaft Peters, Herzogs von B., starb mit dem 5. Sprößling, mit dem Connetable Karl von B. (s. d.), 1526 ab; der jüngere oder die Nachkommenschaft Jakobs, Grafen de la Marche, besteht noch heute. Der 6. Sprößling dieses Zweiges war Anton von B., Herzog von Vendôme, seit 1548 vermählt mit Jeanne d'Albret und durch sie König von Navarra. Sein Bruder Ludwig, Prinz von Condé, begründete die Häuser Condé und Conti; sein Sohn aber, Heinrich IV. (geb. 1553), der nach Aussterben des ihm nahverwandten Hauses Valois (1589) den französischen Thron bestieg, stiftete die jetzt noch in Spanien und im Königreiche beider Sicilien regierenden bourbonischen Häuser. Vom Throne Frankreichs stürzte die Revolution die B.en mit Ludwig XVI.; die Restauration führte sie zwar mit dessen Bruder, Ludwig XVIII., zurück, aber schon 1830 wurde die ältere Dynastie von Neuem vertrieben, ein Verbannungsdekret gegen sie aus Frankreich erlassen, für dessen Aufhebung nach der Februarrevolution 1848 Jouin und später der jüngere Napoleon Bonaparte Anträge in der Nationalversammlung stellten, die aber auf die Erklärung des Justizministers, daß diese Aufhebung noch nicht an der Zeit sey, verworfen wurden. Nach dem Wiederzusammentritt der Nationalversammlung, am 29. Nov. 1850, erneuerte auch Creton seinen schon vorher gestellten Antrag auf Zurückberufung der B.en, aber nur die Republikaner und ein Theil der orleanistischen Partei unterstützten ihn, während dagegen waren: die Legitimisten, weil der Graf von Chambord nur als König Heinrich V. zurückkehren dürfe, die meisten Orleanisten, um die Stellung der Orleans durch die Zurückberufung nicht zu präjudiciren, u. eine große Partei, um den Stand der Dinge nicht noch verwickelter zu machen. In neuester Zeit ist theils eine Allianz aller Linien B., besonders im Juli 1849 bei der Zusammenkunft des Grafen von Chambord, Don Carlos von Spanien und des Herzogs von Nemours in Wien, theils eine Aussöhnung der ältern (B.) und jüngeren Linie (Orleans) der B.en versucht worden, nach welcher jene, jetzt durch den Grafen von Chambord (Heinrich V.) repräsentirt, auf den französischen Thron zurückgerufen werden, dieser aber, da derselbe keine Aussicht auf Leibeserben hat, aus der jüngeren Linie den Grafen von Paris, den Enkel Ludwig Philipps, adoptiren sollte. Bis jetzt waren indeß die Versöhnungsversuche vergebens.

Bourbon, 1) Charles, Herzog von Bourbonnais, bekannt unter dem Namen Connetable von Frankreich, der letzte Sprößling des ältern Zweiges des jüngern Stammes des Hauses Bourbon, war am 27. Februar 1489 geboren. Durch seine Gemahlin, Susanne von Bourbon, die viele Güter ihm zubrachte und schenkte, wurde er so reich und mächtig in Frankreich, daß er nur dem Könige nachstand, und durch seine Tapferkeit und Umsicht that er sich so hervor, daß Franz I. ihn 1515 zum Connetable von Frankreich und zum Statthalter von Mailand ernannte. Aber sein Glanz und Reichthum, vielleicht auch sein stolzes Selbstgefühl regte den Neid und Unwillen des Hofes gegen ihn auf, und vorzüglich wurde des Königs Mutter, Luise von Savoyen, eine leidenschaftliche Frau, die früher seine Erhebung befördert hatte, gegen ihn erbittert, weil er ihre Liebesanträge mit Hohn zurückwies. Um ihm wehe zu thun, beredete sie den König, ihren Sohn, ihm die Statthalterschaft von Mailand zu entziehen, und erhob dann, als seine Gemahlin Susanne (1521) gestorben war, einen Prozeß gegen ihn, um die Güter, die von letzterer ihm zugewendet worden waren, ihm zu entreißen. Dieses Verfahren erbitterte den Connetable so sehr, daß er, von Zorn, Rachgier und Ehrgeiz hingerissen, seiner Pflichten gegen sein Vaterland vergaß. Er verband sich mit dem Kaiser Karl V., König von Spanien, und dem König von England, Heinrich VIII., zu dem Vorhaben, daß Frankreich zwischen dem Kaiser, dem König von England und dem Herzog von Bourbon getheilt, letzterer zum König ernannt und mit des Kaisers Schwester, Eleonore, Wittwe des Königs Emanuel von Portugal, vermählt werden sollte. König Franz, der auf dem Zuge nach Italien von dieser Verschwörung hörte, begab sich sofort nach Moulins, wo der Connetable Hof hielt, bot ihm Versöhnung und Zurückerstattung seiner Güter an und forderte ihn auf, mit ihm über Lyon nach Italien zu ziehen. Der Connetable versprach es; aber auf dem Wege nach Lyon entfloh er (im September 1523) erst nach dem Schlosse Chantelle, dann durch Burgund und Deutschland zu den Spaniern nach Italien. Allein er kam zu ihnen nicht als ein Bundesgenosse, der Hülfe bieten konnte, sondern als ein Flüchtling, der Schutz suchen mußte, und der Verrath, den er an seinem Vaterlande

beging, brachte ihm nicht die gewünschten Ehren, sondern nur Schmach und Reue. Verbunden mit den Spaniern, die ihn wegen seiner Feldherrntalente freudig aufnahmen, kämpfte er nun gegen seine Landsleute, die Franzosen, zuerst in der Schlacht bei Romagnano an der Sesia (30. April 1524), in welcher deren Anführer Bonnivet verwundet und der edle Bayard getödtet wurde. Darauf führte er, begleitet von Pescara, im Juni 1524 das spanische Heer nach Frankreich, wo nach seiner Versicherung Alles gegen den Hof erbittert und zum Aufstand bereit seyn sollte. Die Franzosen blieben jedoch ihrem König getreu und schaarten sich um ihn; nur wenige Städte wurden von den Spaniern erobert, Marseille widerstand der Belagerung und das spanische Heer mußte, um nicht von Italien abgeschnitten zu werden, über die Alpen zurückkehren. Jetzt verpfändete der Herzog die Juwelen, die er gerettet hatte, zog durch das dadurch gewonnene Geld eine große Schaar deutscher Truppen an sich und trug mit diesen Vieles zur Entscheidung der Schlacht von Pavia (24. Februar 1525) bei. Als der gefangene König Franz nach Spanien gebracht worden war, reiste er ihm nach, um bei dem Frieden nicht vergessen zu werden. Doch auch hier richtete er wenig aus. Wohl mußte Franz im Frieden zu Madrid (14. Januar 1526) ihm völlige Verzeihung und Wiedereinsetzung in alle Würden und Güter versprechen; aber er gelangte nicht zu denselben, mußte zugeben, daß des Kaisers Schwester Eleonore, die ihm versprochen worden war, mit Franz I. verlobt wurde, und sah sich von den spanischen Großen wegen seiner Untreue und Verrätherei verabscheut. Einer derselben, der Marquis von Villano, der seinen Palast ihm einräumen sollte, antwortete dem Kaiser Karl: „Ew. Majestät kann ich nichts verweigern; aber ich erkläre hiermit, daß, sobald der Herzog mein Haus verlassen haben wird, ich dasselbe mit eigner Hand in Brand stecken will, weil es, von der Treulosigkeit angesteckt, künftig von keinem rechtlichen Manne mehr bewohnt werden kann." Karl selbst behandelte ihn, in Hinsicht auf die Kriegsthaten, die er von ihm erwartete, mit schlauberechneter Feinheit. Als Pescara gestorben und der Krieg mit Frankreich wieder entbrannt war, ernannte er ihn zum Oberfeldherrn in Italien und versprach ihm das Herzogthum Mailand. So kam der Herzog im Sommer 1526 wieder nach Italien, eroberte hier am 24. Juli die Citadelle von Mailand und faßte dann den Plan, gemeinschaftlich mit dem deutschen Feldhauptmann, Georg Frundsberg, der ihm 12,000 Landsknechte zugeführt hatte, Rom zu erstürmen, um die Soldforderung und Beutegier seiner unzufriedenen Truppen zu stillen und den Papst zu strafen, der den Wiederausbruch des Kriegs herbeigeführt hatte. Im Februar 1527 trat er mit Georg Frundsberg den Zug nach Rom an. Hartes Ungemach traf ihn auf demselben, und der Papst schleuderte den Bannstrahl gegen ihn und sein Heer; er aber ließ sich dadurch nicht aufhalten und langte am 5. Mai vor Rom an. Am folgenden Morgen (6. Mai) unternahm er die Bestürmung dieser Stadt. Selbst einer der Ersten, ergriff er eine Sturmleiter und legte sie an die Mauer, als ihn von oben herab der Schuß einer Hakenbüchse traf. Benvenuto Cellini behauptete später, die Kugel abgeschossen zu haben. Sein Tod ward auf seinen Befehl den Truppen verschwiegen und an seine Stelle trat der tapfere General der deutschen Landsknechte, Kurt von Bonneburg, unter dessen Anführung Rom erstürmt wurde. Als zwei Monate später das Heer aus Rom abzog, wurde der Leichnam mitgenommen und zu Gaeta bestattet.

2) Charles von B., Kardinal und Erzbischof von Rouen, Bruder Antons, Königs von Navarra, mithin Heinrichs IV. Oheim, geboren 1523, wurde nach Ermordung des Herzogs von Guise (23. Dec. 1588) als Anhänger desselben von Heinrich III. gefangen gesetzt, aber nach Ermordung Heinrichs III. (2. August 1589), obschon er geistliche Würden bekleidete und noch in Gefangenschaft lebte, von der Partei der Guisen am 21. November 1589 unter dem Namen Karl X. zum König ausgerufen. Er kam jedoch nicht zur Regierung, sondern blieb bis zu seinem Tode, der zum Glücke Heinrichs IV. und Frankreichs schon nach einigen Monaten (9. Mai 1590) erfolgte, in der Gefangenschaft zu Fontenai in Poitou. Weil derselbe nur von Einer Partei zum König ernannt worden war und nie regierte, obschon Befehle und Münzen mit seinem Namen erschienen, nannte sich der Graf von Artois, als er (1824) zum Thron gelangte, nicht Karl XI., sondern Karl X.

3) Antoine von B., natürlicher Sohn Heinrichs IV. von Jakobine von Bueil, Gräfin von Moret, 1607 geb., ward 1608 legitimirt u. erhielt später mehre Abteien. In dem Aufstand, welchen 1632 der Herzog von Montmorency für den Herzog von Orleans und die Königin-Mutter gegen Richelieu erregte, schlug er sich auf erstere Partei und blieb im Treffen von Castelnaudary, am 1. September 1632.

4) Louis Marie von B., Infant von Spanien, Kardinal und Erzbischof von Toledo, war geboren am 22. Mai 1777. Sein Vater, Ludwig Anton Jakob, jüngster Bruder des spanischen Königs Karl III., anfangs Kardinal und Erzbischof von Toledo, hatte 1754 seine geistlichen Würden niedergelegt und sich 1776 mit Maria Theresia de Vallabriga vermählt. Da diese Ehe nicht für ebenbürtig galt und darum den Sprößlingen derselben das Recht zur Thronfolge nicht zukommen sollte, mußte Louis Marie zum geistlichen Stande übertreten, wo auch ihm dieselben Würden, die sein Vater bekleidet hatte, zu Theil wurden. Während der französischen Invasion ward er Präsident der Regentschaft von Cadix, in welcher Stellung er die Dekrete der konstituirenden Versammlung der Cortes sanktionirte. Im J. 1814 empfing er den zurückkehrenden König zu Valencia, ward aber, weil er denselben nicht mit dem altherkömmlichen Handkuß, sondern nach dem von den Cortes bestimmten Ceremoniel begrüßt hatte, auf dem Wege nach Madrid entlassen und bald darauf als entschiedener Konstitutioneller in seine Diöcese verbannt und der Verwaltung und der Einkünfte des Bisthums Toledo beraubt. Doch ernannte ihn der König nach der Revolution vom März 1820 zum Präsidenten der spanischen Regierungs-

junta. Nach vollständiger Organisation der konstitutionellen Regierung kam er in den Staatsrath. † aber schon am 19. März 1823.

Bourbonischer Hausvertrag (pacte de famille), ein zwischen den bourbonischen Häusern in Frankreich und Spanien durch die Minister Choiseul und Grimaldi zu Paris am 15. August 1761 abgeschlossener Familienpakt, kraft dessen beide Zweige des bourbonischen Hauses, mit Einschluß der spanischen Bourbonen zu Parma und Neapel, einander ihre Besitzungen garantirten und sich im Falle eines Krieges gegenseitig Hülfe versprachen. Nur Frankreich zog von dieser Familienverbindung Nutzen, indem es durch sie Spaniens Beistand erst im siebenjährigen, dann im nordamerikanischen Kriege gewann.

Bourbonnais, ehemalige Provinz Frankreichs, deren Hauptort Moulins war, jetzt Departement Allier und ein Theil des Departements Cher, umfaßte 172 □Meilen mit beinahe 285,000 Menschen. Früher Besitzthum des Hauses Bourbon, fiel es an die Grafen von Clermont, 1505 an den Grafen von Montpensier und nach dessen Tod 1527 an die Krone Frankreich. Vgl. Allier, L'ancien B., Moulins und Paris 1839.

Bourbonne-les-Bains, Stadt im französischen Departement Ober-Marne, 10 Lieues von Langres, am Zusammenfluß der Borne und Apance, mit über 3600 Einwohnern. B., das alte Verboua, mit römischem Aquädukt u. großem Militärhospital, hat eine eigenthümliche Wichtigkeit wegen der berühmten Heilquellen, welche einen schwachen schwefeligen Geruch, einen salzig-bitterlichen Geschmack und in den verschiedenen Quellen die Temperatur von 32—46½° R. besitzen. Sie enthalten, nach neuern Analysen, salzsauren Kalk, salzsaures Natron, kohlensauren Kalk, eine geringe Menge Extraktivstoff mit etwas schwefelsaurem Kalk und werden innerlich als Bad und als Douche gebraucht gegen Schleimflüsse, weißen Fluß, Verschleimungen der Blase, chronische Leiden des Magens und der Verdauungswerkzeuge, Krankheiten des Lymph- und Drüsensystems, Lähmungen, Gicht, Rheumatismen, Anchylosen, Kniegeschwulst, Verkürzung der Glieder als Folge bedeutender Schußwunden rc.

Bourbonorden (Ordre de Notre Dame de Chardon), von Ludwig II., Herzog von Bourbon, 1370 für 27 adelige, untadelige Ritter gestifteter Orden. Zeichen: blausammtner, rothgefütterter Gürtel, mit Gold eingefaßt und geschmückt mit der goldenen Inschrift: l'Esperance; Haken und Schnalle des Gürtels stellen einen grünen Distelkopf dar. An der goldenen Ordenskette hing unter 32 Sternen das Bild der heiligen Jungfrau, darunter abermals der Distelkopf. Das Barett, grün, roth aufgestülpt, trug auf einem goldnen Schild die unverständliche Devise: Allen! Der Orden ging später wieder ein.

Bourboule, Dorf im französischen Departement Puy de Dome, 12 Meilen von Clermont-Ferrand, mit 6 Mineralquellen, deren Temperatur sehr verschieden ist. Die Hauptquelle oder le grand Bain hat nach dem 100theiligen Thermometer 52° Wärme, la Rotunde nur 12°. Die Hauptquelle enthält Kohlensäure und Stickgas; an fixen Bestandtheilen: salzsaures Natron, kohlensaures Natron, schwefelsaures Natron, kohlensaure Talkerde, kohlensauren Kalk, Kieselerde, Thonerde, kohlensaures Eisenoxydul, organischen löslichen Extraktivstoff, mit einer geringen Menge von Natron, animalischen unauflöslichen Extraktivstoff, hydrothionsaures Natron. Sie wird gegen Rheumatismen, Stockungen u. Geschwülste skrophulöser Art und chronische Hautkrankheiten gebraucht.

Bourdaloue, Louis, berühmter französischer Kanzelredner, am 20. August 1632 zu Bourges geboren, trat im 16. Jahre in die Gesellschaft Jesu. Er erhielt nach und nach den Lehrstuhl der Humaniora, der Rhetorik, Philosophie und der theologischen Moral an der pariser Akademie und bestieg 1669 in Paris zum ersten Mal die Kanzel, von wo, trotz nichtigen Kriegsruhms und der Ueppigkeit, die den Hof beherrschten, sich doch die Macht seiner Worte Bahn brach, so daß ihn seit Advent 1670 Ludwig XIV. öfter in seine unmittelbare Nähe berief. Als ihm nach der Aufhebung des Edikts von Nantes der König die Sorge übertrug, die Protestanten mit dem katholischen Glauben zu versöhnen und in demselben zu befestigen, widmete er sich dieser schweren Aufgabe mit christlicher Hingebung. Nie die Menschenwürde aus dem Auge verlierend, verabscheute er List und Gewalt und vollbrachte sein Werk durch die Kraft der Ueberzeugung und den redlichen Eifer, sich jeder Stufe der Bildung mit der nöthigen Form und Klarheit der Belehrung nützlich zu machen. Seine Reden entbehren zwar Bossuets Feuer und Glanz, ersetzen aber beides hinlänglich durch die Gründlichkeit, Bestimmtheit und kunstgemäße Vollendung, die sie zu Mustern ihrer Gattung bis auf unsere Zeit erheben. B., den man den „König der Prediger und Prediger der Könige" nannte, zog sich in den letzten Jahren seines Lebens von der Kanzel zurück und befriedigte mit Entsagung und Beharrlichkeit seine stille Lust am Wohlthun. Ein Vater der Kranken, Unglücklichen und Armen, † er am 13. Mai 1704 zu Paris. Seine „Oeuvres" erschienen in mehren Ausgaben (Versailles 1812, 16 Bde.) und neuerdings im „Panthéon littéraire" (Paris 1838, 3 Bde.); eine deutsche Uebersetzung erschien Regensburg 1847 ff. Die beste Ausgabe seiner „Sermons" besorgte der Jesuit Bretonneau (Paris 1707—1734, 18 Bde.; deutsch, Prag 1760—1768, 14 Bde.). Sein Leben beschrieb Madame de Pringy (Paris 1705).

Bourdon, Sebastian, berühmter französischer Historien- und Landschaftsmaler, auch trefflicher Kupferätzer, 1616 zu Montpellier oder zu Marseille geboren, vermochte erst nach mannigfach trüben Schicksalen einen ruhigen Standpunkt für die künstlerische Entwickelung seines Talents zu erringen. Nachdem er lange unstät in den Provinzen umhergewandelt war, gerieth er unter die Soldaten, und erst nachdem er auch aus dieser Quelle des Elends getrunken, eilte er nach Rom, wo der gefeierte Claude Lorrain ihm vorwärts half. Im J. 1643 kam er nach Paris zurück und malte seinen berühmten heiligen Petrus für Notre-Dame (jetzt im kaiserlichen Museum) und kurz nachher Simon den Zauberer. Fruchtbare Einbildungskraft und Leichtigkeit in der

Darstellung verlockten ihn, wie so viele französische Maler, bald zur Schnellmalerei, wo Extremitäten und Beiwerke nicht sorgfältig behandelt wurden. Im Jahre 1652 wurde er Hofmaler der Königin Christine von Schweden, nach deren Tode er nach Paris zurückkehrte. Hier war er dann Mitbegründer und zuletzt Rektor der Akademie der Malerei und †, während er an einer Decke in den Tuilerien arbeitete, 1671. Seine Radirungen sind von allen Sammlern gesucht und in guten Drucken selten und theuer.

Bourdon de la Crosnière, Leonard, Konventsdeputirter, 1760 unweit Orleans geboren, war beim Ausbruch der Revolution Vorsteher eines Erziehungsinstituts zu Paris. Als eifriger Bewegungsmann erhielt er von der Nationalversammlung die Erlaubniß, den hundertjährigen Greis von Mont-Jura, eine populäre Persönlichkeit, in sein Haus aufzunehmen, den er von seinen Zöglingen bedienen ließ, ein Kunstgriff, der ihm eine zweifache Wahl in den Konvent verschaffte. Noch vor Eröffnung der Sitzung ward er als Kommissär nach Orleans geschickt, wo die Nachricht von den Ereignissen des 10. August eine Gegenbewegung erregt hatte. Statt die Verhafteten, wie ihm befohlen war, nach Saumur abzuführen, ließ er sie nach Versailles schleppen, wo sie von einem revolutionären Haufen, nicht ohne B.s Vorwissen, niedergemetzelt wurden. Im Konvent drang er darauf, daß Ludwig XVI. der Abschied von seiner Familie nicht gestattet werde, vertheidigte aber 1794 gegen Robespierre die Konventsdeputirten Vincent und Ronsin. Als dieselben dennoch hingerichtet wurden, warf er einen glühenden Haß auf Robespierre, führte am 9. Thermidor mit Barras die Nationalgarde gegen die Insurgenten, drang ins Stadthaus und bemächtigte sich des Diktators und seiner nächsten Anhänger. Im Konvent ward B. mehrmals, unter andern selbst von Legendre als Mörder bezeichnet. An der jakobinischen Konspiration vom 1. April 1795 betheiligt, wurde er gefangen genommen, erhielt aber durch die Amnestie vom 25. Okt. d. J. Leben u. Freiheit. Im Rathe der Fünfhundert ward er wegen der versailler Mordscene fortwährend mit Schimpf behandelt. Dennoch sandte ihn das Direktorium als Agenten nach Hamburg, um die französischen Emigranten zu überwachen und auszutreiben. Seit 1793 hatte er die Schule der Zöglinge des Vaterlands gegründet; nach dem 18. Fructidor wandte er sich dem Lehrfach wieder ganz zu, übernahm später die Leitung einer pariser Elementarschule und † 1805.

Bourdon de l'Oise, François Louis, berüchtigter Charakter der französischen Revolution, in der Mitte des 18. Jahrhunderts zu Remy in Compiegne geboren, studirte die Rechte und war Prokurator am Parlament zu Paris, als die Revolution ausbrach. Am 10. August 1792 half er die Tuilerien stürmen und bewies sich dabei grausam. Durch einen Betrug verschaffte er sich einen Sitz im Konvente, indem er die Namensgleichheit mit Bourdon de la Crosnière, der in den Departements Oise und Loire zugleich gewählt worden war, aber sich für letzteres entschieden hatte, benutzte und sich dem Konvente als Deputirter des Departements Oise präsentirte. Als später der Betrug entdeckt ward, erfolgte doch keine officielle Reklamation. In der Versammlung zeigte sich B. als wüthender Revolutionär und trug viel zur Hinrichtung Ludwigs XVI., zur Insurrektion vom 31. Mai und zur Vertilgung der Girondisten bei. Dagegen trat er in der Vendée, wohin er eine Sendung übernommen hatte, als Gemäßigter auf, überwarf sich nach seiner Rückkehr deshalb mit Robespierre und Hebert und ward als Moderirter aus dem Jakobinerklub gestoßen. In Folge dessen betrieb er am 8. u. 9. Thermidor aufs Heftigste den Sturz der Schreckensmänner u. zeigte sich seitdem als Feind der Klubs u. Beschützer der Adeligen und Priester. Nach der Insurrektion vom 13. Vendémiaire ward er als Kommissär nach Chartres geschickt, wo er sich hart und brutal benahm, kam in den Rath der Fünfhundert, zeigte sich hier als Verfolger der Republikaner und ward Mitglied des royalistischen Klubs Clichy. Nach den Ereignissen vom 18. Fructidor proskribirt, ward er nach Cayenne deportirt, wo er zu Sinnamary im Elende †.

Bourdonnaye (auch **Bourdonnais**), Bernard François Mahé de la, französischer Seeheld, 1699 zu St. Malo geboren. Als Generalgouverneur von Isle de France und Bourbon wurde er 1741—1746 an der Spitze einer unbedeutenden Seemacht der gefährlichste Feind Englands in den indischen Gewässern. Als er jedoch das von ihm eroberte Madras den Engländern gegen 9 Millionen Franken zurückgab, ward er wegen des angeblich zu wohlfeilen Handels zur Verantwortung gezogen und in die Bastille gesetzt. Nach 4 Jahren befreit, † er 1754.

Bourdonnet, ein länglich runder cylindrischer Körper aus Charpie, zur Ausfüllung von Fistel- oder auch andern Kanälen, zur Stillung von Blutungen aus Höhlen, zur Beschränkung der zu starken Eiterung bei Fistelgeschwüren rc.

Bourg, Stadt im französischen Departement Ain, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks, schön gelegen an der Reyssouse, mit Collège, physikalischem Kabinet, Museum, Bibliothek, großer Kathedrale im gothischen Styl, großem Hospital u. 9000 Einw., die Fabriken für Tuch, Leinwand, Hüte, Hornkämme, Strumpfwaaren unterhalten und Handel treiben. B. ist Sitz zahlreicher Behörden. Das römische Forum Segusianorum, gehörte B. später zum burgundischen Reiche, zu Deutschland bis in das 11., den Herzögen von Savoyen bis zum 16. Jahrhundert, von denen es 1601 an Frankreich kam und die Hauptstadt der Provinz Bresse wurde. Das 1515 hier errichtete Bisthum ist 1535 mit dem lyoner vereinigt worden. B. ist die Vaterstadt des großen Admirals Coligny und des berühmten de la Lande.

Bourgelat, Claude, erster Begründer der Thierarzneikunde in Frankreich, war erst Advokat in Lyon, verließ aber diesen Stand, als ihn einmal die Einsicht überraschte, daß er mit allen Mitteln der Rechtswissenschaft siegreich eine ungerechte Sache vertheidigt hatte, übte sich nun in Paris in der Reitkunst und wurde Direktor der Reitschule zu Lyon. Im Jahre 1762 eröffnete

er eine Thierarzneischule zu Lyon, die erste in Europa, die 1762 den Titel, aber nicht die Unterstützung einer königlichen Anstalt erhielt. Er † als Generalinspektor der Stutereien und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris und Berlin den 3. Januar 1779. B.s Schriften sind der Form nach ausgezeichnet u. auch dem Inhalt nach noch jetzt von mehr als bloß historischer Wichtigkeit.

Bourgeois (v. Franz.), Bürger; dann Schriftgattung, zwischen Petit und Corpus, gewöhnlich auf Corpuskegel (vergl. Schrift).

Bourgeoisie (v. Franz.), eigentlich Bürgerthum, in Städten die bürgerliche Gesellschaft, der adeligen sowohl, wie der Arbeiterklasse gegenüber, in neuerer Zeit auch mit dem Nebensinne des geldstolzen Philisterthums gebraucht.

Bourges, Hauptstadt des französischen Departements Cher und eines Arrondissements, am Zusammenfluß des Auron und Eure, in einer getreidereichen Ebene, uralte, große, aber dünnbevölkerte, altväterisch gebaute, mit Mauern und Thürmen versehene und mit Kastanien-, Nuß- u. Maulbeeralleen umgebene Stadt. Berühmt ist die herrliche Kathedrale, im edelsten gothischen Styl, 845 begonnen, im 13. Jahrhundert vollendet, 348' lang und 123' breit; dann der erzbischöfliche Palast mit einem öffentlichen Garten, das Rathhaus (hôtel de ville), welches der Patriotismus u. der Reichthum eines einzigen Bürgers (Jacques Coeur) errichtete, das Hôtel der Präfektur, das Schloß, sonst die Residenz der Herzöge von Berry, seit 1830 Aufenthaltsort des Prätendenten von Spanien, Don Carlos; von dem großen Thurme, der 18 Fuß dicke Mauern hatte, die Stadt deckte und oft zum Staatsgefängniß diente, sind nur noch Ruinen vorhanden. B. ist der Sitz eines Domkapitels, obern Gerichtshofs, eines Friedens- und Handelsgerichts, eines Forstamts und hat ein großes und kleines Seminar, ein Collège, eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, für Landbau, eine Académie universitaire, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Theater und viele Kirchen. Die Stadt zählt 22,000 Einwohner, welche Fabriken für Tuch, wollene Decken, Messerschmiedwaaren, Salpeter, Leder unterhalten, Brauereien und Handel mit Getreide, Senf, Wolle, Schlachtvieh treiben. In der Nähe liegt der eisenhaltige Gesundbrunnen St. Firmin. B. ist Geburtsort Ludwigs XI. und Bourdaloue's. B., das alte Avaricum, einst die festeste Stadt der Bituriges Cubi benannt nach dem Flusse Avara, wurde 42 v. Chr. von Cäsar erobert und verheert, unter Augustus aber Biturică genannt und zur Hauptstadt der Aquitania prima erhoben. Im 5. Jahrhundert nahmen es die Gothen, und es fiel später an Neustrien, dann an Aquitanien und wurde 585 unter Chilperich I. verbrannt. Unter den Karolingern hob sich die Stadt u. kam 1100 durch Kauf an Frankreich. B. war im Mittelalter der Sitz einer Universität, der Gelehrsamkeit und des Reichthums. Von den hier gehaltenen sechs bituricensischen Koncilien (1031, 1225, 1276, 1285, 1336 und 1438) ist das letztere das wichtigste, auf welchem König Karl VII. den Vorsitz führte und welches, das Koncil von Ferrara verwerfend, die Freiheit der gallikanischen Kirche gegen den Papst vertheidigte. Unter Karl VII. war B. häufig königl. Residenz. Während der Hugenottenkriege eroberte es 1562 Montgomery für die calvinistische Partei, mußte es aber dem Herzog von Guise räumen; später trat es auf die Seite der katholischen Ligue, unterwarf sich aber 1694 dem Könige Heinrich IV. Hier wurde vom 7. März bis 2. April 1849 der große Staatsprozeß gegen die Angeklagten des Maiattentats von 1848, darunter Blanqui, Louis Blanc, Barbès, Albert una Raspail, verhandelt, der mit der Verurtheilung der meisten Angeklagten endigte.

Bourges-les-Bains, Stadt, s. v. a. Bourbon l'Archambauld, s. Bourbon 2).

Bourgneuf, Seestadt im französischen Departement Nieder-Loire, an der gleichnamigen Bai, mit Hafen und 2500 Einwohnern, die Fischerei, Austernfang, Handel mit Salz, Wein, Branntwein treiben. Sehr merkwürdig ist die fort und fort zunehmende allmählige Erhebung der benachbarten Küste, so daß jetzt der Hafen festes, trocknes Land ist und der Rumpf eines 1752 an der Küste versunkenen Linienschiffes von 64 Kanonen mitten in einer angebauten Ebene, $^{1}/_{2}$ Stunde vom Meere, begraben liegt.

Bourgogne, s. Burgund.

Bourgogne, Louis, Herzog von, Enkel Ludwigs XIV. von Frankreich, den 6. August 1682 zu Versailles geboren, nach dem Tode seines Vaters Dauphin von Frankreich und als solcher der große Dauphin genannt, war in seiner Jugend unbändig, heftig, hochmüthig und allen Leidenschaften ergeben, genoß aber durch Fénélon eine so sorgfältige Erziehung, daß er sich bald die Liebe des französischen Volkes gewann. Er war indeß durch die Bemühungen seines Lehrers bigott geworden und hatte mit den Leidenschaften auch die Selbstständigkeit des Geistes u. Charakters verloren. Als Mann von 30 Jahren unterhielt er sich damit, Fliegen in Oel zu ersticken, Wachs zu schmelzen, lebendige Frösche mit Pulver zu füllen u. dann zu zersprengen. Seine Gemahlin, die Prinzessin Adelaide von Savoyen, liebte er so ausschließend, daß er jede Theilnahme am öffentlichen Leben aufgab u. nur mit den Hofdamen spielte. Dennoch wurde er 1701 zum Generalissimus der Armee in Deutschland und 1702 in Flandern ernannt, zerfiel aber mit dem ihm in der That vorgesetzten Herzog von Vendôme und verlor die Achtung der Armee, da man seinen übertriebenen Bedenklichkeiten die Niederlage der Franzosen bei Oudenarde (11. Juli 1708) zuschrieb. Desto mehr that er sich durch Werke der Frömmigkeit hervor. Als er nach dem Tode seines Vaters Dauphin geworden war (14. April 1711), wurde er von seinem Großvater zu den Staatsverhandlungen gezogen. Er † jedoch, 6 Tage nach dem Tode seiner Gemahlin, am 18. Februar 1712, tief betrauert vom französischen Volke, das seinen Tod einer Vergiftung und diese Vergiftung dem Herzog von Orleans, nachherigen Regenten Frankreichs, zuschrieb. Voll Schmerz über seinen Tod sagte sein Lehrer Fénélon zum Grafen von Münnich: „Dieu n'a pas assez aimé la France, pour lui donner un tel roi“.

Bourgoing, 1) Dominikanermönch zu Paris, wurde 1589, als Heinrich IV. die Vorstädte von

Paris bestürmte, mit den Waffen in der Hand gefangen und darauf vor das Parlament von Tours gebracht, weil er in seinen Predigten den Mörder Heinrichs III., Jakob Clement, als einen Heiligen gepriesen u. selbst dem Leben Heinrichs IV. nachgestellt haben sollte. Nach Ausspruch des Parlaments wurde er am 26. Januar 1590 von 4 Pferden zerrissen. Aber die Dominikaner zu Valladolid stellten sein Bildniß unter den Statuen der Märtyrer auf.

2) Jean François, Baron de B., geschätzter französischer Diplomat, zu Nevers den 21. Nov. 1748 geboren, bildete sich erst zu Straßburg, dann zu Regensburg zu diplomatischen Geschäften. Im Jahre 1777 wurde er Sekretär bei der französischen Gesandtschaft zu Madrid, 1787 aber nach Hamburg gesendet, um mit den Fürsten u. Ständen des niedersächsischen Kreises einen Handelsvertrag abzuschließen, und 1792 nach Madrid, um die Verhältnisse Spaniens zu Frankreich zu beobachten, mußte aber schon 1793 Madrid verlassen, als die Hinrichtung Ludwigs XVI. die größte Erbitterung gegen Frankreich in Spanien erregt hatte. Er lebte nun erst zu Nevers, dann zu Paris, größtentheils mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigt, so daß man ihn in der Zeit des Terrorismus unbeachtet ließ. Napoleon zog ihn wieder zu Staatsgeschäften, sendete ihn als Gesandten 1800 nach Kopenhagen, 1801 nach Stockholm, 1808 nach Dresden. Noch bekleidete er den Gesandtschaftsposten am königl. sächsischen Hofe, als er am 20. Juli 1811 zu Karlsbad †. Unter seinen schriftstellerischen Werken hat die Beschreibung von Spanien: „Nouveau voyage en Espagne etc.", die zuerst 1789 in 3 Bdn., dann in mehren Auflagen und Uebersetzungen (deutsch, Jena 1789—1808, 4 Bde.) erschien, die meiste Geltung erhalten. Sein „Coup d'oeil politique sur l'Europe à la fin du dixhuitième siècle" (Paris 1811) ist unter seinen staatswirthschaftlichen Schriften die wichtigste. Von seinen übrigen Werken erwähnen wir noch die „Mémoires historiques et philosophiques sur Pie VI et son pontificat" (Paris 1798—1800, 2 Bde.), die Ausgabe der „Voyage du duc de Châtelet en Portugal" (das. 1808, 2 Bde.) und „Tableau de l'Espagne moderne" (das. 1805, 3 Bde.). Sein Sohn, Paul, Baron de B., den 11. December 1791 geb., war früher Gesandtschaftssekretär in Berlin, München und Kopenhagen und wurde 1832 Gesandter in Dresden u. 1834 in München. Von hier im Frühjahr 1848 abberufen, ward er Ende 1849 französischer Botschafter in Madrid. In seinem Romane „Le prisonnier en Russie" (Paris 1816) hat er einige Erlebnisse seines älteren Bruders Armand de B., der sich als Militär auszeichnete, aufbewahrt.

3) Therese Etiennette, berühmte französische Schauspielerin, den 5. Juni 1781 zu Paris geboren, betrat zuerst auf dem Théâtre de la gaieté die Bühne und trat dann, kaum 18 Jahre alt, auf dem Théâtre français auf, bei dem sie jedoch erst einige Jahre später durch die Protektion des Ministers Chaptal ein festes Engagement erhielt. Auf ihren Kunstreisen gastirte sie zu London und Petersburg und spielte während des Kongresses zu Erfurt. Ihre Witzworte, obwohl sie nicht selten den Anstand verletzten, machten viel Glück. Nachdem sie 1829 von der Bühne abgetreten, † sie am 11. Aug. 1833.

Bourgraves (d. i. Burggrafen), seit 1849 der Spottname für eine politische Koalition in und außerhalb der französischen Nationalversammlung. Nach der Wahl Ludwig Napoleon Bonaparte's zum Präsidenten der Republik bemächtigten sich besonders die beiden dynastischen Parteien, die Legitimisten und Orleanisten, des von ihnen bei der Wahl unterstützten Präsidenten, indem sich deren Führer an denselben herandrängten und ihn an jedem politischen Schritte zu hindern suchten, der ihn hätte volksthümlich machen und seine Stellung befestigen können, was um so mehr möglich war, als der Präsident in Frankreich einen ihm unbekannten Boden betrat u. überhaupt die Fäden und Netze der diplomatischen Welt nicht kannte. So entstand namentlich 1849 neben der eigentlichen verantwortlichen Regierung ein unverantwortlicher Beirath, zu dem die Parteiführer Thiers, Molé, Montalembert, Larochejacquelin, Falloux, Berryer und noch einige Andere gehörten. Die unnatürliche Koalition dieser politischen Gegensätze ward dadurch aufrecht erhalten, daß jede Partei ihren Vortheil in der Hemmung und Nichtigkeit des Präsidenten sah. Andererseits wirkte hierzu auch individueller Ehrgeiz, sowie die gemeinsame Furcht vor den entschiedenen Republikanern u. den Socialisten mit. Der Witz der pariser Journalisten gab jenen Männern den schon durch Victor Hugo's Tragödie („Les Bourgraves") populär gewordenen Namen der Burggrafen, weil sie in ihrer angemaßten Stellung gleichsam die politischen Großen, die Leib- und Stammherren waren, die das allgemeine Interesse beherrschten und um die sich das Volk als Hörige bewegte.

Bourguet, Louis, französischer Sprachforscher und Polyhistor, 1678 zu Nismes geboren, wurde nach der Aufhebung des Edikts von Nantes von seinen protestantischen Aeltern in die Schweiz gebracht, wo er das Gymnasium zu Zürich besuchte. Er studirte hebräische Sprache, ägyptische, chaldäische und chinesische Alterthümer, endlich auch chinesische Sprache, dann die Natur- und kurz nachher die Rechtswissenschaften. Von 1728—1734 gab er in Genf die „Bibliotheca Italique" (18 Bde.) heraus, wurde 1731 Mitglied der berliner Societät und 1733 der Akademie zu Cortona. Während deß erhielten seine Sammlungen von Büchern, Handschriften, Medaillen u. Münzen, von Versteinerungen, Mineralien rc., durch stete Vermehrung Ansehen. Schon 1731 hatte er den Ruf als Professor der Mathematik und Philosophie nach Neuenburg erhalten. Er † den 31. December 1742. Durch sein „Mémoire sur la théorie de la terre" (Amsterd. 1729 u. 1762) ist er einer der Begründer der geologischen Wissenschaft geworden. Der „Traité des petrifications" (Paris 1742, mit 60 Kpfn. u. 441 Fig., neue Aufl., das. 1778) warf Licht auf die fossile organische Schöpfung. Ein werthvolles Resultat seiner vielen sprachlichen Forschungen ist seine Erklärung des etruskischen Alphabets.

Bourguignon, eigentlich Jacques Courtois, von den Italienern Jacopo Cortese genannt, berühmter Schlachtenmaler, Schüler

Cerquozzi's, 1621 zu Hippolite in der Franche-Comté geb., trat in spanische Kriegsdienste, ging aber nach geschlossenem Frieden nach Italien, um die unter seinem Vater begonnenen künstlerischen Studien wieder aufzunehmen. Das berühmte Schlachtbild im Vatikan, der Sieg Konstantins über Marentius. nach Raphaels Entwurf, begeisterte ihn so, daß er selbst Schlachtenmaler ward. In seinem 36. Jahre trat er in ein Jesuitenkloster u. durfte eine Zeitlang nur heilige Bilder malen. Er † 1671 zu Rom. Seine Schlachtbilder sind mit großer Hast ausgeführt und tragen sämmtlich den Stempel der Flüchtigkeit; im Ganzen sind die kleineren Kompositionen gelungener als die größeren, die auch in der Zeichnung nicht korrekt sind. Bilder von ihm finden sich in den Gallerien zu Paris, Dresden, Berlin, München, Petersburg 2c.

Bourienne, Louis Antoine Fauvelet de, Jugendfreund, Sekretär und Vertrauter Napoleons, den 9. Juli 1769 zu Sens geboren, war in der Militärschule zu Brienne Spiel- und Studiengenosse Bonaparte's, bezog 1788 die Universität Leipzig, um die Rechte und fremde Sprachen zu studiren, machte eine Reise nach Polen und wurde, nach Frankreich zurückgekehrt, 1792 französischer Gesandtschaftssekretär in Stuttgart. Der Ausbruch des Kriegs rief ihn nach Paris, er zog aber bald darauf nach Leipzig, wo er sich verheirathete. Des Spionirens verdächtig, ward er verhaftet und 1793 aus Sachsen verwiesen und lebte nun einige Zeit ohne Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten in Frankreich, bis ihn sein ehemaliger Schulgenosse 1797 zu seinem Sekretär ernannte. Als solcher folgte er dem Heros auf allen Siegeszügen, zu den Pyramiden wie nach Marengo, wurde 1801 Staatsrath und schien festen Fuß auf der Bahn des Glücks und der Macht gefaßt zu haben, als Napoleon ihn plötzlich entließ und 1802 aus der Liste der Staatsräthe strich. Auf Fouché's Verwendung ward er 1805 außerordentlicher Geschäftsträger beim niedersächsischen Kreise in Hamburg. Als solcher erwarb er sich die Liebe der hamburger Bürger durch mildes Handhaben seiner strengen Instruktionen und freundliche Behandlung der französischen Ausgewanderten. Schon 1810 hielt er die Wiedereinsetzung der bourbonischen Dynastie in Frankreich für möglich, ja er händigte sogar dem russischen General Driesen einen Aufruf an das französische Volk zu Gunsten der Bourbonen aus, ohne mit diesen selbst in Verbindung zu treten. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich 1811 ward er zwar nicht zur Verantwortung gezogen, vermochte aber auch das frühere Vertrauen des Kaisers nicht wieder zu gewinnen und nahm, dadurch gekränkt, noch vor seinem Sturz offen Partei gegen ihn. Während der provisorischen Regierung zum Generaldirektor der Posten ernannt, mußte er, kurz nach Ludwigs XVIII. Thronbesteigung, seine Stelle an einen Andern abtreten und wurde erst, als Napoleon vor den Thoren war, zum Polizeipräfekten von Paris ernannt. Bei der Flucht des Königs folgte er demselben nach den Niederlanden u. ward hierauf Geschäftsträger in Hamburg. Nach der zweiten Restauration ward er königl. Staatsminister mit Sitz im Staatsrath, mußte jedoch bald aus letzterem scheiden. In den Jahren 1815 u. 1821 war er Deputirter des Yonnedepartements u. bewies sich in dieser Stellung als Widersacher aller liberalen Staatseinrichtungen u. selbst der Anstalten für Wissenschaft u. Volksbildung. Die Julitage 1830, ein Verlust von $\frac{1}{2}$ Million im Börsenspiel (1831) und die deshalb ihm zuerkannte Haft überlieferten ihn dem Wahnsinn; er † im Hospital zu Caen am 7. Febr. 1834. Seine „Mémoires sur Napoléon, le directoire, le consulat, l'empire et la restauration" (10 Bde., Paris 1829) verdienen im Allgemeinen keinen Glauben, obwohl sie dem Geschichtschreiber einzelne Züge zum Bild einer großen Zeit liefern mögen. Vgl. Boulay de la Meurthe, B. et ses erreurs volontairs et involontairs, 2 Bde., Paris 1830; deutsch, 2 Bde., Leipzig 1830.

Bourignon, Antoinette, Schwärmerin des 17. Jahrhunderts, Tochter eines italienischen Kaufmanns, 1616 zu Lille in Flandern geboren, kam so häßlich zur Welt, daß man sie als Mißgeburt bei Seite schaffen wollte. Das Lesen mystischer Bücher und von Legenden aus den Zeiten der ersten Christen erzeugte in ihr die fixe Idee, daß sie unmittelbarer Offenbarungen von Gott gewürdigt und berufen sey, das Evangelium in seiner ursprünglichen Reinheit zu verkündigen. Als sie im 20. Jahre verehelicht werden sollte, entfloh sie in Mannskleidern, irrte in dieser Verkappung umher, und nachdem sie endlich zur Rückkehr ins älterliche Haus bewogen worden, lebte sie am Tage in Kirchen und Krankenhäusern und schlief Nachts in einem Sarge. Eine göttliche Inspiration trieb sie 1640 abermals in die Fremde. Nach langen Irrzügen kam sie zwar nach Lille zurück und übernahm 1653 die Leitung einer Mädchenschule und eines Waisenhauses, mußte aber, da diese Anstalten unter ihrer Leitung Muster der Verwirrung zu werden drohten, davon entfernt werden und zog, durch den Tod ihrer Aeltern Herrin eines bedeutenden Vermögens geworden, 1662 abermals aus, um durch Wort und Schrift ihren Lehren Eingang und Anhang zu verschaffen. In Flandern, Brabant, Holland und Amsterdam predigend, schlug sie an letzterem Orte ihren Wohnsitz auf und hatte bald Tausende von Menschen in Propheten, Zauberer 2c. verwandelt. So lange die Gesellschaft sich nur in religiöser Schwärmerei berauschte, sah der Staat ruhig zu; als aber die Anhänger der B. auch die Politik in ihren Kreis zogen, erschienen Verhaftsbefehle gegen sie u. die B. entfloh 1671 nach Holstein. Ihr treuester Anhänger, der reiche von Cordt, hatte ihr die schleswigsche Insel Nordstrand vermacht. Hier ließ sie sich nieder, zog insgeheim ihre Schaar herbei, errichtete eine eigene Buchdruckerei, schrieb, ließ ins Deutsche übersetzen und würde die Zahl ihrer Anhänger zu einer förmlichen Macht erhoben haben, hätte nicht ein Verbannungsdekret sie von Neuem unstät und flüchtig gemacht. Der Cartesianer Peter Poiret trat zu ihr über und wanderte mit ihr aus Hamburg nach Ostfriesland (1677), wo sie einen eifrigen Zögling an dem Baron von Lutzburg hatte, mit dem sie ein Hospital stiftete. Auf einer Reise nach Westfriesland erkrankte sie u. † am 30. Okt. 1680 zu Franecker. Ihre Anhänger, die Bourignonisten, bildeten, den Wanderzügen ih-

rer Stifterin entsprechend, eine weitverbreitete Sekte, welche die Bibel für ein mangelhaftes Buch, die B. selbst aber für eine sichtbare Offenbarung Gottes hielten und als Mutter der Gläubigen verehrten. Die Vernunft war ihnen der Feind alles gottseligen Lebens; das Christenthum sollte nicht Erkenntniß und Thatkraft, sondern innerliches Gemüthsleben und ein versinkendes Insichhineinleben zum Zweck haben rc. Die Schriften der B. wurden von Poiret gesammelt u. in 20 Bänden (Amsterdam 1679—84 u. 1717) herausgegeben.

Bourmont, Louis August Victor de Ghaisne, Graf von, Marschall von Frankreich, 1773 auf seinem Stammschlosse Bourmont geboren, war beim Ausbruch der Revolution Offizier und gesellte sich zu dem „auswärtigen Frankreich", das sich unter Condé in Koblenz sammelte. Nach einer Reise in die westlichen Provinzen, wo er die Flammen der Kontrerevolution schüren half, stellte er sich wieder unter Condé, ging aber im Okt. 1793 in das Hauptquartier des Vicomte Scepeaux, das die Insurrektionsarmee in der Vendée kommandirte, wurde Generalquartiermeister und Mitglied des hohen Raths von Maine und erhielt, als er im December 1793 in London die englische Hülfe beschleunigen sollte, wenn nicht diese, doch für sich die ausgezeichnete Gunst des Grafen von Artois. Als der Krieg in der Vendée die Hoffnungen der Bourbonen nicht erfüllte, floh B. 1796 nach London, kehrte jedoch 1799 zurück und erstürmte die Stadt Mans im Sarthedepartement. Die Ohnmacht aller antirevolutionären Bestrebungen erkennend, warf er sich darauf der Republik in die Arme, ging nach Paris und näherte sich Napoleon. Als er unvorsichtiger Weise die Jakobiner als Anstifter der Höllenmaschine bezeichnete, ließ ihn Fouché nach der Citadelle von Besançon abführen, von wo B. jedoch glücklich nach Portugal entkam (1803). Erst 1805 söhnte Junot, Herzog von Abrantes, ihn mit Napoleon aus. B. wurde Colonel-Adjutant bei der Armee von Neapel, stieg zum Brigadegeneral empor, focht rühmlich in der Schlacht von Dresden (1813) und erwarb sich durch die rühmliche Vertheidigung von Nogent (1814) eine Division. Aber mit Napoleons Glück sank auch B.s Treue. Am 31. März 1814 trat er wieder zu den Bourbonen und erhielt am 31. Mai das Kommando über die 6. Militärdivision (Besançon). Napoleon verlieh ihm nach seiner Rückkehr das Kommando der 2. Division der Moselarmee in Flandern; B. entwich jedoch noch vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten, am Abend des 14. Juni, vom Heer und ging zu den Verbündeten über. Er zog mit den Bourbonen in Paris ein und wurde (1. Sept. 1815) Kommandeur einer Division der königlichen Garde. Als Befehlshaber eines Theils der spanischen Interventionsarmee schlug er die Konstitutionellen bei St. Lucar la Major und besetzte Sevilla, erhielt nach der Uebergabe von Cadix und der Abreise des Herzogs von Angoulême den Oberbefehl in Andalusien und wurde im Oktober d. J. erblicher Pair. Nachdem er 1824 Spanien hatte verlassen müssen, erhielt er 1829 das Portefeuille des Kriegsministeriums. Einen schönern Triumph errang er 1830 durch die Eroberung Algiers, legte jedoch nach der Julirevolution sein Kommando nieder und ging über Mahon nach England, wohin er einen Theil der in der Kasbah erbeuteten Millionen für den vertriebenen König mitgenommen haben soll. Am 10. März 1832 ward er aus den Listen der französischen Marschälle gestrichen, weil er dem Julithron den Eid verweigerte, hielt sich im Oktober jenes Jahres eine Zeitlang in Lausanne und Genf auf, wo er den karlistischen Vereinen vorstand, und wandte sich 1833 nach Portugal, um Don Miguel den Sieg zu verschaffen. Das Treffen bei Lissabon am 14. September d. J. befriedigte jedoch seine Erwartungen so wenig, daß er mit mehren seiner legitimistisch-gesinnten Landsleute noch in demselben Jahre Portugal verließ. Im J. 1835 kaufte er sich in Rom an, zog 1837 dahin und leitete von dort aus den karlistischen Kampf in Spanien, zu dessen Feldzügen er die Pläne entwarf. Als er 1840 über Marseille nach der Vendée reiste, verfolgte der Pöbel seinen Wagen und warf nach dem Eroberer Algiers mit Steinen. Er † 1846 auf seiner Besitzung in Anjou. In seinem Privatleben war B. ehrenhaft.

Bournonville, August, ausgezeichneter Tanzkünstler und Balletkomponist, 1805 in Kopenhagen geboren, war von 1820—30 in Paris und wurde darauf als Balletmeister nach Kopenhagen berufen, wo er in wenigen Jahren aus einer kläglichen Truppe ein glänzendes Balletcorps schuf. Von seinen zahlreichen Balleten machten namentlich seine vaterländisch-historischen viel Glück. Seine Laufbahn als Tänzer und Komponist schilderte er selbst in der anziehenden Schrift „Mein Theaterleben", worin er auch als guter lyrischer Dichter auftrat. Unter seinen Zöglingen befinden sich Lucile Grahn und Frl. Nielsen.

Bourqueney, François Adolphe, französischer Diplomat, 1810 geboren, war früher Mitarbeiter am „Journal des Débats", widmete sich nach der Julirevolution unter dem Fürsten Talleyrand der diplomatischen Carriere, war unter Sebastiani erster Gesandtschaftssekretär und bis zum Februar 1840 französischer Geschäftsträger am englischen Hofe und ging im Oktober 1844 als bevollmächtigter Minister nach Konstantinopel. Im März 1848 abberufen, ging er im Febr. 1853 als französischer Bevollmächtigter nach Wien, um an den Konferenzen in der russisch-türkischen Angelegenheit Theil zu nehmen, unterzeichnete die wiener Protokolle vom 9. April und 23. Mai und die Allianz zwischen Frankreich, England und Oesterreich vom 2. Dec. 1854 und nahm auch an den Friedenskonferenzen Theil.

Boursault, Edme, französischer Dichter, besonders im Fache des Lustspiels und Romans, im Okt. 1638 zu Mussi l'Evêque in Burgund geboren, kam 1651 ohne wissenschaftliche Vorbildung nach Paris, erwarb sich aber in kurzer Zeit eine solche Herrschaft über die Feinheiten der französischen Sprache, daß seine schriftstellerischen Arbeiten ihm Ludwigs XIV. Gunst, eine Pension u. eine Stelle am Hof gewannen. Diese Stellung hätte ihm mehrmals gefährlich werden können, da ihm in gereimten Zeitungen, die er zur Belustigung erst des Hofs, dann nur des Dauphins

schrieb, oft in schöner Form eine stechende Wahrheit entschlüpfte, wie er denn auch mit Molière und Boileau in literarischen Krieg gerieth; doch half dem Dichter immer die Gunst, die damals für Poesie und Poeten Mode war, und dem Menschen die eigene Bravheit: Boileau wurde sein Freund und der große Corneille nannte ihn Sohn. In seinen spätern Jahren wurde er Steuereinnehmer zu Montluçon, wo er 1701 †. B. steht als Lustspieldichter in vieler Hinsicht Molière nahe; Menschenbeobachtung, Witz und Versifikation wetteifern in vielen seiner Dramen mit Reichthum, Kraft und Anmuth. Seine Briefe sind weniger lobenswerth; die Kunst hat da zu viel gethan. Hingegen sind unübertreffliche Muster des einfachsten Ausdrucks reiner Liebe und innigen Zartgefühls die Briefe der Babet an ihn. B.s berühmteste Arbeiten sind: „Comédie sans titre", Lustspiel, das 80mal nach einander aufgeführt werden mußte; „Esope à la cour"; „Esope à la ville", 2 sogenannte Schubladenstücke. Eine Sammlung seiner dramatischen Werke gibt sein „Théâtre" (3 Bde., Paris 1725). Von seinen Romanen ist der bekannteste: „Ne pas croire ce que l'on voit" (2 Thle., Paris). Die erwähnten Briefe Babets stehen in: „Lettres de respect, d'obligation et d'amour" (Paris 1666).

Bousmard, A. de, französischer Ingenieur, ausgezeichneter Schriftsteller über Festungsbau und Festungskrieg, 1747 geboren, war beim Ausbruch der Revolution Ingenieurkapitän, vertrat in den Etats généraux den Adel der Baillage Bar le Duc, war 1791 Mitglied der konstituirenden Nationalversammlung, trat dann wieder in Kriegsdienst und übergab die Festung Verdun und sich selbst an Preußen. In den Reihen des Auslandes gegen sein Vaterland kämpfend, fiel er durch eine französische Kugel 1804 bei der Belagerung von Danzig. Seine Hauptschrift ist der „Essai gén. de fortification et d'attaque et defense de places" (Thl. 1—3, Berlin 1797—99, 4. Thl., auch besonders als „Traité des tentatives à faire pour perfectionner les fortifications", 1803).

Boussingault, Jean Baptiste Joseph Dieudonné, einer der bedeutendsten Chemiker und Agronomen der Neuzeit, zu Anfang des 19. Jahrhunderts geboren, besuchte die Bergbauschule zu St.-Etienne und ging im Auftrage einer englischen Bergbaugesellschaft nach Columbia in Südamerika, wo neben seinem technischen Berufe namentlich Beobachtungen über Geologie, Erdmagnetismus und Temperaturverhältnisse nebst Höhenmessungen und botanischen Forschungen seine ununterbrochene Beschäftigung bildeten, die er selbst dann fortsetzte, als er während des südamerikanischen Befreiungskriegs den General Bolivar als Oberst auf dessen Feldzügen begleitete. Als Soldat und Gelehrter bereiste er nicht nur Venezuela bis zum Orinoco, sondern auch Ecuador und Peru. Nach Frankreich zurückgekehrt, übernahm er die Professur der Chemie zu Lyon, wo er auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1839 an Huzards Stelle in das Institut berufen ward. Durch seine Untersuchungen über Chemie, Physik und Meteorologie in Bezug auf Agrikultur und ökonomische Gewerbe hat er sich einen europäischen Ruf erworben. Das Resultat derselben hat B. bis jetzt in der „Economie rurale" (2 Bde., Paris 1844, 2. Aufl., das. 1849) niedergelegt, ein Werk, dessen hohe Wichtigkeit durch die Uebersetzung ins Englische von Law (London 1845) und ins Deutsche von Gräger (2 Bde., Halle 1844—45) bestätigt ist. Einige Jahre vorher hatte er mit Dumas den ebenfalls höchst ergebnißreichen „Essai de statistique chimique des êtres organisés" (Paris 1841; 3. Aufl. 1844) veröffentlicht. Auch die „Annales de chimie et de physique", sowie die „Mémoires de l'Académie des sciences" enthalten wichtige Untersuchungen von ihm. An dem „Rapport sur les moyens de constater la présence d'arsenic dans l'empoissonnement par ce toxique" (Paris 1841) hatte er ebenfalls Antheil. In neuerer Zeit hielt sich B. einen großen Theil des Jahres auf einem Landgute unweit Weißenburg am Rhein auf, um die Resultate der theoretischen Wissenschaft durch Beobachtungen in der Praxis zu prüfen und zu begründen.

Boussole, s. Kompaß.

Boussu, Marktflecken in der belgischen Provinz Hennegau, Distrikt Bergen, an der Haine, 1⅝ Meilen westlich von Bergen, mit 3000 Einwohnern. Das prächtige Schloß des Grafen Caraman de Beaumont hat als Curiosum die an allen Wänden sichtbare Inschrift: Tu y sera bossu, il sera bossu. In der Nähe sind Steinkohlen- und Kalkgruben, große Eisenhütten. Am 4. Nov. 1792 fand hier ein Gefecht zwischen Oesterreichern und Franzosen Statt.

Bouteiller (Bouteillier, Boutillier, Buticularius, Butillarius), Jean, französischer Rechtsgelehrter, † zu Anfang des 15. Jahrhunderts als Parlamentsrath in Paris; berühmt ist sein Werk: „Summa ruralis" (Somme rurale), ein systematisches Handbuch des damaligen bürgerlichen und peinlichen Rechts in Frankreich, zuerst mit gothischen Lettern und ohne Jahrzahl, dann Paris 1603, 1611 und 1612 mit Anmerkungen von Charondas le Caron und einer Vorrede von Godefroy; auch Lyon 1621.

Bouterweck, Friedrich, deutscher Aesthetiker und Philosoph, am 15. April 1766 zu Ocker bei Goslar geboren, erhielt seine Elementarbildung in Braunschweig und hatte darauf zwei Jahre dem Rechtsstudium in Göttingen obgelegen, als die durch langes Pflegen ihm lieb gewordenen poetischen Regungen größere Ansprüche in ihm erweckten. Er überließ sich einige Jahre ganz der poetischen Produktion und schrieb in dieser „Epoche jugendlicher Verirrungen", wie er sie nannte, unter dem Autornamen Adrianow einen Roman „Graf Donamar" (3 Bde., Göttingen 1791—93; 2 Aufl. 1798—1800) und viele Gedichte. Nach kurzem Aufenthalte in Hannover und Berlin kam er 1789 nach Göttingen zurück und hier zu der Ueberzeugung, daß sein bisheriges Streben ein verfehltes gewesen sey und daß nur ein ernstes Studium dem Leben Halt gebe, u. wählte Philosophie und Literaturgeschichte. Nachdem er seit 1791 in Göttingen Vorlesungen über kantsche Philosophie gehalten, verließ er noch

einmal Göttingen, kehrte aber nach einigen Jahren dahin zurück, ward 1797 außerordentlicher, 1802 ordentlicher Professor der Philosophie, 1806 Hofrath und † den 9. Aug. 1826. Als Philosoph freier Anhänger des Kantianismus, voller Wahrheitsliebe, aber ohne sichern Schritt in seinem kritischen Gedankengang, drang er in den „Ideen zu einer allgemeinen Apodiktik" (2 Bde., Göttingen 1799) auf den Grundsatz des absoluten Seyns und Erkennens und 1813 in seinem „Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften" (2 Bde., Göttingen, 2. Aufl. 1820) auf Annahme des Glaubens der reinen Vernunft an sich selbst. Einen Schritt weiter that er in der „Religion der Vernunft" (Göttingen 1824), die, seine Richtung jener Jacobi's anreihend, ihn endlich vom ächt philosophischen Standpunkt entfernte. Seine „Aesthetik" (2 Bde., 1806) zeugt ebenfalls in der umgearbeiteten Gestalt (3. Aufl. 1824, 2 Bde.) von B.s philosophischer Meinungsänderung; aber oft schwankend, mühte er sich dann wieder ab, mit dem kantischen Schild dem Andrang der neuen Ideen zu widerstehen. Großes Verdienst hat sich B. auf dem literarhistorischen Felde erworben durch seine „Geschichte der neuern Poesie und Beredsamkeit" (12 Bde., Göttingen 1801 — 9); von seiner „Geschichte der spanischen Poesie und Beredsamkeit" ist eine spanische Uebersetzung (3 Bde., Madrid 1828) erschienen. Seine „Kleinen Schriften" (Göttingen 1818) enthalten viel Vortreffliches.

Boutonomantie, Knopfwahrsagerei, indem man durch Abzählung der Knöpfe am Rocke zu irgend einem Schluß oder Entschluß zu kommen trachtet.

Bouvet, Joachim, gelehrter Jesuit, reiste auf Befehl Ludwigs XIV. im März 1685 mit fünf andern Missionären nach China, wo er im Juli 1686 anlangte. B. und Gerbillon blieben in Peking und erwarben sich das Wohlwollen und das Vertrauen des Kaisers, des berühmten Kang-hi, in hohem Grade. Derselbe übertrug ihnen die Ausführung großartiger Bauten, darunter einer Kirche und einer Residenz innerhalb seines Palastes, die 1702 vollendet wurden. Vom Kaiser beauftragt, in Frankreich neue Missionäre anzuwerben, langte er 1697 daselbst an und überbrachte dem König gegen 50 chinesische Werke, die der großen Bibliothek einverleibt wurden. Mit zehn neuen Missionären, darunter der gelehrte Parrwin, kam er 1699 wieder nach China. Er † zu Peking den 28. Juni 1732. Man hat von ihm vier verschiedene Reiseberichte und einen „Etat présent de la Chine, en figures gravées par Griffart" (Paris 1697).

Bouvignes, 1) (Bouvignes, Bovines), Städtchen in der belgischen Provinz Namur, an der Maas, südlich von der Hauptstadt, in wildromantischer Gegend, mit 1000 Einwohnern, Fabriken für Eisenwaaren, Cigarren, Töpferwaaren, Hochofen, Eisenhütte. Dabei an einem Felsen die Ruinen des Schlosses la Tour de Crève-Coeur, berühmt dadurch, daß 3 junge Frauenzimmer sich 1554 von demselben herabstürzten, um den stürmenden Franzosen nicht in die Hände zu fallen. B., 1173 vom Grafen Heinrich dem Blinden befestigt, wurde 1703 zugleich mit Dinant geschleift. Die Ruinen der Festungswerke sind noch jetzt eine Hauptzierde des Maasthals. — 2) (Bovines, Pont-à-Bouvines), Dorf im französischen Departement du Nord in Flandern, mit einer Brücke über die Marque, ist merkwürdig als Schlachtenpunkt. Hier siegte König Philipp II. August von Frankreich am 27. Juli 1214 über den Kaiser Otto IV., dessen Macht dadurch für immer gebrochen wurde. Im Juni u. Juli 1793 stand zu B. das preußische Lager unter Knobelsdorf. In der Umgegend wurden 1792—94 eine Menge Gefechte und Treffen geliefert, so bei Saingbien am 1. November 1792 gegen Labourdonnaye, bei Pont à-Marque am 2. Juli, bei Pont-à-Tressin am 27. Oktober 1793; bei Cisoing ward am 17. August das österreichische Lager Beaulieu's angegriffen, am 27. Oktober 1793 das des Herzogs von York aufgeschlagen. Auch wurden bei B. am 17. und 18. Mai 1794 die Oesterreicher unter Kinsky geschlagen.

Bovadilla (Bobadilla), Francesco de, spanischer Ritter und Kriegsmann, wurde 1500 von Ferdinand dem Katholischen und dessen Gemahlin Isabella nach Hispaniola (Domingo) gesendet, um des Columbus Betragen zu untersuchen und, falls die wider ihn angebrachten Beschuldigungen gegründet wären, ihn abzusetzen u. die Statthalterschaft zu übernehmen. Gleich nach seiner Ankunft zu Hispaniola besetzte er die Wohnung des Columbus, legte Beschlag auf seine Habe und ließ ihn, ohne ihn zu hören, als einen überwiesenen Verbrecher gefangen nehmen und in Ketten nach Spanien abführen. Dagegen vertheidigte sich Columbus in Spanien mit solchem Nachdruck, daß der Ritter Ovando als Statthalter nach Hispaniola gesendet und B. zur Verantwortung nach Spanien zurückgerufen wurde. Er trat diese Rückreise an; aber noch in der Nähe von Hispaniola verlor er bei einem Schiffbruch das Leben (im Juni 1502).

Bovianum, Hauptstadt der Pentri in Samnium, im Süden der Apenninen, wurde 209 v. Chr. von den Römern erobert, von Sulla 90 v. Chr. verwüstet, später wieder hergestellt und von Augustus zu einer Veteranenkolonie erhoben. Im Jahre 853 n. Chr. verwandelte ein Erdbeben das Stadtgebiet in einen See, weshalb das heutige Bojano 1221 $^{1}/_{2}$ Meile von der Stätte des alten B. aufgebaut worden ist.

Bovino (das römische Vibinum), Stadt in der neapolitanischen Provinz Capitanata, am Cervaro, ehemals Herzogthum, jetzt Bischofssitz, mit schöner Kathedrale und 5000 Einwohnern. Im Krieg über die polnische Königswahl wurden die Spanier 1734 hier von den Oesterreichern geschlagen.

Bovista, Gattung der Laubpilze, von Persoon von Lycoperdon getrennt und von diesem durch ein glattes, unregelmäßig reißendes Peridium unterschieden. B. gigantea *Nees*, Lycoperdon bovista *L.*, gewöhnlich von der Größe eines Apfels, ist gelblich weiß, sehr gemein in Deutschland. Man findet ihn, zuweilen kopfgroß, in Grasgärten plötzlich des Morgens auf dem Boden, wo man Abends zuvor noch keine Spur sah. Er ist unter dem Namen Crepitus lupi, Fungus Chirurgorum, officinell. Man brauchte ihn sonst häufiger als jetzt zum Blutstillen, wozu er gut taugt; sein Pulver ist

den Augen schädlich. Jung soll er genießbar seyn, und er wird ohne Nachtheil in Italien gebraten gegessen. In Milch gekocht ist er aber ein Fliegengift. Er ist sehr leicht u. locker, riecht schwach, widerlich, katzenurinähnlich, schmeckt fade, salzig, etwas herb; Jod färbt ihn braun. Der kalte, wässerige, wenig bräunlich gefärbte, schwach-sauer reagirende Aufguß wird von salzsaurem Eisenoxyd weißlich getrübt und später flockig gefällt; Gallustinktur trübt ihn nicht. Er wächst auf trockenen, sandigen Stellen, besonders in der Nähe der Wälder und erscheint zu Anfang des Herbstes. Der Riesenbovist (B. gigantea) ist eine in Gärten wachsende Art, von unregelmäßig kugeliger Form, zum Theil sehr groß, mehre Pfund schwer, blaß ockergelb, glatt, mit gelbgrünlichen Keimkörnern und flockigem Stock. Der bleifarbene Bovist (B. plumbea), auf Wiesen wachsend, ist eine kleine, fast kugelige, bleigraue, glatte Art.

Bowdich, Thomas Eduard, berühmter englischer Reisender in Afrika, 1793 zu Bristol geboren, studirte zu Oxford, nahm Dienste bei der afrikanischen Gesellschaft und wurde von dieser nach Cape-Coast-Castle geschickt, wohin ihn seine junge Frau, eine geschickte Zeichnerin, begleitete. Von dort aus unternahm er die Gesandtschaftsreise zum Könige der Ashantee, eine gefahrvolle Mission, die der muthige u. kräftige Mann glücklich bestand, worauf er 1818 nach England zurückkam und 1819 seine „Mission to Ashantee etc." (deutsch, Jena 1819) edirte. B. hatte darin die Gebrechen, an denen später die afrikanische Gesellschaft unterging, schonungslos enthüllt; die Gesellschaft versagte ihm daher den versprochenen Lohn für seine Reise, und die Regierung schlug B.s Gesuch um hinreichende Mittel zu einer neueren Entdeckungstour ins innere Afrika ab. B. ging nun nach Paris, studirte Naturwissenschaften, genoß Cuviers, Humboldts, Biots ꝛc. Umgang und schiffte sich mit seiner Frau und zwei Kindern in Havre ein. Seine Anstrengungen hatten jedoch seine Lebenskraft so geschwächt, daß er, als er eben vom Gambiastrome nach dem Joliba (Niger) aufbrechen wollte, krank wurde. Er †, als Opfer für die Wissenschaft und seines Eifers für Bereicherung der Erdkunde, im Jan. 1824.

Bowditch, Nathaniel, bedeutender amerikanischer Mathematiker, war am 26. März 1773 zu Salem im Staate Massachusetts geboren und verdankte einem merkwürdigen Zufall die Mittel, welche seine außerordentlichen Anlagen entwickelten. Ein nordamerikanischer Kaper schleppte nämlich ein feindliches Schiff nach Boston, in welchem sich eine kostbare mathematische u. astronomische Büchersammlung vorfand. Man stellte diesen Schatz zum öffentlichen Gebrauche auf, u. aus ihm schöpfte B. die eminenten Kenntnisse in den mathematischen und astronomischen Wissenschaften, die ihn zu einer Zierde der Wissenschaft seines Vaterlandes erhoben. Er widmete seine Kenntnisse einer Handelsgesellschaft, ging später als Faktor auf einem Kauffahrteischiffe nach Indien, übernahm nach seiner Rückkehr die Leitung einer Versicherungsgesellschaft und gab kurz darauf sein berühmtes Werk: „The american practical navigator" heraus. Wie dieses wurde auch seine Uebersetzung der „Mechanik des Himmels" von Laplace in Amerika und Europa mit Anerkennung aufgenommen. Seine öffentliche Geltung hatte bereits einen hohen Grad erreicht, als er Direktor der Massachusetts-Lebensversicherungsgesellschaft ward, die ihm 10 Millionen Dollars zur Verwaltung anvertraute. B. gelangte zu Vermögen; dem bostoner Athenäum gab er eine neue Organisation aus Privatmitteln. Dieß Beispiel und sein nachmaliger Aufruf begeisterte für gleichen Zweck so sehr, daß noch 70,000 Dollars gezeichnet wurden. Sein Vaterland überhäufte ihn mit Ehren: fast alle Akademien Europa's schickten ihm Diplome. Nachdem er die Würden eines Präsidenten des Instituts für mathematische Wissenschaften, sowie der Akademie der Künste und Wissenschaften in Boston und die eines Mitglieds des Verwaltungsausschusses für die Universität Cambridge bekleidet, † er am 16. März 1837, ehe er sein letztes Versprechen erfüllen und seine Uebersetzung des Laplace durch Zusammenstellung eigener Forschungen bereichern konnte. B.s Arbeiten sind zerstreut in einer Menge Journale und Monographien und warten noch auf Sichtung und Sammlung.

Bower, Archibald, schottischer Historiker, 1686 zu Dundee in Schottland geboren, ward 1722 zu Florenz Jesuit, dann Lehrer der Rhetorik, Geschichte u. Philosophie an verschiedenen italienischen Universitäten, floh aber 1726 aus noch nicht klar ermittelten Ursachen nach England und trat hier zur reformirten Kirche über. Er †, im Verdacht, ein heimlicher Emissär der Jesuiten zu seyn, als Bibliothekar der Königin Karoline 1766. Sein Hauptwerk ist seine „History of the Popes" (3. Aufl., Lond. 1750, 7 Bde., deutsch von H. E. und J. J. Rambach, Magdeburg 1751—1780). Er gab auch 1730—34 ein kritisches Journal, „Historia literaria", heraus und schrieb für die große allgemeine Welthistorie (Lond. 1730 ff.) die römische Geschichte.

Bowiden, persische Herrscherdynastie, welche das Land von den Arabern befreite, persische Kunst und Wissenschaft mit Erfolg förderte, regierte 932—1055 n. Chr.

Bowles, 1) Wilhelm, berühmter Mineralog, von Geburt ein Irländer, † 1780 als spanischer Bergrath. Durch seine „Introduccion a la historia natural y a la geografia fisica del regno de España" (Madrid 1775, 3. Aufl. 1789), die in die französische, italienische, englische u. deutsche Sprache überging, sowie durch verschiedene Monographien über deutsche u. spanische Bergwerke ꝛc. erwarb er sich große Verdienste um Bergbau und die mineralogische Erdkunde. Er schrieb auch eine Monographie der Heuschrecken (Madrid 1781). Ihm zu Ehren nannten die Herausgeber der Flora von Peru, Ruiz u. Pavon, ein Pflanzengeschlecht aus der Familie der Umbellaten Bowlesia.

2) William Lisle, englischer Dichter, den 24. September 1762 zu Kings-Suttom in Northamptonshire geb., studirte zu Winchester und Oxford, erhielt 1792 den Doktorhut und ward 1803 Präbendar der Kathedrale von Salisbury und kurz nachher Rektor zu Bronchill in Wiltshire. Er † den 7. April 1850 zu Salisbury. Seine zwei Streitschriften, über die unwandelbaren Re-

geln der Dichtkunst und über die Mängel mancher englischen Gelehrtenschulen gaben einen fast unwillkürlichen Anstoß gegen die englische Starrheit verhärteter Ansichten und Grundsätze und bleiben ein merkwürdiges Zeugniß, wie philosophische Denkfreiheit in England mit starken Fäden an den Ceremoniendienst der Vergangenheit festgebunden ist, da B.' bloßer Versuch einer Kritik des Alten und Althergebrachten dessen Wappenherolde in so arge Bewegung setzte. In der von ihm veranstalteten Ausgabe der Werke Pope's (10 Bde., Lond. 1806) griff er das Ansehen dieses Dichters an. Von seinen Gedichten gilt als das vorzüglichste: „The spirit of discovery by sea" (Lond. 1805).

Bowling-Green (engl.), eigentlich ein ebener Rasenplatz zum Kegeln, im Allgemeinen aber jeder sorgsam gepflegte Rasenplatz in den englischen Gärten, auch der öffentliche Spielplatz für Kinder bei den Dörfern ꝛc., dann gleichbedeutend mit unserm Anger.

Bowring, John, Führer der britischen Radikal-Reformpartei, national-ökonomischer Schriftsteller, Reisender und Volksliedersammler, den 17. Oktober 1792 zu Exeter in Devonshire geboren, war bis 1825 Kaufmann und konnte nur die den Geschäften abgerungenen Nebenstunden dem Studium der Staats- und Finanzwissenschaft, dem öffentlichen Verwaltungswesen und den vielfach verschlungenen Beziehungen des britischen Staatshaushaltes widmen. Durch diese Studien, seine Reisen durch ganz Europa und ein außerordentliches Talent für Sprachen, das ihm allenthalben Verständnisse und Verbindungen erleichterte, bekam er jene Einsicht in die internationalen Interessen und gelangte zu jenem Ueberblick der europäischen Industrie- und Handelszustände, mit welchem er sich den Engländern, als ein wachsamer Beobachter alles dessen, was sich selbsteigen und der englischen Industrie- und Handelssuprematie zuwider irgendwo in Europa, Asien oder Afrika regt und bewegt, unentbehrlich gemacht hat. Schon vor 1830 hatten ihn industrielle Forschungsreisen nach Holland und Rußland, Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland, Ungarn, Galizien, Polen, Schweden, Dänemark geführt und sein also geschärfter Blick die nationalwirthschaftlichen Interessen so sicher durchschaut, daß z. B. seine Briefe über die niederländischen Handelsverhältnisse (im Morning-Herald von 1828) ihm den juristischen Doktorgrad von der Universität Gröningen erwarben und in ganz England die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten. Die Regierung, obschon Gegnerin seiner politischen Grundsätze, übertrug ihm seit 1834 mehre Kontinentalmissionen, um sich von ihm über die Handelsverhältnisse verschiedener Staaten Bericht erstatten zu lassen. Nachdem er zuerst Frankreichs kommercielle Beziehungen zu England freimüthig beleuchtet hatte, wurde die Schweiz seiner Beobachtung übergeben und ihm zugleich Eindringen in das Wesen und die Tendenz des deutschen Zollvereins zur besondern Pflicht gemacht. Sein „Report on the commerce and manufactures of Switzerland presented to both Houses of Parliament" (Lond. 1836, Fol., deutsch von Henne: „Bericht über den Handel, die Fabriken und Gewerbe der Schweiz", Zürich 1837) dreht sich um das Thema: „daß England und die Schweiz in der Industrie wetteifern, weil sie es auch in der Freiheit thun; daß Freiheit die Mutter des Reichthums, der Kenntnisse, der Tugend, daß sie die Seele des Handels, kurz der einzige Boden sey, auf dem Alles gedeihe, nur nichts absolut Schlechtes". Aus der Schweiz reiste B. im Jan. 1836 nach Belgien, um eine Eisenbahn-Dampfschiffverbindung zwischen London, Brüssel und Paris zu begutachten, und in letzterer Stadt wurde ihm im September d. J. die Weisung, in Italien besonders die toskanischen Zustände zu erforschen. Mit den Resultaten dieser Reise ging er 1837 nach London zurück. Aegypten, das nächste, ihm vorgesteckte Ziel, fesselte B. bis Ende März 1838, wo er Alexandrien verließ u. über Syrien, Konstantinopel und Wien sich nach Italien begab. Von da kam er im Herbst d. J. nach London zurück. Als Mitglied des Unterhauses gab er, ungeachtet seiner besondern Stellung zum Ministerium, mehrfache Beweise seiner Unabhängigkeit, wofür auch seine Erklärung gegen die seit 1840 vom Whigkabinet in der orientalischen Frage befolgte Politik als Beleg angeführt werden kann. Mit dem Siege der Freihandelsprincipien unter dem Ministerium Peel sah er das specielle Ziel seiner parlamentarischen Thätigkeit erreicht, und da seine alten Freunde, die Whigs, bald darauf (1846) wieder ans Ruder traten, so gab er, zum Theil wohl durch mißliche Vermögensumstände dazu veranlaßt, Ende 1848 seinen Sitz im Unterhause auf, um die lukrative Stelle eines Konsuls in Kanton einzunehmen. Im Jahre 1853 kehrte er nach England zurück, ward im folgenden Jahre Gouverneur von Hongkong und erhielt 1855 eine Mission nach Siam, mit welchem Lande er einen günstigen Handelsvertrag abschloß. Mit Bentham hatte B. 1824 die „Westminster Review" gegründet und diese Vierteljahrsschrift zu einem einflußreichen Organ der benthamschen Reformgrundsätze gemacht. Er war auch der Herausgeber von Benthams († 1832) handschriftlichem Nachlaß (Deontologie, oder die Wissenschaft der Moral, deutsch, Leipzig 1834). Ehrenwerth sind B.s Bemühungen für die Volkspoesie. Es bestehen diese im Sammeln und Uebersetzen lettischer, russischer, holländischer, katalonischer, provençalischer, valencianischer, polnischer, serbischer, ungarischer, böhmischer, altangelsächsischer, friesischer, isländischer, dänischer, schwedischer und normännischer Volkslieder, von denen folgende Ausgaben erschienen: „Specimens of the russian poets" (2 Bde., Lond. 1821—23), „Batavian anthologie" (das. 1824), „Specimens of the polnish poets" (1827), „Servian popular poetry" (1827), „Ancient poetry and romances of Spain" (1824), „Poetry of the Magyars" (1830). Seine neueste Schrift ist: „The people and kingdom of Siam" (1857).

Bowyer, William, gelehrter Buchdrucker, war 1699 in London geboren, erhielt in Cambridge eine klassische Bildung und wurde Marklands u. Wilhelm Clarke's Freund. Im Jahre 1722 begann seine Wirksamkeit in der Officin seines Vaters († 1731), 1729 ward er Buchdrucker des Unterhauses und seit 1736 der antiquarischen

Societät, auch Mitglied derselben, stiftete mit Dr. Birch die Gesellschaft zur Aufmunterung der Gelehrsamkeit, wurde 1761 Drucker und Verleger der Abhandlungen der königl. Societät der Wissenschaften, endlich auch Drucker des Oberhauses und † im Nov. 1777. Als Buchdrucker ist er dem ältern Manutius (Aldus) an die Seite zu stellen. Er edirte eine vollständige Ausgabe der Schriften des berühmten Selden (1722—1726, 3 Bde.); Bladens Uebersetzung Cäsars, mit Bemerkungen (1750); „Novum Test. graec. ad fidem graecorum solum Codicum Mscr. nunc primum expressum, adstipulante I. I. Wetstenio, nova interpunctione saepius illustr. etc." (1763, 2 Bde.) mit Konjekturen, die noch besonders als „Critical conjectures and obs. on the N. T. collected from various authors" (1772, deutsch mit Zusätzen u. Bericht von J. E. H. Schulz, Leipz. 1774, 2 Thle.) abgedruckt werden mußten; Schrevels griechisches Wörterbuch ꝛc. Vergl. John Nichols, Biographical and literary anecdotes of W. B., London 1782.

Boxberg, Stadt im badischen Unterrheinkreis, Hauptort des gleichnamigen Amtes, an der Tauber, jenseits des Odenwaldes, mit 1300 Einwohnern. Im Dorfe Wölchingen, das mit B. eine Gemeinde bildet, steht eins der schönsten altdeutschen Baudenkmäler, die dortige Kirche. Oberhalb der Stadt erhebt sich auf einem hohen steilen Felsen majestätisch die alte Burg, ein noch ziemlich erhaltenes Schloß der leininger Fürsten, Stammsitz des boxberger Rittergeschlechts, der später Raubschloß wurde und nach Aufrichtung des Landfriedens unter fürstliche Gewalt kam. Tilly besetzte B. im 30jährigen Kriege, worauf es an Kurpfalz und 1803 durch den sogenannten Hauptdeputationsreceß an Baden kam.

Boxen, eine Art Faustkampf bei den Engländern, der als eine Art, die Streitigkeiten beizulegen, sowie als ein Mittel, den Muth und die Körperkräfte zu üben, betrachtet wird. In ersterer Beziehung nennen die Engländer das B. die schönste Kunst der Selbstvertheidigung, zu gleicher Zeit männlich und preiswürdig; in der andern Beziehung, als eine Uebung des Muthes und der Körperkräfte, leistet es nach ihrer Meinung mehr, als diejenigen Kampfesweisen, bei denen ein künstliches Instrument gebraucht werde, indem dabei sowohl Gewandtheit und Schnelligkeit, als die Kraft und der Muth in hohem Grade in Anspruch genommen werden. Merkwürdig ist, daß das B., wie alle andern gymnastischen und athletischen Uebungen der Engländer, während man es seiner Natur nach für einen Ueberrest aus dem ältesten Zustand der Menschheit und der ritterlichen Zeit halten sollte, erst in neuerer Zeit zu so vorzüglicher Blüthe gekommen ist. Zwar mag es in England immer Boxer gegeben und die kühne Bauernschaft des Landes mag immer geboxt haben; allein erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts entwickelte sich das B. als eine eigentliche Kunst und Wissenschaft, die auch unter den höhern Klassen Patrone und Gönner fand, eine allgemeine Nationalsache ward und sogar ihre Schulen, ihre Professoren und ihre Literatur bekam. Gewöhnlich sind die Boxschulen Privatunternehmungen. In den größern Städten gibt es sogenannte Sporting-Houses, in welchen Räume für den Unterricht in der „noblen und männlichen Kunst des B.s" eingerichtet sind. Leute, die hier wissenschaftlichen Unterricht ertheilen, sind gewöhnlich solche, welche sich früher auf der Arena ausgezeichnet und nun davon zurückgezogen haben; sie heißen „Expugilists" und nennen sich oft selbst Professoren. In London, wo der Hauptsitz aller trefflichen „Corinthians" (wie sich die Boxer [fighter] zuweilen scherzweise nennen) ist, gibt es die größten Gymnasien und Sporting-Houses; in der Regel befindet sich in denselben auch ein Theater für die Schaugefechte der Boxer von Profession. Ernstlich, d. h. mit nackter Faust, darf hier natürlich nicht gekämpft werden; die Faust ist vielmehr mit einem ledernen Handschuh bedeckt, und man nennt diese Art des sanften B.s Sparring. Es erscheinen dabei auf der Arena die ersten Boxer und in den Logen Tausende von Gönnern dieser Kunst (patronizers of the P. R., d. h. Pugilistic Ring, Boxarena). In London gibt es fast täglich solche Wettkämpfe (sparring demonstrations oder sparring entertainments), die gewöhnlich ein Benefiz irgend eines berühmten Kämpfers sind. Dergleichen Kämpfer machen zuweilen auch Kunstreisen durch das ganze Königreich und geben an verschiedenen Orten Vorstellungen. Wie für alle Dinge in England, hat man auch für das B. Klubs (pugilistic-clubs). Die Hauptspiele der Kunst sind aber die sogenannten „Prize-fights", bei welchen die „Prize-fighters" ihre Stärke entwickeln. Diese letztern sind eine eigene Klasse von Menschen, die meist sich bloß von dem gelegentlichen Gewinn, welchen ihre Kunst ihnen bietet, von den Preisen, welchen ihre Siege empfangen, und von dem Einkommen, das sie aus ihren Benefizvorstellungen beziehen, ernähren. Wie bei den Wettläufern, so sind auch bei diesen Preisfechtern die Namen ganz eigenthümlich und oft sehr charakteristisch; am liebsten wählen sie sich den hochklingenden Namen „Champion", und man hört von „Champions of England", „Champions of America", „Champions of Australia". Einer der berühmtesten und stärksten Faustkämpfer der neuesten Zeit ist Charles Freemann, the Champion of America, eine Yankeekreatur (Yankee criffor). Das Gefecht selbst geht auf folgende Art vor sich: Nachdem man ein Paar Fechter willig gemacht hat, ihre Kräfte zu messen, nachdem sie selbst ihre „Backers" gefunden haben, die einen Preis von 50 oder 100 Pfund Sterling dem Sieger zu bezahlen bereit sind, und nachdem auch alle andern Artikel des Kampfes festgesetzt sind, schreiten zunächst die Kämpfer gewöhnlich unter der Leitung irgend eines erfahrenen Kenners zu der „Vorbereitung", worin sie oft wochenlang verbleiben, bis der Tag des Kampfes kommt. Ist es gelungen, einen geeigneten Platz ausfindig zu machen, denselben vor der Polizei geheim zu halten und doch zugleich einem möglichst großen Cirkel von Liebhabern bekannt zu machen, was die Dampfschiffe und die Eisenbahnen erleichtern, so wird von den Kommissären des Kampfes ein runder Platz ausgemessen und mit Stricken umgeben, um welchen die Zuschauer sich gruppiren, während die Kämpfer von ihren Freunden her-

eingeführt werden. Zuweilen wird die innere Arena noch von einem äußern Ringe umgeben, in welchen dann die Vornehmen (fancy people, kurz auch wohl bloß the fancy genannt, d. h. diejenigen Leute, welche bloß eine Liebhaberei, fancy, und weiter kein reelleres Interesse für den Kampf haben) gegen Entrichtung eines Entrée eingelassen werden. Gewöhnlich haben die Kämpfer ihre eigenen Farben gewählt, mit welchen sich dann auch ihre Freunde schmücken. Da es beim B. vor Allem auf Gewicht und Stärke der Kämpfer ankommt, so ist bestimmt, daß sie am Kampftage nicht mehr als eine gewisse Anzahl von Steinen (stones) à 14 Pfund wiegen sollen, und das zuerst vorzunehmende Geschäft ist daher das Abwägen der Kämpfer. Das gewöhnliche Gewicht eines ordentlichen Kämpfers ist 8—10 Stein, doch gibt es zuweilen auch welche, die bis zu 17 Stein hinaufsteigen. Sie erscheinen vom Kopf bis zum Gürtel nackt, im Uebrigen sind sie leicht gekleidet; ihre Schuhe oder Stiefel dürfen nicht mit Nägeln beschlagen seyn. Auf dem Platze reichen sich die Kämpfer einander die Hände, zum Zeichen, daß es ein schönes, regelrechtes und leidenschaftloses Spiel seyn soll. Wird das Zeichen zum Anfang gegeben, so treten sie gegen einander vor, die Arme und Fäuste, welche zugleich Angriffswaffe und Schild sind, in Parade ausgelegt, den Kopf, den die Hauptschläge treffen sollen, zurückgezogen. Zuweilen gehen sie gleich mit ein Paar tüchtigen Hieben auf einander los, zuweilen verfährt der Eine offensiv, der Andere anfangs defensiv, um seinen Gegner zu ermüden. Wie bei dem Faustkampf der Griechen, sind die Hauptschläge nach den Ohren, den Wangen, dem Kinn, der Stirne und der Nase gerichtet, und der Kampf wird nicht eher als beendigt betrachtet, als bis einer der Agonisten, entweder durch Entkräftung oder durch Schmerz genöthigt oder durch irgend einen andern Grund veranlaßt, sich für besiegt erklärt; das bloße Niederfallen des Gegners beendigt nicht den ganzen Kampf, sondern nur einen Gang (round). Nach jedem Gang ziehen sie sich in ihre Winkel zurück, wo sie von den „Flaschenhaltern" mit Wasser und einem feuchten Schwamm erfrischt und mit einem Tuche abgetrocknet werden; dazu sind nur 30 Sekunden bewilligt, deren Ablauf der dazu Bestellte (umpire) ankündigt, indem er das Wort „Time" ausruft. Die verschiedenen Schläge haben alle ihre Namen; einer der wichtigsten geht mitten auf das Haupt und schlägt, gut geführt, den Gegner nieder, ein anderer mitten auf die Brust, um das Athmen zu benehmen. Ein Schlag, der den Gegner niederwirft, heißt ein „Knock-down-blow": es wird von den „Umpires" immer laut erklärt, wer den ersten Knock-down-blow gab, sowie auch der erste blutige Schlag bemerkt und ausgerufen wird. Der Kampf ist geendet, wenn entweder der eine der Kämpfer einen Blutsturz bekommt, der ihn kampfunfähig macht, oder wenn ihm die beiden Augen so anschwellen, daß er blind wird, oder ihm so viele Rippen zerschlagen werden, daß er nicht mehr aufrecht stehen kann, oder wenn er die Beine bricht, oder so starke Magenkrämpfe bekommt, daß er von der Arena fortgeschleppt werden muß, oder sonst auf irgend eine andere Weise kampfunfähig wird. Zuweilen ist der Kampf in kurzer Zeit und wenigen Rounds entschieden, zuweilen aber dauert er 3 — 4 Stunden lang; doch muß er immer an demselben Tage entschieden werden, da die Fortsetzung am folgenden Tage für einen neuen Kampf gelten würde, für den man dann neue Arrangements treffen müßte. Eine Hauptregel beim B. ist, daß man den niedergefallenen Feind nicht mehr schlagen dürfe; dies benutzen viele Fechter und werfen sich daher oft, nachdem sie ihren Coup ausgeführt, auch ohne vom Gegner gestoßen zu seyn, rasch zu Boden. Ein Gefecht, bei dem sich jeder so lange auf den Füßen erhielt, als er konnte, heißt „ein schönes, aufrechtes Gefecht" (a fair stand-up fight). Nach dem Gefecht werden die Preise ausgezahlt, die Einsatzgelder zurückgegeben, die Wetten berichtigt und der Sieger von seiner Partei mit endlosem Freuden- und Triumphgeschrei begrüßt. Den Preisgefechten zwischen berühmten Champions werden in den Journalen sehr lange Berichte gewidmet, und wie die Griechen ihren vorzüglichsten Pankratiasten das Ehrenprädikat „Nachfolger des Hercules" gaben und in den griechischen Schriftstellern alle diese Nachfolger des Hercules der Reihe nach, wie Könige, aufgeführt werden, so verhält es sich in England mit den „Champions of England", einem Titel, der seit fast zwei Jahrhunderten demjenigen Boxer zu Theil wird, der alle seine Nebenbuhler niedergekämpft und sich die Anerkennung, der Erste auf dem „Ring" zu seyn, errungen hat. Broughton, Mendoza, Humphries, John Jackson, Shaw, Tom Cripp ꝛc. leben ebenso in der Sage (live story), wie Theagenes, Milon, Caprus, Aristomenes und andere Herakliden. Die genaueste Geschichte aller Ereignisse auf dem „Ring" der Gegenwart findet man in Bells „Sporting-chronicle", wo jeder zu erwartende Kampf auf das Genaueste angemeldet und jeder Statt gehabte mit großer Umständlichkeit, ausgezeichnetem Humor und viel Akkuratesse beschrieben wird. Auch in Amerika erscheinen solche Blätter.

Boxhorn, Marc. Zuerius, tüchtiger holländischer Philolog und Historiker, 1612 zu Bergen op Zoom geboren, erhielt, früh herangebildet und gut unterrichtet, im 20. Jahre die Würde eines akademischen Lehrers zu Leyden. Glänzende Rednergabe, gründliches Wissen und Bravheit der Gesinnung erhoben bald seine Vorlesungen über Geschichte, Philologie und Beredsamkeit zu den besuchtesten der Hochschule; die Fremden eilten herbei und das Ausland stellte dem jungen Gelehrten ehrende Anträge. B. blieb in Leyden, wurde Direktor des Collegii oratorum, 1640 Professor der Institutionen, 1645 nach Heinsius' Abgang Professor der Geschichte und Politik u. †, angeblich in Folge vielen Tabakrauchens, den 3. Okt. 1656. Die berühmtesten seiner Schriften sind: „Scriptores historiae Augustae" (Leyden 1632, 4 Bde.); „Nederlandsche Historie" (das. 1644); „Historia universalis sacra et profana" (das. 1650); „Originum Gallicorum liber" (Amsterdam 1654); „Institutionum s. disquisitionum politicarum libri II" (Haag 1655, Leyden 1657). B.s Reden erschienen gesammelt Amsterd. 1652, die Briefe das. 1662, Briefe und Gedichte Frank-

furt und Leipzig 1679. Sein Leben beschrieb Jakob (Basel 1659).

Boxtel, Dorf in der holländischen Provinz Nordbrabant, Bezirk Herzogenbusch, an der hier schiffbaren Dommel, mit 3000 Einwohnern. In der Nähe Gefecht am 14. Aug. 1794, in welchem die vereinigten Holländer und Engländer von den Franzosen geschlagen wurden.

Boy, Peter, kunstreicher deutscher Goldschmied, Miniatur-, Schmelz- und Glasmaler, berühmt durch sein vielbewundertes Monstranzhäuschen in der Domkirche zu Trier, nach Hüggen „das schönste in der Christenheit". B. † als kurpfälzischer Bildergallerieinspektor zu Düsseldorf 1727.

Boyaca, Stadt im gleichnamigen Departement des südamerikanischen Freistaates Neugranada, südlich von Funja, berühmt durch die in der Nähe geschlagene denkwürdige Entscheidungsschlacht für die südamerikanische Freiheit. Seit 1811 hatte bereits Neugranada seine Unabhängigkeit gegen die spanischen Waffen vertheidigt, als endlich Bolivar über die Cordilleren sich Bahn brach und den Feind in den Ebenen von B. aufsuchte. Am 7. August 1819 erfocht er über den kriegserfahrnen General Berreyro, der spanische Kerntruppen kommandirte, einen so vollkommenen Sieg, daß der feindliche Feldherr sich mit dem Reste des Heeres ergab, am 9. alle spanischen Beamten und Anhänger nach Santa Fé flüchteten, am 10. das siegreiche Heer, von unbeschreiblichem Jubel begrüßt, in die Hauptstadt einzog und alsbald die Vereinigung von Venezuela und Neugranada zur Republik Columbia verkündigt werden konnte.

Boyau (franz.), Darm, bei Laufgräben derjenige Theil der Linien, welcher, im Zickzack laufend, die Parallelen mit einander verbindet.

Boyd, Hugo, Irländer, englischer Publicist, 1740 in der Grafschaft Antrim geboren, wurde 1781 als Sekretär des Gouverneurs von Madras nach Indien befördert, machte 1782 eine Gesandtschaftsreise zum König von Ceylon und wurde auf der Rückfahrt von den Franzosen gefangen und nach Bourbon gebracht. Nach seiner Freilassung schrieb er den „Madras-Courier", ein Blatt, das er durch viele politische, historische und literarische Abhandlungen und Aufsätze zu einer achtbaren Erscheinung erhob. Im Jahre 1794 nach Europa zurückgekehrt, † er 1795 in Irland. Auch ihm, wie mehren andern Schriftstellern, wollte man die berühmten Briefe von Junius zuschreiben. Seine Werke gab Campbell heraus (1801).

Boydell, Johann, berühmter englischer Kunsthändler, ein Mäcen der Kupferstecherkunst, 1719 zu Dorrington geboren, der Sohn eines Landmessers, erlernte die Kupferstecherkunst und gründete später eine große Kupferstichhandlung. Sein größtes Unternehmen war die Shakspeare-Gallerie, für welche die bedeutendsten Kräfte arbeiteten und die ihn zu einem der reichsten Kaufleute Europa's machte. Dennoch war er 1804 durch den Krieg, der ihm den Kontinent abwendete, zur Veranstaltung einer Kunstlotterie genöthigt, worin die Originalzeichnungen zur Shakspeare-Gallerie als großes Loos figurirten. Er † als Alderman und Lordmayor zu London am 11. Dec. 1804. B. edirte die schönsten Werke der Malerei, welche die englischen Sammlungen zieren; die Originale seiner Houghton-Gallerie erwarb die Kaiserin Katharina für Rußland. Seine bessern Verlagswerke sind gesammelt in „Collection of prints, engraved after the most capital paintings in England" (19 Bde., gr. Fol., 571 Kupfer), das theuerste und prachtvollste Werk, das jemals erschienen ist. Durch sein „Liber veritatis" (2 Bde., London 1777) machte er die trefflichen Handzeichnungen von Claude Lorrain auch der größern Kunstwelt bekannt. Sein Neffe, Joseph, Kupferstecher u. Porträtmaler, um 1750 zu London geboren, folgte seinem Oheim in der Aldermanswürde, konnte aber das großartige Geschäft seines Onkel's nicht wieder auf die ehemalige Stufe heben, so daß es nachher einging; er † 1817.

Boye, Kaspar Johannes, dänischer Dichter, 1791 zu Kongeberg in Norwegen geboren, ward 1818 Lehrer am jonstettschen Schullehrerseminar und erhielt 1826 ein geistliches Amt zu Sölleröd, von wo er 1835 nach Helsingör befördert wurde. Seine dramatischen Arbeiten, „Elisa", „Konradin", „Juta", „Floribella", „Svind Grathe", „Kong Sigurd", „William Shakspeare", „Erik VII.", „Hugo og Adelheid", wurden zum Theil mit Beifall aufgenommen, ebenso seine geistlichen Gedichte und Lieder (1833).

Boyeldieu, s. Boieldieu.

Boyen, Festung in der preußischen Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, bei der Kreisstadt Lötzen am lewentinser u. johannisburger Kanale, 3 Meilen südlich von Angerburg, nach dem Kriegsminister Boyen benannt und noch im Bau begriffen. Sie soll aus den drei Forts Recht, Licht und Schwert bestehen.

Boyen, Hermann von, preußischer General und Kriegsminister, 1771 zu Kreuzburg in Ostpreußen geboren. Er trat 1783 zu Königsberg in preußischen Dienst, in welchem sein Vater als Oberstlieutenant gestorben war, erhielt 1788 das Patent als Unterlieutenant und zugleich auf 3 Jahre eine Stelle an der Kriegsschule in Königsberg, wo er auch die Vorlesungen von Kant und Kraus besuchte. Seine kriegerische Laufbahn begann 1794 mit dem polnischen Feldzug und erfuhr 1806 ihre unglückliche Fortsetzung. Nur die patriotische Gesinnung einiger Bürger von Weimar entriß den schwer Verwundeten der französischen Gefangenschaft; aber schon 1807 war der Wiedergenesene wieder beim Generalstabe der Armee in Ostpreußen thätig. Nach dem Frieden von Tilsit zum Major ernannt, wurde B. Mitglied der Kommission, welche Scharnhorsts großen Gedanken der Volksbewaffnung (Landwehr) ins Leben rief. Während des russischen Feldzugs entsagte B. dem preußischen, damals unter Napoleons Fahnen gezwungenen Dienst u. besuchte Wien und Petersburg, bis der Aufruf von 1813 ihn wieder mit der alten Fahne vereinte. Er kam zum preußischen Generalstab und mußte vom Hauptquartier zu Kalisch aus die russische Armee nach Sachsen begleiten. Nach der Schlacht von Großgörschen wurde ihm die Beschleunigung der märkischen Rüstungen u., für den Fall der Noth, die Vertheidigung von Berlin übertragen; während des Waffenstillstandes nach der bautzener

Schlacht aber ernannte ihn der König zum Chef des Generalstabes beim 3. Armeecorps unter Bülow. Mit diesem machte B. alle Kämpfe der Jahre 1813 u. 1814 mit u. wurde, als Holland von den Franzosen gesäubert war, zum Generalmajor befördert. Nach dem ersten pariser Frieden zum Kriegsminister erhoben, begleitete er als solcher 1815 die Monarchen nach Paris, wurde 1818 Generallieutenant, legte jedoch 1819, unzufrieden mit den Grundsätzen, welche sich damals in dem preußischen Kabinet Geltung verschafften, seine Stelle nieder und zog sich in seine Heimath zurück. Erst 1833, als Friedrich Wilhelm III. eine Kommission ernannte, welche über möglichste Ersparniß hinsichtlich des Militäretats berathen sollte, nahm B. die Präsidentur derselben an. Als Friedrich Wilhelm IV. 1840 den Thron bestieg, erhob ihn dieser zum General der Infanterie. Im Jahre 1841 übernahm er noch einmal an Rauchs Stelle das Portefeuille des Kriegs. Er wurde im Oktober 1847 Generalfeldmarschall u. Gouverneur des berliner Invalidenhauses und † den 15. Febr. 1848. Er schrieb: „Beiträge zur Kenntniß des Generals von Scharnhorst" (Berlin 1833).

Boyer, 1) Nicolas, auch Boherius, Boërius, ausgezeichneter französischer Rechtsgelehrter, 1469 zu Montpellier geboren, † als Parlamentspräsident zu Bordeaux 1539. Er besorgte mit seiner Ausgabe der Lombarda zugleich die erste Ausgage des julianischen Novellenauszugs, jedoch ohne Angabe des Jahres und Druckorts; die venediger Ausgabe von 1537 enthält nur die Lombarda.

2) Jean Baptist de B., Marquis von Aiguilles, Maler, berühmter Kupferstecher und Kunstsammler, 1640 zu Aix geboren, war Generalprokurator daselbst. Man verdankt ihm ein großes Kupferstichwerk nach seiner Gemäldegallerie (1744, mit 118 Kupfertafeln, 2 Foliobände).

3) Jean Baptist Nicolas, französischer Arzt, berühmt durch seine Forschungen u. Schriften über die Epidemien, den 5. Aug. 1693 zu Marseille geboren, war erst Kaufmann, studirte und promovirte dann zu Montpellier, ging als praktischer Arzt erst nach Toulon, später nach Paris und zeichnete sich bei der in Marseille ausgebrochenen Pest so aus, daß ihn der König zum Arzt des Garderegiments ernannte. Er wurde 1756 bis 1759 Dekan der pariser medicinischen Fakultät und endlich geadelt; † 1768. Schriften: „Relation historique de la peste de Marseille" (Köln 1721); „Méthode indiquée contre la maladie épidém. qui vient de regner à Beauvais" (Paris 1730); „Méthode à suivre dans le traitement des differentes maladies épidémiques qui regnent le plus ordinairement dans la généralité de Paris" (das. 1761). Als Dekan besorgte er eine Edition des „Codex medicamentarius".

4) Alexis, Baron von B., gelehrter Wundarzt, 1760 in Limousin geboren, seit 1787 Wundarzt an der pariser Charité, dann an der neu errichteten Ecole de santé Lehrer der Chirurgie u. Professor der äußern Klinik. Im Jahre 1812 ward er Napoleons erster Wundarzt und steter Begleiter, unter den Bourbonen erst Mitglied der Untersuchungskommission über den Zustand der medicinischen und chirurgischen Lehranstalten des Reichs, zuletzt Professor der praktischen Chirurgie, † 1833. Von seinen Schriften nennen wir den „Traité d'anatomie" (Paris 1797—99, 4 Bde., 4. Aufl. 1820), den „Traité des maladies chirurgicales" (9 Bde., das. 1814—25, deutsch von K. Textor, Würzburg 1818—27, 11 Bde., 3. Aufl., das. 1834—38, 11 Bde.) und „Leçons sur les maladies des os" (herausgegeben von Richerand, 2 Bde., Par. 1803, deutsch von Spangenberg, 2 Bde., 1804).

5) B.-Fonfrède, Märtyrer der Revolution, 1766 zu Bordeaux geboren, Sohn eines reichen Kaufmanns und selbst Kaufmann, stimmte als Deputirter im Nationalkonvent zwar für den Tod des Königs, war aber zugleich einer jener ehrenwerthen Girondisten, welche den Kampf gegen den Jakobinismus bis zu ihrem Untergang fortsetzten. Als Marat, von der Gironde vertrieben, auf den Schultern der Jakobiner, mit der Bürgerkrone geschmückt, in den Konventssaal zurückgetragen wurde und eine pariser Sektion mit einer Liste von 25 Girondisten vor die Schranken trat und deren Tod verlangte, war es B., der aufstand und forderte, daß man auch seinen Namen mit auf die Liste dieser Ehrenmänner setze. Er † bald darauf unter der Guillotine.

6) Jean Pierre, ehemaliger Präsident der Republik Hayti, den 2. Febr. 1776 zu Porte-au-Prince unter den Mulatten der französischen Kolonie San-Domingo geboren, erwarb sich in Frankreich europäische Bildung und nahm 1792 Militärdienste. Sehr bald zum Bataillonschef avancirt, focht er bei der Invasion der Engländer auf San-Domingo gegen dieselben, folgte nach der Einnahme von Port-au-Prince den französischen Kommissarien Santhonax und Poverel nach Jacmel, schloß sich dem General Rigaud an und nahm an dessen Unternehmungen gegen die Engländer rühmlichen Antheil. Später focht er gegen Toussaint l'Ouverture, mußte jedoch besiegt mit Rigaud die Insel verlassen u. in Frankreich Zuflucht suchen, von wo er 1802 mit der Expedition des Generals Leclerc in sein Vaterland zurückkehrte. Hier kämpfte er anfangs gegen die Schwarzen, trat aber später in die große Verbindung, die die Vereinigung der Schwarzen und Farbigen und eine vollständige Befreiung der Kolonie bezweckte. Nachdem der Neger Dessalines den Thron bestiegen, trat B. mit Péthion an die Spitze der Farbigen. Beide halfen mit Christoph 1806 den blutigen Tyrannen stürzen, verließen aber Christoph, als dieser selbst nach der Herrschaft strebte. Péthion stiftete im westlichen Theile der Stadt eine unabhängige Republik u. B. erhielt die Kommandantur der Hauptstadt Port-au-Prince und die Würde eines Generalmajors. Als solcher suchte er seine Truppen europäisch zu discipliniren, schlug wiederholt die schwarzen Horden Christophs und wurde vom sterbenden Péthion am 29. März 1818 dem Volke als Nachfolger empfohlen, darauf einmüthig zum Präsidenten der Republik erwählt. Als solcher ordnete er das Finanzwesen, sammelte einen Schatz, verbesserte die Verwaltung und begünstigte Künste und Wissenschaften. Nach Christophs Tode vereinigte er 1820 den monarchischen

Theil der Insel mit der Republik, nahm 1821 das östliche, unter spanischer Herrschaft gebliebene Gebiet in Besitz und erwirkte 1825 die Unabhängigkeitserklärung des jungen Staats von Seiten Frankreichs gegen 150 Millionen Francs Entschädigung. Durch die Begünstigung seiner Race, der Farbigen, zog er sich viele Feinde zu, was im März 1843 zu einem Aufstande führte. B. flüchtete auf ein englisches Kriegsschiff, das ihn nach Jamaika brachte, und legte sein Amt nieder. Nach längerem Aufenthalte auf Jamaika ging er nach Paris, wo er Anfangs Juli 1850 †.

Boyle, 1) **Richard**, „der große Graf von Cork", berühmter englischer Staatsmann des 17. Jahrhunderts, geboren den 3. Okt. 1566 zu Canterbury. Der jüngste Sohn des Ritters Roger B., erhielt er im Bennetcollege zu Cambridge wissenschaftliche Bildung und sollte im Temple zu London der juristischen Praxis zugeführt werden, ging aber 1588 nach Irland, wo er durch eine reiche Heirath und tüchtiges Wirthschaften zu Vermögen kam. Sein Feind, der Schatzmeister von Irland, Wallop, wirkte einen Verhaftsbefehl gegen B. aus, der vollzogen wurde. Als aber B., vor die Königin geführt, sich von allen Anschuldigungen (er sollte z. B. mit dem feindlichen Spanien korrespondirt haben) reinigte, traf die königl. Ungnade den Ankläger, und B. wurde Staatssekretär der Grafschaft Munster. Er setzte sich bei dem Statthalter Carey in Gunst, u. dieser wußte seinen Liebling auch bald zu dem des Hofs zu machen, indem er B. so oft wie möglich mit Siegesbotschaften oder andern angenehmen und wichtigen Nachrichten nach London sandte. B. wurde nun rasch nach einander Gouverneur für die Grafschaft Munster, Pair von Irland (als Lord B. mit dem Titel eines Baron von Youanghall), Viscount von Dungarvon, Graf von Cork. Noch mehr steigerte sich diese Gunstüberhäufung unter Karl I., welcher B. 1629 zum Lordoberrichter und 1631 zum Erb-Schatzmeister von Irland erhob. Als die große irische Revolution ausbrach, bewies er durch festes Aufrechthalten der königlichen Sache der Krone seine Dankbarkeit. B. † den 16. September 1643.

2) **Roger**, englischer Staatsmann, Sohn des Vorigen, den 25. April 1621 auf dem Schlosse Lismore in Irland geboren, wurde im 7. Jahre von Karl I. zum Baron von Broghill erhoben. Als die irische Revolution ausgebrochen war, ergriff er die Waffen zur Vertheidigung der Macht des Königs und der Schlösser seines Vaters und hielt treu an der wankenden Sache, bis Karl I. am 30. Januar 1649 unter dem Richtbeil gefallen war. B. zog sich nun auf einen Landsitz in England zurück, trat aber bald von hier aus in lebhafte Unterhandlungen mit den Stuarts und gedachte eben nach Irland zurückzukehren und Karls II. Sache zu der seinigen zu machen, als Cromwell, davon benachrichtigt, die bereits eingeleitete Verhaftung B.'s rückgängig und durch einen großen Schritt den Feind sich zum Freund machte. Er trat ihm Auge in Auge gegenüber, zeigte dem von so unerwartetem Besuch Bestürzten die aufgefangenen Briefe des Verraths und stellte es in seine Wahl, entweder der Anklage zu verfallen, oder mit ihm die Ruhe in Irland wieder herzustellen." B. wählte das Letztere, schrieb Karl II. seinen Abfall und die Gründe desselben und war rück- und hinterhaltslos der treue Rathgeber Cromwells. Irland wurde von ihm theils beruhigt, theils unterworfen, und als B. Cromwell nicht überreden konnte, zur Beruhigung des Reichs Karl II. mit seiner (des Protektors) Tochter zu vermählen und auf den Thron zu setzen, vermochte er ihn wenigstens zu milderen Schritten gegen die königlichen Anhänger, die Cromwell, von seinem Haß verleitet, hatte decimiren wollen. Aber als nach des Protektors Tod England der Unfähigkeit des jüngern Cromwell zu erliegen drohte, trat B. wieder offen für Karl II. auf und begann in Irland, was Monk in England rasch vollendete. Unter Karl II. wurde B. zum Grafen von Orrery und Lordrichter von Irland erhoben und sollte 1665 auch das dem Grafen Clarendon abgenommene Siegel übernehmen, schlug aber letzteres aus. In Irland häuften sich inzwischen die Widerwärtigkeiten für B. auf doppelte Weise. Während der Insel eine französische Landung drohte, klagte der Herzog von Ormond, Lordlieutenant von Irland, B. des Hochverraths beim König an. B. rechtfertigte sich zwar, nahm aber seine Entlassung. Abwechselnd in England und Irland lebend, widmete er seine Zeit der Wissenschaft und Poesie und † am Erbübel seiner Familie, der Gicht, den 16. Okt. 1679. Von seinen Schriften, meist Trauerspielen, wie „Mustapha" (1676), „The Black Prince" (1669), ist Manches nicht zum Druck gekommen.

3) **Robert**, englischer Naturforscher und Physiker, des Vorigen Bruder, des großen Grafen 7. Sohn und 14. Kind, 1626 (oder 1627?) zu Lismore in Irland geboren, erhielt erst im Etoncollege bei Windsor, dann in Genf eine seinem Stande angemessene Erziehung. Von Genf aus besuchte er Italien und kam 1644, ein Jahr nach seines Vaters Tod, nach England zurück. Hier lebte er bald auf seinen Gütern, bald in Oxford, bald in Cambridge und zuletzt in London in voller Unabhängigkeit gelehrten Bestrebungen und Verbindungen. Als nach der Thronbesteigung Karls II. die Societät der Wissenschaften frisch ins Leben trat, wurde B. deren Präsident und † als solcher in London 1691. Was B.'s wissenschaftliche Bestrebungen betrifft, so hielt er von allen Wegen nach der Wahrheit den der Erfahrung für den zuverlässigsten. Er wandte der Physik, Chemie, Anatomie 2c. seinen meisten Fleiß zu. Da aber zu gleicher Zeit sein denkender Geist früh auf Widersprüche der Wissenschaft mit den christlichen Glaubenslehren stieß, so suchte er, in den Kreis einer engen und finstern Altgläubigkeit gebannt und daher in sich Einwirkungen des bösen Geistes spürend, durch eifriges Forschen in den Quellen christlicher Lehre seinen schwankenden Glauben zu fester Ueberzeugung zu veredeln. Ergebniß seiner antagonistischen Bestrebungen sind nicht nur seine vielen Betrachtungen und Versuche moralisch-religiösen Inhalts, sondern auch seine Stiftungen, z. B. öffentlicher Lehrstunden zum Vortrag neuer Beweise für die Lehrsätze der christlichen Religion, seine Beförderung der Missionsanstalten und der Bibelverbreitung, sein Vermächtniß für Geistliche, um jährlich achtmal

von der Kanzel das Christenthum zu vertheidigen &c. Allgemein anerkannt sind B.'s Verdienste um die physikalischen Wissenschaften. Großes Aufsehen und Anregung zu weiteren Forschungen gaben seine Versuche über die Elasticität der Luft in „New experiments physico-mechanical" (Oxf. 1660, zuletzt Lond. 1682); auch hat B. zuerst die chemische Zusammensetzung der Luft zu erforschen gesucht und ist der Vorgänger von Hales, Cavendish, Priestley gewesen, wie denn überhaupt die durch ihn verbesserte guericke'sche Luftpumpe zu mehren wichtigen Entdeckungen führte. Im „Sceptical chymist" (1661) tritt er vernunftmäßig der bisherigen Theorie von den Elementen und Urstoffen der Körper entgegen, und in seinen „Tracts about the cosmical qualities of things" (1670) sind die ersten Andeutungen über die eigentlichen Ursachen endemischer und epidemischer Krankheiten niedergelegt. Wichtig wurden seine „Tracts consisting of observations about the saltness of the sea" (London 1674) und von bleibendem Interesse seine „Disquisition about the final cause of all things" (1688), von geringem dagegen seine „Medicina hydrostatica" (1690). Eine Sammlung aller Schriften gab Birch heraus (London 1744, 5 Foliobde.).

Boymburg (**Alt-B.**, **Boimenburg**), schöne Burgruine im Nassauischen, ½ Stunde von der Ebernburg, an der Alsey, auf einem Berge, der Stammsitz der einst mächtigen Raubgrafen von B., die im 15. Jahrhundert ausstarben, worauf die Besitzungen an die Pfalzgrafen am Rhein fielen. Schon im 11. Jahrhundert stand die B. und blühte das Geschlecht, wahrscheinlich als Zweig der uralten Dynasten von Boyneburg (s. d.), mit welchen es das nämliche Wappen führte. Zerstört wurde B. von den Franzosen unter Ludwig XIV., in dem Kriege, der die Pfalz verwüstete.

Boyne, schiffbarer Fluß in Irland, entspringt in der Grafschaft Kildare und mündet nach einem Laufe von 45 englischen Meilen in die irische See bei Drogheda. An der B., eine Stunde von Drogheda, wurde am 1. Juni 1690 die berühmte **Schlacht** geschlagen, in welcher Jakob II., der Schützling Ludwigs XIV., der bereits die Entthronung seines gehaßtesten Feindes, Wilhelms III., für entschieden hielt, vollständig besiegt wurde.

Boyneburg (**Boineburg**, **Boimenburg**, **Bömeneburg**, **Bemmelburg**), eine der merkwürdigsten und ältesten Burgtrümmer in Deutschland, im kurhessischen Kreis Niederhessen, bei Sontra, berühmt einst als Reichsveste und gelegentliche Residenz der Kaiser. Von hier aus verbreitete Bonifacius 723 die christliche Lehre. Im Jahre 1142 war es als Castellum regium Bemmelburg schon so baufällig, daß es, zur Vertheidigung des Reichs, renovirt werden mußte. Kaiser Friedrich Barbarossa hielt hier oft und lange Hof u. 1168 sogar einen Reichstag. Die Verleihung der Burg durch Adolf von Nassau an Hessen (1292) verursachte eine langjährige Fehde zwischen Hessen und dem reichsfreiherrlichen Geschlechte von B., in welcher letzteres seine beste Kraft verblutete. Der Ursprung des uralten, einst mächtigen, deutschen **Dynastengeschlechts** von B., das, jetzt im Eisenachschen und im Hessischen begütert, noch in mehren Zweigen fortlebt, verliert sich in die Zeit der deutschen Heldensage; gewiß ist, daß ein B. schon im 8. Jahrhundert Bonifacius auf seiner Stammburg gastirte, zwei B. schon im 11. und 12. Jahrhundert den Kardinalshut trugen, andere auf erzbischöflichen Stühlen saßen, ja zur deutschen Kaiserwahl vorgeschlagen wurden. Ihre Besitzungen dehnten sich im 12. Jahrhundert, in der großen Zeit der Familie, über Thüringen, Franken, Schwaben, Westphalen und die Niederlande aus. Um 1192 zerfiel der Stamm in den **schwarzen** und **weißen** Ast oder die schwarze und weiße Fahne, und zu Anfang des 13. Jahrhunderts traten mehre Seitenäste, nach besondern Schlössern und Burgen genannt, Sontra, Netra, Hornsberg, Wildeck, Hohenstein &c., hervor. Diese Zersplitterung begründete den Verfall des Hauses, und Fehde, Raub und Unterdrückung von Seiten der mächtiger gewordenen, nun gefürsteten Rivalengeschlechter (die jetzt zum Theil Kronen tragen) thaten das Uebrige, die B.s des Glanzes zu entkleiden, der sie so viele Jahrhunderte umstrahlt hatte. Unter der langen Reihe ihrer im Krieg und Frieden ausgezeichneten Männer verdienen Erwähnung: 1) **Kurt von B.**, einer der größten Feldherren des 16. Jahrhunderts, war 1497 auf dem Schlosse zu Bischhausen in Kurhessen geboren, erhielt am würtembergischen Hofe ritterliche Erziehung und zugleich seinen berühmten Beinamen „der kleine Heß" und wurde von Herzog Ulrich mit mehren Gütern belehnt. Dessen ungeachtet verließ B. von Ulrichs Fürstenlaunen und seinem Thatendrang fortgetrieben, Würtemberg und trat erst in des schwäbischen Bundes, dann in des Kaisers Dienste. Er stieg, wie von Schlacht zu Schlacht, so von Rang zu Rang, und führte 1522 ein Heer deutscher Landsknechte nach Mailand gegen die Franzosen. Beim Sturm von Genua schwer verwundet, stand er gleichwohl 1523 mit an der Spitze der Tapferen, welche, in Pavia belagert, 13 Stürme in vier Monaten zurückschlugen. Nach der Schlacht von Pavia (24. Febr. 1524) ernannte ihn Kaiser Karl V. zum kommandirenden General aller deutschen Landsknechte unter Frundsberg. Als dieser und Karl von Bourbon 1526 das Heer gegen Rom und Klemens VII. führten, war es B., der den Aufruhr bewältigte, welcher im Heere bei einer Friedensnachricht ausgebrochen war, der ferner, als Frundsberg plötzlich schwer erkrankte, die 35 Fahnen der Deutschen (eine eisenfeste, aber wilde Schaar) allein kommandirte, und der endlich, als Bourbon beim ersten Sturm auf Rom erlag, den Oberbefehl über das ganze, aus Deutschen, Italienern und Spaniern bestehende Heer führte und am Abend des 6. Mai 1227 Rom erstürmte. Er führte den Oberbefehl bis zur Ankunft Philipps von Oranien, neben dem er den Vertrag mit dem Papst unterschrieb und unter dem er seine Landsknechte aus Rom zurückführte. Auch die übrigen Kriege in Italien, die Eroberung 1528 und dann die Vertheidigung Neapels, die Vernichtung des französischen Heers und 1529 und 1530 die Belagerung von Florenz, bei der Oranien fiel, ferner die Eroberung der Stadt, die B. leitete, sind Zeugen von B.s Feldherrnkunst. Nach dem Türken-

krieg in Ungarn erhob ihn der Kaiser zum Reichsfreiherrn, und 1544 focht er bei St. Dizier. Im schmalkaldischen Krieg nicht glücklich, wurde B.s Treue verdächtigt, und der alte Held kam ins Gefängniß, aus dem ihn aber eine strenge Untersuchung befreite. Er kämpfte nun noch 10 Jahre lang in allen Kriegen für Oesterreich mit, war bei Mühlberg, saß zu Augsburg mit im Reichstag und focht noch bei St. Quentin. Er † 1567.

2) Johann Christian von B., berühmter deutscher Diplomat, den 12. April 1622 zu Eisenach geboren, studirte in Jena, Helmstädt und Marburg, ward hessischer Gesandter am schwedischen Hof, später geheimer Rath und trat bald darauf als erster Minister in kurmainzische Dienste. Kaiser Leopold verdankte den deutschen Thron B.s rastlosem Eifer, der alle fremden Angriffe und Eingriffe, besonders Frankreichs, aufzudecken und zurückzuweisen wußte. Dennoch versagte ihm Leopold die ihm von seinem Herrn, dem Kurfürsten Johann Philipp, bestimmte Würde eines Reichsvicekanzlers, während Jesuiten und Adel den schwachen Kurfürsten so gegen B. einzunehmen wußten, daß er ihn auf den Königstein setzen ließ. Trotz aller Umtriebe der Gegenpartei mußte bei der Untersuchung von B.s Papieren die Wahrheit siegen und B. verließ das Gefängniß, in das nun sein ergrimmtester Feind einzog. Aber zur nochmaligen Prüfung fürstlicher Dankbarkeit war B. nicht entschlossen; er lebte fortan als Privatmann der Wissenschaft u. † den 8. Dec. 1672 zu Mainz. Außer einer Auslegung der goldenen Bulle und seines Briefwechsels mit den vorzüglichsten Gelehrten Europa's, besorgt durch Meelführer (Nürnberg 1703), Struve (Jena 1705), Gruber (Hannover und Göttingen 1715), ist noch nichts von seinem reichen literarischen Nachlaß im Druck erschienen. Bei ihm bekleidete Leibnitz die Stelle eines Privatsekretärs.

3) Philipp Wilhelm, des Vorigen Sohn und Nachfolger, den 21. Nov. 1656 zu Mainz geboren, hatte den großen Leibnitz zum Lehrer und Führer auf seinen Reisen durch Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutschland. Seine diplomatische Wirksamkeit begann er in mainzischen Diensten, gewann als Gesandter in Wien Kaiser Leopolds Gunst, der ihn zum Reichshofrath und Kämmerer ernannte. Als ihn aber 1696 der Kurfürst von Mainz zum Reichsvicekanzler vorschlug, erhob sich, wie gegen seinen Vater, auch gegen ihn eine engherzige und irregeleitete Politik, worauf B. freiwillig resignirte und als Plenipotentiarius nach Frankfurt ging, „um des Reiches Bestes zu wahren". Die Wahl zum Koadjutor des Kurfürsten von Mainz schlug er aus, kämpfte 1699 mit Erfolg gegen die französischen und italienischen Intriguen, welche sich zwischen die Vermählung Josephs mit Wilhelmine Amalie von Braunschweig-Lüneburg einschieben wollten, und nahm endlich 1702 die Stelle eines Statthalters von Erfurt an, das er zur blühenden Stadt erhob. Er † den 23. Febr. 1717.

4) Hermann Friedrich von B., königlich dänischer General, geb. den 26. März 1665, kämpfte mit den dänischen Hülfstruppen in Irland in der Schlacht an der Boyne und im spanischen Erbfolgekriege als Brigadier unter dem Grafen Gülden:öwen, seit 1701 in Oberitalien, wo er jedoch von Leopold I. zum kaiserl. Generalfeldwachtmeister ernannt, am 27. Sept. 1703 zu Roveredo einer Epidemie erlag.

5) Moritz Heinrich von B., österreich. General, den 2. Oktober 1788 geboren, trat 1804 in die preußische und 1807 in die westphälische Armee und wohnte den meisten Feldzügen unter Napoleon bei. Am 22. Aug. 1814 trat er mit seinem Regiment zu den Oesterreichern über, ward 1832 Generalmajor zu Temesvar und 1842 unter Beförderung zum Feldmarschalllieutenant Divisionär zu Ofen. Am 11. Mai 1842 übernahm er an Lederers Stelle die Leitung des ungarischen Generalkommando's, die er aber im Juli mit einer Stellung in Galizien vertauschte, wo er am 1. Nov. thätigen Antheil an der Unterdrückung des zu Lemberg ausgebrochenen Aufstandes nahm. Seit April 1849 war er Militärkommandant für Oesterreichisch-Schlesien in Troppau, wurde später als General der Kavalerie in Ruhestand versetzt und lebt bei Wien.

Boz, Pseudonym des englischen humoristischen Schriftstellers Charles Dickens (s. d.).

Bozelli, Francesco Paolo, ital. Advokat, war Staatsrath unter König Murat, emigrirte 1821 u. lebte lange als Flüchtling in Paris. Im J. 1848 ward er beauftragt, die neue Konstitution zu entwerfen, und übernahm am 31. Jan. 1848 das Ministerium des Innern in Neapel, trat schon am 3. April wieder zurück, verwaltete jedoch vom 15. Mai 1846 bis 7. Aug. 1849 das Ministerium des öffentlichen Unterrichts. Er schrieb mehre verdienstvolle Werke.

Bozzaris, s. Botzaris.

Bra, Stadt im sardinischen Fürstenthum Piemont, Provinz Turin, an der Stura, auf einem Hügel, einst mit festem Schloß, seit 1628 mit Kapuzinerkloster und 6500 Einwohnern, die bedeutenden Seiden-, Wein- und Getreidebau treiben. B. ist Geburtsort des Dichters Operti.

Braa (Brahe), Fluß an der Grenze Westpreußens, aus dem czwargenaitzer See entspringend, geht durch mehre Seen und mündet nach einem Laufe von 20 Meilen in die Weichsel, nachdem er zur Speisung des die Verbindung der Weichsel und Oder bewirkenden Kanals gedient hat. Nebenflüßchen desselben sind: das Hammerfließ bei Pogdanzig, das Sampohlfließ bei Sampohl, das Cholzenfließ, das Klonicuntzafließ, das Bielsfließ, das Kamionkafließ 2c.

Braacke, eine durch Ueberschwemmung nach einem Deichdurchbruche entstandene große Vertiefung. Braackdeich ist der von Fluthen durchbrochene Deich, Braackmann der Eigenthümer des Landes, in welchem die B. eingerissen ist.

Brabançonne, der patriotische Gesang der Belgier, der sie in der Revolution von 1830 begeisterte, von einem französischen Schauspieler am Theater zu Brüssel, Jenneval, der in einem Gefechte gegen die Holländer bei Berchem fiel, verfaßt, von dem Sänger Campenhout komponirt. Jennevals Mutter erhielt eine Pension von 2400 Frcs., Campenhout vom König Leopold eine goldene Dose und die Stelle eines Direktors der königlichen Kapelle.

Brabançons (franz.), eigentlich Brabanter, im 12. Jahrhundert Rotten dienstloser Soldaten, welche in Frankreich plündernd umherstreiften.

Brabant, ehemaliges deutsches Herzogthum, das seit 1815 die erste Provinz des Königreichs der Niederlande war, seit der Errichtung des Königreichs Belgien aber in 2 Theile getrennt worden ist. Die holländische Provinz Nordbrabant, zwischen Holland, Geldern, Seeland u. Belgien gelegen, hatte 1853 auf 93½ □M. 405,525 Einw. Das Land ist eben, niedrig, abwechselnd mit fruchtbaren Gegenden, Haiden und Sumpf, wie z. B. der Peel im östlichen Theile, 10 Stunden lang, 1—3 Stunden breit. Die Maas im Norden bildet hier den Biesbosch, die Hollandsdiep u. Volkerack; im Innern fließen: Aa, Dommel, Merk, in ihrem Unterlaufe Dintel; unter den vielen Kanälen verdient namentlich Erwähnung der Kanal von Breda. Das Klima ist gemäßigt, zwar feucht, doch gesund. Kultur machte das baufähige Land sehr fruchtbar; man baut Getreide, Flachs, Hanf ꝛc. Die treffliche Viehzucht bringt besonders viele Schafe, starke Pferde hervor. Die Einwohner, meist katholisch, zeichnen sich aus durch Mäßigkeit, Nüchternheit, Anhänglichkeit an alte Sitten und Gebräuche, Einfachheit in Tracht und Lebensart, sind aber in geistiger Bildung zurückgeblieben. Außer Ackerbau und Viehzucht blühen viele Gewerbe, Fabriken für Tuch, Leinwand, baumwollene Zeuche, Hüte, Leder, Kattundruckereien, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Töpfereien ꝛc. Die Provinz ist eingetheilt in 3 Bezirke und 21 Kantone, mit der Hauptstadt Herzogenbusch. Die belgische Provinz Südbrabant liegt zwischen Antwerpen, Limburg, Lüttich, Namur, Hennegau, Ostflandern und hatte 1849 auf 60 □M. 711,332 Einw. Nur im Süden u. Osten sind unbedeutend Hügel, sonst ist das Land eben, äußerst fruchtbar, sehr dicht bevölkert. Es wird bewässert durch zahlreiche kleine Flüsse, von denen nur Dyle und Senne kahnbar, und 3 Hauptkanäle (der von Brüssel 3½ Meilen lang, der von Löwen 4 Meilen lang, der von Brüssel nach Charleroy 8 Meilen lang, mit 56 Schleußen). Das Klima ist gemäßigt und gesund. Man baut Getreide, Oelpflanzen, Hanf, Holz, treibt treffliche Viehzucht und Bienenzucht. Die Einwohner, meist katholisch, sprechen im nördlichen Theile flämisch, im südlichen wallonisch. Sie sind sehr betriebsam; neben dem sehr sorgfältig gepflegten Landbau blühen Fabrikation für Spitzen, Leinwand, baumwollene Zeuche, Leder, Hüte, Tuch, Tapeten, Tabak, Stärke, Papier, Fayence, Seife, metallurgische u. chemische Fabrikate, Brauereien, Brennereien ꝛc. Eingetheilt ist die Provinz in 3 Bezirke mit 8 Städten u. 326 Gemeinden. Hauptstadt ist Brüssel.

Die Römer lernten unter Cäsar die Bewohner B.s als ein Mischvolk von Germanen und Celten kennen. Unter den verschiedenen Stämmen leisteten namentlich die Menapier zwischen Rhein, Maas und Schelde, als das mächtigste und kriegerischste Volk, tapfern, wenn auch endlich vergeblichen Widerstand gegen die römische Unterjochung, durch welche dieser Theil Niederdeutschlands der Provinz Gallia Belgica einverleibt wurde. Im 5. Jahrhundert bemächtigten sich die Franken B.s, im 6. Jahrhundert wurde es bei der Theilung des Frankenreichs dem austrasischen Stammlande zugetheilt, im 9. mit Lothringen vereint und nach dessen Theilung 870 zu Frankreich geschlagen, von welchem es aber zu Anfang des 10. Jahrhunderts durch Heinrich I. wieder an Lothringen, und zwar von 959 ab zu Niederlothringen und somit an Deutschland fiel. Mit dem Beginn des 11. Jahrhunderts wurde es von Lothringen getrennt, als der Herzog Otto, Sohn des von Kaiser Otto mit Niederlothringen belehnten Karl des Dicken, 1005 kinderlos verstarb. Nachdem es hierauf mehre Grafen von den Ardennen bis 1076 und Gottfried von Bouillon besessen hatten, verlieh es Kaiser Heinrich V. an Gottfried den Bärtigen aus dem Geschlechte der Grafen von Löwen u. Brüssel, deren Dynastie bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts daselbst herrschte. Schon 1190 erscheint der Titel Herzog von B., in dem allmählig der eines Herzogs von Niederlothringen (Duc de Lothier) aufging. Unter eigenen Herzögen gewann das Land schnell an Macht und Selbstständigkeit; doch war es vielfach in Fehde mit den Nachbarn und sehr schwankend in dem Hinneigen zu Deutschland und zu Frankreich. Von den sechs Herzögen von B., Heinrich I., II., III. und Johann I., II., III., sind besonders merkwürdig Johann I., der durch die vielgefeierte Schlacht bei Woeringen (1288) Limburg mit B. vereinigte und auch als Minnesänger in Deutschland bekannt ist, und Johann III., der 1349 von Kaiser Karl IV. unter dem Namen der brabanter goldenen Bulle das wichtige Privilegium freien Gerichtsstandes erhielt, zufolge dessen sich seine Unterthanen vor keinem auswärtigen Gerichtshofe zu stellen brauchten. Mit Johann III. erlosch 1355 der gräflich löwensche Mannsstamm, und durch das Vermächtniß seiner bis 1406 regierenden und mit Wenzel von Luxemburg vermählten Tochter Johanna kam B. an das burgundische Haus, und zwar zunächst an deren Großneffen, Anton von Burgund, zweiten Sohn Philipps des Kühnen. Als dieser in der Schlacht von Azincourt 1413 gefallen und seine beiden Nachfolger, sein Sohn Johann IV. 1437 und dessen Bruder Philipp, Graf von St. Pol, um 1430, kinderlos gestorben waren, wurde das Land als Erbtheil Philipps des Guten förmlich dem burgundischen Hause zuerkannt. Bei diesem blieb es jedoch nicht lange, indem es durch die Verheirathung der Marie von Burgund mit Kaiser Maximilian an das Haus Oesterreich kam, somit auch auf Karl V. überging u. von diesem seinem Sohne Philipp II. von Spanien übergeben wurde. Gegen das Religionsedikt des letztern und Alba's Grausamkeiten empörte sich B. bald; aber nur der nördliche Theil (Herzogenbusch) erkämpfte seine Freiheit und wurde 1648 unter dem Namen der Generalitätslande der niederländischen Union eingereiht, während Südbrabant bis 1714 der spanisch-österreichischen Linie verblieb. Beim Aussterben dieser Linie kam B. mit den übrigen südlichen Provinzen der Niederlande an das deutsch-österreichische Kaiserhaus zurück. Doch auch dieses konnte sich nicht lange eines ruhigen Besitzes freuen. Als unter der Regierung Kaiser Jo-

sephs II. sich ein heftiger Streit über die Auslegung der provinziellen Rechte, welche B. in der Joyeuse entrée besaß, entspann, in Folge deren die Stände von B. und Limburg aufgehoben wurden, versammelten sich die Brabanter eigenmächtig und sprachen kühn die Trennung B.s von der Landeshoheit des Hauses Oesterreich aus. Den Streit schlichtete nach Josephs II. Tode Leopold II. dadurch, daß er den Brabantern die alten Rechte zugestand. Wie schon 1746 das österreichische B. durch die Franzosen erobert, im Frieden zu Aachen 1748 aber zurückgegeben worden war, so ward es von ihnen 1794 von Neuem erobert und im Frieden zu Campo-Formio 1797 mit Frankreich vereinigt. Das nördliche österreichische B. wurde nun das Departement der beiden Nethes, mit der Hauptstadt Antwerpen, das südliche das Departement Dyle, mit der Hauptstadt Brüssel, genannt. Als Napoleon 1810 auch das holländische B. mit dem französischen Reiche vereinigte, ward aus demselben nebst einem Theile von Geldern das Departement Rheinmündungen gebildet. In Folge des pariser Friedens von 1814 und der Beschlüsse des wiener Kongresses wurde B. ein Hauptheil des Königreichs der Niederlande und bildete die drei Provinzen Nordbrabant, Antwerpen und Südbrabant. Die letztere mit der Hauptstadt B.s, Brüssel, ward 1830 der Herd des belgischen Aufstandes und wurde in Folge desselben, reich an Erinnerungen vielfachen Herrschaftswechsels und blutiger Schlachten, das Stammland des neuen Königreichs Belgien, während Nordbrabant Holland verblieb.

Brabanter Bulle, goldne Bulle, nach welcher dem Herzog von Brabant vom Kaiser Karl IV. 1349 das Recht der eigenen Gerichtsbarkeit so weit ausgedehnt wurde, daß kein brabantischer Unterthan sich einem auswärtigen Gerichtshof zu stellen brauchte und daß der Herzog die höchste Instanz war.

Brabanter Thaler, s. Albertusthaler und Kronenthaler.

Braça (portugiesisch, spanisch Braza, italienisch Braccio, deutsch Bratze, lateinisch Brachium, der Arm), Längenmaß im südlichen Europa, entweder Klafter- oder nur Armslänge. Die B. mißt in Lissabon 972,₇₀ par. Lin. oder 3⅓ berl. Ellen; in Brasilien 963,₇ par. Lin. oder 3¼ berl. Ellen; in Spanien 750 par. Lin. oder 2⅔ berl. Ellen; in Valencia 824 par. Lin. oder 2⅘ berl. Ellen. In Italien ist die B. nur Armslänge (Elle) oder 2' und, obwohl ungleich groß an verschiedenen Orten, doch meist 1 preußische Elle lang; auf den jonischen Inseln die große B. 306 par. Lin. oder 1¹⁄₁₀ preußische Ellen, die kleine B. 285,₇ par. Lin. oder ²⁵⁄₂₆ berl. Elle; in Basel die B. oder kleine preuß. Elle 241,₂₀ par. Lin. oder ⅚ berl. Elle; im Tessin 267,₂₀ par. Lin. oder ⅘ berl. Elle; in Tyrol die Bratze 243,₇ par. Lin. oder ⅘ berl. Elle. Uebrigens ist im österreichischen Oberitalien jetzt die mailändische (preuß.) Elle fast allgemein in Gebrauch.

Bracara Augusta, s. Braga.

Bracciano, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Civita Vecchia, am Ufer des gleichnam. Sees, westlich von Civita Vecchia, mit 2000 Einwohnern. Das Bett des Sees (Lago di B.) ist der eingestürzte Krater eines ausgebrannten Vulkans; sein klares, aber ungesundes Wasser wird durch die von Paul V. vergrößerte und verbesserte aurelianische Wasserleitung (jetzt Acqua Paula) nach Rom geführt.

Braccio (ital., Arm), das gewöhnliche Ellenmaß in Italien, der italienischen Schweiz und den jonischen Inseln. Man unterscheidet B. piccolo, das Ellenmaß für Seidenwaaren, und die lange B. für Baumwollen-, Wollen- und Leinenwaaren (s. Braça).

Braccio da Montone, Andrea, glücklicher und kühner Condottiere, 1368 in Perugia geboren, verlor im Kampfe der Guelfen und Ghibellinen beim Sturze der letzteren in Perugia die Freiheit und wurde, nachdem er seine Burg Montone den Guelfen übergeben, aus seiner Vaterstadt verbannt (1393). Er diente nun als Condottiere zuerst 1408 der Republik Florenz gegen den König Ladislaus von Neapel, folgte dem mit Florenz verbündeten Herzog Ludwig von Anjou nach Rom und wohnte am 19. Mai 1411 der Schlacht bei Roccasecca bei, in welcher Neapel erlag. Nach dem Separatfrieden von Assisi (22. Juni 1414) trat B. in die Dienste des Papstes Johann XXIII., der ihn, ehe er sich nach Kostnitz begab, zum Gouverneur von Bologna ernannte. Diese Stellung, die ihm eine bedeutende Machtentwickelung gestattete, benutzend, sammelte er sich Truppen und Geld, ja, überließ sogar die festen Plätze Bologna's den gegen die päpstliche Herrschaft aufgestandenen Bürgern gegen 82,000 Goldgülden, warf die Maske ab und zog mit 20,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern vor Perugia, das sich nach tapferer Gegenwehr ergeben mußte. B. regierte anfangs mit Weisheit und Milde und erwarb sich durch rasche Vergrößerung des Stadtgebietes die Achtung der ehrgeizigen Bürger. Seine Herrschsucht verfolgte jedoch noch größere Pläne u. am 16. Juni 1417 hielt er nach Vertreibung der Neapolitaner seinen feierlichen Einzug in Rom, dessen Bürger ihn zu ihrem Schutzherrn ernannten. Die neapolitanische Uebermacht unter dem Connetable Sforza vertrieb ihn jedoch schon im August: er mußte, total geschlagen, nach Perugia zurückweichen. Als nun auch der neue Papst, Martin V., die Anträge des gefährlichen Usurpators zurückwies, machte er Einfälle und furchtbare Erpressungen im römischen Gebiet, warb in ganz Italien und vernichtete ein gegen ihn gesandtes Heer unter Sforza, dem Bannerherrn der Kirche. In seiner Noth verzieh der Papst dem stolzen Raubfürsten und ernannte ihn zum päpstlichen Statthalter über das von ihm bereits beherrschte Gebiet und zum Oberfeldherrn. Noch 1420 bildete sich aber ein Bund zwischen dem Herzog Ludwig von Anjou und dem Papst gegen die Königin Johanna II. von Neapel. Sforza diente jenem; B. trat zu dieser, nachdem sie ihn zum Herzog von Capua und Connetable des Reichs ernannt und 200,000 Goldgülden ausgezahlt hatte. Am 20. Juni 1421 traf B. mit seinem wilden Heer in Neapel ein, wo der Adoptivsohn der Königin, der von ihr zu Hülfe gerufene König Alfons von Aragonien, sich mit ihm vereinigte. Intriguen trennten nachher den Papst von Ludwig von Anjou

und brachten B. und Sforza unter einen Hut. Als aber die Königin und Alfons abermals uneinig wurden, nahm B. die Gelegenheit wahr und begann den Krieg auf eigene Faust. Er belagerte Aquila, um diese Stadt seinem Herzogthum Capua einzuverleiben, ward aber hier in einer großen Schlacht von der neapolitanischen Gesammtmacht unter Caldora und den ausgefallenen Aquilanern am 2. Juli vollständig geschlagen und gefangen. Er konnte sein Geschick nicht ertragen, nahm keine Nahrung und † verhungert 1424 in Aquila. Nach B.'s Tode ließen sich seine Soldaten als Zeichen ihrer Trauer Bart und Nägel wachsen. Sein Sohn, Carlo, befehdete vergeblich Perugia und Siena, um einen Theil der verlorenen Macht wieder an sich zu reißen, focht dagegen als Befehlshaber der venetianischen Truppen, welche er den Florentinern gegen Neapel und dem Papst zu Hülfe führte, mit großem Erfolg und rüstete sich eben, nachdem er Pisa von den Feinden gereinigt hatte, von Neuem gegen Perugia, als er plötzlich †.

Bracciolini, Francesco, italienischer Dichter aus Pistoja, Studiengenosse und Günstling des nachmaligen Papstes Urban VIII., Maffei Barberini, begleitete diesen auf einer Gesandtschaftsreise nach Paris, lebte dann in seiner Vaterstadt unabhängig seiner Muse, bis 1622 Urban den heiligen Stuhl bestiegen hatte, der ihn zu sich nach Rom rief. Hier lebte er in großem Ansehen bis zu Urbans Tode, zog sich dann nach Pistoja zurück und † um 1644 hochbejahrt. Außerordentliches Glück machten seine Gedichte „La croce racquistata" (Paris 1605, Vened. 1611, Piacenza 1613, Florenz 1618), eine Nachahmung des befreiten Jerusalems, u. „Lo Scherno degli Dei" (Florenz 1618, 1627, 1628 2c.), eine komische Epopöe.

Brachawitz, Peter von, berühmter deutscher Baumeister, übernahm 1404 den Bau der Stephanskirche in Wien von dem Meister Wenzla u. vollendete den Thurm von ²/₃ der Höhe an bis zur Spitze (1429); letztere wurde 1433 von Hans Buchsbaum aufgesetzt.

Brache, in der Landwirthschaft diejenige Feldabtheilung, welche der Landwirth eine längere Zeit unbebaut liegen läßt, um sie durch wiederholtes Pflügen im Sommer zur künftigen Saat vorzubereiten. Trotz der klaren Feststellung des Begriffs B. haben doch auch andere Ackerzustände den Namen B. erhalten. So spricht man z. B. von einer Hegebrache oder halben B., bei welcher man den Acker den Sommer über zur Hut liegen läßt und dann mehrmals hintereinander umpflügt, von der Winterbrache (belgischen B.), wenn man den Acker nach der Ernte bis zum Frühjahr ohne Umbrechen ruhen läßt, von der Sömmerungsbrache, die, weil mit der eigentlichen B. im Widerspruch, den Namen am allerwenigsten rechtfertigt, aber doch in den landwirthschaftlichen Schriften aufgenommen ist und das Bürgerrecht erlangt hat. Die eigentliche oder die sogenannte schwarze oder reine B., welche noch in vielen Gegenden Deutschlands mit der Dreifelderwirthschaft verbunden ist, bedeutet den Zustand eines Fruchtfeldes, während es keine Frucht trägt, sondern im Vorbereitungsprozeß zur künftigen Saat begriffen ist. Der Nutzen solcher Brachbearbeitung wurde schon in den frühesten Zeiten anerkannt und durch die Erfahrung bestätigt; am größten aber zeigt sich der Nutzen der B. in bindendem und lehmigem Boden. Durch das einfache Pflügen im Frühjahre oder Herbste wird die Ackerkrume zwar umgewandt und gerührt, aber nicht so gekleinert, daß die sämmtlichen zusammengeballten Erdklöße zum Zerfallen in lockere Erde gebracht würden. Die Zertrümmerung dieser Erdklöße geschieht am vollständigsten durch eine gehörige Brachbearbeitung. Diese, ein ganzes Jahr hindurch fortgesetzt, bringt sie sämmtlich an die Oberfläche, wo sie der atmosphärischen Feuchtigkeit ausgesetzt und im Zustande ihrer Mürbheit durch die Egge oder andere Ackerwerkzeuge zermalmt werden. Wenn solches vom Herbste bis zur künftigen Winterungssaat und mit Auswahl eines günstigen Feuchtigkeitszustandes geschieht, dann wird die Ackerkrume in ein so gleichmäßiges, lockeres Pulver verwandelt, daß alle darin vorhandenen fruchtbaren Theile zur Wirkung kommen. Ein anderer Vortheil der B. besteht in der Zerstörung des Wurzel- und Samenunkrauts. Durch die häufige Losreißung und Herumwälzung der Wurzeln, ihre Luftaussetzung, zumal bei heißem Sonnenscheine, wird ihre Keimkraft getödtet; sie gehen in eine fruchtbringende Fäulniß über. Die Samen kommen an die Oberfläche, werden aus den Erdklößen, worin sie oft in unglaublicher Menge vorhanden sind, entbunden, in eine zum Keimen günstige Lage gebracht und dann als schwache Pflänzchen durch Pflug und Egge zerstört, wodurch diese Unkräuter zur Vermehrung der Fruchtbarkeit mittels ihrer Verwesung ebenfalls beitragen. Ein dritter und der Hauptvortheil der B. entspringt aber aus der von der Agrikulturchemie wissenschaftlich bestätigten längst bekannten Erfahrung, daß auch die reichste Ackererde der Einwirkung der Atmosphäre ausgesetzt werden müsse, wenn sie fruchtbar werden und bleiben soll, und daß sie aus der Luft Stoffe aufnehme, welche erst durch ihre Verbindung mit dem Humus und den Erdarten zuträgliche Pflanzennahrung erzeugen. Endlich wird durch die B. die vollkommenste und innigste Mengung der Bestandtheile des Bodens und des hineingebrachten Düngers bewirkt. Dazu kommt noch, daß eine B. die Ausführbarkeit der nöthigen Ackergeschäfte mit möglichst wenigen Kräften verstattet, indem die Vorbereitung des Landes und die Ausfuhr des Düngers nur zu einer Zeit zu geschehen braucht, wo ein Stillstand der übrigen Ackergeschäfte eintritt; weshalb man in großen Wirthschaften ohne überflüssiges Gespann das Winterfeld nur dann zur Saat früh genug im Stande haben zu können glaubt, wenn es durch die B. vorbereitet worden, sonst aber immer die so nachtheilige Verspätung derselben besorgt. Eine dreijährige Wiederholung der B. galt früher als Axiom in der deutschen Landwirthschaft; neuere Erfahrungen haben gelehrt, daß der Acker unter gewissen Bedingungen durch die Bebauung desselben mit verschiedenen Gewächsen, welche Fütterung und Düngung geben, sogar im bessern Stande erhalten werden kann, als durch die regelmäßige Brachbearbeitung. Es gehören

dann aber ein vorzüglicher Fleiß und große Aufmerksamkeit, Arbeitskräfte und günstige Witterung dazu, um den Boden, in den Zeiten zwischen Ernte und Saat, möglich zu bearbeiten. Diese Gelegenheit findet man in vielen Gegenden durch die späte Aussaat der vierzeiligen Gerste, die allenfalls eine dreimalige Beackerung im Frühjahr verstattet, außer der bereits im Herbste gegebenen ersten. In der That ist diese halbe B. in mehren Gegenden, wo man die reguläre B. erst nach der Mitte des Sommers zu bearbeiten anfängt, ganz zweckmäßig und die Anwendung dieser Spätgerste, welche häufig erst in der Mitte des Juni gesäet wird, solchen Wirthschaften, ihres unsichern Gedeihens ungeachtet, zu empfehlen. Tritt hierzu in dem Jahre, wo vollkommene B. wirklich gehalten wird, eine recht sorgfältige, mindestens viermalige Beackerung bei warmer trockener Witterung, so kann der Boden in Kraft und Reinheit bleiben, und es können in einem, zuweilen auch in zwei folgenden Brachjahren Hülsenfrüchte, Klee und andere sogenannte Brachgewächse ohne Bedenken gebaut werden. Uebrigens hat man es von jeher bei dem Dreifeldersystem einen Mangel genannt, daß ein so großer Theil des Ackers fast gänzlich unbenutzt bleiben und doch so viele Arbeit erfordern soll, weshalb die Nothwendigkeit der B. von denkenden Landwirthen schon vor Jahrhunderten bezweifelt wurde. Manche nannten es ein Vorurtheil, daß der Boden ruhen müsse, beriefen sich auf den Gartenboden, der jährlich trägt, und auf einzelne Gegenden, wo die Uebervölkerung, wie z. B. in Brabant und Flandern, die B. schon vor einem halben Jahrtausend beseitigte. Am heftigsten wurde der Streit in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts geführt. Die rationellen landwirthschaftlichen Ansichten und Ideen haben sehr dabei gewonnen, und am Ende verständigten sich beide Parteien dahin, daß nicht die B., wohl aber der beständige Wechsel der Kulturpflanzen nothwendig sey, um den höchsten Ertrag eines Feldes zu erzielen, und seitdem hat man fast überall, wo Dreifelderwirthschaft noch besteht, angefangen, die Brachfelder zum Bau anderer Kulturpflanzen regelmäßig zu benutzen. Man nennt dies gemeinlich die besömmerte B., und zwar baut man auf derselben, dem Boden gehörig angemessen, Raps oder Rübsaat, Leindotter, Mohn, Waid und Wau, Hanf, Lein, Tabak und manche andere Handels- und Gewürzpflanzen, auch verschiedene Gemüse zur menschlichen Nahrung; doch muß, soll sich nicht ein beträchtlicher Abschlag in der Winterfrucht ergeben, dies durch stärkere Düngung und sorgfältigere Bodenbearbeitung ausgeglichen werden. Den besten Ertrag geben gewöhnlich Hülsenfrüchte, Erbsen, Bohnen, Linsen und Wicken, wenn man sie, statt wie vormals im Sommerfelde, im Brachfelde anbaut. Jetzt ist die Sommerbrache in Deutschland ziemlich allgemein und der Anbau jener Früchte in manchen Gegenden so zur Regel geworden, daß man solche ausschließlich mit dem Namen der Brachfrüchte belegt. Vergl. Landwirthschaft.

Brachjahr (Sabbathsjahr, Erlaßjahr), nach mosaischer Bestimmung (3. Mos. 25) jedes 7. Jahr, nach dessen siebenmaliger Wiederholung, also im je 50. Jahre ein großes Brach- oder Jubeljahr gefeiert wurde. Während eines solchen sollte nicht nur alles Land, sondern gleichsam auch jede zwingende Gewalt staatlicher und gesellschaftlicher Einrichtungen ruhen: Mensch und Natur, jedes hatte seinen freien Lauf, und Arm und Reich, Hoch und Gering verlebte ein Jahr der Gleichheit und der Freiheit. Während des B.s sollte jede Frucht, die der Boden freiwillig gab, Aller gemeinschaftliches Eigenthum seyn, und nicht nur Fremde und Sklaven (die im B. ebenfalls frei waren), Wittwen und Waisen und wer sonst unter der Macht des Bedürfnisses stand, sondern auch die wilden Thiere so gut als die zahmen erhielten ihr gleiches Theil am allgemeinen Freudenmahle. Auch die Rechtspflege ruhte; denn im B. durften keine Schuldner verfolgt werden ꝛc. Diese unsern Begriffen kaum zugängliche mosaische Einrichtung begegnete sehr bald in der Ausführung unübersteiglichen Schwierigkeiten. Erst nach dem babylonischen Exil wurde der Versuch, sie ins Leben zu führen, erneuert und eine Zeitlang fortgesetzt.

Brachmanen, eine schon von den griechischen Schriftstellern erwähnte hindu'sche Mönchssekte, „welche durch strenge Bußübungen und ganz unsägliche Peinigung des Leibes die ascetische Heiligkeit der berühmtesten unter den christlichen Anachoreten übertreffen". Sie lebten in Wäldern, enthielten sich aller Fleischspeisen, gingen stets nackt, schliefen auf Häuten und widmeten ihre ganze Zeit theils astronomischen Beobachtungen, philosophischen Forschungen und der Kunst des Wahrsagens, theils der grausamsten Selbstquälerei. Die Zahl der Schüler und Anhänger dieser Sekte wird als groß angegeben, obgleich die B. erst nach 37 Schülerjahren die Sekte verlassen, Weiber nehmen und Fleisch essen durften. Die B. standen, so lange sie lebten, bei allem Volk in hohem Ansehen, wohnten allen Opfern bei; sie waren die nächsten Rathgeber des Regenten. Ihre Lehre, die sie als Geheimniß bewahrten, nannte Gott ein Licht, das nur dem B. sichtbar und das mit einem Körper umgeben sey, wie der menschliche Leib mit einem Gewand; die menschliche Seele war ihnen ein stets aus Gott Kommendes und in Gott Zurückkehrendes, sowie sie die Welt aus Wasser geworden und einst wieder zu Wasser werdend sich dachten. Die B. der Alten sind ohne Zweifel jene noch jetzt ihr Wesen treibende Sekte der Brahmanen (s. d.).

Brachmann, Karoline Luise, deutsche lyrische Dichterin, den 9. Februar 1777 zu Rochlitz, wo ihr Vater Kreissekretär war, geboren, zeigte schon in frühester Jugend Neigung und Beruf zur Poesie. Für ihre ästhetische Ausbildung konnte bei des Vaters Vermögenslosigkeit und bei dem Mangel an Gelegenheit nichts geschehen; erst in Weißenfels, wohin 1787 derselbe als Geleitskommissär des thüringischen Kreises zog, wirkte entscheidend zu ihrer poetischen Entwickelung u. Ausbildung der Umgang mit Friedrich von Hardenberg (Novalis) und seiner geistreichen Schwester Sidonia. Novalis hob, wie sie selbst schreibt, das schüchterne Talent des dichterischen Kindes und bewahrte die Reinheit ihrer

kindlichen Einbildungskraft vor befleckendem Hauche. Schon in ihrem 13. Jahre erschienen unter dem Namen Luise Gedichte von ihr in Schillers „Horen" und dem „Musenalmanach", und der Dichterkönig nennt sie schöne und wahre poetische Empfindungen. Von Dresden, wohin sie 1800 zu ihrem Bruder gereist war, zurückgekehrt, verfiel sie in Schwermuth. In einem Anfall von Raserei stürzte sie sich von einem zwei Stockwerk hohen Gange des Hauses in den Hof und wurde schwer, doch nicht tödtlich verletzt. Nach und nach wieder genesen, schien sie Fassung und Seelenruhe in den Schmerzen errungen zu haben, als der Tod Novalis', Sidoniens von Hardenberg, ihrer Schwester Amalie und ihrer Aeltern sie einsam, verlassen und ohne alles Vermögen in der Welt ließ. Im Jahre 1806 für einen schon verheiratheten jungen französischen Wundarzt ohne Hoffnung erglühend, verfiel sie in Melancholie und fast in Wahnsinn, als 1813 ein von ihr geliebter französischer Offizier bei Leipzig blieb, und nur die theilnehmende Ueberredung des Superintendenten Schmidt hielt sie abermals vom Selbstmord zurück. Im J. 1820 faßte sie, 43 Jahre alt, zu Weißenfels eine unglückliche Leidenschaft zu einem 25jährigen dienstlosen preußischen Offizier, mit welchem sie, nachdem er auf dem weimarischen Theater ohne Glück aufgetreten, nach Wien zog. Da aber auch hier sich keine Aussicht zu einem Unterkommen zeigte, trennten sich beide: er reiste nach Berlin, sie nach Weißenfels und 1822 nach Halle. Schon einmal durch die dazu kommende Polizeiwache vom freiwilligen Tode in der Saale abgehalten, stürzte sie sich acht Tage später, am 17. September 1822, Nachts 10 Uhr, in dieselbe. Von ihren „Gedichten" (Berl. u. Leipz. 1800, neue Aufl. 1808) haben viele klassischen Werth. Neben ihren Erzählungen und übrigen poetischen Arbeiten sind zu nennen: „Romantische Blüthen" (Wien 1816, 2 Bde.); „Das Gottesurtheil" (Leipzig 1818); „Novellen und kleine Romane" (das. 1819); „Schilderungen aus der Wirklichkeit" (das. 1820); „Verirrungen" (das. 1822); „Novellen" (Nürnberg 1822); „Romantische Blätter" (Wien 1823). Ihre „Auserlesenen Dichtungen" gab St. Schütz mit ihrer Biographie heraus (Leipzig 1834, 6 Bände).

Brachmonat, der 6. Monat, Juni, weil man in demselben zu brachen, d. h. den Acker zum ersten Mal in der Brachzeit umzureißen pflegt.

Brachoth, der bei den Juden bei gewissen Verrichtungen im äußerlichen Leben, z. B. beim Schlachten, übliche Segen, eine Formel, die nach der Verschiedenheit der zu segnenden Gegenstände Abänderungen erleidet.

Brachschnepfe, s. Brachvogel.

Brachsen (Bleie, Cyprinus brama *L.*), eine Karpfenart, zu den größten der Gattung gehörig, $1^1/_2$ Fuß lang, $^1/_2$ Fuß breit, mit großen Schuppen, scharfem Rücken, die Seitenlinie nach unten gebogen und schwarz gedupft, Färbung bleigrau (daher der Name Bleie), unten gelblichweiß, Flossen violet oder schwärzlich, Schwanzflosse ausgeschnitten. Der B. kommt in Menge in allen Seen und langsam fließenden Flüssen Deutschlands und der Schweiz vor und ist ein schmackhafter Fisch, der frisch, gesalzen und geräuchert genossen wird.

Brachvogel (Brachschnepfe, Numenius), eine Gattung der Sumpfvögel, nach Cuvier zu der Familie der Langschnäbler gehörig, nach Oken die Abtheilung der trappenartigen Schnepfen bildend, bei Linné unter den Schnepfen stehend. Der B. zeichnet sich aus durch einen langen, unterwärts gebogenen Schnabel, kurze, scharf zugespitzte Zunge, befiedertes Gesicht, Füße mit 4 Zehen, wovon die vordern hinten durch eine Haut verbunden sind. Er ist größer als die gewöhnliche Schnepfe, hell und bunt gefärbt, lebt meist in kältern Gegenden auf sumpfigen Rieden und Aeckern von Vegetabilien und Insekten. Der kleine B., Regenbrachvogel, Moorschnepfe, Numenius phaeopus, ist so groß wie eine Taube, ohne den Schnabel über 15 Zoll lang, rostgrau mit schwärzlichen Pfeilflecken, Scheitel u. Zügel sind schwarzbraun, die Füße graulichblau, der Schnabel $3^1/_2$ Zoll lang. Er ist im höhern Norden von Europa und Asien, wo er nistet (4 olivengrüne braungefleckte Eier), aber auch auf Java u. in Neuholland heimisch, zieht im September aus den nördlichen Gegenden weg, kommt dann schaarenweise auf seinem Zuge nach Süden durch Deutschland und im Mai zurück. Das Fleisch ist schmackhaft. Der B. deutet Regenwetter durch ein besonderes Geschrei an, weshalb er auch Regenvogel heißt. Der große B., Windvogel, Gewittervogel, Numenius arquata, ist so groß wie eine Krähe, aber schlanker, 20 Zoll lang, braun mit rostgelben Federrändern, Scheitel rostgelb mit schwarzbraunen Flecken, Bürzel u. Schwanz weiß, der letztere aus 12 Federn bestehend u. braungestreift, der Schnabel über $^1/_2$ Fuß lang und röthlichgrau. Er wohnt im Norden der alten Welt, ist gemein in Schweden u. Rußland, nistet auf dem Boden im Gras u. legt 5—6 grünliche Eier von der Größe eines Enteneies. In Deutschland lebt er am häufigsten an der Nordsee, den Winter über gewöhnlich in Italien. Fleisch u. Eier sind schmackhaft u. werden gesucht. Er läßt sich leicht zähmen u. mit Semmeln, Gerstenschrot u. Kräutern erhalten.

Brachvogel, Emil, dramatischer Dichter, 1824 zu Breslau geboren, besuchte das Gymnasium, dann die Realschule daselbst, begann Theologie zu studiren, war aber abwechselnd auch Lehrling bei einem Graveur, bis er nach dem Tode seiner Aeltern Schauspieler wurde. Er debutirte in Hietzing bei Wien als Kosinsky in den „Räubern" und fiel durch, kehrte dann nach Breslau zurück, nahm seine akademischen Studien wieder auf, griff aber von Neuem zur Kunst des Gravirens und ging 1849 nach Berlin, wo sein Drama „Jean Favard, oder moderne Liebe" entstand, das 1850 auf dem friedrich-wilhelmstädtischen Theater aufgeführt wurde, aber an seiner sentenziösen Einseitigkeit zu Grunde ging. B. hatte sich inzwischen verheirathet und zog sich auf ein Dörfchen im schlesischen Riesengebirge zurück, wo er einige Jahre lebte und mehre Dramen: „Aham, der Arzt von Granada", „Der Sohn des Wucherers", und ein Lustspiel: „Ali und Sirrah", schrieb, die indeß unbeachtet blieben. Im J. 1854 kehrte er nach Berlin zurück und wurde Sekretär des krollschen Theaters bis zum

Schlusse der engelschen Direktion. In dieser Zeit entstand das Trauerspiel „Narziß", das im März 1856 auf dem königlichen Theater gegeben und mit beispiellosem Erfolge gekrönt wurde. In kurzer Zeit machte das Stück die Runde durch ganz Deutschland. Weniger Glück machte sein folgendes Trauerspiel „Adalbert von Babenberg".

Brachylogie, überhaupt die gedrängte Kürze in dem Ausdrucke der Vorstellungen durch Worte, besonders aber diejenige rhetorische Figur, nach welcher ein zur Darstellung eines Begriffs oder Gedankens erforderliches Element nur scheinbar ausgelassen ist, indem dasselbe sonst auf irgend eine Weise im Satze versteckt liegt. Reich an solchen B.n ist die griechische Sprache.

Brachypnöa, Kurzathmigkeit, s. Dyspnöa und Asthma.

Bradford, 1) Stadt in der engl. Grafschaft Wiltshire, am Avon, ist alt und eng gebaut und hat 4200 Einw. Auf der Synode zu B. 954 wurde St. Dunstan zum Bischof von Worcester erwählt. — 2) Stadt in der engl. Grafschaft York, West-Riding, hat eine alte gothische Kirche, große Eisengießereien und Fabriken für Wollenwaaren und 14,500 Einw., die lebhaften Handel treiben.

Bradford, John, englischer Geistlicher und Märtyrer des Protestantismus, in Manchester geboren, studirte mit Auszeichnung in Oxford. Nachdem er als Sekretär im Kriegszahlamte die königliche Kasse angegriffen, vertauschte er, durch Gewissensbisse über dieses Verbrechen bewogen, das begonnene Rechtsstudium mit dem der Theologie und wurde als Kaplan erst des Bischofs von London und seit 1552 des Königs Eduard VI. einer der einflußreichsten Prediger der reformirten Kirche. Als aber die katholische Maria den Thron bestieg, ward auch B. ins Gefängniß und, da er von seiner protestant. Ueberzeugung nicht zurückkehrte, am 1. Juli 1555 zum Flammentode geführt.

Bradley, Stadt und Hüttenort in der englischen Grafschaft Stafford, am Kanale von Birmingham. Die hiesigen Eisenwerke (Wilkinsons Eisenwerke) liefern wöchentlich 5000 Centner Stabeisen und beschäftigen 2000 Menschen. In der Nähe sind große Eisen- und Steinkohlengruben.

Bradley, 1) James, einer der berühmtesten Astronomen Englands und seiner Zeit, 1692 zu Shireborne in Gloucestershire geboren, studirte in Oxford Theologie und war seit 1719 Diakonus zu Wanstead, als seine Neigung zur Astronomie das Uebergewicht gewann. Er legte seine geistliche Stelle nieder und betrat 1721 den astronomischen Lehrstuhl zu Oxford, wo Halley Professor der Geometrie war. Seine erste, den damaligen Stand der Astronomie verändernde Entdeckung geschah 1727, wo er die erste Theorie von der Aberration des Lichtes aufstellte. Der Komet von 1737 veranlaßte eine Reihe unschätzbarer Beobachtungen, die in den „Philosophical Transactions" niedergelegt sind. Zu noch großartigerer Wirksamkeit gelangte er aber 1741, wo ihm das durch Halley's Tod erledigte Amt eines königlichen Astronomen auf der Sternwarte zu Greenwich zu Theil wurde. Die hier von ihm gesammelten Beobachtungen und gemachten Entdeckungen, unter welchen die von der Rotation der Erdaxe die wichtigste ist, füllen 13 Folianten, welche, soweit sie durch den Druck öffentliches Eigenthum geworden sind, noch heute als Basis aller astronomischen Tafeln gelten. Außerdem hat B. noch das große Verdienst, für die Verbesserung des astronomischen Apparats auf der greenwicher Sternwarte, und das noch größere, auch dafür gesorgt zu haben, „daß nicht die Stelle eines königlichen Astronomen ihrer pekuniären Vortheile wegen einst einem Nichtastronomen zu Theil werde", mit welchen Worten B. eine von der Königin ihm angetragene Besoldungsvermehrung zurückwies. B. erhielt 1741 von der Universität Oxford den Doktortitel, ward 1747 Mitglied der berliner, 1748 der pariser, 1754 der petersburger und 1757 der bologneser Akademie und † am 13. Juli 1762 zu Chalford in der Grafschaft Glocester. Von B.'s 13 Folianten Manuskripten, jetzt Eigenthum der oxforder Universitätsbibliothek, erschienen „Astronomical observations made at the royal observatory at Greenwich from the year 1750 to the year 1762" (2 Thle., Oxford 1776—1805). Später veröffentlichte Rigaud B.'s „Miscellaneous works and correspondence" (Oxford 1832).

2) Richard, englischer Botaniker, Schriftsteller im Fache der Agrikultur u. Hortikultur, war Professor der Botanik in Cambridge, sollte aber 1732, seines unstäten Lebens wegen, der Stelle entsetzt werden, als er †. Ihm wurde vor einiger Zeit die Erfindung des von Dr. Brewster so genannten Kaleidoskops vindicirt. Von seinen Schriften, die neben viel Kompilirtem auch beachtenswerthe botanische Forschungen, z. B. über die männliche Funktion der Antheren, über den Rückgang der Säfte ꝛc., bieten, sind die wichtigsten: „Historia plantarum succulentarum" (Lond. 1716 bis 1727, neue Aufl. 1734, 1739 ꝛc.); „A new improvement of planting and gardening" (das. 1717, 3. Aufl. 1731); „Philosophical account of the works of nature" (das. 1721 und 1739, holl., Amsterdam 1744); „Calendarium universale" (das. 1726, franz., Paris 1743); „A course of lectures on the materia medica" (das. 1729, deutsch, Nürnberg 1759) ꝛc.

Bradwardinus, Thomas, berühmter englischer Gelehrter, ausgezeichnet als theologischer und mathematischer Schriftsteller, wurde um 1290 zu Hartfield (Grafschaft Suffolk) geboren, studirte in Oxford, erhielt die theologische Doktorwürde und einen theologischen Lehrstuhl. Von Oxford kam er später als Kanzler der St. Paulskirche nach London, wo Eduard III. ihn zu seinem Beichtvater und stetem Begleiter ernannte. In dieser Eigenschaft folgte er dem König in den französischen Krieg und trug hier durch sein besonnenes Zügeln des heftigen Königs, durch Ermahnung und Ermuthigung der Truppen sehr viel zum siegreichen Ende bei. Nach seiner Rückkehr nach London wurde er Präbendarius von Linkoln und Erzbischof von Canterbury, † aber schon 40 Tage nach seiner Weihung 1349 zu Lambeth. B., als philosophischer Denker, großer Mathematiker und Theolog von seinen Zeitgenossen Doctor profun-

dus genannt, schrieb, außer noch ungedruckten astronomischen Tafeln: „Geometria speculativa" (Paris 1495, 1530): „De proportionibus velocitatum" (das. 1495, Venedig 1505); „De quadratura circuli" (1495). Sein berühmtestes Werk: „De causa Dei, contra Pelagium, et de virtute causarum, ad suos Mertonenses libri III", erschien erst 1618 zu London.

Bräker, Ulrich, „der arme Mann in Toggenburg", bekannt durch seine Lebensgeschichte (herausgegeben von H. Füßli, Zürich 1789) und sein Tagebuch (das. 1792), 1735 zu Wattenwyl in St. Gallen geboren, wurde als verwahrloster, aber unverdorbener Jüngling von einem Bekannten seines Vaters an preußische Werber verkauft, floh nach der Schlacht bei Lowositz in die Alpen zurück und gründete in seiner Heimath dadurch, daß er ein fleißiges Weib nahm und mit ihr die Baumwollenweberei trieb, nach und nach ein tüchtiges Geschäft, das ihm ein ansehnliches Vermögen erwarb. Obgleich ohne höhere wissenschaftliche Bildung, aber doch belesen, stellte er in obigen Schriften seine Erfahrungen und zugleich die Verhältnisse der untersten Volksklassen so treu, lebendig und mit so feinem Gefühl für alles Edle dar, daß diese Bücher auch in unserer Zeit Volksbücher zu seyn verdienten. B. † 1797.

Brätling (Galorhoeus *Fries*, Milchpilz). Unterabtheilung der Gattung Agaricus, Blätterschwamm, mit fleischigem, niedergedrücktem Hut voll Milch, ungleichen Blättern und einem Stiel ohne Ring. Der Pfefferbrätling (Pfefferpilz, A. piperatus *Scop.*) hat einen 4—6 Zoll breiten, glatten, trichterförmigen Hut, mit schmalen und gedrängten Lamellen, auf einem dicken, 2 Zoll langen, weißen Stiel, häufig in Wäldern im Herbst, ergießt viel scharfe Milch und ist daher schädlich. Die Eichhörnchen suchen ihn begierig auf. Der brennende B. (A. pyrogalus), ziemlich flach, bleigrau mit Kreisen und schmutzig röthlich-weißen Blättern, sehr häufig in Wäldern im Herbst, ist ebenfalls wegen seiner scharfen Milch schädlich. Der süßliche B. (A. subdulcis *Bull.*), mit fleischrothen, dann rostrothen Blättern auf einem glatten und hohlen Stiel, überall im Sommer und Herbst in dem feuchten Gras der Wälder, schmeckt fast wie Mandelmilch und riecht wie Wanzen, wird jung, wenn er noch nicht von Insekten angefressen ist, gegessen. Der Goldbrätling (gemeiner B., Brückling, A. volemus *Fries*) hat einen 3—4 Zoll breiten, stumpfen, trockenen, glatten, glänzend rothbraunen Hut mit weißgelben Blättern, ruht auf einem dicken, 2 Zoll langen Stiel, ist häufig im Herbst, besonders in Buchenwäldern, wird gern jung gegessen und selbst geschätzt. Der schmackhafte B. (Reizker, Röthling, Hirschling, A. deliciosus *L.*, hat einen $2^1/_2$ Zoll breiten, halbkugelförmigen, schleimigen, blaß hochgelben Hut mit schwachen Kreisen, hochgelbe Blätter auf einem sehr kurzen, hohlen und grubigen Stiele, ist sehr häufig in den Nadelwäldern des nördlichen Deutschlands, aber auch in andern Ländern Europa's, wird wegen seines guten Geschmacks sehr geschätzt, in Rußland eingesalzen, in Genua in Baumöl eingemacht und versandt. In Butter oder Oel geschmort mit Salz und Pfeffer gibt er ein angenehmes Gemüse; in Essig läßt er sich den ganzen Winter über halten und wird dann wie Gurken zum Rindfleisch gegessen.

Bräune (Halsentzündung, lat. Angina, Pruna s. Prunella), jede sich durch Geschwulst, Schmerz, Röthe und Hitze auszeichnende Entzündung des gemeinschaftlichen Vorhofes der Schling- und Athmungswerkzeuge, wodurch das Schlucken und Athmen in größerem oder geringerem Grade beeinträchtigt wird. Es kündigt sich diese Entzündung durch ein Gefühl von Anschwellung, von Völle, durch Zufluß eines zähen, kleisterartigen Speichels und durch einen öfteren Reiz zum Niederschlucken an, welchen Symptomen sich dann Hitze, Geschwulst, Röthe und Schmerz im Halse zugesellen. Andere, später hinzukommende Zeichen sind sehr mannigfaltig und gestalten sich verschieden je nach den verschiedenen Theilen des Halses, die von der Krankheit ergriffen werden, nach der Körperkonstitution und dem Charakter des begleitenden Fiebers und der epidemischen Konstitution. Man hat verschiedene Eintheilungen der B.n. Die Entzündung des hängenden Gaumens (Angina palatina, Hyperoitis) ist besonders die Folge einer katarrhalischen oder brandigen Entzündung, welche sich von der schneiderschen Haut der Nase auf das Velum pendulum palati verbreitet. Die Entzündung des Zapfens (Angina uvularis, Uvulitis, Lionitis, Staphylitis) kommt sehr häufig in Folge des Katarrhs vor und ist mit einem unangenehmen, kitzelnden, zum öfteren Niederschlucken reizenden Gefühl verbunden. Im gemeinen Leben sagt man dann gewöhnlich, das Zäpfchen sey herabgefallen. Die Entzündung der Mandeln (Angina tonsillaris, Antiaditis) läßt sich schon durch das äußere Gefühl, noch mehr aber durch das Gesicht erkennen, erregt leicht Schmerz im Ohr und geht leicht in oberflächliche oder tiefer dringende Eiterung, zuweilen aber auch in Verhärtung über. Die Entzündung des Kehldeckels (Angina epiglottidea) beeinträchtigt sowohl das Schlucken als das Athmen, weil der Kehldeckel beiden Verrichtungen dient. Im gesunden Zustande ist dieses Organ dem Auge nicht sichtbar, während der Entzündung aber erblickt man es als eine wulstige Anschwellung, wie eine männliche Eichel. Auch die kleinste Masse Getränks kann dann nicht verschluckt werden und dringt zu Mund und Nase wieder heraus; dagegen gleiten feste Speisen hinab, weil sie den Kehldeckel niederdrücken und nicht wie die Flüssigkeiten den Weg in die Luftröhre nehmen und dort Krampfhusten oder Erstickungszufälle erregen. Die Entzündung des Schlundes (Angina pharyngea, Oesophagitis) kommt ungleich seltener vor, als die vorhergehenden. Während des Schlingens haben die Kranken das Gefühl, als wollte der Bissen eine andere Richtung nehmen; sie reiben und ziehen dabei an dem Halse, als wollten sie das Schlingen dadurch befördern, und wirklich gelingt es ihnen auch zuweilen, einen Theil der Speisen mit Geräusch hinunter zu würgen, während das Uebrige durch heftigen Krampfhusten wieder nach oben getrieben wird. Dauert die Entzündung an, ohne daß ihr Grenzen gesetzt werden, so kann sie leicht, ja oft schon in wenigen Tagen tödtlich werden; zuweilen wird aber die

Entzündung auch chronisch u. geht in Verdickung, Scirrhus oder Vereiterung über. Nach dem die Entzündung begleitenden Fieber unterscheidet man entzündliche, katarrhalische, gallige u. brandige B.

Die entzündliche B. (Angina inflammatoria) beginnt mit starkem, kurzem Frost, auf welchen große Hitze folgt. Die Entzündung beginnt an einer Seite des Halses, pflegt aber dann tiefer in die Muskeln einzudringen, so daß nicht bloß das Sprechen, sondern auch das Schlingen sehr erschwert wird u. der dadurch erregte Schmerz dem Laufe des Muskels folgt. Der Schmerz vermehrt sich bei manchen Kranken, wenn sie den Mund weit öffnen wollen. Fieber und Schmerz nehmen gegen Abend zu, das Gesicht ist gedunsen und geröthet; der hintere Mund, die Zunge und die Lippen sind dunkelroth. Im hinteren Munde ist Trockenheit, während im vorderen noch eine starke Absonderung Statt findet und viel zäher Schleim und Speichel aus dem Munde fließt. Trockenheit der Zunge, Hitze, Schmerz, Geschwulst und Unvermögen zum Schlingen nehmen zu; das geschwollene, hochrothe Zäpfchen verlängert und verdickt sich, so daß es auf der Zunge umgebogen liegt, diese kitzelt und zum Schlingen reizt. Der ganze hängende Gaumen ist roth, die Mandeln sind geschwollen, oft so bedeutend, daß sie einander berühren. Auch äußerlich ist diese Geschwulst fühlbar und jede Berührung derselben schmerzt. Innerlich sieht man die Mandeln entweder hochroth und glänzend, oder, namentlich bei der exsudativen Entzündung, ganz mit einer weißen, plastischen Lymphe oder mit verdicktem Schleime überzogen, zuweilen auch mit wirklichen, kleinen gelben Krätzpusteln gleichenden Geschwürchen bedeckt. Steigert sich die Entzündung, so wird die Sprache oft kaum verständlich und nimmt den Nasenton an, das Gehör wird schwach, es entsteht Beklemmung und Unruhe und die Kranken können kaum anders als aufrecht sitzend athmen; die Strangulations- und Kongestionszufälle werden immer größer, die Augen glänzen, werden roth, ragen hervor, Gesicht und Lippen werden braun und blau und die geschwollene, schwarze und trokkene Zunge ragt zwischen den Zähnen hervor. Der Urin ist hochroth, oft dick und trübe, der Darmkanal verstopft, die Haut trocken oder mit kaltem Angstschweiß bedeckt. Die Krankheit kann sich endigen in Zertheilung durch kritische Schweiße, Urin, Blutungen, Stuhlgänge, Uebertragung auf andere Theile; in Absceß der Mandeln, unter den Erscheinungen von Frösteln, Abnahme des Fiebers, flüchtigen Stichen, Klopfen in der Geschwulst, Schwappung, und endlich Entleerung des Eiters nach außen oder innen; in Brand; in Verhärtung (Angina scirrhosa), wobei die Mandeln oft auf das Vier-, ja Achtfache vergrößert bleiben; in Tod, entweder durch wirkliche Erstickung oder Uebergang in Brand, oder durch Uebergang in andere Krankheiten, der Lunge, Luftröhre rc. Prädisponirende Ursachen sind: kräftiger, vollsaftiger, gut genährter Körper, ausgebliebene gewohnte Blutflüsse, scharfe Nord- und Ostwinde, frühere Salivation, Skropheln, öftere B.u, kindliches Alter, Pubertätsjahre, vieles Singen, lautes Schreien. Zu den Gelegenheitsursachen gehören äußere Verletzungen und Reizungen, z. B. von Gräten, Knochensplittern, Steinen, in den Speicheldrüsen und in den Mandeln selbst, Zahnreiz, Gifte, z. B. Arsenikdämpfe, scharfe Winde, Erkältung, spirituöse Getränke rc. Was die Prognose betrifft, so hängt die Gefahr vorzüglich von der Wichtigkeit des ergriffenen Theiles ab; die Angina pharyngea ist gefährlicher als die tonsillaris. Gefährlich ist die Fortsetzung der Entzündung auf die Lungen; je mehr pneumonische Zufälle eintreten, desto schlimmer. Ungünstig ist es, wenn sich die Zufälle der B. verlieren und dafür Entzündungen anderer wichtiger Theile entstehen; gut dagegen, wenn der Hals äußerlich schwillt und roth wird. Den nahen Tod verkündigen: Schaum vor dem Mund, kalte Extremitäten, wiederholter Frost, schwarze, sehr geschwollene Zunge, große Angst, zitternder, aussetzender Puls, Verstummung. In der Behandlung der entzündlichen B. nehmen Blutentziehungen die erste Stelle ein; namentlich sind Aderlässe am Arm oder Fuß (letzteres vorzüglich bei unterdrückter Menstruation oder Hämorrhoiden) sogleich beim Beginn der Krankheit vorzunehmen. Nächst ihnen sind Skarifikationen der Mandeln, des Zäpfchens und der Zunge mittelst des Pharyngotoms oder einer myrtenförmigen Lanzette ein sehr wirksames Mittel zur Verminderung der Entzündung und Geschwulst. Oft hindert aber der verschlossene Mund die Anwendung der Skarifikationen, in welchem Falle man dann 6—12 Blutegel, je nach Verschiedenheit des Alters rc., ansetzen läßt. Innerlich reicht man Salpeter, Salmiak, Molken, Krebssteine mit Essig, Salmiak mit Spiritus Mindereri. Da jedoch das öftere Einnehmen dieser Mittel durch das erschwerte Schlingen zuweilen unmöglich gemacht wird, so muß man sich kühlender Ableitungsmittel, namentlich der Klystiere aus scharfgesalzenem Wasser, mit Brechweinstein, Essig rc. bedienen. Ueberhaupt sind kühlende Abführungen aus Bittersalz, Infusum sennae, Tamarinden, Mannadekokt mit Molken rc. von großem Nutzen in dieser Krankheit. Außerdem sorge man für eine temperirte Luft und befördere die Transpiration durch Zumischung von Oxymel unter das Getränk, kamphorirte Salpetermixturen und lauwarme Fußbäder. Aeußerlich wendet man Einreibungen aus Spiritus sal. ammon. caust. mit Oleum hyosciam. oder Merkurialsalbe u. Kantharidentinktur, Einspritzungen aus Dekokten von Althäa, Feigen, Süßholz, Flieder in Milch oder Wasser gekocht, mit etwas Spiritus Mind., Salmiak, Salpeter, Sauerhonig, bei schon geminderter Entzündung, aber noch fortdauernder Geschwulst aus Dekokten von Salbei, Origanum, Pimpinella, Sabina, bei Erosionen und großer Empfindlichkeit Lecksäfte von Quittenschleim und Rosenhonig, Oele mit Eidotter und Zucker an. Blasenpflaster, hinreichend groß, auf die schmerzhafte Stelle oder um den ganzen Hals gelegt, beweisen sich besonders da nützlich, wo die entzündungswidrigen Mittel nach 8—12 Stunden ohne Erfolg gewesen sind, oder wo sich das Uebel nach dieser Behandlung gleich wieder einstellt. Die Diät ist dieselbe, wie bei allen wahren Entzündungen. Wenn das Schlucken gänzlich unmöglich ist, so muß die Ernährung durch Klystiere bewerkstelligt werden. Erkennt man aus den oben angegebenen

Zeichen, daß eine Zertheilung der Entzündung nicht mehr gehofft werden kann, so muß man die Zeitigung des Abscesses auf jede mögliche Weise zu befördern suchen. Dies geschieht vornehmlich durch das Einathmen warmer Dämpfe, Breiumschläge aus Malven, Verbascum, Leinsamen mit vielem Oel, Einspritzungen von erweichenden Dekokten ꝛc. Erfolgt dennoch das Aufgehen des Abscesses nicht von selbst u. kann man den Mund so weit öffnen, daß man den Eiterherd sehen kann, so öffne man letzteren mittelst eines schneidenden Instruments, ein Verfahren, wodurch man dem Kranken viele Schmerzen erspart und Fisteln verhütet; gelingt dies aber nicht, so suche man an der leidenden Seite den Zeigefinger einzubringen und die schwappende Geschwulst so zu drücken, daß sie aufspringt.

Die katarrhalische B. (Angina catarrhalis) befällt besonders die Mandeln und das Zäpfchen, ist unter allen B.n die häufigste und kommt zu Zeiten epidemisch vor. Nicht immer ist damit Fieber verbunden, auch sind dabei die Schmerzen nicht so groß, desto lästiger aber die Beschwerde beim Schlingen. Die Geschwulst ist dabei ödematös, wie durchsichtig, nicht sehr geröthet, sondern nur mit angelaufenen, gerötheten Blutgefäßen durchzogen; die Schleimabsonderung so vermehrt, daß sich der Schleim wie dünne Fäden aus dem Munde ziehen läßt. Oft sind auch andere Zeichen von Katarrh, namentlich Heiserkeit und Husten, damit verbunden. Auf der Oberfläche der entzündeten Theile bilden sich zuweilen Bläschen, die leicht in oberflächliche Eiterung übergehen, besonders wenn sich diese Entzündung mit Scharlach verbindet. Sie kommt gern bei feuchter Witterung, im Frühling und Herbst, vor und befällt öfter Erwachsene als Kinder. Gelegenheitsursachen derselben sind Erkältungen, besonders der Füße, feuchte Luft, schneller Uebergang von Kälte in naßkaltes, feuchtes Wetter, Weglassen gewohnter Hautbedeckungen. Die Krankheit ist meist gefahrlos und endet gewöhnlich in Zertheilnng, oder es bleiben Geschwülste zurück, die Veranlassung zu ihrer öfteren Wiederkehr geben. In vielen Fällen wird diese Entzündung, ohne Zuziehung eines Arztes, durch bloße Hausmittel: Hollunderthee, Hollundermus in Warmbier bei Schlafengehen genommen, Punsch mit Eidotter, durch das Umlegen eines warmen, wollenen Strumpfs um den Hals ꝛc. geheilt, doch nicht immer reichen diese Mittel aus. Zuweilen thut auch ein Brechmittel oder ein Emetico-catharticum (Brech- u. Abführmittel), sowie das Anlegen von Blutegeln gute Dienste. Bei leichten Entzündungen des Zäpfchens reichen oft einige Tropfen der Pimpinellessenz, mehre Male des Tages auf Zucker genommen, hin. Ist das Uebel hartnäckiger, so dienen Vesikatorien, Senffußbäder, reizende Klystiere, reizende Gurgelwasser und Einspritzungen aus Abkochungen von Radix tormentill., pimpinell., Cortex querc., Alaun, Essig u. Wasser, Salmiak mit Spiritus Mindereri oder folgendes Gurgelwasser: Ammon. mur. Drachm. jjj Acet. squill. Unc. sem. Oxymel. squill. Unc. jj Aq. flor. samb. ℔ j. Zur Verhütung der Wiederkehr der Entzündung leisten öfteres Waschen und Gurgeln des Halses mit kaltem Wasser, mit Alaunwasser oder mit Rosenwasser, dem einige Tropfen hoffmannischen Liquors beigemischt worden, gute Dienste. Auch Fontanellen sind kräftige Ableitungsmittel.

Gallige B. (Angina biliosa) verräth sich durch bitteren Geschmack, Kopfweh, gelb oder weiß belegte Zunge, auch wohl Uebelkeit, unregelmäßige Leibesöffnung, Appetitmangel, abendliches Fieber, schmerzhaftes Schlingen und eine weißliche, schlaffe Geschwulst mit Schleimabsonderung. Wie die Gallenfieber kommt sie gern im Sommer vor und wird auch wie das Gallenfieber mit Brechmitteln und gelinde säuerlichen Laxanzen behandelt.

Brandige B. (Angina gangraenosa), eine Entzündung, welche gewöhnlich den ganzen Rachen, besonders die Mandeln, aber auch bisweilen die Gegend des Kehlkopfs ergreift, sich schnell ausbreitet und eben so schnell in Eiterung und Brand übergeht, zuweilen mit Scharlach, Friesel, Schwämmchen verbunden ist, aber auch ohne Hautausschläge vorkommt und sich zuweilen durch Ansteckung verbreitet, beginnt gewöhnlich mit Heiserkeit, entweder plötzlich oder mit gelindem Fieber, das zuweilen mehre Tage lang sich unter abwechselnder Hitze und Frost äußert und mit Trägheit und Uebelkeit verbunden ist. Zuweilen ist dieses Fieber so gelinde, daß die Kranken bis zum Tode umher gehen können, zuweilen jedoch auch heftig, inflammatorisch, oder mit gastrischen Symptomen verbunden, gewöhnlich aber doch asthenischer Natur, oder doch diesen Charakter bald annehmend, wenn es auch zuvor entzündlich gewesen ist. In diesem Falle gesellen sich große Mattigkeit, starke, trockene Hitze, sehr schneller und kleiner Puls, Ohnmachten, trübe und glanzlose Augen, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Unruhe und Irrreden hinzu. Diese B. charakterisirt sich vorzüglich durch eine blühende, glänzende, später immer dunkler werdende Röthe am hintern Rande des Gaumens und an den Mandeln, durch eine elastische Geschwulst, durch ein Gefühl von Wundseyn und Rauhigkeit, ohne bedeutenden Schmerz und durch Nachlaß aller schmerzhaften Gefühle, wenn die Entzündung in Brand übergeht, durch das Erscheinen aschgrauer, dem Speck ähnlicher, von rothen oder blauen Rändern umgebener Flekken, welche oft schon nach 24 Stunden oder am zweiten Tage sichtbar sind und von brandiger Zerstörung herrühren. Die Krankheit endigt entweder in den Tod, nnd zwar sehr schnell, oft schon in den ersten 24 Stunden, gewöhnlich zwischen dem 1. und 8. Tage, unter den Zeichen der Kolliquation: Blutungen, matten Augen, stinkendem, schwerem Athem, Schlafsucht oder Raserei, fleckigem, blassem, gleichsam schmierigem Gesicht, geschwollenem, todtenfarbigem Nacken, sehr schmerzhafter Geschwulst der Drüse unter dem Kinn, marmorirter welker Haut u. welken Muskeln, kleiner und schwächer werdendem, schnellem Puls, Angst, Umherwerfen, lautem Geschrei, aashaftem Geruch, dunklerem oder todtenbleichem Gesicht, Zukkungen, kalten Schweißen und Erstickung; oder sie geht in Genesung über, die gewöhnlich innerhalb 7 bis 14 Tagen erfolgt. Zu den Gelegenheitsursachen dieser B. gehören, außer der Ansteckung, alle Schärfen, welche die Schling- und

Athmungsorgane reizen, besonders aber das Scharlachgift. Bei Erwachsenen ist die Gefahr geringer, als bei Kindern. Schlimme Zeichen sind: matte Augen, sehr stinkender, schwerer Athem, Schlafsucht oder Raserei, fleckiges, blasses Gesicht, geschwollener, todtenfarbiger Nacken, sehr schmerzhafte Geschwulst der Drüse unter dem Kinn, marmorirte welke Haut u. welke Muskeln; dagegen ist es von guter Vorbedeutung, wenn der Ueberzug im Halse sich nicht auf einzelnen Punkten ausbildete, sondern auf einmal die Theile bedeckte, wenn die Klagen über Mattigkeit aufhören, unterdrückte Blutflüsse zurückkehren &c. Was die Behandlung betrifft, so sind allgemeine Blutentleerungen in der Regel schädlich und nur da, jedoch nur mit Vorsicht anzuwenden, wenn die Krankheit robuste Männer mit hartem Pulse und sehr beschwerlicher Respiration in Folge der Ansteckung befällt. Passender sind Skarifikationen und Blutegel; jedoch muß man auch bei ihrer Anwendung, sowie mit allen antiphlogistischen Mitteln vorsichtig seyn. Unter den Purgirmitteln läßt sich fast nur das Kalomel anwenden. Zur Beförderung einer gelinden Hautausdünstung dienen Liquor ammon. acet. oder Fordyce's Serum antisepticum aus 1½ Pfund Kuhmilch, ½ Pfund Wasser, 2 Unzen Rheinwein, 3 Loth Pomeranzen und ebenso viel Citronensaft. Werden belebende, stärkende Mittel nöthig, so passen Angelica, Serpentaria, Caryophyllata, Baldrian, Mentha, kleiner, rother oder Cayennepfeffer in Aufguß mit Zusatz von Weinessig, China, Mineral- und vegetabilische Säuren, Bähungen von Kamphergeist und Essig oder Naphthen um den Hals, reizende Salben &c. Ueber den Nutzen der Blasenpflaster sind die Aerzte nicht einig. Zur Reinigung und Heilung der brandigen Geschwüre bedient man sich des Spiritus sal. acidus, mit Rosenhonig, als Pinselsaft, der Dekokte der Althäa, Agrimonia, Virga aurea, Contrajerva, China, Arnica &c. Auch werden Alaunauflösungen als besonders hülfreich gerühmt, etwa ½ Loth auf eine Weinflasche voll (1 Maß) Wasser etwas erwärmt eingespritzt; nichts soll so schnell den faulen Geruch verbessern. Sind die Borken abgefallen, so passen Bestreichungen mit Quittenschleim, Milch, Leinsamendekokt &c. Außer diesen Mitteln hat man noch auf frische, nicht kalte Luft, reichliche, stärkende Nahrung aus Milch, Hühnern zu sehen, jede Erkältung zu meiden und zum Getränk dünne Limonaden mit Hafergrütze, wenig Wein und Citronensaft anzuwenden.

Die B. richtet auch unter den Hausthieren häufige Verwüstungen an und erfordert daher des Züchters genauere Berücksichtigungen. Beim Pferd ist dieses Uebel nicht selten und tritt unter folgenden Anzeichen ein: Das Thier steht mit gerade gestrecktem Halse und etwas gesenktem Kopfe, zeigt sich ängstlich und gegen jede Berührung der Ganaschen sehr empfindlich; es athmet beschwerlich, mit angestrengtem Spiele der Nasenläppchen, der Hauch ist hörbar, schnaufend, kurz und röchelnd; die Schleimhaut der Nase und das Maul ist stark geröthet, erstere trocken, das Maul aber voll dünnen, schaumigen Speichels, der sich des gehinderten Schluckens wegen daselbst ansammelt und aus den Maulwinkeln herausfließt. So oft die Thiere etwas Getränk oder weiches Futter hinabschlingen wollen, geht dasselbe ganz oder zum Theil durch die vordern Nasenlöcher wieder zurück; der Futterbrei nimmt diesen Weg schon während des Kauens. Nicht selten schwillt außer dem Halse noch die Zunge an und verengt den hintern Raum der Mundhöhle noch mehr. Auch außer dem Halse hinter den Ganaschen stellt sich meist eine schmerzhafte Geschwulst ein; das Pferd legt sich während der ganzen Dauer der Krankheit fast niemals nieder. Je höher der Grad der Krankheit, je heißer die Maulhaut und die Zunge, desto heftiger der Andrang des Blutes zum Kopfe und desto röther die hervorgedrängten Augen. Das Athmen ist nun äußerst mühsam, schnaufend und pfeifend, die ausgeathmete Luft sehr heiß und ein trockener kurzer Husten bemerkbar. Ursachen sind Erkältung durch kaltes Getränk, anhaltendes Laufen gegen den Wind, scharfe Gifte, reizende Arzneien, scharfe Dämpfe, fremde rauhe Körper, die im Halse stecken bleiben, &c.; der Ausgang derselben hängt, wie überall, von ihrem Grade und ihrer Behandlung ab. Bei der Kur ist besonders auf die Mäßigung des entzündlichen Fiebers zu sehen; daher mache man Aderlässe von 6—8, ja 10 Pfd. Blut, reibe die Geschwulst des Halses alle 4—6 Stunden mit einem Gemisch von 2 Loth Salmiakgeist, 2 Loth Lein- und 2 Loth Terpentinöl, und umhülle sie hierauf mit einem dicken wollenen Tuche oder mit der Wollseite eines Schaffelles. Innerlich reicht man, wenn das Thier noch etwas schlingen kann, eine Latwerge von Salpeter 2 Loth, Mehl u. Honig von jedem ½ Pfund, welche mit einem Hölzchen auf den Hintergrund der Zunge gestrichen wird. Zum Gesöffe erhält das Thier lauwarmen Oelkuchen- oder Kleientrank, oder auch verschlagenes, reines, mit etwas Kochsalz vermischtes Wasser. Ist das Schlingen ganz gehindert, so macht man Einspritzungen aus 2 Loth Salzsäure, 12 Loth Honig, 6 Loth Mehl u. ½ Quart Wasser, wovon lauwarm alle halbe Stunden einige Spritzen voll in das Maul eingespritzt werden. Mit großem Nutzen zieht man auch zu beiden Seiten des Halses Haarseile und setzt eröffnende Klystiere. Das Thier muß übrigens in einem recht warmen, zugfreien Stalle gehalten und mit wollenen Decken bedeckt werden. Kehrt die Gesundheit und mit ihr einige Freßlust wieder, so darf anfangs nur flüssige Nahrung oder weiches Blätterfutter gegeben werden. In jenen Fällen, wo die Geschwulst am Halse so schnell überhand nimmt, daß große Erstickungsgefahr vorhanden ist, kann der Luftröhrenschnitt den Tod abwenden. Diese Operation setzt jedoch zu große Sachkenntniß voraus, als daß sie ein Laie unternehmen sollte, und es ist dann die Hülfe eines Thierarztes unerläßlich. Beim Rindvieh ist die B. selten bösartig und heilt gewöhnlich in 6 bis 8 Tagen. Die äußerlichen Anzeichen sind dieselben wie beim Pferde: die Gegend des Kehlkopfes ist heiß, geschwollen und schmerzhaft, das Schlucken ist gehindert und die genossenen Flüssigkeiten kommen durch die Nase zurück; das Thier hält den Kopf gerade aus, hustet öfters, athmet mit Anstrengung und mit Flankenschlagen; aus dem Maule, welches sehr heiß ist, fließt

viel Speichel. Oft ist ein fremder Körper, z. B. eine Kartoffel, im Halse stecken geblieben, in welchem Falle die Thiere ungemein viel geifern und auch nicht schlucken können, doch fehlt hier die Geschwulst im Kehlkopfe. Die Kur geschieht bei gut genährten Thieren durch reichlichen Aderlaß; die Halsgeschwulst wird täglich dreimal mit einer Mischung aus Salmiakgeist, Terpentinöl und Leinöl, von jedem 3 Loth, eingerieben und der Hals mit einem Schaffelle und einem wollenen Lappen umhüllt. Innerliche Mittel sind in der Regel nicht beizubringen, weil das Thier nicht schlucken kann; deshalb spritzt oder pinselt man das Maul recht oft mit Essig, Honig und Wasser, lauwarm, aus. Der Aufenthaltsort muß so warm als möglich seyn, und das Saufwasser, wenn der Patient schlingen kann, aus warmen Brühtränken, Kleien- oder Leinkuchenwasser bestehen. Weicht die Krankheit nach 3—4 Tagen nicht, so zieht man zu beiden Seiten des Halses Haarseile. Bei den Schweinen ist die B. ebenso gefahrvoll als häufig. Der Ausbruch der Krankheit erfolgt plötzlich u. ohne Vorboten; die erkrankten Thiere sind sehr matt, ängstlich, taumeln, halten den Kopf gesenkt und schütteln öfters mit demselben, stampfen mit den Vorderfüßen und zittern am ganzen Leibe, athmen mit Anstrengung, keuchend und pfeifend, mit offenem Maule und hervorgestreckter Zunge, das Grunzen ist sehr heiser. Um den Rüssel sammelt sich eine bedeutende Hitze, die Augen werden sehr roth, die Zunge schwillt an und das Schlucken ist gänzlich unterdrückt; oft stellt sich auch Erbrechen ein. An der Kehle erhebt sich eine harte, gespannte u. heiße Geschwulst, die meist schnell zunimmt und sich den Hals entlang bis zur Brust und selbst noch weiter verbreitet, anfangs roth ist, aber, wenn der Tod herannaht, eine bläuliche, bleigraue Farbe annimmt. Die geschwollene Zunge wird dann gleichfalls bläulich, das Athmen beschwerlich, der Körper erkaltet und der Tod erfolgt durch Brand und Erstickung. In der Regel ist die B. tödtlich, und zwar schon in 24 bis 36 Stunden, selten erst nach 2 bis 3 Tagen, und rafft selten nur ein Stück aus einer Heerde, sondern, besonders bei mangelnder Vorsicht, die meisten derselben weg. Diese B. entsteht am meisten in naßkalten Sommern, in Gebirgsgegenden am häufigsten durch den Genuß von Schneewasser, aber auch bei großer Sommerhitze und besonders dann, wenn der Milzbrand unter den übrigen Hausthieren herrscht. Die fettesten Schweine erkranken gewöhnlich zuerst. Eine Kur gelingt nur, wenn die Krankheit noch keine bedeutenden Fortschritte gemacht hat, u. beginnt am besten sogleich mit einem Aderlaß, je nach der Größe des Schweines von $^{1}/_{2}$ bis $1^{1}/_{2}$ Pfund Blut. Ist Würgen oder Erbrechen da, so gibt man ein Brechmittel aus einer großen Messerspitze voll gestoßener weißer Nieswurzel mit einer Tasse voll saurer Milch ein, sodann erhält der Patient alle 2 Stunden eine Mischung aus 2 Quentchen Salmiak, 2 Quentchen Salpeter und 1 Quentchen Spießglanz, ebenfalls mit Milch u. Schrottrank. Ist das Schlingen unmöglich, so wird mit einer Mischung von einem Brei aus Mehl, Essig und Wasser wiederholt das Maul ausgespritzt. Die Geschwulst reibt man mit Terpentinöl ein oder zieht ein Haarseil von 6 bis 8 Zoll Länge, in welches man recht viele $^{1}/_{4}$ Zoll tiefe Einschnitte macht, um eine bedeutende Blutung zu bewirken. Hierbei ist jedoch dem Operateur anzurathen, daß er nicht mit verletzten Händen oder ohne Handschuhe oder sonstige Handbedeckung ans Werk gehe, weil Ansteckung hierbei zu den möglichsten Fällen gehört. Hinsichtlich des Getränks wird das Schwein wie beim Rankorn (s. d.) behandelt und außerdem alle halbe Stunden mit kaltem Wasser begossen. Weit sicherer als die Kur ist die Verhütung der Krankheit. Man halte die Schweine in temperirten, geräumigen und reinlichen Ställen, schwemme sie öfters in kaltem Wasser, treibe sie in großer Hitze an schattige, kühle Orte und sorge zu jeder Zeit für hinreichendes Getränk; mache zur Zeit, wo die B. schon an einigen Schweinen sich gezeigt hat, jedem sehr fetten u. kräftigen Schweine einen mäßigen Aderlaß, ziehe ihm ein Haarseil am Halse u. wende das obengenannte Brechmittel an; außerdem werfe man Kochsalz und Schwefel, von jedem einen Theelöffel voll, und für jedes Stück täglich zweimal, oder Asche von hartem Holze, alle 2 bis 3 Tage 1 bis 3 Eßlöffel voll in das Futter; scheide da, wo die Seuche ausbricht, die Kranken von den Gesunden und verscharre die Kadaver und ihre Abgänge sofort, damit nicht Hunde und Hausgeflügel durch dieselben tödtliche Ansteckung sich zuziehen. Auch bei Hunden ist die B. eine sehr gefährliche Krankheit und selbst bei schneller Hülfe nicht immer heilbar. Anzeichen: beschwerliches Athemholen, Neigung zum Erbrechen, braune und geschwollene Zunge, hervorgetretene entzündete Augen, Mangel an Appetit, geschwollener und bei der geringsten Berührung schmerzender Hals. Die B. ist allemal die Folge von Erkältung nach starker Erhitzung, indem die Hunde entweder gleich darauf sehr kalt saufen, oder bei aufgesperrtem Rachen gegen den rauhen, trockenen u. kalten Nordwind laufen. Ein Aderlaß von $^{1}/_{2}$ Pfund Blut an der Halsblutader, bei Verstopfung von Zeit zu Zeit Klystiere von lauwarmem Wasser, Kochsalz und Leinöl, vor die Brust ein reizendes Haarseil, innerlich täglich dreimal einige Eßlöffel voll Molken, oder $^{1}/_{2}$ bis ganzes Quart Salpeterwasser, dies sind auch beim Hund die probatesten Mittel; außerdem reibt man den geschwollenen Hals früh, Mittags und Abends mit flüchtiger Salbe, welche man in jeder Apotheke bekommt, ein und hält den Hals durch das Umschlagen von wollenen Lappen, überhaupt den Hund möglichst warm.

Braga (Brage, älteste Form Bragi), in der Asalehre der Sohn Odins und der Frigga (Freia), unter allen Göttern der jüngeren Edda der weiseste, beredteste und erfindungsreichste. Als Urheber der nach ihm genannten Bragur (Sprache und Dichtkunst) waren ihm Zauberrunen in die Zunge eingegraben. Im Bilde erscheint er als bejahrter Mann mit langem Barte, aber runzelloser Stirn; letzteres charakterisirt ihn am genauesten, nicht die Harfe (Telyn), mit welcher Klopstock und seine Nachfolger unnöthigerweise den Gott der Walhalla versahen. B.s Gattin, Ithun (Iduna) ist die Göttin der Unsterblichkeit und ewigen Jugend und versinnlicht dadurch

Wesen u. Wirken der Poesie, sowie der Umstand, daß er und Hermode die Geister der im Kampf gefallenen Helden in Walhalla begrüßen, ebenfalls darauf hindeutet, daß durch ihn, den Vorsteher der Skalden (daher Bragurmenen), der Helden Ruhm ewig in den Liedern fortlebte. Vgl. Braga's Becher.

Braga, gewöhnliches Getränk der Kosaken und Tataren, bierähnlich, aus Hafermehl und Hopfen oder aus gemahlener Hirse und Malz durch Gährung gewonnen, weinsäuerlich u. kühlend von Geschmack, wird oft mit Stutenmilch vermischt genossen und auch Fieberkranken gereicht. Gräter vermuthet, daß sich dieser Name von der ehemaligen Verehrung Braga's herschreibe, weil durch die Gegenden am Don u. am schwarzen Meere unsere Vorfahren mit ihrer Götterwelt heraufgewandert seyen. Vergl. Braga's Becher und Bragget.

Braga, Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts in der portugiesischen Provinz Entre Duero e Minho, auf einer Anhöhe nahe am Cavado, ist unregelmäßig gebaut, hat eine gothische Kathedrale, mehre Kirchen, Kloster und öffentliche, mit Springbrunnen gezierte Plätze, einen erzbischöfl. Palast. Sie ist Hauptstadt der Provinz, Sitz eines Erzbischofs, der zugleich Primas von Portugal und, wie er behauptet, auch von Spanien ist, hat ein Seminar, ein Kollegium und 20,000 Einwohner, die sich mit Wachsbleichen, Talg- u. Wachslichtergießen beschäftigen u. Feuergewehre, Messerschmiedsarbeiten, Nägel, Leinwand, Hüte, Stickereien fertigen und Viehhandel treiben. Die Stadt hieß zur Zeit der Römer Bracara Augusta, und noch mancherlei Alterthümer, z. B. die Ruinen eines Tempels, eines Amphitheaters und einer Wasserleitung, erinnern an dieselbe. Unweit der Stadt liegt auf einem Hügel das berühmte Kloster Sanctuario do bon Jesus do Monte. Unter den Sueven ward B. Hauptstadt ihres Reichs und auf dem Koncil zu Bracara schworen die Sueven sammt ihrem König die arianischen Ketzereien ab und nahmen die Lehren der katholischen Kirche an. Nach dem Untergange der suevischen und westgothischen Herrschaft gerieth B. in die Hände der Araber, denen es 1040 durch Kastilien wieder entrissen wurde, worauf es später an die Krone Portugal kam.

Bragadino, Marco Antonio, venetianischer Held, 1525 geboren, Nobile und Senator, 1570 Gouverneur der festen Seestadt Famagusta auf Cypern, als Selim II. seine Kriegsmassen unter Mustapha zur Eroberung der Insel aussandte. Nach heldenmüthigem Widerstande und nachdem an 80,000 Türken vor der Stadt das Leben verloren hatten, aber in der Stadt nur noch wenige Hunderte streitfähig und aller Vorrath (man hatte schon Hunde und Katzen geschlachtet) aufgezehrt war, sandte B. Abgeordnete an Mustapha, welche gegen Uebergabe der Stadt den freien Abzug der Besatzung nach Kandia bedungen. Der Vertrag ward abgeschlossen; als aber B. mit seinem Unterbefehlshaber Baglioni und ungefähr 200 Soldaten ins Türkenlager kam, um die Uebergabe zu vollziehen, wurden sie zwar von Mustapha freundlich empfangen und bewirthet, dann aber, unter der Anschuldigung, sie hätten türkische Gefangene getödtet, Alle, B. ausgenommen, niedergemetzelt. B. selbst ward mit abgeschnittener Nase und Ohren, gefesselt an den Füßen, in einen Kerker geworfen, mußte dann unter Mißhandlungen an der Ausbesserung der Festungswerke arbeiten und wurde endlich an die Spitze eines Mastbaums gebunden, auf den Markt von Famagusta geführt, hier an den Füßen aufgehängt und lebendig geschunden (am 18. August 1571). Um seinen Triumph zu vollenden, befahl Mustapha, B.'s Haut zu bereiten und mit Heu auszustopfen. Die Haut wurde später aus dem Zeughause von Konstantinopel gekauft und 1596 von B.'s Söhnen in der St. Johannes- u. Pauluskirche bestattet. Züchtigung für diese Greuel aber ward den Türken bald nachher durch die Schlacht bei Lepanto.

Braganza, 1) Stadt im gleichnamigen Distrikt der portugiesischen Provinz Tras os Montes, am Fervenza, Hauptstadt der Provinz, in einer Ebene, mit altem Kastell, mehren Kirchen und Klöstern und 3000 Einwohnern. B. ist der Stammort der regierenden Dynastien in Portugal und Brasilien, Nachkommen der Herzöge von Braganza — 2) Stadt in der brasilianischen Provinz San Paulo, nordöstlich von Tibaya, hat mit dem dazu gehörigen Kirchspiel gegen 10,000 Einwohner, die Getreide-, Mais- u. Gemüsebau u. Schweinezucht treiben.

Braganza, Stammname der in Portugal und Brasilien regierenden Dynastie. Das Haus leitet seinen Namen von der Stadt Braganza her u. seine Entstehung von Alfons I., Herzog von Braganza († 1461), einem natürlichen Sohne Johanns, des ersten portugiesischen Königs vom unächtburgundischen Stamme. Der herrschenden Familie nahe verwandt und dazu im Besitze großer Reichthümer (man berechnete im 15. Jahrhundert die jährlichen Einkünfte derselben zu 160,000 Dukaten), stieg es zu solchem Ansehn empor, daß es beim Absterben des unächtburgundischen Stammes (1580) die Krone ansprach. Spanien machte jedoch mit Waffengewalt sein Erbrecht geltend, Philipp II. riß den erledigten Thron an sich und nöthigte das Haus B., sich ihm zu unterwerfen. Nachdem Portugal 60 Jahre lang (1580—1640) die spanische Herrschaft, bei welcher es nicht bloß seine Selbstständigkeit, sondern auch seine besten Hülfsquellen, den Welthandel und viele Kolonien einbüßte, ertragen, vereinigten sich der portugiesische Klerus und Adel, ihr Vaterland von den Spaniern zu befreien und den Herzog Johann von B., einen Sprößling des vorigen Königshauses, auf den Thron zu erheben. Am 1. December 1640 kam dieser Plan zur Ausführung; die Verschwornen bemächtigten sich des königlichen Palastes zu Lissabon, vertrieben die spanische Statthalterin, Margarethe von Mantua, und riefen den Herzog von B. unter dem Namen Johann IV. zum König von Portugal aus. Aber das Haus B. erfüllte die gehegten Erwartungen schlecht; es blieb hinter der vorigen Dynastie weit zurück u. keiner ihrer Könige glänzte durch Kraft und Weisheit. Schon Johann IV. (1640—1656) zeigte sich zwar gutmüthig u. lenksam, aber nicht als kräftiger Regent. Sein ältester Sohn Alfons VI. (1656—1667), geistig und körperlich

schwach, wurde auf Betrieb seiner herrschsüchtigen und wollüstigen Gemahlin Maria Franciska als wahnsinnig erklärt, abgesetzt (1667) und bis an seinen Tod (1683) gefangen gehalten. An seine Stelle kam sein Bruder Peter (1667—1706) nicht nur als König, sondern auch als Gemahl der Maria Franciska. Johann V., sein Sohn und Nachfolger (1706—1750), war in der Hand der Jesuiten und Roms, errichtete ein Patriarchat zu Lissabon, erbaute das Kloster Mafra und erhielt vom Papste den Titel Rex Fidelissimus; aber Land- und Seemacht, Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel geriethen unter ihm in Verfall und in den letzten 8 Jahren seines Lebens war er so schwach, daß sein Beichtvater, Kaspar von Aveiro, statt seiner regierte. Auch sein Sohn und Nachfolger, Joseph I. (1750—1777), war ein schwacher Regent; doch das Glück führte ihm in Pombal einen großen Minister zu, der voll Thatkraft u. mit dem besten Willen, aber auch ungestüm, Portugal wieder zu heben suchte. Was er Gutes geschaffen hatte, ging zu Grunde unter Josephs Tochter, Maria Franciska (1777—1792), die ihren Oheim und Gemahl Peter zum Mitregenten ernannte. Sie selbst gerieth nach dessen Tode (1786) in Geistesverwirrung, weshalb ihr Sohn, Johann VI. (geboren 1767), die Regierung übernahm. Als Napoleon, vereinigt mit Spanien zur Theilung Portugals, im Moniteur vom 15. November 1807 erklärte: „das Haus B. habe sich des Throns verlustig gemacht, weil es den Ränken Englands Gehör gegeben", und darauf den Marschall Junot mit 28.000 Mann nach Portugal ziehen ließ, flüchtete der portugiesische Hof (27. November), auf Englands Eingebung, nach Brasilien, wo er am 28. Januar 1808 zu Rio Janeiro landete. Hier blieb Johann VI. (seit seiner Mutter Tode, 20. März 1816) König, auch nach Napoleons Sturze, während in Portugal der britische General Beresford militärisch herrschte. Darüber stand zu Oporto (24. August 1820) das Volk auf, schnell verbreitete sich das Feuer durch ganz Portugal und eine neue Verfassung kam zu Stande. Nicht lange nachher (am 26. Februar 1821) erhob sich auch in Brasilien ein Aufstand, der auf Umänderung der Verfassung, besonders auf Trennung Brasiliens von Portugal hinstrebte. Unter diesen Umständen fand es der König Johann VI. gerathen, nach Portugal zurückzukehren, wo er am 4. Juli 1821 in Begleitung seines zweiten Sohnes, Dom Miguel, ankam, während der Kronprinz, Peter (geboren 1798), als Stellvertreter in Brasilien zurückgeblieben war. Dom Miguel, im Bunde mit seiner Mutter Charlotte, Schwester des spanischen Königs Ferdinand VII., intriguirte gegen die neue Verfassung und veranlaßte den König, dieselbe aufzuheben (5. Juni 1823); dann ging er damit um, seinen Vater selbst zu entthronen (im April 1824), bis England ihn zwang, sich zu unterwerfen und Portugal zu verlassen (Mai 1824). Als Johann VI. am 10. März 1826 †, und sein ältester Sohn Peter, seit 12. Oktober 1822 Kaiser von Brasilien und durch die Konstitution dieses Landes gehindert, zugleich auch König von Portugal zu seyn, den portugiesischen Thron seiner Tochter Maria da Gloria (geb. den 4. April 1819) übertragen und eine neue Verfassung für Portugal entworfen hatte, kam Dom Miguel, jetzt unterstützt von eben dem England, das vorher seine Entfernung erwirkt hatte, wieder nach Portugal (21. Febr. 1828), annullirte die von seinem Bruder gegebene Konstitution und ließ sich von seiner Faktion die Krone zusprechen (30. Juni). Doch seine durch Verfolgung und Blutgier bezeichnete Herrschaft, auf Ungerechtigkeit gegründet und auf das Henkerbeil gestützt, nahm nach 6 Jahren ein schmähliches Ende. Sein Bruder Peter, den ein neuer Aufstand in Brasilien (April 1831) nöthigte, dem brasilianischen Throne zu Gunsten seines unmündigen Sohnes Peter II. (geboren den 2. Dec. 1825) zu entsagen und nach Europa zurückzukehren, fand Beistand von Seiten Englands und Portugals, so daß es ihm gelang, sich in Oporto festzusetzen (Juli 1832) und den Usurpator Miguel aus Lissabon (24. Juli 1833), dann (im Mai 1834) aus Portugal zu vertreiben. Nach Ausstellung einer schriftlichen Erklärung, „sich fernerhin auf keine Weise in die politischen Angelegenheiten Portugals einmischen zu wollen", ließ man ihn nach Italien abziehen. Peters Tochter, Maria da Gloria, war am 23. September 1833 in Lissabon als Königin eingezogen. Unter der Vormundschaft ihres Vaters, der den Titel Herzog von B. angenommen und die von ihm erlassene Verfassung wieder hergestellt hatte, schien für Portugal eine bessere Zeit zu tagen; aber Peter starb, wahrscheinlich vergiftet. Maria da Gloria regierte nun seit 1834, vermählte sich am 26. Jan. 1835 mit dem Herzog August von Leuchtenberg (dem Sohne Eugens, vormaligen Vicekönigs von Italien) und nach dessen baldigem Tode (28. März 1835) mit dem Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg Gotha (9. April 1836). Vgl. Portugal u. Brasilien.

Braganza, 1) Konstantin, portugiesischer Staatsmann, Sohn Theodosius' I. von B., 1549 Gesandter am französischen Hofe und von 1557 bis 1561 Vicekönig in Ostindien, wo er durch kühne Kriegsthaten die Macht der Portugiesen erweiterte und mit Weisheit und Gerechtigkeit regierte. Seine bedeutendste Unternehmung war gegen den König von Jafanapatan auf Ceylon gerichtet und mit glänzendem Erfolge belohnt. Er † bald nach seiner Rückkehr in die Heimath.

2) Joao von B., Herzog von Lafoens, Krieger und Dichter, Sohn des Prinzen Miguel und Neffe des Königs Johann V., 1719 zu Lissabon geboren, war zum geistlichen Stande bestimmt, entzog sich aber der priesterlichen Weihe, verließ Portugal, durchreiste England, Frankreich, Deutschland, Dänemark, Schweden, Rußland, die Türkei, Kleinasien und Aegypten, wählte endlich den wiener Hof der Maria Theresia zum längern Aufenthaltsorte u. fand sich mit seinen trefflichen persönlichen Eigenschaften, seinem heitern Wesen so heimisch und wohl in der kaiserlichen Familie, daß er sogar den 7jährigen Krieg als Freiwilliger mitfocht. Nachdem Maria den portugiesischen Thron bestiegen, wurde er nach Lissabon zurückberufen, in seine Güter eingesetzt, zum Obergeneral der portugiesischen Armee ernannt und mit andern hohen Ehren und Würden überschüttet. Er gründete die königliche Akademie der Wissenschaften zu Lissabon und † 1806.

Braga's Becher (Bragarfull, Brage-voll), bei den alten nordischen Helden ein Trinkhorn, welches bei Leichenbegängnissen der Könige und Jarls die Nachfolger derselben, nachdem sie das Regentengelübde abgelegt hatten, ausleerten. Erst nachdem dies geschehen war, bestiegen sie gültig den erledigten Thron. Der Bragabecher ging auch in der Reihe herum, wenn überhaupt Heldengelübde gethan wurden, deren Erfüllung sich den Preis der Dichter verdiente. Bei Opfermahlen wurde das Trinkhorn geleert zum Andenken gefallener Helden.

Bragget (engl.), Art Meth, besonders in Lancashire aus Malz, Wasser, Honig und Gewürz bereitet.

Bragi, s. Braga.

Bragur, s. Braga.

Braham, John, eigentlich Abraham, berühmter englischer Tenorsänger, 1774 aus einer jüdischen Familie zu London geboren, verwaiste früh, worauf ihn der italienische Sänger Leoni zu sich nahm, um ihn im Gesang zu unterrichten. In seinem 10. Jahre trat er zuerst im königlichen Theater auf, gab später mit dem Flötisten Asche Koncerte in Bath und erntete seit 1796 auf dem Drurylanetheater und seit 1797 auf dem italienischen Theater in London großen Beifall. Nachdem er eine große Kunstreise durch Italien gemacht und 1801 auch in Hamburg aufgetreten war, debutirte er noch in demselben Jahre im Coventgardentheater in London u. sang 1806 bis 1816 im königl. Theater, an welchem er auch später von Neuem engagirt ward. Von seinem Vermögen baute er ein großes Theater in London, in welchem mehrmals die nach England berufenen deutschen Operngesellschaften auftraten. Er verlor jedoch sein Vermögen, so daß er noch in hohem Alter in Koncerten und auf der Bühne auftreten mußte. In den Jahren 1841—1843 reiste er mit seinen beiden, von ihm selbst zu Sängern herangebildeten Söhnen, Hamilton (Baß) und George (Tenor), durch ganz Großbritannien. Der älteste dieser Söhne studirte später zu Leipzig, der andere zu Mailand, von wo er 1851 nach England zurückkehrte. B.s treffliche Stimme, welche fast 17 Töne umfaßte, seine Meisterschaft im Ausdruck u. Vortrage, der nur hie und da durch zu gesuchte Verzierungen das Maß des Edlen verließ, sein gutes Spiel und endlich auch sein Talent als Komponist erhoben ihn über alle seine Zeitgenossen in seinem Fache. B. † den 17. Febr. 1856. Von seinen Kompositionen verdienen die Singspiele „The cabinet", „Family quarrels", „False alarms" und „The devil's bridge" Erwähnung. Viele seiner Lieder sind Volkslieder geworden.

Brahaspadi (Barassuadi, Brisput, Brihaspati, auch Vyasha, Vjosa), indischer Name des Planeten Jupiter, der als Schutzgott der Gelehrten verehrt wurde.

Brahe, uraltes, freiherrliches und gräfliches Geschlecht, das seinen Ursprung von Mohammer, einem Anverwandten des Königs Swerkor des Aelteren, nach Andern sogar von Karl dem Großen herleitet und dessen Stammhaus, Brahehus, noch bei Grema am Wettersee in Ruinen steht. Dasselbe ist noch in Dänemark und Schweden heimisch und hat beiden Ländern eine Reihe merkwürdiger Männer und Frauen gegeben, die durch Kenntnisse, Einsicht, Tapferkeit für Staat und Wissenschaft heilsam wirkten. Wir nennen nur:

1) Brigitte B., Heilige, s. Brigitte.

2) Tycho de B., einer der berühmtesten Astronomen, war zu Kundstrup, einem Dorfe bei Lund in Schonen, am 14. December 1546 geboren und erhielt seine Bildung, unterstützt von seinem Oheim, Jürgen B., auf den Universitäten zu Kopenhagen (seit 1559) und Leipzig (seit 1562). Nach dem Willen seiner Verwandten sollte er Jura studiren; seine Neigung führte ihn jedoch zur Astronomie, für die er jede Freistunde, ja ganze Nächte verwendete. Im Jahre 1568 ging er nach Dänemark zurück und widmete sich, von seinem mütterlichen Oheim, Steen Bilde, unterstützt, ganz der Sternkunde, in deren Studium er hinfort die Aufgabe seines Lebens erkannte. Auf eigene Kosten baute er sich eine Sternwarte und fing 1574 an, astronomische Vorlesungen zu halten. Seine Verwandten waren mit ihm unzufrieden, weil ihren Begriffen nach das Studium, dem er sich gewidmet hatte, für einen Freiherrn unanständig erschien; noch mehr, als er sich 1573 mit der Tochter eines Bauern aus seinem Geburtsorte verheirathete. Aber der König von Dänemark, Friedrich II., erkannte Tycho's Werth und unterstützte ihn mit königlicher Freigebigkeit. Von ihm erhielt er 1576 nicht nur einen Jahrgehalt von 2000 Rthlrn., sondern auch die kleine Insel Huen am Sunde zu Lehen und die Summen, um daselbst das Schloß Uranienburg mit einer Sternwarte und die Sternenburg zum Wohnort für seine Schüler zu erbauen. Auf diesem Schlosse, das, mit allen astronomischen Apparaten reichlich ausgestattet, eine Pflanzschule der Astronomie für ganz Europa war, lebte B. 21 Jahre lang in den glücklichsten Verhältnissen, voll rastlosem Eifer für seine Wissenschaft, geehrt von Fürsten und Gelehrten und umgeben von Schülern, die er zum Fortbau der Wissenschaft heranbildete. Doch mit Friedrichs II. Tode (1588) verlor er seine Stütze. Seine Feinde, unter denen der Reichsrath Walchendorf als der vorzüglichste genannt wird, verdächtigten ihn bei dem neuen unselbstständigen und verstandesarmen König, Christian IV., verschrieen Tycho's wissenschaftliche Beschäftigungen als staatsgefährlich und bewirkten, daß die Unterstützungen, die er bis daher genossen hatte, ihm entzogen wurden. Er verließ hierauf Dänemark (1597) u. begab sich erst nach Holstein, dann nach Mecklenburg und folgte 1599 einem Rufe des Kaisers Rudolf II. nach Prag, wurde von demselben ehrenvoll empfangen u. außer einem ansehnlichen Jahresgehalt mit einem Schlosse beschenkt. Doch zog er es vor, seine Wohnung u. Werkstatt in Prag selbst aufzuschlagen, wo er von dem berühmten Kepler, seinem großen Nachfolger, bei seinen Arbeiten unterstützt wurde. B. † schon am 24. Okt. 1601 an den Folgen einer Harnverhaltung, zu der er sich bei irgend einem gräflichen Gastmahl verleiten ließ. Seinen Ruhm verdankt er nicht seinen eklektischen oder ptolemäisch-kopernikanischen Ansichten vom Weltgebäude, sondern seinen astronomischen Beobachtungen, seiner Verbesserung der astronomischen Instrumente, den Entdeckungen, die er

am Sternenhimmel machte, und der Fortbildung der Astronomie, die durch ihn angeregt wurde. Möglich ist, daß B. theils aus höfischer Nachgiebigkeit gegen übelbegründete Autoritäten u. Vorurtheile (deren übertriebene Berücksichtigung in gesellschaftlichen Verhältnissen er mit dem Leben gebüßt hat), theils aus Eitelkeit die ihm zugängliche bessere Einsicht geopfert und nur deshalb die mit den durch Erfahrung und Spekulation ausgemittelten Gesetzen der Physik unverträgliche Unbeweglichkeit der Erde vertheidigt habe. Das übrigens mit außerordentlichem Scharfsinn erdachte brahe'sche Planetensystem führt nämlich die Erde in den Mittelpunkt der Welt zurück. Sie wird von Merkur, Venus und Mond umkreist, während alle übrigen Planeten nicht unmittelbar um die Erde, sondern erst mittelbar um die Sonne laufen u. von dieser u. ihrer Umwälzungssphäre mit um die Erde gezogen werden. Seine bedeutendsten Schriften sind: „Astronomiae instauratae progymnasmata" (Uranienburg 1587—89, 2 Bde., Prag 1602, 1611, Frankfurt a. M. 1610); „Opera astronomica" (1648); „Astronomiae instauratae mechanica" (Uranienburg 1598, Nürnb. 1602); „Epistolae astronomicae" (Uranienburg 1566, Frankfurt 1610); „Historia coelestis" (herausgegeben von L. Barrett, Augsburg 1666); „De mundi aetherici recentioribus phaenomenis" (Uranienburg 1588). Sein Leben beschrieben Gassendi (deutsch, Leipzig und Kopenhagen 1756), Helfrecht (Hof 1798) u. Pedersen (Kopenh. 1838).

3) Ebba, Gräfin von B., geb. 1596, Tochter des schwedischen Reichsdrosten Magnus B., Gustav Adolfs Jugendgeliebte, an die er Briefe u. Lieder richtete, von denen sich noch einige Ueberreste erhalten haben. Er wollte sich, als er zur Regierung gekommen war (1611), mit ihr vermählen; seine Mutter, Christine von Schleswig-Holstein, stützte sich aber auf das, seit Johannes II. bestehende Gesetz, daß kein König von Schweden die Tochter eines Unterthanen heirathen sollte, u. bestand darauf, daß ihr Sohn seine Vermählung noch auf einige Jahre verschiebe, womit sie den Zweck erreichte, die Liebenden zu trennen. Gustav Adolf wurde bald nach dem Anfang seiner Regierung so in Geschäfte und neue Verbindungen verwickelt, daß er seine Jugendliebe vergaß und sich 1620 mit der brandenburgischen Prinzessin Marie Eleonore vermählte; Ebba aber wurde auf Betrieb der Königin Christine 1618 Gemahlin des schwedischen Feldherrn Jakob de la Gardie. Sie † 1654. Ihr Verhältniß zu Gustav Adolf hat König Gustav III. dramatisch behandelt.

4) Pehr, verdienter schwedischer Staatsmann, 1602 geboren, studirte in Upsala, Gießen, Bonn, Straßburg, Padua hauptsächlich Sprachen, Rechtswissenschaft, Mathematik, Geschichte und Politik, machte Reisen durch Deutschland, England, Holland, Frankreich und Italien und trat dann in schwedische Staatsdienste. Schon Gustav Adolf schenkte ihm sein Vertrauen und Christine würde B. mit der Herzogswürde bekleidet haben, wenn B. nicht dieser Gunstbezeugung widerstanden hätte. Gleichen Widerstand erfuhr Christine 1654, als sie dem Thron entsagte. Als B. vergeblich alle Kraft der männlichsten Beredsamkeit gegen den Entschluß der Königin aufgewendet hatte, weigerte er sich bei der Feierlichkeit der Kronabgebung geradezu, der Königin, wie das königl. Programm verlangte, die Krone vom Haupt zu nehmen, u. erst nachdem Christine sich diesen Dienst selbst geleistet, empfing er die Krone aus ihren Händen. Unter den nachfolgenden Königen war seine Thätigkeit zunächst der schwedischen Kriegsmacht, deren Oberbefehlshaber er seit 1657 im Kriege gegen Dänemark war, dann aber wieder, nachdem er schon früher als Generalgouverneur Finnland, Oesterbotten und Aland in blühenden Zustand gebracht hatte, der Verbesserung der Verwaltung, des Kirchen- und Schulwesens, des Bergbaues, Handels und des Seewesens gewidmet. Seine eignen bedeutenden Besitzungen, mehr aber seine Stellung (er war auch Reichsdrost und 2mal Mitglied vormundschaftlicher Reichsregierungen) und der geistig hohe Standpunkt, von welchem aus er wirkte, gaben seinen meisten Vorschlägen Gewicht und Nachdruck. B. gründete die ehemalige Universität zu Abo, die Stadt Brahegremen, das Gymnasium zu Wisingsöe u. unzählige Elementarschulen durchs ganze Reich; auch hat er den ersten Grund zu einem neuen Gesetzbuch für Schweden gelegt. Sein großer Zeitgenosse Axel Oxenstjerna ehrte B.'s großartige Denk- u. Handlungsweise, wenn auch in Einzelheiten die Ansichten beider Männer oft divergirten. B. †, vom Volk beweint, am 12. Sept. 1680 auf seinen Gütern.

5) Erich, Graf von B., Oberst der schwedischen Leibgarde, war 1722 in Stockholm geb. und hatte zu Upsala die Rechte studirt. Er stand mit Horn 1755 an der Spitze einer Verschwörung und wurde auf Befehl der Reichsstände enthauptet.

6) Magnus, Graf von B., schwedischer Oberhofstallmeister, Kanzler, Reichsmarschall, Chef des königl. Hofes, Generallieutenant, Chef des Generalstabs, Generaladjutant der schwedischen Armeen, Mitglied des Staatsraths, war 1790 geb., nahm als Freund des Königs Karl XIV. Johann entschiedenen Theil an den wichtigsten Staatsgeschäften und war beständig in der nächsten Umgebung des Monarchen. Er † den 16. Sept. 1844.

Brahilow, Stadt, s. Bratla.

Brahma, in der Sanskritsprache Bezeichnung des höchsten Wesens, bedeutet ursprünglich das Gebet und im Allgemeinen jede heilige Handlung, durch die der Mensch sich die Gottheit geneigt zu machen sucht. Persönlich gefaßt ist Brahmâ (in der Maskulinform) diejenige Gottheit der Inder, die mit Wischnu und Siwa die Trias der höchsten Gottheiten bildet, der Schöpfer der Welt, welcher das Menschengeschlecht ins Daseyn rief u. die heiligen Schriften der Weda's und die Gesetze des Manu bekannt machte, u. wird abgebildet auf einem Schwane ruhend und mit vierfachem Antlitz, mit welchem er nach allen Weltgegenden schaut. Brahmâ war kein Gegenstand öffentlicher Verehrung; seinem Kultus waren keine Tempel geweiht. Später wurde Brahmă (in der Neutralform) zur Bezeichnung der göttlichen Substanz überhaupt ohne alle Beimischung von Personifikation gebraucht u. ist daher nur Gegenstand der frommen, andächtigen Betrachtung. Das darauf gegründete indische Religionssystem heißt Brahmaismus. Vgl. Indische Religion.

Brahmanen (im Indischen Brâhmene, d. i. Söhne des Brahmâ, nach französischer Schreibweise auch Braminen), im weitesten Sinne die Abkömmlinge u. Verehrer des Brahma, im engern Sinne der oberste Stand oder die Kaste der Priester des Brahma, in Indien die Lehrer des Volks, Rathgeber der Könige, Handhaber der Gesetze, Aerzte der Kranken, Inhaber aller höhern Wissenschaft, denen gesetzlich obliegt, die Religion zu bewahren, die Weda's eifrigst zu lesen und zu erklären und die Opferceremonien zu verrichten. Nachdem der junge Brahmane durch die feierliche Anlegung einer Schnur als wirkliches Mitglied seiner Kaste aufgenommen worden, beginnt er das Studium der heiligen Bücher und wird Brahmatschâri. Ist er in die Jahre der Reife getreten, so ist er verpflichtet zu heirathen u. als Grihastha einen Hausstand zu gründen. Hat er einen Sohn erzeugt und diesen für den heiligen Beruf gebildet, so soll er als Vanaprastha sich in die Einsamkeit der Wälder zurückziehen, bis er als Sannyasi rein und geläutert in den Schooß der Gottheit kommt. Etwa ein Viertel der ganzen Kaste sind Priester, unter denen es wiederum verschiedene Grade gibt; die übrigen der Kaste sind in weltlichen Aemtern; alle aber haben das Privilegium, daß Niemand sie mit Todesstrafe oder einer Steuer belegen, ihre Güter einziehen oder ihnen verwehren darf, milde Gaben anzusprechen, wenn sie verarmen. Ihr Stand macht gleichsam das Haupt des ganzen Staatskörpers aus, ist heilig und unverletzlich; eine Beleidigung gegen sie ist ohne Sühne. „Den Brahmanen auch nur mit einem Grashalme schlagen, würde die Verdammniß der Hölle nach sich ziehen.“ Dagegen kann den Priester, auch bei dem größten Verbrechen, nur Geldstrafe, höchstens Verbannung treffen.

Brahmapatnam, die auf dem Gipfel des Berges Meru gelegene Stadt des Brahma, von wo aus die 4 Weltströme Sabalam, Sadasson, Patram u. Alaguey durch 4 gewaltige Thore rauschen sollen.

Brahmaputra (Burampooter, Sohn des Brahma), einer der Hauptströme Asiens, dessen Ursprung und Lauf lange Zeit ein geographisches Räthsel war, das auch jetzt noch nicht vollständig gelöst ist. Wahrscheinlich ist er in seinem obern Laufe identisch mit dem tübetanischen Dsang-bo-tsiu, dessen Quellen im Norden des Himalaya, im Osten des Manasasee's unweit von denen des Indus liegen. Er begleitet die Nordabdachung des Himalaya in der Richtung von West nach Ost 200 Meilen lang, durchschneidet dann in seinem mittlern Lauf Assam von Ost nach West in einer Ausdehnung von 75 Meilen als eigentlicher B., als Lohitiya, d. i. rother Strom, Bori-Lohit, d. i. alter Strom, oder oberer Assamstrom, und durchfließt in seinem unteren, 50 Meilen langen Laufe als Megnastrom das bengalische Tiefland von Norden nach Süden, um im Delta des Ganges und durch Arme mit diesem Strome sich verbindend in den bengallischen Meerbusen zu münden. Seine Hauptquellströme, der Dihong, Dibong und Lohit, vereinigen sich 2 Meilen unterhalb Sodiyia unter 27° 50′ nördl. Br. und 90° 30′ östl. L. zum B. Der erste dieser Quellströme, der Dibong, wurde von Burlton innerhalb der Himalayakette bis zu 28° 15′ nördl. Br. und 95° 10′ östl. L. v. Gr. verfolgt u. ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Fortsetzung des großen Dsang-bo-tsiu in Hochtübet. Der Dibong war da, wo ihn die Reisenden verließen, 300′ breit; wahrscheinlich streckt er seine Arme vielfach in des Himalaya gletscherreiche Hochthäler und Schluchten, denn seine Wassermasse war, im Verhältniß zu seiner Breite, außerordentlich groß. Sein Ursprung liegt unter 20° 10′ nördl. Br. u. 97° östl. L. im unwegsamsten Hochalpengebirge. Der Lohit hat 2 Hauptarme, Taluka und Taluting, und wird von den Priestern für den heiligsten gehalten. Er entspringt im Hochgebirge Tübets, unter 29° nördl. Br. und 98° östl. L. und vereinigt sich bald mit dem aus Osten kommenden Taluting. Nachdem er im Land der Mismis links den Ghulum-Ti und Lat-Ti aufgenommen und weiterhin die hohe Langtankette durchbrochen, erhält er erst den Namen B. Er verliert sich in seinem Laufe eine Strecke unter einem Vorsprunge des Gebirgs, und da, wo er wieder hervorkommt, sowie weiter abwärts, wo er sich im Felskessel Brahmakand sammelt, sind Wallfahrtstempel, wohin die Bevölkerungen Indiens jährlich zu Zehntausenden pilgern und heiligende Waschungen verrichten. Ueber dem Brahmakand steigt in unermeßlichen Felsklippen der Deo-Bori, d. i. Wohnung der Gottheit, auf, und südlich erhebt sich der Dupha-Brun der Langtanberge bis zur Höhe von 13,643 Fuß. Westwärts wird das Thal offen; der Strom spaltet sich noch vor Sodiyia, die Sukato-Aue umfließend, in den nördlichen Bori-Lohit u. den südlichen, schwer zu beschiffenden Sukato. Hierauf betritt der B. Assam und nimmt noch oberhalb Sodiyia den Tenya-Pani und den Noh-Dihing u. auf der rechten Seite den Kundil-Pani auf. Unterhalb derselben vereinigt sich mit dem westlichen Quellstrome der Dihong, der mittlere Quellarm des Dibong. Auf seinem Laufe durch Assam nimmt der B. im Ganzen an 60 Nebenflüsse auf. Oft fließt er hier so breit, daß er einem langen, wogenden See gleicht, u., ähnlich unserm Rhein in seinem obern Lauf, schließt er eine unzählige Menge Inseln ein. Bei Rungpore tritt der B. in Bengalen ein, wo er dann einen Haken nach Südwest macht. Wie der Ganges als weibliche Gottheit verehrt wird, so der B. als männliche.

Brahmarschi, das Land der alten Brahmanen, die Wiege des Brahmaismus, umfaßte die Distrikte an den Ufern der Jamuna bis an den oberen Ganges, als Kurukschetra, Matsya, Kanyakubja, Matura und Surasena.

Brahmen (Rischis), diejenigen 10 mächtigen Wesen, welche Brahma beim Schöpfungsakte als Ausfluß seiner Macht und Heiligkeit ins Daseyn rief. Sie werden als untergeordnete Wohlthäter des Menschengeschlechts und als Schöpfer der Götter, Menschen und Thiere betrachtet. Ihre Namen sind: Angiras, Atri, Kratu, Bhrigu, Dakscha, Maritschi, Narada, Pulaha, Pulasiya, Vasischtha.

Brahmi, Bezeichnung der Saraswati, Tochter und Gattin Brahma's.

Brahmunabad, ehemalige Stadt in Indien, die im 6. u. 7. Jahrhundert sehr volkreich, aber

wohlbefestigt gewesen und im 8. Jahrhundert durch ein Erdbeben zerstört worden seyn soll. Die Mauern, welche die Stadt umgeben, und einige der Bastionen sind noch jetzt deutlich zu erkennen. An der östlichen Seite bemerkt man das trockene Bett eines Flusses, in dem sonst der Indus geströmt haben soll.

Brahn (Brahooik, Brahove), großes Gebirg in Beludschistan, zieht sich als Ausläufer des Sabamangebirges von Afghanistan herüber, läuft erst nach Südost und steigt dann in gerader südlicher Richtung bis zum Kap Mowari (Mouza) herab, wo es mit dem Meere zusammentrifft. Seine höchsten, 10—12,000 Fuß erreichenden Spitzen erheben sich in der Provinz Cutch bei Gundawar.

Braila (Brahilow, Brailow, türk. Ibrahil), Stadt und Festung mit zerstörtem Schlosse und Flußhafen in der Walachei, an dem linken Ufer der Donau, an der Einmündung des Sereth in die Donau, welche sich hier in 6 Arme theilt, die ein zwischen den Russen und Türken neutrales Land umfassen. B. hat 18,000 Einwohner und ist gewissermaßen der Hafen der Walachei und der Ort, von welchem die meisten Verschiffungen ihrer Produkte gemacht werden. Die Stadt, welche in den Türkenkriegen verwüstet wurde, ist seitdem, meist von den Trümmern der Veste, hübsch und regelmäßig wieder aufgebaut, und der Handel macht sie lebhaft u. wohlhabend. Man versendet von hier jährlich an 500,000 Tschetwert Getreide und 70—80,000 Pud Talg in 300 bis 400 Schiffen. Der Verkehr ist größtentheils in den Händen griechischer Häuser.

Brainard, John G. C., amerikanischer Dichter, geboren am 21. Oktober 1796 zu New-London, bereitete sich unter der Leitung seines ältesten Bruders für den Besuch der Universität vor und bezog in seinem 15. Jahre schon ein College. Nach Beendigung seiner Universitätszeit u. nachdem er die Zulassung zu den Gerichtsschranken sich erworben, ging er nach Middletown, um daselbst zu prakticiren. Sein Erfolg war ein geringerer, als er erwartet hatte, vielleicht in Folge seiner zu großen Bescheidenheit oder seiner Trägheit und geselligen Neigung. Gedrückt von den Plackereien und Förmlichkeiten seines Berufes, gab er 1822 seine Stellung auf und übernahm die Redaktion des „Connecticutspiegels" einer Zeitung für Politik und Literatur, die in Hartford erschien. Statt Artikel von ernstem, schlagendem Inhalt gab er aber bald schön wissenschaftliche und humoristische Aufsätze und Verse, so daß die Zeitschrift in der Poesie und Kritik bald eine hohe Stelle einnahm, während sie es in politischer Beziehung kaum zur Mittelmäßigkeit brachte. Eine Sammlung seiner in dem „Spiegel" zerstreuten Gedichte (1825) wurde vom Publikum sehr günstig aufgenommen. Seiner Gesundheit wegen mußte er die Redaktion des „Spiegels" aufgeben. Er † den 26. September 1828. Obgleich seine Gedichte die Zeichen der Hast und Flüchtigkeit tragen, sind sie doch alle schön. Seine Sprache ist rein und edel, seine Diktion frei und voll Wohlklang, seine Gefühle sind alle natürlich und wahr.

Brainerd, Hauptort der Grafschaft Hamilton im nordamerikan. Staat Tennessee, an der Mündung des Chickamaugah in den Tennessee, protestantischer Hauptmissionsort zur Bekehrung der Cherokesen.

Brake, Marktflecken in dem oldenburgischen Kreise Ovelgönne, an der Weser, in dem sogenannten Budjadingerlande, mit 1400 Einw., welche bedeutenden Handel u. Schifffahrt treiben. B. ist durch seine Rhede, welche gegen 50 Schiffe faßt, besonders für den Handel von Bremen wichtig.

Brakel, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, an der Nethe, mit Land- u. Stadtgericht, Postexpedition, 2 katholischen Kirchen u. einem Kapuzinerkloster, welches aber zum Aussterben bestimmt ist. Die 3000 Einw. beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau, Viehzucht, Brauerei u. Brennerei. B., einst zur Hansa gehörig u. angesehen, kam 1408 an das Stift Paderborn u. mit diesem an Preußen. Der 30jährige Krieg hat die im raschen Aufblühen begriffen gewesene Stadt verödet, und was aus dieser Schreckenszeit übrig geblieben war, wurde 1673 ein Raub der Franzosen. In der Nähe quillt ein Mineralbrunnen.

Brakel, Jan von, holländischer Seeheld, 1618 geboren, trat 22 Jahre alt in den Seedienst und zeichnete sich durch seine Unerschrockenheit im Kriege gegen die Engländer aus. Nach den ersten Schlachten von 1666 erhielt er das Kommando über ein Kriegsschiff, war bei dem berühmten Angriff auf die englische Marine bei Chatam und vollendete dadurch, daß er die von den Engländern über die Themse gezogene Kette sprengte, während er zugleich eine Fregatte eroberte, die Niederlage des Feindes. Im Jahre 1672 segelte er den vereinigten Engländern und Franzosen gegenüber, mit einem Kugelregen überschüttet, geraden Laufs auf Montaigu's Admiralschiff los und nahm es. Als 1690 der neue Krieg gegen Frankreich ausbrach, verlor er in der ersten unglücklichen Schlacht der vereinigten holländisch-englischen Flotte das Leben.

Brakenburg, Regner, trefflicher holländischer Genremaler, 1650 zu Harlem geboren, Schüler H. Mompers und B. Scheyndels, Nachahmer Ostade's und Brouwers, stellte die Lust u. Freuden des Bürger- und Bauernlebens mit frischem und zugleich sorgfältigem Pinsel dar. Er arbeitete lange in Friesland und † 1702 zu Harlem.

Brakteaten, Blech-, Hohl-, Schlüsselmünzen, Struffen, Blätterlinge, Pfännige, in Norddeutschland Okelpennige oder Winekenogen genannt, altdeutsche Münzen von dünnem Gold-, Silber- oder Kupferblech und meist nur auf einer Seite mit einer Figur von roher Zeichnung beprägt, die dann auf der andern vertieft erscheint. Die Größe derselben ist sehr verschieden. Die größten und zugleich ältesten erreichen den Umfang eines Guldens, die kleinsten nur die Größe einer Erbse. Gold- und Kupferbrakteaten werden selten, silberne dagegen in allen Ländern germanischer Bevölkerung und Ansiedlung häufig gefunden. Doppelte B. nennt man diejenigen, welche größer als die gewöhnlichen und auf 2 Seiten so geprägt sind, daß die vom ersten Stempel frei gelassenen Stellen auf der andern Seite Figuren eingedruckt erhalten. Die geschichtliche

Annahme, daß sie zuerst unter Kaiser Otto I. in jener Zeit geprägt worden, wo die Silberbergwerke des Harzes ihre Reichthümer schütteten, wird durch die Thatsache widerlegt, daß sie schon mit viel älteren Gegenständen, deren Zeit auf die der römischen Kaiser hinweist, zusammengefunden wurden. Hinsichtlich der Form scheint man sich an die byzantinischen Goldmünzen jener Zeit, die an Dicke verloren, aber an Breite zunahmen, gehalten zu haben; nach Anderer Meinung hat man diese Form gewählt, um Verfälschungen vorzubeugen und durch öfteres Umschlagen der sehr zerbrechlichen Stücke den Prägschatz oft in Anspruch zu nehmen. Die Hauptursache mag wohl daran gelegen haben, daß die alten Deutschen die Kunst nicht verstanden, Münzen gehörig zu prägen. Ihre Verfertigung geschah auf sehr einfache Weise: man legte die Blechstücken auf eine Unterlage von Blech oder Filz und schlug mit dem Hammer auf den metallenen, oft nur hartholznen Stempel. Daher die undeutliche Kontur der meisten Figuren. Nur diejenigen, welche ihr Gepräge noch jetzt in scharfen Umrissen zeigen, sind wahrscheinlich auf einer metallenen Unterlage mit Stahlpunzen getrieben worden. Was ihren Zweck angeht, so sind sie gewiß nicht als Erzeugnisse der Kunst anzusehen, sondern sie waren eine Handelsmünze, die beim Verkehr als Ausgleichungsmittel diente. Da auf ihnen kein bestimmter Werth angegeben war, so wurden sie zugewogen. Ihrer Zerbrechlichkeit wegen trug man sie in ledernen Taschen. Daher die Werth- und Münzbenennungen: Pfund Heller, Pfund Sterling, Livre, Mark, Beutel ꝛc. Als die Masse des edlen Metalls und zugleich der Handel zunahmen, wurden die B. nach und nach von den schwereren platten Münzen verdrängt. Für die Geschichte verschiedener Völker sind sie ein Wegweiser, so daß noch jetzt jeder neue Fund dem Forscher Studienstoff bietet. Freilich werden die Forschungen manchmal dadurch erschwert, daß betrügerische Gewinnsucht eine Menge falsche B. fabricirte und mit einer verwirrenden Masse von Geprägen ausgestattet in die Sammlungen brachte. Vgl. Meder, Versuch über die B., Prag 1808.

Brakteen (bractea), Deckblätter, Nebenblätter, s. Pflanze.

Bramah, Joseph, berühmter englischer Mechaniker, Erfinder der nach ihm benannten hydraulischen Pressen, wurde 1749 zu Stainborough in Yorkshire geboren. Er hatte seine erste Jugend, ohne Bildung zu empfangen, hinter dem Pflug verlebt, wurde dann Zimmermannslehrling, nachher Kunsttischler, bis er endlich seinen Scharfsinn und seine technische Fertigkeit dem hydrostatischen Maschinenwesen widmete. Seine Erfindungen erwarben ihm bald bei vielen öffentlichen Unternehmungen Unentbehrlichkeit, und seine Bauten wie seine Schriften sind noch jetzt Gegenstände wissenschaftlichen Studiums. B. †, ein Opfer seiner übertriebenen Arbeitsamkeit, 1814. Aufsehen erregte sein „Letter on the Subject of the Cause of Boulton and Watt against Hornblower and Maberly, for an Infringement of Patent“, und seine darin scharfsinnig entwikkelten Ansichten über Patentrecht gelten noch jetzt als Autorität.

Bramante, eigentlich Donato Lazzari, einer der größten italien. Architekten, s. Lazzari.

Bramarbas, Name einer Person in einem alten Lustspiele, einen feigen Großsprecher darstellend; nach ihr nennt man Jeden, der hinter großen Worten seinen kleinen Muth verbirgt, einen B., und das Prahlen mit falschem Heldenmuth bramarbasiren.

Brambach, Marktflecken im königl. sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Amt Voigtsberg, an der böhmischen Grenze, mit Postexpedition, Schloß u. 1500 Einwohnern, die Weberei und starken Handel treiben. Am Geiersberge sind mehre kalte, eisenhaltige Mineralquellen und ein Säuerling.

Bramham, Kirchspiel und Flecken in der englischen Grafschaft York, West-Riding, südöstlich von Wetherby, ersteres mit 2000, letzterer mit gegen 1000 Einwohnern, merkwürdig durch eine Schlacht 1408 zwischen Thomas Rokeby und den Grafen von Northumberland, welche Heinrich IV. die Krone sicherte.

Braminen, s. Brahmanen.

Bramstedt, Marktflecken im Herzogthum Holstein, Amt Segeberg, an der Brame, mit 800 Einwohnern, welche Ackerbau und Tuchhandel treiben. In der Nähe befinden sich Trümmer der Rolandssäule. B. ist Geburtsort des Dichters F. L. von Stolberg und hat 3 kalte Mineralquellen, welche bei kalten Fiebern, Lähmungen der Extremitäten, gichtischen Beschwerden, veralteten Geschwüren u. Flechten gebraucht werden. Vgl. Suerßen, Die Mineralquellen bei B., Hamburg 1810.

Bramstenge, der obere Ansatz oder Obertheil des Mastbaumes großer Schiffe oberhalb der Stenge, wird nach der Verschiedenheit der Masten große oder Vor- oder Kreuz-B. genannt. Die dazu gehörige Segelstange heißt deshalb Bramraa, das Segel Bramsegel, während die großen, von einem Mast zum andern laufenden Taue Bramstengenstag und die Taue der Bramsegel Brambrassen, Bramschoten, Bramsegelfall genannt werden. Bramtop ist der oberste Theil der B. Bramstengenwand nennt man die Taue, welche, an beiden Seiten der B. angebracht, derselben festen Halt geben.

Bran, Friedrich Alexander, deutscher Journalist, 1767 zu Rybnitz geboren, nahm, nachdem er verschiedene Länder Europa's besucht hatte, um 1800 in Hamburg seinen dauernden Wohnsitz, gründete hier die „Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur“ und gab seit 1804 auch „Nordische Miscellen“ heraus; 1809 wurde er in Archenholz' Namen Herausgeber der „Minerva“. Als er die Schrift des Cevallos über die spanischen Angelegenheiten übersetzt hatte und eifrig verbreitete, traf auch ihn das Loos, vor Napoleon flüchten zu müssen. Er lebte einige Zeit in Leipzig, dann in Prag wiederum journalistischer Thätigkeit, hier als Redakteur des „Kronos“. Ende Oktober 1813 kehrte er nach Leipzig zurück und übernahm nun in Verbindung mit der der „Miscellen“ ꝛc. die Redaktion der „Minerva“ in seinem eigenen Namen. Im Jahr 1816 siedelte er nach Jena über, gründete hier eine Buchhandlung mit eigener Buchdruckerei und gesellte seit 1817 zu seinen übrigen Journalen noch das „Ethnogra-

phische Archiv", von welchem bis 1826 31 Bände erschienen. B. † 1831. „Minerva" und „Miscellen" wurden von seinem Sohne Friedrich Johann Karl fortgesetzt.

Brancaleone, Dandolo, Römer, lebte im 13. Jahrhundert, der erste Podesta, welchen das Volk zum Beschützer gegen die unruhigen und raubsüchtigen Adelsrotten der Stadt erwählte. Er führte sein Regiment mit starker Faust und brachte sogar dem Papst Innocenz XIV. Achtung vor der Volksmacht bei. Als aber seine konsequente Strenge endlich das Volk selbst gegen ihn aufhetzte, floh er nach seiner Vaterstadt Bologna und blieb dort, bis die Römer nach 2 Jahren ihren Retter zurückriefen. Als der Schrecken aller Volksfeinde † er in Rom, vom Volk beweint und vergessen.

Brancardiers-Kompagnien (vom französischen brancard oder branchard, Tragbahre), im December 1813 durch ein Dekret Napoleons errichtet und dazu bestimmt, auf dem Schlachtfelde verwundete Militärs zu sammeln, auf eine Bahre zu legen und sie nach einem vor dem Feinde gesicherten Platz zu bringen. Man nahm zu diesen Kompagnien größtentheils gediente, aber zum Felddienst untaugliche Soldaten. Jeder Brancardier besaß eine Stange, welche zugleich mittelst einer Art Hellebarde nöthigenfalls in eine Pike verwandelt werden konnte; über dem Tornister trug er ein Querstück u. endlich um den Leib, wie eine Schärpe, ein leinenes starkes Tuch. Die Brancardiers waren uniformirt, trugen im Tzschako ein blechernes Gefäß, das 3 Unzen schwer war u. zwei Flaschen Wasser enthalten konnte, u. worin sich ein Waschschwamm befand. Eine jede Brancardiers-Kompagnie war 32 Mann stark, welche 16 Bahren trugen; auch gehörten zu ihr 8—10 Saumpferde zum Transportiren der für Verwundete nöthigen Effekten. Man kommandirte zu jedem Infanteriebataillon 8 Brancardiers, zur Kavalerie gab man zu 2 Escadrons nur ein Saumpferd. Eine ähnliche Einrichtung traf von Gräfe in der preußischen Armee (s. Ambulance).

Branchidä, hellenisches Priestergeschlecht, das sich von Branchus (s. d.) ableitete und das Apollo-Orakel zu Didymä im milesischen Gebiet verwaltete. Als Xerxes mit seinem Heere nahte, öffneten sie ihm das Heiligthum und gaben ihm alle Schätze Preis; nach dem Rückzug der Perser aber die Rache der Griechen fürchtend, entflohen sie aus Karien und baten Xerxes um einen entfernten und sicheren Wohnsitz. Dieser verpflanzte sie nach Sogdiana, wo sie am Oxus die Stadt B. gründeten. Später sollen ihre Nachkommen für diesen Verrath von Alexander dem Großen, als er in diese Gegenden kam, hart bestraft worden seyn.

Branchus, aus Milesien, Sohn des Smicrus, Liebling Apollo's und von ihm mit der Gabe der Weissagung ausgerüstet, theilte zu Didymä, dem berühmtesten Orakel nach Delphi, seine Schicksal bestimmenden Sprüche aus. Von ihm stammen die Branchidä (s. d.).

Brancus, König der Allobroger, ward 218 v. Chr. von seinem Bruder vom Throne gestoßen, durch Hannibals schiedsrichterlichen Ausspruch wieder auf denselben erhoben, bezeigte durch tüchtige Hülfsleistung bei dem berühmten Zuge der Karthager über die Alpen dem Retter seiner Macht sich dankbar.

Brand (lat. Gangraena), das Absterben eines mit dem lebenden Ganzen noch zusammenhängenden Körpertheils, wird am häufigsten hervorgebracht durch Entzündung, durch Erschöpfung und Erlahmung der Lebensthätigkeit, durch Ueberfüllung der Gefäße, Stillstand des Kreislaufes und des belebenden Einflusses des Nervenagens. Der B. tritt, von zwei verschiedenen Lebenszuständen ausgehend, hauptsächlich unter zweierlei Formen auf, als heißer, unvollkommener, beginnender B. (Gangraena, Gangraenescentia, Mortificatio topica), bei welchem zwar die Gefäß- und Nerventhätigkeit eines Theils partiell erlischt, aber doch noch nicht in dem Grade erloschen ist, daß sie nicht wieder ins Leben gerufen und zur Norm zurückgeführt werden könnte, und als kalter, vollkommener, wahrer B. (Sphacelus, Mors topica), wobei die Gefäß- und Nerventhätigkeit, sowie die Ernährung eines organischen Theils erloschen ist, der Blutumlauf und die Sensibilität der Nerven aufgehört hat, das Leben also auch nicht wieder erweckt werden kann u. chemische Zersetzung eintritt. Dieser Unterschied zwischen heißem und kaltem B. ist von Wichtigkeit sowohl für die Diagnose, als für die Behandlung dieser Krankheit; was den letztern betrifft, so kann man ihn eigentlich nicht mehr zu den Krankheiten zählen, denn ein schon abgestorbener, todter Theil unterliegt keiner ärztlichen Behandlung mehr, sondern verdient nur noch in sofern Berücksichtigung, als er noch mit lebenden Theilen in Verbindung steht, die gegen weiteres Fortschreiten des B.es zu schützen sind. Bei dem heißen B.e dagegen ist das begonnene Absterben des Theiles in seinem Verlauf zu hemmen, das erlöschende Leben wieder anzufachen und zu erhalten. Die Ursachen des B.es sind sehr mannigfaltig. Disposition dazu geben im Allgemeinen: allgemeine Schwäche des Körpers, die nicht selten schon angeboren ist und namentlich zur Entstehung des B.es Neugeborener (Gangraena neonatorum) Veranlassung gibt, oder in Folge allmähliger Konsumtion der Lebenskräfte eintritt, wie beim B.e der Alten (Gangraena senilis), oder in andern Lebensaltern in Folge von Nahrungsmangel, deprimirender Gemüthsaffekte, als Angst, Kummer, Sorge, Heimweh, starker körperlicher und geistiger Anstrengungen, Säfteverlustes, Diarrhöen u. Blutungen, schwächender Mittel, Nerven- und Faulfieber rc., erzeugt wird; langwierige, die Mischung des Blutes verändernde Dyskrasien, als Skropheln, Gicht, Skorbut, Lustseuche, Merkurialkrankheiten, Wassersuchten, Kachexien in Folge von schlechten, ungesunden Wohnungen, feuchten, schlechten Wohnungen in Kellern, Gefängnissen, Hospitälern (Gangraena et Sphacelus nosocomialis). Oertliche Disposition geben organische Theile mit lockerem, weichem gefäßarmen und mit geringer Lebenskraft begabtem Gewebe, als Knochen, Sehnen, Schleimhäute, Zellgewebe, die Haut des Hodensacks und der Augenlider; ferner Theile, welche weit vom Herzen entfernt sind, wie die Fußzehen; krankhafte Beschaffenheit einzelner Theile, namentlich Lähmung, Degeneration des organischen Gefüges und andere Abweichun-

gen von der Norm. Gelegenheitsursachen des B.es sind: Druck auf die Blutgefäße, wodurch der Zufluß des Blutes gehindert wird, langes Liegen auf einer Stelle, Einschnürung vorgefallener Theile, Verknöcherung, Verstopfung od. Verwachsung der Gefäße, Quetschung, Drehung, Zerrung weicher Theile, Erschütterung u. Verwundungen des Rückenmarks, hoher Grad von Wärme od. Kälte, ätzende Stoffe, koncentrirte Säuren, ätzende Alkalien, metallische Salze, vegetabilische und animalische Gifte, wie Blausäure, Belladonna, Schlangengift, Miasmen und Kontagien, in Folge mancher Krankheiten, z. B. des Hospitalbrandes, Milzbrandes, der Pest, des gelben Fiebers erzeugt. Vorzüglich aber sind es metastatische Krisen und Entzündungen aller Art, welche die Entstehung des B.es begünstigen. Die letzteren bewirken dies entweder durch Ueberreizung, indem in Folge sthenischer, phlegmonöser Entzündung, Erschöpfung und Lähmung des Nervenprincips, Ueberfüllung der Gefäße und Blutstockung eintritt, oder indem die Entzündung von Anbeginn schon den asthenischen (atonischen) oder specifischen Charakter annimmt. Vorzüglich sind hierher die Entzündungen in Folge mancher Dyskrasien, namentlich der Skropheln, Gicht, Syphilis, Hydrarchyrosis, oder im Verlaufe putrider, typhöser, hektischer Fieber zu rechnen. Es ist aber nicht nothwendig, daß dem B.e immer eine Entzündung vorausgehe, er kann auch ohne sie, durch bloße direkte Schwächung des Gefäß- und Nervensystems entstehen. In diesem Falle tritt wohl auch Entzündung im Umkreise der brandigen Stellen hinzu, sie ist aber nur eine sekundäre, durch Reaktion der lebenden Theile hervorgerufen.

Nach den Ursachen und dem Verhältniß ihrer Einwirkung auf einen Theil oder auf den ganzen Organismus unterscheidet man: den örtlichen, idiopathischen, aus örtlichen Ursachen entstehenden B., namentlich aus Erfrierung, Verbrennung, chemischen Aetzmitteln, Wunden, Aufliegen, Druck, Einklemmung, örtlicher Ansteckung &c.; den konstitutionellen oder symptomatischen B., der ohne vorhergehende örtliche Ursache, aus einer den ganzen Organismus betreffenden Krankheit entsteht, wohin gehören: der schmerzlose B. der Alten, der B. an den Fußzehen, der B. in Folge der Kriebelkrankheit (Gangraena cerealis), in Folge asthenischer, specifischer, z. B. gichtischer, syphilitischer, und anderer Entzündungen, bösartiger Fieber, der Pest, der kritische und metastatische B.; den entzündlichen (sekundären) B., in Folge von vorausgegangenen Entzündungen; den nicht entzündlichen (primären), ohne Entzündung entstehenden B., als: der schmerzlose B. der Alten, der B. durch Aetzung, Verbrennung, der B. der Neugebornen, der B. bei Skorbut &c. Nach dem Sitze des B.es unterscheidet man: B. der Weichtheile (Gangraena et Sphacelus), u. B. der Knochen (Necrosis, Osteonecrosis); nach vorherrschenden Symptomen: feuchten (Gangraena et Sphacelus humidus) und trocknen (Gangraena et Sphacelus siccus) B.; nach der Verbreitung: oberflächlichen, tiefen, stehenden (fixen) und fortschreitenden B. (Gangraena et Sphacelus progrediens). Ueber die Unterscheidung von heißem und kaltem B. s. oben.

Die Symptome und der Verlauf des B.es sind verschieden nach den Ursachen, den Stadien und der anatomischen Beschaffenheit der befallenen Theile. Im Verlaufe des entzündlichen B.es unterscheidet man drei verschiedene, jedoch nicht genau begrenzte Stadien. Im 1. Stadium (Stadium prodromorum s. phlegmonosum) sind die Zeichen die einer heftigen, schnell verlaufenden Entzündung: harte, gespannte Geschwulst, dunkle, purpurfarbne Röthe, unerträglicher, brennender, spannender od. stechender Schmerz, heftiges entzündliches Fieber u. in hohem Grade gestörte Funktion des entzündeten Theils. Die Dauer der Entzündung vor ihrem Uebergang in B. ist verschieden, und bisweilen läßt sich dieser Uebergang noch durch zweckmäßige Behandlung verhüten. Beim 2. Stadium (Stadium gangraenosum), Stadium des beginnenden B.es (Gangraena, Inflammatio gangraenosa) nehmen die Symptome der Entzündung ab, Härte und Spannung mindern sich, die Geschwulst wird teigig und ödematös, die Röthe bläulich, schmutzig-braun; zuweilen erhebt sich die Oberhaut in mit klarer oder dunkler bläulicher Flüssigkeit gefüllten Blasen, die Schmerzen werden gelinder, mehr dumpf und drückend, zuweilen entsteht das Gefühl von Taubheit, die Wärme des entzündeten Theils nimmt ab, der entzündliche Charakter des Fiebers macht einem galligen, nervösen Platz. Im 3. Stadium (Stadium sphacelosum), Stadium des vollkommenen B.es (Sphacelus), wird der ergriffene Theil noch mißfarbiger, bläulich, marmorirt, aschgrau, zuletzt ganz schwarz; der dumpfe, drückende Schmerz verwandelt sich in ein Gefühl von Kriebeln, Einschlafen oder Taubheit, oder in das Gefühl von großer Schwere; Wärme und Empfindlichkeit nehmen immer mehr ab, und erlöschen endlich ganz; der brandige Theil fühlt sich leichenhaft kalt an, verliert alles Gefühl, schwillt auf, wird breiig, teigig, knisternd bei der Berührung. Die Oberhaut erhebt sich in hohe, anfangs einzeln stehende, später zusammenfließende Blasen (Brandblasen), die ein schmutzig-gelbes, grünliches oder röthliches, blutiges, scharfes Wasser enthalten und später bersten. Schneidet man in die Geschwulst ein, so tritt eine aus gekohltem und gephosphortem Wasserstoff und hydrothionsaurem Gase bestehende Luft (Brandgas) hervor, welche einen specifischen, fauligen Geruch verbreitet und von dem Ausfluß einer stinkenden, schwarzen Jauche (Brandjauche) begleitet ist. Mit dieser Jauche, in welche der brandige Theil zerfließt und die zum Theil aus den todten Gefäßen sich entleert, woher auch die bisweilen sich einstellenden passiven Blutungen rühren, sind alle Gewebe infiltrirt; es lösen sich einzelne Stücke von der Haut, dem Zellgewebe, den Sehnenscheiden, Muskeln und andern Weichtheilen los. Beim B.e der Schleimhäute oder eiternden Flächen wird das Sekret derselben, Eiter u. Schleim, dünn, mißfarbig, sehr übelriechend, bisweilen blutig, die Schleimzellen oder Granulationen schlaff, livid, bläulich, schwärzlich, mit einem gelblichen, weißlichen oder dunkelrothen Schleime bedeckt. Die den sphacelösen Theil umgebenden Partien

sind theils noch in entzündetem, theils im Zustand des beginnenden B.es begriffen und haben ein verschiedenes Ansehen, je nachdem sie dem Sphacelus näher oder ferner stehen. Wenn innere Organe in vollkommenen B. übergehen, hören die Schmerzen plötzlich auf, es entsteht große Schwäche, der Puls wird klein, ungleich, die Extremitäten kalt ꝛc. Während des Stadium sphacelosum geht ein Theil der in den brandigen Theile enthaltenen Jauche durch Aufsaugung in das Blut über, und es entsteht daraus ein nervöses Faulfieber (**Brandfieber**, Typhus putridus, Febris nervoso-putrida), oder ein nervöses Gallenfieber mit den diesen Fieberarten eigenthümlichen Erscheinungen. Der **nicht entzündliche trokkene B.** beginnt zuweilen mit einem Gefühl von Ameisenkriechen, Schwere und Taubheit des leidenden Theils, Abnahme der Wärme und Empfindlichkeit; der Theil wird kalt, welk, selten weiß oder leichenartig, meistens mißfarbig, aschgrau, schwärzlich; er schwindet, sinkt und schrumpft ein, und trocknet in eine dünne Masse zusammen. Der B. schreitet hier gewöhnlich nur langsam weiter und wird durch eine sekundär sich bildende Entzündung begrenzt. Das damit verbundene Fieber hat meist den nervösen Charakter, und die übrigen Krankheitserscheinungen sind entweder heftig oder nur unbedeutend, oder fehlen ganz. Der **nicht entzündliche feuchte B.**, wie er z. B. durch gänzlich aufgehobenen Kreislauf in Folge von Unterbindung ganzer Glieder oder Theile entsteht, charakterisirt sich durch Kälte, Kriebeln, Gefühl von Einschlafen, bleierne Schwere, Taubheit oder gänzliche Gefühllosigkeit des leidenden Theils, ödematöse oder emphysematöse Anschwellung, dunkelblaue oder schwärzliche Färbung der Haut, teigige und weiche Beschaffenheit derselben. Brandblasen und jauchige Zerfließung. Das Fieber dabei hat den nervös-fauligen Charakter.

Die **Ausgänge** des B.es sind verschieden. Im Stadium der Entzündung oder Gangränescenz ist noch Rückbildung u. Wiederbelebung des kranken Theils möglich, es tritt dann, unter Nachlaß der Entzündungszufälle, entweder Zertheilung oder Eiterung ein. Dagegen ist im sphacelösen Stadium eine Wiederbelebung des abgestorbenen Theils nicht mehr möglich, u. es kann Genesung nur dadurch erfolgen, daß sich im Umkreise desselben eine neue Entzündung u. in Folge dieser ein schmaler, blaßrother, scharf begrenzter Streifen (Entzündungs-, Demarkationslinie) bildet, die sich allmählig zu einer eiternden Fläche umwandelt und die Trennung des Lebenden vom Todten vermittelt. Der B. kann aber auch in Tod endigen, und zwar sowohl im ersten u. zweiten, als auch im letzten Stadium; dort durch Nervenschlag, hier durch Erschöpfung der Lebenskraft. Der örtliche B. ist im Allgemeinen weniger gefährlich, als der konstitutionelle, und kann nur durch Rückwirkung auf den Gesammtorganismus gefährlich werden; der metastatische, kritische B. führt gewöhnlich zur Genesung. Im ersten Stadium ist eine Prognose am günstigsten, im zweiten zweifelhaft, im dritten am schlimmsten. B. innerer Organe ist fast immer tödtlich. Ein oberflächlicher, weniger ausgebreiteter ist weniger gefährlich, als ein tiefgehender, einen großen Umfang einnehmender. Begrenzung des B.es gibt eine günstigere Prognose, als wenn das Gegentheil Statt findet; günstig aber gestaltet sie sich erst dann, wenn sich das Brandige abgestoßen hat. Der Zutritt eines typhösen Fiebers zeigt große Gefahr an; gut ist die Prognose, wenn der B. örtlich ohne allgemeine Zufälle verläuft.

Die **Behandlung** richtet sich insbesondere nach den verschiedenen Ursachen, den Stadien, dem Charakter desselben u. des ihn begleitenden Fiebers. Zur Verhütung des B.es müssen die Gelegenheitsursachen, namentlich mechanische Schädlichkeiten, als Zusammenschnürung eines Theils durch Fäden, Binden, Einklemmung von Eingeweiden, Druck durch Verbände und Aufliegen, fremde Körper, Knochensplitter, Kugeln entfernt, zum B. geneigt machende Miasmen und Kontagien durch essig-, salpeter- und salzsaure Räucherungen, Waschungen mit warmem Essig, Salmiak oder Chlorkalkauflösung, Aetz- oder Brennmittel zerstört, innerlich nach Umständen Brechmittel, Diaphoretica, Salmiak, Kampher ꝛc. angewendet werden. Die dem B. vorausgehende, oder ihn begleitende Entzündung muß ihrem Charakter und ihrem Grade gemäß behandelt, wo möglich zertheilt, oder, wo dies nicht mehr geht, der Uebergang derselben in Eiterung befördert werden. Bei aktiver Entzündung muß man antiphlogistisch verfahren, insbesondere Blutentziehungen vornehmen, womit man die örtliche Anwendung von Blutegeln, Skarifikationen, Eisumschlägen, Begießungen mit Bleiwasser, Wasser mit Salz oder Essig verbindet. Bei Neigung zur Eiterung oder im Fall kalte Umschläge nicht vertragen werden, macht man laue Bähungen von Wasser mit Essig und Salz oder Bleiwasser, bei wirklich eingetretener Eiterung aber warme Kataplasmen. Innerlich verordnet man, neben einer kühlenden Diät und strengen Ruhe des leidenden Theils, Salpeter, Natrum sulphuric., Tamarinden, verdünnte Säuren, Kalomel, Liquor ammon. acet. mit einigen Tropfen Opiumtinktur. Eine weniger energische Anwendung des antiphlogistischen Heilapparates, namentlich der Blutentziehungen, findet bei asthenischem Charakter u. Neigung des Fiebers zum Synochus Statt; hier reichen Skarifikationen des leidenden Theils, Blutegel, kalte oder laue Umschläge von Wasser mit Essig und Salz, Bleiessig und Opium aus. Schreitet die Entzündung weiter fort, oder ist große Atonie vorhanden, so hat man örtlich gelind reizende Mittel, als Umschläge von einem Infus. sambuci, flor. cham., herb. menth. mit oder ohne Zusatz von Essig oder Bleiwasser anzuwenden, innerlich aber nach Umständen und nach dem Charakter des Fiebers zu verfahren. Bei gastrischer Komplikation dienen Resolventia und gelinde Abführungsmittel, oder wohl auch Brechmittel; bei bereits eingetretenem Synochus Mineralsäuren, bei ausgebildetem Typhus kräftige Nervina u. Excitantia: Serpentaria, Valeriana, Ammonium, Kampher; nach beseitigtem entzündlichen und gastrischen Zustande China, Wein ꝛc. Bei dem nicht entzündlichen B.e wendet man zur Belebung der Gefäß- und Nerventhätigkeit innerlich gelinde Reizmittel, äußerlich aber warme

Sand-, Kräuter- oder Aschenbäder, oder mit diesen Stoffen gefüllte Säckchen, Einreibungen von Spiritus serpyll., Spir. camphor., Linimentum ammoniat. oder ammon. camphor. ꝛc. an. Auch behufs der Verhütung der Weiterverbreitung des B.es und Beförderung der Abstoßung des Abgestorbenen vom Lebenden muß sich die Behandlung nach den vorhandenen Umständen richten. Ist die Entzündung noch heftig, im Umkreis des sphacelösen Theils noch nicht zur Eiterung geneigt, so muß man innerlich noch antiphlogistische Mittel, Salze, Nitrum, Kalomel ꝛc., äußerlich aber kalte Bähungen, Blutegel, Einreibungen von Unguentum hydrarg. oder Oleum lini in Gebrauch ziehen. Ist aber die Entzündung weniger heftig, so bedient man sich zur Verhütung des sphacelösen Stadiums und Begrenzung des B.es warmer Breiumschläge, oder eines Breies von Honig, Mehl und Wasser, oder nach Empfehlung englischer Aerzte des Cataplasma carbonis, Catapl. cerevisiae, Catapl. effervescens. Bei sehr geringer Entzündung u. torpidem Charakter derselben im Umkreise des Brandigen oder gänzlichem Mangel der Entzündung muß man nach Umständen örtliche oder allgemeine, gelindere oder stärkere Reizmittel zu Hülfe nehmen; bei großem Torpor u. zur schnellen Zerstörung des Brandigen dienen die koncentrirten Säuren, als Salz-, Salpeter- u. Schwefelsäure, Aetz- und Brennmittel, Höllenstein und Glüheisen, die jedoch von Einigen gänzlich verworfen werden. Zum inneren Gebrauch eignen sich mineralische Säuren in Verbindung mit aromatischen Mitteln, Valeriana, Serpentaria, Arnica; bei sehr gesunkener Lebensthätigkeit Naphthen, Ammonium carbon., Acidum pyrolign., Castoreum, Kampher, Moschus, Asa foetida in Klystieren, Waschungen von Weinessig. Die Diät sey nährend und stärkend, die Luft stets erneuert oder durch Räucherungen von Chlorkalk ꝛc. zu verbessern. Bei vollkommen ausgebildetem Typhus ist nur noch von dem Gebrauch der Mineralsäuren und den kräftigsten Reizmitteln Hülfe zu erwarten. Die früher ziemlich in Gebrauch gewesenen Skarifikationen der sphacelösen, als auch der gangränösen Theile zur Beförderung der Abstoßung des Abgestorbenen und zur Verhütung des Uebergangs der Gangrän in Sphacelus verwirft die neuere Chirurgie gänzlich. Nur wenn sich die abgestorbenen Partien: Haut, Zellgewebe, Muskeln, Sehnen ꝛc. vom Lebenden getrennt haben, müssen diese mit der Pincette, oder, wenn sie hier und da noch anhängen, mit Messer und Scheere weggenommen werden. Zur möglichsten Verhütung und Bekämpfung lästiger und gefährlicher Zufälle hat man, je nach der Beschaffenheit dieser Zufälle, besonders folgende Punkte zu berücksichtigen: die Fäulniß der halb abgestorbenen und mit den lebenden noch zusammenhängenden Theile u. den damit verbundenen übeln Geruch zu mindern; die Aufsaugung der Brandjauche und ihren nachtheiligen Einfluß auf die nahe gelegenen Theile und den Gesammtorganismus zu verhüten; allgemeinen Zufällen, wie heftigen Schmerzen, Schluchzen, Diarrhöe, Meteorismus, Blutungen ꝛc., zu begegnen. Zur Erreichung der beiden ersteren Zwecke bedient man sich entweder trockener oder flüssiger Mittel. Jene werden auf die brandigen Stellen aufgestreut und bestehen aus Salmiak, Salpeter, Alaun, Kalmus, Kamillen, Arnicablüthen, Weiden-, Eichen-, Chinarinde, Tormentillwurzel, thierischer und vegetabilischer Kohle, Kampher, Myrrhe, Kolophonium u. a., haben aber das Nachtheilige, daß sie Borken bilden und dadurch den Abfluß der Brandjauche hindern; die flüssigen werden zu Bähungen oder Einspritzungen benutzt und sind: Auflösungen des Sublimats, des Arseniks, des Chlorkalks, des Natrum oxymuriaticum, des Liquor Bellostii, der Salpetersäure, des Kalkwassers, des Holzessigs, des Kreosots, des Terpentinöls, der Resina empyreumatica acetica (Pyrothonid), der Myrrhentinktur, Jodinetinktur, der Aufgüsse von Scordium, Herba rorismarin., Ruta, der Sabina, Radix cal. arom., der Dekokte von Eichen-, Weiden-, Kastanienrinde ꝛc. Auch Salben wendet man zu diesem Behufe an, z. B. das Unguentum basilicum, aegyptiacum, de styrace, terebinthinatum. Unter den allgemeinen Zufällen erheischen heftige Schmerzen die Anwendung des Opiums oder Morphiums, Schluchzen die des Moschus und Morphiums, bisweilen auch des kalten Wassers; heftige Diarrhöen können durch einen Aufguß des Cortex cascarillae mit einer Abkochung der Radix columbo, durch Kampher, Opium, Extractum nuc. vom., Blutungen durch reizend-adstringirende Mittel, nöthigenfalls durch das Glüheisen beseitigt werden; bei starken Blutungen aus brandigen Theilen der Extremitäten kann die Unterbindung des Hauptstammes der Extremitäten und selbst die Amputation nöthig werden.

Als besondere Arten des B.es sind noch zu nennen: der schmerzlose B. der Alten (trockner B. der Greise, Gangraena s. Sphacelus senilis, Mumificatio, Melasma, Necrosis senum), ein mit mumienartiger Einschrumpfung oder Vertrocknung des afficirten Theils verbundener, an den vom Herzen entferntesten Körperstellen zunächst vorkommender B. alter Leute, der entweder ohne alle Spuren von Entzündung oder doch nur unter sehr geringen, in der Umgebung der absterbenden Partie bemerkbaren Reizungssymptomen auftritt. Er beginnt gewöhnlich mit Mangel an Eßlust, trägem Stuhlgang, Gefühl von Frösteln, Hinfälligkeit und leichter Ermüdung, Schläfrigkeit, Gefühl von Schwere, Kälte, Ameisenkriechen ꝛc. in den Füßen, besonders in der großen Zehe, oder in den Händen; bisweilen entsteht aber auch ohne alle weiteren Störungen u. ohne alle Schmerzen ein rother Fleck an den Extremitäten, der mißfarbig, aschgrau, bläulich oder schwarz wird und dem sich allmählig mehre solche Flecken hinzugesellen, die sich vereinigen u. langsam weiter verbreiten. Zuweilen gehen ihrer Entstehung mehre Jahre hindurch podagrische Anfälle, Ausfallen der Haare und Nägel voraus. Seltener bekommt die Haut, statt schwarz zu werden, ein blasses, mattweißes Ansehen. Die Zeit, in welcher sie schwarz wird, ist sehr verschieden; bisweilen geschieht es sehr schnell. Die Haut schrumpft nach und nach ein und der leidende Theil wird trocken und fest, leder- oder mumien-

artig. In der Minderzahl der Fälle begrenzt sich der B. und dann nur bei noch guter Beschaffenheit der Kräfte und geringer Tiefe. Aber auch in diesen günstigen Fällen stellen sich oft noch vor der Vernarbung Rückfälle ein, denen der Kranke gemeiniglich unterliegt, da die Kräfte und mit ihnen auch die Reaktionsfähigkeit des Organismus immer mehr sinken. Gewöhnlich verläuft die Krankheit sehr langsam; doch gibt es auch seltene Fälle, wo sie schon in kurzer Zeit mit dem Tode endigt. Die hauptsächlichste *Ursache* dieser besonderen Art von B. ist mangelhafte Ernährung in den leidenden Theilen. Das höhere Alter ist an sich schon Grund der Abnahme der Ernährungsthätigkeit überhaupt; die Ursache aber, warum diese früher an den Extremitäten, als den dieser Krankheit vorzugsweise ausgesetzten Partien, erlischt, liegt darin, daß sie von dem Centrum des Gefäßsystems am weitesten entfernt sind, daher auch der Umtausch der Stoffe in ihnen früher aufhört, als in andern Organen. Meistens sind daher auch mit der Gangraena senilis Verknöcherungen oder Verwachsungen der größeren Gefäßstämme, als der Arteriae iliacae, der Art. cruralis oder der Aorta verbunden. Die Prognose ist fast immer sehr ungünstig; selten ereignet es sich, daß die brandigen Theile abgestoßen oder wieder belebt werden. Bei der *Behandlung* sind Belebung der gesunkenen Gefäß- und Nerventhätigkeit und Anfachung einer etwa in den umgebenden gesunden Partien vorhandenen entzündlichen Reizung durch nährende, stärkende Diät, Weingenuß, sowie durch reizend stärkende Arzneimittel die Hauptzwecke. Aeußerlich verbindet man damit den Gebrauch von reizenden Fußbädern, z. B. mit Senf, Salmiak oder Kali, warme Sand- u. Aschenbäder, thierische Bäder, oder solche von aromatischen Kräutern, Tropfbäder, spirituöse Waschungen und Einreibungen, Kataplasmen mit Opium oder mit Bierhefen, Verband mit Unguentum de styrace ꝛc.

B. der Fußzehen und Füße, pottscher B., podagrischer B., auch *schmerzhafter B. der Alten* (Gangraena senilis inflammatoria, Gangraena Pottii, Gangraena senilis acuta), beginnt mit keinen auffallenden Störungen des Allgemeinbefindens, außer daß eine gewisse düstere Gemüthsstimmung, eine beängstigende Unruhe und Furcht vor dem Tode vorhergeht. Gewöhnlich beginnt er mit heftigen, brennenden, während der Nacht zunehmenden Schmerzen im ganzen Fuße, die sich später auf eine einzelne Stelle beschränken und zuletzt bald nur an einer, bald an mehren Zehen, bald nur am Nagelgliede derselben, an der Ferse, an dem Knöchel festsetzen, wobei das Glied oder der vorzüglich afficirte Theil nicht selten taub, wie eingeschlafen, pelzig oder kalt ist. Nach einiger Zeit entsteht an diesen u. an anderen Stellen, wie auf dem Fußrücken selbst, an der vorderen, inneren oder hinteren Seite des Unterschenkels eine rosige Röthe der Haut, in welcher sich allmählig mehre schwarze oder bläuliche Flecken, seltener Blasen bilden. Die Oberhaut löst sich von diesen Flecken ab und unter ihr erscheint die eigentliche Haut dunkelroth gefärbt. Unter fortdauernden Schmerzen und fieberhaften Erscheinungen entsteht Exkoriation an der leidenden Stelle, der Fuß schwillt ödematös an und trocknet allmählig ein. Manchmal jedoch wird die Haut, statt einzutrocknen, feucht, weich, violet oder graulich und übelriechend. Bisweilen auch stellt sich das Oedem eher ein, als die Schmerzen; ersteres hat gewöhnlich einen entzündlichen Charakter. Das begleitende Fieber hat meist einen erethischen, seltener synochalen, höchst selten torpiden Charakter. Gewöhnlich schreitet der B. unter dem Gefühle von Erstarrung, Schwere, Kälte und Reißen im ganzen Gliede bis zum Zehen- oder Fußgelenke fort; nur zuweilen erlangt er einen solchen Umfang, daß er den Unterschenkel oder das Knie erreicht, u. nur höchst selten wird das Hüftgelenk von ihm ergriffen. Das weitere Umsichgreifen des B.es erfolgt manchmal in ziemlich kurzer Zeit, so daß er nach Verlauf einiger Tage bereits das Fußgelenk überschritten hat. Bisweilen beschränkt er sich nur auf die oberflächlich gelegenen Partien, wie die Haut, und läßt die tieferen unversehrt, oder er entfaltet sich an verschiedenen Theilen gleichzeitig, z. B. an den Augenlidern, wo er durch Abstoßung heilt, während er an den Füßen fortschreitet. Wie beim schmerzlosen B. der Alten, so tritt auch hier meist der Tod unter fieberhaften Erscheinungen, Delirien, kalten Schweißen ꝛc. ein. Seltener geschieht es, daß das Brandige sich abstößt und Heilung auf diesem Wege erfolgt; noch seltener wird die brandige Entzündung zertheilt und der im Absterben begriffene, seines Lebens bereits mehr oder weniger beraubte Theil von Neuem belebt. Wenn aber auch dies geschieht, so treten doch meist Rückfälle ein, die sich selbst mehrmals wiederholen können. Diese Art von B. hängt von inneren, in der Konstitution der Kranken begründeten *Ursachen* ab und kommt insbesondere bei Personen vor, die sich durch eine weichliche, üppige Lebensweise, durch den Genuß nahrhafter Fleischspeisen und hitziger Getränke sehr geschwächt haben; ferner nach Ausschweifungen in dem Geschlechtsgenuß, nach geistigen und körperlichen großen Anstrengungen, deprimirenden Leidenschaften, kümmerlicher, schlechter Nahrung ꝛc. Männer sind ihm öfter unterworfen, als Frauen. Das Alter, in welchem er vorkommt, ist bald, u. zwar häufiger, das höhere, bald aber auch das mittlere Mannesalter. Gelegenheitsursachen desselben sind: gastrische Zustände, Erkältungen, leidenschaftliche Aufregungen, Ausschneiden der Leichdorne, Einwachsen des Nagels in das Fleisch, Druck der Fußbedeckung ꝛc.; oft fehlen aber auch dergleichen äußere Veranlassungen. Als nächste Ursache dieses B.es wird von Einigen Entzündung der Arterien oder Venen angesehen. Andere dagegen sind der Meinung, daß er zunächst durch Entartung der Arterienwände, als Verknöcherung, Verdickung, Verengerung ihres Lumens, Verstopfung desselben durch koagulirtes Blut ꝛc. bedingt sey und daß die Entzündung erst sekundär als Folge der vitalen Reaktion gegen die absterbenden oder abgestorbenen Theile erscheine. Was die *Behandlung* des Uebels betrifft, so stellt sich als erste Indikation, die zum Grunde liegenden Ursachen, sowie damit in Verbindung stehende allgemeine Schwäche des Körpers zu beseitigen, was indes-

sen schwer gelingt. Die bestehende Entzündung muß ihrem Charakter und ihrem Grade gemäß behandelt werden; Aderlässe eignen sich indessen nur für solche Fälle, wo der Absterbungsprozeß unter synochalem Fieber, hartem und vollem Pulse, bedeutender Geschwulst des afficirten Theils und unter heftigen Schmerzen verläuft. Bei nur geringer Intensität der Entzündung und erethischem Charakter des B.es hat sich Opium in großen Gaben, täglich zu 3—4 Gran, den größten Ruf erworben. Auch China wird empfohlen, wenn sie nämlich von den Verdauungskräften vertragen wird. Die Diät muß nahrhaft, darf jedoch nur wenig reizend seyn; der mäßige Genuß des Weins ist nicht nur gestattet, sondern zur Erhöhung der Lebenskräfte selbst zu empfehlen. Zur örtlichen Behandlung eignen sich erweichende Breiumschläge, Bähungen und Bäder von Milch oder auch von lauem Wasser. Außerdem muß fortdauernde Ruhe nicht bloß des kranken Gliedes, sondern auch des ganzen Körpers erhalten und Alles vermieden werden, was den Umlauf des Blutes stören kann. Reizende Waschungen, Einreibungen und Pflaster, Blasenpflaster und Einschnitte in die brandigen Theile haben sich nicht nützlich, zuweilen schädlich erwiesen.

B. vom Durchliegen oder Aufliegen, brandiges Durchliegen (Gangraena ex decubitu), entsteht leicht an Theilen, die anhaltend gedrückt werden, stark hervorragen und eine harte Unterlage haben, wie am Kreuzbeine, an den Trochanteren, am Knie, an der Ferse, an den Knöcheln, an den Schulterblättern und am Ellenbogen, seltener am Brustbein und am Kinn. Die über solchen Theilen liegenden Hautstellen entzünden sich und gehen in Verschwärung und B. über, nachdem brennende Schmerzen, Röthe und Hitze vorhergegangen waren. Die anfangs nur oberflächliche Entzündung dringt allmählig in die Tiefe und ergreift das unter der Haut liegende Zellgewebe, ja selbst die nahegelegenen Muskeln. Bisweilen aber geht sie unmittelbar in B. über, indem sich ein, anfangs nur oberflächlicher, später auch in die Tiefe dringender Brandschorf bildet, welcher bald trocken und schwarz, bald feucht und schieferblau erscheint. Nach Abstoßung des Schorfes heilt entweder bei zweckmäßiger Behandlung das Geschwür, oder die brandige Entzündung greift weiter um sich, es erzeugt sich ein neuer Brandschorf und der Zerstörungsprozeß geht selbst auf Muskeln, Sehnen, Gelenkbänder, oder auf die unterliegenden Knochen über, entblößt diese und es entsteht Nekrose. Die Krankheit kommt meist bei magern Subjekten vor, die lange auf einer Stelle liegen müssen, an langwierigen Krankheiten, als typhösen, putriden, hektischen Fiebern, Wassersuchten, Lähmungen, oder bedeutenden Knochenbrüchen 2c. leiden, Mangel an weicher, reiner Bettwäsche und Unterlagen, eine zarte, weiche Haut haben 2c. Es ist oft sehr schwer, ja in vielen Fällen fast unmöglich, die Ursache des brandigen Durchliegens, den Druck, zu entfernen. Selbst durch öftere Abänderung der Lage des Körpers, im Fall diese überhaupt auf möglichst passende Weise zu bewerkstelligen ist, kann das Aufliegen doch nicht verhütet werden, sobald der Kranke genöthigt ist, eine seiner früheren Lagen auf einer dem Drucke bereits mehrmals ausgesetzt gewesenen Stelle wieder einzunehmen. Unter solchen Umständen verursacht dieses Uebel oft größere Beschwerden, als das Allgemeinleiden selbst, in Folge dessen es entstand. Um das Aufliegen zu verhüten, hat man vor allen Dingen dem Körper eine Lage zu geben, in welcher die Schwere desselben auf mehre Punkte vertheilt ist; eine solche ist die horizontale, die nach Umständen eine Rücken- oder Seitenlage seyn kann: am besten wird das Gewicht des Körpers auf die ganze Rückenfläche desselben vertheilt. Die Unterlagen, auf welchen der Körper ruht, müssen gehörig geebnet, gleichmäßig weich, nirgends hart seyn; das Bett muß wenigstens täglich zweimal erneuert werden. Das Betttuch darf nicht von grobem Zeuch seyn, keine Naht in der Mitte haben und muß fest angezogen werden, damit es keine Falten bilde. Statt des Betttuches kann man sich auch eines gegerbten Hirschfelles bedienen, oder man läßt ein Rehfell mit nach oben gekehrten Haaren oder ein mit Oel bestrichenes Wachstuch unter das Betttuch legen. Der Nuzzen des hydrostatischen Bettes ist noch nicht hinlänglich erwiesen. Sehr zweckmäßig sind auch feste und gut abgenähte Roßhaarmatratzen. Vermag der Kranke seine Lage gar nicht zu verändern, oder darf er sie nicht verändern, so kann man den anhaltenden Druck auf eine und dieselbe Körperstelle wenigstens einigermaßen und für einige Zeit dadurch mindern, wenn nicht ganz beseitigen, daß man unter verschiedene Ruhepunkte seines Körpers abwechselnd Spreukissen oder mit Leder überzogene Roßhaarkissen schiebt, wodurch dem Kranken immer einige Erleichterung verschafft wird. After- oder Beckenkränze werden des Druckes wegen, den sie ausüben, gewöhnlich nicht gut vertragen. Hat der Kranke so viel Kraft, daß er sich selbst erheben kann, oder erlaubt es sein Zustand, dies zu thun, so wird ihm ein Krankenheber, mittelst dessen er sich selbst, ohne fremde Beihülfe, heben und für einige Zeit über seinem Lager schwebend erhalten kann, sehr gute Dienste leisten. Ein solcher Krankenheber läßt sich durch eine sehr einfache Vorrichtung herstellen, indem man einen über das Bett angebrachten 2- oder 3armigen Galgen oder einen über dem Bette an der Decke des Zimmers befestigten Ring mit einer festen Schnur versieht, an deren Ende man ein Querholz (Handhabe) befestigt, woran sich der Kranke hält, wenn er sich heben will. Diese Mittel zur Verhütung des Aufliegens genügen aber nicht immer, und es ist nöthig, damit auch noch andere kühlende, abstringirende zu verbinden, welche der Haut mehr Festigkeit geben. Namentlich empfehlen sich zu diesem Zwecke das öftere Waschen mit kaltem Wasser, oder mit Abkochungen von Eichen- oder Weidenrinde, mit Auflösungen von Alaun, Bleiwasser, Thedens Wundwasser, Wasser mit Branntwein oder Wein, Salben aus Fett mit Blei oder Kampherspiritus, aus Eiweiß mit Branntwein oder Alaun, Eiweiß mit Kampherspiritus und Bleizucker 2c. Zeigen sich an den gedrückten Stellen bereits Spuren der Entzündung, so müssen alle oben angeführten prophylaktischen Vor-

kehrungsmittel nicht allein beharrlich fortgesetzt, sondern es muß auch Alles vermieden werden, was den Uebergang der Entzündung in brandige Zerstörung befördern könnte. Daher passen jetzt keine spirituösen, scharfen und sauern Mittel. Dagegen sind Fomentationen mit Bleiwasser, Abkochungen von Eichenrinde mit Bleiessig, das Bleicerat, das Emplastrum noricum, saponatum, Unguentum saturni u. a. zur Anwendung geeignet. Bei dem Uebergange der Entzündung in Verschwärung unter der Form nässender Hautrisse bewährt sich das Pulvis calaminaris, zum Einstreuen, oder das Verbinden mit Unguentum saturni, Ung. zinci als nützlich. Sehr gute Dienste leisten auch warme Breiumschläge mit einem Zusatz von Bleiessig. Bei großer Heftigkeit der Schmerzen kann man diesen Umschlägen Cicuta, Hyoscyamus u. andere zweckdienliche Mittel zusetzen. Hat sich ein Brandschorf gebildet, so sucht man das Abstoßen desselben durch Kataplasmen zu befördern und verbindet dann das zurückbleibende Geschwür mit leichten Reizmitteln, als: Unguentum basilic., Ung. styracis u. a. Skarifikationen u. reizendere Mittel, wie Unguentum arcaci, digestiv., Oleum terebinth. ꝛc., leisten selten den gewünschten Nutzen.

Brand, eine eigenthümliche Krankheit der Gramineen, welche sich nur an den Samenkörnern zeigt und durch verschiedene Schmarotzerpilze gebildet wird. Es gibt verschiedene, wohl zu unterscheidende Arten des B.es im Getreide. Der Schmierbrand (Uredo sitophila *Ditm.*, Ustilago, Faulbrand, Kornfäule) erscheint als schwarzbraune, schmierige und stinkende Körner, in welche sich das Korn des Weizens oder Dinkels auflöst. Er zeigt sich schon, ehe die Aehre aus der Blattscheide hervortritt; das angegriffene Korn ist dann schon so groß wie die ausgewachsenen, die Aehren sehen wie reif aus, während die gesunden noch grün sind. Die Brandkörner enthalten noch kleinere Körner, sind mithin kein verdorbenes Mehl, sondern wirkliche Pflanzen. Fourcroy und Vauquelin fanden in diesem B.e ein scharfes Oel, faulen Kleber, Kohlenstoff, Phosphorsäure, ein ammoniakalisch-bittererdiges Phosphat, auch Kalkphosphat, aber kein Stärkmehl; Chantram nimmt eine eigene Säure darin an, die Brandweizensäure. Er ist sehr schädlich, weil er, besonders in manchen Jahren, den Fruchtertrag bedeutend vermindert und weil er nicht verfliegt, sondern das Mehl mißfarbig, übelriechend und das Brod ungesund macht, wenn das gedroschene Getreide nicht mehre Male gewaschen wird. Man gibt mancherlei Ursachen der Entstehung dieser schädlichen Staubpilze an. Nach neueren Untersuchungen entsteht er hauptsächlich durch die Aussaat der staubartigen, kugelförmigen Pilzsporen, des schwarzen Staubes des reifen Brandpilzes, der schon in den Keim eindringt und durch die Saftgänge in die Ovarien geführt wird, wo er seine Entwickelung vollendet. Nach andern Beobachtungen entwickeln sich diese Staubpilze nur auf solchen Weizenfruchtknoten, die schon gewissermaßen zersetzt sind, deren Samen also nicht zur völligen Reife kommen, oder auf feuchten dumpfigen Schüttböden sich erhitzt und im Innern eine chemische Veränderung erlitten haben; ja selbst bei solchen Pflanzen, die aus ganz gutem Samen hervorgingen, können mancherlei Ursachen, vornehmlich unpassender Boden, d. h. sehr trockener, rauher, hitziger, magerer Kalk-, Thon- und Sandboden, übermäßige Düngung, zumal Schafdünger mit beigemengtem brandigen Weizenstroh, unter ungünstigen atmosphärischen Einflüssen, vorzüglich von Kälte und Trockenheit, die anfangs gesunde Produktion des Samenkorns stören und so die Erzeugung des B.es veranlassen. Dem Erscheinen des Schmierbrandes läßt sich nach den Erfahrungen der Oekonomen am sichersten nach und nach dadurch vorbeugen, daß man das Weizenland nicht mit Schaf- oder Pferdemist düngt, daß man zur Aussaat ganz reifen, d. h. hornig gewordenen Weizen wähle, und daß man, um den schlechten Körnern mehr Vegetationskraft zu geben, den Samen vor der Aussaat einkalke, d. h. mit einer Mist- und Kalklauge durchaus gut befeuchte, oder noch besser das Samengetreide 24 Stunden lang in einer Lauge von Urate, d. h. einem aus bloßem Urin und andern Mistjauchen zubereiteten Düngpulver, und etwas Holzasche einweiche, um zugleich Mäuse, Maulwürfe und anderes Ungeziefer davon abzuhalten. Auch reinigt das Beizen mit einer Kochsalzlauge (1 Theil Kochsalz auf 80 Theile Wasser), oder mit verdünnter natürlicher Salzsoole meist die Saatkörner vom anhängenden Brandstaube oder zersetzt den B. völlig. Außerdem hüte man sich, frisches Brandweizenstroh zugleich mit dem verrotteten Dünger auf den künftigen Weizenacker zu bringen. Einmal in einem Felde einheimischer B. ist indeß äußerst schwer ganz zu vertilgen. Der Flugbrand (Uredo segetum *Pers.*, Ustilago segetum, Charbon, Nielle, auch Rußbrand, Nagelbrand) ist ein schwarzer, ins Grünliche spielender Staub, welcher leicht abfärbt und verfliegt. Unter dem Mikroskop erscheint dieser Staubpilz mit kleinen kugelrunden Sporen. Er thut, wenn er gleich schon auf dem Acker zerstäubt und beim Dreschen den Samen nicht verunreinigt, doch dem Körnerertrag nicht wenig Schaden und entwickelt sich entweder schon in der Blüthezeit der Getreidearten, welche auf trocknem und humusarmem Boden wachsen, z. B. des Weizens, der Gerste, des Hafers, Mais, der Hirse, und auch mehrer wildwachsenden Grasarten, oder später, wenn das Samenkorn anfängt, sich auszubilden. Chemisch untersucht, gibt der Flugbrand ein brandiges Oel, fixe und flüchtige Salze, Schwefel und Kohle. Schon beim Dreschen des Brandweizens ist das Schwefelwasserstoffgas zu riechen. Vorbauungsmittel gegen diesen Staubpilz ist besonders die Wahl von ganz reinem und reifem Saatgetreide, sowie zweckmäßige Zubereitung des Saatbodens. Der Kappenbrand (Uredo glumarum, auch Spelzenbrand) ist fast eben so schädlich wie der Schmierbrand, mit großen, kugelrunden oder länglichen pomeranzengelben Sporen. Er kommt an den innern untern Theilen der Kelch- u. Blumenspelzen (Kappen) des Weizens, Dinkels und mehrer Bromusarten entweder gleich nach der Blüthezeit, oder etwas später, wenn die Körner sich schon völlig entwickelt haben, zum Vorschein. Dergleichen brandige Aehren sind aufgedunsen, struppig,

weit dunkler, mehr blaugrün von Farbe, und die Kelchspitzen bei innen vollkommen ausgebildetem Pilze mit vielen hellgelbrothen Punkten besäet. Die Grannen spreizen sich fächerförmig nach außen. Am Grunde der aus einander gefalteten Kelch- und Blumenspelzen, auch bis gegen die Mitte derselben, sieht man anfangs kleine, blaßgelbe, erhabene Punkte, die, in kurzer Zeit auf der Oberfläche berstend, einen pomeranzengelben Staub, der unter dem Mikroskop runde oder länglichrunde, röthlichgelbe, halbdurchscheinende Körner, wie beim Schmierbrand, zeigt, zwischen Samenkorn und Blumenspelze ausschütten. Das früher gesunde Samenkorn verbleicht davon, schrumpft ein und sein Inhalt vertrocknet. Da nach mancherlei Beobachtungen dieser B. nur auf tiefen und feucht liegenden Aeckern voll Unkraut vorkommt, so dürfte, außer den schon beim Schmierbrande angegebenen Ursachen, hauptsächlich zu große Feuchtigkeit denselben veranlassen. Sein Erscheinen wird daher wohl am besten durch das Säen des Getreides auf trocknen Boden, bei nicht anhaltend nasser Witterung verhütet. Auch an andern Pflanzen kommt eine ähnliche von Schmarotzerpilzen herrührende Krankheit vor. Der Hülsenbrand (Uredo leguminosarum) zeigt sich als braune, truppweise stehende Staubhäufchen, von der verbleichten Oberhaut umgeben, auf den Stengeln und der Unterseite der Blätter der meisten Hülsenfrüchte, besonders der Wikken. Der Rosenbrand (Uredo rosae *Pers.*) zeigt sich auf den Blättern der Gartenrose als gelbrothe, punktförmige Staubhäufchen, über das ganze Blatt verbreitet. Der Grasbrand (Uredo linearis *Pers.*) findet sich sehr häufig auf den Halmen und Blättern der Gräser, als gelbe, schmale Staubhäufchen. Der weiße B. (Uredo candida *Pers.*, Albigo) zeigt sich als erhabene Staubhäufchen unter der blasenförmigen Oberhaut, mit runden, nach der Vertrocknung eckigen Körnern, auf den Blättern mehrer Cruciferen, besonders des Täschelkrauts. Der Bohnenbrand (Uredo phaseoli *Strauss*, Uredo appendiculata *Pers.*, Caeomurus phaseoli) besteht aus truppweisen, braunen Staubhäufchen mit gestielten Körnern auf der obern Seite der Blätter der Bohnen, Saubohnen und Erbsen, von der vergilbten Oberhaut umgeben. Der Salatbrand (Uredo cichoracearum) findet sich als gelbliche, rundliche Staubhäufchen unter der seitwärts geborstenen Oberhaut auf den salatartigen Pflanzen und auf Sauerampfer. In Bezug auf die drei zuerst genannten, dem Getreide besonders schädlichen Arten geben gründliche Belehrung Willdenow in den „Beiträgen zur Naturkunde ꝛc.“ von Weber und Mohr (Kiel 1805), J. K. Schmidts „Allgemeine ökonomisch-technische Flora“ (Jena 1820), Desselben „Naturgeschichte der in der Landwirthschaft schädlichen Pilze“, Schregers „Handbuch der Pflanzenkrankheiten“ (Lpz. 1796), die „Landwirthschaftliche Zeitung“ von 1815, Pohls „Archiv der deutschen Landwirthschaft“ (Leipzig 1819) u. A.

Brand, Stadt im Königreich Sachsen, erzgebirgischer Kreis, Amt Freiberg, eine Stunde von Freiberg in reizloser Gegend, ohne Pfarrer und eignen Rath, bloß ein Lehngericht, ein Bergstiftshaus, Apotheke, Spinnschule, 2 Jahrmärkte. Die 2500 Einwohner sind fast lauter Bergleute. Das brander Revier enthält die reichsten Silberzechen des freiberger Bergbaues, z. B. Himmelsfürst ꝛc. Das Revier wird vom Wasser gelöst durch den Brandstollen, 3000 Lachter lang. Bei B. schlug Prinz Heinrich von Preußen 1762 die kaiserliche und Reichsarmee.

Brand, 1) Ewald, Struensee's Günstling, trat unter der Protektion jenes Premiers in dänischen Staatsdienst, wurde Kammerherr, Oberaufseher der Schauspiele und beständiger Gesellschafter des geisteskranken Königs, später endlich Graf und geheimer Rath. Nach Struensee's Sturz wurde auch er das Opfer des lange gedemüthigten Adels und der vielen Feinde der Königin. Man klagte ihn an, den blödsinnigen König bisweilen thätlich mißhandelt zu haben u. erkannte ihm den Tod zu. Vor Struensee's Augen hieb man ihm die Hand u. dann den Kopf ab (28. April 1772).

2) Adam, berühmter Reisender, aus Lübeck, kam als Kaufmann noch sehr jung nach Moskau, von wo er 1692 die holländische Gesandtschaft nach China begleitete. Nach seiner Rückkehr setzte er sein Geschäft fort, schlug 1697 einen russischen Antrag zu einer zweiten chinesischen Mission ab und nahm die Stelle eines preußischen Kommerzienraths und den Auftrag König Friedrichs I. an, für ihn an den persischen Hof zu reisen. Als jedoch diese Gesandtschaft 1713 abreisen wollte, starb der König und B. brachte seine übrige Lebenszeit in Königsberg zu. Die Beschreibung seiner „großen chinesischen Reise ꝛc.“ erschien zuerst Frankf. 1697, vermehrt Berlin 1712, zuletzt Lübeck 1734, und ist ins Holländische, Französische u. Englische übersetzt worden.

3) Johann Christian, guter Landschaftsmaler und Kupferätzer, 1723 zu Wien geboren, Sohn eines geschickten Landschaftsmalers, Christian Hilfgott B., gewann seine Künstlerausbildung im Vaterlande und wurde von Franz I. zum kaiserlich königlichen Kammermaler, Rath und Professor der Akademie ernannt. B.s Bilder charakterisirt eine schöne Komposition, große Sicherheit in der Darstellung der Gegenstände, besonders des Wassers, u. geistvolle Staffage. Seine kleineren Kabinetsstücke sind meist in Italien, Frankreich, England und Rußland zerstreut. Als Historienmaler trat er mit der Schlacht bei Hochkirchen weniger glücklich auf.

Brandanford, Städtchen der englischen Grafschaft Middlesex, berühmt durch die 955 daselbst gehaltene, daher brandanfordiensische Kirchenversammlung, in welcher König Edwins kaum begonnener Kampf gegen die Anmaßungen der Kirche geendet, dieser letzteren Einfluß auf lange Zeit befestigt und gesichert wurden.

Brandanus, Heiliger, aus Irland gebürtig, beschrieb mehre wunderbare Reisen, die er auf Antrieb eines Engels durch alle Reiche der Welt gemacht haben wollte, und gab dadurch den Dichtern des Mittelalters reichen Stoff zu Legenden und Veranlassung zu dem altniederdeutschen Gedichte, welches im 14. Jahrhundert entstanden und durch Bruns (Altplattdeutsche Gedichte, Berlin 1798) zuerst in Druck gekommen ist und dessen Inhalt, nicht aber Form und Durchführung, an die „Divina Commedia“ erinnert.

Brandassekuranz, s. Feuerversicherung.

Brandbalsam, s. Verbrennen.

Brandbeschädigung, s. Brandstiftung.

Brandbettler, ein durch Feuersbrunst zu Verlust gekommenes Individuum, welches (in der Regel mit einem obrigkeitlichen Erlaubnißscheine [Brandbettelbrief] versehen) das Mitleid des Publikums um eine Beisteuer angeht.

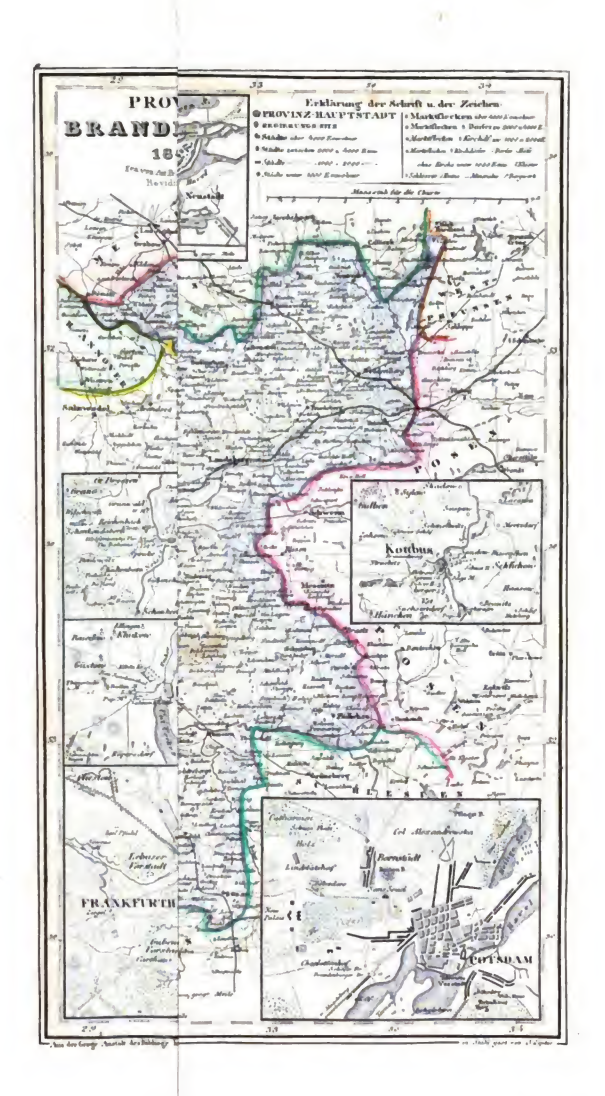
Brandbrief, die obrigkeitliche Bestätigung eines erlittenen Brandunglücks; auch eine Schrift, durch welche Einzelne oder eine Gesammtheit mit Brandstiftung bedroht werden. Die Verfasser und Beförderer solcher B.e werden durch die Kriminalgesetze in allen Staaten strenge (oft mit Zuchthaus auf lange Zeit) bestraft.

Brandcorps (sappeurs-pompiers), militärisch organisirte, eigens zum Dienste bei Feuersnoth eingeübte und stets bereite Mannschaft, welcher die Rettung der Menschen und Mobilien, das Löschen des Feuers und die nöthige Wachthaltung vorzugsweise zusteht. Sie sind ein den größern Städten eigenthümliches Institut, welches unter verschiedenen, den Lokalverhältnissen angemessenen Modifikationen auch an kleinern Orten zur Einführung sich eignet und auch hie und da organisirt ist. In Großstädten sind eigene, mit den nöthigen Lösch- und Rettungsgeräthschaften versehene Wachthäuser von Abtheilungen der B. stets besetzt, so daß von diesen aus bei plötzlichem Feuerlärm sogleich hinreichende Hülfe erlangt werden kann. Wird die Brunst größer, so unterstützt die Reserve. Die musterhaftesten bestehen zu Paris, Mailand, London, Hamburg, Berlin und Petersburg.

Brandeis, 1) (böhm. Brenny-Hrad). Stadt im kaurzimer Kreise des Königreichs Böhmen, am linken Ufer der Elbe, in einer fruchtbaren Ebene, mit 3000 Einwohnern, welche Landwirthschaft und bürgerliche Gewerbe treiben. B. ist Sitz einer Dechantei und hat ein Gymnasium u. ein alterthümliches, angeblich 941 vom böhmischen Herzog Boleslaw erbautes Schloß. Die Stadt war zuweilen der Aufenthaltsort des Kaisers Rudolf II., der das 1552 eingeäscherte Schloß wieder herstellte, Leopolds I. und Karls VI. Während des dreißigjährigen Kriegs wurde sie 1631 von den Sachsen besetzt und 1639, nachdem am 30. Mai bei derselben die Kaiserlichen von den Schweden besiegt worden waren, von den letzteren. Im J. 1775 wurde sie durch einen Brand fast gänzlich zerstört. — 2) Flecken im böhmischen Kreise Königgrätz, eine gräflich trautmannsdorffsche Herrschaft, am stillen Adler, umgeben von felsigen Waldhöhen, mit 2500 Einwohnern, welche stark Leinweberei treiben. B. war früher ein besonderer Sitz der mährischen Brüder.

Brandel, Peter, guter Bildniß- und Geschichtsmaler, 1668 zu Prag geboren, erwählte früh die Natur zu seiner Lehrmeisterin und die Antike zum Studium, gewann im Zeichnen eine große und freie Manier und bossirte auch vortrefflich. Seine Arbeiten erhielten bald verdienten Ruf; er galt seiner Zeit als der erste Künstler Böhmens. Eine unglückliche Ehe aber stürzte ihn später in ein unsteres Leben und dieses in Armuth, mit welcher ringend er 1739 zu Kuttenberg †. Seine berühmtesten Bilder sind: die Taufe Christi, in der Metropolitankirche, und der Streit der Engel, bei St. Michael in Prag; die sterbende Maria Magdalena, im kleinen Chor der Domkirche zu Mainz.

Brandenburg, Provinz und Stammland der preußischen Monarchie, zwischen Mecklenburg im Norden, Hannover im Westen, Anhalt im Süden, umgeben von der Provinz Sachsen (Regierungsbezirk Magdeburg und Merseburg), Schlesien (Liegnitz), Posen (Posen und Bromberg), Preußen (Marienwerder) und Pommern (Köslin u. Stettin), liegt unter 51° 23′—53° 35 Br. u. 28° 56′—33° 52′ östl. L. u. zählte 1855 auf 734,14 □Meilen 2.253,758 Einwohner in 138 Städten, 27 Flecken, 3073 Dörfern und 3220 Wohnplätzen. Sie begreift von der ehemaligen Mark B. die Mittelmark, Uckermark, Priegnitz und den größten Theil der Neumark, von Schlesien den schwibuser Kreis und einen Theil des saganer, einige Orte des Großherzogthums Posen und von Sachsen die Niederlausitz und den kleineren westlichen Theil der Oberlausitz, die Aemter Dahme und Jüterbogk, das Fürstenthum Querfurt, die Herrschaften Baruth und Sonnenwalde nebst dem Amte Belzig des wittenberger Kreises, und die Aemter Finsterwalde und Senftenberg des meißner Kreises. Das Land ist im Allgemeinen nur eine weite Ebene, die hier und da unbedeutende wellenförmige Erhebungen hat; an der Oder, zwischen Oder, Spree und Havel und einigen anderen Stellen kommen einzelne und gruppirte Hügel, im Lande Berge genannt, zum Vorschein. Die Erdrinde besteht größtentheils aus Alluvialsand, der mit Kalk, sehr oft auch eisenschüssigem Lehm, auch Thon- und Gartenerde vermischt oder damit bedeckt ist. Die Ackerkrume ist meist sehr dünn; daher muß hier der Mensch der spröden Natur die Produktion abringen, und wirklich hat der Fleiß im Laufe der Jahrhunderte der Oede Fruchtbarkeit gegeben. Reichlich versehen ist B. mit Gewässern, die zum Theil durch Ueberschwemmung nützen, aber bei der niedrigen Lage des Landes große Uebelstände dadurch herbeigeführt haben, daß sie außer den vielen kleinen Seen eine Menge sumpfige Niederungen und große Brüche bildeten. Von den Seen, die mit den Teichen, 6—700 an der Zahl, über 10 □Meilen Fläche einnehmen, sind am bedeutendsten: der Grimnitz-, fehrbelliner, Breitling-, soldiner, Schwielow-, Wolzig-, Schwielung-, ruppiner u. Blankensee. Moore und Brüche sind das Havelluch, 7 Meilen lang, 1½ Meilen breit, das Rhinluch, 6 Meilen lang, ½ Meile breit, der Oderbruch zwischen Frankfurt und Freienwalde, 7 Meilen lang, 2 Meilen breit, der Warthebruch, 15 Meilen lang, 2 Meilen breit, der Spreewald &c. Die Flüsse sammeln sich in zwei Hauptströme, Elbe und Oder, die das ganze Flußgebiet B.s beherrschen. In die Elbe, welche nur auf einer sehr kurzen Strecke B. berührt und es von der Provinz Sachsen und dem Königreiche Hannover scheidet, münden: die Elde, Stecknitz und Havel (mit der Spree, Dosse, Rhin, Nuthe, Emster, Plane und Buckau), letztere bei Havelberg; in die Oder, die den westlichen Theil der Provinz durchströmt, fallen links: Bober, Neiße und Welse, rechts: Warthe und Netze. Ihna und Ucker, die in B. entspringen, gehen nach


PROV
BRAND
Erklärung der Schrift u. der Zeichen
PROVINZ-HAUPTSTADT
Neustadt
Salzwedel
Kottbus
FRANKFURTH
Bornstädt
POTSDAM
Col. Alexandrowka

Pommern und münden in das kleine Haff. Die zahlreichen Kanäle der Provinz verdanken ihre Herstellung sowohl der Handels- als der Kulturspekulation: um Elbe und Oder mit einander zu verbinden, erbaute man den Friedrich-Wilhelms- oder Mülroserkanal zwischen Oder und Spree, $3\frac{1}{4}$ Meilen lang, den Finowkanal zwischen Havel und Oder, $6\frac{1}{2}$ Meilen lang, 35—42 Fuß breit, mit 15 Schleußen, unter Friedrich II. vollendet, u. den plauenschen Kanal zwischen Havel und Elbe, $4\frac{1}{2}$ Meilen lang. Die vielen und großen Sumpf- und Bruchstrecken für die Kultur zu gewinnen, legte man den neuen Oderkanal, den templiner, fehrbelliner, storkower und ruppiner Kanal an. Das Klima, im Ganzen gemäßigt und gesund, ist einer großen Veränderlichkeit unterworfen, besonders wird das Land oft von heftigen Winden heimgesucht. Das Thermometer fällt in kalten Wintern zuweilen auf 12—18° R., und steigt im Sommer auf 25—26°. Im Durchschnitt kommen auf das Jahr 150 trübe und 79 heitere, gegen 100 Regen-, 27 Schnee- und 9—10 Gewittertage. Die Produkte der Provinz sind: Getreide aller Art, aber nicht in hinreichender Menge, Buchweizen, Hirse, Garten- und Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Ruben (teltower Rüben), Flachs, Hanf, Hopfen, Tabak, Obst, etwas Wein, viel Holz. B. hat sehr starke Viehzucht (man schlägt durchschnittlich den Viehbestand B.s an auf 240,000 Pferde, 550,000 Rinder, 1,800,000 Schafe, gegen 9000 Ziegen und 180,000 Schweine), ferner: Wild, Fische, Krebse, Bienen, Seidenwürmer &c. An Mineralien findet man Eisen (Morasterze), Braunkohlen, Torf, Kalk, Gyps, Alaun, Bernstein, Salpeter; Salz ist nicht hinreichend für den Bedarf. Mineralquellen sind bei Freienwalde, Neustadt-Eberswalde, Frankfurt, Berlin, Charlottenburg, Gleißen. Die Einwohner bestehen in der Hauptmasse aus Wenden und Deutschen, zu denen sich seit der Mitte des 12. Jahrhunderts Niederländer, Rheinländer, Schweizer, Lothringer und Franzosen gesellten; besonders stark waren die Einwanderungen unter Friedrich II., wo sie bis 1777 dem Lande über 10,000 Familien zuführten. Hinsichtlich der Religion sind $\frac{1}{76}$ Katholiken, $\frac{1}{136}$ Juden, die Hauptkirche ist die evangelische; Die Provinz hat eine Universität (zu Berlin), 18 Gymnasien, viele höhere Bildungsanstalten, Realgymnasien u. Realschulen und zahlreiche Stadt- und Landschulen. Industrie und Gewerbe haben, da der Ackerbau nicht genug Hände beschäftigen kann, in B. einen Hauptsitz; gleichwohl steht B. in dieser Beziehung Sachsen und besonders den Rheinprovinzen nach. Hauptrohstoffe industrieller Thätigkeit sind Wolle, Baumwolle und Seide; die wichtigsten Fabrikate: seidene und baumwollene Zeuche (besonders in Berlin), Kasimire und Merinotücher von besonderer Güte (ebenfalls in Berlin), wollene Gewebe (in allen Städten in großer Menge), besonders feine Tücher (in Luckenwalde, Züllichau, Kotbus und Guben), Leinwand (im Regierungsbezirk Frankfurt), Leder (viel in Kotbus), Porzellan, Steingut, Bijouteriewaaren, Eisenwaaren, Glas, Papier (erste deutsche Patentpapierfabrik in Berlin), Zucker, Tabak &c. Großartigen Betrieb haben die Runkelrübenzuckerraffinerie (besonders in Berlin), die Branntweinbrennereien und in neuerer Zeit die Bierbrauereien nach bayerischem Muster. Der Handel, den die königliche Bank in Berlin u. Frankfurt a. d. O. u. andere Staatsinstitute unterstützen, hebt sich von Tag zu Tag, seitdem der deutsche Zollverein neue Absatzwege geöffnet hat und die großartigen Eisenbahnanlagen, die in Berlin ihren Knoten- und Mittelpunkt finden, das Land durchschneiden. Die Provinzialstände, welche 1824 zuerst zusammenberufen wurden, bestehen aus einem Abgeordneten des Domkapitels zu Brandenburg, aus dem Grafen von Solms-Baruth, aus 32 Abgeordneten der Ritterschaft, 22 der Städte u. 12 der Gutsbesitzer und Bauern. Eingetheilt wird die Provinz in den Stadtbezirk von Berlin, den Regierungsbezirk Potsdam und den von Frankfurt a. d. O. Oberste Gerichtsbehörden sind das Kammergericht zu Berlin und das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. d. O. Das brandenburgische Wappen ist ein rother Adler im silbernen Felde.

Geschichte. Die jetzige Provinz B. ward zu Anfang der christlichen Zeitrechnung von den Sueven bewohnt; namentlich hatten die Semnonen in der heutigen Mittelmark, die Longobarden in der Altmark ihren Sitz, und nicht unwahrscheinlich ist, daß der alte Name Brennaborch von Brennus abzuleiten sey, welchen mehre Anführer der Semnonen trugen. Seit der Völkerwanderung war das Land von slavischen Völkern, den Hevellern, Wilzen, Ukern, Rethariern und Obotriten, bewohnt, bis der deutsche König Heinrich I. 927 die Slaven an der Elbe schlug, ihre Stadt Brennabor oder Brannibor eroberte, und aus dem ihnen entrissenen Lande die nordsächsische Mark bildete, die später, da unter den Nachfolgern Heinrichs noch mehre Marken hinzukamen, die Altmark (s. d.) genannt wurde und seit dem 12. Jahrhundert den Kern eines besondern deutschen Staates ausmachte. Albrecht der Bär, Graf von Askanien, erhielt 1133 vom Kaiser Konrad III. die Altmark nebst der Ostmark (Niederlausitz) als ein nun unmittelbares, von dem Herzogthum Sachsen getrenntes Fürstenthum, das seit 1157 Mark B. genannt wurde. Er unterwarf sich die Mittelmark, Priegnitz und Uckermark, versetzte deutsche adelige Familien in die Marken und bevölkerte sie mit neuen Ansiedlern aus den Rheingegenden u. den Niederlanden; auch Berlin wurde von ihm gegründet (1163). Nach seinem Tode (1170) setzte sein Sohn und Nachfolger, Otto I., des Vaters Werk fort und vermehrte den Glanz seines Hauses durch Vereinigung des deutschen Erzkämmereramtes mit dem Markgrafenthume, wodurch zugleich für die Altmark die noch dem sächsischen Herzogthume zu leistende Heeresfolge für immer aufgehoben wurde. Otto starb 1184; sein Sohn, Otto II., ließ sich 1196 von der übermüthigen Geistlichkeit zwingen, seine in der Altmark befindlichen, sehr bedeutenden Allodialgüter in ein vom magdeburger Erzstifte ausgehendes Lehen umzuwandeln. Hierüber aufgebracht, bekriegte Albrecht II. (1205—1220) den Erzbischof, befestigte Wollmirstädt und schlug das erzbischöfliche Heer bei Renkersleben in die Flucht. Dessenungeachtet konnte er die Auflösung des verhaßten Lehensverhältnisses nicht bewirken, da die Bedrohung

Pommerns durch den Dänenkönig Waldemar ihn vom Kriegsschauplatze abrief. Nach Albrechts Tode folgten seine noch minderjährigen Söhne, Johann I. und Otto III., unter der Vormundschaft ihrer Mutter Mathilde und des Grafen von Anhalt. Von 1226—1258 regierten sie gemeinschaftlich, theilten dann aber ihre Länder in die stendalschen und salzwedelschen, wobei jedoch alle Landesangelegenheiten gemeinsam verwaltet wurden. Von Kaiser Friedrich II. erhielten sie die Belehnung über die Mark B. und über Pommern 1231 und zwangen 1236 den Herzog von Demmin und 1250 den von Stettin, dieselbe anzuerkennen. Von dem erstern gewannen sie das Land Stargard, von dem letztern die Uckermark, behaupteten sich im Kampfe gegen den Markgrafen Heinrich den Erlauchten 1244 in dem Besitze der Städte Köpenick u. Mittenwalde, erhielten durch den Gegenkönig Wilhelm von Holland 1248 die Anwartschaft auf das Herzogthum Sachsen und gelangten 1250 durch Kauf vom Herzog Boleslaw von Liegnitz zur Oberhoheit über das Bisthum Lebus. Vergl. Riedel, Die Mark B. im Jahr 1250, 2 Bde., Berlin 1831—1832. Um sich der magdeburger Lehensherrschaft zu entledigen, führten beide Brüder mehre Kriege, in deren Verlaufe Johann I. mit seinen schlechtbewaffneten altmärkischen Bürgern und Bauern über den Bischof von Halberstadt und den Erzbischof Willibrand von Magdeburg bei Gladigau, in der Nähe von Osterburg, einen so bedeutenden Sieg erfocht, daß jener gefangen genommen, dieser schwer verwundet und dadurch mehre andere, nur nicht die Lehensangelegenheiten zu Gunsten der Brüder beseitigt wurden. Ihre Regierungszeit ist merkwürdig durch die Bildung des Hansabundes und durch den Anschluß der altmärkischen Städte an denselben. Johann I. († 1266) hinterließ auf die stendalsche Linie 5 Söhne, Johann II., Otto III., Konrad I., Erich u. Heinrich, Otto IV. († 1267), auf die salzwedelsche Linie 4 Söhne, Johann III., Otto V., Albrecht III. und Otto VI. Diese Fürsten regierten ihre Ländertheile theils gemeinschaftlich, wie die stendalsche Linie, theils in weiterer Theilung, wie die salzwedelsche Linie, und nahmen lebhaften Antheil an den Kämpfen und Kriegen ihrer Zeit. Erst mit Waldemar (seit 1308) vereinigten sich 1317 die Länder beider Linien wieder in Einer Person. Mit seinem Tode (1319) erlosch die Dynastie der Askanier, weil die entfernteren Linien es versäumt hatten, die Mitbelehnung zu erlangen. Dem Aussterben der Askanier folgten trübe Zeiten. Kaiser Ludwig der Bayer, der die Mark B. als ein erledigtes Lehen einzog, brachte sie an sein Haus, das wittelsbachsche, indem er sie seinem Sohne, Ludwig dem Aeltern, übertrug (1323). Markgraf Ludwig I. erkannte die Belehnung mit der Altmark durch den Bischof von Halberstadt an, mußte jedoch zuletzt die magdeburger Lehensansprüche gelten lassen und dabei die Orte Wollmirstädt, Rogätz, Angern, Altenhausen und Alvensleben an das Erzbisthum völlig abtreten. In den Unruhen, welche das Auftreten des falschen Waldemar hervorriefen, erwarb der Erzbischof dazu noch die Städte Jerichow und Sandow. Während dieser Wirren war das Land in den traurigsten Zustand gerathen. Gewerbe und Handel lagen darnieder, der Landbau wurde vernachlässigt, und in der so häufig eingetretenen Geldnoth der Fürsten waren die meisten landesherrlichen Rechte, Güter u. Einkünfte an Privaten und Städte theils verpfändet, theils um geringen Preis verschleudert worden. Der Adel trotzte entweder in frechem Uebermuthe der Macht und den Befehlen des Markgrafen, oder er ergab sich der Wegelagerei, welche bald so überhand nahm, daß sich die gesammten Städte zur Abschaffung dieses Unwesens durch besondere Bündnisse vereinigen mußten. Ludwig I. wurde unter solchen Umständen der Regierung ganz überdrüssig und überließ dieselbe 1352 seinem Bruder, Ludwig II., unter dem die Zerrüttung des Landes fortdauerte, ja noch vermehrt wurde durch die großen Freiheiten und Zugeständnisse, welche er dem Adel u. den Städten für bedeutende Geldsummen gewährte. In demselben Geiste herrschte sein Bruder, Otto der Faule, welcher 1360 zum Mitregenten erklärt worden war und seit Ludwigs Tode (1365) allein regierte. Er verkaufte 1369 für 5700 brandenburgische Mark das Münzrecht an die altmärkischen Städte u. verpfändete bald darauf selbst die gesammte Altmark und Priegnitz für 200,000 Gulden. Kaiser Karl IV., welcher schon 1356 die Mark zum Kurfürstenthume erhoben, mit Ludwig II. 1363 eine Erbverbrüderung geschlossen u. die Huldigung der Stände im Namen seines Sohnes Wenzel empfangen hatte, ließ sich dieselbe gegen eine Summe Geldes und ein Jahrgeld völlig abtreten und belehnte Wenzel damit. Für das Land war diese Veränderung von den wohlthätigsten Folgen. Karl IV. bemühte sich mit allen Kräften, Ordnung, Gewerbfleiß, Handel und Wohlstand wieder herzustellen. Für die Beschäftigung der niederen Stände sorgte er durch bedeutende Bauten, den Städten suchte er durch Erneuerung ihres alten Verhältnisses zum Hansabunde wieder aufzuhelfen, der Straßenraub wurde streng bestraft und der Adel durch kaiserliche Verbote gehindert, neue Burgen und Schlösser, ohne besondere Einwilligung des Landesherrn, anzulegen. Der Tod des Kaisers führte jedoch die meisten der alten Uebel zurück, und die kaum vernarbten Wunden begannen aufs Neue zu bluten. Sigismund, Karls IV. zweiter Sohn, dem die Marken zufielen, verweilte in denselben nur zweimal und nur, um hier Mittel zur Befriedigung seiner Geldbedürfnisse zu gewinnen. Endlich 1388 verpfändete er das Ganze an den Markgrafen Jobst von Mähren, unter welchem sich die früheren Erscheinungen der Gesetzlosigkeit und Unordnung wiederholten und das Land in grenzenlose Verwirrung stürzten. Diesen Zustand benutzend, rissen die Herzöge von Lüneburg mehre Orte der Altmark an sich, besiegten den sich widersetzenden Jobst, plünderten Salzwedel und eigneten sich Schnackenburg an. Im Jahre 1411, nach dem Tode Jobsts, fielen die Marken als ein erledigtes Reichslehen zurück, und Kaiser Sigismund ernannte den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, aus dem Hause Hohenzollern, zum Statthalter derselben, und 1415 erhielt Friedrich sie zum wirklichen Besitze. Unter seiner Regierung begann für die Marken eine bessere Zukunft emporzudämmern, und bald fanden sich mit der

wiederhergestellten Ordnung die frühere Regsamkeit und der frühere Verkehr wieder ein. Durch die den Ständen 1437 mitgetheilte Erbschaftsordnung kam die Altmark als Paragium größtentheils an den jüngern Bruder, Friedrich II., bekannt unter dem Namen Friedrich der Fette, und wurde erst nach dessen Tode (1463) wieder völlig mit den Marken vereinigt. Unter ihm wurden endlich 1449 die Lehenstreitigkeiten mit dem Erzstifte Magdeburg beigelegt. Die Altmark ward von den Ansprüchen des Erzbisthums freigesprochen und für eine unmittelbare Besitzung des kurfürstlichen Hauses erklärt, wofür dieses die früher von den Erzbischöfen in Besitz genommenen Theile denselben für immer überließ. Leider verwickelten sich diese beiden, sowie Albrecht Achilles (1470 bis 1486), in unfruchtbare Fehden und hegten eine allzugroße Vorliebe für ihre Besitzungen in Franken, Ansbach und Baireuth, als daß sie der Mark B. ungetheilte Regentensorgfalt hätten zuwenden können. Anders und besser wurde es erst, als nach Anordnung des Kurfürsten Albrecht Achilles (1473) die fränkischen und brandenburgischen Besitzungen getrennt wurden, nämlich so, daß Albrechts ältester Sohn, Johann Cicero, die Mark B. sammt der Kurwürde, die beiden jüngern Söhne, Friedrich und Siegmund, Ansbach und Baireuth erhielten. Johann Cicero (1486 bis 1499), ein wissenschaftlich gebildeter Herr, widerstrebte der Anmaßlichkeit des Adels, verbesserte den Zustand der Finanzen und traf Anstalten zur Stiftung der Universität Frankfurt a. d. O. Eröffnet wurde diese (1506) von seinem Sohne und Nachfolger, Joachim I. (1499—1535), der auch das Kammergericht zu Berlin stiftete (1516) und das Aufleben der Städte beförderte. So streng er auf Sicherheit und Ordnung hielt, so streng widersetzte er sich auch dem Aufkommen der Reformation. Dagegen traten seine Söhne, Joachim II., der als Kurfürst ihm folgte (1535—1571), und Johann von Küstrin (1535—1571), der als Herr der Neumark u. Krossens zu Küstrin residirte, zur lutherischen Kirche (1539) über. Kluger Weise blieb Joachim II. fern vom schmalkaldischen Bunde, leistete sogar dem Kaiser Karl V. in dem schmalkaldischen Kriege Beistand gegen die protestantischen Fürsten, u. erst nach dem augsburger Religionsfrieden (1555) zeigte er sich als Beförderer der Reformation, zu deren Aufrechthaltung er das Konsistorium zu Berlin errichtete. Folgenreich war es auch, daß er (1537) mit dem Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau eine Erbverbruderung errichtete, kraft deren nach Aussterben des zu Liegnitz regierenden Hauses das Besitzthum desselben an Kurbrandenburg fallen sollte, und daß er (1568) von Polen die Mitbelehnung auf Preußen erhielt, die den Erwerb dieses (seit 1525 bestehenden) Herzogthums für sein Haus später nach sich zog. Er starb am 3. Januar 1571 und 10 Tage nach ihm sein kinderloser Bruder, Johann von Küstrin. Sein Sohn, Johann Georg (1571—1598), brachte daher das ganze brandenburgische Gebiet, dessen Bildung und Wohlstand er angelegentlichst beförderte, wieder zusammen. Eine abermalige Zerstückelung desselben, die Johann Georg aus Vorliebe für seine Söhne dritter Ehe beabsichtigte, verhinderte sein ältester Sohn erster Ehe, Joachim Friedrich (1598—1608), indem er die Untheilbarkeit des Kurfürstenthums B. behauptete und seine Stiefbrüder, Christian u. Joachim, damit zufrieden stellte, daß er ihnen die (1603) erledigten hohenzollernschen Besitzungen in Franken, Ansbach und Baireuth, überließ. Das Fürstenthum Jägerndorf in Schlesien, das ihm von seinem Vetter Georg Friedrich geschenkt worden war, übertrug er (1606) seinem zweiten Sohne, Johann Georg; seinem dritten Sohne, Christian Wilhelm, verschaffte er (1599) die Administration von Magdeburg. Für sich selbst gewann er (1605) nach langen Unterhandlungen mit Polen die Regentschaft über das Herzogthum Preußen, durch welche das Haus Hohenzollern schlau die vollständige Erwerbung Preußens einleitete. Bewerkstelligt wurde diese schon durch seinen Sohn und Nachfolger, Johann Siegmund (1608—1619). Denn nicht genug, daß derselbe von den jülichschen Ländern, die 1611 erledigt waren, Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein, nach bitterm Streite mit dem Pfalzgrafen Wolfgang von Neuburg (wobei er zur reformirten Kirche hingeführt wurde), an sich brachte (1614), so gelang es ihm auch, nach dem Tode seines blödsinnigen Vetters, Albrecht Friedrich (1618), den souveränen Besitz von Preußen zu behaupten und an seine Nachkommen zu vererben. Der folgende Kurfürst, Georg Wilhelm (1619—1640), fügte daher seinen Titeln „regierender Herzog von Preußen" hinzu. Die härtesten Leiden trafen unter seiner Regierung die brandenburgischen Länder. Preußen wurde (1625 bis 1629) von den Schweden bei deren Krieg mit Polen heimgesucht; in B. hausten während des 30jährigen Krieges erst die Mannsfelder, dann die Oesterreicher, dann die Schweden; die brandenburg-jülichschen Länder kamen bald in die Hände der Holländer, bald in die Hände der Spanier, u. die Anwartschaft auf Pommern, die Kurfürst Albrecht Achilles dem hohenzollernschen Hause errungen hatte, konnte Georg Wilhelm nicht behaupten. Dazu kam, daß er selbst ein schwacher, fahrlässiger und verschwenderischer Fürst und sein Minister, Graf Adam von Schwarzenberg, wenn auch nicht ein Verräther, doch ein habsüchtiger und zweideutiger Diener war, der mehr das Interesse Oesterreichs, als das Interesse B.s im Auge hatte. Erst als Georg Wilhelm am 2. December 1640 gestorben war, röthete sich B.s großer Tag in jenes Fürsten Nachfolger, Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten. Durch ihn wurde auch die Vereinigung der einzelnen Landestheile zu einem Ganzen eingeleitet und die Geschichte B.s geht nun über und verschmilzt in die Geschichte des preußischen Staats. Vgl. Küster, Bibliotheca historica Brandenburgensis, Breslau 1743, nebst Accessiones (2 Bde., Berl. 1768), und Collectio opusculorum historiam marchicam illustrantium, 2 Bde., das. 1731—1733; Raumer, Ueber die älteste Geschichte und Verfassung der Kurmark B., Zerbst 1830; Riedel, Diplomatische Beiträge zur Geschichte der Mark B., Berlin 1833; Zimmermann, Beitrag zur Geschichte der märkischen Städte, das. 1837; (Bassewitz) Die Kurmark B., Leipzig 1847; Die Kurmark B. im Zusammenhang mit den Schicksalen des Gesammtstaates von 1806—1808, das. 1851. Der

Verein für die Geschichte der Mark B., 1838 gestiftet, gab schätzbare „Märkische Forschungen" (Berlin 1841 ff.) heraus.

Das **Bisthum** B., 949 von Otto I. für 10 slavische Stämme zwischen Oder u. Elbe gegründet, begriff den nördlichen Theil des Kurkreises, Anhalt, Pommern, Magdeburg, Theile von West- u. Osthavelland, der ruppiner, glin- u. löwenbergischen (jetzt templiner) Kreise, den ober- u. niederbarmer Kreis, den teltower und luckenwalder Kreis in der Mittelmark, den südwestlichen und südöstlichen Theil der Uckermark u. die südlichsten Striche von Mecklenburg-Strelitz. Das Bisthum war in 18 Sedes eingetheilt und stand anfangs unter dem Erzbischof von Mainz, bis es durch die Errichtung des erzbischöflichen Stuhls von Magdeburg eine nähere Oberbehörde erhielt. Die ersten Zeiten des Bisthums bis 1157, wo B. das wendische Joch für immer abschüttelte, konnten demselben weder Macht noch Glanz, das Haltende und Erobernde der Kirche, verleihen. Die wechselnden und oft ungünstigen Folgen der Kriege mit den slavischen Stämmen zerstörten jeden aufsprossenden Keim dauernder Gewalt. Erst seit 1157, wo die Einwanderungen deutscher Kolonisten dem germanisch-christlichen Elemente das Uebergewicht verschafften, hob sich der Bischofssitz, ohne jedoch je zu weltlicher Macht gelangen zu können, da die reichsfürstliche Würde bald in der Landeshoheit der Markgrafen u. Kurfürsten ihre Begrenzung fand. Nachdem die Reformation ihre ersten Schritte in B. gethan und der Bischof Matthias von Jagow selbst geheirathet hatte, verlor sich allgemach die Schicklichkeit oder Nothwendigkeit dieser Würde, und der Tod des letzten Bischofs 1571 bezeichnet auch das Entschlafen des Bisthums. Im Ganzen hatten seit Ditmar 44 Bischöfe in B. ihren Sitz gehabt. Vergl. **Gerken**, Ausführliche Stiftshistorie von B., Braunschweig und Wolfenbüttel 1766.

Brandenburg (das alte **Brennaborch** oder **Brennabor**), Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, jetzt zum Regierungsbezirk Potsdam gehörig, an der berlin-magdeburger Eisenbahn, 9 Meilen von Berlin, an der Havel, welche die Stadt in die **Alt-** und **Neustadt** theilt, deren jede besonders ummauert ist; einen dritten Theil bildet der sogenannte **Dom** oder **Burg B.**, der älteste Stadttheil, in welchem die Domkirche und das Ritterkollegium vor Allem hervorragen. Dazwischen liegt das sogenannte **Venedig**, eine auf Pfählen auf Moorgrund erbaute Häuserreihe. Die nicht schöne Stadt hat ein Gymnasium, eine Strafanstalt, bedeutende Fabriken in Wolle und Leder, Bierbrauereien, viel Fischerei, etwas Schifffahrt, 2 Buchhandlungen, 2 Buchdruckereien rc. und über 17,000 Einwohner. Sie ist Sitz eines Divisionsstabes, eines Kreis- u. Schwurgerichts, einer Strafanstalt, eines Domkapitels, dreier Superintendenturen, eines Hauptsteueramts u. einer Landbauinspektion. Auf dem Markt in der Nähe des Rathhauses steht die sogenannte Rolandssäule. Auf der im Nordwesten der Stadt liegenden harlunger, später **Marienberg** genannten Anhöhe stand bis 1722 eine der ältesten Kirchen. B. wurde erst 927 von Kaiser Heinrich I. den Hevellern entrissen und blieb bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts ein Zankapfel zwischen Deutschen und Slaven. Zum raschen Emporkommen der Stadt trug besonders das Bisthum bei, und B. vergrößerte sich dadurch, daß die Dörfer Parduin und das sogenannte deutsche Dorf zu einer Stadt vereinigt wurden. Im 14. Jahrhundert hatte B. blutige Fehden mit Magdeburg; noch mehr aber mußte es im 30jährigen Kriege erdulden, wo es von 1626 bis zum Friedensschluß von Dänen, Sachsen, Kaiserlichen und Schweden vielfach heimgesucht wurde. Ein Schöppenstuhl wurde um 1315 hier errichtet und 1412 ein Landtag hier gehalten, auf dem freilich weiter nichts geschah, als daß man dem Grafen Friedrich von Hohenzollern huldigte. B. hat fünf Belagerungen und Eroberungen erlebt. Im November 1848 wurde hieher die preußische Nationalversammlung verlegt. Vergl. **Heffter**, Geschichte der Kur- und Hauptstadt B., Potsdam 1838, und dessen „Wegweiser durch B. und seine Alterthümer" (Brandenburg 1856).

Brandenburg, Friedrich Wilhelm, Graf von, preußischer General u. Staatsmann, natürlicher Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen und der Gräfin Dönhoff, am 24. Januar 1792 zu Berlin geboren, widmete sich seit seiner frühesten Jugend der militärischen Laufbahn, indem er schon im Februar 1803 als Junker in den Listen des Garde-du-Corpsregiments geführt wurde. Am 28. April war er sammt seiner Schwester Julie, spätern Herzogin von Anhalt-Köthen, in den Grafenstand erhoben worden, und im November 1807 trat er wirklich in Dienste beim ersten Garderegiment, wurde 1808 Secondlieutenant, 1809 Premierlieutenant und 1811 Rittmeister bei der Garde du Corps. Im J. 1812 war er im Stabe des Generalmajors von York angestellt, avancirte 1813 zum Major und nahm in dem nun folgenden Feldzuge an den Hauptgefechten rühmlichen Antheil. Beim Ueberschreiten des Rheins war er an der Spitze der Truppen der Erste, welcher bei Kaub das jenseitige Ufer betrat. Für seine Auszeichnung bei Möckern erhielt er das eiserne Kreuz 2. und bei Wartenberg das eiserne Kreuz 1. Klasse. Im J. 1814 wurde er Oberstlieutenant und nachdem er als solcher eine Zeitlang dem König attachirt gewesen, 1815 Oberst und 1816 Kommandeur des ersten Garderegiments, 1819 Kommandeur der ersten Gardekavaleriebrigade, 1823 Generalmajor, 1837 Generallieutenant und Divisionär. Seit 1839 wurde er kommandirender General und führte als solcher anfangs das 6., später das 8. schlesische Armeecorps. Die Ereignisse von 1848 führten ihn auf den politischen Schauplatz. Schon im Laufe des Sommers 1848, als sich der Konflikt zwischen der preußischen Nationalversammlung und dem Hofe vorbereitete, wurde ihm die Rolle des Vollstreckers zugedacht. In der That ward er nach der Entlassung des Ministeriums von Pfuel-Eichmann, am 8. November, zur Bildung eines neuen Ministeriums und zur Präsidentschaft des Conseils berufen, worauf die Verlegung der Nationalversammlung aus Berlin nach Brandenburg, die Versetzung der Hauptstadt in den Belagerungszustand, die Oktroyirung der Verfassung vom 5. December 1848 und die

Auflösung der Nationalversammlung erfolgte. Im November 1850, als der österreichisch-preußische Konflikt dem schiedsrichterlichen Spruche Rußlands unterbreitet wurde, ging B. als Unterhändler nach Warschau, wo er in Betreff des Aufgebens der Union und des Gesammteintritts Oesterreichs in den deutschen Bund diesem Staat Koncessionen machte, die über seine Vollmacht hinausgingen, freilich unter der Voraussetzung, daß Preußen mit Oesterreich künftig das Bundespräsidia recht theile und daß das Unirungsrecht gewahrt bleibe, Bedingungen, die er auch in Wien nochmals in Anregung brachte, als nach dem Rücktritt des Ministers Radowitz der Minister Manteuffel jene Koncessionen ohne Gegenbedingung machen wollte. Zwar hatte B. in der Ministerialsitzung vom 2. November gegen die von Radowitz beantragte Mobilmachung der Armee gestimmt; indessen fühlte er sich doch aufs Tiefste verwundet, als er Preußen Oesterreich gegenüber immer nachgiebiger werden sah. Auch wird versichert, daß die aus Warschau mitgenommenen Eindrücke und die darauf folgenden heftigen Debatten im Schooße des Ministeriums sehr bedeutenden Einfluß auf seine darauf folgende Krankheit geübt haben. In den Augenblicken eines heftigen Fieberdeliriums sah er sich mitten im Schlachtengetümmel, um die Ehre Preußens zu retten. Nach viertägigem Krankenlager erlag B. am 6. November 1850 einem Gehirnfieber. Aus seiner 1818 mit Mathilde, einer gebornen von Massenbach, geschlossenen Ehe gingen fünf Töchter und drei Söhne hervor. Von letztern dienen die beiden ältesten, Friedrich und Wilhelm, als Zwillingsbrüder am 30. März 1819 geboren, in der preußischen Armee.

Brandenburg-Ansbach, **Brandenburg-Baireuth**, s. Ansbach.

Brandenburger Weine, die in der Gegend von Brandenburg, Potsdam, Frankfurt a. d. Oder gewonnenen, geringen Weinsorten, die nur in den besten Jahren trinkbar sind.

Brandenburgisches Scepter, kleines Sternbild am südlichen Himmel, ungefähr im 65.° gerader Aufsteigung und 15.° südlicher Abweichung, westlich vom Orion und zwischen der Krümmung des Eridanus; enthält nur Sterne vierter Größe. Der erste berliner Astronom, Kirch, hat es 1688 aufgestellt.

Brandenburg-Kulmbach, s. Kulmbach.

Brandenstein, Burgruine bei dem preußischen Städtchen Rahnis, Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Stammsitz des alten Adelsgeschlechts der B., das, ursprünglich hanauisch, sich besonders in Sachsen ausgebreitet hat. Katharina von B., die schöne und berüchtigte Mätresse des Herzogs Wilhelm von Weimar, wurde um 1437 geboren, mit einem von Heßberg verheirathet und sehr bald Wittwe. Als solche wußte das reizende, aber schlechte Weib den Herzog von seiner Gemahlin zu trennen und ihn bis zur blindesten Leidenschaft für sich zu entflammen. Anna wurde verstoßen und die Mätressenwirthschaft blieb Herr im Hause, bis endlich Anna's Tod die letzte Ursache der kirchlichen Scheu entfernte. Nach einer Wallfahrt nach Jerusalem führte der Herzog die B. zum Altar. Bald auch dieses ihres zweiten Gemahls überdrüssig, trieb sie ihr Wesen mit ihrem Mundschenk und andern Edelleuten, ohne daß der Herzog, davon deutlich unterrichtet, Kraft genug in sich gehabt hätte, seine Leidenschaft abzuschütteln. Nach seinem Tode wurde ihr für ihre Lebenszeit das Amt Saalfeld zu Theil. Sie † 1492.

Brandente, s. Ente.

Brander, mit brennbarem Stoffe angefüllte Schiffe, zu welchen man, um dem Feinde die Absicht desto besser zu verbergen, gemeiniglich gewöhnliche Kauffahrer rüstet. Die innere Einrichtung eines B.s ist folgende: Der ganze Raum unter dem Verdeck wird mit trocknem und getheertem Holz, Schilf, Stroh ꝛc. angefüllt und mittelst Leitfeuers in Brand gesteckt. Sechs Lucken an jeder Seite des Schiffs, mit unterwärts aufschlagenden Stückpforten verschlossen, befördern den Zug und eröffnen dem Feuer einen Ausgang. Hinter den Stückpforten liegen eiserne kleine Kanonen, die bloß mit Pulver und einem fest daraufgesetzten hölzernen Pfropf geladen sind, um die Pforten aufzusprengen, wenn die Kanonen durch das Leitfeuer und die aus ihren Zündlöchern herabhängenden Fäden (Zündschnüre) angezündet worden. In das Verdeck gehauene Löcher leiten durch Röhren das Feuer aus darunter stehenden Feuertonnen, welche letztere, gewöhnlich 2½ Fuß weit und 3 Fuß hoch, mit trocknem Schilf ꝛc. angefüllt und mit einem Satz von 100—200 Pfund Pulver, 60—100 Pfund Pech und ebensoviel Talg übergossen sind. Nach dem Erkalten macht man in die Oberfläche der Mischung 3 Zoll tiefe, ¾ Zoll weite Löcher und schlägt sie mit Brandsatz aus. Im Hintertheil, hinter dem großen Mastbaum, vom Feuerraum durch eine Breterwand geschieden, befindet sich die Mannschaft, die sich, nach dem Anzünden, durch eine hinten angebrachte Thür in ein Boot oder durch Schwimmen zu retten sucht. Eine kühne, unerschrockene, freilich auch gefahrvolle Führung des B.s, welcher dem feindlichen Schiffe so nahe als möglich zu bringen ist, macht die Hauptbedingung des Gelingens. Sobald der B. so nahe ist, daß man die Enterhaken, Entereggen, Branderhaken benutzen kann, müssen diese schleunigst so fest an die feindlichen Schiffe befestigt werden, daß es dem Feinde unmöglich wird, vor der Explosion des nun von der Mannschaft verlassenen B.s sich von demselben loszumachen. Bei den meisten Seemächten ist es ein altes Kriegsrecht, die gefangene Mannschaft eines B.s aufzuhängen. Schon die Tyrer bedienten sich der B. gegen Alexander, die Römer im sabinischen Kriege, die Karthager verbrannten die römische Flotte vor Karthago, Cassius die des Cäsar. Die Engländer litten viel von B.n im amerikanischen Befreiungskriege; auch in manchem Zuge der Briten gegen Nordamerika wurden die B. von jenen mit Glück angewendet. Gianivelli's B. gegen die von den Spaniern erbaute Brücke zur Sperrung der Schelde, während der Belagerung von Antwerpen, waren von der großartigsten Anlage. In unserer Zeit brachte griechische Tapferkeit und heroische Lebensverachtung die Benutzung der B. zu großen Ehren; der Held Miaulis zerstörte mit ihrer Hülfe 2mal die türkische Flotte. Auch Co-

chrane benutzte sie mehrmals, sowie Lord Exmouth bei der Eroberung von Algier.

Brandes, 1) Georg Friedrich, berühmter Kunstsammler, 1719 zu Celle geboren, bereiste als Führer des jungen Grafen, nachherigen Feldmarschalls von Wallmoden, Holland, England u. Deutschland u. wurde nach seiner Rückkehr in die Heimath als hannöverischer geheimer Kanzleisekretär im Staatsdienst angestellt. Nach mehren Sendungen an verschiedene deutsche Höfe wurde ihm auf Münchhausens Veranlassung die Expedition der Universitätsangelegenheiten übertragen, die er bis zu seinem 1791 erfolgten Tode rühmlich besorgte. Unter seinen vielen hinterlassenen Sammlungen befand sich eine ausgesuchte Bibliothek von 30,000 Bänden und eine kostbare Kupferstichsammlung von 42,000 Blättern. Seine Korrespondenz erstreckte sich über das ganze gebildete Europa. Er lieferte viele werthvolle Beiträge zu Heineckens „Dictionnaire des artistes" und die meisten artistischen Recensionen in den „Göttinger gelehrten Anzeigen".

2) Johann Christian, deutscher Schauspieler und sehr fruchtbarer dramatischer Dichter, wurde am 15. Nov. 1735 zu Stettin geboren und kam zu einem Kaufmann in die Lehre. Hier ließ er sich von jugendlichem Leichtsinn zu Fehltritten verleiten, deren Entdeckung ihn zur Flucht nöthigte. Ohne Geld und von der Angst fortgetrieben, bettelte er sich nach Polen, wurde Tischlerlehrling, entlief und war nach einander Schweinehirt, Aufwärter bei einem Zahnarzt, dann bei einem Tabakskrämer, bis er sich endlich bis zum Bedienten eines vornehmen Herrn emporschwang. In letzterer Stellung erübrigte er sich so viel, um nach Deutschland zurückkehren und bei der schönemannschen Schauspielergesellschaft in Lübeck eintreten zu können. Diese nähere Bekanntschaft mit dem Theater und nach seiner Entlassung mit dem Dichter Dreyer, dessen Schreiber er damals wurde, erweckte seine dramatische, besonders dem Lustspiel zugewandte Dichterfähigkeit. Nach einer abermaligen Periode des Schreiber- und Bedientenlebens betrat er, zunächst in Stettin, von Neuem die Bühne und gelangte durch beharrliches Studium so weit, daß er in Berlin, Breslau, Königsberg, wo er sich verheirathete, Leipzig, Hamburg, Dresden, wo er Hoftheaterdirektor war, Gotha, München &c. mit Ehren auftreten u. zuletzt das hamburger Theater durch seine Direktion sogar heben konnte. Dennoch blieb er ein mittelmäßiger Schauspieler. Im J. 1788 verließ er die Bühne und † 1799 in Berlin. Seine vielen Schau- und Lustspiele haben ihm einen bleibenden Namen in der Literatur und ein ehrendes Andenken aller Theaterfreunde erworben. Eine Sammlung seiner „Dramatischen Schriften" erschien in Leipzig 1790 ff., 8 Bde. Kurz vor seinem Tode schrieb er seine lehrreiche „Lebensgeschichte" (3 Bde., Berlin 1799—1800, 2. Aufl. 1802—1805). Seine Gattin, Charlotte Esther, geborene Koch, Tochter eines Amtmanns im Litthauischen, 1742 geboren, wurde, als Schülerin Lessings, eine der ausgezeichnetsten Schauspielerinnen ihrer Zeit. Sie spielte besonders zu Gotha, Weimar, Dresden, Mannheim und Hamburg und † 1786. Ihre Tochter, Charlotte Wilhelmine Franciska, Lessings Schützling und diesem zu Ehren gewöhnlich Minna B. genannt, zeichnete sich als Sängerin und Klavierkomponistin aus und † 1788, 23 Jahre alt. Ihre Kompositionen erschienen 1788.

3) Ernst, Staatsmann und deutscher Schriftsteller, Sohn von B. 1), 1758 in Hannover geboren, studirte 1775—78 in Göttingen unter Heyne und wandte auf seinen Reisen durch Frankreich und England seine Hauptaufmerksamkeit in Paris 1780—81 dem Theater und in London 1784—85 den Staatsmännern zu. Letzterer Aufenthalt zog ihn in den Kreis der Politik; Edmund Burke hatte ihm sogar eine Stelle im Ministerium als Unterstaatssekretär zugedacht. Nach Hannover zurückgekehrt, betrat B. die Laufbahn als Beamter, stieg rasch auf derselben, wurde 1805 geheimer Kabinetsrath und war unter der französischen Herrschaft Mitglied der Gouvernementskommission. Er † am 13. Mai 1810. Von seinen Schriften haben noch jetzt allgemeinern Werth: „Betrachtungen über das weibliche Geschlecht" (3 Theile, Hannover 1802); „Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland" (das. 1808); „Ueber das Du und Du zwischen Aeltern und Kindern" (das. 1809); „Betrachtungen über Einfluß und Wirkungen des Zeitgeistes auf die höheren Stände" (das. 1810).

4) Heinrich Wilhelm, berühmter Schriftsteller im Fache der Mathematik und Physik, 1777 zu Groden bei Ritzebüttel geboren, widmete sich anfänglich der Wasserbaukunst unter Woltmann, unter dessen Leitung er 1794 die Wasserbauten auf Neuwerk beaufsichtigte, studirte dann 1796—98 in Göttingen Mathematik und Physik, domicilirte sich darauf in Hamburg und wurde 1801 Deichkondukteur und Wasserarchitekt im Oldenburgischen. Im J. 1811 folgte er einem Ruf als Professor nach Breslau und als Professor der Physik nach Leipzig, wo er als Rektor der Universität †. Unter seinen Schriften sind die wichtigsten: „Anmerkungen zu Euler, über die Gesetze des Gleichgewichts" (Leipzig 1806); „Beobachtungen und Untersuchungen über Strahlenbrechung" (Oldenburg 1807); „Lehrbuch der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie" (das. 1808—10, 2 Bde.); „Die vornehmsten Lehren der Astronomie in Briefen" (Leipzig 1812, 2 Theile); „Lehrbuch der Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung" (das. 1817 f., 2 Bde.); „Beiträge zur Witterungskunde" (das. 1820); „Lehrbuch der höhern Geometrie" (das. 1822—24, 2 Bde.); „Unterhaltungen für Freunde der Physik" (das. 1826); „Vorlesungen über die Astronomie" (das. 1827); „Vorlesungen über die Naturlehre" (das. 1830—32, 2 Bde.).

5) Rudolf, ausgezeichneter Pharmaceut, den 18. Oktober 1795 in Salzufeln geboren, legte den Grund seiner Bildung auf dem osnabrücker Gymnasium und wandte sich nach kurzem Aufenthalt auf der Universität Halle nach Erfurt, wo er unter der Leitung von Buchholz seine experimental-chemischen Studien vollendete. Im J. 1819 geboten ihm Familienverhältnisse die Uebernahme der Apotheke seines Vaters, ohne daß er dadurch dem höhern Streben entzo-

gen ward. Er verschaffte sich einen weiten Wirkungskreis in Verbindung mit Schrader, Trommsdorff, Meißner und Staberoth, mit welchen er die hagen-buchholzsche Stiftung und den norddeutschen Apothekerverein gründete, und durch fortgesetzte literarische Thätigkeit. Er † als fürstlich waldeckscher Hof- und Medicinalrath den 3. Dec. 1842. Seine zahlreichen chemischen und pharmaceutischen Abhandlungen finden sich in den unter seiner Redaktion erschienenen periodischen Schriften: „Repertorium für die Chemie" (1827—33), „Archiv des Apothekervereins im nördlichen Deutschland" (Schmalkalden u. Lemgo 1822—31, 39 Bde., fortgesetzt in den „Annalen der Pharmacie", Lemgo 1831—34, u. in dem „Archiv des Apothekervereins im nördlichen Deutschland", das. 1834 ff.) und „Pharmaceutische Zeitung des Apothekervereins im nördlichen Deutschland" (das. 1837). Er schrieb auch „Elemente der Pharmacie" (Hannover 1841) und war ein fleißiger Mitarbeiter an Schweiggers, Trommsdorffs, Buchners, Poggendorffs und Geigers Journalen.

6) Karl Wilhelm Theodor, Mathematiker, den 16. Dec. 1814 zu Breslau geboren, Sohn von B. 4), besuchte nach der Berufung des Vaters an die leipziger Universität seit 1826 die dortige Nikolaischule und seit Ostern 1832 die Universität. Seit 1835 übte er sich als Amanuensis bei der leipziger Sternwarte in astronomischen Beobachtungen und Rechnungen, war auch für die magnetischen Beobachtungen ununterbrochen thätig, bis er 1837, durch ein Stipendium unterstützt, eine wissenschaftliche Reise durch einen Theil des nördlichen Deutschlands Frankreich und England unternahm. Die ihm liebgewordene Stellung an der Sternwarte gab er auf, nachdem er zu Ostern 1840 zum außerordentlichen Hülfslehrer der mathematischen u. physikalischen Wissenschaften an die Nikolaischule berufen und ein halbes Jahr darauf zum ordentlichen Lehrer derselben ernannt worden war. Er † den 25. Januar 1843. Gab heraus: „Aufsätze über Gegenstände der Astronomie und Physik, für Leser aus allen Ständen" (1835).

Brandeule, s. v. a. Nachteule, Brandkauz, s. Eule.

Brandeum, im christlichen Alterthum das Tuch, in welches man die Leichen, oder die Gebeine der Märtyrer hüllte, um sie zu begraben: in späterer, mittlerer Zeit, als das Heiligen- und Reliquienwesen sich ausbildete, jeder Gegenstand (er mochte Stein, Holz, Eisen 2c. seyn), womit Reliquien berührt worden waren. Strenge kirchliche Verordnungen verboten Reliquien mit der bloßen Hand zu betasten; das zum Angreifen dienende Tuch 2c. wurde ebenfalls zum B. u. hatte Theil an der Heiligkeit der Reliquien selbst.

Brandgasse (lateinisch ambitus aedium), Raum zwischen den Häusern, bestimmt, um in Feuersgefahr den Lösch- und Rettungsanstalten schnelleren und sicheren Zugang zu gewähren. Bei den Römern bestimmten die 12 Tafelgesetze, daß der Ambitus aedium 2½ Fuß breit sey, welches Maß die Kaiser nach u. nach bis auf 15 Fuß ausdehnten. Im Feldlager ist B. der Zwischenraum zwischen den Zelten der gemeinen Soldaten.

Brandgeschoß, alle diejenigen Geschosse, deren Ziel und Zweck im Kriege entzündbare Gegenstände und deren Anzündung sind. Schon vor Einführung der Pulverwaffen bediente man sich der Brandpfeile und Feuerkugeln, und die alte Kriegsgeschichte ist nicht arm an Beispielen ihrer zuweilen großartigen Wirkung (s. Brandpfeile, Brandlanzen). Diese früheren Erfolge gaben, nach der Umwälzung, welche das Pulver in die Waffenwelt brachte, bald Anlaß zur Anfertigung des Brandgeschosses, ja es gab eine Zeit, wo solche einen Hauptzweig des artilleristischen Wissens ausmachte und wo der tüchtige Feuerwerker wohl 10—12 Arten von verschiedenen Feuerkugeln mußte bereiten können. Die neuere Kriegsführung hat die Anwendung der Brandgeschosse sehr beschränkt.

Brandgeschwür, ein Geschwür, das entweder in Folge des Brandes entsteht, oder in brandige Verderbniß übergegangen ist (s. Brand).

Brandharz (Pyrretin), ein Produkt der trockenen Destillation organ. Körper, ein Bestandtheil der Brandöle (s. Brandöl); vgl. Harze.

Brandis, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, Amt Grimma, hat ein großes Schloß, die sogenannte alte Burg, u. 1250 Ew.

Brandis, 1) Joachim Dietrich, königlich dänischer Leibarzt und Konferenzrath, am 18. März 1762 in Hildesheim geboren, wurde 1787 Physikus von Steuerwald, 1788 praktischer Arzt und herzoglich braunschweigischer Rath zu Holzminden und Brunnenarzt in Driburg, ging 1803 als ordentlicher Professor nach Kiel, 1809 als königlicher Leibarzt nach Kopenhagen, wo ihm 1811 die Würde eines Etatsraths und 1820 die eines Mitglieds der königlichen Societät der Wissenschaften zu Theil wurde. Außer vielen Uebersetzungen medicinisch-historischer Schriften aus dem Italienischen u. Englischen (z. B. Molina's Naturgeschichte von Chili, Darwins Zootomie 2c.) schrieb er: „Pathologie oder Lehre von Affekten des lebendigen Organismus" (Hamburg 1808, 2. Aufl. Kopenhagen 1815): „Ueber physische Heilmittel und thierischen Magnetismus" (Kopenhagen 1818); „Ueber humanes Leben" (Schleswig 1825): „Erfahrungen über die Anwendung der Kälte in Krankheiten" (Berlin 1833); „Nosologie u. Therapie der Kachexien" (das. 1834); „Ueber Leben u. Polarität" (Kopenhagen 1836).

2) Christian August, tüchtiger deutscher Philolog und Philosoph, den 11. Februar 1790 in Hildesheim geboren, studirte in Göttingen und Kiel Philosophie und Philologie und ließ sich als Doctor legens 1813 in Kopenhagen nieder, von wo er 1815 nach Berlin übersiedelte. Hier war besonders Niebuhrs Einfluß für die Hauptrichtung seiner Thätigkeit, die historisch-kritische, entscheidend. Niebuhr ernannte ihn 1816 zu seinem Gesandtschaftssekretär und reiste mit ihm nach Rom. Als aber kurz nachher der langjährige Plan der berliner Akademie der Wissenschaften, eine vollständige Ausgabe der aristotelischen Werke zu liefern, mit Zusammenraffen aller bedeutenden Kräfte ins Werk gesetzt wurde, konnte B. seine Mitwirkung nicht versagen. Er verließ Rom 1817 und widmete die nächsten Jahre ausschließlich dem Studium, Forschungen und Sammlun-

gen in den Bibliotheken Deutschlands, Italiens, Frankreichs und Englands. Diese Reisen, ihre Lust und ihre Last, theilte er mit Emanuel Bekker, seinem fleißigen Mitarbeiter, dem der kritisch-grammatische Theil der Arbeit übertragen war. Erst 1822, nachdem er die Hauptschwierigkeiten der Vorarbeiten beseitigt hatte, kehrte B. wieder auf die akademische Laufbahn zurück, indem er in Bonn die ordentliche Professur der Philosophie annahm. Von Schelling dem jungen König von Griechenland empfohlen, brachte er zwei Jahre (1837—39) an dessen Hof zu und ward Kabinetsrath desselben. Seine aristotelischen Studien, denen er unter keinem Verhältniß untreu geworden, seine historisch-philosophischen Forschungen, von denen der griechischen Philosophie der wichtigste Theil zugewandt ist, haben ihm in der Gelehrtenwelt eine hohe Stellung erworben; noch höher aber ist er zu schätzen als Mann, der bei der Größe seiner Bildung und der Tiefe seines geistigen Blicks sich in keiner seiner Lehren und Schriften von der Ueberzeugung entfernt hat, daß Wissenschaft und Kunst nur so lange Würde und Werth haben, als sie mit Leben und Gesinnung Hand in Hand gehen. B.' Schriften, außer seinen Beiträgen zur großen kritischen Ausgabe der Werke des Aristoteles, sind: „Commentationum Eleaticarum pars prima, Xenophanis, Parmenidis et Melissi doctrina e propriis philosophorum reliquiis exposita" (Altona u. Kopenhagen 1813); „Von dem Begriffe der Geschichte der Philosophie" (Kopenhagen 1815); „Diatribe academica de perditis Aristotelis libris, de ideis et de bono sive de philosophia" (Bonn 1823); „Aristotelis et Theophrasti Metaphysica" (1. Bd., Berlin 1823); „Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie" (das. 1835 ff.); „Scholia graeca in Aristotelis metaphysica" (das. 1827). Außerdem hat er zu „Aristoteles' Metaphysik, übersetzt von E. W. Hengstenberg" Anmerkungen und Abhandlungen (Bonn 1824) geschrieben und in das „Rheinische Museum für Jurisprudenz, Philologie, Geschichte und Philosophie, herausgegeben von Niebuhr, Böckh und Hasse" viele Beiträge geliefert. Sein Bruder, **Karl**, praktischer Arzt auf der Insel Föhr, 1793 zu Braunschweig geboren, schrieb „Prolegomena in disquisitionem de somno" (Kiel 1821).

Brandjauche, s. Brand.

Brandlanzen (lat. falarica), bei den Römern Lanzen mit tannenem Schaft und einer 3 Fuß langen Eisenspitze, an welcher da, wo sie mit dem Schaft zusammenstieß, ein Klumpen mit Schwefel bestrichenes Werg hing. Man hatte größere für den Katapultenwurf und kleinere zum Handwurf. Vgl. Brandpfeil.

Brandmarkung (lat. stigma), das Einbrennen von Zeichen auf irgend einen Theil des Leibes, als Merkmal oder als Symbol der Strafe für ein entehrendes Verbrechen. Es geschieht entweder, wenn selbstständig darauf erkannt worden ist, oder im Gefolge einer andern Ehrlosigkeit nach sich ziehenden Strafe, ist aber jedenfalls als unauslöschliches Schandzeichen für einen nicht zum Tode verdammten, folglich besserungsfähigen Menschen barbarisch und verwerflich. Schon Konstantin wollte nicht, daß das „Ebenbild himmlischer Schönheit" so entweiht würde, und verbot wenigstens das Brandmarken im Gesicht. Die Griechen und Römer brauchten das Stigma mehr als Warnung für Andere und als Merkmal, z. B. Kriegsgefangner. Der entlaufene Sklave wurde mit dem Zeichen Φ, F. (fugitivus) oder Cave a fugitivo, der Dieb mit dem Worte fur oder cave a fure gebrandmarkt.

Brandöl (brenzliches, empyreumatisches Oel), Erzeugniß der trockenen Destillation organischer Substanzen, als dessen Bestandtheile sich im Allgemeinen eigentliches B. (Pyrelain u. Pyrostearin) und Brandharz (Pyrretin) ergeben. Das B. umfaßt eine große Anzahl flüchtiger Oelarten von verschiedenen Eigenschaften und Bestandtheilverhältnissen, je nach den Stoffen, aus welchen es gewonnen worden ist. Gemeinschaftliche Eigenschaften sind nur die, daß sie tropfbar und von ölähnlicher Beschaffenheit sind, im rohen Zustande mehr oder weniger dickflüssig, gelb, braun, auch schwarz gefärbt, im reinsten Zustande (durch wiederholte Destillation) wasserhell, durchsichtig und dünnflüssig. Auf Papier bringen sie zum Theil verschwindende Oelflecken hervor. Die meisten, doch nicht alle, besitzen einen widerlich brenzlichen, lang anhaltenden Geruch und scharfen Geschmack. In der Hitze sind die reinsten vollständig flüchtig. Die minder reinen und unreinen lassen mehr oder weniger harzige Substanz zurück. Die meisten ziehen an der Luft Sauerstoff an, zugleich werden sie dickflüssiger und färben sich dunkler. Alle entzünden sich mehr oder minder leicht und brennen mit sehr heller, starkrußender Flamme. In Wasser sind nur einige löslich, in Alkohol, Aether, ätherischen und fetten Oelen lösen sich dagegen alle leicht. Zu den oben angegebenen 2 Hauptelementen ihrer Zusammensetzung treten, nach Maßgabe der bei der Darstellung angewendeten Stoffe, noch Kreosot, Eupion, Paraffin, Naphthalin, Margarin- und Oelsäuren, sowie andere flüchtige Fettsäuren, Essigsäure, Blausäure und Ammoniak. Die wichtigsten B.e sind: **Steinöl** (Bergöl), dessen wahres Entstehen noch nicht unzweifelhaft ermittelt ist, am wahrscheinlichsten aber als das Produkt von zerstörten organischen Körpern angenommen wird; **Asphaltöl**, durch trockene Destillation des mit Sand gemengten Asphalts erhalten (s. Asphalt); **Steinkohlentheer**, durch trockne Destillation der Steinkohlen erhalten, und **Braunkohlentheer**, ebenso aus Braunkohlen; **Bernsteinöl**, wie die vorigen gewonnen; **Pechöl**, **Theeröl**, **Wachsöl** (Wachsbutter), durch trockne Destillation aus Pech, Theer und Wachs; **Philosophenöl**, das Produkt trockener Destillation von fetten Oelen; **brenzliches Weinsteinöl**; **brenzliches Holzöl**, aus (harzigem) Holz durch trockne Destillation; **Birkenöl**, durch trockne Destillation, oder einen Verschwelungsprozeß, aus der Birkenrinde; **Thieröl**, **Knochenöl**, aus thierischen Theilen, Knochen, Horn, Blut ꝛc.; das **dippelsche ätherische Thieröl** und viele andere.

Brandolini, **Aurelio**, italienischer Improvisator, Dichter u. Redner des 15. Jahrhunderts. Früh erblindet (daher **il Lippo**, auch **Lippo Fiorentino** genannt), wußte er dennoch seinen großen

geistigen Fähigkeiten eine ihrer würdige Ausbildung zu verschaffen und erlangte besonders durch sein improvisatorisches Talent, das er in italienischer und lateinischer Sprache mit gleicher Kraft beherrschte, bald so großen Ruf, daß Matthias Corvinus ihn als Professor an seine neugestiftete Universität zu Ofen berief. Nach des Königs Tod (1490) kehrte er nach Florenz zurück und trat in ein Augustinerkloster. Von jetzt an gewann er, ebenso als geistlicher Redner wie als geistvoller Improvisator, die Herzen seiner Landsleute. Der blinde Sänger genoß der Ehre viel für die ephemeren Werke seiner Kunst in Verona, Neapel u. Rom, wo er 1489 (1490?) †.

Brandon, Stadt in der englischen Grafschaft Suffolk, nordwestlich von Ipswich, angenehm gelegen an der Little-Ouse, über welche hier eine Brücke führt, wohlgebaut, mit 25,000 Einwohnern. In der Nähe sind die berühmten Brüche der schwarzen Flintensteine, die zwischen Schichten von Kreide und Pfeifenthon vorkommen.

Brandopfer, die ältesten geschichtlich erwähnten Zeichen der Gottesverehrung. Schon die erste Menschenfamilie feierte damit den Schöpfer, und nach der Sündfluth war Noahs erste Handlung ein B. Bei den Israeliten bestanden sie nach den gesetzlichen Bestimmungen in einem makellosen männlichen Thiere vom Rind-, Schaf- oder Ziegengeschlechte, namentlich meist in einem jungen Stier oder Kalbe, in einem Widder oder Schaflamm, einem Ziegenbock; doch war es auch, besonders den Armen, verstattet, Turteltauben oder junge Tauben darzubringen. Es mußte auf dem dazu bestimmten Brandopferaltar im Vorhof des Heiligthums ganz, d. h. alles daran Genießbare, verbrannt werden. Das Opferthier wurde vom Darbringenden mittelst Handauflegung zum Altar geführt und auf der Mitternachtsseite desselben geschlachtet. Dabei mußte der Priester das Blut auffangen und über den Altar hinsprengen. Dann zog er dem Thiere die Haut ab, welche ihm als Eigenthum zufiel, zerstückte es und legte die einzelnen Fleisch- und Fettstücke, Eingeweide und Schenkel sorgfältig gewaschen auf das angezündete Feuer, daß Alles zusammen unter starkem Dufte verbrannte. Tauben mußte der Priester mit den Nägeln den Kopf abkneipen, das Blut an der Wand des Altars ausdrücken, Kopf und Federn auf den Aschenhaufen werfen, die Flügel oben spalten und das Ganze auf gleiche Weise verbrennen. Jedes B. hatte im Allgemeinen den Zweck, sich die Gottheit geneigt zu machen; da aber solches nicht möglich war, ohne daß Jehovah die Sündhaftigkeit des Darbringenden übersah, so lag dabei der Gedanke an eine allgemeine Sühnung zum Grunde, während die Sühn- u. Schuldopfer Beziehungen auf bestimmte Verschuldungen hatten. Hierin liegt die Ursache, warum sie so häufig und gewöhnlich in Verbindung mit Dankopfern dargebracht wurden. Vorgeschrieben waren B. theils für den täglichen Gottesdienst und für die drei Feste (stehende, öffentliche B.), theils als Bestandtheile der Reinigungsfeierlichkeiten bei Kindbetterinnen, Aussätzigen, Samenflüssigen, bei Nasiräern, welche durch eine Leiche verunreinigt waren (Privatbrandopfer). Sonst fanden sie bei Weihungen Statt; freiwillig wurden sie häufig bei wichtigen, frohen oder traurigen Ereignissen dargebracht, zuweilen in großer Anzahl. Eine Verordnung des August forderte für ihn ein tägliches B. von zwei Lämmern und einem Stier in Jerusalem, eine Zumuthung, die nicht verfehlen konnte, das Volk zum tiefsten Römerhasse aufzustacheln, der bald genug Früchte trug.

Brandpfeil (Feuerpfeil, lat. malleolus, falarica), eine Feuer- und Zerstörungswaffe der alten Zeit, angewandt, um Gebäude od. hölzerne Belagerungs- oder Vertheidigungswerkzeuge in Brand zu stecken. Die B.e waren ihrer Größe nach verschieden und gingen oft in die Brandlanzen (s. d.) über, denn es gab welche, deren Spitzen allein 3 Fuß Länge hatten. Die einfachsten bestanden aus hohlem Rohr, in welches man Löcher zum Ausströmen des Feuers bohrte. Hinter der mit mehren Widerhaken versehenen Spitze waren sie mit Werg und anderen leicht entzündlichen Stoffen umwickelt, diese mit Harz, Pech, Oel, Schwefel u. dergl. getränkt, das Rohr selbst auch wohl mit griechischem Feuer angefüllt. Solche B.e wurden, sobald sie entzündet waren, mittelst des Bogens gegen das feindliche Ziel geschossen; doch durfte dies nie mit zu rasch fortschleudernder Kraft geschehen, um den B. nicht durch zu heftiges Strömen der Luft zum Verlöschen zu bringen. Der B.e bedienten sich schon Griechen und Römer, letztere sogar in offener Feldschlacht (276 v. Chr.), um ihre furchtbarsten Gegner in den feindlichen Reihen, die Elephanten, zu schrecken und den eigenen Herren verderblich werden zu lassen. Mit gleich großem Erfolg sind B.e bei den Belagerungen von Rhodus und von Sagunt angewendet worden, wo sie mit den aus Wurfmaschinen geschleuderten Brandlanzen eine Hauptrolle spielten. Ihr letztes beglaubigtes Vorkommen ist im Hussitenkrieg. Man gebrauchte sie damals auf beiden Parteien, theils zum Anzünden von durch den Feind besetzten Städten und Dörfern, theils in offener Feldschlacht und schoß sie vermuthlich aus Geschützen.

Brandraketen, s. Kriegsraketen.

Brandsalbe (unguentum adambusta). Salbe aus Bleiweiß u. Leinöl, auch aus Butter, Wachs u. Oel &c., deren man sich gegen Verbrennungen bedient.

Brandsatz, eine aus leicht entzündlichen Stoffen zusammengesetzte Masse, welche nach ihrer Entzündung eine lebhafte Flamme mit so hoher Temperatur entwickelt, daß alle durch sie erreichbaren verbrennlichen Stoffe, z. B. Holz, dadurch in Brand gerathen. Im engern Sinn und im Gegensatz zum geschmolzenen Zeug nennt man häufig diejenige Mischung B., deren Hauptbestandtheil ein oder mehre Harze bilden. Die Bestandtheile werden in einer eingemauerten eisernen Schmelzscholle zusammengeschmolzen, indem man zuerst die Harze zergehen läßt, dann das Feuer vermindert und unter stetem Umrühren das Pulver nach und nach hinzuschüttet. Das Feuer wird später ganz entfernt und der entstandene Teig durch einen Arbeiter, welcher die Hände häufig in Leinöl taucht, um sich nicht zu verbrennen und das Ankleben des Teigs zu verhüten, auf einer mit Mehlpulver bestreuten Tafel heiß durchgeknetet, worauf man ihn entweder sogleich in die Feuerwerks-

körper füllt, für welche er bestimmt ist, oder erkalten läßt, in Stücke zerschlägt und so für Granaten und Bomben zurecht macht.

Brandschatzung, in den Kriegen des spätern Mittelalters die Geldsummen, welche einer der kriegführenden Theile von den Städten, Dörfern rc. des Gegenparts unter Drohung des Brennens erpreßte. Eine kaiserliche Heerordnung von 1570 verbot zwar dieses Gewaltmittel; doch ward es nachmals ärger gehandhabt, als zuvor, zumal im 30jährigen Kriege, u. erst nach dem 7jährigen Kriege und vollkommen erst nach der Revolution konnte der von der öffentlichen Meinung gestützte und ausgegangene humanere Geist zur Herrschaft gelangen. Dennoch verschwand die Sache nicht ganz und dauerte noch unter dem zweideutigen Namen Requisition (s. d.) bis auf die neueren Zeiten in etwas milderer Weise fort.

Brandschwärmer, Schwärmer, an dessen Ende statt des Schlages eine Bleikugel und an dessen Kopf eine Pulverpatrone befestigt ist, wird von der Kavalerie aus Karabinern, von der leichten Infanterie aus ihren Gewehren in die Fenster und auf die Dächer der Wohnungen, Scheunen rc. geschossen, um diese in Brand zu stecken.

Brandsilber, das Silber, wie es von den Hüttenwerken in den Handel und in die Münzstätten kommt, s. Silber.

Brandsonntag (Brandonum dominica dies, franz. le dimanche des brandons), sonst in Frankreich der Sonntag, welcher dem großen 40tägigen Fasten vorherging, so genannt, weil in der Nacht, die den Sonntag heraufführte, an öffentlichen Plätzen Feuer angezündet zu werden pflegten, um welche das Volk, Bränder, Fackeln u. Lichter in den Händen, herumtanzte: ein Gebrauch, der sich wahrscheinlich noch aus der Zeit der römischen Luperkalien erhalten hatte. Gegen dieses Fest ist eine Reihe königlicher Ordonnanzen erschienen, weil in seinem Gefolge sich nicht selten die ärgerlichsten Unordnungen und Mißbräuche zeigten, wie besonders die unanständigen Tänze und wüsten Nachtmetten in den Kirchen. Doch dauerte dieses Unwesen anscheinlich unausrottbar fort, ja noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts tanzte das Volk am Feste des heiligen Martial im Chor der diesem Heiligen geweihten Kirche. Mit 1789 verschwindet die letzte Spur vom B.; denn die Revolution brachte andere Feiertage und einen anderen Kultus.

Brandstiftung (lat. crimen incendii), kriminalrechtlich die Anzündung einer Sache mit Gefahr für Eigenthum und Leben Anderer, gehört zu den gemeingefährlichen Privatverbrechen und unterscheidet sich von der einfachen Vernichtung oder Verletzung einer fremden Sache durch Anzündung (damnum injuria datum) dadurch, daß der Brandstifter die nächsten Wirkungen seiner Handlung nicht auf die bloße Vernichtung einer Sache bestimmt begrenzen kann, sondern darin eine Gefahr für mehr als das Eigenthum eines Einzelnen sehen möchte, sey dieses mehr um das Leben einer Person oder das Eigenthum Mehrer. Daher begeht der Anzünder eines einzeln stehenden, unbewohnten Hauses, ohne erdenkliche Gefahr für Menschenleben oder Eigenthum Mehrer, nach kriminalrechtlichem Begriff noch keine B. Zum Thatbestande derselben gehört: hinsichtlich des Gegenstandes ein bewohntes Gebäude oder irgend eine Sache, welche mit andern so zusammenhängt, daß sich das Feuer ihnen mittheilen und Verletzung des Eigenthums oder Lebens hervorbringen kann. Es sind dahin zu rechnen nicht bloß Gebäude, sondern auch Getreide auf dem Halm, Wälder, Kohlenlager, Schiffe, Zelte rc.; auch ist es gleichgültig, ob die angezündete Sache dem Thäter gehörte. Hinsichtlich der Form des Verbrechens ist es nöthig, daß der Gegenstand schon Flamme gegeben hat; daß die Handlung des Verbrechers aus Vorsatz oder grober Fahrlässigkeit hervorgeht. Daraus folgert sich die Eintheilung in vorsätzliche (dolose) und fahrlässige (kulpose) B. Die lebensgefährliche Anzündung eines einzelnen Hauses nennt man einfache, die Anzündung einer Sache, wodurch ein Inbegriff von Wohnungen der Feuersgefahr ausgesetzt wird, qualificirte B. Die Eintheilung in Brand u. Mordbrand rührt aus der Zeit der Raub- und Rachefehden her und hat jetzt keinen Werth. Das römische Recht hatte gegen das Incendium keine besondere Strafbestimmung; die einfache B. erschien als Damnum injuria datum; wo Lebensgefahr für Personen entstanden oder beabsichtigt war, galt die Lex Cornelia de sicariis, und wo die B. durch einen Tumult bewirkt oder zu einem Crimen vis benutzt worden war, trat die Lex Julia de vi ein; im spätern Recht wird mit der Feuerstrafe gedroht, obwohl mit Rücksicht auf dabei verübten Diebstahl. Im Mittelalter war die Strafe des Mordbrands das Rad, die des Brandes das Schwert. Karl V. schloß sich an die römischen Gesetze an und bestimmte (G. G. O. 125 rc.) dem „boshaftigen Brenner" die Strafe des Feuers. Aber die oft zu allgemeinen u. einseitigen Fassungen u. der allmählig eintretende Zwiespalt zwischen der Zeit und diesen peinlichen Gesetzen, welche durch keinen Reichstag weiter ausgebildet wurden, sowie das Unvollständige, Zerstückelte und Volkswidrige der römischen Kriminalgesetze, auf welche sich jene stützen sollten, überlieferten diesen wichtigsten Zweig der Justiz den verschiedenartigen Auffassungsweisen der Juristen und das Volk einer ängstlichen Ungewißheit und vielen Zweifeln über die Rechtsbeständigkeit ihrer Kriminalgesetze. Auch über die Strafbarkeit der B. streiten sich fortwährend die Ansichten der Rechtslehrer. Manche fordern für den fahrlässigen Brandstifter körperliche Züchtigung, wenn der Thäter den Schaden nicht zu ersetzen vermag (Martin, §. 184), manche Gefängniß und öffentliche Arbeitsstrafe, bei unbeträchtlichem Schaden aber nur Verweis. Vorsätzlich qualificirte B. wird bald mit dem Feuer, bald mit dem Schwerte, einfache mit dem Schwerte, wohl auch mit lebenslänglichem Gefängniß bestraft. Sieht man sich aber auch vergeblich nach einem allgemeinen deutschen Kriminalgesetzbuch um, so fehlt es doch nicht an im Geiste der Zeit sorgfältig ausgearbeiteten Landesgesetzbüchern, besonders in den größern deutschen Staaten. Das österreichische Gesetzbuch droht nur mit Todesstrafe bei B., wenn dadurch ein Mensch getödtet wurde und dies vom Brandstifter vorauszusehen war, ferner bei wiederholter und bei B.

durch Zusammenrottung; in andern schweren Fällen bloß mit Kerker von 10—20, in leichtern von 1—5 Jahren. Im preußischen Landrecht hingegen werden Mordbrenner, d. h. Solche, die mit der B. Mord, Raub und andere todeswürdige Verbrechen beabsichtigten, Brandstifter, welche in Wohnhäuser Feuer einlegten, um Jemanden an seiner Person zu beschädigen, mit dem Feuertode bedroht; auf das Anzünden von Gebäuden mit Gefahr für Menschenleben, oder für mehre zu einem Ort dergl. vereinigte Wohnungen, oder für aneinanderliegende Schiffe, ferner auf B. mit einem verursachten Schaden von mindestens 500 Thlr. und auf Anzündung eigener Sachen, um dadurch eine Feuersbrunst zu erregen, ist die Strafe des Schwerts gesetzt; auf B. ohne Menschenverletzung, aber mit einem Schaden von mehr als 500 Thlr., steht lebenslängliche Festung: auf B. mit geringerem Schaden in der Nacht 10-bis 15jährige, bei Tage 6—10jährige Festungsstrafe. Im bayerischen Gesetzbuche heißt B. die „dolose Ansteckung eignen oder fremden Eigenthums mit Gefahr für Bewohner und fremde Wohnungen". Doch ist für Rheinbayern in Gemäßheit des Code pénal bei Ansteckung der eignen Sache in betrüglicher Absicht und mit Gefahr für fremdes Leben oder Eigenthum Geldstrafe und nur 1—5jähriges Gefängniß festgesetzt. Es wird nach verschiedenen Graden der Strafbarkeit auf Tod, Kettenstrafe, Zuchthaus und bei B. an einsamen Gebäuden, Behältnissen, Holzvorräthen auf 1—4jährige Arbeitshausstrafe erkannt. Das französische Recht (Code pénal) droht Todesstrafe, wenn Jemand mordbrennerisch Gebäude, Schiffe, Magazine, auch Ernten und andere brennbare, das Feuer leicht verbreitende Gegenstände anzündet. Das englische Recht kennt nur das boshafte, vorsätzlich und wirklich erfolgte Anzünden eines fremden Wohnhauses oder Nebengebäudes als B. und bestraft dieses mit dem Strange. Bei Feuerverwahrlosung, absichtlicher Brandlegung am eigenen Hause, bei erfolglosem Vorsatz oder Versuche zur B. treten nur Polizeistrafen ein. Auch das nordamerikanische Nationalstrafgesetzbuch setzt nur auf absichtliche und erfolgte B. an fremden Wohnungen Todesstrafe fest. Vgl. Wächter, De crimine incendii, Leipzig 1833.

Brandstiftungstrieb (Feuerlust, Pyromania), eine aus einer krankhaften Seelenstimmung eigenthümlicher Art hervorgehende Neigung zum Feueranlegen, die man an Individuen in gewissen Lebensperioden, nämlich um die Zeit der Geschlechtsentwickelung beobachtet hat. Psychologisch läßt sich der Zusammenhang zwischen diesem Hang zur Brandstiftung und dem körperlichen Zustande der betreffenden Individuen nicht erklären, aber die Erscheinung ist in neuern Zeiten durch so viele Erfahrungen bekräftigt worden, daß sich an der Wahrheit der obigen Behauptung nicht zweifeln läßt. Osiander vergleicht sie mit dem Spielen der Kretinen mit Feuer, mit der Feuergier mancher Hunde und Katzen, die, nach seinen Beobachtungen, Stunden lang mit unverwandtem Blicke in eine große Gluth eines Kamins od. Stubenofens sehen können, eine Analogie, die auch darin ihre Bestätigung findet, daß bei jenen jugendlichen Brandstiftern die Lust, Feuer anzulegen, erst dadurch erweckt wurde, daß sie kurz vorher Zeuge einer zufälligen Feuersbrunst gewesen waren. Diese Neigung zum Feueranlegen beruht demnach auf einem unfreien Seelenzustand und unterscheidet sich von jeder andern durch verbrecherische Motive veranlaßten Neigung zur Brandstiftung durch die damit verbundene krankhafte Seelenstimmung, weshalb ein Brandstifter, bei dem eine solche Seelenstimmung wirklich erwiesen werden kann, nicht zurechnungsfähig ist. Indessen haben sich gegen die Zulässigkeit eines solchen B.es auch mächtige Gegner erhoben, unter denen namentlich Flemming, Meyn und Wagner zu nennen sind. Vgl. A. Henke, Abhandl. aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin, Bd. 3, 2. Ausg. 1824, S. 226; Flemming, Ueber die Existenz eines B.es als krankhaft psychologischen Zustandes, in Horns, Nasse's u. Wagners „Archiv für medicinische Erfahrungen", Jahrgang 1830, S. 250; Meyn, Ueber die Unzulässigkeit der Annahme eines B.es 2c., in Henke's „Zeitschrift für die St. A. K.", 14. Ergzheft 1831, S. 240.

Brandt, 1) Sebastian, Dichter, s. Brant. — 2) Gerhardt, holländischer Theolog, Geschichtschreiber und Dichter, 1626 zu Amsterdam geboren, † als Prediger der Remonstranten 1685. In seiner „Historie der Reformatie en andere kerkelyke Geschiedenissen in en ontrent de Nederlanden" (Amsterdam 1677 ff.) ist zum ersten Mal die Geschichte der niederländischen Reformation gründlich und unparteiisch, obwohl sehr weitschweifig, dargestellt. Sein bestes historisches Werk ist „Leven van Mich. de Rugter" (Amsterdam 1681 u. ö.). Seine Gedichte erschienen am vollständigsten Amsterdam 1725, 3 Bde.

3) Kaufmann zu Hamburg, 1677 Erfinder des Phosphors, zu welcher Erfindung ihn alchemistische Arbeiten, mit welchen der durch Handelsunglück ruinirte Mann sich wieder emporschwingen wollte, führten. Da B. den Phosphor zufällig aus Harn gewann, so hat der Harnphosphor auch den Namen brandtscher Phosphor erhalten.

4) Heinrich von B., einer der geachtetsten Schriftsteller über die Kriegskunst, 1789 in Westpreußen geboren, befand sich auf der Universität in Königsberg, um sich dem Rechtsfach zu widmen, als 1806 die preußischen Armeen den Franzosen erlagen. B. trat, wie viele andere Studenten, als Freiwilliger ins Heer, das er erst nach dem Frieden von Tilsit wieder verließ. Zu seinen Aeltern, die im Großherzogthum Warschau wohnten, zurückgekehrt, erhielt er bald eine Offizierstelle im 2. polnischen Weichselregiment, mit welchem er sich in Spanien, besonders bei den hartnäckigen Kämpfen an der portugiesischen Grenze, rühmlich auszeichnete. Im russischen Feldzuge erwarb er sich den Grad eines Adjutantmajors, kam als solcher 1813 mit Poniatowski durch Böhmen nach Deutschland und wohnte der Schlacht von Leipzig bei. Im J. 1816 trat er wieder in preußische Dienste und benutzte die folgende Zeit der Ruhe und des Friedens zu kriegswissenschaftlichen Studien, deren Resultate er in folgenden Schriften veröffentlichte: „Ueber Spanien, mit besonderer Rücksicht auf einen etwaigen

Krieg" (Berlin 1823), „Ueber die Wiedereinführung der Dragoner als Doppelkämpfer" (das. 1823), „Ansichten über die Kriegsführung im Geiste der Zeit" (das. 1824), „Geschichte des Kriegswesens im Mittelalter" (1. Bd., das. 1828), „Handbuch für den ersten Unterricht in der höhern Kriegskunst" (das. 1829). Diese Werke lenkten die Aufmerksamkeit des Kriegsministeriums auf ihn, so daß er bald einen größern Wirkungskreis erhielt. Noch 1829 wurde er Lehrer an der berliner Kadettenschule, 1830 Major und Lehrer an der allgemeinen Kriegsschule, auch Beisitzer der Obermilitärexaminationskommission. Während des unglücklichen polnischen Befreiungskrieges hatte B. Gelegenheit, unter Gneisenau in Posen dem Staat wie seinen ehemaligen polnischen Waffenbrüdern rühmenswerthe Dienste zu leisten; auch war er es, welcher am 4. Okt. 1831 mit dem General Zwornicki die Uebereinkunft abschloß, gemäß welcher der Uebertritt der polnischen Armee auf das preußische Gebiet erfolgte. Gegen Ende des Jahres ordnete er von Elbing aus die Auswanderung der polnischen Offiziere nach Frankreich. Im J. 1840 ward er Oberstlieutenant und Chef des Generalstabs des zweiten Armeecorps, 1842 Oberst und 1848 Generalmajor und Kommandeur der 9. Infanteriebrigade.

5) **Heinrich Franz**, berühmter Medailleur, den 13. Jan. 1789 in la Chaux de Fonds im damaligen preuß. Fürstenthum Neuenburg geboren, kam schon im 11. Lebensjahre in die Werkstatt eines gewissen Perret, um daselbst das Graviren auf Uhren und in edle Metalle zu erlernen. Nach 7jähriger Lehrzeit ward er dem berühmten Stempelschneider und Münzgraveur Droz in Paris übergeben, unter dessen Leitung sich B. vornehmlich im Graviren übte, woneben er aber auch unter Bridan's Anleitung modellirte. Sein Talent wendete ihm bald die Aufmerksamkeit des Malers David zu, der sich seiner annahm und ihn unterstützte. Von ganz besonderem Einfluß auf ihn war der Wetteifer mit seinem Nebenbuhler Michaud bei Bewerbung um den ersten Preis in der Stempelschneidekunst. Michaud gewann allerdings den zweiten Preis in der Lösung der Aufgabe, den französischen Hercules, den König von Rom in seinen Armen haltend, und die Roma, als Wölfin zu seinen Füßen, darzustellen; die zweite Aufgabe, Theseus, der die Waffen seines Vaters entdeckt, wurde aber von B. so geschickt u. glücklich gelöst, daß er den ersten großen Preis erhielt. Im Auftrag des großen Archäologen V. Denon fertigte er bald darauf eine Denkmünze aus der Geschichte Napoleons, die Allegorie „der französische Adler am Dniepr", worauf B. 1814 in seine Heimath zurückkehrte, um von dort aus mit einer Unterstützung von der französischen Regierung (der Kanton Neuenburg war damals als Fürstenthum Neufchatel dem Prinzen Berthier zugefallen) nach Rom zu gehen. Während seines Verweilens in Rom verfertigte er mehre Denkmünzen. Die wichtigsten dieser Kunstarbeiten waren eine Denkmünze für den damaligen Papst Pius VII. zur Erinnerung an die Zurückgabe der Provinzen an den römischen Hof und das Bildniß des bekannten Geschichtsmalers Lothierre. Ebenso gehören in diese Periode zwei andere Münzen B.s auf Ludwig XVIII., als den Erhalter der französischen Akademie in Rom und zur Erinnerung an dessen Verdienste um die Wiederherstellung der benachbarten Kirche Trinità de Monti. Von Rom ging B. 1816 zuerst nach Neapel und von dort nach Sicilien, wo besonders die prachtvollen Trümmer des Tempels von Segesta des jungen Künstlers Aufmerksamkeit auf sich zogen. Ueber Neapel kehrte er nach Rom zurück, folgte jedoch nach kurzem Verweilen einem Rufe, der ihn wieder nach Neapel führte, um im Auftrage Barbaja's u. Niccolini's, eines geschickten Architekten, eine Denkmünze auf den Neubau des abgebrannten Theaters San Carlo zu fertigen. Im J. 1817 nahm er einen Ruf als erster Medailleur der königl. Münze in Berlin an. Von hier aus unternahm er noch mehre Reisen, z. B. nach Kopenhagen, in die Schweiz, nach Italien, Paris, den Rhein- und Niederlanden. Die Akademien von Berlin, Kopenhagen, San Luca in Rom und die der Künste in Neapel ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Er † den 9. Mai 1845 an der Wassersucht. Ein Verzeichniß seiner Medaillen und Medaillons, welches in Locle erschien, zählte bis 1837 deren 56 auf.

Brandthor, am großen Tempel zu Jerusalem das östliche Thor der Mittagfronte, dem Brandopferaltar gegenüber; es diente zum Hereinbringen der zu den Brandopfern nöthigen Thiere, Geräthe rc.

Brandung, das heftige, oft mit einem donnernden Geräusche verbundene Brechen der Meereswellen an schroffen Gestaden, oder an Sandbänken und Felsen, besonders jene Erscheinung, welche in der Schiffersprache auch Widersee heißt. Sie zeigt sich am häufigsten, wo das Meeresufer durch keine Buchten oder Krümmungen gegen den Andrang des Wassers gesichert wird. Wind und Strömung, oder deren Kampf gegen einander, und vielleicht auch galvanische, noch nicht klar ermittelte Ursachen, bringen das Wasser unter der Oberfläche bis auf den tiefsten Meeresgrund zuweilen in die heftigste Bewegung, die sich viele Meilen weit, von oben gar nicht sichtbar, fortpflanzen kann. Zeuge derselben ist gemeinlich eine einzige lange Welle, welche sich vom Grund zur Oberfläche erhebt, diese erst an einer Stelle aufwühlt, welche Bewegung sich dann nach allen Seiten hin mittheilt und da wächst, wo die See selbst wenig Tiefe und eine ebene Grundfläche hat. Oft erheben sich dabei Wellen von 20—30 Fuß. Da diese Bewegung meist vom Winde unabhängig ist, also dieser die Woge im Zurückgang auch nicht aufhält, so wird sie oft den Schiffen gefährlich. Eine solche B. kann die Landung am Meeresufer unmöglich machen und wird bei Annäherung an den Strand den Fahrzeugen häufig verderblich. Furchtbar ist jede B. bei Stürmen, und sie ist es gemeinlich, welche den Schiffbrüchigen die letzte Hoffnung zur Rettung raubt. Von der ungeheuern Gewalt der B. hat man Beispiele, die allen Glauben übersteigen. Felsen bricht sie von dem Grund des Meeres, sie stürzt die Hafendämme ein und wirft nicht selten die festesten Leuchtthürme von den Gestaden oder von ihren Fundamenten ins Meer und begräbt sie in die Tiefe.

Brandwurm (auch Furie, Furia inferna-

lis), angeblich ein wurmartiges Geschöpf in den lappländischen und bothnischen Sümpfen, nicht dicker als ein Haar, rings mit feinen Härchen besetzt, soll mit den Ausdünstungen der Gewässer aufsteigen und in der Luft fortgeführt werden. Fallen die Brandwürmer auf Menschen u. Thiere herab, so erregen sie heftiges Jucken und Brandflecken, und bringen bald schnelleren, bald langsameren Tod, wenn der Wurm nicht herausgeschnitten wird.

Brandywine, Stadt am gleichnamigen Flusse im nordamerikanischen Staat Delaware, Grafschaft Newcastle, blühend und sehr gewerbreich, mit etwa 6000 Einwohnern. Hier Schlacht am 13. Sept. 1777 zwischen Amerikanern und Engländern: für jene ungünstig.

Branicki, Joh. Klemens, Graf von, reicher und angesehener Magnat Polens zur Regierungszeit der beiden Auguste, 1688 geboren, wurde von August III. zum Starosten, zum Krongroßfeldherrn, zum Kastellan von Krakau und zum ersten weltlichen Senator ernannt und faßte nach dessen Tode (5. Okt. 1763) den Gedanken, durch französische Unterstützung König von Polen zu werden. Katharina II. war jedoch seinen Plänen entgegen, und er mußte vor dem Heere, das sie nach Polen schickte, zurückweichen. Nur mit 100 Edelleuten und dem Bischof von Krakau fand er sich nach der Flucht im Zipserlande wieder zusammen. An Widerstand war nicht mehr zu denken, und B. mußte sich unterwerfen. Erst als er den von Katharina den Polen (7. Sept. 1764) aufgedrungenen König Stanislaus Poniatowski anerkannt hatte, durfte er auf seine Güter zu Bialystock zurückkehren, wo er 1771 †.

Braniß, Christlieb Julius, Philosoph, am 18. Sept. 1792 zu Breslau geboren, studirte 1810—1816 zu Berlin und Breslau Philologie und Philosophie, promovirte 1823 in Göttingen und habilitirte sich 1826 in seiner Vaterstadt, wo er noch in demselben Jahre außerordentlicher u. 1833 ordentlicher Professor der Philosophie wurde. In seinen Schriften: „Die Logik in ihrem Verhältniß zur Philosophie, geschichtlich betrachtet" (Berlin 1823), „Ueber Schleiermachers Glaubenslehre, ein kritischer Versuch" (daselbst 1824), „De notione philosophiae Christianae" (Breslau 1825), „Grundriß der Logik" (das. 1380); „De numero Platonis" (das. 1830) und „System der Metaphysik" (das. 1834) hat B. allmählig ein auf schelling-hegelscher Basis ruhendes, aber im Streben nach dem Erschauen des Höchsten den hegelschen Standpunkt verwerfendes System errichtet, welches im geistigen Ringen der Zeit sich vorzudrängen und Fuß zu fassen gewußt hat und sich vom hegelschen Systeme zunächst dadurch unterscheidet, daß es aus dem Begriffe des absoluten Thuns („absolutes Thun", bei B. „adäquater Ausdruck für die Idee") sogleich die Ichheit, das absolute Selbstbewußtseyn, die absolute persönliche Geistigkeit desselben zu deduciren sucht, während Hegel den Prozeß der Idee mit dem „Seyn überhaupt" und „Nichts überhaupt" beginnt, und gerade letzter Umstand bestimmt B., die hegelsche Methode eine bloße Verstandesdialektik zu nennen, wogegen ihm von E. Reinhold der gerechtere Vorwurf gemacht wird, daß er in der Durchführung seines Philosophems tief unter der methodischen Strenge und Konsequenz der hegelschen Logik stehen geblieben sey und die Ordnung und Aufeinanderfolge der abzuhandelnden Begriffe auf die seltsamste Weise verkehre. Der erste Theil seiner „Geschichte der Philosophie seit Kant" (Breslau 1842) behandelt in geistvoller Entwickelung und eleganter Darstellung die griechische Philosophie. Aus hodegetischen Vorträgen ging seine inhaltreiche Schrift über „Die wissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart als leitende Idee im akademischen Studium" (Breslau 1848) hervor. Die Bewegungen des Jahres 1848 veranlaßten ihn zur Abfassung des Schriftchens über „Die deutsche Nationalversammlung und die preußische Konstitution" (Breslau 1848).

Branka, die gewaltthätige Rekrutenaushebung im russischen Polen, wo in der Nacht die Häuser von Bewaffneten erstürmt und die waffenfähigen Männer aufgegriffen und gebunden hinweggeführt werden.

Brankovan (Brankowein), Dorf und Schloß in der Walachei, Distrikt Romunatz, Stammhaus der Familie Bassaraba de B., die in der Geschichte der Walachei eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Hier am 28. Mai 1854 Sieg der Türken unter Iskenderbey über die Russen.

Brankovics, 1) Georg, serbischer Despot, schloß 1426 ein Bündniß mit den Ungarn, öffnete ihnen Belgrad und mehre andere Festungen und zeigte den ernsten Willen, dem türkischen Andrang festen Widerstand entgegenzusetzen. Als aber 1427 Sultan Murad mit ungeheurer Macht heranzog, sah sich B. ohne Hülfe und mußte der Uebermacht weichen. Er versprach dem Sultan einen Theil Serbiens, der früher zu Bosnien gehörte, und seine Tochter Maria, letztere ihm als Gemahlin, abzutreten, zögerte jedoch mit der Ausführung des Versprechens im Vertrauen auf die Ungarn. In der That führten die Siege des großen Johannes Hunyades 1440 den Frieden von Szegedin herbei, der B.' Unabhängigkeit von den Türken von Neuem sicherte. Aber gerade dieser Sieg legte den Grund zu dauernden Feindseligkeiten zwischen B. und Hunyades. Graf Cilly, B.' Eidam, war des großen ungarischen Feldherrn Todfeind und B. nicht Willens, den rechtlichen Anforderungen, geschweige den Befehlen des Gubernators Gehör zu geben. Als nun Hunyades Serbien besetzt hielt und zugleich König Wladislaw von Polen frische Kriegslust zeigte, wandte sich B. heimlich wieder dem Sultan zu, ja, als nach der dreitägigen Schlacht auf dem Amselberg der geschlagene Hunyades auf seiner Flucht durch Serbien in B.' Gewalt gerieth, würde dieser ihn der Rache der Türken überliefert haben, wenn nicht der ungarische Reichsrath endlich eine Versöhnung erzwungen hätte. Nur der Ingrimm des alten Helden war nicht zu besänftigen: er mußte den Treubruch des Despoten strafen u. that dies, indem er alle ungarischen Güter B.' an sich riß und mit einem ungarischen Heer ganz Serbien verwüstete. Auch nach dem nur mit Mühe vom Reichsrath bewirkten Frieden blieben die meisten Güter B.' in Hunyade's Besitz. Als Ladislaus den ungarischen Thron bestiegen hatte, wurde B. vom Sultan Mohammed in seiner ei-

genen Hauptstadt Semendria belagert. B. flüchtete Hülfe suchend nach Raab. Die Noth des greisen Fürsten rührte den jungen König, und dessen Heer stand kampfbereit für B., als der Franciskaner und Kreuzprediger Johann Capistranus verlangte, daß B. noch vor dem Abmarsch der Truppen sich zur katholischen Kirche bekehren solle. Um diesen Preis verschmähte B. die Rettung. Er schloß sich in seiner festen Hauptstadt ein, ward 1457 bei einem Ausfall gefangen, doch auf Hunyades' Verwendung freigelassen und † hochbetagt Ende 1457.

2) **Georg**, Despot der Illyrier und Raitzen im 17. Jahrhundert, aus der alten Dynastie der serbischen Fürsten. Einem Vertrag Kaiser Leopolds I. zufolge sollte er sich mit 100,000 Mann mit dem kaiserlichen Heerführer vereinigen und ward in den Reichsfürstenstand erhoben. Als er nun mit 30,000 Mann zu des kaiserlichen Feldherrn, Markgrafen Ludwig von Baden, weit geringerer Armee stieß, befahl dieser, angeblich mit dem kaiserlichen Vertrag unbekannt, seine Verhaftung, und der wiener Hof, statt sofort B.' Freilassung zu befehlen, befahl dessen dauernden, obwohl anständigen, sicheren Gewahrsam.

Branntwein (**Schnaps**, lat. Aqua vitae), das bekannte berauschende Getränk, eine dünne, wasserhelle Flüssigkeit, die aus einem Theil Alkohol und etwa zwei Theilen Wasser besteht und durch Destillation von zuckerhaltigen Pflanzenstoffen gewonnen wird, welche vorher in den Zustand der weinigen Gährung gebracht worden sind. Doch macht die Fabrikation nur von den wenigen Gebrauch, deren Verarbeitung ökonomischen Gewinn abwirft, wie Getreide (meist Roggen, weniger Gerste, Weizen und Hafer), Kartoffeln, in Weinländern Trauben, Steinobst, z. B. in Ungarn und einigen Thälern Bayerns Zwetschen, in Schwaben und der Schweiz Kirschen, in Italien und Spanien Aprikosen und Pfirschen; in den Rohrzuckerbau treibenden Ländern bereitet man B. (**Rum**) aus den bei der Zuckerfabrikation fallenden Abgängen, in Ostindien aus Reis (**Arak**), in den Tropenländern aus den Säften palmenartiger Gewächse; von animalischen Stoffen wird bei den Nomaden der asiatischen Steppen und Wüsten die Milch angewendet, z. B. bei den Kalmücken (Kumiß) und bei arabischen Stämmen. Die eine weitere technische Behandlung (nochmalige Destillation ꝛc.) erhaltenden B.e heißen **Liköre**, **abgezogener B.**, **Ratafia** ꝛc. Die Bereitung des B.s ist wahrscheinlich eine scythische Erfindung, wie noch jetzt der scythische Norden (Rußland) derjenige Theil der Welt ist, wo der Branntweindämon eine absolute Herrschaft übt. Der älteste Schriftsteller, welcher des B.s erwähnt, ist Arnoldus von Villa-Nova und sein Schüler Raymund Lully von Majorka, die den feurigen Geist der Barbaren aus Wein darzustellen lehren. Sie rühmen und lobpreisen denselben „als etwas, dessen geheimnißvolle Bereitung durch unmittelbare Offenbarung des alleinigen Gottes gelehrt worden sey, mit dem Zweck die Menschen zu beglücken, ihrer geistigen Natur Entwickelung auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu führen und das goldne Zeitalter von Neuem auf die Erde zurückzubringen". „Die Menschheit ist gealtert, versichert Arnoldus, sie ist schwach geworden; darum gab ihr Gott den B., damit sie sich wieder verjünge. Der B. wird die Quelle seyn zum neuen Leben der Menschheit!" Deshalb nannte er ihn auch Aqua vitae, d. i. Wasser des Lebens, und die Kunst seiner Bereitung war anfangs höher geschätzt, als anderes Wissen und andere Weisheit. Bald genug aber zeigte sich das Trügliche der vom B. gehegten Erwartungen. Schon Arnoldus' Schüler bezweifelte die überschwänglichen Versicherungen seines Meisters, und die Erfahrung, der Gebrauch des B.s, führte allmählig zu Ergebnissen, welche die frühern Verheißungen geradezu umkehrten. In den mitteleuropäischen Ländern wurde der B. anfangs als Aqua vitae, das Wasser zur Verjüngung, nur in der Apotheke bereitet und in kleinen Dosen, mehr als Arzneimittel denn als Getränk verkauft. Aber schon im 16. Jahrhundert war die Branntweinbereitung ein Gewerbe und das Trinken ging aus den Apotheken in die Badestuben und Wirthshäuser über und verbreitete sich schnell unter das Volk. Seitdem ist der Gebrauch des B.s fort und fort gewachsen; aber zu keiner Zeit hat die Konsumtion so furchtbar zugenommen, als seit Anfang dieses Jahrhunderts, während welcher Periode sie sich im mittlern Europa mehr als verdreifacht hat. Die Bestrebungen, dem Uebel entgegenzuwirken, die Mäßigkeitsgesellschaften, die Antibranntweinvereine ꝛc. sind nur so viel Zeugen von seiner Größe und können nur in geringem Grade wirken, so lange der Staat nicht durch strenge Gesetze der so furchtbar verderblichen **Branntweinpest** Schranken setzt.

Das Geschäft und den Prozeß der Darstellung des B.s im Großen bezeichnet man mit dem Worte **Branntweinbrennerei**. Hauptzweck derselben ist gewöhnlich Gewinnung von dem zum Getränk bestimmten B.; doch schließt sie die Darstellung alkoholreicherer ähnlicher Flüssigkeiten, wie des ordinären **Spiritus** (Spiritus Vini rectificatus), aus ungefähr 60 Gewichtsprocenten Alkohol und 40 Procenten Wasser bestehend, welcher zur Bereitung von Likören, zur Darstellung von Arzneimitteln ꝛc. benutzt wird, u. des **höchstrektificirten Weingeists** oder **Spiritus** (Spiritus Vini rectificatissimus), 70 – 80 Procent Alkohol und 30—20 Procent Wasser, der auch zur Darstellung von Weingeistlaken, von Parfümerien, als Brennspiritus ꝛc. dient, nicht aus. Die Darstellung aller dieser Gemische von Alkohol und Wasser gründet sich im Wesentlichen darauf, daß, wenn man eine wenig Alkohol enthaltende Flüssigkeit erhitzt, die entweichenden Dämpfe alkoholreicher als die zurückbleibende Flüssigkeit sind, und zwar im Anfange des Erhitzens am alkoholreichsten. Die **Stoffe** zu B. sind, wie schon bemerkt, in der Natur vorkommende zucker- u. stärkemehlhaltige Substanzen. In Deutschland u. in den nordeuropäischen Gegenden dienen zu B. fast ausschließlich die letzteren, nämlich die Getreidearten von 50—60% Stärkemehlgehalt (Weizen, Roggen, Gerste, seltener Hafer) und die Kartoffeln, deren Stärkemehlgehalt von 10—20 % wechselt. Die Getreidearten werden entweder gemalzt oder als Gemenge von Malz u. nicht gemalztem Getreide, kaum aber für sich allein verwendet,

sondern immer im Verein mit andern, am gewöhnlichsten Roggen, gemengt mit Gersten- oder Weizenmalz, oder Weizen, gemengt mit Gerstenmalz. Die Erfahrung hat nämlich sowohl in England, als in Deutschland gelehrt, daß aus einem Gemenge von verschiedenartigem, ungemalztem und gemalztem Getreide die größte Ausbeute an B. gewonnen wird. Das quantitative Verhältniß des Malzes zu dem ungemalzten Getreide wird zwar sehr verschieden angegeben; in der Regel aber nimmt man auf 3 Theile rohes Getreide 1 Theil Malz oder auf 2 Theile rohes Getreide 1 Theil Malz. Die Qualität des Wassers ist beim Branntweinbrennen wichtig. Man will die Erfahrung gemacht haben, daß eisenhaltiges Wasser sich besser als jedes andere zum Brennereibetriebe eigne, weshalb einige Brenner der Maische vor der Gährung Eisenvitriol allein, oder Eisenvitriol und Potasche zusetzen. Zum Einteigen und Einmaischen zieht man allgemein ein weiches Wasser vor, oder man nimmt dazu durch Kochen von dem größten Theile der erdigen Salze befreites Wasser, z. B. Wasser aus dem Dampfkessel. Am schädlichsten für den Prozeß des Branntweinbrennens ist ein mit leicht faulenden organischen Substanzen verunreinigtes Wasser. Das ganze Verfahren der Branntweinfabrikation kann man in zwei Hauptabschnitte theilen, nämlich in die Darstellung einer gegohrenen Masse, einer weingahren Maische, und die Ausscheidung des B.s aus dieser Maische durch die Destillation.

Wie beim Brauprozesse die Darstellung einer möglichst zuckerhaltigen Flüssigkeit aus dem Getreide bezweckt wird, ebenso bei der Branntweingewinnung. In der That schlägt man in England auch denselben Weg ein; man malzt, teigt und maischt, kocht die Würze und bringt sie in Gährung, die man aber natürlich so leitet, daß kein Zucker unzersetzt bleibt, während bei der Gährung der Würze zum Bier die Erhaltung eines Antheils Zucker bekanntlich wesentlich nothwendig ist. Der brittische Fruchtbranntweinbrenner hält diese Methode für viel zweckmäßiger und vortheilhafter, als das auf dem Kontinent übliche Verfahren, die Maische selbst der Destillation zu unterwerfen, u. allerdings ist nicht zu leugnen, daß der brittische B. einen viel reinern Geschmack hat und von jenem fast stinkenden Branntweingeruch frei ist, der dadurch entstehen muß, daß bei der Kontinentalmethode zugleich mit dem Alkohol das übelriechende Fuselöl mit übergeht, welches die Schale oder die Spelze der Getreidekörner sämmtlich mehr oder weniger enthalten.

Das Malzen u. Schroten des Getreides behufs der Branntweinfabrikation geschieht auf dieselbe Weise wie bei der Bierbrauerei, doch muß das dazu verwandte Malz stets nur getrocknet, also Luftmalz, nie Darrmalz seyn, denn da bei dem Darren ein eigenthümliches brenzliches Oel entsteht, so erhält man aus Darrmalz einen B., der dies Oel enthält. Sowohl das Malz, als auch das ungemalzte Getreide muß vor der fernern Verarbeitung geschroten werden, und zwar erhält man, je feiner das Getreide geschroten ist, eine desto größere Ausbeute an B. In neuester Zeit hat man hie und da angefangen, das Malz (besonders dasjenige, welches als Zusatz zu der Kartoffelmasse angewendet werden muß), nachdem es gehörig gewachsen, sogleich mit den Keimen, ohne es zu trocknen, zwischen eisernen Walzen zu zerquetschen und diese zerquetschte Masse einzuteigen; eine Erhöhung des Ertrags dürfte schwerlich dadurch bewirkt werden. Durch das Einteigen und Einmaischen wird, wie bei dem Brauprozesse, das Stärkemehl in Zucker durch die Diastase umgewandelt, und diese Operationen werden im Allgemeinen ganz so ausgeführt wie bei dem Bierbrauen. Die Gefäße, in welchen man das Einteigen und Einmaischen vornimmt, werden Vormaischbottiche genannt. In den Vormaischbottich bringt man die erforderliche Quantität Wasser von 48° R. (nach Einigen 30—40° R.), indem man kochendes Wasser, gewöhnlich aus dem Dampfkessel, mit kaltem Wasser auf diese Temperatur abkühlt, schüttet in dasselbe, unter fortwährendem Umrühren mit den Maischhölzern, das einzuteigende Schrot, gewöhnlich ein Gemisch von 3 Theilen Roggenschrot und einem Theil Gerstenmalzschrot, und arbeitet die Masse so lange durch, bis sich keine Klumpen von trocknem Schrote mehr wahrnehmen lassen, sondern ein gleichartiger dicker Brei entstanden ist. Die Temperatur der Masse beträgt nun noch ungefähr 34° R. Nachdem man sie eine halbe Stunde stehen gelassen, bringt man dieselbe auf die zur Zuckerbildung erforderliche Temperatur, u. zwar, der Erfahrung nach, am zweckmäßigsten auf 49—52° R., gewöhnlich durch Zugabe von siedend heißem Wasser, unter fortwährendem starken Durchrühren mit den Maischhölzern. Diese Operation nennt man das Gahrbrennen des Schrotes. Sobald die Masse die erforderliche Temperatur durch den Zusatz des siedenden Wassers erlangt hat, wird das Durcharbeiten derselben von möglichst vielen Arbeitern noch einige Zeit fortgesetzt, dann wird dieselbe zur Zuckerbildung in Ruhe gelassen. Anstatt das mit Wasser von obiger Temperatur eingeteigte Schrot durch Zugießen von siedendem Wasser auf die zur Zuckerbildung erforderliche Temperatur zu bringen, geschieht dies zweckmäßiger durch Dämpfe, welche man in die geteigte Masse treten läßt; doch läßt sich dies Maischen mit Dampf natürlich nur da mit Vortheil anwenden, wo man die Destillation selbst mit Wasserdämpfen betreibt. Das Verfahren ist folgendes: Man läßt durch ein zollweites kupfernes Rohr die Wasserdämpfe aus dem Dampfkessel an der Seite in den Vormaischbottich treten, während man unausgesetzt die an dieser Stelle erwärmte Masse durch Maischkrücken und Rührhölzer mit der übrigen Masse vermengt. Sobald der ganze Inhalt des Vormaischbottichs, nach sorgfältigem Durcharbeiten, die Temperatur von 48—52° R. zeigt, werden die Wasserdämpfe abgesperrt und die Masse zur Zuckerbildung dann ebenfalls in Ruhe gelassen. Der Maischprozeß ist gut ausgeführt, wenn die Maische nicht weißlich trübe, sondern bräunlich klar sich zeigt, keinen mehligen Faden, sondern einen süßen Geschmack besitzt, nicht kleisterartig fade, sondern süßlich, dem frischen Brode oder frischem Roggenmehl oder getrocknetem Kleber ähnlich riecht. Da die dicke Beschaffenheit der Maische die Gährung derselben nur sehr unvollkommen verlaufen lassen würde,

muß sie nothwendig vor dem Anstellen mit Wasser verdünnt werden (Abkühlen und Zukühlen). Bei Anwendung einer großen Menge von kaltem Kühlwasser würde zugleich die Maische auf die für die Gährung erforderliche Temperatur gebracht werden können, so daß man nicht nöthig hätte, dieselbe, wie die Bierwürze, in Kühlschiffen oder künstlichen Kühlapparaten abzukühlen; indeß beschränken innerhalb des deutschen Zollvereins die Steuerverhältnisse die anzuwendende Menge, und es ist daher eine Abkühlung der Maische vor dem Zugeben des Kühlwassers so weit nöthig, daß sie nach dem Zugeben der erforderlichen Menge Wassers (nach dem Zukühlen) genau die zum Anstellen nothwendige Temperatur besitzt. Dies Abkühlen der Maische geschieht durch bloßes Stehenlassen derselben in dem Vormaischbottiche und, um Zeit zu gewinnen, dadurch, daß man die Maische, nachdem die Zuckerbildung vollendet ist, also etwa nach anderthalb Stunden, in ein Kühlschiff bringt und auf demselben fortwährend mit den Rührhölzern durchrührt, wodurch die Abkühlung beschleunigt wird. So wie aber die zum Bier bestimmte Maische, wenn sie warm längere Zeit der Luft ausgesetzt ist, sauer wird, so geht auch die Branntweinmaische in Säurung über, und zwar noch leichter, als die Biermaische, weil zu ihr stets Luftmalz verwandt wird. Zur Bereitung von Preßhefe läßt man absichtlich die Maische im Vormaischbottiche eine durch den Geschmack erkennbare Säure annehmen, durch welche der Kleber, welcher bei der Gährung die Hefe gibt, gelöst und eine ziemlich klare, sehr schleimige Maische gebildet wird. Um die Nachtheile einer Säurung zu vermeiden, wird das Abkühlen der Maische durch einen zweckmäßigen Kühlapparat bewerkstelligt, der in Einer Stunde dieselbe Erniedrigung der Temperatur bewirkt, welche ohne seine Anwendung, nämlich durch bloßes Stehenlassen der Maische in dem Kühlschiffe und öfteres Umrühren, in drei Stunden erreicht wird. Der Punkt, bis zu welchem man abkühlen muß, ist übrigens abhängig von der Menge des zuzusetzenden Wassers (je mehr kaltes Wasser man zugießen darf, desto weniger braucht vorher die Maische gekühlt zu seyn), von der Temperatur des Zukühlungswassers (je kühler dasselbe ist, desto weniger braucht ebenfalls die Maische gekühlt zu seyn), und von der Temperatur, welche die Maische beim Anstellen zeigen soll (je höher diese seyn kann, desto weniger hat man wieder nöthig, die Maische vor dem Zugeben des Wassers abzukühlen). Sobald die Maische vor dem Zukühlen die erforderliche Temperatur erreicht hat, wird dieselbe mit einem Theile des Zukühlwassers verdünnt und in die Gährungsbottiche gebracht; mit dem noch übrigen Zukühlwasser spült man dann den Vormaischbottich, das Kühlschiff und die Kühlmaschine, wenn diese benutzt wurden, nach und bringt dieses Spülwasser dann ebenfalls zu der im Gährungsbottiche befindlichen Maische. Die Gährung der Branntweinmaische hat den Zweck, möglichst allen Zucker, welcher in derselben enthalten ist, zu zerlegen, weil dadurch ein größerer Ertrag an B. gewonnen wird. Daher nimmt man zum Branntweinbrennen niemals das die Gährung verzögernde Darrmalz, und deshalb wendet man eine beträchtlich große Quantität Hefe an und läßt die Gährung bei höherer Temperatur vor sich gehen, welche letztere aber nie eine gewisse Grenze überschreiten darf, wenn man nicht bedeutenden Verlust an Alkohol erleiden will. Die Gährung der Maische läßt man in Bottichen vor sich gehen, deren zweckmäßigste Größe 2000—3000 preußische Quart ist. Als Ferment benutzte man in früherer Zeit nur die Bierhefe, und auch jetzt noch wird dieselbe an den Orten, wo sie billig und gut zu haben ist, mit Vortheil angewendet. Indeß nimmt man jetzt meist die sogenannte Preßhefe, die Hefe im trocknen Zustande, wie man sie durch Abpressen der Bierhefe oder durch Abpressen der bei der Gährung der Branntweinmaische obenauf kommenden Hefe in großen Quantitäten darstellt. Das Zugeben der Hefe geschieht auf folgende Weise: Wenn die Maische vor dem Zukühlen auf ungefähr 36—40° R. abgekühlt ist, nimmt man 4—6 Eimer derselben, bringt diese in einen kleinen Bottich, oder in ein aufrecht stehendes Faß, das Hefenfaß, kühlt sie durch Zugießen von Wasser auf 22—24° R. ab und setzt dann die für die ganze Maische erforderliche Menge der flüssigen Bierhefe oder der in lauwarmes Wasser gerührten Preßhefe zu. Wegen der hohen Temperatur und der Menge der vorhandenen Hefe beginnt in dieser Masse die Gährung sehr schnell; sobald diese recht kräftig zu werden anfängt, wird die Masse durchgerührt, der indeß in den Gährungsbottich gebrachten zugekühlten Maische zugesetzt und mit dieser durch recht anhaltendes Rühren aufs Innigste vermischt. In vielen Brennereien gebraucht man auch die sogenannten künstlichen Gährungsmittel. Diese bestehen im Allgemeinen aus einer noch gährenden oder einer gegohrnen Masse, welche nun selbst als Gährungsmittel wirkt, weil bei jeder Gährung neues Ferment aus den stickstoffhaltigen Substanzen gebildet wird. So stellt man z. B. die in Gährung zu bringende Maische mit einigen Eimern der des Tages vorher angestellten und daher in voller Gährung begriffenen Maische an, die man von der Oberfläche abschöpft, weil sich auf dieser vorzüglich die Hefe befindet (Oberhefe). Sollte man genöthigt seyn, lange zuvor, ehe man anstellen will, von der gährenden Masse das Gährungsmittel abzunehmen, so gießt man das Abgeschöpfte in ein Faß und unterdrückt die Gährung durch einen Eimer kaltes Wasser, den man zugießt, und dies so oft, als die Gährung von Neuem anfangen will, bis zu dem Zeitpunkte, wo man die Masse mit der wärmern Maische vermischt, um das Ferment für die Maische des Tages abzugeben. Man nennt dies das Schrecken oder Abschrecken der Gährung. Ist die Gährung beendet, so ist die Maische weingahr, d. h. es ist in derselben aller Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerlegt worden, sie ist zur Abscheidung des B.s reif.

Der Unterschied zwischen der Darstellung einer weingahren Maische aus Kartoffeln u. der Darstellung derselben aus Getreide liegt theils in den vorbereitenden Arbeiten des Kochens und Zerkleinerns der Kartoffeln, besonders aber darin, daß die Kartoffeln ohne Diastase sind, daß in ihnen

also die zuckerbildende Substanz fehlt, obgleich sie den zuckergebenden Stoff, das Stärkemehl, in in namhafter Menge enthalten. Hieraus ergibt sich, daß man nur sehr wenig B. gewinnen würde, wenn man die Kartoffeln für sich so behandeln wollte, wie es bei dem Getreide angegeben worden; es würde nämlich durch das Einmaischen kein Zucker entstehen können und bei der Gährung würde nur der Zucker zerlegt, welcher in den Kartoffeln in geringer Menge schon gebildet verkommt. Man hat also den Kartoffeln beim Einmaischen einen Diastase enthaltenden Körper zuzusetzen, um das Stärkemehl derselben in Zucker umzuändern, also den bei der Gährung Alkohol gebenden Stoff zu bilden. Deshalb setzt man den Kartoffeln beim Einmaischen Gerstenmalz, auch wohl Gerstenmalz und etwas Weizenmalz zu, deren Diastase hinreichend ist, eine weit größere Menge Stärkemehl in Zucker umzuwandeln, als sie selbst enthalten. Wie das Getreide vor dem Einmaischen zerkleinert, geschroten werden muß, damit das Auflösungsmittel, das Wasser, einwirken kann, müssen auch die Kartoffeln zerkleinert werden, was jetzt allgemein dadurch geschieht, daß man dieselben kocht und dann durch geeignete Vorrichtungen, z. B. Walzen, zerquetscht. Da die Kartoffeln bei ihrem geringen Zuckergehalt allein nur in eine ganz schwache Gährung gerathen und eine geringe Ausbeute an B. geben würden, so müssen die zerquetschten Kartoffeln bei der zur Zuckerbildung geeigneten Temperatur mit dem Diastase enthaltenden Malzschrote eingemaischt werden, und zwar nimmt man gewöhnlich auf den Scheffel Kartoffeln (auf 100 Pfund) 4—6 Pfund Gerstenmalzschrot. Das Einmaischen geschieht auf folgende Weise. Etwa eine halbe Stunde zuvor, ehe die Kartoffeln gahr sind, werden in den Vormaischbottich auf den Wispel der zu verarbeitenden Kartoffeln ungefähr 15—20 Eimer (à 10 Quart) Wasser von 20° R. gebracht, und in diese wird das feingeschrotene Gerstenmalz (100 bis 175 Pfund) gehörig vertheilt. In dem Maße nun, als die gahrgekochten Kartoffeln unter den Quetschwalzen hervorkommen, werden dieselben in das eingeteigte Malzschrot eingetragen und durch mehre Arbeiter sogleich mit diesem tüchtig durchgearbeitet. Die Temperatur der Maische muß 48—52° R. betragen; wird die Temperatur nicht eingehalten, so kann das Schrot verbrannt oder verbrüht werden, d. h. es kann die Temperatur der Masse so hoch steigen, daß die Diastase des Malzschrotes zur Zuckerbildung untauglich ist, oder daß doch fast nur Stärkegummi, nicht Stärkezucker, durch Einwirkung der Diastase auf das Stärkemehl gebildet wird. Sobald das Einmaischen beendet ist, muß man die Masse einige Zeit, gewöhnlich 1—1½ Stunden, in Ruhe lassen, weil die Zuckerbildung nicht plötzlich, sondern nur nach und nach erfolgt. Es gilt hier dasselbe, was über das Stehenlassen der Getreidemaische gesagt worden ist, sowie von jetzt an überhaupt die fernere Behandlung der Kartoffelmaische von der Behandlung der Getreidemaische sich fast gar nicht unterscheidet.

Während die Maische vor dem Anstellen im Wesentlichen eine Auflösung von Stärkezucker, Stärkegummi und Amidin in Wasser ist, gemengt mit Schrothülsen und Kartoffelstücken, wenn sie aus Kartoffeln dargestellt war, enthält sie nach beendeter Gährung anstatt des Stärkezuckers Alkohol, etwas kohlensaures Gas und etwas Essigsäure, die aus einem Theile Alkohol durch den Sauerstoff der atmosphärischen Luft entstanden ist, ferner neu gebildetes Ferment und endlich einen eigenthümlich riechenden Stoff, das sogenannte Fuselöl, welches dem B. seinen eigenthümlichen Geruch und Geschmack ertheilt. Von diesen Bestandtheilen der weingahren Maische sind einige flüchtig, das heißt, lassen sich einige in Dämpfe verwandeln, andere sind nicht flüchtig. Zu den ersteren gehören der Alkohol, die Essigsäure, das Fuselöl und das als Auflösungsmittel dienende Wasser. Alle diese flüchtigen Substanzen kann man von den nicht flüchtigen dadurch trennen, daß man sie in Dämpfe verwandelt und diese Dämpfe wieder durch Abkühlung verdichtet. Diese Operation wird Destillation genannt, und die Apparate, in denen man sie ausführt, heißen Destillirapparate. Jeder Destillirapparat besteht im Wesentlichen aus zwei Theilen, nämlich aus dem Theile, in welchem man durch Wärme die flüchtigen Substanzen in Dämpfe verwandelt, und aus dem Theile, in welchem sich die Dämpfe durch Abgabe von Wärmestoff wieder verdichten. Der erste Theil wird bei den alten gewöhnlichen Destillirapparaten die Blase genannt und besteht aus einem kesselförmigen kupfernen Gefäße, das mit einem Aufsatze und Abzugrohre für die Dämpfe, dem Helme, versehen ist; der zweite Theil heißt der Kühlapparat und besteht gewöhnlich aus einem kupfernen Schlangenrohre, das in einem mit kaltem Wasser gefüllten Gefäße steht. Wird nun die weingahre Maische in einer Destillirblase erhitzt, so verflüchtigt sich aus derselben Alkohol, Wasser, Essigsäure und Fuselöl in Dampfgestalt; die Dämpfe werden in dem Schlangenrohre zur tropfbaren Flüssigkeit verdichtet, und diese, das Destillat, ist ein Gemenge von den genannten Substanzen, Lutter oder Läuter genannt. Werden von diesem Lutter wieder ungefähr 2 Drittel abdestillirt, so erhält man ein Destillat, welches weniger Wasser, Essigsäure und Fuselöl im Verhältniß zum Alkohol enthält, und so kann man durch wiederholte Destillationen die letzten drei Körper immer mehr entfernen, nämlich endlich ein Destillat erhalten, welches neben Alkohol nur wenig Wasser und auch sehr wenig Essigsäure und Fuselöl enthält. Uebrigens lassen sich die Destillationsapparate eintheilen in Apparate, welche erst Lutter liefern, und in Apparate, durch welche man sogleich B. oder Spiritus erhält. Eine andere Verschiedenheit entsteht dadurch, daß man die in diesen Apparaten enthaltene Maische entweder durch unter der Blase angebrachtes Feuer, durch direktes Feuer oder durch in einem Dampfkessel entwickelte Wasserdämpfe erhitzt. Der älteste und einfachste Apparat ist der nordhäuser; aus ihm sind die unzähligen mehr oder weniger zweckmäßigen neuern Apparate entstanden, auf deren Beschreibung wir hier natürlich nicht eingehen können.

Der B., wie er gewöhnlich verkäuflich ist, enthält 48—50 % Alkohol und, er mag gewon-

nen seyn, mit welchem Apparat er wolle, etwas Essigsäure und Fuselöl. Die Menge beider ist zwar verhältnißmäßig nur höchst gering; trotz der geringen Menge ertheilt aber doch das Fuselöl dem B. einen eigenthümlichen Geruch u. Geschmack, der denselben, wenn er sehr stark ist, für die Gesundheit nachtheilig macht, den rechte Branntweintrinker aber doch nicht ganz entbehren wollen u. der zugleich den Unterschied zwischen dem Kornbranntwein und dem Kartoffelbranntwein begründet. Man weiß, daß der direkt aus der Maische gezogene B. mehr Fuselöl enthält, als der durch Weinen des Lutters gewonnene, daß letzterer deshalb im Allgemeinen vorgezogen wird. Deshalb wird bei dem Weinen sehr häufig etwas Kümmel- oder Anissamen in die Blase gegeben, wodurch das Destillat einen Gehalt an ätherischem Kümmel- oder Anisöl enthält, deren Geruch den Geruch des Fuselöls versteckt. Die milchige Trübung, welche sich bisweilen zeigt, wenn B. verdünnt wird, rührt von dem sich ausscheidenden Fuselöl her. Nach Lüdersdorf ist die Substanz, aus welcher die Destillationsapparate bestehen, von Einfluß auf den Geruch des Fuselöls; in zinnernen Apparaten destillirte Maische gibt nach ihm ein anders riechendes Destillat, als in kupfernen Apparaten destillirte Maische; in gläsernen und hölzernen Destillationsapparaten soll man einen B. erhalten, der wie das rohe Getreide riecht und schmeckt, in welchem also das Oel desselben unverändert enthalten wäre. Ohne allen Zweifel aber bilden sich die Fuselöle erst bei der Gährung. Das in der Schale der Körner enthaltene Oel, welches man Kornöl genannt hat, besitzt den eigenthümlichen unangenehmen Geruch des Fuselöls. Das Kartoffelfuselöl gleicht nach den bisherigen Untersuchungen, hinsichtlich seiner Zusammensetzung, dem Kornfuselöle nicht; es ist ein farbloses, schwer entzündliches, stark riechendes und schmeckendes Oel, welches bei 132° C. siedet (vergl. Fusel). Beide Fuselöle sind übrigens Gifte und können durch Anwendung grob gepulverter Holzkohle aus dem B. entfernt werden (Entfuseln des B.s). Der Gehalt an Essigsäure in dem B. würde an und für sich keinen Nachtheil haben, da man B. mit etwas Essig destillirt, um ihm einen angenehmen Geschmack zu ertheilen; aber es wird durch die Essigsäure aus dem Apparate stets etwas Kupfer aufgelöst werden, namentlich wenn dies nicht stets vollkommen rein gehalten wird. Bei dem Weinen des Lutters kann man die Essigsäure leicht dadurch entfernen, daß man einige Loth Kalk, Kreide oder Potasche in die Blase gibt; sie verbindet sich mit den Basen und bleibt als essigsaures Salz in der Blase zurück. Man hat viel darüber gesprochen, ob der Kartoffelbranntwein eine der Gesundheit noch schädlichere Substanz als der Kornbranntwein enthalte; die Wahrheit ist, daß man mit gleichen Apparaten aus Kartoffeln ebenso guten und ebenso schlechten B. erhält, als aus dem Getreide. Außer dem Fuselöl findet sich in den Kartoffeln, besonders in den Keimen, ein giftig wirkender Stoff, das Solanin. Aber das Solanin ist nicht flüchtig, kann sich also nicht in dem B. finden; es bleibt in der Schlempe zurück, die, wenn die Kartoffeln gekeimt hatten, sehr oft nachtheilige, ja tödtliche Folgen auf das Vieh äußert.

Um das „Gift giftiger" zu machen, sind theils Unwissenheit und Nachlässigkeit, viel öfter aber noch Gewissenlosigkeit und verbrecherische Gewinnsucht von Fabrikanten und Verkäufern beschäftigt, den B. vielfältig zu verfälschen. Alltäglich ist die absichtliche **Verfälschung** des B.s mit scharfen und betäubenden Dingen, um ihn brennender von Geschmack und berauschender zu machen, namentlich mit Holothuria, mit Pfeffer, Kirschlorbeer, Brechnuß, sehr häufig mit spanischem Pfeffer (Capsicum annuum), Stechapfelsamen (Datura stramonium), Lolch (Lolium temulentum) und Kornraden (Agrostemma glthago), welch letzterer Zusatz zugleich dient, daß der B. mehr perle. Wegen der so nachtheiligen Wirkungen des Fuselöls (s. oben) nennt man in Westindien den ganz jungen Rum Kill-devil (Teufelsmörder), d. h. ein Getränk, das den Teufel, tränke er B., selbst ums Leben brächte. Viel häufiger, als man glaubt, ist auch die Verunreinigung des B.s mit der mörderischen Blausäure, am allergewöhnlichsten aber im ungarischen Zwetschen- oder Pflaumenbranntwein, im schweizer Kirschwasser, im Maraschino rc. Hierher gehört auch die zuweilen vorkommende Branntweinsgiftmischerei durch Kockelskörner (Menispermum Cocculus). In manchen Brennereien übt man Geheimrecepte zur Vergiftung des B.s. In der einen wirft man bei dem Abziehen des Lutters Tabaksblätter in die Destillirblase, wodurch Nikotin mit dem B. übergeht und denselben bei geringerem Alkoholgehalt berauschender macht; in andern thut man sogar beim Destilliren arsenige Säure mit in die Blase und der übergehende B. enthält dann Spuren von Arsenik. Das Kunststück, dem B. Schwefelsäure (Vitriolöl) zuzusetzen, um ihm dadurch einen mehr reizenden Geschmack zu geben, wird tagtäglich geübt. Ferner setzt man dem B. Gemenge von Seife, Spiritus und Mineralsäure zu, um zu bewirken, daß B. von sehr geringem Alkoholgehalt die Eigenschaft zu perlen erhalte, welche, nach dem Glauben gewöhnlicher Schnapstrinker, der B. haben muß, wenn er ächt seyn soll. Zufällig ist der B. häufig mit Kupfer vergiftet, was durch die Destillation in kupfernen Blasen mit kupfernen Helmen und Röhren geschieht. Eine andere, ebenfalls zufällige Vergiftung des B.s ist die mit Blei von dem Lothe der Destillationsgefäße und dem bleihaltigen Zinn, womit die Kühlröhren verzinnt sind. Manche Verkäufer fälschen den B. für gewisse Kunden wohl auch mit Alaun, um ihm einen süßlichen Geschmack und zugleich etwas Strenges, den verwöhnten Gaumen rechter Branntweintrinker lebhaft Reizendes zu geben.

Reinen, unverfälschten B. erkennt man an folgenden Zeichen: a) durch ganz reinen Geruch und Geschmack. Beigemengte scharfe Stoffe sind empfindlichen Organen schon kenntlich; deutlicher aber treten sie vor, wenn man den B. in einer Tasse auf den warmen Ofen stellt, wo er sich (falls er nicht Likör ist) vollkommen verflüchtigen muß und durchaus keinen scharfschmeckenden Rückstand übrig lassen darf, welcher auf die erwähnten Fälschungsstoffe schließen läßt. b) Durch

Indifferenz gegen genäßte Reagenzpapiere; reagirt der B. sauer, so deutet dies auf Beimengung von Schwefelsäure. Um sich davon zu überzeugen, fügt man dem B. einige Tropfen von Barytsolution hinzu; zeigt sich hierdurch ein in vielem Wasser u. selbst in Salpetersäure unlöslicher Niederschlag, so ist die Gegenwart von Schwefelsäure erwiesen. c) Durch Abwesenheit aller metallischen Verunreinigungen, als Blei, Kupfer, Arsenik. Am besten erforscht man diese Verunreinigungen dadurch, daß man zu etwa einem Pfund B. reine Salzsäure bis zur starksauren Reaktion zusetzt, den Alkohol verdunstet, den wässerigen Rückstand filtrirt und mit Schwefelwasserstoffgas anschwängert. War der B. metallfrei, so findet keine Reaktion Statt, gegentheils tritt eine mehr oder weniger farbige Trübung u. ein ähnlicher Niederschlag ein, dessen Natur sich am besten auf die Art wieder ermitteln läßt, daß man ihn sammelt, in etwas weniger Salzsäure, der man, wenn nöthig, einige Tropfen Salpetersäure zusetzt, auflöst, die mit Wasser verdünnte Auflösung filtrirt, durch Verdunsten von überschüssiger Säure befreit, dann successive mit Schwefelsäure auf Blei, mit Blutlaugensalz auf Kupfer und mit essigsaurem Kupferoxydammoniak auf Arsenik prüft. d) Durch Abwesenheit allen Fuselöls. Die leichteste Probe hierauf besteht darin, daß man etwas von dem B. auf der Hand verdunsten läßt, wo dann, wenn derselbe rein war, kein Geruch zurückbleibt. Größere Gewißheit erlangt man, wenn man etwa 1000 Gran des zu prüfenden B.s mit 30 Gran Aetzkaliflüssigkeit mischt, die Mischung in einer Porzellanschale über der Weingeistlampe bis auf den achten Theil verdunstet und nun dem Rückstande verdünnte Schwefelsäure zugibt. Die Anwesenheit des Fuselöls wird sich sogleich durch einen ganz eigenthümlichen, widerlichen Geruch zu erkennen geben.

In kleinen Quantitäten zuweilen genossen, wirkt der B. flüchtig erregend auf die sensibeln Thätigkeiten, steigert die Energie des Nervensystems, namentlich in der dem Vegetationsakte ausschließlich gewidmeten Sphäre (Ganglien), und von hier aus verbreitet sich diese flüchtig excitirende Wirkung auf Sensorium und sensorielle Funktionen, macht heiter, muthig, beflügelt die Phantasie, steigert das Denkvermögen und alle intellektuellen Aktionen. Auf diese Symptome der Aufregung, welche in ihrer irritabeln Richtung durch vermehrten und beschleunigten Herz- und Pulsschlag, beschleunigte Respiration, gesteigerte Temperatur sich ausspricht, folgt allmählig ein Zustand von Erschlaffung u. Abspannung, der sich nach geringem Genuß unbedeutend zeigt. In stärkern Quantitäten getrunken, erzeugt der B. aber heftige Aufregung im Nerven- u. Blutsysteme, bewirkt starke Kongestionen nach dem Kopfe und den Brustorganen, das Gesicht wird dunkel geröthet, aufgetrieben, die Augen glänzend, die Schläfe und Halsarterien klopfen, die Jugularvenen treten turgescirend hervor, Herz- und Pulsschlag werden stürmisch beschleunigt, hart und voll, der Kopf wird eingenommen, nach starken Dosen umnebelt, schwer, es stellen sich Schwindel, Verstandesverwirrung, heftiges Delirium, Erschlaffung aller willkürlichen Muskeln, lallende Sprache, kurz, die bekannten Erscheinungen des Rausches ein, die in Schlafsucht übergehen und große Abspannung, schmerzhafte Eingenommenheit und Wüstigkeit des Hauptes und dyspeptische Beschwerden zurücklassen, bisweilen aber auch in Folge des starken Blutandranges nach dem Gehirn, zumal bei solchen Subjekten, die den apoplektischen Habitus darbieten, während des trunkenen Zustandes in tödtlichen Blutschlagfluß oder in Gehirnlähmung übergehen. Bei noch stärkerem Einverleibungsgrade, wo daher die Vergiftung durch Alkohol in volle Wirkung tritt, erfolgt der Tod unter lethargischen Erscheinungen, schnarchender Respiration, stockendem Herzschlag, wobei das Gesicht entweder bläulichroth oder häufiger entstellt blaß, die Pupillen erweitert und gegen den Lichtreiz unempfindlich sind. Aus der Gewohnheit des Branntweintrinkens entsteht Zitterwahnsinn (Delirium tremens), ein Uebel, das als Folge des B.s sich besonders durch drei pathognomonische Symptome charakterisirt: das starke und perpetuelle Gliederzittern, die anhaltende Schlaflosigkeit und die eigenthümlichen Delirien, Visionen und Sinnestäuschungen. In ziemlich starken Dosen anhaltend genossen, wirkt der B. stets mehr oder minder zerstörend auf die Organisation, schwächend und auflösend auf das Blut und führt mit der Zeit die hartnäckigsten Vegetationsübel, namentlich gänzliches Darniederliegen des Verdauungsgeschäftes, Erbrechen in den Morgenstunden, chronische Entzündungen, Verschwärungen, Verhärtungen, Verdickungen, Verengungen und scirrhöse Entartungen der Speiseröhre, des Magens und Darmkanals, Anschwellungen und Verhärtungen der Milz, Leber, Gekrösdrüsen, Bauch- und Brustwassersucht, Blutflüsse, allgemeine Muskularschwäche u. die oben erwähnte Gehirnkrankheit (Delirium tremens) herbei. Als Gegenmittel des Rausches hat man nach dem meist spontan eintretenden Erbrechen Zuckerwasser, schwarzen Kaffee, bittere Substanzen und als äußere Mittel kalte Uebergießungen des Kopfes und auch der Genitalien empfohlen.

Die **Ausbeute** an B., welche man aus den Getreidearten und Kartoffeln erhält, richtet sich zuvörderst nach der mehr oder weniger zweckmäßigen Ausführung aller beim Fabrikationsprozesse vorkommenden Operationen, aber auch nach dem quantitativen Verhältnisse der Bestandtheile der angewandten Substanzen. So ist es allgemein bekannt, daß man aus stärkemehlreicherem Getreide und Kartoffeln mehr B. gewinnt, als aus stärkemehlärmern. Gegen das Frühjahr zu erhält man in der Regel aus einem gleichen Gewichte Kartoffeln mehr B., als im Herbste, weil die Kartoffeln durch das längere Lagern Wasser verloren haben, also bei gleichem Gewichte mehr trockene Substanz enthalten. Der Destillationsapparat ist im Allgemeinen auf die Ausbeute an B. von geringerem Einfluß, als die vorgängigen Operationen, namentlich als der Maischprozeß und die Gährung. Im Allgemeinen hat sich die Ausbeute in neuerer Zeit vermehrt. Durchschnittlich, d. h. mit Berücksichtigung der verschiedenen Güte der Materialien, wird folgender Ertrag als ein recht guter angenommen werden können:

Pfund.		Quart Branntwein.	Procent Alkohol.
100 Weizen	liefern	21½	1075
" Roggen	"	20	1000
" Gerste	"	19½	975
" Gerstenmalz	"	24	1200
" Kartoffeln	"	8	400

Aus dem, was wir über die Entstehung des Alkohols wissen, geht hervor, daß man aus jeder Zucker oder Stärkemehl enthaltenden Substanz B. gewinnen kann. Die zuckerhaltigen Substanzen werden, nachdem sie auf die zweckmäßigste Art zerkleinert worden, mit kochendem Wasser angebrüht, und diese Masse dann mit so viel Wasser versetzt, daß dieselbe ungefähr 3—8 Procent Zucker enthält, oder, da gewöhnlich noch andere auflösliche Substanzen vorkommen, bis sie am Saccharometer das specifische Gewicht von 1,020—1,050 zeigt. Abgesehen von dem Zuckerrohrsaft, welcher frisch von der Presse weg 12 bis 16% Rohzucker enthält und, wie der Traubenmost, ohne Zusatz von Gährungsmittel in die weinige Gährung übergeht, kann man auch aus den Abfällen von der Runkelrübenzuckerfabrikation, sowie von der Fabrikation des Rohzuckers und auch von der Raffination desselben einen B. bereiten, der den geringern Sorten des westindischen Rum nahe kommt. Hierzu sind zu rechnen: der Schaum, die Abwaschwasser, der Syrup. Man bereitet sich aus denselben eine Auflösung von 7—10procentigem Zuckergehalt u. stellt diese bei 22—25° R. mit ungefähr 10 Procent vom Zuckergewichte Hefe an, wobei es, um das Ferment noch wirksamer zu machen, zweckmäßig ist, in dem Hefengefäße etwas Getreidemaische, etwa aus ¾ Gerstenmalzschrot und ¼ Roggenschrot zu bereiten und diese nach gehöriger Zuckerbildung und nach dem Zukühlen mit der Hefe anzustellen. Auch der Saft von Ahorn und Birken liefert bei sorgfältiger Behandlung einen ausgezeichneten rumartigen B. Kirschen, Aepfel, Birnen, Zwetschen (in Ungarn allgemein auf B. verarbeitet), Pflaumen, Himbeeren, Johannisbeeren, Erdbeeren, Heidelbeeren, Maulbeeren, ganz reife Wachholderbeeren (mit welchen man in Schiedam den berühmten Genever bereitet), die schwarzen Johannisbeeren (von Ribes nigrum), die Fruchtbeeren der Eberesche (Sorbus aucuparia), gehen nach dem gehörigen Zerkleinern durch Quetschen, Stampfen 2c., Anbrühen mit heißem Wasser, gehöriger Verdünnung mit Wasser, selbst ohne Zusatz von Ferment, in Gährung über; doch kann nur bei sehr hohen Getreide- und Kartoffelpreisen u. wo jene Früchte und Beeren in so großer Menge wachsen, daß sie auf keine bessere oder andere Weise zu verwerthen sind, deren Verarbeitung auf B. Gewinn bringen oder die Fabrikationskosten vergüten. Mit der Branntweinbrennerei im Großen wird gewöhnlich Viehmastung (zur Verfütterung stets noch einigen Zuckerstoff zurückhaltender Maisch- und Lutterrückstände) und oft auch die Bereitung der Preßhefe verbunden.

Der B. ist im Allgemeinen viel mehr ein Gegenstand des innern Handels, als des auswärtigen Verkehrs; nur feinere Branntweinsorten, als Franzbranntwein, Rum, Arak, Genever, Kirschwasser 2c., machen hiervon eine Ausnahme. Der Frucht- und Kartoffelbranntwein hingegen wird in der Regel in der Nähe seines Erzeugungsortes konsumirt und nur selten sind die Preisdifferenzen an weit entfernten Plätzen so groß, daß sie Transport- und Vermittelungskosten vergüten können. Dagegen ward der B., weil der Gang seines Werthes dem der Getreidepreise mehr oder weniger genau nachfolgt und jener durch starke Wandelungen in letzterem stets gestört wird, bei eintretender Konjunktur im Getreidehandel Gegenstand der Spekulation. Man berechnet das jährliche Gesammterzeugniß der Fabrikation von B. in Europa wohl noch zu niedrig auf 950 Millionen Quart oder etwa 5 Mill. Oxhoft, was, das Faß zu 22 Thaler preuß. Kur. Durchschnittswerth gerechnet, einem Kapitalwerthe von 110 Mill. Thalern gleichkommt. Etwa 40 Mill. Quart Traubenbranntwein werden als Sprit, Cognac 2c. aus Spanien und Frankreich nach außereuropäischen Ländern, hauptsächlich nach Amerika, ausgeführt. Da aber dagegen ein nicht geringeres Quantum amerikanische, westindische und ostindische Sorten als Rum, Arak u. Palmbranntwein in Europa eingeführt wird, so kann die europäische Konsumtion von B. überhaupt nicht kleiner als die Produktion selbst seyn. Verbrannt werden, um jene Jahresproduktion hervorzubringen, im Ganzen 10—15 Mill. Ctr. Kartoffeln und 50—60 Mill. Ctr. Getreide, meist Roggen, oder die Brodnahrung von 12 bis 13 Mill. Menschen, oder des 19. Theils der ganzen Bevölkerung des Welttheils. Am stärksten ist nächst Rußland und Polen der Branntweinverbrauch in Deutschland. Sodann folgen Dänemark, Holland, Schweden und Norwegen, Ungarn, England, Frankreich. Am schwächsten ist er in den südlichen Ländern, wo die dort wachsenden feurigen Weine den B. gewissermaßen ersetzen können.

Das Geschäft einer großen Branntweinbrennerei erfordert, um die größten Vortheile daraus ziehen zu können, ein sehr bedeutendes Kapital, und die Besteuerungsverhältnisse in den meisten Ländern zielen darauf hin, die Fabrikation von B. immer mehr in größere Anstalten zu koncentriren, wodurch die Kontrole leichter und die Defraudation geringer und erschwerter wird. Die Branntweinbrennerei okkupirt in England allein nach amtlichen Angaben ein Kapital von 36 Millionen Gulden. Das Jahresprodukt wird auf 30 Millionen Gallons (etwa 600,000 Oxhoft oder nordhäuser Faß) veranschlagt, welche 14 Millionen Centner Getreide (meist Gerste) zu ihrer Herstellung bedürfen. Die Gesammtfabrikation von B. in Europa mag nach obigem Verhältniß ein Kapital von 300 Millionen Gulden beschäftigen. Das Jahresprodukt ist auf 210 Millionen Gulden veranschlagt worden, es ist aber gewiß viel größer. Von diesem Werthe fließt ein großer Theil in die Säckel der europäischen Staatsregierungen in der Form der direkten Branntweinsteuer, ungerechnet die Millionen an Gewerb-, Licenz- und Koncessionssteuern, welche sie von mehr als 300,000 tolerirten oder privilegirten Schenken beziehen, welche diesen heillosen „Trank des Lebens" an jeden Menschen ausmessen, der ihn bezahlen will. Wenn man annimmt, daß 3 Maß B., auf einmal genossen, den stärksten Menschen tödten, so würde der in

Europa jährlich bereitete B. hinreichen, die ganze Menschheit auf einmal zu vergiften und auszurotten, wenn sie ihn an Einem Tage tränke.

Branntweinsteuer, diejenige gesetzliche Abgabe, welche der Branntweinfabrikant an den Staat zu entrichten hat. Die meisten Staaten Deutschlands besteuern fast durchgängig sowohl die Fabrikation als den Debit, und es werden diese doppelten Abgaben unter den verschiedenen Namen Blasenzins, Schrotsteuer, General- oder Landaccise, Trankſteuer, Zapfgebühr ꝛc. erhoben. In England ist die Besteuerung der Branntweine am höchsten, und der Staat zieht dort von der Fabrikation dieses Stoffs weit größern Gewinn, als der Fabrikant selbst. In Rußland und Polen ist die Fabrikation des Branntweins Regal, ein Vorrecht der Regierung; dieselbe fabricirt jedoch nicht selbst, sondern schließt mit den großen Gutsbesitzern, die Branntweinbrennereien haben oder errichten wollen, jährlich über gewisse Quanten Lieferungsverträge ab, für welche die Preise nach den Getreidepreisen so regulirt sind, daß den Fabrikanten ein mäßiger Nutzen übrig bleibt. Die russische Regierung zieht aus diesem Branntweinregal jährlich, wie man versichert, über 100 Millionen Rubel.

Branston, R., berühmter englischer Formschneider (Xylograph), lebt und arbeitet in London, wo er in seinem Atelier eine eigene Schule bildete. Das frühere, der ganzen englischen Schule gemeinschaftliche Streben, durch enge Schraffirungen den Holzschnitt gleichsam in das Gebiet des Stahlstichs überzuführen, ist in B.s letzten Werken nicht mehr sichtbar; er nähert sich in diesen der Manier der alten großen Zeit des Holzschnitts wieder, wie sie Dürer, Cranach, Holbein übten, und bringt die Kunst somit in ihr eigentliches Gebiet zurück, aus welcher sie sich ungestraft nicht entfernen konnte. Aeltere ausgezeichnete Leistungen B.s finden sich in: „The Club in a dialogue by Tuckle" (1817), den „Tales of humour, gallantry and romance" (London 1824), den „Religious emblems etc." (das. 1806, deutsch Brockhaus 1818), im „Landscape Annual" für 1835, welche zuerst von den neuern Bestrebungen B.s zeugen und in jeder Hinsicht das größte Lob verdienen.

Brant (auch **Brandt** und **Brand**), **Sebastian**, berühmter deutscher Satyriker, Verfasser des „Narrenschiffs", wurde 1458 zu Straßburg geboren, studirte in Basel, wo er nach erlangter Doktorwürde bis 1489 öffentlicher Lehrer der Jurisprudenz war. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er Syndikus und kaiserlicher Rath. In den verschiedenen Nachrichten über sein Leben ist er auch als Pfalzgraf, als Oberstadtschreiber (Archigrammaticus) und als Kanzler aufgeführt. Hochgeachtet und angesehen, erlangte er großen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten, als seine politische und juristische Weisheit ihn zum Rathgeber des Kaisers Maximilian erhob, während seine Gelehrsamkeit u. der Eifer, mit welchem er auf die Verbreitung klassischer Bildung drang, ihn den Gelehrten, und endlich sein satyrisches deutsches Volksbuch fast allen gebildeten Völkern Europa's als ein Muster innerer Tüchtigkeit hinstellten. Er † in seiner Vaterstadt 1520. B. war trotz so vieler andern Thätigkeit ein fruchtbarer Schriftsteller auch auf dem Felde des gelehrten Forschens. Von seinen juristischen, theologischen, historischen und biographischen Werken sind einige noch für unsere Zeit von mehr als bloß bibliographischem Interesse; dazu gehören sein „Richterlicher Klagspiegel" (ursprünglich: „Ein new geteutscht Rechtbuch, gezogen auß Geystlichen und weltlichen Rechten", Augsburg 1497, 1500; neue Bearbeitung, Straßburg 1516, 1518, Fol.), merkwürdig insbesondere dadurch, daß es als ein Versuch, ein deutsches Handbuch über den Prozeß aufzustellen, angesehen werden kann; „An den allerdurchleichtesten ꝛc. Herren Maximilianum Römisch künig von der wunderbaren geburd des kinds bei Würmß des jars 1495", eine satyrische Flugschrift, in welcher B. eine Mißgeburt von zwei an der Stirn zusammengewachsenen Kindern allegorisch beschreibt und die er bei Gelegenheit des in Worms zu haltenden Reichstags dem Kaiser in der Absicht widmete, um diesem das Wohl des Reichs ans Herz zu legen; „De moribus et facetiis" (Basel 1490, Nürnberg 1507, Mainz 1509); „Dion. Cato in latin durch Sebastian B. getütschet" (Basel und öfter); „Von den losen Füchsen dieser Welt ꝛc." (Dresden 1585, 1608 ꝛc.), vielleicht von B. nur herausgegeben. Außerdem schrieb er eine Historie von Jerusalem, eine elsassische Chronik, Geschichten mehrer Heiligen ꝛc. Herausgegeben hat B. ferner den „Freidank" (Augsburg 1513) u. die baseler Sammlung der kleineren Schriften des Malleolus (Hämmerlein). Sein Hauptwerk aber ist das „Narrenschiff", ein satyrisches Lehrgedicht, bestehend aus 113 Abschnitten in schwäbischer Mundart und gereimten 4füßigen Jamben, worin er die moralischen Gebrechen, Sünden und Laster aller Stände schonungslos geißelt und das durch seine Wahrheit sogleich nach seinem Erscheinen so mächtig wirkte, daß Gailer von Kaisersberg in Straßburg noch zu B.s Lebzeiten es wagen konnte, Aussprüche des Narrenschiffs zu Texten für seine deutschen Kanzelreden zu wählen. Die erste sehr seltene Ausgabe erschien unter dem Titel: „Das Narren schyff" (Basel 1494), mit 144 vortrefflichen und geistreichen Holzschnitten, diese jedoch nicht von B. selbst, wie man früher wähnte, sondern von einem unbekannt gebliebenen Meister der Schweiz, vielleicht nach Zeichnungen des ältern Holbein. Noch in demselben Jahre kamen Nachdrucke, 3 Oktavausgaben in Nürnberg, Reutlingen und Augsburg heraus. Spätere Originalausgaben, deren erste zwei ebenfalls zu den Bibliothekseltenheiten gehören, sind: Basel 1495, 1499, 1506, 1508, 1509, Straßburg 1512. Ausgaben mit verändertem, erweitertem oder gekürztem Text: „Das nuv schif von Narragonia" (Straßburg 1494, Augsburg 1495, 1498); ferner: Frankfurt a. M. 1560, Zürich 1563, Straßburg 1564, Frankfurt a. M. 1567; die schlechteste Ausgabe: „Der Narren zunft genannt, ein artiges, ernsthaftes, doch anmuthiges und lustiges Traktätlein ꝛc." (Frankfurt a. M. 1625, mit Kupfern). Uebersetzungen hat man: in das Niedersächsische, nach einer unächten Ausgabe: „Dat nye Schip von Narragonien" (Rostock 1519, sehr selten); ins Lateinische: „Narragonice profectionis

nunquam satis laudanda navis per Iac. Locher in latinum traducta eloquium“ (Basel 1497, mit trefflichen Holzschnitten, Augsburg u. Straßburg 1497; später noch oft, besonders in Paris, mit verändertem Titel, nachgedruckt), ins Französische: von Rivière, „La Nef des folz du monde etc.“ (Paris 1497, mit Holzschnitten, das. 1498), von Droyn: „La grant Nef des folz du monde“ (Lyon 1498, 1499 ꝛc.); ins Englische: von A. Barclay, „The Shyp of folys of the worlde“ (Lond. 1509); ins Holländische: „Affghebeelde Narren Speel-Schuyt“ (Leyd. 1510). B.'s übrige Gedichte erschienen als „Varia Carmina“ Basel 1498.

Brantome, Peter von Bourdeille, weltlicher Abt von B., französischer Krieger und Höfling, war einem alten Adelsgeschlechte entsprossen, erhielt am Hofe der Königin von Navarra, Margaretha von Orleans (Schwester Franz' I.), seine Bildung und nach dem Tode seines Bruders die Abtei Brantome. Im J. 1557 bereiste er Italien, ging 1559 abermals dahin und 1561 im Gefolge des Großpriors Franz von Lothringen nach Schottland. Das Jahr 1562 fand ihn im Feldzuge gegen die Hugenotten, 1564 focht er mit an den Küsten der Berberei und zog, nachdem er 1565 über Spanien nach Paris zurückgekommen war, 1566 mit seinem Bruder und vielen Freiwilligen Malta gegen die Türken zu Hülfe. Bald darauf eilte er durch Italien dem neuen Kriegsschauplatze gegen die Hugenotten zu, der ihn 1567 in die Schlacht von St. Denis und nach Lothringen führte. Im J. 1568 vertheidigte er Peronne und wohnte 1569 der Schlacht bei Jarnac bei. Nach dieser Zeit trat er, erkrankt, vom Heere zurück, und erst 1572 sehen wir ihn wieder im Gefolge der jungen Königin von Navarra, Margaretha von Frankreich, Gemahlin Heinrichs IV., bei deren Einzug in Bordeaux. An einigen Kriegszügen dieser Zeit, z. B. gegen die Türken und nach Peru, konnte er keinen Theil nehmen, focht aber vor Rochelle unter dem Marschall von Biron tapfer mit und begab sich 1574 abermals an den Hof, wo indeß mit Karl IX. auch sein Glücksstern zu Grabe ging. Als endlich auch Katharina von Medicis starb, zog er sich 1589 in die Einsamkeit seiner Abtei zurück. Hier schrieb er jene, wohl zum Theil früher schon skizzenhaft zusammengeworfenen Memoiren, welche in 10 Theilen eine nackte Darstellung der Zeiten Karls IX. und seiner beiden Nachfolger bieten, zwar ohne Ordnung und Zusammenhang, aber auch ohne Hinterhalt und Scheu eine Hof- und Kriegsgeschichte liefern, die oft ein Licht auf Zustände wirft, deren Abscheulichkeit seinem eigenen Auge verborgen war. Sie erschienen als „Mémoires contenent les vies des hommes illustres et grands Capitaines français et étrangers etc.“ (Leyden 1666 u. 69, 4 Bde.), „Vies des dames illustres“ (das. 1667) und als „Oeuvres, avec des remarques de J. Duchat“ (das., 10 Bde., Haag 1740, Mastricht 1779, 15 Bde., Paris 1787, 8 Bde.) und bilden den 63.—65. Theil der allgemeinen Sammlungen der französischen Memoiren; Schillers allgemeine Sammlung historischer Memoiren liefert in Bd. 11—13 der 2. Abtheilung (Jena 1796—97) nur einen Auszug. B. † hochbetagt (nach Einigen 78, nach Anderen 87 Jahre alt) 1614.

Branyiszko-Paß, eine Einsattelung des saros-zipser Grenzgebirgs im nördlichen Ungarn, durch welche die kürzeste Straßenverbindung zwischen Leutschau und Eperies führt. Hier am 5. Febr. 1849 Gefecht zwischen den Ungarn unter Guyon und den Oesterreichern unter Deym.

Brard, C. Prosper, ausgezeichneter Mineralog u. Schriftsteller im Fache der Bergwerkswissenschaft, früher Direktor der Bergwerke von Servoz in Savoyen, gegenwärtig Lehrer an der Bergbauschule zu Paris. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Manuel du minéralogiste etc.“ (Paris 1805); „Traité des pierres précieuses“ (2 Bde., daselbst 1808); „Minéralogie appliquée aux arts“ (3 Bde., das. 1821); „Elémens pratiques d'expl. des mines etc.“ (daselbst 1829, deutsch: Grundriß der Bergbaukunde, übersetzt und umgearbeitet von F. A. Hartmann, Berlin 1830).

Brasidas, spartanischer Feldherr im Anfange des peloponnesischen Krieges, eine jener erhabenen Gestalten, welche Thucydides aus dem griechischen Heldencyklus der Nachwelt schilderte. Aus vornehmem Geschlecht entsprossen u. früh mit den Waffen vertraut, wußte er gleich beim Beginn des Krieges mit Athen durch die kühne Rettung von Methone sich im Vertrauen der Spartaner festzusetzen. Als daher die Reihe des Unglücks an Sparta kam, die Flotte bei Sphacteria verloren ging, Pylus, Cythere und andere Gebiete in die Gewalt der Athenienser fielen und als letztes Rettungsmittel galt, Athen in seinen Bundesgenossen anzugreifen, bezeichnete man B. als den Mann, dem allein ein so kühnes Unternehmen anvertraut werden konnte. Nachdem er vom Isthmus aus Söldner geworben und das bedrängte Megara für Sparta erhalten hatte, führte er sein Häuflein, 1700 Hopliten, darunter 700 Heloten (die nach B.' Tod die Freiheit erhielten), durch Böotien und Thessalien nach Macedonien und von da nach Chalcidice. Seiner Beredsamkeit mehr noch als seinen Waffen gelangen in kurzer Zeit so wichtige Siege über die Bundesgenossen Athens, daß dieses, von den meisten verlassen und auf seine eigenen Kräfte zurückgewiesen, sich zum Frieden geneigt erklärte und im März 423 einen Waffenstillstand auf ein Jahr mit Sparta abschloß. B.' edle Persönlichkeit hatte auch den König Perdiccas von Macedonien zu bezaubern gewußt; aber der kriegerische Ruhm, den sich B. auf einem mit diesem König gemeinschaftlich unternommenen Zug errang, entzweite ihn mit demselben, ein Umstand, der nachmals dazu beitrug, B. zu verderben. Als nämlich 2 Tage nach dem Abschluß des Waffenstillstandes und ehe noch die Nachricht davon nach Thracien gelangt war, sich auch Scione und andere Städte B. in die Arme geworfen hatten, verlangte Athen die Zurückgabe derselben und sandte, als B. sich dessen weigerte und Sparta auf schiedsrichterliche Entscheidung des Zwiespalts drang, auf Cleons Rath ein mächtiges Heer unter Nicias und Nicostratus gegen die abgefallenen Orte, sie zu züchtigen. Mende fiel, noch ehe B. aus dem Feldzug mit Perdiccas, und zwar bereits feindlich von diesem getrennt, zurückgekehrt war. Auch Scione war eingeschlossen und B., ohne die lacedämonischen Hülfstruppen im offenen Felde

ter

bungen, [illegible]

den Wendekreisen dem Auge bieten kann. Zwi-

[illegible]

Parana. Der Knoten dieses Gebirgs liegt un-

zu schwach gegen die Streitkräfte Athens, zog sich in eine feste Stellung zurück, in welcher er die lacedämonische Hülfsschaar erwartete. Sie kam, aber gleichzeitig mit ihr Perdiccas, die Vereinigung hemmend. Ein Angriff B.' auf Potidäa fiel unglücklich aus. Scione ward inzwischen belagert, hielt jedoch gegen die Athenienser aus. Da brachte es endlich Cleon durch Demagogenkünste in Athen dahin, daß er an der Spitze eines zweiten, stärkeren Heers gegen B. ausrücken durfte. Mehre mit Sparta verbündete Städte erlagen dem Andrange Cleons, während B. mit seiner geringen Macht einen Hügel bei Amphipolis besetzt hielt. Cleon beobachtete B., die Stärke seines Gegners kennend. Seine Vorsicht reizte die kampflustigen Athenienser zu witzigem Spott über Cleon, der endlich, in seinem Ehrgeiz verletzt, die Seinen dem Kampf entgegenführte. B. jedoch zog sich in die Stadt zurück, und erst als er den rechten Augenblick erkannt hatte, griff er die Athenienser plötzlich an. Cleon ward völlig geschlagen und fiel, das Schwert im Nacken; aber auch der Sieger fand den Tod. Schwer verwundet aus den Schlachtreihen getragen, † er in Amphipolis, im Frühling 422. Die Stadt ehrte sein Grab, erklärte ihn zum Heros, öffentliche Kampfspiele und jährliche Opfer feierten sein Andenken und B. ward hinfort als der Stifter ihrer Freiheit gepriesen. Daß ihm zu Ehren auch von den Spartanern ein Denkmal errichtet wurde, bei welchem sie jährlich die Brasideia mit Wettkämpfen, Reden und Opfern feierten, berichtet Pausanias (III, 14).

Brasilian (edler Topas), s. Topas.

Brasilien, Kaiserreich in Südamerika, dem Raum nach das größte, nach der Bevölkerung das dritte im Welttheil und außer Hayti dessen einzige Monarchie, füllt, fast so groß als Europa, über die Hälfte des ganzen südamerikanischen Kontinents aus und nähert sich der Form nach dem gleichschenkligen Dreieck. Im Kap Augustin berührt seine östlichste Spitze den 35.° w. L. v. Gr., dann streckt es sich vom 4.° 17' N. bis 28.° S. aus und umfaßt von dem östlichsten Küstenrande bis zur äußersten Westgrenze 40 Grade. Letztere endigt in unbekannten Gegenden des Welttheils und ist folglich nicht genau zu bestimmen; doch reicht sie nach der neuesten Annahme bis zum 75.° w. L. v. Gr. Im Osten u. Süden wird B. von dem großen atlantischen Ocean in einer Länge von fast 1000 geograph. Meilen, im Norden von den französischen, holländischen und britischen Kolonien in Guyana u. der Republik Kolumbien, geschieden durch hohe Gebirgsketten und den reißenden Oyapoco, im Westen von den Föderativstaaten und Republiken La-Plata, Bolivia, Peru und Ecuador oder Quito begrenzt. Die Oberfläche des Landes umfaßt 129,395 □M., u. auf diesem unermeßlichen Raume wohnen etwas über 7½ Mill. Menschen, so daß, wenn man die Hauptpunkte der europäischen Niederlassung auf der Küste abrechnet, kaum 10 Menschen für die geogr. □Meile übrig bleiben, weniger also, als in Lappland und Sibirien. Mehr als zwei Drittel B.s sind ein Gebirgsland, bedeckt mit Waldungen, so schön, wie sie die Natur nur zwischen den Wendekreisen dem Auge bieten kann. Zwischen den Waldgebirgen breiten sich große Thäler und weite Ebenen aus, von großen Strömen bewässert, bedeckt entweder mit sehr hohen Gräsern, oder beschattet von baumartigen Riesengewächsen, welche Schlingpflanzen verbinden und verketten. In dieser Wildniß sind die von der menschlichen Kultur in Besitz genommenen Strecken kleine, kaum kenntliche Punkte. Bis auf A. von Humboldt, dessen Ansichten in der Hauptsache durch Eschwege's Forschungen (Braunschweig 1830) bestätigt wurden, galt die irrige Meinung unter den Geographen, daß das Innere von B., besonders die südliche Hälfte, von Gebirgen durchzogen sey, denen man die dreifache Höhe der wirklichen beilegte. Humboldt klassificirte die brasilianischen Gebirge unter die unentwickelten Bergsysteme u. stellte, obschon ihn die Analogie bei seinen Schlüssen hauptsächlich leiten mußte, die Meinung auf, daß nach ihrer geographischen Stellung es Gebirge von sehr mäßiger Höhe und häufig sekundärer, wohl oft tertiärer Bildung seyn müßten. In der That sind es vergleichsweise unbedeutende Erdrücken, welche in B. die meisten Wasserscheiden zwischen den verschiedenen Flußgebieten und Thälern bilden; doch ist Urgestein herrschend u. es treten, dem Ocean näher, in Osten große Gebirgsketten auf. Inzwischen ist ihre Höhe nicht groß; die meisten Rücken derselben behalten eine mittlere Höhe von 3000 Fuß und nur auf einigen Punkten erreichen die Erhebungen das Doppelte. Merkwürdig ist die mächtige Entblößung des Urgesteins (Granits), welche älteste Erdrinde, namentlich im südlichen B., Tausende von □Meilen einnimmt. Die wichtigsten einzelnen Gebirgsketten (Serren) sind folgende: An der Südgrenze unterm 30.° anfangend, läuft mit der Ostküste parallel, bald nahe an derselben hintretend, öfters sich 20—30 Meilen von derselben entfernend, bis zum 12.° Br. an der Mündung des San Francisco hin, eine 280 geographische Meilen lange Kette, deren Spitzen sich jedoch in der Südhälfte nicht über 4000 Fuß, in der Nordhälfte (Orgelpik) bis 7000 Fuß erheben. Es ist die Serra do Mar, im Norden Serra Esbinhoco geheißen, deren östliches, meist steiles Gehänge seine Gewässer als Küstenflüßchen ins Meer schickt, während die an der entgegengesetzten Seite südwärts dem Parana, im Norden dem San Francisco zufallen. Ein 160 Meilen langer Gebirgsrücken, Serra des Vertentes (auch brasilianische Pyrenäen), rauhen, stücklichen Ansehens, mit den Quellflüssen des San Francisco von Goyaz, macht die Wasserscheide jener beiden Ströme und knüpft die Serra do Mar mit dem parallel streichenden Hauptgebirge des Landes zusammen, welches keinen gemeinschaftlichen Namen hat, aber von der Vereinigung des Paraguay u. Parana unter 26° südl. Br. sich bis zur Küste bis zu 5° südl. Br. (Kap S. Roch) fortzieht, während ein anderer Arm unter 10° südl. Br. in allmähliger Verflachung bis zur Mündung des Uruguay unter der Linie reicht. Das dritte Gebirge, die Centralkette benannt, hat eine Länge von fast 400 geographischen Meilen und scheidet das Stromgebiet des Maranhon von denen des San Francisco, Paraguay und Parana. Der Knoten dieses Gebirgs liegt un-

ter 20° südl. Br., und an demselben zweigt eine große Gebirgskette in nordwestlicher Richtung bis zu dem Thale des Madeira an der Grenze von Peru 300 geographische Meilen lang fort. Obschon die Ausdehnung dieses Gebirgs die der Alpen um mehr als das Dreifache übertrifft, so bleiben dennoch die höchsten Gipfel unter 6000 Fuß. Jede Einzelpartie hat wiederum Specialnamen. Ihr höchster, noch sehr wenig untersuchter Gebirgsknoten heißt Serra Martha. Der Kern der meisten brasilianischen Gebirge ist Granit, umlagert mit Trümmergestein und Alluvien, welche letztere die Thäler und Ebenen in oft sehr großer Mächtigkeit ausfüllen. Dieses geologische Verhältniß bedingt auch die *Bodenbeschaffenheit* im Allgemeinen und die Fähigkeit für Kultur. In der Gegend von Rio Janeiro sind alle niedrigen Partien und Thäler mit tiefer, äußerst fruchtbarer Dammerde hoch überschüttet, während die höher gelegenen Sand zur Oberfläche haben. Längs der Küste kommen sumpfige Niederungen von großer Ausdehnung vor, ähnlich den toskanischen Maremmen oder den Marschen an der deutschen Nordküste. Sümpfe und sumpfige Niederungen von weiter Ausdehnung, überwachsen mit den dichtesten Urwäldern, die durch Schlingpflanzen oft undurchdringlich werden, strecken sich zu beiden Seiten der meisten großen Ströme hin, und in der Zeit der Ueberschwemmung geben sie den Anblick bewaldeter Meere. In den Gebirgsgegenden liegt in den Vertiefungen gewöhnlich auf dem Granit eine mehr oder minder mächtige Schicht quarzreicher Sand oder Thon, und auf diesem eine reiche, öfters 10—20 Fuß dicke Krume von schwarzer Pflanzenerde, das Produkt der von Jahrtausend zu Jahrtausend an ihrem Standorte verwesten Bäume und Gewächse. Nur durch den Bergbau drang einige Kultur in die Gebirge; viele Waldstrecken, 100 und mehr □Meilen groß, sind bloß von den wilden Thieren bewohnt. Kein Land in der Welt (selbst die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht ausgenommen) ist mit einem so großartigen *Stromnetz* durchzogen. Auf dem Maranhon können ganze Flotten bis in die Mitte des Reichs dringen, und in seinem Bette sammeln drei Viertel der Ströme des ganzen Landes ihre Gewässer. Mehre dieser Nebenflüsse des Maranhon übertreffen die größten europäischen an Länge des Laufs, Wassermasse und Schiffbarkeit. Die Gesammtlänge aller schiffbaren brasilianischen Stromstrecken wird auf 11,000 geographische Meilen berechnet, und dieses unermeßliche Netz natürlicher Wasserkommunikation für den innern Verkehr wird noch um ein Viertel durch eine direkte schiffbare Verbindung eines Zweigs des Maranhon mit dem zunächst größten Strome Südamerika's, dem Orinoco, vergrößert. Zu diesen Nebenflüssen des Maranhon (Amazonenstrom), dessen Quellgewässer einige hundert Meilen jenseits der Westgebirge B.s fließen und der als ein schon schiffbarer Strom bei San Francisco de Tabatinga ins Reich tritt, das er in gerader Richtung von West nach Ost durchwogt, bis er ins atlantische Meer sich ergießt, gehören der Madeira, bei Potosi in Peru entspringend und nach einem Laufe von fast 400 geogr. Meilen mündend, der Xingu, die Provinz Matto Grosso bewässernd, der Rio Negro, dessen Quellen sich in den Alpen von Neugranada bergen und von dem Eschwege über 40 ansehnliche Nebenflüsse namhaft macht, der Topaioz in Matto Grosso und an 60 andere, deren kleinster unsere Weser an Wassermasse und Länge des Laufs übertrifft. Außerhalb des Stromgebiets des Maranhon sind zu nennen: der Rio Pardo, in der Provinz San Paulo, ein Zufluß des großen Parana; der Rio Doce, durchfließt die Provinz Espiritu Santo und verknüpft die an Bergprodukten so reiche Provinz Minas Geraes mit dem Ocean; der Para (Tocantins), aus der Vereinigung des Uruguay u. Tocantins entstehend, kommt aus der Provinz Goyaz und ergießt sich, nachdem er einen großen Theil von Para schiffbar durchflossen, in das atlantische Meer; der Rio San Francisco, ein Hauptstrom B.s, dessen Quellen in der Nachbarschaft von Parana (Minas Geraes) liegen, der einzige große Fluß, der auf der unermeßlichen Küstenstrecke zwischen Bahia u. Pernambuco mündet, schiffbar bis zu den Fällen von Paolo Affonso; der Rio Grande do Sul, in der Provinz San Pedro; der Parana (La-Plata), Grenzstrom, der die Republiken Paraguay und La-Plata von B. scheidet und in den die kahnbaren Rio Pardo, Itahy und Aguapehy münden. Außer diesen sämmtlich schiffbaren Gewässern sind bemerkenswerth: der Parahyba in Maranhon, der Oyapoco, Grenzfluß zwischen B. und dem französischen Guyana, der Paraguassu, bei Bahia mündend, der Itapicuru (Jacobina) in Maranhon, der Rio Grande del Norte, der Jaquinhoha, dessen Alluvien Diamanten enthalten, der Jaquariba, in Minas Geraes. Die meisten brasilianischen Ströme haben die Natur des Nils, indem sie (im December und Januar) 10—30 Fuß hoch über ihren gewöhnlichen Stand anschwellen und die umliegenden Thäler und Ebenen meilenweit unter Wasser setzen. Diese Eigenschaft, welche zugleich die Mutter von Krankheiten wird, macht die Ufer vieler Ströme ganz unbewohnbar und ist zur Zeit ein Haupthinderniß der Kultur. Die Strommündungen geben auch selten sichere Häfen ab. Sie sind den Winden und Meeresströmungen ausgesetzt und werden von den Schiffern gefürchtet und gemieden. *Landseen* hat B. wenige und diese sind nicht bedeutend; die größten sind: Los Patos u. Mirim, jener mehr eine Erweiterung des Bettes des Rio Grande de San Pedro, ferner: Juparanam, Jiguiba, Mangauba, Paratitinga, Jaguarassu. Bei der großen Ausdehnung des Landes muß das *Klima* sehr verschieden seyn, anders unter der Linie, anders jenseits der Wendekreise, anders in den sumpfigen Ebenen, anders auf den Gebirgen. Nördlich von Bahia unter dem 13.° südl. Br. gibt es eigentlich nur 2 Jahreszeiten, eine nasse und eine trockene; die erste beginnt im Januar und endet im Juni. Die Menge des Regens jedoch, welche im Verlaufe des Jahres fällt, wird nicht als sehr bedeutend betrachtet, und das Thermometer wechselt weder während der verschiedenen Tages- noch Jahreszeiten überhaupt sehr, indem es sich zwischen 20 und 24° R. bewegt. Gewitter sind häufig. Von Bahia bis Sta. Catarina (28° südl. Br.)

kann man ebenfalls nur 2 Jahreszeiten annehmen, eine heiße und eine kühle. Die 2 heißesten Monate sind December und Januar, die kältesten Juli und August. Die mittlere Temperatur ist in den erstern 23°, in den letztern 17°, mit einer Differenz zwischen Tag und Nacht von 1—2 Graden, was sich das ganze Jahr hindurch wenig ändert. Die Winde sind sehr unregelmäßig, mit Ausnahme der Land- und Seebrisen. Regelmäßige Regenzeiten gibt es hier nicht, nur gibt es im Januar, December und Juni mehr Regentage, als in den übrigen Monaten des Jahres; es ist jedoch selten, daß 4 oder 5 Regentage auf einander folgen, und die Menge des Niederschlages während des ganzen Jahres ist deshalb beträchtlich geringer, als auf dem nördlichen Theil der Küste. Gewitter mit viel Regen und Blitzen sollen bis 1843 häufiger gewesen seyn, als sie seitdem beobachtet wurden. Von Sta. Catarina bis zur südlichen Grenze von B. ist das Klima mehr schwankend und gelegentlich reich an Stürmen. Niemals sah man indeß in diesen Provinzen Schnee fallen. Der Unterschied zwischen Sommer und Winter ist deutlich angezeigt, und die mittlere Wärme des letztern beträgt 15°, eine Temperatur, die auch das Meerwasser zeigt. Im Sommer und Anfangs Herbst ist die Hitze um Mittag oft sehr groß und niederdrückend, im Mittel 20°, mit einer trockenen, sengenden Luft, so daß die Lippen aufspringen und die Gesichtsfarbe sich stark bräunt. Die tägliche Differenz der Temperatur ist gewöhnlich bedeutend, oft 7°. Das Frühlings- und Spätherbstklima ist sehr wandelbar und plötzlichen Veränderungen und Stürmen unterworfen. Die Küste von B. wurde bis in die neueste Zeit für ausnehmend gesund gehalten, so daß man ihr gewissermaßen eine Immunität gegen tropische u. andere Fieber, ja gegen alle epidemischen u. die meisten endemischen Krankheiten zuschrieb. Wechselfieber ist zwar immer an gewissen Oertlichkeiten (den sumpfigen Mündungen der Flüsse) endemisch gewesen; allein es herrschte nie in großer Ausdehnung und war nicht bösartig. Epidemische Cholera hat diesen Theil der Welt nie besucht; dagegen brach 1849 das gelbe Fieber aus, nachdem seit 1845 in den heißen Monaten an der Küste von B. ein Fieber geherrscht hatte, das allgemein das „Polkafieber" genannt wurde, weil sein Erscheinen mit dem Zurmodewerden des Polkatanzes zusammentraf.

Von jeher nahmen die köstlichsten Erzeugnisse des Mineralreichs in B. den ersten Rang ein, obschon in der That ihre Wichtigkeit durch einige vegetabilische Erzeugnisse nicht nur längst erreicht, sondern weit überflügelt worden ist. Diamanten kommen mit andern Edelsteinen, als Topasen, Amethysten, Smaragden, als Geschiebe in den quarzreichen Alluvien vor, welche zugleich Gold und Platina enthalten. Ihre Verbreitung geht über viele Provinzen, besonders reich aber ist sie in den sogenannten Diamantenbezirken. Am Rio Clara begann die Ausbeutung auf edle Steine und Gold schon vor anderthalbhundert Jahren. Die Diamanten werden hauptsächlich in dem Sande gefunden, welcher sich zwischen den im Flusse zerstreut liegenden Granitfelsen anhäuft, namentlich an jenen Stellen, wo diese Felsen kleine Wasserfälle bilden. Außerdem findet man Diamanten in den Flüssen dos Piloes und dos Cayapos und deren kleinen Nebengewässern. Bei weitem wichtiger aber sind die Diamentenminen in der Provinz Matto Grosso, welchen die Stadt Diamantino ihren Ursprung und ihre Bedeutung verdankt. Sie scheinen bereits in der Zeit bekannt gewesen zu seyn, als die ersten Paulistas sich in jener Provinz niederließen; aber zur Zeit der portugiesischen Herrschaft war den Privatleuten das Diamantensuchen bei schwerer Strafe verboten. Wer einen Stein fand, mußte ihn dem Diamanteninspektor in Cuyaba abliefern, von welchem er eine sehr mäßige Belohnung erhielt. Damals war es auch in ganz B. verboten, mit Diamanten zu handeln; erst später wurde der Handel freigegeben, und wenn die Gesetze, welche ihn einst beschränkten, nicht ausdrücklich aufgehoben worden sind, so gelten sie doch nicht mehr und bleiben vollkommen unbeachtet. Die ersten werthvollen und größeren Diamanten fand man in der Provinz Matto Grosso 1746, und bald nachher gab der kleine Rio do Ouro (Goldfluß) eine so außerordentliche Ausbeute, daß der Ouvidor (Beamte) Manuel Antunes Noguería den ganzen Fluß mit dem reichen Ertrage allein der Krone zuwenden wollte. Er vertrieb die Anwohner, und erst am 13. Mai 1805 durften die Nachkommen derselben sich wieder in der Heimath niederlassen, aber nur unter der ausdrücklichen Verpflichtung, jeden Diamanten, welchen sie fänden, an die Krone abzuliefern, die dann 1809 eine Diamantenjunta einsetzte. Gold und Diamanten, welche in dieser Gegend, wie in manchen anderen Regionen, immer zusammen vorkommen, findet man nicht bloß in den vielen Gesließen, sondern überhaupt im Boden zerstreut; es sind Diamanten sogar im Magen der Hühner vorgekommen. Nach Castelnau's Beobachtungen findet man zuoberst eine schwarze, sehr thonige Dammerde, welche mehr oder weniger dick liegt, weil die Oberfläche sehr wellenförmig ist; gleich unter ihr liegt eine Schicht, deren obere Fläche genau horizontal erscheint und welche die Mineiros als Gorgalho bezeichnen; sie besteht aus kleinen Sandstein-, Quarz- und Flintsteinkieseln, die alle abgerundet und meist durch braunen und rothen Thon von der Beschaffenheit der Canga mit einander verbunden sind, manchmal aber vereinzelt und gar nicht mit einander zusammenhängend vorkommen. Die Flüsse Diamantino, do Ouro und Paraguay sind, wie es scheint, jetzt nahezu erschöpft; der Buritibach liefert noch einige Steine, während der Santa Anna, in welchem man schon eine ganz außerordentliche Menge von Diamanten gefunden, noch gar nichts von seiner ursprünglichen Ergiebigkeit verloren hat. Der größte Diamant, welcher jemals aus dem Santa Anna gefördert wurde, soll drei Oitavas (etwa 42 Karat) schwer gewesen seyn. Uebrigens sollen die Diamanten aus dem Santa Anna weit schöner seyn, als jene in andern Diamantlagern, u. manche Händler versichern, sie auf den ersten Blick unterscheiden zu können. Die Minen des Cerro do Frio in Minas Geraes wurden 1727 von Bernardino Fonseca Lobo entdeckt.

aber man wußte aus den Krystallen nicht eigentlich klug zu werden, bis ein Beamter, der in Indien gewesen war, die Sache entschied. Erst 1772 ließ die Krone B. die Minen ausschließlich für ihre Rechnung bearbeiten; doch überstiegen zuweilen die Ausgaben der Verwaltung die Einnahmen um ein Bedeutendes. Am 25. Oktober 1834 wurde die Verwaltungsjunta der Diamanten abgeschafft, und damit war das Monopol beseitigt. Lange Zeit waren die Diamantgruben von Minas Geraes bekannt, in neuerer Zeit sind aber auch die der Chapada in der Provinz Bahia berühmt geworden. Man hatte hier seit 1755 Diamanten in der Umgegend von la Jacobina gefunden; aber der umsichtige Marquis von Pombal verbot weitere Nachforschungen, weil er besorgte, daß durch Diamantensuchen der Ackerbau beeinträchtigt werden könne. Die sehr reichen Chapadagruben wurden zu Anfang Oktobers 1844 von einem Sklaven aus der Provinz Minas Geraes entdeckt, welcher, die Heerde seines Herrn weidend, erstaunt über die Aehnlichkeit, welche dort der Boden mit jenem hat, in welchem in seiner heimathlichen Provinz die Diamanten gefunden wurden, im Sande nachsuchte u. binnen 20 Tagen nicht weniger als 700 Karat Diamanten fand. Im folgenden Jahre waren wohl an 25,000 Menschen, meist aus der Provinz Minas Geraes, dorthin geströmt, u. nach Castelnau betrug die Ausbeute bis Ende 1849 51,800 Oitavas, in einem Werthe von 38,750,000 Francs. Die bedeutendsten Niederlassungen in der Chapada heißen Comercio de Fora, Mucujé (oder Villa de Santa Isabel do Paraguassu), as Cambucas, Chique-Chique, Nagé, Cansa-boa, Andrasy, os Lençoes u. Pedra Cravada. Die ganze diamantenhaltige Region ist etwa 20 Wegstunden lang u. 10 Wegstunden breit; sie liegt etwa 90 Wegstunden von Bahia nach Südwesten im Flußgebiete des Paraguassu. Auch in der Serra d'Arritapé bei Caldeirao in der Provinz Piauhy, in der Provinz Ceara zwischen Crato und Ico, an einer Stelle, welche Rio Vermelho genannt wird und nur eine Viertelstunde von dem gleichnamigen Flusse liegt, kommen Diamanten vor; ferner haben die Flüsse Tabagi und Verde in der Provinz San Paulo einige Diamanten geliefert. Im Ganzen ergibt sich für den Diamantenertrag B.s bis zu Ende 1849 folgendes Resultat:

Provinz	Minas Geraes	432,977	Oitavas	300,700,000	Francs
„	Matto Grosso	80,000	„	56,000,000	„
„	Bahia . . .	51,800	„	38,750,000	„
„	San Paulo ꝛc.	700	„	138,000	„
	im Ganzen	564,977	Oitavas	395,588,000	Francs.

Man hätte somit, obige Schätzung als richtig angenommen, in B. gewonnen 2158 Kilogramme, 212 Grammen und 14 Centigrammen Diamanten, oder mehr als $2^1/_4$ Tonnen (zu 2000 Pfund). Angenommen, sie seyen alle, zur Hälfte in Rosetten, zur Hälfte in Brillanten, geschliffen worden, so würden sie einen Handelswerth von etwa einer Milliarde Francs darstellen. Auf der Chapada hat man vor einigen Jahren auch ein Produkt gefunden, das man in B. als Karbonat bezeichnet, das sich durch seine Härte u. chemischen Eigenschaften dem Diamant nähert u. häufig in denselben Sandschichten mit dem Diamant zusammenliegt. Der Hauptsitz für Gewinnung des Goldes, des zweiten edlen Produktes des Mineralreichs (theils durch Auswaschen der Alluvien, theils bergmännisch), sind die Distrikte von San Paulo u. Villa Rica, und die berühmtesten Gruben, welche mehr als die Hälfte des gesammten brasilianischen Goldes liefern, jene von Congo Soco. Sie werden seit 1825 ausschließlich mit britischem Kapital für Rechnung des anglo-brasilianischen Bergbauaktienvereins betrieben, welcher das Eigenthum der Gruben für 70,000 Pfund Sterling kaufte. Ehemals warfen sie wohl in einem Jahre diese Summe reinen Gewinn ab; die Briten haben jedoch den Bau bisher mit Zubuße treiben müssen, obschon jährlich 10—12,000 Mark im Werthe von $1^1/_2$ Millionen Thalern preußisch Kurant Gold gewonnen werden. Wenn man auch zuweilen ganze Klumpen Gold gefunden hat (Spix und Martius erzählen von Stücken von 16 Pfund), so sind doch die Erze durchschnittlich keineswegs reich und in der That oft so arm, daß man sie in Europa gar nicht verarbeiten würde. Aber die Größe der Erzablagerungen (mächtige Quarzgänge, in welchen das Gold mit Schwefelkies vorkommt) gestattet die Erzgewinnung in unbeschränktem Maße, und diese Menge entschädigt für die Geringhaltigkeit. Das gewonnene Gold muß sämmtlich in die Münze nach Rio Janeiro gebracht werden, wo das kaiserliche Fünftel davon erhoben und das Uebrige den Eignern gestempelt zurückgegeben wird, die es in der Regel sogleich verschiffen. Platina wird zugleich mit dem Golde in den goldhaltigen Alluvien (eisenhaltigem, quarzigem Sande) gefunden. Palladium ist ebenfalls ein häufiger Begleiter des Goldes in den brasilianischen Wäschen; erst neuerdings hat die anglo-brasilianische Kompagnie dessen regelmäßige Gewinnung eingeleitet. Eisenerze aller Art kommen häufig u. in den mächtigsten Ablagerungen vor; die reichsten in der Serra Morro, im Villa-Rica-Distrikt, über ein Gebiet von 20 geographischen □Meilen. In Minas Geraes, bei Ypanema, ist der Eisenberg Araasopova, wie der auf Elba ganz aus dem reichsten Magneteisenstein bestehend, der 75—85 Procent Roheisen ausgibt. In San Paulo sind die großen Erzlager von Garasoava, Bomfin, Sorocayba. Vor 1810 wurde auf keinem dieser reichen Lager gebaut, und erst in jenem Jahre ließ der Graf Linhares Berg- und Hüttenleute aus Schweden kommen und legte Gruben und Hüttenwerke an. Doch wird noch immer $^7/_8$ alles in B. verarbeiteten Eisens aus der Ferne hergebracht. Steinkohlen hat man in mehren Provinzen entdeckt, noch aber nur kleinlich, oder gar nicht benutzt. Reiche Blei- und Kupfererze, welche man beim Suchen nach Goldgängen, oder zufällig in Minas Geraes, San Paulo ꝛc. auffand, sind noch wenig berücksichtigt. Den Produkten des Pflanzenreichs gebührt ihrer Wichtigkeit nach der Vorrang vor allen übrigen, obschon zu deren Hervorbringung noch nicht ein halbes Procent von der kulturfähigen Bodenfläche des Landes benutzt ist. B. erzeugt und versendet (nach Abzug des eigenen Verbrauchs) nach Europa: Kaffee (180—210 Millionen Pfund, im Werth von 16—20 Millionen Thalern), Zucker (2—3 Millio-

nen Centner, im Werth von 15—20 Millionen Thlrn.), Rum (60,000 Stück), Baumwolle (160,000—180,000 Ballen im Werth von 5 Millionen Thalern), Tabak, Farbhölzer, Reis (40—50,000 Ballen), Kakao (100.000 Ballen). Der Gesammtwerth aller dieser Produkte ist mehr als 50 Millionen Thaler. Ihr Bau geschieht, wie in Westindien, durch Plantagenwirthschaft, und die Arbeiter sind sämmtlich afrikanische Sklaven und christliche Indianer. Hauptsitz der Kaffeekultur, die in den letzten 20 Jahren um das Dreifache zugenommen hat und unter den günstigsten Verhältnissen eine unabsehbare Ausdehnung gewinnt, ist die Nachbarschaft von Rio Janeiro; der von Zukker die Gegend von Bahia, für Baumwolle Bahia und Maranhon und der Distrikt von Pernambuco, welcher letztere zugleich das rothe Brasilien- oder Fernambukholz liefert, das kostbarste unter allen Farbhölzern. Der Tabak wird meist auf den Eilanden in der Bai von Rio Janeiro gezogen und auf den Niederungen der Küste; auf letztern auch der Reis, von dem im Lande weit mehr verbraucht als ausgeführt wird. Das Hauptnahrungsmittel für die arbeitende Bevölkerung ist die Maniokwurzel. Theebau wurde versucht, doch bis jetzt ohne glänzende Resultate; ebenso der Anbau von Gewurzen. Die Wälder enthalten einen Reichthum der edelsten Holzarten; Palmen (Kokosnüsse werden in Menge nach Europa verschickt), Gelb-, Blau- und Rothhölzer, der Carrassato, aus dessen Samenkörnern das Kastoröl zum inländischen Verbrauch wie zur Ausfuhr gewonnen wird, und die trefflichsten Tischlerhölzer: Rosenholz, Cedern, mehre Arten Mahagoni-, sogenanntes Zuckerkistenholz, Wallnüsse ꝛc. Von Kautschukbäumen gibt es ganze Wälder. An Schiffbauholz hat B. in seinen Urwäldern ein unermeßliches, bis jetzt nicht benutztes Depot. Noch weit weniger als der vegetabilische Reichthum B.s ist der animalische benutzt. Die einheimische Fauna gibt in der That weder Gewerben, noch dem Handel Nahrung; unter den aus Europa eingeführten sind nur der Ochs und das Pferd, viel weniger das Schaf von großer nationalwirthschaftlicher Bedeutung; jene beiden Thiergeschlechter aber haben sich seit 3 Jahrhunderten ins Unglaubliche vermehrt. In allen offenen Theilen des Landes, vorzüglich in den Llanos oder Ebenen der südlichen Provinzen weiden Ochsenheerden von vielen Tausenden in einem halbwilden Zustande, und dort ist ein Landwirth arm, der nicht wenigstens tausend Häupter auf der Weide hat; größere Züchter besitzen Heerden von Hunderttausenden. Die Pferdezucht liefert jährlich 50—60,000 Stück zur Ausfuhr, welche meist nach Mexiko und den Vereinigten Staaten gehen. Das brasilianische Pferd ist das dauerhafteste unter allen amerikanischen Racen. Die Schafzucht würde einen unermeßlichen Aufschwung nehmen ohne die vielen Raubthiere, welche durch ihre Gefräßigkeit ihr Aufkommen hindern. Es geschieht nicht selten, daß ganze Heerden durch jene Waldbewohner, die sich bei einer solchen Expedition in Rudeln von 3—400 zusammenschaaren, in einer Nacht vernichtet werden. Die Wälder wimmeln von Karnivoren, unter denen Wölfe, Tigerkatzen, Unzen, Hyänen und der Jaguar (amerikanischer Tiger) die häufigsten sind. Das Wild ist in den Wäldern, eben der dichten Raubthierbevölkerung wegen, nicht sehr zahlreich. Von gazellenartigen Thieren kennt man einige Species. Stachelschweine sind zahlreich; der Eber ist sehr gewöhnlich. Das Nilpferd Südamerika's, der Tapir, das größte unter den brasilianischen Thieren, in den sumpfigen Stromebenen und in Seen heimisch, sonst äußerst zahlreich, ist jetzt selten; sein Fleisch gilt für Indianer und Europäer als Leckerbissen. Affen in vielen Arten sind überall verbreitet. Sehr groß ist die Mannigfaltigkeit der brasilianischen Vögel. Die Wälder schwärmen wörtlich von der Vogelmenge, und nur die Farbenpracht der Reptilien, ihrer Feinde, welche mit ihnen die Bäume bewohnen, bietet einen Vergleich dar. Der König der letzteren ist die Boa: sie wird, wie viele andere Schlangenarten, von den Indianern gegessen. An der Küste und in den Flüssen leben 8—10 Schildkrötenarten, die zu Tausenden jährlich lebend nach Europa geschickt werden. An Insektenarten ist B. 10mal so reich als Europa. Der Fischfang an der Küste und in den Strömen kann einst für B. eine große Quelle des Erwerbs werden, u. so liegen noch eine Menge anderer verborgen, die eine dichte und intelligente Bevölkerung in künftigen Zeiten aufsuchen und benutzen wird.

Nach der neuesten Zählung (von 1856) hat B. 7,677,800 Einwohner, und zwar die Provinzen Minas Geraes 1,300,000, Pernambuco 950,000, San Paulo 500,000, Ceara 385,300, Maranhon 360,000, Parahyba 209,300, Para 207,400, Alagoas 204.200, San Pedro 201,300, Rio Grande del Norte 190 000, Sergipe 183,000, Goyaz 180.000, Piauhy 150,000, Santa Catarina 105,000, Matto Grosso 85,000, Parana 72,400, Espiritu Santo 51,300, Amazonas 42,600. Dieselben bestehen außer der eingeborenen Urbevölkerung aus Portugiesen (etwa 1½ Millionen), Kreolen, dann Mulatten und Mestizen (600,000), freien Negern und Negersklaven, zu denen neuerdings noch Briten, Franzosen, Schweizer, deutsche Ansiedler ꝛc. kamen. Was zunächst die alten Eigenthümer des Landes, die Indianer, betrifft, so sind sie in spärlichen Gruppen über die unermeßliche Landstrecke zerstreut; auf 100,000 □Meilen wohnen ihrer höchstens 1.000,000. Nackt, nur mit Bogen und Pfeil bewaffnet, die Keule von Eichenholz in der Faust, mit den bunten Federn des Papageies und des Straußes, den Büschelhaaren des Affen und den Muscheln des Meeres seltsam verziert, ziehen sie, wie das freie Wild, in den Urwäldern und auf den weiten Ebenen. Stark im Körperbau und im Bewußtseyn seiner Kraft, handelt der Indianer nach dem Gebote des Bedürfnisses; Rachsucht hat die Keime in ihm erstickt, die den weißen Männern vielleicht kulturfähig sich darboten. Alle indian. Stämme sind körperlich nicht groß, aber gedrungenen und muskulösen, ebenso geschmeidigen als kraftvollen Baues. Ihre Farbe wechselt von tiefem Roth bis zum bräunlichen Weiß, ihre Gesichtsbildung zeigt etwas Tatarisches: abgeplattetes, rundes Gesicht, dicke Lippen, eingedrückte Nase, schwarze kleine Augen und schwarze dünne schlichte Haare. Der

erste Anblick läßt den eingeborenen Brasilianer sanft u. gutmüthig erscheinen; betrachtet man ihn aber genauer, so tritt ein Ausdruck von Wildheit, Heftigkeit u. Mißtrauen aus seinen Blicken hervor. In allen Stämmen gehen beide Geschlechter vollkommen nackt u. tättowiren sich mit Farben, die sie der Jenapepaspflanze od. einem Strauche, Rakron genannt, entpressen; manche Stämme bemalen sich weiß oder schwarz, andere halb weiß, halb schwarz. Noch kennt man nicht alle Namen der Stämme der brasilianischen Urbevölkerung. Die Portugiesen theilten sie in 2 Klassen ab: in die Küstenbewohner (Indias mansos oder caboclos) und in die Bewohner des innern Landes (Indias bravos oder Topayos). Die Küstenindianer, bei der Entdeckung sehr zahlreich, waren in Sitte und Gestalt wenig von einander verschieden. Kannibalismus war allen gemein, d. h. sie hatten die Gewohnheit, ihre Kriegsgefangenen zu mästen, um sie an Festtagen zu tödten und zu verzehren. Ihre Sprache, von der die Namen aller Thiere, Pflanzen und Ströme von Para bis San Paulo genommen sind, hieß Geroel. Neben dieser ist die Guaranisprache sehr und wohl unter 20 Stämme verbreitet; abweichende Idiome gibt es vielleicht an hundert. Alle scheinen aber Abkömmlinge Eines Sprachstammes zu seyn, obschon sich Indianer verschiedener Stämme gar nicht oder nur unvollkommen verstehen. Durchgängig ist der Sprachbau sehr einfach. Der Wortreichthum geht nicht über sinnliche Gegenstände hinaus, an eine abstrakte Idee ist nicht zu denken. Außer den Hauptstämmen (nämlich den Guaranis, Botokuden, Omoguas, Maynas, Moras, Chiquitos und Gaykas) nennt man in der Provinz Minas Geraes: die Coroados, Coropos, Puris, Macuanis; in den Provinzen Bahia und Porto Seguro: die Machacolis, Caparos, Cortaujas, Carires, Sabujos, Cacamacaens, Masacaros; in Para u. Rio Negro: die Apoyencecros, Purecameranes, Muros, Mundrucas, Maneiros, Cannamerim, Passas, Ouri, Tocana, Tapuga, Marania-Juri, Cutenos, Cataguinos, Uarucu, Tupinambas ꝛc. Die freien Indianer kennen weder Priester, noch äußere Form des Gottesdienstes; aber der Glaube an ein künftiges Daseyn in einer andern Welt muß roh in ihrer Brust wohnen, weil sie ihre Todten auf der Reise dahin mit Wildpret u. dgl. versehen. Etwas wenigstens mit dem Priesterthum Verwandtes haben ihre Paes, eine Art Zauberer, Beschwörer, Aerzte ꝛc., die in jeder Horde den Rang nach dem Häuptling einnehmen und auch das mit dem Geist der Kaste gemein zu haben scheinen, daß sie schon Jahrhunderte lang die Kraft ihrer Heilmittel und die Dummheit des Volks zur Wahrung aller Vorzüge ihrer vortheilhaften Stellung anwenden. Mit Ausnahme der Mouras, eines Nomadenstammes, ist kein Indianervolk den Begriffen von Ackerbau völlig fremd. Jeder Stamm hat für die Jagd ein bestimmtes Gebiet, das durch von Jedermann gekannte Grenzen von andern abgeschieden ist. Ueberall, wo eine Familie oder ein Stamm auf eine gewisse Zeit seine Wohnung aufschlägt, machen sie kleine Felder urbar, deren Bebauung den Weibern überlassen ist und deren Ertrag die Bedürfnisse der Gesammtheit befriedigt. Ihre Hütten von Baumstämmen stehen gewöhnlich auf dem bloßen Boden, sind 12—15 Fuß hoch und 30—40 Fuß lang, ziemlich fest; die Seitenwände werden bald aus Flechtwerk, bald aus einem Gemengsel von Thon und Blattnadeln verfertigt, Thür und Dach aus Palmblättern geflochten. Ihr werthvollster Schatz sind Zierrathen, besonders wenn sie mit solchen als Trophäen ihrer Geschicklichkeit oder Tapferkeit prangen können. Neben Ackerbau und Jagd treiben die Indianer auch etwas Tauschhandel. Mit abgelegten Waffen schließen sie den Kauf, fahren sich, wenn sie ihre Wahrhaftigkeit, wie eidlich, bekräftigen wollen, mit der Hand in die Haare und erheben sie über den Kopf. Sie grüßen sich, indem sie die Nasen aneinander stoßen. Der Mann hat in der Regel nur Ein Weib, das er, der Sitte gemäß, mit Gewalt entführt. Bei manchen Stämmen, z. B. bei den Guacuras, sprechen die Männer eine andere Sprache, als die Frauen, man vermuthet, weil diese die Ueberreste eines vertilgten Stammes gewesen seyn möchten. Des Mannes höchste Tugend ist stoische Unempfindlichkeit für Freude und Schmerz, ein Zug, den sie mit den Stämmen in Nordamerika gemein haben. Mit dem 14. oder 15. Jahre tritt der Indianer in die männliche Genossenschaft und wird unter symbolischen Ceremonien, die besonders auf Muth, Gleichgültigkeit gegen Schmerz, ewigen Haß gegen den Feind, kurz, auf die Mannestugenden der Indianer Bezug haben, für unabhängig erklärt. Die Weiber leben in strenger Knechtschaft. Die Töchter bleiben bis zu ihrer Verheirathung bei den Aeltern; schwache Greise befreit man von der Last des Lebens. Erziehung ist eine unbekannte Sache, wenn man nicht die Waffenübung der Knaben dahin rechnen will. Die furchtbarste Waffe aller wilden Stämme ist der Bogen: 7 bis 8 Fuß lang, aus rothem Holze geschnitzt, schleudert er die langen, leichten Pfeile mit außerordentlicher Gewalt sicher nach dem fernen Ziel; vergifteter Pfeile bedienen sich nur die Stämme am Maranhon und Rio Negro. Das Temperament des Indianers ist wenig entwickelt und anscheinend phlegmatisch. Alle Kräfte der Seele, sowie die feineren Sinnengenüsse sind bei ihm in einem apathischen Zustand: unempfindlich gegen die Genüsse des Gaumens und thierische Nahrung jeder andern vorziehend, ist er im Allgemeinen mäßig und befriedigt, ohne sich um Zeit und Ort zu kümmern, nur die Bedürfnisse der Natur. Erst durch geistige Getränke wird er aus dieser Starrheit heraus-, aber zugleich in die leidenschaftlichste Ausschweifung hineingerissen. Von Natur schweigsam, sitzt er ganze Stunden mit auf die Erde gerichteten Augen oder schläft. Nur der Mond weckt höhere Aufmerksamkeit, dieses Gestirn, das für ihn der Urgrund aller Naturerscheinungen, der Spender alles Guten und Bösen und sein einziger Zeitmesser ist. Das Gute geht am Indianer unbemerkt vorüber; das Böse allein kann auf seine unempfindliche Organisation einen Eindruck machen. Alle Kräfte seines Geistes sind auf Einen Gegenstand, die Selbsterhaltung, gerichtet. Unfähig, die Vergangenheit von der Zukunft zu unterscheiden, besitzt er nicht einmal die nöthige Voraussicht, um an den folgenden Tag zu denken. Jedem höheren Seelenzustand, jeder edeln Leiden-

schaft fremd, stumpf, gleichgültig gegen Alles, außer für die Arbeiten des Kriegs und der Jagd, kalt, indolent in seinen häuslichen Verhältnissen, folgt er dem thierischen Instinkt: nur Eifersucht und Rachedurst gießen Feuer, aber verzehrendes Feuer in ihn. So ist der freie Indianer des Urwaldes, insbesondere am Maranhon und seinen Nebenflüssen; im Süden sind Coroados, Puris und Botokuden, die einzigen übrigen Topayosstämme, die unversöhnlichsten Feinde der Weißen, vor denen sie sich immer tiefer in die Wälder zurückziehen, um der Civilisation zu entfliehen. Die sogenannten civilisirten, besser die zum Christenthum bekehrten Indianer schließen jetzt die Mehrzahl der Urbevölkerung ein. Ihre Kopfzahl wird officiell auf 300,000 geschätzt. Mit der Bekehrung zum Christenthum verfielen sie der Sklaverei; statt wie der freie rothe Mann dem Wild in den Wäldern zu folgen, mußte der getaufte Indianer in den Bergwerken arbeiten, oder scharrte Gold für seine Treiber an dem Schlunde der Ströme, und erst neuerdings haben schwache Gesetze und das Streben verschiedener Missionsgesellschaften den in der Verknechtung der Indianer Vortheil suchenden Gutsbesitzern entgegenzuarbeiten und die Unbill vergangener Jahrhunderte vergeblich zu versöhnen gesucht. Gegenwärtig sind alle Indianer, welche sich den kultivirten Gegenden nähern, von denen an, welche die Begierde zu Branntwein und Tabak nackt und wild aus den Wäldern lockt, bis zu den getauften und zierlich gekleideten Coropos, durch den Handel mit den Europäern in Verbindung gebracht. Der eine Stamm bringt für Rum und Tabak die Beute seiner Jagd, der andere Weib u. Kind zum Kaufe; der Manhe-Indianer bringt kunstfertig aus rothem Holz geschnitzte Hausgeräthe zu Markte; der Wandraca macht verschiedene Arten von Schmuck aus Federn von vielerlei Farben, und die Muraniaweiber flechten Hamaks aus den Fibern des Palmbaumes, welche der brasilianische Kaufmann wieder an andere Stämme absetzt. Die Aycura, Bewohner der großen Steppe, welche Matto Grosso von Paraguay scheidet, treiben gewinnreiche Pferdezucht, während am Maranhon Maniokmehl die indianische Handelswaare abgibt. Die Neger bilden bei weitem die zahlreichste Klasse der Bewohner B.s, Freie (etwa 300,000) und Sklaven (über 3 Millionen). Sie sind als Sklaven zuerst um 1549 in B. eingeführt worden und gehören größtentheils zu den Nationen der Elimanas, Cabindas, Sabaris, der Mozambiker, der Inhambanas, Majaos, Angolas, Benguelas, Minas, Jejas, Rebolos, Mahins &c.; Cabindas und Neger aus Mozambik bilden die Mehrzahl. Für die Neger besteht eigentlich kein Gesetz; Charakter und Laune ihrer Herren bestimmen den Maßstab der Billigkeit, nach dem sie behandelt werden. Eine kaiserliche Verordnung, daß Neger nur durch den Nachrichter auf öffentlichem Markte gezüchtigt werden sollen, war eine todte Geburt, und die Maßregel, die man später ergriff, um die Ermordung der Sklaven durch ihre Herren zu verhindern, die Verordnung nämlich, daß keine Negerleiche ohne ärztliche und friedensrichterliche Bescheinigung des natürlich erfolgten Todes auf dem Gottesacker aufgenommen werden solle, offenbart die kläglichste Wahrung heiliger Menschenrechte. Gleichwohl ist das Loos der brasilianischen Sklaven wenigstens nicht schlechter, als in Westindien. Der Beitritt der brasilianischen Regierung zur Unterdrückung des Sklavenhandels (7. November 1831) hat in der Wirklichkeit dieses schmachvolle Gewerbe nicht vermindert. Seit dem Verbot des Sklavenhandels kommen statt 70,000 über 90,000 Neger aus Afrika. Der Weg nach den gewöhnlichen Märkten ist dem Sklavenhandel nirgends versperrt, nur gleichsam pro forma bewacht ist er. In der Nähe dieser Märkte werden die Neger auf kleinen Inseln und in Schlupfwinkeln gelandet, z. B. auf Ilha grande, oder zu San Sebastian, unweit Rio, oder auf den eingerichteten Depots an der Küste; alle Sklavenhändler sind mit den brasilianischen Zollbeamten und besonders den Friedensrichtern einverstanden, und weil diese Menschen, wie man in B. sehr naiv sagt, ganze Ladungen verschlucken können (que podem engolar navios enteiros), so geht auch der Handel ohne Hinderniß seinen gewöhnlichen Gang. Das numerische Verhältniß der Schwarzen selbst betreffend, so wird es stets nur durch frische Zufuhr komplet erhalten, denn der jährliche Abgang wird, wenn auch vielleicht etwas zu hoch, auf 5 Procent angeschlagen. Die Aristokratie der weißen Bevölkerung bilden noch immer die Portugiesen und deren Abkömmlinge, deren Sprache die einzige von einem Ende des Reichs bis zum andern übliche ist. Doch verwischt diese Sprachgemeinschaft nicht die wesentlichen Abstände, welche zwischen den verschiedenen Elementen der brasilianischen Gesellschaft Statt finden. Im Süden von Rio Janeiro trifft man in den Provinzen von Rio u. Grande San Paulo Völkerschaften, auf die sich noch etwas Weniges von dem kriegerischen Geiste der ersten europäischen Ansiedler vererbt hat; sie gelten für die unruhigsten in B. Im Norden haben die Bewohner der Provinz Minas Geraes Aehnlichkeit mit dem muthigen Volk von Rio Grande; energisch und von starkem Körperbau, treiben sie hauptsächlich Viehzucht. Die Pernambukianer sind von sehr beweglicher Natur, sanft, gefällig und dienstfertig, aber bis zum Uebermaß verletzlich an der Ehre; es herrscht ein revolutionärer Geist unter ihnen, der sie oft irre leitet. Bei den der Aequinoktiallinie schon näher hausenden Völkerschaften von Bahia und Maranhon wird die kreolische Indolenz durch glückliche Gaben des Geistes aufgewogen, von welchen zwar langsame, aber sichere Fortschritte in ihrer geistigen Entwickelung zeugen. In Rio vermischen sich die provinziellen Färbungen, sie verschwimmen mehr unter einander und gehen im Nationalcharakter auf. Allen gemeinsam ist der religiöse Glaube, und ein hauptsächlicher Mittelpunkt des socialen Lebens in B. sind die Kirchen, die in gewisser Beziehung die Stelle der europäischen Salons oder Theater vertreten. Das Familienleben hat sogar in den großen Städten noch viel von seiner ursprünglichen Gediegenheit bewahrt. Wenn man in ein Haus in Rio eintritt, so findet man geräumige, aber mit patriarchalischer Einfachheit eingerichtete Gemächer. Spiegel oder Gemälde sind fast niemals dort zu sehen; die gewöhnliche Einrichtung eines Salons besteht

aus einem Sopha, einem Tische und einer Menge Stühle, und das Uebrige ist im Verhältnisse dazu; aber die ganz einfach gearbeiteten Möbels sind von kostbarem Holze, und zwar gewöhnlich von massivem Palissander. Im Innern solcher schmucklos eingerichteten Häuser verfließt das Leben der brasilianischen Frauen. Zuweilen ein Gastmahl, ein Spaziergang am Abend ist das Einzige, was die gleichmäßige Reihenfolge ihrer häuslichen Beschäftigungen unterbricht. Die einzigen Vergnügungen außer den Spaziergängen und großen Gesellschaften sind Ausflüge aufs Land, fromme Wallfahrten oder kirchliche Feste.

Die geistige Kultur steht allerdings noch auf einer niedrigen Stufe; doch ist nicht zu verkennen, daß in neuerer Zeit wichtige Schritte zu einer geistigen Wiedergeburt geschehen sind. So lange B. eine von Portugal geknechteter Kolonie war, lag es in der Absicht der Regierung, die dortige Bevölkerung von der Theilnahme an den allgemeinen humanistischen Bestrebungen auszuschließen, und von der Einförmigkeit eines systematisch niederdrückenden Despotismus gefesselt, mußte die große Masse der Bevölkerung jeder Ahnung von andern Gedanken, als denen ihrer gebietenden Herren, u. jedem Gedanken an selbstständige Bildung fremd bleiben. Die Einfuhr von fremden, d. h. nicht portugiesischen Büchern war untersagt, an Schulen war nicht zu denken, ja, von einem Ende bis zum andern dieses ungeheuern Festlandes fand auch die höhere Klasse der Gesellschaft nicht eine Akademie, nicht ein wissenschaftliches Institut. Brach der Drang nach wissenschaftlicher Forschung oder Mittheilung bei Einzelnen auch durch, dann zeigte ein furchtbares Gesetz des Despotismus seine Gegenwirkung, weil verordnet war, daß, was aus einer brasilianischen Feder floß, in Lissabon gedruckt werden mußte, wo man sich an diesen Erzeugnissen der Kolonie die willkürlichsten Abänderungen erlaubte. Die französische Revolution bewirkte auch hier einen Umschwung der Dinge. Johann VI. gab dem Reiche die erste Buchdruckerei und führte die Wissenschaften in B. ein. Kaum aber hatte der Glanz eines königlichen Hofes sich auf Rio Janeiro niedergelassen, so strömten Aerzte, Mathematiker, Naturforscher, Literatoren zahlreich aus dem verlassenen Mutterlande herbei; schon 1807 wurde in der Hauptstadt die Marineakademie für Mathematik, Physik, Artillerie, Schifffahrtskunde u. Zeichnen und 3 Jahre später die Militärakademie für Mathematik, Kriegs- und Naturwissenschaften gegründet; zugleich entstand eine medicinisch-chirurgische Schule in Bahia. Doch schon nach einigen Jahren begann die Reaktion, deren Resultat die Unabhängigkeit B.s war. Unter Dom Pedro I. wurden zu San Paulo und in Pernambuco Rechtsschulen gegründet und Lehrstühle für die schönen Wissenschaften errichtet; die erwähnte medicinisch-chirurgische Schule aber, in der, den Professoren von Coimbra zu Gunsten, der alte Mißgriff der Trennung von Medicin und Chirurgie beibehalten worden war, hob man auf und stiftete zwei medicinische Fakultäten. Die kaiserlichen Kollegien zu Rio Janeiro und Bahia führen jetzt den Namen Universitäten. Auch der Stiftung von Volksschulen in allen Provinzen wurde einige Sorgfalt gewidmet, und allmählig dringt der Volksunterricht in alle Bezirke des Reichs ein. Zahlreiche wissenschaftliche und literarische Anstalten begünstigen diesen Aufschwung besonders in Rio. Als ausgezeichnet unter diesen Anstalten sind die Bibliotheken und die Museen der Stadt zu nennen, neben welchen der botanische Garten, einer der reichhaltigsten in der Welt, und ein sehr schönes Museum naturhistorischer Merkwürdigkeiten zu nennen sind. Die Literaturgeschichte des Landes weist schon jetzt einige Blätter auf, die der Beachtung werth sind, und wenn die Verbindungen des alten Festlandes mit Dom Pedro's Reich häufiger wären, so würde B. in kurzer Zeit sich von dem Einflusse des portugiesischen Geistes losmachen, der sich noch zu lebendig in seiner Literatur abspiegelt. Als demüthige Tochter der portugiesischen hat die brasilianische Poesie das 18. Jahrhundert vorüberziehen sehen, ohne den Stoff aufzunehmen, den ihr die prachtvolle Natur der überseeischen Reiche bot. Einige religiöse Gedichte ausgenommen, haben die poetischen Erzeugnisse B.s lange Zeit nur einen sehr dürftigen Zweig der portugiesischen Literatur gebildet. Seit der Unabhängigkeitserklärung sucht die brasilianische Muse endlich die Selbstständigkeit und findet sie auch zuweilen, aber meist verzichtet sie nur auf die Nachahmung portugiesischer Schriftsteller, um Frankreich und England an ihre Stelle zu setzen. Aus der Sammlung lyrischer Gedichte eines der heutzutage sehr berühmten brasilianischen Dichter, Magalhaens, dürften sich zahlreiche Beweise dafür aufstellen lassen. Ein anderer Dichter, Texeira Souza, schöpft seine Begeisterung aus Lamartine's Werken und untermischt die träumerischen Ergüsse des Sängers der „Meditations“ mit etwas byronscher Misanthropie. Wenn man diese Poesien nicht bloß Kopien nennen will, so sind ihnen gegenüber als originell die Werke von Gonçalves Dias und Silveira Souza anzuführen, die zuweilen Sehnsucht, eine gewisse sanfte Melancholie athmen, an welchen man die weichen Tinten des brasilianischen Himmels erkennt; ferner Norberto, der in Balladenform die Schönheiten der Natur und die poetischen Sitten seines Vaterlandes schildert. Der selbstständigste, der bedeutendste der brasilianischen Dichter ist ohne Zweifel Aranjo Porto-Alegre; seine wenigen Dichtungen, die aber alle Stoffe aus der Volksgeschichte behandeln, zeigen einen Glanz, einen Reichthum der Bilder, die an die schimmernde Fülle der orientalischen Poesie erinnern. Weniger sagt bis jetzt die dramatische Poesie dem Geiste der brasilianischen Nation zu, doch hat der schon erwähnte Dichter Magalhaens mehre Tragödien geschrieben („Der Dichter und die Inquisition“, „Olgiato Socrates“), bei denen in der Vereinigung der antiken Form mit dem modernen Geschmack eine Aehnlichkeit mit Kasimir Delavigne erscheint. Ein anderer Dichter, Souza Silva, ist der Verfasser eines Trauerspiels, „Romeo und Julie“, in welchem er ein tiefes Verständniß von Shakespeare's Meisterwerk dargelegt hat. Indeß bearbeiten die Brasilianer, als wahre Jünger von Camoens, doch mit mehr Vorliebe das Epos, als das Drama, und da ist es Gonçalves Texeira,

der vorzugsweise diese Richtung des Volksgeistes vertritt. Er ist der Verfasser einer glänzenden Dichtung über die „Unabhängigkeit Brasiliens", ebenso einer andern über „Die Indianer", in welchen beiden er sich in erhabener Auffassung der reichen Schönheiten der amerikanischen Natur zeigt. In B. ist es fast Nothwendigkeit für jeden jungen Mann, der ins Leben eintritt, die Poesie der Geschäftspraxis voranzuschicken; zugleich aber sey bemerkt, daß die Literatur niemals, wie bei uns, Lebensbeschäftigung, ausschließliche Laufbahn wird. Selten bleibt der Brasilianer dem Dienst der Musen treu; die Literatur ist dort gleichsam nur eine Pflanzschule für Diplomaten, Staatsmänner und Staatsbeamte. Es gibt wenige unter den Ministern, den Gesandten, den Senatoren und den ausgezeichnetsten Deputirten, die sich nicht einst in der Dichtkunst versucht hätten. Dagegen zählen die historischen und geographischen Studien noch wenige Anhänger in B. Außer einigen Specialgeschichten von einzelnen Provinzen, wie z. B. jene des Vicomte de San Leopoldo, ist während der letzten 6 Jahre nur aufzuzählen der „brasilianische Plutarch" von Pereira de Silva, dann das „geographische Wörterbuch B.s" von Lopez de Moura und Milliet, besonders aber das langsam fortschreitende, aber bedeutende Werk des „historisch-geographischen Instituts" von Rio Janeiro, welches Alles umfaßt, was B. von Berühmtheiten und Intelligenzen besitzt. Dieser große Verein sammelt und läßt auf eigene Kosten in einer Vierteljahresschrift alle alten und neuen Materialien drucken, die einst zu einer vollständigen Geschichte des Reiches dienen können. Die politische Presse von B. hat als fast ausschließlichen Mittelpunkt und Sitz die Stadt Rio. Die Kunst der Malerei, Bildhauerei wird in B. in allen Abstufungen ausgeübt, am häufigsten auf der untersten. Die einfachsten Anfänge prakticiren die Ureinwohner: sie bemalen sich selbst. Einige Stämme derselben äußern sogar einiges künstlerische Bedürfniß, z. B. die Cavalleiros mit ihren Geweben von Federn und ihren Helmen, die vorn mit Thierbildern verziert sind, den ägyptischen Erzeugnissen, als dort die Kunst noch in der Kindheit war, nicht unähnlich. In den kultivirten Theil B.s führten die Pflanzer das Bedürfniß von etwas Besserem ein; den Priestern war Malerei als Dienerin der Religion unentbehrlich. Die ersten Künstler zog man, wie in Portugal, aus Italien, weshalb man auch an den brasilianischen Werken der Baukunst die römische Schule des Bramante und Buonarotti erkennt. Mit Verschwendung bauten die Jesuiten: die von ihnen errichteten Gebäude sind meist schön und mit Geschmack verziert. Prachtvolle Kirchen wurden in Portugal entworfen und ausgeführt, dann Stein für Stein, mit Zahlen bezeichnet, nach B. übergeschifft; der Brasilianer konnte die Stücke zusammenfügen und an der mechanischen Kunst seine Fähigkeit üben. Als der Reichthum der Kolonisten das Kunstbedürfniß steigerte, ließen sie es durch ihre Sklaven befriedigen, diese in der Bildhauerei und Malerei unterrichten und zogen aus den erkäuflichen Talenten wohl noch Gewinn. Manche Herren schickten talentvolle Sklaven sogar nach Italien: der Neger Sebastian, von welchem die Dekoration in der Kirche San Francisco zu Rio Janeiro herrührt, machte sich einen berühmten Namen. Auch die Klöster hatten ihre Sklavenkünstler, und die freien Brasilianer, welche sich heute unter ihren Säulengängen herumdrängen, ahnen schwerlich, daß auch diese von gefesselten Händen errichtet worden sind. Als 1782 der Vicekönig Vaconcellos Rio Janeiro mit öffentlichen Spaziergängen schmücken wollte, verwandelten sich viele der Leute, welche sich bisher mit der Verfertigung grober Steinbilder zu Grabdenkmälern u. dergl. ihren Lebensunterhalt verdient hätten, in kurzer Zeit zu geschickten Bildhauern. In jenen Anlagen bewundert man noch jetzt eine kolossale Gruppe zweier in einander verschlungenen Krokodile, die wenigstens ein bleibendes Zeugniß ist von den Talenten, welche vorhanden waren und nur der Schule bedurft hätten, um der Kunst in B. den Keim zu selbstständiger Fortbildung zu bewahren. Mit der Ankunft Johanns VI. schien sich dies verwirklichen zu wollen, besonders nachdem der Hof, bei den trüben Aussichten in Europa, entschlossen schien, für immer in Amerika zu bleiben. Mit den Gelehrten und Fremden zogen auch viele Künstler ein, aber leider solche, deren Mittelmäßigkeit auf die bereits stehende junge Saat mehr hemmend als fördernd einwirkte. Mit neuem Eifer ging man dann ans Werk, nachdem auf Veranlassung des Königs eine französische Künstlerkolonie nach B. übergesiedelt war. Lebreton, ehedem beständiger Sekretär der Klasse für schöne Künste im französischen Institut, der Historienmaler Debret, viele Landschaftsmaler, mehre Bildhauer, Architekten, Mechaniker &c., der Kupferstecher Pradier, der Musiker Neukomm, diese rüstigen Kräfte gaben dem Trieb der Nachahmung würdige Vorbilder und stachelten den Ehrgeiz an. Als aber die politischen Bewegungen dem Plan der Errichtung einer Akademie entgegentraten, zerstreute sich die fremde Schaar wieder; nur ein Paar blieben und wirkten, so viel eben vereinzelte Thätigkeit wirken kann. Unter Dom Pedro I. wurde zwar die Kunstakademie gegründet; sie erhielt ein majestätisches Gebäude in Rio, erlebte am 5. November 1826 eine sehr feierliche Einweihung und veranstaltete bis 1833 drei Kunstausstellungen, welche, nach einem Berichte des brasilianischen Malers Araujo an das Institut historique in Paris, sogar im brasilianischen Volke die Achtung, welche es früher den Künstlern versagte, wieder herstellten u. jedem Künstler fortan die vornehmsten Cirkel eröffneten. Indeß war es auch hier der Fremde, welcher handelte, die Brasilianer hielten sich an den Genuß. Die spätern politischen Ereignisse gaben dem ohnehin schwachen Interesse für Kunst eine andere Richtung und jetzt ist wenig mehr davon zu sehen. Auch in der Musik hat B. kein ausgezeichnetes Talent gefunden, Joseph Mauricio ausgenommen, den Stolz der Brasilianer. Von den gegenwärtigen Komponisten werden Francesco Manuel und Candido Ignaz da Silva mit Auszeichnung genannt.

Die brasilianische Kirche ist die orthodoxkatholische. Sie besteht aus dem Erzbisthum von Bahia und aus den acht Bisthümern von

Rio Janeiro, Pernambuco, Maranhon, Para, San Paulo, Matto Grosso, Goyaz und Cuyaba; Kathedralkirchen befinden sich nur in Bahia und in den 6 erstgenannten Bisthümern. Die brasilianischen Priester müssen den Titel ihres Patrimoniums führen u. jeder erhält gemäß der Konstitution ein jährliches Einkommen von 25 Milreis als Minimum, das auf wohlthätige Fonds angewiesen ist. Der Gehalt der Bischöfe beläuft sich auf 3—4000 Crusaden; die Accidenzien variiren nach den Lokalverhältnissen, haben sich aber jetzt sehr gemindert. Die Bischöfe und alle anderen geistlichen Vorstände werden vom Kaiser eingesetzt. Als Fundament der brasilianischen Kirche gelten: die Bestimmungen des Konciliums von Trient und der ersten und zweiten Konstitution des Erzbisthums von Bahia. Die erste, streng apostolischen Geist athmend, befiehlt den Religionsunterricht der Neger; die zweite unterwirft die Bischöfe einer für die jetzige Zeit sehr strengen Disciplin, die aber im Ganzen lax befolgt wird. Die Bischöfe sind autorisirt, Kerkerstrafe und Verbannung nach Afrika zu verhängen. Die Kathedralkapitel erloschen 1820. Seminarien gibt es 4, in Rio Janeiro, Bahia, Olinda und Maranhon; doch genügt diese Zahl keineswegs. Das kanonische Recht ist vernachlässigt; von einer strengen Regelmäßigkeit in den Studien ist nicht die Rede. Provinzialsynoden finden niemals Statt; eine einzige Diöcesansynode wurde 1717 gehalten. Die Reformation hat sich in B. nur indirekt bemerkbar gemacht durch ihre heilsame Wirkung auf den Katholicismus selbst, durch die momentane Erscheinung der von Franzosen beabsichtigten Hugenottenkolonie und der Holländer auf der brasilianischen Küste. Bis 1808 war es den Protestanten verboten, sich in B. niederzulassen; etwas später erlaubte man ihnen Ansiedelung und Errichtung eines Gotteshauses. Gegenwärtig ist die Ausübung jeder anderen Religion in Privathäusern oder in Gebäuden, welche mit Kirchen keine Aehnlichkeit haben, gestattet.

Die Gewerbthätigkeit B.s steht noch auf sehr niedriger Stufe. B. ist ein ackerbauendes Land, folglich ist auch Produktion von Rohstoffen die Hauptaufgabe und wird es, da bis jetzt kaum der hundertste Theil des ungeheuern Gebiets urbar gemacht ist, vielleicht noch auf Jahrhunderte bleiben. Daher ist auch außer den nothwendigsten und gewöhnlichsten Handwerken die Industrie in B. auf Bergbau, Metallurgie, die Verarbeitung edler Metalle zu Geräthe und Schmuck, Zuckersiederei, etwas Schiffbau und Gerberei beschränkt. Die größern Industrieetablissements werden übrigens fast niemals von eingeborenen Brasilianern, sondern vorzugsweise von Ausländern, besonders von Engländern betrieben. Als ackerbauendes Land aber gibt es keins auf der Erde, das trotz der geringen Vorsorge der Regierung, der vielen politischen Unruhen und der sprüchwörtlichen Trägheit der eingeborenen Bevölkerung dennoch so riesenhaft fortschreitet, welches Fortschreiten freilich bisher auf der schlechtesten aller Grundlagen, auf der Sklaverei beruhte. Vorzüglich ist der Kaffeebau in ungeheurer Zunahme begriffen; B. producirte 1808 nur 30,000 Arrobes Kaffee und 1820 230,000; 1849 belief sich der Export von Kaffee, ungerechnet den innern Verbrauch, auf die Summe von 1,387,890 Säcke, welche hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten, nach England und Deutschland expedirt wurden. Der schon seit langer Zeit in B. eingeführte Zuckerbau ist nicht sehr gediehen; die Ausfuhr desselben belief sich 1849 auf nicht mehr als 16,000 Ballen. Uebrigens kann B. gegenüber der Konkurrenz des europäischen Runkelrübenzuckers u. des Rohrzuckers in denjenigen tropischen Ländern, welche diese Waare produciren, für seinen Zucker relativ nicht denselben Absatz finden, wie für seinen Kaffee. Während der verflossenen Jahre haben diese beiden Produkte ihre Quantität nicht bedeutend wachsen gesehen, während man dagegen bedeutende Verbesserungen hinsichtlich ihrer Qualität bemerken konnte. Dagegen scheint der Thee ein Produkt zu seyn, welches in nächster Zukunft eine größere Rolle auf dem Markte zu spielen bestimmt ist. Kaum seit einigen Jahren aus China hierher verpflanzt, ist er bereits in mehren Provinzen, unter andern in der Provinz San Paulo, sehr gediehen. Eins der brasilianischen Produkte, das binnen wenigen Jahren unter denen derselben Art, die das Glück von Havannah und der Vereinigten Staaten gemacht, einen bedeutenden Rang einnehmen möchte, ist der Tabak. Bis jetzt ward die Kultur dieser Pflanze, die an verschiedenen Lagen reichlich wächst, so vernachlässigt, daß der brasilianische Tabak in Europa nur in geringer Achtung steht. Ausnehmen muß man jedoch die Tabake der Provinz Bahia, die ziemlich gesucht sind. Zu den vegetabilischen Reichthümern B.s gehören ferner noch werthvolle Hölzer, Baumwolle, Vanille, Kakao, Mais, Chinarinde, Maniok, welcher der ganzen sklavischen Bevölkerung und fast der ganzen freien Landbevölkerung zur Nahrung dient, und Guineagras (capim), fast das einzige Futter der Pferde und des Viehs; B. liefert jetzt die Ipecacuanha ausschließlich nach Europa. Der Weinstock gedeiht vollkommen in einigen Provinzen. Es fehlt daher dem brasilianischen Ackerbau nur an Armen, um durch Mannigfaltigkeit und Qualität seiner Produkte dem Ackerbau der reichsten Länder der Erde gleich zu stehen. Diese Arme hat man in neuester Zeit mit nicht ausreichendem Erfolg aus Europa zu gewinnen gesucht. B. war seit lange der Schauplatz zahlreicher Kolonisationsversuche; fast alle sind unglücklicher Weise gescheitert, wenn auch nicht durch die Schuld der Regierung. Die Hauptschwierigkeit für die letztere liegt darin, daß sie nicht selbst Engagements mit europäischen Arbeitern eingehen kann, die sich in vortheilhaften Verhältnissen befinden, um das Land kolonisiren zu können. Der von Fremden geleitete Franzose braucht zur Führung Landsleute, die seiner Kolonisation das gewohnte Gepräge der Unternehmungen des Mutterlandes aufprägen; dem Irländer haften die Erinnerungen an sein unglückliches Vaterland fortwährend an; die Schweizer haben durch die Kolonie von Mouro-Queimado bewiesen, daß sie zwar arbeitsam und ausdauernd sind, daß ihnen aber die schöpferische Thätigkeit fehlt, welche in diesem Klima, wo fast Alles neu zu schaffen oder zu modificiren ist, unentbehrlich genannt werden kann;

nur den Deutschen ist es bis jetzt gelungen, in B. mehre blühende Kolonien zu gründen. Die Kolonie Petropolis in der Provinz Rio Janeiro, 1845 von 1000 Deutschen gegründet, besitzt gegenwärtig eine Stadt, welche nicht weniger als 3000 angesessene Einwohner zählt, und ringsherum eine große Strecke Terrain in voller Kultur. Eine andere wichtige und zum Theil aus Deutschen bestehende Kolonie ist die von San Leopoldo in Rio Grande. Im Jahre 1842 exportirte sie bereits für mehr als 700,000 Francs Produkte; 1846 stieg diese Zahl fast auf 1,800,000 Fr. und übersteigt jetzt die Zahl von 2,500,000 Fr. Alle Waaren werden auf den Pflanzern gehörigen und in der Kolonie gebauten Barken exportirt; die Kolonie zählte 1849 nicht weniger als 39 Rumdestillationen, 6 Zuckersiedereien, 3 Oelfabriken, 41 Mühlen zur Bereitung des Maniokmehls, 20 Lohgerbereien, ein großes Atelier für feine Steine, 6 Baumwollen- und Garnspinnereien, 16 Getreidemühlen und eine Seilerei. Die Einwohner sind zum Theil Katholiken, zum Theil Protestanten, aber die Zahl der letzteren ist bedeutender. Es gibt hier 12 Kapellen, worunter 4 dem katholischen Kultus gewidmet sind. Die 16 Primärschulen von San Leopoldo wurden 1850 von 622 Schülern beiderlei Geschlechts besucht. Trotz des Zustandes der Agitation und Unordnung, deren Beute die Provinz über 9 Jahre lang war, sind in der Kolonie unter einem Klima, welches an das Frankreichs erinnert, weder die Bevölkerung, noch die Industrie stationär geblieben. Sie zählt jetzt über 6000 Einwohner. Unter andern von der brasilianischen Regierung unter besondern Schutz genommenen Kolonien müssen wir auch die eines Italieners erwähnen, die in Ermangelung genügender Hülfsquellen und durch eine uneinsichtige Leitung gescheitert ist. Ferner sah man, wie ein Dr. Murr die Begründung eines Phalanstère in der Provinz Sta. Catarina versuchte und sogar von den brasilianischen Kammern eine ziemlich bedeutende Summe Geldes für die ersten Kosten seiner Association erhielt. Allein die phalanstèrianischen Kolonisten haben sich bald wieder zerstreut, ehe ihr Werk seine ersten Früchte getragen, worauf Dr. Murr in Rio Janeiro die Homöopathie eingeführt hat. Der Prinz von Joinville unternahm die Kultivirung von 25 Quadratlieues Terrain, die er von der Prinzessin Donna Francisca in der Provinz Sta. Catarina zur Mitgift erhalten hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn diese Kolonie gut geleitet und vor Allem gut beschützt wird, sie eines Tags eine der blühendsten des Kaiserreichs werden muß; es bürgen dafür die persönlichen Eigenschaften des Prinzen, die Einsicht der Kolonisten, welche ihn bei seinem Plane unterstützen und die er mit Sorgfalt unter den civilisirtesten Bevölkerungen auswählt, das Klima, der Boden, die Provinz selbst, unstreitig eine der fruchtbarsten B.s, welche sich namentlich für die Kultur des Getreides und Weinstocks im hohen Grade eignen wird. Die brasilianische Regierung ist unablässig mit diesen Kolonisationsplänen beschäftigt, von denen, wie sie wohl fühlt, ihre gedeihliche Zukunft abhängt; allein immer sieht sie sich durch unermeßliche Hindernisse gehemmt und kann daher oft im entscheidenden Momente nicht zu einem Abschlusse gelangen. Im Jahre 1844 unterzeichnete sie einen Kontrakt mit einem brasilianischen Hause, um daselbst 600 europäische Kolonisten für die öffentlichen Arbeiten der Provinz einzuführen; doch ist bis heutigen Tags nichts davon ins Leben getreten. Später ward ein ziemlich umfangreicher Kolonisationsplan von einem Belgier, Namens van Lede, vorgeschlagen und von einer Kompagnie unternommen, welche an der Spitze ihrer Aktionäre den König Leopold, den Grafen von Mulenaere und eine große Zahl politischer und finanzieller Notabilitäten Belgiens zählte. Allein die mit ihren Ansprüchen etwas weitgreifende Kompagnie vermochte nicht, mit der Regierung zu einem Abschlusse zu kommen, und so blieb auch von dieser Seite Alles im Entwurf. Ein von der Regierung den Kammern vorgelegtes Gesetz, wornach ihr die Erlaubniß zustehen sollte, in den fruchtbarsten Provinzen des südlichen Theils des Kaiserstaats unkultivirte Ländereien, wo Kolonisten sich niederlassen wollten, abzutreten oder wohlfeil zu verkaufen, blieb mehre Jahre liegen und ward erst gegen Ende 1850 angenommen.

Ein Haupthinderniß der kommerciellen Thätigkeit B.s sind die sogenannten „immerwährenden Artikel" eines unter Dom Pedro I. mit Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrags. Wir beschränken uns in dieser Beziehung auf eine einzige Thatsache. Die Portugiesen, welche nach der Unabhängigkeitserklärung immer die wirklichen und fast die einzigen Herren des brasilianischen Handels geblieben sind, lassen aus ihrem Vaterlande Kommis kommen, die sie schlecht bezahlen und die für sie den außerordentlichen Vortheil darbieten, nicht denselben Pflichten unterworfen zu seyn, wie die Nationalen. Sie nehmen daher nie brasilianische Diener oder Kommis und ihre Häuser gehen daher bei ihrem Tode, oder wenn sie sich von den Geschäften zurückziehen, in die Hände dieser Kommis ihrer Nation über. Um dieser Inkonvenienz vorzubeugen, wollte die Regierung eine Steuer von den fremden Kaufmannsdienern erheben, allein auch dieser Maßregel widersetzte sich Frankreich, gestützt auf seine immerwährenden Artikel, und B. sah sich gezwungen, in diesem Punkte bei seinem beklagenswerthen Status quo zu verharren. Ein anderes Hemmniß liegt in der Verachtung, die man bisher gegen alles das gehegt hat, was nicht zu den sogenannten liberalen Professionen gehört. Dennoch dehnen sich trotz aller theils mit dem Grund und Boden, theils mit der Gesinnung und dem Geiste der Bewohner selbst im Zusammenhange stehenden Hindernisse B.s Handelsbeziehungen von Jahr zu Jahr mehr aus. Im Rechnungsjahre 1854—55 belief sich die Gesammtzahl der von fremden Häfen in Rio Janeiro eingelaufenen Schiffe auf 1165 von zusammen 455,016 Tonnen Gehalt, wobei die brasilian. Flagge mit 53 Schiffen von zusammen 14,167 Tonnen betheiligt war. Die Küstenschifffahrt, welche der nationalen Flagge ausschließlich vorbehalten ist, wurde von 3084 Fahrzeugen von zusammen 263,686 Tonnen betrieben. Die Einfuhr betrug 1855 84,760,243 Reis, die Ausfuhr 90,570,635 Reis. Der Ausfuhrhandel wird durch die Produkte des

Ackerbau's genährt und die Bilanz durch den Ertrag der Heerden und des Bergbau's gedeckt. Der Einfuhrhandel umfaßt die meisten Industrieerzeugnisse Europa's und alle dem Luxus dienenden fremden Produkte. Der Werth der eingeführten englischen Fabrikate beträgt 30—36 Mill., Frankreichs Einfuhr 10—12, die von Nordamerika 2—2½, die von Hamburg, Bremen u. den Ostseehäfen 4—5 Millionen Gulden. Außer eigenen Fabrikaten führen die Engländer auch manche deutsche Waaren dahin, so wie von ihrer brasilianischen Einfuhr Vieles nach Deutschland abgesetzt wird. Der Binnenhandel findet ein großes Hemmniß in dem Mangel an guten Fahrstraßen, doch ist auch in dieser Hinsicht durch den Bau von Eisenbahnen ꝛc. ein Schritt zum Bessern geschehen. Die Handelsverbindungen B.s mit Europa auszudehnen und fester zu verknüpfen, hinsichtlich der amerikanischen Republiken eine ziemlich würdige und friedfertige Stellung einzunehmen, es zu vermeiden, bei ihren ewigen Zwistigkeiten zu interveniren, dies ist der zwiefache Gedanke, welcher seit mehren Jahren bei der auswärtigen Politik der brasilianischen Regierung obwaltet.

Man rechnet in ganz B., wie in Portugal, nach Reis oder Rees, oder auch nach Milreis zu 1000 Reis; der Conto de Reis ist gleich 1000 Milreis oder 1 Million Reis. Der Zahlwerth (die brasilianische Valuta) war ursprünglich dem portugiesischen gleich; nach der Annahme des spanischen Silberpiasters zu 960 Reis Silber gehen aber 9288 Reis auf 1 kölnische Mark fein Silber, folglich ist 1 Milreis 1 Thaler 15 Silbergroschen 2⅔ Pfennige preußisch Kurant oder 2 Gulden 28 Kreuzer im 24-Guldenfuß; in Papier ist der Werth schwankend. Wirklich geprägte brasilianische Münzen sind in Gold: die Dobra = 12,800 Reis, meia Dobra (½ D.) = 6400 Reis. Peça (Stück) = 4000 Reis; in Silber: Piaster, Peça de 3 patacas oder 960 Reis, Peça de 2 patacas = 640 Reis, Pataca = 320 Reis, meia pataca (½ Pat.) = 160 Reis, tostao = 100 Reis; in Kupfer: Peça de 4 vintems = 80 Reis, Peça de 2 vintems = 40 Reis, Vintem = 20 Reis, Stücke von 10 Reis und 5 Reis. Von fremden Münzen laufen vorzüglich portugiesische Joaneses = 7500 Reis, spanische Doblones und Piaster in B. um. Letztere, besonders mexikanische, werden häufig mit dem brasilianischen Stempel versehen und kursiren so unter dem Namen Doppel-Cruzados = 960 Reis Silber. Das Papiergeld besteht in den Noten der kaiserlichen Bank (Banco do Brázil) zu Rio Janeiro; ein anderes Papiergeld ist das der Bank von Bahia, welches gegen das der kaiserlichen Bank 20 Procent (mehr oder weniger) verliert. Die brasilianischen Maße sind ursprünglich die portugiesischen; alle Hohlmaße zeigen aber bedeutende Abweichung.

B. ist nach dem Verfassungsgesetz vom 11. Dec. 1823 (beschworen am 9. Jan. und 25. März 1824, durch die Reformakte vom 12. Aug. 1834 mannigfach abgeändert) ein konstitutionell-monarchischer Föderativstaat. Die Konstitution B.s ist unter den Augen Dom Pedro's I. von Männern verfaßt worden, die ausgebreitete Kenntnisse und ein großes administratives Talent besaßen; sie ist eine den Gebräuchen und Bedürfnissen des Landes angepaßte moderne Kopie der Freiheiten der großen englischen Charte, mit einigen eigenthümlichen Bestimmungen, und hat vielleicht nur den Fehler, zu weitläufig und zu vollständig zu seyn für ein Volk, das noch keine hohe Stufe der Entwickelung erreicht hat. Sie besteht aus 8 Titeln, welche in 179 Artikel abgetheilt sind. Die Souveränetät ruht allein u. ausschließlich in der Nation, welche die Staatsgewalten überträgt. Dieser Staatsgewalten sind vier: außer den drei der europäischen Grundgesetze, der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen, hat B. noch eine ausgleichende Gewalt (Puder moderador), die dem Kaiser zusteht und die er ohne Mitwirkung der Minister in folgenden Fällen übt: bei der Ernennung von Senatoren, bei Berufung einer außerordentlichen Sitzung der Reichsversammlung, bei Sanktionirung von Beschlüssen der letztern, die ihnen Gesetzeskraft gibt, bei Vertagung oder Auflösung der Versammlung, bei Ernennung und Entlassung der Minister, bei zeitweiser, verfassungsmäßig vorgesehener Enthebung der Magistrate von ihrem Amte, bei Begnadigungsfällen und noch einigen andern, minder bedeutenden Gelegenheiten. Die Thronfolge bleibt, nach dem Rechte der Erstgeburt, bei den Nachkommen des Kaisers Pedro I. aus dem Hause Braganza. Der Kaiser ist nebst der gesetzgebenden Versammlung der Vertreter der Nation, seine Person ist heilig u. unverletzlich. Er führt den Titel: konstitutioneller Kaiser und beständiger Vertheidiger B.s. Ihm ist die vollziehende u. die vermittelnde Gewalt anvertraut; erstere übt er mittels der Minister. Die Staatsminister, sechs an der Zahl, sind alle verantwortlich. Der Reichsminister hat den Volksunterricht, das Innere u. die öffentlichen Arbeiten; die Minister der auswärtigen Angelegenheiten, des Kriegs u. der Marine leiten nur die ihnen zugetheilten Geschäftszweige; der Finanzminister besorgt überdies noch Alles, was in den Handel einschlägt; dem Justizminister endlich ist auch noch das ganze Kultuswesen untergeordnet. Bei Ausübung seiner ausgleichenden Gewalt steht dem Kaiser ein Staatsrath zur Seite. Derselbe besteht aus 24 lebenslänglichen, vom Kaiser ernannten Mitgliedern, 12 ordentlichen und 12 außerordentlichen. Er muß jedesmal vom Kaiser gehört werden, wenn derselbe seine ausgleichende Gewalt üben will, aber auch sonst in allen wichtigen Angelegenheiten. Seine Mitglieder sind nur dem Kaiser verantwortlich. Um Mitglied des Staatsraths zu werden, muß man die Bedingungen erfüllen, welche das Gesetz den Senatoren auferlegt. Der muthmaßliche Thronerbe tritt von Rechtswegen mit dem 18. Jahre ein, und wenn der Kaiser sie dazu vorschlägt, werden auch die übrigen Prinzen darin aufgenommen. Die Repräsentation wird gebildet aus 2 Kammern, dem Senat und der Deputirtenkammer. Den Senat bildet eine beschränkte Anzahl auf Lebenszeit ernannter Mitglieder; es sind ebenso viele an der Zahl als die Hälfte der Abgeordneten für die 18 Provinzen des Reichs. Wenn ein Senator gewählt werden soll, so werden dem Kaiser die Namen dreier Kandidaten vorgelegt, welche in den zu vorliegendem Zweck zusammenberufenen Wahlversamm-

lungen die meisten Stimmen erhielten, und er wählt einen davon. Der Senator muß wenigstens 40 Jahre alt, darf weder naturalisirter Ausländer, noch Freigelassener seyn und muß ein Einkommen von 2400 Francs nachweisen. Bei jeder neuen Session wird zur Bildung der einzelnen Abtheilungen geschritten. Der Präsident und die Sekretäre werden nach Mehrheit der Stimmen ohne Einmischung der Krone ernannt. Jeder Senator erhält für die ganze Dauer der Session einen Gehalt von etwa 12,000 Franken. Die Sessionszeit ist 4 Monate, aber oft wird sie verlängert, ohne daß daraus ein Anspruch auf erhöhte Vergütung erwüchse. Ausschließliches Recht des Senats ist es, über individuelle Vergehen der Mitglieder der kaiserlichen Familie, der Minister, Staatsräthe, Senatoren und der aktiven Abgeordneten zu erkennen, sowie die Berufungsschreiben für die Volksvertretung auszusenden, wenn der Kaiser es 2 Monate nach dem verfassungsmäßigen Termine nicht gethan hat. Die Deputirtenkammer, die sich alle vier Jahre erneuert, wenn nicht irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß sie vor dem durch die Konstitution festgesetzten Zeitraum auflöst, zählt 104 durch die verschiedenen Provinzen nach dem Verhältniß ihrer Bevölkerung und nach dem Wahlgesetz vom 19. August 1846 gewählte Mitglieder. Abgeordneter kann jeder Brasilianer werden, der 25 Jahre zählt und 1200 Frcs. Einkommen nachweist; ausgenommen sind ebenfalls naturalisirte Fremde und Akatholiken. Zur Eröffnung der Kammer ist gesetzlich jedes Jahr der 3. Mai bestimmt; wenn nicht eine Verlängerung Statt findet, so erfolgt ihr Schluß im September. Die den Mitgliedern der Deputirtenkammer (sie möge nach den 4 Monaten prorogirt werden oder nicht) verwilligte Vergütung beläuft sich ungefähr auf 8000 Frcs. Unabhängig von diesem Gehalte erhalten die von der Hauptstadt sehr entfernt wohnenden Deputirten unter der Bezeichnung von Reisekosten noch eine von den Provinzialständen festgesetzte Ersatzsumme. Das Recht der Initiative steht dem Kaiser sowohl, als beiden Kammern zu, in Steuersachen und für etwaige Wahl einer neuen Dynastie bei Erlöschen der regierenden haben die Abgeordneten allein die Initiative; vor die Kammer müssen auch zuerst die Vorlagen der ausübenden Gewalt gebracht werden, sie allein entscheidet endlich, ob Grund zu einer Anklage gegen die Minister oder Staatsräthe vorliegt. Die Geschäftsordnung beider Kammern ist von strenger Etikette; wie im englischen Parlament werden die Reden an den Sprecher gerichtet. Wenn beide Kammern sich nicht einigen können, so treten sie zu einer Versammlung zusammen, welche nach Stimmenmehrheit entscheidet. Kann sich die Reichsversammlung mit der Regierung nicht einigen, so hat letztere nur ein suspensives Veto, aber der Beschluß der Versammlung muß in drei auf einander folgenden Legislaturperioden angenommen werden, d. h. durch drei verschiedene Noten, zwischen denen jedesmal ein Zeitraum von 4 Jahren liegt. Der letzte Artikel der Verfassung enthält die Grundrechte des brasilian. Volkes. Nach denselben ist kein Bürger verpflichtet, etwas zu thun, oder etwas zu lassen, außer kraft eines Gesetzes. Kein Gesetz darf rückwirkende Kraft haben. Jeder kann seine Gedanken durch Wort, Schrift und Veröffentlichung in der Presse ohne Censur mittheilen und ist nur für solchen Mißbrauch dieses Rechtes verantwortlich, den das Gesetz bestimmt. Niemand kann aus Rücksichten der Religion verfolgt werden, wenn er die Staatsreligion respektirt und der öffentlichen Sittlichkeit keinen Anstoß gibt. Jeder kann nach Belieben im Reiche bleiben oder dasselbe verlassen und seine Habe mit sich nehmen, wenn er nur die polizeilichen Vorschriften beobachtet und keine Rechte Dritter verletzt (z. B. sich seiner Schuldverbindlichkeit durch Flucht entzieht). Jeder Bürger hat in seinem Hause ein unverletzliches Asyl. Bei Nacht darf Niemand ohne seine Einwilligung bei ihm eintreten, außer im Falle einer Feuersbrunst oder Ueberschwemmung und bei Tage nur in solchen Fällen, die das Gesetz bestimmt. Niemand darf verhaftet werden, ohne daß sein Vergehen konstatirt ist, ausgenommen in den gesetzlich bestimmten Fällen, und in diesen soll der Richter dem Schuldigen binnen 24 Stunden in Städten oder vom Sitz der Justiz nicht entfernten Orten, und in den entfernten Orten in einem angemessenen Zeitraum, der näher zu bestimmen ist, den Grund seiner Verhaftung angeben. Selbst wenn das Vergehen konstatirt ist, soll der Schuldige in gewissen vom Gesetz bestimmten Fällen nicht verhaftet werden, wenn er bereit ist, eine genügende Kaution zu stellen. Im Allgemeinen soll eine solche angenommen werden, wenn die Strafe für das Vergehen nicht 16 Monat Gefängniß oder Ausweisung aus einem bestimmten Distrikt übersteigt. Mit Ausnahme der Ergreifung auf handhafter That kann Gefängnißstrafe nicht ohne einen von der kompetenten Behörde gezeichneten Verhaftsbefehl verhängt werden. Niemand darf von einer andern, als der zuständigen Behörde verurtheilt werden und nur kraft eines Gesetzes und in der rechtlich vorgeschriebenen Weise. Das Gesetz ist für Alle gleich, sey es, daß es schütze oder strafe. Jeder Bürger wird zu allen öffentlichen Aemtern zugelassen. Niemand ist davon ausgenommen, zu den Staatsausgaben nach seinem Vermögen beizutragen. Alle Privilegien sind und bleiben abgeschafft, die nicht wesentlich durch öffentliche Rücksichten für Staatsämter gefordert werden. Die Strafe kann nicht über die Person des Schuldigen hinausgehen, es gibt keine Vermögenskonfiskation, die Infamie trifft keinen Verwandten des Schuldigen in irgend einer Weise. Keine Art von Arbeit, Kultur, Gewerbe oder Handel darf verboten werden, wenn sie den Sitten, der Sicherheit und der Gesundheit der Bürger nicht zuwider ist. Das Briefgeheimniß ist unverletzlich. Die öffentlichen Beamten sind streng für Mißbrauch und Unterlassungen bei Ausübung ihrer Gewalt verantwortlich, wenn sie ihre Unterbeamten nicht wirksam für solche verantwortlich gemacht haben. Das Petitionsrecht ist unbeschränkt. Der Elementarunterricht ist für alle Bürger unentgeltlich. Die verfassungsmäßigen Gewalten können die Verfassung, so weit sie sich auf die vorstehenden bürgerlichen Rechte der Individuen bezieht, nicht

aufheben, ausgenommen wenn es sich um einen Aufstand oder einen Einfall des Feindes in das Reich handelt. Die obersten Beamten der Provinzen werden von der Regierung ernannt. Die Abgeordneten zu den Provinzialständen, einer demokratischen Errungenschaft der Föderalisten seit 1834, werden nach demselben System gewählt wie diejenigen zu den allgemeinen Kammern, aber ihre Geschäftsbefugniß, die dem Princip nach sehr ausgedehnt war, machte der täglichen Uebertretungen gegen den Geist des Fundamentalgesetzes wegen eine klare Rechtsbestimmung der vereinten Kammern nothwendig, welche dieselbe sehr einschränkten, obschon sie ihr noch eine unendlich umfangreichere Macht zugestanden, als die französischen Generalräthe sie ausüben dürfen. Diesen Provinzialständen ist die Lokalverwaltung und die ganze Sorge für die Ausführung der öffentlichen Arbeiten in der Provinz zugetheilt. Die von den Provinzialständen votirten Gesetze können nur dann vom Senat und der Deputirtenkammer für nichtig erklärt werden, wenn dieselben ihre Befugniß überschritten haben, die ziemlich ausgebreitet ist, da ihnen das Recht zusteht, Steuern aufzulegen und sogar Anleihen zu machen. Das brasilianische Gerichtswesen weicht in seiner Verfassung von dem französischen ab und nähert sich mehr dem portugiesischen. Auf der untersten Stufe der gerichtlichen Hierarchie finden wir das Kirchspiel mit seinem durch direkte Wahl berufenen Friedensrichter, dessen Amt es ist, ungesetzliche Versammlungen zu hindern, die Parteien zu versöhnen, ehe sie zum Prozeß schreiten, und in Schuldangelegenheiten zu erkennen, welche nicht mehr als 100 Francs betragen, in welchem Falle den Parteien noch übrig bleibt, an ein transitorisches Gericht zu appelliren, das aus drei andern Friedensrichtern der nächstgelegenen Kirchspiele zusammengesetzt ist. Dann sind in jeder Gemeinde die mit der Einleitung der Prozesse beauftragten Gemeinderichter; ferner in jedem Bezirk, der mehre Gemeinden umfaßt, ein Civilrichter (juiz de direito), ein Kriminalrichter (juiz criminal) und ein Waisenrichter (juiz dos Orphaõs). Der Civilrichter besorgt die bürgerlichen Rechtssachen. Wenn die Einleitung eines Prozesses durch den Gemeinderichter Statt gefunden, nachdem der Friedensrichter umsonst versucht, die Parteien zu versöhnen, dann spricht der Civilrichter in erster Instanz das Urtheil. In Kriminalsachen entscheidet das Geschworenengericht. Der Kriminalrichter hat nun zu prüfen, ob das Gesetz richtig angewendet sey, und den Ausspruch von Schuldig oder Nichtschuldig zu geben, der auf der Entscheidung der absoluten Majorität der Geschworenen beruht. Glaubt er aber dennoch, daß das Gesetz und die vorgeschriebenen Formalitäten nicht genau beobachtet worden seyen, so kann er noch ex officio an die Jury des nächstliegenden Amtsortes appelliren, vor welcher er im Voraus erklären muß, daß er sich dem Ausspruch dieses zweiten Gerichts unterwerfe. Der Waisenrichter verfügt nur in Sachen der Waisen, der Geisteskranken und der Abwesenden. Gegen die successiven Entscheidungen dieser verschiedenen Gerichte können die Verurtheilten den Rekurs an die obersten Gerichtshöfe (Relações) ergreifen; sie sind ungefähr unsern Appellhöfen gleich. Es gibt deren vier im ganzen Reiche, in Rio Janeiro, Bahia, Pernambuco u. Maranhon, von welchen jeder die anstoßenden Provinzen zu seinem Sprengel zählt. Obschon diese Appellhöfe in zweiter Instanz und als letzte Behörde entscheiden, so steht es dem Verurtheilten doch frei, sich noch an einen einzigen obersten Gerichtshof zu wenden, der eine Art von Kassationshof ist und welcher, wenn er erkennt, daß ein Fehler in der Form oder offenbare Ungerechtigkeit im Urtheile vorhanden, die Sache an einen andern Relacaõ oder Gerichtshof seiner Wahl verweisen, oder auch, wenn eine abermalige Prüfung der Sache nicht begründet erscheint, sie als endgültig abgeurtheilt erklären kann. Darauf beschränkt sich aber nicht allein das Amt des obersten Gerichtshofs, vielmehr kommt es ihm allein zu, die Präsidenten der Provinzen, die Diplomaten und die Beamten zu richten, welche einer absichtlichen Ungerechtigkeit angeklagt sind. Mit Ausnahme der Friedensrichter, die erwählt werden, und der Gemeinderichter, die wieder abberufen werden können, sind die Richter und Räthe der Gerichtshöfe B.s unabsetzbar, dürfen aber von einem Orte an den andern versetzt werden. Der Kriminalcodex, ein Jahr vor dem Sturze Dom Pedro's diesem zur Bestätigung vorgelegt und von ihm genehmigt, leidet an drei Kardinalgebrechen. Durchweg ist der Begriff des Verbrechens unvollständig entwickelt, die Formen des Prozesses sind ohne Kritik, ohne alle Berücksichtigung der Nationalität, denen anderer Völker nachgeahmt u. endlich die Unbestimmtheit, Spitzfindigkeit und Nachsicht, mit welcher alle Staatsverbrechen darin behandelt werden, stellt das Werk als das einer Faktion auf. So ist z. B. Rebellion nach diesem Codex die Vereinigung von wenigstens 20,000 Individuen, um einen Angriff gegen die Unabhängigkeit, Unverletzlichkeit und Würde der Nation zu machen; Insurrektion aber das Zusammentreten von mehr als 20 Sklaven, um mit bewaffneter Hand die Freiheit zu erringen. Daher wußte man lange nicht, ob der Aufstand von Para als das Werk von 20,000 Menschen betrachtet u. Rebellion genannt werden könne. Todesstrafe steht weder auf Rebellion noch Verschwörung, noch Aufruhr; die befohlene Einkerkerung von Tausenden ist aber bei dem Zustande der Gefängnisse unmöglich. In civilrechtlichen Sachen gilt der brasilian. Codex, ein unabsehliches Konglomerat von ältern portugiesischen Gesetzen, mit neuen, unvollständigen, widersprechenden Paragraphen und Auslegungen vermehrt. Vgl. Códe crim. de l'Empire de Brésil, Paris 1834, und Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes, VII, 297. Ueber die civilisirter Rechtspflege unzugänglichen Ureinwohner vgl. Martius, Von den Rechtszuständen unter den Ureinwohnern B.s, München 1832.

Das Finanzverhältniß B.s ist gegenwärtig ein doppeltes, das des Gesammtstaats und das der Provinzen. Es gibt in B. dreierlei Arten von Einkünften. Mit den allgemeinen

Steuern, welche sich 1831 auf 34 Mill. Frcs. beliefen und die man im Rechnungsjahre 1849 — 1850 auf ungefähr 80,000,000 schätzte, sollen die allgemeinen Ausgaben, durch die Provinzial- und Kommunalsteuern von Rio Janeiro, von denen die erstere ungefähr 15,000,000 Frcs. und die andere 3,000,000 Frcs. beträgt, die besonderen Ausgaben dieser Provinz und Gemeinde bestritten werden. Außerdem hat jede Provinz ihr besonderes Steuerbudget. Im Allgemeinen sind die Finanzen B.s dem äußern Anschein nach befriedigend. Die Gesammteinnahmen betrugen 1846—47 88,948,790 Frcs. 41 Ct., die Gesammtausgaben 70,931,869 Francs. 29 Ct. oder 44,116,835,569 Reis, und zwar 2,942 790,000 Reis für das Staatsministerium, 1,572,371,588 Reis für das Justizministerium, 549,740,000 Reis für das Ministerium des Auswärtigen, 3,445,396,493 Reis für das Marineministerium, 5,803,308,491 Reis für das Kriegsministerium, 9,801,228,897 Reis für das Finanzministerium, wozu noch die Budgets der 18 Provinzen mit 15,419,378 Frcs. 66 Ct. kommen. Indessen sind die Einnahmen größtentheils künstlich, nicht natürlich, wodurch die ungeheuren Hülfsquellen des Landes eher zurückgehalten als erschlossen werden. Während der überaus fruchtbare Boden, in welchem die Lebensstärke B.s besteht, nach den Grundsätzen einer gesunden Besteuerung vorherrschend die Bedürfnisse der Verwaltung zu bestreiten hätte, gibt es gar keine Grundsteuer und die ganze Last wird auf Ein- und Ausfuhr der einheimischen und der fremden Handelsartikel gewälzt. Nach den seit 1810 mit England und andern Staaten geschlossenen Handelsverträgen sollte der Zoll auf fremde Artikel im Durchschnitt 15 Procent des Werths nicht übersteigen; er belief sich jedoch schon 1844 bei einer Ausfuhr von 168 Mill. Frcs. auf nahezu 35 Mill., d. h. auf mehr als 20 Procent des Werthes, und der Tarif vom 12. August 1844 setzte für die meisten Gegenstände einen Zoll von 25, 30, 40, 50 u. 60 Procent fest, so daß der Betrag des Einfuhrzolls 1845/46 auf 46½, 1846/47 auf 48½ Mill. Fr. stieg. Wie wenig jedoch die einheimische Industrie dadurch gefördert wurde, ergibt die Thatsache, daß von 1847—52 die Einfuhr sich von etwa 55 auf 91, die Ausfuhr hingegen nur von 52 auf 66 Mill. Milreis gehoben hat. Aus den Minen zieht gegenwärtig der Staat die unglaublich geringe Summe von 183,823 Frcs., während früher jährlich bis zu 10 Mill. in die Staatskasse flossen. Die Ausfuhr von Gold betrug 1839—45 durchschnittlich 3 Mill., wovon 5 Procent an den Staat gezahlt werden mußten, während der wirkliche Ertrag alljährlich auf 15 Millionen und die Gesammtsumme des aus B. ausgeführten Goldes auf 1225 Mill. geschätzt wird. Die Diamantengräberei wirft dem Staate gar nichts mehr ab. Nach dem Budget für 1857/58 betragen Einkünfte und Ausgaben 4,061,999 Pfd. Sterl.; die wirklichen Einkünfte sollen 1854—55 gewesen seyn 17,787,950 Piaster. Die Civilliste des Kaisers beträgt ungefähr 2,300,000 Frcs. und wäre ungenügend für die vielen durch seine Würde erforderlichen Ausgaben, wenn er sie nicht durch Einkünfte seines bedeutenden Privatvermögens ergänzte. Die Dotation der Kaiserin beträgt 300,000 Frcs., und die bewilligte Gesammtsumme für die übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie beläuft sich auf 3,200,000 Frcs.; sie ist in den Ausgaben des Ministeriums des Innern nicht inbegriffen. Die auswärtige Schuld, hauptsächlich aus in England gemachten Anleihen bestehend, hat sich seit 1824 so vermehrt, daß sie am 31. Dec. 1855 5,839,900 Pfd. Sterl. betrug, wozu die inländische von 8,815,920 Pfd. Sterl. kam. Um gerecht zu seyn, muß man hinzufügen, daß die Interessen dieser Schuld stets regelmäßig bezahlt wurden, daß B., wo die Staatspapiere seit einigen Jahren fortwährend im Steigen sind, nie in Sorge gewesen ist wegen Zurückzahlung der Dividenden und daß es 1852, wo die Anleihe fällig, im Stande zu seyn hoffte, entweder seinen Kontrakt zu erneuern oder doch Mittel zu finden, durch Kontrahirung eines neuen Anlehens seine alten Schulden zu berichtigen. Die inskribirte und konsolidirte innere Schuld beläuft sich auf eine Summe von 140,000,000 Frcs. zu 6, 5 und 4 Procent Interessen, mit deren Zahlung man nie ernstlich im Rückstand geblieben ist. Das im ganzen Bereiche des Kaiserstaats im Umlauf befindliche Papiergeld repräsentirt außerdem ein Kapital von 136,000,000 Frcs. Diese Schulden, obgleich ungeheuer für ein Land, dessen politische Existenz kaum ein Vierteljahrhundert alt ist, und diese Masse von beständigem Schwanken unterworfenem Papiergeld wurden dennoch B. keine Verlegenheiten bereiten, wenn es der Regierung durch ein verständig organisirtes Kolonisationssystem gelänge, endlich den wünschenswerthen Gewinn aus den zahllosen Reichthümern seines Territoriums zu ziehen.

Die brasilianische Landmacht, welche fast ¼ der Staatseinkünfte verschlingt, da sie aus Geworbenen besteht, zählte 1852 22 540 Mann, wovon 3727 Mann Kavalerie in 4 leichten Regimentern u. 3542 Mann Artillerie, u. ist so, wie sie in den Kammern votirt wurde, nur einmal seit der Errichtung des Kaiserreichs ins Leben getreten. Dom Pedro's I. Lieblingsplan war die Herstellung einer tüchtigen Armee. Die Rüstungen gegen Buenos Ayres waren großartig, aber von dem unglücklichen Ausgang dieses Feldzugs datirt der Verfall der brasilianischen Kriegsmacht. Die Revolution von 1831 entriß der Regierung die Waffen, die Armee schmolz durch Desertion zu einer Handvoll Soldaten herab; nur die Offiziere blieben und ihr zur Last. Dennoch kostete dieses armseitge Häuflein Soldaten wegen der Unzahl Offiziere, des Aufwands in einer Menge Kanzleien rc. dem Staat jährlich nicht weniger als den vierten Theil seiner gesammten Einnahme, wobei das Land allen Angriffen bloß gegeben war. Was die maritimen Streitkräfte B.s anbetrifft, so stehen sie zwar in richtigem Verhältnisse zur Zahl seiner Bevölkerung, wenn auch nicht zur Größe seines Gebiets. Sie bestehen kaum aus 38 bewaffneten Fahrzeugen, worunter 1 Fregatte, mit 2933 Mann und armirt mit 356 Kanonen. Die zur Erhaltung dieser Marine bestimmte Summe (1/7 der Einkünfte) steht aber in durchaus unrichtigem Verhältnisse zu den Hülfsquellen des Landes und scheint demselben nur durch

die Eventualität eines Krieges mit den Staaten des Südens aufgedrängt worden zu seyn. Die brasilian. **Flagge** ist grün, mit eingeschobener gelber Raute; in dieser das **Wappen**: eine Erdkugel, auf welcher das Wappen von Portugal u. Algarbien ist, mit einer sechsstrahligen Krone über dem Ganzen. **Nationalfarben** sind grün und gelb. B. hat 2 **Orden**: den Orden von St. Peter, gestiftet 1826, und den Orden der Rose, gestiftet 1829 bei der Vermählung Dom Pedro's I. mit der Prinzessin von Leuchtenberg.

Seit der letzten Organisation des Reichs besteht B. aus 18 **Provinzen** (s. oben), sehr verschieden an Größe, so daß die kleinste nur 50 geogr. □Meilen hat, während andere 20—27,000 □M. messen, also doppelt so groß sind, als Frankreich. Jede Provinz theilt sich wieder in mehre **Gemarkschaften** (Comarcas) und diese wieder in **Gemeindebezirke** (Municipios). Letztere sind bei der dünnen Population oft sehr weitläufig: es gibt deren so groß wie das Königreich Sachsen.

Geschichte. Viele Jahrhunderte vor Columbus befuhren skandinavische Schiffe nicht nur die östlichen Küsten der neuen Welt von Grönland herab bis San Salvador, sondern sie gründeten auch bleibende Niederlassungen, waren Städteerbauer und richteten Vesten zum Schutz gegen die Urbewohner in beträchtlicher Entfernung von den Küsten auf. Schon 1753 fand man in der Provinz Bahia am Congoragebirge die Mauern einer alten Stadt mit runischen Inschriften, und die neuesten Forschungen der historisch-geographischen Gesellschaft in Rio Janeiro haben es außer Zweifel gestellt, daß dort einst eine norwegische Niederlassung war, wahrscheinlich für den Betrieb des Bergbau's, dessen kolossale Trümmer nordeuropäischen Ursprung deutlich verrathen. Daß in B., nachdem die Anwesenheit der Skandinavier längst verschollen war, 8 Jahre vor Columbus schon einzelne portugiesische Niederlassungen bestanden, haben die in der Bibliothek von San Paulo aufgefundenen Handschriften bewiesen; daß der Nürnberger Martin Behaim schon 1484 die Küste von B. gesehen habe, ist wenigstens nicht unwahrscheinlich. Doch beginnt die eigentliche Geschichte B.s erst mit 1499, in welchem zuerst der Spanier **Pinçon**, einer von Columbus' Gefährten, am Kap St. Augustin landete. Er gründete hier keine Niederlassung, nahm aber das Land im Namen der spanischen Regierung in Besitz u. brachte von dessen Naturprodukten Spezereien, Edelsteine und Brasilienholz nach Europa. Im nächsten Jahr, und zwar am Charfreitag, wurde B. auch von dem portugiesischen Admiral Pedro Alvarez de **Cabral** entdeckt, als dieser mit einer Flotte auf dem Wege nach Ostindien, um Stürmen zu entgehen, westwärts segelte und dadurch zufällig in die Bucht von Porto Seguro gerieth. Am ersten Osterfeiertag 1500 erhob sich auf diesem Gestade, im Angesicht der erstaunten Wilden, ein christlicher Altar, eine Messe wurde gehalten, das ganze Land für den König von Portugal feierlich in Besitz genommen und zum Andenken an dieses Ereigniß ein großes steinernes Kreuz errichtet; daher der Name Terra da vera Cruz. Den Namen B. erhielt es erst später von dem rothen Farbholze, Pao do Brazil, d. h. Holz der glühenden Kohle; das man daselbst in Menge fand. Auch Cabral gründete keine Niederlassung, sondern sandte nur ein kleines Schiff mit der Kunde der neuen Entdeckung nach Lissabon; er selbst setzte seine Fahrt nach Indien fort. In Portugal selbst wurde diese Nachricht mit Jubel empfangen. König Emanuel lud den **Amerigo Vespucci** in seine Dienste ein u. übergab ihm 3 Schiffe und den Befehl, den neuen Besitz gründlicher zu untersuchen. Die erste Reise mißglückte, aber auf einer zweiten fand er einen sichern Hafen, den er allen Heiligen weihte. Während seines 5monatlichen Aufenthaltes spann er ein freundschaftliches Verhältniß mit den Eingebornen an, ließ 40 Meilen weit das Innere des Landes erforschen, erbaute ein kleines Fort und versah es mit Geschütz, Provision und einer Besatzung von 12 Mann. Nachdem er hierauf seine Schiffe mit Affen, Papageien und Brasilienholz beladen hatte, fuhr er nach Lissabon zurück. In dem kostbaren Färbeholz bestand lange Zeit der Hauptgewinn, den Portugal von dieser neuen Entdeckung zog; andere Produkte derselben kannte man noch nicht, und es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn die portugiesische Regierung, in deren Schatz die Reichthümer Indiens und Afrika's flossen, sie anfangs mit Gleichgültigkeit behandelte und nur zur Uebersiedelung von Verbrechern benutzte. Erst unter Johann III., dem B. von dem Papst förmlich zugesprochen wurde (um 1549), 1521—1557, erhielt es eine Art administrativer Organisation, indem dieser König einen bereits auf Madeira und auf den Azoren mit Erfolg ausgeführten Kolonisationsplan auch auf B. anwendete. Er theilte das Land, d. h. die Küste, in Erbhauptmannschaften (Capitanias) und verlieh diese an begünstigte Personen, welche zur Gründung einer Niederlassung Willens waren, mit unbeschränkter Rechtsgewalt. Jede der 9 Capitanias nahm einen Küstenstrich von ungefähr 50 Legoas ein; nach dem Innern blieben die Grenzen unbestimmt. Die erste derartige Niederlassung gründete Martin Alfonso de Souza in St. Vincent. Er fuhr, mit Nützlichem und Nöthigem wohl versehen, von Europa ab und sah zuerst das Land **Rio Janeiro**, von ihm so genannt, weil er es am 1. Januar 1531 entdeckte. Sich südlich wendend, kam er zu einer, von den Eingeborenen **Guaiba** genannten Insel (24½° südl. Br.), die er anfangs zur Niederlassung bestimmte, aber später mit St. Vincent vertauschte, da er sie, trotz des guten Vernehmens mit den Eingebornen, seinem Zweck nicht entsprechend fand. Er gründete Ackerbau und Viehzucht und machte das Zuckerrohr, das er von Madeira kommen und hieranflanzen ließ, in Kurzem zu einem Gewinn verheißenden Produkte. Andere Capitanias entstanden rasch nach einander, zunächst die von **St. Amaro**, von Martin Alfonso's Bruder, Verdez Lopes da Souza gegründet, dem auch die erste Kolonie zwischen Parahibo und Pernambuco ihre Entstehung verdankt. Rio Janeiro wurde viel später angebaut und noch lange traf man, von St. Amaro aus nordwärts fahrend, erst in **Espiritu Santo** wieder auf eine Niederlassung. Letztere war von Vasco Fernandes Coutinho angelegt und gedieh, nachdem

die Kämpfe mit den Eingebornen vorüber und die ersten Anpflanzungen gelungen waren, bald zu lockender Blüthe. Auch Porto Seguro, der Ort, wo Cabral gelandet war, erhob sich durch Pedro de Campo Tourinho allmählig zu einer der gewinnreichsten Capitanias und konnte bald viele Ladungen Rohzucker nach dem Mutterland verfahren. Ein merkwürdiger Umstand beschützte die auf der weiten Strecke zwischen dem Rio Francisco und der Bahiabai versuchte Ansiedelung. Als der portugiesische Lehnherr, Franz Pereira Coutinho, die Kolonisationsstätte untersuchte, traf er da, wo jetzt Velha steht, auf eine vornehme Portugiesin, welche an der Küste Schiffbruch gelitten und unter Andern auch einige Feuergewehre und Munition ans Land gerettet hatte. Diese Donner- und Blitzwaffen verhalfen ihr zu großem Ansehen bei dem gewaltigen Stamm der Tupinambas-Indianer, und als Mutter Caramaru eine förmliche Herrschaft über sie ausübend hatte sie sich mit einem großen Kreis von Dienern in patriarchalischer Weise umgeben. Ihre Vermittelung gestaltete das Verhältniß zwischen den Indianern und den Eindringlingen zu einem freundlichen. Als aber Coutinho, ein tyrannischer Mann, auch die Tubinambas unter seine Geißel zwingen wollte, mußten in Kurzem die Portugiesen die Gegend verlassen. Erst später kehrten mit der Mutter Caramaru wieder einige portugiesische Ansiedler zurück; durch sie wurde die erste bleibende europäische Niederlassung gegründet. Noch größere Schwierigkeiten stellten sich der Kolonisation von Pernambuco entgegen. Ein marseiller Schiff hatte eine hier vor der Zeit der Capitanias angelegte portugiesische Faktorei weggenommen und mit einer französischen Besatzung von 70 Mann versehen. Als der Generalkapitän Pereiro das ihm verliehene Gebiet in Besitz nehmen wollte, mußte er sie den Franzosen und mit ihnen verbündeten Indianern Schritt vor Schritt abkämpfen und gelangte erst, nachdem er sich seinerseits ebenfalls mit einem Indianerstamm, dem der Tobayanes, verbunden, zu ungetheilter Herrschaft. Zwei andere Kolonisationspläne erlagen ihren gefährlichsten Feinden, den Eingeborenen, ein dritter den Meerstürmen: daher das Land zwischen St. Vincent und Espiritu Santo, sowie die Länder am Maranhon erst später der europäischen Ansiedelung sich öffneten. Um 1548 fing man an, aus Portugal Juden in Masse nach B. zu deportiren und eine Reihe Niederlassungen mit ihnen zu gründen. Von 1531—1548 ward das Land zwischen dem Amazonenstrom und dem La Plata mit einer Reihe von Kolonien besetzt, welche, Eigenthum reicher Portugiesen, allerdings auch mit einer Art Ordnung und Gerechtigkeit verwaltet wurden, aber freilich auf sehr ungleiche Weise. Verbrecher, Juden und Edelleute waren die Hauptbestandtheile der eingedrungenen Bevölkerung, die, dünn an der Küste hingestreut, weder den Indianern des Innern, noch einem Angriff von der Seeseite her eine sichernde Macht entgegenstellen konnten. Dazu kam noch, daß die Gouverneure der einzelnen Capitanias, statt aus der Vereinigung ihrer Kräfte eine Macht zu bilden, im selbstsüchtigsten Streben nur ihren persönlichen Vortheil verfolgten und, ohne höhere Beaufsichtigung und Verantwortlichkeit, über Eigenthum, Ehre und Leben der Kolonisten oft ganz nach Belieben verfügten. Portugal mußte, wollte es aus seinen Kolonien Nutzen ziehen, auf eine rasche Beseitigung dieser Uebelstände denken. Als wirksamste Mittel erkannte man: Koncentrirung der exekutiven Gewalt, Unterwerfung der kleinen Kolonialherren unter einen obersten Gerichtshof und Vereinigung der Defensivmacht in Eine Hand. Den Capitanias wurde die unbeschränkte Rechtsgewalt entrissen und ein Generalgouverneur mit der Obermacht im Militär-, Civil- und Kriminalwesen für ganz B. bekleidet. Das Gerichts- und Finanzwesen wurde einem Ouvidor übertragen; ein Generaleinnehmer sorgte für die richtige Erhebung der Kronabgaben. Jeder Kolonist wurde in der Liste der Landesvertheidiger entweder den Miliciàs oder den Ordonanzas beigesellt; letztere hatten nur innerhalb, erstere auch außerhalb ihrer Provinz zu streiten, beide standen unmittelbar unter dem Gouverneur, deren erster, Thomas de Sousa, im April 1549 mit 6 Schiffen und 1000 Personen, darunter 6 Jesuiten, bei Bahia landete. Auch diesmal trug Mutter Caramaru das Meiste zum Gedeihen der neuen Ordnung bei, indem sie den guten Willen der Eingebornen für ihre Landsleute zu gewinnen wußte. St. Salvador (Bahia) sollte Residenz des Gouverneurs und Hauptstadt der Kolonialregierung werden; sie wurde neu aufgebaut, mit Mauer und Graben umzogen und war schon 1550 von großen Zuckerpflanzungen umgeben, zu deren Bebauung man eine Ladung Negersklaven aus Afrika führte. Bald hatten sich sämmtliche Capitanias daran gewöhnt, in Bahia das gemeinsame Haupt und den Mittelpunkt alles Lebens der Kolonien, zu sehen. Zugleich begannen die Jesuiten ihr Werk moralischer und religiöser Erziehung der Eingebornen und der kaum weniger rohen Kolonisten, und es gelang ihnen, zwar nicht den Sumpf der verdorbenen Europäer zu reinigen, aber die vielleicht seit Jahrtausenden wild überwachsenen Herzen und Sinne vieler hundert Indianer urbar zu machen. Im Jahr 1553 erhielt B. seinen ersten Bischof und 1552 einen neuen Gouverneur in Duarte da Costa, mit dem auch eine frische Sendung Jesuiten und das Haupt der ersten Mission, Nobrega, ankam. Dieser Mann errichtete die erste höhere Schule, San Paulo, eine Quelle der Kenntniß und Bildung, die aber anfänglich nur für zu Wenige floß und vom Gouverneur oft gestört und verstopft wurde. Erst der Nachfolger desselben, de Sa (1558), erkannte die Wichtigkeit dieses Instituts und der geistlichen Wirksamkeit für B. und wirkte während der ganzen Dauer seines Gouvernements mit der Priesterschaft Hand in Hand für die Bildung der Kolonien.

Werth und Wichtigkeit der neuen Welt traten immer deutlicher hervor und weckten den Neid der übrigen europäischen Handelsvölker. Schon 1558 suchten sich die Franzosen in B. festzusetzen. Unter der Anführung eines kühnen und gewandten Seemanns, des Nikolaus Durand von Villegagnon, der, angeblich im Auftrag des Admirals von Coligny handelnd, den verfolgten Hugenot-

ten eine sichere Wohnstätte anlegen wollte, betrat 1558 eine bedeutende Schaar Kolonisten bei Rio Janeiro das Land. Kaum sah sich jedoch Villegagnon in Sicherheit, so riß er die Larve ab und drangsalte die Hugenotten auf alle nur erdenkliche Weise, so daß Viele, um seiner Tyrannei zu entfliehen, nach Frankreich zurückkehrten, und 10,000 Protestanten, die bereit standen, den Fuß aufs Bret zu setzen zum Uebergang in die neue Welt, durch jene trostlosen Nachrichten zurückgeschreckt wurden. Indeß schien B. unter den Statthaltern Sa und seinem Nachfolger Diego Laurenço da Viega einem blühenden Zustand entgegen zu gehen und gewann, wenn es auch Unterstützung und Schutz des Mutterlandes noch nicht entbehren konnte, doch zusehends an innerem Halt. Als aber Portugal (1580) in die Hände der Spanier kam, und nun die Feinde Spaniens auch die portugiesischen Kolonien feindlich behandelten, fielen nach einander Engländer, Franzosen und Holländer über das hülflose Land her. Die Engländer plünderten 1586 Bahia, verbrannten 1591 St. Vincent, setzten sich 1595 in Olinda fest; die Franzosen behaupteten sich 1612—1618 auf Marajo. Die Holländer aber, oder vielmehr ihre westindische Kompagnie, bemächtigten sich 1624 der Stadt Bahia. Zwar gelang es der vereinten Anstrengung von Portugiesen und Spaniern, 1625 die Holländer zu vertreiben; aber schon 1630 kehrten diese zurück, nahmen Olinda, und breiteten 1637, nach der Ankunft ihres Statthalters, des Grafen Johann Moritz von Nassau-Oranien, bald ihre Macht über die Hälfte B.s aus. Graf Johann Moritz war der Mann, dem Geist und Kraft genug inwohnte, um die rechten Mittel, die eine Kolonie in kurzer Zeit zur selbstständigen Macht umbilden mußten, zu finden und durchzusetzen. Einen großen Theil von den Einkünften des Landes und von seinem eigenen Vermögen verwandte er auf die Befestigung der Strommündungen, auf Brückenbauten zur Erleichterung der innern Kommunikation, auf Befestigung und Verschönerung der Städte. Hinsichtlich der Religion beobachtete er die holländische Politik allgemeiner Duldung, arbeitete eifrig auf eine Vermischung der verschiedenen Menschenracen hin und suchte auch die Portugiesen durch das Vertrauen, das er ihnen schenkte, für sich zu gewinnen. Aber die Mitglieder der westindischen Kompagnie riefen 1640 Moritz zurück und setzten ihm Nachfolger, die, ohne seine politischen und militärischen Talente, mit weit tüchtigeren Gegnern in die Schranken zu treten hatten. Nachdem nämlich das Haus Braganza den portugiesischen Thron bestiegen hatte, setzte zwar ein Vertrag fest, daß B. im Besitz der Holländer bleiben solle; allein schon 1645 veranlaßten die unklugen Bedrückungen, unter welchen Eingeborne und Portugiesen litten, eine Empörung der Plantagenbesitzer, welche mit der gänzlichen Vertreibung der Holländer endete. Cavalcante, ein kühner Abenteurer, nöthigte sie am 28. Jan. 1654 zur Kapitulation, und 1661 trat Holland ganz B. gegen eine Summe von 350,000 Pfund Sterling (8 Millionen Crusaden oder 2,500,000 Thlr.) an Portugal ab. Ein 1679 mit Spanien ausgebrochener Streit über die neue brasilianische Kolonie, San Sagramento am La-Plata, von welcher aus die spanischen Provinzen mit dem lebhaftesten Schleichhandel überschwemmt wurden, endete 1777 mit dem Verlust der Kolonie an Spanien.

Von Jahr zu Jahr wichtiger wurde jetzt B. für Portugal, da dieses immer mehr mit dessen Ergiebigkeit, seit 1696 mit dessen Goldgruben, seit 1727 mit dessen Diamantgruben bekannt wurde und dadurch unermeßliche Schätze an sich brachte. Gleichwohl geschah von der portugiesischen Regierung nichts für die Heranbildung des brasilianischen Volkes, wohl aber Vieles, was Unwillen und Haß erzeugen mußte. Portugals Aufmerksamkeit war nur darauf gerichtet, B. in Abhängigkeit zu erhalten und den Gewinn, den dessen Schätze, besonders die Gold- und Diamantgruben gewährten, zu sichern und zu erhöhen. Es suchte daher den Geist des Volkes darnieder zu halten, ordnete Zölle und Abgaben an, beschränkte den Handelsverkehr auf einige Küstenplätze, wies Fremde zurück oder belauerte sie mit Argwohn; ohne Hehl war es ausgesprochen, daß die Kolonie nur zur Bereicherung des Mutterlandes vorhanden sey. So waren Oel- und Weinbau verpönt, denn Oel und Wein lieferte das Mutterland zu beliebigen Preisen; das eigene Salz durfte nicht gewonnen werden, denn die brasilianische Salzeinfuhr war den Kaufleuten in St. Ubes verpachtet; Fabriken durften nicht angelegt werden denn Fabrik- und Manufakturwaaren führten die Portugiesen, die sie erst von Fremden erkauften, um hohe Preise ein. Im Innern des Landes hatte die Regierung seit 1640 Mehren vom portugiesischen Adel weit ausgedehnte Besitzungen mit großen Rechten und Freiheiten ertheilt; allmählig aber beschränkte sie diese Rechte und Freiheiten, bedrückte die Uebergesiedelten mit Abgaben, erschwerte ihnen das Halten von Sklaven und übertrug nicht ihnen, sondern eingeborenen Portugiesen, die wichtigsten Staats- u. Kirchenstellen. Dieses Verhältniß blieb ohne alle Aenderung u. Besserung bis zum Beginn des 19. Jahrh. Unter diesen Umständen kam das königliche Haus Braganza, vor Napoleons Schaaren flüchtend, am 19. Januar 1808 nach B., wo es (im März 1808) zu Rio Janeiro seinen Wohnsitz aufschlug. Mit dem portugiesischen Hofe zog ein neues Leben ein; was geknechtete Provinz gewesen, wurde zum Reich. Fabriken und gemeinnützige Anstalten (auch Buchdruckereien) wurden gegründet, die Bank von B. errichtet, die Häfen allen befreundeten Nationen geöffnet, die Einfuhr aller fremden Waaren gegen eine Abgabe von 24 Procent erlaubt und Fremde zur Betreibung des Ackerbaues herbeigezogen; die in so tiefer Erniedrigung vom Mutterlande gehaltene Kolonie wurde ein Staat, als König Johann VI. (damals noch Prinz-Regent) dasselbe am 17. December 1815 zum Königreiche erhob. Auch die Vermählung des damaligen Kronprinzen Dom Pedro mit der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich war auf die Gestaltung B.s von großem Einfluß, denn jetzt wurde Gelehrten und Künstlern gestattet, das bisher jedem forschenden Auge verschlossene Innere von B. zu bereisen und der Welt von seinen Wundern zu erzählen. In dieser Zeit ent-

standen die Werke von Mawe, Eschwege, Martius und Spix rc., und es wurden viele großartige Niederlassungen von Deutschen und Schweizern gegründet. Während dieser scheinbar friedlichen Umwälzung der früheren Mißbräuche und einer frohen Neugeburt des Staats drohte seiner Stellung von außen, aber noch mehr von innen, mancher Angriff. Spanien weigerte sich, Olivenza, das der wiener Kongreß Portugal zugesprochen hatte, abzutreten; B. entschädigte sich, indem es 1816 von der ehemals spanischen Provinz, nun freien Republik Buenos Ayres die Banda oriental mit dem Hauptort Montevideo losriß. Bei der Unzufriedenheit, die so lange in B. genährt war, wirkten die revolutionären Bewegungen, die seit 1808 Südamerika erschütterten, ergreifend auf dasselbe ein und erweckten die Sehnsucht nach voller Selbstständigkeit und Freiheit. Die Maurerei stachelte 1817 einen Aufstand zu Pernambuco auf, der aber bald unterdrückt wurde. Als aber König Johann VI., der auch nach Napoleons Sturze in B. geblieben war, Ende 1820 damit umging, nach Portugal, wo im August d. J. eine Revolution sich erhoben hatte, zurückzukehren, und nun die Brasilianer fürchteten, in die vorige Abhängigkeit vom Mutterlande zurückzufallen, entzündete sich ein weit heftigerer Aufstand zu Rio Janeiro (26. Februar 1821). Diesen konnte König Johann nicht unterdrücken; vielmehr mußte er den Brasilianern eine Verfassung, wie diese sie wünschten, versprechen (28. Februar) und ihnen bei seiner Abreise nach Portugal (26. April) den Kronprinzen Pedro (geb. 1798) als Stellvertreter oder Geisel zurücklassen. Aber der portugiesische Kronprinz war nicht der Mann, die äußerst schwierige Lage zu beherrschen. Vergebens suchte er zwischen den portugiesischen Großen und den Brasilianern eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Als man zu Lissabon versuchte, B. zur vormaligen Abhängigkeit zurückzuführen, die Centralstellen zu Rio Janeiro aufhob und Dom Pedro nach dem Beschluß der Cortes nach Europa zurückkehren sollte, zwangen die Brasilianer den Kronprinzen Pedro, in B. zu bleiben. Alle portugiesischen Truppen wurden heimgeschickt, ein neues in selbstständiger Weise verfahrendes Ministerium ward eingesetzt, an dessen Spitze José Bonifacio d'Andrada stand, u. am 16. Februar ein Rath aus Abgeordneten der Provinz zusammengerufen, welcher, unter dem Vorsitze Dom Pedro's, die zum Wohle des Reichs nothwendigen Maßregeln verfügen sollte. Am 13. Mai 1822 ward darauf Dom Pedro zum immerwährenden Vertheidiger B.s (Defensor perpetuo do Brazil) ernannt und vom Ministerium ein Dekret erlassen, welches die brasilischen Cortes auf den 21. Mai zusammenrief. Mit Einwilligung des Prinzregenten ward am 12. Oktober die völlige Trennung von Portugal feierlich ausgesprochen und Dom Pedro als Pedro I., konstitutioneller Kaiser von B., ausgerufen. Die portugiesischen Truppen, die Besatzungen einzelner Burgen und Städte widersetzten sich; aber sie wurden schnell, vorzüglich durch Hülfe des englischen Admirals Cochrane, der in brasilische Dienste getreten war, geschlagen und aus dem Lande gebracht. Auch Montevideo mußten die Truppen am 18. Nov. 1823 verlassen, dessen Vereinigung mit B. bald ausgesprochen wurde. Am 3. Mai 1823 eröffnete der Kaiser die ersten konstituirenden Cortes B.s mit einer begeisternden Rede. In den mit großer Leidenschaft geführten Verhandlungen über die Antwort auf die Thronrede stießen die beiden feindlichen Parteien, die Royalisten und die Liberalen, an deren letztern Spitze die Brüder des Ministers Andrada e Silva standen, hart aneinander. Dom Pedro hielt es mit den Royalisten; das Ministerium Andrada wurde entlassen. Als die republikanischen Blätter die Absetzung aller in brasilianischen Diensten stehenden Portugiesen verlangten und die Regierung Anstand nahm, Folge zu leisten, kam die gährende Volksmasse in Aufruhr und verlangte die Entlassung der neuen Minister und Entfernung aller Portugiesen. Die Minister gehorchten; der Kaiser aber, der Treue der Truppen, wenigstens der Offiziere, gewiß, löste die Cortes, die sich am 12. Nov. für permanent erklärt hatten, durch ein Dekret, welches ein Offizier an der Spitze des Militärs überbrachte, auf und ließ diejenigen Deputirten, welche gegen diesen Gewaltstreich protestirten, worunter die Brüder Andrada, verhaften und nach Frankreich transportiren. Die in den Provinzen, besonders in Pernambuco, deshalb ausgebrochenen Unruhen waren diesmal von untergeordneter Bedeutung und zeigten sich erst kräftig, als der in einer zweiten Nationalversammlung (Ende Nov. 1823) zum Vorschlag gebrachte Verfassungsentwurf, ein Werk des kaiserlichen Staatsraths, von dem Cabildo (Municipalität) der Hauptstadt genehmigt, am 9. Jan. 1824 von dem Volke und am 25. März von dem Kaiser und der Kaiserin als brasilianische Konstitution beschworen worden war. Auf diese Nachrichten erklärte der (bereits abgesetzte) Präsident der Provinz Pernambuco, Man. de Carvalho Paez d'Andrada, die nördlichen Provinzen von B. als getrennt und zu einem republikanischen Staatenbund, „Union des Aequators". Der Kaiser sah sich jedoch durch Admiral Cochrane am 17. Sept. 1824 wieder in den Besitz der Stadt gesetzt und versuchte es, die Provinz durch das Martialgesetz (erst 1829 aufgehoben) zur Ruhe zu bringen. Am 15. Nov. 1825 genehmigte auch der König von Portugal die Anerkennung der Unabhängigkeit B.s unter den Bedingungen, daß die Souveränetät in B. an seine Nachkommen übergehe, daß der König von Portugal, für seine Person, auch den Titel „König von B." fortführe, daß der Kaiser niemals Vorschläge anderer portugiesischen Kolonien zur Vereinigung mit B. annehmen wolle und daß der Verkehr zwischen beiden Nationen wieder hergestellt und alles konfiscirte Eigenthum gegenseitig zurückgegeben werde. Hierauf wurde auch von den Höfen in Paris und Wien das Kaiserthum anerkannt. Eine um diese Zeit mit Großbritannien angeknüpfte Verhandlung freundschaftlicher Handelsverbindungen und insbesondere für Abschaffung des Sklavenhandels fand damals bei beiden Regierungen keine Ratifikation; sie trat erst 1830 ein. Noch 1825 erneuerte Buenos Ayres seine alte Forderung, Rückgabe der Banda oriental. Montevideo erhob sich und erklärte unter dem Beistande von

Buenos Ayres seine Unabhängigkeit am 20. Aug. 1825. Der Kaiser erklärte darauf am 10 Dec. den Vereinigten Staaten am Rio de la Plata den Krieg, der aber ohne besondern Ruhm geführt wurde. Nur der brasilianische General Lecor hielt in Montevideo gegen alle Angriffe Stand; die übrigen Landtruppen zeigten bei jeder Gelegenheit Schwäche, und die brasilianischen Kriegsschiffe, welche die Mündung des La-Plata gesperrt hielten, wurden, wegen ihrer totalen Unfähigkeit und Unbeholfenheit, die Schmach ihres eigenen Landes und das Gespött der Feinde. Am 28. August 1828 mußte die Banda oriental mit Montevideo aufgegeben und als selbstständige Republik (Uruguay) anerkannt werden. Während dieser ohnmächtigen Kriegsbemühungen des Kaisers, die auf das brasilianische Heerwesen ein eben so schlechtes Licht warfen, als bereits auf der Rechts-, Polizei-, und Finanzverwaltung des Reichs ruhte, einigten sich endlich alle Faktionen in der Ansicht, daß Dom Pedro den Brasilianern nur ein Name, nur ein Schatten gewesen sey, hinter dem man die Befreiung des Reichs vor den Augen des monarchischen Europa zu verbergen gesucht habe. Die Unzufriedenheit der Brasilianer stieg aber auf den höchsten Grad, als der Kaiser nach dem Tode des Königs Johann VI. von Portugal plötzlich am 31. Dec. 1828 den Entschluß faßte, die Rechte seiner Tochter Donna Maria da Gloria gegen ihren abtrünnigen Gemahl Don Miguel in Portugal mit den Waffen zu behaupten. Kammern, Volk und Heer geriethen in Aufruhr, und nur fremde Hülfe, englische und französische Seetruppen, konnten den öffentlichen Ausbruch desselben niederhalten. Das Jahr 1829 untergrub am gefährlichsten die Grundvesten des Throns. Die gesetzgebende Versammlung untersuchte den Zustand der Finanzen, wobei es denn nicht fehlen konnte, daß die Ursache ihrer Zerrüttung auch die Person des Kaisers nicht aus der Diskussion ließ. Die mit den höhnischen Worten: „Erleuchtete und sehr ehrenwerthe Abgeordnete der Nation. Die Session ist zu Ende. Der konstitutionelle Kaiser und immerwährende Vertheidiger B.'s", angekündigte Auflösung der Cortes am 3. Sept. war die Folge. Man schrie über Beleidigung der Nation; die Unzufriedenheit wuchs zu einer Höhe, die einen baldigen allgemeinen Ausbruch verkündigte. Die der Regierung großentheils abgeneigten Abgeordneten der zweiten Legislatur erschienen mit der bestimmten Absicht, für jene Beleidigung Rache zu nehmen. Was der Kaiser den Kammern bei deren Eröffnung 1830 vorschlug, konnte gut und klug genannt werden; aber es kam von ihm und war daher allen Parteien zuwider. Die Nachrichten von der französischen Julirevolution fanden sofort in B. Anklang und riefen ähnliche Unternehmungen hervor, namentlich zu Minas Geraes. Der Versuch des Kaisers, in dieser Provinz Anhang und einen Stützpunkt für sich zu gewinnen, schlug fehl; der Kaiser mußte unverrichteter Sache nach der Hauptstadt zurückkehren. Nachdem fortwährende und zu nichts Besserem führende Ministerwechsel, womit der Monarch bald der, bald jener Partei gerecht zu werden gehofft, zu nichts geführt und auch das Militär theilweise abgefallen war, blieb dem Kaiser nichts übrig, als am 2. April 1831 zu Gunsten seines 5jährigen Sohnes Dom Pedro de Alcantara abzudanken. Durch einen Erlaß vom 6. April ernannte er José Bonifacio d'Andrada zum Erzieher des Prinzen und schiffte sich am 8. nach Europa ein. Die zu Rio Janeiro tagenden Abgeordneten ernannten eine Regentschaft (Francesco de Lima, Carcavellas und Vergueiro), welcher während der Minderjährigkeit des Kaisers die vollziehende Gewalt zu üben sollte. Das von der Regentschaft gebildete Ministerium konnte indeß eben so wenig das Vertrauen der Nation gewinnen, als die Regentschaft selbst durch ihre schmeichelhafte Amnestie die streitenden Faktionsansprüche in Einklang bringen. Während der Exkaiser das Schiff betrat, bekämpften sich die Faktionen in den Straßen von Bahia, und noch ehe er Europa sah, war Rio Janeiro der Schauplatz eines blutigen Bürgerkriegs. Im Mai, Juni u. Oktober wiederholten sich diese Auftritte in der Hauptstadt und würden, besonders die letzten, für die kaum aufgestellte Regierung von den gefährlichsten Folgen gewesen seyn, wenn nicht die britische und französische Seemacht der Regierung drohend zur Seite gestanden, wenn nicht in der neuerrichteten Bürgergarde ein Geist der Ordnung gewaltet hätte. Die republikanischen Zeitschriften, die Preßfreiheit zur Brandfackel herabwürdigend, trugen das Feuer von Ort zu Ort. Auch in Bahia, Pernambuco u. Para loderte der Aufruhr, wurde aber erstickt von der Macht der Bürger. Im Bürgerstand bildeten sich damals zahlreiche politische Vereine, die, frei, doch besonnener, den Zustand des Staats beriethen; den größten Einfluß gewann die „Sociedade defensora da liberdade e independenzia national". Während der unaufhörlichen Volksbewegungen hatte sich in den Sitzungen der Kammer vom 3. Mai bis 1. Nov. 1831 die Lage des Staats als eine verzweifelte herausgestellt. Im Departement der Finanzen sah es so trostlos aus, daß der Finanzminister den Antrag machen konnte, die Zinszahlung aller fremden Anleihen auf 5 Jahre zu suspendiren. Da auch die gänzliche Auflösung der Armee am allerwenigsten im damaligen Augenblick zuläßig war, so behalf man sich mit einer Reducirung der Truppen von 15,000 (die nie bestanden hatten) auf 12.000 Mann. Am 17. Juni ernannte die Kammer eine neue und zwar permanente Regentschaft: Francesco da Lima, Jozé da Costa, Carvalho, Rechtsgelehrter und Grundbesitzer u. Deputirter für San Paulo, und Joao Brasilio Muniz, Grundbesitzer und Deputirter für Maranhon, und genehmigte den letzten Wunsch Dom Pedro's I., indem sie José Bonifacio d'Andrada zum Erzieher des jungen Kaisers einsetzte. Ein für die Zukunft des Staats wichtiger Beschluß der Cortes, gefaßt am 13. Okt. 1831, bestimmte, daß, nach Ablauf der vierjährigen Dauer der damaligen Legislatur, die Abgeordneten der nächsten, welche 1834 zusammentreten würde, von ihren Kommittenten Vollmacht erhalten sollten wegen der Reform der Verfassung, für die das Föderativsystem bereits als Grundlage angenommen war. Dieser Beschluß goß Oel in die Massen, aus denen allent-

halben noch die Flammen zuckten; die Faktionen erhoben sich von Neuem gegen einander u. suchten in gegenseitiger Vernichtung den Sieg. Pernambuco, Bahia, Rio, Ceara, Minas Geraes ꝛc. sahen nach einander bald Republikaner und Föderalisten, bald Soldaten und Bürgergarden, bald Moderados (Anhänger der Regentschaft) und Caramuros im Kampf gegen einander, ja sogar der Exkaiser erhielt ein Fähnlein, das schnell wuchs und vielleicht die Fahne Pedro's auf einige Zeit wieder zur Herrschaft gebracht hätte, wenn der Tod die Hoffnung seiner Streiter nicht vernichtet hätte. Das Ministerium verlor solchen Stürmen gegenüber Kraft und Haltung und dankte (25. Juli 1832) ab. Die Regentschaft setzte (4. August), während in vielen Provinzen die Empörung theils unter der Asche glimmte, theils in hellen Flammen aufschlug, mit Mühe ein neues Ministerium zusammen, das die Häupter mehrer Parteien in seinen Schooß aufnahm. Der hervorragendste Charakter desselben war Pereira; John Joaquin de Lima e Silva wurde Oberbefehlshaber der Truppen. Das Jahr 1833 ging auf den Blutspuren des vergangenen weiter. In Minas und Para wüthete der Pöbel gegen Vornehme und Kaufleute, vertrieb die Portugiesen, in Rio Janeiro aber, wo sich ein Caramurosverein, Sociedade militare, angeblich zum Sturze der Regentschaft, gebildet hatte, brach der Pöbel in offenen Aufruhr aus und verlangte die Auflösung des militärischen Vereins und die Absetzung Andrada's; die Regentschaft gehorchte. Andrada ging, der Marquis von Itanhaem war sein Nachfolger. Trotz dieser Vorgänge trat aber mit jedem Tage mehr der durch Einheit starke bürgerliche Mittelstand den exaltirten Faktionen gegenüber in eine dem Staatswohl heilsame Stellung. Dies bezeugt das Werk von 1834, die Totalreform der Staatsverfassung. Nachdem die Sociedade defensora, mit aller Macht die föderalistische Partei ergreifend, den Grundsatz aufgestellt hatte, daß die Vertreter der Nation das Recht hätten, die Verfassung auch ohne Zustimmung des Senats und der vollziehenden Gewalt abzuändern, erklärte auch die Kammer der Abgeordneten sich für diesen Grundsatz und schuf durch das Dekret vom 6. Aug. 1834 B. zu einer föderalistischen Monarchie um, die, gleich der nordamerikanischen, volle Souveränetät dem Volke zurückgab und dem Monarchen die erbliche Stellung anweist, welche der Präsident der Vereinigten Staaten für seine Amtsdauer genießt. Demselben Gesetz gemäß wählten die Legislaturen im Okt. 1835 Diego Antonio Feijo, einen dieser Stellung nicht gewachsenen Mann, zum Regenten von B. Ferner wurde von der Versammlung ein Preßgesetz angenommen, dagegen der Antrag auf ein Bündniß mit der nordamerikanischen Union zurückgewiesen. Endlich erschien am 30. Oktober 1835 noch ein vom Regenten unterzeichnetes und von den Ministern kontrasignirtes Dekret, welches die Königin von Portugal von der brasilianischen Erbfolge ausschloß und dagegen Januaria, Dom Pedro's jüngere Tochter, im Fall der Kaiser ohne Leibeserben sterben sollte, als Thronfolgerin anerkannte. In demselben Monat trat Portugal mit B. wieder in diplomatische Verbindung; es erschien ein portugiesischer Gesandter in Rio Janeiro. Aber die Faktionen wirkten rastlos weiter. Der gegenseitige Haß der Parteien regte den plünderungslustigen Pöbel und die Sklaven zum Aufstande an; besonders wurde Para der Schauplatz anarchischer Greuel. Schon im Juni 1835 hauste der Pöbel, mit den Soldaten gemeinschaftlich, in Para, mordete den Präsidenten, den Befehlshaber der Truppen, den Hafenkapitän u. viele Einwohner und richtete selbst, nachdem der General Rodriguez die Stadt besetzt hatte, noch manches schreckliche Blutbad darin an. In Bahia empörten sich (Juli 1835) die Neger; auch in Minas Geraes u. in Rio Janeiro, in Pernambuco und Alagoas spukte der Geist der Anarchie. Die dauerndsten und traurigsten Folgen hatte das unglückliche Para zu dulden. Kaum war die Sklaven- und Pöbelerhebung im Januar und Februar unterdrückt worden, als am 23. August die zahlreichen Stämme des Topuvolks die Stadt angriffen und verwüsteten, die weißen Einwohner mordeten und ihr Eigenthum plünderten. Nachdem die Weißen ausgerottet waren, hielten die Indianer die Stadt besetzt, errichteten eine Art Regierung und vertheidigten sie glücklich gegen eine englische, französische, portugiesische u. brasilianische Flotte unter dem Commodore Taylor (1835), bis im Dec. 1835 ein englisches Geschwader unter dem Commodore Home vor Para erschien, das den hartnäckigen Feind in verlustvollen Gefechten schlug und ihn einschloß; aber erst nachdem (Jan. 1836) eine Expedition von 16 Schiffen und 2000 Mann von Rio Janeiro unter General Andrea endlich eingetroffen war und die Belagerten in mehren Ausfällen siegreich zurückgeworfen hatte, ergaben sie sich. Eine neue Wunde schlug dem Staate der Aufstand in Bahia, der am 7. Nov. 1837 von Dom Sabino, einem Menschen, dem wegen früherer Verbrechen schon einmal eine 12jährige Gefängnißstrafe zuerkannt worden, angestiftet worden war. Erst am 8. December erschien das brasilianische Geschwader, und nach 3 Monaten machte ein glücklicher Zufall die Kaiserlichen zum Meister des Platzes. Auch die Provinz Rio Grande do Sul hatte sich im April 1837 zu einer unabhängigen Republik unter der Präsidentschaft des Obersten Bento Gonçalvez da Silva erklärt, der in einer Proklamation an das brasilianische Volk auf Abschaffung der Monarchie und Deportation des jungen Kaisers nach Europa antrug, war aber durch ein starkes brasilianisches Expeditionscorps bald unterworfen worden.

Der Regent Feijo hatte im Gefühl seiner Unfähigkeit das Steuer des Staatsschiffs in diesem Sturm verlassen und abgedankt. An seine Stelle trat Pedro Arunjio de Lima; mit ihm trat auch ein neues Ministerium ein. Die für 1838—41 gewählten Cortes wurden am 3. Mai 1838 von Lima eröffnet, aber schon im Juli 1840 aufgelöst. Statt auseinander zu gehen, rächten sich diese durch einen revolutionären Akt: sie erklärten den noch nicht 15jährigen Kaiser Pedro II. für volljährig, und dieser wählte die Brüder Andrada,

die Veranstalter jener Revolution, in das Ministerium; dem Francisco d'Andrada übergab er die Finanzen, dem Antonio Carlo d'Andrada das Innere. Am 18. Juli 1841 wurde der junge Kaiser gekrönt. Das alte Parteitreiben begann von Neuem oder wurde vielmehr fortgesetzt, aber die republikanische, die zahlreichere Partei der Brasilianer unterlag der monarchischen, welche über die materiellen Mittel im Lande gebot. Mit der Niederlage der republikanischen Partei traten auch die Andrada aus dem Ministerium u. kehrten nach San Paulo, ihrem Geburtslande, zurück, wo sie im Mai 1842 einen Aufstand anzettelten, der aber schon im August durch den General Larias unterdrückt wurde. Gleichzeitig brach ein Aufstand in der Provinz Minas Geraes aus; an der Spitze der Aufständischen stand hier Dom José Feliciano, vormals Präsident der Provinz, der mit seinem 6000 Mann starken, schlecht bewaffneten und schlecht geführten Heere doch den kaiserlichen General Rietona am 26. Juli 1842 bei Gueluz (nördlich von Barbacena) schlug, aber, da er zu seiner Verstärkung Farbige und Sklaven an sich gezogen und so den Abfall eines großen Theils seiner Anhänger, der Besitzenden, veranlaßt hatte, im August von General Larias bei Sta. Lucia geschlagen wurde. Gleichwohl blieb die Partei, die die Föderativrepublik erstrebte, mit den zahl- und einflußreichen Farbigen im Bunde, in drohender Stellung dem kaiserlichen Thron gegenüber und wurde wegen der Zerrüttung der Finanzumstände des Landes um so gefährlicher für das Bestehen der Monarchie. Unter den Europäern versuchten besonders die Engländer, sich B. zu nähern und namentlich Handelsverbindungen mit B. anzuknüpfen; sie begannen ihre Absichten von Guyana aus ins Werk zu setzen, indem sie von dort ihren Waaren bei den von den Brasilianern verfolgten Indianern Eingang verschafften. Einen Handelsvertrag, dessen Abschließung die Engländer den Brasilianern Anfangs 1843 antrugen, lehnten diese ab; eben so wenig wollten sie von einem gleichen Vertrag mit den Franzosen wissen. Anfangs 1845 erfolgte die Unterwerfung der Empörer in Rio Grande, denen eine Amnestie ertheilt wurde. Da im vorigen Jahre eine Auflösung der Kammern Statt gefunden hatte, so wurden 1845 zwei Sessionen gehalten. In Folge der erstern wurde im August ein kaiserliches Dekret erlassen, welches die Civilisirung u. Christianisirung der Indianer befahl; am Ende der letzteren erklärte der Kaiser in der Thronrede, daß er bei dem ausgebrochenen Streite Englands und Frankreichs mit Buenos Ayres die Angelegenheiten im Auge behalten, aber neutral bleiben würde, doch wurde der Verkehr zwischen Rio Grande und der Banda oriental verboten, um Oribe die Subsistenzmittel abzuschneiden. Im Jahr 1845 erlosch auch der 1830 auf 15 Jahre mit England abgeschlossene Vertrag wegen des Durchsuchungsrechtes, u. B. weigerte sich standhaft, denselben zu erneuern, versprach zwar die einheimischen Gesetze, die den Sklavenhandel als Seeraub bestrafen, aufrecht zu erhalten, protestirte aber gegen die britische Parlamentsakte wegen Behandlung brasilianischer Sklavenhändler gleich den Seeräubern. Die Abneigung B.s gegen diesen Vertrag hatte ihren Grund besonders in der Härte, womit die Engländer dieses Recht an brasilianischen Schiffen ausgeübt hatten, und darin lag auch ein Hauptgrund, daß die immer fortgesetzten Verhandlungen wegen eines Handelsvertrages zu keinem gedeihlichen Ende führen wollten. Am Ende des Jahres wurde zwar der unbeliebte englische Geschäftsträger Hamilton abberufen und Hudson trat an seine Stelle; aber die Abneigung der Brasilianer gegen die Engländer blieb, obgleich der Kaiser eine Uebereinkunft gern gesehen hätte, da er englische Hülfe gegen sein eigenes Volk zu haben wünschte. Als das Ministerium den englischen Gesandten feierlich empfing, mußte es wegen des Volksunwillens darüber abtreten, und die Kammern setzten es 1847 durch, daß die englischen Waaren ⅓ mehr Eingangssteuer als die anderer Länder geben sollten. Das Ganze, was die Engländer erreicht, war, daß das bezügliche kaiserliche Dekret nicht vor 1849 in Vollzug gesetzt werden sollte. Die Nachricht von der französischen Revolution im Februar 1848 erregte große Bestürzung in B. und hatte auf den Handel und Verkehr in Rio Janeiro lähmenden Einfluß. Nachdem Anfangs 1849 erst ein Sklavenaufstand in der Provinz Rio Grande unterdrückt worden war, machte im Juni die vom Staatsruder entfernte republikanische Sta.-Luciapartei in Pernambuco einen neuen Aufstand. Dieselbe wollte die Portugiesen aus dem Lande vertrieben oder wenigstens aller Stellen entsetzt wissen und forderte die Freilassung der Sklaven, um durch dieselben verstärkt zu werden. Die Regierung war lange im Nachtheil gegen die Aufrührer, bis dieselben endlich Anfangs Mai 1849 eine empfindliche Niederlage erlitten und sich in die Wälder zurückzogen. Als der Zeitpunkt näher kam, wo das Dekret wegen erhöhter Besteuerung der englischen Waaren ausgeführt werden sollte, wurde im Okt. 1848 ein neues Ministerium gebildet, welches den englischen Interessen günstiger war und die Ausführung des bezüglichen Dekrets bis zu Anfang 1850 verschob, auch die widerstrebenden Kammern 1849 auflöste. Die neuen Wahlen fielen meist günstig für die Regierung aus, u. die Deputirtenkammer erklärte in der Sitzung vom 17. Juli 1850 den Sklavenhandel für Seeraub. Aber die englische Angelegenheit erhielt noch in demselben Jahre einen sehr gewaltigen Stoß. Ein englisches Schiff hatte nämlich mehre brasilianische Schiffe in dem Hafen von Paraguay, die es für Sklavenschiffe gehalten, theils in Brand gesteckt, theils in Tau genommen und wollte mit letztern absegeln; da aber von dem Fort aus auf das englische Schiff geschossen und zwei von der Bemannung getödtet wurden, so schossen die Engländer das Fort in Brand. Als die Nachricht davon nach Rio Janeiro kam, war die Bewegung in der Bevölkerung so groß, daß nicht allein allen Engländern der Tod gedroht wurde, sondern daß auch die Abgeordnetenkammer dekretirte, daß der Eingangszoll der englischen Waaren von 30 auf 90 Proc. erhöht werden sollte. Nachdem die Schwierigkeiten wegen der Sklaveneinfuhr gehoben worden waren, trat das Verhältniß B.s zu Montevideo und den La-Plata-Staa-

ten in den Vordergrund. Nachdem schon seit Ende 1849 B. Rüstungen gegen die argentinische Republik gemacht u. ein Bündniß mit Paraguay geschlossen hatte, begannen die Feindseligkeiten 1850, indem Baron Jacuitry mit einem kleinen Heere in Buenos Ayres einfiel und den feindlichen Anführern General Sarvando und Oberst Lamas eine Niederlage beibrachte. Auch schloß der Kaiser am 29. Mai 1851 einen geheimen Vertrag mit der Republik Uruguay oder Montevideo und mit Urquiza, dem Statthalter der argentinischen Provinz Entre-Rios, zum Sturze des Diktators Rosas. Die seit dem 3. Mai 1850 tagende Legislatur weigerte sich anfangs, die Mittel zum Vorschreiten u. zur Befestigung des brasilischen Einflusses in jenen südlichen Grenzlanden zu gewähren, gab aber endlich im September ihre Zustimmung. Die Schlacht von Monte-Caseros, welche Rosas zur Flucht zwang, wurde unter Beihülfe der Brasilier geschlagen, und B. erlangte so einen überwiegenden Einfluß in den La-Plataländern, in Peru, Bolivia und Uruguay. Auch die Grenzbestimmung gegen letztere Republik wurde durch die Verträge vom 12. Okt. 1851 und 15. Mai 1852 zu B.s Vortheil entschieden. B. unterstützte Uruguay auf zwei Jahre mit Subsidien und trat zu der Republik in das Verhältniß einer Art Schutzoberherrlichkeit; in die wichtigsten Orte wurden brasilische Truppen gelegt. Bereits 1849 waren deutsche Einwanderer nach B. gesucht worden, und zwar nach demjenigen Theil der Provinz Sta. Catarina, welche der Prinz von Joinville als Mitgift seiner Gemahlin erhalten hatte. Léonce Aubé kam als Geschäftsträger des Prinzen nach Hamburg; 260,000 englische Acres Land, ausreichend für 3000 Familien, waren dazu auserlesen und die Gründung einer Stadt am S. Francisco do Sul beabsichtigt, welche den deutschen Handel begünstigen sollte. Im Mai 1850 wüthete das gelbe Fieber so, daß, außer den fremden Seeleuten, 14,000 Menschen daran starben; dasselbe brach im Frühjahr 1853 abermals verheerend aus. Am 3. Mai 1853 wurde die erste Session der neunten Legislatur zu Rio Janeiro eröffnet. Die Wahlen fielen, freilich nicht ohne ministerielle Einwirkung, für das Ministerium sehr günstig aus; die Opposition war nur schwach vertreten. Dennoch zwang eine Spaltung der herrschenden Partei (der Saguarana) das Ministerium, sich aufzulösen. Das neue Ministerium, an dessen Spitze Hemeto Carneiro Leao, Vicomte von Parara, trat, erstrebte eine Versöhnung der Parteien, indem es die höheren Stellen ohne Unterschied an konservative wie an liberale Mitglieder verlieh. Die wichtigste Angelegenheit für B. war in dieser Zeit die Herstellung leichter Verbindungsstraßen u. die Erbauung von Eisenbahnen. B. hatte zu dem Zwecke mit Peru einen Vertrag geschlossen (23. Okt. 1851); bald darauf trat eine Kompagnie zusammen, um den Plan auszuführen. Am 30. Aug. 1852 ging die Regierung mit ihr einen Vertrag ein, wonach sich die Kompagnie verpflichtete, zwei regelmäßige Fahrten auf dem Amazonenstrome einzurichten. Auch zum Bau einer Eisenbahn trat im April 1855 eine Aktiengesellschaft zusammen; eine kleine Strecke, von der Manabucht bis Petropolis, wurde bereits seit April 1854 befahren. Bei alledem suchte B. am Herkömmlichen festzuhalten und das Recht zur Befahrung der Flüsse auf die Uferstaaten zu beschränken, was zu vielfachen Erörterungen mit England, Frankreich und den Vereinigten Staaten führte. Am 5. Aug. 1854 schloß B. mit Uruguay eine neue Konvention ab, welche die Dauer der Intervention bis Anfangs 1856 beschränkte; sie hörte in Folge der Einsprache des Auslandes schon am 14. Nov. 1855 auf. Eine Expedition nach Paraguay Ende 1854 hatte besonders den Zweck, einen Handels- und Grenzvertrag herbeizuführen. Den erstern bewilligte Paraguay unter denselben Bedingungen, welche die Beziehungen der europäischen Nationen zur Republik regeln; hinsichtlich der Grenzregulirung suchte es auszuweichen. Der brasilianische Admiral zeigte sich damit befriedigt, aber nicht seine Regierung, die ihn deshalb abberief, nachdem dieselbe Angelegenheit in Rio Janeiro eine Ministerkrisis verursacht hatte, in deren Folge der Minister des Aeußern, Abreu, durch den bisherigen Marineminister Paranhos und der Kriegsminister Bellegarde durch den Marquis de Carias ersetzt wurde. Die Differenz schwebte noch, als am 9. Sept. der Kaiser die seit dem 3. Juni tagenden Reichskammern schloß. Am 29. Juli ward der Bau einer Eisenbahn begonnen, welche Rio Janeiro mit den Provinzen Minas Geraes u. San Paulo verbinden soll.

Vergl. De Cazal, Corografia Brasilica, Rio Janeiro 1817, 2 Bde.; die Reisewerke des Prinzen Maximilian von Wied-Neuwied, Spix und Martius, Pohl u. A.; Tietz, Brasilianische Zustände, Berlin 1839; Kidder, Sketches of residense and travels in B., London 1845; Gardner, Travels in the interior of B., das. 1846; über die Kolonisation: van Lede, De la colonisation du B., Brüssel 1843; de Abrantes, Memoria sobre meios de promover a colonisacao, Berlin 1846; über die Geschichte: Grant, History of B., London 1809, deutsch Wien 1814; Southey, History of B., 3 Bde., London 1810 bis 1819; de Souza, Memorias historicas do Rio de Janeiro, 9 Bde., Rio Janeiro 1820 bis 1822; da Silva Lisboa, Historia dos principaes successos politicos do imperio do B., 10 Bde., das. 1826—1830; Münch, Geschichte von B., 3 Bdchn., Dresden 1829; Constancio, Historia do B., 2 Bde., Paris 1839; Revista trimensal de historia e geografia o jornal do institute historico geografico brasileiro, Rio Jan. 1839 ff.; Almanac administratio, mercantil e industrial do Rio de Janeiro, 1—9. Bd., das. 1844 bis 1852; Ch. Reybaud, Le Brésil, Par. 1856.

Brasilienholz (Rothholz), rothes, auch gelbbraunes Farbeholz, Produkt der Tropenländer, besonders Brasiliens, nach welchem es den Namen hat. Ihrer Güte nach sind die vorzüglichsten Sorten: Pernambuk- oder Fernambukholz (ächtes B.), Allerheiligenholz, aus der Allerheiligenbai, St. Marthaholz, aus Brasilien, Siam-, Sapan-, Japan- od. Bimasholz, aus Ostindien, und, die schlechteste Sorte B., unächtes B. oder Brasiletholz genannt, auf den Antillen, von Comocladia acu-

leata, noch häufiger von Trichilia spondioides. Das ächte B., das eigentliche Fernambukholz, ist das ergiebigste aller rothen Farbehölzer und kommt von Caesalpina crista, einem in Brasilien heimischen, großen Baume. Es ist im Innern gelbroth, auswendig roth, hart, schwerer als Wasser, enthält einen gelbrothen Farbestoff (Brasilin), ätherisches Oel vom Geruch und Geschmack des Pfeffers, freie Essigsäure, essigsaure und andere Salze und Gerbestoff. Kocht man dieses B. mit Wasser, so erhält man eine rothe Lösung und das Ungelöste wird schwarz. Woher diese dunkle Färbung entsteht, ist bis jetzt unerklärt geblieben, aber Alkohol und Alkalien ziehen aus dem unaufgelösten Holze einen dunkelrothen Farbestoff aus. Die rothe Abkochung gibt auf Zugießen einer Säure einen rothen Niederschlag und die filtrirte Flüssigkeit ist nur gelb. Kohlensaures Natron und Kali färbt die Abkochung karmoisinroth und setzt auch einen ebenso gefärbten Niederschlag ab. Alaun bewirkt einen starken karmoisinrothen, Zinnchlorür einen rosenrothen Niederschlag, wobei die Flüssigkeit farblos wird, schwefelsaures Kupferoxyd einen dunkelvioleten: ebenso Eisenvitriol. Das B. war früher officinell. Seine große technische Anwendung findet in der Rothfärberei auf Baumwolle u. Leinen Statt. Man bringt damit alle Nuancen von Orange bis Roth hervor und die Farben sind haltbar. Auch bereitet man aus demselben rothen Lack und rothe Dinte. Das sehr feste Holz nimmt eine treffliche Politur an. In Brasilien nennt man das B. Pao da reinha, weil der Betrieb damit ehedem königliches Regale war. Die verschiedenen Sorten kommen aus ihrem Vaterlande theils in Knütteln und Scheiten, theils in Blöcken von verschiedener Länge und Dicke. In den Seestädten ist die Zerkleinerung des Holzes auf Mühlen und Maschinen ein Gewerbe; daher erscheint es auch geraspelt und gemahlen im Handel, ist aber dann häufig verfälscht. Von einigen Sorten, z. B. dem Japanholz, kommt auch die Wurzel in den Verkehr; sie soll farbestoffreicher als das Holz selbst seyn.

Brassen, Taue, welche mit ihrem Ende an der Backbord- und Steuerbordseite der Raa befestigt sind, durch das mehr oder minder scharfe Anziehen die Richtung derselben bewirken und, je nachdem es der Wind erfordert, die Stellung der Segel bestimmen; daher führen sie nach den Segeln, welche sie anziehen, den Namen Fock-, Mars-, Besanbrassen &c. Im Allgemeinen heißen alle B. gegen den Wind Luvbrassen u. alle B. unter dem Wind Larbrassen.

Brassica, Pflanzengattung, s. Kohl.

Braten, diejenige Bereitung des Fleisches zur menschlichen Speise, bei welcher das Fleisch ohne oder mit wenig Wasser am offenen oder über verschlossenem Feuer gahr gemacht wird, als Hauptwort die durch dieses Verfahren gewonnene Speise. Durch das B., es sey nun auf dem Rost, am Spieß, oder in der Pfanne (doch am offenen Feuer mehr. als über verschlossenem), verliert das Fleisch 1/4 bis 1/3 am Gewicht und schrumpft öfters bis zur Hälfte seines Volumens ein. Da durch die Operation des B.s eine Menge Fett u. Eiweißstoff (beides schlecht oder nicht verdauliche Substanzen) vom Fleisch geschieden werden, so ist es erklärlich, warum Braten in der Regel besser zu vertragen ist, als eine gleiche Quantität gekochtes Fleisch. Doch muß leichtverdaulicher Braten nur mäßig geröstet seyn, damit nicht zugleich das Fleisch seine Gallerte und das Osmazom verliere. Zu stark gebratenes Fleisch ist schwerer verdaulich, als mäßig gekochtes. Das B. am Spieße, bei freiem Feuer, ist die allerälteste und beste Weise. Nächstdem ist das englische Verfahren zu empfehlen, wobei dünnere Fleischschnitte, wie die Beefsteaks, über lebhaftem Kohlfeuer auf dem Roste gebraten werden.

Bratsche, s. v. a. Altviole (s. d.).

Bratton, Kirchspiel und Stadtgemeinde in der englischen Grafschaft Wiltshire, nordöstlich von Westbury, mit 1500 Einwohnern. In der Nähe die Reste einer ehemaligen Veste am Abhange eines Hügels, an dessen anderer Seite eine kolossale Reiterfigur in den weißen Kalkfelsen gehauen ist, wie man glaubt, von den Soldaten des Königs Alfred zum Andenken an die Schlacht von Eddington (Gorton).

Bratwurst, Wurst, die aus einer Zusammensetzung von rohen Fleischtheilen besteht, welche klein gehackt, dann mit Zusatz von etwas Salz, Gewürz u. Citronenschalen in dünne Därme gefüllt u. im Kasserol oder auf dem Rost gebraten werden.

Braubach, Stadt im Herzogthum Nassau, am Rhein, mit 1500 Einw., die Obst-, Wein- und Bergbau betreiben. Dabei liegt das Schloß Philippsburg und das feste Schloß Marxburg, jetzt Staatsgefängniß.

Brauerei, im Allgemeinen die Fabrikation von zusammengesetzten Flüssigkeiten, meist mit Hülfe der Gährung, im Besondern die Bereitung des Biers und bierähnlicher Getränke im Großen; s. Bier und Bierbrauerei.

Braulio, Bergspitze der rhätischen Alpenkette, nicht weit von Bormio. Von dem thermenreichen Bormio gelangt der Reisende in das wilde Brauliothal, in dessen Tiefe sich die Adda hinabstürzt, und, nachdem er das Diroccamento und das Val de Vitelli passirt hat, reist er bergauf durch die Bocca del B., wo die Wände der Felsen sich so zusammendrängen, daß kaum ein schmaler Durchgang für die Straße bleibt; von da führt ihn die Straße zum Piano di B., einem Thalbekken, das rings von schroffen Felsen eingeschlossen ist. Hier ist die dritte Cantoniera der Straße von Bormio nach dem Stilfserjoch.

Braun, eine Farbe, die weder zu den Hauptfarben, noch unter die prismatischen gehört, sondern, je nach ihren verschiedenen Schattirungen, aus mehren oder wenigern Hauptfarben zusammengesetzt und entweder ein Produkt der Natur oder ein Erzeugniß der Kunst ist. Die Nuancen von B. sind zahlreich; die bekanntesten sind: hell- (oder licht-), dunkel-, roth-, schwarz-, ruß-, büffel-, zimmet-, nelken-, nuß-, oliven-, kastanien-, chokolade-, kaffeebraun &c. Hinsichtlich der Anwendung in den Künsten, Manufakturen, Fabriken und bürgerlichen Gewerben kann man die braunen Farben unter verschiedene Abtheilungen bringen. Körperfarben sind: Asphalt (Judenpech, Bergpech), Bister oder Nußbraun, Kessel- oder Kupferbraun, brauner oder dunkler Ocker, auch Orangeocker genannt, Umbra

(Umber, Umbraun, braune Kreide, cyprische oder natürliche Umbraerde ɔc.), braune Lackfarben, wie der braune Karmin, das chemische B., das Neubraun, das Schönbraun, das dunkle Schüttgelb, die mit Alaun- u. Potaschenlauge bereiteten Lackfarben, namentlich die braunrothen aus Birnbaum- oder Lärchenrinde, die reinbraunen und eine kaffeebraune aus Pflaumenbaumrinde, eine violetbraune aus Kiefernrinde ɔc., braune Saftfarben, aus Franzbeeren (Rhamnus infectorius) mit Kali, ein bräunliches oder braungelbes Pigment, aus der Tinktur zum dunklen Schüttgelb, welche mit Zusatz von Kali eingetrocknet wird, Sepiensaft, der, getrocknet, eine braune Malerfarbe auf Papier (daher Sepiazeichnungen) gibt. In der gesammten Färbekunst und Zeuchdruckerei dienen zur dunkelbraunen Farbe, nach angemessener Vorbeize mit salzsaurem Zinn, Alaun- oder Kochsalz ɔc.: Galläpfel, die grünen Schalen der wälschen Nüsse, auch die Wurzeln des Nußbaums, der Sumach, Sumach coriaria und Cotinus, die Erlenrinde, die Tormentillwurzel ɔc.; zur hellbraunen Farbe, besonders zum sogenannten Karmeliterbraun: Orleans (2 Theile), Fernambukholz (1 Theil) u. Potasche (2 Theile), das Holz des Damascenerpflaumenbaums (Prunus damascena *L.*), Saalweidenrinde, in Dänemark zum Bräunlichfärben des Handschuhleders gebraucht ɔc.; zu Braunbeizen für Elfenbein, Horn, Knochen ɔc. eine verdünnte Silbersalpeterauflösung, womit sie nach jedesmaligem Trocknen an der Sonne ein- oder ein paarmal angestrichen oder befeuchtet werden ɔc. Weiße Haare färbt man hellbraun, wenn man sie erst mit Gerstenkleiewasser von den fettigen Theilen reinigt, dann sie einige Male mit Kalkwasser und, wenn sie an der Sonne getrocknet sind, mit Kupfervitriolauflösung (1 Loth Vitriol in 1 Pfund heißem Wasser) wäscht; zu blonde Haare färbt man dunkler, wenn man sie mit warmem Wasser wäscht, täglich 3- bis 4mal mit einer verdünnten Potaschenlauge bestreicht u. sie jedesmal in der Sonne wieder trocknen läßt. Für weißes Holz, z. B. Apfelbaum-, Birnbaum-, Erlenholz u. a., hat man besondere Farbenbrühen. Tischler gebrauchen am häufigsten die Lösung des Drachenblutharzes, welche dem mit Scheidewasser getränkten Holz eine Mahagoniholzfarbe gibt. Für Steine, z. B. weißen Marmor, Karneol, Chalcedon, Achat ɔc., gebraucht man Silbersalpeterauflösung, mit welcher man den Gegenstand wiederholt bestreicht, nachdem er jedesmal an der Sonne gehörig getrocknet ist. Für Gypsabgüsse, Bildschnitzerarbeit ɔc. dient eine Farbe aus Berlinerblau, Lampenschwarz u. gelbem Ocker, die mit einem Haarpinsel aufgetragen wird. Die einzelnen Farbenstoffe s. unter ihren Namen: Asphalt, Biester, Ocker, Umbra ɔc.

Braun, 1) Matthias von, guter deutscher Bildhauer, dessen großes Talent im Ungeschmacke des 18. Jahrhunderts unterging. Er wurde 1684 zu Innsbruck geboren, besuchte 6 Jahre lang die berühmtesten Werkstätten italienischer Meister, ging dann mit dem Grafen von Spork nach Böhmen, wo er, einen kurzen Aufenthalt an Karls VI. Hof in Wien ausgenommen, ununterbrochen, erst auf den Gütern des genannten Grafen zu Lissa, später in Prag lebte und 1738 †. B. arbeitete leicht u. schnell; seine Gruppirung ist vortrefflich. Hauptwerke sind: die Dreifaltigkeitssäule in der Neustadt zu Prag; das Dreifaltigkeitsdenkmal zu Töplitz; mehre Statuen für die prager Brücke ɔc.

2) Heinrich, ein um das Erziehungs- und Unterrichtswesen Bayerns sehr verdienter Mann, geboren 1732 zu Troßberg bei Burghausen in Bayern, studirte in Salzburg Philosophie und geistliches Recht, trat dann zu Tegernsee in den Benediktinerorden, vollendete im Kloster Rott den theologischen Kursus und übernahm 1758 einen Lehrstuhl am Lyceum in Freisingen und 1761 die Professur der Theologie in Tegernsee. Im Jahre 1762 berief ihn der Kaiser nach Wien und 1765 Kurfürst Maximilian Joseph III. nach München. Hier begann er als Professor der deutschen Sprach-, Dicht- und Redekunst eine Wirksamkeit, welche sich über den damals noch so engen Hochschulkreis weit hinauserstreckte: er weckte in seinen Landsleuten die Liebe zur deutschen Sprache und Schrift und stillte den erwachten Lesedurst mit vielbändigen Mustersammlungen aus der deutschen geistlichen und weltlichen Sprach-, Dicht- und Redekunst. Diese wirksame Thätigkeit B.s bestimmte den Kurfürsten, ihm ein Kanonikat, die Stelle eines geistlichen Raths und 1777 auch das Direktorium über sämmtliche Lyceen und Gymnasien, Stadt- und Landschulen Bayerns und der oberen Pfalz, mit dem Referat in der Konferenz und dem Kommissariat der theologischen Fakultät in Ingolstadt zu ertheilen; auch wurde er nach der Einführung des Malteserordens im Kurfürstenthum geistlicher Kommenthur zu Aham in Niederbayern. Er gab dem Lande eine neue Schulordnung, stiftete ein Predigerinstitut und veröffentlichte eine lange Reihe von Schriften und Sammlungen für den Elementar- und höheren Unterricht. Als aber schon 1781 das bayerische Schulwesen von Neuem in die Hände des Klerus gerieth, zog sich B. aus der Oeffentlichkeit zurück, edirte Gebet- und Erbauungsbücher und begann eine deutsche Bearbeitung der Bibel, die von Meyer u. A. fortgesetzt wurde u. in Augsburg 1788—1805 in 13 Bänden erschien. B. † 1792 in München.

3) Johann Wilhelm Joseph, katholischer Theolog, Vertreter des Hermesianismus, den 27. April 1801 in Gronau bei Düren geboren, erhielt den ersten Unterricht bei einem Landgeistlichen, bezog 1818 das Gymnasium zu Düren und im Herbst 1820 das Seminar zu Bonn, wo er sich den philosophischen und dogmatisch-theologischen Studien mit Eifer widmete. Nachdem er im Herbst 1821 die Universität Bonn bezogen, ward er durch Hermes u. Ritter auf kirchengeschichtliche Studien hingeführt. Vom Staat unterstützt, begab sich B. im Sommer 1825 nach Wien, hauptsächlich um Ruttenstocks (später Prälat in Kloster-Neuburg) kirchenhistorische Vorlesungen zu hören. Das Streben Günthers, die Spekulation mit dem katholischen Christenthum zu versöhnen, fand in B.s hermesianischen Bestrebungen ein gleichartiges und nahe verwandtes, und beide Männer schlossen sich innig an einander an. Im December desselben Jahres erhielt B. in Wien die Priesterweihe und ging dann nach Rom, um hier

den Urquell aller katholisch-kirchengeschichtlichen Schätze aufzusuchen. Von Rom aus machte B. einen Ausflug nach Neapel, von wo er im Herbst 1827 über Wien und Berlin nach Bonn zurückkehrte. Hier erwartete ihn bereits die Stelle eines Repetenten in dem neu errichteten katholisch-theologischen Konviktorium, die er 1828 antrat; zugleich habilitirte er sich als Privatdocent an der katholisch-theologischen Fakultät für das Fach der Kirchengeschichte und neutestamentlichen Exegese und wurde im Juni 1829 außerordentlicher und 1833 ordentlicher Professor der Theologie. Hier gründete er mit dem Professor der Rechte, Freiherrn Klemens August von Droste-Hülfshoff, eine theologische Zeitschrift, die er nach Droste's Tod allein fortführte. B.s Stellung war um diese Zeit von Tag zu Tag schwieriger, aber auch wichtiger geworden, je mehr die römisch-katholische Partei gegen den Hermesianismus ankämpfte. Nachdem der Beschützer desselben, der Erzbischof Graf von Spiegel, im August 1835 gestorben war, erschien in Rom das päpstliche Verdammungsbreve gegen Hermes' Schriften, und als nun an Spiegels Stelle ein Mann von schnurstracks den hermesianischen entgegengesetzten Grundsätzen, Freiherr Klemens August von Droste-Vischering, auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln berufen wurde, erkannte B. nur noch ein Mittel, die Existenz der hermesianischen Schule, sowie die Wirksamkeit der Fakultät im nördlichen Deutschland sicher zu stellen: eine Reise gehörig gerüsteter Männer nach Rom, um dort eine Revision des hermesianischen Damnationsprozesses und durch klare Darstellung der Lehren des Hermes und ihrer vollkommenen Rechtgläubigkeit die päpstliche Retraktation desselben zu erwirken. Die Erlaubniß der Regierung zu dieser Reise konnte jedoch nicht ohne Wissen des neuen Erzbischofs erst 1837 erlangt werden, nachdem der hermesianische Streit in Deutschland allgemein u. wahrscheinlich eben deswegen in Rom selbst bereits eine mildere Gesinnung laut geworden war. B. und Elvenich, der Verfasser der Acta Hermesiana, kamen im Mai 1837 in Rom an. Die freundliche Begegnung, welche ihnen von vielen Seiten zu Theil wurde, die zuvorkommenden Schritte des Staatssekretärs Lambruschini und endlich die theilnehmende Herablassung des heiligen Vaters hatten bald die Zuversicht beider Männer auf ihre Sache und die gerechte Würdigung derselben von Neuem erregt und selbst die, sogar in Rom gemißbilligte Verweisung ihrer Angelegenheit an den Jesuitengeneral konnte sie aus ihrem glücklichen Traume noch nicht ermuntern. Erst als Letzterer und die theologischen Censoren die Haken ihrer Kritik selbst in die unwesentlichsten Stellen der hermesianischen Schriften einschlugen u. vom rücksichtslosesten Standpunkt des Absolutismus aus jeden Gedanken als einen Feind des Glaubens hinstellten, verlor B. den Muth, und nach einem Briefwechsel, in welchem B. und Elvenich dem Kardinal Lambruschini versicherten, daß sie keinen Theil hätten an den beiden, von Rom verdammten, hermesianischen Grundsätzen: „die Vernunft sey die vornehmste Norm und das einzige Mittel, wodurch der Mensch die Kenntniß der übernatürlichen Wahrheiten erlangen könne" und „der positive Zweifel sey die Grundlage aller theologischen Untersuchung", verließen die deutschen Gelehrten Rom und kehrten in ihre früheren Stellungen zurück. Nach seiner Rückkehr gerieth B. als Hermesianer mit seinen Vorgesetzten wiederholt in Streit und wurde deshalb am 25. Januar 1844 als Lehrer entlassen, doch mit vollem Gehalte vom Staate zur Disposition gestellt. Im Jahre 1848 war er als Abgeordneter bei der Nationalversammlung zu Frankfurt, in welcher Stellung er sich, wie auch in seiner Schrift „Deutschland und die Nationalversammlung" (Aachen 1849) als sogenannter Großdeutscher bekannte. Im Jahre 1850 war er Mitglied der ersten Kammer des preußischen Landtags und des erfurter Volkshauses. Als Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland (seit 1847) schrieb er die beiden archäologischen Abhandlungen „Die Kapitole" (Bonn 1849) und „Erklärung des antiken Sarkophags zu Trier" (das. 1850). Von B.s Schriften sind noch zu nennen: „Ueber die schriftstellerischen Leistungen des Dr. Anton Theiner" (Bonn 1829); „Von den Pflichten des Geistlichen in Hinsicht auf Lehre und Beispiel" (das. 1831); „Des heiligen Cyprianus Büchlein vom Gebete" (2. Aufl., das. 1834); „Die Lehren des sogenannten Hermesianismus" (das. 1835); „Meletemata theologica" (das. 1839).

4) Alexander Karl Hermann, vormaliger sächsischer Minister, den 18. Mai 1807 zu Plauen im Voigtlande geboren, besuchte seit seinem 7. Jahre das Lyceum zu Plauen und studirte seit Ostern 1824 zu Leipzig die Rechte. Von dem Verbindungswesen gänzlich sich fern haltend, lebte er ganz seiner Wissenschaft und pflegte sie mit solchem Ernst, daß er nach vollendeter Studienzeit die erste Censur davontrug, was ihn nach den sächsischen Gesetzen berechtigte, sofort die advokatorische Praxis auszuüben. Mit seinem Eintritte in das bürgerliche Leben wendete er sich der Politik zu. Er wurde der Hauptleiter der damals in Plauen erscheinenden „Blätter aus dem Voigtlande", trat in den Preßverein und übernahm das Sekretariat in einem Polenkomité, wurde jedoch in die gegen die Preß- und Polenvereine eingeleitete Untersuchung mit verflochten. Freigesprochen, verschwand er für einige Zeit aus dem öffentlichen Leben, ganz seinem Geschäft u. einem glücklichen Familienleben sich widmend. Seine Wahl in das Kollegium der Stadtverordneten brachte ihn wieder der Oeffentlichkeit näher, und als Dieskau 1839 aus der zweiten Kammer ausschied, wurde B. an seiner Stelle in die Kammer gewählt. B. erschien noch selten unter den Rednern, da seine natürliche Befangenheit seine Rede stokkend machte; was er aber nach vorhergegangener Vorbereitung zu leisten im Stande war, zeigte er durch eine Rede über die hannöversche Frage, die er vom freisinnigsten Standpunkte aus beleuchtete. Am Schlusse des Landtags wurde er zu einem der sieben Mitglieder einer außerordentlichen Deputation ernannt, welche die Aufgabe hatte, eine von der Regierung in dem Zwischenraume bis zum nächsten Landtage vorzulegende Strafprozeßordnung zu begutachten. Von der Deputation mit der Berichterstattung beauftragt, entledigte sich B.

auf dem Landtage von 1842—1843 dieser Mission auf die glänzendste Weise, die seinen Ruf als Rechtskundiger und als Volksabgeordneter begründete. Sein Bericht, in dem er auf Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens antrug, kann als ein Meisterstück juristischer Beredsamkeit gelten. Ein praktisches Resultat konnte nicht erzielt werden, indem theils die Regierung die weiteingreifende Neuerung zur Zeit für bedenklich hielt, theils die erste Kammer, in der Domherr Günther durch einen Vermittlungsvorschlag eine Art von dritter Partei gebildet hatte, mit 23 gegen 18 Stimmen für den Regierungsentwurf entschied. B. erhielt an den Ehrenbezeugungen, die man der Deputation der Sieben erwies, seinen reichlichen Antheil; in Leipzig bereitete man ihm und seinen Mitstreitern ein Fest, sein Wahlbezirk empfing den Rückkehrenden mit hohen Ehren. Es hatte sich bei diesen Anlässen der Wunsch ausgesprochen, daß ein rechtskundiges Mitglied der zweiten Kammer eine Reise nach den Ländern der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit unternehmen möchte, um in der nächsten Kammersitzung auf praktische Erfahrungen und eigene Anschauungen sich stützen zu können. Todt forderte zu einer Unterzeichnung auf, um die Reisekosten zu decken, u. der Ertrag (1800 Thaler) fiel um so reichlicher aus, als man wußte, daß B. zu dieser Sendung erkoren sey und sich zur Uebernahme des ehrenvollen Auftrags bereit erklärt habe. Im Sommer trat er seine Reise an, die über Straßburg nach Paris ging, von da nach dem linken Rheinufer und Holland, endlich nach Würtemberg, dessen unvollkommenes öffentliches Schlußverfahren als das einzige deutsche diesseits des Rheins einer nähern Prüfung nicht unwerth schien. Die Ausdehnung der Reise auf England mußte wegen Mangel an Zeit aufgegeben werden. B. legte die gewonnenen Anschauungen in einem Rechenschaftsbericht (Leipzig 1845) nieder und bewährte dadurch seine Tüchtigkeit aufs Neue. Die schönste Anerkennung seiner Wirksamkeit erhielt B. aber dadurch, daß ihn sein Wahlbezirk zu der Ständeversammlung von 1846 mit Stimmeneinheit wählte, der erste Fall dieser Art in Sachsen. Von der Kammer unter den zur Präsidentenstelle vorgeschlagenen Kandidaten genannt, ward er vom König zu dem Ehrenposten gewählt. B. entfaltete auf diesem Posten ein großes Talent, der Debatte in allen ihren Schlangenwindungen zu folgen und sie fast unmerklich zu den Hauptpunkten zurückzuleiten. Nach dem Rücktritt des sächsischen Ministeriums in Folge der Märzereignisse wurde B. am 16. März 1848 Ministerpräsident und Minister der Justiz, nahm aber im Februar 1849 seine Entlassung. Ueber seine Wirksamkeit als Minister s. Sachsen. In der Reichsverfassungskrise sprach sich B. für Anerkennung der Verfassung aus. Auf dem Landtag 1849—1850 war er Präsident des Ausschusses für die deutsche Frage. Die Ansichten, die er als solcher und namentlich auch in einer Interpellation vom 5. Februar 1850 aussprach, harmonirten nicht ganz mit der deutschen Politik des Märzministeriums. Körperlich leidend trat B. im März aus der Kammer und in seine gegenwärtige Stellung als Amtshauptmann zu Plauen zurück. Als juristischer Schriftsteller hat er sich namentlich durch seine Beiträge zur „Zeitschrift für Rechtspflege und Verwaltung“ u. zu den „Jahrbüchern für sächsisches Strafrecht“ Achtung erworben.

5) August Emil, namhafter Archäolog und Kunstschriftsteller, den 19. April 1809 zu Gotha geboren, begann, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, 1829 in Göttingen seine Studien, die vorzugsweise auf Poesie, Kunst u. Philosophie gerichtet waren und die er dann in München fortsetzte. Hier schloß er sich namentlich an den von ihm mit voller Hingebung verehrten Schelling an und lernte Gerhard kennen, wodurch sein nachmaliger Lebensgang seine Richtung erhielt. Nachdem er den Winter 1832—1833 in Dresden unter Rumohrs Umgang verbracht, ging er im Frühjahr 1833 nach Berlin, von wo er Gerhard nach Rom folgte. Hier wurde er noch in demselben Jahre bei dem archäologischen Institut zuerst als Bibliothekar, bald darauf als Prosekretär angestellt. Der Beifall Welckers, den seine ersten archäologischen Interpretationsversuche 1836 fanden, ermunterte ihn, weiter vorzuschreiten, und es erschien die Monographie „Il giudizio di Paride“ (2. Aufl., Paris 1838), welcher die umfänglichern über die „Kunstvorstellungen des geflügelten Dionysus“ (München 1839) und „Tages und des Hercules und der Minerva heilige Hochzeit“ (das. 1839) folgten. Gleichzeitig veröffentlichte B. mehre Abhandlungen in den „Annali“ des archäologischen Instituts, die er seit 1837, sowie in dem „Bulletino“, das er seit dem Sommer 1834 redigirte. Seine „Antiken Marmorwerke“ (Dekade 1 und 2, Leipzig 1843) konnten wegen Mangel an Theilnahme von Seiten des Publikums nicht fortgeführt werden; ebenso wenig konnte er die Bekanntmachung der Skulpturen der Villa Ludovisi, die er sämmtlich durch Riepenhausen zeichnen ließ, sowie seiner „Kunstmythologie“, zu der über 100 Platten gestochen sind, ermöglichen. Um unentbehrliche typographische Illustrationen für den archäologischen Unterricht herzustellen, versuchte B. die Galvanoplastik zur wohlfeilern Erzeugung von Hochdruckplatten zu verwenden. So gab er „Die Apotheose des Homer“ (Leipzig 1848) in galvanoplastischer Nachbildung heraus, wodurch er unvermerkt auf eine ihm vorher ganz unbekannte und ungeahnte Bahn gerieth, indem er zu einer galvanoplastischen Anstalt kam, ohne eine solche beabsichtigt zu haben. Diese Anstalt hat bereits ganz vorzügliche Produkte geliefert, unter Andern auch die zu Leipzig 1851 aufgestellte überlebensgroße Statue Hahnemanns. In Folge dieser praktischen Kunstunternehmungen ist B. zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Archäologie für die Kunstindustrie Aehnliches zu leisten vermag, wie die Naturwissenschaften für den Techniker. Mehres hierauf Bezügliche theilte er in dem „Artist. Journal“ (1850) und in dem Texte zu Grüners „Ornamenten“ mit. Kellers Stich nach Raphaels Fresken von S. Severo wurde durch B. veranlaßt; ebenso gab er „Die Passion des Duccio Buoninsegna“ nach den Zeichnungen Fr. von Roodens, gestochen von Bartolommeo Bartoccini (Leipzig 1850) in 27 Folioplatten heraus. Beide Unternehmungen waren darauf berechnet, dem

Studium der neuern Kunstgeschichte, mit welchem er sich zum bessern Verständniß der alten eifrig beschäftigt, eine solide Grundlage zu verschaffen. Alle diese Vorbereitungen zu umfassendern Leistungen wurden leider durch die Bewegungen von 1848 unterbrochen und gehemmt. Von B.s übrigen Schriften dürften außer der „Griechischen Mythologie" (Hamburg und Gotha 1850 fg.) noch von archäologischen Monographien anzuführen seyn: „Die Schale des Kodros" (Berlin 1843): „Die ficoronische Liste des Collegio Romano" (Leipzig 1850); „The mariage-procession of Neptune and Amphitrite" (Birmingham 1849); „Il sepolcro di Porsenna"; „Oreste, stretto al parricidio dal Fato"; „Artemis Hymnia und Apollo mit dem Armband"; „Zwölf Basreliefs griechischer Erfindung" ꝛc. B. † den 12. Sept. 1856 zu Rom.

6) B. von Braunthal, Karl Johann, Ritter, deutscher Literat u. Dichter, 1802 in Eger geboren, lebt meist in Dresden. Seine poetischen Erzeugnisse, besonders die lyrischen, gehören zu den besseren der Literatur. Wir nennen: „Die Himmelsharfe, geistliche Lieder" (Wien 1826); die Trauerspiele: „Loda" (das. 1826), „Graf Julian" (Berlin 1831, 2. Aufl. 1838), „Die Geopferten" (Wien 1835); das Drama: „Ritter Shakspeare" (das. 1836); „Gedichte" (Nürnberg 1839).

Braunau, 1) (Bronow, Braunaria), Stadt im böhmischen Kreis Gitschin, nordöstlich von Königgrätz, in einer reizenden Gegend, hat ein Stiftsgebäude mit Bibliothek und Kirche und 6 andere Kirchen, ein Gymnasium und 3500 Einwohner, die Tuchweberei, Wollspinnerei, Scheidewasserfabrik und Handel treiben. B. hat in der deutschen, ja in der europäischen Geschichte unauslöschliche Berühmtheit durch den Muth erlangt, mit dem es, wie Klostergrab, auf Rudolfs I. Majestätsbrief gestützt, auf eigene Faust evangelische Kirchen erbaute. Als des Kaisers Befehl die eine dieser Kirchen schloß, die andere niederriß u. die Theilnehmer des Baues ins Gefängniß warf, war die Loosung zum großen Kampf um Gewissensfreiheit gegeben; „aus den Trümmern dieser Kirchen schlug die Flamme des 30jährigen Krieges auf". — 2) B., befestigte Stadt im österreichischen Land ob der Ens, Innkreis, in einer Ebene am Einfluß der Salza in den Inn, über welchen hier eine hölzerne Brücke nach Bayern führt. Sehenswürdig sind: die aus Tuffsteinquadern erbaute Pfarrkirche, das Rathhaus, die Kaserne und das Zeughaus. B. hat 3500 Einw., gute Fabriken für Tuch u. treffliche Bierbrauereien. B., zur Zeit der Römer Brundunum genannt, wechselte im Laufe der Jahrhunderte seine Herren oft, am häufigsten aber in der Neuzeit. Durch den Frieden von Teschen (1779) kam es von Bayern an Oesterreich. Im Oktober 1805 nahm es Napoleon ein, behielt es auch nach dem preßburger Frieden (26. December 1805) und gab es erst am 10. December 1807 an die Oesterreicher zurück, die 1808 die Festungswerke schleifen ließen. Im April 1809 fiel es abermals in Napoleons Gewalt und wurde am 20. April dessen Hauptquartier. Zufolge des Friedens zu Wien (14. Oktober 1809) wurde es an Napoleon abgetreten, der daselbst am 16. März 1810 die Erzherzogin Marie Luise von österreichischen Behörden an französische Behörden übergeben ließ. Am 10. September 1810 trat er B. an Bayern ab; Bayern aber gab es (1815) an Oesterreich zurück. In B. ward auf Napoleons Befehl am 26. August 1806 der nürnberger Buchhändler Palm wegen der Verbreitung der Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" erschossen.

Braunbleierz (Buntbleierz, Grün- und Braunbleierz, Pyromorphit, Bleispath, phosphor- und arseniksaures Blei), dem drei- und einaxigen Krystallsystem angehöriges Mineral, ist nach den Pyramiden- und Prismenflächen undeutlich theilbar, kommt in krystallinischen Gestalten, auch kugelig, traubig, nierenförmig, tropfsteinartig vor, hat eine Härte von 3 5 bis 4,5, Gewicht = 5,8—7,3, Fettglanz u. unebenen bis muscheligen Bruch, ist halbdurchsichtig bis durchscheinend an den Kanten, spröde, grün und gelb, häufig auch braun, grau, weiß, orange, roth und besteht im Allgemeinen aus 1 Atom Chlorblei oder Fluorblei und Fluorkalcium, verbunden mit 3 Atomen ³/₄ phosphorsaurem oder arseniksaurem Bleioxyd. Man unterscheidet nach den specifischen Verschiedenheiten in der Zusammensezzung, wodurch auch bemerkbare Unterschiede in den äußeren Verhältnissen bedingt sind, folgende Varietäten: Grünbleierz, grün, und zwar gras-, pistazien-, oliven-, zeisig- und spargelgrün, specifisches Gewicht = 7, zusammengesetzt aus 1 Atom Chlorblei, 3 Atomen ³/₄ phosphorsaurem Blei; enthält Bleioxyd 82,28, Phosphorsäure 15,73, Salzsäure 1,99. Es schmilzt vor dem Löthrohre auf Kohle in der äußeren Flamme; das Korn krystallisirt und ist nach der Abkühlung dunkel von Farbe. In der inneren Flamme behandelt, gibt es Bleirauch, die Flamme nimmt eine bläuliche Farbe an und das Korn krystallisirt bei der Abkühlung mit großen Facetten von weißer, etwas perlmutterglänzender Farbe. Enthält es etwas arseniksaures Bleioxyd, so gibt es in der inneren Flamme metallisches Blei und riecht nach Arsenik. Es kommt auf Bleigängen namentlich in oberen Teufen vor, zu Zschopau auf Dreifaltigkeitszeche, bei Freiberg auf Gelobt-Land sammt Niklas-Beihülfe, in Böhmen zu Mieß, Przibram und Bleistadt, Hofsgrund und Wildschappach im Schwarzwalde, Klausthal und Zellerfeld am Harze, in England und Schottland. Arseniksaures Bleioxyd von Johanngeorgenstadt hat ein specifisches Gewicht von 7,2, ist gelb, vom Strohgelben ins Orangegelbe und Morgenrothe übergehend, gelblich u. grünlichweiß, seltener krystallisirt, in der Regel in traubigen und kugelförmigen Gestalten, zuweilen derb, besteht aus 75,59 Bleioxyd, 21,20 Arseniksäure, 1,89 Salzsäure, 1,32 Phosphorsäure. Vor dem Löthrohre schmilzt es etwas schwer und wird nachher im Augenblicke mit starkem Rauche und Arsenikgeruch zu einer Menge Bleikügelchen reducirt. Bei einem kleinen Gehalte an Phosphorsäure bleibt eine unbedeutende nicht reducirbare Perle zurück, die eine krystallisirte Oberfläche zeigt. Ausgezeichnet krystallisirt kommt es von Johanngeorgenstadt und von den Gruben Neue Hoffnung Gottes bei St. Blasien und Hausbaden bei Badenweiler. Außerdem findet es sich in Cornwall, im Departement Saone und Loire in Frankreich, und zu Nertschinsk in Sibirien. Eigentliches

B., nelken- und haarbraun, leberbraun ins Gelbe, hat ein specifisches Gewicht von 5,8—7,0, ist zusammengesetzt aus 1 Atom Chlorblei, 1 Atom Fluorkalcium, mit 3 Atomen $^{3}/_{8}$phosphorsaurem Bleioxyd, enthält 10,84 Chlorblei, 3,40 Fluorblei, 73,25 $^{3}/_{8}$phosphorsaures Bleioxyd und 12,5 $^{3}/_{8}$phosphorsauren Kalk und erscheint krystallisirt, oder in kugeligen, traubigen Massen von faseriger Struktur und koncentrischer Farbenstreifung. Vor dem Löthrohre schmilzt es für sich zu einer weißen Masse, ohne Ausgabe von Arsenikrauch und ohne Reduktion. Die fluorhaltige Abänderung, mit Schwefelsäure in einem Platintiegel benetzt, entwickelt Flußsäure, welche das Glas ätzt. Es ist in Salpetersäure auflöslich und kommt bei Freiberg, Mieß und Bleistadt in Böhmen, doch nicht häufig vor. Alle Varietäten des B.es werden auf Blei benutzt, wo es in größeren Massen erscheint.

Brauneisenrahm (schaumiges Wad, Eisenmann, Eisenbluthe), Mineral, zwischen nelkenbraun und stahlgrau, besteht aus zartschuppigem, stark abfärbendem Pulver, das mehr oder weniger glänzt, ist fettig anzufühlen, schwimmt, saugt Wasser ein, entzündet sich aber, mit Oel zusammen gerieben, von selbst. Vor dem Löthrohre verknistert es unter starkem Funkensprühen und wird schwarz. Mit Flüssen erhält man Manganreaktion, namentlich mit Borar. Es besteht aus verschiedenen Mengen von Mangan und Eisen. Als neueres Erzeugniß bildet es zuweilen den Ueberzug auf dichtem und faserigem Brauneisenstein. Am schönsten findet es sich zu Kamsdorf, bei Altenstein und Schmalkalden in Thüringen, zu Voigtsberg im Voigtland, zu Neila und Steben in Bayern, zu Gastein und Schiedeck in Tyrol, zu Hüttenberg in Kärnthen, in Schlesien, am Harze, im Nassauischen.

Braunelle (Flüevogel, Accentor *Behst*, Motacilla *L.*), Vögelgattung aus der Ordnung der Singvögel und der Familie der Pfriemenschnäbler (Subulirostres), charakterisirt durch den an der Wurzel breiten und mit stark eingedrückter Firste und etwas einwärts gebogenen Rändern versehenen Schnabel, der zum Abhülsen harter Sämereien geeignet ist, wovon sie im Winter, wenn ihnen Insekten fehlen, leben. Die Heckenbraunelle (Graukehlchen, A. modularis *L.*) ist 5—6 Zoll lang, hellrostfarben mit schwarzbraunen Flecken, unten schiefergrau, die Spitzen der Flügeldeckfedern weiß, ist dem Zaunschlüpfer (Sylvia troglodytes) sehr ähnlich, weshalb sie auch großer Zaunschlüpfer genannt wird, bleibt den ganzen Winter bei uns, streicht nur bei sehr großer Kälte etwas südlicher, kommt dann im März zurück und hält sich meist in Nadelwäldern auf. Die B. nährt sich von Würmern, Insekten und Sämereien, brütet zweimal im Jahr 6 grünlichblaue Eier aus und auch das Ei des Kuckuks, der es in die Nester dieses Vogels legt. Der Alpen-Flüevogel oder die Flüelerche (A. alpinus *L.*) ist aschgrau, mit weißer, schwarz getupfelter Kehle, rostroth geflecktem Bauche, 7—8 Zoll lang, ein Standvogel auf den Hochgebirgen Südeuropa's, einer der vorzüglichsten Sänger der Alpen.

Braunfels, Fürstenthum oder standesherrliches Gebiet in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Wetzlar, umfaßt 5,11 □Meilen, auf welchen in 2 Aemtern (B. und Greifenstein), 3 Städten (B., Greifenstein und Leun), 43 Dörfern und 7 Höfen ungefähr 17,100 Menschen leben, von denen 16,400 sich zur evangelischen Kirche bekennen; die übrigen sind Juden, Katholiken und Mennoniten. Taunus u. Westerwald, von der Lahn geschieden, berühren das Land, das, außer von der Lahn, noch von der Dill, Mülle, dem Solms-, Iser- und Wetzbach bewässert wird. Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar, bringt zwar alle Getreidearten hervor, doch erreicht deren Ertrag nicht das 6. Korn. Die Einkünfte des Fürsten aus dem Fürstenthum und seinen übrigen Besitzungen betragen gegen 100,000 Thaler. Das Städtchen B., Residenz der Fürsten Solms-B., auf einer Anhöhe südwestlich von Wetzlar, mit 1500 Einwohnern, welche Ackerbau und Viehzucht treiben, hat 2 evangelische Kirchen, eine Synagoge, fürstliche Regierung u. ein Justizamt. Das Schloß, noch höher als die Stadt gelegen und mit starken Mauern umgeben, soll 946 erbaut worden seyn, erhielt 1308 bedeutende Verbesserungen, wurde 1622, 1632, 1635 und 1640 im 30jährigen Krieg von verschiedenen Parteien erobert und brannte 1679 ganz ab. Seitdem erbaute man ein kleines neues Schloß auf dem alten Grund; erst als mit dem Tode des Erbauers die Grafschaft an die solms-greifensteinsche Linie kam, wurde der Erbe, Graf Wilhelm Moritz, Gründer des jetzigen schönen und großen Schlosses. Eine Hauptzierde desselben außer der fürstlichen Bibliothek ist die braunfelsische Alterthümersammlung, dem fürstlichen Hause gehörend, beschrieben von Schaum 1819.

Braunfels, gefürsteter Zweig des alten deutschen Grafenhauses Solms, das sich nach verschiedenen Theilungen 1700 in die Linien Solms-B. und Hohensolms, beide reichsunmittelbar und deutsche Reichsstände, schied. Im Jahr 1742 erhielten die Grafen von Solms-B. zu der Landeshoheit noch die fürstliche Würde, wurden aber 1806 mediatisirt u. unter die Oberhoheit des Herzogs von Nassau gestellt; dieser trat sie 1815 an Preußen ab.

Braunfisch, s. Delphin.

Braunkohl, s. Kohl.

Braunkohlen, urweltliche, vegetabilische Ueberreste aus sehr verschiedenen Perioden, welche, durch thonige und sandige Massen, oft auch ältere Laven, gedeckt, einem unvollkommenen Verkohlungsprozesse unterlagen. Die jüngsten B. zeigen noch vollkommene Holzstruktur und gehen durch alle Abstufungen vom Holzartigen ins Erdige oder in das Pechartige der wahren Steinkohle über, wonach nicht allein die Härte zwischen 1 und 2,5, sondern das specifische Gewicht steigt und von 1 auf 1,4 wechselt. Die gewöhnlichste Farbe der B. ist braun durch alle Verschiedenheiten vom Gelbbraunen ins Tiefbraune, selten ins Schwärzliche u. Pechschwarze übergehend. Der Querbruch ist bei den bitumenarmen Arten erdig, bei den bitumenreichen Abänderungen mehr oder weniger fettglänzend, öfter wachs- oder pechartig. Die Braunkohle brennt mit leuchtender Flamme, verbreitet einen meist brenzlichen, selten jedoch sehr unangenehmen Geruch und hinterläßt mehr oder weniger (2—50%) Asche. Man unterscheidet eine außerordentlich große Menge

von Varietäten, die man gewöhnlich in folgende Familien reiht: Gagat oder Pechkohle, gemeine Braunkohle, bituminöses Holz, Moorkohle, Erdkohle, Schiefer- und Papierkohle. Bei der Pechkohle ist der Bruch derb, fettglänzend, muschelig, die Farbe sammt- und pechschwarz, oft bräunlich. Nur die Außenflächen zeigen noch einzelne Spuren von Holzstruktur; im Innern der Kohlenmassen sind häufig die Andeutungen vegetabilischen Ursprungs ganz verschwunden. Sie steht der Steinkohle am nächsten, und es gibt, doch selten, Arten, welche bei sehr geringem Aschengehalt an Brauchbarkeit den besten Steinkohlen für viele technische Zwecke gleich stehen. Die gemeine Braunkohle ist derb, die Holzstruktur kaum noch kenntlich; in seltenen Fällen zeigt sich faseriges Gefüge. Der erdige Bruch verläuft sich ins Groß- und Flachmuschlige, der Strich ist glänzend, dunkelbraun, die Bruchflächen matt, zuweilen etwas fettglänzend. Sie ist die allergewöhnlichste unter den Braunkohlengattungen, hat wenig, zuweilen kein Bitumen, riecht am übelsten und hinterläßt viel, gewöhnlich 20 bis 30% Asche. Das bituminöse Holz (fossile Holz, Holzbraunkohle) zeigt ganz deutlich die Holzstruktur: nicht allein die Rinde, sondern auch Wurzel-, Stamm- und Aststücke sind gut erhalten, und man kann die Jahresringe oft vollkommen genau unterscheiden. Es läßt sich nach den Jahrringen aufblättern u. mancher Stamm wie frisch gefällt bearbeiten; doch sind die Stämme selten noch in ihrer ursprünglich runden Gestalt, sondern durch die überlagernden erdigen Massen mehr oder weniger breit gedrückt. Die Farbe ist holz- und haarbraun; die längsspaltige Oberfläche gewöhnlich matt, die Schnittflächen dagegen zeigen Glanz, der Querbruch das Bitumen. Manchmal trennt ein weißer Aschenstreifen die Kohlenlager von Basalt. Die meisten Stämme u. Aeste sind von Rinde entblößt wie beim Treibholz; Früchte, Zapfen von Nadelhölzern u. Samenkörner finden sich häufig. Bei den Holzbraunkohlen ist der Verkohlungsprozeß nur erst halb vollendet, und häufig ist diese Kohle von der Halbkohle aus frischem Holze im Ansehen gar nicht zu unterscheiden. Während die Stämme selbst nur halbgekohlt sind, sind Blätter und Zweige dagegen oft ganz verkohlt. Deshalb finden sich auf und in dünnen Lagen zwischen den Stämmen so häufig Schichten von gemeiner Braunkohle. Das häufigste Vorkommen dieser schönen Kohle ist in Basaltgebirgen. An Brauchbarkeit steht die beste der Pechkohle ganz gleich, u. ist sie schwefelfrei und bituminös, dann gibt sie, namentlich für den Hüttenbetrieb u. für Dampfmaschinen, ein treffliches Brennmaterial ab. Die beste (z. B. die aus den meyerschen Gruben auf der Rhön) hat nur 2% Asche. Die Moorkohle ist eine derbe, meist zerborstene Masse, oft unvollkommen schiefrig. Die Holztextur ist nicht mehr, wenigstens selten, deutlich erkennbar. Sie zerspringt, der Luft ausgesetzt, in trapezoidische Stücke; im Bruch ist sie eben, nur selten ins Muschlige übergehend, schimmernd bis zu schwachem Fettglanz. Die Farbe ist schwärzlichbraun bis zum Pechschwarz. Sie ist sehr verbreitet, aber ihre Anwendbarkeit beschränkt. Die Erdkohle (erdige Braunkohle, fossile Holzerde, kölnische Umbra), ist im Bruch matt und besteht aus so locker zusammenhängenden erdigen Theilen, daß sie an der Luft in Staub zerfällt. Die Farbe ist holzbraun, gelblichbraun, ins Graulichweiße. Zuweilen umschließt sie ganze Stämme von fossilem Holz, die vollkommen gut erhalten, jedoch seltener bituminös sind. Die obere Lage derselben zeigt nicht selten Schilfe, Blätter und Stengel von Sumpfpflanzen, weshalb anzunehmen ist, daß diese Kohle aus der gemeinen Braunkohle hervorging. Sie wird, mit Thon gemengt und geformt, als Ofenfeuerung, auch häufig zum Alaun benutzt. Die Papierkohle, auch Blätterkohle, besteht aus sehr dünnen elastisch-biegsamen Lagen von braunschwarzer Farbe und verdankt meist Schilfen ihre Entstehung. Sie ist wenig brauchbar. Regnaults über viele Braunkohlenarten angestellte Analysen ergaben das Resultat, daß sie mit der jetzt noch lebenden Pflanzenfaser eine bei weitem größere Uebereinstimmung zeigen, als die Steinkohlen, und daß diese Uebereinstimmung um so größer ist, je weniger sich die B. von dem Zustande des fossilen Holzes, an welchem Rinde, Jahresringe und Mark noch deutlich zu erkennen sind, entfernen. Sie haben bei weitem weniger Sauer- und Wasserstoff, als die Steinkohlen, abgegeben, so daß ihr Kohlenstoffgehalt, abgesehen von den erdigen Gemengtheilen, nie 79% übersteigt, wogegen manche noch 36% Sauerstoff und andere 7½ Wasserstoff in ihrer Mischung enthalten. Gerade die bituminösen Hölzer sind es, bei denen diese beiden Stoffe überwiegend erscheinen, während der Kohlenstoffgehalt bei solchen unter 65% herabsinkt.

Die B. kommen in allen Gebirgen vor, welche jünger als das Steinkohlengebirge sind; doch ist die Tertiärformation ihr eigentliches Reich. Ihr Gebilde wird, durch die sie begleitenden Lagen von Thon, Mergel, Gyps, quarzigem, mehr oder weniger eisenschüssigem Sand, Sandstein, quarzigen Trümmergesteinen, Geröllen &c., sehr deutlich bezeichnet, welche Glieder mannigfach unter einander wechseln, so daß bald das eine, bald das andere vorwaltend dasteht. Als treueste Begleiter sind die Thone zu bezeichnen, die fast bei keinem Braunkohlenlager fehlen. In der Regel kommen nicht sämmtliche Glieder der Gruppe in einer und derselben Gegend zusammen vor. Unleugbar sind die B. aus umgestürzten oder verflutheten Wäldern hervorgegangen; diese brachen entweder an dem Orte ihres Wachsthums zusammen (in welchem Falle die Stämme alle nach einer Richtung liegen), oder sie wurden durch große starke Wasserströmungen an bestimmte Punkte hingeführt und daselbst in Menge abgesetzt. In letzterem Fall läßt sich eine besonders regelmäßige Lagerung in einer bestimmten Richtung an den Stämmen nicht herausfinden. Die Pflanzen haben in wenigen Fällen ihre Gestalt beibehalten; bei weitem häufiger sind sie durch die aufliegenden Thon- und Sandschichten breit gedrückt. Oft ist die Holzstruktur so deutlich zu erkennen, daß auf dem Querbruche die Saftgefäße genau in die Augen fallen. Alle B. hinterlassen nach dem Verbrennen mehr oder weniger, entweder weiße, oder gelb bis braun oder roth gefärbte Asche, die bei einzelnen Gattungen Spuren von Kalisalzen u. von Eisen liefert. Die trockene De-

stillation gibt dieselben Produkte, wie die des Holzes; die bitumenreichen liefern (zuweilen sehr viel) Leuchtgas, Brandöl, Brandharze ꝛc. Die zurückbleibende Kohle hat dann mehr als die Hälfte gegen das Gewicht der angewandten Braunkohle verloren. Bei den besten Arten sind die auf diese Weise erlangten Kohlen der Holzkohle völlig gleich; sie können Gase aufsaugen und aus Flüssigkeiten riechende und färbende Stoffe entfernen ꝛc. In Gewerben sind sie ganz wie Holzkohlen zu verwenden. Das chemische Verhalten der B. ist bis auf die neueste Zeit noch wenig untersucht. Erst Klaproth analysirte die mannsfelder Braunkohle (eine erdige) und die mit dieser verwandte Umbra von Köln. Nach ihnen haben sich in neuester Zeit Regnault, Bley, Berthier und Marr mit der Untersuchung beschäftigt. Es stellte sich heraus, daß bei der Braunkohlenbildung derselbe Prozeß wie bei der Entstehung der Steinkohlen Statt fand, daß nämlich die Pflanzenfaser einer Gährung unterlag, bei welcher eine um so größere Menge von Sauer- und Wasserstoff aus der in Zersetzung begriffenen Pflanzenmasse trat, als es die obwaltenden Umstände, namentlich die überliegende Decke und die vorhandene Wärme gestatteten. Je mehr Sauerstoff u. Wasserstoff aus den überdeckten Pflanzenreilen austrat, um so vollkommener ging die Verkohlung vor sich. Das Durchschnittsresultat der verschiedenen Analysen gibt folgende Zusammensetzung: 65 Kohlenstoff, 21 Sauerstoff, 6 Wasserstoff, 10 Asche und erdiger Rückstand. Aus mehren B. kann durch Wasser $^1/_5$ ihres Gewichts einer braunen Substanz ausgezogen werden, welche sauer reagirt und deren Auflösung von Salzsäure, Kalkwasser, salzsaurem Baryt, schwefelsaurem Eisenoxyd, schwefelsaurem Kupferoxyd und salpetersaurem Silberoxyd gefällt wird. Der im Wasser unlösliche Theil gibt an eine übergossene Ammoniak- und Natronauflösung $^2/_3$ des Gewichts der Braunkohle, und zwar von einer braunen Substanz ab, welche die Eigenschaften des Humus, obschon nicht sehr deutlich, nachweist. Bley fand bei der Untersuchung eines Lignits von Preußlitz im Herzogthum Anhalt-Köthen, daß Wasser aus demselben $^8/_{1000}$ Theile von einer braunen extraktähnlichen bitteren Substanz, zugleich mit ein wenig Chlornatrium und Chlorkalcium schwefelsaurer Kalk, auszog. Durch Uebergießen mit Aether erhielt er $^{45}/_{1000}$ Theile eines blaßgelben, wachsähnlichen Stoffes, der sich in Alkohol, sowie in fetten und flüchtigen Oelen auflöste; als er das Lignit einer trocknen Destillation unterwarf, erhielt er eine ammoniakalische Flüssigkeit, neben verschiedenen anderen Destillationsprodukten, wie von Holz. Das Brandöl zeigte die meiste Aehnlichkeit mit Petroleum.

Das **Braunkohlengebirge** besteht in den Hauptmassen aus Braunkohlensand und Sandthon, Braunkohlenthonen und aus den eigentlichen Kohlenflötzen. In der Regel wechseln die Thone mit den Kohlenflötzen und bilden deren Hangendes und Liegendes zuweilen in Gesellschaft von Schieferthonen. Einige Kohlenabänderungen treten in gewissen Flötzen mehr vorherrschend auf, während die übrigen untergeordnet erscheinen. Die gemeine Braunkohle und außer dieser die Moorkohle sind hauptsächlich verbreitet und diese schlechtern Arten setzen Lager von sehr großer Mächtigkeit zusammen. Die Pechkohle erscheint viel seltener; sie bildet meist nur Nester in der gewöhnlichen Braunkohle. Die werthvollste, beste, die bituminöse Holzbraunkohle bildet selten Flötze von bedeutender Mächtigkeit. Zuweilen gehen die einzelnen Braunkohlengattungen in einander über. Die Schichtung ist bei mehren Lagern sehr deutlich zu beobachten; außerdem kommen gar häufig starke Klüfte vor, welche mit klar geriebener Braunkohle und Letten ausgefüllt sind. Oefters macht das Braunkohlengebirge die oberste Lage unserer Erdrinde aus und es erscheint alsdann ohne alle weitere Ueberlagerung. Spätere Wasserfluthen wirkten hier nachtheilig auf die lockeren Massen ein, rissen Quantitäten ab und führten sie weg. Dies würde noch in weit höherem Maße der Fall gewesen seyn, wenn die Erhebungen der Basalte, welche oft große Braunkohlenflötze in muldenförmigen Parcellen zertheilten, nicht erfolgt wären und wenn diese auf der anderen Seite nicht dadurch schützend eingewirkt hätten, daß die Flötze, durch sie außer dem Wasserbereiche gehoben, den Fluthen nicht mehr ausgesetzt waren. Aus diesem Grunde kann man mit Wahrscheinlichkeit in den Umgebungen von Basalthöhen auf das Vorhandenseyn von B. rechnen; man darf zugleich versichert seyn, daß sie da am bauwürdigsten getroffen werden, wo Basaltrücken die Niederlagen umgeben, weshalb der Geognost, welcher B. aufsucht, am sichersten zuerst den Gehängen der Basaltberge folgt. Ueberall, wo Basalte in nähere Berührung mit B. traten, war dieses Zusammentreffen auf letztere von bedeutendem Einfluß. Die flüssige Masse jener plutonischen Gesteine, die B. durchbrechend, flossen auf größere Strecken über dieselben weg und bedeckten sie. In nächster Nähe solcher Durchbrechungspunkte verlieren die Flötze ihren Bitumengehalt und die Kohlen geben dann weniger Hitze. Die braune Farbe geht in schwarze über, der Bruch ist nicht mehr muschelig, er verläuft ins Ebene; der Glanz, viel stärker geworden, ist theils Glas-, theils Fettglanz. Die Holzform, fast verschwunden, zeigt sich nur noch in äußerst seltenen Fällen in den zerborstenen, mannigfach gerissenen und zerklüfteten Massen, welche die säulenförmige Absonderung angenommen haben. Am Hirschberge in der Nähe von Almenrode, am Habichtswalde, am Meißner u. an anderen Orten im Kurfurstenthume Hessen, wo Basalte über Braunkohlenflötzen auftreten, sind diese Umwandlungen deutlich zu beobachten und namentlich sind dort die Stangen-, Glanz- u. Pechkohlen durch solche unterirdische Revolutionskatastrophen hervorgerufen worden. Zuweilen finden sich in den B. Brauneisensteine, häufig Schwefelkiese, Blende, Gyps, gediegener Schwefel, Honigstein, Erdpech, Retinasphalt. Der Bernstein, am häufigsten an den südlichen Küsten der Ostsee zwischen Königsberg und Memel, tritt aus Braunkohlenflötzen hervor, welche auf dem Boden der Ostsee und an der Küste abgesetzt sind. Die Kohlen, durch die Einwirkung des Wassers auf- und weggeschwemmt, lassen den Bernstein zurück, der bei Stürmen nach dem nächsten

Strande geführt wird. Die Braunkohlenflötze liegen, wenn nicht durch vulkanische Ursachen gestört, horizontal oder doch fast so; sie steigen von einigen Zollen bis auf 100 und mehr Fuß Mächtigkeit. Zuweilen beherrschen sie den Grund großer Ebenen und setzen in denselben ohne alle Unterbrechungen fort; oft sind sie dagegen so sehr zerrissen, daß ihre Gestalt und Ausdehnung von regelmäßiger Schichtung keine Spur behält. Nicht selten erscheinen die Kohlen absetzend, auf Strecken verdrückt und verworren und sehr oft im Gemenge mit Thon. Oft füllen Thone, Sande und Kieselsteine im Hangenden der Flötze kleine Gänge aus, welche vertikal in die Kohlenlager dringen und sich 6—8 Fuß tief in dieselben einziehen. Ein die Anwendung der B. zur Feuerung sehr häufig beeinträchtigender Begleiter ist Eisenkies in Kugeln, oder in Körnern, oder in Gestalt von verkiestem Holze. In der Braunkohle von Artern und Frankenhausen in Thüringen findet man kleine oktaedrische Krystalle von, dem Bernstein ähnlichen, Honigstein. In der Umgebung von Köln fand auch Faujas unter der Rinde einiger verkohlten Stämme ein bernsteinartiges Harz, welches beim Brennen wahren Weihrauchgeruch von sich gab. Von den vielen Versteinerungen, welche die Thone und Sande der B. einschließen, sind besonders bemerkenswerth: Gebeine verschiedener Säugethiere, Fische, Reptilien, Krustaceen, Insekten, Pflanzen rc. Die Insekten namentlich haben sich im Bernstein so gut erhalten, daß sogar die Farben der Flügeldecken noch deutlich zu erkennen sind. Nicht selten gerathen Braunkohlenflötze durch Selbstentzündung oder äußere Einwirkung in Brand. Diese Brände nehmen nach und nach je nach dem Zutritt der Luft, wiewohl im Allgemeinen immer nur langsam zu. Die über den Kohlen abgelagerten Gebirgsschichten werden bei solchen Katastrophen merkwürdig umgeändert und erleiden nicht selten eine halbe oder ganze Schmelzung, woraus die sogenannten Porzellanjaspise, die verglasten Thone und Erdschlacken hervorgehen. Die Kohlen, welche durch solche Brände nicht entzündet und verzehrt werden, zerbersten in eine Menge kleiner Stückchen und werden für den gewöhnlichen Gebrauch sodann untauglich. Da bei solchen Kohlenbränden an der Oberfläche im Winter und Sommer gleiche u. zwar hohe Temperaturen Statt finden, u. da im Allgemeinen die Brandstellen nur langsam fortrücken, so hat man sie da, wo sie vorkommen, zuweilen zur Anlage von Treibhäusern benutzt.

Der Reichthum an B. ist besonders in Deutschland sehr groß, und da kein anderes fossiles Brennmaterial das Holz zur gewöhnlichen Stubenfeuerung vollkommener vertreten und ersetzen kann, ist diese große Verbreitung eine große Wohlthat. Die Braunkohlenablagerungen beginnen an der rheinländisch-preußischen Westgrenze, erlangen bei dem Dorfe Eschweiler, unfern Aachen, eine bedeutende Mächtigkeit und erstrecken sich von hier aus nach Köln und Bonn, wo das Flötz die enorme Stärke von 100 Fuß erreicht. Auf dem rechten Rheinufer auf Grauwacke aufgelagert, werden sie im Siebengebirge von Basalten bedeckt. Wo ausgedehntere u. mächtigere Basaltmassen empordrangen, sind auch dort die Braunkohlenflötze zerrissen und getrennt durch Klüfte und Spalten, welche sich, gegen den Tag hin, mehr oder weniger ausbreiten. Stellenweise trat der Basalt wie am Habichtswalde und am Meißner von der Seite in die Kohle ein und veränderte sie. Weiter gegen Süden ziehen sich die B. nach dem Westerwalde hin, von wo sie sich, durch Basalte wiederum vielfach verstört, in mehr vereinzelten Partien nach der Wetterau hin erstrecken. In geringerer Ausdehnung, auch ohne geschlossene Lagerung u. mit Basalten wechselnd, laufen sie durch das Rhöngebiet, und was hier die Flötze an Größe und Mächtigkeit entbehren, ersetzen sie durch die beste Qualität. Süd- und westwärts von der Rhön sind bloß schwache Spuren. Aus dem Werrathale ins thüringer Becken übertretend, erscheinen sie unabhängig von Basalten, ziehen sich die Unstrut entlang, dann rechts nach Altenburg und Sachsen und links nach dem Fuß des Harzes und der mit ihm zusammenhängenden Ebene hin, von wo sie in großer Ausbreitung, aber von geringer Güte, durch die zwischen Elbe und Oder gelegene Fläche bis zum Gestade der Ostsee fortlaufen. Da, wo der Neißefluß aus dem lausitzer Gebirge hervorbricht, liegen die Braunkohlenflötze auf dem Urgebirge auf und laufen in wechselnder Mächtigkeit, die sogar auf 150 Fuß steigt, zu beiden Seiten der Neiße bis nach Muskau fort. Keine Provinz des Kaiserstaates Oesterreich ist so mit B. gesegnet, als Böhmen. In 3 großen und einigen kleineren Becken abgelagert, ziehen sie sich von Eger am Fuße des Erzgebirges hin und in den Ebenen, die sich von hier aus entfalten, über Falkenau, Schlackenwerth bis nach Bilin und Töplitz fort. Im Inneren Böhmens sind sie an dem ausgezeichnet schönen, mit einer Menge von zuckerhutförmigen Klingsteinbergen sich stolz erhebenden Mittelgebirge und zu beiden Seiten der Elbe, bei Kollin, Aussig, Wernstadtl und an der nördlichen Grenze bei Grotkau in vielen und reichen Flötzen zu treffen. Auch in Steiermark bei Judenburg u. Leoben, in Oesterreich bei Wienerisch-Neustadt und Oedenburg, in den salzburgischen Alpenthälern rc., wie in den Vorthälern des bayerischen Gebirgs gräbt man sie in mächtigen Lagern und von guter Qualität. Die Braunkohlenablagerungen beginnen demnach in einem schmalen Streifen im äußersten Westen Deutschlands, verbreiten sich nach Osten hin immer mehr und nehmen endlich, theilweise unterbrochen, an den östlichen Grenzen unseres Vaterlandes, dessen ganze Breite von den steierischen Alpen bis zur Ostsee ein. Außer in Deutschland kommen die B. auch in Polen, Podolien und Volhynien auf Grauwacke, Kalkstein, Granit abgesetzt weit verbreitet vor. In England treten B. selten auf und mächtig nur in der Gegend von Bovey, wo die Flötze in einer Vertiefung, die durch spätere Strömungen theilweise ausgerissen u. mit Gerölle überdeckt wurde, abgelagert erscheinen; Hangendes und Liegendes besteht auch da meist aus Thonen. Die bedeutendsten u. reichsten Braunkohlenlager in Frankreich findet man in den Departements der Aisne, der Oise, der Seine-Inferieure, der Rhonemündungen, der Vaucluse rc. Im Departement

Seine-Inferieure, Calvados, Somme, Pas-de Calais, längs dem Kanal, gibt es Braunkohlenflötze, deren Kohlenschichten so nahe dem Meeresstrande und so flach liegen, daß sie während der Ebbe über dem Wasser sichtbar sind. Der aufgeschwemmte erdige Schlamm, welcher das Seinethal ausfüllt u. weite über das gegenwärtige Flußbett erhabene Ebenen bildet, weist eine ansehnliche Menge Lager von faseriger Braunkohle nach, wo auch bituminöse Bäume vorkommen, deren Holztextur vollkommen erhalten ist. Die Seine-Insel Châtou ist ganz aus einer verworrenen Anhäufung dieser Bäume entstanden. Um die Seinemündung setzt die Braunkohle keine regelmäßigen Flötze zusammen, sondern Alles ist durcheinander geworfen. Hier werden oft Ueberreste großer Thiere ausgegraben. Unter Morlaix in der Bretagne, sowie an mehren Punkten der französischen und englischen Küste, hat man unter dem Küstensande sogar Wälder aufrecht stehend in Braunkohle umgewandelt gefunden. Die Schweiz hat B. im Kanton Zürich u. Lausanne, Italien bei Cadibona im Großherzogthume Genua; in Island ist die Braunkohle neben dem Treibholze das einzige Brennmaterial. Auch die westlichen Staaten in Nordamerika, ferner Mexiko, Ostindien, Rußland 2c. sind mit mächtigen Braunkohlenlagern gesegnet.

Die Benutzung der B. als Brennmaterial ist im Allgemeinen noch lange nicht so groß, als sie seyn sollte. Inzwischen wächst ihre Anwendung mit jedem Tag, je mehr die Holznoth oder die Vertheuerung von Holz und Steinkohlen nöthigt, Vorurtheile fahren zu lassen und das Beispiel anderer Gegenden, wo man seit langer Zeit nur B. brannte und sie mit keinem andern Brennmaterial vertauschen möchte, zur Nachahmung fortzieht. Für Heizung großer Räume, für Kasernen, Salinen, Zucker- und Porzellanfabriken, Ziegelbrennereien, Brauereien, Seifensiedereien 2c. sind sie ausgezeichnet und oft besser als Holz; doch müssen die Oefen gut ziehen, auch die Roststäbe enger als bei der Steinkohle gelegt seyn, damit das öfters in kleine Stücke zerspringende Brennmaterial nicht unverbrannt durch dieselben fällt. B. geben zwar meist eine weniger starke Hitze als gute Steinkohlen, viel größere aber als Holz, halten auch viel länger nach als dieses und verbreiten eine gleichmäßigere Wärme. Vor allen andern Sorten eignet sich die bituminöse Holzbraunkohle vortrefflich zur Herd- u. Stubenfeuerung, und im Mittel vielfältiger Beobachtungen und Erfahrungen nimmt man an, daß 16 Centner gute, ganz trockne, bituminöse Holzbraunkohle eine Klafter von vierschuhigem weichen Scheitholz (144 Kubikfuß); und 24 Centner eine Klafter hartes (buchenes oder eichenes) Scheitholz vollkommen ersetzen. Im Eisenhüttenwesen ist der Gebrauch der B. bei weitem noch nicht so allgemein, als er zu seyn verdient. Beim Hochofenbetriebe versuchte man es ohne Erfolg mit erdiger Braunkohle, die viel Asche gibt und leicht in Stücke zerspringt. Das bituminöse Holz von den Palmarten gibt zwar eine Kohle von vortrefflichem Ansehen, welche für Kleinfeuerarbeiter sehr gut, doch für den Hochofen zu leicht ist. Es unterliegt indeß keinem Zweifel, daß der Zeitpunkt nicht mehr ferne ist, wo die bessern Arten des über ganz Deutschland verbreiteten Brennmaterials auch zum Ausschmelzen der Eisenerze im Großen verwendet werden und nicht im verkohlten, sondern im rohen Zustand, wozu sich keine Braunkohle besser eignen wird, als eine bitumenreiche, schwefelfreie, gutgedörrte Holzbraunkohle. Für den Flammofenbetrieb ist ein besseres Brennmaterial nicht zu finden und die vorzügliche Brauchbarkeit dafür außer Zweifel gestellt.

Nach dem königlich sächsischen Rechte erstreckt sich das Bergregale nicht über Braunkohlenlager; ihre Gewinnung steht vielmehr jedem Grundeigenthümer auf seinem Grund und Boden ohne vorgängige Ansuchung um obrigkeitliche Koncession frei. Nur dann, wenn sie unterirdisch abgebaut werden, kann, wenn der Grundeigenthümer die Gewinnung nicht selber betreiben, noch sie durch einen Andern betreiben lassen will, den darum Ansuchenden von der höchsten Behörde Koncession ertheilt werden. In dieser Hinsicht, sowie rücksichtlich der Bedingungen, unter welchen Nichteigenthümer B. in fremdem Boden abbauen dürfen, und der Verhältnisse, in welchen Abbaue benachbarter Lager von B. zu einander stehen, wird der Bau von B. im Mandat vom 10. Sept. 1822 dem der Steinkohle gleich gestellt. In allen übrigen deutschen Staaten gehören die B. zum Bergregale; doch stellt das österreichische Recht in dieser Beziehung keine besondern Vorschriften auf.

Braunkohlenöl (Oleum pyro-carbonicum), durch trockene Destillation der Braunkohlen gewonnenes schwarzgraues, butterartiges Oel, von unangenehmem Geruch, das, über Sand und Holzkohle rektificirt, an Farbe, Geruch und Kraft verliert. Die Arzneikunde hat, vom Dr. F. G. Lucas zu Wettin bei Halle veranlaßt, das B. in den Kreis ihrer Mittel gezogen und wendet es innerlich (in Pillenform) bei Magenkrampf in der hysterischen Krampfkolik, bei Hysterismus und Hypochondriasis, äußerlich entweder auf heißes Eisen gestrichen als Räuchermittel, bei Lungensucht, Gicht, einfacher Leukorrhöe und Gliederlähmung mit Erfolg an, oder braucht es zu Einreibung in den Gelenken. Das B. ist, wie das Bergöl, leicht Verfälschungen ausgesetzt. In der Technologie dient es statt Terpentinöl zu Bernsteinfirniß. Die wohlfeile Darstellung im Großen würde dem B. in vielen Gewerben vortheilhafte Anwendung geben; sie ist aber bis jetzt noch nirgends geschehen.

Braunkohlensandstein, feinkörnig, gelblich, weiß, theils im losen Zustande, theils durch thoniges oder quarziges Bindemittel verkittet. Im Inneren loser Sandmassen liegen zuweilen knollige Sandsteingebilde, mit festem, quarzigem Kerne. Diese Erscheinung läßt sich dadurch erklären, daß Sandsteinlager verwitterten und theilweise wieder zu losem Sande zerfielen. In vielen Gegenden haben die B.e nur sehr geringe Verbreitung, in andern kommen dieselben mächtig und schöne Gebirgspartien bildend vor. Eine eigenthümlich-charakteristische Erscheinung ist das Auftreten von gediegenem erdigen Schwefel in diesem Gebilde. Derselbe erscheint nicht nur in einzelnen Lagen des B.s, sondern die einzelnen

Sandtheilchen sind mitunter sogar durch Schwefel zusammen zu Sandstein verkittet.

Braunsberg, Stadt in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Königsberg, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, an der Passarge, hat ein altes Schloß, 4 Kirchen, ein Lyceum, katholisches Gymnasium, katholisches Priester- und katholisches Schullehrerseminar, ein Stift für Wittwen, Nonnenkloster und 8500 Einwohner, die Tuch- und Leinwandweberei, Gerberei ꝛc. treiben. Von Bedeutung ist der Handel der Stadt, den sie besonders mit Flachs, Korn und Schiffbauholz auf eigenen Schiffen selbst über See treibt. B. ist Sitz des landräthlichen Amts, eines Land- und Stadtgerichts, einer Kreis-Justizkommission, eines Hauptsteueramts mit Packhof u. eines Postamts. Die Stadt wurde von dem deutschen Orden gegründet, um die Verbindung Elbings mit dem Meer zu sichern. Die Burg entstand um 1241—42, der Stadt geschieht zuerst 1249 urkundliche Erwähnung. Als kurz nachher die Preußen den Orden aus vielen seiner Besitzungen vertrieben, fiel auch Burg und Stadt B. in ihre Gewalt; die Einwohner flohen nach Elbing und konnten erst 1279 den Aufbau der Stadt wieder beginnen. Im Jahr 1350 gründete Hermann von Liebenstein die Neustadt; der Wohlstand hob sich schnell, der Handel blühte, B. trat zur deutschen Hansa und riß sogar das Stapelrecht über alle ermeländischen Produkte an sich. Im J. 1461 vertrieb es die polnische Besatzung u. gab dem Bischof von Ermeland eine sichere Stätte in seinen Mauern; 1520 entriß es Markgraf Albrecht von Brandenburg den Polen auf längere Zeit; 1524 bekam B. den ersten protestantischen Prediger, aber 1551 das erste Jesuitenkollegium, zum Schutz gegen das Lutherthum. Der 30jährige Krieg brachte es erst an Schweden (1626), dann an Polen zurück und endlich durch Verpfändung 1667 an Preußen, das 1785 den protestantischen Gottesdienst dort wieder frei machte. Im preußisch-russischen Krieg gegen Frankreich war B. während des Februars 1807 ein militärisch wichtiger Ort.

Braunschweig, 1) zum deutschen Bunde gehörendes Herzogthum im nördlichen Deutschland, besteht aus den beiden Fürstenthümern B.-Wolfenbüttel und Blankenburg, der preußischen Enklave Kalvörden und der hannöverschen Enklave Thedinghausen und bildet kein zusammenhängendes Ganzes, sondern ist durch hannöverisches u. durch preußisches Gebiet in 3 größere und 2 kleinere Stücke zerschnitten. Wolfenbüttel, durch die hannöversche Provinz Hildesheim in zwei ungleiche Theile, den größern nördlichen und den südlichen, getrennt, grenzt im Norden an die hannöverische Provinz Lüneburg und Kalenberg, im Osten an den preußischen Regierungsbezirk Magdeburg, im Süden an die hannöverische Provinz Grubenhagen und Göttingen, im Westen an den preußischen Regierungsbezirk Minden, an Waldeck und die Provinz Hildesheim; Blankenburg stößt nördlich an den preußischen Regierungsbezirk Magdeburg, östlich an denselben und Anhalt-Bernburg und hat im Süden den preußischen Regierungsbezirk Erfurt, im Westen die hannöverische Provinz Grubenhagen zu Nachbarn. Die Form des Hauptlandes ist ein zwischen 51° 38' und 52° 32' n. Br. eingeklammerter schmaler, fast horizontal durch drei Längengrade (von 9° 10' — 11° 22' östl. L. von Greenwich) gestreckter Streifen. Das Herzogthum hatte bei der Zählung vom 2. Dec. 1852, mit Ausnahme von 735 mit Hannover gemeinschaftlich beherrschten Seelen am Harz, auf 67¾ □Meilen 271,208 Einwohner (worunter 2600 Katholiken und 1000 Juden), die in 12 Städten, 15 Markt- und Bergflecken, 470 Dörfern, Weilern, Vor- u. Hüttenwerken u. 122 Höfen wohnten. Es kamen daher 4004 auf die Geviertmeile, während derselbe Durchschnitt in ganz Deutschland nur 3335 beträgt. Der Haupttheil des Herzogthums bildet den äußersten Nordrand des deutschen Berglandes, das im Harz seine letzten Vorposten an die Marke des europäischen Flachlandes schiebt, welches von den Mündungen der Maas und Schelde durch Preußen und Rußland sich bis zum Eismeere fortsetzt. Das Hauptland hält den Harz in 3 Stücken umklammert, dessen Nordosttheil ein welliges Hügelland ist, das in die Haiden und Moorstrecken Lüneburgs sich verläuft und einen reichen, höchst fruchtbaren Boden hat. Der südöstliche ist das eigentliche Bergland des Harzes; hügelig, oft nur wellig breitet sich der westliche über den Fuß des Harzes und Solling aus. Man kann etwa ⅔ des Landes zum Bergboden rechnen. Blankenburg ist fast ganz mit Berg und Wald bedeckt und bietet dem Ackerbau verhältnißmäßig wenig Raum; Thedinghausen besteht aus Marsch und Geest. Im Allgemeinen sind Harz- und Weserbezirk zum Getreidebau wenig geeignet; doch in einzelnen Landstrecken, z. B. in der Aue, dem Weser- und Leinethal, wird der Ackerbau sehr ergiebig. Die Bodenbenutzung erstreckt sich auf 1½ Millionen Morgen, worunter nach einer ältern Schätzung 600,000 Morgen Ackerland, 74,750 Wiesen, 362,244 Triften, 29,781 Gärten, 3941 Teiche und 360,000 Forsten sind. Im J. 1848 wurde ermittelt, daß 22,596 Morgen Ackerland sich im Besitz von 18,405 Häuslingern befanden, so daß die Zersplitterung des Grundeigenthums neben seiner Ansammlung in einzelnen großen Gütern allerdings beträchtlich erscheint. Der Harz ist das einzige eigentliche Gebirge, in welches sich B. mit Hannover, Preußen und Anhalt theilt. Der ausschließlich braunschweigische Antheil besteht aus zwei von einander geschiedenen Parcellen. Das eine Stück liegt auf der nordwestlichen Seite des Gebirgs und grenzt an den hannöverschen und wernigerodischen (preußischen) Oberharz; das andere, welches Blankenburg nebst Walkenried enthält, breitet sich, von den übrigen Theilen des Herzogthums ganz getrennt, in sehr unregelmäßiger Gestalt auf dem östlichen Harz zwischen den hannöverschen, preußischen und anhalt-bernburgischen Antheilen aus. Der sogenannte Kommunionunterharz, dessen Besitz unter Hannover und B. zu 4/7 und 3/7 getheilt ist, gehört zum nordwestlichen Harz und begreift den berühmten Bergbau im Rammelsberge bei Goslar, den Bergbau des Yberges bei Grund ꝛc. Die Hauptmasse des braunschweigischen Harzes ist im Norden Granit (sowie der Kern des ganzen Gebirgs), im Osten Uebergangs-

gebirge, in welchem Grauwacke, Grauwackenschiefer und Thonschiefer vorherrschen, die ein großes Ganzes bilden, worin andere Gesteinsarten als untergeordnete Schichten auftreten. Der in dem Grauwackengebirge eingelagerte ältere Kalk (Grauwackenkalk) ist (ganz wie auf dem Thüringerwalde) die Mutter sehr bedeutender Erzlagerstätten, besonders von Eisen. Muschelkalk und bunter Sandstein überdecken das dem Harze nicht unmittelbar angehörige Vorland fast gänzlich. Am nördlichsten Rande treten die Mergel des Keupers und vielerlei Thonbildungen auf. B. gehört meist zum Stromgebiet der Weser, welche das Herzogthum auf kurzen Strecken berührt und in welche die Flüsse Leine, Ocker, Fuse und Aller münden. Die Ohre, Bode, Zorge und Wieder, unbedeutende Flüsse, vereinigen sich mittelbar oder unmittelbar mit der Elbe. Große Teiche sammeln in den Bergrevieren die kleinen Gewässer zum Dienst des Bergbaues. Heilquellen finden sich zu Seesen und Helmstädt. Das Klima ist im Allgemeinen sehr gesund, in den nördlichen Bezirken mild, in den gebirgigen südlichen Theilen im Winter sehr rauh und kalt, im Herbst und Frühling feucht; im Sommer ist im Gebirge drückendere Hitze, als im Flachland. Der Braunschweiger gehört zu einem kräftigen Menschenschlage mit ächtdeutschem Gepräge. Blaue Augen u. blonde oder bräunliche Haare zeugen von der niedersächsischen Abkunft. Volkssprache ist die plattdeutsche; unter den gebildeten Ständen wird das reinste Hochdeutsch gesprochen. Vom altsassischen Charakter sind noch starke Züge im Landvolke B.s sichtbar. Es ist arbeitsam, muthig, robust, hält auf Treue und Glauben, ist in seinem Ehrgefühl leicht gekränkt, und oft artet diese ehrenhafte Reizbarkeit in Prozeßsucht aus. Seine Beharrlichkeit im Festhalten althergebrachter Rechte und Sitten geht bis zum Starrsinn. Des Bauern Geradsinnigkeit erscheint häufig wohl als Grobheit, und der Bauernstolz ist hier noch recht zu Hause. Dabei aber herrscht Gastfreundlichkeit u. Gutherzigkeit. Die Bauerntracht, von der gewöhnlichen des niedersächsischen Landvolks überhaupt nicht verschieden, ist: bei den Männern ein Kittel von Leinwand oder Tuch, kurze, lederne, enge, meist gelbe Beinkleider, Strümpfe und Schuhe oder lange Stiefeln und als Kopfbedeckung der runde Pelzbartel, bei den Frauen lange, rothe Röcke bis an die Knöchel reichend, unten mit gelbem oder grünem Besatz, Mieder und Jacken und runde Mützen am häufigsten; auch tragen die Frauen hie und da Pelzmützen, oder das Haupt unbedeckt. Produkte u. Erwerbsquellen sind anders im Berglande, anders im fruchtbaren Flach- und Hügellande. Hier fördern Fleiß und ein dankbarer Boden den Ackerbau zur höchsten Blüthe und machen diesen zu einer nie versiegenden Quelle eines weit verbreiteten Wohlstandes, der in keinem Theil Deutschlands unter dem Landvolke allgemeiner seyn kann. Man baut Getreide, Weizen und Gerste von vorzüglicher Güte, Hülsenfrüchte, Hirse, Buchweizen, sehr viel Rübsamen, Leindotter, Mohn (zum Oel), Gemüse. Kartoffel- und Kleebau ist allgemein eingeführt, feinere Gartenfrüchte gerathen vorzüglich um Braunschweig. Von Handelsgewächsen ist Flachs das bedeutendste; ferner Cichorien, Tabak, Hopfen, Krapp, Anis, Fenchel, Rhabarber (bei Wolfenbüttel). Obst gedeiht überall und hier und da von besonderer Güte. Zur Hebung und Förderung der Landwirthschaft, welche im Allgemeinen sehr einsichtsvoll betrieben wird, besteht unter starker Theilnahme ein Verein für Ackerbau, ferner der 1829 errichtete Verein zur Förderung des Gartenbaues und die landwirthschaftliche Lehranstalt am Collegium Carolinum (1835 gegründet). Einen mächtigen Hebel für den wachsenden Wohlstand des Landvolks versprechen auch die Gesetze über Ablösung der bäuerlichen Lasten und über Gemeinheitstheilung zu werden. Vorherrschend ist das Dreifeldersystem mit sogenannter Halbbrache. Den Gesammtertrag des Ackerbaues schätzt man auf 130,000—140,000 Wispel Getreide. Zur Ackerbestellung werden fast bloß Pferde benutzt. Daher steht in der Viehzucht die Zucht der Pferde obenan, ohne daß darum die Rindviehzucht vernachlässigt wird. Für Verbesserung der Pferderace besteht ein berühmtes Gestüte zu Harzburg, und das braunschweigsche Roß zeichnet sich vor vielen andern deutschen durch Ausdauer und Stärke aus. Fischerei ist unbedeutend; die Bienenzucht (sonst 15,000 Körbe) hat abgenommen. Das eigentliche Bergland (Harzdistrikt) treibt, der Bodenbeschaffenheit angemessen, wenig Ackerbau und die starke Bevölkerung nimmt ihre Bedürfnisse an Cerealien aus dem umliegenden Hügel- und Flachlande. Der Bergbau ist es, der hier mittel- und unmittelbar die Masse der Bevölkerung beschäftigt und ernährt. Er bringt die meisten Metalle hervor, neben diesen Kupfer-, Eisen- und Zinkvitriol, Bleiglöte Achat, Jaspis, Chalcedon, Granaten, Schwefel, Braunkohlen (bei Helmstädt), Asphalt und Bergtheer, etwas Steinkohlen; in den Steinbrüchen und in Tagebauen werden gewonnen Kalk, Gyps, Marmor, Alabaster, Töpferthon, Porzellanerde, Pfeifenerde (bei Wolsdorf und Blankenburg), Serpentin (auf der Bastel), Marienglas (zu Wimrode), Asbest (Treseburg), Porphyre, Mühlsteine rc. Der eigentliche Berg- und Hüttenhaushalt hat seinen Hauptsitz in und um den Rammelsberg und wird mit Hannover gemeinschaftlich in Goslar verwaltet. Man baut auf Gold, Silber, Blei, Glöte, Kupfer, Schwefel, Vitriol und Alaun, im Gesammtwerth von fast 1/4 Million Thaler. Minder großartig, aber nicht weniger produktiv ist der Bergbau auf Eisen, besonders im Gebirge. Die Harzwaldungen dienen fast ausschließlich dem Bergbau, dem Hütten- und dem Hausbedarf der Harzer; nur das schönste Werkholz wird auf den 35 Schneidemühlen verfägt. Nebenbei gewinnt man jährlich einige 1000 Centner Pech, Harz, Theer, Kienruß und Potasche. Vier Salzquellen decken den Salzbedarf des Herzogthums und könnten noch viel besser benutzt werden. Andere zum Theil sehr bedeutende Industriezweige sind: Cichorien-, Tabak-, Papier-, Seifen-, Salmiakfabriken, Krappbereitung, die Leinweberei und Spinnerei, welche das fleißige Landvolk im Winter beschäftigt, Gerbereien, Wollenweberei, die Fabrik gemalter lackirter

Blechwaaren, die in B. zur höchsten Vollkommenheit gebracht ist, Glashütten, die Porzellanfabrik zu Fürstenberg rc., treffliche Bierbrauereien in Braunschweig (Mumme) und in Königslutter, Fabrikation von Mettwürsten (Cervelatwürsten). Der Handel wird größtentheils von der Stadt Braunschweig betrieben und durch 2 berühmte Messen gefördert; der kleine, innere Verkehr ist äußerst lebendig und findet in den Landstädten Holzminden, Wolfenbüttel, Helmstädt und Blankenburg seine Centralpunkte. Artikel (sämmtlich Landesprodukte), welche die größern Geschäfte vorzugsweise nähren, sind: Wolle, Leinengarn, Leinwand, Getreide, Eisen, Cichorien, Lederwaaren, Hopfen; der Transito- und Speditionshandel ist groß und einträglich. Gute Straßen, die Weser und drei Eisenbahnen begünstigen den Verkehr. Da die braunschweigsche Regierung die 1809 unter der westphälischen Herrschaft aufgehobene Landesuniversität Helmstädt nicht wieder ins Leben gerufen, sondern die gestifteten Unterstützungsfonds in Göttingen angelegt hat, so ist diese Universität der Hauptversammlungsort der studirenden Landeskinder. Das Collegium Carolinum zu Braunschweig, das früher als Lehranstalt zwischen Gymnasium und Universität gestanden, hat jetzt eine bestimmte Tendenz erhalten, in welcher das Realistische u. Humanistische vereinigt werden soll; es hat bedeutende physikalische rc. Sammlungen und erhebt sich zu immer größerer Tüchtigkeit u. ausgebreiteterem Ruf. Ferner besitzt B. an Unterrichtsanstalten ein anatomisch-chirurgisches Institut, 5 Gymnasien (zu Braunschweig, Wolfenbüttel, Blankenburg, Helmstädt und Holzminden), 2 Schullehrerseminarien, 22 Bürgerschulen, 7 Industrieschulen u. 435 Dorf- u. Landschulen. Alle diese Anstalten wurden 1853 von 45,335 Schülern oder einem auf 6 Einwohner besucht. Einer der herrlichsten wissenschaftlichen Schätze Deutschlands ist die berühmte Landesbibliothek zu Wolfenbüttel, 200,000 Bände stark. Dem lutherischen Glaubensbekenntnisse sind gewidmet 229 Hauptkirchen, 154 Nebenkirchen und 33 Bethäuser ohne Parochien; die Katholiken haben 3, die Reformirten 2 Kirchen, die Juden 5 Synagogen. Die kirchlichen u. Schulangelegenheiten der Protestanten werden durch das Oberkonsistorium zu Wolfenbüttel geleitet, dessen Direktorium sich über die 7 General- und 29 Specialsuperintendenten des Landes erstreckt. Die Staatsverfassung ist konstitutionell-monarchisch u. im Landesgrundgesetz vom 12. Oktober 1832, das später jedoch verschiedene Abänderungen erlitt, ausgedrückt. Der Thron ist in dem jetzt regierenden jüngern Zweige B. (B.-Oels) erblich; der Regent wird mit dem Eintritte des 19. Jahres mündig; er führt den Titel Herzog zu B.-Lüneburg. Dem alten welfischen Stamm angehörend, ist er mit der jüngern hannöverischen Linie durch Hausgesetze eng verbunden und besitzt als preußischer Standesherr das Fürstenthum B.-Oels (31 □Meilen und 90,000 Einwohner) und noch große Güter in Schlesien. Die Erbfolge ruht übrigens auf dem Mannsstamme des Gesammthauses B.-Lüneburg, beim Aussterben derselben in der weiblichen Linie nach der Linealerbfolge und dem Erstgeburtsrecht. Jetziger Regent ist Herzog Wilhelm, seit 1844 mit dem Prädikat Hoheit, der noch unvermählt ist und nach dessen kinderlosem Ableben das Land an Hannover kommt. Die Volksrepräsentation besteht seit 1851 aus 7 Abgeordneten der größern Grundbesitzer, 6 der größern Gewerbtreibenden, 10 der Städte, 11 der Landgemeinden und 8 der höhern wissenschaftlichen Berufsstände. Sie wird regelmäßig alle drei Jahre berufen und erneuert dann ihre Zusammensetzung jedesmal durch Ausscheidung der Hälfte ihrer Glieder. Die Wählbarkeit ist an das 30. Lebensjahr geknüpft. Die oberste Staatsverwaltung liegt einem Ministerium von mindestens drei verantwortlichen Mitgliedern ob. Eine Ministerialkommission, zusammengesetzt aus den verantwortlichen Ministern, den Vorständen der höheren Behörden und den vom Herzog besonders ernannten Mitgliedern, begutachtet als Staatsrath die Gesetzentwürfe und wichtige Landesangelegenheiten und entscheidet über Kompetenzstreitigkeiten zwischen Justiz- und Verwaltungsbehörden. Die Justiz ist von der Verwaltung nur in den Oberbehörden getrennt; die Aemter sind noch zugleich Verwaltungs- und Gerichtsbehörden. Die höchste gerichtliche Instanz bildet das mit Waldeck und Lippe gemeinschaftliche Oberappellationsgericht zu Wolfenbüttel, welches zugleich als Kompromißgericht für Klagen gegen Minister, Mitglieder des ständischen Ausschusses, sowie für Streitigkeiten der Stände und der Regierung über Auslegung des Grundgesetzes gilt. Die zweite Instanz bildet das Landesgericht zu Wolfenbüttel, die untere 19 Kreis- und 2 Stadtgerichte (zu Braunschweig und Wolfenbüttel). Zur Meßzeit besteht in der Stadt Braunschweig ein Handelsgericht. Das gemeine deutsche Recht gilt subsidiarisch, wenn die Specialgesetze nicht genügen. Die höhere Verwaltung ist in der Hand der Kammer; die Civilverwaltung und Polizei wird durch 6 Kreisdistrikte unter Direktoren, welche mit den Magistratsvorständen von Braunschweig und Wolfenbüttel die Landesdirektion bilden, besorgt; diesen sind wieder die Stadtmagistrate und Aemter untergeordnet. Außerdem bestehen für einzelne besondere Fächer der Verwaltung besondere Behörden, als Post- und Steuerdirektion, Kriegs-, Finanz- und Sanitätskollegium. Die Besteuerung ist in B. geringer als in den meisten übrigen Staaten Deutschlands und bei dem großen Wohlstand durchaus nicht drückend. Das Budget für 1853—57 schloß ab mit der Summe von 1,406,000 (für 1855 und 1856) und 1,407,000 Thlr. (für 1857). Für den Kloster- und Studienfond wird eine besondere Rechnung geführt (über 170,000 Thlr. betragend). Der Hofetat erscheint nicht im Staatsbudget, da seine Bezüge der Kammerkasse entnommen werden. Die gesammte Landesschuld beträgt 1857 7,320,000 Thlr., worunter jedoch 4,400,000 Eisenbahnschulden; auf den Kammergütern haften 2,700,000 Thlr. Schulden, doch besitzt die Kammer an baaren Kapitalien 3,700,000 Thlr. Die Verordnungen und Gesetze des Landes sind 1729 von Schlüter („Wolfenbüttelsche Landesverordnungen", 3 Bde.) herausgegeben worden, neuerdings von Steinacker (Holzminden 1837); auch wird eine officielle Sammlung veranstaltet.

Nach der Militärkonvention mit Preußen vom 1. December 1849 sollte die braunschweigsche Brigade der in Magdeburg stationirten preußischen Division angeschlossen werden, welche Konvention nach dem Willen des Bundestags später aufgehoben werden mußte; doch wurde das preußische Militärsystem beibehalten. Das Bundeskontingent besteht in einem Infanterieregiment, formirt aus 2 Bataillonen Linie u. 2 Bataillonen Landwehr, einem Leibbataillon u. einem Husarenregiment von 2 Schwadronen Linie und 2 Schwadronen Landwehr, Artillerie mit 12 Geschützen. Die Kriegsstärke für Infanterie und Kavalerie ist zu 4857 Mann, die Friedensstärke zu 2476 Mann berechnet; die Kriegsstärke der Artillerie zu 502 Mann, die Friedensstärke zu 244 Mann. Seit 1845 hat das Militär Waffenröcke und Helme. B. gehört dem deutschen Zollverein, sowie dem österreichisch-deutschen Post- und dem Paßkartenverein an. Als deutscher Bundesstaat hat B. im Plenum 2 Stimmen, im engern Rath des Bundestags mit Nassau eine Stimme. Man rechnet seit 1835 gesetzlich im Herzogthum nach Thalern im preußischen oder 14-Thalerfuße (die Mark kölnisch fein zu 14 Thlr.), den Thaler zu 24 Groschen à 12 Pfennige; sonst nach Thalern zu 36 Mariengroschen à 8 Pfennige. Früher theilte man den Thaler auch in 48 Göschen à 6 Pfennige oder in 72 Mattier (Mathier) à 4 Pfennige; am Oberharz hatte man auch Mariengulden à 20 Mariengroschen Kassengeld, 162 Mariengulden = 100 Thlr. Konv. Maße sind: der Fuß (100 Fuß = 90,84 preuß. oder rhein. Fuß oder 28,51 Met.), der Morgen (= 24,96 Aren), der Himpten (100 H. = 31,15 Hectol. oder 56,38 preuß. Scheffel). Das Pfund ist dem alten preuß. gleich, der Ctr. = 114 Pfd. Das Wappen des Herzogthums ist ein Schild mit 13 Feldern, in welchen die Zeichen B. (2 goldene Löwen in rothem Feld), Lüneburgs (ein blauer Löwe in rothem mit goldnen Herzen besäten Felde), Ebersteins, Blankenburgs 2c. Er trägt 5 gekrönte Helme und in der Mitte auf einer Säule das silberne sächsische Pferd. Letzteres wird auch in dem einfachen Wappen allein und auf Münzen geführt. Landesfarbe ist blau u. gelb. Orden: der Heinrichs des Löwen in 4 Klassen, wozu noch 2 Klassen Verdienstkreuze; Kreuze: das für 25 Jahre Dienstzeit als Soldat, u. das für den Feldzug von 1809; Medaillen: die für den spanischen Feldzug, die Waterloo- u. die Rettungsmedaille.

Geschichte. Das heutige B. ist zur Zeit der ersten geschichtlichen Dämmerung der Wohnsitz sächsischer Stämme, von welchen die Cherusker, Brukterer und Angrivarier sich im Kampf gegen Rom hervorthaten. Der Strom der Völkerwanderung wälzte auch hieher seine slavischen Fluthen, ohne daß jedoch diese eine dauernde Stätte den kräftigen deutschen Völkern gegenüber hätten gewinnen können; erst als ein gleich starker Arm, der Karls des Großen, einen 33jährigen Kampf in ihre Wälder trug, beugten sie sich mit Wittekind unter fränkische Herrschaft, woran das damals weit über seinen jetzigen Umfang hinausreichende, ganz Hannover 2c. umfassende Land, in den Tagen Ludwigs des Deutschen, als Herzogthum Sachsen hervortritt. Als erster Herzog desselben wird Ludolf, ein Sprößling Wittekinds, genannt, der das Kloster Gandersheim stiftete und zwei Söhne hinterließ, von denen Bruno, welcher 880 gegen die Dänen fiel, Braunschweig gründete (um 860) und Otto der Erlauchte (um 908) zum Herzogthume Sachsen das (damalige) Herzogthum Thüringen brachte. Sein Enkel, Otto der Große, überließ (um 950), als er deutscher König geworden war, das Herzogthum Sachsen seinem Verwandten, Hermann Billung, dessen Mannsstamm mit dessen Ururenkel Magnus ausstarb (1106), worauf Kaiser Heinrich V. das Herzogthum Sachsen an den Grafen Lothar von Supplinburg verlieh, dem seine Gemahlin die sächsischen Länder an der Weser zubrachte. Lothars Tochter, Gertrud, brachte ihrem Gemahl, dem Welfen Heinrich dem Stolzen, Herzog von Bayern, der bereits durch seine Mutter Wulfhild, Tochter des schon genannten Herzogs Magnus, viele sächsische Länder an der Weser geerbt hatte, das Herzogthum Sachsen zu. Auf Heinrich den Stolzen folgte sein Sohn, Heinrich der Löwe, erst (seit 1143) als Herzog von Sachsen, dann auch (seit 1156) als Herzog von Bayern. Nachdem ihn aber (1180) Kaiser Friedrich I. in die Acht erklärt hatte, verlor er beide Herzogthümer für immer; denn auch als er (1181) in Erfurt vom Kaiser wieder zu Gnaden angenommen wurde, erhielt er nur seine Erb- und Allodialgüter Braunschweig u. Lüneburg zurück, die bei der damaligen Zertrümmerung des Herzogthums Sachsen zu einem selbstständigen Staate erwuchsen. Denn als von Heinrichs des Löwen drei Söhnen, Heinrich, Wilhelm und Otto, letzterer (als Kaiser Otto IV.) kinderlos, Wilhelm aber, mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes, Otto, das Kind genannt, gestorben und endlich auch Heinrich, Otto's redlicher Vormund, 1227 seinen Brüdern in die Gruft gefolgt war, machten des Letzteren Töchter, Agnes und Irmengard, Anspruch auf Otto's Erbe und übergaben ihr angebliches Anrecht dem Kaiser Friedrich II. Mit diesem begann nun Otto einen langen Kampf, den erst 1235 ein Vergleich zwischen Kaiser Friedrich II. und dem Enkel Heinrichs des Löwen endete, kraft dessen letzterer seine Erbgüter dem Kaiser zu Lehen übergab und sie von demselben als ein Herzogthum zurück empfing, das, von dem übrigen Herzogthum abgesondert, auf seine Nachkommen übergehen sollte. Auf solche Weise wurde der Welfe Otto das Kind erster Herzog von B.-Lüneburg und Stammvater der jetzt noch bestehenden beiden Linien des Hauses B. Dieses Haus selbst wird in ein älteres, mittleres und neueres getheilt. Als nämlich Otto 1252 gestorben war, theilten sich seine beiden ältesten Söhne, Albrecht der Große und Johann, nachdem sie bis 1267 gemeinschaftlich regiert hatten, in das väterliche Erbe so, daß Albrecht Wolfenbüttel mit Kalenberg, Göttingen, Eimbeck, dem Eichsfeld und das Land zwischen der Leine und dem Deister, Johann aber Lüneburg mit Celle, Hannover und Lichtenberg erhielt; nur die alte gemeinschaftliche Stammstadt Braunschweig sammt einigen Landstrichen sollte auch gemeinschaftliches

Eigenthum bleiben. Das ältere Haus, B.-Wolfenbüttel, zerfiel nach Albrechts Tod (1279) abermals in drei Linien. Nachdem nämlich seine drei Söhne bis 1286 eine gemeinschaftliche Regierung versucht hatten, theilten sie das Land so unter sich, daß auf Heinrich den Wunderlichen Grubenhagen, auf Albrecht den Fetten Göttingen und auf Wilhelm Wolfenbüttel kam. Die grubenhagensche Linie theilte sich, nachdem Heinrich der Wunderliche in gleicher Weise wie sein Vater Albrecht in beständigen Fehden gelebt hatte, wiederum in drei Zweige, von denen Heinrichs ältester Sohn, Heinrich, das Eichsfeld, der zweite, Wilhelm, Herzberg, und der dritte, Ernst I., Grubenhagen, Eimbeck und Osterode in Anspruch nahm. Wilhelm starb ohne Erben, und da auch Heinrichs 6 Söhne (darunter der abenteuerliche Heinrich der Tarentiner, Gemahl der alten Johanna von Neapel) kinderlos starben, so kam Ernst I. wieder in den Besitz von dem ganzen Grubenhagen. Aber schon unter seinen Söhnen, Albrecht und Ernst, fand die nächste Theilung Statt. Albrecht II. wurde in Grubenhagen Stammvater der Herzöge von Salza, wie sie nach ihrer Residenz in Salz der Helden oft genannt wurden. Sein einziger Sohn und Erbe, Erich, der bis 1401 unter der Vormundschaft Friedrichs gelebt hatte, hinterließ 1427 drei Söhne, Ernst II., Heinrich III. und Albrecht III., die anfangs gemeinschaftlich regierten, bis der Tod der beiden erstern dem letzten das Scepter allein ließ. Ihm folgte 1486 Heinrichs III. Sohn, Heinrich IV., und diesem 1525 Albrechts III. Sohn, Philipp I. Unter ihm und in ihm wurde der eindringenden Reformation kräftiger Schutz, und diesen behielt sie auch, als 1551 Ernst III., des Vorigen Sohn, der in Wittenberg protestantische Bildung genossen hatte, zur Regierung kam. Dieser wackere Fürst, schon als Prinz Mitglied des schmalkaldener Bundes, kämpfte mit gleicher Tapferkeit, nur nicht mit gleichem Glück, wie gegen Brandenburg (er hob den Kurfürsten bei Rochlitz auf), gegen den Kaiser; er ward 1547 bei Mühlhausen gefangen. Nach seiner Befreiung suchte er seinem Lande durch Anlegung der klausthaler Gruben einen neuen Erwerb zu eröffnen, trat sodann in spanische Kriegsdienste, nachdem er sich vor jedem Kampf gegen Protestanten sicher gestellt hatte, u. starb kinderlos 1567. Sein Bruder und Nachfolger, Wolfgang, führte die reformirte Kirchenordnung ein und hinterließ das Land seinem Bruder, Philipp II., mit dessen Tod 1596 es an den Herzog Heinrich Julius von B.-Wolfenbüttel kam. Albrechts II. Bruder, Friedrich, stiftete die Linie Osterode-Grubenhagen, die mit dessen Sohn Otto 1449 ausstarb, zunächst an Wolfenbüttel kam, aber 1617 vom Kaiser der lüneburgischen Linie zugesprochen wurde. Die göttinger Linie, 1286 von Albrecht dem Fetten gestiftet, erhielt 1292 durch den Tod seines kinderlosen Bruders Wilhelm auch das Herzogthum B.-Wolfenbüttel; nur dauerte die Vereinigung beider Landestheile nicht länger, als bis zum Tode seines ältesten Sohnes, Otto's des Milden, 1344, in welchem Jahre die beiden jüngeren bisher von Otto bevormundeten Brüder desselben, Ernst und Magnus der Fromme, abermals 2 Linien bildeten: Göttingen und Wolfenbüttel. Ernst, Herzog von der Leine oder am Oberwald genannt, residirte in Göttingen, dem er besonders durch Erweiterung der städtischen Privilegien viele Gunst erwies und wo er 1367 starb. Sein Sohn und Widerspiel, Otto der Quade (der Böse), ein wilder unersättlicher Raufbold, mit Thüringen, Hessen, Wolfenbüttel und Göttingen überall ohne Erfolg in Fehde, starb 1394 u. hinterließ sein ausgesogenes Land seinem Sohne, Otto dem Einäugigen, der endlich, nachdem er in Zerstörungszügen gegen die Raubschlösser des Harzes und in Fehden gegen den Erzbischof von Köln und die Grafen von Hoya und Spiegelberg sein Leben verbracht u. sein Erbe verschuldet sah, 1450 die Regierung seines Landes an Wilhelm den Siegreichen von B.-Kalenberg abtrat u. 1463 kinderlos starb. Die wolfenbütteler Linie, 1286 von Wilhelm, Albrechts des Großen drittem Sohn, gestiftet, kam schon 1292 an Albrecht den Fetten von Göttingen und ward erst, nach Otto's des Milden Tod, durch den Theilungsvertrag zwischen dessen jüngeren Brüdern wieder eine selbstständige Linie unter Herzog Magnus I. Derselbe erheirathete die Markgrafschaft Landsberg (bald wieder an den Landgrafen von Thüringen verkauft) sammt Sangerhausen und Lauchstädt, verlieh mehre Schlösser an die geistlichen Ritterorden und hinterließ das Land 1369 seinem wilden Sohn, Magnus II., der den Beinamen „mit der Kette" (Torquatus) führte, weil er stets eine silberne Kette um den Hals trug, seitdem ihm sein Vater einmal mit Hängenlassen gedroht hatte. Nachdem er den lüneburger Erbfolgekrieg gegen die Herzöge von Sachsen-Lauenburg (s. unten) entsponnen und mit dem Bischof von Hildesheim (1368 unglückliches Gefecht bei Dinklar) in Fehde gelegen, blieb er 1373 in einem Gefecht gegen den Grafen Otto von Schaumburg bei Leveste. Glücklicher im Feld waren seine drei Söhne, Friedrich, Bernhard und Heinrich. Sie regierten gemeinschaftlich, bis sie die Herzöge von Sachsen (1388 bei Winsen) besiegt und durch die Eroberung Lüneburgs dem lüneburgischen Erbfolgekrieg siegreich ein Ende gemacht hatten, worauf der älteste, Friedrich, B., die beiden anderen Lüneburg gemeinschaftlich in Besitz nahmen. Friedrich, 1400 zum Gegenkönig Wenzels bestimmt und nach Frankfurt a. M. geladen, wurde, als die Wahl sich zerschlagen hatte, auf der Heimreise vom Grafen von Waldeck in Fritzlar angefallen und nach tapferer Gegenwehr getödtet. Seine beiden Brüder führten deshalb mit dem Erzbischof von Mainz, den sie dieses Mordanschlags beschuldigten, eine lange Fehde, die für sie nur Nachtheil, für die Stadt Braunschweig aber den Nutzen hatte, daß die geldarmen Herzöge die baare Unterstützung der Bürger mit schätzenswerthen Privilegien bezahlen mußten. Heinrich theilte 1409 das bisher gemeinsame Besitzthum so, daß er Lüneburg und Kalenberg, jener B. erhielt.

B.-Lüneburg, das ältere Haus, ward von Johann, Albrechts des Großen jüngerem Bruder, 1267 gestiftet. Dieser hinterließ 1277 sein von äußerem Hader befreites Land seinem Sohne, Otto dem Strengen, einem tüchtigen

Regenten, der nicht nur sein Gebiet vergrößerte, sondern auch vom Raubadel reinigte, die Stadt Hannover begünstigte und die Last der Leibeigenschaft etwas lüftete († 1330). Von seinen beiden Söhnen starb Otto schon 1352 kinderlos, worauf Wilhelm (mit dem langen Beine) die Alleinregierung antrat und Veranlassung zu dem bereits erwähnten langen und blutigen lüneburger Erbfolgekrieg gab. Kinderlos, wie sein Bruder, wünschte er seinen Enkel, Albrecht, Sohn des Herzogs Otto von Sachsen-Lauenburg, zum Nachfolger in B.-Lüneburg, ein Wunsch, welchem 1365 der Kaiser seine Genehmigung ertheilte. Bald indeß bereuete Wilhelm seinen Entschluß und setzte den Herzog Magnus II. Torquatus von B.-Wolfenbüttel in sein agnatisches Recht ein. Der Ausgang des daraus entstandenen Kriegs ist oben erzählt. Mit Herzog Wilhelm starb 1369 das ältere lüneburger Haus ab. Nachdem der letzte Sproß des alten Hauses B.-Wolfenbüttel, Herzog Bernhard, 1409—1428 in B. regiert hatte, mußte er sich, von seinen Neffen, Wilhelm u. Heinrich, den Söhnen seines Bruders Heinrich, genöthigt, zu einer neuen Theilung bequemen, in welcher ihm Lüneburg und Celle, seinen Neffen aber Wolfenbüttel, Kalenberg und Hannover zufiel. Heinrich der Friedfertige vertrieb 1451 seinen Bruder aus Wolfenbüttel und blieb in dessen alleinigem Besitz bis 1473, wo er ohne Erben starb u. Wilhelm der Siegreiche mit Hannover, Kalenberg und Göttingen, das er seit Otto's des Einäugigen Tod besaß, auch noch Wolfenbüttel vereinte. Er starb mit dem Ruf eines gewaltigen Kriegshelden 1482. Ihm folgte Wilhelm II., sein ältester Sohn; denn da der jüngere, Friedrich der Unruhige, auf Theilung des Landes drang und in offener Feindschaft gegen ihn aufstand, so ließ Wilhelm ihn gefangen erst auf das Schloß Kalenberg, dann nach Münden bringen, wo er 1495 ohne Erben starb. Von Wilhelms Söhnen erhielt bei der Theilung von 1491 Erich Kalenberg und (1495) Göttingen, Heinrich Wolfenbüttel; Wilhelm starb 1503 in Münden. Von den beiden neu entstandenen Linien, der kalenbergischen und der wolfenbüttelschen, hatte erstere den kürzesten Bestand und zwei Regenten von ganz entgegengesetzter religiöser Richtung. Erich I. mußte sein Erbtheil Göttingen erst erobern, zeigte in den damaligen Kriegen das angestammte Heldenblut, sorgte aber auch für bessere Justiz in seinem Lande und verschloß es, wie keinem Strahl der Aufklärung, so auch dem Protestantismus nicht. Als aber nach seinem Tod (1540) sein Sohn Erich II., bis 1546 unter der Vormundschaft seiner Mutter, zur Regierung kam, trat er offen zur katholischen Religion zurück, verband sich mit ihren Verfechtern gegen die protestantischen Mächte, gerieth, trotz einiger Erbschaften, immer tiefer in Schulden u. starb 1584 in Pavia. Da er keine Erben hatte, kam das kalenbergische Land wieder an Wolfenbüttel. Die wolfenbütteler Linie Heinrichs I. (des Aelteren des Quaden) begann, wie die kalenberger, mit Kampf, wie dort mit Göttingen, so hier mit Braunschweig. Die mächtige Stadt, mächtig geworden durch die Schwäche, nicht durch das Wohlwollen der Fürsten und durch ihre Theilnahme an der Hansa, vertheidigte sich, von dieser siegreich unterstützt, bis 1494, erhielt aber nach ihrer Unterwerfung auf Heinrichs Veranlassung wenigstens ein kaiserliches Privilegium für die beiden Messen, welche bereits seit 1494 mit gutem Erfolge Statt gehabt hatten. Heinrich I. fiel im Kampfe gegen die Ostfriesen 1514; der älteste seiner 6 Söhne, Heinrich II., folgte ihm. Er war der letzte katholische Regent und der energischste Gegner der neuen Lehre und ihrer fürstlichen Vertreter. Aber trotz seiner vielen, nicht immer glücklichen Fehden und Kriegszüge (er kämpfte gegen Papst und Kurfürsten, Bischöfe und Städte mit gleicher Hartnäckigkeit) und trotz seines Starrsinns und seiner Herrschsucht (er hielt seinen eigenen Bruder, Wilhelm, zwölf Jahre lang gefangen, bis er das Hausgesetz [Pactum Henrico-Wilhelminum] unterzeichnet hatte) ließ ihm doch der Sturm seines Innern und seiner Zeit noch Besinnung genug, um bisweilen an die friedlichen und dauernden Bedürfnisse seines Landes zu denken; viele neue Institutionen und besonders Verbesserung im Rechtswesen datiren aus seiner Zeit. Er starb 1568. Seine beiden liebsten Söhne waren in der Schlacht bei Sievershausen (gegen Albrecht von Kulmbach) gefallen; der dritte, Julius, entschiedener Protestant, folgte ihm und hinterließ 1589 B. nicht nur um viele Schulen und das Salzwerk Juliushall bereichert, sondern auch um Kalenberg, Göttingen u. die Grafschaft Diepholz vergrößert, seinem Sohne Heinrich Julius, seit 1566 Bischof von Halberstadt, welcher dem bedeutenden Erbe 1596 noch Grubenhagen, Blankenburg und Segenstein zubrachte. Ihm folgte 1613 sein ältester Sohn, Friedrich Ulrich, der 1617 auf kaiserlichen Befehl Grubenhagen an Lüneburg zurückgeben mußte. Nach Friedrich Ulrichs, des letzten Herzogs aus dem mittlern Stamm B., Tode (1634) kam das Land an B.-Lüneburg-Dannenberg. Die jüngere Linie B.-Lüneburg wurde 1409 gestiftet von dem dritten Sohne Magnus' II. Torquatus, Heinrich, einem Freund öffentlicher Sicherheit und Feind des Raubadels, deshalb von seinem Volk der „König der Haiden" genannt. Er hinterließ das Land 1416 seinen Söhnen, Wilhelm und Heinrich, die es jedoch 1428 mit ihrem Oheim Bernhard um Wolfenbüttel vertauschten. Bernhard starb 1534; seine Söhne, Otto der Lahme und Friedrich der Fromme, regierten gemeinschaftlich, bis 1445 Otto starb. Friedrich, in viele bittre Streitigkeiten und Fehden, besonders mit der Geistlichkeit, verwickelt, zog sich schon 1458 in ein von ihm erbautes Kloster zurück, die Regierung seinen beiden Söhnen, Bernhard II. und Otto dem Großmüthigen, übergebend. Ersterer starb jedoch schon 1464 kinderlos u. Otto hinterließ 1471 ein unmündiges Söhnchen, weshalb Friedrich das Kloster verlassen und noch einmal die Zügel der Regierung ergreifen mußte. Er starb 1478 u. überließ sie nun seinem Enkel, Heinrich dem Mittleren. Als aber dieser in der hildesheimischen Stiftsfehde den Zorn des Kaisers so auf sich gelenkt hatte, daß er, aus Furcht vor der Acht, 1520 außer Landes flüchtete, führten seine beiden Söhne, Otto und Ernst, die Regierung gemeinschaftlich bis 1527, wo

Otto, nachdem sein Vater die Hand vergeblich wieder nach dem alten Regiment ausgestreckt hatte, der Mitregierung entsagte, Harburg als Erbtheil friedlich in Beschlag nahm und so die *Linie B.-Harburg* stiftete, welche mit dem letzten von seinen drei Enkeln 1642 erlosch. Ein dritter Bruder der beiden, *Franz*, nahm 1529 das Amt Gifhorn in Anspruch und stiftete die *Linie B.-Gifhorn*, welche ebenfalls schon 1549 mit ihm ausstarb. *Ernst der Bekenner*, Anhänger u. Verfechter des Protestantismus, unterschrieb die augsburgische Konfession, ward Mitglied des schmalkaldischen Bundes, starb aber noch vor dem Ausbruch des Krieges 1546 zu Celle. Sein ältester Sohn u. Nachfolger, *Franz Otto*, starb 1559 kinderlos, worauf dessen jüngere Brüder, *Heinrich* und *Wilhelm*, bis 1569 gemeinschaftlich regierten. In diesem Jahre schlossen sie einen Vertrag, dem gemäß Wilhelm Lüneburg erhielt u. dadurch Stifter der *neuen Linie B.-Lüneburg* wurde, aus welcher die Herzöge, Kurfürsten und Könige stammen, die seit ihm in ununterbrochener Folge über B.-Lüneburg oder Hannover (s. d.) geherrscht haben. *Heinrich* erhielt, dem Vertrage gemäß, bloß die Aemter Dannenberg, Lüchow, Hitzacker und Scharnebeck, residirte in Dannenberg, nannte seine Linie *B.-Lüneburg-Dannenberg*, ist aber dadurch, daß sein Sohn, Herzog August nach dem Tode Friedrich Ulrichs (1634) das Herzogthum B.-Wolfenbüttel erhielt, Stammvater des jetzigen *herzoglichen Hauses* B.-Lüneburg-Wolfenbüttel geworden.

August, dieser edelste aller Fürsten des Hauses B., dem Andenken des Volks noch jetzt als „divinus senex" heilig, verrichtete seine Fürstenpflichten mit eben so viel Liebe als Weisheit, grub aus dem Schutt des 30jährigen Krieges die vergrabene Blüthe seines Landes wieder hervor, arbeitete, sorgte und sparte, um, zum Heil des Volks, durch lange Zeiten wohlthätig wirkende Institute zu gründen (wolfenbütteler Bibliothek ꝛc.); schon der Akt, mit dem er seine Regentenlaufbahn eröffnete, zeigte dem Volke, was er zu erstreben trachtete: er erkannte sogleich bei seinem Regierungsantritt die Gerechtsame der Städte an und bestätigte in der von ihm selbst ausgestellten Urkunde von 1636 alle herkömmlichen und in früheren Landtagsabschieden und Recessen begründeten Gerechtsame und Befugnisse der Landstände. Augusts Söhne und Nachfolger, *Rudolf August* († 1704) und *Anton Ulrich* († 1714), zerstörten das schöne Vertrauen, welches der Vater mit den Ständen angesponnen, durch Prunk- und Herrschsucht; sowohl sie, wie ihre nächsten Nachfolger, Anton Ulrichs Söhne, *August Wilhelm* (1714—31) und *Ludwig Rudolf* (1731—35), nach dessen Tode das Land an den Sohn des dritten Bruders Anton Ulrichs, *Ferdinand Albert II.*, fiel, erkannten nicht in Ehre, Macht und Reichthum des Volks, sondern nur im eigenen Wohlbehagen der Willkür und des gnädigen Herablassens ihr Heil. Erst in des letzterem Sohne, Herzog *Karl* (seit 1735), fand der große August einen würdigen Nachkommen. Karl hob nicht nur die Stadt Braunschweig, indem er sie zur Residenz wählte, sondern insbesondere Land und Volk B.s gebührend zu Recht und Ehre durch die berühmte Urkunde vom 9. April 1770, welche die Unterthanen zu Bürgern erhob und im Verein mit dem Landtagsabschied von 1682, der die bis dahin von den Ständen im Kampf gegen die Fürsten geretteten Gerechtsame noch einmal bestätigt, bis 1806 für eine Art Magna Charta des Herzogthums B. galt. Herzog Karl reformirte den Zustand der Landesuniversität, begünstigte Manufakturen und Handel und stärkte das Land für die schweren Zeiten, welche aus der französischen Revolution auf dasselbe hereinbrechen sollten. Er hinterließ 1780 das Land seinem Sohn, *Karl Wilhelm Ferdinand* (1780—1806). Obschon dieser Fürst als preußischer Generalissimus seinem Lande oft entzogen wurde, so bewährte er doch landesväterliche Fürsorge, förderte das Aufstreben seiner Unterthanen, achtete die Rechte der Stände, so daß unter ihm die braunschweigschen Lande im blühendsten Wohlstande sich befanden. In der Schlacht von Auerstädt (14. Okt. 1806) tödtlich verwundet, starb er zu Ottensen im Holsteinischen (10 Nov.). Nach seinem Tode schenkte Napoleons Gebot: „das Haus B. hat aufgehört zu regieren", B. nach dem Frieden zu Tilsit (1807) dem Königreiche Westphalen, bei welchem es Theile der Departements der Ocker, Leine und des Harzes bildete. Schon vor der Schlacht bei Leipzig befreite es Tzschernitscheff vom französischen Joch, und nach derselben kam der Stamm der Welfen wieder zum Besitz seiner alten Lande. *Friedrich Wilhelm*, der jüngste Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, geboren 1771, seit 1805 Herzog von Oels, das er von seinem Oheim geerbt hatte, berühmt durch den mit seinem Freicorps 1809 glücklich vollbrachten kühnen Zug mitten durch napoleonische Schildträger (20. Juli bis 7. Aug.) von Sachsen bis Bremen, nahm nach Napoleons Sturz 1815 von dem Herzogthum Besitz; er wurde mit lautem und herzlichem Jubel empfangen. Aber bald nachher mußte jeder frohe Laut verstummen, als man keine der Lasten, unter denen das Land in der westphälischen Zeit gelitten hatte, durch ihn gehoben sah, ja als vielmehr nicht nur dieser Druck bei seiner unglücklichen Sucht, eine braunschweigsche Armee zu kreiren (das Ländchen stellte damals 10,000 Mann!) unerträglich, sondern zu gleicher Zeit auch jede Rücksicht auf die Rechte, die so schwer und blutig erkauften Ansprüche des Volks auf des Fürsten dankbare Anerkennung seiner Gerechtsame mißachtet wurde. Zum Glück für das Land fiel er schon 1815 in der Schlacht von Quatrebras (16. Juni). Er hinterließ zwei unmündige Söhne, *Karl* (geb. 1804) und *Wilhelm* (geb. 1806), deren ersterer unter Vormundschaft des Prinz-Regenten Georg (nachmals König) von Großbritannien dem Vater auf dem Throne folgte. Die Leitung der Staatsgeschäfte besorgte Graf Münster von London aus. Die siebenjährige Regierung dieser Vormundschaft verdient einen Ehrenplatz neben jener Augusts und Karls, mit welchen auch ihre äußere Geschichte Aehnlichkeit hat. Auch sie hatte die Nachwehen eines großen Krieges zu besänftigen und den gesunkenen Wohlstand wieder zu heben, auch sie Rechte des Volks aus

der Vergessenheit hervor zur Anerkennung und zugleich die Einrichtungen des ganzen Staats mit dem Geist der neuen Zeit in Einklang zu bringen: Aufgaben, die sie zur Zufriedenheit des Volkes löste. Zunächst sorgte sie für den Kredit des Landes und die Sicherheit der Staatsgläubiger durch die Verordnung vom 4. Dec. 1815, die Liquidation der Landesschulden und die Zinszahlung betreffend. Diese Maßregel geschah jedoch ohne landständische Mitwirkung und hatte, obgleich mit Freuden aufgenommen, doch zur Folge, daß die Anträge auf legitime Wiederherstellung der alten, längst in Vergessenheit gerathenen landständischen Verfassung sich immer dringender wiederholten, bis der neue Landtag am 12. Okt. 1819 in der herkömmlichen Form, und zwar von dem obervormundschaftlichen Kommissarius, Grafen Münster, eröffnet wurde. Als Verfasser des „Entwurfs der erneuten Landschaftsordnung" wird eben dieser Graf Münster bezeichnet, u. zwar fußte der Entwurf auf den 1770 (gerade 50 Jahre früher) festgestellten Privilegien ꝛc. oder war vielmehr eine mit Rücksicht auf die neuesten Bedürfnisse veranstaltete Zusammenfassung aller in älteren Verträgen niedergelegten Gerechtsame des Landes. Nach ihm bilden die bisher getrennten Fürstenthümer B. und Blankenburg Eine Landschaft. Statt der Prälatenkurie, welche, was den Grundbesitz betrifft, realiter zu existiren aufgehört hatte, mußten die Besitzer nicht gutsherrlicher Bauerngüter vertreten werden, dagegen aber auch die Titulaturen jener Prälaten, als durch Kenntniß und Erfahrung ausgezeichnete Männer, an den landschaftlichen Berathungen Theil nehmen; nur ein ganzes Dritttheil der ständischen Befugnisse sollte ihnen nicht mehr zuerkannt bleiben. Zur bessern Ueberwachung der Steuerverwaltung sollte die Erhebung derselben durch öffentliche Beamte und die Errichtung eines Steuer- und Schatzkollegiums geschehen, an welchem die Stände durch Deputirte Theil nehmen und welches, hinsichtlich der ständischen Wirksamkeit an die Stelle des früheren Schatzkollegiums tretend, einen permanenten Ausschuß der Stände bilden sollte. Dieser Entwurf wurde durch eine Kommission aus beiden Landschaften von B. und Blankenburg gewählter Deputirten geprüft, am 19. Jan. 1820 von den vereinigten Ständen B.s und Blankenburgs genehmigt und am 25. April von Seiten des Prinz-Regenten ratificirt. Hatte das Volk von dem jungen Fürsten, dem Herzog Karl, als dieser am 30. Okt. 1823 die Regierung antrat, mit vollem Recht erwartet, daß er, wenn auch nicht seinem großen Beruf gewachsen, doch, von der Wichtigkeit und den Pflichten desselben durchdrungen, dem Vorwärtsstreben volksthümlicher Männer nicht feindlich entgegen sey, so fand man sich gerade hierin bald bitter getäuscht. Herzog Karl versagte nicht nur der von der vormundschaftlichen Regierung gegebenen Verfassung seine Anerkennung, sondern bewies schon nach wenigen Jahren seines Regiments, daß es ihm darauf ankomme, der Welt die Entbehrlichkeit eines solchen Instituts zu zeigen. Vom Landtage war keine Rede mehr, nicht einmal das Staatsministerium genoß das gebührende Ansehen und von Seiten des Fürsten die gehörige Würdigung: vom Kabinet des Herzogs aus regierten Nichtswürdige und Schmeichler das Land. Das Resultat war vorauszusehen: Zerrüttung der finanziellen Hülfsquellen des Staats, Unterdrückung des Schutzes, welchen Gesetze u. ein unabhängiger Richterstand den Staatsbürgern gewähren (höchste Specialbefehle traten jedem richterlichen Ausspruch, wenn er dem fürstlichen Interesse im Geringsten widersprach, ohne Scheu entgegen), moralische Verderbniß der Beamten, durch Hebung der Schlechtesten u. Zurücksetzung der Besseren bewirkt (geheime Polizei!), fortwährend sichtbares Sinken des öffentlichen Wohlstandes ꝛc. Besonders litt das Finanzwesen durch des Herzogs Bestreben, möglichst große Summen in seine Privatkasse zu ziehen, trotz dem, daß für alle Bedürfnisse und Wünsche des Hofs durch die Ueberschüsse der Kammerkasse glänzend gesorgt war. Keine der alten Verordnungen u. Gerechtsame fand die geringste Schonung, wo des Herzogs und seiner Kreaturen Vortheil und Belieben dazwischen lag, sogar die Staatsgüter wurden für die Privatkasse verwendet, während für die wichtigsten Staatsinstitute, für die Justizpflege, für öffentliche Verwaltung, für Schuldentilgung, Straßenbau, Forstkultur ꝛc. nicht die nöthigen Summen verabreicht wurden. Dienstentsetzungen, Arretirungen, Landesverweisungen waren die gewöhnlichsten Rechtsmittel der Kabinetsjustiz, und während so der Rechtszustand bis zur Jämmerlichkeit herabsank, die trübe Stimmung des Volkes von einem Spionircorps belauscht und jeder Ehrenmann der gemeinsten Rache gedungener Schurken bloßgestellt war, vermehrte der verhaßte Fürst den Widerwillen des Volks gegen ihn noch durch den Schutz, welchen seine eigene und fremde Unsittlichkeit bei ihm fand. Die dem Staat entpreßten Gelder gingen im Theater- u. Mätressenluxus auf, ein üppiger Hof fraß das Uebrige. Nachdem der Herzog schon im Juli 1829 vom Bundestag bedeutet worden war, daß er seine Klagschrift gegen die vormundschaftliche Regierung zurückzunehmen und seinen, von ihm persönlich beleidigten, ehemaligen Obervormund, Georg IV., König von Großbritannien, um Entschuldigung zu bitten habe, drohte ihm 1830 eine ähnliche Zurechtweisung. Die beiden landschaftlichen Ausschüsse hatten nämlich im März 1828 beschlossen, ihren Rechten gemäß, die gesammten Stände des Herzogthums zusammenzuberufen, gegen welchen Beschluß der Herzog beschränkende Eingriffe vornahm. Als die Stände deshalb im Februar 1830 eine Klagschrift wegen einseitiger Aufhebung der Verfassung gegen den Herzog an den Bundestag gelangen ließen und ein gleich ungünstiges Resultat für den Herzog zur höchsten Wahrscheinlichkeit wurde, verließ dieser B. und verlebte den Sommer 1830 in Paris. Unbelehrt von der unter seinen Augen sich entwickelnden Julirevolution, fuhr er auch nach seiner Rückkehr in seinen Gewaltschritten, jetzt besonders gegen Adelige und hohe Beamte fort, bis endlich, als er eben im Begriff war, mit dem Raub des Landes von Neuem zu Saus u. Braus ins Ausland zu ziehen, die Geduld des Volkes riß und am 7. Sept. 1830 ein Aufstand den Gewaltherrn vertrieb und das Schloß in Brand

steckte. *Wilhelm*, des Exherzogs Bruder, nahm, den vereinten Stimmen des Landes folgend, den braunschweiger Fürstenstuhl provisorisch in Besitz und hielt am 16. September seinen Einzug in Braunschweig; erst nachdem er die Zustimmung der Agnaten und die Erklärung des deutschen Bundes, welcher unterm 2. December 1830 den Herzog Karl „für nicht mehr befugt erachtete, im Herzogthume B. Regierungsrechte auszuüben", erhalten hatte, trat er die Regierung definitiv an, worauf am 25. April 1831 die feierliche Huldigung erfolgte. Karl hatte während seines 7jährigen Regiments viel gethan, um das Volk mit Wünschen und Forderungen zu erfüllen, deren Gewährung des neuen Regenten Laufbahn zu einer ebenso schwierigen als segensreichen machen konnte. Als daher die Feste der Begrüßung, Huldigung, Fahnenweihe ꝛc. vorüber waren, mußte das Volk, dessen materielle Stellung ebenso herabgedrückt, als die geistige durch so glücklichen Ausgang der letzten Ereignisse erhoben war, zunächst an die Wahrung seines gekränktesten Rechts denken, an die seiner landständischen Verfassung. Auch die neue Regierung nahm sich zur Revision der Verfassung mehr Zeit, als dem ungeduldig und mißtrauisch gewordenen Volke genehm war; denn erst am 30. Sept. 1831 wurde der Ständeversammlung die revidirte Verfassung vorgelegt, die sie nach langen Berathungen u. einigen Abänderungen annahm. Am 12. Okt. 1832 erfolgte die landesherrliche Bestätigung, u. von dieser Zeit datirt B.s neues *Staatsgrundgesetz*. Die wichtigsten Veränderungen, welche die neue Verfassung erfuhr, betreffen die Art der Volksrepräsentation u. die Umwandlung der zwei Sektionen in eine Kammer.

Die Wahlen zum *ersten Landtag* gingen ruhig vor sich und fielen, bei der Unkenntniß der Mehrzahl der Wählenden von dem eigentlichen Wesen der Volksvertretung, meist auf Staatsbeamte. Die wichtigsten im Verlauf desselben, vom 30. Juni 1833 bis zum 9. Mai 1835, verhandelten Gegenstände betrafen das Budget für die dreijährige Finanzperiode von 1834 bis 1836, die neue Städteordnung und die Ablösung der privatrechtlichen Reallasten. Ein anderer ständischer Akt von Wichtigkeit war der Anschluß des Herzogthums an den hannöverischen Zollverband, der aber erst nach langem Widerstreben vom Landtag genehmigt wurde. Indessen entwickelte sich das Land zu höherer Blüthe; Schul-, Wohlthätigkeits- und Besserungsanstalten gediehen unter der neuen sorglichen Pflege, der Bürger gewann Vertrauen zu seinen staatlichen Einrichtungen, sogar der Zollverband mit Hannover, obschon anfangs übel aufgenommen, rief manche neue Fabrikanlagen ins Leben. Die äußere Politik berührte während dieser Zeit außer einigen Verhandlungen des ständischen Ausschusses mit Oldenburg und Lippe wegen deren Anschlusses an den nordwestdeutschen Zollverein im Juli 1836 und der Einführung des preußischen Münzfußes im Dec. 1835 das Land nur wenig. Letzteres gilt auch vom nächstfolgenden Landtag, der sich, außer mit dem neuen Etat für die Jahre 1837 bis 1839, besonders mit Einführung einer gleichmäßigeren Besteuerung des Gewerbsbetriebs und gleichmäßigerer Vertheilung der Personensteuer, Herabsetzung der Kammer- und Landesschuldenobligationen von dem ungleichen Zinsfuß von 5, 4½ und 4 Procent auf den gleichen von 3½ Proc. und Erhebung der geringer verzinsten Leihhauskapitalien auf denselben Fuß, Anleihen zum Baue einer neuen Infanteriekaserne und zur Fortsetzung des Schloßbaues, einem neuen Rekrutirungsgesetz, Einführung körperlicher Züchtigung für Forstfrevler, Milderung des Strafgesetzes wegen Vergehen gegen die den Staatsdienern schuldige Achtung ꝛc. beschäftigte. Die Aufhebung der Feudalrechte, von der Verfassung verheißen und von diesem Landtag bewerkstelligt, verlangte gegenseitige Zustimmung des Lehnsherrn und des Vasallen, verwandelte die in Gemäßheit dieses Gesetzes allodificirten Rittergüter sogleich in unveräußerliche Familienstammgüter und griff überhaupt dem Majoratswesen sehr unter die Arme. Von allgemeinem deutschen Interesse war die Verhandlung über Eisenbahnen, zunächst die von Braunschweig nach Harzburg u. die nach Magdeburg und Hannover; der Landtag genehmigte beide Unternehmungen. Eine außerordentliche Versammlung der Landstände vom 9. Nov. bis 19. Dec. 1837 hatte über den Anschluß der von Preußen umschlossenen braunschweigschen Gebietstheile Blankenburg, Walkenried, Kalvörden ꝛc. an den deutschen Zollverein zu berathen; auch that dieselbe den ehrenwerthen Schritt, die Bitte auszusprechen: „daß die herzogliche Landesregierung diejenigen, ihren Beziehungen zum deutschen Bunde entsprechenden Maßregeln ergreifen werde, welche geeignet erschienen, die Herstellung des verfassungsmäßigen Zustandes im Königreich Hannover zu bewirken". Der Ende 1841 von den Ständen genehmigte Anschluß B.s an den deutschen Zollverein, mit einstweiliger Ausnahme des Weser- u. Harzdistrikts, wurde durch herzogliche Verordnung vom 23. Dec. dess. J. sanktionirt und trat mit dem 1. Jan. 1842 ins Leben. Außerdem sind aus dieser Periode von Interesse die in Folge von drei an die Regierung gestellten Anträgen der Stände entstandenen Berathungen über Ausführung der in der deutschen Bundesakte enthaltenen Bestimmungen über Preßfreiheit, namentliche Bezeichnung der Redner und Antragsteller in den der Oeffentlichkeit zu übergebenden landständischen Protokollen und Beseitigung der Beschränkungen hinsichtlich der Erörterungen von Landesangelegenheiten in inländischen Tagblättern. Die in das Jahr 1842 fallenden kriegerischen Rüstungen gaben der Regierung die Veranlassung, an die Stände das Ansuchen um Bewilligung eines außerordentlichen Kredits von 39,295 Thalern für das Militär zu stellen. Ein regeres Leben entfaltete der am 29. Nov. 1842 eröffnete vierte ordentliche Landtag, dessen Präsident der allgemein geachtete Advokat Steinacker war. Außer lebhaft bekundeter Theilnahme an den allgemein deutschen Angelegenheiten, namentlich der hannöverischen Verfassungsfrage, war der hohe Militäretat abermals die Ursache äußerst lebhafter Debatten und eines Antrages auf Verminderung desselben um 60,000 Thaler; ein anderer Antrag bezog sich auf Reform des Kriminalverfahrens mit Oeffentlichkeit

und Mündlichkeit, Anklageprincip und Staatsanwaltschaft. Fernerer Gegenstand der Verhandlungen war die Aufnahme des Weser- und Harzdistrikts in den Zollverein, welche, trotzdem die Lossagung von dem hannöverischen Steuervereine bei den zufällig eingetretenen ungünstigen Handelskonjunkturen dem Lande nicht geringen Nachtheil gebracht und dadurch Mißstimmung erregt hatte, zum Abschluß kam und als Gesetz verkündigt wurde. Nachdem der Landtag fast ein Jahr lang vertagt gewesen, trat er im Nov. 1844 wieder zusammen und berieth über verschiedene vorgelegte Gesetzentwürfe, z. B. über die Normalgehalte der Staatsdiener, über eine Landgemeindenordnung, über den Eid der Juden, und nahm mit großer Majorität einen Antrag in Bezug auf die in Schleswig-Holstein durch Uebergriff des Danismus drohende Gefahr für die Selbstständigkeit der Herzogthümer an. Die von der Kammer zu dem Gesetzentwurf über die Landgemeindenordnung gestellten Anträge führten 1845 zu einer Differenz zwischen der Kammer und der Regierung, da letztere die erwähnten Anträge ablehnte. Dagegen erhielt nun auch ein von der Regierung neu vorgelegter Gesetzentwurf die ständische Genehmigung nicht. Der in jener Zeit entstandene Deutschkatholicismus fand auch in B. begeisterte Anhänger, welche sich am 7. März 1845 als Gemeinde konstituirten, das breslauer Glaubensbekenntniß zu Grunde legten und, wie die protestantischen Freunde, von der Regierung tolerirt wurden. Bei der am 18. Nov. 1845 erfolgten Eröffnung der fünften ordentlichen Ständeversammlung erhielt Steinacker wieder die Bestätigung als Präsident. Doch wurde das gute Einvernehmen zwischen Regierung und Ständen schon Anfangs 1846 zerstört, da letztere mehre Budgetansätze beanstandeten und zu Ersparungen verschiedene Vorschläge gemacht hatten. Die Folge war, daß am 8. April der Landtag verabschiedet und von der Regierung die eigenthümliche Theorie aufgestellt wurde, daß die von den Ständen nicht beanstandeten Budgetsätze als genehmigt zu betrachten seyen, bezüglich der nicht angenommenen aber die Regierung nach bestem Ermessen zu handeln habe. Der Konflikt dauerte noch 1847 fort, wenn auch eine theilweise Annäherung von beiden Seiten nicht zu verkennen war, indem einerseits die Majorität des Ausschusses den Antrag, an einen zusammenzuberufenden Landtag zu appelliren, verwarf u. andererseits die Regierung in dem am 16. Juni publicirten Landtagsabschied zwar bei ihrer Ansicht stehen blieb, jedoch verschiedene Ersparnisse, z. B. im Militäretat, zu berücksichtigen versprach, von den streitigen Kapiteln übrigens keines erwähnte. Das Jahr 1847 brachte keine besonders für die Geschichte B.s bedeutenden Ereignisse, als eine Protestation des Herzogs Karl beim Herzog von Schwerin und eine Verwahrung seiner Rechte auf den braunschweigschen Thron, veranlaßt durch das Gerücht einer Vermählung des Herzogs Wilhelm mit einer mecklenburg-schwerinschen Prinzessin, und dann noch die Urwahlen zum neuen Landtage, die bis Ende 1847 beendigt waren, bei denen aber solche Theilnahmlosigkeit Statt fand, daß sogar hier und da die Wähler durch Zwangsmaßregeln hatten zusammengebracht werden müssen.

Das Jahr 1848 versetzte auch B. in fieberhafte Bewegung. Schon am 3. März beschloß der Bürgerverein zu Braunschweig eine Adresse an den Herzog, worin Volksbewaffnung, Oeffentlichkeit der Ständeversammlung, der Gerichte u. Magistratssitzungen, Schwurgerichte, Preßfreiheit, Volksvertretung am Bundestag, Hinwirkung auf Zolleinigung von ganz Deutschland, Zusammenberufung eines außerordentlichen Landtages rc. verlangt wurden und welche am 13. März die Aufhebung der Censur, jedoch unter beschränkenden Maßregeln, und die Einberufung der Stände auf den 25. März zur Folge hatte. Am 2. April eröffnete der Herzog den außerordentlichen Landtag, kündigte verschiedene Gesetzentwürfe an und sprach den Wunsch aus, die beim vorigen Landtage unerledigt gebliebenen Differenzpunkte baldigst erledigt sehen zu können, weshalb das Ministerium mit ausgleichenden Vorschlägen entgegen kommen werde. Wie in fast allen deutschen Staaten, so sprachen sich auch in B. die lebhaften Sympathien für die unterdrückten Schleswig-Holsteiner aus, zahlreiche Deputationen verlangten vom Herzog Unterstützung der bedrängten Herzogthümer, die Deputirten wurden vom Volk in der Eile zusammengeholt u. bewilligten gern die zur Bestreitung der vom Herzog zugesagten Unterstützung nöthigen Mittel, wodurch es ermöglicht wurde, daß schon am 13. April braunschweigsches Militär nach Holstein abgehen konnte. Unter den dem Landtage vorgelegten Gesetzentwürfen fand ein Tumultgesetz vielen Widerstand; dagegen ertheilte der Landtag dem Gesetz über Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens seine Genehmigung. In Bezug auf die beim früheren Landtage unerledigt gebliebene Budgetfrage entstanden wieder heftige Debatten; doch wurde der Streit zwischen Regierung und Kammer endlich friedlich beigelegt, was um so leichter ging, da der Finanzminister vorher abtrat. Die zweite Hälfte des Mai brachte die Parlamentswahlen, welche, obschon sich eine scharfe Parteibildung zeigte, im Ganzen gemäßigt ausfielen, und die Publikation eines Gesetzes, betreffend die Zulässigkeit der mittelst Civilakt geschlossenen Ehen zwischen Juden u. Christen, dem am 23. Juni ein neues Vereinsgesetz folgte. Der vom Reichskriegsministerium an die Regierung ergangenen Aufforderung, das in Schleswig stehende Bundeskontingent zu verstärken, war schon Anfangs Juni entsprochen worden; ebenso fand am 6. August die Huldigung des Militärs für den Reichsverweser Statt, jedoch erst nach verschiedenen Demonstrationen und Unruhen, welche am 4. und 5. August in Folge des angeblichen Entschlusses des Herzogs, die erwähnte Huldigung zu verweigern, entstanden waren. Der Zwiespalt, der zwischen der Regierung und der Kammer wegen des vorgelegten Wahlgesetzes entstand, wurde endlich dadurch geschlichtet, daß die Regierung am 23. August den vom Landtag geforderten Abänderungen ihre Zustimmung gab. Nachdem der Landtag noch ein neues Jagdgesetz berathen und angenommen hatte, welches von der Regierung am 16. September publicirt wurde, und nachdem

sich am 2. und 3. Sept. verschiedene unruhige Auftritte, bestehend in Demonstrationen gegen gewisse Abgeordnete, wiederholt hatten, fand der Schluß dieses außerordentlichen Landtags Statt, um dem neuen, nach dem Wahlgesetz vom 23. Aug. gewählten, Platz zu machen, welcher am 18. Dec. 1848 eröffnet wurde. Die demselben gestellte Aufgabe war eine sehr wichtige, indem außer dem Staatshaushalt noch eine große Anzahl der wichtigsten Gesetzentwürfe für die innere Organisation zur Berathung kommen sollte. Als Präsident leitete von Cramen-Sambleben, ein Mann von liberaler Richtung, die Verhandlungen, welche in liberal-konstitutionellem Sinn die allgemein deutschen Angelegenheiten ins Auge faßten. So sprach sich am 23. Dec. die Kammer fast einstimmig für die Wahl eines erblichen Oberhauptes für Deutschland und die Uebertragung dieser Würde an die Krone Preußen aus, was, als auch der Herzog im Januar sich in Frankfurt auf gleiche Weise äußerte, zur Folge hatte, daß im März 1849 eine Deputation nach Berlin ging, um den König von Preußen um Annahme der Kaiserkrone zu bitten. Am 23. Dec. wurde die Kammer bis zum 19. März vertagt, und am 6. Jan. 1849 erfolgte die Publikation der Grundrechte. Alles glaubte sich nun der Hoffnung auf eine befriedigende Lösung der deutschen Angelegenheiten hingeben zu dürfen, als die österreichische Note vom 4. Febr. das ganze Land von Neuem in Bewegung setzte. Volksversammlung folgte auf Volksversammlung, und zahlreiche Adressen legten Protest dagegen ein. Am 21. April sprach sich die Kammer einstimmig für die Rechtsgültigkeit der Reichsverfassung aus u. am 23. April nahm sie einen dringlichen Antrag gegen die preußische Erklärung vom 21. an. Eine dadurch veranlaßte große Volksversammlung beschloß, auf Herstellung einer vollständigen Volkswehr zu dringen, Deputirte ins Land zu schicken, um überall zu gleichem Handeln aufzufordern, u. als Mittelpunkt für alle zu ergreifenden Maßregeln eine permanente Kommission zu ernennen; doch wurden die weitestgehenden Beschlüsse von der erwählten Kommission des Märzvereins selbst zurückgezogen. Hinsichtlich der Bürgerwehr versprach die Regierung, für Herstellung derselben baldmöglichst Sorge zu tragen; auch erklärte sie, den Anordnungen der Centralgewalt noch weiter Folge leisten zu wollen. Dagegen fand der Antrag der Vereidigung auf die Reichsverfassung in der Kammer in Anbetracht der Lage B.s zwischen Preußen und Hannover nicht genügende Unterstützung und wurde am 5. Juni abgelehnt. Auf Veranlassung der Friedensgerüchte mit Dänemark sprach sich die Kammer am 25. Juli für die unveräußerlichen Rechte Schleswig-Holsteins u. für einen nur auf ehrenvollen Grundlagen abzuschließenden Frieden aus. So entschieden sie sich zu Gunsten der von der Nationalversammlung beschlossenen Verfassung ausgesprochen hatte, so entschieden war ein Theil der Abgeordneten dem von Preußen aufgestellten Dreikönigsbunde entgegen, und erst nach äußerst stürmischen Debatten wurde der Regierungsantrag auf Anschluß an denselben am 11. Aug. angenommen u. die Kammer dann vertagt. Unterm 24. August wurde ein Gesetz über eine allgemeine Grundsteuer erlassen und dadurch das alte Grundsteuersystem aufgehoben, welchem im Sept. die Publikation der neuen Gerichtsverfassung und einer neuen Strafprozeßordnung nach den Grundsätzen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit folgte. Anfangs Oktober wurde der vom Ministerium vorgelegte Verfassungsentwurf mit dem Gutachten der Verfassungskommission zurückgefordert, in welchem die Civilliste des Herzogs von fast 250,000 Thalern als verhältnißmäßig zu hoch befunden und eine Herabsetzung derselben beantragt war. Die Rückäußerung auf dieses Gutachten enthielt eine Weigerung des Herzogs, von dieser schon 1832 festgestellten Summe etwas nachzulassen, und die Bedeutung, daß die übrigen Verfassungsänderungen bis zur Regulirung der allgemein deutschen Angelegenheiten ausgesetzt bleiben könnten. Nach sehr heftigen Debatten über letztere ging die am 9. wieder zusammengetretene Ständeversammlung am 14. Nov. zur Tagesordnung über, faßte jedoch sogleich noch den Beschluß, den von der Verfassungskommission an die Regierung gestellten Antrag auf Eröffnung sofortiger Verhandlungen über Herabsetzung der Civilliste zu wiederholen. Durch den Eintritt des Oberlandesgerichtsrathes Langerfeldt in das Ministerium, am 17. Nov., wurde dasselbe ergänzt und das Departement des Innern und des Kultus wieder neu besetzt. Die Thätigkeit des Landtags erstreckte sich in der letzten Zeit des Jahres auf die Berathung einer Landgemeindenordnung, der revidirten Städteordnung und des Wahlgesetzes für das Volkshaus. Am 22. Dec. wurden die Stände vertagt, nachdem schon am 1. Dec. die schon seit längerer Zeit gepflogenen Verhandlungen wegen einer Militärkonvention mit Preußen zum Abschluß gebracht worden waren. Dieser Vertrag wurde nach dem am 14. Jan. erfolgten Wiederzusammentritt des Landtags von diesem genehmigt, außerdem aber ein Bürgerwehrgesetz, eine Advokatenordnung, ein Gesetz über die juristischen Prüfungen, die Stadtgemeindeordnung in zweiter Lesung, die Polizeiverwaltung der Stadt Braunschweig und die Errichtung von Kreisdirektionen im Herzogthum berathen und der Beitritt B.s zu dem zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossenen Interim einfach zu den Akten genommen. Genannte Gesetze traten nach Vertagung des Landtags am 18. März (bis 1. Dec.) nach und nach ins Leben und gestalteten u. vereinfachten die ganze Landesverwaltung auf vielfache Weise. So trat die Landgemeinden- u. Städteordnung mit dem 1. Juli in Kraft, während zu gleicher Zeit (am 30. Juni) von der Regierung ein einstimmiger Verfassungsentwurf für die evangelisch-lutherische Kirche des Herzogthums verkündet wurde. Bezüglich der Beschlüsse über die Neugestaltung der Union erklärte B. im Oktober nur unter der Bedingung seine Zustimmung, daß die künftige Ausführung der Unionsverfassung der jetzigen Gestalt derselben entspreche. Im November wurde das ganze braunschweigsche Truppencorps in Folge eines Beschlusses des preußischen Ministeriums mobil gemacht. Dem Durchzuge österreichischer Exekutionstruppen beschlossen Regierung und Land sich

zu widersetzen; als aber auf Grund der Unionsverheißungen Preußen um Hülfe angerufen wurde, vermied letzteres, B. eine bestimmte Erklärung über seine Absichten zugehen zu lassen.

Schon 1849 waren die dem Zeitgeist entsprechenden Veränderungen in der Verfassung und in der Verwaltung des Herzogthums gleichzeitig in Angriff genommen worden; aber erst im Spätherbst 1850 kündigte die Regierung dem Landtage einen Entwurf zu umfänglicher Revision der Verfassung an. Aber inzwischen hatten sich die bestimmenden Einflüsse sehr geändert und man begann von einer Verfassungsrevision mehr zu fürchten als zu hoffen. Die Regierung schlug vor, die Zusammensetzung des Landtags nach den provisorischen Gesetzen von 1848 in der Weise abzuändern, daß er nunmehr aus 10 Abgeordneten der Städte, 11 der Landgemeinden, 19 der Höchstbesteuerten und 3 der evangelischen Geistlichkeit gebildet werde. Die Wählbarkeit sollte an das 30. Jahr geknüpft, die Neuwahl vor jedem ordentlichen Landtage zur Hälfte vorgenommen werden. Auf Abänderungen solcher Art war die Versammlung der Abgeordneten wenig geneigt einzugehen, während andrerseits das Ministerium noch nach den Pfingstferien von 1851 erklärte, daß es von seinen Forderungen nichts Erhebliches aufgeben werde. So blieb die Angelegenheit den Sommer über noch in der Schwebe. Dagegen wurde die Aufhebung der deutschen Grundrechte durchgesetzt, mit Ausnahme der Abschaffung aller Standesvorrechte und der Gewährleistung der Preßfreiheit. Ebenso erlangte die Regierung die landtägliche Zustimmung zu einem Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste, das jeden dienstüchtigen Mann auf 5 Jahre in die Linie, auf 14 Jahre in die Landwehr einreihte. Im August stellte der Landtagsausschuß der Regierung seinen Verfassungsentwurf zu, indem die Wahlart der Gemeindeabgeordneten etwas erweitert, an die Stelle von 19 Abgeordneten der Höchstbesteuerten 7 Abgeordnete der größeren Grundbesitzer und 6 der größeren Gewerbtreibenden, an die Stelle der 3 Geistlichen 8 Abgeordnete der höhern wissenschaftlichen Berufsstände gesetzt, die Bestimmungen über Wahlrecht, Wählbarkeit und Wahlverfahren aber im Ganzen unangetastet gelassen waren. Noch während der Landtag im Okt. darüber verhandelte, liefen Gerüchte von bevorstehenden Oktroyirungen im Sinne des Bundesbeschlusses vom 13. August 1851 um; doch gelangte der Landtag am 7. Nov. nach vierwöchentlicher Berathung mit beiden Entwürfen zum Abschluß; vier Tage später erklärte sich die Regierung mit seinen Abänderungen ihrer Vorlage im Einzelnen einverstanden und am 18. November wurde das Ganze vom Landtage mit 37 gegen 15 Stimmen zum Beschluß erhoben. Am 22. Nov. wurde, nachdem der aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangene Landtag verabschiedet worden, das Gesetz über die Zusammensetzung des Landtags, am 25. das neue Wahlgesetz rechtskräftig verkündet. Mitte Januar 1852 wurden die Landtagswahlen nach dem neuen Wahlgesetze vorgenommen, der Landtag selbst auf den 16. Febr. einberufen. Der einzig bedeutende Gegenstand seiner Thätigkeit wurde, außer dem Budget für die bevorstehende 3jährige Finanzperiode, ein seit 1848 nöthig gewordenes neues Jagdgesetz. Die zu Anfang 1852 von Oesterreich zu Wien eröffneten Zollkonferenzen beschickte zwar B. auch, gab aber keine bindenden Erklärungen ab und blieb in der Folge, als Bayern mit seiner Koalition den Zollverein zu sprengen gedachte, letzterem treu, erneuerte nach Abbruch der Verhandlungen Preußens mit der Koalition die Zollvereinsverträge mit Preußen und den dem Zollverein treu gebliebenen Staaten und gab auch dem am 17. Febr. 1853 zu Stande gekommenen Handelsvertrag zwischen Oesterreich und Preußen, der dem wankenden Zollvereinsgebäude wieder neue Festigkeit verlieh, seine Zustimmung. In Bezug auf die kirchliche Verfassung B.s ist der im März 1852 von der gesammten Geistlichkeit eingereichte Protest gegen das Gesetz über das Kirchen- u. Schulwesen noch zu erwähnen, welches das Kirchenregiment in überwiegend weltliche Hände legt und das Konsistorium nur scheinbar als eine Abtheilung einer weltlichen Behörde des Ministeriums fortbestehen ließ. Die oberste Kirchenbehörde des Landes müsse so selbstständig als möglich stehen und kein Ministerium, sondern nur der Landesherr habe die Rechte eines summus episcopus auszuüben. Der gänzlich veränderten Richtung der Zeit war es zuzuschreiben, daß sich am 7. Mai 1853 die einzige deutsch-katholische Gemeinde des Landes in der Hauptstadt Braunschweig auflöste. Unterm 11. Mai genehmigte der Herzog die Errichtung einer braunschweigschen Bank mit einem Aktienkapital von zwei Millionen Thaler. Zugleich wurde im Schooße der Regierung daran gedacht, das herzogl. Leihhaus in Braunschweig mit einer Altersrentenanstalt für Jedermann zu vereinigen, zu welcher Erweiterung der Landtag am 5. Juni seine Zustimmung gab. Weitere Früchte der Gesetzgebung von 1853 waren ein Gesetz über abgekürzte Verjährungsfristen und ein Gesetz über polizeiliche Maßregeln gegen den Mißbrauch des Vereinsrechts. Ein Regierungsentwurf, der die Untheilbarkeit der Rittergüter befestigen sollte, erhielt dagegen den Beifall des Landtags nicht. Das Jahr 1854 brachte die Bundesbeschlüsse über das Vereinswesen und die Presse, veröffentlicht am 4. und 5. Okt. durch herzogliche Verordnung vom 21. und 24. Sept., vorbehaltlich der zur Ausführung erforderlichen gesetzlichen Anordnungen auf verfassungsmäßigem Wege. Demzufolge hob ein Gesetz vom 16. Nov., unter Zustimmung des landständischen Ausschusses erlassen, alle Vereine und Verbrüderungen von Arbeitern mit politischen, socialistischen und kommunistischen Zwecken auf. Am 6. Dec. 1854 wurde der ordentliche Landtag wieder eröffnet. Außer dem Staatshaushalte auf die nächsten drei Jahre hatte sich derselbe nur mit Einem Gegenstande von hervorragender Bedeutung zu beschäftigen, mit einem seitdem verkündigten Polizeistrafgesetzbuch, das als ein erheblicher Fortschritt betrachtet wurde. Ein außerordentlicher Landtag, der auf den 5. Juni 1856 berufen war, vertagte sich nach kurzer Zeit und sein auf den 3. Nov. festgestellter Wiederzusammentritt wurde durch den Tod des Staatsministers von Schleinitz und des Oberstaatsanwalts von Schmidt-Phiselbeck, des

Präsidenten des Landtags, verhindert. In das Ministerium wurde am 19. Nov. der Kreisgerichtsdirektor von Campe berufen.

Vgl. Koch, Pragmatische Geschichte des Hauses B. und Lüneburg, Braunschweig 1764; Ribbentropp, Beiträge zur Kenntniß B.s, 1787; J. K. J. Ballenstedt, Beiträge zur Geschichte von B., 1809; Strombeck, Staatswissenschaftliche Mittheilungen, vorzüglich in Beziehung auf das Herzogthum B., Braunschweig 1831 ff.; Der Aufstand der Braunschweiger am 6. und 7. Sept. rc., Braunschweig 1830; Votum über den Entwurf der revidirten Landschaftsordnung des Herzogthums B., Leipzig 1831.

2) Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums, in einer angenehmen Ebene, an der Ocker, die sie durchströmt und umgibt, gelegen, ist eine alte und, wie Nürnberg und Augsburg, ihr altdeutsches Bild im Innern treu bewahrende Stadt, deren ehemalige Befestigungswerke seit 1814 in freundliche Gärten und Anlagen und deren sieben Thore in eben so viele Barrièren umgewandelt sind, welche unmittelbar ins Freie führen. B., oft eng u. winklig, aber mit massiven stattlichen Wohnungen, hatte Ende 1852 100 Straßen und 3194 Häuser mit 37,695 Einwohnern ohne Militär. Unter den 12 öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus der Grauehofplatz mit dem Residenzschlosse, der Burgplatz mit dem schon 1172 aufgerichteten ehernen Löwen Heinrichs, der Altstadtmarkt und der Hagenmarkt mit Schauspielhaus und großem Springbrunnen. In den Straßen repräsentiren zum Theil palastähnliche Gebäude den Geschmack verschiedener Jahrhunderte. Die Hauptstraßen sind mit Trottoirs versehen und Nachts durch Reverberen gut erleuchtet. Als schönste Straßen gelten der Bohlweg u. die breite Straße. Das Residenzschloß (sonst der graue Hof genannt), in der Mitte der Stadt, 1833—36 nach dem Plane des Hofbauraths Ottmer neu aufgeführt, ist ein Muster edlen Geschmacks u. kunstvoller Arbeit; das alte Schloß, dessen Brand 1830 die Flucht des Exherzogs Karl aus dem Lande beleuchtete, war ein Corps de logis mit 2 durch ein eisernes Gitter verbundenen Flügeln. Am Schloß ist ein Park (grauer Hofgarten) mit schönen Anlagen. Unter den 12 Kirchen ist besonders der Dom (auch Stifts- oder St.-Blasiuskirche) bemerkenswerth. Von Heinrich dem Löwen 1173 gegründet, ist er seiner und vieler seiner Nachkommen Gruft und bewahrt sein Denkmal und das seiner Gemahlin. Die St.-Andreaskirche zeichnet der hohe Thurm aus; außerdem sind noch die Brüder- und Martinskirche wegen ihrer schönen gothischen Bauart, die Katharinenkirche, die katholische St.-Nikolauskirche, die reformirte Kirche sehenswerth. Die Juden, die zahlreich sind, haben eine Synagoge. Andere öffentliche Gebäude sind: das große Mosthaus, sonst Residenz, jetzt Kaserne; die alte Dompropstei; die geheime Kanzlei; das prächtige Landschaftsgebäude; das Zeughaus mit Kunst- und Waffensammlungen; das Schauspielhaus, 1820 gebaut und großartig; das Kavaleriehaus; das ehemalige altstädter Rathhaus (Autorshof), jetzt Bazar für die Meßzeit, geziert mit 17 Statuen; das Posthaus; der Packhof; das neustädter Rathhaus; ferner das Leihhaus, Gewandhaus, das große Waisenhaus rc., die neue Kaserne vor dem Fallerslebenthor rc. Vor den Thoren liegen viele schöne Gärten, wie der krausesche, viewegsche, rönkendorfsche, von bülowsche, bierbaumsche rc.; auf der Promenade zwischen dem August- und Steinthor erhebt sich der 60 Fuß hohe eiserne Obelisk, zum Andenken an die beiden 1806 und 1815 im Kampf gegen Napoleon gefallenen Herzöge errichtet. B. ist als Residenz zugleich Sitz der höchsten Behörden: des geheimen Raths, der Kammer, des Kriegskollegiums, des Oberpostamts, des Obersanitätskollegiums. Für Wissenschaft und Kunst ist durch Sammlungen und Anstalten reichlich gesorgt. Das Museum (im 2. Stock des Zeughauses) bewahrt einen reichen Schatz von Antiken, Majoliken, Schnitzereien, Kupferstichen, Handzeichnungen u. viele werthvolle Gemälde; letztere gehörten ehedem zu der Gallerie im Schlosse von Salzdalum, das unter König Hieronymus abgebrochen wurde. Die Gemälde wurden in die pariser Sammlungen geschleppt, aber von da 1815 wieder nach Hause mitgenommen. Das berühmte mantuaner Onyrgefäß, ein Prachtstück des Museums, das 1630 im Sturm von Mantua erbeutet wurde, ist mit dem Exherzog Karl aus dem Schlosse verschwunden. Privatgallerien sind die fierstorpfische u. die holländsche. Die öffentliche Bibliothek auf dem Karolinum enthält 16000 Bände, die auf dem geistlichen Ministerium 10000 Bde. Bildungsanstalten sind: das Collegium Carolinum, 1745 gestiftet, das anatomische Kollegium, das aus Ober-, Vor- und Realgymnasium gebildete Gesammtgymnasium, die Kadetenschule, das Schullehrerseminar, Bürgerschulen, die weizensche Kleinkinderschule, Taubstummen- und Blindenanstalt, mehre Elementarschulen. Von den zahlreichen aus lebendigem und werkthätigem Gemeinsinn entstandenen Vereinen nennen wir: den Bürgerverein, aus welchem wiederum besondere Vereine und Anstalten sich gebildet haben, wie z. B. zur Belohnung treuer Dienstboten, zur Unterstützung hülfsbedürftiger Gewerbtreibender, zur Versorgung der Armen mit Brennmaterialien rc., der Korrektionsverein zur Unterbringung und Beaufsichtigung entlassener Korrigenden, der Gewerbverein, der Lösch- und Rettungsverein, eine musterhafte Anstalt, der landwirthschaftl. Verein, 2 Garten- u. Kunstvereine, musikalische Vereine. Milde Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten sind: zwei protestantische Klöster, das Aegidien- und das Kreuzkloster, jedes mit einer Domina, einem Propst, jenes mit 11 u. dieses mit 14 Konventualinnen; die Stifte St. Blasii, 1020 von Heinrich dem Löwen gestiftet, u. St. Cyriaci; das Matthäus-Stift (besteht nur noch dem Namen nach); 14 Beguinenhäuser und 3 Hospitäler; das große Waisenhaus (Beatae Virginis Mariae) für 250 Kinder, mit einer Schule; das kleine Waisenhaus für 20 Mädchen; das große Krankenhaus mit Accouchiranstalt; das Militärlazareth; das Krankenhaus St. Leonhard mit dem Siechhaus vor dem Siechenholze; das Alexipflegehaus mit einer Irrenanstalt. Die reich dotirten Armenanstalten stehen unter einem besondern Direktorium. An-

dere Anstalten sind: das Leihhaus, dem durch Gesetz vom 7. März 1842 das Recht der Zettelausgabe verliehen wurde, mit einer Altersrentenanstalt, eine Darlehnskasse, eine Bank, gegründet 1853, eine Klassenlotterie, eine Feuerversicherungsanstalt für das ganze Land u. eine allgemeine Versicherungsanstalt für Lebens- u. Rentenversicherung. Die vorzüglichsten Gegenstände der Industrie sind: Tabaksfabrikation, Wollen- u. Baumwollenzeuchmanufakturen, Watte, Stärke, Gold- und Silberwaaren, Leder, lackirte Waaren (mit Malereien), Papiertapeten, Papiermaché, Papierformen, Porzellan, Spielkarten, Essig, Branntwein, Bier (Mumme), Mettwurst, Lebkuchen. Noch mehr als Gewerbe ist der Handel Lebenselement, da das Land für solche Residenz zu klein ist. Obgleich B. an keinem ansehnlichen Strom liegt, so ist doch seine Lage für den Großhandel eine ebenso günstige als bequeme. Beinahe in der Mitte zwischen Hamburg u. Leipzig, Hamburg und Frankfurt a. M., Bremen und Leipzig und Lübeck und Frankfurt a. M., durchkreuzen sich hier alle Hauptstraßen, welche diese Handelsplätze verbinden; ebenso führen die Wege von Augsburg und Nürnberg nach den Hansestädten und die von Frankfurt a. d. O., Berlin u. Magdeburg nach Westphalen, sowie die von Aachen und Elberfeld nach Sachsen 2c. durch B. Daher war B. früh im Besitz so großen Speditionshandels und es entstanden hier nach und nach geldkräftige Häuser, die ihre Kolonialartikel direkt bezogen und mit den Hamburgern und Bremern zu rivalisiren trachteten. Ehedem viel mehr als jetzt gaben die beiden Messen, die nach der leipziger und frankfurter die größten im westlichen Deutschland wurden, der Stadt Reichthum u. kaufmännisches Ansehen: die Wintermesse, am Montag in der Woche, in welcher Maria Lichtmeß, die Sommermesse, auch Laurentiusmesse genannt, weil sie in der Woche, in welche der Lorenztag fällt, beginnt. Jede dauert 3 Wochen. Ein beträchtlicher einheimischer u. auswärtiger Produkten- u. Manufakturwaarenhandel hat auch außer der Meßzeit ein breites Terrain. Der Waarenumsatz B.s wird (vielleicht jetzt zu hoch) auf 3 Mill. Thaler jährlich angeschlagen. B. hat 8 Buchhandlungen, 6 Buchdruckereien (darunter die große viewegsche) und mehre Schriftgießereien. In B. erfand Jürgen 1534 das Spinnrad. Der Historiker Meibom, der Theolog Henke, der Dichter Lafontaine 2c. sind hier geboren. In der Nähe liegt das Schloß Richmond, mit Park, und die neue herzogliche Villa, an der Ocker.

Die Sage erzählt, daß sich um 860 der Sohn Ludolfs von Sachsen, Bruno, in dem später sogenannten Herrendorf niedergelassen und daß sein Gefolge die jetzige Ritterstraße gebaut habe; daher B. in alter Zeit Brunswich, vom althochdeutschen wich, Flecken, Ortschaft (noch jetzt englisch Brunswick, französisch Brunsvic), genannt wird. Sein Bruder Tanquard (Dankwarth) gründete, nach derselben Sage, das nach ihm so genannte Schloß Tanquarderode. In Urkunden erscheint die Villa Brunswich zuerst 1031. Zur Zeit des Kaisers Heinrichs IV. war Eckbert, der Gründer der Stiftskirche St. Cyriaci, Herr von B., wurde auf Befehl des Kaisers ermordet, seine Schwester Gertrud vertrieben; in die Stadt legte Heinrich IV. kaiserliches Kriegsvolk. Dieses aber verjagten die Bürger und riefen Gertrude zurück. Ihr Enkel, Heinrich der Löwe, befestigte B., schmückte es mit dem Dom und legte den Grund zu ihrer Größe. Dem ersten Herzog von Braunschweig, Otto, dem Gegner Kaiser Heinrichs II., verdankt B. die großen Freiheiten, die es so trefflich zu benutzen verstand, daß es in kurzer Zeit, an Reichthum und Macht den Fürsten überlegen, ihnen in ihren Kämpfen bald unentbehrlich, bald gefährlich wurde, bis es endlich zu der großen Rolle gelangte, die es zur Blüthezeit der Hansa im nordlichen Deutschland spielte. B. war damals ein Hauptquartier des Bundes, machte als Handelsplatz den Kommissionär der Seestädte und trieb einen bedeutenden Eigenhandel. In dieser Zeit mußte das Gefühl ihrer Macht neben der Ohnmacht der Herzöge sie mit dem Gedanken erfüllen, ihre vollkommene Selbstständigkeit als freie Reichsstadt zu erringen. Auch war der Kampf der Fürsten, die ihre Residenz in Wolfenbüttel hatten, gegen die von der Hansa eifrig unterstützte Stadt lange vergeblich. Als aber der Welthandel eine andere Richtung nahm und die Hansa sank, sank B. mit und wurde wieder eine furstliche Stadt. Dies geschah 1494, unter Herzog Heinrich dem Aeltern. Die Messen, für die ihr dieser Fürst kaiserliche Privilegien verschaffte, halfen B., das durch seine innere Zwietracht und seine Schuldenlast erlegen war, wieder empor, so daß es während der Reformation wieder tüchtige Kämpfe für die Reformation und für eigenes Interesse bestehen konnte. Im J. 1540 kam die Stadt in den Bann. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts regte sie durch wilde Streifereien in die Umgegend das platte Land gegen sich auf, wurde 1605 eng eingeschlossen, durch einen kaiserlichen Befehl zwar aus der Bedrängniß erlöst, aber nicht gebessert. Die Streifereien dauerten fort bis 1615, wo B. sich an Herzog Friedrich Ulrich durch Vergleich ergab und ihm 1616 huldigte. Unter den Nachfolgern desselben begann der Kampf B.s um Unabhängigkeit und vollkommene Reichsfreiheit von Neuem und erst das Jahr 1671 machte ihm ein Ende. Herzog Rudolf August bedrängte die Stadt, bis sie, widerstandsunfähig geworden, Bedingungen einging und sich ergab. Diese Bedingungen gewährten ihr indessen die meisten ihrer Privilegien, und sie genoß sie auch, bis das Königreich Westphalen B. zur zweiten Residenz erhielt. Herzogliche Residenz der braunschweigschen Fürsten war sie 1753 wieder geworden. Das Schloß brannte 1807 ab, erhob sich wieder aus der Asche, sah 1809 den tapferen Herzog Friedrich Wilhelm mit seiner kühnen Schaar in seinen Mauern, empfing 1813 den alten Fürstenstamm zurück und ist nun, nach dem Brand von 1830, einer der prachtvollsten Fürstensitze Deutschlands. Vergl. Ribbentropp, Die Stadt B., Braunschweig 1789—1791, 2 Bde.: J. A. H. Schmidt, Historisch-topographische Beschreibung der Stadt B., das. 1821.

Braunschweigergrün, ein von den Gebrüdern Gravenhorst 1764 in Braunschweig zuerst bereitetes grünes Pigment von verschiedenen ins Bläuliche gehenden Nuancen und mannigfachen

Zusammensetzungen. Gewöhnlichste Bereitungsart: Man benetzt zerschnittene Kupferblechstücke von Zeit zu Zeit mit Salmiaklösung oder Chlorwasserstoffsäure; das Kupfer überzieht sich alsdann mit grüner Farbe. Diese, abgekratzt und getrocknet, gibt das als B. dienende Chlorkupfer. Oder man bereitet es durch Niederschlagen einer Lösung von eisenfreiem Kupfervitriol und Alaun durch Harngeist. Das B. ist eine sehr geschätzte Malerfarbe, welche durch Einfluß von Licht u. Luft nicht verändert wird, vorzüglich zum Oelmalen für solche Sachen, die der Luft und dem Sonnenlichte ausgesetzt werden. Außerdem nennt man B. auch eine aus kohlensaurem Kupferoxyd und Kreide oder Kalk gemengte Farbe, die, vom Berggrün nicht wesentlich verschieden, als Oelfarbe geschätzt, auch als Wasserfarbe anwendbar ist. Fabrikations- und Beziehungsorte sind Braunschweig, Berlin, Dessau, Rothenburg, Schönebeck 2c.

Braunschweigsches Stadtrecht, eine in geschichtlicher und sprachlicher Hinsicht merkwürdige Urkunde. Herzog Otto I. soll sie 1230 bewilligt, Kaiser Friedrich II. 1232 bestätigt und Herzog Albrecht (1252—79) bedeutend erweitert haben. Sie ist eines der wichtigsten Dokumente der altniederdeutschen Sprache. Beste Ausgabe von Leibnitz: „Antiquissimae leges municipales civitatis Brunswicensis", im 3. Bande der „Scriptor. Brunsw. illustr." (Hannover 1711, Fol.).

Braunstein, ältere Benennung für Manganerze (s. d.).

Braunwart von Auggen, Minnesänger, der in der manesse'schen Sammlung als Brunwart von Oughe im vorkommt, wahrscheinlich aus dem Pfarrdorf Auggen im Breisgau.

Braurecht (Braugerechtigkeit, Braunahrung, Braunrbar), in Deutschland das Recht, Bier zu brauen, haftet im Allgemeinen mehr auf Immobiliargegenständen, Häusern, Gütern 2c., als auf Personen, und ist daher auch mehr Real- als Personalgerechtsame. Malzen, Brauen, Ausschroten und Schenken des Biers werden durch das B. vorzugsweise bedingt und bestimmt; in den meisten Städten sind Schutt und Guß beim Brauen Reihenfolge der Braue berechtigten; die geschlossenen Brauzeiten, Ausschenken u. dergl. sind durch besondere Brauordnungen festgesetzt. Schon der Sachsenspiegel begründet das Recht der Städte, Jedermann das Anlegen von Brau- und Malzhäusern innerhalb der Stadtmeile zu verbieten, wenn ihm nicht ein solches Recht auf dem Rechtswege oder durch Verjährung geworden ist. Zuweilen hängt mit dem B. auch der Bierzwang zusammen und das Recht, fremde Biere einzuführen in die Stadt, nicht zu dulden. Doch haben neuere, vernünftiger Gewerbfreiheit huldigende Gesetze und besonders die Zollvereinsbestimmungen vielfache Abänderungen in diese Verhältnisse gebracht.

Brauronia, Beiname der Artemis, den sie von dem ihr geweiheten Tempel zu Brauron erhielt. Dieser Tempel besaß das älteste Bild der Göttin, nach dem Glauben Einiger das der taurischen Artemis, welches Orestes und Iphigenia hierher gebracht haben sollen. Ein von Praxiteles verfertigtes Standbild dieser Diana stand in dem Heiligthum der Göttin auf der athenischen Acropolis. B. hieß auch das Fest der brauronischen Artemis in Attica. Alle 5 Jahre nämlich zogen die jungen Mädchen zwischen 5 und 10 Jahren in krokusfarbigen Gewändern feierlich nach dem Tempel und wurden dort, wahrscheinlich während die Hieropoien eine Ziege opferten, der Göttin geweiht. Otfr. Müller bezieht dieses Fest auf die arkadische Artemis Kalliste oder Kallisto, deren geheiligtes Thier der Bär ist. Nach Hesychius sollen die Rhapsoden bei diesem Feste die Iliade vorgetragen haben. Ein anderes brauronisches Fest, das des Dionysus, ebenfalls alle 5 Jahre, aber von Männern mit liederlichen Dirnen gefeiert, eine Entweihung jener Weihe, kann schwerlich mit dieser an einem und demselben Tage gefeiert worden seyn, wie dies Otfr. Müller vermuthet hat.

Brausepulver (pulvis aërophorus), Arzneimittel aus kohlensaurem Natron oder Magnesia, auch aus Kali mit Weinsteinsäure oder saurem weinsteinsauren Kali, in einem solchen Verhältniß gemischt, daß daraus entweder eine neutrale oder schwach saure Verbindung hervorgeht. Es sind diese Mittel die zweckmäßigsten Arzneiformen, um dem Leidenden Kohlensäure gasförmig zuzuführen, indem genannte Substanzen, sobald sie gemischt mit Wasser in Berührung kommen, sich zersetzen und hierbei das den angewendeten Substanzen entsprechende neutrale weinsteinsaure Salz bilden, wodurch die Kohlensäure frei wird. Wenn die größtmögliche Menge Kohlensäure vermittelst dieser Pulver gereicht u. das B. fertig gemischt aufbewahrt werden soll, so müssen die einzelnen Substanzen bei der Bereitung gut getrocknet, sorgfältig mit einander gemischt u. alsdann gut verkorkt an einem trocknen Orte aufbewahrt werden. Wo dies nicht geschieht, erfolgt durch das den Salzen eigene Krystallwasser und durch Absorbiren von Feuchtigkeit aus der Luft eine langsame Zersetzung, nach einiger Zeit entwickelt das Pulver dann nur wenig, endlich fast gar keine Kohlensäure mehr und ist untauglich. Um sie zum Aufbewahren tauglicher zu machen, werden die Substanzen in den entsprechenden Verhältnissen einzeln verpackt und erst bei jedesmaligem Gebrauch in Wasser gelöst. B. in dieser Form sind unter dem Namen „englische B." sehr beliebt und bestehen aus gleichen Theilen doppelt-kohlensaurem Natron und Weinsteinsäure (wovon gemeinlich ersteres in weißes und letzteres in blaues und rothes Papier verpackt ist, um sie leichter zu erkennen). B. werden als beruhigende Mittel in Magen- und Nervenbeschwerden angewendet und sind besonders zarten Frauen sehr dienlich; auch bei heftigem chronischen Erbrechen, selbst in der Cholera werden sie mit Erfolg gebraucht.

Braut, die Jungfrau in allen christlichen Ländern von dem Moment des gesetzlichen gültigen Verlöbnisses an bis zu dem des kirchlich geweiheten Ehebundes. Die Befugnisse und Verpflichtungen, welche Bräutigam und B. durch das Verlöbniß übernehmen, sind in moralischer Hinsicht von denen, welche die vollzogene Ehe auferlegt, im Allgemeinen nicht verschieden; in juristischer Beziehung aber beschränken sich Verpflichtungen u. Befugnisse auf die gegenseitigen Rechts-

ansprüche zur Vollziehung der versprochenen Ehe, oder, bei entgegengesetzter Richtung der Verhältnisse, auf genügende Abfindung oder Entschädigung. Diesem fügte die Praxis nur noch eine Bestimmung hinzu: wenn ein Bräutigam Brautkinder hinterläßt und, nach gesetzlich geschehenem Verlöbniß, am Vollzug der Ehe durch den Tod gehindert wird, so sollen die Brautkinder für eheliche angesehen und als Erben des Bräutigams von Rechtswegen eingesetzt werden. Doch ist dies nur eine Bestimmung partikularer Gesetzgebung, kein Satz des allgemeinen Rechts. Das römische Recht bedingt zwar keinerlei Förmlichkeiten zum Abschluß des Ehebundes, und das kanonische Recht, das nur die Einwilligung der Kontrahenten dazu verlangt, läßt sogar die etwa vor der Trauung erzeugten Kinder von Verlobten eheliche seyn; seitdem aber durch das tridentiner Koncilium das Gebot aufgestellt ist, daß die gegenseitige Einwilligung zum Abschluß des Ehepaktes nur in Anwesenheit eines Beichtigers und zweier Zeugen geschehen kann, und nachdem die protestantische Kirche dem Akt der Einsegnung der Ehe entscheidende Kraft beigelegt und die schon vom kanonischen Recht gebotene vorhergängige Proklamation beibehalten hat, können weder der sittenlose Beischlaf der Verlobten, noch Brautkinder eheliche Rechte herbeiführen.

Brautgeschenke, die nach der Verlobung zwischen Braut und Bräutigam gewechselten Geschenke (sponsalitia largitas). Was das juristische Verhältniß hinsichtlich der B. betrifft, so ist die Bestimmung ziemlich allgemein, daß sie, wenn das Verlöbniß rückgängig wird, von beiden Theilen zurückgefordert werden können, ausgenommen: wenn der eine Theil an der Aufhebung des Verlöbnisses schuld ist, in welchem Fall der Unschuldige das Empfangene behält und nicht nur das Gegebene zurückfordern kann, sondern, nach dem römischen Recht, das Doppelte, wenn er ein B. gegeben und keines dagegen erhalten hat; und wenn der Tod das Verlöbniß trennt. Alsdann behält die Braut die Hälfte des Brautgeschenks zurück, wenn sie des Bräutigams Kuß empfangen hatte. In einigen Gegenden fallen sämmtliche B., wenn die Verlobung zurückgeht, der Geistlichkeit zu.

Brautkranz (Brautkrone), ein Krönchen oder Kranz, meist von Laubwerk, gewöhnlich ein Myrtenkranz, mit welchem diejenige Braut am Hochzeitstage das Haupt schmücken darf, welche bis zum heiligen Akt der Trauung sittige Jungfrau blieb. Die Bräute, die als Mädchen geboren haben, oder notorisch das Gebot der Sittlichkeit übertraten, wie auch Wittwen, haben das Recht dieses Schmucks verloren. Die Juden schmückten mit dem B. den Bräutigam. Bei Griechen und Römern war der B. hoch in Ehren; vorzüglichen Werth aber legten die Deutschen auf dieses Diadem der Unschuld. Dagegen kam das Bekränzen des Bräutigams im Abendlande, besonders in den Städten, allgemach ab. In der griechischen Kirche empfängt der B. für beide Verlobte noch jetzt den priesterlichen Segen, und der Priester selbst bekränzt das Brautpaar; auch bei einer zweiten Vermählung wird bei den Griechen der Kranz kirchlich geweiht, aber statt auf das Haupt bei den Verlobten auf die Schultern gesetzt. Die russische Kirche gestattet den B. nur bei der ersten Vermählung.

Brautnacht, für die Gatten die erste Nacht nach dem Hochzeitstage. Die Geistlichkeit, auf das Beispiel des Tobias im Alten Testament hinweisend und die Ausübung der natürlichen Eherechte für Entweihung des priesterlichen Trauungssegens erklärend, verbot dem Laien die eheliche Begehung der B. Das Mittelalter schärfte dieses Machwerk der Synoden des 4. Jahrhunderts (nachweislich zuerst in Karthago 398) mehrmals streng ein; später konnte man die Erlaubniß zur Feier der B. dem Priester abkaufen und daraus entstand in vielen Ländern allmählig eine reiche Fundgrube der priesterlichen Habsucht. Der Erste, der diesen kirchlichen Mißbrauch förmlich aufhob, war der pariser Erzbischof Stephan Poucher. Ueber die Anmaßungen der Pfaffen aber gingen in vielen Ländern jene des Adels, der sich das sogenannte Jus primae noctis (s. d.) zusprach.

Brautschau, die Reise, die ein heirathslustiger Mann macht, um das fern wohnende, von ihm auserwählte oder ihm angetragene oder empfohlene Mädchen näher kennen zu lernen. B., als ein Beschauen, Prüfen und diesem folgendes Wählen der Mädchen, kommt im strengsten Wortverstande noch in vielen Gebirgsgegenden (so z. B. in den Alpen), wo sich die alterthümlichen Sitten länger u. unverfälschter erhielten, als in den Flachländern, allgemein aber im Innern Altrußlands vor.

Brauwer (Braur, Brawer, Brower, Brouwer), Adrian, berühmter Maler und Kupferätzer der niederländischen Schule, 1608 zu Harlem, nach Andern zu Oudenarde geboren. Als der Sohn eines armen Tapetenmalers, ernährte mit dem früh hervorspringenden Talent schon der Knabe B. seine Aeltern, indem er Blumen u. Vögel malte, die, auf Mützen gestickt, von seiner Mutter zum Verkauf herumgetragen wurden. Die Bilderchen des Kindes erregten die Aufmerksamkeit der Kenner; aber nur Einer derselben, der geschickte Maler Fr. Hals, erbarmte sich des jungen Talents, um es für seinen eigenen Geldbeutel auszubeuten. Hals ließ ihn bei sich ein Dachkämmerchen beziehen und hier, bei schmaler Kost fortwährend im engen Käfig, verfertigte B. eine Menge kleiner Bilder, welche sich bald bedeutenden Ruf erwarben. Das Drängen und Drücken des habsüchtigen Meisters wurde aber endlich so qualvoll für den zum Jüngling herangereiften B., daß dieser, von seinem Freund Adrian von Ostade dazu ermuthigt, nach Amsterdam entfloh. Leider versank B. hier in liederliches Wirthshausleben. Die Kneipe wurde seine Werkstätte und der Mangel sein einziger Arbeitssporn; die Kneipe allein und ihre wüsten, wechselnden Scenen lieferten die Originale zu allen seinen Bildern. Die Meisterschaft blieb ihm aber, sein Pinsel schuf unschätzbare Werke, u. selbst Rubens konnte dem immer tiefer sinkenden Mann die dem Talent gebührende Achtung nicht versagen. Seine Bürgschaft befreite B., der in dem damaligen niederländischen Kriege unschuldiger Weise als Spion auf die antwerpener Citadelle gesetzt wurde, aus seiner gefährlichen Lage; er zog

ihn in sein Haus und an seinen Tisch. Der Hang zu wüsten Gelagen trieb ihn jedoch von Rubens' Schwelle; aus der Werkstätte des großen Meisters floh B. zum Bäcker Craesbeke und, als Völlerei und Ausschweifungen ihn allgemein verhaßt gemacht hatten, nach Paris. Von da zurückgekehrt, † er 1540 im Hospital. B.s Hauptverdienst bei der Darstellung seiner trinkenden und rauchenden Bauern, Betrüger, Spieler rc. besteht in der Wahrheit der Auffassung, in der Leichtigkeit und Anmuth des Pinsels und in dem äußerst angenehmen Kolorit. B.s wenige radirte, höchst geistreiche Blätter sind sehr selten und fehlen in den meisten Sammlungen.

Brava, 1) portugiesische Insel der kap-verdischen Gruppe, auch St. John genannt, vulkanischen, bergigen Bodens, wasserarm, erzeugt Mais, Bananen, Melonen, Wein, Salpeter. Die Einwohner, 2—300 Portugiesen, nähren sich fast ganz allein von der Salpeterbereitung und dem sehr ergiebigen Fischfang. — 2) Stadt auf der Ostküste von Afrika, die, im 15. Jahrhundert von den Portugiesen erobert, bald ihre Unabhängigkeit wieder erkämpfte und jetzt, unter einem eigenen Scheikh stehend, Handel mit den arabischen Küsten treibt. Europäische Schiffe kommen nur selten in den Hafen, der mit einem hohen, von den Portugiesen erbauten Leuchtthurm versehen ist.

Bravalla-Haide, schwedische Haide in der Gegend von Wexiö in Småland, berühmt wegen der schwedischen Amazonenschlacht, die hier vorgefallen seyn soll. Als, so erzählt die Sage, einst der Fylkiskönig Alle mit sämmtlichen wehrhaften Männern auf Raub und Beute ausgezogen war, überfielen Dänen und Jüten das Land, um es leichten Schlags zu erobern. Da übernahmen, nach kurzer Berathung, die Frauen und Jungfrauen des Landes die Vertheidigung des heimathlichen Herds; unter Anführung der Unerschrockensten, Blondo, traten sie auf B. dem Feind entgegen und richteten eine Niederlage an, deren Denkmal noch heutzutage in den Grabhügeln mit Runensteinen zu sehen ist. König Alle belohnte die Heldinnen damit, daß er ihnen gleiche Erbrechte mit den Männern und die Erlaubniß gab, das kriegerische Feldzeichen zu tragen und bei Hochzeiten Trommeln zu haben; ihr Land aber nannte er seit jener Zeit Wärend, d. i. Wehre. Dagegen mußten die Weiber von Wäsira Härad, die nicht mit zum Kampfe gekommen waren, eine Fluchtsteuer (Springskatt) bezahlen. Diese Gesetze wurden 1691 von König Karl XI. von Neuem bestätigt und gelten noch.

Bravalla-Slätter, schwedische Ebene in Ostgothland, auf welcher im 8. Jahrhundert nach Chr. der dänische König Harald Hildebrand von dem schwedischen König Sigurd Ring in blutiger Schlacht mit vielen der Seinen erschlagen wurde.

Bravo, 1) Don Nicolas, mexikanischer General und Faktionsführer, trat im Freiheitskrieg der Mexikaner von 1811 zum ersten Mal als einer der tapfersten Vorkämpfer auf, fiel aber in spanische Gefangenschaft. Von Iturbide (Kaiser Augustin I.) 1822 verhaftet, trat er nach Iturbide's Sturz an das Ruder des Staats und kam mit Vittoria und Negretta 1823 an die Spitze der Republik, wurde 1824, als Iturbide gegen sein Versprechen Europa verlassen hatte und von seinen Anhängern in Mexiko frohlockend erwartet wurde, zum Diktator ausgerufen und, nachdem Iturbide seine Heimfahrt ins Vaterland zu Padilla mit dem Tode gebüßt hatte, in demselben Jahre neben dem Präsidenten Vittoria zum Vicepräsidenten gewählt. In jener Zeit entstanden aus maurerischen Elementen neben den ältern politischen Gegensätzen der Aristokraten und Demokraten zwei neue, als Escoceses (Schotten) und Yorkinos bezeichnete Parteien. B. schlug sich zur erstern, verließ am 1. Januar 1828 die Hauptstadt und nahm als Gegner der Regierung von Mexiko seinen Sitz zu Tulancingo. Vittoria sandte den General Guerrero gegen ihn, sah bald B. als Gefangenen vor sich und verbannte ihn auf 6 Jahre nach Guatemala. Auch diese Zeit verkürzte eine neue Revolution. Bustamente verdrängte 1830 Guerrero vom Präsidentenstuhl, rief B. aus dem Exil zurück und übertrug ihm die Verfolgung der beiden Expräsidenten Vittoria und Guerrero, die sich mit den ihnen treu gebliebenen Truppen nach Süden geflüchtet und dort zu ernsten Angriffen vorbereitet hatten. B. schlug sie am 2. Januar bei Ciudad de los Bravos und ließ beide, als Rebellen, am 14. Februar 1831 erschießen. Im Jahre 1833 stand B. abermals, mit dem Kongreß und dem Vicepräsidenten zerfallen, an der Spitze von 2—3000 Mann der Regierung feindlich gegenüber, mußte jedoch, von dem größten Theil seiner Truppen verlassen, vor dem General Baragan das Gewehr strecken und sich von Neuem der derzeitigen Regierung unterwerfen. In Folge dessen wurde B., mit einem anständigen Gehalte versehen, auf drei Jahre nach Frankreich geschickt. Im Kriege gegen Texas kam B. abermals an die Spitze der mexikanischen Waffenmacht und agirte, doch ohne Erfolg, 1837 mit einem Corps von ungefähr 16,000 Mann am Rio del Norte.

2) Gonzalez, Advokat in Madrid, war anfangs Exaltado und noch 1840 einer der heftigsten Gegner der Königin Christine, trat aber später ganz auf die Seite der Moderados, so daß er Ende November 1843, beim Sturz des Ministeriums Olozaga, Ministerpräsident wurde. Doch schon im Mai 1844 mußte er, in Folge der immer zunehmenden Reaktion durch die inzwischen zurückgekehrte Königin-Mutter, dem Ministerium Narvaez Platz machen und ging als Gesandter nach Lissabon. Da er sich bei der Verschwörung gegen das neue Ministerium betheiligte, wurde er mit verbannt. Im Jahre 1846 zurückgekehrt, ward er von Neuem verdächtig, gegen das Ministerium intriguirt zu haben, und wurde 1848 verhaftet und nach Cadix gebracht. Im August entlassen, unter der Bedingung, aus Spanien zu gehen, wendete er sich nach Frankreich. Im Jahre 1849 kehrte er in sein Vaterland zurück und duellirte sich Ende Januar 1850 mit dem Abgeordneten Rios Rosas, der verletzende Aeußerungen über ihn gethan hatte, wobei er tödtlich verwundet wurde.

Bravo-Murillo, Juan, spanischer Ministerpräsident, im Juni 1803 zu Frejenal de la Sierra in der Provinz Badajoz geboren, ward

für den geistlichen Stand bestimmt und studirte zu Sevilla und Salamanca Theologie, wendete sich aber später den juridischen Studien zu und trat 1825 in das Advokatenkollegium von Sevilla, das damals die berühmtesten Advokaten Spaniens unter seinen Mitgliedern zählte. Da es unter diesen Umständen für einen Anfänger schwer hielt, sich Bahn zu brechen, bewarb sich B. um eine Stelle an der Universität und erhielt den Lehrstuhl der Philosophie, kehrte aber bald zur Advokatur zurück, für die ihn ein innerer Beruf bestimmte. Streng logische Konsequenz, dialektische Gewandtheit und bedeutendes Rednertalent machten ihn auch unter seinen berühmten Kollegen bald bemerkbar und gesucht, wozu vorzüglich 1831 seine geschickte und umsichtige Vertheidigung des Obersten Bernardo Marquez, der in eine Verschwörung der Liberalen verwickelt und des Hochverraths angeklagt war, beitrug. Dieser Fall verschaffte ihm solchen Ruf, daß er nach dem Tode Ferdinands VII. von dem Justizminister Garelly aufgefordert wurde, die Stelle eines Fiskals bei der Audiencia von Estremadura zu Caceres zu übernehmen. B. leistete dem Antrage Folge und stand diesem Posten im Sinne eines praktischen und gemäßigten Fortschritts vor. Da er, als 1835 die heftigere Progresistenpartei ans Ruder kam, dem neuen Justizminister, Gomez Becerra, nicht genügte und deshalb seinen Platz in Caceres mit demselben Posten in Oviedo vertauschen sollte, gab er seine Entlassung und trat in den Advokatenstand zurück, wählte aber Madrid zum Schauplatz seiner Thätigkeit, wozu ihn vorzüglich der Plan bestimmte, eine juridische Zeitschrift herauszugeben, die in Spanien damals fehlte. Mit seinem Freunde, dem berühmten Rechtsgelehrten Pacheco, unternahm er 1836 die Herausgabe des „Boletin de jurisprudencia". Diese praktischen u. literarischen Beschäftigungen wurden dadurch auf kurze Zeit unterbrochen, daß er sich durch seinen Freund und ehemaligen Lehrer, den unter dem Ministerium Isturiz zum Justizminister beförderten Professor Barrio Ayuso, bewegen ließ, in dessen Departement als Sekretär einzutreten. Als aber schon nach 3 Monaten dieses Ministerium durch die Revolution von La-Granja gestürzt wurde, verließ B. sogleich seine Stelle und widmete sich wieder mit dem größten Erfolg zu Madrid der Advokatur. Indessen führte ihn schon sein Beruf auf das politische Feld zurück, und so ward er mit Donoso Cortés, Gonzalez Llano und Dionisio Galiano einer der thätigsten Mitarbeiter an der von ihnen gegründeten Zeitschrift „El Porvenir", die namentlich die Schwindeleien der am Ruder befindlichen Partei mit Kraft u. Muth bekämpfte. Deshalb wählte ihn 1837 die Provinz Sevilla in die Cortes; den Antrag, unter dem Ministerium Ofalia als Justizminister einzutreten, lehnte er ab, und auch als Deputirter trat B. hauptsächlich nur auf, wenn es sich um eigentliche Rechtsfragen handelte. Im Jahre 1838 suchte Ofalia ihn wiederholt zum Eintritt als Justizminister zu bewegen, u. dieselbe Stelle trug ihm der mit der Bildung des neuen Ministeriums beauftragte Herzog von Frias an; B. lehnte jedoch jede Theilnahme an einer Regierung ab, die unter Espartero's Einflusse stand. Nach der bald darauf erfolgten Cortesauflösung wurde B. als Gemäßigter nicht wieder gewählt, worauf er mit Donoso Cortés und Alcala Galiano (dem Vater) die Zeitschrift „Piloto" herausgab, die wieder die herrschende Partei bekämpfte. Unterdeß waren die Cortes neuerdings aufgelöst und 1840 durch gemäßigtere Wahlen ersetzt worden, in welche B. durch Wahl in der Provinz Avila eintrat. In diesen Cortes nahm er nicht bloß bei rein juridischen, sondern auch bei politischen Fragen lebhaften Antheil, namentlich ward seine Rede über die Zehntenfrage bekannt, die ihm viele Feinde zuzog, weil er darin die unbedingte Abschaffung des Zehnten bekämpfte. Der Muth, womit B. als Vorkämpfer der gemäßigten Reform auftrat, hatte ihm das Vertrauen der konservativen Partei gewonnen, so daß er selbst in Finanzfragen, die seinen bisherigen Studien ferner lagen, zum Kommissionsmitglied gewählt wurde. Als die Revolution vom 1. Sept. 1841 ausbrach, sollte auch B. als Vorkämpfer der Moderados verhaftet werden. Er flüchtete in die baskischen Provinzen und dann über die Pyrenäen nach Bayonne, wo er seine Verbannung und fast zu gleicher Zeit seine Zurückberufung durch die mittlerweile erstandene provisorische Regierung erfuhr. Nach kurzem Aufenthalt in Paris kehrte B. nach Madrid zurück, um sich ausschließend seinen Geschäften als Sachwalter zu widmen. Anfangs 1847 übernahm er das Justizministerium in dem Uebergangskabinet des Herzogs von Sotomayor, resignirte aber, als Pacheco an die Spitze der Regierung trat. Noch im November desselben Jahres trat B. bei der Bildung des neuen Kabinets als Minister des Handels, des öffentlichen Unterrichts und der Arbeiten ein. Im Jahre 1849 und 1850 war er Finanzminister, und 1851, nach dem Rücktritt des Herzogs von Valencia (Narvaez), wurde er selbst mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt, an dessen Spitze er sich stellte. Seine ersten Maßregeln strebten Oekonomie in der Finanzverwaltung, Befriedigung der Staatsgläubiger u. eine geregelte Administration anzubahnen. Vergl. Spanien.

Bravour (v. Franz.), Tapferkeit, Herzhaftigkeit. In der Musik bezeichnet der Ausdruck jene glänzende Kunstfertigkeit, jene den großen Haufen bestechende Virtuosität, durch rasche, schwierige, kühne Passagen, Sprünge 2c. dem Zuhörer ein bewunderndes Bravo! abzulocken. Zu diesem Behufe hat man Bravourstücke komponirt. Auf die würdigste Weise hat diesen Geschmack Mozart benutzt, nämlich als Mittel, den Ausbruch störender, unbändiger Leidenschaften zu schildern, so z. B. in der Bravourarie der Königin der Nacht, in seinen „Martern aller Arten" 2c.

Brawe, Joachim Wilhelm, Freiherr von, dramatischer Dichter, 1738 zu Weißenfels geboren, studirte in Schulpforta und Leipzig, wo er den Umgang Lessings, Weiße's, Gellerts und Kleists genoß, und † 1758, als er eben als Regierungsrath nach Merseburg ziehen wollte. Von seinen beiden Trauerspielen erhielt das erste, „Der Freigeist", neben Cronegks Codrus das Accessit des Preises, welchen Nikolai bei der Stiftung der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" für das

beste Trauerspiel ausgesetzt hatte. Sein zweites Stück, „Brutus", das erste deutsche Drama in fünffüßigen reimlosen Jamben, entwickelte eine Kraft, Kühnheit und Würde des Ausdrucks, wie es für jene Zeit noch unerhört war. Lessing edirte beide Trauerspiele (Berlin 1768).

Bray, Stadt in der englischen Grafschaft Berks, an der Themse, mit Armenschule und 3000 Einwohnern. Viele halten diesen Ort für entstanden aus dem alten Vibraete. Bekannt ist er im Liede durch den „Vicar of Bray", welcher unter den Regierungen Heinrichs VIII., Eduards VI., der Maria und der Elisabeth zweimal zur papistischen und zweimal zur protestantischen Kirche übertrat und jeder Anklage wegen seiner Abtrünnigkeit entgegensetzte, daß er stets unerschütterlich treu an seiner Kirche gehalten habe, d. i. zu leben und zu sterben als Vicar of Bray.

Bray, 1) Franz Gabriel, Graf von, bayerischer Staatsmann, aus altem Adel, 1765 zu Rouen geboren, studirte hier und in Nantes, folgte als Malteserritter einem Zuge gegen Algier und trat einige Jahre später in den bayerischen Staatsdienst über. Hier wurde er 1805 Legationsrath am Reichstage, später Gesandter in Berlin, 1808 in Petersburg, im November d. J. geheimer, später wirklicher geheimer Rath und Graf, 1817 Staatsrath, 1819 Reichsrath, 1820 Gesandter in Paris, 1827 in Wien. Nachdem er 1831 resignirt, † er den 2. September 1832 auf seinem Gute Irlbach bei Straubing. Von seinen Schriften nennen wir: „Voyage au salines de Salzburg et de Reichenhall etc." (Berlin 1807, Paris 1808, als „Voyages pittoresques etc.", 6 Hefte, das. 1825); „Essai critique sur l'histoire de la Livonie, suivi d'un tableau de l'état actuel de cette province" (3 Bde., Dorpat 1817).

2) Otto Camillus Hugo, Graf von, bayerischer Staatsmann, Sohn des Vorigen, den 17. Mai 1807 zu Berlin geboren, war schon bei seines Vaters Aufenthalt in Wien der bayerischen Gesandtschaft attachirt, kam dann an mehre der kleinern italienischen Höfe, später als Legationsrath nach Paris und von da als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg. Im Jahre 1846 trat er zu München an die Spitze des Ministeriums des Aeußern, gab aber am 13. Febr. 1847 mit Abel seine Entlassung ein. Im April 1848 übernahm er von Neuem das Portefeuille des königlichen Hauses u. des Aeußern, trat aber schon am 5. März 1849 wieder ab und behielt nur bis zum Eintritt von der Pfordtens am 18. April 1849 die Leitung der Angelegenheiten seines Departements. Wenige Monate später kehrte er auf den Gesandtschaftsposten nach Petersburg zurück. Im Sommer 1850 verwaltete er in Pfordtens Abwesenheit interimistisch das Ministerium des Auswärtigen und ging dann auf Urlaub. Der Bildungsgang u. die Lebensverhältnisse des Grafen B. erläutern theils seine politischen Ansichten, theils die Art seiner Thätigkeit. Er entstammt der ältern diplomatischen Schule, die in Talleyrand, Metternich und Nesselrode ihre Großmeister hat und darum mit den Anforderungen der neuen Zeit wohl unterhandelt, doch in keine wirkliche Verständigung eingeht. Jedenfalls besitzt er aber jene Formengefügigkeit und Gewandtheit, welche den lauten Konflikt der Principien zu vermeiden weiß. Als B. das erste Mal Minister des Aeußern war, begann die Episode, in welcher die Tänzerin Lola Montez eine Hauptrolle spielte. Er wußte die Verhältnisse sehr wohl zu würdigen und legte sein Portefeuille nieder, ohne gemeinschaftliche Sache mit jenen Elementen des Ministeriums gemacht zu haben, die mit ihrer Resignation so lange zauderten, bis ihr Parteiinteresse verletzt worden war. B. erschien damals als ächter Vertreter eines zwar starr aristokratischen, aber überzeugungstreuen Princips. Dieser Charakter seiner Opposition machte ihn populär genug, um seine Berufung zum Portefeuille des Aeußern mit Beifall aufnehmen zu lassen. Hier war namentlich sein Wirken in der deutschen Frage bemerkenswerth. Obgleich er das Schaukelsystem einleitete, so zeigte er doch zuerst eine nicht geringe Geneigtheit zur Annäherung an Preußen und namentlich das Streben, jede Anheimgabe an Oesterreich fern zu halten. Erst im December 1848, als die Kaiserfrage erstand, rief B. durch Baron Cetto in London die Einsprache des Auslandes in Deutschlands innere Gestaltung hervor. Seine Rechtfertigung vor der Reichsrathskammer war ungenügend, und vorzüglich hierin sucht man den Grund seines damaligen Rücktritts. In der äußern Erscheinung ist B. vollkommen das Bild eines weltgewandten Staatsmanns; als Kammerredner ist er ziemlich klar, doch ohne blendende Mittel.

3) Anna Elisa, englische Romanschriftstellerin, Wittwe eines Predigers, beschäftigte sich mit Vorliebe mit dem Mittelalter, und auch ihre Reisen auf dem Kontinent, in Frankreich und Flandern galten nur diesen Studien. Nach dem Tode ihres Gatten fast erblindet und kränklich, lebte sie in London und hat in ihrem letzten Roman „Warleigh" Abschied von der Lesewelt genommen. Eine Uebersetzung ihrer sämmtlichen Werke von G. N. Bärmann erschien Kiel 1835, 15 Bde.

Brazos, Fluß im nordamerikanischen Staat Texas, entspringt auf den Tafelländern im Westen, in den sogenannten Guadeloupebergen, doch sind die Quellen eben so wenig bekannt, wie die aller übrigen dem Westen entströmenden Flüsse in Texas. Drei oder vier Arme vereinigen sich später im salzigen (Saline-) See und bilden in Vereinigung mit dem Tosohunova- u. dem Incoque-River den eigentlichen B., hier Rio B. de Dios genannt, der, in vielen Krümmungen südöstlich strömend, nachdem er bei Milam, Nashville, Tenortitlan, Washington, San Felipe de Austin, Richmond, Bolivar, Columbia und Brazoria vorbeigeflossen, sich zwischen Velasco und Quintana in den mexikanischen Meerbusen ergießt. Die Mündung desselben, die, ganz abweichend von den übrigen texanischen Flüssen, keine Bai bildet, ist etwa 40 englische Meilen von Galveston-Inlet entfernt und hat eine Sandbarre, auf der das Wasser durchschnittlich etwa 7 Fuß tief ist. Die Länge des Flusses beträgt ungefähr 1000 englische Meilen, die Breite bei San Felipe 250 Fuß. Flache Dampfboote gehen bis zu letzterem Ort, wenn auch mit großen Schwierigkei-

ten; kleine Boote können, nach Beseitigung einiger Tragplätze, bis Nashville gelangen. Fälle hat der B. bei Milam, bis wohin er ruhig fließt. Nebenflüsse sind: der Incoque, Red-Fork, Roland-river, der kleine B., Navosota, Aguila-, Bear-, Tahnacono-Creek, Tahcajuncua, Palo Pinto, Bosque, San Andres, Little River, Yagua River, Cow-, Big-, Mill-Creek u. a. Die Ländereien am B. sind die fruchtbarsten in Texas und holzreich; der meist braune Boden besteht viele Ellen tief aus der besten Gartenerde und bringt überall vortreffliche Baumwolle und näher der Küste auch Zucker hervor, in einer Menge, die von keiner Stelle der gemäßigten oder heißen Zone überboten wird. Dagegen ist das Wasser des B. äußerst schmutzig und ungesund, und wird die Gegend seines untern Laufes nicht mit Unrecht der „Todtenhof von Texas" genannt.

Brazza, ansehnliche österreichisch-dalmatische Insel im adriatischen Meere, zwischen der Insel Lesina und der Stadt Spalato, Distrikt Spalato, 6 geographische Meilen lang, 1—1¼ Meilen breit, gegen 13 □Meilen groß, ist nach allen Richtungen hin von Bergen durchschnitten, die sich bis 800 Fuß erheben, hat viele Oliven-, Feigen-, Mandelbäume, Weinpflanzungen. Die Bodenkultur ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, und besonders dem Feldbau stellt der felsige Boden schwere Hindernisse in den Weg; gleichwohl sind die Einwohner unablässig bemüht, durch Urbarmachung dem Getreidebau mehr Grund und Boden zu erwerben. Fühlbar mangelt den Menschen und Thieren ein Lebensbedürfniß: frisches Wasser. Die 15,000 Einwohner treiben außer Acker-, Garten- und Weinbau auch Bienenzucht, Seidenbau, Fischfang. Der hiesige Wein, der beste von Dalmatien, ist ein bedeutender Ausfuhr-, Getreide dagegen ein Einfuhrartikel. Vortrefflicher Käse wird weit verführt. Im Alterthum hieß B. Brattia, nach Scylar Cratia, bildete dann einen Theil des Gebiets der Republik Venedig u. fiel mit diesem im Frieden von Campo-Formio an Oesterreich.

Brea, 1) Ludwig, vortrefflicher italienischer Maler des 15. Jahrhunderts, gilt als der Gründer der genuesischen Schule. Nizza ist seine Vaterstadt, sein Leben fällt in die Zeit von 1470 bis 1530 2c., einen großen Theil desselben brachte er in Genua zu. Seine Bilder stellen ihn, was die Schönheit der Köpfe, Lebhaftigkeit der Farben, Faltenwurf und Gruppirung betrifft, neben die besten Künstler seiner Zeit; er malte noch ausschließlich auf Goldgrund, und die etwas trockne Zeichnung zeigt den vorraphaelischen Meister.

2) Französischer General, besonders bekannt durch seinen Tod, den er in dem Juniaufstand 1848 zu Paris fand. Er übernahm nach der Verwundung des Generals Damesne das Kommando der Truppen und Nationalgarde im 12. Arrondissement gegen die Insurgenten, wurde aber am 25. Juni an die Barrière von Fontainebleau gelockt und dort als Geisel behalten, bis die Truppen zu den Insurgenten übergehen würden. Da dies nicht geschah, so wurde B. mit dem Kapitän Mangin, der ihn begleitet hatte, erst gemißhandelt, dann von einem Rebellen erschossen. Fünf seiner Mörder wurden 1849 zum Tode verurtheilt, aber nur zwei, Daix und Lahr, am 17. März hingerichtet.

Breadalbane (Braidalbin), Distrikt in der mittelschottländischen Grafschaft Perth, waldige, romantische Landschaft, mit einem schönen Wasserfall, welchen der Tay bei Moneß u. Glen-Lyon bildet. Hier ist der Sage nach Fingals Geburtsort. Die Einwohner behaupten ein besonderer altschottischer Stamm zu seyn. Das Land gab sonst den königlich schottischen Prinzen den Herzogstitel.

Breauté, Peter von, eine poetisch-ritterliche Gestalt aus der Normandie, 1580 geboren, stellte sich mit Erlaubniß seines Königs, Heinrichs IV., an die Spitze einer selbstgeworbenen Reiterkompagnie, um unter den Fahnen des Prinzen Moritz von Nassau in Holland zu fechten. Als 1599 während seiner Abwesenheit die Besatzung von Herzogenbusch B.'s Lieutenant gefangen nahm u. B. nach seiner Rückkehr keine Auslösungssumme entrichten wollte, ward er von dem Kommandanten Grosbendoncq so gröblich beleidigt, daß er diesen forderte. Am 5. Februar 1600 erschien B. mit 21 Mann vor der Festung; Grosbendoncq aber kam nicht selbst, sondern schickte einen Lieutenant mit 21 Mann, worauf der ritterliche Kampf zwischen den 44 Streitern begann. Als sich der Sieg auf die Seite B.'s neigte, ließ der Gouverneur Kanonen gegen B. abfeuern. Erschreckt floh B.'s Mannschaft bis auf 2 Mann, die mit ihm selbst gefangen und in Herzogenbusch niedergemetzelt wurden. Diese Begebenheit wird in Volksliedern vielfach gefeiert.

Breccien (Trümmergesteine), solche Gebirgsarten, die aus Bruchstücken verschiedenartiger Gesteine u. von verschiedener Größe bis zum Korn herab bestehen, welche durch einfachen oder gemengten Teig zusammengekittet oder verbunden sind. B. schließen im weitesten Sinne alle sogenannten Konglomerate, Sandsteine, Mandelsteine 2c. ein. Der die Verbindung bewirkende Teig und die Bruchstücke bestehen nur ausnahmsweise aus einer und derselben Masse. Kennzeichen ist, daß keins der Bruchstücke mit dem das Ganze zusammenhaltenden Kitte verfließt, welcher vielmehr scharf begrenzt ist und von ersterem absticht und sich auch meistens mehr oder minder schwer ablöst. Das Bindemittel tritt bald mehr deutlich und in größerer Masse hervor bald verschwindet es fast gänzlich. Sehr häufig besteht der Kitt aus den zerkleinerten, theilweise zersetzten Theilen des Gebundenen. Einige Mineralogen wollen die B. im engern Sinne dadurch von den Konglomeraten und Sandsteinen unterscheiden, daß die verbundenen Theile der letzteren mehr rund sind, von den Pudding- und Mandelsteinen aber dadurch, daß deren Theile aus mehr platten Geschieben bestehen, während als B. nur solche Trümmergesteine gelten sollen, deren Bruchstücke eckig und scharfkantig sind. Vergl. Konglomerat.

Breccienmarmor, ein Trümmergestein, aus eckigen Bruchstücken von farbigem Kalkstein bestehend, welche durch Kalkkitt vereinigt sind; auch jener dichte Kalkstein, der durch anders gefärbte

Adern in Bruchstücke abgetheilt zu seyn scheint und jenem wahren B. ähnelt. Die Unterabtheilungen des B.s werden nach der Farbe theils der Bruchstücke, theils des Bindemittels benannt. In großen und schönen Massen findet sich der B. in den Pyrenäen u. auf Sicilien; äußerst prachtvolle Säulen, Bogen und Portale baut man auch aus dem B. von Villefranche, welcher eine ungemein schöne Politur annimmt.

Brechen, s. Erbrechen.

Brechin, Stadt in der schottischen Grafschaft Forfar, an der Seite eines Hügels, an dessen Fuß die South Eske fließt, nordöstlich von Forfar. In die Reste an der ehemaligen Kathedrale ist die jetzige Pfarrkirche gebaut, daneben erinnert ein runder, eigenthümlicher, 123 F. hoher Thurm an die alten Kämpfe, in welchen Pikten und Skoten das Land verheerten. Gegenwärtig zählt B. 6000 Einw., deren Hauptnahrungszweige Baumwollen- und Leinwandweberei, Bleichen, Maschinengarnspinnereien und Porterbrauereien sind. B., ein sehr alter Ort, war 1150 schon Sitz eines Bisthums und hat auch seine eigenen Chronisten. In der Nähe sind die Reste eines alten Schlosses aus der Zeit Eduards I. in sehr schöner Lage.

Brechmittel (Emetica, Vomitoria), Mittel, durch welche man Erbrechen bewirkt. Sie sind entweder diätetische oder pharmaceutische. Die ersteren leisten nicht immer, nicht unter allen Umständen und nicht bei allen Individuen die gehofften Wirkungen und werden daher meist nur zur Unterstützung der letzteren angewendet. Dergleichen sind: freiwillige Anstrengung zum Erbrechen; gelinde Reizung des Rachens u. Schlundes durch Kitzeln mit dem Finger oder einem Federbart; reichliches Trinken von faden, lauwarmen Getränken, Butter- od. auch nur lauwarmem Wasser, weichlichen Theearten, warmen Oelen, Thran. Zu den pharmaceutischen B.n gehören eigentlich viele scharfe Pflanzen- und ätzende Mineralstoffe, indessen ist ihre Wirkung eine so gewaltsame und ihre Anwendung so gewagt, daß sich die Aerzte nur weniger davon bedienen und selbst früher zu diesem Gebrauche benutzte Mittel, als Nieswurz, Gratiola, Asarum, Mercurius emeticus ꝛc., nicht mehr angewendet werden. Die jetzt üblichen B. sind aus dem Pflanzenreiche: Ipecacuanha und Scilla; aus dem Mineralreiche: die Antimonialia, nämlich: Brechweinstein, Mineralkermes und Goldschwefel; in besonderen Fällen auch Zinkvitriol und Kupfervitriol. Als I n d i k a t i o n e n der B. ergeben sich: Entleerung von eingeführten oder secernirten, fremden und schädlichen Stoffen, und zwar Entleerung des Magens von verschluckten fremden Körpern, Giften, schädlichen Speisen, Säure, ranzigen und fauligen Stoffen, Schleim; Entleerung der Gallenblase und Gallengänge und selbst der Leber, bei Polycholie; Expulsion fremder oder schädlicher Körper aus der Speiseröhre, dem Rachen, dem Kehlkopfe, der Luftröhre, selbst den Lungen; auch bei Croup hat man zuweilen die sich erzeugende Pseudomembran durch Brechmittel zu entfernen gesucht; Veränderung der Verdauungsfunktion, Belebung und Umstimmung der Nerventhätigkeit in den epigastrischen Organen, Reizung und kritische Umstimmung der Sekretionsfunktionen, Veränderung der Bewegung; die allgemeine Aufregung, welche das Erbrechen in die Muskel-, Nerven- und Gefäßthätigkeit setzt, die kräftigen, fast krampfhaften Bewegungen, in welche es den Stamm und die Gliedmaßen versetzt, die lebhaften Kongestionen nach dem Kopfe, nach der Haut, endlich die gewaltige, auch bis zu Krampfzuständen zu steigernde Erregung aller Nervencentra: allgemeine Umstimmung, welche theils durch die gewaltige Erschütterung aller Lebensfaktoren, theils auch wohl durch die kräftige Ableitung auf das Solargeflecht gesetzt wird; allgemeine Sekretionsbeförderung, Hervorrufung aller kritischen Absonderungsprozesse, besonders bei dem Ausbruch guter Exantheme, namentlich der rosenartigen, bei Anginen, Rheumatismen und deren Metastasen, chronischen Krankheiten drüsiger Organe, Verhärtungen der Leber, Milz, Eierstöcke, Hoden ꝛc.; die resolvirende, namentlich Resorption bethätigende Kraft, deren wir uns bisweilen bei Wassersuchten bedienen können; endlich die Indikation ex juvantibus et nocentibus. Es gibt nämlich epidemische und endemische Konstitutionen, Individuen, Familien, Volksstämme, Lebensalter, besondere Krankheitszustände ꝛc., wo die B. notorisch gut bekommen, wo vielleicht nicht jeder Arzt sie anwenden würde, wo aber Erfahrung und praktischer Takt gewissermaßen eine Berechtigung zu ihrer Anwendung gibt. K o n t r a i n d i k a t i o n e n der B. sind: Habitus apoplecticus; Anlage zu Bluthusten und überhaupt zu manchen krankhaften Zuständen der Lungen; Herzleiden und Aneurysmen; örtliche Zustände, besonders organische Leiden überhaupt, solche wenigstens, welche einige aktive Kongestion, einige Steigerung eines Entzündungsreizes, einige mechanische Erschütterung oder Pressung nicht vertragen, als Degeneration der Leber, des Pankreas, der Nieren, des Uterus, Schwangerschaft, bei der Abortus zu fürchten, Brüche, Vorfälle; der örtliche Zustand des Magens, namentlich Entzündung, Erweichung ꝛc. desselben, große Reizbarkeit, das bei robusten Männern zuweilen vorkommende Schwererbrechen; große individuelle Schwäche, Erschöpfung und konstitutionelle Gebrechlichkeit. Um eine sichere Wirkung des B.s zu erzielen, nimmt der Kranke früh, etwa 2 Stunden nach einem leichten Frühstück, dieses Mittel, das gewöhnlich aus Brechwurzel und Brechweinstein besteht, in 3—4 Dosen (alle 10—15 Minuten eine) nicht allzusehr verdünnt, in flüssiger, lauwarmer Form. Er trinkt nach der ersten Dosis nichts nach, damit diese noch als ein Digestivum und Präparans wirke, nach der zweiten erst dann, wenn sich ernstliche Brechvorboten zeigen, halbe oder ganze Tassen voll eines lauen, faden, schleimig-fetten oder sonst ekelerregenden Getränkes. Beim Brechacte müssen beengende Kleidungsstücke gelöst seyn und eine aufrechtstehende oder sitzende Stellung mit vorgeneigtem und gestütztem Kopfe beobachtet werden; Eingeweidebrüche oder Vorfälle werden durch die Hand oder Bandagen zurückgehalten. Die volle Dosis eines B.s zu geben, ist nicht räthlich und nur bei dringender Gefahr zulässig. Das Einspritzen des B.s in die Venen ist nur in einzelnen Fällen, wo der Kranke durchaus nicht

schlingen kann, oder bei Wahnsinnigen angewendet worden. Der Unfug, den hie und da der Laie mit dem Gebrauch der B., wie mit Schröpfen und Aderlaß treibt, ist der gefährlichste aller und wird oft die Grundlage späterer Krankheit und Siechthums.

Brechruhr, s. Cholera.

Brechung der Akkorde, diejenige Art der Komposition und des Vortrags, nach welcher die Töne eines Akkords nicht gleichzeitig, sondern successive angeschlagen werden. Auf diese Weise kommen zwar die Bestandtheile des Zusammenklangs nach und nach zum Gehör, stellen aber gleichwohl nicht nur das Bild Eines Zusammenklangs, sondern gewissermaßen sogar mehre Stimmen zugleich vor, indem sie uns abwechselnd bald ein Stück der Melodie der einen, bald eines der andern, also die verschiedenen Stimmen gleichsam in Stückchen zerbröckelt, „gebrochen", hören lassen und dem Gehör dadurch einen gemeinschaftlichen Gang mehrer Stimmen vorspiegeln. Man unterscheidet: bestimmte Brechung, wenn sie nach bestimmten, vom Komponisten selbst angezeigten Tonfolgen und Notengattungen geschieht, und unbestimmte Brechung, wo der Komponist dieselbe dem Belieben des Vortragenden überläßt und nur die schnellere Aufeinanderfolge der Töne durch einen schrägen Strich, die langsamere jedoch durch das Arpeggiozeichen andeutet. Brechung der Intervalle nennt man die Darstellung eines Tons statt mit einer einzigen längern Note mit so viel Noten von geringerem Zeitwerthe, als zur Herstellung des Zeitwerths der einen Note erforderlich sind.

Brechwein (Vinum stibiatum, Aqua benedicta Rulandi), eine Auflösung von 2 Gran Brechweinstein in 1 Unze Malagawein. Der B. wird als Brechmittel bei Erwachsenen selten angewendet, weil er hier nicht sicher genug wirkt, desto häufiger aber bei Kindern. Als schweißtreibendes, resolvirendes Mittel aber kann man ihn Kranken von jedem Alter reichen.

Brechweinstein (lat. Antimonium tartaricum kalinum, Tartarus emeticus s. stibiatus s. antimonialis, Kali stib. tart.), von Mynsicht 1631 erfundenes und beschriebenes Salz, das wie Antimon bereitet wird, krystallisirt in kleinen, weißen, durchsichtigen Oktaedern, ist von ekelhaft-metallischem Geschmack, färbt Lackmuspapier roth u. löst sich in 15 Theilen kalten und in 2 Theilen warmen Wassers auf. Die medicinischen Wirkungen dieses Mittels sind einigermaßen verschieden, je nachdem es in kleinen oder großen Gaben angewendet wird. Bei relativ kleinsten Gaben bemerkt man zuerst eine allgemeine Steigerung der Sekretionen auf der inneren Oberfläche des Magens, sodann aber auch auf der inneren Oberfläche des Darmkanals und in allen verwandten Sekretionsorganen, besonders in der Leber- u. Bauchspeicheldrüse. Später werden auch die Nieren, sowie alle Schleimhäute thätiger, der Schleim löst sich, wird mehr serös und die Haut fängt an zu duften. Außerdem wirkt der B. auch noch ziemlich stark auf das ganze Lymph- und Drüsensystem, sowie auch auf die serösen Häute und die verwandten Bildungen, sowie überhaupt die innere Resorption befördernd und gleichzeitig die Assimilation bedeutender beschränkend und mehr die organische Kohäsion gefährdend, als die andern Antimonialien. Alle diese Wirkungen sind schnell hervortretend und eben so schnell sich wieder verlierend, wenn sie nicht durch den Beigebrauch anderer Mittel mehr befestigt werden. In dieser relativ kleinsten Gabe paßt der B. hauptsächlich nur bei einfachen Retentionen in der äußeren und inneren Oberfläche zur Vermehrung und Verflüssigung der Absonderungen dieser Oberflächen, ohne daß zugleich eine starke Wirkung auf Veränderung der Mischung Statt finden soll. Er ist unstreitig das beste Antimonialmittel in akuten Krankheiten. Auf diese Weise wird er besonders benutzt bei einfachen rheumatischen, entzündlichen und andern Fiebern im Anfang derselben, bei exanthematischen, Wechsel-, gastrischen Fiebern, Entzündungen, Katarrhen, Wassersuchten, Stockungen im Drüsensystem und in den Unterleibsgebilden, chronischen Nervenkrankheiten ꝛc. Man reicht ihn zu $^1/_{16}$ bis $^1/_8$, höchstens bis zu $^1/_2$ oder 1 Gran, gewöhnlich in Auflösungen, so daß weder Erbrechen noch Diarrhöe darauf erfolgt und dabei keine Verdauungsbeschwerden bedeutender Art erzeugt werden. In größerer Gabe gereicht, wirkt der B. heftiger auf den Magen und Darmkanal; es erfolgt Ekel, Erbrechen, Durchfall, Abgang vieler Darmflüssigkeiten und Galle. Nach einiger Zeit verlieren sich aber diese heftigen Wirkungen auf den Darmkanal und es treten mehr die auf andere Sekretionen und auf das irritable System hervor. Man bemerkt Abspannung und Verminderung der Hitze in der Haut mit allgemeinem Schweiß, freiere und stärkere Expektoration und reichlicheren Abgang eines jumentösen Urins; der Puls wird langsamer, weicher und wellenförmiger, verliert seine Härte und Vollheit, die Spannung der Muskelfasern nimmt ab, der Mensch fühlt sich matt und angegriffen. Bei längerer Dauer dieser stärkeren Wirkung werden leicht die Verdauungsorgane zu heftig angegriffen, und es entsteht darauf ein Entzündungszustand der Schleimhaut des Darmkanals und Neigung zur Zersetzung. Diese Anwendungsart des B.s hat vorzüglich Peschier bei Pneumonien, Pleurosien, Croup, Luftröhrenentzündung u. dergl. empfohlen, und es ist nicht zu leugnen, daß man damit viel auszurichten vermag, wenn man dabei die Anwendung anderer Mittel, insbesondere der Blutentziehungen, nicht versäumt und mit Vorsicht zu Werke geht. Man reicht bei dieser Methode 6—15 Gran B., in 6 Unzen Wasser aufgelöst, eßlöffelweise, so daß in 24 Stunden diese Menge verbraucht wird, in Verbindung mit schleimigen Vehikeln, sowie mit Zusätzen von Salpeter, Salmiak und anderen Salzen. Die sogenannte Ekelkur wird auch hauptsächlich mit B. ausgeführt. Sie wirkt bedeutend auf das Unterleibs- und rückwirkend auf das ganze animalische Nervensystem, auf alle Sekretionen und abspannend auf Gefäß- und Muskelsystem. Hauptsächlich wird sie angewendet gegen hartnäckige Nerven- und Gemüthskrankheiten, Delirium tremens, Unterleibsstockungen ꝛc. Man reicht den B. in Auflösungen, in Verbindung mit Extr. fumariae und Acet. scillit. zu $^1/_8$—$^1/_4$ Gran

auf die Gabe und steigt damit bis zum erreichten Zweck. Dann läßt man ihn in größeren Zwischenräumen und geringerer Gabe fortgebrauchen, bald etwas häufiger und stärker, wenn der Ekel abnimmt, bald seltener und schwächer, wenn Erbrechen erfolgen will. Als Brechmittel reicht man den B. in voller Gabe zu 3—4 Gran entweder in Pulver oder in wässerigen Auflösungen. Oft gibt man ihn aber auch in getheilten Gaben bis zur beabsichtigten Wirkung. Häufig wird er mit andern Substanzen versetzt, welche ebenfalls Erbrechen machen, namentlich mit Squilla und Ipecacuanha, und dann muß es seiner vollen Gabe abgezogen werden, was von diesen andern Mitteln hinzukommt. Aeußerlich in Salben- oder Pflasterform angewendet erregt der B. zuerst gelinde Reizung der eingeriebenen Stellen mit vermehrter Absonderung, bei fernerer Anwendung eine stärkere Reizung, die sich in Form eines leichten Erythems zeigt, auf welchem bald Pusteln, ähnlich den Blatterausschlägen, hervorbrechen, die sich mit Lymphe und Eiter füllen und später wieder abtrocknen. Nicht selten entstehen dabei auch solche pustulöse Ausschläge an entfernten Theilen, am leichtesten bei Kindern an den Geschlechtstheilen. In dieser Form wird der B. hauptsächlich angewendet bei Keuchhusten, bei chronischen Katarrhen, rheumatischen und gichtischen Affektionen, topischen Wasseransammlungen, chronischen Nervenkrankheiten, Geisteszerrüttungen, Wechselfiebern ꝛc. Die Pocken machende Brechweinsteinsalbe besteht, wenn sie langsamer wirken soll, aus 4 Skrupeln bis $1^1/_2$ Drachmen B. auf 6 Drachmen Fett, wenn sie schneller und bei unempfindlicher Haut wirken soll, aus 2 Drachmen B. auf dieselbe Quantität Fett, wobei man noch zur Verhütung des Ranzichtwerdens etwas Zucker zusetzen kann. Sie wird täglich 1—3mal eingerieben und die Stelle bis zum Erscheinen der Pusteln mit Wolle bedeckt. Will man den B. mit Pflastern verbinden, so reichen schon 5 Gran bis $^1/_2$ Skrupel desselben auf $^1/_2$ Unze bis 6 Drachmen Empl. pic. oder litharg. simpl. hin. Auch bei mancherlei Augenleiden, namentlich bei atonischen, reizlosen Uebeln: Lippitudo, Blepharophthalmia glandulosa, Pannus, Leucoma corneae ꝛc. ist der B. theils in Auflösungen zum Eintröpfeln, theils in Salbenform angewendet worden. Zum Eintröpfeln nimmt man $^1/_4$—$^1/_2$ Gran auf 6—8 Drachmen Flüssigkeit, zur Salbe 2—6 Gran auf 1 Drachme Fett. Witzmanns Salbe gegen Leucoma besteht aus gleichen Theilen frischer Butter und Ricinusöl, anfänglich mit 2 Gran B., allmählig gestiegen bis auf 10 Gran auf 1 Drachme dieser Zusammensetzung. Endlich wird dieses Mittel auch gegen kallöse, veraltete und atonische Fußgeschwüre in der Form von Auflösungen oder Salben gebraucht.

Brechwurzel, s. Ipecacuanha.

Brecknock, Grafschaft in England, in Süd-Wales, zwischen den Grafschaften Radnor, Glamorgan, Monmouth, Caermarthen, Cardigan und Hereford, 36 geogr. oder 754 engl. □Meilen groß mit 51,000 Einwohnern. Die Landschaft wird von zwei Bergketten durchzogen, deren höchste Spitzen, Brecknock Beacons, 2862' rhein. hoch sich erheben. Hauptflüsse sind: Wye, Usk, Iroon und Taaf. Von mehren romantischen Seen ist der größte, der Brecknock Mere oder Llynsafeddas, sehr fischreich. Das Klima ist kalt, aber heiter und gesund. Der Boden ist felsig, waldig; von den 512,000 Acres Land sind gegen 185,600 Acres ohne Anbau. Der großartig betriebene Bergbau liefert vorzüglich Eisenerze und Steinkohlen. Getreide wird nicht hinlänglich gebaut, aber viel Hafer und gute Kartoffeln. Außer dem wenig lohnenden Ackerbau und der bedeutenden Viehzucht ist für den südlichen Theil der Grafschaft der Bergbau Hauptnahrungszweig. Die Eisenerze werden theils auf den eigenen Werken, theils in den berühmten von Merthyr Tydwill verschmolzen. Außerdem hat man Manufakturen für wollene Zeuche und treibt lebhaften Handel mit Erzeugnissen der Viehzucht und mit Holz, befördert durch den Brecknockkanal, welcher B. mit dem Meere verbindet. Die Hauptstadt B. (Brecon), auf einer Anhöhe in einem schönen Thale, in welchem der Usk und Honddu zusammenfließen, besteht aus 3 Hauptstraßen, von denen die geräumigste Markt und Rathhaus enthält, und, hat 3 Pfarrkirchen, 4 Bethäuser der Dissenters, ein Zeughaus mit Waffensammlung, ein großes Gefängniß u. Korrektionshaus. Die Einwohner, ungefähr 5000, verfertigen sehr viele Wollen- und Metallwaaren, halten 2 Wochen- und 4 Jahrmärkte und treiben Handel mit den Landeserzeugnissen. B., ein sehr alter Ort, erhielt schon unter Wilhelm Rufus ein Kastell, das unter Oliver Cromwell wieder zerstört wurde, und Stadtmauern. In der Nähe finden sich römische Alterthümer.

Breda, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks u. Kantons in der niederländischen Provinz Nordbrabant, einer der festesten Plätze in Europa, am Zusammenflusse der Merk und Aa, gut gebaut, mit einem schönen Schloß, 7 Kirchen, einer lateinischen Schule, einem Land- u. Seekadetteninstitut für mehr als 300 Zöglinge. In der Hauptkirche, mit hohem Thurm, Glockenspiel, zwei großen Orgeln, befindet sich das Grabmal des Grafen Engelbert II. von Nassau und seiner Gemahlin. Des großen Schlosses innerer Hof ist mit einer marmornen Säulenhalle geziert und enthält einen riesenhaften Saal. Die Einwohner, gegen 15,000, treiben hauptsächlich Tuch- u. andere Wollenweberei, Leder- u. Hutfabrikation, Bierbrauerei und Handel. In der Nähe sind schöne Anlagen und das Lusthölzchen Liesbosch. B. ist der Geburtsort des Physikers und Naturforschers Ingenhouß. Der Kanal von B., 5 Stunden lang, verbindet B. mit der Maas. Als Festung war B. schon früh einer der stärksten Grenzplätze Hollands und überhaupt der wichtigste Punkt in der vor der Maas gelegenen Festungslinie. Ihre Werke, 15 Bastionen, 5 Hornwerke, 15 Ravelins und eine Citadelle, finden noch einen natürlichen Schutz in der morastigen, leicht zu überschwemmenden Gegend und machen den Platz fast unangreifbar. B. war ein offener Ort bis auf Heinrich von Nassau, der ihn (1534) zur Festung umschuf. Merkwürdig ist es durch den Frieden vom 31. Juli 1667 zwischen Holland und England, in welchem beide Theile gemachte Eroberungen einander zurückgaben und letzteres eine Milderung

der Navigationsakte verwilligte, durch zwei fruchtlose Friedenskongresse, von denen der eine zur Aussöhnung der Niederländer mit Spanien, unter Vermittelung Kaisers Maximilian II. 1575 Statt fand, der andere zur Beilegung des österreichischen Successionskrieges auf Betrieb der Holländer am 4. Okt. 1746 eröffnet und im April 1747 in Folge des gewaltsamen Benehmens Frankreichs gegen Holland wieder aufgelöst wurde, und durch viele Belagerungen. B. war 1581 durch Ueberrumpelung verloren und Holland hatte 8 Jahre lang vergeblich die Rückeroberung erstrebt, als dies endlich 1590 unter Moritz von Oranien durch eine in der Kriegsgeschichte merkwürdige List gelang. In dem Kopf eines Schiffers, Johann Johannsen aus Bergen op Zoom, der mit Bewilligung beider Parteien häufig das Schloß von B. auf seinem Torfschiff mit dem nöthigen Brennmaterial versah, reifte zuerst der Plan. Nachdem er und der tapfere Hauptmann Heraugiere (aus Cambray) den Prinzen Moritz von Oranien und den Pensionär Oldenbarneveldt für das Unternehmen gewonnen und die Staaten die nöthigen Summen dazu verwilligt hatten, schritt man am 28. Febr. 1590 zur Ausführung. Johannsens Schiff wurde nämlich in der Mitte mit einem Breterverdeck versehen und dies mit Torf belegt, worauf 70 ausgewählte Männer, unter der Anführung Heraugiere's und des Hauptmanns Lambert Charles, unter dem Verdeck Platz nahmen. Trotz der kurzen Entfernung hatten sie bei der Strenge der Jahreszeit durch Frost und, da widrige Winde die Fahrt verzögerten, durch Hunger außerordentlich zu leiden, und als sie endlich vor B. ankamen, stieß das Schiff auf den Grund, wurde leck und ließ so viel Wasser ein, daß die Soldaten bis an die Kniee darin standen. Hier wurde das bekannte Schiff nur oberflächlich untersucht, von den Soldaten der Besatzung selbst durch das Eis in das Innere der Festung gezogen und eiligst nur um das für den Augenblick nöthige Brennmaterial erleichtert; denn der Schiffer, der sich mit seinen Leuten äußerst ermüdet stellte, bestand darauf, daß das weitere Ausladen bis auf den nächsten Morgen verschoben werde. Diese List Johannsens sicherte die Holländer und machte das Gelingen des Plans möglich. Die Soldaten waren beim Ausräumen des Torfes dem Versteck bereits so nahe gekommen, daß durch die Ritzen der Breter das Tageslicht in dasselbe hinabfiel. Nachts stürzten die Holländer aus ihrem Schlupfwinkel, stellten sich in zwei Haufen auf, näherten sich auf zwei verschiedenen Wegen dem Schlosse, trieben die Wachen sammt den herbeieilenden Truppen in das Innere der Citadelle, besetzten deren Außenwerke und zeigten durch Feuersignale dem Prinzen Moritz das Gelingen des Ueberfalls an. Die Besatzung der Stadt, 5 Fahnen italienischen Fußvolks und ein Reitergeschwader, suchte, von panischem Schrecken ergriffen, das Weite; die Bürger aber, die sich bewaffnet und zur Austreibung der Holländer zusammengeschaart hatten, wurden von Heraugiere so lange zurückgeschlagen, bis Prinz Moritz mit einer größeren Truppenmacht herbeikam, worauf die Bürgerschaft kapitulirte und mit 90,000 Gulden sich von der Plünderung loskaufte. B. blieb nun bei Holland bis zum dreißigjährigen Krieg. Erst 1625 eroberte es der spanische General Spinola nach neunmonatlicher Belagerung, 1637 der niederländische Statthalter Friedrich Heinrich nach einer Belagerung von elf Wochen; am 25. Febr. 1793 übergab es der Befehlshaber Graf Bylandt fast ohne Schwertstreich an den französischen General Dumouriez, doch räumten es die Franzosen nach ihrer Niederlage bei Neerwinden (18. März 1793) in demselben Jahre wieder; 1795 fiel es, als ganz Holland von Pichegru erobert wurde, aufs Neue in die Hände der Franzosen und wurde erst 1813, als nach der Schlacht bei Leipzig die Verbündeten unter Bülow in Holland eingedrungen waren, von dem russischen General von Benkendorf mit Hülfe der Einwohner durch 400 Kosaken (Mitte December) den Franzosen wieder abgenommen. Zwar suchten diese von Antwerpen aus am 20. und 21. Dec. B. noch einmal an sich zu reißen, mußten aber, nach dem Gefecht von B., das ihnen der preußische General Kraft lieferte, die Berennung aufgeben.

Brederode, uraltes holländisches Grafengeschlecht, das seinen Ursprung von Picco, einem Sohne Arnolds, der um 1000 als Graf von Holland und Seeland starb, ableitete u. wegen seiner beharrlichen Kämpfe gegen Hollands auswärtige Herren und Dränger für die mittlere Geschichte Niederlands von Wichtigkeit ist. Die Stammbesitzungen dieses Hauses lagen größtentheils in Südholland. Sie umfaßten ein so weites Gebiet, daß das Volk sagte: der Herr von B. könne von Noordeloos bis Dortrecht auf eigenem Grund und Boden reisen. Wohnsitz der B. war eine prächtige Burg bei Harlem in Nordholland, welche den Namen von dem Geschlechte trug, das sie erbaute; jetzt zeigen nur noch wenige Mauertrümmer die Stätte, wo dem letzten dieser Grafenreihe Schild und Wappen mit in die Gruft gelegt wurden. Johann von B., 2. Sohn Reynolds I., ward bald nach seiner Vermählung mit Johanne von Allkaude Karthäuser, während seine Gemahlin in dem von ihrem Vater für sie gestifteten Dominikaner-Nonnenkloster den Schleier nahm. Nach wenigen Jahren des Klosterlebens, und besonders nachdem der Tod seines Schwagers und Schwiegervaters die Hoffnung auf reiche Erbschaften u. die Liebe zur Macht aufs Neue in ihm erregt hatte, brach er aus seiner Zelle, riß an der Spitze eines wüsten, zusammengelaufenen Haufens seine Gemahlin aus der ihrigen, rief aber dadurch den Haß und Abscheu des ganzen Landes gegen sich unter die Waffen. In Kurzem saß seine Gemahlin wieder im Kloster, wo 1411 der Kummer ihrem Leben ein Ende machte; der gefangene B. aber, der auf unbekannte Weise seine Freiheit erlangt hatte, fiel im tapfern Kampf gegen die Engländer bei Azincourt. Da auch Dietrich, sein ältester Bruder, Karthäuser war, so kam die gesammte Erbschaft an den jüngsten der drei Brüder, Wallraff I., Statthalter in Holland. Dieser, ein tapferer Heerführer und Patriot, fiel bei der Eroberung von Gorkum, 1417. Von seinen beiden Söhnen wurde der jüngere, Gisbert, 1455 Bischof von Utrecht, aber damit zugleich der Gegenstand des Hasses und der Verfolgung Davids, des Bastards von Burgund, der diese geistliche

Goldquelle für sich zu erwerben gesucht hatte. Gisbert und sein Bruder, Reynold II., fielen in ihres Feindes Gewalt, und letzterer wurde sogar der Folter unterworfen, um ihm das Geständniß einer Verschwörung gegen Karl den Kühnen zu entpressen. Viele Jahre schmachtete er im Kerker; erst 1473 erhielt er seine Freiheit, aber ohne Genugthuung, und † wenige Jahre nachher. Ihm folgte Franz, gewöhnlich Jonker Frans, 1466 geboren. Derselbe war bald eines der gefährlichsten Häupter der Höcksen (s. d.), die, durch ihn aus ihrer sinkenden Stellung emporgehoben, die Niederlande mit Verheerung und Schrecken erfüllten. Rotterdam, das er 1488 erobert hatte, war der Mittelpunkt seiner Räubereien und Piraterien, die er auch nach dem Fall Rotterdams fortsetzte, bis das Seetreffen am Ziriksee ihn der Gewalt des Statthalters, Grafen Egmont, überlieferte. Er † hierauf zu Dortrecht im Gefängniß. Seines älteren Bruders Söhne, Reynold III. und Wallraff II., stifteten ersterer die ältere, der andere die jüngere Linie des brederode'schen Hauses. Reynold III. folgte den Einflüsterungen Frankreichs, das ihm zur Vertheidigung seiner Anrechte auf Holland und Seeland gegen den Kaiser Hülfe versprach, und fügte die Wappen dieser Provinzen dem seinigen bei. Im entscheidenden Augenblick aber von Frankreich verlassen, begab er sich persönlich nach Gent, wo der Kaiser, der bereits die Acht über ihn ausgesprochen hatte, den Reuigen, nachdem er eine halbe Stunde zu seinen Füßen gelegen, vollständig begnadigte. Reynold blieb fortan dem Kaiser treu und † 1556. Von seinen Söhnen ist Heinrich in der ganzen Reihe der B. der wichtigste als der rüstige Vorkämpfer für die Befreiung der Niederländer von der spanischen Herrschaft. Im Jahr 1531 geboren, stand er anfangs in Diensten Königs Philipp II., der ihm 1558 ein Kommando bei der Reiterei übergab. Als aber die Großen des Landes, namentlich Wilhelm von Oranien, Egmont und Hoorn, sich gegen Philipps Anordnungen erhoben hatten, trat er, durch ihr patriotisches Beispiel aufgeregt und froh der Gelegenheit, die Größe seines Hauses zu erneuern und zu erweitern, als Führer des Widerstandes gegen die spanische Regierung auf. Er verband sich (im Nov. 1565) mit dem niedern Adel, der, am meisten gedrückt, eine Staatsveränderung am meisten wünschte, und erschien am 5. April 1566 an der Spitze von 300 Adeligen vor der spanischen Statthalterin Margarethe zu Brüssel, um ihr eine Bittschrift zu überreichen, die auf Aufschub und Abschaffung der Inquisition drang, worauf jedoch eine ausweichende, auf die Gnade des Königs verweisende Antwort erfolgte. Als der Baron Barlaimont, ein Freund und Rathgeber der Statthalterin, zur Beruhigung derselben beim Anmarsch der Verbündeten gesagt hatte, „ce n'est qu'une troupe de gueux“, womit er auf die Armuth derselben anspielte, deutete B., um die Erbitterung und Vereinigung der Seinigen zu fördern, diesen Spottnamen zu einem Bundesnamen (s. Geusen). Er selbst hing sich eine Bettlertasche um und trank auf die Gesundheit des Geusenbundes aus einem hölzernen Napfe, in welchen jeder der Gäste einen Nagel schlug, als Zeichen des Beitritts. Bald nachher begab er sich nach Antwerpen, wo er von Seiten der Reformirten großen Zulauf fand und stürmische Bewegungen veranlaßte. Auf Geheiß der Statthalterin bewog ihn Wilhelm von Oranien, sich zu entfernen. Er zog daher ins Lüttichsche, rief daselbst eine Versammlung von 2000 Bundesgliedern zusammen, richtete an die Statthalterin eine starke Vorstellung und wurde abermals auf die Entscheidung des Königs hingewiesen. Bald darauf erfolgte der rohe Bildersturm, der zur Auflösung des Geusenbundes beitrug, weil er denselben in Verruf brachte. Dagegen griff nun B., da die Nachrichten aus Spanien Philipps Vorsatz, die Rebellen mit dem Schwerte zu züchtigen, meldeten und die Statthalterin sich rüstete, zu den Waffen. B. erhob die Fahne des Aufstandes in Vyanen; Tausende strömten herbei und verließen Haus und Hof, um dem Manne zu folgen, der kühn gelobt hatte, sie von den verhaßten spanischen Herren und Drängern zu erlösen. Bald sah sich B. an der Spitze eines bedeutenden Heers, mit dem er viele Städte besetzte und selbst Amsterdam eine Zeitlang behaupten konnte. Da er aber bemerkte, daß bei der Uebermacht der Spanier sein großes Vorhaben nicht dauernd ausgeführt werden konnte, verabschiedete er sein Kriegsvolk und verließ Holland (1567). Zuerst ging er nach Emden, dann wieder nach Westphalen; hier † er zu Gemmen im Herzogthume Kleve, 1568, in Geisteszerrüttung. Die brederode'schen Güter, nach Heinrichs Tode konfiscirt, wurden 1576 durch die genter Pacifikation an seiner Schwester Tochter, Gertrude, zurückgegeben und kamen nach deren Tod (1590) an die jüngere Linie B. Diese starb 1679 im Mannsstamm aus, worauf sämmtliche Güter durch Verheirathung an mehre Familien, zuletzt an die Grafen von Lippe fielen, von denen 1725 das Hauptgut, Vyanen, für 900,000 Gulden an die Staaten von Holland und Westfriesland verkauft wurde. Die später häufig in niederländischen Diensten vorkommenden B. sind wahrscheinlich Nachkommen von Peter Cornelius von B., einem berühmten Rechtsgelehrten und Staatsmanne, welcher, 1580 in Haag geboren, Gesandter der Generalstaaten an mehren deutschen Höfen war u. sich durch verschiedene Schriften auszeichnete.

Bredow, Gottfried Gabriel, verdienter deutscher Geschichtschreiber, historischer Forscher und freisinniger Vertheidiger deutscher Volksthümlichkeit, am 14. Dec. 1773 zu Berlin von armen Aeltern geboren, würde schon als Schüler des joachimsthalschen Gymnasiums der wissenschaftlichen Laufbahn entzogen worden seyn, wenn nicht der Direktor Meierotto in dem stillen Jüngling den lebendigen Geist entdeckt und durch seinen Einfluß dessen Armuth unterstützt hätte. In Halle, wo B. mit dem Studium der Theologie begann, gewann Wolfs philologisches Seminar ihn für die Alterthumswissenschaften. Nachdem er bereits 1794 Mitglied des Schullehrerseminars geworden war, folgte er 1796 einem Ruf des alten Voß nach Eutin, der ihm, als er 1802 Eutin verließ, das Rektorat übergab. Sein „Handbuch der alten Geschichte, Geographie und Chronologie“ (Eutin 1799, 6. Auflage, besorgt von Kunisch und K. D. Müller, Altona 1819)

und die „Untersuchungen über einzelne Gegenstände der alten Geschichte, Geographie und Chronologie" (Altona 1800 und öfter) hatten indeß seinen Ruf begründet, und schon 1804 erhielt B. die Professur der Geschichte in Helmstädt. Hier schrieb er seine „Chronik des neunzehnten Jahrhunderts" (1805), von der jedoch unter Napoleons eisernem Scepter nur 2 Bände erscheinen durften. Tief gekränkt, überließ B. das Werk an Venturini und vergrub sich wieder hinter die Folianten der alten Welt. Eine Darstellung aller geographischen Systeme von Homer an bis auf die mittleren Zeiten herab veranlaßte B. im Febr. zu einer Reise nach Paris, dessen Bibliotheken ihn bis zum Herbst dieses Jahres festhielten. Leider konnte nur Einzelnes aus dem reichen Schatz, welchen B. mit in die Heimath brachte, der Wissenschaft zu Gute kommen; sehr Schätzbares davon enthalten unter Anderm seine Anmerkungen, Berichtigungen und Nachträge zur 2. Auflage der Uebersetzung des Thucydides von Heilmann (Lemgo 1808). Aus der Fremde zurückgekehrt, nahm er das Werk wieder auf, das er mit der Chronik des 19. Jahrhunderts hatte fallen lassen, und arbeitete mit Rede und Schrift, um wenigstens in der Jugend dem deutschen Geist eine Zufluchtsstätte zu erhalten. Die politische Polizei der französischen Gewalthaber setzte auch diesmal B.s Streben ein Ziel; eine Untersuchung wurde eingeleitet und B. entging kaum dem Gefängniß. Dieser Drangsale müde, folgte er 1809 gern einem Rufe nach Frankfurt an der Oder, von wo er im Sommer 1811 mit der ganzen Universität nach Breslau übersiedelte. Hier † er am 5. Sept. 1814. Außer den oben genannten Werken verdanken wir ihm: „Entwurf der Weltkunde der Alten" (3. Auflage, Altona 1816), „Weltgeschichte in Tabellen" (daselbst 1801, 5. Auflage 1821); „Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel von 1796 — 1810", fortgesetzt von J. G. Büsch: „Welthändel neuerer Zeit" (Hamburg 1810). Als Schulbücher am meisten verbreitet sind B.s „Umständliche Erzählungen der merkwürdigsten Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte" (Altona 1810, 10. Auflage von Stenzel 1829, 13. Auflage 1852) u. besonders seine „Merkwürdigen Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte" (Altona 1810, 26. Auflage 1852). Vgl. J. G. Kunisch, B.s Leben und Schriften, Breslau 1816.

Bree, 1) Matthias Ignatius van, guter niederländischer Maler, Bildhauer und Architekt, 1773 zu Antwerpen geboren, bildete sich unter W. Schäken in Antwerpen und Vincent in Paris, ging dann nach Italien und verfolgte fortan seinen eigenen Weg, der ihn zu einem würdigen Ziele führte. In seinen meisten Bildern ist Wahl des Stoffes und Ausführung wohl überlegt, obgleich ihnen hie und da Mannigfaltigkeit abgeht; aber die gefühlvolle und edle Darstellung, welche er einzelnen Gruppen und besonders den Hauptgestalten zu geben weiß, sein frisches Kolorit, der kühne und markige Pinsel fesseln jeden sinnigen Beschauer vor B.s Gemälde. B. ist gegenwärtig erster Professor und Direktor der Akademie der schönen Künste zu Antwerpen, Mitglied des königlichen Instituts zu Gent, Hofmaler, Ritter &c.

2) Philipp Jakob van, B., vortrefflicher niederländischer Geschichtsmaler, des Vorigen Bruder u. Schüler, 1786 zu Antwerpen geboren, studirte in Paris und Italien, lebte längere Zeit zu Pavia und kehrte 1818 nach Paris zurück. Später ging er nach Brüssel, wo er aber in neuerer Zeit mehr als Mitkonservator des königlichen Museums, denn als Maler thätig war. Seine vorzüglichsten Gemälde sind: die orientalischen Reisenden; die spanische Nonne; die von Pater Aubry gefundene Atala; die Königin Blanca mit ihrem Kinde; Maria Stuart in der Todesstunde; der an der Quelle von Vaucluse von seiner Laura überraschte Petrarca; die Abdankung Kaiser Karls V.; der Maler Allani und seine Familie; der Aufgang der Sonne auf Nowaja Semlja u. a. B. besitzt für Komposition und Charakteristik ein schönes Talent; seine Gemälde sind mit Phantasie und Wahrheit aufgefaßt und in blühendem Farbenton gehalten, nur trifft ihn der Vorwurf zu großer Eilfertigkeit.

Breemberg, Bartholomäus, trefflicher niederländischer Landschaftsmaler, um 1620 zu Utrecht geboren, studirte in Italien die großen Meister mit Erfolg. Seine gesuchten und sehr hoch geschätzten landschaftlichen Bilder zeugen von Adel des Gedankens, großer Einsicht und tiefer, wahrer Auffassung der Natur. Er staffirte sie reich mit vielerlei Figuren. Seine Radirungen sind Zierden in jeder Sammlung und gehören zu den besten Nadelarbeiten der holländischen Schule. Er † um 1660.

Brege, Quellfluß der Donau, entspringt in dem badischen Seekreis, Bezirksamt Tryberg, auf dem Schwarzwalde, nordwestlich von Furtwangen, nimmt mehre Bäche auf und bildet bei Donaueschingen durch seine Vereinigung mit der Brigach u. der Schloßquelle die Donau. Der Fluß hat treffliche Forellen und ist etwas goldführend.

Bregenz, Hauptort des Kreises Vorarlberg in der österr. Grafschaft Tyrol, in einer der reizendsten Alpengegenden, an einer malerischen Bucht des Bodensees gelegen, in welchen nicht weit davon die bregenzer Aach sich ergießt. Die untere altväterisch gebaute Stadt, dicht am Ufer des Sees, enthält die Hauptschule, ein Kloster, Waisenhaus u. die Militärschwimmschule. B. ist Sitz der Kreisregierung und mehrer andern Kreisbehörden, einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, Zoll- und Grenzpostamts und eines Platzkommando's. Ehemals war es eine starke Veste; jetzt erblickt man nur noch die Trümmer der Werke, und auch das starke Schloß Hohenbregenz auf dem 900 Fuß hohen Gebhardsberge, südwestlich von der Stadt, ist jetzt eine öde Ruine, stets aber der Standpunkt für die reichste Augenweide des Reisenden. Die Einwohner, ungefähr 3200, wie in ganz Vorarlberg, ein kräftiger Menschenschlag, der noch fest an seinen Volkseigenthümlichkeiten hält, benutzen die günstige Handelslage ihrer Stadt mit Erfolg. Haupthandelsartikel sind die Erzeugnisse des Bodens und des Gewerbfleißes Vorarlbergs, als Getreide, Butter u. Käse, Schlachtvieh, Holz und Holzwaaren (von hier werden ganze gezimmerte Häuser, Alpenhütten, zu

Schiffe nach der Schweiz rc. gebracht). Die Gewerbthätigkeit ist bedeutend u. erstreckt sich hauptsächlich auf Garnspinnereien, Linnen-, Kattun-, Batist-, Mousselinwebereien, Stickerei, Wachsbleicherei, Verfertigung von Gold-, Holz- und Eisenwaaren; in der Nähe sind einige Eisenhütten. Von hier auf der Straße nach Lindau passirt der Reisende die bregenzer Klause, einen ehemals stark befestigten Bergpaß auf einem gegen den Bodensee vorspringenden Felsenrücken des Pfänderbergs, durch welchen bis 1831 die Straße aus Schwaben nach Vorarlberg und Tyrol führte. Seitdem läuft die Straße hart am Seeufer hin, wo sie in einer Länge von 476 Klaftern gegen die wilde Brandung der Wellen durch einen Querdamm mit eisernem Geländer geschützt ist. B., im Alterthum Bregentium oder Brigantia, gehörte zu Vindelicien u. war lange Zeit der Standort einer römischen Besatzung gegen die Germanen. Im Mittelalter residirten hier die mächtigen Grafen von B., deren Gebiet sich vom Bodensee und Tyrol bis nach Augsburg hin erstreckte. Cadeloch, Bruder des Pfalzgrafen Roderich von Oberrhätien, war der Stifter dieser Herrschaft, die jedoch schon früh durch Aussterben des alten Stamms in andere Hände überging. Nach einander besaßen sie die Grafen von Chur, Pfullendorf, Montfort und Hochberg. Erst 1525 kam B. durch Hugo von Montfort an den Erzbischof Ferdinand und damit an das österreichische Haus. Der Krieg, der kleine wie der große, hat gegen B. oft und zuletzt siegreich seine Fahnen getragen. Die bregenzer Klause unterlag schon 948 einem Sturme des Herzogs Hermann von Schwaben; 1079 eroberte B. Abt Ulrich III. von St. Gallen und legte es in Asche. Eine Belagerung der Appenzeller und St. Gallener (1407—1408) wurde zurückgeschlagen, aber dem schwedischen Andrang unter General Wrangel widerstand selbst die außerordentlich feste Klause nicht. Sie wurde 1646 erobert, aller dahin geflüchteten Güter (40 Tonnen Goldes) beraubt und 1647, bei dem Abzug der Schweden, zerstört. Hier ward am 12. Okt. 1850 ein Traktat zwischen Oesterreich, Würtemberg und Bayern (gegen Preußen) abgeschlossen, eventuell eine Armee von 200,000 Mann aufzustellen, zu der Oesterreich 150,000, Bayern und Würtemberg 50,000 Mann stellen sollten.

Bregenzer Wald, reizende Gebirgsgegend bei Bregenz, die wegen der entzückenden Fernsichten über Thal, See und Alpen von Reisenden stark besucht wird. Das Dorf Schwarzenberg daselbst ist der Geburtsort der berühmten Malerin Angelika Kaufmann und die dortige Kirche enthält ein meisterhaftes Altarbild von ihrer Hand.

Bregni, Anton, berühmter venetianischer Architekt des 15. Jahrhunderts, baute die gegen den Hof gerichtete Hauptfaçade des Dogenpalastes, die sogenannte Gigantentreppe und das Monument des Dogen Nikolaus in der Kirche d'Frari, letzteres 1471—73. Sein Bruder oder Sohn, Lorenz B., guter Bildhauer zu Venedig, fertigte die treffliche Statue des Benedikt von Pesaro in der Kirche d'Frari, die Reiterstatue des Dionisio Naldi de Brisighella rc.

Breguet, Abraham Louis, französischer Mechaniker, der berühmteste Uhrmacher und zugleich einer der ausgezeichnetsten Mechaniker der neueren Zeit, den 10. Jan. 1747 zu Neufchatel aus einer in Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich vertriebenen Familie geboren, kam sehr jung nach Frankreich, wo er bei einem Uhrmacher in Versailles in die Lehre trat. Nach dem Tode seiner Aeltern ging B. auf eigene Faust nach Paris, begann hier ein gründliches Studium der Mathematik, gewann die Zuneigung des Abbé Marie, der damals am Collège Mazarin Mathematik mit Beifall lehrte, und errichtete, nachdem sein Lehrer durch die Revolution aus Frankreich vertrieben worden war, die Werkstätte, aus welcher seitdem so viel Meisterhaftes hervorging. Er † den 17. Sept. 1823 zu Paris. B. vervollkommnete die Uhrmacherkunst, Mechanik, Physik rc. durch eine Menge Erfindungen, fertigte zuerst doppelte astronomische Uhren, doppelte Chronometer, Seeuhren, sympathetische Pendelwerke, metallische Thermometer rc. und verbesserte auch die Telegraphen. Sein Sohn, der das Geschäft des Vaters in Paris mit Auszeichnung fortsetzt, liefert Chronometer für astronomische und nautische Zwecke in großer Vollkommenheit, und seine Pendulen und Taschenuhren werden als die besten in ganz Frankreich geschätzt; aber die meisten mit B.s Namen im Handel vorkommenden sind unächt.

Brehar, zur Scilly-Gruppe der englischen Grafschaft Cornwall gehörige Insel, bei dem Vorgebirge Landsend, ist bergig, felsig und von wenigen Familien bewohnt, deren Haupterwerbszweige Fischerei, Viehzucht und Kalkbrennen sind. Man findet hier Reste von Druidentempeln.

Brehm, Christian Ludwig, bekannter Ornitholog, den 24. Januar 1787 zu Schönau bei Gotha geboren, studirte 1807 in Jena Theologie und wurde 1813 Pfarrer zu Riethendorf bei Neustadt an der Orla. B. brachte eine ansehnliche Sammlung besonders deutscher Vögel zusammen, die dadurch Werth hat, daß sie dieselben Species in einer großen Menge Individuen verschiedenen Alters, Geschlechts, Heimathlands rc. enthält. Eine Reihe sorgfältiger Beobachtungen legte er in seinen „Beiträgen zur Vogelkunde" (3 Bde., Neustadt a. d. O. 1821—1822) nieder. In seinem „Lehrbuch der Naturgeschichte aller europäischen Vögel" (2 Bde., Jena 1823—1824) bildete er nach meist sehr unbedeutenden und nicht konstanten Abweichungen eine große Anzahl von Gruppen und Arten der europäischen Vögel, die aber bei den übrigen Ornithologen keinen Beifall gefunden haben. Von seinen übrigen Schriften sind außer der „Monographie der Papageien" (Heft 1—3, Jena 1842) noch „Der Vogelfang" (Leipzig 1836), das „Handbuch für Liebhaber der Stuben-, Haus- und anderer der Zähmung werthen Vögel" (Ilmenau 1832) und „Die Kunst, Vögel als Bälge zu bereiten, auszustopfen, aufzustellen und aufzubewahren" (Weimar 1842) zu nennen. Sein Sohn, Alfred Edmund B., machte sich durch eine große wissenschaftliche Reise nach Afrika bekannt, die er im Juli 1847 antrat und von der er erst im Mai 1852 zurückkehrte. Diese Reise wurde ursprünglich als naturwissen-

schaftliche Jagdreise auf Veranlassung und Kosten eines Barons John Wilhelm Müller aus Würtemberg unternommen, der aber B. treulos im Stiche ließ, so daß derselbe nur mit Unterstützung zweier edlen Mohammedaner seine Forschungen fortsetzen konnte. Das Resultat der Reise, die sich zweimal bis Chartum, der Hauptstadt von Sudan, ausdehnte, legte B. in den „Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika" (3 Thle.) nieder.

Brehmer, Heinrich, Gesandter der freien Städte in der deutschen Bundesversammlung, 1800 zu Lübeck, wo sein Vater Arzt war, geboren, studirte zu Jena und Göttingen die Rechte und widmete sich, in die Heimath zurückgekehrt, der Advokatur. Im Jahr 1834 zum Aktuar der Behörde für Handels-, Handwerks- und Wohlfahrtspolizei ernannt und 1836 zum Mitgliede des Senats erwählt, ward er in den Streitigkeiten, in welche Lübeck und Hamburg mit der Krone Dänemark wegen eines von letzterer auf den Waarenverkehr zwischen beiden Städten gelegten Transitzolls geriethen, in diplomatischen Angelegenheiten verwendet. So ging er 1838 zur Vertretung der von beiden Städten der Bundesversammlung eingereichten Beschwerde nach Frankfurt, wo er in der nicht in den Buchhandel gekommenen Staatsschrift „Abdruck der das Recht der freien Städte Lübeck und Hamburg auf Fortdauer des zollfreien Transitverkehrs zwischen beiden Städten betreffenden Urkunden" das seit 1188 den genannten Städten zustehende Recht der Transitzollfreiheit darlegte. Nachdem er 1841 noch an dem Abschlusse des Vertrags wegen der berlin-hamburger Eisenbahn, wie 1842 zu Dresden in den Verhandlungen der zweiten Elbschifffahrtsrevisionskommission mit Erfolg Theil genommen, leitete er 1844 als Vorsitzender der Centralarmendeputation die umfassende Reform sämmtlicher öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten Lübecks. Bei der sich hieran schließenden Reform der lübeckschen Verfassung war B. als Mitglied der Verfassungsrevisionskommission thätig. Im Juli 1848 zum Bevollmächtigten Lübecks beim Reichsverweser ernannt, nahm er zugleich als Sachverständiger an den Berathungen des Reichsministeriums des Handels über die Neugestaltung der deutschen Zoll- und Verkehrsverhältnisse Theil. So blieb er noch in Frankfurt bis Mai 1849, obgleich ihm schon im December 1848 der Vorsitz im Senate als Bürgermeister für 1849 und 1850 übertragen war. Im December 1850 ward B. als Vertreter Lübecks zu den dresdener Konferenzen gesandt und 1851 als stimmführender Gesandter der freien Städte in der Bundesversammlung nach Frankfurt beordert.

Breidenbach, Bernard von und zu, berühmter Reisender des 15. Jahrhunderts, einer altadeligen, rheinischen Familie entsprossen, lebte zu Mainz als beider Rechte Doktor, Ritter von Jerusalem, Domdechant, Kämmerer des weltlichen Gerichts u. zugleich Chorherr des Ritterstifts zu St. Alban. Im Frühjahr 1483 pilgerte er mit dem utrechter Maler Erhard Reuwich (Rewich) nach Palästina, ließ alle heiligen Orte aufnehmen und gab nach seiner Heimkehr 1484 die Beschreibung der Reise in Druck und die Bilder in Holzschnitten heraus. Die älteste Ausgabe, eine kostbare bibliographische Seltenheit, gibt weder Drucker noch Druckort an; eine spätere Ausgabe erschien in Mainz 1486, gedruckt von Erhard Reuwich, wahrscheinlich einem Genossen Peter Schöffers, nachgedruckt Speyer 1490 und 1502, französisch Lyon 1488 (sehr theuer: ein Exemplar galt in London 84 Pfd. Sterl.), Lyon 1489, Paris 1517, 1522, holländisch 1488.

Breinich (**Breinig**), Dorf in der preußischen Provinz Niederrhein, Regierungsbezirk u. Landkreis Aachen, ein wegen der vielen und wichtigen dort aufgefundenen Spuren römischen Lebens und Wirkens merkwürdiger Ort. Wie die Rheinlande überhaupt reich sind an römischen Denkmälern, so scheint in der Gegend von B. insbesondere eine große militärische Niederlassung, ein Hauptsitz der römischen Herrschaft und Industrie gewesen, in den Stürmen der Jahrhunderte zerstört und in mancherlei Trümmern vergraben worden zu seyn. Dafür reden nicht bloß die vielen Grundmauern römischer Paläste und Tempel, die aufgefundenen Straßenpflaster, die Urnen, Vasen, Statuen, Sarkophage, Waffen und Münzen von Julius Cäsar bis zu Kaiser Honorius, sondern insbesondere auch jene sagenreichen, unterirdischen Werke, welche dafür zeugen, daß die Römer hier bedeutenden Bergbau trieben; ferner daß eine große Straße von Westen nach Osten über B. und Gressenich an den Rhein führte und daß römische Legionen hier Standquartiere hatten. Man findet hier so viele jüdische Münzen, daß daraus zu schließen ist, daß dieselben Legionen, welche unter Titus der Eroberung Jerusalems beiwohnten, später hierher verlegt worden seyen, u. die vielen Todtenhügel bezeichnen wahrscheinlich die Stätte, wo Ambiorix (s. d.) in einem Aufstand gegen die Römer eine ganze Legion dem Untergang weihte. Ungeheuere Schlackenhaufen, die zwar leer an edlern Metallen, aber noch so reich an Zink sind, daß sie das Ausklauben und Zugutemachen lohnen, zeugen von einer großartigen Produktion der Bergwerke. Bei dem Nachgraben nach Zink traf man auf einen schönen Saal mit kostbarem Mosaikfußboden und Wänden, die mit bildlichen Darstellungen verziert waren. Es wurden aber diese Schätze von Wind, Wetter und Menschenhänden verdorben und zerstört, ehe sie für irgend eine vaterländische Sammlung gerettet werden konnten.

Breisach (**Altbreisach**), uralte Stadt im badischen Oberrheinkreise, am rechten Ufer des Rheins, einst eine höchst wichtige deutsche Festung (man nannte sie des römischen Reichs Kissen und Schlüssel), auf einem 758 Fuß hohen Felsen, der ehemals auf der linken Seite des Rheins lag, nun aber das rechte Ufer schmückt. Dieser Berg, der eine ovale Form hat und sich am Rhein hinstreckt, trägt zum Theil auf seinem Haupt, zum Theil auch an seinem Fuß, hart am Rhein, das Städtchen B. Er besteht aus einem schönen, festen, schwarzgrauen Basalt, ist fast von allen Seiten sehr steil, beherrscht einen großen Theil vom Elsaß und Breisgau, und kann von keiner benachbarten Höhe beschossen werden. Das Plateau, auf welchem der Hauptheil der Stadt liegt, hat ungefähr ¼ Meile in Umfang. Die Westseite des Berges bespült der Rhein; auf der Ost-

seite ist noch das alte versandete Strombett sichtbar; gegen Süden stand auf einem kleineren Felsen von ähnlicher Gestalt das starke Schloß Eggersberg und im Norden, in etwas größerer Entfernung, der sogenannte Eisenberg mit einem Vorwerk. Diese gesammten Befestigungen, deren Mauerwerk, ungewöhnlich stark und dick, mit breiten, tiefen, mit dem Rhein verbundenen Gräben umgeben war, hatte ½ deutsche Meile im Umfang. Jetzt ist aber von diesen Werken der Kriegsbaukunst kaum noch die Spur vorhanden. Auch das große Schloß, das einst die Zinne des Berges schmückte, ist verschwunden. Sehenswerth ist noch der tiefe in Felsen gehauene Radbrunnen, der einzige in der Stadt, die Münsterkirche St. Stephan, mit einem durch schöne Holzschnitzereien gezierten Hochaltar und vielen Grabmälern berühmter Generäle und anderer Personen, und die Rheinbrücke. Die 3500 Einwohner treiben Landwirthschaft, Handel, städtische Gewerbe, besonders Tabaksfabrikation und Rheinschiffahrt. Der Berg, auf welchem B. liegt, wird schon zur Zeit des Julius Cäsar als ein fester Ort der Sequaner unter dem Namen Mons Brisiacus (vom celtischen Briss, d. i. Bruch, und Ach, d. i. Wasser) erwähnt, dessen sich Ariovist bei seinem Einfall in Gallien bemächtigt hatte. Wahrscheinlich celtischer Gründung (nach Andern des Drusus), erhielt B. von den Römern unter Valentinian eine starke Befestigung (369) und ward bald der bedeutendste Ort der Gegend, nach dem auch der benachbarte Gau, der Breisgau (s. d.), seinen Namen erhielt. Später kam B. in die Gewalt des germanischen Geschlechts der Harelungen. Im Anfang des 10. Jahrhunderts gehörte es dem Herzog und Pfalzgrafen der Franken am Rhein, Eberhard. Derselbe bekämpfte von hier aus den Kaiser Otto I., der 939 die Stadt eroberte. Im Jahr 1002 übergab sie Herzog Hermann von Schwaben der Plünderung. Das Mittelalter sah die Stadt auf ihrer Wanderung von der linken Rheinseite zur rechten begriffen. B. lag damals auf einer Insel zwischen zwei Armen des Rheins. Erst nachdem der rechte Arm ausgetrocknet war und die Wassermasse des Rheins sich den linken zum Strombett erweitert hatte, bekam B. die jetzige Gestalt. Im 12. Jahrhundert besaßen B. die Bischöfe von Basel erst allein und seit 1185 gemeinschaftlich mit den Kaisern. Heinrich VI. wandte auf die Befestigung B.s große Sorgfalt. Aber schon 1208 trat Otto IV. den Platz an Herzog Berthold V. von Zähringen ab, der das Schloß gründete und zur größeren Befestigung der Stadt den hohen starken Schloßthurm baute, dessen kühnen, ja riesenhaften Bau man noch im 18. Jahrhundert bewunderte, bis ihn 1745 die Franzosen sprengten. Nach Bertholds Tode kam B. wieder an die baseler Bischöfe, veranlaßte 1262 einen Krieg zwischen den Bischöfen und dem Grafen Rudolf von Habsburg, der B. mit List nahm, es aber dann nebst seinen Ansprüchen gegen Erstattung von 900 Mark Silber an das Bisthum wieder abtrat. König Albrecht I. entriß B. von Neuem dem Bischof und vereinigte es unmittelbar mit dem Reiche, so daß den Bischöfen nur einige Hoheitsrechte in der Stadt verblieben. Nachdem B. bereits 1331 von Kaiser Ludwig dem Bayern an die Herzöge Otto u. Albrecht von Oesterreich verpfändet worden war, kam es auf gleiche Weise 1469 an den Herzog von Burgund. Dieser aber ließ die gehaßte Stadt von seinem Landvogt Peter von Hagenbach mit einem Haufen Kriegsvolk überfallen u. plündern, wobei Frauen u. Mädchen geschändet u. Greuelthaten aller Art begangen wurden, bis endlich, als der burgundische Herzog vom Erzherzog Siegmund, den der Zustand der Bevölkerung erbarmte, den Pfandschilling nicht zurücknehmen wollte u. in seiner Barbarei fortfuhr, der ganze Breisgau zu den Waffen griff u. die Stadt mit Gewalt befreite (1474). Bis zum 30jährigen Krieg blieb B. unangetastet u. blühete wieder auf. Den ersten Angriff auf die damals für unüberwindlich geachtete Festung wagte 1633 der Rheingraf Otto an der Spitze eines schwedischen Heeres, nachdem er in einem blutigen Treffen vor B. Sieger geblieben war. Eine kaiserliche Entsatzarmee erschien jedoch bald und schon am 14. Oktober 1634 hatte die Belagerung ein Ende. Eine dringendere Gefahr drohte 1636, wo der Herzog Bernhard von Weimar, mit Frankreich im Bunde, gegen B. heranrückte. Aber erst 1637, nachdem die meisten oberrheinischen Festungen und auch Freiburg im Breisgau übergegangen waren, konnte das schwedische Heer zur Belagerung B.s herangeführt werden u. diese erst 1638 vollständig beginnen. Nachdem der Herzog 3 kaiserliche zum Entsatz heranrückende Heere zurückgeschlagen, kam er am 19. December 1638 durch Kapitulation in Besitz der Stadt. Erst der Friede von Ryswick (1697) brachte diese an Deutschland zurück, worauf Ludwig XIV. von Vauban Altbreisach gegenüber 1699 Neubreisach (s. d.) u. das Fort Mortier anlegen ließ. Im J. 1703 versuchte er sogar einen Handstreich auf B., und der Feigheit der Grafen Arco und Marsigli war es möglich, die aufs Beste versorgte Festung ohne Schwertstreich dem Landräuber zu überliefern. B., der Schlüssel Deutschlands, blieb nun wieder in Frankreichs Hand, bis der rastadter Friede 1715 es an das Erzhaus Oesterreich zurückbrachte. Kaiser Karl VI. baute die Citadelle auf dem Eggersberge und mehre starke Außenwerke. Als jedoch im österreichischen Erbfolgekriege 1743 die Franzosen den Breisgau bedrohten, ließ die Kaiserin Maria Theresia viele Festungswerke sprengen und zur größern Vertheidigung Freiburgs die Kriegsvorräthe dorthin bringen. Nachdem hierauf die Franzosen Freiburg erobert, nahmen sie auch B. und schleiften die noch übrigen Festungswerke (1745). Während der französischen Revolutionskriege begannen die Franzosen am 15. September 1793 vom Fort Mortier und vielen Schanzen aus die unbeschützte, friedliche Stadt zu beschießen und verwandelten in wenigen Tagen den unteren wie den oberen Theil derselben in einen Aschenhaufen. Nach und nach erhoben sich zwar wieder einzelne Straßen und der Rest der Bewohner bepflanzte wieder das verwüstete Land; aber noch einmal wurde es zur Wüste, als die Oesterreicher 1799 das bereits 1796 von den Franzosen wieder besetzte B. ein ganzes Jahr lang belagerten u. alle Anpflanzungen in der ganzen Umgegend zerstörten. Neue Befestigungen erhielt B. 1801—1802, wo es sogar der Rhein noch einmal in seine Arme nehmen

mußte, größere noch 1805—1806, wo sich viele der alten Werke erhoben, nachdem es im Frieden von Luneville an den Herzog von Modena, kurz nachher an den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich gekommen war. Im preßburger Frieden erhielt es Baden, worauf sämmtliche Festungswerke geschleift und in Gartenland umgewandelt wurden. Vgl. **Rosmann u. Ens**, Geschichte der Stadt B., Freiburg 1851.

Breisgau (auch **Brisgau**, **Brisagau**), ehemals deutscher Gau, und zwar einer der größten Alemanniens, wurde vom Rhein, von dem Basel-, Augst- und Sundgaue, von der Ortenau, dem Bisthum Straßburg und dem Schwarzwalde begrenzt und zählte 1748 ungefähr 60 □Meilen mit 137,000 Einwohnern. Gegenwärtig gehört der B. zum Ober- und Mittelrheinkreis des Großherzogthums Baden, dessen Wappen er mit einem rothen, aufgerichteten, goldgekrönten Löwen in silbernem Felde vermehrt hat, und zählt 150,000 Einwohner in 17 Städten, 10 Flecken und über 440 Dörfern. Der B. ist einer der schönsten deutschen Landstriche, von der Natur mit großem Reichthum des Scenenwechsels versehen, der das rauhe Waldgebirg bis zur anmuthigsten Gartenfläche einschließt. In seiner äußeren Gestaltung ein 8 Meilen langes und 4 Meilen breites Viereck bildend, umfaßt der Gau das Land vom Schülersberg bei Hornberg bis hinunter nach Säckingen am Rhein und einen großen Theil des Schwarzwalds und führt den Wanderer sowohl zu den höchsten Gipfeln des südlichen Schwarzwalds, zum Feldberg, Belchen, Blauen und Kandel, wie in das Thal der Wiese, in den weiten Garten um Freiburg, in das Treisamthal, in das Glotter- und Elzthal mit ihren Bächen und Schluchten, zu lachenden Kornfeldern und zu den Rebenhügeln des Rheins, über rauhe Bergreihen und südlich-milde Ebenen bis ins „Höllenthal" und bis zum „Himmelreich". Wie das Land schön und fruchtbar ist, sind auch die Bewohner wohlgestaltet und kräftig und überall brav und tüchtig, wo nicht der Einfluß französischer Liederlichkeit, der Schmuggelei und des Schnapstrinkens unglückliche Ausnahmen veranlaßt. Die Hauptprodukte geben Grubenwirthschaft, auf dem Berglande Waldungen und in den Thälern Getreide-, Obst- und Weinbau; auch viel Hanf, Rüben, Hülsenfrüchte und Küchengewächse aller Art werden gezogen, und die Rinder-, Schweine- und Schafzucht vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Der Gewerbfleiß findet ein weites Feld im Bergbau auf Silber, Blei und Eisen; die größte Industrie aber ist die Uhrmacherei. Die bekannten schwarzwälder Uhren sind in allen Welttheilen ein immer gangbarer Handelsartikel und ihre Verfertigung beschäftigt über 9000 Menschen und bringt jährlich über $^1/_2$ Million Gulden ins Land. Die ersten Bewohner des B.'s mögen Celten gewesen seyn, dann setzten sich hier die Alemannen fest, denen der schottische Verkündiger des Evangeliums, Fridolin, das Kloster zu Säckingen stiftete. Im Mittelalter standen Grafen dem Gaue vor, zuletzt seit dem 11. Jahrhundert die Bestilonen, die nachherigen Herzöge von Zähringen. Nach dem Erlöschen des zähringischen Stammes mit Berthold V. 1218 kam der B. theils an die Markgrafen von Baden, theils an die Schwiegersöhne des letzten Grafen, die Grafen von Kyburg und Urach. Durch die Erbtochter des letzten Grafen von Kyburg, Hedwig, die Gemahlin des Grafen, nachherigen Kaisers Rudolf I. von Habsburg, ward ein Theil des B.'s dem habsburgischen Hause zugebracht. Oesterreich erwarb sich 1370 durch Kauf von dem Grafen von Urach die Hauptstadt des Gau's, Freiburg, und wußte sich nach u. nach den ganzen B., Neuenburg, Breisach, Endingen, Kenzingen, Waldkirch, zu erwerben. Der B. bezeigte die treueste Anhänglichkeit an das österreichische Haus. Als Herzog Friedrich der Schöne in die Reichsacht fiel, waren die Breisgauer bereit, ihn mit Gut und Blut zu unterstützen; aber solche Gesinnung ward nicht geachtet, das Land vielmehr als bloße Geldgrube angesehen, wie dies besonders Erzherzog Siegmund deutlich bewies, der den B. an Burgund verpfändete. Der Adel, der vergeblich gehofft hatte, daß Karl der Kühne den freien Bürgergeist im B. wie in der Schweiz dämpfen werde, aber nun die harte Hand des Landvogts Peter von Hagenbach schwer fühlte, schloß sich den Bürgern an, und beide Stände wandten sich an den Erzherzog mit der Bitte, das verpfändete Land wieder einzulösen, worin sie Frankreich, welches die wachsende Macht Burgunds längst mit scheelen Augen gesehen hatte, kräftig unterstützte. Es wurden mehre Versammlungen gehalten und im Sommer 1474 auf einer allgemeinen Tagsatzung zu Konstanz unter Vermittlung Frankreichs ein Friede und „die ewige Richtung" zwischen Oesterreich und der Schweiz wider Burgund, ferner ein Hülfsbund auf 10 Jahre zwischen dem Erzherzog und Straßburg, Basel, Kolmar und Schlettstädt geschlossen und die Pfandschaft aufgekündigt. Als aber Karl die Aufkündigung nicht gelten lassen wollte, vielmehr Hagenbachs Tyrannei immer unerträglicher ward, brach der breisgauische Aufstand aus, welcher der burgundischen Herrschaft und Hagenbachs Leben zugleich ein Ende machte. Die Schlachten bei Murten, Granson und Nancy brachen darauf die burgundische Macht für immer. Nachdem das fremde Joch abgeschüttelt war und die Städte Freiburg, Neuenburg, Breisach und Endingen ein altes Bündniß erneuert, um „desto friedlicher, ruhiger und besser bei ihrer Herrschaft von Oesterreich zu bestehen und zu verbleiben" und die 4 Waldstätten der Ortenau, Elsaß und Sundgau eine Verbindung mit dem B. eingegangen waren, errichtete Siegmund in Ensisheim eine beständige Landesstelle, aus dem Landvogte und 6 Räthen bestehend, zur bessern Justizpflege und zur Besorgung der Landesangelegenheiten. Den dritten Stand, den der Städte und Aemter, theilte Siegmund in Bezirke oder Landfahnen. Zum B. wurden gerechnet: Freiburg, Villingen, Neuenburg, Burgheim, Staufen, Waldkirch, Hauenstein und Frikthal. Freiburg, die Hauptstadt, erholte sich nach und nach von ihren Wunden; als aber die österreichischen Geldforderungen trotz der schweren Schläge, die das Land erlitten, kein Ende nehmen wollten, verlangte Freiburg vor der Einwilligung in die neue Zahlung eine Frist, um zuvor mit den andern Städten Rücksprache zu nehmen. Siegmund, darüber erzürnt, beschloß nun, das Land abermals und zwar an Bayern zu verpfänden,

ward aber vom Kaiser daran verhindert u. mußte das Regiment an Erzherzog Maximilian abtreten. Unter diesem edlen Fürsten blühte der B., namentlich Freiburg, wieder auf, doch schon sein Nachfolger, Karl V., erpreßte fast unerschwingliche Summen von dem unglücklichen Lande. Der B. theilte von nun an das Schicksal Oesterreichs und der oberrheinischen Länder bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Im Frieden zu Luneville 1801 trat Oesterreich den B. an den Herzog von Modena ab, nach dessen Tode im Oktober 1803 der Erzherzog Ferdinand das Land als Administrator und bald darauf als Herzog von B. erhielt. Im preßburger Frieden von 1805 theilten sich Würtemberg und Baden in das Land, bis endlich gegen Entschädigung Würtembergs der ganze B. wieder dem alten zähringischen Fürstenhaus des Großherzogthums Baden zufiel.

Breislak, Scipio, berühmter Geolog der neuern Zeit, 1768 in Rom geboren, von deutscher Abkunft, war für den geistlichen Stand bestimmt, widmete sich aber aus Neigung dem Studium der Physik und Mathematik und, nachdem er beider Disciplinen Professor in Ragusa geworden war, der Naturwissenschaften. Dieses Streben verschaffte ihm eine Professur am Collegio Nazareno, veranlaßte ihn zu einer Reise nach Neapel und Paris und knüpfte zwischen ihm und Cuvier, Fourcroy, Chaptal und andern größern Förderern der Naturwissenschaften Verbindungen an. Nach seiner Rückkehr nach Italien war er lange Zeit Direktor einer Alaunsiederei bei Neapel, in dessen Umgebungen, besonders bei Puzzuoli und Solfatara, er vielfache geologische Untersuchungen anstellte, die zur Ausbildung des geologischen Systems, mit welchem B. die Wissenschaft bereicherte, wesentlich beitrugen. Später wurde er Lehrer der Physik an der Kriegsschule in Neapel, lebte dann in Rom und, als hier die politischen Unruhen seinen Studien hindernd entgegentraten, in Paris, bis ihn Napoleon zum Inspektor der Salpeter- und Pulverfabrikation im Königreich Italien ernannte. Er † am 15. Februar 1826 in Turin. Erbe seines berühmten Mineralienkabinets wurde die Familie Borromeo. Seine „Topografia fisica della Campania" (Florenz 1798) erschien auch von ihm selbst französisch bearbeitet und mit neuen Bemerkungen, Nachträgen und Berichtigungen vermehrt, als: „Voyages physiques et lithologiques dans la Campanie" (Paris 1801, 2 Bde., deutsch von Reuß, Leipzig 1802, 2 Bde.). Die „Introduzione alla geologia" (Mailand 1811, 2 Bde.) arbeitete er in einer zweiten Ausgabe in französischer Sprache unter dem Titel: „Institutions géologiques" (Mailand 1818, 3 Bde., deutsch mit Anmerkungen und Nachträgen von Strombeck, Braunschweig 1819—1820, 3 Bde.) gänzlich um. Die „Descrizione geologica della Lombardia" erschien zu Mailand 1822. Ueber sein geologisches System s. Geologie.

Breite, in der Mathematik eine von den Dimensionen oder Abmessungen eines mathematischen Körpers. Man kann nämlich an jeder Stelle eines Körpers immer drei Linien senkrecht auf einander stellen, welche dann Länge, B. und Tiefe desselben heißen. Unter geographischer B. versteht man den Theil des Mittagskreises eines Ortes, welcher zwischen dem Erdäquator und dem Orte selbst liegt, gemessen durch den zwischen dem Orte und dem Aequator enthaltenen Bogen des entsprechenden Mittagskreises. Der Abstand eines Orts nördlich vom Aequator heißt die nördliche B., der südlich vom Aequator die südliche B. Die B. ist das Maß des Winkels, welcher die zum Erdmittelpunkte führende Scheitellinie des Orts mit der Ebene des Erdäquators macht. Die verlängerte Scheitellinie trifft am Himmel das Zenith des Orts, die verlängerte Ebene des Erdäquators aber den Aequator der Himmelskugel; daher wird die B. eines jeden Orts auch durch den Abstand des Zeniths vom Himmelsäquator oder durch das Komplement der Aequatorhöhe, d. h. die Ergänzung desselben zu 90 Grad, ausgedrückt. Da nun das Komplement der Aequatorhöhe die Polhöhe genannt wird, so ist die B. eines Orts seiner Polhöhe gleich. Orte im Aequator selbst haben, weil ihre beiden Pole im Horizont liegen, weder B. noch Polhöhe. Die Breite und Länge (s. d.) dient dazu, die Lage der Orte auf der Erde gegen einander zu bestimmen. In der Astronomie heißt B. der Gestirne der Abstand eines Gestirnes von der Ekliptik. Dieser Abstand wird auf dem größten Kreis abgemessen, welcher durch den Pol der Ekliptik gelegt gedacht wird und senkrecht auf der Ekliptik selbst steht. Die B. eines Sternes ist ebenfalls nördlich oder südlich, je nachdem derselbe dem Nordpol oder Südpol näher liegt. Sterne in der Ekliptik haben gar keine B., was z. B. für den Sonnenmittelpunkt eintritt. Die alten Astronomen bedienten sich der Länge und B., um die Lage eines Gestirnes zu bestimmen; neuerer Zeit wendet man dazu bequemer gerade Aufsteigung und Abweichung an. Bei den Planeten muß man heliocentrische und geocentrische B. unterscheiden; erstere ist diejenige, welche von einem im Mittelpunkt der Sonne, letztere die, welche von einem im Mittelpunkt der Erde befindlichen Beobachter beobachtet würde.

Breitenfeld, Rittergut von 10 einzelnen Häusern und 160 Einwohnern im königlich sächs. Kreisdirektionsbezirk Leipzig, historisch merkwürdig durch drei Schlachten, welche in seiner Nähe geliefert wurden und von denen die zwei ersten dem dreißigjährigen Krieg angehören. Am 7. Sept. 1631 traf der kaiserliche Feldherr Tilly, dessen Kriegsmacht 35—40,000 Mann, einschließlich 11,000 Mann Kavalerie und 26 Geschütze stark war, zwischen B. und Seehausen, den sumpfigen Loberbach auf 3000 Schritt vor sich, mit dem vereinten schwedisch-sächsischen Heer, das eben so stark als Tilly und nur durch die Anzahl von Geschützen, deren es 100 zählte, überlegen war, unter persönlicher Anführung des Königs Gustav Adolf zusammen. Pappenheim, an der Spitze seiner alten, eisernen Reiterregimenter, stürzte auf die fast noch in der Entwickelung begriffenen Schweden, drängte sie anfangs zurück und erfüllte bereits Tilly mit der Hoffnung seines 33. Siegs, als eine geschickte Flankenbewegung des 2. Treffens unter Banner und das Musketenfeuer, welches zwischen den schwedischen Reiterabtheilungen vernichtend hervorschmetterte, das Schlachtgeschick änderte, alle Anstrengungen Pap-

penheims vereitelte und ihn endlich gänzlich zum Rückzug, ja einen großen Theil seiner Regimenter zur Auflösung und Flucht zwang. Der Mehrzahl nach aus jüngern, ungeübten Regimentern bestehend, waren die Sachsen unterdeß vom liguistischen General Fürstenberg so heftig angegriffen worden, daß sie ihre Stellung verließen, über den Feldgraben, der sie von den Schweden trennte, zurückwichen und in voller Flucht von den Kaiserlichen der Straße nach Eilenburg zugetrieben wurden. Gustav Adolf ließ darauf sofort seine beweglichen und taktisch ausgebildeten Schweden auf den linken Flügel rückwärts einen Haken bilden, um den Sachsen einen Stützpunkt zu bieten und das Aufrollen seiner Armee zu hindern, während gleichzeitig der schwedische General Horn jedes weitere Vordringen Tilly's durch gute Gegenangriffe und vortheilhafte Artillerieaufstellung verhinderte. Dieses rasch ausgeführte Manöver wendete auch hier den Sieg. Denn während Pappenheims Reiter unaufhaltsam bis hinter Lindenthal zurückeilten und Tilly vergeblich Sturm auf Sturm gegen den wohlvertheidigten Feldgraben führte, ließ der König alle disponibeln Truppen des rechten Flügels und des Centrums links schwenken, bemächtigte sich der ganzen tilly'schen Artillerie und kehrte diese auf der Stelle gegen die herankommende liguistische Reserve. Vergeblich suchte Tilly, aus zwei Wunden blutend, an der Spitze seiner Wallonen das Verderben seines Heers abzuwenden und seine Batterien wieder zu erobern; mit der einbrechenden Dunkelheit war seine, vorher nie besiegte Armee vollkommen aufgelöst und Tilly selbst, der Gefangenschaft kaum entgangen, gelangte am andern Morgen mit nur 600 Mann nach Halle. Tilly hatte nicht nur seine 26 Kanonen, alles Gepäck, 100 Fahnen und 12,000 Mann Todte, Verwundete, Gefangene, sondern auch den Glauben an seine Unüberwindlichkeit verloren, und mit diesem Heer ward zugleich die Kraft des österreichischen Hauses und der Ligue gebrochen, so daß die protestant. Mächte Deutschlands an der Spitze einer hinreichend starken Armee fortan nur dem Kaiser gegenüber standen. Die zweite Schlacht, am 23. Okt. 1642, war nicht minder blutig, als die erste, u. trug entschieden zur endlichen Beendigung des 30jährigen Kriegs bei. Nachdem nämlich die Schweden unter Torstenson in Mähren u. Böhmen eingefallen waren u. Olmütz erobert hatten, wandten sie sich wegen Mangels an Unterhalt im Herbst 1642 nach Sachsen, um dort Winterquartiere zu beziehen. Torstenson war eben in der Belagerung Leipzigs begriffen und hatte alle Anstalten zu einem Sturm getroffen, als er die Nachricht erhielt, daß Erzherzog Leopold und General Piccolomini mit einem verbündeten kaiserlichen und sächsischen Heere zum Entsatz heranrückten. Torstenson zog sich, um seinen Rücken zu decken, von Leipzig in nördlicher Richtung und nahm vor den Dörfern Seehausen und B. seine Stellung. Noch ehe die kaiserliche Armee sich vollständig entwickelt hatte, drang er mit dem rechten Flügel auf sie ein und trieb nach kurzer Gegenwehr den ganzen linken Flügel in die Flucht. Auf dem schwedischen linken Flügel war der Kampf hartnäckiger und der Sieg neigte sich bereits auf die Seite der Kaiserlichen; er entschied sich aber vollkommen zum Vortheil der Schweden, als die mit Hülfe des siegreichen rechten schwedischen Flügels geschlagene feindliche Reiterei ihre Infanterie entblößte und der schwedischen Kavalerie preis gab. Wie tapfer das Centrum auch focht, der Uebermacht mußte es erliegen und sich endlich mit 8000 Mann fast auf demselben Platz ergeben, wo vor 11 Jahren Tilly mit seinen Wallonen gleich hartnäckig und gleich unglücklich gekämpft hatte. Die Schweden verloren gegen 4000 Todte und Verwundete, aber darunter 8 Generäle; die verbündete kaiserliche und sächsische Armee 15,000 Todte und Verwundete, 5000 Gefangene, 46 Kanonen, 191 Feldzeichen und alles Gepäck. Die Eroberung Leipzigs u. die Besetzung Sachsens waren die nächsten Folgen dieser Schlacht für Schweden. Für Deutschland aber wurde sie zur Wohlthat dadurch, daß sie das österreichische Kaiserhaus durch neue empfindliche Verluste zum Frieden geneigter machte und als eine neue Kräftigung der protestantischen Mächte auch auf die Friedensbedingungen heilsam einwirkte. Wirklich erfolgte die kaiserliche Bestätigung der hamburger Friedenspräliminarien nicht lange nachher. Die dritte Schlacht, am 16. Oktober 1813, war ein Theil der großen leipziger Völkerschlacht. Dem Andenken an die Schlacht von 1631 ist 1831 bei B. ein Denkmal errichtet worden.

Breitenmessung, s. Breite.

Breitenprofil, s. v. a. Querprofil, s. Profil.

Breithaupt, 1) Joachim Justus, deutscher Theolog, einer der Väter des halllischen Pietismus, 1658 zu Nordheim in Hannover geboren, studirte in Helmstädt, privatisirte 1679—80 in Wolfenbüttel und Braunschweig und wurde in ersterer Stadt Konrektor. Eine pestartige Seuche, welche besonders von Halberstadt aus damals die Umgegend bedrohte, vertrieb B. aus seinem Wirkungskreis. Er ging als Begleiter eines vornehmen jungen Mannes nach Kiel, wo er seine theologischen Studien fortsetzte und zugleich Privatvorlesungen und Examinatorien hielt. Sein Streben, das sogenannte praktische Christenthum, ohne besondere Rücksicht auf philosophische und philologische Studien und Untersuchungen, als alleinigen Gegenstand theologischer Thätigkeit hinzustellen, fand in Kiel empfänglichen Boden; denn schon ein Jahr später erhielt B. in Frankfurt a. M., wohin er sich begeben hatte, um das Vorbild seiner Lehr- und Glaubensweise, Spener, persönlich kennen zu lernen, den Ruf zu einer Professur der Homiletik in Kiel. Hier docirte er bis 1685, ging dann als Konsistorialrath und Hofprediger nach Meiningen, 1687 aber nach Erfurt, wo er als akademischer Lehrer, Prediger und geistlicher Vorstand den lutherischen Theil der Bewohner in solchem Grade für sich gewann, daß die Stadt die Kosten seiner theologischen Doktorpromotion in Kiel bezahlte, die Katholiken aber durch seine Kanzelvorträge so gegen sich entflammte, daß er dadurch sogar Mordversuche gegen sich veranlaßt haben soll. Im Jahre 1691 kam B. als Professor der Theologie und Direktor des theologischen Seminars nach Halle, hielt 1694 die erste theologische Doktorpromotion auf der jungen Universität, gelangte 1698 und 1707 zur

Prorektorwürde, wurde zugleich magdeburgischer Konsistorialrath und Prediger an der Schloß- und Domkirche zu Halle, später magdeburgischer Generalsuperintendent u. Senior des Konsistoriums, 1705 Propst des Klosters Unsrer lieben Frauen und 1709 Abt zu Kloster Bergen bei Magdeburg. Da er weder die geistliche Würde in Magdeburg, noch die akademische in Halle aufgeben wollte, so wohnte er an beiden Orten abwechselnd, nahm aber später für die hallischen Stellen den Professor der Theologie Joachim Lange zum Gehülfen an. In Verein mit diesem, Johann Heinrich Michaelis und seit 1698 mit Franke beherrschte B. nun die hallische Universität und trat jedem Streben, der Theologie eine wissenschaftliche Basis und philosophischen Halt zu geben, mit Kraft entgegen. Dem kleinlichen Neid und den rastlosen Verfolgungen dieser Männer erlag der große Christian Wolf, den auf ihr Betreiben 1723 König Friedrich Wilhelm I. aus dem preußischen Staat verbannte. B. † zu Kloster Bergen. Seine Schriften, dogmatischen, polemischen, homiletischen und vermischten Inhalts, sind meist vergessen; nur seine „Institutiones theologicae" (Halle 1694, 2 Bde., vermehrte Ausgabe 1716—1732, 3 Bde.) werden noch hie und da erwähnt.

2) Ludwig von B., militärwissenschaftlicher Schriftsteller, 1785 in Kassel geboren, studirte in Freiberg Bergbau, folgte aber seiner Neigung zum Soldatenstand, trat als Kadet in die würtembergische Artillerie und machte den Feldzug von 1809 als Adjutant mit. In den Feldzügen von 1812 bis 1815 befehligte er als Hauptmann eine reitende Batterie, wurde 1816 Major und 1822 Oberstlieutenant und Kommandant des würtembergischen Fußartilleriebataillons und † pensionirt zu Winnenden den 30. August 1838. Als Schriftsteller trat er zuerst 1819 mit der „Zeitschrift für Kriegswissenschaft" auf. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: „Technisches Handbuch für angehende Artilleristen" (Stuttgart 1823, 2 Theile), „Gedanken über die Vervollkommnung der Artillerie" (Ludwigsburg 1824), „Materialien für ein neues System der Artillerie" (das. 1826), „Allgemeiner Umriß für eine neue Organisation der Artillerie" (das. 1828) und „Die Artillerie für Offiziere aller Waffen" (das. 1831—32, 3 Bde.). Nach seinem Tode erschienen seine „Vorlesungen über die Systematik der Artillerie für Offiziere aller Waffen" (Stuttgart 1841).

3) Johann August Friedrich, einer der größten Mineralogen unserer Zeit, am 18. Mai 1791 zu Probstzelle bei Saalfeld geboren, besuchte das Lyceum in Saalfeld und studirte 1809—11 in Jena Naturwissenschaften und Mathematik. Von Jena ging er nach Freiberg, wo er, unter des großen Werner Leitung die Geologie studirend, durch diesen in die Tiefen der Wissenschaft geführt und auf seine Empfehlung 1813 zum Inspektor der akademischen Sammlungen und Hülfslehrer und 1827 zum Professor der Oryktognosie ernannt wurde. Von seinen Schriften, die meist wesentliche Bereicherungen für die Mineralogie enthalten, nennen wir: „Ueber die Aechtheit der Krystalle" (Freiberg 1816), „Vollständige Charakteristik des Mineralsystems" (das. 1820, 3. Auflage, Dresden 1832), „Die Bergstadt Freiberg" (Freiberg 1825), „Uebersicht des Mineralsystems" (Dresden 1830), „Die Paragenesis der Mineralien" (Freiberg 1849) und sein Hauptwerk: „Vollständiges Handbuch der Mineralogie" (Dresden 1836 ff., bis jetzt 3 Bde.), in welchem ein neues System aufgestellt ist (s. Mineralogie). Auf Werners Anlaß gab B. auch eine Fortsetzung von dem größeren hoffmannschen „Handbuch der Mineralogie", dessen ersten drei Abtheilungen er noch 5 beifügte. B. ist ein thätiger Mitarbeiter an den meisten in- u. ausländischen, sein Fach angehenden Zeitschriften, in welche er eine Menge werthvoller Monographien rc. geliefert hat, die der Sammlung u. der Herausgabe noch warten. Sein Sohn, Hermann, betheiligte sich als Stadtrath in Zwickau an den Maiereignissen von 1849 und ward deshalb mit einer vieljährigen Freiheitsstrafe belegt. Er gab die von seinem Vater gelieferte treffliche Topographie „Die Bergstadt Freiberg" (Freiberg 1825) in einer verbesserten 2. Auflage (das. 1847) heraus.

Breiting, Hermann, ausgezeichneter Tenorist, den 24. August 1804 zu Augsburg geboren, trat nach 1820 zuerst in Mannheim auf, wurde von dort nach Berlin und bald darauf an das Kärnthnertheater nach Wien berufen. Später ging er nach Darmstadt und dann nach Petersburg, wo er bis 1842 wirkte. Nach Deutschland zurückgekehrt, gastirte er an verschiedenen Bühnen, bis er am Hoftheater zu Darmstadt wieder eine feste Anstellung fand. Im Jahre 1856 ward er geisteskrank. B.s Organ überschreitet die Grenzen der gewöhnlichen Stärke der menschlichen Stimme und ist darum für das Heldenfach wie geschaffen. Seine bedeutendsten Partien waren die des Masaniello in der „Stummen von Portici" und des „Cortez".

Breitingen, Dorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Sangerhausen, mit 800 Einwohnern, merkwürdig durch den Hungersee (Bauerngraben), einen Teich, der sich periodisch auf längere oder kürzere Zeit mit Wasser anfüllt und von dem der Gemeinde B. die Fischerei, dem Pfarrer aber die Ackernutzung zusteht.

Breitinger, 1) Johann Jakob, berühmter reformirter Theolog, den 19. April 1575 zu Zürich geboren, studirte in Herborn, Marburg, Franecker, Leyden, Heidelberg und Basel, wirkte dann 14 Jahre als Prediger und öffentlicher Jugendlehrer eifrig und bei der großen Pest von 1611 als Menschenfreund u. Seelsorger mit seltener Treue, Hingebung und Ausdauer. Im J. 1613 wählte ihn der große Rath zu Zürich zum Antistes, in welcher Stellung er bis zu seinem am 26. März 1645 erfolgten Tod durch Weisheit und Kraft, Offenheit und Unerschrockenheit einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die kirchlichen und politischen Verhältnisse seines Vaterlandes auszuüben wußte. König Gustav Adolf von Schweden, dem er ein Bündniß mit den reformirten Schweizerkantonen vereitelte, beehrte ihn dennoch mit seinem Bildniß. Im Jahre 1618 wohnte B. der dortrechter Synode bei, wo er viel wirkte. Von seinen Schriften ist besonders seine „Lebensbeschreibung" für die Schweizergeschichte jener Zeit wichtig.

2) Johann Jakob, der kritische Kampfgenosse Bodmers gegen die gottschedische Schule in Leipzig, am 1. März 1701 zu Zürich geboren. Frühzeitig zum Studium der Theologie bestimmt, erschloß er sich mit Eifer und Erfolg das Verständniß des klassischen Alterthums und ging, durch den in sich aufgenommenen freien Geist der großen Alten dem spitzfindelnden, kleinlichen und am Aeußern klebenden Treiben der Philologen und Geschmackslenker seiner Zeit entfremdet, auf eigenem Weg zum Studium der Philosophie, Geschichte u. Literatur über. Im damaligen Kampfe für die Anerkennung der großen britischen Dichter, der die literarische Welt jener Zeit bewegte, war B. der ausschließlichen Erhebung des französischen Geschmacks entgegen. Zwar erscheint er Bodmer untergeordnet, dem er an Lebhaftigkeit des Geistes wirklich nachstand, war ihm jedoch in seinem gelehrten Streben, an Vielseitigkeit der Kenntnisse, an anspruchsloser Bescheidenheit, die unmittelbar für die Sache, ohne ruhmsüchtige Absichten auftritt, in gleichem Maße überlegen. B. hat als Lehrer durch Schrift, Wort u. Beispiel für die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts in der Schweiz erfolgreich gewirkt. Auch die theologischen Lehranstalten und die Kanzelberedsamkeit verdanken ihm manche Förderung und die noch bestehende ascetische Gesellschaft in Zürich nennt ihn ihren Stifter. B. war seit 1731 Professor am Gymnasium und später auch Kanonikus zu Zürich, wo er am 14. Dec. 1776 †. Von seinen vielen Schriften sind zu nennen: „Diatribe in versus obscurissimos a P. Statio citatos" (Zürich 1723), seine griechische Ausgabe der „Septuaginta" (4 Bde., das. 1731—32), „Artis cogitandi principia" (das. 1736). Seine „Kritische Dichtkunst" (2 Bde., Zürich 1740) ist für die literarische Geschichte deshalb wichtig, weil sie den Entscheidungskampf zwischen den Gottschedianern und den Schweizern veranlaßte. Außerdem leistete er Bodmer bei der Herausgabe altdeutscher Dichter die thätigste Hülfe, und namentlich ist die des „Thesaurus helveticus" hauptsächlich sein Werk.

Breitkopf, 1) Johann Gottlob Immanuel, der berühmte Verbesserer der Buchdruckerkunst, ein um Literatur und Kunst gleich hoch verdienter Mann, wurde am 23. Nov. 1719 in Leipzig geboren, wo sein Vater, Bernhard Christian B., ein tüchtiger, werkthätiger Mann, 1719 mit geringen Mitteln eine Buchdruckerei und Schriftgießerei errichtet hatte, die er durch kluge und sorgfältige Leitung in kurzer Zeit in Ruf brachte und für welche er sich in seinem einzigen Sohn einen tüchtigen Nachfolger heranzuziehen hoffte. B. entsprach lange Zeit diesen väterlichen Hoffnungen nicht. Der Werkstatt abhold und sinniger Beschäftigung mit Büchern zugethan, verfolgte er die wissenschaftliche Laufbahn, hörte akademische Vorlesungen über historisch-literarische und philosophische Disciplinen und unterstützte nur nebenbei und mit Widerwillen das väterliche Geschäft. Erst im Verlaufe seiner Studien und nachdem seine frühere Anhänglichkeit an die alten, besonders die römischen Dichter sich in schroffe Abneigung gegen dieselben verwandelt, nachdem die Philosophie sich ihm als eine Sammlung von „Grillen und Hirngespinnsten" dargestellt hatte, bog er in die Richtung ein, die ihn auf seinen Ehrensitz in der Geschichte der Buchdruckerkunst führte. Auf Albrecht Dürers Vorgang, der die Figuren des deutschen Alphabets einer mathematischen Berechnung unterworfen und daraus Regeln für die Verhältnisse ihrer Einzeltheile gezogen hatte, um ihnen aus der willkürlichen, verzerrten, eckigen, widerlichen zu einer schönen Form zu verhelfen, gründete er die Verbesserungen, durch welche er die deutsche Schrift vor gänzlicher Ausrottung bewahrte und vor der Verdrängung durch die lateinische schützte. Auch den römischen Typen gab er eine gefälligere Form. Eben so wichtig ist die von ihm ausgeführte Umgestaltung des Musiknotendrucks mit beweglichen Typen, den er zu solcher Vollkommenheit erhob, daß aller andere in Deutschland, Frankreich, England, Italien und Holland die Ausstattung seiner Musikwerke, deren er über 100 lieferte, nicht erreichte. Eine schöne Idee, die er lange, aber nicht mit Glück verfolgte, galt dem Landkartendruck mit beweglichen Lettern, der aber erst neuerdings einige praktische Wichtigkeit erlangt hat. Gleiches Loos traf seinen Versuch, chinesische Charaktere mit beweglichen Zeichen zusammenzusetzen und zu drucken, obschon ihm großes Lob darüber gespendet wurde und selbst der Papst ihm wegen dieser Erfindung Glück wünschen ließ. In seiner Schriftgießerei erleichterte und verbesserte er die Arbeit dadurch, daß er dem Metall größere Härte gab und eine einfachere Methode des Gießens einführte. Seine Spielkarten- und Tapetenfabrik mußte er mit Verlust wieder aufgeben. Neben so vielseitiger geschäftlicher Thätigkeit entwickelte B. eine ebenso ausgebreitete literarische. Er schrieb: „Ueber die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst" (Leipzig 1779); „Versuch, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers u. den Anfang der Holzschneidekunst in Europa zu erforschen" (1. Theil, Leipzig 1784, 2. Theil, nach seinem Tode aus seinem reichen Nachlaß gesammelt und herausgegeben, das. 1801). Eine von ihm begonnene „Geschichte der Buchdruckerkunst" kam nicht zu Stande. B.s letztes Werk: „Ueber Bibliographie und Bibliophilie" (Leipzig 1793) enthält kritische Betrachtungen über das Schönschreiben, den Holzschnitt und Gründe für das Beibehalten der deutschen Lettern. Außerdem hat B. viele Beiträge zur Allgemeinen Literaturzeitung, zu den „Belustigungen des Verstandes und Witzes", zu Büschings wöchentlichen Nachrichten, in die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und in das Journal für Fabrik, Manufaktur und Handlung geliefert und 1780—82 selbst 3 Jahrgänge eines „Magazins für Kunst- u. Buchhandel" (jährlich 12 Stücke) herausgegeben. Mit unermüdlichem Fleiß, nicht abgeschlossen von der Menschheit, aber fern von ihren gewöhnlichen Gesellschaften, lebte B. einfach und bieder bis in sein 75. Jahr und † am 28. Januar 1794. Das von B. geleitete Geschäft ging an seinen Sohn, Christoph Gottlob B., über, der sich mit Gottfried Christoph Härtel verband, das Geschäft durch eine Zinn- und Steindruckerei und eine Musikinstrumentenfabrik vergrößerte und mit Härtel und Fr. Roch-

lig die erste musikalische Zeitschrift in Deutschland gründete. Er † 1800, worauf Härtel alleiniger Vorsteher und Eigenthümer des Geschäfts wurde, das nach seinem Tode 1827 auf seine Söhne, Hermann u. Raimund Härtel, überging und unter der Firma: Breitkopf und Härtel eine Musikalienhandlung, eine Buchhandlung, Buchdruckerei, Schriftgießerei mit Stereotypie, Notenstecherei und Notendruckerei und eine Instrumentenfabrik in sich vereinigt.

Breiumschlag, s. Kataplasmen, vgl. Bähung.

Breme (Dasselmucke, Bremse, Oestrus), Fliegengattung, zur Familie der Buschhornfliegen, nach Oken zu den Schnabelmucken gehörig. Der Mund besteht aus drei Theilen und hat statt der Taster und des Rüssels nur Warzen; die Fühlhörner sind sehr kurz, verkümmert, jedes in einer Grube u. mit einer Borste. Die B. hat drei Nebenaugen, ausgebreitete, parallele Flügel, das Weibchen eine ausschiebbare Legröhre. Alle Arten haben das Aussehen großer, dickbehaarter Fliegen, legen ihre Eier verschiedenen Thieren unter die Haut, in die Nase, an die Lippen, an die Schenkel und verursachen dadurch Geschwüre. Die Larven (Engerlinge) sind kopflos und leben in der Haut, in der Nase, ja in den Därmen der Thiere von Säften, fallen zur Verpuppung auf die Erde, kriechen in Löcher, die sie sich graben, und kommen im Juni und Juli geflügelt hervor. Im Zustande der Larven und zum Theil zur Zeit, wenn die Mucken ihre Eier legen, sind diese Insekten die größte Qual für eine Menge größerer Vierfüßer. Die Rindviehbreme (Rindsdassel, Oestrus bovis), wird einen Zoll lang und hat eine Spur von Tastern. Die Brust ist gelb mit einer schwarzen Binde, der Hinterleib vorn weiß, hinten rothgelb. Sie durchsticht die Haut des Rindviehs, um ein Ei hineinzulegen, welches durch die thierische Wärme ausgebrütet wird. In der Haut, in der sich dann eine Beule voll eiterartiger Materie bildet, findet die Larve sogleich ihre Nahrung. In der Mitte des Mai findet man gewöhnlich das junge Rindvieh voll von solchen Beulen, meist auf dem Rücken; in einer Heerde bleiben jedoch bisweilen einzelne Stücke gänzlich verschont, wahrscheinlich weil ihre Ausdünstung dem Insekt zuwider ist. Nachdem die Maden ausgeschlüpft und, um sich zu vergraben, auf die Erde gefallen sind, was gewöhnlich des Morgens zwischen 6 u. 8 Uhr geschieht, schließen sich die Beulen in kurzer Zeit und verursachen dem Vieh keinen Schmerz weiter. Acht Tage nach der Verpuppung fliegt die Mucke oder Fliege aus; die Weibchen tragen so viel Eier, daß ein einziges eine ganze Viehheerde mit Maden besetzen könnte. Sie sind länglich und haben die Gestalt einer Gurke. Während das Insekt einem Thiere die Haut durchbohrt, um sein Ei hineinzulegen, fächelt es Kühlung, oder es verursacht ein angenehmes Jucken, damit das Thier es leide. Die Wuth, in welche manche Thiere durch Fliegenstiche gerathen, welche die Griechen Oestros, die Römer Tabanus und Asilus nannten, ist nicht unserer Dasselmucke, sondern der bekannten Bremse (Tabanus *L.*) zuzuschreiben. Die Pferdebreme (Oestrus equi) gleicht der Hummel (Bombus) und ist sehr behaart, selbst an dem Munde, der nur drei schwarze Knötchen zeigt. Es gibt Fliegen, welche ganz goldgelb sind, andere nur auf Kopf und Leib und mit braunem Hals; andere haben auf dem Hinterleib drei Bänder von drei Farben, das vordere gelblich weiß oder gelb, das mittlere schwarz oder braun, das hintere goldgelb. Die Flügel sind rauh, das Männchen hat hinten eine braune Haltzange. Diese Mucken halten sich vorzugsweise im Felde auf u. scheuen die Wohnungen u. besuchten Wege; daher finden sich ihre Engerlinge gewöhnlich auch nur bei solchen Pferden, die auf die Weide gehen, nicht bei solchen, die man beständig in Ställen hält. Die Mucken legen ihre Eier, wohl gegen 400—500, im Frühjahr an die Vorderbeine und die Schultern der Pferde; die Larven kriechen nach vier Tagen aus, werden vom Pferde abgeleckt und verschluckt, wodurch sie in den Magen gelangen. Sind sie ausgewachsen, so gehen sie mit dem Miste durch alle Windungen des Darms und fallen auf die Erde, in welcher sie sich verpuppen. Sie sind viel größer, als die der Schmeißfliege, braun, kegelförmig, vorn spitzig, ohne Kopf, mit zwei nach unten gebogenen und neben einander stehenden Hornsäckchen, mit welchen sie sich in der Magenhaut festhalten. Die Schafbreme (Oestrus ovis) ist die Mutter gefährlicher Krankheiten der Schafe, indem sich ihre Maden in den Stirnhöhlen der Schafe finden, wo sie sich von dem Schleim oder vielmehr Rotze ernähren. Zur Verpuppung kriechen sie, wenn sie ausgewachsen sind, heraus u. vergraben sich in die Erde. Der Fliegen geringelter Hinterleib ist fahl und braun gedüpfelt, auf den Seiten gelblich und braun gestreift, übrigens wenig behaart; die drei Nebenaugen sind deutlich zu sehen, die Flügel sehen aus wie gefältelt. Sie legen ihre Eier an die Nasenlöcher der Schafe, auch der Ziegen. Man glaubte sonst irrig, daß durch die Maden die sogenannte Drehkrankheit der Schafe verursacht werde; aber andere nicht minder verderbliche Zufälle entstehen durch sie häufig. Außerdem gibt es noch viele andere Bremenarten; fast jedes Genus der Vierfüßer hat seine besondere B., so der Hirsch, das Rennthier, Kameel, die Antilope, der Esel, Hase rc. Eine südamerikanische Art legt ihre Eier auch unter die Haut der Menschen.

Bremen, deutscher Freistaat, mit einem Gebiet von 4½ □Meilen u. gegen 88,000 Einw., von denen etwa 53,500 auf die Stadt kommen. Die Einwohner sind Protestanten, bis auf etwa 1500 Katholiken und 50 Juden. Die Weser theilt das Gebiet, welches sie 15 Meilen vor ihrer Mündung in die Nordsee verläßt, in zwei Landherrschaften, wovon die auf dem rechten Ufer von Hannover, die auf dem linken von Hannover und Oldenburg begrenzt wird. Beide zählen in 12 Kirchspielen 58 Dörfer und Weiler, wozu noch die Marktflecken Vegesack und Bremerhafen kommen. Der Boden um B., von der Werpe, Wumme u. Hamme (Lesum) u. auf dem linken Ufer von der Ochum bewässert, ist meist Marsche, sehr gut angebaut, gibt reichlich Gemüse u. Obst und ist meist mit Gärten und Fettweiden bedeckt; doch können die Erzeugnisse des Landes neben denen der städtischen Gewerbe und besonders ne-

ben dem großen Handel B.s nur untergeordnete Wichtigkeit haben. B., seit 1815 souveräner Freistaat, bildet als Mitglied des deutschen Bundes mit den übrigen 3 freien Städten die 17. Kurie, besitzt mit ihnen gemeinschaftlich das Oberappellationsgericht zu Lübeck u. stand bisher mit Hamburg und Lübeck noch in näherer militärischer Verbindung als Glied der 2. Brigade der 2. Division im 10. Bundesarmeecorps. Die Verfassung der Republik stützt sich auf die uralte, gemäßigt demokratische Stadtverfassung, mit aristokratischen Elementen; ihre Bestimmungen u. ihre Geschichte s. unten (Gesch.). In Civiljustizsachen entscheiden in erster Instanz das Untergericht Bremen, die Aemter Vegesack u. Bremerhafen, in Sachen über 300 Thaler das Obergericht Bremen, in Zunftstreitigkeiten die Morgensprachsherren; in zweiter Instanz das Obergericht Bremen, das in allen vor demselben anhängigen Sachen zugleich die Läuterungsinstanz bildet; in dritter Instanz das Oberappellationsgericht in Lübeck; in Kriminalsachen das Kriminalgericht Bremen, Amt Vegesack, Amt Bremerhafen, für Militärvergehen Militärgerichte. Bei schweren Verbrechen ist die erste Instanz das Obergericht Bremen; die zweite das Oberappellationsgericht Lübeck. Das gemeine Recht ist vielfachen Abänderungen unterworfen worden; die hauptsächlichsten geschahen durch die Statuten von 1433, die Verordnung vom 15. März 1535, die Erbe- und Handfesteordnung vom 9. Dec. 1833 und die Verordnung über Errichtung der Ehepakten vom 10. Dec. 1833. Ueber See- und Handelsrecht bestimmen: Schiffsordnung und Seerecht der Hansestädte vom 26. Mai 1614, Banquerottierordnung vom 30. April 1620, Edikt wider Banquerot vom 6. Jan. 1707, Verordnung über den Konkurs auf dem Lande vom 7. Juni 1707, die Konkursordnung vom 25. Juni 1711, die deutsche Wechselordnung vom 22. März 1712, die Verordnung über die Verbindlichkeit der Rheder aus den Handlungen des Schiffers vom 9. Januar 1832, über Beweiskraft der Schuldscheine vom 19. Dec. 1833: außerdem die verschiedenen Handels- und Schifffahrtsverträge mit fremden Staaten. Die Gesetzgebung findet sich in der Sammlung von Verordnungen und Proklamen des Senats von 1751—1810 (Bremen 1813 ff.), in der Sammlung ꝛc. von Meier (das. 1750) und Oelrichs (das. 1771). Ueber das bremer Recht vgl. Smidt, Hanseatisches Magazin (Bremen 1799—1802); Gildemeister, Beiträge zur Kenntniß des bremer Rechts (das. 1806 u. 1808); Watermeyer u. Oelrichs, Beiträge (das. 1837). Besonders wichtig ist das zuerst 1303, dann 1428 u. zuletzt 1433 aufgezeichnete noch gültige Stadtrecht: Das Bok. Vgl. Donandt, Geschichte des bremer Stadtrechts, Bremen 1830, 2 Bde., u. Deneken, Vorlesungen über dasselbe, das. 1798. Das Budget für 1856 ergibt 1,198,925 Thaler Einnahme und 1,261,383 Thaler Ausgabe, sonach ein muthmaßliches Deficit von 62,458 Thaler, doch sind die Einnahmen aus Vorsicht stets zu niedrig, die Ausgaben zu hoch angesetzt. Auch das Budget für 1855 hatte ein Deficit von 88,038 Thaler in Aussicht gestellt, während der wirkliche Rechnungsabschluß einen Ueberschuß von 48,240 Thaler ergab. Die Schuld betrug 1811 3,641,815 Thaler. Von dieser alten Schuld waren 1828 noch 2,610,000 Thaler vorhanden; aber schon 1827 hatte man mit neuen Anlehen zu produktiven Zwecken begonnen: Bremerhafenanlehen von 602,000 Thaler, Eisenbahnanlehen 1845 von 2,737,000 Thaler, neues Bremerhafenanlehen 1841 1 Million. Im Ganzen wurden von 1824 bis 1855 neu aufgenommen 6,323,000 Thaler, getilgt 2,499,000 Thaler, so daß die ganze Schuld 1856 betrug: 6,791,700 Thaler. Das Militär besteht nach einer Vorschrift der Bundeskontingentsvermehrung von 2 Procent aus dem Hauptkontingent (zu 1$\frac{1}{3}$ Proc.): 39 Mann Jäger, 755 Mann Füsiliere, 97 Mann Kavalerie, 72 Mann Artillerie, 10 Pioniere, 2 Geschütze, zusammen 973 Mann, u. dem Reservekontingent (zu $\frac{1}{3}$ Proc.): 324 Mann, in Summa 1297 Mann mit 2 Geschützen. Nationalfarben sind weiß u. roth (hanseatisch). Das Wappen ist ein silberner, schräg rechtshin liegender Schlüssel mit aufwärts und links gekehrtem Schließblatte in rothem Felde. Die Flagge ist roth u. weiß, 5mal horizontal gestreift, hinter 2 Reihen geschichteter Vierecke von denselben Farben.

Die Stadt B., eine freie Stadt des deutschen Bundes, die mit ihren beiden Schwesterstädten Lübeck und Hamburg den Namen einer freien Hansestadt bewahrt, liegt, von ihrem eigenen Gebiet umschlossen, unter 53° 4′ 50″ nördl. Br. und 8° 48′ 3″ östl. L. von Greenwich an der Weser, 14 Meilen von deren Mündung, 9 Meilen von Bremerhafen. Der breite Strom theilt sie in die Alt- und Neustadt. Aus dem größeren Theile, der Altstadt, führen zwei steinerne Brücken, über die große und kleine Weser, zum linken Ufer in die Neustadt. Außerhalb der Wälle liegt die zu B. gehörige Vorstadt. Die Stadt hat etwa eine Meile im Umfang, eine größte Länge in der Altstadt von 7000, in der Neustadt von 6000, und eine Breite, quer durch Alt- und Neustadt, von 4500 Fuß und (1849) 53,478 Einwohner. Auf dem Grunde der nun geschleiften, ehemals ziemlich starken Festungswerke der Altstadt ist seit 1802 ein Park angelegt, der die Stadt im Halbkreise umgibt und auf beiden Seiten die Weser berührt u. mit den schönsten städtischen Umgebungen Deutschlands wetteifert. Promenaden wechseln mit fließenden Wassern, Licht- mit schattigen Partien, und der Flora ist überall der passendste Raum und die größte Sorgfalt gewidmet. Schöne Straßen und Wohnungen erheben sich an ihrem Saume und viele Punkte beherrschen freundliche Fernsichten über Fluß u. Stadt, Wiesen und Gärten. Die Bauart ist alterthümlich in vielen Theilen der Altstadt; dort ragen meist Häuser mit schmalen Giebeln und vorspringenden Erkern hoch in den engen und krummen Straßen empor und erwecken das Andenken der Hansezeit; doch trägt B. eine andere Physiognomie, trotz des Alterthümlichen, als die süddeutschen Reichsstädte, und im Ganzen genommen eine viel freundlichere. Die große, fast holländische Reinlichkeit gibt Allem einen heiteren Anstrich. Dabei sind im Verlaufe der Neuzeit zwischen den alten viele moderne Bauten entstanden. Die neuern Stadttheile haben ein anmuthiges Gepräge. Plätze von hervorzuhebender Schönheit besitzt B. nicht, denn Domhof und Markt verdie-

nen nur dieses des Rathhauses, jener des Doms wegen Erwähnung. Die Domkirche, Mutterkirche des ganzen Herzogthums Bremen, ein Bauwerk des zweiten Bischofs des bremer Stifts, lange Zeit das einzige Gotteshaus der zahlreichen Lutheraner, ist wegen seines sogenannten Bleikellers, des Grabgewölbes, in welchem die Kadaver zu Mumien verdorren, weltberühmt und von allen Reisenden besucht. Von den übrigen 8 Kirchen (2 in der Vorstadt, einer Armenhauskirche, der Liebfrauen-, Stephans-, Martins- und Neustadterkirche) ist die Ansgariikirche wegen ihres 324 Fuß hohen Thurms bemerkenswerth. Ein nobles, noch aus der Hansezeit stammendes Gebäude ist das Rathhaus, im gothischen Styl, kürzlich erneuert, merkwürdig wegen seiner geschichtlichen Bedeutung, viel erwähnt wegen des durch Wilhelm Hauff zur poetischen Figur gewordenen steinernen Rolands und wegen seiner Rose unter dem Hause. Letztere, der Keller, bewahrt den köstlichsten und ältesten (1724) Rheinwein, dessen Tropfen nach Thalern berechnet werden, und hat unter Anderm eine Abtheilung von 12 Riesenfässern, den Apostelkeller, die mit 100jährigem Hochheimer u. andern kostbaren Weinsorten gefüllt sind. Noch heben sich durch ihre Bestimmung oder Bauart hervor: die Börse, Schütting (Versammlungsort der Aeltermänner), die Union mit schönem Koncert- u. Ballsaal, das Museum, Schauspielhaus, die Erholung, das Arbeitshaus, die Wage, das Stadthaus (früher erzbischöflicher Palast), Seefahrt (Hospital für alte Schiffer), das Postgebäude, Hauptwache rc. Merkwürdig ist auch die Wasserkunst auf der Insel zwischen der Alt- u. Neustadt, welche der Altstadt, mit der sie durch eine Brücke u. eine Fähre verbunden ist, täglich gegen 9000 Tonnen reines, weiches Flußwasser zuführt. B. hat eine höhere Hauptschule mit Vorschule, Gelehrten-, Handelsschule, eine Schifffahrtsschule, ein Seminar, eine Zeichenschule, einen Kunstverein und eine physikalische Gesellschaft, eine berühmte Sternwarte, eine Bibelanstalt, eine Bibliothek von 20,000 Bänden, ein Armen- und Krankenhaus, ein Hospital für alte Frauen, die Seefahrt für alte Schiffer, ein lutherisches u. reformirtes Waisenhaus, 3 Wittwenhäuser, eine gut eingerichtete Irrenanstalt, ein Taubstummeninstitut, Kinderbewahranstalten, Gottesbuden (freie Wohnungen für Bedürftige), einen Verein für entlassene Gefangene, wohlthätige Frauenvereine; ferner besteht in B. eine Gesellschaft zur Beförderung der christl. Missionen u. ein Verein zur Verbreitung kleiner christlichen Schriften. Der Unterhaltung und dem Vergnügen dienen: das Museum, 1801 gestiftet, mit eigenem Gebäude und großartigen Einrichtungen zu geselligem Vergnugen, einer Bibliothek von 24,000 Bänden, vielen Zeitschriften, einer Kunst-, Naturalien- und Modellsammlung, physikalischem Apparat, Sälen zu Vorlesungen rc., mehre Klubs, eine Singakademie, ein Theater, eine Freimaurerloge. In der Umgegend liegen Bad Lilienthal und Vegesack und andere benachbarte Weserorte.. B. ist der Geburtsort von Adam von B., Gottfried Reich. Treviranus, Heeren; sein höchster wissenschaftlicher Schmuck war Olbers, der Astronom. B.s vortheilhafte Lage an einem der schiffbaren Hauptströme Deutschlands, mit dem es tief in das Herz Deutschlands reicht, der Unternehmungsgeist und die Solidität seines Kaufmannsstandes, welchem von Generation zu Generation die Erfahrungen, das praktische Wissen u. der merkantile Aplomb zu Gute kommen, welche nur in Jahrhunderten erworben wurden, haben gemeinschaftlich seine Handelsgröße gegründet und gepflegt, die in Deutschland nur von der Hamburgs und Triests überragt wird. B. ist jetzt unbestritten die dritte Handelsstadt unsers Vaterlandes. An seiner von Jahr zu Jahr sich weiter entfaltenden Blüthe nehmen auch die dem Handel dienenden, oder aus ihm entspringenden, Gewerbe Theil; obenan stehen Rhederei und Schiffbau, welche der großartigsten Entwikkelung zugehen. Reepschlägerei und alle dem Schiffbau und der Schifffahrt unmittelbar nöthigen Gewerbe sind besonders lebendig und werden zum Theil großartig betrieben. Fabrikzweige von Belang sind zunächst: Zuckerraffinerien und Bierbrauereien, Fabrikation von Essig, Bleiweiß, Bremergrün und anderen chemischen Präparaten, von Seilerwaaren, Segeltuch, Leder, Fischbein, Oel, Thran, hauptsächlich aber von Tabak, für welchen in der neuern Zeit B. der Hauptmarkt geworden ist. B.s Handel würde noch einen ungleich größern Schwung nehmen, wenn es die natürlichen Vortheile Hamburgs hätte. Die Weser kann sich der Elbe nicht vergleichen; diese natürliche Wasserstraße für Thüringen, Bayern und andere deutschen Binnenländer wird erst dann einer größern Entwickelung entgegengehen, wenn das mindener Wehr und andere Schifffahrtshindernisse beseitigt, und wenn erst durch künstliche Kanäle und Eisenbahnen alle die Verbindungen der Werra, der Fulda, der Aller mit dem Main, dem Rhein und der Elbe, deren die Weser fähig ist, ausgeführt seyn werden. Noch bei B. ist die Weser schmal und hat nicht die Tiefe, welche die jetzigen bis zu 500 Lasten aufnehmenden Seeschiffe erfordern. Schon die Schiffe von 200 Lasten, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts aufkamen, konnten nicht mehr bis B. aufwärts gehen und mußten ihre Ladungen auf der untern Weser an Leichterschiffe oder sogenannte Kähne abgeben. Bis zu der Zeit, in der die umsichtige Fürsorge des Bürgermeisters Smidt beginnt, entstanden aus dieser Entfernung des Stapelplatzes vom Seehafen erhebliche Nachtheile. Da zwischen B. und der Wesermündung zu Lande nur sehr schlechte u. zu Zeiten unbrauchbare Straßen vorhanden waren, die Verbindung zu Wasser aber nur einzig durch die erwähnten Leichterschiffe erhalten wurde, so waren die Kaufleute in B., so oft Ueberschwemmungen der Marschen, Eisgang des Flusses, oder sonstige Naturereignisse hinderlich waren, wochenlang von der Wesermündung abgeschnitten. Jetzt führt eine zu allen Zeiten fahrbare Kunststraße bis zur Mündung, wozu in Bälde noch eine Eisenbahn kommen wird, und auf dem Flusse fahren zwei Dampfschifffahrtsgesellschaften, eine oldenburgische und eine bremer. Längs der Flußufer gehen 2 Telegraphenlinien, eine elektro-magnetische von B. bis Bremerhafen, und eine optische, die über Bremerhafen hinaus bis Kuxhaven und Bremen

geführt ist und an mehren kleinen Weserorten Zwischenstationen hat, die der andern Linie fehlen. In der Flußverbesserung entwickelt sich, so weit das Gebiet B.s reicht, in dem Bau von Schanzen, Dämmen und Buhnen die erfreulichste Thätigkeit, und es ist hierdurch das Fahrwasser nicht unbedeutend, an einigen Stellen um 5 Fuß erhöht worden. Von den verschiedenen Weserhäfen war in frühern Zeiten Vegesack der wichtigste, wo noch jetzt die vornehmsten bremer Schiffswerften sich befinden, während die bedeutendsten Eisengießereien in Ronnebeck, einige Stunden abwärts, thätig sind. An der Mündung der Hunte in die Weser liegt der oldenburgische Seehafen Elsfleth, welcher der Handelsmarine der Weser viele Schiffer, Steuerleute u. Schiffskapitäne liefert. Auf Braake mit seinem trockenen Dock folgt **Bremerhafen**, eine Schöpfung der Neuzeit, der blühendste und geschäftigste Ort unterhalb B., mit 4000 bleibenden Einwohnern, die im Sommer wohl auf die doppelte Zahl sich heben. Von Bremerhafen abwärts, wo der Strom in einen breiten Meerbusen eintritt, friert die Weser nie zu und ist nur zu Zeiten mit losem Eis gefüllt. Dem Hafen von Bremerhafen, dessen Gründung etwa in das Jahr 1834 zu setzen ist u. der sich seitdem mit der Schnelligkeit nordamerikanischer Städte gehoben hat, schuldet B. viel hinsichtlich des Aufschwungs seiner **Schifffahrt**. Bemerkenswerth ist es für die bremer Rhederei, daß sie größtentheils aus Schiffen besteht, welche an der Weser gebaut sind. Die Gesammtzahl der die Weser und die benachbarte Seeküste befahrenden Schiffe ward im Januar 1855 zu 427 angegeben mit 84,073 Lasten. B.s Rhederei besaß Ende 1847 246 Seeschiffe von zusammen 45,695 Lasten, darunter 17 Paketschiffe für die nordamerikanische Fahrt, 8 Südseewallfischfänger und 2 Grönlandsfahrer. Ein Theil der bremer Seeschiffe ist fortdauernd mit der Ueberfahrt von Auswanderern nach transatlantischen Häfen beschäftigt, und B. verdient den Vorzug, welcher ihm in dieser Beziehung zu Theil wird, denn seine Rheder wissen, wie viel für die Bedeutung des Platzes davon abhängt, daß die Auswanderer gut behandelt werden, und bieten Alles auf, in dieser Beziehung das Möglichste zu leisten. Was B.s Handelsgröße, den eigentlichen **Waarenhandel** betrifft, so ist es durch seine günstige Lage, zwischen Oldenburg u. Hannover, der wichtigste Ausfuhrplatz nicht nur für die Produkte dieser Länder, sondern auch für Braunschweig, Kurhessen, Westphalen und für die thüringischen Staaten, welche die Flüsse Weser, Werra und Fulda durchströmen. Während Hamburg sich vorzugsweise im Besitze des deutschen Handels mit England erhält, hat B. den größten Theil von Deutschlands Verkehr mit den nordamerikanischen Freistaaten an sich gezogen. Die Versuche, diesen sehr großartigen Handel, selbst mit Aufopferung, nach den Häfen der Ostsee (zumal Stettin) hinzuziehen, sind bisher mißglückt und dürften auch in Zukunft bei dem dortigen Mangel an hinlänglicher Rückfracht, an Kapital und vor Allem an Erfahrung scheitern. Der Hauptartikel der **Ausfuhr** ist Leinwand, wovon B. jährlich für 3—4 Millionen Thaler aus Deutschland nach allen Gegenden Amerika's ausführt; ferner Getreide, Tabak, Wolle, Raps- und Leinsamen, Oel, Segeltuch, Garn, Eisen, Blei, Glas, Holzwaaren, Lumpen, Wolle, französische und spanische Weine. Zur See geht die Ausfuhr vorzüglich nach Holland, England, den Ostseeländern, nach Frankreich, Spanien, zumeist nach Nordamerika. Aus der Nordsee, namentlich von Bergen und Gothenburg, bezieht B. viele Fische und Fischprodukte, die dann weiter nach Deutschland und Frankreich verschickt werden. Es sendet auch jährlich einige Schiffe auf den Härings-, Wallfisch- und Robbenfang aus. Unter der **Einfuhr** seewärts (wovon verhältnißmäßig nur Weniges transitirt) spielen die Hauptrollen: Tabak und Kaffee. Wichtige Einfuhrartikel aus den oberländischen Gegenden, welche theils Landtransport, theils die Weser bringen, sind: Getreide, Holz, Breter, sonneberger und nürnberger Waaren, thüringer und böhmische Glaswaaren, Papier &c. Viel Rapssaat u. Butter schickt Ostfriesland, Leinsamen Westphalen und Hannover, Potasche Rußland, Preußen u. Nordamerika, Thran und Fischwaaren Schweden und Norwegen &c., und eine große Menge Berg- u. Hüttenprodukte, als: Blei, Glätte, Vitriol, Alaun, Eisen &c., der Harz. Auch die Einfuhr von französischen Weinen (besonders ordinären Bordeauxweinen) und von französischem Branntwein war für die Versorgung des norddeutschen Konsums immer von großer Bedeutung und betrug vor dem deutschen Zollverein 30—40,000 Oxhoft jährlich, die von 50 bremer Weinhandlungen in halb Deutschland abgesetzt wurden. Im Jahr 1855 betrug die Einfuhr zur See 24,509,000 Thaler Gold, zu Lande 26,714,990 Thaler, zusammen 51,214,990 Thaler, die Ausfuhr zur See 24,781,050 Thaler, zu Lande 23,467,260 Thaler, zusammen 48,248,310 Thaler. Der jetzt so schwunghaft betriebene bremer Schiffbau datirt seine Größe von dem Zeitpunkt, wo der Auswanderungsdrang nach Nordamerika in Deutschland zum Durchbruch gelangte, von 1831. Die Zahl der von B. aus sich einschiffenden Auswanderer wechselte in den letzten Jahren von 28,000—32,000. Regelmäßige Reihen- und Paketfahrt besteht jetzt zwischen B. und allen Hauptplätzen der amerikanischen Union. Zur Erleichterung des hiesigen Geschäftsverkehrs bestehen mehre Banken (s. d.). B. **rechnet** nach Reichsthalern zu 72 Groten à 5 Schware, in Pistolen zu 5 Thalern Gold. Von eigenen Münzen hat B. ehemals Dukaten, ganze, halbe und Viertelspeciesthaler, dann auch Silberstücke zu 12, 6, 4 und 3 Groten schlagen lassen. Gegenwärtig prägt man nur noch einfache und doppelte Grotstücke angeblich nach dem Konventions-20-Guldenfuße. Silbergeld überhaupt dient hier nur als Scheidemünze bis zu dem Belaufe einer Pistole von 5 Thalern. Kupfermünzen sind: Stücke zu ½ Grot oder 2½ Schware, und zu 1 Schwar. Als **Längenmaß** gilt der Fuß, in 12 Zoll eingetheilt, 289,35 Millimeter lang (51 bremische = 47 preußische oder rheinische Fuß). Die Elle ist der doppelte Fuß und daher 578,7 Millimeter lang; 100 bremer Ellen = 86,72 preußische. Bei Manufakturwaaren werden 5 brabanter Ellen für 6 bremer Ellen an-

genommen. Die Ruthe hat 16 Fuß und ist 4,6296 Meter lang. Brennholzmaß ist zweierlei, der Faden und das Reep. Der Faden ist 6 Fuß hoch und eben so breit, die Scheitlänge gewöhnlich 2 Fuß; folglich enthält der Faden 72 Kubikfuß oder 1,7442 französische Steren. Als Frucht- und Salzmaß gilt die Last von 40 Scheffel oder 160 Viertel à 4 Spint. Der Normalscheffel hält 74.090, der Scheffel des Kornhauses aber nur 74,048 Liter; 100 bremer Scheffel = 129,41 preußisch. Das Fuder Rheinwein hat 6 Ohm, die Ohm hat 45 Stübchen oder 180 Quart à 4 Mingel oder Mengel. Das Stübchen hält 3,22144 Liter oder 2,7718 preußische Quart. Der Centner hat 116 Pfund, das Pfund wiegt 498,5 französische Grammen = 7690 englische Grän. Ein Schiffspfund (bei Landbefrachtungen) hält 308 Pfund. Die Schiffslast wird zu 4000 Pfund gerechnet. Das Gold- und Silbergewicht ist die alte kölnische Mark, das Medicinalgewicht das alt-nürnberger. Unter den drei Städtchen Lübeck, B. und Hamburg dauert, zumal in Betreff der auswärtigen Handelsverhältnisse, noch das hanseatische Bündniß fort. So bestehen der gemeinschaftliche Grundbesitz des Stahlhofs in London und des hanseatischen Hauses in Antwerpen, gemeinschaftliche Schifffahrtsverträge, Konsulate 2c.

Geschichte. B. war zur Zeit Karls des Großen ein Fischerdorf. Jener Fürst stiftete in B. ein Bisthum und setzte einen von ihm abhängigen Richter (Potestat) ein. Im Jahre 934 wurde auf Betrieb des Erzbischofs der Potestat zurückberufen und B. bekam nun unter der geistlichen Herrschaft einen Magistrat und viele Freiheiten. Im Jahre 1276 trat die Stadt dem Hansabund und 1522 dem protestantischen Bunde bei, weshalb sie Karl V. belagerte, 1547 Mannsfeld sie aber entsetzte. Im Jahre 1562 führte Albrecht Hardenberg die reformirte Lehre ein. Erst 1731 erhielt B. vom Haus Hannover förmlich die Reichsfreiheit, obgleich es schon 1640 zum Reichstag berufen worden war. Napoleon anerkannte B. bis 1810 als freie Stadt, zog sie aber in diesem Jahre zum Departement der Wesermündungen als dessen Hauptstadt. Nach der leipziger Schlacht von den Alliirten eingenommen, ward B. 1815 als freie Stadt des deutschen Bundes erklärt. Von dieser Zeit an begann auch in B. eine lange Reihe von Verfassungskämpfen, die erst die neueste Zeit zu vorläufigem Abschluß brachte. Nach langen Kämpfen zwischen Demokratie und Aristokratie war die erstere endlich 1428 siegreich hervorgegangen und hatte sich als wichtigstes Recht errungen, daß der Rathswahlkörper aus 6 Bürgern und 3 Rathsmännern zusammengesetzt seyn sollte; doch war schon 1433 durch auswärtige Hülfe der Bürgerschaft das Statut „Tafel und Buch" aufgezwungen, worin der Rath für einen vollmächtigen erklärt und die Selbstergänzung des Raths nur durch die Ausschließung der nächsten Verwandten beschränkt wurde. Ein zweiter demokratischer Versuch endete 1534 damit, daß in der „Neuen Eintracht" nicht nur „Tafel und Buch" bestätigt, sondern noch besonders wiederholt wurde, „daß das Regiment dem Rath allein gebühren solle". Ja, letzteres Statut schließt die Bürgerschaft als solche selbst von der Theilnahme an der Berathung öffentlicher Angelegenheiten aus, indem es verordnet: „es könne der Rath aus der Gemeinheit, aus Kaufleuten und Zünften dazu fordern und einladen lassen, welche ihm (dem Rath) die Verständigsten und Tüchtigsten dünken und sonst nach dem Wohlstande unserer guten Stadt, nach Liebe, Eintracht u. Frieden trachten". Seitdem bestand die Observanz, daß der Rath zu dem Bürgerkonvent die sogenannten Gelehrten, die Aeltermänner der Kaufmannschaft u. aus der übrigen Bürgerschaft alle, welche das große Bürgerrecht mit der Handelsfreiheit erworben hatten und an der Entrichtung des Schosses Theil nahmen, folglich ein Vermögen von wenigstens 3000 Thalern besaßen, einlud. Dies Verhältniß dauerte bis in das 19. Jahrhundert hinein. Erst nach dem Sturz der französischen Herrschaft u. nachdem B. als deutscher Bundesstaat vom wiener Kongreß anerkannt worden war, ergriff am 22. Sept. 1815 der Rath selbst die Initiative, um „durch eine sorgfältige Reinigung der Verfassung von ihren früheren Mängeln den Völkern Europa's zu zeigen, daß B. würdig sey, als selbstständiger Staat ein Glied des deutschen Völkerbundes zu heißen". Das nächste Resultat war das neue Statut vom 23. Febr. 1816 über die Rathswahl, an welcher die Bürgerschaft ferner einige geregelte Theilnahme erhalten sollte. Indem der Rath damit die Selbstergänzung aufgab, geschah nun die Ergänzung des Raths oder Senats gesetzlich folgendermaßen: der Rath forderte im versammelten Konvent die Bürgerschaft zur Wahl von 12 Männern aus ihrer Mitte auf, welche dann wiederum aus ihrer Mitte 4 zur Theilnahme am Geschäft des Vorschlags auslooften. Diese vereinigten sich auf einer gleichen Anzahl Vorschlagsherren aus der Mitte des Raths in geheimer Berathung durch Stimmenmehrheit über 3 Wahlkandidaten, von welchen dann der Rath durch ebenfalls geheime Abstimmung nach absoluter Mehrheit Einen wählte. An der Spitze des Staats standen der Rath (Senat) und die Bürgerschaft. Der Rath bestand aus 4 gelehrten Bürgermeistern auf Lebenszeit, von denen immer Einer ein halbes Jahr den Vorsitz führte, aus 24 Senatoren, gleichfalls auf Lebenszeit, von denen nur 7 Kaufleute, die übrigen 17 Juristen seyn sollten, u. aus 2 Syndiken. Der Senat übte die protestantische Kirchenhoheit, die Justizpflege, das Gnadenrecht, die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, der Polizei und des öffentlichen Unterrichts, die Morgensprache bei den Zünften und die Landherrschaft im Gebiete aus. Gesetzgebung, Besteuerungsrecht und Verwaltung des Handels-, Schifffahrts- und Militärwesens theilte er jedoch mit der Bürgerschaft, d. h. jenem Bürgerkonvent, der aus den etwa 500 zur Theilnahme an den Rathssitzungen Eingeladenen observanzmäßig bestand und an dessen Spitze als „Sprecher" immer einer von den beiden Syndiken der Aelterleute stand. Dieses sich selbst ergänzende Kollegium von 20 Großkaufleuten, das, als Vorstand und Vertreter der Kaufmannschaft aus alter Zeit datirend, nach u. nach in ein einflußreiches Verhältniß zur Staatsgewalt getreten war, war stets

ein Dorn im Auge des Senats, der dasselbe oft, aber stets vergeblich, zu entfernen suchte, bis der Verfassungsentwurf vom Juni 1837 diesem Kollegium seine eigentliche und gewichtige Stelle als ständiger Ausschuß der Bürgerschaft anwies. Dieser Verfassungsentwurf ward von einer am 2. Febr. 1831 niedergesetzten Deputation dem Senat vorgelegt; doch hatten sich die Wellen der von Frankreich ausgehenden Bewegung inzwischen gelegt, und wenn auch einzelne der in dem Berichte gemachten Vorschläge nach und nach auf dem gewöhnlichen Wege der Gesetzgebung ins Leben traten, so hatten die immer drängender werdenden materiellen Aufgaben des Staats in jener Periode des allgemeinen Wetteifers auf diesem Felde Zeit und Kräfte dergestalt in Anspruch genommen, daß die Vornahme durchgreifender Verfassungsreformen von Neuem vertagt wurde. Zwar bildete sich nach und nach außerhalb des Bürgerkonvents eine Reformpartei, doch reichten deren Bestrebungen nur aus, Unzufriedenheit mit dem Bestehenden zu erwecken, vermochten aber die erforderliche Energie zur Vornahme von Verbesserungen nicht hervorzurufen. Erst in den Märztagen von 1848 wurde im Sturme erreicht, wofür man seit 1815 vergebens gekämpft. In einer Petition vom 8. März wurden als dringende Anträge bezeichnet: definitive Feststellung der Verfassung mittelst einer auf den Grundlagen gleicher Wahlfähigkeit und Wählbarkeit aller Staatsbürger beruhenden Vertretung, Oeffentlichkeit der Sitzungen des Konvents und Druck der Verhandlungen desselben mit Namennennung der Redner, Preßfreiheit, Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, Geschwornengerichte, Trennung der Justiz von der Verwaltung rc. Die Aufhebung der Censur, unter beschränkenden Repressivmaßregeln, ward darauf noch denselben Tag verordnet, durch Bekanntmachung vom 10. März die Erfüllung aller übrigen Forderungen verheißen u. schon am 17. März 1848 die Oeffentlichkeit der Bürgerkonventssitzungen verfügt. Eine ziemliche Anzahl von Vereinen unterhielt ein reges politisches Leben. Anfang Mai ward unterhalb Bremerhafen eine Strandbatterie von preußischen Geschützen zum Schutze gegen dänische Angriffe gerichtet; die Blokade der Weser durch dänische Schiffe war schon Anfang April eingetreten. Die Huldigungsfeier für den Reichsverweser ward am 6. August mit Enthusiasmus begangen. Unterdessen waren die Berathungen über das Verfassungswerk rasch vorgeschritten. Nachdem schon am 19. April der Beschluß gefaßt worden war, die definitive Verfassung des Freistaates gemeinschaftlich durch Senat und Bürgerschaft feststellen zu lassen, wurde der Bürgerkonvent mit den Mitgliedern der Bürgerschaft verstärkt, welche schon längst Ansprüche auf Berufung gehabt hatten, u. aus seinem Schooße ging ein Ausschuß zur Anordnung der Wahlen, Bestimmung der Wahlgesetze und des Wahlmodus hervor, worauf am 27. Dec. die Bürgerschaft ihre Berathungen über den neuen Verfassungsentwurf eröffnete. Am 24. Februar 1849 erklärte der Senat seine Zustimmung zu den Beschlüssen der Bürgerschaft über die Verfassung, die am 5. März 1849 vollendet, am 18. April d. J. veröffentlicht wurde. Nach ihren Bestimmungen reducirte sich der Senat auf 16 für Lebenszeit ernannte Mitglieder, 8 Gelehrte, worunter mindestens 5 Juristen, und 8 Nichtgelehrte, worunter mindestens 5 Kaufleute. Die Wahl der Senatoren sollte auf die Weise erfolgen, daß 3 Senatoren u. 10 Vertreter der Bürgerschaft in gemeinschaftlicher Abstimmung drei Kandidaten aufstellten, unter denen der Senat u. die Bürgerschaft in gemeinschaftlicher Sitzung ihre Auswahl trafen. Der Senat ernannte aus seinem Schooße zwei Bürgermeister, welche 4 Jahre in Thätigkeit blieben, so jedoch, daß alle 2 Jahre einer aus dem Amte ausschied; einer von ihnen war abwechselnd ein Jahr lang Vorsitzender im Senat. Die Bürgerschaft (der ehemalige Bürgerkonvent) sollte aus 300 Mitgliedern bestehen, welche für 4 Jahre ernannt wurden, von denen alle 2 Jahre die Hälfte ausschied. Die Wahlen zur Bürgerschaft waren direkte, das aktive Wahlrecht ein allgemeines, und die Landbewohner waren zur Gleichberechtigung zugelassen. Die Exekutivbehörde der Bürgerschaft war das Bürgeramt. Der Senat sollte sich mit der Ueberwachung und Leitung aller politischen Angelegenheiten beschäftigen und die ausübende Gewalt haben, während die Befugniß der Bürgerschaft die Aufrechthaltung der Verfassung und der Gesetze, die Verwaltung der öffentlichen Institute u. die Anregung solcher Reformen, welche das Bedürfniß erheischen würden, in sich begreifen sollte. Deputationen der Bürgerschaft sollten die Senatoren in deren Geschäften unterstützen, u. die Befugnisse dieser Deputationen, welche früher nicht anders als rathgebend auftreten durften, waren in angemessener Weise erweitert worden. In der Bürgerschaft, die am 19. April ihre erste Sitzung hielt, war die radikale Partei wenigstens zu zwei Dritttheilen vertreten, und einer ihrer Führer, der Lehrer Feldmann, wurde zum Präsidenten gewählt. Inzwischen gingen die allgemeinen deutschen Angelegenheiten ihren verhängnißvollen Gang; die demokratische Partei wurde aller Orten besiegt, die altliberale Partei ohne Dank für geleistete Hülfe ihres Dienstes entlassen. Die Reichsverfassung war am 1. Mai für B. publicirt worden; dennoch fanden in der Bürgerschaft am 30. Mai stürmische Verhandlungen über die beantragte Wahl eines Abgeordneten zu der bereits in ihrer Auflösung begriffenen Nationalversammlung an die Stelle des ausgetretenen Abgeordneten Gevekoht Statt, deren Endresultat war, die Neuwahl vorläufig nicht vornehmen zu lassen. Unterdessen hatte der Senat durch Bürgermeister Smidt Verhandlungen wegen des Beitrittes B.s zu dem Dreikönigebündnisse in Berlin anknüpfen lassen, und wider Erwarten sprach sich die deshalb niedergesetzte Kommission der Bürgerschaft zustimmend zu dem Verfahren des Senats aus. Indessen drang nach wiederholten heftigen Verhandlungen die Linke in der Bürgerschaft am 18. August mit ihrer Meinung durch, wonach der sofortige Beitritt abgelehnt u. ein Beschluß in der deutschen Frage vorbehalten wurde, bis das Bündniß auch in den Nachbarstaaten Hannover, Oldenburg und Hamburg von den Ständen genehmigt sey. Als der Senat auf den Beschluß vom 18. mit einer starken Rückäußerung und zugleich

mit einer Appellation an die Gesammtheit drohte, erfolgte am 29., trotz des abrathenden Ausschußantrags, die Genehmigung der Bürgerschaft, mit herbeigeführt durch die Erklärung Hamburgs. Am 6. Oktober ward bei der ersten Senatorenwahl nach der neuen Verfassung ein Führer der demokratischen Partei, der Bürgerschaftspräsident Feldmann, in den Senat gewählt, ein für Altbremen unerhörtes Ereigniß. Die Wahlen der Wahlmänner eines Abgeordneten zu dem erfurter Reichstag führten zu einem neuen Konflikt zwischen Senat und Bürgerschaft. Die demokratische Majorität beanstandete die vom Senat am 13. März bei der Bürgerschaft beantragte Wahl eines der 3 aufgestellten Kandidaten als bremer Mitglieds für das Staatenhaus, worauf die Bürgerschaft am 16. die Wahl definitiv ablehnte und beschloß, gegen die Vollziehung der Volkshauswahl zu protestiren, bis sie nach den vorliegenden Aktenstücken einen Beschluß gefaßt haben würde. Die Minorität gab ihre Einstimmung mit dem Senate zu Protokoll, worauf der Senat ohne Mitwirkung der Bürgerschaft am 18. die Wahl zum Staatenhause vollzog u. gleichzeitig die Volkshauswahl vornehmen ließ. Nachdem der oldenburger Landtag einen Ausweg aus diesem Konflikt gezeigt, ließ sich die Bürgerschaft am 26. März zu dem Beschlusse herbei, die vom Senate vorgenommene Wahl zu genehmigen, falls der Senat sich mit ihr dahin einigen würde, daß die Beschlüsse des erfurter Parlaments für B. nicht eher in Kraft träten, als bis die vollständige Theilnahme Hannovers an dem Bündnisse wieder hergestellt sey. Zwar sprach sich die Bürgerschaft bereits am 24. April aufs Neue in feindseligem Sinne gegen das Bündniß aus; doch hielt der Senat bis zu dem Scheitern der Union an derselben fest und gab auch in diesem Sinne auf das hannöverische Ministerialschreiben, wonach die kleinern Nordseestaaten zur Lossagung von der Union aufgefordert wurden, eine entschieden abweisende Antwort. Den allgemeinen Umschwung der politischen Verhältnisse für sich benutzend und den Beschlüssen des Bundes voraneilend, richtete der Senat am 28. Januar 1851 an die Bürgerschaft eine Aufforderung, zu einer Revision des Wahlgesetzes die Hand zu bieten. Als die Bürgerschaft dies durch Beschluß vom 12. Febr. 1851 ablehnte, ließ der Senat die Sache ungefähr 2 Monate schweben, kam indessen durch ein Kommunikat vom 19. April nachdrücklicher darauf zurück. Die von einer Kommission der Bürgerschaft beantragte ablehnende Antwort gelangte nicht an den Senat, da man den Zeitpunkt erwarten wollte, in dem die Erneuerung der Hälfte der Bürgerschaft Statt zu finden hatte, in der Zwischenzeit aber ein Beschluß der Bürgerschaft gefaßt wurde, Ersatzwahlen nach der bestehenden Verfassung vorzunehmen, wodurch die Bedenken des Senats gegen diese Verfassung ihre stillschweigende Zurückweisung erfuhren. Während dessen war zu diesen Angelegenheiten noch eine andere sehr wichtige gekommen: der Senat forderte unterm 28. Juli 1851 auch eine Abänderung des „Gesetzes, die Wahl eines Mitglieds des Senats betreffend"; doch kam die Bürgerschaft zu einer Beschlußnahme und Erwiederung auf diese Mittheilung nicht mehr, da diese Angelegenheit sowohl, als die wegen der Wahlen in der Bürgerschaft mit dem 27. Sept. auf einmal in ein neues Stadium trat. An diesem Tage nämlich machte der Senat die beiden Bundesbeschlüsse vom 23. August 1851 bekannt u. forderte den sofortigen Vollzug dieser Beschlüsse und daher Abänderung der mit den Grundgesetzen und anerkannten Zwecken des Bundes nicht in Einklang zu bringenden damaligen Verfassung. Statt derselben legte der Senat neue Bestimmungen vor, forderte aber auch noch, daß die Deputationen so beschränkt würden, um dem Senat die gebührende Stellung zu sichern und gewisse ergänzende Bestimmungen zu treffen, wodurch theils die Befugnisse des Senats erweitert, theils wesentliche Volksrechte beseitigt worden seyn würden. Die Bürgerschaft wies außer den reinen Oktroyirungen, d. h. den neuen Wahlgesetzen für den Senat und die Bürgerschaft, nur die Revision des Deputationsgesetzes zurück, gab aber im Uebrigen den Anträgen des Senats verfassungsmäßige Folge. Mit dieser Rückäußerung der Bürgerschaft war aber der Senat nicht zufrieden, brach vielmehr die Verhandlungen ab u. antwortete am 10. Okt., „daß er durch seine Mittheilung an die Bürgerschaft vom 27. Sept. einer Aufforderung des Bundes entsprochen habe, und er nunmehr, nachdem die Bürgerschaft sich so, wie geschehen, auf seine Mittheilung erklärt habe, die Bundesversammlung von dem Erfolge seiner Bemühungen in Kenntniß setzen werde". Weitere Verhandlungen kamen nicht vor; einem Versuch der Bürgerschaft, bei dem Tode eines Senators, des Bürgermeisters Noltenius, durch Ausschreibung einer Neuwahl die bestehende Verfassung noch einmal in Wirksamkeit zu setzen, wurde vom Senat keine Folge gegeben. Auf der andern Seite lehnte die Bürgerschaft ab, die Lage in geheimer Sitzung zu erwägen, nach welchem Beschlusse eine etwa 90 Mitglieder starke Fraktion derselben sich mit einer Eingabe an den Senat wandte, um ihr Bedauern darüber und ihre Zustimmung zu seinem Verfahren zu erklären. Die Entscheidung war von B. nach Frankfurt a. M. verlegt worden, wo Bürgermeister Smidt mit dem Ausschusse des Bundestages konferirte. Das Resultat dieser Berathungen war ein Bundesbeschluß vom 6. März 1852, der die zu entfernenden Verfassungsbestimmungen bezeichnete, worunter namentlich die Verfügungen über die Wahlen zur Bürgerschaft und zum Senat gerechnet wurden, und mehre Veränderungen der Verfassung, insbesondere eine neue Wahlordnung für die Vertretung der Bürgerschaft und ein neues Gesetz über die Deputationen für so dringend erachtete, daß schleunige, eventuell provisorische Bestimmungen in diesen Beziehungen genommen werden müßten. Zugleich wurde die Sendung eines Bundeskommissärs nach B. angekündigt, der auch bald darauf in der Person eines hannöverschen Generals eintraf u. erforderlichen Falls, im Einvernehmen mit dem Senat und durch denselben, die nothwendigen Anordnungen Namens des Bundes provisorisch treffen sollte. Als der Antrag des Bürgermeisteramts, daß der Senat endlich den wiederholten Aufforderungen be-

hufs Wiederbesetzung der erledigten Senatorstelle nachkommen möge, widrigenfalls die Bürgerschaft die jetzigen 15 Mitglieder des Senats nicht als den verfassungsmäßigen Senat ansehen und folgerichtig mit denselben nicht mehr verhandeln könne, von der Bürgerschaft mit 127 gegen 97 Stimmen zum Beschluß erhoben wurde, löste eine Verordnung des Senats vom 29. März die Bürgerschaft auf, mit ihr die Deputationen, setzte die Artikel der Verfassung außer Kraft, welche sich auf die Presse, das Vereins- und Versammlungsrecht bezogen, ebenso das provisorische Gesetz über Geschwornengerichte vom 7. Februar 1851, sowie die auf das schwurgerichtliche Verfahren sich beziehenden Bestimmungen des provisorischen Strafgesetzes wegen Verbrechen wider den Staat, untersagte einstweilen alle Versammlungen und Vereine, welche politische Zwecke verfolgten, und oktroyirte ein Wahlgesetz für die Bürgerschaft, dem später ein Gesetz über die bei den Wahlen für den Senat zu beobachtenden Normen sich anschloß. Die provisorischen Bestimmungen in Betreff der Bürgerschaft verfügten, daß dieselbe auf 180 Mitglieder beschränkt werde, die aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangene Vertretung machte einer andern Platz, welche die einzelnen Interessenkreise zum Ausgangspunkte nahm. Demgemäß zerfallen die Wähler in 8 Klassen. Die Staatsbürger, welche auf einer Universität eine gelehrte Bildung erhalten haben, wählen 16 Vertreter, die Kaufleute 48, die Gewerbe 24, die übrigen Staatsbürger der Stadt 30, und zwar diese letztern in 3 Abtheilungen, so daß auch jene Bürger, welche kein Einkommenschoß gezahlt haben, 10 Vertreter wählen; die übrigen vertheilen sich auf Vegesack, Bremerhafen und die Dorfschaften. Die Vertreter werden auf 6 Jahre gewählt, alle 3 Jahre scheidet die Hälfte derselben aus. Der für den Senat gewählte Wahlmodus ist eigenthümlich. Die Bürgerschaft theilt sich in 5 Abtheilungen; jede Abtheilung wählt 3 Kandidaten und einen Wahlmann; diese 5 bilden mit anderweit 5 vom Senat erwählten Wahlmännern das Wahlkollegium, welches nun aus den 15 Kandidaten 3 auserwählt. Aus diesen Dreien wählt sodann die Bürgerschaft den Senator. Nach dem neuen Wahlgesetz wurde die Bürgerschaft gewählt, welche am 15. Mai 1852 zusammentrat, um mit dem Senat definitiv eine Verfassung zu vereinbaren. Letztere wurde im Frühjahr 1853 der Bürgerschaft vorgelegt, von ihr angenommen und am 21. Febr. 1854. publicirt; doch blieben nach Vorschlag des Senats die noch streitigen Punkte der Artikel 13 und 16, die Senatswahlen betreffend, bis auf weitere Verständigung außer Kraft. Im Dec. wurde der Entwurf eines neuen Judengesetzes angenommen, wonach den in die bremische Staatsgenossenschaft bereits aufgenommenen Juden für sich und ihre Nachkommen alle bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte erhalten bleiben sollten, die Aufnahme neuer Juden aber erst der mit Vorsicht zu ertheilenden Genehmigung des Senats bedürfen sollte. Von eigenthümlichem Interesse war die Angelegenheit des Pastors Dulon (s. d.), sowie die Entdeckung des sogenannten Todtenbundes, einer meist aus jungen Leuten niedern Standes bestehenden revolutionären Verbindung, deren Mitglieder mit Freiheitsstrafe belegt wurden.

Bremen, ehemaliges Herzogthum, jetzt Provinz des Königreichs Hannover, bildet mit dem ehemal. Erzstift B., dem Hochstift Verden und dem Lande Hadeln die jetzige Landdrostei Stade u. grenzt im Norden an die Nordsee, im Nordosten an die Elbe (Grenze von Holstein), im Osten an Lüneburg, im Südosten an Verden, im Süden an Hoya und das braunschweigsche Amt Thedinghausen, im Westen an das Gebiet der freien Stadt Bremen und die Weser (Grenze von Oldenburg) und im Nordwesten an Ritzebüttel und Hadeln. Die 94 □Meilen große Landschaft bildet eine Haide- u. Moorebene, die von ihren zwei Hauptströmen (Elbe und Weser) mit einem Besatz von fruchtbarem Marschland beschenkt worden ist, daher der Volkswitz B. einen abgeschabten Mantel mit goldener Verbrämung und Kragen nennt. Kein Berg, keine bewaldete Anhöhe bringt in das Bild dieser unerfreulichen Einförmigkeit die geringste Abwechselung; nur die Marschen sind hie und da mit kleinen Holzungen besetzt, und aus den sandigen Haiden ragt dann und wann ein mächtiger Wanderblock von Granit empor. Große Torfmoore ziehen sich theils in meilengroßen Strichen, theils in vereinzelten kleinen Gruppen durch die Haiden bis zum Meere hin. Gewässer sind, außer dem Meere und den genannten Hauptströmen, deren Nebenflüsse, nämlich jene der Elbe: Oste (von der Hälfte ihres Laufs an schiffbar), Este, Lühe und Schwinge; jene der Weser: Lesum, Lüne und Geeste. Binnenseen sind das Flügelsmeer, der Balk- u. Bederkesersee. Zur Verbindung der Elbe und Weser vermittelst der Hamme und Oste dient ein Kanal, der zwar Schifffahrtskanal heißt, aber nie schiffbar gewesen ist. Das Brunnenwasser der Landschaft leidet allgemein an einem widerlichen Moorgeschmack. Das Klima ist gemäßigt u. gestattet an der Weser hie und da sogar etwas Weinbau. Starke Herbststürme, die in den Marschen förmliche Orkane werden, bewirken, daß man selten einem Hause das zweite Stockwerk aufzusetzen wagt. Die Witterung ist veränderlicher, als in Oberdeutschland, doch der Winter im Allgemeinen ziemlich gelind. Der Kultur des Bodens hat die zweifache Beschaffenheit desselben, als Marsch- und Geestland, sehr verschiedene Behandlungsweisen vorgeschrieben. Zunächst zerfällt alles Marschland in gutes und schlechtes, alles Geestland aber in gutes, mittleres und schlechtes. Bei der großen Ertragsverschiedenheit des Landes ergeben sich verschiedene Produktionsverhältnisse. Der Weizenbau deckt den Bedarf; Roggen, Hafer und Buchweizen, die Hauptfrüchte der Geest, gedeihen in Ueberfluß, Hülsenfrüchte auf der Geest vorzüglich. Gemüse zur Nothdurft; Kartoffeln gibt es in Menge; die allersberger lange gelbe Rübe, die nur um Allersberg herum ihren eigenthümlichen Werth erlangt und an andern Orten ausartet, ist ein Ausfuhrartikel (sie geht nach England und Holland), ebenso der Meerrettig, sowie der vortreffliche Flachs. Hanf, ein vorzügliches Geestprodukt, wird ausgeführt; desgleichen Rapssaat. Obst wird im Ueberfluß gebaut und weit weg verfahren. Wichtiger und

eine Hauptnahrungs= und Erwerbsquelle des Landes ist die Viehzucht. Die treffliche Pferdezucht hat ihren Hauptsitz in der osterstader Marsch; das Rindvieh kommt dem friesischen und holsteinischen gleich und findet besonders auf den Wesermarschen gute Weide. Schaf=, Schweine=, Gänse= und Bienenzucht sind bedeutend. Wildpret gibt es wenig, dagegen desto mehr Fluß= u. Seefische. Die Forstkultur kann bei der Bodenbeschaffenheit keine große Rolle spielen; einen unerschöpflichen Reichthum an Brennstoff besitzt das Land in seinen Torfmooren. Gewerbsthätigkeit, Kunstfleiß und Handel sind, außer in den größern Städten, gering. Gewohnt, mit allen Bedürfnissen von Bremen und Hamburg reichlich versorgt zu werden, beschränken sich die Landbewohner auf die Verfertigung des Nothwendigsten; bedeutende Fabrikanlagen fehlen. Der Handel beschränkt sich auf den Verkehr in Landesprodukten mit Bremen und Hamburg, von wo man dagegen Kolonialwaaren ꝛc. bezieht. Nur Stade hat einigen Seehandel. Im Allgemeinen herrscht im Herzogthum B. Wohlstand; die Marschbauern stehen den reichsten deutschen Landleuten, wenn nicht voran, wenigstens zur Seite, während dem Haidebauer leichte Erwerbswege bei großer Unabhängigkeit und wenig Bedürfnissen offen stehen. Die Bewohner B.s, ungefähr 180,000 in 2 Städten, 15 Marktflecken, 76 Pfarrdörfern, 645 kleinern Dörfern und Weilern und 133 Vorwerken, sämmtlich Niederdeutsche, sind der Mehrzahl nach Lutheraner und Reformirte; die Juden sind nicht überall geduldet. Hinsichtlich der Verwaltung zerfällt B. in 2 Städte, 14 königliche Aemter, 7 königliche und 18 adelige Gerichte; hinsichtlich der Justiz in 2 Tribunale 2. Instanz: das Hofgericht und die Justizkanzlei. Das Kirchen= u. Schulwesen, das unter dem Konsistorium in Stade steht, gliedert in die 3 geistlichen Ministerien in Burtehude, Stade u. Verden, und 10 Präposituren, insgesammt mit 120 Pfarreien; die Reformirten bilden 7 Gemeinden. Wappen: Zwei in Form eines Andreaskreuzes über einander gelegte, mit den Schließblättern nach unten gekehrte silberne Schlüssel in Roth, Theil des hannöverschen Staatswappens. Die Hauptstadt ist Stade.

Die bremischen Ebenen wurden in den frühesten Zeiten von den Chauken bewohnt, die allmählig sammt vielen größeren, z. B. Friesen, u. kleineren norddeutschen Volksstämmen mit den Sachsen verschmolzen und fortan Kriege und Ehren mit diesen theilten. B. zerfiel damals in Gaue, aber in welche und in wie viele, ist unbekannt; man weiß nur, daß die Gegend von Harsefeld bei Stade Rosengau, das jetzige Alte=Land Gau der Welzaten, und daß nach dem Wigmodigau das ganze Land bis ins 12. Jahrhundert Wigmodien hieß. Karls des Großen Eroberungs= und Bekehrungskriege erstreckten sich mit ihren wichtigen Folgen bis in diese Gegenden. Schon 779 war ein Theil des Landes unterworfen und das Jahr 780 sah das erste christliche Kreuz in Bremen. Karl sandte den Priester Willehad, der bisher unter den Friesen gelehrt hatte, nach Bremen, ernannte ihn 788 zum Bischof über Friesland u. Wigmodien u. stellte ihn unter den kölner Metropolitan. Vor den fortdauernden und besonders den 793 von Neuem gewaltig auflodernden Kriegsflammen erzitterte und schwankte noch der bischöfliche Sitz, bis der Friede von Salza (803) ihm dauernde Festigkeit und einen, auch die angrenzenden Provinzen des jetzigen Herzogthums B. umfassenden Wirkungskreis gab. Uebrigens stand den Bischöfen von B., deren wir nur drei zu erwähnen haben, bloß die Erhaltung und Erweiterung der christlichen Kirche, sowie die Verwaltung und Benutzung des Kirchenguts und der außerordentlichen Geschenke zu; alles weltliche Regiment lag in der Hand des Gaugrafen, dessen Gerechtigkeitspflege jedoch der Bischof seiner Beachtung unterwerfen sollte. Der erste Bischof, Willehad, Gründer der Domkirche in Bremen, starb 790 zu Blerum; Willerich starb 839; Leuderich, der letzte bremische Bischof, 847. Als um diese Zeit (845) von normännischen Seeräubern die Kathedrale von Hamburg zerstört worden war, verlegte Ludwig der Deutsche nach Leuderichs Tode den Sitz des hamburger Erzbischofs Ansgarius nach Bremen u. vereinigte beide geistliche Stifte, nachdem Verden und Köln ihren Ansprüchen und Rechten, jenes auf Hamburg, dieses auf B. entsagt hatten, 858 zu einem Erzbisthum. Die ersten sechs Erzbischöfe (858—936), deren Stellung sich weder durch Macht noch Glanz vor jener der drei bremischen Bischöfe auszeichnete, blieben einem ascetischen Mönchsleben getreu, gründeten Klöster und Gotteshäuser, hielten auf strenge Kirchenzucht und waren schon durch die wilden Stürme der Zeit, die Einfälle und Raubzüge der Normannen und Hunnen, vom Streben nach weltlichem Glanz und Einfluß abgeschnitten. Der letzte, Unno, von Kaiser Konrad I. unmittelbar und gegen den Willen der Geistlichkeit und des Volkes zum Bischof erhoben, starb in seinem Beruf, als er mit der christlichen Lehre eifrig in den Norden vordrang, zu Birka in Schweden 936. Der erste Amtsschritt seines Nachfolgers, des Erzbischofs Adalgag (936—988), legte den Grund zur weltlichen Macht der bremischen Erzbischöfe. Verwandter des sächsischen Hauses und verdienter Günstling Otto's I. (auch Otto's II. und III.), bewirkte er sofort, „daß B., welches lange Zeit von den Potestaten und Richtern unterdrückt gewesen, durch einen Freiheitsbrief des Königs davon losgemacht wurde". Diese dem erzbischöflichen Stuhle dadurch übertragenen Rechte und Befugnisse, die früher dem Grafen zugestanden hatten, umfaßten jedoch nur die Verwaltung alles geistlichen Guts der Klöster, der Stiftungen, des Dom= und Kircheneigenthums u. dergl. und mußten von eigens dazu niedergesetzten Kastenvögten in Ausübung gebracht werden. Außerdem brachte Adalgags günstiges Verhältniß zum Kaiser die nordischen Bisthümer Schleswig, Ripen u. Aarhuus unter seinen Krummstab. Liebizo oder Libentius I. (988—1013) war ein eifriger Heidenbekehrer. Unwann (1013—1029), wie Unno, von Kaiser Heinrich II. unmittelbar ernannt, versöhnte Volk und Geistlichkeit bald mit des Kaisers Wahl durch Thatkraft und edle Gesinnung; er machte dem heidnischen Kultus im ganzen Erzbisthum ein Ende. Ihm folgten eine Reihe

unbedeutender Kirchenfürsten bis auf Adelbert (1043—1072), der im Streben nach möglichster Unumschränktheit für seine Person das Erzbisthum durch Schuldenlast bedrückte und ihm durch sein trotziges Verfahren gegen den Dänenkönig Sueno sogar die Herrschaft über alle nordischen Bisthümer raubte. Während der nächsten 158 Jahre war die Grafschaft Stade ein immerwährender Zankapfel zwischen den Erzbischöfen und den sächsischen Herzögen und die Veranlassung, daß das Wenige, was von den vier ersten Erzbischöfen dieser Reihenfolge für die Verbesserung der Landeskultur geschah, von den Nachfolgern auf das Gründlichste wieder vernichtet wurde. Den ersten Nachfolger Adelberts, Liemar (1072—1101), brachte sein treues Festhalten an der Sache Heinrichs IV. in den Bann (bis 1077). In der Schlacht bei Gleichen (1088) gefangen, erhielt er nur gegen eine Summe von 300 Mark und die Abtretung der Schirmvogtei über die Stadt Bremen von Herzog Lothar (Lüder) von Sachsen die Freiheit. Ein dritter Schlag traf ihn unverschuldet: die Trennung der nordischen Bisthümer Hamburg u. Bremen. Liemar, dessen Erzbisthum dadurch zum kleinsten in Deutschland zusammengeschmolzen war, schrieb sich nur noch Erzbischof von B. Adelbert II. (1123—1148) war der erste vom Kapitel erwählte Erzbischof, seitdem der Kaiser sich des Investiturrechts begeben hatte. Unter ihm erstreckte sich die geistliche Gewalt des Erzbisthums wieder über die Bisthümer Holstein und Mecklenburg, nur die nordischen blieben verloren. Die weltliche Macht war desto beschränkter, weil Herzog Lothar die Schirmvogtei über B. festhielt, wie ein lange erstrebtes Gut. Ueber Stade behauptete Adelbert wenigstens die Lehnsherrlichkeit der Kirche. Ihm folgte Hartwig I., Dompropst von Bremen, geborner Graf von Stade. Unter ihm wurde Bremen geplündert; er selbst, vertrieben, mußte die Rückkehr in sein Stift mit 1000 Mark Silber erkaufen u. starb 1168. Unter Bischof Gerhard I., dem letzten dieser Reihe, wurde endlich dem Erzbisthum B. Stade als Besitzthum für ewige Zeiten überlassen. Gerhard II. (1220—1257), unter welchem 1223 Hamburg die erzbischöfliche Würde durch Vergleich an B. abtrat, richtete zuerst auf die wachsende Macht der Städte seinen neidischen Blick. Bremen zumal, das durch seinen Seehandel, besonders mit Landesprodukten, immer sichtlicher aufblühte, reizte die habsüchtigen Regungen der Kirchenhäupter. Um auch von diesem Theil wohlerworbenen Volksreichthums einen möglichst großen Tribut für die Kirche zu erzwingen, legte Gerhard unterhalb Bremen ein festes Zollschloß, Wittenburg, an u. ließ den Strom mit Ketten u. Pfählen sperren. Die Bremer zerstörten diese Zwinganstalten und bauten dem Bischof 3 Meilen oberhalb Bremen ein anderes, jedoch nicht zollberechtigtes, Schloß. Nachdem aber ein anderer feindlicher Handel mit dem Welfen Otto, der sich um sein Erbe Stade durch den Vertrag von 1219 verkürzt hielt, zu des Erzbischofs Gunsten entschieden war, erhob er gegen B. neuen Streit, in welchem das Bisthum seine weltliche Herrschaft über die Stadt, die sich ein eigenes Stadtgesetz gegeben hatte, das er bestätigen mußte, meist ganz verlor. Erzbischof Giselbert (1275 bis 1296) züchtigte die aufrührerischen Kehdinger durch Verrath, indem er sie zu einem Turnier verlockte und ihre Häupter daselbst binden und morden ließ, erhielt wegen der Begünstigung Bremens, das 1276 der Hansa beitrat, den Namen Erzbischof der Bürger, ward aber gleichwohl bei einem Aufruhr aus der Stadt gejagt. Sein Nachfolger, Heinrich I., starb 1296. Unter Florentius (1296—1302) fällt die prachtvolle Feier des 1300jährigen Jubelfests der Christenheit. Johann wurde vom Papst Klemens V. als Erzbischof nach Bremen gesandt. Er war ein gelehrter u. rechtschaffener Mann, kam aber bald mit Geistlichen und Bürgern in eine Reihe von Händeln, aus denen er, trotz aller Unterstützung des Papstes, sieg- und machtlos schied. Nachdem er fast 20 Jahre lang mehr nach Recht und Rache bei den Ditmarschen, Friesen u. in Rom herumgeirrt, als regierend im Stift gewesen war, starb er 1327 zu Paris oder Avignon. Nach Johanns Tode hatte der erzbischöfliche Stuhl so wenig Reiz, daß sich Niemand darauf setzen wollte und Burchard Grelle, der während Johanns Irrfahrten schon einmal Mitverweser des Stifts gewesen war, nur ungern den Bitten des Erzstifts nachgab und Erzbischof wurde. Er reinigte Stift und Geistlichkeit (Synode zu Stade 1328) von den Mißbräuchen, von denen sie überwuchert waren, bändigte die Kehdinger durch die Erbauung des Schlosses Kiekindeelbe und schützte die bremischen Freiheiten. Sein Nachfolger, Otto I. (1344 bis 1349), veranlaßte durch die Wahl seines Vetters Moritz, Grafen von Oldenburg, die Kriege, die nach seinem Tode Land und Menschen verdarben u. Bremens Handel auf viele Jahre zurückwarfen; denn gegen den durch die Majorität der Wahlstimmen erhobenen Erzbischof Gottfried kämpfte bis zu dessen Tod die Uebermacht des verschmäheten Moritz. Auch Bremen, dessen Rath u. vornehmste Bürgerschaft dem Grafen Moritz anhing, wurde durch das Volk zum offenen Kampf, und zwar für Gottfried, gezwungen, und würde, wie das Land vor Verheerungen, innerhalb seiner Mauern nicht sicher vor Brand und Plünderung gewesen seyn, wenn die darin wüthende Pest den Feind nicht zurückgescheucht hätte. Graf Moritz blieb endlich im Besitz der Güter des Erzstifts, anerkannte Gottfried in seiner erzbischöflichen Würde und zahlte ihm eine jährliche Apanage. Aber schon nach wenigen Jahren entbrannte der Kampf aufs Neue u. Bremen wurde, weil diese unaufhörlichen inneren Kämpfe es von der Theilnahme an den Hansaangelegenheiten abhielten, aus dem Bunde gestoßen. Gottfried starb 1363. Albert II., Sohn des Herzogs Magnus von Braunschweig, schon seit 1361 bestätigter Nachfolger des Vorigen, erfaßte den Krummstab und verwandelte ihn in ein siegreiches Schwert gegen Moritz, aber auch in eine Geißel für Volk und Land. Kriege u. Verschwendung hatten bei seinem Tode (1395) die Schuldenlast so aufgehäuft, daß die Sparsamkeit seiner zwei nächsten Nachfolger eine doppelte Wohlthat wurde. Otto II., des Vorigen Neffe, seit 8 Jahren Bischof von Verden, trat als geistlicher und weltlicher Fürst

mit gleicher Gewissenhaftigkeit und Strenge auf, löste einen großen Theil der von Albert II. versetzten Güter ein und baute sogar neue Schlösser, zum Theil, um den unruhigen Unterthanen ein drohendes Joch vor die Augen zu stellen. Otto's Tod (1406 oder 1407) wurde veranlaßt durch die Bremer, die zur einen Hälfte des Schlosses Bederkese, die ihnen bereits gehörte, auch die andere erzbischöfliche begehrten, damit die Doppelherrschaft nicht zu bösen Händeln führe. Otto erzürnte hierüber so, daß ihn eine tödtliche Krankheit darniederwarf. Johann II., seit 30 Jahren Archidiakonus in den Landen Hadeln und Wursten, ein Mann von mehr Geist und Erfahrung, als Gelehrsamkeit, suchte den Frieden, vollendete die Einlösung der verpfändeten Reichsgüter, erhielt von den Bremern das Schloß Bederkese auf Lebenszeit, konnte aber so wenig, als sein Vorgänger, das Erbauen von Zwingburgen (Lahn und Stinteburg) durchführen und veranlaßte dadurch viele aufruhrähnliche Widersetzlichkeiten der Stadt- und Landbewohner. Uebrigens lebte unter ihm Handel und Ackerbau, vom Frieden gepflegt, wieder auf. Er starb 1421 und hinterließ das Erzbisthum an Nikolaus (Grafen von Delmenhorst) schuldenfrei. Die langen Friedensjahre hatten jedoch noch viel zu wenig gesammelt für die wenigen Kriegsjahre, welche Nikolaus über das Land kommen ließ. Zwar blieb er persönlich im Vortheil gegen den Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, der ihn mit Krieg überzogen hatte, angeblich weil die Horneburger, bremische Unterthanen, in seinen Staaten raubend betroffen worden waren, und der sich endlich sammt seinen Bundesgenossen zurückziehen mußte; aber die Länder beider Fürsten hatten unglaublich gelitten. In einem Kriege zweier friesischen Häuptlinge aber, in welchen der Erzbischof sich als Partei mischte, wurde er 1426 (Schlacht bei Detem) gefangen. Nicht die Loslassung, die sogar ohne Lösegeld geschehen seyn soll, aber der große Kriegsaufwand zehrten wieder unmäßig am erzbischöflichen Gute. Endlich sah er sich genöthigt, das Erzbisthum dem reichen Abt Balduin von Lüneburg zu übertragen, der die erzbischöflichen Schulden desselben übernahm, während Nikolaus nur dadurch, daß er Delmenhorst dem Grafen Dietrich von Oldenburg zuwandte, sich aus seinen übrigen Bedrängnissen erretten konnte. Auf dem Schlosse zu Delmenhorst starb er 1437. Balduin behielt Lüneburg als Bisthum und Wohnsitz bei und starb 1442. Die folgenden 21 Friedensjahre, welche Gerhard III. (Graf zu Hoya) dem Erzbisthum zu bewahren verstand, wurden auch von den Städten zu immer stärkerer Befestigung ihrer bürgerlichen Macht benutzt, ja Bremen, Stade und Burtehude verbanden sich 1445 sogar gegen diesen friedlichsten aller Kirchenfürsten aus übertriebener Vorsichtigkeit. Er starb 1463, vom Volk beweint. Der Dompropst und Corrector bullarum apostolicarum, Johann Rode, Oheim von Johann III., soll, um dem Sohn eines kinderreichen Vaters ein gutes Unterkommen zu verschaffen, 1463 die Wahl Heinrichs II. (eines Grafen von Schwarzburg) zum Erzbischof von B. betrieben haben, eine Menschenfreundlichkeit, die das Erzbisthum theuer bezahlen mußte. Denn als Heinrich II. (1465) auch Bischof von Münster wurde, nannte er sich, mit Bewilligung des Papstes, fortan „Bischof zu Münster u. Administrator des Erzbisthums B.", verlegte seinen Wohnsitz nach Münster, zog dahin alle seine Einkünfte, ließ, während er Kriege für sein eigenes Interesse führte, die Güter des bremer Landes ohne Obhut und in Trümmer fallen und vereinigte endlich noch die Grafschaft Delmenhorst mit Münster. Nur die Städte, besonders Bremen, hatte er gefördert, weil er sie in ihrem Thun nicht gehindert hatte. Nach seinem Tode (1496) kam Johann III., ein Bürgerssohn, auf den erzbischöflichen Stuhl, ein gelehrter, frommer und friedlicher Mann, der aber von den Fürsten ringsum befehdet wurde und unter dessen Händen das Land zur Wüste wurde. Er starb 1511 zu Bremervörde. Sein Nachfolger, den er schon 1500 zum Koadjutor erwählt hatte, um durch die Verbindung mit einem mächtigen Fürstenhaus den Fürsten trotzen zu können, der Sohn Herzogs Heinrich von Braunschweig, Christoph, erhielt die Huldigung der Städte erst, nachdem er ihre Privilegien anerkannt hatte. Seine unersättliche Kriegslust, die von 1517 an bis 1557 das Land kaum zu Athem kommen ließ, seine Gleichgültigkeit gegen das Volkswohl, seine Verschwendung, sein Prozessiren und Reisen, seine Nichtachtung geschlossener Verträge u. sein unzüchtiges Leben brachten ihn und das Land an den Bettelstab. Der Reformation trat er mit aller Anstrengung seiner verwilderten Energie entgegen und suchte durch Zurschautragen katholischer bunter Pracht, Prozessionen, Wallfahrten und nächtliche Metten, Kerker und Holzstoß (Heinrich von Zütphen u. Johann Bornemacher, ein bremischer Prediger, wurden verbrannt!) den Katholicismus in seinem Sprengel zu retten. Doch fand er am Ende die Last seiner Verhältnisse zu schwer: als er einen Stellvertreter suchte, der ihn aus seiner Noth erretten sollte, und als eben das Kapitel, den Rath befolgend, den Christophs eigener Bruder ertheilt hatte, ihn absetzen und in ein Kloster sperren wollte, starb er zu Tangermünde 1558. Sein Bruder und Nachfolger, Georg, seit 1535 Dompropst zu Köln, seit 1553 Bischof zu Minden, dem Lutherthum zugethan, brachte 1562 Schloß Ottersberg zum Erzstift und starb 1566. Heinrich III. (Prinz von Sachsen-Lauenburg) brachte das Land Wursten, die Herrschaft Bederkese rc. dem Erzstift zu, wurde 1574 auch Bischof von Paderborn u. Osnabrück u. starb 1585. Johann Adolf (Sohn Herzog Adolfs von Schleswig und Holstein-Gottorp), seit 1585 Erzbischof von B., 1586 Bischof von Lübeck u. 1591 Herzog, heirathete 1596 und entsagte, da eine wunderliche Konstitution auch den evangelischen Erzbischöfen das Cölibat auflegte, in demselben Jahre dem bremischen und 1608 dem lübeckischen Stuhl zu Gunsten seines jüngsten Bruders, Johann Friedrich, in dessen 38jährige Regierung die erste Hälfte des 30jährigen Kriegs fällt. Tilly und Christian IV. von Dänemark vertrieben ihn aus dem Lande u. Letzterer setzte seinen Sohn Friedrich zum Koadjutor ein. Erst schwedische Hülfe führte den Erzbischof 1631, nach der Schlacht bei Breitenfeld, in sein Stift zurück. Von den unter ihm erschiene-

nen Verordnungen ist sein menschliches Edikt von 1603, vom Prozeß in Zaubereisachen, das den Richtern mehr Vorsicht und Milde zur Pflicht macht, und die neue Kanzleiordnung von 1607 für die Kenntniß des Geschäftsganges jener Zeit dem Geschichtsforscher von Wichtigkeit. Er starb 1634 im Altenkloster bei Buxtehude. Ihm folgte der letzte Erzbischof von B., obengenannter Prinz Friedrich von Dänemark, seit 1616 (7 Jahre alt) Domherr in Bremen, seit 1618 Koadjutor zu Verden u. 1621 zu Bremen. Er erhielt erst, nachdem er den prager Friedensschluß anerkannt hatte, die kaiserliche Bestätigung und erst 1637 die Huldigung. Zur Regierung kam er eigentlich nicht, denn schon 1644 begann der schwedisch-dänische Krieg, welcher von Schweden nach dem Erzbisthum herüber gespielt wurde und schon 1645 die Vertreibung Friedrichs zur Folge hatte. Derselbe wurde als Friedrich III. 1648 König von Dänemark, und B. nebst Verden, zum Herzogthum umgeschaffen, blieb als Reichslehn in schwedischer Hand. Das nunmehrige Herzogthum B. nebst Verden erhielt Stade zur Hauptstadt. Als 1675 Schweden wegen seines Bündnisses mit dem Reichsfeind in die Reichsacht kam, hielten die Herzöge von Celle und Wolfenbüttel und der Bischof von Münster &c. das Land bis 1679 besetzt. An Hannover wurde B. zuerst 1709 von den Schweden versetzt und, nachdem es 1712 während der Kriege Karls XII. in die Gewalt der Dänen gekommen war, von diesen 1715 für 6 Tonnen Goldes verkauft, worauf Schweden, nach dem Frieden der Ruhe und des Geldes bedürftig, im Vergleich zu Hamburg (1729) seine Ansprüche auf B. für eine Million Thaler und eine Schadloshaltung von 90,000 Thalern ebenfalls an Hannover abtrat. Von 1803—1806 in französischer Gewalt, kam das Land auf sehr kurze Zeit an Preußen, machte dann einen Theil des Königreichs Westphalen, später des Departements der Wesermündungen aus, bis es 1813 an Hannover zurückgegeben wurde.

Bremer, Frederike, schwedische Romanschriftstellerin, 1802 bei oder zu Abo in Finnland geboren, kam in ihrem 3. Jahre mit ihren Aeltern nach der Provinz Schonen, lebte dann in Norwegen bei ihrer Freundin, der Gräfin Sonnerhjelm, und ward dann Lehrerin in einem Töchtererziehungsinstitut in Stockholm. In ihren Werken treten ächt weibliche Reinheit, tüchtiger Verstand, ein unverbildetes Gemüth, treue Lebensauffassung, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens u. anschauliche, oft ergreifende Darstellungsgabe überall zu Tage. Das Gebiet, auf dem sie ganz zu Hause ist, ist das Familienleben, und ihre Darstellungen auf diesem Gebiete sind, wenn auch zuweilen zu minutiös, doch höchst anziehend und einzig in ihrer Art. Weniger ist ihr die Gabe einer reichen Erfindung eigen, obgleich auch diese einigen ihrer Romane, namentlich den „Nachbarn" (deutsch, 5. Aufl., 2 Thle., Leipzig 1850), in keiner Weise abzusprechen ist; auch zeichnet sich der letztgenannte Roman durch eine treffende, durchweg gelungene Charakteristik vorzüglich aus. Weniger Bindung und Zusammenhang eines Romans haben „Das Haus" (deutsch, 3. Aufl., 2 Thle., Leipzig 1842) und „Streit und Friede" (deutsch, 3. Aufl., das. 1845); doch hat letzterer den Vorzug, auf einem in Romanen bisher wenig kultivirten Boden, in Norwegen, zu spielen und die malerischen Scenerien des Landes in meisterhafter Schilderung dem Leser vor das Auge zu stellen. Schon ihr erster Roman, „Die Tochter des Präsidenten" (deutsch, 4. Aufl., Leipzig 1845), erregte mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit, welche bei dem Erscheinen des Romans „Die Nachbarn", welcher später von Charl. Birch-Pfeiffer dramatisirt wurde, den Gipfel erreichte; doch auch „Die Familie H." (deutsch, 2. Aufl., Leipz. 1846) und „Nina" (deutsch, 3. Aufl., das. 1847) verdienen Anerkennung. Ihre Novellen erschienen im Original unter dem gemeinschaftlichen Titel: „Teckningar ur Hvardagslifvet" (Thl. 1—7, Stockh. 1835—1843), an welche sich „Nya Teckningar ur Hvardagslifvet" (Thl. 1—8, das. 1844—1848) anschließen. Theile der letztern bilden die Werke „Ein Tagebuch" (deutsch, 2 Thle., Leipzig 1844, Hamburg 1844), „I Dalarne", d. i. „In Dalekarlien" (Stockholm 1845; deutsch, 2 Thle., Leipz. 1845) und „Syskonlif", d. i. „Geschwisterleben" (2 Thle., Stockholm 1848; deutsch, 3 Thle., Leipz. 1848). In den „Morgan-Väkter" (Stockh. 1842), welche auch unter dem Titel „Morgenwachen" (Hamburg 1842) und von Runkel als „Morgendämmerungen" (Elberfeld 1842) ins Deutsche übersetzt wurden, hat die Dichterin ihr religiöses Glaubensbekenntniß niedergelegt. Anziehende Reisebilder gab sie in dem „Lif i Norden" (Stockholm 1849) und „Midsommar-Resan" (das. 1849; deutsch, 2 Thle., Leipzig 1849). Alle ihre Schriften wurden nicht bloß mehrmals, einzeln und zusammen („Skizzen aus dem Alltagsleben", Thl. 1—19, Leipzig 1841—1849), ins Deutsche, sondern auch in das Französische, Englische, Holländische und andere Sprachen übersetzt.

Bremergrün, bläulichgrüne Farbe des Handels, ähnlich dem Braunschweigergrün. Der Hauptbestandtheil ist basisch kohlensaures Kupferoxyd. Außerdem enthält es noch kohlensaure Bittererde, oder kohlensauren Kalk und Thonerde, so daß es scheint, als ob es durch Niederschlagung einer Auflösung von Kupfervitriol, Bittersalz u. Alaun durch Kali oder Natron bereitet würde. Die Thonerde und die Bittererde geben der Farbe Lockerheit. Ein schönes blaßgrünes B. wird erhalten, wenn 1 Theil Kupfervitriol in 10 Theilen Wasser gelöst und mit etwas Salpetersäure versetzt 8 Tage lang an der Luft ruhig stehen gelassen wird, worauf man filtrirt, frisches Kalkwasser hinzusetzt, mit filtrirter Potaschenlösung niederschlägt und dem ausgewaschenen Niederschlage mit Gummiwasser Glanz ertheilt.

Bremerhafen, zur freien Stadt Bremen gehöriger Flecken, am Ausfluß der Geeste in die Wesermündung, mit bequemem Hafen, Schiffswerften, 2 geräumigen Drydocks, Quarantaineanstalt, Amthaus und Auswanderungshaus, in dem an 3000 Personen Pflege und Unterkommen finden, und gegen 4000 Einwohnern. Da Bremens Handel durch das seichte Fahrwasser der Weser u. den Mangel eines Seehafens vielfachen Beschränkungen und Verhinderungen unterworfen war, so brachte Bremen 1827 ein Stück Land in der Nähe von Bremerlehe durch Kauf von Hannover an

sich und begann im Juni 1827 den Bau eines trefflichen Hafens, der im Herbst 1830 vollendet wurde. Er besteht aus einem Außenhafen, dem Bassin nebst den dazu gehörigen Schleußen und einem Hinterhafen. Letzterer, der eigentliche Hafen, 2600 Fuß lang, 216 Fuß breit, hat einen niedrigsten Wasserstand von 17 Fuß 7 Zoll unter 0, der höchste beträgt 9 Fuß über 0, und er genügt für die größten Schiffe. Er faßt 80 Seeschiffe, u. es laufen in demselben durchschnittlich jährlich 5—600 Schiffe ein und aus. Hannover hat sich die Militärgewalt vorbehalten und schützt den Hafen durch eine Batterie, Fort Wilhelm genannt. Mit Bremen ist B. durch Telegraphen verbunden.

Bremervörde, Flecken im hannoverschen Landdrosteibezirk Stade, an der Oste, südwestlich von Stade, in freundlicher Gegend und mit sehr lebhaftem Verkehr auf der Oste, überhaupt ein Mittelpunkt des Verkehrs für das Herzogthum Bremen. B. treibt bedeutende Branntweinbrennerei und Schiffbau, ist Sitz eines königlichen Amtes und eines Superintendenten und hat eine Kirche u. 3000 Einw. B. war lange Zeit, besonders nachdem Bremens Handelsmacht und freiheitstrebender Geist dem Erzbischof den dortigen Aufenthalt verleidet hatte, Sitz der Erzbischöfe, bis dieselben 1547 von den Bremern auch aus dieser Stätte vertrieben wurden. Im Jahr 1628 eroberten es die Kaiserlichen; schwedische Hülfe brachte B. 1632 an die Erzbischöfe zurück. Dieselben Schweden eroberten und verbrannten den Ort 1645 und 1646; 1657 fiel er in dänische Gewalt, wurde zwar 1658 im roeskilder Frieden zurückgegeben, aber schon 1675 von den Braunschweigern erobert, die ihn bis 1680 in Besitz behielten. Die übrigen Schicksale B.'s fallen mit denen des Herzogthums Bremen und später Hannovers zusammen.

Bremgarten, Kreisstadt im schweizerischen Kanton Aargau, an der Reuß, mit 1000 Einwohnern, treibt Papierfabrikation und Ackerbau, und hat ein Gymnasium und Kapuzinerkloster, das aber gegenwärtig aufgehoben ist. B. ist eine der ältesten Städte der Schweiz, war früher freie Reichsstadt, fiel aber mit der Zeit unter die Macht des österreichischen Hauses und kam dadurch 1415 an die Eidgenossenschaft. Im Jahr 1443 wurde es von den Zürichern erobert, jedoch bald wieder freigegeben. Zwingli's Nachfolger im schweizerischen Reformationswerk, Heinrich Bullinger, führte 1529 hier die neue Lehre ein; aber schon 1532 wurde der alten gewaltsam wieder Platz gemacht. Neue Fehden mit Zürich u. Bern 1655 und 1712 brachten B. abermals in der Züricher Hände, die es im Frieden 1712 auch behielten. B. ist des berühmten Bullinger Geburtsort und war in der Revolutionszeit längere Zeit der bescheidene Aufenthalt des Herzogs von Chartres, nachmaligen Königs Ludwig Philipp von Frankreich.

Bremond, Anton, der 63. General des Dominikanerordens, verdienter Sammler und Forscher für die Geschichte der katholischen Kirche, 1692 zu Cassy bei Marseille geboren, studirte an letzterm Orte u. in Arles u. trat 1708 in den Orden, in welchem er 1716 die Priesterweihe erhielt. Er lebte hierauf als Missionär bis 1722 auf Martinique, ging seiner leidenden Gesundheit halber 1723 in das Kloster St. Maximin, 1725 aber nach Rom, wo er seit 1730 als Gehülfe des Generals und seit 1741 selbst General mit ganzer Seele für seinen Orden wirkte und 1755 †.

Bremontier, Nicolas Thomas, ausgezeichneter französischer Ingenieur und Wegebaumeister, 1738 geboren, † als Generalinspektor beim Brücken- und Wegebau 1809 in Paris. Ein Werk seines großen Talents ist die Befestigung des Strandes und die Bepflanzung der Dünen am Golf von Gascogne, wodurch er dem vielfachen Unglück, welches dort die beweglichen Sandberge über ganze Dörfer und Fluren Jahrhunderte lang gebracht hatten, für immer steuerte und eine mehre Meilen weite sterile Wüste mit Baumwuchs schmückte.

Bremsberg, ein Bergwerksraum, auf welchem die Förderung von höheren, nicht mit dem Förderschachte oder Stollen in Verbindung stehenden Strecken auf tiefer liegende Hauptstrekken, in Gefäßen, welche nicht umgeladen werden und die auf Holz- oder Eisenbahnen gehen, in der Art bewirkt wird, daß das volle an einem Seile oder einer Kette niedergehende Gefäß das leere von selbst hinaufzieht. Am Eingange der oberen Förderstrecke ist ein Füllort ausgehauen, auf welchem der Bremshaspel, um den die Kette, welche das volle Gefäß niedergehen läßt, geschlungen ist, die sich auf der einen Seite in dem Verhältnisse abwickelt, als sie auf der anderen, wo das leere Gefäß in die Höhe steigt, sich aufträgt. Sobald letzteres in die Nähe der Hängebank gelangt, befindet sich das volle zunächst der Hauptförderstrecke; jetzt wird der Haspel mittelst der Bremsvorrichtung augenblicklich zum Stehen gebracht, das volle Gefäß unten mit einem leeren, das leere oben mit einem vollen vertauscht und ersteres hierauf wieder in die Tiefe niedergelassen. Besonders in Steinkohlenbergwerken sind B.e von großer Wichtigkeit und werden dann hergestellt, wenn die Kohlenflötze stärker als 10 Grad fallen, unter welchen Winkeln die Diagonalen zu viel Ansteigen erhalten müßten und der Förderknecht das auf ihr niedergehende volle Gefäß nicht mehr zu halten im Stande seyn würde. Die B.e werden in rechten Winkeln gegen das Streichen, d. h. im Fallen der Flötze, ausgehauen, erhalten eine Weite von 1—2 Lachtern und eine Höhe von ¾—1¼ Lachtern. Die Zimmerung muß stark hergestellt werden, weil bisweilen die Bremskette reißt, mit dem vollen Gefäße niedergeht und die Zimmerung zusammenbrechen würde, wäre dieselbe nicht vollkommen gut und dauerhaft.

Bremse (Stechfliege, Viehfliege, Tabanus *L.*), Fliegengattung, zur Familie der Streckmäuler (Tanystomata), nach Oken zu den Lippenmucken oder Lippenfliegen gehörig. Der Kopf ist groß, halbkugelig, so breit als das Bruststück, die Augen nehmen fast den ganzen Kopf ein, die Fühlhörner sind walzenförmig, das letzte Glied desselben mondförmig und geringelt, der Fleischrüssel mit dicken Freßspitzen und 6 breiten Stacheln ausgerüstet, die Flügel offen, 3 Ballen am letzten Zehenglied der Füße. Man zählt mehr als 40 einheimische und gegen 60 ausländische Ar-

ten. Sie sind meist Blutsauger und eine arge Plage vieler Säugethiere. Keine Fliegengattung hat so gewaltige Stechwerkzeuge, um selbst die harten Häute der Rinder, Pferde, Kameele rc. zu durchbohren; mehre Arten machen Wunden, weiter als von einer großen Nadel und tief in das Fleisch hinein. Die in der Erde lebenden Larven sind lang, ihr Körper läuft nach dem kleinen zweihakigen Kopf hin verdünnt zu und hat auf den 12 Ringen des Leibes erhabene Leisten. Die Puppe hat vorn 2 Höcker, hinten 6 Spitzen u. kriecht, wenn die Verwandlung nahe ist, halb aus der Erde hervor. Die *Rindsbremse* (Tabanus bovinus) gehört zu den größten europäischen Fliegen, ist fast 1 Zoll lang, 4 Linien dick, grau mit gelblichen Querstrichen u. dreieckigen Flecken auf dem Hinterleibe; die Augen sind grün, die Füße gelb, die Fühler mondförmig. Sie ist eine wahre Pest für Rindvieh und Pferde, sowohl auf der Weide, als auf der Straße. Sie zeigt sich vom Juli an, fliegt dem Vieh mit lautem Gesumme nach und erreicht es selbst im schnellsten Trabe; ihre Stiche sind so heftig, daß das Blut tropfenweise herabrinnt. Die Pferde sind bisweilen so voll davon, daß der ganze Leib blutig ist und die gepeinigten Thiere wüthend ausreißen. Fliegennetze sind das beste Mittel, um sie abzuhalten. Eine solche Bremsenart beschrieben die Alten als Oestrus; schon Homer führt sie an. Die Larven leben im Frühjahr in der Erde, besonders auf Wiesen, gewöhnlich in Menge beisammen, verwandeln sich in der Mitte des Juni in gräuliche Puppen und nach einigen Wochen in Fliegen. Die *Regenbremse* (Tabanus pluvialis) ist nicht viel größer als eine Stubenfliege, aber etwas länglicher, bräunlich-grau mit 5 wellenförmigen Purpurgürteln, braungefleckten Flügeln, schönen grünen Augen und walzenförmigen Fühlhörnern. Sie erscheint etwas später, als die vorige, plagt, besonders wenn es sehr heiß und schwül ist und Gewitter drohen, die Pferde außerordentlich, sucht auch gern an die Menschen zu kommen. Der Stich verursacht jedoch nur wenig Schmerz. Die *Blindfliege* (Tabanus caecutiens) heißt so, weil sie, wenn sie einmal saugt, sich nicht vertreiben, sondern sich ruhig abnehmen läßt, als wenn sie blind wäre. Sie ist größer u. schlanker als die Stubenfliege, braun, hat auf dem Bauch gelbe dreieckige, auf den Flügeln 3 braune Flecken, goldgrüne Augen mit purpurrothen Düpfeln und pfriemenförmigen Fühlhörnern. Der Kopf ist grau und hat 3 glänzend schwarze Flecken. Sie plagt Pferde und Menschen. Eine besondere Art erwähnt Bruce in seinen Reisen. Sie ist in Abyssinien, wo sie *Zeinb* oder *Tsalt-Salva* heißt, eine wahre Landplage. Ihre Erscheinung ist allgemein gefürchtet und sie erregt mehr Schrecken und Bewegung unter den Heerden, als reißende Thiere. Das Vieh verläßt seine Weide und das gestochene rennt vor Schmerz umher, bis es niederstürzt. Die Hirten müssen dann die Weideplätze verlassen und, so lange die Regenzeit dauert, nach den Sandgegenden ziehen. Kameele, selbst Löwen, Elephanten, Nashörner werden von dieser Mucke angefallen und mit unzähligen Geschwülsten gemartert. Nicht minder gefürchtete Arten soll es in Südamerika, besonders in den heißen Niederungen des Orinoco und des Maranhon geben, wo sie unter dem allgemeinen Namen Moskitos mitbegriffen werden.

Bremsen, im Maschinenwesen an einem in Bewegung begriffenen Maschinentheile durch absichtlich hervorgebrachte oder gesteigerte Reibung die Bewegung gänzlich hemmen oder deren Geschwindigkeit mindern. Die Vorrichtung hierzu wird *Brems* oder *Bremse* genannt. Der Hemmschuh der Fuhrwerke und die verschiedenen Surrogate desselben gehören dazu. Indem z. B. ein Stück Holz durch eine Schraube oder auf andere Weise von außen gegen die Radfelgen gepreßt wird, erschwert dasselbe durch Reibung die Umdrehung der Räder in dem gewünschten Grade. Aehnlich ist bei den Eisenbahnwagen die Bremse eingerichtet. Auch im Bergwesen u. bei manchen Fabrikmaschinen kommen dergleichen Bremsvorrichtungen nicht selten vor. Dahin gehören die *Bremsräder*, größere und kleinere Scheiben oder Räder von Holz, auf Haspeln, Göpeln und Kehrradswellen rc., die dazu dienen, die Maschinen sofort zum Stillstande zu bringen, im Bergbau z. B., wenn die Fördergefäße auf- oder abwärts in flachen oder saigern Schächten und in Bremsbergen an den Ort ihrer Bestimmung gelangt sind. Um das Aufhalten zu bewirken, läuft über das Bremsrad ein mit einem Kreisausschnitte versehener Hebel von Holz, mit einem langen Vorderarme, welchen der *Bremsmeister* oder *Bremsknecht* mit der Hand auf die *Bremsscheibe* aufdrückt, wodurch die Weiterbewegung augenblicklich gehemmt wird. Zu einem *Bremswerk* gehört das Bremsrad, unter dem auf einer Grundschwelle 3 Säulen (*Bremssäulen*, *Bremsdecken*) stehen; in der hintern Säule sind 2 horizontale Bäume (*Bremsbäume*, *Bremszungen*) um einen eisernen Bolzen beweglich angebracht. Von diesen geht der eine über dem Bremsrad durch Ausschnitte der zwei vordern Bremssäulen hindurch, der andere, unter dem Bremsrad liegende, geht nur durch die dem Rade zunächst stehende Bremssäule u. heißt auch *Bremsschwelle*. Um nun die Bremsbäume gegen das Bremsrad zu drücken und so den Lauf desselben augenblicklich zu hemmen, ist an dem oberen Bremsbaum eine eiserne Ziehstange (*Sperr-* od. *Bremsstange*) angebracht, welche man unten an einem eisernen Hebel (*Bremsschwengel*) befestigt hat. Der Hebel aber ist befestigt in der Scheere eines in die Erde gegrabenen Klotzes und kann vorn am Griff in einem mit eisernen Zapfen versehenen Balken eingehängt werden. Da jedoch durch den Hebel zunächst nur der obere Bremsbaum auf das Bremsrad gedrückt wird, so sind die beiden Bremsbäume mittelst einer Kette (*Bremsschurz*) verbunden, welche über eine Scheibe (*Bremsscheibe*) geleitet ist. Letztere ist über dem obern Bremsbaum zwischen den beiden vorderen Bremssäulen angebracht, weshalb der untere Bremsbaum in die Höhe gezogen wird, wenn man den oberen niederdrückt. Um den Druck der Bremsbäume gegen das Bremsrad zu verstärken, befestigt man Cirkelstücke von Holz daran, *Bremskranz*, *Bremskrümmlinge*, *Bremsschuhe*, *Bremsstücke* genannt. Das ganze Bremswerk ist gewöhnlich neben der Radstube in einem besondern Verschlag (*Bremsstu-*

be) aufgerichtet. Häufig bringt man das Bremswerk, ohne Bremsrad, gleich an dem Kehrrade selbst an; in diesem Fall muß der mittlere Kranz des Kehrrades ein paar Zoll vorspringen, die Bremsbäume stehen senkrecht, auch die übrigen Theile bekommen einige Veränderungn. die Bremsstube ist hier über der Radstube. Man hat einen Apparat konstruirt, um die zum B. nöthige Kraft zu messen, und so das beste Mittel erlangt, die Größe der von bestimmten Maschinen konsumirten Betriebskraft genau in Erfahrung zu bringen, das sogenannte Bremsdynamometer.

Bremsenthaler (Brömbsenthaler), lübecksche Speciesthaler von 1537, so genannt, weil in der Umschrift ein Buchstabe verkehrt und eine Bremse (Viehbreme) angebracht war, Anspielung auf den Bürgermeister Nikolaus von Brömbsen. Man kennt drei Sorten; das Gepräge der einen stellt den doppelten Adler vor, das der beiden andern einen geharnischten Mann, der einen Schild mit dem Adler hält. Sie werden von Münzliebhabern begierig gesammelt.

Brenkenhoff, Franz Balthasar Schönberg von, großer preußischer Staatsökonom, den 15. April 1723 zu Reideberg bei Halle geboren, trat, 8 Jahre alt, als Page in die Dienste des Fürsten Leopold von Dessau, dessen Vertrauter, Adjutant und später Oberstallmeister er wurde. Nach Leopolds Tode (1747) wandte B. als Kammerdirektor und (eine Zeitlang) Vormundschaftsrath dem dessau'schen Lande die Wohlthaten zu, die sein erfinderischer Geist, seine Rechtlichkeit und Klugheit in so reichem Maße zu geben vermochten. Er that viel zur Verbesserung des Ackerbaues, erwarb ihm neues Gebiet durch Urbarmachung großer Elbbrüche, legte Wasserbauten, Stutereien rc. an u. wußte auch die für das nordöstliche Deutschland so schwere Zeit des 7jährigen Kriegs etwas leichter an Dessau vorüberzuführen. Der 7jährige Krieg aber brachte ihn selbst durch eine Reihe wohlgelungener Spekulationen zum Besitz eines beträchtlichen Vermögens. Seine Theilnahme an den schimmelmannschen Lieferungen allein erwarb ihm einen Gewinn von 200,000 Gulden, mit welcher Summe B. so klug wirthschaftete, daß er in Kurzem über Millionen gebieten konnte. Von Friedrich II. 1762 als wirklicher geheimer Oberfinanz-, Kriegs- und Domänenrath mit Sitz und Stimme bei dem Generaldirektorium in den preußischen Staatsdienst berufen, erhielt er den Auftrag, auf Schutt u. Trümmern, unter welche der Krieg den Wohlstand Pommerns und der Neumark vergraben hatte, neue Pflanzungen zur Blüthe zu bringen. Unter seiner Leitung wurden die Spuren der Verwüstung vertilgt, Kolonien entstanden und neue Länderstrecken, den Sümpfen und Meeren abgerungen, boten Tausenden Lohn und Nahrung; Seen wurden zu Ackerfeld umgeschaffen, Kanäle durch das Land gezogen, Fabriken gegründet und dadurch eben so wohl für die Kassen der Privaten wie für die des Staats neue und reiche Quellen geöffnet. Zwischen der Netze und der Warthe allein reinigte er eine Strecke von 83,373 Morgen Land und Wiesen, die schon 1776 gegen 10,400 Menschen, über 6000 Stück Rindvieh und 1000 Pferde zu ernähren vermochte. Die Fläche mehrer Seen verwandelte er in 14,338 Morgen Ackerland; Driesen in der Neumark verdankte ihm seinen Flor, der große Kanal zwischen Netze und Weichsel seine Entstehung. Mit gleicher Sorgfalt waltete er in den polnischen Provinzen, deren Begrenzung und Besitznahme durch ihn geschah. Bis an sein Ende unermüdlich besorgt, die innere Produktion durch die Herbeiziehung und Anpflanzung der ausländischen zu heben, hatte er sogar Weinberge auf den Sandbergen bei Küstrin angelegt, westfriesische Stiere, ostfriesische Kühe, englische Schafe, holsteinische Schweine, viele edle Getreide- rc. Arten eingeführt und ging auf seinem Gute Breitenwerder in allen diesen Versuchen dem Lande voran. Leider war es ihm nicht vergönnt, all diese Mühen mit Erfolg gekrönt zu sehen, ja am Ende seines Lebens sah er sein eigenes Vermögen durch allzu freigebige Vorschüsse, unersetzte Auslagen und unverschuldete Unglücksfälle in voller Zerrüttung und † den 21. Mai 1780 arm. B. war einer der größten Staatswirthe und Kameralisten des 18. Jahrhunderts; aber die Achtung vor der Größe dieses Geistes und dem, was er vollbracht hat, steigerte sich noch, wenn man weiß, daß B. ohne alle wissenschaftliche Vorbildung, ja ohne alle Kenntniß der Grundlagen höheren Wissens war, daß er nur seine Muttersprache verstand und daß er weder in der Mathematik, noch in der Staatswissenschaft je Unterricht genossen hatte. Vergl. Meißner, Leben B.s, mit dessen Bildniß, Leipzig 1782.

Brennbare Luft, s. Wasserstoffgas.

Brennbare Materien, s. Brennstoffe.

Brennbare Mineralien (Brenze), solche Mineralien, welche aus brennbaren Substanzen bestehen, die in der Hitze bei Zutritt von Sauerstoff verbrennen. Dahin gehören Graphit, Steinkohlen, Braunkohlen, Torf, Schwefel, Bernstein, Retinasphalt, Erdpech, Elaterit, Bergtalg, Naphthalit, Steinöl rc.

Brennberge, solche mit Kohlenstoff geschwängerte Schieferthone und kieselhaltige Gesteine, welche aus Kohlenflötzen gehauen werden, die nicht ganz reine Kohle führen. Diese erdigen Massen nahmen in ihrem früheren weichen Zustande den Kohlenstoff auf und erhärteten später zugleich mit ihm. Häufig haben solche B. 50 Procent und mehr Kohlenstoff, und sie werden dann zu vielen ökonomischen Zwecken, als Feuermaterial, auch wohl zur Dampfmaschinenfeuerung benutzt.

Brennbühl, Weiler in Tyrol, zwischen Imst und Wens, in dessen Wirthshaus der am 9. August 1854 in der Nähe verunglückte König Friedrich August von Sachsen starb. Eine daselbst von der verwittweten Königin Marie gestiftete Kapelle wurde am 8. August 1855 eingeweiht.

Brennen, s. Verbrennen.

Brennenberg (Prenberg), Reimann von, lyrischer Dichter des 13. und 14. Jahrhunderts, bayerischer Ritter aus der Gegend von Regensburg, von dem die manesse'sche Sammlung (I, 184 ff.) einige gute Gedichte bewahrt u. andere noch handschriftlich vorhanden sind. Nach ihm benannten die Meistersängerschulen einen Ton.

Brenner (Mons Brennius), die Spitze der rhätischen Alpen in der österreichischen Grafschaft Tyrol, zwischen Innsbruck und Sterzing und den

Flüssen Inn, Eisack und Etsch, 6400 Fuß über der Meeresfläche. Ueber sie führt in einer Höhe von 4350 Fuß die **Brennerstraße**, welche Deutschland mit Italien verbindet. Auf dem Berge liegt das gleichnamige Dorf mit einem Mineralbade. Der B. war die Hauptstellung für die Vertheidigung Tyrols während des Aufstandes von 1809.

Brenner, Heinrich, berühmter schwedischer Orientalist, 1669 zu Kroneby in Westbothnien geboren. Nachdem er seine Studien in Upsala beendigt, begleitete er eine schwedische Gesandtschaft nach Ispahan und wurde der persischen Sprache so mächtig, daß der persische Gesandte, Sarug Khan, der damals seine Reise nach Stockholm antreten wollte, ihn als Dolmetscher in sein Gefolge nahm. Da aber indessen der Krieg zwischen Peter I. und Karl XII. ausgebrochen war, wurde B. auf der Straße nach Moskau aufgehalten u. bis zum nystädter Frieden in russischer Haft behalten. Nach seiner Rückkehr nach Stockholm (1722) ernannte ihn der König zum Hofbibliothekar. Er † 1732. Während seiner Gefangenschaft hatte er einen „Auszug der Geschichte Armeniens von Moses Armenius Chronensis" (Stockholm 1725) u. „eine Beschreibung des Feldzugs Peters I." geschrieben. Brauchbar ist auch seine Karte des kaspischen Meeres und des Flusses Daria, in den „Memorabilia partis orientalis Asiae" mitgetheilt.

Brenneville, Dorf im französischen Departement Oise, zwischen Royen und Andelys, geschichtlich bekannt durch eine **Schlacht**, welche sich 1117 die Könige Ludwig VI. von Frankreich und Heinrich I. von England hier lieferten. Seltsamerweise geriethen in derselben beide Könige momentan in Gefangenschaft. Die englische Reserve entschied den Sieg für die Briten.

Brennglas, im Allgemeinen jedes Glas, das so geschliffen ist, daß das auf dasselbe fallende Licht in einem Punkt, dem **Brennpunkt**, sich zu vereinigen u. zu koncentriren vermag, im gemeinen Leben aber versteht man darunter nur ein Linsenglas, das mit jener Eigenschaft versehen ist; doch kann man auch bikonvexe, oder auf einer Seite erhabene, auf der anderen platte, oder Menisken, d. h. solche Linsengläser, welche auf einer Seite erhaben und auf der anderen hohl (konkav) sind, dazu verwenden. Die Wirkungen eines B.es sind um so stärker, je größer seine Oberfläche und je kürzer seine Brennweite ist. Soll das Glas seine gehörige Wirkung thun, so müssen die Sonnenstrahlen senkrecht darauf fallen. Zur Verstärkung des Lichtes bringt man oft, um die Strahlen noch mehr zu koncentriren, unter dem ersten Glas noch ein zweites, eine Kollektivlinse, an. Das Alterthum mag wohl schon Brenngläser gekannt haben. Aber erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts rief Tschirnhausen die stärksten Wirkungen durch Brenngläser hervor. Derselbe gebrauchte Brenngläser, wovon das eine 33 Zoll Durchmesser und 7 Fuß, das andere aber 12 Fuß Brennweite hatte. Beide wirkten so stark, daß grünes Holz augenblicklich in Brand, Ziegeln, Bimsstein ins Glühen, Metall ins Schmelzen gerieth, Fichtenholz wurde selbst unterm Wasser verkohlt, und viele Metalle wurden geradezu, auf einer Unterlage von Kohle, verbrannt. Da indeß so große Glasmassen nicht völlig rein und durchsichtig sind, so unternahmen es 1774 Brissow und Lavoisier, zwei hohle, den Uhrgläsern ähnliche Gläser zu einer Linse zusammenzusetzen, deren innern Raum sie mit Terpentinöl füllten. Die Brennweite betrug 10 Fuß, der Brennraum 14$^{1}/_{4}$ Linien im Durchmesser. Sie schmolzen damit in $^{1}/_{2}$ Minute Kupfermünzen, in etwas längerer Zeit Eisen; Platina gerieth ins Rauchen, ohne flüssig zu werden. Das richtige Schleifen für größere Linsen aus einem Stück hat für den Mechanikus bedeutende Schwierigkeiten, eben so ist es schwer, Glas zu diesem Zweck zu erhalten. Die ersteren zu umgehen, machte man allerlei Vorschläge, unter anderen auch den, solche Linsengläser aus mehren Zonen zusammenzusetzen. Indessen ist man dadurch noch nicht über die Schwierigkeiten hinweggekommen, da die einzelnen Kugelzonen ebenfalls wieder einer sehr geschickten Hand bedürfen, um zusammenpassend gemacht zu werden. Wohl aber verwendete man solche Zonengläser zu Leuchtthürmen, wo sie das Gewünschte leisten.

Brennglas, Pseudonym, s. **Glasbrenner**.

Brennholz, solches Holz, welches zur Stubenfeuerung, als Heizmaterial, für gewerbliche Zwecke als Brennstoff roh, in größern oder kleineren Stücken (gespalten) benutzt und verbrannt wird. Jede Zone, jedes Land wählt hierzu vorzugsweise diejenigen Holzarten, welche in größter Menge vorhanden sind und die eine bessere Verwerthung nicht erhalten können. In Mitteleuropa dienen fast alle der Forstkultur angehörigen einheimischen Baumarten zu B., und man unterscheidet nach der dichtern oder schwammigeren Textur, dem größeren oder kleineren specifischen Gewichte, nach der schwerern oder leichtern Entzündbarkeit des Holzes und der daraus erzeugten Kohlen, hartes und weiches. Es gehören zu ersterem unter den einheimischen Hölzern: Eiche, Roth- und Weißbuche, Erle, Birke, Rüster (Ulme), zu letzterem die Nadelhölzer (Kiefer, Fichte, Tanne, Lärche), Linde, Weide, Pappel. Das beste B. liefern Bäume, welche das höchste Wachsthum erreicht und noch keine Rückschritte gemacht haben. Zu junges Holz oder zu altes, das sich schon zu verändern, zu verderben anfängt, hat immer geringern Werth. Außerdem hat auf die Güte des B.es großen Einfluß der Standort, der Feuchtigkeits- und der Zertheilungszustand desselben. Man mißt und vergleicht die Hitzkraft der verschiedenen Hölzer, oder desselben Holzes unter verschiedenen Umständen, am genauesten entweder so, daß man mittelst des Wasserkalorimeters prüft, wie viel Wasser unter gleichen Umständen durch Verbrennen einer gegebenen Menge Holzes bis zu einer gegebenen Temperatur erhitzt zu werden vermag, oder mittelst des Eiskalorimeters, welche Eismenge von 0° R. dadurch in Wasser von 0° R. verwandelt werden kann, wobei aber Maßregeln getroffen seyn müssen, daß alle durch das Verbrennen entwickelte Wärme wirklich zur Erwärmung des Wassers oder Schmelzung des Eises verwendet werde, und daß die Verbrennung vollständig erfolge, ohne Fortgehen unverbrannter Stoffe im Rauche oder Rücklassung von Kohle. Als Rück-

stand darf bloß Asche bleiben. Bei solchen vergleichenden Versuchen ist ganz gesundes, nicht vom Wurmfraß angegriffenes Holz zu wählen, welches vorher bei einer hinlänglich starken, gleichen Temperatur (20° R.) vollständig ausgetrocknet wurde. Im Winter frisch geschlagenes, oder frisch geflößtes Holz hat 40—50 Procent Wassergehalt. Steht das B. ½ Jahr in Klaftern im Walde oder auf dem Floßplatz, so verliert es durch Austrocknen an Gewicht: Eichen 16—20, Birken und Pappeln 20—25 Procent; die übrigen Brennholzarten 18—24 Procent. Thenard und Gay-Lussac fanden die Bestandtheile der Holzfaser in allen Holzarten fast gleich und in 100 Theilen aus etwa 51 Theilen Kohlenstoff und 49 Theilen Wasser (42 Theilen Sauerstoff u. 7 Theilen Wasserstoff) bestehend. Nur die dichtere oder lockerere Zusammenfügung des Gewebes begründet für die technische Anwendung den Unterschied zwischen harten und weichen Kohlen. Weiches Holz brennt bei gleicher Trockenheit und Dicke lebhafter als hartes Holz u. hinterläßt weniger u. schneller verlöschende Kohle als letzteres; jenes verhält sich in diesem Bezuge zu hartem, wie dünn gespaltene Stücke gegen dicke derselben Holzart, daher auch der Unterschied beider Holzarten in genannter Hinsicht um so mehr abnimmt, in je dünnern Stücken sie verbrannt werden. Das weiche Holz eignet sich für lebhaftes und heftiges Flammen-(Flacker-)feuer, dessen Wirkung sich vom Feuerherde aus mehr in die Ferne erstrecken soll, wie in den Reverberiröfen; das harte Holz hingegen für mehr gemäßigte und länger anhaltende Hitze, deren Wirkung wegen der in dem Feuerherde mehr angehäuften Kohlen sich vorzugsweise auf die nächste Umgebung erstreckt, z. B. für Kesselfeuerungen. Die vergleichenden Versuche über das Verhältniß der Hitzkraft der verschiedenen Hölzer haben zu keinem ganz übereinstimmenden Ergebnisse geführt, was aus der Schwierigkeit, die Hitze immer genau unter denselben vergleichbaren Umständen der Prüfung zu unterwerfen, erklärlich ist. Nach den berichtigten rumfordschen Versuchen würde die Reihefolge der Hitzkraft für gleiche Masse (Klaftermaß) der verglichenen Hölzer im Zustande trocknen Tischlerholzes folgende seyn (vom besthitzenden Holze angefangen): Rothbuche, Weißbuche, Kirschbaum, Ahorn, Eberesche, Eiche, Esche, Linde, Ulme, Tanne, Pappel; für gleiches Gewicht aber: Linde, Pappel, Rothbuche, Ahorn, Eberesche, Kirschbaum, Weißbuche, Esche, Ulme, Tanne, Eiche. Prechtl reiht bei gleichem Maße: Buche, Birke, Eiche, Schwarzföhrenholz, Fichte, Tanne, Erle, Weide. Unstreitig ist ein großer Theil der Hitzkraftverschiedenheiten im verschiedenen Wassergehalt der Holzarten begründet. Feuchtes Holz gibt bei gleichem Gewicht oder Umfang viel weniger Hitze als trockenes, und zwar liegt der Grund davon nicht bloß darin, daß ein Theil vom Gewicht des letztern in einer nicht brennbaren Substanz besteht, sondern u. hauptsächlich auch darin, daß ein Theil der entwickelten Wärme beim Brennen des feuchten Holzes auf Verdampfung des Wassers verwendet wird und daß vermöge der geringern Hitze, die eben hierdurch entsteht, das Holz selbst unvollständiger verbrennt, so daß ein Theil der brennbaren Substanzen als Rauch mit fortgeht, ohne zur Erhitzung beizutragen. Es ist daher höchst wesentlich, daß das Holz vor dem Verbrennen möglichst ausgetrocknet sey, und zwar geschieht dies Austrocknen am zweckmäßigsten recht bald nach dem Fällen des Holzes, weil die Säfte, welche frisch gefälltes und namentlich junges Holz enthält, geneigt sind, in Essiggährung überzugehen u. in Folge dessen eine faulige Verderbniß der Holzmasse herbeizuführen, welche deren Werth als Brennmaterial bis unter die Hälfte vermindern kann. Essiggährung erfolgt insbesondere bei Laubholz, welches nicht gespalten oder entrindet worden, in ganz kurzer Zeit; bei ungespaltenem Nadelholz etwas später. In diesem Bezuge würde sich als die zweckmäßigste Zeit zum Holzfällen diejenige Jahreszeit empfehlen, welche der größten Hitze vorangeht, das Frühjahr; man zieht aber allgemein den Winter vor, und in der That dürfte der größere Saftgehalt, den das Holz im Frühling hat, den Vortheil der darauf folgenden schnellern Einwirkung der Wärme wieder kompensiren. Zu gewissen Zwecken, wo eine rasche, starke Hitze erfordert wird, z. B. in Glashütten, Blaufarbewerken 2c., ist es zweckmäßig, das Holz vor der Anwendung mittelst künstlicher Wärme zu darren, wozu zweckmäßige Oefen von Hoffmann und Kirn empfohlen worden sind. Aber nicht nur durch Austrocknung, sondern auch durch Zerkleinerung des Holzes wird eine vollständige Verbrennung desselben sehr begünstigt, da hierdurch die Oberfläche, welche es dem Zutritt der Luft (des Sauerstoffs) darbietet, vermehrt u. bewirkt wird, daß die brennbaren Gase u. Dämpfe, die sich aus dem Innern entwickeln, bei ihrem Hervortreten an die Oberfläche mit weit mehr glühenden Theilen in Berührung kommen, als bei dicken Stücken, und sich sogleich und vollständig zur Flamme entzünden. Daher brennen Späne mit viel lebhafterer Flamme und lassen weniger Kohle zurück, als dicke Stücke, u. größere Holzstücke liefern um so mehr Kohle, je dikker sie sind. Um daher ein lebhaftes Flammfeuer zu erhalten, ist es nicht nur sehr nützlich, das Holz vorher künstlich auszutrocknen, sondern es auch gehörig zu zerkleinern, u. zwar um so mehr, je kleiner der Herd und die Flamme ist, die darin erzielt werden soll. Soll dagegen das Feuer nicht sowohl lebhaft und heftig, als gemäßigt u. anhaltend unterhalten werden, so eignen sich größere Stücke trocknen Holzes besser dazu, weil der bedeutende Kohlenrückstand, den sie hinterlassen, den Feuerherd ausfüllt und eine gleichförmige mäßigere Hitze unterhält, was z. B. für große Sud- und Abdampfkessel zweckmäßig ist. Wird Holz zu stark gedörrt, so daß es schon braun zu werden anfängt, also halb verkohlt ist, so nimmt seine Hitzkraft wieder ab, weil dann schon ein Antheil der brennbarsten Substanz verflüchtigt ist. Nach Clements Versuchen wird bei vollständiger Verbrennung von 1 Pfund trocknem Holze der Sauerstoff von $4,^{68}$ Pfund oder 53⅓ preuß. Kubikfuß atmosphärischer Luft von mittler Temperatur verzehrt. Da aber beim gewöhnlichen Verbrennen niemals aller Sauerstoff der zutretenden Luft verzehrt wird, sondern wenigstens die Hälfte, ja selbst unter Umständen fast zwei Drittel dessel-

ben, ungenützt mit dem Stickstoff entweicht, so sind mindestens 10—12 Pfd. oder 107—129 Kubikfuß Luft zur Verbrennung von 1 Pfund Holz nöthig, und da im strengen Winter, bei 10° R. Kälte, ein Zimmer von etwa 7200 Kubikfuß Raum (30' lang, 20' breit und 12' Höhe) in einem gewöhnlichen, starkziehenden Ofen 100 Pfd. Holz täglich in 16 Heizstunden verbraucht, so muß sich folglich die Luft des Zimmers in einem Tage zweimal gänzlich erneuern, d. h. sie muß von außen (durch die Poren und Ritzen an den Wänden, Fenstern und Thüren) hineinströmen, um durch das Schürloch dem Holz im Ofen die zum Verbrennen nöthige Luft (Sauerstoff) zuzuführen. Diese absolut nöthige Lufterneuerung beim Stubenheizen von innen wird um so viel eher Statt finden, je besser der Ofen zieht, je besser das Holz brennt, je mehr geheizt wird, und aus diesen Umständen sind eine Menge Erscheinungen erklärlich, die man sonst gar nicht erklären könnte. Da der Luftstrom von außen hauptsächlich nach dem Schürloche des Ofens sich den Weg bahnt, während zugleich die erwärmte Luft wegen ihrer größeren specifischen Leichtigkeit zur Decke aufsteigt, so sind solche Zimmer nahe dem Fußboden immer kalt und oft um so viel kälter, daß der untere Theil des Körpers der im Zimmer befindlichen Personen auf das Empfindlichste darunter leidet. Die Luft im Zimmer besteht dann aus einer Menge Schichten von verschiedenen Wärmegraden und während an der Decke das Thermometer eine Temperatur von 24° R. zeigt, sinkt es am Fußboden vielleicht auf 8° herab. Vergl. Heizung. Der Aschengehalt des B.es ist im Durchschnitt auf etwa 1 Procent anzunehmen, also sehr gering; die meiste Asche gibt Buchenholz; vgl. Asche.

Brennkegel, s. Moxa.

Brennlinie (kaustische Linie), die Durchschnittspunkte, welche dadurch entstehen, daß die von einer polirten krummen Linie, wenn sie z. B. von der Sonne beschienen wird, von jedem ihrer Punkte zurückgeworfenen Lichtstrahlen einander durchschneiden, und zwar die erste die zweite, die zweite die dritte 2c. Aehnliche Kurven entstehen durch die Durchschnittspunkte der auf einander folgenden gebrochenen Strahlen (katakaustische) oder der nach Art der Lichtstrahlen gebrochenen Linien (diakaustische Linien).

Brennmaterialien, s. Brennstoffe.

Brennpunkt, der Raum, in welchem sich die auf eine durchsichtige konvexe Linse auffallenden Sonnenstrahlen auf der andern Seite der Linse vereinigen. Es ist dieser Raum kein eigentlicher Punkt, sondern ein kleiner Kreis, dessen Durchmesser die Sehne von 32 Minuten eines anderen Kreises ist, der seinen Mittelpunkt im Centrum der Linse hat. Da Hohlgläser und konvexe Spiegel die gebrochenen oder reflektirten Strahlen nicht vereinigen, sondern vielmehr zerstreuen, u. zwar so, als ob sie alle aus einem Punkte vor dem Glase oder hinter dem Spiegel herkämen, so sind bei ihnen keine wirklichen B.e möglich; doch pflegt man jenen imaginären Punkt ebenfalls B., zum Unterschiede einen eingebildeten B., auch wohl Zerstreuungspunkt zu nennen. In der Geometrie ist bei mehren krummen Linien, der Ellipse, der Hyperbel u. der Parabel, ebenfalls von B.en die Rede. Sie liegen immer in der großen oder Hauptaxe dieser Linien, und zwar haben die beiden ersten zwei B.e, die Parabel einen. Vergl. Ellipse, Hyperbel und Parabel.

Brennspiegel, diejenigen Arten von Hohlspiegeln, welche dazu dienen, das aufgefangene Sonnenlicht in einem Punkte, dem Brennpunkt (besser Brennraum), zu vereinigen u. auf Dinge, die man in denselben bringt, wie das heftigste Feuer wirken. Sie sind Segmente aus Kugeln, Paraboloiden und Ellipsoiden, wovon aber die ersten beiden Arten am meisten in Gebrauch kamen. Nur parabolische Hohlspiegel vereinigen die parallel mit der Axe einfallenden Strahlen genau in Einem Punkte; sphärische oder kugelförmige vereinigen wenigstens die in der Nähe der Axe, welche die Mittelpunkte des Spiegels u. der Kugel verbindet, einfallenden Strahlen in einem engen Raume. Selbst Planspiegel kann man wie Hohlspiegel brauchen, wenn mehre derselben in geeigneter Weise verbunden werden. Das Material, aus welchem man die Spiegel bereitet, wählt man sehr verschieden. Tschirnhausen, der neuerer Zeit die größten Apparate dieser Art verfertigte, nahm große Kupferplatten von bedeutender Dicke, aus welchen er Konkavspiegel drehen ließ. So hatte dieser einen Spiegel von 6 Fuß Durchmesser und 4 Fuß Brennweite, welcher Silber schmolz, eiserne und kupferne Tafeln durchbrannte, Erden und Ziegeln verglasete. Glasspiegel thun gute Dienste, verlangen aber eine sehr sorgfältig bereitete Folie. Ferner schlug man vor, Hohlspiegel aus hölzernen mit Goldpapier überzogenen Kugelsegmenten zu machen, auch wohl dasselbe an aus Lehm bereiteten Segmenten vorzunehmen. Die sphärischen B. waren schon dem Alterthum bekannt. So erwähnt Euclides das Phänomen, daß sphärisch-gekrümmte Spiegel Sonnenstrahlen koncentriren, in seiner Katoptrik. Nach Plutarch sollen die Vestalinnen sich zum Anzünden des heiligen Feuers der B. bedient haben. Die bekannte Erzählung, daß Archimedes sich der B. zum Anzünden der römischen Schiffe bedient habe, hat viel Unwahrscheinliches. Die Möglichkeit einer solchen Entzündung auf größere Weite durch B. bewies übrigens Buffon, welcher mit ebenen Spiegeln, 6 Zoll hoch, 8 Zoll breit, 168 an der Zahl, indem er sie durch Charniere mit einander verband und ihnen dadurch die nöthige Stellung geben konnte, bis auf eine Entfernung von 150 Fuß ein getheertes tannenes Bret wirklich anzündete. Mit 40 Spiegeln und auf 50 Fuß Weite gerieth ein getheertes buchenes Bret in Brand, 12 Spiegel reichten hin, auf 20 Fuß leicht brennbare Sachen in Flammen zu setzen. So vollkommen auch Buffons Vorrichtungen für Archimedes zu sprechen scheinen, läßt sich doch noch fragen, wie letzterer es wohl angefangen habe, die römischen Schiffe ruhig zu erhalten, um somit stets den Focus an dieselbe Stelle hinzulenken, und wie er es gemacht, um seine Apparate und das ganze Beginnen vor den Römern zu verbergen, um diese von Gegenmitteln oder Aenderung ihrer Position abzuhal-

ten. Eine ähnliche Anwendung der B. gegen die Flotte des Vitalianus vor Konstantinopel wird dem Proclus zugeschrieben (514 n. Chr.). Villette brachte mit einem B. von 30 Zoll Durchmesser u. 3 Fuß Brennweite die schwerflüssigsten Metalle zum Schmelzen, verglaste Schmelztiegel, Erden, Steine ꝛc. Neuerer Zeit wendet man parabolische Spiegel (Lichtträger, Porte-lumière) auf Leuchtthürmen an, während die kleinere Art derselben als Reverberen in Kaufmannsläden häufig zu Erleuchtung von größern Räumen dient. Auf Leuchtthürmen werden solcher Vorrichtungen mehre im Kreis zusammengestellt, um nach jeder Richtung hin Erleuchtung zu verbreiten, oder man gibt einem u. demselben Portelumière eine Drehbarkeit nach den Weltgegenden hin. Die lenoirschen Reverberen führen Licht auf 7 Lieues oder 80,000 Fuß so aus, daß es in dieser Ferne noch mit blossem Auge als Stern erster Größe sichtbar ist. Eine Art B. verfertigte in der Mitte des 18. Jahrhunderts Höse in Dresden aus starkem Messingblech. Er hatte einen von 4 Fuß, einen anderen von 5 Fuß und noch einen von 8 Fuß, deren Brennweiten 20, 22, 48 Zoll betrugen. Mit dem mittleren schmolz er einen hessischen Schmelztiegel in 2 Sekunden zu einer glasartigen Masse zusammen, welche Wirkung selbst bei der 10zölligen Sonnenfinsterniß 1748 eintrat, eine Wirkung, die selbst die der tschirnhausischen sphärischen B. an Stärke übertraf. Gregory kam, wie Newton, auf den Gedanken, diese Art Spiegel zur Verstärkung des Lichts in Spiegelteleskopen anzuwenden; beide gaben aber denselben, wegen Mangels an geschickt gearbeiteten parabolischen Spiegeln, wieder auf. Später verfertigte Herschel, der Astronom, solche mit sehr vortheilhafter Wirkung, machte aber seine Methode, sie zu schleifen, nicht bekannt. Nach ihm bereiteten Schröter in Lilienthal und Schrader in Kiel sehr treffliche Spiegel dieser Art für ihre Teleskope.

Brennstoffe, alle brennbaren Stoffe überhaupt, vorzugsweise jene, welche als Feuerungsmaterialien zum Erwärmen der Wohnungen, oder für technische Zwecke benutzt werden. Letztere können solche seyn, welche wir aus der lebenden organischen Schöpfung ziehen, wie das Holz, oder solche, die gestorbenen oder urweltlichen Organismen angehören und die unterirdisch eine chemische Verwandlung erfuhren, fossile B e, z. B. Stein- und Braunkohlen, oder aus beiden künstlich bereitete Produkte, als Holzkohlen, Karbolein, Lohkuchen ꝛc. Ueberall aber tritt die Pflanzenfaser als Basis der B.e auf, sey es nun in frischem, oder fossilem, oder künstlichem Zustande. S. die einzelnen Artikel.

Brennus, Name oder vielmehr Titel mehrer gallischen Feldherren, wahrscheinlich von dem celtischen Brennin, d. i. Oberhaupt, abstammend, eine Bezeichnung der feldherrlichen Würde. Am bekanntesten ist B., Anführer der sennonischen Gallier, der Eroberer Roms. Der Verlauf dieser für Rom wie für ganz Italien wichtigen Begebenheit ist durch die Kritik, besonders Niebuhrs, sehr in Frage gestellt und sogar der Hauptzug des ganzen Verlaufs dadurch um die ferglose Sicherheit gebracht worden, mit welcher er bisher in allen Geschichtswerken gegeben und geglaubt wurde. Die Celten, berichtet die Geschichte, ein mächtiger Verein gallischer Volksstämme, von eindringenden Germanen aus ihren ursprünglichen Wohnplätzen am Rhein und der Nordsee vertrieben, hatten sich schon zur Zeit des Tarquinius Priscus ins südliche Gallien gezogen. Als die zunehmende Bevölkerung auf dem unfruchtbaren Boden nicht mehr hinreichende Nahrung fand, wanderten mächtige Schaaren aus; ein Theil ließ sich diesseits des Rheins im hercynischen Wald nieder, ein anderer nahm Oberitalien in Besitz. Diesem ersten großen gallischen Völkerzug folgte ein zweiter, der sich gleichfalls in 2 Aeste theilte. Der eine drang in Illyrien ein, der andere unter B. in Italien (um 390 v. Chr.). Vereinigt mit ihren früher eingewanderten Stammverwandten, folgten diese Gallier dem Hülferuf eines Etruriers, Arunx, der, angeblich in seinen guten Rechten gegen seinen Mündel in Rom gekränkt, sich durch Feindesgewalt Rache zu verschaffen suchte. Es gerieth Italien von Ravenna bis Picenum in der Gallier Gewalt. Den förmlichen Bruch mit Rom selbst veranlaßte das belagerte Clusium. Die Einwohner dieser Stadt hatten nämlich Rom zu Hülfe gerufen. Rom sandte drei Brüder aus der Familie der Fabier mit dem Auftrag, den Streit friedlich zu vermitteln. B.' Bescheid aber, daß er sein Recht auf sein Schwert gründe, und der römische Stolz der Fabier, die eben von den Siegesfesten von Veji und Falerii kamen, zerriß die Unterhandlung; die Fabier begaben sich nach Clusium, stärkten den Muth der Bewohner durch große Versprechungen und stellten sich selbst an die Spitze eines Ausfalls in das gallische Lager. Dieser Verrath der römischen Sendlinge lenkte B.' ganzen Zorn gegen Rom, und er wurde noch erbitterter dadurch, daß Rom die Fabier, statt sie dem gallischen Feldherrn auszuliefern (wie dieser verlangte), als Kriegstribunen an die Spitze des Heers stellte. Die Schlacht an der Allia (Alliensis dies!) entschied für B. Die Bestürzung der Römer kam nur dem Uebermuth und der Zuversichtlichkeit gleich, mit welchen sie der Vernichtung des mächtigen Feindes von ihren Mauern herab zuzusehen gehofft hatten. In verwirrter Flucht verließen die Bürger mit aller rettbaren Habe die Stadt, nur im Kapitol sammelte sich eine starke Besatzung, und 40 Greise erwarteten im Amtsschmuck auf den kurulischen Stühlen des Forums, den Opfertod aus Feindeshand. Der glänzende Sieg über die gerühmten Schaaren Roms und die Widerstandslosigkeit der Stadt hätten leicht den Untergang der Gallier beschleunigen können, da B., überrascht von seiner eigenen großen That, hinter den Mauern Verrath und Ueberfall fürchtend, erst am dritten Tage nach der Schlacht durch die offenen Thore zog. Auf dem Markt saßen noch immer die 40 Greise. Ihr Anblick versetzte B. und die Seinen in Staunen; das Gefühl der Ehrfurcht durchdrang die gallischen Reihen. Als aber ein frecher Gallier den M. Papirius beim Bart ergriff, als wollte er prüfen, ob dahinter Stein oder Leben sey, schlug dieser mit dem elfenbeinernen Stab den Gallier über den Kopf und gab damit das Zeichen zum Blutbad. Die Greise wurden niedergehauen, alle

Theile der Stadt geplündert, versteckt aufgefundene Einwohner ermordet und nach einem vergeblichen Angriff auf das Kapitol die Stadt niedergebrannt und in einen Trümmerhaufen verwandelt. Die Festigkeit des Kapitols und seiner Besatzung nöthigte B., die Belagerung zu verlängern und den Hunger zu seinem Bundesgenossen zu machen. Streifschaaren durchzogen das Land, um hinlängliche Lebensmittel für das große gallische Heer in die Stadt zu bringen, während zugleich die Thuisker, den Fall benutzend, das römische Gebiet plünderten. Diese Züge aber erlagen verschiedenen Angriffen der Römer und verschafften den aus der Stadt geflüchteten Römern nicht nur Waffen, sondern auch in dem nach Ardea verbannten Camillus (s. d.) wieder einen Feldherrn. Ein kühner Bote brachte der Besatzung des Kapitols mit dieser Siegeshoffnung neuen Muth zu; ein nächtlicher Ueberfall des Kapitols durch die Gallier wurde von den Gänsen in Juno's Tempel verrathen und durch Manlius und die erwachte Besatzung vereitelt. Das Kapitol trotzte jedem Angriff; aber B. blieb seinem Plan getreu. Er richtete jetzt seine ganze Aufmerksamkeit gegen die Bewegungen des Camillus und versperrte dadurch der Besatzung jede Aussicht auf Zufuhr oder Entsatz. Die Besatzung litt außerordentlich, aber auch die Gallier litten, denn auch ihnen hatte Camillus die Zufuhr abgeschnitten, während zugleich die Pest, die zwischen den Brandstätten und Leichenhügeln das Heer befallen hatte, B. für einen Vergleich empfänglich stimmte. Dieser kam denn zwischen B. und dem Tribunus militum Q. Sulpicius zu Stande. Um 1000 Pfund Goldes versprach B. den Abzug. Da sich aber bei der Abwägung desselben die Römer über das zu schwere Gewicht der Gallier beklagten, warf B. mit dem Ausruf Vae victis! (Wehe den Besiegten!) auch noch sein Schwert in die Wagschale, und geduldig fügten sich die Römer in den Uebermuth des Feindes. Aber während man noch mit der Uebergabe des Goldes beschäftigt war, erschien Camillus mit einem mächtigen Heer, zerriß alle Verhandlungen als ungültig, griff die Gallier in den Ruinen Roms an und zwang sie zum Rückzug. Eine zweite Schlacht, die am folgenden Tag 8 Milliarien von Rom auf dem gabinischen Wege geliefert wurde, vernichtete das ganze gallische Heer, denn was entkommen war, wurde ein Opfer der aufgestandenen Landbewohner. B. verschwindet wie ein Meteor aus der Geschichte. Gewiß haben sich die römischen Historiker, auf die unsichere Quelle der Tradition beschränkt (Liv. IV.), von einem falschen Gefühl für Volksehre zu einer solchen Darstellung des Hergangs verleiten lassen; priesterliche Legenden thaten das Uebrige hinzu, aber kein späterer Geschichtschreiber hat die einzelnen Widersprüche der früheren überzeugend zu versöhnen gewußt. Aehnliche Uebertreibungen der alten Historiker zeigt die Geschichte von einem anderen B., gleichfalls gallischem Heerführer und vielleicht Nachkommen des Vorigen. Er drang, nach ihren Berichten, an der Spitze von 150,000 Mann Fußvolk, 15,000 Reitern (hinter jedem noch zwei berittene Begleiter, mit welchen er eine Trimarkesia bildete), 2000 Wagen und einem zahllosen Troß in Macedonien ein, gewann über den macedonischen Feldherrn Sosthenes einen großen Sieg, plünderte Thessalien und bewirkte durch seinen raschen Zug gegen die Pforten des eigentlichen Hellas, daß die in Zwietracht zusammengesunkenen griechischen Staaten sich noch einmal in vereinter Kraft aufrafften und 24,000 Mann dem Feinde entgegenstellten. Ihre Schiffe segelten an der Küste. Bei den Thermopylen hielt das schwache Häuflein dem stürmischen Andrang der gallischen Streitmassen Stand u. schlug die Gallier auch vom Oeta zurück. Als aber B.' List durch einen Einfall in Aetolien das griechische Heer getrennt hatte, gelang ihm der Uebergang über den Oeta, worauf er die Hellenen bei Thermopylä im Rücken angriff und das ganze Heer auf die Schiffe trieb. Vom Siegesfeld eilte B. sogleich mit 40,000 Mann nach Delphi, das von kaum 4000 Mann vertheidigt wurde. Die Reichthümer Delphi's lockten den Gallier, denn „reiche Götter, sagte B., müssen dem Menschen etwas mittheilen“. Aber die vorsichtige Verzögerung, mit welcher er sich der Stadt näherte, und die Trinklust der Gallier führten ihn ins Verderben. Ein Erdbeben, begleitet von Donner, Blitz, Hagel und Schnee, entstand plötzlich, fachte in den Hellenen die Flamme des Muths im Vertrauen auf die Götter an und entkräftete die abergläubischen Gallier, die unter den Schrecknissen der Natur, die ihnen allenthalben in den wildesten Gestalten entgegentrat, mit dem erbitterten Feind in den Kampf geriethen. Eine Niederlage fraß die Beute der langen Siegeszüge, B. fiel durch Selbstmord, die Gallier kämpften in der Verwirrung gegen ihre eigenen Reihen, die Verwundeten wurden getödtet, von allen Seiten strömten siegbegeisterte Hellenen gegen die fliehenden Massen heran, Tausende fielen in den Schluchten der Berge, die Dardaner vertilgten den Ueberrest, und so blieb, nach der griechischen Lieblingsformel, von dem großen Heer der Barbaren auch nicht einmal ein Bote übrig, der das Schicksal der Seinen im Vaterlande hätte verkündigen können. Von dieser ganzen, von der Uebertreibungssucht eines thatenarmen und nur von der Erinnerung an die Vorzeit zehrenden Geschlechts ausgeschmückten und mit delphinischen Priesterlegenden ausstaffirten Erzählung gehört der Geschichte nur die Thatsache an, „daß ein Haufe plündernder Gallier einen erfolglosen Angriff gegen Delphi gemacht und daß die drohende Gefahr bei einigen hellenischen Staaten das ersterbende Nationalgefühl wieder belebt hatte“.

Brennweite, der Abstand des Brennpunktes von der Mitte des Brennglases oder Brennspiegels. Bei einem Brennglase, dessen beide Oberflächen Theile gleicher Kugelflächen sind, ist die B. ungefähr dem Halbmesser jeder Kugelfläche gleich; bei einem sphärischen Hohlspiegel ist sie gleich dem halben Halbmesser der Kugel, von deren Oberfläche die Spiegelfläche ein Theil ist.

Brenta, bei den Römern Medoacus major, Fluß in Oberitalien, entspringt aus zwei kleinen Seen in Tyrol, 3—4 Meilen südöstlich von Trient, durchfließt erst in südlicher, dann östlicher Richtung das venetianische Gebiet, berührt die Städte Cismona und Bassano, nimmt unterhalb Padua

einen Arm des von dieser Stadt herkommenden Bacchiglione, wodurch er schiffbar wird, auf und fällt nach einem Laufe von fast 25 Meilen in den Venedig gegenüberliegenden Theil des gleichnamigen Golfs, der auch unter dem Namen des Hafens von Brondolo bekannt ist. Das alte Bett der B. wurde vor einigen Jahrhunderten von den Venetianern verändert, um der Versandung der Lagunen durch die Anschwemmungen des Flusses vorzubeugen. Später ward dasselbe zur Anlegung eines Kanals, des Naviglio di Brenta morta oder magra, verwendet, auf dem seitdem die Hauptschifffahrtsverbindung zwischen Venedig und Padua Statt findet. Die Ufer der B. sind flach, aber mit Villen und Parks, Dörfern und Gärten besät. Zur Zeit des Königreichs Italien gab er einem Departement den Namen, dessen Hauptstadt Padua war.

Brenta, Weinmaß in Italien u. der Schweiz, häufig etwa s. v. a. ein preußischer Eimer; insbesondere: in Turin = 6 Rubbi = 36 Pinten = 72 Boccali = $48\frac{1}{2}$ berliner Quart; — in Verona = 16 Basse = $61\frac{6}{7}$ berl. Quart; — in Mailand = 3 Stara = 48 Pinten = 96 Boccali = 61 berl. Quart; — in Rom = 3 Barili = 96 Boccali = $116\frac{1}{2}$ berl. Quart; — in Bergamo = 52 Pinten = $54\frac{3}{4}$ berliner Quart; — in Bern s. v. a. Eimer = 25 Maß = $35\frac{2}{3}$ berl. Quart; — in Freiburg und Solothurn = 34 berl. Quart.

Brentano, 1) Dominikus von, deutscher Theolog, 1740 zu Rappersweil am Zürichersee geboren, studirte im helvetischen Kollegium zu Mailand, war dann eine Zeitlang im Hause des Grafen Truchseß-Wurzach und erhielt durch den Fürstabt von Kempten, Honorius, eine Anstellung als Hofkaplan und geistlicher Rath. Seit 1794 Pfarrer zu Gebratshofen und geheimer Rath, † er daselbst im Juni 1797. B. war ein wissenschaftlich gebildeter, sehr aufgeklärter Theolog, der die erkannte Wahrheit frei und rücksichtslos aussprach. Nachdem er die französische Schrift des Abts von Bertot „Ueber den weltlichen Ursprung der weltlichen Macht der Päpste" übersetzt und in einem Anhange von den Rechten der deutschen Kaiser auf das päpstliche Gebiet gehandelt hatte (Ravenna u. Pentapolis [Kempten] 1781), schrieb er, veranlaßt durch die Vorgänge in der josephinischen Periode: „Das Majestätsrecht, die Bischöfe zu ernennen" (Frankfurt und Leipzig 1784) und in Folge der deutschen Nuntiaturstreitigkeiten den „Katechetischen Unterricht über die Frage: Wie verhält sich die bischöfliche Macht zur päpstlichen?" (Kempten 1787). Sein Hauptwerk ist seine Uebersetzung des Neuen Testaments (2 Bde., Kempten 1790—91, 3. Aufl., 2 Bde., Frankfurt 1799), welche er auf Befehl des Abts Rupert II. von Kempten besorgte. Von seiner Uebersetzung des Alten Testaments erschienen nur die fünf Bücher Mosis (Frankfurt 1798). Sehr verdienstlich war auch sein „Andachtsbuch für die katholische Eidgenossenschaft" (Breg. 1794).

2) Klemens, novellistischer und dramatischer Dichter der romantischen Schule, Bruder der Bettina von Arnim, 1777 zu Frankfurt a. M. geboren, studirte in Jena, privatisirte dann in Frankfurt, Heidelberg, Wien und Berlin und verheirathete sich 1805 mit der Dichterin Sophie Mereau, die ihm jedoch schon im folgenden Jahr durch den Tod entrissen wurde. Dieser Verlust oder ein anderer in seinem Innern bewirkte eine Wendung seines Geistes, aus welcher die bis jetzt von ihm verfolgte Richtung hervorging. B. schied 1818 aus dem sogenannten Weltleben und lebte in stiller Zurückgezogenheit im Kloster Dülmen im Münsterschen bis 1822, wo er nach Rom ging und Sekretär der Propaganda wurde. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland verheirathete er sich mit einer Protestantin, lebte später wieder in Dülmen, dann in Regensburg, München und Frankfurt a. M. Er † zu Aschaffenburg den 28. Juni 1842. Anfangs schrieb er unter dem Namen Marin, so seine „Satyren u. poetischen Spiele" (Leipzig 1800) und seinen „Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter" (2 Bde., Frankfurt 1801), eine Schrift, die durch das Funkelnde ihrer Erscheinung, ihre hinreißenden Reflexionen und lyrischen Klänge und besonders durch die gluthvolle Darstellung des pantheistischen Strebens der romantischen Kunstepoche allgemeines Aufsehen erregte, obgleich Klarheit der Lebensanschauung und eine wahrhaft gediegene Form vermißt wurde. Gleich originell und bizarr sind seine dramatischen Produktionen: „Die lustigen Musikanten", Singspiel (1801), „Ponce de Leon", Lustspiel (1804), „Die Gründung Prags" und „Victoria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte" (1817). Außerdem schrieb er noch Gelegenheitsgedichte, wie die Kantate auf den 15. Okt. 1810 „Universitatis literariae" (Berlin 1810) u. „Der Rheinübergang, ein Rundgesang für Deutsche" (Wien 1814). Seine Schriften „Die Philister vor, in und nach der Geschichte" (Berlin 1811) und „Schneeglöckchen" (Hamburg 1819) soll er selbst aufgekauft und vernichtet haben. Am glücklichsten ist er in seinen kleinern Novellen, besonders in seiner „Geschichte vom armen Kasperl und dem schönen Annerl" (2. Aufl. Berlin 1851). Sein letztes Werk war: „Gockel, Hinckel und Gackeleia" (Frankfurt 1827), eines der bezauberndsten Mährchen der ganzen Literatur. Ein sehr verdienstliches Werk, in Gemeinschaft mit v. Arnim ausgeführt, war die Sammlung altdeutscher Volkslieder unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn" (3 Thle., Heidelberg 1806—8); auch besorgte er eine Ausgabe von Georg Wickrams „Goldfaden" (das. 1809). Seine Mährchen gab Guido Görres heraus (2 Bde., Stuttgart 1848).

3) Lorenz, bekannt durch seine Theilnahme an der badischen Revolution, 1810 zu Mannheim geboren, studirte in Heidelberg und widmete sich seit 1837 der Advokatenpraxis, die er nach einander zu Rastadt, Bruchsal und Mannheim ausübte. Früh in die politische Thätigkeit der Bewegungspartei verflochten, ward er nach verschiedenen mißlungenen Versuchen auf Itzsteins Empfehlung von der Stadt Mannheim zum Abgeordneten gewählt und trat im Januar 1846 in die zweite badische Kammer ein, gewann aber erst seit dem März 1848 Bedeutung. Als Mitglied der deutschen Nationalversammlung gehörte er zur Linken, trat aber nur einmal bemerkenswerth hervor, indem er, im August 1848, durch seine be-

kannte Aeußerung über den Prinzen von Preußen Anlaß zu einem widerwärtigen Tumulte gab. Seit dem Scheitern von Heckers Aufstand trat er an die Spitze der revolutionären Partei, war ihr verwegenster Sprecher in der Kammer, organisirte das Klubwesen u. leitete hiermit die ganze Agitation, welche im Laufe des Jahrs 1848 und im Anfange 1849 die badische Regierung beunruhigte. Den republikanischen Schilderhebungen 1848 blieb B. fremd, war aber ihr Vertheidiger vor den Assisen zu Freiburg, in der Kammer und in der Presse. Seine Wahl zum Bürgermeister in Mannheim Anfangs 1849 wurde von der Regierung nicht bestätigt. Als im Februar u. März 1849 die radikale Partei zum größern Theile die Kammer verließ, trat auch er aus. In Folge der Ereignisse nach der offenburger Volksversammlung übernahm er den 14. Mai an der Spitze des Landesausschusses die Regierung Badens und ward von diesem Augenblicke an die Stütze der gemäßigten und selbst kontrarevolutionären Elemente, namentlich gerieth er mit Struve und dessen Partei in offenen Konflikt (am 5. und 6. Juni), weshalb ihm, als die Revolution endlich unterlag, von der radikalen Partei der Vorwurf gemacht wurde, daß er die Revolution verpfuscht und sich zum Organ aller kontrarevolutionären Tendenzen gemacht habe. Er blieb zwar bis zur Auflösung des revolutionären Regiments in den verschiedenen obersten Behörden (der Exekutivkommission, der provisorischen Regierung, der Diktatur) die leitende Persönlichkeit; von dem Augenblick an, wo sich die Niederlagen häuften, wuchs aber das Mißtrauen gegen ihn, und auf der Flucht zu Freiburg setzte Struve am 28. Juni in dem Rumpfe der konstituirenden Versammlung einen Antrag durch, den B. im Voraus als ein Mißtrauensvotum bezeichnet hatte, den Antrag nämlich, daß Unterhandlungen mit dem preußischen Okkupationsheere als Vaterlandsverrath angesehen werden sollten. B. ergriff die Gelegenheit, seine Stelle niederzulegen, und floh in der Nacht nach Schaffhausen. Als ihn darauf die konstituirende Versammlung für einen Verräther erklärte und ihm Steckbriefe nachschickte, erließ er am 1. Juli von Feuerthalen aus ein Manifest, welches die bitterste und schonungsloseste Kritik seiner eigenen ehemaligen Partei enthielt. Indem er sich darauf berief, daß er blutige Gewaltthaten gehindert und nicht mit dem Gelde des Landes sich bereichert habe, warf er der Mehrzahl seiner Genossen Unfähigkeit vor und klagte sie an, von gemeinen und eigennützigen Motiven beherrscht gewesen zu seyn. Er wendete sich nach Zürich, wurde aber in Folge des Bundesrathsbeschlusses vom 16. Juli mit aus der Schweiz ausgewiesen. Er wanderte nun nach Nordamerika aus, wo er im Januar 1850 zu Newyork ankam und von dortigen Deutschen einen üblen Empfang gefunden haben soll. Er ließ sich in Reading nieder u. widmete sich der Besorgung von Rechtsgeschäften und der Herausgabe eines deutschen Blattes. Im Juni 1850 wurde er in seiner Abwesenheit in Mannheim zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt.

4) **Sophie**, geborne **Schubart**, Gattin von B. 2), den 29. März 1761 zu Altenburg geboren, war erst mit dem Professor Mereau zu Jena, der später Kommissionsrath, Justiz- und Rentamtmann zu Saalfeld war, verheirathet. Nachdem diese Ehe 1804 durch Scheidung getrennt worden, verband sie sich mit Klemens B. u. lebte mit ihm in Frankfurt und später in Heidelberg, wo sie am 31. Okt. 1806 †. Ihre Gedichte und prosaischen Schriften charakterisiren eine mit der Sorgfalt einer weiblichen Hand geregelte Darstellung, lebhafte Phantasie und ein fein gezogener Kunstenthusiasmus. Ihre „Gedichte“ erschienen zu Berlin 1800—2 in 2 Bändchen. Ihren Romanen „Kalathiskos“ (2 Bde., Berl. 1801—1802), „Amanda u. Eduard“ (Frankfurt a. M. 1803) und den „Spanischen und italienischen Novellen“ (2 Bde., Penig 1804—6) schloß sich an: „Bunte Reihe bunter Schriften“ (Frankfurt a. M. 1805).

Brentford, Stadt in der englischen Grafschaft Middlesex, an der Themse, in welche hier die Brent fällt, mit 10,000 Einwohnern. König Edmund Ironside schlug 1016 hier den Dänenkönig Kanut, u. 1642 trug hier Karl I., nach der Schlacht von Edgehill, einen Sieg über einige Parlamentstruppen davon. Westlich von der Stadt liegt **Sionhouse**, ehemaliges Nonnenkloster, 1414 von Heinrich V. gestiftet. Es kam nach der Aufhebung der Klöster unter Eduard VI. an den Herzog von Somerset, welcher hier ein prächtiges Schloß erbaute, und ist jetzt Eigenthum des Herzogs von Northumberland. Johanna Grey lebte hier, ehe sie den englischen Thron bestieg.

Brenz, Flecken im würtembergischen Jartkreis, Amt Heidenheim, an der **Brenz**, die bei Königsborn entspringt, durch das **Brenzthal** fließt und auf bayerischem Boden in die Donau fällt, mit 800 Einwohnern, Schloß und römischen Alterthümern. B. ist eine Gründung der Römer, die hier ein Kastell, Brivenes, gegen die Alemannen errichteten. Später Besitzthum der würtembergischen Fürsten, wechselte es, bei Erb- und Heirathsgelegenheiten, mehrmals die Herren, bis es 1705 für immer an Würtemberg fiel.

Brenz, **Johann**, würtembergischer Reformator, den 24. Juli 1499 zu Weil in Schwaben geboren, studirte seit 1512 in Heidelberg und trat daselbst im März 1518 den reformatorischen Bestrebungen bei, ward 1522 Prediger zu Schwäbisch-Hall und betheiligte sich nun an den meisten bedeutendern Reformationsakten. Er war Mitverfasser des Syngramma Suevicum, im Abendmahlsstreite zwischen Zwingli u. Oekolampadius, wohnte der Disputation zwischen den deutschen und schweizerischen Theologen zu Marburg 1529, den Vergleichsverhandlungen auf dem Reichstage zu Augsburg 1530, den Religionsgesprächen zu Worms 1540 und zu Regensburg 1546 bei und leistete energischen Widerstand gegen das Interim Karls V., in Folge dessen er nach Stuttgart floh. Hier ward er 1552 Propst, befand sich im März desselben Jahrs in Trient zur Uebergabe der Confessio Würtembergica oder Suevica, sowie zur Einleitung von Verhandlungen mit dem tridentinischen Koncil, als Moritz von Sachsen dasselbe sprengte. B. † 1570. Seine Werke erschienen gesammelt, Tübingen 1576—90, 8 Theile. Vgl. **Hartmann** und **Jäger**, John B., nach ge-

druckten und ungedruckten Quellen, Hamburg 1840, 2 Bde.

Brenze, s. **Brennbare Mineralien**.

Brenzgau, alemannischer Gau an der Brenz, im Nordwesten der Donau, reichte wahrscheinlich im Süden bis an die Donau, im Westen bis zur Brenz, im Norden an den Rießgau; gegenwärtig ist er unter die bayerischen Landgerichte Höchstatt, Dillingen, Lauingen und das würtembergische Oberamt Heidenheim vertheilt.

Brenzlich (empyreumatisch), in der Mineralogie, Geognosie und Chemie Bezeichnung des Zustandes unvollständiger Verbrennungen, besonders des durch Hitze bei unvollständigem Luftzutritt bedingten Grads der Zersetzung organischer Materien. So hat man brenzliche Oele, Säuren, Basen ꝛc. Alle dergleichen Substanzen zeichnen sich durch einen eigenthümlich durchdringenden Geruch aus, der meist nicht dem Hauptprodukte, sondern oft geringen, jenen anhaftenden Mengen wenig bekannter Stoffe eigen ist.

Brequigny, Ludwig Georg Oudard de, französischer Geschichts- und Alterthumsforscher, 1716 zu Granville in der Normandie geboren, wurde 1759 Mitglied der Académie des inscriptions et belles-lettres, deren Memoiren er mit manchen wichtigen Abhandlungen bereicherte, erhielt nach dem Frieden von 1763 von der Regierung den Auftrag, die in den englischen Archiven zerstreuten ältesten Urkunden über die Geschichte Frankreichs zu sammeln und reiste deshalb 1764 nach London. Im Tower und im britischen Museum, deren Urkundenschätze unter dickem Staub wüst durch einander lagen und die er erst nach 3monatlichem Sichten und Ordnen benutzbar machte, fand er eine äußerst reichhaltige Sammlung von diplomatischen Urkunden und anderen historischen Aktenstücken und Denkmälern und mit derselben eine sein ganzes übriges Leben ausfüllende Aufgabe zu lösen. Sein großes Urkunden-Repertorium über die französische Geschichte: „Table chronologique des diplomes, chartes, titres et actes imprimés, concernant l'histoire de France" von 142 bis 1179 (Paris 1769—83, 3 Bde.), ist ein Werk von musterhafter Ordnung und Genauigkeit und wie die gemeinschaftliche mit le Port du Theil veranstaltete Sammlung: „Diplomata, chartae, epistolae et alia documenta ad res francicas pertinentia, ex diversis regni, exterarum regionum archivis ac bibliothecis eruta" (Paris 1791, 3 Bde.), jedem Historiker für die Darstellung jener Zeiten eine unentbehrliche Quelle. Von der großen Sammlung der „Ordonnances des rois de France de la troisième race, rec. par ordre chronologique", begonnen von de Laude Villevault (1723) edirte er bis 1790 den 10. und 11. Band und gab dem Werk durch die angefügte Geschichte der französischen Gesetzgebung doppelten Werth. Außer diesen und anderen Sammlungen und seinen Beiträgen zu den Memoiren der Inschriften, zum „Journal des Savans", dessen Mitherausgeber er war, sowie zu den „Notices et extraits des manuscrits de la Bibl. du roi" (seit 1787), verdient auch sein erstes Werk „Histoire des révolutions de Gènes, depuis son établissement jusqu'à 1748" (Paris 1752, 3 Bde.) Erwähnung. B., der bereits 1772 in die Akademie aufgenommen und von der konstituirenden Versammlung zum Mitglied der Kommission der Monumente ernannt worden war, † 1795.

Brera, das ehemalige Jesuitenkollegium in Mailand, jetzt Palazzo reale delle scienze e arti.

Brera, Valerian Ludwig, berühmter italienischer Arzt und fruchtbarer Schriftsteller, 1772 zu Pavia geboren. Er begann seine praktische Wirksamkeit 1796 am Hospital zu Mailand, erhielt kurze Zeit nachher eine Professur zu Pavia und 1806 zu Bologna, von wo er jedoch nach Bordioli's Tod abging, um dessen Lehrstuhl in Padua einzunehmen. Von Venedig, wohin er 1809 als Direktor des Civilhospitals berufen und wo er später zum Staatsrath und Protomedicus des ganzen Gouvernements erhoben worden war, begab er sich, da seine Gesundheit den dortigen klimatischen Einflüssen zu erliegen drohte, als Professor der Therapie und Klinik wieder nach Padua, kehrte aber später, nachdem man ihn seiner Aemter entsetzt hatte, nach Venedig zurück, wo er am 4. Oktober 1840 †. Von seinen vielen Schriften sind aufzuführen: „Sylloge opusculorum selectum ad praxin, praecipue medicam, spectantium" (10 Bde., Pavia 1797—1811); „Divisione delle malattie fatta secondo il sistema di Brown" (das. 1798, Venedig 1799, portugiesisch, Lissabon 1800); „Annotazioni medico-pratiche sulle diverse malattie, trattate nelle clinica med. dell' universo di Pavia dell' anno 1796 bis 1798" (das. 1798, Cremona 1806—1807, 2 Bde., deutsch von Weber, Zürich 1801); „Anstripsologia" (Paris 1799, 2 Bde., Bassano 1814, deutsch, Zürich 1801); „Lezioni medico-pratiche sopra i principali vermi del corpo umano" (Cremona 1802, deutsch von Weber, Zürich 1803, auch französisch, englisch und russisch); „Memorie fisico-medico sopra i principali vermi del corpo umano" (Cremona 1811); „Giornale di medicina" (12 Bde., Padua 1812—1817, seit 1818 unter dem Titel „Nuovi comment. di medico e di chirurgia", mit Caldani und Bruggieri gemeinschaftlich; „Prospetti de risultamenti ottenuti nella clinica medic. della univ. di Padova ne sei anni scolastici 1809—1816" (Padua 1816); „Commentarie clinico per la cura della idrofobia" (Modena 1820, deutsch von Meier, Brandenburg 1822); „De contagi e della cura de' lora effeti" (Padua 1819, 2 Bde., deutsch von Bloch, Leipzig 1822). Eine „Antologia medica" erschien von ihm seit 1834.

Brerewood, Eduard, ausgezeichneter englischer Mathematiker und Archäolog, 1565 in Chester geboren, wo er den Grund zu den Studien legte, die er seit 1581 in Oxford mit großem Erfolg fortsetzte. Im Jahr 1596 erhielt er die erste Professur der Astronomie am Gresham-College in London, lebte hier sehr zurückgezogen nur seiner Wissenschaft, ohne jedoch irgend ein Werk in den Druck zu geben, und † 1613. Nach seinem Tode gab sein Neffe, Robert B., aus seinem Nachlaß heraus: „De ponderibus et pretiis veterum nummorum etc." (London 1614, später oft wieder abgedruckt); „Enquiries touchin the diversities of languages and religion through the chief parts of the world" (das. 1614, deutsch;

Glaubensforschung von unterschiedenen Religionen, Frankfurt 1655, französisch, Paris 1640 und 1662); „Elementa logicae etc." (London 1614): „Tractatus quidam logici de praedicabilibus et praedicamentis" (das. 1628) 2c.

Brescello (Berello), Flecken im modenesischen Herzogthum Reggio, am Po, sonst Stadt u. Bischofssitz, mit 1000 Einwohnern. Im Alterthum hieß B. Brixellum, im Mittelalter Bresta. Hier erfocht die Republik Venedig am 20. Mai 1427 einen großen Sieg über die Truppen des Herzogs Philipp Maria Visconti von Mailand, dessen Folgen die Wiedereinnahme von Casalmaggiore, der Sieg Carmagnola's bei Macalo (11. Oktober) und ein für Venedig ehrenvoller Friede waren.

Bresche (Sturmlücke, Wall- od. Mauerbruch), die Oeffnung, welche entweder durch schweres Geschütz oder durch Minen in die Mauerbefestigung eines angegriffenen Platzes gebrochen wird, um dem stürmenden Fußvolk einen Weg in das Innere zu bahnen, kommt am häufigsten beim Belagerungskrieg vor. Nach den Regeln der älteren Belagerungskunst nannte man eine B. nur dann praktikabel (das heißt zum Erstürmen des angegriffenen Platzes geeignet), wenn der Bruch 90 bis 100 Fuß breit war und nicht nur den Belagerern einen möglichst bequemen Weg zum Eindringen, sondern auch den Belagerten, nach der Eroberung oder Uebergabe des Platzes, wenn ihnen freier Abzug gestattet war, einen Weg zum Abmarsch mit Waffen und Gepäck bot. Nur die Thatsache, daß die Besatzung mit brennender Lunte hatte durch die B. abziehen können, galt lange Zeit für den einzigen ehrenfesten Beweis, mit welchem ein Exkommandant die Uebergabe der Festung oder das Aufgeben des äußersten Widerstands rechtfertigen konnte, so wie ein Abmarsch aus den Thoren den Befehlshaber eines belagerten und eingenommenen Platzes nach dem angenommenen Begriff von Kriegsehre schändete. Diese Sitte rief eine andere hervor: wollte eine Stadt einen, aus einem glorreichen Krieg heimkehrenden Feldherrn mit den höchsten Ehren empfangen, so riß man ein Stück der Stadtmauer ein, und er hielt durch diese B. seinen Einzug. Die bedeutendsten B.n haben in neuester Zeit die Engländer im spanisch-französischen Kriege bewirkt; zu Ciudad Rodrigo, Badajoz, St. Sebastian 2c. fand man B.n von 120—300 Fuß Breite. Die B., welche die antwerpener Citadelle 1832 zur Uebergabe nöthigte, wurde von 6 24-Pfündern in 18 Stunden praktikabel gemacht.

Breschet, Gilbert, tüchtiger französischer Arzt, Anatom und Chirurg, 1784 zu Clermont-Ferrand geboren, Chef der anatomischen Arbeiten und Professor der Anatomie an der medicinischen Fakultät, konsultirender Wundarzt des Königs, Präsident der Akademie der Medicin, † den 9. Mai 1846 zu Paris. Von seinen Schriften nennen wir als das Hauptwerk: „Sur l'hydrocéphalite" (Paris 1818).

Brescia, Hauptstadt der gleichnamigen österreichischen Delegation von 57¼ □Meilen mit 346,000 Einwohnern, im Gubernium Mailand des lombardisch-venetianischen Königreichs, am Fuße eines Hügels, von den Flüssen Mella und Garza durchschnitten, in einer weiten gesegneten Ebene romantisch gelegen, größtentheils regelmäßig gebaut, mit breiten Straßen, zahlreichen Springbrunnen und öffentlichen Plätzen. Die Wälle der ehemaligen Festung sind in Promenaden umgewandelt; doch befindet sich an der Nordseite ein festes Schloß (sonst Falcone d'Italia genannt), das von einem hohen und steilen Felsen herab die Stadt beherrscht. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind: die Kathedrale, ein prächtiges, mit vielen Statuen geziertes Gebäude, der neue noch nicht ganz ausgebaute Dom mit herrlicher Kuppel und kostbaren Reliquien, der bischöfliche Palast mit bedeutender Bibliothek, der Justizpalast auf dem Marktplatz, mit schönen Fresko- und Oelgemälden, die Paläste der Familien Martenigo, Gambera, Uggeri, Salini, Fenaroli, Barbisoni, Sigola und Suaroli, 10 andere Kirchen, unter denen Sta. Maria dei Miracoli, San Lazaro und Sta. Afra die berühmtesten sind, ein geschmackvoll gebautes Theater 2c. B. ist der Sitz der Delegationsbehörde und eines Bischofs, hat ein Handelsgericht, zwei Friedensgerichte und einen Gerichtshof, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, ein Seminar, mehre Gymnasien, ein Lyceum, ein Athenäum, mehre Akademien, darunter die Academia de' Filarmonici, ein Museum für Alterthümer, Naturgeschichte, einen botanischen Garten, eine öffentliche Bibliothek, vom Bischof Quirini gegründet 1740, ökonomische Gesellschaft, einige Gemäldesammlungen. Die bis auf 40,000 gestiegene Bevölkerung ist in Folge der Revolution wieder bedeutend gesunken. Es befinden sich hier Fabriken in seidenen Zeuchen, Bändern, Zwirn, Barchent, Strümpfen, Mützen, Leinwand, wollenen Decken, Hüten und andern Arbeiten aus Seide, Hanf, Flachs, Wolle und Baumwolle, ferner Oel- und Papierfabriken. Am berühmtesten sind aber die Eisenwaaren (Brescianerstahl), besonders die Gewehrfabriken, weshalb auch die Stadt von Alters her den Namen l'armata führt. Auch treiben die Bewohner bedeutenden Handel mit Seide, sowohl roher, als gesponnener, mit Wein, namentlich dem berühmten Vino santo, mit Flachs, Tuch, Eisen- und Seidenwaaren, sowie Speditions- und Transitohandel. Aus der Römer Zeit hat die Stadt mehre herrliche Denkmale aufzuweisen, die nebst den in der Umgegend aufgefundenen in dem Museum vereinigt sind, das man an der Stelle des mitten in der Stadt 1822 aufgegrabenen Tempels des Hercules errichtet hat. Vergl. Antichi monumenti nuovamente scoperti in B., Brescia 1829, mit 35 Kupfern. Die Stadt war eine römische Kolonie unter dem Namen Brexia od. Brixia, wurde von Attila zerstört, bald aber wieder aufgebaut und erhielt eigene Herzöge unter den Longobarden. Als Mitglied des Lombardenbundes kämpfte sie gegen Friedrich I., nahm Theil am Siege bei Legnano (1176) und am Frieden zu Konstanz (1183) und erhielt Bestätigung ihrer Freiheiten von Heinrich VI., was wesentlich zu ihrer Blüthe beitrug. Fehden im Innern und mit den benachbarten Städten, Theilnahme am Kampfe der Guelfen und Ghibellinen brachten sie in die Hände des grausamen Ezzelino (1258), nach dessen Tode Oberto Palavicino zum Oberherrn

erwählt, aber 1266 wieder verjagt wurde. Nun wurde die Stadt eine Prätur unter fremdem Schutze, bis 1298 der Adel Bernardo de' Maggi zum Statthalter wählte, zwar nur auf 5 Jahre, ohne daß er jedoch die Herrschaft niedergelegt hätte. Erst König Heinrich VII. befreite die Stadt von dieser Zwangsherrschaft der Maggi und ließ sie durch einen Statthalter regieren. Dadurch hörten aber die Unruhen nicht auf; sie fiel endlich nach einer hartnäckigen Belagerung (1426) in die Hände der Venetianer, wurde 1438 von den Mailändern vergeblich belagert, kam nach der Schlacht bei Agnadello (1509) in die Gewalt der Franzosen, deren sie sich zwar durch die Schlacht am 8. Februar 1512 wieder entledigte, doch mit ungeheurem Verluste. Neben so verderblichen Fehden litt sie mehrmals von Erdbeben und ansteckenden Krankheiten; das Auffliegen eines Pulverthurmes mit 2000 Pfund Pulver zerstörte 1769 über 200 Gebäude und kostete 1000 Menschen das Leben. Im Jahre 1797 riß sich B. von Venedig los, begab sich unter französischen Schutz und theilte nun in den französischen Kriegen das Schicksal Mailands. Als Theil des Königreichs Italien figurirte es als Hauptstadt des Departements Mella. An der Erhebung von 1848 nahmen die Brescianer den lebhaftesten Antheil. Schon im März ergriffen sie bei den ersten Nachrichten von den Ereignissen in Mailand die Waffen und nöthigten die österreichische Garnison, zu kapituliren. Die Stadt war jedoch den mailänder Republikanern entschieden entgegen und begünstigte lebhaft den Anschluß an Piemont. Nach der Schlacht von Custozza und der Kapitulation von Mailand theilte sie das Schicksal der übrigen lombardischen Städte. Als im März 1849 der Krieg mit Sardinien wieder ausbrach, war B. die einzige größere Stadt der Lombardei, deren Bevölkerung sich gegen die österreichische Herrschaft erhob. Da sich B. nach der Niederlage der Sardinier bei Novara nicht gutwillig ergeben wollte, wurde die Stadt am 30. März von Haynau mit 3800 Mann angegriffen und zugleich von der in österreichischen Händen gebliebenen Citadelle ein furchtbares Bombardement eröffnet. Die Bewohner vertheidigten sich heldenmüthig bis zum Mittag des 2. April, zum Theil zwischen rauchenden Ruinen. Unter den Bedingungen, unter welchen Haynau der besiegten Stadt Schonung des Lebens und Eigenthums gewährte, war die härteste eine Auflage von mehr als 6 Millionen Lire. Es dürfte lange dauern, ehe sich B. von diesem Schlage erholen kann, zumal da im Herbst 1850 ein heftiger Wolkenbruch die Stadt und Umgebung aufs Furchtbarste verheerte. B. ist der Geburtsort des Pater Cavalli, des Mathematikers Nicola Tastaglia, des Grafen Gianmaria Mazzuchelli, des berühmten und kühnen Arnold u. A.

Brescia, Arnold von, s. Arnold.

Breslau, Hauptstadt der preuß. Provinz Schlesien u. des gleichnamigen Regierungsbezirks u. Kreises, dritte königliche Residenz, am Zusammenfluß der Oder und Ohle, die hier mehre Inseln (Sandinsel, Bürgerwerder 2c.) bilden. B. nimmt unter den deutschen Städten nach Wien, Berlin, Hamburg, Prag und München die sechste, unter den preußischen Städten nach Berlin die zweite Stelle ein und verdankt die Anlage, nach welcher die jetzige Stadt ihr großartiges Aeußeres entfaltete, Kaiser Karl IV. Sie bildet ein längliches Viereck, aus dessen Mittelpunkt, dem Hauptmarktplatz, die vier Hauptstraßen nach den vier Hauptthoren (dem Nikolai-, ohlauer, schweidnitzer und Oderthor) führen, hat neben diesen Hauptthore noch zwei Nebenthore, das Sand- u. das Ziegelthor, und besteht aus der innern Stadt (Alt- und Neustadt) u. 5 Vorstädten: der ohlauer und schweidnitzer, der Oder- und Nikolaivorstadt und der Sandvorstadt, die aus den ehemaligen Vorstädten Sandinsel und Dom zusammengesetzt ist. Die eben genannten 6 Thore erscheinen gegenwärtig, nachdem die ehemaligen Festungswerke in schattige Spaziergänge und Lustorte umgewandelt sind, als leichte Brückenbarrieren, die aus der Innerstadt in die Vorstädte führen. Die beiden Oderufer sind durch eine hölzerne Hauptbrücke, die einzelnen durch Nebenarme der Oder, der Ohlau und der Stadtgräben getrennten Straßen durch 120 kleinere Brücken oder Stege verbunden, von welchen die 1822 errichtete Königsbrücke, zwischen der Innerstadt und der Nikolaivorstadt, ein schönes Werk von Gußeisen ist. Die Physiognomie der Stadt hat das heitere Gepräge des Wohlstandes; sie gibt ein Bild bürgerlicher Behaglichkeit und ein Zeugniß von dem frohen, praktischen und tüchtigen Sinne der Bewohner. Nicht mit luxureichen Prachtgebäuden prangend, sondern neben den ehrwürdigen Steinhäusern des Mittelalters geschmackvolle, hohe, helle und breite Bürgerwohnungen zeigend, bietet das jetzige B. nirgends ein Bild schroff kontrastirenden Reichthums und Elends, sondern das einer Stadt dar, wo die Güter der Erde nicht an Wenige, sondern an recht Viele in reichlichem Maße vertheilt sind und Jeder Gelegenheit hat, sich durch Fleiß Genuß zu verschaffen. Von den öffentlichen Plätzen der Stadt verdienen die 3 früher sogenannten Marktplätze, der große Ring, mit dem Rathhaus, der Blücherplatz (früher kleiner oder Salzring genannt), mit Rauchs ehernem Standbild des alten Vorwärts, und der Neumarkt, mit einem Springbrunnen (Standbild Neptuns, vom Volk Gabeljörge genannt), ferner der Platz am Oberlandesgericht und der Tauentzienplatz (schweidnitzer Vorstadt) besondere Erwähnung. Die reinlichen Straßen, unter denen sich die Albrechts-, ohlauer, schweidnitzer, Friedrich-Wilhelms- 2c. Straße auszeichnen, sind seit 1826 trefflich gepflastert, mit Trottoirs von Granitplatten und Marmorquadern versehen u. werden durch Reverberen gut erleuchtet. Unter den öffentlichen Gebäuden sind bemerkenswerth: die Domkirche zu St. Johann, ein schönes Werk altdeutscher Baukunst, nach bezweifelten Angaben der alten Chronisten 1148—1170 vom Bischof Walther gebaut (der Baustyl gehört einer spätern Zeit, wenigstens dem 13. Jahrhundert an), von verschiedenen Bischöfen mit vieler Pracht ausgeschmückt und mit mehren neueren Kapellen bereichert; die Kirche zum heiligen Kreuz, in Kreuzform gebaut, eine Stiftung Herzog Heinrichs V., 1295 vollendet; die Kirche zu Unserer lieben Frauen, ehema-

lige Sandkirche, 1330 begonnen, 1369 vollendet, bis 1810 Kirche der Augustiner-Chorherren, im Innern das schönste Gotteshaus der Stadt; die Dorotheenkirche, ohne Thürme, die höchste aller Kirchen in B., von Kaiser Karl IV. gegründet; die Jesuitenkirche, 1689 erbaut, 1810—1819 kathol. Gymnasialkirche; die Nikolaikirche in der Nikolaivorstadt, ein schönes Bauwerk des 12. Jahrhunderts, aber seit 1806 Ruine; die erste evangelische Hauptkirche zu St. Elisabeth, 1253—57 auf Kosten der Bürgerschaft gebaut, mit dem höchsten Thurm (322½ pariser Fuß hoch) und der größten Glocke (220 Centner schwer) in Schlesien, ausgezeichneten Kunstdenkmälern und berühmter Orgel; die zweite evangelische Hauptkirche zu St. Maria Magdalena, nach dem Muster des Doms und wahrscheinlich bald nach diesem gebaut; die St. Barbarakirche, zugleich Garnisonkirche, mit merkwürdigen Malereien aus dem Anfang des 14. und 15. Jahrhunderts; die Kirche der 11,000 Jungfrauen, 12seitiges Kuppelgebäude, die Kuppel ein Meisterstück, 1820—23 erbaut; ferner das Rathhaus, in gothischem Styl aus dem 14. Jahrhundert, mit trefflichen Bildhauerarbeiten und einem dreifach durchbrochenen Thurme; das Universitätsgebäude mit der prachtvollen Aula Leopoldina, an der Oder, auf der Stelle der alten königlichen Burg, 1728 von den Jesuiten gegründet, 1790 durch eine Sternwarte architektonisch verunziert; das Regierungsgebäude, früher Palais des Fürsten Hatzfeld, nach dem siebenjährigen Krieg erbaut, ein schöner Palast, weit ansehnlicher, als das königliche Palais in der Karlsgasse; das königliche Oberlandesgericht, früher Vincentstift; das Bibliothekgebäude, früher Augustinerkloster, auf dem Sande; das katholische Gymnasium: das neue Elisabethgymnasium; die bischöfliche Residenz auf dem Domplatz; die neue Börse am Blücherplatz, erbaut 1822—24; das Theater. Unter den Privatgebäuden ist der schöne Palast des Grafen Henkel von Donnersmark bemerkenswerth. Von den wissenschaftlichen Anstalten ist vor allen die Universität zu nennen. Sie ward 1702 auf Betrieb der Jesuiten vom Kaiser Leopold I. für Philosophie und katholische Theologie gestiftet und nach ihm Leopoldina genannt. Mit ihr wurde 1811 die frankfurter Viadrina vereinigt und neben der katholischen auch eine evangelische Fakultät der Theologie gegründet. Die vorhandenen Fonds wurden auf 86 000 Thaler jährlicher Einkünfte von Grundstücken und Erbzinsen erhöht, das Lehrerpersonal vermehrt, und trotz der damaligen Schwäche des durch Napoleon aufgesogenen Staats und der Niedergedrücktheit alles deutschen Geistes raffte sich die Anstalt, wie durch den Widerstand gegen das eindringende Fremde gekräftigt, bald zu einer Leben verbreitenden Macht auf, die besonders nach den Freiheitskriegen eine schöne Zeit der Blüthe erlebte. Männer, wie Wachler, Steffens, Büsching, Stenzel, von Cölln rc., erstreckten die Wirksamkeit der Universität auch über die schlesischen und preußischen Grenzen hinaus, während Augusti, Behrends, Brandes, Bartels, v. d. Hagen, Heindorf, Link, Passow, v. Raumer, Schilling, Sprinkmann rc. in B. den Grund ihres akademischen Ruhmes legten und dann die Lehrstühle in Berlin, Bonn, Leipzig, Marburg und Halle rc. schmückten. Der jetzige Bestand der Universität muß jedoch, wie überhaupt der der meisten deutschen Universitäten, zu den verbesserungsbedürftigen gezählt werden. Aus neuerer Zeit sind zu erwähnen in der evangelisch-theologischen Fakultät: Böhmer, Hahn, Hesse, Middeldorf, in der katholisch-theologischen Balzer, Demme, Movers, Ritter, in der juristischen Abegg, Huschke, in der medicinischen Benedikt, Henschel, Klose, Otto, Purkinje, Remer, in der philosophischen Brantß, Nees von Esenbeck, Kahlert rc., in den mathematischen Wissenschaften v. Boguslawski, Scholtz rc., in den Naturwissenschaften Glocker, Göppert, Müller, Nees von Esenbeck, Pohl rc., in den Staats- und Kameralwissenschaften Weber, in Geschichte und ihren Hülfswissenschaften Hildebrand, Hoffmann (von Fallersleben), Kutzen, Stenzel, in den philologischen Wissenschaften und Literatur Neumann, Ambrosch, Rohovsky, Hoffmann (v. Fallersleben), Kahlert, Kannegießer rc. Auch die besondern akademischen Anstalten und wissenschaftlichen Sammlungen sind zugleich durch Zusammenziehungen verschiedener früher zersplitterter Schätze ein ansehnliches Ganzes geworden, zugleich so reich dotirt, daß sie nie des Neuen ermangeln müssen. Die Bibliothek, 300,000 Bände stark, besteht aus den Sammlungen der aufgehobenen Stifter und Klöster und den frühern frankfurter und breslauer Universitätsbibliotheken; zu ihr gehört auch die an orientalischen Werken reiche Bibliotheca Habichtiana. Ferner sind zu nennen: die Sternwarte, der botanische Garten, das naturhistorische Museum, die chemischen und physikalischen Sammlungen, das anatomische Theater, das Klinikum, die Bildergallerie, meist aus den Kirchen, Klöstern rc., reich an altdeutschen Werken, eine Sammlung schlesischer Alterthümer und das schlesische Provinzialarchiv, gegen 30 000 Urkunden rc. reich. Die Zahl der Studirenden ist in Abnahme und zwischen 6—700. B. hat 4 Gymnasien: 2 evangelische, das Elisabethgymnasium, von 1293—1562 Privatschule, und das Magdalenengymnasium, 1266—1643 Privatschule, das reformirte Friedrichsgymnasium u. das königliche katholische Gymnasium, bis 1801 Jesuiteninstitut. Jedes dieser Gymnasien ist mit Bibliothek und Fonds reichlich versehen. Ferner besitzt B. 26 evangelische und 10 katholische Elementarschulen, mehre höhere Burgerschulen, die evangelische Knabenschule zum heiligen Geist, die höhere Töchterschule zu Maria Magdalena; außer diesen eine katholische Klosterschule der Ursulinerinnen u. die Schule des Hospitals ad matrem dolorosam; endlich 20 christliche Privat-Elementarschulen (12 für Mädchen, 2 für Knaben, 6 für beide gemeinschaftlich), die jüdische Friedrich-Wilhelms-Schule (seit 1791), 14 jüdische Privat-Elementarschulen und Schreib-, Zeichen-, Arbeits-, Sonntags- rc. Schulen in Menge. Die bedeutendsten Bibliotheken sind: die rhedigersche Bibliothek, in der Elisabethenkirche, 1575 vom breslauer Patricier Thomas von Rhediger gestiftet, reich an merkwürdigen Handschriften; die Magdalenenbibliothek, gegründet vom breslauer Reformator Jo-

hann Heß, mit einer Sammlung von 341 Gemälden von italienischen, niederländischen und deutschen Meistern, diese gegründet vom Rathspräses Albrecht von Sabisch; die Bibliothek zu St. Bernhardin in der Neustadt, Werk des städtischen Gemeinsinns und des schlesischen Patriotismus. Für artistische, gewerbliche und anderweitige Ausbildung sorgen: die königliche Kunst-, Bau- und Handwerksschule, in mehren Abtheilungen, zum Theil Vorbereitungsanstalt für die königliche Bauakademie in Berlin; die Hebammen- und Entbindungsanstalt, gegründet 1791; eine chirurgische Schule; die Kuhpockenimpfanstalt; ein königliches evangelisches und ein katholisches Elementarschullehrer-Seminar; das königliche Luiseninstitut für 12 Offizierstöchter; eine Anstalt für Blinde; eine Anstalt für Taubstumme. Gelehrte Gesellschaften u. andere Vereine sind: die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur, seit 1809, zerfällt in 6 Sektionen, besitzt eine Bibliothek u. werthvolle Naturaliensammlung; der Künstler- u. Kunstverein, seit 1827; die philomathische Gesellschaft, seit 1813; Schullehrervereine, seit 1814 und 1822; ein Missionsverein, seit 1816; die Bibelgesellschaft. Gegenwärtig ist B. auch der Sitz der Academia Leopoldina Carolina naturae curiosorum, deren Präses lange Zeit Nees von Esenbeck war. Der literarische Verkehr ist verhältnißmäßig äußerst lebhaft; es erscheinen in B. gegen 20 Zeitschriften und bestehen 16 Buch- und Musikalienhandlungen, 4 Kunsthandlungen und 24 Buch-, Kupfer- und Steindruckereien. Sehr reich ist B. an Wohlthätigkeits- und Versorgungsanstalten aller Art, für jedes Alter und Geschlecht. Gegenwärtig beläuft sich der Kapitalwerth aller milden Stiftungen weit über 2 Millionen, den der jüdischen Stiftungen nicht eingerechnet. Besonders hervorzuheben sind: das Waisenhaus ad matrem dolorosam; 3 evangelische Waisenhäuser zum heiligen Grabe; Knabenhospital und Kindererziehungsanstalt zur Ehrenpforte; 17 Hospitäler, theils Kranken-, theils Verpflegungsanstalten für das dürftige Alter, darunter das Krankenhospital zu Allerheiligen, das jährlich oft gegen 4000 Kranke aufnimmt und eine besondere Kirche, Apotheke und einen Prediger hat, ebenfalls eine Gründung des Johann Heß, das Hospital zum heiligen Geist, für 16, und das zu St. Bernhardin für 70 bejahrte evangelische Bürger und Bürgerinnen. Zu den bedeutendsten derartigen Anstalten gehören ferner das Kloster der barmherzigen Brüder, für 400 Kranke, und die Anstalt der geistlichen Elisabethinerinnen, für 450 bettlägerige Kranke. Das Hausarmenmedicinalinstitut ist seit 1809 mit einer Anstalt zur Entbindung und Verpflegung armer Wöchnerinnen verbunden. Die Armenkrankenpflege besorgen 18 Bezirksarmenärzte. Außerdem gibt es viele wohlthätige Privatstiftungen, von denen die kretschmarsche Posteritätskasse, die jährlich 12,000 Thaler für die Armen hergibt, und die von den Bürgern Glock, Mellen und Pfeifer gestiftete Versorgungsanstalt für hülflose alte Dienstboten rühmliche Erwähnung verdienen. Aus dem Armenfond werden jährlich gegen 60,000 Thaler in den 49 Armendistrikten an mehr als 3000 Individuen, die Freischüler abgerechnet, vertheilt. Hieher gehört endlich noch das 1668 gegründete Armen- und Arbeitshaus, eine Versorgungs- und Besserungs-, keine Strafanstalt, für 250 Personen, seit 1791 durch eine besondere Leihanstalt unterstützt. Eine Sparkasse gedeiht und wirkt seit 1821, auch bestehen mehre Leichenkassen 2c. Das große Gedeihen B.'s wird durch die Zunahme der Bevölkerung bestätigt, die größer ist als bei irgend einer der deutschen Provinzialstädte. Im Jahre 1710 zählte B. gegen 41,000 Einwohner, 1756 gegen 54,774, zur Zeit des siebenjährigen Kriegs (1763) nur 49,049, 1790 wieder 54,917, 1811 63,237, 1821 gegen 70,000, 1829 ohne Militär 84,904, 1834 91,401 und gegenwärtig mit Einschluß des Militärs 101,000, von denen etwa 65 Procent der evangelischen, 29 der katholischen Konfession, beinahe 6 der jüdischen Religion angehören. Immer rüstig fließende Erwerbsquellen und vernünftige Gewerbefreiheit brachten mit dem Wohlstand zugleich diese rasche Bewegung in die Bevölkerungszunahme, wozu noch kommt, daß B. als Sitz vieler geistlichen und weltlichen Behörden, wissenschaftlicher Anstalten und einer starken Garnison, auch Sammelplatz für viele unabhängige Kapitalisten, Rentiers und Solche geworden ist, die den Rest ihrer Tage im Genuß dessen zubringen wollen, was das Leben an Freuden bietet. B. gilt daher nicht bloß als die lebhafteste Stadt des Reichs, sondern auch als diejenige, wo die größte Menge von ächter Bildung mit großem Luxus gepaart ist, der wohl auch mit arger Frivolität Hand in Hand geht. B. ist Sitz des Provinzoberpräsidenten, des Fürstbischofs mit dem Domkapitel und des Gouverneurs und kommandirenden Generals von Schlesien, der Regierung, des Konsistoriums u. Provinzialschulkollegiums, der wissenschaftlichen Prüfungskommission für Schlesien und Posen, des Medicinalkollegiums, der Forsteraminationskommission, der Provinzialsteuerdirektion, des Provinzialbankkontors, des Münzamts, des Oberlandesgerichts, der Generallandschaft, des Oberpostamts, Stadtgerichts 2c., des evangelischen Magistrats und städtischen Konsistoriums, des Generalvikariatsamts des Fürstbischofs und des Konsistoriums des Bisthums, des Generalstabs des 6. Armeecorps, des Kommando's der 11. Division, sowie der 11. Infanterie-, 11. Kavalerie- und 11. Landwehrbrigade 2c. Für das Militär bestehen, außer den Regiments- und Bataillonsschulen, eine Divisionsschule (2 Klassen, 8 Lehrer) und eine Schwimmanstalt; ferner: 13 Kasernen, 8 Wachthäuser, 2 Getreidemagazine, 3 Fourageschoppen, 3 Zeughäuser, eine Stückgießerei, 2 Pulvermagazine, ein Laboratorium und 2 Lazarethe. B.s Gewerbsstand ist durch die neuere Gesetzgebung von allen Zunft- und Innungsfesseln befreit; doch bleiben die Innungsmitglieder noch in einem freiwilligen Vereine beisammen. Da die meisten Innungen das Recht des Alleinbetriebs eines Geschäfts nur durch theuer erkaufte Verleihungen 2c. von den breslauer Herzögen erlangt hatten und dieses somit Realeigenthum der Innungsmitglieder geworden war, so mußte darauf gedacht werden, den Kapitalwerth jener Privile-

gien zu vergüten, d. h. sie abzulösen. Die Gesammtsumme derselben, 1,166,370 Thaler, wird daher in 4½procent. Stadtobligationen aus einer dazu erhobenen Gewerbsteuer verzinst u. allmählig abgelöst. Die bürgerlichen Gewerbe B.'s beschäftigen im Ganzen an 5500 gewerbsteuerpflichtige und 3000 gewerbsteuerfreie Personen. Viele Handwerke werden fabrikmäßig betrieben; außerdem bestehen Fabriken für Gold- und Silberarbeiten, für chemische und Blaufarben, für Bleiweiß und Grünspan, für Cichorien, Essig, Federposen, Kattun, Siegellack, Strohhüte, Tabak, Wachsleinwand, Tapeten, Karten; ferner mehre Zuckersiedereien und Raffinerien, Oelraffinerien, mehre Papiermühlen, mehre Appretiranstalten für Leinen u. andere Fabrikate. B., an einem schiffbaren Hauptstrome Deutschlands und im Mittelpunkt einer der volk-, kultur-, produkten- und gewerbreichsten Provinzen des preußischen Staats gelegen, im Besitz aller einen großartigen Verkehr fördernden Mittel, reicher Kapitalien, Banken, einer Börse u. einer regsamen, vom Handelsgeiste belebten und wegen ihrer Erwerbsquellen auf den Verkehr vorzugsweise hingewiesenen Bevölkerung, muß nothwendig die Bühne großer und mannigfaltiger Geschäfte seyn, und in der That ist die Stadt die zweite Handelsstadt des Reichs. Köln, Danzig, Königsberg, Magdeburg, Stettin, Elberfeld stehen B. nach. Bis jetzt sind es vorzugsweise die schlesischen Erzeugnisse, welche B.'s Handel nähren. Obenan stehen die drei Stapelartikel der Provinz: Wolle, Leinwand und Metalle (besonders Zink und Eisen). Der schlesische Wollhandel findet in dem berühmten hiesigen Wollmarkte seinen Central- und Stützpunkt, er ist der größte in der Welt. Er dauert zwar nur acht Tage (die erste Juniwoche); aber das kolossale Geschäft läßt in so kurzer Zeit öfters an 10 Millionen Thaler die Hände wechseln. Es werden durchschnittlich 50—60,000 Centner (cirka 50—160 Thaler der Centner) Wolle angebracht, zur größeren Hälfte das Produkt der schlesischen Schäfereien, dann aber auch der Wollzüchter Polens, Galiziens, Böhmens, Mährens; ja in neuer Zeit hielten häufig auch ungarische und russische Gutsbesitzer hier feil. Einkäufer besuchen ihn aus allen Ländern, deren Fabrikorte deutsche Wolle verarbeiten; eine hervorragende Rolle spielen die Nordamerikaner, Engländer und Franzosen. Das Resultat des hiesigen Markts ist für den Werthgang des Artikels immer entscheidend und influirt in der Regel alle andern Wollmärkte in Centraleuropa für das ganze Jahr auf eine fühlbare Weise. Das bis zu Anfang dieses Jahrhunderts in immer steigender Blüthe gewesene schlesische Leinwandgeschäft hat zwar, theils in Folge der Emancipation der spanischen Kolonien und der dadurch veränderten Verkehrsverhältnisse, theils durch die Konkurrenz der irischen Leinwandmanufaktur abgenommen, summirt aber dennoch jährlich einige Millionen Thaler. Es wird zumeist durch Hamburgs Vermittelung getrieben und die Leinwand theils für die nordamerikanischen und merikanischen Märkte, theils für jene von Brasilien, La-Plata, Chili und Peru zugerichtet. Die Zinkwerke Oberschlesiens liefern bereits über 500,000 Centner jährlich, die über B. und von da über Stettin und Hamburg nach England, Frankreich, Holland, Ostindien und Nordamerika gehen, und der bei immer zunehmendem Verbrauch so sehr gestiegene und stets fortsteigende Werth dieses Artikels ist allein auf 6 Millionen Thaler zu veranschlagen. Eisen versenden die oberschlesischen Werke überhaupt jährlich etwa 600,000 Centner, im Werthe von 2½ Millionen Thaler. Außer den genannten Metallen wird viel Blei, etwas Kupfer, Messing, Kobalt, Schmalte, viel Arsenik, Vitriol und Alaun (130,000 Centner jährlich) und nahe an 8 Millionen Centner Steinkohlen erzeugt, die theilweise über B. versendet werden. Ein ziemlich neuer Geschäftszweig von Bedeutung ist dem breslauer Verkehr durch die stets zunehmende Baumwollfabrikation in der Provinz erwachsen, die schon gegenwärtig mehr Stühle gangbar hat, als die Leinenfabrikation. Auch die schlesische Tuchmanufaktur hat in B. einen Stapelort; ebenso die Glasmanufaktur, die jetzt unter dem hohen Schutzzoll mit der böhmischen wetteifert (zum Theil für Rechnung B.'s im Gebirge betrieben), und die Papierfabrik, deren Erzeugniß bedeutenden Werth hat. Die zahlreichen hiesigen Branntwein- und Likörfabriken liefern für 2 Millionen Thaler Fabrikate und ihr Absatz ins Ausland ist von Jahr zu Jahr gestiegen. Außerdem ist B. Markt für folgende Hauptprodukte der Industrie und des Ackerbaues: Schlachtvieh (für mehr als ½ Million Thaler kommt jährlich aus Rußland und Polen zum hiesigen Markt), Getreide, Hülsenfrüchte, Raps- und Leinsamen, Kleesaat, Flachs, Tabak, Hopfen, Krapp, Waid, Saflor, Scharte, Weberkarden, Fenchel, Kümmel; aus den Forsten Oberschlesiens werden für mehr als 1¼ Millionen Thaler jährlich Holz nach und über B. verfahren. Der Außenhandel B.'s hat seine Richtung meist nach Hamburg, Stettin, Bremen, Schweden, England, Holland, Spanien, Nordamerika, Ost- und Westindien, besonders auch nach den leipziger und frankfurter Messen und nach Berlin und Magdeburg. Der innere und äußere Handel wird durch die Oderschifffahrt, welche durch den müllroser Kanal in der Nähe von Frankfurt a. d. O. mit der Spree und dadurch mit der Havel u. Elbe in Verbindung steht, sehr begünstigt und beschäftigt gegenwärtig über 1200 Fahrzeuge. Uebrigens befördern den Verkehr noch 5 Jahrmärkte und 2 Messen (Lätare- und Marienmesse), welche letztere inzwischen für den Großhandel wenig bedeutend ist. Die berliner königliche Bank hat hier eine Zweigbank; eine Menge Privatbanken unterstützen die großen Geld- und Wechselgeschäfte des Platzes. Oeffentliche und Privatvergnügungsanstalten hat B. in überreichlichem Maße. Statt der früheren Wälle umgibt jetzt die Stadt ein Gürtel von Spaziergängen; mehre Bastionen sind zu Hügeln umgestaltet, deren Rücken englische Anlagen zieren. Das Theater kann zu den bessern Deutschlands gezählt werden; öffentliche und geschlossene Koncerte, Bälle, Cirkel, Kränzchen ꝛc. befördern oder hemmen, wie überall, die Geselligkeit. Oeffentlichkeit fördernd sind auch die von dem Provinzverein veranstalteten Pfer-

berennen und die Thierschau. Ferner bestehen mehre Singvereine, Winter- und Sommergärten, zahlreiche Weinstuben, Konditoreien, Kaffeehäuser, Resourcen ꝛc., mehre Privattheater, Koncertsäle ꝛc. Ländliche Vergnugungsorte sind Pöpelwitz, Marienau, Altscheitnig, Oswitz a. d. O., Skarsine, Oels, Dyhrenfurth, Sibyllenort ꝛc. B. ist Geburtsort Garve's, Gentz', Schleiermachers und Chr. v. Wolfs. Vgl. Zimmermann, Beiträge zur Beschreibung von Schlesien, Brieg 1794, 11 Bände; Rössel, B. u. seine Umgebungen, 2. Aufl., Bresl. 1833; Plan der Stadt B. u. deren Umgebung, in 9 Sektionen, das. 1841.

Wie bei den meisten Städtegeschichten ist auch bei der B.'s der Anfang unsicher, Name und Zeit der Gründung sind nur bis zur Wahrscheinlichkeit ermittelt worden. Der polnische Geschichtschreiber Dlugoß (aus dem 15. Jahrhundert) läßt B. 978 von einem Herzog Miecislaus gegründet seyn; die Chronik des Bischofs Ditmar von Merseburg kennt schon um 1000 B. als eine ansehnliche Stadt in Schlesien. Im 9. u. 10. Jahrh. stand Schlesien unter mährischer u. böhmischer Herrschaft, weshalb die Entstehung B.'s durch einen der mährischen oder böhmischen Herzoge, Namens Wratislaw (daher B. Wrazislava oder Wratislava), veranlaßt seyn mag. Um 1000 schaltete der polnische Herzog Boleslaw in B.; er hatte sich einen großen Theil Schlesiens, das zuletzt zu Böhmen gehört hatte, unterworfen. Gegen ihn zog Kaiser Heinrich II. in den Jahren 1016 u. 1017, u. von des Letzteren Begleiter, dem oben genannten Bischof Ditmar, haben wir die ersten zuverlässigen Nachrichten über B.'s Urgeschichte. Boleslaws Sohn, Miecislaus II., verlor die väterliche Eroberung, erst sein Enkel, Kasimir I., erhielt sie durch Kaiser Heinrich III. zurück. Seit der Regententhätigkeit dieses Fürsten tritt B. in geistlicher und weltlicher Beziehung als Hauptstadt Schlesiens hervor, denn 1052 wurden Schloß und Kathedralkirche gegründet und B. war fortan Sitz der schlesischen Bischöfe und der polnischen Landeshauptleute der Provinz. Die Kriege, welche damals das Land verwüsteten und entvölkerten, besonders jener gegen Kaiser Heinrich V. (1109), bevölkerten u. bereicherten die feste Stadt, wohin Alles, was zu retten war, gerettet wurde. Dazu hatte Herzog Boleslaw III. nach B. einen Statthalter gesetzt, Peter Wlast, den Dänen, welcher, wahrscheinlich in nordischer Seeräuberei zu sehr großen Reichthümern gelangt, dieselben in Schlesien zu großen Bauten und Stiftungen verwandte und vor Allem B. mit vielen Kirchen, Klöstern und sonstigen geistlichen Stiften bedachte. Diese geistlichen Stifte aber waren zu jener Zeit ein unbedingt nothwendiger Hebel, wenn es galt, die Kräfte des irdischen Wohlstandes auf gewisse Punkte zu koncentriren. Unter Kaiser Friedrich Barbarossa wurde Schlesien von Polen getrennt und B. Haupt- und Residenzstadt eines selbstständigen Herzogthums. Damals erweiterte sich die Befestigung. B. erlag zwar zweimal, 1200 und 1241, durch die Hand der Mongolen verheerenden Feuersbrünsten, erhob sich indeß jedesmal schnell wieder aus Schutt und Asche. Es wurde erweitert, mehre große Kirchen gebaut; der Graben deutet noch jetzt den Umfang der damaligen Stadt an. Um diese Zeit trat in B. das deutsche Element überwiegend hervor. B., schon lange im Besitz deutscher Stadteinrichtungen, erhielt das magdeburger Stadtrecht urkundlich zur Norm (1261) und bildete nun allmählig sein städtisches Wesen auf ähnlichen Wegen aus, wie wir sie bei der Geschichte aller deutschen Reichsstädte verfolgen müssen: die Noth der Fürsten machte der Stadt Zugeständnisse, der Reichthum der Bürger wuchs mit ihrer Macht; in der Stadt aber kam das Regiment nach und nach in die Hände einer Anzahl adeliger Geschlechter. Nach Heinrichs V. Tode kam B. an Böhmen und erhielt, nachdem es 1342 und 1344, beide Male am 8. Mai, vom Feuer total vernichtet worden war, durch Karl IV., dessen Baulust auch Prag seine Schönheit verdankt, seine neuere Gestalt nach einem eigenhändig von ihm entworfenen Plane. Unter den luxemburgischen Königen gewann B. allmählig die Stellung einer freien Reichsstadt zum Kaiser, ein Verhältniß, das sich am täuschendsten herausstellte, als die Luxemburger zugleich den Kaiserthron inne hatten. Seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts ward die Spannung zwischen der Bürgerschaft und dem aristokratischen Rathe öffentlich sichtbar; 1418 brach ein gewaltiger Aufruhr los, der vielen Räthen das Leben kostete und den der Kaiser Sigismund 1421 dadurch bestrafte, daß er 26 der damaligen Hauptanführer hinrichten ließ, indem er aber zugleich 4 Bürgern, d. h. Zunftmitgliedern, Sitz u. Stimme im Rathe gab. Trotz dieser fortwährenden innern Unruhen wuchs die äußere Macht der Stadt zu immer größerem Umfang, ja, die Geldnoth der böhmischen Könige hatte sogar die Landeshauptmannschaft des ganzen Fürstenthums in die Hand des Raths gebracht: „B. war auf dem Wege, ein mächtiger Freistaat nach dem Muster der schweizer Republiken zu werden". Die kommenden Religionskriege fügten es anders. Während der 14jährigen Anarchie nach Albrechts II. Tode stand B. ohne Herren reich und groß auf eigenem freien Gebiet, stellte sich mit den übrigen schlesischen Städten dem hussitischen König Georg Podiebrad von Böhmen entgegen und trotzte, von jenen verlassen, allein mit seinem Bischof den wilden hussitischen Stürmen, die das Land verwüsteten, besonders hart die bischöflichen Güter mitnahmen, aber der Stadt nichts anhaben konnten, bis sie endlich, durch Uebermacht bedroht, sich dem Papst und dem König Matthias Corvinus von Ungarn in die Arme warf. Letzterer, den politischer Vortheil zu den Waffen gelockt hatte, benutzte die schöne Gelegenheit, riß ganz Mähren, Schlesien und die Lausitz an sich und erpreßte von der Stadt B. schwere Auflagen. Erst nach des ungarischen Königs Tode fiel B. an Böhmen zurück u. kam 1527 nach König Ludwigs Tode in der Türkenschlacht bei Mohacz an dessen Nachfolger, Ferdinand von Oesterreich. Auch unter den neuen Herren dauerte der Einfluß der alten breslau'schen Macht noch fort. B. hatte kurz vorher der Reformation Herzen und Thore geöffnet. Trotz der katholischen Oberherrschaft blieben fortan von allen städtischen Aemtern die Katholiken ausgeschlossen, aber Bischof, Domkapitel und Mönche auch im ruhigen Besitz ihrer bisherigen Stellung und Güter. Sogar der 30jährige Krieg konnte B.'s

Mauern nicht übersteigen. Vor Freund u. Feind gesichert, obgleich der protestantischen Sache ergeben, gelangte die Stadt noch unversehrt zum Jahr 1648 und trug mit ihren Städterechten auch ihre Religionsfreiheit glücklich davon. Fast 100 Jahre waltete nun das österreichische Scepter, und Oesterreichs unablässigen Einschränkungsversuchen gelang es endlich, dem Protestantismus immer engere Grenzen zu ziehen, während dem Jesuitismus ein Markt eröffnet wurde. Den aristokratischen Theil der Stadt hatten schon längst Kraft und Muth verlassen, Hofluft drang in die schwachen Köpfe, an Widerstand war nicht mehr zu denken; der Bürger hatte kein Vertrauen mehr auf die eigene Macht, der Jesuitismus hatte die Familien durchfressen, gespalten. Friedrich II. von Preußen machte diesem Wesen ein Ende. Er besetzte B. am 10. August 1741 und erhob es zur dritten königlichen Haupt- und Residenzstadt. Der hier am 11. Juni 1742 geschlossene Friede zwischen Preußen u. Oesterreich beendigte den ersten schlesischen Krieg. In demselben erhielt Friedrich II. mit der Grafschaft Glatz ganz Nieder- und Oberschlesien, mit Ausnahme des Fürstenthums Teschen, der Stadt Troppau, der mährischen Herrschaften und des Strichs, der jenseits der Oppa liegt. Die Stadt B. mußte sich unter preußischem Scepter und besonders dem Friedrichs II. bald einzelner städtischer Souveränetätsrechte entkleiden; doch ließ der König unbeschnitten bestehen, was ihm in der Verfolgung seiner militärischen und finanziellen Staatszwecke nicht hindernd begegnete. Im 7jährigen Kriege erlebte B. mehre entscheidende Ereignisse in und um seinen Mauern, von denen die Schlacht am 22. November 1757 und die Belagerung im Juli 1760 die bedeutendsten und folgenreichsten sind. Friedrich II., der im Handel die Basis zu B.'s Größe sah, that alles Mögliche, ihn zu spornen u. zu heben. Die schlesische Leinenmanufaktur nährte die großartigsten Geschäfte, und Friedrich opferte selbst bedeutende Summen, um den Fabrikanten fernere Absatzquellen zu öffnen. Zunächst waren es die Produkte der schlesischen Landwirthschaft, die den Handel B.'s stützten. Diese große Entwickelung der Stadt wurde auf harte Weise durch den Krieg von 1806 gestört und gehemmt. Die Franzosen mit ihren bayerischen und würtembergischen Bundestruppen erschienen wenige Wochen nach den Unglückstagen von Jena und Auerstädt am 6. Dec. 1806 vor B. Die Belagerung begann mit eben so großer Heftigkeit, als die Vertheidigung mit Hartnäckigkeit antwortete. Nachdem das Bombardement auf Thürme, Kirchen und Bürgerhäuser gehagelt, nachdem man zu besserer Vertheidigung die Vorstädte abgebrannt hatte, erkannte der Kommandant (General von Thiele) ganz urplötzlich die Unmöglichkeit, die Stadt gegen einen solchen Feind halten zu können, und kapitulirte. Bis zum Herbst 1808 hatte sie französische Besatzung. Im Jahr 1809 wurde ihr durch die neue Städteordnung eine andere Organisation der städtischen Verwaltung zu Theil: diese besteht aus einem Oberbürgermeister, einem Bürgermeister, 20besoldeten u.unbesoldeten Stadträthen und 102 Mitgliedern der Stadtverordneten aus den 49 Stadtbezirken. Zur Zeit der Wiedererwachung des preußischen und des deutschen Nationalgefühls war B. kurze Zeit Sitz des Königs; von hier aus ging der elektrisirende Aufruf: „An mein Volk!" Hier organisirten und sammelten sich die Befreiungsheere. Nach der Schlacht bei Bautzen waren die Franzosen abermals (vom 1.—12. Juni) Herren der Stadt; dann sahen sie sie nicht wieder. Die vollständige Umwandlung der schon 1806 geschleiften Festungswerke in die jetzigen Prachtanlagen geschah nach dem pariser Frieden. Während des dreißigjährigen Friedens und unter einer wohlgeordneten Verwaltung ist das Gedeihen B.'s und seine innere Ruhe nur selten gestört worden; Wissenschaft und Industrie hielten sich im Fortschreiten. Ein Aufstand der Handwerksgesellen 1819 wurde bald gestillt, und die Oscillationen, welche dem Ausbruch der Julirevolution folgten, rechtzeitig paralysirt durch die Cholera von Osten, konnten in das tüchtige Räderwerk keine Verwirrung bringen. Nach der Thronbesteigung Friedr. Wilhelms IV. beantragte der Magistrat bei den schlesischen Landständen die Bitte, daß der König das in der großen Zeit der Bedrängniß, da der Völker Muth und Blut die Throne rettete, in der Zeit der Zusagen den Preußen gegebene nimmer zu schmälernde Wort lösen und die Reichsstände errichten möge. Der Antrag fiel mit 77 gegen 8 Stimmen durch, und die Stadt hatte die Ungnade des Königs für die verwegenen Schritte ihres Magistrats zum Lohn. Der Magistrat sprach sich am 2. Juni 1841 mit Ruhe und Würde,jedoch ohne günstigen Erfolg aus. Erst als bei Gelegenheit des schlesischen Herbstmanövers der König bei B. anwesend war, erfolgte die Aussöhnung des Monarchen mit dem Vorstand der zweiten Stadt seines Reichs. Vgl. P. Eschenloer, Geschichten der Stadt B. von 1470—1479, herausgegeben von Kunisch, Breslau 1827, 2 Bände; Nikolaus Pol, Annalen von 965—1623, herausgegeben von Büsching, 1813 ff.

Breslau, 1) **Bisthum**, ward im 10. Jahrhundert nach dem polnischen Geschichtschreiber Dlugoß 965 oder 966 gegründet. Der päpstliche Legat Aegidius, erzählt er, habe um diese Zeit das Land Schlesien bekehrt und einen Bischofssitz zu Smogra gegründet, der 1041 nach Ryczen und 1052 nach Breslau verlegt worden sey. Ditmar nennt schon 1000 einen Bischof Johann von Breslau; da aber Schlesien bei den Chronisten erst Provincia Wratislaviensis hieß, ehe der Name Tovra Silensis aufkam, so kann auch seine Nachricht mit der obigen übereinstimmen. Von den spätern Bischöfen sind zu nennen: Walther I. (1148 bis 1176), der Erbauer des jetzigen Doms; Jaroslaw, des breslauer Herzogs Boleslaw I. Sohn (1198—1201), brachte sein Erbe, das Gebiet von Neisse, dem Bisthum zu; Thomas II. (1267—1292) bestand einen langjährigen Immunitätsstreit mit Herzog Heinrich IV., der mit einem glänzenden Sieg der Kirche endete. Der Herzog unterzeichnete an seinem Todestage (den 23. Juni 1290) die Urkunde, welche die Obergerichte, den Blutbann und das Jus ducale an das Bisthum übergab. Zu hohem Flor gedieh das Bisthum unter Preczislaw von Pogarell (1341 bis 1376), der sich nebst der ganzen schlesischen Kirche unter den Schutz der Krone Böhmen begab, sich

damit den Rang des ersten schlesischen Standes und eines Bundesfürsten von Böhmen, dem Bisthum die Stadt Grottkau mit Gebiet, das Schloß Jauernick (Johannisberg), die Städte Wansen, Patschkau ꝛc. erwarb und den Titel „Fürst von Neisse u. Herzog von Grottkau" führte. Das Bisthum, nunmehr von Polen getrennt und dem erzbischöflichen Stuhl zu Gnesen entzogen, stand unmittelbar unter dem Papst. Seines Reichthums wegen hieß es damals „das goldene". Aber schon im nächsten Jahrhundert verschwand mit dem Gold der Glanz des Hochstifts. Hussitenkriege, Fehden und Verschwendung hatten das Bisthum so verschuldet, daß Bischof Konrad (Herzog von Oels) gegen ein jährliches Einkommen von 1000 Goldgulden der Würde entsagte, bis die drückendsten Schulden abgetragen waren. Die geistlichen Hülfsquellen flossen indessen noch immer reichlich genug, um diese Noth zu einer nur vorübergehenden zu machen; ja, im 16. Jahrhundert hatte das Bisthum B. des Anziehenden wieder so viel, daß es vom Kapitel an Ausländer um hohe Preise verkauft wurde und förmliche Gesetze gegen diesen Unfug erlassen werden mußten, deren Kraft freilich der pfäffischen Geldgierde sehr bald wieder unterlag. Seit dem 17. Jahrhundert endlich wurde das reiche Bisthum eine Versorgungsanstalt für kaiserliche Prinzen oder andere jüngere Sprößlinge regierender Fürstenhäuser, die dann zugleich die Oberlandeshauptmannschaft verwalteten. Dies währte von 1608—1732, in welchem Zeitraume dem Bisthum B. drei Erzherzöge, ein polnischer und ein hessischer Prinz und ein Pfalzgraf, der zugleich Kurfürst von Trier und Mainz war, vorgestanden hatten. Durch den Frieden von 1742 kam das Bisthum mit den schlesischen Besitzungen an Preußen, nur ein kleiner Theil desselben erstreckte sich noch über österreichisches Gebiet; daher war von jetzt an der damalige Bischof, Graf von Sinzendorf, Kardinal der römischen Kirche, Vasall beider Kronen. In dem damaligen Vertrage entsagte der König dem Rechte, die Verlassenschaft der verstorbenen Bischöfe und die Einkünfte der Sedisvakanz (wie bisher Oesterreich gethan hattte) sich zuzueignen; das Recht der Besetzung des bischöflichen Stuhls aber behielt er sich vor, hob dadurch die Wahl des Domkapitels auf, untersagte die Zahlung von Annaten und die Appellation an den Papst und bestimmte zur Entscheidung in Rechts- und Glaubenssachen eine geistliche Synode. Diese Grundsätze machte er bereits 1747 geltend, wo er, ungeachtet der Protestation des Kapitels, den bisherigen Koadjutor, Grafen von Schafgotsch, an die Stelle des verstorbenen Grafen von Sinzendorf einsetzte, ihn aber 1758, weil er Oesterreich zu begünstigen schien, vertrieb, von den eingezogenen Einkünften des Bisthums dessen Schulden bezahlte und seine Geschäfte durch einen apostolischen Vikar versehen ließ. Unter seinem Nachfolger, dem Fürsten Joseph Christian von Hohenlohe, wurde das Bisthum säkularisirt; der Bischof behielt nur den fürstlichen Titel. Von 1817—1823 blieb das Bisthum unbesetzt. Das Konkordat von 1821 sicherte jedoch seine Existenz, unterwarf es wieder unmittelbar dem Papst und gab das Wahlrecht dem Kapitel zurück, nur das Bestätigungsrecht dem König belassend. Der erste Bischof nach dem Konkordat war Emanuel von Schimonski (1823—1832). Der 1835 gewählte Fürstbischof, Graf Leopold v. Sedlnitzky, ein höchst würdiger, erleuchteter Mann und eine Zierde der Kirche, resignirte 1840 und zog sich mit dem Titel eines Staatsraths nach Berlin zurück. Die im August 1841 Statt findende Wahl fiel auf den Dechanten Joseph Knauer, dessen wirklicher Antritt aber wegen seiner von Rom aus verzögerten Bestätigung erst im April 1843 erfolgen konnte. Ihm folgte 1845 der Fürstbischof Melchior, Freiherr von Diepenbrock, der 1853 starb und den damaligen Dechanten Dr. Förster zum Nachfolger erhielt. Gegenwärtig besteht das Kapitel, außer dem Weihbischof, aus dem Dompropst und Domdechanten, 10 residirenden u. 6 Ehren-Domherren, als deren Stellvertreter 8 Vikarien angestellt sind. Das Gebiet des Bisthums erstreckt sich über das ganze preußische Schlesien (mit Ausnahme von Glatz, zum Erzbisthum Prag, Jägerndorf und Troppau, zum Erzbisthum Olmütz gehörig), die katholischen Gemeinden von Brandenburg und Pommern und das österreichische Schlesien. Das jährliche Einkommen beträgt: 12,000 Thaler; an Palliengeldern zahlt der Bischof nach Rom 2000 Thaler. Das preußische Schlesien zerfällt in 4 Archipresbyteriate: Breslau, Oppeln, Liegnitz und Glogau, und diese in 69 Erzpriestereien mit 589 Parochien.

2) Herzogthum, ein nicht in bestimmte Grenzen zu fassendes, seiner ursprünglichen Geschichte nach Polen und später Schlesien angehörendes Fürstenthum, das auch nach seinem selbstständigen Auftreten in der Geschichte nur selten ein fest abgeschlossenes Eigenthum eines Regenten blieb, sondern durch Theilungen und Erbschaften, Kriegsverluste und Eroberungen bald in kleinere Gebiete auseinander, bald in ein größeres zusammenfiel. Es entstand in der Regierungszeit Kaiser Friedrichs I., der den Söhnen des aus Polen und Schlesien vertriebenen Herzogs Wladislaw II. von dem väterlichen Erbe wenigstens Schlesien zurück verschaffte. Der älteste dieser Söhne, Boleslaw der Lange (Altus), Friedrichs treuer Begleiter nach Italien, erhielt Mittel-Schlesien, ungefähr den Theil, für welchen B. den Mittelpunkt gebildet haben mag, und der die späteren Fürstenthümer B., Brieg, Liegnitz, Jauer, Schweidnitz, Grottkau und Münsterberg umfaßte, wozu nach dem Tode seines jüngsten Bruders, Konrad, noch Nieder-Schlesien, also die spätern Fürstenthümer Oels, Glogau, Sagan und Krossen kamen. Boleslaw starb 1201; ihm folgte Heinrich I. (1201 bis 1238). Dieser vergrößerte und verbesserte das Land durch neue Erwerbungen und dadurch, daß er viele deutsche Ansiedler herbeizog. Sein Sohn, Heinrich II. (1238—1241, wo er am 21. April in der Schlacht von Wahlstatt gegen die Mongolen fiel), hinterließ 4 Söhne, von welchen Boleslaw der Kahle das Herzogthum B. erhielt, dasselbe aber 1244 gegen Liegnitz-Glogau an seinen Bruder, Heinrich III., vertauschte. Dieser Fürst förderte Land und Volk dadurch, daß er in B. das deutsche Städtewesen und deutsche Kultur und

Sitte begünstigte und, der absoluten Herrschergewalt großherzig entsagend, die ständische Verfassung des Landes in Ehren hielt. Unter seinem Nachfolger, Heinrich IV. (als Minnesänger Herzog Heinrich von Prassala genannt), wurde der Erbvertrag geschlossen, welchem gemäß das Herzogthum B. an den König Ottokar, oder die Grafschaft Glatz an B. fallen sollte, je nachdem Ottokar oder Heinrich IV. zuerst sterbe. Glatz kam an B. Kriege mit den Herzögen von Liegnitz und von Polen veranlaßten vielfache Gebietsveränderung. Die heftigsten Kämpfe aber hatte Heinrich mit dem breslauer Bischof Walther zu bestehen, der um diese Zeit die Priestergewalt über die weltliche auszubreiten anfing und mit der Waffe des Banns den Sieg erfocht. Unter Heinrich IV. war B. Reichslehn geworden; König Wenzel aber verlangte, mit des Kaisers Bestätigung, nun den Anfall B.'s an Böhmen. Heinrich V., der von den breslauer Ständen u. Bürgern gewählte Herzog von B., ein Sohn Boleslaws des Kahlen, behauptete zwar seine Unabhängigkeit von Böhmen, mußte aber von dem Herzogthume so bedeutende Theile zur Entschädigung an seine Verwandten abtreten, daß, als seine 3 Söhne, 1311 der Vormundschaft entwachsen, das Gesammterbe, B. und Liegnitz, theilten und die Herzogthümer Brieg, Liegnitz und B. stifteten, das an Heinrich VI. fallende B. zu einem an Macht und Ansehen unbedeutenden Gebiet herabgesunken war. Diese Schwäche des Landes, der Macht seines Bruders Boleslaw gegenüber, der bereits seinem jüngern Bruder Liegnitz entrissen und seine Blicke auch auf B. gerichtet hatte, bewog Herzog Heinrich VI., 1327 sein Fürstenthum unter die Lehnsherrlichkeit des Königs Johann von Böhmen zu stellen, welcher es 1335, als Herzog Heinrich ohne männliche Nachkommen starb, in Besitz nahm. Seit dieser Zeit fällt B.'s Geschichte wieder mit der von Schlesien zusammen.

Breslau, Heinrich von, berühmter Arzt, ward als der Sohn unbemittelter Aeltern am 26. Dec. 1784 zu Ansbach geboren. Nachdem er das dortige, damals weit berühmte Gymnasium mit Auszeichnung absolvirt, besuchte er die Universität Halle, um Medicin zu studiren, und widmete sich vorzüglich der Anatomie und Physiologie unter Reil und Loder, welcher letztere ihm öfters seine Vorträge überließ. Als während des französisch-preußischen Kriegs die Universität im Herbst 1806 plötzlich geschlossen wurde, setzte er seine Studien zu Tübingen fort und begab sich später nach Würzburg, wo er nach kurzem Aufenthalt 1808 mit Auszeichnung die Doktorwürde erhielt. Im Frühjahr 1809 begab er sich nach Augsburg, wo ein furchtbarer Kriegstyphus nicht allein viele Kranke, sondern auch einen großen Theil der dortigen Aerzte hinweggerafft hatte. Hier wurde ihm die Leitung eines französischen Militärspitals übertragen, worauf er sich 1810 nach Paris begab, um die dortigen großen Spitäler zu besuchen. Im Jahr 1811 übernahm er ein von den Franzosen in Middelburg auf der Insel Walchern errichtetes Spital, nachdem dieser Ort eines verheerenden Typhus wegen von den Engländern verlassen worden war. Im J. 1812 wurde er zu Brüssel zum Militärarzt beim Unterstab des franz. Kaisers befördert u. rückte mit dem Centrum der Armee ins Innere des russischen Reichs bis auf wenige Stunden von Moskau vor. An dem bekannten Rückzug hatte er Theil zu nehmen, und nur durch die Bekanntschaft mit Larrey gelang es ihm, beim Uebergang über die Beresina sein Leben zu retten. Aber noch bevor er Wilna erreichte, mußte er bei einer Kälte von 30° R. mit erfrorenen Füßen und ganz entkräftet von Entbehrungen aller Art eine ganze Nacht hindurch auf freiem Felde liegen, wurde von Kosaken geplündert, seiner Kleider fast bis aufs Hemde beraubt und einem Sterbenden gleich in ein russisches Spital nach Wilna gebracht. Der Frostbrand zerstörte alle Zehen seiner beiden Füße, so daß er deren Reste selbst amputirte. Hier, wo die Sterblichkeit eine solche Höhe erreichte, daß er zweimal der einzig Lebende in einem großen Saale blieb, mußte er 9 lange Monate verweilen, und fast hätte ihn in der ersten Zeit das schreckliche Loos getroffen, als ein schon Gestorbener betrachtet und begraben zu werden, wenn er nicht zur glücklichen Stunde von einem Offizier, den er früher ärztlich behandelt hatte, erkannt und gerettet worden wäre. Endlich so weit wieder genesen, daß er auf Krücken das Spital verlassen konnte, und nach inzwischen Statt gefundenem Frieden frei geworden, wurde er auf der Heimreise zu Königsberg in Preußen genöthigt, selbst noch ein Kranker, die Leitung eines großen französischen Spitals zu übernehmen, und kaum hatte er dieses Geschäft beendigt und war in Frankreich angekommen, so traf ihn 1815 der Befehl, sich wieder als französischer Militärarzt zur Armee zu begeben und den nach der Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba neu begonnenen Feldzug mitzumachen. Bei der Schlacht von Waterloo wurde B. aufs Neue gefangen und nach Paris gebracht. Hier gab er sich dem Feldmarschall Fürsten v. Wrede als gebornen Bayer zu erkennen, wurde durch dessen Verwendung frei und kehrte auf seinen Rath ins Vaterland zurück. Er trat in bayerische Dienste über, verweilte einige Jahre zu Saargemünd als Militärarzt und begab sich sodann nach München, wo er sich als praktischer Arzt niederließ. Nach der Verlegung der Universität von Landshut nach München 1826 ward er außerordentlicher und bald auch ordentlicher Professor der Arzneimittellehre in der medicinischen Fakultät. Einen 1834 ihm gewordenen Antrag, als Leibarzt in die Dienste des Königs der Belgier zu treten, lehnte er ab, worauf ihn der König Ludwig zum k. Geheimrath und Leibarzt der k. Familie ernannte und in den Adelsstand versetzte. Bald darauf wurde er auch Mitglied des Obermedicinalkollegiums. Hochgeachtet † er am 16. Febr. 1851 zu München. In der Literatur ist er bekannt durch zwei Schriften, eine über Epidemien und eine über den Einfluß des bürgerlichen Lebens auf die Gesundheit (nach Johnson).

Breslinge, s. Erdbeere.

Bressay (Brassay), schottische Insel, zur Gruppe der Shetland-Inseln gehörig, östlich von Mainland (60° 8′ Br. u. 1° 5′ östl. L. v. Gr.), 4 (engl.) Meilen lang, 2 breit, mit 1600 Einwohnern. Der Sund zwischen dieser Insel u. Mainland (Bressay-Sound) ist der Sammelplatz der

deutschen, holländischen und englischen Häringsfischer.

Bresse, la, ehemalige französische Grafschaft, jetzt dem größern Theile nach im Departement Ain, zwischen Rhone, Saone, Burgund und Pays de Vaud, zerfiel in Ober- u. Nieder-B. Noch vor dem 11 Jahrhundert kommt sie als ein Theil Burgunds unter dem Namen Saltus Brixius, Brexia ꝛc. vor und hatte ihre eigene Grafenreihe, die mit Guido (um 1270) schloß. Guido's Tochter, Sibylle, brachte B. durch Heirath an Savoyen: 1535 bis 1559 war das Land im Besitz Frankreichs, kam durch den Frieden von Cambray an Savoyen, aber 1601 im Frieden zu Lyon gegen Saluzzo wieder an Frankreich zurück.

Bressen, Fisch, s. v. a. Brachsen.

Bresson, Karl, Graf von, Pair von Frankreich, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am preußischen Hofe, 1798 zu Paris geboren, begann seine diplomatische Laufbahn unter der Restauration. Vom Minister Hyde de Neuville zum französischen Geschäftsträger im jungen Freistaat Kolumbien befördert, betrieb er dort die Pläne einer antirepublikanischen Partei, welche einen französischen Prinzen zum König begehrte. Nur die Rücksicht der französischen Bourbonen gegen die spanischen unterdrückte die bereits eingeleiteten Unterhandlungen. Für die europäische Politik wurde seine Thätigkeit erst nach der Julirevolution und zunächst in der Schweiz in Anspruch genommen, deren Tagsatzung er in einer außerordentlichen Sendung die Thronbesteigung Ludwig Philipps anzuzeigen hatte. Hierauf erster Sekretär bei der französischen Gesandtschaft in London, erhielt er Anfangs November 1830 den Auftrag, mit dem englischen Gesandtschaftssekretär Cartwright der provisorischen belgischen Regierung die Beschlüsse der londoner Konferenzen vorzulegen. So weit die Beilegung der belgisch-holländischen Händel auf friedlichem Wege geschah, ist sie größtentheils B.s Werk. Auch die Verbindung König Leopolds mit der Prinzessin Luise von Orleans soll von B.s Hand geknüpft seyn. Nachdem B. sein diplomatisches Talent auf so glänzende Weise bewährt hatte, wurde ihm der Gesandtschaftsposten in Berlin zu Theil. Auch in dieser schwierigen Stellung zeigte B. den Meister: der völlige Umschwung der diplomatischen Verhältnisse zwischen Frankreich und Preußen, die freundliche Annäherung zweier Höfe, die gegen Ende 1832 bereits die Hand ans Schwert gelegt hatten, wurde durch ihn zu Stande gebracht, und mit der Reise der französischen Prinzen nach Berlin und der Vermählung des Herzogs von Orleans mit der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin der neue Bund besiegelt. Nachdem ihm schon 1834, anscheinlich bloß ehrenhalber, das Portefeuille des Auswärtigen angetragen war, erhob ihn der König 1837 in den Grafenstand und zum Pair von Frankreich. Auch 1839 wurde B.s bei der Bildung des neuen Ministeriums Erwähnung gethan. Im Jahr 1841 nach Paris berufen, suchte er in einer denkwürdigen parlamentarischen Rede die Nothwendigkeit der Einbastillirung von Paris darzuthun, wobei er die volksfeindlichen Motive dazu nicht verhehlte. Von Paris ging B. als französischer Gesandter nach Madrid, wo ihm zunächst die Aufgabe gestellt war, die beiden Infantinnen so zu vermählen, daß die Thronfolge an einen französischen Prinzen gelangen müsse. Auf welche Art B. seine Aufgabe erfüllte, darüber hat die englische Presse viele Berichte veröffentlicht, die wir mit Stillschweigen übergehen. Gewiß ist, daß er den Haß des unabhängigen Theiles der Nation in so hohem Grade auf sich zog, daß seine Regierung sich genöthigt sah, ihn zurückzurufen. Es verging nun längere Zeit, ehe er wieder eine Anstellung erhielt. In der Zwischenzeit ging er nach London, um, wie man sagt, sich persönlich zu überzeugen, ob seiner Ernennung zum französischen Gesandten bei dem britischen Kabinet, die er sehnlich wünschte, auf jener Seite irgend ein Hinderniß entgegenstehe. Er soll bei Lord Palmerston die freundlichste Aufnahme gefunden und auf diese das Verlangen gegründet haben, den gewünschten Gesandtschaftsposten zu erhalten. Im Sommer 1847 erfolgte seine Berufung auf den Gesandtschaftsposten von Neapel. Hier fand er die Verhältnisse ungünstig, denn das französische Geschwader, das er dort zu finden erwartete, war bereits abgesegelt, und im Hafen lag eine englische Flotte. Der König wollte ihn anfangs in Portici empfangen, bewilligte ihm aber auf sein dringendes Ansuchen eine Audienz in der Residenz selbst, die äußerlich sehr glänzend ausfiel. In seinem Benehmen zeigte sich eine große Verstimmung und Aufgeregtheit, doch wohnte er noch am 31. Okt. einer Gesellschaft bei dem spanischen Gesandten bei und besuchte am 1. Nov. Abends das Theater. In derselben Nacht, Morgens um 5 Uhr, hörte seine Gemahlin in seinem Schlafzimmer ein ungewöhnliches Geräusch, eilte herbei und fand ihn auf dem Fußboden, in seinem Blute schwimmend. Er hatte sich mit einem Rasirmesser den Hals durchschnitten. Die Motive dieser That werden sehr verschieden angegeben. Nach der einen Erzählung hätte eine Nerven- und Gehirnaufregung, wie sie durch das neapolitanische Klima wohl hervorgerufen werden kann, seine Geistesfreiheit getrübt; von andern Seiten wird behauptet, daß das Scheitern ehrgeiziger Entwürfe und Selbstvorwürfe, welche durch die jetzige Wendung der spanischen Angelegenheiten hinreichend erklärt werden, den Selbstmord hervorgerufen hätten. B. hinterließ einen Sohn erster Ehe, eine Wittwe und einen Sohn zweiter Ehe, den Herzog von Santa Isabel.

Bressuire, Hauptstadt des gleichnamigen Arrondissements im französischen Departement Deux Sèvres, am Flusse Argenton. Die Stadt liegt auf einem Hügel, hatte vor der Revolution über 3000 Einwohner, wurde aber im Vendéekrieg bis auf die Kirche und ein Haus zerstört. Gegenwärtig zählt sie wieder gegen 2000 Einwohner. Bemerkenswerth sind der hohe Glockenthurm aus Granit, das kleine Seminar, eine Gesellschaft für den Ackerbau ꝛc. B. hat Fabriken für wollene Zeuche, Leinwand, Taschentücher, Leder. Im Mittelalter war B. befestigt und durch ein festes Schloß geschützt, welches Duguesclin den Engländern entriß. Am 11. Okt. 1793 be-



BREST

siegte hier der republikanische General Westermann die Royalisten.

Brest, feste Seestadt und Hauptort des gleichnamigen Arrondissements im französischen Departement Finisterre, am Ocean, der hier einen tief eindringenden Busen, die Rhede von B., bildet. Letztere hat 8 Lieues Umfang und ist tief genug für große Kriegsschiffe, deren 500 bequem hier liegen können. Man gelangt durch die Meerenge la Goujet in dieses Becken, das durch die Pointe Porzic und Pointe des Espagnoles, beide mit starken Batterien besetzt, geschlossen wird. Der eigentliche Hafen, ein schmaler Kanal, an dessen beiden Seiten die Stadt liegt, ist eingefaßt von schönen Quais, groß genug, um 16 Linienschiffe u. 54 andere Kriegsfahrzeuge zu fassen, und gleichfalls stark befestigt. Um ihn herum sind die großen prächtigen Magazine, eine Kaserne für 5000 Mann, das große Arsenal, die Werfte und das Bagno für die Galeerensklaven. An der rechten Seite des Hafens liegt der ältere, niedrige Stadttheil Recouvrance, schlecht und unregelmäßig gebaut, schmutzig; gegenüber das eigentliche B., der neuere, schön gebaute Stadttheil, zum Theil so hoch gelegen, daß Treppen die Straßen hinauf führen, mit altem Schlosse auf einem Felsen am Hafen. Die Stadt ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz und einer Handelskammer, hat eine Börse, eine Schifffahrtsschule zweiter Klasse, eine Specialschule für das Genie maritime, Lehranstalten für Medicin, Chirurgie, Pharmacie, eine Gesellschaft für den Ackerbau, zwei öffentliche Bibliotheken, ein naturhistorisches Kabinet, einen botanischen Garten, eine Sternwarte rc. u. 30,000 E. Nahrungszweige sind Schiffbau, Fischfang, Handel mit frischen und Salzfischen, Tuch-, Leinwandfabrikation rc. Da die Etablissements der Kriegsmarine beinahe den ganzen Hafenraum in Anspruch nehmen, so ist dem friedlichen Handel hier keineswegs die wichtige Stätte bereitet, welche die Lage des Ortes und der Mangel einer großen Handelsmündung zwischen Havre und Nantes erforderte. Die Stadt ist alt (ein Theil des Schlosses soll von den Römern gebaut seyn, doch lag hier nicht Brivates portus, wie man bisher angenommen hat) und entstand aus einem Dörfchen und einem Schlosse, das lange Zeit im Besitz der Engländer gewesen war. Nach und nach wuchs B. zur Stadt; doch hatte es um 1200 erst 1500 Einwohner und nahm die Stelle der jetzigen Vorstadt Recouvrance ein. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts kam B. an die Herzöge der Bretagne, erhielt aber Bedeutung erst 1631. Um diese Zeit ließ Richelieu den Hafen reinigen und begann die großen Arbeiten, welche der Stadt eine Menge Ansiedler zuführten, und schon zwei Jahre später lagen im Hafen 33 große Kriegsschiffe versammelt. Die anfangs von Holz aufgerichteten Werften wurden unter Colbert von Stein aufgeführt und 1680—88 die sehr starke Befestigung des Platzes von Vauban vollendet. Im Jahr 1694 erprobten die Engländer ihre Zweckmäßigkeit; sie wurden mit großem Verlust zurückgeschlagen, als sie sich, mit den Holländern vereint, des Hafens bemächtigen wollten. Am 1. Juni 1794 fiel hier eine Seeschlacht vor, in welcher die Engländer unter Howe über die Franzosen unter Villaret Joyeur siegten. B. ist die Vaterstadt des Astronomen A. Rochon.

Bret (Diele), ein durch die Säge aus einem Baumstamme (Bloch) geschnittener Streifen Holz von verschiedener (gewöhnlich 12, 14 und 16 Fuß) Länge, von $\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll Stärke und 9 bis 20 Zoll Breite. Ueber 1 Zoll starke Breter heißen Bohlen, die von den Außenenden der Blöcher geschnittenen Spündbreter, die, welche auf einer Seite gewölbt sind (nur eine Schnittfläche haben), Schwarten. Ein geschnittenes Holzstück, womit Schachtsverschlag und Tragewerk in Stollen und Strecken hergestellt wird, heißt nach der Art seiner Verarbeitung Spund- oder Beschlagbret; daher die Bergmannssprache von einem Gange sagt: „er ist ein B. mächtig", d. h. 12—14 Zoll breit. Breter wurden ehedem mit der Handsäge, jetzt aber allgemein in den Schneidemühlen (s. d.) geschnitten; nur die zu feineren Arbeiten bestimmten Apfel-, Birn-, Nußbaum-, Ahorn-, Mahagoni- rc. Breter schneidet sich der Tischler wohl noch mit einer großen Handsäge zu Fournieren. Im Handel unterscheidet man die Breter theils nach den Holzarten, theils nach ihren Dimensionen und ihrer Anwendung (Beschlagbreter, Schwarten, Spündbreter, Herdbreter, Ortbreter, Füllbreter rc.). Breter bilden in Ländern mit großen Waldungen einen wichtigen Handelsartikel und es beschäftigt dieser Hauptzweig des Holzhandels in Canada, Schweden, Rußland, sowie auch in Dänemark, Norwegen, Deutschland und an Centralpunkten der Konsumtion große Kapitale. In Deutschland sind der Franken- und der Thüringerwald Hauptsitze der Breterfabrikation, und sie beschäftigt daselbst über 300 Schneidemühlen und mehre tausend Hände. Die Hauptausfuhr geht von da floßweise nach Holland und nach Bremen, auf dem Main und Rhein, der Werra und Weser. Die meisten Breter aber liefert Schweden dem Handel. Die schwedischen Breter werden von Holzhändlern in ganze Bodenbreter, halbe und ordinäre nordländische, westerwyksche, calmarsche und gothländische unterschieden. Für polnische und preußische Breter ist Danzig der Hauptmarkt. Dort handelt man sie nach Schocken von 60 Stück und unterscheidet Kronen- und Wracksorte; die erstere ist gewöhnlich um die Hälfte theurer, als die andere. Wrackgut ist das, was ausgeschossen ist, entweder weil die Breter Löcher haben, oder weil sie gespalten, zu kurz, oder zu schmal sind, u. dgl. Die danziger Breter sind deswegen sehr beliebt, weil sie alle mit der Hand geschnitten werden, wodurch sie in der Dicke gleichförmiger werden, auch besser aussehen, als die Mühlenbreter. Königsberger fichtene Breter sind schlechter, als danziger, dagegen werden die stettinschen und memler wieder mehr geschätzt. Die Breter von Eichen dienen hauptsächlich zum Schiffbau, zu Schränken, Thüren, Fensterladen, Fensterrahmen u. dgl.; die Breter von Buchen und Ahorn zu Tischblättern u. anderen Möbelarbeiten, die von Birken zu musikalischen Instrumenten; jene von Erlenholz zu Fischkästen und anderen Gefäßen,

die meistens ins Wasser kommen; die rüsternen dienen den Müllern zu Schaufeln der Wasserräder, die von Espen und Linden zu Tischblättern, Modellen ꝛc.: die von Fichten und Tannen haben allgemeinste Anwendung. **Kandiskistenbreter** von Buchenholz sind solche, die zu kleinen Kisten gebraucht werden. Zu feinen Arbeiten schneidet man die Breter aus Kirsch-, Nußbaum-, Ahorn-, Mahagoni- u. anderm kostbaren Holze, welches letztere theils in Blöcken, theils in Planken oder Bohlen und Bretern in den Handel kommt und meist zu Fournieren verschnitten wird.

Bretagne (Britannia minor), die nordwestlichste Halbinsel Frankreichs, welche im eigenthümlichen Naturcharakter eines niedern Berglands wie eine Berginsel erscheint, umschlossen im Norden, Westen und Südwesten vom Meere (dem Kanal und dem offenen atlantischen Ocean), im Südosten und Osten von den Landniederungen Anjou's, Maine's und der Normandie, jenseit einer Terrainsenkung, welche die Küstenflüsse Vilaine, Ille und Rance bezeichnen. Es ist nicht die Höhe, welche diesem Lande ein rauhes Gebirgsansehen verleiht, denn die größten Erhebungen im Nordwesten steigen nur bis zu 950 u. 970 Fuß auf, wohl aber die Natur eines Landstrichs, der in seinem Kern aus Thonschiefer und nördlich wie südlich aus Granitmassen besteht, der nackte Kämme und Gipfel in allen Richtungen über magere Bergterrassen emporragen läßt, der im Innern durch tiefe Schluchten und Spalten zerrissen und an den Küsten zu steilen, felsigen Buchten und Klippen zersplittert ist, an denen sich die ungeheuren Wellen einer stürmischen See gewaltsam brechen oder zu merkwürdig hoher Fluth aufthürmen. In der Ordnung von Osten nach Westen erscheinen als die markirtesten Erhebungen auf der der Nordküste näher liegenden Wasserscheide die Montagnes du Menez, der Forêt de Lorge, die Montagnes de Fenbusque, der Mont-Menèbres und die Montagnes d'Arrée mit ihren südlichen Vorketten der Montagnes-Noires. Unter den zahlreichen Gewässern erscheinen am bedeutendsten die südwest-abgedachten: Vilaine, Blavet und Aune, deren Gebiete zur Kommunikation zwischen Brest und Nantes durch einen Kanal mit einander verbunden sind. Die westlichen Buchten von Brest und Douarnenez sind die tiefsten der gefahrvollen und im Norden mit Sanddünen besetzten Küste. Im weitern, auf historisch-politische Verhältnisse begründeten Sinne, nach welchem die B. ein eigenes, 640 □M. großes **Herzogthum** bildete, gehört zu ihr auch noch die Gegend der Loiremündung mit Nantes und die Gegend des östlichen Vilainegebiets und nordöstlich bis zu dem in die Bai von Cancale mündenden Couesnon, also die heutigen Departements Finisterre, Côtes-du-Nord, Morbihan, Ille-Vilaine und Niederloire. Die Natur der **eigentlichen** B. ist düster und wild; nebelige Luft, heftige Winde sind gewöhnlich, große Strecken Haide und unangebautes Land, nur mit Brombeersträuchern und Haidekraut bewachsen, sind weit verbreitet. Der Wein gedeiht nicht mehr, und auf den Höhen findet man mehr Hanf und Flachs, als Getreide; dagegen entfaltet in den geschützten und wohlbewässerten Thälern die Vegetation eine kräftige Fülle und prangt in einträglicher Getreide-, Obst-, Wiesen- und Forstkultur. Die B. bildete im Alterthume den Mittelpunkt des armorischen Völkerbundes, war also von rein-celtischen und kymrischen Stämmen bewohnt, an die noch gegenwärtig die alte kymrische Sprache (das **Bretonische**) der drei westlichen Departements und die große Zahl roher Denkmäler des Druidenthums erinnern. Die eigenthümliche abgeschlossene Lage, die innere Zerklüftung und wechselnde Fruchtbarkeit, die Aufforderung zu ausgedehnter Seethätigkeit, sowie die düstere Landesnatur spiegeln sich in dem Charakter des einzelnen Bewohners wie in der Geschichte des ganzen Volkes getreulich ab. Der **Bretagner** hat eine traurige melancholische Gemüthsstimmung, eine lebhafte, poetische Einbildungskraft, innere Empfindsamkeit und oft große Leidenschaftlichkeit, verborgen hinter äußerer Rohheit und Fühllosigkeit; er ist kühner Seefahrer und muthiger Krieger, stolz auf seine Abkunft, anhänglich an das Alte, freisinnig und schwer zu zügeln. Daher wird es natürlich, daß die Masse der Landleute noch in rohen Sitten, in Armuth u. Unwissenheit lebt, daß die Industrie auf das Nothwendige beschränkt, das Land aber ein williger Schauplatz ist für hartnäckige Freiheits- und Parteigängerkämpfe. Das früh zur Selbstständigkeit erwachte bretagnische Volk hat Frankreich übrigens sehr tüchtige Männer geliefert. Für den Handel und Verkehr mit den Kolonien, für die Ausrüstung weiter Fisch-, Wallfischfang- und anderer Seeexpeditionen ist die B. gut gelegen, und in Nantes, Vannes, Quimper, Morlaix, St. Brieux u. St. Malo besitzt sie lebhafte Handelshäfen, wie in Brest und Lorient wichtige Kriegshäfen, während im Innern Rennes und Dinan als Hauptstädte erscheinen.

Als das Eindringen der Römer in diesen Theil Galliens Licht in das bis dahin ungestörte Dunkel dieser Völker brachte, war die ganze Halbinsel von vielen kleinen celtischen Völkerschaften bewohnt, die zuerst unter dem Gesammtnamen Armoriker bekannt wurden. Die mächtigsten dieser Völkerschaften waren: die Schedener in der Mitte des Landes, die Namneter an der Loire, wo sich jetzt Nantes erhebt, die Kuriosoliter in B., die Veneter um Vannes, die Osismier im äußersten Westen (Brest), die Abrincatuer um Arranches ꝛc. Um dem römischen Andrang zu widerstehen, traten sie um 58 v. Chr. in einen Bund zusammen, erlagen aber nach kurzem Widerstand Cäsar und seinen Legionen und wurden bei der Organisation Galliens der Provinz Lugdunensis tertia zugetheilt. Im 3. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, als die Angeln und Sachsen in Britannien Gewalt übten, wurden die bretagnischen Küsten ein Sammelplatz aller dem heimischen Boden entflohenen Briten, die erst unter Const. Chlorus sich ansiedelten, unter Cäsar Maximus aber in so mächtigen Zügen ins Land drangen, daß sie in kurzer Zeit die einheimischen celtischen Stämme unterdrückten und diesem ihrem neuen Vaterland den Namen Britannia minor, oder Britannia cismarina beilegen konnten. Die Stürme der Völkerwanderung zogen an diesem abseits vom Hauptzuge liegenden Lande

vorüber, die Entwickelung des Volks geschah fortan ohne fremde Beimischung. Die nächste Form, in welche das staatliche Leben überging, war die republikanische; nach der Vertreibung der Römer beherrschten die verbündeten Städte das Land. Wie weit die innere Ausbildung dieser Städterepubliken vorschritt, ist unbekannt, gewiß aber, daß das unterjochte Land sich allmählig erhob und mächtig genug wurde, um den Städten zu trotzen, ja sie zu bezwingen. Gegen Ende des 4. Jahrhunderts ist der B. das republikanische Gewand entfallen; Fürsten regieren das Land. Der erste Fürst der B., den die Geschichte anführt, ist Conan Meriadec, um 383—400. Seine Nachkommen führten zum Theil glückliche Kriege gegen die Römer, Westgothen, Alanen und Franken, legten sich im 5. Jahrhundert den Herzogstitel bei, erlagen aber zu Anfang des 6. Jahrhunderts den von dem fränkischen Chlodwig unterstützten Friesen. Aber nur 3 Jahre, von 510—513, dauerte ihre Herrschaft. Die Söhne des 509 gestorbenen Herzogs Budich, Hoel I. und Riotal, kehrten mit britischen Hülfstruppen nach der B. zurück, vertrieben die Friesen und wurden von Chlotar, jedoch nur als Grafen der B. anerkannt. Doch dauerte diese untergeordnete Stellung B.'s nur bis 594. In diesem Jahr nahm Hoel III. (oder Juthael) mit der Souveränetät zugleich den Königstitel für sich in Anspruch und erbte beides auf seine Nachkommen fort. Um 690 bemächtigten sich die Franken eines Theils von B. und zersplitterten ihn in einzelne Grafschaften. Die Könige von B. behaupteten jedoch Unabhängigkeit vom fränkischen Reich bis 874, wo Salomon III. ermordet und das Land von den Grafen von Vannes und von Rennes getheilt und regiert wurde. Dieser Zustand B.'s begünstigte die feindlichen Unternehmungen der Normannen. Die Grafen wurden vertrieben u. im 10. Jahrhundert ist Rollo, der Normannenherzog, Herr der B., die fortan, wie oft sich auch das schwergedrückte Volk gegen die fremde Oberherrschaft erhob, ein abhängiges Land und ein Zankapfel zwischen Frankreich und England blieb, bis sie, ihrer Lage gemäß, mit dem letzteren Staate verschmolzen wurde. Denn seitdem die Normannen unter Wilhelm ihre Herrschaft auch nach England getragen hatten, galten die Huldigungen der bretagnischen Herzöge (so hießen sie wieder seit Conan I. 980) der mit dem normannischen Fürstenhut vereinigten englischen Krone. Wie viel Unheil durch dieses Verhältniß der Ehrgeiz und die Habgier der Fürstengeschlechter über das unglückliche Volk verhängte, ergibt sich schon aus der äußeren Gestaltung des Landes, das um 1130 in die westliche u. östliche und 1166 in die französische und normannische B. zerfiel. Unter solchem unaufhörlich genährten Zwiespalt und in dieser Zerrissenheit konnte sich die bretagnische Volksthümlichkeit zu keiner eigenthümlichen Entwickelung erheben, und selbst die alte bretonische Sprache ging in diesen Zeiten unter. Eine Epoche dauernder Ruhe schien herbeigeführt zu seyn, als endlich Frankreich nach dem langen Kampfe Recht behielt und die Lehnsherrlichkeit über B. von England selbst überkam. Im Jahre 1169 leistete nämlich Prinz Heinrich von England, König Heinrichs II. ältester Sohn, als Graf von der ganzen B. dem französischen König Ludwig VII. die Huldigung und trat dann die Herrschaft an seinen Bruder Gottfried ab. Aber schon nach dem Tode desselben (1178) begannen die Kämpfe von Neuem, u. als König Johann von England, der im Kriege mit seinem Neffen, Gottfrieds nachgebornem Sohn Arthur, diesen gefangen und, wie er wenigstens beschuldigt wurde, mit Gift getödtet hatte, diese Beschuldigung nicht, wozu König Philipp August ihn aufgefordert hatte, durch sein Erscheinen vor dem oberlehensherrlichen Stuhl in Paris widerlegte, erklärte Letzterer ihn aller französischen Lehen für verlustig und eroberte 1203—1206 die sämmtlichen englischen Besitzungen in Frankreich, somit auch B. Ludwig IX. belehnte jedoch 1238 Johann I. den Rothen (Sohn Heinrichs III. von England) mit der B., und Philipp der Schöne ernannte Johann II. dafür, daß er von England ab- u. der französischen Partei zufiel, zum Herzog der B. u. Pair von Frankreich. Der Tod Johanns III. 1341, gab Veranlassung zu einem 24jährigen Krieg. Dieser bretagnische Erbfolgestreit, zwar reich an Scenen heldenmüthiger Erhebung einzelner Charaktere, aber ein Streit ohne höhere, des Völkerbluts würdige Interessen, ein gewöhnlicher gemeiner Fürstenkrieg, ging aus folgenden Umständen hervor. Johann war ohne leibliche Nachkommen gestorben, Ansprüche auf sein Erbe machten nun die Töchter seines Bruders Guy von Penthièvre, Johanna die Hinkende, seit 1337 Gemahlin Karls von Blois, und ein Halbbruder Johanns, Johann von Montfort, erstere auf den altbretagnischen Gebrauch, dieser auf das salische Gesetz sich stützend. König Philipp VI. von Frankreich sprach das Land der Johanna und ihrem Gemahl zu, Johann von Montfort hatte England für sich. So begann dieser Krieg, in welchem die Frauen der beiden streitenden Männer, die beide mehrmals in Gefangenschaft fielen, sich mehrmals selbst an die Spitze der Heere stellten, und der, nachdem beide Männer, Johann von Montfort zu Hennebon 1345 und Karl von Blois in der Schlacht von Auray 1364, geblieben waren, mit dem Vertrag vom 12. April 1365, welcher Johanns Sohn, Johann von Montfort, zum Herzog von B. ernannte, schloß. Die Gräfin von Penthièvre gab diesem Vertrag ihre Zustimmung unter der Bedingung, daß, falls Herzog Johann ohne Nachkommen sterbe, ihr Sohn, Johann von Blois, Erbe von B. sey. Der Friede, den dieser Vertrag dem Lande brachte, dauerte beinahe fünf Jahre. Schon 1373 trafen sich hier wieder englische und französische Heere, erstere von Herzog Johann V., letztere von den Ständen und Städten herbeigerufen. Johann V. wurde aus dem Lande vertrieben, und erst nachdem König Karl V. den Versuch machte, die B. mit Frankreich zu vereinen, bewältigte das Freiheits- und Selbstständigkeitsgefühl der Bretagner den Haß gegen den englisch gesinnten Herzog; er wurde zurückgerufen, landete 1379 bei St. Malo, und Karl VI. (oder vielmehr dessen Vormundschaft) war genöthigt, ihn im Frieden von 1381 wieder als Herzog von B. anzuerkennen. Neue Kriege desselben wurden durch die Verträge von

1388 und 1391 (zu Tours) beigelegt. Sein Nachfolger (1399) **Johann VI.** stand bis 1404 unter Vormundschaft des Herzogs Philipp von Burgund und regierte dann selbstständig bis 1443. Die französischen Händel der orleansschen und burgundischen Partei (Karl VII. gegen seine Mutter Isabella von Bayern und den Herzog von Burgund) und der Krieg zwischen England und Frankreich nahmen ihn vielfach in Anspruch, ohne auf seine Charakterfestigkeit ein günstiges Licht zu werfen: er schwankte links und rechts, bis die Gewalt ihn an England fesselte. Sein Sohn **Franz I.** war ein heftiger Feind Englands, das er mit den Waffen des Kriegs bekämpfte. Ihm folgte 1450 sein Bruder **Peter II.** und nach diesem **Arthur III.**, Graf von Richmond. Frankreichs Anmaßung konnte sich noch in den ersten Jahren seiner Regierung so weit steigern, daß ein Ludwig XI. dem Herzog verbot, sich „von Gottes Gnaden" zu nennen, goldene Münzen zu schlagen, den Lehnseid von seinen Unterthanen zu fordern rc. Ein Bündniß mit Burgund und den französischen unzufriedenen Großen, ein Krieg (Schlacht bei Mont-Chéri, 16. Juli 1465) und der Friede zu Conflans (5. Oktober 1465), hierauf vielfache Streitigkeiten wegen der Normandie, über welche Franz in diesem Frieden die Statthalterschaft erhalten hatte, neue Verträge und neue Kriege folgten dem ersten feindlichen Schritt des Herzogs. Gewalt und Schlechtigkeit gaben aber Karl VIII. über alle seine Feinde, Burgund, Orleans, Kaiser Maximilian, den Herzog Franz und seine Tochter Anna endlich den Sieg. Mit **Franz' II.** Tod (9. Sept. 1488) stand die Erbin von B., Anna, die Braut Maximilians I., hülflos da und ging in das Netz französischer Intrigue. Karl VIII. führte Anna ins Ehebett. Zwar wurde bei dieser ersten und, als nach Karls Tod dessen Nachfolger Ludwig XII. Anna heirathete, auch bei dieser zweiten Verbindung der regierenden Häuser vertragsmäßig festgesetzt, daß die B. nie mit Frankreich vereinigt werden solle, und 1499 geschah sogar eine abermalige Sanktionirung der Rechte der bretagnischen Stände, aber Anna's Tochter, Claudia, Gemahlin Franz' I. von Frankreich, schenkte ihrem Gemahl das Herzogthum, und die Stände, denen man ihre Gerechtsame eben noch einmal sanktionirte, ließen die Einverleibung der B. in das französische Reich geduldig geschehen. Seitdem ist die B. eine französische Provinz, und im Centralisationssystem gingen die letzten Reste von Selbstständigkeit unter. Die B. ist das Geburtsland von Abälard, Duguay-Trouin, Kératry, Maupertuis, Bernard u. A. Vergl. **Daru**, Histoire de B., Paris 1826, 3 Bde.; **Roujoux**, Histoire des Rois et des Ducs de B., das. 1829, 2 Bde.

Bretagnes, Art Leinwand, aus der Bretagne.

Bretannische (bretonische) Sprache, ein kymrischer Zweig der celtischen Sprache, wird in der Niederbretagne (dem alten Armorica, daher auch **armorikanische Sprache**) noch jetzt in 4 Dialekten, dem von Léon, Tréguier, Vannes u. Cornouailles, gesprochen. **Grammatiken** hat man von Rostrenen (Rennes 1738), Domoulin (Prag 1800), Le Gonidec (Paris 1838); **Wörterbücher** von Rostrenen (Rennes 1732) Le Pelletier (Paris 1752), Le Gonidec (Angoulême 1821).

Breteuil, Louis Auguste le Tonnelier, Baron von, französischer Staatsmann, 1730 zu Preuilly in Touraine von armen adeligen Aeltern geboren, trat zuerst in den Kriegsdienst und ward unter Vermittlung seines Oheims, des Abbé von Breteuil, Kanzlers des Herzogs von Orleans, durch eine Mätresse Ludwigs XV. empfohlen, der ihn 1758 zum Gesandten am kurfürstlichen Hof von Köln ernannte und 1760 als Botschafter nach Petersburg schickte. Aber erst seit 1760, wo er die Gesandtschaftsstelle am russischen Hofe erhielt, wurde er in die Geheimnisse der Hofpolitik eingeweiht. Als Gesandter in Stockholm wirkte er bei den wichtigen Verhandlungen des Reichstags von 1769 mit Erfolg für das Interesse der französischen Partei, ging bald darauf als Gesandter nach Holland, dann nach Neapel u. 1775 nach Wien, um die Erzherzogin Marie Antoinette für den französischen Kronprinzen zu werben. Von diplomatischem Gewicht war seine Theilnahme am Kongreß zu Teschen (1778). Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er Minister des königlichen Hauses und machte sich durch einige kleine Verbesserungen, wie der Gefängnisse, der Polizei und des Armenwesens, einigermaßen populär. Bald aber zeigte er sich auch als der eifrigste Vertheidiger der absoluten Gewalt, sowie der Königin und zog sich dadurch den Haß des Volks zu. Dies und einige unbedachte Schritte in der Halsbandgeschichte nöthigte endlich B., als seinen strengen Maßregeln gegen den nahenden Sturm auch die Genehmigung des Hofes versagt wurde, sein Amt niederzulegen. Nach Neckers Sturz ward er wieder auf kurze Zeit Minister; da aber Ludwig XVI. seinen Rath, sich dem Heere in die Arme zu werfen, ablehnte, trat er abermals ab u. ging nach Solothurn, wo er 1790 von dem Könige die Vollmacht erhielt, mit den nordischen Höfen über die Maßregeln zur Wiederherstellung des königlichen Ansehens in Frankreich zu unterhandeln. Nachdem 1792 gegen B. ein Anklagedekret des Konvents ergangen war, suchte er in der Nähe von Hamburg ein sicheres Versteck und kehrte erst 1802 mit Erlaubniß des Direktoriums nach Frankreich zurück. Auf Josephinens Verwendung gab ihm Napoleon eine Pension von 12,000 Francs, eine reiche Erbschaft sicherte ihm kurz nachher ein Einkommen von noch 50,000 Fr. Im Besitz so großen Vermögens gefiel sich der alte Höfling bald unter der neuen Noblesse, antichambrirte mit gleichem Eifer, wie bei Marie Antoinette, nun bei Cambacérès, der einst im Konvent das Schuldig über Ludwig XVI. gesprochen, und † ruhmlos 1807 in Paris.

Bretigny, Dorf im französischen Departement Eure und Loire, Bezirk Nogent le Rotrou, bekannt durch den **Frieden** zwischen England u. Frankreich, 1360. Nach dem Tode des Königs Philipp VI. von Frankreich (1350) hatte sein Sohn Johann, der Gute genannt, den Thron bestiegen und den Krieg gegen England mit neuen Kräften begonnen. Nach wiederholten Unterbrechungen des Kampfs und nachdem Prinz Eduard von Wales (der schwarze Prinz) die englische Kriegsmacht von zwei Seiten, von der Normandie und

von Guienne aus, in Frankreich hatte einbrechen und festen Fuß fassen lassen, brachte die Schlacht von Maupertuis den König Johann und seinen jüngsten Sohn in englische Gefangenschaft. Erst der Friede von B. löste seine Fesseln. Nach diesem Friedensvertrag sollte König Eduard III. von England im unabhängigen Besitz von Guienne, Gascogne, Poitou, Saintonge, Agenois, Perigord, Limousin, Quercі, Tarbes, Bigorre, Angoumois, Montreuil, Ponthieu, Calais und einigen anderen Orten und Landschaften bleiben, dagegen den Ansprüchen auf die Krone Frankreichs, auf die Normandie, Touraine, Anjou, Maine, Bretagne und Flandern entsagen und dem Könige gegen ein Lösegeld von 3 Millionen Goldgulden die Freiheit geben. Als Geiseln wurden von England 2 Söhne Johanns und mehre Große des Reichs verlangt.

Bretislav, Herzog von Böhmen, s. Brzetislav.

Breton, Kap, zum britisch-nordamerikanischen Gouvernement Neuschottland gehörige Insel, vor dem Lorenzbusen, liegt zwischen 47° 5' und 45° 27' nördl. Br. und 59° 58' bis 61° 50' westl. L. Ihre größte Länge beträgt 115 englische Meilen, ihre größte Breite 90 und ihr Umfang 275 Meilen; sie enthält etwa 2,300,000 Morgen Fläche und ist von der Natur in zwei Theile geschieden, welche geographisch der westliche u. der östliche genannt werden müssen. Der westliche Theil ist in jeder Richtung von Wasser durchströmt und seine Küsten sind in zahlreichen Buchten und Häfen tief eingeschnitten; der östliche Theil dagegen besteht aus einem vom Wasser nicht unterbrochenen Strich Landes, welcher fast ohne Einschnitte des Ufers bis zum Meere sich hinab zieht. Nach Norden zu sind die Küsten schroff u. abschüssig, und das vom Kap North an beiden Seiten sich herabsenkende, den Krümmungen des Ufers folgende Hochland variirt in der Breite von 15—20 Meilen und in seiner Höhe von 600 bis 1000 Fuß. Diese Bergplateaux sind an den meisten Stellen unbrauchbar zur Kultur; man findet dort nur hin und wieder verkrüppelte Tannen u. Fichten, der Boden ist durchgängig felsig u. kahl und trägt höchstens etwas Moos zur Nahrung für die wenigen sich dort aufhaltenden Hirsche. Wendet man sich mehr südlich, so nimmt der Boden, obgleich hoch liegend, einen mehr wellenförmigen Charakter an, und hier hemmen Flüsse häufig den Pfad, welche Thäler von großer Fruchtbarkeit durchströmen. Von Port Hood bis nach Ship Harbour zieht eine gelinde sich senkende Hügelkette hinab und wird längs des „Gut of Canso" zum flachen Ufer, das indeß nur wenig von den Fluthen leidet, die in einer Geschwindigkeit von 6 bis 7 englischen Meilen in der Stunde daran vorüberbrausen. Von Canso bis zu dem Kap, welches der Insel seinen Namen gegeben, ist die Küste niedrig und felsig und zeigt landeinwärts wenig kulturfähiges Land; aber tiefer im Lande, besonders an den Flüssen Miray u. Grand, finden sich fruchtbare Striche. Vom Kap B. bis zum Kap Dauphin besteht die Küste aus einer gewaltigen, fast senkrechten Klippe von 20 bis 100 Fuß Höhe, die von mehren Buchten eingeschnitten ist, welche sämmtlich niedrige und sandige Ufer haben; der Boden in der Nähe ist durchgangig flach und wellenförmig, aber von monotonerem Charakter, als nördlich vom Kap Dauphin. Die beiden Theile, worein die Insel zerfällt, entstehen durch die große Fläche Meerwasser, welche einen beträchtlichen Theil ihrer Mitte einnimmt und in südwestlicher Richtung fast von einer Küste zur andern die Insel durchschneidet. Die Franzosen, welche die bedeutenden Vortheile dieses Binnenwassers und den unerschöpflichen Reichthum an Fischen in demselben vollkommen begriffen, nannten es „Bras d'Or", u. jetzt heißt es noch immer „der große" und „der kleine Bras d'Or". Der große Bras d'Or ist ein schöner Meeresarm von 40 Meilen Länge und 20 Meilen Breite, wo er am breitesten; seine Tiefe beträgt von 20—60 Klafter, und die Ufer desselben sind von unzähligen kleinern und größern Buchten eingezahnt, die zur Erbauung von Schiffen und für den Handelsverkehr ganz vortrefflich sich eignen. Der kleine Bras d'Or ist der Kanal, welcher den großen mit dem offenen Meere verbindet, und dieser wird in seiner Länge durch die fruchtbare Insel Boularderie in zwei Fahrwasser getheilt, von denen das nördliche für die tiefgehendsten Schiffe fahrbar ist. Die Landschaften an dem Bras-d'Orsee sind außerordentlich schön; den Rand ihrer Wasser umzieht ein Gürtel von grünem, angebautem Lande, worin eine Menge netter Bauernhäuser liegt; den Hintergrund bilden die dunkeln Massen des Urwaldes, und lange Bergketten, eine die andere in blauer Ferne überragend, schließen die Aussicht. Diese Seen müssen von unschätzbarem Werthe für Kap B. werden, denn das Wasser in allen ihren vielen Buchten ist tief genug, und ihre Lage in der Mitte der Insel ist so beschaffen, daß kein Theil derselben weiter als 12 englische Meilen vom schiffbaren Meerwasser entfernt ist. Kap B. hat zwar viele, aber unbedeutende Flüsse mit fruchtbaren Strichen angeschwemmten Bodens an den Ufern, und alle Flüsse wimmeln von Süßwasserfischen verschiedener Arten. Die Insel hat zahlreiche Buchten und Häfen, wie sie in Nordamerika nicht schöner gefunden werden; darunter sind zu nennen: St. Anne, der nördliche Einlauf in den Bras d'Or, Sydney, Mainadieu, Louisburg, Arichat, Ship Harbour und Port Hood. Der Hafen von Sydney verdient aber vor allen den Vorrang, sowohl wegen seiner natürlichen Vorzüge, als wegen der Wichtigkeit, welche das große Kohlenlager in seiner Nähe ihm immer verleihen wird; dabei ist er geräumig, leicht zugänglich und frei von Klippen und seichten Stellen. Das Klima ist gesund und kräftigend und frei von epidemischen Krankheiten, welche in andern britischen Kolonien zuweilen wüthen. Im Winter erreicht die Kälte einen hohen Grad; dagegen sind die Monate August und September sehr angenehm, und mit dem Oktober beginnt der Herbst, die schönste und malerischste Jahreszeit im nördlichen Amerika. Im Oktober fallen hin und wieder heftige Regengüsse, welche die im Sommer seicht gewordenen Flüsse und natürlichen Wasserbehälter wieder anfüllen. Im November und December ist das Wasser hell und hübsch, die Luft klar und elastisch, so daß sie den

Körper stärkt und die Lebensgeister auffrischt. In jedem Spätherbste kehrt regelmäßig warmes, sonniges Wetter auf eine kurze Zeit zurück, die man poetisch den „indianischen Sommer" nennt und welche die letzte Anstrengung der Natur vor dem jährlichen Verschwinden der angenehmen Witterung zu seyn scheint. Der Winter zeigt sich in seiner ganzen Strenge erst nach Weihnachten; dann sind Schneestürme häufig, aber der Schnee fällt nicht in so großen Flocken, wie in Großbritannien, sondern in Kap B. ist bei einem tüchtigen Schneewetter die ganze Atmosphäre anscheinend mit weißem, trockenem und zusammenhängendem Staube gefüllt, welcher, von dem heftigen Winde horizontal getrieben, durch die kleinsten Ritzen dringt und, wo sich Widerstand findet, ungeheure Haufen bildet. In dieser Winterszeit sieht man zuweilen in den Wäldern die schöne Erscheinung, welche unter dem Namen „der Silberfrost" bekannt ist. Wenn starke Nebel herrschen, so gefrieren die feuchten Dünste, indem sie auf irgend einen Gegenstand fallen, zu krystallhellem Eis; auf diese Weise bildet sich um Stamm, Zweige und die biegsamsten Schößlinge jedes hinfälligen Baums eine dicke Rinde von dem durchsichtigsten Krystall, welche aus Reliefs von Eis in den mannigfaltigsten und zierlichsten Formen besteht u. einen eigenthümlichen, aber schönen Anblick gewährt; besonders wenn die Sonne darauf scheint, spiegeln sich ihre Strahlen an jedem Zweige und verschwimmen in den Farben des Regenbogens, welche mit jeder Bewegung der Luft beständig wechseln. Im Januar, Februar und März fürchtet der Landmann starkes Thauwetter, nicht jenes Thauwetter, welches an vielen hellen Wintertagen eintritt, wenn das Quecksilber bei Sonnenaufgang von 0 zu 50 bis 60° F. um Mittag steigt, sondern das plötzlich kommende starke Thauwetter, welches das Land überschwemmt, die Wege zerwühlt und alle Flüsse und Bäche so anschwellt, daß Brücken u. Dämme Gefahr leiden. Dadurch wird das Land seiner Schneedecke beraubt und liegt entblößt bei dem nächsten strengen Froste da, der, tief in den Boden dringend, diesen durchkältet und dessen produktive Kraft im nächsten Frühjahr zurückhält. Glücklicher Weise für den Landmann sind solche Thauwetter vor Ende des Winters sehr seltene Erscheinungen. Flüsse, Seen und Buchten sind während des Winters mit 18—40 Zoll starkem Eise bedeckt, natürliche Heerstraßen und dienen zur Verbindung von Gegenden, die in den übrigen Jahreszeiten nur wenig Verkehr mit einander haben. Wegen dieser Erleichterung des Transports ist der Markt von Sydney dann mit Landeserzeugnissen aller Art reichlich versehen; alle Tage sieht man Schlitten hoch bepackt mit geschlachteten und steifgefrorenen Schweinen, Rindern u. Schafen, nebst Gänsen, Enten, Hühnern und Truthähnen zu Dutzenden rasch über das Eis hingleiten oder schwerfällig durch den tiefen Schnee sich schleppen.

In Beziehung auf die Ackerbauverhältnisse und Bodenkraft hat die Einführung einer Weizenart (black sea wheat), welche in 60 Tagen oder in noch kürzerer Zeit zur Reife kommt, sehr große Vortheile gebracht, da vom Säen bis zum Ernten des dort gewöhnlich gebaut werdenden Weizens durchgängig 4 Monate erforderlich sind; jener Weizen soll vortreffliches Korn und von der ausgezeichnetsten Qualität liefern. Für Kap B. ist jener Umstand, der in jedem Lande beachtenswerth seyn würde, von der größten Wichtigkeit, weil hier die Zeit der Vegetation auf nur 4 Monate beschränkt und dabei allen gewöhnlichen Zufälligkeiten und Unregelmäßigkeiten der Witterung unterworfen ist. Die Thatsache steht aber fest, daß der Boden und das Klima von Kap B. für alle Früchte, welche man in Großbritannien baut, vortrefflich sich eignen. Auf der Insel finden sich verschiedene Mineralien, namentlich Steinkohlen, Salz, Kupfer, Eisen, Blei, u. man will dort auch Gold vermuthen. Die Steinkohlengruben sind eine der Hauptquellen des Reichthums der Insel, indem jährlich zwischen 60,000 bis 70,000 Chaldrons Kohlen, jeder Chaldron (5,83 bayerische Scheffel = 2000 Pfund Gewicht haltend) durchschnittlich zu 9 Schilling 7 Pence (fast 6 Gulden) verkauft werden. In den Grubendistrikten befindet sich der Ackerbau auf einer hohen Stufe, der Ein- und Ausfuhrhandel ist blühend und in stetem Zunehmen, und die Handwerker sind mit Arbeit lebhaft beschäftigt. Zu bemerken ist, daß die Gruben jetzt von einer privilegirten englischen Gesellschaft betrieben werden, welche solche von den Erben des verstorbenen Herzogs von Kent gepachtet hat, dem sie von der Krone geschenkt wurden; der blühende Zustand der Gruben und der Grundbesitz, welchen die Gesellschaft auf Kap B. erworben hat, kommt vorzüglich auf Rechnung ihres dort sich aufhaltenden Agenten und dessen technischen Betriebes und einsichtsvoller Geschäftsführung. Die Unterlage des Bodens der Insel besteht aus verschiedenen Mineralien; man findet viele Schichten von Kalk und Sandstein oder von Granit und Schiefer, alle von vortrefflicher Qualität und an vielen Stellen dicht unter der Oberfläche liegend. Das beste Material zum Bau und zur Anlegung von Wegen ist ohne Schwierigkeit und nahe zu finden, und der Baumeister wie der Landmann kann sich unerschöpfliche Quantitäten Kalk mit sehr unbedeutenden Kosten verschaffen. Gyps findet sich in großer Menge an den Ufern des Bras d'Or, sowie längs der ganzen nördlichen Küste, auch bei Canso, und liegt an vielen Stellen so nahe am Wasser, daß man ihn aus der Grube in ein darunter geankertes Fahrzeug werfen kann. Trotz ihres Reichthums an vielen Gaben der Natur, ihres gesunden Klima's und ihrer günstigen Lage auf der direkten Verbindungslinie zwischen Großbritannien und Nordamerika ist die Insel arm, vernachlässigt, unbeachtet und verhältnißmäßig unbekannt geblieben; ihre Statistik ist bis jetzt so unvollkommen, daß man es nicht wagen kann, auch nur annähernd die Zahl der Einwohner nach den verschiedenen Klassen zu geben, woraus die Bevölkerung besteht. Unter ihnen sind vorragend an Verstand und Fleiß die Loyalisten, Nachkommen der Anhänger der britischen Regierung im amerikanischen Freiheitskriege, welche nach der Entstehung der neuen Republik mit ihren Familien die Heimath aufgaben, um unter Großbritanniens Schutz sich niederzulassen,

Dann kommen in beträchtlicher Anzahl die Nachkommen der ersten französischen Ansiedler, ruhige, zufriedene Menschen, begabt mit einem gewissen Grade von Fleiß und Einsicht, aber selten körperliche Anstrengungen liebend, so daß sie schwerlich ohne Hülfe Anderer eine bedeutendere sociale Stellung, als jetzt, einnehmen werden. In einigen Gegenden leben ziemlich viele Irländer und darunter manche sehr fleißige u. deshalb wohlhabende Landleute; aus ihnen geht auch eine ziemlich große Anzahl von Krämern, Schenkwirthen und Viktualienhändlern hervor. Die Mehrzahl der Bevölkerung besteht aber aus Schotten celtischen Stammes von der Nordküste ihres Landes und den naheliegenden Inseln. Sie kommen in einem halbwilden Zustande, ohne allen Unterricht und unbekannt mit den Bedürfnissen eines civilisirten Lebens, nach Kap B. und werden da vortreffliche Ansiedler, wo die Natur aus ihrer tiefen ungestörten Ruhe erweckt werden muß. Von den eingeborenen Herren der Insel, den Indianern, existirt nur noch eine kleine Anzahl. Sie sind die schwachen Reste des einst mächtigen Stammes der Micmacs, welcher vor Zeiten der bedeutendste in ganz Neuschottland u. auf Kap B. war und jetzt nur aus etlichen Familien besteht. Sie werden von dem Gouvernement beschützt und es ist ihnen der ruhige Besitz einiger hübschen Landstriche zugesichert; allein dessen ungeachtet vermindert ihre Zahl sich fortwährend und so rasch, daß nach den statistischen Berechnungen der zwei Jahre 1848 und 1849 nach Verlauf von 25 Jahren nicht ein einziger Indianer auf Kap B. mehr leben wird. Ihre Zahl beträgt jetzt nicht mehr 200, welche in jedem Jahre von Abgeordneten ihrer in Neuschottland sich aufhaltenden Stammgenossen einmal besucht werden, um sie zu begrüßen und ihrem Häuptlinge die jungen Kandidaten für den Kriegerstand vorzustellen.

Ob selbst viele Engländer die genaue geographische Lage der Insel Kap B. kennen oder von der Schönheit und Fruchtbarkeit derselben etwas wissen, dürfen wir bezweifeln, und doch wird diese Kolonie verhältnißmäßig von keiner andern britischen Kolonie an innerem Werth oder als wichtige militärische und Marinestation übertroffen. Ein Blick auf die Karte von Nordamerika zeigt, daß die Insel Kap B. eine Barrière zwischen dem St. Lorenzgolf und dem atlantischen Ocean bildet, daß sie, an der Mündung dieser großen Pulsader der britischen Besitzungen in Nordamerika liegend, solche auf der Wasserseite schützt, also eine vortreffliche Position für ein Heer und Station für eine Flotte zwischen Europa und Amerika, vorzugsweise für Großbritannien ist, welche östlich in den atlantischen Ocean hinausragt, so daß kaum 3 Breitengrade zwischen beiden Ländern liegen, indem Kap B. unter 47° 5′ u. Kap Lizart unter 49° 58′ gelegen ist. Als Frankreich Canada beherrschte, wußte es diese Vortheile richtig zu schätzen und sparte weder Kosten, noch Mühe, um Kap B., den Schlüssel seiner Besitzungen auf dem amerikanischen Kontinente, zu befestigen, wie die Ruinen von Louisburg noch jetzt zeigen. Die ohne Zeitverlust mit Franzosen bevölkerte Kolonie Kap B. nahm an Wohlstand und Einwohnerzahl so rasch zu, daß kurz vor dem 7jährigen Kriege 300 Schiffe, 1500 Schaluppen und 1200 Seeleute mit der Kabliaufischerei dort beschäftigt waren. Als durch den Frieden von Utrecht Neuschottland und Neufoundland an England gekommen waren, sahen die Franzosen sehr richtig ein, daß nur durch den Besitz von Kap B. ihre werthvollsten Kolonien in Nordamerika, welche nun von ihren Feinden so nahe umringt wurden, ihnen erhalten werden könnten; deshalb verwandelten sie die Insel in eine Veste, von welcher sie ihre Feinde beobachten und diesen Trotz bieten konnten. Ihre Hauptstadt Louisburg an der südöstlichen Küste der Insel, seit 1713 angelegt, hatte eine von der Natur geschützte Lage und einen Hafen von 7 bis 9 Faden (Klafter) Wassertiefe an der Mündung, welcher die größten Kriegsschiffe, vor allen Winden geschützt, aufnehmen konnte. Hafen und Stadt waren von sehr starken Festungswerken umgeben, u. in der Stadt waren Klöster, Kirchen, ein Theater, Hospital, regelmäßige Straßen und Plätze mit einem Kostenaufwande von 30 Millionen Livres, rasch wie durch Zauberei, in dem Urwalde entstanden. Kap B. besitzt noch mehre Häfen, aber keinen, der so wenig von den aus dem Lorenzgolfe im April u. Mai angetriebenen Eisfeldern leidet, als der Hafen von Louisburg; der Boden in der Umgebung dieser Stadt ist zwar mager, aber vortrefflich zur Rindvieh- und Schafweide und auch kulturfähig. Die Franzosen erbauten auf der Insel noch mehre Städte, von welchen die bedeutendste Ingomisch an der Ostküste war. Am 26. Juli 1757 wurde Louisburg nach einer hartnäckigen Vertheidigung von den Engländern erobert und gänzlich zerstört und ist jetzt nur ein Haufen Trümmer, zwischen welchen ein Paar Fischerhütten vereinzelt stehen. Die Insel Kap B. wurde dann im Frieden von 1763 an England abgetreten und ist seitdem in dessen ununterbrochenem Besitze geblieben. Aber fast 20 Jahre lang blieb diese Kolonie in demselben ruinirten Zustande, wie man sie erhalten hatte, gänzlich vernachlässigt von dem britischen Ministerium und nur wenig begünstigt von dem Gouvernement von Neuschottland, zu welchem sie gehörte. Erst 1784 wurde das Publikum wieder an Kap B. erinnert, aber nur weil man es für eine paßliche Kolonie zur Ansiedelung der treugebliebenen Amerikaner (Loyalisten) und der verabschiedeten Truppen hielt, welche nach Beendigung des amerikanischen Freiheitskrieges von dem Mutterlande zu versorgen waren. In dieser Absicht erhielt Kap B. ein besonderes Gouvernement, und dessen Organisation und Leitung wurde dem Oberstlieutenant des Barres anvertraut, welcher sowohl in jenem Kriege, als vorzüglich durch Vermessung u. Chartirung der Küsten und Häfen von Neuschottland sich ausgezeichnet hatte. Dieser überließ Louisburg seinem Schicksal und wählte ein kleines Vorgebirge an der Ostseite des spanischen Hafens, 11 englische Meilen von dessen Mündung entfernt, um dort die Hauptstadt der Kolonie anzulegen, welche, unter 46° 18′ nördl. Br. und 60° 3′ westl. L. gelegen, Sydney genannt wurde. Als des Barres in Kap B. angekommen war, erließ er Bekanntmachungen, worin die natürlichen Vorzüge u. Kräfte

der Insel geschildert wurden, und erhielt dadurch einen Zuwachs der Bevölkerung von fast 4000 Seelen, meist Wallfischfängern mit ihren Familien aus Massachusetts u. Rhode-Island, loyalen Anhängern Englands u. arbeitsamen Menschen, deren Nachkommen durch Verstand und feinere Sitten vor den andern Bewohnern noch jetzt sich auszeichnen. Die Kolonie machte einen guten Anfang, denn im ersten Jahre belief sich der Werth der ausgeführten Fische und Kohlen auf 40 000 Pfund Sterling; aber der günstige Erfolg dauerte nicht lange, u. eine der solchen hindernden Hauptursachen war die Masse baaren Geldes, welche durch die Truppen und Civilbeamten in Umlauf kam. Gleich im Anfang wurde ein ganzes Regiment nach Sydney gelegt, und die Ausgaben desselben sammt denen des Gouverneurs und seines Stabes erzeugten einen zwar nicht wichtigen, aber verhältnißmäßig ausgedehnten Kleinhandel in dem Orte, welcher viele der Ansiedler verlockte, den daraus entspringenden leichtern Gewinn dem mühseligern des Ackerbaues u. der Fischerei vorzuziehen. Als aber durch die Wiedervereinigung der Insel mit dem Gouvernement von Neuschottland 1820 das baare Geld zuzufließen aufhörte und die Garnison derselben auf eine Kompagnie Infanterie u. etliche Artilleristen reducirt wurde, so sahen sich die Bewohner von Sydney einer Hauptquelle ihrer Einnahmen beraubt, und eine Stockung des Handels trat ein, welche ein so großes Elend erzeugte, daß die Kolonie sich davon noch jetzt nicht gänzlich wieder erholt hat.

Breton de los Herreros, Don Manuel, spanischer Dichter, im December 1800 zu Quel in der Provinz Logroño geboren, erhielt seine erste Bildung in Madrid, diente von 1814 bis 1822 als Freiwilliger im Heere, wurde hierauf im Finanzdepartement angestellt, später Sekretär der Intendanz von Jativa und bald nachher von Valencia, bis die Restauration den unermüdlichen Kämpfer für Volk und Freiheit vom Staatsdienst entfernte. Seit 1834 lebte er wieder als Beamter bei der Provinzial-Civiladministration in Madrid. Die 10jährige Muße, mit welcher ihn der Undank der Regierung belohnt hatte, benutzte B., um sein bereits 1817 durch die Produktion des 3aktigen Lustspiels: „A la vejez viruelas“ erprobtes dramatisches Talent mit aller Kraft und Grazie andalusischer Satyre auszubeuten. Die Fruchtbarkeit seiner Phantasie, die Gewalt u. Leichtigkeit seiner Darstellung setzen in Erstaunen. Außer einer Unzahl kleinerer Gedichte, Gelegenheitsstücke, Journalartikel über Literatur u. Sitten, größerer satyrischen Gedichte ꝛc. schrieb B. über 120 dramatische Werke, theils Originale, theils Bearbeitungen, theils Uebersetzungen, sämmtlich in Versen. Unübertroffen ist er in der Satyre und in den kleinen Scherz- und Spottgedichten. Als Sammlung erschien „Poesia sueltas“ (Madrid 1831). Eine Auswahl seiner Lustspiele gab Don Eugenio de Ochoa im „Tesoro del teatro español“ (1838); Proben in F. J. Wolfs „Floresta de rimas modernas castillanas“ (2 Bde., 1837). Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erscheint seit 1850 zu Madrid.

Bretschneider, 1) Heinrich Gottfried von, Rathgeber und Vertrauter des Kaisers Joseph II., wurde am 6. März 1739 zu Gera geboren, wo sein Vater, pensionirter preußischer u. sächsischer Rittmeister, später Bürgermeister, der mystischen Theologie ergeben, lebte. Nachdem B. auf dem Gymnasium zu Gera den ersten wissenschaftlichen Grund der Bildung gelegt, trat er, 16 Jahre alt, in ein sächsisches Dragonerregiment, nahm Theil an der Schlacht bei Kollin (18. Januar 1757), verließ aber, bereits Offizier, den sächsischen Dienst und ging als Rittmeister unter ein preußisches Freicorps. Hier gerieth er in französische Gefangenschaft und erhielt bis zum hubertsburger Frieden Muße, in einer französischen Festung sich zu seinen Kämpfen auf der geistigen Wahlstatt vorzubereiten. Sein Freicorps wurde nach dem Frieden aufgelöst und B. kam durch verschiedene Abenteuer nach Frankfurt am Main, wo der Reichshofrath von Moser ihm eine Stelle als nassau-usingenscher Hauptmann in Idstein verschaffte. B. rückte bis zum Major, nahm aber, als bedeutende Reduktionen im Staatshaushalt auch ihn betreffen sollten, seinen Abschied, ließ Weib und Kinder in Deutschland zurück und ging 1772 nach England, von wo er die Herzogin von Northumberland auf ihrer Kontinentaltour begleiten sollte. Unfähig des Wartens und müde des Mangels, wandte er sich von London nach Versailles, arbeitete hier unter dem Grafen Vergennes, der sich seiner beim Dechiffriren, bei geheimen Aufträgen ꝛc. bediente, und hatte die krummen Wege des dortigen diplomatischen Hoflebens vollkommen kennen gelernt, als er 1773 nach Deutschland zurückkehrte. In Koblenz arbeitete er unter dem Minister von Hohenfeld, folgte aber der Einladung eines Freundes nach Wien und trat in österreichischen Staatsdienst. Zuerst Kreishauptmann zu Werschez im Banat Temesvar, wurde B. 1778, bei der Vereinigung des Banats mit Ungarn, als k. k. Rath und Universitätsbibliothekar nach Ofen versetzt, 1782 aber vom Kaiser Joseph II., den die Ränke und Fehden der Jesuiten und ihres Anhangs gegen B. auf diesen aufmerksam gemacht hatten, der Studienkommission beigegeben. B.s Frieden in Wien störte, außer dem Treiben seiner alten Feinde, besonders seine augenscheinliche Mitwirkung zu „Nicolai's Reisen“, einem Buch, das die Gutmüthigkeit der Wiener auf eine zu harte Probe setzte. Im Jahr 1784 kam B. als k. k. Gubernialrath und Universitätsbibliothekar nach Lemberg, wo er bis 1809 wirkte, unaufhörlich mit allen Nachtgeistern seiner Zeit in Kampf. In diesem Jahr wurde er, auf sein Verlangen, in Ruhestand versetzt und lebte als k. k. Hofrath in Wien. Auch hier mußte der alte Held sein Theil vom allgemeinen Unglück erhalten. Ein Franzose mißhandelte ihn nach der Schlacht von Wagram auf der Straße und lähmte ihm den Arm für immer. Nachdem B. vom September 1809 bis Mai 1810 Wiesbaden und Erlangen besucht hatte, zog er auf das Gut eines hochgestellten Gönners, nach Schloß Krzimitz bei Pilsen in Böhmen, wo er, von wiederholten Schlagflüssen gänzlich gelähmt, am 1. November 1810 †. Die interessantesten Aufschlüsse über dieses vielbewegte Leben finden sich in den aus B.s Manuskripten und Briefen geschöpften „Vermischten Nachrich-

ten und Bemerkungen historischen u. literarischen Inhalts" (Erlangen 1816) und den „Historischen und literarischen Unterhaltungen" (Koburg 1818), ferner in der „Reise des Herrn von B. nach London und Paris", nebst Auszügen aus seinen Briefen von Friedrich Nicolai, herausgegeben von L. G. F. von Göckingk (Berlin 1817). Von seinen Schriften nennen wir: „Familiengeschichten und Abenteuer des Junkers Ferdinand von Thon" (Nürnberg 1775, 2 Thle.); „Almanach der Heiligen auf das Jahr 1788", eine Schrift, die, hauptsächlich vom Kaiser Joseph veranlaßt, die spitzigsten Pfeile gegen Aberglauben, Heiligenunwesen und Pfaffenthum schoß. Mit noch mächtigerer Waffe traf „Wallers Leben und Sitten, wahrh. oder doch wahrscheinlich von ihm selbst beschrieben" (Köln [Berlin] 1793), ein Buch, in welchem er das Lügenleben, welches sich in die (bessere wiener) Gesellschaft eingeschlichen hatte, die Intriguen der Beamtenkaste, das Freimaurerwesen 2c. mit feiner Ironie behandelt.

2) Karl Gottlieb, einer der vorzüglichsten protestantischen Theologen Deutschlands, am 11. Februar 1776 zu Gersdorf im Schönburgischen, wo sein Vater evangelischer Pfarrer war, geboren, erhielt zuerst von diesem, später von seinem Onkel, dem Kantor in Hohenstein, die Vorbereitung für das Gymnasium, ging 1790 auf das Lyceum zu Chemnitz und studirte seit 1794 in Leipzig Theologie. Als Führer zweier Barone von Kotzau begleitete er diese 1798 auf das Gymnasium zu Altenburg und 1802 auf die Universität zu Leipzig und eröffnete 1804 zu Wittenberg theologische und philosophische Vorlesungen, die er als Adjunkt der philosophischen Fakultät bis 1806 fortsetzte. Die Unglücksfälle, welche der Krieg für Wittenberg und die dasige Universität herbeiführte, veranlaßten B., die akademische Laufbahn (1806) zu verlassen und mit der Thätigkeit des praktischen Geistlichen zu vertauschen. Er ward durch Reinhards Empfehlung 1807 Oberpfarrer zu Schneeberg, schon im folgenden Jahre (1808) Superintendent zu Annaberg, dann, nachdem er 1812 einen Ruf als Professor der Theologie nach Königsberg ausgeschlagen, 1816 auf Ammons Empfehlung Generalsuperintendent und Oberkonsistorialrath zu Gotha und 1839 Oberkonsistorialdirektor. Allgemein geachtet und vielfach ausgezeichnet † er hier den 22. Jan. 1848. B. kultivirte ebenso erfolgreich die theoretische und wissenschaftliche wie die praktische Seite der Theologie, als er unter den ersten Kanzelrednern Deutschlands glänzte und als höchst thätiger Geschäftsmann die mannigfaltigsten Interessen der Kirche und Schule mit Geschick und Energie vertrat. In der wissenschaftlichen Theologie müssen zuvörderst B.s kritisch-exegetische Leistungen hervorgehoben werden. Zunächst richtete sich seine Forschung auf die alttestamentlichen Apokryphen; seine wittenbergische Habilitationsschrift: „De libri sapientiae parte priore" (Wittenberg 1804), „Liber Jesus Siracitae graece ad fidem cod. et versus emend. et perp. annot. illustr." (Regensburg 1806) und die „Spicilegia lexici in interpretes graec. V. T. maxime script. apocryphos" (Leipzig 1805) haben diesen Theil der alttestamentlichen Exegese und die genauere Einsicht in das Wesen des hellenistischen Sprachidioms wesentlich gefördert, auch für die Kritik der betreffenden Schriften nicht unwichtige Beiträge geliefert. Bedeutender noch in beiderlei Hinsicht sind für das Neue Testament das „Lexicon manuale graeco-latinum in libros N. Test." (Lpz. 1824, 2 Bde., 3. Aufl. 1840) und die „Probabilia de evangelii et epistol. Iohannis apostoli indole et origine" (das. 1820). Das erstere ist nächst dem größern und kleinern Lexikon von Wahl unstreitig das brauchbarste Handwörterbuch über das Neue Testament. Es hat vor den wahlschen Werken eine höhere Systematik der Begriffsentwickelung voraus und führt vom Standpunkte des gemäßigten Rationalismus auch tiefer ins Dogma der neutestamentlichen Bücher ein, als jene, welche ihrerseits in Entwickelung der grammatischen u. etymologischen Wortbedeutung stärker sind und sich näher an die durch Hermann, Passow, Lobek u. A. auf dem Gebiete der klassischen Philologie gemachten Forschungen anschließen. Die „Probabilien", welche die Aechtheit des johanneischen Evangeliums vornehmlich aus innern Gründen bestritten, riefen, besonders als die Gesellschaften für Vertheidigung der christlichen Religion zu Harlem und Haag Prämien auf die Widerlegung der bretschneiderschen Angriffe aussetzten, eine Fluth von Gegenschriften hervor, unter denen die bedeutendsten die von Crome, welche den harlemer Preis gewann, von Paré, Hauff (von der haager Gesellschaft gekrönt), Ustery waren; besonders siegreich aber war Lücke (Kommentar über die Schriften des Johannes), welcher es dahin brachte, daß B. selbst sich für besiegt u. von der Aechtheit des Evangeliums Johannis überzeugt erklärte, den ganzen Angriff auf das Buch aber damit entschuldigte, „daß seine vormaligen Zweifel nur eine vollkommnere Beweisführung der Aechtheit hätten veranlassen sollen". Durch Exegese und Kritik bahnte sich B. den Weg zur Dogmengeschichte und zur Dogmatik selbst, von wo aus er, vorzüglich in neuerer Zeit, das Gebiet der Polemik betrat. An die obengenannten Schriften schließen sich unmittelbar an die „Historisch-dogmatische Auslegung des Neuen Testaments, nach ihren Principien, Quellen u. Hülfsmitteln" (Leipzig 1806) und die „Systematische Darstellung der Dogmatik und Moral der apokryphischen Schriften des Alten Testaments" (1. Thl., Dogmatik, Leipzig 1805), endlich die „Capit. theologiae Judaeorum dogm. e Flav. Josephi scriptis coll." (1812). Schon 1806 erschien die „Systematische Entwickelung aller in der Dogmatik vorkommenden Begriffe nach den symbolischen Schriften der evangelisch-lutherischen Kirche und den wichtigsten dogmatischen Lehrbüchern ihrer Theologen" (4. Auflage, Leipzig 1841), ein durch Klarheit, wie durch Gründlichkeit gleich ausgezeichnetes Werk, das besonders geeignet ist, junge Theologen in den lutherischen Lehrbegriff einzuführen und mit der Literatur, welche reichlich und in guter Auswahl jedem Dogma beigefügt ist, bekannt zu machen. Es kann als erster Versuch jener historischen Kritik der Dogmatik angesehen werden, welche in Strauß' Dogmatik ihre allseitige Ausbildung und höchste Spitze erreicht hat. Mit seinem eigenen dogmatischen

System trat B. hervor in dem „Handbuch der Dogmatik der evangelischen Kirche" (2 Bde., Leipzig 1814—18, 4. Aufl. 1838), welchem die populären Darstellungen der christlichen Glaubens- u. Sittenlehre: das „Lehrbuch der Religion und Geschichte der christlichen Religion" (Gotha 1824 und 1827), und die „Erläuterungen zu J. L. Försters Lehrbuch der christlichen Religion" (Leipzig 1831) folgten. B. huldigt als Dogmatiker, wie überall, dem Princip der Aufklärung, er ist Rationalist, hat aber nicht, wie Röhr oder Wegscheider, die reine Vernunft an sich, welche die Philosophie kennen lehrt, sondern die entwickelte, angewandte, in Wissenschaft und Lebensanschauung sich manifestirende Vernunft zum Princip gemacht. Sein Grundsatz ist, „die Dogmatik nach den Resultaten der Wissenschaften des 19. Jahrhunderts zu messen und zu konstruiren". Die neuern und neuesten Entdeckungen der Astronomie, der mathematischen Geographie, Physik und Geologie 2c. dienen ihm als Stützen der christlichen Dogmen, oder werden noch häufiger als zersetzende und zerstörende Elemente auf sie angewendet, wie es denn ein Lieblingssatz B.s ist, daß das kopernikanische Sonnensystem, welches die alte Ansicht von dem Organismus der physischen Welt umgestaltet hat, auch die orthodoxe Theologie gestürzt habe, weil sich die biblischen Vorstellungen von Himmel und Hölle, von Sonne und Erde 2c. nicht mehr halten können. Ein solches Verfahren kann im Gegensatz zum strengen Rationalismus, welcher nur allzu leicht in den Fehler verfällt, die individuelle und darum beschränkte Vernunft des einzelnen Rationalisten als die allgemeine Vernunft und als die absolut kompetente Richterin aller menschlichen Erkenntnisse zu betrachten, immerhin als ein Fortschritt betrachtet werden, aber es kann dem doppelten Vorwurfe nicht entgehen, daß es die Theologie ihrer Selbstständigkeit beraubt und daß es vermöge seiner eklektischen Natur oft Inkonsequenzen begeht, Ausstellungen, welche B. auch wirklich von allen Seiten her erfahren hat. Daß nichtsdestoweniger B.s Dogmatik ein großes Publikum gefunden hat, ist eines Theils dem großen Reichthum des Werkes und seiner im Einzelnen unübertrefflichen Klarheit, andern Theils aber dem Umstande zuzuschreiben, daß der große Haufe der theologisch gebildeten Männer unserer Zeit eben jenem Eklekticismus huldigt und daher begierig nach einem Werke greift, welches die Weisheit der Vorzeit mit der Bildung der Gegenwart, die Offenbarungen der gotterfüllten Propheten mit den Entdeckungen unserer Naturforscher zu einigen versucht und sich so Vielen als gewandter Interpret ihrer Zweifel oder auch als neuer Begründer ihres wankend gewordenen Glaubens unentbehrlich macht. Jenes Bestreben, Alles, was die Gegenwart producirt, mit der Theologie in Beziehung zu setzen, machte B. besonders geneigt, der periodischen Presse sein Wort anzuvertrauen. Seit mehren Decennien hat sich kaum eine Bewegung im Gebiete des kirchlichen oder theologischen Lebens gezeigt, in welche B. nicht eingegriffen hätte, und zwar hat er oft der Sache eine entscheidende Wendung gegeben, immer aber sie wenigstens klar beleuchtet und zum richtigern Verständnisse der betreffenden Fragen beigetragen. Solcher Art sind die „Aphorismen über die Union der beiden evangelischen Kirchen in Deutschland" (Gotha 1819), für welche Schrift er vom preußischen Ministerium die große goldene Reformationsmedaille erhielt, die „Apologie der neuern Theologie des evangelischen Deutschlands" gegen den britischen Theologen Rose (Halle 1826), die „Beleuchtung der 95 reformirten Streitsätze" gegen Klaus Harms (Leipz. 1818), „Luther an unsere Zeit" (Erfurt 1817), „Ueber die Unkirchlichkeit dieser Zeit im protestantischen Deutschland" (Gotha 1822), die „Zwei Sendschreiben an einen Staatsmann über die Frage: ob evangelische Regierungen gegen den Rationalismus einzuschreiten haben" (Leipz. 1830), „Der St. Simonismus und das Christenthum" (das. 1832), die „Grundlage des evangelischen Pietismus" (das. 1833), „Die Theologie und die Revolution" (das. 1835), „Die Unzulänglichkeit des Symbolzwanges" (das. 1841), „Für die Deutschkatholiken" (Jena 1845) 2c. Dahin gehören auch eine große Zahl werthvoller Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in den unter seiner Redaktion oder theilweisen Mitwirkung erschienenen: „Oppositionsschrift für Christenthum u. Gottesgelahrtheit", „Hallisches Predigerjournal" und „Darmstädter allgemeine Kirchenzeitung". Großen Beifall erwarb sich B. durch eine Reihe theologischer Romane, wie „Heinrich u. Antonie oder die Proselyten der römischen und evangelischen Kirche" (Gotha 1826, 4. Aufl. 1831), „Der Freiherr von Sandau, oder die gemischte Ehe" (Halle 1839, 4. Aufl.), „Klementine, oder die Frommen und Altgläubigen unserer Tage" (das. 1841, 1. u. 2. Aufl.). Die Kunst vermißt an diesen literärischen Mischlingen das poetische Element u. das rechte innere Leben, welches ihr durch eine todte Scenerie nicht ersetzt werden kann, u. die Wissenschaft verlangt mehr Gründlichkeit und Wahrheit; indeß ist nicht zu leugnen, daß der praktische Einfluß dieser Romane höchst bedeutend und für Viele sehr wohlthätig gewesen ist. In frühern Jahren versuchte sich B. selbst auf dem Gebiete der Politik und politischen Geschichte; er schrieb: „Deutschland und Preußen, oder das Interesse Deutschlands am preußischen Staate" (Berlin 1806) und „Darstellung des 4jährigen Kriegs der Verbündeten mit Napoleon in den Jahren 1812—15" (Annab. 1816, 2 Bde.). Verdienste erwarb er sich ferner durch die Ausgabe der „Ian. Calvini, Theod. Bezae, Henrici IV epistolae quaedam nondum ineditae" (Leipz. 1835), sowie durch das „Corpus Reformatorum", das auch den Titel führt: „Philippi Melanchthonis opera quae supersunt omnia" (1835—1848, 15 Bde.), ein Werk der gründlichsten Gelehrsamkeit und des unermüdlichsten Fleißes. Viele seiner Kanzelvorträge sind einzeln ins Publikum gekommen; größere Sammlungen erschienen unter dem Titel: „Predigten an Sonn- und Festtagen gehalten" (Leipz. 1823, 2 Bde.), „Kasualpredigten und Reden" (Gotha 1834), „Religionsvorträge über Tod, Unsterblichkeit und Auferstehung" (Leipz. 1813) und „Christliches Andachtsbuch für denkende Verehrer Jesu" (Halle 1845, 3 Bde., 2. Aufl. 1849, 3 Bde.).

3) **Hermann Robert von B.**, fürstl. reußischer Minister, am 30. Nov. 1796 in Gera geboren, studirte seit Ostern 1814 zu Leipzig die Rechtswissenschaft und ward im Sommer 1817 Advokat zu Gera und bald darauf Regierungsadvokat. Neben der ausgebreitetsten advokatorischen Praxis hatte B. bereits eine große Anzahl Gerichtsbestallungen theils im Reußischen, theils im Weimarischen, Altenburgischen und Sächsischen zu verwalten, als er im Febr. 1831 in die gemeinschaftliche Landesregierung zum Regierungs- und Konsistorialrath berufen ward. Im J. 1840 wurde er Kanzler, Regierungs- u. Konsistorialpräsident und 1842, unter Erneuerung des seinen Vorfahren verliehenen kaiserlichen Privilegiums, in den Adelsstand erhoben. Als in Folge der Vereinigung der reußischen Lande jüngerer Linie für dieselben eine Ministerialbehörde in Gera errichtet wurde, erhielt B., neben Ernennung zum wirklichen Geheimerathe, als Chef die Leitung desselben. Die Stürme von 1848 und 1849 führten vielfache Krisen herbei, welche mit der im Herbst 1849 zu Stande gekommenen Verfassung endeten. Im Febr. 1850 zum Minister ernannt, begleitete er 1850 den Fürsten Heinrich LXII. auf den Fürstenkongreß nach Berlin und nahm sodann an den dresdner Konferenzen Theil. Ebenso war B. auch an den vielen seit 1848 wegen Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse in den thüringischen Staaten abgehaltenen Konferenzen betheiligt. Im August 1855 trat er von der obersten Leitung der Regierung zurück u. ward Präsident des Appellationsgerichts und des Konsistoriums zu Gera.

Bretspiele, allgemeine Benennung für verschiedene Unterhaltungsspiele, zu deren Apparat ein viereckiges Bret (tabula, woher das alte deutsche Zabel) von verschiedener Größe, gewöhnlich 8—12 Zoll im Quadrat, gehört, das je nach der Verschiedenheit des Spiels, dem es dienen soll, verschieden eingerichtet ist. Gewöhnlich besteht es aus 2 Bretern, die mit vorstehenden Rändern so versehen sind, daß, wenn beide aufeinandergelegt und durch ein Charnier und einen Schloßhaken verbunden sind, zwischen beiden ein hohler Raum entsteht, der zur Aufbewahrung der Bretsteine &c. gebraucht wird. Auf der obern Seite dieses Doppelbrets sind 64 gleiche Quadrate angebracht und so abgetheilt, daß je ein hell und ein dunkel gefärbtes nach allen Seiten gleichmäßig abwechseln. Dieses Bret kann zum Schachspiel (s. d.) benutzt werden, dient aber zumeist zum Damenspiel (s. d.), wozu die Bretsteine, teller- oder scheibenförmige, aus Holz, Elfenbein oder Metall gefertigte Figuren, die der Größe der Quadrate entsprechen, nöthig sind. Auf der untern Seite des Brets sind zum Spiel der Mühle 3 Quadrate in einander gezeichnet und die 12 Parallellinien derselben in deren Mittelpunkt durch Striche verbunden. Legt man die beiden mit den Rändern verbundenen Breter auseinander, so zeigen sich auf jeder der beiden sich gegenüberstehenden langen Seiten des Oblongums 12, d. h. auf jedem Brete 6 Pyramiden, deren Färbung gewöhnlich mit Roth und Schwarz sowohl auf der Seite, als gegenüber, wechselt. Hier spielt man, immer zugleich mit Würfeln, Puff, Toccadegli, Triktrak &c. (s. d.). Die allen B.n zu Grunde liegende Idee ist die eines Wettkampfs. Beim Schach und bei der Dame und Mühle, bei denen Alles dem berechnenden und kombinirenden Verstande des Spielers, nichts dem Zufall überlassen bleibt, tritt die Idee des Kampfes zwischen zwei Gegnern hervor, von denen der eine den andern zu besiegen oder zu fangen bestrebt ist; Puff, Toccadegli, Triktrak versinnlichen eher einen Wettlauf, bei dem es auf die klügste Umgehung oder Beseitigung der vom Zufall, der hier eine Rolle spielt, entgegengeworfenen Hindernisse und auf die baldmöglichste Erreichung des Ziels ankommt. Der Ursprung der B. ist wahrscheinlich im Orient zu suchen. Nach Herodot erfanden die Lyder das Bretspiel zur Zeit einer Hungersnoth, um abwechselnd einen Tag zu essen und den anderen mit Spielen zu verbringen. Nach Lactantius war Palamedes der Erfinder desselben. Auch die Mühle, nach dem Labyrinth der Alten gebildet, muß schon in früher Zeit bekannt gewesen seyn. Uebrigens waren den Griechen und Römern fast alle jetzt gebräuchlichen B. bekannt. So war das Latrunculorum ludus oder Calculorum ludus der Römer ähnlicher dem Schach, als der Dame, während der Diagrammismus der Griechen der letztern glich, und das Ludus duodecim scriptorum mit unserm Puff Aehnlichkeit hatte. Von den Römern kamen diese Spiele zu den romanischen und germanischen Völkern. Apparate zum Bretspiel (besonders die Schachfiguren) sind von der ältesten bis auf die neueste Zeit, mit Pracht und besonderer Kunst ausgestattet, vielbeliebte Meisterwerke gewesen.

Bretten (Bretheim, gewöhnlich B. in der Pfalz genannt), Amtsstadt im badischen Mittelrheinkreise, an dem Salzbach, Ph. Melanchthons Geburtsort. B., wie alle Städte der Pfalz in seiner friedlichen Entwickelung vielfach von Erb-, Raub- und Volkskriegen gestört, hat meist in den Ruinen seiner alten Prachtbauten die neuen öffentlichen Gebäude errichtet und besitzt gegenwärtig 3 Kirchen, ein schönes Amthaus, ein 1787 erbautes Rathhaus und auf dem Marktplatze die Bildsäule des Pfalzgrafen Friedrich II. Historisch merkwürdig ist Melanchthons Geburtshaus am Markte. Bauten in B.s glänzenderer Vorzeit waren: die große St. Laurentiuskirche, das Haus der Tempelherren, besonders aber das alte Rathhaus, 1480 gebaut, 1689 von den Franzosen verwüstet, das sehr reich war an Prachtwerken der Glasmalerei und außer vielen historischen Denkmälern die Bildnisse sämmtlicher Pfalzgrafen aufbewahrte. Gegenwärtig zählt B. gegen 3000 Einwohner, deren Hauptbetrieb Getreide-, Wein-, Futter- und Krappbau ist; unter den Gewerben liefert die Lebküchnerei Handelsprodukte. B. ist ein sehr alter Ort, kommt urkundlich schon im 8. Jahrh. unter König Pipin als Breteheim im Enzgaue, später unter Karl dem Großen u. unter Ludwig dem Frommen als Bredaheim od. Brethaheim im Kraichgaue vor. Seit dem 12. Jahrh. hatte es seine eigenen Grafen, wurde 1140 vom Kaiser Konrad III. mit Mauern umgeben u. kam durch Erbschaft an die Grafen von Eberstein, später an die Markgrafen von Baden und 1439 an Kurfürst Ruprecht I. von der Pfalz. An-

ter pfälzischer Herrschaft erlebte B. seine schwersten Zeiten, aber auch Tage heldenmäßiger Erhebung, die schon Ulrich von Hutten besang und die von der Geschichte aufbewahrt zu werden verdienen. Als Kurfürst Philipp von der Pfalz wegen der von ihm gegen Oberbayern unterstützten Erbfolge seines Sohnes Ruprecht im Herzogthum Niederbayern von Kaiser und Reich befehdet wurde, belagerte (1504) Herzog Ulrich von Würtemberg mit einem Heer von 20,000 Mann die reiche Stadt u. warf ihre Mauern u. Thürme nieder. Aber es überfielen die heldenmüthigen Bürger von B., unterstützt von 400 Mann heidelberger Hülfsvölkern, den unvorsichtigen Feind, jagten das große Kriegsheer in die Flucht und machten so der 23tägigen Belagerung der Stadt ein Ende. Noch heut zu Tage wird die Wahlstatt, auf welcher man die Leichname der erschlagenen Feinde verscharrte, die Schelmengrube genannt. Auch im Bauernkriege vertheidigte sich die feste Stadt gegen jeden Angriff u. wurde 1621 von den Kaiserlichen ebenso vergeblich belagert; 1632 aber wurde sie von dem kaiserlichen General Montecuculi geplündert und geschleift. Im J. 1644 fiel B. in französische Hände, kurz nachher wieder an Oesterreich und erlitt seinen härtesten Schlag, als der König Ludwig XIV. 1689 seine Mordbrennerbanden an den Rhein sandte. Am 14. August verwandelten diese die blühende Stadt in einen Aschenhaufen. Seit dieser Zeit erstand B. langsam wieder aus seinen Trümmerhaufen, gedieh aber vergleichsweise glücklicher, als viele seiner damaligen Unglücksgenossen. An Baden kam B. durch den Reichsfriedensschluß vom 25. Februar 1803.

Bretzel (Brezel, Brätzel, Bratsel), altdeutsches Gebäck von Weizenmehl, von vielerlei Größe und mit sehr verschiedenen Zuthaten, aber von einerlei Form, nämlich der eines Ringes, dessen Enden da, wo der Ring schließt, kreuzweise übereinander gebogen sind und an die entgegengesetzten Seiten des Rings geknüpft werden. Der Zuthat nach hat man Butter-, Mandel-, Zucker- ꝛc., der Behandlung nach Blätterteig- ꝛc. B.n. Wegen der Kreis- und Kreuzform der B. hat man ihrem Ursprung mancherlei Beziehungen untergelegt. Einige wollten darin die Zauberbänder der altgermanischen Frauen wieder erkennen; Andere leiteten die Benennung her vom lateinischen Preciunculae, Gebetchen, oder Pretiola, kleine Belohnung, weil in der ersten christlichen Kirche B.n ein priesterliches Geschenk für Kinder, eine Belohnung für erlernte Gebete u. ihre Form zugleich eine Anweisung zum Beten gewesen sey, indem sie zwei zum Gebete verschlungene Hände vorstellen sollten. Wieder Andere halten die B. für das Zeichen des Kreuzes in einem Kreise, als ein Symbol der Herrschaft der christlichen Religion über den Erdkreis, eine Annahme, wofür auch die Zeit ihrer Bereitung, in den meisten Gegenden um die Fasten, zu sprechen scheint, und noch Andere leiten das Wort ab von Bracellum, d. i. kleiner Arm, von der Aehnlichkeit der B. mit zwei in einander geschlungenen Armen. Nach noch einer Erklärung bedeutet die B. ein Rad u. ist slavischen Ursprungs.

Bretzner, Christoph Friedrich, deutscher Lustspieldichter, den 10. Sept. 1748 zu Leipzig geboren, wo er als Associé einer Handlung am 31. August 1807 †. Von seinen vielen Schriften, die, Produkte einer beschränkten Muße und eines aller gelehrten Bildung entbehrenden Talents, das nur dem augenblicklichen Gelüste der Menge, nicht den ewigen Regeln der Schönheit gehorchte, meist von untergeordnetem Werth sind, haben sich erhalten die Lustspiele: „Das Räuschchen" (Leipz. 1786), „Der argwöhnische Liebhaber" (das. 1783) und „Der Eheprokurator", die Singspiele: „Der Irrwisch" und „Belmont und Konstanze oder die Entführung aus dem Serail", durch Mozarts Komposition berühmt geworden. Der Roman: „Leben eines Liederlichen" (Leipz. 1787—1788, 3 Bde., n. Aufl. 1790) hat vorübergehendes Aufsehen erregt. Gesammelt erschienen von ihm „Schauspiele" (Leipz. 1792—1796, 2 Bde., n. Aufl., Altona 1820) und „Singspiele" (Leipz. 1796).

Breuberg, Schloß in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, mit römischen Grundvesten, eine Zierde des Odenwaldes, auf einer isolirten Höhe im Mümlingthale. Die Burg gewährt von innen und außen ein gutes Bild, das durch die 2 Kapellen (für protestantischen und für katholischen Gottesdienst) gehoben wird. Mitten im Schloß erhebt sich ein hoher, uralter, starker Thurm. Der tiefe Felsenbrunnen im Schlosse hat, seitdem Turenne 1675 die kostbare Wasserleitung zerstörte, sein Wasser verloren. Die Römer hatten hier einen Standort für die 22. Legion. Außer den Ueberresten von Bädern, Gewölben, Altären, Götterbildern ꝛc. geben auch mehre Inschriften die deutlichsten Zeugnisse römischer Anwesenheit. Im Mittelalter siedelten sich deutsche Ritter über den römischen Trümmern an. Ein Konrad von Bruberg wird 1222 genannt. Nachdem im 14. Jahrhundert das Geschlecht im Mannsstamme ausgestorben, kam B. durch Heirath und Erbschaft an die gräflichen Häuser Wertheim und Erbach, der wertheimsche Antheil aber mit Wertheim durch Kauf später an die Stolberge und von diesen durch Heirath, im 16. Jahrhundert, an Löwenstein. Gegenwärtig gehört B. zu den mediatisirten Herrschaften des Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg und des Grafen von Erbach-Schönburg.

Breughel (Breugel oder Brughel), berühmte niederländische Malerfamilie, deren Stammhaupt Peter, genannt der Alte oder der Lustige, auch nach seinem Lieblingsgenre Bauern-B., 1510 (nach Andern 1530) in dem Dorfe Breughel bei Breda geboren wurde. Nachdem er seine Studien bei Peter Koeck, van Aelst und Hieron. Koeck vollendet, Frankreich und Italien gesehen, eine Zeitlang in Rom gelebt hatte, ließ er sich in Antwerpen nieder, dessen Malerakademie ihn zum Mitglied ernannte. Er heirathete die Tochter seines Lehrers Koeck und zog dann nach Brüssel, wo er 1570 (nach Andern 1590) †. B.s Verdienst besteht in der naturgetreuen Schilderung der Sitten und Gebräuche des niederländischen Landlebens; in den Scenen derber, nicht durch Raffinirtheit verdorbener Lust, in Tänzen, Bauernhochzeiten, Kirchweihen ꝛc. stellte er den Charakter seiner Zeit dar und schmückte mit den

lebendigen Figuren seiner Beobachtung u. Phantasie seine Prospekte und Landschaften. In diesem Genre ist er durchaus Meister und originell; weniger gelangen ihm Bilder im historischen Fache. Von B.s Gemälden finden sich vortreffliche (z. B. der Thurmbau zu Babel, 1563) in der wiener Gallerie; die dresdner Gallerie besitzt mehre, jedoch unter die Gemälde seines gleichnamigen Sohnes gemischte, Bilder. In München ist u. A. „die Ehebrecherin vor Christo"; Schleißheim hat ein Kirchweihfest u. eine Dorfhochzeit ꝛc. Die meisten aber besitzt Holland. Hondius, Vorstermann, Galle, H. Wierix, W. Hollar ꝛc. stachen nach ihm. Er selbst ätzte eine kleine Zahl kostbarer, höchst geistreicher Blätter, von denen Fiorillo und Rost Verzeichnisse anführen. Einige unzüchtige Bilder überlieferte er vor seinem Tode dem Feuer. Sein Sohn, Peter, genannt der Junge oder der Höllen-B., ebenfalls nach seinem Lieblingsgenre: Teufelserscheinungen, Feuersbrünsten ꝛc., 1569 geboren, † 1625. Staunenerregend sind die Schöpfungen seiner Phantasie, wo es galt, krasse Kontraste darzustellen, dem Ideal der Schönheit gegenüber die Spukgestalten des Abgrunds heraufzubeschwören. Weltbekannt ist sein fürchterliches Schauerbild der Hölle; gleich ausgezeichnet sein Orpheus, der die Höllengötter durch sein Leierspiel bethört, in der Gallerie zu Florenz, und die Versuchung des heil. Antonius. B.s wenige geätzte Blätter, Höllenspuk darstellend, sind äußerst selten und gehören unter die Kostbarkeiten der berühmtesten Sammlungen. Sein jüngerer Bruder, Jan B., genannt de Velours, d. i. Sammet-B., sowohl wegen seines äußerst zarten Pinsels, als wegen der Sammetkleidung, die er auch im Winter zu tragen pflegte, war nach Einigen 1568, nach Andern 1575 oder gar 1589 in Brüssel geboren, Pflegling u. Schüler der Wittwe Peter Koecks und P. Göckings und † 1625, nach Andern erst 1640. B., der außer Landschaften auch biblische Geschichten, Schiffe und Marktplätze malte, arbeitete oft mit Andern, z. B. Rubens, Rottenhammer, van Steenwyk, Momper ꝛc., gemeinschaftlich, indem er ihre Bilder entweder mit landschaftlichen Gründen oder häufiger mit kleinen Figuren ausschmückte. Sein Paradies, in welches Rubens Adam und Eva malte, die vier Elemente in der ambrosianischen Bibliothek in Mailand, sowie Vertumnus und Bellona, ebenfalls mit Rubens gemeinschaftlich, gehören zu seinen Hauptwerken. In seiner Manier malte auch sein Sohn, Jan B., der 1629 Mitglied der Brüderschaft des heil. Lucas zu Antwerpen war. Ambrosio B., in den Jahren 1653—1670 Direktor der Akademie zu Antwerpen, zeichnete sich als Blumenmaler aus; die wiener Gallerie besitzt schöne Bilder von ihm. Abraham, genannt Rhyngraf oder der Neapolitaner, vortrefflicher Vögel-, Früchte- und Blumenmaler aus Antwerpen, wahrscheinlich des Vorigen Sohn, lebte meist in Rom und Neapel und † um 1690, angeblich aus Gram über den Verlust seines Vermögens. Seine Gemälde werden wegen der Bestimmtheit u. Leichtigkeit in der Ausführung u. wegen des treuen Kolorits geschätzt. Dessen Bruder, Johann Baptist B., genannt Meleager, ebenfalls Blumen- u. Früchtemaler, aber weniger bedeutend als jener, † in Rom nach 1700. Abrahams Sohn, Kaspar B., bisweilen Blumen-B. genannt, war Schüler und Nachahmer seines Vaters.

Breuning, Hans Jakob B. von und zu Buochenbach, berühmter deutscher Reisender und Reisebeschreiber, 1552 im würtembergischen Dorfe Buchenbach an der Jaxt geboren. Reiselust trieb ihn aus der Heimath zunächst nach Frankreich, das er 3 Jahre lang durchwanderte, dann nach England und nach Italien, wo er sich 1579 von Venedig aus nach Konstantinopel begab. Erst nach 7 Jahren kam er, nachdem er Griechenland, Aegypten, Arabien und Syrien durchwandert hatte, nach Deutschland zurück. Im J. 1595 begleitete er als Oberhofmeister den Herzog Johann Friedrich von Würtemberg auf die Hochschule nach Tübingen und † 1610, ehe er seine Reisebeschreibung, die er auf des Herzogs Bitten aus seinem Tagebuche zusammengestellt hatte, im Druck vollendet sah. Sie erschien unter dem Titel: „Orientalische Reyß des Edlen und vesten Hanns Jakob B. von und zu Buochenbach, so er selbander in der Türkei, sowohl in Europa als Asia und Afrika, benanntlich in Griechenland, Aegypten, Arabien, Palästina, das heylige gelobt Land und Syrien, nicht ohne sondere große Gefahr vor dieser Zeit verrichtet" (Straßb. 1612, Fol., mit vielen Kupfn.), ein sehr selten gewordenes Werk, aber für den Freund der damaligen Zustände des Orients äußerst wichtig.

Breusch (Bruch), Flüßchen im französischen Departement Niederrhein, Nebenfluß der Ill, entspringt im Departement der Vogesen u. mündet, nachdem es sich in mehre Arme getheilt hat, unterhalb Straßburg. Der Breuschkanal, den es zum Theil mit Wasser versorgt, geht von Sulz bis Straßburg und dient besonders zum Holztransport aus den Vogesen.

Breve (vom lat. brevis, kurz, woraus das deutsche Wort Brief entstanden ist), ursprünglich jede an eine oder mehre Personen gerichtete kürzere Schrift, besonders aber ein päpstliches Schreiben, das sich von der Bulle (s. d.) außer durch seine Kürze auch durch die mindere Wichtigkeit unterscheidet, die den Beirath oder einen Beschluß der Kardinäle nicht nöthig macht; doch ist es nicht mit den Motus proprii oder den Privatschreiben des Papstes zu verwechseln. Das B. enthält stets officielle Entscheidungen und Verordnungen. Es spricht in demselben der Papst in seiner eigenen Person ohne weitere Kurialien, weshalb er sich in der Ueberschrift Papa nennt und den, an welchen es gerichtet ist, mit Dilecte fili anredet. Das B. wird nicht vom Papst unterzeichnet, sondern bloß vom Segretario de' Brevi kontrasignirt und statt des Bleisiegels mit dem Geheimsiegel des Papstes, dem Fischerringe in rothem Wachs und in einer blechernen Kapsel, versehen, weshalb es auch die Unterschrift hat: Datum Romae sub annulo piscatoris. Das B. wird jetzt in der Regel auf Pergament geschrieben, aber auf die glatte Seite mit moderner lateinischer Schrift, während die Bulle auf die rechte Seite mit alterthümlichen Buchstaben geschrieben wird.

Brevet (von brevis), d. i. kurzer Brief, in Frankreich königl. Gnadenbriefe, die dem Em-

pfänger eine oft sehr unbedeutende Gunst, einen Vorzug, Titel oder sonst eine Auszeichnung gestatteten. So nannte man Ducs à b. solche Herzöge, die nur den Titel ihres Herzogthums erhielten; Brevets de joyeux avènement oder de serment de fidelité waren solche B.s, die einem Geistlichen die Hoffnung auf die erste erledigte Präbende sicherten. Durch ein vom König eigenhändig unterschriebenes B. wurde den Höflingen die Erlaubniß ertheilt, das bevorzugte Hofkleid blau mit goldenen Tressen zu tragen. B. d'invention, s. v. a. das im Deutschen gebräuchliche Patent, wird von der französischen Regierung für industrielle Erfindungen ertheilt, um damit dem Erfinder auf eine bestimmte Zeit den ausschließlichen Gewinn aus seiner Erfindung zu sichern.

Breviarium, nach Seneca, im Sinne der älteren Latinität s. v. a. Summarium, bei den spätern lateinischen Schriftstellern jeder kurze Aufsatz, jeder Abriß oder Auszug aus verschiedenen größeren Werken. Als Summarium erscheint das von Augustus hinterlassene B., das, als B. imperii von seinen Nachfolgern fortgesetzt, statistische Bemerkungen über die Hauptfaktoren des Staats, Armee, Einnahmen ꝛc. enthält. Die spätere Bedeutung dieses Wortes haben Eutropius und Rufus für ihre Abrisse der römischen Geschichte benutzt (B. rerum gestarum populi Romani): doch haben einige Handschriften statt B. auch Epitome gesetzt. B. Alaricianum heißt eine Sammlung röm. Rechtsbestimmungen, welche König Alarich II. für die in seinem westgothischen Reiche lebenden Römer veranstaltete. Ein Kollegium römischer Rechtsgelehrten vollendete das Werk zu Airel in Gascogne 506. Aus den Konstitutionen (Leges) und den Schriften der Juristen (Jus) hatte man folgende Rechtsquellen ausgehoben und jedes Stück derselben als ungetrenntes Ganzes für sich hingestellt: die 16 Bücher des Codex Theodosianus, die Novellen der Kaiser Theodosius, Valentinian, Marcian, Majorian u. Severus, des Gajus Institutionen in zwei Büchern, die Receptae sententiae des Paulus in 5 Büchern, den Codex Gregorianus in 13 Titeln, den Codex Hermogenianus in 2 Titeln und eine Stelle aus Papinian: liber I Responsorum. Nachdem eine Versammlung römischer Geistlichen und Laien des höchsten Ranges die Sammlung geprüft und bestätigt hatte, befahl der König dem Comes Palatinus Goiarich, jedem Grafen eine vom Referendarius Anianus unterschriebene Kopie der Gesetzsammlung zu übersenden. Dieses wichtige Rechtsbuch, das bei den Franken unter den Merovingern, in Spanien bei den Westgothen bis in die Mitte des 7. Jahrh. in Kraft geblieben ist, hat erst seit dem 16. Jahrhundert den Namen B. A. erhalten; vorher hieß es: liber legum, lex Romana, lex Theodosiana, lex mundana. Dem rechtsgeschichtlichen Forscher eröffnet es die vorzüglichste Quelle der vorjustinianischen Gesetzeskunde, während zugleich die Interpretation viele Blicke auf den Zustand der damaligen Verfassung gewährt. Die einzige vollständige Handschrift gab Johann Sichard zu Basel 1528 unter dem Titel: Codicis Theodosiani Libri XVI etc. heraus. Von den vielen Bearbeitungen, welche dieser Sammlung widerfuhren, haben Einige durch durchgeführte Umgestaltung gewissermaßen ganz neue Werke hervorgebracht; davon sind zu nennen: „Summae sive argumenta legum diversorum Imperatorum“ von Petrus Aegidius (Antwerpen 1517); „Codex Utinensis“, die lombardische Umarbeitung des B. A., um 900 verfaßt und 1789 herausgegeben von Canciani in „Leg. Barbarorum“ (Bd. IV); einige handschriftlich vorhandene Bearbeitungen, z. B. in Wolfenbüttel (Fragment); der Auszug des Guilielmus Malmesburiensis ꝛc. Ueber das B. liturgicum s. Brevier.

Breviatores, unter den römischen Kaisern die geheimen Sekretäre, welchen die Abfassung der Reskripte übertragen war.

Brevier (Breviarium Romanum s. liturgicum), das aus verschiedenen religiösen Schriften zusammengetragene gesetzliche Andachtsbuch der römisch-katholischen Geistlichkeit, enthielt, ursprünglich das Kind ächter Frömmigkeit aus christlicher Urzeit, seinem einfachen Zweck angemessen das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntniß, eine Auswahl von Psalmen, u. war zunächst für die kirchlichen Andachtsübungen bestimmt. Vermehrungen und Veränderungen erlitt es seit Leo dem Großen und gewann allmählig unter Gregor dem Großen, Hadrian I., Gregor III., besonders aber unter Gregor VII. eine so umfangreiche Gestalt, daß es seinem Namen nicht mehr entsprach. Der Grund zu dem jetzigen römischen B. wurde unter Innocenz III. gelegt und von dem Franciskanergeneral Haymo zuerst darauf weiter gebaut. Dieses 1241 von Gregor IX. bestätigte und von Nikolaus III. 1280 in allen Kirchen Roms eingeführte B. blieb bis ins 16. Jahrhundert unverändert in Gebrauch. Erst Klemens VII. veranlaßte den Kardinal Quignones zu einer neuen Umarbeitung, die 1535 vollendet und von Paul III. genehmigt, von der pariser Sorbonne aber erst nach vielem Widerstreit 1540 angenommen wurde. Eine abermalige Umänderung erhielt es nach dem tridentiner Koncilium durch Pius V. (1568), unter Klemens VIII. (1602) und Urban VIII. (1631). Seitdem heißt es Breviarium Romanum und ist, einige Nachträge abgerechnet, im Wesentlichen unverändert geblieben. Ein Versuch, wenigstens Stiftsdamen und Klosterfrauen auch in das Verständniß dessen, was sie täglich in lateinischer Sprache vor sich hatten, einzuführen, wurde auf Veranlassung des Erzbischofs von Köln, Maximilian Franz (Erzherzogs von Oesterreich), 1790 vom Professor Th. A. Dereser gemacht, dessen „Deutsches B., Erbauungsbuch für katholische Christen auf alle Tage des Kirchenjahrs“ auch in den Diöcesen von Münster, Osnabrück, Speyer und Würzburg eingeführt wurde. Mit welchen Augen aber die römische Kurie diesen Vorgängen zusah, zeigt das Verfahren derselben gegen den edlen von Wessenberg, als dieser durch die neue Ordensregel, welche die badischen Frauenklöster (Lehr- und Erziehungsinstitute für Mädchen) erhielten, den Lehrerinnen und Kandidatinnen ausdrücklich untersagte, das lateinische B. fortzubeten. Den Inhalt des B. bilden eine Sammlung von Gebetformeln, Hymnen, Respon-

sorien, Antiphonien ꝛc., streng nach dem kirchlichen Gebrauch geordnet, Abschnitte aus der Bibel, aus den Kirchenvätern und Heiligengeschichten. Das Ganze zerfällt in vier Theile, hiemalis, vernalis, aestivalis u. auctumnalis, und in 4 Hauptabtheilungen. Die erste Abtheilung enthält das Psalterium, die Psalmen, nach Wochentagen und Tageszeiten (horae canonicae) geordnet; die zweite Abtheilung das Proprium de tempore, Gebete, Hymnen und Lesestücke; die dritte Abtheilung das Proprium de Sanctis, die Heiligen u. ihre Feste betreffend; die vierte Abtheilung das Commune Sanctorum, welches die Bestimmungen betrifft für die Festtage, an welchen keine Horae canonicae festgesetzt sind. Voraus geht dem Ganzen eine Reihe kirchlicher Verordnungen u. Anweisungen über den Gebrauch des B.s; ein Anhang enthält: das Officium b. Mariae, das Officium defunctorum, die Psalmi graduales, die Psalmi poenitentiales, die Ordo commendationis animae und die Benedictio mensae et itinerarium Clericorum. Nach den päpstlichen Verordnungen und den Aussprüchen der Koncilien des 15. und 16. Jahrhunderts ist jeder Inhaber einer geistlichen Pfründe, jeder Ordensgeistliche und Jeder, der mehr als die 4 kleinen Weihen empfangen hat, zum Gebrauche des B.s verpflichtet u. die Auslassung eines der 8 Stücke, aus welchen die tägliche Andacht besteht, eine Todsünde. Wie es mit diesen Andachtsübungen beschaffen, ergibt sich schon daraus, daß es eine Art Streitfrage unter den katholischen Theologen ist, ob das Brevierbeten auch innere Aufmerksamkeit erfordere. Der Jesuit Taberna, ein seiner Zeit sehr einflußreicher theologischer Schriftsteller, meint, es genüge dem Kirchengesetz, wenn man Aufmerksamkeit auf die Worte richte, innere Aufmerksamkeit auf den Sinn der Worte sey nicht nöthig; denn Viele seyen verpflichtet, das B. zu beten, welche den Sinn der Worte gar nicht verständen, z. B. die Klosterfrauen; auch der Jesuit La Croix sagt in seiner „Theologia moralis" (1729), „man könne annehmen, daß innere Aufmerksamkeit nicht nöthig sey, um die Pflicht des Brevierbetens zu erfüllen" ꝛc. Nach der Revision unter Urban VIII. wurde die Ausgabe des „Breviarium Romanum" zu Antwerpen 1675 veranstaltet; seitdem ist dasselbe unendlich oft gedruckt worden (4 Bde., Wien 1833, 4 Bde., Mecheln 1836, 4 Bde., Kempten 1836, 1 Bd., Regensb. 1840, 4 Bde., Wien 1842—43). Durchgängige Annahme hat das römische B. in der ganzen katholischen Christenheit zwar nie gefunden, aber Muster blieb es allen andern. Nicht bloß die B.e verschiedener Mönchsorden, sondern auch die einzelner Sekten und Bisthümer waren nach dem römischen gebildet und nur etwas anders zugeschnitten, weshalb sie keine besondere Anführung verdienen. Vergl. J. Grancolas, Comment. historicus in Rom. brev., Venedig 1734.

Brevi manu (lat.), mit kurzer Hand, kurzweg, ohne Umstände, ohne Förmlichkeiten.

Brevis, in der ältern Notenschrift eine Note, welche zwei ganze Takte gilt, kommt nur noch in Sätzen à la capella, in Chorälen u. Fugen oder bei dem Schlusse eines ganzen Tonstücks vor.

Brewster, Sir David, Baronet, berühmter englischer Physiker, um 1785 in Schottland geboren, widmete sich anfangs der Apothekerkunst und ging dann zu einem gründlichen Studium der Naturwissenschaften über. Wegen seiner wissenschaftlichen Verdienste zum Baronet erhoben und zum Sekretär der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften ernannt, lebte er abwechselnd in Edinburg und auf seinem Gute Allerly am Tweed. Allgemeine Berühmtheit erwarb er sich durch die Erfindung des Kaleidoskops (s. d.); durch seine Beobachtungen über die Polarisation des Lichts, die elliptische Polarisation ꝛc. aber machte er sich um die Wissenschaft für immer verdient. In seinen „Letters on natural magic" (London 1831) hat er die natürliche Magie eben so gelehrt als unterhaltend analysirt; eine gründliche Darstellung der Lehre vom Lichte gab er in dem „Treatise on optics" (das. 1832), und Newtons wissenschaftliche Forschungen schildert er trefflich in dem „Life of Sir Isaac Newton" (das. 1832). Seine wichtigsten physischen Abhandlungen, noch für lange Zeit eine Fundgrube für jeden Physiker, sind in den „Transactions" der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Edinburg niedergelegt. Auch „The Edinburgh philosophical journal", „The Edinburgh journal" (jetzt „The London and Edinburgh philosophical journal and journal of science") und „Edinburgh Encyclopedia" werden von B. besorgt und sind mit gediegenen Aufsätzen seiner Hand ausgestattet. Die wichtigsten seiner Abhandlungen sind deutsch in Poggendorffs „Annalen" übergegangen. Im Juli 1851 führte B. das Präsidium des in London zusammengetretenen Friedenskongresses.

Breyer, Karl Wilhelm Friedrich von, guter deutscher Historiker, 1771 zu Heutingsheim im Würtembergischen geboren, wurde 1800 zu Jena Privatdocent und kurz nachher außerordentlicher Professor der Philosophie, 1804 ordentlicher Professor der Universalhistorie und Statistik und Hofrath in Landshut, 1807 ordentliches Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften; † den 28. April 1818 in München. B.s historische Schriften, besonders die Lehrbücher, verdienen noch jetzt allgemeine Anerkennung. Mit unbefangenem Blick durchdringt er die Massen des geschichtlichen Stoffes, stellt in den Vordergrund die Figuren mit sorgfältiger Auswahl, und nie das Ziel der Belehrung aus dem Auge verlierend, wirkt er durch die würdige Haltung im Ganzen, wie durch einzelne scharfe Züge u. rasche Winke anregend und veredelnd auf Geist u. Gemüth der Jugend. Wir nennen nur den „Grundriß der Universalgeschichte" (1. Thl., Jena 1802, 2. Thl., 1804, 2. Aufl., 1809); „Ueber den Begriff der Universalgeschichte" (Landshut 1805); „Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Kriegs" ꝛc. (München 1811, auch unter dem Titel: Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit, von P. P. Wolf, fortgesetzt von Breyer, 4. Bd.); „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für Bayerns Schulanstalten" (2 Bde., Landshut 1817) ꝛc.

Breysig, Johann Adam, Maler und Architekt, Erfinder des Panorama, † 1830 als Direktor der Kunstschule zu Danzig. Außer eini-

gen historischen Gemälden und vielen Zeichnungen hat man von ihm: 3 Hefte Skizzen, Gedanken, Entwürfe, Umrisse ꝛc. (Magdeburg 1799 bis 1801); Scenographie oder Bühnengemälde (1808); Erläuterungen für Reliefperspektive (Magdeburg 1798) ꝛc.

Briänsk, Kreishauptstadt im europ.-russischen Gouv. Orel, an der Desnah, eine der ältesten Bergstädte Rußlands, von einem Erdwall umgeben, mit 6000 Einw. Unter den 600 Gebäuden befinden sich 9 steinerne und 7 hölzerne Kirchen, ein Mönchskloster, ein Priesterseminar und ein Arsenal. Die sehr ansehnlichen Eisenhütten liefern vortreffliches Stabeisen; noch größer aber ist die Branntweinbrennerei (jährlich 150,000 Eimer). Außerdem hat B. mehre Glashütten und Tuchfabriken. Der Handel mit den Erzeugnissen der Gegend, besonders Holz u. Hanf, ist beträchtlich. In der Nähe ist eine Gewehrfabrik und das Kloster Swinskoi. Auf einem freien Platze bei demselben wird ein 14tägiger Jahrmarkt (Messe) gehalten, der viele fremde Kaufleute aus weiter Entfernung herbeizieht.

Briançon (Brigantio), fester Hauptort des gleichnamigen Arrondissements im französischen Departement Oberalpen, militärisch wichtig wegen der Vertheidigung des Eingangs nach Italien an der von Grenoble über den Mont-Genèvre nach Susa und Turin führenden Straße, liegt zwischen hohen Bergen am Zusammenfluß der Durance und des Guisanne, ist von einem Kranz von 7 durch unterirdische Wege verbundenen Forts umgeben und selbst mit starken Werken versehen. Ueber die Durance führt eine Brücke von einem Bogen, der 120 Fuß weit und 168 Fuß hoch ist. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut und, nächst dem Hospiz auf dem Bernhard und dem Gasthause auf dem Faulhorn, einer der höchsten bewohnten Orte Europa's (7374 F. über dem Meere). Sie hat zwei Kirchen, ein großes Zeughaus und ohne Garnison 3500 Einw., die sich mit Baumwollenspinnerei, Verfertigung von kleinen Eisenwaaren, Nägeln, Hanfhecheln ꝛc. beschäftigen und einen lebhaften Transitohandel nach Italien treiben. Bedeutende Handelsartikel sind die sogenannte briançoner Kreide, grüner Speckstein, der in viereckigen Stückchen in den Handel kommt und zur Schminke u. sonst als Farbestoff dient, u. das briançoner Manna, ein Harz, das man von den Lärchenbäumen einsammelt, eines der 7 alten Wunder der Dauphiné. Die Umgebung der Stadt, eine Verzweigung der herrlichsten Alpenthäler, bietet viele romantische und malerische Ansichten dar. Schon Strabo kennt B. als einen gallischen Flecken und nennt es Brigantium. Im Mittelalter genoß B., durch seine Lage zwischen Burgund und Italien vor großen Eroberungszügen gedeckt, fast vollkommene Unabhängigkeit. Nach dem Fall Burgunds kam es an Frankreich, bei dem es, die kurze Zeit ausgenommen, wo es (unter Ludwig XIV. bis 1713) der Herzog von Savoyen besaß, bis jetzt blieb. Hier (1709) Schlacht zwischen den Oesterreichern und Franzosen, in welcher erstere geschlagen wurden. B. ist Geburtsort des Historikers Oronce Finé de B.

Brians, s. Briänsk.

Briar, Fluß im nordamerikanischen Freistaat Georgia, mündet 11 Meilen nordwestlich von Savannah in die Savannah. Hier 1779 Schlacht zwischen den Engländern und Nordamerikanern, worin die ersteren siegten.

Briare, Stadt im französischen Departement Loiret, am rechten Ufer der Loire und an dem Kanal von B., bildet eine einzige Straße. Unter den 2000 Einwohnern sind viele Schiffer und Weinhändler. Der Kanal von B., von Heinrich IV. angelegt und 1638 vollendet, mündet in die Loing, einen Nebenfluß der Seine, und verbindet dadurch letztere und die Loire.

Briareus, Cyklop, der bei dem Streite des Helios und Poseidon über Korinth als Schiedsrichter jenem das Vorgebirge, diesem die Landenge zusprach.

Bricke, s. Neunauge.

Bricolschuß, der Schuß, wenn eine Kanonenkugel schräg gegen eine Mauer so abgeschossen wird, daß sie von derselben abprallt und seitwärts ihre Bahn fortsetzt.

Brictius, Heiliger, im 5. Jahrhundert Bischof von Tours, Schüler und Nachfolger des heiligen Martin. Als er das Bisthum bereits 33 Jahre lang verwaltet, bezüchtigte man ihn der Schwängerung einer Weibsperson, und ungeachtet er seine Unschuld vollkommen bewies, ja sogar das Kind, 30 Tage alt, auf B.' Frage ihm öffentlich antwortete, daß er nicht dessen Vater sey, wurde B. aus Tours vertrieben. Erst 7 Jahre später kehrte er von Rom nach Tours zurück, lebte noch 7 Jahre in Amt und Würden ehrenvoll und † 451.

Bridaine, Jacques, berühmter französischer Kanzelredner, 1701 zu Uzès geboren, ward in den jesuitischen Unterrichtsanstalten zu Avignon für den geistlichen Beruf erzogen und zeichnete sich durch sein früh entwickeltes Rednertalent u. insbesondere durch die hinreißende Macht der Ueberzeugung, welche seine glänzende, aber naturgetreue Diktion erwärmte, vortheilhaft aus. Nach Empfang der ersten priesterlichen Weihen ward er als Missionsprediger nach Aigues-Mortes geschickt. Ununterbrochen thätig, unermüdet Städte, Flecken, Dörfer durchziehend, unterlag er endlich diesen Anstrengungen, als er in seiner 256. Mission begriffen war, zu Roquemaure bei Avignon 1767. Marmontel stellt B.'s geistliche Vorträge, hinsichtlich ihrer Wirksamkeit, denen Bossuets u. Bourdaloue's gleich.

Bridgenorth, Stadt in der englischen Grafschaft Salop, an der Severn, 22 geographische Meilen von London, durch seine Lage zwischen grotesken Felsenpartien und seine geschichtlichen Denkmäler merkwürdig. Eine schöne steinerne Brücke verbindet die Ober- u. Unterstadt. Viele Häuser, sowie die zwei Kirchen und die Trümmer eines Schlosses und eines Klosters sind malerisch auf Felsen gruppirt. B. hat ein hübsches Theater, schönes Rathhaus, eine öffentliche Bibliothek u. 6000 Einw., welche Teppichweberei, Töpferei, Eisenfabrikation, Gerberei u. starken Malzhandel, besonders aber Schiffbau u. Schifffahrt auf dem Severn treiben. Die Stadt genießt alte, ansehnliche Privilegien. Ethelfleda, Ethelreds Wittwe, soll B. 675 gegründet haben. Das Schloß, wäh-

rend der bürgerlichen Unruhen der Zufluchtsort Karls I., wurde 1646 von den Parlamentstruppen gestürmt u. sammt der Stadt niedergebrannt.

Bridgetown, Hauptstadt der britischen Insel Barbadoes in Westindien, auf der Südwestküste derselben, an der 4 englische Meilen langen und 3 Meilen breiten Carlislebai, die gegen 500 Schiffe faßt, eine der schönsten Städte Westindiens, mit 17,000 Einw. ohne die Besatzung der Citadelle St. Anna. Werfte und Kaien sind durch die Festungswerke vollkommen geschützt, ebenso die großen Niederlagen von amerikanischen und europäischen Gütern. Hauptquellen des hiesigen Reichthums sind Plantagenwirthschaft, Gewerbe und Handel. B. ist Sitz des Gouverneurs, der Militär- und Civilbehörden, hat eine Freischule, ein Hospital, eine Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums (gestiftet von Oberst Codrington). Sehenswerth ist die schöne Kirche zum heiligen Michael mit großer Orgel u. Gemälden.

Bridgewater, 1) Flecken und Handelshafen in der englischen Grafschaft Somerset, 16 geographische Meilen südwestlich von Bristol, am Parret, über welchen eine eiserne Brücke nach der gegenüberliegenden Vorstadt Eastover führt. Die Lage der schönen Stadt an beiden Seiten des mit Kaien eingefaßten breiten Stromes, in einer gut angebauten fruchtbaren Ebene, ist sehr anmuthig. Unter den 950 Häusern zeichnen sich das Rathhaus und die Kirche, mit hohem Thurm, aus. Außerdem hat B. 5 Bethäuser der Dissenters u. eine Freischule. Die 8000 Einw. beschäftigen eine große Messinghütte und Eisengießerei, besonders Fluß- und Küstenschifffahrt und Steinkohlenhandel. Eine Eisenbahn, 15⅙ englische Meilen lang, geht bis Exeter. B. ward von den Normannen gegründet, die unter Walther von Duach nach England kamen. König Johann erbaute hier ein Kastell, das, wie die übrige Befestigung B.s, nur noch in Trümmern vorhanden ist. Unter Heinrich III. fiel es in die Gewalt der Barone; Heinrich VIII. erhob es, nachdem es durch die Chaworths an das Haus Lancaster gekommen war, zur Grafschaft. Während des Bürgerkriegs wurde es von den Königlichen den Parlamentstruppen entrissen, und später war es die ephemere Residenz des hier als Jakob II. zum König ausgerufenen Herzogs von Monmouth (s. d.). — 2) Stadt im nordamerikanischen Staat Vermont, Grafschaft Windsor, am Quataquechy, mit 25,000 Einw. — 3) Stadt im nordamerikanischen Staat Massachusetts, am Towe River, mit Akademie, Postamt, großen Eisenhütten u. 10,000 Einw., die bedeutende Wollen-, Leinen- und Schleierweberei treiben.

Bridgewater, 1) Francis Egerton, Herzog von, berühmt durch seine gemeinnützliche Wirksamkeit, Erbauer des Bridgewaterkanals (s. d.), geboren 1726. Er nahm den Gedanken seines Vaters, die reichen Steinkohlenlager von Worsley durch einen Kanal nach Manchester in Schwung zu bringen, wieder auf und fand in James Brindley den Mann, der seine Pläne auszuführen vermochte. Nachdem er 1759 eine Akte erlangt hatte, die ihn zum Bau eines Kanals zwischen Worsley und Salford bei Manchester autorisirte, begann der Bau selbst im Sept. 1760. Um auch Manchester u. Liverpool durch eine künstliche Wasserstraße zu verbinden, wirkte er ebenfalls eine Parlamentsakte aus, u. auch dieser mächtige Zweig des großen Baus wurde bis 1772 vollendet. Die ungeheuren Kosten des ganzen Werkes (⅓ Mill. Pfd. Sterling) bestritt B. aus eigenen Mitteln; es ertrug 4 Jahre nach der Vollendung über 20 Procent. B. † 1803.

2) Francis Henry Egerton, Graf von B., englischer Sonderling, den 11. Nov. 1756 geboren, war als jüngerer Sohn des Hauses für den geistlichen Stand bestimmt und erhielt nach und nach drei Pfarreien, die er nach der Weise der englischen Kirche durch Vikare verwalten ließ, während er selbst die Einkünfte der Pfründen, einige tausend Pfund Sterling, auf die originellste Weise verzehrte. Nachdem er nach dem Tode des Generals Egerton, seines älteren Bruders, noch den Grafentitel und großes Vermögen ererbt, zog er nach Paris und richtete sich hier nach seiner Weise ein. Um sich hatte er eine große Schaar Hunde und Katzen, die er kleiden, spazieren fahren und mit an seiner Tafel fressen ließ, der vornehmen Welt zum Skandal und zur Lust. Indeß verbarg sich hinter diesen Sonderbarkeiten ein tiefes, frommes Gemüth und ein edler Sinn, der im Gegensatz zu seinen öffentlichen Narrheiten sich in stillem, wohlthätigem Wirken gefiel. Jeder Arme und Leidende suchte und fand bei ihm Hülfe oder Trost. In seinem Testamente vermachte er dem britischen Museum seine große Handschriftensammlung und 5000 Pfund zur Fortsetzung derselben; aber das würdigste Legat war das von 8000 Pfd. Sterling an die londoner Akademie der Wissenschaften zur Herausgabe der „Bridgewaterbücher" (s. d.). B., ein Mann von klassischer und universeller Bildung, gab selbst heraus: den Hippolytos des Euripides (1796), die Fragmente der Sappho, „Family anecdotes" (1807) u. A.

Bridgewaterbücher, Name eines englischen Literaturwerks, welches aus dem Gedanken des Grafen Francis Henry Egerton von Bridgewater, den Menschen die Macht, Weisheit u. Güte Gottes in den Wundern der Schöpfung vorzuführen und so die Wahrheiten der geoffenbarten Religion gleichsam auf analytischem Wege zu begründen, hervorging. Der damalige Präsident der londoner Akademie der Wissenschaften, Davies Gilbert, war nach dem Testament beauftragt, die Schriftsteller für die Ausführung des Gedankens des Legatars zu bestimmen, u. so kam endlich unter Mitwirkung des Erzbischofs von Canterbury und des Bischofs von London die Auswahl von 8 Schriftstellern zu Stande, welche das große Thema in folgenden Theilen bearbeiteten: Charles Bell, Professor der Anatomie und Chirurgie: die menschliche Hand und ihre Eigenschaften; Th. Chalmers, Professor an der Universität Edinburg: über die Macht, Weisheit und Güte Gottes, wie sie sich in den Beziehungen der äußeren Welt zur moralischen und intellektuellen Natur des Menschen offenbart; John Kidd, Professor an der Universität Oxford: über das Verhältniß der äußeren Welt zur Körperlichkeit des

Menschen; W. Whewell, Mitglied des Trinity-College zu Cambridge: Sternkunde u. allgemeine Physik; W. Prout, Mitglied des royal college der Aerzte: Chemie, Meteorologie ꝛc.; P. M. Roger, Sekretär der royal society: thierische und Pflanzenphysiologie; W. Buckland, Professor der Geologie zu Oxford: Geologie u. Mineralogie; W. Kirby: Geschichte, Sitten und Instinkte der Thiere. Das Werk fand gleich beim ersten Erscheinen in England den Beifall, welchen der große Gedanke des Stifters verdiente; aber auch die wissenschaftliche Durchführung desselben verdiente die ausgezeichnete Anerkennung, obgleich, wie es anscheinlich in der Natur des wissenschaftlichen Stoffs liegt, das Ziel allgemeiner Popularität doch nicht vollständig erreicht werden konnte. Eine deutsche Ausgabe des großen englischen Originalwerks der B. besorgte H. Hauff in Verbindung mit Duttenhofer, Plieninger u. A. (Stuttgart 1836 ff.).

Bridgewaterkanal, 1758—72 vom Herzog Francis Egerton von Bridgewater (s. d.) gebaut, beginnt bei Worsleymill, dringt 2½ Stunden lang durch Berge, über Thäler u. Flüsse, hat bei Barton einen 200 Yards langen, 39 Fuß hohen Aquädukt über den Mersey und Irwell und bei Worsley unterirdische Leitungen und Tunnels bis an die Steinkohlenminen. Später wurde dieser Kanal von Manchester über den Mersey bis zum Trent- und Merseykanal fortgeführt u. bei Runcorn in den Mersey geleitet, wodurch die Verbindung auch mit Liverpool hergestellt ist. Er trägt Kähne von 120 Tonnen Last. Mit diesem steht auch der 19 deutsche Meilen lange Kanal in Verbindung, der, gleichfalls ein Werk des Herzogs von Bridgewater u. seines großen Werkmeisters Brindley, durch 90 Schleußen über eine Höhe von 525 Fuß steigt, durch den Berg von Herecastle geht, von 42 Brücken überbaut ist und die Wasserstraße von Liverpool nach Hull bildet. Der jetzige Besitzer des Kanals, Marquis von Stafford, bezieht davon ein jährliches Einkommen von oft mehr als 1½ Millionen Gulden.

Brief (vom lat. Breve, altdeutsch Brev, Breu, Brieu, Prieu, Briev, Brieur, Brieuw, Bref, Breif, Brif), eine kurze schriftliche Mittheilung, wobei aber nicht die Kürze das unterscheidende Merkmal ist, sondern der Kreis von Verhältnissen, zwischen welchen der B. sich bewegt. Im weitesten Sinn ist jeder B. schriftliche Mittheilung an abwesende Personen und dem inneren Wesen nach ein Surrogat für das Gespräch, die eine Hälfte des Dialogs. Da der B. gleichsam den Menschen durch alle Lagen und Verhältnisse des Lebens begleitet, gibt es der Arten des B.s so viele, als menschliche Verhältnisse, Stellungen, Rücksichten, und jede Klassifikation von B., der nicht die Hauptmotive seiner Anwendung im Leben zu Grunde liegen, wird eine willkürliche bleiben. Am natürlichsten lassen sich unterscheiden Geschäftsbriefe und solche Mittheilungen, welche Anträge, Nachrichten, Bitten, Bewerbungen ꝛc. enthalten, alle schriftlichen Aeußerungen der Theilnahme an fremdem Wohl oder Wehe, vom strengsten Straf- und Ermahnungs- bis zum Lobens- oder Liebesbrief, und alle der Konvenienz angehörige B.e und solche, die ohne besondere subjektive Nothwendigkeit über Etwas an Jemanden geschrieben werden. In dieser Klasse stehen die meisten brieflichen Mittheilungen von Schriftstellern an das Publikum, so lange sie mit der äußeren Form auch den inneren Charakter des B.s bewahren. Als Charakter des Briefstyls muß die Freiheit und Unmittelbarkeit angenommen werden, wie man sie in unseren Tagen von der deutschen Lyrik verlangt. Kein Band, als das, welches überhaupt der gesunde Verstand, Geschmack und edler Sinn um die Gedanken legen, darf die Individualität des Schreibenden binden, u. nur Rücksichtsnahme auf den Umstand, daß die schriftliche Mittheilung dauernder ist, als das flüchtige Wort, macht eine strengere Beobachtung der Gesetze des höheren Umgangstones und der gegenseitigen Stellung nothwendig. Im vertraulichen B.e aber und in allen, die von den Fesseln der Konvenienz frei sind, darf der Schreibende der Phantasie alle Thore öffnen, das Feld der Ideen ohne ängstliche Beachtung der rhetorischen Gesetze durchmessen, seine Innerlichkeit hervorziehen, wie sie ist: er nimmt das Wort, wie es ihm der Augenblick gibt, dreht und wendet seinen Stoff, so lange ihm noch eine Seite daran gefällt, und wirft ihn weg, wenn ihm ein neuer winkt; jeder B. soll den Ausdruck nach der Beschaffenheit des Inhalts wählen, klar, einfach, deutlich und bestimmt seyn und, fern von Geschraubtheit und düsterem Schulzwang, die Persönlichkeit klar abspiegeln. Tritt die schriftliche Mittheilung aus diesem Kreis hinaus oder hört die individuelle Richtung derselben auf, so wird sie, sobald sie an sogenannte hohe oder moralische Personen gerichtet ist, im Abhängigkeitsverhältniß und aus Dienstpflicht geschieht, zum Schreiben, Bericht ꝛc., wenn sie, aus innerem Drange kommend, die Sphäre oder gar die Form der Prosa verläßt, zum poetischen B. (s. Epistel), und wenn sie des Gegenstandes wegen Freiheit und Unmittelbarkeit des Briefstyls aufgeben muß und nur der Form, nicht mehr der inneren Wesenheit nach als B. erscheint, zum Sendschreiben, gelehrten Bericht, zur Abhandlung ꝛc. Regierende Fürsten schreiben, als solche, keine B.e an Standesgeringere, sondern erlassen Handschreiben. Kurze B.e, ohne Beachtung der Briefformen an Personen in der Nähe gerichtet, heißen Billets. Die äußere Form des B.s erfordert, da er ein abgerundetes Ganzes seyn muß, einen passenden Eingang, geschickte Uebergänge und einen Schluß, der, ohne zu rasch abzubrechen, mit einer dem Verhältniß, das den ganzen B. beherrscht, angemessenen Geberde vom Leser scheidet. Ferner regelt die Courtoisie alle herkömmlichen Titulaturen und Formeln und bestimmt Format, Zusammenlegung, Couvert und Siegel des B.s. Anweisung hierzu findet man in den sogenannten Briefstellern oder Briefformularen.

Wenn auch die öffentlichen Lebensverhältnisse der alten Völker zu künstlerisch gearbeiteten B.en lange Zeit gar keine Anregung geben konnten, so finden wir doch Beispiele derartiger schriftlichen Mittheilungen schon in der ältesten Zeit. Seltsam genug beginnt unsere epistologisch-historische Kenntniß mit zwei Uriasbriefen. Den einen schrieb David an Joab wegen des Urias

(Sam. 2, 11, 14 ꝛc.), den anderen Prötus an seinen Schwiegervater Jobates wegen Bellerophon (Ilias VI); beide wurden den Verrathenen zur Besorgung übergeben. Griechen u. Römer schrieben in den ältesten Zeiten ihre B.e auf Baumrinden oder Holztäfelchen; später nahm man mit Wachs überzogene Täfelchen dazu (tabellae, daher tabellarius, der Briefbote). Als man anfing, sich der Pergamentblätter zu bedienen, erhielten die B.e bei den Römern die Gestalt kleiner Bücher, die man mit einem Faden umband, dessen Knoten man mit der Terra oder Creta asiatica (Art Siegelerde) oder mit Wachs überzog u. darauf den vorher mit der Zunge befeuchteten Siegelring drückte. Das Formelle im Innern des B.s ist bei Griechen und Römern gleich. Bei beiden setzte der Schreiber des B.s seinen Namen nicht unter den B., sondern in die Ueberschrift, und zwar vor den des Empfängers, z. B. Cicero Attico. Die Griechen fügten der Unterschrift gewöhnlich einen Gesundheits- oder Glückwunsch ꝛc. bei; die Römer den Namen des Schreibenden und des Empfängers die Angabe der Würde und des Amtes, z. B. Cicero imperator M. Coelio aedili curuli, od. ebenfalls ein Zeichen der Vertraulichkeit, Freundschaft oder Gewogenheit, z. B. Cajus Sempronio suo, humanissimo, optimo, dulcissimo, animae suae ꝛc., oder die Begrüßungsformel: salutem plurimam dicit (abbrevirt S. P. D., sagt schönsten Gruß), oder salutem dicit (abbrevirt S. D.), oder auch bloß salutem (S.). Der Eingang des B.s lautete bei den Römern gewöhnlich: Si vales, bene est (oder gaudeo), ego valeo (abbrevirt S. V. B. E. (oder G.) E. V., eine Formel, die bei den Deutschen in den unteren Klassen noch weit verbreitet ist und in ihrer ganzen Breite heißt: „Wenn dich dieser Brief bei guter Gesundheit antrifft, so soll es mich herzlich freuen, ich bin, Gott sey Dank, wohl u. gesund"; der Schluß hieß bei den Römern: Vale, oder ave, oder salve, oder cura, ut valeas ꝛc. (lebe wohl, sey gegrüßt, bleibe gesund). Bisweilen bemerkte man auch das Datum im B. Seit der Kaiserzeit und besonders am byzantinischen Hofe verließ man allmählig die alte Einfachheit des klassischen B.s und näherte sich zunächst in Staatsschreiben, Berichten u. dgl. und endlich auch in der Privatmittheilung der Umständlichkeit des neueren Briefstyls. Sklaven und Freigelassene besorgten die Abfassung der B.e und erhielten daher (ab epistolis, a manu) die Namen Amanuensis. Die morgenländischen Völker konnten zwar, durch Zeit und Geist für immer von der Entwickelung europäischer Kultur geschieden, von keinem Einfluß auf dieselben seyn. Gleichwohl nimmt der Fleiß, mit welchem diese Völker an einer Theorie des Briefschreibens herumarbeiteten, die Masse der daraus hervorgegangenen Literatur und endlich das verkehrte Ziel, zu welchem diese unübertrefflichen Mährchenerzähler im Briefschreiben gelangten, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch (s. unten).

Die Briefliteratur der abendländischen Völker ist von einem Umfang und Reichthum und bei der Massenhaftigkeit alles gedruckt Vorhandenen noch so wenig gesichtet und geordnet, daß eine historische Zusammenstellung der vorzüglicheren Erscheinungen auf diesem Gebiet nur als ein Gesammtwerk vieler Hände vollständig hervorgehen kann. Auch ist der Reichthum, den die Vorzeit aufgehäuft hat, noch lange nicht zu Tage gefördert, viele für Staaten-, Literatur- und Kulturgeschichte noch äußerst wichtige Dokumente liegen in Archiven und den Handschriftensammlungen der Bibliotheken u. werden von der Ueberschwemmung der Briefwechselliteratur unserer Tage noch weiter zurückgedrängt und noch mehr überdeckt. In der griechischen Literatur unterscheidet man B.e aus der alten und der neueren Zeit, ächte und unächte. Unter denen, welche dem Platon (deutsch von Schlosser, Königsberg 1795), dem Aristoteles, und einige von denen, welche dem Isocrates zugeschrieben werden, sind ächte; unächt sind die dem Demosthenes und Aeschines (Leipzig 1771) beigelegten. Viele andere sind als unschuldige rhetorische Uebungen und Spiele zu betrachten, welche zum Theil erst dem alexandrinischen Zeitalter ihre Entstehung verdanken. Dahin gehören die angeblichen B.e des Pythagoras und seiner Anhänger, des Socrates, seiner Freunde, Schüler und Nachfolger, die B.e der pythagoräischen Theano (deutsch von H. A. Grimm, Leipzig 1791), des Platonikers Chion aus Heraclea, die des Themistocles (herausgegeben von K. Bremer, Lemgo 1776) und besonders die durch kritische Verhandlungen, wozu sie Anlaß gegeben haben, merkwürdig gewordenen B.e des Phalaris (Oxford 1695, London 1697 und 1777 ff.). Sammlungen griechischer B.e von allerlei Verfassern besorgten: Ald. Manutius (2 Bde., Venedig 1499, lateinisch von Cujacius, Genf 1606), Joachim Camerarius (Tübingen 1540) und Eilh. Lubinus (Heidelberg 1601, 1609). Die neueren griechischen B.e sind erst aus dem 4. und den folgenden Jahrhunderten n. Chr. von Männern geschrieben, „die sich den Ruhm des feinsten attischen Styls erwerben wollten, und daher mit Sprachschönheiten überladen"; unter ihnen besonders: Alciphron (Leipzig 1715), Aristänetus (Utrecht 1749) und Theophylactus Simonetta (in der Sammlung von Cujacius). Die römische Literatur nennt wenige Epistolographen, von desto größerer Bedeutung aber sind deren zahlreiche B.e, indem sie die Geschichte, Politik, Philosophie und Moral ihrer Zeit in das hellste Licht gesetzt und die Nachwelt nicht nur mit den trefflichsten Mustern der Briefschreibekunst beschenkt, sondern auch mit edlen Individualitäten bekannt gemacht haben. Die große Trias besteht aus Cicero, Plinius und Seneca. Unter dem Einflusse der gesunkenen Zeit leidend erscheinen schon Magnus Ausonius, Symmachus und Sidonius Apollinaris. Als gute spätere lateinische Briefsteller thaten sich hervor: Ludwig von Vives, J. Lipsius, Erasmus, Konrad Celtes, Mulin, Horst, B. Erythräus, Morhof ꝛc. Die Anfänge des italienischen Briefstyls konnten zwar nicht als Muster gelten; Bembo und de la Casa lieferten gedankenarme und überkünstelte Arbeiten, und die große Schaar ihrer nächsten Nachfolger bildete die zur Manier gemachte Unnatur immer weiter aus. Erst Annibale Caro, Manuzio, L. Dolce, Bentivoglio, P. Aretino, Bern. Tasso näherten sich dem einfachen und korrekten Styl des eigentlichen B.s, und noch mehr geschah dies von Gozzi, Algarotti, Metastasio, Ugo Foscolo und den jün-

gern Italienern. Die Franzosen, mit deren geschwätzigem Wesen der ungebundene Rederton des B.s vollkommen harmonirt, haben in diesem Genre Vortreffliches producirt. Am berühmtesten sind die B.e Pascals, Bellegarde's, der Marquise von Sevigné an ihre Tochter, Fontenelle's, d'Argens', Montesquieu's, Voltaire's, Crebillons, der Frau von Graffigny, der Ninon de l'Enclos und des ältern Racine, ferner Rousseau's, Boursaults, der Maintenon, der Frau von Staël, endlich die B.e Napoleons und Josephinens 2c. Noch werthvoller als die französischen sind die B.e der Engländer. Mit germanischer Gründlichkeit und mit lachendem Humor ausgerüstet, wußte der englische Schriftsteller schon lange, ehe der deutsche Geist den steifen Zopf hatte lüften können, mit gehaltvoller Belehrung Anmuth und Frohsinn zu verbinden. Die B.e eines Swift, Pope, Hughes, James Howell, Will. Temple, Addison, Locke, Bolingbroke, Chesterfield, Shaftesbury, Richardson, der Lady Montague, Sterne, Gray 2c., zum Theil bloß Werke der dichterischen Kunst, sind klassische Meisterwerke und Muster für jede Nation. Später als alle übrigen Völker entwöhnte sich der Deutsche der mühsam angelernten Unnatur. Als gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Deutschland das Deutschschreiben wieder in die Mode kam, suchte man in wunderlichen Anweisungen zum Briefschreiben, den sogenannten Briefstellern, eine Theorie des Briefstyls zu begründen, indem man den dürren Kanzleistyl mit glatten französischen Wörtern und Floskeln spickte. Zu diesen Briefstellern gehören die „Neu Aufgerichtete Liebes-Cammer" (1679), Tobias Schröters „Sonderbares Briefschränklein" (Leipzig 1690), Talanders (Bohse) „Gründliche Anleitung zu deutschen B.en, nach den Hauptregeln der deutschen Sprache" (Jena 1700). Die Genannten, nebst Neukirch, Menantes (Hunold) und Junker, sowie Lünigs („Curiöses Hof- und Staatsschreiben und Wohlstylisirte neue B.e") blieben bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts die einzigen Führer zur geschmackvollen Korrespondenz. Die erste bessere Erscheinung, die in dieses trostlose Treiben tritt, ist ein Weib: Gottscheds Gattin. Mit besserem Geschmack und feinerem Takt als ihr Gemahl begabt, scheute sie vor der Verzerrtheit der damaligen Sprache zurück und entfaltete in ihren B.en alle Anmuth edler Weiblichkeit. Neben ihr erhob sich eine gleichstrebende u. gleichweibliche literarische Erscheinung: Gellert, welcher 1751 mit seiner „Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in B.en" (Einleitung in die Sammlung seiner B.e) hervortrat. Ein dritter redlicher Helfer war Stockhausen durch seine „Grundsätze wohleingerichteter B.e" (Helmstädt 1763). Seit dieser Zeit fanden allmählig bessere Muster, zumal englische, in Deutschland Eingang, gute Uebersetzer und tüchtige Schriftsteller reinigten die entwürdigte Sprache von den fremden und unbrauchbaren Schlacken, die deutschen Rhetoriker und Stylisten öffneten dem B. einen breiten Raum in ihren Lehrbüchern (Ernesti, Maaß, Adelung, Moritz, Pölitz 2c.), und der Roman, der jetzt häufig in Briefform erschien, brachte die geläuterten Formen der Sprache ins große Publikum. Wie rasch seit der Gottschedin die Umwandlung der erst noch zwischen ungelenker pedantischer Galanterie und ceremoniöser Steifheit schwankenden Sprache vor sich ging, ist mit einer Reihe Namen dargethan: Lessing, Winckelmann, Klopstock, Rabener, Lange, Weiße, Garve, Sturz, Gleim, Abbt, Lichtenberg, Joh. von Müller, Matthisson, Hagedorn, Bodmer, Zollikofer, Geßner, Heinse, Wieland, Forster, Zimmermann, Mendelssohn, J. G. u. F. G. Jacobi, von Bonstetten, J. H. Voß, Jean Paul, von Knebel, W. von Humboldt, Schiller, Göthe, Merck, Zelter, Bettina (H. von Arnim), Rahel (F. von Varnhagen), Börne 2c. Diese Namenliste, die sich noch verdoppeln und verdreifachen ließe, ohne daß einem minder Würdigen sich eine Stelle öffnete, mag für den Reichthum der deutschen Literatur an Musterbriefen zeugen und zugleich beweisen, daß nicht an der Literatur die Schuld liegt, wenn die Kunst des Briefschreibens nicht schon längst Gemeingut aller Stände geworden ist, sondern an der mangelhaften Benutzung der vorhandenen geistigen Nationalschätze, an der Vernachlässigung der Charakterbildung.

An Briefsammlungen sind die abendländischen Literaturen reich; aber bei allem Reichthum muß man sie doch für arm halten, wenn man gegen die Menge des Gedruckten (Veröffentlichten) die epistolarischen Schätze stellt, welche in den öffentlichen Bibliotheken u. oft mehr noch in den Privatsammlungen als Manuskripte verwahrt werden. In Deutschland zumal ist schwerlich eine öffentliche oder größere Privatbibliothek zu finden, welche nicht noch unedirte B.e berühmter Männer aufzuweisen hätte. Für das klassische Studium sprechen die B.e Franz Filelfo's, Ant. Beccatelli's, Poggio's; ferner die von Leon Bruni, Col. Salutato, Fr. Barbaro, Traversario, Ang. Politiano, J. Ant. Campanus, Mars. Ficino; Aeneas Sylvius auch in Bezug auf Politik. Der in Deutschland erwachte Geist verräth sich zuerst in Tritheims B.en; ein lebendiges Bild der bald darauf folgenden großen Bewegung geben die „Epistolae obscurorum virorum", ferner die „Epistolae clarorum virorum ad I. Reuchlinum" (Hagenau 1819), die B.e von Erasmus, Luther, Melanchthon, Zwingli, Oekolampadius und Calvin. Ein vom Schaum des Sturms befreiter, ruhig abgeklärter Geist spricht in Deutschland aus den B.en von Wilib. Pirkheimer, Eobanus Hessus und Joach. Camerarius; in Frankreich aus denen von W. Bude, den Hotomans, von Lambinus und Turnebus; in Italien aus den B.en von Calcagninus, Muretus und Majoragius. Zeugen und zum Theil Zeugnisse von der Blüthezeit der klassischen Philologie (besonders in Holland) sind: die B.e von Scaliger, Lipsius, Casaubonus, Salmasius, Joh. Wouwer und den beiden Heinsius; Baudius nimmt mehr individuell-psychologisches Interesse in Anspruch, Cunäus führt uns das holländische Universitätswesen vor, in den B.en von Gerh. Joh. Vossius spiegeln sich Literärzustände. Die B.e des H. Grotius, so weit sie vorliegen, sind B.e eines ganzen Menschen, Zeugen der Wahrhaftigkeit eines vollendeten Charakters. Werthvolle Sammlungen sind ferner: „Guil. Camdeni et illustrium virorum ad eum epistolae" (Lond. 1691), „Clarorum Venetorum Belg. et German. ad Mag-

liabechium epistolae" (5 Bde., Flor. 1745), „Epistolae clarorum virorum ad Goldastum" (Frankf. 1688) und für Studien über das Mittelalter die B.e Christian Daums und des Thomas Reinesius; weniger bedeuten jene von Hermann Conring. Bis auf diese Zeit mußte der Briefwechsel der Gelehrten die Journale ersetzen; daher in ihnen so reiche Ausbeute für Geschichte und Literatur und die vorherrschend objektive Haltung der B.e. Sobald die periodische Presse zu arbeiten beginnt, sobald für die Besprechung wissenschaftlicher Gegenstände sich allenthalben öffentliche Organe bieten, fällt zunächst die Nothwendigkeit gelehrter Privatmittheilungen weg und statt der Sachen treten die Personen in den Vorgrund, das individuelle Interesse wird im B. zur Hauptsache. Der Uebergang von dem einen Stadium in das andere geschieht indeß nicht so rasch; die folgenden Jahrzehnte bringen noch viele Briefsammlungen, in denen der alte Charakter noch treu bewahrt ist. Das literarische Italien wird besonders durch Apostolo Zeno vertreten; in Frankreich liefern die B.e von J. B. und J. J. Rousseau, Voltaire, Diderot, d'Alembert, der Marquise von Deffand und Baron Grimm lebensvolle Schilderungen des öffentlichen und literarischen Treibens; England hat einen Bentley, Richardson, Johnson ꝛc. und in Holland vertreten die B.e von Bayle das literarische Interesse ebenso würdig, wie Ruhnkens B.e das der Philologie. In Deutschland gehören die uffenbach'sche Korrespondenz (edirt von Schelhorn) u. die von La Croze, Leibnitz, Winckelmann, Gleim (edirt von Körte), Klopstock ꝛc. dieser Periode an. Die deutschen Briefsammlungen seit dieser Zeit s. Deutsche Literatur. Außerordentlich reich, ja verhältnißmäßig viel reicher als die der abendländischen ist die epistolarische Literatur des Morgenlandes. Die Briefsammlungen machen als „Inscha" eine Hauptabtheilung der orientalischen Literatur aus, welche sich wieder in mehre Unterabtheilungen gliedert. Die berühmtern und wichtigern arabischen Sammlungen sind: Salaheddin Essafedi's „Mima itena bi dschumaat min inschaihi we inschai massirihi" (d. i. was sich fügt zur Sammlung von seinen und seiner Zeitgenossen schriftlichen Aufsätzen), aus dem 8. Jahrhundert, „Kitabol inscha fi enwail mukatebat wel muraleiat" (d. i. das Buch des schriftlichen Aufsatzes in verschiedenen Gattungen von vertrauten und Geschäftsbriefen) von Mohammed Abul Hassan Albekri zu Kahira (1517), „Sumretun-nasirin we nuzhetun-nadirin" (d. i. das Vergnügen der Schauenden und Seltenen) von Keneribeg, „Edebjat Ibn Ahmed Al-farabi" (d. i. philologische Sachen) von Ibn Ahmed Al farabi; die bekanntesten persischen: „Inschaat farsi" (d. i. persische Aufsätze), zum Theil von dem Wesir und Dichter Mir Alischir und dem Historiographen Nadirschah Mohammed Medichan, „Schifai schahi" (d. i. die königliche Heilung), gesammelt von Hussein Ben Ali Alwais Alkiaschifi, „Inschai Sofi" (d. i. die Aufsätze des Weisen), „Inschai herkeru" (persisch und englisch von Francis Balfour, Kalkutta 1789), „Munschi" (d. i. der Sekretär), herausgegeben von Gladwin, Tippo Saibs B.e (englisch vom General Kirkpatrik), „Mundschiati dschami" (d. i. die schriftlichen Aufsätze Dschami's, das. 1811). Besonders geschätzt sind die Briefmuster Dschami's und Mir Alischirs, dann die von Saib, Ibnjemin, Mir Chosrus Aghehi und Schahfur. Unter den spätern Briefsammlungen zeichnet sich das „Inscha Abul Fasl's" von dem Großwesir des Großmoguls Mohammed Akbar vor allen andern aus. Weit mehr, als Araber und Perser, haben die Türken die Briefstellerkunst ausgebildet, und ihre Briefsammlungen sind weit zahlreicher. Selbst Staatsmänner vom höchsten Range zeichneten sich als kunstgeübte Briefsteller aus. Aus der frühern Zeit gelten als Muster die B.e von dem Großwessir Mahmud Pascha, dem Wessir Mir Alischir, von Ahmed Kemalpaschasade und den Gebrüdern Dschelalsade, von den Dichtern Messihi, Sekaji, Lami und Latifi. Die Blüthe der türkischen Briefstellerkunst fällt in das 17. Jahrhundert, wo die Mufti's Jahja und Essad die talentvollen Briefschreiber zu Aemtern und Würden beförderten. Unter der großen Schaar damaliger Briefsteller stellt der große Bibliograph Hadschi Chalfa den Kerim-Tschelebi obenan, Andere den Nerkisi. Der jüngste große Briefsteller der Türken war Aasim Ismael Efendi, der Mufti († 1759). Die vorzüglichsten Briefsammlungen sind: „Gülschemi Inscha" (d. i. das Rosenbeet der Briefsammlungen) vom Scheich Mahmud Ben Cohem, „Gül Sadberg" (d. i. die 100blätterige Rose) vom Dichter Messihi, „Siwerol-mekatib" (d. i. die Formen der B.e) vom Dichter Sekaji, „Enissol-kulub fil inscha" (d. i. der Vertraute der Herzen der Briefstellerkunst) von Mustapha Ben Ahmed, berühmt unter dem Namen Aali der Defterdar († 1599). In allen Sammlungen orientalischer Handschriften finden sich solche Inschas. Für die Geschichte wichtig sind die „Munschat humajun" (d. i. kaiserliche schriftliche Aufsätze), eine Sammlung wirklicher Geschäftsschreiben der türkischen Sultane an morgenländische und abendländische Herrscher und Wessire. Die gerichtlichen Aufsätze und Geschäftsschreiben, Sidschillat (verwandt mit Sigillum) oder Sukuk (d. i. Urkunden), werden eingetheilt in die gerichtlichen Schreiben (al-murasselat) und in die Verträge (al-uhud). Sammlungen solcher Geschäftsschreiben sind: „Murasselat wel mekatib" (d. i. Sendschreiben und B.e), gesammelt von Ben Feridun Ahmed, Staatssekretär für die Monogrammen († 1583); „Inschai Abdollah Schakir Mohassebei Dschisije" (d. i. die Briefsammlung des Abdollah Schakir, Präsidenten des Bureau der Kopfsteuer), Formeln von Bittschriften, Schuldscheinen, Vorladungsschreiben ꝛc. enthaltend; „Esch-schurut wessidschillat" (d. i. Bedingnisse und Urkunden) in 40 Theilen, von Ebi Dschafer Ahmed Ben Mohammed Et-tahawi († 932), die erste Sammlung dieser Art.

Briefgeheimniß, die Unverletzbarkeit der der Post anvertrauten Briefe und Effekten, die von allen Konstitutionen, welche am reinsten die Idee vom Staate zur Wirklichkeit brachten, öffentlich und feierlich als staatliche Verpflichtung anerkannt wird. So bekennen die Republiken der Schweiz und Nordamerika's die Unverletzlichkeit des B.es unter allen Umständen durch besondere Artikel ihrer Verfassungen und stempeln dessen

Antastung als Infamie, und der britische Gesetzcodex schickt jeden Postbeamten, der mit Willen ein Siegel bricht, an den Galgen; doch ließ der britische Minister Graham, um Mazzini's Korrespondenz zu überwachen, Briefe eröffnen, was der Volkswitz mit dem Ausdruck „grahamisiren" zu bezeichnen pflegte. Andere Kriminalgesetzbücher bedrohen die Verletzung des B.es, wenn sie von Seiten der verpflichteten Postbeamten begangen wird, und dann nur auf Antrag des Verletzten, nur mit 3tägigem bis 6wöchentlichem Gefängniß; das preußische Recht setzt Festungsstrafe darauf. In Portugal und in Kurhessen ist der Achtung des Briefgeheimnisses auf der Post ebenfalls in der Konstitution ein eigener Paragraph gewidmet. Aber obschon keine Legislatur und kein Despot es noch je gewagt hat, öffentlich zu erklären, daß die Verletzung des Briefgeheimnisses zu toleriren sey, so ist dieselbe in vielen Staaten, namentlich in unserer Zeit, doch zu einer Thatsache geworden, die sich nicht wegleugnen läßt, und die Chambres noires (schwarze Kammern) sind in unsern Tagen noch lange nicht überall geschlossen. Vgl. Die Postgeheimnisse, Leipz. 1803; Ueber das Geheimniß der Posten, Leipz. u. Frankfurt 1788; von Knoblauch, Ueber die Rechte des Staats, Briefe, die an ihn nicht gerichtet sind, zu erbrechen, und: Ueber das Recht des Kriminalrichters, Brieferbrechung als Wahrheitserforschungsmittel anzuwenden, in Kleinschrods „Neuem Archiv des Kriminalrechts".

Briefsteller, ursprünglich eine Person, welche für Andere Briefe abfaßt. Vor der Reformation, ehe den untern Volksklassen die Wohlthat des Unterrichts wurde, als die Schulen nur den Städtern und Vornehmern zu Gute kamen, war das Schreiben eine Kunst, die verhältnißmäßig nur Wenige übten; denn noch zu Luthers Zeit rechnete man auf 200 Landleute erst einen, der seinen Namen zu schreiben im Stande war. Im Mittelalter gab es daher überall öffentliche Briefschreiber, d. h. Leute, welche ein Gewerbe daraus machten, den des Schreibens unkundigen Leuten, welche Anderen briefliche Mittheilungen zu machen hatten, solche abzufassen, und in manchen Ländern waren sie verpflichtet, d. h. sie mußten, um dies Gewerbe treiben zu können, einen Eid ablegen, die ihnen anvertrauten Geheimnisse nicht zum Schaden ihrer Klienten zu mißbrauchen. Es gab auch wohl Briefschreiber, die von Dorf zu Dorf zogen und den Leuten ihre Dienste anboten. In Deutschland starb das Gewerbe allmählig ab, in dem Maße, als der Volksunterricht allgemein wurde und sich verbesserte, so daß endlich nothdürftig lesen und schreiben zu können nur ausnahmsweise vermißt wurde. Eben so in Frankreich, in England, in Dänemark u. Schweden, Ländern, deren Kulturgang mit dem Deutschlands auf gleicher Stufe steht. Wenn hier der Landmann das Bedürfniß des Briefschreibens nicht selbst befriedigen kann, so pflegt er sein Vertrauen dem Pfarrer oder Schulmeister zu schenken, und wenn es auch in den Städten noch hie und da Leute gibt, die aus Abfassung brieflicher Aufsätze ein Gewerbe machen, so haben diese doch (wie Bittschreiben, Vorstellungsschreiben, Mahnschreiben rc.) meist nur in rechtlicher Beziehung Wichtigkeit, oder sie beschränken sich auf bloßes Abschreiben. In den Ländern aber, wo die Volkskultur noch so zurück ist, daß der Landmann in der Mehrzahl weder des Lesens noch des Schreibens kundig ist, besteht das Gewerbe des öffentlichen B.s noch, und es ist keins der unwichtigen, so in Spanien, in Portugal, in Italien. In den italienischen Städten sieht man diese Leute meist auf den öffentlichen Plätzen, unter Thorwegen oder an Durchgängen ihr tragbares Schreibpult für Jedermann aufschlagen. Ein Tisch mit einem Schubfache, ein Stuhl, ein fahnenförmiges Aushängeschild und ein paar sinnbildliche Ankündigungen, z. B. das Bildniß eines flammenden Herzens, machen ihr einfaches Geräthe aus. B. nennt man auch ein Buch, in welchem eine Anweisung zum Briefschreiben gegeben wird. Der B. steigt nicht bis zur Theorie der Briefschreibekunst hinauf, sondern beschränkt sich auf das Formelle des Briefs. Aeußere Einrichtung des Briefs, Beobachtung der Courtoisie, Belehrung durch Beispiele sind ihm Hauptsache. Je nachdem er allgemeine Zwecke oder besondere vor Augen hat, ist er ein allgemeiner oder ein kaufmännischer, militärischer rc. B. Deutschland hat den zweideutigen Ruf, solche Briefformulare in größter Menge zu besitzen. Der erste bekannte Versuch der Art ist vom gelehrten Buchdrucker Anton Sorg (Augsburg 1484). Die beliebtesten und bekanntesten neuerer B. sind von Moritz, Heinsius, Claudius, Schlez, Klübe, Baumgarten, Sternberg, Heynatz, Kerndörfer, Rumpf u. A. Auch die Engländer sind reich an B.n; den Reigen führt Richardsons „Familiar letters"; bei den Franzosen aber Jauffrets „L'art epistolaire". Der ceremonielle und in Förmlichkeiten überschwängliche Morgenländer hat das Briefschreiben zu einer Kunst gemacht, deren Regelgebäude ein wahres Labyrinth ist. Der B. ist der Faden, sich darin zurecht zu finden, und dem, der in die Lage kommt, Briefe zu schreiben, ein unentbehrliches Buch. Die meisten orientalischen B. sind in arabischer Sprache abgefaßt.

Brieftasche (Taschenbuch, Portefeuille), ein ledernes, buchartig geformtes, zum bequemen Beisichtragen in der Tasche eingerichtetes Behältniß mit Ueberschlagdeckel, das gemeinlich Notizbuch, Kalender, Schreibtafel, Bleifeder rc. und verschiedene Fächer enthält, um Papiere, Banknoten, Briefe rc. zu bewahren. Ihre Fabrikation hat Hauptsitze in Nürnberg, Augsburg, Offenbach, Paris, London rc.

Brieftauben, Tauben, welche abgerichtet sind, von einem Ort zum andern zu fliegen, um Briefe rc. zu überbringen, die man ihnen unter den Flügeln befestigt. Gewöhnliche Haustauben sind dazu ganz brauchbar; doch bilden die türkischen Posttauben eine eigene Abart. Dieselben haben einen weißen Knopf auf dem Schnabel, einen eben solchen Augenring und eine rothe Iris. Man trennt dort, wenn man sie benutzen will, das Männchen vom Weibchen und bringt das eine dahin, von wo aus man Nachricht zu haben wünscht. Wird eine solche Taube losgelassen, so erhebt sie sich zuerst hoch in die Luft, offenbar in der Absicht, sich zu orientiren, und schlägt dann

pfeilschnell die Richtung gerade nach dem Ort der Bestimmung ein. Sie durchfliegt in 40—50 Minuten eine Strecke von 10—12 Stunden. Brieftaubenposten waren im Morgenlande seit den ältesten Zeiten bekannt. Sultan Nureddin Mahmud († 1174) legte sogar regelmäßige Brieftaubenposten an. Eine noch großartigere Einrichtung gab ihnen der Khalif Ahmed Alvaser-Lidiv-Allah von Bagdad († 1225), und die Reichsanstalt dauerte bis 1258, wo Bagdad den Mongolen erlag. In Aegypten legte man um 1450 Brieftaubenposten an und richtete in den Thürmen, die in gewissen Zwischenräumen der öffentlichen Sicherheit wegen an den Heerstraßen erbaut waren, **Brieftaubenhäuser** ein. Auch im Abendland hat man sich schon frühzeitig der B. bedient; so z. B. wurden, wie der ältere Plinius berichtet, dem Decius Brutus seine Depeschen aus Modena durch Tauben gebracht, und in den niederländischen Kriegen erhielten die Belagerten 1472 zu Harlem und 1547 zu Leyden ihre Nachrichten durch die Taubenpost. Gegenwärtig werden B. nur noch zur Mittheilung von wichtigen Börsenvorfällen, bei großen Bewegungen in den Staatspapieren 2c. zum Dienst der Agiotage und Spekulation benutzt. Die Herstellung einer regelmäßigen Brieftaubenpost zwischen Paris und London 2c. unterblieb, obschon mehrmals in Vorschlag gebracht, und die Telegraphie macht sie jetzt unnöthig.

Briefträger, eine Person, welche von Staatswegen oder von der betreffenden Postbehörde amtlich verpflichtet ist, die durch die Post beförderten Briefe und Pakete gegen eine angemessene Vergütung an die Adresse zu besorgen. Diese Vergütung wird vom B. an größern Orten, wo das Postgeschäft bedeutend ist, nicht selbst bezogen, denn da die Abgabe, welche man als **Briefträgerlohn** in Deutschland (gemeiniglich ¼ Groschen oder 1 Kreuzer für den Brief und das Doppelte oder Mehrfache für ein Paket) vom korrespondirenden Publikum bezieht, in großen Städten viele Tausende summirt (in Frankfurt z. B. wurde sie vor längerer Zeit auf 40,000 Fl. jährlich geschätzt), so steckt sie die Postanstalt oder der Staat selbst ein, und die B. beziehen dafür ein kärglich bemessenes Fixum, welches in einzelnen Fällen kaum den hundertsten Theil vom wirklichen Ertrag des Briefträgerlohns ausmacht.

Brieg, ehemaliges schlesisches Herzogthum von 1311—1675, entstand aus dem Antheil, welchen nach Herzog Heinrichs V. Tode und der gemeinschaftlichen Regierung seiner drei Söhne, **Boleslaw III.**, der älteste, von dem Herzogthum Breslau erhielt. Das Gebiet, welches als Herzogthum nach der Stadt Brieg benannt wurde, war so klein, daß bedeutende Geldzuschüsse den Aufwand des herzoglichen Hofes decken mußten; indeß gelang es diesem, auch auf andere Weise seine Herrschaft zu vermehren, indem er dem Herzogthum Oels einige Schlösser entriß, Liegnitz gewaltsam an sich brachte und sonst allerlei Unbill beging. Unsinnige Verschwendung aber stürzte ihn bald in drückende Schuldenlast, so daß Boleslaw, um dem Mangel zu entgehen, 1334 sich der Oberhoheit Johanns von Böhmen fügen mußte. Er † 1353. Bei den immerwährenden Theilungen und Verpfändungen veränderte das Herzogthum stets seine Grenzen u. war bald mit Liegnitz vereinigt, bald getrennt, ob zwar stets in der Verwaltung gesondert. Von seinen Regenten erhält erst **Friedrich II.** (1521) allgemeinere Wichtigkeit, da unter ihm sich die lutherische Lehre in dem vereinigten B. u. Liegnitz so verbreitete, daß er selbst sich genöthigt sah, als der erste Fürst in Schlesien 1524 der Reformation beizutreten. Sein Sohn, **Georg II.**, welcher die Tochter des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, Barbara, zur Gemahlin hatte, während seine Schwester Sophia den brandenburgischen Kurprinzen Johann Georg heirathete, errichtete 1537 mit jenem den in der Geschichte so merkwürdig gewordenen Erbverbrüderungsvertrag, welchen er 1549 wieder für ungültig erklärte, obgleich er und seine Nachfolger mit dem brandenburgischen Hofe stets im besten Vernehmen blieben. Georg II. hat durch seine Bemühungen um die Kultur den Grund zu dem Wohlstand des Landes gelegt, welcher aus dem 30jährigen Krieg, obgleich B. ein immerwährender Spielball desselben war, Vieles rettete und der noch jetzt in dem gleichnamigen Kreise fortblüht; vorzüglich verdient machte er sich um Fabrikwesen und Viehzucht. Hatten die meisten der frühern Herzöge durch übermäßigen Aufwand den Adel des Landes mit Vorrechten, das Land mit Steuern und Schulden überhäuft, so sorgte dieser für einen guten Zustand der Finanzen. Seine höhere Bildung zeigte er in der Errichtung (1264) u. treuen Pflege des Gymnasiums zu Brieg. Während sein Sohn **Joachim Friedrich** die lutherische Lehre zur ausschließlich berechtigten im Herzogthum erhob, trat dessen Sohn, von kurbrandenburgischem Einfluß geleitet, zur reformirten Kirche über, für welche sich die folgenden Regenten, Georg III. u. Christian, Proselytenmacherei und mannigfache Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen ließen. Letzterer, das Erlöschen seines Hauses befürchtend, suchte bei dem Kaiser um das weibliche Erbfolgerecht, jedoch vergeblich, nach. Mit seines Sohnes, **Georg Wilhelms**, Tode († 1675 an den Blattern) fielen die Herzogthümer B. und Liegnitz an das kaiserliche Haus Oesterreich, ungeachtet der Einsprüche Brandenburgs, welches sich vorläufig mit dem schwiebuser Kreise begnügte. Seit Preußen sich in den Besitz des Herzogthums gesetzt hat, sind aus ihm 5 Kreise gebildet worden, die zusammen 10 Städte, 2 Marktflecken, 355 Dörfer und 21 Kolonien umfassen.

Brieg, 1) Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, der, $10_{,80}$ □Meilen umfassend, ein Theil des frühern Herzogthums B., zu beiden Seiten der Oder liegt und nördlich an die preußischen Kreise Ohlau, Oels und Namslau, östlich an Namslau, südlich an den preuß. Regierungsbezirk Oppeln und westlich an den preuß. Kreis Ohlau grenzt, liegt am linken, hier sehr hohen Oderufer und ist mit starken Mauern und zu Promenaden umgeschaffenen Wällen umgeben. Von ihren 4 Vorstädten, der breslauer, mollwitzer, neisser und Odervorstadt, liegt letztere auf dem linken Ufer des Flusses, über welchen eine hölzerne Brücke führt. Die Stadt zählt 5

Plätze, unter denen der Schloßplatz mit der sogenannten Dreifaltigkeitssäule geziert ist, 14 Straßen und 54 öffentliche Gebäude, worunter Hospitäler, 2 evangelische und 2 katholische Kirchen. Als öffentliche Gebäude verdienen eine besondere Erwähnung die zu Ende des 13. Jahrhunderts in gothischem Styl angelegte, evangelische Nikolaikirche mit zwei Thürmen, die 1735 für die Jesuiten erbaute katholische Pfarrkirche zum heiligen Kreuz, schöne Gemälde enthaltend, das Rathhaus, die Schloßkirche, die Ueberreste des Schlosses, welches im 13. Jahrhundert erbaut, 1578 verschönert und 1741 zerstört worden ist, das Zeughaus, das Gebäude der Irrenanstalt, das Gymnasium und das Theater. Die Einwohner, 12,000, treiben Brauerei, Tabaksfabrikation, Lein- und Baumwollenweberei, Bandwirkerei, Spedition und Handel, der durch die Eisenbahn wesentlich gefördert wird. Außer den Kreis-, Justiz- und Verwaltungsbehörden haben das Oberbergamt für ganz Schlesien und der schlesische ökonomische Verein in B. ihren Sitz. Die Stadt ist Geburtsort von K. O. Müller. Der Name der Stadt stammt aus dem Slavischen und bezieht sich auf die Lage derselben; denn Bezeg od. Bezega, wie die Stadt von den polnischen Einwohnern genannt wird, bedeutet „hohes Ufer". Manche wollen ihn von Virgium herleiten, einer Stadt der Quaden, die 370 von Kaiser Valentinian erobert wurde. Im 11. Jahrhundert erscheint B. als eine Burg, wird 1096 von dem böhmischen Herzog Brzetislaw zerstört, kommt aber 1250 wieder vor als eine von den schlesischen Orten, welche vom Herzog Heinrich III. von Breslau das deutsche Stadtrecht erhielten. Bei der Theilung des Herzogthums Breslau 1311 wurde die Stadt Residenz des ersten Herzogs von B., Boleslaw, und galt seitdem als eine ziemlich starke Festung, welche, wohl anfangs gegen die Hussiten errichtet, später im 7jährigen Krieg durch die Preußen und in neuerer Zeit 1807 durch die Napoleon verbündeten Bayern eine Eroberung erlitt. Nachdem Napoleon die Festungswerke hat sprengen lassen, haben sich ihre militärischen in Gartenanlagen verwandelt. Außer durch Kriege, Krankheiten und Feuersbrünste, die B. oft und schwer heimsuchten, haben die Einwohner, welche 1523 der Kirchenreformation beitraten, besonders durch die Quälereien und Verfolgungen der Jesuiten gelitten und sind erst durch die preußische Regierung von denselben befreit worden.

2) Mineralbad im schweizerischen Kanton Wallis, auf dem rechten Ufer der Rhone, von dem Flecken B. anderthalb Stunden entfernt. Angelegt wurde das Bad schon 1471, 1521 bedeutend erweitert, in neuern Zeiten aber wenig benutzt. Nach seinen Mischungsverhältnissen gehört das Mineralwasser zu B. zu der Klasse der Schwefelthermen und hat mit dem 8 Stunden von B. entfernten Wasser zu Leuk viel Aehnlichkeit. Die Temperatur des Mineralwassers zu B. beträgt 37° R.

Briel, Stadt in der niederländischen Provinz Südholland, am Ausflusse der Maas, mit 4000 Einwohnern, die sich von Fischfang, Handel und als Lootsen nähren. Unter den 4 Kirchen zeichnet sich die Peterskirche, mit schönem Glockenspiel, aus. Geschichtlich trat die Stadt 1572 auf, wo sie die Meergeusen in ihre Mauern aufnahm und dadurch mit zur Befreiung der vereinigten Niederlande wirkte. Der kleine Hafen war 1830 bis 1839 Station der holländischen Beobachtungsflottille gegen Belgien.

Brienne, Städtchen im französischen Departement Aube, Bezirk Bar sur Aube, besteht aus 2 ungefähr 1000 Schritte von einander entfernt liegenden Flecken, B. la Ville und B. le Chateau, die zusammen 4000 Einwohner zählen. Letzteres hat ein schönes Schloß (brannte bei der Schlacht 1814 ab) mit Bibliothek, Naturaliensammlung, Gärten. Die durch Napoleon weltberühmt gewordene Militärschule von B. ist aufgehoben. B. hat Stahlfabriken, Strumpfwirkerei, Baumwollenspinnerei und vorzüglichen Weinbau. Das Schloß B. wird von den Chronisten zuerst, und zwar als Sitz der Raubritter Gotbert und Angelbert, unter dem Namen Briona aufgeführt. Aus diesen Wegelagerern gingen im 12. Jahrhundert die Grafen von B. hervor (s. Brienne le Chatelet). Berühmt ward B. durch das Treffen am 29. Januar und die Schlacht am 1. Februar 1814, durch welche Napoleon auf Frankreichs Boden den ersten Schlag erhielt. Nachdem am Neujahrstage 1814 die verbündeten Heere, zusammen über 700,000 Mann, und zwar das Hauptheer und der linke Flügel unter Schwarzenberg, der rechte Flügel unter Blücher, den Rhein überschritten hatten und die schwachen feindlichen Heerhaufen unter Marmont, Victor und Macdonald vor sich hertrieben, eilte Napoleon am 25. Jan. von Paris zur Armee, zog die Corps Marmonts, Victors und die Reserve unter Ney bei Chalons zusammen, drang mit 60,000 Mann gegen St. Dizier vor, den General Lanskoy dort schlagend und zurückwerfend, und rückte durch Vassy und den Wald von Montier en Dère gegen B., wo Blüchers Hauptquartier lag. Napoleons Absicht war anfangs, die Vereinigung der beiden Hauptheere zu hindern; da diese schon geschehen war, bot ihm sein jetziger Marsch wenigstens die Aussicht, den rechten Flügel von dem Centrum der Verbündeten trennen, ihre Corps einzeln schlagen und sich in den Rücken der schwarzenbergischen Armee werfen zu können. Während das Corps Yorks bei Ligny und Bar le Duc schon abgeschnitten war und von der schlesischen Armee, welche sich in dem unfruchtbaren Thale der Aube zu sehr ausgebreitet hatte, nur 25,000 Mann nebst der Kavalerie des Grafen Pahlen um Lesmont lagen, stand vom Hauptheer das Corps Colloredo bei Bar sur Seine, die Corps Giulay und des Kronprinzen von Würtemberg bei Bar sur Aube; Wrede und Wittgenstein mit dem 5. und 6. Corps waren auf dem Marsch nach Joinville begriffen. Die Monarchen, die mit ihren Garden und der Kavaleriereserve dem Hauptheer gefolgt waren, befanden sich im Hauptquartier Schwarzenbergs zu Chaumont. Bei der Annäherung Napoleons zog Blücher die schlesische Armee bei B. zusammen, ließ B. durch das alsufiewsche Corps (5000 Mann mit 24 Kanonen) besetzen und die pahlensche Reiterei den Rückzug des sackenschen Corps von Lesmont nach B. decken. Gegen 3 Uhr Nachmittags

wurde diese von der Reiterei zweier französischen Corps unter Grouchy angegriffen; doch trotz der Ueberlegenheit der Feinde hielten sich die pahlenschen Reiter, bis die sackensche Infanterie durch B. passirt war und sich hinter der Stadt als zweite Linie in Kolonnen aufgestellt hatte, worauf sie sich eben dorthin zurückzogen. B., ein offener Ort, besteht nur aus zwei von hölzernen Häusern gebildeten Straßen; unweit davon, auf einem hohen Hügel, liegt das von einem Park umgebene Schloß, von wo aus sich fast ununterbrochen Gehölze, Gärten und Weinberge bis Lesmont hinziehen, während die übrige Gegend, frei und eben, nur wegen ihres lehmigen Bodens bei Regenwetter für das Fuhrwerk unvortheilhaft ist. Blücher hatte seine Reiterei auf dem rechten Flügel des sackenschen Corps aufgestellt, als Ney mit seinem Corps zu dem Victors stieß und die Divisionen Decouz und Duhesme zum Angriff gegen die Stadt sandte. Die Franzosen waren 27,000, die Alliirten gegen 40,000 Mann stark. Als Blücher bemerkte, daß die feindliche Kavalerie, anstatt den linken in der Ebene stehenden Flügel zu decken, hinter dem rechten Flügel nach den Höhen zu aufgestellt war, ließ er rasch bei eintretender Dunkelheit den linken Flügel von sämmtlicher Reiterei umgeben und trieb ihn mit einem Verlust von 5 Kanonen völlig zurück. Blücher hielt den Kampf für heute beendigt und begab sich auf das Schloß. Aber Chateau, der Chef von Victors Generalstab, griff plötzlich gegen 8 Uhr Abends mit 2 Bataillonen im Sturmschritt Park und Schloß an, so daß Blücher und Gneisenau, die eben an der Tafel saßen, nur durch die größte Eile der Gefangenschaft entgingen. Während zwei französische Brigaden von außen den Angriff erneuerten, drang Chateau vom Schlosse aus in die Stadt, wo er den General Sacken zwang, sich mit einer Abtheilung seines Corps durchzuschlagen. In dem brennenden B. hatte sich ein anhaltender Kampf entsponnen; schon waren die Franzosen wieder aus der Stadt geworfen, nur das 56. Linienregiment im Schlosse hielt wacker gegen alle Angriffe der Russen Stand. Da zog endlich Blücher um 11 Uhr Nachts das alsufiewsche Corps aus der Stadt und marschirte andern Tags bis Arçonval zurück, den rechten Flügel an das Dorf Eolande, den linken an die Aube bei Trannes lehnend. Er hatte 3000 Mann verloren, der Feind fast eben so viel. Napoleon, dessen alte Garde unter Mortier bei Troyes stand, nahm sein Hauptquartier in B., indem er das Centrum seines Heeres bei la Rothière, den linken Flügel bei Chaumenil und den rechten bei Dienville aufstellte. Nach Vaudoncourt war diese Bewegung Napoleons nur eine Demonstration; er habe über die Aube nach Troyes gehen wollen, um zwischen den Verbündeten und der Hauptstadt zu stehen und weil er dort Schwarzenberg mit dem Hauptheer vermuthet, sey aber durch die Wiederherstellung der Aubebrücke bei Lesmont aufgehalten worden. Auffällig aber bleibt es immerhin, daß er das geschwächte schlesische Heer nicht sogleich angriff, ohne Marmonts Corps von Vassy zu erwarten. Am 1. Februar war es zu spät, den Rückzug nach Troyes auszuführen. Blücher war bereits mit Schwarzenberg in Unterhandlung getreten; man hatte sich zur Hauptschlacht entschlossen und das 4. und 3. Armeecorps (Kronprinz von Würtemberg und Giulay) unter Blüchers Befehl gestellt, so daß ersteres den rechten Flügel bei Eclanee, letzteres den linken bei Trannes bilden, und die übrige Armee Schwarzenbergs theils zur Unterstützung des Angriffs auf B., theils zur Deckung des rechten Flügels dienen sollte. Wrede war befehligt worden, gegen Vassy vorzurücken; da er aber bemerkte, daß Marmonts Corps sich nach B. gewendet hatte, änderte er eigenmächtig seinen Marsch und trug durch sein Erscheinen auf dem Kampfplatze wesentlich zu dem Sieg der Verbündeten bei. Bis zum 1. Februar, wo Giulay und der Kronprinz von Würtemberg ihre Stellungen eingenommen hatten, vermied Blücher jedes Gefecht. Erst um 12 Uhr Mittags, als der Kaiser von Rußland, der König von Preußen und der Feldmarschall Schwarzenberg auf der Höhe von Trannes erschienen waren, rückten die Truppen Blüchers in vier Kolonnen vor. Nahe vor dem rechten Flügel in dem Walde von Eclance hatte sich Tags zuvor französisches Fußvolk festgesetzt. Dieses, von der Brigade Stockmeier vom würtembergischen Corps daraus vertrieben, zog sich auf die Höhe von la Gibrie zurück, welche, sowie das Dorf, stark von Reiterei und Fußvolk besetzt war. Obgleich die Würtemberger wegen der schlechten Wege ohne Kanonen kämpften, eroberten sie doch die Höhe und nach hartnäckigem Kampfe auch das Dorf la Gibrie. Um dieses drehte sich von jetzt an auf diesem Flügel der Kampf, bis General Barclay um 5 Uhr eine Grenadier- und 2 Kürassierdivisionen zur Unterstützung sandte und zuletzt das wrede'sche Corps anlangte. Rascher waren die übrigen Kolonnen vorgerückt. Auf dem linken Flügel war das Armeecorps Giulay in Bataillonskolonnen zwischen der Straße und der Aube gegen Dienville vorgerückt, hatte bei Unionville die Aubebrücke, welche gegen Napoleons Befehl nicht abgebrochen und nur schwach vertheidigt war, gestürmt und marschirte nun auf dem linken und rechten Ufer der Aube auf Dienville los. Das vor diesem Ort sich entgegenstellende Fußvolk und Geschütz wich nach einem hitzigen Kampf zurück, worauf die gut vertheidigte Stadt, der Stützpunkt des feindlichen rechten Flügels, aus 24 schweren Stücken beschossen wurde. Die Brigade Grimmer, welche die Verbindung ihres Armeecorps mit dem Hauptheer unterhielt, stürmte gegen 7 Uhr Abends auf Befehl Blüchers mit einem russischen Regiment das brennende Dorf la Rothière. Das Centrum war in zwei Kolonnen unter Graf Lieven und Fürst Scherbetow auf der großen Straße und rechts von derselben vorgerückt, gefolgt von der Infanterie Alsufiews und den sackenschen Reitern unter Wassiltschikow, während eine preußische Reiterbrigade und Kosaken die Verbindung mit dem würtembergischen Corps unterhielten. Diese Kolonnen, welche wegen des lehmigen Bodens von 120 nur 60 Kanonen vorwärts bringen konnten, trafen vor la Rothière auf den Feind. Um 3 Uhr war die Schlacht allgemein; zu gleicher Zeit hatte sich ein heftiger Schneesturm erhoben, die Luft verdun-

kelte sich und das Feuer des Fußvolks wurde unterbrochen, während zugleich der aufgeweichte Boden alle raschen Bewegungen der Reiterei und des Geschützes außerordentlich erschwerte. Gleichwohl hatte der Kronprinz von Würtemberg sich endlich in la Gibrie behauptet, aber in la Rothière tobte der Kampf entscheidungslos fort. Marschall Victor sandte Unterstützung nach la Gibrie, der Kronprinz bat von dort aus um Gleiches; da griffen die Russen mit geschlossenen Kolonnen la Rothière, welches von der Division Duhesme vertheidigt wurde, an und drangen unter dem mörderischsten Kampfe bis zur Kirche vor. Dem Kronprinzen wurden von der Reserve 3 Divisionen zu Hülfe gesandt, während die Reiterei des Generals Wassiltschikow zugleich zwischen la Rothière und Petit Mesnil die französischen Divisionen Colbert, Guyot und Piré angriff und sie, nachdem sie einmal hatte zurückweichen müssen, in einem erneuten Sturm bis B. la Ville zurückwarf, wobei 4 Batterien und 100 Gefangene in ihre Gewalt fielen. Um die Zeit dieses Angriffs (5 Uhr) und als dem Kronprinzen die Unterstützung zu Theil wurde, langte auch Wrede mit seinem Corps bei Chaumenil an, so daß jener vordringen und Petit Mesnil erstürmen konnte. Wrede war, als er seinen vorgeschriebenen Marsch geändert hatte, über Soulaines marschirt und hinter diesem Ort auf die Feinde gestoßen, welche Morvilliers und Chaumenil besetzt hielten; er sandte sogleich dem bedrängten Kronprinzen von Würtemberg mehre Schwadronen Reiter und ließ Chaumenil von 2 Bataillonen, Morvilliers von 2 Brigaden angreifen. Ersteres wurde alsbald genommen und gegen alle Angriffe Napoleons und seiner Garden behauptet. Napoleon eröffnete nun ein heftiges Feuer gegen dasselbe. Da ersah Wrede den günstigen Moment, machte einen kühnen Reiterangriff, welcher die Feinde in wirre Flucht warf und Napoleon selbst in die Gefahr der Gefangenschaft brachte. Nach dem Verlust von Chaumenil sah sich Marmont genöthigt, Morvilliers zu räumen und eine Stellung vor einem Walde vor B. einzunehmen; aber auch hier wurde er von den Oesterreichern u. Bayern geworfen, die nun im Angesicht B.s kampirten, nachdem sie 23 Kanonen erobert und 1000 Gefangene gemacht hatten. Eben so erfolglos hatte sich bei la Rothière Napoleon an die Spitze der Garden gestellt, um die Feinde daraus zu vertreiben. Blücher stand ihm gegenüber, und sein immerwährender Zuruf: „Vorwärts!" soll ihm hier von Seiten der Russen den bekannten Beinamen zugezogen haben. Beide Feldherren waren hier in Lebensgefahr: Napoleon wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen, an Blüchers Seite fiel ein Ordonnanzkosake. Endlich gelang es den vereinten Anstrengungen zweier russischen Corps, einer Grenadierdivision der Reserve und der österreichischen Brigade Grimmer, um 11 Uhr Abends das Dorf, das an allen Ecken brannte, zu erobern. Um dieselbe Zeit erstürmte Giulay Dienville. Die Franzosen zogen sich von beiden Orten durch B. über die Brücke bei Lesmont nach Troyes zurück. Wrede suchte noch vergeblich dem Marschall Marmont bei Mosnay den Rückzug abzuschneiden. In der Schlacht thätig waren nach deutschen Angaben: 60,000 Franzosen und 86,000 Alliirte, nach französischen 36,000 Franzosen und 123,000 Alliirte. Napoleon hatte nach französischen Angaben 4000 Todte und Verwundete, 1000 Gefangene und 54 Kanonen verloren; nach deutschen 5000 Todte und Verwundete, 9000 Gefangene und einige 70 Stück Geschütz. Eben so zählt auf Seiten der Verbündeten Vaudoncourt 6000 Todte und Verwundete, deutsche Historiker nur 5000. Am 2. Februar beschlossen die verbündeten Monarchen und Generäle zu B., daß sich das an Proviantmangel leidende große Gesammtheer trennen, Blücher mit der schlesischen Armee längs der Marne, Schwarzenberg mit dem Hauptheer über Troyes nach Paris vordringen solle. Diese Schlacht, von den Deutschen auch die *Schlacht bei la Rothière* genannt, war für Napoleon ein doppelter Verlust: die Verbündeten hatten in Frankreich gesiegt und das französische Volk seinen Glauben an die Unüberwindlichkeit seines Helden verloren; der Verrath erhob sein Haupt und alle folgenden Anstrengungen Napoleons waren gelähmt. Von dieser Schlacht schreibt sich auch das Tragen der weißen Armbinden der Alliirten her, welche, als Erkennungszeichen in der Schlacht eingeführt, später oder sogleich die Farbe der Wiedereinführung bourbonischer Herrschaft über Frankreich bedeutete.

Brienne le Chatelet, berühmtes französisches Grafengeschlecht, dessen Stammvater *Engelbert I.* ist, von dem eine Urkunde aus der Zeit Hugo Capets spricht. *Walther III.*, Sohn Erhards II., und sein Bruder *Johann*, nachmaliger König von Jerusalem, zogen nach Palästina, wo ihr Waffenruhm bald den der gesammten abendländischen Ritterschaft überstrahlte, so daß die sicilianischen Großen nach dem Tode Heinrichs VI. den Grafen Walther zu ihrem König wählten. Mit einem in Frankreich gesammelten Heer, dem sich viele Kreuzfahrer aus der Champagne anschlossen, kam Walther nach Italien, wurde von Innocenz III. 1201 mit Maria, Tankreds, Königs von Sicilien, hinterlassener Tochter, vermählt und mit Tankreds Erbtheil, dem Fürstenthum Tarent und der Grafschaft Lecce, belehnt und zog in sein neues Reich ein. Ganz Apulien eilte ihm frohlockend entgegen, die deutschen Truppen mußten sich in die Festungen retten und Walther bestieg den Thron. Kaum aber hatte die große Masse der Kreuzfahrer sich eingeschifft, als ganz Apulien sich gegen ihn erhob. Walther, in Capua eingeschlossen, schlug in Einem Ausfall mit 200 Bewaffneten die ganze sicilianische Ritterschaft in die Flucht und hatte mit diesem einen Schlage das Königreich zum zweiten Mal erobert. Aber noch standen die Deutschen unbesiegt in den Festungen; gegen sie führte er daher seine gesammte Macht. Schon hatte er durch sein im Feld- wie im Festungskrieg gleich ausgezeichnetes Feldherrnglück die Deutschen bis auf wenige Punkte zusammengetrieben, als ihn vor dem letzten Hauptstützpunkt der kaiserlichen Macht, Sarno, sein Uebermuth um den Genuß des letzten Triumphs brachte. Als er ohne Bedeckung, vom Siegerstolz geblendet, vor das Hauptthor der Festung sprengte und mit beleidi-

genden Worten zur Uebergabe der Stadt aufforderte, stiegen mehre Deutsche, über den Hohn entrüstet, über die Mauern, und Walther fiel entweder im Zweikampf, oder wurde gefangen in die Stadt geschleppt und dort auf Befehl des kaiserlichen Feldherrn, des Grafen Diepold von Acerra, getödtet. Walther IV., des Vorigen nachgeborner Sohn, genannt der Große, erhielt wegen der Heldenthaten, die er als Kaiser Friedrichs II. Statthalter in Jerusalem (seit 1229) gegen die Ungläubigen vollbrachte, von König Hugo I. von Cypern die Hand seiner Tochter und die Grafschaft Jaffa. Die Schlacht von Gaza (1244), wo er den linken Flügel des christlichen Heeres befehligte, brachte ihn in die Gewalt der Saracenen, die ihm nach siebenjährigen Leiden in Aegypten den Tod gaben. Ludwig der Heilige ließ seine Gebeine in Acre beisetzen. Sein zweiter Sohn, Hugo, zog im Gefolge Karls von Anjou nach Neapel, erhielt dafür die von Friedrich II. eingezogene Grafschaft Lecce ꝛc. zurück und vergrößerte die Hausmacht der B.'s durch seine Vermählung mit Isabelle von la Roche; Athen, Theben, Korinth, Argos, Karitene ꝛc. standen fortan unter seinem herzoglichen Stuhl. Sein Sohn, Walther V., Gemahl der Johanna von Chatillon, vergeudete Gut und Leben im Kampfe um die griechische Herrschaft; denn nachdem er sich der Katalonier zur Unterdrückung der einzelnen Widerspenstigen und Freien in den griechischen Fürstenthümern bedient hatte, gerieth er mit diesen selbst in Kampf und verlor 1312 an den Ufern des Cephissus Schlacht und Leben. Vergeblich opferte Walthers Wittwe alle Schätze des Hauses zur Wiedererlangung der griechischen Fürstenmacht; nur die Güter in Apulien und Champagne blieben ihr und kamen tief verschuldet an ihren Sohn, Walther VI. Dieser, von allen B.'s der Unersättlichste, aber unermüdlich im Kriegshandwerk, wurde vom König Karl von Neapel 1326 zum Statthalter von Florenz ernannt und erwies schon im folgenden Jahr diese Wahl als eine gelungene, indem er es hauptsächlich war, der den Römerzug Ludwigs des Bayern vereitelte. Im Jahr 1331 rüstete er zur Wiedereroberung der griechischen Fürstenthümer ein stattliches Heer und setzte es von Brindisi nach Arta über. Die Landung geschah ohne Widerstand; aber die Pest vernichtete den größten Theil des Heeres, und Walther, nur von wenigen Begleitern umgeben, verließ das tückische Land. In den Jahren 1339 und 1340 diente B. dem König Philipp von Valois, setzte sich 1342 in dem von den Pisanern bestegten Florenz fest, das er unter seine unabhängige Herrschaft zu bringen wußte. Statt seine Waffenmacht gegen die Pisaner zu gebrauchen, überließ er diesen gegen eine jährliche Abgabe von 8000 Goldgulden Lucca auf 15 Jahre, in Florenz aber riß er die Zunftordnung nieder, verwandelte seinen Palast in eine Festung gegen die Bürger, erhöhte die Grundsteuer von 30,000 auf 80,000 Goldgulden, riß alle Zölle an sich, erpreßte von den reichen Bürgern starke Anlehen, erfand immer neue Zölle und Abgaben und diente seinem schmutzigen Zweck, Bereicherung aus dem Staatsgut, mit solchem Erfolg, daß er in 10 Monaten über 400,000 Goldgulden erübrigen konnte; den größten Theil davon sandte er auf seine Güter in sichere Verwahrung. Wie aber Uneinigkeit der durch Standesbegriffe Geschiedenen die Republik gestürzt hatte, so führte gemeinsamer Druck jetzt die Eintracht zurück, und diese stürzte den Tyrannen. Schon waren zwei Empörungen entdeckt und furchtbar bestraft worden, und so eben sollte das Haupt einer dritten Verschwörung, Adimari, mit dem Tode büßen, als der lang verhaltene Sturm sich entlud. Die öffentlichen Plätze füllten sich mit Bewaffneten, die Straßen wurden gesperrt, die Fahnen der Republik aufgesteckt, des Herzogs Wappen in den Koth getreten. Mit ungefähr 400 Mann in den Palast eingeschlossen, sandte der eingeschüchterte Tyrann denselben Adimari als Friedensboten an die Florentiner und erwirkte durch ihn freien Abzug nach Frankreich. Am 6. August 1343 zog B. aus Florenz und schiffte sich in Venedig nach Apulien ein, und zwar so eilfertig, daß er die Truppen, die ihn begleitet hatten, noch um den rückständigen Sold betrügen konnte. In Frankreich abermals an die Spitze des Heeres gestellt, wurde er 1356 Connetable und fiel am 19. September desselben Jahres in der Schlacht von Poitiers.

Brienz, schweizer Dorf im berner Oberlande, in einer der herrlichsten Gebirgsgegenden, mit 1500 Einwohnern, die sich mit Holzarbeiten, Viehzucht u. Handel beschäftigen. Der brienzer See, $3\frac{1}{2}$ Stunden lang, 1 Stunde breit u. 1790 Fuß über dem Meere gelegen, wird in diesem Gebirgskessel von der Aar gebildet, die von hier aus in einer Stunde den thuner See erreicht. Auch die Lutschine und der Gießbach, letzterer mit einem berühmten Wasserfall, münden in den brienzer See.

Bries (ungarisch Brezno-Bánya, slavisch Brezno), königliche Freistadt im niederungarischen Komitat Sohl, an der Gran, mit einem sehr großen Stadtgebiet, das besonders zur Viehzucht benutzt wird. Der Bergbau ist in blühendem Zustand. Berühmt ist der brieser Käse, mit dem ein bedeutender Handel getrieben wird. Die Einwohner, über 4000, sind meist Slaven; zwei Drittel sind evangelisch.

Brieux, Saint, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im französischen Departement Nordküste, an dem gleichnamigen Busen des atlantischen Oceans, da, wo der Fluß Gouet in denselben mündet. Die gut gebaute Stadt hat vier öffentliche Plätze, 30 Straßen und unter den 1050 Häusern 10 Kirchen, darunter eine Kathedrale. B., Sitz eines Bischofs und eines Handelsgerichts, hat ein Seminar, eine Gesellschaft für den Ackerbau, Schule für Hydrographie, öffentliche Bibliothek, Gemälde- und Kupferstichsammlung ꝛc. Die 11,000 Einwohner betreiben viele Fabriken für Tuch, Leinwand, Papier und Leder und liefern gute Eisen- und Töpferwaaren. Handel und Schifffahrt wird durch den bei dem Dorfe Legné-St.-B. befindlichen Hafen befördert. B. sendet viele Schiffe auf den Stockfisch- und Häringsfang.

Brigach, badisches Flüßchen, die stärkste Quelle der Donau, entspringt auf dem Schwarzwalde, hinter St. Georgen, unweit Tryberg, auf einem Bergrücken, die Sommerau genannt, fließt an St. Georgen vorbei nach Villingen, von da

nach Donaueschingen, wo es sich mit den andern Quellenflüssen der Donau vereinigt. Es soll, wie die Brege, goldführend seyn.

Brigade, eine bestimmte Truppenabtheilung. Das Wort wird von dem im Mittelalter gebräuchlichen lateinischen Briga oder Brica, d. i. pugna, Schlacht, von welchem man dann einen zur Schlacht geordneten Haufen Brigata nannte, abgeleitet und bezeichnet besonders eine Zusammensetzung größerer Truppenabtheilungen von gleicher Waffengattung. Man unterscheidet hierbei nach den Hauptwaffen: Infanteriebrigaden (selten über 7 Bataillone stark, bei den Preußen 2 Regimenter), Kavaleriebrigaden von 8—12 Schwadronen, Artillerie- oder Geschützbrigaden, welche in einigen Staaten nur aus 6—10 Kanonen bestehen, bei andern mehre unter den Befehlen eines Stabsoffiziers vereinigte Fuß- und reitende Batterien ausmachen. In der preußischen Armee versteht man hierunter die ganze, einem Armeecorps zugetheilte Artillerie, bestehend aus 12 Fuß- und 3 reitenden Batterien nebst einer Handwerkerkompagnie, in Hannover 8, bei den Franzosen und Sachsen 6 Geschütze mit dem dazu gehörigen Fuhrwesen. Bei dem Geniewesen hat man auch Pionier- oder Sappeurbrigaden; in Preußen nennt man jetzt die das Ingenieurcorps ausmachenden 3. B.en Inspektionen. Nach den besondern Waffenarten unterscheidet man schwere, leichte, Musketier-, Grenadier-, Füselier-, Kürassier-, Dragoner-, Husaren- und Uhlanenbrigaden. B. bezeichnet aber auch eine größere Truppenabtheilung von allen Waffengattungen (kombinirte B.), doch ist deren Anwendung nur im Einzelnen, z. B. bei Entsendungen rc., oder unter Umständen, z. B. bei einem drangvollen u. weitaussehenden Rückzug, wo die Truppen weit von einander entfernte Quartiere beziehen müssen, und in diesem Falle deshalb räthlich, damit jede Truppenabtheilung sich in jedem Terrain bis zur Versammlung des Hauptcorps gehörig vertheidigen könne. Im Ganzen würde ihre Zersplitterung der Kavalerie und Artillerie nachtheilig seyn. Endlich bezeichnet B. auch in manchen Heeren eine kleine Unterabtheilung, z. B. eine Sektion oder eine Korporalschaft, wie bei der französischen Kavalerie; ferner bei der Gensdarmerie die aus 6 Mann bestehende Mannschaft eines Unteroffiziers (Brigadiers). Die Einführung der B.n veranlaßte das Bedürfniß einer neuen Kampfstellung, als das Feuergewehr die ausschließliche Waffe des Fußvolks zu werden anfing. Gustav Adolf errichtete dergleichen, ohne anfangs diesen Namen dafür zu haben oder eine permanente Eintheilung seiner Truppen damit bezwecken zu wollen. Sie waren provisorische Kampfstellungen und den Namen gaben wahrscheinlich französische Offiziere, die in Gustav Adolfs Heer zahlreich dienten. Die Heere im 15. und 16. Jahrhundert, namentlich die kaiserlichen und die französischen, waren in Regimenter und Bataillone von cirka 2000 und 600 Mann eingetheilt, deren specielle Leitung die Obersten hatten, ohne daß zwischen ihnen und dem Obergeneral eine Mittelinstanz Statt gefunden hätte, außer daß einzelne Generäle für einen Theil der Schlachtordnung oder bei einzelnen Unternehmungen und Zügen eine einstweilige Oberaufsicht erhielten. Als Gustav Adolf in der Schlacht von Demmin (1630) seine neue Brigadestellung erprobt hatte, hielt er es in administrativer und disciplinarischer Hinsicht für zweckmäßiger, auch außer dem Gefecht eine ähnliche Zusammenstellung beizubehalten, da die unmittelbare Uebersicht über 12 bis 16 Regimenter zu schwierig war. Er stellte deswegen im Lager von Schwedt (Febr. 1631) unter dem Namen B. je 2 oder 3 Regimenter unter die specielle Leitung eines der Obersten und mit gleichfarbiger Uniform zusammen, so daß die Gliederzahl seiner Armee aus 6 B.n bestand. Die auf seiner Seite stehenden Deutschen nahmen diese Einrichtung nur für den Augenblick des Gefechts an, behielten aber sonst ihre Heeresverfassung nach Bataillonen bei. Bei den Franzosen ward sie aber bald durch Turenne eingeführt, und schon 1667 kommt die Charge eines Brigadiers (Brigentarius) bei der französischen Kavalerie vor. In den französischen Revolutionskriegen entstand noch eine andere Art von B.n, die sogenannten Halbbrigaden, bestehend aus 2 Bataillonen Nationalgarden und einem Bataillon Linientruppen, wozu der Grund vorzüglich in der geringern taktischen Zuverlässigkeit der erstern lag. Unter Napoleon wurde der Name Halbbrigade wieder abgeschafft, während die von den Revolutionsmännern aufgehobene Benennung „Regiment" wieder eingeführt wurde. Eine B. bestand demnach, wie jetzt, aus 2 Regimentern. Im Jahre 1808 wurden in Preußen durch Scharnhorst kombinirte B.n von 2 Regimentern Infanterie, 2 Regimentern Kavalerie und einer Batterie errichtet, was 1813 dahin sich änderte, daß drei Regimentern nebst einer Batterie nur eine Eskadron, und wenn die B. Avantgardenbrigade war, ein Regiment Kavalerie zugetheilt wurde. Jetzt heißen dergleichen Zusammensetzungen in Preußen Divisionen.

Brigade de sureté (franz.), Sicherheitsbrigade, eine von dem berüchtigten französischen Polizeispion Vidocq (s. d.) aus ehemaligen Spießgesellen zusammengesetzte Sicherheitstruppe. Dieselbe bestand anfangs nur aus 4 Mann; nach der Restauration machte sich eine Erweiterung ihrer Wirksamkeit nöthig, weshalb man denn auch dem Institut einen Zuwachs aus homogenen Elementen vergönnte. Im Jahr 1817 zählte die Kompagnie 12 Mann und in diesem einen Jahr soll sie über 700 Verhaftungen veranlaßt haben. Die Schlauheit, mit welcher diese Menschen die geheimsten Winkel der Verbrecher ausspürten, die feinsten Anschläge der pariser Gauner bis zum Augenblick der That verfolgten, machte sie zum Schrecken der Uebelthäter aller Klassen, wie sie Paris aufzuweisen hat. In den Jahren 1823 und 1824 stieg die Zahl der Mitglieder auf 28, und nach 1827, zu welcher Zeit Vidocq, man weiß nicht warum, entlassen und sein ehemaliger Sekretär, Cacolacour, mit der Chefstelle bekleidet wurde, vermehrte sie sich allmählig bis auf 40 Mann. Auch dieser Chef, selbst ein alter Gauner, rekrutirte die Brigade aus seinen guten Bekannten von den Galeeren und den Gefängnissen.

Brigand (franz.), Räuber, Freibeuter, nach

Roquefort (Glossaire de la langue romane) ursprünglich diejenigen, welche Panzer (brigandine) trugen, zuerst die Soldtruppen, welche die Stadt Paris während der Gefangenschaft des Königs Johann (1358) hielt, zusammengelaufenes Gesindel, das sich bald durch seine schlechte Aufführung berüchtigt machte. Unter Franz I., der ebenfalls solches Fußvolk in seinem Heere hatte, nahmen die Räubereien der B.s so überhand, daß dieser Fürst 1543 endlich befahl, die im Lande herumstreifenden Kolonnen überall anzugreifen und zu vernichten. In seinem „Dictionnaire étymologique de la langue française" dagegen stellt er es mit dem italienischen Brigante (verwandt mit brigue, Partei), Unruhstifter ꝛc., zusammen; Andere leiten es von dem gallischen brig, brug (Brücke), noch Andere von brigantin (Brigantine, leichtes Kaperschiff) ab. In neuester Zeit führten Bürgerkriege und anarchische Zustände oft die B.s auf die Bühne der Tagesgeschichte, so in der Vendée und in Spanien. Als Frei- und Streifcorps vereinigen sie dann die Zwecke des Kriegs mit denen des Raubs. Figürlich steht B. für Erpresser jeder Art, und Brigandage bedeutet nicht nur den Straßenraub, sondern jede Art ungerechter Erpressung.

Brigantes, nach Tacitus (Agr. 17) das nördlichste Volk in Britannien, im heutigen Cumberland und Northumberland, von Vespasians Feldherrn Petilius Cerealis dem römischen Joch unterworfen. Nach dem vollständigen Siege Agricola's wurde das Land der B. zur vierten römischen Provinz, Maxima Caesaria, geschlagen und umfaßte damals die Städte Epiacum, Vinovium, Caturractonium, Calatum, Isurum, Rigodunum, Otteana, Eboracum und Camulodunum. Nach Ptolemäus wohnte ein Volk gleichen Namens auch in Irland, in der jetzigen Grafschaft Waterford.

Brigantine, kleines Kriegsschiff mit niedrigem Bord, ohne Verdeck, mit 2 Mastbäumen und Segeln, aber durch 10 bis 15 an jeder Seite angebrachte Ruderbänke zum Segeln und Rudern zugleich eingerichtet und sehr schneller Bewegung fähig. Es faßt bis 100 Mann. Auch die Ruderer sind Soldaten; ihre Muskete liegt unter der Ruderbank. Die B. war hauptsächlich im Mittelmeer gebräuchlich.

Brigantinus lacus (lacus Brigantiae), s. Bodensee.

Brigg, zweimastiges Schiff mit Raa- und Briggsegel, ist nach hinten gewöhnlich platt, hat nur ein Verdeck. Die Bauart dieser Schiffe eignen sie vorzüglich zum Waarentransport, und die Handelsmarine der europäischen Nationen besteht meistens aus B.s von 200—300 Tonnen. Zum Krieg ausgerüstet, dienen sie in der Regel als Kreuzer und führen 10 bis 12, auch 20 bis 30 Kanonen. Im griechischen Befreiungskriege hatten die Hellenen nur B.s und vernichteten damit die türkischen Flotten. Kutterbrigg ist ein Schiff, welches wie ein Kutter gebaut ist, aber die Takelage einer B. führt.

Briggs, 1) (Briggius), Henry, berühmter englischer Mathematiker, 1556 zu Warleywood bei Halifax in Yorkshire geboren, studirte in Cambridge, wurde 1592 Examinator der Mathematik, bald darauf Lehrer der Physik und 1596 Professor der Geometrie am Greshamkollegium in London. Als 1614 Neper die Logarithmen erfand, erkannte B. sogleich die außerordentliche Wichtigkeit der Erfindung, aber auch ihre Unzulänglichkeit in der gegebenen Weise, und sein Vorschlag vermochte Neper, für die Logarithmen das Verhältniß von 10 : 1 zu Grunde zu legen. B.s Lieblingsgeschäft war fortan die Berechnung von Logarithmen, dem er so fleißig oblag, daß er in weniger als 7 Jahren 30,000 Logarithmen bis auf 14 Decimalstellen bestimmte. Erfunden hat B. die Regel, wonach die Koefficienten der Potenzen eines Binomii unabhängig von einander berechnet werden, ferner (nach Huttons Versicherung) die Differenzenrechnung und die Interpolation mittelst Differenzreihen. Im Jahr 1619 an das Mertonkollegium nach Oxford berufen, † B. daselbst den 26. Jan. 1630. Seine „Arithmetica logarithmica" (London 1624, Fol.) enthält die Logarithmen der Zahlen von 1 bis 20,000 und von 90,000 bis 100 000.

2) Wilhelm, berühmter englischer Arzt, 1642 zu Norwich geboren, studirte in Cambridge. Auf einer Reise nach Frankreich hörte er die Vorlesungen des Anatomen Raymond von Vinussens zu Montpellier und gab nach seiner Rückkehr nach England (1676) seine „Ophthalmographia" heraus, in welcher er zuerst die newtonsche Theorie des Lichts und der Farben zur Erklärung des Sehens benutzt, die vergleichende Anatomie auf diese Theorie anwendet, aber auch irrig die Kapsel der Krystalllinse vom Austrocknen der letzteren herleitet. B. wurde später Arzt beim Thomasspital zu Southwark und † als königlicher Leibarzt 1704.

Brighella, Name einer stehenden Maskenrolle in der Volkskomödie (Commedia dell' arte), einen verschmitzten Bedienten vorstellend, dessen List immer schlagfertig ist, wo es gilt, Intriguen anzuspinnen und Pläne zu schmieden, der aber die Ausführung derselben gewöhnlich dem Arlechino zuschiebt. Seinem Aeußern nach erscheint der B. (auch als Finonhio, Fichetto, der Scapin der französischen Bühne) in einer mittelalterlichen Livrée, welche reichlich mit grünen Bändern besetzt ist; die Maske stellt ein von der Sonne gebräuntes Gesicht dar, wie es der Bergbewohner und der Straßenmensch zeigt, aus dem Dialekt spricht der Bergamaske. Ueber den geschichtlichen Ursprung des B. theilt Sismondi aus Malvezzi's Chronik die Notiz mit, daß 1200 der Adel von Brescia die Bürger habe zwingen wollen, gegen die Bergamasken zu kämpfen, daß die Bürger sich widersetzt und nach einem blutigen Gefecht in den Straßen von Brescia den Adel aus der Stadt vertrieben hätten. Da nun der Adel, der sich nach Cremona flüchtete, dort zu einem Bund gegen die Bürger von Brescia zusammengetreten sey, so hätten die Bürger ihrerseits einen Bund gegen den Adel geschlossen und ihn Brugella oder B. genannt. Aus der Personificirung desselben sey diese Rolle eines anmaßenden und verschlagenen Plebejers entstanden. Andere Erklärungen lassen den B. bald aus Bergamo, bald aus Ferrara stammen. Immer aber sind er und der Arlechino die Bedienten und Pos-

senreißer (Zanni) des Kaufmanns Pantalon, des bolognesischen Dottore und der übrigen stehenden Herrenrollen der italienischen Komödie, aus welcher sie auch auf die Pantomimenspiele und Marionettentheater der Italiener übergegangen sind.

Bright, 1) Richard, berühmter englischer Arzt, außerordentlicher Leibarzt der Königin, Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und des königl. Kollegiums der Aerzte, Arzt am Guy's-Hospital und Lektor der medicinischen Praxis. Er schrieb unter Anderm: „Reports of medical cases" (2 Bde., Lond. 1827—31) u. gemeinschaftlich mit Th. Addison: „Elements of the practice of physic" (das. 1836 ff.).

2) John, Quäker, 1811 zu Rochdale geboren, wo er eine große Baumwollenmanufaktur besitzt, ward 1843 für Durham ins Unterhaus gewählt, wo er für die Aufhebung der Korngesetze kräftig wirkte, und 1847 mit Gibson für Manchester abermals ins Parlament gesandt. In Folge der kirchlichen Bewegungen in Irland ging er 1851 dahin und setzte sich mit den Gegnern der Staatskirche in Vernehmen, um für die Gleichstellung der Kirche Irlands auch in pekuniärer Beziehung im Unterhause als Redner der damals mächtigen Manchesterpartei seinen Einfluß geltend zu machen. Im J. 1853 war er einer der vorzüglichsten Sprecher beim Friedenskongresse zu Edinburg. Wegen seiner Russenfreundlichkeit und seiner Opposition gegen den Krieg ward er im November 1854 zu Manchester im Bildnisse verbrannt. Mit Cobden agitirt er für geheime Abstimmungen.

Brighton, Stadt in der englischen Grafschaft Sussex, am Steyne und einem Busen des atlantischen Meers, der vom Beachy-Head und Worthing Point eingeschlossen ist, berühmt durch seine Seebäder. B., sonst Brighthelmstone, war noch bei Menschengedenken ein aus 200 Häusern bestehender, von Fischern bewohnter Flecken, bis die Dankbarkeit eines englischen Schriftstellers und Arztes, der durch den Gebrauch des Seewassers und die Pflege der einfachen Fischer Genesung fand, dafür durch Rede und Schrift die belebenden Kräfte von Brighthelmstone's Lüften und Fluthen, die Schönheit seiner Ufer pries, wodurch sich der damalige Prinz-Regent, nachmalige König Georg IV., veranlaßt fand, ebenfalls das dortige Seebad zu gebrauchen. So ward B. bald der Lieblingsaufenthalt der reichen Londoner in der schönen Jahreszeit und eine der schönsten Städte Englands mit 55,000 Einwohnern, die in einem Sommer oft 30,000 Badegäste versammelt. B.s glänzendste Zeit war, als der prachtliebende König Georg IV. hier Hof hielt. Sein 1784—1827 hier erbauter Sommerpalast in russisch-orientalischem Styl (marine pavilion) ist jetzt das prachtvollste Gebäude der Art in ganz Europa, das mehr als 3 Millionen Pfund Sterling (etwa 20 Millionen Thaler) gekostet haben soll. Gegenwärtig hat die Stadt, außer dem königlichen Palast und dem glänzenden Crescent (oder Kemp-Town, einem Halbcirkel der schönsten Paläste, mit dem davorgelegenen geschmackvollen Platz und der geschmacklosen, obgleich wohlgetroffenen Bildsäule Georgs IV. in Dragoneruniform), 3000 Häuser mit 2 anglikanischen Kirchen, 6 Bethäusern der Dissenters, eine katholische Kapelle, eine Synagoge, Frei- u. Industrieschulen, ein großes Theater, 2 Koncertsäle, ein Zollhaus, Hospital, eine Kaserne u. sehr prachtvolle Badeanlagen, unter denen sich die Mahommed Baths durch überschwänglichen Luxus auszeichnen. Außer den Seebädern sind auch die hiesigen Heilquellen bemerkenswerth; das Mineralwasser enthält schwefelsauren Kalk, salzsaures Natron, schwefelsaures Eisen, salzsaure Talkerde und eine geringe Menge Kohlensäure. Auch ist eine Anstalt für künstliche Mineralwasser von Dr. Struve hier angelegt worden. Die Stadt hat einen guten Hafen, welcher 200 kleinere Schiffe fassen kann und durch Batterien geschützt ist. Während die prächtigste Eisenbahn Englands B. mit London vereinigt, stellt eine regelmäßige Dampfschifffahrt die Verbindung mit dem 23¾ Meilen entfernten Dieppe (in Frankreich) und Paris her. In der Nähe ist der 1134 Fuß lange, wie eine Brücke gebaute Damm, der von einer starken Eisenkette getragen wird, die auf jeder Seite auf 4 hohlen, aus Gußeisen bestehenden Säulen ruht. B. soll von einem sächsischen Bischof Brighthelm gebaut und deshalb Brighthelmston (town) genannt worden seyn. Flamändische Fischer waren die ersten Ansiedler, die kurze Zeit nach der normannischen Eroberung Englands hier ihr bescheidenes Geschäft betrieben. Dies würde die ganze Geschichte B.s bis zum 18. Jahrhundert seyn, wenn nicht französische Seeräuber unter Heinrich VIII. den armen Ort geplündert hätten. Um etwas für seine Vertheidigung zu thun, errichtete man nun einige Befestigungswerke. Nach der Schlacht von Worcester (1665) suchte Karl I. von hier aus nach Frankreich zu entfliehen, wurde aber hier ergriffen und nach London zurückgeführt. Hier verlebte der gestürzte König der Franzosen, Ludwig Philipp, im Kreise seiner Familie seine letzten Tage.

Brightsche Krankheit (Morbus granulosus Brightii, Nephritis albuminosa, Albuminuria, Hydrops renalis, granulöse Degeneration der Nieren), eine Krankheit der Nieren, worüber zuerst Richard Bright 1827 in den „Reports of medical cases" das Resultat seiner Erfahrung im Guy's-Hospitale bekannt gemacht hat, kommt bald in chronischer, bald in akuter Form vor und zeichnet sich besonders durch eiweißhaltigen und blutigen Urin, bei Abnahme des specifischen Gewichts, der Salze und des Harnstoffes in demselben, und in den meisten Fällen durch Wassersucht im Zellgewebe und in den serösen Häuten aus. Die akute Form der Krankheit, welche meist nach Erkältung und Durchnässung entsteht, charakterisirt sich durch folgende Symptome: Frost, dem Hitze, Durst, beschleunigter und härtlicher Puls folgen, blutiger, vom Röthlichen ins Braune spielender, manchmal dem Fleischwasser ähnlicher und in der Ruhr rothe flockige Fäden, die Fibrine, niederschlagender Harn, der sich sauer und oft specifisch schwerer als gewöhnlich verhält, einen schwach urinösen und nach 24 Stunden oft fleischbrühähnlichen Geruch zeigt und in geringerer Menge (6—12 Unzen in 24 Stunden) abgeht. Nach 2—3 Tagen wird der Harn

heller, geht ins Citronenfarbige über und verliert seine Blutkügelchen, bekommt sie aber bei öfters eintretenden Exacerbationen mit der bräunlichen Farbe wieder. Das Urinlassen ist meist schmerzlos und nicht häufiger, als gewöhnlich. Mit der Aenderung im Harne tritt oft mit außerordentlicher Schnelligkeit örtliche oder allgemeine Wassersucht, die erstere besonders nach Scharlach, meist im Gesicht, seltener an den Füßen ein und verbreitet sich bald über den ganzen Körper. Dabei ist die Haut weiß, trocken, gegen den Fingerdruck widerstrebend, der Puls fieberhaft, die Zunge weißgelblich belegt. Selten fehlt Ekel und Reiz zum Erbrechen, sowie Oppression der Brust mit Husten. Das aus der Ader gelassene Blut zeigt beinahe immer eine deutliche Entzündungshaut. Die Heilung geschieht hier oft sehr schnell, in der 2. bis 3., 4. Woche unter starken Schweißen und bedeutendem Urinabgang bei Abnahme der charakteristischen Erscheinungen im Harne ꝛc., besonders bei Schwangeren und Scharlach. Sonst tödtet die Krankheit leicht durch Wassersucht, sowie durch subakute und akute Entzündungen, oder sie geht auch, unter scheinbarer Heilung, in die chronische Form über. Letztere entwickelt sich häufig aus der akuten, oder zeigt doch im Anfang, insbesondere bei Individuen von guter Konstitution, den subinflammatorischen Charakter. Es treten bei ihr vorzüglich 3 Symptomenreihen nach und nach auf, und zwar Veränderung der Urinsekretion, durch Eiweißgehalt und geringes specifisches Gewicht charakterisirt, hydropische Erscheinungen und sekundäre Veränderungen, Folgen der Nierendegeneration. Das Vorkommen des Eiweißes im Harne ist das wichtigste u. konstanteste Symptom der Krankheit. Der albuminöse Urin zeigt meist auf der Oberfläche und gegen die Wand des Gefäßes zu eine gewisse Anzahl Blasen, die man durch Blasen mittelst eines Strohhalmes vermehren kann, worauf sie, wie die vom Seifenwasser gebildeten, stehen bleiben. Er reagirt meist leicht sauer, ja alkalisch, und verhält sich manchmal auch ganz neutral, ist meist blaß, trübe wie Wolken, von fadem Geruche, oft selbst undurchsichtig und specifisch leichter. Fast nie oder nur bei sehr starkem Drucke ist Schmerz in der Nierengegend und außer Abnahme der Muskelkraft und schlechter Verdauung kein weiteres Symptom vorhanden. Dieser Zustand währt oft mehre Monate, bis Hydrops kommt, welcher überhaupt nicht nothwendig eintreten muß, und kommt wieder, wenn derselbe etwa verschwunden ist. Die hinzutretende Wassersucht beginnt meist als Oedem des Gesichts oder der Füße u. verbreitet sich schnell über den übrigen Körper. Als sekundäre Erscheinung bemerkt man besonders eine Veränderung des Blutes. Es ist ärmer an Cruor und reicher an Serum; im letzteren finden sich die Salze und das Albumin in geringerer Menge, und zwar erscheint die Abnahme im geraden Verhältnisse mit der Zunahme des Eiweißes im Urin. Das Serum ist öfter als bei der akuten Form milchicht und ebenso öfter Urea in einer gewissen Menge haltend. Damit bestehen noch einige Erscheinungen, worunter am konstantesten: Verminderung oder gänzliche Aufhebung der Hautthätigkeit, habituelle Dyspnöe, oft mit Erbrechen oder Diarrhöen, welche übrigens nie den Hydrops vermindert, endlich Gehirnsymptome, deren Auftreten meist tödtlich ist. Die Dauer dieser Form, eben so verschieden als schwer zu bestimmen, ist von einigen Monaten bis zu einigen Jahren.

Dem Morbus Brightii vorauszugehen und auf seine Entstehung bestimmend einzuwirken scheinen besonders solche krankhafte Prozesse, welche den Kapillarkreislauf in irgend einem der größeren Organe aufheben, dadurch vermehrte Blutanhäufung in den Nieren erzeugen und auch zu Zeiten von eiweißstoffigem Urine begleitet sind, somit: Krankheiten des Herzens und der größeren Gefäße, der Respiration, insbesondere die Lungenphthise, der Leber, der Haut, vorzüglich akute Exantheme, besonders der Scharlach, der rheumatische Krankheitsprozeß und auch die Schwangerschaft scheinen zu influiren. Die Wassersucht, welche unmittelbar nach Scharlach auftritt, ist meist Folge des akuten oder chronischen Morbus Brightii. Außer einer erblichen Anlage, welche Osborne annimmt, disponiren besonders zu dieser Krankheit: feuchte, neblige Luft, plötzlicher Temperaturwechsel, Geschlechtsgenuß, Schwangerschaft, skrophulöse, syphilitische, phthisische Kacherie, Herz-, Leberkrankheiten, übermäßiger Genuß der Spirituosa ꝛc.

Was die Prognose betrifft, so sterben im Allgemeinen zwei Drittel der Befallenen. Die akute Form, u. hier besonders diejenige, welche bei Scharlach u. Schwangerschaft erscheint, gibt die bessere Prognose, welche überhaupt von Zu- und Abnahme des Eiweißstoffes im Harne, von Wassersucht, Urinabgang, den nebenhergehenden Erscheinungen und den Komplikationen abhängt. Ueber die Pathogenie der Krankheit sind von den Aerzten mancherlei Hypothesen aufgestellt worden, unter denen aber bis jetzt keine zur Erklärung aller Erscheinungen vollkommen genügend ist. Am wahrscheinlichsten ist, daß eine gewisse Alteration in den konstituirenden Bestandtheilen des Blutes, etwa im Eiweißstoffe, vermittelt durch eine Veränderung in der Assimilation, oder durch Unterdrückung der Hautsekretion, gleich von vorn herein bestehe und die Albuminurine, sowie die Ablagerung einer fremden Masse in die Nieren einleite. Bei der Behandlung der Krankheit hat man besonders folgende Indikationen zu berücksichtigen: den kongestiven Zustand in den Nieren zu heben, die unterdrückte Hautthätigkeit hervorzurufen, die Ausscheidung der angesammelten Flüssigkeiten einzuleiten und dabei jede Reizung der Nieren zu entfernen und zu verhüten. Bei der akuten Form stimmen alle Beobachter in dem Nutzen allgemeiner Blutentziehungen überein. Ihre günstige Wirkung zeigt sich vorzüglich durch vermehrte Harnabsonderung und verminderten Eiweißgehalt. Neben denselben empfehlen sich vorzüglich örtliche Blutentleerungen, die Hautthätigkeit anregende Mittel, warme Bäder, im späteren Verlauf Dampfbäder, Tragen von Flanell auf dem Leibe, warme mucilaginöse Getränke, Antimonialien, Tartarus stibiatus, Spiritus Mindereri ꝛc.; zur Entfernung der entzündlichen Spannung u. besonders, wo Oedem schon beginnt, auf den Darm wirkende Mittel, als

Arcanum duplicat., die weinsteinsauren Salze rc., antiphlogistische Diät. Auch in der chronischen Form sah man von leichten Blutentziehungen noch Nutzen, unter den örtlichen Mitteln von Skarifikationen, verbunden mit Ableitungen durch Kollutorien, Setaceen, Brechweinsteinsalbe. Wo Hydrops vorhanden, wendet man auf den Darm ableitende Mittel, die weinsteinsauren Salze, etwa mit Senna verbunden, an. Diaphoretica finden auch hier die vollste Anwendung, somit Antimonialien, Schwefel, Kampher, Guajak, einfache Wannen-, sodann Schwefel-, Schwefeldampf-, Sool-, auch Weingeistdampfbäder. Bright empfiehlt Diuretica, Rayer besonders Meerrettig. Vergl. Frerichs, Ueber die brightsche Nierenkrankheit, Braunschweig 1851.

Brigitta (Brigida), eine irländische Jungfrau und Wunderthäterin, die in den Heiligenlegenden eine der abenteuerreichsten Stellen einnimmt. Um allen Eheanträgen zu entgehen, soll sie Gott um Häßlichkeit gebeten haben; diese Bitte sey gewährt worden und B. habe ihr frommes Leben der Erziehung junger Mädchen u. der Stiftung vieler Klöster gewidmet. Sie † um 518. Eine ihrer Stiftungen und nach ihr genannt ist der Orden der heiligen B. in Irland (nicht zu verwechseln mit dem Birgittenorden), gestiftet nach 480. Er verbreitete sich von Kildar und Armeg aus über viele Klöster, in welchen allen der Stifterin zu Ehren ein ewiges Feuer (Brigittenfeuer) unterhalten wurde; letzteres wurde 1220 als heidnischer Gebrauch vom Bischof untersagt. Im 11. Jahrhundert erhielt der Orden die Regel des Augustinus und verbreitete sich über mehre Länder Europa's.

Brigittiner
Brigittenorden }, s. Birgittenorden.

Brignolles, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im französischen Departement Var, am Calami, in bergiger Gegend, Sitz eines Handelsgerichts, betreibt lebhafte Branntweinbrennereien, Gerbereien, Wachsbleichen rc., auch Fabriken in Tuch, Seife, Leinen rc., Handel mit Wein, Oel, Früchten, besonders vortrefflichen Pflaumen, den sogenannten Brignons oder Brignolen, welche, von den Steinen befreit u. an der Sonne getrocknet, weitweg versendet werden. B. ist Vaterstadt des berühmten Malers Parrocel. B., das alte Brinonia, soll den Namen von den Pflaumen haben, die es baut; es war oft Residenz der Grafen von Provence, wurde 1536 von Karl V. und 1589 von den Liguisten unter Hubert de la Harde eingenommen.

Brihuega, Stadt in der spanischen Provinz Guadalarara, am Tajo, mit Mauern umgeben, hat ein altes Schloß u. 2500 Einw., die Leinen- und Tuchweberei treiben. Hier fiel, im spanischen Erbfolgekrieg, am 9. Dec. 1710 die englische Arrieregarde unter General Stanhope in französische Gefangenschaft, u. am 10. Dec. wurde Graf Stahremberg vom Herzog von Vendôme bei Villa Viciosa, wo er die Niederlage der englischen Waffen zu rächen gedachte, vollständig besiegt.

Bril, Matthäus, berühmter niederländischer Landschaftsmaler, 1550 zu Antwerpen geboren, ging in früher Jugend nach Rom, wo er unter Gregor XIII. mehre Säle und Gallerien, besonders des Vatikans, mit Freskobildern schmückte. Er † 1584. Sein ebenfalls berühmter Bruder, Paul, 1556 zu Antwerpen geboren, war anfangs Dan. Wortelmans Schüler, wurde aber in Rom, wohin ihn Matthäus zog, dessen Schüler und Gehülfe u. machte so rasche Fortschritte, daß er seinen Bruder noch übertraf. Studien nach Tizian und den Carracci's verbesserten seinen Styl und gaben seiner reichen Phantasie Regel und Richtung. Die breite u. natürliche Behandlung des Wassers und der Bäume, die schönen Fernen u. eine wohlverstandene Perspektive stellen seine Landschaften unter die ausgezeichneteren, einige unter die besten. Nur im Kolorit blieb er kalt, und seine Figuren verrathen selbst in der fremdesten Tracht niederländischen Charakter. B. malte auch Jagd-, See-, Fischerscenen u. geistliche Historien. Seine kleinen, auf Kupfer gefertigten Bilder sind in vielen europäischen Sammlungen. B.s beste Werke sieht man im Vatikan, in der florentinischen Gallerie und im Louvre zu Paris. Auch die Gallerien von Berlin u. München weisen Arbeiten von ihm auf. Seine wenigen radirten Blätter (8 Bl.) sind in guten Abdrükken selten u. theuer. Paul B. † 1626 in Rom. Sein Porträt, von van Dyk gemalt, stach P. de Jode.

Brilessus, griechische Bergkette, die, aus dem Cithäron südlich gegen Eleusis aufsteigend, die Grenze zwischen Attica und Eleutherä bildete.

Brillant, im Juwelenhandel ein Diamant, welcher in Form von zwei abgestutzten, an ihren Grundflächen verbundenen Pyramiden geschliffen ist. Bei sonst gleichen Verhältnissen ist der Brillantschnitt für die Diamanten der theuerste. Auf ihn folgen in abnehmendem Werthe: die Rosette, der Dick- u. der Tafelstein. Jeder dieser Schnitte steht wieder um so höher im Preise, je mehr Facetten er hat. Vergl. Diamant.

Brillantfeuer, s. Kunstfeuer.

Brillantkäfer (Juwelenkäfer, Entimus imperialis, Curculio imperialis), Käfer aus der Ordnung der Rüsselkäfer, in Südamerika, ist glänzend goldgrün, mit zwei schwarzen Längsbändern auf dem Halbschilde und mit eingegrabenen goldgrünen Punkten auf den Flügeldecken.

Brillantschnitt, der kostbarste und für die meisten Edelsteine zugleich der schönste Schnitt, indem durch ihn das Farbenspiel und das Feuer des Steins am meisten sich hebt; s. Edelsteinschleiferei.

Brillat-Savarin, Anthelme, geistreicher französischer Schriftsteller, den 1. April 1755 zu Belley geboren, bekleidete beim Ausbruch der Revolution eine kleine Gerichtsstelle, ward von seinen Mitbürgern zur allgemeinen Ständeversammlung gesendet und wurde sehr bald Präsident des Gerichts zu Ain. Nachdem er durch die Revolution vom 10. August 1792 diese Stelle verloren, ward er Maire von Belley, sollte als Föderalist verhaftet werden, entfloh aber in die Schweiz und begab sich von da in die Vereinigten Staaten. Im Jahr 1796 nach Frankreich zurückgekehrt, brachte er es dahin, daß sein Name wieder von der Liste der Emigranten gestrichen wurde, worauf er Sekretär im Stabe der Armee in Deutsch-

land, dann Kommissär des Direktoriums ward. Seit 1800 am Kassationshofe angestellt, † er den 2. Februar 1826. Fast alle seine Werke waren anonym erschienen, und erst nach seinem Tode, namentlich durch seine geistreiche „Physiologie du gout" (Paris 1825, herausgegeben von Richerand, daselbst 1834, 2 Bde., u. von Balzac, 1840), ward er als Schriftsteller bekannt.

Brille, ein Augenglas, dessen man sich bedient, um das geschwächte Sehvermögen beider Augen zu verbessern. Die Erfindung der B.n fällt in eine sehr frühe Zeit. Die erste Spur von Vergrößerungsbrillen kommt in der Optik des Arabers Alhazan im 11. Jahrhundert vor, und Roger Bacon († 1284) spricht ziemlich weitläufig von dieser Vergrößerung. Die eigentlichen B.n aber scheinen 1280 — 1320 erfunden worden zu seyn. In einer Grabschrift von 1317 zu Florenz wird ein Salvino degli Armati als Erfinder genannt, obgleich von dem Mönch Alexander von Spina († 1313 zu Pisa) gerühmt wird, daß er die B.n gekannt und Anderen gerne mitgetheilt habe. Im Jahr 1482 werden Brillenmacher in Nürnberg erwähnt. Anfangs bediente man sich der B., und zwar der konvexen, im Nothfalle, und erst die Spanier erhoben sie zum Putz, indem ihre Stutzer sie auch gebrauchten, ohne an Augenschwäche zu leiden. Gegen Ende des 18. Jahrh. wurde ihr Gebrauch auch im übrigen Europa allgemein. Die gewöhnlichen B.n werden aus Kronglas (Crownglas) verfertigt, weil es das wohlfeilste ist: dasselbe ist jedoch selten rein und hat gewöhnlich eine ins Meergrüne spielende Farbe. Bei weitem vorzüglicher, dichter und reiner ist das Flintglas und verdient daher besonders bei Gläsern, welche für Kurzsichtige bestimmt sind, unbedingt den Vorzug. Die reinsten und dauerhaftesten Gläser gewinnt man aus sogenanntem brasilianischen Kiesel oder Bergkrystall. Die Form der Gläser ist rund oder oval; gewöhnlich wählt man jetzt ovale. Die Gestalt der Flächen der Brillengläser ist je nach dem Gebrauch, den man davon machen will, verschieden. Ganz ebene, platte, wie gewöhnliches Fensterglas, gebraucht man nur als Staubbrillen. Linsenförmige, d. h. auf beiden Seiten konvex geschliffene, durch welche die durch sie fallenden Lichtstrahlen so gebrochen werden, daß das Bild dem Auge näher gerückt wird, eignen sich für weitsichtige Augen. Kurzsichtige dagegen bedürfen auf beiden Seiten konkav (vertieft) geschliffener Gläser, durch welche die durch sie fallenden Lichtstrahlen zerstreut werden und das Bild zurückgerückt wird. Aehnlich wie die beiden vorigen Arten, nur schwächer, wirken auf einer Seite konvex oder konkav und auf der andern Seite plan geschliffene (plan-konvexe oder plan-konkave, sogenannte Meniskus-) Gläser. Es gibt auch solche, welche an der einen Fläche konvex und an der andern konkav (vertieft) geschliffen sind, konvex-konkave oder konkav-konvexe (periskopische B.n). Die gewöhnlichen konvexen und konkaven Gläser haben nur Einen Brennpunkt, d. h. sie brechen die Lichtstrahlen so, daß sie sich nur in Einem Punkte sammeln und das Bild nur auf Einer Stelle bilden. Beim Gebrauch derselben muß man daher den Kopf mit dem Glase nach dem Gegenstande hinwenden, den man sehen will. Die periskopischen B.n dagegen haben mehre Brennpunkte, so daß man unter dem Glase nur das Auge nach demjenigen Gegenstande hinrollen darf, den man erkennen will, ohne den ganzen Kopf bewegen zu müssen. Da aber durch die periskopischen Gläser die Lichtstrahlen auf mehre Brennpunkte vertheilt werden, während die gewöhnlichen Konvex- und Konkavgläser sie in Einem Brennpunkte vereinigen, so kommt es, daß man durch die letzteren deutlicher als durch jene sieht, wenn auch sonst nicht zu leugnen ist, daß jene bequemer sind als diese. Endlich hat man Gläser mit cylinderförmiger Oberfläche, welche ebenfalls mehre Brennpunkte haben und den Vortheil gewähren, daß man die Augen unter dem Glase seitlich bewegen kann und den Gegenstand gleich deutlich erkennt; allein sie haben denselben Nachtheil wie die periskopischen Gläser. Gewöhnlich bedient man sich der B.n aus weißem Glase; es muß durchaus rein seyn, keine Körner u. Luftbläschen haben. Für empfindliche reizbare Augen sind azurblaue besser als grüne, indem die Lichtstrahlen das Grün in seine ursprünglichen Farben zerlegen und deshalb die Gegenstände gelb und mit einem rothen Rande erscheinen, wenn man längere Zeit durch grüne Gläser sieht. Die Fassung der Brillengläser muß so eingerichtet werden, daß dieselben nahe vor dem Auge stehen und sich nicht hin und her bewegen können. Am besten geschieht dies mittelst zweier über den Ohren befestigten Seitenarme. Das beste Material zu Brillengestellen bleibt immer schwarzes Horn oder Schildkrot. Glänzende Fassungen von Gold oder Silber reflektiren die Lichtstrahlen u. geben dadurch zu falschen Lichtern und zu optischen Täuschungen, wohl selbst zu Augenleiden Veranlassung. Neuerdings hat man die Gläser ganz ohne Fassung gelassen und nur durch kleine Schrauben an das Gestell befestigt. Der sicherste Beweis, daß eine B. für den, der solche nöthig hat, paßt, ist, wenn sie weder vergrößert noch verkleinert, die Gegenstände deutlich macht, das Auge nicht anstrengt, keinen Druck, kein Flimmern, kein Stechen, überhaupt keine unangenehme Empfindung verursacht. Man muß bei der Auswahl einer B. vorsichtig seyn, denn man kann sich beim Probiren mehrer Gläser leicht täuschen. Erst wenn man sich ihrer längere Zeit bedient hat, kann man sich überzeugen, ob sie dem Auge ganz zusagen. Dergleichen Gläser nach den gewöhnlich auf denselben verzeichneten Nummern auswählen zu wollen, ist ein Irrthum, denn diese Nummern zeigen nicht die Brennweite, d. h. diejenige Stelle an, wo sich die Lichtstrahlen hinter dem Glase zum Bilde vereinigen, sondern die Länge des Radius der Kugel, von welcher die Schalen ein Segment sind, in denen die Gläser geschliffen werden. Konservationsbrillen, d. h. solche, welche die Sehkraft gesunder Augen erhalten oder die geschwächte Seekraft wieder herstellen, gibt es nicht. Jedes, auch das beste Glas, ist ein dichteres Medium, als die Luft, und hat daher immer einige Anstrengung des Auges zur Folge. Man kann daher leicht ermessen, wie schädlich es für gesunde Augen ist,

sie, der herrschenden Modethorheit zu Gefallen, an den Gebrauch der B.n zu gewöhnen. Nur schwächere Augen, deren Zahl freilich in unseren Tagen bei der sich immer mehr steigendern Nothwendigkeit, alles geistige Leben den Büchern zuzuwenden, sich täglich mehrt, sind gute B.n eine Wohlthat und machen sich dem, der sie wirklich nöthig hat, unentbehrlich.

Brillendukaten, dänische ½ und ¼ Dukaten, unter König Christian IV. aus norwegischem Golde geprägt, benannt nach der Brille, mit welcher man sie humoristisch genug bezeichnete, um der Kurzsichtigkeit derer, welche an der norwegischen Goldproduktion zweifelten, zu Hülfe zu kommen.

Brillenschlange (Naja, Aspis), Schlangengattung aus der Familie der Vipern, bei einigen auch unter dem Namen der Hutschlange aufgeführt. Sie hat lange und bewegliche Halsrippen, vor den andern Zähnen einen unbeweglichen Giftzahn, wie die Wasserschlangen; die Schuppen sind glatt und gewölbt ohne Kiel, auf dem Kopf neun Platten. Die gemeine B. (Naja tripudians *Merr.*, Coluber naja *L.*) ist 4—6 Fuß lang, grau oder bräunlichgelb, unten weiß, auf dem Halse mit einer brillenartigen Zeichnung, welche bisweilen fehlt. Sie hat 187 Bauchschienen und 58 Schwanzpaare. Die B. ist eine der schönsten und merkwürdigsten, aber auch der gefährlichsten Schlangen Ostindiens. Sie hat auf den glatten und glänzenden Schuppen sehr lebhafte Farben; ihr Biß tödtet schnell. Wenn sie gereizt wird, zieht sie die langen Halsrippen vorwärts, wodurch der Hals hinter dem nun sehr klein scheinenden Kopf breit wird und hutförmig gestaltet, daher sie bei den Portugiesen Cobra de Capella heißt. Sie hält sich oft in den Löchern von Eidechsen, Mäusen und Ratten auf. Trotz ihrer Gefährlichkeit wird sie gefangen u. gezähmt zu Gauklerkünsten gebraucht. Man geht nie allein auf die Jagd derselben. Bei dem Fangen nimmt Jemand eine Kohlpfanne mit und erhält immer einen eisernen Nagel im Glühen, um denselben in eine etwa erhaltene Wunde sogleich zu stoßen und sie auszubrennen. Die Furcht vor diesen Schlangen ist in einigen Gegenden, besonders an der Küste von Malabar, so groß, daß man Nahrungsmittel an ihren Aufenthaltsort trägt, um sie von den Wohnungen entfernt zu halten. Die Hindu's bringen ihnen Opfer, ja sie erweisen ihnen in den Tempeln göttliche Ehre. Schleicht sich eine B. in ein Haus, so flüchtet Alles, aber man tödtet sie nicht. Entfernt sie sich nicht gutwillig wieder, so wird ein Brahmane gerufen, der sie durch allerhand Lockmittel unter Zaubersprüchen wegzubringen sucht. Gaukler hingegen richten sie zu allerlei Kunststücken ab und gewöhnen sie wohl gar, unter Gesang zu tanzen. Sie brechen ihr vorher die Giftzähne aus, oder lassen sie wohl auch nur in ein Stück Tuch beißen, damit sie das Gift auf eine Zeitlang entleert. Die Schlangenwurzel (Ophiorrhiza mungos) soll ein Gegengift seyn; doch nur selten wird ein von der B. gebissener Mensch gerettet. Die ägyptische B. (Naja haje *Merr.*, Coluber haje *L.*) wird gegen 2 Fuß lang, hat glatte, gewölbte Schuppen auf dem Rücken und 7 kleine Plättchen um die Augen, ist grünlich, mit kurzen braunen Streifen und kann auch den Hals etwas ausdehnen. Sie hat 204 Bauchschienen und 98 Schwanzpaare, findet sich häufig in Aegypten (wo sie Nescher heißt) und am Vorgebirg der guten Hoffnung u. ist sehr gefährlich. Wenn sie gereizt wird, breitet sie den Hals aus und schießt auf den Feind los. Auch die ägyptischen Gaukler wissen dieses gefährliche Reptil zu zähmen und zu Kunststücken zu dressiren. Durch einen Druck mit der Hand auf den Kopf der Schlange wissen sie dieselbe ganz steif zu machen, daß sie sie wie einen Stock hin und her schwingen können, wie die Zauberer schon zu Pharao's Zeiten thaten. Die alten Aegypter ehrten diese Schlangen als die Beschützer ihrer Felder und bildeten sie häufig ab an beiden Seiten einer Erdkugel. Sie hieß bei ihnen Aspis. Oft dienten sie zum Hinrichten von zum Tode verurtheilten Verbrechern und herkömmlich zum Selbstmorde, da die nächste Wirkung des schnell tödtenden Bisses eine schmerzlose Betäubung seyn sollte und der Glaube allgemein war, daß kein anderes Mittel den Menschen leichter vom Leben befreien könne. Bekannt ist, daß sich auch Cleopatra mit ihrer Hülfe umbrachte.

Brillenthaler, braunschweigsche seltene Schaumünze, unter Herzog Julius 1586 geprägt; der Avers zeigt einen Mann mit Licht, Todtenkopf, Sanduhr und Brille; spätere einen Mann, mit diesen Attributen am Arm, bei einem Pferde stehend. Anlaß und Bedeutung sind unbekannt.

Brilon, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in der preußischen Provinz Westphalen, Reg.-Bezirk Arnsberg, an der Mönne, auf einer Anhöhe gelegen, deren ehemalige Befestigung nun verschwunden ist. Die Stadt hat 6 Kirchen und Kapellen, von denen die uralte Pfarrkirche mit hohem Thurm, früher eine der reichsten Westphalens war u. viele Reliquien besitzt, eine Synagoge, ein Gymnasium, 1820 mit allen Gebäuden des 1652 gegründeten und 1803 aufgehobenen Minoritenklosters beschenkt, und ein Hospital zum heiligen Geist, jetzt Armenhaus. Die 3500 Einwohner ernähren sich durch Bergbau, Hüttenbetrieb, Eisenwaarenhandel, Leinweberei und Ackerbau. B. ist eine der ältesten deutschen Städte und war lange Zeit die erste Hauptstadt des Herzogthums Westphalen. Zu der alten großen Pfarrkirche soll Karl der Große, der sich häufig auf der Ehresburg (2 Meilen davon) aufhielt, 776 den Grund gelegt haben; 1184 wurde die Stadt befestigt und trat später der Hansa bei. Als ein wichtiger Platz des Zwischenhandels kam B. zu blühendem Wohlstand, mit dem es sein bürgerliches Gemeinwesen in solcher Stärke entwickelte, daß es sich der Adel der Umgegend zur Ehre schätzen mußte, das Bürgerrecht der Stadt zu erhalten und zu städtischen Aemtern zugelassen zu werden. Später hatte B. unter den Landständen Westphalens die oberste Stelle in corpore civico. Mit dem Verfall der Hansa sank auch B. und erst in neuerer Zeit hat es sich wieder gehoben.

Brindisi, See- und Hafenstadt in der neapolitanischen Provinz Otranto, auf der östl. Seite des apulischen Sporns, an einem Busen des adriatischen Meers, zwischen zwei Vorgebirgen und der

Flüßchen Masina und Patrico, der armselige Ueberrest des alten, mächtigen Brundusium. Die jetzige Stadt ist ein armseliger Ort mit wenig Verkehr und Handel und kaum 7000 Einw., aber Sitz eines Erzbischofs. Die Festungswerke sind keines Widerstands mehr fähig und der einst berühmte Hafen, der einzige neapolitanische am adriatischen Meere, der sich zur Aufnahme von Kriegsschiffen eignete, von den Römern erweitert, dann von den Venetianern vielfach beschädigt, ist jetzt so versandet, daß nur noch kleine Fahrzeuge einlaufen können. Vor dem Hafen liegt die kleine Insel St. Andrea mit einem Fort. Die Umgegend, die unter fleißigen Händen ein Paradies seyn würde, ist jetzt eine ungesunde Oede. Vgl. Brundusium.

Brindley, James, berühmter englischer Mechaniker, war 1716 zu Tunstead in Derbyshire geboren. Bei der Armuth seiner Aeltern war ihm keine sorgfältige Erziehung vergönnt; fast von aller Schulbildung entblößt, ging er in seinem 17. Jahre zu einem Mühlenbauer in die Lehre und setzte, nachdem seine Lehrzeit verflossen war, das tüchtig erlernte Geschäft auf eigene Faust fort. Sein denkender Geist führte ihn jedoch von der Straße des Gewöhnlichen und Herkömmlichen ab, und der Ruf des wagenden Mannes ward durch glückliche Unternehmungen gesichert. Sein erstes großes Werk war eine Wasserhebungsmaschine, die er 1752 für die Steinkohlenminen zu Clifton in Lancashire errichtete; ebenso gut gelang ihm 1755 zu Congleton in Cheshire die Zusammensetzung einer ganz neuen Seidenspinnmühle. Diese und einige andere Unternehmungen lenkten die Aufmerksamkeit des Herzogs von Bridgewater, der damals den großen Plan seines Kanals in sich trug, auf B.; ihm legte er den Plan, den alle Baumeister Englands für eine Chimäre erklärt hatten, vor. B. nannte ihn ausführbar, und kühn übernahm er die Leitung und Ausführung des ungeheuern Baus. Seit diesem ersten Kanalbau wurde in England kein anderer unternommen ohne B.'s Rath und Beistand. So war der Plan der Wasserverbindung von Bristol und Liverpool, sowie der Plan der Entschlämmung der Docken letzterer Stadt sein Werk, ja, er hatte sogar die Möglichkeit herausgefunden, England und Irland durch eine Schiffbrücke zu verbinden, und würde ohne Zweifel seine ganze Energie der Ausführung dieses Riesengedankens gewidmet haben, wenn seine Lebenskraft nicht den ungeheuren Anstrengungen erlegen wäre. B. † den 17. Sept. 1772 zu Turnhurst in Staffordshire.

Brindschok, wenig bekannte unabhängige Landschaft auf Java, gebirgig und vulkanisch (Berg Kellut), vom Kadiri bewässert. In den Gebirgen leben noch viele sogenannte wilde Stämme, d. h. solche, welche die Religion und Sitten ihrer Vorfahren treu bewahrt haben. Der gleichnamige Hauptort an einem Nebenfluß des Kadiri zählt gegen 6000 Einwohner.

Brinjarries, indische Sektiker, bilden ein Gemeinwesen, erkennen keinen Kastenunterschied an, ziehen als Handelsleute durch das Land und bringen die Produkte der Binnenländer in die Seestädte, um andere Waaren, z. B. Salz, dagegen einzutauschen.

Brinkmann, 1) Karl Gustav von, schwedischer Diplomat, Staatsmann und Dichter, den 24. Febr. 1764 auf einem väterlichen Gute des Kirchspiels Branokirka in der Landeshauptmannschaft Stockholm geboren, studirte nach gründlicher Vorbildung und dem Besuch der Universität Upsala zu Barby, wo damals die herrnhutischen Ansichten in die Pflege der Gelehrten genommen waren, Halle, wo er Schleiermachers Umgang genoß, Leipzig und Jena und wurde nach seiner 1790 erfolgten Rückkehr in die Heimath Legationssekretär bei der schwedischen Gesandtschaft in Dresden, 1794 provisorischer Geschäftsträger daselbst, 1797 Gesandtschaftssekretär u. bald darauf Geschäftsträger zu Paris. Als er am 18. Brumaire gleich andern Diplomaten Paris verlassen mußte, begab er sich auf kurze Zeit nach Wesel u. wurde von da 1801 als Geschäftsträger nach Berlin gerufen, wo er, als sein Monarch den vom König von Preußen erhaltenen Adlerorden zurücksandte und dadurch alle Verbindung mit dem berliner Hof aufhob, als Privatmann lebte, bis er 1806 wieder als außerordentlicher Bevollmächtigter auftreten konnte. Er begleitete den preußischen Hof auch auf seiner Flucht 1807, war 1808—1810 schwedischer Gesandter in London u. kehrte dann nach Stockholm zurück, wo er zum Mitglied des Raths für wichtige Rechtsangelegenheiten und der schwedischen Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. B. † den 10. Jan. 1848. Seine ausgedehnte Korrespondenz führte er bald in englischer, bald in französischer, deutscher, schwedischer und lateinischer Sprache. Seine deutschen Gedichte gab er unter dem Namen Selmar theils in Musenalmanachen und Zeitschriften, theils in einer zu Leipzig von ihm selbst veranstalteten Sammlung von 2 Bändchen, theils zu Paris in einem nur für vertraute Freunde bestimmten Bändchen heraus. Dies und die anonyme Schrift „Philosophische Ansichten und Gedichte" sind die vorzüglichsten seiner deutschen Arbeiten. Sein schwedisches Gedicht „Die Welt des Genies" wurde (1822) von der Akademie der Wissenschaften mit dem ersten Preis, einer goldenen Medaille, gekrönt. Ein franz. Werk: „Histoire des cours du Nord", ist das wissenschaftliche Ergebniß seiner diplomatischen Verhältnisse.

2) Heinrich Rudolf, ordentlicher Professor der Rechte und Oberappellationsgerichtsrath zu Kiel, geb. den 3. Jan. 1789 zu Osterode am Harz, studirte in Göttingen, wurde 1812 daselbst Privatdocent, als welcher er außer einigen Abhandlungen in Oesterley's Magazin im Sinne des französischen Rechtsbuchs schrieb: „Erbfolge nach dem Code Napoléon" (Göttingen 1812), mit einer Vorrede von Hugo über das nothwendige Mißlingen aller Versuche, die kochischen Klassen bei dem Code nachzuahmen. Im Jahr 1813 wurde er Advokat, Procureur beim westphälischen Distriktsgerichts und Assessor des Kriminalhofs, 1814 Advokat beim Oberappellationsgericht zu Celle, 1815 Notarius, 1817 Beisitzer des göttinger Spruchkollegiums, 1819 außerordentlicher, 1822 ordentlicher Professor in Kiel und endlich mit Errichtung des Oberappellationsgerichts daselbst (15. Mai 1834) Rath bei demselben. Ein Schü-

ler Hugo's, gehört B. zur historischen Rechtsschule. Er schrieb: „Ueber den Werth des bürgerlichen Gesetzbuches" (Göttingen 1814), „Abriß der Lehre von den Klagen des römischen Rechts" (das. 1816), „Institutionum juris Romani, quod ad singul. utilitatem spectat libri V" (Göttingen u. Schleswig 1822), „Notae subitaneae vel Gaji Institutionum commentarios" (Schleswig 1821).

Brinvilliers, Marie Margarethe Dreux d'Aubrai, Marquise von, berüchtigte französische Giftmischerin, war die Tochter eines Lieutenants d'Aubrai in Paris und wurde 1651 Gattin des jungen Marquis Gobelin von B., Obersten des Kavalerieregiments der Normandie. Die Ehe, aus Neigung, wenigstens aus dem hohen Wohlgefallen des jungen Mannes an der äußerlichen Anmuth, der graziösen Erscheinung der B., geschlossen, schien so viel Glück bieten zu wollen, als einer Ehe, der die höhere, edlere Basis abgeht, eben möglich ist. Da beging der Marquis die Unvorsichtigkeit, einen seiner Bekannten, den Chevalier Gaudin de St. Croix, einen jungen Offizier, bei seiner Frau einzuführen, während er selbst alle Freiheiten der pariser Sitten genoß. Bald entspann sich zwischen der Marquise und St. Croix ein Verhältniß, das Erstere zu mancherlei Verschwendungen veranlaßte, die Ehre der Familie dem öffentlichen Skandal Preis gab und endlich den Vater der Marquise vermochte, dem Unwesen auf die damals beliebte Weise, durch Einbastillirung des St. Croix, ein Ziel zu stecken. In der Bastille lernte St. Croix den Italiener Exili kennen und wurde dessen Schüler in der Giftmischerei. Die Wachsamkeit der Gefangenwärter, sowie der Mangel an den nöthigen Instrumenten und Stoffen mochte nun wohl Exili verhindern, dem St. Croix mehr als die Anfangsgründe seiner Kunst beizubringen. Als aber Letzterer nach Jahresfrist in Freiheit gesetzt wurde, errichtete er im Hause der B. sein Laboratorium und fesselte diese nun an sich mit Leib und Seele: sie wurde durch ihn Giftmischerin. Ihre ersten Versuche machte sie an Thieren und Kranken, um desto sicherer zu seyn, daß ihr erstes Kardinalverbrechen, der Vatermord, nicht mißlinge. Um aber allen Verdacht von sich fern zu halten, ließ sie, nachdem die Versöhnung mit ihrem Vater gelungen und bekannt genug war, auch eine auffallende Umwandlung in ihrer bisherigen Lebensweise eintreten. Sie mied alle öffentlichen Festlichkeiten, Schauspiele und glänzende Gesellschaften, sie heuchelte die gewissenhafteste Frömmigkeit, ließ sich nirgends als in Kirchen und Krankenhäusern blicken oder in den besuchtesten Bethäusern. Viele Kranke waren bereits von ihrem Gift, das sie ihnen in Biscuits mitleidig tröstend reichte, gestorben; nur an ihrer Kammerfrau wollte es nicht die gehörige Wirkung thun; es untergrub nur ihre Gesundheit, ohne sie zu tödten. Daher verstärkte sie die Dosis und gab sie nun ihrem Vater in einer Tasse Bouillon. Der Greis verschied, ohne daß sein Tod Aufsehen oder Verdacht erregte. Noch standen aber ihrem ungehinderten Umgang mit St. Croix ihre Geschwister in dem Wege. Der frühere Bediente St. Croix', Hamelin, genannt La Chaussée, trat zunächst in die Dienste ihres älteren Bruders, Anton, und als dieser (1667) gestorben war, in die des jüngern d'Aubrai, der jenem 6 Wochen später ins Grab nachfolgte, nachdem er seinem „treuen Diener" La Chaussée noch eine ansehnliche Pension vermacht hatte. Als auch ihre Schwester denselben Weg gegangen war, galt es nur noch ihren Gemahl wegzuräumen, um dem Mordwerk die Sünderkrone aufzusetzen. An ihm aber waren alle Gifte unwirksam, da St. Croix, den bei aller eigenen Verworfenheit gleichwohl vor einer Verbindung mit der B. schauderte, ihrem Gemahl so oft wie möglich Gegengifte beibrachte, so daß dieser, täglich vergiftet und entgiftet, zuletzt beide überlebte. Die Entdeckung dieser Verbrechen wurde auf eine eigenthümliche Weise herbeigeführt. Während nämlich St. Croix mit der Destillation von Giften beschäftigt war, entfiel ihm die Glasmaske, welche er zu tragen pflegte, um die tödtlichen Dünste vom Athem zurückzuhalten. Allen Anzeichen nach sank er augenblicklich um und starb an dem eingesogenen Giftduft. Da nun seine Effekten von den Behörden versiegelt werden sollten, so beeilte sich die Marquise, ein verschlossenes Kästchen für sich in Anspruch zu nehmen, und zeigte dabei so auffallend ängstliche Hast, daß die Behörden den Befehl zur Untersuchung desselben gaben. Man fand es angefüllt mit Giftpaketchen, auf welchen die Wirkung des Inhalts genau angegeben war. Dabei lagen noch verschiedene Papiere, Liebesbriefe der Marquise u. eine schriftliche Versprechung von 30,000 Francs an St. Croix. Sobald die Marquise Nachricht von dieser Entdeckung erhielt, gab sie einem Prokurator Vollmacht, die Vernichtung der Verschreibung vor den Gerichten zu bewirken, u. entfloh nach England. Von da begab sie sich nach den Niederlanden, wo sie sich sicherer geborgen glaubte, wurde aber von den französischen Nachforschern in einem Kloster zu Lüttich entdeckt und mit Genehmigung der Behörden nach Paris abgeführt. Während der Untersuchung zeigte sie sich standhaft, ja sie trat sogar häufig mit frechem Spott auf. Indeß bewog sie doch die Angst vor der Tortur zum Geständniß, und sie beichtete noch mehr, als man bereits aus der „Confession générale" wußte, einem Heft von 16 Blättern, welches man unter den Papieren der B. im Kloster zu Lüttich gefunden hatte und in welchem sich die Marquise selbst anklagt, im 7. Jahre ihre Unschuld verloren, später Brandstiftung getrieben, ihre Brüder und eines ihrer Kinder ꝛc. ermordet zu haben ꝛc. Das Gericht verdammte sie zum Schwert und Scheiterhaufen. Das Urtheil wurde am 16. Juli 1676 vollstreckt. La Chaussée war schon vorher lebendig gerädert worden. Da sich seitdem die Vergiftungsfälle auf eine erschreckliche Weise vermehrten, so ließ Ludwig XIV. einen eigenen Gerichtshof (cours des poisons) für derlei Verbrechen niedersetzen. Scribe wählte die B. und ihr Schicksal zum Sujet einer komischen Oper: „La Marquise de B." (1831).

Brioché, Jean, franz. Zahnarzt, trat um 1680 mit dem ersten Marionettentheater in Frankreich auf, reiste dann mit demselben nach der Schweiz und erregte in Solothurn durch die Bewegungen und besonders die Gespräche seiner todten Figuren ein solches Erstaunen, daß er der

Zauberei angeklagt und verhaftet wurde. Erst nachdem er dem Rathe den Mechanismus seines Theaters gezeigt, erhielt er seine Freiheit und kehrte nach Paris zurück.

Briocus, Heiliger aus dem 5. Jahrh., Bischof zu Brieux in Bretagne, ward seinen Aeltern, strengen Heiden, durch einen Engel vorher verkündigt, weshalb diese nachmals zum Christenthum übergingen. B. steht im Ruf eines großen Wunderthäters und Bekehrers.

Brionische Inseln, drei österr. Inseln an der illyrischen Küste, Kreis Istria, nördl. von Pola, nur von Fischern bewohnt, aber merkwürdig wegen der Marmorbrüche, aus welchen der feste aschgraue Marmor hervorgegangen ist, den Venedigs größte Paläste zeigen.

Brionne, Stadt im franz. Departement Eure, Bezirk Bernay, an der Rille, mit 2500 Einw., welche Viehzucht, Leder- und Baumwollenwaarenfabrikation treiben. Hier wurde 1050 eine der vielen Kirchenversammlungen gehalten, auf welchen der Klerus die Lehren des Berengar (s. d.) durch Verdammung derselben widerlegte.

Brise, ein sanfter, leichter Wind, kühl und periodisch wehend, steigt oft bei stillem Wetter auf und macht sich schon von ferne dadurch bemerklich, daß die Meeresfläche sich zu kräuseln beginnt.

Briseïs, Tochter des Brises, Königs der Leleger, und Gemahlin des Minos, wurde vom Achilles bei Lyrnessus' Zerstörung erbeutet, von Agamemnon diesem entrissen und gab so die Veranlassung zu dem in der Iliade besungenen Streit (Il. I, 392, II, 689, 690, XIX, 91), in Folge dessen sich Achilles von der Theilnahme am ferneren Kampf gegen Troja lossagte.

Brissac, Stadt im franz. Departement Mayenne u. Loire, Bezirk Saumur, am Aubance, mit 1000 Einw. Hier 1067 Schlacht zwischen Gottfried dem Bärtigen und seinem Bruder Fulco dem Zänker. Unter den Herzögen von B. zeichneten sich aus: Charles de Cossé, Graf von B., gewöhnlich Marschall B. genannt, der franz. Truppen in den neapolit. und piemontesischen Kriegen führte und sich in der Schlacht bei Perpignan (1541) hervorthat. Als Befehlshaber der leichten Kavalerie zog er die ersten Edelleute des Reichs und selbst die Prinzen in seine Regimenter und bildete sie zu tüchtigen Kriegern. Eine seiner gerühmtesten Thaten war die Vertheidigung von Landrecy gegen Karl V. (1543). Dreimal schlug er die starke, kaiserliche Macht zurück und vereinigte sich dann mit dem Heere Franz' I. bei Vitry. Später Großmeister der Artillerie von Frankreich, wurde er von Heinrich II. auch zu diplomatischen Sendungen gebraucht und zeigte besonders in den Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser, daß ihm auch die Waffe des Worts zu Gebote stand. Im Jahre 1550 wurde er Gouverneur von Piemont und Marschall von Frankreich und † zu Paris den 31. December 1563. Sein Bruder, Artus de Cossé, Graf von B., vor seiner Erhebung zum Marschall von Frankreich unter dem Namen de Gennor bekannt, leistete Karl IX. wichtige Dienste gegen die Hugenotten, ward als verdächtig, der Partei des Herzogs von Alençon anzugehören, auf Befehl der Katharina von Medicis 1574 gefangen gesetzt und erst nach 17monatlicher Gefangenschaft von Heinrich III. wieder freigelassen. Er † 1582. Der Sohn Charles de Cossé's, Timoléon de Cossé, Graf von B., ward mit dem König Karl IX. erzogen und war dessen Günstling. Er kämpfte in den königl. Heeren gegen die Hugenotten, vertheidigte dann 1565 Malta gegen die Türken und fiel 1569 bei der Belagerung von Mucidan in Perigord. Sein Bruder, Charles de Cossé, Graf von B., gehörte in den Religionskriegen zur Partei des Herzogs von Guise und war namentlich während der Unruhen in Paris sehr thätig. Im Jahr 1594 ward er Gouverneur von Paris, übergab diese Stadt an Heinrich IV., der ihn dafür zum Marschall von Frankreich erhob, und erhielt 1611 von Ludwig XIII. die Würde eines Pairs und Herzogs. Er † 1621. Albert de Grillet, Graf von B., kommandirte unter Ludwig XIV. in der Franche-Comté, ward bei der Belagerung von Mastricht mit Ruhm genannt und † als Generallieutenant 1713. Louis Hercule Timoléon de Cossé, Herzog von B., 1734 geboren, war unter Ludwig XVI. bis zum Pair, Befehlshaber der Schweizer und Gouverneur von Paris emporgestiegen und 1791 Chef der Nationalgarde, ward im September 1792 zu Versailles mit vielen andern gefangenen Adeligen vom wüthenden Pöbel ermordet. Sein Sohn, Timoléon de Cossé, Herzog von B., 1775 geboren, war unter Napoleon Kammerherr der Kaiserin-Mutter, ward von Ludwig XVIII. zum Pair erhoben und † 1847. Gegenwärtiges Haupt der Familie ist sein Sohn, Maria Artus Timoléon de Cossé, Herzog von B., 1813 geboren, vermählt mit Angelique Gabrielle Marie La Lièvre de la Grange.

Brisson, 1) Barnabas, berühmter franz. Rechtsgelehrter und Staatsmann, ausgezeichneter Linguist und Archäolog, war aus angesehener Familie 1531 zu Fontenay le Comte in Poitou, wo sein Vater Lieutenant des königl. Gerichts war, geboren. Nachdem er eine Zeitlang beim Parlament zu Paris advokatorische Geschäfte versehen, in welcher Zeit schon Heinrich III. in Bezug auf ihn äußerte, kein europäischer Fürst könne sich rühmen, solch einen gelehrten Mann zu besitzen, ward er 1575 Generaladvokat beim Parlament und 1583 Präsident à mortier. Heinrich III., welcher ihn zu seinem Staatsrath ernannt hatte und zu den wichtigsten Unterhandlungen, unter andern als Gesandten am englischen Hofe, gebrauchte, übertrug ihm 1587 die Redaktion der unter seiner und seiner Vorfahren Regierung erschienenen Gesetze, welche schon nach 3 Monaten gesammelt und geordnet unter dem Namen Code du roy Henri III veröffentlicht wurden. Als 1588 Heinrich III., durch die Ligue und den Aufruhr der Pariser zur Flucht gezwungen, das Parlament nach Tours berief, blieb B. in der Hauptstadt zurück und ließ sich unter der Herrschaft der Sechzehn an die Stelle Achilles de Harlay, welcher in die Bastille wandern mußte, zum ersten Präsidenten wählen. Verdächtig geworden, weil er zu nachsichtig gegen angeklagte Parteigänger des Königs war, vielleicht auch

weil ein Gerücht von seiner heimlichen Protestation auftauchte, ward er am 15. Nov. 1591 auf dem Wege nach dem Parlamentsgebäude aufgehoben und ohne Weiteres im Gefängniß Petit-Chatelet aufgehängt. Sein Leichnam wurde auf dem Greveplatze mit der Inschrift aufgestellt: „Barnabas B., Oberhaupt der Ketzer u. Staatsverbrecher". Seine vorzüglichsten Werke sind: „De verborum quae ad jus pertinent significatione libri XIX" (Lyon 1559, vermehrt von Tabor und Itter, 1683 und 1721, am besten herausgegeben von Heineccius unter dem Titel: Dictionarium juridicum, in quo de verborum significatione opus in meliorem ordinem redactum etc., Halle 1743, hierzu J. Wunderlich, Additamenta ad Briss. opus, Hamburg 1778, u. A. W. Cramer, Supplement, Kiel 1813); „De formulis et solemnibus populi romanorum verbis libri VIII" (Paris 1583, zuletzt von Bach, Leipzig 1754); „Selectarum ex jure civili antiquitatum libri IV" (Antw. 1588); „De veteri ritu nuptiarum et jure connubiorum" (Paris 1564); „De regio Persarum principatu libri III" (das. 1580, zuletzt mit Noten von Silburg und Lederlin, Straßburg 1710) u. A. m., welche alle in den „Operibus minoribus Brissonii" (Paris 1606, Leyden 1717) enthalten sind.

2) Mathurin Jacques, ein vorzüglich um die Physik und zoologische Physiologie verdienter französischer Naturforscher, am 30. April 1723 zu Fontenay le Peuple in Poitou geboren, ward als Schüler Réaumurs, über dessen Kabinet er die Aufsicht führte und an dessen Untersuchungen er thätigen Antheil nahm, bald Professor der Physik am Kollegium Navarra zu Paris und leitete die Errichtung der Blitzarbeiter, die damals noch eine neue Erfindung waren. Später Mitglied der Akademie der Wissenschaften und nach deren Auflösung während der Revolutionsepoche Mitglied des Nationalinstituts, entfernte er sich selbst in den sturmvollsten Zeiten nie vom Gebiete der Wissenschaft und erhielt 1795 die Professur der Physik an den Centralschulen und am Lyceum Bonaparte. Er † den 23. Juni 1806 zu Broissi bei Versailles. B.s Hauptstärke war die Ornithologie, die er durch die Beschreibung von 320 neuen und die bisher noch nicht gesehene Abbildung von 350 Vögeln, bei deren Systematisirung er die linné'sche Klassifikation modificirte, bereicherte. Seine „Ornithologia s. synopsis methodica sistens avium divisiones" (Paris 1760, 6 Bde., mit 261 Kpfrn., auch mit franz. Text) beschreibt 1500 Arten von Vögeln und enthält 500 Abbildungen, war also vor Buffons „Histoire des oiseaux" das vollständigste Werk dieser Art. Sein Werk über die specifische Schwere der Körper: „Pésanteur specifique des corps" (1787, deutsch mit Anmerkungen von Blumhof und Zusätzen von Kästner, Leipzig 1795) wird von den französischen Physikern ein klassisches genannt. Am besten wurde sein Lehrbuch der Physik für die französischen Centralschulen aufgenommen; es erlebte italienische, spanische und russische Uebersetzungen. Außerdem sind noch beachtenswerth: „Dictionnaire raisonné de physique" (1781, umgearbeitet Paris VIII [1800], 2 Bde., mit kol. Kpfrn.) und „Le règne animal divisé en neuf classes" (Paris 1756, lat. von Allamund, Leyden 1762).

Brissot, 1) Pierre, franz. Arzt, 1478 zu Fontenay le Comte geboren, versuchte zuerst, auf hippokratische Weise zur Ader zu lassen, mit glücklichem Erfolg, ward aber deshalb von den Freunden des Herkömmlichen so stark angefeindet, daß er Frankreich verließ, um in Spanien, wohin er sich zunächst begab, und dann in Portugal ebenfalls glücklich zu operiren und hartnäckige Gegner zu finden. In Portugal bekämpfte ihn besonders der Leibarzt Dionys, der seine Lehre mit einem Folianten zu erdrücken suchte, während man in Spanien sogar die weltliche Macht aufforderte, die neue Ketzerei zu vernichten. Gegen Dionys schrieb B. seine vortreffliche „Apologetica disceptatio de vena secanda in pleuritide" (Paris 1525, Basel 1529), nach B.s 1522 erfolgtem Tod herausgegeben von Luceus aus Evora, wo B. seine letzte Zeit zugebracht hatte.

2) Jean Pierre, franz. Revolutionsmann, zu Quarville, einem Dorfe bei Chartres, am 14. Januar 1754 geboren, daher auch B. de Ouarville oder Warville genannt, war der 13. Sohn eines Gastwirths und trat nach Vollendung seiner Studien in die Dienste eines Prokurators, bei dem auch Robespierre arbeitete. Bald aber widmete er sich der schriftstellerischen Laufbahn, erwarb sich durch sein erstes Werk „Théorie des lois criminelles" den Beifall Voltaire's und d'Alemberts und machte durch seine „Bibliothèque des lois criminelles" seinen Namen auch in weiteren Kreisen bekannt. In London begann er darauf unter dem Titel „Lyceum" eine gelehrte Zeitschrift, in welcher er die Früchte der ausgezeichnetsten Geister aller Nationen zu koncentriren gedachte. Aus Mangel an Unterstützung mußte er jedoch das Unternehmen aufgeben, worauf er nach Paris zurückkehrte. Wegen eines Pamphlets (vom Marquis von Pelleport), für dessen Verfasser man ihn hielt, kam er 1784 in die Bastille und ward erst nach 4 Monaten auf Betrieb des Herzogs von Orleans wieder freigegeben. Mit Clavière gab er dann unter Mirabeau's Namen mehre beifällig aufgenommene Schriften über die Finanzen heraus, trat in die Kanzlei des Herzogs von Orleans und sollte wegen des in derselben vorbereiteten Komplots, das im Parlament ausbrach, verhaftet werden, als er, noch zeitig genug davon benachrichtigt, nach London floh, wo er sich in die Gesellschaft für Abschaffung des Negerhandels aufnehmen ließ. Nach Frankreich zurückgekehrt, gründete er hier 1788 einen ähnlichen Verein unter dem Namen „Société des amis des noirs", in dessen Auftrag er nach Nordamerika ging. Auf die Nachricht von dem Aufwallen revolutionärer Bewegungen in Frankreich eilte er nach Paris zurück, wo er 1789 ein Journal, „Patriote français", herausgab, das aber bald der Mittelpunkt der ersten Freiheitsmänner und ihrer Ideen wurde, ihm aber auch Feinde und gehässige Beschuldigungen, besonders die der Unehrlichkeit und Untreue, zuzog. Ohne in die Nationalversammlung gewählt zu seyn, ward er doch bei Entwerfung der Konstitution wiederholt als Autorität angezogen, dann aber trotz des heftigsten Widerstands des

Hofs von der pariser Gemeinde für die Nationalversammlung gewählt, wo er bald entscheidenden Einfluß gewann, aber auch so sehr den Haß des Hofs und der Reaktionspartei auf sich zog, daß man für alle Anhänger der Reform den Spottnamen Brissotin erfand, der später gleichbedeutend mit dem Namen der Girondisten wurde. Im Konvent, für den er vom Departement Eure und Loire gewählt wurde, widersetzte er sich sowohl den Septembristen, als dem Prozesse und der Verurtheilung des Königs, für dessen Tod, aber mit der Appellation an das Volk, er stimmte. Als Ludwig XVI. sein Urtheil vernahm, rief er aus: „Ich glaubte, B. würde mich gerettet haben." Er drang nachdrücklich auf Krieg gegen das Ausland, bewirkte die Absetzung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Delessart, der für den Frieden war, und brachte an dessen Stelle den General Dumouriez, worauf der Krieg an Oesterreich (20. April 1792) erklärt wurde. Auch die Kriegserklärung an England und Holland (1. Februar 1793) wurde vornehmlich auf seinen Betrieb ausgesprochen. Robespierre, anfangs sein Verbündeter, erklärte sich gegen ihn als einen Feind des Volkes und Verräther des Vaterlands, erst weil er zum Krieg rieth, der damals Robespierre gefährlich schien, dann weil er an Dumouriez' Abfall Antheil genommen haben sollte, noch mehr wegen seiner Abstimmung im Prozeß gegen Ludwig XVI. und weil er sammt seiner Partei auf eine föderalistische Verfassung der Republik hinstrebte. Als daher am 31. Mai und 2. Juni 1793 die Girondisten gestürzt wurden, war auch sein Sturz entschieden. Zwar entfloh er; aber zu Moulins wurde er ergriffen und darauf zu Paris am 31. Okt. 1793 hingerichtet. Von seinen vielen Schriften nennen wir: „Théorie des lois criminelles" (1780, 2 Bde.); „Bibliothèque philosophique du legislateur, du politique, du jurisconsulte" (Paris 1782—86, 10 Bde.) „Nouveau voyage dans les Etats-Unis de l'Amerique septentrionale, fait en 1788" (1791, 2 Bde.). B.s Memoiren: „Legs à mes enfants", während seiner letzten Haft geschrieben, edirte sein Sohn (Paris 1830, 4 Bde.).

Bristol, 1) Hauptstadt der gleichnamigen, nur die Stadt B. mit ihrer Markung umfassenden englischen Grafschaft, an Größe und Reichthum die zweite Stadt Englands, erhebt sich auf einer Halbinsel, welche durch den Zusammenfluß des Froome u. des schiffbaren Avon gebildet wird, eine Meile vor deren Mündung in die Saverne, 2 Meilen vom Meer u. 27 Meilen von London. Ueber den Avon, der mit der Fluth um 40 Fuß steigt und Schiffe von 1000 Tonnen Last trägt, wölbt sich majestätisch die große Brücke, durch deren Bogen die größten Schiffe mit vollen Segeln passiren können. Mit den Vorstädten St. Michaels Hill und Kingsdown im Norden, College Green im Westen und Redcliffe Hill im Süden, von denen besonders letztere durch herrliche Straßen und Gebäude hervorglänzt, breitet sich B. über eine Fläche von 1500 Acres aus u. hat ungefähr 7 (engl.) Meilen im Umfang. Die Altstadt ist, wie die meisten alten Städte, düster, krumm, eng und winkelig; die Straßen bestehen großentheils aus hölzernen und von Fachwerk aufgeführten Häusern und unter den öffentlichen Plätzen fällt keiner durch Größe oder Regelmäßigkeit angenehm ins Auge. In der Neustadt und den Vorstädten zeigen sich dagegen alle Vortheile der geschmackvolleren und zweckmäßigeren Bauart neuerer Zeit. Die öffentlichen Plätze sind groß u. freundlich, die Gebäude, öffentliche wie private, aus Quader- oder Backsteinen errichtet, ja, eine Parlamentsakte hat sogar die Anwendung jedes anderen Baumaterials untersagt; Straßenpflaster u. Brunnen sind im besten Zustand. Die sämmtlichen Straßen und Gassen, Plätze, Höfe, Kaien u. Tweeten, über 600 an der Zahl, haben Nachts die trefflichste Gasbeleuchtung. Unter den 18 Kirchen und 40 Kapellen und Bethäusern ragen hervor: die alte gothische Kathedrale, 173 F. lang, 128 breit, an der Westseite mit einem 130 Fuß hohen Thurm, mit schönen Denkmälern (vergl. Britton, History and antiquities of B. cathedral, London 1830), die aus der Geschichte des unglücklichen Th. Chatterton bekannte Kirche St. Maria Redcliffe, in der Vorstadt Redcliffe Hill, eine der schönsten in England, 1292 von Simon von Burton gegründet und 1376 vollendet, u. die Lordmayors-Kapelle. Von den weltlichen Bauwerken zeichnen sich aus: der prachtvolle bischöfliche Palast, die 1760 erbaute Börse in der Kornstraße, ein prachtvolles Gebäude in griechischem Style, das Rathhaus, dessen Bau nur in den Jahren 1803—1809 gegen 600,000 Pfund Sterling kostete, 1826 vollendet, die Comercial Rooms, ein nach Lloyds in London errichtetes Kaffeehaus, mit prächtigem jonischen Portikus und geschmückt mit drei kolossalen Statuen, darstellend die Stadt, die sich auf Schifffahrt und Handel stützt, das Theater, welches Garrick hinsichtlich seiner Dimensionen für das vollkommenste erklärte, das Bristolinstitut für Wissenschaft, Kunst und Literatur, die Bristolbibliothek, das Museum, das Kaufhaus, der Bazar und die Arkaden, das Zollhaus, Gefängniß und die Hauptgebäude der Wohlthätigkeitsanstalten. Die geistige Bildung wird gepflegt u. gefördert durch die auf Subskription gegründete u. 1829 eröffnete Universität, das pneumatische Institut für Physiologie u. Arzneikunde, ein Gymnasium, eine Marineschule und viele andere Schulen, ein literarisches Institut und eine Bibliothek von 15,000 Bänden. Unter den 32 Hospitälern verdienen besondere Erwähnung: das Hospital Queen Elisabeth, für 100 Knaben; Colstons Hospital, für 100 Knaben, die bis zur Lehrzeit darin erhalten werden; ein von Colston gegründetes Hospital für 24 alte männliche und weibliche Personen; ein von Colston und der Kaufmannschaft gemeinschaftlich errichtetes Hospital für alte Diener und Arbeiter beider; das große Krankenhaus, die erste reguläre Provinzialanstalt der Art in ganz England, durch jährliche Subskriptionen und Schenkungen erhalten, die Menschen aller Nationen, Farben, Sprachen und Glaubensbekenntnisse, an welchen Gebrechen sie auch leiden mögen, ohne Aufschub und ohne besondere Empfehlung aufnimmt. Außer diesen sind noch das Blindenasyl, eine Brunnenanstalt, ein Besserungshaus für verirrte Mädchen, mehre Gesellschaften, welche Wohlthätigkeitszwecke verfolgen, wie die Samaritan-

Society, die Marine-Societät zur Erziehung armer Matrosenknaben, die Societät zur Vertheilung von Hemden ꝛc. an Wöchnerinnen zu nennen. B. ist der Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Canterbury steht. Sein Bezirk umfaßt 236 Kirchspiele, seine Einkünfte belaufen sich auf 18,000 Gulden. Die Privilegien der Stadt schreiben sich von 1372 her; sie hat einen eigenen Magistrat mit einem Mayor und ist in 12 Quartiere getheilt. Die Zahl der Einwohner mit denen der Vorstädte beträgt 150,000, die sehr mannigfaltige und ausgezeichnete Fabriken betreiben, darunter besonders zahlreiche Glashütten, die namentlich auch geschliffene Glaswaaren von vorzüglicher Güte liefern, Zuckerraffinerien, große Brennereien, berühmte Seifensiedereien u. die beträchtlichsten Messingwerke Englands. Man verfertigt ferner Farben, Vitriolsäure, Papier, lakkirtes Blech, Draht, Schrot, das berühmte bristoler Leder, ausgezeichnetes Sattler- und Riemerzeug, wollene Zeuche, Teppiche, seidene Spitzen, Twist, Segeltuch ꝛc. und unterhält überhaupt zahlreiche Industrieanstalten, die durch den Ueberfluß der vortrefflichen hiesigen Steinkohlen sehr begünstigt werden. Die Eisenhütten der Nachbarschaft liefern in großer Menge grobe Eisenwaaren auf die europäischen Märkte, und die nahen Fabrikorte Bradford und Trowbridge die schönsten Tuche und Kasimire in England. Bekannt sind die bristoler Steine od. Diamanten, unächte Edelsteine, die sich in der Nähe von B. finden. In kommercieller Bedeutung stand B. lange Zeit nur London nach. Im Verlaufe des verflossenen Jahrhunderts aber trat ein Stillstand ein, B. wurde von Liverpool weit überflügelt und steht jetzt sogar Hull nach. Besonders hat der Binnenhandel B.s bedeutend gelitten, seitdem durch die außerordentliche Vermehrung und Verbesserung der Kanäle die Güter u. Waaren von Liverpool u. London dem inneren Lande in großer Menge und ohne große Kosten zugeführt werden können. Erst nachdem der neue Kanal (Bristolkanal), über welchen 2 eiserne Brücken führen, die größten Schiffe bis an die Kaien der Stadt bringt und ihnen im Avon ein Hafenbassin geöffnet ist, welches gegen 1000 Fahrzeuge fassen kann, gelangte wenigstens B.s Seehandel wieder zu umfassenderer Ausdehnung. Gegenwärtig ist B.s Handel äußerst lebhaft u. ausgebreitet, besonders mit Irland nnd Westindien, und seit der Freigebung des Handels nach Ostindien auch dahin. Die Schifffahrt wird durch 300 eigene Schiffe unterhalten, wovon ein Theil zur Neufoundlandfischerei verwendet wird. Der Unternehmungsgeist der Bristoler ist augenscheinlich nichts weniger als herabgestimmt, dafur zeugen sowohl die großartigen Kanal- und Hafenbauten, als manche ihrer sogleich tüchtig angefaßten Spekulationen. Unterstützt u. erleichtert wird der Handel durch 7 Banken, mehre Assekuranzgesellschaften, 2 Wochen- und einige Jahrmärkte. Eisenbahnen führen nach Birmingham und London (35½ Meilen). In der reizendsten Vorstadt B.s, in Clifton, sind die berühmten heißen Mineralquellen, Hot-Wells genannt. Sie haben 72—76° Fahrenheit und eine specifische Schwere von $1_{,00077}$, sind kalischsalinischer Natur, enthalten vorzüglich freies und kohlensaures Natron, kohlensaure Erde, vollkommene Neutralsalze und werden gegen alte Brust- und Nervenleiden, Stein, Durchfälle und Störungen der Menstruation mit Erfolg gebraucht. Die Lage der Bäder am Avon, da wo er von den majestätischen Felsenmassen von St. Vincent umschlossen ist, gehört zu den schönsten in England. Die Kuranstalten sind mit englischem Reichthum angelegt und vortrefflich. Das Wasser des Gesundbrunnens kommt als bristoler Wasser (Bristolwater) weit in den Handel. In der Nähe liegt Wells, des Bischofs von B. gewöhnlicher Wohnsitz, sowie der Landsitz Lord Cliffords, Kingsweston. B. ist der Geburtsort der Dichter Thomas Chatterton u. Coleridge u. Robert Southey's. B., von den alten Briten Caer Brito, von den Sachsen Brightstow genannt, soll im 4. Jahrhundert v. Chr. gegründet worden seyn, welcher Angabe aber der Umstand widerspricht, daß die Römer keine Städte in Britannien vorfanden. Um 430 n. Chr. wird es von Gildas als befestigter Platz angeführt. Am Ende des 11. Jahrhunderts hielt man daselbst schon bedeutende Sklavenmärkte. Im 12. Jahrhundert erhielt es größeren Umfang und neue Befestigung, u. A. ein festes Schloß. Letzteres diente bisweilen zum Staatsgefängniß, worin unter Andern König Stephan von der Königin Mathilde 1141 nach der Schlacht bei Chester gefangen gehalten wurde. Oliver Cromwell ließ es niederreißen. Unter Heinrich II. galt B. bereits für eine der mächtigsten Städte Englands und unter Heinrich VIII. wurde es Sitz eines Bischofs. Seinen höchsten Aufschwung verdankte es der Schiffbarmachung des Avon (1727). Am 18. Oktober 1831 wurde B. der Schauplatz eines drohenden Aufruhrs, veranlaßt durch den Einzug des Parlamentsmitglieds S. Ch. Wetherell, der von den Parlamentssitzungen zurückkehrte, in welchen er gegen die Reformbill gesprochen und gestimmt hatte. Die reichsten Stadttheile standen in Gefahr, der Zerstörungs- und Plünderungswuth des Pöbels zu erliegen. Die Kämpfe in den Straßen hatten schon Hunderte von Opfern gekostet, drei Gefängnisse, das Gemeindehaus und der bischöfliche Palast, das Zollhaus und mehre andere Gebäude waren demolirt und beraubt, und schon drohten zahlreiche Massen von unzufriedenen Fabrikarbeitern der Umgegend das Gesindel der Stadt zu vermehren und die Verwirrung zu vollenden, als endlich am 31. Oktober starke Truppenabtheilungen und das Zusammentreten der Bürger die Ruhe wieder herstellten. Den angerichteten Schaden schätzte man auf 300,000 Pfund Sterling. Vergl. Corry und Evans, History of B., 2 Bde., Bristol 1816.

2) Stadt im nordamerikanischen Staat Rhode-Island, an der Ostseite der Bristolbai, hat 2 Kirchen, eine Akademie, eine Post und 4 Banken, einen Hafen (4—6 Faden tief), starke Rhederei und über 6000 Einwohner. Im Oktober 1775 erlitt die Stadt ein heftiges Bombardement von einem britischen Geschwader unter Kapitän Wallace. — 3) (Neubristol), Hauptstadt des Kantons Bucks im nordamerikanischen Staat Pennsylvanien, in schöner Gegend,

am Delaware, mit Rathhaus und 3000 Einwohnern. Berühmt und vielbesucht ist B. wegen seines Stahlbrunnens und seiner warmen und eisenhaltigen Quellen. — 4) Stadt im Kanton Harford im nordamerikanischen Staat Connecticut, am Poquahoc, mit 3000 Einwohnern, die Bergbau auf Kupfer treiben.

Britanniabrücke, eines der großartigsten Bauwerke der neuesten Zeit, führt über die Menai-Meerenge zwischen England und der Insel Anglesea. Der ursprüngliche Plan des Baumeisters, des englischen Ingenieurs Robert Stephenson, war eine Brücke von zwei gußeisernen Bogen, die in der Mitte der Meerenge auf dem dort emporsteigenden Britanniafelsen aufliegen und in der Mitte eine lichte Höhe von 116, an den Widerlagern von 15 Fuß haben sollten. Die Kommissäre der Admiralität verwarfen diesen Plan, denn sie verlangten, daß jeder der Bogen statt der von Stephenson projektirten Weite von 350 Fuß eine solche von 450 Fuß haben und das Ganze an allen Orten 105 Fuß hoch über das Wasser sich erheben solle. Stephenson projektirte nun ein ganz neues System, das sich auf die bekannte Steifigkeit der Röhren gründete. Mehre Versuche ergaben, daß schmiedeeiserne Röhren mit kreisförmigem Querschnitt bei einer Belastung von 35½—56 Tonnen an der untern Seite zerrissen, elliptische Röhren bei gleicher Belastung an der andern Seite. Diese Erfahrung leitete Stephenson auf die Anwendung viereckiger Röhren, denen er an den obern und untern Wänden eine Verstärkung gab. In der Septembersitzung von 1846 der British Association for the Advancement of Science legte er diesen Plan zur Prüfung vor. Das Urtheil der Mitglieder der mechanischen Sektion war ein sehr verschiedenes. Während Scott Russel sein Urtheil dahin abgab, die Solidität der Röhren unterliege so wenig einem Zweifel, daß der Erbauer nur darauf seine Aufmerksamkeit zu richten habe, wie er mit einem möglichst geringen Aufwande von Metall sein Ziel erreiche, erklärte Hodgkinson, ihm schwindele bei dem Gedanken an einen solchen Plan und er fühle einiges Entsetzen. Fairbairn bezweifelte die Ausführbarkeit, da der Seitendruck des Windes mit 50 Pfund auf dem Quadratfuß laste und für das ganze Werk 300 Tonnen betrage. Andere machten auf die starke Vibration, durch die durchgehenden Eisenbahnzüge veranlaßt, aufmerksam und riethen, diese Vibration dadurch zu schwächen, daß man die Schienen auf vulkanisirtes Gummi lege. Auch die Einwirkung von Hitze und Kälte kam zur Sprache, doch war der Eindruck im Ganzen ein günstiger, und man einigte sich dahin, daß die Hängeketten wegbleiben könnten. Die ferneren Versuche, die Stephenson anstellte, lieferten ein so günstiges Resultat, daß er eine kleinere Brücke auf der Eisenbahn der östlichen Grafschaften nach seinem System ausführte und, nachdem auch diese sich bewährt hatte, zur Ueberbrückung des Conway an einer Stelle schritt, wo derselbe eine Breite von nur 394 Fuß hat. Nachdem die Probefahrten die Haltbarkeit der Conwaybrücke dargethan hatten, schritt Stephenson zur Ueberbrückung der Menaimeerenge. Dieser Riesenbau erhebt sich eine englische Meile nördlich von der telfordschen Kettenbrücke. In der Mitte des Meerarmes liegen die Britanniaklippen, und auf diesen erhebt sich der Mittelpfeiler 230 Fuß hoch, 62 lang und an der Basis 52 breit. Es sind in ihm 148,625 Kubikfuß Kalkstein und 144,685 Kubikfuß Sandstein vermauert, die zusammen etwa 400,000 Centner wiegen; dazu kommen noch 7750 Centner Guß- u. Schmiedeeisen in Form von Ankern, Fundamentalplatten und Verstärkungen aller Art. Je 460 Fuß von diesem Mittelpfeiler entfernt erheben sich auf Ausläufern derselben Britanniaklippen zwei andere Pfeiler, die zusammen mit dem Mittelpfeiler den mittleren Theil der Röhre tragen. Diese haben ebenfalls 62 und 52 Fuß Basis, aber nur 190 Fuß Höhe; jeder dieser Pfeiler enthält zu seiner Verstärkung 4400 Centner Guß- und Schmiedeeisen. Weitere 230 Fuß von diesen Seitenpfeilern entfernt stehen die Schlußmauern des Bahndammes, welche mit dem übrigen Mauerwerk und den drei Pfeilern in der See zusammen die ungeheure Masse von 1½ Millionen Kubikfuß sorgfältig gearbeiteten Mauerwerks enthalten. Dieser Bau ist durch 4 Löwen aus Kalkstein in liegender Stellung von 25 Fuß Länge u. 12 Fuß Höhe geschmückt. Die 4 Oeffnungen zwischen dem Mauerwerk, welche zu überbrücken sind, haben mit diesem zusammen eine Gesammtlänge von 1136 engl. Fuß; die Länge eines der Mittelrohre beträgt 482 Fuß, worin 2mal 6 Fuß für die Auflage an jedem Ende enthalten sind; die größte Höhe in der Mitte beträgt 30 Fuß, an den Enden nur 22 Fuß. Das gesammte Mauerwerk der Brücke war für 130,000 Pfd. Sterling in Akkord gegeben, kostete aber wegen unvorhergesehener Hindernisse und Schwierigkeiten 200,000 Pfund. Die Gesammtkosten der Brücke sind auf 600,000 Pfund Sterling (6 Millionen Gulden Konventionsmünze) veranschlagt. Am 6. Oktober 1849 fuhr zuerst das Dampfschiff „Fairy" mit seinem 58 Fuß hohen Mast unter der Brücke hin.

Britannicus, 1) Beiname des Kaisers Claudius (s. d.). — 2) Claudius Tiberius B. Cäsar, geboren 41 n. Chr., Sohn des römischen Kaisers Claudius und der ersten Gemahlin desselben, Messalina, verlor durch seine Stiefmutter Agrippina den Thron und durch seinen Stiefbruder Nero das Leben. Agrippina nämlich brachte es als zweite Gemahlin des Claudius dahin, daß ihr leiblicher Sohn Nero vom Kaiser Claudius adoptirt und über den B. erhoben, dann nach Claudius' Tode (54 n. Chr.), den sie durch Gift beschleunigt hatte, von den Prätorianern auf den Thron erhoben wurde. Nero schonte zwar anfangs das Leben des B., beobachtete ihn aber mit Argwohn und umspann ihn mit Arglist. Später, als er sich mit seiner Mutter entzweit hatte und diese ihm zu erkennen gab, sie könne ihn stürzen und den B. erheben, hielt er dessen Tod für nothwendig. Er ließ ihm daher durch Sklaven, mit denen er ihn umringt hatte, heimlich Gift beibringen. Als dieses nicht wirkte, ließ er ein stärkeres Gift bereiten und dieses bei einem Festmahle, dem er selbst beiwohnte, in einem Tranke seinem Stiefbruder reichen. Kaum hatte B. aus dem ihm dargebotenen Becher getrunken, als er todt zu Boden sank. Nero be-

schwichtigte den Schrecken der Anwesenden, indem er ihnen zurief: „ein Anfall der fallenden Sucht habe den B. ergriffen und bald werden dessen Lebensgeister zurückkehren". Die Leiche desselben ließ er schnell entfernen und in der folgenden Nacht auf dem Marsfelde, doch ohne Gepränge, verbrennen.

Britannien, im weitern Sinne die **Inseln** Albion (England mit Schottland) und Jerne oder Hibernia (Irland), daher auch Britanniae oder Britannicae Insulae. Ihr Name stammt von dem ihnen eingebornen Volk Brython (wie sich dessen Ueberbleibsel in ihrer gälischen Sprache noch selbst nennen), nicht, wie Manche wollen, aus dem Phönicischen. Ihre Lage und Gestalt war den Alten lange dunkel; denn die Phönicier, welche sie des Zinnes wegen besucht haben mögen, hatten wahrscheinlich bloß einzelne Landungsplätze, wo sie ihre Handelsartikel eintauschten, ohne sich um geographische Verhältnisse weiter zu bekümmern. Bei den Griechen finden wir gleichfalls nur dunkle Gerüchte über sie; Orpheus (Argon. 1171) spricht von den jernischen Inseln, Herodot (III, 115) von den Zinninseln, unter denen man auch die Scilly-Inseln versteht. Pytheas, welcher nach Strabo und Plinius bis Thule und in die Ostsee geschifft war und B. zur Hälfte umsegelt hatte, gab zuerst mit Gewißheit an, daß es eine Insel sey, und wahrscheinlich rührt auch von ihm die den Alten geltende, freilich zu übertriebene Bestimmung ihrer Größe und die ihrer dreieckigen Gestalt her. Von ihrer Lage, sowie von den Richtungen der westlichen Küsten Spaniens, Galliens u. Deutschlands hatte man wunderliche Begriffe: B. sollte, parallel mit den Küsten dieser Länder laufend, gegen Osten Germanien, gegen Süden Gallien u. gegen Westen Hispanien zu Nachbarn haben. Ihre Gestalt verglich endlich Livius einer Scutula u. Bipennis, nachdem schon Aristoteles (De mundo, 3) 2 britannische Inseln unterschieden hatte, von denen eine Albion, die andere Jerne heiße, womit Plinius (IV, 16) übereinstimmt, welcher beide „Britanniae", das eigentliche B. aber Albion nennt. Irland (Jerne, Bergion, Nerigos, Hibernia) blieb den Alten ganz unbekannt; Strabo berichtet nur, daß dort Menschenfresser hausen, u. Mela, daß reichliches Gras dort wachse. Erst durch die Eroberungen der Römer unter Claudius und die von Agricola unternommene Umschiffung wird B.s Geographie vorzüglich in Bezug auf Umfang, Gestalt und Lage heller. Das **Klima** des südlichen Theils galt schon den Römern für gemäßigt und mehr feucht, als kalt, der Boden war fruchtbar, so daß es die Kornkammer des nördlichen Galliens wurde. Als Hauptprodukte nennen sie außer Getreide zahlreiches Vieh und Wild, Zinn; auch Perlen, doch von nicht bedeutendem Werth, sollen gesammelt worden seyn. Die **Bewohner**, Britanni, Brittonnes, welche sich bis zu den Meerbusen Clota und Bodotria erstreckten, werden schon von Cäsar, dem Strabo, Mela, Tacitus und Dio Cassius beistimmen, mit den Galliern in Stammverwandtschaft gesetzt, also für ein celtisches Volk gehalten, während man den Kaledoniern im heutigen Schottland mit Unrecht germanischen Ursprung beimaß. Sie gehören mit Hibernern und Britannen nach Religion, Sitte, Lebensart u. a. Gebräuchen zu dem großen celtischen Volksstamm, dessen Zweige natürlich ebenso gut in Sprache und Religion von einander abweichend seyn konnten, wie germanische Stämme im Hochland, in den Niederungen und Skandinavien, wie Irokesen und Delawarer in Nordamerika. Die Religion der Celten war in B. am treuesten aufbewahrt, und die **Druiden**, im Besitz der geheimen Wissenschaften, hatten nicht nur hier ihre höchste Macht, sondern waren auch nach Cäsar (413) die Lehrer in den Religionsgeheimnissen für die Celten des Festlandes. Die Britannier kleideten sich in Thierfelle und bemalten sich das Gesicht, die Kaledonier tättowirten sogar den ganzen Körper; im Kriege bedienten sie sich neben Reitpferden auch der Streitwagen (Esseda). Ihre Lagerplätze in Wäldern pflegten sie mit Wall und Graben zu umgeben, was Cäsar ihre Städte nennt. Nach Cäsar und Dio Cassius hatten sie ihre Weiber gemeinschaftlich, was nicht so unglaublich erscheint, wenn man hört, wie rücksichtslos die Esthen noch jetzt unter einander und vor einander der Liebe pflegen. Die wichtigsten der einzelnen Völkerschaften waren: **im eigentlichen B.**: die **Trinobanten** auf der rechten Seite der Themse (Tamesis), die **Silures** in Südwales, die **Ordovices** in Nordwales, die **Briganten**, das ausgebreitetste Volk im jetzigen Northumberland, Cumberland, Westmoreland, Lancashire, Durham und Yorkshire, die **Elgoven** an den Flüssen Dee und Nith; am nördlichsten die **Mäaten** in den jetzigen sogenannten Lowlands zwischen den Meerbusen Clota und Bodotria; **in Kaledonien**: die **Venikonten**, **Carnoraken** und **Vakomagen**; **in Hibernien**: die **Briganten**, **Managier** und **Kauken**. Städte, sowie politische Eintheilung erhielt das Land erst durch die **Römer**. Die erste und zweite Unternehmung derselben gegen B. geschah, wiewohl mit keinem nachhaltigen Erfolg, durch Cäsar. Unter Claudius (43) wurde ein Theil der südlichen Küste erobert und die Eroberung durch die gewöhnliche Politik der Römer befestigt und erweitert, indem dieselben die Händel der Völkerschaften benutzten, als Bundesgenossen und Beschützer auftraten und sich für ihre Bemühungen einen kleinen Tribut bezahlen ließen. Die bedeutendste Empörung erregte **Boodicea**, die mächtige Königin der Briganten, als Suetonius Paullinus mit dem Hauptheer zu einer Unternehmung gegen die Insel Mona (Anglesea) ausgezogen war. Die Erpressungen der öffentlichen Pächter waren geeignet, ihr Volk, wie die benachbarten Trinobanten unter die Waffen zu rufen und gegen die Römer zu erbittern. Eine römische Kolonie fiel nach der andern; Camulodunum, Vereculamium wurden zerstört, mehr als 70,000 Römer ermordet: es galt nichts Geringeres als die gänzliche Vertreibung der herrsch- und habsüchtigen Eindringlinge; aber Suetonius brauchte nur zurückzukehren, um mit römischer Taktik die rohe und hartnäckige Tapferkeit der Eingeborenen zu besiegen. Und wie römische Kriegskunst den Sieg herbeiführte, so verfolgte ihn römische Politik. Noch des Claudius Feldherr, Aulus Plautius, eroberte B. so weit, bis die nördliche Rauhheit und die Armuth des Landes

den Römern selbst natürliche Grenzen zu stecken schienen. Agricola aber eroberte (78—84) noch den südlichen Theil von Schottland bis Glasgow und Edinburg und zog eine Linie von Schanzen und Kastellen gegen die Einfälle der wilden Kaledonier. Da diese aber schwierig zu behaupten war, zog Hadrian die Besatzungen hieraus zurück und errichtete von dem Busen von Solway bis zur Mündung des Tyne eine Erdmauer, die, 80 Meilen lang, 15 Fuß hoch und stellenweise 9 Fuß breit, B. romana von B. barbara schied. Antonins Präfekt, Lollius Urbicus, sah sich wieder genöthigt, seine Verschanzungen bis zum Firth of Forth und Firth of Clyde vorzuschieben, bis Sever es endlich für zweckmäßig hielt, zurückzugehen und eine förmliche Mauer dicht an Hadrians Erdwall zwischen den Busen von Elota und Bodotria aufzuthürmen, das Vallum Severi, noch jetzt in seinen Trümmern von dem großartigen Unternehmungsgeist der Römer zeugend. Sever durchzog ferner siegreich Kaledonien bis an die nördlichste Spitze und zwang die Feinde zum Frieden und zur Abtretung von Landesstrecken. Wenn auch Caracalla der häufigen, feindlichen Neckereien halber Kaledonien von Truppen entblößen ließ, so genoß doch seitdem B. ein Jahrhundert lang der Ruhe, nur vorübergehend durch Carausius gestört. Römer schirmten an der Mauer Severs gegen die Kaledonier, römische Flotten gegen die Raubzüge der Angeln, Sachsen und Iren. Aber eben durch die römische Schutzherrschaft wurden die Briten verweichlicht, und als das bedrängte Rom seine Legionen nach Italien rief, um dem Andrang der Germanen zu widerstehen, mußten jene gegen den Andrang der Kaledonier zu Germanen ihre Zuflucht nehmen. Einer der Heerführer rief die Angeln und Sachsen von Schleswig und Jütland zu Hülfe. Diese kamen und vertrieben die Feinde, blieben aber nun selbst als Herren im Lande. Wer sich nicht unterwarf, floh in die Gebirge von Wales, wo die Siluren ihre Unabhängigkeit erhielten. Der Name B. verschwand bis auf die neuern Zeiten. B. als römische Provinz hatte unter der Verwaltung eines Proprätors oder Legatus imperatoris gestanden. Von Severus war es in 2 Provinzen, B. superior und inferior, getheilt, von welchen erstere, das später eroberte Land, die Gebiete der Siluren, Briganten, Elgoven, Ordoviken begreifend, wegen ihrer höhern und nördlichen Lage der militärisch wichtigere Theil und daher Standort vieler Legionen war. Eboracum (York) erhob sich hier wie Londinium in B. inferior zur blühenden Stadt. Später wurde B. in 4 Provinzen eingetheilt: B. prima (das südliche Land unter der Hanse), B. secunda (Wales), maxima Caesariensis (das Land zwischen Themse und Humber) und Flavia Caesariensis (von Wales und Humber bis zur Mauer). Valentia hieß das Land jenseits der Mauer bis an den alten Erdwall Agricola's. Unter den Städten, welche durch Straßen verbunden waren, zeichneten sich noch, außer den angeführten, Camulodunum und Verolamium aus.

Britinianer, ein 1186 zu Britini bei Ancona gestifteter Einsiedlerorden, dessen Regeln den Gliedern desselben alle Fleischspeisen untersagten und vom Feste der Kreuzeserhöhung bis Ostern strenge Fasten geboten. Die Ordenstracht war: grau, ohne Gürtel. Im J. 1256 traten sie zu dem vom Papst Alexander IV. gestifteten Augustinerorden über.

British Museum, s. London.

Brito, Bernhard von, berühmter portugiesischer Geschichtschreiber, 1569 zu Almeida geboren, trat früh in den Cistercienserorden, zog sein entschiedenes historisches Talent an dem klassischen Museum der Alten groß, deren Sprachen und Literaturen er während eines längern Aufenthaltes in Italien studirte, und widmete seinen Fleiß mit aller Kraft patriotischen Hochsinns der Geschichte seines Volks. König Philipp III. ernannte ihn, der seit 1597 Historiograph seines Ordens war, 1616 nach Franz de Andrada's Tod zum Historiographen von Portugal. Er † den 27. Februar 1617 zu Almeida. B. ist der Begründer des großen portugiesischen Geschichtswerkes, das, von Anton und Franz Brandao fortgesetzt und von Raphael de Jesus und Manuel dos Santos mit dem 7. u. 8. Bande beendigt, die Hauptquelle der portugiesischen Historiographie von der ältesten Zeit bis 1385 ist. Es erschien unter dem Titel: „Monarchia Lusitana" (1597, 2. Theil 1609, Anhang zum 1. Theil: Una geografia antigua da Lusitania, Alcobaça 1597). Vollständige Exemplare des ganzen Werks sind sehr selten. Fleißige Forschung, lichtvolle Ordnung und schöne Sprache verleihen dem Werke hohen Werth, die historische Kritik jedoch hat B. in vielen Fällen nicht mit der nöthigen Strenge und Vorsicht gehandhabt.

Britomaris, Fürst der gallischen Senonen, welcher, um den Tod seines im Kriege gegen die Römer gefallenen Vaters zu rächen, die römischen Gesandten, als sie eben über die von den Senonen den Etruskern geleistete Kriegshülfe Beschwerde führten, niederhauen ließ. Zur Strafe dieses Gesandtenmordes wurden durch den Konsul P. Cornelius Dolabella die Städte der Senonen verwüstet, die Männer niedergehauen, Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht, B. selbst aber nach vielen Martern mit im Triumph aufgeführt (283 v. Chr.).

Britomartis, Nationalgöttin der Jagd und Fischerei bei den Kretern, von Artemis anfangs verschieden, dem Wesen nach jedoch nahe verwandt und später dieser Göttin bald als Nymphe, Freundin rc. zur Seite gestellt, bald ganz mit ihr identificirt.

Britsche (Pritsche, Breitusche, Batsche, Patsche), Klapperwerkzeug des Hanswursts, ein ellenlanges bis auf einen handbreiten Griff in dünne Blätter gespaltenes Stück Holz, das beim Schlagen keine Schmerzen und großen Lärm verursacht. Hof- und andere Narren, die sich der B. bedienten, hießen daher Britschenmeister.

Brittenburgum (d. i. Brittenhaus), römisches Kastell im Bataverlande, stand Jahrhunderte lang unter der Meeresfluth, bis die Ruinen desselben bei Katwyk 1552 und 1563 sichtbar und zugänglich wurden und eine große Ausbeute von Alterthümern lieferten. Hier stand ein von Caligula errichteter Leuchtthurm.

Britton, John, englischer Baumeister und

Alterthumsforscher, den 7. Juli 1771 zu Kington in Wiltshire von unbemittelten Aeltern geboren, war in seiner Jugend eine Zeit lang Kellerbursche in einer Schenke zu London, dann Schreiber bei einem Advokaten, bildete sich aber durch Selbstunterricht und Reisen. Er † den 1. Januar 1857 zu London. Von seinen Werken, die sämmtlich einen auf selbstständigem Wege zu eigenen Ansichten gelangten Geist beurkunden, zeichnen sich besonders aus: „The architectural antiquities of Great-Britain etc.“ (4 Bde., mit 278 Kupfern, 1805—1814; dazu ein 5. Bd., Lond. 1820—1825); „The fine arts of the english school, illustrated by a series of engravings from paintings, sculpture and architecture of the most eminent english artists etc.“ (das. 1812, mit 24 Kupfern). In dem Werke: „The cathedral antiquities of England, or an historical, architectural and graphical illustration of the english cathedral churches“ (London 1814 ff.) sind die Kathedralen und Metropolitankirchen von Salisbury, Norwich, Winchester, York, Lichfield, Oxford, Canterbury, Wells, Exeter, Peterborough, Gloucester, Bristol, Hereford und Worcester behandelt. Außerdem nennen wir: „Architectural illustrations of the public buildings of London etc.“ (2 Bde., London 1825), „Picturesque antiquities of the english cities etc.“ (das. 1828—1830, mit 60 Kupfern) und „Dictionary of the architecture and archeology of the middle ages“ (1829, mit Kupfern von Lekeur).

Brive (Brives de Gaillarde), Hauptstadt eines gleichnamigen Arrondissements im französischen Departement Corrèze, am linken Ufer der Corrèze, gut gebaut und anmuthig gelegen, mit 2 Brücken, 7 Kirchen und gegen 8000 Einw., ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts, einer Gesellschaft für den Ackerbau und hat ein kaiserliches Seminar, ein Collège und eine öffentliche Bibliothek. Die Einwohner betreiben Musselin-, Gaze-, Siamoisen- und Etaminweberei, Wachsbleicherei, Kupfer- und Kesselschmieden und bauen Wein, Kastanien und Nußöl. B. ist Geburtsort von Bertrand de Cosnac, Jean de Salve, Ant. und Leonh. d'Estang und des berüchtigten Kardinals Dubois. In B., dem alten Briva Curetia, wurde 584 Gundobald zum König von Aquitanien gewählt.

Brix (Brüx, böhm. Most, auch Gnenin), Stadt im böhmischen Kreis Saaz, an der Biela, mit 4 Kirchen, schönem Rathhaus, Spital, Piaristenkloster und Gymnasium. Vor der Stadt liegt der kahle brixner Berg mit reizender Aussicht. Die Einwohner (3000) bebauen ein beträchtliches Steinkohlenbergwerk und bereiten aus den Mineralbrunnen der nahen Dörfer Sedlitz und Püllna ein bekanntes Bittersalz. Hier 1421 Schlacht zwischen Sachsen und Hussiten, worin erstere Sieger blieben. Das einst feste Schloß Landswert wurde 1646 von den Schweden erobert, später zerstört.

Brixellum (Brixillum und Brexillum), festes Städtchen der Anamarer in Gallia cispadana, am Einfluß der Nitia in den Padanus. Nach Suetonius und Tacitus erwartete Kaiser Otho hier das Ende seiner letzten Schlacht (bei Bedriacum, jetzt Caneto) und gab sich, von Vitellius besiegt, den Tod. Noch in der Longobardenzeit war B. fest. Jetzt Berseilo in Modena.

Brixen (lat. Brixina, ital. Bressanone), Stadt und Festung in Tyrol, Brunecker Kreis, die größte im Pusterthale, am Zusammenfluß der Eisack und Rienz, ist Sitz eines Bischofs, hat ein Gymnasium, ein Kapuzinerkloster, eine von dem Orden der englischen Fräulein besorgte Schule und 4000 Einwohner. In der Kathedrale befindet sich ein gutes Altarblatt von Schöpf. In der Umgegend wird Weinbau getrieben; unweit von B. liegt das Maria-Luisen-Eisenbad und das durch seine Eisenwerke und Stahlfabriken berühmte Fulpmes, dessen Handel sich bis nach Amerika erstreckt. B. wird wegen seiner angenehmen Lage zwischen den weinbekränzten und mit Lusthäusern geschmückten Abhängen des Gebirgs und wegen seines milden Klima's gern besucht; von B. aus besteigt man die 5370 pariser Fuß hohe Salve und den alpsteiner Ferner. Das Bisthum B., 360 vom heiligen Cassianus gestiftet, war reichsunmittelbar, aber zugleich Vasall von Oesterreich und gebot über 17 □Meilen und 28,000 Menschen. Die Landeshoheit verlor es 1803 an Oesterreich. B. ist ein sehr alter Ort, aber die Zeit der Gründung desselben unbekannt. Im Jahr 1008 wurde hier das brixensische Koncil gehalten (eine Fortsetzung des mainzer), welches an Gregors VIII. Stelle Klemens III. zum Papst wählte. Ein Aufstand der brixner Bürger gegen Kaiser Friedrich I. verleitete sie 1159 zu einem verheerenden Einfall in Cremona; aber schon 1162 erfolgte ihre Unterwerfung. In den Jahren 1174 und 1234 erlag B. bedeutenden Feuersbrünsten und 1525 ward es durch den Bauernaufstand heimgesucht. In der Neuzeit theilte B. das Schicksal Tyrols, kam 1802 ganz an Oesterreich, 1805 an Bayern, das es 1814 an Oesterreich zurückgeben mußte. Seit 1838 hat es die österreichische Regierung durch Anlegung von maximilianischen Thürmen zu einem festen Bollwerk der tyroler Pässe gegen Italien hin umgewandelt. Unweit B. ist die 1845 erbaute Franzensveste, eine Fortifikation, welche das Eisackthal beherrscht und die 3 Hauptstraßen: aus Deutschland über den Brenner, aus Italien vom Gardasee und Etschthal über Trient und die östliche aus Kärnthen über Denneburg, welche bei B. zusammenkommen, sperrt.

Brixentes, Völkerschaft und Stadt in Rhätien, wurde 15 n. Chr. durch Drusus und Tiberius römische Kolonie. Sabio war lange Zeit die Hauptstadt dieses Alpenvolks; jetzt Brixen.

Brixenthal, Landschaft in Tyrol, Kreis Unterinnthal, ungefähr 8 □Meilen groß, gehörte früher zu Salzburg und war im Mittelalter Theil des Gaues inter valles. Hauptort: Hopfgarten, Marktflecken, mit 2500 Einwohnern.

Brixham, Städtchen und Seehafen in der englischen Grafschaft Devon, an der Westseite des Torbay, mit 4500 Einwohnern, die bedeutenden Küstenhandel, starke Fischerei und Schiffsbau treiben. Dabei ist die Quelle Langwell, welche die Bewegungen der Ebbe und Fluth theilt. Hier betrat 1688 Wilhelm von Oranien, nach Vertreibung Jakobs II., sein Königreich.

Brixi, Franz Xaver, berühmter Musiker und Komponist des vorigen Jahrhunderts, 1742

geboren, † als Kapellmeister an der Metropolitankirche zu Prag. Seine Stärke in der Fuge und im Kontrapunkt waren seiner Zeit sprüchwörtlich.

Brixia (Brexia, Brixias), Stadt in Gallia cisalpina, wahrscheinlich ursprünglich eine tuscische Gründung, war nach Liv. (V, 35) in Besitz der Libuer, als sich die Cenomanen dieser Gegend bemächtigten. Eine Zeit lang mußten diese hier den Insubrern weichen, nach deren Ueberwindung B. wieder als Hauptstadt der Cenomanen vorkommt. Unter den Römern war B. Municipium mit den Rechten einer Kolonie, jetzt Brescia.

Briz (Löß), eine gelbliche ins Graue fallende Lehmablagerung, zusammengesetzt aus einem feinstaubigen, lockeren, im Bruche erdigen Gemenge, von Kiesel-, Thon- und Kalktheilen, gemischt mit kleinen feinen Glimmerblättchen, liegt ungeschichtet unmittelbar auf dem Rheinschuttlande, das aus Geröllen und Sanden besteht, und erscheint in seinen unteren Lagen öfters mit denselben gemengt. Am verbreitetsten zwischen Basel und Bonn, erreicht er zuweilen 200 Fuß Mächtigkeit und erhebt sich nicht selten bis zu 800 Fuß über das Niveau des Meeres. Er liegt an und auf allen Vorbergen der rheinischen Gebirge, ist fruchtbar, von tiefen Racheln durchschnitten und muß gut terrassirt werden, wenn bei nasser Witterung nicht große Abrutschungen geschehen sollen. Der B. zeigt viel Uebereinstimmendes mit den obersten Erdlagen der Strominseln selbst und scheint aus den Wassern desselben abgesetzt worden zu seyn. Nur an einigen Stellen wird er von den jüngsten vulkanischen Gebilden durchbrochen und bedeckt. Von organischen Ueberresten kommen in ihm fast unveränderte Süßwasser- und Landmuscheln, sämmtlich den lebenden Geschlechtern angehörend, vor.

Briza (Zittergras), Pflanzengattung aus der Familie der Gräser, mit vielblüthigen, herzförmigen Aehrchen, die in Rispen stehen, herzförmigen, etwas aufgeblasenen Korollentheilen, ohne Grannen, zierliche Gräser, die auf trockenen Wiesen truppweise bei einander stehen und beim geringsten Luftzug zittern, weil die Aehrchen an sehr dünnen, fast haarförmigen, überhängenden Aesten hängen. Es ist zum Viehfutter zu mager; die Aehrchen aber sind ein Lieblingsfraß der Hasen, daher auch Hasenbrod genannt. Briza maxima *L.*, Sommergewächs des südlichen Europa, mit nickender Rispe, großen, herzförmigen, 15blüthigen Aehrchen, nervösen Blüthen, scharfen Blättern und verlängerten, zugespitzten Blatthäutchen, findet sich zuweilen als Zierpflanze in unsern Gärten. B. media *L.*, gemeines Zittergras, mit aufrechter, offenstehender Rispe, herzförmigen, 7blüthigen Aehrchen, der Kelch kürzer als die Blüthen, findet sich überall durch ganz Europa auf trockenen Wiesen, 1 Fuß hoch.

Brizeux, französischer Dichter, in der Bretagne geboren, der sein Herz mit aller Liebe, deren es empfänglich, angehört. Sein frühestes Dichterstadium fällt noch in die Zeiten der Restauration, um 1828, und unverkennbar wirkte auf sein Streben die edle, keusche, gefühlvolle Muse Alfreds de Vigny mächtig ein, nächst diesem auch Sainte Beuve durch seine „Consolations" u. die „Vie, poésie et pensées de Joseph Delorme". B. war mit einer Jugendliebe, einer Liebe von 12 Jahren, aus seiner Heimath gekommen; aber diese Liebe war stark und wahr genug, ihn zu dem lieblichen Gedicht „Maria" zu begeistern. Mitten unter politischer Gährung trat dasselbe 1831 hervor und gewann dem Dichter die Herzen aller Leser. Maria's Urbild war eine Bäuerin der Bretagne, aufgewachsen an den Ufern der Ellé; aber der Dichter wußte sein Ideal zu verklären und um sie her auch der Natur lebendigen Odem einzuhauchen. Maria ist ein Idyll und eine Elegie, eine, wie Magnin das Gedicht bezeichnet, halb celtische, halb griechische Schöpfung. Es war weniger der allgemeine Beifall, als die eigene Vorliebe für dieses Erstlingswerk, die den Dichter trieb, es in den nächsten, schnell folgenden Auflagen zur Vollendung zu bringen. Als etwas Vollendetes erkannte es in der 3. namentlich Sainte Beuve an, der auch, als es zum ersten Mal erschien, zuerst seine kritische Stimme erhoben hatte. Er erklärte die „Maria" als das „jungfräulichste" aller Gedichte unserer Zeit. Zehn Jahre verflossen, ehe B. die „Ternaires" erscheinen ließ. Aber während dieser Zeit hielt er sich mehrmals und länger in Italien auf, wo er die „Divina Commedia" für die charpentiersche Sammlung übersetzte. Die „Ternaires", mit welchem Titel der Dichter sein drittes Stadium andeuten wollte, 1841 erschienen, sind ein Cyklus lyrisch-patriotischer Ergüsse. An sie reihten sich 1845 die „Bretons", keineswegs ein Epos, wie man nach dem etwas anspruchsvollen Titel oder der noch prunkhafteren Eintheilung in 24 Gesänge muthmaßen könnte, sondern ein beschreibendes, ein fast durchweg bukolisches Dichtwerk, eine Georgica, wie denn auch der Dichter sich vorzugsweise von Virgil hat inspiriren lassen. War „Maria" des Dichters Lieblingsschöpfung geblieben, so steht B.' neuestes Idyllion: „Primel et Nola", jener an Zartgefühl, Naturwahrheit und Lieblichkeit in keiner Weise nach. Primel und Nola sind ein Liebespaar aus der Bevölkerung des Landes, sie eine schöne Wittwe und das graziöseste aller Naturkinder. Den Hintergrund zu dieser Staffage bildet auch hier das theure Land, woran des Dichters Seele hängt, mit seinen Wäldern, Thälern, Wiesen, Triften u. Gewässern, und die celtischen Lieder, die dort gesungen werden, schlängeln sich wie ein rosenrother Faden durch das idyllische Gemälde hin.

Brizomantie (griech.), Traumdeutekunst.

Broach (Brocha, Broche oder Brotche), in Schottland die Schnalle, welcher sich die Hochländer zum Zusammenhalten der Kleider, besonders der Westen bedienen, ähnlich wie einst die Römer ihrer Fibulae zum Zusammenhalten der Toga. Diese B.s, meist von Silber und möglichst eleganter Arbeit, werden als Familienschätze oft von Generation auf Generation vererbt. Gewöhnlich sind sie mit Namen von Gutes wirkenden Kräften beschrieben oder mit Reliquien versehen und gelten dann zugleich als Amulette.

Broach, Hauptstadt eines gleichnamigen britischen Distrikts in Hindostan, Präsidentschaft Bombay, Provinz Guzerate, bedeutender Handelsplatz und eine der stärksten britischen Festungen in Ostindien, am Nerbudda, 21° 46′ nördl.

Br. und 73° 7' L. von Greenwich, ungefähr 25 englische Meilen vom Meer entfernt. Die Straßen der Stadt sind krumm u. eng, unter den 15,000 Häusern aber viele öffentliche und Prachtgebäude. Die 40,000 Einwohner unterhalten Mousselin- und Zitzmanufakturen, zahlreiche Bleichen und einen lebhaften Handel mit den Landesprodukten. Der Nerbudda, äußerst fischreich, bietet zugleich der Schifffahrt viele Bequemlichkeit und trägt schwer beladene Schiffe bis an die Kaien der Stadt. B., wahrscheinlich das Barygaza der Alten, gehörte Jahrhunderte lang zum Reich des Großmoguls, bis es, nach Aurengzebs Tod, an die Mahratten kam. Diesen nahmen es die Briten 1772 ab, gaben es ihnen zwar wieder zurück, setzten sich aber schon 1803 von Neuem in den Besitz des ganzen Distrikts.

Broad piece (engl.), Breitstück, englische Goldmünze, etwas größer als eine Guinee, wurde unter Jakob I., 1610—1625, 20 Gulden rheinisch an Werth, geprägt und hieß auch Goldkrone. Die Umschrift: „Faciam eos in gentem unam" feiert die Vereinigung der schottischen und englischen Kronen.

Broad-River, Fluß, oder vielmehr ein Arm des Meeres an der Ostküste von Nordamerika, Staat Südcarolina, zieht sich westlich und nordwestlich von den Beaufort- oder Portroyals-Inseln hin und nimmt von Nordwest den Coosafluß in sich auf. Die Einfahrt durch den B.-R. in den Hafen von Beaufort, einen der besten in den Vereinigten Staaten, geschieht zwischen Hiltons Head und St. Philipps Point.

Broad-Stairs, Dörfchen in der englischen Grafschaft Kent, auf der Thanetinsel, 2 (engl.) Meilen nördlich von Ramsgate, wegen seiner vortrefflichen Seebäder bemerkenswerth. Ein uraltes Thor dabei scheint der Ueberrest eines Küstenforts zu seyn. Die Kirche zu St. Peter ist von guter, gothischer Bauart und der Thurm derselben merkwürdig durch einen Riß vom Knopf bis auf den Boden, den ein Stoß des Erdbebens von 1580 verursachte.

Brocardica, in kurzer, bündiger, sprüchwörtlicher Form gegebene Rechtslehren, Rechtsgrundsätze. Burkard (Brocard), Bischof von Worms († 1025), hinterließ eine Sammlung von Kirchengesetzen, welche von Franzosen und Italienern Brocardica oder Brocardicorum opus genannt wurde. Da nun dieses Werk meist in Sentenzen und Sprüchwörtern abgefaßt ist, so nannte man später jedes in ähnlicher Gestalt auftretende Buch B., z. B. die Brocardica juris von Ago u. A.

Brocchi, Johann Baptist, berühmter italienischer Naturforscher und Reisender, den 18. Februar 1772 zu Bassano geboren, sollte in Pisa die Rechte studiren, entwich aber von da nach Rom und widmete sich dem Studium der Natur. Von Rom wandte sich B. nach Venedig, wo er verschiedene naturhistorische Kabinette ordnete und zuerst in der literarischen Welt auftrat mit seiner Schrift „Sulla scultura egiziaca" (1792), einem Aufsatz über die wohlriechenden und die Zierpflanzen in Gärten (1796) und „Briefen über Dante an eine Dame" (1797). Im Jahr 1801 wurde B. Lehrer der Naturgeschichte in Brescia, wo man ihm später auch die Aufsicht über den botanischen Garten und die Bildung eines naturhistorischen Kabinets anvertraute. Sein „Trattato mineralogico e chimico sulle miniere di ferro del dipartimento del Mella, coll' esposizione della fisica costituzione delle montagne metallifere della Valtrompia" (2 Bde., Brescia 1808) veranlaßte die Regierung, ihn dem Bergdepartement (Consiglio delle miniere) beizugeben und ihm die Untersuchung der reichen und zum Theil noch wenig beachteten Schätze des Landes zu übertragen. Eine glückliche Durchforschung des Fassathals an der oberen Etsch veranlaßte die Schrift: „Memoria mineralogica sulla valle di Fossa" (1811) und B.'s Aufnahme in das italienische Institut. Um die fossile Konchyliologie der Alpenländer zu untersuchen, reiste er im Sommer 1811 von Modena aus über Barigazzo ꝛc. nach Rom, ging dann nach Neapel, beobachtete den berühmten Ausbruch des Vesuvs am 1. Januar 1812 und kam Ende Mai desselben Jahres nach Modena zurück. Ein zweiter Ausflug zu demselben Zweck nach dem westlichen Italien geschah 1813. Die Frucht desselben war B.'s klassisches Hauptwerk: „Trattato di conchiliologia fossile subapennina" (2 Bde., mit 16 Kupfern, Mailand 1814). Mit dem französischen Kaiserreich hatte auch B.'s öffentliche Stellung in Mailand ein Ende. Die österreichische Regierung hob das Bergdepartement auf, und B., wegen seiner Hinneigung zu demokratischen Regierungsformen bekannt, blieb ohne Anstellung. Er privatisirte nun in verschiedenen Städten Italiens, fortwährend mit mineralogischen Untersuchungen beschäftigt, deren Resultate er in der „Bibliotheca italiana" seit 1815 mittheilte. Im Jahr 1817 erschien sein „Catalogo ragionato di una raccolta di rocce disposto con ordine geografico per servire alla geognosia d'Italia". Einen großen Theil des Jahres 1818 brachte B. in Rom zu; 1819 boten vorzüglich Kalabrien und Sicilien, wo er einen Ausbruch des Aetna zu beobachten Gelegenheit hatte, reiche Ausbeute für den unermüdlichen Forscher u. 1820 war der Boden von Rom fast der einzige Gegenstand seiner Untersuchung. Seine, für Philologen und Alterthumsforscher, Lithologen und Geognosten gleich wichtige Abhandlung „Dello stato fisico del suolo di Roma" erschien Rom 1820. Im J. 1821 wurde er dem Vicekönig von Aegypten als Direktor der Bergwerke empfohlen und ging, nachdem er auf einer Reise durch Kärnthen sich die nöthigen praktischen Kenntnisse angeeignet hatte, im September 1822 nach Alexandrien unter Segel. Am 1. December in Kairo angelangt, begann er schon am 30. d. M. seine Untersuchungsreisen nach den südlichen Theilen des Reichs, von denen er erst am 3. Mai 1824 nach Kairo zurückkam. Da Mehemed Ali unterdessen seine Macht bis nach Abyssinien und Kordofan ausgedehnt hatte, so vermochte er B. zu einer zweiten Reise nach Chartum und Sennaar, die dieser am 3. März 1825 antrat. Trotz der fürchterlichsten Hitze, während welcher keine Spur von Vegetation, ja kaum ein lebendes Wesen den Blick erfreute, hielt B. bis zum Beginn der Regenzeit auf der traurigen Halbinsel aus. Mit geringer Ausbeute trat er im Juni 1826 die Rückreise an, kam aber nur bis Chartum, wo Ruhr und bösar-

tige Fieber über die Reisenden herfielen. B. erlag ihnen am 23. September 1826. Seine unschätzbaren Manuskripte, Mineralien- und Pflanzensammlungen hatte B. der Bibliothek der Stadt Bassano vermacht; doch sollen letztere noch im Hafen von Triest verunglückt seyn. Von den Manuskripten theilte die „Bibliotheca italiana" (April und Mai 1828) einiges Nachrichtliche mit. Erweiterung des menschlichen Wissens und Vermehrung des menschlichen Wohlseyns zeichnete stets B.'s Streben die Linien vor, und die ihm eigene Gewandtheit machte die Forschungen, die er oft in den entlegensten Gebieten der Konchyliologie oder der Bergwissenschaften vornahm, selbst für Laien anziehend und belehrend.

Broccoli, s. v. a. Spargelkohl, s. Kohl.

Broche, eine starke Nadel, von einer oft kostbaren Schmuckplatte bedeckt, womit die Damen Kleider, Kragen oder Tücher über der Brust zusammenhalten: soll durch Frau von Sevigné am Hofe Ludwigs XIV. in die Mode gekommen seyn.

Brochure, s. v. a. Broschüre, s. Flugschrift.

Brock, Ludwig Frederik, Mitglied der jütländischen Stände, wurde 1775 zu Bieri in Gundsdalen in Norwegen geboren und früh von seinem Vater, dänisch-norwegischem Major, einer Kadettenschule übergeben, von wo er mit vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet in norwegische Militärdienste trat. Als der Prinz Christian Friedrich von Dänemark 1813 und 1814 Norwegen zu seinem Aufenthaltsort wählte, um der Trennung dieses Reichs von Dänemark durch Gewinnung der Volksmeinung und des Volkswillens entgegen zu arbeiten, war B. dessen beständiger Begleiter als Adjutant und Oberst, stand an der Seite des Prinzen, als dieser am 17. Mai 1814 die Verfassung von Eidsvold beschwor, nach welcher er durch Volkswillen als Christian I. zum Erbkönig von Norwegen erklärt wurde, und verließ, als sich Christian I. genöthigt sah, gemäß der Uebereinkunft von Moß (14. Aug. 1814) die Norweger ihres Eides zu entbinden, mit ihm Norwegen und ging nach Dänemark, wo er dem Militärdienste entsagte und 1824 Zollinspektor in Randers wurde. Diese Stelle legte er jedoch 1829 wegen seiner seit 1826 eingetretenen Blindheit nieder. Dagegen griff er als Vertreter der Stadt Randers in der jütländischen Provinzialständeversammlung unermüdlich, wenn auch vergeblich, mit Einsicht, Kenntniß und Muth Fehler der Verfassung und der Verwaltung an. Umsonst trug er auf Preßfreiheit, auf Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen, auf Herausgabe einer officiellen Ständezeitung an. Da sein Antrag auf Umgestaltung des Ständeinstituts fehlschlug, unterstützte er wenigstens den Antrag auf Vereinigung der beiden dänischen Provinzialstände zu einer Versammlung mit den unschlagbarsten Gründen. Zur Verbesserung des Finanzwesens schlug er unter Anderem eine Umgestaltung des Heeres und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vor, worüber er schon 1834 eine Schrift herausgegeben hatte: „Et Par Ord angaaende Nödvendigheden af en almindigere Värenplicht". Im Juni 1838 trug er darauf an, den König um Verwandlung der kollegialen Regierungsform in eine Departemental- oder Ministerialadministration zu bitten; doch ward auch dieser Antrag verworfen. Sein Antrag auf Abschaffung des verderblichen Lottospiels erreichte nur die Beschlüsse, daß man das Lotto aufheben wolle, sobald der Zustand der Finanzen diese Einnahme entbehrlich mache, und daß versuchsweise der Einsatz auf 3 Mark dänisch erhöht, dem Errichten neuer Kollekten aber Einhalt gethan werden solle. Auch die Aufhebung oder Beschränkung des Zunftwesens beantragte er, natürlich abermals erfolglos. Trotz dieser Niederlage ward ihm die Liebe und Dankbarkeit seiner Mitbürger, die ihn einstimmig zum Kommunalrepräsentanten erwählten.

Brocken (mons Bructerus), in der Volkssprache auch **Blocksberg** genannt, die Hauptgebirgsmasse des Harzes, deren Grundfläche etwa 2 □Meilen deckt, besonders aber der höchste Gipfel derselben, jener kolossale, 3506' über das Meer emporragende Wächter an den Marken des weiten Flachlandes, welches sich von der flanderschen Küste bis nach dem finnischen Meerbusen hinzieht. Der B. erhebt sich in Form eines Kugelsegments, liegt aber keineswegs, wie oft behauptet wird, in der Mitte des Harzgebirgs, sondern im Drittheil der Länge von der nordwestlichen Grenze an gerechnet und so weit gegen Norden, daß die horizontale Entfernung des Hauptstocks von dem Südrande sich von der zu dem Nordrande wie 5 zu 2 verhält. Mit dieser Lage der größten Gebirgshöhe hängt die sehr ungleiche nördliche und südliche Abdachung des Harzes in seiner westlichen Hälfte zusammen, in welcher der höhere Absturz gegen Norden mit der sanfteren Neigung gegen Süden in auffallendem Gegensatze steht. In der Umgebung des B.s liegen mehre bedeutende Berge (von 2600—3000' Höhe), deren Form ebenfalls die des Kugelsegments ist und welche muldenförmige Thäler umschließen. Nur Ein wahrer, in größerer Erstreckung zusammenhängender, durch seine Höhe ausgezeichneter Gebirgsrücken läuft unter dem Namen des **Bruchbergs** und **Ackers** von dem Brockengebirge in südwestlicher Richtung aus, indem er in der Gegend zwischen Osterode und Herzberg endet. Die größte Höhe desselben ist 3000'. Höhenzüge (keine Rücken) laufen vom B. nach Nord, Süd u. Nordost aus. Derjenige, welcher aus der Gegend des Torfhauses in der Richtung der Ocker sich erstreckt, jener, welcher zwischen der Ilse und Holzemme sich fortzieht, und der südliche bilden die Hauptwasserscheide zwischen dem Flußgebiete der Elbe und Weser. Im Brockengebirge selbst nehmen die Ocker, Radau, Ecker, Ilse (zur Weser) und die Holzemme und Bude (zur Elbe) ihren Ursprung. Seine **Entstehung** verdankt der B. einer Erhebung des Granits, der die Schichtung des Uebergangsgebirges, welches die Masse des ganzen Harzes ausmacht, hob, sprengte und aufbrach. Die Granitmasse des B.s wird von den Uebergangsgebirgen (Gneis, Glimmer und Thonschiefer, Grauwacke) mantelförmig umlagert. Eine beträchtliche Gebirgsmasse bildet der Gabbro (Euphotid) am nordwestlichen Brockenfuße. Diorit (Grünsteinporphyr) wird an ein paar Stellen in geringer Mächtigkeit und Ausdehnung auf den Granitlagern sichtbar. An Erzlager-

stätten ist der B. arm; der Erzreichthum des Harzes gehört den Uebergangsgebirgen an. Von größerer ökonomischer Wichtigkeit sind die Torfmoore in den muldenförmigen Thälern, welche die Höhen des Brockengebirges bilden und lebhaft bebaut werden. Der B., dessen Höhe, wenn man ihn mit der der Hochgebirge Süddeutschlands vergleicht, unbedeutend genannt werden dürfte, war doch für das germanische Flachland ein Riese und in der Sagenzeit nordisch-germanischer Völker die gepriesene Wohnung der Götter. Dort standen ihre Altäre und dort sammelten die Priester und Zauberer die Schaaren der Opfernden. Als das Christenthum in diese Gegend drang, als namentlich Karl der Große mehr mit Gewalt des Schwertes, als mit der Kraft des Wortes, die Sachsen zur Annahme des Christenthums zwang, da blieb die Brockenhöhe noch lange der Ort, wo man den alten Göttern im Geheimen opferte, und namentlich war der 1. Mai als der größte Festtag des alten Glaubens noch viele Jahre hindurch die Zeit eines geheimnißvollen, verbotenen, von den christlichen Priestern als teuflisch und gotteslästerlich verschrieenen Kultus. Daraus entstand ohne Zweifel die uralte Sage vom Teufelsspuk auf dieser Höhe, welche, als im 16. und 17. Jahrhundert der Glaube an Hexerei allgemein wurde und die Geister beherrschte, Veranlassung gab, den B. zum Mittelpunkt des Reichs des Höllenfürsten auf Erden zu erheben, seinen Hof dorthin zu verlegen und ihn zum Schauplatz der unheimlichsten Feste und eines tollen Verkehrs zwischen den Besessenen und dem Teufel zu erkiesen. Die erste Mainacht war der Hauptfeier gewidmet, und die Besessenen aller Länder und Weltgegenden trieben dann hier oben ihr Wesen, wie Göthe im Faust es symbolisch schildert. Nachklänge dieser Feier leben wohl noch als Sage und Mährchen im Volke fort, doch die Furcht vor der Walpurgisnacht ist mit dem Glauben an Hexerei wohl jetzt fast überall geschwunden.

Die Brockenspitze ist im Sommer das Ziel unzähliger Reisenden, besonders aus dem deutschen Flachlande, welchen eine Besteigung des B.s nicht weniger gilt, als dem Tyroler und Schweizer die Besteigung des Ortlers oder des Montblanc. Zwei Fahrstraßen gehen vom Fuße des Brockengebirges hinan, die eine, sehr schlechte, welche von Schierke und Elend heraufführt, die andere gebahntere von Ilsenburg. Doch wird der B. meist von Fußgängern bestiegen, und von allen Seiten winden sich gute Pfade hinan, die einander an manchen Stellen durchkreuzen, weshalb man immer wohlthut, einen Führer zu nehmen. Am interessantesten ist der Fußweg von Schierke herauf. Gleich bei diesem Ort wird die Physiognomie des Brockengebirges kenntlich. Die Tannen des Waldes zeigen oft kahle oder zerbrochene und abgestorbene Gipfel, die wie Todte unter den Lebendigen aufstarren, und an welchen langes, weißfarbiges Moos wie lange Ziegenbärte hängt. Die Aeste hängen tief herab, gekrümmt von der Winterlast des Schnees. In Schierke's kleinen Gärten reifen die Kirschen im Oktober; anderes Obst gibt es nicht. Die Wiesen sind kurze, dichte Matten und werden nur einmal gemäht. Die Holzart dröhnt aus den Thälern, und wo ein Ausblick in die Berge sich öffnet, steigt Rauch auf. Das Brockengebirge nährt namentlich mit seinem Holze einen großen Theil der metallurgischen Industrie des Harzes, und fast alles gewonnene Holz wird verkohlt. Der ganze Weg, eine gute halbe Stunde lang, geht an Kohlenmeilern und Kohlstätten vorüber, und immer hinan im dunklen, herrlichen Tannenwald. Die Ausblicke werden häufiger; die Landschaft mit ihren Wäldern und Ebenen tritt immer tiefer zurück, die Berge färben sich immer blauer. Eine halbe Stunde unter der Brockenspitze nimmt die Vegetation plötzlich ab, der Wald verliert seine Pracht, die Tannen verkrüppeln; der Boden wird sumpfig, morastig. Die braunen Torfgräser und Moose verdrängen die schöneren Kinder der Waldflora, und die niedrige bemooste Moorbirke wird der Tannen ärmliche Begleiterin. Noch weiter hinan hört der eigentliche Baumwuchs auf. Die Tannen, welche in der Tiefe bis zu 100 Fuß hoch gefunden werden, werden zu niedrigem, nur wenig Fuß hohem Strauchwerke, welches an der Wetterseite keine oder nur abgestorbene Zweige zeigt. Die Königin der Flora ist in dieser Region die schöne **Brockenblume**, eine Anemonenart (*Anemone alpina L.*). Dürres, binsiges, kurzes Gras ist das Kleid der kahlen Brockenkuppe selbst, auf welcher das sogenannte **Brockenhaus**, ein geräumiges, jetzt das ganze Jahr hindurch bewohntes Wirthshaus mit gastlicher Aufnahme, winkt. Im Umkreise von einer Viertelstunde um das Brockenhaus sind die meisten Merkwürdigkeiten des B.s vereinigt. Interessanter als die **Teufelskanzel**, der **Hexenaltar** &c., große Granitblöcke, welche aus dem Boden zu Tage anstehen u. an die sich die tausend Hexengeschichten knüpfen, ist dem Naturfreunde das sogenannte **Schneeloch**, eine tiefe, die nordwestliche Seite des Brockenkopfes spaltende Kluft. Hier kann man im Hochsommer gleichsam alle Jahreszeiten und ihre Erscheinungen auf einem ganz kleinen Raum vereinigt sehen. Sehr selten ist der B. wolkenfrei, und dies dann meist im Winter, wenn Niemand hinauf kommt. Dann erscheint er auch dem Tieflande mit einer größern Pracht; denn vom Oktober bis Ende Mai ist er mit Schnee bedeckt, und wenn die Sonne dann sein kahles Haupt bestrahlt, wird sein Anblick außerordentlich schön und fast unübertrefflich. Aber im Sommer trägt er fast immer, wie man zu sagen pflegt, seine Nachtmütze, oder er schwitzt, wie das Volk meint, und die Reisenden, die dann auf seiner Höhe wandeln, werden durchnäßt bis auf die Haut in kurzer Zeit, ohne daß es regnet. Der B. hat eine ganz eigenthümliche Anziehungskraft für die Wasserdünste der Atmosphäre. Gräbt man auf irgend einem Theile seiner Oberfläche ein Loch ein paar Fuß tief, so sammelt sich alsbald Wasser darin. Man hat ihn daher häufig mit einem Schwamm verglichen, der mit Wasser angefüllt sey. Daher auch die vielen Quellen und Bäche, die ihm nach allen Seiten entströmen. Die beste Zeit zum Besteigen des B.s ist der Frühherbst, wo man auch am sichersten auf einen hellen, klaren Horizont rechnen kann. In den Umgebungen des B.s sind eine

Menge malerischer und merkwürdiger Partien, welche gewöhnlich von den Brockenbesteigern gleichzeitig besucht werden, z. B. das romantische Ilsethal, die Baumannshöhle 2c.

Brockes, Barthold Heinrich, deutscher Dichter, den 22. September 1680 zu Hamburg geboren, machte nach zweijährigen Studien der Rechte und halbjähriger praktischer Beschäftigung am Reichskammergericht zu Wetzlar eine Reise durch Deutschland, Italien, die Schweiz, Frankreich, die Niederlande und Holland, wurde in Leyden Licentiat der Rechte und kehrte gegen Ende 1704 nach Hamburg zurück, wo er ohne praktische Beschäftigung sorgenfrei seinen Lieblingsneigungen, der Musik und Malerei, lebte. Ein Passionsoratorium, „Der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesus", war seine erste größere Leistung und fand ihrer Zeit einen kaum glaublichen Beifall. Ihr folgte der „Verdeutschte bethlehemitische Kindermord", eine Uebersetzung von Marino's Gedicht: „La strage degl' innocenti", welche 4 schnell auf einander folgende Auflagen erlebte. Der Ruf, in welchem B. nun auch im Ausland stand, bewog den hamburger Senat, ihn 1720 zu seinem Mitglied zu erwählen. Als solcher wurde er mit mehren wichtigen Sendungen nach Wien (1721), Kopenhagen (1724), Berlin und Hannover beauftragt, außerdem mit wichtigen städtischen Aemtern (1728 und 1729 mit der städtischen Prätur) beehrt und endlich Ostern 1735 zum Amtmann in Ritzebüttel (auf 6 Jahre) ernannt. Hier, in der Nähe des Meeres und in einem von ihm angelegten und nach ihm benannten Lustwald, besang er sein „Landleben zu Ritzebüttel", eine Reihe zum Theil recht gelungener Bilder und Scenen des Meeres, die den 7. Band des „Irdischen Vergnügens in Gott" (1731—48, 10 Bde.) ausmachen. Nach seiner Rückkehr von Ritzebüttel erhob man ihn 1741 zum Befehlshaber des Bürgermilitärs, 1743 zum Protoscholarchen und endlich 1747 zum kaiserlichen Pfalzgrafen. Er † am 16. Januar 1747. Was den Werth seiner Werke betrifft, so ist nur die Gesinnung untadelhaft, welche sie hervorrief, der fromme, kindliche Blick, welchem nichts zu klein ist in der Natur, dem keine Erscheinung in ihr entgeht und der mit aller Behaglichkeit einer ungestörten Muße allenthalben so lange verweilt, als dem Stoff noch ein Bild, ein Wort, ein Reim abzugewinnen ist. B. besingt Jahres- und Tageszeiten, die Elemente, die Sinne und geistigen Fähigkeiten des Menschen, Witterung, Land- und Wasserscenen, menschliche Thätigkeiten, Gewächse und Thiere, und überall fordert er zum Preis und Ruhme Gottes auf. In dieser Bienenemsigkeit, Alles in der Welt in poetischen Honig zu verwandeln, liegt auch die Quelle seiner Fehler. Seine Diktion ist im Ganzen gewandt, entbehrt aber oft der Würde und Anmuth; die Sprache ist geziert, der Reim meist leicht, desto härter nicht selten der Versbau. Außerdem übersetzte B. „Pope's Versuch des Menschen" (Hamburg 1740) und „Thomsons Jahreszeiten" (das. 1745) und schrieb: „Schwanengesang, in einer Anleitung zum vergnügten und gelassenen Sterben" (das. 1747).

Brockhaus, Friedrich Arnold, der Begründer einer der größten Buchhandlungen Deutschlands, den 4. Mai 1772 zu Dortmund geboren, besuchte das dortige Gymnasium u. gründete, nachdem er in Düsseldorf seine Lehrzeit als Kaufmann vollendet, 1795 in seiner Vaterstadt eine Manufakturwaarenhandlung, mit der er 1802 nach Holland übersiedelte. Nicht glücklich u. von einem innern Trieb nach größerer Wirksamkeit getrieben, änderte B. seinen Beruf, gab die Handlung auf und errichtete 1805 in Amsterdam eine Buchhandlung. Kaum aber war Holland dem französischen Reiche einverleibt, als auch ein großer Theil von dem brockhausischen Lager mit Beschlag belegt wurde. B. wandte sich daher wieder nach Deutschland, verweilte einige Zeit in Leipzig und ließ sich 1810 in Altenburg nieder. Hier war es vor allen das löbelsche „Konversationslexikon", dessen Verlagsrecht er bereits 1807 an sich gekauft, für welches er den größten Theil seiner außerordentlichen Thätigkeit und seiner Mittel aufwandte und das er mit einem umfassendern Blick, als vorher geschehen war, umgestaltete, durchführte und auf seine jetzige Ehrenstelle erhob. Zugleich zog er die politischen Interessen seiner Zeit mit in den Kreis seines Wirkens und hat durch die „Deutschen Blätter" (Altenburg 1813—1816), wie später durch die „Isis" nicht unbedeutenden Antheil an den Hauptbewegungen der Zeit genommen. Der Umfang und die Wichtigkeit, welche sein Geschäft durch diese und andere große Unternehmungen in wenigen Jahren gewonnen hatte, bewog ihn, Ostern 1817 nach Leipzig zu ziehen. Hier, auf dem Markt der deutschen Literatur, stieg B.' Ansehen und Einfluß von Jahr zu Jahr, bis endlich dem deutschen Publikum der brockhausische Verlag eines Werkes schon als Kriterium galt, da es daran gewöhnt war, nur Ausgezeichnetes unter dieser Firma erscheinen zu sehen. B.' Hauptunternehmungen, zum Theil noch vor seiner Uebersiedelung nach Leipzig begonnen, waren: die Zeitgenossen, das literarische Konversationsblatt, jetzt von Heinrich B. in den „Blättern für literarische Unterhaltung" fortgesetzt, Hermes, Isis und manche andere Zeitschriften, das Taschenbuch Urania; ferner weitschichtigere Werke, wie: Ersch' „Handbuch der deutschen Literatur", Eberts „Bibliographisches Lexikon", die „Bibliothek der deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts" von W. Müller und K. Förster, Malsburgs Uebersetzung der Schauspiele Calderons, Core und Raumers historische Schriften 2c. B. † am 20. Aug. 1823. Sein ältester Sohn, Friedrich, den 23. Sept. 1800 zu Dortmund geb., übernahm, nachdem er in der viewegschen Officin zu Braunschweig die Buchdruckerkunst erlernt und verschiedene Verbesserungen derselben auf mehren größeren Reisen beobachtet hatte, mit seinem Bruder Heinrich gemeinschaftlich das Geschäft seines Vaters und leitete namentlich die Druckereien der Anstalt, die durch ihn bedeutend erweitert und verbessert wurden. Außer mehren durch Dampfkraft betriebenen Schnellpressen und einer großen Zahl eiserner Pressen umfaßte das Geschäft eine Buchbinderwerkstätte u. Stereotypengießereien, wozu

seit 1836 auch die wallbaumsche Schriftgießerei in Weimar gekommen ist. Heinrich, den 4. Febr. 1804 zu Amsterdam geb., besorgt die buchhändlerische u. literarische Geschäftsführung der Anstalt. Vermehrt hat er den Verlag mit dem historischen Taschenbuch von Raumer, Gersdorfs Repertorium der gesammten deutschen Literatur, ferner mit der „Allgemeinen Bibliographie für Deutschland“, dem „Pfennigmagazin“, sowie (1. Okt. 1837) der „Leipziger allgemeinen Zeitung“, die später in eine „Deutsche allgemeine Zeitung“ umgewandelt wurde, den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ von Gutzkow, dem „Deutschen Museum“ von Rob. Prutz und vielem Anderen. Eine sehr wichtige Erweiterung erhielt das Geschäft durch die Begründung einer Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur, unter der Firma Brockhaus und Avenarius in Paris und Leipzig; die pariser Buchhandlung wurde 1844 verkauft, die leipziger 1850 mit der Firma F. A. Brockhaus vereinigt. Die Vereinigung der gleditschischen Buchhandlung mit der letzteren war besonders dadurch von Bedeutung, daß dem Hauptverlagswerke dieser Buchhandlung, der „Allgemeinen Encyklopädie“ von Ersch und Gruber, größere Unterstützung und dadurch die Gewißheit der Beendigung derselben zu Theil wurde. Nachdem Friedrich B. am 20. Okt. 1845 sein 25jähriges Geschäftsjubiläum gefeiert hatte, trat er Anfang 1850 aus dem Geschäft und kaufte das Gut Prossen bei Schandau. Heinrich B. übernahm die gesammte Geschäftsführung, theilte sie aber später mit seinem Sohne Eduard B. Das buchhändlerische Geschäft umfaßt eine Verlagshandlung, ein Kommissionsgeschäft, ein deutsches Sortimentsgeschäft und ein Sortiments- und Kommissionsgeschäft für ausländische Literatur. Die Druckerei beschäftigt 8 Schnellpressen, 28 eiserne Handpressen, Glätt- und Satinirpressen und eine starke hydraulische Presse und unter 3 Faktoren etwa 250 Menschen. Die Druckerei hat das Verdienst, zuerst in Deutschland den Druck illustrirter Werke, z. B. die bei J. J. Weber erscheinende „Illustrirte Zeitung“ auf der Schnellpresse genügend ausgeführt zu haben. Die Schriftgießerei hat 9 Oefen, 2 Clichirmaschinen und 4 Schriftgießmaschinen und beschäftigt, unter 2 Faktoren, an Schriftschneidern, Instrumentenmachern, Gießern &c. etwa 60 Personen, die Stereotypie deren 6. Die Gießerei liefert jährlich über 700 Centner Schrift und zählt 459 verschiedene Schriftarten mit etwa 50,000 Matern, die zum Theil in der galvanoplastischen Anstalt der Druckerei gefertigt werden. In der Buchbinderei arbeiten etwa 20 Personen u. in der Maschinenwerkstätte sind 5 Personen beschäftigt, theils mit Reparaturen, theils mit dem Bau der brockhausschen Schriftgießmaschine, der besten jetzt existirenden, welche 50—70 Lettern in der Minute liefert. Außerdem wird hier noch eine Schriftschleifmaschine und ein Gehrungshobel eigener Konstruktion gebaut. In der Kupferdruckerei arbeiten 12 Personen an 11 eisernen Pressen, und mehre Jahre hindurch, so lange an dem Bilderatlas zum Konversationslexikon gearbeitet wurde, waren 30 Stahlstecher unter einem Direktor beschäftigt. Hier arbeitet auch die brockhaus-kretzschmarsche Schriftstechmaschine. Im Ganzen beschäftigt der technische und merkantile Betrieb etwa 460 Personen. Von den buchhändlerischen Unternehmungen der neuesten Zeit erwähnen wir die 9. und 10. Auflage des „Konversationslexikons“ in 15 Bänden, an welche sich nach Vollendung derselben 1847 ein Supplementwerk, „Die Gegenwart“, und ein anderes „Unsere Zeit“ anschloß. Außerdem wurde ein Prachtwerk, der Bilderatlas zum Konversationslexikon, unter der Leitung Joh. Georg Hecks, begonnen und vollendet; es enthält 500 systematisch nach den Wissenschaften und Künsten in 10 Abtheilungen getheilte Stahlplatten in Folio, nebst erklärendem Text. Die Encyklopädie von Ersch und Gruber schreitet ihrer Beendung entgegen, und die meisten der früher erwähnten literarischen Unternehmungen sind noch im Betriebe. Die obengenannte „Deutsche allgemeine Zeitung“ erscheint seit December 1849 mit einem literarisch-artistischen Beiblatte. Der jüngste Bruder, Hermann B., den 28. Januar 1806 zu Amsterdam geb., studirte in Leipzig orientalische Sprachen, insbesondere Sanskrit, lebte lange Zeit in Frankreich und England und ließ sich dann in Dresden nieder. Von hier zog er 1839 als Professor nach Jena und 1841 nach Leipzig, wo er seit 1848 eine ordentliche Professur der altindischen Sprache und Literatur bekleidet. Er schrieb: „Prabodha candrodaya“, philosophisches Schauspiel von Krischna Misra“ (Leipzig 1845); „Kathâ Sarit Sâgara“, Mährchensammlung von Somadeva Bhatta (sanskrit. und deutsch, das. 1839, die deutsche Uebersetzung allein, 1845, 2 Thle.); „Ueber den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben“ (das. 1841); „Abhidhânappadipikâ“, Wörterbuch der Palisprache (das. 1841); eine Ausgabe des „Vendidad Sade“ (das. 1850); mehre Uebersetzungen u. A.

Brockmann, Johann Franz Hieronymus, berühmter deutscher Schauspieler, geboren den 30. Sept. 1745 zu Grätz in Steiermark, wo sein Vater Zinngießer war. B. wurde im 12. Jahre zu einem Bader in die Lehre geschickt, den er aber bald verließ, anfangs mit Soldaten ziehend, dann allein im Land herumstreifend, bis er 1760 unter eine Seiltänzer- u. Gauklertruppe gerieth, welche zuweilen kleine Schauspiele aufführte u. bei der er die Zettel schreiben, Vorstellungen austrommeln, Lichter putzen und andere niedrige Dienste verrichten mußte. Nach 10 Monaten verließ er diese Bande und fand eine Schreiberstelle im Kärnthischen, konnte aber, als sich 1762 in seiner Nähe eine Schauspielertruppe sehen ließ, dem Trieb, ihr zu folgen, nicht widerstehen, und zog mit derselben durch ganz Ungarn bis Hermannstadt, wo er sich (1765) mit einer Tochter der Directrice verheirathete und kurz darauf durch den gerade gegenwärtigen Direktor der wiener Bühne, Graf Durazzo, eine Stelle bei letzterer erhielt. Als er aber dort nur die unbedeutendsten Rollen spielen durfte, trat er 1768 mit seiner Frau zu der herumwandernden kurzischen Truppe über, mit welcher er in Würzburg, Frankfurt, Mainz, Köln und Düsseldorf u. a. O. Vorstellungen gab, bis

er 1771 nach Hamburg berufen wurde. Seine Frau war schon 3 Jahre vorher in Wien engagirt. In Hamburg vervollkommnete er sein Künstlertalent unter Schröders Leitung durch eifriges und tiefes Studium so rasch und glänzend, daß er neben den besten Schauspielern Deutschlands genannt und mit Garrick und le Kain verglichen wurde. In der That wußte er sich jede Rolle eines Lust- oder Trauerspiels, die größte wie die kleinste, so anzueignen, Stimme, Gesicht und Körperhaltung so zu modificiren, daß die Person, welche er spielte, im Leben und in der Wirklichkeit vor den Augen der Zuschauer zu handeln schien. Als er 1776 nach Wien berufen wurde und auf der Hinreise in Berlin als Hamlet auftrat, erregte er solchen Enthusiasmus, daß ihm unter Anderm die bis dahin in Berlin unerhörte Ehre des Herausrufens widerfuhr und eine Schaumünze auf ihn geprägt wurde, welche seine Vorzüge in der Umschrift seines Bildnisses (Brockmann actor utriusque scenae potens) u. der Inschrift des Reverses (Peragit tranquilla potestas quod violenta nequit) bezeichnet, seine gleiche Fähigkeit im komischen wie im tragischen Fach und die ruhige Kraft seines Spieles. Diese letztere Eigenschaft, sein natürliches Spiel und ein fleischiger Körperbau behagten anfangs den Wienern nicht, aber bald wurde er der Liebling des Publikums und blieb es, als er nur noch in Väterrollen auftrat. B. † den 12. April 1812. Seine gepriesensten Rollen waren: Hamlet, Essex in „Gunst der Fürsten", Regulus, Beaumarchais, Odoardo Galotti, der Oberförster und der alte Klingsberg. Als denkender Künstler strebte er einzig nach Natur und Wahrheit, weswegen er auch im bürgerlichen Drama am größten war.

Brockmannen (Brockmänner), ostfriesisches Volk, welches sich im Mittelalter weit über die aus 8 Kirchspielen bestehende hannöverische Landschaft Brockmerland erstreckte und unter einer eigenen volksthümlichen Verfassung lebte. Das Volk besaß nach derselben die höchste Machtvollkommenheit, die in den Gesetzen (Küren), welche in 220 Artikeln bestehend zugleich die besten Dokumente ächter altfriesischer Sprache sind, in einzelnen Artikeln angedeutet wird, welche mit den Worten beginnen: „das wollen die B." (thet wellath Brocmen), wie denn der erste Artikel den Anfang hat: „das ist das erste Gesetz, welches die B. beliebt haben" (thit is thiu forme Kere, ther Brocmen Keren helbath). Nach diesen kannten die B. weder Häuptlinge, noch Adel, noch einen Einfluß der Pfaffen auf den Staat, indem letzteren geboten war, nur ihres eigenen Amtes zu warten, zu dem sie geweihet wären. Sie entrichteten ferner keine Abgaben an Kaiser u. Reich, an Fürsten oder Bischöfe, deren Schutz sie nicht bedurften, keine Strafgelder an kaiserliche Grafen oder Schulzen, sondern die Brüchen u. Strafgelder kamen in die Verwaltungskasse der Gemeinden. Dabei hatten sie die demokratische Vorsicht, jedes hohe, steinerne Gebäude, außer für die Mönche und den Gottesdienst, zu verbieten. Das Land theilte sich in 4 Quartiere, deren jedes seine durch die Gemeinden gewählten Richter hatte. Diesen war die Justiz, die Polizei u. ein großer Theil des Verwaltungswesens übergeben. Sie waren auf ein Jahr gewählt u. dem allgemeinen Volksgericht (Volksversammlung, Liudawarf) verantwortlich. Bei ihrem Antritte mußten sie einen bestimmten Eid leisten und ein Pfand für ihre gewissenhafte Verwaltung beim Volksgerichte niederlegen. Die Strafe für gewissenlose Amtsführung und Ungerechtigkeit bestand in Amtsentsetzung, schweren Geldstrafen, Verbrennung der Wohnung. Ihnen zur Seite standen außerdem noch vom Volk auf ein Halbjahr gewählte u. beaufsichtigte Talemen (Sprachmänner, Sprecher), welche sie überwachen und nöthigenfalls zur Verantwortung ziehen mußten und bei Pflichtwidrigkeiten gleichen Strafen unterworfen waren. Die gesetzgebende und vollziehende Gewalt wurde von der allgemeinen Versammlung ausgeübt, wichtige Verwaltungsangelegenheiten nach Umständen von derselben oder von dem betreffenden Quartierwarf berathen. Zum Schutz der innern und äußern Sicherheit war jeder Brockmanne, wie jeder Friese überhaupt, verbunden, mit den Waffen, welche er nach Maßgabe des Vermögens zu führen verpflichtet war, auf das durch den Richter gegebene Feuerzeichen zu erscheinen. Diese demokratische Verfassung dauerte bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts, wo die B., wie die andern Friesen, einen Häuptling ernannten, dem sie die Obergerichtsbarkeit übertrugen und eine Burg zum festen Sitz bauen ließen.

Brod, aus mehlartigen Substanzen durch Backen bereitetes Hauptnahrungsmittel von zwei Dritttheilen des Menschengeschlechts, das symbolisch auch die menschlichen Nahrungsmittel überhaupt bedeutet. Doch war das B. als Nahrung dem Menschen in dem rohesten Naturzustande durchaus unbekannt, wie denn noch jetzt eine Menge wilder Völker ohne B. und ohne irgend ein Nahrungsmittel leben, das aus Mehl bereitet wird und das B. vertreten könnte. Erst als der Mensch den rohen Naturzustand verlassen hatte u. das umherschweifende, unstete, heimathlose Leben in den Wäldern mit dem auf bleibender Wohnstätte zu vertauschen anfing, als der Ackerbau keimte und die Fortpflanzung, Erziehung und Gewinnung genießbarer Früchte des Feldes Gegenstand des menschlichen Bedürfnisses oder menschlicher Forschung wurde, da wurde der Werth der Getreidearten eingesehen, deren Körner mit dem Vortheil einer gesunden und nährenden Speise zugleich jenen großen und in die Augen springenden Vortheil der leichten und langen Aufbewahrung, ohne Gefahr des Verderbens, boten. Ihre Heimath hatten diese Getreidearten in dem asiatischen Centrallande, und wie von hier aus alle Kultur ausgegangen, so ist auch von da der Bau der Brodfrüchte über die Erde gewandert. Anfänglich genoß man die Getreidekörner roh; zunächst zermalmte man sie zwischen Steinen und genoß sie mit Wasser gemischt und gekocht als Suppe, wie solches von manchen Völkern noch heute geschieht. Später verdickte man die Suppe zum Brei, aus dem Brei wurde der steifere Teig, den man an der Sonne darrte, oder am Feuer röstete, oder auf heißen Steinen buk, und so ward auf dem einfachen und folgerechten Wege der Erfahrung allmählig das B. daraus,

welches noch zu Moses' Zeiten die Aegypter genossen und welches bis auf den heutigen Tag als Schiffsbrod (Schiffszwieback) auf allen Meeren die menschliche Hauptnahrung ausmacht. Die erste Kunde von B., das in Oefen gebacken wurde, kommt aus dem Morgenland; die Ureinwohner Italiens kannten es nicht, und selbst in der Wiegenzeit Roms aß man statt B. in Italien nur eine Art von Weizengrütze, in Suppen- oder Breiform (alica). Später zerquetschte man zu Rom die Körner zwischen Steinen und röstete sie dann, eine Erfindung, die ihrer Zeit ein so wichtiges Ereigniß war, daß Numa ihr zu Ehren eine jährliche Festfeier anordnete. Das Zermalmen der Körner in Stampfen, Mörsern und Handmühlen ist eine noch spätere Erfindung u. führte auf das Backen von ungesäuerten B.en, die, schwer, dicht und fad schmeckend, aufgeweicht einen zähen, unverdaulichen Leim bilden, wie noch jetzt die Judenmatzen. Das erste gesäuerte und in Oefen gebackene B. (Kyllastis) aus Gerste finden wir in Aegypten. Die Juden kannten es ebenfalls. Selbst der Aermste hatte wenigstens B. und Wasser zu genießen; B. und Wein aber wurde den Kriegern entgegengetragen, zur Stärkung, wenn sie vom Kampfe heimkehrten. Das Andenken an den Auszug aus Aegypten wird noch jetzt bei den jüdischen Gemeinden aller Zonen durch die ungesäuerten B.e des Passahfestes aufrecht erhalten. Von Aegypten aus wurde die Kunst des Brodbackens nach Griechenland verpflanzt und fand hier, besonders bei den kunstsinnigen, erfinderischen und üppigen Athenern, vielfache Ausbildung und Verfeinerung. Am verbreitetsten war Weizen- und Gerstenbrod, dem man meist eine runde Form gab. Die Größe desselben war verschieden, gewöhnlich nur so groß, daß es an einem Tag aufgezehrt werden konnte; doch kommen auch größere B.e, die z. B. für 3 Tage reichten, vor. Neben diesem täglichen B.e hatte man auch ein unserem Kuchen ähnliches Gebäck u. eine Art Brodkuchen, zu welchem man etwas Oel, Wein, Milch und Pfeffer nahm. Diese Brodkuchen galten in Athen für das feinste, leckerste Backwerk und hießen alexandrinisches B. Zu den verschiedenen Arten von B., die man durch die Wahl des Mehls und der Zuthaten erhielt, kommen noch die, welche durch die mehrfache Weise des Backens erzielt wurden. Denn obwohl den Griechen der Backofen nicht unbekannt war, so bedienten sie sich doch lieber irdener oder eiserner Geschirre, oder buken in heißer Asche. In Athen wurde Bacchus als Erfinder des Brodbackens hochgefeiert; ihm zu Ehren wurden an den Dionysien große Schaubrode in Prozession umhergetragen. Von den Griechen aus und durch sie kam B. und Brodbäckerei nach Italien. Erst 170 v. Chr. wurde der Gebrauch der Backöfen daselbst bekannt, zu Augustus' Zeiten aber zählte man in Rom schon über 300 Backhäuser. Das B. (panis, weil Pan für den Erfinder des Brodbackens galt, oder, wie die römischen Grammatiker behaupten, weil die Frauen, die dort das Backen besorgten, den Broden anfänglich die Gestalt des Pan gegeben hätten) zerfiel ebenfalls je nach dem Mehl u. den Zuthaten zu demselben, oder nach der Weise, wie man es buk, oder auch nach den Speisen, zu denen es genossen wurde, besonders als der üppigste Luxus sich in den sonst praktischen Sinn der Römer festgesetzt hatte, in sehr verschiedene Arten. So hatte man Panis siligineus, weißes oder Weizenbrod, und P. plebejus, schwarzes B. für Arme und Sklaven; ferner P. furnaceus, im Ofen gebackenes, P. artopticius, in besonders dazu eingerichteten Pfannen, P. speusticus, durch schnelle Hitze gebackenes B.; P. aquaticus hieß lockeres u. leichtes B., zu dessen Teig man viel Wasser genommen hatte. Nach den Speisen hieß z. B. B., das man zu Austern aß, Panis ostrearius. Die Stelle unseres Schiffszwiebacks versah schwarzes, grobes, altbackenes und dadurch hart gewordenes B., P. nauticus. Altbackenes, auch weißes B. erhielten Sklaven und Arme. Von den nördlicheren Völkern lernten die Gallier das B. zuerst kennen. Ihnen lieferte bald die Erfindung des Biers eine neue, zur Verbesserung des B.s sehr taugliche Materie, die Hefe; daher war ihr aus der Weizenart Far gebackenes B. leicht und gut. Bei den germanischen Völkern kam das B. erst im Beginn des Mittelalters allgemein in Gebrauch; früher vertrat dasselbe der Brei oder die zu einer zähen, teigartigen Masse (Cäment) gahr gesottene Mischung mit Mehl und Wasser oder Milch, welche in Stücken gerupft und mit etwas Schmalz genossen ward, oder die Klöße. Noch später wurde gebackenes B. im europäischen Norden allgemeines Nahrungsmittel. Im 16. Jahrhundert kannte man unter dem Volke in Schweden kein anderes B., als ungegohrene, harte Kuchen, die aus Wasser und Mehl geknetet und gedörrt waren. Die verschiedenen europäischen Nationen genießen nicht einerlei B. Der Franzose ißt vorzugsweise Weißbrod (aus Weizenmehl, Pain blanc); in einigen Provinzen ist das halbweiße B. (Pain bisblanc) die Hauptnahrung, in den wenigsten das Roggenbrod (Pain bis). Der Engländer ißt fast nur Weizenbrod; die Deutschen, Dänen, Norweger, Schweden, Russen aber vorzugsweise Roggen- oder schwarzes B. In den Südländern wird fast nur Weizen- und Maisbrod gegessen. Die übrigen Backwerke aus Mehl unterscheiden sich vom B. dadurch, daß sie theils ohne Gährung aus Mehl u. Wasser bereitet werden, theils noch andere Zusätze in nicht unbeträchtlicher Menge enthalten, als Butter (Fett), Milch, Zucker, süße Früchte, Mandeln &c., theils durch Hitze nicht ausgetrocknet (gebacken), sondern bloß gekocht werden.

Die Bereitung des ungegohrenen B.s ist sehr einfach; das Mehl wird mit Wasser zu einem Teig geknetet, dieser durch Hitze ausgetrocknet oder gebacken. Verstreicht zwischen Einkneten des Teiges u. Backen einige Zeit, so erleidet derselbe an warmen Orten eine gelinde Gährung, welche ihn, sowie das während des Backens sich verflüchtigende Wasser auftreibt, wodurch das B. Augen oder Löcher erhält (ungesäuertes B., Pain mollet, unleavened bread). Läßt man den Teig, bevor er gebacken wird, längere Zeit stehen, so bildet sich zuerst aus dem Stärkemehl durch Kleber und Wasser Zucker, dieser und der im Getreidemehl bereits vorhandene gehen in eine geistige Gährung über, es entwickelt sich kohlensau-

res Gas, welches den Teig aufgehen macht, d. h. in die Höhe treibt, es erzeugt sich Alkohol. Bäckt man den Teig, wenn er sich durch diese erste Gährung gehoben hat, so gibt er, da er viele mit Luft erfüllte Räume enthält, die sich durch die Hitze beim Backen ausdehnt, ein mehr zertheiltes, lockeres, mit mehr Lufträumen durchzogenes B., als das ohne alle Gährung bereitete. Setzt man, um die Gährung zu befördern, Sauerteig hinzu, d. h. Teig, der bereits in saurer Gährung sich befindet, so erfolgt die Gährung im Teige schneller, aber es beginnt während der weinigen Gährung im B. auch im gewissen Grad eine saure; solches B. hat daher einen säuerlichen Geschmack u. wird deshalb gesäuertes B. (Pain levé, loafbread, leavened bread) genannt. Es ist dies das gewöhnliche B., über dessen Bereitung wir Folgendes bemerken.

Nur aus gutem Mehle kann ein gutes, gesundes B. dargestellt werden, und zwar ist es, je trockener das Mehl ist, desto besser. Trockenes Mehl bindet beim Backen mehr Wasser, als feuchtes Mehl, und man erhält deshalb bei gleichem Gewichte von jenem mehr B., als von diesem. Feuchtes Mehl wird aber auch selten im Stande seyn, ein gutes B. zu liefern, da dasselbe entweder aus nicht gehörig reifem, oder aus naß eingebrachtem, oder an feuchtem Orte aufbewahrtem Getreide erhalten wird, oder seine Feuchtigkeit durch Lagern an feuchtem Orte aufgenommen hat. Besonders werden Roggenmehl und Weizenmehl zu B. verbacken; das letztere gibt feineres, weißeres B., als das erstere. Nicht selten wendet man ein Gemenge von beiden an, u. hie u. da benutzt man auch Gerstenmehl als Zusatz. Die für den Prozeß des Brodbackens wichtigen Bestandtheile des Mehles sind das Stärkemehl, der Kleber und der Zucker. Der innere Theil des Getreides gibt das weißeste Mehl, welches am wenigsten Kleber, am meisten Stärkemehl enthält. Letzteres ist im aufgelösten Zustande sehr leicht verdaulich, aber gewiß nicht so nährend, als der Kleber, weil dieser Stickstoff enthält. Daher ist das aus sehr weißem Mehle dargestellte B. leicht verdaulich, aber weniger nährend, als das aus weniger weißem Mehle bereitete B. Der Kleber besitzt aber die Eigenschaft, Wasser mit großer Hartnäckigkeit zurückzuhalten, und es wird daher ein B. um so weniger schnell austrocknen, je reicher es an Kleber ist; auch schützen die Zellen von Kleber die feuchte Stärkemehlsubstanz im B.e vor dem Austrocknen. B. aus sehr weißem, das heißt, wenig Kleber enthaltendem Mehle dargestellt, wird deshalb äußerst schnell trocken. Da das B. ein Gebäck aus einer gegohrenen Masse ist, so bedarf man zur Darstellung desselben ein Gährungsmittel (Ferment). Das Gährungsmittel für das gewöhnliche B. ist der Sauerteig; für feinere Gebäcke benutzt man Bierhefe oder Preßhefe. Auf den Teig zu 40 Pfund B. rechnet man 1½ Pfd. Sauerteig. Als Wasser zum Brodbacken nimmt man gewöhnlich Brunnenwasser, dessen Gehalt an Kohlensäure sowohl, als an kohlensaurem Kalke demselben allerdings einen Vorzug vor weichem Wasser geben kann, wenigstens glaubt man, daß gekochtes Wasser zum Brodbacken untauglicher sey. Da aber Brunnenwasser bald sehr hart, bald sehr weich seyn kann, so möchte wohl jedes reine, geruch- u. geschmacklose Wasser benutzt werden können. Die Menge des Wassers, welche zur Bildung des Teiges erforderlich ist, hängt besonders von der Trockenheit des Mehles, dann aber auch von der Temperatur ab, denn da bei niederer Temperatur der Teig bei derselben Menge Wasser steifer bleibt, als bei höherer, so ist des Winters mehr Wasser erforderlich, als des Sommers. Im Mittel werden auf 3 Theile Mehl 2 Theile Wasser gerechnet. Wendet man zu viel Wasser an, so erhält man breitgeflossenes, schliefiges B., dessen Krume sich von der Rinde ablöst, bei welchem die Augen meist sehr klein sind. Nimmt man zu wenig Wasser zum Kneten, so wird das B. zu hart, zu trocken, und es besitzt wegen der aus Mangel an Wasser unvollkommen in demselben vor sich gehenden Kleisterbildung einen rohen Mehlgeschmack. Je länger man den Teig knetet, desto mehr Wasser nimmt derselbe auf, weil die Mehltheilchen erst nach u. nach von Wasser ganz durchdrungen werden und aufquellen. Ein zu dünner Teig erhält daher durch fortgesetztes Kneten die gehörige Konsistenz, zum Theil allerdings mit durch die beim Kneten Statt findende Verdunstung von Wasser. Ein Zusatz von Salz, welchen man nicht selten anwendet, soll ebenfalls veranlassen, daß der Teig mehr Wasser aufnimmt. Von der zweckmäßigen Darstellung des Brodteiges hängt vorzugsweise die gute Beschaffenheit des B.s ab. Wollte man das Mehl mit der erforderlichen Menge Wasser anketen, dem Teige den nöthigen Sauerteig hinzufügen und diesen, nachdem er aufgegangen, ausbacken, so würde man ein sehr schlechtes B. erhalten, da wegen der Kürze der Zeit, welche von der Bildung des Teiges bis zum Ausbacken verginge, eine vollständige Erweichung der Mehltheilchen nicht wohl Statt finden könnte. Um ein gutes B. zu erhalten, muß bei der Darstellung des Brodteiges dem Sauerteige das Mehl nach und nach, erst in kleinen, dann in größeren Partien beigeknetet werden, u. zwischen dem Einkneten einer jeden Partie muß einige Zeit verstreichen, damit in dem gebildeten Teige der Sauerteig seine Wirkung ausüben kann. Je längere Zeit man auf die Darstellung des Brodteiges verwendet und je öfter man denselben durchknetet, ein desto besseres B. wird im Allgemeinen erhalten, weil nur auf diese Weise der Sauerteig aufs Innigste mit jedem Theile des Mehles vermischt werden und nur auf diese Weise die Wirkung desselben gehörigermaßen geleitet werden kann. Der fertige Teig wird in B.e getheilt, die man durch Rollen im Mehle formt und nun noch einige Zeit aufgehen läßt, bei warmem Wetter etwa eine halbe, bei kaltem Wetter etwa eine ganze Stunde. Die kleinen B.e werden früher als die größern gebildet, weil in den ersteren die Gährung wegen stärkerer Abkühlung langsamer vorschreitet. Man legt die B.e in Stroh- oder hölzerne Schüsseln. Die Veränderungen, welche durch diese Arbeiten in dem Mehle vorgegangen sind, bestehen in Folgendem: Durch die Gegenwart von Wasser, Ferment und Zucker, welcher letztere sich zu einigen Procenten im Mehle fin-

bet, und durch die erhöhete Temperatur sind alle Bedingungen zur Gährung gegeben. Der Zukker zerfällt in Kohlensäure, welche durch das Bestreben, gasförmig zu entweichen, den Teig aufgehen macht, und in Alkohol, welcher zum Theil in dem Teige als solcher bleibt, zum Theil durch Aufnahme von Sauerstoff aus der atmosphärischen Luft sich in Essigsäure umändert. Diese letztere Säure wirkt auf den Kleber und würde, wenn sie in größerer Menge vorhanden wäre, denselben ganz auflösen und die Elasticität desselben völlig zerstören. Geschähe dieses, so würde die Kohlensäure durch kein Hinderniß vom Entweichen aus dem Teige abgehalten und es würde als Resultat ein nicht lockeres, saures B. erhalten werden. Da aber die Essigsäure nur in geringer Menge in gutem Teige entstehen darf, so findet in einem solchen keine wirkliche Auflösung des Klebers durch dieselbe Statt, sondern nur eine Erweichung desselben, wodurch seine Elasticität, seine Zähigkeit noch vermehrt und allein die Erzielung eines sehr lockern B.es möglich gemacht wird. Neben der Zerlegung des Zuckers in Alkohol und Kohlensäure und der Bildung von ein wenig Essigsäure erfolgt auch in dem Teige die Umwandlung eines Antheils Stärkemehles in Stärkegummi und Stärkezucker. Der Brodteig kann also angesehen werden als eine badeschwammartige Masse, deren Wände durch den elastischen Kleber gebildet werden, in welcher die Stärkemehlkügelchen zerstreut liegen und deren Höhlungen mit kohlensaurem Gase angefüllt sind. Daß sich auch Alkohol, Zucker, Gummi und Ferment in dem Teige befinden, ergibt sich aus dem Angeführten. Wollte man den erhaltenen Brodteig sich selbst überlassen, so würde in demselben die Gährung immer weiter vorwärts schreiten und sich endlich in Sauerteig verwandeln; würde dagegen wegen Mangels an Zucker die weinige Gährung aufhören, so würde er essigsauer werden u. endlich in Fäulniß übergehen. Die Umwandlung desselben in ein haltbares schmackhaftes und gesundes Nahrungsmittel geschieht nun durch das Ausbacken desselben, das in dem sogenannten Backofen vorgenommen wird, einem runden oder ovalen, mit einem Gewölbe überspannten Herde, an dessen vorderer Seite sich die Oeffnung zum Einschieben der B.e befindet, die zugleich auch als Heiz- und Rauchöffnung dient (das Mundloch). Der gewöhnliche Backofen ist aus Ziegeln u. Lehm aufgemauert, die Herdsohle mit Ziegelplatten belegt oder aus Lehm geschlagen. Als Brennmaterial benutzt man fein u. grob gespaltenes Holz, Stroh, Reisig u. trocknes Gesträuch; doch ist trockenes, fein gespaltenes weiches Holz das beste. Hat der Ofen die nöthige Temperatur und ist er von Kohlen und Asche gereinigt, so erfolgt das Einschießen der B.e mittelst der Ofenschüssel, eines an den Seiten und vorn zugeschärften, an einem langen Stiele befindlichen Bretes, indem man im Hintergrunde des Ofens an der linken Seite anfängt und dann an der Wand des Ofens herumgeht. Die größeren B.e kommen zuerst in den Ofen, weil sie längere Zeit zum Ausbacken bedürfen. Vor dem Einschieben befeuchtet man die Oberfläche derselben mittelst eines Borstenpinsels mit kaltem Wasser, in welches man etwas Mehl gerührt hat, oder mit in heißem Wasser aufgelöster Stärke, wodurch man das Aufspringen der Oberfläche der B.e, das bei zu schneller Einwirkung von starker Hitze auf dieselben Statt findet, verhindert. Wenn man das B. vor dem Einschießen mit Milch bestreicht, erhält dasselbe eine gelbliche Farbe. Die zum Ausbacken nöthige Zeit richtet sich besonders nach der Größe der B.e; das weiße B. erfordert kürzere Zeit, als das schwarze. Auch die Form der B.e hat Einfluß; je kleiner nämlich die Oberfläche im Verhältniß zur Masse ist, je mehr sie sich also der Kugelform nähern, desto längere Zeit müssen sie im Ofen bleiben. B.e von 8 Pfund bleiben etwas über 2 Stunden, von 6 Pfund über eine Stunde, 3pfündige etwas über 50 Minuten in dem Ofen. Je langsamer das Abkühlen der B.e nach dem Herausnehmen aus dem Ofen erfolgt, desto besseres B. erhält man; man legt die B.e daher recht nahe aneinander, um die Wärme zusammenzuhalten. Kühlt man die B.e zu schnell ab, so trennt sich leicht die Rinde von der Krume ab, wegen der ungleichförmigen Zusammenziehung bei der Wärmeabgabe. Das fertige B. muß an einem kühlen, nicht zu feuchten Orte aufbewahrt werden. Der Gewichtsverlust, welchen der Brodteig im Backofen erleidet und der von verflüchtigtem Wasser herrührt, beträgt etwa $\frac{1}{5}$ seines Gewichts. Da der Teig $\frac{2}{5}$ seines Gewichts Wasser enthält, so verliert demnach das B. im Ofen die Hälfte des Wassers, welche das Mehl bei der Teigbildung aufnahm. Indessen ist der Gewichtsverlust im Ofen abhängig von verschiedenen Umständen, besonders von dem Verhältnisse der Masse zur Oberfläche. Je kleiner diese verhältnißmäßig ist, desto schwerer kommt das B. aus dem Ofen, daher runde B.e bei gleichem Gewichte schwerer, als lange, und kleine B.e verhältnißmäßig leichter sind, als große. Auch von der Zeitdauer des Backens ist der Gewichtsverlust abhängig. Ein B., welches beim Herausnehmen aus dem Ofen 4 Pfund wog, verlor noch 4 Loth, als man dasselbe noch 10 Minuten im Ofen ließ, und noch 2 Loth, als man es dann nochmals 10 Minuten lang in den Ofen brachte. Nach Prechtl sind zu B. von

1	Pfund	erforderlich	an	Teig	1	Pfd.	12	Loth,
2	=	=	=	=	$2\frac{1}{2}$	=	—	=
3	=	=	=	=	$3\frac{3}{4}$	=	—	=
4	=	=	=	=	4	=	22	=
5	=	=	=	=	$5\frac{3}{4}$	=	—	=
6	=	=	=	=	7	=	—	=
8	=	=	=	=	$9\frac{1}{4}$	=	—	=
12	=	=	=	=	$13\frac{1}{2}$	bis	14	Pfd.

Nach Hermbstädt erhält man durchschnittlich von 5 Pfund Mehl 4 Pfund B. Was die Veränderungen betrifft, welche während des Backens im Brodteige vorgegangen sind, so genüge Folgendes. Wenn die Temperatur des Teiges nach dem Einschieben auf 70° R. gekommen ist, so erfolgt eine Art von Kleisterbildung, man kann sagen: es entsteht ein Stärkemehlhydrat, welches später die Elasticität des B.s bedingt. Wahrscheinlich geht auch während des Erhitzens bis zu dieser Temperatur in dem Teige die Bildung eines Theiles von dem Gummi und Stärkezucker vor, welche man in dem B.e findet. Bei noch höherer Tem-

peratur erfolgt eine theilweise Röstung des Stärkemehls, namentlich auf der Oberfläche, wo die Temperatur wegen Mangels an Feuchtigkeit höher seyn kann: es bildet sich hier Gummi, durch welches die Oberfläche eben und glänzend wird. Bei diesem Rösten entsteht auch das eigenthümliche aromatisch brenzliche Oel, welches sich ebenfalls beim Darren des Malzes bildet, und von diesem rührt der angenehme Geruch und der Geschmack der Rinde vorzüglich her. Der Kleber bleibt, abgesehen von der an der Oberfläche des B.s erfolgenden Röstung, bei welcher besonders das aromatische Brenzöl entsteht, im Innern des B.s unverändert; er bildet in diesem, wie im Teige, das Skelet, zwischen welchem die übrigen Stoffe sich befinden. Die Gasarten, welche im Innern des Teiges vorhanden waren, z. B. die Kohlensäure, werden durch die Wärme ausgedehnt u. vergrößern so die Augen des B.s. Ueber das Quantitative dieser Veränderungen haben wir, abgerechnet den bekannten Wasserverlust, nur wenig Erfahrungen. Nach Prechtl soll die Menge des Stärkegummi's ¼ von dem ganzen Stärkegehalte betragen, die des Zuckers 4—5 Procent vom Brodgewichte. Die Menge des Zuckers könnte man vermehren, wenn man beim Kneten des Teiges ein wenig Malzaufguß zusetzte. Die Zuckerbildung ginge dann wie beim Maischen vor sich. Wird, anstatt des reinen Wassers, beim Kneten eine Abkochung von Mehl genommen, so erhält man ein B., welches das Wasser in größerer Menge zurückhält, oder von demselben Gewichte Mehl mehr B., als in dem gewöhnlichen Falle. Gutes B. muß gehörig aufgegangen, lokker und, im Verhältnisse zu seinem Umfange, leicht seyn, was dann der Fall ist, wenn es viele, nahe an einander liegende, nicht zu große Augen enthält. Die Rinde des B.s muß eben und glatt, nicht zu hell oder zu dunkel seyn. Die Krume muß weder krümlich, noch zähe, sondern elastisch seyn, ihr Geschmack rein, nicht sauer oder mulstrig von verdorbenem Mehle. War der Teig mit zu wenig Wasser bereitet, so ist die Kleisterbildung nur unvollständig vor sich gegangen und das B. schmeckt nach rohem Mehle. Bei schlecht ausgeführtem Kneten zeigen sich im Innern der Krume Klumpen von unverändertem Mehle, welche bei gutem B.e nicht bemerkt werden dürfen. Das B. hält sich im Allgemeinen um so länger frisch, aus je gröberem Mehle dasselbe bereitet war, je mehr dasselbe also von dem so sehr wasserbindenden Kleber enthält. B. mit Sauerteig bereitet hält sich ungleich länger frisch, als das mit Hefen bereitete, welches meist ganz frisch verzehrt werden muß. Im Allgemeinen ist das Roggenbrod weniger nahrhaft und verdaulich, als Weizenbrod; saures B. ist unangenehm und schwer verdaulich, daher sucht man die Säure, namentlich in England, durch Zusatz von kohlensaurer Magnesia abzustumpfen, wodurch man zugleich auch noch mehr Kohlensäure in den Teig bringt. Andere Zusätze, welche man in einigen Ländern dem Teige beimischt, entweder um denselben sehr wasserbindend zu machen, oder um dem B.e ein besseres Ansehen zu geben, wie z. B. Alaun u. Kupfervitriol, dürfen, als der Gesundheit nachtheilig, niemals benutzt werden. In neuester Zeit hat sich die Spekulation wie so vieler anderen Gewerbe, welche Gegenstände des täglichen Bedarfs erzeugen, auch der Brodbereitung zu bemächtigen angefangen, und in großen Städten fängt die **Brodfabrikation** an, das Handwerk der Brodbäckerei zu verdrängen. Paris, Lyon, London, Manchester, Dublin, Newyork besitzen mehre solcher Brodfabriken, von denen eine mehr erzeugt, als 100 gewöhnliche Bäcker zusammen genommen. Ihre Anzahl nimmt jährlich zu, und die Eisenbahnen, welche, wo ihre Wirkungen entwickelt sind, sich überhaupt als die mächtigsten Beförderer der Centralisation der Gewerbe zeigen, tragen dazu bei, sie zu vervielfältigen. In England bestehen bereits nicht bloß in den großen Städten dergleichen Brodfabriken; mehre sind jetzt inmitten der reichsten Ackerbaudistrikte angelegt, da, wo das Getreide am besten und wohlfeilsten zu haben ist, und das fertige B. geht jeden Morgen frisch und warm aus dem Fabriklokale auf der Eisenbahn in die benachbarten Städte, wo es erkaltet und in den Bäckerläden zum Verkauf ausgelegt wird. Es gibt solche Bäckereien, welche 300 Arbeiter beschäftigen und jeden Tag 6—10,000 Ctr. Mehl verbacken, wöchentlich für 80,000 bis 100,000 Thaler B. erzeugen und zu Markt bringen. Um die Fabrikation zu erleichtern, hat man **Maschinen** erfunden, welche die sonst durch Menschenhände besorgten Arbeiten verrichten. So zeichnet sich zum Kneten des Brodteiges eine von Edwin Clayton erfundene Maschine, die im August 1830 patentirt ist, durch Zweckmäßigkeit aus. Sie besteht im Wesentlichen aus einem horizontal liegenden, drehbaren Fasse oder Cylinder, innerhalb dessen ein Knetapparat mit mehren Messern in entgegengesetzter Richtung umgetrieben wird. Statt der gewöhnlichen Backöfen kommen die sogenannten englischen Backöfen mit Steinkohlenfeuerung immer mehr in Gebrauch. Die von Robinson und Lee zu Glasgow erfundene **Brodbackmaschine** bäckt in der Stunde ohne Zuthun menschlicher Arbeit 1¼ Tonne B. oder eine Tonne Schiffszwieback und nimmt dabei weniger als 2 Quadratfuß Raum ein. Durch einen sehr einfachen, aber geistreich erfundenen Prozeß fällt das Mehl und das Wasser in gehörigem Verhältniß zusammen auf einen Kegel, der dieselben theilweise unter einander mischt u. dann in den Backtrog führt, aus dem der Teig durch eine Oeffnung gepreßt und mit einem excentrischen Messer in der gewünschten Größe abgeschnitten wird. Diese Stücke fallen auf eine Walze u. werden von derselben Maschinerie durch eine Form in den Backofen geführt, wo der Dampf, durch den das ganze Geschäft besorgt wird, nachdem er durch eine rothglühende Röhre in den Kessel gegangen, in unmittelbare Berührung mit dem Gebäck gesetzt wird u. eine sehr reine Kruste erzeugt. Auch die Hitze wird durch einen selbstthätigen Pyrometer angezeigt und regulirt, wodurch der Bäcker in den Stand gesetzt ist, sein Gebäck sowohl gegen das Verbrennen, wie gegen zu schwaches Backen zu sichern.

Da in dem gegohrenen B.e der Kleber gleichsam ein Skelet oder ein netzförmiges Gewebe bildet, durch welches das Entweichen der Kohlensäure verhindert wird und welches das Aufgegan-

gensein, die Lockerheit bedingt, so leuchtet ein, daß nur kleberhaltige, mehlige Substanzen gut aufgegangenes B. geben können, also besonders Weizen, Roggen, Gerste und Hafer; doch können beide letzteren allein kein gutes B. geben. Indessen hat nicht nur bei Getreidemißwachs und Theuerung, sondern auch dann, wenn durch Krieg, bei Belagerungen, bei Stockungen und Krisen im Fabrikwesen Nothstände für große Massen von Menschen herbeigeführt werden, die Noth dazu gezwungen, die gesundeste tägliche Menschennahrung, das Getreidebrod, durch Surrogate zu ersetzen, und in der That gibt es selbst in Deutschland ganze Landschaften, deren Bevölkerung der Masse nach sogar regelmäßig zur Nahrung auf Brodsurrogate hingewiesen ist, da der Verdienst nicht ausreicht, sich B. zu verschaffen. Das gesundeste und am allgemeinsten angewendete sind die Kartoffeln, welche den Armen die Entbehrung des B.s am leichtesten verschmerzen lassen. Aber auch Alles, was sonst außer Weizen, Roggen, Gerste oder Hafer von in Europa wachsenden Substanzen zu B. verbacken wird, läßt sich füglich als Brodsurrogat betrachten. Ein solches wird jedoch selten allein, sondern fast immer nur als Zusatz zu den genannten Getreidearten u. zu Ersparung eines Theils derselben in armen Gegenden oder theuern Zeiten verbraucht; denn da diese Surrogate sämmtlich keinen oder wenig Kleber enthalten, würde der Teig, den man aus ihnen allein machen wollte, nicht gehen, auch ist der Gehalt an nährenden Substanzen bei manchen zu gering, um für sich allein eine hinreichende Nahrung darbieten zu können. Keines der Surrogate kann daher den Weizen oder Roggen vollständig ersetzen, am meisten, wie gesagt, bis zu gewissem Grade noch die Kartoffeln. Außer diesen sind als Brodsurrogate noch vorgeschlagen u. hier u. da angewandt worden: Bohnen, Erbsen, Linsen, Wicken, Reis, Mais, Haidekorn, Hirse, süße und Roßkastanien, Eicheln, Kürbisse, Melonen, getrocknete Obstfrüchte, Else- und Mehlbeeren, Runkelrüben, Kohlrüben, Queckenwurzeln, Arumwurzel, Orchiswurzel, Holz, Baumrinde, Stroh, isländisches Moos u. verschiedene andere Flechten, Blut, getrocknetes Fleisch, getrocknete Fische, Schnecken rc. In Norwegen läßt man den weißen Bast junger Fichtenbäume (mit Absonderung der äußern harten und innern grünen Rinde) trocknen, dreschen oder klopfen, um alles Faserige abzusondern, dann im Ofen stärker trocknen, in Mörsern stampfen, mit Gerste u. Hafer zu Mehl machen, daraus mit Häckfel, Spreu u. dem Samen von Moosen einen Teig bereiten und in fingerdicke Kuchen backen. Diese schmecken bitter, zusammenziehend, werden weniger gegessen, als mit Wasser hinuntergespült, und Leute, die sich den Winter über damit genährt haben, werden kraftlos und leiden an Stechen und Brennen auf der Brust. Besser als Bast von Fichten möchte sich übrigens noch der von Buchen, Birken u. Ulmen eignen. Die Brodbereitung aus Holz hat besonders der Kanzler von Autenrieth (Gründliche Anleitung zur Brodbereitung aus Holz. Tübingen 1817, 2. Aufl. 1834) empfohlen. Das reine Holz besteht aus einem Stoffe, welcher dem Stärkemehl des Getreides, mit geringer Abweichung von ihm, ähnlich, aber erhärtet unverdaulich, ohne Nährkraft, jedoch fähig ist, Verdaulichkeit und Nährkraft zu erlangen, wenn er in fein zertheiltem Zustande eine angemessene Veränderung durch Anwendung von Ofenhitze erfährt. So verändertes Holz hat dann alle äußere Eigenschaften des Getreidemehls, den Geruch, mehligen Geschmack und das mehlige Anfühlen; nur die Farbe ist nie weiß, sondern gelblich. Wäscht man das bereitete Holzmehl mit kaltem Wasser aus, so läuft dies milchig ab, und der aus dem milchigen Wasser sich absetzende weißliche, etwas bräunliche Stoff gibt mit Wasser gekocht einen Kleister, der ganz mit dem von gewöhnlichem Stärkemehl übereinstimmt. Diesen stärkemehlartigen Stoff, welcher die Nährkraft des Holzmehls bedingt, liefert selbst das Mehl aus solchem Holze, welches vor der Zubereitung zu Mehl wohl ausgekocht war; was zurückbleibt, verhält sich wie noch unveränderte Holzfaser, die solchergestalt freilich immer eine unverdauliche Beimengung des Holzmehls abgeben wird, da eine vollständige Verwandlung der Holzfaser in Stärkemehl, wenn sie überhaupt möglich ist, nur durch eine sorgfältigere und länger fortgesetzte Behandlung des Holzes, als in der Praxis ausführbar ist, erzielt werden dürfte, das Herauswaschen des Stärkemehls selbst aber eine höchst langwierige Operation ist. Das B. aus Holzmehl fällt allerdings genießbar nur mit einem angemessenen Zusatze von Getreidesauerteig aus und hat nicht den Wohlgeschmack des gewöhnlichen B.s, behält vielmehr immer einen etwas harten, aber doch einen ohne Vergleich bessern Geschmack, als das, was zur Zeit der Noth aus Kleie, oder aus bloßem Nachmehl mit Kleie gebacken wird, ist auch gleichförmig u. löcherig und für nicht zu schwache Mägen wohl verdaubar. Das beste und wohl genießbare B. wird erhalten, wenn von Holzmehl aus vorher ausgewaschenem Birkenholze 15 Pfund mit 3 Pfund Getreidesauerteig und 2 Pfund Getreidemehl vermischt werden, und zwar so, daß die 5 Pfund des Sauerteigs u. Getreidemehls mit einer verhältnißmäßigen Menge (8 stuttgarter Maß) von Holzmehl und der nöthigen Menge von süßer, nicht abgerahmter Milch zu einem sogenannten Vorteige zusammengeknetet werden und dieser an einem mäßig warmen Orte einige Stunden lang sich selbst überlassen wird, worauf nun das übrige Holzmehl mit hinreichender Milchmenge nach u. nach eingeknetet u. der gesammte Teig gut durchgearbeitet wird. Er wird etwas länger als gewöhnlicher Getreidebrodteig an einem mäßig warmen Orte der Brodgährung überlassen, alsdann nicht in große dicke Laibe, sondern mehr in flach gedrückte dünne Kuchen geformt, welche darauf in den Ofen gebracht und recht wohl ausgebacken werden. Man erhält solchergestalt 36 Pfund gut ausgebackenes B. Je mehr das B. Rinde bekommt, desto besser ist sein Geschmack. Hat man keine Milch, so erhält man noch ein genießbares B., wenn statt des 4. Theils von Getreidesauerteig und Getreidemehl, in den obigen Verhältnissen gemischt, der 3. Theil von Sauerteig und Getreidemehl genommen wird u. nur $^2/_3$, statt der $^3/_4$, wie beim vorigen B., Holzmehl von Birken zugesetzt werden, das Ganze

aber bloß mit Wasser zu Teig geknetet wird. Auch Holzmehl von Buchen gibt in diesem Verhältnisse ein genießbares B., besonders die Rinde; doch ist es rauher, als das von Birkenmehl. Buchenbrodmehl aber, mit nur dem 4. Theile Getreidesauerteig und Getreidemehl und mit Wasser verfertigt, gibt kein genießbares B. mehr. Hingegen läßt sich B., aus 3 Theilen Holzmehl von ausgekochtem Birkenholz mit 1 Theile zusammengenommen von Getreidesauerteig und Getreidemehl nebst Wasser verfertigt, noch einigermaßen genießen und gibt sehr gute Wassersuppen, wenn diese geschmalzt werden und etwas von dem B.e in Fett geröstet werden kann.

Mehl und B. können auf mancherlei Weise *der Gesundheit schädliche Eigenschaften* erhalten, und zwar entweder aus natürlichen Ursachen oder durch absichtliche Verfälschungen. Voran stehe die sichere Erfahrung, daß alles Mehl, welches aus unreif gemäheten und nicht gehörig getrockneten Körnern gewonnen wird, der Gesundheit nachtheilige Eigenschaften erhält. Zwingen daher unglückliche Jahre den Landmann zu vorzeitiger Ernte, so muß er die Vorsicht gebrauchen und die Polizei hat darüber zu wachen, daß er das Getreide durch künstliche Wärme von seiner überflüssigen Feuchtigkeit befreie. Insbesondere aber üben ungünstige Witterungsverhältnisse in sofern den nachtheiligsten Einfluß auf die meisten Getreidearten aus, als sie die Entstehung schädlicher Vegetationen in den Aehren und übermächtiges Aufkommen der Gesundheit schädlicher Grasarten zwischen dem Getreide bewirken. Dahin gehört namentlich die unter dem Namen *Mutterkorn* (Secale cornutum, Seigle ergoté) bekannte Degeneration der Samenkörner des Roggens. Dieses Gewächs schließt sich, mit Mehl und B. vermischt, in seinen Wirkungen unmittelbar den scharfnarkotischen Substanzen an, indem es einerseits nach Art der mit einem scharfen Principe begabten Stoffe die Verdauungswege in ihrem ganzen Tractus afficirt (selbst äußerlich in Form eines Teiges angewandt Entzündung der Haut hervorruft), daher Kratzen im Halse, Uebelkeit, Brechneigung, wirkliches Vomiren, Magenbrennen, kolikartige Leibschmerzen und Purgiren erzeugt; andererseits das Nervensystem, zumal das Cerebral- und noch heftiger das Spinalsystem ergreift, rauschartige Umnebelung und Eingenommenheit des Hauptes, Schwindel, Gefühl großer Abspannung und Kraftlosigkeit mit taumelndem Gang, Gliederzittern, konvulsive Bewegungen, wechselnd mit Kontraktionen der Extremitäten, die von den intensivsten Schmerzen befallen werden, hervorruft. Man nennt die durch diese Vergiftung hervorgerufene Krankheit die Kriebelkrankheit (Rhaphanie, Ergotismus, morbus cerealis), die häufig den Tod zur Folge hat. Auch der besonders nach vorhergegangener nasser Witterung oft im Getreide vorkommende betäubende *Lolch* (Tollkorn, Taumellauch, Trespe, Lolium temulentum) hat, mit dem Getreide vermahlen und als Nahrungsmittel verwandt, die schädlichsten Folgen. Das daraus bereitete Mehl ist grau, riecht unangenehm, schäumt mit Wasser gekocht unter Entwickelung eines betäubenden Geruchs; mit Wasser angerührt gibt es einen schlechten Teig, der nicht gehörig gährt. Das daraus gebackene B. ist schwarz und von bitterem, widerlichem Geschmack. Symptome sind bald nach dem Genusse des B.s: Gedankenschwäche und Verwirrung, Trübung des Sehvermögens, Gefühl großer Muskelabspannung mit mühsamem Gehen und erschwertem Sprechen, Gliederzittern, große Neigung zum Schlaf und wiederholtes Erbrechen. Stoff zu manchen Krankheiten liegt ferner in dem vom *Brand* ergriffenen Getreide, u. vom Genuß des daraus bereiteten Mehls oder B.s leitet man ebenfalls die Entstehung der sich nach der Ernte so leicht erzeugenden Kriebelkrankheit her. Eine zweite Reihe natürlicher Ursachen schädlicher Wirkungen des Brodgenusses liegt in der schlechten Aufbewahrung des Mehls oder in der fehlerhaften Behandlung des Teigs. Mehl, das man an feuchten, dumpfen Orten aufbewahrt, wird leicht milbig, verschimmelt, geht in Gährung und Fäulniß über; Mehl, welches in feuchtem Zustande aufgeschüttet wird, erhitzt u. wird brandig; in beiden Fällen liefert es nothwendig ein schlechtes Nahrungsmittel. Aber auch aus gutem Mehl kann schlechtes, schädliches B. entstehen, wenn man den Teig nicht vollkommen ausgähren, ungahr, oder das B. nicht ausbacken läßt; ebenso schädlich ist die Anwendung faulen oder zu alten Sauerteigs oder verdorbener Hefe. In allen diesen Fällen läßt sich die der Gesundheit gefährliche Beschaffenheit des B.s nicht durch chemische Mittel nachweisen; oft verräth sie sich durch den Geschmack, oft durch das Ansehen, zuweilen freilich erst durch die lebensgefährlichen Wirkungen. Wenn die Mühlsteine zu weich oder frisch geschärft sind, sich sehr stark abreiben und der so entstehende Sand sich mit dem Mehl mengt und in das B. übergeht, so wird dasselbe oft in so hohem Grade verunreinigt, daß es zwischen den Zähnen knirscht und, in großer Menge genossen, Gelegenheit zu steinigen Erzeugnissen im Darmkanale geben kann. Von ähnlichen Folgen ist die zufällige Verunreinigung des Mehls mit Gyps, die dadurch entsteht, daß auf den Mühlen Gyps zum Düngen der Felder gemahlen wird; doch ist leider diese Art der Verunreinigung des Mehls ebenso häufig absichtliche Verfälschung, welche dadurch dem Mehl ein größeres Gewicht zu geben bezweckt. Wir kommen damit auf die *absichtlichen Mehl- und Brodverfälschungen* überhaupt. Bei hohen Kornpreisen findet man nicht selten das Brodmehl mit Kalk, Sand, Knochen-, oder Holzasche vermischt, eine Verunreinigung, durch welche man dem B. ein schwereres Gewicht gibt. Da indeß solche Verfälschungen gewöhnlich auf sehr plumpe Weise betrieben werden, so stellen sie dem Untersuchenden sehr bald das Resultat vor die Augen, indem man durch Zusammenbringen mit Wasser das Lösliche vom Unlöslichen des Brodstoffs zu trennen sucht. Um aus wenig oder feuchtem Mehl die größtmögliche Menge eines trockenen, schön weißen B.es zu erzielen, setzt man häufig dem Teige Salze hinzu, welche die Eigenschaft haben, eine große Menge Wasser aufnehmen zu können. Das gewöhnlichste dieser Betrugsmittel ist *Alaun*, den man im Verhältniß von $^{1}/_{600}$ bis $^{1}/_{300}$ vom Gewichte des

Mehls schlechtem Teige zusetzt. Der Alaun aber übt, zumal bei fortgesetztem Gebrauch, sehr schädliche (verstopfende) Wirkungen auf den Körper, und es ist gerade diese Art von Verfälschung, die sehr oft und auf die raffinirteste Weise betrieben wird, eine der gefährlichsten. Die verstopfende Wirkung des Alauns aber sucht man durch eine zweite Betrügerei, durch einen Zusatz von Jalappenpulver, wieder aufzuheben. Magen- u. Verdauungsbeschwerden, Leberverstopfungen, Hämorrhoiden, hartnäckige Stuhlverhaltungen u. dergl. sind die Folgen fortdauernden Genusses solchen B.es. Gefährlicher noch, wiewohl glücklicher Weise seltener, ist die Vergiftung des Mehls mit Bleiweiß. Das B. wird hierdurch weißer und schwerer, also Grund genug, um auch dieses Mittel zur diebischen Verdoppelung des Gewinns anzuwenden. Auch Wismuthoxyd ist, aus unbekannten Gründen, von Bäckern in England zuweilen zur Verfälschung des Mehls und B.s verwendet worden. Der Kupfervitriol wurde namentlich in den Hungerjahren 1816 und 1817, wo das Mehl schlecht war, in England, Frankreich und in Belgien von Bäckern als ein Mittel angewandt, um auf leichtere Weise und mit mehr Vortheil B. zu produciren. Ein nur sehr geringer Zusatz ist schon hinreichend, um aus feuchtem Mehl mit weniger Handarbeit ein leichtes, gut aufgegangenes B. zu bereiten und von 1 Pfund Mehl 2 Loth mehr B. zu erhalten, als auf gewöhnliche Weise möglich ist. Dies gilt indeß nur vom Weizenbrode, Roggenbrod wird durch Zusatz von Kupfervitriol noch feuchter. Schon eine sehr kleine Beimischung von diesem Metallsalze ist jedoch hinreichend, die Gesundheit mit jedem Bissen Semmel zu untergraben. Da das schädliche Kupfersalz in der Regel in nicht allzugeringer Menge dem Teig zugesetzt wird, so reicht es zur Entdeckung desselben meist aus, das B. in eine Auflösung von Blutlaugensalz zu legen, wo dann die Gegenwart dieses Giftes durch die Braunröthung des B.es bekundet wird. Zuweilen sucht man das Aufgehen und Ausgebackenwerden des B.es durch chemische Wirkung auf dasselbe oder durch eine künstliche Einwirkung gasförmiger Stoffe, ohne wahre Gährung, zu erzwingen, wohin besonders eine Kaliauflösung (Potaschenlauge) und eine Lauge von Taubenmist gehören, welche beide vorzüglich dem Weizenbrod zugemischt werden. Häufig und sogar öffentlich hat man die Benetzung des Getreides mit einem Gemisch von Wasser und Salzsäure als ein treffliches Mittel gegen den Kornwurm empfohlen, ohne zu bedenken, daß fast alle Salzsäure, sowie die sogenannte englische Schwefelsäure, wie sie jetzt im Handel vorkommt, arsenikhaltig ist.

Brod (Brood), Stadt und Festung in dem gleichnamigen österreichischen Regiment an der slavonischen Militärgrenze, an der Sau, mit einem Kontumazamt, einer Haupt- und einer illyrischen Gemeindeschule und 3500 Einwohnern, die ziemlich wichtigen Handel mit der Türkei treiben. B., Jahrhunderte lang ein Zankapfel zwischen der türkischen und österreichisch-ungarischen Macht, war besonders im 17. Jahrhundert ersteren durch die Ratzen gefährlich, wurde 1688 von den Kaiserlichen verbrannt, 1691 abermals erobert, den Türken ganz und gar entrissen und mit starken Festungswerken versehen. Ein Paragraph des karlowiczer Friedens gebot die Schleifung derselben. Später ist die Befestigung wieder hergestellt und B. 1819 zu einer Militärkommunität erhoben worden.

Brodbaum (Brodfruchtbaum), s. Artocarpus.

Brodbrief, s. Panisbrief.

Broddorf (Siboth, All-Kenyér), Dorf in Siebenbürgen, an der Straße von Szászváros (Broos) nach Hermannstadt, in einer schönen fruchtbaren Ebene, wo am Brodfeld (Kenyérmezö) noch die Ruinen von der Kapelle stehen, welche der Woiwod Stephan Bathori zur Erinnerung an einen Sieg über die Türken (1479) erbauen ließ.

Brodera (Brodrah, Barodra), Stadt im gleichnamigen Distrikt Hindostans, auf der Halbinsel Guzerate, Hauptstadt des Staates des Guikowar, eines mahrattischen Vasallenfürsten, an der Mündung des Wiswamitra in den Dhadur, über den eine schöne Brücke führt. Die mit Mauern, Thürmen und doppelten Wällen umgebene Stadt zählt über 100,000 Einwohner und hat bedeutende Fabriken in Baumwollen- und Seidenstoffen, Handel nach Arabien und Persien. Sie ist Bundesgenosse der britisch-ostindischen Kompagnie und Sitz eines britischen Residenten.

Brodfrucht
Brodfruchtbaum }, s. Artocarpus.

Brodie, Benjamin Callies, Baronet, berühmter englischer Arzt und Schriftsteller, Professor der Anatomie und Chirurgie am königlichen Kollegium der Wundärzte in London, Lehrer der Chirurgie am Medical theatre in Greet-Windmill-Street, Wundarzt am St. Georgsspital, Leibchirurg der Königin. Von seinen Schriften nennen wir: „Lectures on the diseases of the urinary organs“ (2. Ausgabe, London 1835, deutsch in der „Chirurgischen Handbibliothek“, 15. Bd., 1. Abtheilung, und in Behrends' Bibliothek der Vorlesungen ꝛc.“, 4. Abtheilung); „Pathological and surgical observations on the diseases of the joints“ (4. Auflage, das. 1837, deutsch von Holscher, Hannover 1821); „Lectures illustrative of certain nervous affections“ (das. 1837, deutsch von Kürschner, Marburg 1838).

Brodkäfer, 1) (Trogosita *Fabr.*, auch Brodfresser), Käfergattung, nach Oken zu den Erdkäfern, nach Cuvier unter die plattleibigen, Platysomata, gehörig. Der gemeine B. (Trogosita caraboides, Tenebrio mauritanicus *L.*), in Gestalt und Kiefern dem Hirschschröter ähnlich, $3\frac{1}{2}$ Linien lang, $1\frac{1}{2}$ Linien breit, platt, oben schwarz, unten braun, mit gerandetem, fast herzförmigem Hals, glatt gestreiften Flügeldecken und großen Freßzangen, findet sich in faulem Holze, besonders der Linden, Fichten, Buchen, im Getreide auf den Speichern, zwischen lang aufbewahrten Nüssen, im Brod und kommt oft in Reiskisten in die Kramläden. Im südlichen Frankreich ist die Larve dieses Käfers dem Korn auf dem Boden sehr schädlich. Sie wird 8 Linien lang, 1 Linie breit, hat 11 weiße Ringel mit 2 großen braunen Flecken auf dem ersten und 2 schwarzen Düpfeln auf dem zweiten und dritten Halsringel; sie ist

sehr lebenszäh und hat eine so lederfeste Haut, daß man sie mit dem Fuß kaum zerquetschen kann. Das beste Mittel, ihre Verheerungen zu verhindern, ist spätes Dreschen und Aufbewahrung des Getreides in Säcken. Der blaue B. (Trogosita caerulea), etwas größer als der vorige, glänzend bläulichschwarz ohne Flecken, mit einer Furche auf der Stirn, findet sich häufig in Frankreich in altem Brode. — 2) B. (Anobium paniceum, Dermestes panic., auch Brodbohrer), Art aus der Gattung der Bohrkäfer, Todtenuhrkäfer, 1 Linie lang, $^1/_2$ Linie breit, glänzend röthlichbraun, mit Stichreihen auf den Flügeldecken, frißt Kehricht, Mehl, oft die Oblaten in den Schachteln, auch altes Brod. Die Larven sind glänzend weiß, gekrümmt, mit Kiefern und 6 Fußen. Der Käfer findet sich auch häufig in alten Büchern, die mit Holz, Schweinsleder und Kleister, welcher ihn besonders anzieht, eingebunden sind. Er durchbohrt die Deckel und das Papier nach allen Richtungen.

Brodowski, Anton, polnischer Maler, geboren zu Warschau 1784, früher Miniaturmaler, reiste 1809 nach Paris, wo er sich unter Gerard weiter ausbildete und auf der Ausstellung 1819 durch sein großes Gemälde, der Zorn des Saul, den ersten Preis erhielt. Nach Warschau zurückgekehrt, ward er Mitglied der Societät der Freunde der Wissenschaften und † 1832 zu Warschau. Außer mehren Porträts ist sein großes Gemälde, Kaiser Alexander I. überreicht der warschauer Universität die Stiftungsurkunde, durch die treffliche Aehnlichkeit der darauf befindlichen betheiligten Personen von geschichtlichem Werth.

Brodpflaster, Brodbreiumschlag, wird als erweichendes Mittel bei Geschwüren angewendet, besteht aus Semmelkrume, welche mit Wasser aufgeweicht, dann mit Milch zu einem dicken Brei gekocht wird; nach Erforderniß werden noch Meliloten- und Fliederblumen, auch Safran zugesetzt.

Brodumkehren, eine ritterliche Ehrenstrafe im Mittelalter, Verstoßung von der Rittertafel. Hatte ein Ritter durch irgend eine begangene oder unterlassene That in den Augen seiner Standesgenossen sich mit Schimpf beladen, so schnitt der Wappenherold vor seinem Sitze am öffentlichen Mahle das Tafeltuch entzwei und kehrte ihm das Brod um. Aufgehoben wurde dieser öffentliche Verruf nur dann, wenn der Verstoßene durch eine ehrenvolle That oder dauernd braven Wandel sich seinen ritterlichen Genossen wieder würdig gezeigt hatte.

Brodurtheil (judicium corsned, purgatio per corsned, purgatio per casibrodium), eine der sieben Hauptgattungen der Gottesurtheile, bei den germanischen Völkern und insbesondere bei den Angelsachsen ein Reinigungsmittel von schwerer Anklage vor Gericht. Der Angeklagte nahm ein Stück Käse oder Brod, bat Gott, ihm, wenn er des geziehenen Verbrechens schuldig, den Genuß dieser Speise zum Verderben gereichen zu lassen, und verzehrte sie sodann. Mit dieser Rechtssitte hängt wohl die sprüchwörtlich gewordene Betheurung zusammen: dieser Bissen bleibe mir im Halse stecken, wenn rc., die besonders in Deutschland und England noch gäng und gebe ist.

Brodverwandelung, Transsubstantiation, s. Abendmahl.

Brodwasser, hier und da beliebtes Krankengetränk. Man übergießt Brod mit heißem Wasser, kühlt es dann ab und vermischt es nach Befinden mit Zucker, Citronensaft rc. B. heißt auch ein Magenmittel, bestehend aus einer Destillation von 8 Loth frischem Brod, Nelken, Zimmt und Muskatnuß, von jedem 1 Loth, mit 3 Maß weißem Wein und endlich ein weißer, starker Neckarwein, von seiner Brodfarbe so genannt, der zu Stetten im Remsthale in Würtemberg wächst.

Brody, die wichtigste Handelsstadt im österreichischen Königreich Galizien, unweit der russischen Grenze, Kreis Zlowzow (früher broder Kreis genannt), in einer waldumkränzten Ebene am Sucha-Wiltabache. Die Stadt ist schlecht gebaut und schmutzig, zählt aber unter ihren 2000 meist hölzernen Häusern mehre massive Prachtgebäude. Die vorzüglichsten sind, außer den drei Hauptpfarrkirchen (einer katholischen und zwei russischen) und den drei großen Synagogen, das gräflich potocky'sche Schloß, die k. k. Kammer, das Hauptzollamt und das Magistratshaus. Von den Anstalten sind bemerkenswerth: die 1818 errichtete k. k. israelitische Realschule mit einem physikalischen Kabinet und einem Vereine zur Unterstützung armer Schüler, die katholische Haupt- und Mädchenschule und das israelitische Spital. Unter den 40,000 Einwohnern sind ungefähr 32,000 Juden. B., obgleich Besitz des Grafen Potocky, erfreut sich der meisten Rechte einer freien Stadt und behauptet bei seiner außerordentlichen Wichtigkeit für den östlichen Handel des Kaiserstaats einen nicht geringeren Rang als Triest und Fiume. Im Jahre 1833 wohnten in B. gegen 40, meist jüdische Großhändler und mehr als 200 kleinere Handlungshäuser. B. besorgt den Vertrieb ungeheurer Waarenmassen, und der Speditions- und Ausfuhrhandel nach Rußland, der Türkei und in die österreichischen Provinzen bewegt hier einen so starken Umsatz, daß z. B. 1830 die Ausfuhr nur über das russische Zollamt Radziwiloff 9,660,225 Rubel, die Einfuhr daselbst 6,262,227 Rubel betrug. Ueber B. werden nach Rußland alle englischen, deutschen, französischen und italienischen Kunsterzeugnisse versandt; besonders wichtig ist die Einfuhr von Manufaktur-, Kurze- und Modewaaren, die von Wien und Leipzig bezogen werden. Von Hamburg, Amsterdam und Breslau bezieht B. alle Kolonial-, Droguerie- und Farbenwaaren, von Italien viel Seide, Glasperlen und Korallen, und sehr bedeutend ist der Sensenhandel mit Steiermark, sowie die Einfuhr von Bergwerkerzeugnissen (Zinnober, Quecksilber, Schmalte rc.) aus den österreichischen Staaten. Von Rußland werden über B. ausgeführt alle rohen Naturprodukte, als: Wachs, Honig, Talg, Hanf, Wolle, rohe Häute, Roßhaare, Borsten, Kaviar, Hausenblase, Bibergeil, Kanthariden, wie auch Kupfer; ferner alle Arten russischer Rauchwaaren und Grauwerk, besonders auch viel Juchten, welche über B. nach Deutschland und Italien ihren Weg nehmen. Auch der Wechselverkehr von B.

ist sehr bedeutend. Hauptplätze, mit denen es in Verbindung steht, sind Odessa, Moskau, Petersburg, Berditschef, Lemberg, Jassy, Bucharest, Wien, Triest, Breslau, Leipzig und Hamburg, sowie auch London, Amsterdam, Paris und Marseille. In Staatspapieren wird in B. wenig gemacht, dagegen ist der Baargeldhandel sehr lebhaft. Er wird durch die verschiedenen Münzsorten der Grenzländer, welche gegenseitig im Kurse schwanken, sowie durch den oft großen Geldbedarf des einen Landes und den Zuschuß aus einem andern herbeigeführt. Den stärksten Verkehr hat B. mit Leipzig, wohin die meisten Rauchwaaren und andere Produkte Rußlands versandt werden und von woher es die meisten Artikel zur Einfuhr nach Rußland bezieht; daher 4 Wochen nach einer jeden der drei leipziger Messen ebenfalls eine Art Messe sich in B. gestaltet. Es strömen dann von Rußland die Kaufleute mit den dortigen Erzeugnissen herbei, um sie gegen leipziger Waaren umzutauschen. Der Handel der Umgegend mit Getreide, Vieh, Branntwein und Holz, welche von B. weithin verführt werden, ist ebenfalls erheblich. Die Schafzucht in der Umgegend von B. hebt sich immer mehr, und es wird bereits viel gewonnene Wolle nach allen Richtungen, hauptsächlich nach Teschen in Mähren, sowie zu dem großen Markte nach Breslau versandt. Während der Kontinentalsperre gewann B. viel durch starke Spedition und eigenen Handel mit allen Sorten Kolonialwaaren, die theils über Rußland, theils durch die Türkei dahin kamen und von da weiter nach Deutschland und dem übrigen Europa verführt wurden. Wie sehr die österreichische Regierung die Wichtigkeit dieses seines östlichsten, dicht an der russischen Grenze gelegenen Handelsplatzes anerkennt, und wie emsig sie diesen entfernten Punkt des Reichs mit dem Herzen der Monarchie zu vereinigen und mit dem Meere zu verbinden sucht, zeigen die rüstig betriebenen Eisenbahnanlagen, die, wenn fertig, unbestritten die großartigsten Europa's sind. Aber trotz dieser Bemühungen der österreichischen Regierung drohen doch die immer strengere Absperrung der russischen Grenze und die gesteigerten Zölle im russischen Reiche, sowie die sich immer mehr ausdehnende Schifffahrt auf dem schwarzen Meer über Odessa nach Italien und Triest, ferner die Dampfschifffahrt von Wien in dieses Meer, die Dampfpaketbootfahrt von Petersburg nach Lübeck, von wo aus viel russische Waaren auf der Axe nach Leipzig gehen, den Flor dieses Platzes zu vermindern. Sehenswerth in der Nähe von B. ist das gräflich potocky'sche Schloß Konoschkawa, mit reizenden Gartenanlagen.

Brodzinski, Kazimierz, polnischer Dichter, Mitbegründer der neuen romantischen Dichterschule in Polen, geboren 1791 zu Krolowko, einem von seinem Vater gepachteten Dorfe, unweit Lipno an der Grenze gegen Westpreußen. Das Unglück seines Vaterlandes scheint sein erster Schmerz gewesen zu seyn und ihn früh zum Dichter geweiht zu haben; aber der damals aufgeregte Zustand Europa's, welcher geeignet war, von dem einseitigen Studium todter, den Nationalitäten ungünstiger, klassischer Gelehrsamkeit ab auf lebendiges Denken und Handeln für das Vaterland zu leiten, bewahrte ihn vor der Erzeugung jener fremden und den Alten nachgebildeten Treibhauspflanzen, wie sie damals noch in Polen allein Geltung hatten. B., dem wenig gelehrter Unterricht zu Theil geworden, neigte sich um so leichter zur Natur- und volksthümlichen Dichtung und hat darin Vortreffliches geleistet. Er trat in seinem 18. Jahre zu Krakau als Unteroffizier in die zwölfte Artilleriekompagnie des Herzogthums Warschau, zog, nachdem er eine Zeitlang in Krakau, Warschau und Modlin gestanden hatte, 1812 mit nach Rußland und wurde, von da als Artillerieoffizier zurückgekehrt, in der Schlacht bei Leipzig gefangen. Auf Ehrenwort entlassen, hielt er sich (1814) bei Verwandten in der Nähe von Krakau auf, bis er einen Ruf nach Warschau als Professor der Aesthetik an der Alexandersuniversität erhielt, wo ihn die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede erwählte. An dem Aufstande 1830 hatte er keinen direkten Antheil, aber mit Mühe konnte er, da er, nach Auflösung der Alexandersuniversität, amtlos zu Warschau lebte, in der kranken Brust den verzehrendsten Schmerz um das Vaterland nährend, die Erlaubniß erhalten, zur Herstellung seiner Gesundheit die böhmischen Bäder zu besuchen. B., dessen größte Krankheit der Kummer um das unterdrückte Polen war, erlangte im Auslande seine Gesundheit nicht wieder; er † am 10. Okt. 1835 zu Dresden, wo ihm ein einfacher Denkstein von seinen Landsleuten errichtet ist. Schon als Jüngling hat B. in seinen „Ländlichen Gedichten" (Pienia wiejskie, Krakau 1811) zuerst in ächt volksthümlichem Ton die poetischen Seiten des polnischen Landvolks gezeigt; als aber Adam Mickiewicz seinen vernichtenden Kriegszug gegen die klassischen Zopfmänner begann, war er dessen erster Hülfsstreiter mit der Waffe der Kritik, welche er unter seinen Landsleuten als einer der Geschicktesten führte, schlagend und zugleich die Eroberungen im Gebiete der Literatur durch neuen Anbau mit eigenen poetischen Erzeugnissen befestigend. Seine Anspruchslosigkeit und liebenswürdige Persönlichkeit erwarben ihm hierbei mehr die Anerkennung seiner Gegner, als bittere Anfeindungen, wie sie Mickiewicz zu Theil wurden. Der Geist seiner Gedichte ist innige Gemüthlichkeit, Liebe zum Vaterlande und Religiosität. Von seinen Werken, die wohl 20 Bände füllen könnten, ist außer zerstreuten Abhandlungen und Gedichten, einer Uebersetzung von „Leiden des jungen Werthers" und des „Manuskripts von St. Helena" wenig gedruckt worden, manche seiner Poesien schon aus politischen Hindernissen nicht. Unter dem Ungedruckten befindet sich auch eine Uebersetzung Hiobs und böhmischer und serbischer Volkslieder.

Brodziszewski, Adelbert, Kanonikus und Official bei dem Domkapitel und Präsident des Konsistoriums zu Gnesen, aus einer adeligen großpolnischen Familie um 1780 geboren, erhielt einen Lehrstuhl der Religion am Gymnasium und die Würde eines Propsts zu Posen, wurde 1830 als Kanonikus, Official bei dem Domkapitel und Präsident des Konsistoriums nach Gnesen berufen und unternahm als solcher eine Reise nach Rom, von wo er erst 1835 zurückkehrte. Als der Erz-

bischof Dunin bereits über die gemischten Ehen mit dem preußischen Ministerium in Schriftenwechsel stand, ernannte er B. zum Vikar des Erzbisthums, worauf dieser am 6. September 1837 ein Rundschreiben an die gesammte Geistlichkeit von Gnesen und Posen erließ, in welchem er diese auf das für die Rheinprovinz von Papst Pius VIII. erlassene Breve über die Einsegnung von Ehen verwies. Da ihm, wie es scheint, die preußische Regierung außer diesem Schritt auch die Abfassung der erzbischöflichen Beschwerden und Antworten an die Behörden, sowie Korrespondenzen und aufregende Aufsätze in Zeitschriften zuschrieb, so verlangte sie die Absetzung desselben vom Erzbischof, unterwarf B., als jener den Forderungen der Regierung kein Gehör schenkte und eine bei B. angestellte Haussuchung und Vernehmung desselben zu keinem vollständigen Resultat geführt hatte, polizeilicher Aufsicht und verfügte am 19. März 1838 seine Amtssuspendirung. Ungeachtet dieser Demonstrationen der weltlichen Oberbehörde zog der Erzbischof, als die Forderungen der Regierung eine strenge Sprache zu führen begannen, B. im April 1838 zu den Berathungen der polnischen katholischen Geistlichkeit über die Streitfragen bei.

Bröder, Christian Gottlob, der Verfasser der allbekannten lateinischen Grammatik, 1744 zu Harthau bei Bischofswerda geboren, wurde nach Beendigung seiner akademischen Studien Diakonus in Dessau, später Pastor in Beuchte und Weddingen im Hildesheimischen und † daselbst als Superintendent den 14. Februar 1819. Den lateinischen Elementarunterricht hat er wesentlich verbessert; seiner Grammatik ist ihrer Zeit ungetheilter Beifall und allgemeine Aufnahme zu Theil geworden. B.s „Praktische Grammatik der lateinischen Sprache" erschien Leipzig 1787, 18. Ausgabe, verbessert und vermehrt von K. Ramshorn, 1828; die „Kleine lateinische Grammatik mit leichten Lektionen für Anfänger" das. 1795, 26. Auflage von L. Ramshorn, 1835, mit Wörterbuch (22. Auflage, Leipzig 1835). Gesucht war ferner sein „Elementarisches Lesebuch der lateinischen Sprache" (Hannover 1806, 9. Auflage von Crusius, 1847). Ein nützliches, den Kindesverstand bildendes Werk ist: „Neu eingerichtetes Elementarwerk in Fragen und Gegenfragen" (1. Bd., Hannover 1802).

Broek (Groote-B., B. im Waterlande), Dorf in der holländischen Provinz Nordholland, Distrikt Hoorn, 2 Stunden von Amsterdam, an einem Teiche, mit 1100 Einw. B. ist der Hauptsitz der gezierteſten holländischen Reinlichkeit und das ausgeführteste Bild ächt holländischen Lebens. Da es großentheils aus Landsitzen holländischer Kaufherren besteht, die ihre alten Tage gern auf dem Lande zubringen, so zählt man unter den Einwohnern mehre Millionärs, welche alle ihre Neigungen und Wünsche oft in ziemlich komischer Weise befriedigen. So erblickt man hier nicht nur Wohnhäuser in japanischem und indischem Geschmack und hält in einer maurischen Kirche seinen Gottesdienst; Reisende sahen hier auch einen Garten, in welchem blecherne Schwäne auf den Teichen schwammen, aus Holz geschnitzte Einsiedler im Gebüsche nickten und auf den Beeten gemalte Blumen standen. Jedes der meist niedlichen und grell bemalten Häuser ist mit einem auf das Sorgfältigste gehegten Gärtchen und mit einer Haupt- und Nebenthür versehen. Erstere führt zu den Stuben und der Küche, durch letztere betritt man, aber mit abgelegten Schuhen, das Haus, in welchem für den alltäglichen Gebrauch der meisten Familien nur ein bescheidenes Winkelchen und zum Kochen das Kamin übrig bleibt. Die Dorfwege sind mit rothen und blau glasirten Ziegeln gepflastert, auf denen man nicht dem geringsten Schmutz, geschweige einem Düngerhaufen begegnet, denn weder Pferde noch Vieh dürfen das Innere B.s betreten, obgleich die Hauptbeschäftigung der eigentlichen Dorfbewohner Korn- und Viehhandel ist.

Broekhuizen, Jan van, bekannter als Janus Broukhusius, holländischer Dichter in lateinischer und holländischer Sprache, den 20. November 1649 zu Amsterdam geboren. Talent und Neigung wandte ihn den humanistischen Wissenschaften zu, aber der Wille eines Oheims, seines Vormunds, bestimmte ihn zum Studium der Pharmacie. Im Jahre 1672 wohnte er als Lieutenant einem Feldzuge gegen die Franzosen bei. In dieser Zeit entstanden mehre seiner gelungensten poetischen Leistungen, wie die lateinische Uebersetzung des 44. Psalm und seines „Celadon, oder das Verlangen nach dem Vaterlande". Als er nach dem Frieden von Nymwegen (1678) nach Utrecht in Garnison kam, erhielt er Gelegenheit, durch die Bekanntschaft mit dortigen Gelehrten, besonders dem Professor der Beredsamkeit, Joh. Georg Grävius, seine philologischen Kenntnisse zu vermehren, und eben diese Bekanntschaft rettete ihn, als er sich nach einem Zweikampfe, bei welchem er als Sekundant lebensgefährlich verwundet worden war, mit der Todesstrafe bedroht sah. Hier gab er auch eine Sammlung seiner lateinischen Gedichte (Carmina, Utrecht 1684, Prachtausgabe von Hoogstraten 1711, wiederholt 1726) heraus und übersetzte Rapins „Vergleichung des Homer und Virgil". Eine Offizierstelle in der amsterdamer Garnison gab ihm endlich ruhigere Muße zu ausgebreiteteren Studien, die er nun den alten lateinischen Dichtern, vor allen Tibull und Properz, wie auch einigen neueren Latinisten, als Sannazar und Palearius, widmete. Nach dem riswyker Frieden (1697) des Dienstes entlassen, lebte er auf seinem Landhause Amstelveen bei Amsterdam im Umgange mit gleichgebildeten Freunden und † den 15. December 1707. Seine holländischen Gedichte sind herausgegeben von Hoogstraten (Amsterdam 1712), mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers.

Brömsa (Brömsebro-Strömmen), schwedischer Fluß zwischen den Landschaften Blekingen und Småland, historisch merkwürdig als ehemalige Grenze zwischen dem dänischen und schwedischen Skandinavien. Auf der Brücke, die über denselben von Karlskrona nach Kalmar führt, wurde 1541 zwischen Gustav I. und Christian III. ein Friede, 1572 unter Johann III. ein Vertrag über das Wappen der drei Kronen und am 13.

August 1645 der letzte brömsebroische Friede zwischen Schweden (Christine) und Dänemark (Christian IV.) abgeschlossen. In demselben mußte Dänemark zur Zahlung der Kriegskosten Jemteland, Herjedalen, die Inseln Gothland und Oesel für immer, Halland aber pfandweise auf 26 Jahre abtreten und die Zollfreiheit im Sunde auf den früheren Vertrag wieder herstellen, in dessen Genuß jetzt auch die pommerschen Städte und Wismar gesetzt wurden.

Bröndgeest (**Brondgeest**), **Albertus**, berühmter holländischer Maler, 1786 zu Amsterdam geboren, Schüler des P. G. van Os, Mitglied des königl. niederländischen Instituts. Von seinen Werken, größtentheils Landschaften u. Seestücken, ist sein „Winter auf dem Y" das gelungenste.

Bröndsted, **Peter Oluf**, einer der bedeutendsten Archäologen neuerer Zeit, geboren den 17. November 1781 zu Horsens in Schleswig, reiste, von der dänischen Regierung mehrfach unterstützt, mit seinem Freunde Koes 1806 von Kopenhagen, wo er studirt hatte, nach Paris und nach einem zweijährigen Aufenthalte von da nach Italien, wo er in Rom sich mit den von gleichen Bestrebungen erfüllten Künstlern Haller von Hallerstein aus Nürnberg, Linkh aus Würtemberg und von Stackelberg aus Esthland vereinigte. In deren Gesellschaft traf er gegen Ende 1810 in Athen ein, wo sich die Engländer Cockerell und Foster mit ihm zu gleichem Zweck verbanden. Unter mehren anderen Entdeckungen, welche diese Männer an verschiedenen Orten Griechenlands machten, ist die wichtigste die Ausgrabung des Tempels des panhellenischen Zeus auf Aegina und des Apollo zu Bassä bei Phigalia in Arkadien. Als B., nach seiner Rückkehr 1814 zum Professor der griechischen Philologie an der Universität zu Kopenhagen ernannt, seinen Aufenthalt in Dänemark nicht für günstig zur Bearbeitung und Herausgabe seiner gesammelten Forschungen und Bemerkungen hielt, vergönnte ihm 1818 die dänische Regierung durch Ernennung desselben zum Agenten am päpstlichen Hofe einen längeren Aufenthalt in Rom. Von dort bereiste er 1820 und 1821 Sicilien und die jonischen Inseln, begab sich 1824 zum Behuf des Drucks seiner Werke nach Paris, besuchte 1826 England und kehrte 1827 nach Dänemark zurück, wo man ihn zum geheimen Legationsrath und 1832 zum Direktor der kopenhagener Münzen- und Medaillensammlung ernannte. Er † den 26. Juni 1842. Sein großes archäologisches Werk zerfällt in 8 Bücher. Das erste Buch: „Voyages dans la Grèce accompagnés de recherches archéologiques etc." (Paris 1826) erlitt den Vorwurf, daß darin Villoisons handschriftlicher Nachlaß in der königlichen Bibliothek zu Paris, besonders in den Behauptungen über die Insel Ceos, über die Gebühr und ohne Angabe der Quelle benutzt worden sey. Gegen diese ungerechte Behauptung erhob sich zuerst Hage mit der Broschüre: „B. und Villoison" (Kopenhagen 1829), sodann B. selbst mit der Schrift: „Ueber den Aufsatz im Hermes unter dem Titel: Villoison und B. Ein Beitrag zur Geschichte der Plagiate, lies: Ein Beitrag zur Geschichte der Pasquille". Das zweite Buch, den Künstlern Cockerell und Thorwaldsen gewidmet und 1830 in Paris und Stuttgart erschienen, schildert die Bildwerke des Parthenons, als eines der edelsten Schöpfungen menschlichen Geistes, in ihren Beziehungen auf Kunst, Leben, Religion und Geschichte der Athener. B. gab ferner die „Denkwürdigkeiten aus Griechenland in den Jahren 1827 und 1828, besonders in militärischer Beziehung" (Paris 1833) heraus, welche den verstorbenen Major und vormaligen Kommandanten der Palamedesburg bei Nauplia, Friedrich Müller aus Altdorf, zum Verfasser haben. Wichtig für Alterthumskunde und Mythologie ist seine Schrift: „De cista aenea Praeneste reperta" (Kopenhagen 1834).

Broglio (**Broglie**, **Broglia**), altadelige, ursprünglich piemontesische Familie, welche seit dem 17. Jahrhundert Frankreich, wo sich Glieder von ihr schon im 14. Jahrhundert niedergelassen hatten, eine Reihe auf dem militärischen und diplomatischen Feld hervorragender Männer gegeben und Deutschland zur Zeit seines raschen Verfalls sogar einen Reichsfürsten geliefert hat. **Charles**, Graf von Santena, Marquis von Dormans, französischer Generallieutenant, der jüngste Sohn des Grafen Amadeus B. von Cortandon, wurde, nachdem er 10 Jahre lang in französischen Militärdiensten gestanden hatte, 1656 in Frankreich naturalisirt, 1671 zum Marquis von Dormans, einer von ihm erkauften Herrschaft, ernannt und zum Lohn für die Verdienste, welche er sich während der Kriege in Italien, Katalonien, Elsaß und Flandern für Frankreich seit 1645 erworben hatte, nach einander Gouverneur von Bedfort im Elsaß, von la Bassée in Flandern, von Avesnes im Hennegau und endlich Generallieutenant. Er † den 17. Mai 1702. **François Marie**, Graf von Revel in Piemont, Marquis von Senonches, franz. Generallieutenant, 1600 geboren, war zuerst Page, Kammerjunker und Hauptmann in Piemont und diente dann, von Mazarin in französische Dienste gezogen, bei den Armeen in Katalonien, Flandern und gegen die Frondeurs in Frankreich mit Tapferkeit und Glück. Beim Sturm auf Charenton war er der Erste auf den Leitern, und Angers wie die Provinz Anjou unterwarf er der königlichen Herrschaft, wofür man ihm 1652 den Ritterorden des heiligen Geistes gab. Eine Kugel in den Laufgräben von Valenza im Mailändischen endete sein Leben am 2. Juli 1656. Sein ältester Sohn, **Victor Maurice**, Graf von B., Marquis von Bregolles und Senonches, Marschall von Frankreich, 1639 geboren, erhielt im 15. Jahre ein Infanterieregiment, mit dem er besonders in den Niederlanden der Sache Ludwigs XIV. eifrig diente. Von 1688—1703 war er Kommandant von Languedoc, seit 1724 Marschall und † 1727. Sein Bruder, **François Marie**, Herzog von B., Marschall von Frankreich, auch tüchtiger Krieger und Diplomat, den 11. Januar 1671 zu Paris geboren, nahm seit 1689 an allen Feldzügen in Deutschland, Italien und Flandern rühmlichen Antheil. Nachdem er nach Beendigung des spanischen Successionskrieges das Amt eines Gouverneurs von Mont-Dauphin und Generaldirektors der gesammten Kavalerie verwaltet hatte, wurde ihm

1724 die Stelle eines Bevollmächtigten zu London übertragen, in welcher Eigenschaft er zu Hannover (3. Sept. 1725) den sogenannten hannöverschen Bund zwischen Frankreich, England und Preußen gegen das den 30. April geschlossene Schutzbündniß Oesterreichs und Spaniens zu Stande brachte. Im Jahr 1731 zurückberufen und mit den Ritterzeichen der königlichen Orden geschmückt, ging er 1733 bei Ausbruch des polnischen Successionskriegs als Generallieutenant zu Villars' Armee in Italien, über welche er 1734, zum Marschall erhoben, neben Marschall Coigny den Oberbefehl erhielt. Hier zeichnete er sich vorzüglich in dem Treffen bei Parma (27. Juni 1734), wo er den Sturm der kaiserlichen Armee unter Mercy auf die französischen Schanzen mit großer Geistesgegenwart aushielt, und bei Guastalla (19. Sept.), wo er den Angriff des Prinzen von Würtemberg zurückschlug und 1200 Gefangene machte, aus. Nach dem am 8. Nov. 1738 erfolgten Frieden erhielt er das wichtige Gouvernement von Straßburg und ganz Elsaß, ging aber bei Ausbruch des österreichischen Erbfolgekriegs zur Armee des Marschalls Belleisle, mit dem er den 26. Nov. 1741 Prag einnahm. Als dieser der Kaiserwahl zu Frankfurt als Bevollmächtigter beiwohnte, übernahm B. das Oberkommando der böhmischen Armee und, nachdem er bei der neuen Erstarkung Oesterreichs deren Rückzug 1742 mit eben so viel Tapferkeit als Umsicht geleitet hatte, das Oberkommando in Bayern, fiel aber, weil er, um sein geschwächtes und bedrängtes Heer zu retten, dies wider den Willen des Hofes über den Rhein zurückführte, in Ungnade und zog sich in seine kurz vorher zum Herzogthum Broglie erhobene Baronie Ferrières zurück, wo er den 22. Mai 1745 †. **Victor François, Herzog von B.**, Marschall von Frankreich und deutscher Reichsfürst, der älteste Sohn des Vorigen, den 19. Oktober 1718 geboren, diente während des polnischen Thronfolgekriegs in Italien, wo er dem Treffen bei Parma und Guastalla (27. Juni und 19. Sept.) beiwohnte und erhielt, als er die Nachricht dieser Siege dem französischen Hofe überbrachte, das Regiment Luxemburg. Im österreichischen Erbfolgekrieg hatte er mit Chevert den größten Antheil an der Eroberung Prags (26. Nov. 1741), indem er an der Spitze dreier piemontesischen Detachements sich des neuen Thores bemächtigte und so dem Belagerungsheere den Eingang eröffnete. Dafür wurde er zum Generaladjutanten der böhmischen Armee und, als er dem Hofe die Eroberung Egers meldete, zum Brigadier befördert, diente sodann als Generalmajor in Bayern unter seinem Vater und nach dessen Rückzuge am Rhein. Nach dem Tode desselben zur herzoglichen Würde gelangt, focht er in den Niederlanden mit gewohnter Tapferkeit, aber nicht immer mit gewohntem Glück. Im siebenjährigen Kriege nahm er unter Marschall d'Estrées Theil an dem Siege von Hastenbeck, eroberte Minden und Rethem, stieß dann zu Soubise und der Reichsarmee, erlitt mit dieser die unrühmliche Niederlage bei Roßbach (5. Nov. 1757), eroberte sodann, zur hannöverschen Armee zurückgekehrt, Bremen (15. Jan. 1758) und befehligte hierauf ein Corps in Hessen. Mit diesem deckte er den Rückzug des kommandirenden Generals Clermont hinter den Rhein gegen den Herzog Ferdinand von Braunschweig, während er selbst seine Stellung hinter der Lahn nahm. Am 23. Juli eroberte er Kassel wieder und vertrieb die hessischen Truppen von den Höhen von Sangerhausen, wodurch ganz Hessen wieder in die Gewalt der Franzosen fiel. Im folgenden Jahr erhielt er das Oberkommando in Frankfurt. Als gegen diese Stadt Herzog Ferdinand von Braunschweig mit 30,000 Mann anrückte, bezog B. ein festes Lager bei Bergen und bewirkte, daß sich jener mit einem Verlust von 2000 Mann über Fulda nach Kassel zurückziehen mußte. Diese seine glänzendste Waffenthat war es, für welche ihm der deutsche Kaiser den Rang eines deutschen Reichsfürsten verlieh. B. bemächtigte sich hierauf zum zweiten Male Kassels und eröffnete (9. Juli) durch die Einnahme Mindens, wobei ihm 2 Fahnen, die Artillerie, die Magazine und 1400 Mann in die Hände fielen und General Zastrow gefangen wurde, den Franzosen wieder den Eintritt in Hannover. Nach der Niederlage bei Minden (1. August) erhielt er den dem Marschall Contades abgenommenen Oberfeldherrnstab zugleich mit der Marschallswürde. Am 30. Juni 1760 eroberte er Marburg, schlug am 10. Juli den Erbprinzen von Braunschweig bei Korbach und besetzte Kassel und Ziegenhain, wurde jedoch in seinen Winterquartieren in Hessen von den Preußen so hartnäckig beunruhigt und endlich so geschwächt, daß er nach Verlust aller seiner Magazine das feste Lager bei Bergen aufsuchen mußte. Aber schon im Mai 1761 stand er von Neuem in Hessen, nachdem er die Verbündeten in mehren Gefechten geschlagen hatte. Er vereinigte sich nun mit dem Prinzen Soubise, welcher die Armee des Niederrheins führte, ward aber, von dieser ohne Unterstützung gelassen, in der Schlacht bei Wellinghausen an der Lippe vom Herzog Ferdinand aufs Haupt geschlagen. Zwar hielt er sich noch in Hessen und Westphalen und konnte den Sieg des Feindes erfolglos machen; aber Anfangs 1762 ward er seines Feldherrnamts und der Gouverneurstelle im Elsaß entsetzt und auf seine Güter verwiesen. Erst nach zwei Jahren erhielt er das Generalgouvernement Metz und Lothringen, wo ihn die Revolution überraschte. Beim Ausbruch der Unruhen 1789 wurde ihm der Oberbefehl über die zwischen Paris und Versailles zusammengezogenen Truppen und nach deren Auflösung das Portefeuille des Kriegs übergeben. Aber schon nach wenigen Tagen floh er nach Luxemburg, von wo er glücklich zu den Royalisten nach Trier gelangte. Als 1792 die strengen Gesetze gegen die Auswanderer zur Berathung kamen, sollte B. auf Antrag seines Sohnes Claude Victor, der damals Abgeordneter in der Nationalversammlung war, davon ausgenommen seyn und in seinen Würden verbleiben. B. aber mißbilligte die Schritte seines Sohnes öffentlich und schlug die Gunstbezeugung einer Regierung, welcher er keine rechtliche Existenz zuerkannte, aus und übernahm den Oberbefehl über die Truppen der Brüder des Königs. Nach Ludwigs XVI. Hinrichtung wurde er Mitglied des Regentschaftsraths des sogenannten auswärtigen

Frankreichs und unterzeichnete jene Akte, welche die Rechte des Regenten, nachmaligen Ludwigs XVIII., bestimmte. Im Jahr 1794 errichtete der 66jährige Greis ein Corps im Dienste Englands, welches aber schon 1796 aufgelöst wurde. Daher trat er 1797 mit demselben Range, den er in Frankreich bekleidet hatte, in russische Dienste, jedoch außer Aktivität. Die Konsularregierung lud den greisen Marschall 1804 zur Rückkehr ins Vaterland ein, aber ehe B. diesem lockenden Rufe folgen konnte, † er 1804 zu Münster. Sein Bruder, Charles François, Graf von B., Direktor des geheimen Ministeriums Ludwigs XV., geboren am 20. August 1719, hatte sich 1752 als Gesandter an dem Hofe des Königs von Polen, Kurfürst August III., einen bedeutenden Einfluß erworben und stand schon damals mit Ludwig XV. in einem geheimen Briefwechsel. Dessen ungeachtet gelang es seinen Feinden am Hofe, ihn von seinem Posten zu entfernen. Als er sich so aus seiner diplomatischen Laufbahn geworfen sah und gerade der siebenjährige Krieg ausbrach, begab er sich zu dem Corps seines Bruders und diente bis zu dem Ende des Krieges, in welchem er, zum Generallieutenant erhoben, 1761 sich durch die muthige Vertheidigung Kassels auszeichnete. Gleich nach dem Frieden zog ihn der König in seine unmittelbare Nähe, indem er ihm die Leitung des geheimen Ministeriums übertrug. Als jedoch dieses durch seinen Konflikt mit dem öffentlichen große, oft lächerliche Verwirrungen erzeugte, mußte ihn zwar der König verbannen, blieb aber durch einen geheimen, unmittelbaren Briefwechsel mit ihm in fortdauernder Verbindung. Unter Ludwig XVI. hörte sein Einfluß gänzlich auf. Er † 1781. Der Sohn von Victor François, Claude Victor, Prinz von B., 1757 geb., hatte als Jüngling für die Unabhängigkeit der Nordamerikaner gefochten u. wurde 1789 Abgeordneter des Adels von Kolmar und Schlettstädt in der Generalständeversammlung. Die Nationalversammlung erwählte ihn zu ihrem Sekretär und später zum Präsidenten. Beim Beginn des Feldzugs am Rhein stieg er bis zum Maréchal de Camp empor, mußte jedoch, als die Beschlüsse vom 10. August die einstweilige Absetzung des Königs publicirten und B. die Annahme derselben verweigerte, seine Stelle niederlegen und begab sich nach Bourbonne-les-Bains. Kurz darauf nach Paris zurückgekehrt, wurde er dem Revolutionstribunal übergeben und den 27. Juni 1794 guillotinirt. Er schrieb ein „Mémoire sur la défense de frontières de la Sarre et du Rhin". Sein Bruder, Maurice Jean Magdalène, 1766 geboren, widmete sich dem geistlichen Stand, emigrirte während der Revolution und erhielt vom König von Preußen eine reiche Pfründe in Posen. Im J. 1803 nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er von Napoleon zum kaiserlichen Almosenier ernannt und 1805 zum Bischof von Acqui, 1807 zum Bischof von Gent befördert, fiel aber 1809 in Ungnade, wurde verhaftet und nach Vincennes und von da auf die Insel Marguerite gebracht, wo er seinem Bisthum entsagte. Nach der Rückkehr der Bourbonen 1814 erhielt er seine bischöfliche Würde wieder, ward jedoch wegen Widersetzlichkeiten, die er sich bei Errichtung des Königreichs der Niederlande zu Schulden kommen ließ, abermals von seinem Amt entfernt und wegen Ungehorsams in contumaciam zur Deportation verurtheilt. Er † 1821 zu Paris. Achille Charles Léon Victor, Herzog von B., Pair von Frankreich, Sohn Claude Victors, 1785 geboren, erhielt eine treffliche Erziehung, heirathete die Tochter der Frau von Staël und Enkelin Neckers, bekleidete unter der Kaiserregierung nach einander die Stellen eines Staatsrathes, Auditeurs, eines Militärintendanten in Illyrien und in Valladolid, sodann die diplomatischen Posten eines Gesandtschaftsrathes in Wien, Prag und Warschau. Nachdem er 1814 Pair von Frankreich geworden war, entwickelte er in der Kammer in klaren, würdigen Reden die gründlichsten Kenntnisse der verschiedensten Staatsverfassungen, die tiefste Einsicht in die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft und die durch den Stand der Kultur bedingte Gesetzgebung, die schnellste, eindringlichste Auffassung der vorliegenden Berathungsgegenstände und vor Allem eine unanfechtbare, mit Freimuth sich geltend machende Rechtschaffenheit. Während der bourbonischen Herrschaft bekämpfte er nachdrücklich die Ausnahmegesetze und die Proskriptionen, tadelte die Preßbeschränkung und das Streben der Regierung, Alles allein und zwar ohne Rücksicht auf die öffentliche Meinung, ja, mit ängstlicher Vermeidung jenes offenen Wegs beginnen und durchführen zu wollen. Bei der Verurtheilung Ney's gehörte er zu den Wenigen, welche das „Nichtschuldig" aussprachen. In der Julirevolution (30. Juli 1830) ernannte man ihn zum Mitglied der provisorischen Regierung als einstweiligen Minister des Innern und übergab ihm den 11. August definitiv das Portefeuille des Kultus und des öffentlichen Unterrichts; auch führte er im Staatsrath den Vorsitz. Nach Duponts Eintritt ins Ministerium nahm jedoch B. nebst den übrigen Doktrinärs seine Entlassung und trat in die Pairskammer zurück. Streng an der konstitutionellen Erbmonarchie festhaltend, bestritt er gleich anfangs als Pair die Nationalsouveränetät, leitete das Thronrecht Ludwig Philipps aus seiner Verwandtschaft mit den Bourbonen her, verlangte die Beibehaltung der Trauerfeierlichkeiten am 21. Januar, dem Hinrichtungstage Ludwigs XVI., und vertheidigte die Erblichkeit der Pairswürde. Dessen ungeachtet wußte er sich stets die ungeheuchelte Achtung des Volkes zu erhalten, weil er, durch und durch rechtschaffen und ehrlich, einem seiner Ueberzeugung nach sicheren Fortschritte huldigte und nach außen kräftig ohne Kriegsbegierde, nach innen aber mit Festigkeit ohne Reaktionsneigung handelte. Im Okt. 1832 war er wieder in das Ministerium getreten und vertheidigte als Minister der auswärtigen Angelegenheiten kräftig die Interessen und Grundsätze Frankreichs; aber nach innen sah er sich im Konflikt mit der bis in die Verwaltung vordringenden Reaktion und, wie man sagte, überdrüssig, höheren Wünschen die eigene Ueberzeugung opfern zu müssen, ergriff er den ersten passenden Vorwand, seine Entlassung zu nehmen. Dies geschah am 1. April 1834, als der von Sebastiani, seinem Vorgänger, 1831

geschlossene und von ihm vertheidigte Entschädigungsvertrag mit Nordamerika, in welchem Frankreich allerdings nachtheilig gestellt war, verworfen wurde. Am 12. März 1835 übernahm er mit dem Präsidium im Ministerconseil nochmals das Departement der auswärtigen Angelegenheiten und unterhandelte mit England die Verträge über das gegenseitige Durchsuchungsrecht zur See u. erhielt in demselben Jahr das Großkreuz der Ehrenlegion. Nach Humans Austritt aus dem Ministerium legte auch er am 22. Febr. 1836 sein Portefeuille nieder. Seitdem ward er wiederholt, zuletzt noch 1840, für Bildung eines Ministeriums in Anspruch genommen, lehnte aber stets diese Anträge ab. Gegenüber der einseitig negativen und hemmenden Politik der Doktrinärs entfernte er sich besonders seit 1840 von Guizot und seinen frühern Meinungsgenossen und schien sich mehr zu Thiers hinzuneigen. Nach der Revolution von 1848 blieb er als Anhänger der Orleans längere Zeit vom politischen Schauplatze entfernt. Erst im Mai 1849 gelangte er durch Wahl im Departement Eure in die Nationalversammlung, wo er einer der Führer der Rechten wurde und 1851 namentlich die Angelegenheit der Verfassungsrevision eifrig betrieb. B. besitzt umfassende staatswirthschaftliche Kenntnisse, ist ein gewandter Redner und tüchtiger Geschäftsmann und hat im öffentlichen wie privaten Leben stets einen edeln und rechtschaffenen Charakter bewiesen.

Brogni (auch Brognier, de Broniac), Johann, eigentlich Johann Allarmet, eines der würdigsten und angesehensten Kirchenhäupter des 14. und Anfangs des 15. Jahrh., war 1342 geboren. Der Sohn armer Landleute, hütete er in seiner Jugend das Vieh seines Dorfes, als ihn einst reisende Geistliche bei seiner Heerde trafen und einige Fragen an ihn richteten. Von dem Treffenden seiner Antworten, die eine reiche Fülle früh ausgebildeter Verstandeskraft verriethen, überrascht, hoben sie den begabten Geist aus seiner äußerlichen Erniedrigung. Nachdem er in Genf u. in Avignon mit eisernem Fleiß das ihm vorgesteckte Ziel verfolgt hatte, ertheilte man ihm die Doktorwürde und kurz nachher ernannte ihn der Erzbischof von Vienne zu seinem Generalvikar. Durch Herzog Philipp den Kühnen von Burgund dem Papst Klemens VII. bekannt geworden, wurde er von diesem mit der Erziehung seines Neffen beauftragt und zum Lohn für seine Verdienste 1385 mit den höchsten geistlichen Ehren belohnt. Der Papst ernannte ihn zum Kardinal und Bischof von Viviers und kurz nachher zum Erzbischof von Arles, welche Würden Klemens' Nachfolger, Benedikt XIII., noch mit der eines Bischofs von Ostia und Vicekanzlers der römischen Kirche vermehrte. Das große Schisma der römischen Kirche, sowie die Fortschritte der hussitischen Neuerungen lagen dem redlichen B. schwer auf dem Herzen. Besonders war es Papst Benedikt, dessen Trotz ihn am meisten betrübte und den er vergeblich zum Entschluß des freiwilligen Rücktritts vom heiligen Stuhl zu bewegen suchte. Mit der Gefahr der Kirche aber wuchs B.'s Entschiedenheit für durchgreifende Maßregeln. Er verließ den Papst Benedikt, betrieb mit 10 anderen Kardinälen aufs Eifrigste die Zusammenberufung eines Koncils in Pisa u. nahm 1409 die ihm von Alexander V., dem in Italien anerkannten Papste, angetragene Würde eines Kanzlers der Kirche an. Als endlich die Kirchenversammlung von Kostnitz eröffnet wurde, begab sich B. im August 1414 dahin und führte während der Vakanz des heiligen Stuhls in der 16.—41. Sitzung (1415—1417) das Präsidium. Seiner unermüdlichen Thätigkeit, seinen fast täglichen Konferenzen mit dem Kaiser Sigismund und den weltlichen und geistlichen Großen ist die damalige Beseitigung der verwickelten Lage der Kirche hauptsächlich zuzuschreiben. Nachdem B. die Absetzung der drei Päpste (Johann XXIII., Gregor XII. und Benedikt XIII.) bewirkt u. ausgesprochen, auch im Konklave präsidirt und hier hauptsächlich auf den Kardinal Colonna die Aufmerksamkeit der Wähler gelenkt hatte, setzte er diesem als Papst Martin V. am 14. Nov. 1417 die dreifache Krone auf. Von Kostnitz begleitete B. den neuen Papst 1418 nach Genf und Rom, wo er den 15. Febr. 1426 †. Wie als Prälat war B. auch verehrungswürdig als Mensch. Bescheidenheit, Hochsinn und Uneigennützigkeit leiteten seine Handlungen; seine ungeheuren Einkünfte waren ein Schatz der Wohlthätigkeit. Er gründete zu Avignon das Kollegium St. Nicolas und schenkte ihm seine werthvolle Bibliothek, in Annecy stiftete er Hospitäler und Armenhäuser, legte zur Bekleidung Dürftiger Manufakturen an, stattete unvermögende Brautleute aus, speiste täglich 30 Arme &c.

Brogniart, s. Brongniart.

Brohe, Fluß im russischen Gouvernement Esthland, merkwürdig wegen seines an Naturwundern reichen Flußbettes.

Broich (Bruch), Landgemeinde in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Duisburg, an der Ruhr, mit 800 Einwohnern, Papier- und Oelmühlen, Tabaks- und Farbenfabrikation. Das alte Schloß daselbst ist merkwürdig wegen der vielen Kämpfe, welche es, als Sitz der Grafen von Falkenstein, gegen die Grafen von Styrum und auch im spanisch-niederländischen Krieg erlebte. Längere Zeit war es Wohnort der Königin Luise vor ihrer Vermählung.

Broihan, s. Broyhan.

Brok, der Held einer schönen Mythe der Edda. Zum Geschlecht der Zwerge gehörend, wettete er mit Loki, daß die Arbeiten seines Bruders Sindri den Spieß Gungner, das Schiff Skidbladner und das goldene Haar Sifs an Kostbarkeit noch übertreffen würden. Loki setzte für seine entgegengesetzte Behauptung seinen Kopf zum Pfand. Als nun Sindri in seiner Werkstatt arbeitete u. B. ihm das Schmiedefeuer blies, verwandelte sich Loki in eine Bremse, oder sandte wenigstens eine solche in die Schmiede, welche B. stechen u. die Arbeit stören sollte. Gleichwohl kam sie glücklich zu Stande, und der Urtheilsspruch der Götter erkannte Sindri's drei Kostbarkeiten: Freyrs goldnem Eber, dem Draupnir und dem Miölner, den Preis zu. Die Ausführung der

Wette verhinderte Loki aber dadurch, daß er behauptete, nur den Kopf, nicht auch den Hals zum Pfand gesetzt zu haben; daher nähete ihm B. den Mund zu.

Brokat, dickes, schweres Seidenzeuch mit Grund von Silber- oder Goldfäden oder mit eingewebten goldnen oder silbernen Blumen, Zweigen, Figuren ꝛc. Seidenzeuch von sehr starkem Silber- oder Goldgrund heißt Drap d'argent oder Drap d'or. Der B. war zu verschiedenen Männer- und Weiberprachtkleidern, Hauben, Möbelüberzügen ꝛc. nach der Regel früherer Moden unentbehrlich. Er wurde zuerst am vollkommensten u. in größter Menge fabricirt in Lyon, dem Tours, Paris, Venedig, Genua ꝛc. nacheifern.

Brokmanen, s. Brockmannen.

Brokoff, Johann Ferdinand, berühmter Bildhauer, 1688 zu Prag geboren, Schüler seines Vaters und Quitteiners, † 1731 in Prag. Von seinen Werken werden als die besten genannt: die Statue der Dreieinigkeit auf dem italienischen Platz zu Prag, das Grabmal bei St. Jakob, nach dem Modell J. B. Fischers von Erlach.

Brom (Bromium, Murid), ein von dem französischen Chemiker Balard in Montpellier 1826 entdeckter nicht metallischer einfacher Stoff, kommt stets als Begleiter des Kochsalzes im Seewasser und in den Soolquellen, jedoch immer nur in sehr geringer Menge vor. Der Name ist vom griechischen Bromos, Gestank, abgeleitet, wegen des üblen Geruchs, den das B. verbreitet. Balard fand es zuerst in der Mutterlauge, die bei den Salinen von Montpellier nach der Krystallisation des Kochsalzes übrig bleibt. Im Wasser des todten Meeres, welches das an B. reichhaltigste Seewasser ist, ist nur $\frac{1}{3}$ Procent B. enthalten, und im Wasser der Theodorshallerquelle bei Kreuznach, welches unter den deutschen Mineralquellen die größte Menge B. enthält, kommt auf 1 Pfd. Wasser ungefähr $\frac{1}{3}$ Gran B. Es ist in diesen Wässern mit Natrium und Magnesium verbunden enthalten, bleibt in den Mutterlaugen nach dem Auskrystallisiren des größten Theils der übrigen salzigen Bestandtheile zurück und kann daraus abgeschieden werden. Auch in einigen Seethieren (Janthina violacea, Meerschwamm), ja selbst in einigen Erzen kommt es vor. Obwohl das B. weder in den Gewerben, noch in der Arzneikunst eine besonders wichtige Anwendung bisher erfahren hat, ist es doch für den Chemiker ein höchst interessanter Stoff wegen der außerordentlichen Aehnlichkeit, welche es in chemischer Hinsicht mit dem Chlor zeigt. Es ist bei gewöhnlicher Temperatur flüssig, in Masse dunkel braunroth, in dünnen Schichten hyacinthroth, von 2,966 specifischem Gewicht, und besitzt einen starken, dem des Chlors ähnlichen Geruch und einen scharfen, zusammenschrumpfenden Geschmack. Bis zu —22° bis —25° erstarrt es zu einer harten, spröden, leicht pulverisirbaren Masse von krystallinisch blättrigem Bruch und fast metallisch glänzender bleigrauer Farbe. Selbst bei —12° bleibt es lange fest. Schon bei gewöhnlicher Temperatur verflüchtigt sich das B. sehr bedeutend, ein Tropfen desselben in einen Glasballon gebracht, verwandelt sich fast ganz in Dampf. Um die Verdampfung zu vermindern, bewahrt man es gewöhnlich unter Wasser auf. Bei + 47° C. siedet es u. gibt dabei einen schweren dunkelbraunrothen Dampf. Wasser löst wenig B. auf, Alkohol etwas mehr; Aether löst es in beträchtlicher Menge. Unter dem Gefrierpunkt bildet es mit Wasser eine rothe krystallinische Verbindung, welche auf 1 Aequivalent B. 10 Aequivalent Wasser enthält, und entweder als ein Hydrat des B.s oder als ein Wasserstoffsuperoxydbromid betrachtet werden kann. Das B. bleicht u. entfärbt, gleich dem Chlor, gefärbte vegetabilische Substanzen. Holz, Kork, Harz, flüchtige Oele, überhaupt organische Substanzen, werden davon angegriffen; es wird dabei Wasser zersetzt, dessen Sauerstoff sich auf die organische Substanz wirft, während der Wasserstoff mit dem B. Bromwasserstoffsäure bildet. Viele Metalle verbinden sich mit B. wie mit Chlor unter Feuererscheinung. Die Haut wird davon angegriffen und gelb gefärbt, welche Farbe erst wieder bei Erneuerung der Epidermis verschwindet. Innerlich genommen bringt es tödtliche Wirkungen hervor. Mit Stärkemehl bildet es eine Verbindung von orangegelber Farbe (Bromstärke). Das B. hat so große Analogie mit dem Chlor, daß fast Alles, was vom letzteren bekannt ist, auch auf ersteres angewendet werden kann. Seine Verwandtschaften sind indeß viel schwächer, als die des Chlors, von dem es aus fast allen Verbindungen ausgetrieben wird. Von der andern Seite aber ist in dieser Hinsicht das B. bei weitem stärker, als das Jod. B. verbindet sich mit Wasserstoff zu Bromwasserstoffsäure (Hydrobromsäure, Acidum hydrobromicum, Bromidum hydricum), mit Sauerstoff zu Bromsäure (Acidum bromicum), mit Stickstoff zu Bromstickstoff, mit Kohlenstoff zu Bromkohlenstoff, mit Kiesel zu Bromkiesel, mit Schwefel zu Bromschwefel, mit Selen zu Bromselen, mit Phosphor zu Bromphosphor. Chlorgas wird von B. in beträchtlicher Menge absorbirt; es entsteht Chlorbrom als eine rothgelbe, sehr flüchtige Flüssigkeit von durchdringendem Geruche, welche röthlich-gelbe Dämpfe gibt, im Wasser sich löst und stark bleichend wirkt. Mit Alkalien zusammengebracht gibt das Chlorbrom bromsaure Salze und Chloride. B. und Jod bilden zwei verschiedene Verbindungen: das Jodbromür u. Jodbromid. B. und Cerium verbinden sich zu einem Bromür, Bromcerium, welches unkrystallisirbar ist. B. und Eisen verbinden sich zu Eisenbromür und Eisenbromid. B. und Zink geben Bromzink, B. u. Wismuth Bromwismuth, B. u. Zinn Zinnbromür u. Zinnbromid, B. u. Nickel Bromnickel. B. und Kupfer verbinden sich zu Kupferbromür und Kupferbromid. B. u. Quecksilber verbinden sich ebenfalls zu einem Bromür u. Bromid; desgleichen B. u. Tellur. B. und Blei geben Bromblei, B. und Cadmium Bromcadmium, B. u. Silber Bromsilber, B. und Kalium neutrales Bromkalium, zweifach Bromkalium u. dreifach Bromkalium. B. und Natrium verbinden sich zu Bromnatrium, B. u. Ammonium zu Bromammonium, B. und Alumium zu Bromalu-

mium, B. und Baryum zu Brombarynm, B. und Beryllium zu Bromberyllium, B. und Kalcium zu Bromkalcium, B. u. Magnesium zu Brommagnesium, B. und Zirconium zu Bromzirconium, B. und Cyan zu Bromcyan. B. in Verbindung mit Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff gibt als Zersetzungsprodukte in Folge von Einwirkung auf Alkohol und Aether Bromal, Bromoforme (Bromätherid, Formylsuperbromid), Bromwasserstoffäther (Aethylbromür) und Bromäther. B. und Benzin geben Brombenzin, B. und Benzoyl Brombenzoyl. Die Reaktion zwischen B. u. Naphthalin ist so heftig, daß zu gleicher Zeit Bromür, Bromid und Dekaherlbromür (Naphthalinbromid) entstehen. B. u. Isatin geben Bromisatin u. Bibromisatin. Vergl. Graf, Das Bromkalium als Heilmittel, Leipzig 1842.

Brombeerstrauch (Rubus), Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen, charakterisirt durch 5spaltigen Kelch, 5 Kronenblätter, viele einsamige, kopfförmig auf einem gemeinschaftlichen, nicht fleischigen Fruchtboden vereinigte Beerchen, enthält meist laufende, stachelichte, unregelmäßige Sträucher in allen gemäßigten Zonen, mit einfachen und gefiederten Blättern und Blüthen in Sträußern. Am bekanntesten ist der gemeine B. (Rubus fruticosus *L.*), der in Europa in Hecken, im Gebüsch, auf Feldern u. Feldrainen, auf sonnigen Hügeln, an Waldrändern wächst. Die Frucht ist eine schön schwarze, zusammengesetzte Beere, hat einen süßlich-sauren, etwas herben u. zuletzt kratzenden Geschmack und einen angenehmen Geruch und enthält einen dunkelrothen Saft, welcher aus Schleimzucker, Gummi, violetem Farbestoff, einer Spur von Harz, Aepfelsäure u. äpfelsaurem Kali und Kalk, phosphorsaurem Kalk u. Magnesia besteht. In medicinischer Hinsicht kommt die Brombeere der Maulbeere am nächsten, und der mit Zucker eingedickte Saft kann statt des Maulbeersyrups dienen. Die unreifen getrockneten Früchte gebrauchte man früher gegen Durchfälle. Das Kraut u. der dornige Stengel ähneln im Habitus denen der Himbeere; doch ist der Stengel des B.s 5eckig gefurcht, während der des Himbeerstrauchs stielrund ist. Die Blätter sind 3—5zählig geschnitten, die Abschnitte oval oder verkehrt-eilänglich, zugespitzt, unten weißfilzig; die Rispen der Blüthen sind zusammengefaßt verlängert. Die Blätter sind gelind adstringirend und geben als Aufguß ein angenehmes Getränk, welches fast wie grüner Thee schmeckt. Die Pflanze treibt aus einer Wurzel viele Ranken, die auf der Erde umherkriechen. Die Beere reift im Spätsommer. Der nordische B. (R. arcticus, nordische Himbeere), im nördlichsten Europa und in Nordamerika, ausdauernd, 3—5 Zoll hoch, mit krautartigem, weichhaarigem, unbewehrtem Stengel, 3zähligen, fast gleichfarbigen, kahlen Blättern und einzelnen, endständigen Blüthen, trägt dunkelpurpurrothe Früchte, die einen noch angenehmer gewürzhaften Geschmack haben, als die gemeinen Himbeeren, und im nördlichen Europa als Baccae nordlandicae officinell und das feinste und erquickendste Beerenobst sind. Die blaue oder Ackerbrombeere (B. caesius), in Europa sehr häufig in Hecken und Gebüschen, an Waldrändern und auf Rainen, strauchig, hat 3—5zählige Blätter und glanzlose, lavendelblaue bereifte Früchte, die süßsäuerlich, etwas kratzend schmecken und gleiche Anwendung wie die gemeine Brombeere haben. Die Blätter wirken etwas adstringirend und geben einen angenehm schmeckenden Thee. Die Zwergbrombeere (R. chamaemorus, Zwergmaulbeere, Multebeere, Wolkenbeere, Torfbeere), im hohen Norden Europa's, in Asien u. Amerika, auf hohen Bergen im mittleren Deutschland, und zwar fast immer auf Torf- und Moorboden, hat schlanke, weit kriechende Wurzeln, aufrechten, einblüthigen Stengel, einfache, herz-nierenförmige, 5lappige Blätter und 2häusige Blüthen. Die Früchte sind rothgelb, bestehen aus wenigen großen Steinbeeren und haben im Norden dieselbe Anwendung, wie die nordische Brombeere, schmecken aber weit weniger angenehm. Die Blätter schmecken anfangs unangenehm süßlich, dann bitter und wirken harntreibend, weshalb man sie gegen Krankheiten der Harnwege gebraucht.

Bromberg (polnisch Bydgoszcz, daher lat. Bidgostia), Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks und Kreises, auf einer Anhöhe an der schiffbaren Brahe, $1\frac{1}{4}$ Meilen von deren Einfluß in die Weichsel, nördlich und südlich eingeschlossen von dem großen bromberger Forst, hat 3 Vorstädte u. 12,000 Einwohner, darunter fast drei Viertel Protestanten, ein Viertel Katholiken und 800 Juden. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu bemerken: eine evangelische und zwei katholische Kirchen, eine Synagoge, zwei bestehende Klöster u. mehre alte Klostergebäude, das evangelische Schullehrerseminar, ein Schauspielhaus, ein Gymnasium (früher Jesuitenkollegium), ein Krankenhaus, Arbeits- und Korrektionsanstalten. B. ist Sitz des Oberlandesgerichts, Inquisitoriats, eines sogenannten Verschönerungsvereins 2c. Von Fabrik- und Manufaktureinrichtungen sind hervorzuheben: die große Mühle (Herculesmühle) an der Brahe mit 12 Gängen, verschiedene Oel-, Eichorien-, Tabaks-, Neublau- 2c. Fabriken, Brauereien und Brennereien und eine Weinessigsiederei; eine (1778 angelegte) Zukkerraffinerie, ein Eisenmagazin und bedeutende Gerbereien und Schönfärbereien sind auf königliche Kosten errichtet worden. Wichtiger als diese producirende Betriebsamkeit ist der Handel, besonders mit Korn und Wein, und die Schifffahrt (von B. allein mit 24 Oderkähnen zu 283 Lasten betrieben). Beide werden gefördert durch den an der Stadt vorüberführenden bromberger Kanal, der Oder u. Weichsel u. dadurch Weichsel u. Elbe verbindet u. daher für den Handel u. Verkehr Posens und des preußischen Staats sehr wichtig ist. Er beginnt bei dem Städtchen Nakel an der schiffbaren Netze, einem Nebenflusse der Warthe, und mündet bei B. in die dort schiffbare Brahe. Seine Länge beträgt 9624 Ruthen, seine Breite 50, seine Tiefe $3\frac{1}{2}$ Fuß; er trägt Fahrzeuge von 5—600 Centner. Der Boden, durch den er geht, ist niedrig und sumpfig und hat gegen die Brahe zu viel, gegen die Netze zu wenig Gefälle. Auf der ganzen Linie sind 8 einfache u. zwei doppelte

Schleußen. Er ward erbaut auf Befehl Friedrichs II. unter Leitung Brenkenhoffs in 15 Monaten (1773 und 1774) durch 6000 Arbeiter und mit einem Kostenaufwand von 700,000 Thaler, wozu sich 1787 noch 238,000 zur Ausbesserung desselben nöthig machten. Die jährlichen Unterhaltungskosten betragen ungefähr 6000 Thaler: der reine Ertrag beläuft sich jährlich auf 12,000 Thaler. B. ist eine Gründung des deutschen Ordens, der es später an Polen verlor. Die Nachrichten von einem dort vorhandenen Schlosse gehen bis 1330 zurück; die Stadt hatte sogar eine Zeitlang das Münzrecht. Unter der polnischen Herrschaft bildete sie einen Theil der Woiwodschaft Inowraklaw, wurde von Karl XI. von Schweden besetzt, aber 1656 von den Polen wieder erobert. Am 16. Nov. 1676 schlossen Brandenburg und Polen hier den sogenannten bromberger Vertrag ab, demgemäß die Souveränetät Brandenburgs über Preußen von Polen anerkannt, Elbing verpfändet und Lauenburg sammt Bützow jenem Staate zum Lehn gegeben wurde. Die erste polnische Theilung warf B. mit dem ganzen Netzedistrikt 1772 den Preußen zu, welche B. zur Hauptstadt des neuen Erwerbs erhoben. In den blutigen Kämpfen, welche der zweiten Theilung Polens folgten und der dritten vorausgingen, fiel am 1. Okt. 1793 ein Gefecht in den Vorstädten von B. vor, in welchem der preußische Oberst Spekuli niedergehauen wurde; am 11. Okt. 1794 besetzte es der polnische General Dombrowski auf kurze Zeit. Der Friedensschluß von Tilsit verwandelte das ganze Gebiet von 159 □Meilen mit 214,000 Einwohnern in ein bromberger Departement des Großherzogthums Warschau. An Preußen zurück kam es durch den Ausspruch des wiener Kongresses 1815. Vergl. L. Kühnast, Historische Nachrichten über die Stadt B., Berlin 1837.

Bromelia, Pflanzengattung aus der Familie der Bromelieen, enthält, nachdem in neuerer Zeit unter den Gattungsnamen Ananas und Billbergia viele Arten von ihr getrennt worden sind, etwa 24, meist in Brasilien und Westindien einheimische Arten. B. Karatas *L.*, Faserananas, mit gezähnten, dornigen, aufrechtstehenden Blättern, gedrängt angehäuften Blumen, die unmittelbar aus der Wurzel kommen, ist in Westindien heimisch. Die Frucht schmeckt säuerlich-süß, wird gegessen, der Saft unter den Punsch gemischt. Aus den Blättern macht man Fäden zu allerlei Geweben. Der Saft der Blätter, aus dem beim Reiben ein dicker, weißer Schaum entsteht, dient zum Bleichen der Leinwand. B. humilis *L.*, mit sehr langen, gezähnten, dornigen, flach an einander stehenden Blättern, die aus den Achseln Sprossen treiben, gedrängt gehäuften Blumen fast unmittelbar aus der Wurzel, mit gefärbten Brakteen und stumpfen Kelchen, hat säuerlich-süße u. eßbare Früchte u. ist ein strauchartiges Gewächs in Westindien. B. Pinguin *L.*, mit gezähnten, dornigen Blättern u. einer schlaffen Blumentraube an der Spitze des Stamms, wächst strauchartig in Westindien. Der scharfe Saft der gelblichen Frucht dient gegen die Würmer u. zum Reinigen der Zähne.

Bromid, s. Bromür.

Bromiscus, macedonische Stadt in der thracischen Landschaft Mygdonia, lag am See Bolbe, wahrscheinlich an derselben Stelle, wo später das Kastell Rentine stand. Nach Stephanus starb hier der Dichter Euripides an den Bissen wüthiger Hunde, nach Ammian Marc. jedoch in dem nahe gelegenen Arethusa, wo sich dessen Grabmal befand. Einige alte Geographen lassen B. mit Arethusa in Thracien identisch seyn.

Bromley, Stadt in der englischen Grafschaft Kent, am Ravensbourn, an der Straße von London nach Tunbridge, hat eine Hauptkirche, ihrer Bauart nach von hohem Alter, u. ein Collegehospital für 20 Pfarrwittwen. Die Einwohner (4000) treiben Ackerbau und Handel. In der Nähe ein Palast des Bischofs von Rochester, dabei ein Sauerbrunnen, dessen Gehalt dem von Tunbridge ziemlich gleich kommt.

Bromme, 1) Traugott, Buchhändler in Dresden, durch Reisen und seine Reisebeschreibungen über die Vereinigten Staaten Nordamerika's rühmlich bekannt. Im Jahr 1802 zu Anger bei Leipzig geboren, widmete er sich in letzterer Stadt dem Buchhandel und ging von Bremen aus, wo er einige Zeit einer Buchhandlung gedient, 1820 nach Nordamerika. Nachdem er sich dort bei Ellicots angekauft, hierauf im Auftrage Anderer den Westen, Osten und Süden der Union bereist hatte, studirte er 1822—23 auf dem St. Marykollegium Medicin u. wurde zweiter Chirurg auf dem kolumbischen Kriegsschooner Jan Jose Pedrillo. Als dieses Schiff wegen starker Vergehen des Kapitäns auf Hayti sammt der Mannschaft fest gehalten wurde, theilte auch B. die einjährige Gefangenschaft letzterer. Erst 1824 kam er, auf Kosten der Regierung, wieder nach Nordamerika und erhielt hier glänzende Entschädigung für das Erlittene und Versäumte. Im Sommer desselben Jahres kehrte er nach Deutschland zurück, wo er mit J. G. Wagner (seinem Schwager) die Leitung der waltherschen Hofbuchhandlung in Dresden übernahm, die er seit 1840 mit seinem jüngeren Bruder Louis B. theilt. In B.'s Verlag sind die wichtigsten archäologischen und kunstgeschichtlichen Werke (Winckelmann, Meyer ꝛc) erschienen. B.'s eigene Schriften, deren Beachtung besonders dem Auswanderer von Nutzen seyn kann, sind: „Reisen durch die Vereinigten Staaten und Obercanada" (Baltimore 1832 f., 3 Bdchn.); „Michigan, eine geographisch-statistisch-topographische Skizze" (das. 1834); „Taschenbuch für Reisende durch die Vereinigten Staaten" (das. 1837); „Des Universums neue Welt: Nordamerika in allen Beziehungen" (Stuttgart 1840 und 1841).

2) (Brommy), Karl Rudolf, der erste deutsche Admiral, am 10. September 1804 in Anger bei Leipzig geboren, ging 1817 nach Hamburg, um dort nautischen Unterricht bei den Lehrern zu genießen, mit denen wenige Jahre später die Navigationsschule errichtet wurde, erweiterte durch einige Reisen nach Westindien seine Kenntnisse und wanderte dann nach den Vereinigten Staaten aus. Auf einer Reise nach Kanton starb der Schiffer; B., als der nächste im Kommando, übernahm die Führung und entledigte sich seines Amts so gut, daß er in der Handelsmarine Ruf erhielt.

Als in England und Nordamerika Schiffe ausgerüstet wurden, die man dem um seine Freiheit kämpfenden Griechenland zu Hülfe schicken wollte, trat B. in die Kriegsmarine, kam 1827 nach Griechenland und ward vom Lord Cochrane als erster Lieutenant auf der „Hellas", einer prächtigen Fregatte von 64 Kanonen, angestellt, mit der er unter Anderem an der mißglückten Expedition gegen Alexandrien Theil nahm. Als zweiter Kommandant auf die Korvette „Hydra" versetzt, wurde er mit dieser zur Zerstörung von Piraten zur Wegnahme von türkischen Fahrzeugen und zur Belagerung von Chios wie zur Blokade von Navarino verwendet. Im Juni 1828 übernahm er, von Lord Cochrane empfohlen, als Kapitän das Dampfschiff „Unternehmung" von acht 68-Pfündern und erhielt das Kommando der Flottille, die im September d. J. Prevesa beschoß und blokirte. Seine letzten Waffenthaten im Unabhängigkeitskriege waren die Beschießung von Antiochia und Lepanto, die Wegnahme eines türkischen Schooners im Golfe von Talanti und die Zerstörung mehrer Piratenfahrzeuge. Nach der Beendigung des Kampfes diente er wieder einige Zeit auf der „Hellas", dann als Kommandant auf der Korvette „Ipsara", mit der er von Kandia die auswandernden Griechen abholte. Graf Kapo d'Istria berief ihn in das Marineministerium, wo er eben an einem Plan zur Organisation der Marine arbeitete, als der Bürgerkrieg ausbrach. Von russischen Kriegsschiffen bedrängt, verbrannte Miaulis den weit größern Theil der griechischen Flotte, leider auch die prachtvolle Fregatte „Hellas", an der B.'s Herz mit der Liebe eines ächten Seemanns hing. Er konnte nun keine Dienste mehr leisten und zog sich aus den öffentlichen Diensten zurück, um sich durch eine wissenschaftliche Reise nach England und Frankreich noch weiter auszubilden. In der Muße seiner Zurückgezogenheit beschäftigte sich B. mit schriftstellerischen Arbeiten, die theils dem nautischen und mathematischen, theils dem belletristischen Fach angehören. Als nach der Wahl des Prinzen Otto von Bayern zum König von Griechenland eine Wiederkehr geordneter Zustände erwartet werden konnte, begab sich B. nach München u. stellte sich den Vormündern u. Rathgebern seines künftigen Souveräns vor. Er erhielt seine frühere Stellung zurück und übernahm das Dampfschiff „Hermes", das er bis Ende 1832 führte. Vom nächsten Jahre an bis 1836 fungirte er als Hafenkapitän, Ausrüstungsdirektor und Mitglied der Seepräfektur zu Paros und arbeitete ein Marinedienstreglement aus, das noch gegenwärtig seine Geltung behauptet. Von 1836 bis 1843 wirkte er als zweiter Kommandant an der Militärschule, mit der eine Marineschule verbunden werden sollte, zu der er den Plan entworfen hatte. Die Revolution vom 3. Sept. 1843 vertrieb ihn von seiner Stellung. Er wurde in Disponibilität versetzt, allein das nationale Regiment wollte ihn nicht ganz missen und fesselte ihn an den griechischen Dienst durch Ernennung zum Mitgliede des Marinegerichts. Er schrieb jetzt sein Hauptwerk, das er seit Jahren vorbereitet hatte: „Die Marine" (Berlin 1848), das sich mit Gründlichkeit und rein praktischer Tendenz über Alles verbreitet, was mit der Schifffahrt und dem Seewesen in Verbindung steht. B. war durch diese Schrift ein allgemein bekannter Mann geworden, als das frankfurter Parlament zusammentrat. Das Reichsministerium knüpfte Unterhandlungen mit ihm an, man berief ihn nach Frankfurt; er kam und übernahm die schwierige Aufgabe, aus dem Nichts eine Marine zu schaffen, die sich wo möglich schon im nächsten Sommer mit den Dänen messen könne. Am 9. März 1849 kam er in Begleitung eines einzigen Sekretärs in Bremerhafen an, um die Leitung der Schiffe in der Weser zu übernehmen und ein Seearsenal zu begründen. B. besiegte alle Schwierigkeiten mit einer seltenen Energie. Von den Mannschaften eben so geliebt als geachtet, stellte er in kurzer Frist eine musterhafte Ordnung her und erweckte einen Eifer, der das Unmögliche möglich machte. Drei Monate nach seinem Amtsantritt hatte er die Flotte so weit gebracht, daß er mit ihr auslaufen konnte, um das erste Gefecht gegen die Dänen zu bestehen. Am 5. Juni erreichte er mit der Dampffregatte „Barbarossa" und den Dampfkorvetten „Hamburg" u. „Lübeck" in der Nähe von Helgoland das dänische Geschwader, drei Fregatten, eine Korvette und ein Dampfschiff. In dem Gefechte, das sich zwischen beiden Theilen entspann, wurde die dänische Korvette „Valkyrien" so übel zugerichtet, daß sie zur Ausbesserung nach Kopenhagen abgehen mußte. Am 18. August wurde B. vom Reichsverweser Erzherzog Johann zum Commodore unter Belassung seines Amts als Seezeugmeister, am 21. November zum Kontreadmiral ernannt; mit der Auflösung der deutschen Flotte hörte jedoch auch seine Bestallung auf.

Bromür (Bromüre) und **Bromid** (Bromide, Brommetalle), alle Verbindungen des Broms mit elektropositiven Körpern, deren Vereinigung Salzbildung zur Folge hat.

Bromus (Trespe), Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräser, bei einigen Botanikern nebst andern Gattungen eine besondere Gruppe derselben, die Bromeen bildend, mit weiten und schlaffen Rispen, 4—20 Blüthen in zweizeiligen Aehrchen, seitlichen Blumenblättchen, angewachsenem Samen, in gegen 110 Arten, die über alle gemäßigten und heißen Klimate vertheilt sind. Am bekanntesten ist: B. secalinus *L.*, Roggentrespe, Töberich, ein durch ganz Europa und das mittlere Asien vorkommendes gemeines Unkraut im Getreide, wovon das Brod bitter wird, aber keine schädlichen Eigenschaften erhält; Hühner sollen jedoch von den Körnern betäubt werden. Grün gibt es ein gutes Pferdefutter. Ehedem glaubte man, daß sich das Getreide auf schlechtem Kalkboden in Trespe verwandle. Der äußerst harte Samen liegt oft 2—3 Jahre in der Erde, ehe er keimt und sich zeigt. Daher kommt es, daß bei günstigen Jahren die Trespe in Menge aufgeht und das Getreide verdrängt. Die blühende Rispe färbt schön grün. In den feuchten Niederungen des nördlichen Deutschlands könnte die Roggentrespe mit Vortheil zum Viehfutter angebaut werden. B. arvensis *L.*, Ackertrespe, mit vielblüthiger, an der Spitze nickender Rispe, lanzettförmigen, 10blüthigen, zusam-

mengedrückten, glatten Aehrchen, dicht geschuppten Blüthen, in Europa, Asien, Amerika, als Unkraut unter dem Getreide, $1^1/_2$ Fuß hoch, ist ein gutes Weidefutter, auch brauchbar zum Säen auf den Wiesen. Die Körner werden gern vom Geflügel gefressen. Unter den 2jährigen Arten ist bemerkenswerth: B. mollis *L.*, weichhaarige Trespe, mit aufrechter Rispe, länglichen, zusammengedrückten, 8blüthigen, schwach behaarten Aehrchen, sehr weichhaarigen Blättern, auf mageren Wiesen und an Wegen durch ganz Deutschland, 1 Fuß hoch, ist ein gutes Schaffutter u. befestigt den Flugsand. Zu den perennirenden Arten gehört: B. giganteus *L.*, Festuca gigantea, große Trespe, Futtertrespe, mit offenstehender, an der Spitze nickender Rispe, unbehaarten, lanzettförmigen, 5blüthigen, zusammengedrückten Aehrchen, gebogenen Grannen, breiten, scharfen Blättern, in Büschen und Wäldern durch ganz Europa, 4—6 Fuß hoch, wegen ihrer saftigen Halme und großen Blätter eines der besten Futtergräser, das auch deswegen angebaut zu werden verdient, weil es sich durch den Anbau sehr veredelt.

Bronchial, zu den Luftröhrenästen gehörig.

Bronchialkatarrh, s. Katarrh.

Bronchiektasis (Bronchienerweiterung, Dilatatio bronchiorum, Cirrhosis pulmonum), ein Krankheitszustand der Bronchien, in eine cylindrische, höhlenförmige und spindel- oder rosenkranzartige unterschieden. Die cylindrische besteht in der gleichförmigen Erweiterung eines oder mehrer Bronchialzweige, welche oft um das 4- bis 8fache ausgedehnt sind u. deren Endigungen Blindsäcke darstellen, die sich nicht weiter in kleinere Aeste fortsetzen. Die so erweiterten Bronchialzweige können den Durchmesser von Federspulen erreichen, u. dann ist stets gleichzeitig die Schleimhaut und das faserige Gewebe der betroffenen Bronchialröhren verdickt, hypertrophisch, rigid, die Schleimhaut dunkelroth aufgewulstet, und in der Höhlung der erweiterten Röhren findet sich dicker eiterförmiger Schleim. Die höhlenförmige oder sackige Erweiterung der Bronchien besteht in der Ausdehnung einzelner Stellen eines oder des anderen Bronchialastes, meist auch der dritten oder vierten Ordnung, zu einer oft bohnen-, wallnuß-, ja selbst hühnereigroßen Höhle, in welcher man häufig die Oeffnungen einmündender Bronchialzweige erkennt. Die rosenkranzartige Erweiterung ist nur eine Abart der höhlenformigen und bildet sich durch die Ausdehnung mehrer Stellen im Verlaufe eines und desselben Bronchialastes, welche abwechselnd mit normalweiten Zwischenräumen des Bronchus perlschnurförmig auf einander folgen. Zuweilen kommen die cylindrische und die höhlenförmige Erweiterung mit einander verbunden vor; ebenso sind bei der sackförmigen Erweiterung die Bronchialwandungen nicht immer verdünnt. In den meisten Fällen der B. ist das Lungengewebe zwischen den erweiterten Röhren geschwunden und stellt ein ziemlich festes elastisches, fibröses Zellgewebe dar; gewöhnlich sind die kleineren Bronchialzweige und Luftbläschen obliterirt und verschwunden. Meist sind es mehr die nahe an der Peripherie und an den Rändern der Lunge gelegenen Bronchien, welche vorzüglich der Ektasie unterworfen sind. Der der Gegend der Lungenverödung entsprechende Theil des Thorax sinkt ein; die gesunde Lunge und die übrigen Eingeweide rücken an die leer gewordene Stelle nach, und häufig ist aus diesem Grunde mit der Verödung der Lunge ein mehr oder weniger beträchtlicher Grad von Dislokation der zunächst liegenden Organe verbunden. Sekundäre Alterationen, welche man gleichzeitig mit diesen Zuständen zuweilen in den Leichen findet, sind Erweiterung u. Hypertrophie des rechten Herzens, hämoptoischer Infarctus der Lungen, hydropische Ausschwitzungen. Die Erweiterung der Bronchien ist während des Lebens schwer zu erkennen. Oft bestehen seit langer Zeit die Symptome chronischer Bronchialaffektion; die Kranken husten und werfen eine große Menge katarrhalischer oder eiterförmiger, nicht selten sehr fötider Sputa aus; manchmal finden Anfälle von Blutspeien Statt. In den geringeren Graden der Krankheit beobachtet man weder Fieber noch Abmagerung; in den höheren Graden aber nehmen die Kräfte des Kranken ab, er verliert seine Körperfülle, wird kachektisch und hydropisch. Ein wesentliches Zeichen der Cirrhosis pulmonum ist das Zusammensinken der Brustwandung der kranken Seite und die Dislokation des Herzens und des gesunden Lungenflügels gegen diese Brusthälfte hin. Die B. entwickelt sich meist sehr langsam und erreicht nur selten einen so hohen Grad, daß sie durch sich selbst ernstliche Störungen der Respiration veranlaßt. Sie ist gewöhnlich Folgekrankheit lange dauernder oder öfter wiederholter Stase in den Bronchien oder in den Lungen, wodurch Erschlaffung, Elasticitätsverlust, hypertrophische Aufwulstung der Bronchialgewebe, theilweise Obliteration der Lungenbläschen und feineren Bronchialzweige, Vernarbung und Verödung des Lungenparenchyms bedingt wurde. Da diese Zustände ziemlich häufig im höheren Alter vorkommen, so fällt auch die B. meist in diese Lebensperiode; aber auch bei Kindern hat man, besonders die rosenkranzartige Form, als Nachkrankheit des Keuchhustens beobachtet. Endlich kann sie durch Obliteration der Bronchialäste in Folge verödeter Lungentuberkel entstehen. Die geringeren Grade der B. können durch das ganze Leben hindurch fortgeschleppt werden, ohne daß die Kranken davon mehr belästigt werden, als von jedem chronischen Katarrh. Die höheren Grade erzeugen wegen der Verödung eines beträchtlichen Theiles des Lungenparenchyms Ausdehnung des rechten Herzens u. in Folge dieser allgemeine Cyanose und andere Folgen organischer Herzkrankheiten. Gewöhnlich enden auch diese Kranken unter den Symptomen organischer Herzfehler mit Wassersucht oder durch Erschöpfung. Abmagerung 2c. Die durch diesen Zustand entwickelte Cyanose schließt die Tuberkulose aus. Aufgabe der Behandlung ist: Bekämpfung der die B. veranlassenden primitiven Affektionen. Sind Zeichen eines kongestiven Zustandes, einer Stase der Respirationsorgane zugegen, so sucht man zuerst durch örtliche und allgemeine Blutentziehung, deren Maß jedoch immer mit Rücksicht auf die Konstitution des Kranken bestimmt werden muß, dieses Element der Krankheit zu besei-

tigen. Ist nun mehr ein mäßiger Grad passiver Blutüberfüllung zugegen, so tritt die Behandlung der chronischen Bronchostasis ein; man reicht innerlich tonische, bittere, balsamische Mittel, China und Eisenpräparate, läßt die Kranken Dämpfe von Theer, Terpentin, Chlor, Jod, balsamischen Harzen einathmen, um dadurch den erschlafften Bronchien neue Elasticität zu verschaffen und der Auflockerung der Schleimhaut zu begegnen. Einen Haupttheil der Kur macht aber eine wohlgeordnete und fleißig geübte Gymnastik der Lungen aus; man empfiehlt zu diesem Zwecke den Kranken, häufig vollständige Inspirationen zu machen, damit auf diese Weise der noch gesunde Theil der Lunge möglichst expandirt werde.

Bronchien, Luftröhrenäste, die beiden Aeste, in welche sich die Luftröhre in der Gegend des dritten Brustwirbels theilt und welche in die rechte und linke Lunge (s. d.) übergehen.

Bronchitis (Inflammatio bronchiorum, Entzündung der Luftröhrenäste), derjenige Krankheitszustand, bei dem die Bronchien entzündet sind. Man unterscheidet eine akute und eine chronische Luftröhrenentzündung. Die akute B. zeichnet sich nicht durch einen besonderen Schmerz in der Brust aus, tritt aber alsbald mit einem Gefühl von Beklemmung, mit schnellem und mühsamem Athmen auf, so daß der Kranke nur bei aufrechter Lage Erleichterung findet, und ist von der jeder Entzündungskrankheit eigenthümlichen Aufregung im Gefäßsysteme begleitet. Das Gesicht nimmt eine eigene Bläße an, der Husten, der immer im Gefolge der Krankheit erscheint, steht in keinem Verhältniß mit der Kurzathmigkeit; letztere kann sehr stark seyn, während jener nur unbedeutend ist. Anfangs ist immer Auswurf vorhanden, und es ist nicht gut, wenn er im Verlauf der Krankheit aufhört, ohne daß gleichzeitig die Beschwerde beim Athmen sich vermindert, denn es fehlt dann immer an der nöthigen Kraft zum Auswerfen und die schleimigen Flüssigkeiten sammeln sich dann in den Bronchien und den Luftzellen an. Die Haut ist trocken heiß, die Zunge schmutzig belegt, der Urin roth und sparsam, der Puls fieberhaft und hart. Schreitet die Krankheit weiter fort, ohne daß ihr zeitig genug durch angemessene Mittel begegnet wird, so tritt ein schnelles Sinken aller Kräfte des Organismus ein, es entsteht Orthopnöe, die Lippen werden purpurroth, der Puls sinkt und wird frequenter, die Haut fühlt sich naßkalt an und Kopf und Kinn sind mit kalten Schweißen bedeckt, der Auswurf stockt oder hört ganz auf, das Athmen wird immer kürzer, angstvoller und der Kranke stirbt in Folge der Anhäufung der abgesonderten Flüssigkeit in den Luftzellen, oft noch vor dem 5. oder 6. Tage. Werden dagegen bei Zeiten kräftige Mittel angewendet, so mindert sich das Schwerathmen, die Zusammenschnürung der Brust hört auf, der Husten wird leichter und es stellt sich ein reichlicher, dicker, sehr erleichternder Auswurf ein, Puls, Zunge und Haut kehren zum normalen Zustande zurück. Zuweilen aber geht auch die Krankheit in einen chronischen Zustand über, es bleibt dann ein häufiger, heftiger Husten mit reichlichem, eiterartigem Auswurf zurück, der Puls bleibt beschleunigt, das Gesicht wird gegen Abend sehr geröthet, es brechen bei Nacht partielle Schweiße aus, es stellt sich große Abmagerung ein und der Kranke stirbt unter allen Zeichen der Schwindsucht. Doch können auch Kranke noch in diesem Zustande bei zweckmäßiger Behandlung genesen, besonders wenn der Sommer herannaht u. sie sich den Einflüssen einer warmen Witterung aussetzen können. Obgleich die Krankheit unter begünstigenden Umständen in jedem Alter vorkommen kann, so ist sie jedoch besonders dem höheren Alter eigen. Veranlassende Momente sind alle die, welche arterielle Entzündungen überhaupt zu erzeugen vermögen, namentlich aber katarrhalische Affektionen und Ausschlagskrankheiten, als Masern, Pocken, Krätze, Flechte rc. Die B. erreicht sehr schnell ihren Kulminationspunkt; desto langsamer und zögernder aber ist ihr Genesungsprozeß, der sich gewöhnlich durch Abnahme der Schwerathmigkeit und Angst kund gibt. Der Husten, der auf der Höhe der Krankheit nur ein unbedeutendes Symptom darstellt, wird jetzt häufiger, anhaltender und quälender, während die Respiration immer freier und das Fieber geringer wird. Der Auswurf wird kopiös und die Krankheit bildet sich zum Lungenkatarrh um. Zuweilen wirft sie sich auch auf die Darmschleimhaut; Durchfall ist jedoch nur dann ein günstiges Zeichen, wenn mit seinem Erscheinen zugleich Abnahme der Schwerathmigkeit und Zurücktreten des Fiebers verbunden ist. Dasselbe ist der Fall, wenn allgemeine reichliche Schweiße, Nasenbluten, profuse Harnabsonderung rc. eintreten. Die Prognose ist im Allgemeinen günstig, wenn das Athmen nicht sehr erschwert, der Husten mäßig, der Auswurf reichlich, frei und mit Erleichterung verbunden, der Puls regelmäßig fest, nicht sehr frequent und hart ist und die Kräfte des Kranken nicht sehr gesunken sind. Ungünstige Zeichen dagegen sind: hohes, mühsames Athmen, eine Art komatöser Zustand, schwarzgelbe Färbung der Nägel, heisere, undeutliche Stimme, große Angst und Beklemmung, weicher, schneller und wogender Puls. Besonders leicht tödtlich wird die B. bei starken, vollblutigen Personen. Hoffnungslos ist der Fall, wenn der Puls sehr schnell und frequent ist, oder wenn partielle Schweiße ausbrechen und der Auswurf stockt. Am ungünstigsten ist die Prognose bei jungen Kindern; ungünstiger, wenn die Krankheit nach Hautkrankheiten, als wenn sie nach Erkältung entsteht. Bei der Kur ist vor Allem dem Kranken Ruhe zu empfehlen; er muß dabei so wenig als möglich sprechen, in einem mäßig erwärmten Zimmer sich aufhalten und sich nicht mit zu warmen Bedeckungen versehen, sich jedoch auch nicht zu wenig bedecken, damit eine gelinde Ausdünstung nicht gehindert werde. Der entzündliche Zustand erfordert, mit besonderer Berücksichtigung des Alters, der Konstitution des Kranken und der Form und des Grades der Krankheit, eine streng antiphlogistische Behandlung. Bei der B. synochialis ist die Blutentleerung das erste und wichtigste Mittel, mit dem man um so weniger zaudern darf, als es um so wirksamer ist, je früher man es anwendet. Nächst den Blutentziehungen ist das Kalomel das wichtigste Mittel, das man bei ganz jungen Kindern zu $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ Gran, bei älteren Kin-

dern und Erwachsenen zu 2—3 Gran alle 2—3 Stunden anwendet, so daß es mäßig abführt und dabei keine zu starke Einwirkung auf Mund- und Speicheldrüsen zur Folge hat. Wenn die B. mehr in dem obern Theile der Luftröhrenäste ihren Sitz hat und sich als Laryngitis und Tracheitis infantum darstellt, zeigt sich ein Brechmittel besonders wirksam. Nachdem die Entzündung durch dieses Mittel sich gemindert hat, ist zur Beförderung des Auswurfs Salmiak, in schleimigen Vehikeln, Goldschwefel, Schwefelmilch und Brechweinstein in kleinen Dosen am zuträglichsten, bei krampfhaftem, trockenem, hartnäckigem Husten aber das Opium zu $^1/_4$—$^1/_2$ Gran mit einigen Granen Acidum benzoicum u. Gummi mimos., 2—3mal des Tages eine solche Gabe. Bei stockendem Auswurf, Angst und Beklemmung kann man mit diesen Mitteln äußerliche Ableitungsmittel, als Blasenpflaster, Senfpflaster, zweckmäßig verbinden.

Die chronische B. entwickelt sich gewöhnlich nach einer akuten, nicht zu einer vollkommen günstigen Entscheidung gekommenen B., nach Hautausschlägen, besonders den Masern oder nach schnell verschwundenem Rothlauf, recht heftigen katarrhalischen Affektionen der Luftwege, bei alten Individuen, die schon lange an trockenem Husten gelitten haben, bei alten Säufern, die einem langwierigen, mit Würgen oder mit einem zähen, schwer löslichen Auswurf verbundenen Husten unterworfen gewesen sind, oder nach anderen die Luftwege besonders betheiligenden, krankhaften Zuständen. Als die ersten Symptome treten schweres Athmen, Husten mit verschiedenartigem Auswurf und Abmagerung ein. Fiebererscheinungen sind dabei nicht wesentlich und kommen gewöhnlich erst gegen das Ende der Krankheit oder bei der Umwandlung derselben in akute B. hinzu. Wegen dieses schleichenden und langsamen Ganges kann die Krankheit leicht mit anderen verwechselt werden, namentlich mit einem starken sogenannten Schleimhusten, mit einer sympathischen Unterleibskrankheit, mit Phthisis tuberculosa u. Brustwassersucht. Ihre wesentlichsten Symptome sind Schwerathmigkeit, Husten, Auswurf und Abmagerung. Endigt die Krankheit mit dem Tode, so nehmen Schwerathmigkeit und Beklommenheit, Unruhe und Angst zu, der Kranke magert rasch ab, das Gesicht wird bleich, erdfahl, gedunsen, die Lippen bläulich, die Extremitäten ödematös; die Hustenanfälle sind mit Gefahr zu ersticken verbunden, und die Entkräftung nimmt immer mehr zu. Erfolgt Genesung, so geschieht es immer nur langsam, durch Uebergang der Krankheit in Katarrh oder Schwerathmigkeit; Husten, Auswurf und Abmagerung nehmen allmählig ab, oft auch dann noch, wenn die Entzündung lange gedauert und der Auswurf bereits eiterartig gewesen ist. Die Prognose ist verschieden nach den obwaltenden Umständen. Ist die Krankheit nach einem Katarrh entstanden, die Abmagerung gering und noch kein hektisches Fieber vorhanden, so ist der Ausgang zuweilen günstig, wenn der Auswurf auch eiterartig und reichlich und ein bedeutender Grad von Dyspnöe u. Husten vorhanden ist. Bedeutende Abmagerung u. hektisches Fieber dagegen deuten auf große Gefahr. Fing die Krankheit mit Erscheinungen einer akuten B. an, so geschieht es oft, daß die Kranken von einem Zustand der Abmagerung, womit zugleich Schwerathmigkeit, Husten und reichlicher Auswurf verbunden sind, leichter genesen, als wenn diese Symptome ohne einen solchen akuten Anfall schleichend entstanden sind. Ist die Krankheit durch einen mechanischen Reiz in den Bronchien entstanden und kann dieser Reiz gehoben werden, so können die Kranken oft noch geheilt werden, wenn auch sonst der Zustand gefährlich ist. Schwindsüchtige und geschwächte Personen unterliegen leicht; auch bei Komplikationen mit Unterleibskrankheiten ist der Ausgang gewöhnlich tödtlich. Die Kur der chronischen B. beschränkt sich zumeist nur auf ein Palliativverfahren. Die antiphlogistische Methode kann hier nur mit Vorsicht und Einschränkung angewendet werden, und man hat sich daher vorzüglich auf kleinere, von Zeit zu Zeit wiederholte Aderlässe von 1$^1/_2$—2 Tassen Blut und auf die Anwendung kühlender Mittelsalze, z. B. des Salmiaks in schleimigen Vehikeln, nach Umständen mit kleinen Gaben Opium versetzt, und auf äußerlich ableitende Mittel, als Vesikatoren, Senfpflaster &c., zu beschränken. Nächdem ist solchen Kranken eine leicht verdauliche Diät, warme Bekleidung und die Vermeidung jeder Anstrengung besonders zu empfehlen. In Fällen, wo die Krankheit durch einen in die Luftröhre oder die Bronchien gekommenen fremden Körper veranlaßt worden ist, hat zuweilen ein Brechmittel noch Rettung verschafft. Erreicht man seinen Zweck dadurch nicht, so muß der fremde Körper durch die Tracheotomie entfernt werden.

Eine besondere Erwähnung verdient hier noch die Entzündung der Bronchien oder der Bronchialkatarrh der Neugebornen, auf welchen zuerst Billard aufmerksam gemacht hat. Diese Krankheit kann vorhanden seyn, ohne sich durch deutliche Krankheitserscheinungen zu verrathen; doch ist sie oft leicht zu erkennen und ihre Symptome sind um so deutlicher, je älter das Kind ist. Oft ist die Entzündung der Bronchien mit sehr beunruhigenden Zufällen verbunden, die darin ihren Grund haben, daß die Luft nur mit Schwierigkeit in die Lungen eindringt. Der Bronchialkatarrh kann auch chronisch werden und eine langwierige Schleimsekretion in den Bronchien u. in der Luftröhre veranlassen. Der akute Bronchialkatarrh kann bei Neugebornen einen sehr kurzen Verlauf nehmen; man sieht ihn ohne Ursache entstehen und nach einigen Tagen wieder verschwinden. Er gibt sich oft nur durch ein Schleimröcheln oder durch ein rasselndes, kurzes u. sehr schnelles Athmen ohne deutliches Röcheln zu erkennen. Bei älteren Kindern ist er immer hartnäckiger und endet gewöhnlich mit Husten; manche Kinder bleiben Jahre lang davon ergriffen, behalten ihn selbst nach dem Entwöhnen noch, und doch scheint er ihnen keinen großen Nachtheil zu bringen. Im Allgemeinen ist dieses Uebel bei Kindern nicht sehr zu fürchten, da sie nicht leicht von Marasmus befallen werden, nicht leicht abmagern, den Appetit, ihre gewöhnliche Fröhlichkeit und die ihrem Alter eigene Munterkeit behalten. Am häufigsten endigt der Bronchialkatarrh in Zertheilung. Die Behandlung beschränkt

sich außer den antiphlogistischen Mitteln, namentlich den vorsichtig angewendeten Blutentziehungen, hauptsächlich auf Blasenzüge zwischen den Schultern. La Roche in Philadelphia empfiehlt besonders den Copaivabalsam in kleinen Gaben.

Bronchotom, s. v. a. Tracheotom, ein schneidendes Instrument zur Eröffnung der Luftröhre, welches aus einem trokar- oder lanzettförmigen Stachel besteht, über welchem sich eine Canule befindet, die nach dem Einstich in der Wunde zurückbleibt und so einen künstlichen Zugang der Luft zu den Lungen gestattet.

Brondolo, österreichische Insel im lombardisch-venetianischen Königreich, Gouvernement Venedig, an der Mündung des Bacchiglione, südlich von Chioggia, das Brundulus der Alten. Der Hafen von B., im Mittelalter oft ein Zankapfel zwischen Genua und Venedig, gewährt jetzt den wenigen Bewohnern der Insel ein kärgliches Auskommen. Ein hier stehendes Schloß wurde 1379 von den Venetianern zerstört; im 17. Jahrhundert errichteten sie ein Fort daselbst.

Brongniart, 1) August Ludwig, verdienstvoller französischer Chemiker und Naturforscher, wurde, in Folge seiner vielbesuchten Vorlesungen über Physik und Chemie, die er privatim in Paris hielt, zum öffentlichen Lehrer am königlichen Kollegium der Pharmacie ernannt, war während der Revolution Militärapotheker und Professor der Zoologie am republikanischen Museum und † als Professor der Pharmacie und Administrator des Museums der Naturgeschichte im Februar 1804. Sein „Tableau analytique des combinaisons et des décompositions de différentes substances, ou procédés de la chemie" (1778) findet sich deutsch in Pfingsters „Bibliothek ausl. Chemie" (Bd. 2—4). Er redigirte mit Hassenfratz das „Journal des sciences, arts et métiers" (1792 ff.) und seit 1797 das „Bulletin des sciences de la soc. philomath." und bearbeitete mit Tigny und dessen Gattin die „Histoire naturelle des insectes" (12 Bde., Paris 1801, Fortsetzung der buffonschen Werke, Gesammtausgabe von R. R. Castel).

2) Alexander, berühmter Naturforscher, am 5. Februar 1770 zu Paris geboren, Professor der Mineralogie am königlichen Garten, Ingenieur en Chef der Bergwerke, Mitglied der Akademie und der meisten Gelehrtengesellschaften Europa's und Direktor der Porzellanfabrik zu Sevres. B.s Hauptfach ist die Geognosie, aber auch viele andere Felder der Naturkunde haben ihm neue Wege und neues Licht zu danken. Ohne Cuvier an koncentrirter Kraft, Humboldt an Universalität des Wissens, und Buch an Genialität gleich zu stehen, hat B. durch die Vielfältigkeit und Menge seiner Schriften u. durch den Scharfsinn, den die Resultate seiner Forschungen beurkunden, sich eine Ehrenstelle neben diesen Männern errungen. Seine ersten Arbeiten galten der Zoologie. Cuvier war damals mit seinen „Essais sur le règne animal" beschäftigt und veranlaßte B., seine Methode der Untersuchung und Klassifikation der Thiere auf die Reptilien anzuwenden. Das Ergebniß derselben: „Classification des reptiles" (Paris 1797), behauptete sich lange Zeit als Basis der Erpetologie. Die Entomologie bereicherte er mit einer neuen Koleoptere. Das Studium der Mineralogie und Geologie, dem er sich anfangs mehr aus Pflicht, als aus Liebe widmete, wurde, nachdem ihm auch hier Cuvier den ersten Anlaß zu gründlicheren Untersuchungen gegeben und ein neues Gebiet gezeigt hatte, seine einzige Leidenschaft. Schon 1795 erschien von B. eine Mineralogie des Departements de la Manche. Aufsehen erregte seine geognostische Abhandlung „Sur la colline de Champigny" (im „Journal des mines", 1797). Im Jahr 1807 betrat er mit seinem „Traité élément. de minéralogie avec des applications aux arts" erst den eigentlichen Boden dieser Wissenschaft. Um diese Zeit arbeitete Cuvier an seinem großen Werke über die fossilen Thiere. Da aber gerade der Theil der Erdrinde, welcher Cuvier die einzige Ausbeute für seine Forschungen lieferte, die über der Kreide aufgeschwemmten Schichten, bisher von den Geognosten fast unbeachtet gelassen worden war, so verband sich der genannte große Naturforscher mit B. zur Untersuchung der Bodenformation von Paris und seiner Umgegend. Die „Description géologique et minéralogique des environs de Paris" (1808), das nächste Resultat derselben, bereicherte die Gebirgs- und Bodenkunde mit einer neuen Formationsgruppe: die Eigenthümlichkeiten der tertiären Gebilde wurden hier zuerst aufgestellt und bald durch die Auffindung analoger Bildungen auf anderen Punkten vollkommen bestätigt. Von jetzt an blieb die Geognosie B.s Lieblingsfach. Zahlreiche Reisen häuften den Schatz seiner wissenschaftlichen Erfahrungen; in Oberitalien war es die Architektonik der Apenninen und Alpen, die ihn zu vortrefflichen Abhandlungen in den „Annales des mines" (1821 u. 1822) veranlaßten, und auf einer Reise nach Schweden wurden die skandinavischen Felsblöcke auf den nordischen Ebenen Gegenstand seiner Berichte für die „Annales des sciences naturelles" (1828). Die systematische Geognosie behandelte er in dem „Essai d'une classification minéralogique des roches mélangées" (1813), in welchem er die Erdrinde bloß mineralogisch, ohne Berücksichtigung ihrer Lagerungsbeziehungen, zersetzt, und in der „Classification et caractères minéralogiques des roches homogènes et hétérogènes" (1827), welche die Lagerungsverhältnisse und Formationen der Erdrinde besonders darthun. Außer den genannten Schriften haben gleiche Theilnahme, obgleich weniger Anhänger gefunden: „Tableau des terrains qui composent l'écorce du globe" (1829, deutsch von Kleinschrod, Straßburg 1830) u. „Tableau de la distribution méthodique des espèces minérales, suivie dans le cours de minéralogie fait au Muséum d'histoire naturelle" (Paris 1833). Die Porzellanfabrik von Sevres leitete B. seit 1800, und er war es, der diesem Institut durch die emsige Anwendung seiner Entdeckungen und durch immer neue und geschmackvolle Formen, zum großen Theil nach Zeichnungen seines Vaters, nationalen Ruf erworben hat. Er † den 7. Oktober 1847 zu Paris.

3) Adolphe Theodore, Botaniker, Sohn des Vorigen, am 14. Januar 1801 zu Paris ge-

boren, Mitglied der Akademie und Professor der Botanik am Jardin des plantes, erwarb sich sowohl um die Physiologie der Pflanzen der Jetztwelt, als um die Kenntniß der vorweltlichen Vegetation große Verdienste. Als Redakteur der botanischen Sektion der „Annales des sciences naturelles“ legte er theils in diesem Journale, theils in den älteren „Annales de la société d'histoire naturelle de Paris“, theils in den „Annales du musée d'histoire naturelle“ eine Menge sehr wichtiger Aufsätze nieder. Kaum 20 Jahre alt, ergriff er das Studium vorweltlicher Pflanzen mit besonderer Vorliebe, wußte sich große Vorräthe zu verschaffen und gab schon 1821 einen Versuch ihrer Klassifikation heraus, dem er einen „Prodrome d'une histoire des végétaux fossiles“ (Paris 1828) folgen ließ. Sein Hauptwerk ist die „Histoire des végétaux fossiles, ou recherches botaniques et géologiques sur les végétaux renfermés dans les diverses couches du globe“ (2 Bde., das. 1828—47), worin er eine systematische Zusammenstellung aller ihm bekannt gewordenen Arten und seine Ansichten über ihre Aufeinanderfolge in vorweltlichen Perioden lieferte. Hieran schließt sich die „Chronologische Uebersicht der Vegetationsperioden und der verschiedenen Floren in ihrer Nacheinanderfolge auf der Erdoberfläche“ (deutsch von Müller, Halle 1850). Als Pflanzenphysiolog lieferte er gründliche Untersuchungen über die Oberhaut der Pflanzen, über die Molekulen im Pollenkerne (Blüthenstaube), die von B. für Infusionsthiere, den Spermatozoen der Thiere analog, erklärt wurden, was einen Streit mit Raspail veranlaßte. Auch als Phytograph war er thätig, indem er mehre Monographien, unter Anderm den „Essai d'une classification naturelle des champignons“ (Paris 1825), das „Mémoire sur la famille des Rhamnées“ (das. 1826) und die „Enumeration des genres des plantes cultivés au Museum d'histoire naturelle de Paris“ (das. 1843) veröffentlichte.

Bronikowski, 1) Alexander August Ferdinand von Opeln-B., deutscher Romanschriftsteller von polnischer Abkunft, den 28. Februar 1783 zu Dresden, wo sein Vater kurfürstlich sächsischer Generaladjutant gewesen war, geboren, trat früh in preußische Kriegsdienste, gerieth 1806 in Breslau in Gefangenschaft u. lebte nach seiner Entlassung (1807) abwechselnd in Breslau, Prag und Dresden. Beim Beginn des französisch-russischen Kriegs eilte er zu den polnischen Fahnen, wurde bald darauf in den Generalstab des Marschalls Victor gezogen, kehrte 1815 in polnische Dienste zurück und nahm als Major seinen Abschied, blieb aber bis 1823 in Warschau. Vom Jahre 1823—30 lebte er in Dresden, 1830—32 in Halberstadt, kehrte dann nach Dresden zurück und † daselbst am 21. Jan. 1834. B., ein gutes Talent, dem aber Mangel an wissenschaftlicher Bildung und drückende Verhältnisse die rechte freie Geistesproduktivität erschwerten, suchte die Geschichte und Gegenwart Polens nach scottischer Manier in sprechenden Bildern darzustellen. Aber eben diese Manier, deren Breite und ruhige Ausführlichkeit das Unangemessenste war, was für die Darstellung des raschen, feurigen, beweglichen polnischen Lebens gewählt werden konnte, beraubte seine Romane aller schlagenden, drastischen Kraft und stempelte sie zu Erzeugnissen des damaligen Modegeschmacks. Von den vielen, zum Theil von der Noth diktirten, Schriften sind nennenswerth: „Hippolyt Baratinski“ (4 Bde., Dresden 1825 bis 1826); „Geschichte Polens“ (das. 1827). Seine „Gesammelten Schriften“ erschienen Dresd. 1825 bis 1835 und Halberstadt und Leipzig 1829 bis 1834.

2) Xavier, polnischer Patriot, 1797 zu Magilna im galizischen Distrikt Sandetsch geboren, studirte von 1817—20 in Warschau die Rechte u. betrieb schon damals die Stiftung geheimer Verbindungen auf das Eifrigste, ließ auch 1819 eine Broschüre zu Gunsten der Judenemancipation erscheinen. Nach dem Abgang von der Hochschule war er einige Zeit Mitredakteur einer Zeitschrift, trat 1821 als Richter beim Zuchtpolizeigericht zu Zamosc in den Staatsdienst, kam aber 1823, der Theilnahme an einer Verschwörung verdächtig, in Haft und Untersuchung. Erst nach 16 Monaten wurde er der Haft und zugleich des Dienstes, und zwar für immer, entlassen und 2 Jahre lang unter die strengste polizeiliche Aufsicht gestellt. Er benutzte diese Zeit zur Abfassung eines vortrefflichen, durch Gedankenreichthum, glänzende Sprache und einen frischen, kräftigen Humor ausgezeichneten Romans: „Pan unterleitenant Woyciech“. Bis zum Ausbruch der Revolution arbeitete er für politische Journale und redigirte die polnische Zeitung und den warschauer Kurier. Als aber der Donner der Julikanonen auch bis nach Polen drang, erneuerte er seine alten Verbindungen mit Zaliwski, Wysocki und anderen patriotischen Militärs und war das entschlossenste Mitglied der Verschwörung. Am Abend des 29. November war B.'s heldenmüthige Begeisterung und Thatkraft von bedeutendem Einfluß auf das glückliche Gelingen des Unternehmens. Rastlos eilte er von Kampfstätte zu Kampfstätte, allenthalben das Volk zum Mitkampf auffordernd und begeisternd. Das erste revolutionäre Journal Polens, das in diesen Tagen die warschauer Pressen verließ, um dem Land die Wiederherstellung der polnischen Freiheit zu verkünden und das Volk zur die Revolution in die Waffen zu rufen, „Der Patriot“, war ebenfalls B.'s Werk. Der patriotische Klub wählte ihn zu seinem Vicepräsidenten, kurz nachher der Administrationsrath zu seinem Mitgliede. Unter der Diktatur Chlopicki's traf ihn abermals der Verdacht, gegen diesen und die von den Patrioten eingesetzte Regierung konspirirt zu haben. Er wurde mit Lelewel und Ostrowski verhaftet und nur durch Chlopicki's Fall aus dem Gefängniß und von dem Kriminalprozeß befreit, der ihn bedroht hatte. Bei dem siegreichen Nahen des Feindes trat auch B. unter die Waffen und wohnte als Freiwilliger beim Generalstabe Dwernicki's den Treffen bei Kowawice und Kurow und der Schlacht bei Bosewel bei, redigirte dann, nach Warschau zurückgekehrt, „Das freie Polen“ und wurde von Krukowiecki zum Vicepräsidenten der Hauptstadt ernannt. Als solcher schrieb er jene Proklamation an die Bewohner Warschau's, in welcher er sie, als die Kapitulation der Stadt

bereits beschlossen war, aufforderte, Straße um Straße gegen Polens Erbfeind zu vertheidigen. Seit der Emigration schrieb B.: „Meine Auswanderung aus Warschau" u. „Griefs nouveaux des cabinets européens contre le cabinet russe" (Paris 1832). Er ist seit 1833 Mitarbeiter an der polnischen Zeitschrift „Phénix".

Bronislawa, die Heilige, stammte aus der berühmten polnischen Familie Prandota, des Wappens Odrowenz, und trat in ihrem 16. Jahre in Krakau in den Prämonstratenserorden. Sie widmete sich mit äußerster Strenge den frommen Uebungen ihres Ordens und † den 29. August 1259, 56 Jahre alt. Das polnische Volk ehrte sie von Alters her als eine Selige. Nachdem sie in neuerer Zeit, besonders zur Pestzeit 1797 und während der Cholera 1835 angerufen worden, ward sie auf Betrieb des Bischofs von Krakau, Skorkowski, 1839 durch Gregor XVI. heilig gesprochen. Ihre Verehrung hat neuerdings auch bei dem polnischen Volke in Oberschlesien Verbreitung gefunden. Unweit Krakau ist der Berg der heiligen B., auf welchem 1820—23 der Kosciuskohügel, ein 300 Fuß hoher Schneckenberg, nach slavischer Sitte aufgeworfen worden ist.

Bronkhorst, 1) Peter van, holländischer Perspektiv- und Geschichtsmaler, 1588 zu Delft geboren, † 1661. Seine Bilder stellen besonders treffliche Ansichten von dem Inneren und Aeußeren kirchlicher Bauten vor. Sein berühmtestes Gemälde, Salomo's Urtheil, befindet sich auf dem Rathhaus zu Delft. — 2) Jan, holländischer Maler und Kupferstecher, dessen vortreffliche Glasmalereien noch jetzt die Fenster der neuen Kirche zu Amsterdam schmücken, wurde 1603 zu Utrecht geboren, bildete sich unter Verburg, Mattys (Glasmaler) zu Arras u. Camus in Paris und hinterließ eine Sammlung radirter, mit dem Grabstichel beendigter Kupferplatten. — 3) Jan van B., ein Pastetenbäcker, 1648 zu Leyden geboren, † 1726 zu Hoorn, erlangte auf autodidaktischem Wege eine außerordentliche Fertigkeit in der Darstellung von Vögeln ꝛc. in Wasserfarben, so daß seine Kunst sogar von Dichtern (Vollenhave) besungen wurde.

Bronn, Heinrich Georg, tüchtiger deutscher Naturforscher, den 3. März 1800 zu Ziegelhausen bei Heidelberg, wo sein Vater Oberförster war, geboren, besuchte die Gymnasien zu Mannheim und Heidelberg und widmete sich seit 1817 auf der Universität der letztern Stadt bis 1820 kameralistischen, besonders forstwissenschaftlichen und naturhistorischen Studien. Im J. 1822 begann er neben kameralistischen und angewandt-naturhistorischen Vorlesungen auch solche über Petrefaktenkunde, wurde 1828 außerordentlicher und 1833 ordentlicher Professor der Natur- und Gewerbswissenschaften. Nach Leuckhards Abgang nach Freiburg ward er zugleich mit den Vorlesungen über Zoologie beauftragt und erhielt die Direktion der zoologischen Sammlungen der Universität. Als Schriftsteller trat er nach seiner Promotionsschrift „De formis plantarum leguminosarum primitivis et derivativis" (Heidelberg 1822) zuerst auf mit dem „System der urweltlichen Konchylien" (das. 1824), dem das „System der urweltlichen Pflanzenthiere" (das. 1825) folgte. Aus den „Ergebnissen meiner naturhistorischen u. ökonomischen Reisen" (das. 1825—1830, 2 Bde.) sind die Abhandlungen „Ueber die Strohhutfabrikation in Italien" (das. 1831) und „Italiens Tertiärgebilde und deren organische Einflüsse" (das. 1834) besonders abgedruckt worden. An die „Gaea Heidelbergensis, oder mineralogische Beschreibung der Gegend von Heidelberg" (Heidelb. 1830) u. „Lethaea geognostica, oder Beschreibung der für die Gebirgsformationen bezeichnendsten Versteinerungen" (2 Bde., 1. und 2. Aufl., Stuttgart 1834—38, 3., in Gemeinschaft mit Römer völlig umgearbeitete Aufl., das. 1850 f.) schließen sich, außer den „Paläontologischen Kollektaneen" (das. 1843) die mit Kaup bearbeiteten „Abhandlungen über die gavialartigen Reptilien der Liasformation" (das. 1841, Nachtrag 1844). Die „Geschichte der Natur" (das. 1841—44) bildet einen Bestandtheil der „Naturgeschichte der drei Reiche", die „Allgemeine Zoologie" (das. 1850) den 3. Theil der „Neuen Encyklopädie für Wissenschaften und Künste"; B. gab darin den ersten Versuch, die Zoologie in ihrer Gesammtheit mit Berücksichtigung der untergegangenen Organismen zu entwickeln. Außerdem schrieb er „Ueber Zweck und Einrichtung landwirthschaftlicher Vereine" (Heidelberg 1830), zahlreiche Aufsätze in dem seit 1830 von ihm im Verein mit v. Leonhard herausgegebenen „Jahrbuch für Mineralogie, Geologie, Geognosie und Petrefaktenkunde", in Leonhards „Zeitschrift für Mineralogie" und andere Zeitschriften ꝛc. B. ist Mitglied vieler Akademien und gelehrten Gesellschaften, sowie mehrer landwirthschaftlichen Vereine.

Bronner, 1) Franz Xaver, einer der besten deutschen Idyllendichter, den 23. December 1758 zu Höchstädt in Schwaben von armen Aeltern (sein Vater war Ziegelbrennerknecht) geboren, kam 1769 in das Jesuitenkollegium zu Dillingen und ging von da als Benediktinermönch nach Donauwörth. Die schöne Sammlung „Fischergedichte u. Erzählungen" (mit Vorwort von Geßner, 3 Bde., Zürich 1787—94) war die Frucht des einsamen Klosterlebens. Gleichwohl schien letzteres seinen Neigungen nicht zu genügen. Er entfloh ihm und kam 1784 nach Basel und von da, durch Füßli's Einfluß, als Notensetzer in eine Druckerei zu Zürich. Ein Versuch, in einem Kloster zu Augsburg sich dem Mönchsleben von Neuem zuzuwenden, hatte nur eine abermalige Flucht B.s und seine Rückkehr in die Schweiz zur Folge. Seine Freunde verschafften ihm nun eine Lehrerstelle in Aarau, die er aber 1810, nachdem er vorher schon einige Jahre in Frankreich verweilt hatte, mit einer Professur in Kasan vertauschte. Im Herbst 1817 nach Aarau zurückgekehrt, begann er seine frühere Wirksamkeit als Lehrer an der Kantonsschule wieder, der er auch in den folgenden Jahren zu wiederholten Malen als Rektor vorstand. In den dreißiger Jahren übertrug ihm die Regierung die Stelle eines Archivars und Bibliothekars, und als er hochbetagt erblindete, lebte er gänzlich zurückgezogen und einsam von einer Pension, die ihm durch den großen Rath zugesprochen wurde, bis zu seinem Tode. Er †, über 90 Jahre alt, am 12. August 1850 zu Aarau. B.s

Jugendleben ist von ihm selbst (3 Bde., Zürich 1795—97) beschrieben. Außerdem hat man von ihm: „Der erste Krieg" (2 Bde., Aarau 1810), „Lustfahrten ins Idyllenland" (2 Bde., das. 1833), „Abenteuerliche Geschichte Herzog Werners von Urslingen" (das. 1828) und „Der Kanton Aargau" (2 Bde., St. Gallen und Bern 1844).

2) Johann Philipp, einer der verdienstvollsten Oenologen und Weinbauer der neuern Zeit, 1792 zu Neckargemünd geboren, widmete sich nach sorgfältiger Ausbildung der Pharmacie und etablirte sich 1816 zu Wiesbaden als Apotheker. Gründliche naturwissenschaftliche Kenntnisse befähigten ihn zu besonderer Einsicht in die Eigenthümlichkeiten des Weinbaues, welchen er seit 1820 zu betreiben begann und bei fortwährender persönlicher Bethätigung dabei nach und nach in überraschendem Maße steigerte und veredelte. Im Jahre 1825 machte er zuerst seine neue Erziehungsmethode der Reben durch den sogenannten Bockschnitt bekannt, welche bei wohlfeilerer Arbeit bessern Wein liefert und sich seither außerordentlich verbreitet hat. Unermüdlich in diesem Fache suchte sich B. sodann von der Weinkultur der hauptsächlichsten Weinbaudistrikte in Europa zu unterrichten. Zuerst bereiste er die Weinbaugegenden Süddeutschlands und wurde dann 1836 von der badischen Regierung beauftragt, Frankreich zu bereisen, um dort über die Bereitung der Rothweine die genauesten Erkundigungen einzuziehen. Im J. 1839 lernte er den Weinbau der deutschen und französischen Schweiz, 1840 den Italiens kennen. Hierauf bereiste er 1841 Vorderösterreich, Steiermark, Krain, Kroatien, Ungarn und Mähren, 1843 das Saalegebiet von Jena bis Naumburg u. das Elbegebiet von Meißen bis Dresden und Böhmen. Kein Anderer vor B. hat so ausgedehnte Kenntniß der Weinkultur aller Länder sich erworben, da er alle Weinbaugegenden von der spanischen bis zur türkischen Grenze gesehen und an allen berühmten Orten der Lese beigewohnt hat. Zugleich verschaffte er sich aus allen diesen Gegenden die Traubensorten, deren er gegen 400 zusammenbrachte und in seinen Rebenanlagen selbst kultivirte. B. lebt als Oekonomierath, Apotheker und Gutsbesitzer zu Wiesloch bei Heidelberg. Die hauptsächlichsten Schriften dieses hochverdienten Mannes sind folgende: „Die Verbesserung des Weinbaues durch praktische Anweisung, den Riesling ohne Pfähle und Latten vermittelst des Bockschnitts zu erziehen" (Heidelberg 1830); „Der Weinbau am Hardtgebirge von Landau bis Worms" (das. 1833); „Der Weinbau in der Provinz Rheinhessen, im Nahethal und Moselthal" (das. 1834); „Der Weinbau im Rheingau von Hochheim bis Koblenz" (das. 1836); „Der Weinbau im Königreich Würtemberg" (2 Thle., das. 1837); „Der Weinbau des Main- und Taubergrundes u. der würzburger Gegend" (das. 1839); „Der Weinbau und die Weinbereitung in der Champagne" (das. 1840); „Der Weinbau u. die Weinbereitung an der Bergstraße, im Bruhrhein u. in den weiteren Distrikten bis Durlach u. Pforzheim" (das. 1842); „Die deutschen Schaumweine für deutsche Weinzucht u. deutsche Weintrinker" (das. 1842). Nach ihm ist eine Traubenart Bronnertraube genannt worden.

Bronte, Charlotte, englische Romanschriftstellerin, 1817 in Haworth bei Keighley in Yorkshire, wo ihr Vater noch als Prediger lebt, aus einer aus Irland stammenden Familie, deren eigentlicher Name Bronterre in B. abgekürzt worden war, geboren, widmete sich, nachdem ihre eigene Erziehung vollendet, der dornenvollen Laufbahn einer Erzieherin, als welche sie nach Brüssel ging. Müde dieses Berufs, floh sie zu ihrem Vater zurück, wo sich inzwischen auch ihre beiden noch lebenden Schwestern, die ebenfalls Gouvernanten gewesen, eingefunden hatten. Alle drei wurden nun Schriftstellerinnen; um aber dem Vorurtheil zu entgehen, das sich in England an den Begriff des Blaustrumpfs knüpft, gaben sie sich Namen, welche ihr Geschlecht verbargen, ohne doch geradezu männlich zu seyn. Charlotte nannte sich Currer Bell, Emilie B. Ellis Bell und Anna B. Acton Bell. Die beiden letzteren haben zwei Romane geschrieben: „Wutherings Heigths" u. „The Tenant of Wildfell Hall", in denen sich eine Energie ausspricht, die zuweilen an Rohheit streift. Der erste Roman Charlotte's, „Jane Eyre", erregte bei seinem ersten Erscheinen (London 1848) durch die Neuheit seines Styls und seine oft kühnen, ja paradoxen Aeußerungen sowohl in England als in Amerika großes Aufsehen und wurde bald auch in französischer, deutscher (von Susemihl, Berlin 1848, 3 Bde., von Fort, Stuttg. 1850, 2 Thle.), schwedischer und russischer Uebersetzung über den Kontinent verbreitet; Charlotte Birch-Pfeiffer bearbeitete ihn unter dem Titel „Die Waise von Lowood" für die Bühne. Nachdem sie in einem einzigen Jahre ihre beiden Schwestern Emilie († den 19. Dec. 1848) und Anna († den 28. Mai 1849) und ihren Bruder verloren, schrieb sie ihren zweiten Roman „Shirley" (London 1849, deutsch von Drugulin, Stuttg. 1850, 5 Thle.), der unter ihren Werken mit Recht den meisten Beifall gefunden hat. Es entfaltet sich in ihm eine mannigfaltigere Welt, als in den andern, und selbst ein kulturgeschichtliches Interesse haben die Schilderungen des Provinziallebens und der Arbeiterbevölkerung in der Zeit der Kontinentalsperre. Ihr letzter Roman „Villette" (London 1853) erschien in deutscher Uebersetzung von Diezmann (Leipz. 1853). Obgleich seit früher Jugend kränklich und auf das Loos einer alten Jungfer gefaßt, verheirathete sie sich doch noch mit einem Pfarrer Nicholls und ward Mutter. Sie † indeß, wie all ihre Schwestern, an der Schwindsucht am 1. April 1855 im väterlichen Hause zu Haworth. In England zählt man Currer Bell zu Thackeray's Schule, und sie selbst scheint in diesem Romandichter ihren Meister verehrt zu haben. Alle ihre Charaktere zeichnen sich durch große Originalität aus. Die Energie des Ausdrucks, die ihr zu Gebote steht, läßt ihre Kraft wie eine männliche erscheinen, wie ihr denn überhaupt jener charakteristische Nerv zuzuerkennen ist, den man den Schriftstellerinnen abzusprechen pflegt.

Bronteum (lat.), die Donnermaschine in den Theatern der Alten, ein mit Steinen gefüllter, eherner Kessel, welcher in dem untern Raum hinter der Bühne herumgeschwenkt wurde, und dessen Töne, verstärkt durch die untern Räume schal-

lend, die Täuschung des Donners hervorbringen sollten.

Brontiae favogineae (lat.), wachsscheibenartige Schildkrötensteine, Steinkerne, nach der älteren Ansicht vorweltliche Seeigel, welche in durchsichtige Massen umgewandelt ganz wie aus 6eckigen Zellen zusammengesetzt erscheinen; doch stammen diese Zellen merkwürdiger Weise von einer pyramidalen Anhäufung von Kalkspathprismen und nicht von einer besondern organischen Struktur ab. Eigenthümlich tritt die Stellung dieser Krystalle auf die einzelnen Schilder der Innenseite der Echiniten auf; Quarzmasse überzog alsdann die Krystallzusammenhäufung u. ließ in dieser, nach dem Heraustreten der ursprünglichen Substanz, die merkwürdigen Zellenräume zurück.

Brontias, bei den Alten ein Steingebilde, welches wegen seiner braunen Farbe Kröten-, wegen der Gestalt aber Knopfstein genannt wurde, sich an den Ufern der Flüsse in Sachsen, namentlich an der Elbe fand und verschiedenartigen Versteinerungen angehörte.

Brontotheologie, derjenige Theil von der Phhsikotheologie, welcher das Daseyn Gottes aus der großen Naturerscheinung der Gewitter zu erweisen sucht.

Bronze, das Erz (aes) der Alten, eine Legirung von 97 — 88 Procent Kupfer und 3 — 12 Procent Zinn, oft mit einem kleinen Zusatz von Blei und Silber oder Eisen. Bei den Griechen und Römern spielte dieses Metallgemisch eine sehr große Rolle und wurde nicht nur zu Werken der Plastik, Statuen, Denkmälern, Verzierungen von Geräthen der verschiedensten Sorten, sondern auch zu Münzen, ferner zu Waffen aufs Mannigfaltigste verwendet. Jene Legirung des Kupfers mit Zinn macht ein leichtflüssiges Metallgemisch, welches sich, bei einem Gehalt von 85—90 Proc. Kupfer, hämmern und nach schnellem Abkühlen etwas ausrecken läßt; zugleich wird die Verbindung härter, nimmt einen schönen Klang u. gute Politur an, orydirt an der Luft nur langsam und überzieht sich erst nach langer Zeit mit einer Rinde von Grünspan, deren Undurchdringlichkeit die fernere Orydation ganz verhindert. Der durch Orydation und Aufnahme von Kohlensäure entstandene Rost gibt den antiken Denkmälern u. Bildwerken jene bleibende Rinde (Patina) von grüner Farbe, auf welche die Kunstliebhaber und Sammler oft großen Werth legen. Die neuere B. ist im Gegensatz zur antiken eine Legirung, deren Hauptbestandtheile Kupfer und Zink (rothes Messing, Tombak) sind und in welcher Zinn wie Blei nur als sekundärer Zusatz erscheint, der sich jedesmal nach dem besondern Zweck der Legirung bestimmt. Enthält nämlich eine solche Legirung viel Zinn, so ist sie zwar leicht flüssig, allein auch spröde, und kann bei der Zusammenziehung sehr dünn gegossener Gegenstände von bedeutendem Durchmesser, wie Schalen, Vasen, sehr leicht Risse bekommen, was dagegen durch einen Zusatz von wenig Blei zum rothen Messing glücklich vermieden wird. Wo dagegen solche Befürchtungen wegen ungünstiger Spannung nicht eintreten, ist ein Zusatz von Zinn und Blei oft vortheilhaft, wie bei Statuen und Büsten. Ein Zusatz von Blei erfordert aber wieder besondere Vorsicht, denn sehr leicht tritt ein Aussaigern beim langsamen Erkalten ein; man erblickt dann unzählige kleine Bleikügelchen, welche der Oberfläche ein fleckiges Ansehen geben und eine ungleiche Patina verursachen; auch pflegt sich das Blei nicht gleichmäßig zu vertheilen, sondern mehr in den untern Theilen anzusammeln. Eine zweckmäßige Zusammensetzung der neueren B. verdankt man den Gebrüdern Keller, berühmten Gußgießern des 17. Jahrhunderts, von welchen die größten Arbeiten, z. B. die Reiterstatue des Königs Ludwig XIV. 1699, in Einem Guß vollendet wurden. Nach von d'Arcet angestellten Analysen der kellerschen und der gleichfalls berühmten gorschen B. besteht dieselbe aus:

	Keller:	Gor:
Kupfer	91,40	82,45
Zink	5,53	10,30
Zinn	1,70	4,10
Blei	1,37	3,15
	100,00	100,00.

Die von Stiglmeyr in München angewendete Legirung steht in ihrer Zusammensetzung der kellerschen am nächsten.

Die Eigenschaften einer guten B. sind folgende: Sie muß eine röthlichgelbe Farbe, einen feinkörnigen Bruch besitzen, sich gut feilen, ciseliren lassen, sie muß gleichförmig gemischt u. im Feuer so dünnflüssig seyn, daß sie bis in die feinsten Vertiefungen der Form eindringt und ohne Löcher u. Risse den Gegenstand, der geformt war, als ein Ganzes wiedergibt, damit alle Nacharbeiten wegfallen, welche in Folge theils unzweckmäßiger Metallmischungen, theils auch Fehler in der Form, in der Wahl des Materials zu derselben 2c. entstehen. Endlich darf eine gute B. nicht zu spröde seyn, damit zufällige Reibungen u. Stöße ohne Gefahr ertragen werden können, u. muß mit der Zeit eine schöne grüne Farbe annehmen, die Patina der Alten. Die Dichtigkeit der B. ist übrigens größer, als die mittlere Dichtigkeit der einzeln angewendeten Metalle. Zum Schmelzen der B. wendet man Flammenöfen an und brennt Steinkohlen, die eine starke Flamme geben, weil rasches Einschmelzen erforderlich ist, um nicht zu viel Zinn und Zink durch Verflüchtigung u. Abbrand zu verlieren. Die Metallmasse wird mit Stangen von frischem Holz durchgerührt, um eine gleichförmige Mischung zu erhalten, zugleich auch um das Oryd, welches durch die sich aus dem Holz entwickelnden brennbaren Gase entsteht, zu reduciren. Kleinere Gegenstände gießt man aus Graphittiegeln. Bei der Schmelzung der B. an offener Luft orydirt sich das Zinn leicht und geht in weißen Dämpfen durch die Esse; die zurückbleibende Legirung ist dann stets um einige Procent ärmer an Zinn. Der Bronzegießer muß, will er eine genau vorgeschriebene Legirung erhalten, hierauf Rücksicht nehmen und einige Procent Zinn mehr zusetzen. Wird gewöhnliche B. in Sandformen gegossen, so geräth die Masse nach Verlauf von 2—3 Minuten ins Kochen, welches um so länger anhält, je stärker vorher die Legirung erhitzt wurde. Die dadurch aus der Form herausgetriebene B. erstarrt in Form eines Schwammes, welcher mehr Zinn als das

Gußstück selbst enthält. Diese Erscheinung steht im Zusammenhange mit den wichtigsten Eigenschaften der Legirung. Es zeigt sich nämlich eine Trennung in eine früher und eine später erstarrende Masse. Letztere, die schwammartig aus der Form getriebene, besteht in der Regel aus 8 Atomen Kupfer und 1 Atom Zinn, oder aus 81 des ersteren und 19 des letzteren Metalls. D'Arcet machte die Beobachtung, daß das Ablöschen der heißen B. im kalten Wasser eine für technische Benutzung vortheilhafte Wirkung hervorbringe. Die Legirung erlangt nämlich durchs Kühlen Dehnbarkeit und wird biegsam; auch Farbe und Korn ändern sich hierdurch häufig, und der Ton oder Klang erleidet eine Aenderung hinsichtlich seiner Tiefe. Dieſo umgeänderte Legirung wird zur Fertigung der Kongkongs, Cymbeln u. Medaillen benutzt. Sobald die Bearbeitung nach dem Ablöschen geschehen ist, glüht man und gibt ihr dadurch die frühere Härte wieder. Nach Dussaussoy eignet sich eine Verbindung von 8 Atomen Kupfer und 1 Atom Zinn am besten zu diesem Gebrauch. B.n, welche vergoldet werden sollen, müssen noch besonders eine für die Farbe des Goldes passende Mischung haben, gehörig dünn fließen, sich gut bearbeiten lassen, das Gold gut annehmen, aber auch das Goldamalgam nicht zu stark verschlucken. Hierzu eignen sich nach d'Arcet folgende Mischungen:

	1.		2.		3.		4.		5.	
Kupfer	63,70	spec. Gewicht 8,395	82	spec. Gewicht 8,215	64,45	spec. Gewicht 8,542	70,90	spec. Gewicht 8,392	72,43	spec. Gewicht 8,275
Zink	33,55		18		32,44		24,05		22,75	
Zinn	2,50		3		0,25		2,00		1,67	
Blei	0,25		1,5		2,86		3,05		2,95	

Die zweite und dritte B. fand den größten Beifall, auch die vierte und fünfte gefiel. Die aus B. für die Kattundruckereien verfertigten Abstreichmesser (doctors, auch ductors genannt), welche in England u. Frankreich üblich sind, bestehen nach Berthier aus: 80 Kupfer, 10,5 Zink, 8,0 Zinn. Eine goldähnliche Legirung besteht aus 7 Theilen Kupfer, 3 Theilen Messing, $^1/_{16}$ feinstes Zinn.

Die Glockenbronze (Glockenspeise) muß zur Haupteigenschaft einen möglichst starken Klang besitzen. Ihre Mischung ist nicht immer gleich; es werden auf 100 Kupfer 25—33 Zinn, außerdem noch einige Procent Zink, in seltenern Fällen etwas (höchstens 1 Procent) Blei zugesetzt. Die Glockenspeise muß dicht auf dem Bruche u. feinkörnig seyn, gelblichweiße Farbe haben und leicht schmelzen. Die reine Legirung von Kupfer und Zinn besitzt diese Eigenschaften in hohem Grade, welche durch Zusatz von Zink, namentlich aber durch Blei, zum Theil wieder verloren gehen. Bei der Kanonenbronze (Kanonenmetall, Stückgut) kommen auf 100 Kupfer 8—11 Procent Zinn; sie muß zähe genug seyn, um den starken Stößen der Kugeln widerstehen zu können. Fast unbedingt nothwendig ist es, zum Geschütze nur Metalle, die rein aus den Hüttenwerken hervorgingen, zu verwenden, indem die bereits gebrauchten nicht mehr rein sind. Die Mischung der B., ihre Temperatur im Augenblicke des Gusses, die zum Erkalten nöthige Zeit haben einen ungemein großen Einfluß auf die Qualität der Kanonen. Eigenthümlich sind die Unterschiede zwischen mehren zu derselben Zeit aus einer und derselben Legirung gegossenen Geschützen, von denen das eine eine außerordentliche Dauer hat, während das andere nach dem ersten Schusse unbrauchbar wird. Die Erfahrung hat gelehrt, daß eine und dieselbe Legirung nicht für alle Kaliber passe und daß für die kleinen Kanonen auf 100 Kupfer 8 Zinn zu nehmen seyen, während für grobes Kaliber 11 Zinn in die Masse kommen muß. Gut war die Legirung dann, wenn aus einem Geschütze 3—4000 Kugeln geworfen werden konnten, bevor es durch den Schwefel des Pulvers so angegriffen wurde, daß es im Inneren Löcher bekam. Feines Korn, beträchtliche Härte, schwere Oxydirbarkeit machen die B. zur Verfertigung von Medaillen und kleinen Münzen geeignet. Die Härte der antiken Münzen schützte die zartesten Gepräge zweitausend Jahre vor der Zerstörung, wenn sie trocken lagen, u. selbst unter Einwirkung von Wasser hielten sich Schrift und Bildnisse so, daß sie fast immer noch erkannt und entziffert werden können. Um auch diese Kunst wieder zu der früheren Vollkommenheit zu erheben, haben in neuerer Zeit d'Arcet, Chaudet und A., namentlich aber de Puimaurin vielfache Versuche angestellt, wobei sich das Resultat ergab, daß die zu diesem Behuf brauchbarsten Legirungen 8—12 Procent Zinn enthalten, daß ein Zusatz von 2—3 Proc. Zink, sowie auch von etwas Blei, im Verhältniß der kellerschen B., nicht nachtheilig ist. Wird weniger weißes Metall zugeschlagen, so wird die Masse zu weich, bei mehr aber zu spröde. Die Entdeckung der Weichmachung der B. durch Ablöschen hat der Kunst sehr großen Vorschub geleistet. Die möglichst schnell eingeschmolzene B. wird nämlich in Formen gegossen, schnell herausgenommen und noch heiß in kaltem Wasser abgelöscht, wodurch die Weichheit der Masse bewirkt ist, darauf die B. abgebürstet, unter den Stempel gebracht und geprägt; nach je 3 Stößen des Prägewerks wird die Münze ausgeglüht, in kaltem Wasser abgelöscht u. wieder geprägt, bis die erwünschte Tiefe erlangt ist. Alsdann gibt man derselben durch Hitze wieder die gehörige Härte u. beizt sie. Ueber Herstellen künstlicher Patina s. Bronziren.

Man verfertigt aus B. die mannigfaltigsten Arbeiten (Bronzewaaren), z. B. Figuren, Leuchter und Kronleuchter, Lampen, Uhrkästen, Rahmen, Schreibzeuge, Feuerzeuge, Glocken, Verzierungen auf Möbel, ferner Schnallen, Ketten, Armbänder, Ohrgehänge &c. Alle etwas größeren Stücke werden durch Gießen erzeugt; kleinere, wie Möbelverzierungen und Schmuckwaaren, verfertigt man meist aus Blech und Draht. Das Verfahren beim Gießen der Bronzewaaren hat nichts Eigenthümliches, sondern stimmt mit jenem, welches allgemein beim Gießen der Metalle, und insbesondere des Messings, in Sand befolgt wird, überein. Man gießt die Gegenstände theils massiv, theils hohl über einem Kerne von Sand oder Thon; manche (z. B. menschliche Figuren) werden in zwei oder mehren Stücken gegossen, die man vor der weitern Ausarbeitung mit Schlagloth zusammenlöthet. Die gegossenen

Waaren werden, da ihre Oberfläche nicht unmittelbar die nöthige Glätte und Reinheit besitzt, durch Abdrehen, Befeilen, Ränderiren oder Graviren, oft durch alle diese Mittel gemeinschaftlich, ausgearbeitet, je nachdem es ihre Gestalt u. Beschaffenheit erfordert. Man läßt sie dann, auf Kohlenfeuer liegend, dunkelroth glühend werden und langsam an der Luft wieder abkühlen, worauf die geglühten und abgekühlten Stücke von dem im Feuer entstandenen schwärzlichen Oxyd befreit werden, indem man sie in eine schwache Säure legt, oder mit derselben bestreicht. Man bezeichnet diese Operation mit dem Namen des Gelbbrennens, weil durch dieselbe die natürliche gelbe Farbe des Metalls zum Vorschein gebracht wird. Nachdem sie dann mit vielem Wasser abgewaschen und in Kleien oder Sägespänen abgetrocknet worden, erfolgt das Vergolden (s. d.). Die Behandlung der kleineren, aus Blech und Draht verfertigten Bronzearbeiten ist, was die anfängliche Herstellung betrifft, von jener der Gußwaaren verschieden und bietet jene Eigenthümlichkeiten dar, welche nothwendig in der ursprünglichen Form des Materials (Blech oder Draht) gegründet sind. Dahin gehören insbesondere die Bronzeschmuckwaaren, welche der Hauptgegenstand dieser Fabrikation und namentlich in Paris u. Wien auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden sind.

Bronzedruck, s. Buntdruck.

Bronzell, Dorf in der kurhessischen Provinz Fulda, mit gegen 400 Einwohnern. Der Ort hat eine tragikomische Berühmtheit erlangt durch den Konflikt, die sogenannte Schlacht von B., der zwischen den beiden Okkupationsheeren der Preußen u. Bayern am 8. Nov. 1850 hier Statt fand.

Bronzino, Angelo, guter Historien- und Bildnißmaler der florentinischen Schule, Pontormo's Schüler, 1501 geboren, † 1570 zu Florenz. Er hat durch Hinneigung zu den Venetianern und Nachahmung Michel Angelo's nicht unbedeutenden Antheil an der Umbildung der Kunst genommen, die damals im Sinken begriffen war. Seine Kompositionen, wie lieblich und korrekt sie auch sind, kommen doch an Genialität der Auffassung und Anmuth der Darstellung seinen Bildnissen nicht gleich; nur sein Kolorit, in dem zu oft ein grelles Gelb vorherrscht, und Mangel an Rundung mindern den Werth vieler seiner Bilder. Sein Hauptwerk ist Christus im Limbus, in der Gallerie zu Florenz. Sein Neffe und Schüler, Alessandro Allori (s. d.), nahm des Oheims Richtung und Namen an.

Bronziren, eigentlich einem (meist nicht metallenen) Gegenstande dergestalt einen Ueberzug geben, daß er das Ansehen der Bronze (s. d.) erhält. In diesem Sinne spricht man vom B. des Holzes, Gypses, Eisens rc. Außerdem wird aber die Benennung B. auch zuweilen für solche Operationen gebraucht, welche die Nachahmung von Metall überhaupt, nicht eben der Bronze insbesondere, beabsichtigen. So hat man eine schwarze u. eine silberweiße, auch eine goldfarbige Bronze für Holz- und Gypsarbeiten rc. Bei dem eigentlichen B., welches vorzüglich mit Bildhauerarbeiten aus Holz (daher Holzbronze) und aus Stein, mit Gypsabgüssen, Verzierungen und Abdrücken aus Holz- und anderen Pasten, mit gegossenen Zinn- u. Eisenwaaren rc. vorgenommen wird, handelt es sich um die Nachahmung theils der natürlichen metallischen braungelben Bronzefarbe, theils des sogenannten Antikengrüns (Verde antico, Patina), d. i. der grünen Farbe des Grünspans, womit die antiken Bronzewaaren durch die lange Einwirkung der Luft und Feuchtigkeit überzogen sind. Die natürliche frische Bronzefarbe wird (freilich eben nicht sehr täuschend) durch feingeriebenen Tombak oder Kupfer hervorgebracht (gelbe und rothe Bronze). Diese feinen Metallpulver werden bereitet, indem man zarte, mit den Handgriffen und Mitteln des Goldschlägers verfertigte Metallblätter auf dem Reibsteine, mit Zusatz eines klebrigen, im Wasser auflöslichen Stoffes (z. B. Gummiwasser oder Honig), der dann wieder ausgewaschen wird, zerreibt. Die zu bronzirenden Gegenstände werden mit Oelfarbe überzogen, und wenn diese so weit getrocknet ist, daß sie noch etwas klebt, so wird das Metallpulver aufgestreut und mittelst eines Leinwandbäuschchens eingerieben; oder man kann das Bronzirpulver mit Leinölfirniß anmachen und mit dem Pinsel aufstreichen. Auch Musivgold kann auf eine oder die andere Weise zum B. angewendet werden. Zuweilen werden die Arbeiten, besonders aus Gyps, auch so bronzirt, daß sie eine silberweiße oder eine eisenartige schwarzgraue Farbe erhalten. Zur weißen Bronze wird fein zerriebenes unächtes Blattsilber, oder statt dessen Musivsilber (ein Amalgam aus gleich viel Quecksilber, Wismuth und Zinn) eben so angewendet, wie zur gelben und rothen Bronze. Ein schönes Bronzepulver wird aus den Abfällen von unächtem Blattgold, Blattsilber und andern ganz dünn geschlagenen Blättern von verschiedenen Metalllegirungen oder reinen Metallen, wie Kupfer, Silber, Gold, durch Reiben mit Honig oder Gummischleim, auf Marmorplatten, oder in eigenthümlichen Reibmaschinen bereitet. Die Metallbronzen bereitet man in England dadurch, daß man die feingeschlagenen Blätter auf ein feines Drahtsieb bringt, mit Olivenöl benetzt und mit einer Bürste von feinem Eisendraht durchbürstet. Das durchgefallene Pulver wird noch anderweitig behandelt. Die eisenartige Bronze auf Gypswaaren entsteht durch Einreiben von fein gepulvertem und geschlämmtem Reißblei. Büsten und anderen Gegenständen aus Gußeisen gibt man eine bronzeähnliche Farbe, indem man sie, blank abgefeilt oder gescheuert, in Kupfervitriolauflösung eintaucht, oder mit derselben bestreicht, wodurch sich eine sehr dünne Rinde auf das Eisen niederschlägt. Das Kupfer erlangt durch eine gewisse Behandlung eine röthlich- oder gelblichbraune Farbe, indem auf seiner Oberfläche eine dünne Lage von Kupferoxydul erzeugt wird. Man wendet diese Art zu bronziren, welche man auch Patiniren (sowie den Oxydüberzug Patina) nennt, öfters bei kupfernen Geschirren an, um sie der Einwirkung von Luft und Wasser widerstehender zu machen, sowie bei kupfernen Denkmünzen, um ihnen ein gefälliges bronzeähnliches Ansehen zu geben. Zum B. gehört auch das Verfahren, durch welches den aus Bronze selbst gegossenen neuen Gegenstän-

den der hohe Glanz und die helle Farbe genommen und dafür jenes dunklere, matter glänzende Braun gegeben wird, das sie von selbst nur durch langes Verweilen an der Luft und im Wetter erhalten. Man löst, um diesen Anschein von Alter hervorzubringen, $1\frac{1}{2}$ Loth Salmiak mit $1\frac{1}{2}$ Quentchen Sauerkleesalz in 1 Maß Essig auf, befeuchtet mit dieser Auflösung eine weiche Bürste oder einen zusammengerollten leinenen Lappen und reibt damit so lange das blanke Metall, bis die bearbeitete Stelle ganz trocken ist. Um das Erscheinen der gehörigen Farbe zu bewirken, ist eine mehrmalige Wiederholung dieses Verfahrens erforderlich; denn je öfter man dasselbe auf einer Stelle vornimmt, desto dunkler wird die Farbe der Bronze. Die Antikbronze, d. i. der grüne Rost, welcher die antiken Kunstwerke von Bronze auszeichnet, ist in der ganzen Schönheit ein Erzeugniß sehr lange fortgesetzter Einwirkung der Atmosphäre; denn man hat bemerkt, daß ein Jahrhundert nicht zur vollendeten Bildung dieses Rostes auf neuen Bronzebildsäulen hinreicht. Chemische Mittel bringen einen solchen mehr oder weniger schönen und gleichförmigen Ueberzug schnell hervor, u. man benutzt sie daher, um neuen Kunstwerken das beliebte alterthümliche Ansehen zu geben. Wuttig fand folgende Methode am zweckmäßigsten. Man löst 1 Theil Salmiak, 3 Theile gereinigten Weinstein und 6 Theile Kochsalz miteinander in 12 Theilen heißen Wassers auf und vermischt diese Flüssigkeit mit 8 Theilen salpetersaurer Kupferauflösung, welche ein specifisches Gewicht von 1,100 hat. Diese zusammengesetzte Beize bringt, wenn die an einem mäßig feuchten Orte befindliche Bronze zu wiederholten Malen damit bestrichen wird, in kurzer Zeit eine grüne, sehr dauerhafte Rostbekleidung hervor, welche zwar anfangs rauh und ungleichförmig ist, nach u. nach aber mehr Glätte und Gleichförmigkeit erhält. Uebrigens kann man Bronzegußwaaren auch dadurch mit dem grünen Antiküberzug versehen, daß man sie in feinem Quarzsand erhitzt, der mit sehr verdünnter Salpetersäure, jedoch nur äußerst wenig, befeuchtet ist. Um aber den firnißähnlichen Glanz hervorzubringen, welcher den grünen Rost mancher antiken Bronzestücke auszeichnet, erhitzt man die bronzirten Gegenstände und reibt sie mittelst einer steifen Bürste mit Wachs ein. Der hierzu erforderliche Hitzegrad muß überhaupt so groß seyn, daß das Wachs raucht, ohne jedoch eigentlich zu verbrennen. Die nachgeahmte Antikbronze auf hölzernen, eisernen, messingenen, gypsenen u. a. Arbeiten ist grüne Oelfarbe, womit man die Gegenstände ein- oder zweimal überzieht.

Brooke, 1) Heinrich, berühmter dramatischer Dichter Irlands, 1706 in Dublin geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Nachdem er in Dublin die Rechte studirt, ging er nach London, um im Temple sich zur praktischen Laufbahn vorzubereiten. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr nach Irland heirathete er eine Nichte und fesselte sich mit diesem Bande für immer an ein Leben voll Sorgen und Entbehrungen, denn kaum 14 Jahre alt wurde sein Weib Mutter, während seine juristische Praxis nur kümmerliche Ernten abwarf. B. ging nun nach London zurück, wo ein früher von ihm veröffentlichtes Jugendgedicht „On Universal Beauty" bereits die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihn gelenkt und wo die Oppositionspartei (gegen den Minister Walpole) ihn wahrscheinlich bereits an sich gezogen hatte. Diesem von außen gegebenen Winke kam B. bereitwillig entgegen; fortan hatten alle seine Schriften einen politischen Charakter. Gleich sein erstes dramatisches Werk wurde, fast schon auf den Bretern des Drurylanetheaters, unterdrückt, aber mit desto größerem Jubel im Druck (Gustavus Wasa, tragedy, London 1738) vom Publikum aufgenommen. Die Einnahme war beträchtlich, aber auch B.'s Ausgaben wuchsen mit seiner Familie, die Noth drückte von Neuem und trieb ihn nach Irland zurück. Hier schrieb er „The Earl of Westmoreland", eine Tragödie, die einzige, welche von ihm (1761) auf die londoner Bühnen kam; während der irischen Rebellion entstanden seine „Farmer's Letters" an das irische Volk, für welche der Graf von Chesterfield ihn zum Barrackmaster ernannte. Im Jahr 1762 erschien eine geharnischte Vertheidigungsschrift für seine Landsleute: „The Trial of the Roman Catholics". Sein gefeiertstes Werk aber, das es in England fast bis zur Popularität brachte, war die Novelle „The Fool of Quality" (1766). Trotz allen Fleißes und aller Anstrengung (B. hatte außerdem noch 15 dramatische Stücke aller Art verfaßt) ward der äußere Druck in B.'s Verhältnissen am Abend seines Lebens mit jedem Tage schwerer, zum Mangel trat noch der Kummer um den Verlust seiner Gattin und mehrer Kinder, bis endlich selbst B.'s Geist dem Kampf erlag. Dem Wahnsinn nahe, † er 1783. B.'s Schriften, gesammelt London 1778, 4 Bde., sind von eben so viel künstlerischem als moralischem Werth, die freie, tüchtige, durchaus patriotische Gesinnung, die in allen die Hauptfeder der Bewegung ist, wird von einem guten Talent der Darstellung begleitet. Anlage und Durchführung sind immer geschickt und ungezwungen, nur die Sprache leidet bisweilen an Härten und Inkorrektheiten.

2) Franciska, geb. Moore, geschätzte englische Dichterin, war die Gattin eines Geistlichen, mit dem sie um 1760 nach Canada ging, wo er Garnisonsprediger wurde. Nach ihrer Rückkehr nach England trat sie mit Garrick, Johnson, der Seward und andern litterarischen Notabilitäten jener Zeit in ein näheres Verhältniß und † 1789 zu Colney in Norfolk, wo ihr Mann Rektor geworden war. Ihre Schriften gehörten großen Theils zur Lieblingslektüre des Tags und bestehen aus Tragödien, Oden, Hirtengedichten, Uebersetzungen aus dem Französischen und einigen Opern und Novellen.

3) James, Brite, am 29. April 1803 geboren, trat als Kadet in die englische Armee in Ostindien und zeichnete sich im Kriege gegen die Birmanen aus. In einer Schlacht schwer verwundet, mußte er nach England zurückkehren, trat nach seiner Wiederherstellung wieder in den Dienst, verließ ihn aber bald und machte eine Reise von Kalkutta nach China und den Inseln des Sundaarchipels. Der Kontrast zwischen der thätigen Natur und der todten Ruhe, in die der Geist der Bewohner versunken ist, machte einen so starken

Eindruck auf ihn, daß er den Entschluß faßte, in diesen gesegneten Gefilden eine große Niederlassung zu gründen und der europäischen Bildung auf den Sundainseln Bahn zu brechen. Sein Plan konnte lange nicht in das Werk gesetzt werden; Schwierigkeiten aller Art stellten sich ihm entgegen, und erst 1838 gelang es ihm, die nöthigen Mittel zu vereinigen. Ohne von der Regierung irgendwie unterstützt zu seyn, kaufte und bewaffnete er ein tüchtiges Schiff, den Royalist, und segelte nach seinem Bestimmungsorte ab. Am 1. Juni 1839 erreichte er Singapore und am 1. Aug. warf er an der ersehnten Küste von Borneo Anker, während eines jener furchtbaren Stürme, die in jenen Breiten so häufig herrschen. Er befand sich im Nordwesten der Insel, in dem größten Staate des Landes, der daher gewöhnlich Borneo im engern Sinne genannt wird. B. fuhr den Sarawak hinauf und gelangte zu der Stadt gleichen Namens, wo Muda-Hassim, der Statthalter des Sultans von Borneo, residirte. Hier war eben ein Aufruhr ausgebrochen, den der Statthalter mit seinen weichlichen Truppen nicht zu besiegen vermochte, obgleich er sein Aeußerstes aufbot, da vom Sultan die strengsten Befehle eingetroffen waren. B.'s Anerbieten, Hülfe zu leisten, wurde freudig angenommen, und schon die nächsten Tage sahen den Reisenden als Oberfeldherrn aller Streitkräfte der Provinz Sarawak. B. siegte durch die Unterstützung seiner europäischen Mannschaft, und dieser Dienst wurde ihm so hoch angerechnet, daß der Sultan ihn zu sich in die Hauptstadt berief u. ihm die Statthalterschaft der Provinz, die größtentheils von Dayaks bevölkert ist, übertrug. B. begann damit, einen Gerichtshof zu installiren und eine Art von Verfassung zu geben, die sich übrigens an die alten Gesetze u. die Gebräuche der Insel eng anschloß. Diebstahl u. Mord wurden streng bestraft, die Dayaks, Malayen und Chinesen in Rechten und Pflichten ganz gleichgestellt, alle Küsten und Flüsse dem Handel geöffnet, die Abgaben genau festgesetzt. Diese Gesetzgebung, im Vergleich mit dem frühern Zustande schrankenloser Willkür ein ungeheurer Fortschritt, trug die schönsten Früchte und sicherte allein schon B. auf seiner Art von Thron. Doch war noch mehr zu vollbringen, und es mußten besonders die zahlreichen Seeräuber der Nachbarschaft besiegt werden, damit B. in dem Nimbus der Tapferkeit erschien, der rohen Völkerschaften allein imponirt. Zu diesem Zwecke erbat und erhielt B. englische Hülfe. Die Kapitäne Keppel, Belcher, Bethune, der Gegenadmiral Sir Thomas Cochrane kamen nach einander mit Schiffen und Mannschaft, und es wurden 1843 und 1844 zwei Feldzüge gegen die am meisten gefürchteten Seeräuber auf den Flüssen Sakarran und Sarebus unternommen. Beide Unternehmungen hatten den günstigsten Erfolg, wobei sich die erfreuliche Erscheinung zeigte, daß die früher so weichlichen Dayaks unter der Führung europäischer Offiziere vortrefflich fochten. England nahm als Preis seiner Dienste die Insel Labuan, die zum Verkehr mit Hongkong und Singapore gleich gut sich eignet und den Schiffern gegen die Stürme des chinesischen Meeres Schutz gewährt, eine Erwerbung, die um so wichtiger ist, da man auf der Insel Steinkohlenlager entdeckt hat, in diesen Breiten bis jetzt die einzigen bekannten. B. reiste 1847 selbst nach England, um einen mit dem Sultan von Borneo geschlossenen Vertrag zu überbringen, u. kehrte am 1. Febr. 1848 als Generalkonsul in Borneo und Gouverneur von Labuan nach Borneo zurück, wo er ununterbrochen für die Ausdehnung der britischen Herrschaft in diesen Gegenden wirkte. Wegen einer furchtbaren Metzelei, die er unter wirklichen oder vermeintlichen Piraten des Archipels am 21. Juli 1849 anrichten ließ, ward er in der Presse u. im Parlamente so stark angegriffen, daß er sich bewogen fand, in einer besonderen Schrift seine Theilnahme an jener Schlacht zu leugnen. Hume wies ihm jedoch in einem Schreiben an Lord Aberdeen nach, daß er, einer am 25. Sept. 1849 aufgenommenen eidlichen Aussage zufolge, bei der Zerstörung der Piratenflotte am 31. Juli anwesend gewesen sey, und fragte, ob ein so unehrliches Verhalten, das jeden Offizier vor ein Kriegsgericht führen würde, sich mit seiner Stellung als Beamter der Krone vertrage. Im Jahr 1850 ging er als Gesandter nach Siam und 1851 kehrte er nochmals nach England zurück. Seine interessanten Tagebücher sind enthalten in Keppels „The expedition to Borneo of Her Majesty's ship Dido" (London 1846, 2 Bde.). und in Mundy's „Borneo and Celebes" (daselbst 1848, 2 Bde.).

Brooklyn, Stadt im nordamerikanischen Staat Newyork, Hauptstadt der Grafschaft Kings, 146 englische Meilen südlich von Albany, 226 Meilen von Washington, am westlichen Ende von Long-Island, dem südöstlichen Theile der Stadt Newyork gegenüber, wovon es durch einen ¾ Meile breiten Meerarm, den East-River, getrennt und womit es durch vier Dampffähren verbunden ist, die jede Minute, bei Tag und Nacht, hin- und herfahren: die eine von Fultonstreet in B. nach der Fultonstreet in Newyork, die zweite von Mainstreet in B. zur Catharinestreet in Newyork, die dritte von Jacksonstreet nach der Navy-Yard-Ferry, die vierte von Atlanticstreet in B. nach Whitehall in Newyork oder der Southferry. Die Stadt hat eine liebliche, etwas erhöhte und hügelige Lage, gesundes Wasser, gerade, gut angelegte Straßen und Plätze, schöne, ja mitunter prächtige Häuser und wird von vielen Geschäftsleuten Newyorks bewohnt. Die Bevölkerung (200,000, worunter etwa 20,000 Deutsche) ist in rascher Zunahme begriffen, wie sie die nothwendige Folge der gesunden und für den Handel günstigen Lage der Stadt ist. Die Stadt enthält eine Cityhalle, 19 Akademien und zahlreiche Schulen, ein hübsches Gefängniß, Notariat, 30 Kirchen (7 presbyterianische, 7 episkopalische, 3 holländisch-reformirte, 2 baptistische, 7 methodistische, 2 römisch-katholische, eine unitarische, eine Friendskirche), 3 Banken, 3 Versicherungsanstalten, eine Sparbank, eine Bibliothek von 3000 Bänden mit Lesezimmer, ein Lyceum mit geräumigem Auditorium. Der Vereinigte-Staaten-Schiffsbauhof (United States Navy Yard) liegt nicht weit von der Stadt, an der Wallaboutbai, bedeckt 40 Acker Land und enthält

große Werkstätten, Niederlagen, 2 große Schiffshäuser, 7 geräumige Holzschuppen, Beamtenbureaux und verschiedene Docks; mit demselben ist eine Navigationsschule (Naval Lyceum) der Union verbunden, die ein werthvolles Museum und eine Bibliothek besitzt, und ½ Meile östlich davon ist das Marinehospital. Von dem Greenwood Cemetery, im südlichen Theile von B., der ungefähr 200 Acker Land einnimmt, hat man eine reizende Aussicht auf den Hafen und die Stadt Newyork, B., die Bai und den atlantischen Ocean. Im Revolutionskriege war der Theil der Insel Long-Island, wo B. liegt, der Sitz des Kampfes, und noch sind in B. die Spuren der damals aufgeworfenen Befestigungen zu sehen. Am Schlusse des Krieges bestand B. aus 56 Häusern. In der Nähe des Schiffsbauhofs liegen die Gebeine von 11,000 Amerikanern, welche während des Kriegs auf britischen Gefangenenschiffen gestorben sind. B. ist in 9 Wards eingetheilt und wird von einem Mayor (Bürgermeister) und Common-Council (Gemeinderath) verwaltet. B. verdankt seinen Ursprung den Holländern und hieß erst Breukelen, dann Brookland oder Newyorkferry. Im J. 1776 hatten sich die Amerikaner unter Sullivan u. Putnam bei dem nahen Dorfe Kirk oder Brookland-Parish verschanzt u. wurden zwischen diesem und dem Städtchen Flatbush von den Engländern und Hessen unter Clinton und Heister am 27. August zurückgeschlagen, worauf Washington und Putnam die Insel am 29. August räumten.

Brooks, James Gordon, amerikanischer Dichter, den 3. September 1801 zu Newhook, nahe bei Newyork, geboren, Sohn eines Offiziers der Revolutionsarmee, der nach der Unabhängigkeitserklärung Mitglied des Repräsentantenhauses war. B. besuchte schon früh das Unioncollege in Schenectady und ging, 19 Jahre alt, nach Poughkeepsie, um Jura zu studiren, doch, obschon er 6—7 Jahre dem Studium der Rechte widmete, suchte er nie Zulassung zu den Gerichtsschranken. Er kehrte nach Newyork zurück, wo er längere Zeit Herausgeber des „Morning Courier", einer der tüchtigsten und einflußreichsten Zeitschriften, war. Schon 1817 begann er für die Presse zu schreiben, und zwar schrieb er meist unter dem Namen Florio. Im J. 1828 verheirathete er sich. Seine Frau war auch Dichterin und schrieb unter dem Namen Norna für verschiedene literarische Journale. Im J. 1829 erschien eine Sammlung Gedichte: „Die Nebenbuhler von Este", nebst andern Gedichten von James u. Mary B. Im J. 1831 ging B. nach Winchester in Virginien, wo er fünf Jahre lang ein politisches, literarisches Blatt redigirte, kehrte dann nach Newyork zurück und † 1841 in Albany. Die Gedichte B.' sind geistreich und fließend, aber leicht und sorglos geschrieben. Seine Phantasie war eine glänzende und er dichtete mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit und Schnelle, nur war er zu gleichgültig gegen seinen Ruf, als daß er sich viel mit Umschreiben und Durchsehen seiner Produkte beschäftigt hätte.

Brora, See in der schottischen Grafschaft Southerland, eine engl. Meile breit u. 4 Meilen lang. An 2 Stellen rücken die Ufer desselben so eng zusammen, daß der B. das Ansehn dreier Seen erhält. Freie Hügel, Wälder und Dörfer umgeben ihn und machen ihn zu einem genußreichen Punkt. In der Mitte des Sees erhebt sich eine Insel, die, der Sage nach, ein Werk von Menschenhänden ist. Aus mächtigen Steinhaufen führte man ein Oblongum auf, das in Kriegszeiten eine sichere Wohnung und einen Garten bieten sollte. Noch jetzt sind die Wälle ziemlich hoch, steigen perpendikulär von der Wasserfläche empor und können nur von 2 Seiten, im Süden und Osten auf Treppen erreicht werden. Der See hat einen Ueberfluß an Fischen der vorzüglichsten Art.

Brorsen, Theodor, schleswigscher Astronom, 1825 zu Norburg auf der schleswigschen Insel Alsen geboren, seit 1848 Observator auf der Sternwarte zu Rechtenberg in Böhmen. Entdecker mehrer Kometen, so am 26. Februar und 30. April 1846, am 20. Juli 1847 und am 5. September 1850.

Brosamer, Hans, deutscher Maler, Zeichner, Kupferstecher und Formschneider des 16. Jahrhunderts, lebte in den Jahren 1537—1554 in Fulda u. soll um 1560 gestorben seyn. Magerkeit der Zeichnung und gothischer Styl unterscheiden seine Werke, die nicht zahlreich, aber gesucht sind, von denen seiner Zeitgenossen. Von B. sind auch die Holzschnitte in der von Hans Luft 1550 gedruckten Bibel, die in der wittenberger Bibel von 1558 und wahrscheinlich auch die in der „Biblia surdorum et mutorum".

Broschi, Carlo, genannt Farinelli, berühmter italienischer Sänger, geboren zu Andria den 24. Januar 1705. Wegen einer durch einen unglücklichen Fall bewirkten Verletzung mußte er sich schon in seinem zartesten Knabenalter der Operation unterwerfen; um aber des Sohnes Mißgeschick doch auf eine Weise zu nützen, ließ der Vater ihn von dessen älterem Bruder, Richard B., in der Musik und besonders im Gesang unterrichten. Der rasch sich entwickelnde Kunstsinn und die viel versprechende Stimme Carlo's veranlaßten den Vater, ihn nach Neapel in die Schule des berühmten Porpora zu schicken. Dieser pflegte das Talent des Knaben mit so eifersüchtiger Vorliebe, daß er ihn auf allen seinen Reisen als Begleiter bei sich hatte. Zu Neapel hatte B. Umgang mit den 3 Söhnen eines angesehenen Hauses, deren Name, Farina, die scherzhafte Veranlassung zu B.'s Künstlernamen Farinelli gab, der mit ihm auf die Nachwelt gekommen ist. In seinem 17. Jahre kam B. nach Rom, wo er Burney kennen lernte, und 1727 nach Bologna, wo er sich durch den Unterricht und das Beispiel des Bernacchi, der zu jener Zeit für den ausgezeichnetsten Sänger galt, noch weiter ausbildete. Im Jahre 1728 besuchte er Venedig, Verona und Wien. Goldene Früchte trugen B.'s Lorbeeren im üppigsten Maße zuerst in England, wo er 1734 auftrat; man schätzte seine jährlichen Einkünfte in London auf 5000 Pfund Sterling, außer den vielen und großen Geschenken, die ihm von allen Seiten zuflossen. Im J. 1737 reiste B. nach Spanien, sang auf dem Wege dahin in Paris vor dem Hof und erhielt dafür von dem König 500 Louisd'or, von der Königin das in

Brillanten gefaßte Porträt des Königs und vom gesammten Adel 800 Louisd'or. In Madrid machte sein Gesang den wunderbarsten Eindruck auf den tiefmelancholischen König Philipp V. Die Königin ließ nämlich ein Koncert in einem an die Gemächer des Königs anstoßenden Saale veranstalten, worin Farinelli singen mußte. Mehre Instrumentalsätze waren gespielt, ohne nur im geringsten von dem König beachtet worden zu seyn; kaum aber hatte Farinelli einige Takte von einer seiner Lieblingsarten gesungen, als der König sich erhob und ein Zeichen der tiefsten Rührung von sich gab. Nach Beendigung der Arie ließ er den Sänger rufen, überhäufte ihn mit Liebkosungen, ließ sich auf dessen Bitten, wie es die Königin gewünscht hatte, den langen Bart abnehmen, ging in den Staatsrath und ward von diesem Augenblicke an empfänglich für ärztliche Mittel, die früher ohne alle Wirkung geblieben waren. Farinelli ward in Folge dieser Vorgänge der Liebling des königlichen Hauses und erhielt das Dekret einer lebenslänglichen Anstellung als königlicher Kammersänger mit einem festen jährlichen Gehalte von 2000 Karolin, der dann durch häufige und reiche Geschenke bedeutend erhöht wurde. Während der ersten 10 Jahre seines Aufenthaltes in Madrid mußte er dem Könige alle Abende 4 Arien von Hasse vorsingen. Auch bei den nachfolgenden Königen, Ferdinand VI. und Karl III., stand Farinelli in hohem Ansehen. Ersterer gründete nach seinem Plane eine Oper und ernannte ihn zum Direktor derselben. Im J. 1761 ging B., im Besitze eines ungeheuren Vermögens, nach Bologna zurück, baute sich in dessen Nähe ein schönes Landhaus und lebte daselbst in glücklicher Muße der Literatur und Musik bis 1782, wo er am 15. Sept. †. Mit seinem großen Ruhme als Künstler vereinigte B. den Ruf eines höchst rechtschaffenen und bescheidenen Mannes. Die zuverlässigsten Nachrichten über B.'s Leben hat Hawkin, eine ausführliche Biographie Sacchi in Venedig herausgegeben.

Broschiren, das Einweben von bunten Blumen 2c. in seidene oder wollene Zeuche (s. Weberei); in der Buchbinderei das leichte Zusammenheften der einzelnen Bogen eines Buchs und Binden derselben nur in Papier oder dünne Pappe (steif broschiren). Die zum Umschlag dienende Pappe oder das (meist bunte) Papier ist, bei eleganter Ausstattung, mit Verzierungen und dem Haupttitel des Buchs versehen. Die buchhändlerische Sitte, Druckschriften broschirt zu versenden, ist in Frankreich, England und Belgien zuerst allgemein geworden; in Deutschland broschirt man allgemein bis jetzt nur poetische, polemische oder heftweise erscheinende Bücher.

Broschüre, jedes broschirte Buch von geringem Umfang, insbesondere aber die Flugschrift (Pamphlet), weil diese, wie es ihre Natur erfordert, dem Leser in bequemer, sogleich genießbarer Gestalt dargebracht zu werden pflegt, s. Flugschrift.

Broscius, Johannes, eigentlich Brozek, einer der besten Mathematiker seiner Zeit, geboren 1585 in dem polnischen Städtchen Kurzelow. Vielfach unterstützt durch den Erzbischof von Gnesen, Lorenz Gembicki, dem Kurzelow gehörte, bezog er 1603 die Universität Krakau, auf welcher er 1610 Magister und kurz darauf öffentlicher Lehrer der Mathematik und Astronomie am kleineren jagellonischen Kollegium wurde. Nachdem er hierauf eine Reise nach Preußen unternommen hatte, um in den Bibliotheken von Thorn, Ermeland 2c. die christliche Eintheilung der Sternbilder und andere Nachrichten oder nachgelassene Schriften von Kopernikus aufzusuchen, was ihm auch gelang, erhielt er 1615 das Amt eines Astrologen, welcher für Krakau damals und noch bis Ende vorigen Jahrhunderts seinen Rang über dem Astronomen einnahm und ausschließlich die Kalender mit ihren ökonomischen und politischen Wahrsagungen zu verfassen hatte. Im J. 1619 widmete er sich der Medicin und ging, unterstützt vom Bischof von Krakau, Martin Szyßkowski, dessen Leibarzt er später gewesen seyn soll, 1620 nach Padua, promovirte 1623 als Doktor und kam 1624 wieder nach Krakau zurück, wo er neben geometrischen Vermessungen auch die medicinische Praxis betrieb. Wie er in der Mathematik stets auf Demonstrationen drang und ein Feind der bloßen Analogie war, so ging er auch in seinen übrigen Studien auf die Quellen zurück und zeigte sich hier als ein so tüchtiger Philolog, daß ihm 1626 die Stelle eines Orator Tylicianus, d. h. Professors der Beredsamkeit, übertragen wurde. Als die Jesuiten 1625 plötzlich, ohne Erlaubniß der Universität, Schulen errichteten und auf alle Weise die Universität in ihre Hände zu ziehen suchten, nahm sich B. der bedrängten Universität an und stellte in einer titellosen, launigen Schrift in polnischer Sprache die Ränke und Lügen der geschmeidigen Ordensväter ans Licht. Dieses Buch erbitterte die Jesuiten so, daß sie die Druckerei vernageln und einem der Buchdrucker den Staupbesen geben ließen. B. aber wurde 1627 mit dem Rektor nach Warschau geschickt, um die Aufhebung der Jesuitenschulen zu bewirken, welche freilich erst 1634 unter Wladislaw IV. erfolgte. B., der wahrscheinlich schon lange die Priesterweihen hatte, war 1630 Baccalaureus u. ordentlicher Professor der Theologie geworden und erhielt 1636 von dem Woiwoden von Krakau, Johann, Grafen von Tenczyn, die reiche Pfarre von Meseritz. Auf seine Veranlassung wurde dieselbe zugleich der Universität vermacht, um dafür neue Lehrstühle für das Griechische und Lateinische zu stiften, namentlich für Auslegung des Grundtextes des Aristoteles, dessen Studium in der Grundsprache B. stets empfohlen hatte. Aber die Jesuiten bewirkten nach des Grafen Tode die Aufhebung dieser Schenkung und veranlaßten zugleich Mißhelligkeiten zwischen B. und seiner Grundherrschaft, die ihn veranlaßten, seinem alten Freunde And. Gembicki, Bischof von Luck, auf die dasige Synode 1639 zu folgen, nachdem er 3000 Gulden zum Besten des mathematischen Unterrichts und seine zahlreiche Büchersammlung der Universität geschenkt hatte. Auf der Synode hielt er eine Rede, welche mit den Akten der Synode in lateinischer Sprache, mit 2 Apologien des gregorianischen Kalenders und einer bessern Auseinan-

dersetzung der Schrift des Erabts zu Dubienka, Cassianus Lokowicz, in polnischer Sprache 1641 zu Warschau gedruckt ist. Nachdem er Kanonikus am Domkapitel in Krakau geworden war, erhielt er noch 1652 das Rektorat der Universität, † aber den 21. Nov. 1652.

Broseley, Stadt in der englischen Grafschaft Shrop, an der Severne, mit 6000 Einwohnern, welche ausgedehnte Fabriken für Tabakspfeifen und Blumentöpfe, große Eisenhütten und in der Nähe Steinkohlen- und Eisenbergwerke unterhalten. Eine merkwürdige Naturerscheinung war die Quelle, welche 1711 hier plötzlich entstand; sie strömte brennbare Dünste aus, füllte sich mit Erdtheer und ist beim Einsturz einer Kohlenmine 1755 eben so plötzlich wieder verschwunden.

Brosse, 1) Pierre de la, Fürstengünstling, in der Touraine von unbekannten Aeltern geboren, empfahl sich durch Geist und Lebensgewandtheit dem Könige Ludwig dem Heiligen, den er bis an dessen Tod als Chirurg oder vielmehr als Barbier begleiten mußte. Hierauf trat er als Chirurg und Kammerherr in die Dienste Philipps III. des Kühnen und ward auch diesem bald ein unentbehrlicher Begleiter. Als des Königs ältester Sohn der ersten Ehe, Prinz Ludwig, 1276 plötzlich, wie man vermuthete, an Gift starb, suchte B. den Argwohn des Königs auf die Königin zu lenken, und es gelang ihm, bis endlich eine geängstigte Begnine dem Könige rieth, keiner bösen Beschuldigung gegen seine Gemahlin zu glauben. Von diesem Augenblick an verschloß sich der König Jedermann; B. aber erschien nach wie vor als der mächtige Günstling, und auch als man ihn verrätherischen Einverständnisses mit Alfons X. von Kastilien beschuldigte, blieb B. noch zwei Jahre unangetastet auf seinem Posten. Da überreichte eines Tags in Melun ein Mönch dem König ein Paket Briefe, die mit B.'s Siegel versehen u. angeblich von einem im Kloster gestorbenen Boten hinterlassen waren. Der Inhalt dieser Briefe ist nie bekannt geworden, aber B. wurde mit großer Eile in einen Thurm geworfen, von einer Kommission, die aus den Herzögen von Burgund und von Brabant (dem Vater der Königin) u. dem Grafen von Artois (dem Ankläger) bestand, in Untersuchung genommen, zum Tode verurtheilt und am 30. Juni 1278 an dem Galgen von Montfaucon aufgeknüpft. Eine gereimte Chronik von St. Magloire erzählt, daß die Barone dem König die Bestätigung des Todesurtheils mit Gewalt entrissen hätten; das Volk nannte ihn ein Opfer des Hasses, und Papst Nikolaus III. spricht in einem Brief an den König seine Gemahlin nicht vom Verdacht frei; aber die Entschleierung dieser verhüllten Hofgeschichte ist noch nicht erfolgt.

2) Jean de B., bekannter als Marschall Brussac, Mordwerkzeug des Connetable Richemond, der durch ihn den Günstling Karls VII., Camus de Beaulieu, bei Seite schaffen ließ. B. kam damals ungestraft davon, zeichnete sich später vor Orleans und in mehren Gefechten (1429) durch Tapferkeit aus und † als Lieutenant des Königs 1433.

3) Jacques, französischer Baumeister, Architekt der Königin Maria von Medicis. Ihm verdankt Paris mehre seiner schönsten Bauwerke: den Palast Luxembourg (1615—1620), das Portal der Kirche von St. Gervais, den Theil der Wasserleitung von Arcueil, welcher auf 20 Pfeilern über das Thal von Bièvre führt (1624). Sein schönstes Bauwerk, wenigstens nach seinem Plane aufgeführt, war die protestantische Kirche zu Charenton, welche für 12,000 Menschen Raum gehabt haben soll, aber 5 Tage nach ihrer Vollendung (21. Oktober 1685) in Folge des Widerrufs des Edikts von Nantes zerstört wurde. B. schrieb auch: „Règlement générale d'architect. des cinq manières de colonnes" (Paris 1619).

Brosses, Charles de, scharfsinniger Geschichtsforscher, war den 8. Februar 1709 zu Dijon geboren und trat als Schriftsteller zuerst auf mit seinen „Lettres sur l'état actuel de la ville souterraine d'Herculanum" (Dijon 1750), der Frucht einer italienischen Reise, die er 1739 mit einem seiner Freunde zu Forschungen in der römischen Geschichte unternommen hatte. Im J. 1756 schrieb er auf Buffons Anregung die „Histoire des navigations aux terres australes" (2 Bde., mit Karten von Rob. de Vaugondy, deutsch von J. C. Adelung, 1767), in welcher er die neuentdeckten Länder und Inseln der Südsee als 5. Erdtheil dekretirte und die pinkertaische Eintheilung desselben in Australien und Polynesien feststellte. Daran schlossen sich, durch gelegentliche Untersuchungen angeregt: „Traité de la formation mécanique des langues" (2 Bde., 1765, neue Ausg. 1801, deutsch von Hißmann, 1777), worin er den Ursprung der Sprachen aus der natürlichen Fähigkeit des Menschen, die Artikulation der Organe zu verändern, erklärte, und: „Sur le culte des dieux fétiches" (1760, deutsch von Pistorius, Stralf. 1785), welche Schrift den Wörtern Fetisch und Fetischismus einen allgemeinen Gebrauch verschaffte. Sein Hauptwerk ist: „Histoire du 7e siècle de la republique romaine" (3 Bde., Dijon 1777, deutsch von Schlüter, 1799), ein Werk, in welchem er die größte Kenntniß des römischen Lebens neben gleicher Tiefe und Schärfe der Untersuchung an den Tag legte und dessen einziger Fehler die schwerfällige Schreibart ist. B. † den 7. Mai 1777 auf einer Reise nach Paris. Sein Sohn, René, Graf von B., den 12. März 1771 zu Dijon geboren, der mehre Präfekturstellen bekleidete und am 2. December 1834 †, gab eine neue Ausgabe der Briefe seines Vaters aus Italien unter dem Titel: „Italie il y a cent ans" (2 Bde., Paris 1834) heraus.

Brot, s. Brod.

Brotherton-Indianer, Volksstamm der nordamerikanischen Mohikans in der Grafschaft Oswego, Staat Newyork. Der schwache Rest, der von dieser Völkerschaft nach Jahrhundertelangen Kämpfen endlich europäischer Kultur noch zugänglich gemacht worden ist, bewohnt das Dorf Brotherton in der Nähe des Oneidasees. Der ganze Stamm, der sich jetzt zur christlichen Religion bekennt und von friedlicher Beschäftigung nährt, zählt kaum noch 400 Köpfe.

Brotterode, Marktflecken im gleichnamigen kurhessischen Amt, Provinz Fulda, Kreis Schmalkalden, in wilder und unfruchtbarer Gegend am südlichen Fuß des Inselsbergs, am Laudenbache,

2 Meilen nördlich von Schmalkalden. Die Einwohner, ungefähr 2000, die ihrem Boden jährlich nur eine spärliche Ernte von Kartoffeln und Hafer abgewinnen können, sind eines der regsamsten Industrievölkchen im ganzen Thüringerwald. Ihr ausgebreitetster Erwerbszweig ist die Fabrikation der unter dem Namen Kneller bekannten Sorte des geringsten Rauchtabaks, wozu sie die Blätter aus Wasungen, Alten- und Herrenbreitungen, Schwallungen ꝛc. beziehen. Außerdem verfertigen sie eine Menge kurzer Eisen-, Stahl- und Messing-, sowie viele Holz- und Drechslerwaaren, Pfeifenköpfe ꝛc. und führen damit durch einige größere Häuser und auf den 3 Jahrmärkten am Orte selbst einen lebhaften Handel. B. hatte sich in früherer Zeit, gleich einigen anderen Orten Thüringens (wie das nun verarmte Steinheide ꝛc.), durch seinen Bergbau auf Eisen ꝛc. die Rechte eines Bergfleckens erworben; jetzt sind die alten Baue verfallen.

Brouage, feste Seestadt im französischen Depart. Charente inferieure, der Insel Oléron gegenüber, an einem Seearm in welchen Ebbe und Fluth eindringen, mit tiefem, sicherem Hafen; wichtig wegen seiner großen Salinen, welche zu den vorzüglichsten Frankreichs gehören. Der gleichnamige Kanal geht von hier in die Charente, ist 15,870 Mètres lang, 6 Mètres 67 Centimètres breit und hat an jedem Ende eine Schleuße. Er wurde 1782 angelegt, um die Sümpfe um Rochefort auszutrocknen, 1807 durch die Anlage der erwähnten Schleußen schiffbar gemacht und ist für die ungeheure Salzausfuhr der Salinen von großer Bedeutung.

Brouckère, 1) Charles Marie Joseph Ghislain de, belgischer Staatsmann, 1791 zu Mastricht (nach A. 1796 zu Brügge) geboren, wandte sich vom Studium der Rechte zu den Sciences exactes des polytechnischen Instituts zu Paris, trat 1815 unter die Artillerie seines Vaterlandes u. machte sich 1820 unter seinem Oheim mit den Bankgeschäften und hierauf unter seinem Vater, damaligem Civilgouverneur von Limburg, mit dem Verwaltungs- und Finanzwesen des Staates vertraut. Im Jahre 1825 zum Deputirten der Provinz Limburg bei der zweiten Kammer der Generalstaaten gewählt, erhob er sich, namentlich durch die in den Sitzungen von 1827 bis 1828 gemachten Vorschläge auf Abschaffung zweier, die persönliche und die Preßfreiheit beeinträchtigender königlichen Dekrete von 1815 und auf unbedingte Freiheit des Unterrichts, zum Haupte der Opposition. Diese erhielt durch ihn eine neue Richtung und verstärkte Kraft, indem er die Liberalen mit den Katholiken vereinigte, welche früher in ihren Kämpfen gegen die Mißgunst der Regierung jene immer zu Widersachern gehabt hatten. Hieraus entwickelte sich nun der feindliche Gegensatz der südlichen und nördlichen Provinzen, welcher endlich in eine völlige Trennung auslaufen mußte, da die letzteren mit der Regierung stets in der Majorität waren. Im Jahre 1828 war B. Befehlshaber der Schutterei von Mastricht geworden, legte aber nach dem Dekret vom 11. December 1829 dieses Amt nieder, um, wie er sagte, in keine Berührung mit der Regierung zu kommen. Als im September 1830 die Revolution in Brüssel ausbrach, eilte er von Paris schnell herbei, wurde in die außerordentlichen Generalstaaten nach dem Haag (13. Sept.) berufen und sprach sich hier für die Unabhängigkeit Belgiens unter der Regierung des Prinzen Friedrich von Oranien aus. In der Verfassungskommission vertheidigte er die Beibehaltung der Monarchie und im Nationalkongreß stimmte er mit für Ausschließung des Hauses Oranien, für die Wahl des Herzogs von Nemours, gegen die Leopolds von Koburg und gegen die 18 Artikel. Nachdem er unter der provisorischen Regierung als Chef des Finanzausschusses dem zerrütteten Staatsschatze wunderbar schnell aufgeholfen und unter den zwei Ministerien des Regenten das Finanzdepartement verwaltet hatte, wählte ihn König Leopold den 3. August 1831 zum Minister des Innern, als welcher er bei dem Ueberfall der Holländer eine so ungemeine Energie entwickelte, daß ihm am 16. August 1831 das Kriegsministerium übertragen wurde. Binnen wenigen Monaten schuf er nun ein wohlorganisirtes Heer von 80,000 Mann; aber die drängende Eile, mit welcher dies hatte geschehen müssen, schien den Kammern kein Hinderungsgrund, die Größe der dafür verlangten Summen zu tadeln und sogar seine Uneigennützigkeit zu verdächtigen. Hierüber entrüstet, entsagte er seiner Ministerstelle u. verließ zugleich auch die parlamentarische Laufbahn. Er übernahm die einträgliche Stelle eines Generaldirektors der Münze, und da diese seinem Triebe nach vielfacher Thätigkeit nicht genügte, ohne Gehalt eine Professur an der Universität zu Brüssel (1834) und errichtete mit Tielemans das „Repertoire de l'administration et du droit administratif". Im Jahre 1835 gründete er, im Besitz eines Kapitals von 20,000 Francs, mit Aktien zu 1000 Francs die belgische Nationalbank im Gegensatz zur alten brüsseler Bank und erhob sie schnell durch merkantilische und industrielle Spekulationen zu großem Einfluß auf das Land. Dies hastige Umsichgreifen war jedoch nicht geeignet, das Institut gegen mögliche Krisen gehörig zu sichern, weil die auf industrielle Etablissements angelegten Kapitalien nicht so leicht flüssig gemacht werden konnten. Als 1838 bei den Kriegsaussichten gegen Luxemburg und Limburg bedeutende Rückzahlungen verlangt wurden, sah sie sich am 17. December genöthigt, ihre Zahlungen zu suspendiren. Obschon der gänzliche Fall derselben noch durch Unterstützung der Regierung abgewendet wurde und B. kein Vorwurf gemacht werden konnte, der nicht in der schwachen Basis der Bank und in den damaligen Verhältnissen seine Entschuldigung gefunden hätte, so legte er doch den 30. April 1839 sein Direktorat nieder. Aus seiner Ruhe, die er hauptsächlich der Förderung industrieller Unternehmungen zu Gute kommen ließ, rissen ihn die brüsseler Wähler 1840 heraus, indem sie ihn aufs Neue in die Kammer sendeten. Ende desselben Jahres ernannte ihn der Minister Rogier zum Bürgermeister der Hauptstadt, als welcher er sich durch energisches Eingreifen und praktischen Scharfsinn in vieler Hinsicht, besonders in den drangvollen Zeiten der Theuerung von 1846, der Cholera von 1849, verdient gemacht und dadurch sein rauhes, abstoßen-

des Benehmen u. manchen aus Voreiligkeit oder Halsstarrigkeit begangenen Fehler in Vergessenheit gebracht hat. Noch besonderer Erwähnung verdient er als Präsident des Oekonomistenkongresses in Brüssel (1847), sowie des Ackerbaukongresses (1848). Ueberhaupt ist er eines der thätigsten und einsichtsvollsten Mitglieder fast aller zur Hebung oder zur Beurtheilung der industriellen Leistungen des Landes amtlich eingesetzten Kommissionen und Ausschüsse.

2) Henri Marie Joseph Ghislain de B., liberaler belgischer Kammerdeputirter, jüngerer Bruder des Vorigen, 1801 zu Brügge geboren, studirte zu Lüttich die Rechtswissenschaft, wurde 1820 Doktor und Advokat, 1822 königlicher Prokurator zu Mastricht, später zu Ruremonde, in der Revolution Präsident des Wahlkollegiums und Sekretär des Nationalkongresses, in welchem er sich für die Wahl Leopolds und gegen die 18 Artikel aussprach. Im Jahre 1831 nahm er als Freiwilliger an den Treffen von Bauterstein und Löwen Theil, wurde Deputirter von Ruremonde bei der Repräsentantenkammer und 1833 Deputirter von Brüssel und trug als solcher auf Revision des Strafcodex und Abschaffung der Todesstrafe an. Inzwischen war er Rath am brüsseler Appellhof geworden, wurde 1840 vom liberalen Ministerium Rogier zum Gouverneur von Antwerpen ernannt und dann nach Lüttich versetzt, nahm aber 1846 nach dem Eintritte de Theux' ins Kabinet seine Entlassung. Im August 1847 wurde er Staatsminister ohne Portefeuille, ging im Oktober 1849 als Gesandter nach Rom, Neapel, Turin und Florenz, wurde Ende Oktober 1852 Minister des Auswärtigen, nahm aber im März 1855 seine Entlassung.

Brough, Stadt in der englischen Grafschaft Westmoreland, mit 1500 Einw., wahrscheinlich das Verterä der Römer. In der Nähe die Ruinen von Burgh-Castle und eine Mineralquelle.

Brougham, Henry, Baron B. and Vaux, einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner und Schriftsteller Großbritanniens, ward aus einer alten cumberländischen Familie 1779 in Edinburg geboren, erhielt die erste wissenschaftliche Bildung in seiner Vaterstadt und unter der Leitung seines mütterlichen Oheims, des berühmten Geschichtschreibers Robertson, und bezog, 15 Jahre alt, die Universität zu Edinburg. Hier bildete er mit Jeffrey, Leyden, Southey, Horner, Erskine, Th. Brown, Reddie, Lord Stuart u. A. eine wissenschaftliche Gesellschaft, the speculative club, welche die Mitglieder zu lebhaften Debatten über Gegenstände der Philosophie, Politik, Religion &c. versammelte. Schon im 17. Jahre schrieb er seinen „Versuch über die Geschwindigkeit des Lichts" (in den „Philosophical Transactions"). Eine spätere mathematische Schrift eröffnete dem 22jährigen B. den Eintritt in die königl. Societät der Wissenschaften. Um diese Zeit unternahm B. mit seinem alten Studiengenossen, Lord Stuart de Rothesay, eine Reise nach Norwegen und Schweden, welche damals allein dem Briten gefahrlos offen standen; erst nach dem Friedensschluß von Amiens eilte B. nach Paris und besuchte dort Carnot. Die alleinige Beschäftigung mit wissenschaftlichen Forschungen, die in England mit zu wenig öffentlichen Ehren und Vortheilen verbunden ist, konnte jedoch auch B. nicht für immer fesseln. Denselben Eifer, den er früher der Mathematik, den philosophischen und rhetorischen Schriften der klassischen Alten und einem ausgebreiteten lateinischen Briefwechsel mit europäischen Gelehrten gewidmet hatte, trug er später auf das Studium der Rechts- und Staatswissenschaft über und trat schon 1803 als Sachwalter und politischer Schriftsteller auf. Sein erstes Werk dieser Art: „An inquiry into the colonial policy of the european powers" (2 Bde., London 1803), gibt einen treuen Abriß der Kolonisationsgesetze der Alten und beginnt bereits den Kampf gegen den Sklavenhandel, den B. später so energisch u. siegreich fortgesetzt hat. Seine größte Theilnahme fesselte aber damals die durch seine und seiner Freunde Gesammtthätigkeit entstandene Zeitschrift „Edinburgh Review", die 1802 zuerst ans Licht trat und von sehr bedeutendem Einfluß auf die Richtung der politischen Gesinnung in Großbritannien ward. Während B. diesem Journal den größten Theil seiner literarischen Thätigkeit zuwandte, hatte ihm auch seine juristische Praxis in Kurzem einen ausgebreiteten Ruf erworben. Als gerichtlicher Redner stand er in Schottland bereits auf der höchsten Stufe des Ansehns; doch auch sie sollte einer höheren weichen. Ein Prozeß der Herzöge von Roxburgh führte B. nach London, wo er zum ersten Male vor dem höchsten Gerichtshof des Reichs sein glänzendes Talent entfaltete. Der Beifall, der ihm hier zu Theil wurde, eröffnete plötzlich seinem Ehrgeiz die glänzendsten Aussichten. Er blieb in London und war in Kurzem einer der berühmtesten Sachwalter der Kingsbench. Aber auch hier konnten die juristischen Berufsgeschäfte ihn nicht von seinem höheren politischen Beruf entfernen. Als Napoleons Kontinentalsystem mit dem europäischen auch den englischen Handel bedrohte, redete und schrieb er unermüdlich, aber vergeblich für Handelsfreiheit. Sein Wunsch, ins Parlament zu kommen, ward erst 1810 erfüllt, wo ihn der Herzog von Bedford für den verfallenen Flecken Camelford wählen ließ. Seine erste Rede war gegen den Sklavenhandel gerichtet, den auf B.s siegreichen Vortrag 1811 endlich beide Häuser für ein Hauptverbrechen erklärten; einen gleich festen Angriff that er gegen die Geheimerathsverordnung von 1807. Letzteres geschah am glänzendsten im Juni 1812, wo er das Toryministerium, trotz all seiner Majorität und trotz aller Siege auf dem Kontinent, zwang, seinen Forderungen, freilich zu spät und ohne daß der Krieg mit den Vereinigten Staaten verhütet werden konnte, nachzugeben. Nach solchen parlamentarischen Triumphen glaubte B. sich ohne Scheu der Stadt Liverpool als Vertreter vorschlagen zu dürfen; dort aber trug Canning den Sieg davon, und B. war nun zwei Jahre lang nicht im Parlament. Diese Muße benutzte er, um den Zustand, in welchem das britische Reich aus dem allgemeinen Friedensschluß hervorging, und insbesondere die Ursachen der allgemeinen Verarmung kennen zu lernen, die damals durch alle Klassen der Gesellschaft fühlbar, aber gleichwohl den damaligen Gesetzgebern des Staats so uner-

klärlich war. Erst 1815 wurde er für den verfallenen Flecken Winchelsea vom Herzog von Cleveland, einem Pair der Opposition, zum Deputirten im Unterhaus ernannt und blieb seitdem ununterbrochen Parlamentsmitglied, bis 1830 im Unterhaus und später im Oberhaus. Die Stiftung des heiligen Bundes und die Aufforderung desselben an England, sich diesem anzuschließen, erfuhr zunächst B.s energischen Widerstand. Eine für England heilsamere parlamentarische That würde sein 1816 gestellter Antrag auf Verbesserung der Volkserziehung geworden seyn, wenn seine, selbst von Gegnern als bewunderswürdig anerkannten Reden, die gewaltigen Zeugnisse seiner Geisteskraft, seiner umfassenden Kenntnisse und ungeheuchelten Vaterlandsliebe, nicht eindruckslos abgeprallt wären an den Feinden aller vernünftigen Nationalentwickelung und der starren Rinde geistlicher und weltlicher Privatinteressen. Der Ausschuß des Unterhauses, der zur Untersuchung dieses wichtigen Gegenstandes ernannt und bis 1818 thätig war, löste sich auf, und auch sein späterer Antrag auf Einführung der Kirchspielschulen in England scheiterte an der Hartnäckigkeit der Parteiansichten. Dagegen entstand durch B.s und seiner Gleichgesinnten Zusammenwirken 1819 die Kleinkinderschule in London, später eine Bildungsanstalt für Handwerker (Mechanic's institutions) ꝛc. Seine Grundsätze über Volkserziehung entwickelte er in dem vortrefflichen Werke: „Practical Observations upon the education of the people" (Lond. 1825, deutsch von Klöden), das in mehr als 30 Auflagen Gemeingut des britischen Volks geworden ist. Gleich einflußreich war die Stiftung der „Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse", welche ebenfalls seit 1825 die Feinde der Volksaufklärung mit einer Reihe von Volksschriften erschreckte, die jene durch fortgesetzten materiellen Druck um so eindringlicher und einleuchtender machten. In demselben Jahre wurde B. Lord-Rektor der Universität Glasgow, und im folgenden Jahre trug er wesentlich zur Gründung der londoner Universität bei. Allen diesen einzelnen Gliedern seiner großen politischen Absicht auf Volksbildung verschaffte B. 1828 mit der Waffe seiner unüberwindlichen Beredsamkeit ein Schlagwort, das seinen großen Gedanken zusammenfaßte u. dem Bürger Vertrauen einflößte auf die sittliche Macht, der stärksten physischen gegenüber: „The scholmaster abroad!" (der Schulmeister überall) war es, mit dem er das einst so gewichtige: „The soldier abroad!" (der Soldat überall) aus dem Felde schlug. Die Emancipation der Katholiken fand 1828 und 1829 einen Verfechter an ihm. Auch die Korporations- und Testakten wurden um diese Zeit von B. zur Aufhebung eindringlichst empfohlen. Sein letzter Triumph im Unterhaus war sein Antrag, die Verbesserung des bürgerlichen und peinlichen Verfahrens und die Strafgesetzgebung in England betreffend, der zur Enthüllung manches schwarzen u. faulen Flecks im britischen Staatsleben hinführen mußte. Als, nachdem der russelsche Antrag auf Parlamentsreform im Februar 1830 verworfen, ein späterer Antrag der Opposition (Hobhouse u. A.) auf Prüfung des Ministerialentwurfs über die Civilliste des Königs jedoch angenommen worden war, die Minister ihre Entlassung nahmen und Graf Grey am 16. November 1830 als erster Lord der Schatzkammer an die Spitze des Ministeriums trat, ward B. als Kanzler ins Kabinet berufen, unter dem Titel B. and Vaux zum Baron ernannt und zum Präsidenten des Hauses der Lords erwählt. Bei den Verhandlungen über die Reformbill, besonders am 7. Oktober 1831, hielt er eine seiner ausgezeichnetsten Reden. Wie früher nahm er die Rechtspflege und die Volkserziehung unter seine Obhut und führte allen Privat- und seinen eigenen Interessen zum Trotz weise Ersparungen durch. Sein Antrag auf Errichtung von Lokalgerichtshöfen in einzelnen Distrikten (Local-Jurisdiction-Bill) traf zwar auf Widerstand; aber selbst den noch hartnäckigeren gegen seine Maßregel, die eine Verbesserung des gerichtlichen Verfahrens gegen Bankerottirer bezweckte, überwand er und brachte diesem Siege selbst eine Verminderung seines jährlichen Einkommens um 7000 Pfund Sterling zum Opfer. Durch die Einziehung von Sinekuren bei dem Kanzleigerichtshofe allein ersparte er dem Lande jährlich 21,670 Pfund Sterl. Ueberhaupt befreite er die Rechtspflege von einer Menge von Mißbräuchen, und der 1834 von einer Kommission verabfaßte Strafgesetzcodex (a digest of criminal law) verdankt ihm seine Entstehung. Eine seiner heilsamsten Einrichtungen aber war der Unterricht, den er den Handwerkern in den Abendstunden eröffnete und für welchen er eine große Anzahl Elementarbücher ins Leben rief. Als am 16. November 1834 das melbourne'sche Ministerium vom König aufgelöst und ein wellingtonsches Toryministerium an die Spitze des Staats gestellt ward, trat auch B. ab. Da er sich durch einige Indiskretionen das Mißfallen der Häupter der Whigs und König Wilhelms IV. zugezogen hatte, ward er in das 1835 zu Stande gekommene Whigkabinet nicht aufgenommen und kam nun, ohne doch zu dem System der Tories überzutreten, in eine oppositionelle Stellung gegen die Whigs. Indessen blieb er in den Hauptfragen der Politik, wie in Beziehung auf Wahlreform, Getreidegesetze, Volksbildung und Emancipation der Neger, den stets von ihm befolgten Grundsätzen treu. Ein Aufenthalt zu Paris 1839 gab ihm Veranlassung zu einer anonym herausgegebenen Flugschrift über die Parteien in Frankreich. Im Jahre 1841 sprach er in einer merkwürdigen Rede zum Theil gegen O'Connell und mittelbar gegen das Whigministerium, dann aber zugleich über die gesellschaftliche und politische Stellung der arbeitenden Klassen überhaupt und besonders den Besitzenden gegenüber. Als Mittel der endlichen Herstellung eines befriedigendern Zustandes bezeichnete er die Abschaffung der Korngesetze und die Ausdehnung der Repräsentation auf eine größere Bevölkerung. Im Jahre 1842 wiederholte er die Nothwendigkeit einer gänzlichen Aufhebung aller Beschränkungen des Kornhandels und sprach gegen die neue Einkommensteuer. Die französische Revolution von 1848 begrüßte er anfangs mit freudiger Anerkennung und stellte sogar an den Justizminister Cremieux die Frage, ob er auf Grund

seines Landbesitzes im südlichen Frankreich, wo er sich während der Parlamentsvakanzen aufzuhalten pflegt, als Bürger der neuen Republik aufgenommen werden könne. Doch kam er bald von dieser Ansicht zurück, wie aus seinem „Schreiben an den Marquis von Landsdowne" (1849) hervorgeht, in welchem er die Februarrevolution und ihre Urheber in den herbsten Ausdrücken verurtheilte. Eine ähnliche Inkonsequenz bewies er in Bezug auf die Weltindustrieausstellung. Nachdem er sich, als der Plan zu dieser Unternehmung zuerst angeregt wurde, mit großer Lebhaftigkeit dagegen ausgesprochen und sie als dem englischen Handel gefährlich dargestellt hatte, ward er in der Folge einer der wärmsten Vertheidiger derselben. Im Juni 1850 ereignete sich ein unangenehmer Fall zwischen ihm u. dem preußischen Gesandten Bunsen, indem B., da Bunsen im Oberhause einen Platz auf der Gallerie der Pairinnen eingenommen hatte, erst persönlich den Gesandten aufforderte, den Platz zu räumen, und dann den Antrag vor das Haus brachte, daß jener durch den Stabträger entfernt würde. Bunsen entfernte sich, aber B.s Benehmen wurde allgemein getadelt. Die schriftstellerische Thätigkeit B.s war, seitdem er seiner amtlichen Funktionen enthoben wurde, bedeutend. Von seinen Werken nennen wir, außer den „Speekes" (4 Bde., Edinburg 1838) u. der „British constitution" (Lond. 1844), die „Sketches of states man of the time of George III" (das. 1839), denen sich die „Lives of men of letters and science, who flouris hed in the time of George III" (das. 1845, 2. Serie 1846) anschließen, in welchen besonders die Schilderung Voltaire's Beachtung verdient. Weniger bedeutend sind die „Dialogues on instinct" (Lond. 1847). Wie reich auch seine Schriften an nützlichen Maximen, an schätzbaren einzelnen Gedanken, an treffenden Wahrheiten sind, so entbehren sie doch ganz und gar der philosophischen Einheit, welche das Zerstreute verbindet, das halb und theilweise Wahre von dem ganz Wahren sondert und dieses mit strenger Aufmerksamkeit auf den Gegenstand allein zu einem fruchtbaren Kern rundet, der die Entwickelungsfähigkeit eines reichen Lebens in sich schließt. Es herrscht in den meisten das Gelegentliche, auf bestimmte Fälle und Umstände Berechnete, zu sehr vor über das allgemein Wahre und ewig Gültige. Einen weit höheren Standpunkt nimmt B. als Redner ein. Als gerichtlicher Redner und Sachwalter steht er mit den ausgezeichnetsten englischen Meistern der rhetorischen Kunst in einer Reihe, ja selbst Canning übertrifft er durch den größeren Kreis der Belesenheit und einen Schatz tieferer Kenntnisse. B. schöpft selten aus seinem Gedächtniß, aber noch viel seltener aus dem blendenden Quell der Phantasie, womit er vielleicht nur spärlich begabt ist. Er stützt sich auf die eingeborenen Kräfte seines Gemüths; aber diese sind so beweglich und elastisch, daß, obgleich das Kolorit nicht so mannigfaltig u. anziehend erscheint, sich in ihnen doch eine Allseitigkeit und eine Kraft geistiger Lebendigkeit und Handlung ausspricht, welche nicht nur anzuziehen, oder die Aufmerksamkeit zu reizen, sondern die Vernunft zu unterwerfen vermag. Wohl unübertroffen aber ist er in der Fertigkeit, mit welcher er einen wichtigen moralischen Ausspruch oder eine moralische Wahrheit in eine ausdrucksvolle, natürliche und behaltbare Phrase kleidet, welche aufgefangen wird und mit elektrischer Schnelligkeit im Volke umläuft. B.s natürliche Anlage als Redner ist wesentlich für den Angriff geeignet. Seine Stärke ist, feindliche Reihen zu durchbrechen oder im Sturm einen Hauptangriff auszuführen. Dann führt er erst seine Logik ins Gefecht, wendet den weitesten Spielraum dialektischer Künste an, zuweilen verborgen, immer aber kräftig und gewandt, mag er nun einen Irrthum bloßstellen, einen schwachen Vorwand vernichten, einen Gegner aus seiner Stellung vertreiben und sie einnehmen oder gegen ihn die eigenen Waffen kehren: gallenbittere Ironie, persönliche Verspottung und Bosheit, Sarkasmus, kurz, ein Strom der Rhetorik und des Raisonnements für seinen Zweck, welchen Ton, oder welche Richtung seine Rede auch nehmen mag. Diese instinktmäßige Energie, dieser Sturm des Gemüths und Temperaments führt uns unmittelbar zu der Schattenseite seines Wesens. Sein Ungestüm wird häufig unbezähmbar. Dann überschreitet er die Grenzen der Klugheit, der Diskretion u. ebenso auch des guten Geschmacks, erlangt zwar einen augenblicklichen Erfolg durch die Kraft und die Wirkung, mit welcher er deklamatorische Fragmente und barbarische Sarkasmen, meist ohne Unterschied, auf seine Gegner u. deren Verbündete ausschüttet, und verursacht einen furchtsamen Rückzug, fühlt sich aber dabei selbst so beschädigt, daß er es für klug hält, bei Zeiten das Schlachtfeld zu verlassen (vergl. E. L. Bulwer, im „Monthly chronicle" von 1838).

Broughtons Archipel, britische Inselgruppe an der Nordwestküste Amerika's, zu Neugeorgien gehörig (250° 30' — 251° 4' L. und 50° 33' — 51° nördl. Br.), besteht größtentheils aus unfruchtbaren Felsenmassen. Benannt sind sie nach ihrem Entdecker, Broughton, dem Reisegefährten Vancouvers, Kommandanten des Schiffs Chatam (1790).

Brouillard (Brouillon, franz.), kaufmännisches Tagebuch, in welches alle Geschäfte und Vorkommenheiten des Tags kurz notirt und aus welchem sie in die Bücher eingetragen werden; in manchen Häusern mit der Strazze verbunden.

Brounker, William, Lord Viscount von Castle-Lyons in Irland, verdienstvoller Mathematiker, um 1620 geboren, erhielt in Folge der Unterzeichnung der im April 1660 erfolgten Erklärung englischer Großen zu Gunsten Karls II. das Amt eines Kanzlers u. Großsiegelbewahrers der Königin, ward 1662 erster Präsident der königlichen Akademie der Wissenschaften, in welche er als eines der ersten Mitglieder getreten war, und † den 5. April 1684 zu Westminster. In der Mathematik hat er zuerst auf die Inhaltsberechnung eines hyperbolischen Raumes (brounkersche Reihen) und auf die Anwendung der Kettenbrüche aufmerksam gemacht, letzteres in einem der Briefe, welche er 1657 und 1658 an den berühmten Dr. John Wallis schrieb und welche dieser in seinem „Commercium epistolicum" (Oxford 1658) mit herausgegeben hat.

Broussais, Franz Joseph Victor, der

Begründer eines neuen nach ihm benannten Systems der Heilkunde, den 17. Okt. 1772 zu St. Malo geboren, hatte kaum seine klassische Schulbildung auf dem Collège von Dinant vollendet, als der Ausbruch der Revolution ihn zur Armee rief. Hier widmete er sich frühzeitig, unter Anleitung seines Vaters, wundärztlichen Beschäftigungen bei der Kriegsmarine zu St. Malo u. diente darauf 5 Jahre lang als Wundarzt auf verschiedenen Schiffen und in den Hospitälern von Brest. Nachdem er dann seit 1799 zu Paris gründliche Studien in der Medicin gemacht und 1803 den Doktorgrad erlangt hatte, prakticirte er zwei Jahre lang zu Paris und später als Militärarzt in den Hospitälern von Belgien, Holland, Oesterreich, Italien und Spanien. Unter der Restauration wurde er zum Professor an dem Militärhospital Val-de-Grâce ernannt und suchte nun in Schriften, medicinischen Journalen, wie in den 1822 von ihm begründeten „Annales de médécine physiologique", und auf dem Katheder seinem System Geltung zu verschaffen, das er mit zahlreichen Belegen aus der Erfahrung zu stützen wußte. Dies und die Erfolge seiner einfachen, in der damals herrschenden Krankheitsform begründeten Heilart überraschten die Gegner und das Publikum u. bewirkten, daß sein System binnen Kurzem die Mehrzahl der französischen und belgischen Aerzte gewann und sich bis nach Spanien, Italien u. Amerika verbreitete. Nur der gründliche Ernst englischer u. deutscher Aerzte ließ sich nicht überrumpeln, und auch in Frankreich mußte es bald wieder einer andern (eklektischen) Richtung Platz machen. B. wurde 1832 Professor der allgemeinen Pathologie und Therapie an der medicinischen Fakultät zu Paris, später auch Mitglied des Instituts und † den 17. Nov. 1838 auf seinem Landsitz zu Vitry. Im Jahr 1841 wurde ihm im Hofe des Val de Grâce eine Statue gesetzt. Unter seinen zahlreichen Schriften sind die „Histoire des phlegmasies ou inflammations chroniques" (2 Bde., Par. 1808; 3. Aufl.. 3 Bde., 1826) und das „Examen de la doctrine médicale généralement adoptée" (das. 1816; 4. Aufl., 1829—34, 4 Bde.) die bedeutendsten. Das darin niedergelegte System, der **Broussaismus**, geht von dem Grundsatze aus, es gebe keine allgemeinen Krankheiten, sondern eine jede pathologische Erscheinung rühre von einem einzelnen Organe oder organischen System her. Da hiernach der Sitz einer jeden Krankheit in einer örtlichen Reizung zu suchen ist, so mußte sich B. nach einem Mittelgliede umsehen, um die mannigfaltigen Krankheitssymptome an diese örtliche Reizung anzuknüpfen, und dieses fand er in den Sympathien. Da nun unter allen Theilen die innere Fläche des Darmkanals die genauesten u. ausgebreitetsten Sympathien zeigt, so bot ihm diese ein sehr erwünschtes Feld dar, von dem er alle Krankheiten ausgehen ließ, deren Sitz ihm unbekannt war. Daraus erklärt es sich, warum die Magendarmentzündung in dieser Lehre eine so große Rolle spielt und auf sie der dritte Theil aller Krankheiten zurückgeführt wird („La Gastro-Enterite est la base de la Pathologie"). Sensibilität und Kontraktilität sind nach B. die Zeichen des Lebens, und diese werden durch gewisse Naturkörper, besonders durch den Wärmestoff erhöht, auf welche Weise Reizung und so Aeußerung des Lebens entsteht. Krankheit ist ihm ein Mißverhältniß in der Erregung, welches nur durch Uebermaß oder Mangel derjenigen Reize, welche die Verrichtungen des Lebens unterhalten, oder durch die Einwirkung dem Leben geradezu entgegengesetzter Reize (Gifte) entstehen kann und wovon dann unregelmäßige mit zu viel oder zu wenig Kraft von Statten gehende Verrichtungen als Folge erscheinen. Immer fängt diese Abweichung aber in einem Organ oder organischen Systeme an und theilt sich andern mit; allgemeine Krankheiten ohne primäres Leiden eines einzelnen Organs (sogenannte essentielle Fieber, Dyskrasien 2c.) gibt es nicht. Deswegen braucht auch keine Krankheit gewisse Zeiträume zu durchlaufen, man muß sie im Gegentheil immer durch zweckmäßige Mittel in ihrem Gange aufhalten, in welcher Periode sie sich auch befinden mag. Den Verlauf einer Entzündung aufzuhalten, gibt es 4 Arten von Mitteln: schwächende, ableitende, fire tonische und flüchtig reizende. Unter diesen sind die schwächenden die bei weitem wichtigsten, ja selbst fast allein anwendbaren. Sie bestehen in Entziehung von Nahrung, säuerlichem, erschlaffendem Getränke und den bei weitem die größte Wirksamkeit besitzenden Blutentziehungen. Gegen die fast in allen Krankheiten eine Rolle spielende Magendarmentzündung empfiehlt B. vorzugsweise örtliche Blutentleerungen durch Blutegel und Schröpfköpfe auf den Unterleib. Dagegen werden von ihm Brech- und abführende Mittel, Kalomel 2c. ganz verworfen oder nehmen doch nur eine sehr untergeordnete Stelle ein. In Frankreich stand diese Lehre eine Zeitlang sowohl bei Aerzten als Laien in großem Ansehen, bei uns in Deutschland dagegen ist sie fast spurlos vorübergegangen, und ihr Einfluß erstreckte sich kaum weiter, als daß dadurch der Preis der Blutegel erhöht wurde, denn die Konsumtion dieser Thiere steigerte sich in Paris in solchem Grade, daß ganze damit beladene Frachtwägen dahin wanderten. Man berechnete, daß in den pariser Lazarethen jährlich 5—6 Millionen, und allein im Hôtel Dieu täglich 400 in jedem Krankensaale verbraucht wurden, wodurch bei der im Durchschnitt in ihnen behandelten Anzahl von 35,000 Kranken 1700 Centner Blut vergossen wurden u. auf jeden Kranken 170 Blutegel kamen. Ja, die pariser Damen sollen sich zur damaligen Zeit, wenn sie sich erhitzt fühlten und etwa von einem Balle nach Hause kamen, statt wie sonst ein Glas Zuckerwasser zu trinken, der Mode zu Liebe einige Blutegel gesetzt haben. Jetzt hat sich diese durch B. angeregte Manie größtentheils verloren, und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß seine Lehre ihren Urheber lange überleben werde. Vgl. **Montègre**, Notice historique sur la vie, les travaux, les opinions de B., Par. 1839. Sein Sohn, **Casimir B.**, geboren 1803 zu St. Servan im Departement Ille Vilaine, seit 1833 Arzt und Professor am Val de Grâce, bewies sich als eifriger Schüler seines Vaters. Sein Hauptwerk ist die auf phrenologische Grundsätze gestützte „Hygiène morale" (deutsch von Frankenberg. Braunschw. 1838).

Broussonet, Pierre Marie Auguste, berühmter französischer Naturforscher, Arzt u. landwirthschaftlicher Schriftsteller, geboren den 28. Febr. 1761 zu Montpellier, widmete sich in Paris dem Studium der Botanik und Zoologie und führte in letzterer zuerst das linné'sche System ein durch das Werk „Ichthyologiae decas I" (Lond. 1782, Wien 1788), welches leider ohne Fortsetzung blieb. Nach 3jährigem Aufenthalt in England, während dessen er zum Mitgliede der königlichen Societät ernannt wurde, begab er sich wieder nach Paris u. ward hier Daubentons Gehülfe im Collège de France und in der Thierarzneischule. Mehre schätzbare Abhandlungen, wie „Sur la respiration des poissons", „Sur les dents" u. a. m. bewirkten seine Aufnahme in die königliche Akademie. Sehr verdient machte er sich seit 1785 als Sekretär der Ackerbaugesellschaft, deren Wirksamkeit auf den Landmann er bedeutend hob, namentlich durch Herausgabe des „Année rurale ou calendrier à l'usage des cultivateurs" (2 Bde., Paris 1787 und 1788) und durch seine Theilnahme am „Feuille du cultivateur" (8 Bde., 1788 ff.). Durch seine Bemühungen wurden die ersten Merinos aus Spanien und die ersten Angoraziegen aus der Levante nach Frankreich gebracht. Nebenbei übersetzte er J. R. Forsters „Geschichte der Entdeckungen und Schifffahrten im Norden" ins Französische (2 Thle., Paris 1789) und schrieb Lobreden auf Turgot, Buffon u. A. Die Revolution rief ihn von seinem nützlichen Wirkungskreise in das politische Treiben, für welches er nicht geschaffen war. Er wurde Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, sollte nach dem Sturz der Girondisten zu Montpellier, wohin er sich gleich nach Errichtung des Nationalkonvents zurückgezogen hatte, verhaftet werden, entkam aber glücklich nach Madrid. Dort vertrieb ihn der Einfluß der Royalisten, und als er mit Hülfe seines Freundes Joseph Banks sich nach Indien begeben wollte, verschlug ihn der Sturm nach Lissabon, von wo ihn weitere Verfolgungen durch Algarvien u. Andalusien trieben, bis er als Arzt des Gesandten der Vereinigten Staaten sicher nach Marokko reisen konnte. Nachdem sein Name auf der Emigrantenliste gestrichen worden war, wurde er als französischer Konsul und zugleich als Reisender des Nationalinstituts nach Mogador und den kanarischen Inseln gesandt. Von dort sollte er sich als Konsul nach dem Kap der guten Hoffnung begeben, als ihn noch zur rechten Zeit die Berufung zum Professor der Botanik an der Universität von Montpellier traf. Im Jahre 1805 wurde er zum Mitglied des gesetzgebenden Körpers ernannt. Im Juli 1807 veranlaßte ein Fall eine höchst merkwürdige Zerrüttung seiner Gedächtnißkraft, indem er plötzlich alle Namen und alle Substantive vergessen hatte, während ihm die Adjektive leicht und in Menge zuflossen; an den Folgen dieses Falls † er den 27. Juli 1807 mit Hinterlassung werthvoller Handschriften.

Broussonetia, Pflanzengattung aus der Familie der Amentaceen, dem französischen Naturforscher Broussonet zu Ehren benannt, früher zu der Gattung Morus gerechnet, charakterisirt durch die diöcischen Blüthen, das aus den keulenförmigen Fruchtböden zusammengesetzte weibliche Kätzchen, das einfache Pistill und die vom Kelch bedeckten Samen. Die Gattung begreift gelbmilchende Bäume der tropischen Zone. Der japanische Papiermaulbeerbaum (B. papyrifera *Vent.*, Morus papyrifera *L.*) ist ein strauchartiger Baum von 15—20 Fuß Höhe in China, Japan und auf den Inseln der Südsee, der auch bei uns im Freien ausdauert und nur in kalten Wintern bis auf die Wurzel abstirbt. Er hat herzförmige, lappige, abwechselnd-stehende Blätter und trägt in den Blattachseln Früchte, welche etwas größer als Erbsen, dunkelroth u. mit röthlichen, haarähnlichen Griffeln besetzt sind. Den Bast aus den 3jährigen Trieben wissen die Japanesen durch mehrmaliges Kochen in Lauge in einen Brei zu verwandeln, welcher, mit Reisbrühe und der Wurzel von Hibiscus Manihot gekocht, schleimig wird u. in Formen von Binsen zu Papier verhärtet. Auch Zeuche werden aus dem Bast verfertigt. Der Färbermaulbeerbaum (B. tinctoria *Kunth*, Morus tinctoria *L.*) ist ein 60 Fuß hoher Baum in Westindien u. Südamerika, mit dornigen Aesten und kahlen, ganzrandigen gelappten Blättern, am Stamme mit hellbrauner, an den Aesten mit weißlicher Rinde voll schwefelgelber Milch. Die muskatnußähnlichen Früchte werden roh und eingemacht gegessen und auf Jamaika auch als Arznei bei Halsentzündungen u. Luftröhrenleiden gebraucht. Das Holz ist hart, fest, hellgelb, wird zum Färben gebraucht u. in großer Menge als Fustik-, Fustel- oder gelbes Brasilienholz (Gelbholz) nach Europa gebracht.

Brouwer, Maler, s. Brauwer.

Brouwershaven, Stadt in der niederländischen Provinz Zeeland, auf der Nordseite der Insel Schouwen, mit Hafen, 900 Einw., Brauereien, Austernfischereien und Handel; Geburtsort des Dichters Jak. Catts. Im Kriege zwischen Burgund und der Gräfin von Holland wurde hier der Bundesgenosse letzterer, Herzog Humphrey von Glocester, 1426 vom Herzog Philipp von Burgund in einem blutigen Treffen besiegt. Unweit B. stand einst Bommena, eine Stadt, welche 1682 durch eine fürchterliche Ueberschwemmung ihren Untergang fand.

Browall (Browallus), Johann, schwedischer Naturforscher, den 30. Aug. 1707 zu Westerås geboren, wo sein Vater Lehrer am Gymnasium war, studirte zu Upsala Theologie, wurde Kaplan zu Stockholm, 1737 Professor der Naturgeschichte zu Abo in Finnland, sodann Bischof und Prokanzler der Hochschule daselbst u. † den 25. Juli 1755. Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse und Beobachtungen hat er nicht nur in lateinischen Abhandlungen für die stockholmer Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er war, niedergelegt, sondern ihnen auch durch Schriften in schwedischer Sprache einen Weg zu dem Volk eröffnet. Seine Vertheidigung des linnéschen Systems hat Linné bewogen, ein Pflanzengeschlecht nach seinem Namen (Browallia) zu benennen.

Browallia, Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, Joh. Browall (s. d.) zu Ehren benannt, charakterisirt durch den 5zähnigen Kelch, die röhrige Krone mit lappigem Saum und die ungleichen Antheren; schönblühende süd-

amerikanische Sommergewächse. B. elata L. (B. elongata *Humb. et Bonpl.*) hat eiförmig-längliche Blätter, die wie die Blüthenstiele und Kelche behaart sind, u. blaue oder weiße Blüthen u. ist eine gewöhnliche Zierpflanze unserer Gärten. B. demissa L. hat eiförmig-längliche, stumpfe, an der Basis verdünnte Blätter, die wie die Blüthenstiele schwach behaart sind, glatte Kelche u. blaue Blumen. Eine Abkochung der Blätter wird in Kolumbien gegen eine Art Grind mit Nutzen gebraucht. Man säet den Samen auf ein warmes Mistbeet, und zwar in fette, lockere Erde, u. verpflanzt die jungen Stöcke theils in Töpfe, theils auf ein Laubbeet an warmer Stelle.

Brown, 1) Robert, englischer Schismatiker, Stifter der Brownisten, stammte aus einer vornehmen Familie und wurde um 1550 zu Toltbrop in Rutlandshire geboren. Nachdem er in Cambridge den theologischen Kursus beendigt hatte, trat er eine Lehrerstelle in Southwark an u. begann schon von hier aus, um 1580, die Veröffentlichung seiner dissenterischen Principien. Die Bitterkeit und Rücksichtslosigkeit, mit welcher er gegen kirchliche Hierarchie, Sakramente und die damalige Liturgie ankämpfte, mußte sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenken; Anhänger in Masse fand er aber erst, als er 1581 öffentlich als Prediger in Norwich auftrat, wo die große Zahl der Anabaptisten sich schnell mit seinen Lehren befreundete. Dort imponirte sein entschiedenes Wesen und seine Betheuerung, nur er sey durch göttliche Offenbarungen zum alleinigen Wegweiser ins Himmelreich berufen, der Menge auf eine den Kirchenhäuptern Gefahr drohende Weise. Deshalb setzte der Bischof von Norwich eine Kirchenkommission nieder u. lud B. vor dieselbe. Dieser erschien und legte unverhohlen seine Grundsätze den geistlichen Richtern vor, ließ sich jedoch bei deren Vertheidigung von seinem ungestümen Bekehrungseifer so weit fortreißen, daß er alle Rücksichten auf seine eigene Würde und die eines Gerichts außer Augen setzte, wofür er im Gefängniß büßen mußte. Der Lordschatzmeister Burleigh, B.s Verwandter, befreite ihn aus der Haft und nahm ihn zu sich nach London. Von hier begab sich B., mit Genehmigung der Generalstaaten, nach Middelburg in Seeland, wo er eine Gemeinde ganz nach seinem Plan stiftete und ungehindert in seiner Weise wirkte. Doch scheint auch hier der Friede nur kurze Zeit gewährt zu haben. Schon 1585 erschien B. von Neuem in England, aber in milderer Stimmung, als früher, so daß der Erzbischof von Canterbury ihn mit der englischen Kirche ausgesöhnt glaubte. Kurze Zeit nachher brach aber der Bekehrungseifer B.s wieder mit der alten Stärke los, er irrte wieder ruhe- und rastlos umher u. erduldete Druck und Verfolgung in fast abenteuerlicher Abwechselung. Zuletzt fand er in Northampton eine Zufluchtsstätte und zahlreiche Anhänger und trieb hier sein Werbegeschäft auf eine so rücksichtslose Weise, daß ihn der Bischof von Peterborough zur Verantwortung zog und, als er der Ladung nicht gehorchte, förmlich exkommunicirte. Diese Maßregel wirkte. B. suchte um Absolution nach, erhielt sie und war seitdem (um 1590) ein treuer Anhänger der englischen Hochkirche. Er erhielt eine gute Pfarre, überließ die kirchlichen Handlungen einem Vikar u. lebte herrlich u. in Freuden. Aber auch ins Alter und ins Wohlleben war ihm der rohe Ungestüm nachgefolgt; ein Zank mit dem Gerichtsdiener seines Bezirks verleitete ihn zu Thätlichkeiten, und seine Ungebühr vor den Untersuchungsrichtern brachte ihn ins northamptoner Gefängniß, worin er 1630, in seinem 80. Jahre †. Ueber die von ihm gestiftete Sekte s. Brownisten.

2) Thomas, englischer Arzt und Alterthumsforscher, geboren 1605 zu London, studirte zu Oxford, bereiste England u. von 1629 an den Kontinent, wo er die vorzüglichsten Universitäten besuchte, erhielt zu Leyden das Doktordiplom, kehrte 1634 nach England zurück und ließ sich zu Norwich nieder. Im Jahr 1665 ward er Ehrenmitglied des medicinischen Kollegiums zu London, u. 1671 verlieh ihm Karl II. die Ritterwürde. Er † zu Norwich 1682. B.s berühmtestes Werk: „Religio Medici" (zuerst London 1642; in mehre Sprachen übersetzt, lateinisch von Merryweaker, Leyden 1644; deutsch Prenzlau 1746), enthält B.s individuelles Glaubensbekenntniß, in welchem er viele Dogmen der anglikanischen Kirche verwirft u. wieder andere hinzufügt. Er nahm Mittelgeister zwischen Engeln und Menschen an, glaubte an Zauberei und soll durch ein Gutachten zu der letzten Hexenhinrichtung in England Anlaß gegeben haben. Sein Buch fand viele Gegner in England und Deutschland, die ihn zum Theil geradezu für einen Atheisten erklärten. Andere Schriften von ihm sind: „Pseudodokia epidemica, or Enquiries in the vulgar errors" (ebenfalls oft aufgelegt und übersetzt, London 1646, 1673; deutsch Nürnberg 1680); „Hydriotaphia" (1658) handelt von Urnen und Leichendenkmälern der Alten, sowie von dem später durch Fourcroy genauer beobachteten Fettwachse in den Leichen; beigefügt ist „Garden of Cyrus", worin bewiesen werden soll, daß die Natur in ihren Produkten die Zahl 5 öfter als jede andere brauche. Seine einzige eigentlich medicinische Schrift ist ein kurzer Bericht über das Studium der Medicin. Seine sämmtlichen Werke erschienen Lond. 1686, 1708, 4 Bde.; deutsch, Frankfurt a. M. 1680.

3) Patrick, englischer Naturforscher und Reisender, geboren 1720 zu Crosboyne in Irland, studirte in Paris und Leyden Medicin u. lebte dann längere Zeit in London. Später machte B. 6 Reisen nach Westindien, war lange praktischer Arzt auf Jamaika, begab sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland (1782) nach Bellinok in der irischen Grafschaft Mayo und † 1790 zu Rusbrook, als er eben im Begriff war, seine „Flora von Irland" herauszugeben. Mit Linné hatte er lange Zeit korrespondirt und dessen System in England zu verbreiten gesucht; Linné ehrte seine Verdienste um die Wissenschaft dadurch, daß er einem Geschlechte von Hülsenfrüchten den Namen Brownea beilegte. Die Frucht von B.s vieljährigem Aufenthalt auf Jamaika ist das reichhaltige naturhistorische Werk: „The civil and natural history of Jamaica" (3 Thle., Lond. 1756, mit 49 vortrefflichen Kupfern von Ehret; 2. Aufl. das. 1789). Auch lieferte er zwei Kataloge von den Vögeln und Fischen Irlands.

4) **John**, berühmter englischer Arzt, der Begründer der nach ihm benannten Heilmethode des Brownianismus, war zu Buncle in der schottischen Grafschaft Berwick 1735 als Sohn einer armen Separatistenfamilie geb. und sollte das Weberhandwerk erlernen, durfte aber, da er große Anlagen zeigte, von seinem 16. Jahre an die lateinische Schule zu Dunse besuchen, wo er sich von der Sekte, der seine Familie angehörte, ab- u. der Episkopalkirche zuwendete. Im Jahr 1756 begab er sich nach Edinburg, um Theologie zu studiren, verließ jedoch diese Laufbahn wieder und kehrte nach Dunse zurück, wo er 1758—59 die Stelle eines Unterlehrers an der lateinischen Schule begleitete. Im Jahr 1759 bewarb er sich in Edinburg vergeblich um eine Professur. Bei Ausarbeitung einer sehr gut gelungenen lateinischen Uebersetzung, die er von der Dissertation eines Bekannten auf dessen Bitte verfertigte, glaubte er endlich seine Bestimmung zum gelehrten Arzte zu erkennen; er wirkte sich die Erlaubniß aus, alle medicinischen Vorlesungen (von 1760—1763) ohne Honorarzahlung zu besuchen, u. erwarb sich durch Uebersetzungen und Unterrichtgeben in der lateinischen Sprache seinen Lebensunterhalt. Im Jahre 1765 verheirathete er sich und nahm, um den größeren Aufwand seines Hauses bestreiten zu können, Studenten als Kostgänger an. Anfangs lebte er in angenehmen Verhältnissen, bald aber unterlag er seinem Hang zum Genuß berauschender Getränke u. machte Bankerott. Nachdem er sich vergeblich um eine Lehrerstelle in der Medicin beworben, nahm sich seiner der berühmte Professor Cullen freundlich an, übertrug ihm den Privatunterricht seiner Söhne, unterstützte ihn auf alle Art und gestattete ihm sogar, Abendvorlesungen zu halten und dabei seine eigenen Morgenvorlesungen zu wiederholen, zu welchem Zwecke er ihm selbst seine Hefte anvertraute. Allmählig entstanden jedoch Mißhelligkeiten zwischen Beiden, B. glaubte, Cullen sey schuld, daß er keine Professur erhalte, und bestrebte sich, dessen Ansehen unter den Studirenden zu schwächen, dessen System zu stürzen und ein neues aufzuführen, das, dem Geiste der Zeit angemessen, Einfachheit in der Theorie mit kräftiger Wirksamkeit in der Praxis vereinigen sollte. Im Jahre 1780 erschien die erste Ausgabe seiner „Elementa medicinae", mit einer Zuschrift an den Dr. John Elliot. Durch dieses Werk, welches die Grundsätze seines Systems enthält und welches er nun in öffentlichen Vorlesungen nach seiner Weise, durch rücksichtslose Ausfälle auf alle übrigen Lehrer der Hochschule in das rechte Licht zu stellen suchte, gerieth er mit allen Professoren der Medicin in Feindschaft und brachte sich und seine Theorie der Heilkunde zu Edinburg um alle wissenschaftliche Reputation. Dabei war die Zahl seiner Anhänger nicht bedeutend genug, um sein Auditorium auf eine seine pekuniären Bedürfnisse befriedigende Weise zu füllen. Desto innigere Anhänglichkeit bewiesen ihm alle Diejenigen, die sich seiner Lehre einmal gewidmet hatten. Auf ihre Veranlassung und auf ihre Kosten erhielt er zu St.-Andrews in Schottland, wohin er unter Begleitung seiner Anhänger ging, die Doktorwürde, die man ihm in Edinburg verweigert hatte. Da jedoch B.s Eifer für seine Vorlesungen nicht lange anhielt, so wurden nach und nach auch seine Schüler saumseliger, seine ohnedies geringe Einnahme wurde noch kärglicher, bis endlich seine Gläubiger über den zerrütteten Vermögensrest herfielen, B. zur Flucht nöthigten und zuletzt sogar dem Schuldgefängniß überlieferten. In dieser äußersten Noth reichte ihm Lord Gardenstone die rettende Hand, indem er seine Uebersiedelung nach London 1786 ermöglichte. Aber auch hier kamen die mit großen Worten angekündigten Vorlesungen wegen unordentlichen Lebenswandels nicht zu Staude; B. sank immer tiefer, und selbst seine besten Freunde zogen sich von ihm zurück. Einen durch den preußischen Gesandten an ihn gelangten Ruf nach Berlin hatte er wahrscheinlich angenommen, wenn er nicht plötzlich gestorben wäre. Am 7. Okt. 1788 kam er eines Abends, wie gewöhnlich, berauscht nach Hause, nahm nach seiner Gewohnheit noch eine reichliche Gabe Opium und † noch in derselben Nacht am Schlagflusse. Edinburg nahm sich der hinterlassenen Familie an. B. hatte die Ueberspannung des Geistes durch berauschende Mittel bis zum höchsten Grade gesteigert. Sobald sich Abspannung, besonders während der Vorlesung bei ihm einstellte, nahm er — u. dies oft 4—5mal in einer Stunde — 40 bis 50 Tropfen Laudanum in Rum, weshalb er dann zwar immer im Zustand glühender Begeisterung sprach, aber auch sehr oft den Lehrstuhl fast bewußtlos verließ. In den Jahren 1776 und 1780 war B. Präsident der königlichen Societät der Medicin und lange Zeit Sekretär der alterthumsforschenden Gesellschaft in Schottland gewesen. Um die allmählig schwindende Zahl seiner Anhänger in Schottland zu mehren, hatte er 1784 die Freimaurerloge zum römischen Adler begründet, in welcher nur Latein gesprochen wurde. B.s System der Heilkunde, der **Brownianismus**, ist der treue Spiegel seines Lebens. B. kam erst darauf durch Erfahrungen, die er an seinem eigenen Körper angestellt hatte. Er war nämlich, wahrscheinlich in Folge seiner unordentlichen Lebensweise, öfteren Anfällen von Podagra ausgesetzt gewesen, die, trotz dem, daß er sich auf eine wenig nährende Diät setzte und einer schwächenden Behandlung unterwarf, nur desto häufiger wiederkehrten. Dadurch aufmerksam gemacht, schlug er den entgegengesetzten Weg ein, aß kräftige Speisen, nahm stärkende Arzneien, und die Anfälle blieben aus. Der Schluß, daß diese Anfälle Folgen einer indirekten Schwäche seyen, war bald gefunden und der Impuls zu einer neuen, wenn auch mit der Erfahrung nicht übereinstimmenden u. eine höhere Kritik nicht befriedigenden, doch immerhin genialen Ansicht des gesunden und kranken Lebens gegeben. Die Hauptgrundsätze des brownschen Systems sind folgende: Das Leben beruht auf der Erregbarkeit (Incitabilität) und ist nichts als Erregung (Incitation), hervorgebracht durch die Einwirkung der Reize auf die Erregbarkeit. Diese Reize sind äußere und innere; auch die Säfte des Körpers wirken nur als Reize. Das Leben ist folglich nur ein künstlicher, ein erzwungener Zustand. Von Selbstthätigkeit, von Krise ist nicht die Rede. Durch die Wirkung der Reize wird die Erregbar-

keit aufgezehrt und es entsteht Schwäche. Es gibt also 2 Arten von Schwäche, eine von Entziehung der Reize (direkte) und eine von Uebermaß der Reizung (indirekte). Das ist die einzige Art, wie Krankheiten entstehen, entweder durch Mangel oder durch Uebermaß von Reizen, und die Krankheit ist nichts als ein fehlerhafter Stand der Erregung, nämlich über oder unter dem Normalgrad. Ebenso besteht die Kur der Krankheiten allein in Wiederherstellung dieses Normalgrades, entweder durch Geben oder durch Entziehen von Reizen. Auch die Arzneimittel wirken bloß als Reize, und die Ausleerungsmittel, Blutentziehungen, Purgirmittel, Brechmittel ꝛc. bloß als Entziehungs-, also Schwächungsmittel. Der einzige Unterschied ist, daß einige Reizmittel schnell u. vorübergehend den Organismus afficiren (diffusible Reize, wozu B. auch das Opium, eines seiner Lieblingsmittel, rechnete), andere aber dauernder (permanente Reize). Die ganze Kunst des Arztes besteht folglich darin, bei der direkten Schwäche mit den schwächsten Reizen anzufangen u. allmählig zu steigen, bei der indirekten mit den stärksten anzufangen u. allmählig abzunehmen. In England kam B.s System nie zu einem allgemeinen Ansehen, nur in Edinburg bildeten sich Parteien für und wider dasselbe, so daß sich sogar die dortige medicinische Gesellschaft genöthigt sah, jeden mit Ausschließung aus ihrer Mitte zu bedrohen, der einen Andern wegen medicinischer Streitigkeiten zum Zweikampf herausfordern würde; ja der Enthusiasmus seiner Schüler ging so weit, daß sie ihrem Lehrer, als er Schulden halber verhaftet wurde, selbst ins Gefängniß folgten, um dort seine Vorträge zu vernehmen. Auch in Frankreich ging die neue Lehre spurlos vorüber; dagegen wurde sie in Italien und Deutschland mit desto größerem Applaus aufgenommen. In letzterem Lande insbesondere fiel ihr die jüngere Generation der Aerzte mit wahrer Begeisterung zu, und es fehlte nicht viel, daß sie sich das Supremat über alle früher bestehenden medicinischen Theorien und Systeme errungen und alle seit Hippocrates erworbene Erfahrung aus dem Felde geschlagen hätte. Ein Hauptvertreter des Brownianismus in Deutschland war Röschlaub, ein scharfsinniger, mit allen Künsten der Dialektik ausgerüsteter und anlogischer Schärfe und Konsequenz seinen Gegnern vielfältig überlegener Mann. Ihm und seinem Kollegen Marcus verdankt hauptsächlich der Brownianismus seine große Verbreitung in Deutschland; sie modificirten, verbesserten und erweiterten die neue Lehre, setzten sie in Verbindung mit der damals in frischer Blüthe strahlenden schellingschen Naturphilosophie, gaben ihr den Namen **Erregungstheorie** und gründeten hauptsächlich in Bamberg eine eigene medicinische Schule, die sich einen europäischen Ruf erwarb und zu der die jungen Aerzte aus allen Theilen der Welt herbeiströmten. Auch Schelling schloß sich ihnen an, wurde zum Doctor medicinae kreirt u. hielt sich eine Zeit lang in Bamberg auf, um durch philosophische Vorträge sein System mit der neuen medicinischen Lehre enger zu verbinden. In Wien huldigte ihr hauptsächlich Jos. Frank und wußte seinen berühmten Vater Peter Frank gleichfalls zum Uebertritt zu bereden, der jedoch ein zu erfahrener und scharfsinniger Arzt war, um nicht die Schwächen des neuen Systems zu durchschauen und daher weder strenge nach dessen Grundsätzen handelte, noch lange dabei verharrte. In Würzburg ging Thomann zum Brownianismus über, in Göttingen Himly und Cappel, in Braunschweig Horn. Trotzdem sich nun dieses neue System immer weiter verbreitete, fehlte es ihm auch nicht an zum Theil gewichtigen Gegnern, die die Mängel desselben aufzudecken und die alten auf langjähriger Erfahrung ruhenden Grundsätze zu vertheidigen suchten. Unter diesen ist vor Allen Hufeland zu nennen, der am längsten auf dem Kampfplatze ausharrte und am Ende noch die Genugthuung hatte, daß sein eifrigster und erbittertster Gegner, Röschlaub, ihm öffentlich die Hand zum Frieden bot. Jetzt ist der Brownianismus längst vergessen, und es wird seiner fast nur noch in der Geschichte der Medicin als eines Kuriosums gedacht. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß die Grundzüge desselben, wenn auch an sich irrig u. einseitig, doch mit genialem Geiste aufgefaßt wurden u. nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Förderung der medicinischen Wissenschaft gewesen sind. Namentlich haben sie nicht wenig dazu beigetragen, hellere Ansichten über das Leben u. seine Erscheinungen vorzubereiten, die Therapie zu vereinfachen und den alten Schlendrian der früher dominirenden und ebenso einseitigen humoralpathologischen Medicin aus dem Wege zu räumen. B.s Sohn, **William Cullen**, gab des Vaters Schriften mit dessen Biographie heraus (3 Bde., London 1804; deutsch von Röschlaub, 3 Bde., Frankfurt 1806). Vergl. B.s Leben, beschrieben von W. C. B. Aus dem Englischen von F. von Breger (Frankf. 1806).

5) **Robert**, ausgezeichneter englischer Botaniker, geboren 1781, ward der 1801 unter dem Kapitän Flinders zur Erforschung eines Theils der Küste von Neuholland abgesandten Expedition als Botaniker beigegeben u. blieb, als Flinders wegen des unbrauchbaren Zustandes seines Schiffs nach Europa zurückkehrte, in Neuholland zurück. Er besuchte hier manche Gegenden zuerst, welche, damals noch ganz unkultivirt, jetzt mit blühenden Kolonien besetzt sind, ging nach Vandiemensland und von da auf die Inseln der Baßstraße und kehrte 1805 mit einer Sammlung von 4000 Species neuholländischer Pflanzen nach England zurück, wo ihn die Bearbeitung dieses reichen Materials mehre Jahre beschäftigte. Er gab darauf einen „Prodromus Florae Novae Hollandiae etc.“ (Lond. 1810) heraus, den Oken in der „Isis“ abdrucken und Nees von Esenbeck (Nürnb. 1827) vermehrt erscheinen ließ. Von der Vertheilung der Pflanzenfamilien in Neuholland handeln die an geistreichen Naturanschauungen reichen „General remarks on the botany of Terra Australis“ (Lond. 1814). Zu dem „Supplementum primum Florae Novae Hollandiae etc.“ (Lond. 1830) nahm er den Stoff aus von andern Reisenden dort gesammelten Herbarien. Auch schrieb er die botanischen Anhänge zu den Berichten der Polarreisenden Roß, Parry und Edw. Sabine und beschrieb das von Horsfield auf Java 1802—1815 gesammelte Herbarium, sowie die von

Salt in Abyssinien, von Oudney und Clapperton im innern Afrika und von Christen Smith, dem Begleiter Tuckey's bei der Expedition nach dem Kongostrome, gesammelten Pflanzen. B.s Forschungen verdankt das natürliche System manche Bereicherung, namentlich durch Begrenzung älterer und Aufstellung neuer Pflanzenfamilien. Auch auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie leistete er Anerkennenswerthes; so wies er zuerst nach, daß die Pollenkörper bis zu den Eichen der Pflanzen gelangten, und entdeckte die noch nicht genügend erklärte selbstständige Bewegung der Molekulartheilchen im Pollen. Seine von Nees von Esenbeck übersetzten „Vermischten botanischen Schriften" (5 Bde., Nürnb. 1827—34) sind eine reiche Fundgrube für wissenschaftliche Botanik. Im Dec. 1849 ward B. an der Stelle des verstorbenen Bischofs von Norwich zum Präsidenten der Linnaean Society erwählt.

6) Sir George, britischer General, geboren 1790 in Berwickshire, trat 1806 in den Militärdienst, nahm im folgenden Jahre an der Expedition gegen Kopenhagen und dann an dem Kriege in Spanien Theil und wirkte im darauf folgenden Kriege mit den Vereinigten Staaten im Treffen von Bladensburg und bei der Einnahme von Washington mit. Während des Friedens avancirte er 1831 zum Obersten beim Schützencorps, 1841 zum Generalmajor, 1850 zum Generaladjutanten oder Chef des Generalstabs der Armee und 1851 zum Generallieutenant. Nach dem Ausbruch des Krieges mit Rußland erhielt er im März 1854 das Kommando der sogenannten leichten Division und bewies sich im Krimmfeldzuge als tüchtiger Führer. An der Alma befehligte er den linken Flügel und wurde bei Inkerman verwundet, weshalb er sich zu seiner Wiederherstellung nach Malta begeben mußte. Nachdem er im März 1855 in die Krimm zurückgekehrt, übernahm er daselbst das Kommando des Expeditionscorps, welches in Verbindung mit der Escadre unter Lyons am 24. und 25. Mai Kertsch und Jenikale einnahm. Am 18. Juni wirkte er bei dem mißlungenen Angriff auf den Redan mit u. kehrte darauf nach England zurück. Er zeigte nicht nur eine übertriebene Vorliebe für die reglementsmäßigen Kleinlichkeiten des Dienstes, sondern sprach sich auch mit Entschiedenheit zu Gunsten des bisherigen, in Folge des Krimmfeldzuges von der Presse angefochtenen Militärsystems aus.

Browne, 1) Georg, Reichsgraf von, russischer Staatsmann und Feldherr, geboren in Irland am 15. Juni 1698 als Sprößling einer altberühmten, mit Wilhelm dem Eroberer aus der Normandie nach England gekommenen Familie, welche in der Folge nach Irland übersiedelte, machte seine Studien zu Limerik, verließ dann, weil er als Katholik keine öffentliche Anstellung erhalten konnte, sein Vaterland und trat 1725 in kurpfälzische und 1730 als Kapitänlieutenant in russische Kriegsdienste, wo er gleich anfangs durch Muth und Entschlossenheit eine Verschwörung der Garde gegen die Kaiserin Anna unterdrückte. Er nahm darauf an allen Kriegen Rußlands bis 1762 ehrenvollen Antheil. Zuerst kämpfte er in Polen, dann am Rhein gegen die Franzosen, hierauf unter Münnich gegen die Türken, wurde bei Asow gefährlich verwundet, gerieth 1739 in dem unglücklichen Treffen bei Krozka in türkische Gefangenschaft, wurde nach Adrianopel gebracht u. dreimal als Sklave verkauft. Nachdem ihm der franz. Gesandte in Konstantinopel, Villeneuve, auf Requisition des russischen Hofes die Freiheit wieder verschafft hatte, wurde er zum Generalmajor ernannt u. darauf dem General Lacey zur ersten (erfolglosen) Expedition nach Finnland beigegeben. Im Jahr 1742 beim wirklichen Ausbruche des Kriegs mit Schweden entledigte er sich des ihm gewordenen Auftrags, zwischen Narwa und St. Petersburg eine Observationslinie zu ziehen, um die Schweden von den esthländischen Küsten und der Hauptstadt abzuhalten, mit so großer Geschicklichkeit und Umsicht, daß man die von ihm getroffenen, alle feindlichen Anschläge vereitelnden Dispositionen als ein Meisterstück der Taktik betrachtete. Im 7jährigen Kriege befehligte er als Generallieutenant ein abgesondertes Hülfscorps bei den Oesterreichern und wohnte den Schlachten bei Lowositz, Prag, Kollin, Jägerndorf, Breslau und Zorndorf mit Auszeichnung bei. Bei Zorndorf (25. August 1758) kam er dem schon geworfenen russischen rechten Flügel zu Hülfe u. stellte dadurch die Schlacht wieder her, ward von den Preußen gefangen, befreite sich jedoch mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart, wurde aber später so schwer verwundet, daß man ihn auf dem Schlachtfeld für todt zurückließ. Von Kosaken aufgefunden, mußte er sich nach St. Petersburg zurückbringen lassen u. konnte dem ferneren Verlauf des Kriegs nicht beiwohnen. Peter III. ernannte ihn zum Feldmarschall und übertrug ihm den Oberbefehl in dem gegen Dänemark beschlossenen Krieg. B. glaubte jedoch seine Pflicht zu erfüllen, indem er den Kaiser auf das Unpolitische und zugleich Ungerechte dieses Kriegs aufmerksam machte, und lud dadurch Peters ganzen Zorn auf sich. Dieser zerriß das Feldmarschallspatent vor seinen Augen und verbannte ihn augenblicklich aus Dienst und Reich. Aber ehe noch B. abgereist war, berief ihn der Kaiser wieder vor sich und machte nicht nur durch den Widerruf seiner in der wilden Hast des Zorns gegebenen Befehle das Geschehene wieder gut, sondern ernannte ihn auch zum Statthalter von Livland und Esthland, ein Amt, das B. 30 Jahre lang zum Heil jener Provinzen verwaltete. Einige Jahre später ernannte ihn Kaiser Joseph II. zum Reichsgrafen, zur Entschädigung dafür, daß die englische Regierung ihm als Katholiken den Titel eines Lord Camus, der ihm rechtlich zukam, verweigerte. B. † zu Riga am 18. Sept. 1792, nachdem er sich 20 Jahre vorher seinen Sarg hatte machen lassen, den er öfter besah, wie er sich auch sein Testament jährlich einmal vorlesen ließ.

2) Maximilian Ulysses, Reichsgraf von B., Neffe des Vorigen, österreich. Feldmarschall, einer der ausgezeichnetsten Feldherren des Kaiserstaats, geboren zu Basel am 23. Okt. 1705 als der einzige Sohn des Grafen Ulysses von B., der bei der Katastrophe des Königs Jakob II. 1690 aus seinem Vaterlande auswanderte, in kaiserliche Kriegsdienste trat, in den Reichsgrafenstand erhoben wurde u. 1721 †. B. trat sehr jung in österreichische Dienste, machte seinen ersten Feldzug

1733 gegen die Franzosen und Sardinier als Oberstlieutenant mit, focht als Oberst im polnischen Successionskriege und avancirte 1735 zum Generalfeldwachtmeister. In den Jahren 1737 bis 1739 machte er die Türkenkriege mit und befand sich unter andern bei den unglücklichen Ereignissen von Banjaluka (4. August 1737), wo er in den Laufgräben kommandirte und, während der Prinz von Hildburghausen von den zum Entsatz der Belagerten herbeieilenden Türken geschlagen wurde, einen doppelten Ausfall der türkischen Besatzung tapfer zurückschlug. Nachdem er 1737 das Kommando über ein eigenes Infanterieregiment erhalten hatte, wurde er im Februar 1739 Hofkriegsrath und im März d. J. Feldmarschalllieutenant. Nach dem Frieden mit der Türkei erhielt er das Kommando in Schlesien. Als 1740 Friedrich II. in dieses Land einbrach, mußte sich B. nach Mähren zurückziehen, von wo aus er mit dem Feldmarschall Grafen Neipperg Ende März in Schlesien eindrang und hier in der Schlacht bei Mollwitz (10. April) den rechten Flügel, sowie bei Czaslau (17. Mai 1742) als ältester Feldmarschalllieutenant das Oberkommando führte. Nach dem breslauer Frieden stand er den Franzosen in Böhmen gegenüber, zog dem Grafen Khevenhüller in Bayern zu Hülfe, bewirkte 1743 unter andern die Einnahme von Deckendorf und den Uebergang über die Donau (6. Juni) und ward Ende Juni von Maria Theresia nach Hanau zur Bekomplimentirung Georgs II. von England geschickt. Dort nahm er an den wichtigsten Berathschlagungen Theil und ging nach des Königs Abreise als wirklicher geheimer Rath nach Wien. Im Jahre 1744 begleitete er den Fürsten von Lobkowitz nach Italien, verfolgte gleich nach der Eröffnung des Feldzugs die spanische Armee bis an die Grenzen von Neapel und führte die wichtigste Unternehmung des Feldzugs aus, indem er (11. August) plötzlich in das feindliche Lager und in die Stadt Velletri eindrang, 7 feindliche Regimenter aufrieb und große Beute machte. Im Jahr 1745 kommandirte er in Bayern, half Vilshofen erstürmen u. wurde, während er die Kroaten von der Niedermetzelung der Besatzung abzuhalten suchte, verwundet. Während er zu Passau noch an seinen Wunden darniederlag, endigte der Krieg in Bayern mit dem Frieden zu Füßen. Im Jahr 1745 zum Generalfeldzeugmeister befördert, ging B. an den Rhein und 1746 wieder nach Italien, wo er an der Spitze von 30,000 Mann Guastalla eroberte und unter dem Oberbefehl des Fürsten von Lichtenstein viel zu dem blutigen Siege bei Piacenza (15. Juni 1746) über die vereinigte spanische und französische Armee beitrug. Am 1. Sept. bemächtigte er sich der berüchtigten Engpässe der Bocchetta, worauf Genua den Oesterreichern seine Thore öffnen mußte. Gegen Ende des Jahres wurde ihm der Oberbefehl in einer Unternehmung gegen die Provence übertragen. Am 30. Nov. erzwang er, mit Hülfe englischer Kriegsschiffe, den schwierigen Uebergang über den Varo, eroberte die Inseln St. Honorat u. St. Margaretha und beschoß Antibes. Als Genua durch einen Volksaufstand und die Unvorsichtigkeit der österreichischen Kommandantschaft für die Kaiserlichen verloren ging, zog er am 3. Febr. 1747, ohne Verlust eines einzigen Mannes, über den Varo zurück u. erhielt dann den Oberbefehl über die gegen Genua bestimmte Armee. Am 4. Juni 1748 rückte er in das Gebiet der Republik ein und vertrieb die Franzosen aus ihren Stellungen, erhielt jedoch mitten unter diesen Operationen die Nachricht von dem Beitritt der Kaiserin zu den aachener Fiedenspräliminarien. Nach Abschluß des Definitivfriedens ging er 1749 als Gouverneur nach Siebenbürgen, 1751 als Chef der kaiserlichen Armee nach Böhmen und ward 1754 zum Generalfeldmarschall ernannt. Als Friedrich II. im September 1756, seinen Feinden zuvorkommend, in Sachsen u. bald darauf auch in Böhmen einbrach, fehlte es der österreichischen Armee an Geschütz, Pferden und andern Bedürfnissen; man hatte nämlich in Wien, trotz aller warnenden Vorstellungen B.'s, einen diesjährigen Angriff von Seiten Friedrichs nicht für möglich gehalten. B. betrieb die nöthigen Vorkehrungen mit größtem Eifer, zog, sobald die Umstände es gestatteten, den Preußen entgegen und lieferte ihnen die Schlacht bei Lowositz (1. Okt. 1756), deren ungünstiger Ausgang ihn nicht abhielt, auf die Befreiung der bei Pirna eingeschlossenen Sachsen zu denken, zu welchem Zweck er am 11. Okt. unvermerkt in der Nähe des Königsteins mit einem Corps von 8000 Mann erschien. Diese Unternehmung, wobei er die größte persönliche Aufopferung bewies, mißlang jedoch durch eine Verkettung widriger Umstände. Nachdem Friedrich II. Böhmen geräumt hatte, nahm B. sein Winterquartier in Prag. Als er Anfangs Febr. 1757 nach Wien kam, um an den Berathungen des Hofkriegsraths über den Plan des nächsten Feldzugs Theil zu nehmen, fand er bei Hof zwar den ehrenvollsten Empfang, aber im Rathe auch diesmal kein Gehör für seinen Vorschlag, die Offensive zu ergreifen u. mit der Hauptmacht den König in Sachsen anzugreifen. Der zum Oberfeldherrn ernannte Prinz Karl von Lothringen zersplitterte überdies seine Streitkräfte dadurch, daß er einen möglichst großen Theil der böhmischen Grenze durch einzelne Corps decken wollte, u. raffte dann, als die Preußen die Grenze mit Leichtigkeit durchbrochen hatten, seine ganze Macht zur bloßen Beschützung Prags zusammen. So kam es am 6. Mai 1757 zur unglücklichen Schlacht bei Prag, in der B. durch rasch getroffene Maßregeln die von den Preußen versuchte Ueberflügelung abwehrte u. den ersten Angriff Schwerins mit großer Tapferkeit zurückschlug, aber hierbei am Schenkel schwer verwundet wurde. Mit dem geschlagenen österreichischen Heere in Prag eingeschlossen, † er den 26. Juni 1757. Es mag als ein Zeugniß für B.'s Tüchtigkeit gelten, daß Friedrich II. ihn seinen Lehrer in der Kriegskunst nannte.

Brownea, Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, charakterisirt durch den einblätterigen, gespaltenen Kelch, die doppelte, außen trichterförmige, innen 5blätterige Krone und die 2fächerige, 2samige Frucht, kleine Bäume in Südamerika mit gefiederten Blättern und Blumen in Köpfen. Von B. coccinea *L.*, mit 3 Zoll langen, scharlachrothen Blüthen, ist der Absud der Blätter als gelindes Abführungsmittel und gegen Hämorrhoidalleiden in Gebrauch, weshalb die

Pflanze in Ostindien gebaut wird. B. rosa de monte Berg. ist eine schöne Zierpflanze mit großen rosenrothen Blumen in faustgroßen Endköpfen.

Brownes-Reihe, australische Inselgruppe, die nordwestlichste des Mulgravearchipels, niedrige Inseln, die durch den Fishersund in mehre kleine Gruppen getheilt werden.

Brownianismus, s. Brown 4).

Brownie, ein Hausgeist der nordbritischen Inseln und des schottischen Hochlands, der auch dem englischen Landvolk als der in Shakespeare's Sommernachtstraum verewigte „Robin Goodfellow" bekannt ist. Er sorgt für Reinlichkeit im Haus, hilft buttern und dreschen, verkündet zukünftige Ereignisse, Sterbefälle, die Ankunft eines Schiffs und verleiht die Gabe des zweiten Gesichts (second sight). Er wird dargestellt als hagerer, langer, aber starker Mann, mit hängendem Haar und weißem Bart und einer Gerte oder einem Stab, womit er Diejenigen, welche ihn necken wollen, züchtigt.

Browning, Robert, einer der originellsten englischen Dichter neuerer Zeit, 1810 geboren, trat zuerst mit einer Erzählung in Versen, „Pauline", auf, der sein Drama „Paracelsus" 1835 folgte, worin er zunächst die Rehabilitirung dieses als Charlatan verschrieenen Naturphilosophen versucht und damit eine Darstellung jener forschenden und nachdenkenden Geister verbindet, die im 16. Jahrhundert die Reformation herbeiführten. Im J. 1837 gab er seinen „Strafford", ein historisches Trauerspiel, heraus, welches mit kräftigen Zügen das Leben u. den Charakter jenes unglücklichen Ministers Karls I. schildert und auf der Bühne mit Beifall aufgenommen ward. Nach einer längeren Pause veröffentlichte er 1848 eine Sammlung dramatischer Versuche unter dem Titel „Bells and pomegranates", worin sich eine bedeutende Modificirung seines frühern Styls und ein großes Streben nach Realität kund gibt. Sein neuestes Werk: „Christmas eve, and easter day" (1850), ist ein religiös-philosophisches Gedicht, reich an kühnen Gedanken und poetischen Bildern, aber nicht frei von der Neigung zum Seltsamen, Bizarren, welche sich durch alle Schöpfungen des Verfassers zieht. Die Gattin B.s, Elizabeth, geborene Barret, hat sich gleichfalls einen Namen in der englischen Literatur erworben. In ihrem „Casa Guidi windows" (1851) schilderte sie mit Beredsamkeit die gegenwärtigen politischen Zustände Italiens, wohin sie ihren Gatten auf einer Erholungsreise begleitet hatte.

Brownisten (Barrowisten), eine um 1581 von Robert Brown gestiftete und nachmals von Heinr. Barrowe geleitete religiöse Sekte in Holland und England. Sie suchten die religiöse Freiheit in einer fast völligen Formlosigkeit und wollten die religiöse Ueberzeugung und Ausübung von jedem äußerlichen Zwang frei und unabhängig wissen. Zurückgehend auf die einfache Kirche der Apostel, verlangten sie, daß an jedem Orte sich von andern ganz unabhängige Gemeinden bilden sollten, wo Jedem Recht und Gewalt in gleichem Maße zugetheilt und jede kirchliche Anordnung das Resultat freier Abstimmung seyn müsse. Synoden und andere eine große äußerliche Einheit bezweckende kirchliche Gewalten verwarfen sie. Wo die Sittlichkeit und die Grundwahrheiten der Kirche von einer Gemeinde außer Augen gesetzt würden, da sollten andere das Recht haben, dieselbe zu ermahnen und zu belehren und, wenn sie der Besserung unzugänglich, für eine unchristliche Gemeinde zu erklären. Jede Gemeinde wählte ihre Lehrer, welche, ohne heiliger und geehrter zu seyn als andere Brüder, auch nicht einmal der wissenschaftlichen Vorbereitung bedürfen sollten, weil sie bloß den Gottesdienst zu leiten und über Religion und Sitte zu reden hätten, und zwar so, daß nach ihnen Jeder, wenn es ihm der Geist eingab, reden durfte. Auch sollten sie Mitgliedern anderer Gemeinden Taufe und Abendmahl zu reichen nicht berechtigt seyn. Andere kirchliche Einrichtungen, wie die Verwaltung der Sakramente unter der sonst gebräuchlichen Form, ließen sie nicht zu. Die Trauung galt nur als bürgerlicher Akt. Jede Gebetsformel, selbst das Vaterunser, als ein bloßes Mustergebet, verwarfen sie. Eine besondere, leicht erklärliche Eigenheit war noch, daß sie das Lesen heidnischer Schriftsteller in den Schulen für verwerflich hielten. Vgl. Independenten und Puritaner.

Brownsches System, s. Brown 4).

Brownsville, Stadt im nordamerikanischen Freistaat Pennsylvanien, am Zusammenfluß des Redstone und der Monongahela, mit Akademie, Bank, Post und 6000 Einwohnern, welche Fabriken für Stahl-, Glas-, Töpferwaaren betreiben; nach Pittsburg der wichtigste Handelsplatz des westlichen Pennsylvanien.

Broxtermann, Theobald Wilhelm, ein durch seine Schicksale und Schriften der Aufmerksamkeit würdiger Mann, im Juni 1771 zu Osnabrück, wo sein Vater Advokat war, geboren, studirte nach dem Willen des Vaters seit 1790 die Rechte in Göttingen, worauf er in seiner Vaterstadt als Jurist zu prakticiren anfing. Der Widerwille jedoch, den er gegen diese Art von Thätigkeit kund gab, führte mit seinem strengen Vater manche Konflikte herbei, welche sich zuletzt so steigerten, daß B. 1795 heimlich die Flucht ergriff und ohne bestimmten Plan und Zweck nach Holland ging. Für den Wohlfahrtsausschuß der Provinz Geldern schrieb er nun, jedoch meist ohne seinen Namen, Memoiren zur Belehrung des Volkes über Tagesinteressen, auch erhielt er den Preis für seine Konkurrenzschrift über die Theilung der Marken. Da jedoch die ihm gemachte Hoffnung auf Anstellung sich hinausschob, trat er 1797 als Archivar und Kanzleirath in die Dienste des Herzogs Wilhelm von Bayern, bei dem er erst in Landshut und seit 1799 in München lebte, wo er am 14. September 1800 †. Unter seinen Schriften sind die Ballade „Benno, Bischof von Osnabrück" (Münster 1789), „Gedichte" (das. 1794, neue Auflage unter dem Titel: „Poetische Erzählungen", Leipz. 1808) und das Trauerspiel „Ehrgefühl und Liebe, oder der Eid" (Brandenb. 1799) zu nennen. Lange Zeit vergessen, wurde er wieder in Erinnerung gebracht durch Wedekind, der seine „Sämmtlichen Werke" (Osnabrück 1841) sammelte. In seinen Dichtungen neigte er sich hauptsächlich dem Epischen zu, doch versuchte er

sich auch im Dramatischen und bearbeitete mit selbstständiger Auffassung den „Eid". Am populärsten wurde sein Lied „Mit Eichenlaub umkränzt die Scheitel".

Broyhan (**Broihan**, **Breyhahn** 2c.), süß und gewürzhaft schmeckendes Weißbier, soll seinen Namen von einem Braumeister Namens Broyhan aus Stöcken bei Hannover erhalten haben und (1526) das Resultat eines Fehlversuchs, homburger Bier in Hannover nachzubrauen, gewesen, nach Andern aber schon weit früher bekannt gewesen seyn.

Bruat, Armand Joseph, französischer Seemann, um 1797 im Elsaß geboren, trat 1811 in die französische Marine, diente 1815 in Brasilien und den Antillen, 1817—1820 in der Levante, 1820 bis 1824 am Senegal und im Südmeer und zeichnete sich 1827 bei Navarin aus. Im Jahr 1830 kommandirte er vor Algier, litt Schiffbruch und wurde gefangen nach Algier gebracht, wo es ihm gelang, dem Admiral Duperré einen Plan von Algier zustellen zu lassen, wodurch er zu der Eroberung Algiers wesentlich beitrug. Später begleitete er den Prinzen von Joinville nach der Levante, war unter Turpin vor Lissabon u. wurde hier 1838 Kapitän, im März 1843 aber Gouverneur der Marquesasinseln und im April Gouverneur der französischen Niederlassungen in Oceanien und königlicher Kommissar bei der Königin der Gesellschaftsinseln. Inzwischen ward er zugleich zum Kontreadmiral, im Oktober 1848 zum Gouverneur von Mexiko und Hayti ernannt. Er † 1855.

Bruce, altes schottisches Adelsgeschlecht, aus welchem zwei Könige von Schottland hervorgingen. Als die Selbstständigkeit des schottischen Reichs zu Ende war, ließen sich einzelne Glieder dieser Familie in England nieder, wo sie die Grafschaft Ailesbury, Skelton in Yorkshire und andere bedeutende Besitzungen erwarben und zu hohen Stellen im englischen Staatsdienste gelangten. Robert B., Graf von Annandale in Schottland und von Cleveland in England, bewarb sich bei der Erledigung des schottischen Thrones durch den Tod Alexanders III. (1285) um denselben als Nebenbuhler Joh. Baliols. König Eduard I. von England, der sich anfangs auf Baliols Seite geneigt hatte, unterstützte später B. und besiegte Baliol bei Dumbar, verweigerte aber später B. den Thron. Dessenungeachtet ergriff dieser bei der Erhebung Wilhelm Wallace's gegen den König von England und für die Unabhängigkeit Schottlands die Waffen gegen Wallace. Dieser wurde in der Schlacht bei Falkirck (1298) besiegt und von den Feinden verfolgt. Bei dieser Verfolgung kam es zwischen B. und Wallace zu einer Unterredung, in welcher B. einwilligte, einem dritten Bewerber, Cumyn, die Königswürde zu überlassen. Sein Sohn, Robert B., ward König von Schottland, s. Robert I. (König von Schottland); über dessen Sohn David s. David II. (König von Schottland).

Bruce, James, engl. Afrikareisender, den 14. Dec. 1730 zu Kinnaird in der schottischen Grafschaft Stirling geboren, angeblich Sprosse des alten Königshauses der Bruce, war in seiner Jugend zum Rechtsgelehrten bestimmt, fand aber keinen Geschmack an diesem Studium u. trat zu London, wo er eine Anstellung in der ostind. Geschäftsexpedition suchte, in das Geschäft eines Weinhändlers, dessen Tochter er heirathete. Der Schmerz über den frühzeitigen Tod seiner Gattin riß ihn aus dieser ruhigen Existenz heraus u. regte die Reiselust, die von Jugend auf in ihm gelegen, wieder auf. Nach wissenschaftlichen und sprachlichen Vorstudien und tüchtiger Uebung im Zeichnen bereiste er 1757 Portugal, Spanien, Frankreich und die Niederlande, kehrte dann nach England zurück, wo er sich von nun an vorzugsweise mit den orientalischen, besonders den arabischen und äthiopischen Sprachen beschäftigte, weil Shaws wunderbare Erzählungen von den Ruinen Nordafrika's seine Blicke dorthin gerichtet hatten. Im Jahre 1762 reiste er, von der britischen Regierung zum Konsul in Algier ernannt, über Italien dahin ab. Unter manchen Fährlichkeiten und Entbehrungen durchforschte er einen großen Theil Nordafrika's und entdeckte jene herrlichen Ruinen römischer Bauwerke, jene Tempel, Triumphbogen, Wasserleitungen, Gräber 2c., welche seitdem, und besonders seit der französischen Besitznahme von Algier, den Reisenden nicht mehr zugänglich gewesen und erst durch die 1837 zum Vorschein gekommenen ausgezeichneten Skizzen B.'s vollständig bekannt geworden sind. Nachdem B. sich in den Sprachen noch mehr vervollkommnet und sich auch medicinische Kenntnisse und wundärztliche Fertigkeiten angeeignet hatte, besuchte er die Küstenstädte der Berberei, Kreta, Rhodus, Karamanien und die Ruinen von Palmyra und Balbek, schiffte den 15. Juni 1768 von Sidon über Cypern nach Aegypten und kam auf dem Nil über Kairo und nach einem Besuch der Pyramiden bis Syene, von wo aus er sich einer Karawane nach Kosseir am rothen Meer anschließen mußte. Nach manchen Querfahrten an die arabische Küste und die Meerenge des rothen Meeres gelangte er auf einem überaus mühseligen und gefahrvollen Wege nach Gondar, der Hauptstadt Abyssiniens. Unter den Bewohnern dieses Landes erwarben ihm seine ärztlichen Kenntnisse Ansehn und bald die Gunst des Hofes, da er den Verwüstungen der Blattern, welche dieses Land zum ersten Mal heimsuchten, durch die europäische Behandlungsart ein Ziel zu setzen wußte. Während seines dortigen, vieljährigen Aufenthalts suchte er auch die Quellen des Nils auf, fand aber nur die des einen Quellflusses Bahr el Azrek auf. Nach einer langen und gefährlichen Reise durch Nubien kam er zu Ende 1772 in Syene wieder an, von wo er über Alexandrien und Marseille nach England zurückkehrte, das er 11 Jahre vorher verlassen hatte. Nach einer zweiten Ehe, die aber der Tod seiner Gattin schon 1784 wieder trennte, widmete er sich ganz der Ausarbeitung seiner Reisebeschreibung. Ein unglücklicher Sturz von der Treppe machte seinem Leben im April 1794 plötzlich ein Ende. Sein Reisewerk erschien unter dem Titel: „Travels into Abyssinia" (Edinburg 1790, 5 Bde., 1813; deutsch von J. J. Volkmann, mit Vorrede und Anmerkungen von J. F. Blumenbach, 5 Bde., Leipzig 1790—1792; im Auszug von F. W. Cuhn, mit

Anmerkungen von J. F. Gmelin, 2 Bde., Rinteln und Leipzig 1791). Obwohl B. des ruhigen, unbestechlichen Blicks, der den Mann von tieferem Wissen und Urtheil ankündigt, entbehrte, so gehört er doch zu den bedeutendsten der neueren Reisenden; sein vielfach angegriffenes, großer Unzuverlässigkeit, wo nicht Lügenhaftigkeit beschuldigtes Werk ist durch das Zeugniß der neuesten Reisenden in Abyssinien zu Ehren gebracht und hat unsere Kenntnisse über Mittelafrika ungemein bereichert. Auch zeigt sich B. in seinen 1837 bekannt gewordenen Ansichten afrikanischer Städte und Ruinen zugleich als ausgezeichneter Skizzenmaler. Vergl. Head, Life of B., London 1832.

Brucea, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rutaceen, dem berühmten Reisenden Bruce zu Ehren genannt, charakterisirt durch die diöcischen Blüthen, den 3—4theiligen Kelch, die 3—4blättrige Blumenkrone mit gelapptem und drüsigem Nectarium, Sträucher mit rothem Flaum, meist gefiederten Blättern und kleinen in Achselähren stehenden Blümchen. B. ferruginea *Herit.*, B. antidysenteria *Lam.*, ist ein Strauch in Abyssinien, mit gefiederten, rothbehaarten, gelbrandigen Blättern und inwendig purpurrothen Blüthen, dessen holzige Wurzel bei den Einwohnern durch ganz Sennaar als ein Mittel gegen die Ruhr gerühmt wird. B. sumatrana *Roxb.* ist ein auf Sumatra und in Cochinchina, auch auf den Molukken einheimischer Strauch mit gefiederten, stumpfgesägten, unten zottigen Blättern und Blüthentrauben in den Blattachseln, der in allen seinen Theilen sehr bittere u. tonische, fieber-, wurm- und ruhrwidrige Mittel liefert.

Bruch, ein Wort, welches außer seinem gewöhnlichen Sinne noch verschiedene specielle Bedeutungen hat. In der alten Rechtssprache bezeichnet es ein Vergehen oder Verbrechen, sowie die darauf gesetzte Strafe (s. Brüche).

Im geographischen u. landwirthschaftlichen Sinne versteht man darunter (Bruche, Brücher, am Niederrhein Pell, in Franken Lohr, im nordöstlichen Deutschland Luch, in Thüringen Ried) solches in weiten Niederungen gelegene Weichland, welches, gleichsam einen Uebergang zwischen Sumpf und Meer bildend, zu naß ist, um zum Fruchtbau benutzt werden zu können. Viele Brüche werden sogar der Länge nach von klarem Wasser durchströmt. In den meisten Fällen sind diese Brüche Ueberreste von Seen oder solche Stellen großer Niederungen, welche früher mit dem Meer oder einem großen fließenden Wasser in Verbindung standen. Ihre Gestalt erscheint in der Regel mehr lang, schmal und ausgezackt, als rund. Außer der Eller (daher Ellernbruch) kommen nicht selten auch Pappeln, Eschen, Weiden, Birken und viele Gesträuche darauf vor. Solche Brüche, wo sich über weichem Schlamm, Morast oder Sumpf eine ziemlich starke Pflanzendecke gebildet hat, trocknen fast nie aus, tragen oft verkrüppeltes Nadelholz, zeigen auf der Oberfläche viele faulige Wasserpfützen u. heißen Fern- oder Behnenbrüche; Moorbrüche dagegen bestehen aus einer, mit Bäumen u. Gesträuchern stärker bewachsenen Moorerde, die sich jedoch nicht zum Brennen eignet. Der in den Brüchen häufig und in großer Menge enthaltene Humus ist gewöhnlich unzersetzt und sauer, so daß er von den Gewächsen nicht zur Nahrung benutzt werden kann. Viele Brüche lassen durchaus keine völlige Entwässerung zu und können daher nur zu Fettweiden benutzt werden; für Mastvieh sind solche Weiden am zuträglichsten, weil es sich daselbst bald faul frißt und schlachtbar wird. Diejenigen Brüche jedoch, welche entwässert und gegen Ueberschwemmungen gesichert werden können, bieten den ergiebigsten, fast unerschöpflichen Boden dar. Die augenfälligsten Zeugnisse hierfür sind in Preußen der Oder-, Netze-, Warthebruch und in Süddeutschland viele Brüche in Bayern.

In der Mineralogie steht der B. dem krystallinischen Gefüge gegenüber und tritt hervor, wenn man durch gewaltsame Trennung, hauptsächlich durch Schläge, einzelne Theile eines Minerals von den anderen so trennt, daß dieselben weder der Absonderung, noch der Textur desselben angehören. Man unterscheidet den ebenen B., der keine bedeutenden Erhabenheiten u. Vertiefungen zeigt, von dem unebenen B., wobei Erhabenheiten ohne alle Regel mit Vertiefungen wechseln, so daß das Ansehen der Oberfläche bald mehr fein-, bald mehr grobkörnig erscheint. Der muschlige B. zeigt Vertiefungen, welche als Theile größerer oder kleinerer Kugelflächen erscheinen; man unterscheidet dann nach der Größe groß- und kleinmuschligen B., nach der Vollkommenheit vollkommen u. unvollkommen muschligen B. Bei dem splittrigen B. finden sich auf der Bruchfläche kleine keilförmige Splitter, welche an ihrem dickeren Ende mit der Masse des Ganzen verwachsen bleiben; beim hakigen B. finden sich spitzige u. scharfe Erhöhungen. Beim erdigen B. wechseln unbedeutende sanft gerundete kleine Erhabenheiten mit gleichen Vertiefungen; nach deren Größe unterscheidet man endlich noch grob- und feinerdigen B.

In der Arithmetik bezeichnet B., gebrochene Zahl (fractio), die Größe, welche eine bestimmte Anzahl gleicher Theile eines Ganzen darstellt. Ein B. enthält demnach zwei wesentlich von einander verschiedene Bestimmungen, einmal eine Zahl, welche angibt, in was für Theile das Ganze getheilt worden ist, oder den Nenner, dann eine Zahl, welche bestimmt, wie viele solcher Theile in Betracht gezogen werden sollen, den Zähler. Die Zusammenstellung von zwei Zahlen, durch den Horizontalstrich (das Zeichen der Division) verbunden, bildet demnach den B., und es bedeutet z. B. $^5/_7$ eigentlich $5 \times {}^1/_7$, oder den siebenten Theil der Eins fünfmal zusammengefügt, so daß der Zähler (5) die Anzahl, der Nenner (7) die Art der Theile bestimmt, in welche das Ganze zerlegt worden ist. Ein B., dessen Zähler kleiner als der Nenner ist, heißt ein ächter (eigentlicher, wahrer), ein solcher aber, bei welchem der Zähler ebenso groß oder größer als der Nenner ist, ein unächter, auch Afterbruch. Jene sind kleiner, diese, je nachdem der eine oder der andere der angegebenen Fälle Statt findet, ebenso groß oder größer als die Einheit. Man unterscheidet ferner gewöhnliche oder gemeine Brüche (z. B. $^3/_4$, $^5/_7$ rc.) und Decimalbrüche. Letztere sind solche, deren Nenner eine Potenz von 10 ist, z. B. $^3/_{10}$, $^{21}/_{100}$, $^{750}/_{1000}$ rc. Beim Schreiben pflegt man die Nen-

ner solcher Brüche ganz wegzulassen, den Zähler als ganze Zahl zu setzen und durch ein Komma (Decimalzeichen) den dazu gehörigen Nenner zu bezeichnen. Die verschiedenen Stellen, welche die einzelnen Ziffern des Zählers vom Komma aus rechtshin einnehmen, heißen Decimalstellen. Ueber die Verwandlnng der gemeinen Brüche in Decimalbrüche und umgekehrt, sowie über die verschiedenen Rechnungsarten mit Brüchen s. Bruchrechnung. Ein Bruchsbruch entsteht, wenn man von einem B. einen Bruchtheil nimmt, z. B. $^2/_3$ von $^4/_5$, was nichts Anderes bedeutet, als daß der dritte Theil von $^4/_5$ zweimal genommen werden soll und also = $^8/_{15}$ ist. Man kann jeden Bruchsbruch dadurch in einen gewöhnlichen B. verwandeln, daß man beide Zähler und beide Nenner mit einander multiplicirt und jenes Produkt dem neuen B.e als Zähler, dieses als Nenner gibt. Ein Doppelbruch ist ein solcher B., dessen Zähler und Nenner, und zwar entweder beide oder nur der eine oder andere, Brüche sind oder solche enthalten, z. B. $\frac{4\,^2/_3}{7}$, $\frac{^5/_8}{9}$, $\frac{3}{^4/_7}$, $\frac{^4/_5}{^7/_8}$, $\frac{2\,^2/_3}{3\,^5/_6}$. Einen derartigen B. verwandelt man in einen gewöhnlichen, wenn man Zähler und Nenner mit dem Produkte der Nenner der in beiden vorkommenden Brüche oder mit dem Nenner des in einem von beiden vorkommenden B.s multiplicirt. Demnach sind die eben angegebenen Doppelbrüche der Reihe nach folgenden gewöhnlichen gleich: $\frac{14}{21}$, $\frac{5}{72}$, $\frac{21}{4}$, $\frac{32}{35}$, $\frac{72}{115}$. Eine eigenthümliche Art von Brüchen sind endlich die Kettenbrüche (s. d.).

Bruch, in der Chirurgie zwei ihrem Wesen nach sehr verschiedene Krankheitszustände, nämlich einmal die Trennung des Zusammenhangs eines Knochens (s. Knochenbrüche) und dann das Austreten eines Eingeweides aus seiner natürlichen Höhle in eine andere. Der Vorfall eines Eingeweides (Hernia, Ruptura, Crepatura) ist ein so häufiger Krankheitszustand, daß nach einer Berechnung von Chaussier der 30. Mensch daran leiden soll. Die Verschiedenheit der Formen, unter denen sich solche Brüche darstellen, ist sehr groß. In Bezug auf die Höhlen, in welchen das ausgetretene Organ vor und nach seinem Austritt seine Lage hat, unterscheidet man den äußeren B., bei welchem die Organe aus den Grenzen ihrer natürlichen Höhle in eine neue widernatürlich gebildete heraustreten, von dem inneren, bei welchem die Organe innerhalb ihrer natürlichen Höhle in eine normale oder krankhaft gebildete Oeffnung, oder aus ihrer naturgemäßen Höhle in eine innere natürliche Höhle austreten. Ferner benennt man die Brüche nach den Körpergegenden, an denen sie Statt finden (z. B. Hirnbruch, Brustbrüche rc.), und nach den Theilen, welche in ihnen enthalten sind (z. B. Darmbrüche, Netzbrüche rc., s. unten). In Bezug auf die Größe der Brüche unterscheidet man große und kleine, vollkommene und unvollkommene; in Bezug auf die Zeit der Entstehung angeborene u. erworbene. Da die Unterleibsbrüche und unter diesen die Schenkel- und Leistenbrüche die vorherrschendsten sind, so versteht man im gemeinen Leben unter B. vorzugsweise diese.

Die meisten Eingeweide, welche aus der Unterleibshöhle hervortreten, schieben das diese Höhle auskleidende Bauchfell vor sich her, welches sie nach ihrem Austritt umhüllt u. dann der Bruchsack genannt wird. Der Bruchsack ist mithin eine sackförmige Ausstülpung des Bauchfells, seine Höhle steht mit der Bauchhöhle in unmittelbarer Verbindung, und die Oeffnung, an der dieselbe in jene ausgeht, heißt Bruchsackmündung, der oberste engere Theil des Bruchsacks, welcher sich daran anschließt, Bruchsackhals, der übrige Theil Bruchsackkörper, dessen unterstes Ende Bruchsackboden genannt wird. Die Gestalt des Bruchsackes ist verschieden, und man kann sie hauptsächlich als cylinder-, kugel-, kegel- und birnförmig bezeichnen. Die Größe ist oft beträchtlich; die Höhle meist einfach, bisweilen jedoch durch Einschnürungen getheilt. Die Ursachen der Brüche liegen theils in der körperlichen Beschaffenheit, der Anlage, theils in äußeren Momenten, Gelegenheitsursachen. Die Anlage, auch prädisponirende Ursache genannt, ist begründet in der Beschaffenheit der Bauchwandungen und der der Eingeweide. Es finden sich nämlich im Unterleibe, und zwar im naturgemäßen Zustande desselben, mehr oder weniger große Oeffnungen, die, wie es am Schenkelring der Fall ist, Arterien, Venen und Nerven den Durchgang aus der Unterleibshöhle in den Schenkel gestatten, oder, wie es am Bauchring Statt findet, den Samenstrang durchtreten lassen. Ermangeln die diese Oeffnung bildenden und umgebenden Membranen der gehörigen Spannkraft, so ist die besondere Anlage begründet. Daher begünstigt diese Anlage jede Beschäftigung, mit welcher Erweiterungen und Dehnungen dieser Theile verbunden sind, als anhaltendes Bücken, Knieen, Reiten, hohes Langen, Ueberbeugen des Körpers. Noch mehr wird diese Anlage ausgebildet durch schnelles Abmagern bei früherer großer Körperfülle. Auch das Geschlecht hat Einfluß auf die Anlage; Leistenbrüche sind vorherrschend bei Männern, Schenkelbrüche bei Frauen; die Schwangerschaft ist nicht ohne Bedeutung für dieselbe. Neben dieser Beschaffenheit des anatomischen Baues der Unterleibshöhle wird die Anlage durch die Beweglichkeit, Dünnheit, Geschmeidigkeit der Eingeweide u. ihre Lage vergrößert. Diese Anlage bedingt jedoch nicht allein das Austreten eines B.es, sondern es gehört dazu noch ein äußeres, ursachliches Moment, die Gelegenheitsursache. Diese kann eine absolut äußere seyn, als ein Stoß, Schlag, Druck auf den Unterleib, eine Erschütterung durch Springen, Fallen; oder eine relativ äußere, welche von heftigen Muskelaktionen des Körpers ausgeht, besonders von heftigen Zusammenziehungen des Zwerchfells und der Bauchmuskeln, wie es bei heftigen Anstrengungen, beim Lasttragen, Heben, Erbrechen, Niesen, Schnäuzen, Husten, Blasen von Instrumenten, Schreien, ja, selbst beim gehinderten und angestrengten Uriniren, Stuhlgang, sowie beim Gebären Statt findet. Das erste Zeichen eines entstehenden B.es ist mehr im Gefühl des Patienten begründet, als äußerlich wahrnehmbar. Es ist das Gefühl von An-

bringen der Eingeweide nach den Bauchöffnungen, ein Gefühl von Mißbehagen, bei welchem der Patient eine Anschwellung jener Gegenden durch einen fremdartigen Körper zu bemerken glaubt. Die Geschwulst, die sich dann bei unveränderter Hautfarbe der betreffenden Gegend zeigt, ist nicht entzündet, elastisch, an ihrem Grunde unbeweglich, vergrößert sich und wird praller durch Husten, verkleinert sich bei der Rücken- und hohen Kreuzlage, verschwindet oft ganz bei derselben und nach zweckmäßig angebrachtem Druck, wo dann auch die Oeffnung, durch welche der B. hervorgetreten ist, fühlbar wird, erscheint aber wieder beim Stehen, Gehen, sowie bei Anstrengungen; dabei fühlt der Kranke mehr oder minder ein Ziehen der Eingeweide nach unten, bemerkt bisweilen ein Gurren in der Geschwulst und selbst bei Veränderung der Geschwulst in ihrer Größe eine deutliche Bewegung.

Brüche, welche reponirt und zurückgehalten werden können, sind keine lebensgefährliche Krankheit, verursachen jedoch stets mehr oder minder Unbequemlichkeiten und Beschwerden. Je kleiner u. jünger ein B. ist, desto leichter gelingt seine Zurückbringung, Zurückhaltung u. Heilung, je größer und veralteter, desto schwerer ist dieselbe. Darmbrüche sind gefährlicher, als Netzbrüche. Die Palliativkur besteht in der Zurückbringung des B.s in seine Höhle und in der Zurückhaltung desselben durch eine Bandage. Die Zurückbringung der Brüche in ihre Höhle (Taxis, Repositio) ist das erste Moment dieser Kur. Sind die Brüche klein u. neu, so gehen sie leicht, besonders bei der Rückenlage des Kranken, zurück; veraltete, umfangreiche bieten oft Schwierigkeiten dar. Ist die Reposition gelungen, was man an dem gänzlichen Verschwundenseyn der Geschwulst und an der fühlbaren Bruchöffnung erkennt, so ist das Bruchband (s. d.) anzulegen. Das unausgesetzte Tragen des Bruchbandes ist nothwendig und deshalb aufs Dringendste zu empfehlen, wenn neuen Gefahren ernstlich vorgebeugt werden soll. Die Radikalkur besteht in der Zurückbringung der Eingeweide in ihre Höhle und in der Schließung der Bruchöffnung durch Verwachsung. Ohne Gefahr für das Leben ist keine Bruchoperation, und da in unserer Zeit die Bruchbänder mit so großer Vollkommenheit gearbeitet werden, so ist die Radikalkur durch Operation überhaupt zu beschränken. Bei angeborenen Nabel- und Leistenbrüchen, bei neu entstandenen kleinen Brüchen der Kinder, selbst denen jüngerer erwachsener Personen, bei welchen, ohne besonders ausgebildete Anlage, ein B. plötzlich durch eine heftig wirkende Gelegenheitsursache entstand, reicht oft der anhaltende Druck eines Bruchbandes aus, die radikale Heilung ohne alle Operation zu bewirken. Erscheint aber die Operation nach strenger Prüfung nothwendig, so wird sie durch den Schnitt ausgeführt. Die Hautbedeckungen werden durch einen Längeschnitt geöffnet, der Bruchsack bloßgelegt, von den benachbarten Theilen abgelöst und nun die Verwachsung durch die Unterbindung, das Einlegen der Wieke und die Skarifikation bewirkt. Neuerdings versuchte man die Heilung durch Lufteinwirkung mit Einbringung einer Blase von Goldschlägerhäutchen, sowie durch die Einheilung eines Hautlappens, Methoden, welche erst geprüft werden müssen. Anomalien der Brüche sind alle die Zustände, durch welche deren Beweglichkeit und Fähigkeit, reponirt werden zu können, aufgehoben wird. Dieser Zustand der Unbeweglichkeit eines B.s ist entweder begründet in organischen Veränderungen der Bruchtheile, oder in Einklemmung. Beide können ganz unabhängig von einander einzeln auftreten, treten aber auch wohl vereint auf und stehen auch bisweilen in Wechselwirkung mit einander. Zu den organischen Veränderungen gehören Vergrößerung der enthaltenen Theile durch Fettbildung, Verhärtung, Geschwülste, Knoten ꝛc., und Verwachsung derselben mit dem Bruchsack. Die Einklemmung (Incarceratio) ist der Zustand, in welchem die im B. enthaltenen Theile anhaltend so zusammengeschnürt werden, daß ihre Beweglichkeit aufgehoben ist. Die Einklemmung ist nach dem Grade der Heftigkeit verschieden und wird unvollkommen genannt, wenn die Funktion der eingeklemmten Theile noch so weit Statt finden kann, daß sich eine Verbindung mit den entsprechenden nicht eingeklemmten Theilen herausstellt, vollkommen, wenn diese Verbindung gänzlich unterbrochen ist, Einschnürung, wenn die Vitalität der vorliegenden Eingeweide so zerstört wird, daß auch nach gehobener Einklemmung die Funktionen derselben gehemmt bleiben und die Organe selbst mehr oder weniger dem Brand ausgesetzt sind. Einklemmung entsteht dann, wenn das Verhältniß der enthaltenen Bruchtheile zu der Bruchspalte in der Weise gestört ist, daß die durch das Hervortreten der Eingeweide momentan erweiterte und durch ein Uebermaß der im Bruchsacke enthaltenen Eingeweide gereizte Bruchspalte zur Reaktion und, vermöge ihrer Elasticität, zur Kontraktion und Zusammenziehung bestimmt wird. Die Einklemmung ist jederzeit ein gefährlicher Zufall. Konstitution und Alter des Kranken, sowie die die Einklemmung begleitenden Zufälle sind von Wichtigkeit bei der Vorhersage. Kinder erkranken meist minder gefährlich, als Erwachsene; kräftige, vollsaftige, zu Entzündung hinneigende Konstitution, sowie Kacherie geben ungünstige Prognose. Alte Brüche, erschlaffte Bauchwandungen geben günstigere Prognose, als neu entstandene Brüche bei großer Elasticität der sehnigen Gebilde; Darmbrüche sind im Allgemeinen gefährlicher, als Netzbrüche. Entzündung ist stets ein schlimmes Zeichen, und je weiter dieselbe vorgeschritten ist, desto schlimmer die Vorhersage, daher äußerst ungünstig bei schon eintretendem oder eingetretenem Brande. Die Operation ist angezeigt, wenn bei Einklemmung des B.s entzündliche Zufälle eintreten, diese trotz der angewendeten arzneilichen Mittel und der Repositionsversuche sich immer mehr steigern, Erbrechen mit allgemeiner Unruhe erscheint und somit ein rapider Verlauf bevorsteht.

Der Leistenbruch (Hernia inguinalis, Bubonocele) tritt durch den Leistenring (Bandring, Leistenkanal) hervor und heißt, wenn er sich bei dem Manne bis in den Hodensack herabsenkt, Hodensackbruch (H. scrotalis s. Oschiocele), bei den Frauen, wenn er in die großen Schamlippen sich senkt, Schamlippen-

bruch (H. labialis interior). Er ist eine sehr häufige Art der Brüche, sowohl angeboren als erworben. Die ihn bildenden Theile sind: der Dünndarm, Dickdarm, das Netz, selbst der Magen, die Milz, die Gebärmutter und die Eierstöcke. Der Schenkelbruch (Hernia cruralis, Merocele) tritt durch den Schenkelring (Schenkelkanal) heraus und ist eine vorzugsweise bei Frauen häufig vorkommende Bruchart. Die in ihm enthaltenen Theile sind der Dünndarm, das Netz, bisweilen der Blinddarm, Dickdarm; in einzelnen Fällen wurde selbst die Blase und die Gebärmutter darin gefunden. Beim Nabelbruch (Hernia umbilicalis, Omphalocele) treten die Eingeweide durch den Nabelring oder die für die Nabelgefäße bestimmte Spalte hervor. Er ist angeboren oder erworben. Durch die von Natur hier gebildete Spalte ist die Anlage gegeben. Bei dem angebornen Nabelbruche liegen die vorgefallenen Theile bei mangelhafter Entwickelung der Bauchdecken zwischen den Nabelschnurgefäßen, daher dieser auch Nabelschnurbruch genannt wird; bei dem erworbenen Nabelbruche treten die Eingeweide durch den Nabelring unter die Bauchdecken aus. Der Inhalt dieser Brüche kann der Darm oder das Netz oder Darm und Netz zugleich seyn, und im ersteren können Wasseransammlungen sich bilden, sowie in letzteren außer diesen auch noch Fleisch- und Fettwucherungen Statt finden, daher die Bezeichnung Wasserdarm- und Fleischnetz-Nabelbruch. In seltenen Fällen hat man Magen, Leber, Milz darin gefunden. Vom Bauchbruch (Hernia ventralis) sind besonders folgende Formen zu bemerken: Der Bruch der Oberbauchgegend (Hernia regionis epigastricae, Gasterocele) kommt unmittelbar unter dem schwertförmigen Fortsatz des Brustbeins zum Vorschein, wogegen der Seitenbauchbruch (Laparocele) zwischen den falschen Rippen und dem Darmbein hervortritt. Beim inneren Bruch (Hernia interna) treten die Eingeweide innerhalb ihrer natürlichen Höhle in eine krankhaft gebildete Oeffnung oder aus ihrer naturgemäßen Höhle in eine innere natürliche Höhle. Beim Zwerchfellbruch (Hernia diaphragmatis, Diaphragmatocele) treten die Eingeweide durch eine Spalte des Zwerchfells in die Brusthöhle. Diese Brüche sind erworben oder angeboren, erstere ermangeln öfters eines Bruchsackes, indem die heftige Einwirkung, welche den Bruch bedingt, eine Zerreißung des Bauchfells verursacht. Die im Bruchsack enthaltenen Theile sind Magen, Dickdarm, Netz, in seltenern Fällen Dünndarm, Milz, Leber. Nach den in den Brüchen enthaltenen Theilen erhalten sie noch folgende Benennungen: Der Darmbruch (Hernia intestinalis) wird durch den Vorfall der Därme gebildet und ist eine der häufigsten Arten. Der Blinddarmbruch (H. intestini coeci), eine Austretung des Blinddarms, hat die von seinem anatomischen Lagenverhältnisse bedingte Eigenthümlichkeit, daß er keinen vollständigen Bruchsack besitzt, sondern nur zur großen Hälfte mit dem Bauchfell überzogen ist. Beim Mastdarmbruch (Hernia intestini recti s. Hedrocele s. Arctocele) drängen sich die Eingeweide in die erschlaffte Wandung des Mastdarms ein und es entsteht Vorfall des Mastdarms. Der Blasenbruch (Hernia vesicalis, Cystocele) ist ein Vorfall der Harnblase aus der Unterleibshöhle und stellt sich als Leisten-, Schenkel-, Scheiden- und Mittelfleischbruch dar. Meistens liegt nur ein Theil, selten die ganze Blase in dem Bruch; bisweilen zugleich mit andern vorgefallenen Eingeweiden, z. B. Darm, Netz &c. Der Eierstockbruch (Hernia ovarii, Oophorocele) ist ein Vorfall der Eierstöcke und stellt sich als Leisten-, Schenkel-, Nabel-, Bauch-, Scheiden- und Hüftbeinbruch dar, kommt bisweilen auch mit Darm-, Netz- und Gebärmutterbrüchen verbunden vor. Der Gebärmutterbruch (Hernia uteri s. Metrocele s. Hysterocele) ist derjenige Zustand, bei welchem die Gebärmutter in eine Bruchgeschwulst hineingedrängt ist. Die Brucharten, welche von Brusteingeweiden gebildet werden, sind der Lungen- und der Herzbruch, nach dem Ort ihres Hervortretens Brustbrüche (Herniae thoracicae) genannt. Sie sind häufiger angeboren, als erworben. Da sie angeboren auf Bildungsfehlern beruhen, so ziehen sie auch meist den Tod nach sich. Die erworbenen Brustbrüche werden meist durch bedeutende Verwundungen, durch welche Stücke einer oder mehrer Rippen verloren gehen, erzeugt. Der Lungenbruch (Hernia pulmonalis s. Pneumonocele) ist ein Vorfall der Lunge aus den Grenzen der Rippe, der Herzbruch (Hernia cordis s. Cordiocele) ein Vorfall des Herzens aus der Brusthöhle und ein äußerst seltener Fall. Ein vom Kopfeingeweide gebildeter Bruch ist der Hirnbruch (Hernia cerebri s. Encephalocele), der Vorfall des Hirns oder eines Theiles desselben mit seinen Häuten durch eine Oeffnung in dem Schädelknochen unter die allgemeinen Hautbedeckungen, die einzige Form, welche hier Statt finden kann. Er ist selten, öfter angeboren, als erworben. In der Thierheilkunde kennt man noch Augenbrüche (Herniae orbitares), und zwar unterscheidet man den B. der Regenbogenhaut, einen Vorfall der Iris, welcher dann entsteht, wenn in Folge einer Verschwärung oder einer Wunde die wässerigen Feuchtigkeiten des Auges auslaufen, u. den Augenbruch (Exophthalmia, Exorbitismus), das Hervortreten des Auges aus der Höhle, das namentlich durch Abscesse oder Geschwülste in der Augenhöhle, welche durch ihre wachsende Größe das Auge nach vorn treiben, oder auch durch äußere Verletzungen bewirkt wird, ein Zustand, der oft nur durch Exstirpation des Auges zu entfernen ist.

Bruch, ein großes Revier ehemaligen Moor- und Sumpflandes zwischen dem braunschweigischen Distrikt Wolfenbüttel und Schöningen und dem preußischen Regierungsbezirk Magdeburg, das sich von Horenburg und Vörsuna längs der Bode bis zum Bernburgischen ausdehnt, ist seit 1540 durch Kanäle und den Schiffs- oder großen Bruchgraben (welcher Bode und Ilse verbindet) zu einem vorzüglichen Weiderevier umgewandelt, über welches 3 Päſſe (Steinwege), der Hessen-, Kinvitz- und Neuedamm, führen.

Bruch, Philipp, einer der gründlichsten

Kenner der Moose, den 11. Februar 1781 geboren, Apotheker zu Zweibrücken, wo er den 11. Februar 1847 †; durch Herausgabe des unter Mitwirkung von Schimper und Gumbel bearbeiteten schätzbaren Werks: „Bryologia Europaea seu genera muscorum Europaeorum monographia illustrata“ (Bd. 1—XXX!, 1837—1846) rühmlichst bekannt.

Bruchband (Hamma, Bracherium, franz. Brayer, engl. Truss), ein Verbandstück zur Zurückhaltung der in einem Bruche vorgefallenen Theile. Zunächst zerfallen sie nach dem Hauptunterschiede ihrer Konstruktion in unelastische und elastische. Erstere, auch weiche Bandagen genannt, werden aus Leder, Leinwand oder irgend einem Zeuche gefertigt, auch Holz ist dazu angewandt worden. Die elastischen enthalten eine Feder mit Springkraft. Jedes B. besteht aus folgenden wesentlichen Theilen: der Pelotte, auch Kopf oder Kissen genannt, und dem Leibgürtel, Körper genannt. Die Pelotte ist ein rundes, ovales oder ungleichförmig länglichrundes Kissen, dessen äußere Seite eine platte, dessen innere Seite eine dem besonderen Zwecke entsprechende gewölbte oder ausgehöhlte Fläche darbietet (konvexe und konkave Pelotte). Sie ist von einer hölzernen oder metallenen Grundlage, dem Schild, gefertigt, die durch Polstern die erforderliche Form erhält. An ihrer Außenseite sind Knöpfe, Haken ꝛc. angebracht zur Befestigung des Leibgürtels und der sonst zu gebrauchenden Riemen. An die Pelotte schließt sich der Leibgürtel an, dessen Grundlage die Feder, ein elastisches, halbkreisförmiges, schmales Stück Stahl, bildet. Eine gute Feder muß der Körperform genau anpassen, daher vollkommen elastisch seyn. Sie ist gleichfalls mit feinem, gutem Leder überzogen und ausgepolstert. Der Theil der Feder, welcher den Uebergang in die Pelotte bildet, heißt der Hals, der mittlere Theil der Körper, das Ende der Schwanz; an diesen fügt sich der Ergänzungsriemen an, mittels dessen das B. geschlossen wird. Ein gut gearbeitetes B. muß die Eigenschaft haben, einen gleichförmigen mäßig starken Druck auf die Bruchöffnung auszuüben und sich dabei den Körperbewegungen des Kranken anzuschmiegen, ohne sich zu verschieben oder sonst zu belästigen. Durch diese Eigenschaften hat das elastische einen großen Vorzug vor dem unelastischen B.e, welches bald durch zu heftigen Druck, bald durch zu große Lockerheit der Anlage seinen Zweck verfehlt, weshalb sich die Anwendung des letzteren nur auf wenige Fälle beschränkt. Es gibt auch Bruchbänder mit beweglicher Pelotte, d. h. solche, an welchen sich die Pelotte nach der Richtung der Bruchspalte nach oben, nach unten oder seitwärts verschieben läßt. Zur Fixirung der Pelotte ist das Schild entweder mit Schraube und Schraubenmutter versehen oder eine Feder angebracht, welche in die Zähne einer Winde eingreift. Endlich haben englische Bandagisten Bruchbänder gefertigt, bei denen das vordere und hintere Ende der Feder mit einer Pelotte versehen ist u. die Pelotten durch ein Kniegelenk beweglich sind. Beim Gebrauch derselben kommt die hintere Pelotte auf das Kreuzbein, die vordere auf die Bruchspalte zu liegen. In neuester Zeit hat man auch Bruchbänder aus Gummi elasticum gefertigt, die besonders bei kleinen Kindern anwendbar sind. Das Anlegen eines B.es geschieht auf folgende Weise: Man legt dasselbe um das Becken und läßt den Kranken niederlegen; sind die vorgefallenen Theile vollständig zurückgebracht, so drückt man zuerst mit der einen Hand auf die Bruchöffnung und bringt mit der anderen die Pelotte darauf. Nun fixirt man sie in ihrer Lage, paßt den Leibgürtel des B.es an und schließt die Bandage, indem man den Ergänzungsriemen an einem Häkchen des Schildes einhängt. Ist ein Schenkelriemen nöthig, so führt man ihn von hinten nach vorn zwischen den Beinen durch und hängt ihn an ein anderes Häkchen des Schildes ein. Hierauf steht der Kranke auf, damit durch nochmalige Prüfung des B.es bei veränderter Leibesstellung das Mangelhafte oder Beengende desselben erkannt werde. Mit einem guten B. kann der Kranke seinen gewöhnlichen Beschäftigungen ohne Beschwerde nachgehen; heftige Anstrengungen sind jedoch stets möglichst zu meiden. Die Bruchbänder sind immerwährend zu tragen.

Bruchbeere, s. v. a. Heidelbeere. *Vaccinium myrtillus L.*

Bruchberg, hoher Bergrücken des Harzes, zwischen dem Brockenkrug u. Osterode, im hannöverschen Fürstenthum Grubenhagen, Berghauptmannschaft Klausthal. Die über dem Granit desselben hervorspringende Sandsteinklippe Harzkühnenburg ist 2932 Fuß hoch. Auf der östlichen Seite desselben liegen die berühmten andreasberger Bergwerke.

Bruchhausen, Dorf in der preußischen Provinz Westphalen, Reg.-Bez. Arnsberg, Kreis Brilon, mit 800 Einwohnern, welche sich durch ihren Gewerbfleiß, besonders als Nagelschmiede, auszeichnen. Nahe dabei die berühmten bruchhauser Steine, deren vier sind. Auf dem Gipfel des Isenberges, in einer Höhe von 2321 par. Fuß über dem Meere, erhebt sich der oberste Stein und eröffnet auf seiner Höhe dem Blick gen Norden eine unabsehbare Fläche, in der Soest, Paderborn, Münster, Osnabrück und viele kleinere Städte u. Hunderte von Ortschaften Westphalens liegen. Nicht weit von diesem steht der sogenannte Bornstein, merkwürdig wegen eines Beckens auf seiner Oberfläche, das selbst in den heißesten Sommermonaten niemals wasserleer ist. Zunächst unter dem ersten tritt der dritte Stein mit einer zweiseitigen Wand hervor, welche 300 Fuß hoch senkrecht emporsteigt. Daneben ist der vierte, der kleinste von allen. An dem Berge hat die Natur selbst allmählig einen großen Steinbruch gebildet, eine Menge großer und kleiner Felsblöcke bedecken eine halbe Stunde weit umher den Fuß des Berges. Das Volk nennt die 4 Felskolosse den Gold-, Born-, Drachen- und Feldstein.

Bruchrechnung, der Inbegriff aller der Regeln, nach welchen an den Brüchen dieselben Rechnungsoperationen vorgenommen werden können, wie an ganzen Zahlen. Brüche sind nicht immer gleichartige Größen, sondern oft verschiedenartige Theile einer und derselben Einheit. Da man aber nur gleichartige Dinge addiren und subtra-

hiren kann, so müssen die Brüche gleichartig gemacht werden. Dazu gehört nun zuvor, den Bruch in kürzester Form darstellen zu können. Der Werth eines Bruchs wird nicht verändert, wenn man Zähler und Nenner zugleich mit derselben Zahl multiplicirt oder dividirt, denn in dem Maß man den Nenner vergrößert oder verkleinert, d. h. den Werth des Bruchs verkleinert oder vergrößert, in demselben Maß verkleinert oder vergrößert man durch dieselbe Behandlung des Zählers den Werth desselben wieder. Z. B. $\frac{4}{5}$ ist $= \frac{4 . 7}{5 . 7}$, denn der Zähler des Bruchs wurde durch 7 multiplicirt, d. h. der ganze Werth des Bruchs vergrößert; der Nenner aber, mit 7 multiplicirt, erlitt auch eine Vergrößerung, also wurde hierdurch der Werth des Bruchs in demselben Maß verringert. Eben so steht es mit der Division durch dieselbe Zahl. Es ist $\frac{6}{8} = \frac{6/2}{8/2} = \frac{3}{4}$; $\frac{9}{12} = \frac{9 : 3}{12 : 3} = \frac{3}{4}$; $\frac{9}{27} = \frac{9 : 9}{27 : 9} = \frac{1}{3}$. Auf diese Weise ist man im Stande, den Werth des Bruchs auf die kleinsten Zahlen zu bringen. Man darf nämlich die gleichen Faktoren, aus welchen Zähler und Nenner besteht, durch Division wegheben, ohne befürchten zu müssen, den Bruchwerth zu verändern. Demnach ist $\frac{7}{14} = \frac{1}{2}$; $\frac{6}{21} = \frac{2}{7}$; $\frac{9}{72} = \frac{1}{8}$; $\frac{4}{7} = \frac{12}{21}$; $\frac{3}{11} = \frac{9}{33}$. Diese Abkurzung (Reduktion) der Brüche beruht auf der Bestimmung der Faktoren der Zahlen und kann nach folgender Regel gemacht werden. Soll untersucht werden, welche Faktoren zweien Zahlen zukommen und ob überhaupt zwei Zahlen gleiche Faktoren haben werden, so dividire man mit der kleineren in die größere, mit dem etwa entstehenden Rest in den vorigen Divisor und wiederhole dieses Verfahren so lange, bis die Division entweder aufgeht oder zuletzt ein Rest gleich 1 entsteht. Geht die Division auf, so ist der letzte Divisor der Faktor, welcher in den vorgegebenen Zahlen gemeinschaftlich vorhanden ist; z. B. 913 und 1243 haben den gemeinschaftlichen Faktor 11, denn die Division geht bei 11 als Divisor ohne Rest auf; der Bruch $\frac{913}{1243}$ ist demnach $= \frac{11 . 83}{11 . 113} = \frac{83}{113}$. Oft kann man ohne Weiteres der äußeren Form einer Zahl absehen, ob sie durch diese oder jene Zahl theilbar sey, denn a) eine Zahl ist durch 2 theilbar, wenn sie mit 2 oder eine durch 2 theilbare Zahl oder mit 0 endigt, also etwa 3020, 6232, 784. b) 3 geht in Zahlen auf, deren Ziffersumme eine durch 3 theilbare Zahl ist, z. B. 345, 78, 102723. c) 4 theilt alle Zahlen ohne Rest, deren beide letzte Ziffern durch 4 ohne Rest theilbar sind, z. B. 748, 920, 1024, 7694. d) 5 geht in allen Zahlen ohne Rest auf, wenn dieselben sich auf 0 oder 5 enden, z. B. 760, 765, 7850. e) 6 geht in allen Zahlen ohne Rest auf, die unter a) und b) passen. f) 8 geht in allen Zahlen ohne Rest auf, deren drei letzte Ziffern ohne Rest durch 8 theilbar sind. g) 9 geht in allen Zahlen ohne Rest auf, deren Ziffersumme sich ohne Rest durch 9 theilen läßt. Wenn nun auf solchem Weg die zu behandelnden Brüche auf die kleinste Form gebracht worden sind, so ist es dann leicht, sie gleichnamig zu machen, und dieses bleibt die zweite Hauptaufgabe in der B. Brüche sind so lange ungleichartige Größen, als ihre Nenner nicht dieselben Theile derselben Einheit sind; sie sind aber gleichartig, wenn sie zu Nennern dieselben Zahlen haben. Um daher Gleichnamigkeit bei mehren Brüchen herbeizuführen, kommt es darauf an, sie durch Multiplikation mit derselben Zahl in ihren Zählern und Nennern so umzugestalten, daß die Zähler alle gleich werden. Dies liegt nahe: kennen wir die kleinsten oder Primfaktoren der einzelnen Nenner, so läßt sich leicht übersehen, welche diesem oder jenem derselben zugesetzt werden müssen, um allen gleichen Werth zu geben. Es kommt also darauf an, nach dem Vorigen zuerst diese Faktoren zu finden. Sind diese bestimmt, so schreibe man, wenn viele gleiche in einem und demselben Nenner vorkommen, dieselben in Potenzformen (also $2 . 2 . 2$ in 2^3, $3 . 3 . 3 = 3^3$), hebe die höchsten Potenzen einer und derselben Primzahl heraus u. multiplicire sie; das Produkt ist der Generalnenner. Mit diesem Generalnenner vergleiche man dann jeden einzelnen Nenner, so gibt die Division die Zahl für jeden einzelnen Bruch an, mit welcher derselbe im Zähler und Nenner zu multipliciren ist, um allen Brüchen dieselben Nenner zu geben, d. h. sie gleichartig zu machen. Obendrein erhält man so die Nenner in möglichst kleiner Form, wie folgendes Beispiel klarer machen wird. Die Brüche $\frac{5}{48}$, $\frac{7}{92}$, $\frac{11}{24}$, $\frac{13}{51}$ lassen sich so schreiben: $\frac{5}{3 . 2^4}$, $\frac{7}{2^2 . 23}$, $\frac{11}{3 . 2^3}$, $\frac{13}{3 . 17}$. Der kleinste Generalnenner wird hier nach dem Obigen $2^4 . 3 . 17 . 23$, denn darin gehen alle übrigen Nenner ohne Rest auf. Dividirt man nun in $2^4 . 3 . 17 . 23$ mit

$3 . 2^4$, $2^2 . 23$, $3 . 2^3$, $3 . 17$,

so kommen respektive die Quotienten:

$17 . 23$, $2^2 . 3 . 17$, $2 . 17 . 23$, $2^4 . 23$.

Diese Zahlen sind den Zählern und Nennern obiger Brüche zuzusetzen, um alle auf gleiche und die kleinste Benennung zu bringen, sie werden demnach:

$$\frac{5.17.23}{2^4.3.17.23}, \quad \frac{2^2.3.17.7}{2^4.3.17.23}, \quad \frac{11.2.17.23}{2^4.3.17.23}, \quad \frac{13.2^4.23}{2^4.3.17.23},$$

deren weitere Behandlung keine Schwierigkeiten bietet. Hierauf gründen sich die verschiedenen Methoden des Aufsuchens eines Generalnenners. Das hier Gesagte gilt auch für die Buchstaben- oder Literalbrüche. Haben die Brüche schon gleiche Nenner, so zählt man ihre Zähler zusammen und gibt der Summe den gleichen Nenner. Haben hingegen die Brüche ungleiche Nenner, so bringt man sie auf einen und denselben Nenner und addirt dann die so verwandelten Zähler derselben, worauf die Summe den gewonnenen Generalnenner erhält. Sind Brüche zu subtrahiren, so bringt man die Brüche auf einerlei Nenner, wenn sie es nicht schon sind, und zieht dann ihre Zähler von einander ab. Sind Brüche zu multipliciren, so fällt das Gleichnamigmachen

der Brüche als unnöthig hinweg, und man multiplicirt lediglich Zähler mit Zähler und Nenner mit Nenner. Für die **Division** der Brüche aber gilt die **Regel: man kehre den Divisorbruch um und multiplicire in dieser Stellung den Dividendusbruch und Divisorbruch.** Also: soll $^5/_8$ durch $^4/_7$ dividirt werden, so multiplicire man $^5/_8$ mit $^7/_4$, was $^{35}/_{32}$ gibt. Der Beweis für die Richtigkeit dieser Regel liegt darin, daß die Division die der Multiplikation entgegengesetzte Rechnungsart ist. Da bei einer Division Quotient und Divisor multiplicirt den Dividendus geben müssen, so kann man sich leicht von der Wahrheit des Gesagten überzeugen. Da jede ganze Zahl als ein Bruch angesehen werden kann, dessen Nenner 1 ist, so lassen sich die sämmtlichen Regeln leicht auf die Rechnungen zwischen **ganzen Zahlen u. Brüchen** anwenden. Sind Brüche schon gleichnamig, also auch gleichartig, so fallen, wie sich nun leicht übersehen läßt, alle die Schwierigkeiten wegen des zu suchenden Generalnenners weg. Dieses tritt theilweise ein bei den **Decimalbrüchen**, ein Vortheil, der bald die Rechnung mit diesen sehr in Aufnahme gebracht hat. Nur muß man jeden gewöhnlichen Bruch in einen Decimalbruch zu verwandeln wissen. Es ist z. B.

$$^3/_8 = \frac{3\,.\,1000}{8\,.\,1000} = \frac{\left(\frac{3000}{8}\right.}{1000}.$$ Führt man nun die Division im Zähler wirklich aus, so kommt $^{375}/_{1000}$, und $^3/_8$ ist in einen Decimalbruch umgesetzt. Dasselbe Verfahren eignet sich auch für andere gewöhnliche Brüche. Um die Nenner nicht immer wieder schreiben zu müssen, nimmt man die Eigenthümlichkeit unseres Decimalsystems zu Hülfe, in welchem jede Zahl als eine Summe von Vielfachen von Potenzen, von 10 erscheint, z. B. 375 ist $= 3.100 + 7.10. + 5 = 3.10^2 + 7.10 + 5.10^0$; denn 10^0 ist $= 1$, eben so $6789 = 6.1000 + 7.100 + 8.10 + 9 = 6.10^3 + 7.10^2 + 8.10^1 + 9.10^0$. Aus $^3/_8 = {}^{375}/_{1000}$ wird, wenn man mit 1000 wirklich dividirt, nach dem Vorigen

$$= \frac{3\,.\,100}{1000} + \frac{7\,.\,10}{1000} + \frac{5.10^0}{1000} = \frac{3}{1000} + \frac{7}{100} + \frac{5}{1000}.$$

Es sind also gar keine Ganze, sondern nur Theile des Ganzen, durch welche sich $^3/_8$ darstellen läßt. Das gewonnene Resultat schreibt man dann so: $^3/_8 = 0{,}375$ und bemerkt, daß die dem Komma folgenden Zahlen Brüche bedeuten sollen, deren Nenner, von der nullten Potenz, von 10 anhebende Potenzen von 10 seyn sollen. So wird also 3,57689 bedeuten 3 Ganze, $^5/_{10} + {}^7/_{100} + {}^6/_{1000} + {}^8/_{10000} + {}^9/_{100000}$. Will man demnach nach dem Vorigen einen gewöhnlichen Bruch in einen Decimalbruch verwandeln, so dividire man, ist es ein Afterbruch, mit dem Nenner in den Zähler, hänge dem Rest eine Null an, dividire wieder, hänge den Resten immer weiter Nullen an u. ordne die so erhaltenen Quotienten hinter dem gewonnenen Ganzen in der Reihe an einander. Ist der Bruch kein Afterbruch, so hat man gleich anfänglich eine 0 anzuhängen nöthig und dann zu dividiren und zu ordnen. Solche Divisionen gehen dann auf, wenn der Nenner des gegebenen gewöhnlichen Bruches eine Potenz von 2 (also 2^1, 2^2, 2^3 . . .) oder eine Potenz von 5, oder ein Produkt aus den vorigen beiden Zahlen, z. B. 4.5, $2^3.5^2 = 200$ ist, weil Potenzen von 10 sich immer in Produkte aus diesen Zahlen zerlegen lassen, z. B. $100 = 4.25 = 2^2.5^2$. Geht die Division nicht auf, so muß man sich, nach Maßgabe der verlangten Genauigkeit, bloß dem Bruch zu nähern streben, auch wohl die letzte Zahl des Quotienten zu diesem Zweck um 1 erhöhen. Es ist $^6/_7 = 0{,}85714285$; man nimmt aber lieber 0,85714286, wenn viele Schärfe verlangt wird. Diesem nach ist:

$^{17}/_{40} = 0{,}425.$ $\quad ^{15}/_{17} = 0{,}8823529411$ —
$^{87}/_{125} = 0{,}696.$ $\quad ^{11}/_{16} = 0{,}6875.$
$^8/_9 = 0{,}88888$ . . . $\quad ^{106}/_{333} = 0{,}3183183$ . . .

In den meisten Fällen bedarf es nur der Entwickelung einiger Quotienten, um zu übersehen, nach welchem Gesetz dieselben wieder erscheinen, wie man an $^7/_{22} = 0{,}3181818$ . . . und $^{65}/_{333} = 0{,}195195$ . . . . sieht. Der Gewinn, welchen die Verwandlung von gewöhnlichen Brüchen in Decimalbrüche gewährt, tritt recht deutlich hervor, wenn man bedenkt, daß alle Multiplikationen mit 10 nur einer Verrückung des Komma's von der rechten Hand gegen die linke bedürfen, daß also $10 \times 3{,}578 = 35{,}78$ ist, anderer Vortheile, die noch hervortreten, gar nicht zu gedenken. Da demnach alle Decimalbrüche gleichnamig sind, so hat es gar keine Schwierigkeit, sie zu **addiren**. Zu diesem Behuf setze man sie so unter einander, daß Komma auf Komma trifft, und zähle sie wie ganze Zahlen zusammen: in der Summe nimmt dann das Komma wieder dieselbe Stelle ein wie in den Theilen. Eben so wenig macht die Aufgabe, Decimalbrüche zu **subtrahiren**, Schwierigkeit. Hier ist Regel: man setze die Decimalbrüche so unter einander, daß wieder Komma unter Komma kommt, ziehe sie ab, wie ganze Zahlen, u. lasse im Rest das Komma an derselben Stelle. Etwas mehr Aufmerksamkeit verlangt die **Multiplikation**. Es ist Regel: man multiplicire die gegebenen Brüche wie ganze Zahlen, schneide im Produkt von der rechten Hand gegen die linke so viele Decimalstellen ab, als im Multiplikator und Multiplikandus dergleichen zusammen vorhanden sind. Der Grund zu dieser Regel wird sich an einem Beispiel leicht klar machen lassen. 1,23 mit 1,24 multiplicirt, gibt 1,5252. Wir schneiden hier 4 Decimalen deshalb ab, weil 1,23 eigentlich $= {}^{123}/_{100}$; $1{,}24 = {}^{124}/_{100}$ ist, weil also beim Multipliciren der beiden Brüche zwei Nenner zusammentreffen, wovon jeder zwei Nullen mit sich führt, die im Produkt also $100\,.\,100 = 10000$ geben. Das Produkt 15252 ist also hiermit zu dividiren, was durch die Stellung des Komma's ausgedrückt werden muß, u. verlangt, dasselbe um vier Decimalen gegen die Linke hinzurücken, wie geschah. Die **Division** ist das umgekehrte Verfahren der Multiplikation. Man führt sie aus, indem man dem Divisor oder Dividendus so viele Nullen anhängt, bis beide gleich viele Decimalen haben. Dann dividire man, wie bei der Verwandlung von gewöhnlichen Brüchen in Decimalbrüche, und man wird finden, ob man Ganze bekommt oder nicht, ob dem Komma eine Null vorgesetzt werden muß oder nicht. An die Theorie

der gewöhnlichen Brüche schließt sich mit noch mehr Leichtigkeit, wie es für die Decimalbrüche geschah, die der sechzigtheiligen an. Die Anwendung dieser Brüche, deren Nenner sämmtlich Potenzen von 60 sind, ist namentlich in der Astronomie von großem Vortheil, sowie überall, wo Zeitbestimmungen vorgenommen werden sollen, da wir die Stunde in 60 Minuten, die Minute in 60 Sekunden ꝛc. eintheilen. Es bedarf hierzu keiner besonderen Theorie, sondern die Anwendung solcher Brüche ergibt sich leicht von selbst.

Bruchsal, Stadt im badischen Mittelrheinkreis, am Salzbach, ehemalige Residenz der Fürstbischöfe von Speyer, jetzt Sitz eines Oberamts, besteht aus der Altstadt, der im 18. Jahrhundert angelegten sogenannten Residenz und zwei Vorstädten, hat 4 Pfarrkirchen (worunter die sehenswürdige St. Peterskirche, die Begräbnißstätte der Bischöfe von Speyer) und ein Schloß in italienischem Styl des 18. Jahrhunderts, mit großartigen Gartenanlagen und Schloßkapelle. Unter den öffentlichen Anstalten der Stadt sind zu nennen: ein Gymnasium, ein Seminarium, ein Hospital der barmherzigen Brüder mit Kapelle, anatomischem Theater und Auditorium zu chirurgischen Vorlesungen für angehende Wundärzte, ein Bürger- und Militärhospital; das alte Schloßgebäude wird zu Gefängnissen und Korrektionslokalen benutzt. Auf einem Hügel dem Schlosse gegenüber liegt die Wasserburg, ein Lusthaus mit den Wasserbehältern, welche 1800 Fuder Quellwasser für das Schloß und die Springbrunnen des Gartens liefern. Die Saline vor dem grombacher Thor (gegen den Rhein hin), 1748 angelegt, war stets von schwacher Produktivität und ist jetzt eingegangen. Die Einwohner, 7800, sind in der Mehrzahl Handwerker, Weinbauer und Landwirthe und sämmtlich durch den lebhaften Verkehr auf der Bergstraße hinlänglich beschäftigt. B., von Bruch (Sumpf) und Sal, Sole oder Sal, Königsgut, abstammend, wird schon in Urkunden des 10. Jahrhunderts genannt. Otto der Große datirte mehre öffentliche Briefe von B. Im Jahre 1002 söhnte sich König Heinrich II. hier mit dem Herzog Hermann von Schwaben aus und trat noch in demselben Jahre B. an den Herzog Otto von Francien ab. Nach dem Aussterben der wormser Linie der Herzöge von Francien fiel B. an die speyersche und somit an König Konrad II., dessen Sohn, König Heinrich III., es 1056 den Bischöfen von Speyer schenkte. Der Bundschuh des Bauernkriegs wurde in B. zuerst aufgepflanzt. Im J. 1609 eroberte Kurpfalz B., und 1676, 1689 und 1734 sank die Stadt unter der Brandfackel der Franzosen in Asche. Als 1802 endlich auch der Krummstab sank, kam das silberne Kreuz im blauen Felde in das Staatswappen von Baden.

Bruchsand, besteht aus den beim Bruchmachen in den Münzstätten zurückgebliebenen sandigen und schlackigen Theilen. In der Regel finden sich in ihm noch ganz feine Silber- und Kupferkörner, die selbst durch die feinsten Siebe mit durchgehen und sonach nicht gesammelt werden können. Man bewahrt den B., dessen Silbergehalt in der Regel auf mehre Mark fein im Centner steigt, auf und verkauft ihn in größeren Quantitäten an Silberhütten, wo er der Beschickung mit zugeschlagen und auf diese Weise das Silber wieder aus ihm gewonnen wird.

Bruchsbruch, s. Bruch.

Bruchschlange, s. v. a. Blindschleiche, s. Schleichen.

Bruchstücke, Theile von Mineralien, welche man durch Zerschlagen, Zerstoßen oder Zerbrechen des Ganzen erhält. Nach ihrer Gestalt werden unterschieden: unbestimmt eckige, von ziemlich gleichen Dimensionen, scheibenförmige, die eine verhältnißmäßig größere Länge und Breite als Dicke haben, keilförmige, mit vorherrschender Längendimension nach einer Seite und in eine Schärfe zulaufend, splittrige, welche die keilförmige Gestalt haben, aber statt in eine Schärfe in eine Spitze auslaufen. Nach der Beschaffenheit der Kanten der B. unterscheidet man: scharfkantige, wenigstumpfkantige, stumpfkantige und sehr stumpfkantige.

Brucin (Brucium, Brucine), von Vielen richtiger Caniramin (Caniraminum) genannt, ein mit alkalischen Eigenschaften begabter Bestandtheil einiger arzneilichen vegetabilischen Produkte, als der Brechnüsse (Nuces vomicae, s. Krähenaugen), der falschen Angostura und der Ignazbohnen, ward von Pelletier und Caventon 1819 entdeckt. Das B. wird gleichzeitig mit dem Strychnin, in dessen Begleitung es vorkommt, gewonnen und erscheint in Form von glänzenden, weißen, zarten Nadeln, welche $15^1/_2$ Procent Wasser enthalten oder auch in Gestalt von kleinen, körnigen, undeutlichen Krystallen, je nachdem es aus der wässerigen oder aus der geistigen Lösung herauskrystallisirt ist, ist geruchlos, von sehr bitterem Geschmack, in 320 Theilen kaltem Wasser, in viel weniger Weingeist, nicht in Aether löslich. Die wässerige Auflösung schmeckt widerlich bitter, reagirt alkalisch, wird durch Gallustinktur und Platinauflösung gefällt, zeichnet sich außerdem an und für sich durch die Reaktionen aus, welche koncentrirte Schwefelsäure und Salpetersäure darin hervorbringen. Die erstere Säure bewirkt nämlich darin im ersten Augenblicke des Eintröpfelns eine rosenrothe, schnell in rothbraun, und endlich in gelbbraun übergehende Färbung; koncentrirte Salpetersäure färbt die Brucinlösung sogleich intensiv braunroth, ein Zusatz von Zinnchlorür entfärbt sie wieder, oder verändert die Farbe in violet, letzteres wenn man entweder einen großen Ueberschuß von Säure angewandt, oder die Flüssigkeit vor dem Zusatze des Zinnchlorürs erwärmt hat. Das Atomengewicht ist 3485,23. Auf den lebenden Körper äußert das B. giftige Wirkungen, gleich jenen, welche durch Strychnin hervorgebracht werden, jedoch in geringerem Grade, als dieses. Mit Säuren bildet das B. die Brucinsalze. Sie sind zum Theil neutral, zum Theil reagiren sie sauer, sind meist krystallisirbar und leicht löslich in Wasser, schmecken sehr bitter und wirken giftig. Sie werden außer von Alkalien und alkalischen Erden auch von Morphium u. Strychnin zersetzt, welche B. niederschlagen.

Bruck, 1) (B. an der Mur), Kreishauptstadt im österreich. Herzogthum Steiermark, am Fuß eines waldigen Hügels u. am Zusammenflusse der

Mürz mit der Mur, über welche 2 Brücken führen, hat eine Pfarrkirche mit vortrefflichen Altarbildern, einen Fürstenhof mit schönen Arkaden, ein Theater u. ein Regimentserziehungshaus im ehemaligen Kapuzinerkloster, 2 Vorstädte u. 1700 Einwohner, welche Handel und Gewerbe betreiben, besonders Eisenhämmer, Eisenwaarenfabriken und Hackenschmieden. In der Nähe sind die Ruinen des Bergschlosses Landskrone und in deren Nähe Alaunschiefer- und Asbestbrüche. — 2) (B. an der Leitha), Stadt im Erzherzogthum Oesterreich, Land unter der Ens, Kreis unter dem Wienerwalde, liegt am südlichen Abhange der zwischen Donau und Leitha sich hinziehenden Höhen und ist mit dem 5 Meilen entfernten Wien durch eine Eisenbahn verbunden. Die Stadt hat zwei Kirchen, ein schönes, der gräflich harrachschen Familie gehöriges Schloß mit vortrefflich eingerichtetem botanischen Garten, botanischer Bibliothek und schönen Parkanlagen und 3300 Einwohnern, welche außer einer Maschinenfabrik und Baumwollenspinnerei besonders Wein-, Ackerbau und Viehzucht betreiben. Der Ort ist sehr alt; schon im 3. Jahrhundert n. Chr. wird seiner als einer oberpannonischen Station unter dem Namen Mutenum, später als Leythaepons erwähnt. Nordöstlich davon $1\frac{1}{2}$ Meilen weiter unten an der Leitha liegt der kleine Marktflecken Rohrau, Hayduns Geburtsort. — 3) Stadt im schweizerischen Kanton Aarau, Hauptort eines Bezirks und Kreises, in einem romantischen und fruchtbaren Thale an der Aar, mit einer Brücke von einem Bogen und dem uralten sogenannten „schwarzen Thurm" dabei u. 800 Einwohnern, welche Landwirthschaft, lebhaften Transito- und Kleinhandel treiben. Die Stadt steht auf dem Grund und Boden des alten Vindonissa, das später als Windisch noch einmal auflebte und zerstört wurde. Herren desselben waren die Grafen von Habsburg. Seit 1415 stand es unter Bern und wurde 1444 von den Lauffenburgern erobert und geplündert. Die Reformation fand hier 1528 Eingang und hat in den Bürgersöhnen von B. einen so auffallenden Hang zum geistlichen Stande geweckt, daß B. im Schweizervolksmund den Beinamen „Prophetenstädtli" erhielt.

Bruck, Karl Ludwig, Freiherr von, ausgezeichneter österreichischer Staats- und Finanzmann, ward den 18. Oktober 1798 zu Elberfeld als Sohn bürgerlicher Aeltern geboren, erlernte die Handlung und konditionirte zu Bonn, wo er auch seiner einjährigen Militärpflicht als Freiwilliger genügte und nebenbei staatswirthschaftliche Kollegien der dortigen Universität besuchte. Von Triest, wohin er 1821 ging, wollte er sich nach Griechenland begeben, um an dem Befreiungskampfe Theil zu nehmen, wurde aber von den Notabilitäten der Stadt, mit welchen ihn seine Empfehlungsbriefe in Verbindung brachten, bestimmt, in Triest zu bleiben und sich dort seinem kaufmännischen Berufe wieder zuzuwenden. Nachdem er sich 1828 mit der Tochter des angesehenen Kaufmanns Buscheck vermählt hatte, ward er Begründer und Direktor des Lloyd u. gelangte in Kurzem in seiner Thätigkeit als Geschäftsmann und Rheder zu hoher Achtung, sowie zu bedeutendem Wohlstande. Der Kaiser erkannte B.s gemeinnützige Verdienste durch dessen Erhebung in den Freiherrnstand an. Im Jahre 1848 ward B. als eifriger Vertheidiger der deutschen Sache gegenüber den italienischen Sympathien zum Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung gewählt, wo ihn auch bald die österreichische Regierung zu ihrem Bevollmächtigten beim deutschen Reichsverweser ernannte. Nach der wiener Oktoberrevolution von 1848 übernahm B. in dem neuen österreichischen Ministerium Schwarzenberg-Stadion das Portefeuille des Handels, der Gewerbe und öffentlichen Arbeiten, betheiligte sich darauf an allen wichtigen Akten dieses Ministeriums, half die Verfassung vom 4. März 1849 zu Stande bringen, verhandelte den Frieden mit Piemont und begann die Organisation seines eigenen Verwaltungsdepartements nach einem gediegenen und großartigen Plane, der im Oktober 1849 die Bestätigung des Kaisers erhielt. Er errichtete Handelskammern, reformirte das Postwesen, stellte wichtige Telegraphenlinien her, die er auch den Privaten zur Benutzung überließ, unternahm bedeutende Wege- und Eisenbahnbauten u. Flußregulirungen, reformirte das Konsulatwesen, ordnete die Ausarbeitung eines österreichischen See- und Handelsrechts an, förderte die Wegschaffung hemmender Zollschranken und suchte der österreichischen Industrie nach allen Seiten hin neue Absatzwege anzubahnen. Auch war er es, der das Projekt einer Handelseinigung zwischen Oesterreich und Deutschland betrieb, zu welchem Zweck er an die deutschen Regierungen im Februar 1849 und Mai 1850 zwei gediegene Denkschriften richtete, von denen namentlich die letztere großes Aufsehen erregte. Die Wirksamkeit B.s ward jedoch unterbrochen, indem er gegen Ende Mai 1851 seine Entlassung erbat und sogleich erhielt. Meinungsverschiedenheit mit seinen Kollegen in Bezug auf die Mittel zur Hebung der öffentlichen Finanzverhältnisse mochte wohl seinen Rücktritt veranlaßt haben. Später war er als Bevollmächtigter in Berlin in den Zollvereinsangelegenheiten thätig, und die von ihm angestrebte Handelseinigung kam (1853) zu Stande. Im Juni desselben Jahres ging er als österreichischer Internuntius nach Konstantinopel, wo es galt, das durch die drohende Sprache des Grafen Leiningen etwas gestörte gute Einvernehmen mit der Pforte wieder herzustellen und das Ansehn Oesterreichs bei der Parteinahme der Westmächte für die Pforte zu wahren. B. erhielt Genugthuung von dieser für die in Smyrna verübten meuchlerischen Angriffe auf k. k. Marineoffiziere u. das österreichische Konsulatshaus, Berücksichtigung der von ihm erhobenen Reklamationen wegen Eigenthumsbeschädigung österreichischer Unterthanen in der Türkei, hintertrieb die von der Pforte beabsichtigte Errichtung einer polnischen Legion von Flüchtlingen und schloß die Konvention wegen Besetzung der Donaufürstenthümer durch österreichische Truppen ab. Zu Anfang 1855 wurde er von Konstantinopel abberufen, um in Wien das Portefeuille der Finanzen zu übernehmen.

Bruckbräu, Friedrich Wilhelm, fruchtbarer Schriftsteller und Uebersetzer im Fache der schönen Literatur, 1792 zu München geboren, wid-

mete sich vornehmlich dem Studium der neueren Sprachen und arbeitete 1810—1832 bei der Generaldirektion der Zölle in München, gründete, fortwährend auch literarisch thätig, 1829 die Zeitschrift „Der bayerische Beobachter und münchener Konversationsblatt", kam 1832 wegen eines aus dem Zweibrücker allgemeinen Anzeiger in sein Blatt aufgenommenen Aufsatzes in Haft und Untersuchung, in deren Folge er 6 Monate auf der Festung Oberhaus bei Passau zubrachte. Für seine Verhältnisse als Bürger und Staatsdiener war indeß dieser Arrest ohne nachtheilige Folgen und B. lebt seit 1833 als Zollbeamter in Burghausen. Außer vielen Uebersetzungen (Miltons verlornes Paradies, München 1828, Historische Romane der Mrß. A. E. Bray, Augsburg 1837—39, 31 Lieferungen ꝛc.) hat man von ihm ein Trauerspiel: „Maria von Brabant" (Dresden 1824); „Mittheilungen aus den geheimen Memoiren einer deutschen Sängerin" (Stuttgart 1829, 2 Theile); „Der Papst im Unterrocke" (das. 1832, 2 Theile); „Der bayerische Hiesel" (das. 1833); „München, wie es ißt und trinkt" (das. 1836); „Politisches Glaubensbekenntniß von Dr. Ignaz von Rudhart" (Passau 1840) u. A.

Brucker, Johann Jakob, verdienstvoller Geschichtschreiber der Philosophie, geboren zu Augsburg am 22. Januar 1696, ward von seinem Vater zum Kaufmann bestimmt, aber wegen seiner ausgezeichneten Anlagen und seines Fleißes von den Vorstehern des evangelischen Kollegiums als Alumnus aufgenommen und bezog 1715 die Universität Jena, wo der damals berühmte Theolog u. eklektische Philosoph Franz Buddeus ihn für das Studium der Geschichte der Philosophie gewann. Im 2. Jahre seines akademischen Lebens schrieb B. einige, in die leipziger Miscellen aufgenommene Abhandlungen, wurde 1718 Magister, hielt Vorlesungen, kehrte aber 1720 in seine Heimath zurück. Hier gab er seine, mit allgemeinem Beifall aufgenommene „Historia philosophicae doctrinae de ideis" (Augsb. 1723) heraus, wurde 1724 Rektor der Schule zu Kaufbeuern und Adjunkt des Ministeriums, schrieb außer mehrem Andern einen Beitrag zur Geschichte der Philosophie unter dem Titel: „Otium Vindelicum s. Meletematum historiae philosophicae Triga" (Augsburg 1729) und wurde schon damals berühmt, 1731 zum Mitgliede der berliner Akademie ernannt. Als Vorläufer seines Hauptwerkes, zu dessen Ausarbeitung ihm durch seine 1735 erfolgte Ernennung zum Diakonus und Hospitalprediger mehr Muße ward, erschienen seine „Kurzen Fragen aus der philosophischen Historie" (7 Bde., Leipzig 1731—36) und ein Auszug daraus unter dem Titel: „Erste Anfangsgründe der philosophischen Geschichte" (das. 1736, 1751). Sein Hauptwerk ist nämlich die „Historia critica philosophiae a mundi incunabulis ad nostram usque aetatem deducta" (Leipz. 1742—44, 5 Bde., neue Auflage 1766, mit einem Appendix von 1767). B. selbst veranstaltete einen Auszug daraus unter dem Titel: „Institutiones historiae philosophicae" (Leipzig 1747), der mehrmals gedruckt u. auch ins Englische (von Enfield, 2 Bde., London 1791) übersetzt wurde. Außerdem hat B., der im Jahre 1744 in seiner Vaterstadt Pastor zum heiligen Kreuz und 1757 Senior wurde, noch manche interessante literarische Unternehmungen veranstaltet, z. B. einen „Bildersaal berühmter Schriftsteller" (Augsburg 1741—55, 10 Dekaden, mit Kupfern von Haid) u. einen „Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit" (das. 1747—1749, 5 Dekaden, mit Kupfern). Mehre seiner einzeln erschienenen Abhandlungen sind in seinen „Miscellanea historiae philosophicae, literariae, criticae" (Augsb. 1748) enthalten. Zu dem sogenannten engl. Bibelwerke bearbeitete er das Neue Testament (Lpz. 1766—70, 6 Bde.). B.s Verdienst um die Wissenschaft besteht hauptsächlich darin, daß er der Erste war, der eine vollständige Geschichte der Philosophie lieferte und eine pragmatische Behandlung derselben vorbereitete, an die ohne sein Werk sobald noch nicht hätte gedacht werden können. Die vielen Mängel des letzteren fallen weniger dem Verfasser, als der damaligen philosophischen Bildung überhaupt zur Last.

Bruder, in der eigentlichen Bedeutung eine Person männlichen Geschlechtes, die mit einer anderen von einerlei Vater und Mutter abstammt (rechter, vollbürtiger B., frater germanus); dann auch eine solche, die mit einer anderen bloß denselben Vater oder dieselbe Mutter hat (Halbbruder, Stiefbruder, frater uterinus oder consanguineus, je nachdem die Mutter oder der Vater gemeinschaftlich ist). Fälschlich werden auch Kinder aus ganz verschiedenen Ehen, die gar nicht blutsverwandt mit einander sind, Brüder genannt, wenn sich der Vater des einen mit der Mutter des andern ehelich verbunden hat (zusammengebrachte Kinder). Vergl. Geschwister.

Brudermord, s. Verwandtenmord und Parricidium.

Brüche (Brüchte), im Mittelalter in Westphalen sowohl die geringern Verbrechen, die beim Brüchtengericht untersucht wurden und deren Strafe in Geld bestand, als auch diese Strafen selbst. Letztere erhob der Richter für den König, dem sie sehr beträchtliche Summen gewährten. Hohe B. waren Verbrechen, die eine Strafe an Hand u. Hals, d. h. Leibes- oder Lebensstrafe, nach sich zogen, u. konnten nur von den Obergerichten untersucht und bestraft werden.

Brück, Christian, Sohn des kursächsischen Kanzlers Gregorius Pontanus (der diesen Namen von seiner pfälzischen Vaterstadt führte und durch die Uebergabe der augsburgischen Konfession bekannt ist), bewirkte, als Kanzler Johann Friedrichs des Mittlern von Gotha, die Aufnahme Wilhelms von Grumbach, des Anstifters der sogenannten grumbachischen Händel, und wurde von Kaiser u. Reich in die Acht erklärt u. 1567 hingerichtet, nachdem Gotha mit dem festen Schlosse Grimmenstein am 13. April 1567 nach einer harten Belagerung übergeben worden war. Vergl. Grumbach u. Johann Friedrich (Herzog von Gotha).

Brücke, ein Werk der Baukunst, welches eine durch Wasser oder eine Vertiefung unterbrochene Straßenverbindung wieder herstellt. Nach dem Material zerfallen die B.n in hölzerne, steinerne und eiserne; nach ihrer Konstruktion in unbewegliche, welche, auf festen Grundlagen ruhend und fest mit dem Ufer zusammenhängend,

als allgemeine u. dauernde Kommunikationsmittel dienen, u. in *bewegliche* B.n. Letztere sind theils solche, welche ihres besondern Zweckes wegen so eingerichtet sind, daß die durch sie bewirkte Verbindung der beiden Ufer leicht unterbrochen werden kann (Kriegsbrücken, Schiffbrücken, Zugbrücken, Drehbrücken rc.), theils solche, welche für die Schifffahrt ein bewegliches Durchgangsstück (*Brückendurchlaß*) haben. Folgende Haupttheile finden sich bei allen B.n: die *Unterlagen*, d. h. das, worauf die Uebergangsstraße ruht, bei stehenden B.n auch *Unterbau* genannt, welcher, außer dem Grund, aus Pfeilern, Bogen, Jochen, Ketten, Schiffen rc. bestehen kann; ferner der *Oberbau* od. *Brückenweg* (*Brückenbahn*), der gewöhnlich mit einem Geländer versehen ist, und die *Auffahrten*, die Zugänge an den Ufern von den auf die B. gerichteten Wegen. Wenn die B. an den Ufern zur Erweiterung der Fahrbahn und Aufnahme verschiedener Wege ihre Geländer an beiden Seiten der Landjoche ausbreitet, so nennt man dies *Brückenflügel*. Hölzerne Brückenflügel bestehen aus Pfählen, welche an der hintern Seite mit starken Bohlen beschlagen (*Brückenschalung*) und mittelst der Balkenanker am Ufer befestigt sind. Der freie Raum zwischen den Unterlagen oder Stützen wird *Oeffnung* und der Abstand der einen Stütze von der anderen *Spannung* genannt.

Die *steinernen* B.n sind in Rücksicht auf verschiedene Brückenbögen, welche bei ihnen in Anwendung kommen, entweder *B.n mit vollen Bögen*, deren Bögen nach einem Halbkreise konstruirt sind, oder *B.n mit flachen Bögen*, bei welchen jeder Bogen nach einem Kreisbogenstücke, das kleiner als der Halbkreis ist, gebildet ist, oder *B.n mit gedrückten Bögen*, bei welchen jeder Bogen die Gestalt einer halben Ellipse, die auf ihrem großen Durchmesser als der Bogenweite aufsteht, oder eine dem ähnliche, aus mehren Kreisbogenstücken zusammengesetzte Form (gekröpfter oder Korbbogen) hat, oder *B.n mit Hochbögen*, deren Bogen nach einer auf ihrem kleinen Durchmesser aufstehenden Ellipse oder dem ähnlich konstruirten Korbbogen gebildet ist, oder *B.n mit Spitzbögen*, d.h. mit Bögen, welche aus 2 Kreisbogenstücken von gleichem Halbmesser, die oben im Scheitel unter einem spitzen Winkel zusammentreffen, oder auch aus mehren im Scheitel unter spitzem Winkel zusammenfallenden Kreisbogenstücken bestehen, oder *B.n mit verschiedenen Bögen*, wo bei einer und derselben B. mehre Bogenarten neben einander angewendet sind, oder endlich *B.n ohne Bögen*, wo die Ueberlage aus steinernen Balken besteht. Die zweckmäßige Aufführung der steinernen B.n erfordert eine genaue Bekanntschaft mit den Gewölben, den Fundationsmethoden großer Bauwerke, den Gerüsten und Maschinen, sowie eine geübte Baupraxis; aber namentlich nimmt die Konstruktion der *Brückenpfeiler* die größte Aufmerksamkeit des Architekten in Anspruch. In Hinsicht auf die Dicke der Pfeiler hat die Erfahrung bewiesen, daß, bei eingestürzten einzelnen massiven Bögen, der Pfeiler, dessen Dicke $1/_6$ der Bogenöffnung betrug, dem nächsten Bogen als Widerlager diente. Werden die Pfeiler nicht als isolirte Widerlager betrachtet, so kann sich die Dicke derselben zur Bogenöffnung wie 1 zu 12 — 1 zu 8 verhalten. Die Stärke der Widerlager betrage $1/_4$ der Bogenöffnung, weil sie nicht von so großen Werkstücken, als die Pfeiler, aufgeführt werden. Die Höhe des Schlußsteins bei einer Bogenöffnung von 40′ sey = 20″, bei 60′ = 30″, bei 90′ = 45″, bei 120′ = 60″ und die Dicke 12—30″. Die Pfeiler sollten am oberen Ende nach Kreisabschnitten, unten aber nach einem Halbkreise abgerundet oder auf letztere Weise an beiden Enden gestaltet seyn. In Flüssen, die einen starken Eisgang führen, bringe man vor der vorderen Mitte des Pfeilers eine prismatische, eiserne 6″ dicke Stange an und verbinde dieselbe mittelst Zangen mit dem Gemäuer des Pfeilers. Die Pfeiler und Widerlager müssen auf sichere Pfahlfundation gestellt werden. Zur Gründung der Brückenpfeiler ist entweder ein Fangdamm erforderlich, der bei stillen, nicht über 10′ tiefen und nicht stark strömenden Gewässern mit Leichtigkeit errichtet wird, oder das Mauerwerk der Pfeiler wird in Kästen (*Senkkästen*) auf vorher eingeschlagenen *Pfahlrosten*, deren Pfähle 5—6 Fuß tief unter dem niedrigsten Wasserstande mittelst einer Grundsäge abgeschnitten werden, aufgeführt. Diese Kästen bestehen aus dem Boden und den Wänden; sie werden über dem Wasser aus Zimmerholz mit eingefalzten Bohlen konstruirt. Das Mauerwerk wird in dem Kasten aufgeführt, der sich durch die Schwere nach und nach senkt und endlich auf dem vorher möglichst horizontal ausgeglichenen Boden festsetzt; um den Kasten herum eingeworfene Steine verhüten die Unterspülung desselben. Ganz große Kästen werden auf einem Floß erbaut, das während des Baues mittelst leerer Tonnen schwimmend erhalten und dann, wenn die Tonnen angefüllt sind, unter dem Kasten weggezogen wird. In Flüssen, die ein bewegliches Bett haben, welches vom Strom leicht vertieft werden kann, bringt man zwischen den Pfeilern und Widerlagern flußabwärts ein aus eingerammten Pfählen und darüber gelegten Schwellen bestehendes Grundbett so tief als möglich an, läßt es mit Steinen und Mörtel füllen und bedielt dasselbe. Die *Lehrgerüste* bestehen aus mehren einzelnen, der Länge des Bogens nach verbundenen Zimmerungen. Sie müssen im Stande seyn, das Gewölbe zu tragen, ohne sich auf eine für dessen Form nachtheilige Weise zu setzen, auch vor Eisgang und Hochwassern sicher gestellt seyn und ihre lothrechte Stellung behalten.

Der Bau der *hölzernen* B.n ist erst in unserem Jahrhundert zu einer bedeutenden Ausbildung gediehen und findet in holzreichen oder steinarmen Gegenden die ausgebreitetste Anwendung, obgleich der Nachtheil, den die häufig nothwendigen Reparaturen derselben bewirken, den Vortheil des wohlfeileren Aufbaus sehr beeinträchtigen. Die hölzernen B.n sind, je nach der Anordnung des Holzverbandes, entweder *gemeine Pfeilerbrücken*, wo die Brückenstraße größtentheils von steinernen Pfeilern getragen wird und höchstens nur das einfache Sprengwerk mit Spannriegel und Sprengstreben nachhilft; oder *Pfahl-* oder

Jochbrücken, die einfachste und wohlfeilste, aber auch am wenigsten dauerhafte und schöne Art, bestehend aus eingerammten Pfahlreihen, welche die Joche und Widerlager bilden, und aus den darüber gelegten Balken, welche den Fahrweg tragen und zuweilen mit Streben unterstützt werden (*Bockbrücke*); oder *gesprengte* B.n, im Allgemeinen solche, bei welchen von den Jochen, Pfeilern oder Widerlagern ausgehende Streben gegen Spannriegel gestützt sind, auf die, sowie auf die Jochschwellen, die Straßenträger gelegt werden; oder *Hängewerksbrücken* (*gehängte* B.n), bei denen ein Hängewerk den eigentlichen Brückenweg trägt, wobei als Hauptregel gilt, daß die zwei gegenüberstehenden Hängewerke nicht über 24' entfernt seyn dürfen, um ihren senkrechten Stand zu behalten; oder *gesprengte und gehängte* B.n, welche so konstruirt sind, daß Sprengwerke u. Hängewerke zugleich mit Beihülfe von Jochwänden oder steinernen Pfeilern, oder auch ohne diese den Brückenweg tragen, unter den hölzernen die dauerhaftesten, welche bedeutende Spannungsweiten zulassen; oder *Bogenbrücken*, bei denen aus Holz konstruirte Bögen den Brückenweg unterstützen und daher wirkliche Brückenbögen über den Spannungsweiten stehen, und zwar zerfallen diese in *Hängebogenbrücken*, bei denen die Brückenstraße aus hölzernen Bögen bestehende Hängewerke tragen und die Bögen aus krumm gehauenen, in einander verzahnten Balken konstruirt und vermittelst einer Verdachung über dem Brükkenweg verbunden sind, und in *Balkenbogenbrücken*, deren Bögen aus gewaltsam gekrümmten und zwischen Widerlagern und Jochwänden fest eingespannten Balken bestehen. Diese neuere Bauart, welche unseren großen und reißenden Flüssen solche weite Profile darbietet, die der Floß- und Schifffahrt nicht hinderlich sind und dem Strom, sowie den Eismassen einen ungestörten Abfluß verstatten, und nebenbei dauerhafter als die älteren Konstruktionen in Holz ist, wurde von dem königlich bayerischen Generaldirektor des Brücken- und Straßenbaus, Wiebeking, erfunden und seit 1807 in vielen allgemein bewunderten Brückenbauten ausgeführt. Von ähnlicher Konstruktion sind die *lavesschen* B.n, eine Erfindung des Hofbauraths Laves in Hannover, bei denen die Bögen aus sogenannten gespaltenen Balken bestehen, d. h. aus zwei Balken, die an den Kopfenden durch eiserne Bänder fest mit einander verbunden sind, während die Balken durch dazwischengetriebene Klötze auseinander getrieben und gespannt werden. Hierher gehören endlich noch die in neuester Zeit vom Oberlieutenant *Long* erfundenen hölzernen B.n. Bei diesen liegen unmittelbar über der oberen Abgleichung der beiden Pfeiler, welche eine Spannweite tragen sollen, die horizontalen hölzernen Unterrahmen der B., welche aus mehren, fest mit einander verbundenen Balken bestehen. Die ausgeführten Spannungen betragen 70—212 englische Fuß. Wenn eine B. nur Eine Fahrbahn hat, so erhält sie nur 2 Unterrahmen; bei 2 neben einander liegenden Fahrbahnen aber erhält sie deren 3, einen an jeder Außenseite u. einen in der Mitte. In einer Höhe von 11 Fuß über jedem der gedachten Unterrahmen befindet sich ein gleichfalls horizontaler Oberrahmen, der mit dem Unterrahmen durch senkrechte und schräge hölzerne Streben zu einem längs der B. hinlaufenden Gitterfelde verbunden ist, in welchem von 9 zu 9 Fuß Abtheilungen mittelst der senkrechten Streben gemacht sind und der Zwischenraum durch die schrägen Streben in Form eines Andreaskreuzes ausgefüllt wird. Außerdem werden die Unterrahmen noch durch schräge Streben von den Pfeilern aus unterstützt und bei weiten Spannungen wird über dem mittleren Theile des Oberrahmens ein Hängewerk angebracht, welches sich gegen die den Brückenpfeilern näher gelegenen Brückentheile absteift. Auf den Unterrahmen liegt die Brückenbahn, aus Trageschwellen, Straßenhölzern und dem Bohlenbelag bestehend; zum Schutz gegen die Witterung wird die B. mit einem leichten Schindel- oder Breterdache bedeckt. Um die B. gegen Schwankungen und Stürme zu sichern, wird eine horizontale Gitterverstrebung sowohl zwischen den Unterrahmen, als auch zwischen den Oberrahmen angebracht, und um die Brückenbahn unverrückbar mit den Brückenpfeilern zu verbinden, werden in letztere eiserne Standstreben eingemauert, an welche die Gitterfelder der Brückenbahn angeschraubt werden. Die Brückenpfeiler sind entweder von Mauerwerk oder aus Holz konstruirt. Die longschen B.n sind in den Verein. Staaten von Nordamerika schon seit 1829 bekannt und werden bei dem Ueberfluß jenes Landes an Holz fast ausschließlich angewendet (vergl. Gauß, Beschreibung der von dem Oberlieutenant Long erfundenen hölzernen B.n, Hannover 1842).

Die Konstruktion der *eisernen* B.n entspricht zum Theil der der hölzernen oder steinernen; insbesondere ist bei den sogenannten Sprengwerken das System derselben zu Grunde gelegt. Sie bestehen aus starken eisernen Rippen, welche in gußeisernen Lagern auf steinernen Pfeilern ruhen und nach einer gewissen Kurve gekrümmt sind. Die einzelnen Bögen sind in der Mitte durch Schlußbalken und sämmtliche Bögen, zur Vermeidung des Seitenschubs, mit übers Kreuz liegenden eisernen Schienen verbunden, auf welchen dann der Brückenbelag angebracht wird. Reichenbach und Wiebeking traten mit einer neuen Erfindung eiserner B.n auf, nach welcher sowohl die Bogenrippen, als auch die übrigen Verbindungstheile der Bögen mittelst zusammengeschraubter eiserner *Röhren* hergestellt werden, weil eiserne Röhren eine größere Tragkraft als eiserne Stäbe oder Platten bei gleicher Masse des Eisens besitzen und noch außerdem eine größere Leichtigkeit haben. Die *Hängebrücken* bestehen aus eisernen Stäben und zerfallen in *Kettenbrücken* (s. d.) und in *Drahtbrücken* (s. d.). Ein Werk einzig in seiner Art, insofern die B. selbst eine eiserne Röhre bildet (*Tunnelbrücke*), ist die von Stephenson über den Conwaymeerbusen und die Menaistraße von 1846—50 aufgeführte Britanniabrücke (s. d.).

Bewegliche B.n pflegen da errichtet zu werden, wo entweder der Bau stehender B.n wegen der Tiefe, Gewalt oder Breite des Stroms eine Unmöglichkeit ist, oder wo man sich die Möglich-

keit vorbehalten will, die Verbindung der Straße in jedem beliebigen Augenblick zu unterbrechen. Sie werden in Zug- oder Aufziehbrücken und in tragbare B.n eingetheilt. Die eigentlichen *Aufzieh-* oder *Zugbrücken* werden am häufigsten über Festungsgräben, schiffbare Kanäle und zuweilen auch bei Flußbrücken angebracht, um alsdann den *Brückendurchlaß* zu bilden. Ihr beweglicher Theil ist der Brückenboden, Flügel oder Klappe genannt. *Einfache* Zugbrücken haben eine, *doppelte* zwei Klappen. Beim Aufziehen oder Niederlassen dreht sich die Klappe um eine wagrechte Axe, die sich an ihrem einen Ende befindet. Die Bewegung erfolgt auf horizontalen Zapfen, Rollen &c., welche an der Stelle der Axe angebracht sind. Das Aufziehen geschieht gewöhnlich an Ketten, welche die Klappe an dem oberen Ende beiderseits fassen und entweder bloß über Rollen laufen, die sich in bedeutender Höhe senkrecht über der Umdrehungsaxe der B. befinden, oder in Wippbäumen befestigt sind, die ihre Umdrehungsaxe ebenfalls senkrecht über der Umdrehungsaxe der Klappe haben. Auch wird das Aufziehen an zwei Hebelarmen bewirkt, die, senkrecht auf die Länge und Breite des Flügels an beiden Enden der Umdrehungsaxe angebracht, vermittelst Ketten, die an ihren oberen Enden befestigt sind, in horizontaler Lage den Flügel senkrecht erheben. Wenn die Umdrehungsaxe der B. nicht am Ende der Klappe, sondern gegen die Mitte derselben angebracht ist, so daß das Aufziehen durch ihr eigenes Uebergewicht, jenseits der Umdrehungsaxe erfolgt, so pflegt man eine solche Aufziehbrücke auch eine *Spring-* oder *Wippbrücke* zu nennen, welche also einen größeren Flügel hat, als zur Bedeckung der Oeffnungsweite nöthig ist. Unter dem hinteren Theile einer solchen Wippklappe muß eine Kammer im Mauerwerke angebracht seyn, in welche sich dieser Theil, der das Aufziehen durch sein Uebergewicht bewirkt, herabbewegen und bei Erhebung der Klappe an den Axenpfeiler anlegen kann. Dergleichen B.n liegen über den meisten holländischen Kanälen; sie sind so leicht zu bewegen, daß ein Kind dieselben erheben kann. Uebrigens wird das Aufziehen aller Zugbrücken theils durch Rollen, theils durch Haspeln, theils durch Räderwerk erleichtert. Die *Rollbrücken* oder *Schiebbrücken* öffnen die Durchfahrt dadurch, daß sich der Brückenboden in der Richtung der Brückenstraße rückwärts bewegt. Die Bewegung erfolgt ebenfalls auf einer horizontalen Axe und wird durch Rollen und Räder erleichtert, welche in der Axenrichtung angebracht sind, und gemeiniglich durch Seil- oder Tauzüge um Rollen bewirkt. Die *Drehbrücken* bewegen sich in einer horizontalen Ebene um eine senkrechte Axe, und zwar entweder auf einem Zapfen, oder auf einem Drehkranze, der in einem dazu passenden Drehkreise läuft. Kugeln, kleine Räder, Rollen helfen die Bewegung erleichtern und die Gewalt der Reibung vermindern. Man legt dergl. B.n an den Ufern auf festen Ufermauern, namentlich über große Schleußen und Kanäle an, wo ihre Umdrehungsaxe wenigstens um die Hälfte der Brückenbreite von dem äußersten Rande der Ufermauer entfernt liegt, damit die geöffnete Drehbrücke sich ganz in das Ufer einlege und kein Theil derselben über die Wasserebene vorspringe. In den Ufermauern befindet sich ein Einschnitt, eine Kammer, worin sich der Hintertheil des Brückenbodens ohne Reibung bewegen und der Flügel nach geöffneter Durchfahrt richtig einlegen kann. Die *tragbaren* B.n dienen wegen der Schnelligkeit, mit der sie aufgeschlagen und abgetragen werden können, besonders kriegerischen Zwecken. Die *Binsenbrücken* werden aus einzelnen, aus Weidenruthen geflochtenen und mit Bündeln von Seebinsen belegten Hürden zusammengesetzt und mit Stricken am Ufer befestigt. Die *Strick-*, *Tau-* oder *Seilbrücken* bestehen aus zwei oder mehren starken Tauen, welche über den Fluß gespannt, auf beiden Ufern an tief in den Boden eingetriebenen Pfählen oder starken Bäumen befestigt und querüber mit darauf fest gehefteten Bretern belegt werden. Diese Brückenart findet man sehr häufig in den Gebirgsgegenden Südamerika's, wo man sie noch mehr vereinfacht, indem man die schwankende Brückenbahn dadurch erspart, daß man an beide ausgespannte Seile einen Korb hängt, in welchen der Wanderer steigt und in die Seile greifend sich hinüberschiebt. Während der Kriege in den Pyrenäen und Alpen bedienten sich auch Engländer und Franzosen oft solcher Seilbrücken. Eine der größten Seilbrücken ist im Himalayagebirge die bei Tiri, einem kleinen Flecken in der Provinz Gurwall in Hindostan, besonders für die Schaaren von Hindu's errichtet, welche alljährlich dem Ganges und der Wallfahrtsstätte Almorah zupilgern. Sie besteht aus 2 parallel neben einander ausgespannten Tauen aus starkem Sumpfgrase, über welche Bambusstäbe gebreitet sind, die man mit Schilf belegt hat. Der an solche Uebersetzmittel nicht gewöhnte Europäer läßt sich gewöhnlich noch ein drittes Seil in Schulterhöhe über die B. spannen, an dem er sich anhält. Zu militärischen Zwecken dienen ferner die *Lauf-* oder *Nothbrücken*, die aus 2 — 3 mit Bretern bedeckten Balken und bei größerer Länge aus zwei Lagen solcher Balken, die in der Mitte auf einem Wagen oder Schiff ruhen, bestehen. Die *Bock-* oder *Kolonnenbrücken* sind von eben so einfacher Konstruktion: Mauerböcke, welche mit den Füßen auf Bretern stehen, damit sie nicht zu stark in den Boden des Flusses einsinken, bilden die Unterlage derselben. *Schanzkorbbrücken* sind nur bei Ueberschwemmungen und nicht sehr tiefem Wasser anwendbar: 4—6 Fuß hohe Schanzkörbe werden mit Erde gefüllt und bilden, mit einem 3—4 Zoll starken Pfahl in der Mitte, zu 3 und 3 gestellt, die Joche. *Floßbrücken*, deren Grundlage leichte Holzstämme sind, dienen im Kriege häufig als Uebergangsmittel über große Flüsse. *Tonnen-* oder *Faßbrücken* bestehen aus leeren Tonnen, die durch leichte Röhren und mit Balken und Dielen mit einander verbunden werden. *Kasten-* oder *Sturmbrücken*, aus eigens dazu verfertigten leichten Kästen von 10—12 Fuß Länge bestehend, dienen nur beim Uebergang über stille Gewässer, Kanäle oder Festungsgräben. Endlich gehören hierher noch

die sogenannten fliegenden Brücken (s. Brücken, fliegende) und die Schiffbrücken (s. d.). Vgl. Gauthey, Traité de la construction des ponts, Paris 1809—13. 2 Bde.; Wiebeking, Brückenbaukunde (der Wasserbaukunst 3. Thl.), München 1814; Derselbe, Theoretisch-praktische bürgerliche Baukunst, Bd. 4; von Langsdorf, Anleitung zum Straßen- und Brückenbau, Mannheim und Heidelberg 1817—1819. 2 Bde.; Röder, Praktische Darstellung der Brückenbaukunst, Darmstadt 1821; Sganzin, Grundsätze der Straßen-, Brücken-, Kanal- und Hafenbaukunde, 2 Bde., Regensburg 1832.

Geschichtliches. Die erste B., welche als ein merkwürdiges Denkmal uns durch Beschreibung überliefert ist, die babylonische über den Euphrat, hatte steinerne Pfeiler und einen hölzernen Brückenweg. Nach Diodor von Semiramis, nach Herodot 5 Menschenalter später von Nitocris gebaut, war sie 5 Stadien (= 2928 rhein. F.) lang, u. ihre Pfeiler standen 12 Fuß im Lichten von einander ab. Die Brückenstraße, 30 Fuß breit, hatte Streckbalken von Cedern- und Cypressenholz mit einer Bedeckung von großen Palmenklötzen und wurde des Nachts abgehoben, um den Dieben den Uebergang aus einem in den andern Stadttheil zu verwehren. Die alten Aegyptier wurden durch die religiöse Richtung ihrer Baukunst, sowie durch die Ueberschwemmungen des Nils an Brückenbauten gehindert. Auch die Griechen haben uns weder in Schriften noch Ueberbleibseln die Kunde von merkwürdigen Brückenbauten ihres Landes hinterlassen und stehen in dieser Beziehung weit hinter den Römern zurück. Wie große Bedeutung diese dem Brückenbau beilegten, geht schon daraus hervor, daß ihr oberster Priester, der Pontifex (Brückenbauer) maximus, darüber gesetzt war. Auch die Kaiser, welche Titel und Amt des Pontifex maximus beibehielten, sorgten stets für den Aufbau solcher Werke in Rom wie in den Provinzen des Reichs. Mächtige Strebepfeiler (sublices) gaben diesen B.n an beiden Ufern feste Stützen, die Gewölbebögen (fornices) wurden durch mittlere Pfeiler (pilae) getragen. Der volle und der flache Bogen waren vorherrschend, die Spannungsweiten der Bögen, einige wenige ausgenommen, gering. Die starken Brükkenpfeiler hatten den fünften oder den vierten, ja oft noch mehr als den dritten Theil der Bogenweite zur Breite und waren meist mit scharfkantigen Vorhäuptern in der Form eines gleichschenkligen Dreiecks versehen, während der Obertheil der Pfeiler zwischen den Schenkeln der Bögen oft mit Brückenaugen zur leichtern Abführung des Hochgewässers durchbrochen war. Die Brükkenstraße stieg fast immer steil von beiden Ufern auf. Die Brückenbahn zerfiel gewöhnlich in 3 Theile: in die für Roß und Wagen bestimmte, gewölbte und gepflasterte Mittelbahn, welche mit den Straßen, die sie verband, vollkommen dieselbe Breite hatte, und in die beiden Fußwege (decursoria), die erhöht an den Geländern hinliefen und bisweilen mit Dächern überbaut waren. Einige römische B.n mit sehr flachen Bögen gehören ohne Zweifel einer spätern Zeit an, wo sich der Hauptcharakter der römischen Kunst allmählig verlor; andere mit sehr schmalen Pfeilern und Spitzbögen sind erst nach dem Untergange des römischen Reiches unter der Herrschaft der Gothen erbaut. Sehr frühzeitig verstanden sich auch die Chinesen auf den Brückenbau; ihre B.n, sowie die der Perser, zeichneten sich durch Länge aus. Noch jetzt ist die längste B. eine chinesische, nämlich die bei Loyang in der Provinz Honan, welche 26,800 Fuß lang ist und auf 300 Pfeilern mit Bögen von 74 Fuß Spannung ruht. Die sogenannten gothischen B.n des Abendlandes rühren meist aus den ersten Jahrhunderten des Mittelalters bis zum Ende des 11. Jahrhunderts her. Damals und noch später ließen sich besonders fromme Vereine, z. B. der Orden der sogenannten Brückenbrüder (s. d.), die Erbauung und Erhaltung von B.n angelegen seyn. Die erste B. mit flachen elliptischen Bögen ist die schöne Santa-Trinita zu Florenz, 1251 von Amanati und Frescobaldi erbaut. Korbbögen wurden zuerst an der Brücke von Chatelleraut 1609 angebracht. Durch Errichtung des Ingenieurcorps in Frankreich 1720 nahm hier der Brückenbau einen bedeutenden Aufschwung. Die erste eiserne B. wurde 1779 bei Coalbrookdale über die Severn gebaut. Kettenbrücken wurden erst im 19. Jahrhundert errichtet. Die Entwickelung des Eisenbahnwesens hat neuerlich eine Menge großartiger Brückenbauten hervorgerufen, unter denen wir hier nur die berühmten Viadukte bei Herbesheim und die Ueberbrückung des Göltzsch- und Elsterthals erwähnen.

Brücke (Pons Varolii), Bezeichnung der Fortsätze des kleinen Gehirns, die sich unter dem verlängerten Mark vereinigen und dasselbe wie ein Gurt umgeben.

Brückenau, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, an der Sinn, über welche eine Brücke führt, in angenehmer Gegend, mit gegen 1900 Einw., welche Getreidehandel treiben. Eine halbe Stunde davon entfernt ist das Bad B., ein bekannter Kurort, in einem reizenden Thale am westlichen Fuße der Rhön, zwischen romantischen, mit alten Eichen u. Buchen gekrönten Bergreiben mittlerer Höhe gelegen und von der Sinn durchflossen. Obwohl schon durch seine Lage ein reizender u. erfrischender Aufenthaltsort, ist B. doch kein sehr frequentes Bad. Die dortigen 3 Heilquellen sind die brükkenauer, wernarzer und sinnberger, die nach Gehalt und Wirkung verschieden sind: die erste gehört zu der Klasse der erdig-salinischen Eisenquellen und zeichnet sich vorzüglich durch ihren geringen Gehalt an kohlensauren, schwefelsauren und salzsauren Salzen, bei großem Reichthum an kohlensaurem Gase aus; die beiden andern gehören zu der Klasse der alkalisch-erdigen Säuerlinge. Mit Ausnahme des letzteren, worin man seltener badet, werden sie zum Trinken u. Baden benutzt. Die Eisenquelle wird gegen Muskelschwäche, chronische Nervenleiden, Bleichsucht ꝛc., oft als Nachkur für kissinger Brunnengäste empfohlen; die beiden andern gegen chronische Affektion der Schleimhäute und Hautausschläge. Neuerdings sind noch zwei Sauerbrunnen, der niederberger und kothener, entdeckt worden, welche sehr empfohlen werden. Die Gebäulichkeiten des Kurorts, worunter besonders der in antikem Styl

errichtete große Kursaal zu erwähnen ist, sind in großem Style und meistens erst in neuerer Zeit durch die Munificenz des Königs Ludwig von Bayern neu aufgeführt worden. Geschichtlich erwiesen ist, daß die Heilkraft der Quellen, obschon vor nicht langer Zeit erst wieder erkannt, schon vor mehren Jahrhunderten benutzt wurde. Beim Bauen hat man häufig alte Grundmauern und in der Nähe der Quellen selbst die Ueberbleibsel von Wasserleitungen gefunden. Vgl. Schneider u. Wolf, Das Bad B. u. seine Umgebungen, Fulda 1831; Gegenbauer, Fulda und das Rhöngebirge mit seinen Bädern, das. 1847.

Brückenbrüder (frères pontifes, frères du pont, fratres pontifices oder pontificales), eine von den vielen Brüderschaften (s. d.) des Mittelalters, die aus religiösem Sinn Werke übernahmen, deren Herrichtung der damals rohe Staat noch nicht für seine Pflicht erkannte. Da die Wallfahrer und andere Reisende von manchen Gefahren und Beschwerlichkeiten bedrängt, namentlich aber bei reißenden Strömen der Hülflosigkeit oder dem Eigennutz und der Raubgier der Fährleute ausgesetzt waren, so übernahmen es die B. als ein verdienstliches Werk, für die Anlegung und Erhaltung von Brücken, Fähren, Straßen und Hospizen Sorge zu tragen und die Reisenden zu schützen und zu pflegen. Sie haben, so viel man bis jetzt weiß, nur in Frankreich bestanden, wo noch manche Brücke von ihnen herrühren soll. Auch in andern Ländern gab es fromme Vereine zu demselben Zweck, wenn auch unter anderen Namen. Die Entstehung der B. schreibt die Sage dem heiligen Benedictus (Benezet, einem armen Hirten aus Alvilard in Vivarais) zu, welcher 1178 bei Gelegenheit der Sonnenfinsterniß zu Avignon dem Bischof u. dem versammelten Volke verkündete, daß er vom Himmel gesandt sey, eine Brücke über die Rhone zu bauen, und durch ein Wunder, indem er einen für 30 Menschen zu schweren Stein ans Ufer rollte, sich Glauben und Theilnahme verschaffte. Gewiß ist, daß 1185 schon ein Zoll auf der Brücke erhoben, 1187 dem Brückenprior Johannes Benedictus für sich u. seine Brüder eine Kirche nebst Kirchhof u. ein Kaplan gewährt, 1188 die Brücke vollendet u. 1189 die Brüderschaft von Klemens III. bestätigt wurde. Die B., welche sich vorzüglich im südlichen Frankreich ausbreiteten, bestanden aus Rittern, Mönchen und Arbeitern, welche ohne Klausur und Gelübde in ordensähnlicher Verfassung unter Großmeistern lebten. Später, als sie zu großen Reichthümern gelangten, arteten sie aus und wurden von Pius II. aufgehoben. An manchen Orten vereinigten sie sich mit den Johannitern, und 1672 wurden ihre übrigen Güter durch ein Edikt Ludwigs XIV. dem Lazarusorden zugetheilt. Ihr Ordenszeichen war nach du Cange ein weißes Kleid mit zwei rothen Brückenbögen und einem Kreuz auf der Brust, wahrscheinlicher aber ein Spitzhammer. Vergl. B. Grégoire, Recherches historiques sur les congregations hospitalières de frères pontifes, Paris 1818.

Brücken, fliegende, aus überbrückten Fahrzeugen bestehende Maschinen, welche, von einem langen Ankertau gehalten, durch die Gewalt des Stromes von dem einen Ufer zum andern getrieben werden. Sie sind da am anwendbarsten, wo eigentliche Brücken große oder gar nicht zu überwindende Schwierigkeiten finden: bei reißenden u. allzu breiten Strömen. Die hierzu gehörigen Fahrzeuge sind in der Regel länger, schmäler u. tiefer als die gewöhnlichen und haben mehr senkrecht gebaute Seitenwände. Sie werden ihrer Länge nach in einem Abstand von etwa 13 Fuß im Lichten neben einander gestellt. In jedem derselben wird ein Gerüst (nöthigenfalls zwei) angebracht, welches das Tragen des Brückenbodens unterstützen soll und daher die Länge desselben erhält. Ein ihn umgebendes Geländer hat zu beiden Seiten durch einen Balken (Vorschieber) verschließbare Eingänge. Die an der Vorder- und Hinterseite des Brückenbodens unbedeckt gebliebenen Theile der Schiffe sind für die Pontoniere zur Regierung der Maschine bestimmt. Außerdem befinden sich an den Hintertheilen des Schiffes zwei auf den Borden befestigte Spannbalken, welche diese zusammenhalten und mit ihrer Bretterbedeckung zugleich als Steg dienen, und ein desgleichen am Vordertheile, um auch hier die Schiffe zusammenzuhalten, zugleich aber zu verhindern, daß das Ankertau, hier Giertau genannt, nicht unter die Schiffe gerathe. Das Ankertau, von den zwei Spannbalken des Hintertheils auslaufend, wird von einem auf der Brücke befindlichen Gerüst in der Höhe gehalten. Man verbindet nämlich zwei auf jedem Schiffe stehende Masten durch zwei horizontal liegende Laufbalken, zwischen welchen ein starker Klotz (Katze) sich hin- und herschieben läßt. Durch das in der Katze befindliche Loch ist das Giertau gezogen. Von hier aus über den Spannbalken des Vordertheiles weggehend, wird es von einigen bedeckten Kähnen auf Gabeln getragen, damit es nicht im Wasser schleppe, dadurch angegriffen werde u. die Bewegung der Maschine hindere. Am Ende des Taues ist der 3—500 Pfd. schwere Anker befestigt; bei Flüssen jedoch, die über 400 Fuß Breite haben, sind 3 dergleichen nöthig. Der Anker liegt stromaufwärts, die Brücke steht mit den Vordertheilen der Schiffe gegen den Strom abwärts. Von einer Landbrücke aus, deren Fahrzeuge thalwärts gut verankert seyn müssen, schifft man die zu übersetzende Mannschaft ein, an einer andern des jenseitigen Ufers aus. Auswerfung des Ankers und Stellung der Brücke sind die Punkte, von welchen der ganze Gebrauch dieser Uebersetzmaschine abhängt. Denn die Bewegung wird theils nach den Gesetzen des Pendels durch die eigene Schwere der Brücke, theils durch den Druck des Wassers hervorgebracht; sie geschieht in einer Bogenlinie, deren Mittelpunkt der Anker ist. Die Entfernung des Ankers von der Bogenlinie, auf der sich die Brücke bewegt (Fahrstrich) und mithin die Länge des Giertaues wird zum Theil von der Geschwindigkeit des Stroms bedingt, sie wächst mit ihr; doch wird sie selten weniger als die Breite des Stromes oder mehr als die doppelte Breite desselben betragen. Ist der Stromfaden von beiden Ufern gleich weit entfernt, so wird der Anker mitten in den Strom geworfen; fällt das Wasser aber mehr nach einem Ufer hin, so muß auch der Anker diesem Ufer ver-

hältnißmäßig näher gelegt werden. Die Brücke selbst wird durch Staken und Schricke und mittelst des Steuerruders so gegen den Stromfaden gestellt, daß er in einem um so spitzern Winkel auf die Seiten der Schiffe fällt, je reißender der Strom ist. Nur in seltenen Fällen wird er 45° betragen; denn je größer die dem Strome zugekehrte Fläche ist, desto größer ist der Anstoß, und in einem zu stumpfen Winkel dem reißenden Strome preis gegeben, würde die Maschine beim Anlanden nicht schnell genug mit dem Steuerruder gewendet werden können oder zerstörend an die jenseitige Landbrücke anprallen. Schnell fließende Ströme sind den fliegenden B. am günstigsten; auf dem Rhein legen sie in einer Minute einen Weg von mehr als 200 Fuß zurück. Bei langsam fließenden Strömen werden **Flügel** oder **Schütte** angewendet, um den Gang der Maschine zu beschleunigen. Erstere dienen gleichsam als Verlängerungen der Vordertheile der Schiffe, um dem Strom eine größere Fläche zu bieten, also mehr Wellenstöße aufzunehmen, und sie bestehen aus zwei starken, 14 Fuß langen und 2 Fuß breiten Bretern, welche auf beiden Seiten des Bugs befestigt sind und, sobald die Maschine in Gang gebracht ist, ins Wasser gelassen werden. Der Schütt ist eine Art Schutzbret (Schütze), welches mittelst einer Horizontalwinde in den hintern Zwischenraum der Schiffe niedergelassen wird, um den freien Durchfluß des Wassers zu versperren. Wenn sich die Brücke dem jenseitigen Ufer nähert, so wird sie nach und nach wieder aufgerichtet, d. h. so gestellt, daß die Schiffe mit dem Stromfaden wieder gleiche Richtung erhalten. Mittelst kurzer Taue, welche um das Geländer am Eingange der B. geschlungen sind, befestigt man sie an der Landbrücke. Bei schnellen Strömen bedient man sich auch des Fangtaues zum Festhalten der B., eines Taues, welches am Ufer an einem Pfahl befestigt ist und beim Anlegen von einem Arbeiter erfaßt werden muß. Das Regieren der fliegenden B. ist leicht und erfordert wenig Leute. Eine solche Brücke, wie die beschriebene, hat nach dem angenommenen Maße der Schiffe und der Streckbalken einen Brückenboden von 2200 □Fuß und vermag ungefähr 50 abgesessene Reiter mit ihren Pferden oder 300 Infanteristen aufzunehmen und überhaupt ungefähr 80,000 Pfund zu tragen. Fliegende B. von Kautschuk, die durch Blasebälge mit Luft angefüllt werden, sehr leicht zu transportiren sind u. sich für den Uebergang von Artillerie wie anderer Truppengattungen gleich gut eignen, werden neuerlich in Chatam gebaut, nachdem sie in Gegenwart des Herzogs von Wellington und anderer militärischer Notabilitäten erprobt worden.

Brückenkopf (**Brückenschanze**), ein in den meisten Fällen sehr wichtiges Befestigungswerk vor Brücken, welches hauptsächlich die Kommunikation über ein undurchgängliches Gewässer, gewöhnlich Fluß oder Strom, sichert, bei Brückengefechten aber vortheilhaft zur Abwehr des feindlichen Ueberganges mitwirkt. Es wird stets vor dem Defilé oder auf dem feindlichen Ufer angelegt, und zwar so, daß das Gewässer seine Flanken und Kehlen deckt. Je nach Zweck und Mittel, Zeit und Oertlichkeit sind solche Befestigungen von einfacher Anlage, eine Flesche, Brille oder Tenaillenschanze mit dem gewöhnlichen Profil, oder von ausgeführterer Konstruktion, bei welcher sich die umsichtigste Benutzung des Terrains nöthig macht, so daß etwa nahe liegende Höhen, welche das Defiliren der Niederung an der Brücke hindern, mit eingeschlossen und Werke auf dem diesseitigen Ufer oder auf passend gelegenen Inseln die Vertheidigung unterstützen müssen. Zugleich muß der B. die Brücke vor dem direkten feindlichen Feuer möglichst schützen, wozu eine große Ausdehnung der Schanzen erforderlich ist. Da diese Schanzen der Kommunikation förderlich seyn sollen, so muß einerseits der innere Raum für die Bewegungen der durchziehenden Truppen, Geschütze und Wagen und für das Vertheidigungscorps groß genug seyn, andererseits auf die Ausgänge besondere Rücksicht genommen werden, zumal diese bei Angriffsoperationen oder Rückzügen von bedeutender Wichtigkeit sind. Daher besteht die Schanze entweder aus einem System von einzeln liegenden Werken, oder ist, wenn ein zusammenhängendes Ganzes, mit wenigstens 6—10 Toisen breiten und durch vorgelegte Hindernisse oder rückliegende Befestigungen vertheidigten Ausgängen versehen. Zum Behufe des Rückzuges der letzten Vertheidiger werden die Brückenanschlüsse an der Uferseite des B.es mit Reduits gedeckt, welche am einfachsten aus Tambourpallisadirungen in Form von Fleschen oder Lünetten bestehen. In der wichtigern Art dieser Befestigung sind vor Allen berühmt geworden: Alexander von Parma in den Niederlanden als einer der Ersten, welche sie anwendeten (schon 1579), der Prinz Condé (1745) beim Rückzuge in der Gegend von Worms, die Oesterreicher 1794 bei Mannheim und die Franzosen bei Großaspern und Eßlingen. Musterhafte Entwürfe geben Cormontaigne, Bousmard und Rogniard.

Brückenwage, s. **Wage**.

Brückner, **Joh. Gotthelf**, ausgezeichneter deutscher Schauspieler, geb. 1728 in der Lausitz, widmete sich erst dem Buchhandel, ward aber durch den Umgang mit Lessing der Bühne gewonnen, trat 1753 bei der kochschen Gesellschaft in Leipzig ein, blieb mit geringen Unterbrechungen bei derselben und kam 1771 mit ihr nach Berlin, wo er 1786 †. Er war einer der vorzüglichsten Schauspieler der leipziger Schule, dem seine außerordentliche Nachahmungsgabe die verschiedensten Rollen zu spielen erlaubte, am ausgezeichnetsten aber als Mann von Welt. Seine Gattin, geborne Kleefelder, war lange Zeit eine Zierde der neuberschen Truppe und wirkte in Berlin bis 1791, wo sie pensionirt ward.

Brüder, Name vieler Inseln u. Inselgruppen, wovon die bekanntesten folgende sind: 1) sieben Inseln im indischen Ocean, unter 3° 24' südl. Br.; — 2) drei Inseln im Australocean, zum Fidschi-Archipel gehörig; — 3) zwei Inseln an der Küste von Sumatra, unter 5° 8' südl. Br. und 113° 42' L.; — 4) kleine Inselgruppe an der Nordküste von Java, unter 6° 36' südl. Br. u. 124° 46' L.; — 5) zwei Inseln im Meer von Java, 3¹/₅ M. von der Borneo-Insel Laut entfernt, unter 40° 27' südl. Br. u. 133° 52' L.; — 6) Inselgruppe im rothen Meer,

Straße Bab-el-Mandeb, zwischen Afrika u. Arabistan, unter 7° 36′ Br. u. 115° 55′ L.; — 7) drei ostindische Inseln in der Duncansstraße, zwischen den großen und kleinen Andamanen; — 8) eine der kleinen brittischen Shetlandsinseln bei Schottland, zwischen Yell und der Nordküste von Mainland, gewöhnlich nur von 2 Familien bewohnt u. daher wohl der Name Brothers; — 9) (Frati, Fratelli), zwei afrikanische Inseln bei Tunis, zwischen dem weißen Vorgebirge und dem Vorgebirge Serra. B. heißen auch die auf dem rechten Rheinufer bei dem nassauischen Dörfchen Bornhoven stehenden Ruinen der Burgen Liebenstein und Sternberg, an welche sich die bekannte Sage von den feindlichen Brüdern knüpft. Sternberg kam später an Kurtrier, gegenwärtig sind beide Burgen Privateigenthum.

Brüder der christlichen Lehre und der christlichen Schulen zu St. Yon (Kongregation der Frères ignorantins, fratres ignorantiae), franz. Brüderschaft, vom Abbé de la Salle gestiftet und dem edlen Zweck unentgeltlichen Unterrichts, vorzüglich im Christenthum, geweiht. Die Revolution beraubte 1790 die Väter ihrer 121 Sitze und Anstalten. Erst Napoleon rief sie aus Italien, wo sie bereits neue Häuser gegründet hatten, 1805 nach Frankreich zurück und unterstützte sie mehrfach. Im Jahre 1823 hatten sie 50 und 1830 bereits 245 große Anstalten, und später standen, von Gemeinden und Privaten unterhalten, 295 Anstalten mit 556 Schulen und 180,000 Schülern unter ihrer Leitung.

Brüder (und Schwestern) der christlichen und liebreichen Schulen des heiligen Jesuskindes, eine den Orden ähnliche Brüderschaft, die sich dem unentgeltlichen Unterrichte der armen Jugend widmete; sie wurde vom Minimen Nic. Barre gestiftet, errichtete 1678 das erste Schwesternhaus, 1681 das erste Bruderhaus zu Paris, blühte in Frankreich im 18. Jahrhundert bis zur Revolution, ward daselbst später wieder erneuert und mit der lancasterschen Methode bekannt gemacht. Brüder und Schwestern leben von einander gesondert in Klöstern, sind zu Keuschheit, Gehorsam gegen die Oberen und zu gewissen Andachtsübungen, doch ohne feierliche Gelübde, verpflichtet und tragen schwarze Kleidung. Ihr Unterricht besteht in Lesen, Schreiben, Religion und Handarbeiten, Sonntags in Katechisation der erwachsenen Jugend.

Brüder des gemeinsamen Lebens, s. Brüderschaft des gemeinsamen Lebens.

Brüdergemeinde (Brüderunität, Herrnhuter), die von den Nachkommen der böhmischen und mährischen Brüder in der Oberlausitz gestiftete bekannte Religionsgesellschaft. Das Christenthum war in Mähren und Böhmen zuerst durch Missionäre der griechischen Kirche eingeführt worden; als später die lateinische Kirche in jenen Ländern die Oberhand gewann, blieb ein großer Theil des Volkes der früheren Glaubensform getreu, die Waldenser schlossen sich derselben an, Johann Huß und seine Anhänger stritten für dieselbe mit Wort und Schwert, und die Sache der Religion wurde zur Nationalangelegenheit. Allein die Anstrengungen der Mähren und Böhmen erlagen, und ihre Kirche, verfolgt und unterdrückt von der lateinischen, abgeschnitten von der griechischen, mußte in Dunkel und Verborgenheit ihr Fortbestehen suchen und aus eigenen Mitteln ihre Weiterbildung schöpfen. Eine der apostolischen Kirche ähnliche Brüderunität wurde gestiftet, und eine große Anzahl von Getreuen hielten als mährische Brüder mehr oder minder offen an der altüberlieferten Gemeinschaft fest. Die Reformation Luthers gab auch diesen Brüdern neue Anregung; die Lehre Luthers stimmte mit der ihrigen im Wesentlichen überein, das gleiche Schicksal, welches in und nach dem 30jährigen Kriege alle evangelischen Bekenner in jenen Ländern traf, hob andere Unterschiede auf. Viele hatten sich den grausamen Verfolgungen der Sieger zum Theil durch Auswanderung entzogen und in Polen, Preußen, Sachsen u. a. Ländern Aufnahme gefunden, wo sie besondere Gemeinden bildeten. In Mähren und Böhmen selbst hatten sie keine freie Stätte mehr; sie mußten ihren Glauben wie ihre Bücher verheimlichen und erhielten sich unter Druck und Gefahr nur in tiefster Stille. Unter ihnen aber entstand um 1720 eine eigenthümliche Geistesbewegung, und Viele trieb das Verlangen des freien Gottesdienstes ins Ausland. Der Graf Zinzendorf, ein Schüler u. Freund Francke's in Halle, begeistert für die Gründung eines pietistisch-christlichen Gemeindelebens, beschloß, sich der bedrängten Familien anzunehmen und bestimmte sein Rittergut Berthelsdorf in der Oberlausitz zu ihrer Aufnahme. Eine Waldgegend bei dem Hutberge, an der Landstraße nach Zittau, wurde zur Ansiedelung gewählt. Der Anlaß des später erst gangbar gewordenen Namens der neuen Niederlassung am Hutberge kam von dem berthelsdorfer Haushofmeister Heitz, welcher in einem Schreiben an den Grafen ihr den Segen wünschte, daß sie immer unter, die Einwohner aber auch stets auf des Herrn Hut stehen möchten. Graf Zinzendorf beschloß darauf, die von Spener empfohlene Gründung einer „kleinen Kirche in der großen" (Ecclesiola in ecclesia) zu versuchen, um so zunächst alle seine Unterthanen zu dem Heilande und in die Bahn ächter Frömmigkeit zu führen. Ein Kandidat Rothe, welchen der Graf zum Pfarrer in Berthelsdorf berufen hatte, leistete ihm förderlichen Beistand, ein Magister Schäfer in Görlitz nahm gleicherweise lebhaft Antheil, und als Friedrich von Watteville aus Bern eintraf, der Jugendfreund Zinzendorfs von Halle her, sahen sich die vier Gleichgesinnten als eng verbundene Brüder an, deren ganzes Trachten auf die Förderung des Reiches Gottes gerichtet war. Man hielt Konferenzen oder geistliche Unterredungen, die bald viele Theilnehmer fanden; aus der Nachbarschaft zogen fromme Leute herbei, um an dem gestifteten „Gnadenhaushalte", wie die gemeinsame Sache genannt wurde, Theil zu haben. Von größerer Wichtigkeit für die Entwicklung der neuen B. war aber die Ankunft neuer Auswanderer aus Mähren. In der B. waren nämlich über den lutherischen und reformirten Gebrauch beim Abendmahle Streitigkeiten entstanden, welche der Pastor Rothe und Zinzendorf nicht beilegen konnten. Ueberdies waren allerlei fanatische und wunderliche Vorstellungen im Schwunge, das Verworrenste und Widersinnigste hatte die entschiedensten

Anhänger. Inmitten dieser Verwirrung traten fünf von den neuen Ankömmlingen mit der Forderung auf, die Zucht und Ordnung der alten mährischen Brüderkirche zu erneuern. Da Niemand ihren Sinn recht verstand, so entstanden daraus mancherlei neue Mißhelligkeiten, und nur mit Mühe vermochte Zinzendorf die Einigkeit unter den Ansiedlern wieder herzustellen und ihre Gemeinschaft mit der lutherischen Kirche zu erhalten. Am 12. Mai 1725 kam eine Art Einverständniß über die hauptsächlichsten Heilslehren zu Stande. Da aber bald darauf Herrnhut neuen Zuwachs aus Schlesien durch eine Anzahl verfolgter Schwenkfeldianer erhielt, und auch die Einwanderungen aus Mähren fortdauerten, so brachen bald von Neuem Spaltungen in der Gemeinde aus. Zinzendorf wollte die Theilnahme am Gottesdienste und Abendmahle der evangelischen Kirche gesichert wissen. Allein die Mähren bestanden auf der althergebrachten Verfassung ihrer Kirche und erklärten, daß sie lieber aufbrechen und eine andere Zuflucht suchen, als in irgend einem Punkte nachgeben würden. Hierdurch gedrängt, entschloß sich endlich Zinzendorf, seine neue Gemeinde für ein selbstständiges für sich bestehendes Ganzes, für eine freie, christliche Societät, die nach den Rechten der evangelischen Kirche ihre besonderen Einrichtungen haben und behalten dürfe, zu erklären. So wurde bloß in Folge freundlicher Besprechung am 12. Mai 1727 auf den alten Grundlagen die neue Gemeindeordnung verfaßt und als Statut von sämmtlichen Brüdern und Schwestern durch freiwillige Zustimmung genehmigt. Sogleich schritt man zur Wahl der Gemeindebeamten; zwölf Aelteste wurden zu Wächtern der Verfassung, Zinzendorf zum Gemeindevorsteher u. Friedrich von Watteville zu seinem Gehülfen ernannt. Zur bestimmteren Festhaltung der religiösen Grundlagen in Herrnhut und um auswärtigen Andichtungen ein beglaubigtes Zeugniß entgegenstellen zu können, veranlaßte Zinzendorf, daß über einige wesentliche Punkte die Erklärung der Brüder durch einen kaiserlichen Notarius aufgenommen wurde, worin es unter Anderem hieß, daß sie in ununterbrochenem Zusammenhange mit der evangelisch-lutherischen Kirche geblieben seyen, und zwar den Namen der Brüder und Schwestern als einfältig und schriftmäßig nicht wegwerfen, aber keineswegs den Zusatz böhmisch und mährisch als einen sektirerischen Trennungsnamen führen und ebenso wenig Hussiten, als Lutheraner heißen wollten. Das Treiben in Herrnhut erregte bald in ganz Deutschland großes Aufsehen. Man schrie über die neue Sekte, man trug darauf an, das Kirchlein in der Kirche nicht überhand nehmen zu lassen. Das Staatsministerium zu Dresden verordnete im Januar 1732 eine Kommission, welche den ganzen Zustand von Herrnhut in Lehre u. Leben, besonders aber auch die gegen Zinzendorf persönlich von mehren Seiten her vorgebrachten Klagen untersuchen sollte. Das Resultat fiel zu Gunsten der Gemeinde und ihres Gründers aus und brachte für den Augenblick die Widersacher in Sachsen zum Schweigen. Doch erfolgte eine Bekanntmachung, wonach künftig keine neuen Auswanderer aus den österreichischen Erblanden in Sachsen aufgenommen werden sollten. Für die Gemeinde eröffnete sich aber gleichzeitig ein unabsehbares Gebiet segensreicher Wirksamkeit durch den inzwischen bei 4 jungen, rüstigen Brüdern gereiften Entschluß, als Boten des Heilandes zu den Negersklaven in Westindien und zu den Grönländern zu gehen. Nach gehöriger Prüfung traten Leonhard Dober und David Nitschmann im August 1732 die Reise nach der westindischen Insel St. Thomas an, ihnen folgten in gleichem Berufe zu Anfange des folgenden Jahres Christian David und zwei Gebrüder Stach nach Grönland, womit der Anfang des in der Folge so ausgebreiteten und großartigen Missionswesens der B. gemacht war. Inzwischen erhielt der von Neuem verdächtig gewordene Zinzendorf von der sächsischen Regierung den Befehl, seine Güter zu verkaufen, mit der Andeutung, außer Landes zu gehen. Er ließ sein ganzes Besitzthum auf seine Gemahlin übergehen und trat den 26. Januar 1733 sein erstes Exil wirklich an, nachdem ihm das Amt eines Vorstehers der Gemeinde von Neuem übertragen worden war, damit ein desto festeres Band auch mit dem Abwesenden geknüpft bleibe. Er wandte sich zunächst nach Ebersdorf, dann nach Tübingen, wo er von der theologischen Fakultät ein in aller Form ausgefertigtes Gutachten erlangte, daß die mährische B. in Herrnhut, nach vorausgesetzter Uebereinstimmung mit der evangelischen Lehre, bei ihren seit 300 Jahren gehabten Einrichtungen u. der bekannten Kirchenzucht verbleiben und dennoch ihre Konnexion mit der evangelischen Kirche behaupten könne und solle. Bald nach Ausstellung dieses gewichtigen Dokuments erfolgte die Erlaubniß zur Rückkehr des Grafen nach Sachsen, wo seit dem 1. Februar ein Regierungswechsel eingetreten war. Schon im Mai befand sich der Graf wieder in dem täglich wachsenden Herrnhut. Spangenberg, von Halle vertrieben und in der ihm längst theuern Gemeinde mit Freuden aufgenommen, ward zum Helfer gewählt und blieb fortan ein treuer Beistand und Rathgeber des Grafen. Damals führte Zinzendorf auch sein lang genährtes Vorhaben, in den geistlichen Stand zu treten, mit Spangenbergs Rath und Hülfe aus; nach einer theologischen Prüfung, der er sich zu Stralsund unterzog, wurde er zu Tübingen den 19. December 1734 durch ein Programm der Fakultät förmlich unter die evangelische Geistlichkeit aufgenommen. Da nun die ausgesandten Boten meist unstudirte Handwerker ohne geistliche Weihe waren, aber gleichwohl häufig die Taufe zu verrichten und das Abendmahl auszutheilen sich veranlaßt sahen, zu welchen Handlungen jede geistliche und weltliche Behörde ihnen alle Befugniß absprechen durfte, so beschloß Zinzendorf, weil man nicht hoffen durfte, daß irgend ein lutherisches Konsistorium sich herbeilassen würde, solche Brüder zu Geistlichen zu ordiniren, in eigener Mitte eine ordinationsfähige Behörde aufzustellen. Die alten mährischen Brüder hatten Bischöfe, welche durch Händeauflegen die geistliche Weihe ertheilten; es kam nur darauf an, auch in Herrnhut für die auswärtigen B.n einen Bischof einzusetzen. Nachdem das Vorhaben durch das Loos die Bestätigung des Heilandes erlangt hatte, schrieb

Zinzendorf nach Berlin an den Oberhofprediger Jablonski, als damaligen ältesten Bischof der Brüderkirche, trug ihm die Sache vor u. empfahl ihm zugleich den aus Westindien zurückgekehrten David Nitschmann, für welchen man sich nach reiflicher Prüfung entschieden hatte. Jablonski zog seinen Kollegen zu Lissa in Großpolen, den Bischof Sitkovius, hinzu, und nachdem er den Kandidaten näher kennen gelernt und geprüft, ertheilte er demselben am 13. März 1735 feierlich die Weihe zum Bischofe und alle Vollmachten, welche mit diesem Amte verbunden sind. Von selbst lenkte dies die Aufmerksamkeit mehr, als früher geschehen war, auf die Dogmen. Besonders wichtig erschien die Lehre von der Versöhnung; „Christi Genugthuung durch sein eigen Blut", hieß es, „ist der einzige Weg zum Himmel". Die Gnade im Blute des Heilandes, seine Wunden und Male wurden seitdem immer eifriger gepriesen, u. die vervielfachten Bilder vom Lamme, welches der Welt Sünde trägt und dessen Blut alle Sünde abwäscht, gewann ein solches Uebergewicht in Zinzendorfs Reden und Schriften und von daher im ganzen Umfange der B., daß die spielenden Ausdrücke einer besonderen Andacht zum Lamme bald ein unterscheidendes Kennzeichen des Herrnhuterthums für Gegner und Angehörige wurden. Deutlich zeigte sich diese Richtung schon in dem 1735 erschienenen Gesangbuche, sowie in einer großen Menge anderer Lieder, welche bei der Gemeinde im Gebrauch waren. Hohle Formenspiele, Wortschwall, verrenkte Sprachwendungen aller Art, geschmacklose, ekelhafte, selbst unzüchtige Bilder und Anspielungen, dies Alles diente dazu, die Verliebtheit in den Heiland, den Lobpreis des Lammes und andere solche Vorstellungen auszudrücken. Berüchtigt ist aus etwas späterer Zeit die sogenannte „Wundenlitanei", welche mit angereihten Fürbitten abwechselnd diese Wunden als würdige, liebste, kräftige, geheime, klare, funkelnde, hohle, saftige, nahe, niedliche, warme, weiche, heiße, ewige anrief. Vor den andern Wunden erhielt hauptsächlich die Seitenwunde, welche der Speer gerissen hatte, den Preis der Andacht und Zuneigung in vervielfachten Ausdrücken der verliebtesten Entzückung; das Seitenhöhlchen, wie sie es nannten, wurde die Zuflucht der Sünder, die „warme Lagerstätte", worin die Kinder Gottes, nach ihrem Behagen, in die Länge oder in die Quere sich ausstrecken, worin sie spielen, „ein Mund", welchen sie küssen ꝛc. Da sich in Wunden leicht Würmer erzeugen, so war auch ein Wundenwürmelein in dem Seitenhöhlchen bald gefunden und die „Blutwürmeleinsmäßigkeit" davon abgeleitet. Den meisten Lärm und Spott hat aber das Wort „Kreuzluftvögelein" angeregt, zuerst von Zinzendorf in den Versen gebraucht:

„Ein Kreuzluftvögelein
Kränkelnd vor Liebespein
Nach Jesu Seitenschrein ꝛc."

Am höchsten ward das Aergerniß in solchen Liedern getrieben, wo durch allen Unsinn die Heimlichkeiten der Liebe und Ehe schimmerten.

Bei den Arbeiten der *Heidenmission* bewies vor allen Spangenberg unermüdeten Eifer u. umsichtige Besonnenheit. Durch seinen Umgang mit den Bischöfen der anglikanischen Kirche bereitete er die willige Aufnahme der Brüder in den englischen Kolonien vor, führte die ersten Ansiedler nach Georgien und unternahm Bekehrungsversuche in Pennsylvanien. Um dieselbe Zeit vollzog er die ihm aufgetragene Visitation der Missionen in den dänisch-westindischen Inseln u. legte dabei den Grund zu der Negergemeinde auf St. Thomas. Die Schwierigkeiten, welche der Zulassung der Brüdermissionen in den holländischen Kolonien entgegenstanden, wurden durch den Eifer Zinzendorfs, der mit den Direktoren der ostindischen und der surinamschen Handelsgesellschaft, sowie mit den wichtigsten Mitgliedern der Verwaltungsbehörden und des Seewesens klug und eindringlich zu reden wußte, wo nicht ganz gehoben, doch sehr vermindert. Bald darauf kam es aber in der Oberlausitz wegen der fortdauernden Auswanderungen aus Böhmen u. Mähren von Neuem zu kommissarischen Untersuchungen; zwar fiel das Resultat derselben für Herrnhut günstig aus, allein dem Grafen wurde die Rückkehr nach Sachsen verboten. Dieser setzte inzwischen als Verbannter sein Wanderleben fort; im Januar 1737 finden wir ihn in London, wo sein Absehen hauptsächlich auf die Missionsanstalten und auf das Verhältniß gerichtet war, welches die englische Kirche seinen mährischen Brüdern würde zugestehen wollen. Die zu London bestehende Gesellschaft zur Bekehrung der Negersklaven in den britischen Pflanzungen richtete mit Zinzendorfs Beirath eine Anfrage an den Erzbischof von Canterbury, Johann Potter, ob die mährische Kirche mit der englischen übereinstimmte oder ihr widerspräche. Der Erzbischof, schon mit der Sache bekannt und durch des Grafen persönliche Besuche näher unterrichtet, gab die befriedigende Auskunft, die mährische Kirche sey bischöflich orthodox und behaupte in ihren Lehren nichts, was mit den 39 Artikeln der englischen streite, daher den Brüdern der Zugang zu den Heiden nicht zu verwehren sey. Mit dieser Aeußerung einstweilen sich begnügend, begab sich Zinzendorf nach Berlin, um hier von der Brüderkirche die schon früher besprochene geistliche Ordination anzunehmen. Mit Genehmigung des Königs von Preußen erhielt er dieselbe durch Jablonski, der ihn den 20. Mai 1737 zum Bischofe der mährischen Brüder weihte. Um dieselbe Zeit erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr nach Sachsen; allein nach kaum halbjährigem Aufenthalte in Herrnhut begann das Wanderleben von Neuem, da Zinzendorf sich weigerte, einen verletzenden Revers wegen seines künftigen Benehmens zu unterschreiben, worauf ihm unter dem 19. März 1738 von der sächsischen Regierung der Befehl zuging, für immer das Land zu meiden. Seine nunmehr beginnende Abwesenheit dauerte 10 Jahre. Er reiste zuerst nach der Wetterau, wo alsbald der Ankauf eines Stücks Landes bei Büdingen mit dem Grafen von Ysenburg-Büdingen richtig gemacht und etwas später daselbst der Anbau eines neuen Ortes, *Herrnhaag*, beschlossen ward. Das erforderliche Geld lieh man größtentheils auf Zinzendorfs Bürgschaft; zwar war schon damals die Rede von einer sogenannten „Heilandskasse", in welche die Brüder

ihr Geld niederlegen müßten, um die Ausgaben des Gemeinwesens zu decken; allein in Wahrheit bestand diese damals noch nicht. Die Mitglieder der B. lebten, je nach ihrem Verhältnisse, von ihrer Arbeit oder von ihrem Vermögen; wo beides fehlte, hatte die Gemeinde Fürsorge, und in den meisten Fällen Zinzendorf allein. Hülfsgelder wurden von bemittelten Freunden wohl öfters gegeben, aber nie gefordert; der Graf war auch in dieser Beziehung das Haupt und die Kraft des Ganzen. Die Kolonie Herrnhaag bestimmte er hauptsächlich für diejenigen Brüder, welche dem Lehrbegriffe der reformirten Kirche zugethan seyn wollten, so daß dieser Ort nach der reformirten Seite die Brüdersache ebenso darstellte, wie Herrnhut dies bisher nach der lutherischen Seite so glücklich geleistet hatte, und demnach die Brüderkirche, außer ihrem eigenen Bestande und dem in allen Sekten ihr Anziehbaren, in den beiden protestantischen Hauptkirchen zugleich festen Fuß behauptete. Den bedeutendsten Aufschwung nahm die Sache der B. in den preußischen Landen, besonders in Schlesien. Diese Provinz war voll von Nachkommen der alten böhmischen Brüder, die von Zeit zu Zeit von Brüdern aus Herrnhut in der Stille Besuche empfangen hatten. Mit der preußischen Besitznahme und der ihr folgenden Gewissensfreiheit athmeten die Unterdrückten von Neuem auf, unverhohlen die Glaubensweise ihrer Väter bekennend. Zu ihnen gesellten sich zahlreiche Auswanderer aus Mähren. Ihre Abgeordneten fanden in Berlin geneigtes Gehör u. erlangten am 25. December 1742 nicht nur völlige Religionsfreiheit in allen königlichen Landen, sondern auch die Gunst, in geistlichen und Kirchensachen keinem Konsistorium, sondern unter dem Schutze des Königs bloß ihren Bischöfen untergeben zu seyn. Demnach erhoben sich, außer den schon genannten, die Brüderorte Gnadenberg, Gnadenfrei u. Neusalz, an welchen letztern Ort, weil auf Befehl des Königs auch einer der Bischöfe der Brüder in Schlesien residiren sollte, nachgehends der dazu ersehene Polykarpus Müller zog und einen Theil des theologischen Seminariums und der Erziehungsanstalten aus der Wetterau mitbrachte. Um aber den Zusammenhang der B. mit den beiden evangelischen Kirchen zu bewahren, wurde auf Zinzendorfs Veranlassung auf der Synode zu Marienborn 1744 die schon früher eingeleitete Einrichtung der sogenannten 3 Tropen oder Lehrarten beschlossen, wodurch man am sichersten die unabweisliche Glaubensverschiedenheit der Hauptbestandtheile des Brüdervereins erhalten zu können glaubte, ohne deren Einheit sowohl unter sich, als mit den verschiedenen protestantischen Kirchen zu gefährden. Demgemäß sollte von jetzt an die Brüderunität aus dem lutherischen, reformirten u. mährischen Tropus bestehen, so daß der letzte auch diejenigen Mitglieder befaßte, welche aus andern Parteien, als den gedachten protestantischen Kirchen, zu den Brüdern kommen würden. Alle Tropen erhielten gleiches Ansehen u. gleiche Rechte auf den Synoden, jeder seinen eignen Vorsteher oder Bischof. Zinzendorf übernahm die oberste Leitung des Ganzen und nannte sich seitdem „Ordinarius der Brüder". Dieses öffentlich sanktionirte Zusammenfassen verschiedener kirchlicher Lehrbegriffe in eine religiöse Gemeinschaft, verbunden mit der immer größern Ausbreitung der Brüdersache, rief viele Gegner ins Feld. Mehre angesehene Theologen, wie der gelehrte und fromme Propst Bengel, Baumgarten, Weismann u. A., schrieben gegen die Anerkennung der Gemeinde; andererseits wurden an mehren Orten obrigkeitliche Verordnungen gegen den Grafen und die Brüder erlassen. Zu neuen Anfechtungen gab Zinzendorf selbst unaufhörlich den reichsten Anlaß. Zu der seltsamsten, unsinnigsten und übertriebensten Ausdrucksweise in seinen Liedern und Vorträgen gesellten sich willkürliche Annahmen über die Dreieinigkeit, besonders über den heiligen Geist, der ihm als die Mutter der Gläubigen erschien und in dieser Eigenschaft von den Brüdern auf einer zweiten Synode zu Marienborn 1744 allgemein anerkannt wurde. Gleichwohl nahm die Brüdersache nach außen hin einen fast wundervollen Aufschwung. In Dresden waren die Feinde Zinzendorfs zum Theil verstorben, die Freunde benutzten die Gelegenheit, auf den Wohlstand Herrnhuts, den Fleiß und die Ordnung der Brüder aufmerksam zu machen, und so geschah es, daß das Exil des Grafen durch ein ehrenvolles Dekret vom 11. Oktober 1747 aufgehoben und ihm zur Gründung einer neuen Niederlassung die Erbpacht des kurfürstlichen Schlosses Barby angeboten ward. Bald darauf erschien auf Zinzendorfs ausdrückliches Verlangen zu Großhennersdorf von Dresden eine Kommission zur Untersuchung der Lehre und Verfassung der Brüder; ihr Ergebniß war das landesherrliche Dekret vom 20. September 1749, worin „den zu der unveränderten augsburgischen Konfession sich bekennenden evangelisch-mährischen Brüdergemeinden" in Barby und in ganz Sachsen die nämlichen Vorrechte, die sie bisher in Herrnhut genossen, zugesichert wurden. Herrnhut und der 1742 gegründete Gemeinort Niesky bei Görlitz gewannen durch diese öffentliche Anerkennung an Bevölkerung und Wohlstand; zu Barby bildete sich eine B. (1751), und zu Kleinwelke bei Bautzen eine Kolonie aus den erweckten Wenden (1751). Kurz zuvor hatte sich auch die Gemeinde zu Ebersdorf im Voigtlande an die Brüderunität angeschlossen. Auch in England suchte der Graf, um seine Brüder gegen bürgerliche Beeinträchtigungen zu schützen und ihre Missionen sicher zu stellen, eine obrigkeitliche Untersuchung der Brüderkirche zu bewirken. Es wurde zu diesem Behufe dem Hause der Gemeinen eine Petition um Freiheit von Eid und Waffendienst eingereicht. Das Ergebniß fiel ganz nach Wunsch aus; der zur Prüfung niedergesetzte Ausschuß berichtete günstig, die Petition wurde in eine Bill verwandelt, als solche nochmals einem Ausschusse von 70 Mitgliedern übergeben, darauf von beiden Häusern einstimmig angenommen und durch die königliche Bestätigung am 6. Juli 1749 zur Parlamentsakte erhoben. Die Brüder wurden als Mitglieder einer „alten evangelischen bischöflichen Kirche" anerkannt, von Eidleistung, sofern sie ihnen bedenklich erscheine, befreit, ebenso vom Waffendienste ganz und vom Antheil an den

Geschwornengerichten in peinlichen Fällen. Die Erlangung eines solchen Anerkenntnisses und auf solchem Wege einer öffentlichen und großartigen Staatsverhandlung war der wichtigste weltliche Fortschritt, welchen die Brüdersache bis dahin gemacht; sie war nun in den Reichsgesetzen eines Landes, wo die Gesetze Alles und keinem leichten Wechsel unterworfen sind, bestimmt anerkannt, während in andern Ländern der verliehene Schutz widerrufbar, von jedem neuen Zufalle abhängig erschien. An vielen Orten in England, Schottland, Irland und in den nordamerikanischen Pflanzungen lud man die Brüder zu Niederlassungen ein, deren auch mehre zu Stande kamen. Besonders in England nahm die Gemeinde einen neuen Schwung, der auch günstig auf das Festland zurückwirkte. Zinzendorf suchte den guten Eindruck zu verstärken; er hatte mit den Bischöfen von London und Lincoln freundliche Unterredungen, schrieb in englischer Sprache eine Darstellung der Lehre und Verfassung der Brüder und bereiste die Gemeinden, die sich im Lande schon sehr vermehrt hatten, besonders in Yorkshire, wo Fulneck als ein bedeutender Brüderort heranwuchs. Schon 1751 hatte Zinzendorf die Oberleitung der Brüdersache auf längere Zeit nach England verpflanzt, um, bei festem gesetzlichen Schutze, zwischen den europäischen Gemeinden und den amerikanischen Missionen mitten inne zu stehen und zugleich die zahlreichen und wichtigen Angelegenheiten der Brüder in England besser zu fördern. Uebrigens erlitt dadurch der gewohnte Gang keine Störung und namhafte Dinge wurden unternommen. Johannes von Watteville machte eine Besichtigungsreise nach Grönland; ein Bruder Hokker versuchte als Arzt in Aegypten und Abyssinien der Sache des Heilands neue Wege zu bahnen; Spangenberg reiste mit dem Brüderschiffe Irene zwischen England und Amerika hin und her. Der Mittelpunkt alles Verkehrs war Lindseyhouse, wo der Graf wohnte und wo auch eine Buchdruckerei eingerichtet war. In Bristol entstand eine neue Gemeinde, deren Theilnehmer schon längst den Brüdern angehört hatten. In Fulneck wurde Grundbesitz erworben, an andern Orten andere Einrichtungen getroffen. Auf einer Synode im November 1754 wählte man John Gambold, bisherigen Prediger der Gemeinde in London, zum Bischofe, da es bei der Vermehrung der Brüder in England angemessen erschien, daß diese Würde daselbst bleibend besetzt wäre. Als der Graf nach vierthalbjährigem Aufenthalt in England den 2. Juni 1755 wieder in Herrnhut anlangte, hatte sich der Ort ungemein gehoben, neue Gebäude waren emporgestiegen, die Gewerbe blühten, zahlreicher Fremdenbesuch fehlte nicht; besonders zogen die Kinderanstalten, welchen auch Auswärtige gern ihre Söhne und Töchter anvertrauten, viele Personen herbei. Im Oktober besuchte der Graf die Anstalten in Barby, wo das Seminarium und Pädagogium der Brüder blühten und seit Kurzem auch ein akademisches Kollegium errichtet war, in welchem außer der Theologie auch die Jurisprudenz und Medicin gelehrt wurden, damit die Zöglinge des Pädagogiums innerhalb des Brüderkreises ihren ganzen Studienlauf vollenden konnten, weil der Besuch anderer Universitäten, wiewohl Niemand daran gehindert ward, doch in mancher Beziehung sich nachtheilig gezeigt hatte. Für die Philosophie waren keine Lehrstühle angeordnet; sie stand bei den Frommen schon damals sehr schlecht angeschrieben: von Zinzendorf selbst hatte man den Reimspruch:

„Besser noch in Phantasie
Stehn, als in Philosophie;
Fühlen wird durch Prüfen just,
Raisonniren ist Verlust."

Auch ferner seinen Aufenthalt oft wechselnd, wirkte der Graf nah und fern mit unermüdetem Eifer für die Angelegenheiten der Gemeinde. Eine allgemeine Synode zur Berathung und Stärkung in den eingeschlagenen Hauptwegen und zur Besorgung vieler einzelnen Geschäfte fand im Juni und Juli 1756 Statt. Während derselben erlitt Zinzendorf mit der ganzen Gemeinde einen harten Verlust durch den Tod der Gräfin, welche 34 Jahre lang als treue Hausmutter durch kluge Wirthschaftlichkeit und wahrhaft frommen Eifer die Angelegenheiten mächtig gefördert hatte. Die Güter, welche bisher auf ihrem Namen gestanden, ließ der Graf, um sich nicht mehr mit weltlichem Eigenthume befassen zu müssen, auf seine Tochter Benigna übergehen, welcher demnach von sämmtlichen Erbunterthanen und Schutzgenossen in herkömmlicher Art gehuldigt wurde. Er selbst richtete sein Augenmerk unverwandt auf die Sache des Heilandes. In Herrnhut beschloß man 1757, die Leitung der Gesammtökonomie, sowie der verschiedenen Diakonien einem obersten Kollegium zu übergeben. Um dieselbe Zeit brachen vielfache Kriegsdrangsale über die Gemeinde herein. Aus der Ferne vernahm man die Zerstörung einzelner Niederlassungen und die Zerstreuung gesammelter Gemeinden in Nordamerika, wo der Krieg zwischen Frankreich und England wüthete. In der Nähe war der siebenjährige Krieg ausgebrochen; Sachsen und besonders Schlesien waren der Schauplatz der blutigsten Schlachten und verderblichsten Truppenzüge. Herrnhut sah wechselnde Sieger; viele Ortschaften, wo Brüder wohnten, wurden gänzlich zerstört, die meisten Gemeinden litten von Einquartierung und Geldforderungen großes Ungemach, z. B. Neusalz u. Neuwied, wo die französischen Truppen hausten. Dennoch blieben die Brüder getrost und alle Arbeiten gingen ihren gewohnten Gang fort. Von Holland aus fertigte Zinzendorf mehre Boten ab, nach Grönland, nach Nord- und Südamerika und zum ersten Male nach Ostindien, wo die Unität auf die dänischen Besitzungen durch den König selbst eingeladen worden. Bald darauf starb der unermüdet thätige Mann zu Herrnhut den 9. Mai 1760. Unter dem rastlosen Wirken seiner Genossen und Nachfolger, eines Johannes von Watteville, Gregor, Layritz und Anderer, besonders aber durch Spangenbergs langjährige Thätigkeit hat die B. sich in der Folge nicht nur immer weiter verbreitet, sondern auch von vielen Uebertreibungen gereinigt, die Spielereien und Ueppigkeiten in Liedern und Gebräuchen noch mehr abgeschafft und ihre Verfassung auf gründlichen Einrichtungen neu befestigt.

Auch der Haushalt der Gesammtheit, welche noch 1769 an Interessen 120,000 Thaler zu zahlen hatte, kam auf sichern Fuß. Dabei wurde in den wesentlichen Anordnungen des Stifters, dessen Name stets in Ehren gehalten wird, nur Weniges geändert; stets herrschte die von ihm ausgegangene Richtung vor; auch seine besondere Sprachweise verblieb den Herrnhutern bis auf den heutigen Tag ein treulich überliefertes Vermächtniß.

Was den gegenwärtigen Zustand der Brüderunität betrifft, so machen nach dem Grundvertrage der Synode zu Marienborn von 1764 sämmtliche Brüdergemeinden die Brüderunität aus und stehen, als Theile eines Ganzen, unter sich in genauer Verbindung. Die oberste Leitung der Gesammtheit ruht in den Händen einer Direktion, die gegenwärtig aus 9 Mitgliedern besteht und seit 1769 die Aeltestenkonferenz der Unität heißt; sie verwaltet in drei Abtheilungen die Departements der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten (Helferdepartement), des Missionswesens (Missionsdepartement), der Finanzen und äußeren Angelegenheiten (Vorsteherdepartement): alle Beschlüsse werden von der ganzen Konferenz gemeinschaftlich gefaßt und zur Ausführung gebracht. Durch fleißige Korrespondenz, sowie durch Visitationen steht die Direktion in genauer Verbindung mit allen Brüdergemeinden, wo ohne ihre Zustimmung nichts von Bedeutung unternommen werden darf. Als unsichtbares Haupt gilt der „liebe Heiland", dessen Wille in zweifelhaften Fällen durchs Loos erfragt wird. Von Zeit zu Zeit, gewöhnlich alle 10 Jahre, tritt die allgemeine Synode zusammen, eine aus den Mitgliedern der Unitätsdirektion, aus Abgeordneten aller Gemeinden, den Bischöfen und Grundherrschaften der Gemeindeorte zusammengesetzte Versammlung, deren Suprematie indessen nur eine scheinbare ist, da die Unitätsdirektion auf sie den vorwiegendsten Einfluß ausübt. Die Synodalbeschlüsse werden schriftlich in einen „Verlaß" zusammengefaßt, welcher an alle Gemeinden verschickt und dort zur Nachahmung öffentlich verlesen wird. Tritt in der Zwischenzeit von einer Synode bis zur andern eine Lücke in der Unitätsdirektion ein, so wählen sämmtliche Gemeindedirektionen durch Abgeben ihrer Stimmen ein neues Mitglied, auf welches sie jedoch von der obersten Direktion hingewiesen werden. Dieses Kollegium besetzt auch alle geistlichen und weltlichen Stellen in der Brüderunität, und zwar „Namens des Heilandes", weshalb auch ehemals ein derartiger Ruf nicht ausgeschlagen werden durfte. Jede einzelne Gemeinde hat eine Gemeindirektion an der Spitze unter dem Namen Aeltestenkonferenz der Gemeinde. Diese besteht aus dem Gemeinhelfer als Präses, dem Prediger, dem Gemeinvorsteher, dem Inspektor und dem Vorsteher der Erziehungsanstalten, nebst deren sämmtlichen Frauen; ferner aus den Pflegern und Vorstehern, Pflegerinnen und Vorsteherinnen der Brüder-, Schwestern- und Wittwenhäuser, von welchen Erstere die Seelsorge, Letztere das Oekonomische verwalten. Sämmtliche Mitglieder der so zusammengesetzten Konferenz, die in der Regel wöchentlich zweimal Sitzung hält, haben geistlichen Rang und sitzen zur Bezeichnung desselben in den gottesdienstlichen Versammlungen auf besondern Plätzen. Sie heißen schlechtweg „Arbeiter", auch wohl „Diener" der Gemeine. Nächst dieser Gemeindirektion gibt es in jeder Gemeinde ein Aufseherkollegium, aus Bürgern und ledigen Handwerksmeistern bestehend, welches unter Vorsitz des Ortsvorstehers die polizeiliche Aufsicht im weiteren Sinne des Wortes handhabt. Die allgemeinen Ortsangelegenheiten berathet endlich ein Gemeinrath, der aus den Mitgliedern des Aufseherkollegiums und mehren Personen der Bürgerschaft zusammengesetzt ist. Der Geschäftsgang ist einfach und schnell; Alles wird mündlich und nur im Falle weiterer Instanz schriftlich abgemacht, ohne alle Titulatur oder sonstige Umschweife. Was die rein kirchliche Verfassung der B. anlangt, so stehen hier die Bischöfe obenan, die als solche die Weihe zu den höheren Kirchengraden zu ertheilen haben und stets Mitglieder der Synoden, sonst aber den Gemeinde- und Unitätsältesten unterworfen sind und, ohne ausschließliche Vorrechte, wie jeder andere Diener ein ihnen aufgetragenes Amt bekleiden. Ihre Zahl beträgt in der Regel 12 bis 15. Den Uebergang zur Bischofswürde bilden die Presbyter oder Prediger, gewöhnlich Vorsteher der einzelnen Gemeinden. Ihre Gehülfen sind die Diakonen, denen die Verwaltung der Sakramente, sowie der bürgerlichen Angelegenheiten obliegt. Ihre Stelle wird bei dem weiblichen Geschlechte hinsichtlich der Seelsorge und äußerlichen Leitung durch unordinirte Diakonissen vertreten. Aus der alten Brüderkirche stammen auch die Akoluthen, Personen, die vor der Hand nur die Anwartschaft auf einen Kirchendienst öffentlich erhalten haben. Alle genannten Grade können Unstudirte so gut als Studirte bekleiden. Eine Amtskleidung der Geistlichen gibt es nicht; nur bei Ordinationen, bei Taufen erwachsener Personen und bei dem heiligen Abendmahle bedienen sie sich weißer Talare.

Die herrnhutische Theologie erhielt zuerst eine wissenschaftliche Gestalt durch Spangenberg in der von der Unität veranlaßten und approbirten Schrift: „Idea Fidei Fratrum, oder kurzer Begriff der christlichen Lehre in der evangelischen Brüdergemeinde" (Barby 1779). Dieses Werk enthält eine genaue und vollständige Darstellung der evangelischen Glaubens- und Sittenlehre, mit möglichster Beibehaltung der durch die lutherische Uebersetzung eingeführten Bibelsprache. Nimmt man die Abschnitte vom Fußwaschen, vom Loose, vom Friedenskusse u. dergl. aus, so findet man nichts darin, was nicht auch von evangelischen Theologen gelehrt worden wäre. Anders erscheint dagegen die Praxis, der Kultus. Hier ist Alleinherrscherin die zinzendorfsche „Bluttheologie", der Glaube an das fortwährend genugthuende Verdienst Jesu durch seinen Kreuzestod. Man spricht, singt und hört noch jetzt von nichts Anderem, als „vom geschlachteten Lamme, das uns gerecht gemacht" und von der durch dessen vergossenes Blut ein- für alle Mal und immerdar bewirkten Abwa-

schung aller Sünden. Die übrigen Lehren der Schrift, namentlich die ganze Sittenlehre, werden entweder mit Stillschweigen übergangen, oder nebenher nur flüchtig berührt. Gottesdienstliche Versammlungen bestehen sowohl für die einzelnen Chöre, als für die ganze Gemeinde; jene werden von den Helfern in den Chorhäusern, diese von dem Prediger in dem Gemeindehause (Bethause) gehalten. In demselben befindet sich ein geräumiger Saal, ohne alle Bilder und Zierrathen, mit langen, hölzernen Bänken versehen; auf der einen Seite sitzen die Brüder, auf der andern die Schwestern. Jedes Chor hat seine angewiesenen Bänke. Vor der Gemeinde, ein Paar Stufen höher, sitzt der Liturg auf einem Stuhle vor einem grün behangenen Tische; neben ihm etwas tiefer zu beiden Seiten die Aeltesten, Vorsteher und Vorsteherinnen. Ueberall herrscht Einfachheit u. sittliche Ordnung; äußeres Gepränge und Kirchenschmuck fehlen ganz. In den sogenannten Lehrstunden wird gewöhnlich über die jedesmaligen Loosungen und Texte des Loosungs- und Textbüchleins geredet. Mit der alttestamentlichen Loosung beginnt man, handelt erst von den Juden, geht dann auf den neuen Bund, namentlich auf den Brüderbund über, worauf der neutestamentliche Text Veranlassung gibt, die Wundentheologie und die Seligkeiten im Heilande abzuhandeln. Die Sonntagspredigt über die Perikopen ist zugleich für die Bewohner der Umgegend bestimmt; sie unterscheidet sich nur durch Predigtform und größere Länge von den andern Reden. Zu öffentlicher Vorlesung des göttlichen Wortes, besonders des Neuen Testaments, ist wöchentlich eine Versammlung oder Lektion bestimmt, wobei nur selten kurze Erklärungen des Lehrers vorkommen. Die Lektionen der Leidens- und Auferstehungsgeschichte in der Charwoche und am Osterfeste werden durch angemessene Gesänge der Gemeinde und des Musikchors unterbrochen. Andere religiöse Zusammenkünfte sind zur Mittheilung von Berichten über die Missionen und andere erbauliche Dinge dieser Art bestimmt. Eben dies geschieht an den sogenannten Gemeintagen, welche, zu gemeinschaftlicher Beherzigung des Berufs der Brüderkirche, alle 4 Wochen des Sonntags gehalten werden. Den Gesang betrachten die Brüder als Hauptbestandtheil des Gottesdienstes; ja mehre ihrer Zusammenkünfte beschränken sich allein aufs Singen und Beten. Das jetzige Brüdergesangbuch, nebst dazu gehörigem Choralbuche von Christian Gregor redigirt (Barby 1778), enthält bei zweckmäßiger Anordnung manches schöne Lied und hat das Anstößige der früheren Zeit glücklich ausgeschieden; dennoch ist auch in dieser Sammlung noch Vieles, was außer der B. wohl schwerlich gesungen werden möchte. Bei Gesängen außerhalb des Betsaales bedient man sich der Posaunenbegleitung; der Gesang im Betsaale selbst wird durch ein sanftes Orgelspiel begleitet. Die genannten religiösen Versammlungen und Andachten sind auf alle Tage in der Woche in zweckmäßiger Abwechselung vertheilt und dauern einzeln eine halbe Stunde, höchstens drei Viertelstunden. Zu frühzeitiger Gewöhnung daran hält man auch jeden Wochentag eine sogenannte Kinderstunde, worin zu den Kindern auf eine ihrem Alter angemessene Weise von der Liebe zum Heilande, von dem Glücke, seiner Gemeinde anzugehören 2c. geredet wird. Die in der christlichen Kirche eingeführten Festtage werden den landesherrlichen Verordnungen gemäß mit steter Bezugnahme auf das Geschichtliche derselben und mit angemessener liturgischer Feierlichkeit begangen, zumal diejenigen, welche an des Heilandes Verdienst erinnern, als: sein Todes- und Auferstehungstag. Der Jahreswechsel wird ebenfalls kirchlich begangen; eine Rede oder Vorlesung über die wichtigsten Ereignisse in der Gemeinde schließt das alte Jahr, Schlag 12 Uhr fällt unter Orgel- und Posaunenklang das Lied: Nun danket Alle Gott! ein, worauf die Vertheilung der neuen Loosungsbücher erfolgt. Andere besondere Festtage sind: der 13. August, als Erneuerungstag der Brüderkirche (1727); der 13. November zum Andenken an die angebliche Uebernahme des Aeltestenamtes von Seiten Jesu (1741); der Gründungstag jeder einzelnen Gemeinde als ihr Gemeinfest. Viele Gedenktage feiert man mit Abendversammlungen, als: den 19. Januar (1733), Anfang der Mission in Grönland; den 1. März (1456), Anfang der alten Brüderkirche; den 12. Mai (1724), Grundlegung des ersten Anstalts- und Versammlungshauses zu Herrnhut; den 17. Juni (1722), Anfang des Anbaues von Herrnhut; den 6. Juli (1415), Tod des Joh. Huß; den 21. August (1732), erste Mission unter die Heiden; den 31. Oktober (1517), Anfang der Reformation Luthers; den 25. Juni (1530), Uebergabe der augsburgischen Konfession. Die Abendmahlsfeier, an welcher die gesammte Gemeinde alle 4 Wochen, gewöhnlich am Sonnabend, und zwar Abends, Theil nimmt, ist einfach und würdevoll. Nach dem Gesange einiger Verse und einem Absolutionsgebete auf den Knieen erfolgt die Konsekration des Brodes, welches darauf von den Diakonen den Kommunikanten der Reihe nach ausgetheilt und von diesen so lange in der Hand behalten wird, bis die Austheilung an Alle geschehen ist. Unter den Worten des Predigers: „Esset, das ist der Leib unseres Herrn Jesu Christi, für uns in den Tod gegeben", erfolgt sodann der gemeinschaftliche Genuß. Den Kelch genießt man nach Singung einiger Verse ebenfalls der Reihe nach stehend. Am Schlusse ertheilt ein Nachbar dem andern den Friedenskuß, der auch bei den Liebesmahlen und einigen Liturgien gebräuchlich und von den ersten christlichen Gemeinden entlehnt ist. In der Woche vor dem Abendmahle wird in einer besondern Rede allen Theilnehmern ernste Selbstprüfung als die eigentliche und wahre Vorbereitung zu diesem Sakramente dringend ans Herz gelegt; daran schließt sich das sogenannte Sprechen, welches die Stelle der Beichte vertritt und von dem Pfleger oder der Pflegerin (Seelsorgern) eines Chors mit dessen einzelnen Mitgliedern abgehalten wird. Die Kindertaufen werden in einer Versammlung der Gemeinde oder der Kinder verrichtet, nach einer kurzen, vorangehenden Rede; der Exorcismus kommt dabei nicht in Anwendung. Die Begräbnisse pflegen Nachmittags oder Abends gehalten zu werden, mit Begleitung der Musik und eines großen Theils der Gemeinde, ohne Trauerzeichen. Charakteristisch

ist die Feier der Liebesmahle oder Agapen, welche nach dem Vorbilde der ersten Christen vor dem Abendmahle, sowie an solennen Fest- u. Gedächtnißtagen zur Unterhaltung der brüderlichen Liebe gehalten werden; man genießt unter Gesang für gewöhnlich Thee und Weißbrödchen. Das von Zinzendorf eingeführte gegenseitige Fußwaschen ist, als etwas unsern Sitten völlig Fremdes, in neuerer Zeit abgeschafft worden.

Um von vorn herein alles Aergerniß möglichst aus dem Wege zu räumen, bestehen überall Gemeinordnungen, deren Annahme auf freiwilliger Uebereinstimmung der Glieder jeder Gemeinde beruht. Ein Neueintretender verbindet sich dazu durch Handgelöbniß oder eigenhändige Unterschrift. Wer die Gemeinordnung durch anstößigen Wandel, Freigeisterei ꝛc. verletzt, fällt zu seiner Besserung in die Gemeinzucht. Diese besteht in Erinnerungen, Warnungen, Ahndungen und endlich in Ausschließung nach verschiedenen Stufen: zuerst vom Abendmahle, dann von den gottesdienstlichen Versammlungen, zuletzt von der ganzen Gemeinde. Erfolgt bei einem in die Gemeinzucht Verfallenen gründliche Besserung, so wird er entweder in der Stille wieder zum heiligen Abendmahle zugelassen, oder nach öffentlicher Vorlesung eines Abbitebriefes mit der Gemeinde wieder ausgesöhnt, wohl auch vor derselben mit Handauflegung absolvirt. Dies gilt auch von einem bereits ganz Ausgeschlossenen, jedoch nie ohne vorhergegangene Bestätigung durchs Loos. Behufs einer specielleren Seelsorge und Leitung der Gemüther ist jede Gemeinde nach Geschlecht, Alter und Lebensstand in Klassen, Chöre genannt, abgetheilt, und zwar in die der Wittwer, Wittwen, Eheleute, ledigen Brüder, ledigen Schwestern, Jünglinge, Mädchen und Kinder. Den männlichen Chören stehen ein Chorhelfer (Pfleger) und ein Chordiener vor, den weiblichen eine Chorhelferin und eine Chordienerin. Die Helfer und Helferinnen besorgen die Seelenpflege, die Diener und Dienerinnen das Oekonomische ihrer Chöre. Zur Hand gehen ihnen dabei Gehülfen, die sich auf diese Weise zu künftigen Arbeitern der Gemeinde vorbereiten. Um die Mitglieder eines Chors mit einander vertraut zu machen, werden dieselben in Gesellschaften (Klassen) eingetheilt, die wöchentlich erbauliche Zusammenkünfte halten. Die Helfer und Helferinnen haben den genauesten Umgang mit allen Gliedern ihrer Chöre, besuchen sie öfters u. werden von ihnen besucht. Auch halten sie sich Bücher, welche von den Vorgängern auf die Nachfolger forterben und worin jedes Mitglied namentlich aufgeführt und charakterisirt ist. Steht es hier schlecht eingeschrieben, so heißt es „nicht legitimirt“, im entgegengesetzten Falle „legitimirt“. Uebrigens ist den Helfern und Helferinnen strenge Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht. Jedes Chor hat sein besonderes jährliches Chorfest für den Tag, an welchem die Einrichtung desselben zuerst getroffen wurde: die Knaben den 12. Januar, die Mädchen den 5. März, die ledigen Brüder den 29. August, die ledigen Schwestern den 4. Mai, das Ehechor den 7. September, die Wittwer und Wittwen den 31. August. Auch hält der Prediger insgemein jährlich einmal einen Vortrag an einzelne Chöre über eine besonders passende Loosung, und dieser Tag wird der Lehrtag genannt. Das männliche Geschlecht zeichnet sich weder im Ganzen, noch in seinen Chören durch die Kleidung auf irgend eine Weise aus; dagegen tragen sämmtliche Schwestern die von den Mährinnen entlehnte alte mährische Haube, eine ebenso kostspielige als abgeschmackte Art von Kopfbedeckung, die durch auch hier nicht ausbleibende weibliche Eitelkeit zu der sogenannten „Eierschabe“ verkleinert ist. An der Farbe der Kinnschleife erkennt man das resp. Chor; die Kinder haben rosenroth, die schon größeren Mädchen ponceau, die ledigen Schwestern ebenfalls rosenroth, die verheiratheten hellblau, die Wittwen weiß. Weder die englischen noch amerikanischen Gemeinden haben diese Kopfbedeckung angenommen. Mann und Frau ausgenommen, sollen die Chöre von verschiedenen Geschlechtern keinen Umgang mit einander haben; dies heißt der Chorplan, welcher durch die Chorhäuser unterstützt wird. Vor Zeiten wurde er so streng gehandhabt, daß kein Bruder mit einer Schwester sprechen durfte, daß selbst Verwandte zweierlei Geschlechts nur unter Aufsicht einander sahen, sowie auch die Umgebungen der Orte tagweise in entgegengesetzten Richtungen zum Spazierengehen an die Brüder und Schwestern vertheilt waren. Dieses Zwangssystem hat jedoch heut zu Tage größtentheils aufgehört: Brüder sprechen öffentlich mit Schwestern, gehen auch wohl, doch heimlich, mit ihnen spazieren; Liebschaften gibt es genug, jedoch kommen Spuren eines unsittlichen Umganges selten vor. Die Verheirathung durchs Loos ist auf Andringen der amerikanischen Deputirten auf einer Synode 1818 abgeschafft worden und somit die eigene Wahl einer Gattin gestattet; es bedarf dazu nur der Zustimmung der Aeltesten und Aeltern. Doch sind die Missionäre auch jetzt noch in dieser Angelegenheit an das Loos gebunden, damit nicht irdische Wünsche als Vorwand geistlicher Geschäftigkeit dienen.

Von jeher lag der B. die christliche Erziehung der Kinder am Herzen. In jeder B. bestehen sogenannte Ortsschulen, worin die Kinder, nach den Geschlechtern gesondert, bis zum 13. und 14. Jahre Elementarunterricht erhalten; die Knaben beschäftigen sich auch mit den Anfangsgründen der lateinischen Sprache, die Mädchen mit allerhand weiblichen Arbeiten. Der Ortsprediger ist Aufseher und unterrichtet zugleich die gesammte Jugend klassenweise, nach dem Unterschiede des Alters, Geschlechtes und der Verstandeskräfte in der christlichen Lehre. Daneben gibt es Unitätserziehungsanstalten für die Kinder sämmtlicher Missionäre, sowie auch anderer Diener der Unität, welche um ihres Berufes willen die Erziehung der Ihrigen nicht selbst übernehmen können. Für die zum Studiren oder wenigstens zu weiterer wissenschaftlicher Fortbildung bestimmten Knaben dient ein Pädagogium (früher in Barby, jetzt in Niesky), wo unter Aufsicht eines Inspektors alte und neue Sprachen, Mathematik und Geschichte gründlich gelehrt werden. Die Einrichtung ist klösterlich; das Oekonomische verwaltet ein Hausvater. Die zu Theologen für die B. Bestimmten nimmt nach dem Abgange vom Pädagogium ein

theolog. Seminar (jetzt in Gnadenfeld) auf, wo man neben der Theologie auch Mathematik, Geschichte, Naturkunde ꝛc. treibt; der Kursus ist jetzt auf 2 Jahre herabgesetzt. Für Juristen, Mediciner und Philologen ist seit 1770 der Besuch der Universitäten angeordnet. In England und Nordamerika haben die Brüder für ihre Geistlichen und Arbeiter besondere gelehrte Erziehungsanstalten. Noch zu erwähnen sind die in den meisten Brüderkolonien vorhandenen Pensionsinstitute, sowohl für Knaben als Mädchen, deren Aeltern nicht zur Unität gehören. Außer den pekuniären Vortheilen werden durch diese Anstalten viele Freunde außerhalb gewonnen, und schon manche hohe Protektion ist aus ihnen der B. erwachsen. Hier beaufsichtigt ein Inspektor den Unterricht und ein Hausvater verwaltet das Oekonomische des Instituts.

Eine Gesellschaft, die zugleich eine bürgerliche ist, muß natürlich ihr Kassenwesen haben, und so hat denn auch die B. ihre Einkünfte, welche von liegenden Gründen, Beiträgen der Mitglieder u. auswärtiger Gönner, und von Vermächtnissen herrühren; die Ausgaben mögen indessen oft die Einnahmen übersteigen. Die Schulden, dergleichen die Unität von Anbeginn fast immer gehabt, weil die Unternehmungen nicht selten die Kräfte überstiegen, auch die Kriege der neueren Zeit viele Verluste brachten, werden pünktlich verzinst, Kapitale auf Verlangen zurückgezahlt, neue nicht mehr angenommen; auch besteht ein Tilgungsfond. Außer dem allgemeinen hat jede einzelne Gemeinde und in ihr wieder jedes Chorhaus ein eigenes Kassenwesen; den Gemeinden gehören gewöhnlich, wenigstens dem Namen nach, einige Hauptzweige bürgerlicher Industrie, als Apotheke, Kaufladen, Gasthaus (Gemeinlogis), welche auf Rechnung verwaltet werden, wobei aber die Kommunen selber nicht das Recht haben, diese Verwaltung Jemandem zu übertragen oder Pächter anzunehmen, was allein den Gemeindirektionen zusteht. Auch in den Chor-, namentlich in den Brüderhäusern, werden in deren Namen und Interesse allerlei Gewerbe betrieben, doch selten in großer, fabrikartiger Ausdehnung. Obwohl das Unitätskassenwesen, welches unter Direktion des Unitätsvorsteherkollegiums in Herrnhut steht, neuerdings mit mehr Umsicht und Geschicklichkeit verwaltet wird, so sprechen Herrnhuter doch selbst bisweilen die Furcht eines Bankerotts aus.

Die Kleinheit der sich nicht mehr vergrößernden Brüderorte, die abgelegene Lage der meisten unter ihnen, die Stabilität auch in gewerblicher Hinsicht, welcher zufolge die benachbarten Städte, ja nicht selten selbst Dörfer, bessere, geschmackvollere und wohlfeilere Erzeugnisse der Betriebsamkeit liefern, statt daß sonst die „herrnhuter Waaren“ einen Vorzug behaupteten; die geringen Hülfsmittel, welche den meisten Angesessenen zu Gebote stehen, die hohen Abgaben (Staats-, Kommunal- und Unitätssteuern), endlich die Abhängigkeit von geistlicher Bevormundung bis in das kleinste Detail des Lebens: alles dies wirkt drückend, beengend auf das bürgerliche Leben ein. Auf der andern Seite begründet die eigenthümliche Verfassung und Verwaltung auch wieder Vorzüge, die man anderwärts vergebens sucht. Dahin gehören vornehmlich die gesicherte Existenz alter oder sonst hülfloser Personen, ein überall sich kundgebender Sinn für Anstand, Ordnung und Reinlichkeit, sowie der fast gänzliche Mangel an Prozessen, da Streitigkeiten gütlich ausgeglichen und selbst Vergehungen, die an andern Orten zu Klagen und gesetzlichen Strafen führen, meist nur kirchlich geahndet werden.

Die B. zählt außerhalb ihrer eigens erbauten Orte (Gemeinorte) noch zahlreiche Anhänger, welche in einzelnen Städten Societäten, anderwärts, an mehren Orten zerstreut, die Diaspora bilden. Jede Societät hat ihr eigenes Bethaus nebst Prediger; die Mitglieder der Diaspora werden von eigenen Diasporaarbeitern geistlich bedient, deren jeder seinen von ihm zu bereisenden Distrikt hat.

Wahrhaft großartig zeigt sich die Wirksamkeit der B. für die Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden; in diesem Glanzpunkte der Gesellschaft ruht ihre welthistorische Bedeutung, ihr Segen für die Menschheit, der nicht vergessen werden wird, so lange das Christenthum seine Annalen hat. Gleich den Aposteln der ersten christlichen Kirche, gingen die Brüderbotschaften, arm u. verachtet, nur auf den Herrn vertrauend, in die Eisgefilde des Pols wie in den heißen Strich des Aequators, um dort Eskimo's, hier Neger zu bekehren. Und ihre mehr als hundertjährigen Bemühungen haben reiche Frucht getragen. Die Grönländer sind größtentheils bekehrt u. wohnen in Ortschaften um ihre Missionäre herum; von den Negern Amerika's sind Tausende und aber Tausende Christen geworden; am Kap der guten Hoffnung sind viele sonst nomadisirende Hottentotten fest angesiedelt. Und wenn früher die Missionäre den dortigen Behörden und Grundbesitzern verdächtig waren, so unterstützt man sie nun, theils im Interesse der Kultur überhaupt, theils, wie in Westindien und Surinam, um mit Hülfe der Religion die Sklaven oder Emancipirten besser leiten und benutzen zu können. Die Unterhaltung des kostspieligen Missionswesens beruht lediglich auf den milden Beiträgen der Mitglieder und Freunde der Unität; oft befand sich diese deshalb in großer Verlegenheit, ohne jedoch in ihrem Eifer nachzulassen. Bei dem regen Missionseifer unserer Zeit fließen jetzt die Hülfsquellen reichlicher, als jemals. Von den zum Dienste unter den Heiden sich Meldenden verlangt man weniger Gelehrsamkeit, als die Gabe, die Wahrheiten und Segnungen des Evangeliums klar und liebreich durch Wort und That darzustellen. Der Kern der Heilsverkündigung unter den Heiden ist „die Botschaft von dem blutigen Versöhnungstode Jesu“; alle übrigen Wahrheiten, Gebote, Verheißungen und Drohungen der heiligen Schrift werden von dieser Lehre abgeleitet und auf sie zurückgeführt. Dabei ist es den Missionären nicht um einen großen Haufen von bloßen Namenchristen zu thun, sondern nur um wahrhaft Bekehrte. Die völlige Aufnahme ins Christenthum erfolgt daher erst nach langer Vorbereitung und Prüfung in mehren Klassen (neue Leute, Taufkandidaten, Abendmahlskandidaten). Die Erziehung der Jugend lassen sich die Missionäre besonders angelegen seyn; Schulen werden überall, wo es möglich ist, eingerichtet. Das ganze Missionswesen steht unter der

speciellen Aufsicht und Berathung des Missionsdepartements der Unitätsdirektion. Die Schicksale und Erfolge der Missionen werden in ausführlichen Berichten mitgetheilt, auch häufig durch den Druck bekannt gemacht.

Eigentliche Brüdergemeinorte sind: in Sachsen: Herrnhut, Stammort, mit Berthelsdorf, dem Sitz der Unitätsdirektion, und Kleinwelke, bei Bautzen, 1756 für Wenden gegründet; in Preußen: Niesky (Demüthig), zwischen Görlitz und Muskau, 1742 von böhmischen Emigranten gegründet; Gnadenfrei bei Reichenbach in Schlesien, 1743 gegründet; Gnadenberg bei Bunzlau, ebenfalls 1743 angelegt; Gnadenfeld bei der Festung Kosel, 1780 angelegt, Sitz des theologischen Seminars; Neusalz, Anbau an die gleichnamige Stadt, 1744 angelegt, 1759 eingeäschert, seit 1763 wieder aufgebaut; Gnadau, zwischen Schönebeck und Barby, bei Magdeburg, 1767 angelegt, mit Buchhandlung und Druckerei der Unität; Neuwied, Anbau an die gleichnamige Stadt, am Rhein, durch Emigrirte aus Herrnhaag angelegt; in Sachsen-Koburg-Gotha: Neudietendorf, zwischen Gotha und Erfurt, 1764 angelegt; im Reußischen: Ebersdorf, Anbau an das gleichnamige Dorf und Schloß, seit 1764; in Baden: Königsfeld, auf dem Schwarzwalde, 3 Stunden von Rotweil, 1807 angelegt; in Holland: Zeyst bei Utrecht, 1748 angefangen; in England: Fulneck, bei Leeds in Yorkshire, 1744 angefangen, Sitz eines Pädagogiums und theologischen Seminars; Fairfield, bei Manchester in Lancashire, 1784 angelegt; in Irland: Gracehill, in der Grafschaft Antrim, 1763 angefangen; Gracefield, in der Grafschaft Derry; in Dänemark: Christiansfeld, zwischen Hadersleben und Kolding (Schleswig), seit 1772; im asiat. Rußland: Sarepta, im Gouvernement Saratow, 1765 angelegt behufs der projektirten Bekehrung der Kalmücken; in den Vereinigten Staaten von Nordamerika: Bethlehem, Hauptort der nordamerikanischen Brüder, in Pennsylvanien, 1741 angefangen, dabei die Landgemeinde Emmaus mit 150 Einwohnern; Nazareth, einige Meilen nördlich von Bethlehem, 600 Einw., Sitz eines Pädagogiums und theologischen Seminars, dabei die Landgemeinde Schöneck mit 300 Einw.; Litiz, ebenfalls in Pennsylvanien, 1757 angelegt, 450 Einw. nebst 200 Mitgliedern in der Umgegend; Salem, in Nordcarolina, Hauptort des der Brüderunität gehörigen Landstriches Wachau, 1766 angelegt; in der Nähe die Niederlassungen: Bethabara, seit 1753, Bethanien, seit 1760, Friedberg, Friedland, Hope. Außerdem gibt es in den Vereinigten Staaten die Landgemeinden: Gnadenhütten, Saron und Bersaba in Ohio; Staaten-Island in Newyork; Graceham in Maryland. Stadtgemeinden sind zu Philadelphia, Lancaster u. Yorktown in Pennsylvanien, zu Newyork mit Newport in Rhode-Island. Societäten sind in Altona, Amsterdam, Basel, Berlin, Breslau, Gothenburg, Königsberg, Kopenhagen, Karlskrona, Moskau, Petersburg, Potsdam und in mehren kleinen Städten, nebst den schon genannten Stadtgemeinden in Großbritannien und Nordamerika. Zahlreiche Societäten bestehen unter den Letten und Esthen mit ungefähr 40,000 Mitgliedern; unter den dafür gegründeten Niederlassungen ist Neuwelke unweit Waldau die wichtigste. Missionen der B. sind in Grönland (Neuherrnhut, bei der dänischen Niederlassung Gotthaab, schon 1733 angelegt; Lichtenfels, 18 Meilen südlich von Neuherrnhut, 1758 angefangen; Lichtenau, 1774 errichtet; Friedensthal, neuerdings angelegt an der Südspitze); auf Labrador, unter den nordamerikanischen Indianern seit 1735; in Dänisch-Westindien (älteste Mission seit 1732, auf St. Thomas); in Britisch-Westindien (auf Jamaika, seit 1754, Antigua, seit 1756; St. Kitts, seit 1757; Barbados, seit 1765; Tabago, seit 1827); in Guyana, seit 1738; im Kaplande unter den Hottentotten und Kaffern, seit 1736, dann aufgehoben, 1792 wieder erneuert. Im Jahr 1850 hatte die B. 286 Missionen beiderlei Geschlechts auf 70 Stationen vertheilt, unter deren Leitung 68,000 bekehrte Heiden standen. Die in verschiedenen Ländern zerstreuten Anhänger der B. nicht mitgerechnet, schlägt man die Zahl der eigentlichen Gemeindeglieder, die unter der Unitätskonferenz stehen, in Europa auf 11,000, in den Vereinigten Staaten auf 7000 an.

Vergl. Cranz, Alte und neue Brüderhistorie, Barby 1772 (fortgesetzt von Hegner, das. 1791 bis 1804, 3 Bde., Gnadau 1816); Spangenberg, Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung der evangelischen Brüderunität, 5. umgearbeitete Ausgabe, Gnadau 1823; Lorez, Ratio disciplinae unitatis fratrum, oder Grund der Verfassung der evangelischen Brüderunität, Barby 1789; Lieberkühn, Der Hauptinhalt der Lehre Jesu Christi zum Gebrauch bei dem Unterrichte der Jugend in der evangelischen B., Barby 1774, Gnadau 1822; Chr. Ferd. Schulze, Von der Entstehung und Einrichtung der evangelischen B., Gotha 1822; L. Schaaf, Die evangelische B., Leipzig 1825; Varnhagen von Ense, Leben des Grafen von Zinzendorf (Biogr. Denkmale Bd. V), Berlin 1830; (M. Cunow), Die Herrnhuter in ihrem Leben und Wirken, Weimar 1839; Litiz, Blicke in die Vergangenheit und Gegenwart der evangelischen Brüderkirche, Leipzig 1846; Schrautenbach, Zinzendorf und die B. seiner Zeit, Gnadau 1851.

Brüderschaft, eigentlich die Vereinigung zweier Personen von gleicher Gesinnung und Bestrebung mit der Uebereinkunft, sich als Brüder anzusehen; gewöhnlich aber so bis zur Hohlheit des bloßen Namens gemißbraucht, daß nichts, als die Berechtigung, einander mit Du anzureden, übrig bleibt (Dutzbrüder, B. machen). In früheren Zeiten war es nicht ungewöhnlich, daß Einzelne, um ihrem Bruderbunde höhere Weihe zu geben, das Abendmahl darauf nahmen; die Waffenbrüder unter den Rittern mischten ihr Blut in einem Becher und tranken es. Durch die deutschen Studenten hat sich daraus die Sitte, B. zu trinken, gebildet und bis jetzt unter Jung und Alt überall erhalten. Eine besondere Bedeutung hat das Wort B. im Klosterwesen; seit dem 9. Jahrhundert versteht man nämlich darunter das engere Verhältniß zwischen ganzen Klöstern, Stiftern und Orden, wonach sie sich zu gegenseitigen Diensten verpflichteten und die Mitglieder des einen wie Mitglieder des andern gehalten werden sollten. Namentlich erstrecken sich die

Verpflichtungen auf Bewirthung und Unterstüzzung der reisenden Glieder eines verbrüderten Ordens oder Klosters, auf einstweilige Aufnahme Flüchtiger oder Verwiesener, auf kirchliche Fürbitten für Lebende, Todtenämter und Seelenmessen für Verstorbene.

Brüderschaft des gemeinsamen Lebens oder **vom guten Willen** (Fratres vitae communis oder bonae voluntatis, Hieronymianer, Gregorianer), eine geistliche Verbrüderung, die von den letzten Jahren des 14. bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in vielen Städten der Niederlande, in Münster, Köln, Wesel, Osnabrück, Herford, Hildesheim, Rostock und anderen norddeutschen Städten bestanden hat. Die Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes und die Unterweisung der Jugend waren für Gerhard Groote (geboren zu Deventer 1340, † 1384) die hauptsächlichsten Motive zur Stiftung der Bruderschaft. Mit diesen ascetischen Zwecken vereinigte man früh die Vervielfältigung der Handschriften durch Abschreiben in den Fraterhäusern, namentlich geschah dieses in Groote's Hause mit den Evangelien u. einigen Kirchenvätern. Nach fester Begründung der Brüderschaft, um die sich Florentius Radewin oder Radewynzoon († 1400 zu Deventer) besondere Verdienste erwarb, fanden sich in jedem Fraterhause ein Librarius, der die Handschriften sammelte und verlieh, ein Scriptuarius, welcher den Unterricht der Lehrlinge besorgte und überhaupt die wissenschaftlichen Arbeiten leitete; andere Brüder waren mit dem Buchbinden beschäftigt, wieder andere mit dem Verkaufe der Handschriften, woraus die Brüderschaft ihre ansehnlichsten Einkünfte gewann. In dieser Thätigkeit, wie überhaupt in allen ihren geistlichen Zwecken, fand sie in den Bettelmönchen ihre erbittertsten Rivalen; von diesen wurde sie sogar einige Male in den Geruch der Ketzerei gebracht. Die Buchdruckerkunst verminderte zwar den Werth der Handschriften und damit auch die Einkünfte der Brüderschaft, dafür war dieselbe aber bedacht, die neue Kunst in den Niederlanden zu verbreiten, u. wir finden Buchdruckereien derselben in Gouda, Brüssel und Löwen. Als aber mit der Reformation alle Klostereinrichtungen gering geschätzt wurden, traf diese Abneigung auch viele der Fraterhäuser; in anderen Gegenden, namentlich in den südlichen Niederlanden, mußten sie den Jesuiten weichen, die sich ihre Stiftungen aneigneten und die Brüder zwangen, die gewöhnliche Klosterzucht anzunehmen. Das letztere Schicksal traf sie auch in Deutschland. Ihre Verdienste um den öffentlichen Volksunterricht sind bedeutend. Bemerkenswerth ist die eigenthümliche Weise ihres Unterrichts in den Sprachen, sowie die besondere Vorliebe ihrer vorzüglichsten Schüler, eines Hegius, Murmellius, Joh. Cäsarius u. A., für die Dichtkunst, welche aus dem von der Brüderschaft besonders gehegten Nominalismus, im Gegensatz zu den Sprachverderbern unter den realistischen Scholastikern, zu erklären ist. Zu den hervorragendsten Männern derselben gehören Hermann von dem Busche, Rudolf Lang, Johann Wessel, Thomas a Kempis und Johann Syntheim (Sintius). Vergl. Delprat, Die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens, deutsch von Mohnike, Leipzig 1840.

Brüderschaften, religiöse, fromme Vereinigungen zu wohlthätigen Zwecken. Als seit dem 10. Jahrhundert die Wallfahrten nach wunderheiligen Orten als das sicherste Mittel zum Seelenheil gepredigt wurden, so hielten es Andere, die sich zu solcher Wallfahrt so wenig als zum Klosterleben entschließen konnten, für ein gleich verdienstliches und sündentilgendes Werk, Beschwerlichkeiten und Elend der Pilger zu lindern, Straßen und Brücken zu bauen, zu erhalten und vor Räubern zu sichern, Pilger zu geleiten, Kranke zu pflegen, Arme zu unterstützen, Gefangene auszulösen oder tröstend zu besuchen, Missethäter zur Hinrichtung zu begleiten, die Leichen der Hingerichteten, Selbstmörder u. Todtgefundenen zu begraben und ihnen Seelenmessen zu stiften, Buhlerinnen zu bekehren, Waisen zu unterhalten und die Religiosität Anderer zu befördern. Wie aber überhaupt damals Jeder zu seiner Sicherheit in einem Verhältnisse von Dienst und Schutz stehen, oder sich an eine Korporation anschließen mußte, so fand man sich bald veranlaßt, zu besserer Erreichung jener Zwecke Verbindungen zu schließen, denen man dadurch eine religiöse Weihe und kirchliches Ansehen zu geben suchte, daß man, wiewohl ohne Klausur und Gelübde, die meisten Pflichten der Mönche annahm, gemeinschaftliche Häuser bezog, für gemeinschaftlichen Gottesdienst Weltgeistliche als Kaplane einsetzte und sich unter einander Brüder, wie die ganze Genossenschaft Brüderschaft (confraternitas) nannte. Solche B. bestanden aus Geistlichen, Rittern und Laien verschiedenen Standes und Gewerbes, manchmal auch aus Leuten verschiedenen Geschlechts. Manche hatten zu Vorstehern Großmeister, wie die Brükkenbrüder; andere wirkten im öffentlichen Dienste, wie die heilige Hermandad, die Kreuzträger und die Familiaren der Inquisition, oder sie schlossen sich, wie die späteren, einem Orden an. Neben dieser Art von religiösen B. gab es noch andere, welche zwar auch eine religiöse Richtung hatten, aber vielfach abwichen von den Grundsätzen und Gebräuchen der herrschenden Religion, und deshalb nicht kirchlich anerkannt, sondern als Ketzer verfolgt wurden. Hierher gehören die Beguinen und Begharden, die Brüder und Schwestern des freien Geistes, die Geißler, Kreuzbrüder u. a. Die eigentlichen, kirchlich anerkannten B., welche wohlthätige Zwecke verfolgten, blieben bei ihrem gemeinschaftlichen Gottesdienst den Lehren und Formen der katholischen Kirche treu. Die im früheren Mittelalter entstandenen, welche zu ihren wohlthätigen Werken auch kriegerischer Mittel bedurften u. diese wohl auch gegen Wucherer u. Kezzer anwendeten, wurden theils bei Erstarkung der Staatsgewalt überflüssig, theils in die allgemeine Entartung, welcher noch während der Kreuzzüge alle geistlichen Vereine anheimfielen, mit hineingerissen, zerfielen, gingen ein und wurden aufgehoben. Zu Ende des 13. Jahrhunderts aber, als die Bettelmönche die geistlichen Vereine wieder in Ansehen brachten, bildeten sich durch deren Einfluß neue friedlich wirkende B., welche in der Regel unter der Leitung eines Bettelordens standen und bei einer Klosterkirche desselben eingekle-

det waren. Manche von ihnen erwarben sich zwar eigene Kirchen, wurden aber im 15. und 16. Jahrhundert durch Synoden den Parochialkirchen zugetheilt und der bischöflichen Visitation unterworfen. Von den nicht von den Bettelorden abhängigen B. aus jener Zeit sind die wichtigsten: Die Alexianer (Cellbrüder, Lollharden) mit den schwarzen Schwestern in den Niederlanden u. am Rhein, und die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens, welche der Wissenschaft nicht unwichtige Dienste geleistet hat. Diese, von den Mönchsorden jener Zeit gestifteten B. erhielten, als im 16. und 17. Jahrhundert durch den gegen den Protestantismus gerichteten Einfluß der Jesuiten unzählige neue entstanden, welche sich ihnen anschlossen, mit dem Namen Erzbrüderschaften auch gewisse Vorzugsrechte. Solcher Art sind: die Brüder vom grauen Skapulier U. L. F. vom Berge Karmel, die Brüder des Gürtels des St. Franciskus von Assisi, die Brüder des heiligen Rosenkranzes, die Brüder des ledernen Gürtels des St. Augustin. Außerdem gibt es unzählige andere, die meisten in Italien (in Rom allein über 100). Solche B. bilden sich aus Leuten der höchsten wie der niedrigsten Stände, und die Betheiligung daran gilt als Buße (daher der Name Büßer). Diese Betheiligung besteht in Geldbeiträgen zu milden Zwecken oder in persönlicher Dienstleistung, welche als besonders verdienstlich gilt. Dabei haben die Mitglieder bestimmte Vorschriften über Gebete und Bußübungen zu beobachten, kommen an gewissen Tagen, an den Festen ihres Schutzpatrons und bei sonstigen Gelegenheiten (Messen u. dgl.) zusammen und treten bei öffentlichen Aufzügen mit ihren besonderen Abzeichen auf, mit Fahnen und Kreuzen, in Kutten, Säcken, mit Gürteln und Schultermäntelchen, von verschiedener Farbe, aber gleichem Schnitt u. mit Schulterblättchen, worauf kirchliche Symbole oder das Bild des Schutzheiligen ꝛc. Der Bußsack verhüllt Kopf u. Schultern und hat nur 2 Löcher für die Augen. Im gewöhnlichen Leben tragen sie bürgerliche Kleidung. Solche religiöse B. sind aber weltlichen Charakters, und von ihnen unterscheiden sich die geistlichen oder dritten Orden (s. Tertiarier) dadurch, daß diese förmliche Gelübde ablegen, gemeinschaftlich wohnen und beständig in ihrer Ordenstracht erscheinen.

Brüderschaft guter Werke, die Verbindung zwischen einem Mönchsverein u. einzelnen Laien oder Weltgeistlichen, welche als Mitbrüder gegen eine Schenkung an Geld oder Gut Theil an den Verdiensten jenes erhalten und durch regelmäßige Gebete und Messen in der göttlichen Gnade gefördert werden sollten. Zugleich war ihnen der freie Eintritt in das Kloster oder in alle Klöster der Provinz und des gesammten Ordens, je nachdem sie eingekindet oder verbrüdert waren, erlaubt. Es war dies eine bedeutende Quelle des Reichthums, welche einem Kloster um so mächtiger floß, je zuversichtlicher Alter und Heiligkeit desselben auf wirksame Fürsprache bei Gott schließen ließ. Die Bettelmönche trieben sogar Handel damit, indem sie Filiationsbriefe zu verschiedenen Preisen ausstellten. Sehr gesucht war diese Brüderschaft mit dem Kloster St. Gallen, wo das Buch, in welches die Mitbrüder eingeschrieben wurden, liber vitae (Buch des Lebens) hieß.

Brüder und Schwestern des freien Geistes, eine Religionssekte, welche im 13. Jahrhundert in Deutschland, Frankreich und Italien, am zahlreichsten am Oberrhein, unter allerhand örtlichen Benennungen, oft als Begharden und Waldenser auftrat und bis tief ins 14. Jahrhundert hineinreichte. Sie entstand als Volkspartei aus der 1209 zu Paris verdammten Schule des Amalrich von Bena und David von Dinanto, welche pantheistische Weltansichten hegten, der Kirchenlehre nur symbolische Wahrheit zuschrieben, die Nothwendigkeit der äußeren Kirche leugneten und den Grundsatz aufstellten, daß Alles, was in Liebe geschähe, rein sey, weil der Geist, der als Gott in uns walte, nicht sündigen könne. Von ihrem Hauptsatz, daß der Geist allein frei und selig mache, daher alles Aeußere unwichtig sey, empfingen sie ihren Namen, zugleich aber zweierlei Richtungen. Die Einen suchten die Gottheit im Losreißen von allem Irdischen; die Anderen emancipirten nach dem jetzt beliebten Ausdrucke das Fleisch und predigten die Aufhebung der Ehe und aller Eigenthumsrechte. Beide Extreme wuchsen, bis sie zum Untergang reif waren, der zwischen 1306—1312 erfolgte. Ein späteres Wiederemportauchen derselben Principien erkennt man in den böhmischen Picarden oder Adamiten (s. d.) des 15. Jahrhunderts.

Brüder von der Gesellschaft des heiligen Geistes, s. Kalandsbrüder.

Brügge (franz. Bruges), Hauptstadt der belgischen Provinz Westflandern, in einer weiten, fruchtbaren Ebene, 2 Meilen von der Nordsee gelegen, mit dieser durch keinen Fluß, aber durch zahlreiche Kanäle verbunden. Die altehrwürdige Stadt, von deren ehemaliger Größe noch viele Denkmale zeugen, hat jetzt nur noch 49,600 Einwohner, während sie bei einem Umfange von fast 2 Stunden, wie zur Zeit ihrer Blüthe, 200,000 fassen konnte. Man zählt jetzt 7 Thore, 250 Straßen, 16 öffentliche Plätze, 54 Brücken und 6000 Häuser. B. hat unter allen belgischen Hauptstädten noch das meiste mittelalterliche Aussehen bewahrt. Unter den Gebäuden ragen besonders hervor: das in altgothischem Styl gegen Ende des 14. Jahrhunderts erbaute Rathhaus, ehemals mit den Bildsäulen alter flandrischer Grafen und Gräfinnen geziert, die aber 1792 von den Franzosen demolirt worden sind; die Kathedrale St.-Salvator, zwar von unscheinbarem Aeußern, aber im Innern aufs Reichste ausgestattet und mit Gemälden von J. van Oost, E. Quellyn, Hemling, van Hoek u. A. geziert; die Liebfrauenkirche mit einem auf dem Meere sichtbaren Spitzthurm von 435 Fuß Höhe, einer Marienstatue von Michel Angelo, schönen Gemälden von Seghert, van Oost, E. Quellyn u. de Crayer und den Grabmälern Karls des Kühnen und seiner Tochter Maria von Burgund; die Kapelle des heiligen Bluts, worin der Graf Dietrich von Elsaß 1150 einige Tropfen des Blutes Christi niedergelegt haben soll, ein Akt, dessen 700jähriges Andenken 1850 mit großem kirchlichen Pomp begangen wurde; die nach dem Muster der Kirche des heiligen Grabes von Peter Adornes erbaute

Kirche von Jerusalem und die Kirche des St.-Johannspitals, worin der Reliquienkasten der heiligen Ursula aufbewahrt wird, dessen Flächen das von Hemling gemalte Martyrium der 11,000 kölner Jungfrauen zeigen; ferner die viereckige Halle auf dem großen Platz mit 322 Fuß hohem Thurme, dessen Glockenspiel mit 48 Glocken als ausgezeichnetes Kunstwerk gepriesen wird; der Justizpalast, ursprünglich die Residenz der flandrischen Grafen, jetzt nur noch durch das in Holz geschnitzte Kamin im Audienzzimmer des Franc-de-Bruges merkwürdig, welches, 1559 ausgeführt, außer einer Menge künstvoller Verzierungen, Wappen u. Porträts, auch die Standbilder Maximilians I., Maria's von Burgund, Karls des Kühnen u. Karls V. zeigt; endlich das große bischöfliche Seminar, die Dünerabtei genannt. Treffliche öffentliche Anstalten u. Institute sind: das Gymnasium, die Schifffahrtsschule, die Akademie für Maler-, Bildhauer- u. Baukunst (die eine kleine Bildergallerie und darin noch 2 Stücke von Johann van Eyck besitzt), die Ackerbaugesellschaft, eine öffentliche Bibliothek von 9000 Bänden und 550 Handschriften, ein botanischer Garten und ein Verein für Nationalliteratur. B. ist ferner Sitz eines Bischofs, der obersten Provinzial- und Bezirksbehörden, eines Friedens- und Handelsgerichts und einer Handelskammer. Noch immer wichtig, obwohl keinen Vergleich mit der frühern Zeit aushaltend, sind die Industrie- u. Gewerbsanstalten. Die brügger Tapeten standen zu Ende des 18. Jahrhunderts in ganz Europa in großem Ruf, und die Gobelinsfabrik in Paris wurde von einem brügger Fabrikanten errichtet. Noch blüht hier eine Spitzenklöppelschule (sonst gegen 200), und die Fabriken für Spitzen (Points de Paris, de Valenciennes und d'Alençon), die viele Menschen beschäftigen (5—6000), Linnen-, Woll- und Baumwollenwaaren, Leder, Stärke, Tabak, Seife, Lichter, Fayence, ferner die Färbereien, Branntweinbrennereien, der Schiffbau, die Glockengießereien und Wachsbleichen erheben B. noch immer zu einer der bedeutendsten Städte des Königreichs, wie denn besonders Handel mit den Landes- und Gewerbsprodukten, namentlich mit Korn, Flachs, Hanf, Hülsenfrüchten, Kleesamen, Rübsaat und Oel, vorzüglich aber mit Leinwand, viele Hände beschäftigt. Gefördert wird B.'s Handel durch die vielen großartigen Werke der Wasserbaukunst, die es mit dem Meere verbinden. Denn obgleich B. an keinem Strome liegt, so legen doch Seeschiffe von 2—300 Tonnen vor der Stadt Anker und 100 Schiffe haben in ihrem Hafenbassin Raum. Der große Kanal von Ostende nach B., der von da bis nach Gent und Antwerpen führt, ist die Pulsader dieses Handelslebens. Der Seehafen B.'s ist in Ostende. Die zwei messenähnlichen Jahrmärkte B.'s (den 4. Mai und 1. Okt.), jeder 14 Tage dauernd, versammeln hier viele ausländische Geldkräfte, und die Vieh- und Pferdemärkte sind von Bedeutung. Trotz all dieser Anstalten ist aber der Handel des heutigen B. nur noch ein Schatten gegen den des alten. Ehe die großartige Entwickelung der Seefahrt durch portugiesische und spanische Entdeckungen die uralten Bahnen des Welthandels verändert hatte, im 13. und 14. Jahrhundert, war B. durch seine Verbindung mit Venedig und anderen italienischen Städten neben dieser Seestadt der Haupthandelsplatz in Europa, alle Handelsvölker der bekannten Welt hatten hier ihre Konsulate und noch im 15. Jahrhundert war es als Hauptniederlage der Hansa ein sehr blühender Punkt des nordischen Verkehrs. Mit der Entdeckung der großen Seewege und mit dem Emporkommen Antwerpens sank die brügger Handelsmacht.

B., wo schon im 3. Jahrhundert der heilige Chrysolus das Evangelium verkündigt haben soll, hieß zur Zeit der Merovinger Bruzzia, dann bis ins 12. Jahrhundert Brugå und soll schon um 865 mit Mauern umgeben gewesen seyn. Karl der Gute, Graf von Flandern, wurde 1127 in dieser Stadt erschlagen u. in der dortigen Kathedrale beigesetzt. Als Balduin, Graf von Flandern, 1204 Kaiser des byzantinischen Reichs wurde, setzte er B. mit allen Handelsstädten des mittelländischen Meeres in Verbindung; in der ganzen Levante, in den südlichen und nördlichen Häfen wurden B.'s Wollenzeuch- und Tuchwaaren, die damals 50,000 Menschen Nahrung gaben, gesucht. In Folge der Eroberung Flanderns durch die Franzosen zu Anfang des 14. Jahrhunderts erhielt B. französische Besatzung; aber die freiheitliebenden Bürger von B. empörten sich unter Anführung des Webers Peter König gegen die französische Unterdrückung und jagten 1302 die Franzosen aus der Stadt, die im Jahre 1305 wieder unter die Grafen von Flandern kam und von diesen immer mehr Privilegien erhielt, wodurch der Reichthum der Stadt bald außerordentlich stieg. Auch unter den Herzögen von Burgund erhielt sich der Handelsflor B.'s, verlor sich jedoch, als Flandern unter die Herrschaft des Hauses Oesterreich kam und Antwerpen sich erhob. Die Häfen von Sluys u. Damme versandeten allmählig, und die durch innere Zerwürfnisse zu sehr in Anspruch genommenen Bürger vergaßen, diese Hauptbeförderungsmittel ihres Handels im gehörigen Stand zu erhalten. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, stiftete 1430 hier den Orden des goldenen Vließes. Im Jahre 1488 nahmen die Bürger von B. den römischen König Maximilian I. gefangen, folterten u. enthaupteten seine Räthe und zwangen ihn, nach 4monatlicher Gefangenschaft der Regierung Flanderns zu entsagen. Vergebens zog das schwäbische Bundesheer nebst anderen Reichsständen gegen die Stadt u. vergebens führte Kaiser Friedrich III. seine Heere in die Niederlande; B. und Gent widerstanden. Erst Maximilians Statthalter, Herzog Albrecht von Sachsen, bezwang, demüthigte und bestrafte B.'s trotzige Bürgerschaft. Höchst nachtheilig für den Wohlstand der Stadt waren später die massenhaften Auswanderungen während der Religionswirren unter Philipps II. blutiger Regierung. Im Jahre 1582 wurde B. von den Franzosen genommen, aber 1584 von den Spaniern wieder erobert. Im spanischen Erbfolgekrieg wurde es 1704 von den Holländern, aber vergeblich, belagert, nach der Schlacht bei Ramillies 1706 von den Verbündeten und 1708 durch Kapitulation von den Franzosen und 1709 abermals von den Verbündeten

in Besitz genommen. Im österreichischen Erbfolgekrieg eroberten es die Franzosen (1745) unter dem Marschall von Sachsen und 1794 Pichegru. Später theilte es das Schicksal der Niederlande. B. ist der Geburtsort des Malers van Dost, Ludwig Berckers, des Erfinders der Diamantenschleiferei, des Astronomen Rudolf von Brügge, des Belletristen Peter Pontanus und des Mathematikers Stevins, dem neuerdings ein Denkmal gesetzt worden ist.

Brüggemann, 1) Johann Heinrich Theodor, geheimer Regierungsrath in der katholischen Abtheilung des Ministeriums des Unterrichts u. der geistlichen Angelegenheiten in Berlin, wurde 1795 zu Soest in Westphalen als Sohn einfacher und in gemischter Ehe lebender Bürgersleute geboren und im Bekenntniß seines Vaters, im Katholicismus, erzogen. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, studirte er zu Münster Theologie unter Hermes und Philologie unter Kistemaker und Katerkamp, wurde 1815 Lehrer am düsseldorfer Gymnasium und nach Kortüms Abgang nach Berlin Direktor der Anstalt. Auf das Verlangen der Rheinländer nach einem Vertreter des Katholicismus im Provinzial-Schulkollegium zu Koblenz wurde er 1832 zum Regierungs- und Schulrath in demselben ernannt. Als solcher hat er sich große Verdienste um das rheinische Gymnasialwesen erworben. Aber weder dies, noch die bedeutenden pädagogischen Kenntnisse und Fähigkeiten, die er als Schuldirektor an den Tag legte, weder sein thätiger Diensteifer, noch seine Humanität vermochten ihn vor den Angriffen zu schützen, welche ihm seine religiöse Duldsamkeit zuzog. Diese wurde als Indifferentismus und Feigheit verunglimpft, besonders als er sich veranlaßt fand, aus der „Sacra societas", einem Verein von Katholiken, welcher unter seiner Frömmelei hierarchische Umtriebe barg, auszutreten. Kurz vor der Suspension des Erzbischofs Droste von Vischering zu Köln wurde er nach Berlin zur Berathung über die kirchlichen Angelegenheiten berufen und überbrachte den Ministerialbeschluß vom 15. Nov. 1837, nach welchem der Erzbischof von seinem Amte entsetzt wurde, dem Oberpräsidenten von Bodelschwingh. Dadurch zog er sich die erbitterte Feindschaft des aufgereizten katholischen Pöbels und des unwissenden Klerus, der seine geistige Ueberlegenheit fürchtete, zu. Ohne sich aber dadurch irre machen zu lassen, übernahm er Ende Dec. 1837 eine Sendung der preußischen Regierung nach Rom, wo er bis zum Juni 1838 verweilte, um, wie man vermuthete, dem dortigen preußischen Gesandten Bunsen bei den Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle rathend zur Seite zu stehen. Nach seiner Rückkehr trat er als geheimer Regierungsrath in das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, wurde 1849 in einem Wahlbezirke der Rheinprovinz zum Mitglied der ersten Kammern erwählt und hielt hier entschieden zur Regierungspartei. In der Session von 1850—51 fungirte er als erster Vicepräsident der Kammer.

2) Karl Heinrich, namhafter deutscher Publicist, geboren den 29. August 1800 zu Hopsten im preußischen Regierungsbezirk Münster, erhielt auf den Gymnasien zu Meppen und Münster seine Vorbildung und widmete sich dann auf der Universität dem Studium der Rechts- und Kameralwissenschaften. In Heidelberg, wohin er sich 1830 gewendet, gehörte er zu den Leitern der Burschenschaft und ward, nachdem er als solcher an dem Preßverein und den Festen zu Hambach und Wilhelmsbad Theil genommen, Ende Mai 1832 zuerst auf einige Tage, dann wiederum am 14. Juli 1832 verhaftet. Zur weitern Untersuchung im September 1832 an Bayern ausgeliefert, saß er bis zum 3. Juni 1833 in Frankenthal, worauf er, an Preußen übergeben, erst bis zum März 1834 zu Münster, dann bis Oktober 1835 zu Berlin in Untersuchungshaft blieb, von wo er endlich nach der Festung Posen abgeliefert ward. Sein Urtheil lautete Anfangs 1837 auf Tod durch das Rad, welche Strafe dann in 30jährige Haft umgewandelt wurde. Nachdem er am 14. Aug. 1840 in Folge der verkündeten Amnestie seine Freiheit erhalten, wandte er sich im Frühjahre 1841 nach Berlin, um seinen schon auf der Universität gefaßten Entschluß, sich für Nationalökonomie zu habilitiren, in Ausführung zu bringen. Hier veröffentlichte er eine kritische Beleuchtung von „Dr. Lists nationalem System der politischen Oekonomie" (Berlin 1842) und schrieb viele antischutzzöllnerische Artikel in politische Zeitungen. Da ihm in Bezug auf seine Habilitation von dem damaligen Kultusminister Eichhorn Schwierigkeiten gemacht wurden, wandte er sich um so eifriger der publicistischen Thätigkeit zu. Außer zahlreichen Korrespondenzen, die er unter Anderm auch zu der nachher verbotenen „Rheinischen Zeitung" lieferte, verfaßte er die Schrift „Preußens Beruf in der deutschen und preußischen Staatsentwickelung" (Berlin 1843), der später mit Rücksicht auf die Zollkonferenz und die süddeutsche Schutzzollagitation im Interesse des Freihandels eine Kritik unter dem Titel „Der deutsche Zollverein u. das Schutzsystem" (Berlin 1845) folgte. Im Herbste 1845 übernahm B. die Hauptredaktion der „Kölnischen Zeitung". Obwohl er deren Programm: Monarchie auf Grundlage eines möglichst durchgeführten Selfgovernments, stets festzuhalten suchte, mußte er doch im Frühjahr 1855 von der Redaktion zurücktreten.

Brüggervaart (Brüggerfahrt), belgischer Kanal in Westflandern, von Ostende nach Brügge, wo er in mehren Zweigen auseinandergeht, ist 1622 — 31 erbaut worden.

Brühl, allgemeiner Name vieler tief liegenden, mit Baumwuchs versehenen Stadttheile, die vielleicht auf ehemaligem Sumpfland errichtet worden sind; in älteren Städten auch s. v. a. Marktplatz.

Brühl, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Reg.-Bez. Köln, die aus ihrer glänzenden Vergangenheit nur wenig mehr gerettet hat, als das schöne Schloß, das 1725 vom Erzbischof Klemens August (daher auch Augustenburg) in französischem Styl erbaut, mit schönen Plafonds von Anducci und Carnioli, Freskomalereien und Stukkaturarbeiten geschmückt und mit einem ansehnlichen Park umgeben ist. Außerdem hat B. zwei katholische Kirchen, ein Schullehrerseminar und 1700 Einwohner, welche Ackerbau und Viehzucht treiben. B. scheint seiner Lage am Vorgebirge der Eifel und an der alten Römerstraße gemäß,

die von Köln ($2^1/_2$ Stunden von B.) nach Trier führt, eine Gründung der Römer zu seyn, welche sich nach und nach zur Stadt ausbreitete. Als Stadt erscheint es erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts, wo der Erzbischof von Köln seine Residenz dahin verlegte. Im Jahre 1284 erhielt es ein festes Schloß, Mauern und Gräben, wurde 1318 von den Kölnern erobert, 1324 von König Johann von Böhmen vergeblich belagert u. 1347 noch stärker befestigt. Im Jahre 1368 kam es an die Grafen von Arnsberg. Im 30jährigen Kriege war auch B., damals Residenz des Kurfürsten Gebhard von Mannsfeld, der Gegenstand blutiger Kämpfe und seufzte darauf, wie der ganze Rhein, 1673 und 84 unter der Geißel der Franzosen. Während der napoleonischen Regierung hatte Davoust die Augustenburg, als ein Geschenk des Kaisers, im Besitz.

Brühl, 1) **Heinrich, Graf von,** kursächsischer Premierminister unter August III., Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, war zu Gangloffsömmern, dem Stammsitze der brühlschen Familie, bei Weißenfels in Thüringen am 13. August 1700 geboren. Sein Vater war ein wenig bemittelter Edelmann, Geheimerath und Oberhofmarschall in Diensten des Herzogs von Sachsen-Weißenfels; er selbst wurde zuerst Page der dasigen Herzogin Elisabeth, dann Page des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, Augusts II., worauf sein Glückstern aufging. Durch sein gefälliges Aeußeres u. durch das Einschmeichelnde seines Betragens gewann er Augusts II. Gunst in solchem Grade, daß er im Hofdienste schnell vom Pagen zum Oberkammerherrn und im Staatsdienste vom Steuereinnehmer, was er anfangs war, zum wirklichen Geheimerath und Staatssekretär des Innern (1731) emporstieg. Aber seine eigentliche Machtperiode begann erst unter August III. (1733—63); nachdem er diesem die Krone und Reichskleinodien Polens, die bei dem Tode Augusts II. (1. Febr. 1733) in seine Hände gefallen waren, überbracht und ihm bei Besteigung des polnischen Thrones zur Seite gestanden hatte, wußte er dessen unbegrenztes Vertrauen zu gewinnen und durch dasselbe die höchsten und einträglichsten Aemter an sich zu bringen. Im Jahre 1733 wurde er Kammerpräsident, erhielt 1738 neben dem Departement des Innern auch das des Militärwesens, 1740 das Departement des Auswärtigen u. 1746 den Titel eines Premierministers u. damit den ersten Rang in Kursachsen. Von nun an lag dieses Land in seinen Händen. Er allein gebot über alle Angelegenheiten desselben, über dessen Schätze und Einrichtungen, über Leben, Freiheit und Wohlstand der Unterthanen; denn er allein leitete den König, er allein bildete dessen Kabinet; alle anderen Minister waren, wie Friedrich II. sich ausdrückte, als seine „Kommis“ anzusehen, alle Staatsbehörden und selbst die Landstände mußten sich nach seinem Willen richten. Darum ward auch sein Wille mehr als der Wille des Königs beachtet und nicht allein vom Inland, sondern auch vom Auslande. Kaiser Karl VI. erhob ihn, seine Brüder und seine Nachkommen (1737) in den Reichsgrafenstand; die russische Kaiserin Elisabeth übersendete ihm den Andreasorden u. der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen den schwarzen Adlerorden; in Polen erhielt er das Indigenat und nebst der Starostenwürde mehre Herrschaften. Ausgezeichnete Fähigkeiten besaß er nicht, noch weniger tiefe Einsichten; von Jugend auf im Hofdienste, hatte er sich nie mit dem Studium der Staatswissenschaften ernstlich beschäftigen können. Aber er wußte sich seinem schwachen, nur dem Vergnügen nachjagenden Herrn unentbehrlich zu machen, indem er ihn angenehm unterhielt, ihm stets neue Geldquellen eröffnete und alles Unangenehme von ihm zu entfernen beflissen war. Auch scheute B. keinen Frevel zur Befriedigung seiner Selbstsucht. Um Premierminister zu werden, stürzte er den Fürsten Sulkowski, den früheren Vertrauten Augusts III., verrieth Sachsens Plane an Oesterreich und wurde in Polen heimlich Katholik, während er sich in Sachsen als Protestant gerirte. Um sich als Premierminister zu behaupten, suchte er Alles, was den König wider ihn einnehmen konnte, abzuwenden; selbst der Königin wußte er allen Einfluß auf ihren Gemahl zu entziehen und es durch seine Ränke dahin zu bringen, daß der König weder ihr, noch dem Kurprinzen, noch der Gemahlin desselben Glauben schenkte; auch vermochte er den Pater Guarini, den Gewissensrath des Königs, diesem einzureden, daß B. allein der Mann sey, der es mit ihm und dem Lande wohl meine und ganz Sachsen zur katholischen Kirche überführen könne. Er verhinderte es, daß der König von den Landesangelegenheiten etwas Anderes erfuhr, als was er ihm mitzutheilen für gut fand. Sein ganzes Treiben war ein Ränkespiel, das auf Befriedigung seiner Selbstsucht abzweckte und Sachsen mit Noth und Jammer erfüllte. Bei auswärtigen Angelegenheiten zeigte er sich arglistig, unzuverläßig, bestechlich, hielt sich nicht an eingegangene Verträge u. Verpflichtungen, trat darum in den schlesischen Kriegen bald auf die eine, bald auf die andere Seite und verwickelte aus Haß gegen Friedrich II., der B.s Treulosigkeit und Erbärmlichkeit rügte, Sachsen in den siebenjährigen Krieg. In Rücksicht auf die inneren Angelegenheiten galt es ihm als höchste Aufgabe, für seine Verschwendungen und für die Vergnügungen seines Herrn Geld zu schaffen; er ließ daher Steuern auf Steuern ausschreiben, hielt Gehalte und Pensionen zurück, nöthigte die Inhaber der Depositen- und Pupillengelder, diese gegen Steuerscheine, die keinen Kredit hatten, an die Steuerkasse abzuliefern, und suchte die Gelder aus allen Kassen an sich zu ziehen. So vermehrte er das Einkommen Sachsens von sechs auf acht Millionen Thaler, aber auch die Staatsschulden von zwanzig auf hundert Millionen; so verschönerte er Dresden durch kostbare Bauten, namentlich auch durch den Ankauf der Bildergallerie, aber erschöpfte auch alle öffentlichen Kassen und drückte das Land mit fast unerschwinglichen Abgaben. Die Rechtspflege war von seiner Laune und Willkür abhängig, und Viele von denen, die ihm entgegenwirkten, brachte er als Staatsgefangene auf die Festungen. Einen Obersten, dem es einst gelungen war, die Anzeige an den König zu bringen, daß die Armee seit 22 Monaten keinen Sold erhalten habe, nöthigte er, diese Anzeige zurückzunehmen mit der Erklärung, daß er zu Zeiten

wahnsinnig sey. Während er auf solche Weise das Recht beugte, verhöhnte er die Noth des Landes durch den Prunk, den er um sich verbreitete. Denn nicht genug, daß er kostbare Paläste und Gärten für sich errichtete, diese mit den glänzendsten Geräthschaften und Museen erfüllte und eine überaus große Bibliothek, die nachher der königlichen Bibliothek zu Dresden einverleibt wurde, zusammenbrachte, so unterhielt er auch zu seiner Bedienung Kammerherren, Pagen und an zweihundert Bediente, die besser als die des Hofs besoldet und versorgt wurden. Seine Tafel war täglich mit dreißig, bei großen Gastmahlen mit achtzig bis hundert Schüsseln besetzt; seine Perücken, Schuhe, Kleider bezog er in großen Massen aus Paris, künstlich eingerichtete Leibstühle ließ er aus Augsburg herbeischaffen. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, flüchtete er sich mit dem König zuerst auf den Königstein, dann nach Polen und sah also den Schrecknissen dieses Krieges, die er über Sachsen gebracht hatte, von weitem zu. Als aber der hubertsburger Friede geschlossen worden war, kam er (am 30. März 1763) mit seinem Könige nach Dresden zurück, stellte hier auf Staatskosten seine Paläste wieder her und erneuerte seine Verschwendungen, obschon das Land aus tausend Wunden blutete. Als aber der König am 5. Okt. desselben Jahres starb, hielt es B. für gerathen, sogleich seine Stellen niederzulegen, und ein Glück für ihn war es, daß er schon nach drei Wochen, am 28. Okt. 1763, †. Seiner Frevel sich bewußt und deren Enthüllung fürchtend, hatte er noch in den Zeiten seiner Macht vom Könige August III. die schriftliche Erklärung sich ausstellen lassen, daß nach seinem Tode seine Erben mit Versiegelung und Untersuchung seiner Papiere verschont werden sollten; aber der Abscheu gegen ihn sprach sich so stark und allgemein aus, daß der Sohn und Nachfolger Augusts III., Kurfürst Friedrich Christian, trotz dieser Erklärung eine Untersuchung seines Vermögens und seiner Verwaltung der öffentlichen Einkünfte anordnete. Aus dieser Untersuchung ergab es sich, daß er, nach Abzug seiner Schulden, ein Vermögen von anderthalb Millionen Thaler hinterließ und daß er mehr als 5,300,000 Thaler veruntreut hatte. Der Fiskus sollte diese Summe in rechtlichem Wege von den Erben zurückfordern; doch Prinz Xaver, der nach dem baldigen Tode des Kurfürsten Friedrich Christian (17. Dec. 1763) die Verwaltung Sachsens erhielt, schlug die Sache nieder. Vgl. Justi, Leben und Charakter des Grafen von B., 1760—1764, 3 Bde.; Zuverlässige Lebensbeschreibung des Grafen von B. und des Kabinetsministers A. J. Fürsten von Sulkowski, Frankfurt und Leipzig 1766.

2) Friedrich Aloysius, Graf von B., Sohn des Vorigen, geboren zu Dresden den 31. Juli 1739, wurde von seiner trefflichen Mutter, Franciska Mariana Antonia, Gräfin von Kolowrat-Krakowski, sorgfältig erzogen und zeichnete sich durch ausgebreitete Kenntnisse, pflichttreuen Staatsdienst, Menschenfreundlichkeit des Charakters und Anmuth des Betragens aus. Nachdem er in Leipzig und Leyden studirt hatte, bereiste er einen großen Theil Europa's, was zur Vielseitigkeit seiner Bildung viel beitrug. Von diesen Reisen zurückgekehrt, wurde er, erst 19 Jahre alt, polnischer Krongroßfeldzeugmeister und wohnte als solcher einigen Feldzügen der Oesterreicher im siebenjährigen Krieg bei. Nach Augusts III. Tode verlor er alle seine Aemter in Polen und Sachsen, erhielt aber von Stanislaus in Polen einige zurück. Seit dem Jahre 1785 lebte er vom Staatsdienste zurückgezogen auf dem von seinem Vater erworbenen Gute Pförten in der Niederlausitz, wo er sich mit Wissenschaften u. dramatischen Arbeiten beschäftigte. Mehre der letztern sind unter dem Titel „Dramatische Belustigungen" (5 Bände, Dresden 1785—90) im Druck erschienen. Auch gab er eine französische Uebersetzung des „Alcibiades" von Meißner heraus. Er † zu Berlin den 30. Januar 1793. B. war einer der schönsten Männer, von bewundernswürdiger Leibesstärke, Virtuos auf dem Basson und andern Instrumenten, gewandter Zeichner und Maler, tüchtiger Mathematiker und besonders im Artilleriewesen, welches kennen zu lernen er fast ein Jahr lang in einer Stückgießerei in Augsburg inkognito arbeitete, und in der Lustfeuerwerkerei erfahren, überhaupt ein vollendeter, feingebildeter Weltmann, der die meisten europäischen Sprachen mit Gewandtheit sprach und schrieb.

3) Karl Friedrich Moritz Paul, Graf von B., Enkel von B. 1), den 18. Mai 1772 zu Pförten in der Niederlausitz geboren, erhielt unter den Augen seiner Mutter eine sorgfältige Erziehung und inmitten theatralischer und musikalischer Kunstübungen, an denen er selbst frühzeitig Antheil nahm, die mannigfachste und fruchtbarste Anregung für sein mimisches Talent. Als er sich 1785 mit seinen Aeltern in Weimar aufhielt, nahmen sich Göthe, Herder und Wieland seiner an, und schon damals trat er auf der fürstlichen Privatbühne mit Beifall auf. Im Jahr 1790 wurde er Jagdjunker am berliner Hofe und 1796 Forstreferendar bei der kurmärkischen Kammer, ohne dadurch von seinen Kunststudien abgezogen zu werden. Nachdem er seit 1800 Kammerherr des Prinzen Heinrich von Preußen gewesen, bekleidete er erst bei der Königin-Mutter, dann bei der Königin Luise dieselbe Charge. Dann machte er den Feldzug von 1813 als Major im Generalstabe mit und begleitete sodann nach dem Friedensschlusse den König von Preußen nach Paris und London, wo das Theaterwesen ihn vorzugsweise beschäftigte. Nachdem er darauf einige Zeit Militärkommandant in Neufchatel gewesen, fungirte er 1814—28 als Generalintendant der königlichen Schauspiele zu Berlin. In dieser Stellung wirkte er mit großem Eifer auf die Realisirung einer deutschen klassischen Bühne hin und traf vielerlei nützliche Neuerungen und Verbesserungen. Er begründete zu diesem Behufe eine Zeitschrift, „Dramatisches Wochenblatt" betitelt, auf eigne Kosten; auch schrieb er Vorreden zu mehren Werken über Kostüme und Dekorationen und gab mit Spiker die „Darstellung des Festspiels Lalla Rookh, welches auf dem am 27. Jan. 1821 im königlichen Schlosse veranstalteten Maskenballe gegeben wurde" (Berlin 1822, mit Ku-

pfern) heraus. Im Jahr 1828 nahm er seine Entlassung, wurde 1830 Generalintendant der königlichen Museen, in welcher Stellung er ausgezeichneten Kunstsinn bewies, und † zu Berlin den 9. Aug. 1837.

Brüllaffe (auch Heulaffe, Mycetes *Illig.*, Stentor), Affengattung, zu den Affen der neuen Welt mit einem Greifschwanz gehörig und besonders durch den pyramidalen Kopf charakterisirt, dessen Oberkinnlade viel tiefer als die Schädelbasis herabsteigt, wogegen die untere sehr hochaufsteigende Aeste hat, um eine knochige Trommel aufzunehmen, die durch die blasige Auftreibung des Zungenbeins gebildet wird und mit dem Kehlkopf in Verbindung steht. Diese Einrichtung gibt der Stimme dieser Thiere einen ungeheuren Umfang und einen furchtbaren Schall, daher der Name B. Die Vorderhände sind mit einem vollständigen Daumen versehen und das Kinn mit einem starken Barte. Der Theil des Schwanzes, welcher greift, ist an der Unterseite nackt. Die B.n sind in Südamerika die gemeinsten und verbreitetsten Affen, sowohl in den Niederungen, als auch in den höher liegenden Gegenden, und erfüllen die Wälder mit furchtbarem Lärm. Die Bestimmung der hierher gehörigen Arten ist sehr unsicher, weil man über die unterscheidenden Charaktere noch nicht gewiß ist und die Farbe des Pelzes, worauf man sie hat gründen wollen, mit dem Alter und nach dem Geschlechte variirt. Cuvier führt nur zwei Arten an; wir erwähnen folgende: Der rothe B. (auch Guariba, Mycetes seniculus) ist der größte unter den amerikanischen Affen; der Leib ist 2 Fuß lang, die Färbung braunroth, der Bart sehr lang, Brust und Bauch wenig behaart. Er lebt in den nördlichern Theilen von Südamerika, in Guyana, Cayenne und Neu-Cartagena, frißt Früchte und Blätter; seine Stimme hat mit dem Grunzen der Schweine Aehnlichkeit. Der Araguato (Mycetes ursinus *Illig.*, Stentor ursinus *Geoffr.*) ist dem Vorigen ähnlich, aber kleiner; der Leib ist 20 Zoll lang, der Schwanz ebenso lang, der Pelz langhaarig, rothbraun, das Gesicht bläulichschwarz, der Bart nicht dick. Diese Art findet sich in Menge auf der ganzen Ostküste von Brasilien, in Caraccas ꝛc. und lebt in Gesellschaften, bisweilen zu 40 auf einem Baum. Der schwarze B. (Beelzebul, auch Guariba, Mycetes beelzebul, *Illig.*, Stentor beelzebul *L.*) ist von der Größe eines Fuchses, der Pelz ist langhaarig, anliegend, glänzendschwarz, Hände und letzte Schwanzhälfte braun. Diese Affen leben in großer Menge in den Wäldern Brasiliens und sind bissige Thiere, die sich nicht zähmen lassen. Der Caraya (Mycetes Caraya *Spix*, barbatus) ist 21 Zoll lang, der Schwanz ebenso lang. Das Gesicht bildet ein längliches Viereck; die Stirn ist fast nackt, die Nasenscheidewand sehr breit, der Bart 3 Zoll lang und sehr dick, der Leib bauchig, der Pelz 2 Zoll lang, dicht, ziemlich weich, dunkelschwarz und glänzend, unten braunroth, beim Weibchen mehr ins Braune fallend, die Haut schwarz. Er findet sich häufig in Paraguay, lebt in Familien von 3—10 Stück immer auf den höchsten Bäumen, von Knospen, Blättern und Insekten. Sein Fleisch ist schmackhaft, wird aber bloß von den wilden Indianern gegessen; den Männchen stellt man wegen des schönen schwarzen Pelzes nach. Diese beide letzteren Arten werden von neueren Zoologen für identisch gehalten.

Brüllbach, wildes Bergwasser der Schweiz, entspringt im Brüll oder brülisauer Tabel, Kanton Appenzell, und vereinigt sich mit der Sitter.

Brüllfrosch, s. v. a. Ochsenfrosch, s. Frosch.

Brüllow, 1) Karl Paulowitsch, ausgezeichneter Historienmaler, geb. 1799 zu Petersburg, ward auf der dortigen Akademie gebildet u. ging 1823 nach Italien, wo er mehre treffliche Kopien nach Raphael verfertigte. Sein Hauptwerk ist ein großes, durch den Stich vervielfältigtes Gemälde, welches den letzten Tag von Pompeji nach dem Bericht des jüngeren Plinius darstellt und sich gegenwärtig in der großen Eremitage zu St. Petersburg befindet. Es erregte in Rom wie in Petersburg die größte Bewunderung u. trug dem Künstler viele Ehren ein; er wurde kaiserlicher Hofmaler, Ritter des Wladimirordens u. Ehrenmitglied der Akademie von Mailand und Bologna. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland malte B. für die Kathedrale in Kasan einige Heiligenbilder, sowie eine Himmelfahrt Christi. Später war er mit Ausmalung der neuen Isaakskirche zu St. Petersburg beschäftigt. Er † als Kollegienrath und Professor der historischen Malerei an der russischen Akademie der Künste am 23. Juni 1852 zu Marciano bei Rom, wohin er sich zum Gebrauch der Mineralquellen begeben hatte, und wurde auf dem Monte Testaccio bestattet, wo ihm seine Landsleute ein Denkmal, nach dem Entwurfe seines Bruders Alexander von dem Bildhauer Schtschurupow ausgeführt, errichten ließen. — 2) Alexander, jüngerer Bruder des Vorigen, den er nach Italien begleitete, widmete sich der Architektur und wurde nach seiner Rückkehr als Professor derselben an der Akademie zu Petersburg angestellt. Er ist Erbauer der evangelischen St. Petrikirche, des michailoffschen Theaters, des Hauptobservatoriums der Akademie der Wissenschaften. Auch stellte er mit Straffoff den abgebrannten Winterpalast wieder her.

Brünet, der schwarzbraune Mann, Brünette, das schwarzbraune Mädchen, wird sowohl auf Gesichts-, als auf Haarfarbe bezogen und dem Blondin und der Blondine entgegengesetzt.

Brünig, Gebirgspaß aus dem berner Oberland nach dem Kanton Unterwalden, dessen höchster Punkt 3579 Fuß über der Meeresfläche liegt. Militärisch benutzt ward derselbe 1798, wo die französischen Brigaden durch denselben gegen die Nidwaldner vordrangen.

Brünings, Christian, berühmter Wasserbaumeister, 1736 zu Neckeran in der Pfalz geboren, trat in holländische Dienste, wurde 1769 General-Flußinspektor, später Generaldirektor des holländischen Waterstaats, † 1805. Unter seiner Leitung kamen bedeutende Bauten zu Stande, wie die bessere Bedeichung und Abwässerung des harlemer Meers und des sogenannten Oberwassers, die Umleitung des Waalstroms und des Kanals Pannerden ꝛc. Sein Hauptwerk sind die „Berichte und Protokolle über das Wasser der Oberströme“ (2 Bde., Amsterdam 1778, mit At-



BRÜNN

las). Andere seiner schriftstellerischen Arbeiten sind den Abhandlungen der harlemer Akademie einverleibt.

Brünn (slavisch **Brno**), Hauptstadt der österreichischen Markgrafschaft Mähren, liegt am Einflusse der Zwittawa in die Schwarzawa in fruchtbarer und angenehmer Gegend und ist großentheils mit Wall, Graben und Basteien umgeben, welche die eigentliche Stadt von den 14 Vorstädten trennen und die Citadelle **Spielberg** auf dem gleichnamigen 800' hohen Berge mit einschließen. Diese letztere galt sonst für unüberwindlich, mußte sich aber 1809 den Franzosen ergeben, welche vor ihrem Abzuge den größten Theil der Vorwerke sprengten, und dient jetzt als eins der Hauptstaatsgefängnisse der österreichischen Monarchie. Die Stadt ist gut gebaut und hat zwar keine breiten, aber gut gepflasterte und mit Trottoirs versehene Straßen. Unter den 7 öffentlichen **Plätzen** sind der große Platz, der Krautmarkt und der Dominikanerplatz die ansehnlichsten. Die hervorragendsten öffentlichen **Gebäude** sind das große Landschaftshaus, 1737 erbaut und seit 1783 Residenz des Statthalters, das großartige Gebäude der k. k. Monturökonomiekommission (der vormalige städtische Palast) mit schönen Freskomalereien, das Rathhaus mit schönem gothischen Portal, merkwürdigen Antiquitäten und schönen Malereien (1511 erbaut), das Theater, das adelige Damenstiftsgebäude zu Maria-Schul, die großartige Kaserne (früher Jesuitenkollegium), das Blindeninstitut, das Militärkommandogebäude, die Paläste des Landesgerichts, des Grafen Dietrichstein und des Fürsten Kaunitz, das große Kranken-, Findel- und Gebärhaus zu St. Anna, endlich das große Bahnhofsgebäude, der Vereinigungspunkt der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn und k. k. nördlichen Staatsbahn. Unter den **Kirchen** sind als die sehenswerthesten zu nennen: die Kathedrale zu St. Peter, die auf einem felsigen Hügel erbaut ist und schöne Bildhauerarbeiten und Altarblätter enthält; die Pfarrkirche zu St. Jakob in gothischem Style mit einem 276 Fuß hohen Thurme und einer sehr merkwürdigen Büchersammlung aus den ersten Zeiten des Bücherdrucks; die Minoritenkirche mit der heiligen Stiege und dem Lorettohause; die Kapuziner-, Dominikaner- und obrowitzer Pfarrkirche. Unter den Klöstern ist das Augustinerkloster zu St. Thomas in der Vorstadt Alt-Brünn mit schöner gothischer Kirche, worin sich ein berühmtes Gnadenbild von Lucas Cranach und eine reichhaltige Bibliothek befinden, hervorzuheben. B. ist der **Sitz** der Statthalterei, des Landesmilitärkommando's, einer Kreisregierung, der Staatsbuchhaltung, des Oberlandesgerichts für Mähren und Schlesien, des brünner Landgerichts, einer Bezirks- u. einer Stadthauptmannschaft, dreier Bezirksgerichte u. eines Bischofs. Von **Bildungsanstalten** hat die Stadt eine theologische Lehranstalt (zugleich bischöfliches Alumnat), ein Ober- und Untergymnasium mit Bibliothek, eine Normal-, Haupt- und Unterrealschule, ein höheres technisches Lehrinstitut, ein Blinden- und Taubstummeninstitut, eine Rettungsanstalt für verwahrloste Knaben, eine Lehranstalt für Mädchen im Ursulinerinnenkloster und eine hinreichende Anzahl Elementarschulen. Andere gemeinnützige Institute sind die mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaus, sowie der Natur- und Landeskunde und das Franzensmuseum zur Sammlung aller mährisch-schlesischen Erzeugnisse der Natur, Kunst, Wissenschaft u. des Gewerbfleißes, der pomologische Verein, der botanische Garten, die noch nicht sehr bedeutende öffentliche Bibliothek und Naturaliensammlung, welche letztere besonders an Konchylien u. Mineralien reich ist. Die Stadt zählt mit den Vorstädten 50,000 Einwohner, welche in **Industrie** u. **Handel** Bedeutendes leisten. Erstere besteht vornehmlich in feinerer Tuch-, Kasimir- und Lederfabrikation; außerdem gibt es hier blühende Fabriken für Seidenzeuche, Garn, Band, Kattun, Cichorien, Essig, Liqueure, Zucker und schwunghaft betriebene Färbereien. Der sehr lebhafte Handel ist theils Kleinhandel mit den genannten Fabrikaten u. Kolonial- und Specereiwaaren, theils Transithandel zwischen Böhmen, den übrigen österreichischen Ländern, Italien, Polen, Rußland, Persien und Amerika, und wegen dieser Spedition ist B. der wichtigste Handelsplatz in Mähren. Auch besteht hier ein Merkantil- und Wechselgericht. **Alt-Brünn**, die bedeutendste unter den 14 Vorstädten, ist eigentlich ein besonderer industriereicher Marktflecken und Hauptort einer Kameralherrschaft gleichen Namens, die noch 11 Dörfer mit 7000 Einwohnern umfaßt. Hart an die nahe bei der Kathedrale zu St. Peter gelegene bischöfliche Residenz stößt der **Franzensberg** (sonst **Petersberg** genannt, 600 Fuß hoch), der, noch vor wenig Jahren ein wüster Felsen, in neuerer Zeit in eine der reizendsten Anlagen mit den überraschendsten Fernsichten verwandelt worden und mit einem 1818 zum Andenken an die leipziger Völkerschlacht errichteten, 60 Fuß hohen Obelisk aus mährischem grauen Marmor geziert ist. Andere **Vergnügungsorte** sind: der Augarten, ein in halb französischem, halb englischem Geschmack angelegter großartiger Park, von Kaiser Joseph II. dem Publikum gewidmet; der Schreiwald in der Nähe von Alt-Brünn; die Promenade auf dem Glacis; die Karthause oder der Königsfels u. a. Orte. B., das sonst wegen der eleganten Lebensweise seiner Bewohner eine Vorstadt Wiens genannt zu werden pflegte, ist dies durch die Eisenbahnverbindung mit der Kaiserstadt in der That geworden. B. soll von **Bryno**, einem slavischen Fürsten zur Zeit des mährischen Königs Magomir um 800, Daseyn und Namen erhalten haben. Herzog Brzetislav von Böhmen schenkte es im 11. Jahrhundert mit dem dazu gehörigen Gebiete seinem Sohne Otto. Im Jahre 1364 wurde hier der Erbverbrüderungsvertrag zwischen den Häusern Lützelburg und Oesterreich geschlossen. Im Jahre 1428 belagerten die Taboriten mit großer Macht die Stadt vergeblich. Nachdem sie sich 1467 dem Könige Matthias Corvinus von Ungarn angeschlossen hatte, wurde sie wieder von dem böhmischen König Georg Podiebrad, dem nur das Schloß Spielberg treu geblieben war, hart belagert. Im Jahre 1645 belagerten die Schweden unter Torstenson die Stadt fast den ganzen Sommer hindurch vergeblich, u. damals wurden die Einwohner wegen ihrer Tapferkeit von Kai-

ser Ferdinand III. mit bedeutenden Privilegien beschenkt. Im österreichischen Erbfolgekrieg belagerten die Preußen 1742 kurze Zeit B., und 1805 und 1809 wurde es von den Franzosen heimgesucht. Das brünner Bisthum ward 1777 gestiftet und umfaßt das westliche Mähren (brünner, iglauer und znaymer Kreis) mit 36 Dekanaten, 250 Pfarreien und 684 Geistlichen. Vergl. Elvert, Geschichte von B., Brünn 1828.

Brüsk (vom franz. brusque), auffahrend, ungestüm, hitzig; daher **Brüskerie**, ungestüme Bewegung, barsches Wesen: **brüskiren**, anfahren, barsch behandeln. In der Kriegskunst heißt **brüskirter Angriff** ein ohne methodische Einleitung begonnener Entscheidungskampf, also bei der Artillerie, wenn sie, ohne die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht oder deren Feuer vom Angriffspunkt abgelenkt zu haben, auf Kartätschenschußweite an den Feind fährt und feuert; bei der Kavalerie, wenn sie, ohne das einleitende und die feindlichen Reihen verwirrende Geschützfeuer abzuwarten, gegen den Feind anstürmt; bei der Infanterie, wenn sie sich mit dem Bayonnet auf den Feind stürzt. In der Belagerungskunst versteht man darunter insbesondere einen solchen Angriff, wobei die erste Parallele in bedeutender Nähe eröffnet und sogleich ein Hagel von Bomben, Granaten und Kugeln über die Belagerten ausgeschüttet wird.

Brüssel (franz. Bruxelles), die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Belgien, zugleich die Hauptstadt der Provinz Südbrabant, sowie der ehemaligen österreichischen, früher spanischen Niederlande, wird von der Senne in mehren Armen durchflossen, aus welcher der mitten in der Stadt von vier Bassins ausgehende breite und schiffbare Kanal von Villebrok in die Rupel führt, wodurch die Stadt mit der Schelde und folglich auch mit Antwerpen in Verbindung steht, während ein anderer Kanal nach Charleroi geht und in die Sambre mündet. Die Lage der Stadt in fruchtbarer und gut angebauter, wenn auch reizloser Gegend, beinahe in der Mitte des Landes, ist amphitheatralisch; während der westliche Theil auf Anhöhen liegt, breitet sich der größere übrige Theil in der Ebene aus. Sie hat einen Umfang von ungefähr zwei Stunden, und als Einfassung ziehen sich rings herum mit doppelter Reihe von Bäumen besetzte Boulevards, die ehemaligen Wälle, welche sehr belebte Promenaden darbieten. In der neuesten Zeit hat das Ansehn der belgischen Metropole bedeutend gewonnen: es ist viel gebaut worden, mehre neue Plätze sind entstanden, auf welchen sich Monumente und Statuen erheben, welche theils in der älteren, theils in der neueren Geschichte des Landes ihre Deutung finden. Im Innern der Stadt herrscht reges Leben und ein ununterbrochener Verkehr, denn B. ist nicht allein als Centralpunkt des belgischen Binnenhandels zu betrachten, sondern nimmt auch in industrieller Beziehung einen der ersten Plätze ein. Die Stadt hat zwar wenige gerade und breite Straßen, und das unebene Terrain, auf welchem sie liegt, erschwert nicht selten die Kommunikation; doch werden diese Nachtheile durch Sauberkeit und gutes Pflaster der Straßen und Plätze bedeutend gemildert. Die höher gelegene **Oberstadt**, der schönste und am gesündesten gelegene Theil der Stadt, wird von der Adels- und Geldaristokratie bewohnt; Sprache und Sitte sind hier französisch. Die großentheils enge und winkelige und dem nachtheiligen Einflusse einer nebeligen Atmosphäre sehr ausgesetzte **Niederstadt** ist der Sitz des Handels und der Gewerbe, und ganz unten am Kanal wohnt der ärmste Theil der Bevölkerung. Längs dem Scheldekanal führt fast halbwegs bis zu dem eine Stunde entfernten königlichen Lustschloß Laeken die Allée verte, eine schöne Doppelallee und Hauptpromenade. Eine Hauptzierde der Oberstadt ist aber der in ihrer Mitte gelegene **Park**, welcher einen Raum von etwa 20 Morgen einnimmt und mit seinen prachtvollen Laubgängen, Blumenbeeten, Wasserbecken und Marmorstatuen einen stark frequentirten Vergnügungsort der feineren Welt darbietet. Unter den **öffentlichen Plätzen** ist der schönste und geräumigste die an den Park anstoßende Place royale, ein längliches, geräumiges Viereck, welches seit 1848 mit der von Simonis gearbeiteten Reiterstatue Gottfrieds von Bouillon geziert ist. Außerdem sind noch der Rathhausplatz, die Place du grand und du petit Sablon, der Märtyrerplatz, Münzplatz und der Barrikadenplatz bemerkenswerth. Auf dem großen Platze vor dem Rathhause, mit Giebelhäusern aus der spanischen Zeit eingefaßt, wurden die Grafen Egmont und Hoorn hingerichtet. Der Märtyrerplatz bildet ein großes Mausoleum, in dessen Katakomben die Gebeine der in den Revolutionstagen 1830 gefallenen Kämpfer ruhen; ein eisernes Gitter umschließt einen freundlichen Blumengarten, in dessen Mitte sich auf einem Piedestal die von W. Geefs modellirte Göttin der Freiheit erhebt, welche die sie umschlingenden Ketten zerbricht. Auf dem Barrikadenplatz, wo sich zuerst der Kampf entspann, als am 21. September der Prinz Friedrich vom löwener Thor aus mit Heeresmacht eindrang, ist neuerlich die von J. Geefs gefertigte Statue des Vesalius, eines der berühmtesten Aerzte Belgiens, errichtet worden. In der Nähe zwischen dem schaerbecker und kölner Thore befindet sich der neu angelegte botanische Garten, welcher sich terrassenförmig erhebt und einen sehr freundlichen Anblick gewährt, aber zu klein und noch nicht reich genug ausgestattet ist, um der Wissenschaft förderlich zu seyn. Eine ganz neue Anlage ist der Kongreßplatz an der Königsstraße, der die reizendste Aussicht auf die untere Stadt und umliegende Landschaft gewährt. Diese Plätze erhalten Wasser durch mehr als 30 Springbrunnen, deren schönster auf der Place du grand Sablon ist, u. unter denen auch das „Maenneken pis" Bemerkung verdient; in der Ecke einer Straße der untern Stadt steht nämlich die bronzene Statue eines nackten Knaben, der das Wasser auf dem naturgemäßen Weg in das davor befindliche Becken laufen läßt. An dieser Statue übt sich der Volkswitz der Brabanter, indem er sie bei festlichen Gelegenheiten, z. B. Kirmsen, Einzügen &c., mit allerlei Trachten, antiken, spanischen, mittelalterlichen &c., bekleidet. Die Stadt ist reich an großartigen, imposanten Gebäuden. Unter den 30 **Kirchen** u. Kapellen B.s ist die Kathedrale von St. Gudula und St. Michael die groß-



Gez. v. C. Reiss — Gest. v. B. Metzeroth

PLACE ROYALE

in Brüssel

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbn. — Eigenthum der Verleger

artigste; sie wurde in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts in gothischem Styl erbaut und bildet eine Art Basilika, die in einer Rundform endet, während auf der Ostseite zwei schöne, aber unvollendete Thürme emporsteigen und rings um die Façade des Daches kleine Spitzthürme mit architektonischen Verzierungen sich über letzteres erheben. Die 50 Fuß hohen Fenster zeigen reiche, durch Farbenpracht ausgezeichnete Glasmalereien, und die von Maria Theresia gestiftete Kanzel ausgezeichnete Skulpturen. Die zweite Hauptkirche B.s ist die an der Place royale auf dem Caudenberg gelegene St. Jakobskirche, welche früher die Kirche der berühmten Abtei Caudenberg war und zur Zeit der französischen Schreckensherrschaft als Tempel der Vernunft diente. Sie ist in antikem Styl erbaut und enthält in ihrem Innern schöne Basreliefs von Olivier. Die dritte Hauptkirche, Notre-Dame-de-la-Chapelle, ist in gothischem Styl erbaut und zeigt gleichfalls Basilikenform und innen treffliche Holzschnitzereien und einen nach Rubens' Zeichnung ausgeführten Hochaltar. Auch die St. Katharinen-, St. Nicolas-, St. Georgs- und Madeleinekirche, sämmtlich aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert stammend, und die Kirche Notre-Dame-de-Loretto, welche 1621 nach dem Modell und in den Verhältnissen der Santa Casa von Loretto in Italien auf Veranlassung der Infantin Isabella aufgeführt wurde, verdienen als interessante kirchliche Bauten Erwähnung. Einige protestantische Kapellen sind unansehnlich; das Gleiche gilt von der Synagoge. Unter den weltlichen Gebäuden ist vornehmlich das Rathhaus zu nennen; es ward von 1401—1442 erbaut und bildet ein großes Viereck in gothischem Styl mit zwei großartigen Portalen, welche in einen geräumigen Hof mit einem prachtvollen Springbrunnen von weißem Marmor führen, und wird von einem pyramidalisch sich erhebenden Thurm von 364 Fuß Höhe überragt, welcher auf seiner Spitze die vergoldete 17 Fuß hohe Statue des Schutzpatrons der Stadt, des den Drachen niedertretenden Erzengels Michael, trägt. Die inneren Gemächer dieses Gebäudes sind mit schönen Gemälden und kunstvoll gearbeiteten Plafonds und Tapeten nach den Zeichnungen Karl Lebruns ausgestattet. Dem Rathhaus gegenüber steht das sogenannte Brodhaus, ein uraltes Gebäude, welches früher als Rathhaus und dann bis 1794 als Lokal mehrer Gerichtshöfe diente und in welchem Egmont und Hoorn gefangen saßen; gegenwärtig dient dasselbe als Gesellschaftslokal. Das königliche Schloß, zur Zeit der französischen Herrschaft Präfekturgebäude, zeigt in seiner Bauart weder Eleganz noch Geschmack, ist aber im Innern mit höchst werthvollen Malereien geschmückt. Der in der Nähe befindliche Nationalpalast, wo der Senat und die Repräsentantenkammer ihre Sitzungen halten, früher das Versammlungslokal der Generalstaaten, zeigt ein geschmackvolles Aeußeres und namentlich eine mit schönen Skulpturen verzierte Front und ist auch im Innern reich ausgestattet. Das äußerst prachtvoll ausgestattete Hotel des Prinzen von Oranien ist gegenwärtig Staatseigenthum. Noch sind erwähnenswerth der Justizpalast, früher Jesuitenkloster, die Münze und ihr gegenüber das große Theater und ein großartiges Entrepot am Kanal, die Sternwarte, eine der schönsten Europa's, unter dem berühmten Quetelet stehend, das prachtvolle Bibliotheksgebäude, der ehemalige österreichische Gouvernementspalast, das Hotel des Herzogs von Aremberg mit werthvoller Gemäldegallerie und endlich die der neuesten Zeit angehörige Glaspassage zu St. Hubert in der Madeleinestraße, welche, 300 Schritte lang und 3 Stockwerke hoch, an den Seitenwänden von oben bis unten mit buntfarbigem Marmor ausgelegt und die elegantesten Läden enthaltend, einen prachtvollen Bazar bildet, der kaum in Paris und London seines Gleichen finden dürfte. B. ist ferner reich an trefflich eingerichteten u. mit reichen Mitteln ausgestatteten Hospitälern, von denen mehre wahre Paläste sind. Noch 1784 waren 68 derartige Anstalten vorhanden, später wurden sie auf 18 reducirt und jetzt sind deren mit Einschluß der Wohlthätigkeitsbureaux noch 8 vorhanden, für deren Unterhaltung im städtischen Budget die Summe von 1,800,000 Franken für 1844 ausgeworfen wurde. Das Grande Hospice ist ein Verpflegungshaus für 600 altersschwache Personen beiderlei Geschlechts; das Hospital St. Jean enthält 600 und das Hospital St. Peter 200 Betten; das Hospital St. Gertrud nimmt etwa 120 alte Leute auf, die das 70. Lebensjahr überschritten haben, ein anderes hinfällige Frauen &c. Diesen Hospitälern schließt sich das Findelhaus an, welches 1568 gegründet und reich dotirt ist. Außerdem besteht noch ein großes Wohlthätigkeitsbureau, das seine Revenuen mehren eingegangenen Hospitälern entnimmt u. sich nach den verschiedensten Seiten hin wirksam zeigt. Wie in ganz Belgien, so bestanden auch in B. bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine große Anzahl religiöser Kongregationen. Schon Joseph II. hob einen Theil derselben auf, doch waren zur Zeit der ersten französischen Revolution deren noch 29 vorhanden, welche indessen nach der Eroberung Belgiens durch die republikanischen Armeen sämmtlich verschwanden. Die neueste Zeit hat sie wieder erstehen sehen, und obwohl Flandern der Hauptsammelplatz derselben geworden ist, so befinden sich doch auch in B. ein Kollegium der Jesuiten und nächst diesem Konvente der weiblichen Karmeliter, der Klarissen, der Soeurs de charité, der Dames du sacré coeur und der Soeurs noirs. Während die Soeurs de charité die unter dem Patronat des Königs und der Königin stehenden Armenschulen überwachen und als Lehrerinnen darin fungiren, widmen sich die übrigen der genannten weiblichen Orden der Krankenpflege, und die Jesuiten verwalten priesterliche Funktionen, lesen Messe, hören Beichte und predigen. B. ist der Sitz der höchsten Staatsbehörden und des Provinzialgouvernements. Unter den öffentlichen Anstalten für Wissenschaft und Kunst steht die von der Provinz, der Gemeinde u. Privaten unterhaltene, sogenannte „freie" Universität obenan, welche ihren Sitz in dem ehemaligen Gouvernementspalast hat und die darin befindlichen der Stadt gehörigen reichen Sammlungen (physikalisches und naturgeschichtliches Kabinet, Bibliothek, chemisches Laboratorium &c.) benutzt. An sie schließt sich als Vorbe-

reitungsanstalt ein Gymnasium (Athénée royal) mit 20 Lehrern an. Ferner bestehen in B. eine Kriegsschule, eine Handelsschule (Ecole de commerce), mehre Primärschulen, eine Schule für Malerei, Bildhauerei u. Architektur, ein Konservatorium für Musik, eine Veterinärschule. Die brüsseler Akademie der Wissenschaften (Académie royal de Bruxelles) besteht seit 1774 u. hat eine sehr ersprießliche wissenschaftliche Thätigkeit bewiesen. Die Nationalbibliothek, über 150,000 Bände und cirka 20,000 Handschriften enthaltend, ist größtentheils aus den literarischen Schätzen der aufgehobenen Klöster entstanden. Bedeutend sind die Kunstsammlungen B.s, unter denen das Nationalmuseum mit imposantem, palastähnlichem Gebäude und trefflichen Gemälden vornehmlich aus der italienischen u. niederländischen Schule obenan steht. Unter den Privatsammlungen sind die des Herzogs von Aremberg, die sich mehr durch den Kunstwerth, als die Anzahl der Gemälde auszeichnet, und die des Herrn von Hennesay die vorzüglichsten. Von Gesellschaften und Vereinen, welche theils wissenschaftliches Zusammenwirken, theils künstlerische Ausbildung bezwecken, sind die medicinische und naturforschende Gesellschaft, die Gesellschaft zur Aufmunterung der schönen Künste, die musikalische Gesellschaft, das Konservatorium der mechanischen Künste und Gewerbe und die Gesellschaft zur Aufmunterung des wechselseitigen Unterrichts mit einer Schule für 400 Knaben, ein Lehrerinnenverein &c. zu erwähnen. Die Bevölkerung B.s, die sich 1825 nur auf 84,000 Seelen belief, war 1855 auf 161,028 gestiegen und wird durch die, auf dem Gebiet der Dorfschaften Etterbeek, Ixelles, St.-Gilles, Anderlecht, Molenbeek, Laeken, Schaerbeck, St.-Josseten-Node gelegenen Vorstädte noch etwa 90,000 erhöht. Die städtischen Ausgaben betragen $5^1/_2$ Millionen Franken, die zur Hälfte von dem städtischen Zoll auf Lebensmittel, Feuerungs- und Baumaterialien gedeckt werden. Die Stadt ist Sitz eines eben so vielseitigen Gewerbfleißes als bedeutenden Handels. Unter den Fabrikationszweigen steht die Spitzenklöppelei (brabanter oder brüsseler Spitzen), die von mehren tausend Familien in und um B. betrieben wird, obenan; sie liefert das Vollendetste in dieser Art Arbeit, so daß selbst die mächtige Konkurrenz Englands diesem alten und berühmten Industriezweig B.s wenig von seiner Bedeutung hat nehmen können. Den zweiten Rang in der Fabrikation behaupten die Wollenzeuch- (Tuch, Decken, Coatings, Kalmucks, Borys, Kirseys, Kamelotte, gewirkte Tapeten) und Baumwollenwaaren (Kattune, Piqués, Mousseline, Siamoisen &c.). Eines ausgebreiteten Rufs genießen die brüsseler Spielkarten, die dortigen Papierfabrikate und mehr noch die Kutschen, die in allen Sorten bis zu den höchsten Preisen geliefert werden. Außerdem fabricirt man Seife, Talg- u. Wachslichte, Stärke, Scheidewasser, Vitriolöl, Zucker, Tabak, Weißblech, Gold- und Silberdraht, Fayence, Glas, Krystall, Salz, Mineralwässer, Posamentier- und Galanteriewaaren, Blonden, Borden, Leder &c. Man zählt in B. ungefähr 24 Buchhandlungen und an 40 Buchdruckereien; aber Buchdruck und Buchhandel werden völlig als Fabrik- und Kaufmannsgeschäft betrieben und daher alle namhaften französischen Werke sofort nachgedruckt, und zwar in eleganten und billigen Ausgaben. Der Handel B.s beschäftigt sich nicht allein mit den angeführten Fabrikaten und den reichen Produkten der Umgegend, Getreide, Klee-, Lein- und Rübsamen, Flachs, Bausteinen &c., sondern die Stadt nimmt auch bedeutenden Antheil an Handelsunternehmungen zur See von Antwerpen aus, welcher Verkehr durch den aus dem 16. Jahrhundert herrührenden schönen und tiefen Kanal über Willwerden zur Schelde, der zugleich den Hafen von B. bildet, sehr begünstigt wird. Uebrigens gilt von dem brüsseler Handel im Allgemeinen das von dem antwerpener (s. Antwerpen) Gesagte; die Eisenbahnen sind seine Hauptlebensadern geworden, und je mehr sie sich nach allen Grenzen des Königreichs ausstrecken u. in die der Nachbarstaaten eingreifen, desto mehr werden diese auf der Hut seyn müssen, um von Belgien nicht überflügelt zu werden. Handelsanstalten sind: eine Börse, drei Banken (die Société générale, die belgische u. seit 1851 die Nationalbank), sowie sehr frequente Märkte. In B. erscheinen täglich gegen 12 politische Zeitungen. B. ist Vaterstadt vieler in Wissenschaften u. Künsten ausgezeichneten Männer u. Frauen. Wir nennen unter vielen Andern den berühmten Anatomen Andreas Vesale, den Geschichtschreiber u. Diplomaten H. Hugo, den Arzt u. Naturforscher J. B. van Helmont, den Mathematiker u. Optiker Fr. Aguillon, die Dichter Aegid, Riekmann, genannt Perlander, u. Joh. Sicena, den flamändischen Uebersetzer des rasenden Rolands; die Maler van der Borcht, Brieghel, Champagne, van der Meulen, Boudawyns, Lucas van Helmont, Janssens, Dan. und P. van Heil.

Seine Entstehung verdankt B. dem heiligen Gerald, Bischof von Cambrai, der gegen das Ende des 7. Jahrhunderts auf einer Insel in der Senne, dem jetzigen Platze St. Gerv. eine kleine Kapelle gründete, um die sich allmählig eine Ortschaft bildete, die schon 900 einen Markt hielt und ein Kastell hatte. Seit dieser Zeit kommt B. unter dem Namen Bruxella oder Bruchsella vor; es war damals eine kaiserliche Pfalz, welche Kaiser Otto's des Großen Schwester Gerberge dem Herzog Giselbert von Lothringen als Mitgift zubrachte. Ebenfalls durch Heirath kam sie an die Grafen von Löwen, die den Titel Grafen von B. annahmen und die Stadt an der Stelle des bisherigen Erdwalls mit einer Mauer umgaben. Dann kam B. mit Löwen an die Herzöge von Niederlothringen und Brabant, die im Jahre 1050 ihre Residenz hierher verlegten. Herzog Johann III. von Brabant erweiterte die Stadt 1361 und verstärkte ihre Befestigung. Zu jener Zeit hießen die Kastellane des Schlosses von B. Burggrafen, später Vicomten. Um diese Zeit war die Stadt schon so groß und volkreich, daß sie, trotz der verheerenden Feuersbrünste von 1326 und 1405, trotz der Pest, welche 1489, und des sogenannten englischen Schweißes, welcher 1529 viele tausend Bewohner dahinraffte, bald wieder in hoher Blüthe stand. Mit Brabant kam B. an die Herzöge von Burgund. Im Dec. 1519 wurde hier der Friede zwischen Maximilian I.

und Franz I. von Frankreich geschlossen. Die Bewohner B.s waren von jeher die hartnäckigsten Vertheidiger ihrer Rechte und Freiheiten, daher die vielen Aufstände, von welchen die Annalen der Stadt berichten. Gewöhnlich bestand die Selbsthülfe darin, daß man den Souverän verhaftete und ihn so lange im Gefängniß ließ, bis die erhobenen Beschwerden Abhülfe gefunden hatten. Immer hatten die Beherrscher, selbst Karl V., die alten Freiheiten geehrt, wodurch das Land blühend und für die Monarchen eine Quelle reicher Beisteuern geworden war; Karls Sohn und Nachfolger, Philipp II., folgte nicht den Grundsätzen seines klügern Vorgängers. Die Statthalter, besonders Granvella, tasteten die alten Rechte des Landes freventlich an; durch die Inquisition sollte jede freie Religionsmeinung unterdrückt werden. Da erwachte der Grimm des freien Volkes und B. wurde der Herd des niederländischen Aufstandes. Als Granvella 1564 zurückberufen wurde, war es schon zu spät, den von ihm angefachten Brand durch gelinde Mittel zu löschen. Heinrich von Brederode, Herr von Viane und Burggraf von Utrecht, übergab 1566 in B. der Oberstatthalterin Margarethe, Herzogin von Parma, Philipps Halbschwester, die Beschwerden des Landes, der Bund der Geusen ward an dem noch existirenden Brunnen des brederodischen Hauses geschlossen. Da sandte Philipp, um den ausgebrochenen Brand durch Gewalt zu dämpfen, den blutgierigen Herzog von Alba, der mit eiserner Faust regierte und unter dessen Henkerbeil die Häupter der Edelsten des Volks, Egmonts und Hoorns, und später Tausende fielen. Im Jahre 1577 wurde hier der Friede zwischen den Spaniern und den im Aufstande begriffenen Niederländern geschlossen, wobei die sogenannte immerwährende Ordnung gegeben ward. B. ging jedoch schon 1578 für Spanien verloren, und die Niederländer hatten nun hier ihren Hauptwaffenplatz. Königin Elisabeth von England bewilligte durch einen am 7. Januar 1578 zu B. mit ihnen geschlossenen Vertrag Hülfstruppen. Seit der Eroberung B.s durch die Spanier unter dem Kommando des Herzogs Alexander Farnese von Parma am 10. März 1585 blieb es unter der Herrschaft der Spanier, und die von der Regierung mit Strenge unterstützten Geistlichen wußten es dahin zu bringen, daß die Stadt, die dem Protestantismus sehr geneigt war, wieder streng katholisch wurde. Im Jahre 1695 belagerten die Franzosen unter dem Marschall Villeroi die Stadt; da ihnen jedoch die Eroberung nicht gelang, so fügten sie ihr wenigstens durch ein heftiges, 46 Stunden anhaltendes Bombardement bedeutenden Schaden zu, wobei sie 4000 Häuser verlor. Im Jahr 1706 ergab sich B. den Alliirten, und 1708 wurde ein Angriff der Franzosen unter dem Kurfürsten von Bayern, da es zu rechter Zeit Entsatz erhielt, abgeschlagen; durch den rastadter Frieden wurde es dem Hause Oesterreich zugesprochen. Im österreichischen Erbfolgekriege glückte es den Franzosen unter dem Marschall von Sachsen, B. zu erobern und 12,000 Gefangene darin zu machen (21. Febr. 1746). Im Jahre 1788 brach hier der Aufstand gegen die Oesterreicher zuerst aus; die Insurrektion wurde jedoch 1790 durch General Bender leicht unterdrückt. Als aber 1792 der französische Revolutionskrieg ausbrach, ward B. der Hauptwaffenplatz der Oesterreicher und erster Zufluchtsort der französischen Emigranten. Die in Belgien eingedrungenen Franzosen besetzten jedoch unter Dumouriez die Stadt am 15. Nov. 1792, bis sie nach der Schlacht von Neerwinden am 26. März 1793 die Oesterreicher wieder nahmen, worauf am 9. April Kaiser Franz II. daselbst anlangte, am 13. April die Joyeuse entrée beschwur und als Herzog von Brabant die Huldigung der Stände empfing. Aber nach der Schlacht von Fleurus ward B. am 9. Juli 1794 aufs Neue durch die Franzosen erobert. Hierauf kam es mit ganz Belgien an Frankreich, ward Hauptstadt des Dyledepartements und blieb bei der Republik und dem Kaiserreiche, bis es im Januar 1814 durch die Alliirten besetzt, im ersten pariser Frieden von Frankreich getrennt und 1815 mit ganz Belgien dem König der Niederlande zugetheilt wurde, der abwechselnd zu B. (der zweiten Hauptstadt des Königreichs der Niederlande) und im Haag residirte. Als die Kunde von dem im Juli 1830 durch das Volk von Paris errungenen Sieg über die älteren Bourbonen nach B. kam, nahm hier die so lange genährte Aufregung und der Haß gegen Holland furchtbar überhand. Ganz B. glich einer ungeheuern Mine, in die nur der zündende Funke zu fallen brauchte, um eine gewaltige Explosion herbeizuführen. Dieser Funke fiel. Am 25. August ward die bisher wie andere Freiheitsstücke von der Bühne ausgeschlossene Oper „Die Stumme von Portici“ aufgeführt. Nach dem Schlusse des Schauspiels stürzte sich ein Volkshaufe nach der Druckerei des „National“ und nach Libry-Bagnano's Hause und zertrümmerte Alles, während ein anderer Haufe sich der in dem Hause eines Schwertfegers vorräthigen Waffen bemächtigte; hierauf ward der Justizpalast, das Hotel des Justizministers van Maanen und die Wohnung des Polizeidirektors de Kniff mehr oder minder verwüstet. Der Platzkommandant, die Gensdarmerie mußten der Volkswuth weichen; die Besatzung griff zu den Waffen, aber das Volk ward immer wilder und steckte das Hotel des verhaßten Justizministers in Brand. Am Morgen des 26. gaben die Truppen Feuer, es fielen Todte u. Verwundete; aber der Aufstand tobte fort. Das Volk stürmte das Waffendepot, Alles bewaffnete sich und bald verschwand das Wappen Oraniens und die brabantische Fahne wehte in B. Ein neuer Aufstand brach am 20. Sept. aus. Prinz Friedrich der Niederlande brach am 21. mit einem Heere von 16,000 Mann von Antwerpen auf, um B. wieder zu erobern. Die Insurgenten zogen am 22. den königlichen Truppen entgegen, wurden aber nach einigen Scharmützeln geworfen und in die Stadt gedrängt, wo Don Juan van Halen und ein französischer General Mellinet den Militärbefehl führten. In der Nacht und am 23. früh ward bis um 11 Uhr um den Besitz des schaerbecker und des löwenschen Thores gekämpft. Jedes Haus war ein Blockhaus; man goß aus den Häusern siedendes Oel und Wasser und warf Raketen und

Steine auf die holländischen Truppen, die endlich gegen 5 Uhr Abends bis zum königl. Palaste vordrangen. Am 24. bemächtigten sich die Truppen nach hartnäckigem Kampfe der übrigen Paläste des Königs, des löwenschen und namurschen Thores, sowie eines Theils der bisher so prachtvollen, nun in einen Schutthaufen verwandelten Königsstraße und des Parkes; aber die untere Stadt mußte geräumt werden, während der Kampf um die obere Stadt auch am 25. noch fortdauerte. Am 26. Abends sah sich der Prinz genöthigt, den Rückzug der Truppen zu befehlen und die Stadt sich selbst zu überlassen. In diesem viertägigen Kampfe waren 12 Häuser an den Boulevards, der Palast des Prinzen Friedrich, zwei Hotels am Park und einzelne Häuser in verschiedenen Straßen niedergebrannt; auf Seiten der Belgier zählte man 165 Todte und 311 Verwundete, wogegen auf Seiten der Holländer der Verlust an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Ausreißern über 4000 Mann betragen haben soll. Vgl. Belgien (Gesch.).

Brüste (mammae), die dem Menschen wie überhaupt den Säugethieren eigenthümlichen Milchabsonderungsorgane oder Milchdrüsen. Bei dem Menschen und einigen Säugethieren (Affen, Fledermäusen ꝛc.) liegen beide B. an der vorderen Fläche der Brust, zu beiden Seiten des Brustbeins, über dem großen Brustmuskel, und erstrecken sich nach oben bis zur dritten, nach unten bis zur sechsten und siebenten Rippe. Sie sind bei beiden Geschlechtern vorhanden und schon am neugebornen Kinde sichtbar. Von der Geburt bis zum männlichen Alter aber sind sie bei Knaben und Mädchen nur sehr wenig über der übrigen Oberfläche der Brust erhaben und flach. Während sie bei dem männlichen Geschlechte vom Anfange der Mannbarkeit an nicht mehr als andere Theile wachsen, auch bei völlig ausgewachsenen Männern nur flach erscheinen und viel flacher als bei Frauen sind, nehmen sie bei dem weiblichen Geschlechte mit dem Anfange der Mannbarkeit mehr zu, als andere Theile des Körpers, sie werden erhabener, gewölbter, und sowohl die Drüse selbst, als das sie umgebende Fett gewinnt an Umfang. Bei völlig mannbaren Mädchen stellen sie halbkugelige, weiche, aber doch zugleich derbe und feste, durch die Drüse selbst und das sie umgebende Fett einigermaßen gespannte, glatte Hügel dar, hängen nicht herab und ragen so neben einander hervor, daß zwischen ihnen eine Vertiefung, der weibliche Busen, befindlich ist. Freiliegend ist die Mitte jeder Brust vorwärts und etwas auswärts gewandt. Durch das Gebären und Säugen werden die B. allmählig schlaffer und mehr oder weniger hängend. Bei alten Frauen nehmen sie, in Folge des schwindenden Fettes, wieder ab, der Umfang der Drüse vermindert sich, ihre Haut verliert die Spannung und wird zu weit. Die ganze Brust ist mit Haut (cutis mammae) überzogen. In der Mitte derselben liegt eine runde stumpfe Erhabenheit, die Warze oder Zitze (papilla mammae). Zu der Haut, welche die Warze bildet, gehen eine Menge feiner Blutgefäße und Nervenfäden, die an der Oberfläche derselben in kleinen Hautwärzchen sich endigen. Vermöge dieser Nervenfäden hat die Brustwarze einen hohen Grad von Empfindlichkeit. Durch vermehrten Zufluß der Säfte, durch gelindes Reiben, Berührung kalter Luft wird sie ausgedehnt und erhebt sich. Je größer die Ausdehnung, desto mehr ragt sie hervor, desto mehr erhält sie die Gestalt eines cylindrischen Körpers mit einem konischen Ende und desto glatter wird ihre Oberfläche. Ohne diese Ausdehnung ragt sie nur wenig hervor und ist zusammengezogen und runzlig. Um die Warze herum befindet sich ein kreisrunder Fleck, Hof (areola mammae) genannt, dessen Farbe bei Menschen, die dunkelfarbiges Haar haben, gelber, bräunlich, braun, schwärzlich, bei solchen, die hellfarbiges Haar haben, röthlich ist. Auf diesem Hofe befinden sich viele Talgdrüsen, welche eine fettige Hautsalbe absondern, um die Oberfläche dieses Flecks schlüpfrig zu erhalten und bei dem Saugen das Abreiben des Oberhäutchens zu verhüten. Die innerhalb der Haut liegende Drüse der Brust ist mit lockerem Zellgewebe und mit mehr oder weniger Fett umgeben, das in den Zellen dieses Zellgewebes, theils zwischen der Haut und der Drüse, theils zwischen der Drüse und dem großen Brustmuskel liegt. Die weiblichen B. haben die wichtige Bestimmung, nach geendigter Schwangerschaft die Milch abzusondern, welche dem neugebornen Kinde zur ersten Nahrung dient, indem sie von demselben aus den Enden der Milchgänge in den Warzen herausgezogen wird. Gebärmutter und B. stehen zusammen in enger Sympathie. Dies beweist nicht allein die ähnliche Bestimmung beider, als Fortpflanzungsorgane, sondern auch die gleichzeitige Entwickelung der Geschlechtsorgane und der B.; ferner das Anschwellen der B. zur Zeit der monatlichen Reinigung; die Kontraktion der Gebärmutter nach der Geburt, wenn die Brustwarzen durch Saugen gereizt werden; das schnellere Kleinerwerden des Uterus beim Säugen; die Affektionen der B. bei ausbleibender Menstruation, sowie bei anderen Krankheiten der Gebärmutter; das Einfallen derselben, wenn der Fötus im Mutterleibe abstirbt; das Ausbleiben der Menstruation während der Milchabsonderung ꝛc. Schon während der Schwangerschaft tritt in den B.n ein erhöhteres Leben und ein rascheres Zuströmen von Blut ein, so daß sie schon in den ersten Monaten an Volumen zunehmen, die Körnchen ihrer Drüsensubstanz sich zu entwickeln beginnen und in der letzten Zeit eine, wenn gleich noch geringe Absonderung einer lymphatischen Feuchtigkeit, ja mitunter selbst von Milch eintritt. Erst nach der Geburt aber und zwar schnell mit der Rückbildung des Uterus erfolgt dann die Absonderung von wahrer Milch unter bedeutender Zunahme der B., Strotzen und Schmerzen derselben, indem die Gefäße sich erweitern, um mehr Blut aufnehmen zu können, und sich schnell zu einer bedeutenden und wichtigen Sekretion anschicken müssen, daher das damit verbundene gestörte Gleichgewicht im Gefäßsysteme sich auch in den gelinderen Fällen durch einen bloßen Fieberschauer, in den heftigeren aber durch ein wirkliches Fieber, das sogenannte Milchfieber, ankündigt. Die Milchgänge werden jetzt erweitert und die Brustwarzen ragen mehr hervor, zumal während des Saugens und den

nach demselben. Die in den ersten Tagen nach der Geburt abgesonderte Milch ist mehr dünn und wässerig (colostrum), besitzt eine abführende Eigenschaft und dient zur Abführung des sogenannten Kindspeches. Im Verlaufe des Säugens nimmt die Absonderung extensiv immer mehr ab, intensiv aber zu, daher in der späteren Zeit die Qualität der Milch immer mehr an Konsistenz und Ernährungsfähigkeit gewinnt, wie dies das kräftiger werdende Leben des Kindes erfordert. Auf die Bestandtheile der Milch haben die genossenen Speisen und Getränke, sowie Arzneien, bedeutenden Einfluß. Purganzen und andere Arzneien, Säugenden gegeben, wirken auch auf den Säugling, sowie auch Gemüthsaffekte, namentlich Aerger und Zorn, welche die Sekretion verstimmen und nachtheilige Folgen für den Säugling haben. Aber auch für die Wöchnerin ist diese Absonderung von großer Wichtigkeit, denn das Nichteintreten oder die Unterdrückung derselben führt bedeutende Nachtheile herbei und hat in vielen Fällen Krankheit, namentlich die sogenannten Milchversetzungen zur Folge. Die wichtige Bestimmung, welche an diese Organe für die Erhaltung und das Wohlbefinden der Mutter und des Kindes geknüpft ist, macht es nothwendig, ihnen eine besondere Berücksichtigung zuzuwenden. Sie kann nicht frühgenug beginnen, und schon vor der Geschlechtsreife hat man nicht allein alles Drücken und Pressen der B. zu vermeiden, sondern auch Sorge zu tragen, daß sie nicht durch Laufstühle und Laufbänder gedrückt werden. Nach der Geschlechtsreife muß diese Vorsorge fortgesetzt werden. Zu häufiges und starkes Betasten, zu leichte Bedeckung, besonders aber zu enge, drückende Kleidungsstücke, namentlich zu enge Schnürbrüste, müssen vermieden werden. Während der Schwangerschaft müssen die B. wärmer gehalten, vor Druck bewahrt und, im Falle sie hier schon bedeutend an Umfang zunehmen und dadurch Beschwerde verursachen sollten, durch eine Brustbinde leicht unterstützt werden. Nach der Geburt, wo ihre Funktion eigentlich erst beginnt, müssen sie durch warme Bekleidung vor Zugluft und Erkältung geschützt, wegen ihrer jetzt erfolgenden stärkeren Zunahme, wodurch schon ihr Gewicht den Wöchnerinnen ein unangenehmes Zerren verursacht, leicht unterstützt und Sorge für die gehörige Entleerung der Milch getragen werden, indem sie sonst anschwellen, schmerzen und sich entzünden. Letzteres geschieht entweder durch öfteres Anlegen des Kindes, oder auf künstliche Weise durch Instrumente, oder durch Saugen von Erwachsenen. Zuweilen ist die Absonderung der Milch, in Folge einer Erschlaffung der Milchkanäle, krankhaft vermehrt, so daß, wenn das Kind an einer Brust saugt, sich zu gleicher Zeit die Milch aus der anderen ergießt. Hier sind gelind adstringirende und aromatische Mittel, geistige Waschungen, Säckchen mit aromatischen und zusammenziehenden Dingen, wie Melisse, Eichenrinde, angefüllt, in Anwendung zu bringen. Außerdem kann die Milchabsonderung zu stark seyn oder zu frühe schon in der Schwangerschaft eintreten. In letzterer Rücksicht muß die Behandlung in beschränkter Diät, häufiger Bewegung in freier Luft, Beförderung der Thätigkeit des Darmkanals bestehen, in ersterer in öfterem Anlegen des Kindes, Anregen der Hautthätigkeit im Wochenbette und des Lochienflusses. Zum Stillen des Kindes eignen sich am besten mäßig große B., indem allzugroße nicht immer gerade viel Milch geben und ihre Vergrößerung oft nur von einer stärkeren Fettablagerung bedingt ist, umgekehrt aber kleine B., deren Drüsensubstanz gut entwickelt ist, viel Milch geben; ferner nicht zu feste, derbe oder schlaffe, deren Warzen nicht zu groß und nicht zu klein oder tief liegend, nicht getheilt und aufgesprungen, auch mit keiner zu derben Oberhaut bekleidet sind, damit der Säugling sie gut fassen und die Milch mit Leichtigkeit austreten kann.

Brüstung, bei steinernen Gebäuden der Theil der Mauer, welcher in der ganzen Breite des Fensters von dessen Unterkante an bis auf den Fußboden reicht. Um sich dem Fenster bequem nähern zu können und weil diese Mauer weiter nichts zu tragen hat, als das Fenster, bildet sie gewöhnlich im Innern der Zimmer einen nischenartigen Raum zwischen den Fenstersäulen, indem sie bei einer Höhe von $2^1/_2$ — 3 Fuß nur $1—1^1/_2$ Fuß dick aufgeführt wird. Erhält aber diese Mauer gleiche Stärke mit den Fenstersäulen, so heißt sie vollgemauerte B. Auch bei Fachwerkewänden nennt man die Felder zwischen Fußboden und Fensterbret B. Bei Brücken, Brunnen, steilen Abhängen ꝛc. ist B. s. v. a. Geländer.

Brüten, im Allgemeinen derjenige Vorgang, durch welchen animalische Eier zu organischen Wesen entwickelt werden. Daher wird dieser Ausdruck sowohl von der Entwickelung der Eier der Amphibien, Fische, Insekten und anderer niederen Thiere gebraucht, als auch insbesondere von den Vögeln, wenn sie über den Eiern sitzen und dadurch die in den Eiern befindliche Frucht zur Entwickelung bringen, so daß sie die Schale des Eies zerbricht und als ein lebendiges Thier aus demselben hervorgeht. Die Grundbedingung alles B.s, sowie überhaupt jeder animalischen und vegetabilischen Entwickelung, ist Wärme, weshalb man in gewissem Sinne die Entwickelung der Samenkörner der Pflanzen zu wirklichen Gewächsen auch ein B. nennen kann. Das B. hat bei den Vögeln seinen Grund in einem von der Natur ihnen eingepflanzten Triebe. Die Weibchen geben diesen Trieb durch eine besondere Stimme zu erkennen, z. B. die Hühner durchs Glucksen. Zugleich stellt sich an ihrem Bauch eine Wärme und nach und nach eine Hitze ein, die sie nöthigt, Vorbereitungen zum B. zu machen, d. h. sich Nester zu bauen, Eier zu legen, und die sie endlich zwingt, diesen ihre um diese Zeit erhöhte Lebensthätigkeit mitzutheilen, d. h. dieselben zu bebrüten. Man kann den Trieb zu brüten bei einigen Vögeln durch Kunst erwecken und erhöhen, besonders durch sehr nahrhaftes und erhitzendes Futter, als Malz, Hanfsamen, in Würfel geschnittene und auf dem Ofen gedörrte Kartoffeln, in Bier geweichtes Brod. Man hat sogar Kapaunen dadurch zum B. genöthigt, daß man ihnen die Federn am Bauche ausrupfte und diesen mit Brennnesseln peitschte, wodurch sie in eben den Zustand der er-

höhten Lebensthätigkeit versetzt wurden, welchen die Natur bei den Weibchen von selbst hervorbringt. Ist der Trieb einmal rege geworden, so läßt er sich schwer unterdrücken; selbst Hunger und öfteres Baden des Bauches in kaltem Wasser sind oft nicht wirksam genug. Werden die Vögel nicht mit Gewalt am B. verhindert, so befriedigen sie ihren Trieb dazu mit einem Eifer, welcher Bewunderung verdient. Sie vergessen sogar bisweilen ihr Futter zu suchen und bleiben Tag und Nacht über den Eiern sitzen, so daß sie, wenn sie nicht mit Gewalt davon gejagt werden, oder wenn man ihnen das Futter nicht zuträgt, das Leben darüber verlieren. Die meisten Vögel sind, wenn sie brüten, scheulos, ja kühn oder gleichgültig gegen die ihnen drohenden Gefahren; sie lassen sich im Neste ergreifen, oder vertheidigen es mit Muth; müssen sie weichen, so entfernen sie sich nicht weit. Sind sie durch ihre natürlichen Bedürfnisse genöthigt, das Nest zu verlassen, so bedecken sie die Eier sorgfältig mit Federn, Laub, Moos, Gras oder Stroh. Die zum B. nothwendigen Bedingungen sind Wärme und atmosphärische Luft. Der Wärmegrad, der zum Ausbrüten erforderlich ist, ist die gewöhnliche Blutwärme des menschlichen Körpers, also 30—32° R.; daher ist der Mensch im Stande, Eier auszubrüten. Ist die Wärme geringer als 30 Grad, so geht das B. langsamer, ist sie hingegen höher, so geht es schneller von Statten. Sie nimmt indeß gewöhnlich gegen das Ende der Brütezeit zu, weshalb dann die brütenden Mütter das Nest öfters auf kurze Zeit verlassen. Dies thun sie aber auch deswegen, um der atmosphärischen Luft nun auch öfters freien Zutritt zu verschaffen, ohne welchen das B. durchaus nicht gelingt, eben so wenig als verdorbene Luft dem thierischen und vegetabilischen Wachsthum förderlich seyn kann. Daher lassen sich die Hühner und andere Hausvögel öfters nicht dazu bringen, in Ställen, wo die Luft nicht rein ist, zu brüten; sie suchen sich gewöhnlich die luftigsten Plätze dazu aus. Geht das brütende Weibchen gegen Ende der Brütezeit vom Neste weg, so pflegt es die Eier mit dem Schnabel zu wenden, so daß diejenigen, welche am Rande des Nestes lagen, in die Mitte desselben, die mittelsten hingegen nach außen zu liegen kommen, wodurch sie dem Einfluß der atmosphärischen Luft gleichmäßig ausgesetzt werden. Die merkwürdigste Verschiedenheit in Ansehung des B.s zeigt sich unter den Vögeln darin, daß bei einigen Arten die Weibchen dieses Geschäft ganz allein besorgen, z. B. bei den Gänsen, Enten, Pfauen, bei anderen hingegen auch die Männchen, wenigstens einige Stunden des Tages, oder so lange die Weibchen sich Futter suchen, daran Theil nehmen; bei noch andern tragen die Männchen den Weibchen das Futter ins Nest und entfernen sich nicht weit von ihnen, benachrichtigen sie auch von den ihnen drohenden Gefahren, oder vertheidigen sie sogar gegen feindliche Angriffe. Einige Vögel brüten nur ihre eigenen Eier aus und verlassen dieselben, wenn sie im B. gestört, oder wenn die Eier betastet worden sind; andere hingegen, bei denen der Trieb zum B. stärker ist, lassen sich durch nichts stören und brüten selbst fremde Eier aus. Daher pflegt man Gänse- und Enteneier durch Hühner ausbrüten zu lassen: die Truthühner brüten willig Gänse-, Enten-, Pfauen-, Hühnereier aus. Nur der Kukuk brütet seine Eier nie selbst aus, sondern überläßt es den Grasmücken und Bachstelzen, in deren Nester er sein Ei gelegt hat. Barrow erzählt, daß mehre Weibchen des Straußes ihre Eier in ein gemeinschaftliches Nest legten und diese hernach abwechselnd ausbrüteten; doch behaupten auch andere Reisende, daß die Straußeneier in der heißen Zone nur in den Sand gelegt und der Sonne überlassen, außerhalb der Wendekreise aber gebrütet und vertheidigt würden. Einige Vögel brüten nur einmal, andere zwei und mehre Male im Jahre. Die Tauben fangen schon im Februar zu brüten an und machen erst im Herbste damit einen Stillstand. Unter den Gänsen brüten einige zweimal, unter den Hühnern ist dies nur selten der Fall. Jede Gattung der Vögel hat ihre bestimmte Brütezeit von verschiedener Länge, die aber doch nach Verschiedenheit des Klima's und der kälteren oder wärmeren Witterung verzögert oder beschleunigt wird. Bei Vögeln, deren Junge schon ziemlich vollkommen entwickelt aus dem Ei hervorkommen, dauert die Brütezeit länger, als bei denen, deren Junge weniger entwickelt aus dem Ei schlüpfen. Ein Pfau brütet 30—31, eine Gans 29, eine Truthenne 27, ein Perlhuhn 25, eine Henne 21, eine Taube 15—17 Tage. Kleinere Vögel brauchen noch kürzere Zeit. Während des B.s geht im Ei selbst die große und merkwürdige Veränderung vor, daß das Küchelchen darin allmählig gebildet und von Tag zu Tag mehr zur Reife gebracht wird. Blumenbach zeigte, daß beim Vogel die erste Gestalt im Ei, worin er sich zeigt, unendlich mehr von seiner nachmaligen Form, wenn er zum Auskriechen reif ist, verschieden ist, als die früheste Gestalt des neu empfangenen Säugethiers von seiner nachherigen Bildung. Man kann annehmen, daß das Küchelchen im Ei erst durch eine Art von Metamorphose zu seiner vollkommenen Gestalt gelange, sowohl in Rücksicht einzelner Eingeweide, als in der Totalbildung. Die Beschaffenheit des Dotters wirkt wesentlich auf die Beförderung des B.s: er ist nicht nur überhaupt specifisch leichter, als das Eiweiß, sondern auch diejenige Stelle auf seiner Oberfläche, neben welcher das künftige Küchelchen zu liegen kommt (der sogenannte Hahnentritt, cicatricula), selbst noch leichter, als die entgegengesetzte Seite, so daß folglich bei jeder Lage des Eies doch immer jene Stelle dem Leibe des brütenden Vogels zugekehrt ist. Die erste Spur des neuen Küchelchens zeigt sich immer erst einige Zeit, nachdem das B. seinen Anfang genommen, beim Hühnerei z. B. kaum vor Ende des ersten Tages; sowie am Ende des zweiten das berühmte Schauspiel der ersten Bewegung des dann noch sehr unvollkommenen Herzchens (das punctum saliens) seinen Anfang nimmt. Zu Ende des 5. Tages sieht man schon das ganz kleine gallertartige Geschöpf sich bewegen; am 14. brechen die Federn aus; zu Anfang des 15. schnappt das Hühnchen schon nach Luft; am 19. ist es im Stande, einen Laut von sich zu geben; zu Ende des 21. Tages durchbricht es die

Schale mittelst eines knorplichten Aufsatzes auf dem Schnabel. Unter den mancherlei zur bewunderungswürdigen Oekonomie des bebrüteten Küchelchens dienenden Organen sind die wichtigsten zwei sehr gefäßreiche Membranen, die sich besonders um die Mitte der Brütezeit in ausnehmender Schönheit zeigen, nämlich die Nabelhaut (chorion), die dann unter der Eierschale ausgebreitet ist, und die Dotterhaut (membrana valvulosa vitelli), die mit dem Darmkanal des jungen Geschöpfes zusammenhängt. Jene dient ihm nach Blumenbachs Ansicht statt der Lungen zum sogenannten phlogistischen Prozeß, diese zur Ernährung mittelst des Dotters, der nach und nach durch das sich ihm beimischende Eiweiß verdünnt wird. Diese Ernährung durch den Dotter, welcher in den Darm tritt, verursacht, daß die Küchelchen in den ersten Tagen nicht zu fressen brauchen. Die ausgebrüteten Jungen kommen in der Regel blind und nackt und einer längeren älterlichen Pflege bedürftig aus dem Ei, oder sie sind schon mit etwas Flaum bedeckt, sehend und können sich sogleich Nahrung suchen. Jene nennt man Nesthocker, diese Nestflüchter oder Pippel. Die Eier der Amphibien, Fische und der übrigen niederen Thiere bedürfen zu ihrer Entwickelung auch eine Art von Bebrütung, nur ist hier größtentheils die Sonne die erwärmende und bebrütende Mutter, und die Thiere, welche die Eier hervorbringen, tragen wenig oder nichts zur Entwickelung derselben bei.

Wenn die zwei zum B. nothwendigen Bedingungen, Wärme u. atmosphärische Luft, gegeben sind, lassen sich Eier auch auf künstliche Weise ausbrüten. In Aegypten werden die Hühnereier in besonders dazu erbauten Oefen ausgebrütet. Diese Brütöfen bestehen aus einem viereckigen hohen Hauptofen, in welchem die Feuerung unterhalten wird, u. aus drei niedrigeren Nebenöfen; letztere werden durch eiserne Bleche in mehre horizontale Fächer abgetheilt, und auf diesen Blechen liegen die Eier. Die Wärme dringt durch Zuglöcher aus dem hohen Ofen in die Nebenöfen und kann durch an den Zuglöchern angebrachte Schieber vermindert oder vermehrt werden. Nachdem die Eier im Sommer 19—20 Tage, im Winter 25 bis 28 Tage in dem Ofen gelegen haben, hält man sie gegen das Licht, um zu entdecken, wo der Schnabel des Hühnchens liegt, und öffnet an dieser Stelle das Ei ein wenig; das Hühnchen hilft sich dann selbst heraus. Auf diese Weise brütet man in Aegypten jährlich oft über 3 Millionen Eier aus. Es gibt daselbst gewisse Familien, die sich besonders mit dem Geschäfte des künstlichen B.s befassen. Diese zerstreuen sich in den Frühlingsmonaten in ganz Aegypten und heizen die Oefen bloß nach dem Gefühl aufs Genaueste bis zu dem gehörigen Wärmegrad. Auch in China werden die Eier, jedoch durch andere Vorrichtungen, durch künstliche Wärme ausgebrütet. Réaumur bediente sich dazu eines Fasses, das er inwendig mit einem Ueberzuge von Gyps versehen ließ. Dieses stellte er in einen Stall u. belegte es außen herum bis über die Mitte mit Pferdemist, inwendig hinein aber hing er einige Körbe, die er mit Wolle, Federn und andern weichen, wärmenden Stoffen, gleich einem Neste zugerichtet und mit einer Anzahl Eier angefüllt hatte. Auf die Oeffnung des Fasses legte er einen Deckel, in welchem mehre Löcher angebracht und mit Korkstöpseln versehen waren, durch deren Oeffnen und Verschließen die Hitze in dem Fasse, nach Angabe eines in dasselbe gehängten Thermometers, immer zwischen 31—32 Grad erhalten werden konnte. Auf diese Art gelang es ihm, Eier auszubrüten. Man hat noch mehre Methoden des künstlichen Ausbrütens, sowohl in Oefen, als geheizten Zimmern. Professor Sulzer in Berlin bediente sich dazu der Dämpfe des kochenden Wassers. Andere Naturforscher ließen sich, um die stufenweise Entwickelung des Hühnchens im Ei von Tage zu Tage beobachten zu können, zwei blecherne Kessel so in einander befestigen, daß der zwischen beiden befindliche Raum mit Wasser angefüllt und dieses von einer darunter gesetzten Lampe immer in dem Grade erhitzt werden konnte, daß daran in dem innern Kessel, in welchem sie die Eier auf ein von Moos, Wolle und Federn geformtes Nest legten und diese oben mit Pelzwerk bedeckten, eine Wärme von 30 bis 32 Grad erhalten wurde. Auf diese Art kann man in jeder Jahreszeit Eier ausbrüten. Der Erste, welcher das künstliche B. mit Erfolg im Großen ausführte, war Bonnemain. Kurz vor der französischen Revolution versorgte er den Markt von Paris mit vortrefflichem Federvieh in Jahreszeiten, wo sonst keine jungen Hühner zu haben waren. Sein Apparat gründet sich auf das Heizsystem mit erwärmtem Wasser, bei welchem die Cirkulation des Wassers durch ein System von Röhren in Folge des Unterschieds in dem specifischen Gewichte des leichteren und kälteren Wassers Statt findet. Im Juni 1825 gelang es dem französischen Naturforscher d'Arcet, zu Vichy Hühnchen und Täubchen durch die dasigen heißen Mineralwasser künstlich ausbrüten zu lassen. Im J. 1827 stellte derselbe auch in den Bädern von Chaudes-Aigues Brütversuche an und es gelang ihm, diese Wärmequelle zur Erzielung von jungem Federvieh auszubeuten. Der Nutzen, den solche Brütanstalten an Orten, wo heiße Quellen sind, gewähren können, ist unberechenbar; sie können ohne allen Nachtheil mit den Badehäusern in Verbindung gesetzt werden, weil sie die Benutzung der Wasser von Seiten der Patienten nicht im geringsten beeinträchtigen. Das Verfahren d'Arcets besteht darin, die Eier in einen kleinen Korb zu legen, diesen in einem durch das heiße Mineralwasser gewärmten Badezimmer aufzuhängen und die Eier alle Tage einmal umzuwenden. Eine neue Art des künstlichen Ausbrütens hat Cantelo gemacht, indem er einen Strom heißes Wasser über ein wasserdichtes Tuch leitet, unter welchem die Eier liegen. In großem Maßstabe wird dies durch Pumpen bewirkt, im Kleinen nach dem Gesetz der Schwere, welches die warmen Wassertheilchen steigen und die kalt gewordenen niederfallen läßt. Ein Trog mit Wasser wird beständig in einer Temperatur von 108° C. gehalten; von seiner Oberfläche fließt es über das wasserdichte Tuch, und eine Röhre ist in solcher Weise angebracht, daß das äußere Ende des Tuches mit dem Boden des Troges in Verbindung steht. Die

Eier liegen in Kästen mit durchlöchertem Boden auf einem Stücke Dünntuch. Die Kästen sind unter dem Brütapparat so hoch angebracht, daß die Eier gerade das wasserdichte Tuch berühren, doch so, daß zwischen den Seitenwänden der Kästen und dem Brüttuch ein freier Raum bleibt. Da diese Seitenwände niedriger sind, als die Spitze der Eier, so kann die Luft, wenn sie durch den Boden aufsteigt, frei über u. unter die Ränder der Kästen wieder fortströmen.

Brüttelen, Dorf im schweizerischen Kanton Bern, Amt Erlach, zwischen dem großen Moos und dem Bielersee, schön gelegen. Bei den dasigen alkalisch-salinischen Quellen ist 1737 eine Badeanstalt errichtet worden, welche viel besucht ist. In der Nähe sind reiche Torfmoorlager.

Brugg, schweizerische Stadt, s. Bruck.

Brugger, Joseph Dom. Karl, deutsch-katholischer Theolog, 1796 zu Freiburg im Breisgau geboren, studirte seit 1815 daselbst Philosophie, Naturwissenschaften, Medicin und zuletzt Theologie u. setzte letzteres Studium 1528 in der Priesterschule zu Meersburg fort. Im J. 1824 erhielt er die Priesterweihe, wurde 1825 Lehrer an der Mittelschule zu Freiburg, bereiste seit 1829 einen großen Theil Europa's, wurde 1836 Pfarrer zu Kadelburg und 1845 zu Rohrbach, trat aber 1846 aus der römisch-katholischen Kirche u. wurde Geistlicher der deutsch-katholischen Gemeinde in Heidelberg. Er schrieb: „Das Christenthum im Geiste des 19. Jahrhunderts" (Heidelberg 1847) u. A. Im Interesse des Purismus in der deutschen Sprache schrieb er nicht nur: „Das Fremdwörterwesen u. seine Nachtheile für die deutsche Sprache" (Stuttgart 1844) u. „Urbild der deutschen Reinsprache" (Heidelb. 1847), sondern gründete auch mit Dr. Paulus, Hagen u. A. 1848 den „Heidelberger Verein für deutsche Sprache".

Brugmans, Sebald Justin, verdienter und berühmter holländischer Arzt und Naturforscher, geb. den 24. März 1763 zu Franecker, studirte zu Gröningen und erhielt, schon im 18. Jahre mit einem reichen und gründlichen Wissen ausgestattet, in Leyden 1782 die philosophische u., nachdem er bereits durch eine Reihe akademischer Preisschriften ebenso viel Bewunderung als Hoffnung erregt hatte, 1785 in Gröningen die medicinische Doktorwürde. In demselben Jahre trat er zu Franecker die Professur der Philosophie und Physik an, vereinigte damit 1787 die der Botanik und später auch die der Naturgeschichte und Chemie. Um 1795, wo er von Franecker als Professor der Chemie nach Leyden übersiedelte, nahmen die ärztlichen Anstalten der französischen Armee in Holland den größeren Theil seiner Zeit und Thätigkeit in Anspruch; für sie stiftete er ein chemisches Laboratorium und eine Centralapotheke und traf für den ärztlichen Dienst in sämmtlichen Lazarethen so treffliche Einrichtungen, daß es ihm gelang, nach der Schlacht bei Waterloo 20,000 Verwundeten aller Nationen ärztliche Hülfe und schützendes Unterkommen zu verschaffen. B. war nach der Errichtung des Königreichs Holland Staatsrath und Leibarzt des Königs Ludwig geworden; nach dem Umsturz dieses Königthums ernannte ihn Napoleon zum Mitglied der Ehrenlegion und zum Rektor der Universität Leyden, und als auch das Kaiserreich unterging und Wilhelm I. den niederländischen Thron bestieg, blieb B. nicht nur in allen seinen Ehren und Würden, sondern wurde noch zum Generalinspektor der Medicinalanstalten für die Land- und Seemacht erhoben. Als Rektor in Leyden vermochte er Napoleon, die Schulden der leydener Universität zu bezahlen und ihre Einkünfte um 100,000 Frcs. zu vermehren; auch setzte er die Verbrennung der 30,000 Leichen des Schlachtfeldes von Waterloo gegen alle Einsprüche des Vorurtheils und der Gewalt durch, um das vom Krieg verwüstete Land vor den Verheerungen pestartiger Krankheiten zu bewahren. So groß war seine Aufmerksamkeit als Arzt, daß man ihm nachrühmt, nie sey in seinen Lazarethen das sogenannte Hospitalfieber mit seinen, Schmerz und Gefahr verdoppelnden, Leiden über die Verwundeten gekommen. Er † den 22. Juli 1819. Als Schriftsteller hat er sich durch mehre treffliche Dissertationen (De lithologia Groningana, 1782; De pyogenia. 1785, über das Schwimmen der Fische) und die von der harlemer Akademie gekrönte Abhandlung über die Natur des Miasma der Hospitalfieber (1814) bekannt gemacht. Seit 1805 arbeitete er in Verein mit den Professoren Vrolik und Drießen und den Aerzten Deimann und Haaf an der „Pharmacopoea batava". In seinem ansehnlichen Kabinet der vergleichenden Anatomie befand sich unter anderen Seltenheiten auch Schills Kopf in Weingeist.

Bruhrain, Landstrich im badischen Mittelrheinkreis, machte früher den nordöstlichen Theil des Kraichgaues aus und umfaßte das hochliegende Hügelland von Bruchsal bis gegen Wiesloch hin. Der Name bedeutet eine hochliegende, von tiefliegenden Sumpfwiesen begrenzte Gegend und kommt zuerst in einer Urkunde Kaiser Karls IV. von 1366 vor.

Bruiningk, Heinrich Friedrich, Freiherr von, Schriftsteller, den 29. Dec. 1773 zu Zeyst bei Utrecht in Holland geboren, wo sein Vater damals als Prediger der Brudergemeinde lebte. In dem Pädagogium und theologischen Seminar zu Niesky und Barby erzogen, erhielt er eine Lehrerstelle in Niesky und Ebersdorf, gab aber 1795 seine bisherigen Verhältnisse auf und trat nach Beendigung seiner kameralistischen Studien in Leipzig 1796 als Pensionär bei der herzoglich anhalt-dessauischen Oekonomie in Wörlitz ein. Der Eifer, mit dem er später (1801 bis 1805) als Gutsbesitzer in Mitteich bei Nimptsch seine Obliegenheiten erfüllte, blieb vom Glück nicht unbelohnt. Nachdem er 1806, noch ehe Schlesien von den Feinden überschwemmt wurde, sein Besitzthum glücklich verkauft hatte, lebte er mehre Jahre als geheimer Almosenier der Herzogin Luise, geborenen Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, wieder in Wörlitz und während des Krieges von 1811 – 1813 in Särnitz an der Neiße unweit Rothenburg, auf dem Gute eines Freundes. In dieser Zeit entschied er sich für den geistlichen Stand, und nachdem er 1814 den Uebertritt in denselben tentirt hatte und für wahlfähig erklärt worden war, erfolgte noch in demselben Jahre seine Anstellung als Prediger in der evangelischen Kirche in Reichenbach. Im April

1819 ward er zum Diakonus oder dritten Prediger in Landshut berufen, 1831 zum Senior ministerii und im Frühjahr 1839 zum Pastor primarius daselbst befördert. Er † den 19. März 1850. B. schrieb: „Bemerkungen über das landwirthschaftliche System der anhalt-dessauischen Oekonomie zu Wörlitz, in Briefen" (Dessau u. Leipz. 1808); „Ideen im Geiste des wahren Herrnhutianismus, dargestellt aus den Papieren der Familie von Frankenberg" (Leipzig 1812); „Geist des religiösen Bergmannslebens, dargestellt in drei Homilien" (Landshut 1819); „Phantasiegemälde aus dem heiligen Lande nebst einer Karte von Palästina ꝛc." (Liegnitz 1827) u. A.

Brukterer (Bructeri), germanische Völkerschaft an der Ems, deren Name wahrscheinlich von brook, Bruch (Moorboden), herkommt. Sie bewohnte das Land von der Lippe dem linken Ufer der Ems entlang bis ans Meer, spielte aber in der Geschichte der deutschen Volksstämme keine hervorragende Rolle.

Brulliot, Franz, namhafter Kenner der Chalkographie und Schriftsteller über dieselbe, geboren den 16. Febr. 1780 in Düsseldorf als Sohn des nachmaligen Gallerieinspektors Joseph B. in München, begann in Düsseldorf unter dem Direktor Langer seine Kunststudien und folgte 1805 seinem Vater nach München. Hier wurde er 1808 als Hülfsaufseher bei der Kupferstichsammlung angestellt und 1822 zum Konservator ernannt. Unter B. wurde der Reichthum dieser Sammlung um mehr als ein Drittel, bis zu 300,000 Exemplaren, vermehrt, von ihm nach Schulen und Altern geordnet und mit einem vollständigen Inventarium und Realkatalog versehen. Sein „Dictionnaire des monogrammes" (2 Bde., Leipzig 1817—18), aus 3700 Nummern bestehend, damals das reichhaltigste Werk über diesen Theil der Kupferstichkunde, ergänzte er durch die „Table générale des monogrammes" (3 Hefte, München 1820) und ließ es dann in einer ganz umgearbeiteten, durch die Resultate seiner Kunstreisen in Frankreich, Italien und Holland bereicherten Ausgabe (Dictionnaire des monogrammes, marques figurées, lettres initiales et noms abrégés etc., 3 Bde., Stuttgart 1832 bis 1843) erscheinen. Diese letzte Ausgabe enthält 10,000 Nummern, unter denen die Monogramme nach dem Alphabet geordnet sind. Die Cholera raffte am 13. Nov. 1836 den unermüdlichen Kunstforscher hin, ehe er noch seine zu 10 Bänden berechnete Fortsetzung des berühmten „Peintre graveur" von Bartsch in Druck geben konnte.

Brulos (Borelos, Berelos, Bourlos), afrikanischer See, zwischen den beiden Hauptarmen des Nils, an der äußersten Spitze des Delta, 17—18 französische Meilen lang, 4—5 Meilen breit, ist sehr fischreich und wird zur Zeit der Ueberschwemmung durch Kanäle mit dem Nil in Verbindung gesetzt, soll auch mehre Sümpfe und kleinere Seen, welche die Alten im Osten desselben kannten, nach und nach mit sich vereinigt haben. Auf der Landzunge, welche den See B. vom Meere trennt, liegt das Vorgebirge B., durch einige Sandhügel und Palmenwälder ausgezeichnet.

Brûlot (franz.), der Brander, das Brandschiff; ehedem Maschine zum Abschießen feuriger Pfeile. Figürlich s. v. a. Hitzkopf.

Bruma (lat.), die Zeit des Wintersolstitiums, wo die Bewohner der nördlichen Halbkugel den kürzesten Tag (bruma bezeichnet zunächst den kürzesten Tag) und die längste Nacht haben und für die Bewohner der südlichen Halbkugel das umgekehrte Verhältniß Statt findet. Weil sich von diesem Zeitpunkt an die Sonne in ihrem Laufe wieder erhebt, ist B. auch s. v. a. novus sol.

Brumaire (franz.), Nebelmonat, vom 22. Okt. bis zum 20. Nov. dauernd, Name eines Herbstmonates im republikanischen Kalender der Franzosen. Von weltgeschichtlicher Bedeutung ist der 18. B., nach dem gregorianischen Kalender der 9. November 1799, der Tag, an welchem Bonaparte das Direktorium und die Verfassung vom Jahre III stürzte, um als Konsul selbst die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen; s. Frankreich (Geschichte) und Napoleon 1).

Brumath, Stadt in dem französischen Departement Niederrhein, an der Zorn, 4¼ Lieues von Straßburg, mit einer lutherischen Kirche u. 4500 Einw., welche starken Hopfenbau treiben, und den Ruinen des ehemaligen Schlosses. B. steht auf dem Grund und Boden des alten Brocomagus oder Brucomagus und ist Fundort römischer Alterthümer.

Brummeisen, s. v. a. Maultrommel.

Brun, 1) Rudolf, züricher Bürgermeister, welcher seiner Vaterstadt eine neue Verfassung gab und ihren Anschluß an den damals noch jungen Schweizerbund bewirkte. Im Jahre 1336 stellte er sich an die Spitze des mit seinem Magistrat unzufriedenen Volkes, verjagte diesen und theilte hierauf die Bürger in 13 Zünfte, deren halbjährig zu wählende Vorsteher mit dem Bürgermeister künftig den Rath bilden sollten. Die verjagten Magistratspersonen nöthigten ihn durch Umtriebe im Inneren der Stadt und durch Aufhetzen äußerer Feinde, wie des Grafen Johann von Habsburg, mit der Stadt zu dem Bunde der Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern zu treten, wodurch sie zwar in Krieg mit Herzog Albrecht von Oesterreich verwickelt wurde, dafür aber ihre Freiheit für immer bewahrte. B.s Familie wurde nach seinem Tode (1360) aus Zürich vertrieben; die von B. gegebene Verfassung aber dauerte mit geringen Abänderungen bis 1798.

2) (Bruen), Antoine, talentvoller Diplomat in spanischen Diensten, aus einer alten Familie in der Franche-Comté 1600 zu Dole geboren, wurde als Advokat und Generalprokurator beim Parlament seiner Vaterstadt, als der „Demosthenes von Dole" dem Könige von Spanien, Philipp IV., bekannt, welcher ihn zu wichtigen Gesandtschaften in Worms u. Regensburg gebrauchte und 1643 als bevollmächtigten Minister zu den Friedensverhandlungen in Münster sandte. Als er daselbst den Frieden zwischen Spanien u. Holland abgeschlossen hatte, ging er als spanischer Gesandter nach dem Haag, wo er durch seine Einsicht und Rechtschaffenheit eine solche Achtung gewann, daß er auf die Entschlüsse der Generalstaaten einen bedeutenden Einfluß erlangte. Von französischen Schriftstellern wird sein Charakter

und sein politisches Benehmen aus erklärlichen Gründen angegriffen. Baronisirt u. zum Staatsrath im hohen Rath von Flandern ernannt, † er im Haag den 11. Jan. 1654. Er hinterließ satyrische und publicistische Schriften, welche, mit Talent und Schärfe geschrieben, damals bedeutendes Aufsehen erregten und zum Theil den Haß seiner Landsleute erklären; darunter „Bibliotheca gallo-suecica. Erasmus Ironicus collegit. Utopiae (Paris) apud Udonem Neminem, vico Ubique, hoc anno" (1642; auch in Meyerns Act. pacis Westphal.), eine Satyre gegen Frankreich, die vom Parlament in Paris unterdrückt wurde.

3) Johann Nordahl, berühmter norwegischer Dichter, ward den 21. März 1745 in Drontheim geboren, wurde von seinem Vater, der in dem körperlich gewandten Knaben den künftigen Kriegshelden zu erblicken meinte, für den Militärdienst bestimmt, später aber, da ein Freund der brunschen Familie erkannte, daß hinter dem derben und trotzigen Benehmen B.s ein begabter Geist und nicht geringes Talent für Poesie verborgen sey, den klassischen und später den geistlichen Studien zugeführt. B. besuchte nun zunächst die Domschule in Drontheim, bezog 1763 die Universität Kopenhagen und erhielt schon 1767 die theologische Doktorwürde, wurde 1772 Pfarrer u. 1793 Propst in Drontheim, von wo er 1804 als Bischof nach Bergen kam. B. war als Kanzelredner wie als geistlicher Führer seiner Gemeinden ein höchst verdienstvoller Mann; berühmter ist er als Dichter. Unter seinen früheren dichterischen Versuchen erregte „Zarine", obwohl nach französischen rhetorisirenden Mustern gearbeitet, als erste Originaltragödie in dänischer Sprache, ebenso sehr die Aufmerksamkeit, als eine gegründete Opposition. Nicht besser gelang eine andere Tragödie, „Einar Tambeskjelver" (1772), die nicht einmal auf die Bühne kam. Seine Dichterlorbeeren errang er auf dem lyrischen Felde. Außer mehren trefflichen Gedichten, die durch tiefes und wahres Gefühl sich auszeichnen, gibt es von ihm zwei National- und Freiheitslieder („Norges Herlighed" und „Norges Skaal"), die wahrhafte Volksgesänge geworden sind. Seine „Digte" erschienen in 2. Aufl. zu Christiania 1816. Er † allgemein verehrt 1816.

4) Friederike Sophie Christiane, deutsche Schriftstellerin u. Dichterin, geboren den 3. Juni 1765 zu Gräfentonna im Gothaischen, von wo sie schon nach wenigen Wochen ihr Vater Balthasar Münter, dasiger Superintendent, mit nach Kopenhagen nahm, wohin er als erster Prediger der deutschen Gemeinde berufen wurde. Die Verbindung ihrer Familie mit Dichtern und Gelehrten, wie Klopstock, Sturz, Resewitz, Bernstorff &c., eine glückliche und gut geleitete Jugend und fleißige, gut geleitete Lektüre führten sie bei mangelhaftem Unterricht frühzeitig zur Dichtkunst. Im Jahre 1783 wurde sie dem Direktor der dänisch-westindischen Kompagnie, Konferenzrath Konstantin B. († 1836, 90 Jahre alt), vermählt. Mit diesem von einer Reise nach Petersburg zurückkehrend, genoß sie in Hamburg 2 Monate lang den täglichen Umgang Klopstocks, nachdem sie schon früher auf einer Reise in ihres Vaters Heimath die von ihr bewunderten Schriftsteller in Göttingen, Braunschweig, Halle und Weimar kennen gelernt hatte. Eine Taubheit, welche sie in einer Nacht des strengen Winters $17^{88}/_{89}$ überfiel und ihr Lebenlang nicht verließ, war keineswegs im Stande, die heitergesellige Dichterin auf sich selbst zu beschränken, sondern in einer Reihe von Reisen suchte u. fand sie reichhaltigen Stoff für ihre Beobachtungen und zugleich Gelegenheit, immer mehr berühmte Personen in den Kreis ihrer persönlichen Bekanntschaft zu ziehen. So lernte sie 1791 in Genf Bonstetten kennen, welcher nachmals (1796—1798) in Kopenhagen an ihrer Seite verweilte und sie mit Johannes von Müller befreundete; in Lyon Matthisson, welcher die Herausgabe ihrer Gedichte besorgte; 1795 in Rom Zoega, Fernow, Angelika Kaufmann und die Fürstin von Dessau, deren Begleiter Matthisson war; 1801 in Copet Necker u. die Frau von Staël; 1805 im Waadtlande Sismondi. Die Früchte dieser Reisen waren folgende Werke: „Prosaische Schriften" (4 Bde., Zürich 1799 bis 1801); „Episoden" (3 Bde., das., und als 4. Bd. derselben „Sitten- und Landschaftsstudien von Neapel u. seinen Umgebungen", Pesth 1818, von Böttiger herausgegeben); „Briefe aus Rom" (an ihren Bruder, den Bischof von Seeland, 1816, ebenfalls von Böttiger besorgt). Nachdem sie seit Ende 1810 den heimischen Herd, nicht ohne von schwerer Krankheit heimgesucht zu seyn, gewahrt, daneben die Literatur um ein Bändchen „Gedichte" (Bonn 1820) und durch „Wahrheit aus Morgenträumen und Ida's ästhetische Entwickelung" (Aarau 1825) vermehrt hatte, † sie am 25. März 1835. Von ihren Gedichten war der 1. Band 1795 (durch Matthisson besorgt, 4. Aufl. 1806), der 2. Band 1812 erschienen. Mehre ihrer Schriften sind ins Dänische übersetzt.

Brunck, Richard Franz Philipp, einer der vorzüglichsten Humanisten neuerer Zeit, geboren den 30. Dec. 1729 zu Straßburg, erhielt seine klassische Bildung in der Jesuitenschule zu Paris. Durch widrige Verhältnisse aus der wissenschaftlichen Laufbahn geworfen, wurde er durch ein glückliches Ungefähr, indem er als Kriegskommissär 1757 in den Winterquartieren zu Gießen bei einem Professor wohnte, wieder in dieselbe zurückgeführt. Von diesem und andern gelehrten Kollegen desselben wieder mit den lateinischen Klassikern vertraut gemacht, ergriff er gleich nach seiner Rückkehr nach Straßburg (1760) das Studium der griechischen Sprache, indem er, obwohl 30 Jahre alt und mit einem öffentlichen Amte bekleidet, die Vorlesungen der dortigen Hellenisten besuchte. Sein erstes Werk waren die „Analecta veterum poetarum Graecorum" (3 Bde., Straßburg 1772—76, 4. Aufl. 1785), eine vortreffliche Arbeit, welche B.s Ruhm und öffentliche Anerkennung begründete. Dann erschienen von ihm Anacreon in mehren Ausgaben (Straßburg 1778 und 1786), mehre Stücke griechischer Tragiker, Apollonius Rhodius (das. 1780), Aristophanes (das. 1783), von dem er schon früher eine bis dahin noch nicht erreichte lateinische Uebersetzung geliefert hatte; ferner die gnomischen Dichter (das. 1784), Virgil (das. 1785) u. Sophocles (2 Bde. und 4 Bde., das., 1786;

3 Bde. 1789) mit neuer Uebersetzung, alten und neuen Scholien, Bruchstücken, Anmerkungen u. reichen Inhaltszeigern, seine vorzüglichste Arbeit, welche der König mit einem Gehalt von 2000 Fr. belohnte. Die Revolution, welche an ihm einen feurigen, wenn gleich gemäßigten Anhänger fand, riß ihn aus seiner ruhmvollen Thätigkeit, indem sie ihn unter der Schreckensregierung in die Gefangenschaft nach Besançon führte und, nachdem er durch Robespierre's Sturz aus dieser befreit war, dem drückendsten Mangel preisgab, der den höchsten Gipfel erreicht haben muß, da er sich gezwungen sah, einen Theil u. nach 10 Jahren den Rest seiner Bibliothek zu veräußern. Dieser Verlust der kostbaren Mittel zu seinen kritischen Arbeiten verleidete ihm für immer die griechischen Studien, und er wandte sich nun den römischen Dichtern zu, von denen er schon 1788 den Plautus für die zweibrücker Ausgabe bearbeitet hatte. Noch erschien von ihm der Terenz (1797); über einer neuen Bearbeitung des Plautus ereilte ihn der Tod, den 12. Juni 1803. B.s Behandlung der alten Schriftsteller wird jetzt eine zum Theil fehlerhafte Anwendung grammatischer u. metrischer Gesetze vorgeworfen. Allerdings verleitete ihn sein geniales Verständniß der Dichterwerke, seine feine ästhetische Bildung und seine sichere Sprachkenntniß zu willkürlichen Aenderungen im Texte, wo er Nachlässigkeiten der Schreibart, und zwar von den Abschreibern verschuldete, zu sehen glaubte. Doch schmälert dies seinen Ruhm wenig, wenn man bedenkt, wie viel geringere Hülfsmittel ihm zu Gebote standen, als den auf seinen Schultern stehenden jetzigen Philologen, und wie wunderbar Vieles er in kurzer Zeit geleistet hat.

Brundusium (Brundisium), wichtige u. berühmte Seestadt des Alterthums, lag an der Küste von Kalabrien, da wo jetzt Brindisi steht. Gegründet war die Stadt, nach Strabo, von Kretern, die unter Minos aus Gnossus hierher zogen, nach Andern von Aeoliern unter Diomedes. Geschichtlich ist, daß B. dieser Bucht seine hohe Bedeutung im Alterthum verdankte. Sie bildete einen geräumigen Hafen von mehren Abtheilungen, von welchem man fast mit jedem Winde auslaufen konnte. Bis 509 (nach Roms Erbauung) stand B. unter eigenen Fürsten, in diesem Jahre wurde es von den Römern ohne Widerstand eingenommen und in eine Kolonie umgewandelt, die jedoch erst unter Sulla Steuerfreiheit erhielt. Von dieser Zeit an und besonders nachdem die appische Straße bis B. fortgesetzt war und die Stadt zum gewöhnlichen Uebergangspunkt nach Griechenland u. ganz Morgenland erhoben hatte, wuchs es zu einer Stadt heran, die in Japygien an Größe nur Tarent nachstand. Sie zählte 100,000 Einwohner. Die Fruchtbarkeit des Bodens umher war aufs Emsigste benutzt, Honig und Wolle bildeten bedeutende Ausfuhrartikel. Wie für den friedlichen Verkehr war auch für den Krieg B. ein äußerst günstig gelegener Ort. Pompejus floh (48 v. Chr.) im Bürgerkriege mit seiner Flotte hierher, und erst, als er sich auch hier vor Cäsars List und Glück nicht für sicher hielt, eilte er nach Griechenland. Octavianus nahm hier den Namen Cäsar an u. schloß hier einen, freilich sehr kurzen, Frieden mit Antonius. Auch ist B. der Geburtsort des Tragödiendichters Pacuvius und die Todesstätte Virgils. Die Züge der Barbaren zertraten auch B.s Blüthe und einheimische Kämpfe setzten die Zerstörung fort, bis endlich die Saracenen (836) die Vernichtung der einstigen Größe B.s vollendeten. Als später die griechischen Kaiser die Nothwendigkeit erkannten, einen festen Fuß in Italien zu haben, suchten sie B. auf alle Weise zu befestigen und zu heben. Doch nur kurze Zeit widerstand die abgelebte griechische Macht dem Andrang der Normannen, und Wilhelm I. vertrieb die Byzantiner endlich ganz von italienischem Grund und Boden. Einen neuen Aufschwung erlebte B. während der Kreuzzüge. Hunderte von Fürsten versammelten hier ihre Heere und Tausende von Pilgern bestiegen hier das Schiff. Bald zählte die Stadt wieder 60,000 Einwohner. In besonderer Gunst stand B. beim Kaiser Friedrich II., der das Kastell erbaute und häufig hier verweilte. Zum zweiten Mal sank B., als Jerusalem verloren gegangen, das griechische Reich gestürzt und durch den Andrang der Türken der Levantehandel vernichtet war. Statt Pracht und Reichthum schlug nun allmählig bittere Armuth in Brindisi ihren Sitz auf. Jedes Unglück schoß hier neue Zweige. Die Vernachlässigung und Versandung des Hafens hatte Ueberfluthungen der flachen Ufer zur Folge, Sümpfe bildeten sich und erweiterten sich zu so ungeheuren Flächen, daß ihre Ausdünstung die Luft verpestete und Seuchen erzeugte, an welchen jährlich Tausende dahinstarben. So war die Einwohnerzahl bald von 60,000 bis auf 18,000 heruntergekommen; 1766 zählte man noch 5000 sieche Menschen in B. Erst als auch von diesem kümmerlichen Rest in Einem Herbst noch 1500 starben, fand sich endlich die neapolitanische Regierung genöthigt, einen der Hafenkanäle säubern zu lassen. Dadurch bekamen die stehenden Gewässer Zu- und Abfluß, und es ist mit dieser geringen Mühe die Luft gereinigt und die Stadt vor gänzlicher Verödung bewahrt worden. Vgl. Brindisi.

Brune, Guillaume Marie Anne, Marschall des französischen Kaiserreichs, geboren zu Brives de Gaillarde im Departement Corrèze den 13. März 1763, kam jung nach Paris, um sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, soll aber dann Buchdrucker geworden und auch im belletristischen Fache thätig gewesen seyn. Nach dem Ausbruch der Revolution wurde er Mitglied des Klubs der Cordeliers, stand mit Danton und andern Revolutionsmännern in Verkehr, trat als einer der Ersten in die pariser Nationalgarde, besorgte bis zum 10. Aug. 1792 die Redaktion eines Tageblattes und spielte überhaupt eine thätige Rolle in den Stürmen jener Zeit. Im Jahre 1792 ward er als Civilkommissär nach Belgien geschickt und noch in demselben Jahre zum Generaladjutanten u. Obersten ernannt. Als solcher half er 1793, in der Revolutionsarmee der Gironde dienend, die Insurgenten von Calvados zerstreuen, wurde Brigadegeneral und that sich in der Schlacht bei Hondschooten (8. Sept. 1793) unter Houchard hervor. Darauf ward er nach dem südlichen Frankreich gesendet, wo er Bordeaux, Nizza, Marseille und Avignon beruhigte, und

schlug am 5. Oktober 1795 einen Angriff der Jakobiner auf die Truppen in der Straße Echelles zurück. In den Jahren 1796 und 1797 führte er eine Brigade bei der italienischen Armee unter Masséna, warf in der Schlacht bei Rivoli (14. Januar 1797) die Oesterreicher nach St. Michel bei Verona zurück, erhielt dann das Kommando der Division Augereau und wurde vom Obergeneral Bonaparte, dessen Aufmerksamkeit zu erregen er Gelegenheit hatte, öfters in den Kriegsrath berufen. Nach dem Frieden von Campo-Formio (17. Okt. 1797) wurde er zum Gesandten in Neapel ernannt, trat jedoch diesen Posten nicht an, sondern erhielt, als das Direktorium der Schweiz den Krieg erklärte, den Oberbefehl des Heeres, mit dem Auftrage, dort für die Revolution Propaganda zu machen. Im Januar 1798 drang er ohne großen Widerstand vor, eroberte Bern durch Kapitulation und proklamirte am 12. April zu Aarau die eine und untheilbare helvetische Republik. Hierauf löste er den General Berthier im Oberbefehl über die italienische Armee ab, stillte die in Rom ausgebrochene Empörung, gewann die unruhigen Städte Oberitaliens wieder für das französische Interesse, versicherte sich Sardiniens durch den Vertrag vom 28. Juni 1798 und besetzte in Folge des letztern die Citadelle von Turin. Dann übernahm er den Oberbefehl der gallo-batavischen Armee gegen den Herzog von York, der mit 45,000 Engländern und Russen in Holland gelandet war, schlug ihn am 19. Sept. 1799 bei Bergen, den 6. Okt. bei Beverwyk und nöthigte ihn zur Uebereinkunft von Alkmaar vom 18. Okt., nach welcher die vereinigten Engländer und Russen Nordholland räumen und 8000 gefangene Franzosen frei geben mußten. Im Januar 1800 wurde er Mitglied des Staatsraths, erhielt dann den Oberbefehl über die Westarmee in der Vendée und wirkte höchst wohlthätig auf die Beruhigung der durch den Bürgerkrieg zerrütteten Provinzen ein. Am 13. Aug. wurde er an der Stelle Masséna's zum Oberbefehlshaber der Armee in Italien ernannt, stillte die dortigen Unruhen, indem er Florenz besetzte und Arezzo verbrannte, führte seine Truppen Ende Decembers über den Mincio, schlug die Oesterreicher unter Bellegarde den 25. und 26. Dec. an der Etsch, besetzte Vicenza und Roveredo und schloß am 16. Januar 1801 zu Treviso mit dem österreichischen Feldzeugmeister Bellegarde einen Waffenstillstand, durch den mehre feste Plätze den Franzosen übergeben wurden und der den Frieden von Luneville einleitete. Nach diesem Frieden trat er 1802 als Präsident der Kriegssektion in den Staatsrath zurück und legte dem gesetzgebenden Körper den Friedensschluß mit dem neapolitanischen Hofe zur Bestätigung vor. Im Jahre 1803 ward er als Gesandter nach Konstantinopel geschickt; dort siegte er anfangs über die englische Partei und wurde von den Ministern der Pforte mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Als aber neue Zerwürfnisse zwischen den beiden Mächten entstanden, verließ er Konstantinopel 1805, nachdem er während seiner Abwesenheit (am 19. Mai 1804) von Napoleon zum Reichsmarschall ernannt worden war. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland erhielt er das Kommando der Armeen der Küsten des Oceans, in welchem er durch St. Cyr abgelöst wurde, als ihn Ende 1806 der Kaiser zum Generalgouverneur der Hansestädte ernannte und nach Hamburg sandte. Im Jahre 1807 erhielt er das Kommando über das Armeecorps, welches über Magdeburg gegen Schwedisch-Pommern vordrang, belagerte und eroberte Stralsund und erhielt Rügen durch Kapitulation. Der König von Schweden, Gustav IV. Adolf, lud ihn zu einer persönlichen Zusammenkunft ein und forderte ihn in der berühmten Unterredung zu Schlatkow bei Anklam auf, sich für die Sache Ludwigs XVIII. zu erklären. Obwohl B. weit davon entfernt war, auf diesen Antrag einzugehen, so fiel er doch, wahrscheinlich wegen Begünstigung des englischen Schleichhandels, dessen er überwiesen worden, bei dem Kaiser in Ungnade, ward von seinem Posten abgerufen u. blieb bis 1815 ohne Anstellung. Nach der Restauration von 1814 erklärte er sich sogleich für Ludwig XVIII., bei dem er zwar gute Aufnahme, aber keine Anstellung fand, weshalb er 1815 bei Napoleons Rückkehr von Elba sich diesem sogleich anschloß. Der Kaiser ernannte ihn zum Pair von Frankreich, verlieh ihm das Kommando der 8. Militärdivision und den Oberbefehl über ein Observationscorps im südlichen Frankreich am Var, wo er Toulon lange gegen die Truppen des Königs vertheidigte und die königliche Partei im Zaume hielt, sich aber dadurch den Haß des Volkes zuzog. Nach der Schlacht von Waterloo und der Einnahme von Paris zögerte er lange mit der Einsendung seiner Unterwerfung an Ludwig XVIII., mußte sich jedoch endlich dazu entschließen. Als er auf seinem Wege von Toulon nach Paris, wo er sich dem Könige vorstellen wollte, am 2. August 1815 nach Avignon kam, wurde er vom Volke erkannt, das sich sogleich vor dem Gasthofe, wo er abgestiegen war, zusammenrottete. Man nannte ihn laut den Mörder der Prinzessin Lamballe, obgleich er im Sept. 1792 gar nicht in Paris gewesen war; mit Mühe konnte er die Weiterreise antreten. Ein Pöbelhaufe folgte seinem Wagen und zwang den Postillon, als er kaum die Stadt verlassen hatte, zur Umkehr nach dem Gasthofe, dessen Thüren geschlossen wurden, sobald B. ausgestiegen war und sich mit seinen 2 Adjutanten in sein Zimmer begeben hatte. Unterdessen war der Volkshaufe durch Zusammenrottung bedeutend angewachsen, und die erhitzten Gemüther forderten laut den Tod des Marschalls. Da keine Truppen in der Stadt waren, vertheidigten ihn der Präfekt u. der Maire 4½ Stunden lang mit eigener Lebensgefahr. Endlich drang ein Mörderhaufe durch die gesprengte Thür in das Zimmer des Unglücklichen, der, nachdem er umsonst versucht, sich zu vertheidigen und zu rechtfertigen, durch mehre Pistolenschüsse zu Boden geschmettert wurde. Der wüthende Pöbel mißhandelte auf eine barbarische Weise noch den Leichnam des Gemordeten, schleifte ihn vom Gasthofe bis zur Rhonebrücke und stürzte ihn unter wildem Jauchzen in den Fluß. Mit Eifer und Uneigennützigkeit, aber ohne Erfolg, führte Dupin der Aeltere den Prozeß der Gerechtigkeit fordernden Wittwe B.'s. An der Brustwehr der Rhonebrücke konnte man noch lange Zeit die damals dort eingegrabenen Worte lesen: C'est ici le cimetière du maréchal Brune, 2 Août

MDCCCXV. Vgl. Notice historique sur la vie politique et militaire du maréchal B., Paris 1821.

Bruneck (auch Brunecken), Hauptstadt des gleichnamigen österreich. Kreises des Pusterthales im östlichen Theile von Tyrol, am Fuß eines felsigen Berges u. an der Mündung des Ahrnbachs in die Rienz, 2663 Fuß über der Meeresfläche, 4 Meilen von Brixen und 14 von Innsbruck. Die Stadt ist Sitz des Kreisamts für das Pusterthal, hat eine schöne Pfarrkirche mit Freskogemälden von Schöpf, ein Ursulinerinnenkloster und gegen 2000 Einw. Das auf dem Berge gelegene Schloß, welches jetzt als Frohnveste dient, war ehemals die Sommerresidenz der Fürstbischöfe von Brixen. In der schönen Umgegend sind reiche Marmorbrüche und Kupferminen. Die Stadt wird zuerst um die Mitte des 13. Jahrh. erwähnt und gehörte später zum weltlichen Gebiete der Bischöfe von Brixen, dessen Schicksale es seit dieser Zeit theilte.

Brunehilde, fränkische Königin, Tochter des westgothischen Königs Athanagild, seit 566 Gemahlin des Merovingers Sigbert, Königs der austrasischen Franken, eine schöne und kluge, aber herrschsüchtige, ränkevolle und rachgierige Frau, welche an den Verwirrungen und Greuelthaten, die am Ausgange des 6. und 7. Jahrh. das Haus der Merovinger und damit das Reich der Franken erschütterten und beschimpften, vielfachen Antheil hatte. Ihr Gemahl, zu Metz residirend, lebte in Feindschaft mit seinem Bruder Chilperich, König von Neustrien, der zu Soissons seine Residenz hatte, und ihre Schwester Gaileswintha, (oder Galsuintha), eine Zeit lang Gemahlin desselben, wurde auf Anstiften der Buhlerin Fredegunde ermordet, die darauf Namen und Ehren einer Gemahlin Chilperichs erhielt. Diese Verhältnisse gaben zu einer endlosen Reihe von Greuelthaten Veranlassung. Um ihrer Schwester Tod zu rächen und Fredegunde zu stürzen, trieb B. ihren Gemahl zum Krieg gegen seinen Bruder Chilperich (574). Sigbert war glücklich und kam der völligen Besitznahme Neustriens ganz nahe. Doch fiel er im Lager zu Vitri durch Meuchelmord. Nun erhob sich Chilperich aufs Neue; B. selbst fiel in seine Hände und wurde als Gefangene nach Rouen gebracht. Hier gewann sie die Liebe des Merwig, eines Sohnes Chilperichs aus dessen früherer Ehe mit Audorera, u. wurde dessen Gemahlin. Durch Chilperich wurde diese Ehe aber bald wieder getrennt und Merwig, der mit dem Vater abziehen mußte, verlor das Leben. B. aber gelangte nach Metz, wo ihr junger Sohn Childebert, den sie dem Sigbert 570 geboren hatte, unter dem Schutze seines Oheims Guntram, Königs von Burgund, auf dem Throne saß. Zu Metz verschaffte sie sich die Vormundschaft über ihren Sohn und behauptete dieselbe gegen den Andrang der Großen Austrasiens. Auch Fredegunde gelang es nicht, ihren Sturz zu bewerkstelligen, obschon sie nach Ermordung ihres Gemahls (584) im Namen ihres jungen Sohnes Chlotar regierte, Kriege gegen sie erregte und Meuchelmörder gegen sie aussendete; ja B. hatte die Freude, den Tod ihrer verhaßten Gegnerin (598) zu erleben. Doch sie selbst führte durch ihre Leidenschaftlichkeit ihren Sturz und Tod herbei. Als ihr Sohn Childebert im Besitz von Austrasien und Burgund (letzteres hatte er von seinem Oheim Guntram geerbt) in einem Alter von 26 Jahren gestorben war (596), suchte sie über dessen Söhne Theodebert und Theoderich, von denen jenem Austrasien, diesem Burgund zugefallen war, die Vormundschaft zu behaupten. Aber ihre Herrsch- und Ränkesucht erregte einen Aufstand der austrasischen Großen. Hierdurch zur Flucht genöthigt und zur Rache entflammt, begab sie sich von dem Hofe ihres älteren Enkels Theodebert zu Metz zu ihrem jüngeren Enkel Theoderich nach Burgund und verleitete diesen zum Krieg gegen seinen Bruder. In diesem Bruderkriege siegte Theoderich (612) und Theodebert wurde gefangen u. getödtet. Doch Theoderich und seine Großmutter B. freuten sich dieses blutigen Sieges nicht lange. Theoderich starb schon im folgenden Jahre (613), und nun trat Chlotar, aufgereizt von Herrschbegierde und den austrasischen Großen, gegen B. auf. Vergebens stellte sie ihm ein Heer entgegen; dasselbe floh, als es zur Schlacht kommen sollte, aus einander oder ging zum Feinde über; sie selbst wurde mit ihren Urenkeln gefangen u. auf eine grausenhafte Weise getödtet. Beseelt von dem Ingrimm seiner Mutter Fredegunde und getrieben von der Erbitterung der austrasischen Großen, ließ Chlotar sie drei Tage lang foltern, dann auf einem Kameele zur Schau durchs Lager führen, mit den Haaren, einem Arm und einem Fuß an den Schweif eines wilden Pferdes binden und endlich den zerrissenen Leichnam verbrennen. Die B., welche im Nibelungenlied (s. d.) als Gemahlin Gunthers, des Königs der Burgunder, als Feindin Chriemhilde's und ihres Gemahls Siegfried, zu dessen Ermordung sie Hagen veranlaßt, auftritt, steht zu der austrasischen in keiner Beziehung.

Brunel, Marc Isambard, der Erbauer des Themsetunnels in London, geb. 1769 zu Hacqueville bei Andelys im franz. Departement de l'Eure, erhielt seinen ersten Unterricht in dem Kollegium von Gisors und trat 1783 in das Seminar St. Nicaise zu Rouen, wo er sich zum geistlichen Stande ausbilden sollte. Schon hier war es sein größtes Vergnügen, in den Freistunden die Werkstätten der Tischler, Schlosser und Zimmerleute der Stadt zu besuchen; auch in der Lehranstalt waren mechanische Kunstarbeiten insgeheim seine liebsten und häufigsten Beschäftigungen. B.s entschiedene Abneigung gegen die ihm aufgelegten Studien trat endlich so unumwunden hervor, daß das Kollegium selbst den Vater veranlaßte, den Sohn einem andern Berufe zu widmen. B. wollte Ingenieur werden; sein Vater aber zwang ihn, Dienste in der Marine zu nehmen, wo er von 1786 bis 1792 blieb. Während der Revolution gerieth er wegen seiner gemäßigten Ansichten öfters in drohende Gefahr, denen er sich endlich dadurch völlig entzog, daß er unter dem Vorwande, Getreide einzukaufen, Frankreich verließ und sich (1793) nach Amerika einschiffte. Erst hier konnte er sich mit aller Muße und Freiheit in der höhern Technik vervollkommnen, und wurde von der Stadt Newyork mit der Leitung einer Kanonengießerei und der Befestigung des Hafeneingangs betraut. Im J. 1799 kam er nach Europa zurück und ließ sich in London

häuslich nieder. Unter den vielen Entdeckungen, mit denen er die Technologie und die Mechanik bereicherte, befindet sich der Klobenmechanismus, der nach erhaltenem Beifall der Regierung auf Staatskosten von ihm ausgeführt wurde. Der Marine erwuchsen aus dieser Entdeckung so bedeutende Vortheile, daß ihm die Regierung 1806 nach Vollendung der Maschine zum Ersatz und zur Belohnung die Summe von 500,000 Francs auszahlen ließ. Hierauf gründete er eine Anstalt zum Sägen des zu Marquetteriearbeiten bestimmten Holzes, und von der Admiralität dazu aufgefordert, baute er 1811 in dem Arsenal zu Chatam eine Sägemühle, die er nach eigener Erfindung und unter Bekämpfung der größten Schwierigkeiten doch so glücklich beendigte, daß ihn die königliche Societät zu London zu ihrem Mitgliede ernannte. Auch als Wasserbaumeister hatte er sich bereits einen großen Ruf erworben, und schon damals ließ die Regierung, ohne sein Urtheil gehört zu haben, nicht leicht irgend einen wichtigen Wasserbau ausführen. Sein größtes und Staunen erregendes Werk, wodurch er seinen Namen bei der Nachwelt unsterblich gemacht hat, ist aber der Bau des berühmten Tunnels. Der Plan zu diesem großartigen Bauwerke war schon 1819 fertig; aber erst 1825 konnte B. mit Hülfe einer Aktiengesellschaft zur Ausführung schreiten, und nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten wurde das Werk, das B.s Ruhm die Krone aufsetzte, 1842 beendigt. Schon 1833 war B. Vicepräsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London geworden, der erste geborne Ausländer, den die Engländer für würdig erklärten, auf dem Stuhle Newtons zu sitzen. Er † den 12. Dec. 1849 zu London. Auch sein Sohn hat sich durch Erbauung der Great-Western-Eisenbahn von London nach Bristol einen ausgezeichneten Ruf als Civilingenieur erworben, wie er auch schon den Vater bei Erbauung des Themsetunnels unterstützte.

Bruneleschi (auch Brunelleschi u. Brunellesco), Filippo, einer der größten italienischen Baumeister des 15. Jahrh., 1377 zu Florenz geboren, kam zuerst zu einem Goldschmied in die Lehre, richtete aber bald seine Studien auf die Bildhauerkunst und warf sich dabei mit großem Eifer auf die damals fast gänzlich vernachlässigte Perspektive, ein Feld, auf welchem sein reicher und kühner Geist durch Ordnen und Vervollständigen der verworrenen Wissenschaft für eigene Erfindung Raum fand. Dabei trieb er mathematische Studien unter der Leitung des Paolo del Pozzo Toscanelli und nährte seine Einbildungskraft durch das Lesen der Bibel und des Dante. Auf diese Weise mit dem Gebiet der mechanischen und plastischen Künste vertraut geworden, wandte er sich endlich der Baukunst zu. Er begann seine architektonischen Studien zu Florenz an den dortigen alten Bauwerken u. setzte dieselben zu Rom mit seinem Freunde, dem Bildhauer Donatello, fort, indem zwei Gedanken sein Inneres ganz erfüllten: einestheils gedachte er nämlich den antiken Baustyl wieder in Aufnahme zu bringen und durch ihn die schwankenden Formen der italienisch-gothischen Architektur zu verdrängen; anderntheils wollte er sich die mechanischen Kenntnisse der alten Baumeister wieder zu eigen machen, letzteres besonders deshalb, weil ihm als großes Ziel die Aufführung der großartigen Kuppel des bis dahin unvollendeten Doms von Florenz vorschwebte. Nach Arnolfo di Lapo's Tod hatte kein Baumeister die Ausführung dieses Riesenwerkes zu unternehmen gewagt. B. trug sich lange schweigend mit dem Plane herum, und erst als er ihn einer wiederholten Prüfung unterworfen und sich von der Ausführbarkeit desselben vollkommen überzeugt hatte, folgte er (1420) dem Rufe, der bereits 1418 die berühmtesten Baumeister zur Berathung nach Florenz geladen hatte. In dieser Künstler- und Deputirtenversammlung kamen die seltsamsten Vorschläge und Ideen an den Tag. Als B. verhieß, das Gewölbe ohne Bogengestelle und Gerüste zu vollenden und statt einer Kuppel deren zwei (eine um die andere, die äußere als Schutzkuppel der inneren) aufzuführen, verlachte man ihn als einen Thoren. Da er aber bei einer zweiten Berathung durch die Sicherheit seiner Ueberzeugung sich Geltung verschaffte, so wurde ihm endlich der Bau übertragen, aber doch noch mit einigem Mißtrauen, denn man setzte ihm zu seinem nicht geringen Aerger den Lorenzo Ghiberti an die Seite. Beide Meister arbeiteten nun gemeinschaftlich, jeder nach seinem Modelle bis zum Jahre 1426. Da erreichte B.'s Unwille den höchsten Grad, denn man nannte Ghiberti so gut, als ihn, den Erfinder des Plans. Endlich stellte sich B. krank und Lorenzo leitete den Bau allein. Diese Alleinherrschaft stellte ihn jedoch sehr bald in seiner ganzen Blöße hin, worauf endlich B. die alleinige Leitung des Baues anvertraut wurde. Er führte ihn nun mit größter Pünktlichkeit aus, wölbte die Riesenkuppel mit sicherer Berechnung ohne Armatur und wurde so der Schöpfer des berühmtesten architektonischen Werkes eines großen Zeitalters. Die Laterne, deren Vollendung er nicht mehr erlebte, wurde nach seinem Modelle ausgeführt und der Schlußstein 1456 gelegt. Noch auf seinem Sterbebette hatte B. seinen Nachfolgern eingeschärft, sie möchten die Krone der Kuppel mit gehörigen Marmorlasten beschweren: denn da die Wölbung sich in spitzwinkeligen Abschnitten erhob, so fürchtete er, sie könnte sich öffnen, wenn man sie nicht durch einen starken Druck von oben zusammenhielte. Obgleich der Bau der Kuppel große Anstrengung und Aufmerksamkeit erforderte, so war er doch weit entfernt, B.'s Thätigkeit ganz in Anspruch zu nehmen. In Mailand entwarf er den Plan zum Festungsbaue. Von ihm sind auch die Plane der beiden Citadellen von Pisa, des Forts am Hafen zu Pesaro u. A. Auch ließ der Großherzog Cosmus von Medici durch ihn die Abtei der regulirten Chorherren zu Fiesole erbauen, und etwas später (1425) erhob sich unter seiner Leitung zu Florenz die schöne Basilika St. Lorenzo, zu welcher er jedoch den Grundplan nicht gemacht hatte. In diesem Gebäude, sowie in S. Spirito, ist der Styl der ältesten Kirchen in Rom nachgeahmt. Später begann B. den berühmten Palast Pitti, den größten in Florenz, dessen Bau er aber nur bis zur zweiten Etage führte, die, sowie das Innere des Hofes, von Ammanati vollendet wurde. Unvollendet hinterließ er auch die oben erwähnte Kirche S. Spirito, die er auf den Ruf

nen der alten zu bauen begann. Die größten Denkmale von B.'s Thätigkeit sind in Florenz zu suchen; allein auch auswärtige Fürsten nahmen ihn in Anspruch. Der Marquis von Mantua ließ durch ihn Plane und Modelle fertigen, und als Papst Eugen IV. von Cosmus von Medici einen geschickten Architekten verlangte, schickte ihm dieser den B. mit einem Briefe, der mit den Worten endigte: „Ich schicke Ew. Heiligkeit einen Mann, der die Welt umzudrehen im Stande wäre", was mit seinem unbedeutenden Aeußeren (B. war klein und fast häßlich) sonderbar kontrastirte. B.'s Vaterstadt war nicht blind geblieben gegen die Verdienste ihres großen Bürgers und beschäftigte und belohnte nicht nur sein Genie, sondern ernannte ihn 1423 auch zum Mitglied des Raths der Signori, welchem Amte er mit Treue und Gewandtheit vorstand. Er † im April 1444 in Florenz. B. wird in Italien allgemein als der Wiederhersteller der guten Baukunst durch Annäherung derselben an den antiken Styl angesehen. Die Gegner des sogenannten gothischen Geschmacks rühmen auch von ihm, daß er diesen durch die Einführung der alten Säulenordnungen verdrängt habe. Gewiß ist, daß er durch seine großen Meisterwerke der Baukunst in Italien einen bedeutenden Schwung gegeben und selbst das Mechanische derselben weit gefördert hat.

Brunellen, s. Prunellen.

Brunet, Jacques Charles, französischer Buchhändler und berühmter Bibliograph, 1780 in Paris geboren. Von ihm sind die Supplemente zu Duclos' „Dictionnaire bibliographique" (Paris 1802), ferner: „Manuel du libraire et de l'amateur de livres" (das. 1810, 4. Aufl., 5 Bde., 1842—44) und „Nouvelles recherches bibliographiques" (das. 1834, 3 Bde., 4. Aufl. 1842—1843). Zu letzterem Werke lieferte ihm Eberts „Bibliographisches Lexikon" vortreffliche Beiträge.

Brunetti, Angelo, genannt Ciceruacchio, römischer Volksmann während der Bewegungen von 1848 und 1849, wurde in Rom 1802 geboren und trieb das Gewerbe eines Karrenvermiethers und Holzhändlers. Mit halb Rom bekannt oder auf vertrautem Fuße, imponirte er den untern Volksklassen durch die Kühnheit, die er bei Streitigkeiten entwickelte, und wurde nach und nach der allgemeine Schiedsrichter. Bei einer letzten und größten Ueberschwemmung der Tiber zog er die Augen von ganz Rom auf sich, indem er Tag und Nacht nicht aus dem Kahne kam, überall hin Nahrungsmittel brachte und manches Menschenleben rettete. Die Freudenbezeigungen, mit denen das Volk Pius IX. begrüßte, fanden in ihm den feurigsten Ausdruck. Der Triumphbogen, der am 8. September 1846 errichtet wurde, kam hauptsächlich durch ihn zu Stande; er betrieb nicht bloß das Sammeln von Subskriptionen mit größtem Eifer, sondern legte auch selbst Hand an und ließ seine Leute Tage und Wochen arbeiten. Der Papst empfing ihn oft und hatte an ihm einen treuen Berichterstatter über die Stimmung der untern Volksklassen. Die größten Verdienste erwarb er sich aber, als 1847 die absolutistische Verschwörung gegen den Papst entdeckt wurde, denn ohne ihn würde es nicht möglich gewesen seyn, das tobende Volk von Unordnung und Selbsthülfe abzuhalten. Als jedoch die Bewegung zur Revolution wurde, als der Papst die Kriegserklärung gegen Oesterreich entschieden verweigerte, wechselte auch Ciceruacchio die Rolle. Durch die Lobeserhebungen der Republikaner verblendet, die ihn als einen Nachfolger der alten Volkstribunen, als einen zweiten Rienzi darstellten, ward er bald ein Werkzeug der mazzini'schen Demokratie. Zwar ist die ihm von Manchen zur Last gelegte Theilnahme am Morde Rossi's keineswegs bewiesen, wohl aber war er an der Revolution vom 16. November 1848 betheiligt. Unter der Republik bewies er sich als eifrigen Anhänger derselben. Doch war seine Rolle ausgespielt, und sein Name trat gänzlich in den Hintergrund. Nach der Besetzung Roms durch die Franzosen ward er verhaftet, von dem französischen Kriegsgericht 1850 aber freigesprochen. Er ging nun zunächst nach Genua, dann nach Marseille, wo die französische Behörde die Forderung der päpstlichen Regierung, seine Auslieferung betreffend, abwies.

Brunfels (auch Brunsfels), Otto, nach Linné's Ausspruch der älteste Vater der Botanik, geboren 1464 zu Mainz, studirte anfangs Theologie und Philosophie und trat dann in ein Karthäuserkloster bei Mainz. Später bekannte er sich zur lutherischen Lehre, wurde Prediger und stand dann 9 Jahre einer von ihm zu Mainz gegründeten Schule vor. Während dieser Zeit studirte er Medicin, promovirte dann zu Basel und ging als Arzt nach Bern, wo er 1534 †. B. war nach dem Wiederaufblühen der Wissenschaften in Europa der Erste, welcher die naturwissenschaftlichen Studien nicht bloß im Studirzimmer, sondern auch in der Natur selbst betrieb. Insbesondere verdankt die Botanik ihm ihre Begründung und namentlich brach sein Werk „Herbarum vivae icones" (3 Thle., Straßburg 1532 u. 1536) dadurch eine ganz neue Bahn, daß B. die von ihm gefundenen einheimischen Pflanzen in Holz schneiden ließ u. unter die Abbildungen die deutschen Namen setzte. Er ist der Vorgänger von Fuchs, Tragus und Cordus und ihm zu Ehren ist Brunfelsia benannt. Seine Hauptschriften, außer der angeführten, sind: „Catalogus illustrium medicorum seu de primis medicinae scriptoribus" (Straßburg 1530); „Jatrion medicamentorum simplicium" (das. 1533); „Epitome medices, summum totius medicinae complectens" (Antw. 1540).

Brunfelsia, Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, charakterisirt durch den fünfzähnigen Kelch, die mit einer langen Röhre und gleichförmigem fünflappigen Saum versehene Korolle u. die beerenartige Kapsel, Sträucher im tropischen Amerika. B. americana *L.*, mit langen Blüthenstielen, gerader Röhre und flachem Saum der Blume, und B. undulata *Sn.*, mit sehr kurzen Blüthenstielen, krummer Röhre und wellenförmigem Saum, sowie B. grandiflora *Don*, sind schöne, immergrüne Ziersträucher, die man stets im Warmhause, vom Frühling bis Herbst auch im Lohkasten oder Sommerkasten unterhält und denen man im Sommer reichlich, im Winter sehr mäßig Wasser, bei heißem Sonnenscheine Schat-

ten und Luft gibt. Sie gedeihen am besten in fetter, mit etwas Torferde und Flußsand vermischter Lauberde. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge unter Glocken, in lebhafter Bodenwärme, und durch Ableger im warmen Mistbeet.

Brunft, abgeleitet von Brunst (Begierde), die Geilheit des Rothwildes zur Zeit der Begattung, daher: der Hirsch tritt in die B., er brunftet.

Bruni (auch Bruno), Leonardo, nach seiner Vaterstadt Arezzo Aretino, gewöhnlich kurzweg Leonardo Aretino genannt, einer der berühmtesten Gelehrten aus der Periode der Wiederbelebung der klassischen Literatur im Abendlande, war geboren 1369 zu Arezzo, genoß hier den ersten Unterricht und begann die humanistischen Studien und kam dann nach Florenz, wo ihn neben dem Studium der Rechte Philosophie und alte Literatur beschäftigten, bis ihn der griechische Gelehrte Chrysolaras dem ungetheilten Studium der Alten zuführte. Nachdem er sich binnen 2 Jahren des Griechischen vollkommen bemächtigt, verschaffte ihm 1405 sein Freund Poggio das Amt eines päpstlichen Sekretärs, und B. blieb auf diesem in jenen Tagen ebenso beschwerlichen als oft auch gefährlichen Posten unter vier Päpsten, Innocenz VII., Gregor XII., Alexander V. und Johann XXIII. Letzteren begleitete er auf die Kirchenversammlung nach Konstanz, u. als dieser daselbst entsetzt wurde, floh B. unter großen Drangsalen nach Florenz. Hier lebte er literarischen Arbeiten, insbesondere der Bearbeitung der florentinischen Geschichte. Die dringenden Aufforderungen des Papstes Martin V., seine frühere Stellung in Rom wieder einzunehmen, lehnte er ab, benutzte aber seinen wohl erworbenen Einfluß, um den heiligen Vater, als dieser die Florentiner wegen eines Spottliedes, das sie auf ihn sangen, zürnend mit der Exkommunikation bedrohte, durch eine schöne Rede zu versöhnen. Die „Historiarum Florentinarum libri XII“ (zuerst italienisch als Historia del popolo Fiorentino, Venedig 1476; lateinisch 1650), B.'s Hauptwerk, kamen damals zur Vollendung und der Verfasser wurde dafür von der dankbaren Republik mit dem Bürgerrecht belohnt. B. wählte nun Florenz zum dauernden Wohnsitz und nahm 1427, obwohl nach langem Weigern, das Amt eines Staatssekretärs der Republik an, welches die Gunst der Mediceer ihm längst zugewiesen hatte. Er blieb fortan bis an sein Ende Florenz getreu, und als er am 9. März 1444 †, wetteiferten Florenz und Arezzo, ihn durch glänzende Leichenfeierlichkeiten noch im Tode zu ehren. B.'s philologische Arbeiten bestehen in Uebersetzungen und Nachahmungen aus Aristoteles, Plato, Plutarch, Demosthenes, Basilius Magnus u. A. Aus der ansehnlichen Zahl seiner übrigen Schriften erwähnen wir nur den „Commentarius rerum suo tempore gestarum“ (zuerst italienisch Venedig 1475; lateinisch das. 1476) und die Bücher „De origine urbis Mantuae“ und „De Romae origine“. Seine reichhaltigen und für die Zeitgeschichte wichtigen „Epistolae familiares“ erschienen später (Venedig 1572). Die Biographien Dante's und Petrarca's schrieb er in seiner Muttersprache. Die ihm zugesprochenen Lustspiele in italienischer Sprache („Calphurnia et Gurgulia“ und „Commedia Poliscene“), welche ihm den Ruhm der ersten Vorarbeiten der neueren Komödie gewähren würden, müssen einem anderen Leonardo aus Arezzo, wahrscheinlich einem Mönch in de la Torre, zugeschrieben werden, wie aus den Endschriften derselben deutlich hervorgeht.

Brunia, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Diosmeen, charakterisirt durch die runden Blüthenknöpfe, den mit Borsten oder Spreublättchen besetzten Fruchtboden, die 5blätterige Korolle und die zweifächerige Nuß mit mehren Samen in jedem Fach. Die Gattung enthält gegen 20 Arten, sämmtlich Halbsträucher am Kap, mit Wirtelzweigen, kleinen Blättern und Blüthen in Riepen, hübsche Ziersträucher, welche wie Haiden behandelt werden. B. nodiflora *L.* hat aufwärts gekrümmte, glatte, fast dreikantige Blätter und seitliche Blumenköpfe; B. alopecuroides *Thunb.* dreikantige, aufrechtstehende Blätter und Blumenknöpfe am Ende der Zweige; B. deusta *Thunb.* elliptische, konvexe, stumpf angedrückte, an der Spitze braune, etwas behaarte Blätter und kugelige Blüthenknöpfe am Ende der Triebe; B. rubra *W.* linienförmige, gerinnte, platte, horizontal stehende Blätter und doldenartig stehende, sprossende Blüthenknöpfchen. Diese Gewächse werden hell und luftig bei 4—6 Grad Wärme überwintert.

Bruniren (Brüniren), die Operation, durch welche der Oberfläche mancher aus Eisen gearbeiteten Gegenstände eine braune Lackfarbe gegeben wird, um dieselbe vor Rost zu schützen, wird hauptsächlich bei den Läufen der Jagdgewehre angewendet, wo sie überdies den Zweck hat, die blanke Farbe des Gewehres, welche vom Wilde zu leicht bemerkt werden würde, zu verstekken. Das B. besteht eigentlich in der Hervorbringung einer dünnen, gleichförmigen Lage Rost auf dem Eisen, und nur um die gerostete Fläche zu verschönern, wird sie durch Einreiben mit Wachs oder durch Ueberziehen mit weingeistigem Schellackfirnisse glänzend gemacht. Jener Rost läßt sich auf verschiedene Weise schnell u. leicht erzeugen. So reicht es schon hin, das Eisen mit gehöriger Vorsicht in einem verschlossenen Behältnisse den Dämpfen von rauchender Salzsäure einige Zeit auszusetzen. Gleichförmiges Benetzen mit Salz- oder Salpetersäure gewährt einen ähnlichen Erfolg. Das gewöhnlichste Mittel zum Brüniren ist aber das Chlorantimon oder die Spießglanzbutter, welche wegen dieser Verwendung wohl unter dem Namen Bronzirsalz vorkommt. Sie wird dünn und möglichst gleichförmig, auch wohl mit Baumöl gemischt auf das Eisen gestrichen, worauf man letzteres so lange, als man durch die Erfahrung zweckmäßig findet, der Luft ausgesetzt läßt. Ein darauf folgendes Anstreichen mit Scheidewasser, in welchem Kupfer aufgelöst ist, soll den Vorgang des Rostens noch befördern. Der braun gewordene Lauf wird gereinigt, mit Wasser sorgfältig abgewaschen, getrocknet und endlich entweder bloß mit dem Polirstahl polirt, oder mit weißem Wachs eingerieben, oder mit einer Auflösung von 4 Loth Schel-

lack und 3 Quentchen Drachenblut in 2 Maß Weingeist gefirnißt. Auf damascirten Gewehrläufen muß vor dem B. die Zeichnung des Damastes hervorgebracht werden, was nach dem gewöhnlichen Verfahren durch Beizen mit sehr verdünntem Scheidewasser, mit einer Mischung von Scheidewasser und viel Essig, oder durch eine Kupfervitriolauflösung geschieht. Der gebeizte Lauf wird mit Wasser abgewaschen und abgetrocknet; bei der Anwendung des Kupfervitriols ist es nöthig, die sich ansetzende Kruste von Kupfer mit einer steifen Bürste wegzureiben.

Brunirstahl, ein Werkzeug zum Poliren der Stahlwaaren, besteht aus einem etwas ausgehöhlten Klotz, auf dessen einer Seite ein Ring, woran eine eiserne Stange befestigt ist; letztere, die so lang wie der Klotz breit ist, hat einen hölzernen Griff; in der Mitte der Stange ist nach unten zu ein ovales Stück sehr harten, gut polirten Stahls, mittelst dessen der auf den Klotz gelegte Gegenstand geglättet wird. Form und Größe des B.s richten sich nach den zu polirenden Gegenständen. Schlosser, Sporenmacher, Waffen- und Messerschmiede, sowie Eiselire, Bronzearbeiter, Uhrmacher, Goldschmiede, Buchbinder, Zinngießer, Kupferstecher und Planirer bedienen sich desselben. Oefters nimmt man statt des Stahls zum B. einen Achat, dessen Härte eine noch größere Glätte hervorbringt, als der Stahl. Vergl. Poliren.

Brunkeberg, Berg in der Nähe von Stockholm, auf und bei welchem Sten Sture, welchen König Karl VIII. zum Reichsverweser und Vormund seiner Kinder erhoben hatte und gegen welchen ein Theil des Adels aufstand und den König Christian von Dänemark ins Land rief, 1471 einen glänzenden Sieg erfocht. König Christian, der dem Rufe des rebellischen Adels bereitwillig nachgekommen und bereits in Upsala gekrönt worden war, führte nach schweren Verlusten seine Flotte wieder heim.

Brunnen, jede mehr oder weniger künstliche Fassung der von der Natur dargebotenen Quellen. Röhrbrunnen sind jene Behälter, welche ihr Wasser aus einer entlegneren Quelle oder selbst aus Bächen und Flüssen durch Röhren, die über oder unter der Erde gelegt sind, gewinnen und ausgeben (s. Wasserleitung). Hinsichtlich des Wasserausbringens sind die B. entweder Schöpfbrunnen od. Schwengel- (Ziehbrunnen od. Pump-) Brunnen; letztere zerfallen wieder in Saugwerke und in Druckwerke. Tritt eine Quelle (s. d.) hinreichend stark bis auf die Erdoberfläche heraus, so genügt es, eine vierseitige oder runde Vertiefung von einer solchen Größe auszugraben, daß man aus derselben gehörig schöpfen kann; dieselbe wird mit einem hölzernen Rahmen ohne Boden, von starken Pfosten oder auch von vierkantigem Holze, einem Schrot- oder Brunnenkasten, ausgefüttert, in dessen einer Wand oben ein Abschnitt angebracht ist, um dem Wasser Abfluß zu gewähren; die Sohle kann mit einer Schicht Kiessand überschüttet werden, um das Wasser rein zu erhalten, obgleich schon die Quelle selbst dergleichen mit hervorzustoßen pflegt. Um dem Hinterspülen der Kastenwände, dem Versickern des Wassers in lockerem und dem Zudrange unreinen Wassers aus moorigem Boden vorzubeugen, ist es zweckmäßig, den Kasten außen mit Letten zu umrammeln. Tiefere B. in festem Gesteine werden bergmännisch, nach Art der Schächte, mit rundem oder ovalem Querschnitte abgeteuft und dann ausgemauert, weil das Holz an und für sich, insbesondere aber dann, wenn es nicht stets unter Wasser steht, zu wenig Dauer besitzt und deshalb wiederholte und kostspielige Reparaturen veranlaßt. Die Mauerung kann bewirkt werden von unten herauf, also nachdem der B. schon hergestellt worden ist, oder von oben nach unten, mit der Absinkung des B.s zugleich. Die Ausmauerung von unten nach oben ist die gewöhnlichste Art des Brunnenbaues. Derjenige Querschnitt, welcher den meisten Widerstand leistet, ist der kreisrunde, doch macht man ihn auch oval; wird bei noch geringerem Drucke das Quadrat oder das längliche Rechteck angewendet, so ist es zweckmäßig, dessen Seiten auch einige Rundung zu geben. Hat der B. eine feste tragbare Sohle, so wird unmittelbar auf diese oder auf einen Rost von starken Pfosten gemauert, welcher, bei runder Mauerung, einen Kranz aus doppelten zusammengeplatteten Scheibern von der lichten Weite des B.s bildet. Die 12—18 Zoll, höchstens 1 Elle starke Mauerung wird zuweilen trocken, von Bruchsteinen, deren Fugen etwa noch mit Moos ausgefüttert sind, besser und dauerhafter aber mit Wassermörtel von Bruch-, Sand- oder Ziegelsteinen aufgeführt, welche letztere jedoch ganz hart gebrannte Klinker seyn müssen und am besten gleich nach der Rundung geformt werden. Ist die Sohle unhaltbar, so hat man die Mauerung auf einem Roste von eingerammten und oben mit einem aufgezapften Plattstücke überlegten Pfählen zu begründen, welche bis in eine feste Schicht niedergehen müssen. Zu diesem Behufe untersucht man zuvor die Beschaffenheit des Grundes mit einem Schneckenbohrer und gräbt die lockere Sohle nöthigenfalls bis zur erforderlichen Tiefe aus. Alle Höhlungen hinter der Mauerung sind sorgfältig auszufüllen, um ungleichen Druck und Wasseransammlungen zu verhüten. Die Mauerung von oben nach unten ist entweder Pfeilermauerung oder Senkmauerung; für beide ist kein vergängiges Abtreiben mit Holz nöthig. Bei der Pfeilermauerung sinkt man den B. 5 bis 7 Fuß, d. i. so tief, als das Gebirge noch für sich steht, mit der gehörigen Weite ab und legt hier auf der Sohle einen hölzernen Kranz der vorbeschriebenen Art aus acht doppelten Scheibern, die mit übergreifenden Wechseln auf einander geplattet sind; auf diesem Kranze wird die Mauer bis zu derjenigen Höhe aufgeführt, welche sie bis zu oder über der Erdoberfläche erhalten soll. Innerhalb dieser Mauer wird die Brunnensohle tiefer niedergefüllt, zuerst nur in der lichten Weite, nach und nach auch unter dem Kranze, bis rings herum nur noch ein Rand hervorsteht, auf welchem der Kranz sammt der Mauerung mit ruht. Letzteren bolzt man dann von der Sohle aus ab, füllt ihn auf $^1/_4$ der Peripherie vollends nieder, legt 20—70 Zoll unter dem ersten Kranze $^1/_4$ eines zweiten und mauert auf solchem bis zu ersterem auf. Hierauf folgen nach und nach die bei-

den Quadranten zu beiden Seiten des ersten und endlich der letzte, demselben gegenüber liegende, bis der zweite Kranz durchaus gelegt und auf ihm die Mauerung bis zu dem ersten aufgeführt ist. Auf diese Weise geht man weiter nieder bis auf eine haltbare Sohle, wo der letzte Kranz wieder auf ein starkes Holzgeviere gelagert wird; ruht der obere Kranz auf keinem Geviere, so fängt man ihn während des Unterschrämens auch noch mit untergezogenen und abgebolzten Lagern von starkem Holze ab. In ovalen Brunnenschächten beginnt die Untermauerung auf einer der langen Seiten, um nur kurzer Unterzüge zu bedürfen. Bei der Senkmauerung teuft man den B. 6 bis 12 Fuß tief, entweder viereckig mit Getriebezimmerung und mit 6—7 Fuß größerer Weite ab, als der größte Durchmesser erhalten soll, oder mit so viel Böschung der Seitenwände, daß diese nicht mehr abrollen; von dieser Sohle geht man dann noch etwa 5—7 Fuß tiefer rund ohne Zimmerung nieder, so weit nämlich das Gebirge ohne solche steht. Auf letzterer Sohle legt man einen Rost aus dreifachen, in angegebener Weise zusammengeplatteten Scheiderkränzen aus 2—3 Zoll starken Pfosten bestehend, welcher ebenfalls die lichte Weite des B.s hat; außen um den untersten Kranz ist ein ½ Zoll starker, 3—5 Zoll breiter, etwas nach außen greifender, scharfer eiserner Schuh befestigt, an dem mittleren aber, welcher um 2 Zoll gegen den oberen herausspringt, werden 6—9 Ellen lange Schallatten angetragen und oben an einen Nebenrost befestigt, welcher jedoch nur aus zwei Scheiderkränzen besteht. Auf dem Hauptroste wird nun innerhalb der Schalung die Mauer 6—7 Fuß hoch aufgeführt, hier aber ein zweiter, oder eigentlich erster Nebenrost gelegt, an ihm ebenfalls die Schalung befestigt und sodann außen mit Stricken umwunden. Hierauf wird unter dem Hauptroste trichterförmig, nach allen Seiten hin gleichweit, abgeteuft, bis die Mauerung anfängt, sich zu senken und den Sand unter dem Hauptroste wegzudrücken, wobei der eiserne Schuh das Gebirge abschneidet. Rückt es nicht genug vorwärts, so teuft man cylindrisch, mit der ganzen Weite, ab und unterschrämt den Rost immer auf zwei entgegengesetzten Seiten der Umfläche zugleich; hat der erste Nebenrost diejenige Sohle erreicht, in welcher früher der Hauptrost stand, so führt man auf ihm abermals Mauerung bis zu dem zweiten, zuerst gelegten, Nebenroste auf, trägt an diesen wieder Schallatten an und fährt so mit Senken, Verschalen, Legen neuer Nebenroste und Mauern fort, bis man eine feste Sohle erreicht hat. Dabei gibt der runde Schacht die Leitung ab, nach welcher das Senken genau lothrecht erfolgt, auch hat man sich desselben stets durch angehängte Lothe zu versichern. Um zu bewirken, daß das Unterschrämen und Senken gleichförmig erfolge und nicht ein Theil der Mauerung sitzen bleibe, werden auf dem Nebenroste starke, später mit einzumauernde hölzerne Lager gelegt und an diesen der nächst untere Rost mit eisernen Ankern angehängt, nöthigenfalls das Senken auch noch durch oben aufgelegte Lasten befördert. Bei ganz lockerem Sande kann das Abteufen wohl schon mit Hülfe eines Sandbohrers geschehen, einer starken hölzernen Stange, die oben mit einem Handgriffe, unten mit einer Spitze u. einem scharfen Querstücke versehen ist, durch dessen Umdrehung der Sand aufgewühlt und in einem an dem einen Ende des Querstückes angebrachten starken leinenen Sacke aufgenommen oder auch mit langstieligen Schaufeln unter der Mauer selbst weggeschöpft werden kann. Die Größe des Querschnittes richtet sich nach der Art der Vorrichtung und nach der Größe der Gefäße, welche man zur Herausförderung des Wassers anwendet; er sollte aber nie unter 3½—4 Fuß kleinsten Durchmesser und selbst bei einfachen Pumpen so viel Länge haben, daß neben denselben noch ein hinlänglicher Raum zum Hinabsteigen bleibt. Für Letzteres können bei nicht zu tiefen B. entweder gleich Hölzer mit in die Mauer eingelegt, oder, bei geringer Weite, nur Oeffnungen in letzterer gelassen werden, um die Füße einsetzen zu können.

Sowohl beim Niedersenken tieferer Brunnenschächte, als auch bei der Reinigung alter u. allmählig verschlämmter B. findet man häufig den Schacht mit mephitischer Luft, größtentheils Stick-, kohlensaurem, Schwefelwasserstoff- und anderen Gasen angefüllt, welche das Niedersteigen der Arbeiter lebensgefährlich machen. Das Vorhandenseyn solcher Stoffe erkennt man schon am Verlöschen hineingeworfenen brennenden Strohes oder hinabgesenkter brennender Lichter. In solchen Fällen bedient man sich gewöhnlich eines großen Blasebalgs, an dessen Rohr ein langer lederner Schlauch, der in den B. bis in die Nähe der Wasserfläche hinabreicht, befestigt ist, und den man in Bewegung setzt, um entweder frische Luft in den B. hinabzutreiben, oder bei Umkehrung des Ventils die Luft von unten aus demselben herauszuziehen. Beides kann man schon mittelst einer viereckigen, aus glatten Bretern luftdicht zusammengefügten Röhre bewirken, in welcher ein an einer Stange befestigter Kolben, aus einem Pfostenstücke bestehend, das mit einem Lederstreifen oder einem mit Haaren ausgefüllten Lederwulste gegliedert ist, auf und nieder geht; in dem Boden, von welchem aus engere Röhren, von etwa ⅓ der Weite der ersteren, bis auf den Wasserspiegel des B.s hinabzuführen sind, ist ein einfaches Klappenventil angebracht, ein ähnliches, nach außen sich öffnend, in der Seite der Röhre; der aufgezogene Kolben saugt die Luft von unten in die weite Röhre, den Stiefel, auf, u. der niederdrückende drückt sie zur Seite hinaus. Noch besser ist folgende Vorrichtung: auf einer 2—2½ Zoll weiten Röhre von Weißblech, welche man bis ziemlich auf den Wasserspiegel, sie aus einzelnen Stücken zusammenstoßend, hinabführt, wird oben eine gleichweite Röhre von Kupferblech aufgesetzt, um welche, 3 Fuß unter ihrer oberen Mündung, ein ring- oder kragenförmiges Gefäß mit durchlöchertem Boden angelöthet ist, mittelst dessen die ganze Vorrichtung auf 2 über die Brunnenbrüstung gelegten Eisenstangen aufgehängt wird; unterhält man nun in diesem Gefäße mit Holzspänen oder Kohlen ein lebhaftes Feuer, so entsteht vermöge der Erwärmung der oberen Luftsäule in der Röhre eine Strömung nach oben, welche sehr bald den B. von der verdorbenen Luft befreit und mit frischer, gesunder versieht. Endlich kann man auch einen Feuerkübel, d. i. ein eisernes korbförmiges

Gefäß an einer Kette, in den B. hängen und in solchem eine Zeit lang Feuer mit Stroh, Holz oder Steinkohlen unterhalten. Für alle Fälle ist indeß auch alsdann noch die Vorsicht anzurathen, dem ersten Hinabsteigenden ein Seil unter den Armen um den Körper zu befestigen, um ihn nach Erforderniß sogleich wieder herausziehen zu können. Beiläufig ist zu bemerken, daß sich die schädlichen Gasarten in den Winkeln am meisten anhäufen, daher schon deshalb runde B. vorzüglicher sind.

Was die Brunnenförderung anlangt, so wird diese bei den Schöpfbrunnen mittelst eines Haspels u. darüber sich aufwickelnder Ketten oder Seile bewirkt, an welchen 2 Eimer das Gewicht gegenseitig ausgleichen. Bei großer Tiefe läßt man das Seil oder die Kette auf eine über dem B. liegende stärkere Welle aufwickeln, welche mittelst Zahn und Getriebe von einer stehenden Welle aus durch Ochsen oder Pferde oder auch unmittelbar durch ein Lauf- oder Tretrad von Menschen oder Thieren getrieben wird. Die Stelle der Eimer ersetzen dann größere oder kleinere Tonnen, welche bei ihrer Ankunft an oder über der Brunnenbrüstung von Haken gefaßt u. gestürzt werden und so von selbst ihren Inhalt in Rinnen ausgießen. Bedient man sich dabei der leichteren Seile, so sind solche nach jedesmaligem Gebrauche gehörig zu trocknen. Sehr brauchbar sind auch die einfachen Ziehbrunnen, bei denen der Eimer mittelst einer Kette oder besser einer Stange an dem langen Arme eines, sich in einer Gabel auf einer Säule (der Brunnensäule) bewegenden Schwengels hängt, dessen kurzer Arm mit einem Gegengewichte beschwert ist; für einen kleinsten Querschnitt ist hierbei der B. oval zu machen. Die Gabel, welche den Schwengel trägt, steht auf einer der schmalen Seiten, von ihr so weit entfernt, daß in der horizontalen Lage des Schwengels der lothrechte herabhängende Eimer noch nicht die Brunnenwand berührt. Dabei ist es zweckmäßig, dem langen Arme das $1\frac{1}{2}$fache der Tiefe von der Brüstung bis zum Wasserspiegel zur Länge zu geben, sowie das Gegengewicht so einzurichten, daß zum Niederdrücken des leeren Eimers ebenso viel Kraft erfordert wird, als zum Aufziehen des vollen; das statische Lastmoment muß daher der Summe des Gewichtes des leeren Eimers und des halben Gewichtes der zu hebenden Wassermenge gleich seyn und, wenn man den kurzen Hebelarm $= \frac{1}{5}$ des langen macht, die wirkliche Last des Gegengewichtes das 5fache jener Gewichtssumme betragen. Eimer von mehr als $\frac{1}{2}$ Kubikfuß Fassungsraum sind daher nicht vortheilhaft. Pumpen, u. zwar einfache Saug- u. Hub- oder bloße Hubpumpen, durch Schwengel, Drückel 2c. in Bewegung gesetzt, sind für den Gebrauch im gemeinen Leben bei nicht zu großer Fördertiefe und zu hebender Wassermenge am anwendbarsten. Sie sind für einen Menschen einzurichten, daher nicht über 5—6 Zoll im Stiefel weit, mit 12—15 Zoll Hub, einem Lastarme von der $1\frac{1}{2}$fachen u. einem Kraftarme von der 2- bis $3\frac{1}{2}$fachen Länge des Hubes, so daß der Weg der Kraft nicht über 4—$4\frac{1}{2}$ Fuß beträgt. Eiserne Kolbenröhren oder Stiefel sind besser, doch reichen hölzerne auch aus. In dem B. müssen Tragehölzer angebracht seyn, um die Pumpen darauf zu setzen. Die Saugröhre ist am untersten Ende zu schließen und auf der Seite mit einer Saugöffnung zu versehen, oder besser mit einem durchlöcherten Senkkorbe zu umgeben, damit kein Sand oder sonstiger Bodensatz mit angesaugt werde. Soll aus einem reichhaltigen B. das Wasser auf eine größere Höhe und Weite gebracht werden, z. B. zur Versorgung einer ganzen Stadt, so verdienen Druckpumpen (s. Pumpe) den Vorzug vor allen übrigen. Um große Massen Wasser aus nicht zu großer Tiefe, 18—24 Ellen, zu heben, sind alle Arten von Kettenkünsten mit Nutzen anwendbar, die sich sämmtlich in der Klasse der Paternosterwerke vereinigen lassen. Die, nach Art der Uhrketten, aus abwechselnden einfachen und doppelten Gliedern bestehende Kette ohne Ende läuft über zwei Scheiben, davon die eine über dem B., die andere wenigstens größtentheils unter dem Wasserspiegel hängt. An dieser Kette sind in gleichen Entfernungen von einander Kästen, Eimer oder Kannen angehängt, welche vermöge der Umdrehung der oberen Scheibe stets auf der einen Seite leer in das Wasser nieder und auf der anderen gefüllt wieder aufsteigen u. sich oben von selbst ausgießen (Kasten-, Eimer- oder Kannenkünste); oder es sind an der Kette hölzerne oder durchbrochene (mit Lederringen oder mit übergesteckten Lederscheiben gegliederte) eiserne Scheiben, auch wohl mit Haaren ausgestopfte Büschel oder Ballen von Holz oder von Leder befestigt, welche beim Aufsteigen durch eine unter dem Wasserspiegel einmündende Röhre gehen u. in derselben das zwischen zwei Scheiben oder Ballen eingeschlossene Wasser in die Höhe schieben und oben ausgießen (Scheiben-, Büschel-, Bulgen- oder Ballenkünste). Das obere Rad wird durch irgend eine Betriebskraft in Bewegung gesetzt. Ballen machen weniger Reibung, werden aber bald schadhaft und lassen Wasser fallen. Die beste Einrichtung ist die mit Scheiben, und zwar sind dieselben aus eisernen runden Rahmen, mit Lederscheiben oder mit Klappen überdeckt, herzustellen. Die Röhre muß im untersten Theile auf wenig mehr Höhe, als der Zwischenraum zwischen zwei Scheiben beträgt, so eng gemacht werden, daß die Scheiben scharf abschließen; hierdurch wird die Reibung sehr vermindert. Die Scheiben legen sich, von den gabelförmigen Armen des oberen Scheibenrades gefaßt, radial auf die convexe Umfläche desselben auf; das untere Scheibenrad kann von kleinerem Durchmesser und ohne Gabeln seyn. Es ist nicht rathsam, die Entfernung der einzelnen Scheiben oder Bulgen von einander größer als den 2- bis 3fachen Durchmesser derselben zu setzen, obschon man auch bis zu dem 6—8fachen gestiegen ist. Angehobene Brunnenwasser in Bleikästen auszugießen und darin stehen zu lassen, ist ganz verwerflich; das Blei oxydirt sehr schnell, löst sich wieder in dem Wasser auf u. erzeugt beim Trinken Durchfall, bei längerem Gebrauche Bleikolik und Austrocknen des ganzen Körpers; unschädlich sind ganz steinerne oder eiserne Kästen.

Geschichtliches. Lange Zeit besaßen die ältesten Völker nur Quellen und Cisternen. Kunstvoll gegrabene und ausgemauerte B. hatten zuerst die Aegypter. Strabo führt namentlich deren

zwei an: den B. auf Elephantine, aus Quadersteinen, dessen Wasser mit dem des Nils stieg und fiel, Bewegungen, aus denen man auf die Art der kommenden Witterung schloß; ein anderer B., in Syene an der äthiopischen Grenze, lag gerade unter dem Wendekreis des Krebses, so daß zur Zeit der Sommersonnenwende der ganze Boden des B.s von der Sonne beschienen war. Auch die Hebräer verwandten viele Sorgfalt auf das Graben und Ausbauen von B. u. Cisternen; daher so viele mit Beer (hebräisch s. v. a. B.) zusammengesetzte Namen von israelitischen Städten. Ueberhaupt waren und sind noch in jenen Strecken des Orients, wo der Nomade die fruchttragenden Plätzchen des öden Landes aufsuchen und der Handel sich der Karawanen als einzig sicheren Transportmittels bedienen muß, B., Cisternen u. Quellen die Orte der Rast und der Zusammenkunft. Kriegsheere und friedliche Wanderzüge, der Räuber wie der Hirte, Alle suchen die einzige Labe und Herberge der Wüsten, den B. auf, und vom Auffinden oder Verfehlen desselben hängt nicht selten Wohl und Wehe derselben ab. Daher im ganzen Orient das Graben von B. für ein höchst verdienstliches Werk, dagegen das Zerstören oder Verschütten derselben für ein ruchloses Verbrechen gilt. Auch die Griechen kannten anfänglich nur lebendige Quellen und Cisternen. Durch ihre Verbindung mit dem Morgenland, besonders mit Aegypten, wurden sie aber früh mit den Versuchen u. Werken der Wasserbaukunst jener Völker vertraut und bildeten sie, ihrem Sinne für Schönheit und ihrer sinnigen Naturvergötterung angemessen, bis zum Meisterhaften aus. Gewöhnlich benutzte man mythische oder historische Namen oder Begebenheiten, um der Anlage, Benennung und Verzierung der B. eine lockende und einschmeichelnde Veranlassung zu geben, und so geschah es denn, daß Griechenland, in seiner Blüthezeit, wie mit den herrlichsten Bauten der Religion und des Staatslebens, so auch mit zahlreichen und prachtvollen B. ausgestattet war. Die Römer behalfen sich lange Zeit mit schlechtem Quell- und Tiberwasser und machten auch viele Versuche mit Ziehbrunnen und Cisternen, bis sie endlich, groß geworden durch die Waffen, auch für ihre gesteigerten Bedürfnisse, wie für die ihrer Provinzen, auf großartige Weise sorgten; s. Aquädukte. Die nördlicheren Völker in Germanien, Gallien, Britannien &c. waren bei ihrem Reichthum an Quellen weniger auf das Aufgraben künstlicher, als auf das Benutzen und Erhalten der natürlichen Wasserzuflüsse angewiesen und es beziehen sich daher die vielen deutschen Ortsnamen auf Brunn nur auf Quellen, die mit besonderer Stärke hervordrangen, oder auf Gesundbrunnen. Die Kunst des Brunnengrabens ist auf eine hohe Stufe von Vollkommenheit gebracht worden, erst nachdem die Städtebefestigungen, Bergschlösser- und Burgenbauten zur Herstellung der kühnsten Werke in diesem Zweige der Baukunst nothgedrungene Veranlassung gegeben hatten.

Von den artesischen B. gewinnt man die richtigste Vorstellung, wenn man sich einen solchen als einen zweiarmigen Heber vorstellt, dessen kurzer Schenkel, durch einen Meiselbohrer gebildet, bis zu einer wasserführenden Schicht niedergeht, und dessen längerer von Natur vorhandener seinen Ausmündungspunkt an einem Gebirge hat, wo die Speisung durch Thau, Regen, Schnee immerwährend vor sich geht. Dieser längere natürliche Heberarm hat durch verschiedene Revolutionskatastrophen oft die wunderlichsten Formen angenommen, ist aber in der Regel wellenförmig gebogen oder geknickt. Tritt er auf seinem Wege mit größeren Höhlen in Verbindung, so ereignet sich zuweilen die eigenthümliche Erscheinung von periodisch springenden Wassern. Artesische B. entstehen demnach dann, wenn man Wassern, welche zwischen zwei undurchdringlichen Gesteins- oder Thonschichten eingeschlossen sind und entweder keinen oder nur einen sehr entfernten Ausflußpunkt haben und dadurch in starker Spannung erhalten werden, einen künstlichen Abfluß dadurch verschafft, daß man mittelst eines Erdbohrers die obersten dieser geschlossenen Lagen durchbohrt (s. Bohren). Je beträchtlicher die Höhen sind, von denen aus die Wasser auf den Schichten einfallen, desto höher werden dieselben über das Bohrloch emporsteigen. In früheren Zeiten hatte man die Ansicht, als könnten artesische B. nur in jüngeren Gebirgen, wo Thonschichten entweder unter sich, oder mit Kalk, Sand, Grand im Wechsel stehen, gebohrt werden; allerdings sind die Wahrscheinlichkeiten in solchen Gebirgslagen am größten, allein die Erfahrung hat in der neuesten Zeit in einer Menge von Beispielen dargethan, daß in den verschiedensten Gebirgsgruppen Wasser erbohrt werden kann. Vor dem Bohren müssen aber die geognostischen Verhältnisse der Gegend sorgfältig ins Auge gefaßt werden. Die Art und die Stellung der verschiedenen Schichten dienen als Hauptanhaltspunkte. Viele Gebirgsgruppen, namentlich Kalke und einige Sande, erscheinen in hohem Grade zerklüftet, gestatten also in ihrem Inneren, zumal wenn sie an höhere Gebirge angelagert sind, die Ansammlung bedeutender Wassermassen, die nicht selten in sehr starken Quellen am Fuße der Berge, oder in größeren Ebenen hervorbrechen. Berücksichtigt der Geognost den Lauf dieser Wasser und findet er die Wechsel zweier Formationen oder einzelner Glieder derselben, die durch Thone oder Mergel von einander getrennt sind, so kann er, sind die Schichten nach dem Punkte zu, wo der B. angelegt werden soll, geneigt, oder laufen sie von höher gelegenen Punkten thalabwärts, mit ziemlicher Bestimmtheit auf die Erbohrung artesischer B. rechnen. In sehr großen gleichmäßig fortlaufenden Ebenen und bei horizontaler Schichtung bleibt jedoch die Erlangung von Springquellen höchst unsicher; doch ist auch da immer mit vieler Gewißheit auf Wasser zu rechnen, welches jedoch durch eingehangene Pumpen gehoben werden muß. Ueber das Bohren der artesischen B. s. Bohren.

Das mittelst artesischer B. erlangte Wasser ist außerordentlich verschieden. In den meisten Fällen u. namentlich da, wo das Niedergehen in zu große Tiefen nicht nothwendig ist, tritt dasselbe rein, klar und als gesundes Trinkwasser aus der Erde hervor. Es strömt so ununterbrochen u. in solch großen Quantitäten, daß ganze Stadttheile und Dörfer reichlich und im Ueberflusse damit versorgt werden. Beim Hervortreten aus größeren Tiefen

hat es freilich den Nachtheil, daß seine Temperatur zu hoch ist und daß es die so angenehmen durststillenden Eigenschaften nicht mehr hat; dabei kann es jedoch zu technischem und ökonomischem Gebrauch vortrefflich verwendet werden. Sehr leicht ist es, dieses Wasser bei großer Spannung und hohem Einfallswinkel viele Fuß hoch in die Höhe zu treiben, so daß es z. B. bei Feuersgefahren sehr nützliche Dienste leisten kann. Es wird als Treibekraft für große Fabriken, Mühlen, Hüttenwerke, Papiermühlen gebraucht. Da die Temperatur desselben im Sommer und Winter sich gleich bleibt und in der Regel hoch ist, so hat es den nicht genug zu berücksichtigenden Vortheil, daß die größten und ausgedehntesten Wasserwerke bei der strengsten Winterkälte fortarbeiten können; hat man auch nur einen kleinen Wasserstrahl, so reicht derselbe dennoch hin, die Temperatur der anderen Aufschlagewasser so zu ermäßigen, daß die Räder nicht einfrieren. Kommt das Wasser aus großen Tiefen, so eignet es sich wegen seiner Wärme ganz besonders zum Waschen; man bedient sich desselben namentlich in London sehr gerne in Färbereien, Brauereien und Brennereien. In dürren Gegenden, wo Wassermangel nichts Seltenes ist, verwendet man dasselbe zum Bewässern von Wiesen und Ländereien; ja man bewirkt sogar Heizungen mit demselben.

Für Geognosie und Geologie wurden durch das Abbohren von Bohrlöchern in den verschiedensten Gegenden der Erde ungemein wichtige Aufschlüsse gesammelt. Der wichtigste derselben ist der, daß durch diese Versuche die Zunahme der Erdtemperatur außer allen Zweifel gesetzt wurde. Nicht selten steigen zugleich mit den Wassern eine Menge von brennbaren Gasen auf, die aus gekohlten und reinen Wasserstoffgasen bestehen. Zuweilen kommen Pflanzentheile mit dem Bohrwasser zum Vorschein, in seltenen Fällen sogar Fische. Interessant sind die Ausströmungen von atmosphärischer Luft, die bis zu Tiefen von 200 und mehr Fuß fortsetzen und oft an genau bestimmte Zeitperioden gebunden erscheinen. Unangenehm ist das Eintreten von schwefelwasserstoffhaltigem Wasser, das in der Regel eine dunkle Farbe besitzt. Beim Erbohren von braunen bituminösen Mergel-, Thon- u. Gypsschichten hört man nicht selten, wenn das Gestänge aus dem Bohrloche genommen ist, ein sehr heftiges Brausen in der Bohrröhre; dann ergießen sich fast immer Massen sandigen Schlammes unter Verbreitung eines Geruchs nach Schwefelwasserstoffgas, welches die Ursache dieser Hervorhebung ist; denn sobald die Erscheinung mehre Minuten angehalten und das Gas sich in der Luft zerstreut hat, sinkt das Wasser auf seinen früheren Stand zurück. Auch Bergöl tritt zuweilen aus Bohrlöchern hervor. Als man bei Burkesville in Kentucky in Amerika bohrte und bereits eine Reihe fester Schichten durchteuft hatte, erhob sich aus 200 Fuß Tiefe plötzlich ein Strahl von Bergöl 12 Fuß hoch über den Boden, der anfänglich 75 Gallonen in der Minute lieferte, aber schon nach einigen Tagen aufhörte. Als sich das Oel in den Cumberlandfluß ergoß und den Wasserspiegel überdeckte, versuchten die mit dessen Eigenschaften unbekannten Anwohner, ob es brennbar sey, und bei der Nahebringung von Feuer trat plötzlich der Fluß in lichte Flammen. Das Feuer schlug mächtig an den steilen Ufern empor und steckte die größten Bäume in Brand. Später brachte man durch Auspumpen noch einmal Bergöl herauf, was in den nächsten Jahren nicht mehr gelang. In den letzten 8 Jahren stieg dasselbe jedoch noch zweimal von selbst empor. Der letzte Fall ereignete sich am 4. Juli 1835 und dauerte 6 Wochen, so daß man 20 Tonnen sammeln konnte. Ein dumpfes Geräusch, wie von fernem Donner herrührend, begleitete das Ausströmen. Das Oel ist grün, wird an der Luft braun, riecht scharf und verflüchtigt sich rasch in hölzernen Gefäßen. Nicht selten bricht während des Abbohrens ein Wasserstrahl hervor, der durch seine Stärke Alles in Staunen versetzt. Hauptsächlich im ersten Momente, nach dem Durchsinken der letzten Decke eines unterirdischen Behälters, drängt sich die Wassermasse in solchem Maße hervor, daß für die Umgebungen nachtheilige Einflüsse oft nicht zu vermeiden sind.

Im Allgemeinen sind die tertiären Gebirgsformationen die besten zur Erbohrung von artesischen B., da in ihnen die Infiltration des Wassers bei weitem leichter vor sich geht, als in den älteren, u. sie große Distrikte an der äußersten Erdoberfläche beherrschen. Der plastische Thon u. der ihm zugehörige Sand, der Grobkalk, der kieselige und kalkige grüne Sand, welcher den Thon vom Grobkalke trennt, der spathige Kalkstein, die Gypse mit ihren Mergeln, die großen Mergel- und Thonablagerungen, die Mühlsteinschichten mit ihren Thonen, alle diese Glieder enthalten zwischen ihren Auflagerungsflächen nach den Höhen, in denen sie vorkommen, und nach ihren verschiedenen örtlichen Beschaffenheiten mehr oder weniger große Wassermassen, die hinsichtlich ihrer Eigenschaften und Substanzen, welche sie aufgelöst enthalten, eine bestimmte Uebereinstimmung zeigen. Die im grünen chloritischen Sande des Grobkalkes befindlichen Wasser sind von derselben guten Beschaffenheit, wie die in der Kreide. Die im Gypse vorkommenden aber enthalten viel desselben aufgelöst, deshalb lösen sie die Seife nicht auf und auch Schotengemüse lassen sich nicht in denselben kochen; ganz gleich verhalten sich die Wasser in den Thonmassen, auf denen die Gypse aufgelagert erscheinen. Die Wasser im Süßwasserkalke sind von verschiedener Beschaffenheit nach den Mergel- und Stinksteinflötzen, in welchen sie sich finden. Fehlen diese Flötze der Formation ganz, so sind die Wasser rein und süß. Treten aber die Stinkmergel zu häufig darin auf, so werden die Wasser schwefelwasserstoffhaltig. Die im thonigen Lehme der Mühlensteinschichten vorkommenden Wasser sind sehr gut und beinahe ganz rein, wenn nur der Boden, in welchen sie fallen, keine auflösbaren Bestandtheile hat. Die in mächtigen Bänken abgelagerten Massen von Flötzgebirgen, von dem älteren Flötzkalke bis zur Kreide herunter, enthalten zwar nicht so starke Wassermassen wie die Tertiärformationen, allein es finden sich dennoch in ihnen eine Menge wasserführender Schichten. In den Kalken treten eine große Zahl von Höhlen auf, die große Wassermassen eingeschlossen enthalten und unterirdische Seen bilden, welche wahre Bäche aus dem Inne-

ren der Erde entsenden; namentlich gibt der Rauchkalk reichhaltige Quellen, die, nach ihrem durch ein Bohrloch hervorgerufenen Aufsteigen zu urtheilen, aus sehr hochliegenden Einfallspunkten zu kommen schienen. Ist die Kreide durch Tertiärgebilde gedeckt und mehr dicht als los, so lassen sich beim Bohren in derselben Wasser erwarten. Zeigt sich dieselbe an der Oberfläche des Bodens, oder steht sie in geringer Mächtigkeit an, so ist sie gewöhnlich bedeutend zerklüftet, u. dann finden sich die wasserführenden Schichten erst in ihrem Liegenden, wo größere oder geringere Thonlager auftreten. Man thut deshalb gut, mit dem Erdbohrer bis auf jene Teufen niederzugehen, wenn man eine starke Quelle zu erbohren beabsichtigt. Ist die Kreide mit jüngeren Gebirgsschichten bedeckt, so kann man auch in ihren oberen Lagen beim Durchbohren derselben auf Wasser rechnen. In den Uebergangsgebirgsarten findet man weniger starke Ausströmungen von Wasser, als in den Flözgebirgen, obschon sie dort in einer Menge von Quellen ausfließen. Bei Bohrungen von artesischen B. in dieser Formation hat man hauptsächlich darauf zu sehen, daß man Scheidungen zweier Formationsglieder aufsucht und das Bohrloch bis dorthin niederstößt. Auch in ihnen sind Höhlenbildungen zu finden, die starke Wassermassen an die Erdoberfläche in kleineren und größeren Bächen entsenden. Die Wasser sind im Allgemeinen sehr rein und frisch. Bei den Urgebirgsarten dringt das Wasser nur schwer ein, und oft ist dies bei dichten, noch nicht zersetzten Gesteinen gar nicht möglich. Dessen ungeachtet findet man auch bei ihnen eine Menge von Quellen, obschon sie in der Regel nicht besonders wasserreich sind. Die Beschaffenheit der vorkommenden Wasser ist zwar verschieden, jedoch sind sie in der Regel sehr gut und gesund. Auch der Urkalk führt eine nicht unbedeutende Menge von Wassern. In neuester Zeit dehnt man die Bohrversuche auf Trink- und sonstige Nutzwasser auch auf die vulkanischen Gebirgsarten aus, indem dieselben wegen ihrer hygrometrischen Eigenschaften eine Masse von Wassern niederschlagen, sie jedoch auch sehr bald wieder in Quellen, die in der Regel nicht stark sind, abgeben.

Daß B., ähnlich den artesischen, den Alten nicht unbekannt gewesen, daß sie, obwohl in nicht vollkommener Weise, solche herzurichten verstanden, unterliegt keinem Zweifel. Olympiodorus, der Philosoph, welcher um die Mitte des 6. Jahrhunderts zu Alexandria in hohem Ansehen stand, erzählt von B., welche in einer der Oasen mitunter bis zu 500 Ellen Tiefe gegraben waren und aus deren Mündungen Wasserströme hervorschossen, die zum Bewässern der Felder verwendet wurden. In Frankreich schreibt man Domenico Cassini, dem berühmten Astronomen, welchen Ludwig XIV. an seinen Hof berief, das Verdienst zu, die Bohrbrunnen eingeführt zu haben; dem widerstreitet jedoch eine Angabe, nach welcher der erbohrte B. im Karthäuserkloster zu Lillers im heutigen Departement Pas-de-Calais von 1126 herrühren soll. Auch ist der Name „artesische B." von dem Umstande entlehnt, daß es besonders die Provinz Artois war, in welcher man seit langer Zeit eine eben so ausgedehnte als glückliche Anwendung vom Bergbohrer machte. In gewissen Gegenden Italiens, zumal um Modena, übte man die Kunst seit längst vergangenen Jahren. In England, das gegenwärtig sehr viele artesische B. besitzt, sind sie erst seit ungefähr 70 Jahren im Gebrauche. Zu Amsterdam wurde vor länger als 2 Jahrhunderten ein Bohrversuch angestellt. Auch die Russen sollen sich früher auf diese Kunst verstanden haben. In und um Wien sind Bohrbrunnen schon über ein Jahrhundert vorhanden. Jetzt ist die Gegend sehr reich daran; man zählte 1830 41 Springquellen. In Würtemberg wurde die erste Bohrung, um Salzsoolen zu finden, 1777 unternommen; sie lieferte die als Kurbrunnen so geschätzte Quelle zu Kannstatt. In Amerika gibt es ebenfalls seit langer Zeit erbohrte B. Zu Hartford in Connecticut findet sich ein durch Kunst hervorgebrachter Bach, dessen Wasser, welches seit hundert Jahren nicht aufgehört hat zu fließen, aus einem Bohrloche hervorquillt, das in einem 210 Fuß tiefen B. hergestellt und dessen Oeffnung vermittelst Schießpulvers erweitert worden ist. Einer der berühmtesten artesischen B. ist der von Grenelle zu Paris. Aus dem 7zölligen Bohrloche strömt das Wasser mit solcher Gewalt, daß dessen Menge täglich mehr als 4 Millionen Liters beträgt. Es bildet einen Bach von 2 Fuß Tiefe u. einer eben solchen Breite. Der Strahl steigt aus einer Tiefe von 1600 Fuß mit solcher Kraft, daß der Druck des Wassers auf dem Grunde dem Drucke von 50 Atmosphären gleich kommt. Dieser B. ist mit halbzölligen Eisenblechröhren ausgefüttert. Das Wasser ist warm, raucht an der Oberfläche im Winter wie eine heiße Quelle und das Thermometer steigt in ihm auf 29 Grad.

Vergl. Bonner, Vollständiger Unterricht über die Anlage der Bohrbrunnen, 2. Aufl., Münster 1831; Spetzler, Anleitung zur Anlage artesischer B., Lübeck 1831; von Bruckmann, Vollständige Anleitung zur Anlage, Fertigung und neueren Nutzanwendung der gebohrten oder sogenannten artesischen B., 2. Aufl., Heilbronn 1838; Paulucci, Das technische Verfahren bei Bohrung artesischer B., mit besonderer Rücksicht auf den dermaligen Stand der Brunnenbohrkunst in Frankreich, Wien 1838.

Brunnen, Dorf im schweizerischen Kanton Schwyz, in einer reizenden, von Obstbäumen und üppigen Wiesen bedeckten Gegend am Einflusse der Muotta in den vierwaldstätter See, mit 1600 Einwohnern; beträchtlicher Stapelplatz für die nach Italien von verschiedenen Seiten her gehenden Waaren, für welche sich eine besondere Niederlage (Suft) hier befindet. Hier beschworen 1315 nach der Schlacht bei Morgarten die drei Waldstädte ihren Bund auf ewige Zeiten, worauf sie den Namen „Eidgenossen" erhielten; in späteren Zeiten wiederholten sie hier ihre Zusammenkünfte, zuletzt 1814.

Brunnenfeier, Fest der Römer, der alten Deutschen und anderer alten Völker, ein Ausdruck der Dankbarkeit des Menschen für das göttliche Geschenk des fließenden, erquickenden Quells. Die Römer begingen ihre Fontinalia in der Mitte Oktobers. Auch die Perser widmeten den Brunnen religiöse Verehrung, und die alten Deutschen brachten Wäldern und Quellen ihre Opfer dar.

Aus dieser heidnischen Zeit stammen noch viele der heutigen Brunnenfeste, von welchen einige (z. B. in Lähnberg bei Weilburg 2c.) sogar kirchlich begangen werden.

Brunnenkresse, s. Nasturtium und Cardamine.

Brunnenröhren, Röhren von Holz, Blei, Eisen, Stein oder Thon, zur Leitung des Brunnenwassers. Hölzerne B. werden mittelst des stählernen Hohlbohrers, der Schnecke und des Schrotbohrers aus Eichen-, Kiefern-, Birken- u. Erlenholz gefertigt; gewöhnlich 10—14″ stark und 16—20′ lang. Verbunden werden die einzelnen Röhren zu einer fortlaufenden Wasserleitung, indem man dieselben an den Enden zuspitzt und in einander schiebt; oder durch eiserne 3—4″ lange, $^1/_8$—$^1/_4$″ dicke Zwischenröhren (Brunnenbüchsen). Bricht sich der Lauf der Röhren in einen Winkel, wo sie dann durch ein metallenes Knie verbunden sind, so erhalten die Brunnenbüchsen an jeder Seite eine Scheibe, welche an den Seitenflächen angenagelt wird. Bleierne Röhren sind ihrer raschen Oxydation wegen der Gesundheit höchst nachtheilig. Eiserne und steinerne B. sind die vortheilhaftesten. Die eisernen B. bestehen aus 2—5″ weiten, $^1/_2$″ starken und 3—5′ langen gegossenen Röhren, welche von innen und außen mit Pech überzogen und zusammengeschraubt oder in einander geschoben und mit Blei vergossen werden. Die steinernen B. sind aus 2—4′ langen Sandsteinen zusammengesetzt und werden durch Cäment verbunden. Die B. von Thon (irdene B., Teichel), gewöhnlich 3′ lang, müssen gut gebrannt und ziemlich tief im Boden hingelagert seyn, wenn sie ein scharfer Frost nicht schadhaft machen soll.

Brunnenstock, die in die Röhrfahrt senkrecht eingeschlagene Röhre, in welcher das Wasser aufsteigt und zum Ausfluß gelangt.

Brunnenstube, beim Bergbau der Raum, in welchem die Grubenwasser und Quellen zusammenfließen und wo sie dann abgeleitet werden; bei von der Natur gebildeten und zur Röhrenfahrt (s. d.) benutzten Quellen das um und über dieselben aufgeführte Mauerwerk. Letzteres hält gewöhnlich 4—6 Fuß ins Gevierte und 2 Fuß Dicke, ist überwölbt und mit einem Dach versehen. An der Seite, wo die Quelle zu Tage kommt, wird eine Thür und unter dieser, im Fall die Röhrfahrt das Wasser nicht hinlänglich abführte, eine Abflußröhre angebracht. Rings um die Brunnenmauer endlich legt man in einer Entfernung von 1—2 Fuß eine zweite Mauer an, oder führt einen Rasenbeleg darauf, zwischen welchem u. der inneren Mauer man alsdann durch Einrammeln fetten Thons die Thonkammer herstellt, durch welche die B. vor dem Eindringen des Regenwassers geschützt wird. Diejenige Röhre, welche das Wasser aus der B. in die Röhrfahrt leitet, muß, um Verunreinigung u. Verstopfung der Quellen zu verhüten, mit einem kupfernen oder eisernen Gitter versehen seyn.

Brunnenwasser (Quellwasser). Die B. haben unter einerlei Klima auch fast immer einerlei Temperatur. Die Ursache dieser unveränderlichen Temperatur ist, daß die Erdrinde, wenn sie einmal bis zu einem, der wärmenden Kraft der Sonnenstrahlen in jedem Breitengrade entsprechenden Wärmegrade gestiegen ist, im Sommer zu keiner bedeutenden Tiefe weiter erwärmt, auch im Winter weiter nicht abgekühlt werden kann, sondern bis zu einem gewissen Abstande von der äußeren Rinde eine Art von Mitteltemperatur behält; mehr nach dem Innern der Erde zu finden allmählige Veränderungen Statt. Diese Mitteltemperatur beträgt für Stockholm + 7°, für Paris + 12°,4, oder etwas weniger, und in wärmeren Ländern noch mehr. Die hervorbrechenden Quellwasser behalten diese Temperatur mit unbedeutenden Veränderungen, je nachdem sie eine längere oder kürzere Strecke durch die oberste, mehr von der Wärme der Atmosphäre unmittelbar abhängige Erdrinde durchlaufen. Auf ihrem Wege durch die Spalten der Berge und durch die innere Erdmasse lösen die Quellwasser eine Menge Stoffe auf, womit sie bei ihrem Hervorbrechen über Tag verunreinigt sind. Alle aus der Erde hervorkommenden Wasser sind ärmer an atmosphärischer Luft als Regen- und Flußwasser, aber reicher an Kohlensäure, welche eben dem Wasser seinen angenehmen Geschmack, seine erfrischende, labende Kraft verleiht; außerdem enthalten sie aufgelöst mehre, sonst in reinem Wasser unlösliche Stoffe, nämlich kohlensaure und phosphorsaure Kalk- und Talkerde, hin und wieder auch kohlensaures Eisen- und Manganoxydul. Außer diesen führt das B. noch Kieselerde, schwefelsauren Kalk (Gyps), oft auch schwefelsaure Magnesia und Kochsalz, nicht selten auch salpetersaure Salze und Ammoniaksalze, besonders kohlensaures Ammoniak. Endlich fehlen in dem B. selten aufgelöste organische Substanzen, welche die Möglichkeit bedingen, daß es faulen und Schwefelwasserstoffgas entwickeln kann. Auf welche Weise das Wasser mit diesen Stoffen imprägnirt wird, ist bis jetzt nicht genau ermittelt, denn manche Quellen enthalten gewisse Stoffe so reichlich, daß die Umgebungen des Laufes der Quellen sie unmöglich auch nur auf ein paar Monate lang mit einem solchen Vorrathe versehen könnten. So fließen z. B. mit dem karlsbader Wasser jährlich 746,884 Pfund kohlensaures Natron und 1,132,923 Pfd. schwefelsaures Natron hervor, ohne die übrigen beigemengten Stoffe zu rechnen. Wahrscheinlich kommen diese Wasser in Bergen herab, deren innere Masse durch das Wasser allmählig zerlegt und aufgelöst wird, wo das Wasser sonach einen chemischen Prozeß erregt, der es mit jenen Stoffen zuweilen in solcher Menge versieht, daß die Kunst es kaum nachzuahmen vermag. Daher muß der quantitative Gehalt solcher Wasser an fremdartigen Stoffen, nach Verschiedenheit der Umstände, verschieden seyn, und daher müssen sogar dergleichen Quellen nach längerer Zeit, wiewohl vielleicht oft nach mehren Jahrhunderten, ihren Gehalt bedeutend verändern, je nachdem die löslichen Stoffe entweder fortgeführt werden, oder in größerer oder geringerer Menge noch zum Auflösen vorhanden sind. Läßt man das B. einige Zeit offen an der Luft stehen, so verflüchtigt sich der Ueberschuß der Kohlensäure allmählig und die Erd- und Metallsalze, welche vermittelst dieser aufgelöst gehalten wurden, schlagen sich nieder. Dasselbe geschieht, wenn man das Was-

ser kocht. Aus dergleichen Erdsalzen besteht die Kruste (Kesselstein), welche sich in Theekesseln und ähnlichen Gefäßen absetzt, in welchen W. gekocht wird; schlagen sich diese Erden in den Quellen selbst oder in ihrem Ablaufe auf Steinen oder anderen Dingen, die im Wasser liegen, nieder, so bilden sie um dieselben eigene steinartige Krusten (Inkrustationen), die man auch Sinter oder Tuffe nennt. Hieraus ist ersichtlich, daß das W. in Folge seines Gehalts an Erd- und Metallsalzen u. s. w. zu vielen chemischen Zwecken untauglich ist. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man ein solches Wasser mit dem Namen „hartes Wasser“ und weiß, daß es weder zum Waschen noch zum Kochen gewisser Speisen benutzt werden kann. Uebrigens kommt auch W. von besonderer Reinheit vor, wie z. B. das Wasser der Rock- und der Nattersquellen oberhalb Innsbruck, worin Bischoff nur $^1/_{[illegible]}$ und $^1/_{18030}$ an fixen Bestandtheilen fand. Quellen, welche in Sand- oder Granitgebirgen, überhaupt in Gebirgsarten entstehen, welche dem Wasser wenig lösliche Theile darbieten, haben meistentheils ein sehr reines Wasser; so ist das laufende Quellwasser bei Heidelberg meistens so rein, daß es nur Spuren fixer Theile enthält und deshalb zu sehr vielen chemischen Zwecken ohne weitere Reinigung anwendbar ist. Die Tauglichkeit eines Quell- oder W.s zum Trinken ergibt sich am deutlichsten aus der Abwesenheit allen Geruches und durch den Geschmack, welcher rein erfrischend seyn muß. Jeder andere salzige oder metallische Nebengeschmack verräth das Vorhandenseyn des einen oder des anderen mineralischen Nebenbestandtheiles, sowie andererseits ein dumpfiger oder fauliger Geruch und Geschmack das Aufgelöstseyn organischer Entmischungsprodukte zu erkennen gibt. Daß ein gutes Trinkwasser vollkommen ungefärbt und krystallhell seyn müsse, versteht sich von selbst, auch darf es diese Klarheit durch Stehen an der Luft nicht verlieren. Dagegen setzen sich an die innere Wand des Gefäßes, worin man es frei stehen läßt, besonders in der Wärme, eine Menge kleiner Bläschen von Kohlensäuregas an, und das Wasser verliert in dem Maße an erfrischendem Geschmacke. Unter den zur Prüfung eines W.s anwendbaren chemischen Reagentien wirken Kalkwasser, reines und kohlensaures Alkali, Baryt-, Silber- und Bleisolution mehr oder weniger ein; je schwächer neben einem reinen Geruche und Geschmacke die Reaktionen, desto reiner ist das Wasser.

Die Reinigung des Wassers, welches zu verschiedenen ökonomischen Zwecken einer Läuterung bedarf, hat zum Zweck, dasselbe theils von mechanisch beigemengten Substanzen, theils von aufgelösten Erdsalzen zu befreien. Letzteres geschieht durchs Aussetzen an die Luft, wobei die Kohlensäure entweicht und die durch diese gelöst erhaltenen Erdsalze sich absetzen; ersteres sowohl durch ruhiges Stehen, wobei sich die fremden eingemengten Substanzen ablagern, als auch dadurch, daß man das Wasser durch hin- und hergehende Kanäle führt, welche durch eingesetzte feine Siebe von einander getrennt sind, durch welche die in dem Wasser suspendirt enthaltenen Stoffe so viel als möglich zurückgehalten werden, theils auch durch Filtriren, und zwar im Kleinen dadurch, daß man das Wasser durch ungeleimtes Fließpapier (Filtrirpapier), oder im Großen, daß man es durch eine Schicht groben Sand und Kohle fließen läßt. Der zu diesem Zwecke zu benutzende Sand muß nicht sehr feinkörnig, sondern grandartig seyn; auch gestoßene Backsteine können statt desselben angewendet werden. Dieser Sand dient, wie der Filter des Chemikers, als Träger der feinen Theilchen des Schlammes oder Niederschlages, welche sich zuerst auf seiner Oberfläche ablagern und dann die Schicht bilden, durch welche das Wasser wirklich filtrirt. Häuft sich bei fortgesetzter Operation der Schlamm so an, daß dadurch die Wirkung des Sandfilters aufhört, so wird die oberste Schicht bis auf einen oder zwei Zoll Tiefe weggenommen. Man hat auch eine aufwärts steigende Filtration durch eine Sandschicht versucht, aber man kann das Filter nicht auf die eben angegebene Weise reinigen. Zu chemischen und physikalischen Zwecken W. tauglich zu machen, reicht nur die Destillation hin. Die Blasen hierzu müssen zinnerne Helme u. Kühler haben, sonst wird das Wasser von einer Spur aufgelösten Grünspans kupferhaltig; auch Bleiloth ist im Kühlrohr zu vermeiden, da sich Bleioxyd leicht in destillirtem Wasser auflöst. Gläserne Destillirgeräthe für diesen Zweck sind nicht anwendbar, denn selbst Glas wird mit der Zeit angegriffen und verunreinigt wiederum das Wasser. Die zuerst übergehenden Antheile des destillirten Wassers müssen verworfen werden, weil sie Kohlensäure und Spuren von Ammoniak enthalten. Man destillirt ungefähr $^2/_3$—$^3/_4$ des Wassers ab. Bekanntlich hat Paris kein W., sondern man muß das Seinewasser zum Gebrauch in der Haushaltung anwenden. Um dieses zu reinigen, bediente man sich früher des Sandes, welchen man in große Gefäße aus Sandstein oder gebranntem Thon schüttete. Diese Fontaines sablées waren aber dem Zweck nicht genügend, denn sehr trübes Wasser wurde nicht völlig klar, auch verschlämmte sich der Sand bald, weshalb man genöthigt war, in jeder Haushaltung das Wasser nochmals mittelst sogenannter Filtrirsteine (pierres filtrantes), einer Art lockeren Kalksteins, zu reinigen. Später wendete man Lowitz' wichtige Entdeckung über die reinigende Wirkung der Kohlen auch auf die Reinigung des Wassers an. Smith und Cuchet nahmen ein Patent auf ihre Fontaines dépuratoires oder Filtres inaltérables. In Manchester ist der durchfließende Strom Irweil von hineingeschütteten Färbeflotten ganz schwarz; das Wasser wird durch Filtrirwerke, welche aus gemauerten, ganz mit Sand gefüllten, unterirdischen Räumen bestehen, so gereinigt, daß es für Kattundruckereien brauchbar wird. In England und Schottland reinigt man für Bleichereien selbst das gute Wasser kleiner Bäche, sowie das Wasser für Badeanstalten durchs Filtriren.

Brunnow, 1) Ernst Georg von, Verfasser von Novellen und thätiger Verbreiter der Homöopathie, geboren den 6. April 1796 zu Dresden als Sohn eines aus Kurland stammenden Offiziers, studirte 1815—1819 zu Leipzig, wo er Hahnemann kennen lernte, ward 1820 Assessor

beim Kollegium der Landesregierung, trat aber schon 1822 wegen eines Augenübels in den Privatstand zurück. Er übersetzte Hahnemanns „Organon der Heilkunde" ins Französische (Dresden 1824; 2. Aufl. 1832) u. schrieb: „Exposé de la reforme médicale entreprise en Allemagne par le Docteur S. Hahnemann" (das. 1824), „Traité sur les effets du café" (das. 1824), „Précis historique et littéraire de la méthode curative homoeopatique", (das. 1832); gab mit E. Stapf und W. Groß heraus: „Hahnemanni materia medica pura etc." (das. 1825 und 1826, 1. u. 2. Bd.). Außerdem schrieb er noch die Novellen: „Die neue Psyche" (Bunzlau 1837), „Der Obrist von Carpejan" (Lpz. 1844), das historisch-romantische Gemälde „Der Troubadour" (Dresden 1839, 2 Bde., 2. Aufl. 1843) und den umfassenden historischen Roman „Ulrich von Hutten" (Lpz. 1842—1843, 3 Bde.). Seine letzte Schrift war „Ein Blick auf Hahnemann und die Homöopathie" (Lpz. 1844). Er † den 4. Mai 1845 zu Dresden.

2) **Philipp von B.**, bekannter russ. Diplomat, Bruder des Vorigen, geb. den 31. Aug. 1797 zu Dresden, studirte von 1815—19 zu Leipzig und trat dann in russische Dienste, wo die Minister Nesselrode und Kapodistrias bald seine diplomatische Begabung erkannten. Zunächst im Departement des Auswärtigen angestellt, wurde er dem Staatsrath Stourdza beigegeben, um mit diesem einen Civilcoder für Bessarabien auszuarbeiten. Nachdem er darauf an den Kongressen zu Troppau und Laibach Theil genommen, fungirte er ein Jahr bei der Gesandtschaft in London als Sekretär u. ging dann zum Kongreß nach Verona. Nachdem er hierauf eine Zeit lang zu Petersburg gearbeitet, wohnte er 1828 und 1829 als Civilbeamter dem Feldzuge gegen die Türken bei. Nach seiner Rückkehr zum Staatsrath befördert und dem Grafen von Nesselrode unmittelbar attachirt, war er im Departement der auswärtigen Angelegenheiten thätig und wurde, nachdem er sich mit dem Geist der russischen Politik hinlänglich vertraut gemacht, 1839 mit dem Gesandtschaftsposten an den Höfen zu Stuttgart und Darmstadt, aber noch im Herbste desselben Jahres mit einer speciellen Mission nach London betraut, um in der damals obschwebenden orientalischen Frage eine Annäherung zwischen den Kabinetten von London und Petersburg anzubahnen. Im Frühjahr 1840 wurde er am Hofe zu London auf die Dauer akkreditirt, und unter seiner besonderen Mitwirkung kam hier der Vertrag vom 15. Juli 1840 zu Stande, wodurch in Folge des Einverständnisses der nordischen Großmacht mit England in der orientalischen Frage eine vorläufige Entscheidung herbeigeführt wurde. Auch in den späteren Negotiationen Rußlands mit England bewies sich B. als ausgezeichneter Diplomat. Nach dem Bruch zwischen England und Frankreich zu Anfang 1854 begab er sich nach Darmstadt, dann nach Berlin und wurde im Okt. 1855 zum Gesandten am Bundestage ernannt. Nach wiederhergestelltem Frieden nahm er als einer der hervorragendsten Diplomaten an den pariser Konferenzen Theil, zeigte dann der Königin von England die Thronbesteigung des Kaisers Alexander II. an und ward im Sommer 1856 zum Gesandten in Berlin ernannt.

Bruno, 1) der Heilige, der Apostel der heidnischen Preußen, aus dem Geschlechte der Herren von Querfurt, um die Mitte des 10. Jahrhunderts geboren, wurde durch ein Gelübde seiner Aeltern zum geistlichen Stande bestimmt und von dem seiner Zeit berühmten Philosophen Giddo erzogen. Frühzeitig Kanonikus zu Magdeburg, zeichnete er sich durch Frömmigkeit und gute Werke aus, trat dann in den Benediktinerorden und wurde von Kaiser Otto III. 995 dem Papst Gregor V. zu Hülfe und Rath nach Rom gesendet. Nachdem er diesem Papste durch alle Wechselfälle des Schicksals treu geblieben war, wählte er statt des ihm offenstehenden leichteren Wegs zu hohen Würden den beschwerlicheren eines Heidenbekehrers; er durchzog 999, 2 Jahre nach Adelberts Tode, mit zwei Mönchen, Johannes und Benedikt, ganz Preußen, über dessen wilde Bewohner seine umsichtige Sanftmuth mehr vermochte, als der schroffe Eifer seines Vorgängers. Da sich (seit 1004) während seines Aufenthaltes in Rom und am Hofe Heinrichs II., dessen Kaplan er geworden war, die Angelegenheiten der preußischen Mission immer mehr verschlimmerten, reiste er selbst wieder mit polnischer Unterstützung dahin, erntete aber statt der früheren Gunst überall nur Verfolgung und fand am 9. März 1008 mit 18 seiner Gehülfen den Tod. Herzog Boleslaw erkaufte lange nachher ihre noch unbeerdigten Leichname. Später wurde B. unter die Heiligen versetzt.

2) **B. von Köln**, der Heilige, der Stifter des Karthäuserordens, geboren um 1040 zu Köln als Sprößling eines alten edlen, noch im 18. Jahrhundert blühenden Geschlechts. In der Kollegialschule von St. Kunibert erzogen und zu Rheims in den Wissenschaften seiner Zeit gebildet, wurde er Kanonikus an dem Kollegium St. Kunibert und sodann Rektor der Domschule und Kanzler von Rheims. Die Sittenlosigkeit, welche unter den Geistlichen jener Zeit, namentlich in den Klöstern, nicht selten herrschte und hauptsächlich zu erneuertem und geschärftem Mönchthum hintrieb, bewog auch ihn, welchem vollends das ärgerliche Leben seines Erzbischofs vor Augen stand, der Welt zu entsagen und, angewiesen vom heiligen Hugo, Bischof von Grenoble, mit 6 Genossen in der wilden Gebirgskluft Chartreuse bei Grenoble seinen Aufenthalt zu wählen (1084). Hier in kleinen um ein Bethaus gebauten Hütten lebten sie in streng-ascetischer Gemeinschaft, aus welcher nachmals der Karthäuserorden hervorging. Sein ehemaliger Schüler, Papst Urban II. (früher Odo), rief ihn 1090 nach Rom; aber das eigennützige und sinnliche Leben der Geistlichkeit verabscheuend, schlug er das ihm angetragene Erzbisthum von Reggio aus u. baute 1094 eine neue Karthause bei della Torre in Kalabrien, wo er 1101 †. Mit Leo's X. Erlaubniß wurde ihm 1514 von den Karthäusern eine eigene Messe gestiftet, welche 1623 von Gregor XV. auf die gesammte katholische Kirche ausgedehnt wurde. B. wurde darauf 1628 unter die Zahl der Heiligen versetzt. Von den ihm beigelegten Schriften (Paris 1524, Köln 1611) werden nur die beiden Kommentare über die Psalmen und die Briefe des Paulus, sowie einige Briefe für ächt gehalten.

3) **B. der Große**, Erzbischof von Köln und

Herzog von Lothringen, dritter Sohn König Heinrichs I. und Bruder Kaiser Otto's I., ein gewandter Staatsmann und einflußreicher Beförderer wissenschaftlicher Studien unter der Geistlichkeit, erhielt seine Erziehung erst bei dem Bischof Baldrich von Utrecht und später bei dem Bischof Israel Scotigena und von mehren griechischen Gelehrten und wurde, nachdem er herangewachsen, von Otto in die königl. Pfalz gerufen, wo er eben so wohl durch seinen Scharfsinn, seine Beredsamkeit und seine seltenen Kenntnisse, als durch seinen milden und frommen Sinn bald eine sehr hervorragende Stellung einnahm, viele der weltlichen und geistlichen Großen durch seinen Umgang heranbildete und eine förmliche Schule von Geistlichen um sich sammelte. Später von seinem königlichen Bruder zum Erzbischof von Köln und Erzkanzler ernannt, begleitete er denselben auf seinem ersten Kriegszuge nach Italien und bewies sich in der Folgezeit, als mehre von den nächsten Verwandten Otto's I. sich gegen diesen empörten, als dessen treuesten Anhänger. Daher ernannte ihn Otto, nach Absezzung seines aufrührerischen Schwiegersohnes Konrad, 954 zum Herzog von Lothringen, das unter ihm in 2 Herzogthümer, Ober- und Niederlothringen, eingetheilt ward. B.'s hohe geistige Befähigung fand auch auswärts Anerkennung. Um ihn versammelten sich Gelehrte aus vielen fremden Ländern, sogar aus Griechenland. In den Zwistigkeiten zwischen Otto I., Lothar von Frankreich u. den Söhnen des Herzogs Hugo wurde er nach Frankreich berufen, wo er zu Rheims den 11. Okt. 965 †. Man schreibt ihm Kommentare über die 5 Bücher Mosis und einige Biographien von Heiligen zu. Sein Leben beschreibt Runtger, „Vita Brunonis", gedruckt in Leibnitz' Scriptores rerum Brunsvicensium.

4) B., deutscher Geschichtschreiber, in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts Mönch in einem sächsischen Kloster, schrieb eine, durch zahlreiche Urkunden und Aktenstücke besonders schätzbare „Historia belli Saxonici", die von 1073—82 reicht u. für Gregor VII. Partei nimmt, handschriftlich in der pauliner Bibliothek zu Leipzig u. abgedruckt in Frehers „Scriptores rerum germanicarum" (1. Bd.) u. in der „Magdeburger Chronik" mit Hinweglassung der Urkunden fast ganz abgeschrieben.

5) Giordano B. (Jordanus Brunus), berühmter Philosoph des 16. Jahrhunderts, besonders als Vorläufer der neueren pantheistischen Systeme merkwürdig. Geboren zu Nola im Neapolitanischen, trat er frühzeitig in den Dominikanerorden, beschäftigte sich aber trotzdem eifrig mit dem Studium der Mathematik und Philosophie. Seine freimüthigen Aeußerungen gegen stehende Lehren der katholischen Kirche, namentlich gegen die Transsubstantiation und die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria zogen ihm oft Strafen zu. Daher floh er 1580 nach Genf, fand aber auch dort bei den orthodoxen Calvinisten Lehren, die er bestreiten mußte, sowie schroffe Unduldsamkeit. Daher wanderte er nach Lyon, von da nach Toulouse und 1582 nach Paris, wo er ohne Professur philosophische Vorträge hielt, aber bald mit den blinden Anhängern des Aristoteles in heftigen Streit gerieth. In Paris gab er auch seine an muthwilligen Einfällen und stark komischen Zügen reiche Komödie „Candelajo" (der Lichtzieher), sowie einige philosophische Schriften, größtentheils Bearbeitungen der Logik und Mnemonik von Lullius, heraus. Bedrängt von den Aristotelikern, begab er sich 1583 nach London. Dort fand er an dem französischen Gesandten Michel de Castelnau, Herrn de la Mauvissière, einen Gönner und bei demselben einen Kreis von Männern, in welchem er sich über das Denken und Treiben seiner Zeit mit Originalität und Kühnheit, Tiefe u. Scharfsinn frei äußern durfte. Das Resultat seiner damaligen Studien ist das Werk „Spaccio de la Bestia trionfante" (Paris 1584, englisch von Toland 1713, französischer Auszug unter dem Titel: „Le ciel reformé" vom Abbé Louis Valentin de Vaugny, 1750), eine witzige, aber etwas schwerfällige Allegorie, welche sich auf die kirchlichen Zustände bezieht. Da sich nämlich Jupiter über die Vernachlässigung des Gottesdienstes beklagt, zu deren Abhülfe er eine Götterversammlung bestellt hat, behauptet Momus, die Ursache liege darin, daß die Sternbilder Namen von Göttern führten, die durch ihre Abenteuer den Menschen verächtlich geworden wären, und macht den Antrag, daß die Sternbilder Namen von Tugenden erhalten sollten, worüber denn so berathschlagt wird, daß die Bezüglichkeiten auf das damalige reformatorische Zeitalter nicht zu verkennen sind. Ferner schrieb er zu London seine Tischgespräche „La Cena delle Ceneri", in welchen er als Vertheidiger des kopernikanischen Weltsystems und mit der Behauptung von der Mehrheit der Weltkörper auftrat; sodann aber seine wichtigsten, die Hauptsätze seiner Weltansicht enthaltenden Werke: „De la causa, principio et uno" und „Del infinito, universo e mondi". Im Jahre 1585 ging er abermals nach Paris, wo er die Aristoteliker heftiger, als je vorher, angriff. Mit Mühe rettete er sich vor ihrer Rache nach Wittenberg, wo damals unter Kurfürst Christian I. die Philippisten an das Ruder gelangt waren und mit größerer Duldsamkeit zu herrschen begannen. Es wurden ihm hier mathematische, physikalische und philosophische Vorträge erlaubt, ohne daß er zum Lutherthum sich bekannte. Aber gerade hier blieb er mit seiner Gotteinheit u. Allheit durchaus unverstanden, und schon 1588, nach einer öffentlichen Abschiedsrede („Oratio valedictoria ad auditores in acad. Viteberg."), wandte er sich nach Prag, wo er ein neues Werk über die lullische Kunst u. „Articuli centum et sexaginta contra mathematicos et philosophos" herausgab. Die Herzöge von Braunschweig, Julius und Heinrich Julius, zogen ihn nach Helmstädt und ertheilten ihm daselbst eine Professur mit Gehalt. Wir haben aus dieser Zeit von ihm eine Trauerrede auf den Tod des Herzogs Julius („Oratio consolatoria habita in acad. Jul.", Helmstädt 1589). Schon im nächsten Jahre (1590) ging er, wahrscheinlich weil man ihn nicht verstand, nach Frankfurt a. M., von wo er aber, noch während er mit dem Drucke seiner letzten Schriften beschäftigt war, aus unbekannter Ursache sich entfernen mußte. Sein Verhängniß trieb ihn darauf wieder nach Italien. Hier lebte er seit 1592 zu Padua anfangs unangefochten, bis

er plötzlich 1598 von der Inquisition aufgehoben, nach Venedig und von da nach Rom gebracht wurde, wo er 2 Jahre lang im Kerker schmachtete. Nicht sowohl seine theistische All-Einslehre, als die Behauptung, daß die Erde sich um die Sonne bewege, dieselbe, welche nach ihm dem Galilei so viele Leiden zuzog, ferner seine unumwundenen Angriffe gegen die aristotelische Philosophie, sowie mannigfache Aeußerungen gegen die Mönche u. stehende Lehren der Kirche mochten den Ernst der Inquisition gegen ihn waffnen. B. sollte widerrufen, noch bis zum letzten Augenblick konnte er sich durch einfachen Widerruf retten; er verschmähte es aber, seine Ueberzeugung zu verleugnen, u. so wurde ihm am 9. Febr. 1600 das Urtheil verkündigt, als Apostat, Ketzer u. Abtrünniger vom Ordensgelübde auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Am 17. Febr. erfolgte die Urtheilsvollziehung. Die poetische Richtung seines Geistes erhebt B. nicht allein, wo der Stoff ihn anregt, zu wahrer Begeisterung, sondern hat auch auf die ganze Form seiner metaphysischen Schriften Einfluß gehabt, welche, wenn nicht in Dialogenform, metrisch abgefaßt und mit erklärenden Anmerkungen in Prosa begleitet sind. Sein Witz verleitete ihn zu manchen Spielereien, wie sein Scharfsinn zu Grübeleien und Spitzfindigkeiten, die Feindschaft gegen die Aristoteliker gab ihm noch vollends hiezu ein weites Feld in der Erläuterung und Vervollkommnung der lullischen Kunst. Die Hinneigung zur Magie und Astrologie, ungeachtet seiner tiefern Einsicht in die Natur, findet im Charakter seines Zeitalters ihre Erklärung. Er bildete mittelst geschickter Benutzung der Lehrbegriffe des aristotelischen, stoischen und platonischen Systems eine von den Emanationsvorstellungen des Neuplatonismus gereinigte und von den Satzungen der Kirche unabhängige theistisch modificirte All-Einslehre. Die Gottheit ist ihm die erste Materie, das unkörperliche und übersinnliche Princip aller körperlichen und unkörperlichen Dinge und die Quelle und Urform aller Formen, die allgemeine Substanz und Kraft, der allgemeine Verstand, die Seele und das Leben des Weltalls. Dieses Urwesen erzeugt, indem es seine Einheit von Ewigkeit her im Raum und in der Zeit entwickelt, die Mannigfaltigkeit der Einzelwesen, nimmt aber dadurch, daß es zahllose Gattungen und Arten hervorbringt, für sich selbst weder Zahl noch Maß, noch Verhältniß an, gestaltet die Materie von innen heraus und ruft abwechselnd die Gestalten, welche es aus der Werkstätte der Natur hat hervorgehen lassen, wieder in das Innere der Materie zurück. Da Gott aber durchaus einfach ist und keine Zusammensetzung und Verschiedenheit in ihm Statt findet, mithin das Seyn, die Macht, die Handlung, die Weisheit, die Güte und der Wille Eins und Dasselbe ist, so ist die göttliche Wirksamkeit nicht weniger der Ausdruck der höchsten Intelligenz und Freiheit, als der unabänderlichen Nothwendigkeit. Von Ewigkeit her geht das Weltall aus dem Urgrunde hervor als eine Mittheilung der unendlichen Güte, als die sich stets gleich bleibende Handlung der Allmacht, als äußere Darstellung des inneren Wesens. Alle besonderen Dinge tragen einen Theil der geistigen Substanz in sich und daher ist in allen der Lebenskeim vorhanden, der unter angemessenen Bedingungen in dem Körperstoffe sich als Leben der Pflanze oder des Thieres entwickelt. Weil aber der menschliche Geist zu ewiger Fortdauer bestimmt ist, so wird sein Verlangen nie durch das Gute befriedigt, was ihm hienieden zu Theil geworden. Die neuere Zeit hat B. wieder aus seiner Vergessenheit hervorgezogen; Schelling hat seinem Gespräche über das göttliche und natürliche Princip der Dinge B.'s Namen gegeben, Steffens hat besondere Vorlesungen über ihn gehalten, in neuester Zeit ward sein Name in den Kämpfen zwischen Theologie und Philosophie mehrfach genannt. Die Originalausgaben seiner Schriften sind sehr selten; die italienischen sind von Wagner in den „Opere di B." (2 Bde., Leipzig 1830) mit Einleitung herausgegeben, die lateinischen von Gfrörer in dem „Corpus philosophorum" (Stuttgart 1834 f.) zum Theil gesammelt. Vgl. Bartholmès, Jord. Bruno de Nola, 2 Bde., Paris 1846; Clemens, Giordano B. und Nikolaus von Cusa, Bonn 1847.

Brunolsäure, eine der vielen durch Zersetzung des Brandöls von Steinkohlen erhaltenen Säuren (s. Steinkohlen).

Brunon, s. v. a. Titanit.

Brunst (aestus venereus), die höchste Aufregung des thierischen Geschlechtstriebes, wie sie in der sensiblen, der irritablen u. vegetativen Sphäre des Lebens zur Erscheinung kommt. Als innere Empfindung ist die B. ein unruhiges Gefühl der Sehnsucht u. des Verlangens, welches die Phantasie zur Bildung wollüstiger Vorstellungen erregt, die sich in edleren oder niederen Formen auf Geschlechtsverhältnisse beziehen; in höheren Graden kann sich dieses Gefühl bis zur Wuth steigern. Dagegen ist der äußere Sinn theils weniger empfindlich, theils die Anschauung und Aufmerksamkeit mehr auf geschlechtliche Gegenstände beschränkt und von anderen abgezogen. Auch das Bewegungsleben ist während der Aufregung des Geschlechtstriebes in einer erhöhten Spannung, alle Bewegungen erfolgen mit mehr Kraft und Leichtigkeit, besonders wenn dem Triebe eine mäßige Befriedigung gewährt ist, wo im Gegentheil eine allgemeine Trägheit und Abspannung die Bewegungsorgane befallen kann. Im vegetativen Leben zeigt sich eine allgemeine Aufregung der Lebensfunktionen, besonders derjenigen, welche sich auf die Sekretion der Zeugungssäfte beziehen. Insgemein sind das Athmen, die Blutbewegung und die Wärmeentwickelung verstärkt, dagegen die nutritiven Funktionen zurückgesetzt; nur in der Geschlechtssphäre erscheint das vegetative Leben centrirt und zieht alle übrigen Thätigkeiten des individuellen Lebens in seinen Dienst. Die B. kommt im strengsten Sinne nur bei Thieren vor, und zwar um so regelmäßiger periodisch und in Uebereinstimmung mit den äußeren Naturverhältnissen, je niedriger die Thierklassen sind. Im Allgemeinen tritt die B. nur in der Akme der Entwickelung des vegetativen und thierischen Lebens hervor. Bei vielen Geschlechtern offenbart sich diese Epoche besonders im männlichen Geschlechte durch allerlei Auswüchse im Hautsystem und in den hornartigen Gebilden. Aber auch

der gesammte chemisch-organische Prozeß scheint etwas abgeändert, welches durch den eigenen Geschmack des Fleisches, durch die eigenthümlichen Gerüche und Absonderungen sich manifestirt. Bei den Vögeln zeigt sich besonders eine Veränderung in der Stimme u. eine stärkere Entwickelung des Singvermögens; aber auch bei Säugethieren wird der Ruf stärker u. mannigfaltiger. Psychisch endlich zeigt sich der Instinkt durch Betäubung der äußeren Sinne, durch erhöhten Muth u. durch heftige Verfolgung der Zwecke des Geschlechtstriebes. Beim Menschen erscheint dieser Trieb, unter der edlen Form der Liebe von der Vernunft geleitet, als eine sanfte Erhöhung der Gemüthsthätigkeit, die jedoch, wenn sie zur Leidenschaft erwachsen ist, ihn leicht unter die Grenzen des Thieres hinabzieht.

Brunswick, 1) plattdeutscher Name von Braunschweig. — 2) Stadt im nordamerikanischen Freistaat Maine, Grafschaft Cumberland, 30 englische Meilen südwestlich von Augusta, am südlichen Ufer des Androscoggin River, an dem durch seine Wasserkraft ausgezeichneten Penobscotfall, hat 9 Kirchen, eine Post, zwei Akademien und 4500 Einw. Das Bowdoincollege wurde 1794 begründet, 1802 reorganisirt u. 1820 die mainemedicinische Schule damit verbunden; es hat eine Bibliothek von 20,000 Bänden u. physikalische u. naturhistorische Kabinette. — 3) (Nord-B.), Ort im nordamerikanischen Freistaat New-Jersey, Grafschaft Middlesex, hat 10,000 Einw., ein Kollegium, 1770 gegründet, mit Bibliothek, eine deutsch-reformirte theolog. Schule, 1784 gegründet.

Brunswigia, Pflanzengattung, diejenigen Arten von Amaryllis (s. d.) enthaltend, welche sich durch dreiflügelige Kapseln unterscheiden. Die Gattung ist dem Herzog von Braunschweig zu Ehren genannt, wurde von mehren Botanikern verworfen, hat sich aber durch R. Brown behauptet. Ausgezeichnete Zierpflanzen sind: B. falcata *Ker.*, mit etwas zusammengedrücktem, gegen 10″ hohem Schaft mit sparrig ausgebreiteter, vielblumiger Dolde u. prächtigen, weißen, dann rosenrothen, sehr wohlriechenden Blumen; B. Josephinae *Red.*, mit bis 25″ hohem, zusammengedrücktem, grünem Schaft mit prachtvoller, oft 40—60- und mehrblumiger, sparriger Dolde rother Blumen; B. multiflora *Heist.*, mit 1 Fuß u. darüber hohem Schaft und im Winter austreibenden, im Sommer abfallenden Blättern u. mit einer rundlichen, sehr reichen Dolde rother, prächtiger Blumen; B. Radula *Ker.*, mit vor den Blättern treibendem, rundem, kurzem Schaft mit sparriger Dolde zahlreicher purpurrother Blumen.

Bruntrut (Brunentrut, lat. Brundusia u. Pons Ragnetrudis), Amtsstadt im schweizerischen Kanton Bern, auf einer Anhöhe an der Hall (Halle, Alaine) in schöner und fruchtbarer Gegend gelegen, deren Klima jedoch ziemlich rauh ist. Hauptgebäude sind das alte Schloß, vormalige Residenz der Bischöfe, mit dem alten Thurme Refousse, welcher römischen Ursprungs seyn soll, die Halle (l'Hôtel des Halles), unter der französischen Republik Sitz der Präfektur, das Rathhaus, das Collège, das Hospital der barmherzigen Schwestern und die Pfarrkirche St. Stephan mit einem schönen Altarblatt. Die Stadt hat 3000 Einw., Gerbereien, eine Tuch- u. eine Waffenfabrik, Bierbrauereien und Kleinhandel. Für den dasigen Aufenthalt der Römer sprechen aufgefundene Waffen und Münzen derselben. Von 1527—1792 stehende Residenz des Bischofs von Basel und seiner Oberbehörden, wurde es hierauf Hauptstadt der ephemeren rauracischen Republik, dann Präfektursitz des französischen Departements Du Mont-Terrible. B. ist Geburtsort des französischen Geschichtschreibers Pierre Matthieu.

Bruny, Insel an der Südostseite von Vandiemensland im Australocean, unter 43° 21′ Br. und 165° 13′ L. von Ferro, durch die Straße d'Entrecasteaux von Vandiemensland getrennt, besteht aus zwei Halbinseln, welche durch die schmale Landenge S. Alignan verbunden sind, an deren östlicher Seite sich die Adventure, auf der westlichen die Isthmusbai befindet. Das Innere ist hügelig und hochbewaldet; das Thierreich enthält verschiedene Arten von Vögeln, Känguru u. andere eigenthümliche Thiere. Das Meer liefert zahlreiche Fische, welche den Einwohnern als hauptsächliche Nahrung dienen. Diese selbst, in geringer Zahl vorhanden, gleichen im Aeußeren den Vandiemensländern, bewohnen niedere Hütten, gehen ganz nackt, tättowiren sich äußerst phantastisch und sind grausam und falsch.

Bruscamente (ital.), barsch, trotzig, abstoßend, bezeichnet in der Musik eine gewisse Schärfe und volle Artikulation der Töne.

Brussa (Brusa, Bursa, Prusa), die alte Residenz der türkischen Sultane, die dritte Stadt des Reiches, jetzt Hauptstadt des Sandschakats Khodawendkiar, im türk. Ejalet Natolien, liegt am Fuße des mysischen Olympus und am Flüßchen Nilufar und bildet einen 1½ Stunden langen, aber meist kaum 20 Minuten breiten Häusergürtel. Die eigentliche Stadt liegt zum Theil auf senkrecht abgeschnittenen Felsen, ist mit starken Mauern und Wällen umgeben und wird von einem sehr alten Kastell mit cyklopischen Mauern, das auf einem andern Felsen liegt, beherrscht. Zu den merkwürdigsten Bauwerken gehören außer den zwei Palästen des Sultans 365 Moscheen, worunter sich besonders die sogenannte große Moschee (Ulu-Dschami), die von den drei Sultanen Murad I., Bajesid I. und Mohammed I. erbaut worden ist, sowie die Moschee Jeschil Imaret (d. i. die grüne Stiftung, so genannt von ihren ehemals mit persischem Porzellan bekleidet gewesenen Kuppeln) durch imposante Bauart und die Pracht der dazu verwendeten Marmorarten auszeichnen. Ferner hat B. drei griechische Kirchen und eine armenische, sowie mehre Synagogen, ist Sitz eines Pascha, eines Richters (Molla), der als dritter Richter des Reichs nur von den Richtern von Adrianopel und Konstantinopel überragt wird, ferner des Mufti und Vorstehers der Emire, sowie eines griechischen und eines armenischen Erzbischofs, endlich vieler Mauthbeamten und einer zahlreichen Polizei. Von ganz besonderer Bedeutung ist die Stadt den Türken durch die vielen berühmten und prachtvollen Grabmäler; es ruhen nämlich hier die 6 ersten Sultane Osman, Urkhan, Bajesid, Murad I., Murad II. und Mohammed I. unter stattlichen Mausoleen; dann die ersten Wessire und Beglerbegs des Reiches, unter andern Dschenderell und



BRUSSA

Timurtasch, dann die folgenden Wessire u. Muftis, wie der Eroberer Cyperns, Kodscha Mustapha-Pascha, und der gelehrte Geschichtschreiber Asif Efendi. Um die Mausoleen der ersten Sultane und Heiligen gruppirt sich ein halbes Tausend von Gräbern berühmter Wessire, Paschas, Scheiche, Lehrer, Redner, Dichter, Aerzte und Musiker. Die berühmten warmen Quellen, die bei B. in den Abhängen des Olymp entspringen, liegen sämmtlich im Südwesten der Stadt und entspringen dem Kalabak Daghy, dem nordwestlichsten Ausläufer der Hauptkette jenes Gebirges. In einer Erhebung von 2 — 400 Fuß über dem Meeresspiegel treten hier mehr denn ein halbes Dutzend starkströmender Wasser von mehr oder minder heißer Temperatur und verschiedener Zusammensetzung zu Tage u. richten auf einer Landesfläche, welche kaum mehr als eine Viertelmeile (preuß.) breit ist, ihren Lauf nordwestlich dem Nilufar zu. Der Wasserreichthum, den sie unaufhörlich spenden, ist so groß, daß außer den großen öffentlichen noch viele hundert Privatbäder davon gespeist werden können. Neuerdings wurden diese Quellen mehrfach von europäischen Aerzten chemisch analysirt. Am berühmtesten und besuchtesten ist das große und kleine Schwefelbad (Büjük und Kutschuk Kökürdli), für die kleinasiatischen Griechen einer der heiligsten Wallfahrtsorte, weil der griechische Heilige Patricius hier von einem römischen Prokonsul, weil er sich weigerte, den Göttern zu opfern, in die siedend heiße Schwefelquelle geworfen worden seyn soll. Das Wasser ist klar, aber lichtgelb gefärbt u. hat eine Temperatur von 65° R. Die Aerzte stellen seine Wirkung denen der Quelle von Gastein gleich und empfehlen den Gebrauch bei allerlei chronischen Hautkrankheiten und Rheumatismen. Nach der chemischen Analyse findet sich am stärksten Schwefelhydrogen, dann schwefelsaurer Kalk und schwefelsaures Magnesium, endlich doppeltkohlensaurer Kalk, Kohlensäure und chlorsaurer Kalk als seine Bestandtheile. Das größere Badehaus ist in ziemlich verfallenem Zustande, während das kleinere reinlich gehalten wird und erst vor Kurzem ausgebaut worden ist. In großem Ruf stehen auch die Quellen von Kara Mustapha und Yeni Kaplidscha. Das Wasser der letztern ist schwach gelb gefärbt und wird seiner Zusammensetzung gemäß, in der doppeltkohlensaurer Kalk, schwefelsaure Soda, schwefelsaures Magnesium und Kohlensäure vorwiegen, bei nervösem Kopfweh, Krämpfen und allen chronischen Rheumatismen am meisten angerathen. Es hat eine Temperatur von 65½° R. Dagegen ist die Quelle Kara Mustapha (der „schwarze" Mustapha) nur 34—35° R., und obgleich sie im Wesentlichen dieselben Bestandtheile wie jene, nur mit größerem Vorwiegen des doppeltkohlensauren u. schwefelsauren Kalks besitzt, ganz ungefärbt. Für die gichtischen Uebel und jede körperliche Alteration, die aus psychischen Leiden hervorgeht, ist der Gebrauch dieses Wassers am meisten angezeigt. Beide Quellen verdanken ihre Ueberdachung der Regierungszeit Suleimans des Großen, der durch das Baden in diesen Quellen vom Podagra befreit ward. Während Hammer die Bevölkerung von B. noch auf 100,000 Seelen schätzen konnte, beträgt sie jetzt noch keine 80,000 Seelen. Unter diesen sind gegenwärtig über 10,000 Armenier, 6—7000 Griechen, ein paar tausend (spanische) Juden und mehre hundert Franken. Einige Quartiere, wie Shert-Baschi (armenisch), Baluk-Basar (griechisch), Jehudi Mahalle (wie der Name schon sagt, jüdisch), Abdul Murad Mahalle, sind ausschließlich von Rajahs bewohnt, die auch manche Handthierungen allein treiben und auf sie sogar ein Monopol besitzen. Unter den ganz unserem deutschen alten Zunftwesen entsprechend organisirten Innungen ist die der Schlächter ausschließlich griechisch, während Bäckerei und Pantoffelmacherei den Türken reservirt blieben. Die Seidenfabrikation wird im größten Maßstabe in den mit allen europäischen Maschinen, Webstühlen, Haspeln neuester Konstruktion wohlversehenen Fabriken der reichsten armenischen Bankiers von Konstantinopel betrieben, so daß troß des bedeutenden Verbrauchs westeuropäischer, namentlich schweizerischer Mousseline im Orient die Seidenproduktion von B. einen gegen früher noch gesteigerten Ertrag abwirft. Außer den Hemden aus Dünntuch (Burundschik) sind gegenwärtig die beliebtesten Brussazeuche die entweder gestreiften oder blumendurchwirkten Kutni leichterer oder festerer Qualität. In Knüpftüchern liebt man prahlende Farben, besonders Ponceau oder Orangegelb, der Grund mit sehr zarten palmenartigen Dessins durchwoben. Die schweren Damenkleider, durch die B. ihrer Unverwüstbarkeit wegen auch bei den Europäerinnen in der Levante eines so guten Rufs sich erfreut, findet man meist klein geblümt und in dunkeln Grundfarben: Rothbraun, Grauschwarz, Violetgrün. Die pompösen Seidensammte (Kutife), welche auf den Divanen der kaiserlichen Schlösser eine so große Rolle spielen, können in Güte der Arbeit, in Glanz der Farben und in gefälliger Zeichnung sich mit dem Besten messen, was die Fabriken von Lyon und Wien hervorbringen. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient heutzutage die Weinproduktion B.'s, die zwar schon früher bedeutend war, aber erst durch die Unternehmungen einiger fränkischen Häuser ein bedeutender Exportartikel geworden ist. Der von deutschen Maschinen gepreßte und von deutschen Küfern gekelterte „Olympwein" wird in Masse in das Innere des russischen Reichs versandt. Unter den Handwerkern finden sich außer den Seidenwirkern besonders tüchtige Uhrmacher u. Schmiede. Ein französischer Entrepreneur hat ein stattliches Mühlwerk aufführen lassen, woraus nun die halbe Stadt mit Mehl versorgt wird. In merkantilischer Hinsicht ist B. ein Hauptemporium von Vorderasien. Karawanen kommen aus dem Innern an mit reichen Ladungen von Gummi, Seide und Früchten, die B. dann auf eigenen Schiffen von Mudania aus über Konstantinopel weiter nach Europa versendet. An Rohseide allein werden von B. jährlich 3—4000 Ctr. verfahren. B. liegt in reizender Umgebung; ein üppiger Baumwuchs, bestehend aus Platanen, Eichen, Kastanien, Pappeln, Nußbäumen, Pinien, Cypressen, Fichten und Tannen umgibt die

Stadt, die von dem schneebedeckten Gipfel des Olymp überragt wird. Berühmt sind die Trauben, Maulbeeren, Birnen, Aprikosen, Kirschen u. Kastanien, die bei der Stadt gezogen und in Menge nach Konstantinopel gebracht werden.

B., das alte Prusa, wurde von Hannibal, als Gastfreund des Königs Prusias von Bithynien, bewohnt. In der Mitte des 10. Jahrhunderts ward es von Seifeddewlet (d. i. Reichsschwert), dem Fürsten des arabischen Stammes Hamdan, nach einjähriger Belagerung erobert u. geschleift. Erst die byzantinischen Kaiser bauten es wieder auf. Osman, der Gründer des osmanischen Reichs, belagerte B. von 1317 an. Aber erst nachdem er zwei feste Schlösser zu beiden Seiten der Stadt gebaut und von ihnen aus die Einwohner B.'s 10 Jahre lang bedrängt hatte, gelang es seinem Sohne Urkhan, nach einem kühnen Sturm der Stadt durch Vergleich sich zu bemächtigen. Sultan Urkhan verlegte seine Residenz nach B., und nun entstanden hier alle jene Moscheen, Schulen und Klöster, welche noch jetzt die Stadt zu einer der gefeiertsten des Orients erheben. Auch wurde um diese Zeit von Lala-Schahin, dem Feldherrn Urkhans und Murads I., die unter dem Namen Lala Schahinije berühmte hohe Schule zu B. gestiftet. Nachdem Murad I. 1365 die Residenz nach Adrianopel verlegt hatte, wurde B. Hauptstadt eines Sandschakats und von Bajezid I. mit Mauern gegen künftige Ueberrumpelungen (1394) versehen. Nach der Schlacht von Angora (1402) wurde B., wohin sich der älteste von Bajezids Söhnen, Suleiman, geflüchtet hatte, von Timurs Heer unter Anführung von Mirsa Mohammed Sultan, Timurs Enkel, geplündert u. dann verbrannt. Isa, einer der Söhne Bajezids I., war nach der Schlacht von Angora in die Gegend von B. entflohen, wo er ein Jahr lang verborgen lebte, bis er kurz vor Bajezids Tode oder unmittelbar nach demselben, mit Hülfe des aus der Gefangenschaft entlassenen oder entkommenen Beglerbegs Timurtasch, in B. selbst seinen Thron errichtete. Gegen ihn zog sein Bruder Mohammed mit Heeresmacht; zu Ulubad, am See gleichen Namens, kam es zu einem Treffen, in dessen Folge Isa über Jalowa nach Konstantinopel entfliehen und sein Reich Mohammed überlassen mußte. Ein zweimaliger Versuch, es wieder zu erobern, mißglückte. Mohammed aber verlor es bald wieder an seinen andern Bruder Suleiman. Im J. 1413 rückte der Fürst von Karaman mit seiner ganzen Macht vor B. und belagerte die von Alwas-Pascha tapfer vertheidigte Stadt. Mord und Verwüstung verheerten das Land umher, sogar die Leichen der Sultane wurden aus der Erde gewühlt und verbrannt. Aber gerade vor einem Leichenzug, dem Musa's, Bajezids Sohnes, ergriff der Belagerer, von plötzlichem Schrecken erschüttert, die Flucht. Sultan Mohammed I. vollendete zu B. den Bau der großen Moschee (Ulidschami), die sein Großvater Murad I. begonnen und sein Vater Bajezid I. fortgeführt hatte. Darauf begann Mohammed I. den Bau seiner eigenen Moschee zu B., welche unter dem Namen Jeschil Imaret, d. i. der grünen wohlthätigen Stiftung, berühmt ist. Im J. 1512 bemächtigte sich Alaeddin, ein Enkel Bajezids II., Sohn Achmeds, B.'s, wurde jedoch noch in demselben Jahre von seinem Oheim, Sultan Selim I., vertrieben. Im Jahre 1607 wurde die Stadt von dem Rebellen Kalenderoghli verbrannt und den 27. September 1617 hier ein Vertrag zwischen den Polen und den Türken abgeschlossen. Zuletzt wurde B. 1833 von Kriegsstürmen heimgesucht, als Ibrahim Pascha im Januar in die alte Stadt des Reichs feindlich einzog. In neuerer Zeit hat B. von seinem ehemaligen Glanze viel verloren. Hier nahm Abd-el-Kader Anfangs 1855 seinen Wohnsitz, nachdem er vom Kaiser der Franzosen seiner Haft entlassen worden. In demselben Jahre ward die Stadt durch heftige, länger als 3 Monate anhaltende Erdstöße, von denen die am 28. Febr., 11. April und 23. Mai die heftigsten waren, theilweise arg mitgenommen. Die Mineralquellen versiegten anfangs, kehrten aber dann mit um so größerer Heftigkeit zurück, so daß ganze Häuser im heißen Wasser versanken. Ueberdies wurde die Stadt durch einen in Folge des Erdbebens entstehenden Brand großentheils in Asche gelegt. Bei dieser Katastrophe sollen mehr als 1000 Menschen umgekommen seyn. Vgl. Hammer, Reise von Konstantinopel nach B. und dem Olymp, Pesth 1818.

Brust, bei Menschen derjenige Theil der Vorderseite des Oberkörpers, welcher oben vom Hals und den Schultern, unten vom Bauch und zu beiden Seiten vom Rücken begrenzt wird, bei Thieren diejenige Gegend des Oberkörpers, welche, von den Brustbeinen und den Rippen gebildet, vom Hals bis zum Ende des Knochengewölbes reicht. Im anatomischen Sinne heißt B. (thorax), im weiteren Sinne auch Oberleib, der Theil des Rumpfes, welcher nach oben von dem Halse, nach unten von dem Unterleibe begrenzt wird. Die knöcherne Grundlage der B. bilden nach hinten die 12 Rückenwirbel, nach vorn das Brustbein, an den Seiten die 12 Rippen. Dieses Knochengerüst wird nach oben durch die weichen Halstheile, seitlich durch die Zwischenrippenmuskeln, abwärts durch das Zwerchfell geschlossen, wodurch die Brusthöhle, eine der 3 großen Körperhöhlen, entsteht. Sie schließt zwei für das Leben höchst wichtige Organe in sich ein, die dem Athmungsprozeß vorstehenden Lungen und das die Cirkulation des Blutes regulirende Herz. Jene füllen beide Hälften der Brusthöhle, frei in den Säcken des Brustfells hängend, ohne an den Brustwandungen befestigt zu seyn, und lassen nur in der Mitte zwischen sich einen freien Raum; dieses ist in die linke Hälfte der Brusthöhle gelagert und nur zum Theil von der entsprechenden Lunge bedeckt. Die von dem Herzen ausgehenden großen Gefäße, die Lungenschlagader und großentheils die Aorta, sowie die zum Herzen gehenden Blutadern, die Lungenvenen und Hohlvenen, durchziehen in bestimmter Richtung diese Höhle, und wichtige Nerven verzweigen sich nach allen Richtungen, ihre Organe zu beleben. Die Thymusdrüse birgt sich dicht unter dem Brustbein; die Speiseröhre steigt durch sie an der Rückseite herab, um sich in dem Magen zu öffnen, und die Luftröhre, vor dieser gelegen, theilt sich darin in die Bronchien bis zur feinsten Verästelung in den Lungen. Die ganze Gestalt der Brust gleicht

einem abgestumpften Kegel, dessen Basis nach unten, dessen Spitze nach oben gekehrt ist, doch ist die mittlere Wölbung um die vierte Rippe etwas breiter, als die obere oder untere. Einzelne Theile der B. sind: die vordere Seite, die B. im engeren Sinne (pectus), an welcher sich die Brüste (mammae) befinden die Seiten (latera), die in die Achselhöhlen endigen; der Rücken (dorsum), an welchem die Schulterblätter (scapulae) hervoragen. Dies der Bau der B. im Allgemeinen; eigenthümliche Verschiedenheiten bietet der Unterschied der Geschlechter dar. Bei dem Weibe ist der Brustbau, von zarterem Knochengerüste gebildet, etwas kürzer, oben verhältnißmäßig etwas breiter, nach unten etwas enger, vorn rundlicher, als beim Manne, dessen B. zwar etwas flacher, aber breiter, kräftiger und zu dem ganzen Körperverhältniß größer und stärker entwickelt ist. Die Brustmuskeln sind bei dem Weibe zart, mit einer verhüllenden Fettschicht überdeckt, während sie, bei dem Manne stark ausgebildet, in ihrer reineren Form hervortreten, und entwickelt sich bei dem Weibe zur Zeit der Mannbarkeit die Brustdrüse zu den vollen blühenden Brüsten, welche zwischen sich den weichen Busen bergen, so deutet bei dem Manne nur die Brustwarze jene Organe an, und um sie wie längs der Brustgrube sproßt auf der Haut ein feiner Haarwuchs. Wenn daher bei den Frauen der Brustbau dem Körper den anmuthigen Ausdruck der Fülle und des Anstandes gibt, so begründet er bei dem Manne den stolzen Ausdruck der lebensfrischen Kraft und Würde. Aber nicht nur für die Körperschönheit, auch für das Wohl und Gedeihen der Gesundheit ist der vollkommene Bau der B. von größter Wichtigkeit, da von ihm großentheils der freie Vorgang einer der Grundfunktionen des Lebens, des Athmens, abhängt. Die B. nämlich ist nicht ruhig in demselben Umfang verharrend, sondern in regelmäßiger, steter Bewegung, indem sie einer Erweiterung und Verengung fähig ist durch die Rippen, welche an die Wirbel eingelenkt, von den Brustmuskeln gehoben und gelenkt werden können; sie athmet also mit den Lebensorganen, die sie in sich birgt, mit den Lungen.

Brustbeeren, s. Zizyphus und Cordia.

Brustbein (Sternum), der Knochen, welcher den vorderen mittleren Theil des Knochengerüstes der Brust bildet. Er ist flach, länglich, oben breiter, unten spitzer, außen etwas gewölbt, innen flach ausgehöhlt. Nur in höherem Alter verknöchert er ganz, bei Erwachsenen kann man noch gewöhnlich 3 durch Knorpel verbundene Stücke an ihm unterscheiden: den Griff (manubrium), den oberen, breiteren Theil, den Körper (corpus), den mittleren, längeren Theil, den Schwertfortsatz (processus ensiformis s. xiphoideus), den unteren mehr knorpeligen, spitzigeren Theil. An dem Griff sind das Schlüsselbein und die zwei obersten Rippen jeder Seite befestigt, an den Seitenrändern des Körpers senken sich in kleine rauhe Grübchen die Knorpel der 2. bis 7. Rippe ein. Der Schwertfortsatz, welcher frei hervorragt, endet in einer stumpfen Spitze, bisweilen auch in 2 Spitzen. In der Mitte ist er öfters von 2 Löchern durchbohrt. Das B. unterstützt die Rippen, schützt die Brusthöhle und dient mehren Muskeln zur Anlage.

Brustbeklemmung, ein ängstliches Gefühl, welches in Folge von Hindernissen des Athmens oder von erschwertem Kreislauf des Blutes durch das Herz oder die Blutgefäße der Brust entsteht u. daher entweder von den Lungen, oder vom Herzen oder sympathisch auch vom Unterleibe ausgeht.

Brustbräune (Angina pectoris, Sternalgia, Sternocardia), eine in verschiedenen Zwischenräumen paroxysmenweise auftretende, durch zusammenschnürende Schmerzen unter dem Brustbein sich charakterisirende Krankheitsform. Beim Gehen, selbst auf ebenem Wege, wird, beim ersten Eintritt der Krankheit, der Kranke plötzlich von einer schmerzhaften zusammenschnürenden Empfindung unter dem Brustbeine befallen, welche ihm den Athem benimmt und ihn in Erstickungsangst zwingt, stille zu stehen. Nach Wochen oder Monaten kehrt ein solcher Anfall wieder, wobei die Empfindung schmerzhafter wird, sich unter dem Brustbein und nach der linken Seite hin ausdehnt, aber gleichfalls nicht lange andauert und in unbestimmten Perioden wiederkehrt. Nimmt die Krankheit zu, so erregt jede Bewegung, besonders nach der Mahlzeit, neue Anfälle; ja selbst bei Ruhe, des Nachts, hauptsächlich nach dem ersten Schlafe treten Paroxysmen ein, welche halbe bis ganze Stunden andauern. Die übrigen, diese charakteristischen Symptome begleitenden Erscheinungen sind nicht konstant. Die Dauer der Krankheit ist sehr verschieden; man hat sie 10, auch 20 Jahre beobachtet. Sie tödtet oft während oder außer einem Anfalle durch Schlagfluß. Die Prognose ist ungünstig, da die Kunst wenig gegen sie vermag, besonders bei älteren Personen. Anlage zu der B. scheint das männliche Geschlecht mehr zu haben, als das weibliche, besonders von dem 40. bis 50. Lebensjahre an, u. fette Personen von gedrängtem Körperbau mehr als magere. Kreysig, dessen Meinung den meisten Anklang fand, sucht die Ursache in einer Verknöcherung der Kranzarterien des Herzens. Andere Aerzte halten das Uebel für eine Neuralgie entweder der Herznerven oder der äußeren Nervengeflechte des Brustkastens. Die Gelegenheitsursachen, welche bei vorhandener Anlage den Anfall begünstigen, sind scharfe Luft, schnelle Bewegung, Steigen, Ueberfüllung des Magens, vorzüglich aber lebhafte Gemüthsbewegung. Die Behandlung ist oft nur palliativ, bei andauerndem Paroxysmus beruhigende, krampfstillende Mittel: Opium, Moschus, Zinkblumen, Bernstein, saurer Hirschhorngeist, Extrakt von Lactuca virosa; ableitende Mittel: Senfteige, Schröpfköpfe, Blasenzüge; carminative: Pfeffermünze ꝛc. Um den Anfällen vorzubeugen, hat man theils den Fortgebrauch obiger Mittel empfohlen, theils Fontanelle vorgeschlagen.

Brustentzündung, s. v. a. Lungenentzündung.

Brustfell (Pleura), die seröse Haut, welche die Lunge jeder Seite bis zu der Eintrittsstelle der großen Gefäße und je die Hälfte der Brusthöhlenwand im Innern überzieht. Das B. bildet daher auf jeder Seite einen Sack, Brustfellsack (saccus pleurae). Beide Brustfellsäcke sind gänzlich von einander getrennt. Der Theil des Brustfellsackes, welcher die Rippen überzieht, heißt Rippenfell; der Theil, wel-

der frei in der Mitte der Brust liegt und sich dem andern Sacke zukehrt, heißt das **Mittelfell** (mediastinum) und der Zwischenraum, welcher in der Mitte zwischen den beiden Brustfellsäcken frei bleibt und mit Fett und einzelnen Theilen und Organen der Brusthöhle ausgefüllt wird, heißt die **Mittelfellshöhle**. Der Theil, welcher die Lunge überzieht, wird **Lungenfell** genannt; es ist glatt über die Lungen hingespannt, tritt nur zwischen die Hauptlappen ein, nicht aber zwischen die Läppchen. An der Eintrittsstelle der großen Gefäße wird das Lungenband (ligamentum pulmonis) gebildet. Die äußere Fläche des B.s, welche sich an die Brusthöhlenwand ansetzt, ist rauh, von lockerem Zellgewebe, die innere Fläche desselben ist glatt, schlüpfrig und haucht einen serösen Dunst aus. Jede Lunge hängt frei in einem Sacke des B.s: die glatte innere Fläche des B.s erleichtert die Bewegung der Lunge, die Mittelwand schützt die beiden Lungen vor gegenseitigem Druck.

Brustfellentzündung (**Seitenstechfieber**, Pleuritis, Pleuresia), Entzündung im Brustfell, eine häufig vorkommende Krankheit, welche sich meistens in stechenden Schmerzen an einer oder an mehren Stellen der Brust äußert, oft aber nur durch Auskultation erkannt werden kann. Die Entzündung befällt bisweilen nur den einen Brustfellsack, bisweilen beide Brustfellsäcke; häufiger beschränkt sie sich aber auf einen Theil des Brustfells (partielle B.). Sie kommt mit u. ohne Erguß vor. Vollblütige, robuste Personen neigen sich zu dieser Krankheit hin, deren Auftreten Frühjahr und Winter begünstigen. Die Gelegenheitsursachen sind entweder mechanisch wirkende Einflüsse, Kontusionen, Verletzungen der Brust durch schneidende, stechende Instrumente, oder dynamische Einflüsse, von denen die Kälte hervorgehoben werden muß (Erkältungen durch Zugluft, Zurücktreten des Schweißes, schnelles Abkühlen nach starker Erhitzung ꝛc.). Die Krankheit endet meist, zumal bei zweckmäßiger frühzeitiger Behandlung, glücklich. Ueble Prognose findet Statt bei großer Ausdehnung der Entzündung, bei baldigem, starkem Erguß und bei Komplikationen, besonders mit Tuberkeln der Lunge. Die antiphlogistische Methode findet hier ihre Anwendung in vollem Umfange; daher allgemeine u. örtliche Blutentziehungen durch Aderlaß, Blutegel, Schröpfköpfe, besonders im Beginn der Krankheit, dabei innerlich kühlende (Mittelsalze, Salpeter, Salmiak), reizmildernde Emulsionen, Brustthee und ableitende Mittel (Blasenzüge auf die kranke Seite) empfohlen werden. Die Diät erfordert gänzliche Ruhe, daher Liegen des Kranken im Bette, den Genuß kühlender schleimiger Getränke, und Enthaltung von jeder reizenden, nahrhaften Speise.

Die **chronische B.** (Pleuritis chronica) ist entweder nur eine Folge und Verlängerung der akuten B., oder entsteht primär unter minder heftigen Symptomen und schleichenderem Verlauf. Der Erguß, welcher bei dieser chronischen Entzündung Statt findet, ist meist beträchtlich, bald serös, bald eiterig, wodurch ein tieferes Leiden bedingt wird. Beim glücklichen Ausgang wird die ergossene Flüssigkeit resorbirt, es zeigt sich aber alsdann eine Verengerung der leidenden Seite, indem die Lunge, durch den Erguß längere Zeit komprimirt, ihr Vermögen, sich vollständig auszudehnen, verloren hat, so daß sie sich bis auf den 8. Theil ihres natürlichen Volumens beschränkt befindet. Daher bleibt meistens Schwerathmigkeit zurück. Beim unglücklichen Ausgang stellen sich häufig hektisches Fieber und Hautwassersucht ein und führen den Tod herbei. Die Prognose ist im Allgemeinen schlimmer, als bei der akuten B.; je beträchtlicher der Erguß, desto übler. Die Behandlung ist im Wesentlichen die der akuten B., nur sind bedeutende Blutentziehungen mehr zu meiden und Exutorien auf die Brust, breite Vesikatoren, Haarseile selbst die Moxa mit Energie anzuwenden. Innerlich leisten versüßtes Quecksilber und Digitalis gute Dienste. Der **falsche B.**, falscher Seitenstich (Pleuritis spuria), ist weder Entzündung, noch Affektion des Brustfells, sondern beruht ihrem Wesen nach auf sehr verschiedenen Krankheitszuständen. Die Ursachen sind z. B. Rheumatismus der Muskeln, Blähungen ꝛc.; auch das sogenannte Milzstechen ist hierher zu rechnen. Die Behandlung richtet sich nach den Ursachen und dem Charakter des Leidens.

Brustfieber, der allgemeine Ausdruck für einen fieberhaften Zustand, bei dem die Brust und ihre Organe, Lunge und Brustfell, ergriffen sind. Nach der besondern Art der Affektion unterscheidet man katarrhalisches, hektisches ꝛc. B.

Brustflosser, s. Fische.

Brustharnisch (**Küraß**, **Plastron**), kriegerische Schutzwaffe, vom Halse bis zu den Hüften reichend. Der Gebrauch des B.es ist sehr alt, Stoff und Arbeit mit Berücksichtigung der Zweckmäßigkeit nach den Mitteln und der Bildung der Völker verschieden: Eisen, gebranntes Leder, mehrfach über einander gesteppte und durch Mischungen von saurem Wein, scharfem Essig und Salz stärker und dichter gemachte Leinwand, auch fest zusammengeflochtene Hanfschnüre dienten hierzu. Die **Juden** hatten metallene B., welche theils aus ganzen Erzplatten, theils aus Schuppen mit kettenähnlich in einander greifenden Ringen bestanden. Die Perser hatten nach Herodot eiserne Schuppenpanzer. Nach Homer bedienten sich die Lacedämonier, nach Plutarch, Nepos und Plinius die Griechen überhaupt, sowie die Macedonier, Thracier, Römer und Spanier der Linnenharnische, die aber oft auch mit Blechschuppen besetzt waren. Später unter den Kaisern trugen die Römer auch eine Art von wollenen Panzern, die wegen ihrer Leichtigkeit weniger beschwerlich und diätetisch zuträglicher als die übrigen waren und genugsam gegen die Gewalt der Geschosse schützten. Der B. (lorica) der Reiter und des schweren Fußvolks war jedoch in der Regel von Leder und mit Blechschuppen oder mit kettenförmig verschlungenen Ringen überzogen. Statt desselben diente auch ein metallenes, ungefähr 9 Zoll breites Brustschild (Bruststück, pectorale, bei Polybius cardophylax, Brustschirmer). Die Lorica segmentata bestand aus eisernen, den Leib ringförmig umgebenden Streifen, welche durch ihr Ineinanderschieben der Bewegung weniger hinderlich waren. Der B. der Griechen

(thorax) war mit einem Rückenstück durch Schnallen verbunden. Alexander der Große verbot jedoch in seinem Heere das Tragen des letztern, damit die Soldaten auch beim Rückzuge dem Feinde fortwährend die gedeckte Brust bieten sollten. Zweckmäßigere Verstärkung und Vervielfältigung der Angriffswaffen erforderte auch eine größere Stärke der Schutzwaffen. Im 13. und 14. Jahrhundert waren die B.e (brigandine) des Fußvolkes meist von leichtem Blech oder aus Draht geflochten, wurden aber über einem Leibrock von Wild- oder Büffelleder, mit 25—30facher Leinwand gefüttert oder mit Baumwolle durchnäht, getragen; die der Reiter waren fester und schwerer. Vorn liefen sie in eine Schärfe oder auch in eine Spitze aus, um die Gewalt des Lanzen- oder Schwertstoßes, später die der Kugeln zu brechen u. seitwärts abzuleiten. Zu dem B. kam auch oft noch ein durch Riemen, Schnallen, oder sonst befestigtes Rückenstück (dossière); die B.e ohne solches (corselets), vorzugsweise von den Bogen- und Armbrustschützen, nachher von den Musketieren getragen, wurden durch kreuzweise über den Rükken gehende Riemen befestigt. Als das Feuergewehr mehr in Gebrauch kam, wurden anfangs die B.e immer stärker und schwerer gemacht, von starkem Eisen geschmiedet und für Pistolen- und Musketenkugeln schußfest gearbeitet; aber die große Umwälzung, welche durch das Schießpulver seit dem 15. Jahrhundert die gesammte Kriegskunst erlitt, brachte auch den, leichte Bewegungen hemmenden B. außer Gebrauch. Nur die schwere Reiterei bedient sich desselben noch. In Frankreich sind die Kürasse aus Sturzblech gefertigt und wiegen nur 16 Pfd., sind also nicht schußfest, während die deutschen von Eisen, 19—21 Pfd. schwer, die Brust gegen die Kugeln der Kleingewehre vollkommen schützen.

Brusthaut, s. v. a. Brustfell.

Brusthöhle, s. Brust.

Brustkrampf, s. Asthma.

Bruststimme, s. Stimme.

Bruststück, s. Insekten.

Brustthee, ein aus einem Gemenge verschiedener schleimiger, gelind reizender, eröffnender, aromatischer Kräuter, Wurzeln, Blumen und Samen bestehender Thee. Man pflegt B. mit oder ohne Früchte zu unterscheiden. Von den vielen gebräuchlichen Zusammensetzungen (denn fast jeder Ort hat seinen besondern B.) mögen hier nur einige Formeln ihren Platz finden: 1) B. ohne Früchte: a) B. der preußischen Pharmakopöe (Species ad infusum pectorale), Althäwurzel 4 Unzen, Süßholz 1½ Unzen, Veilchenwurzel ½ Unze, Huflattigblätter 2 Unzen, Klatschrosen, Königskerzenblumen und Sternanis, von jedem eine Unze. b) Resolvirender B. (Species pectorales resolventes), Althäwurzel 2 Unzen, Süßholz und Senegawurzel, von jedem ½ Unze, Fenchelsamen und Arnikawurzel, von jedem 2 Drachmen. c) Abführender B. (Species pectorales laxantes), Althäwurzel 2 Unzen, Süßholz 6 Drachmen, Huflattigblätter u. Althäkraut, von jedem 1 Unze, Königskerzen- u. Waldmalvenblumen, von jedem ½ Unze, Sennesblätter 6 Drachmen, Anissamen 2 Drachmen. 2) B. mit Früchten (Species pectorales cum fructibus): Feigen 11 Unzen, kleine Rosinen 4 Unzen, Perlgraupe 3 Unzen, Süßholz, Althäkraut, Huflattigblätter, Ysop, von jedem ½ Unze.

Brustverschleimung, derjenige Krankheitszustand, bei welchem die Schleimhäute der Luftröhre und der Bronchien in abnormer Sekretionsthätigkeit sich befinden. Diese Verschleimung ist meist nur ein Symptom eines allgemeineren Leidens und muß nach diesem beurtheilt und behandelt werden. Häufig erscheint sie als Folge eines chronischen Katarrhs oder eines Katarrhfiebers; im schlimmsten Falle hängt sie mit der Schleimschwindsucht zusammen und hat dann den Namen der Blennorrhoea bronchialis erhalten. Je heftiger, intensiver das Leiden ist, desto mehr wird der ausgeworfene Schleim dem Eiter ähnlich und desto beträchtlicher ist die Masse des Auswurfs. Die Behandlung erfordert im Allgemeinen auflösende und stärkende Mittel, daher theils Mittelsalze, wie Salmiak, Antimonialien, besonders Goldschwefel; theils bittere Extrakte, Wasserfenchel. Vgl. Katarrh und Schwindsucht.

Brustwassersucht (Hydrothorax), Ansammlung einer serösen Flüssigkeit in der Höhle der Brustfelle. Das bestimmteste Symptom dieses Uebels ist Husten mit Stickanfällen, bei denen die Kranken nur durch aufrechte Haltung des Körpers oder selbst Vorbeugung Linderung finden. Die Rippenzwischenräume werden nach und nach weiter und die Brust ist auf der leidenden Seite gewölbter. Die Perkussion und Auskultation geben sichere Zeichen, jene läßt einen dumpfen Ton ohne Wiederhall hören, diese läßt die Aegophonie und das Fehlen des normalen Respirationsgeräusches erkennen. Die B. ist zumeist Folge eines anderweitigen Krankheitszustandes, und zwar eines mechanischen Hindernisses für die Cirkulation des Blutes und der Lymphe, oder einer entzündlichen Affektion der Brustfelle. Idiopathische, sogenannte wesentliche B. ist höchst selten und auch ihr liegen organische Fehler zu Grunde. Die Behandlung hat hauptsächlich das ursächliche Verhältniß ihrer Entstehung zu berücksichtigen. Zur Entleerung des Serum hat man theils die Operation vorgeschlagen und ausgeführt, theils Diuretica, besonders Digitalis purpurea in Anwendung gezogen. Oft ist nur eine palliative Behandlung möglich; s. Wassersucht.

Brustwehr (franz. parapet), in der Kriegsbaukunst eine entweder von Holz oder Steinen, am gewöhnlichsten von Erde, oder auch von allen drei Materialien zugleich aufgeführte Erhöhung zur Deckung und längeren Vertheidigung der dahinter aufgestellten Infanterie und Artillerie. Steht der Feind in gleicher Höhe, so reicht eine 6—7 Fuß hohe B. schon hin, steht er tiefer, so bedarf es nur einer Höhe von höchstens 4—5 Fuß. Beschießt aber der Feind die B. von sie überragenden Punkten, so wird die nothwendige Höhe durch das Defilement (s. d.) bestimmt und die Regel erfordert hier eine Deckung von der Art, daß die direkten Schüsse des Feindes von jenen Höhepunkten, nach ihrer jedesmaligen Entfernung bemessen, nicht mehr hinter die B. treffen können. Da es beim Feldkriege fast immer darauf ankommt,

wegen der Nähe des Feindes so schnell als möglich das vorwärts einzunehmende oder, wenn das Heer auf dem Rückzug begriffen ist, das nun zu behauptende Terrain zu befestigen, so sind die B.en von Erde, weil an diesem Material nirgends Mangel ist, die gewöhnlichsten. Die gewöhnliche Form der passagèren B.en ist die eines Rechtecks, weil solches am besten gegen das feindliche direkte Feuer schützt; damit man aber selbst während des Gebrauchs der eigenen Schießwaffen gedeckt sey, so werden zu diesem Behufe Schießlöcher für klein Gewehr und kleines Geschütz oder große Einschnitte oder Schießscharten für das schwerere Geschütz in der B. angebracht. Hinter derselben bringt man ein sogenanntes **Banket**, einen Auftritt oder auch eine Fußbank an, auf welche der feuernde Infanterist tritt, um über die B. hinüberzielen zu können, da diese meistens die Höhe eines Mannes übertrifft. Die Anschlagshöhe ist daher gewöhnlich $4^1/_2$ Fuß Abstand von der Bodenfläche. Auch gibt man der Brustwehrkrone, d. h. der oberen Brustwehrfläche, eine solche Abdachung (plongé du parapet) nach dem vorliegenden Terrain, daß ihre Verlängerung unmittelbar in den äußeren Grabenrand fällt und derselbe also von der B. aus beschossen werden kann. Da die innere Böschung so steil als möglich seyn muß, damit der Schütze so nahe als möglich an sie herantreten und feuern kann, so ist es nöthig, sie zu bekleiden, d. h. eine steile Wand von Bretern, Rasen, Hürden, Faschinen oder Schanzkörben dahinter aufzuführen, welche das Herabfallen der Erde verhindert. Ist der Feind nahe, oder wird man sogar genöthigt, sich unter dem feindlichen Feuer zu verschanzen, so bedient man sich am besten der eingeschnittenen B.en, d. h. solcher, deren Material und Erhöhung aus einem 2—3 Fuß tiefen und etwa 10—15 Fuß breiten Graben hinter der zu errichtenden B. so gewonnen wird, daß man die hier ausgeworfene Erde sogleich zur Deckung benutzt. Natürlich gewähren solche eingeschnittene B.en, die nach außen nur flach ausfallen können, keine Sturmfreiheit, wenn nicht das vorliegende Terrain einen Sturm von Seiten des Feindes unmöglich macht. Dagegen haben sie den Vortheil, daß sie wegen ihrer flachen Böschung weit weniger als andere vom feindlichen Geschützfeuer zu leiden haben und zugleich eine weitrasirendere Bestreichung nach außen gestatten.

Brut, in der botanischen Terminologie (propago, bulbillus, sarmentum, flagellum) die junge Nachkommenschaft der Pflanzen, welche in Ausläufern und Wurzelsprossen besteht, vorzüglich auch die jungen Zwiebeln der Hauptzwiebel, bei Tulpen, Hyacinthen und andern ähnlichen Gewächsen; in der zoologischen Terminologie (proles) die junge Nachkommenschaft von Thieren, insbesondere von denjenigen, welche sich durch Eier fortpflanzen, namentlich die Jungen der Vögel, Fische, Amphibien und Insekten. Vorzüglich ist der Ausdruck von den Fischen und Bienen gewöhnlich; bei den Bienen spricht man von dreifacher B., wenn Eier, Maden und Puppen zu gleicher Zeit in einem Stocke gefunden werden. Bei den Fischen versteht man unter B. die jungen Fische in dem Jahre, in welchem sie aus dem Laiche ausgebrütet worden sind. Die Fischbrut ist gewöhnlich sehr zart und von schwacher Lebensdauer, daher bei der Fischerei auf die Erhaltung derselben besondere Rücksicht zu nehmen ist.

Bruta fortuna (lat.), sprüchwörtlich, blindes Glück.

Brutal (vom lat. brutum, das unvernünftige Geschöpf), viehisch; thierisch, grob; roh, trotzig; daher **Brutalität**, viehische Wildheit, Ungeschliffenheit, und **brutalisiren**, sich dummstolz betragen.

Bruttium (Bruttia, Bruttius ager), altitalische Landschaft, die Südspitze der Halbinsel umfassend, nördlich von Lukanien begrenzt, das alte Oenotria, jetzt die neapolitanische Provinz Calabria ulteriore. Vom Apennin durchzogen, dessen Endspitzen verschiedene Vorgebirge, wie das Promontorium Crimisa, Lacinium, Zephyrium, Heracleum (die südlichste Spitze), Leucopetra rc., bildeten, hatte es wasserreiche Thäler und Schluchten, aus welchen viele Küstenbäche, als der Sabbatus, die Medama, der Metaurus der Alten, ins Meer ergoß. Der unebene und zum Theil rauhe Boden wurde doch zu trefflicher Viehzucht und eben so zu Wein-, Oliven-, Obst- und Getreidebau benutzt; der fichtenreiche Silawald im Innern lieferte Pech in Menge. Die Einwohner des Binnenlandes sollen entlaufene Luccaner gewesen seyn, welche um 357 hier unabhängige Wohnsitze gründeten und von den Luccanern **Brettier**, d. i. Abtrünnige, genannt wurden. Das Küstenland war bedeckt von jenen blühenden griechischen Kolonien: Hippo, Medama, Rhegium, Locri, Caulon, Scylacium, Croton rc. Die Bruttier, gegen die Herrschsucht der Römer mit Pyrrhus verbündet, wurden 276 von jenen bekriegt und 272 unterjocht. Hannibals Erscheinen begeisterte sie zu einem Aufstand; aber nach des Puniers Fall von Neuem unterworfen, büßten sie ihre Unabhängigkeit sammt aller Rechtsfähigkeit ein, welche das römische Völkerrecht den eroberten Völkern und nichtquiritischen Staatsunterthanen gewährt hatte. Die Bruttier wurden nicht als Bundesgenossen angesehen, für unfähig zum Waffendienste und zu Staatssklaven (Bruttiani servi) erklärt, welche im Dienste der Liktoren als Gerichtsdiener, Boten rc. in alle Gegenden zerstreut wurden. Ihr Land theilten die Römer in B. transmontanum und cismontanum.

Brutto, d. i. unrein, ein ursprünglich italienisches Wort, welches besonders in Zusammensetzungen gebraucht wird. **Bruttogewicht** ist das Gewicht einer Waare in völlig verpacktem Zustande, mithin in ihrer gewöhnlichen Emballage für die Aufbewahrung und mit ihrer besonderen für den Transport. Bei fettigen u. nassen Waaren gebraucht man auch, besonders in Süddeutschland, den Ausdruck **Sporco** (schmuzig). **Bruttobetrag**, **Bruttoertrag**, **Bruttoeinnahme** ist der Ertrag od. die Einnahme ohne Berücksichtigung und Abrechnung der Unkosten, welche zur Gewinnung des Ertrages oder der Einnahme erforderlich waren. **Bruttovermögen** heißt das Gesammtvermögen ohne Abrechnung der Schulden. Das Gegentheil ist

Netto (rein, unverfälscht); das Gewicht der Emballage allein heißt Tara (Abzug).

Brutus, 1) Lucius Junius, Roms Befreier von der Königsherrschaft und erster Konsul, Sohn der Tarquinia, der Schwester Tarquins, und des M. Junius. Tarquinia hatte zwei Söhne geboren, die ihr Vater unmündig hinterließ; den älteren tödtete der Tyrann wegen seines Reichthums, der jüngere, Lucius, rettete sein Leben durch angenommenen Schein von Blödsinn. Dieser, daher Brutus, der Dumme, genannt, ward den beiden Söhnen des Königs, Titus und Aruns, als Diener beigegeben, als sie das Orakel der Pythia zu Delphi über die Zukunft ihres Vaters, den böse Anzeichen geschreckt hatten, befragen sollten. Als die Jünglinge den väterlichen Aufträgen genügt hatten, befragten sie das Orakel für sich, wer nach dem Vater zu Rom herrschen werde? „Der zuerst die Mutter küßt", antwortete die Priesterin. Die Brüder verglichen sich, das Loos entscheiden zu lassen, also, daß dem dritten Bruder Sextus das Wort des Gottes verheimlicht bliebe; B. aber lief den Berg hinab, daß er niederfiel und seine Lippen die Mutter Erde berührten. So kehrte die Gesandtschaft nach Rom zurück. Jahre vergingen, B. legte mehr und mehr von der angenommenen Verstellung ab, vorsichtig jedoch, ohne den Argwohn des Königs zu erregen, und ward Befehlshaber der Reiterei. Erst Lucretia's Tod veranlaßte ihn, die Maske abzuwerfen; er zog den blutigen Dolch aus ihrer Brust, schwur den Tarquiniern Rache und vermochte die Anwesenden zu demselben Eide. Während die Bürger von Collatia sich von Tarquinius lossagten und den Befreiern Gehorsam gelobten, begleiteten die Jüngern den Leichenzug nach Rom. Hier wurden die Thore geschlossen und das Volk von B. zur Versammlung berufen. Einstimmig entsetzte man den König seiner Würde und sprach über ihn und die Seinigen Verbannung aus. Gleichzeitig zog B. mit Freiwilligen auf einem Umwege nach dem Lager, wo die Centurien des Heeres bestätigten, was die Kurien beschlossen hatten; jene nahmen B. und Cassius als Konsuln auf ein Jahr an, diese verliehen ihnen das Imperium. Tarquinius begab sich nach Cäre und dann nach Tarquinii, von wo Gesandte nach Rom gingen, welche im Namen des Etruskerfürsten des Königs Restitution oder wenigstens die Ueberantwortung seines Eigenthums und des Vermögens Derer, die ihm in die Fremde gefolgt wären, fordern sollten. Aber die Gesandten benutzten den Aufenthalt in Rom, um eine Verschwörung anzustiften, woran sich mit andern vornehmen Jünglingen auch des B. beide Söhne betheiligten. Ein Sklave Namens Vinder verrieth den Plan; auf seine Anzeige wurden die Schuldigen ergriffen und früh am Morgen, als die Konsuln auf dem Comitium zu Gericht saßen und die Bürger versammelt waren, vorgeführt. B. verurtheilte seine Söhne zum Tode und ließ das Urtheil trotz der Bitten der Söhne und des Volks in seiner Gegenwart vollziehen. Da Collatinus seine schuldigen Vettern zu retten suchte, so ward er des Konsulats enthoben und an seine Stelle Valerius damit betraut. Inzwischen hatte Tarquinius ein ansehnliches Heer gesammelt und zog an dessen Spitze gegen Rom. Aruns Tarquinius führte die Reiterei, B. die römische ihm entgegen, beide eilten den Legionen vorauf, trafen und durchbohrten einander gleichzeitig mit ihren Lanzen. Da nahm das Fußvolk die Schlacht auf und stritt, bis die Nacht die Heere trennte; beide waren gleich erschöpft und keines wollte sich besiegt bekennen. Um Mitternacht aber erscholl, beiden vernehmlich, aus dem nahen Forste Arsia eines Waldgeists Stimme: der Sieg gehöre den Römern, ein Etrusker mehr sey gefallen. Solche Stimmen verbreiteten pänischen Schrecken, die Etrusker entflohen: als die Todten gezählt wurden, lagen 11,300 von ihnen auf dem Wahlplatz, von den Römern einer weniger. Am folgenden Tage bestattete das siegreiche Heer des B. Leiche. Die Matronen betrauerten ihn ein Jahr als Rächer der Ehre ihres Geschlechts. Die Republik setzte auf dem Kapitol sein Bild von Erz, mit gezogenem Schwert, in der Mitte der sieben Könige.

2) Marcus Junius B., geboren 85 v. Chr., der Sohn eines Prätors (vielleicht auch des Cäsar) und der Servilia, einer Schwester des Cato Uticensis, dessen Tochter Porcia seine Gemahlin ward, der letzte Kämpfer für Roms Freiheit, im Gegensatz zu L. Junius B. gewöhnlich der Jüngere genannt. Er hatte den Tyrannenhaß als ein an seinen Namen geknüpftes, aus der Wiegenzeit der Republik herrührendes Erbe gleichsam von seinen Vätern überkommen. Die Lehren, das Beispiel seines Oheims Cato, gaben ihm noch eine höhere Weihe und das Studium der Philosophie nährte und stärkte ihn durch die Kraft und Erhabenheit stoischer Grundsätze. B.' Vater war vom Pompejus getödtet worden, dennoch folgte der Sohn diesem in die pharsalische Schlacht (48 v. Chr.), weil Pompejus für die Verfassung stritt. Cäsar, aus Achtung für B.' Verdienste und aus Liebe zu dessen Mutter Servilia, suchte die Aussöhnung mit ihm, hielt ihn wie seinen Sohn und überhäufte ihn mit Wohlthaten, um seine Liebe zu gewinnen. Auch liebte ihn B., doch mehr noch die Freiheit; und als er die Hoffnung verloren, den Cäsar zur Niederlegung der Herrschaft zu bewegen, als er den unheilbaren Ruin des freien Staates durch seinen Gönner hereinbrechen sah und die Patrioten ihm unablässig den Namen seines Ahnherrn vorwurfsvoll ins Gedächtniß riefen, da dämmerte in seiner Seele der Gedanke des Mordes auf, erstarkte durch Anfeuerung gleichgestimmter Freunde und wurde zum Entschluß. Er folgte daher der Aufforderung seines Freundes und Schwagers Cassius (dieser hatte des B. Schwester, Junia, zur Gattin) und den geheimnißvollen Mahnungen, durch welche sich die Stimme der Freiheit mannigfach vernehmen ließ: man las Aufforderungen an der Statue des alten B.: „O, daß du noch lebtest!" man streute Zettel auf den Prätorstuhl: „Brutus, du schläfst!" oder: „Du bist wahrlich nicht Brutus!" So trat dieser der Verschwörung bei, die erst jetzt, gleichsam gerechtfertigt durch seinen Beitritt, zur Kraft und Reife gedieh. An sechzig andere Römer, unter ihnen auch Decimus Brutus, vereinigten sich mit ihm u. Cassius, u. am 15. März 44 v. Chr. unterlag Cäsar ihren Streichen (s. Cäsar). B. selbst zückte den Dolch

gegen ihn. Doch die Ermordung hatte nicht den Erfolg, den die Verschworenen erwartet hatten. Erst Antonius mit Lepidus, dann Octavian, darauf diese drei zusammen rissen alle Gewalt an sich und die Vertheidiger der Republik mußten vor ihnen flüchten. Da vereinigten sich B. und Cassius noch einmal, um die Freiheit der Republik gegen die neuen Unterdrücker derselben zu vertheidigen. In Smyrna hatten sich beide über die Führung des Krieges gegen die Triumvirn besprochen, sich dann nach Macedonien begeben, wo aber auch bereits Antonius (Octavianus kam bald nach) eingetroffen und im Besitze wichtiger Pässe war. Hier, in Macedonien, lagerte sich B. dem Octavian, Antonius dem Cassius gegenüber. An Zahl waren die Republikaner schwächer, aber sie hatten noch eine tüchtige Flotte; daher wollte B. schlagen. Antonius brachte den Cassius, B. dagegen den Octavian zum Weichen und jeder nahm seines Gegners Lager ein. Aber Cassius wußte nichts von des Freundes Sieg, B. nichts von jenes Niederlage. Zu spät schickte er deshalb dem Cassius Hülfsvölker. Zum Unglück hielt dieser die endlich ankommenden Reiter des Freundes für feindliche Truppen und tödtete sich in der Verzweiflung mit eigener Hand. Jetzt nahm B. die Schlacht, welche Antonius am andern Tage ihm anbot, nicht an; 20 Tage später konnte er sie nicht ausschlagen. Auf dem Flügel, welchen er selbst führte, siegten die Republikaner, aber der andere wurde durchbrochen, und als der Feind nun im Rücken kam, war die Schlacht unwiederbringlich verloren. Um nicht lebendig in der Feinde Hände zu fallen, stürzte auch B. sich in sein Schwert. Seinem Leichnam ließ Octavian das Haupt abschneiden, um es an Cäsars Bildsäule aufzustellen, Antonius aber sorgte für ehrenvolle Bestattung des Leichnams und überschickte die Asche der Servilia, der Mutter des B. Porcia, des B. edles Weib, folgte durch freiwilligen Tod (sie verschluckte glühende Kohlen) dem Gatten. Messala Corvinus führte den Rest des geschlagenen Heeres zu den Triumvirn hinüber.

3) Decimus Junius B. Albinus, tüchtiger Feldherr, welcher Cäsars Vertrauen und Liebe in hohem Maße besaß, dessen Charakter aber durch die Art seines Antheils an Cäsars Ermordung in das zweideutigste Licht gestellt wird. Im Bürgerkriege hatte er die Belagerungsflotte vor Massilia befehligt u. in zwei Seetreffen gesiegt; der Diktator Cäsar erhob ihn zu seinem Magister equitum u. im folgenden Jahre zum Statthalter von Gallien, bestimmte ihm ein Konsulat und setzte ihn auf Octavians Todesfall zum Nacherben ein. Trotzdem übernahm B. in der Verschwörung die Rolle, den zögernden Cäsar zum Besuche der Senatsversammlung zu vermögen und dahin zu führen. In der nach dem Mord entstandenen Verwirrung eilte B. in seine Provinz Gallien, die gegen Antonius zu behaupten er vom Senate aufgefordert wurde. In Mutina von den Angriffen des Antonius und vom Hunger hart bedrängt, hielt er muthig aus, bis die Stadt von den Konsuln Hirtius und Pansa und von Octavius nach mehren mörderischen Schlachten, in denen die Konsuln fielen, entsetzt wurde. Octavius wies die angebotene Unterhandlung als mit Cäsars Mörder zurück, der Senat aber übertrug ihm den Oberbefehl über das konsularische Heer und die Führung des Krieges gegen Antonius. Doch Krankheiten und Unzuverlässigkeit des Heeres hinderten die schnelle Benutzung seiner Vortheile; bald fühlte er sich dem mächtigen Antonius, welchen Lepidus, Asinius Pollio und Plancus durch Uebertritt von der Senatspartei verstärkten, nicht mehr gewachsen. Im Begriff, nach Macedonien zu Marcus B. und Cassius zu ziehen, ward er von allen zehn Legionen verlassen; nur gallische Reiter, zuletzt nur 10 Getreue begleiteten ihn auf seiner Flucht. Endlich von Räubern gefangen und einem befreundeten Fürsten auf sein Verlangen ausgeliefert, ward er von diesem, dem Antonius zu Gefallen, ermordet.

Bruxe (Bruxa, Bruga), bewohntes Eiland in Hinterindien, Reich Birma, Provinz Martaban, im Golf von Bengalen vor der Mündung des Thalnayn (Busen von Martaban).

Bruxelles, französischer Name von Brüssel.

Bruyère, Jean de la, berühmter französischer Charakter- u. Sittenschilderer, geboren 1644 zu Dourdan in der Normandie, hatte kurze Zeit die gekaufte Stelle eines Finanzintendanten inne, wurde dann durch Bossuet nach Paris berufen, um als Lehrer der Geschichte in die Dienste des Herzogs von Burgund zu treten, und blieb in dessen Nähe als homme de lettres seine ganze Lebenszeit. Indem er so in voller Muße seinen Lieblingsstudien lebte, wurde ihm, obgleich nach großem Widerstreben der älteren Mitglieder, auch ein Sitz in der Akademie zu Theil (1693). Seinem Leben machte am 10. Mai 1696 ein Schlagfluß ein Ende. B.'s klassisches und seiner Zeit weltberühmtes Hauptwerk ist eine Uebersetzung der Charaktere des Theophrast in elegantem Französisch, der er eine Reihe von Charakteren, in denen er die Sitten seiner Zeit schildert, nachfolgen ließ. Dieses Buch wurde in fast alle Sprachen Europa's übersetzt und sichert B. für immer eine ehrenvolle Stelle in der französischen Literatur. Es erschien zuerst unter dem Titel: „Les caractères de Theophraste, traduits du grec, avec les caractères ou les moeurs de ce siècle“ (Paris 1687, Amsterdam 1720, 3 Bde., das. 1740, 2 Bde., mit Anmerkungen von Coste, ins Deutsche übersetzt mit Abkürzungen und Zusätzen, Lpzg. 1789). Vgl. K. L. Müller, Blicke auf die menschliche Natur nach la Bruyère, Leipzig 1799.

Bruyn, 1) Abraham de, niederländischer Maler und Kupferstecher, um 1538 oder 1540 zu Antwerpen geboren, † zu Köln in hohem Alter. Unter seinen Kupferstichen, die sich durch Nettigkeit, doch Härte des Stichs und sichere Hand auszeichnen, sind außer fürstlichen Porträten und einigen biblischen Darstellungen kleine Friese, Jagden mit Hunden u. Vögeln darstellend (1565); eine Folge von Thieren (12 Blätter, 1583), desgleichen von Arabesken und die Werke: „Imperii ac sacerdotii ornatus, diversarum gentium vestitus“ (1577), „Diversarum gentium armatura equestris“ (1577) zu nennen u. a. dergl. Sein Sohn, Nicolas de B., ebenfalls Maler, Zeichner u. Kupferstecher, 1570 zu Antwerpen geboren, war ein Nachahmer des Lucas von Leyden. Seine Arbeiten, meist große Kompositionen, lassen kalt; nur die Köpfe zeichnen sich durch Mannigfaltig-

keit, die weiblichen oft durch Anmuth aus. Gesucht sind seine Landschaften und Märkte nach Vinkenbooms; das goldene Zeitalter, nach A. Bloemart (von Th. de Bry im Kleinen kopirt); das Gesicht Ezechiels von der Auferstehung der Todten ꝛc.

2) **Bartholomäus de B.**, von Köln, Historienmaler zu Anfang des 16. Jahrhunderts, Schüler von Hemskerk, macht den Uebergang von der niederländischen Malerei zur italienischen. Sein Hauptwerk sind die Gemälde des Hochaltars von St. Victor zu Xantes vom Jahre 1537.

3) **Cornelis de B.**, niederländischer Maler, aber berühmter als Reisender, 1652 im Haag geboren. Nachdem er sich seit 1674 zu Rom 3 Jahre lang der Malerkunst gewidmet, bereiste er Italien u. darauf Kleinasien, Aegypten u. die Inseln des Archipels und kehrte erst 1693 in sein Vaterland zurück. Hier gab er die Beschreibung seiner Reise im Druck heraus (Delft 1698 ff.). Die dem Werke gespendete Theilnahme veranlaßte ihn zu einer zweiten Reise nach Rußland, Persien, Indien, Ceylon, Batavia ꝛc., von welcher er 1708 zurückkehrte und die malerische Ausbeute 1711 bekannt machte. Seit dieser Zeit lebte B. bald in Amsterdam, bald im Haag und † in Utrecht. Die Blätter in seinem Reisewerke, deren Zeichnung und Kolorit Lob verdient, sind großentheils von ihm selbst gestochen. Eine verbesserte Ausgabe beider Reisen lieferte Banier (Rouen 1725, 5 Bde., mit minder guten Kupferstichen).

Bruys (**Bruis**, **Brusius**, **Bruzius**), **Peter von**, lebte im 12. Jahrhundert in Languedoc und war der Stifter der **Brusianer**, auch **Petrobrusianer** genannt, einer religiösen Sekte. Er lehrte, daß die Taufe der Kinder vergeblich, das Kreuz nicht zu verehren, sondern (als Werkzeug der Leiden Christi) zu zertrümmern sey, daß man keine Kirche zur Verehrung Gottes brauche, sondern ihn überall anrufen könne, daß Gebete und gute Werke den Todten nichts nützen, daß Brod und Wein bei dem Abendmahl sich weder in Fleisch noch in Blut verwandle, nicht einmal einen Schein davon erhalte. Diese Lehren verbreitete er mit ausdauerndem Feuereifer 25 Jahre lang in Languedoc, Provence und Dauphiné und fand viele Anhänger; Kirchen wurden zerstört, Altäre umgestürzt, die Geistlichkeit gemißhandelt und neue Taufen vorgenommen. Als aber 1147 B. zu St. Gilles Kreuze und Kirchengeräthe verbrennen wollte, überfielen ihn die erbitterten Katholiken und verbrannten ihn auf dem von ihm selbst errichteten Scheiterhaufen.

Bruzada, spanischer Karrikaturzeichner unserer Zeit, den sein satyrisches Talent die Transportation nach den kanarischen Inseln zuzog. Bekannt ist sein „Moses als Gesetzgeber“ (Martinez de la Rosa) und sein „guter Kaufmann“ (Mendizabal).

Brya, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen, deren charakteristische Merkmale der zweilippige, fünfzähnige Kelch, die verwachsenen Staubfäden und die zusammengedrückte, unten gewölbte, klaffende, zweigliedrige Hülse sind. Die Gattung umfaßt amerikanische Bäume mit einfachen Blättern. Die bekannteste Art ist B. Ebenus *Dec.*, ein schenkeldicker, meist krummer, 40 Fuß hoher Baum, der sich sehr häufig in den Niederungen Westindiens findet und sehr viele kriechende Wurzeln hat. Die gefurchte Rinde des Stammes löst sich ab und hängt wie Hanf herunter. Das Holz ist hart und dunkelbraun und wird wegen seiner schönen Farbe und Glättbarkeit in Europa sehr geschätzt. Die süßlichen Blüthen und Früchte dienen als Abführungsmittel, wie Senna, die Blätter gegen Geschwüre.

Bryant, William Cullen B., nordamerikanischer Dichter, am 2. November 1794 in Commington im Staate Massachusetts geboren, betrat nach tüchtigen Studien die juristische Laufbahn, in der er bis 1825 als Advokat thätig blieb, lebte dann seit 1825 in Newyork als Herausgeber der „Evening Post“, die durch ihn eine der besten Zeitschriften in den Vereinigten Staaten wurde. Im Jahre 1834 besuchte er Europa und verweilte in England, Frankreich, Italien und Deutschland. Im J. 1818 erschien der erste, 1821 der zweite Band seiner Gedichte, und 1832 besorgte Washington Irving in London einen neuen Abdruck seiner sämmtlichen Werke. Freiligrath hat mehre der gelungensten Poesien B.s in das Deutsche übertragen. Am liebsten und häufigsten besingt der Dichter die Natur, und selbst diejenigen seiner Gedichte, die einen ganz andern Zielpunkt haben, pflegen von Naturanschauungen auszugehen. Erfindungskunst und glühende Phantasie würde man bei ihm vergebens suchen. Der Reiz seiner Gedichte liegt in dem Einklange, der in ihnen zwischen Reinheit der Gedanken, Schönheit der Empfindung und Vollendung der Form herrscht, durch welche Vorzüge der Dichter den Mustern des klassischen Alterthums oft sehr nahe kommt.

Bryologie, Lehre von den Laubmoosen (Bryum).

Bryonia (**Zaunrübe**), Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Cucurbitaceen, deren charakteristische Merkmale der 5theilige Kelch und Blumenkrone, die 5 dreibrüderigen Staubgefäße, der 3spaltige Griffel und die kugelige 3fächerige Beere sind. Die Gattung enthält weitrankende theils ausdauernde, theils einjährige Kräuter in allen Erdstrichen mit herzförmigen Blättern, die fast alle officinell sind. Unzertheilte winkelige Blätter haben: B. rostrata, mit langgeschnäbelten Früchten, ein Sommergewächs in Ostindien, welches daselbst als demulcirendes Mittel beim Asthma dient; B. scabra, mit Blüthen in Dolden, ein Sommergewächs auf dem Kap u. in Ostindien, wo man die Wurzeln, Blätter und bitteren Früchte als eröffnende Arzneien braucht; B. verrucosa, mit einblüthigen Stielen und kugeligen glatten Beeren, eine ausdauernde Pflanze in Ostindien, auf dem Kap und den kanarischen Inseln, wie die vorige gebraucht; B. grandis, mit einblüthigen Stielen, ein ausdauerndes Gewächs an Zäunen in Ostindien, häufig in Gärten an Geländer gepflanzt, wo es sich schnell ausbreitet; die Wurzel ist dick, weit umherkriechend, die Stämme werden öfters armsdick und theilen sich in viele hängende Aeste mit Ranken; die Blumen sind weiß, glockenförmig, 1 Zoll lang; die Frucht gleicht einer kleinen Gurke, ist halbfingersdick, gelb, eßbar; auch die jungen Blätter

werden als Gemüse genossen; die Wurzeln und Blätter werden in Ostindien beim Ausbruch der Blattern, bei entzündlichen Fiebern ꝛc. angewendet. Unter den Arten mit gelappten Blättern sind zu nennen: B. umbellata, mit doldenartigen Blüthenstielen, in den Wäldern Ostindiens das ganze Jahr hindurch grünend und blühend, mit länglichen, birngroßen, hochgelben, eßbaren Früchten; der Saft der Blätter wirkt abführend, die Wurzel gegen Lähmung und zur Erweichung der Geschwüre. B. alba, **gemeine Zaunrübe, Gichtrübe, Hundsrübe, Tollrübe**, ist eine ausdauernde Schlingpflanze mit 5lappigen, gezähnten, mit schwieligen Punkten und scharfen Haaren besetzten Blättern, traubenartigen Blüthen und schwarzen Beeren, die sich an Zäunen durch ganz Europa, häufiger aber in den nördlichen Gegenden findet, mehre 12—16 Fuß lange Stengel treibt und saftige Früchte von der Größe einer Erbse mit 3—6 schwarzen Samen trägt. Die sehr große, rübenförmige, armsdicke, fleischige Wurzel, auch **Teufelskirschen-** oder **Faulrübenwurzel** genannt, schmeckt scharf bitter und riecht widrig, röthet frisch aufgelegt die Haut, ist getrocknet geruchlos und von widerlich bitterem Geschmack. Sie enthält einen eigenen krystallinischen, von Brandes zuerst genauer bestimmten Extraktivstoff (Zaunrübenbitter, **Bryonin**), außerdem Stärkmehl, Schleimzucker ꝛc., wirkt drastisch purgirend u. harntreibend, in größern Gaben auch Erbrechen erregend. Man wendet sie, doch selten, bei Wassersuchten, Gicht, Fallsucht, Unterleibsverstopfungen an; auch ist sie frisch oder eine Abkochung bei Geschwülsten und Quetschungen zum Auflegen gut. B. dioica, 2häusige, rothfrüchtige Zaunrübe, ist ein perennirendes Gewächs mit fast handförmigen, fünflappigen, schwielig rauhen Blättern, traubenartigen Blüthen und rothen Beeren, das an gleichen Stellen mit voriger Art, doch häufiger in England und im südlichen Europa wächst. Die Wurzel wird ganz wie die der vorigen Art angewendet. Beide kommen in den Apotheken mit einander vermischt und unter demselben Namen vor. B. africana *Thunb.*, mit tief handförmig getheilten Blättern, deren Fetzen halb gefiedert sind, und mit doldenartigen Blüthen, wächst auf dem Kap, wo die Wurzel von den Kolonisten als Brech- und Abführungsmittel gebraucht wird.

Brzesc (**B. Litewski**), befestigte Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Grodno, am Zusammenflusse des Bug und der Muchawez, in einer morastigen Gegend, mit gegen 12,000 Einwohnern, welche Tuchweberei, Gerberei und beträchtlichen Handel treiben. Darunter sind viele Juden, welche hier eine Synagoge und eine stark besuchte hohe Schule besitzen. In der Nähe ist ein festes Bergschloß und ein kaiserlicher Palast mit schönem Garten (früher Eigenthum der Könige von Polen). Auch befindet sich hier ein wichtiges Grenzzollamt. B. war früher Hauptstadt der gleichnamigen Woiwodschaft und Sitz eines griechischen Bischofs. Am 31. December 1435 wurde hier der ewige Friede zwischen Polen und dem deutschen Orden geschlossen, worin dieser die Neumark erhielt, dagegen dem Lande Szamaiten, seinem Bunde mit Litthauen und dem halben thorner Zoll entsagte. Im Jahr 1794 war hier das erste Zusammentreffen Suwarows mit den Polen, bei welchem (17. und 18. September) der General Sierakowski geschlagen und zur Flucht genöthigt wurde.

Brzetislaw (**B. I.**, **Bretislaw**, **Brecislaw**, **Bretislaus**), Herzog von Böhmen (1037—55), der böhmische Achilles genannt, war bei seines Vaters Lebzeiten Fürst von Mähren und trachtete schon damals nach selbstständigen Lorbeeren in Ungarn, das er mit großer Kühnheit überfiel, gerade da Kaiser Konrad II. mit Stephan I. in Streit lag. Aber eben deswegen rief ihn sein Vater, den Deutschen feindselig, zurück. Als er 1037 zur Regierung von Böhmen gelangt war, überzog er das von Parteien zerrüttete, hauptlose Polen, eroberte Posen, Gnesen, Breslau, Krakau und hauste darin nach altslavischer Art; den Papst besänftigte er wegen Kirchenraubes mit einem Theil der Beute. Dem deutschen König Heinrich III., welcher ihm befohlen, Polen zu räumen und den Raub bis auf den letzten Heller herauszugeben, versprach er Vasallengehorsam und treue Entrichtung des alten Zinses, und als nun trotz dieser Zusage der König auf jener Forderung beharrte, so ließ B. ihm melden, daß Böhmen noch groß genug sey zum Grabe für viele Heere. So begann denn der Krieg, und wirklich fiel die erste Heerfahrt der Deutschen (August 1040) sehr unglücklich aus, und die zweite im nächsten Jahre, obwohl glücklicher ausgeführt und dadurch begünstigt, daß Peter von Ungarn, B.s einziger Bundesgenosse, von diesem abfiel, hatte nur den Erfolg, daß der Herzog von Böhmen die Hoheit des Reichs anerkannte und auf den Reichstagen zu erscheinen versprach. Das hielt er bis an sein Ende; den Polen gab er (1054) seine Eroberungen gegen einen jährlichen Zins von 500 Mark Silber und 30 Mark Gold zurück. Als er eben im Begriff stand, sich Ungarns zu bemächtigen, † er 1055, mit Hinterlassung von 5 Söhnen: Spitignew, Wratislaw, Konrad, Otto und Jaromir. Seine Gemahlin Judith, eine Tochter des Markgrafen von Schweinfurt, hatte er mit Gewalt entführt.

Brzezani (**Brzeczani**), Kreishauptstadt im österreichischen Galizien, südöstlich von Lemberg, an einem See und an der Lipagnita, mit Schloß, 3 Kirchen für Katholiken, Armenier und Griechen, katholischem Kloster, Gymnasium, Kreishauptschule und 5300 Einwohnern, welche Gerberei und Leinweberei betreiben.

Bto., Abkürzung von Brutto.

Btr., **B. tr.**, auf Recepten Abkürzung für Bene tritum, d. i. wohl gerieben.

Bua (**Babua**), österreichisch-dalmatische Insel, gehört zum Kreis Spalato, hat 25 Meilen im Umfang, ist bergig, aber äußerst mild, wohl bevölkert und fruchtbar an Getreide, Wein, Oel und Obst. Die Bevölkerung wohnt in 6 Dörfern und dem Kloster Francesco; der Hafen (St. Eufemia) ist groß und sicher. Auch ist hier eine Asphaltquelle. B. wird auch Rebhuhninsel genannt, weil dieser Vogel sich in Menge hier aufhält.

Buache, Eiland an der Westküste von Neuholland, Edelsland gegenüber, nach Buache 1)

benannt, aus Kalkfelsen bestehend, mit sandigem Boden und Waldungen im Inneren; am Strande Robben in großer Anzahl.

Buache, 1) Philipp, berühmter französischer Geograph und Zeichner, geboren den 7. Februar 1700 zu Paris, widmete sich unter Delisle's Leitung geographischen Studien und dem Kartenzeichnen und wurde 1729 erster Geograph des Königs, 1730 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und † den 27. Januar 1773. Ausgebreiteten Ruf erwarb ihm sein neues System der physikalischen Geographie, in welchem er die Erdoberfläche nach Bergketten und Flußgebieten und auch das Meer nach den unter ihm fortlaufenden Gebirgszügen anordnete, sowie die Länder nach ihren natürlichen Erzeugnissen verglich. Als sein geistreichstes Werk gilt seine Parallele der Flüsse: „Parallèle des fleuves de toutes les parties du monde" (in den „Mémoires de l'academie des sciences", Paris 1753, S. 587). Außer mehren Abhandlungen und Karten, welche sich in den Schriften der Akademie befinden, schrieb er: „Considérations géographiques et physiques sur les nouvelles découvertes de la grande mer" (Paris 1753) und gab einen „Atlas physique" (das. 1754, 1767), sowie viele Karten Delisle's verbessert heraus.

2) Jean Nicolas, französischer Geograph, 1740 zu Neuville-au-Pont im Departement Marne geboren, Neffe des Vorigen und von demselben gebildet, wurde an d'Anville's Stelle bei der Plan- u. Kartensammlung der Marine angestellt, dann Geograph des Königs und auch von Napoleon geschätzt und beschäftigt; † als Mitglied der Akademie den 21. November 1825. Er schrieb: „Géographie élémentaire ancienne et moderne" (Paris 1769—1772, 2 Bde.) und mehre Abhandlungen in den „Mémoires de l'Inst. nat."

Buashaille, brittische Insel bei Staffa, zur Grafschaft Argyle und zur Gruppe der Hebriden gehörig, aus gekrümmten Basaltsäulen bestehend.

Bubalus, s. Büffel.

Bubastis, eine ägyptische Gottheit, ähnlich der griechischen Artemis als Mondgöttin. Eine Tochter des Osiris und der Isis, bedeutete sie wahrscheinlich den Neu- und zunehmenden Mond, während ihre Mutter den vollendeten und abnehmenden repräsentirte. Ihr war die Katze heilig und B. selbst wurde unter dem Bilde der Katze verehrt. Auch durch Gleichsetzung mit der Ilithyia, der Geburtsgöttin, hat man die B. der Artemis näher zu bringen gesucht. Bei den Aegyptern war sie eine Gottheit der dritten Ordnung; doch gehörte das jährlich ihr zu Ehren gefeierte Fest zu den größten. Zu der nach ihr benannten Stadt, wo sie einen großartigen Tempel hatte, strömten mit ihren einbalsamirten Katzen eine ungeheure Anzahl von Menschen unter Musik und Händeklatschen auf dem Nil herbei, überall an den Uferstädten anlandend und mit Singen, Tanzen, Schimpfen und unzüchtigen Geberden sich vergnügend. Noch schlimmer war das Uebermaß der Lust am Feste selbst. Die Katzen wurden in dem heiligen Bereiche des Tempels begraben. Dargestellt wurde sie als Säugling mit ihrem Bruder Horus an der Brust der Isis, oder mit Scepter und Schlüssel hinter ihrer Mutter sitzend oder als eine Jungfrau mit einem Katzenkopfe, über dessen Scheitel eine runde Mondscheibe durch eine senkrecht herabhängende Schlange in zwei gleiche Theile geschieden wird.

Bubastis (Bubastus), Hauptstadt eines Nomos in Aegypten, am untern Arm des Nil (Bubasticus fluvius), hatte ihren Namen von der Göttin Bubastis, welche hier vorzugsweise Verehrung genoß und deren Tempel mitten in der Stadt, tiefer als die angrenzenden Wohnungen stand, so daß man von allen Seiten in sein Inneres schauen konnte. Oberhalb der Stadt begann der große Kanal Nechos nach dem arabischen Meerbusen. Nach der persischen Eroberung (352 v. Chr.) wurde B. seiner Mauern beraubt und verlor allmählig sein früheres Ansehen; doch noch zur römischen Zeit sind die sacra Bubastia (Bubastisfeier) bekannt und noch von Hierocles wird die Stadt als Bischofssitz aufgeführt. Die Ruinen, Tell-Basta genannt, lassen noch bemerken, wo der Tempel gestanden hat.

Bube, ein Kind männlichen Geschlechts; ein junger Mann von kindischem oder boshaftem Wesen; im Mittelalter ein Jüngling, der im Gefolge eines Ritters auf Abenteuer und Fehden umherzog, um sich den Ritterschlag zu verdienen.

Bube, Adolf, deutscher Dichter, geboren den 23. September 1802 zu Gotha, besuchte von 1817—1821 das dortige Gymnasium und bezog 1821 die Universität Jena, wo er sich philologischen und belletristischen Studien widmete. Wie schon früher der anregende Umgang mit Stieglitz und Heeringen ihn zu eignen dichterischen Versuchen geführt hatte, so erhielt jetzt seine Neigung zur Poesie im Kreise gleichgesinnter Freunde, eines H. Döring, Moser, Eckermann und Th. Hell, neue Nahrung. Durch die Freundschaft mit Knebel kam er auch mit Göthe, Einsiedel und Böttiger in Berührung. Im J. 1824 trat er als Erzieher in die Familie des Freiherrn von Lindemann zu Koburg ein und gründete daselbst 1828 ein Institut für Töchter gebildeter Stände, das aber nicht recht in Aufnahme kam. Nachdem er einige Zeit als Vorleser bei der verwittweten Herzogin Auguste von Koburg fungirt, kam er als Informator in das Haus der Prinzessin Sophie von Koburg-Gotha, der Gemahlin des Grafen Mensdorff, damaligen Vicegouverneurs von Mainz, und versah bei derselben später die Stelle eines Sekretärs. Im J. 1834 wurde er im Staatsdienste angestellt, erst als Archivsekretär, dann 1838 als Oberkonsistorialsekretär und 1842 als Direktor des herzoglichen Kunstkabinets. In seinen dichterischen Produkten verbindet sich Wärme und Anmuth der Darstellung mit der innigsten Anhänglichkeit an seine thüringische Heimath. Sie erschienen unter den Titeln: „Lebensblüthen" (Koburg 1826); „Obolen" (das. 1827); „Gedichte" (2. Aufl., Gotha 1836); „Neue Gedichte" (Jena 1840); „Naturbilder" (Gotha 1848); „Thüringische Volkssagen" (das. 1837 und 1848); „Deutsche Sagen" (4. Aufl., Jena 1842); „Balladen und Romanzen" (das. 1850); „Thüringischer Sagenschatz" (Gotha 1851). Außer zahlreichen Beiträgen zu verschiedenen Zeitschriften gab er noch „Das herzogliche Kunstkabinet zu

Gotha" (Gotha 1846) und „Gotha's Erinnerungen" (das. 1850) heraus.

Bubendorf, Dorf im schweizerischen Kanton Basel, Bezirk Liestall, wohlgebaut, mit alter Pfarrkirche u. 960 Einwohnern, welche Land- u. Obstbau, sowie Seidenbandweberei treiben. Dabei das bubendorfer Bad im sogenannten Hundswinkel (1160 Fuß über dem Meere), seit 1764 benutzt und in den Unruhen 1830 berühmt geworden.

Buberack (Rissah), afrikanischer Fluß in Algerien, im Norden der Provinz Konstantine, entspringt auf der Nordseite des Dschurdschura, durchbricht im Lauf von Osten nach Westen den Dschebel Kuku, wendet sich bei Bordsch nach Norden, scheidet von hier an die Provinzen Algier u. Konstantine und mündet westlich vom Kap Bengut und Dellys ins mittelländische Meer.

Bubna und Littitz, Ferdinand, Graf von, einer der vorzüglichsten österreichischen Generäle und Diplomaten neuerer Zeit, den 26. Nov. 1768 zu Zamersk in Böhmen geboren, trat 1784 als Kadet in ein Infanterieregiment, wurde 1789 Oberlieutenant beim 12. Dragonerregiment u. zeichnete sich in den Feldzügen gegen die Türken (1789—1790) und gegen die Franzosen (1792 bis 1797) besonders durch seine Umsicht und Gewandtheit im Streifen und Rekognosciren aus. Im Jahr 1794 avancirte er zum Rittmeister, 1799 zum Major und Flügeladjutanten des Erzherzogs Karl, 1800, nachdem er sich rühmlich bei Engen und Stockach hervorgethan hatte, zum Oberstlieutenant u. Generaladjutanten desselben Prinzen, 1801 zum Oberst und ward 1805 Vorsteher und Referent im Militärdepartement des Hofkriegsraths u. Generalmajor. Nach der Schlacht bei Austerlitz übertrug man ihm und dem Fürsten Johann Lichtenstein die Friedensunterhandlungen mit Napoleon, eine schwere und wichtige Mission, deren er sich damals, wie auch nach dem Feldzug von 1809, mit glänzenden Beweisen seines diplomatischen Talents entledigte. Er stieg hierauf zur Würde eines Feldmarschalllieutenants empor u. erhielt das Direktorium des hofkriegsräthlichen Remontedepartements. Nach Napoleons Rückkehr aus Rußland war er österreichischer Gesandter zu Paris und erschien sodann zweimal im Hauptquartier des französischen Kaisers zu Dresden, um diesen zur Annahme von Friedensvorschlägen zu bewegen. Beim Ausbruche des Krieges 1813 führte er die 2. leichte Division aus Böhmen nach Sachsen, ging bei Pirna über die Elbe, schlug sich den 17. Okt. bei Wurzen durch und vertheidigte den 18. Okt. in der Schlacht bei Leipzig Paunsdorf. Beim Eindringen der Verbündeten in Frankreich führte er in der Avantgarde die erste leichte Division von 20,000 Mann durch die Schweiz bis nach Lyon, wo ihn Marschall Augereau mit überlegener Macht zum Rückzuge nach Genf nöthigte. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris wurde er zum Generalgouverneur von Savoyen, Piemont u. Nizza ernannt, als welcher er besonders durch kluge und menschliche Schonung der Bewohner sich noch edleren, als Schlachtenruhm, verdiente. Nach Napoleons Rückkehr erhielt er unter Frimont das Kommando des zweiten Corps der italienischen Armee, besetzte Lyon u. blieb dort als Gouverneur bis zum Frieden. Im J. 1816 ernannte ihn sein Kaiser zum wirklichen Geheimerath und 1818 wurde ihm das Oberkommando in der Lombardei definitiv übergeben. In den piemontesischen Unruhen von 1821 bewirkte er die Unterwerfung des savoyischen Königreiches binnen kurzer Zeit und mit verhältnißmäßig geringen Streitkräften, wofür er mit einer sardinischen Dotation belohnt ward. Er † zu Mailand den 6. Juni 1825.

Bubo, Vögelgattung, s. Eule.

Bubo, in der Medicin (franz. Bubon) ursprünglich eine Anschwellung der Leistendrüsen, im weiteren Sinne aber auch Drüsenanschwellung in der Achselgrube und am Halse. Idiopathische B.nen kommen selten vor und sind alsdann meist nur Folgen von Erkältung oder örtlichem Druck; häufiger sind die sympathischen B.nen, einfache entzündliche Anschwellungen der Drüsen, durch eine Reizung erzeugt, die sich von einem entzündeten oder eiternden Theil nach dem Laufe der Lymphgefäße bis zu den nächsten Drüsen fortpflanzt. Beide Arten der B.nen sind gefahrlos und schwinden meist von selbst, wenn die Ursache gehoben ist; sie zertheilen sich häufig, gehen nur selten in Eiterung, nie in Verschwärung über. Zumeist sind B.nen nur Symptome einer allgemeinen, besonders dyskrasischen Krankheit und nach dem Wesen dieser Krankheit mehr oder minder von Gefahr, stets aber von großer Bedeutung. Der Krebsbubo zeigt sich je nach dem ursprünglichen Sitze des Krebses sowohl in den Achsel- als Leistendrüsen und ist ein gefahrvolles Zeichen; er spricht für eine weite Verbreitung des Krebsübels (vergl. Krebs). Der Pestbubo ist ein Hauptsymptom der orientalischen Pest; daher die Pest auch neuerdings oft nur Bubon genannt wird (vergl. Pest). Der skrophulöse B. ist ein Symptom allgemeiner Skrophelkrankheit und hat seinen Sitz vorzugsweise in den Halsdrüsen (vergl. Skropheln). Der syphilitische B., welcher vorzugsweise den Namen B. erhalten und seinen Sitz nach seinem Namen in den Leistendrüsen hat, ist ein Symptom allgemeiner Syphilis. Er ist eine sekundäre Form dieser Krankheit und seinem Wesen nach syphilitische Infektion und dadurch entstandene Geschwulst der Leistendrüsen. In heftigen Fällen nehmen jedoch auch Hals- und Achseldrüsen Antheil (s. Syphilis).

Bubon, Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, deren charakteristische Merkmale die vielstrahlige Dolde mit vielblätterigen Hüllen, die ovalen Blumen mit eingeschlagenen Züngelchen und linsenförmiger Frucht sind. Die Gattung umfaßt glatte Halbsträucher mit rundem Stengel voller Herzsaft und zweimal dreispaltigen Blättern. B. Galbanum (Selinum Galbanum), gemeiner Steineppich, Galbanum, wächst auf Hügeln auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung über mannshoch, ist graulich bereift, unten holzig und hat große und flache Dolden und gelbliche Blüthen. Man hielt dieses Gewächs bis vor kurzer Zeit für dasjenige, welches das sogenannte Galbanum (s. d.) oder Mutterharz liefere, obgleich dieses nicht vom Kap, sondern aus der Levante in den Handel kommt. In neu-

ster Zeit hat Don wahrscheinlich gemacht, daß das Galbanum von Galbanum officinale komme, einer in der Levante und Syrien wachsenden, noch wenig bekannten Pflanze derselben Familie. B. gummifer, harziger Steineppich, ist ein Halbstrauch in Südafrika.

Bubroma (Bastardceder), Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen, charakterisirt durch die fünfblätterige Blumenkrone, die in 3 Bündeln verwachsenen Staubfäden mit 3 Antheren und die fünffächerige, holzige, durchlöcherte Kapsel mit vielen Samen. B. Guazuma *Willd.* (Theobroma Guazuma *L.*, gemeine Bastardceder) ist ein 40 Fuß hoher und mannsdicker Baum mit den Maulbeerblättern ähnlichen, unten etwas filzigen Blättern und gelben in den Blattachseln stehenden Blüthen, welcher in Westindien und Südamerika auf niedrig liegenden Feldern wächst. Die 1½ Zoll lange, ovale Kapsel mit vielen Samen enthält einen süßen Schleim und wird zum Bierbrauen verwendet. Auch das Vieh frißt die Kapseln gern (daher der Name Bubroma, d. h. Viehfutter). Kapseln und Rinde werden im Absud auch gegen Ausschläge gebraucht. B. polybothryum *Willd.* ist ein Baum mit etwas herzförmigen, länglichen, unten etwas behaarten, gekerbten Blättern und gabelförmig getheilten Blüthenstielen, in Westindien.

Bucaros (Bucaras), eine Art von Siegelerde, welche in der portugiesischen Provinz Alemtejo gegraben und vorzüglich zu Gefäßen verarbeitet wird. Die Getränke sollen in ihnen einen viel lieblicheren Geschmack annehmen, bei längerem Stehen aber versickern. Auch wird die Erdart als Mittel gegen manche Krankheiten gebraucht.

Buccanier (vom karaibischen Wort buccan, franz. boucan, d. i. Hürde oder Rost zum Trocknen des Fleisches, also Leute, welche ihr Fleisch nach Art der Indianer an der Sonne dörren), berüchtigte Seeräuber, welche in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in den westindischen Gewässern hausten und besonders unter dem Namen Flibustier der Schrecken der spanischen Kolonien wurden. Zuerst kommen unter jenem Namen französische Ansiedler vor, welche 1625 auf der Insel St. Christoph festen Fuß gefaßt hatten und von hier aus Kaperei gegen spanische Schiffe trieben, aber um 1630 diese Insel verließen, um sich auf der Nordwestküste der damals spanischen Insel San Domingo oder Hayti anzusiedeln. Hier bestand ihre Hauptbeschäftigung in der Jagd auf verwildertes Rindvieh, dessen Fleisch sie trockneten, um damit wie mit den Häuten Handel zu treiben. Während später Einzelne von ihnen, des Jägerlebens müde, Pflanzungen anlegten, begannen Andere ein offenes Piratenleben zu führen. Zu diesen Ansiedlern kamen bald auch zahlreiche Einwanderer aus Frankreich, die sich als Dienstboten kontraktlich einem Herrn zugesellten, aber während der 3 Jahre, auf welche sie sich in der Regel verpflichteten, wahre Sklavenarbeit verrichten mußten. Die Kolonie bestand demnach aus 4 Klassen: B.n, Freibeutern, Pflanzern und verpflichteten Dienstboten, die alle endlich den Abenteurertitel für sich in Anspruch nahmen. Sie lebten mit einander in vollkommener Eintracht und in einer Art von Demokratie. Jeder freie Mann herrschte in seiner Familie durchaus unumschränkt, jeder Kapitän war unumschränkter Gebieter auf seinem Schiffe, konnte jedoch von dem Schiffsvolk nach Belieben abgesetzt werden. Die Pflanzer hatten sich vorzüglich auf der kleinen Insel Tortuga, nördlich von Hayti, angebaut; während aber einstmals ein Theil derselben auf der großen Insel einer Jagd der B. beiwohnte, wurden die Zurückgebliebenen von den Spaniern überfallen und sämmtlich, auch diejenigen, welche ohne Widerstand die Waffen niedergelegt hatten, niedergehauen oder aufgeknüpft. Da aber die Spanier es auf die Vernichtung aller B. abgesehen hatten, so erhoben sich bald die blutigsten Kämpfe zwischen ihnen und den B.n, welche bald in die grausamste Menschenjagd ausarteten. Die Schlächtereien dauerten fort, bis endlich die Spanier, am Sieg über die wilde Rotte verzweifelnd, darauf verfielen, nicht sie selbst, sondern das, was sie zusammengeführt hatte, der Vernichtung zu weihen: anstatt, wie früher, auf die B. Jagd zu machen, jagten sie nach Büffeln, u. nach mehren gut geleiteten Generaljagden waren diese Thiere so gut wie ausgerottet. Dadurch wurden die B. in die Nothwendigkeit versetzt, eine andere Lebensbahn einzuschlagen. Einige kehrten zum Pflanzerleben zurück, wodurch besonders die französischen Niederlassungen an der Küste zunahmen; andere traten zu den Freibeutern über. Frankreich, das bis jetzt diese Räuber, deren Glück nur ein vorübergehendes war, desavouirt hatte, erkannte sie an, sobald ihre Niederlassungen eine feste Gestalt gewonnen, und ergriff Maßregeln für ihre Regierung und ihren Schutz. Häute bildeten indeß, trotz der spanischen Vernichtungsjagden, noch lange Zeit einen beträchtlichen Handelsartikel auf den Inseln. Ihre Seeräuberzüge machten die B. in Banden von je 50, 100 oder 150 Mann, in einem größeren oder kleineren Boot, in welchem sie Tag und Nacht allen Plagen des Wetters ausgesetzt waren und oft kaum Platz zum Liegen hatten. Unbändige Freiheitsliebe machte ihnen all den gegenseitigen Zwang, welchen sich Mitglieder der Gesellschaft für das allgemeine Beste auferlegen, durchaus verhaßt, und da selbst die Autorität, welche sie ihrem Kapitän eingeräumt hatten, sich nur auf das Kommando während des Kampfs beschränkte, so lebten sie außerdem in der größten Unordnung. Wie die Wilden weder Besorgniß noch Fürsorge vor Mangel und Noth hegend, waren sie nicht selten dem höchsten Grad von Hunger und Durst ausgesetzt, aber gerade durch diese Noth zu einer Kühnheit angestachelt, die jede Gefahr verachtete und sie beim Anblick eines Schiffs in wahrhaft rasende Freude versetzte. Eines Kriegsraths bedurften sie nie, sie waren gewohnt, so rasch als möglich anzugreifen, wobei ihnen ihre schmalen, kleinen Boote bei ihrer Fertigkeit im Schießen gegen jedes Schiff vortheilhaft zu Statten kamen. Sobald sie ihren Enterhaken handhabten, entging ihnen selten das größte Fahrzeug. Nur in Zeiten großer Noth griffen sie Mannschaften jeder Nation an, die spanischen immer. Selten reizten die von Europa nach Amerika segelnden Schiffe ihre Begierde; erst wenn sie, mit Gold,

Silber und Edelsteinen beladen, die Rückfahrt antraten, konnte jedes Schiff, das allein fuhr, eines Angriffs gewiß seyn. Die Spanier, welche in unbeschreiblicher Furcht vor den B.n, den „Teufeln", lebten, ergaben sich gewöhnlich sogleich; genügte die Beute den Räubern, so erhielt die Besatzung Pardon, wo nicht, wurde sie über Bord geworfen. Dabei flehte die ganze Bande vor jedem Seeraubzug den Himmel um Schutz und Segen an u. kehrte nie glücklich heim, ohne Gott für den gewährten Sieg zu danken. Da den Bewohnern der spanischen Kolonien durch diese Seeräubereien die Schifffahrt bald verleidet wurde und in Folge davon die Beute für die B. sich verminderte, so suchten diese auf dem Lande beizubringen, was sie auf der See verloren. Daher wurden bald auch die reichsten und bevölkertsten Gegenden u. Städte des spanisch-amerikanischen Festlandes von ihnen heimgesucht u. aufs Furchtbarste verwüstet und bald durften sie sich ebenso wenig auf öffentlichen Landstraßen sehen lassen, als auf den Gewässern, welche ihr eigenes Land bespülten. Da der Ruf ihrer Thaten aus Europa immer mehr Abenteurer anlockte, so entwickelte sich der Räuberstaat rasch zu seiner verderblichsten Größe.

Der Erste, welcher sich bei jenen Plünderungszügen hervorthat, war Montbar, ein Edelmann aus Languedoc. Ihn erfüllte ein in seiner Kindheit durch die Erzählung der von den Spaniern bei der Eroberung Amerika's verübten Grausamkeiten ihm eingepflanzter Haß gegen Alles, was den spanischen Namen trug, und von ihm hatten die Kolonien so viel zu erleiden, daß er den Namen „Exterminator" erhielt. Nächst ihm trat Lolonois auf, der sich vom Rang eines Bootsmanns zu dem eines Befehlshabers über 2 Kanots von 22 Mann emporgeschwungen hatte. Mit dieser geringen Macht eroberte er 4 spanische Fregatten, bohrte 3 davon und seine 2 Kanots in den Grund und verband sich hierauf, als Kapitän der eroberten Fregatten, mit mehren andern kühnen Häuptlingen der B. zu dem ersten großen Raubzug. Mit 440 Mann eroberte, plünderte und verheerte er Venezuela, Maracaybo u. Gibraltar und schleppte ungeheure Beute fort. Noch berüchtigter, als dieser, machte sich Morgan, ein englischer B. Er eroberte Porto Bello, die Insel St. Katharina, Chagre u. sogar Panama; alle diese festen Plätze wurden geplündert u. verwüstet u. viele Einwohner in die Gefangenschaft fortgeführt. In noch größerem Maßstabe war die Expedition angelegt, welche 1603 van Horn, ein geborener Ostender, unternahm. Er hatte sein bisheriges Leben in französischen Kriegsdiensten zugebracht u. in rigoristischer Strenge u. Rohheit eine sogar den B.n imponirende Virtuosität erlangt. Das geringste Zeichen von Verzagtheit, das er an einem der ihm Zugesellten wahrnahm, wurde mit unerbittlicher Konsequenz bestraft. Vor dem Beginne jedes Gefechts bestieg er sein Schiff, musterte seine Leute und schoß Jeden augenblicklich nieder, der bei dem plötzlichen Knall einer Pistole, Flinte oder Kanone erschrak oder gar zitterte. Diese außerordentliche Disciplin machte ihn zum Schrecken aller Feigen und zum Abgott aller Tapferen. Mit den Männern von Geist u. Muth aber theilte er redlich alle die unermeßlichen Reichthümer, welche er bei seinen wahrhaft martialischen Anordnungen aufbrachte. Er segelte gewöhnlich in einer Fregatte, welche sein Eigenthum war. Da er zu seinen Unternehmungen größere Massen bedurfte, so verband er sich mit drei berüchtigten franz. Räuberhäuptlingen, Grament, Godfrey u. Jonque, u. dem Holländer Laurent de Graff. Bald stand er an der Spitze von 6 Schiffen u. 1200 B.n und führte sie gegen Veracruz. Eine stockfinstere Nacht begünstigte ihre Landung und unentdeckt erreichten sie ihr Ziel, wo Horn so meisterhafte Anstalten traf, daß beim Anbruch des Tages Gouverneur, Fort, Baraken und sämmtliche Posten in seiner Gewalt waren. Alle Einwohner, Männer, Frauen u. Kinder, wurden in den Kirchen, wo sie Schutz gesucht hatten, eingesperrt; vor jeder Kirchenthüre pflanzte man Pulvertonnen auf und neben jeder stand ein B. mit brennender Lunte, bereit, bei dem geringsten Zeichen von Aufruhr die Gebäude in die Luft zu sprengen. Während einiger Tage unbeschreiblichen Schreckens wurde die Stadt gemächlich ausgeplündert, und erst nachdem die B. sich alles Werthvollen bemächtigt hatten, boten sie den in den Kirchen Eingeschlossenen Leben u. Freiheit für eine Baarzahlung von 437,500 Livres an. Die unglücklichen Einwohner, welche 3 Tage lang gehungert und gedurstet hatten, gingen eilig auf den Handel ein; die Hälfte des Geldes entrichtete man noch denselben Tag, die andere Hälfte aber wurde eben aus den inneren Theilen des Landes erwartet, als plötzlich eine bedeutende Truppenmacht heranrückte und dem Hafen sich eine Flotte von 17 europäischen Schiffen näherte. Beim Anblick dieser Kriegsmacht zogen die B. mit 1500 Geiseln ruhig ab. Kühn segelten sie mitten durch die spanische Flotte, ohne daß von dieser auch nur der geringste Angriff auf sie geschehen wäre; sie selbst befürchteten, angegriffen zu werden, was wohl auch geschehen wäre, wenn die Piratenschiffe nicht mit Gold und Silber und die spanischen mit etwas Anderem, als Handelswaaren, beladen gewesen wären, die für die B. keinen Werth hatten. Ein Jahr nach dieser Expedition setzte sich ein neuer Seeraubzug in Bewegung zur Plünderung Peru's. Merkwürdigerweise hatten Engländer und Franzosen diesen Plan zu gleicher Zeit vor, ohne darüber einander etwas mitgetheilt zu haben. Diesmal zählte die theilnehmende Schaar 4000 Mann. Ein Theil derselben ging über die Terra firma, der andere durch die Magelhansstraße. Wenn die Unerschrockenheit dieser Barbaren von einem gewandten Befehlshaber geleitet worden wäre, so würden ohne allen Zweifel die Spanier diese wichtige Kolonie schon damals vielleicht für immer verloren haben. Der Spanier Glück war die Zersplitterung der Seeräuber in einzelne Gruppen und Züge, die nach keinem gemeinschaftlichen Plan, sondern nach Lust und Belieben agirten. Auch während der Fahrt suchten sich die, wie immer, schlecht verproviantirten Räuber, wenn ihnen kein Schiff begegnen wollte, auf dem Lande zu entschädigen. Jede Küstenstadt, die eine sichere Beute verhieß, wurde geplündert. So fielen Seppa, Puebla-Nuevo, Leon, Realejo, Puebla-Viejo, Chiriquita, Lesparso, Granada, Villa-Nicoya, Tecoanteca, Mucmeluna, Chilo-

teca, Neu-Segovia und Guayaquil, der bedeutendste aller dieser Orte, nach einander in der B. Gewalt. In den meisten Fällen entflohen die Einwohner beim Anblick der Raubschiffe. Die Städte, welche ihre Erhaltung nicht mit schwerem Geld erkauften, wurden in Asche gelegt und alle Gefangenen, für welche kein Lösegeld kam, niedergehauen. Während dies an den südlichen Küsten des stillen Oceans vorging, machte sich im Norden Gramont, ein geborener Pariser und heruntergekommener Edelmann, als Anführer der französischen B. in Meriko furchtbar. Er eroberte 1685 Campeche, Stadt und Fort, und nahm sich nicht nur 2 volle Monate Zeit, die Umgegend 12—15 M. in der Runde total auszuplündern, sondern machte auch, nachdem er den Wohlstand des ganzen Landes auf seine Schiffe gepackt hatte, dem Gouverneur der Provinz, der mit 900 Mann noch das Feld behielt, den Vorschlag, ihm die Stadt gegen eine gehörige Summe abzukaufen. Der Antrag wurde zurückgewiesen und Gramont verbrannte die Stadt und zerstörte das Fort. Im Jahre 1697 verbanden sich 1200 B. mit 7 europäischen Schiffen, die unter dem Befehl Pointis' gegen Cartagena zogen. Die Eroberung Cartagena's war eine der schwierigsten Unternehmungen, welche in der neuen Welt gewagt werden konnten. Die Lage des Hafens, die Festigkeit der Stadt und die Gefährlichkeit des Klima's waren Hindernisse, die selbst für B. unübersteiglich schienen. Aber jedes Hinderniß schwand vor dem Muthe dieser Räuber; die Stadt wurde eingenommen und eine Beute zusammengebracht, die sich auf 1,750,000 Livres belief. Sobald jedoch die B. die Segel aufgespannt hatten, bot ihnen der habgierige Pointis als Beuteantheil nur 5250 Lvr., während doch nur sie es waren, die einen so ungeheueren Fang möglich gemacht hatten. In der ersten Wuth waren die B. entschlossen, sein Schiff in den Grund zu bohren, und wirklich schwebte der von seiner Flotte abgeschnittene Kommandant in der größten Lebensgefahr, bis einer der B. den Vorschlag that, nach Cartagena zurückzukehren und sich neue Beute zu holen. Mit Einem Beifallsruf wandten sich die B. noch einmal der Stadt zu. Ohne Widerstand drangen sie ein, forderten von den in eine Kirche eingesperrten Einwohnern die Bezahlung von 210,750 Lvr. (so hoch belief sich ihr bestrittener Beuteantheil) und versicherten, augenblicklich abzusegeln, wenn man ihnen willfahre, wenn nicht, an der Stadt die fürchterlichste Rache zu nehmen. Da bestieg ein Priester der Stadt die Kanzel und ermahnte das Volk mit dringenden Worten, Gold, Silber und Edelsteine gutwillig dahin zu geben. Es geschah. Als jedoch die B. die Summe nicht vollzählig fanden, plünderten sie die Stadt und schleppten zusammen, so viel sie konnten. In dem Augenblick aber, wo sie mit dem schwerfälligen Raube absegeln wollten, überraschte sie eine holländische und englische Flotte. Beide Nationen standen jetzt mit Spanien im Bund, die Piratenschiffe wurden angegriffen, mehre genommen, andere in den Grund gebohrt und nur ein schwacher Rest entkam nach St. Domingo. Dies war das letzte denkwürdige Ereigniß in der Geschichte der B. Die kurz darauf erfolgende Trennung des englischen und französischen Interesses, die erfolgreichen Mittel, welche beide anwandten, um mit Beihülfe einzelner B. die Bodenkultur in ihren Kolonien emporzubringen, die Klugheit, mit welcher sie die ausgezeichnetsten B. in ihre Civil- und Militärdienste zu ziehen wußten, sowie der Schutz, den beide den spanischen Niederlassungen, die seither förmlich nur der Plünderungen wegen vorhanden zu seyn schienen, jetzt angedeihen lassen mußten, diese Umstände und verschiedene andere, wie z. B. die Unmöglichkeit, die Stellen der Häuptlinge, die beständig abgingen oder starben, fortwährend tüchtig wieder zu besetzen, machten endlich einer Gesellschaft ein Ende, wie die Geschichte deren nur wenige aufweiset: ohne geregeltes System, ohne Gesetz, ohne Subordination und sogar ohne bestimmte Einkünfte, hatte sie ebenso die Furcht und den Abscheu wie die Bewunderung ihres ganzen Zeitalters erregt.

Buccanierarchipel, australische Inselgruppe an der Küste von de Wittsland (Nordküste von Neuholland).

Buccari, Seestadt im österreichisch-ungarischen Küstenlande oder der jetzigen Gespannschaft Fiume des Königreichs Kroatien, $1\frac{1}{2}$ Meilen südöstlich von Fiume an der Bucht von Boccaricza, einem Theil des Quarnerogolfs, Gouvernement Triest, an einem Bergabhang gelegen, hat einen kleinen, aber sehr sichern Hafen für etwa 50 Schiffe, welche unmittelbar am Strande aus- und einladen können, und 2000 Einwohner, welche Schiffbau, Thunfischfang, bedeutenden Handel mit Holz, Wein, Kohlen, Thierhäuten, Getreide rc. treiben. Den Hafen besuchen jährlich über 300 Schiffe. In der Nähe liegt das Schloß Buccarizza, mit einem Hafen an der gleichnamigen Bucht; früherhin im Besitz der Grafen Zriny, ward es diesen 1671 in Folge ihrer Theilnahme an einer Verschwörung gegen das Kaiserhaus genommen.

Buccinarische Inseln, 10 sardinische Inseln, Distrikt Capo di Sassari, Meerenge Bonifacio; auf der größten, Madalena, ist eine Besatzung und einige Hirtenfamilien.

Buccino, Flecken in der neapolitanischen Provinz Principato citer., am Einfluß des Torno in den Bianco, über welchen eine alte römische Brücke führt, mit festem Schlosse, 4800 Einwohnern und lebhaftem Handel.

Buccleugh, Walter Francis Montague Douglas Scott, Herzog von B. und Queensberry, britischer Staatsmann, den 25. November 1806 geboren, Mitglied des Oberhauses als Graf von Doncaster, eines der reichsten Mitglieder des hohen Adels, nicht nur in Schottland, seinem Stammlande, sondern auch in England sehr begütert, wurde 1842 Großsiegelbewahrer und Ende 1845, an Wharncliffs Stelle, Präsident des geheimen Rathes, trat aber mit Peels Ministerium ab.

Bucco, alte Abkürzung für Burkhard.

Buccoblätter (Buccostrauch), s. Barosma.

Buccomantie, die Kunst, aus der Form und den Zügen des Mundes auf den Charakter der Menschen zu schließen.

Bucentaurus (Navis praetoria Ducis Venetorum), s. Bucentoro.

Bucentoro (Bucentaur), die prächtige Galeere, welche der Doge von Venedig jährlich am Himmelfahrtstage bestieg, um auf das adriatische Meer hinauszufahren und sich mit diesem durch Hineinwerfen eines Ringes zu vermählen. Diese Ceremonie soll nach der gewöhnlichen Sage durch Papst Alexander III. 1177 aus Dankbarkeit für die dem päpstlichen Stuhl von der Republik Venedig gegen Friedrich Barbarossa geleisteten Dienste eingeführt worden, nach Andern aber erst 1311 aufgekommen seyn. Den Namen B. leitet man von Centaurus, dem Schiffe des Sergestus in Virgils Aeneis (V, 122, 155), her; nach Andern war das Zeichen des ersten zu der Ceremonie der Dogenvermählung erbauten Schiffes ein Centaur, und Bu soll (wie im Griechischen) auch im Altvenetianischen groß bedeutet haben. Am Himmelfahrtstage oder bei unruhigem Wetter am folgenden Sonntage führte der Admiral des Arsenals, der für die Beständigkeit der Meereswogen mit seinem Kopfe haften mußte, den B., eine schwere, unbehülfliche, nicht tief im Wasser gehende Maschine mit flachem Boden, die ein kleiner Sturm leicht umwerfen konnte. Der Doge begab sich um Mittag mit Pomp, in Begleitung sämmtlicher fremden Gesandten und des päpstlichen Nuntius, der Signoria und der Hofkapelle an Bord des Paradeschiffes. Nachdem der bei der Insel St. Helena mit seinem Gefolge dem Zug sich anschließende Patriarch ein großes Gefäß mit Weihwasser in das Meer gegossen hatte, als Präservativ gegen jeden Sturm, wurde der B. eine kleine Strecke vor dem Hafen St. Niccolo hinaus in das adriatische Meer gesteuert, und der aus seinem Kabinet auf eine kleine Gallerie heraustretende Doge warf unter den Gebeten der Geistlichkeit u. mit den Worten: „Desponsamus te, Mare, in signum perpetui domini", einen Ring von geringem Werthe in das Meer, worauf allgemeines Jubelgeschrei erscholl. Dieses Fest der Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere, welches symbolisch die von den Venetianern errungene Herrschaft über dieses Meer darstellen sollte, erhielt sich als leere Ceremonie bis in die letzten Jahre der Republik. Noch jetzt zeigt man im Arsenal von Venedig einen, wie die Herrlichkeit Venedigs, in Trümmer liegenden B. Der letzte wurde 1728 erbaut.

Bucephala (auch **Bucephalia**), Stadt in India intra Gangem, dem Reiche des Porus, am Flusse Hydaspes, berühmt durch den Sieg Alexanders des Großen über den Porus, dem Streitroß Alexanders, das in der Schlacht vor Alter gefallen war, zu Ehren genannt; jetzt Delim.

Bucephalus, das vielgefeierte Roß Alexanders des Großen, das er schon als Knabe gebändigt. Es war von thessalischer Zucht u. von Philonicus um 13 oder 16 Talente (cirka 20,000 Thlr. nach unserm Geld) gekauft. Sein Name war wahrscheinlich ein sonst bedeutungsloses Appellativum einer thessalischen Race (vielleicht mit breitem, starkem Kopfe).

Bucer, **Martin**, einer der oberdeutschen Kirchenreformatoren im 16. Jahrhundert, war geboren zu Schlettstadt im Elsaß 1491, ließ sich schon in seinem 15. Jahre in den Dominikanerorden aufnehmen und entwickelte im Kloster so viel Talent und Eifer für die Wissenschaften, daß sein Prior für gut fand, ihn zu höherer Ausbildung auf die Universität Heidelberg zu senden. Dort studirte B. Griechisch und Hebräisch, Theologie, Philosophie und Rhetorik, wurde dem in der Pfalz ansässigen Ritter Franz von Sickingen bekannt und durch diesen dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz empfohlen, welcher B. alsbald zu seinem Hofprediger ernannte. Die Schriften des Erasmus von Rotterdam und Luthers, welche damals weit über Deutschlands Grenzen hinaus die Herzen mächtig bewegten, gaben auch B.s Denken und Streben eine andere Richtung. Als Luther 1518 zu einem Religionsgespräch mit den pfälzer und schwäbischen Theologen nach Heidelberg kam, bemühte sich B. um die Gunst des großen Reformators, und Luther gewann den jungen Mann herzlich lieb, auf den er schon damals nicht geringe Hoffnungen setzte. Darnach begleitete B. seinen Kurfürsten in die Niederlande, zog sich aber durch seine freimüthigen Predigten Haß und Verfolgung von Seiten der Mönche zu und wurde genöthigt, rheinaufwärts zu Franz von Sickingen zu flüchten, der ihm auf seiner Veste Landstuhl Schutz gewährte. B. wohnte darauf dem Reichstage zu Worms (1521) bei. Nach Sickingens Tode wollte er sich nach Wittenberg begeben, ließ sich aber unterwegs bewegen, in Weißenburg zu bleiben, um dem dortigen Pfarrer im Predigen beizustehen. Vom Vikar des Bischofs zu Speyer auch hier vertrieben, wandte sich B. nach der Reichsstadt Straßburg, wo er von 1523—1549 als Pfarrer an der Thomaskirche und Lehrer am Gymnasium den bedeutendsten Theil seines Lebens und seine beste Kraft der Verkündigung und Befestigung der evangelischen Lehre widmete. Als die bedauerlichen Lehrstreitigkeiten zwischen den wittenberger und schweizer Reformatoren ausgebrochen waren, bemühte sich B., überzeugt, daß die Uebereinstimmung in den Hauptsachen tiefer begründet sey, als der Widerspruch, der die Streitenden trennte, Versöhnung und Frieden zu stiften, doch erntete er für seine Mühe auf beiden Seiten wenig Dank und Erfolg. Bei den Disputationen zu Bern 1528 und zu Marburg 1529 neigte er sich zu den Ansichten Zwingli's und Oekolampadius', rieth aber mit Wärme zu liebreicher Verständigung. Auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 näherte er sich in der Lehre vom Abendmahl wieder mehr der Ansicht Luthers u. suchte auch während des Reichstags diesen zu Koburg auf. Da sich die straßburger Theologen damals noch nicht zur Unterschrift der augsburger Konfession entschließen konnten, so verfaßte B. im Namen der oberdeutschen Städte Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau die „Confessio tetrapolitana", welche von dem augsburger Bekenntniß sich nur dadurch unterscheidet, daß sie mit Umgehung der schwebenden Streitfragen die Abendmahlslehre in allgemeinere Ausdrücke faßt. Auch gelang es ihm, die Aufnahme der vier Städte in den schmalkaldischen Bund durchzusetzen und deren Beitritt zu der augsburger Konfession auf der Versammlung zu Schweinfurt 1532 zu be-

wirken. Um auch die Schweizer noch zu gewinnen, reiste B. 1533 nach Zürich und suchte Zwingli's Freunde zu überzeugen, daß der Abendmahlsstreit auf keiner wesentlichen Verschiedenheit des Glaubens beruhe. Darauf wohnte B. mit Capito und 9 anderen Pfarrern von Ulm, Augsburg, Memmingen, Frankfurt, Reutlingen 2c. der Zusammenkunft zu Wittenberg bei und ging hier mit aufrichtiger Friedensliebe auf Alles ein, worauf Luther mit siegreicher Festigkeit bestand; er bekannte, daß er einige Punkte vordem nicht genugsam klar und deutlich verstanden und gelehrt habe und seinen Irrthum mündlich und schriftlich zu verbessern gern bereit sey. Die Unterredung endete mit der Errichtung des wittenberger Vergleichs (Concordia Vitebergensis), welcher Luthers Lehre vom Abendmahl bestätigte, aber von den Schweizern nicht angenommen ward. Als Anhänger des lutherischen Bekenntnisses bewies sich B. auch im nächsten Jahre auf der Versammlung der Evangelischen zu Schmalkalden, wo er Melanchthons Traktat vom Papstthum mit unterzeichnete, sowie 1539 zu Frankfurt a. M. und Leipzig. Das Religionsgespräch zu Regensburg 1541 besuchte er zugleich mit Melanchthon u. Johann Pistorius und zeigte hier ebenso wohl seine protestantische Gesinnung als seine friedfertige Milde, in welcher er sich auch durch die Verdächtigung, als räume er den Katholiken zu viel ein, nicht irre machen ließ. Als damals der Erzbischof Hermann von Köln die Reformation in seinem Erzbisthum einzuführen gedachte, wurde er durch seinen Kanonikus Johann Gropper auf B. aufmerksam gemacht und berief B. zugleich mit Melanchthon zu sich. Beide Reformatoren, einander gleich an Gelehrsamkeit und Sanftmuth, bemühten sich, der Reformation durch die sanfte Gewalt der überzeugenden Rede Bahn zu machen. Aber die Heftigkeit der katholischen Gegner zu Bonn und der Bannstrahl des Papstes, der den Erzbischof seiner Macht entkleidete, vereitelten das ganze Unternehmen. B. fuhr darauf zu Straßburg fort, mit hohem Segen das Evangelium zu verkündigen, und die junge Universität daselbst verdankte zum Theil seiner Gelehrsamkeit ihr rasches Emporblühen. Da B. durch seinen Scharfsinn, seine Gelehrsamkeit u. Milde wie kein Anderer zu Verhandlungen über Lehrstreitigkeiten geschickt und zu diesem Zwecke Freunden und Gegnern gleich angenehm war, so durfte er auch bei dem Gespräche zu Regensburg 1546 nicht fehlen, woselbst er nebst Johann Brenz und Ehrhard Schnepf die protestantische Lehre gegen den Spanier Peter Malvenda u. drei andere katholische Theologen kräftig vertheidigte. Als in Augsburg der Kurfürst von Brandenburg alle Kunst der Ueberredung u. lockende Versprechungen aufbot, um B. zu bewegen, das Interim gutzuheißen, zeigte sich der sonst so nachgiebige Mann unerwartet fest und hartnäckig. Mit Lebensgefahr kehrte er durch das von Spaniern besetzte Schwaben heim, hatte aber den Schmerz, zu sehen, daß in Straßburg durch des Kaisers Macht das verhängnißvolle Interim Geltung erlangte. Dazu kam, daß B. unter dem Volke zu Straßburg weniger beliebt war, als seine Kollegen, weil er allgemein als der Urheber der obrigkeitlichen Sittenmandate bezeichnet wurde, welche die Bürger der freien Reichsstadt allzustreng fanden. Unter solchen Umständen erkannte es B. als eine Fügung Gottes, daß er von dem Erzbischof Cranmer, dem Reformator Englands unter Eduard VI., dringend aufgefordert wurde, nach England zu kommen. B. schied aus Straßburg am 4. April 1549, wo er 26 Jahre lang in erfolgreicher Wirksamkeit und glücklichen Familienverhältnissen gelebt hatte. Er war dreimal vermählt gewesen und seine erste Frau, eine ehemalige Nonne, hatte ihm 13 Kinder geboren. In England ward er sofort an der Universität Cambridge angestellt, wo er seinen Freund Paul Fagius zum Kollegen hatte. Im folgenden Jahre wurden beide Lehrer in die Hauptstadt berufen, um dort unmittelbar das Werk der Kirchenverbesserung zu unterstützen. Aber Beide erkrankten in Folge des ihnen ungewohnten londoner Klima's. Ungeachtet schleuniger Rückkehr nach Cambridge, wo sie in gesünderer Luft leichter Genesung hofften, wurde Fagius am 15. Nov. 1550 dahingerafft, und B., den dieser Verlust tief erschütterte, erlag der Krankheit einige Wochen später, am 27. Febr. 1551. Sein Leichnam wurde feierlich in der Hauptkirche zu Cambridge beigesetzt, aber unter der katholischen Maria auf Anordnung der päpstlichen Inquisitoren aus dem Sarge gerissen und den 6. Febr. 1556 auf dem Markte öffentlich verbrannt. Die Königin Elisabeth ließ sein Grabmal wieder herstellen. B. vereinigte seltene Talente des Geistes mit den vortrefflichsten Eigenschaften des Herzens. Seine klassische Bildung, verbunden mit dialektischer Schärfe des Urtheils, machten ihn neben Melanchthon zum ersten Schrifterklärer seiner Zeit. Diesem sanften Freunde Luthers glich B. auch in dem Grundzuge seines Charakters, seiner Liebe zum Frieden, seiner Abneigung gegen jede Glaubensspaltung; wenn die reinen trefflichen Absichten B.s den wünschenswerthen Einfluß auf den Gang der deutschen Kirchenverbesserung zu seiner Zeit nicht fanden, so lag dies hauptsächlich daran, daß dem straßburger Reformator kein kraftvoll entschiedener Luther, nach gleichem Ziele ringend, zur Seite stand. B.s hinterlassene Werke sind zahlreich und warten noch der Sammlung. Die lateinischen zeichnen sich durch Reinheit und Eleganz des Styls aus; seine deutsche Schreibart ist aber schwerfällig und rauh, mit Anklängen der elsassischen Mundart. Unter dem Titel: „Buceri scripta anglicana fere omnia“ veranstaltete Konrad Huber zu Basel 1577 eine Ausgabe in 10 Foliobänden, wovon aber nur ein Band erschien. Am wichtigsten sind B.s exegetische Werke. Eine Uebersetzung und Erklärung der Psalmen gab er ohne Angabe des Druckortes und unter dem angenommenen Namen Aretinus Felinus (Straßburg 1529) heraus, indem er wünschte, in dieser Form dem Buche bei Katholiken wie bei Protestanten Eingang zu verschaffen. Seine „Enarrationes in quatuor evangelia“ sind zuerst einzeln 1527 u. 1528, dann vereinigt 1530 zu Straßburg und 1536 zu Basel gedruckt worden. Auch ein dogmatischer Kommentar zu den Episteln des

Neuen Testaments und außerdem eine große Anzahl von theologischen Bedenken, Vertheidigungsschriften, Nachrichten von Religionsgesprächen (z. B. über das regensburger im J. 1546) nebst einer Menge von Briefen sind uns als Zeugnisse der literarischen Thätigkeit B.s erhalten.

Buch, im Allgemeinen mehre zu einem Ganzen verbundene Blätter oder Bogen Papier, Pergament rc., mögen diese beschrieben oder unbeschrieben seyn. Der Name kommt vielleicht im Deutschen daher, daß man im Anfang Tafeln von Buchenholz zum Einband wählte, wie bei den Römern das Wort liber (Bast) gebräuchlich wurde, weil sie auf Baumbast schrieben. Ein noch früher gebrauchtes Material waren Baumblätter. Die Form, in der die Blätter auf einander gelegt u. verbunden werden, war zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden u. richtete sich insbesondere nach dem Material des B.s. Die frühesten, uneigentlich sogenannten Bücher der Alten (βίβλοι, libri, codices) waren Rollen (volumina), d. h. mehre an den Enden zusammengeleimte und an einem Stabe (bacillus, surculus) befestigte Blätter (schedae libri), welche man beim Nichtgebrauch um diesen zusammenrollte und mit Bändern zusammenhielt, wie bei uns oft Landkarten, Risse, Zeitungen rc. an einen Stab geleimt und aufgerollt werden. Die Ränder der Rollen (frondes) wurden mit Bimsstein geglättet oder beschnitten. An dem einen oder an beiden Enden des Stabes war ein Knopf (bulla, umbilicus) angebracht. Der Außentitel (index titulus) stand auf einem Papiertäfelchen, welches an einem der Stabenden befestigt zu werden pflegte. Unseren Bücherdeckel vertrat oft ein Ueberzug oder eine Kapsel. Aus dem Gebrauche mehrer Blätter oder Rollen zu einem Schriftwerke ergibt sich auch leicht, warum einzelne Abschnitte desselben gleichfalls mit dem Namen B. (volumen, liber) bezeichnet werden, weil man gern zu jedem größeren Abschnitte eine eigene Rolle benutzte, die daher oft nur auf einer Seite beschrieben wurde; waren beide Seiten benutzt, so hieß die Schrift ein Opistograph. Die Alten hatten aber auch Bücher von unserer Form, viereckige, welche aus Erz, Blei, Elfenbein oder Pergament bestanden (libri quadrati, pugillares, tabulae, codices, nach der Art der Zusammenfaltung Disthchia, Tristhchia rc. genannt). Bestand ein solches B. aus Pergamentblättern (membranae), so waren diese durch Leim u. Pergamentstreifen so an einander befestigt, daß sie wie die unsrigen oder fächerartig aufgeschlagen werden konnten (libri plicatiles). Auch hatten die Pergamentblätter am Rücken metallene Ringe, mittelst deren ein durchgesteckter Stab die Tafeln zusammenhielt. Im Mittelalter legte man dergleichen Tafeln gewöhnlich in Futterale von Holz, Pergament, Elfenbein und dergl., später zwischen Holztafeln, welche mit Stricken oder Riemen zusammengebunden und mit Leder oder Pergament überzogen wurden. Aber auch Holz und Stein wurden vielfach als Schreibmaterialien benutzt. Josephus erzählt von zwei Säulen, einer steinernen und einer von Backsteinen, auf welche die Kinder Seths ihre Erfindungen und astronomischen Entdeckungen schrieben. Porphyrius erwähnt einiger Säulen auf Kreta, auf welchen die bei den Korybanten üblichen Opferceremonien aufgezeichnet waren. Die 10 Gebote Mosis waren bekanntlich auf Stein geschrieben und Solons Gesetz auf hölzerne Planken. Tafeln von Holz, Buchsbaum rc. waren unter den Alten gemein. Die von Holz überzog man häufig mit Wachs, weil man dann eben so leicht darauf schreiben, als das Geschriebene wieder auslöschen konnte. Zu diesem Behuf hatte der alte Griffel ein spitzes und ein plattes Ende. Später bediente man sich anstatt der hölzernen Planken der Blätter des Palmbaumes und des feinsten u. dünnsten Theiles der Baumrinde, vorzüglich des Papyrus, der Linde, der Esche, des Ahorns und der Ulme. Leder war frühzeitig ein animalisches Surrogat für die weniger dauerhaften vegetabilischen Stoffe; aus dem Versuche, es zu verbessern, ging ohne Zweifel die Erfindung des Pergaments hervor, worauf die meisten alten, noch vorhandenen Handschriften geschrieben sind (vergl. Handschriften). Da aber das Pergament zu theuer war, und seit der Eroberung Aegyptens durch die Araber die abendländischen Völker den Papyrus nicht mehr beziehen konnten, so kam es häufig vor, daß manche Stadt und selbst reiche Klöster höchstens mit einem Meßbuch versehen waren. Eine Gräfin von Anjou mußte für eine Abschrift von Haimons, des Bischofs von Halberstadt, Homilien 200 Schafe, 5 Quarter Weizen und eben so viel Korn u. Hafer zahlen. Ja, noch 1471, als schon das Lumpenpapier erfunden war, mußte Ludwig XI. der medicinischen Fakultät zu Paris für die geliehenen Werke des arabischen Arztes Rasis eine beträchtliche Anzahl Goldplatten als Pfand u. einen Edelmann mit dessen sämmtlichem Vermögen als Bürgen stellen. Daher kam es auch, daß die Mönche manche alte Handschrift auf Pergamentblättern übertünchten, um ihre Schrift darauf anzubringen (Codex palimpsestus, s. Palimpsest). Nach Erfindung des Lumpenpapiers, noch mehr nach Erfindung der Buchdruckerkunst, gingen nicht nur zweckmäßige Veränderungen in der äußern Gestalt der Bücher vor (s. Buchbinderkunst), sondern die Bücher wurden auch bald so wohlfeil, daß sie die Zellen der Reichen und Gelehrten verlassen und die Schätze des allgemeinen menschlichen Wissens allmählig allen Klassen des Volkes zugänglich machen konnten.

B. heißt ferner ein größerer Theil einer zusammenhängenden Schrift, welcher wohl auch für sich als abgeschlossenes Ganzes gelten kann, z. B. in der Bibel (s. d.) die Bücher Mosis, B. Josua rc. Im Papierhandel in Deutschland, Frankreich, England rc. heißt B. eine Lage von 24 Bogen beim Schreibpapier, 25 beim Druckpapier: 20 B. = 1 Ries. An einigen Orten, z. B. in Bremen, gehören zu 1 B. weißer oder grauer Makulatur und Löschpapier 18 Bogen. Im Handel mit Blattgold und Blattsilber bedeutet B. eine Anzahl von 12—25 Blättern.

Buch, 1) Leopold von, einer der größten Geologen und gefeiertsten Naturforscher neuerer Zeit, ward am 26. April 1774 in Preußen geboren, erhielt gleichzeitig mit A. von Humboldt auf

der Bergakademie zu Freiberg seine Bildung. Schon 1797 erschien seine kleine Schrift: „Versuch einer mineralogischen Beschreibung von Landeck", ein Muster einfacher, klarer Darstellung, lichtvoller und gedrängter Beschreibung. In demselben Jahre verließ B. Norddeutschland, das er in verschiedenen Richtungen vom Standpunkte des von seinem Lehrer Werner vertretenen Neptunismus aus geognostisch untersucht hatte, und wandte sich den Alpen zu. In Salzburg fand er sich mit Humboldt zusammen. Von dem dortigen fruchtbringenden Wechselverkehr legt ein unvergängliches Zeugniß die Beschreibung Salzburgs ab, die noch jetzt als ein nicht übertroffenes Muster der Beschreibung einer großartigen Gebirgswelt gelten kann. Im Frühjahre 1798 stellte B. die erste sorgfältige Untersuchung der Centralalpenkette durch Tyrol an und gelangte von da nach langen Hindernissen und großen Schwierigkeiten im Febr. 1799 nach Neapel. Hier galt sein Studium dem Vesuv, dessen vulkanische Formationen zuerst Zweifel an der Haltbarkeit der wernerschen Lehre in ihm erweckte. Aber erst 1805 war B. gemeinschaftlich mit Humboldt u. Gay-Lussac Zeuge eines großartigen Ausbruchs und sah sich dadurch in den Stand gesetzt, manche bisher allgemein angenommenen irrthümlichen Ansichten über die Wirksamkeit u. die Ausbrüche der Vulkane zu berichtigen. Eine schon früher unternommene Reise nach dem südlichen Frankreich kam ihm dabei wesentlich zu Statten. Im Jahr 1802 hatte er die erloschenen Vulkane in der Auvergne untersucht und die Entdeckung gemacht, daß die Vulkane aus dem Granit hervorbrechen. B. hielt sich aber dadurch noch nicht berechtigt, die wernersche Theorie umzustoßen, und so sehr er auch die merkwürdige Erscheinung in ihrer hervorragenden Bedeutung für seine Wissenschaft zu würdigen wußte, so behutsam war er, ein allgemeines Gesetz daraus abzuleiten, indem er für die deutschen Basalte eine ähnliche Entstehungsursache nur in Folge weiterer Untersuchungen und neuer Thatsachen gelten lassen wollte. Als Frucht seiner Erfahrungen erschienen die „Geognostischen Beobachtungen auf Reisen durch Deutschland und Italien" (Berlin 1802—9, 2 Bde.). Zwei Jahre, von 1806—8, verlebte B. sodann in Skandinavien, wo es seine größte Verwunderung erregte, daß der Granit, den man bisher nach Werner als zweifelhaftes Urgebirg anzusehen gewohnt war, sich dort zwischen jüngeren Gebirgsarten vorfand. Die Rückreise machte er durch Lappland. Seinem scharfen Blick entging die zuerst von ihm festgestellte Thatsache nicht, daß der Kontinent von ganz Schweden noch gegenwärtig sehr langsam in die Höhe steige (vgl. seine „Reise durch Norwegen und Lappland", 2 Bde., Berlin 1810). In Gemeinschaft mit dem norwegischen Botaniker Smith stellte B. von England aus, das er bei dieser Gelegenheit gleichfalls kennen gelernt hatte, eine fernere Entdeckungsreise nach den kanarischen Inseln an. Im April 1815 landeten die beiden Naturforscher in Madeira, und B. erkannte gar bald das für die Theorie der Vulkane so hochwichtige Axiom, daß, sowie alle kanarischen Inseln zusammen das Werk einer vulkanischen Thätigkeit in ihrem großartigsten Maßstabe seyen, auch die andern Inseln des Oceans denselben Ursprung hätten und die Inselgruppen der Südsee Reste eines ehedem hier vorhandenen Kontinents seyen. Seine „Physikalische Beschreibung der kanarischen Inseln" (Berlin 1825, ins Französische übersetzt von Boulanger und mit vielen Zusätzen vom Verfasser selbst bereichert, mit Atlas, Paris und Straßburg 1836) ist sehr selten geworden. Auch über die Hebriden und den berühmten Riesendamm in der irischen Grafschaft Antrim stellte B. genaue Untersuchungen an und wandte sich später in den Alpen der Erforschung der Porphyre zu. Seine Erklärung des Dolomits hat neuerdings vielfache und zum Theil begründete Anfechtung gefunden. Wie gewissenhaft er seinen Beruf betrieb, mag man daraus entnehmen, daß er bereits im vorgerückten Alter noch einmal Norwegen bereiste, um einige auf die Umwandlung der Urgebirgsarten bezügliche Thatsachen zu beobachten. War schon B.s bisheriges Streben wesentlich darauf gerichtet gewesen, der Wissenschaft von der Erdbildung durch das Zusammenfassen aller darauf bezüglichen Momente, der geognostischen und physikalischen Verhältnisse der Erdoberfläche, der Temperatur, des Bodens, der Pflanzenwelt einen universellen und organischen Charakter zu verleihen, so gab er derselben später noch eine überaus fruchtbare Bereicherung durch ein tiefgreifendes und geistvolles Studium der geognostischen Versteinerungen. Er gab der Paläontologie eine Richtung, vermittelst der es möglich war, aus den Ueberresten eines untergegangenen Thierlebens die wichtigsten Schlüsse zu ziehen für den Bildungsprozeß der Erdrinde. Dies Verdienst wird bleiben, auch wenn die Geognosie sich wieder mehr der chemischen Analyse zuwendet. Nicht geringes Verdienst erwarb sich B. auch um die Förderung der systematischen Geologie durch eine vortreffliche geognostische Karte von Deutschland (42 Blätter, 2. Aufl., Berlin 1832). Seit Jahren in Berlin lebend, von wo aus er noch im höchsten Alter mit jedem Frühling weite Fußwanderungen zu wissenschaftlichen Zwekken unternahm, † er am 4. März 1853 nach kurzem Krankenlager. Seine sterblichen Ueberreste wurden in der Familiengruft zu Stolpen beigesetzt. Was die Wissenschaft an ihm verlor, ist zum Theil im Obigen angedeutet worden. Einen Ueberblick seiner Verdienste gab Professor B. Cotta in Freiberg in einer ihm zu Ehren gehaltenen Festrede. Vgl. Hoffmann, Geschichte der Geognosie (Berlin 1838). Außer den erwähnten Schriften von ihm sind noch zu nennen: „Beiträge zur Bestimmung der Bergformationen in Rußland" (Berlin 1840), „Die Bäreninsel nach B. M. Keilhau geognostisch beschrieben" (das. 1847) und „Betrachtungen über die Verbreitung und die Grenzen der Kreidebildungen" (Bonn 1849). Große Verdienste hat sich B. auch um die Petrefaktenkunde durch Monographien über schwierige Partien derselben erworben, z. B. „Ueber Ammoniten" (Berlin 1832); „Ueber Terebrateln (das. 1834); „Ueber Delthyris oder Spirifer und Ortis" (das. 1838); „Ueber Productus oder Leptaena" (das. 1842); „Ueber Cystideen" (das. 1845); „Ueber Ceratiten" (das. 1849). Er lieferte außerdem viele werthvolle Beiträge zu

den „Annales des sciences naturelles“, zu den Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften und anderen Zeitschriften. Er war langjähriges Mitglied der oben genannten Akademie und wurde 1840 an Blumenbachs Stelle auch in die französische Akademie aufgenommen. Wie fast alle großen Männer besaß er manche stark ausgeprägte Eigenthümlichkeiten. Die Gewohnheit, alle Reisen, so weit es irgend möglich, zu Fuß, ohne Führer, ohne Gepäck, im schwarzen Frack und runden Hut, in Schuhen u. (früher seidenen) Strümpfen zu machen, brachte ihn gar manchmal in eigenthümliche Konflikte mit andern Reisenden, Polizeibehörden u. Gastwirthen. Hunderte von originellen Anekdoten, die ihm auf diesen Reisen begegneten, sind bekannt. Ueberraschte ihn in fernem Lande der Winter und war der Heimweg nicht mehr zu Fuß ausführbar, so pflegte er in jenem Fall einen eigenen Wagen zu kaufen u. mit Extrapost heimzukehren. Sein Gedächtniß war ihm ungemein treu und bewahrte selbst triviale Familienverhältnisse und Stadtgeschichten mit großer Vollständigkeit auf. In 5 bis 6 Sprachen völlig heimisch, war er zugleich sehr bewandert in Geschichte und Literatur. Seine Güte war ebenso bekannt wie seine Rücksichtslosigkeit im Urtheil, wo es sich um Wahrheit und wissenschaftlichen Werth handelte. Rührend war seine Sorgfalt für Freunde; einem Unbemittelten zu helfen bemühte sich der Greis viele Treppen hinauf und schleppte einen großen Sack voll harter Thaler mit sich. Ein Häuflein Deutscher in Australien nannte den von ihm begründeten Flecken ihm zu Ehren Buchsfelde.

2) Ludwig August von B., preußischer Diplomat, wurde aus einer alten angesehenen, ursprünglich märkischen Familie zu Zapkendorf im Mecklenburgischen 1801 geboren u. erhielt seine Schulbildung auf dem Pädagogium zu Halle u. dem berliner Gymnasium zum grauen Kloster, studirte dann in Göttingen u. Berlin die Rechte, trat aber nach längerem Arbeiten an dem berliner Stadt- und Kammergerichte zur diplomatischen Laufbahn über und ging Ende 1831 als Legationssekretär nach Dresden. Im Jahre 1833 vertauschte er diese Stellung mit einer gleichen in St. Petersburg. Gesundheitsrücksichten nöthigten ihn jedoch, nach beinahe 3jährigem Aufenthalte, während dessen er wiederholt als Geschäftsträger fungirt hatte, ein milderes Klima aufzusuchen. Im Sommer 1837 wurde er, nachdem er Kammerherr u. Legationsrath geworden war, nach Rom gesandt u. übernahm wenige Wochen nach seiner Ankunft, auf Veranlassung einer Urlaubsreise des Gesandten, Ritters Bunsen, die interimistische Leitung der Geschäfte. Im Frühlinge 1838 zum selbstständigen Geschäftsträger beim heiligen Stuhl ernannt, ist B. seitdem, mit Ausnahme einer längeren Abwesenheit in der Heimath, 1840 — 1841, nach deren Verlaufe er als Ministerresident zurückkehrte, bis zu seinem Tode (am 4. Mai 1845) auf diesem Posten geblieben. In Rom legte er unter schwierigen Verhältnissen große Geschicklichkeit an den Tag, indem seine persönliche Haltung und die Milde und Billigkeit seines Urtheils die gegenseitigen Beziehungen förderte, während er es aber auch nicht an Entschiedenheit im Auftreten mangeln ließ, wo es nöthig schien. Diese von ihm durchgängig auch in kritischen Momenten beobachtete Haltung hat der nachmaligen auf gegenseitiges Vertrauen basirten Aussöhnung wesentlich den Weg gebahnt.

Buchanan, 1) **Georg**, englischer Dichter und Historiker, geboren 1506 zu Kilkerne in der schottischen Grafschaft Dunbarton, stammte aus einer alten, aber verarmten Familie und wurde nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters von Jakob Harriot, seinem Oheim mütterlicher Seits, in seinem 14. Jahre nach Paris geschickt, wo er schnelle Fortschritte machte; als jedoch nach zwei Jahren sein Oheim starb, sah sich der junge B. durch Mangel und Krankheit genöthigt, nach seinem Vaterland zurückzukehren. Dort ließ er sich, wahrscheinlich durch Noth gezwungen, im Alter von 18 Jahren unter dem Heerhaufen anwerben, der damals aus Frankreich nach Schottland geführt wurde und unter dem Kommando des Herzogs von Albanien, eines natürlichen Sohnes des Königs Jakob V., stand. B. gab jedoch das Kriegshandwerk bald wieder auf, widmete sich 1524 unter John Major zu St.-Andrews philosophischen Studien und begleitete diesen im folgenden Sommer nach Paris, wo damals Luthers neue Lehre großes Aufsehen machte und auch B.s Theilnahme gewann. Nach langem Kampfe mit der äußersten Dürftigkeit wurde er im Jahre 1526 an dem Kollegium St. Barbara in Paris als Lehrer der Grammatik angestellt u. bald nachher ward er Lehrer des jungen schottischen Grafen Cassilis, mit welchem er 1534 nach Schottland zurückkehrte. Hier ernannte ihn Jakob V. zum Lehrer seines natürlichen gleichnamigen Sohnes, des nachmaligen Regenten Grafen von Murray. B., der aus Frankreich freisinnigere religiöse Ansichten, als man in Schottland vertragen konnte, mit dahin gebracht hatte, schrieb ein satyrisches Gedicht gegen die Franciskaner unter dem Titel „Somnium“ und später auf des Königs Befehl ein noch ausführlicheres, heftigeres und unumwundeneres, seinen berüchtigten „Franciscanus“. Dieses Gedicht zog ihm den Haß der Geistlichkeit zu, er ward von dem Kardinal David Beton, Erzbischof von St.-Andrews, der als Vertheidiger des Franciskanerordens auftrat, der Ketzerei angeklagt und, da der König ihn nicht zu schützen vermochte, eingekerkert; doch entkam er, von einigen Freunden bei Hofe unterstützt, nach England, fand aber auch hier, wo damals Heinrich VIII. gegen Papisten und Lutheraner gleich sehr wüthete, keine Sicherheit, weshalb er sich wieder nach Paris und von da, als sein Verfolger, der Kardinal Beton, als Legat dahin gekommen war, nach Bordeaux wandte. Hier lehrte er, von dem Rektor der dortigen Hochschule, dem gelehrten Portugiesen Govea, begünstigt, drei Jahre, ohne viel beunruhigt zu werden. In dieser Zeit schrieb er seine zwei lateinischen Tragödien: „Jephtes“ und „Baptistes“, und übersetzte die „Medea“ und die „Alceste“ des Euripides. Nachdem er 1543 durch die Pest von Bordeaux vertrieben worden, unterrichtete er einige Zeit den später so berühmt gewordenen Verfasser der „Essays“, Michel de Montaigne, ging 1544 wieder

nach Paris, wo er als Kollege des Turnebus und Muretus in dem Kollegium des Kardinals le Moine lehrte, bis Govea, der zum Vorstand der neu errichteten Universität zu Coimbra ernannt worden war, den König Johann III. von Portugal veranlaßte, B. dahin zu berufen, mit dem Auftrage, mehre tüchtige Lehrer der alten Literatur und der aristotelischen Philosophie mitzubringen. Hier, wo er 1547 mit seinen Begleitern ankam, hoffte der unstät Umhergetriebene endlich Ruhe zu finden; aber nach dem Tode seines Beschützers Govea (1548) wurde er von dem wegen seiner freisinnigen Ansichten ihm feindseligen Klerus verfolgt, schmachtete lange in dem Kerker der Inquisition und wurde endlich in ein Kloster gesteckt, um von unwissenden Mönchen das reine Christenthum zu lernen. Damals begann er seine metrische lateinische Uebersetzung der Psalmen. Nach seiner Freilassung (1551) reiste er ohne Erlaubniß des Königs, der ihn in Portugal zu behalten wünschte, mit einem Schiffe aus Kreta nach England, das er aber wegen der unruhigen Bewegungen des Landes während der Minderjährigkeit Eduards VI. bald wieder verließ (1553), um nach Frankreich, seinem Lieblingslande, zu gehen. Er gab nun 1554 seine Tragödie „Jephtes" heraus und bekleidete dann 5 Jahre lang die Stelle eines Gouverneurs bei dem Sohne des Marschalls von Brissac. Während dieser Zeit beschäftigte B. sich viel mit theologischen Studien und begann die Ausarbeitung seines großen Lehrgedichts über die Weltkugel (De Sphaera). Nach mehr als 20jähriger Abwesenheit aus seinem Vaterlande kehrte er 1560 dahin zurück und fand dort die religiösen Verhältnisse so sehr verändert, daß er ohne Gefahr es wagen durfte, offen zum Protestantismus überzutreten, dessen Grundsätzen er längst gehuldigt hatte. Im Jahr 1565 reiste er abermals nach Frankreich und 1566 berief ihn die Königin Maria Stuart nach Schottland und bestimmte ihn, der ihre eigenen Studien leitete, zum Erzieher ihres damals noch nicht geborenen Sohnes, Jakobs VI., des nachmaligen Königs Jakob I. von England. In dieser einflußreichen Stellung erwarb sich B. um die Verbesserung der schottischen Hochschulen nicht unbedeutende Verdienste und wurde zum Vorstand der Universität St.-Andrews ernannt. Seine religiösen und politischen Ansichten führten ihn beim Ausbruche des Aufruhrs gegen die unglückliche Königin zu der Partei seines ehemaligen Zöglings, des Grafen von Murray, Regenten von Schottland. In dieser Zeit verfaßte er seine „Detectio Mariae reginae", einen heftigen Angriff auf den Charakter und den Wandel der gefangenen Königin, seiner Wohlthäterin. Der geheime Staatsrath von Schottland übertrug ihm darauf die ihm schon von Maria Stuart zugedachte Stelle eines Erziehers des Prinzen Jakob, der unter B.s Leitung jene Schulgelehrsamkeit erlangte, auf die er so stolz war. Auf den Vorwurf, er habe einen Pedanten aus seinem Zögling gemacht, antwortete B. einst: das sey noch das Beste, was er aus ihm habe machen können. Auch nach der Ermordung seines Beschützers Murray (1570) blieb er in der Gunst der herrschenden Partei und gewann auch die der Königin Elisabeth, welche ihm eine jährliche Pension von 100 Pfd. St. gab. Sein berühmtes Werk „De jure regni apud Scotos" (Edinb. 1580), das er seinem Zöglinge widmete, hat ihm einen ausgezeichneten Platz unter den muthigsten Vertheidigern der Volksrechte verschafft. Im Jahr 1582 erschien zu Edinburg sein Werk: „Rerum scoticarum historia", aus 20 Büchern bestehend, mit Fergus, dem ersten Könige von Schottland, beginnend (330 v. Chr.) und bis zum Jahre 1553 reichend. B. hatte an diesem Geschichtswerke, das, mit Geist und Urtheil verfaßt, in der Darstellung scharf und lebendig ist, im Styl den Livius glücklich nachahmt, aber besonders in den frühern Zeiträumen Gründlichkeit der Forschung vermissen läßt, seit 1568 gearbeitet, und einen Monat vor seinem Tode wurde der erste Abdruck fertig. Unter Jakobs Regierung bekleidete B. mehre Ehrenstellen am schottischen Hofe, zuletzt die eines Direktors der königl. Kanzlei und geheimen Siegelbewahrers; in den letzten Jahren lebte er vom Hofe zurückgezogen und † zu Edinburg am 28. Sept. 1582, in so großer Dürftigkeit, daß er auf Kosten der Stadt begraben werden mußte. Als Gelehrter gehört B. zu den geistreichsten und gelehrtesten Männern seiner Zeit und zu den Zierden Schottlands; als lateinischer Dichter gebührt ihm unter den Neuern ein Platz in der ersten Reihe. Er selbst beschrieb sein Leben. Seine sämmtlichen Schriften gaben Thom. Rudiman (Edinb. 1715, 2 Bde.) und Pet. Burmann (Leyd. 1725) heraus.

2) James, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, ist in Stony-Baker in der Grafschaft Franklin in Pennsylvanien den 23. April 1795 geboren, als Sohn von James B., der 1783 aus der irischen Grafschaft Donegal nach Nordamerika ausgewandert war, am genannten Orte eine Farm gegründet und sich 1798 nach Mercersburg gewandt hatte, wo James B. den ersten Unterricht erhielt. Im Alter von 14 Jahren kam derselbe auf das Dickinson College zu Carlisle in der Grafschaft Cumberland, wo er 1809 graduirt wurde, weil er sich der juristischen Laufbahn widmen wollte. Nachdem er sich seit December 1809 bei James Hopkins, einem angesehenen Juristen in Lancaster, vorbereitet, erhielt er den 17. Nov. 1812 die Advokatur. Er prakticirte mit solchem Erfolg, daß er bald einen geachteten Namen gewann und von seinen Mitbürgern im Oktober 1814 in die Legislatur des Staats Pennsylvanien gewählt wurde. In demselben Jahre hatte er seine patriotische Gesinnung dadurch bethätigt, daß er, als die Engländer Baltimore zur See und zu Land bedrohten, in Lancaster nicht nur eine Freischaar bilden half, sondern auch selbst als Freiwilliger eintrat. Als einer der kenntnißreichsten und gewandtesten Rechtsanwälte des Staats Pennsylvanien wurde er in den Kongreß nach Washington gewählt, wo er zum ersten Male im December 1821 mittagte. Viermal wiedererwählt, war er bis zum 4. März 1831 Mitglied des Hauses der Repräsentanten und hatte in dieser Zeit mehrmals Veranlassung, für den vom Präsidenten Monroe aufgestellten obersten Grundsatz der nordamerikanischen Politik, daß nie und unter keiner Bedingung eine Erneuerung europäischer Kolonialherrschaft auf Amerika's

Boden zu dulden sey, öffentlich in die Schranken zu treten. Unter der Präsidentschaft des Generals Jackson erhielt B., als eifriger Anhänger desselben, 1831 eine Sendung nach Rußland, wo er den ersten Handelsvertrag zwischen diesem Reiche und der Union zu Wege brachte. Er blieb darauf als bevollmächtigter Minister in Petersburg bis 1833 und nahm nach seiner Rückkehr in die Heimath als Senator an den Kämpfen thätigen Antheil, welche zu jener Zeit im Kongreß geführt wurden. Als glänzender Redner bewies er sich besonders in den Debatten über das Zollgesetz und die Bankfrage. Auch unter den Verwaltungen von Harrison und Tyler behielt B. seinen Platz im Senat und trat erst aus, als er vom Präsidenten Polk zum Staatssekretär ernannt wurde. Fast alle Staatsschriften, welche in jener Zeit der Annexation von Texas und Kalifornien, des Kriegs gegen Mexiko und der Grenzstreitigkeiten im Nordwesten ergingen, hatten B. zum Verfasser. Als aber bei der neuen Präsidentenwahl die Whigs ihren Kandidaten, den General Taylor, auf den Präsidentenstuhl brachten, zog sich B. ins Privatleben zurück und lebte meist auf seinem Besitzthum in der pennsylvanischen Grafschaft Lancaster. Im Jahr 1852 wurde er mit General Caß zu Baltimore zur Präsidentschaft vorgeschlagen; da aber nach mehrtägigem Wahlkampfe für keinen der beiden Kandidaten die nöthige Stimmenmehrheit gewonnen ward, so wurde zuletzt Pierce zum Präsidenten proklamirt. Dieser ernannte B. im April 1853 zum Gesandten in London, wo derselbe in zwei difficilen Fragen, welche die Angelegenheiten Centralamerika's und die von den Briten auf amerikanischem Boden ins Geheim betriebenen Werbungen betrafen, ohne Beeinträchtigung der Interessen seines Vaterlands eine Ausgleichung herbeiführen sollte. Bei seiner Abberufung waren zwar beide Fragen noch obschwebend, und besonders schien der Gesandte in der zweiten nicht glücklich operirt zu haben, was begreiflich erscheint, wenn man erwägt, daß er auf dem seiner Zeit viel besprochenen Kongreß der hervorragendsten nordamerikanischen Diplomaten zu Ostende sich entschieden für Erweiterung des Gebiets und der Macht der Union und Einwirkung derselben auf die europäischen Angelegenheiten ausgesprochen haben sollte. Kaum in Amerika wieder angelangt (April 1856), wurde B. von der demokratischen Partei als Kandidat für den Präsidentenstuhl aufgestellt. Obwohl Fremont, der Kandidat der Republikaner, in den nicht sklavenhaltenden Staaten eine entschiedene Stimmenmehrheit über B. (125 gegen 51) erhalten hatte, so erklärten sich im Süden doch so viele Stimmen für ihn (112 Stimmen), daß die 27 Stimmen seines Heimathlandes Pennsylvanien zu seinen Gunsten den Ausschlag gaben. Da er somit im Ganzen 163 Stimmen, Fremont aber nur 125 erhielt, so trat er im Februar 1857 seine Funktionen als Präsident an. Vgl. Life of J. B., Newyork 1856.

Buchaneß, östlichstes Vorgebirg Schottlands, Grafschaft Aberdeen; in der Nähe die Bullers of Buchan, von den Schiffern so benannte groteske Felsenmassen.

Buchara (Bukhara, Bokhara, Bochara), die ansehnliche, aber schlecht gebaute Hauptstadt der großen Bucharei, Residenz des Großkhans und wichtigster Handelsplatz des ganzen innern Asiens, unter 39° 10' n. Br., 83° ö. L. v. F., auf einer Oase der großen Wüste von B., am Einflusse des kleinen Flusses Wakkan in den Serafschan am Abhange eines Hügels amphitheatralisch gelegen, ist mit einer Lehmmauer oder einem Graben umgeben und hat aus demselben Material bestehende Häuser u. von Backsteinen erbaute Moscheen, deren man gegen 400 zählt, viele Medresse und 10 Karavanserais für die Kaufleute, die hier nicht nur aus dem Innern des Reichs, sondern auch aus Indien, Kokhan, Kabul, Persien, Rußland und andern Grenzländern zusammenströmen u. 70 000, nach Andern gegen 200 000 Einwohner, größtentheils Turkomanen. Zahlreiche Kanäle und Wasserbecken versorgen die Stadt mit Wasser. Der Glanz, der sie vor Jahrhunderten umgab, wo sie die ganze Gegend zwischen dem Oxus und Jaxartes, zwischen dem kaspischen Meere und Khorassan beherrschte, ist zwar verschwunden, aber noch immer ist sie als Emporium und als militärischer Punkt wichtig genug. Auf einer Anhöhe gegen Norden liegt eine Citadelle und unterhalb derselben die große Moschee Mirgharab, in welcher der Großkhan selbst das Gebet Khotbeh liest und die Ceremonien eines Pesch=Imam verrichtet; sie bildet ein Viereck von 300 Fuß Länge, trägt eine 100 Fuß hohe Kuppel und ist mit glasirten Ziegeln von himmelblauer Farbe gedeckt. In den Bazars findet man nicht nur fast alle Produkte des Ostens und Westens, Goldarbeiten und Stahlwaaren von Europa, Thee aus China, Zucker aus Indien, Gewürze aus Manilla, sondern auch Buchläden, in welchen gewöhnlich die Gelehrten von B. die halbzerrissenen Blätter persischer und türkischer Manuskripte lesen. B. ist nämlich der Sitz der mohammedanischen Bigotterie; es zählt 366 größere und kleinere Schulen, welche sämmtlich im Styl von Karavanserais gebaut sind und Vierecke mit einer Menge kleiner Zellen bilden. Ausschließlicher Unterrichtsgegenstand ist die Theologie, welche alle andern Wissenschaften, die Geschichte des eigenen Landes nicht ausgenommen, verdrängt hat. Die Haupthandelsartikel, welche die usbekischen und bulgarischen Kaufleute hierher bringen, sind: Kupfer, Messing, Eisen, Stahl, Silber, Quecksilber, Korallen, Cochenille, Kandiszucker, weißes Papier, feine Tuche, Flanelle, Seehundsfelle, eiserne und lackirte Geschirre zum Verkauf. Im Januar kehren diese Kaufleute nach Rußland zurück und nehmen Baumwolle, baumwollene Zeuche, Zwirn, grobe Zitze, Shawls und Schaffelle von Karakul dahin mit. Die Kaufleute von Kabul führen aus B. Pferde und Pferdedecken, Kupfer, Dschamas (weite Gewänder) von verschiedenen Farben, Brokate, Silber, Türkise, Korallen, Thee, Porzellan, seidene Schnupftücher und Eschirras aus. Aus Kabul und dem Pendschab kommen dagegen folgende Gegenstände: Shawls, Turbane, Schnupftücher, Zitze, roher und raffinirter Zucker, Kurkuma, Pfefferkörner und Gesetzbücher. B. ist eine alte Stadt, erhielt jedoch ihren gegenwärtigen Namen wahrscheinlich

erst im Mittelalter. Khalif Walid eroberte B. 699. Ihr Emporkommen schreibt sich von der Zeit der Samaniden her, die von 896—998 regierten und B. zur Residenz erhoben. Abul Hassan Nasser, der von 914—941 regierte, verlegte jedoch seine Residenz von hier nach Herat. Nach dem Sturze der samanidischen Dynastie 988 kam B. an die Moguls von Kathai, denen sie 1197 Mahommed, Khan von Kharesm, wieder abnahm. Durch Dschingiskhan, an den die Stadt 1219 überging, wurde sie ganz verwüstet, jedoch von seinem Sohne Dschagatai wieder aufgebaut. Viel zu leiden hatte B. wegen eines Aufruhrs unter Mahmud Tarabi. Timur (Tamerlan) eroberte es 1370, und nun blieb es unter der Herrschaft der Timuriden bis 1498, wo Babur von Scheibani vertrieben wurde. Dieser Khan, welcher bis 1510 regierte und in der den Timuriden gelieferten Schlacht bei Meru fiel, ist als der Gründer der usbekischen Herrschaft in B. zu betrachten. Das Weitere s. Bucharei. B. ist der Geburtsort Avicenna's, der von dieser seiner Vaterstadt den Beinamen Buchari führt.

Bucharei, I. große, im weitern Sinne s. v. a. Turkestan (s. d.), im engern Sinne Usbekistan (das Land der Usbeken). Dieses grenzt gegen Norden an einen Theil der Kirgisensteppe, an Aderkand und Khokand, gegen Süden an Andarab, Balkh und Ankoa, gegen Westen an einen Theil der Kirgisensteppe und Khiwa und gegen Osten an Badakschan und Naimatschin in einer Länge von 250 und einer Breite von 170 Meilen. Die Hauptgebirge sind der Muz-Tagh, über den die Ferghana-Route führt, von Yarkend über Kaschghar aufwärts zum Terek-Paß, den Sir abwärts nach Khokand. Fortsetzungen des Muz-Tagh sind der Ala-Tau und das Schneegebirge der Asferah. Der Belur-Tagh, d. h. das Wolkengebirge, so genannt wegen des ununterbrochenen Regens, welcher hier 3 Monate im Jahre dauert, bildet das Querjoch, welches den Thian-Schan und den Küen-lün mit einander verbindet und Ost-Turkestan von West-Turkestan scheidet. In dem schroffen und unwegsamen Schneegebirge erhebt sich der Puschti-Khur mit den Quellen des Amu. Nördlich davon liegt die Hochebene Pamer, ein hochgelegenes Alpenthal, ein trocken gelegter Seeboden, in welchem der Karakul- oder Surikul-See als Ueberrest zurückgeblieben ist. Ueber den Belur-Tagh führt die Oxusstraße (Badakschan- oder Pamer-Route), u. zwar von Yarkend u. Kaschghar gegen Westen unter 39½° nördl. Br. über den Belur-Tagh und über die Hochebene Pamer zu den Oxusthälern. Erst auf der Westseite des Gebirgs wendet sie sich plötzlich gegen Süden nach Badakschan, von da über Khulum nach Balkh u. Buchara. Dieser Weg ist sehr unsicher und wegen der überhängenden Felsen und Abstürze sehr gefährlich. Die geognostischen Verhältnisse des Landes sind fast ganz unbekannt. Vulkanische Erscheinungen sollen sich in den Asferah-Gebirgen zeigen, wo man Vitriol und Ammoniaksalz aus Dunsthöhlen gewinnt, die am Tage Rauch, Nachts Flammen auswerfen. Auch wird der Belur-Tagh durch Erdbeben erschüttert, wie im Januar 1832, wo die Gewalt der Erderschütterung in Badakschan ihren Mittelpunkt gefunden zu haben scheint, obwohl die Sphäre des Erschütterungskreises sehr groß war, südwärts ganz gleichzeitig bis Lahore und Multan das Pendschab in Bewegung setzte, nordwärts aber bis Khokand reichte und ostwärts sogar noch bis Aksu und Turfan gewüthet haben soll. Die Gebirge enthalten Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen; Türkis, Lapislazuli, Rubine, Smaragde, Lazursteine, Amethyste, Berylle: ferner Schwefel, Naphtha, Ammoniak, Antimonium. Der Bergbau wird schlecht betrieben. Das Land wird durchströmt von dem Amu-Darja (dem Oxus der Alten, auch Arrat und Gihon genannt), einem ziemlich beträchtlichen Fluß, der im Belur-Tagh entspringt, mit den Nebenflüssen Zeireffschan (Zurusschan), Raschka, Zurab, Khobuk (Kuan-Darja), der aus dem See Pandschikand kommt und schiffbar ist, aber nur zu Holzflößen benutzt wird; dem Sir oder Sir-Darja (bei den Alten Jaxartes, auch Sihon genannt), ebenfalls einem großen Fluß, der ebenfalls in dem Gebirge Belur entspringt und mehre Nebenflüsse in sich aufnimmt. Die große B. liegt theils in der Zone des Regens mit subtropischem Klima, theils in der Zone des veränderlichen Niederschlags. Die erstere wird im Norden ungefähr durch den 39.° n. Br. begrenzt; die höchsten Gebirge, welche in dieser Zone liegen, wie der Belur Tagh, erheben sich aber aus der Region des veränderlichen Niederschlags sogar in die Region des ewigen Schnees. Die letztere begreift das nördlich vom 39.° n. Br. gelegene Land; die höhern Gebirge, wie der Muz-Tagh, der Ala-Tagh und die Asferah-Berge aber ragen an vielen Stellen weit in die Region des ewigen Schnees. Die klimatischen Verhältnisse der einzelnen Regionen sind noch unbekannt. Die Wälder bestehen aus Laub- und Nadelhölzern; über der Waldregion liegt die Region der herrlichen Alpenwiesen. Kulturpflanzen sind Reis, Mais, Sesam, Weizen, Gerste, Granaten-, Orangen-, Feigen- und andere süd- und westeuropäische Obstbäume. Der Weinbau und die Weinbereitung wanderte vor 120 v. Chr. von hier nach China; die Maulbeerbäume dienen zur Seidenzucht. Baumwollenstauden werden noch in Ferghana gebaut; der Anbau des Flachses und des Hanfes ist allgemein. In den herrlichen Gärten pflanzt man viele Gemüsearten, Melonen, Rosen und andere Blumen. Die Zucht der Seidenraupe ist bedeutend. Die klaren Alpengewässer liefern viele wohlschmeckende Fische. Adler, Geier, Falken schweben in den reinen Alpenlüften. Wildpret aller Art belebt die Wälder. Auf den Berghöhen weiden zahlreiche Heerden von blutschwitzenden Pferden (Tigerpferden), Rennthieren, trefflichen Schafen &c. Die Kunde über den Naturreichthum der B. ist jedoch noch so gering und unbestimmt, daß sich bis jetzt keine speciellen Angaben desselben aufstellen lassen.

Der Großkhan ist unumschränkter Herrscher des Landes, aber die Macht des Klerus bildet eine moralische Kontrole für ihn, der er sich nicht entziehen kann, da die ganze Konstitution des Landes ausschließlich auf die Gesetze des Koran gebaut ist, welche hier strenger befolgt werden,

als in irgend einem mohammedanischen Lande. Der Großkhan führt den Titel Emir-al-Mumenin (Beherrscher der Gläubigen) und betrachtet sich als eines der Häupter der mohammedanischen Religion. Dennoch sieht er den Sultan in Konstantinopel, oder wie man ihn hier nennt, den Khalifen von Rum, als seinen geistlichen Obern an und hält es für eine Ehre, den Titel seines Bogenträgers zu führen. Die ersten Würdenträger, die den Khan beständig umgeben, sind: der Kissu-Begi oder Großwessir, der Verkünder und Vollzieher des Willens seines Herrn; der Mijas-Bek-Bei, der erste Anführer des Heeres; der Raas-Bek-Da-Acha, der zweite Anführer der Armee; der Muknistan-Diwan-Esarchar, der Oberhofmarschall; der Mursa-Saadik, der Oberstaatssekretär; der Mursa-Dschaafer-Muschraf, der Oberschatzmeister, von dem die Militär- und Civilbeamten ihren Gehalt ausgezahlt erhalten. Aus diesen sechs Beamten und noch zwanzig besonders dazu eingeladenen Ehrenbeamten wird unter dem Vorsitz des Kissu-Begi der Staatsrath gebildet, der sich nur mit den wichtigsten Angelegenheiten, Kriegserklärungen, Friedensschlüssen u. dgl. beschäftigt. Nichts fällt einem Reisenden in der B. mehr auf, als die gänzliche Abwesenheit von Lokalchefs. Man findet keine mächtigen Vasallen, keine Khans, keinen Adel und Niemanden von einiger Bedeutung, als den Hof und die Priester. Das ganze Gouvernement ist in den Händen von Sklaven oder Klienten des Ministers, und jede Stadt und jedes Dorf ist von Molla's oder von Nachkommen der ersten Khalifen verwaltet. Keine Staatsangelegenheit wird entschieden ohne die Geistlichkeit, und ein großer Theil der Staatseinkünfte wird zur Aufrechthaltung der Staatsreligion und der Schulen, worin sie gelehrt wird, verwendet; die ganze Administration gleicht mehr einer Hierarchie, als irgend einer andern Regierungsform. Alle Rechtsfälle werden sogleich den Priestern vorgelegt, und der König entscheidet nie ohne sie. Die Polizei ist streng und von großem Erfolge, die beträchtlichsten Ballen von Waaren liegen in Buchara Nachts in offenen Buden ohne Gefahr, und die Wege des Landes sind frei von Dieben und Räubern, indem die summarische Justiz, welche Verbrecher zu erfahren haben, die Schlechten mit einem heilsamen Schrecken erfüllt. Die Staatseinkünfte, welche gleichfalls nach dem Gesetze des Koran erhoben werden, betragen 272,000 Goldtillas, d. h. 180,000 Pfd. Sterl., und eben so viel fließt in die Kassen der Kirche. Die Armee ist nicht disciplinirt und besteht aus 20,000 Mann Reiterei, 4000 Mann Infanterie. Daneben gibt es eine Miliz, die aus den Sklaven und Dienern der Regierung besteht und etwa 50,000 Mann beträgt, von denen 10,000 in Balkh und den Provinzen jenseits des Oxus liegen. Diese Truppen werden jedoch selten oder nie zum Kriege gebraucht und erhalten keinen Sold. Die Reiterei hat Säbel und lange Spieße, das Fußvolk hat Luntengewehre, von denen es aber wenig Gebrauch zu machen weiß. Die Verhältnisse der B. zu China, Kabul und der Türkei sind freundschaftlich und jeder dieser Staaten schickt zuweilen Gesandte an den Khan von Buchara. Der Handel mit China ist auf einen, beiden Theilen vortheilhaften Fuß eingerichtet, aber die Usbeken dürfen eben so wenig, als andere Nationen, die Grenzstädte Yarkend und Kaschghar überschreiten. Mit Kabul findet, seitdem die Dynastie der Duranis gefallen ist, wenig direkter Verkehr Statt, aber die Afghanen sind zahlreich in Buchara, und der Handel mit Indien ist in ihren Händen. Die Usbeken verachten die Perser als ein ketzerisches Volk (Schiiten), und der Haß ist gegenseitig; der einzige Verkehr ist einiger Handel, der im Allgemeinen in den Händen der Perser von Merw ist. Der Sultan von Konstantinopel gilt in der B. für den mächtigsten Fürsten der Welt, und Alexander Burnes wurde oft über den Tribut befragt, den die europäischen Nationen ihm bezahlen. Die religiösen Verhältnisse erklären diesen Respekt vor der Türkei; da diese jedoch weit entlegen ist, so beschränkt sich der Verkehr zwischen beiden Ländern auf leere Höflichkeiten. Die Landkommunikation von Rußland mit der B. wurde zunächst von Peter dem Großen eröffnet, und seitdem hat sich ein gegenseitig vortheilhafter Handelsverkehr gebildet. Im Allgemeinen ist aber das usbekische Volk feindlich gegen die Russen gesinnt.

Außer der Residenz Buchara sind von Städten noch zu bemerken: Samarkand, wo der Khan einige Sommermonate zubringt, Karakul, Karschi (Kurschi), Tschardschu (Tschardjui). Da Volkszählungen nicht Statt finden, so ist eine genaue Angabe der Einwohnerzahl schwierig; sie mag ungefähr 3 Millionen betragen, darunter etwa 1,500,000 Usbeken, 650,000 Bucharen, 200,000 Turkomanen (Truchmenen), 40,000 Juden, 6000 Kirgisen, 4000 Afghanen, 2000 Lesghier, 2000 Zigeuner. Die Usbeken sind in Ordas getheilt und führen ein nomadisches Leben. Den ersten Stand nach der Geistlichkeit bildet die Kaufmannschaft. Fast Alles treibt Handel, sogar die Militär- und Civilbeamten, die sich Handlungsdiener halten und diese mit Waaren über die Grenze schicken. Der gemeine Mann auf dem Lande treibt Garten- und Ackerbau, sammelt Feldfrüchte ein, legt Kanäle an und sorgt für die Erhaltung derselben. In den Städten beschäftigt man sich mit Handwerken u. Handarbeiten. Man webt ausgezeichnete baumwollene Zeuche, färbt sie und spinnt Seide und Baumwolle. Baumwolle wird in so großer Menge gewonnen, daß sie den bedeutendsten Handelsgegenstand abgibt; es werden daraus verschiedene Zeuche gewebt, oder sie wird nur gesponnen oder roh nach Rußland ausgeführt. Seide wird weniger erzeugt u. daher viel in diesem Artikel von den Persern eingehandelt. Viehzucht ist ein Haupterwerbszweig des nordwestlichen Theils der B., besonders ist eine Art Schafe sehr häufig, die man arabische nennt und wovon eine große Menge nach China und Rußland geht. Die am meisten geschätzten Felle sind die von ungebornen oder neugebornen Lämmern. Rindvieh ist nicht in so großer Menge, aber zum eigenen Bedarf hinreichend vorhanden. Die sogenannten bucharischen Pferde sind überall häufig, für die besten werden aber die von truchmenischer Race, Argamaken genannt, gehalten; der Khan hat öfters mit solchen dem russischen Hofe

Geschenke gemacht. Ihnen steht eine noch sich findende Art arabischer Pferde, Karabaïer genannt, nach. Der auswärtige Handel geht nach China (Einfuhrartikel: Thee, Silberbarren, Rhabarber, Porzellan und seidene Zeuche; Ausfuhrartikel: Sammet, Tuch, Gold- und Silberlahn, Goldzwirn und Korallen), Indien, Kabul und Kaschmir (Einfuhrartikel: eine Farbe, genannt Nil, Leinwand, Schleier, indische Stoffe u. hauptsächlich Shawls; Ausfuhrartikel: Gold- u. Silberlahn, Goldzwirn, Korallen, Cochenille, Baumwolle, Tuch, Sammet, Argamakenpferde), Khokand (Binnenhandel), Persien (Einfuhrartikel: akjermansche wollene Shawls, feine persische Teppiche, Seide, golddurchwirkte Stoffe, seidene Zeuche, Zucker, Pfeffer, Ingwer u. alle anderen Gewürze; Ausfuhrartikel: Baumwolle, Tuch, Goldzwirn, Cochenille, Sammet, Eisen und Kupfer), Khiwa und zu den Kirgiskaisaken, welche ihre Viehheerden in die B. treiben und außerdem ihre eigenthümlichen Arbeiten, als große, dünne Filzdecken, Kamelot, Kämelhaar, Pferdeschlingen, rohe Felle und Häute wilder Thiere, bringen, wogegen sie gedruckte Leinwand, Stiefel, Schlafröcke, wollene Teppiche, Fischottern, Mais rc. eintauschen.

Die große B. war die Wiege der mongolischen Weltstürmer Dschingiskhan und Timur. Mit Scheibani gelangte die noch jetzt regierende Dynastie der usbekischen Khane (Dschingisen) auf den Thron. Später wurde die B. in die zwei Khanate Buchara und Samarkand getheilt, die jedoch in der Folge wieder vereinigt wurden. Die Macht der Stammeshäuptlinge war früher sehr groß, doch hat der gegenwärtige Herrscher, Nesser-Ulla (Nasser Allah), der als ein schlauer und blutgieriger Tyrann geschildert wird, Alles unter seinen eisernen Willen gebeugt. Auch hat er jene Reformen angeregt, die gegenwärtig die Welt des Islam durchzucken und zu neuem Leben oder zu gänzlicher Auflösung vorbereiten. Gleich Mahmud und Mehemed-Ali vernichtete auch Nesser-Ulla die alte Lehnsmiliz. Die Verfolgungen begannen 1837 mit dem Sturze des damaligen Ministers und wurden seitdem mit schonungsloser Grausamkeit fortgesetzt. Die ganze Partei der Lehnsmiliz soll jetzt ausgerottet oder in die angrenzenden Steppen verjagt seyn. Nesser-Ulla wußte sich trotzdem durch seinen Fanatismus die Unterstützung der Geistlichkeit und damit die Folgsamkeit der Bevölkerung zu erhalten, und neuere Nachrichten meldeten sogar, daß er seine siegreichen Waffen jenseits des Oxus getragen und den größten Theil des alten Transoxiana, jetzt Mawer en-naher genannt, unterworfen habe.

II. Kleine B. (Ost-Dschagatai, chinesische Tatarei oder Thian-Schan-Nan-lu), zu China gehörig, grenzt gegen Norden und Osten an die Mongolei, gegen Süden an Tübet und gegen Westen an Turkestan oder West-Dschagatai, ist nach neuern Schätzungen 27,000 (nach Andern vielleicht ohne Schaschin nur 10,500) □Meilen groß und wird im Norden durch den Thian-Schan (Himmelsgebirge), an seinem westlichen Ende Muz-Tagh (Eisgebirge) genannt, von der Mongolei, im Westen durch den Belur-Tagh oder Bolor-Tagh von Turkestan und im Süden durch den Küen-lün oder Kul-kun von Tübet getrennt. Diese Gebirge gehören zu den höchsten in Asien, sind aber noch sehr unbekannt. Der Thian-Schan zieht von den Quellen des Sir-Darja unter 94° östl. L., wo er mit dem Muz-Tagh zusammenhängt, bis zum 120.° östl. L. Er bildet die Grenze zwischen den Ländern im Süden, Thian-Schan-Nan-lu, u. den Ländern im Norden, Thian-Schan-Pe-lu. Am Südfuße des Thian-Schan liegen die ausgezeichnetsten Städte Centralasiens: Kaschghar, Pidschan, Uschi, Aksu, Kutsché, Kharaschar, Turfan und Hami. Der Thian-Schan besteht aus mehren parallelen Ketten, mit vielen, weit in die Schneeregion ragenden Gipfeln, welche im Bogdo-Dola (d. h. erhabenes Gebirge) am höchsten aufsteigen. Von ihm läuft gegen Nordwesten der niedriger gewordene Iren-Chabirga, welcher in seinen niedrigern, doch immer noch bedeutenden Verzweigungen, in den Toktybergen und in dem Dola-Tau bis zu dem Isthmus zwischen Alak-Kul u. Balkasch zieht; hier senken sich ihre nördlichen Vorberge in das weidenreiche Land der Kirgisensteppe. Im Osten, wo an seinem Nordfuße die Landschaft Barkol, am Südabfall die Oase Hami liegt, fällt das Gebirge plötzlich ab und verflacht sich in der größtentheils durch die Mongolei ziehenden großen Wüste Gobi oder Schamo, welche in der Richtung des Thian-Schan eine bedeutende Vertiefung haben muß; nur kleine, zerstreute und niedrige Felszüge finden sich noch in der Wüste. Mehre Pässe, fast alle sehr beschwerlich, führen über die Gletscher- und Eismassen, der Mussur-Dabahn nach Aksu. Der Thian-Schan bietet, ungeachtet seiner großen Entfernung vom Meere, vulkanische Punkte dar, die zu dem über 2500 □Meilen großen vulkanischen Gebiet von Bischbalik gehören, das überall 300—400 Meilen von jedem Meeresgestade entfernt ist. Bewässert wird das Land von dem Stromsystem des Tarim, der aus 4 Quellarmen entsteht, dem Kaschghar-Darja und Yarkend-Darja vom Belur-Tagh; Khotan-Darja, in dessen Quellgebirge, dem Kuen-lün, der Hauptfundort des Ju-Steines (des Jaspis der Alten) sich befindet, und Aksu-Darja vom Thian-Schan, im Unterlauf mehre Zuflüsse von der linken Seite erhält und in den von Wüsten umgebenen Salzsee Lop-Noor mündet, von welchem Versumpfungen gegen Südosten bis zum Gasch-Noor ziehen. Ein großer Theil des Landes gehört zur Wüste Gobi und ist mit Kiesel- und Sandsteinen bedeckt, welche um den Lopsee selbst den höchsten Grad der Einöde und Wüstenei erreichen; hier die Wüste Lop. Im Osten des Lopsee zwischen Turfan und Satscheou ist die große Sandwüste Han-Hai (d. h. trockenes Meer), voll nackter Klippen, Kieselblöcke, furchtbarer Sandmassen, gefürchtet, weil die Stürme Vieh und Menschen unter dem Flugsand begraben; vielleicht ein alter Meeresboden. Das Klima bringt heiße Sommer und kalte Winter mit eisigen Winden mit sich; der sonnenhelle Himmel wird fast nie von Wolken getrübt, die wenigen Regen fallen vorzugsweise im Frühling; in den Gebirgen fällt viel Schnee. Der größte Theil des Landes ist, wie erwähnt, Steppenboden oder Wüste; nur an den Rändern der Hochgebirge und an den Flüssen, besonders in den Thalebenen des

Tarim, ist fruchtbares Land, wo unter dem Einflusse der gesteigerten Sommerwärme Gewächse gedeihen, welche sonst nur südlichen Himmelsstrichen angehören, so Datteln, Trauben, Granatbäume, Melonen, Baumwolle, Maulbeerbäume. Außerdem baut man noch Reis, Weizen, Gerste, Obstbäume, Oelpflanzen, Flachs, Hanf, Gartengewächse, Hülsenfrüchte. In den Gebirgen und Wüsten hausen wilde Pferde, Esel, Kameele, wilde Stiere, wilde Schafe, Springmäuse oder Wanderratten (Mus decumanus), Schakale, schwarze Adler, Fettvögel, Schlangen, Skorpione ꝛc. Der Steppenboden gewährt Weiden für Pferde, Maulthiere, Esel, Ziegen mit Shawlwolle, Schafe mit Fettschwänzen und Hornvieh. Die Einwohner sind größtentheils Bucharen (s. d.), Tataren, von denen die meisten ansässig sind, in Polygamie leben, sich zum Islam bekennen, Schulen und einige wissenschaftliche Bildung haben. Außer den Tataren gibt es auch Oelöten, Torgots, Dschungaren und Chinesen. Hinsichtlich der Zahl der Einwohner sind die Angaben verschieden; Malte-Brun rechnet 200,000 Familien und dem zufolge 1 Million Einwohner, Gatterer nimmt nur 200 000 Seelen an. Beschäftigung ist Viehzucht, Acker- und Gartenbau, auch Bienenzucht. In einigen Gegenden verfertigt man feine (leinene, baumwollene, seidene) Gewebe, Leder, Putzsachen, Metallwaaren ꝛc.; auch treiben die Tataren einen ausgebreiteten Karawanenhandel. Aksu kann als die Hauptstadt gelten, da es der Sitz des Oberbefehlshabers aller Truppen in diesem Theile des chinesischen Reichs ist. Der Mittelpunkt des Handels zwischen Nordasien, Indien und China ist Yarkend.

In der kleinen B. sollen die Seres der Alten gewohnt haben und noch Spuren von ihnen in einer eigenthümlichen Sprache vorhanden seyn. Ferner glaubt man, daß die Oiguren (Euguren oder Uguren) in den nördlichen Provinzen ihre Wohnsitze hatten, u. leitet von ihnen die heutigen Ungarn ab. Zu Marco Polo's Zeiten hatten nestorianische Christen hier Kirchen. Nach dem Tode Dschingiskhans wurde die kleine B., im Verein mit andern anliegenden Provinzen, ein Erbtheil seines Sohnes Dschagatai, woher auch der Name dieser Länder: Ost-, West- u. Nord-Dschagatai entstanden ist. Bis 1683 wurde sie von Khans aus dieser Dynastie regiert, worauf sodann die Eleuthen und Kalmucken sich des Landes bemächtigten. Der chinesische Kaiser Kieng-Long eroberte das ganze Land der Kalmücken 1759 und machte somit auch die kleine B. zu einer chinesischen Provinz, der er jedoch eigene, ziemlich unabhängig herrschende, aber zinsbare Khans ließ. Seitdem haben sich die Chinesen im Besitze des Landes erhalten, jedoch nicht ohne vielfachen Widerstand und manche offene und geheime Versuche der alten Herrscher, ihr Erbe wieder an sich zu reißen.

Bucharen, die Einwohner der Bucharei überhaupt, besonders aber ein tatarischer Volksstamm in Centralasien, namentlich in der großen u. kleinen Bucharei, wahrscheinlich aus der Vermischung der Ureinwohner Turkestans mit Usbeken und andern türkischen Stämmen entstanden, gewiß aber kaukasischer Abkunft. Von den übrigen Tataren werden sie Tadschiks (d. h. Städter) genannt, weil sie von den Usbeken sich dadurch unterscheiden, daß sie kein nomadisches Leben führen, sondern in Städten und Dörfern ansässig sind und die Geschäfte des Friedens, Ackerbau, Handwerke und Handel treiben. Sie leben in der großen Bucharei in großer Verachtung und Unterdruckung, was in der kleinen Bucharei weniger der Fall ist, indem sie sich hier freier bewegen können und unter eigenen Khans stehen. Der Name B. kommt zuerst um 950 vor und bedeutet so viel als „unterrichtete Menschen“. In der That stehen sie auf einer höhern Stufe der Kultur, als die übrigen Tataren. Ihre Sprache ist ein eigener, sehr ausgebildeter türkischer Dialekt. Sie sind von mittlerer Größe, meist wohlgebildete, schlanke Leute, mit großen, schwarzen und lebhaften Augen, Adlernasen, regelmäßigen Gesichtszügen, schwarzem, feinem Haare und dickem Barte, weißfarbig, die niedern Stände etwas braun tingirt; die Frauen verdienen schön genannt zu werden. Ihr Charakter wird verschieden geschildert. Nach Einigen sind sie freundlich, gutmüthig, offen, nach Andern falsch, spitzbübisch, betrügerisch und habsüchtig, obgleich ihr Gesicht stets Sanftmuth und Ruhe ausdrückt. Inmitten Krieg liebender, unruhiger und raubsüchtiger Völker, unter die sie das Schicksal geworfen, lieben sie den Frieden und die Ruhe über Alles. Sie leben in Polygamie, sind in der Regel mäßig und genießen einfache Kost, rauchen leidenschaftlich Tabak, trinken auch wohl, im Widerspruch mit dem Gesetze des Korans, Wein. Sie wohnen in Lehmhäusern, die auf tatarische Art gebaut sind, und besitzen noch einige Reste der in frühern Zeiten bei ihnen heimischen wissenschaftlichen Bildung. Nach ihrer Beschneidung im 7. oder 8. Jahre erhalten die Kinder im Lesen und Schreiben, sowie im Koran Unterricht. Ihre Anzahl wird auf $1\frac{1}{2}$—2 Millionen angegeben. Tiefer in Rußland gibt es Kolonien von ungefähr 20,000 Kibitken (Familien).

Bucharest (Bukarest, Bukurescht, d. i. Freudenstadt), Hauptstadt der Walachei, Residenz des Hospodars und Sitz eines griechischen Erzbischofs, der auswärtigen Konsuln und der höhern Staatsbeamten, liegt in einer angenehmen Ebene an der Dumbrowitza, die sich durch ihr klares, gutes Wasser auszeichnet, ist schlecht gebaut und bietet mehr das Bild eines durch seine Größe wie durch seinen Schmutz ausgezeichneten Dorfes, als das einer Stadt dar. Die 10,000 Häuser der Stadt sind meist nur schlechte Baraken; selbst das fürstliche Residenzschloß, der Fürstenhof genannt, zeichnet sich wenig vor den andern Wohnungen aus. Die ansehnlichsten Gebäude sind: die griechische Metropolitankirche mit dem erzbischöflichen Palaste und hübscher Aussicht über die Stadt; das geschmackvolle Haus des österreichischen Konsuls und einige andere Privathäuser. Die vorhandenen 60 griechischen Kirchen und 20 Klöster sind von plumper Bauart, keine der Kirchen hat weniger als 3, die meisten haben 6—9 Thürme; die schönsten darunter sind: St. Johann, St. Georg und die Kirche Sărandăr, letztere mit einem Gnadenbild. Auch ist hier eine römisch-katholische Kirche mit einem Franciskanerkloster, eine lutherische Kirche und eine Synagoge. B. hat mehr

Krankenhäuser und Hospitäler, die aber sämmtlich schlecht eingerichtet sind; der Bazar ist geräumig; über die Dumbrowitza führt eine Brücke. Die Straßen sind nicht gepflastert, sondern zum Theil mit eichenen Bohlen belegt, zum Theil auch bloße Staub- oder Kothwege. Die Einwohner (nach Einigen 62,000, nach Andern gegen 100,000) haben wenig Sinn für Gewerbthätigkeit. Fabriken und Manufakturen findet man hier nicht; die bessern Handwerke, z. B. Uhrmacherei, Goldarbeit 2c., sind in den Händen Deutscher, namentlich eingewanderter Sachsen; weitere Gewerbe sind: Tuchmacherei, Tornister- und Teppichmacherei, Tabakbereitung und Branntweinbrennerei, welche jedoch nur im Kleinen getrieben werden und fast keine Geschäfte ins Ausland machen. Dagegen ist der merkantile Verkehr sehr lebhaft, und B. ist der Haupt- u. Stapelplatz des walachischen Handels, dessen Gegenstände hauptsächlich in Vieh, Talg, Wolle, Wachs, Honig und Getreide bestehen und welcher durch mehre Häfen und durch die Donau sehr begünstigt wird; ebenso sind ihm der Zusammenfluß der Einkünfte aus der ganzen Walachei, die Sucht nach europäischem Luxus u. asiatischer Pracht und der Aufenthalt vieler Fremden, vorzüglich österreichischer Kaufleute, vieler Handelskonsuln, einer Menge Bojaren, die den Hofstaat des Hospodars bilden, sehr förderlich. Auch hat B. ein Handelstribunal. Für wissenschaftliche Ausbildung ist nur wenig gesorgt: ein griechisches Lyceum mit 3 Professoren und einige Volksschulen, wozu die hier wohnenden Deutschen das Beispiel gegeben haben, eine öffentliche Bibliothek, eine literarische Gesellschaft, eine ökonomische Gesellschaft, das ist Alles, was man in dieser Beziehung hier findet. Reiche Leute schicken daher in neuerer Zeit ihre Söhne nach Wien und in andere deutsche Städte, um sich dort einen Lichtstrahl von Bildung zu holen. In der Nähe von B. befindet sich das Lustschloß Golontina, sowie die schönen Ruinen des Klosters Kotorceny. B. ist gleichsam der Scheidepunkt orientalischer und occidentalischer Sitten und Gebräuche.

B. verdankt seine Entstehung Radel dem Schwarzen (Negro Wod), unter dessen Herrschaft die Walachei um 1290 kam. Im J. 1594 fiel der Hospodar Michael von der Pforte ab, und in Folge davon erschien der Großwessir Mohammeds III., Sinan Pascha, am 23. August 1595 mit einem Heere in der Nähe von B.; 4 Meilen davon, in dem waldigen und sumpfigen Passe von Kalugeran, stand das walachische Heer. Man schlug sich vom Morgen bis zum Abend; aber die Türken wurden zuletzt in die Sümpfe zurückgetrieben. Da sich aber inzwischen Michael nach B. und Tergovischt und von da an die siebenbürgische Grenze zurückgezogen hatte, so rückte der Großwessir dessenungeachtet in B. ein, worauf die Kirchen in Moscheen verwandelt wurden und an die Stelle des Kreuzes auf den Thürmen der Halbmond trat. Auch ward die Stadt binnen 12 Tagen befestigt. Nach 6 Wochen erschien aber Michael vor Tergovischt und nahm es nach 3tägiger Bestürmung, worauf auch B. in seine Hände fiel. B. kam nun nach und nach wieder so in Aufnahme, daß 1713 unter Brankovan die Zahl der Einwohner schon über 50,000 betrug. Im Jahr 1716 wurde die Stadt von 1200 Serviern unter Dettin überfallen und geplündert. Während des 5jährigen russisch-türkischen Krieges von 1768 bis 1772 erfochten die Russen unter Anführung des Generallieutenants von Essen bei B. einen Sieg über die Türken unter Mousson Oglu (30. Okt. 1771), in Folge dessen in den ersten Tagen des Novembers das von den Türken eroberte Giurgewo, die Vorwehr von B. am linken Ufer der Donau, ohne Belagerung wieder in russische Gewalt kam und die Türken, welche damit ihren Hauptübergang über die Donau verloren, die Moldau und Walachei räumen mußten. Erst durch den Friedensschluß vom 16. Juli 1774 erhielt die Türkei diese Länder und auch B. zurück. In den Jahren 1774—1782 wurde letzteres unter Alexander Ypsilanti einigermaßen verschönert u. am 10. November 1789 von den Oesterreichern unter Prinz Friedrich von S.-Koburg-Saalfeld besetzt, aber im Frieden vom 4. August 1791 wie jede andere in diesem Kriege gemachte Eroberung wieder herausgegeben. Am 28. Mai 1812 ward hier der Friede zwischen Rußland u. der Pforte geschlossen, durch den letztere ganz Bessarabien und ein Dritttheil der Moldau mit den Festungen Choczim, Akjerman, Bender, Ismail und Kilia, zusammen ungefähr 850 □Meilen, an Rußland abtrat, so daß jetzt der Pruth die Grenze beider Reiche in Europa bildet. Nach dem Ausbruch des russisch-türkischen Krieges von 1828 wurde B. ohne Schwertstreich von den Russen besetzt und durch den Frieden von Adrianopel 1829 mit ziemlicher Unabhängigkeit von der Pforte dem Hospodar der Walachei übergeben. Am 15. Juli 1853 besetzte das zur Okkupation der Moldau und Walachei bestimmte russische Heer B. ohne Schwertschlag, zog aber nach dem Umschwung der Kriegsereignisse an der Donau aus freien Stücken wieder ab.

Buchau, Stadt im würtembergischen Oberdonaukreis, am Federsee, 1857 Fuß über der Meeresfläche liegend, hat ein Schloß u. ein Postamt, eine Synagoge und 2000 Einwohner, welche Viehzucht und Torfgräberei treiben. B. gehörte als freies Reichsstädtchen zum schwäbischen Städtebund. Das berühmte gefürstete Damenstift B.'s, welches wahrscheinlich um 880 von einer Gräfin Adelinde vom Erchgau gegründet worden ist und mit seinen reichen Einkünften unabhängig von der Stadt bestand, kam 1803 sammt der Stadt B. als Entschädigung an Thurn und Taxis.

Buchbinderkunst. Das Geschäft des Büchereinbindens, obschon es zunftmäßig erlernt und betrieben wird, pflegt man gleichwohl eine Kunst zu nennen, weil zu vollkommener Arbeit in diesem Fache ein bedeutender Grad von Geschicklichkeit und Uebung, Geschmack in der Wahl der Verzierungen und überhaupt manche bei bloßen Handwerken nicht eben nothwendige Fähigkeiten erforderlich sind. Das Planiren (Leimen) ist die erste Arbeit des Buchbinders, welche bei Büchern, die auf Druckpapier gedruckt sind, gewöhnlich angewendet wird, um ihnen die Qualität oder Haltbarkeit des Schreibpapiers zu geben. Man verfährt dabei so, daß man zugleich 5—6 Bogen durch erwärmtes, dünnes, mit Alaun versetztes Leimwasser (Planirwasser) zieht, sie zwischen Bre-

tern oder Makulaturbogen in eine Presse bringt, um das überflüssige Leimwasser auszupressen, und dann auf ausgespannte Schnüre, am besten von Pferdehaaren, mittelst des Planirkrenzes, welches ungefähr die Form eines T hat, zum Trocknen aufhängt. Nach dem Trocknen werden die Bogen auf dem Tisch ausgebreitet, mit dem Falzbein ausgestrichen und die beschädigten Stellen mit feinem Kleister oder Mundleim ausgebessert. Bücher, welche aus mehr als 3—4 Bogen bestehen, müssen geschlagen werden, was mittels eines 12—20 Pfd.-schweren Hammers auf einer harten Unterlage (Schlagstein) geschieht und bezweckt, dem Papier einen Theil seiner Steifheit zu nehmen, so daß im fertigen Bande die Blätter geschlossen auf einander liegen. Denselben Zweck erreicht man schneller u. weit vollkommener durch Pressen zwischen gußeisernen Walzen. Nach dem Schlagen folgt das Zusammenlegen oder Falzen der Bogen, welches bei jedem Format auf veränderte Art vorzunehmen ist. Quartformat wird noch nach dem Falzen des Bogens einmal u. Oktavformat 3mal zusammengelegt; beim Duodezbogen schneidet man die dritte, oberste Kolumnenreihe ab, falzt sie besonders und legt sie dann in die Mitte des gefalzten Bogens; Sedezbogen werden in 4 Theile zerschnitten u. jeder wie ein Oktavbogen behandelt. Das gefalzte Buch wird nochmals geschlagen, und zwar in einzelnen Lagen von 4 — 6 Bogen auf beiden Seiten gleichförmig und hinreichend stark. Der Rücken am obern Ende des Buches (Kapital) darf nicht zu stark geschlagen werden, weil er sonst zu dünn würde und nie eine gute Form erhielte, dagegen die untere Kante des Buches ein stärkeres Schlagen erfordert. Dann folgt das Heften, wozu man eine 2 — 4 Zoll lange, mit einem langen Oehr versehene Heftnadel, ungebleichten Zwirn, starken Bindfaden und die Heftlade braucht. Bei Einbänden mit glatten Rücken, wie solche jetzt gebräuchlich sind, werden die Schnüre in den Rücken versenkt, und man macht deshalb mit einer Säge der Stärke des Bindfadens entsprechende Einschnitte in den Rücken. Die Zahl der Bünde, wie die Einschnitte sammt den Schnüren genannt werden, ist bei Foliobänden sechs, bei Quartbänden vier oder fünf, bei Oktavbänden drei bis vier &c., nie aber unter zwei; auch dürfen sie nicht zu weit von einander abstehen; außerdem werden noch zwei Vicebünde angebracht, einer oben, der andere unten. Der Arbeiter nimmt nun den obersten Bogen des Buches, legt ihn so, daß die Schnüre in die Sägeeinschnitte passen, sticht von außen mit der Nadel in den Einschnitt des untern Vicebundes, läßt den Faden in der Mitte des mit der Hand offen gehaltenen Bogens bis zur ersten Schnur fortlaufen, sticht dicht an dieser heraus, zieht den Faden um die Schnur, sticht wieder in den Einschnitt und fährt so fort, bis er am obern Vicebund herauskommt, wo der zweite Bogen aufgelegt wird. Auf diese Art werden nicht nur alle einzelnen Blätter, sondern auch alle Bogen mit den Schnüren und durch Umschlingung an den Vicebünden auch wieder unter sich verbunden. Ist der Rücken nicht eingeschnitten worden, so muß vor u. hinter jedem Bunde der Rückenfalz durchstochen werden, welches man „umschlungen heften“ nennt. Auch kann man die Schnüre bei Lederbänden aufleimen, was dann erhöhte Bünde gibt, sowie auch statt der Schnüre Pergamentstreifen anwenden. Der nach dem Heften ganz ebene Rücken des Buchs wird nunmehr etwas gerundet, damit der Schnitt konkav wird; dieses „Rücken“ genannte Verfahren wird mit eingesägten Büchern nach, mit andern vor dem Leimen vorgenommen. Das Leimen geschieht mit heißem Leim oder Kleister, womit der Rücken überstrichen wird, welchen man hierauf mit den Fingern oder dem Hammerstiel sorgfältig einreibt. Beim „Rücken“ wird das Buch flach auf den Tisch gelegt u. mit dem Abklopfhammer, welcher eine kreisförmige konkave Bahn hat, wie die Schusterhämmer, zuerst die eine, dann die andere Kante geklopft, wodurch die obersten Bogen, wenn man mit der Hand noch etwas nachhilft, allmählig über die Fläche des Schnittes hinausgetrieben werden, so daß der Rücken sich rundet. Es folgt hierauf das Abpressen, durch welches neben dem Rücken auf beiden Seiten Falze sich bilden, die zur Aufnahme der Schalen oder der Deckel nöthig sind. Das auf dem Rücken mit Kleister bestrichene Buch wird zwischen 2 Preßbretern mit scharfen Kanten in die Presse gebracht, so daß der Rücken etwas vorsteht und der Eindruck erfolgen kann, welcher denselben hervorhebt. Der Rücken wird nunmehr mit dem Rachireisen, einem mit stumpfen Zähnchen versehenen Instrument, überarbeitet und hierauf mit dem Rückenholz oder Rückeneisen glatt gestrichen. Vor dem Pressen müssen die Enden der Schnüre mittelst eines stumpfen Messers auf dem Abschabbret aufgefasert werden, damit sich die Schnüre nicht in das Buch eindrücken. Ist das Buch gehörig getrocknet und gepreßt, so kommt es in die Beschneidpresse. Auf derselben wird unter eigenen Handgriffen ihrer Länge nach der Beschneidhobel bewegt, woran sich das Eisen befindet. Das Buch wird erst oben, dann unten, zuletzt vorne beschnitten. Der Rücken muß vor dem Beschneiden wieder gerade gerichtet werden. Das Geraderichten des Bücherrückens, welches vor dem Beschneiden vorgenommen werden muß, wird bei dünnen Büchern durch bloßes Aufstoßen mit dem Rücken auf den Tisch bewirkt; bei stärkern Büchern bedient man sich zu diesem Behufe der Aufstecknadeln, welche den Heftnadeln ähnlich, nur stärker sind. Man sticht damit am Rücken und obersten Bund die Nadel unter dem Heftzwirn durch 4—5 Bogen ein, läßt sie dann frei über den Rücken gehen und wiederholt das Einstechen an den letzten Bogen auf dieselbe Art. Eine zweite und dritte auf ähnliche Art angebrachte Nadel halten den Rücken gerade. Der Schnitt wird selten weiß gelassen, sondern meist besprengt, marmorirt, angestrichen, oder vergoldet, wobei das Buch fest eingepreßt werden muß, damit die Farben nicht eindringen. Hierauf folgt das Kapitalen des Buches, d. h. es wird oben und unten am Rücken ein Streifen Leinwand oder ein farbiges Band fest geleimt, daß ein runder Wulst über den Schnitt hervorsteht. Der Rücken wird nur durch einen Streifen gutes Kartenpapier bekleidet, dieses zugeschnitten, nach dem Umfang des Rückens in 2 Falze gebogen, die langen Kanten vorher abge-

schärft oder verdünnt und mit Leim oder Kleister an die äußern Blätter des Vorsetzpapiers nebst den aufgeschabten Schnüren fest geleimt, so daß der eigentliche Rücken hohl bleibt. Die Pappendeckel werden nunmehr zugeschnitten oder abgeformt, so daß sie an den vier schmalen Kanten gleich weit, an den zwei langen ebenfalls gleich, jedoch etwas mehr über den Schnitt des Buches vorstehen. Hierzu wird das Formlineal benutzt, welches von dünnem Eisenblech verfertigt ist, auf dessen einer langen Seite eine erhöhte Leiste aufgesetzt ist, welche die Höhe der Deckel über dem Schnitt bestimmt. Das Ueberziehen des nun auf diese Weise hergerichteten Bandes mit Papier geschieht mit Kleister oder Leim. Das Papier wird zuerst am Rücken fest geklebt, dann mit dem Falzbein in die Rückenfalze vorsichtig und doch fest eingedrückt, überall ausgestrichen und eingepreßt. Zuletzt leimt man das den Deckeln unmittelbar zugekehrte Blatt des Vorsetzpapiers an diese fest und bringt das Buch mit zwei bis an die Falze reichenden Bretern in die Presse. Die Pappe zu den Deckeln muß fest, glatt und hart seyn, deshalb entweder auf dem Schlagstein vorher geschlagen oder durch ein Walzwerk gelassen werden. Bei Lederbänden werden zuerst die Deckel unter die ausgekratzten Schnüre in den Falz gelegt und diese auf dem Deckel fest geleimt. Die Deckel sind abgeformt und mit Ausschnitten an den hintern Ecken versehen. In Frankreich ist es allgemein üblich, die Lederbände noch vor dem Beschneiden mittelst des sogenannten Durchziehers in die Deckel zu bringen. Man sticht nämlich in jeden Deckel für jede Schnur mit einer Ahle drei Löcher, und zwar hart am Rand, wo sich die Schnüre befinden, in Form eines gleichseitigen Dreiecks. Die Schnur wird durch das dem Rand am nächsten befindliche Loch gesteckt, beim folgenden herausgezogen und beim dritten wieder durchgesteckt, steif angezogen und dann abgeschnitten. Beim Beschneiden werden für den oberen Schnitt beide Deckel, da sie sich leicht verschieben lassen, etwas heruntergezogen und alsdann sammt dem Buch beschnitten. Beim untern Schnitt schiebt man solche, so viel nöthig, wieder hinaus. Vorn wird das Buch bei zurückgeschlagenen Deckeln beschnitten, welche dann mit dem Falzlineal nachträglich abgeformt werden. Den Lederbänden gibt man in der Regel hohle Rücken, so daß, wie bei Pappbänden, der Ueberzug den Rücken wohl umschließt, aber an demselben nicht festgeklebt ist. Das Ueberziehen mit Leder geschieht am besten mit Kleister, weil der Leim zu sehr eindringt und mitunter durchschlägt und Flecken verursacht. Das Leder wird naß gemacht, ausgerungen, ausgezogen, zugeschnitten und an den Kanten, wo es umgeschlagen werden muß, mit einem scharfen, breiten Messer auf einer Marmorplatte dünner geschärft. Sind die Bücher auf diese Art überzogen, so wird das Leder auf mannigfache Weise gefärbt und glänzend gemacht. Durch Eisenschwärze, verdünntes Scheidewasser und Citronensaft lassen sich allerlei Figuren auf dem Leder hervorbringen, wenn diese Flüssigkeiten auf verschiedene Art mit einem Pinsel oder Schwamm aufgetragen werden. Um mancherlei Farben hervorzubringen, überstreicht man das Leder zuerst mit heißem Alaunwasser, dann mit Kleisterwasser und färbt es. Eisenschwärze gibt Schwarz, verdünnt Grau, Potasche oder Natron Braun, ein Absud von Brasilienholz mit Essig und Alaun Violet, von Fernambuk Dunkelroth; Grün erhält man durch die schwefelsaure Indigauflösung mit einer Abkochung von Kreuzbeeren. Auch eine so wenig als möglich freie Säure enthaltende Goldauflösung ist zum Färben des Leders vorgeschlagen worden. Wenn das Leder vorher einen Anstrich von Zinnsolution erhalten hat, gibt solche eine dauerhafte und schöne dunkelrothe Färbung. Ein noch helleres, obschon nicht so haltbares Roth ist hervorzubringen, wenn man Zinnsolution, durch welche man einige Fernambukspäne ausziehen läßt, anwendet. Alle Farben fallen auf Schafleder, welches nur zu geringen Arbeiten tauglich ist, unvollkommen aus. Zum **Vergolden** des Rückens taugt nur reines Blattgold; andere Metalle laufen in kurzer Zeit an und werden schwarz. Statt des Silbers bedient man sich neuerdings der Platina. Zuerst wird das Leder mit feinem Leim getränkt, auch ungeleimtes Papier macht dieses Verfahren nöthig, z. B. das Titelpapier. Nach dem Trocknen wird der aus Eiweiß, etwas Salz und Wasser bestehende Goldgrund mittelst eines Schwamms mehrmals aufgetragen und geglättet. Das Eiweiß, welches hierzu verwendet wird, muß vorher mit einem Eiweißquirl so lange geschlagen werden, bis es nicht mehr schäumt. Vor dem Auflegen des Goldes wird die Stelle mit Fett, Butter, Oel oder Speck überzogen, darauf die auf dem Goldpolster mit dem Goldmesser zugeschnittenen Goldblätter an Ort und Stelle gebracht und mit erhitzten metallenen Instrumenten, auf welchen die Figuren erhaben dargestellt sind, abgedruckt. Die Werkzeuge zum Ausdrücken dienen entweder zu Verzierungen oder zu Aufschriften. Im erstern Falle sind sie meist aus Messing und führen nach ihrer Bestimmung verschiedene Namen, z. B. Fileten, Stempel &c. Die Fileten sind verschieden gestaltete, meistens bogenförmige, in einem hölzernen Griff befestigte Messingstücke, deren untere Fläche, welche Verzierungen enthält, so lang ist, daß sie auf Rücken von gewöhnlicher Breite gebraucht werden kann, ohne daß nach einem Abdruck das Werkzeug aufs Neue angesetzt werden müßte, u. deren Zeichnung gleichwohl so eingerichtet ist, daß mehre Abdrücke eine fortlaufende verzierte Leiste geben können. Die Stempel, gleichfalls von Messing, enthalten auf ihrer untern Fläche verschiedene Verzierungen zu Rücken und Bücherdeckeln und sind ebenfalls eingerichtet, um durch mehrmalige Aneinanderstellung der Figuren ein größeres Ganzes bilden zu können. Die Zahlen sind messingene Stempel, die einzeln abgedruckt werden. Zu langen und breiten Borduren und Einfassungen auf ebenen Flächen, vorzüglich Bücherdeckeln, bedient man sich der Rollen. Die messingene Rolle enthält das gestochene in sich zurückkehrende Dessin auf ihrem Umfange und steckt mit ihrem Loche im Mittelpunkt leicht auf einer stählernen Axe, welche wieder mittelst eines Schraubengewindes in einer eisernen Gabel befestigt ist. Ein langes hieran befestigtes Heft ist nöthig, um an

die Achsel gelegt zu werden, während man es mit beiden Händen anfaßt, niederdrückt und die sich drehende Rolle so fortleitet, wie es nöthig ist. Zu den Buchstaben hat man Buchdruckerlettern, am besten aus Messing, weil sie dann stärker erhitzt werden können. Die Lettern setzt man zeilenweise zusammen, spannt sie mittelst einer Schraube in ein kleines metallenes Kästchen, den Schriftkasten, mit welchem sie erhitzt u. dann abgedruckt werden. Zum Aufdrucken des Titels trägt man zuerst das Gold auf das Titelfeld und drückt dann die erwärmten Lettern auf dasselbe. Alles überflüssige Gold wird durch einen Tuchlappen abgerieben. Die letzte Arbeit ist das Glätten des Einbandes. Der Glättkolben ist ein Stahlstück, dessen vordere unten abgerundete Kante fein polirt ist, und das ebenfalls in erwärmtem Zustande gebraucht und in dem langen Hefte so geführt wird, wie die früher beschriebene Rolle.

In Frankreich hat man den Versuch gemacht, Bücher ohne Nadel und Faden, d. h. ohne sie zu heften, einzubinden. Der Rücken wird, wie gewöhnlich, nur tiefer eingesägt, mit dünnem Leimwasser getränkt, hierauf in jeden Einschnitt eine mit starkem Leim bestrichene Schnur eingelegt, zuletzt der Rücken nochmals mit dickerem Leimwasser überzogen und mit dickem Papier überleimt. Dieser Versuch verdient aber keiner Empfehlung, weil alle Bücher mit steifem Rücken sich nicht bequem aufschlagen lassen. In England hat man bei Handelsbüchern, um das Einbiegen des Rückens zu verhindern, auf den Rücken Uhrfederstücke angebracht, welche vermöge ihrer eigenen Krümmung und Elasticität beim Zumachen des Buches den Rücken immer wieder in seine ursprüngliche konvexe Form zurückdrängen. Eine nicht unwichtige Verbesserung im Buchbinden ist aber von Hancock erfunden worden. Durch Anwendung von Kautschuk soll mittels derselben eine elastische, dabei aber sehr biegsame Verbindung der Bogen ohne alles Heften zu Wege gebracht werden. Man stellt nämlich die gefalzten Bogen, den Rücken (welcher vorher gleich den übrigen drei Seiten beschnitten werden muß, so daß das Buch aus lauter einzelnen Blättern besteht) abwärts gekehrt, in vertikaler Richtung neben einander in eine, nach der beabsichtigten Rundung des Rückens cylindrisch ausgehöhlte Rinne und drückt sie in dieser Lage durch zwei vertikale Breter, deren Breite nur halb so groß ist, als die der Bücher, und die mittelst einer horizontalen Führung beliebig einander genähert u. auseinander geschoben werden können, zusammen. Um die richtige Lage der Blätter zu sichern, sind diese Breter mit Aushöhlungen von den Dimensionen des Buches versehen, so daß sie beim Zusammenschieben das mit dem Rücken in der vorhin erwähnten Rinne liegende Buch dergestalt umfassen, daß sowohl unter als über den Bretern ein Viertel von der Breite des Buches vorsteht. An diesen vorspringenden Rändern bindet man jetzt das Buch mit mehrmals umgelegtem Bindfaden zusammen, nimmt es aus der Form und setzt es in der Art in die Presse ein, daß nur gerade der Rücken ein wenig vorsteht. Dieser wird nun, am besten mit den Fingern, mit einer Kautschukauflösung eingerieben, die dabei in die Rückseite der Papierbogen eindringt. Wenn nach einigen Stunden der erste Kautschuküberzug trocken ist, gibt man einen zweiten etwas stärkeren, und so fort, bis nach Verlauf von 48 Stunden 4 Ueberzüge aufgetragen und getrocknet sind. Demnächst beklebt man den Rücken und die anliegenden Theile der Seiten mit irgend einem passenden Zeuche, der zu dem Ende mit Kautschukauflösung bestrichen wird, setzt die Deckel an, und überzieht das Buch mit Pergament, Leder oder Papier. Die nach diesem Verfahren gebundenen Bücher legen sich beim Aufschlagen vollkommen flach aus einander, daher dieser Einband, besonders für gewisse Zwecke, z. B. für Schreibbücher, Notenbücher, Kupferwerke, Atlasse, Kontorbücher u. dgl., unverkennbare Vorzüge vor gewöhnlichen Einbänden darbietet. Dazu kommt, daß das Kautschuk dem Insektenfraß nicht unterliegt und auch durch Feuchtigkeit nicht leidet. Beim Einbinden größerer Sachen, als Kupferwerke, Atlasse u. dergl., ist es inzwischen zweckmäßig, die Blätter an drei oder vier Stellen noch zu heften, um dem Ganzen mehr Haltbarkeit zu geben. Ein Buchbinder in Florenz hat mit Glück versucht, statt Pappe Sohlenleder anzuwenden. Hierzu gehört nach englischer Art bereitetes Leder, dessen Narbenseite, welche nach außen kommt, noch unversehrt ist. Durch Naßmachen u. Einpressen erhält man dasselbe eben. Die Deckel werden gleich denen aus Pappe abgeformt und angesetzt. Der Rücken wird aus Kalbleder gefertigt. Die langen Kanten des letzteren müssen sehr gut abgeschärft werden, damit sie sich befestigen lassen, ohne daß ein Absatz bemerklich wird. Verzierungen und Färbung lassen sich wie bei jedem andern Band anbringen. Decourdemanche in Paris erfand bewegliche Einbände. Die Blätter sind bei dieser Bindeart zwar auch in der Mitte zusammengebogen und gefalzt, jedoch jedes Blatt allein geheftet. Jedes derselben läßt sich nach der eigenthümlichen Einrichtung des am Rücken ungeleimten Bandes herausnehmen, durch ein anderes ersetzen rc. Es läßt sich daher die Anzahl der Blätter und deren Aufeinanderfolge willkürlich ändern, ohne daß das Buch seine Form verliert. Bei gedruckten Werken, wo Nachträge, Abänderungen und einzelne Verbesserungen eingeschaltet werden sollen, sowie bei Kupferwerken, welche in einzelnen Blättern erscheinen, deren Anordnung willkürlich ist, auch erst nach längerer Zeit bestimmt werden kann, oder überall, wo der Verlust einzelner Blätter zu besorgen ist, ist der Nutzen dieser sinnreichen Erfindung augenscheinlich. Der Engländer Hawkins hat für eine ähnliche Erfindung ein Patent erhalten. Dieselbe hat den Zweck, einzelne Bogen und Blätter in bestimmter Ordnung aufzubewahren, wozu ein Portefeuille oder eine Bücherschale, welche außer den Deckeln noch einen doppelten und zwar hohlen Rücken hat, dient. Im Innern derselben befindet sich eine Nadel sammt Bindfaden. Man nimmt beim Gebrauch diese Nadel, klappt das gefalzte Papier aus einander und läßt, während es am innern Rücken anliegt, den Faden über dasselbe und dann zwischen dem innern und äußern Rücken mehre Male durchlaufen. Es können auf diese Weise

mehre Bogen nach einander oder auch jeder einzeln eingeheftet werden. Der Faden wird entweder abgeschnitten und geknüpft, oder einige Male um einen der beiden, an jedem Ende des Rückens hervorragenden Stifte geschlungen. Neuerdings bindet man auch Bücher in gepreßten Kattun oder gepreßtes Seidenzeuch, statt in Papier oder Leder, eine Methode, die sich durch eben so viel Zierlichkeit als Dauerhaftigkeit auszeichnet; auch liefert sie die Arbeit, im Vergleich mit den Lederbänden, um 50 Proc. wohlfeiler. Die Stoffe werden beliebig gefärbt, zwischen Walzen mit erhabenen Mustern gepreßt, dann nach der Größe der Bücher zugeschnitten, allenfalls auch gleich dem Leder vergoldet, worauf sie der Buchbinder auf den Band eben so aufzieht, wie gewöhnlich mit Papier geschieht. Oft nimmt man das Pressen der Stücke erst nach dem Zerschneiden vor, in welchem Falle die Zeichnung der Pressung genau dem Umfang der Deckel und des Stücks angepaßt werden muß.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst rief auch eine bedeutende Verbesserung der B. ins Leben; aller Wahrscheinlichkeit nach geschahen die ersten Fortschritte derselben in Nürnberg, wo wir bereits 1433 die Buchbinder zünftig vereinigt finden. Eines der ersten Buchbinderwerkzeuge war die Heftlade, doch fehlte ihr anfangs natürlich die gegenwärtige Zierlichkeit. Die ersten Bücherdeckel waren von Holz, sie wurden mit Leder oder Pergament überzogen, auf welches mit metallenen Stempeln allerlei Figuren gedrückt waren; die Ecken wurden mit Metallbeschlägen versehen und das Buch mit Schlössern rc. zugehalten. Vor der Mitte des 16. Jahrh. sah man bereits in rothem Saffian gebundene Bücher mit eingedrückten Goldzügen und vergoldetem Schnitte. Endlich im 17. Jahrhundert erschienen die sogenannten englischen und französischen Bände; die Deckel waren von steifer Pappe und mit Leder oder gefärbtem Papier überzogen. Zierlicher, schöner und geschmackvoller wurden die Büchereinbände in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts und jetzt hat man es in diesem Fache zu noch höherer Vollkommenheit gebracht. Da, wo noch Zünfte bestehen, ist bei den Buchbindern die Regel, daß der Lehrjunge 4—7 Jahre lernen, der Geselle wandern und Geschenke erhalten und vor dem Meisterwerden als Meisterstück einige kunstreiche Einbände liefern muß.

Vgl. Wiedemann, Die englische B. rc., 2. Aufl., Leipzig 1821; Greve, Hand- und Lehrbuch der Buchbinder- und Futteralmacherkunst, 2 Bde., 2. Ausgabe, Berlin 1832; Thon, Die Kunst, Bücher zu binden, Futterale zu machen und Landkarten rc. aufzukleben, 3. Auflage, Ilmenau 1832; Vogt, Die Kunst des Vergoldens bei der Buchbinderei, Berlin 1832; Lenormand, Die B. in allen ihren Verrichtungen oder Handbuch für B. rc.; aus dem Französischen, Ulm 1832; Peignot, Essai historique et archéologique sur la réliure des livres, Dijon 1834; Arnett, Bibliopegia oder die B. in allen ihren Zweigen, aus dem Engl., Stuttg. 1837, 2. Aufl.

Buchdruckerkunst, diejenige Erfindung, welche durch den Einfluß, den sie auf die Kultur des Menschengeschlechts ausgeübt hat, unter den Leistungen des menschlichen Geistes eine der ersten Stellen einnimmt. Die B. (Typographie) verdankt wie die Holzschneidekunst (Xylographie), Kupferstecherkunst (Chalkographie) u. Steindruckerei (Lithographie) ihre Entstehung dem Bedürfnisse, Schrift oder Bild durch Farbdruck zu vervielfältigen. B. im weitesten Sinne ist zwar die Fertigkeit, der Idee eines Buches materielle Formen zu verleihen, was sowohl durch ganze Tafeln, wie bei den Chinesen, als durch bewegliche Typen, wie bei den Europäern, geschehen kann; gewöhnlich aber versteht man darunter nicht die Vervielfältigung von Schriften mittels fester Holz- und Metalltafeln, sondern die Verwirklichung des folgereichen Gedankens: mittels einzelner beweglichen Buchstaben Worte, Zeilen und ganze Seiten zusammenzusetzen und so das Bild des Gedankens, die Frucht des Nachdenkens, auf dem Papiere festzuhalten. Nur das Zusammenwirken vieler einzelnen Gewerbe (des Stempelschneiders, Schriftgießers, Setzers und Druckers) und die außerordentliche, bloß durch lange Uebung erreichbare Fertigkeit des Arbeiters macht die Leichtigkeit begreiflich, mit welcher die für geistige und industrielle Kultur so hochwichtige Kunst jetzt betrieben wird.

Ein Sortiment zusammengehöriger Lettern nennt man in Beziehung auf den Charakter derselben eine Schrift; unsere gewöhnliche deutsche Schrift heißt Fraktur, die lateinische Antiqua, und die liegende Kursiv-Antiqua. Bei den Franzosen heißt die letztere Italique, eben so bei den Engländern Italic; wogegen beide Nationen die Antiqua, um sie von der Kursiv zu unterscheiden, Romain (engl. Roman) nennen. Zu diesen Arten kommen noch die minder gewöhnlichen, zur Nachahmung der eigentlichen Schreibschrift dienenden. Sind die Lettern zu einem bestimmten Text zusammengefügt, so bilden sie einen Satz. Jede Letter stellt in der Regel nur Ein Zeichen dar. Diese Zeichen selbst sind sehr verschieden. Von den Buchstaben des Alphabets nennt man die großen oder Anfangsbuchstaben Versalien, die übrigen gemeine oder gewöhnliche. Kapitälchen heißen noch außerdem jene, aber nur in der Antiqua vorkommenden Versalien, welche nicht höher sind, als das kleine m oder n, so daß demnach o, x, s, v, w und z der Kapitälchen mit den kleinen o, x, s, v, w und z der Schrift, zu welcher sie gehören, ganz übereinstimmen. Sie werden gebraucht, um im Texte gewisse Worte, z. B. Eigennamen und dergl., auszuzeichnen. Nach den Buchstaben sind die unentbehrlichsten Theile einer Schrift die Unterscheidungszeichen oder Punkturen (wozu auch das Abtheilungszeichen, in der Kunstsprache Divis, gehört) und die Zahlen. Andere Zeichen, welche theils der Sprache, in welcher gedruckt wird, theils dem Gegenstande eigenthümlich sind, sind die accentuirten Buchstaben mancher Sprachen (französisch, griechisch, ungarisch, böhmisch rc.), die Punkte im Hebräischen, die Bezeichnung der Selbstlauter, um Längen und Kürzen der Sylben anzudeuten, ferner die mathematischen, algebraischen und Kalenderzeichen und die seltener vorkommenden kaufmännischen, Apotheker- und chemischen Zeichen, nebst so manchen andern, von

welchen zunächst nur der ausübende Typograph ausführliche Kenntniß bedarf. Endlich gibt es Theile des Satzes, welche bloß als typographische Verzierungen zu betrachten sind. Außer diesen mit erhöhten Zügen versehenen und zum Abdruck bestimmten Typen sind aber auch noch solche unentbehrlich, welche sich nicht mit abdrucken, sondern innerhalb einer gedruckten Seite Alles, was weiß bleiben soll, auf der Form vor der Druckfarbe sichern. Die Lettern sind aus Schriftgießermetall gegossene Stäbchen, auf deren während des Abdruckes nach oben gekehrter Fläche das abzudruckende Zeichen erhöht und natürlich verkehrt steht. Alle Ecken des Stäbchens sind, mit einer einzigen Ausnahme (s. u.), genau winkelrecht, damit eine beliebige Menge derselben zu einer Zeile, und von diesen wieder mehre zu rechtwinkligen Druckseiten, Kolumnen, an einander gereiht und verbunden werden können. Die Höhe der Stäbchen muß, damit ihre Zeichen alle in derselben Ebene beim Abdrucken mit dem Papier in Berührung kommen, ganz genau dieselbe seyn. Mit der Höhe der Buchstaben selbst darf aber das nicht verwechselt werden, was der Buchdrucker den Kegel der Schriften nennt. Die Lettern sind, wie bemerkt, vierseitig prismatische Stäbchen von etwas weniger als 1 Zoll Höhe, welche auf der oberen Endfläche den Buchstaben in Relief und in verkehrter Stellung enthalten. Ihre Breite (nach der Breite der Buchstaben gemessen) ist natürlich für die verschiedenen Buchstaben des Alphabets nicht gleich; aber ihre Dicke (der Höhe des Buchstaben entsprechend) muß für alle zu einer Schrift gehörigen Typen völlig übereinstimmend seyn, damit sich regelmäßige Zeilen zusammensetzen lassen. Das Maß dieser Dicke ist es, welches man unter Stärke des Kegels versteht. Der Kegel ist jederzeit größer, als die Höhe der Buchstaben, selbst wenn diese Ober- und Unterlänge haben (wie Z, P, F, ſ, f, h); doch beträgt der Unterschied in diesem Falle nur sehr wenig, wogegen er bei Buchstaben mit bloßer Oberlänge (wie A, E, G, K, M, N, S, W, d, t, l, k), oder mit bloßer Unterlänge (wie g, q, y, p, z) beträchtlicher, und bei den kurzen Buchstaben (wie a, e, o, u, m, n, r) am beträchtlichsten wird. In Deutschland und England, zum Theil auch noch in Frankreich, bezeichnet man den Schriftkegel mit eigenen Namen, von welchen, da sie aus der älteren Zeit herstammen, der Ursprung nicht immer mit Sicherheit auszumitteln ist. Viele Schriften haben ihren Namen von den Werken erhalten, welche mit denselben zuerst gedruckt worden, z. B. Corpus, Brevier, Cicero, Missal, Canon; andere nach ihrer Beschaffenheit, z. B. Perl, Petit, Imperial. Manche Benennungen sind von einer Sprache in die andere übergegangen, weil eine Nation die Schriften von der andern aufnahm ꝛc. In den neueren Zeiten hat man sich bemüht, ein festes, auf wirkliches Maß gegründetes System einzuführen, und in dieser Hinsicht verdienen die Bemühungen des berühmten Buchdruckers und Schriftgießers Firmin Didot in Paris besondere Aufmerksamkeit; das von ihm aufgestellte und bei seinen Schriften durchgeführte Princip hat, freilich mit Abänderungen, fast allgemein in Frankreich, hin und wieder auch in neueren deutschen Officinen Eingang gefunden. Man theilt nach demselben eine Linie des alten pariser Fußmaßes (pied du roi) in sechs gleiche Theile oder sogenannte typographische Punkte und bestimmt nach diesen die Schriftkegel. Sechs solcher Punkte sind zwölf Punkten jenes Fußes oder einer Linie gleich, zwölf zwei Linien, achtzehn drei oder einem Viertelzoll, sechsunddreißig einem halben Zoll, zweiundsiebenzig dem Zoll; corps (Kegel) du six enthält also sechs typographische Punkte, vingt zwanzig ꝛc. Nach dem in England gebräuchlichen System wird angegeben, wie oft der Kegel im Fuß enthalten ist. Das m wird als Maß des Kegels angenommen, weil der Durchschnitt des Stäbchens, auf welchem dieser Buchstabe steht, ein vollkommenes Quadrat ist, dessen Seitenlänge daher, mit dem englischen Fuß verglichen, den Schriftkegel bestimmt. Uebrigens behält man in England immer noch die älteren Benennungen der Schriften bei. Eine Ausnahme von der rechtwinkeligen Typenform bilden die nach neuerer Art verfertigten Kursiv- und deutschen Schreibschriften auf schiefem Kegel, wobei das metallene Stäbchen ein verschobenes (rhombisches) vierseitiges Prisma ist, dessen rechte und linke Seite nach einer schiefen Richtung, dem Laufe der Hauptstriche in den Buchstaben entsprechend, liegen. Da aber eine aus solchen schiefen Lettern zusammengesetzte Zeile auch wieder eine verschobene oder rhombische Gestalt hat, so wird an jedem Ende derselben ein keilförmiges Stück angesetzt, welches die Ergänzung zur rechtwinkeligen Form bewirkt. Jede Letter besitzt nahe am Fuße, und zwar auf der Seite, welche der untern Seite des Buchstaben entspricht, eine halbrunde Einkerbung, die Signatur, welche dem Setzer als ein fühlbares Merkmal dient, damit er beim Zusammenreihen der Lettern dieselben, ohne sie anzusehen, in die richtige Stellung bringe, d. h. weder so setze, daß sie auf der mit dem Buchstaben versehenen Seite steht, noch auch so, daß der Buchstabe im Abdrucke gestürzt erscheint. Die französischen Lettern haben die Signatur auf der entgegengesetzten Seite. Einige Buchstaben reichen zum Theil über die Oberfläche des Kegels hinaus und werden überhängende oder unterschnittene genannt. Wenn man wirklich oder in Gedanken eine Linie zieht, auf welcher die nicht abwärts gehenden Buchstaben aufstehen, und auf diese wieder vom äußersten Ende des zu untersuchenden Buchstaben eine senkrechte, so wird diese, falls letzterer unterschnitten ist, auf den zunächst stehenden Buchstaben treffen. Von dieser Beschaffenheit sind in der Fraktur oft f und ſ, in der Antiqua f und ſ. In der Kursivantiqua sind *T*, *W*, *d*, *l* oben, *g*, *j*, *y* unten, *f* und *h* auf beiden Seiten unterschnitten. Auch die Strichelchen des *Ä*, *Ö*, *Ü*, stehen über den Kegel hinaus. Man sucht das Ueberhängen so viel als möglich zu vermeiden, weil die frei stehenden Theile sehr leicht beschädigt und abgenutzt werden. Aus der Sorgfalt, mit welcher als typographischer Uebelstand eine unverhältnißmäßig große Entfernung einzelner Buchstaben von einander vermieden werden muß, erklärt sich zum Theil auch das Daseyn der Ligaturen, od. zweier Buchstaben auf einem und demselben Metallkör-

per. Sowie z. B. das einfache f, nichtunterschnitten, zu weit vom nächstfolgenden a absteht, so würde dies auch bei einem zweiten f selbst der Fall seyn. Deshalb setzt man ff, fi, fl und in der Fraktur ff, fi, fl, ſſ, ſi, ſt, ß und immer auch ch, ck, tz, ll auf ein Stäbchen. Außerdem enthält der Satz noch eine Menge anderer Bestandtheile, welche dazu dienen, das Papier zwischen den einzelnen Worten, nach kürzern Zeilen, am Ende eines Absatzes 2c. weiß zu erhalten, und durch welche jede Kolumne oder gesetzte Seite zu einer ununterbrochenen zusammenhängenden, obwohl aus lauter einzelnen Stückchen bestehenden Metallmasse wird. Diese Theile, Ausschließungen, müssen sämmtlich, um die Bedingung des Nichtabdruckens zu erreichen, niedriger seyn, als die wirklichen Lettern. Während letztere, z. B. in Frankreich, $10^1/_2$ Linien oder 63 typographische Punkte hoch sind, beträgt die Höhe der Ausschließungen nur $8^1/_2$ Linien oder 51 solcher Punkte. Am häufigsten in Anwendung kommen Quadrate oder Ganzgevierte, deren Querdurchschnitt ein Quadrat und dem Kegel der Schrift gleich ist, in England m-Quadrate, und Halbgevierte bei den Franzosen n-Quadrate genannt; außerdem werden auch noch größere Gevierte zu $1^1/_2$. 2. $2^1/_2$. 3, $3^1/_2$. 4 und noch mehr Quadraten gegossen, die man zum Ausfüllen größerer Räume braucht, z. B. wenn am Schlusse eines Absatzes oder des ganzen Werkes ein Theil der Seite weiß bleiben soll, ferner Spatien, kleinere dünne Ausschließungen, die man ebenfalls von verschiedener Dicke, wenigstens zu drei, besser zu fünf Sorten, die sogenannten Haarspatien mit eingerechnet, haben muß. Auch sie sollen nach bestimmten Verhältnissen gegossen werden, z. B. die dünnsten fünf auf ein m, vier auf ein m, drei auf ein m, zwei auf ein m, würden das Halbgevierte oder n-Quadrat geben. In Frankreich wendet man auch hier das System der typographischen Punkte an und verfertigt Spatien von 1, $1^1/_2$, 2. $2^1/_2$. 3, $3^1/_2$ Punkten. Verschieden von den Ausschließungen ist der Durchschuß. Ein durchschossener Satz unterscheidet sich von einem undurchschossenen Satze dadurch, daß bei diesem die Zeilen möglichst eng, bei jenem weiter sind. Am meisten in Gebrauch sind gegenwärtig die Konkordanzquadrate, welche zu verschiedenen Schriftkegeln und zu höchst verschiedenen Zeilenlängen gebraucht werden können. Man berechnet die Konkordanzen öfters nach Cicerokegel und gießt sie zu 20, 16, 12, 8, 4. 3, $2^1/_2$, 2, $1^1/_2$. 1 Cicero, oder auch im Verhältnisse von $^1/_4$, $^1/_2$. 1, 2, 4, 8 Theilen eines andern bestimmten Maßes, oder endlich nach typographischen Punkten, um sie vermöge dieser Einrichtung in jeder beliebigen Länge zusammenstellen zu können. Ihre Dicke oder ihr Kegel stimmt mit gewissen Schriftsorten überein, z. B. Petit, Garmond, Cicero, jedoch so, daß sie rücksichtlich ihrer Dicke meist Viertheile dieser Kegel sind, und also vier Konkordanzen, auf einander gelegt, erst die volle Stärke des Kegels erhalten. Bei der Bestellung und Lieferung eines größeren Bedarfs von Schrift, welche nach dem Centner geschieht, ist der Umstand bemerkenswerth, daß ein Centner Schrift nicht von jedem einzelnen Buchstaben eine gleiche Anzahl enthalten darf, weil einige in weit größerer Menge nöthig sind, als andere. Das Verhältniß, in welchem die einzelnen Typen und zwar in den verschiedenen Sprachen verschieden zu einander stehen und das Verzeichniß der Anzahlen der Typen im Centner liefert der Gießzettel. Er weist nicht nur nach, wie viel Typen jeder Art ein Centner enthalten müsse, sondern bestimmt auch alle andern Buchstaben, Ligaturen, Zahlen und andern Zeichen, nebst den Spatien, Gevierten und Halbgevierten. Schriftgießer und Buchdrucker pflegen für ihre Kunden Musterabdrücke ihrer vorräthigen Schriften auszugeben, welche man Schriftproben nennt, die aber im gewöhnlichen Buchhandel nicht vorkommen.

Setzer heißt der Arbeiter, welcher aus den einzelnen Typen Wörter, Zeilen, überhaupt den Satz bildet. Er hat die vorräthigen Typen in einem hölzernen 3 Fuß langen, 2 Fuß breiten, $2^1/_2$ Zoll tiefen Kasten vor sich, der durch Scheidewände in eine große Anzahl Fächer abgetheilt ist. Jedes Fach enthält Typen mit einerlei Buchstaben oder Zeichen, aber dergestalt, daß die Buchstabenfächer nicht nach der Ordnung des Alphabets auf einander folgen, sondern in einer durch Erfahrung als zweckmäßig befundenen Art, wobei die Fächer mit den am öftesten im Satze vorkommenden Buchstaben der Hand des Arbeiters in bequemster Nähe liegen. Auch sind die Fächer von verschiedener Größe, da von einigen Typen eine größere Anzahl nöthig ist, als von anderen. So sind in einem Schriftkasten für deutschen Satz Fächer von dreierlei Größe, und zwar große für a, ch, d, e, i, m, n, o, r, t, u, Spatien und Gevierte; mittlere für A, B, C, D, E, F, G, H, J, K, L, M, N, O, P, Q, R, S, T, V, W, Z, ä, ö, ü, b, f, ff, g, h, k, ck, l, p, ſ, s, ſſ, ſi, ſt, v, w, —, =, ., , Halbgevierte; kleine für U X, Y, Ä, Ö, Ü, c, fi, fl, j, ll, q, ß, x, y, z, tz, ı, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0, „ “ [† § ' ; ! ? :). Der Schriftkasten wird schräg auf eine Art Pult (Regal) gestellt, welches eine solche Höhe hat, daß der Setzer davor stehend arbeiten kann, u. das unterhalb mehre Fächer enthält, um andere Schriftkästen, Setzbreter 2c. aufzubewahren. Da das Verhältniß des Vorkommens der Buchstaben in verschiedenen Sprachen verschieden ist, so leuchtet ein, daß dieses auch die Schriftkästen seyn werden. Man hat sie daher zu bestimmten Arten der Sprache und auch des Satzes eingerichtet, so daß es griechische, hebräische, arabische, Kästen für die Schreibschriften, Kalenderkästen 2c. gibt. Die leeren Fächer in den Kästen sind entweder für Vorrath bald verbrauchbarer Typen oder, bei einem Text von eigenthümlicher Beschaffenheit, für besondere, z. B. mathematische Zeichen, bestimmt. Zum Befestigen des abzusetzenden Manuskripts dient der Blatthalter oder das Tenakel, ein hölzerner Stab, welcher mittelst einer stählernen Spitze an seinem untern Ende an einer bequemen Stelle des Schriftkastens eingestochen wird, so daß er etwas geneigt steht; eine quer über das Tenakel aufgeschobene hölzerne Gabel (Divisorium) hält das Blatt und dient zugleich als Zeilenweiser. Des Winkelhakens, von dem man mehre,

jedoch nicht wesentlich von einander verschiedene Arten hat, bedient sich der Setzer zum Zusammensetzen der einzelnen Lettern. Die gewöhnlichste Art bildet ein hohles, rechtwinkelig vierseitiges Prisma, von dem man zwei Seitenflächen und die eine Grundfläche weggenommen hat, so daß noch zwei rechtwinkelig an einander stoßende Wände nebst dem diese beiden verbindenden Endstücke übrig sind. Auf dem Boden ist ein Winkelstück angebracht, dessen Fuß einen langen Schlitz hat und dessen aufrechter Theil mit dem Endstücke parallel steht. Auf dem auf dem Boden ruhenden Theil des Winkelstücks ist ein Klötzchen, welches einer von unten eingebrachten Schraube als Mutter dient. Diese Schraube verbindet, sobald sie angezogen ist, alle Theile fest mit einander. Der Abstand zwischen dem Endstücke des Winkelhakens und der aufrechtstehenden Wand des Winkelstücks bestimmt die Länge der durch Zusammensetzen der Lettern gebildeten Zeilen und muß deshalb nach Belieben verändert werden können, zu welchem Behufe schon der angedeutete Schlitz eine Verschiebung des Winkels gestattet. Um größere Unterschiede zu erhalten, sind auf der Bodenfläche des Winkelhakens mehre Löcher vorhanden, von denen man eins zur Anbringung der Schraube auswählt. Auch hat man doppelte Winkelhaken, womit außer dem Raume für die gewöhnlichen Zeilen noch ein zweiter für viel kürzere erhalten werden kann. Diese doppelten Winkelhaken sind beim Setzen der mit Randschriften oder Marginalien versehenen Werke sehr bequem, sowie sie auch bei Ueberschriften oder Köpfen kleiner Tabellen und andern Gelegenheiten mit Vortheil gebraucht werden. Das Schiff besteht aus einem viereckigen Brete, welches auf drei Seiten eine Einfassung von unterwärts ausgefalzten Leisten besitzt. In diesen Falz wird ein anderes, mit einem Handgriffe versehenes Bret, die Zunge, eingeschoben. Das Schiff liegt bei dem Gebrauch links auf dem Schriftkasten und seine Fläche ist also gleich diesem geneigt. Der Griff ist nach oben gekehrt. Man stellt die aus dem Winkelhaken genommenen Zeilen in einer Ecke des Schiffes zu Druckseiten (Kolumnen) zusammen, und bestimmt die richtige und gleiche Länge dieser letzteren durch Anlegung einer hölzernen, mit einem Zeichen versehenen Leiste, welche deshalb das Kolumnenmaß genannt wird u. zugleich mithilft, das Umfallen der Lettern zu verhindern. Die Setzbreter sind starke, recht eben und glatt abgehobelte Breter, welche etwas größer sind, als ein Bogen desjenigen Papiers, auf welchem der Satz abgedruckt werden soll, und auf ihrer untern Fläche mit zwei vorspringenden Leisten versehen; um darauf, wie auf Füßen, zu stehen. Auf diese Setzbreter überträgt man die einzelnen Kolumnen von dem Schiffe (nachdem sie vorläufig mit einer Schnur, der Kolumnenschnur, einem starken Bindfaden, umschlungen und zusammengebunden sind, damit die Lettern nicht auseinander fallen können), um aus der nöthigen Anzahl derselben eine Form zu bilden. Man zieht nämlich die Zunge des Schiffes aus, legt sie sammt der Kolumne auf das Bret und schiebt jene mit den Händen von der Zunge herab. Der Formrahmen von geschmiedetem Eisen bedient man sich, um darin die zu einer Druckform gehörigen Kolumnen des Satzes zusammenzustellen und entweder mittelst eiserner Schrauben oder hölzerner Keile so fest zu verbinden, daß die so gebildete Form ein kompaktes, ohne Gefahr aufzuhebendes und zu transportirendes Ganzes darstellt. Der wesentliche Unterschied zwischen Schraubenrahmen und Keilrahmen ist folgender. Den Keilrahmen gibt man eine Mittelleiste, welche zur Verstärkung dient, entweder an den Rahmen selbst festgeschweißt ist und mit ihm ein Ganzes ausmacht, oder mittels Schwalbenschweifen bloß eingeschoben wird. Man stellt die ausgeschossenen, noch gebundenen Kolumnen auf den Schließstein, eine hinreichend dicke, ganz gerade geschliffene Steinplatte od. auch auf ein recht ebenes Setzbret, legt den Rahmen auf und bringt die Stege auf ihren gehörigen Ort. An die zwei schmalen Seiten der Form werden den Anlegstegen noch die Schiefstege beigefügt. Zwischen diese und die innern Wände des Eisenrahmens werden die Keile, deren Anzahl sich nach den Umständen richtet, einstweilen nur leicht eingeschoben. Hierauf nimmt man das Klopfholz, ein flaches, etwa handgroßes Stück weichen Holzes, und legt es nach und nach auf alle Lettern der Kolumnen auf, und gibt ihm jedes Mal auf der oberen Fläche einen oder einige leichte Hammerschläge. Dann werden allmählig die Keile sowohl tiefer, als auch jene neben den Schiefstegen gegen das breitere Ende der letzteren gewaltsam hineingetrieben. Dies geschieht mittel des sogenannten Treibholzes, eines Hammers von länglicher Form, aus Buchsbaum- od. anderem sehr harten Holze. Die Schraubrahmen, welche aus breiterem Eisen verfertigt seyn müssen, haben den Namen von den dazu gehörigen Schrauben, von denen jede ihre eigene messingene Mutter hat. Sie sind mit ihren schrägen Seitenwänden in gleichgeformte Ausschnitte des Rahmens eingeschoben und lassen sich daher leicht, wenn sie unbrauchbar werden, durch neue ersetzen. In den Rahmen gehen die Schrauben frei durch etwas weitere, runde Löcher. Die cylindrischen Köpfe der Schrauben sind kreuzweise durchbohrt, um sie durch einen daselbst einzusteckenden Schließnagel umdrehen zu können. Diese Nägel sind den Schusterzwecken ähnlich, ungefähr drei Zoll lang, haben einen runden, spitzig zugehenden Schaft und einen starken, viereckigen Kopf. Die Enden der Schrauben drücken nicht unmittelbar auf die Hülfsstege, sondern auf zwei gegen die Mitte der Form bewegliche eiserne Leisten, welche man Rahmeneisen nennt. Die Stege sind (meist hölzerne) Leisten von verschiedener Breite und niedriger, als der Satz. Sie bestimmen den Raum, welcher weiß bleiben soll, umgeben die Kolumnen auf den äußeren Seiten, halten sie in der erforderlichen Entfernung von einander und müssen deshalb bei jeder Form zu einem und demselben Werke gleiche Abmessungen, vorzüglich in Hinsicht der Breite haben, da man allen Kolumnen eines Werkes gleiche Größe gibt. Nach der verschiedenen Lage derselben unterscheidet man Mittelstege, welche in der Mitte zwischen den Kolumnen, Kreuzstege, welche unter rechtem

Winkel mit ihnen liegen, Bundstege, so genannt, weil an den durch sie hervorgebrachten Papierstreifen der Rückenfalz mit den Bünden entsteht und in demselben das Buch beim Binden den Heftzwirn erhält, Anlege- oder Hülfsstege, welche, an den äußern Umfang der Form gelegt, zum Schließen unmittelbar behülflich sind, und Kapitalstege, welche sich an der obern langen Seite der Form befinden. Man braucht desto mehr Stege, je kleiner das Format ist. So fallen z. B. beim Querformat die Mittelstege weg, oder sind eigentlich dieselben mit den Bundstegen; auch beim Folio ist der Bundsteg zugleich der Mittelsteg, beim Patentformat sind nur die immer unentbehrlichen Hülfsstege vorhanden. Durch ihr Anschwellen und Austrocknen wird der Satz fester oder im Gegentheil lockerer, letzteres manchmal bis zum Auseinanderfallen; Unbequemlichkeiten, welche um so mehr eintreten, als jede Form, sobald man mit dem Abdrucken aussetzt, jedesmal, damit die Farbe nicht eintrocknet, gewaschen und dabei durch und durch naß gemacht werden muß. Auch geben die Stege beim Schließen der Form den Lettern nach, drücken sich ein, werden dadurch bald für genaue Arbeit unbrauchbar und sind somit nicht die kleinste Ausgabe einer Druckerei. Um dieser Wandelbarkeit zu begegnen, hat man auch Stege aus Schriftgießermetall, welche aber, massiv gegossen, die Formen zu schwer und unbehülflich machen. In der neueren Zeit sind deshalb mehre Arten hohlgegossener Stege erfunden worden, bei welchen man die Absicht zu erreichen sucht, sie ohne Nachtheil der Festigkeit von geringerem Gewicht zu erhalten. Didot in Paris und Molé, einer der berühmtesten französischen Schriftgießer und Stempelschneider, haben solche Hohlstege, auch Formatquadrate genannt, erfunden. Molé's Stege bestehen bloß aus zwei äußern und mehren zur Verstärkung dienenden Zwischenwänden ohne Boden. Sowohl die zwei langen Seiten, als auch die beiden kürzeren, sowie die beiden Zwischenwände sind auf der innern Fläche schräg, um einen breitern Fuß und größere Stärke zu erhalten. Didots Hohlstege haben zwei Seiten- und in der Mitte der Höhe eine Zwischenwand nach der ganzen Länge; die molé'schen verdienen aber den Vorzug, da sie nicht nur von geringerem Gewichte sind, sondern auch durch ihre Oeffnungen die Flüssigkeit beim Waschen der Formen ganz ungehindert ablaufen kann. Die Hohlstege überhaupt können auch sehr gut gebraucht werden zur Ausfüllung größerer leerer Räume bei Tabellen und beim gewöhnlichen Satze; jedoch sind sie in Keilrahmen minder anwendbar als in Schraubrahmen, weil sie in den ersteren weit leichter beschädigt werden können.

Mit diesen, den hauptsächlichsten Geräthschaften wird die Herstellung der Druckform durch folgende Arbeiten des Setzers bewerkstelligt. Der Setzer steht vor dem auf dem Regale befindlichen Setzkasten, die Augen auf das am Tenakel befestigte Manuskript geheftet, hält den Winkelhaken in der linken Hand, langt mit der rechten die Lettern (ohne darnach zu sehen) aus den Fächern des Kastens heraus und setzt sie im Winkelhaken zu Zeilen an einander. Da zwischen den einzelnen Worten Abstand bleiben soll, und ein noch größerer nach den Unterscheidungszeichen, dennoch aber die gleiche Länge aller Zeilen, die Kolumnenbreite, unerläßliche Bedingung ist, so werden nach jedem Worte Spatien eingelegt. Ist die erste Zeile gesetzt, so bedeckt man sie mit der Setzlinie, die entweder von Messingblech oder aus einer gewöhnlichen Tabellenlinie zurecht geschnitten wird, so daß ihre Breite der Höhe der Schrift gleich, die Länge aber eine solche ist, daß sie sich bequem in die Oeffnung des Instruments einschieben läßt. Auf diese Linie wird die zweite Zeile gesetzt u. ist auch diese fertig, so hebt man die Setzlinie aus, legt sie auf die zweite Zeile, bearbeitet die dritte, so daß endlich so viele über einander kommen, als die Tiefe des Winkelhakens bei jeder Schriftgattung erlaubt. Wiewohl die Lettern verkehrt sind, und eben so auch, um sich recht abzudrucken, der ganze Satz verkehrt stehen muß, so wird doch nicht verkehrt gesetzt, sondern so, wie man schreibt, von der Linken zur Rechten. Die Lettern kommen nämlich gestürzt in den Winkelhaken zu liegen und die unterste Zeile wird beim Aufstellen des Satzes zur obersten. Ob alle Lettern einer Zeile die richtige Lage haben, bemerkt der deutsche Setzer an der Signatur, welche an allen oben sichtbar seyn muß, während bei einem Satze französischer Lettern, welche die Signatur auf der entgegengesetzten Fläche haben, die Zeile ganz glatt erscheint, wenn keine Letter verkehrt ist. Wenn der Winkelhaken angefüllt ist, so überträgt der Setzer dessen Inhalt auf das Schiff und fährt so fort, bis eine Kolumne fertig ist. Diese wird mit der Kolumnenschnur gebunden und auf ein Setzbret gebracht, wie schon oben bemerkt wurde. Nach der letzten Zeile, der untersten beim Abdrucke, folgt noch eine Zeilenlänge von Quadraten, Darunterschlag genannt. Auf der ersten Seite jedes Bogens wird in den Darunterschlag auch noch die Norm, eine summarische Angabe des Titels des Werkes, auch die Zahl des Bandes, wenn das Werk deren mehre hat, und die Signatur gesetzt. Sie dient beim Kollationiren oder Nachsehen, ob alle Bogen eines Exemplars vorhanden sind, sowie beim Binden zur Richtschnur und besteht in einer fortlaufenden Bezeichnung der Bogen eines Bandes, entweder mit Zahlen nach der neueren Art, oder mit Buchstaben, und zwar fast immer mit Versalien. Da V, W, in der Antiqua J ausgelassen werden, so enthält ein sogenanntes Alphabet nur 23 Bogen. Das zweite wird mit Aa, Bb. das dritte mit Aaa, Bbb ꝛc. bezeichnet. Auch pflegt man die Signatur auf der dritten Seite jedes Bogens mit einem beigesetzten Sternchen zu wiederholen. Auch der jetzt fast nicht mehr gebräuchliche Custos, nämlich das nächste Wort oder, wenn es ein längeres ist, die ersten Sylben des auf der folgenden Seite befindlichen, hat seinen Platz im Darunterschlag. Ist die zu einem Bogen erforderliche Anzahl der Kolumnen vollendet, so theilt man sie für die Schöndrucksform und Wiederdrucksform ab, ordnet die Kolumnen einer jeden Form auf einem besondern Setzbrete, gibt ihnen durch die Stege den richtigen Abstand von einander und bringt auch auf den vier äußeren Seiten Stege anlegt

eine Formrahme herum und schreitet nun zum Schließen der Form, d. h. zum Zusammenpressen des Ganzen, indem man die Rahme eintreibt, so daß alle einzelnen Typen gleichsam als eine einzige Metallmasse zu betrachten und zu gebrauchen sind.

Unter Format versteht man das Größenverhältniß der einzelnen Blätter zu dem ganzen Papierbogen, welches sich daraus ergibt, daß der Bogen in eine größere oder geringere Anzahl Blätter eingetheilt wird. Die gebräuchlichsten Formate sind, außer dem Plakat oder Patent, wobei der ganze ausgebreitete Bogen bedruckt wird, folgende: Folio, wobei der Bogen in der Mitte einmal gebrochen (zusammengelegt) wird, so daß zwei Blätter oder 4 Druckseiten (Kolumnen) daraus entstehen; Quart (4), wobei der einmal der Länge nach und einmal der Breite nach gebrochene Bogen in 4 Blätter zerfällt, also 8 Kolumnen enthält; Oktav (8), mit acht Blättern oder 16 Kolumnen; Duodez (12), mit 12 Blättern oder 24 Kolumnen; Sedez oder Sechszehnerformat (16), 16 Blätter oder 32 Kolumnen. Die noch kleineren Formate, wie Achtzehner oder Oktodez, Vierundzwanziger, Zweiunddreißiger ꝛc., kommen selten vor; ebenso das Sechserformat (Sexto) und die nicht durch Anzahl der Blätter, sondern nur hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Länge und Breite verschiedenen Formate: Quer-Quart, Lang-Quart, Lang-Oktav. Zu jedem Bogen, der auf beiden Seiten bedruckt wird, gehören zwei Formen, deren jede bei Folio 2 und bei den übrigen Formaten so viele Kolumnen enthält, als die in dem Namen des Formates ausgedrückte Zahl anzeigt. So besteht eine Form zum Oktav aus 8, zum Duodez aus 12 Kolumnen ꝛc. Die Seite des Bogens, auf welcher die erste Kolumne (der Anfang des Bogens) sich befindet, wird zuerst gedruckt und heißt der Schöndruck, der Druck der andern Seite führt den Namen Wiederdruck. Es leuchtet von selbst ein, daß die Kolumnen in den beiden Formen nicht nach der Ordnung, wie sie im gebundenen Buche auf einander folgen, neben einander gestellt sind, weil beim Zusammenlegen (Falzen) die Reihenfolge sich ändert. So vertheilen sich im Oktavformat die 16 Kolumnen folgendermaßen auf die beiden Formen:

Schöndrucksform:

8.	9.	12.	5.
1.	16.	13.	4.

Wiederdrucksform:

6.	11.	10.	7.
3.	14.	15.	2.

Im Abdrucke kehrt sich die Stellung um und wird demnach auf dem Papiere folgende:

Schöndruck:

5.	12.	9.	8.
4.	13.	16.	1.

Wiederdruck:

7.	10.	11.	6.
2.	15.	14.	3.

Die gehörige Zusammenordnung der Kolumnen in den Formen wird das Ausschießen genannt und ist eine Arbeit, welche bei den kleinen Formaten viel Aufmerksamkeit erfordert. Zur Belehrung hierüber dienen die sogenannten Formatbücher, meist aus älterer Zeit. Die darin gegebenen Formulare sind nur für den ersten Bogen des jedesmaligen Formats bestimmt. Die Seiten der folgenden Bogen sind leicht zu berechnen, namentlich wenn mit Zahlen signirt wird, da hier die Multiplikation der Bogennummer mit der Seitenzahl des Formats ausreicht. Außerdem hat man sogenannte Primtafeln, welche für jeden Bogen der am häufigsten vorkommenden Formate die Prime (erste Seitenzahl) angeben. Das Folioformat wird manchmal ternicernweise gedruckt und heißt dann Folio-Duern, Tritern, Quatern, Quintern, Sextern, nach der Anzahl der einzelnen Bogen, welche vor dem Heften in einander gesteckt werden. Weil die Bogen bei Folio-Duern so in einander stecken wie Doppelblätter des Quartformats, so kann auch Folio-Quatern mit Oktav, Sextern mit Duodez verglichen werden, und die Bezeichnung der Seitenzahlen ist bei beiderlei Formaten dieselbe. Aus Quart wird manchmal auch in Ternicern von Duern bis Quatern gedruckt. Den Duodezbogen theilt man zuweilen in zwei Hefte, jedes mit besonderer Signatur, wonach die 16 untern Kolumnen wie ein Oktavbogen von Seite 1 bis 16, die 8 oberen aber, oder das zweite Heft, Seite 17 bis 24 paginirt werden. Sedez oder Sechszehner kann zuerst so ausgeschossen werden, daß der gefalzte Bogen 16 Blätter oder 8 in einander steckende doppelte erhält. Da aber dadurch der Rückenfalz sehr dick ausfällt, so theilt man den Bogen lieber mit einem horizontalen Schnitt in zwei dem Oktav ganz gleiche, mit zwei Signaturen (A und B) versehene Hälften. Damit der weiße Papierrand zwischen den einzelnen Stücken gleich vertheilt werde, muß die Schnittlinie auf dem gedruckten Bogen möglichst genau angedeutet werden. Achtzehner, Oktodez, erhält drei Signaturen, A, B, C, und wird nach der gedachten Linie in sechs Theile zerschnitten, von welcher aber immer ein größerer mit acht, und ein kleinerer mit vier Seiten in einander gesteckt ein Heft mit gemeinschaftlicher Signatur ausmachen. Vierundzwanziger kann so ausgeschossen werden, daß aus einem Bogen zwei Hefte mit A u. B signirt, jedes einem Duodezbogen in Rücksicht der Seitenanzahl u. Folge gleich, entstehen. Allein um Schrift zu sparen u. aus andern Gründen läßt man die Form für den ganzen Bogen nur aus 24 Kolumnen bestehen und schießt mit dem Kunstausdrucke in halben Bogen aus. Dieses sinnreiche Verfahren wird vom Vierundzwanziger abwärts nicht nur bei allen kleineren Formaten, sondern auch bei halben Bogen der größeren mit Vortheil ausgeübt. Die technischen Ausdrücke Groß-Folio, Klein-Folio, Klein-Oktav, Groß-Oktav, Median-Oktav beziehen sich nur auf die relative Größe der Druckseiten und des Papieres, ohne Einfluß auf die übrige Beschaffenheit des Formats zu äußern.

Obwohl jeder geübte Setzer fähig und gewohnt ist, seine Arbeit (also den verkehrten Satz) zu lesen, so reicht das noch lange nicht hin, alle Versehen zu entdecken. Zu diesem Behufe sind Korrekturabdrücke auf Papier unumgänglich nothwendig. Die Manipulation zur Hervor-

bringung der Korrekturabdrücke ist gewöhnlich folgende: die Form steht auf dem Schliesstein oder einem Setzbrete, wird eingeschwärzt und auf sie ein feucht gemachter Schreibpapierbogen aufgelegt. Diesen bedeckt man mit einem oder zwei Bogen Makulatur- oder Druckpapier und klopft jetzt alle Stellen des Satzes nach und nach mit einer kurzhaarigen, aber nicht gar zu steifen Bürste. Dadurch wird das Papier gezwungen, sich überall an die Lettern anzulegen und die Farbe von ihnen anzunehmen. Ein solcher Bogen heißt, wenn seine zweite Fläche auch auf der andern oder Wiederdrucksform auf gleiche Weise behandelt worden ist, ein Bürstenabzug. Auf diesen nach dem Trocknen regelmäßig gefalzten u. aufgeschnittenen Bogen werden vom Korrektor oder Verfasser die Fehler angezeigt, wobei man eigene, fast allgemein eingeführte Bezeichnungen gebraucht. Der Setzer bedient sich zum Herausnehmen der unrichtigen Typen oder Worte meist einer sehr spitzigen Ahle, mit welcher er die einzelnen Buchstaben ansticht. Da durch dieselbe, wenn sie nicht eine sehr feine Spitze hat oder wenn sie gar abgleitet, nicht selten Buchstaben und ganze Theile des Satzes beschädigt werden, so hat man in Frankreich eigne Korrigirzängelchen, ähnlich den stählernen Kläppchen oder Pinzetten der Uhrmacher, durch deren Gebrauch die Lettern sehr geschont werden. Der korrigirte und revidirte Satz kommt darauf zum Druck in die Presse.

Die alte deutsche (hölzerne), wie die meisten neuern verbesserten Druckpressen bestehen aus zwei Haupttheilen. Der Karren ist die aus Laufbret, Fundament, Kranz, Deckel und Rähmchen bestehende und zur Befestigung der Form dienende Vorrichtung. Die Form liegt mit ihren Stegen und mit dem eisernen Rahmen, umgeben von dem Kranze, einem starken hölzernen Rahmen, welcher auf einem horizontalen Brete, dem Laufbrete, befestigt ist und in welchem das Fundament liegt. Letzteres ist entweder eine dicke Steinplatte, welche mittelst befeuchteter Sägespäne vollkommen wassereben gelagert wird, oder eine völlig eben abgeschliffene, mit ihrer Oberfläche, die mit jener der Kranzleisten gleiche Höhe hat, genau horizontal gerichtete Gußeisenplatte. In dem Kranze ist die Form an allen 4 Ecken mit Keilen fest eingeklemmt. Der Deckel besteht aus einem viereckigen Rahmen, der an Umfang dem Kranze gleicht und mit starker ungebleichter Leinwand bespannt ist. Bisweilen nimmt man, statt letzterer, auch dünnes Pergament, oder, wie häufig in Frankreich, Seidenzeuch. Auf dem Deckel befinden sich an den eisernen Punkturscheeren zwei scharfe senkrechte Spitzen, Punkturen, Punkturspitzen, auf welche der zu bedruckende Bogen gestochen wird und durch welche in demselben die zwei Punkturlöcher, Merkmale für die Lage des Bogens beim Wiederabdruck, entstehen. Das Rähmchen ist ein zarter gearbeiteter Rahmen, als der Deckel, besteht aus vier eisernen Leisten und so vielen, in seine Oeffnung eingesetzten dünnen hölzernen Kreuzschienen, als das Format des Satzes nothwendig macht. Diese Schienen entsprechen nämlich den Stegen der Form, auf welche sie zu liegen kommen, wenn man das Rähmchen auf den Deckel und diese beiden zusammen dann auf die Form niederlegt. Man bespannt das Rähmchen anfangs mit einem starken Bogen Papier, schneidet alsdann in diesem so viele und so große Oeffnungen aus, als die Kolumnen des Satzes erfordern, und klebt endlich auf das Papier die von dünnen Holzspänen zugeschnittenen Kreuzschienen auf. Sehr oft begnügt man sich mit dem Papier allein, ohne Holzbelegung. Der Nutzen dieser Vorkehrung besteht darin, daß das zu bedruckende Papier nun nicht beschmutzt wird. Der andere Hauptheil des Preßapparats, nämlich derjenige, welcher unmittelbar den Druck gegen die unter ihm befindliche Form ausübt und an allen Buchdruckerpressen vorkommt, mögen sie übrigens auch noch so verschieden konstruirt seyn, ist der Tiegel, eine glatt und flach abgedrehte länglich viereckige Gußeisenplatte, welche horizontal angebracht ist und durch einen kraftvollen Mechanismus herabbewegt wird, um mit ihrer ganzen untern Fläche sich auf den Deckel zu legen und durch diesen hindurch den Druck auszuüben, welcher das Papier gegen die Form preßt und den Uebergang der Farbe von den Typen auf das Papier bewirkt. Bei den hölzernen Pressen ist der Tiegel nur halb so groß als die Form, und letztere wird demnach in zwei Absätzen gedruckt, indem man den Karren erst zur Hälfte unter den Tiegel einfährt, die halbe Form abdruckt, dann weiter einfährt und nun den Tiegel auf die zweite halbe Form wirken läßt. Die neuern Pressen haben einen Tiegel, der die volle Größe der Form besitzt und sämmtliche Kolumnen dieser letztern mit einem Male abdruckt; indeß ist, damit dieses Statt finden könne, erforderlich, daß entweder die Form klein, oder der Preßmechanismus besonders kräftig sey.

Das Gestell der Preßvorrichtung besteht aus zwei senkrechten Wangen, welche unten in Füße eingezapft, oben durch eine Krone, unterhalb des Rostes aber durch einen verkeilten Querriegel mit einander verbunden sind. Ein anderer zwischen den Wangen angebrachter Querbalken ist zwar ebenfalls in dieselben eingezapft, jedoch so, daß die Zapfenlöcher sowohl oberhalb als unterhalb der Zapfen noch bedeutende offene Räume lassen. Diese Oeffnungen werden mit auf einander geschichteten Pappstücken ausgefüllt, wodurch sowohl der Balken eine gewisse Elasticität erhält, als die Möglichkeit gegeben ist, ihn nöthigenfalls höher oder niedriger zu legen. Die Mitte dieses Balkens ist in senkrechter Richtung mit einem großen Loche durchbohrt, in welchem von unten die messingene Schraubenmutter der gußeisernen Preßspindel mittelst vier Schraubbolzen befestigt ist. Das Gewinde der Schraube ist ein dreifaches mit flachen Gängen. Die glatte cylindrische Verlängerung der Schraubenspindel endigt in eine gehärtete stählerne Spitze, welche sich in eine Pfanne auf der obern Seite und im Mittelpunkt des Tiegels stützt. Durch diese Veranstaltung wird der von der niedergehenden Schraube ausgeübte Druck dem Tiegel mitgetheilt. Da aber der letztere nur gerade (ohne Drehung) steigen und sinken, zugleich aber beim Hinaufgehen der Schraube von dieser mit gehoben werden muß, so ist der Tiegel mittels vier

Haken, welche von seiner obern Fläche hervorragen, durch Schnüre an zwei eisernen, in Doppelhaken auslaufenden Stangen angebunden. Letztere gehen durch Löcher der Brücke, so daß sie der Drehung der Schraube nicht folgen können, und stehen durch zwei Querstücke mit einander in Verbindung, welche mit ihren ringförmigen Mitteltheilen die Spindel umfassen. Das obere Querstück besteht aus zwei zusammengeschraubten Theilen und ist in einen Hals der Spindel eingelassen, so daß es von der Schraube bei deren Auf- und Niedergange mitgenommen wird. Die Umdrehung der Spindel wird durch einen in dieselbe eingesteckten horizontalen eisernen Hebel (Bengel, Preßbengel) bewirkt, welcher einen hölzernen Griff und am äußersten Ende eine die Bewegung erleichternde Schwungkugel besitzt. Wenn der Tiegel gehoben und die Presse in Ruhe ist, liegt der Bengel auf dem Träger (der Schnalle), damit nicht sein Gewicht auf die Schraube zurückwirkt. Der Weg, welchen der Bengel durchläuft, wenn er von dem Drucker angezogen wird, um mittels der Schraube den Tiegel herabzuführen, beträgt kaum den dritten Theil des Kreises.

Die Buchdruckerfarbe oder Buchdruckerschwärze gehört zu den Oel- oder Firnißfarben, ist jedoch, ihrer Bestimmung gemäß, von eigenthümlicher Beschaffenheit. Sie muß schnell trocknen, sich leicht und in der geringsten Menge an die feinen Züge der Typenform anlegen, und ist daher keineswegs flüssig im engeren Sinne, sondern dicker, als jede andere Farbe. Ihre Hauptbestandtheile sind Leinölfirniß und Ruß. In Frankreich und England nimmt man statt Leinöl auch Nußöl, was allerdings eine vorzüglichere, aber für den gewöhnlichen Gebrauch kostspieligere Buchdruckerfarbe gibt. Man bereitet starke, mittlere und schwache Buchdruckerfarbe, je nachdem sie von größerer oder geringerer Konsistenz ist, und braucht die stärkere im Sommer und auf Schreibpapier, die schwächere im Winter und auf Druckpapier. Zum Druck auf Schnellpressen wird bloß schwache (dünnflüssige) Farbe angewendet. Zum Auftragen der Farbe auf die Form bediente man sich früher der Buchdruckerballen: diese bestehen aus den sogenannten Ballenhölzern, aus Lindenholz gedrehten und auf der äußern erhabenen Seite mit einem Handgriffe versehenen Schalen, und aus dem Lederpolster, welches über die mit gekrempelter Wolle oder Roßhaar ausgefüllte hohle Seite der Ballenhölzer gezogen ist. Gegenwärtig gebraucht man anstatt der Ballen die elastischen Auftragewalzen. Das Hauptstück derselben ist ein aus trockenem Erlen- oder Lindenholze gedrechselter Cylinder, der mit einer etwa ½ Zoll dicken Masse umgossen und der Länge nach durchbohrt ist und leicht beweglich auf einer runden eisernen, im Gestelle des Apparats befestigten Axe steckt. Die Hauptbestandtheile der Masse, deren man sich zum Umgießen des hölzernen Cylinders bedient, sind Leim und Zuckersyrup, die je nach der Trockenheit oder Feuchtigkeit des Arbeitsortes in sehr verschiedenen Verhältnissen zur Anwendung kommen; auf 2 Pfund Leim rechnet man 1—7 Pfund Syrup. Auch setzt man noch etwas sehr fein gepulverten Schwerspath zu, welcher zum Klären der Mischung dienen soll, auch wohl etwas Hausenblase, gekochten Terpentin und Weingeist. Sobald die Masse eine solche Konsistenz hat, daß sie lange Fäden zieht, wird sie noch heiß, aber langsam in eine Form eingegossen, in deren Mitte die hölzerne Walze senkrecht aufgestellt ist. Damit die Masse sich nicht vom Holze lostrenne, ist dieses nicht nur mit vertieft eingedrehten Reifen, sondern auch noch mit eingehobelten geraden Ruthen versehen, welche sich beim Aufgießen mit der Masse füllen und das Losdrehen des Ueberzugs unmöglich machen. Die Form selbst wird vor dem Gusse eingeölt. Ist die Masse erkaltet, so läßt sie sich alsdann leicht herausnehmen und kann, in ein feines Tuch eingeschlagen, an einem kalten Orte bis zum Gebrauche aufbewahrt werden. Da das Papier in seinem natürlichen Zustande zu wenig geschmeidig ist, um unter dem Drucke der Presse sich gehörig an die Lettern anzuschmiegen und die Farbe von denselben vollständig anzunehmen, und das ungeleimte Papier die Eigenschaft hat, den Oelfirniß, womit die Druckfarbe angerieben ist, dergestalt einzusaugen, daß derselbe rings um den Abdruck jedes einzelnen Buchstaben aus einander fließt, so muß das Papier, ehe es unter die Presse gebracht wird, angefeuchtet werden. Man theilt zu diesem Behufe das Papier buchweise oder nach Erforderniß in Lagen von geringerer Bogenzahl ab, legt auf ein glattes reines Bret eine trockene Lage, darüber eine nasse (durch reines Wasser gezogene), hierauf wieder eine trockene Lage, und so abwechselnd fort. Zu oberst kommt am Schlusse eine trockne Lage, die man mit einem Brete bedeckt. Letzteres wird mit Steinen oder Gewichten beschwert, oder man setzt das Ganze in eine Schraubenpresse, die man schwach anzieht. Innerhalb ungefähr 12 Stunden sind gewöhnlich alle Bogen gleichmäßig mit Feuchtigkeit durchzogen, und das Papier ist zum Drucke reif.

Es ist bereits bemerkt, daß zu jedem Bogen 2 Formen nöthig sind, eine zum Schön- und eine andere zum Wiederdruck. Jene wird gewöhnlich zuerst in die Presse gehoben, befestigt und so viele Male abgedruckt, als die Stärke der Auflage verlangt. Der Abdruck auf der zweiten Fläche des Bogens, der Wiederdruck, muß mit dem auf der ersten so genau zusammentreffen, daß sich, wenn man den Bogen durch das Licht besieht, Schön- und Wiederdruck vollkommen decken. Folgendes ist der Gang der einzelnen Verrichtungen des Druckers. Zunächst wird auf den Ueberzug des Deckels ein dünner, recht glatter Preßspan gelegt, auf diesen ein sogenannter Filz (mittelfeines, gut gerauhtes, geschorenes, nicht grobfädiges Tuch), auf diesen kommen 12, 20 oder mehr Bogen Druckpapier, worauf man endlich den Einstechbogen in den Punkturspitzen befestigt. Der letztere, nach welchem die Form die gehörige Lage erhält, wird von dem zur ganzen Auflage bestimmten Papier genommen. Man falzt ihn in der Mitte, breitet ihn aus und sticht ihn im Buge auf die Punkturspitzen, welche vorläufig schon in die Mitte des Deckels und der auf dem Fundament stehenden, bereits leicht mit

Keilen befestigten Schöndrucksform gerichtet worden sind. Auf diesen Bogen wird die Form blind, d. h. ohne Farbe, aufgedruckt, um zu prüfen, ob der Abdruck richtig auf dem Bogen steht u. ob, wenn er abermals zusammengelegt wird, die Kolumnen auf einander treffen. Der Einstechbogen bleibt auf den Punkturspitzen auch während des Druckes, zur Bestimmung der Lage aller in den Deckel zu bringenden Bogen, indem jeder so auf die gedachten Spitzen gestochen wird, daß er den Einstechbogen überall bedeckt und ihre Ränder zusammentreffen. Die Presse wird regelmäßig von zwei Arbeitern, dem Preß- und dem Ballen- oder Walzenmeister, bedient. Dieser besorgt das Auftragen der Farbe auf die Form, jener das Einlegen der Bogen, die Führung des Karrens, den Abdruck und das Abnehmen der gedruckten Bogen. Der Preßmeister sticht nämlich auf die Punkturspitzen des offenen Deckels einen weißen Bogen auf, legt ein Rähmchen um, befestigt es mit der Deckelschnalle und schließt den Deckel, welchen er am ledernen Griffe anfaßt, so, daß der Bogen auf die schon mit der Farbe versehene Form zu liegen kommt. Mittelst der Kurbel, die mit der linken Hand gedreht wird, bringt er hierauf den Karren, und zwar erst zur Hälfte unter den Tiegel, ergreift sogleich mit der rechten Hand den Preßbengel und zieht ihn mit aller Gewalt gegen sich. Durch diesen Zug wird die halbe Form abgedruckt. Ist der Bengel in seine ursprüngliche Lage zurückgebracht, so wird mittels der Kurbel auch die zweite Hälfte der Form unter den Tiegel geführt und durch abermaliges Ziehen des Bengels ebenfalls abgedruckt. Ist auch dieses geschehen, so bringt man den Karren durch Rückwärtsdrehen der Kurbel wieder in die erste Lage, schlägt Deckel und Rähmchen auf, nimmt den gedruckten Bogen heraus und sticht einen neuen auf die Punkturspitzen. Während deß hat der Ballen- oder Walzenmeister das Einschwärzen der offen daliegenden Form zu verrichten. Für den Wiederdruck wird das Papier nicht abermals gefeuchtet, da die gedruckten Bogen, sowie sie aus der Presse kommen, in Haufen über einander gelegt, feucht genug bleiben, um sie mit dem Wiederdrucke zu versehen. Höchstens trocknen sie an den Rändern etwas ab, wo man mit einem nassen Schwamme nachhelfen kann. Hauptsache ist beim Wiederabdruck das sogenannte Registerhalten, d. h. die Verrichtung, welche bezweckt, daß die Kolumnen der beiderseitigen Abdrücke genau auf einander passen. Die Zeit raubende Vorsicht beim Registerhalten ausgenommen, ist zwischen dem Drucken dieser und der Schöndrucksform kein Unterschied; nur muß die Deckelunterlage jetzt von Zeit zu Zeit immer mit frischem grauen Druck- oder Schrenzpapier belegt werden, weil der frische Schöndruck auch bei der besten Druckerschwärze stets etwas abfärbt und leicht die späteren Bogen beschmutzt. Die fertigen Bogen werden zum Trocknen auf Hanf- oder besser Roßhaarseilen aufgehangen, hierauf, um sie glätter und gefälliger zu machen, stark gepreßt, wozu man gewöhnlich eine starke Schraubenpresse gebraucht, dann in Exemplare vertheilt und nochmals eingepreßt, und endlich verpackt ꝛc. Für sehr große Formate hat man eigene, stärker gebaute Regalpressen, die viel schwerer zu handhaben sind. Der Preßmeister muß bei diesen und beim Drucken von Patentformat, sowie von Prachtauflagen und sehr kompressen Sätzen aus kleiner Schrift, den Bengel entweder mit beiden Händen anfassen, oder ihn zweimal hinter einander ziehen, um den Tiegel eben so oft niedergehen und drücken zu lassen. Das Waschen der Formen, durch welches man das Antrocknen der Farbe verhütet, im Fall mit dem Drucke ausgesetzt wird, geschieht mit einer Lauge von guter reiner Potasche oder aus Buchenasche, welche man durch einen Zusatz von ungelöschtem Kalk verstärken kann. Ist auf die beschriebene Weise eine Form gebraucht und gereinigt, so kommt sie in die Hände des Setzers zurück, der sie aufschließt, die Stege abnimmt und den Satz ablegt, um die Schriftkästen von Neuem zu füllen und die unerschöpfliche Arbeit des Schriftsetzens von Neuem zu beginnen.

Die oben beschriebene alte deutsche Presse ist in kleineren Officinen noch immer im Gebrauch, und auch die neueren, verbesserten Pressen stimmen in den Haupttheilen meist mit der alten überein. Wie sinnreich aber ihre Konstruktion auch an sich als erstes derartiges Produkt der Kombinationskunst genannt werden muß, so ist doch ihre praktische Anwendung mit mancher Umständlichkeit und Unbequemlichkeit verknüpft. Besonders mangelhaft an ihr ist der beschränkte Effekt der Preßspindel. Beim Abdruck einer Buchdruckerform muß nothwendig die pressende Fläche ohne Zeitverlust mit der Form in Berührung gebracht werden; es muß ferner der Druck, um das Papier mit den Lettern überall in Berührung zu bringen, sich allmählig verstärken und, sobald er die höchste Kraft erreicht hat, noch einige Zeit anhalten, damit der Abdruck so genau als allgemein auf der ganzen Fläche bewerkstelligt werde. Diesen Hauptzweck der technischen Arbeit der Presse, sowie die Schonung des Kraftaufwands der Drucker und Beschleunigung der Arbeit selbst hat man in neuerer Zeit auf mehrfache Weise zu erreichen gestrebt. So hat man die Wirkung der Schraube, deren immer genau senkrecht bleibender Druck ein großer Vorzug ist, durch abgeänderte Einrichtung erhöht; bei anderen Pressen ist die Schraube ganz beseitigt und durch andere mechanische Mittel, wie Hebel, Walzen u. dergl., ersetzt; bei wieder anderen wird der Tiegel durch Gegengewichte wieder gehoben, oder es steht (wie bei Münzmaschinen) ein Heber zwischen Schraube und Tiegel. Ein Hauptvorzug der neuern Pressen besteht aber darin, daß fast alle ihre Theile von Metall, meistens Gußeisen, verfertigt sind, und daß der Tiegel die volle Bogengröße hat, so daß zur Abdrukkung der ganzen Form nur Ein Zug nöthig ist. Epoche im Bücherdruck machte die Erfindung der Stanhopepresse durch Lord Stanhope, welche 1800 zuerst in Bulmers Officin zu London aufgestellt ward. Das Unterscheidende dieser Presse besteht hauptsächlich darin, daß die Hand des Druckers die Preßschraube nicht unmittelbar, sondern durch eine Hebelverbindung bewegt, wodurch der Vortheil der größeren Geschwindigkeit im Anfange und des zunehmenden Drucks gegen das Ende des Zugs vollkommen erreicht wird,

ohne daß der Bengel einen eigentlichen Schwung erhält, oder am Ende des Zugs der Drucker sich unmäßig anstrengen muß. Diese Presse ist seitdem noch mehrfach vervollkommnet worden. So hat Wilhelm Hope eine Vermehrung der Kraft des Preßbengels dadurch herbeizuführen gesucht, daß er der Preßspindel nur eine schraubenförmig gewundene Fläche gab, die nicht einmal einen ganzen Umgang zu betragen braucht. Da sich nun die Spindel in dem Gestelle bloß rund drehen kann, so hat sie selbst auch keine senkrechte Bewegung, ertheilt diese aber der Mutter, mit welcher daher auch der Tiegel, hier nach Art des gewöhnlichen Schlosses, in Verbindung stehen muß. Die Ruthvenpresse, nach ihrem Erfinder, dem edinburger Buchdrucker John Ruthven, welcher 1813 ein Patent darauf erhielt, so genannt, unterscheidet sich dadurch von den bisher aufgeführten Pressen, daß die Form nicht auf einem Karren, der hinein- u. herausgefahren werden kann, sondern auf einem flachen Tisch liegt, an welchem die Deckel, Rähmchen und Punkturen angebracht sind, und daß der Tiegel Räder oder Rollen hat, die ihn in der Höhe erhalten, während er über die Form gebracht wird. Zwei Hebel, ein kürzerer und ein längerer, bewirken die Kraft. Diese, sowie alle anderen Theile der Maschinerie, sind unter dem Tische angebracht, wodurch bei gleicher Kraft viel Raum erspart wird. Roworth, ein englischer Buchdrucker, hat eine Presse zu bauen versucht, bei welcher die veränderte Geschwindigkeit der Spindel auch ohne Hebel erhalden werden kann. Barclay's Drehpresse, seit 1822 patentirt, ist bis jetzt noch wenig in Anwendung gekommen. Das Eigenthümliche derselben besteht darin, daß der Tiegel durch einen Spiralhebel aufgezogen und der Druck durch Walzen, Keil- und schiefe Flächen bewirkt wird. Die Columbiapresse, Erfindung des Nordamerikaners Georg Clymer in Philadelphia, erzeugt ihren Druck durch eine sehr sinnreiche Zusammensetzung eines großen Hebels zwischen zwei Flächen, der Tafel und dem Tiegel, und wird durch einen Bengel, der in der Preßwand rechts oder in der Mitte angebracht ist, in Bewegung gesetzt. Sie ist seit 1818 fast über ganz Nordamerika und Europa verbreitet, der beste Beweis ihrer Brauchbarkeit. In den Grundsätzen der Mechanik durchaus abweichend von den bisher aufgeführten Pressen, aber zugleich die beliebtesten der neuesten Zeit sind die Hagarpresse und die von Cogger. Der Druckapparat der Hagarpresse ist nach dem Princip des Kniehebels konstruirt und eben so einfach als wirksam. Bei der von Cogger erfundenen u. von dem Mechaniker Klindworth in Hannover vervollkommneten Presse, die in allen wesentlichen Punkten mit der Hagarpresse übereinstimmt, wird die Stelle des Kniehebels durch ein Paar schiefe Flächen u. eine Zusammensetzung von zwei gewöhnlichen Hebeln vertreten. Den großen Vortheilen dieser Strebenpressen, nämlich ihrer Einfachheit u. dem immer zunehmenden Drucke, stehen auch bedeutende Nachtheile entgegen. Unter diese gehört vorzüglich die starke Reibung in den Gewinden, wodurch die Axen leiden, die Löcher derselben erweitert werden und die anfängliche Genauigkeit der Bearbeitung zum Nachtheile des Effekts bald verloren geht. Außerdem ist aber noch der schiefe Druck und die ungleiche Anreibung der einzelnen Theile des Bewegungsmechanismus eine nicht außer Acht zu lassende Unvollkommenheit ähnlicher Vorrichtungen, wodurch sie den mit Schrauben versehenen immer nachstehen werden. Die Hawkins'sche Presse hat durch eine höchst originelle Konstruktion die starke Reibung hinsichtlich ihrer schädlichen Wirkung auf die Zapfen dadurch zu vermeiden gesucht, daß sie die letztern ganz beseitigt. Bei dieser Presse ist weder ein Preßbengel, noch eine abgesonderte Kurbel zur Führung des Karrens vorhanden, sondern zu den durch die genannten Theile sonst zu vollbringenden Veränderungen dient ein eigenthümlicher Bewegungsmechanismus des Karrens. Daniel Treadwells, eines Nordamerikaners, Presse hat statt des horizontalen Hebels einen Tretschemel, durch welchen die zum Abdrucke nöthige Kraft ausgeübt wird. Tisch und Karren ist wie bei Ruthvens Presse eingerichtet; der Tiegel legt sich mit Deckel und Rähmchen auf die Form. Obgleich diese Presse zu den vorzüglichern gehört, so steht doch der große Raum, den sie in Anspruch nimmt, ihrer Verbreitung sehr entgegen. Zu den einfachsten gehört Cope's Presse. Sie ist mit einem Gewinde oder Kniescheibengelenk versehen, dessen Theile den Tiegel herniedergehen lassen, wenn sie durch den Hebel in eine vertikale Stellung gegen einander gebracht werden. Dünne's Albionpresse ist nach dem System der Hagarpresse gebaut und gehört deshalb zu den Kniebelpressen; sie ist in England häufig im Gebrauch. Wells Hebelpresse gewährt den Vortheil, daß sie eine abwechselnde Kraft erzeugt, welche mit dem zu überwältigenden Widerstande sich vergrößert und auf diese Weise das Ziehen am Bengel gleichförmiger macht, so daß die gewonnene Druckkraft am Ende des Zugs 38mal größer ist, als zu Anfang. Bei der Russellpresse wird die Kraft durch Zusammensetzung von schiefen Flächen oder Seilen gewonnen, auf welche Stangen mit Gewinden einwirken. Eine Hebelstange und eine Bindestange sind mit den Cylindern verbunden, die sich aus der Winkellage in eine perpendikuläre bewegen, wenn der Abdruck Statt finden soll. Eine Regulirschraube in dem Oberbalken hebt den obern Keil und läßt ihn nieder, ein Hebel wirkt auf zwei Stäbe, welche die Last des Tiegels im Gleichgewichte halten. Hoffmanns Presse ist nach Coggers Princip entworfen, in ihrer Form aber wesentlich verändert und in der Konstruktion verbessert. Ihr Mechanismus ist so beschaffen, daß der stärkere oder minder starke Druck nicht nur einfacher und bequemer adjustirt werden kann, sondern auch das Heben des Tiegels durch Hebel mit Gegengewichten bewirkt wird, welches der Anwendung von Federn vorzuziehen ist. Die untere Fläche der Spindel ist mit Zapfen oder Zähnen versehen, welche in entsprechenden Rinnen der Schraubenfläche laufen und allerdings einen sehr sichern Gang gewähren. Kochs (Mechanikus in München) Kniehebelpresse ist ganz von Eisen, wiegt aber dennoch nicht mehr, als 800 Pfund u. hat nur die Höhe des Tiegels, wodurch ihr jede

beliebige Stellung angewiesen werden kann, ohne daß der Drucker des Lichtes beraubt wird. Wegen ihres hohen Preises ist sie wenig in praktischem Gebrauch. Stieber und Groß, Maschinenschlosser in Stuttgart, haben in ihrer Säulenspindelpresse Kochs Kniehebelpresse dahin verbessert, daß sie statt der den Tiegel regulirenden kostspieligen Federn das einfache Hebelgewicht anwenden und die Scheibe, woran der Bengel festgeschraubt wird, mit dem Cylinder aus Einem Stücke fertigen. Sartons hydrostatische Druckpresse hat, obwohl sie mit einer kleinen Abänderung auch zum Abdruck von Stein, zum Briefkopiren ꝛc. benutzt werden kann und der Erfinder von mehren Regierungen Patente erhielt, bis jetzt noch nicht allgemeinen Eingang gefunden. Bei allen diesen neuern Pressen ist die abnehmende Geschwindigkeit des Tiegels der Hauptzweck ihrer Einrichtung, und bei den meisten wird der Vortheil der Kraftvermehrung am Ende des Zugs auch wirklich erreicht. Daher übertreffen sie die alte Presse in Rücksicht der Behandlung und des Effekts, und ihrer allgemeinen Einführung steht nur der weit höhere Preis entgegen. Wie bedeutend aber auch die Verbesserungen waren, welche die Presse seit dem Ende des 18. Jahrhunderts erfahren hatte, so traten doch schon im Anfang unseres Jahrhunderts größere Ansprüche an dieselbe auf, und besonders war es das Verlangen nach möglichst beschleunigter Cirkulation politischer Intelligenz, welche auf neue Mittel sinnen hieß, um Alles, was bisher mit den am schnellsten fördernden Handpressen erreicht worden war, zu übertreffen. Dieses Bestreben führte zur Erfindung der Druckmaschinen oder Schnellpressen. Dies sind solche Vorrichtungen, welche Ersparniß von Handarbeit und Zeit zugleich zum Zweck haben. Fast allgemein durch größere mechanische Kraft, z. B. eine Dampfmaschine, in Thätigkeit gesetzt, bedürfen sie auch nicht einmal geübter Drucker zu ihrer Bedienung; nur das Auflegen des Papiers und das Abnehmen der gedruckten Bogen wird durch Menschenhände besorgt. Den ersten Gedanken an eine solche selbstthätige Buchdruckerpresse vindiciren die Engländer dem Herausgeber des „Philosophical Journal", William Nicholson, der sich seine neue Idee schon 1790 patentiren ließ, welche jedoch nicht zur Ausführung kam. Der Erste, welcher mit glücklichem Erfolge Schnellpressen nach einem praktischen und der höchsten Vervollkommnung fähigen Princip baute u. mit Dampfkraft in Anwendung brachte, war ein Deutscher, Friedrich König aus Eisleben. Als derselbe durch seine lange fortgesetzten Versuche sein eigenes Vermögen erschöpft hatte und in Deutschland von aller Hülfe sich entblößt sah, begab er sich nach England, u. dort gelang es ihm, nachdem er sich (1812) mit seinem Landsmann Bauer aus Stuttgart verbunden hatte, nach 10jährigen Bemühungen sein Werk zu vollenden (Nov. 1814). Bei Königs einfacher Presse, welche den Bogen auf einer Seite abdruckte, ging die Druckform horizontal unter der Druckwalze weg, an welche der Bogen mittelst fortlaufender Bandstreifen aufs Engste angeschlossen gehalten wurde. Die Buchdruckerfarbe war in einer walzenförmigen Büchse angebracht, aus welcher sie durch eine starke Schraube, die auf einen die Walze genau ausfüllenden Stempel niederdrückte, hinausgedrückt wurde; sie fiel dann zwischen zwei eiserne Rollen hinein und wurde durch deren Umdrehung verschiedenen anderen, tiefer liegenden Rollen mitgetheilt; letztere bewegten sich nicht nur um ihre Axe, sondern abwechselnd auch längs derselben hin und her. Dieses, die genaueste Ausgleichung in der Vertheilung der Farbe bezweckende Rollensystem endet mit 2 Rollen, welche die Farbe den Typen mittheilen. Um in möglichst kurzer Zeit eine weit größere Menge Abdrücke von einer und derselben Form zu erhalten, errichtete König auf jeder Seite des Farbeapparates eine Walze für die Papierbogen und brachte die Druckform so an, daß sie unter beiden Walzen weggehen konnte. Diese doppelt thätige Maschine druckte Eine Form in einer Stunde anfangs 1100- und nach einigen nachträglichen Verbesserungen nicht weniger als 1800mal ab. Den nächsten Schritt, den König in der Vervollkommnung der Schnellpresse weiter that, bezeichnete eine Maschine, welche Schön- und Wiederdruck zugleich ausführte. Dieselbe hatte das Ansehen von zwei einfachen Maschinen, welche mit ihren Walzen in einer Entfernung von 2—3 Fuß neben einander aufgestellt sind. Wie bei der einfachen Maschine wurde auch hier der Druckbogen von einer Papierwalze zur andern mittels Bandstreifen befördert; der Lauf, welchen der Bogen machte, glich einem horizontal liegenden S, so daß der Bogen durch diese Umdrehung von dem Schön- zum Wiederdrucke von selbst zurecht gelegt und auf die Form gebracht wurde. Die erste Maschine hatte gegen 100 Räder bedurft, um alle Bewegungen vollkommen auszuführen; bei diesen doppelten war der Mechanismus, insbesondere der Farbenwalzenapparat, so vereinfacht, daß 10 Räder für das ganze Werk genügten, während 800—1000 auf beiden Seiten gedruckte Bogen das Erzeugniß einer Arbeitsstunde waren. Die von König und Bauer nach beider Rückkehr aus England in Kloster Oberzell errichtete Maschinenfabrik lieferte, nach einer Anzeige vom December 1825, 4 verschiedene Arten von Maschinenpressen. Die hauptsächlichsten Veränderungen und zum Theil Verbesserungen, welche Königs große Erfindung zum Theil gleichzeitig mit, zum Theil nach ihm erfahren hat, sind folgende. Donkin fertigte nach dem Plane des Buchdruckers Brightley eine Maschine, die ebenfalls von Menschenhänden in Bewegung gesetzt wurde. Das Auftragen der Farbe und das Drucken geschieht durch Walzen; die Formen werden wechselsweise unter die Druck- und Farbenwalzen gebracht, indem sie steigen u. sinken und über und unter einander weggehen. Robert Winch nahm 1820 ein Patent auf eine Maschine, bei der der Apparat aus einem Rahmen oder Gestelle bestand, welches 2 Tische mit 2 Formen trug, ferner aus 2 Druck- und 4 Farbenwalzen und endlich aus 4 Rahmen, mittels welcher die zu druckenden Bogen an die Druckwalze gebracht wurden. Die Bewegung der Walzen sollte der einer horizontalen Mange gleichen, und mit einem Male Vor- und Rückwärtsfahren sollten 4 Bogen gedruckt werden. Die Basis der

Maschinerie war auf 2 schiefen Flächen, die in der Mitte pyramidalisch an einander lagen und über welchen sich eine durch eine Kurbel in Bewegung zu setzende Walze drehte. Ketten verbanden die mittlere Walze mit den Druckwalzen; die eine Druckwalze wälzte sich auf einer der schiefen Flächen mittelst der Ketten hinauf, während die andere durch ihre eigene Schwere die andere schiefe Fläche herabrollte. Durch diese Bewegung wurden die Farbewalzen mit Farbe versehen, die sie auf die Formen auftrugen. Mittelst einer Hebelvorrichtung wurden die Bogen herbeigebracht, die sich dann um die Druckwalze legten, wo sie den Druck erhielten; die Walze brachte die abgedruckten Bogen wieder hervor, breitete sie selbst auf ausgespannten Schnuren aus, von wo sie weggenommen und zusammengelegt wurden. Der ebenso geniale als unermüdliche William Congrève hat neben seinen anderen wichtigen Erfindungen die Typographie auch mit einer Schnellpresse bereichert. Charakteristisch an derselben ist, daß der Theil des Cylinders unter dem Papiere, wo der Abdruck Statt findet, mittels eines, entweder mit Leder oder Pergament bedeckten Filzes über die übrige Fläche des Cylinders in die Höhe gehoben werden muß, so daß nur dieser erhabene Theil mit der Form in Berührung kommt, während der übrige Theil darüber hinrollt, ohne dieselbe zu beruhren. Drei Walzen tragen die Farben nach jedem Abdruck auf. Die gedruckten Bogen werden von einer Walze ausgelegt, von fortlaufenden schmalen Bändern fortgetragen und am Ende der Maschine auf eine dazu bestimmte Tafel völlig fertig abgegeben. Hansards Druckmaschine, „The Nay Peer" genannt, wurde gebaut von Napier. Zwei Männer setzen mittelst eines Schwungrades die Maschine in Bewegung, welche, obwohl die allgemeinen Grundsätze ihrer Konstruktion, so weit sie die Cylinder und Farbewalzen angehen, den bereits beschriebenen analog sind, doch in anderer Hinsicht viel Neues zeigt. Die zunächst in die Augen fallende Eigenthümlichkeit besteht in der Art und Weise, den Bogen vom Bret abzunehmen, ihn, während er den Schöndruck erhält, festzuhalten und genau in demselben Augenblick loszulassen, wenn der korrespondirende Apparat an dem andern Cylinder dieselbe Bewegung für den Wiederdruck ausführt. Der Mechanismus, welcher dies ausführt, befindet sich in dem Innern der Druckcylinder, welche an ihren Umfängen offen sind und durch welche die Krabber (gripers) ihre Verrichtungen ausführen; auf ihrer Wirksamkeit beruht jenes wichtige Erforderniß bei Drucksachen, das genaue Register, und es wird dasselbe so vollständig und genau erzielt, daß, nachdem das Register gemacht worden ist, viele tausend Bogen abgedruckt werden können, welche alle in Hinsicht des Registers vollkommen richtig sind. Ein jeder Cylinder hat drei oder auch mehre Paare dieser Krabber, die sich auf derselben Axe bewegen. Wenn der erste oder Schöndruckcylinder an die gehörige Stelle kommt, und die oberen Glieder oder Haken eines jeden Paares geöffnet worden sind, um den Bogen auszulegen, u. ein Knabe unterdessen einen andern Bogen eingelegt hat, so ergreifen sie den vorderen Rand des Papiers, ohne daß die Maschine in ihrer Geschwindigkeit gestört wird; der Bogen schlägt sich so um den Cylinder herum, wo er auf einer Seite abgedruckt wird. Hierauf und nachdem die Cylinder oder vielmehr die Krabber der Cylinder an ihre gehörige Stelle gekommen sind (d. h. wo die Cylinder eine Tangente zu einander bilden) und weiter vorrücken, fassen die Krabber des zweiten Cylinders den Bogen und schlagen denselben ebenfalls um den zweiten Cylinder, wo er den Wiederdruck erhält. Sobald dies geschehen ist, lassen die Krabber ihn fahren und der auf beiden Seiten gedruckte Bogen wird mittels zweier Rollen und Schnüre auf einem Tische ausgelegt, so daß immer ein Bogen in die Maschine eingelegt und ein anderer ausgelegt wird. Millers Schnellpresse wird von einem einzigen Manne in Bewegung gesetzt und liefert mehr als 2000 Abdrücke in einer Stunde; zwei Knaben legen das Papier ein und zwei andere legen die gedruckten Bogen aus. Die Form liegt auf einem Laufbrete, das längs der eisernen Schienen vor- und zurückläuft, und geht unter einem großen Cylinder weg, wodurch der Abdruck bewirkt wird. Nachdem der weiße Bogen auf den Deckel gelegt worden ist, geht er nämlich zwischen die Walzen und Bänder unter den Cylinder, der ihn auf die eingehobene Form drückt und abdruckt. Von da wird er wieder vorwärts getragen und ruht auf andern Bändern, wo ein Knabe ihn dann wegnimmt. Diese Bänder, die den Bogen unter die Cylinderfläche tragen, laufen über kleine Rollen, die in der erforderlichen Entfernung befestigt werden können. Vermittelst der Punkturen macht man das Register, indem sie mit der größten Leichtigkeit nach jeder Richtung geschoben werden können. Die Maschine hat auf beiden Seiten ferner zwei Vorrichtungen, um die Farbe zu vertheilen. Elastische Walzen bringen die Farbe herbei und vertheilen und tragen sie auf die Form auf, wenn sie hineingefahren und unten wieder herausgefahren wird. Die Farbebehälter, woraus die Walzen versorgt werden, sind an beiden Seiten der Laufbahn befestigt, und außerdem tragen noch zwei andere Walzen die Farbe gleichmäßig auf die Form auf, indem sie zweimal über die Form weggehen. Die Walze, welche die anderen mit Farbe versorgt, ist mit einem sich regulirenden Schabeisen versehen. Während der Abdruck geschieht, wird die Walze, welche Farbe empfängt, mit der Versorgungswalze in Berührung gebracht u. empfängt eine hinlängliche Quantität Farbe für den folgenden Abdruck, während die Form herausgefahren wird. Die Walze, welche die Farbe vertheilt, erhält während ihrer Umdrehung eine Seitenbewegung, um die Farbe über die ganze Oberfläche der elastischen Walzen zu vertheilen. Der Mechanismus, welcher der Maschine die Bewegung ertheilt, beruht auf einem völlig neuen Grundsatz, u. die Maschine selbst ist leichter in Bewegung zu setzen, als eine gewöhnliche Presse. Die Einfachheit der Konstruktion und die geringe Reibung, welcher die Maschine unterworfen ist, tragen dazu bei, daß sie äußerst selten eine Störung erleidet. Ein Knabe ist im Stande, die Maschine in ihrer völligen Thätigkeit anzuhalten. Eine Dampf-

maschine von zwei Pferdekraft ist hinreichend, zehn solcher Pressen in Bewegung zu setzen. Die größten und zahlreichsten Erweiterungen und Vervollkommnungen haben die Druckmaschinen (Schnellpressen) in England erfahren, wo Cowper und Applegath Königs Erfindung bis jetzt am höchsten ausbildeten. Ihnen gelang es, den Gedanken in seinem weitesten Umfange zu verwirklichen, welchen König, als sein verdienstvoller Urheber, mit allem Fleiße verfolgt, aber gleichwohl nicht zu der Vollendung gebracht hat, wie er in Cowpers Pressen jetzt durchgeführt vor uns steht: den Gedanken, eine Schnellpresse zu konstruiren, welche beide Seiten eines Bogens zugleich druckt, zugleich aber auf das Genaueste Register hält und alle Ansprüche an typographische Schönheit befriedigt. Von den Lagen des befeuchteten Papiers, die dem Auflegerjungen zur Seite aufgestürzt sind, nimmt dieser einen Bogen nach dem andern ab und bringt ihn auf den Fütterer oder Zuführungsapparat (feeder), an dessen Außenrändern dünne Zeuchstreifen ohne Ende laufen und der an jedem Ende mit einer Rolle versehen ist; wenn nun letztere sich umzudrehen beginnen, so kommen auch die Zeuchstreifen oder Bänder ohne Ende in Bewegung, tragen den Bogen vorwärts und überliefern ihn der Eingangswalze, wo er von zwei ununterbrochen zwischen Spannungswalzen fortlaufenden Reihen von Leitungsbändern in die Mitte genommen wird. Diese Bänder sind so angebracht, daß sie stets in pressender Berührung mit den Papierbogen bleiben. Auf diese Weise wird das Papier von der ersten Druckwalze zur zweiten gebracht, ohne daß es nur im geringsten etwas von der Richtigkeit seines Registers eingebüßt hat; beide Seiten des Bogens decken sich auf das Vollkommenste. Die beiden großen Druckwalzen oder Cylinder sind aus Gußeisen höchst genau abgedreht und auf derjenigen Seite, welche dem Druck ausgesetzt ist, mit feinem Filztuch (blanket), Bettdecke genannt, bekleidet; sie drehen sich um sehr starke Wellzapfen in Lagern von Bronze, die wie bei den König- und bauerschen Schnellpressen mittelst Schrauben fest auf die Wellzapfen drücken und die Cylinder höher oder niedriger stellen können. Die beiden kleineren oberhalb und zwischen den zwei großen angebrachten hölzernen Walzen dienen dazu, die Bogen von einer Druckwalze sogleich zur andern zu befördern. Die verschiedenen Walzen und Cylinder werden durch ein System von gezähnten Rädern und Getrieben in der regelmäßigsten Bewegung erhalten. Zwei Druck- oder Typenformen sind in bestimmter Entfernung horizontal auf den langen Karren befestigt und mit jeder derselben ist eine genau abgedrehte und abgeschliffene Metallplatte, die Färbetafel, in Verbindung gebracht. Der gemeinschaftliche Karren, welcher diese zwei Formen sammt den beiden Färbetafeln trägt, wird auf Rollen, die von der Triebkraft der Maschine bewegt werden, von einem Ende bis zum andern hin- und hergeschoben, wodurch er die Typenform in Berührung mit dem Papierbogen bringt, welcher durch die Bandstreifen an der Außenwand der Druckwalze ausgebreitet gehalten wird. Bewirkt wird diese abwechselnde Bewegung des Karrens vermittelst eines Triebwerks, welches dem an der König- und bauerschen Maschine ähnelt. Der Mechanismus, welcher die Buchdruckerfarbe bereitet und sie über die Form vertheilt, ist eine der genialsten und wichtigsten Erfindungen und mit solcher Feinheit und Genauigkeit gearbeitet, daß ein einziger Gran der Schwärze zum Bedrucken einer ganzen Seite hinreicht. Die Maschine hat zwei Farbeapparate, von denen an jedem Ende der Maschine einer für seine eigene Typenform angebracht ist. Die Metallwalze, welche an Cowpers Druckmaschine zur linken äußersten Seite derselben sichtbar ist, heißt die Zuführungs- (Ductor-) Walze. Sie steht zunächst mit dem Farbebehälter in Verbindung u. nimmt den nöthigen Farbevorrath in Empfang; ihre langsame Kreisbewegung erhält sie durch eine Darmsaite, welche um eine kleine Rolle am Schaftende der Druckwalze geht. Mit der Zuführungsfarbewalze in nächster Berührung steht eine horizontale Metallplatte, die mit der größten Genauigkeit abgeschliffen u. mittels Schrauben befestigt ist; sie bildet hinterwärts die innere Wand des Farbekastens, der dazu dient, der Zuführungswalze den Ueberzug von Druckerfarbe mitzutheilen, ähnlich wie bei der König- u. bauerschen Maschine. Eine andere Rolle, die mit der (oben schon beschriebenen) elastischen Walzenkomposition übergossen ist und die man die Steigwalze (vibrating roller) nennt, bewegt sich zwischen der Zuführungswalze und der Farbetafel, indem sie, sich erhebend, erstere einen Augenblick berührt, ihr eine dünne Schicht Farbe abnimmt u. dieselbe, sich niederwärts bewegend, der Farbetafel mittheilt. Am rechten Ende der Maschine befinden sich, in ziemlich diagonaler Stellung über der Tafel angebracht, 3—4 kleine Vertheilungs- oder Reibwalzen, welche, mit langen, dünnen Axen versehen und in einer vertikalen Richtung beharrend, die ihnen zu gleicher Zeit eine rotirende und eine hin- und herschiebende Bewegung erlaubt, eben durch diese zusammengesetzte Bewegung befähigt werden, alle Ungleichheiten an der Farbeschicht der Farbewalze zu verwischen u. eine vollkommen gleichmäßige Vertheilung auf dem Tische zu bewirken. Sobald der Farbetisch dadurch, daß er unter den 3—4 Farbewalzen weglief, mit einer durchaus gleichmäßig dünnen Lage von Druckerschwärze bekleidet ist, wird diese unmittelbar auf die Typen übertragen. Auf diese Weise geschieht es, daß die Formen jedesmal, wenn sie sich vollständig vor- und rückwärts bewegen, was beim Druck eines jeden Bogens nothwendig ist, nicht weniger als 8mal von den Farbewalzen berührt werden. Der gesammte Apparat erhält die Bewegkraft durch einen breiten Riemen von Leder zugeführt, der um eine Rolle geht, die an der Hauptaxe des Triebwerks angebracht ist. Eine Maschine von einer Pferdekraft treibt zwei Doppeldruckmaschinen, während eine einfache Maschine von 2 Personen durch ein Schwungrad leicht in Thätigkeit gebracht u. erhalten werden kann. In Cloves' Officin in London erhalten 2 Maschinen, jede von 5 Pferdekraft, 24 der eben beschriebenen Schnellpressen in Thätigkeit u. vermögen, bei 12stündiger Arbeit, über 250,000 Bogen täglich zu liefern: die Arbeit von ein Viertel Tausend Handpressen. Das Non

plus ultra im Pressenbau wird in Nordamerika geleistet, wo man dieselben gleich mit Papiermühlen in Verbindung gebracht hat. Das Papier gelangt unmittelbar aus der Papiermaschine in die Druckpresse, wird in dieser auf beiden Seiten zugleich bedruckt und läuft dann zwischen den Trockencylindern durch, zwischen welchen es zugleich gepreßt und geglättet wird. In wenigen Minuten und gleichsam in einer einzigen Operation werden Kleider, die man kurz zuvor noch getragen hat, in Papier und in ein literarisches Werk umgewandelt, das man sofort in die Werkstätte des Buchbinders abliefern kann.

Von den besonderen Arten des Drucks sind besonders folgende zu nennen. Der Buntdruck, d. h. der Druck mit anderer, als schwarzer Farbe, ist so alt, als der Buchdruck selbst. Die Verfahrungsart bei demselben läßt mehrerlei Wege zu. Was zunächst die Farbe betrifft, so unterliegt zwar die Bereitung und Anwendung der rothen Farbe aus dem gewöhnlichen Druckerfirniß und Zinnober, welchem man auch noch etwas Karmin zusetzen kann, keinem Anstande, u. ebenso leicht erhält man Braun, durch Mischen von Kienruß und Zinnober; auch Grau, etwa zur Nachahmung von Bleistiftlinien auf Tabellen, gibt ein sehr starker, nur mit wenig Berlinerblau abgeriebener Firniß; desto schwieriger ist jedoch ein schönes Blau, und noch schwerer Grün herzustellen. Zu letzterem können nur Metallfarben genommen werden, welche, auch noch so fein abgerieben, fast immer bröcklich ausfallen, sich nie vollkommen mit dem Firnisse mischen lassen und daher auch nie ganz reine Abdrücke geben. Dazu kommt noch, daß die natürliche dunkelgelbe Färbung des Buchdruckerfirnisses der Schönheit der genannten Farben sehr nachtheilig ist und sie unscheinbar und schmutzig aussehend macht. Mit besserem Erfolg wendet man Copaivabalsam an; derselbe wird erwärmt, dann in demselben der vierte Theil reine weiße Seife aufgelöst und mit dieser Mischung die Farbe angerieben. Ausgezeichnetes im Farbendrucke hat G. Barter in seinem „Pictorial Album or Cabinet of paintings" (London 1837) geleistet. Durch unermüdliche Ausdauer hat er als Graveur und Drucker die Schranken des von Kirkall, Jackson, Skippe u. Savage befolgten Verfahrens so weit hinausgerückt, daß die Benennung „Clair-Obscurstich" auf seine Leistungen im Kopiren von Gemälden in allen Farben nicht mehr paßt. Am füglichsten ließe sich dieser, von ihm gewissermaßen ganz neu erfundene Kunstzweig mit dem Namen „Gemäldedruck" belegen. Congrèvedruck nennt man eine besondere, jetzt sehr beliebte Art von Farbendruck, dessen Herstellung man dem Erfinder der Brandraketen, Sir William Congrève, sowie dem berühmten Mechaniker Donkin und seinem Associé Wilks in London zu danken hat. Das Wesentliche der im Ganzen einfachen Idee liegt in der Beschaffenheit der von allen andern verschiedenen Druckform. Man denke sich eine nicht zu dünne Metallplatte, in welcher sich Durchbrechungen oder Oeffnungen befinden, von denen es gleichgültig ist, ob sie regelmäßig geformt und gegen einander gestellt sind oder nicht. Jedoch müssen ihre Wände in der Dicke der Platte schräg zugehen und sich nach unten erweitern. Wird diese Platte umgekehrt und auf ihre hintere Fläche, bis zur gewöhnlichen Schrifthöhe, Metall aufgegossen, so füllen sich auch jene Oeffnungen mit demselben, und die Oberfläche kann glatt abgeschliffen, dann aber mit einem beliebigen, dem Zwecke angemessen vertieften Dessein, durch Guillochiren oder Graviren versehen werden. Es leuchtet ein, daß die obere Platte wegen der Form der Wände ihrer Oeffnungen von der untern abgehoben und willkürlich wieder aufgesetzt werden kann, und daß die Linien der Zeichnung jedesmal ohne alle Unterbrechung auf einander treffen werden. Beide Stücke getrennt, jedes mit einer andern Farbe versehen, dann aber zusammengestellt und mit einem Male auf Papier abgedruckt, liefern zweifarbige Abdrücke, deren Farben so genau einander berühren, wie dies durch keine andere der bekannten Methoden zu erreichen ist. Eine Hauptsache aber bleibt auch hier die Presse, die so eingerichtet seyn muß, daß sie, nachdem jede der durchbrochenen Druckformen durch die Auftragewalze die nöthige Farbe erhalten hat, den bunten Abdruck auf einmal besorgt. Bis jetzt ist dieses Verfahren im Großen freilich nur bei Banknoten, Waarenetiquets und Bekanntmachungen aller Art angewendet, doch werden in England auch schöne typographische Arbeiten geliefert; in unserem Vaterlande hat Schäfer in Frankfurt am Main auch mit größern Blättern, z. B. bei seiner Ausgabe des Vaterunsers, gelungene Versuche gemacht. Diesen Kunstzweig haben nächst den Briten die Deutschen am weitesten vervollkommnet. Höchst selten, bei Prachtwerken und oft nur in einzelnen Zeilen, kommt Druck mit Gold, Silber oder Bronze vor. Das Verfahren ist einfach, aber kostspielig u. zeitraubend. Es wird zuerst mit gewöhnlichem guten Firniß, am besten mit röthlichbrauner Farbe, der Satz auf Papier gedruckt. Darauf belegt man die gedruckten Stellen unverzüglich mit Gold- oder Silberblättern und druckt dann, aber ohne Farbe, nochmals ab, wodurch das Gold oder Silber durch die Lettern an den Abdruck angepreßt und befestigt wird. Das Ueberflüssige wird nach dem Trocknen der Farbe mit einer feinen Bürste entfernt. Schwierig wird diese Operation dadurch, daß das Papier, damit sich das Gold nicht überall anheftet, trocken und so gut als möglich geglättet seyn muß. Ferner erfordern die Gewinde am Deckel die fleißigste Bearbeitung, damit der zweite Abdruck überall wieder auf den ersten trifft. Endlich ist es auch nothwendig, vor dem zweiten Drucken den Satz nicht nur von der noch anklebenden Farbe zu reinigen, sondern auch dünnes Papier dazwischen zu legen, damit das Gold nicht an den Lettern hängen bleibe und weggerissen werde. Eines der schönsten Denkmäler in diesem Luxusdruck ist John Whittakers 1816 zu London erschienene Ausgabe der „Magna Charta Regis Johannis, XV die Jun. A. R. 17. A. D. MCCXV." nach dem im britischen Museum aufbewahrten Original. Sämmtliche Exemplare sind auf purpurfarbigem Atlas und auf Pergament abgezogen. Druck auf andere Stoffe als Papier kommt jetzt selten vor; am häufigsten noch jener auf Pergament. Letzteres wird erst mit feinem

Papier gut abgerieben, um überflüssige Kalktheile zu entfernen und ihm einige Glätte zu geben. Dann preßt man es in einer geeigneten Vorrichtung eben und gerade. So wie Papier gefeuchtet darf es nicht werden, weil es dadurch sein Ansehen verlieren und Falten erhalten würde; wohl aber legt man es kurze Zeit, um es etwas zu erweichen, zwischen sehr wenig angefeuchtetes Papier. Zum Drucke selbst sind neue, recht scharfe Lettern, gute Druckerfarbe und ein nicht weicher Deckel unumgänglich nothwendig. Irisdruck wird der bunte Druck genannt, wobei mit einer Walze zu gleicher Zeit mehre Farben aufgetragen werden, die bei gehöriger Vertheilung derselben, beim kunstgerechten, aber allerdings nicht leichten Abdruck in einander verschwimmen und ganz die Wirkung der Regenbogen hervorbringen. Nur ist zu Errichtung dieses Zweckes auf die Polarität der Farben und passende Zusammenstellung derselben Rücksicht zu nehmen. Das prismatische Farbenspiel wird dann immer in folgender unabänderlicher Ordnung sich darstellen: Roth, Orange, Gelb, Grün, Hellblau, Dunkelblau, Violet. Hochdruck, oder Pressungen in Farben, von den Franzosen Gaufrages genannt, ist ein jetzt immer mehr und mehr beliebter Gegenstand des vielfach verzweigten Buchdruckes. Schon im 16. Jahrhunderte verstanden die Buchbinder treffliche erhabene Pressungen auf den mit Leder überzogenen Bücherdeckeln anzubringen; aber diese Kunst verschwand in der Folge wieder, bis endlich die Briten sie neuerdings wieder hervorsuchten und ihr eine große Ausbildung verschafften. Zur Ausübung des Hochdruckes ist eine harte zähe Masse erforderlich, in welche man den Gegenstand gravirt, der weiß und erhaben hervortreten soll. Wird die glatte Oberfläche dieser Druckform gefärbt, so entsteht ein einfacher bunter Grund; wendet man Congrève- oder durchbrochene Platten an, so erscheint er mehrfarbig. Außer anderem Material eignet sich vorzüglich das Papier zur Herstellung der Gaufragen, deren Druck auf der gewöhnlichen Presse gemacht werden kann. In Deutschland waren es die Gebrüder Bauerkeller zu Karlsruhe (dann in Paris), welche Englands Beispiel folgten und um 1834 diesen Kunstzweig zu einem Aggregat der Typographie erhoben. In Deutschland verdienen die zierlichen Hochdruckarbeiten eines Naumann in Frankfurt am Main, Hänel in Magdeburg, Hirschfeld und Teubner in Leipzig, sowie G. Haase Söhne in Prag alle Beachtung. Der Facsimiledruck, obwohl höchst kostspielig, indem die Typen eigens zu diesem Zwecke geschnitten und gegossen werden müssen und zu keinem andern Werke mehr gebraucht werden können, hat das große Verdienst, überaus seltene Manuskripte vor dem Untergange zu retten. Noch hat Deutschland diesen Zweig der Typographie nicht gepflegt. H. K. M. Rettigs dem Original treu nachgebildete Ausgabe des „Antiquissimus quatuor Evangeliorum canon. Codex Sangellensis graeco-latinus interlin. nunquam adhuc collatus etc." (Zwillingsbruders des berühmten Codex Boernerianus zu Dresden), Zürich 1836 in groß Quart, ist ein Erzeugniß der Lithographie. Das erste größere Werk dieser Art, welches in England ausgeführt wurde, ist das auf König Wilhelms I. Befehl in 2 Bänden geschriebene „Domesday Book". Das Oberhaus ließ 1783 diesen Juwel der englischen Geschichte mit eigens nach dem im Chapterhouse zu Westminster verwahrten Original wichtiger Nationalurkunden geschnittenen Typen buchstabengetreu wiedergeben.

Musiknoten goß zuerst der Buchhändler und Buchdrucker J. G. J. Breitkopf zu Leipzig 1754, und er ist, wenn auch nicht als der Erfinder, doch als der Wiederhersteller und Verbesserer dieses Kunstzweiges zu betrachten. In neuester Zeit hat man besonders in Frankreich diesem Kunstzweige große Aufmerksamkeit gewidmet. Im Jahre 1826 machte der berühmte Typograph E. Duverger in der „Revue musicale" die ersten Erzeugnisse seiner langjährigen Versuche bekannt und erntete wegen der Eleganz der Form, der schönen Verhältnisse der Klammern und Vorzeichnungen und des ununterbrochenen Fortlaufens der Notenlinien allgemeinen Beifall. Außer trefflichen Stereotypplatten liefert er drei verschiedene Größen von Charakteren, ganz kleine für Almanache und dergleichen, ganz große für Wandtafeln in Schulen, Kirchen 2c. und von mittlerem Kegel für die gewöhnlichen Musiksätze. Nach ihm verdienen Brun, Tantenstein und Cordel genannt zu werden. Doch steht die Firma Breitkopf und Härtel den Franzosen nicht nach. Ihre Noten sind in deutschen Druckereien immer noch die beliebtesten. Sie liefert auch Musikstereotypen; doch war K. Tauchnitz der Erste in Deutschland, der mit Erfolg die Stereotypie auf den Notensatz anwendete. Ist die frühere Methode des musikalischen Druckes mit Kupferplatten wegen der zu hohen Preise längst nicht mehr in Anwendung, so haben doch sowohl die Lithographie als der Zinnstich, wo Noten mit Stahlstempeln auf Zinnplatten geschlagen werden, den allerdings kostspieligern Notendruck mit Typen noch nicht überall zur allgemeinen Anwendung kommen lassen; nichts desto weniger leistet er bei Lehrbüchern, wo Beispiele in den Text aufzunehmen sind, treffliche Dienste. Typometrie ist die Kunst, Landkarten, topographische Situationen und alle Arten von Plänen, auch naturgeschichtliche Gegenstände, wie Bücher zu setzen und zu drucken und eine Erfindung der neuesten Zeit, die einen neuen Zweig der B. bildet. Die ersten Versuche, Landkarten typographisch zu setzen und zu drucken, wurden an zwei verschiedenen Orten 1770 bis 1775 gemacht, nämlich von dem Schriftgießer Wilhelm Haas in Basel und von dem Erfinder des Notendruckes, J. G. J. Breitkopf in Leipzig. Die unbefriedigenden Abdrücke ihrer Landkartensätze, wozu der Erstere den Kanton Basel, der Letztere die Gegend um Leipzig wählte, gaben den mühevollen und kostspieligen Versuchen keine weitere Folge, u. die Idee scheint lange Zeit in Vergessenheit gerathen zu seyn, bis die mit allen technischen Hülfsmitteln ausgestattete berühmte Buchdruckerfamilie Didot in Paris, namentlich Firmin Didot, die Sache mit einem angeblichen Aufwand von 50,000 Francs 1820—1830 von Neuem versuchte. Allein auch er gelangte zu keinem entsprechenden Resultat.

Einige typometrische Versuche hat auch der Buchdrucker Wegener der Jüngere in Berlin gemacht. Im Jahre 1832 gab Georg Bauerkeller in Frankfurt a. M. mehre Karten heraus, die durch den Buch- und Steindruck vereint ausgeführt worden waren, was man in Paris schon vorher mit Glück versucht hatte. Endlich trat Raffelsperger, der die Idee des Landkartendruckes, ohne von den früheren Versuchen etwas zu wissen, schon längst im Geiste mit sich herumgetragen, mit der Generalpostkarte des österreichischen Kaiserstaates in 4 Blättern hervor, welche als ein durch bewegliche Charaktere hervorgebrachtes rein typographisches Erzeugniß allgemeinen Beifall erntete. Aus diesen Thatsachen ergibt sich, daß die Typometrie in ihren gegenwärtigen Leistungen in Wien als das Ergebniß einer durch vorhergegangene Versuche zwar vorbereiteten, aber nach langem Ruhen des Gegenstandes erst durch selbstständige Kombination wieder ins Leben gerufenen Erfindung betrachtet werden kann. Schon nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Typometrie lassen sich deren Erzeugnisse in folgende 4 Hauptklassen theilen: 1) geographische Abdrücke: Situationszeichnungen und Landkarten, Pläne aller Art; 2) mathematische Abdrücke: einfache Linienbilder von allen geometrischen Figuren, Maschinenkonturen, Grundrissen, Durchschnitten rc.; 3) naturhistorische Abdrücke: Darstellungen von Thieren, Figuren, Blumen rc.; 4) Druck von Zeichenschriften: Hieroglyphen, Pasigraphie, Chinesisch rc. Für letztere Sprache treten die Vorzüge in ein um so glänzenderes Licht, da der typographische Druck chinesischer Werke wegen der außerordentlich großen Menge Buchstaben beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten darbietet. Die Typometrie nach Raffelspergers Methode verbindet mit dem Hauptvortheile einer unbegrenzten Anzahl von Abdrücken und der daraus hervorgehenden billigeren Preise die Möglichkeit, alle nur immer wünschenswerthen Korrekturen und Abänderungen des Satzes ohne großen Zeitverlust und ohne jeden Kostenaufwand vorzunehmen, so oft es beliebt, Eigenschaften, welche andere Vervielfältigungsmittel, als Chalkographie, Xylographie und Lithographie, in solcher Vollkommenheit darzubieten nicht geeignet sind. Außerdem liefert die Typometrie durch angemessene Farbengebung deutliche und charakteristische Bilder der Oberfläche eines Landes. Der mehrfarbige Druck stellt bei Landkarten die Gewässer blau, die Straßen, Ortszeichen, Grenzlinien rc. roth oder rothbraun, die Gebirgszüge grau, die Schrift schwarz, die Waldungen, Alleen, Parke grau dar; auch werden die braun gedruckten Grenzen mit beliebiger Farbe bedruckt, um die Handkolorirung zu ersparen. Die Abdrücke werden auf den gewöhnlichen Buchdruckerpressen gemacht, und die Sätze können beliebig vergrößert oder verkleinert werden, was mit Karten auf Kupfer, Stein, Holz, oder Stahl nicht ausführbar ist. Die von vielen Bildungsanstalten geäußerten Wünsche, daß für den Gebrauch der studirenden Jugend typirte Karten geliefert werden möchten, da dieselben lesbarer und deutlicher sind, als die gestochenen und schwarzgedruckten, haben Raffelsperger veranlaßt, 1840 eine eigene typometrische Druckerei zu errichten, aus der außer der erwähnten Generalpostkarte von Oesterreich in 4 Farben u. 4 Sprachen (deutsch, italienisch, ungarisch und französisch), die Schulkarten von Böhmen, Mähren, Steiermark, Illyrien u. dem Erzherzogthum Oesterreich, den Umgebungen von Paris, Warschau, Ofen, Pesth und Wien in 6 Sprachen, auch ein Auszug aus einem chinesischen Geschichtswerke mit Beifügung des chinesischen Wortlautes sammt deutscher und französischer Uebersetzung u. A. erschienen sind. Vergl. J. Ritschl von Hartenbach, Neues System, geographische Karten zugleich mit ihrem Kolorit durch die Buchdruckerpresse herzustellen, Leipzig 1840.

Ektypographie oder Reliefdruck für Blinde ist die Kunst, jeden Schriftgegenstand in Formen aus Holz, Stein oder Metall, so darzustellen, daß derselbe durch den Abdruck erhaben vervielfältigt und auf diese Weise durch den Tastsinn für Nichtsehende lesbar gemacht werde. Die bisher angewandten Methoden, erhabene Umrisse zu bilden, bestehen theils darin, daß man dieselben in Kupferplatten entweder tief eingräbt, oder auf Stein erhaben ätzt, oder eigens für diesen Zweck gegossene Schriftlettern anwendet. Der Erfinder von besonderen Typen zum Unterrichte für Blinde war Valentin Hauy († 1822), der Metallcharaktere, welche so viel höher über ihre Körper hervorstehen müssen, als sie in das Papier vertieft sich eindrucken sollen, zuerst bei dem 1784 in Paris gegründeten Blindeninstitute einführte und es so weit brachte, daß die ihm anvertrauten Zöglinge ihre Bücher sogar selber setzen und drucken lernten. Einen Beweis hiervon liefert sein merkwürdiges Buch: „Essai sur l'éducation des aveugles“ (Paris 1786), welches von blinden Kindern zum Besten seiner Blinden und zum Gebrauche für blinde Kinder gedruckt ist, indem die erhabene Schrift diesen das Lesen mittelst des Gefühls der Fingerspitzen möglich macht. Diese Methode wurde von Guille, nach Hauy Generaldirektor derselben Anstalt, vervollkommnet und in seiner „Notice historique sur l'instruction des jeunes aveugles“ (Paris 1819) dargelegt. Ähnliche Verfahrungsarten hatte schon der Meister des deutschen Blindenunterrichts, Klein in Leipzig, in seiner „Geschichte des Blindenunterrichtes“ (1837) bekannt gemacht; Franz Müller in Bruchsal (später in Freiburg), Stuber in Freising (dann in München) und Zeune in Berlin haben diese Methoden wesentlich ausgebildet u. verbessert. In Großbritannien machte Gall zu Edinburg 1827 den frühesten Versuch, große Kapitallettern der gewöhnlichen Antiqua so auf starkes Papier abzudrucken, daß die Schrift für Blinde lesbar ward. Der Versuch gelang so trefflich, daß mit diesem Hülfsmittel die blinden Zöglinge ebenso schnell lasen als die Sehenden. Das erste nach dieser Methode gedruckte Buch war das Evangelium Johannis. Galls Verfahren wurde durch Alston in Glasgow vereinfacht und dadurch wesentlich verbessert. Am weitesten ist der Letterndruck für Blinde in Amerika gediehen. Die „New England Institution“ zu Boston hat schon viele bedeutende Werke nach dieser

Methode herausgegeben, von denen wir nur das ganze „Neue Testament", den „Psalter", eine Weltgeschichte: „Outlines of history ancient and modern" in 3 Bänden und Howe's „General atlas" namhaft machen. Die neuesten glücklichen Versuche in dieser Kunst haben Dr. W. Lachmann, Direktor des Blindeninstituts zu Braunschweig, u. der österreichische Hauptmann, Freisauff von Neudegg in Wien, gemacht. Ersterer hat nicht nur die Buchstabenschrift, sondern auch eine von ihm erfundene Zeichenschrift durch Zusammensetzung von Sternen, Punkten, Strichen und Halbkreisen für Nichtsehende eingeführt und in Gußtypen durch die Presse lesbar gemacht. Letzterer aber hat sowohl Methode als gewonnene Resultate in seiner „Beschreibung der Ektypographie für Blinde ꝛc." (Wien 1837) der literarischen Welt mitgetheilt. Zu ähnlichen Zwecken ist 1812 der lithographische Stein von Duplat in Paris und 10 Jahre später von Eberhard in Darmstadt, sowie 1827 von Firmin Didot und Motte in Paris angewendet worden, doch kann das Verfahren, als der eigentlichen B. fremd und nur der Wirkung nach analog, hier ebenso wenig in Betracht kommen, als die um 1822 von dem Graveur Carré in Toul erfundene u. 1834 durch Dembour in Metz verbesserte Metallektypographie, oder die Kunst, erhaben auf Kupfer zu ätzen, so daß der hervorgebrachte Gegenstand entweder gleich, oder, nachdem er stereotypirt worden, durch die Buchdruckerpresse vervielfältigt werden kann. Des Letzteren Schrift über diese, wie er sie nennt, neue Erfindung hat Heinrich Meyer (Braunschweig 1835) ins Deutsche übersetzt.

Die Lithotypographie, die neueste Erfindung auf dem Gebiete der B., deren Resultate sich aber erst noch bewähren müssen, ist der Buchdruck verbunden mit dem Steindruck. Die Idee, beide Kunstzweige mit einander zu verbinden, hat den Brüdern Paul und August Dupont zuerst vorgeschwebt. Im Juni 1839 übergaben sie mehre Blätter alter Drucke, z. B. aus dem wolf- und kernerschen „Isidorus" von 1489 u. a., welche sie von dem Original, ohne die geringste Beschädigung desselben, auf Stein übertragen und von diesem alsdann wieder abgedruckt hatten, dem Komité der pariser Gewerbeausstellung. Paul Dupont erfand eine „wiederbringende Dinte" (encre reproductive), mittels welcher die Clichés oder Stereotypplatten durch die Bewahrung eines einzigen Abdruckes eines jeden beliebigen Blattes sich ersetzen lassen, und August Dupont die Uebertragung alter Letterndrucke und Kupferstiche auf Stein, um von diesem alsdann wieder einen Neudruck zu bewerkstelligen. Schon lange vor den Brüdern Dupont hat man in Deutschland den Steindruck mit dem Letterndruck, nur nicht als Uebertrag, in Verbindung gebracht und erstere besonders zu Randverzierungen angewendet, wie z. B. in dem schon 1818 zu Breslau von Barth herausgegebenen „Monumentum pacis". In Frankreich liefert Chatenet Vorzügliches. Ueber die Guillochirkunst s. d.

Zur Technologie der B. vergl. Täubel, Praktisches Handbuch der B., 2 Thle., Lpzg. 1791; Derselbe, Wörterbuch der B. und Schriftgießerei, 2 Bde., mit Kupfern, Wien 1805, 3 Bde., 1809; Ders., Neues theoretisch-praktisches Lehrbuch der B., nebst ausführlichem Formatbuch, das. 1810; Giambattista Bodoni, Manuale typografico, 2 Bde., Parma 1818; Handbuch der B., Berlin 1820; J. Johnson, Typographia, or the Printers Instructor, 2 Bde., London 1824; Fournier, Traité de la typographie, Par. 1825; M. Brun, Manuel de la typographie française, das. 1825; A. de Géronval, Manuel de l'imprimerie, das. 1826; Handbuch der B., Frankfurt a. M. 1827; Hasper, Handbuch der B., Karlsruhe 1835; Capelet, Etudes practiques et litéraires sur la typographie etc., Paris 1837.

Während man schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts Briefmaler und Kartenmacher und später Briefdrucker und Formschneider in zunftmäßige Genossenschaften vereinigt findet, blieben die Buchdrucker von diesen allen abgesondert als selbstständige Kunstgenossenschaft stehen u. zeigen sich nirgends als handwerksmäßige Innungen. Zu den Künsten wurde die Typographie gezählt, weil sie bei ihrem ersten Auftreten meist von Gelehrten technisch ausgeübt wurde. Aus derselben Zeit stammt auch das Buchdruckerwappen, ein Geschenk Kaiser Friedrichs III., des treuen Beschützers der neuen Kunst. Es besteht ursprünglich aus einem einköpfigen, schwarzen Adler (aus Verwechselung mit dem Reichsadler gab man ihm später zwei Köpfe), welcher bei den Setzern Tenakel und Winkelhaken, bei den Druckern Ballen in beiden Krallen hält; aus dem offenen Helm wächst ein zwei Ballen haltender Greif. Neben dieser Auszeichnung hatten die Buchdrucker noch andere Privilegien; so durften sie z. B. gallonirte Kleider und Degen tragen u. standen in Universitätsstädten nicht unter den städtischen Behörden, sondern, gleich den Mitgliedern der Akademie, unter den akademischen Gerichten. Sie stehen in Kondition, nicht in Lohn, und sind zu einer Gesellschaft vereint, an deren Spitze der Buchdruckereibesitzer als Principal steht. Unter ihm besorgt ein Faktor die Leitung des Ganzen; er hat die Vertheilung der Arbeiten, die Beaufsichtigung der Arbeiter, die Niederlagen, die Führung der Primanota u. einiger Kontrolbücher, das Abzählen des Papiers ꝛc. unter sich. In großen Druckereien gibt es auch wohl einen Druckerfaktor u. einen Setzerfaktor. In großen Städten bilden die Principale u. die Deputirten der einzelnen Buchdruckereien einen Verein und berathen ihre Angelegenheiten in bestimmten Sitzungen. Die losgesprochenen Glieder der Gesellschaft heißen Mitglieder (Gehülfen) u. zerfallen in Schriftsetzer (Setzer) und eigentliche Buchdrucker (Drucker), die sich früher wieder in Ballenmeister, welcher die Farbe auftrug, die Ballen (Walzen) im Stande hielt und die Formen wusch, u. in Preßmeister (Zubereiter, Zurichtemeister, Zurichtegespan), der das Ziehen mit dem Preßbengel und das Zurichten der Formen besorgte, theilten; jetzt ist das Abwechseln der beiden Drucker (Gespane) bei der Arbeit allgemein üblich. Wer Drucken und Setzen zugleich versteht, heißt Schweizerdegen. Die Lagenstube und die dortigen, oft eigens dazu

angenommenen Burschen (Lagenburschen) hat ein Aufseher, am besten ein alter Drucker, unter sich. Die Buchdrucker haben meist fünfjährige Lehrzeit. Der Lehrbursche kommt meist zuerst in die Bücherstube und von da, oder zuweilen auch gleich an den Setzerkasten oder die Presse. Bei beiden wird er einem Gehülfen (Anführegespan) zur Unterweisung gegeben, dem er an manchen Orten beim Antritt oder vor dem Lossprechen oder auch in der Mitte der Lehrzeit ein gewisses Anführegeld zahlt; an andern Orten hat der Faktor die Setzerlehrlinge unter sich. Das Einschreiben und Lossprechen geschieht jetzt ohne weitere Feierlichkeit, indem der Principal oder Faktor der Gesellschaft das, was geschehen soll, bekannt macht u. dem Lehrling beim Einschreiben seinen Eintritt verkündet, beim Lossprechen aber ihn seiner Lehrzeit entläßt. Dieser gibt nun jedem Mitglied die Hand und der Akt wird in ein eignes Buch, in das auch der Lehrling bei seinem Eintritt unter gleichen Formen eingeschrieben wurde, mit Unterschreibung aller Mitglieder verzeichnet. Höchstens werden Reden gehalten, dem loszusprechenden Lehrling ein Kranz aufgesetzt u. dergl. Sonst waren aber mit diesem Lossprechen hergebrachte Gebräuche verbunden, die jedoch so ausarteten, daß der deutsche Reichstag in der Mitte des 18. Jahrhunderts mehre Verordnungen dagegen erließ.

Die Buchdrucker werden gewöhnlich nach der gelieferten Arbeit bezahlt, die Setzer nach den gesetzten Bogen, wobei die enger laufende Schrift, Noten, Marginalien und schwierige Korrekturen höher vergütet werden, der Drucker meist nach der Zahl der Abdrücke. Die neuere Zeit hat eine eigene, von den Franzosen entnommene Art der Zahlung für Setzer aufgebracht, die auch in Deutschland Eingang gefunden hat. Der Satz wird nämlich nach Tausenden von n, die auf die Kolumne gehen, berechnet und hiernach der Bogen bezahlt. Nur diesen Satz besorgt der Stücksetzer (Paketsetzer), das Umbrechen, Setzen der Rubriken, Marginalien, Kolumnentitel, Titel u. dergl. der Metteur en pages (nicht, wie er gewöhnlich genannt wird, maitre en pages), der in festem Gelde steht, wie der Accidenzdrukker, welcher die kleineren Arbeiten, als Gedichte, Rechnungen, Plakate, Visitenkarten u. dergl., setzt und druckt.

Geschichte. So lange man nicht das Wesentliche der B. in dem Zusammensetzen der Form aus einzelnen Buchstaben und Zeichen erblickte, war man geneigt, anzunehmen, die B. sey eine uralte Erfindung der Chinesen. Dieses in sich abgeschlossene Stereotypvolk druckt aber noch heute wie vor tausend Jahren seine Schriften nicht in einzelnen Buchstaben, sondern in Zeichen ganzer Wörter, die auf Holztafeln eingeschnitten sind. Ueberdies kommt, nach Abel-Rémusat, dem kompetentesten Richter in dieser Sache, den ersten mit Holztafeln gedruckten Büchern der Chinesen keineswegs ein so außerordentliches Alter zu, da bis jetzt noch kein Exemplar gefunden worden ist, dessen Ursprung vor dem 10. Jahrhundert erwiesen wäre. Die erste Anwendung der Druckkunst im Abendlande finden wir bei den Briefmalern und Kartenverfertigern, welche die Figuren in Metallplatten ausschnitten und sich ebenso vieler dieser Patronen bedienten, als sie verschiedene Farben aufzutragen hatten. Mit dem Beginne des 15. Jahrhunderts finden sich die ersten Spuren, daß die Spielkarten u. Heiligenbilder, welche bisher nur gemalt worden, durch Abdruck von gestochenen Holzplatten vervielfältigt wurden. Aus den Briefmalern und Kartenmachern entstanden Briefdrucker u. Formschneider, welche schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zunftmäßige Genossenschaften bildeten. Die bedeutendsten dieser Gilden fanden sich in Augsburg 1418, Nördlingen 1428, Nürnberg, Frankfurt a. M., Mainz, Köln und Lübeck. Aehnliche Innungen kommen zu derselben Zeit in den Niederlanden vor. Aber sowohl in Deutschland, als in den Niederlanden blieben diese Briefdrucker oder Printers, wenn sie auch kleine Bücher xylographisch druckten, dennoch von den nachmaligen Buchdruckern abgesondert und traten, da sie mit den letzteren nicht zu einer und derselben Gilde schwören durften, meist mit den Malern zu einer Innung zusammen. Die sogenannten Bildbriefe bestanden bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts fast ausschließlich in Spielkarten und in Heiligenbildern. Von einzelnen Heiligenbildern gingen die Formschneider zur Darstellung ganzer Geschichten in einer Reihe von vielen Blättern über, woraus dann die Bilderbücher entstanden, denen man später ganze Seiten Text beifügte. Diese Holztafeldrucke zerfallen im Allgemeinen in drei Klassen: Bücher mit Bildern ohne Schrift, Bücher mit Bildern und Schrift und Bücher mit bloßem Text. Die Drucke der dritten Klasse bestanden größtentheils in ABCdarien und Elementarschulbüchern zum Unterrichte in der lateinischen Sprache. Am bekanntesten ist der Donat, ein Auszug aus der größeren Sprachlehre des alten römischen Grammatikers Aelius Donatus. Dieses Schulbuch, das beliebteste das ganze Mittelalter hindurch, ist zuerst in Holland und wahrscheinlich in Harlem schon vor 1440 mit Holztafeln gedruckt worden. Den holländischen Briefdruckern folgten sehr bald die flandrischen und wendeten das Verfahren des Holztafeldrucks auch auf andere fast ebenso beliebte Schulbücher an; das verbreitetste, welches die meisten Auflagen erlebte, war das Doctrinale des Alexander Gallus, eine Grammatik in Hexametern. Aus der genauen Untersuchung der in einigen Bibliotheken, zumal in denen von Paris, London, München und im Haag, sowie in denen von Harlem, Leyden, Trier, Wolfenbüttel, Wien und Mainz vorhandenen und noch hie und da auftauchenden Fragmente geht das wichtige Resultat hervor, daß bis zum Jahr 1490 selbst an Orten, wo die B. längst eingeführt war, zur Vervielfältigung kleinerer Schriften Holztafeln angewendet worden. Beispiele davon liefern der xylographische Donat des Konrad Dinkmuth, Buchbinders und Briefdruckers zu Ulm, und ein 1482 zu München ganz in Holz geschnittener Beichtbrief. In einer Zeit, wo der Buchdrucker auch noch sein eigener Schriftgießer seyn mußte und wo es dem Formschneider wohlfeiler zu stehen kam, ein einzelnes Buch in Holztafeln anzufertigen, als sich

deshalb eine Buchdruckerwerkstatt anzuschaffen, darf eine so späte Anwendung des Holzdrucks auf Schrift nicht befremden.

Wie einst im Alterthum 7 Städte sich um die Ehre stritten, einen Homer geboren zu haben, so kämpften seit Jahrhunderten eine Anzahl Städte Deutschlands, der Niederlande und Italiens: nämlich außer Mainz und Straßburg, Bamberg, Würzburg, Lübeck, Nürnberg, Augsburg, Schlettstadt, Basel, Harlem, Dortrecht, Antwerpen, Brügge, Florenz, Rom, Venedig, Feltre und Bologna, um den Ruhm, die Geburtsstätte oder wenigstens die Herberge des Erfinders der wichtigsten aller Künste gewesen zu seyn. Nach den kritischen Forschungen der neueren Zeit kann aber in dem Kampf um die Ehrenpalme nur von den 4 Städten Harlem, Straßburg, Mainz und Bamberg die Rede seyn. Außerdem möchten nur noch Florenz, wo, nach Dominico Manni (Della prima promulgazione de libri in Firenze etc., Florenz 1761), der Goldschmied Bernardo Cennini die B. gleichzeitig mit Faust in Mainz erfunden haben soll, Antwerpen, wo Ludwig von Baelbecke (um 1300), und Brügge, wo Jean Briton als Erfinder hingestellt wird, anzuführen seyn. Die Namen der vorzüglichsten Männer, denen man seit 3 Jahrhunderten das Verdienst der ersten Erfindung der B. zu vindiciren gesucht hat, sind: Panfilio aus dem edlen Hause Castaldia, Cennini, Gensfleisch (welchen man auch als eine von Gutenberg verschiedene Person aufgeführt findet), Coster, Gutenberg, Fust, Schöffer, Ulrich Han, Jenson, Mentelin, Pannartz, Regiomontanus, Gresmund, Pfister, Bämler, Zainer, Sweynheym, Ludwig von Baelbecke, Jean Briton. Die meisten Ansprüche dieser Männer beruhen weder auf authentischen Denkmalen, noch auf ausdrücklichem Zeugnisse. Während der 3 letzten Decennien des 15. Jahrhunderts hielt man fast allgemein Johann Gutenberg aus Mainz für den Erfinder der B., wobei auch manchmal Schöffer, Faust oder Fust, Medinbach oder Meydenbach und Mentelin als seine Gehülfen genannt werden. Bereits über 100 Jahre lang hatte die B. ihre segenvolle Wirksamkeit über einen großen Theil der Länder Europa's ausgebreitet, als sich in Holland Stimmen erhoben, welche dem mainzer Gutenberg die Palme des Ruhms nicht nur abstreiten, sondern ihn noch mit der Schmach des Diebstahls brandmarken wollten. Die meisten Vertheidiger Harlems stützen sich auf folgende harlemer Volkssage, welche von Hadrian de Jonghe (Junius), einem gelehrten Arzte und Historiographen der Staaten von Holland, in seiner zwischen 1562 u. 1575 geschriebenen und zu Leyden 1588 gedruckten „Batavia" (holländische Landesgeschichte) am ausführlichsten erzählt ist. In Harlem habe vor 128 Jahren Laurenz Janssoon (Johanns Sohn), genannt Coster (Küster), gelebt, welcher einstmals während eines Spaziergangs in dem vor der Stadt gelegenen Gehölze zum Zeitvertreib Buchstaben aus Buchenrinde verkehrt ausgeschnitten, einige Zeilen zusammengefügt u. als nützliches Spielzeug für die Kinder seines Schwiegersohns abgedruckt habe. Als ein Mann von großem und geübtem Verstande, sey er durch diesen glücklichen Anfang zu höheren Entwürfen hingeleitet worden, habe vor Allem, zuerst mit seinem Schwiegersohne Thomas Peter, eine dickere und haltbarere Dinte erdacht und hierauf ganze Tafeln mit Figuren und hinzugefügter Schrift dargestellt. Die ersten Versuche dieser Art seyen nur auf Einer Seite bedruckt und mit den Rückseiten zusammengeleimt gewesen, wie z. B. bei dem ersten Buche dieser Art, dem „Spiegel unseres Heils" („Spieghel onzer behoudenisse", Speculum humanae salvationis). Später habe er statt der hölzernen Formen bleierne und endlich welche von Zinn, als einem festeren, weniger biegsamen und dauerhafteren Stoffe, verfertigt. Aus dem, was von diesen Buchstaben übrig geblieben, seyen in der Folge Weinkannen gegossen worden, welche, „obgleich sehr alt", noch heute (1562—75) in dem laurenzschen Hause am Markte zu Harlem aufbewahrt würden. Die Erfindung habe außerordentliches Glück gemacht, das Geschäft sey zu großem Umfang gediehen und man habe Gehülfen angenommen, unter denen ein gewisser Johannes gewesen, sey es nun, daß derselbe, wie man vermuthet, Faust gewesen, Faust mit dem Namen von übler Vorbedeutung, weil er seinem Herrn untreu u. unheilbringend (infaustus) war, oder ein anderer Johannes. Dieser Johannes Faust (bei Andern wird ohne Umstände Gutenberg selbst genannt) habe die kirchliche Feier der Christnacht benutzt, um aus den Werkstätten Buchstaben und sonstige Geräthe und Werkzeuge zusammenzupacken und damit zu entfliehen. Er sey erst nach Amsterdam, dann nach Köln und endlich nach Mainz gegangen, wo er in Sicherheit und Ruhe die Früchte seines Diebstahls genossen habe. Aus dieser Werkstätte seyen dann binnen Jahresfrist, schon 1442 das „Doctrinale" des Alexander Gallus sammt den Abhandlungen des Petrus Hispanus als erste Frucht, und zwar mit denselben Buchstaben gedruckt, deren sich Laurenz zu Harlem bedient habe, hervorgegangen. Die neuesten Vertheidigungen der holländischen Ansprüche sind: „Verhandeling vom het Uitvinding der Boekdrukkunst" von W. H. J. Baron Westrennen vom Tiellandt" (s'Haage 1809), eine bündige Zusammenstellung alles Vorhandenen, mit dem Resultat, „daß vor dem Jahr 1436 mit in Holz geschnittenen Lettern zu drucken in Holland (er bestimmt keine Stadt) erfunden worden sey"; entschiedener äußert sich die „Verhandeling over hat Uitvinding der Boekdrukkunst door Koster te Haerlem" in Tydenmans und van Kampens „Mnemosyne" (Stück I, Dortr. 1815). Die besten Sachwalter der holländischen Angelegenheit sind aber H. W. v. Oosten de Bruyn, in „Geschiedenis der stad Haarlem", und Jakob Koning, Stadtschreiber in Amsterdam, in „Verhandeling over den Oorsprong, de Uitvinding, Verbetering en Volmaking der Boekdrukkunst" (Harlem 1816), eine von der harlemer gelehrten Gesellschaft für Kunst und Literatur gekrönte Preisschrift mit dem Supplemente dazu: „Bydragen tot de Geschiedenis der Boekdrukkunst" (Harl. 1818—23, 3 Stücke). Des Letztern Arbeit ist

besonders deshalb verdienstlich, weil er dem Zusammenhange der ältesten Druckversuche mittels Holztafeln mit denjenigen durch bewegliche Typen zuerst die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt und die Entstehung der sogenannten costerschen Drucke aus eigener Wurzel in Holland überzeugend dargethan hat; und hierin treten ihm nicht nur die gleichzeitigen Urtheile des Briten Thomas Young Ottley in „An inquiry into the origin and early history of engraving upon copper and wood" (2 Bde., London 1816), welcher sich auf die Meinung seines Freundes Douce beruft, sondern auch der ausgezeichnete Bibliograph Friedrich Adolf Ebert in der Zeitschrift „Hermes" (Jahrgang 1823, Stück IV), in der Halle'schen allgemeinen Literaturzeitung (Jahrg. 1828, Nr. 128), in dem dazu gehörigen Intelligenzblatte vom Februar 1825, im 4. Band der Encyklopädie von Ersch und Gruber (S. 224 bis 226), in den „Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor-, Mit- und Nachwelt" (Dresd. 1826, Bd. I, St. 2, Nr. 13, S. 120 bis 139) und in der Vorrede zu Kaisers deutscher Bücherkunde bestätigend und unterstützend zur Seite. Angriffe gegen Harlem machten: Lehne (Bibliothekar und Professor in Mainz) 1823, Lichtenberger, Dahl, K. A. Schaab und besonders J. Wetter in Mainz. Gegenkämpfe führten: Ebert, Koning und J. Scheltema in Utrecht. In den Schriften beider Parteien hat die polemische Natur, die hier mehr dort weniger vorherrscht, selbst den Gedanken an die Möglichkeit einer Koincidenz der Erfindung zu gleicher Zeit in mehren Köpfen und an verschiedenen Orten nicht einmal aufkommen lassen. Das Jahr 1840 brachte holländ. Seits nur die Schrift von P. J. W. Dousseau: „De Boekdruckkunst en derzelwen Uitvinder Laurens Janszoon Coster", Amsterd. 1840.

Straßburg kommt auf zweierlei Wegen dazu, für den Geburtsort der B. gehalten zu werden, indem man entweder Johann Mentel (Mentelin) zum Erfinder macht, oder behauptet, Gutenberg habe in dieser Stadt die ältesten Versuche seiner Kunst ins Leben gerufen. Für die erste Meinung entschied sich Adam Schrag (1640), gestützt auf die Chroniken Speckle's, Gebwilers und Spiegels. Er fand eine Unzahl wortgetreuer Nachredner, bis endlich der gelehrte Schöpflin in seinen „Vindiciae typographicae" (Straßb. 1760) zwar der Stadt Harlem u. ihrem Coster die Erfindung des Tafeldrucks, der Stadt Mainz und Peter Schöffer die der gegossenen Lettern zuerkannte, für Straßburg und Gutenberg aber die erste Idee der hölzernen beweglichen Buchstaben, mithin die ältesten Produkte der eigentlichen B. in Anspruch nahm. Schöpflin fand tüchtige Nachfolger in Jakob Oberlin (Exercice public de Bibliographie ou essai d'annales de la vie de Gutenberg, Straßb. an X [1801]). u. Johann Friedrich Lichtenberger (Initia typographica, Straßb. 1811. und „Geschichte der Erfindung der B. zur Ehrenrettung Straßburgs und zur vollständigen Widerlegung der Sagen von Harlem rc.", das. 1825), welcher Straßburg die Wiege, Mainz die Erzieherin der Kunst, Hollands Ansprüche aber mährchenhafte, von einem irregeleiteten Patriotismus erfundene Sagen nennt. Zu der letzten Jubelfeier der Erfindung der B. erschienen von Léon de Laborde: „Nouvelles recherches sur l'origine de l'imprimerie" (Paris 1840) und „Débuts de l'imprimerie à Strasbourg ou recherches sur les travaux mystérieux de Gutenberg dans cette ville et sur le procès qui lui fut intenté en 1439 à cette occasion" (das. 1840). Für Mainz haben sich schon vor Jahrhunderten nicht nur viele Chronisten und Schriftsteller bestimmt erklärt, sondern die meisten geben auch 1440 als das Jahr der Erfindung an und lassen die ersten Fortschritte derselben im ersten Jahrzehnt (bis 1450) gemacht werden. Dasselbe Zeugniß für Mainz legen auch die meisten Schlußschriften der frühesten Inkunabeln ab, z. B. des „Catholicon" von Joannis de Janua (1460), des „Liber Sextus decretalium" (1465), der „Institutionen" Justinians (1468), der „Grammatica Vetus rhythmica" (1468), des „Hortus Sanitatis", gedruckt von Jakob Medinbach (1491), des schöfferschen „Missale Cracoviensis ecclesiae" (1487), des „Appulejus", gedruckt von Johann von Winternheim (Wien 1497) rc. Das Jahr der Erfindung beweglicher Lettern wird von dem gerichtlichen Instrument des Notars Ulrich Helmaßperger, dem Lobgedicht des Bergallanus, der handschriftlichen Chronik der Stadt Nürnberg, ferner von Gassari in den bis 1576 fortgeführten augsburger Annalen, besonders aber vom Abt Tritheim (geb. 1462 † 1516), dem Zeitgenossen und Freund Peter Schöffers, in den Annalen des Klosters Hirschau (II, 421) auf 1450 festgesetzt. In neuerer Zeit haben nicht nur die gelehrten Franzosen Naudé, Lacaille, Chevillier, Catherinot, Oudin, Maittaire, Mercier, Abbé de St. Léger, Daunou, Van Praet, Lambinet, Peignot rc., sondern insbesondere die deutschen Bibliographen Bernhard v. Malinkrodt in Münster, Chr. Heinr. Senkenberg, Georg Christian Joannis und Stephan Alexander Würdtwein in Mainz, Georg Wolfgang Panzer in Nürnberg, Chr. Gottl. Schwarz in Altorf, Joh. Dav. Köhler in Göttingen, der große Kunstkenner von Heinecker in Dresden und selbst Prosper Marchand im Haag, nach unparteiischer Prüfung der Quellen sich auf das Entschiedenste für Mainz ausgesprochen. Den Ansichten dieser Männer traten bei: J. G. Immanuel Breitkopf (Abhandlung über die Geschichte der B., Leipzig 1779), Zapf (Aelteste Buchdr.-Gesch. von Mainz, 1790), Gotth. Fischer (Essai sur les monumens typographiques etc., Mainz im J. X), K. A. Schaab (Geschichte der Erfindung der B. durch Johann Gensfleisch, gen. Gutenberg rc., mit mehr als drittehalb hundert noch ungedruckten Urkunden, Mainz 1830), Joh. Wetter (Kritische Geschichte der Erfindung der B., das. 1836, mit 13 Tafeln Facsimiles) und John Jackson (Treatise on Wood Engraving, historical and practical, Lond. 1839). Auch das Jubelfest von 1840 hat die Zahl der Streit- und Beweisschriften, die für Mainz in die Schranken traten, bedeutend vermehrt. Die patriotischen Kämpfe der mainzer Gelehrten abgerechnet, sind besonders anzuführen: Otto August Schulz, Gutenberg oder die Erfindung der B. rc., mit 8 Holzschnitten, Leipzig; K. M. Ed,

Kurzgefaßte Geschichte der B., Hamburg. Das Hauptwerk aus dieser Periode ist die „Geschichte der B." von Falkenstein, die sich ebenfalls für Mainz und Gutenberg ausspricht. Außerdem hat J. D. F. Sotzmann in einer, dem historischen Taschenbuche von v. Raumer (S. 517 bis 677) einverleibten Abhandlung: „Gutenberg und seine Mitbewerber, oder die Briefdrucker und die Buchdrucker", eine weitere Begründung der bereits im Jahrgange 1837, sowie in dem Konversationslexikon der Gegenwart, Bd. 1, S. 632 ff., niedergelegten Ansicht, die stufenweise Entwickelung der B. in treffender Weise dargethan. Viele hierher gehörige Aufsätze hat das vom Bibliothekar Naumann in Leipzig herausgegebene „Serapeum" geliefert, eine Zeitschrift, die seit ihrem Bestehen viele gehaltvolle Beiträge enthalten und durch treue Facsimiles einen besonderen Werth bekommen hat.

Auch Bamberg hat Zeugnisse vorzulegen, welche es als Wiege der B. hinstellen. Lange Zeit hindurch blieb Bamberg vergessen, bis Camus (Notice d'un livre imprimé à Bamberg en 1462 par Albert Pfister et contenu dans un volume arrivé à la bibliothèque nationale au mois de pluviose an VII, Paris 1791) wieder darauf aufmerksam machte; Placidus Sprenger führte dies in seiner „Aeltesten Buchdruckergeschichte von Bamberg ꝛc." (Nürnb. 1800) weiter aus, worauf endlich Heinrich Joachim Jäck, Bibliothekar in Bamberg, in seiner „Beschreibung der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg" (Bamberg 1835) und in der „Denkschrift für das Jubelfest der B. zu Bamberg, am 24. Juni 1840, als Spiegel der allseitigen Bildungsverhältnisse seit unserer geschichtlichen Periode, mit 19 Schriftmustern ꝛc." (Erlangen 1840) dem Formschneider Pfister die Ehre eines zweiten Erfinders der Typographie mit schlagenden Beweisgründen vindicirte.

Als Endergebniß der Ansprüche Hollands u. Deutschlands stellt sich heraus, daß ein Küster zu Harlem, den die Sage „Lorenz, Sohn des Johann" nennt und welcher das zu jener Zeit einträgliche Gewerbe eines Briefdruckers betrieb, bald nach 1440 nicht nur auf selbstständigem Wege Bücher in Holztafeln schnitt, sondern auch metallene Lettern zum Drucke anwendete, und daß die bis zum Jahr 1470 in Holland erschienenen undatirten xylographischen und typographischen Denkmäler, deren man eine Anzahl von ungefähr 20 kennt, wenn nicht sämmtlich seine eigenen Werke, doch wenigstens die Arbeiten seiner Schüler sind. Alles Uebrige aber, namentlich was in der Erzählung bei Junius hinzugekommen, verdient weniger Glauben, weil es theils mit anderen Thatsachen nicht in Uebereinstimmung steht, theils Mißverständniß und Unkunde verräth. Faßt man nämlich die frühesten Druckversuche selbst, die xylographischen Bücher, welche sowohl in Hinsicht auf Zeit als Ort der Entstehung nur durch Vergleichung von Bild, Schrift und Druckart unterschieden werden können, prüfend ins Auge, so verrathen die ersten Ausgaben, z. B. der Armenbibel, des hohen Lieds, der Apokalypse u. des Heilspiegels, offenbar holländischen Ursprung, oder weisen zum wenigsten entschieden auf den Niederrhein hin. Die Typen der costerschen Druckwerke und der seiner Erben und Nachfolger sind zwar in der Größe von einander verschieden, ungefähr von der Höhe der gutenbergschen Bibeltype bis zur halben Höhe derselben herab, immer aber in dem Hauptcharakter übereinstimmend und von jeder anderen Schriftgattung der frühesten mainzer, kölner, bamberger und straßburger Officinen so verschieden, daß sie durchaus keiner der ersten deutschen oder niederländischen, auch nicht einmal der der ersten harlemer Buchdrucker zwischen 1483 und 1486 gleichkommen, sondern vielmehr den damals weit verbreiteten Handschriftenductus des burgundischen Reiches zum Vorbilde haben, jenes großen Staates mit Flandern, Brabant, Hennegau, Geldern und den Niederlanden in dem weitesten Umfange des Worts, also auch mit Inbegriff des benachbarten Niederrheins und Westphalens. Man unterscheidet einen doppelten Schriftcharakter dieser Länder im 15. Jahrhundert: der eine ist der geradestehende Missaltypus für Meßbücher, Breviarien, Antiphonorien, Horarien und Gebetbücher aller Art, sowie meist für Bücher theologischen und philosophischen Inhalts bestimmt und in Holland und in den Provinzen am Niederrhein heimisch; er zeichnet sich durch regelmäßig geradestehende gothische Buchstaben mit scharfen Kanten u. Ecken aus, besonders durch häufig angebrachte Haarstriche neben den Schattenstrichen und durch ähnliche schnörkelartige Verzierungen an den Initial- und Versalbuchstaben; der andere ist eine Art länglicher schiefliegender Minuskel von ungleich freierer Bewegung; er wurde mehr für weltliche Mittheilungen und Bücher heiteren Inhalts, z. B. für dichterische Werke, Jagd- und Turnierbücher und Schriften aus dem Ideenkreise des ritterlichen Lebens gewählt, gehörte mehr den französisch sprechenden Ländern jener Staaten, wie Belgien und dem eigentlichen Burgund, an u. ist noch bei den Franzosen als „écriture grosse bâtarde" bekannt. Erst um 1480 wurde in diesen Ländern Schrift und Presse von deutschem Einfluß überwältigt. Da die holländische Erfindung für sich abgeschlossen ohne weiteren Einfluß auf die Nachbarstaaten blieb, oder, in den Niederlanden von den deutschen Zunftgenossen überflügelt, sehr bald sowohl in der Form, als in der Anwendung der Typen diesem Einflusse zu weichen begann, während die deutsche Entdeckung mit unglaublicher Schnelligkeit nach allen Richtungen hin fast über alle Staaten Europa's sich verbreitete, so tritt jene mit ihrem Coster in dem großen Entwickelungsbilde der neuen Kunst bescheiden in den Hintergrund und Mainz und sein Gutenberg (s. d.) bilden den Glanzpunkt des Gemäldes.

Gutenberg wurde nach gewöhnlicher Annahme 1397 geboren. Schon 1424 befand er sich aber in Straßburg, wohin er in Folge eines Parteikampfs von Mainz übersiedelte. Wenn sich auch aus Allem, was über Gutenbergs Aufenthalt erforscht worden ist, als Resultat der straßburger Ansprüche noch keineswegs mit Gewißheit ergibt, daß Gutenberg schon damals Druckversuche mit beweglichen Lettern gemacht habe, so läßt sich doch ebenso wenig verkennen, daß Zeugenaussagen in alten Gerichtsakten von einem

Prozesse Gutenbergs gegen einen straßburger Bürger, die 1745 von Schöpflin im straßburger Archiv wieder aufgefunden worden sind, wenigstens auf die ersten Anfänge eines Druckapparats mit beweglichen und zwar gegossenen Lettern zu Straßburg hindeuten. Die Ursache der Dunkelheit, in welche diese ganze Lebensperiode Gutenbergs gehüllt ist, liegt ebensowohl darin, daß die Zeugen entweder selbst nicht wußten, welche Bewandtniß es mit Gutenbergs typographischen Versuchen hatte, oder daß sie durch ein Gelübde oder durch ihr eigenes Interesse zur Geheimhaltung sich aufgefordert fühlten, als auch darin, daß die Geschichtsforscher durch die verschiedenen technischen Ausdrücke irre geleitet wurden, und endlich darin, daß die Richter bei der Untersuchung und beim Urtheilsspruch auf die technische Natur des Geschäfts gar keinen Werth legten. Schwerlich dürfte sich, wenn nicht noch andere schriftliche Dokumente aufgefunden werden, zur Gewißheit bringen lassen, ob sich Gutenberg schon in Straßburg der Buchstabenstempel zum Setzen und Drucken, oder nur, um Matrizen darüber zu gießen, bedient habe. Noch schwerer aber ist die Frage zu beantworten, ob ihm in Straßburg überhaupt schon ein Druckwerk gelungen sey, denn vergeblich sieht man sich nach Spuren desselben um, sey es, daß sie sich im Laufe der Zeit völlig verloren haben, oder weil sich die Lettern zur Vollendung eines ganzen Buches nicht brauchbar erwiesen, oder weil der Prozeß die Ausführung des ganzen Plans ins Stocken brachte. Gesteht man aber auch auf diese Weise der Stadt Straßburg die Ehre zu, daß in ihr vor allen deutschen Städten die ersten Versuche der eigentlichen B., obwohl freilich nur in ihren rohesten Anfängen, gemacht worden sind, so bleibt der Nebenbuhlerin Mainz um nichts desto minder der Ruhm, die unvergleichliche Kunst durch bewunderungswürdige Leistungen zuerst ins Leben treten gesehen zu haben und somit auch die Wiege der Typographie zu seyn. In Straßburg blieb Gutenberg bis gegen Ende 1444. Aus dem ganzen Zeitraum von 1440—44 weiß man über ihn weiter nichts, als daß er, nachdem die gemachten und wahrscheinlich nicht gelungenen Versuche sein ganzes Vermögen aufgezehrt hatten, noch mehrmals zu neuen Anlehen genöthigt worden war. Zu Ende 1444 oder Anfangs 1445 langte Gutenberg wieder in Mainz an, ohne in Straßburg einen förmlich ausgebildeten Schüler der Typographie oder ein Produkt seiner Kunst zurückgelassen zu haben. In Mainz gestaltete sich anfangs Gutenbergs Leben und Schaffen nicht freundlicher, als in Straßburg. Das Einzige, was wir aus der ganzen Zeit von 1445—50 von ihm wissen, ist, daß er auch hier genöthigt war, den Aufwand, welchen seine Versuche erforderten, mit fremdem Gelde zu decken. Er hatte bereits eine Anzahl ausgestochener Schnitzwerke oder Bild- und Schrifttafeln vollendet, als er sich dennoch durch die abermalige Erschöpfung aller Mittel in die Unmöglichkeit versetzt sah, sein Unternehmen zu Ende zu bringen, und darum schon auf dem Punkt stand, es gänzlich aufzugeben. Allein seinen Geist, der keine Ruhe kannte, erfüllte bald wieder neuer Muth zu neuer Ausdauer. Er war überzeugt, daß nur noch eine kurze Frist fortgesetzter Mühe und einige Geldzuschüsse ihm zu Hülfe kommen müßten, und suchte also einen thätigen und reichen Gesellschafter, den er 1450 in der Person Johann Fusts oder Fausts, eines der reichsten Bürger von Mainz, fand. Mit diesem schloß Gutenberg am 22. August einen Gesellschaftsvertrag, welchem gemäß Fust an Gutenberg 800 Gulden in Gold und zwar zu 6 Procent Zinsen abgeben, Gutenberg damit seine Officin einrichten und alles darin befindliche Werkzeug dem Fust wiederum als Unterpfand für die vorgeschossenen 800 Gulden dienen sollte. Blieben sie später nicht einig, so sollte Gutenberg dem Fust die 800 Gulden wiedergeben und das Werkzeug alsdann wieder hypothekfrei seyn ꝛc. Es ging denn Gutenberg von Neuem an sein großes Werk und scheint auch hier nicht nur den Tafeldruck bereits eine Zeit lang mit Erfolg ausgeübt, sondern auch das Drucken mittels beweglicher hölzerner Buchstaben bewerkstelligt zu haben. Die meisten Schwierigkeiten aber scheinen ihm bei den Versuchen zur Bereitung einer hinlänglich zähen Schwärze, damals „Tinte" genannt, entgegengetreten zu seyn. Auch nach dem Abschluß des Vertrags mit Fust druckte Gutenberg noch eine Zeit lang mit festen Holztafeln, nicht etwa, weil die Idee, bewegliche Buchstaben zu gebrauchen, noch nicht in seinem Geiste aufgestiegen war, sondern weil für gewisse Gegenstände der Tafeldruck weit wohlfeiler und geeigneter war, wie z. B. für ABCdarien, Schulbücher und besonders für Ablaßbriefe, welche nicht mehr Raum, als eine Seite eines halben Bogens in Querformat einnehmen durften. Von den Holztypen aus der gutenberg-fustischen Werkstatt haben sich einzelne bis auf unsere Zeit erhalten. Sie sind aus Birnbaumholz, etwa 1½ Zoll hoch, viereckig und haben oben ein Loch, um sie an einen Faden oder Draht anreihen und befestigen zu können. Jetzt gehören derartige Exemplare selbst in Mainz zu den größten Seltenheiten, weil der Gebrauch, der ehedem dort bestand, jedem Buchdruckerlehrling, der ausgelernt hatte, bei seiner Lossprechung einen dieser gutenbergschen hölzernen Buchstaben zum Beweise seiner erlangten Fähigkeit und zum Andenken zu übergeben, ihre Zahl nothwendig mit jedem Jahre sehr vermindern mußte. Gutenbergs erste Drucke in Mainz waren aller Wahrscheinlichkeit nach Abcdarien, kleine lateinische ABCbücher für den Schulgebrauch, von denen sich jedoch nur wenige Fragmente erhalten haben; Horarien, kleine Gebetbücher, etwa das Vater Unser, das Ave Maria, den Glauben und einige besondere Gebete zu Ehren des jedesmaligen Stadt- und Landpatrons enthaltend, von denen sich kein einziges vollständiges Exemplar erhalten hat; Konfessionalien, sogenannte Beichtspiegel, Verzeichnisse aller nur denkbaren Sünden, die ein Mensch begehen kann (ein Exemplar soll sich im Besitz des Druckers Aldus Manutius befunden haben und von da in die Bibliothek der Akademie zu Pisa gekommen seyn; ein anderes in der St. Genovefabibliothek in Paris aufbewahrt worden seyn, wo es aber während der Revolution verschwunden ist); Donate, Auszüge aus der Grammatik des Ael. Donatus, wovon außer einem einzigen vollständigen Exemplar, das die

k. Bibliothek in Paris besitzt, nur Fragmente erhalten sind. Wie mangelhaft und unscheinbar der Abdruck eines solchen aus Holztypen bestehenden Satzes müsse gewesen seyn, läßt sich leicht begreifen, wenn man erwägt, daß die Buchstaben, von denen jeder einzeln geschnitzt werden mußte, sich nie einander völlig gleich seyn konnten und also auch keinen ganz gleichmäßigen Druck der Presse zuließen. Gutenbergs nächster Schritt war der Versuch, die Lettern, statt sie aus Holz zu schnitzen, in Metall zu schneiden. Da aber auch das Schneiden der Metalltypen aus freier Hand allzuviel Zeit erforderte und auch bei diesem Verfahren die Buchstaben wegen der unvermeidlichen Ungleichheit nie ein richtiges Verhältniß zu einander bekamen, so gerieth Gutenberg endlich auf den Gedanken, der seine Kunst zur höchsten Ausbildung befähigte, nämlich auf die Erfindung der Schriftgießerei. Wie einfach und naheliegend uns auch der Gedanke erscheinen mag, einen Buchstaben, statt ihn immer wieder von Neuem in Holz oder Metall zu schneiden, mit Blei zu übergießen oder in flüssiges Blei einzudrücken, wodurch ja die Art und Weise klar zu Tage gelegt war, Formen zu allen Buchstaben des Alphabets zu gewinnen, aus welchen man dann mit Leichtigkeit bleierne oder zinnerne, zu jedem Druck genügende Lettern zu gießen vermochte; so bedurfte es doch noch sehr vielfacher und bedeutender Versuche, um für das Material der Patrizen und Matrizen und der daraus zu gewinnenden Lettern, für die Einrichtung der Gießform und so vieler anderen Apparate das Zweckmäßigste zu finden. Der Formschneider mußte beim Goldschmied und Metallgießer in die Lehre geben und trotz aller Vortheile, welche diese Gewerbe darboten, waren noch weitere nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden. Gutenberg mußte zunächst auf den Gedanken kommen, daß, wenn er über einen Buchstaben eine Form mache, er denselben alsdann in beliebiger Anzahl und mit unendlich geringerer Mühe aus Metall würde gießen können. Die Zeit dieser Erfindung setzt Falkenstein in den Anfang des 5. Decenniums des 15. Jahrhunderts, weil sich aus einer Urkunde ergibt, daß Fust am 6. December 1452 dem Gutenberg abermals 800 Gulden vorgeschossen habe, und weil es bei dem eigennützigen und vorsichtigen Charakter Fusts einleuchtend ist, daß er wohl schwerlich dieses zweite Kapital würde auf das Spiel gesetzt und in ein Geschäft gegeben haben, das noch keinen Gewinn abgeworfen, wäre letzterer 1450 noch nicht weiter gewesen, als jeder andere Briefdrucker, und hätte er nicht die gemachte Erfindung des Schriftgießens und Setzens schon bis auf den Punkt gebracht, daß er ihm eine sichere Aussicht auf das Gelingen eines ganzen Bibeldrucks und mithin einen erheblichen Gewinn und einen glänzenden Erfolg hätte in Aussicht stellen können. Uebrigens scheint Gutenberg selbst noch mehr als Fust in das Geschäft verwendet zu haben, „denn, so erzählt Abt Tritheim („Annalen des Klosters Hirschau" bei dem Jahre 1450), als sie (Gutenberg und Fust) beschäftigt waren, die Bibel zu drucken, hatten sie schon mehr als 4000 Gulden ausgegeben, ehe sie noch das dritte Quaternion (Lage von je 4 Bogen, also den 12. Druckbogen) zu Stande gebracht". Da nun die zweimaligen Zuschüsse Fusts in 1600 Gulden bestanden, so muß Gutenberg, vielleicht durch Unterstützung seiner Verwandten, über 2400 Gulden dazu beigetragen haben. Nachdem Gutenberg die Werkstatt endlich mit dem nöthigen Apparat an Lettern, Pergament, Papier, Schwärze, Pressen ꝛc. versehen hatte, sollte das heiligste aller Druckwerke auch die erste Frucht der Erfindung seyn: sie begannen ungefähr um 1452 den Druck einer lateinischen Bibel („Biblia latina vulgata"), welcher gegen das Ende von 1455, nach unzähligen Versuchen und großen Bemühungen, in zwei Foliobänden von beinahe 650 Blättern vollendet wurde. In diese Frist fällt auch das Ausmalen der verzierten Anfangsbuchstaben, das Einschreiben der Rubriken, Summarien und Blattzahlen, das bei einem so umfangreichen Werke wenigstens 8—9 Monate in Anspruch genommen haben mag. In diesem Erstlingswerke der B. liegt der für die Geschichte der Fortschritte derselben nicht uninteressante Beweis, daß Gutenberg, nachdem er selbst bis zu dem Gedanken, Lettern zu gießen, gekommen war, noch viele und große Hindernisse zu überwinden hatte, daß die Hauptschwierigkeit in der Nothwendigkeit unzähliger höchst kostbarer und mühevoller Versuche lag, um von den gegossenen zu den geschlagenen, von den bleiernen zu den kupfernen Matrizen, sowie von den hölzernen Buchstabenstempeln zu den stählernen Patrizen zu gelangen und endlich das geeignete Metallgemisch für den Letternguß und diejenige Einrichtung der Gießform zu finden, welche einer Schrift von der kleinsten Dimension das genaueste Gleichmaß verschafft. Es kann daher nicht befremden, wenn der Erfinder einen Zeitraum von 10 Jahren, 1440—1450, zu Versuchen und Vorbereitungen aller Art nöthig hatte, um den Zielpunkt seines Strebens zu erreichen u. sich zur Unternehmung eines Bibeldrucks geschickt zu machen. Hatte er damit gleichwohl die letzte Stufe der Vervollkommnung des Letterngusses noch nicht erstiegen, so war doch der erste entscheidende Schritt gethan und der Weg dahin gebahnt. Der Mann aber, dem es vorbehalten war, diese Höhe zu erklimmen und das mainzer Erfindertriumvirat vollständig zu machen, ist Peter Schöffer von Gernsheim, der den Ehrennamen „des größten Verbesserers der B." durch alle Zeiten trägt. Trotz Gutenbergs unermüdlichen Eifers und trotz der Fortschritte, welche die junge Kunst bis jetzt gemacht hatte, war man noch nicht im Stande gewesen, einen schönen Druck zu liefern. Die aus gegossenen Mutterformen hervorgegangenen Typen fielen nämlich häufig ungleich und stumpf aus; die Matrize begann bei dem oft wiederholten Einguß des glühenden Bleies mit der Zeit selbst zu schmelzen und füllte sich nach und nach mit einem kleinen Schlackenansatz, weshalb nur die zuerst gegossenen Lettern scharf und gleichförmig, alle späteren stumpf und nie vollständig aus der Mutterform hervorkamen. Während Gutenberg und Fust auf Mittel zur Beseitigung dieses Uebelstandes sannen, führte der Zufall Peter Schöffer, der, ein tüchtiger Schönschreiber und in der Kunst des „Illuminirens" u. „Rubricirens" wohl erfahren, bis jetzt in Paris gelebt hatte, in seine Heimath zurück, und zwar in

das Haus und in den Dienst des reichen Johann Fust. Hier finden wir ihn um 1451 als „Famulus" Fusts, und er ist also nicht nur während der Verbindung Gutenbergs mit Fust schon für beide als Schönschreiber und Illuminirer thätig, sondern zugleich in das Geheimniß der neuen Kunst eingeweiht gewesen. Schöffers Scharfblick übersah gar bald sowohl die Vortheile, als die Mängel des bis jetzt beobachteten Verfahrens, und ihm gelang es endlich, das Mittel aufzufinden, welches noch jetzt als das beste und allein ausreichende bei der Schriftgießerei angewandt wird. Statt nämlich die Matrizen zu gießen, schlug er sie mittelst eines Stahlstempels (Bunze), auf welchen der auszudrückende Buchstabe erhaben geschnitten war, in dünne Kupfer- und Messingplättchen. Durch dieses ebenso leichte als sinnreiche Verfahren erzielte er nicht nur einen schnelleren Guß, sondern auch völlige Gleichheit, Schärfe u. Schönheit der Buchstaben. Aber auch die Druckerschwärze bedurfte der Verbesserung; die von Gutenberg nur aus Lampenruß mit Wasser und Leim zubereitete hatte weder Glanz, noch Kraft, wurde durch jede Feuchtigkeit aufgelöst und fiel mit der Zeit ab. Schöffer wußte auch diesen Mängeln der Schwärze durch einen Zusatz von Oel abzuhelfen; alle diese Verbesserungen fallen in den Zeitraum weniger Jahre. Wie sehr Fust von der Wichtigkeit dieser neuen Verfahrungsweisen durchdrungen war, und wie er Schöffern an sich zu fesseln wußte, um dessen Erfindung und den daraus zu erwartenden Gewinn gemeinschaftlich mit ihm auszubeuten, geht besonders daraus hervor, daß er ihm seine Tochter zur Frau gab. Auf diese Weise wußte der gewinnsüchtige Fust alle Vortheile der neuen Erfindung zunächst sich und den Seinen zu sichern. Da nun Fust wußte, daß Gutenberg den Rest seines Vermögens in das gemeinschaftliche Geschäft verwendet hatte und nicht im Stande war, die ihm vorgeschossenen Gelder auf der Stelle zurückzuzahlen, so wartete er nur so lange, bis der Druck jenes Werkes, auf welches schon so große Summen verwendet worden, seine Vollendung erreicht haben würde, um alsdann den ersten besten Vorwand zur Trennung von Gutenberg zu benutzen, mit seinem Eidam eine eigene Officin zu errichten und dem Erfinder der Kunst durch schönere Druckwerke, als er damals liefern konnte, jede Möglichkeit der Konkurrenz abzuschneiden. Darum trifft der Prozeß und die ungestümere Rückforderung der geliehenen Gelder so genau mit dem Zeitpunkt zusammen, wo der Druck der lateinischen Bibel seinem Ende nahe war. Schon im Oktober 1455 hatte Fust eine Klage gegen Gutenberg eingereicht, ihn vor Gericht gefordert und von ihm die Zurückbezahlung seiner zu zwei verschiedenen Epochen in das Geschäft dargeliehenen 1600 Gulden nebst Zinsen, in Betrag von 390 Gulden und Zinseszinsen in Betrag von 36 Gulden, welche er selbst an Juden zahlen müssen, im Ganzen also 2026 Gulden verlangt. Der Spruch des Gerichts lautet dahin, Gutenberg solle Rechnung ablegen über alle Einnahmen und Ausgaben, welche er unmittelbar zur Hervorbringung von Büchern, für Pergament, Papier rc. gemacht habe, denn die Bücher sollten zu gemeinschaftlichem Nutzen verkauft werden. Wenn sich daraus ergebe, daß er mehr Geld empfangen als ausgegeben und nicht zu beider Vortheile, sondern zu eigenem, so solle er das an Fust herauszahlen; Fust aber habe durch einen Eid oder rechtliche Kundschaft darzuthun, daß er das angegebene Geld selbst gegen Zinsen aufgenommen und nicht aus seinem eigenen Vermögen vorgeschossen habe. Könne er das erweisen, so solle ihm Gutenberg diese Zinsen auch bezahlen laut Inhalt des „Zettels". Am 6. November 1455, dem vom Schiedsgerichte anberaumten Termine, legte Fust im großen „Resender" (Refectorium) des seinem Hause gegenüber gelegenen Barfüßerklosters den ihm vom Gericht auferlegten Eid in die Hände des Notars Ulrich Helmasperger ab und erhielt hierüber die verlangte Abschrift seines Rechtshandels. Obgleich es nach dem Buchstaben des damals landesüblichen Gesetzes streng untersagt war, Darlehen zu 6 Procent und Wucherzinsen oder Zinsen von Zinsen zu nehmen, so scheint denn doch das weltliche Gericht zu Mainz die einflußreiche Familie der „Fuste" in Mainz bei seinem Urtheilsspruch berücksichtigt und der Vollziehung der parteiischen Entscheidung den eiligsten Vorschub geleistet zu haben. Gutenberg bestritt zwar die Gültigkeit des Spruchs, und es entspann sich daraus ein Prozeß, welchen noch Fusts Nachkommen mit den Verwandten des kinderlos verstorbenen Gutenberg fortsetzten; Fust selbst aber hatte seinen Zweck erreicht: Gutenberg konnte nicht bezahlen, und so wanderte denn das jenem verschriebene Unterpfand, und zwar nicht bloß die Presse sammt allen Druckwerkzeugen, sondern auch die schon gedruckten Bogen der lateinischen Bibel und alles vorräthige Pergament und Papier, in Fusts Hände. Dies geschah zu Ende von 1455.

Während ihrer Verbindung hatten beide folgende Werke zu Tage gefördert: verschiedene Ausgaben des Donat, von denen die k. Bibliothek zu Paris mehre besitzt, u. die 42zeilige Bibel in lateinischer Sprache (ohne Angabe des Jahres, Druckorts und des Typographen), die erste größere Frucht der neuen Erfindung, 2 Foliobände von 324 und 317 Blättern von 10 Zoll 8 Linien Höhe und 7 Zoll 4 Linien Breite, in gespaltenen Kolumnen ohne Seitenzahlen, Kustos, Signaturen und Initialen. Letztere sind in den Pergamentausgaben in schönen Farben und den Verzierungen, auf den Papierdrucken aber Goldverziert und blauen oder beiden Farben abmit rothen gemalt. Das Papier, weiß u. stark, wechselnd eingeriedene Wasserzeichen: den einfachen hat vier versch. Ochsenkopf mit der Stange und Ochsenkopf, den den kleinen Ochsen und die dem Kreuzbalken, den Seiten haben in jeder Ko- Traube. Die 9 erste 10. hat 41 und die übrigen lumne 40 Zeilen, die stabeu sind die sogenannten haben 42. Die Bu deren scharfe Ecken beweisen, kleinen Missaltypen, sind, sowie ihre allgemeine daß es Metalltypen zelnen Formen für den Guß Gleichheit in allen ein r durch die dicken Grund- der Lettern zeugt. Nu längliche Gestalt sind sie züge und die eckige, oft Schöffers verbesserter Me- von den späteren nach n unterschieden. Guten- thode verfertigten Type heinlich auf Veranlassung berg hat, höchst wahrsc Druckorts, Druckers und Fusts, die Angabe des

Datums seinem Werke nicht beigefügt, weil die neue Kunst, Bücher durch den Druck zu vervielfältigen, noch geheim gehalten und das Werk zu den hohen Preisen der geschriebenen Bibeln verkauft werden sollte. Von diesem kostbaren Kleinode gibt es a) 6 Pergamentexemplare: eins in der k. Bibliothek zu Paris, die sogenannte „Mainzer Benediktinerbibel", jetzt in 4 Bänden gebunden; eins in der königlichen Bibliothek zu Berlin, 2 Bände, mit buntgoldenen Initialien; eins in der Universitätsbibliothek zu Leipzig, 4 Bände; eins in der Bibliothek Barberini zu Rom, 2 Bände; eins in der Bibliothek des Lord Granville zu London und eins in der Bibliothek des Bierbrauers Parkins zu London, welches 1793 von Merlin de Thionville aus der mainzer Universitätsbibliothek geraubt und später vom Buchhändler Nicol in London an Parkins für 504 Pfd. Sterling verkauft wurde; außerdem besitzt noch die königliche Bibliothek in Dresden ein Fragment und die Stadtbibliothek zu Mainz ein Blatt dieser Pergamentbibel; b) 9 Exemplare auf Papier: eins in der k. Bibliothek zu Paris mit Aufschriften vom Vikarius Heinrich Cremer, 1456, ehedem Eigenthum des Kurfürsten von Mainz; eins in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien; 2 Exemplare in der königlichen Hofbibliothek zu München, aus den Klosterbibliotheken von Andechs und Rothenbuch; eins in der Bibliothek zu Aschaffenburg, defekt; eins in der Bibliothek des mazarinischen Kollegiums zu Paris; eins in der Bibliothek des Lord Spencer zu Althorp; eins in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M.; eins in der Universitätsbibliothek zu Leipzig und eins in der Stadtbibliothek zu Trier (nur der erste Theil).

Gutenberg hatte durch die Versuche zur Erfindung der B. sein Vermögen, durch den ungerechten Urtheilsspruch des mainzer weltlichen Gerichts den sämmtlichen mühevoll zusammengearbeiteten Druckapparat, durch Fusts ehrlose List auch die sämmtlichen Erstlingserzeugnisse seiner großen Erfindung und seines Fleißes verloren; er stand wieder am Anfang, nur an Erfahrungen reicher, aber ärmer und hülfloser als vorher, u. nur Eines hatte ihn nicht verlassen: der Muth, den die edelste Begeisterung für sein großes Werk in seine Seele gelegt hatte. Mit ungebeugter Willens- u. Thatkraft betrat er noch einmal den mühevollen Pfad, und Beharrlichkeit führte ihn zum Ziel. Es gelang ihm, Mittel zur Herstellung eines neuen Druckapparats aufzufinden. Daß ihm aber seine erneueten Anstrengungen abermals große Mühe verursacht haben, geht aus der langen Pause hervor, welche zwischen dem Drucke der Bibel und seinem zunächst darauf folgenden Werke lag. Bis 1460 weiß die Geschichte nichts Zuverlässiges über seine Arbeiten und Unternehmungen. Nach einem Berichte Johann Friedrich Fausts von Aschaffenburg in Köhlers „Ehrenrettung" soll sich Gutenberg, über das Urtheil des mainzer Gerichts aufgebracht, nach Straßburg begeben und hier einen eigenen Verlag gehabt haben. Jedoch kann er sich nur sehr kurze Zeit in Straßburg aufgehalten haben, denn wir treffen ihn schon in der ersten Hälfte von 1457 wieder zu Mainz. Hier hatte sich endlich ein wegen seiner Kenntnisse und seines Edelsinns allgemein hochgeachteter Mann, Konrad Humery, gefunden, welcher das dem Erfinder der neuen Kunst von der Stadt Mainz durch die Parteilichkeit ihres weltlichen Gerichts zugefügte Unrecht wieder gut zu machen suchte. Seine Geldvorschüsse setzten Gutenberg in den Stand, eine neue Werkstatt einzurichten. Auch diesmal mußte er zwar seine Druckerei nebst Werkzeug und allen Vorräthen als Unterpfand verschreiben; allein Humery war kein Wucherer, wie Fust, sondern ließ den in Erwerbung von Glücksgütern sehr unerfahrenen Erfinder bis zu seinem Tode im Besitze seiner Officin und Druckgeräthe. Das erste Werk, welches aus dieser neuen Presse hervorging, erschien erst 1460 auf Pergament und auf Papier, mit großen Initial- und Versalbuchstaben, welche, und zwar bei den Pergamentexemplaren weiß in Gold- und Purpurfarbe, eingemalt sind. Es war das sogenannte Katholikon, oder: „Joannis de Janua Summa quae vocatur Catholicon", eine zu jener Zeit sehr beliebte und vielgebrauchte grammatisch-lexikalische Kompilation des Dominikanermönchs Johannis de Balbis von Genua. Dieses Werk, in groß Folio, mit feingothischer Schrift, ohne Signatur, Kustoden, Blattzahlen und Anfangsbuchstaben, in gespaltenen Kolumnen von je 66 Zeilen, ist 374 Blätter stark und mit Typen gedruckt, welche augenscheinlich nach Peter Schöffers verbessertem Verfahren gegossen, aber mager, ungleich und schlecht geformt sind. In der Schlußschrift, in welcher nicht nur das Jahr, sondern auch die Art des Druckes angegeben ist, fehlt abermals der Name des Druckers. Es ist jedoch nicht im mindesten zweifelhaft, daß Gutenberg der Schöpfer dieses Werkes sey, denn 1460 bestanden zu Mainz nur 2 Druckereien, die seinige und die fust-schöffersche. Das Katholikon ist aber mit Buchstaben gedruckt, welche in keinem einzigen der von Fust und Schöffer gedruckten Bücher vorkommen, während sie ganz genau sich in dem „Vocabularium latino-teutonicum" wiederfinden, welches laut der Schlußschrift Heinrich u. Nikolaus Bechtermünze 1467 zu Eltwyl im Rheingau gedruckt haben. Daß aber diese Druckerei in Eltwyl nur von Gutenberg herrühren könne, erhellt aus dem Umstande, daß Kurfürst Adolf II. von Nassau, welcher, nachdem er den rechtmäßigen Kurfürsten Diether aus dem Hause Isenburg mit Hülfe der Rheingauer verrätherischer Weise überfallen und die Residenzstadt in Brand gesteckt und geplündert hatte, aus Furcht vor den mainzer Bürgern, deren 500 bei der tapfern Gegenwehr gefallen waren, sein Hoflager in Eltwyl aufgeschlagen, Joh. Gutenberg aber durch ein Dekret vom 18. Jan. 1465 in die Zahl seiner Hofleute aufgenommen hat, wodurch letzterer die Veranlassung erhielt, seinen bisherigen Aufenthalt in Mainz mit dem in Eltwyl zu vertauschen und die Druckerei entweder ganz aufzugeben, oder unter dem Namen von Andern fortzutreiben. Dazu kommt, daß Heinrich Bechtermünze 1464 seine mit Grethe von Schwalbach erzeugte Tochter Elsbeth an einen Vetter Gutenbergs, Jakob Gensfleisch von Sorgenloch zu Eltwyl, verheirathet hatte, wodurch Gutenberg mit Bechtermünze in Verwandtschaft gekommen und ohne Zweifel bestimmt worden

war, seine Druckerei geradezu an diesen abzutreten, jedoch nur miethzinslich, da dieselbe dem Konrad Humery in Mainz als Eigenthum verschrieben war. Außer dem Katholikon hat Gutenberg mit denselben Typen auch einen Ablaßbrief von 1461 gedruckt. Er starb zwischen dem 4. Nov. 1467 und dem 24. Februar 1468; näher ist der Todestag nicht zu bestimmen.

Nach der Trennung von Gutenberg legten Fust und Schöffer auf eigene Hand eine vollständig eingerichtete Druckerei an, nachdem sie Gutenbergs Druckerei aus dem Hofe „Zum Jungen" in Fusts neuerworbenes Haus „Zum Humbrecht" (Quintiusgasse) verlegt hatten, das von nun an ebenfalls „das Druckhaus" genannt wurde. Im Besitze aller zum Drucke von Gutenbergs lateinischer Bibel gebrauchten Lettern und anderer aus Fusts reichen Mitteln durch Schöffers Geschicklichkeit nach einem verbesserten Verfahren gegossener Typen, brachten beide binnen 18 Monaten ein Werk zu Stande, das noch jetzt als das herrlichste Denkmal der kaum erfundenen Kunst die Bewunderung aller Kenner erregt. Es ist dies das berühmte Psalterium von 1457, das erste Druckwerk der Welt, welches sowohl durch die Namhaftmachung des Druckers und des Druckortes, als durch die Bezeichnung des Jahres und Tages seiner Erscheinung nicht nur eine vollständige Datirung, sondern auch die frühesten eingedruckten Initialen enthält und an Schönheit, Genauigkeit und Pracht nur von wenigen typographischen Erzeugnissen unserer Tage übertroffen wird. Es ist eigentlich ein Breviarium, denn es enthält weder eine vollständige Sammlung der Psalmen, noch diese in ihrer gewöhnlichen Ordnung, sondern mit Antiphonien, Responsorien, Kollekten ꝛc. vermischt und nach der Folge der Sonn- und Festtage, an welchen sie im Chore abgesungen wurden. Die ganze Auflage ist auf schönes Pergament in großem Folioformat mit fortlaufenden Zeilen gedruckt, die erste Seite fängt ohne weitere Titelüberschrift sogleich mit „Beatus Vir qui non abiit in consilio impiorum etc." an, und der erste Buchstabe B ist 3 pariser Zoll 5 Lin. hoch und 4 Zoll breit und, gleich allen übrigen 305 großen verzierten Anfangsbuchstaben, kunstreich in Holz geschnitten und mit ausgezeichneter Geschicklichkeit in zwei verschiedenen Farben gedruckt; viele dieser Buchstaben sind roth gedruckt und von blauen, andere blau gedruckt und von rothen Verzierungen umgeben. Gleiche Sorgfalt ist auf die Druckerschwärze gerichtet, die, mit Oel gemischt, dem Wasser widersteht, und ebenso verdient die Schärfe der Lettern und die Genauigkeit des Satzes die größte Bewunderung. Von den 6 Exemplaren, in welchen das Psalterium jetzt noch existirt, besitzt das schönste und vollständigste die kaiserliche Hofbibliothek in Wien; die übrigen 5 sind zu Paris, Darmstadt, Dresden, Windsor und in der spencerschen Bibliothek. Ein siebentes Exemplar, von Würdtwein 1787 in der Domkirche zu Mainz gefunden, später nach Aschaffenburg gebracht, und ein achtes, früher in der Stadtbibliothek zu Mainz, sind während des französischen Revolutionskriegs spurlos verschwunden. Eine zweite Ausgabe, ebenso prachtvoll wie die erste ausgestattet und in etwas größerem Formate, erschien am 29. August 1459. Sie ist 136 Blätter stark, von denen 102 die 150 Psalmen, und zwar nach der Ordnung der Bibel, sammt Hymnen und Gebeten, und 34 die Vigilien, Vespern und die Gebete der vornehmsten Jahresfeste (mit kleinen Choraltypen gedruckt) enthalten; mit Holzstöcken gedruckte zweifarbige Anfangsbuchstaben hat sie nur 293. Von dieser Ausgabe befinden sich 8 Exemplare in England, 3 in Deutschland u. eins in Frankreich. Peter Schöffer, der hier zum ersten Mal Schoiffer und Clericus (Schreiber, Schriftsteller, Gelehrter, weil die ursprünglich so bezeichneten Geistlichen sich häufig mit Schriftstellerei oder Bücherabschreiben abgaben) genannt wird, veranstaltete 1490 eine dritte, 1502 eine vierte und sein Sohn Johann 1516 eine fünfte Auflage des Psalteriums. Als drittes größeres Werk Fusts und Schöffers erschien am 6. Oktober 1459 „Guilelmi Durandi Rationale divinorum officiorum", ein typographisches Meisterstück, enthaltend eine Beschreibung der Ursachen und Bedeutungen der Kirchengebräuche im 13. Jahrhundert von dem Dominikanermönch Durandus, welcher sich in der Vorrede „Episcopus St. Minatensis ecclesiae" nennt und 1299 starb. Dieses Buch umfaßt 160 Blätter, ohne Signaturen, Blattzahlen und Kustoden; jede Seite zählt 63 Zeilen in 2 Spalten; die Anfangsbuchstaben sind in einigen Exemplaren wie im Psalter mit Holzformen roth und blau gedruckt, in anderen mit Gold- und Purpurfarben eingemalt. Von den ungefähr 50 noch vorhandenen Exemplaren befinden sich die 3 schönsten zu Wien, Paris und Rom. Das vierte Werk dieser Officin: „Constitutiones Clementis V Papae, cum apparatu Joannis Andreae, beendigt am 25. Junius 1460 durch Fust und Schöffer", enthält die Dekretalen des Konciliums von Vienne und die Konstitutionen des Papstes Klemens V., die unter dem Namen „Clementinen" bekannt sind, nebst beigefügten Anmerkungen des Rechtsgelehrten J. Andreä zu Bologna. Es ist gedruckt in einer neuen aus der römischen und gothischen zusammengesetzten Schriftgattung mit rothen Summarien und sehr selten. Nach diesem Werke verließ die fust-schöffersche Presse das „Manifest des Erzbischofs von Mainz, Diether von Isemburg, gegen Adolf von Nassau", erlassen am 4. April 1462. Wahrscheinlich um Gutenbergs 1460 erschienenes und mit großem Beifall aufgenommenes „Katholikon" zu übertreffen, begannen beide Verbesserer der B. mit ganz neuen, von Schöffer geschnittenen und gegossenen Lettern den Druck der „Biblia sacra latina vulgatae editionis ex translatione et cum praefatione S. Hieronymi", welche in 2 Großfoliobänden am 14. August 1462 vollendet und in allen Exemplaren mit den Wappenschildern Fusts und Schöffers bezeichnet worden ist. In typographischer Schönheit nimmt sie vor allen gedruckten Bibeln den höchsten Rang ein. Sie enthält im ersten Band 242, im zweiten 239 Blätter, mit zwei Kolumnen von je 48 Zeilen und ist ohne Blattzahlen, Signaturen und Kustoden. In den Pergamentexemplaren sind die Anfangsbuchstaben zum Theil in Roth und Blau, zum Theil in Gold und Purpur

hineingemalt; in den Papierexemplaren ist der Raum leer. Von dieser Bibel existiren noch gegen 70 Exemplare. Gutenbergs Katholikon war allerdings durch dieses typographische Meisterwerk seiner undankbaren Schüler besiegt, aber die Strafe des Undankes sollte diesem Triumph auf dem Fuße nachfolgen. Nicht lange nach der Vollendung des obigen Prachtwerks führte die Fehde zwischen dem Erzbischof Diether und dem zu seinem Nachfolger ernannten Adolf von Nassau eine für Mainz höchst traurige, für die Entwickelung und schnellere Verbreitung der B. jedoch sehr wichtige Katastrophe herbei. Bei dem (bereits erwähnten) nächtlichen Ueberfall der Stadt durch Adolf von Nassau hatte dieser, um die tapfere Gegenwehr der Bürger zu zersplittern und ihren Muth zu schwächen, den bewohntesten Theil der Stadt in Brand gesteckt: mit diesem ging auch Fusts und Schöffers Werkstätte in Feuer auf, und ihre wie Gutenbergs Arbeiter, zwar sämmtlich durch einen Eid an die Bewahrung des Geheimnisses gebunden, glaubten mit den Werkstätten auch den Eid vernichtet und brachten, bei ihrer Flucht aus Mainz nach allen Weltgegenden hin zerstreut, gleichzeitig an viele Orte die Segnungen der neuen Kunst. Durch diese Katastrophe ist aber die Verbreitung der B. nur beschleunigt worden. Schon Gutenbergs Trennung von Schöffer und Fust war eine Verbreitung der Kunst, und seitdem die Entdeckung datirter pfistersicher Drucke von 1461 und 1462 allgemeine Anerkennung gefunden und eine gleichzeitig selbstständige typographische Thätigkeit zu Bamberg wie zu Mainz unverkennbar dargethan hat, ist jene Eroberung von Mainz wenigstens um die Wichtigkeit gekommen, die alleinige Bewegkraft bei dem Umschwung der B. gewesen zu seyn.

Der dritte Mitbewerber um die Ehre der Erfindung neben Coster und Gutenberg, der aber erst in unserer Zeit die ihm allzu lange verweigerte Anerkennung gefunden hat, ist Albrecht Pfister zu Bamberg (geb. um 1420, † um 1470). Nach allen kunsthistorischen Forschungen ist derselbe ursprünglich ein Formschneider und Briefdrucker gewesen; die in mehren seiner Werke angebrachten Holzschnitte, sowie viele größere xylographische Erzeugnisse, die nur ihm zugeschrieben werden können, sind dafür redende Zeugnisse. Seine Drucke mit beweglichen Typen, die sich bis 1562 verfolgen lassen, haben zu der Folgerung Veranlassung gegeben, daß er entweder ein Arbeiter Gutenbergs gewesen und kurz nach des Letztern Trennung von Fust und lange vor der Eroberung von Mainz die Stadt verlassen, oder daß er die Kunst, mit beweglichen Metalltypen zu drucken, gleichfalls sich selbst zu verdanken habe. Pfisters Type weicht natürlich nicht sosehr wie die nationalholländische Costers, von der Gutenbergs ab, sondern hat vielmehr den oberdeutschen Charakter mit jener gemein, ohne aber aller Eigenthümlichkeit zu entbehren, denn besonders die Anfangsbuchstaben stehen in Form und Größe für sich selbstständig da. Pfisters erste typographische Erzeugnisse waren, wie bei Coster und Gutenberg, Schul- und Gebetbücher. Noch bis auf unsere Zeit haben sich Donat- und andere Fragmente aus seiner Werkstatt erhalten. Wichtiger aber, als diese vereinzelten Bruchstücke, sind für die Geschichte der B. folgende seiner Werke: 1) Ablaßbriefe, von 1454 und 1455, vom Papst Nikolaus V. zu Gunsten des Königs Johann II. von Cypern, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts von den Türken hart bedrängt wurde, ausgeschrieben; der Ertrag sollte zu Rüstungen gegen die Ungläubigen verwendet werden. Die Formelanfänge und die Worte „Universis" und „Paulinus" sind mit Missalbuchstaben, alles Uebrige ist mit kleiner Schrift gedruckt. Für den Namen des Kaisers und des Ortes und Tages, an welchem der Ablaß ertheilt wurde, ist im Druck ein weißer Raum gelassen, welchen man alsdann mit der Feder ausfüllte. Die merkwürdigsten Exemplare befinden sich in Kassel, Leipzig (Universitätsbibliothek), Althorp (spencersche Bibliothek), Bristol (heywoodsche Bibliothek); auch das schelhorn-meermannische Exemplar hat eine gewisse Berühmtheit erlangt. 2) „Eyn manūg d' cristēheit widd' die Durkē", von 1454 bis 1455, eine Art Kalender für das Jahr 1455 mit einer geistlichen Mahnung gegen die Türken, welche kurz vorher Konstantinopel erobert hatten, mit den Indulgenzbriefen in der genauesten Verbindung stehend und mit ähnlichen Typen, wie die sogenannte 36zeilige Bibel, wahrscheinlich um Ende 1454 gedruckt. Dieses Werk besteht aus 9 Quartseiten von 20—21 Zeilen und nimmt neben den Ablaßbriefen unstreitig den ersten Rang unter den ältesten datirten Druckdenkmälern ein. Ein Exemplar befindet sich auf der münchener Bibliothek. 3) Ein Kalender von 1457, 1830 von Gotth. Fischer zu Mainz aufgefunden, aus Einem Folioblatt bestehend und in der sogenannten kleineren Missaltype nur auf Einer Seite gedruckt. Ein Exemplar ist gegenwärtig Eigenthum der k. Bibliothek zu Paris. 4) Die lateinische sechsunddreißigzeilige Bibel, zwischen 1456 und 1460 gedruckt. Dieses 881 Blätter mit 2 Kolumnen auf jeder Seite zu 36 Zeilen umfassende Werk in 3 Foliobänden, ohne Angabe des Druckers und des Druckorts, übertrifft an Größe und Vollendung der Lettern Gutenbergs 42zeilige Bibel und ist, zuletzt von Wetter wegen der vollkommenen Gleichheit der Typen mit denen des „bonerschen Fabelbuchs" von 1461 und der „Vier Historien" von 1462, welche Pfisters Namen tragen, als ein aus Pfisters Officin in Bamberg hervorgegangenes Druckdenkmal nachgewiesen. Es heißt auch die „schelhornsche Bibel", weil dieser Gelehrte zuerst eine Beschreibung und ein Facsimile davon geliefert hat. Exemplare besitzen die k. Bibliotheken zu Paris, London und Stuttgart, die Universitätsbibliotheken zu Leipzig und Jena, die Bibliothek zu Wolfenbüttel und die Privatbibliotheken Lord Spencers und Charles Jankinsons in England. Bamberg hat nur 10 Blätter davon. 5) Boners Edelstein oder Fabelbuch, in deutschen Reimen, von 1461, das erste deutsche Buch mit voller Bemerkung des Orts und Jahrs, aus 88 Blättern ohne Titel, Anfangsbuchstaben, Blattzahlen, Kustoden und Signaturen bestehend. Jede ganze Blattseite enthält 25 Zeilen. Ueber jeder der 85 Fabeln steht ein

Holzschnitt nebst einer männlichen Figur, die in völlig gleicher Zeichnung sich jedesmal wiederholt. Die Verse sind nicht abgesetzt, sondern laufen wie Prosa fort. Das beste Exemplar wurde von dem Direktor der dresdener Kupferstichgallerie, v. Heinecken, in der wolfenbütteler Bibliothek entdeckt, später durch Denon nach Paris entführt, nach der Eroberung von Paris aber wieder heimgebracht; ein zweites Exemplar besitzt Franz Xaver Stöger in München. 6) Die sieben Freuden Mariä, wie das folgende ein Unicum und eine der Hauptzierden der münchener Hofbibliothek, aus 9 Blättern von gleicher Größe bestehend, von welchen 5 je 15 Zeilen Text, 4 auf jeder Seite einen Spielkarten ähnlich illuminirten Holzschnitt enthalten. Schrift und Bild stehen sich stets einander gegenüber. Die Zwischenräume zwischen den Figuren sind durch Blumen und Arabesken ausgefüllt, die Holzschnitte in der sogenannten „geschrotenen" Manier, wo das Bild mittels des Bunzens in eine Metallplatte eingetrieben wird, ausgeführt. 7) Die Leidensgeschichte Jesu, 21 Blätter, von denen 11 die 20 Holzschnitte und 10 je 14 Zeilen Text enthalten, welcher mit gegossenen Missaltypen der kleineren Art, aber von vorzüglicher Schärfe gedruckt ist. Die Bilder sind weiß auf schwarzem Grund. Das Erscheinen dieser beiden kostbaren Denkmäler der ältesten Druck- und Holzschneidekunst fällt in die Jahre 1450—1460. 8) Buch der vier Historien, von 1462, ein bibliographisches Kleinod, welches die biblischen Geschichten von Joseph, Daniel, Esther und Judith enthält, aus 58 Blättern Text in klein Folio mit 61 Holzschnitten besteht und mit den Typen der 36zeiligen Bibel gedruckt ist, die aber, wie im bonerschen Fabelbuch, schon sehr stumpf und an den Kanten, Ecken und Spitzen bedeutend abgenutzt sind. Von den zwei einzigen bis jetzt aufgefundenen Exemplaren dieses Werks ist das eine (zu Augsburg entdeckt) jetzt in der k. Bibliothek zu Paris, das andere (früher im Karmeliterkloster zu Würzburg) im Besitz des Lords Spencer. 9) Die Allegorie auf den Tod oder Klagen gegen den Tod (ohne Datum), ein Büchlein von 24 Kleinfolioblättern, mit 5 Holzschnitten, 28 Zeilen Text auf der vollen Seite. Die Typen sind identisch mit den oben beschriebenen Erzeugnissen und der Druckweise der pfisterschen Officin, die Initialen, wie in den meisten Inkunabeln, eingeschrieben. Zwei vollständige Exemplare dieses Werkchens sind in der pariser Bibliothek und in Wolfenbüttel; außerdem besitzt Bamberg 4 Blätter und Lord Spencer den 5. Holzschnitt. 10) Rechtsstreit des Menschen mit dem Tode (ohne Angabe des Druckorts und der Jahrzahl), von dem Vorigen nur der Form nach verschieden, wahrscheinlich nur eine andere Ausgabe davon, 23 Blätter klein Folio und ohne Holzschnitte. Davon bewahrt Wolfenbüttel ein Exemplar, Bamberg ein Bruchstück. 11) Die Armenbibel, wahrscheinlich 1462 gedruckt. Dieses Werk, 17 auf beiden Seiten bedruckte Folioblätter mit 70 Holzschnitten enthaltend, wurde lange Zeit für einen Holztafeldruck gehalten. Indeß sind jetzt die Typen als mit denjenigen der übrigen pfisterschen Drucke identisch erwiesen. Die wenigen erhaltenen Exemplare sind zu Wolfenbüttel, Paris und in Spencers Sammlung. 12) Biblia Pauperum, wahrscheinlich 1462 gedruckt, von dem vorigen Werke nur durch die lateinische Sprache, in welcher der Text gedruckt ist, verschieden. Das Jahr des Drucks ist schwerlich genau zu ermitteln. Die Seltenheit dieser Bibelausgabe wird ihrem häufigen Gebrauch in Klosterschulen zugeschrieben. Das einzige bis jetzt aufgefundene Exemplar besitzt Lord Spencer. 13) Belial oder der Trost der Sünder (deutsch, aber ohne Angabe des Jahrs), wahrscheinlich die erste Ausgabe dieses sehr oft und in vielen Uebersetzungen gedruckten Buchs des Jacobus de Theramo, welches Belials Klage oder „die rechtliche Ueberwündung cristi wider sathan" zum Gegenstand hat. Es besteht aus 90 Blättern, klein Folio, 28 Zeilen auf der vollen Seite, ohne Blattzahl, Kustoden und Signaturen. Auf dem letzten Blatt nennt sich der Drucker: „Albrecht pfister zu Bamberg". Auf welche Weise diese Werke Pfisters nach und nach entdeckt und aus der Nacht der bayerischen Kloster- und Sakristeibibliotheken an das Licht hervorgezogen worden sind, erzählt, so weit er es verfolgen konnte, ausführlich schon Sprenger in seiner „Buchdruckergeschichte von Bamberg" (Nürnberg 1800). Aus derselben und aus den hier vorgeführten Druckwerken geht hervor, daß der bamberger Buchdrucker Pfister, mit dem xylographischen Bücherdrucke anfangend, ohne erweislichen Einfluß von anderwärts her durch eigenes Streben den Uebergang von jenem zu dem mit gegossenen Typen gefunden und nur darin hinter den ersten drei mainzer Druckern zurückgeblieben ist, daß er nicht über eine große Missaltype von einerlei Gattung hinaus zum Gusse kleinerer Lettern gelangen konnte, wenn das schöffersche Verfahren die neue Kunst bereichert hat. Davon aber liefern gleichwohl seine Leistungen einen guten Beweis, daß er als Dichter wie als Formschneider, als Gelehrter sowie als Schriftgießer und Buchdrucker für seine Zeit Bewundernswürdiges geleistet hat. Ueber seine Lebenumstände sind nur Vermuthungen vorhanden; nach 1462 verschwindet nicht nur jede Spur von ihm, sondern auch in Bamberg jede Spur einer Druckerei, und 19 Jahre lang ist kein neues Werk aus den dortigen Pressen hervorgegangen.

Als die Tage des Schreckens in der arg mißhandelten Stadt Mainz vorüber waren, gingen auch Fust und Schöffer unentmuthigt an den Wiederaufbau ihres zerstörten Geschäfts, und es gelang ihren rastlosen Anstrengungen, in kurzer Zeit ihre Werkstätten wieder mit Geräthschaften und Arbeitern auszurüsten. Das erste Druckwerk, welches ihre neue Presse verließ, war der „Ablaßbrief des Papstes Pius II. oder Bulla cruciata Sanctissimi Domini nostri Papae contra Turchos" (datirt: Rom den 11. November 1463), zugleich deutsch in 8 Folioblättern unter dem Titel: „Dis ist die Bull zu dütsch die vnser allerheiligster vatter der babst Pius bereith gesant hait widder die snoden vngläubigen Türcken." Zwei Jahre später erschien: „Bonifacius VIII. Liber Sextus Decretalium, Mainz 14

December 1465", eine Fortsetzung der auf Befehl Gregors IX. gesammelten fünf Bücher der Dekretalien (daher Liber Sextus), 141 Blätter. Fast gleichzeitig mit dem vorigen Werke ging „M. T. Cicero de officiis Libri III. Paradoxa et Versus XII Sapientium, Mainz 1465", die erste Ausgabe eines alten Klassikers, aus ihrer Presse hervor. Mit den Typen des „Durandi Rationale" gedruckt nimmt sie 88 Blätter in klein Folio ein und ist ebenfalls ohne Signaturen, Kustoden, Seitenzahlen und hat keine andern Interpunktionszeichen, als den Punkt. Zugleich finden sich hier in den griechischen Sentenzen der Paradoxen die ersten gedruckten griechischen Buchstaben. Eine zweite Auflage dieses Werkes erschien am 4. Februar 1466. In demselben Jahr kam die „Grammatica vetus rhythmica", auch „Rudimenta grammatices" genannt, Mainz 1466, 11 Folioblätter, zum Vorschein. Von diesem werthvollen Erstlingsdruck besitzt ein Exemplar die k. Bibliothek zu Paris, das andere schlug die Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. dem Lord Spencer für 1900 Gulden los. In diese Zeit fällt Fusts Tod. Der spekulirende Mann hatte nicht nur das beste Mittel gefunden, die Erzeugnisse seiner Officin hoch im Preise zu erhalten (er gab sie, wie bereits bemerkt, für Manuskripte aus), sondern auch den einträglichsten Ort entdeckt: Paris. Dahin war er schon nach der Vollendung der 42zeiligen Bibel gereist, und zwischen März und Juli 1466 finden wir ihn abermals mit einer Ladung seiner Verlagswerke auf der Reise dahin begriffen. Er kehrte nicht zurück. Da nun in den Monaten August und September desselben Jahres in Paris die Pest viele Tausende von Menschen hinraffte, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß auch Fust ein Opfer derselben geworden seyn möge. Peter Schöffer setzte nach dem Tode seines Schwiegervaters das Geschäft mit unermüdetem Eifer fort. Schon am 6. März 1467 erschien „S. Thomae Aquinatis secunda secundae" ohne Signaturen, Kustoden, Blattzahlen und Anfangsbuchstaben, mit den Lettern der Bibel von 1462 gedruckt. Am 8. Oktober desselben Jahres hatte er eine zweite Auflage von: „Clementis V. pont. max. Constitutiones" und schon am 24. Mai 1468 die Princeps des berühmten Rechtsbuchs „Justiniani Institutiones cum glossa" vollendet. In diesem Werke tritt zum ersten Male Schöffer mit dem ehrlichen Geständniß hervor, daß Gutenberg und Fust die ersten Buchdrucker gewesen, bemerkt aber zugleich, daß er selbst sie in der Kunst, die Buchstaben zu schneiden und zu gießen, übertroffen habe. Auch diese Ausgabe der Institutionen ist kostbar ausgestattet. Sowohl die Summarien als die Schlußschrift sind mit glänzend rother Farbe meisterhaft gedruckt. Mit den Psalterien von 1457 und 1459, sowie mit der Bibel von 1462 zusammengehalten, dringt sie dem Beschauer die Bemerkung auf, daß die B., so herrlich und überraschend ihre Leistungen zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts auch immer seyn mögen, doch nicht in dem Grade sich vervollkommnet hat, als deren fast unglaubliche Riesenfortschritte im ersten Jahrzehnt ihrer Entstehung erwarten ließen.

Unter Schöffers zahlreichen übrigen Werken erwähnen wir nur noch: „S. Hieronymi epistolae", 2 Bände, gr. Fol., 1470; „Valerius maximus, liber factorum etc." Fol., 1471; „S. Augustinus, de civitate dei", gr. Fol., 1473; „Bernardi Clarevallensis sermones", Fol., 1475. Eine lange Reihe von Druckwerken, darunter manche ohne seinen Namen, gingen aus der mainzer Offizin in die Welt; auch nach Paris dehnte Schöffer seine Geschäfte aus. Dabei war er als Schriftschneider und Gießer unausgesetzt thätig und trieb zugleich, der Erste in Deutschland, einen ziemlich umfangreichen Buchhandel, denn er besorgte bereits auch den Vertrieb von Werken anderer Drucker. Zu den besten Drucken Schöffers, die in dieser Periode aus seinen Pressen hervorgingen, gehört ohne Zweifel: „Er Bothos Cronecken der Sassen" (1492, in niederländischer Sprache), ein schönes Werk, besonders wegen der ganz neuen und eigenthümlichen Initial- und Versaltypen merkwürdig, und „Breidenbachs heilige Reysen", die beide zugleich mit der ersten „Schwabacherschrift" ausgestattet sind. Von dem Jahre 1493 an tritt nach und nach Hemmung und Stillstand in den früher so raschen Produktionsgang der Presse Schöffers. Das Alter war über ihn gekommen, er zählte bereits zwischen 70 und 80 Jahre, aber auch das weltliche Richteramt, das ihm der Kurfürst von Mainz übertragen hatte, mochte seine Thätigkeit von der edlen Kunst abziehen. Das letzte Buch, welchem er seinen Namen als Drucker untergesetzt hat, ist die vierte Auflage des prächtigen Psalters von 1457, dem Werke, mit welchem er der B. für immer die Krone aufgesetzt hatte. Er beendigte es am Vorabend des h. Thomastages, den 21. December 1502. Schon am 27. März 1503 tritt in der Schlußschrift zu dem „Mercurius Trismegistus" sein Sohn Johann als Drukker auf und Peter Schöffers Name verschwindet unter den Druckwerken der mainzer Officinen. Der Sterbetag des großen Mannes ist schwerlich zu ermitteln, da die alten Kirchenbücher der mainzer Pfarreien bei der Eroberung der Stadt durch die Schweden (1631) geflüchtet, aber seitdem nicht zurückgebracht worden sind (vergl. Peter Schöffer, Miterfinder der B., Wiesbaden 1814; Die B. erfunden von Johann Gutenberg, verbessert und zur Vollkommenheit gebracht durch Peter Schöffer von Gernsheim, Mainz 1832; H. Künzel, Peter Schöffer von Gernsheim, der Miterfinder der B., Darmstadt 1836). Vortreffliche Facsimiles seiner Drucke gibt Falkensteins Prachtwerk. Von Peter Schöffers beiden Söhnen erhielt der ältere, Johann Schöffer, das väterliche Druckhaus u. Geschäft. Auch er hat durch treffliche Werke, welche von 1502—1532 aus seiner Officin hervorgingen, seinen Namen in Ehren auf die Nachwelt gebracht. Unter den zahlreichen Erzeugnissen seiner Presse sind, außer der fünften und letzten Ausgabe des Psalters, 1516, und einer lateinischen Ausgabe des Livius, 1518, mehre 1519—23 gedruckte Werke von Ulrich von Hutten und Erasmus von Rotterdam und, sein letztes Werk, die 3. Auflage der „Bamberger Halsgerichtsordnung (20. Mai 1531)" zu erwähnen. Kurz nachher starb er;

von seinen 4 Kindern: Johann, Anna, Ursula und Hildegard, errichtete ersterer (der sich Jan Janszoon, d. i. Johann Johanns Sohn, nannte) eine Druckerei in Herzogenbusch, wo nach seinem Tod (1565) sein Sohn gleichen Namens Hofbuchdrucker des Königs Philipp II. von Spanien ward und als solcher 1580 die „Achtserklärung gegen den Prinzen Wilhelm I. von Oranien" druckte. Johanns (des älteren) übrige Kinder waren noch 1535 Eigenthümer des mainzer Druckhauses, ohne am Geschäft selbst Theil zu haben. Peter Schöffers zweiter Sohn, Peter, hatte bei der Theilung des Geschäfts das Haus „Zum Korbe", neben dem „Zum Humbrecht" in der Korbengasse zu Mainz erhalten. Im Jahr 1512 sah er sich genöthigt, das Haus zu verkaufen und Mainz zu verlassen, worauf er in Worms eine Werkstatt errichtete u. von 1527 an mehre Werke daselbst druckte. Ganz nach der Sitte jener Zeit wanderte er mit seinem Druckapparate von Ort zu Ort, wohin ihn Aussicht auf Gewinn oder Aufträge riefen. Von Worms zog er nach Straßburg, wo er 1532 „Ziegleri Syria, Palaestina u. Arabia" druckte. Sein Sohn, Ivo Schöffer, wurde 1531 Johann Schöffers, seines Oheims, Nachfolger in der mainzer Officin und setzte das Geschäft bis 1552 fort. Sein erstes Druckwerk war „Vitalis de Furno Cardinalis pro conservanda sanitate", August 1531, sein letztes: „Des heiligen römischen Reichs Ordnungen", 22. Jan. 1552. Mit Ivo starb die fust-schöffersche erste Buchdruckerfamilie in Mainz aus und ihre Officin kam durch seine Wittwe an Balthasar Lips. Nach Dahl sollen jedoch noch jetzt Schöffer oder Schefer zu Gernsheim in drei Stämmen leben. Vgl. G. W. Zapf, Aelteste Buchdruckergeschichte von Mainz, Ulm 1790.

Mit dem Beginn des 16. Jahrh. hatte sich die edle Kunst schon fast über alle Theile Europa's verbreitet und die Zahl der Drucker war außerordentlich gewachsen. Mit dem Schlusse des 6. u. Beginn des 7. Jahrzehnts des 15. Jahrhunderts traten in Deutschland fast gleichzeitig 6 Städte mit thätigen Buchdruckerwerkstätten hervor: Bamberg, Eltwyl (Ellfeld), Köln, Augsburg, Nürnberg u. Straßburg. Nach A. Pfister, dessen letzter Druck in das J. 1462 fällt, kommt in Bamberg 19 Jahre hindurch kein Druckwerk zum Vorschein. Erst 1481 begegnen wir wieder einem gedruckten Buche: einer gereimten Uebersetzung von Walter Burley's „Vitae Philosophorum et Poetarum: Das Laben der naturlichen Meister", das wahrscheinlich Johann Sensenschmid aus Eger seinen Ursprung verdankt. In Köln, diesem alten Emporium der Künste und Wissenschaften, welches gerade damals als Universität und als Hauptsitz der scholastischen Theologie u. Philosophie in höchster Blüthe stand, errichtete Ulrich Zell (1466—92), gleich ausgezeichnet als Illuminator und Rubrikator wie als gelehrter Schönschreiber (Clericus), eine Werkstätte, aus der eine große Anzahl meist lateinischer Schriften theologischen Inhalts hervorgingen. Die ältesten kölner Drucke sind: „Bulla retractionum Pii II", 30 Quartblätter von 27 Zeilen, kleine gothische Schrift, ohne Signaturen, Kustoden u. Seitenzahl, mit dem Datum: „Rom, den 16. März 1463", gedruckt um 1465; „Chrysostomus super psalmo quinquagesimo", 10 Blätter mit 33 Zeilen in klein Quart, 1466; „Augustinus de vita christiana; item de singularitate clericorum", 85 Blätter mit 27 Zeilen in Quart, 1467; eine lateinische Bibel in zwei Großfoliobänden, wahrscheinlich von 1470. Köln, die mächtige Hanse- und Handelsstadt, übte auch in Kunst u. Wissenschaft einen heilsamen Einfluß aus und wurde der Mittelpunkt, von welchem aus sich die B. nach den Niederlanden und nach Norddeutschland verbreitete. Von hier gingen: nach Löwen 1474 Johann der Westphale (Joannes de Westphalia); nach London 1473 William Caxton, ebenfalls ein Zögling der kölner Schule; nach Utrecht 1478 Johann Veldner; nach Brügge um 1475 Colard Mansion; nach Deventer Richard Paffroet (Paphroet); außerdem finden wir Johannes, Bernhard und Heinrich von Köln 1471—78 zu Venedig, Brescia und Bologna. In Köln erschien auch das erste Buch, dem der Erlaubnißschein der Censurbehörde beigedruckt war: „Wilhelmi episcopi Lugdunensis summa de Virtutibus", 1479, Fol. Auch hat die Stadt das eigenthümliche Schicksal, daß sie einer Menge erotischer, satirischer und religiös- und politisch-verdächtigen Schriften, welche das Licht der Wahrheit scheuten, ihren Namen leihen mußte, nämlich jenen Erzeugnissen mit der anonymen Officin: „Cologne, chez Pierre Marteau", welche bei deutschen Büchern häufig in „Deutschland bei Peter Hammer" umgewandelt worden ist. In dem kleinen Städtchen Eltwyl oder Ellfeld im Rheingau's druckte Gutenbergs Verwandter, der mainzer Patricier Nikolaus Bechtermünze, 1467 das „Vocabularium latino-teutonicum", das 1469, 1472 und 1477 wiederholt aufgelegt werden mußte. Ferner bewahrt die pariser k. Bibliothek aus dieser Officin noch: „Tractatus rationis et consciencie de sumpcione pabuli salutiferi corporis Dom. n. Jesu christi" u. „S. Thomae de Aquino summa de articulis fidei et ecclesiae sacramentis", beide in Quart. Dieser alte gutenbergsche Druckapparat kam später an die Brüder des gemeinsamen Lebens und von diesen durch Kauf an Friedrich Hewmann nach Mainz zurück. Augsburgs erster Buchdrucker ist Günther Zainer auch Zeyner u. Zeiner (1468—78), aus Reutlingen, dem nicht nur der Ruhm gebührt, in Deutschland zuerst (1472) die römische Type (Antiqua) eingeführt zu haben (in Italien war man damit schon vorangegangen), sondern der auch in der Auswahl wie in der Ausstattung seiner Druckwerke mit Sorgfalt und Geschmack zu Werke ging. Anzuführen sind hier: „S. Bonaventurae meditationes vite domini nostri Jesu Christi", 1468, 71 Blätter, mit 35 Zeilen, Fol., das erste in Augsburg gedruckte Buch. „Joannis de Balbis de Janua summa quae vocatur Catholicon", 1469, Zainers Hauptwerk, ebenso als Gutenbergs Katholikon und beinahe ebenso selten; „Nachfolgung Christi", das berühmte Buch des heiligen Thomas a Kempis, dessen frühester Titel war: „Libellus consolatorius ad instructionem devotor. cujus primum capitulum est de imitatione christi", Fol.; die erste Ausgabe zwischen 1470 und 1472. Historisch nach

würdig ist „Das guldin spiel", weil darin (Tit. V) der Ursprung der Spielkarten in Deutschland auf das J. 1300 festgestellt wird. Einen Ehrenplatz in der Geschichte der B. behauptet Johann Bämler (1472—92), einer der geschicktesten Bücherschreiber und Rubrikatoren seiner Zeit, aber hauptsächlich deshalb hoch verdient, weil er in dieser Periode des ersten Aufkeimens der edlen Kunst in seiner Vaterstadt die meisten Werke in deutscher Sprache herausgegeben und damit nicht wenig zur Bildung und Veredelung seiner unstudirten Mitbürger beigetragen hat. Vergl. G. W. Zapf, Augsburgs Buchdruckergeschichte von 1468—1530, 2 Thle.. Augsburg 1788. Der Schöpfer der nachmals so berühmt gewordenen nürnberger Typographie ist Johann Sensenschmid (1470—78), einer der gelehrten Buchdrucker, wie dies die Korrektheit der aus seiner Presse hervorgegangenen, größtentheils sehr prächtigen Werke beweist. Sein erstes Werk und zugleich der erste nürnberger Druck ist: „Francisci de Retza Comestorium vitiorum etc. Nuremberge anno etixx°.", gr. Fol. Er hatte an Frisner und Andreas Rumel zwei ebenso fleißige als einsichtsvolle Korrektoren; es war aber das Amt eines Korrektors in jener Zeit weit wichtiger, als jetzt, weil derselbe damals nicht bloß für die Verbesserung der Druckfehler, sondern hauptsächlich für die kritische Revision des Textes zu sorgen hatte und demnach dem „Editor" unserer Tage gleich stand. Sensenschmids und Frisners Insignien, „zwei gekreuzte Sensen" u. „ein Pelikan" in schiefstehenden Wappenschildern, sind zugleich die ersten Buchdruckerzeichen, die man nach den fust-schöfferschen findet. Auch der berühmte Mathematiker Johannes Regiomontanus (1472—75) errichtete in Nürnberg eine zweite Officin, weil Sensenschmids Werkstatt zu seinem Plane: die Liebe zur Algebra, Mechanik und höheren Mathematik besonders durch die typographische Verbreitung der von ihm mit vielem Aufwand gesammelten Handschriften griechischer Mathematiker auch in Deutschland zu wecken, nicht ausreichte. Sein erstes Werk war ein Kalender, welcher neben dem Kalender des Johann von Gmünden und der „Folge der 7 Planeten" das früheste Beispiel dieser jetzt bis ins Unendliche vervielfältigten Art von Zeitbüchern und zugleich eine der seltensten Reliquien der xylographischen Kunst ist, von welcher sich die erste Ausgabe in einem Exemplar in der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden, dieselbe in zwei Exemplaren in der königlichen Bibliothek zu München und in einem dem münchener ganz gleichen und vollkommen gut erhaltenen Exemplare in der Sammlung J. Meyers, Chefs des bibliographischen Instituts zu Hildburghausen, befindet. Anton Coburger, auch Koburger und Koberger (1473—1513), ist der Zeit nach der dritte, der Wichtigkeit seiner Leistungen nach der erste Buchdrucker seiner Vaterstadt und hieß schon bei seinen Zeitgenossen „der König der Buchdrucker". In seiner Werkstatt waren täglich 24 Pressen im Gange u. über 100 „Gesellen" als Setzer, Korrektoren, Drucker, Buchbinder, Bossirer u. Illuministen beschäftigt. Zugleich Buchhändler, hielt er in Nürnberg, Frankfurt a. M., Venedig, Hamburg, Ulm, Augsburg, Basel, Erfurt, Wien u. anderen Orten offene Laden mit besonderen Faktoren, die dazu nöthigen Magazine nicht mit gerechnet, u. ließ sogar in auswärtigen Officinen, z. B. zu Basel bei Johann Amerbach, zu Lyon bei Jacques Sacon 2c., auf seine Rechnung drucken. Korrektheit und Eleganz zeichnen alle seine Werke aus, deren man über 200 zählt. Man kennt allein 13 Bibeln, 12 in lateinischer und eine in deutscher Sprache, die aus seinen Pressen hervorgegangen sind. Letztere, von 1483, ist mit den höchst merkwürdigen Holzschnitten versehen, welche die quentellsche Bibel von 1480 schmücken und die selbst noch bei der halberstädter Bibel (in niedersächsischer Mundart) von 1522 vorkommen; Papier, Typen, Schwärze, Holzschnitte, Druck, Alles erhebt diese Ausgabe zu einem Meisterstücke typographischer Vollendung für jene Zeit. Sehr gesucht ist auch „Der Schatzbehalter" (1491, Fol.) wegen der 94 Holzschnitte von Michael Wohlgemuth u. „Dr. Hartmann Schedels Buch der Chroniken und Geschichten" (1493, Fol.) mit vielen Abbildungen nach Wohlgemuth u. Pleydenwurf. Zu Straßburg gingen aus der Officin Heinrich Eggesteins (1471—72) die zwei ersten mit Angabe des Ortes und Druckers versehenen Werke hervor, nämlich das „Decretum Gratiani" (2 große Foliobände) und die „Constitutiones Clementis V" (gr. Fol.). Diese und andere seiner Drucke aber, zu denen 1472 noch „Ciceronis officia", „Justiniani institutiones" mit den „Consuetudines Feudorum" und „Julius Caesar" hinzukamen, sind mit einer Unvollkommenheit ausgeführt, welche weder einen mainzer, noch irgend einen fremden Einfluß verräth, sondern für einen eigenthümlichen Typenguß und, was Straßburg betrifft, für Priorität gilt. Johann Mentels (1473—78), eines geschickten Druckers, Rubrikators und Goldschreibers, erstes rubricirtes Werk ist: Vincenz' von Beauvais „Speculum historiale"; unter den undatirten ist die (zweite) deutsche Bibel (von 1466) sein Hauptwerk. Dem „Speculum historiale" ist das undatirte „Speculum naturale, doctrinale und morale", ein Prachtwerk von mehren Foliobänden, dessen Druck einen so hohen Grad von Kunstfertigkeit voraussetzt, daß es nicht als Erstlingsversuch angesehen werden kann, vorausgegangen. Die wichtigsten Erzeugnisse seiner Presse sind: „Hieronymi epistolae"; „Augustini epistolae"; „Aug. Confessiones"; Valerius Maximus, Virgil u. Terenz. Die beste Uebersicht gewährt sein eigenes, auf einem Oktavblättchen in 19 Zeilen gedrucktes Bücherverzeichniß von 1471, das als der erste gedruckte Verlagskatalog eine Zierde der münchener Hofbibliothek ist. Speyer ist von Peter Drach (1471—1504) mit der ersten Presse versehen worden; das erste Werk, jedoch ohne Angabe des Druckers, die „Postilla scholastica super Apocalypsin et super Cantica Canticorum", sagt in der Schlußschrift: „Impssa Spire anno LXXI". Drachs erste Leistung mit Angabe des Namens u. Druckorts ist: „Vocabularius juris utriusque", 1477, Fol.; seine Hauptwerke sind: „Missale moguntinense", 1497, gr. Fol.; „Missale Spirense", 1484, Fol., u. die „Summa Antonii de Florentia", 4

Foliobände. Vergl. C. Ch. Baur, Primitiae typographiae Spirensis. deutsch, Speyer 1764. In Ulm errichtete 1473 Ludwig Hohenwang die erste Buchdruckerwerkstatt. Er war zwar mehr Buchdrucker und Formschneider, führte aber auch einige Werke mit beweglichen, aber großentheils nur geschnittenen Typen und zwar auf Einer Papierseite aus. Johann Zayner (1473 bis 1475) aus Reutlingen, führte 1473 in Ulm den Druck mit gegossenen Lettern ein und trug überhaupt sehr viel zur Vervollkommnung des Druckverfahrens bei. In seiner Ausgabe der deutschen Uebersetzung von Bonanio's Schrift „Von berühmten Weibern" lieferte er den frühesten Prachtdruck, indem er die erste Seite mit gedruckten Randleisten umgab und das Buch überhaupt mit in Holz geschnittenen und verzierten Initialien versah, welche später, statt der von den Illuminatoren eingemalten und von den Rubrikatoren eingeschriebenen Anfangsbuchstaben, eine so allgemeine Anwendung erhielten. Ihm gebührt auch, nebst Albert Pfister und Johann Bämler, das Verdienst, in einer Zeit, wo man bei typographischen Erzeugnissen sich fast ausschließend der lateinischen Sprache bediente, auch unser vaterländisches Idiom wieder zu Ehren gebracht zu haben. So haben wir von ihm die diätetischen Werke des ulmer Stadtarztes Heinrich Steinhövel, sowie dessen „Tütsche Cronica von Anfang der welt uff Kaiser Friedrich", das älteste aller deutschen mit beweglichen Typen gedruckten Zeitbücher. Vergl. Dr. Konr. Dietr. Haßler, Die Buchdruckergeschichte Ulms ꝛc., Ulm 1840; Derselbe, Explicatio monumenti typographici antiquissimi nuper reperti etc.; G. W. Zapf, Buchdruckergeschichte Schwabens. In Eßlingen übte die B. Konrad Fyner (1473—81) aus; sein erstes Druckwerk ist: „Tractatus compendiosus per modum dyalogi etc." Anno LXXIII, 4. Diesem folgte: Johannis Gersons „Collectorium super Magnificat" (zugleich das erste Buch nach dem Psalter von 1457, welches mit Typen gedruckte musikalische Noten enthält), diesem: „Thomas de Aquino in Job", Fol. Diesem Drucker gebührt der Ruhm, in Deutschland zuerst hebräische Typen angewandt zu haben; man findet sie in dem „Tractatus contra perfidos Judaeos" (1475, Fol.) und in dem „Buch welichs wirt genet der stern meschiah" (1477, 4.). Zwei Städte, Merseburg in der preußischen Provinz Sachsen u. Mörsburg am Bodensee, streiten sich um die Ehre, als das alte Merssborg, Marsipolis, von Lucas Brandis schon 1473 mit der neuen Kunst beschenkt worden zu seyn; doch sind die Gründe, welche für Merseburg sprechen, die überwiegenden. Die ersten merseburger Druckwerke sind: „S. Augustini liber de quaestionibus Orosii", 4.; „Aristotelis Lapidarius" und „Liber de phisonomia regia" (Merszburg, 4.). In dem alten Kloster Marienthal (auch Marienhausen genannt) im Rheingau errichteten die Brüder des gemeinsamen Lebens 1474 eine Officin, von deren Erzeugnissen jedoch nur das „Breviarium Psalteriumque Moguntinense" (1474, 4.) sich erhalten hat. In Breslau hat die neue Kunst gleich bei der ersten Anpflanzung feste Wurzeln geschlagen und war fortwährend mit Blüthen u. Früchten gesegnet. Konrad Elyan lieferte in dem erst neuerdings bekannt gewordenen Werke: „Synodalia statuta ēpi Conradi. Wratislaviae per C. Elyan impressa" 9. Okt. 1475, 4., 65 Blätter mit 24 Zeilen, das erste und in „J. Gerson, tractatus bonus de modo vivendi omnium fidelium etc.", 4., 8 Blätter mit 23 Zeilen, wahrscheinlich das zweite breslauer Druckwerk. Lübeck, die ehrwürdige Hauptstadt der Hansa, trat in die Reihe der Druckorte sogleich mit einem Prachtwerke ein. Lucas Brandis „de Schass" (1475—99) druckte hier: „Epithoma Historiarum ac Chronicarum dictum: Rudimentum Noviciorum", gr. Fol., 460 Blätter in 2 Kolumnen, mit großen und schönen gothischen Typen und trefflichen Holzschnitten, aber ohne Signatur, Kustoden und Blattzahl. Auch wurde hier von einem jetzt noch unbekannten Drucker die erste Ausgabe des niederdeutschen „Reinecke de Voß" (1498) gedruckt (nur noch in Wolfenbüttel vorhanden). Vergl. Joh. Heinr. von Seelen, Nachricht von dem Ursprung und Fortgang der B. zu Lübeck, 1740; Deecke, Nachricht von den im 15. Jahrhundert zu Lübeck gedruckten niedersächsischen Büchern, 1834. In Mecklenburg ist die B. von den Kogelherren (den Brüdern des gemeinsamen Lebens) eingeführt worden. Die Druckerei derselben wurde von ihrem thätigen Rektor Nikolaus von Deer 1475 angelegt, und 1476 erschien in Rostock das erste typographische Zeugniß ihrer Thätigkeit: „Lactantii Firmiani opera", kl. Fol.; ihr letzter bekannter Druck fällt ins Jahr 1531. Die Wirksamkeit ihrer Officin, aus welcher 20 verschiedene Werke hervorgegangen sind, war eine rein kirchliche, ihr Druck einfach und ohne Schmuck; das älteste Druckerzeichen eine Weltkugel mit dem Kreuze, das jüngere St. Michael auf einer Weltkugel, wie er mit Kreuzstab und Schwert den Drachen überwindet. Außer ihnen ist zu Anfang des 16. Jahrhunderts kein rostocker Drucker bekannt. Die ersten unbestrittenen Erzeugnisse der böhmischen Presse kommen in Pilsen zum Vorschein und sind: der seltene Princeps des Neuen Testaments in böhmischer Sprache, 1475, „Statuta Synodalia Ernesti", 1476, und das „Missale Pragense", 1479. Prag begann seine typographische Wirksamkeit 1478 mit den „Statuum utraquisticorum articulis", Fol., und blieb fortwährend, auch in den vielen trüben und verfinsternden Tagen der folgenden Jahrhunderte, in reger Thätigkeit. Aus älterer Zeit sind: der böhmische Psalter, 1487, Aesops Fabeln in slavischer Mundart, 1488, die erste böhmische Bibel (von Joh. Pitlik, Severin Kramarz, Johann von Störchen [od' capuow] und Matth. vom weißen Löwen [od' bjleholwa] besorgt), 1488; ferner die „Martymiauy" oder die böhmische Chronik Beneß' von Horzowitz in böhmischer Sprache, 1485, und das „Nowy Zakon" oder Neue Testament von 1498, das erste böhmische Buch aus dem 15. Jahrhundert mit einem gedruckten Titelblatt, der Aufmerksamkeit der Bücherfreunde werth. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatte Prag schon eine vollständige hebräische Druckerei; 1517—19 erschien hier eine von Dr. Franz Sko-

rina übersetzte russ. Bibel. In demselben Jahre wie Prag lieferte auch Eichstädt sein erstes Druckwerk: „Henrici de Segusio s. de S. Bartholomaeo vulgo Hostiensis summa super titulis Decretalium“, Fol. (2 Bde. u. 3 Thle.), das man dem Michael Reyser (oder Ryser zuschreibt, welcher sehr viele, meist lateinische Werke gedruckt hat. Nach ihm und zum Theil gleichzeitig mit ihm half Georg Reyßer (1484—1500) von Eichstädt aus die typographische Kunst durch einen eigenthümlichen und eine Zeit lang beliebten Typenschnitt (die sogenannte eichstädter oder reißersche Type) wesentlich verbessern. Seine Drucke (z. B. „Albertus Magnus de secretis mulierum“) zeichnen sich auch durch schöne große in Holz geschnittene Initialen aus. Der eben genannte Georg Reyßer hat auch in Würzburg 1479 in Gesellschaft von Stephan Dold und Johann Bekinhub (Beckenhub), genannt Mentzer, das „Breviarium Dioces. Herbipolensis“, Fol., und damit zugleich das erste Buch geliefert, welches in Deutschland mit einem Kupferstich erschienen ist. Urach spielte nebst Tübingen um die Mitte des 16. Jahrhunderts in der Geschichte des slavischen Bücherdrucks eine bedeutende Rolle. Hans Ungnad Freiherr von Sonneg ließ hier durch den nürnberger Bunzenschneider Johann Hartwach u. den Schriftgießer Simon Auer eine eigene Officin für slavische und namentlich cyrillische Schriften anlegen, in welcher zwischen 1561 und 1563 unter Leitung des Primus Truber, Stephan Consul und Anton Dalmata (Dalmatinus) mehre jetzt äußerst seltene Werke in kroatischer und wendischer Sprache gedruckt worden sind. Vgl. Schnurrer, Slavischer Buchdruck, in Würtemberg, Tübingen 1799. Der Erste, welcher die B. in Leipzig einführte, war Andreas Frisner (auch Frießner), der bei Nürnberg als Genosse und Korrektor Sensenschmids erwähnt ist. Kann man auch kein Buch anführen, welches unter seinem Namen aus seiner von Nürnberg mitgenommenen Presse hervorgegangen wäre, so kann doch der älteste bis jetzt bekannte datirte leipziger Druck: „Joannis Anii (Nannis) Viterbiensis Glosa sup Apocalypsim d' statu ecclie Ab año salutis pūti scz mccccIxxxj vspz ad finē müdi Et de pelaro et gtosisso triūpho xpiīaōr 4. etc., Impressum lipczk mccccIxxxj“, klein 4., schwerlich einem Andern als Frisner zugeschrieben werden, da er bis 1484 der einzige Buchdrukker in Leipzig war und erst nach seinem 1504 zu Rom erfolgten Tode den ganzen Druckapparat testamentarisch dem Predigerkonvent in Leipzig vermacht hatte. Nach ihm tritt Marcus Brand' (auch Brandis oder Brander, 1484) auf, von dem man bis jetzt nur den „Vetularius“ oder „Regimen sanitatis“ kennt. Wahrscheinlich gleichzeitig, aber nicht als eine und dieselbe Person mit ihm ist Moritz Brandis (1488—98) thätig gewesen. Nach diesen Vorgängern wurde Konrad Kachelofen (1489—1509) welcher häufig als der erste Drucker Leipzigs angesehen und dessen Ausgabe von „Johannes widmann's von Eger Meyster's In denn freyen kunsten zu leiptzick Behēde vnd hubsche Rechenung auf allen kauffmanschafft. Gedruckt In der Furstlichen Stath Leipczik durch Conradu Kacheloffen. Im 1489 Jahre“ als der erste leipziger Druck bezeichnet wird, demnach den vierten Platz in der chronologischen Reihenfolge von Leipzigs Typographen einnehmen. Ein zweites leipziger Werk von ihm ist der Psalter von 1492. Mit 1482 kam die B. zugleich in 6 deutsche Städte: Memmingen, Passau, Wien, München, Reutlingen und Erfurt. Nach Memmingen brachte sie der schon seit 1475 zu Trient viel beschäftigte Albert Kunne von Duderstadt (1482—1500), von dem gegen 50 Werke, mit und ohne seinen Namen, vorhanden sind und der, wahrscheinlich selbst Schriftgießer, meist mit der gothischen Minuskel druckte. Sein erster memminger Druck: „Werneri Rolevinckii Fasciculus temporum 1482“, Fol., mit Holzschnitten, wurde in viele Sprachen übersetzt und unzählige Male gedruckt. Von Memmingen aus wanderte die Kunst an die Donau hinab und kam nach Passau mit dem fahrenden Buchdrucker Konrad Stabel (1482—86), welcher hier mit Benedikt Mayr „Epistola b. Eusebii, S. Hieronymi discipuli, de morte gloriosi Hieronymi“, 4., mit gothischen, denen Konrad Zennigers in Nürnberg ähnlichen Lettern druckte. Wir finden ihn später zu Venedig (1484) und Brünn in Mähren (1486 und 1491) wieder. Auch in der Kaiserstadt Wien mußte ein fahrender Drucker, dessen Namen unbekannt ist, die neue Kunst einführen. Die ersten wiener Drucke sind: „Guidonis de monte Rotherii manipulus Curatorum“, ferner: „Joannis Meyger, Tractatus distintionum“, beide 1482, 4., und wahrscheinlich auch „die Legende vom heiligen Rochus“. Der erste namhafte Drucker in Wien ist aber Johannes Winterburger (1492 bis 1619), aus Winterburg bei Kreuznach, wahrscheinlich ehemaliger mainzer Genosse, dessen Officin schon reichlich mit großen und kleinen, gothischen und römischen Schriften und selbst mit Choralnoten versehen war. Er druckte viele Meßbücher. Der erste Buchdrucker in München war Johann Schauer (1482—94), der früher in Augsburg und 1482 mit Günther Zainers Lettern hier die „Mirabilia urbis Romae“, ein vielgedrucktes u. viel gesuchtes Pilgerbuch (als Holztafeldruck: „Das geist- u. weltliche Rom“), ausstattete. Der erste Hofbuchdrucker der Herzöge von Bayern war der aus Augsburg nach München berufene Joh. Schobser (1497—1520). Außer den „landesfürstlichen Verordnungen“ ꝛc. hat man von ihm: „Pauli Wann Quadragesimale“, Fol.: „Die güldin Bull des römischen Kaiser Karells des Vierdten“, 1515, Fol. (bis jetzt Unicum des Klosters Polling) und „Von der Chur- und Wahl des großmächtigsten Kaiser Karls“, 1519, 4., die erste Wahl- und Krönungsbeschreibung in deutscher Sprache. Von Reutlingen kennt man bis 1500 gegen 50 datirte und undatirte Drucke von namhaften Künstlern. Die beiden ersten lieferte Johann Ottmar (1482—95) in „Summa Pisani cum Supplemento Nicolai de Ausmo“, Fol., und „Caroli Viruli epistolae“, 4.; er ließ sich später in Tübingen nieder. Sein Genosse und Nachfolger war Michael Greyff (auch M. Gryff, 1486—96), welcher meist altklassische Werke druckte. Sein bester deutscher Druck ist „Der Spiegel menschlicher behaltenisse“, 1492, Fol. In Erfurt druckte zuerst Paul

Wider von Hornbach (1482—1485) des dasigen Professors Joannes de Lutrea „Quaestiones in libros Aristotelis de anima", 4. In Magdeburg sind die beiden ersten Drucker die stets gemeinschaftlich vorkommenden Albert Ravenstein (1483—84) und Joachim Westphal (auch Westual), welche das „Officium Misse. impr. in inclyta civitate Magdeb. per Albertum Ravenstein et Joachim Wetsfal 1483, 4.", und darnach viele meist theologische Schriften geliefert haben. In Heidelberg ist Friedrich Misch (1485—88) der erste Drucker, dessen „Hugo de Prato Florido Sermones de sanctis" der erste Druck war; beim zweiten: „Johannis de Magistris questiones", mit dem Datum „decimoquarto Kaledas Junij foeliciter adest", hat sich Fr. Misch als Drucker genannt. In Regensburg veranlaßte der Bischof Heinrich von Bamberg den ersten Druck, indem er Johann Sensenschmid u. Johann Beckenhub dorthin kommen und den Großfolioband: „Liber missalis secundum breviarium ecclesiae Ratisbonensis" 1485 drucken ließ. Der erste ansässige Drucker aber war Jakob von Gouda (1490—93), dem man manches schöne Druckwerk verdankt. Der merkwürdigste Druck des 16. Jahrhunderts ist „Les actes de la journée imperiale tenue en la cité de Regesbourg aultrement dicte Ratisbone", 1541, 8. Die elsässische Stadt Hagenau hat bis zum Jahre 1500 gegen 50 zum Theil nicht unbedeutende Wiegendrucke aufzuweisen. Der älteste ist von Heinrich Gran (1489—1500), „Cornutus magistri Joannis de Garlandria", 4. Hamburg ist die einundvierzigste Stadt im Reiche gewesen, welche der neuen Kunst theilhaftig wurde, und hat aus dem ganzen 15. Jahrhundert nur Einen Druck, die von Hans und Thomas Borchkrdes mit einer großen gothischen Type ausgeführten: „Laudes beatae Mariae Virginis" aufzuweisen. Der früheste Antheil Freiburgs an der Typographie wird bezeichnet durch die Officinen von Kilian Fischer (Piscator), welcher 1493—95: „S. Bonaventurae perlustratio in IV libros sententiarum", Fol.; „Augustinus de civitate Dei, de trinitate etc.", 1494 rc. druckte, und von Friedrich Riedrer, dessen erstes Werk „Spiegel der waren Rhetorik", Fol., ebens. 1493, war. Tübingen ist seit 1498 einer der fruchtbarsten und glänzendsten Sitze der B. Johannes Ottmar (1498), aus Reutlingen, der freien Künste Magister und wahrscheinlich fahrender Drucker, zog mit seinem Druckapparat wohl schon vor dem benannten Jahre hieher, denn in demselben erschienen auf einmal zwei Werke unter seinem Namen: „Pauli fratris ord. minor. lectura de observatione", Fol., und „M. Conradi Summenhart de Calw oratio funebris pro Dom. Eberhardo duce". Die genannten Städte, wozu noch Lauginggen (1473), Blaubeuren (1475), Trient (1475), Pilsen (1475), Winterberg in Böhmen (1484), Münster (1486), Brünn, Stendal (1488), Kuttenberg (1489), Ingolstadt (1490), Luneburg, Oppenheim (1494), Freisingen, Offenburg und Danzig als minder hervorragende kommen, sind die Wiegenorte der B. Alle übrigen Städte Deutschlands können erst mit dem Beginn des 16. Jahrh. die ersten einheimischen Druckwerke aufzeigen. Von diesen späteren Druckorten haben folgende wesentlich zur Ausbildung der Typographie beigetragen: Frankfurt a. M., wo Christian Egenolphs (1513—55) lateinische Drucke am meisten geschätzt sind, nächst diesen die deutsche Bibel von 1535; Wittenberg, wo der Einfluß eines Luther, Melanchthon, Bugenhagen, Justus Jonas, Georg Major rc., verbunden mit der neubegründeten Universität, auch auf die Trägerin des Geistes der Zeit, die Typographie, nicht ohne Wirkung bleiben konnte und wo Hans Lufft 1525 eine eigne Officin errichtete, welche seit 1534 durch den Druck von Luthers Bibelübersetzung, Haus- und Kirchenpostille und fast aller übrigen Werke des Reformators zu ausgebreitetem Rufe gelangte (mit dem Druck von Bibeln waren viele Jahre lang täglich 3—4 Pressen ausschließlich beschäftigt und es sollen in 50 Jahren gegen 100,000 Bibeln aus seiner Werkstatt hervorgegangen seyn); ferner Braunschweig (1509), Halle (1520), Altenburg (1523), Dresden (1524), Berlin (1540), Bonn (1543), Karlsruhe (1745), Kassel, Darmstadt (1611).

Als die treueste Dienerin der Wissenschaft mußte die B. gerade in dem Lande, in welchem die Geistesschätze der alten Griechen und Römer zuerst wieder in das Leben der neuern Zeit zurückgeführt wurden, mit Feuer ergriffen und mit Liebe gepflegt werden. Wenngleich den Deutschen die Ehre gebührt, die neue Kunst auf italienischen Boden verpflanzt zu haben, so bleibt den Italienern doch der große Ruhm, an Eifer in ihrer Verbreitung das Vaterland der Typographie selbst übertroffen zu haben, denn schon 1480, wo wir in Deutschland erst 22 Städte im Besitze von Pressen finden, zählt Italien schon in 40 Orten thätige Werkstätten. Die erste erhielt das nahe bei Rom gelegene Kloster Subiaco durch Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz, zwei mainzer Drucker aus der gutenbergischen oder fust-schöfferschen Officin, welche unter Papst Paul II. und dem besondern Schutz des Bischofs Johann Andreas von Aleria hier 1464 den Donat („pro puerulis") und 1465 „Lucius Coelius Lactanctius Firmianus, de divinis Institutionibus adversus gentes libri septem etc." druckten. Im folgenden Jahr vollendeten sie das Werk des h. Augustin „von der Stadt Gottes" und gewannen durch die vortreffliche Ausstattung desselben die Gunst der Brüder Pietro und Francesco de Maximis, von welchen sie 1467 nach Rom gezogen wurden. Hier haben sie in einem Zeitraum von sieben Jahren die vorzüglichsten altklassischen Werke, einen Cicero, Appulejus, Plato, Cäsar, Livius, Virgil, Lucian, Strabo, Quintilian, Suetonius, Ovid rc. in vortrefflichen Ausgaben veröffentlicht, ohne jedoch ihren eisernen Fleiß auch belohnt zu sehen. Um 1473 trennte sich Sweynheym von Pannartz, begann seine typometrischen Versuche und starb noch vor der Vollendung der Ptolemäusausgabe, für welche seine Landkarten bestimmt waren. Pannartz druckte, nun allein, noch bis 1476 fort. Mit und vielleicht noch vor beiden kam Ulrich Han) auch Hahn oder Ulricus

Gallus, 1467—78), wahrscheinlich ebenfalls ein mainzer Zunftgenosse, auf die Einladung des Kardinals Torquemada nach Rom. Außer den Werken des Kardinals, unter denen die am 31. December 1467 vollendeten „Meditationen" mit Holzschnitten jetzt ein seltner und kostbarer Bibliotheksschatz und nur noch in Wien, Nürnberg und Paris vorhanden sind, druckte Han viele klassische Werke und soll sogar den Guß griechischer Lettern bewerkstelligt haben. Neben diesen dreien sind zu Ende des 15. Jahrhunderts noch 25 Deutsche für die Verbreitung der Kunst in Rom thätig gewesen, von welchen wir jedoch nur zwei hier aufführen können: Georg Lauer (auch Laver, 1469—81), aus Würzburg, welcher, vom Kardinal Caraffa dahin berufen, später in Verbindung mit Leonhard Pflügel viele werthvolle Schriften druckte, und Adam Rot (auch Roth, 1471—75), Klerikus der Diöcese Metz, der zuerst die Diphthongen allgemein in die Typographie eingeführt haben soll (vergl. Laire's, Audiffredi's und Ugolini's Werke über die Geschichte der Buchdruckerkunst in Rom). Venedig machte damals, wie in so vielen andern Künsten, so auch in der Ausübung der Typographie sehr bald dem alternden Rom den Rang streitig. Bis 1500 hatten dort schon gegen 200 Werkstätten ihre Thätigkeit entwickelt und die Zahl der bis dahin erschienenen Werke betrug 2980. Im 15. Jahrhundert wurden in Venedig allein um ein Drittheil mehr Bücher gedruckt, als in allen übrigen Städten Italiens. Aber auch hierher wurde die neue Kunst von Deutschen gebracht, zuerst von Johann von Speyer (auch Johannes de Spira genannt, 1469—70), welcher mit „Cicero's Briefen" die unendliche Reihe venetianischer Drucke eröffnete. Zu seinen übrigen ausgezeichneten Drucken gehören Plinius' Naturgeschichte, ein seltenes Prachtwerk, Tacitus, ohne Jahrzahl, wahrscheinlich 1469, die Blattbezeichnungen zuerst mit arabischen Ziffern, die Interpunktion in seinen Drucken um Doppelpunkte und Fragezeichen vermehrt. Wendelin von Speyer (Wendelinus de Spira, 1470—77) vollendete den von jenem begonnenen Druck der Werke Augustins „Von der Stadt Gottes" 1470 und leistete in Eleganz u. Korrektheit ebenso viel als sein Bruder. In demselben Jahre erschienen von ihm Virgil, Sallust und Livius, 1481 die erste italienische Bibel nach Niccolo Malermi's Uebersetzung und 1472 Strabo. Gleich berühmt ist sein Zeit- und Kunstgenosse Nikolaus Jenson (1470—1482), aus Tours, ehedem auf Ludwigs XI. Veranlassung mainzer Gehülfe, der sich besonders durch seine gelungene Umgestaltung des Typenschnitts von der damals allgemein üblichen gothischen oder semigothischen Schrift in die römische oder Antiqua verdient gemacht hat. Seine vorzüglichsten Drucke sind: Ciceronis Epistolae ad Atticum, Brutum et ad Quintum Fratrem, 1470, Fol.; in demselben Jahr: J. B. Guarini's „Regeln der Grammatik", Eusebius' „Praeparatio Evangelica", Justinus und Cicero's „Rhetorica"; ein Jahr später Cäsar, Sueton, Quintilian, Cornelius Nepos, Diogenes Laertius, Macrobius, Plutarch, „Scriptores rei rusticae"; 1477 erschien von ihm sogar eine deutsche Ausgabe der goldenen Bulle. Auch Johann von Köln (Johannes de Colonia, 1471—87) trug sehr viel zur Verbesserung der Typen bei und lieferte eine Reihe trefflicher Ausgaben von Klassikern (Plautus, Terenz, Cicero, Curtius, Tacitus, Plutarch, Appian, Eusebius 2c.). Jensons und Johanns Typen hießen vorzugsweise Characteres Veneti und behielten lange Zeit in den meisten italienischen Officinen die Oberherrschaft. Unter den spätern venetianischen Druckern sind die Familien Manutius u. Bomberg hervorzuheben. Als erster Drucker Mailands wird Filippo de Lavagna (1469—89) anerkannt. Sein erstes Werk war: „Alchani Miracoli de la gloriosa uergene Maria", 1469, 4.; sein Zeitgenosse Antonio Zaroto (auch de Zarotis, 1471—97), aus Parma, wahrscheinlich der Drucker von Festus und Pomponius Mela, hat nicht viele, aber treffliche Werke geliefert. Mit beiden wetteiferte Christoph Waldarfer (1479—88) aus Regensburg, von dessen zahlreichen mailänder Drucken die berühmtesten sind: „Leben des heiligen Ambrosius", dessen drei Bücher von den „Pflichten", 1474, Justinius, 1476, und Bartolomeo Cepollas' „Tractatus cautelarum". Im Jahre 1475 druckte Giovanni Bono die „Bekenntnisse des heiligen Augustin"; auch schreibt man ihm den Druck von Boëthius' Werk „Vom Trost der Weltweisheit", Savona 1474, zu. Die ersten griechischen Drucke in Mailand sind von Dionysio de Paravisino (1476—81), einem fahrenden Drucker, den man 1472 zu Cremona und 1474 zu Como findet. Sein Hauptwerk ist die griechische Grammatik des Lascaris, 1476. Nach Foligno berief Emil de Orsinis den wahrscheinlich ehedem mainzer Kunstgenossen Johann Numeister (1470—79) aus Straßburg, und unter beider Zusammenwirken erschien: „Leonardus Aretinus, de bello italico adversus Gothos libri IV", 1470, und eine undatirte Ausgabe von Cicero's Briefen. Von Numeister allein hat man die Princeps der „Commedia" Dante's, 1473. Der erste Druck Verona's ist des Giovanni de Verona (auch Johannes Veronensis, 1470—72) Ausgabe der frühesten ital. Uebersetzung des „Froschmäusekriegs" („La Batracomiomachia d'Omero tradotta in terza rima da Giorgio Sommariva, 15. Jan. 1470"); ein Prachtwerk ist: „Valturius de re militari", 1472. Im venetianischen Gebiet erhielt Treviso zuerst (1471) eine Druckerei durch Gerhard von Lisa (1471—98) aus Flandern, daher auch Gerardus de Flandria, der hier die Princeps der von Marsiglio Ficino besorgten Uebersetzung des „Mercurius Trismegistus" 1471 druckte. Zu Bologna war der erste Drucker Balthasar Azzoguidi (1471—80), welcher den schönsten, korrektesten und vollständigsten Ovid jener Zeit in vollkommener Antiquaschrift lieferte. Im Ganzen zählte Bologna während des 15. Jahrhunderts gegen 40 Typographen. Hier druckte auch Abraham Ben. Chaiim (1482), ein berühmter jüdischer Drucker aus Pesaro, den Pentateuch in hebräischer Sprache auf Pergament. In Ferrara trat Andreas Belfortis (1471—1493), ein Franzose, als erster Drucker auf, und

von ihm ist wahrscheinlich die berühmte und höchst seltene Ausgabe der „Teseide“ des Boccaccio, des ersten in italienischer Sprache gedruckten Gedichts. In der Mitte des 16. Jahrhunderts erschien hier die berühmte „spanische Bibel“ in zwei Ausgaben, für Juden und für Christen (1553). Abermals ein Deutscher, Sixtus Riessinger (auch Rusinger, Raffinger, Resius aus Straßburg, daher auch Clericus moguntinus genannt, 1471—79), wahrscheinlich ehedem mainzer Gehülfe, führte die neue Kunst mit „Bartoli de Saxoferrato lectura in libros codicis VI—IX“ in Neapel ein; justinianeische und mehre jüdische Schriften folgten. In Pavia wird erst mit Antonio Carcano (1476—97) aus Mailand die B. fortdauernd thätig. In Florenz errichtete Bernardo Cennini die erste Druckerei und gab als ersten florentinischen Druck Virgils Werke heraus. Hier lieferte Demetrius Chalcondylas aus Kreta 1488 die prachtvolle Princeps des Homer, 2 Bde., Fol. Dionysio de Paravisino u. Stefano de Merlinis waren die ersten cremoneser Drucker, Cesare de Parma (1492—1500) der letzte des Jahrhunderts. In Fivizano erschien 1472 ein Virgil, als dessen Drucker sich Jacobus, Alexander und Baptist Sacerdos (der Priester) nennen. Ein bleibendes Asyl fand in demselben Jahr die Kunst zu Padua, dessen Wiegendruck die „Fiametta“ des Boccaccio, von Bartolomeo de Valdezochio und Martinus de Septem Arboribus 1472 vollendet wurde. Mantua erhielt 1472 in dem „Decameron“ des Boccaccio und dem „Tractatus maleficorum“ seine ersten Drucke von der Hand des Pietro Adamo Micheli (auch de Michaelibus genannt). In demselben Jahr wurde hier „Petrus de Abano, de Venenis“ gedruckt, mit Initialen auf dem ersten Blatte, welche beweisen, daß auch hier die Kupferstecherkunst schon zu Bücherverzierungen angewendet worden ist. Zu Montereale druckten Anton Matthias aus Antwerpen und sein Gehülfe Balth. Cordier 1472 „S. Antonius de instructione Confessorum“, 4. In Parma ist Andrea Portiglia (1473—81) durch die „Trionfi di Francesco Petrarca, col comento di Francesco Filelfo“ der Begründer der Typographie geworden. In Brescia waren Thomas Ferrands „Statuta Brixiae“ 1473, Fol., und Pietro's de Villa Virgil- und Juvenalausgaben von demselben Jahr die ersten Drucke. In Messina druckten im 15. Jahrhunderte nur Deutsche: Heinrich Alding (früher in Rom, später in Neapel) 1473, und am Schluß des Jahrhunderts Andreas von Brügge und Wilhelm Schomberg aus Frankfurt. Nach dem Flekken Sant' Ursino, welcher 43 Drucke aus dem 8. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts aufzuweisen hat, brachte wiederum zuerst ein Deutscher, Johannes de Rheno, eine Officin, druckte „J. Duns Scotus, super tertio sententiarum“, Fol., zog aber schon im nächsten Jahre (1474) mit Leonhard Achates aus Basel nach Vicenza, wo sie, im Verein mit Johann und Stephan Koblinger aus Wien, Nikolaus Petri von Harlem und Hermann Lichtenstein (Levilapis) aus Köln, die einheimischen Kunstgenossen bei weitem überflügelten. Como erhielt durch Ambrosio de Orcho und Dionysio de Paravisino 1474 in „Jo. Ant. de S. Georgio tractatus de appellationibus“, Fol., seinen ersten Druck. In Genua druckten zwei fahrende deutsche Drucker, Matthäus aus Olmütz (Moravus) und Michael von München (Monacensis), des Nikolaus de Asumo „Summa Pisanelli“. Erst 1480 wurde von dem Karmelitermönch Baptista Cavalus im Kloster Maria della Croce eine einheimische Officin errichtet; Genua hat jedoch der B. so wenig genutzt, als sie ihm. Dasselbe gilt von der piemontesischen Hauptstadt Turin, wo der Franzose Jean Fabre de Langres (Lingonensis) mit Giovanni de Petro 1474 das „Breviarium Romanum“ druckte. In dem genuesischen Städtchen Savona ist Giovanni Bono's „Boëthius de consolatione philosophica“, 1474, das einzige Druckwerk; dagegen hat das römische Städtchen Cagli vier Wiegendrucke aufzuweisen, von welchen das 1475 aus der Officin Roberts de Fano und Bernardino's de Bergamo hervorgegangene: „Mafei Vegii de morte Astinactis opus jocundum et miserabile“, 4., das erste ist. Auch Casole verschwindet, nachdem es den Druck von Jean Fabre's „Vitae et exhortationes SS. Patrum“ 1475 und „Catonis Disticha“ 1477, 4., hervorgebracht hat, für immer aus der Geschichte der B. In Perugia lebten um 1475 drei deutsche Drucker: Heinrich Klein (Clayn) aus Ulm, Johann Vydenast und Stephan Arnt (Arndes) aus Hamburg; in demselben Jahr erschien daselbst „Johannis Sulpitii Verulami de arte grammatica opusculum“, 4., jedoch ohne den Namen des Druckers. Zu Piacenza druckte Pietro de Ferratis aus Cremona 1475 eine lateinische Bibel, 4.; außerdem besitzt es noch 3—4 Drucke des 15. Jahrhunderts. Nach Reggio (Regium Julii in Kalabrien) brachte der Jude Garton Ben Isaak Abraham die neue Kunst; er druckte daselbst des Rabbi Salomon Jarchi Kommentar zum Pentateuch, 1475, Fol. Modena hat, nachdem Hans Wurster aus Kempten hier den von Morelli aufgefundenen Virgil als ersten Druck geliefert hatte, auch fast im ganzen 15. Jahrh. meist nur von deutschen und italienischen fahrenden Druckern die Produkte der neuen Kunst erhalten. Ascoli (in der Mark Ancona) lieferte zwei Wiegendrucke: die „Cronica de Sancto Isidoro“ 1477, gedruckt von Wilhelm de Linis (Leininger?), und die „Statuta civitatis Asculanae“ 1496, Fol., gedruckt von Johannes de Theramo. Auch in Lucca haben Michael Bagnonus, Heinrich von Köln u. Heinrich von Harlem für die 1477 mit Petrarca's Triumphen so glorreich begonnene Typographie keinen fruchtbaren Boden zu gewinnen vermocht. Noch auffallender aber ist es, daß die berühmte Hauptstadt Siciliens, Palermo, im Mittelalter der Sitz so vieler ausgezeichneten Gelehrten, im ganzen 15. Jahrh. nur Einen Druck, „Johannis Nasonis Consuetudines felicis urbis Panormi“ 1477, 4., u. zwar von einem Deutschen, Andreas von Worms, aufzuweisen hat. Zu Cosenza lieferte Octavian Salomonius de Manfredonia 1478 drei Frühdrucke in italienischer Sprache: „Jacobo Camphoro, Dell' immortalita

dell' anima", „Discorso della grandezza di Dio" und (ohne Datum) „Le Fabule de Esope". In dem florentinischen Städtchen Colle, früh durch seine Papierfabrikation bekannt, druckten Hans Medemblick, ein Deutscher, 1478 den Dioscorides und Le Bon, ein Franzose, 1499 den Oppian. Pignerol in Piemont erhielt 1479 von einem fahrenden Drucker (Giacomo Rossi oder Jacobus de Rubeis) den Boëthius und 1480 den Ovid. In Tusculano waren 1479 Aesops Fabeln und die Grammatik des Guarini, beide 4., von Gabriel oder Condam Petri, die ersten Drucke, und in dem modenesischen Städtchen Nonantola haben 1480 die Brüder Georgio und Anselmo Mischini ein „Breviarium Romanum" als einziges Druckdenkmal hinterlassen. In Friuli erschien 1480 durch Gerhard von Flandern: „Cronica de Sancto Isidoro" und Platina's Werk „De honesta voluptate", beide 4. In Reggio druckten Bartolomeo und Lorenzo Bruschi 1480 die „Rudimente des Perotto" und 1481 „Jo. Boccaccii Genealogia Deorum". Im Jahre 1481 wurden zu Casale, der Hauptstadt der Provinz Monteferrate, „Ovids Heroiden" von Guglielmo de Campa Nova, und in Raphaels Vaterstadt Urbino vier Inkunabeln von Heinrich von Köln gedruckt; die älteste: des Philelphus „Epistolarium". In Aquila druckte 1482 ein Deutscher, Adam von Rotweil (im Schwarzwald), Plutarchs Lebensbeschreibungen und die Chronik des h. Isidorus, beide in italienischer Uebersetzung. Der erste Druck der einst so blühenden Universitätsstadt Pisa ist „Francisci de Accoltis Consilia et responsa juris" von 1483, Fol. Pisa's Nebenbuhlerin Siena erhielt ebenfalls von dem fahrenden Drucker Heinrich von Köln 1484 den ersten Druck: „Pauli de Castro lectura in sextum codicis", Fol.; Savoyens erster Druck erschien in der Hauptstadt Chambery 1484: „Le Livre de Baudoyn, Comte de Flandre", Fol., durch Neyret. Soncino ist seit 1484 berühmt als einer der frühesten Druckorte; die ersten Drucker waren hier: Josua Salomon, Israel Nathan nebst dessen Sohn Josua, und Gerson, Sohn des Rabbi Moses Menzlan. In dem genuesischen Novi ist die „Summa Baptistiana" von Niccolo Girardengo, 1484, 4., der erste Druck. Pescia beschäftigte schon 1485 mehre Pressen: die erste errichtete Francesco Conni aus Florenz und druckte die „Confessione di S. Bernardino de Siena". In Udine ist nur die Grammatik des Niccolo Perotto 1485 von Gerhard von Flandern, 4., gedruckt worden.

Außer diesen Wiegenorten der B. haben noch folgende kleinere Ortschaften weniger bedeutende Erstlingsdrucke entstehen sehen: Casalmaggiore 1486 die hebräische Schrift „Machasor"; Vercelli und Chivasso 1486 durch Jacopo Suigus; Voghera 1486 durch Jakob de S. Nazario; Gaëta in demselben Jahr durch Andreas Freitag; Viterbo 1488; Nozani 1491 durch Heinrich von Köln und Heinrich von Harlem; Forli 1495 durch Girol. Medesano, Guarino de Guarinis u. Giacomo de Benedictis: Scandiano 1495 durch Peregrino Pasquali; Barco 1496 durch Gerson, Sohn des Rabbi Moses Menzlan; Carmagnola, Savilliano und Albi 1496—1500. Die erste vollständige arabische Buchdruckerei in Italien wurde auf Befehl und Kosten des Papstes Julius II. von Gregor Gregorio aus Venedig zu Fano errichtet, u. die „Septem horae canonicae", 1514, sind das erste in ihr gedruckte Buch.

Obgleich in die Hauptstadt Frankreichs schon von den ersten Erfindern und Verbesserern der B., und von Faust persönlich, die ersten Erzeugnisse derselben in Menge gebracht worden sind, so kam doch erst mit dem Beginn des 2. Jahrzehnts ihres Bestehens, und zwar auf Veranlassung von Deutschen und durch deutschgebildete Schweizer die erste Presse nach Paris. Hanns vom Stein (Jean de la Pierre, Lapidarius) u. Guill. Fichet, beide Doktoren der Theologie und Lehrer der Sorbonne, beriefen die Typographen Ulrich Gering, Martin Cranz und Michael Friburger (von Kolmar) nach Paris, wo sie in der Sorbonne eine bedeutende Werkstätte errichteten und bereits 1470 in „Gasparini Pergamensis epistolarum opus", 4., den ersten pariser Druck lieferten. Als aber beide Gelehrte die Sorbonne verließen, traten auch die drei Typographen zu einer eigenen Gewerkschaft zusammen und druckten die „Biblia latina vulgata", deren Typenschnitt von dem Ductus des erstgenannten Drucks schon etwas abweicht. Seit 1478 finden wir Gering nur noch allein; doch fanden sich schon 1479 in Wilhelm Maynyal u. 1484 in Bartholomäus Rembolbt neue Genossen für ihn. Von dieser Zeit an und besonders seitdem die fahrenden deutschen Drucker in Paris einen der einträglichsten Druckorte erkannt hatten, mehrte sich die Zahl derselben ins Unglaubliche. Petrus Cäsaris (Kaiser), Gerings Schüler, druckte 1473 den „Manipulus Curatorum", Pasquier Bonhomme 1476 die „Chroniques de France", „Chroniques de Saint Denys" 2c., Antoine Vérard (1480—1500), außer mehren vortrefflichen Pergamentdrucken, den „Gyron le Courtoys" in Fol., ohne Angabe des Jahres, mit charakteristischen Holzschnitten u. eigenthümlicher Typenform. Auch Marnef u. Jean du Pré sind hier zu nennen. Einen schönen Druck mit gothischer Schrift u. Randverzierung lieferte Pigouchet (1484—1491) in den „Heures"; Guyot Marchant (1486—1500) druckte den ersten französischen Todtentanz: „Danse Macabre", 1486; von Pierre Caron (1489—94) hat man „Vigiles de la mort du feu Roy Charles VII" und Gersons Uebersetzung des „Aiguillon de l'amour divin" des heiligen Bonaventura; Jean Trepperel u. Jean Lambert (1493 — 96) druckten meist Ritterromane und Volksbücher, die am Hofe Ludwigs XII. und Franz' I. sehr beliebt waren; Robert Gourmont hat in „Champfleury" (1529, 4.) einem eigenthümlichen Typenschnitt gehuldigt. Der Erste aber, welcher, und zwar auf Betrieb des François Tissard aus Amboise, griechische (1507) und hebräische (1508) Werke druckte, war Gilles Gourmont. Die Reihe derjenigen Drucker, die, unabhängig vom Ausland, mit selbstständiger Kraft die Typographie in Frankreich ihrer Blüthezeit entgegenführten und ihr endlich die großartigsten Früchte abzugewinnen wußten, be-

ginnt mit dem 16. Jahrhundert und wird im Verlauf der drei letzten Jahrhunderte vorzugsweise von den Familien Badius, Morel, Stephanus (Etienne), Wechel und Didot repräsentirt. Von Paris, dem geistigen und alleinherrschenden Mittelpunkte des Reichs, verbreitete sich die Kunst langsamer, als dies in Deutschland und Italien der Fall war, in die Provinzen. Zunächst finden wir sie in Lyon, wo als erster Druck jetzt allgemein das erst durch Van Praet entdeckte Werk: „Cardinalis Lotharii (Innocentii III.) tractatus quinque" 1473, 4., gedruckt von Bartholomäus Buyer, anerkannt wird. Früher hielt man, durch Panzers Vorgang, die „Grande Legénde de Jacques de Vorages" 1476, Fol., für den ältesten lyoner Druck. Bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts wurden in Lyon 250 Werke von ungefähr 40 Typographen ausgeführt. Die ersten Zeitgenossen Buyers waren Guillelmus Regis, Nikolaus Pistoris aus Bensheim und Marcus Reinhart aus Straßburg (1477—1482). Jean du Pré oder de Prato (1486—95) druckte u. A.: „La Vie des anciens saints pères hermites", 1486, Fol.; Jean de Vingle (1495—99) das Volksbuch „von den vier Haimonskindern" und die Geschichte „Ritter Regnault de Montauban" (1495). Zu Chablis, einem kleinen Ort, der durch seine Weine berühmter als durch wissenschaftliche Produkte ist, druckte 1478 Pierre le Rouge (Rubens) „Le livre des bonnes moeurs" Fol.; später kam die Reihe an Toulouse u. Poitiers (1479), Caen (1480), Vienne in der Dauphiné (1481), Promentour (1482), Troyes (1483), Bréand-Loudéhac, Flecken im Gebiet von Morbihan, Rennes, (1484), Abbeville (1486), Besançon (1487). Rouen erhielt 1487 den ersten Druck durch Guillaume le Tailleur: „Chroniques de Normandie". Sein Nachfolger, Jean Le Bourgeois, druckte „Le Roman du Roi Artus" und andere seltene Ausgaben von 1488—99. Hierauf zog die Kunst nach Orléans (1490), Angoulème (1491), Dijon (1491), Kloster Clugny (1493), wo Michael Wenßler aus Basel das „Missale Cluniacense", Fol., druckte; ferner nach Nantes (1493), Limoges (1495), Provins (1496), Avignon (1497), Antréguier (Tréguier in der Bretagne). Im 17. Jahrhundert zog Sedan durch die von Jean Jannon mit der nach dieser Stadt genannten kleinen Type („Sedanoise"), welche der späteren Diamant entspricht, niedlichen und elegant ausgeführten Drucke die Aufmerksamkeit der Bücherfreunde auf sich.

Was Belgien und Holland anlangt, so ist durch Angabe von Namen, Druckort und Jahrzahl beglaubigt, daß in Aalst in Ostflandern die ersten Drucke durch Dierick Martens (auch Theodorich Maertens genannt, 1473—76), einen Freund des Erasmus von Rotterdam, Adrian Barlandus und Mart. Dorpius, geliefert worden sind. Derselbe begann seine 60jährige typographische Wirksamkeit mit „Dionysii de Leuwis alias Nikel, Speculum conversionis peccatorum", 4., und „Tabulare fratrum ordinis Deifere Virg. Marie in Carmelo", 4. Er bediente sich einer eigenthümlichen holländisch-gothischen Type, mit vielen Ecken und scharfen Kanten, später einer halbgothischen und in der letzten Zeit einer römischen von schönem Schnitt. Gleichzeitig erscheint Utrecht als Druckort; erste Drucker daselbst waren Nikolaus Ketelaer und Gerhard de Leempt (1473—74), erste Drucke: Peter Comestors „Historia scholastica novi Testamenti" 1473; „Eusebii historia ecclesiastica" 1474. Johann Veldeners (1479—81) „Fasciculus temporum" zeigt die ersten Vignetten, die ihren Namen von ihrer Gestalt erhielten, denn sie bestanden anfänglich aus Weinranken. In Deutschland erhielten von solchen Randverzierungen die Formschneider sehr bald den Namen „Rahmenschneider". Löwen erhielt 1474 den ersten Drucker in dem berühmten Johann von Westphalen aus dem Flecken Aken od. Haeken bei Arnsberg, dessen wichtigste Drucke „Cicero de claris oratoribus", 1475, „Virgilii opera", 1476, „Juvenalis et Persii satyrae" und „Johannis de Milis repertorium in jure canonico", 1475, sind. Antwerpen eröffnete zwar etwas später als andere niederländische Städte seine Presse, hat jedoch sehr bald alle überflügelt und kaum 20 Jahre nach dem Tode des Dierick Martens, welcher von Aalst und Löwen aus die neue Kunst 1476 mit „Practica medicine que thesaurus pauperum nuncupatur" hier einführte, die Aufmerksamkeit der Gelehrten in so hohem Grade in Anspruch genommen, daß diese von allen Seiten Europa's hier zusammenströmten, um hier ihre Werke dem Druck zu übergeben. Von Martens' Nachfolgern im 15. Jahrhundert müssen genannt werden: Matthias van der Goes &c. (1482—94), Gerhard Leeu od. Leew (1484—92), früher in Gouda, ausgezeichnet durch treffliche Holzschnittverzierungen, druckte die älteste niederdeutsche Uebersetzung von Aesops Fabeln, 1485; außerdem noch Claas Leeu (wahrscheinlich des Vorigen Sohn), Heinrich Eckert aus Homburg 1496, Nikolaus de Grave 1500 &c. Im 16. Jahrh. steht Christoph Plantin (1555—89) obenan. In Brügge druckte ein Franzose Colard Mansion (1476—84) „Le jardin de devotion" mit dem Colophon: „Primum opus impressum per Colardum Mansion, Brugis. Laudetur omnipotens", ohne Angabe des Jahres. Sein letztes Werk sind die „Metamorphosen des Ovid, erklärt (moralisées) von Thomas Waleys und aus dem Lateinischen in das Französische übersetzt von Colard Mansion", 1484. Er ist zugleich der einzige brügger Typograph des 15. Jahrh. (vergl. Van Praet, Notice sur Colard Mansion libraire et imprimeur de la ville de Bruges en Flandre, Paris 1829). Von den spätern Druckern ist Hubert Goltz zu nennen, aus dessen Officin die Literatur der Numismatik kostbare Werke besitzt, wobei nicht nur die gelehrte Abhandlung, sondern Alles, Zeichnung, Abdruck und Kupfer, nur ihm allein den Ursprung verdankt. In Brüssel führte die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens die B. ein. Der erste Druck ist: „Arnoldi Geilhoveni Gnotosolitos" 1476, Fol. Die Typen tragen den rheinischen Charakter, insbesondere der kölner Drucke. In dem Stammsitze der Kogelherren in Deventer eröffnete Richard Paffroet (Paybroet) aus Köln mit „Fr Petri Berthorii, Pictav. Ord. S. Bened. Mora-

lizationes Biblie", 1477, Fol., der neuen Kunst die Bahn und lieferte bis 1500 viele ausgezeichnete Druckwerke, darunter zwei der frühesten christlichen Dichter, des Prudentius und des Juvencus, 1490. Auch Jakob van Breda druckte hier 1487—1500. Gouda (franz. Tergon) erhielt in demselben Jahr den Druck von Gerhard Leeu: „Alle die epistelen en ewangelien van den ghebeelen jaere ende oermede die prophecien". 1477, Fol.; 1478 erschien die „Goudsche Chronykje" und 1480 eine Sammlung sinnreicher Fabeln in lateinischer Sprache: „Dialogus creaturarum". Gleichzeitig trat mit Gouda auch Delft in die Reihe der Druckorte. Jakob Jakobzoon (aus dem Geschlechte der van der Meer) und Mauritz Yemantzoon aus Middelburg druckten hier 1477 gemeinschaftlich die erste Bibel in ihrer Muttersprache: „De Bybel dat uwe Testament", Fol., in welcher jedoch die Psalmen und das Neue Testament fehlen. Zwoll und Nymwegen erhielten 1497 die ersten Pressen; Pieter van Os aus Breda und Johannes de Vollehoe sind hier die bekanntesten Drucker des 15. Jahrhunderts. Mit dem Jahre 1480 nimmt die B., wie um dieselbe Zeit in Italien, auch in den Niederlanden einen frischen Anlauf zur schleunigsten Verbreitung. So finden wir sie in diesem Jahre zu Oudenarde, wo Ahrend und Pieter van Keyzer (de Cesaris) auftraten, 1483 zu Schiedam, Culemborch, Harlem (von Jakob Bellaert aus Zierickzee: „Bartholomäus [der Engelsman] van der proprieteiten der Dingen", eine Art von methodischer Encyklopädie); Leyden („Cronika van Hollant, Zeeland ende Vriesland", 4.). 1484 zu Herzogenbusch, wo sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Nachkomme Peter Schöffers niederließ, dessen Familie 1540—1796 daselbst druckte. Amsterdam tritt erst 1500 in die Reihe der Druckorte; im Haag druckte Hugo Janssoon von Woerden 1518: „Die wandelinghe der bloemen". Als Notiz von den dortrechter Drucken führen wir die sogenannte „dortrechter Bibel von 1686", Fol., an, welche eines der schönsten typographischen Denkmäler Hollands genannt werden kann. Leyden und Amsterdam haben durch die berühmte Typographenfamilie der Elzevire von 1592—1680 eine große Anzahl der schönsten Druckwerke geliefert. Ihre Werke erkennt man leicht an ihrem Buchdruckerzeichen, einem Adler, der in seiner Klaue ein Bündel von 7 Pfeilen hält mit der Devise: „Concordia res parvae crescunt".

Auch in den Kantonen der Schweiz war es der deutsche Boden, in welchem die junge deutsche Kunst zuerst Wurzeln schlug u. in kurzer Zeit zu reicher Blüthe gedieh. Die erste Presse der Schweiz sah der Flecken Beromünster 1470 im Kanton Luzern und der erste Drucker war Helias Helie, d. i. Elias Eliä, aus dem Geschlechte derer von Lauffen, Magister der freien Künste und Chorherr im Martenstifte daselbst, und der erste Druck: Marchesini's „Mammetractus", ein damals sehr beliebtes Wörterbuch über die schwierigeren Ausdrücke der Bibel. Zu Gehülfen hatte Helias seinen Vetter Joh. Dörflinger von Winterthur, Kapellan bei dem Stifte, und Ulrich Gering, Magister der freien Künste. Aus ihrer Presse ging 1473 auch das „Speculum vitae humanae" von Rodericus, Bischof von Zamora, hervor. Basel ist nicht nur die erste Schweizerstadt, welche die B. innerhalb ihrer Mauern übte, sondern eine der wichtigsten Städte für die ältere Geschichte, wie für die Verbreitung und steigende Thätigkeit der Typographie. Berthold Rodt oder Rot aus Hanau errichtete um 1470 daselbst die erste Presse. Als erster Drucker aber, der auf den Inkunabeln neben der Jahreszahl namentlich angeführt ist, erscheint Bernhard Richel (1474—1486), in dem „Sassenspiegel", 1474, Fol.; spätere Werke seiner Officin sind: zwei lateinische Bibelausgaben, von 1475 und 77, und die deutsche Uebersetzung des „Fasciculus temporum" von Werner Rolevink. Sein Nebenbuhler und kurze Zeit Druckergenosse war Michael Wenßler (1476—87), ebenfalls Bürger von Basel, der später auch mit Friedrich Biel druckte. Der berühmteste der alten Drucker Basels ist aber Johannes Froben (1491—1527), dem der Ruhm gebührt, daß in allen Erzeugnissen seiner Officin nicht nur das weiße Papier, der scharfe Druck und die schön verzierten Titel, sondern mehr als diese Aeußerlichkeiten die korrekten Texte, zu denen gelehrte Korrektoren, ein Wolfgang Lachner und Beatus Rhenanus, rastlos halfen, noch jetzt Bewunderung erregen. Mit dem Geschmack und der Genauigkeit in der technischen Ausführung wußte er zugleich eine glückliche Auswahl guter Schriftsteller zu verbinden. Zeugniß davon geben seine verschiedenen Ausgaben der lateinischen Bibel, das von seinem Freunde Erasmus von Rotterdam besorgte griechisch-lateinische Neue Testament in Folio, 4. und 12., sein Augustin und mehre andere Kirchenväter und Klassiker. Zu vielen seiner Titeleinfassungen und Randverzierungen hat Hans Holbein den Griffel geliehen. In Burgdorf im Kanton Bern erschienen die jetzt höchst seltenen Drucke: „Joannis de Clusa tractatus de apparitionibus animarum" und die „Legenda S. Wolfgangi" von 1475. Genfs erster Drucker, Adam Steinschauwer von Schweinfurt (de Schuinfordia), vollendete am 24. März 1478 sein erstes Werk, die „Vies des Saints" des Erzbischofs Ximenes, das zweite „Le Liure de Sapience" von G. de la Roye. Einige andere genfer Wiegendrucke mit der Bezeichnung „Oliva Allobrogum" sind von Robert Etienne (Stephanus) aus Paris. Das früheste Druckdenkmal von Zürich ist die Ankündigung eines Armbrustschießens vom 6. Jenner 1504, ein Foliobogen, der in der Bürgerbibliothek aufbewahrt wird. Die ältesten Typographen sind Hans am Wasen, der 1508 einen Kalender druckte, nnd Hans Hager, von dem man aus den Jahren 1520 und 1530 mehre Schriften Zwingli's hat. Der wichtigste Typograph und für Zürich das, was Froben für Basel, war aber Christoph Froschauer, dessen Name immer im Verein mit Zwingli's Schriften erscheint und durch den Zürich in literarischer Beziehung zu jenem Flor gelangte, durch welchen es sich bis jetzt vor andern Schweizerstädten so rühmlich auszeichnete. Seine vorzüglichsten Drucke sind: die erste in der Schweiz gedruckte Ausgabe der ganzen Bibel, die er seit

1524 in 21 verschiedenen Ausgaben in allen Formaten, 16 in deutscher, 5 in lateinischer Sprache, verlegte, die fast eben so zahlreichen Editionen des Neuen Testaments nicht mit gerechnet; die erste englische Bibel, in englischem Auftrag gefertigt: The Bibel (by Moses Coverdale) Prynted in the yeare of our lorde MDXXXV, Fol., mit Holzschnitten von Hans Sebald Beham, ferner die meisten Werke der Reformatoren, wie die eines Bullinger, Bibliander, Pellikan, Peter Martyr, Leo Jud, Konrad Gesner, Hans Stumpf, Rudolf Gwalter und Vadian oder Watt. Aargau erhielt die erste Presse 1511; Luzern hatte 1524 eine Privatdruckerei, welcher sich der durch seine Schriften gegen die Reformation berühmte Thomas Murner, Barfüßermönch und Stadtpfarrer, zur Herausgabe seiner Werke bedient haben soll. Berns erster Typograph, Matthias Bienenvater (Apiarius), soll schon 1525 Nikolaus Manuels „Todtentanz" gedruckt haben, sein Name kommt aber erst 1530 auf den Werken zum Vorschein; auch wird ihm die (von dem einen Bären darstellenden Buchdruckerstock sogenannte) „Bärenbibel" („Biblia hispanica") von 1569 zugeschrieben. Zu Neuenburg druckte man, nach einigen Angaben, schon 1530; das erste Werk von Bedeutung ist die von Olivetan ins Französische übersetzte Bibel, deren Druckkosten von der Waldensergemeinde bestritten wurden: „Neuchastel par Pierre de Vingle dict Pirot picard 1535", gr. Fol., mit gothischen Typen und feinen in Holz geschnittenen Anfangsbuchstaben. Sie ist in dem nahen Dorfe Serrières gedruckt und heißt deshalb auch „La Bible de Serrières". Im Waadtlande finden sich seit 1536 die ersten Pressen. Graubündten bot von jeher im Verhältniß zur Einwohnerzahl die meisten Druckereien dar, deren Errichtung in dem Uebertritt zum reformirten Glauben und in dem Bedürfnisse nach Erbauungsbüchern, welche in der eigenthümlichen Landessprache, dem romanischen und ladimirschen Dialekte, nirgends zu erlangen waren, seinen Grund hat. Der erste graubündtener Druckort war Puschlaw (Puschlav oder Poschiavo), Marktflecken im Unter-Engadin, wo ein dem Namen nach unbekannter Italiener mit einem in Brescia erkauften kleinen Vorrathe von Lettern und einer hölzernen Presse die erste Werkstatt errichtete, aus welcher 1552 „Una cuorta et cristianna fuormada intraguider la gioventuna" von Jakob Tuschet oder Biveronius und 1607 „Ilg Nuof Testament", die früheste Uebersetzung der heiligen Schrift in die romanische Sprache, hervorgegangen sind. Schaffhausen hat an Hans Konrad Waldkirch um 1573 seinen ersten Drucker erhalten. In St. Gallen errichtete Leonhard Straub die erste Officin. In Freiburg führten 1585 Abraham Gämperlin aus Konstanz und Wilhelm Mäß die Typographie ein; indeß wurde hier nie etwas Erwähnenswerthes geleistet. Gleiches gilt von Wallis, Solothurn, Zug, Appenzell, Unterwalden, Tessin, Thurgau, Glarus. Im Kanton Schwyz hatte die Abtei Einsiedeln 1664 die erste Officin, aus welcher u. A. Pater Paul Betscharts „Chronik von Einsiedeln", 1671, Seilers „Heiliges Thurgau" 1671, 12., und das „Antiphonarium monasticum ad normam Cantus Gregoriani" hervorgingen.

In Ungarn, das unter dem König Matthias Corvinus berufen schien, dem Osten Europa's als Leuchte zu dienen, hat frühe die typographische Kunst gastfreundliche Aufnahme gefunden, zuerst zu Ofen, wohin 1472 der deutsche Drucker Andreas Heß berufen ward, welcher 1473 daselbst auf Kosten des Hofs die höchst seltene „Chronica Hungarorum", Auszug aus der thuroczischen Chronik, Fol., druckte; dann in Kronstadt (1534), Ujszigeth od. Sárvár (1539), Klausenburg (1550). Von den übrigen ungarischen Druckorten (gegen 70) führen wir nur folgende in chronologischer Folge namentlich an: Magyar-Óvár (Ungarisch-Altenburg) 1558; Debreczin 1562; Karlsburg (Alba Julia) in Siebenbürgen 1566; Szegedin 1567 u. 1803; Hermannstadt (Szeben) 1575; Tyrnau 1578; Galgocz 1584; Rohrbach (Rárböck) 1584; Großwardein 1585, 1640 und 1745; Eberau (Monyorokerek) 1589; Deutsch-Schützen (Német-Schitz) 1593 ꝛc.

Als Vater der britischen Druckkunst ist anerkannt William Caxton (1474—1491), ein reicher Kaufmann, welcher, als königlicher Agent in den Niederlanden lebend, von der Gemahlin Karls des Kühnen, Margaretha von York, Königs Eduards Schwester, den Auftrag erhielt, die damals sehr beliebte Sagensammlung des Hofkaplans Raoul Le Fevre, „Recueil des histoires de Troyes", ins Englische zu übersetzen. Er begann die Arbeit 1468 u. übernahm alsdann auch den Druck, den er zu Köln, wo er die Kunst wahrscheinlich bei Ulrich Zell gelernt hatte, um 1471 vollendete. Dieser erste in englischer Sprache, aber auf deutschem Boden ausgeführte Druck („Recuyell of the historyes of Troye") hatte ihm so viel Geschmack an der neuen Kunst eingeflößt, daß er einen vollständigen Druckapparat anschaffte, den er in der Westminsterabtei zu London aufstellte und aus welchem 1474 das erste auf britischer Erde gedruckte Buch: „The game and playe of the chesse", eine Uebersetzung des lateinisch geschriebenen Werks von Jacobus de Cessolis, hervorging. In typographischer Hinsicht sind diese Drucke ohne allen Werth, geschmacklos verschnörkelte Typen und schlechte Holzschnitte verunzieren sie; gleichwohl hat der englische Nationalstolz sogar für unvollständige Exemplare derselben schon 1000 Pfund Sterling bezahlt. Gleichzeitig und wahrscheinlich von Caxton nach London gerufen erscheint John Lettou (1480 bis 1481), später in Verbindung mit William Machlinia oder Wilhelm von Mecheln (1481—1483), die dann beide von Wynkyn de Worde (1500—1534), einem Lothringer, überflügelt wurden. Dieser geschickte Künstler ist als der erste Verbesserer des Typenschnitts in England zu betrachten und ihm verdanken seine Landsleute die Einführung von verschiedenen Größenfolgen der Schriftlettern. Gleichzeitig zeichneten sich Richard Pynson (1493—1531), der erste königliche Hofbuchdrucker, und Julian Notary (1499—1503) aus. Von 1500 an machte die neue Kunst in der Hauptstadt des Landes rasche Fortschritte. Eine neue Epoche für die britische B. begann aber erst mit J. Baskerville (1757 ff.), von dem

erst die elegante englische Schrift datirt. In Oxford begannen Theodor Rood (wahrscheinlich Rudt), ein Kölner, und Thomas Hunte, ein Engländer, 1478 den Druck mehrer Werke, wie „Aristotelis Ethica", „Aegidius Romanus, de peccato originali" u. „Frausc. Aretini oratoris Phalaridis epistolarum e graeco in latinum versio etc.", die jedoch, nach Anderer, wie z. B. Dibdins Annahme, auch kölner Drucke seyn können. Von 1486—1517 ist kein oxforder Druck bekannt; dann erschien einiges Unbedeutende bis 1519, wo abermals eine lange Pause eintritt, die erst 1585 mit „Johannis Casi speculum moralium quaestionum in Aristotelis Ethicam", 4., in einer auf Kosten des Grafen Leicester errichteten Presse von Joseph Barnes gedruckt, für immer ein Ende nahm. In St. Albans prachtvoller, von König Offa begründeter Abtei bestand seit 1480 eine Druckwerkstatt, von deren Erzeugnissen aus dem 15. Jahrhundert noch 6 Werke, gedruckt vom „Schulmeister von St. Alban", vorhanden sind. Von 1486—1534 verlautet nichts mehr von ihr, und kurz nach dieser Zeit, in welcher noch einige Kleinigkeiten auftauchen, hob Heinrich VIII. das Kloster auf; die Druckerei kam nach London und verscholl. Alle übrigen Städte Englands kamen erst im 16. Jahrhundert in den Besitz von Pressen: York 1509 durch Hugo Goes; Cambridge 1511 durch John Siberch, mit Hülfe des Erasmus von Rotterdam; Southwark 1514 durch Peter von Trier (de Trèves); Tavistock 1525 durch Thomas Rychard; Ipswich 1538 durch John Oswen auf Veranlassung des Kardinals Wolsey; Wincester 1545; Worcester 1548 durch den ipswicher John Oswen; Canterbury 1549; Greenwich 1564; später: Gloucester, Norwich, Bristol, Hull, Liverpool, Manchester, Fawcley, Warrington, Coventry, Newcastle-upon-Tine, Rochester, Birmingham ꝛc. In Schottland wurde die neue Kunst 1507 u. zwar in Edinburg, unter dem Schutze Jakobs VI., durch Welter Chepman, einen Kaufmann, u. Andrew Myllar, einen Handarbeiter, zuerst eingeführt und ausgeübt. Die ersten griechischen und hebräischen Lettern kommen in der von Arbuthnot u. Bassendine 1576—79 gedruckten Bibel vor. Aberdeens erster Druck, von unbekannter Hand, ist des Erzbischofs und Primas John Hamiltons Katechismus von 1552, 4. Irlands erster Drukker war Humphry Powell in Dublin und der erste bekannte Druck: König Eduards VI. „Common Prayer Book" 1551, Fol., ein wörtlicher Nachdruck von Whitchurchs Ausgabe von 1549. Die Type ist die gothische. Die irländische Type erscheint zuerst in einem Katechismus, um 1577 von John Kearnay gedruckt.

Spanien erhielt die B. erst im 2. Jahrzehnt ihrer Erfindung, ebenfalls durch Deutsche. Die „Obres o Trobes les quales tracten de las hors de la S. Verge Maria, por Bernardo Fenolar", 4., eine Sammlung von 36 Gedichten zur Ehre der heil. Jungfrau, 4 in kastilischer, eins in italienischer u. die übrigen in der limusinischen Sprache, gelten als das erste zu Valencia 1474 gedruckte Buch. Der Drucker ist unbekannt. Die ersten Drucker nennen sich in der 1478 in limusinischer Uebersetzung erschienenen Bibel in der Schlußschrift: Lambert Pelmart (1478—94), ein Deutscher, Alfonso Fernandez Cordova. Zu Saragossa druckte Matthias Flander (auch Venderall) 1475 einen Folioband mit gothischer Schrift: Guidonis de Monte-Rotherii manipulus curatorum. Drei einheimische Künstler, Antonio Martinez de la Talla, Barthol. Segura und Alfonso del Puerto, druckten zu Sevilla (1477) das „Sacramental por Clemente Sanchez de Vercial", eine Art Katechismus, in Folio. Im Jahre 1500 vollendete die neu begründete Druckerei der Inquisition ihr erstes Werk: die „Ordonances" des Diego Deca, Großinquisitors von Spanien. Barcelona's erste Drucker waren Pedro Bruno und Nikolaus Spindler, ihr erster Druck: „B. Thomae de Aquino Commentarii in libros ethicorum et politicorum Aristotelis", 1478, Fol. Zu Tolosa, in der Inkunabelnkunde oft mit Toulouse (lat. Tolosa) verwechselt, druckte zuerst Heinrich aus Deutschland, „El Peregrinage de la vida humana etc." 1480. Im Jahre 1489 erschien von zwei anderen Deutschen, Hans Paris u. Stephan Cliblat (Kleeblatt) die „Historia de la Linda Melosyna", Fol. (die Geschichte der schönen Melusine). Zu Salamanca erschien 1485: „Medicinas preservativas de la pestilentia que significa el eclipse de Sol del anno 1485", ohne den Namen des Druckers. Der schönste Druck Salamanca's ist die lateinische Bibel von 1584, Fol. Außer den genannten wurden in Spanien Druckorte: Zamora, 1482; Girona, 1483; Ichar (Hixar), 1485; Burgos, um dieselbe Zeit durch Friedrich Biel aus Basel und Phillipp de Inta; Toledo, 1486; Murcia, 1487. Zu Pampelona druckte zuerst 1489 der seiner Zeit berühmteste Typograph Spaniens, Arnold Wilhelm de Brocario, aus dessen trefflicher Officin u. A. die Polyglottenbibel von 1514—1517, 6 Foliobände, hervorging. Valladolid erhielt eine Druckerei 1493, Monterey 1494. In Granada zogen 1496 Meinrad Ugut und Hans von Nürnberg, genannt Pegnitzer, als erste Drucker ein; hier erschien auch die erste arabische Grammatik, jedoch durchaus mit spanischen Lettern gedruckt. In Tarragona gründete 1499 Johannes Rosenbach aus Heidelberg in dem berühmten Kloster Nuestra Senhora de Monteserrato, 1499 Hans Luschner eine Officin; in Madrid gedieh seit 1500 die B. an der Sonne des Hofes zur Blüthe. Portugal verdankt die Einführung der B. dem Religionseifer der Juden. Rabbi Zorba und Raban Eliezer druckten in Lissabon (1489) des Rabbi Mosis Nachmanides hebräischen Kommentar zum Pentateuch, Fol. Auch nach Leira kam die Typographie durch Juden: Abraham d'Ortas, Samuels Sohn, druckte hier die Sprüchwörter Salomonis mit dem Kommentar der Rabbiner Levi Gerson und Menachem Meiri, 1492, Fol. Zwischen 1494 und 1536 druckte Johann Gerling zu Braga (Bracara); Coimbra's ältester Druck ist Pater Ayre's de Almeyda Kontroversschrift gegen das Lob der Narrheit des Erasmus von 1536. Viseo erhielt erst 1571, Oporto erst 1622 Druckereien.

In den skandinavischen Staaten besaßen die Bewohner von den ältesten Zeiten her nicht nur auf

Pergament u. Papier geschriebene Bücher, sondern, wie einst Griechenland in der parischen Marmorchronik, in ihren Runensteinen u. Runenstäben gewissermaßen Chroniken u. Zeitbücher. Einem so gebildeten Volke konnte auch die B. nicht lange fremd bleiben, und so finden wir denn schon 1483 in Stockholm eine Presse, die auf des Erzbischofs Jakob Ulphon und des Statthalters Sten Sture Betrieb von Johann Snell errichtet und mit dem „Dyalogus creaturarum moralizatus" eingeweiht worden war. Diesem frühesten Wiegendruck des Nordens folgte 1494 Johann Fabri's „Breviarium Stregnense" und 1496 seiner Wittwe Anna „Breviarium Upsalense". Dann schwieg hier die Kunst bis 1549, wo das Neue Testament in schwedischer Sprache erschien. Seit dieser Zeit blieb die stockholmer Presse in immerwährender Thätigkeit. Im 16. Jahrhundert kam die Kunst zuerst nach Upsala, wo Paul Grüs dieselbe 1510 einführte. In Süderköping soll um 1513 zuerst gedruckt worden seyn; Johannes Braskii's Druckerei ist jedoch erst 1523 errichtet und 1527 von ihm nach Malmoe verlegt worden, wo 1529 Oluf Ulricksen u. nach diesem erst 1660 wieder der Drucker Georg Hantsch beschäftigt war. Westerås erhielt eine Officin 1621 und Stregnås 1622 durch Gustav Adolf. Im Königreich Norwegen ist die typographische Kunst noch in der Kindheit. Drontheim hatte zwar schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts und Christiania seit 1656 Druckwerkstätten, jedoch blieben sowohl diese, als die später errichteten zu Bergen und Christiansand stets auf einer niedern Stufe der Ausbildung stehen. Von den dänischen Landestheilen waren es die deutschen, bei welchen die Kunst zuerst heimisch wurde, und hier erhielt die erste Presse Schleswig (1486), von dem fahrenden Drucker Stephan Arndt, welchen die Klostergeistlichen zum Druck des „Missale secundum ordinem et ritum ecclesiae Slesvicensis" aus Lübeck hierher berufen hatten. Kopenhagen hat um 1490 von Gottfried af Ghemen sein erstes Druckwerk, einen Donat erhalten, dem 1493 die „Regule emendate correcteque Hafnye de Figuratis constructionibus grammaticis" folgten. Das erste Buch in dänischer Sprache von demselben Verfasser ist „Den Danske Riimkrönike", 1495. Im Jahre 1550 druckte Ludwig Dietz aus Rostock die erste vollständige dänische Bibel. Außer Kopenhagen erhielten im Verlaufe der Zeit Druckereien: Ripen (Jütland) 1508, Aarhuus 1519, Wiborg 1528, Roeskild (Seeland) 1534, Uranienburg (durch Tycho Brahe) 1576, Helsingör 1603, Frederiksstad 1624, Soroe (Seeland) 1627, Kiel 1665, Flensburg 1675 ꝛc. Auf der Insel Island ließ 1531 Bischof Jens Areson zu Holum durch seinen Geheimschreiber, den Schweden Matthiesson, das „Breviarium Nidorosiense" mit wahrscheinlich hölzernen Lettern drucken. Im Jahr 1584 erschien durch Hans Jensen die erste sehr seltene Ausgabe der isländischen Bibel mit Holzschnitten; aus derselben Presse gingen hervor: 1580 die Sprüchwörter Salomonis, 1609 das Neue Testament, 1619 die Psalmen.

In Polen sah Krakau die erste Presse in Thätigkeit. Swietopolc Fiol oder Swaybold Frank soll hier 1491 eine polnische Uebersetzung des „Octoechos" des Johann von Damascus gedruckt haben. Früher schrieb man Johann Haller aus Nürnberg, einem fahrenden Drucker u. Schüler Koburgers, der vor u. nach 1500 hier thätig war, den ersten krakauer Druck („Constitutiones et Statuta provincialia incliti regni Polonie", um 1491) zu. Die wichtigsten Werke seiner Officin sind das „Commune inclyti Poloniae regni privilegium", 1506, Fol.; Dlugoß' Leben des heil. Stanislaus, 1511; des Mönchs Anselm Beschreibung des heil. Landes, 1514; das krakauer Missale von 1515. Bedeutendes leisteten hier die jüdischen Typographen, welche 1517 mit dem „Sepher Habbachur" ihre bis auf die neueste Zeit ununterbrochen fortgesetzte Thätigkeit begannen und unter denen sich Isaak-Ben-Aaron-Prostitz besonders auszeichnete. Der Pentateuch mit dem Magilloth wurde 1530, Sepher Mizvoth 1550, Agudda (Kollektaneen aus dem Talmud) 1571, die hebräische Bibel mit Raschi's und Moses Nachmanides' Kommentar 1587 und endlich der babylonische und jerusalemische Talmud 1603—1609 gedruckt. Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurden Pressen errichtet zu Zamosk, 1557, Lublin 1559, Brzesc 1563, Posen 1577, Wilna 1580. Zu Warschau schlug die Typographie einen festen und dauernden Wohnsitz erst 1625 auf. Ostrog, Stadt und Kloster in Volhynien, ist in typographischer Hinsicht berühmt geworden als Druckort der von Johann Theodor dem Jüngeren 1581 vollendeten Bibel in altrussischer Sprache. Der Druck derselben, auf Kosten des Fürsten Konstantin von Ostrog, Palatins von Kiew, unternommen, ist, abgesehen vom Papier, ein typographisches Meisterstück; der Typenschnitt trägt genau den slavischen Handschriftenductus. Zu Lemberg druckte Matth. Bernhart 1593 die von Jeremias Woynowski gefertigte Uebersetzung von Plutarchs Leben Hannibals und Scipio's des Afrikaners und später noch mehre andere klassische Werke. Die ersten slavonischen Drucke bezog Rußland aus ausländischen Officinen: Krakau, Prag, Wilna, Venedig, Kiewicz, Tübingen, Urach ꝛc. befriedigten die geringen typographischen Bedürfnisse des kolossalen Reichs. Der erste Druckort soll Tschernigow gewesen seyn, wo Georg Czernoewic 1493 „Joannis Damasceni Octroichus" in illyrischer Sprache vollendet haben soll. In Moskau, der alten Hauptstadt des Reichs, wurde 1553 die erste Presse errichtet, aus der 1564 der in der russischen Literatur so berühmte „Apostol" (Apostelgeschichte, in slavischer Sprache) hervorging, gedruckt von dem Diakon Iwan Feodorow und Timoféew Mstislawzoff, unter der Leitung des Dänen Hans Hansen. Bei der Eroberung Moskau's durch die Polen ging auch diese erste Officin zu Grunde u. erst 1644 erstand eine neue. Peter der Große ertheilte 1698 dem amsterdamer Buchdrucker Tessing das Privilegium, für Rußland Bücher zu drucken; später ließ er Lettern der bürgerlichen oder weltlichen Schrift in Holland schneiden und gießen u. errichtete die Synodaldruckerei zu Moskau, wo 1705 versuchsweise die erste Zeitung in Rußland und später auch andere Werke gedruckt wurden. Von 1707 an wurde die Kunst, bisher

Monopol des Staats oder des Metropoliten, auch Privaten frei gegeben u. nahm seitdem einen raschen Aufschwung. Im Jahre 1717 ließ Czar Peter die ganze Bibel in Folio von Jan van Duren im Haag so drucken, daß der holländische Text eine Spalte auf jeder Seite einnahm, die zweite leergebliebene sollte zu Petersburg mit der slavischen Uebersetzung ausgefüllt werden. Doch geschah letzteres nur mit dem Neuen Testament, das Alte Testament blieb, nach Peters Tod, unübersetzt, wie es aus Holland angekommen war. St. Petersburg wurde, sobald es vollendet war, sogleich auch zum Druckort erhoben; Czar Peter nahm 1711 Pressen von Moskau mit dahin, die für den Druck der Ukase bestimmt waren. Das erste Werk war das Buch des Mars, 1713; die erste petersburger Zeitung erschien 1714. Die Senatsdruckerei wurde 1719, die der Mönche im St. Alexander-Newskykloster 1720, die des Admiralitätskollegiums 1724, die der Akademie der Wissenschaften 1727 und die der Synode der Geistlichen 1735 gegründet. Die ersten chinesischen Drucke sind hier 1730 erschienen. Provinzialdruckorte wurden: Mohilew am Dniepr 1617; Romanoff 1619; Kloster Kuteinskoi 1632; Riga 1638; Dorpat und Abo 1642; Kloster Delskoi 1647; kurz nachher die Klöster Iverskoi und Vneuskoi; ferner Reval 1682; die Stadt Uman 1685; Pernau 1698; Narwa 1701; Mitau 1774; Charkow 1820; Odessa 1825 etc.

In der Türkei verpönt man die B. geradezu als fluchwürdige Schwarzkunst bei Todesstrafe. Trotz dieses strengen von Bajazet II. 1483 erlassenen und von Selim I. 1515 erneuerten Verbots waren schon seit 1490 verborgene Werkstätten der Juden rastlos beschäftigt und producirten viele schöne hebräische Drucke. So hat man von ihnen u. A. eine Geschichte des Josephus Ben Gorion mit dem Datum „Constantinopoli 1490"; ferner Werke mit den Jahrzahlen 1492, 1500, 1506, 1509, 1512, 1515, 1576, 1598 etc., einen Polyglotten-Pentateuch von 1546 (ein Exemplar in der k. k. Hofbibliothek zu Wien); der oppenheimersche Katalog allein erwähnt 26 solcher Drucke von 1641—1737. Erst unter der Regierung des Sultans Achmed II. gelang es 1726 dem unermüdlichen Eifer Ibrahim Efendi's, welcher sich durch des „Nizâmi-l-Ummem", d. i. Abhandlung über die Kunst zu regieren, und andere Werke als Schriftsteller berühmt gemacht hat, die Erlaubniß zur Errichtung einer Druckwerkstätte von dem Großherrn und dem Mufti zu erlangen. So entstand die großherrliche Druckerei, für welche Ibrahim Efendi selbst nach Mustern aus Leyden die Matrizen verfertigte und die nöthigen Charaktere goß. Dieselbe hat seit 1726 viele für die Kenntniß des Orients höchst wichtige Werke hervorgebracht. Die übrigen türkischen Druckorte sind: Dolmabahdsche, Militärschule bei Konstantinopel; Belgrad seit 1552; Adrianopel seit 1554, durch Juden; Jassy, 1683; Salonichi, wo die Juden schon 1515 die Psalmen und Sprüchwörter Salomonis druckten. In Griechenland wurde schon im 16. Jahrhundert gedruckt, aber von Juden u. mit wandernden Pressen; in dem britischen Griechenland ward zu Korfu erst 1817 eine Werkstätte errichtet, in welcher der englische Missionär Wilson Auszüge aus der Bibel in neugriechischer Sprache drucken ließ. Die Druckorte des jetzigen Königreichs Griechenland sind Korinth, Hydra, Athen, wo die erste Presse, ein Geschenk Stanhope's, war, Napoli di Romania, von Firmin Didot mit einer Presse beschenkt, Missolunghi, Patras.

Das erste Anrecht auf die Erfindung der Kunst, Bücher durch Abdruck zu vervielfältigen, gehört den Völkern des Morgenlandes, und zwar den Ost- und Mittelasiaten, den Chinesen, Japanesen, Tübetanern und Mongolen. Die Behauptung des Angelus Rocha, daß der Tafeldruck von Büchern schon 300 Jahre v. Chr. bekannt gewesen sey, wird von den Jesuiten, welche Sprache, Sitten und Künste dieser Völker eifrig studirten, zumal von Couplet, welcher um 1659 als Missionär in Peking war und in neuerer Zeit von Abel-Rémusat und Robert Morrison dahin berichtigt, daß die Erfindung nicht vor das zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu setzen sey. Das Druckverfahren ist noch heute sowie in der ältesten Zeit, obgleich den Chinesen bei dem vielfachen Verkehr mit Europäern unsere Typographie nicht verborgen bleiben konnte. Der Schriftsteller läßt nämlich sein Manuskript von einem geschickten Schreiber auf dünnes durchsichtiges Pflanzenpapier schreiben; dieser befestigt das beschriebene Papier auf eine polirte Holztafel (Mupan), seltener auf eine Wachsplatte (Lapan), ritzt mit einer Radirnadel alle Schriftzeichen auf das Holz, läßt sie alsdann erhaben hervortreten, indem er mit einem feinen Messer alles um dieselbe herumstehende Holz, mit Ausnahme der Perpendikularlinien, welche die Zeilen von einander sondern, herausschneidet; dann wird die Tafel in eine horizontale Lage gebracht, der ausgesperrte Text mittelst einer durch harte Bürsten aufgetragenen Tusche in der Art geschwärzt, daß vier bis fünf Abdrücke davon genommen werden können, ein zartes und weiches, aber festes Papier darauf gelegt und dieses mit einer weichen Bürste von länglichviereckiger Form bei dem ersten Abdrucke nur sanft, bei den späteren Abzügen aber stets etwas stärker überfahren, bis die ganze Schwärze aufgezehrt ist. Ein einziger Mann liefert täglich gegen 2000 Drucke. Bei größeren Werken theilt der Schönschreiber die Holztafel, je nach der Größe, die er dem Buche geben will, in Quadrate ein, deren jedes einen Schriftcharakter enthalten soll. Der Graveur schneidet dieselbe alsdann nach den Linien aus, so daß diese allein stehen bleiben, und zieht davon nachher eben so viele Blätter in rother Dinte ab, als dem Kalligraphen zu dem ganzen Werke nöthig sind. In diese Vierecke schreibt letzterer hierauf den Text mit Punktation und Allem genau so, wie er im Drucke erscheinen soll. Das Verdienst der Schönheit und Korrektheit einer Ausgabe gebührt also hier mehr dem Schreiber, als dem Graveur und Drucker. Da das Papier dünn und ungeleimt ist, damit die Wasserfarbe darauf haften und durchschlagen kann, so darf der Bogen nur auf Einer Seite gedruckt werden. Der Titel, die Seitenzahl, die Angabe des Inhalts etc., kurz, was bei europäischen Büchern am oberen Rande steht, ist bei chinesischen zwischen

beiden innen bedruckten Seiten eines einmal gefalteten Blattes der Länge nach heruntergedruckt und wird beim Falten in der Mitte gebrochen, so daß auf jeder Seite die Hälfte der Schriftzeichen steht. Die Blätter, welche einen Band bilden, werden zuerst gepreßt, hierauf mit einem buntfarbigen, oft auch seidenen oder brokatenen Umschlag mit goldenen oder silbernen eingewirkten Blumen versehen, der Rücken beschnitten, an drei bis vier Punkten durchbohrt und mittelst eines seidenen Fadens geheftet. Eines der schönsten Werke chinesischen Originaldrucks ist das Geschichtsbuch, „Li-tai-ki-sse", ebensowohl ein Meisterstück der Gelehrsamkeit als der xylographischen Kunst. Die Druckerschwärze der Chinesen wird aus Lampenruß, Branntwein, Wasser und Leim bereitet. Diese Methode des chinesischen Bücherdruckes gewährt, wenn man die Eigenthümlichkeit der Wort- und nicht Buchstabenschrift dieses Volkes in das Auge faßt, besonders der Wohlfeilheit wegen viele Vortheile vor der Typographie; indeß soll die Staatszeitung des himmlischen Reiches, die aus ungefähr 50—60 Seiten besteht, zu Peking mit beweglichen Lettern (Huopan) gedruckt werden. Eine reiche Sammlung von chinesischen Schriftstempeln besitzt gegenwärtig die Druckerei der Propaganda in Rom. Jesuitische Missionäre hatten schon zu Ausgang des 16. und mit Anfang des 17. Jahrhunderts in Peking verborgene Pressen, aus welchen 1603 „Tien-hio-rey" oder „Coelestis doctrinae vera ratio" in 2 Bänden hervorging. Auch in Japan gründeten jesuitische Missionäre Druckereien. So hatte Nangasaki, Hafenstadt an der Westküste der Insel Ximo, zu Ausgang des 16. Jahrhunderts schon eine ziemlich thätige Presse. In Jeddo, der Hauptstadt des Reiches, wird seit 1785 auf europäische Weise gedruckt. Wie in China und Japan, so ist auch im nördlichen Theile von Indien, in Kaschmir, Tübet und Kabul, der Holztafeldruck seit vielen Jahrhunderten bekannt und noch heut zu Tage für Religionsbücher, Kalender, Talismane und dergleichen in Anwendung. Die Typographie ist zuerst in Goa, der frühesten Niederlassung der Portugiesen, von den Jesuiten um die Mitte des 16. Jahrhunderts eingeführt worden. Nach Tranquebar sandte die londoner Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern 1569 einen vollständigen Druckapparat mit geübten Werkleuten, welche zuerst ein schönes Neues Testament in Quart, verschiedene Gebetbücher und Katechismen in portugiesischer, englischer, dänischer Sprache und in mehren morgenländischen Dialekten ausführten. Um auch in malabarischer Schrift drucken zu können, wurden auf Kosten des Königs von Dänemark in dem Waisenhause zu Halle tamulische Lettern gegossen und durch J. Gottlieb Adler nach Indien gesendet. Letzterer gab daselbst 1714 die vier Evangelien und die Apostelgeschichte heraus, welchen 1715 der andere Theil des Neuen Testaments, die Episteln und die Apokalypse, in einer kleineren Type ausgeführt, folgte. Im J. 1719 erschien das ganze Neue Testament, 1723 die „Biblia Tamulica", 3 Theile, 4. Zu Ambalacate druckten die Jesuiten 1577 die „Doctrina christiana" des Don Juan Gonsalvez, welcher selbst die tamulischen Charaktere dazu goß. Zu Kalkutta, dem Sitze der britischen Herrschaft (seit 1668), wurde von dem berühmten Sanskritforscher Charles Wilkins die europäische Druckmethode 1778 eingeführt und als erstes Werk der „Calender for de yaer 1778" herausgegeben. Serampore, ursprünglich dänische Kolonie und seit 1793 Hauptsitz der englischen Baptistenmission, erhielt 1800 die erste Presse durch Dr. Carey. Das Neue Testament in bengalischer Sprache von 1801 ist das erste hier gedruckte Buch, welchem bald auch das Alte Testament folgte. Im Jahre 1810 erschienen hier Neue Testamente in der Vulgärsprache der Hindu's, sowie in Sanskrit, in chinesischer, mahrattischer, pendschabischer und birmanischer Sprache; auch Telinga- u. Sikh-Charaktere wurden gegossen. Noch gegenwärtig steht die Typographie zu Serampore in voller Blüthe, und dieser Missionsplatz ist nebst Kalkutta und Singapore der wichtigste Ort für die Kunst im ganzen Indien. Madras hat schon von 1772 einen Almanach und Kalender und ein Neues Testament von 1772 aufzuweisen, welche hier auf europäische Weise gedruckt sind. Bombay hat von 1792 an Druckwerke aufzuweisen; zweckmäßige Einrichtungen erhielten die dortigen Officinen erst 1813 und 1816 durch Missionäre. Außer einer Unzahl von Bibelübersetzungen und Andachtsbüchern sind bis jetzt auch viele werthvolle wissenschaftliche Werke dort gedruckt worden. Das bedeutendste Erzeugniß der orientalischen Presse ist das große persische Wörterbuch des Nabobs von Audh, Abul-Musaffer Muiseddin Schah Seman Ghasieddin Haider Padischah Ghasi, Sohn des berühmten Nabobs Seadet Ali, welches unter dem Titel „Haft Kulzum, d. i. die sieben Weltmeere" in 6 Theilen das Wörterbuch und im 7. Grammatik und Prosodie umfaßt. Dieses typographische Prachtwerk ging aus der Officin der königlichen Residenz zu Lackno (Lucknow), 1822, hervor. Auch in Hinterindien entstanden seit 1808 u. zwar durch Missionäre an mehren Orten (Rangun, Singapore, Malakka &c.) Druckereien. Im 17. Jahrhundert kamen die ersten Pressen nach Batavia, wo der erste Druck Dr. Dankaarts Katechismus in malayischer Sprache 1668 war. Das erste malayische Alte Testament wurde 1747 gedruckt. Auf Sumatra war Benkulen der erste Druckort, wo die Baptistenmissionäre 1818 eine Presse errichteten. Wichtiger als alle diese Institute sind aber die auf der Insel Ceylon, wo seit 1737 eine Druckwerkstatt ausschließlich mit der Edition von religiösen Schriften in der Landessprache beschäftigt gewesen ist. Amboina, die Hauptstadt der gleichnamigen Molukkeninsel, erhielt 1815 durch den londoner Missionär J. Kam eine Presse, welche fortwährend malayischen Druck producirt. Von den philippinischen Inseln soll Manilla schon 1590 mit einem Druckapparat beschenkt worden seyn. In Persien stellte sich das alte Vorurtheil, welches die Kalligraphie zu einer der edelsten Künste erhebt und nicht duldet, daß ein heiliges Buch anders als durch Handschrift vervielfältigt werde, lange Zeit der Einführung der Typographie entgegen. Erst 1820 gelang es dem Kronprinzen Abbas Mirza, zwei Druck-

anstalten, die eine in Teheran, die andere in Tabris, zu errichten. In Syrien sind es vornehmlich die Klöster des Libanon, welche mitten in der Barbarei des Orients der Wissenschaft eine Zufluchtsstätte sicherten. Das Kloster Kaschaya producirte schon 1610 des Paschalis Eli und Joseph Ibn Amima's arabisch-syrischen Psalter mit der Schlußschrift: „in inclyto et religioso monasterio Vallis Kuzaia in monte Libani", Fol. Doch soll noch früher von den Juden zu Damascus gedruckt worden seyn. Außerdem sind Pressen in Thätigkeit zu Haleb (Aleppo) seit 1706, wo die Psalmen in arabischer Sprache erschienen, und zu Beirut, wo seit 1751 mehre arabische Psalter, Meßbücher und Breviarien erschienen. Im Kloster Mar-Hanna, dem Sitz des Ordenskonvents zu St. Johannes dem Täufer von Shouair, begründete 1732 der melchitische Priester Abdallah-Ben-Zacher eine Druckanstalt welche für die arabische Literatur von hoher Wichtigkeit ist. Eine arabische Uebersetzung der Psalmen war auch hier das erste Werk, dem bis 1794 über 30 Drucke nachfolgten. Dar-el-Kamar auf dem Libanon, druckt viele christliche Erbauungsbücher. Safad, einst eine blühende Hochschule für arabische und jüdische Gelehrsamkeit, aber seit dem Erdbeben von 1755 ein unbedeutendes Dorf, soll früher als jeder andere syrische Ort, nämlich schon 1565 und 1578 das Buch Daniel und den Ekklesiastes in hebräischer Sprache gedruckt haben. In Armenien und Grusien beschränkt sich die typographische Thätigkeit nur auf Druck von Schul- und Andachtsbüchern. Die meiste Pflege fand die B. in dem alten berühmten Kloster Etschmiazin, wo schon seit langer Zeit Ritualgegenstände und Schriften für den Unterricht der Jugend gedruckt werden. Zweiter Druckort des Landes ist Neu-Natschiwan (oder Nachitschewan), wo 1794 u. A. eine schöne Ausgabe der merkonsukaria'schen Uebersetzung von Fenelons „Telemach" erschien. Außerdem sind die Armenier fleißige Drucker zu Wien, Venedig, Moskau und Konstantinopel. In Grusiens Hauptstadt, Tiflis, druckte 1701 Michael Istphanowitz die Psalmen in georgischer Sprache. Seit 1825 besteht zu Schuschi (oder Schuscha) eine von deutschen Missionären der baseler Gesellschaft errichtete Druckerei, welche jedoch nur Katechismen u. kleine Erbauungsbücher producirt. Im asiatischen Rußland erhielt Sarepta, eine 1765 von der Brüdergemeinde begründete Stadt, 1808 von der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft zu London eine vollständige Druckerei, die für Missionszwecke thätig ist. Zu Astrachan errichtete 1815 die schottische Mission eine Werkstatt, in welcher für die Tataren, Kalmücken und Kirgisen gedruckt wird. Zu Karaß, einem Dorfe im Kaukasus, ist von schottischen Missionären schon 1802 gedruckt und 1807 das Evangelium Matthäi und 1813 das ganze Neue Testament in türkischer Sprache vollendet worden. Mit Anfang dieses Jahrhunderts fand die Kunst auch in Kasan, wo mehre Ausgaben des Koran erschienen, und in Charkow Eingang, wo seit 1808 eine türkische Druckanstalt beschäftigt ist. In Kleinasien übte Smyrna seit 1658 die B.; die frühesten Pressen hatten die Juden, denen später die Christen und in neuester Zeit die Mohammedaner nachfolgten.

In Amerika sah die Hauptstadt Mexiko die erste Presse. Hierher berief der Vicekönig Antonio de Mendoza den Drucker Giov. Paoli Lombardo aus Brescia, welcher 1549 als erstes Buch der neuen Welt die „Ordinationes legumque collectiones pro conventu juridico Mexicano" vollendete und dann mehre spanische und mexikanische Sprachwerke folgen ließ. Von den südamerikanischen Staaten ist Lima, Peru's Hauptstadt, schon 1586 von den Jesuiten mit einer Druckwerkstatt bedacht worden, deren bis jetzt erstes bekannt gewordenes Werk das „Vocabulario en la lengua general del Peru Clamada Quichoa y en la lengua espanola etc.", 8., ist. Juli Pueblo erhielt ebenfalls von den Jesuiten 1612 den ersten Druck, und zu Quito ist wahrscheinlich schon damals Einzelnes typographisch ausgeführt worden. Puebla de los Angelos hat seit 1639, Tlascala seit 1650 Druckereien, und in Brasilien mag die B. ebenfalls als Gefährte der zahlreichen jesuitischen Missionen wohl schon im 16. Jahrhundert eingeführt worden seyn. Doch ist bis jetzt kein älterer Druck bekannt geworden, und die neueren Erzeugnisse dortiger Pressen geben nicht über das 19. Jahrhundert zurück. Buenos-Ayres hat seit 1789 eine Officin und beschäftigt jetzt mehre Pressen. Auch in Paraguay druckten zuerst Jesuiten, am frühesten zu Santa Maria Mayor (Calendaria), wo die erste Guarani-grammatik erschien. Die Hauptstadt Assumption erhielt aber erst im 19. Jahrhundert stehende Druckereien. Früher als nach Nordamerika wurde die neue Kunst auf die Hauptinseln Westindiens verpflanzt und am frühesten auf Hayti (St. Domingo), wo die erste Presse schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts in der Stadt Hayti, jedoch unter spanischer Herrschaft nur für Regierungsangelegenheiten in Thätigkeit war; denn sogar der Druck von Andachtsbüchern war Monopol des Klosters Escurial im Mutterlande. Franzosen errichteten Druckereien zu Port au Prince um 1740, zu Cap Français 1791 und später zu Cayes. Andere erwähnenswerthe Druckorte Westindiens sind: Kingston auf Jamaika, seit 1720; Bridgetown auf Barbados, seit 1730; Basseterre auf St. Christoph, seit 1747; St. Johns Town auf Antigua, seit 1748; Christianstadt auf St. Croix, seit 1770; Montego Bay auf Jamaika, seit 1775; St. George (Bermudasgruppe) seit 1783, durch S. Rockdale; Havannah auf Cuba, seit 1787; St. Pierre auf Martinique seit 1808. In den britischen Kolonien hat 1766 Halifax in Neu-Schottland die erste Presse erhalten, in Canada ward Quebek ebenfalls schon vor dem Beginn des amerikanischen Kriegs Druckort, dann Montreal 1775; 1784 begann in Neu-Braunschweig die Thätigkeit der Presse. Unter den Vereinigten Staaten von Nordamerika war es Massachusetts, welches von den ersten britischen Ansiedlern die erste Presse zugeführt erhielt, und als Vater der nordamerikanischen B. kann Jesse (Joseph) Glover, ein Prediger, angesehen werden, der den ersten Apparat von Eng-

land mitnahm. Zwar starb er während der Ueberfahrt, seine Wittwe aber stellte zu Cambridge 1638 die Presse auf, siedelte aber schon im folgenden Jahre nach Boston über, wo von John Dayn und seinem Gehülfen Samuel Green das erste Buch „The Freeman's Oath" gedruckt wurde. Beider Arbeiten sind noch in hohem Grade unvollkommen. Nach Cambridge kam 1660 abermals eine Presse durch die britische Gesellschaft für Ausbreitung des Evangeliums; Marmaduke Johnson druckte hier 1665 John Elliots „Communion of Churches", u. später noch 9 theologische Werke, 1690 — 92 mit Hülfe Barthol. Greens, eines Sohns Samuels. Durch diesen geschickten Rivalen mit edlem Wetteifer erfüllt, begann in Boston John Forster mit einer vom Harward-Kollegium errichteten Presse 1626—1650 Besseres zu leisten. Später traten noch mehre Mitglieder der Familie Green als tüchtige Drucker auf. Salem erhielt 1768 von Samuel und Ebenezer Hall die erste Druckerei, neben welcher 1774 Ezekiel Russell, früher zu Boston, eine zweite errichtete. Durch den unermüdlichen Isaiah Thomas kam 1773 und 74 die neue Kunst auch nach Watertown. Newburyport und Worcester. Auf der Presse hatte er das Panier der Freiheit aufgesteckt und suchte mit dieser mächtigsten aller Waffen sein Volk zum Sieg zu führen. Neben seinen Druckereien leitete er einen bedeutenden Buchhandel, hatte auch zu Boston und Baltimore Geschäftshäuser und wußte durch eifrige Begünstigung der Journalistik allenthalben mit den neuen politischen Blättern auch neue Pressen ins Leben zu rufen. Außer den genannten entstanden Druckereien: 1782 zu Haverhill, 1785 zu Charleston, 1794 zu Brookfield, 1810 zu Augusta, 1816 zu Dedham, 1818 zu Andover und 1825 zu Plymouth. Zu Philadelphia errichtete W. Bradford 1686 eine Presse, welche sich mehr dem Dienste des Glaubens und der Moral, als dem der Politik und der Industrie zu widmen begann. Der zweite Typograph daselbst war Samuel Keimer, bekannt als Dichter, welcher seine Verse sogleich setzte, und als Brodherr Benjamin Franklins. Dieser berühmteste aller Buchdrucker hat in typographischer Hinsicht weniger durch Pracht und Eleganz ausgezeichnete, als für die Verbreitung von Kenntnissen und edler Volksbildung wohl berechnete Schriften geliefert. Von Philadelphia gelangte die Typographie 1735 nach Germantown durch Christoph Sauer, einen Deutschen, der zuerst eine deutsche Vierteljahrschrift, dann eine Uebersetzung von Penns politisch-moralischen Vorschriften für die Kolonisten und 1743 eine deutsche Bibel herausgab, welche lange Zeit das wichtigste Druckwerk der nordamerikanischen Kolonien blieb und nur in wenigen Exemplaren in Europa vorhanden ist. Zwei andere Deutsche, Miller und Holland, verpflanzten die Kunst 1751 nach Lancaster, wo sie noch jetzt meist von deutschen Landsleuten gepflegt wird. William Bradford, der Vater der Typographie von Pennsylvanien, ist auch deren Begründer in der Stadt Newyork, wo er 1693—1705 als königlicher Buchdrucker wirkte und die erste Papiermühle anlegte. Nach ihm zeichnete sich ein Deutscher, Joh. Peter Zenger, aus, welcher seit 1733 die erste newyorker politische Zeitung herausgab, die erst nach seinem Tode (1746) von James Parkers und William Weymans „New-York Gazette" verdunkelt wurde. Im Freistaate Connecticut führte 1709 Thomas Short die Typographie zuerst zu Newlondon ein, wo 1714 auch Timothy Green aus Boston eine Officin errichtete. Newhaven wurde während des Freiheitskampfs von dem Postmeister James Parker zum Druckort einer Zeitung erhoben. Hartford erhielt durch Thomas Green, und Norwich durch J. P. Spooner u. A. um 1770 die ersten Pressen. Marylands erster Druck, die „Complete Collection of the Laws of Maryland. Collected by the Authority 1726", erschien zu Annapolis durch William Parks, der auch die erste Zeitung 1727 druckte. Baltimore, 1755 noch ein Dorf, erhielt 1760 die erste Presse durch Nikolaus Hasselbock; später wirkte hier der unermüdliche Will. Goddard, der Begründer der Typographie in Providence (Rhode-Island). New-Jersey kann stolz seyn auf seinen ersten Typographen; denn der junge Benjamin Franklin druckte zu Wordbridge, von seinem Herrn. Keimer, aus Philadelphia hieher gesandt, 1727 die „Bills of Credit". Ihm folgte James Parker. Nach Parkers Tode wurde zu Burlington von Isaak Collins 1770 eine Presse aufgestellt, mit welcher er später nach Trenton auswanderte, wo er als Mitglied der „Gesellschaft der Freunde" eine Bibel und mehre Religionsbücher druckte. Südcarolina's Regierung setzte 1730 einen Preis aus für Denjenigen, welcher den ersten Druckapparat in die Kolonie einführe; diesen Preis gewann Eleazar Phillipps aus Boston, welcher noch in demselben Jahr das erste Druckhaus zu Charleston eröffnete. Zu Columbia erschien 1826 „Cooper's lectures on political oeconomy". Rhode-Island erhielt 23 Jahre später als Connecticut zuerst in der Stadt Newport durch James Franklin eine Officin, die gegen 40 Jahre von seinen Nachkommen beschäftigt wurde. Providence's erster Drucker, William Goddard, auch hier zugleich Postmeister, erhob hier die Kunst bald auf eine hohe Stufe. Virginien erhielt erst 1740 durch William Parks von Annapolis eine Presse. Nach Nordcarolina kam um 1755 auf Anordnung Franklins und Hunters James Davis als Regierungsbuchdrucker und ließ sich in dem Städtchen New-Bern nieder. New-Hampshire's erste Druckorte waren: Portsmouth, seit 1755, Exeter, seit 1774, Hannover, seit 1778, und Walpole, seit 1793. In dem Freistaate Delaware kam erst 1761 durch James Adams, einen Gehülfen Franklins und Halls in Philadelphia, eine Druckerei in Wilmington zu Stande. Die jüngste Kolonie von den 13 alten Vereinigten Staaten, Georgia, hatte vor dem Ausbruche der Revolution erst einen Drucker, James Johnson aus Schottland, der 1763 zu Savanna auf Kosten der Regierung eine Ausgabe der Landesgesetze und ein politisches Blatt zu Tage förderte. Von den übrigen neuen Staaten erhielten Druckorte: Vermont 1778 zu Westminster, Ken-

tucky 1786 zu Lexington, Tennessee 1793 zu Knorville, Ohio 1795 zu Cincinnati und Chillocothe, Mississippi seit 1810 zu Natchez, Indiana zu New-Lexington seit 1815, Michigan zu Detroit, um dieselbe Zeit. Arkansas sah die merkwürdigste typographische Erscheinung unserer Tage zu New-Echota auftauchen: eine indianisch-englische Zeitung, den „Cherokee Phoenix", welcher seit dem Oktober 1828 ausgegeben wird. Dieses Blatt ist in zwei Spalten getheilt, von denen die eine den englischen, die andere den cherokesischen Text enthält. In letzterer Sprache sind bereits ein Gesangbuch, ein Auszug aus der Bibel und das ganze Evangelium Matthäi gedruckt worden. Das große Verdienst, die schwierigen Laute jenes Urvolks fixirt, mit Hülfe seiner Frau und seiner Tochter das neue Alphabet anfänglich von 200, dann von 85 Charakteren erfunden, seinen Landsleuten begreiflich und somit das Idiom eines ganzen Volksstammes druckfähig gemacht zu haben, gebührt dem Cherokesenhäuptling See-quah-yah, auch Guess genannt. Im Jahr 1810 bestanden in den Vereinigten Staaten mehr als 400 Druckhäuser. Bei den Riesenfortschritten jenes freien Staats- und Volkslebens findet die Vermehrung in geometrischen Progressionen Statt, so daß gegenwärtig eine größere Anzahl von Pressen, als in irgend einem gleichmäßig bevölkerten Staate, in Thätigkeit ist.

Nach Afrika, und zwar nach Aegypten brachte Napoleons Expedition die erste Presse, die 1799 in Kairo errichtet wurde und aus welcher, neben den beiden Zeitungen: „Courier de l'Egypte depuis le 12 Fruct. an VI jusqu'au 20 Prair. an IX", und „Décade Egyptienne, journal littéraire et d'oeconomie politique an VII—IX, 3 Vol.", noch ungefähr 16—18 theils arabische, theils französische Schriften hervorgingen. Zugleich wurde in Alexandrien eine Presse errichtet und selbst aus dem befestigten Dorfe Gizeh sind mehre Drucke mit der Jahrzahl 1800 u. 1801 bekannt. Einen neuen Aufschwung erhielt die Typographie durch Mehemed Ali, der 1822 zu Bulak, einer Vorstadt von Kairo, eine hohe Schule und eine damit verbundene Druckerei begründete. Die Zahl der daselbst gedruckten arabischen, türkischen und persischen Werke aus allen Zweigen des menschlichen Wissens bildet bereits eine ansehnliche Liste. Um dieselbe Zeit begann auch der Druck eines politischen Blattes in Ceuta, Gibraltar gegenüber. Wichtiger ist aber Algier durch die französische Besitznahme als neuer Pflanzort für die Typographie geworden, obgleich bis jetzt daselbst des Bedeutenden noch wenig erschienen ist. Zeitschriften nehmen hier die Hauptthätigkeit der kaiserlichen wie der übrigen Pressen in Anspruch. Schon am 26. Juni 1830 erschien die „Estafette d'Algier," später der „Moniteur Algérien" und viele andere Blätter. Westafrika soll schon im 16. Jahrhundert durch die Portugiesen an der Küste von Senegambien, zumal in San Salvador und zu Loanda de San Paolo, mit Druckereien für Religions- und Staatszwecke versehen worden seyn. Zuverlässig sind jedoch nur die Nachrichten, daß die Briten auf dem Gebiete von Groß-Bulam, wo sie Faktoreien besitzen, insbesondere zu Freetown, nicht nur Schulen nach der bell-lancasterschen Methode, sondern auch Druckereien errichtet haben, von deren Thätigkeit „The royal gazette", „Sierre Leone advertiser" und andere Zeitschriften Zeugniß geben. Auch die amerikanische Negerkolonie Liberia am Kap Montserado besitzt eine Druckerei, in welcher der „Liberia Herald", von einem Neger redigirt, erscheint. Das britische Kapland hat erst 1806 in der Kapstadt durch britische Missionsgesellschaften eine Officin erhalten. Selbst das Hottentottendorf Betheldorf an der Mündung des Swartzkopfflusses, 150 Meilen östlich vom Kap der guten Hoffnung, ist seit neuerer Zeit im Besitz einer britischen Missionspresse. Zu Maquasse, einer Stadt im Lande des Kaffernstammes der Beetsjuanen, haben methodistische Sendboten 1823 eine Niederlassung begründet und einen Druckapparat aus der Kapstadt mit sich genommen. Ihr erstes Druckwerk ist ein Elementarbuch in der Sitschuansprache mit römischen Lettern und der Jahrzahl 1826. Auch an den Ostküsten Afrika's, zumal in Melinde und Mozambique, sollen Portugiesen frühzeitig gedruckt, aber sich auf Schul- und Andachtsbücher beschränkt haben. Den ältesten afrikanischen Druck kennt man von der azorischen Insel Terceira, auf welcher in der Stadt Angra 1583 die jetzt höchst seltene „Relacion de la iornada, expugnacion y conquista de la isla Tercera y las demas circumvezinas, q̄ hizo Don Albaro de Baçan, marquez de Santacruz etc." (Beschreibung der Eroberung der Insel) erschien. Ein Exemplar befindet sich in der bodleyanischen Bibliothek zu Oxford. Die Insel Bourbon hat seit 1821 eine Zeitung und 1825 erschien aus dasigen Pressen ein Verzeichniß sämmtlicher dasigen wild wachsenden Pflanzen. Madagaskar bot unter der Regierung des Königs Radama ein vortreffliches Terrain für die Wirksamkeit der englischen Missionäre, die 1825 in der Residenz Tananarivu eine Druckwerkstatt errichteten. Nach seinem Tode (1828) vertrieb jedoch dessen Wittwe alle Missionäre wieder von der Insel. St. Helena gelangte zu einer Presse, wie zu seinem weltbekannten Namen durch Napoleons Aufenthalt daselbst. Im Jahr 1825 erschien zu Jamestown eine „Flora S. Helenica".

Australien verdankt dem brit. Unternehmungsgeist mit seinem Kulturzustand auch die Begründung u. die Fortschritte der Typographie. Im J. 1801 wurde zu Sidney von einem Kreolen aus Westindien, George Howe, die erste Presse aufgeschlagen, und schon 1803 rief der Durst nach politischen Neuigkeiten und der Drang nach öffentlicher Mittheilung die erste Zeitschrift „The Sidney Gazette and New-South-Wales Advertiser" hervor, welcher bald andere folgten, der übrigen ziemlich zahlreichen Literatur, die an einem Gymnasium, einem Museum, dem botanischen Garten, der Sternwarte, einem Theater u. dem täglich wachsenden Industrie- u. Handelsleben fortwährend kräftigende Nahrung erhält, nicht zu gedenken. Auch in Westaustralien in der Kolonie am Schwanflusse bestehen bereits drei Zeit-

schriften, welche anfangs in der Handschrift ausgegeben und für Aerndere an die Bäume angeheftet wurden, jetzt aber durch Pressen vervielfältigt werden. Das strenge Preßgesetz für die Kolonien von 1827 ist längst wieder aufgehoben. Auf Vandiemensland, der ersten britischen Inselkolonie Australiens, erhielt Hobarttown 1818 eine Druckwerkstatt, und schon jetzt erscheinen hier mehre Zeitschriften meist politischen Inhalts. Auch die erst wenige Jahre alte Kolonialstadt Launceston besitzt bereits mehre regelmäßige Journale. Die Gesellschaftsinseln erhielten von den britischen Missionären zugleich mit dem Christenthum die ersten Pressen 1818. Kaum war König Pomare zum Christenthum übergetreten, als letzterer befahl, in seiner Residenz Afareaitu auf Otahaitu eine Druckerei anzulegen. Er setzte mit eigener Hand die erste Seite eines otahaytischen ABCbuches. Eine mit der Missionspresse gedruckte Ausgabe der englischen Bibel von 3000 Exemplaren war in wenigen Tagen vergriffen. Bald darauf entstand der erste Katechismus in otahaytischer Sprache. Die meisten otahaytischen Drucke haben die Schlußschrift: „Tahiti, printed at the Winward-Mission press.“ Auch Burders Point, eine zweite Missionsstation auf dieser Insel, erhielt 1821 eine Presse; kurz nachher die Insel Huaheine. Die Insel Eimeo sah schon 1817 den ersten Druck, einen Katechismus, dem 1818 die britische und fremde Bibelgesellschaft „Selections from Scripture“ nachfolgen ließ. Aehnliche Unternehmungen britischer Missionäre fanden 1825 zu Pateo auf der Insel Otahaa Statt. Auf den Sandwichsinseln wurde die B. 1821 eingeführt und am ersten Montage des Januars 1822 zu Honolulu auf Owahu (Owaihai) die erste englisch-hawaische Kinderfibel, das „English-Hawayan Spellingbook“, gedruckt, und seit 1835 erschien eine Zeitung. Bis jetzt umfaßt die dortige Literatur mehre Auszüge aus dem Alten und Neuen Testament, viele Schul- und Erbauungsbücher, Vokabularien in der Landessprache u. A., auch Colbwins „Intellectual Arithmetic“.

Das Säkularfest der B. wurde zum ersten Male 1540 am 24. Juni, am Tage Johannis des Täufers, vornehmlich zu Wittenberg, wo die Buchdrucker durch Luthers Bibelübersetzung in Flor gekommen waren, feierlich begangen. Man hatte nach Angabe des kölner Chronisten das Jahr 1440 als dasjenige der Erfindung angenommen u. zur Begehung des Jubelfestes neben der Berücksichtigung des Umstandes, daß 1440 gerade zwischen dem Jahre der ersten Versuche 1430 und dem des Erscheinens der ersten Drucke an Abedarien, Donaten u. dgl. (1450) steht, den Johannistag als Gutenbergs und Fusts Namenstag gewählt. Bei Einweihung des Gutenbergdenkmals in Mainz 1837 wurde beschlossen, es bei diesem Termine bewenden zu lassen, und es fand demgemäß diese Feier 1840 zum vierten Male Statt. Am großartigsten war dieselbe zu Leipzig, der Metropole des deutschen Buchhandels, Stuttgart, Mainz, Braunschweig, Frankfurt a. M., Hamburg und Straßburg. Es erschienen zur Feier an 150 Schriften und Kunstblätter, von denen erstere theils der allgemeinen, theils der Specialgeschichte der B., theils ihrem dermaligen Zustande u. Leistungsvermögen, theils der Beschreibung der Festlichkeiten gewidmet waren, theils auch ohne entsprechenden Inhalt sich nur auf dem Titel als Festgaben ankündigten. Ein Verzeichniß der Schriften über B. enthält unter Anderem O. A. Schulz, Gutenberg, oder Geschichte der B., Leipzig 1840. Vergl. Falkenstein, Geschichte der B., Leipzig 1840.

Buchdruckerwerkstatt, Sternbild des südlichen Himmels, zwischen dem Kopfe des großen Hundes und der Argo, etwa 110° ger. Aufst., 15° südlicher Abweichung, aus blassen, kleinen Sternen bestehend; eingeführt von Bode.

Buche (Fagus), Baumgattung aus der Familie der Amentaceen, deren charakteristische Merkmale an den männlichen Blüthen die rundlichen Kätzchen mit glockenförmigen, 5spaltigen, am Grunde mit 2 Schuppen versehenen und 8—12 Staubgefäße tragenden Blüthenhüllen und an den zu 2—3 stehenden weiblichen Blüthen die 4spaltigen mit dem 3seitigen, 3fächerigen Fruchtknoten verwachsenen Blüthenhüllen mit 3narbigem Griffel und die von der verhärteten Hülle kapselartig umgebenen Nüsse sind. Die Gattung umfaßt schöne, hohe, in der alten und neuen Welt einheimische Bäume, worunter mehre für die Forstkultur wichtig sind. Die gemeine oder Rothbuche (F. sylvatica *L.*) ist einer der schönsten und nützlichsten Bäume, welcher durch ganz Europa, die nördlichsten Gegenden ausgenommen, wächst und oft einzig und allein große Wälder bildet. Der Stamm erreicht in gutem Boden eine Höhe von 60—130 Fuß, eine Dicke von 2—4 Fuß, und vollendet seinen Wuchs in einer Zeit von 100—120 Jahren. Bei jungen Stämmen ist die Rinde bräunlichgrün, im Alter wird sie aschfarbig, bleibt aber immer eben, glatt und ganz. Das ausgewachsene Stammholz ist schwer, fest, hart, weißgeflammt, bisweilen auch bräunlich, im Alter wird es graulich und spröder. Der Standort hat Einfluß auf die Beschaffenheit des Holzes; die in der Mitte eines Waldes stehenden Bäume haben ein bräuneres und weicheres, die am Rande des Waldes und der freien Luft mehr ausgesetzten ein weißeres und härteres Holz. Die wechselweise stehenden Blätter sind kurz gestielt, eiförmig, kurz zugespitzt, flach, am Rande unmerklich gezähnt, in der Jugend haarig gefranst, glatt, glänzend; im Herbste werden sie braun und dürr und fallen zum Theil ab, zum Theil bleiben sie im vertrockneten Zustande an den Zweigen hängen, bis sie im folgenden Frühjahr von den schwellenden Knospen abgestoßen werden. Die Knospen sind länglich zugespitzt und bestehen aus mehren Schuppenlagen. Die Blüthen zeigen sich im Mai. Die männlichen haben gerinnelte, weißhaarige Stiele und bilden grüngelbe Kätzchen am Grunde der neuen Triebe. Unter jedem Kätzchen stehen 1—3 braune, lanzettförmige, hinfällige Deckblätter. Es finden sich meist 20 Blüthchen in jedem Kätzchen, die kurzgestielt sind und einen silbergrau behaarten Kelch haben, mit etwa 12 Staubfäden und einem unvollkommenen Griffel. Gewöhnlich entspringen 4 Kätzchen aus einer Knospe. Ueber denselben stehen meist 2 weibliche Blüthen in röthlichen Köpfen; diese haben behaarte Narben und einen Kelch mit 3 erhabenen

Nähten. Die weiblichen Blüthen sind von einer allgemeinen Hülle eingeschlossen, welche aus 4 dicht anschließenden, herzförmigen, außen grau- u. rothborstigen, inwendig mit feinen silberweißen glänzenden Haaren bekleideten, dicken Blättern besteht, welche zur Fruchtkapsel erwachsen. Diese erreicht schon im Oktober ihre vollkommene Größe, ist rauh, weichstachelig, braun, u. springt bei ihrer Reife in 4 Stücke auf. Die Frucht (Buchecker, s. unten) ist 3kantig, oben spitzig, unten stumpf, mit einer glatten braunen glänzenden Haut umgeben, enthält einen gelblichweißen, ölreichen, angenehm schmeckenden Kern, welcher im April des folgenden Jahres mit zwei nierenförmigen, dicken Samenlappen keimt. In Deutschland bildet die B. die größten u. vorzüglichsten Wälder der Berge u. Ebenen, doch gedeiht sie besser in den Vor- und Mittelbergen, als in den Ebenen. Hoch im Gebirge kommt sie weniger vor und in einer Höhe über 14—1500 Fuß bleibt sie schon bedeutend im Wachsthum zurück. Da die B. keine tiefgehende Pfahlwurzel hat und ihre starken Wurzeln nur flach streichen, so ist ein tiefgründiger, lockerer Boden nicht in dem Grade für sie erforderlich, in welchem er es für die Eiche ist; es genügt zu ihrem Gedeihen, wenn die aus einer lockeren Dammerde bestehende Oberfläche nur nicht austrocknen kann. Vorzüglich liebt sie an der nordwestlichen, nördlichen und östlichen Lage einen milden Mittelboden, oder einen mit Gries und Steinen gemischten guten, mäßig feuchten und lockeren Boden, welcher zugleich eine kleine Beimischung von Lehm und Thon hat. In einem solchen Boden erreicht sie ihre größte Vollkommenheit u. wächst oft zu einem ungeheuren Baum heran. In trokkenem, kalkig thonigem Boden bleibt sie dagegen struppig, strauchig und knotig. Die beste Zeit zur Saat der B.n ist die, wo der Same von selbst ausfällt, nämlich der Oktober und November. Man wähle dazu einen locker gemachten, ausgelüfteten, an der Nordwest-, Nord- oder Ostseite eines Berges gelegenen, etwas schattigen Platz. Der Same darf nicht über einen Zoll hoch mit Erde bedeckt und muß gegen späte Nachfröste im Frühjahr durch irgend eine Bedekkung, am besten von Nadelreisig geschützt werden. Will man Buchenwaldungen durch natürliche Besamung nachziehen, so wählt man einen dunkeln Schlag, dessen Boden entweder durch Schweine oder durch Handarbeit aufgelockert und entraset werden muß; wenn die Pflänzchen 1—1½ Fuß Höhe erreicht haben, muß der Schlag gelichtet, die sämmtlichen Mutterbäume dürfen aber erst weggenommen werden, wenn die Sämlinge schon eine Höhe von 3—4 Fuß erlangt haben. Die Hauptsache bei der Lichtung des Schlages bleibt, daß die jungen Pflanzen nur nach und nach an Licht, Luft und Witterung gewöhnt werden. Es ist vortheilhaft, bei der Buchensaat Birken, Espen und Sahlweiden mit einzumischen, welche nichts unterdrücken, vielmehr den jungen B.n Schutz gewähren. In den ersten Jahren wachsen diese sehr langsam, wie denn überhaupt der eigentliche Wuchs der B. erst nach dem 20. Jahre beginnt. Die Fortpflanzung der B. durch den Samen ist zwar im Allgemeinen nicht schwierig, doch erfordert sie, wenn der Erfolg nicht ungewiß bleiben soll, große Vorsicht. Auch durch Verpflanzung sucht man Distrikte in Buchenholzbestand zu bringen. Hierzu sind Pflanzen von 3—4 Fuß Länge die besten u. die schicklichste Zeit ist Ende Oktobers oder Anfang Novembers, obgleich auch der März u. der Anfang des April dazu nicht unpassend sind. Die Setzlinge müssen sehr vorsichtig ausgehoben und in 1 Fuß tiefe u. 2 Fuß weite Löcher gepflanzt werden; sie dürfen ja nicht ihres Gipfels beraubt werden, wenn man ihren Wuchs nicht hindern und sie nur in struppige Büsche verwandeln will. Kommen die Setzlinge auf einen zu freien Platz, so gerathen sie selten, jüngere Pflanzen gar nicht, weil sie den Schutz des Hochwaldes nicht entbehren können. Im Buchenhochwald ist die 120jährige Umtriebszeit die gewöhnlichste und beste, und es muß die Stellung der Schläge und die Nachhauung der Samenbäume auf die angegebene Weise geschehen. Obgleich die B. zuweilen auch als Niederwald gezogen wird, so zeigt doch der Erfolg in den meisten Fällen, daß sie dazu nicht tauglich ist. Der Ausschlag der Stöcke erfolgt schlecht, er nimmt bei jedem Hieb immer mehr ab und hört gewöhnlich beim 3. oder 4. Hieb ganz auf, weil die Lohden durch die harte, hornartige Rinde des Stocks, der bald nach dem Hieb trocken wird, nicht gehörig durchbrechen können. Die B. hat besonders in ihrer Jugend manche Unfälle zu erleiden und mit vielen Feinden zu kämpfen. Das Edelwild beizt oft ganze Strecken ab; die Mäuse ringeln zuweilen bei hohem Schnee die Rinde der Stangen rundum ab, wodurch ganze Distrikte absterben; die Larven der Maikäfer nagen die Wurzeln der jungen Pflanzen ab, und die Maikäfer selbst entblößen oft die Bäume ganz von Laub u. Blüthen, wodurch wenigstens der Same für das Jahr verloren geht. Auch die Larve des Buchenrüsselkäfers (Curculio) ist ein gefährlicher Feind der B.n, indem sie das Mark der Blätter durchfrißt, so daß sie zusammenrollen und abfallen. Die Buchengallwespe (Cynips fagi) bewirkt Auswüchse auf den Blättern. Gegen Kälte ist die B. unempfindlich, nur bei späten Frösten im Frühjahr, wenn sie auf gelindes Wetter folgen, wodurch der Saft schon in Bewegung gebracht worden, berstet sie zuweilen auf und wird erd- oder eisklüftig. Das junge Laub erscheint zu spät, als daß es öfters von Frühjahrsfrösten zu leiden hätte. Die B. wird selten vom Blitz getroffen. Im Alter stirbt sie von unten auf ab. Sie verdämmt alle unter ihr stehenden Gewächse, daher sie den Graswuchs nicht begünstigt, wie auch unter zu großen, zu lange übergehaltenen Samenbuchen alles Holz, selbst von ihrer eigenen Art, verschwindet. Krankheiten der B. sind die Roth- und die Kernfäule. Erstere entsteht von einem zu feuchten Boden, letztere vom Alter und immer unten am Stamm. Die B. ist nützlich durch ihr Holz, durch ihre Früchte, durch ihre Rinde u. durch ihre Blätter. Das Buchenholz als Bauholz ist ein ungemein dauerhafter Stoff, wenn es beständig unter der Oberfläche des Wassers bleibt; im Trockenen ist es dem Wurmfraß ausgesetzt, wirft sich und reißt, wenn es zuvor nicht lange ausgetrocknet worden, und wird brüchig. Man kann es aber durch Schwitzen, Auslaugen

chern, Einlegen in gewöhnliches Wasser und andere Vorbereitungen auch für den Gebrauch im Trocknen zu einem ganz vorzüglichen Material umschaffen. Noch frisch läßt es sich leicht bearbeiten, beim Austrocknen wird es aber immer fester und stumpft alsdann die schneidenden Werkzeuge sehr ab, welches von den in ihm enthaltenen erdigen und sandigen Theilen herrührt. Durch den Hobel erhält es ziemliche Glätte, seine zwischen den Fasern befindlichen kleinen bräunlichen Spiegel fallen aber immer etwas erhabener aus und bleiben glänzender, während das übrige Gewebe stets matter und leichter erscheint. Auch nimmt es eine gute Politur an, doch treten auch dann die gedachten Spiegel stets glänzender hervor. Wenn das Buchenholz gut ist, so muß es im Kerne bräunlich, im Splinte weißlich seyn, ohne daß jedoch eine schnelle Abstufung dieser Farben bemerkt werde, und seine Spiegel müssen ein braunes, glänzendes Ansehen haben. Wegen der erwähnten Eigenschaften ist das Buchenholz auch ein gutes Nutzholz für Tischler, Drechsler, Wagner und andere Holzarbeiter. Durch Firniß erhält es einen solchen Glanz, daß es dem Nußbaumholz ähnlich wird. Es lassen sich auch schöne Messerstiele daraus verfertigen; zu diesem Zwecke wird das aus dem Groben gearbeitete buchene Heft in eine vorher heißgemachte u. mit Oel eingeschmierte Form von polirtem Eisen unter eine Presse gelegt, wodurch dasselbe weich u. nachgiebig wird, sich zwischen den eisernen Platten der Form ausdehnt und nachher eine vollkommene Glätte, Härte und angenehme Farbe erhält. Aus dem Buchenholz lassen sich auch sehr dünne Bretchen oder Späne machen, welche den Buchbindern, Degen- und Messerschmieden zu Decken u. Scheiden dienen. Ganz vorzüglich ist das Buchenholz als Brennmaterial; es unterhält eine helle Flamme, gibt eine lange anhaltende Hitze und prasselt und springt nicht. Erst gefällt enthält es 39 %. Wasser, wohl getrocknet verliert es das Wasser bis auf 10 %. Bei 3 Fuß wiener Maß langen Scheiten nimmt man für 1 Klafter gut ausgetrocknetes Buchenholz im Verkehr gewöhnlich ein Gewicht von 2880 wiener Pfund an. Das Buchenholz steht daher immer in hohem Preise. Die Asche davon gibt die beste Potasche und die beste Lauge; 18 berliner Scheffel Asche geben 4 Centner gereinigte Potasche. Die von Buchenholz gebrannten Kohlen sind die besten für alle Feuerarbeiter; sie geben die meiste und dauerndste Hitze. Mit den geraspelten Buchenspänen pflegt man trübe Weine zu läutern. Die Früchte der B.n. **Bucheckern**, **Bucheln**, leisten in der Oekonomie mannigfaltigen Nutzen. Sie dienen zur Mastung des Viehs, vorzüglich der Schweine, deren Speck aber davon etwas schwammig und nicht so fest und haltbar wird, als von der Eichelmast, welchem Nachtheil man aber dadurch abhelfen kann, daß man das Futter mit etwas Erbsen und Bohnen vermischt. Daß die Bucheckern andern Thieren schädlich sind, wie man behauptet, ist nicht erwiesen: viele Vögel nähren sich von denselben, die Hühner, besonders die Truthühner, fressen sie gern und werden sehr fett davon. Ist etwas schädlich an ihnen, so sind es die Nußschale und die Samenhaut, welche aus Gallussäure, Gerbstoff und Harzsubstanz besteht. Ferner läßt sich aus den Bucheckern ein Oel (oleum nucum fagi) schlagen, welches eine blasse Bernsteinfarbe hat, durchsichtig, hell, geruchlos, 0,923 spec. schwer und dem provencer Oel sehr ähnlich ist. Es läßt sich sowohl zum Brennen, als an Speisen gebrauchen und steht hinsichtlich des Wohlgeschmacks dem feinsten Olivenöl nicht nach. Auch läßt es sich lange frisch erhalten und gewinnt von Jahr zu Jahr an Klarheit und Wohlgeschmack, wenn nur bei seiner Bereitung und Aufbewahrung die nöthige Sorgfalt angewendet wird. Vorzüglich gut soll es seyn, wenn es ein Jahr lang in steinernen Krügen in der Erde vergraben gestanden hat. Um gutes Oel zu erhalten, muß man die besten Bucheln zum Pressen wählen, durchaus nicht solche, welche schon lange auf der Erde gelegen und den Ansatz zur Fäulniß haben; man muß sie daher bald auflesen und vorzüglich darauf sehen, daß keine verjährigen u. alten Früchte unter die frischen kommen. Sodann darf man sie nicht gleich nach dem Sammeln pressen, denn sie geben weit mehr Oel, wenn man sie in den Schalen 2—3 Monate liegen und recht trocken werden läßt. Damit sie aber während dieser Zeit nicht verderben, muß man sie auf einem luftigen Boden ausbreiten und fleißig umwenden, wodurch der Kern mürbe wird, eine gelbliche Farbe bekommt und sich selbst ins Oeltage setzt. Auch ist es nöthig, daß man die Bucheln vor dem Pressen aus ihrer Schale nehme, denn diese verschlucken beim Pressen viel Oel und machen solches wegen der in ihnen enthaltenen Säure herb und widerlich; auch die den Kern umgebende Samenhaut muß abgelöst werden, wenn das Oel keinen scharfen Beigeschmack erhalten soll. Daher werden die Bucheln vor dem Pressen erst auf besondere Schälmühlen gebracht. Die Kerne sind in einer guten Presse an einem warmen, reinlichen, von allem Rauch und üblem Geruche freien Ort zu pressen. Das erste Oel ist das reinste und beste und darf mit dem später abfließenden nicht vermischt werden. Das letztere wird in den Fabriken zum Wollewaschen statt der Seife gebraucht. 100 Pfund Buchnüsse geben 12 Pfund reines und 5 Pfund trübes Oel. Beim Brennen gibt das Buchenöl einen klaren, hellen, lebhaften Schein, fast wie die Wachslichter, ist nicht dampfend, berauschend oder schädlich und gibt beim Verlöschen keinen üblen Geruch. Es hält sich in starker Kälte gut u. ist daher für Lampen, welche in freier Luft brennen, vorzüglich zu empfehlen. Die **Buchenöltrebern** können, gleich den Lein- und Rübölkuchen, in Formen geschlagen und zu Viehfutter verwendet werden. Sie sind auch für das Geflügel ein treffliches Mastfutter. Für die Pferde aber sollen diese Buchenölkuchen tödtlich seyn. Werden die Buchenöltrebern, rein von Schalen, an der Luft getrocknet, gemahlen und gebeutelt, so liefern sie ein feines Mehl, aus dem auch ohne Zusatz ein gutes, schmackhaftes, weißes, nicht ungesundes Brod gebacken werden kann. Die Bucheckern geben auch, ohne daß sie vorher ausgepreßt worden sind, ein **Mehl**, das zu einer guten Stärke verarbeitet werden kann. Man läßt sie dann eine Zeit lang in recht warmem Wasser weichen, zieht hierauf die innere Haut ab

schneidet sie klein, trocknet sie und dörrt sie vor dem Mahlen im Backofen. Getreidearmen Gegenden ist diese Benutzung der Buchеckern sehr zu empfehlen. Aus der Rinde der B. läßt sich gute Gerberlohe bereiten. Die Blätter der B. sind ein gutes Material zum Ausstopfen der Matrazen und Bettsäcke. Sie sind dazu weit vorzüglicher als Stroh; die mit Buchenblättern gefüllten Matratzen dauern 7—8 Jahre, also viel länger als die mit Stroh ausgestopften, und gewähren im Sommer eine angenehme Kühlung. Zu diesem Behufe müssen die Blätter aber gesammelt werden, sobald sie abfallen und ehe sie von Frost und Nässe beschädigt worden sind. Varietäten der gemeinen B. sind: die Blutbuche (Fagus s. sanguinea *Hort.*), mit blutrothen Blättern, bei Sondershausen wild vorkommend und von dort durch Pfropfen als Zierbaum in Gartenanlagen weit verbreitet; die krausblätterige B. (F. s. comptoniaefolia *Desf.*, F. cristata *Lodd.*), ebenfalls durch Pfropfen vermehrt, in Gärten aber seltener vorkommend; die rostfarbige B. (F. s. ferruginea *Ait.*), mit rostfarbigen Blättern, aus Amerika stammend, ebenfalls durch Pfropfen vermehrt; die hängende B. (F. s. pendula *Hort.*), mit hängenden Aesten, ebenfalls nur künstlich fortgepflanzt; die buntblätterige B. (F. s. heterophylla *Hort.*), selten in Gärten. Die übrigen Arten der B. sind: F. americana *Sweet*, ein hoher Baum in den Wäldern Nordamerika's, von Mehren für eine Spielart der gemeinen B. gehalten; F. antarctica *Forst.*, auf Feuerland; F. argentea *Blum.*, mit silberglänzenden Blättern, auf Java; F. javanica *Blum.*, daselbst; F. obliqua *Mirb.*, in Chili. F. Castanea *L.* ist die eßbare Kastanie (Castanea vesca).

Bucher, Anton von, ein um Hebung des Schulwesens und Beförderung der Volksaufklärung verdienter, sowie durch seine humoristischen Schriften gegen Aberglauben und Jesuitismus bekannter Schriftsteller, geboren den 8. Jan. 1746 zu München, erhielt seine erste Bildung bei den Jesuiten, studirte dann in Ingolstadt und wurde hier 1768 Kaplan an der Spitalpfarrkirche. Seine licht- und gefühlvollen Predigten zogen die Aufmerksamkeit des damaligen Schulreformators, des geistlichen Raths H. Braun auf ihn, der ihm 1771 die Stelle eines Rektors der deutschen Schule in München übertrug. In dieser Stellung wirkte er eifrig für Verbesserung des Schulwesens und trat namentlich den Jesuiten kühn entgegen, deren Anstalten er nicht wenige deutsche Schüler entzog. Nach Aufhebung des Jesuitenordens erhielt er das Rektorat des Gymnasiums und Lyceums und zugleich das Direktorium und Predigtamt der marianischen Kongregation, welchem bisher rein jesuitischen Institute er eine zeitgemäße Umgestaltung gab. Als er sich später in seinen humanen Bestrebungen gehemmt sah, zog er sich 1778 auf das Pfarramt Engelbrechtsmünster im regensburger Sprengel zurück. Auch in dieser Stellung fuhr er fort, nach Kräften für Volksaufklärung zu wirken, und triumphirte in sofern über seine Gegner, als er zu Durchführung der wiederaufgenommenen Reformen im Schulwesen als Geistlicher und Schuldirektorialrath nach München zurückberufen wurde. Mit ungemeiner Thätigkeit und Ausdauer, ja zum Theil mit Aufopferung seines eigenen Vermögens widmete er sich hier der Hebung des Jugendunterrichts und wohlthätigen Bestrebungen, bis er wegen Altersschwäche 1813 seine Entlassung nehmen mußte. Er † als geistlicher Rath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München den 8. Jan. 1817. Seine Denkweise, welcher neben Gelehrsamkeit Witz und humoristische Laune zu Hauptwaffen dienten, hat er in Abhandlungen u. Briefen über Gegenstände der Kirche und Schule mit anerkennenswerthem Freimuth dargelegt. Humoristischen Inhalts sind seine „Charfreitagsprozession", seine „Fastenexempel", sein „Portiuncula-Büchlein", seine „Christenlehre auf dem Lande", „Die Jesuiten auf dem Lande" und sein „Allerneuester Jesuitenspiegel"; in ernsterem Tone sind seine „Briefe über die Jesuiten in Bayern" geschrieben. Seine sämmtlichen Werke wurden unter dem Titel: „Die Jesuiten in Bayern vor und nach ihrer Aufhebung" von J. von Klessing dem Jüngern (München 1819—20, 6 Bde.) herausgegeben.

Buchez, Philipp Benjamin Joseph, französischer Arzt, Schriftsteller u. Präsident der Nationalversammlung von 1848, am 13. März 1796 zu Mortagne in den Ardennen geboren, kam früh nach Paris und studirte daselbst seit 1815 Medicin. Als Gegner der Restauration betheiligte er sich vielfach an geheimen Gesellschaften und Verschwörungen gegen die Bourbonen u. war auch 1820 bei der Begründung des französischen Karbonarismus thätig, entging jedoch der Verfolgung durch ein freisprechendes Urtheil, worauf er sich eifrig den Naturwissenschaften, sowie den socialen und religiösen Fragen zuwandte und mit dem erstehenden St. Simonismus befreundete. Seit 1827 gründete und leitete er das „Journal des progrès des sciences et institutions medicales"; durch das er sich einen ehrenvollen Ruf erwarb. Als nach St. Simons Tode dessen Schüler die Wochenschrift „Le producteur" gründeten, nahm auch B. an der Redaktion Antheil, zerfiel aber sehr bald mit seinen Genossen wegen der pantheistischen Richtung, welche die neue Lehre nahm, und trennte sich förmlich von der Schule. Nach der Revolution von 1830 veröffentlichte B. die Schrift: „Introduction à la science de l'histoire ou science du developpement de l'humanité" (Paris 1833), worin er seine eigenen philosophischen Ansichten niederlegte. Gleichzeitig hatte er die Zeitschrift „L'Européen" gegründet, die seine Anschauungen ins praktische Leben einführen sollte. Mit Roux (Lavergen) begann er die „Histoire parlamentaire de la revolution française etc." (Par. 1833—38, 40 Bde.), ein Werk, das vom republikanischen Standpunkte aus die reichsten Materialien für die Geschichte der französischen Revolution zusammenfaßt. Auch sein „Essai d'un traité complet de philosophie au point de vue du catholicisme et du progrès" (Par. 1839, 3 Bde.) und „Introduction à la science de l'histoire" (das. 1842, 2 Bde.) wurden mit Interesse aufgenommen. Sämmtliche Schriften B.' enthalten eine Fülle von originellen, oft tiefen Gedanken, die vermittelst eines

geistvollen Parallelismus zwischen Natur und Geschichte zu dem Grundsatze hinführen, daß der Mensch moralisch und politisch für den Fortschritt, d. h. für die Entwickelung zur sittlichen Vollendung, bestimmt sey. Dieser sittliche Fortschritt besteht in der Aneignung und Ausübung der christlichen Moral, wie sie im Katholicismus aufgestellt wird. Frankreich aber erscheint ihm vorzugsweise als das Land, wo die Menschheit zu ihrer hohen Bestimmung gelangen muß, weil es die Revolution (den Fortschritt) angenommen hat, dann, weil es specifisch katholisch, mithin im Besitze der substantiellen Moral geblieben ist. Nach der Februarrevolution wurde B. im Departement Seine in die Nationalversammlung gewählt und hier als alter und hochgeachteter Republikaner auf den Präsidentenstuhl berufen. Bei dem Attentat auf die Nationalversammlung am 15. Mai entfaltete er jedoch in seiner Stellung so wenig Energie gegen die Empörer, daß er sich die Vorwürfe aller Parteien zuzog.

Buchgläubiger, derjenige Gläubiger, welcher die Richtigkeit seiner Forderung nur mit seinem Geschäftsbuch belegen kann, also, da ihm Hypothek, Wechsel und Handschrift abgehen, im Konkursverfahren hinter die mit dergleichen versehenen Gläubiger zurückgestellt wird.

Buchhaltung (Buchführung), im allgemeinen Sinne jede nach einem gewissen Plane eingerichtete Rechnungsführung über irgend einen Haushalt; im engern eine nach Regeln geordnete Verzeichnungsart, mit dem Zweck, die Führung eines Geschäfts, sowie die Geschäfte selbst, sowohl im Einzelnen, als im Zusammenhange richtig und klar darzustellen, um dadurch sich und auch Andern vom Geschäftsgange während einer gewissen Zeit Rechenschaft geben und den Stand und das Vermögen des Geschäfts ausmitteln zu können. Man unterscheidet zwei Methoden, die Bücher zu führen: nach einfacher Art, einfache B., und nach doppelter Art, doppelte B. Alle übrigen Arten, die man in neuern Zeiten als neue Systeme geltend machen wollte, gehen entweder von der einen oder andern dieser beiden Arten aus, oder sind aus ihnen zusammengesetzt. Die eigentliche kaufmännische B. ist ein Rechnungswesen nach strengen, wissenschaftlichen Regeln. Entwerfen wir ein Verzeichniß über unsern Besitzstand (Activa) und über das, was wir schulden (Passiva), so heißt dieses Verzeichniß Inventarium, auch Status. Das reine Vermögen, nämlich die Differenz zwischen Passivum und Activum, gibt den reinen Besitzstand, das reine Kapital an. Jede Veränderung, die mit irgend einem Gegenstande des Handels vorfällt, ein Kauf, Verkauf, Tausch rc., jeder Gewinn oder Verlust, ein Protest rc., bewirkt einen Geschäftsvorfall, der auf den Büchern zu verzeichnen ist und darin einen Posten bildet. Nach Umständen und je nachdem es die Art [illegible] werden an[illegible] könt[illegible] ter f[illegible] men[illegible] forn. [illegible] er B[illegible] auf solchen Konto [illegible] brik oder Aufschrift genannt. Gewöhnlich gibt man, der bessern Einsicht wegen, jedem Konto zwei Blattseiten. Die linke nimmt das Debet oder Soll ein, worunter man dasjenige versteht, was dem Konto zur Last geschrieben, belastet oder debitirt wird; die rechte Blattseite bedeutet das Kredit oder Haben, und es werden auf derselben die Posten verzeichnet, die dem Konto gut zu schreiben oder zu kreditiren sind. Zieht man die Differenz zwischen der Summe der einen Seite zur Summe der andern Seite, überhaupt diejenige zweier in Rechnung einander entgegenstehenden Hauptsummen, so heißt sie Saldo. Ist auf einem Konto ein Posten wegzuschaffen, und bildet man dafür einen Gegenposten (Contraposten) auf der entgegengesetzten Blattseite, so nennt man dies ein Storno. Bücher, in welchen man mit dem Einschreiben auf der rechten Seite anfängt, worin also nicht Soll und Haben, Ein- und Ausgang einander entgegenstehen, werden paginirt; solche aber, welche Konto's in sich aufnehmen, denen man zwei einander gegenüber stehende Blattseiten gibt, werden foliirt; doch wird gemeiniglich der Ausdruck Folium als gleichbedeutend mit Pagina gebraucht. Die Uebertragung einer Summe von einer Blattseite zur andern wird Transport genannt. Stellt man zwischen zwei und mehr Büchern einen Vergleich an, um sich von der Richtigkeit im Uebertragen der Geschäftsvorfälle zu versichern, so nennt man dies kollationiren, u. da man dabei die gleichen Posten durch einen Punkt mit Bleistift bezeichnet, so wird es auch punktiren genannt.

Nach der einfachen B. wird jeder Geschäftsvorfall in ein dazu bestimmtes allgemeines Notizbuch, Brouillon, Primanote, Memorial rc. genannt, auf eine ganz einfache Weise eingeschrieben und von da nach einer gewissen Ordnung einseitig auf die andern Bücher übergetragen. Die nothwendigsten Bücher dazu sind folgende: Journal, Hauptbuch, Kassabuch, Waarenbuch. Das Journal nimmt nach einer gewissen Ordnung die Memorialposten reingeschrieben auf, indem man die Person, welche Debitor wird, mit „Soll", diejenige hingegen, welche Kreditor wird, mit „Haben" bezeichnet. Das Hauptbuch ist eigentlich ein bloßes Kontokorrentbuch, worin jedem Handelsfreunde, der Debitor oder Kreditor wird, ein Konto eröffnet wird, worauf der ihn betreffende Geschäftsvorfall in gedrängter Kürze getragen wird. Ein solches Konto umfaßt zwei einander gegenüberstehende Blattseiten, von welchen die linke als die Soll- oder Debetseite die Posten, die der Freund schuldet, die rechte hingegen als die Haben- oder Kreditseite die Posten aufnimmt, die in sein Guthaben gehören. Das Kassabuch führt Rechnung über die baare Einnahme und Ausgabe, wozu gewöhnlich zwei Blattseiten bestimmt werden; auf die linke Seite wird die Einnahme, auf die rechte die Ausgabe gebracht. Im Waarenbuch werden jeder [illegible]

Nummern der Stücke, wenn im Ganzen verkauft wird ꝛc., nebst Angabe des Betrags verzeichnet.

Die doppelte B. hat vor der einfachen den großen Vorzug, daß sie sich auf feste Regeln gründet, die zusammengenommen ein System bilden. Sie ist eine wissenschaftliche Verzeichnung und zugleich künstliche Berechnung des Betriebskapitals eines Geschäfts und dessen Verzweigungen, nämlich der Bestandtheile, aus welchen dieses Kapital zusammengesetzt ist. Sie errichtet sowohl für die Personen, mit welchen wir in laufender Rechnung sind, Konto's, als auch für materielle Sachen und andere Rechnungsgegenstände und für den Principal selbst. Doppelte B. heißt sie, weil das Vermögen, das in einem Geschäfte zum Grunde liegt (das Kapital), nicht nur einerseits als ein Ganzes auf einem Konto im Hauptbuche (auf dem Kapitalkonto) erscheint, sondern die Bestandtheile desselben auch auf der entgegengesetzten Seite anderer Konto's einzeln dargestellt sind, u. weil jeder Geschäftsvorfall wenigstens einen Debitor und einen Kreditor hat und also im Hauptbuche auf der entgegengesetzten Seite zweier Konto's vorkommt, und zwar auf dem einen als Debitor, auf dem andern als Kreditor, so daß also kein Debitor ohne Kreditor und umgekehrt kein Kreditor ohne Debitor seyn kann, und Debet und Kredit (Soll und Haben) in beständigem Gleichgewichte seyn müssen. Die doppelte B. heißt auch die italienische und soll von einem Mönch, Lucas Paciolo von Burgo, gegen das Ende des 15. Jahrhunderts erfunden worden seyn. Sie gibt zwar in der Theorie mathematische Gewißheit, kann in der Praxis aber nur dann als richtig angenommen werden, wenn man sich von der Richtigkeit im Einschreiben u. im Uebertragen der Posten überzeugt hat. Wesentlich nothwendige Bücher dabei sind: das Memorial (Primanote, Manual, Strazze, Cladde) nimmt die Geschäfte auf, wie sie vorfallen. In das Journal werden die Geschäftsvorfälle aus dem Memorial, oder aus dem Memorial und Kassabuche, wenn ersteres die Kassaposten nicht aufnimmt, reingeschrieben eingetragen, entweder Tag für Tag, in welchem Falle das Journal seinem Namen nach ein wirkliches Tagebuch ist, oder indem man, um den Uebertrag vom Journal ins Hauptbuch auf manchen Konto's summarisch zu haben, die Journalposten so bildet, daß man die unter gleiche Rubrik gehörenden Geschäfte mehrer Tage oder des ganzen Monats nach Debitoren und Kreditoren der Zeit nach sammelt und in gedrängter Kürze einträgt. In das Hauptbuch werden die im Journale verzeichneten Posten auf die ihnen zugehörigen Konto's übergetragen, um dann von da aus zu einer beliebigen Zeit die Geschäftsresultate ziehen zu können. Man kann es als eine gedrängte allgemeine Wiederholung aller Geschäfte ansehen, die beim ersten Blicke kontenweise die Geschäftsverhältnisse zu den Personen angibt, mit welchen man in Verbindung steht, sowie auch den Umsatz in Geld, Waaren, Wechseln ꝛc. Jedem Konto, das auf dem Hauptbuche eröffnet wird, werden zwei Blattseiten gegeben, wovon jede derselben mit einem und demselben Folium bezeichnet wird. Die linke ist die Soll-, die rechte die Haben-Seite eines Konto's. Jede Seite hat der Länge nach gleiche Kolumnen, in welche die Posten eingetragen werden. Um von dem Journal ins Hauptbuch überzutragen, wird im ersten Buche links am Rande ein Federstrich gezogen, über denselben wird das Folium des Debitors im Hauptbuche und unter demselben dasjenige des Kreditors im Hauptbuche gesetzt. Das Auffinden dieser Folien ergibt sich leicht aus einem alphabetischen Kontenregister, Repertorium, das man fürs Hauptbuch nebenbei hält. Vor der Angabe eines Geschäfts wird jedesmal angeführt, an welchen Kreditor das Konto schuldet, oder durch (per) welchen Debitor es kreditirt wird. Kommen aber zwei und mehr Kreditoren auf einen Debitor und umgekehrt zwei und mehr Debitoren auf einen Kreditor, so wird dies im Debet eines Konto's mit „an Diverse" u. im Kredit mit „per Diverse" bezeichnet, od. auch mit summarischer Angabe der Kreditoren oder Debitoren. Das Kassabuch führt auf zwei einander gegenüber stehenden Blattseiten Rechnung über baare Einnahme und Ausgabe. Für erstere wird die Kassa debitirt, für letztere wird sie kreditirt. Die Kassaposten können nach zweierlei Arten verzeichnet werden, entweder nach Art der einfachen B., in welchem Falle aber das Memorial und Journal die Kassaposten aufnimmt und jedem den ihm zugehörigen Debitor oder Kreditor gibt, oder indem man jedem Posten im Soll des Kassabuchs seinen Kreditor und im Haben seinen Debitor zutheilt; dann aber kann der Eintrag der Kassaposten ins Memorial oder Journal wegfallen. Jedes Kassabuch wird in der Regel monatlich abgeschlossen und der Saldo vorgetragen. In das Briefkopirbuch werden alle Geschäftsbriefe, welche geschrieben und abgesendet werden, kopirt. Das Inventarienbuch enthält die Reinschrift des Status, der über die Activa und Passiva eines Geschäfts entworfen wird. Die Differenz zwischen dem einen und andern gibt den reinen Besitzstand an, der auch zugleich beim Bücherschlusse mit dem Saldo des Kapitalkonto's übereinstimmen muß. Die gewöhnlichsten Nebenbücher beim Kassabuche sind: das Kassabrouillon, worin Einnahme und Ausgabe, wie sie vorfällt, ganz einfach niedergeschrieben wird, um daraus die Kassaposten im Kassabuche zu bilden; das Sorten-Skontro für empfangene und ausgezahlte Münzsorten, was in großen Häusern gehalten wird; ein Klein-Kassabuch für die Handlungsunkosten, daher auch Handlungs-Unkostenbuch; ein Speditions-Kassabuch in denjenigen Häusern, welche eine starke Spedition haben, ꝛc. Ueberhaupt richten sich die untergeordneten Kassabücher im Handel sowohl wie im Manufaktur- und Fabrikwesen nach dem Zwecke, der ihrer Einrichtung zum Grunde liegt, und sie verrechnen sich alle mit der Hauptkasse. Zu den Nebenbüchern, welche Rechnungen mit Personen betreffen, gehören das Konto-Korrentbuch, worin den Handelsfreunden, mit welchen man in Geschäftsverbindung steht, Konto's im Debet u. Kredit eröffnet werden; das Konto pro Diversebuch, falls man, was in großen

Häusern geschieht, die kleinern Debitoren u. Kreditoren vom eigentlichen Konto-Korrentbuche getrennt haben will; das Konto-Korrent-Kopirbuch, für die Kopien der Konto-Korrente, die man ertheilt, auch nur in großen Häusern gebräuchlich; das kleine Schuldnerbuch, für die kleinen Schuldner in einem offenen Geschäft, die aus der Laden-Strazze herausgezogen werden; das Briefportobuch, für diejenigen Handelsfreunde, denen man Briefporto anzurechnen hat. Nebenbücher in Bezug auf Wechsel und andere Kreditpapiere sind das Tratten- und Rimessenbuch für Tratten und Anweisungen, die von den Handelsfreunden gezogen und avisirt werden, sowie für Rimessen, die sie machen; das Verfallbuch, Verfallzeitbuch für die Wechsel und Kreditpapiere, welche einzuziehen oder zu bezahlen sind; das Wechsel-Kopirbuch und das Wechsel-Skontro zur richtigen Kenntniß des Ein- und Ausgangs von Wechseln 2c. Nebenbücher in Bezug auf Ein- und Verkauf, Ein- und Ausgang von Waaren sind das Einkaufbuch; das Verkaufbuch (oder beides vereint, für kontante Ein- und Verkäufe); das Fakturenbuch, für Ein- und Verkäufe auf Zeit; das Kalkulations- oder Kalkulaturbuch, für Berechnungen über Waaren; das Waarenbuch, das Lagerbuch od. Waaren-Skontro, für die eingekauften und verkauften Waaren, worin jeder zwei Blattseiten gegeben werden; Kommissions-Waarenbücher, für Waaren, die uns in Kommission gesandt werden u. für solche, die wir in Kommission senden; das Kommissions- oder Bestellungsbuch für die auf Waaren empfangenen oder ertheilten Bestellungen; das Speditionsbuch für Frachtstücke, die uns übergeben oder zugesandt werden, um sie weiter zu befördern. Bilanzbücher gibt es zweierlei: eins für die rohen oder Probebilanzen und ein anderes, worin die Schlußbilanzen eingeschrieben werden. Außer diesen verschiedenen Nebenbüchern kommen in solchen Häusern, welche Messen mit Waaren beziehen, noch Meßbücher vor. Im Manufaktur- und Fabrikwesen richten sich die besondern Neben- oder Hülfsbücher nach dem Wesen des Geschäfts. Hier findet man eine Menge Bücher für den Urstoff, für die verschiedenen in Arbeit gegebenen Gegenstände, für vollendete Stoffe, für Arbeiter, für Utensilien 2c. Außer den verschiedenen theils absolut nothwendigen, theils Neben- oder Hülfsbüchern kann es auch noch Geheimbücher geben. Sie werden aber nur von solchen Principalen gehalten, die über ihre Privatvermögensumstände Rechnung führen, oder aufgenommene fremde Gelder, privatim ausgestellte Wechsel 2c. vor ihren Kontoristen geheim halten wollen. Unter den neueren Schriften über kaufmännische B. sind besonders zu nennen: Schiebe, Die Lehre von der B., 3. Aufl., Grimma 1847; Langhenie, Die doppelte kaufmännische Buchführung, 2. Aufl., Hamb. 1847; Degranges, La tenue des livres en parties doubles, Paris, oft aufgelegt.

Die landwirthschaftliche B. zerfällt in die stehende und in die umlaufende oder jährliche. Zur stehenden gehört eine vollständige Beschreibung des Gutes sowohl hinsichtlich der Beschaffenheit und des Umfangs seiner Grundstücke und der Berechtigungen desselben, als auch hinsichtlich der Verpflichtungen des Guts. Zu einem solchen Grund- und Lagerbuche gehören eine vollständige Karte und Nivellementsplane, das Vermessungs- und Bonitirungsregister; eine Beschreibung der Gebäude, Bewährungen und Brükken; alle Kontrakte und Recesse, betreffend die Berechtigungen des Gutes, die dasselbe außerhalb seiner Grenzen auszuüben befugt ist; alle Verträge, welche Auskunft über die dem Gute anklebenden Reallasten geben. Zu der jährlichen B. gehören so viele Tagebücher oder Journale, als Hauptwirthschaftszweige vorhanden sind, und ein Hauptbuch, in welchem die Notizen, die in den Journalen enthalten sind, so geordnet und zusammengestellt werden, daß sich aus demselben ubersehen läßt, welchen reinen Ueberschuß jeder einzelne Wirthschaftszweig gewährt hat. In dem Hauptbuche wird alljährlich einem jeden abgesonderten Wirthschaftszweige der Aufwand an baarem Gelde, an Gutserzeugnissen aller Art, an Dünger, an Arbeit 2c. zur Last u. ebenso alle Einnahme oder aller Ertrag, den er in baarem Gelde, in Erzeugnissen oder Leistungen gewährt, zu Gut geschrieben. Die Summen der Kosten werden dann mit denen des Ertrags verglichen, um zu erfahren, wo etwas gewonnen oder verloren worden ist. Mit Berücksichtigung der Einrichtung des Hauptbuches werden die Journale oder Tagebücher angelegt und in dieselben die täglichen Vorgänge notirt. Im Kassajournal werden alle Einnahmen und Ausgaben an baarem Gelde verzeichnet, wie sie vorkommen. Die Naturalienrechnungen werden so angelegt, daß hinreichender Raum vorhanden ist, um alle Einnahmen und Ausgaben nach verschiedenen Rubriken absondern zu können, so daß jedes dieser Journale die Vorgänge für ein Wirthschaftsjahr enthält. Aus der Viehrechnung müssen die Veränderungen in dem Viehbestande ersichtlich seyn. Wo eine bedeutende Brauerei oder Brennerei oder ein sonstiges Nebengewerbe im Betrieb ist, da muß eine besondere Fabrikations- und Verkaufsrechnung darüber geführt werden. Hierzu kommen noch verschiedene nachweisende oder erläuternde Berechnungen über die Viehfütterung, über die Abfuhr des Getreides in die Scheunen u. den Abdrusch desselben, über Saat und Düngung, über die Veränderungen des Geräthebestandes 2c. Genauigkeit und Zuverlässigkeit bei dem Anschreiben der täglichen Vorgänge muß das Vertrauen begründen, womit man die Notizen der Journale zur Zusammenstellung der Rechnung benutzt. Die Eintragung der Notizen aus den Journalen in das Hauptbuch macht man besser erst nach Ablauf des Wirthschaftsjahres, mit Ausnahme der Geldrechnung, die besser monatlich eingetragen wird. Vgl. J. G. Koppe, Oekonomie oder die Lehre von den Verhältnissen der einzelnen Theile der Landwirthschaft zu einander und zum Ganzen, Leipzig 1831.

